Novellen

von

August Lewald.

Erſter Theil.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatiſcher Spiele, von A. v. Kotzebue, fortgeſetzt von Carl Lebrün, für das Jahr 1827, 1828, 1829, 1830 und 1831. à 1 Rthlr. 16 Gr.

Benjamin, Roman. 8. Aus der Mappe eines tauben Malers. 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Theile. 5 Rthlr.

Immermann, C., das Trauerſpiel in Tyrol. Dramat. Gedicht. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpap. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen. Luſtſpiel. 8. 20 Gr.

— — Kaiſer Friedrich II. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.

— — der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier, eine literariſche Tragödie. 8. 6 Gr.

Ismar, F., Don Pedro. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

Maltitz, Freihr. G. A. von, der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauſpiel in 4 Akten. 20 Gr.

Raupach, D. E., die Tochter der Luft. Trauerſpiel. 1 Rthlr.

— — Kritik und Antikritik. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten. Luſtſpiel. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 1. Theil. 8. 2 Rthlr.

— — die Schleichhändler. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 12 Gr.

Novellen

von

August Lewald.

Erſter Theil.

Hamburg, 1831.
Bei Hoffmann und Campe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

I. Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten.

II. Der Familienſchmuck.

III. Rouſſeau's Canarienvogel.

IV. Das Geheimniß.

V. S. oder F.

Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten.

D'une terre chérie
C'est un fils désolé.
Rendons une patrie,
Une patrie,
Au pauvre exilé.

Béranger.

1.

Wie eine dunkle Wetterwolke liegt das kleine Fahrzeug am Strande, das uns Abenteurer in unſer Vaterland zurückbrachte. Ein flaches Sandufer nimmt uns auf. Fern am grauen Horizonte liegt Calais, wie ein finſtrer Streif. Wir Alle ſind von Kälte erſtarrt und hinter einem Hügel wird vorſichtig ein Feuer gemacht, um welches wir uns gierig lagern. Alle blicken in die kniſternden Zweige, um die ſich praſſelnd die Glut ſchlingt. Eine verzehrende Umarmung! Es trieben ſich närriſche Gedanken in meinem Kopfe umher. Mein Auge ſchweifte bald hier, bald dort. Da lagen die bleichen, ausgetrockneten Geſtalten, faſt Alle mir fremd, doch zu einem Zwecke vereint — verzehrt von einer innern Glut, wie die kniſternden Zweige am Feuer.

Als Knabe von zwölf Jahren hatte ich in wildbewegter Schreckenszeit, an der Hand meines Vaters, unter ſeinem liebenden Schutze, das Vaterland verlaſſen. Ich wußte nicht, was ich verließ. Ich konnte mir damals nicht denken, daß je eine Zeit kommen würde, wo mein ganzes Leben für mich nur Werth haben könnte in Bezug auf das Vaterland und ſein Glück. Als ich es verließ, verdrängten die neuen Gegenſtände und die flüchtigfreundlichen Eindrücke, die ſie auf den unbefangenen Knabenſinn hervorbrachten, bald die leiſeſte Erinnerung an die Heimath. Ja, nicht ſelten konnte ich ein frohes Behagen empfinden, hörte ich die in Frankreich verübten Gräuel berichten und gedachte dann meiner Eltern und meines eigenen Glückes im Schooße eines ſegenvollen Friedens, unter dem Schutze geregelter und geheiligter Geſetze; doch ſo wie mein Alter vorrückte, wie meine Fähigkeiten ſich zu entfalten begannen, erwachte in mir ein Bewußtſein, das beſeligend und zugleich ſchmerzvoll war. Ich träumte oft von meiner Kindheit, von den lichterhellten Tagen der frühen Jugend in dem ſchönen Vaterlande. Mit jedem Tage flohen dieſe Erinnerungen weiter zurück, und wie ſie flohen, wuchs die Sehnſucht nach Frankreich. Es ſchien mir das Bitterſte, die Orte nicht wiederzuſehen, wo man das Licht erblickt hatte, nicht Theil nehmen zu dürfen an den Begebenheiten, die das Schickſal des Vaterlandes entſcheiden ſollten, nicht ſeine Kräfte ihm widmen zu dürfen. Und wer hat mir und ſo vielen Jünglingen dieſe Ausſicht geraubt? Wer durfte es wagen, Franzoſen, die beſten, edelſten der Nation, von dieſem Ruhme auszuſchließen? Welche Ungerechtigkeit beging Frankreich, ſeine Söhne zu verſtoßen? Nicht Frankreich war es, dieſes war Allen eine liebende Mutter. Einige Männer von überlegener Geiſteskraft hatten die Meinung für ſich gewonnen und von dieſen ging unſer Unglück aus. Dieſe Männer entfernen, die alte Ordnung herſtellen, dies iſt der große Beruf, der uns vorbehalten ſcheint. Kämpfen oder untergehen dies unſer Loos! —

Hier erwachte ich aus meinen Träumen. Ein ſtarker Dampf hatte ſich aus dem brennenden Reiſig entwickelt. Huſtend erhob ſich ein breitſchultriger Mann, mit tiefgefurchten Zügen, die von den herabhängenden Haaren und der breiten Hutkrämpe ſtark beſchattet wurden. Wer ſah es ihm nicht an, daß dieſer Rücken gewohnt war, Säcke in des Vaters Mühle zu tragen? Kräftig ſchritt er umher. Dieſer Mann war Georges Cadoudal. Er iſt der Einzige von Allen, den ich kenne — genau kenne.

Ihm iſt die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen, ſo ward mir in London geſagt; von ihm hängt Alles ab. Dies macht mich beſorgt. Phyſiſche Kraft, Geradheit ſind treffliche Eigenſchaften, doch hier leicht entbehrlich. Das erſte Roth im Oſten machte meinen ſtillen Betrachtungen ein Ende. Wir brachen auf, ein Jeder in verſchiedener Richtung, um kein Aufſehen zu machen.

Im Walde bei Seutis ſollte am Ende des vierten Tages ſich Alles wieder zuſammenfinden.

2.

Die Sonne ſcheint freundlich und grüßt den jungen Franzoſen mit ſüßen Hoffnungsſtralen auf vaterländiſchem Boden. Der Gang iſt ſchwankend, die Bruſt beengt, der Kopf ſchwindelig. Unfern ſehe ich Calais. Fremd im Vaterlande! Welch ein Gedanke! Kein Freund, kein Angehöriger, dem ich mich anvertrauen, zu dem ich mich mit Zuverſicht hinbegeben könnte. Wo war jene ausgebreitete Verwandtſchaft, die bei dem Nennen meines Namens mir vormals in den meiſten Städten des Reichs entgegengekommen wäre? Alle jene glänzenden Verhältniſſe und Verbindungen waren durch das ſcharfe Beil der Guillotine getrennt, worunter die edelſten Geſchlechter ausgeblutet hatten. — Nur Eine Seele weiß ich mir gewogen. Eine Geſpielin der Jugend. Fern der Heimath hatten wir uns kennen gelernt. Die politiſchen Verhältniſſe geſtatteten ihren Eltern eine frühere Rückkehr. Ob ich ſie ſehen werde? Sie iſt an das Neue durch verführeriſche Bande gefeſſelt — ich drohe, ein finſtrer Schatten, ihr Glück zu zerſtören. Kann unſer Verhältniß das alte ſein? — Bald hatte ich das Thor erreicht. Neue Gefühle — neue Betrachtungen! Was ich von Franzoſen bis hierher geſehen hatte, wie verſchieden war es von dem, was ich hier erblickte. Die Ausgewanderten, die ich kennen gelernt hatte, wie trugen ſie den Stempel einer frühern Zeit, eines eignen Geſchmacks, eines Charakters, den ich mir bis dahin den Franzoſen eigenthümlich dachte. Der hagere Chevalier de l'ordre militaire de St. Louis, mit der pomadirten, gepuderten Friſur, der knappen, grünen, altfränkiſchen Uniform, mit dem großen Kreuze am breiten Bande, dem kleinen dreieckig aufgeſtülpten Hute, war mir bis jetzt als die Norm eines franzöſiſchen Kriegers erſchienen. Welch ein Unterſchied zeigte ſich mir aber an Calais Thoren. Zwei blutjunge Grenadiere, in langen, blauen Röcken, nach einem eigenen, doch gefälligen Zuſchnitte, mit hohen Bärenmützen, deren Haare die Stirne bedeckten, worunter zwei leuchtende Augen hervorglänzten, ſaßen nachläſſig auf Trommeln da, und würſelten auf der Rückſeite ihrer Patrontaſche, die, am langen Bandeliere herabhängend, von dem Einen auf den Schooß geworfen war, um als Tiſch zu dienen. Neben ihnen ſtand, die Arme untergeſchlagen, ein Mann mit ſilbernen Achſelklappen, die den Officier andeuteten, und ſah dem Spiele zu. Der Wurf war geſchehen; der Gewinnende wandte ſich lachend zu dem Officier, den er Citoyen nannte; dieſer erwiederte dieſelbe Benennung.

Ich ſchritt durch's Thor. Die Hand zum Gruße an die Mütze legend, tritt der Officier mich an. Ich hatte meinen Paß gleich heraus, er warf einen flüchtigen Blick hinein und ließ mich weiter wandern. Dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit ſetzt mich in Erſtaunen und erfüllt mich mit Heiterkeit. Die Galeere, der erſte Gaſthof, nimmt mich auf. Beim Frühſtücke verſammeln ſich mehrere Einwohner, Bürger und Soldaten. Alles nennt ſich Bürger und Du. Welches Glück ſcheint überall zu herrſchen. Sind die Gräuel der Revolution ſo bald vergeſſen und darf ſich Alles mit Ruhe einer ſegenvollen Ordnung hingeben? Und wem iſt dies Wunder geglückt? Und weshalb ſind wir in dies Land gekommen? Alles dies zog mit laſtender Sorge ſchwer an mir vorüber. Faſt wankte mein Entſchluß. —

Neue Gräuel ſehe ich unſerm Unternehmen entkeimen, das Land wird wieder unglücklich werten. Da blitzt es plötzlich in mir auf. Sie ſind Räuber und Mörder, die auf den Gräbern der Hingemordeten jubeln, die von den Gütern der im fernen Lande Verzweifelnden ſchwelgen — die auch Dich beraubten — auch Dich elend machten — auch Du haſt Rechte an dieſem Glück, das Du Dir wiedererringen mußt, es koſte, was es wolle.

3.

Seit zwei Tagen bin ich in Paris. Welch ein Treiben! Welch ein Glanz! Meine Goldſtücke fliegen fort und die Zerſtreuung iſt ſo groß, daß ich mich oft ſammeln muß, um mir Alles recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — weshalb ich hier bin — wie ernſt die Zukunft mich anblickt und wie trübe und blutig die nächſten Tage ſein können. — Und auch Sie iſt da! — —

Wie kann mich da etwas Anders lange beſchäftigen? Hat der Himmel dieſe heitre Geſtalt hergeſendet, mich abzuziehen von dem traurigen Geſchäfte? Ich weiß es nicht, aber meine Seele iſt voll von ihr — ich kann nur ſie denken! und um ſo mehr füllt mich ihr holdes Bild ganz, da ich mich ihr nicht nähern kann. Seit unſerm letzten Beiſammenſein in London ſind wir — obgleich nun wieder in derſelben Stadt lebend, um tauſend Meilen aus einander gekommen. Meine würdige

Tante, die ſich recht gut in die neue Ordnung der Dinge zu finden gewußt hat, verſchaffte mir Gelegenheit, ſie einmal in einem kleinen, vertrauten Zirkel, zu ſehen. Ich ward — fremd wie ich Allen war — als ein entfernter Vetter aus den ſüdlichen Provinzen vorgeſtellt und ich ſpielte meine Rolle gut und beherrſchte meine Blicke ſorgfältig, die mich in ihrer Nähe leicht verrathen hätten. Ein Paar Worte, die wir uns zuflüſterten und ein Händedruck von ihr war die ganze Beute jenes glücklichen Abends — und iſt es denn nicht genug um lange Wochen des Trübſinns damit zu erheitern und in ſchwärmeriſch ſeliger Erinnerung darin zu ſchwelgen?

4.

Wir waren in Sentis. Die rothen Stralen der untergehenden Sonne färbten die Geſichter der Verſammlung blutig und nur Blut forderten, um Blut handelten die Wilden, Unbeſonnenen. Weiſer Rath war verbannt aus ihrer Mitte und die alten Bäume ſchüttelten flüſternd die grünen Häupter. In ſtarker Bewegung trennten wir uns. Noch zwei Tage und die Höllenmaſchine ſpringt. Je nun, wir werden ſehen, was ihr Knall für Aufſehen erregen wird, und ob ihr verderbender Inhalt den rechten Mann zerſchmettert. Nur von meinem Schatten begleitet, gewann ich die Barriere. Mein ganzer Sinn war wieder bei ihr. Ich hatte zum Verderben des Tyrannen meine Hand gereicht, und meine Gedanken waren nur ſie. Vernichtung, Erhebung, Rechte, Ordnung, Empörung, Richtbeil, dies Alles kreuzte wild an mir vorüber und doch konnte ich es nicht vermeiden, — den Händedruck nachzufühlen, von — jenem ſeligen Abende, mir die Wonne auszumalen in ihrem Beſitze. Bin ich wieder der alte Graf, mit jugendlichem Muthe dem Vaterlande dienend, reich im angeſtammten Erbe — o ſeliger Traum — dann wird ſie mein Weib! Der Gedanke verwirrt mich — es iſt nicht Recht. Sollten alle die Andern wohl auch dergleichen haben? Alle nun wohl nicht. Bei dem Einen wird ſich Ehrſucht, bei dem Andern Geiz, bei dem Dritten Rache beigeſellen. Ach! Alles iſt natürlicher — nur ich — ich ſoll haſſen und lieben! Ich fühle — es wird ein unglückliches Ende nehmen.

5.

Mitternacht vorbei. Welch ein Abend! Ich lief wie ein Mörder durch die Straßen, von Gewiſſensangſt gepeitſcht. Stets dröhnt mir der fürchterliche Knall in den Ohren nach. Alles — Alles verloren! Da ſtand der Karren mit der fürchterſchen Maſchine. Die Straße iſt eng. Dicht vorbei mußte der Kutſcher ſeinen Weg nehmen. Die Stunde der Abfahrt ins Theater ſteht feſt — die Stunde der Ankunft bei der Maſchine war zu berechnen, die Entzündung des infernaliſchen Inhalts konnte mit Gewißheit vorherbeſtimmt werden.

Geſtern Abend — noch zittern alle meine Nerven, wenn ich daran denke — geſtern Abend ſtehe ich nach meiner Gewohnheit hinten am Garten und blicke ſehnend nach ihrem erleuchteten Fenſter empor. Jeder Schatten, der an den zugezogenen Verhängen vorüberſchwebt, iſt der Ihrige — ich ſehne mich wund. Da verweilt ein Schatten; ſollte Sie durch den Vorhang nach mir blicken? Eine kleine Hand öffnet ihn — das Fenſter klingt, ſie iſt es. Ihre Hand winkt mir. Ich ſtehe vor ihr, in ihrem Zimmer, ohne zu wiſſen, wie ich hinaufgekommen bin.

Faſt beſinnungslos in den erſten Augenblicken, bringen mich ihre furchtbar ernſten Worte zu mir ſelbſt. „Was willſt Du thun, Verlorener?“ ſpricht ihr ſüßer Mund, „wozu bot'ſt Du die Hand? Morgen ſoll die Höllenmaſchine den größten Mann vernichten und Du wußteſt um dies teufliſche Beginnen? Du mußt es hindern, bei unſrer Liebe fordr' ich es von Dir.“ — Sie gab mir den Anſchlag hierzu und mit einer Ueberredung, der ich nicht zu widerſtehen vermochte, hatte ſie mich zum ernſten Nachdenken gebracht. Zum ernſten Nachdenken, ihr gegenüber! Ein Wunder, ſo einzig in ſeiner Art, wie alles Andre, was ſie aus mir machte. „Und glaubſt Du nur auf dieſe Weiſe an das Ziel Deiner Wünſche zu kommen?“ fuhr ſie fort. „Deine That ſoll Dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann Dir Glück und Glanz erblühen — und — ich —“ Da hörte ich nichts mehr. Der kalte Mond ſchien auf meine glühende Stirne — ſie war nicht mehr da — ihr erleuchtetes Fenſter, den dichten Vorhang geſchloſſen, ſah ich — wie an jedem andern Abende und ein Entſchluß, wie ihn heiße Liebe, zum Wahnſinne geſteigert, nur erzeugen konnte, ſtand feſt in meiner Seele.

Am andern Tage ſitze ich in der Verkleidung eines Bauern auf einem ſchlechten Wagen und verſperre der Kutſche des erſten Conſuls den Weg, der von ſechs prächtigen Schimmeln ins Schauſpiel gezogen wird; ſchon wollen die begleitenden Gensd'armen auf den trunkenen Bauer einhauen, da geſchieht ein Knall, daß die Fenſter zerſpringen und die Erde dröhnt, die Pferde müſſen von den abgeſprungenen Lakaien gehalten werden, meine ſcheuen Gäule gehen durch die herbeieilende Menge, von Allen unbeachtet, durch, denn nur für das

Eine hat man Sinn: ein Complot auf das Leben Bonaparte's iſt geſcheitert, und er iſt wieder durch ein Wunder gerettet.

6.

Nirgend Ruhe. Die wachſamen Spürhunde ſind dem Wilde auf der Fährte. Jene Spürhunde, die ich nicht kannte. Darum die Sorgloſigkeit beim Durchſehen des Paſſes, was bedarf es dieſer Förmlichkeit? Die Unſichtbaren heften ſich an die Ferſen des Fremden, umgeben ihn in tauſend Geſtalten, locken ihn als das Liebſte — Heiligſte! — Oh — mein Kopf! Doch es war nur ein Traum — nichts weiter! — Alle, die in Seutis zugegen waren, ſind bereits eingezogen, und man ſucht nur noch mich, um dann mit Allen ein prangendes Auto da fé zu veranſtalten. Das Volk ſcheint ſich darauf zu freuen, wie auf das Springen der Kunſtgewäſſer in Saint Cloud, und in der That hat es auch ſchon lange nicht dieſen Genuß ſo vollſtändig erlebt. Zwanzigmal wird das Beil der Guillotine fallen und zwanzig Fontainen von Menſchenblut werden zum Himmel ſpritzen.

Wie ſie das Ganze erfahren haben mochte! Faſt glaube ich, daß Alles dem erſten Conſul bekannt wurde und daß er das Wunder ſeiner Rettung ſchlau genug vorbereitete. Eine Aufhebung der Verſchworenen, vor der Ausführung ihres Vorhabens, eine Unterſuchung der Maſchine vor dem Knalle hätte eine ſimple polizeiliche Ausſpürung eben ſo klar dargethan, als jetzt der unbekannte Bauer, den Niemand bemerkte, die Leute an ein Wunder glauben machte, das ſich, wie ſo viele Andre, niemals zugetragen hatte. Doch — war's denn auch Alles ſo — frage ich mich oft — oder war's nur ein Traum? —

7.

Trotz der Gefahr, worin ich ſchwebe, beſchäftigt mich der Gedanke an ſie fortwährend. Die Barrieren ſind aufs Strengſte bewacht — und ich kann dieſes Malepartus nicht verlaſſen und ſehe mich darin immer in engere Kreiſe getrieben, wo ſie mich denn endlich fangen müſſen.

Zu meiner armen Tante meine Zuflucht nehmen, hieße, die gute Frau einer augenſcheinlichen Gefahr bloßſtellen.

Wo ſie nur ſein mag. Ich umſchwärme zur Nachtzeit ihr Hotel und den daranſtoßenden Garten. Vergebens! Das Fenſter klingt nicht; es iſt nicht einmal erleuchtet. Sollte ſie abgereiſt ſein? Wie ich vorige Nacht meine Runde machte, ſchien es mir, als geſellten ſich unheilbringende Schatten zu dem meinigen. Ich erkannte deutlich, daß man mich umſpürte und die Vorſicht rieth mir alsbald den Gang eines Geſchäftsmannes anzunehmen und das Viertel zu verlaſſen. Wohin ſollte ich mich wenden? So wenig ich zum ſinnlichen Genuſſe mich aufgeregt fühlte, ſo beſuchte ich dennoch eine jener Gefälligen, die ihre Thür dem Erſten, Beſten öffnen, und der gehäſſigen, heimlichen Polizeiforſchungen überhoben ſind, da ſie ſie ſelbſt mehr oder minder geſchickt ausüben. Mein engliſches Gold, wovon ich noch einen tüchtigen Vorrath beſaß, ließ mich für einen reichen Ausländer paſſiren und das Mädchen verſchwendete die angemeſſenſte Artigkeit, während ich, in ſchweren Sorgen vertieft, ermüdet von den Begegniſſen der letzten Zeit, auf ihrem weichen Sopha, mich einſam dem Gotte des Schlafes in die willkommenen Arme warf.

8.

Der Gedanke an die heutige Nacht machte mich beſorgt. Nicht an demſelben Orte durfte ich ſie ohne Gefahr hinbringen. Und dieſe Geſellſchaften waren mir ſtets ſo verhaßt — und doch konnte ich nur — nach meiner Meinung — wenn ich mich mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit der Sinnlichkeit überließ, noch für kurze Zeit jedem Verdachte entgehen.

Mit einiger Dreiſtigkeit ſuchte ich eine frühere, in der Fremde geſchloſſene Bekanntſchaft mit einer der erſten Künſtlerinnen des théâtre français zu erneuern. Sie war überraſcht mich in Paris zu ſehen, und man geſtattete mir, nach einigen leicht erhobenen und eben ſo leicht beſeitigten Schwierigkeiten, den Zutritt nach beendigtem Schauſpiel. Ich hatte das Theater nicht beſucht; und den vorrollenden Wagen der Bühnenheldin hörte ich bereits auf ihrer Ottomane. Sie war verwundert, mich ſchon vorzufinden und ſchmollte nicht undeutlich über den Vandalismus, Voltaire's Zaire und ihren Triumph verſäumt zu haben. Sie entfernte ſich, um ihre Nachttoilette zu machen, indeß ein ſplendides Abendeſſen aufgetragen wurde. Ich war einſylbig und die Schöne langweilte ſich. Das Eſſen wurde abgehoben und wir verfügten uns in das Boudoir. Man ſchien zu erwarten, daß ich Anſtalten zum Weggehen oder — zum Dableiben machte. Aber keines von Beiden erfolgte. Die Lage des Mädchens muß peinlich geweſen ſein. Sie ſchien vom Schlafe überwältigt und warf ſich mißmuthig auf ein Ruhebett. Ich blieb ſtumm und brütend, der blendendſten Hetäre Europa's gegenüber, in meinen Lehnſeſſel gedrückt. Der Gedanke an meinen nahebevorſtehenden Tod — den Tod auf dem Schaffot — hatte ſich meiner auf eine Art bemächtigt, daß zum erſten Male mein Blut dabei ſtockte. Ich hatte nunmehr völlige Gewißheit darüber.

Kein Ausweg, das Wild war umſtellt, und die heulende Meute fletſchte die Zähne. Sie war der einzige Stern, der unter den jagenden Rieſenwolken zu mir niederſtralte. Sie ſehen und ſprechen werde ich nicht mehr, alſo muß ich an ſie ſchreiben. Ich ſprang heftig auf, meine ſchlafende Schöne drehte ſich murrend um, ob der unwillkommnen Störung. Ein eleganter Schreibtiſch ſtand geöffnet und von zitternder Hand geführt flog die Feder auf dem Papiere. Es war mein Abſchied an Sie — vor einer langen, langen Trennung. Sie war jung und im Glücke und ich ſollte jetzt ſchon fort in jenes dunkle Reich, wohin ſie mir erſt ſpät folgen wird.

Ein heftiges Anziehen der Hausglocke ſtörte mich. Unwillkührlich blickte ich nach der Uhr. Es war Mitternacht. Die Dame des Hauſes ſprang eiligſt auf und öffnete das Fenſter. Mit bleichem verſtörtem Geſichte ergriff ſie den Leuchter und eilte zum Zimmer hinaus. Ich war verrathen, die Gewißheit hatt' ich und erwartete jeden Augenblick die hereintretende Wache. Aber nicht lange, ſo kam die Schöne in ängſtlicher Haſt wieder zurück. Wie überraſchte mich das, was ſie ſagte: „Ich muß Sie bitten, ſich ſogleich in ein anſtoßendes Gemach zu verbergen — ich glaubte nicht, daß dieſe Nacht — ich hatte keine Meldung, und daher“ — ihre Verlegenheit wuchs mit jedem Worte. — Ich bat ſie darum mir Alles zu erklären. „Je nun“, fing ſie nach einigem Zögern wieder an, indem ſie zu erröthen verſuchte und Stimme und Augen nicht ohne Stolz niederſenkte — „der erſte Conſul erzeigt mir manchmal die Ehre, im ſtrengſten Incognito bis zu mir herabzuſteigen, und wie dürft' ich mich dieſer Begünſtigung ſeiner unumſchränkten Macht wohl entziehen? Aber ich hatte nicht die leiſeſte Ahnung, und nun erſt erſcheint der Mameluck, der mir die bevorſtehende Ankunft ſeines Herrn meldet.“

Man denkt ſich leichtlich mein Staunen, das jedoch nicht lange währte; denn ein Wagen rollte vor und die Thür des Hotels erdröhnte von zwei gewaltigen Schlägen. „Er iſt's,“ rief ſie, indem ſie ſich eiligſt einen koſtbaren Shawl, der einer Sultanin würdig geweſen wäre, um ihre Schultern warf. „Wie? Bonaparte?“ ſtotterte ich. „Er ſelbſt,“ rief ſie — — „um Gottes willen gehn Sie dort hinein!“ — Ihre weiche Hand leitete mich zu einer Seitenthür, ſie deutete nach einem, von einer Nachtlampe erhellten Gemache, deſſen Thür offen ſtand und das ſich am Ende eines kleinen dunkeln Ganges befand. Ein prächtiger Teppich machte meine Schritte unhörbar. Die ſüßeſten Wohlgerüche umfingen mich in dem Gemache und ein herrlicher Divan, ſo wie das matte Licht in der Alabaſtervaſe, luden mich, den ohnedies Müden, zum Schlummer ein. Aber mein Blut kochte, jeden Tropfen, der durchs Herz rollte, fühlte ich in meinem Kopfe wiederhallen. Die verderblichſte Neugier ergriff mich, wie eine Folter. Ich mußte ihn ſehen, den Gefürchteten, da der günſtige Zufall ihn einmal in meine Nähe führte. Ich ſchlich mich leiſe auf den Zehen, den Athem zurückhaltend, durch den dunkeln Gang, ſchob den ſchwerſeidenen Vorhang von der Glasthüre bei Seite und meine Blicke beherrſchten das Boudoir. Da ſtand er ohne Regung, und hätte das Zucken der Augenbraunen ihn nicht verrathen, man hätte ihn für leblos gehalten. Keine Spur des Helden, des großen Mannes. Klein, unanſehnlich, nachläſſig die Stellung, die Hände auf dem Rücken, im grauen Ueberrocke, einen kleinen Hut, der ihn nicht kleidete. Nur die hohe weiße Stirne, worin ſich die größten und glänzendſten Gedanken kreuzten, ſchien mir ausgezeichnet. Keinem Bilde, das ich bis jetzt von ihm geſehen hatte, ſah er ähnlich, nur Hut und Ueberrock machte ihn kenntlich. Da ſtand er, der Feind, — den zu verderben, ich für das größte Glück der Menſchheit erachtete, da ſtand er mir wehrlos gegenüber und ich hatte einen Dolch —

meine Hand hatte ſeinen Griff krampfhaft gefaßt, aber der Gedanke: Meuchelmord, übergoß mich mit Schauer und ohnmächtig ließ ich den Arm ſinken. Meine Blicke wühlten ſich in ſeine Geſtalt, mit einer Gier verſchlang ich ſein Bild, ich konnte von dieſer lebloſen Figur nicht loskommen. Er ſchien in eine tiefe Betrachtung verſenkt. Endlich reg' er ſich und macht einige Schritte nach der Schauſpielerin, die, einer Favoritin des Serails gleich, den ſchönen Kopf auf die weiße Schulter ſenkend, von der der Shawl heruntergegleitet war, da ſaß in ſtiller Ergebung und harrte. Eine plötzliche Abſpannung hatte hier ſich meiner bemächtigt, ein Schwindel ergriff mich und aus Furcht durch eine Ohnmacht verrathen zu werden, ſchlich ich mit größter Vorſicht zurück, warf mich auf den Divan und nicht lange war ich meines Bewußtſeins mächtig — Ohnmacht oder Schlaf nahmen mich in die Arme. Ein Schrei erweckte mich. Beim Aufſchlagen der Augen ſehe ich das Mädchen vor mir. „Er ſtirbt, er ſtirbt!“ — ruft ſie mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens aus — „o eilen Sie — retten Sie!“ — Nach einigem Beſinnen fällt mir Alles ein und ich frage erſtaunt: „ich? ihn retten?“ — „Ja, ja,“ drängt ſie, indem ſie mich bei der Hand nimmt und mich mit ſich fortreißt, „Sie ſind fremd, nur Sie können mir helfen, ach Gott!

welch gräßlicher Zufall!“ Ich blieb zögernd mißtrauiſch ſtehen: da wirft ſie ſich mir zu Füßen und beſchwört mich mit den rührendſten Tönen, denen ich Glauben beimeſſen muß. Ich folgte ihr. Da lag der Mann, den Millionen fürchteten, ſtarr und leblos — das gebrochene Auge, aus dem ein Blick vernichten konnte, ſah nichts — der halbgeöffnete Mund, der mein Todesurtheil ausgeſprochen hatte, war keines Wortes mächtig — die Hände, die die Fahnen des Sieges dem begeiſterten Heere vortrugen, die Hände, die Kronen raubten, und nach Laune verſchenkten — lagen im Krampfe geballt, ohnmächtig da — ein wehrloſer Räuber und — ich konnt' ihn nicht tödten. Schnell band ich ihm das Halstuch los, alles Beengende wurde entfernt, mit Geiſten die Schläfen gerieben, während ich von Zeit zu Zeit den Puls nach der wiederkehrenden Lebenskraft fragte. Da hebt ſich die Bruſt, die Augenlieder zucken leiſe und mit dem Ausrufe: „Gerettet — gerettet zum zweiten Male!“ — ſchleiche ich davon.

9.

Wie ſonderbar! Er, zu deſſen Verderben ich herkam — zweimal durch mich gerettet! Die wildeſten Gefühle beſtürmten mich. Ich ging unruhig in dem kleinen Seitengemache auf und ab.

Noch hatte ich den Wagen nicht fortrollen gehört. Noch war ich in ſeiner Nähe — mein Arm konnte ihn erreichen — was hatte der Verfehmte zu verlieren? Ein Leben, das vom Henkerbeile bedroht, ihm keine Freude mehr bot! und ein ewiger Ruhm, das Vaterland vom Unterdrücker befreit zu haben. Da fielen mir ihre Worte ein: „Deine That ſoll Dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann Dir Glück und Glanz erblühen" — Glück und Glanz, — und mit beiden — ihr Beſitz! Das Einzige, wonach ich ſtrebe. Ach! wo mag ſie ſein. Seit dem Abende, wo ich ſo glücklich war, jene Worte von ihr zu vernehmen, ſah ich ſie nicht mehr. Sollte ſie vielleicht heute? — Ich verwünſche den läſtigen Gaſt, der mich in dem engen, von Blumenduft erfüllten Gemache gefangen hält. Ich erſticke! muß die Fenſter aufreißen. Sein Wagen fährt fort, ich ſeh' ihn einſteigen, fortrollen. Der treue Mameluck ſpringt auf den Tritt. Bald verhallt das Geräuſch. Ich ſehe mich rings in dem Gemache um und entdecke noch eine andre Thür, als die, wodurch ich eingetreten war. Ich öffne ſie und befinde mich unweit der Treppe. Am Portale iſt ein Bedienter noch mit der Lampe beſchäftigt, er leuchtet mir befremdet in's Geſicht und läßt mich, für mein Geld, das ich ihm in die Hand drücke, hinaus. Ich ſtürze fort wie unſinnig, nach ihrem Hotel, das ich faſt bewußtlos umkreiſe. Der Morgen findet mich mit offener Bruſt und verweinten Augen. Sollten ſie mich auf's Schafot bringen? Ich glaube ein Narrenhaus wird genügen und das wird mir wohl auch zu Theil werden.

10.

Meine Schreibtafel haben ſie mir gelaſſen. Sie ſoll mein einziger Troſt ſein! Ach, wenn ſie ſie nur nicht finden! Ich benutze die einſamen Augenblicke zu ſchreiben von ihr — es ſind wahrſcheinlich die letzten — die letzten? nein — das können, das werden ſie nicht ſein. Mein Geheimniß ſchützt mich.

Mein ewiges Herumſchweifen um ihr Hotel, mein wahnſinniges Betragen, es mußte ja einer minder wachſamen Polizei auffallen!

Abermals kein Licht in ihrem Zimmer geſehen. Der Morgen röthete ſich und ſie kehrte nicht zurück. Diesmal wußte ich's, ſie war auf dem Balle des Grafen M., Geſandten eines mächtigen Hofes. Dort umſchwärmt von den galanteſten, liebenswürdigſten Stutzern, tanzend, Alles bezaubernd — ſie, die einſt — o Gott! und ich — warum nur ſchreibe ich's nieder, hier an dieſem Orte? Wo bin ich? Ich muß mich ſammeln! Ich konnte nichts denken als ſie — ich lag unempfindlich in einem Fiacre, deſſen Pferde ausgeſpannt waren und der vor einer Schmiede des erwachenden Meiſters harrte, um irgend etwas an ſich ausbeſſern zu laſſen. Ich ſah nicht, wie die Spürhunde ſich naherten, ich wußte nicht, was ſie von mir wollten, da ſie mich ergriffen, ich verſtand nicht, was ſie mir ſagten, begriff nicht, daß ſie mich gefangen hatten — und dachte nicht daran, daß ich einen ſcharfen Dolch bei mir trug — denn ſie — war ja noch nicht vom Balle zurückgekehrt.

11.

So eben verläßt mich meine ehrwürdige Tante. Sie iſt troſtlos und will wiſſen, daß keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden ſei. Mein Proceß iſt längſt eingeleitet. Man weiß, aus welcher Abſicht ich von England herüberkam, man weiß, in welchen Verbindungen ich ſtand und das Beil der Guillotine ſchwebt ſchon über mir. Lang wird das Verhör nicht dauern, ſie werden kurzen Proceß mit mir machen, meint die gute, alte Frau. Vergebens iſt mein Zureden, vergebens iſt es, ihr zu verſichern, daß ich ein Geheimniß beſitze, das mich retten muß. Sie glaubt nicht daran. Sie will mich veranlaſſen, ihr Alles zu entdecken — doch wie konnt' ich das? Eben ſo wenig will ich jetzt ſchon Gebrauch von meinem letzten Mittel machen. Ich will erſt Alles abwarten — wie es kommen wird. Sie wird — ſie muß ſich für mich verwenden! Ja, gute Tante, dein Name wird nicht entehrt werden! Das Blut deines Neffen wird nicht jene entſetzliche Pfoſten färben, die bereits mit dem Blute der edelſten Geſchlechter — ſelbſt mit dem geheiligten der Könige gefärbt ſind! —

12.

Wieder eine trübe Nacht vorüber. Meine Tante mit ihren ſchwarzen Bildern ſollte nicht noch ſo ſpät am Abend kommen. Sie wollte wiſſen, daß mein Urtheil heraus ſei und daß es mir heute noch mitgetheilt werden ſollte. Sie drängt mich, von meinem rettenden Geheimniſſe Gebrauch zu machen, ehe es vielleicht zu ſpät ſein dürfte. Sie ſpricht ſo überredend — ſie bringt mein Blut ordentlich in Wallung — nicht aus Furcht — aber — es iſt ein eigenes Gefühl, ſelbſt mit der ſichern Hoffnung, es werde zurückgenommen werden, ſolch ein Todesurtheil über ſich ſchweben zu wiſſen. So beunruhigt verließ ſie mich ſpät und ich ſetzte mich hin und entwarf einen Brief an den erſten Conſul, den meine Tante ihm übergeben ſoll, im Falle, daß ihre Beſorgniſſe wahr würden. Ich glaube, das Schreiben wird eine überraſchende Wirkung auf ihn hervorbringen! Es kann nicht fehlſchlagen. Aber daß ich gar nichts von ihr höre! Sollte ſie denn keinen Schritt zu meiner Befreiung machen? Iſt ſie krank — oder verreiſ't — oder hindern ſie die Bälle und andre Vergnügungen daran, an mich zu denken? Oh! —

Der Kopf iſt wüſt — ich bin überwacht. Der Brief hat mich angeſtrengt — ich will mich ein wenig auf's Bett werfen — was iſt das? ſo früh — — —

Sie hatte Recht! ſo eben verlaſſen ſie mich — ich bin verurtheilt.

13.

Welcher Jammer! wenn ſolch eine alte Frau einmal Recht zu haben vermeint und das in einem traurigen Falle, dann iſt es nicht zum Aushalten. Nun iſt der Augenblick gekommen. Ich gab ihr den Brief. Sie eilte damit fort, nach Malmaiſon. Sie meinte es recht ſicher zu treffen, wenn ſie ſich der bekannten Güte der vielvermögenden Joſephine bediente und ſie zur Fürſprecherin wählte. Aber wie ſehr war ſie überraſcht, als ich ihr ſagte, dies würde Alles verderben. Allein muß er den Brief leſen. Sein Inhalt von Joſephinen gekannt und keine Rettung wäre mehr zu hoffen. Weine nicht, gute Tante, und beſorge Alles, wie ich Dir es aufgetragen habe, dies rief ich ihr nach und ſie eilte fort. Wie bin ich auf ihre Rückkehr geſpannt.

14.

Abends 6 Uhr ſah ich ſie wieder. Ich trage ihre Mittheilung vollſtändig in mein Tagebuch ein, weil es mich mit einem eigenen Vergnügen erfüllen wird, dieſe Zeilen in ruhigeren Augenblicken einſt wieder zu überleſen.

Ohne angehalten zu werden, ward die anſtändig gekleidete Dame durch das Gartenthor eingelaſſen. Der Garten war leer und ſie konnte ungeſtört durch die Gänge eilen, ihre Schritte nach dem Schloſſe richtend. Wie es ihr gelingen werde, den Brief in Bonaparte's Hände zu bringen, wußte ſie ſelbſt nicht und ſie ſuchte einen günſtigen Zufall auf, der ſich ihr plötzlich von ſelbſt darbot. Ein lautes Geſpräch zog ihre Aufmerkſamkeit auf einen nahen, offenſtehenden Pavillon. — Sie näherte ſich und ſah ungefähr 12 Officiere in der Uniform von Adjutanten, die in ehrerbietiger Haltung um eine Billardtafel ſtanden und dem Spiele zuſahen. Aller Aufmerkſamkeit war ſo auf dieſes Spiel gerichtet, daß Niemand die Eintretende bemerkte. Sie erkannte auf den erſten Blick den erſten Conſul, der zu dieſer Stunde gewöhnlich durch Billardſpiel die Sorgen zu verſcheuchen ſuchte, die ihm die politiſche Lage Frankreichs verurſachte.

Mit Anſtand näherte ſie ſich und ſtand plötzlich in ihrer ſchwarzen Tracht, ſeltſam abſtechend gegen die glänzende Umgebung, den Brief in zitternder Hand, vor dem erſten Conſul da. Dieſer, der gerade am Stoß war, ſchien nicht überraſcht, und rief, indem er ſich mit dem Bauche auf den Rand des Billards weit überlegte und den Ball, den er machen wollte, ſcharf in's Auge faßte, einem unfern ſtehenden Adjutanten zu: „Corbineau, ſehet doch einmal zu, was man ſo dringend von mir verlangt.“ Meine Tante hätte dem auf ſie zutretenden Corbineau den Brief verweigern ſollen, denn nur Bonaparte war er einzuhändigen, dies hatte ich ihr ſo oft wiederholt. Jedoch ihre Ueberraſchung läßt ſich entſchuldigen und Corbineau entſiegelt mein Schreiben, während der erſte Conſul ſeinen Ball macht. Kaum hat er die erſten Zeilen überflogen, als er das Papier nicht ohne Ungeſtüm zuſammenfaltet und es Bonaparte mit den Worten überreicht: „Dies geht nur Euch an, General!“ — Meine Tante konnte Corbineau die Beſtürzung anſehen, mit welcher er Bonaparte den Brief einhändigte. Dieſer zog ſich in eine Fenſtervertiefung zurück. Eine ſchnelle Röthe überzog ſein bleiches Geſicht und mit einer gepreßten Stimme ſagte er: „Der Elende! er iſt dort geweſen und ſah mich ſo.“ — Dann fügte er laut hinzu: „Die Frau ſoll morgen um 11 Uhr wieder hier erſcheinen.“ —

So endete meine Tante ihre Erzählung. Wir überließen uns Beide der Freude. Würde er ſie morgen wieder ſehen wollen, um mein Todesurtheil zu beſtätigen? Es iſt keinem Zweifel unterworfen — ich bin gerettet! —

15.

Daß dieſe Zweifel nie enden wollen. Es iſt 8 Uhr und meine Tante kam wieder, außer ſich vor Schmerz und in Thränen, zu mir. So eben verläßt ſie mich, um zum Scharfrichter zu eilen. Zum Scharfrichter — ja. Es ſieht faſt aus — als wenn es Ernſt werden wollte. Sie hat nämlich erfahren, daß die Hinrichtung um 7 Uhr Morgens Statt finden ſolle. Da käme denn freilich die Begnadigung des erſten Conſuls, wenn ſie um 11 Uhr erfolgte, zu ſpät. An wen ſollte man ſich in dieſer neuen Verlegenheit wenden. An Fouché, Réal, Veyrat? Gott bewahre — das hieße die Zeit verſchwenden und die iſt jetzt koſtbarer als je. Alſo geradezu; der Mann, der die Gerechtigkeit der Menſchen in Vollziehung ſetzt, iſt der Einzige, der hier Aufſchub gewähren kann. Sie verſpricht mir, noch heute wiederzukommen; ich bin neugierig, was ſie für Nachrichten mitbringen wird.

16.

Um 10 Uhr war ſie wieder hier. Der Scharfrichter ſchien nicht ohne Mitleid. Er verſprach ſein Möglichſtes zu thun, allein er bat zugleich, mit der Gnade des erſten Conſuls nicht zu lange zu ſäumen. — Auf kurze Zeit verzögern könne er die Hinrichtung, mehr nicht. — Daß ich nur in ſo nahe Berührung mit dem fürchterlichen Manne kommen mußte, iſt mir ſchon nicht recht. Und ſie läßt gar nichts von ſich hören. Ach! ſie, wenn ſie hätte ſprechen wollen — aber — ich bin ganz irre an ihr geworden!

Meine Tante iſt fort nach Malmaiſon, um morgen mit dem Früheſten den erſten Conſul zu ſprechen. Wenn ſich das nur machen läßt. Doch — es handelt ſich um das Leben eines Menſchen, den er ſchon begnadigt hat. Es muß Alles gut gehen!

17.

Der Tag bricht an. Sollte es der letzte ſein? Die nahe Thurmuhr ſchlägt ſieben. Ich höre das dumpfe Rollen eines Wagens — der Brief an ſie iſt geendet — ſie werden ihn wohl beſtellen — denke ich — wo nur die Tante bleibt — man öffnet — — — wer — — — — — —

So weit das Tagebuch meines unglücklichen Neffen. Bei meiner Zurückkunft vom Grèveplatze lag es auf dem Tiſche, neben dem erwähnten Brief. Der erſte Conſul war auf der Jagd und ich konnte ſeine Zurückkunft nicht erwarten. Ein Freund berichtete mir, daß mein Neffe die Hinrichtung einer Reihe von Unglücklichen, die an der Verſchwörung Theil genommen hatten, mit anſehen mußte. Endlich kam die Reihe an ihn. Der Scharfrichter dehnte ſeine Todesqual aus, indem er vorgab, der Mechanismus an der Maſchine ſei in Unordnung gerathen und es müßte ein Zimmermann geholt werden. Viele unnütze Nägel wurden in das blutige Gerüſte geſchlagen, das noch zu Hunderten von Schlachtopfern tüchtig war, die Pfoſten wurden unterſucht und der Mann des Erbarmens ſandte ſeinen Blick weit hinaus nach dem Quaie Lepelletier, von wo die Straße von Nanterre auslief. Kein flatterndes, weißes Tuch verkündete Gnade. Da wurde das Mitleid des Volkes rege, das arme, bleiche Schlachtopfer durch dieſen unſeligen, unerklärbaren Aufenthalt zwölf Mal ſterben zu ſehen. Ein drohendes Gemurmel entſtand, man ſchimpfte, fluchte — und ſchon wurde hier und da das Pflaſter des Grèveplatzes aufgeriſſen — da winkte der Scharfrichter dem Verurtheilten hinaufzuſteigen und dem Geiſtlichen, ſich zu entfernen. —

Der Familienſchmuck.

Eine wahre Geſchichte.

„So alſo iſt eine heutige Manns- und
„Schreibperſon! Wenn nun, ſage mir,
„die beſſeren Schauſpieldichter nicht redlicher ſind, als ihre Schauſpieler, oder
„irgend ein feinſter Dieb: auf was hat
„ſich eine gute Seele zu verlaſſen?“

Jean Pauls Katzenberger.

Die Sonne war bereits hinter dem duftenden Taunus hinabgeſunken und die ſchweren eiſernen Thorflügel der Judengaſſe in Frankfurt am Main bewegten ſich klirrend in ihren Angeln und wurden geſchloſſen. Ein langer Sabbath war vorüber, es wurden Lichter in den engen, ſchmutzigen Wohnungen angezündet und eine ſummende Thätigkeit verbreitete ſich auf der Straße, ſeltſam abſtechend gegen die ſtille Sonntagsfeier in den benachbarten Revieren der Chriſten, die ſich fromm und rein in ſo manchen Vorbereitungen verkündete.

In einem weiten, öden, rußigen Raume, der nach unſern Begriffen kaum eine Stube genannt werden konnte, ſaß die Familie des alten Juden Heſſel, der von Kaſſel des mercantiliſchen Vortheils wegen hierher gezogen war, und nach ſeinem Geburtslande ſeinen Namen gemodelt hatte, wie dies in früherer Zeit bei ſeinen Glaubensgenoſſen üblich war. Im Kamine glomanen einige Kohlen, auf welchen wenige Kartoffeln einen langſamen Martertod fanden, um von der zahlreichen Nachkommenſchaft Heſſels mit Heißhunger verzehrt zu werden. Seit vielen Jahren war er mit Itzigs, des Gemeindeſchlächters, Tochter, Rebecca, ehelich verbunden, und funfzehn Kinder, von der ſchlanken, vollbuſigen Mirjam bis zum kleinen, bleichen, ſchmutzigen Benjamin, umſaßen und umſtanden den mehr Kälte und Zugluft als Wärme ſpendenden Kamin, tripvelten mit den Füßen, rieben, hineinhauchend, die Hände, und harrten des kärglichen Abendbrodes. Im Winkel zur Seite ſaß der faſt achtzigjährige Mardochai, Heſſels Vater, im alterthümlich geſchnitzten, hohen Sorgenſtuhle, der gleichſam in ruhiger Pracht auf die niedern Bänke und Schemel hinabſah. Ihn hatte vor langer Zeit der Sohn um einen ziemlich hohen Preis, nicht ohne heimliches Bedauern, auf einer Auction erſtanden, aber die zunehmende Schwäche des Vaters verlangte ein ſolches Opfer, und das Haupt des Stammes wurde wie ein heiliges verehrt. Die Brille auf der Naſe, ſitzt Mardochai da, und blickt gedankenvoll und leiſe murmelnd in einen alten Folianten, im Auslegen talmudiſcher Geſetze begriffen, der einzigen Beſchäftigung von der Zeit an, da ſeine Kräfte ihm nicht mehr erlaubten, dem Handel nachzugehen und von ihm als eine Vorbereitung zu dem Eingange in das Thal des Friedens betrachtet. Unſern davon, die Hände im Schooße, ſitzt die Mutter, die einzige Wohlbeleibte im Kreiſe der Familie. Ruhe iſt in ihren Geſichtszügen ausgedrückt. Nicht den chriſtlichen Hausmüttern gleich, im ſtillen Walten, mit ordnendem Sinn ihr kleines Reich überblickend, die Mädchen lehrend, den Knaben wehrend, erblicken wir ſie, ſondern dem Manne in ſeinem Geſchäfte treulich zur Seite ſtehend, Geld zählend, Ducaten wiegend, Gold- und Silbertreſſen ausbrennend, aus der Aſche das reine Metall zu Tage fördernd, und mit männlicher Klugheit und dem ihrem Volke eigenen Scharfſinne ſchwierige Fälle ſchlichtend und zu neuen, vortheilhaften Unternehmungen den Plan entwerfend. Sorgenſchwer ruht Heſſels Haupt hin und herwiegend in der aufgeſtützten Hand. Klein nur ſind ſeine Mittel, ſeine Familie iſt zahlreich, und bei aller Beſchränkung wird das Nothdürftige zum Unterhalte für Alle ſchwer herbeizuſchaffen. Schnell und oft mit großer Gefahr muß ſein geringes Capital umgeſetzt werden, um nur ſpärlich zu genügen. Um einen größern, gewinnbringendern Handel beginnen zu können, fehlen ihm die nöthigen Kenntniſſe, auch ziehen ihm nach vielen Seiten hin die Geſetze einen Schlagbaum vor. Er ſieht ſich alſo lediglich auf den Schacher beſchränkt und muß oft in bitterm Unmuthe Schmach und Erniedrigung ertragen, um nur den Hunger der Seinigen ſtillen, die Vorſchriften ſeiner ſtrengen Religion befolgen und die Staatsabgaben leiſten zu können. Drei Dinge, die, wenn gleich ſchwer zu erfüllen, doch die unerläßlichſte Bedingung ſeines Lebens ausmachten.

Ein ſtarkes Pochen an die Hausthür ſtörte die Familie beim ruhigen Kartoffelmahl.

„Iſt Jud' Heſſel zu Haus?“ ſcholl es von der Straße herauf.

„Um Gott, es wird doch nicht die Scharwache ſeyn, die Hausſuchung halten will?“ ſagte leiſe die Mutter.

„Wir wollen das Licht auslöſchen und uns ruhig verhalten. Es ſind Betrunkene, die uns ein Aergerniß geben wollen“ — ſagte der beſorgte Heſſel. Aber kaum war das Licht ausgelöſcht, als die Schritte auf der elenden Treppe ſich ſtolpernd vernehmen ließen, und Brummen und Fluchen die nahenden Chriſten bemerkbar machten.

Wild wurde jetzt an die Stubenthüre geſchlagen. Im Innern rührte ſich nichts. Die Judenfamilie hielt ängſtlich den Athem an ſich. Wenn gleich keines Verbrechens ſich bewußt, ſo war doch in jener Zeit die Furcht vor Mißhandlungen und Entweihungen ihrer Wohnungen unter den Juden allgemein herrſchend, und ihre wohlfeilen Ankäufe von Precioſen machten bei Aufſehen erregenden Diebſtählen oftmalige Hausſuchungen nöthig.

„Beim Teufel! von der Gaſſe ſahen wir's ja, ſie hatten ſo eben noch Licht — und ſollten jetzt ſchon ſo feſt ſchlafen?“ rief Einer der Fremden.

„Sie fürchten ſich“ — meinte der Andere — „i Heſſel! warum denn ſo ängſtlich? Wir kommen ja in keiner böſen Abſicht zu Dir — wir wollen Dir einen Handel nachweiſen — einen vortheilhaftern haſt Du noch nie gemacht — ſo mach' doch nur auf!“

„Ich werde doch nicht anders können,“ raunte Heſſel ſeiner Frau zu, und indem er durch's Schlüſſelloch ſah — fügte er hinzu: „es iſt der Oberkellner aus dem Weidenbuſch — der junge Mohr — ich kenn' ihn genau und ein Scharwächter mit einer Laterne, der mir auch vom Anſehen bekannt iſt. Ich werd' ihm die Thür aufmachen — Kinder geht in die Kammer und laßt mich mit den Fremdlingen allein.“

Die Familie that, wie er befahl und ſtellte ſich lauernd und zitternd an die Ritzen der Kammerthür, um von dem hereinbrechenden Ereigniſſe nichts zu verlieren.

Heſſel öffnete. Die beiden Bekannten traten mit einer hochgehobenen Laterne vorleuchtend zu ihm ein.

„Das muß ein feſter Schlaf geweſen ſein, Jud',“ ſagte der Scharwächter, „daß Du unſer Anſchlagen und Rufen nicht hörteſt, wie? oder war's böſes Gewiſſen, was Dich nicht öffnen ließ?“—

„Wie Sie doch nun ſprechen,“ erwiederte ſpitzfindig der Jude, „läßt böſes Gewiſſen feſt ſchlafen? und iſt es bei unſerer Handtirung ein Wunder, wenn wir feſt ſchlafen? Viel Laufen, viel Reden den Tag über macht müde, und unſer Magen iſt nie überladen, um uns vom Einſchlafen abzuhalten. Doch was ſoll's, Ihr Herren, warum bemühen Sie ſich in ſo ſpäter Nacht zu der Wohnung eines armen Juden?“

„Späte Nacht? J in Euerm Revier wohl!“ ſagte der Oberkellner aus dem Weidenbuſche, mit einem feinen Tuche den Schweiß aus den blonden Locken wiſchend und nicht ohne Abſcheu ſich von der ſchmutzigen Bank wegwendend, die Heſſel ihm zum Sitze hinſchob. „Bei uns iſt noch Alles licht und lebendig und ſo eben iſt ein vornehmer Reiſender in unſerm Gaſthofe eingetroffen, der ſogleich nach einem jüdiſchen Handelsmann fragte, um einige Precioſen zu verkaufen oder zu vertauſchen; das weiß ich ſelbſt nicht recht. Da Ihr nun bei uns im Hauſe vor allen Euern Glaubensbrüdern den Ruf der Ehrlichkeit habt, ſo hat mich der Vater zu Euch geſchickt. Doch nun eilt — ich vermeine, daß der Reiſende nicht lange bei uns bleiben will — wenigſtens ſagen's uns die Bedienten. Steckt einige Rollen Ducaten zu Euch und folgt uns, um den Handel gleich abſchließen zu können.“

„Einige Rollen Ducaten!“ erwiederte der Alte, „ich handle mit dem Credit meiner Freunde, doch das hält mich nicht ab, auch ein großes Geſchäftchen zu machen. Wenn's Einer nicht zwingt, treten wir Mehrere zuſammen.“ Mit dieſen Worten ging er zur Familie in die Kammer, ſchickte in Eile ſeinen Aelteſten Moſes zu den Fremden hinaus und beſprach ſich eifrig und leiſe mit Vater und Frau.

„Um Gott, ſtecke kein Geld zu Dir, höre erſt, was ſie von Dir wollen, die Fremden im Weidenbuſche. Wenn ſie Dich nun verlocken und todtſchlagen, die Bosheit und Büberei greift immer mehr um ſich. Was weiß er von Ducaten?

Warum ſollſt Du einige Rollen Ducaten zu Dir ſtecken? Geh' erſt mit und höre, was es gibt und morgen kommen die Ducaten nach. Iſt die Nacht dazu da, einen Handel mit Ducaten abzuſchließen?"—

So ſprach die vorſichtige Frau, aber der im Handel wohlerfahrene Vater Mardochai ſprach leiſe, im gedämpften Gurgelbaſſe: „Stecke zu Dir, was Du haſt an Gold, und folge den Fremdlingen. Du verſicherſt Ihnen, Du habeſt nichts von Werthe bei Dir und wolleſt erſt das Geld nach abgeſchloſſenem Handel holen. Die Sache ſcheint Eile zu haben und es kann vielleicht ein Glück dabei herauskommen."

Dies geſagt wurde mit Behutſamkeit die eiſerne Truhe eröffnet und Rebecca ſteckte ihrem Manne die Goldrollen in Weſten- und Hoſentaſchen, während das Kleinſte ihrer Kinder ein lautes Geſchrei erheben und Mirjam mit ihm zanken mußte, damit die Fremden im andern Zimmer nicht das Drehen der Schlüſſel vernahmen.

„Nun geht das Geſchrei los und wir warten wie die Narren," ſchrie der Scharwächter.

„Wird's bald?" fiel der Oberkellner ungeduldig ein.

„Gleich, gleich," erſchell Heſſels Stimme aus der Kammer. „Mein kleiner Iſaſchar weint und will mitgehen, das thut er immer, wenn ich meinen Roquelaur umnehme. Nu — ſo halt Dein Maul — Schlingel, oder ich werd' Dir einen Patſch reichen! — Hier bin ich, meine Herren, ich will Ihnen gerne folgen, aber Geld hab' ich wahrhaftig nicht bei mir, weil ich keins im Hauſe habe. Das thut aber gar nichts; ſchließ' ich den Handel ab — ſo genügen ein Paar Zeilen von meiner Hand an meinen Nachbar Süßlein, mit dem ich in Compagnieſchaft ſtehe — und gleich iſt er mit dem Gelde bei Ihnen.“

Dieſe letzten Worte ſprach Heſſel ſchon auf der Treppe, indem die beiden Andern haſtig voraneilten und nur mit Mühe folgte er ihnen.

Dem Scharwächter öffnete man das Thor der Judengaſſe, das dem Juden — wäre er allein gekommen — verſperrt geblieben wäre. An Sonn- und Feſttagen, wie bei feierlichen Veranlaſſungen, wurde dies Thor geſchloſſen und wenn die Juden ſich aus ihren Häuſern wagten, und um friſche Luft zu ſchöpfen, zu den verſchloſſenen Eiſengittern ihres Kerkers traten, wurden ſie nicht ſelten von Uebermüthigen und Betrunkenen, die durch die Fahrgaſſe zogen, durch Anſchlagen mit Stöcken und Hineinwerfen mit Knüppeln geneckt und gereizt, wie wir dies wohl an den Käfigen wilder Thiere zu verſuchen pflegen. In ſeiner tiefen Erniedrigung blieb dem armen, bedrängten Volke nichts, als in Ingrimm und Wuth in die hineingeworfenen Knüppel zu beißen, ſich mit dem ohnmächtigen Stolze zu tröſten, es ſei das auserwählte Volk Gottes und auf kleinliche Rache zu ſinnen, im Handel und Verkehr ſeine Peiniger und Verächter zu bevortheilen.

Keuchend durchſchritt Heſſel „die Zeile“ und bald war er im glänzend erleuchteten Gaſthofe „zum Weidenbuſche,“ zur Zeit der vornehmſte in Frankfurt, angelangt.

Man führte ihn in’s erſte Stockwerk zu den eleganteſten Gemächern. Im Vorzimmer war ein Bedienter in ſcharlachrother Livree, von Gold ſtrotzend, der den Juden zu ſeinem Gebieter ohne Meldung eintreten ließ.

Heſſel befand ſich bereits eine geraume Weile ängſtlich harrend da, und noch immer ſtand eine hohe Geſtalt im türkiſchen, koſtbaren Schlafpelze, über ein ſilbernes Becken gebeugt, vor ihm auf hohen Leuchtern von demſelben Metall brennende Lichter, und ließ, wie es ſchien, ganz ruhig einen reichlichen Blutſtrom aus ſeiner Naſe entfließen.

Heſſels angeborne Aengſtlichkeit fing ſich mit Macht an zu regen; er fragte: ob er einen Bedienten herbeirufen ſolle? aber eine abwehrende Bewegung mit der Hand zeigte ihm, daß er ſich ruhig zu verhalten habe. Heſſel ſtand auf Kohlen, wurde jedoch nicht wenig überraſcht, als er den Fremden eine ſeltſame Bewegung machen ſah, wodurch im Augenblicke das Bluten unterbrochen war.

Mit freundlicher Miene, unverkennbarem Adel in den Blicken, wandte ſich der Fremde zu dem Juden und fing in gebrochener deutſcher Sprache an: „Ihr ſeid mir als ehrlich geſchildert und ich will Euch ein Geſchäft antragen, das Euch großen Nutzen bringen ſoll, dafern Ihr die Mittel habt, die dazu erfordert werden. Zwar zeigt Euer Aeußeres nicht den Mann, den ich ſuche, aber ſeid Ihr ehrlich und von gutem Rufe, ſo wird es Euch leicht werden, das Geld zuſammen zu bringen und überdies — verbirgt bei Euch die ärmlichſte Hülle oft einen goldenen Kern — dies weiß ich aus Erfahrung.“

Mit dieſen Worten öffnete der Fremde eine Schatulle, mit rothem Sammet überzogen, von beträchtlicher Größe und aus ihrer ſchwarzen Unterlage ſtralten Kleinodien von ſo großem Werthe dem armen, vor Angſt, Verlangen und Unruhe bebenden Heſſel in die Augen, daß er an nichts weiter, als an ſeine geringe Baarſchaft denken konnte, die mit dem unermeßlichen Werthe der Steine auf keine Weiſe in Verhältniß zu bringen war.

Es war unverkennbar, daß dieſe Edelſteine einem hohen Fürſtenhauſe angehörten, ſchon die

Faſſung verrieth dies auf den erſten Blick. In der Mitte ſtralte und funkelte eine Krone und zu beiden Seiten erglänzten von dem ſchwarzen Grunde zwei große Ordensinſignien, die Zeichen des Kreuzes von flammenden Rubinen, rings von ſtralenden Brillanten eingefaßt. Heſſel verſchlang die Schätze mit den Blicken, doch wie hier ſich für ihn ein vortheilhafter Handel geſtalten ſollte, konnte ihm nicht einleuchten. Je länger er auf die Steine blickte, um deſto wunderbarer wirkte ihre Macht. Es ſchien ihm als ob tauſend Flammen ihm in Herz und Augen aus dem funkelnden Feuermeere ſprängen und als wenn grünlich glänzende, feurige Schlangen, mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit ſich darin bewegten. Alles lebte, hüpfte und flammte vor ſeinen Blicken und nur die Kreuzeszeichen in dem Orden glühten blutroth und ruhig dazwiſchen und ſie waren es, die den Zauber ihm zerſtörten, indem er von ihnen mit innerer Scheu den Blick ſtets abwenden mußte und ſo die Beſinnung nicht gänzlich verlor.

Der Fremde, in der Meinung, Heſſel gehe damit in Gedanken um, den Werth der Steine zu ergründen, ſah ihm eine ziemliche Weile zu und ſchien ſich an dem beweglichen Mienenſpiel des alten Hebräers zu ergötzen. Jetzt jedoch ſchien es ihm zu lange zu währen und nicht ohne einige

Heftigkeit ihn rüttelnd, rief er ihn in ſeinem Jargon aus den Träumereien auf: „Nun, Alter, iſt es die Art eines geübten Handelsmannes, ſo lang und unnütz vor guter Waare zu ſtehen und ſie anzugaffen. Hat Euch der erſte Blick nicht geſagt, daß die Steine echt und gut ſind und zeigt Euch meine ganze Umgebung nicht, daß ich wohl der Menſch ſei, ſolche Steine zu beſitzen und daß Ihr's mit keinem Betrüger zu thun habt?“

„Bei'm ewigen Gott!“ erwiederte Heſſel, „hab' ich doch nicht daran gezweifelt und die Steine ſind ſo echt und recht, als ich jemals im Leben welche erſchaut habe. Ich finde ſie nur zu ſchön, zu koſtbar, um daran zu denken, ſie mit meiner und aller meiner Handelsfreunde Baarſchaft erſtehen zu können, ſelbſt wenn ſie mir zum billigſten Preiſe erlaſſen würden.“

„Dieſer Sorge ſollt Ihr ſogleich überhoben werden,“ nahm der Fremde das Wort, „ich bin weit entfernt, dieſe Kleinodien entäußern zu wollen. Ich will ſie Euch überantworten und dafür die Summe von vierhundert Ducaten als Anlehen darauf von Euch empfangen. Ihr ſeht ein, ich könnte leicht das Zehnfache darauf entlehnen, wenn ich mich mit einem bedeutenden Handlungshauſe in Verbindung ſetzen wollte. Ich muß jedoch in dieſem Augenblicke Aufſehen vermeiden und bedarf jener mäßigen Summe, um mein Reiſeziel zu erreichen. Bin ich daſelbſt angekommen, ſo wird ein ſicherer Mann Euch die vierhundert Ducaten überbringen und die anvertrauten Koſtbarkeiten in Empfang nehmen. Außer dem, was Ihr an Intereſſen fordert, wird Euch alsdann noch ein reiches Geſchenk eingehändigt werden und wenn Ihr dereinſt von dem näheren Zuſammenhange dieſer Begebenheit unterrichtet ſein werdet, ſo werdet Ihr ſtolz darauf ſein, Hilfe dazu geleiſtet zu haben.“

Nur mit Mühe verſtand Heſſel, was der Fremde ſagte, ſo abgebrochen und ſeltſam war ſeine Rede. Vierhundert Ducaten gegen dieſe Sicherheit, gute Intereſſen und ein reiches Geſchenk, dieſe Ausſichten waren lockend, wenn gleich das Abenteuerliche des Geſchäftes und die Eile, womit es betrieben wurde, das Gemüth des Handelsmannes mit Beſorgniß erfüllten.

„Mein hoher, fremder Herr,“ fing er nach kurzem Bedenken an, „der Jude muß Geſchäfte machen, denn davon lebt er, und darf ſie nicht von der Hand weiſen, ſo fremdartig ſie ihm auch oftmals geboten werden mögen. Vierhundert Ducaten auf kurze Zeit, gegen gute Verzinſung auf Kleinodien leihen, die hinlängliche Deckung für das Hergeliehene gewähren, iſt ein reines Geſchäftchen, das keineswegs zu dem Ungewöhnlichen gehört und der alte Heſſel nimmt keinen Anſtand, einem ſo vornehmen Herrn mit innigem Vergnügen zu Willen zu ſein. Jetzt aber in der Nacht und in dieſem Augenblicke die Summe herbeizuſchaffen, wo die Häuſer ſeiner Freunde verſchloſſen ſind und man ihn für wahnwitzig halten würde, klopft' er an und verlangt' er, man ſolle die Kaſſen öffnen, um die Ducaten für ihn abzuzählen — jetzt den Handel abmachen, iſt unmöglich. Kann das Geſchäft bis morgen früh verſchoben werden — ſo —“

„Halt,“ fiel ihm der Fremde in die Rede, „ich weiß, welche Bedenklichkeiten Du haſt. Glaubſt Du, ich würde mir den Schlaf rauben, um mit Dir hier eine lange Converſation zu halten, wenn ſich meine Weiterreiſe aufſchieben ließe? Wiſſe, es hängt von meiner Säumniß das Leben einer hohen Perſon ab und mein Entſchluß ſtand feſt — noch ehe Du kamſt. Der Jude, der herbeigeholt wurde, müſſe die verlangte Summe herleihen, er möge wollen oder nicht. Mit Deinen Weigerungen entkommſt Du nicht. Während des Naſeblutens bei Deinem Eintritte beobachtete ich Dich genau in jenem Spiegel. Du haſt das verlangte Geld bei Dir, Du fühlteſt mehrmals beſorgt nach den Rollen, die Du in Weſt- und Hoſentaſchen bei Dir trägſt. Du gingſt aus, um einen Handel zu machen, und wirſt nicht ohne Deine Waffen ausgegangen ſein, den Fremden zum Abſchluſſe zu reizen. Denn „Gold blendet," das iſt Eure Loſung und iſt ſtets von Euch bewährt gefunden worden. Darum ohne Umſtände heraus mit dem Mammon. Die Steine hier verſiegelſt Du ſelbſt mit gegenwärtigem Petſchafte, hebſt ſie ſorgfältig auf und lieferſt ſie eben ſo wieder ab. Willſt Du mit Gutem nicht, ſo ſei überzeugt, Du ſollſt gezwungen und auf dem Heimwege Dir Deine Ducaten ohne Unterpfand und vielleicht mit Verluſt Deines Lebens genommen werden."

Zitternd am ganzen Leibe, verſuchte Heſſel vergebens zu ſprechen. Der Fremde wendete ſich von ihm weg und gleichſam abſichtslos, öffnete er ein anderes Käſtchen von Ebenholz, das neben dem Schmucke auf dem Tiſche ſtand, und indem er daraus zwei Piſtolen von ſtarkem Kaliber nahm, ſchien er bemüht, die glänzend eingelegte Verzierung daran mit einem feinen Tuche zu ſäubern. Des Handelsmannes Inneres empörte ſich ſchon beim Anblicke eines Schießgewehres, wie viel mehr hier, in dieſer Situation. Krampfhaft griff er in die Taſchen und preßte in Todesangſt die Goldrollen zwiſchen den Fingern.

„Nun, Hebräer! was iſt Deine Meinung?" redete der Fremde mit einer raſchen Wendung den

Zurückweichenden an, indem er die Mündung der Piſtole ihm zukehrte.

„Ich gebe das Verlangte,“ ſeufzte geängſtigt der Alte, „und will nichts weiter von der Sache wiſſen.“

Und nun, indem der Fremde Siegelwachs, Licht und ein großes Petſchaft herbeiſchob und das Schmuckkäſtchen mit einem ſeidenen Bande umwickelte, legte die zitternde Hand des Juden vier Goldrollen, jede zu hundert Ducaten, auf den Tiſch, träufelte dann immer ängſtlicher und zitternder das geſchmolzene Wachs auf das Seidenband und drückte eigenhändig das ſtattliche Siegel darauf.

Schnell entfernte er ſich hierauf, mit Freuden des unheimlichen Fremden Nähe verlaſſend, und war kaum im Stande, dem unten im Hauſe ihm öffnenden Hausknechte, der ihn fragte, ob er einen guten Handel gemacht habe, eine zuſammenhängende Antwort zu geben.

Auf der Straße in Gottes freier Luft, das ſichere Pfand feſt unter dem Arme haltend, und von dem wunderbaren Scheine der Kleinodien nicht mehr geblendet und verwirrt, athmete Heñel freier. Jetzt nach Hauſe zu gehen, ſchien ihm jedoch nicht räthlich. Wie? wenn Bosheit und Hinterliſt ihm auflauerten und den mit koſtbarem Schatze Beladenen beraubten? Dieſes und zugleich die Neugier, ob der Fremde gleich wieder Frankfurt verlaſſen würde, beſtimmte ihn, ſich in einen vorſpringenden Winkel eines gegenüber liegenden Hauſes zu bergen und dort — das Käſtchen unter dem weiten Roquelaur wohl verſteckt — den anbrechenden Tag abzuwarten. Stille ward's in dem Gaſthofe und nur in den Zimmern des Fremden im erſten Stocke ſah man den Schein vieler hin und hergetragener Lichter. Nicht lange ſo wurde das in ein Seitengäßchen führende große Thor mit lautem Gekrache geöffnet. Heſſel fuhr erſchreckt zuſammen. Ein Poſthorn ertönte und ein mit Sechſen beſpannter, hochaufgepackter Reiſewagen, von einem Vierſpännigen gefolgt, flog in raſſelnder Eile vorüber, daß das Pflaſter dröhnte. Im Gaſthofe verlöſchten die letzten Lichter und eine tiefe Stille lagerte ſich ringsum, während Blaſen und Raſſeln immer ſchwächer und ſchwächer ſich dem Maine zu verlor.

In ſeinem Winkel ward Heſſel nunmehr immer ruhiger. Geſtohlenes Gut war das ihm Anvertraute nicht, das ſah ſein Scharfblick wohl deutlich ein und er konnte mit Gewißheit der Auslöſung der Juwelen und dem ihm verheißenen glänzenden Geſchenke entgegen ſehen. Als Handelsmann pries er ſich — nun da das Gefährliche bei der Sache, wie es ihm ſchien, vorüber war, und er ſich mit dem friedlichen Schatze allein befand — im hohen Grade glücklich, daß der alte Wirth im Weidenbuſche gerade ihn zu dem Fremden hatte rufen laſſen, und er nahm ſich vor, ſich deshalb ganz beſonders bei ihm zu bedanken. Auch ſeiner Familie gedachte er jetzt, die er mit inniger Zärtlichkeit liebte und die ſeinetwegen in großen Sorgen ſein mußte. Er ſah voll Sehnſucht dem erwachenden Leben des Tages entgegen, um ſeinen Heimweg antreten zu können.

In dieſen Gedanken verſunken, hatte ihn der Schlummer überraſcht und halb wachend, halb ſchlafend, zog ein Traumbild an ihm vorüber, worin er ſeinen Stamm grünen und blühen ſah, mit weit ausgebreiteten Aeſten. Seine Tochter Mirjam trug die Krone, die er im Käſtchen unter dem Arme hielt, und aus ihrem Schooße keimten zwei engelſchöne Knäblein, die blutig-rothen Ordenszeichen auf der Bruſt — und von innerem Schauder ergriffen, bewegte er ſich unruhig, ſtieß ſeinen alten Schädel an einen vorſpringenden Stein und erwachte.

Die Dächer und die Wetterfahnen auf denſelben erglühten bereits im erſten Strahl des jungen Morgens und die Bodenheimer Straße herunter, vom Thore her, zogen ſchon ſchnatternde

Milchweiber und Landleute im Sonntagsſtaate. Wankenden Schrittes, mit wirren Blicken, machte ſich Heſſel nach ſeiner Wohnung auf.

Das Thor der Judengaſſe blieb des Sonntags wegen geſchloſſen und zur kleinen Seitenpforte wurde der Wohlbekannte von dem Wachthabenden eingelaſſen, der ihm ſpöttiſch die Worte nachrief: „Biſt lange ausgeblieben, Jud', doch bald hätte Dir Dein Schacher übel bekommen können, — Du weißt ja wohl, daß Ihr am Sonntage Euern Winkel, ohne ſchwere Ahndung vom erbitterten Volke zu dulden, nicht verlaſſen dürfet!" —

Mit einer lächelnden Verbeugung eilte Heſſel vorüber, ſeinen harrenden Kindern entgegen, die er ſchon von Weitem, ängſtlich nach dem Kommenden ausblickend, daſtehen ſah. Freudig begleiteten ſie den Geliebten hinauf, wo Frau und Vater ſeiner bereits in Ungeduld und Sorgen harrten. Mit dem Ausrufe: „Gelobt ſei der Gott Israels! unſer allmächtiger Schützer!" bewillkommten ſie ihn, und fromm-andächtig die Hände auf das Haupt ſeiner älteſten Tochter Mirjam gelegt, ſprach feierlich Heſſel, nicht ohne innere Bewegung des ſonderbaren Traumes gedenkend: „Ehre und Preis ſei ihm in der Höhe! ſeine Wege ſind unerforſchlich!"—

Nachdem die Kinder nunmehr entfernt worden waren, wurden dem Vater und der Frau umſtändlich und ohne des anſcheinend Unbedeutendſten zu vergeſſen, das Abenteuer der vergangenen Nacht mitgetheilt. Aengſtlich hörte die Frau, ruhig und andächtig der Vater zu. Das Käſtchen wurde von außen betrachtet, in den Händen gewogen, das aufgedrückte Wappen in Augenſchein genommen und ſo ſchlechte Heraldiker ſie auch waren, ſo konnten ſie doch ſo viel daran abnehmen, daß dieſes Wappen durchaus nichts von den gewöhnlichen adeliger Familien zeigte. Das Ganze ſchien ein einziger, ſehr verſchlungener Namenszug zu ſein, doch war das Alphabet, woraus dieſe Chiffre zuſammengeſetzt war, den Beſchauenden fremd und nicht zu enträthſeln. Der Frau ſchienen die Züge Aehnlichkeit mit dem Hebräiſchen zu haben und der Vater Mardochai, der weit in der Welt herumgekommen war, hielt ſie für türkiſch, denen gleich, welche den Namenszug des Sultans auf den türkiſchen Münzen bilden. Das Käſtchen wurde in ein Stück alter Seide gewickelt und in den Geldkaſten geſtellt, ſeiner Auslöſung entgegen harrend. Das Morgengebet wurde verrichtet und hierauf das Frühſtück mit Behagen eingenommen, das ſtets nach einem guten Handel die Seele der Hebräer zu durchwürzen pflegt.

Monde vergingen, immer ſchwächer wurde die Erinnerung an die Schrecken jener Nacht, neue

Geſchäfte forderten Heſſels ganze Aufmerkſamkeit, und nur wenn er das Käſtchen in ſeinem Geldkaſten, in Seide gewickelt, ruhig und unverrückt da ſtehen ſah, konnte er ſich nicht der verſuchenden Gedanken entwehren, dieſe Steine aus der Faſſung zu brechen und ſich ſo, nach und nach mit Vorſicht ſie verkaufend, in den Beſitz eines großen Vermögens zu bringen.

Mehr als ſonſt nahm er die Zeitungen zur Hand, mit Aufmerkſamkeit die Reiſeroute vornehmer und hoher Perſonen verfolgend, die ſie wohl mitzutheilen pflegten; allein nichts fand er, das ihm in ſeiner Angelegenheit Licht und Aufſchluß verſchafft hätte. Seine vierhundert Ducaten, auf unbeſtimmte Zeit ausgeliehen, blieben aus und das todte Capital in ſeinem Kaſten fing an, ihm immer mehr und mehr Sorgen zu machen, da bereits ein Jahr verſtrichen war, und noch immer der Fremde nichts von ſich hören ließ.

Der alterſchwache Mardochai kam zum Sterben. Weinend und wehklagend ſtanden ſeine Enkel um das ärmliche Lager und Sohn und Schnur murmelten in Vereinigung mit einigen Verwandten, die üblichen Gebete dem Sterbenden vor, der durch das faſt unmerkliche Bewegen der bleichen Lippen und das dadurch verurſachte Zucken des weißen Bartes anzeigte, daß er leiſe mitbete. Mit einer Bewegung der Hand deutete er den Enkeln und Freunden an, daß er mit ſeinen Kindern allein zu ſein wünſche, und dem Willen des Greiſes gehorchend, entfernten ſich die Uebrigen.

„Kinder!“ ſprach der Greis mit leiſer Stimme, „ich werde aufgefordert werden, in wenigen Augenblicken zu den ewigen Freuden, und meine kurze Zeit ſoll ſich verwenden zu Gebeten; doch muß ich Euch noch abfordern ein Wort, das Ihr dem Sterbenden, als Iſraels Nachkommen, niemals brechen werdet. Einen ehrlichen Vortheil im Handel von dem Nebenmenſchen zu ziehen, iſt erlaubt und wir müſſen davon leben, aber auf unehrliche Weiſe Reichthum erwerben, iſt verboten und bringt keinen Segen. Verſprecht mir, den Euch anvertrauten Schmuck nicht anzutaſten, bis ihn der Eigner wieder fordert von dem, ſo er ihn vertrauend in die Hände gelegt hat, und nichts zu entwenden von den Steinen bis zum jüngſten Tag.“

„Um Gott!“ rief Heſſel, „wie ſoll ich doch aushalten den Schaden! Vierhundert Ducaten entbehren aus dem Handel Jahre lang, richten mich und die Meinigen zu Grunde!“

„Sie richten Dich nicht zu Grunde, mein Sohn, denn der Ewige belohnt es tauſendfältig!“ ſprach der Greis, „ewig peinigen würde Dich Dein Gewiſſen, wenn Du die Steine veruntreueſt, und erbeben müßteſt Du, wenn Du ein Poſthorn hörſt und gedenkeſt, es kann der Fremde ankommen, der das anvertraute Gut zurückzufordern erſcheint. Und wenn er dann wirklich käme, ſo müßteſt Du in die Erde ſinken, um Deine Schande zu verbergen, und könnte leichtlich das räthſelhaft Verborgene Dir und den Deinen am Leben ſchaden. Darum verſprich Deinem ſterbenden Vater, gelobe ihm heilig und auch Du, Rebecca, nie anzutaſten den Schmuck und ihn zu verwahren, bis der Eigner kommt und ihn zurückfordert."

Von dem feierlichen Augenblicke ergriffen, leiſteten Beide in die Hand des Alten einen ſtark bindenden Eid und ſie und ſeine wieder herbeigerufenen Enkel ſegnend, ſchlummerte er unter ſtillen Gebeten hinüber.

Es war zur Zeit der letzten Kaiſerkrönung, als ſich in Frankfurt eine ſeltſame Geſchichte zutrug. Alle Häuſer hatten Fremde eingenommen und glänzende Equipagen der Geſandten und hohen Fremden durchrollten Tag und Nacht die Straßen. Feſtlichkeiten verdrängten Feſtlichkeiten, und die Frankfurter Bürger ſahen ſich in einen ſolchen Schwall von betäubendem Lärm gewiegt, daß wohl Mancher ſich ſehnte, die wilde Welle der allgemeinen Freude möge recht bald wieder in das alte Bett des Alltagslebens zurückkehren.

Auch in der Judengaſſe war es belebter denn je. Sonſt zog wohl die Neugier die Fremden herbei, dieſes verrufene Quartier in Augenſchein zu nehmen, oder irgend ein Handel oder ſonſtiges Bedürfniß zwang dazu, den Verkehr mit Juden zu ſuchen und den Ekel überwindend, ihre Wohnungen zu betreten — hier war es jedoch ein anderer Grund, der ſelbſt die zierlichſten Stutzer hintrieb, ihre feinen Schuhe auf die übelriechenden Unrath- und Kehrichtshaufen zu ſetzen, da kein Wagen die Straße befahren konnte. Der Magnet, der ſo ſtarke Anziehungskraft bewies, war die ſchöne Jüdin, die Tochter Mirjams, nach ihrer Großmutter Rebecca geheißen.

Lang ruheten bereits Heſſel und ſeine Frau neben dem alten Mardochai in ſtillem Frieden, und von der zahlreichen Nachkommenſchaft waren ihnen alle ſchon gefolgt, bis auf Mirjam, ihre erſtgeborne Tochter. Aber auch dieſe hatte ſchon eine hohe Lebensſtufe erreicht, war Witwe und erblindet. Wohlſtand umgab ſie und vor allen andern irdiſchen Glücksgütern blühete ihr ein ſo liebliches Mägdelein wie ſeit Menſchengedenken in Jsrael keines gebluhet hatte. Da das Mädchen ſtets bei der blinden Mutter weilte und nie öffentlich geſehen wurde — da die Neugierigen, die ihr Ruf herbeilockte, oft vergebens die Judenſtraße durchzogen, ehe ſie ſie zu ſehen bekamen, und auch das nur gewöhnlich durch trübe Scheiben in der engen Gaſſe, die ſelten ein Sonnenſtral erhellte, geſchah, ſo war es nicht zum Verwundern, daß dem Gerüchte ihrer außerordentlichen Schönheit viel Seltſames und ſelbſt ſo manches Widerſprechende beigemiſcht wurde, das die Neugier immer mehr und mehr anfachte und der Erſcheinung Reiz um Vieles vermehrte.

Mirjam trieb keinen Handel. Ihre nicht unbedeutenden Capitalien waren ausgeliehen, und ſie lebte von dem Ertrage im Ueberfluſſe. Die alte Geldkiſte ihres Vaters ſtand in ihrem Wohnzimmer und barg die Documente ihres Vermögens, und in einem Winkel derſelben, in ein altes, unſcheinbares Stück Seidenzeug geſchlagen, ruheten die Kleinodien, die in ihren Kinderjahren einſt ihrem Vater von fremder Hand waren anvertraut worden. In ſpäterer Zeit, als ſie ſchon verheirathet war und ihr Vater ſich ſeinem Ende näherte, erzählte ihr dieſer die nähern Umſtände der ſeltſamen Begebenheit, und nicht ohne innere Scheu erblickte ſie ſpäter die eingewickelte Schatulle in der Ecke der alten Geldkiſte. Unverrückt blieb ſie auf ihrem Platze, ſie wagte es nicht, ſie in die Hand zu nehmen. Als der alte Heſſel das Heranrücken ſeiner letzten Stunde fühlte, hatte er die Worte ſeines ſterbenden Vaters Mardochai der weinenden Tochter wiederholt. Noch einmal hatte er ſeine Kraft zuſammen genommen, ihr nochmals alle näheren Umſtände jener Begebenheit ins Gedächtniß zurückzurufen, der merkwürdigſten, die ihm im Leben aufgeſtoßen war, und wie von einem mächtigen Geiſte ergriffen, gedachte er auch leuchtenden Auges des Traumes, den er, in die Straßenecke gedrückt, dem Gaſthofe zum Weidenbuſche gegenüber, halb wachend, halb ſchlafend gehabt hatte: Mirjam, die Krone im Haare, ihre Söhne die Ordenskreuze auf der Bruſt. Nicht ſchaudernd, wie damals, ſondern mild lachend beugte ſich ſein Haupt zur Bruſt hinab, in ſtiller Anbetung verſunken und: „Herr! Deine Wege ſind unerforſchlich!" ſprach er wie damals, und im leiſen Gebete verhauchte er ſeine Seele.

Es hatte ſich nach und nach ein Aberglaube an den Beſitz dieſes Schmuckes geknüpft, weil in der That, ſeitdem er im Heſſelſchen Geldkaſten ruhte, der Wohlſtand bei der Familie eingekehrt war, und die Worte der ſterbenden Eltern ſeine ſorgliche Bewahrung den Kindern anempfohlen hatten. Auch Mirjam hatte bereits ihrem ſchönen Töchterlein die wunderbare Geſchichte von dem Familienhorte mitgetheilt und wie ſie ſelbſt zwar die Kleinodien nicht geſehen habe, wie aber ſie von ihrem Vater wußte, daß eine Krone von unſchätzbarem Werthe, wahrſcheinlich einem hohen, wenn gleich unglücklichen Fürſtenhauſe zugehörig, in der Schatulle verborgen läge.

Auf die junge Rebecca machte dieſe Mittheilung einen tiefen Eindruck, und da ſie, bei Mirjams zunehmender Blindheit oftmals zu der Geldkiſte geſchickt wurde, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, die ſeidene Decke der Schatulle ein wenig zu lüften, und mit faſt nicht zu erſtickender innerer Begierde den rothen Sammet, die goldenen Verzierungen, und vor Allem das große Siegel mit ſeinen verſchlungenen, fremdartigen Zügen, lange zu betrachten, bis der Mutter Ruf ſie aus ihren Träumereien aufſchreckte.

Es war die Zeit gekommen, wo nach der Sitte ihrer Glaubensgenoſſen Mirjam zu der Wahl eines Mannes für ihre in der vollſten Blüthe ſtehende Tochter ſchreiten mußte. Viele Bewerber naheten ſich der Witwe und ſie ging mit ſich und ihren Verwandten zu Rathe, wer der Glückliche ſein ſollte, „die Perle Iſraels,“ ſo nannte man Rebecca, heimzuführen. Ein junger Kaufmann, im Handel und Wandel wohl erfahren, und mit einem ſtattlichen Vermögen verſehen, gab der prüfenden Waage den Ausſchlag, und ihm wurde der fernere Zutritt von der Mutter geſtattet, während man ſich bemühte, die andern Bewerber zu entfernen. Alle

Welt beneidete Ruben, ſo hieß der Erwählte, und Ruben wußte ſein vermeintes Glück zu ſchätzen, und er zeigte ſeiner Verlobten ſo viel Aufmerkſamkeit und Liebe, als er im Stande war. An ſeiner Seite zeigte ſich Rebecca häufiger an öffentlichen Orten, wo es ihnen erlaubt war zu erſcheinen, und immer größer ward der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit.

Um dieſe Zeit war es, als die Kaiſerkrönung eine große Anzahl von Fremden nach Frankfurt gezogen hatte, die mehr noch als die Einheimiſchen — denen ein zu großer Abſcheu gegen Alles, was Jude war, inwohnte — das Lob der ſchönen Rebecca erhöheten.

Unter den Bewohnern der Judengaſſe, die das Haus der alten Mirjam beſuchten, bemerken wir eine Frau in vorgerücktem Alter, deren Aeußeres eben nicht für ſie einnahm, die aber bei näherer Bekanntſchaft viele gute Eigenſchaften zeigt, vor Allem hilfreich und gefällig war, und daher von allen Leuten gern geſehen wurde. Es war dies Peſſah, aus portugieſiſchem Stamme, die, als ihr Mann in Amſterdam, ihrem frühern Wohnorte, geſtorben war, in Frankfurt ſich niedergelaſſen hatte. Sie trieb einen kleinen Handel mit Schönheitswäſſerchen, Magenlatwergen, Leichdornpflaſtern und dergleichen, und beſorgte nebenbei verſchiedenartige Commiſſionen. Die junge Welt wollte ihr zwar nicht wohl und munkelte allerlei von ihr, wer ſie aber näher kannte, konnte der Alten nichts Böſes nachſagen und namentlich hatte Mirjam ihr großes Zutrauen geſchenkt und ergötzte ſich oftmals in ihrer Blindheit, wenn Peſſah aus ihrem bunten Leben in Amſterdam und andern merkwürdigen Städten ihr erzählte, oder wenn ſie die neueſten Stadtgeſchichten zum Beſten gab, die ſie alle wußte, ſie möchten ſich bei den reichen Handelsherren im Braunfels, oder im Innerſten der Wohnungen der Judengaſſe zugetragen haben. Bei der ſchönen Rebecca hatte Peſſah einen großen Stein im Brete. Sie war der aufrichtigſte Bewunderer ihrer Schönheit. Unerſchöpflich war ihr Lob des glänzend-ſchwarzen, langen und ſeidenen Haares, des ſanften Feuers, das aus dem himmliſchen Auge ſtralte, des reinſten Perlenſchmelzes der ſchön geformten Zähne, der üppig ſchwellenden Sarons-Roſe, des Lippenpaares, des Incarnats der Wangen, der Alabaſterſäule des Halſes, kurz aller jener Schätze, womit die gütige Natur die Holde verſchwenderiſch begabt hatte. Doch nicht allein hiermit begnügte ſich die gute Alte. Während Rebecca wohlgefällig in den Spiegel blickte und ihre Reize muſterte, wußte Peſſah ſo manches Wort zu hinterbringen, dem ſich Ohr und Herz der Schönen willig öffneten.

Sie kam viel herum in die Häuſer der Chriſten, und mancher junge Herr kaufte von ihren Waaren, weil er wußte, ſie komme auch zur ſchönen Rebecca und könne da von ihm ein günſtiges Wort reden und ihm Kunde bringen, wie es aufgenommen worden war.

Jeder, der längere Zeit in einer volkreichen üppigen und reichen Stadt gelebt hat, weiß, was die Mode vermag. Sie erhebt eine Schönheit zur Göttin des Tages und läßt ſie verſchwinden, um eine Andere dazu zu erheben. Sie waltet deſpotiſch in den Köpfen und Herzen der Weltleute, und Alles muß ſich ihr beugen, oder es wird verlacht und verſpottet. Dies äußerte ſich hier bei Rebecca's Reizen, die, ſo außerordentlich ſie auch ſein mochten, und durch das Ungewöhnliche, ſie aus dem Judenquartier hervorſtralen zu ſehen, noch um ein Bedeutendes gehoben wurden, durch die Macht der Mode erſt eine ſiegende Allgewalt auszuüben im Stande waren.

Rebecca ſaß am Spiegel, die langen Haarflechten ordnend, als Peſſah zu ihr trat, und die unfern davon im alten wohlbekannten hohen Sorgenſtuhle ſchlummernde Mutter ſchonend, in leiſ hingeworfener Rede das Mädchen in die Kammer beſchied. Die Neugierige ſprang auf und folgte auf den Zehen der vorſchreitenden Alten.

„Ei, Tochter, wie biſt Du heut' wiederum ſo ſchön," fing ſie mit heiſerer, gedämpfter Stimme hier an, „wenn Dich der junge griechiſche Fürſt ſo ſähe, wie würde er da nicht ſeine Schätze und ſeinen Stolz Dir willig zu Füßen legen!" —

„Der junge griechiſche Fürſt?" wiederholte Rebecca verwundert. „Habt Ihr mir doch von ihm noch nie ein Wörtchen hinterbracht und ſprecht jetzt ſo beſtimmt von ihm, als müſſe ich ihn ſo gut kennen als Ihr?"

„Wie wäre das wohl möglich," entgegnete Peſſah, „kommſt Du doch ſelten nur ins Freie, und dann nur ſtets an der Seite Rubens, Deines Verlobten. Dürfteſt Du, wie ich, zu den reichen und ſchönen Fremdlingen gehen, die jetzt zur Kaiſerkrönung in unſerer Stadt verſammelt ſind, da würdeſt Du Herrlichkeiten und Schönheiten zu ſehen, aber noch mehr zu hören kriegen — doch ich will Dich nicht zu hochmüthig machen — ich habe Dir ſchon genug geſagt und einen treuen Spiegel haſt Du ja auch." —

„Wie Ihr nur ſprechen könnt," ſagte Rebecca, „haltet Ihr mich denn für eine eitle Närrin? Was aber ſagt man von mir — iſt es etwas Schlimmes, daß Ihr mir's nicht wieder erzählen wollt?"

„So will ich nicht eingehen zur ewigen Freude," ſchwor Peſſah, „wenn ich jemals nur anhören möchte etwas Schlimmes, was die Fremdlinge von einer Tochter des auserwählten Volkes ſagten. Nein, Kind, das fällt Keinem von ihnen ein — doch rührt ſich nicht Deine Mutter? ſieh nach — Blinde hören ſcharf — und das, was ich Dir jetzt mittheilen will, ſoll — ſo unſchuldig es an und für ſich iſt — dennoch von der alten Mirjam noch nicht gehört werden.“

Rebecca ſchlich ſich in die Wohnſtube, um der Mutter Schlummer zu belauſchen, indeß zog Peſſah ein Bildniß aus ihrem Mantel, den ſie gewöhnlich um Kopf und Schultern zu ſchlagen pflegte, und ſtellte es im beſten Lichte, der ſich öffnenden Thür gegenüber, dergeſtalt auf, daß der Wiedereintretenden erſter Blick darauf fallen mußte. Leichtlich hätte aber dieſe Unvorſichtigkeit das Erwachen der Alten herbeigeführt, denn kaum war Rebecca zurückgekommen, als beim Anblick des Bildes ein lauter Schrei ihrer Bruſt entfuhr. Es war der Kopf eines vollkommen ſchönen Jünglings, und wenn einer in Gottes weiter, wunderbarer Schöpfung werth war, ein Gegen- und Seitenſtück zu Rebecca's Schönheit genannt zu werden, ſo war es dieſer. Glücklicherweiſe für den Plan der Alten, ſchlief die Mutter in dem Augenblicke zu feſt, um den Schrei zu vernehmen.

„Närriſches Kind," ſagte Peſſah zu der Hochbetroffenen. „wie kann ſein Bild Dich ſchon ſo ergreifen! Es iſt ein Kopf, wie ihn die Männer ſeines Volkes häufig haben, und das Bild hat Ausdruck und Leben. Halb und halb iſt das Volk, zu deſſen Erſten er ſich zählt, mit uns verſchwiſtert. Unſer Stamm hatte mit dem Seinigen eine Wiege, auch in der Lebensweiſe ſind wir nicht ſehr verſchieden und ſelbſt die Vornehmſten unter den Seinen lieben Handel und Wandel wie wir. Mit einem Worte, es iſt der junge Griechenfürſt, den Du hier im treuen Abbilde vor Dir ſiehſt, und der von heißem Verlangen verzehrt wird, Dir ſo gegenüber zu ſtehen, wie jetzt dieſes ſein Bild."

„Der junge Griechenfürſt," wiederholte gedehnt Rebecca, mit rothglühenden Wangen und ſehnſüchtigen Augen, in ſüßem Vergeſſen den ſchönen Jünglingskopf anſtaunend. Peſſahs zahnloſer Mund verzog ſich zum freundlichen Grinſen.

„Geſtern Abend," erzählte die Alte, ließ er mich rufen. Schon mehrmals bin ich bei ihm geweſen, und ich muß Dir ohne Hehl geſtehen, ſelbſt mein altes Herz fühlte ſich erwärmt, in der Nähe ſeiner wunderbaren Schönheit. Obgleich ein reicher und vornehmer Fürſt, iſt er ganz Naturkind und mit Offenherzigkeit hat er mir ſeine Liebe —

erſchrecke nur nicht! — zu Dir, Tochter, entdeckt. Leider konnte ich ihm nur achſelzuckend zuhören, wenn er mir ſeinen Wunſch offenbarte, nur ein einzig Mal mit Dir zu ſprechen. Wie wäre es wohl möglich, Dich zu ihm, oder ihn zu Dir zu bringen? Alles, was er zu thun vermochte, ſeine grenzenloſe Sehnſucht zu befriedigen, war, Dein Bildniß, das in hundert und hundert mehr und minder ähnlichen Abſtufungen von Malern und Bildhändlern feil geboten wird, zu kaufen und mit dieſen Conterfeien die Wände ſeiner Wohnung zu tapeziren. Mehrere Tage waren vergangen als ich geſtern auf ſeinen Befehl vor ihm erſchien. Gott meiner Väter! wie abgehärmt und blaß ſah das ſchöne, ſonſt ſo blühende Geſicht aus. „Liebe Freundin,“ ſagte er zu mir, „wenn ich mich ihr nicht bald nähern darf, ſo reibt mich die Sehnſucht auf, ich bin krank, ſehr krank, das fühl’ ich. Eile zu ihr hin, bitte ſie, daß ſie ſich meiner erbarme und mir vergönne, einen Blick ihres Auges, ein Wort ihres Mundes in mich aufzunehmen. Sie kann nicht ſo grauſam ſein, mich hinſterben zu ſehen.“ — War es mir da zu verdenken, holde Tochter, daß ich zu einem Mittel meine Zuflucht nahm, das ich mir nur in einem ſo außerordentlichen Falle zu gebrauchen erlaubte? Ich nahm ſein Bildniß und das wohlgetroffenſte von Dir, das er beſitzt, und indem ich beide Bilder unter geheimen Zeichen und Sprüchen mit einander verband, übte ich einen ſtarken Zauber, deſſen Wirkung mir längſt bekannt iſt. Während daß Du dies Bildniß hier feſt und mit innerer Bewegung betrachteſt, thut er desgleichen vor dem Deinigen und empfindet Linderung ſeiner Liebesqualen. Wollteſt Du nun wohl, aus Liebe zu mir, dem Bilde nur, einen Kuß auf den Mund drücken? Niemand ſieht es, als ich.“ — Rebecca blickte zögernd nach der Alten hin.

„Nun, Kind, warum bedenkeſt Du Dich?“ bemerkte die Alte. „Iſt ein Bild zu küſſen, das Bild eines Menſchen, eine Sünde? Ueberdies geſchieht es ja nur zum Scherze.“ —

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo hefteten ſich Rebecca's Lippen im langen glühenden Küſſe auf die Lippen des Bildes. Wie ein mächtiger elektriſcher Schlag durchzuckte es ihr Inneres. Die Mutter rief im Nebenzimmer, und ſchnell das Bild unter den Mantel bergend, ſprach die Alte die flüchtigen Worte: „Morgen, zwölf Uhr Mittags, am Fenſter!“

Es war die unruhigſte Nacht ihres Lebens, die die ſchöne Rebecca nach dieſem Vorfalle hinbrachte, und mit wachen Augen ſah ſie kaum den Tag trübe durch die ſich faſt berührenden Giebel der Häuſer hindurchbrechen, als ſie ſchon das Lager verließ, um in irgend einer Beſchäftigung Ruhe für ſich zu erringen. Beſorgt fragte die Mutter, den Lauf der Zeit im Kopfe berechnend, was ſie ſo früh ſchon zu ſchaffen habe, aber die Tochter erwiederte: die Sonne ſtände bereits hoch und die Mutter ſolle das Lager verlaſſen.

Ein tödtlich langer Vormittag ſchwand dem ſchönen Judenmädchen hin. In heftiger Aufregung ſaß ſie am Fenſter, das Köpfchen unverwandt nach der Straße gerichtet, die zwölfte Stunde erwartend. Endlich ſchallte vom nahen Dome das dritte Viertel und bebend ſchreckte Rebecca zuſammen. Immer ſchärfer blickte ſie in die Ferne; ſie hörte nicht, wenn die Mutter ſie anrief, die wilde Glut des Buſens ſtieg in den Kopf und faſt bewußtlos hatte ſie nur einen Gedanken.

Mit unſäglicher Langſamkeit ſchlich dieſes letzte Viertel vorüber, endlich bewegt ſich die große Glocke, der erſte Schlag ertönt, ein fernes Raſſeln deutet das Heranrollen eines Wagens am Eingange der engen Gaſſe an. Nun wird eine männliche Geſtalt ſichtbar, in einen blauen Sammetpelz gehüllt, mit goldenen Schnüren, nach ungariſcher Art, beſetzt. Die Geſtalt nähert ſich langſam, nach den Häuſern dieſer Seite ſpähend aufblickend; jetzt erkennt Rebecca die Züge, es iſt das Original des Bildes, das ſie geküßt hatte.

Der junge Grieche hatte nicht ſo bald Rebecca erblickt, als er in ruhiger Faſſung ſtehen blieb, ein in Gold gefaßtes Glas, das ihm an goldener Kette am Halſe herunterhing, zur Hand nahm und damit Rebecca lang verweilend betrachtete. Dies geſchehen, lächelte er fein, nickte mit dem Kopfe und wendete ſich zum Gehen. Alles Blut, das der armen Rebecca in der langen Stunde der Erwartung zu Kopfe geſtiegen war, trat jetzt mit einem Male erſtarrend in die Adern zurück, und wie von einem Fieberfroſte geſchüttelt, mußte ſie vom Fenſter wanken, einen Sitz ſuchend, um ſich zu ſammeln und zum Leben wieder zu erwärmen.

War es die Schönheit, der Stand des Fremden? war es die Neigung zu ihr, wie ihr die alte Freundin ihrer Mutter ſo heiß geſchildert hatte, oder die Sonderbarkeit ſeines Benehmens bei ihrem erſten Anblicke? war es endlich der Kuß, den ſie auf den Mund des Bildes gedrückt hatte, der den gewaltigen Zauber ausübte? ſie konnte ſich's nicht erklären, was die heftigen Bewegungen in ihrem Innern hervorbrachte. Sie mußte — faſt ſchwindelnd, wie ſie war — ſchnell wieder aufſpringen und an's Fenſter laufen — ſie blickte ihm nach und ſah ihn noch um die unferne Ecke biegen. Tief aufſeufzend ging ſie im Zimmer auf und ab. Vor der geöffneten Geldkiſte blieb ſie ſtehen, ihre

Augen verweilten auf dem Schmucke. „Eine Krone beſitz' ich! wer ſie mit Recht tragen dürfte!“ ſeufzte ſie. „Er ein Fürſt — ich ein armes Mädchen von dem verachteten, unterdrückten Volke! — und wenn er mich liebt, wie Peſſah mir ſagt, iſt es nicht Sünde, den Fremdling, den Chriſten wieder zu lieben? Kann ich mit ihm Gemeinſchaft pflegen, ohne mich ewig ins Verderben zu ſtürzen. Ja, wär' ich von ſeinem Stamme und dieſe Krone mein!“ — Hier nahm ſie das Käſtchen in die zitternde Hand, betrachtete es eine Weile und ſtellte es dann mit wehmüthigem Lächeln an ſeinen Platz zurück.

Ruben kam, und dem Beſorgten entging die Wallung Rebecca's nicht. Seine Liebe hatte ihr Herz nie getheilt und ſie war innig erfreut, als er ihr verkündete, eine Geſchäftsreiſe würde ihn für mehrere Wochen von Frankfurt entfernt halten. Sie freuete ſich, ſeines Anblicks überhoben zu ſein und nicht das ſchulderfüllte Auge zu ihm aufheben zu dürfen.

Unter der zum Krönungsfeſte in Frankfurt anweſenden Fremdenmenge befand ſich auch der meinen Leſern oberflächlich ſchon bekannte griechiſche Fürſt. In dem Strudel würde man ihn wenig beobachtet haben, wenn nicht eine Eigenſchaft ihm zu Theil geworden wäre, eine Eigenſchaft, die mehr noch als Reichthum und Stand Aufſehen zu erregen vermag. Dies war ein ausgezeichneter Grad von männlicher Schönheit, und was dieſe um ſo intereſſanter machte, ein unglückliches Geſchick, das den jungen, ſchönen Mann von früheſter Jugend an verfolgte.

Sein Vater, einer der reichſten und mächtigſten Fürſten im Vaterlande, hatte, müde des Druckes, unter dem ſein Volk ſeufzte, ſchon in jener Zeit den Plan entworfen, den ſpäter ein Enkel von ihm ausführte. Voll Muth und Entſchloſſenheit fing er an, gefährliche Verbindungen zu knüpfen, die Freunde zu bewaffnen, die Feinde in den feſten Plätzen zu gewinnen, und nicht fern mehr war der Augenblick, wo die Empörung in hellen Flammen über die Häupter der Feinde des Glaubens und ſeiner Unterdrücker verzehrend hereinbrechen ſollte, als die Schlange Verrath ſich bübiſch einſchlich und die Häupter der Verſchwörung dem unaufhaltſam eindringenden Verderben überantwortete.

In einer fürchterlichen Nacht wurden die Paläſte des Fürſten und ſeiner Anhänger vom wüthenden Pöbel überfallen und mit Feuer und Schwert verwüſtet. Im Getümmel entkam der Fürſt ſelbſt, in elende Lumpen gehüllt, unerkannt dem Mörderhaufen, nur ein Käſtchen in der Eile mit ſich nehmend, das einen Familienſchmuck von hohem Werthe enthielt. Trotzend der Gefahr, blieb er noch einige Zeit im nahen Waldgebirge verborgen, um ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, welches Loos ſeine Familie betroffen habe. Leider war dieſe bald erlangt. Ein alter Vertrauter hinterbrachte ihm die Kunde, daß ſeine Gattin und ſeine Söhne den Tod gefunden hätten, und übergab ihm eine Summe, groß genug, für längere Zeit ſein Leben zu friſten, ohne in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, die Veräußerung ſeines Familienſchmuckes zu bewerkſtelligen.

Knirrſchend vor Schmerz und Wuth, den Dorn der Rache im Herzen, floh der unglückliche Fürſt nach entfernten Ländern Europa's, wohin das Scepter des Osmanen keine Kraft mehr hatte, ihn ſtrafend zu erreichen.

Aber auch in der Ferne gedachte er der theuern Heimath, und am Strande der Themſe, in dichten Nebel gehüllt, einherwandelnd, ſchweiften ſeine Gedanken zu den immer grünen Olivenwäldchen ſeiner Heimath, über die ein dunkelblauer, düftegeſchwängerter Himmel ſich lieblich hinbreitet.

Plötzlich ſchreckte ihn ein Brief aus ſeinen Träumereien auf eine höchſt erfreuliche Weiſe auf. Alle die Seinen waren in jener Nacht nicht umgekommen, ein Sohn war wie durch ein Wunder gerettet und von einem treuen Diener erzogen worden. Der Vertraute, der dieſe Nachricht gab, erſuchte zugleich den Vater, ſich auf den Weg zu machen, um den geliebten Sohn abzuholen, den er ſelbſt bis zur Grenze begleiten wollte, weil im Lande dem Vater Gefahr drohen könne.

Konnt' es nun wohl für den Unglücklichen eine ſtärker mahnende Aufforderung geben, als augenblicks die Reiſe zur heimathlichen Grenze anzutreten, dort den geliebten, von dem gütigen Himmel ihm ſo wunderbar erhaltenen Sohn in Empfang zu nehmen, und dann wieder für ewig jene Gegenden zu meiden, und im ſtillen Glücke des Vaters alles Ungemach zu vergeſſen? Er eilte dahin, wohin ihn ſein Herz ſo mächtig trieb, er ſah den Sohn wieder und den Freund, und ließ ſich von ihm eine genaue Schilderung des trauernden Vaterlandes entwerfen. Einige Tage des Beiſammenſeins waren in ſeliger Selbſtvergeſſenheit hingefloſſen und ſchon rüſteten die Freunde ſich zum Abſchiede. Eine bedeutende Summe in Wechſeln und Geld, die letzten Ueberbleibſel ſeines ungeheuren Vermögens, die den gierigen Händen des türkiſchen Schatzmeiſters entgangen, hatte der treue Vertraute dem Fürſten eingehändigt und die Stunde der Trennung war da, als ein türkiſcher Beamter mit vielen Wachen das Haus umzingelte, und nicht achtend den geringen Widerſtand der Dienerſchaft des Fürſten, zum Entſetzen der Einwohner des Grenzortes, den Unglücklichen nebſt ſeinem Freunde gefangen fortführte und auf dem Gebiete ſeines Herrn niedermetzeln ließ. Gleich wie zum Hohne, wurden die Leiber der Ermordeten auf Pfählen geſpießt, an der Grenze zur Schau geſtellt, indeß die Köpfe, nach türkiſcher Sitte, durch Eilboten nach Conſtantinopel geſchickt wurden.

Die Sage ging, daß ein fremder Jude den Verrath begangen habe.

Die treuen Diener entflohen eiligſt mit dem jungen Prinzen nach Ungarns Hauptſtadt. Mit Noth und Mangel kämpfend, langten ſie daſelbſt an, da alle Effecten des Fürſten den Türken zugefallen waren.

Mehrere Große nahmen ſich des unglücklichen Dimitri an und ließen ihn auf eine ſeinem Stande gemäße Weiſe erziehen. Er erhielt eine Stelle in einem ungariſchen Regimente, und wenn gleich ſeine Zeit zwiſchen Dienſt und Zerſtreuung getheilt ſchien, wenn nach Art der jungen Edelleute jenes Landes, die adeligen Uebungen der Jagd, die Reizungen des Spiels, und die Genüſſe der Liebe ihn einzig und allein beſchäftigten, ſo war es doch nur ein Gedanke, der tief in ſeinem Innerſten glühete, der Gedanke an Rache, Rache zu nehmen an den

Verräthern, an den Mördern ſeines Vaters. Von ſeinem väterlichen Beſitze war ihm nichts geblieben und er war gezwungen, von dem Gehalte als Rittmeiſter eines Huſarenregiments und einer Unterſtützung zu leben, die ihm ein naher Verwandter ſeiner Mutter, einer vornehmen Familie entſproſſen, zufließen ließ.

So lebte der junge Fürſt einige Jahre, als ſein Rang und ſein Unglück die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ihn zogen, und ihm die Auszeichnung verſchafften, an das kaiſerliche Hoflager gezogen zu werden, um dort einen Platz in der Edelgarde zu finden, die zunächſt des Herrſchers geheiligte Perſon umgab. In dieſer Eigenſchaft folgte er dem Hofe nach Frankfurt zur Krönung.

Hier finden wir ihn ganz den Vergnügungen hingegeben, die zu jener Zeit die alte Krönungsſtadt ihren zahlreichen Beſuchern zu bieten vermochte; und ſeine körperliche Schönheit, ſo wie ſeine geſelligen Talente, hatten ihn in den glänzendſten Zirkeln längſt unentbehrlich gemacht.

Es konnte nicht fehlen, wenn junge Cavaliere ſich von ihren Eroberungen unterhielten, und dann die Gallerie beſiegter und unbeſiegter Schönheiten durchmuſterten, daß in der Reihe der Letztern vor Allen der ſchönen Jüdin Erwähnung geſchah. Wenige nur hatten ſie ſelbſt geſehen. Viele ſuchten die Straße auf, wo ſie wohl dann und wann am Fenſter zu erſchauen war und ſo Manche hatten ſich vergebens den Unannehmlichkeiten einer ſolchen Wanderung ausgeſetzt. Dieſe Unbekanntſchaft mit dem Gegenſtande ihres Lobes hatte nun aber dazu beigetragen, daſſelbe ins Unendliche auszudehnen. Jeder bemühete ſich, zu dem, was er vom Hörenſagen wußte, aus eigener Phantaſie, ſo gut es ging, das etwa noch nach ſeiner Meinung Fehlende zu ergänzen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß Widerſprüche in der Beſchreibung der wunderbaren Schönheit Rebecca's ſich einſchlichen, die das Ganze dem ruhigen Zuhörer als Fabel erſcheinen ließen.

Fürſt Dimitri kam ſo eben von einem Spazierritte heim und war im Begriffe, vor ſeiner Thüre ſich vom Gaule zu ſchwingen, als er, durch eine anſehnliche Volksmenge unweit ſeiner Wohnung aufmerkſam gemacht, ſeinem Diener zurief, nachzuſehen, was ſich dort wohl zugetragen haben möge.

„Herr!“ ſagte nach einer Weile lächelnd der Zurückkommende, „man ſollte es kaum glauben! Es iſt ein Mann, der das Bild der ſchönen Jüdin verkauft, und Alles gafft ſie an, wenn auch nur Wenige ſie kaufen.“

„So ſpringe hin,“ rief Dimitri noch hoch zu

Pferde und ſich vom Sattel erhebend, um die Börſe zu ziehen, die er unter dem Dollman zu tragen pflegte, fuhr er fort, indem er dem Diener ein Goldſtück hinwarf, „hole mir eines von dieſen Bildern, damit ich doch auch weiß, wie dies Wunderwerk beſchaffen iſt, denn die Wallfahrt zum Judenquartier werd' ich wohl ſchwerlich um ſeinetwillen antreten.“ —

Während der Diener um das Bild feilſchte und das Goldſtück wechſeln ließ, war Dimitri vom Pferde geſprungen, und es einem herbeigekommenen Stallknechte übergebend, ſtand er vor der Thür, die Arme über einander geſchlagen, und ſah auf ſein ſtolzes, warmgerittenes Roß, das langſam vor ihm auf und abgeführt wurde, anſcheinend mit keinem leiſen Gedanken bei der ſchönen Jüdin verweilend. Da übergab ihm das Bild der zurückgekommene Diener und er — es keines Blickes würdigend und zuſammenrollend — klopfte ſeinem Rappen die ſchwellenden Halsadern und ſprang dann mit klirrenden Spornen, einen ungariſchen Tanz pfeifend, die breite ſteinerne Treppe ſeiner Wohnung hinan.

Im Zimmer angelangt, gedachte er zuerſt der lieblichen Fürſtin ***, der Zierde der Aſſembleen, die ihn mit großer Auszeichnung beehrt hatte; dann lächelte er freundlich dem Bilde der ſchmachtenden Gräſin .. zu, der Gemahlin eines Mitgliedes der engliſchen Geſandtſchaft. Mehrere reizvolle Portraits, von ſeinem Gedächtniſſe treu ausgeführt, folgten, und den Reihen beſchloß ſeine himmliſche Tänzerin, die Herzogin von S., bei deren Erinnerung ſein Herz feuriger zu ſchlagen begann. Die Verhältniſſe verwünſchend, die dieſen Engel dem jungen und eben ſo liebenswürdigen Herzoge zugeführt hatten, mithin ihm jede Hoffnung abſchnitten, ſich der Geliebten anders als im flüchtigen Tanze zu nähern, hatte er vom Winkel des Sopha's, wo er mit ſeinem Gedankenſpiel beſchäftigt war, ſich erhoben und ging raſchen Schrittes im Zimmer auf und ab, als ihm die Rolle auffiel, die er beim Eintreten auf ſeinen Schreibtiſch geworfen hatte.

Er öffnete ſie. —

War es nun ſeine erhitzte Einbildungskraft, oder die Wirkung eines Zaubers, den die Stunde verhängnißvoll übte — er blieb erſtaunt, die Augen unverwandt nach dem Bilde gerichtet, ſtehen. Es war nicht möglich zu glauben, daß auf natürlichem Wege das Bild einer verhaßten Jüdin, von einem Pfuſcher für den Verkauf um einige Batzen gepinſelt, ſolchen Eindruck auf ein Auge hervorzubringen vermochte, das daran gewöhnt war, die höchſten Reize weiblicher Schönheit in ſich aufzunehmen. Ganz im Anſchauen verſunken, ſtand er da und überhörte das dreimalige Klopfen an ſeine Thür, bis endlich dieſe ſich öffnete, und viele Entſchuldigungen ſtammelnd, die wohlbekannte Peſſah eintrat.

Das Bild aus der Hand legend und umblickend, hatte kaum der Fürſt die Eintretende erkannt, als er raſchen Schrittes auf ſie zutrat, die welke runzliche Hand in die ſeine nahm, und ſie vor Rebecca's Conterfei führend, ausrief: „Sprich, Alte, iſt dies die Jüdin, treu und wahr, von der in dieſer Zeit ganz Frankfurt voll iſt?“

„Soll mich Gott ſtrafen!“ ſprach grinſend Peſſah, „dies iſt Rebecca, mein liebes, frommes Kind, das der Himmel überſchüttet hat mit ſeinen Reizen, und das darum viel auszuſtehen hat, weil Neid und Habſucht das Bild verkaufen der züchtigen Jungfrau auf offenem Markte.“

„Der züchtigen, ſagſt Du?“ fiel der Fürſt raſch ein, „iſt ſie züchtig und widerſteht den Lockungen des Glanzes?“

„Rebecca iſt verlobt, fromm erzogen und hat reichlich zu leben. Sie iſt bekannt für tugendhaft und keine Lockung kann zu ihr dringen,“ verſetzte die Alte.

„Iſt ihr Herz an keiner Stelle offen, wo ein Liebhaber ſich einſtehlen könnte?“ fragte aufgeregter der Fürſt, aufgeregter durch der Alten ausweichende Rede.

„Ein Liebhaber?“ gab Peſſah zurück, „ein Geliebter vielmehr — ja — was wäre der Liebe unmöglich?“

„Du ſprachſt, ſie ſei verlobt“ — ſagte der Fürſt, ſie forſchend anblickend.

„Nun ja,“ meinte die Alte, „auch daran kehrt ſich die wahre Liebe nicht. Rebecca hat bis jetzt noch nicht geliebt, und nur der Liebe allein ſind Wunder möglich.“

„Gut,“ rief lachend der Jüngling, indem er den Dollman aufriß und ſich bequem machte, „ich liebe die Jüdin, Du wirſt es ihr hinterbringen und dafür ſorgen, daß ſie mich wieder liebt!“

Vor Schrecken gleichſam zurücktaumelnd, ſo ſchien es mindeſtens, ſtotterte die Alte: „Gnädigſter Herr! Sie ein Fürſt, ein Chriſt, und Rebecca eine Jüdin — nimmermehr wird dieſes Band beſtehen, ſelbſt wenn es Ihnen gelänge, es zu knüpfen.“

„Das laß nur meine Sorge ſein,“ ſprach Dimitri, „thue was Du kannſt, mir Rebecca's Neigung zu gewinnen, und ein Lohn wird Dir zu Theil, wie Du ihn Dir nicht träumen kannſt, wo nicht, ſo erfreche Dich nie wieder, vor meinem Angeſicht zu erſcheinen!“ —

Und ſomit wandte er ſich ſchnell zum Weggehen und warf die Thür des Nebenzimmers fürrend ins Schloß, die erſchrockene Alte allein zurücklaſſend.

Sinnend verließ Peſſah die Wohnung des Fürſten. Sie war in der Abſicht zu ihm gegangen, ihm ihre neuen Schönheitsmittel anzupreiſen, wie ſie wohl öfter gethan, und war ſich eines ſolchen Auftrags, wie ihr ihn der ſchöne Herr ertheilt hatte, nicht vermuthend. Die in dergleichen Fällen Wohlbewanderte wirft die Gedanken im alten Kopfe hin und her, wie es ihr glücken möchte, den verheißenen Lohn zu erhaſchen. Sinnenreiz und Eitelkeit, beide waren in Rebecca zu erregen, um zum Ziele zu gelangen, es bedurfte eines Verſuches, und wie er ausfiel, haben wir bereits belauſcht. Das Bildniß des Fürſten hatte ſich Peſſah zu ihrem Vorhaben von demſelben erbeten. Die arme Rebecca hatte keinen ruhigen Augenblick, bis daß ſie Peſſah wieder ſprechen könnte, und dieſe — die Gewalt einer ſolchen Zögerung wohl kennend — ließ ſich lange erwarten. Endlich erſchien ſie am ſpäten Abend, ein kleines Laternchen in der Hand, woraus eine gelbe Wachskerze einen traurig-matten Schein warf. Sich ſetzend, ſtellte ſie das Laternchen vor ſich auf den Tiſch und blickte beim Sprechen unverwandt hinein, indeß ein gelblicher Schein auf ihren mehr widerwärtigen als angenehmen Zügen ſonderbar ſpielte.

Miriam ruhete im Sorgenſtuhle ihrer Gewohnheit nach, und leiſe flüſternd ſaßen die Alte und Rebecca neben einander.

„Was ſprecht Ihr denn in einem fort von Fürſten und Griechen?“ ſagte tief aufathmend die Mutter, „was gibt's denn ſo Herrliches und Seltſames in Frankfurt, daß Ihr, Peſſah, des Lobes nicht ſatt werden könnt?“

„Genug Herrlichkeiten und Seltſames auch,“ erwiederte Peſſah, „was ich aber Eurer Tochter erzähle, iſt ein Mährchen von einem jungen Griechenfürſten, der in Liebe zu einem Mädchen unſers Stammes entbrannte, ihr zur Krone verhalf, und ſie doch bei dem Glauben ihrer Väter ließ.“

„So lebte ſie als ein Kebsweib mit ihm und trug die Verachtung der Welt,“ ſprach die Mutter.

„Er war Fürſt und ehrte ſie gleich ſeiner Frau, und befahl, ſie zu ehren, allem Volke — und ihre Kinder waren Fürſten und regierten das Land“ — entgegnete Peſſah, Rebecca zuwinkend.

„Weh ihr!“ verſetzte die Mutter, „ſo hat ihr Schooß getragen Abtrünnige des Glaubens, und die Frucht hat den Stamm geſchändet.“ —

„Es iſt ja nur ein Mährchen,“ ſprach lächelnd Peſſah, „und im Mährchen wird die Mutter glücklich. In der Wirklichkeit wird ſich dergleichen wohl ſchwerlich zutragen.“

„Nun ſo erzählt Euer Mährchen zu Ende," ſagte Mirjam, „wenn Rebecca mich zu Bette geführt hat" — und ſomit erhob ſich die Alte und ließ ſich von ihrer Tochter ins andere Zimmer geleiten.

Kaum ſah ſich Peſſah allein, als ſie eiligſt die Laterne zum Fenſter trug und den Schein auf die Gaſſe hinunterfallen ließ. Kurz darauf hörte ſie ein leiſes Geräuſch auf der Treppe und die Thür halb geöffnet, rief ſie unvernehmlich ein Paar Wörter hinaus, die von einem unmerklichen Kichern beantwortet wurden. Rebecca kam zurück und fragte befremdet, weshalb die Laterne vor dem Fenſter ſtehe.

„In den Küſtenländern entzünden die Menſchen Feuer zur Nachtzeit," hob geheimnißvoll Peſſah an, „um denen, die draußen in Nöthen auf dem Meere ſich befinden, durch ſolchen Schein die Lage des Ufers und die Stelle des ſichern Landens zu bezeichnen. Dies Lichtchen iſt nur zu ähnlichem Zwecke hier angezündet. Draußen irrt, von mannigfachem Drang beſtürmt, von Liebesnöthen geſcheitert, der Schönſte und Liebenswertheſte der Menſchen umher, und dies Lichtchen iſt ihm ein Zeichen, daß ſeiner Noth ein Ende werden ſoll."

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fragte Rebecca im höchſten Staunen.

„Nun der Fürſt, der arme Fürſt, irrt wie ein Bettler vor Deiner Thür umher, Tochter!“ ſagte geſchwätzig die Alte, „er verhaucht ſeine heißen Seufzer in die kalte Nachtluft und drückt ſeine brennende Stirne an die kalten Steine Deines Hauſes, ſein Auge blickt ſehnſüchtig empor“ --

Ein ziemlich lautes Geräuſch draußen an der Thür unterbrach hier ihren Redefluß.

„Um Gott!“ rief Rebecca, indem eine jäh aufflammende Röthe ihr bis in die Augen trat — „was wollt Ihr damit ſagen?“

„Daß der Fürſt Dimitri, der Abgott aller Weiber, der ſchönſte, vornehmſte und reichſte der hier anweſenden Cavaliere,“ ſagte gelaſſen Peſſah, „von liebender Sehnſucht getrieben, an Deiner Thür ſteht und auf die Erlaubniß von Deinem Zaubermunde wartet, eintreten zu dürfen.“

Aller Beſinnung beraubt, mit hochwallendem Buſen, ſtand Rebecca da und verhinderte es nicht, als Peſſah zur Thür trippelte, dieſe öffnete und eine hohe Mannsgeſtalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, eintreten ließ.

Am andern Morgen erſchien Peſſah mit liſtig lächelndem Geſicht bei dem Fürſten.

„Du willſt Deinen Lohn,“ ſchrie er ihr entgegen, „und ſollſt ihn haben. Was in aller Welt dachteſt Du, als Du mich zu der Judendirne führteſt! Glaubteſt Du, ich würde Jacob, einen verliebten Schäfer machen und mich ſieben Jahre um ihre Gunſt bewerben? Verhaßt iſt mir Dein Volk, und von bitterm Grolle ſchwillt mir das Herz, wenn ich einem der Deinen begegne, doch überwand ich meinen Abſcheu und folgte Dir, nichts anders erwartend als einen Scherz, der mir bei meinen Genoſſen Stoff zur Beluſtigung hätte geben ſollen. Statt deſſen nun muß ich einem langweiligen Gewäſche von Liebe, Zärtlichkeit, Abſichten und Gott weiß was, Rede ſtehen und Deine lange Naſe ſtets einen verhaßten Schatten zwiſchen mir und der Dirne werfen ſehen. Jetzt bleibe mir mit Deinen Intriguen vom Halſe, denn zweimal ſchon lockteſt Du mich nach der Judengaſſe, und geſchäh' es zum dritten Male, ſo würde mein Pallaſch aus der Scheide tanzen, Dir einen andern Lohn zu zahlen, als Du hiermit empfängſt."

Bei dieſen Worten warf er der ganz erſchrockenen Peſſah einige Goldſtücke zu, die ſie mit zitternder Hand von der Erde aufraffte.

„Ei, ei, mein ſchöner Prinz!" brachte die Alte ängſtlich vor, „ein ſchönes Mädchen — und ſei's eine Jüdin — iſt keine Feſtung, die mit Sturm zu erobern iſt. Und überdies war Rebecca bis jetzt züchtig und ehrbar, vom unbeſcholtenſten

Leumunde. Nur die große Liebe, die ſie beim Anblick des Bildes Eurer Hoheit ergriff, und meine Klugheit hatten es ſchon geſtern bis zu einer Unterredung gebracht.“ —

„Was! Unterredung!“ herrſchte ſie der Fürſt an, „nie im Leben ſuchte ich Unterredung mit einer Jüdin! Ich verabſcheue Euch! Ihr waret es, die meinen unglücklichen Vater ſeinen Feinden verriethen, um ſich mit ſeinen Koſtbarkeiten zu bereichern. Bei Eurem Volke befinden ſich jetzt jene Kleinodien, der Stolz und Reichthum unſerer Familie! Ich haſſe die Türken, die eines politiſchen Vergehens wegen das Blut meines Vaters vergoſſen; aber ich verabſcheue und verfluche Euch, die um ſchnöden Gewinn ſein Blut den erbitterten Feinden verriethen.“

Eine Wuth ohne Gleichen ſpiegelte ſich in dem ſchönen Geſichte Dimitri's, und die Röthe eines wallenden Feuerſtroms ergoß ſich aus dem Innern über daſſelbe. Mit Hohn ergriff er das Bild Rebecca's, das vor ihm auf dem Tiſche lag, und es am Lichte langſam verbrennend, rief er wild lachend: „ich könnte dieſe ſchöne Magd, die Perle des Morgenlandes, eben ſo — wie hier im Bilde — an einem langſamen Feuer braten ſehen! Glaube mir ſicher, ich thue keinen Schritt mehr, um mir die Gunſt der Koſtbaren zu gewinnen, und überlaſſe mit Vergnügen dieſen Sieg einem Andern, der mehr Luſt und Laune hat, ſeine Zeit an ſolchen Tändeleien zu verſchwenden, und der vom Glücke nicht ſo verwöhnt wurde, wie Fürſt Dimitri!“

„Nun, nun, ich will Eurer Hoheit keine Bemühung mehr verurſachen, wenn ich aber das Täubchen ganz zahm ins Garn liefere, ſo wird Fürſt Dimitri wohl ſeinen Judenhaß bezwingen und ihm nicht den Hals umdrehen!“ ſo ſprach Peſſah tückiſch lächelnd und die Geldſtücke in der Hand wägend, verließ ſie das Zimmer.

Dimitri ſchrie ihr die Worte nach: „Mache was Du willſt, Alte, doch laſſe Dich ſobald nicht wieder bei mir ſehen!“ —

Auf Rebecca hatte die Unterredung mit dem Fürſten einen ganz andern Eindruck gemacht. Zitternd ſtand ſie dem ſchönen Manne gegenüber, dem ſie ſich in aller Glut der Leidenſchaft würde hingegeben haben, hätte nicht das Gefühl der Schamhaftigkeit, die Scheu vor ſeinem Stande und die Verſchiedenheit des Glaubens ſie davon abgehalten. Sie bemerkte die Wolke des Unmuths, die ſich auf ſeiner glänzenden Stirne gelagert hatte, und ſeine Einſylbigkeit ſchrieb ſie einer gleichen Empfindung zu, als die war, die in ihrem Innern herrſchend wurde. Ihr Buſen wogte hoch auf, wie ſie auf ſeinem Auge das ihrige ruhen ließ, da ſie die erſten Worte von ihm vernahm, ſo nahe vernahm, daß ſein warmer Athem ihre glühende Wange berührte, ein elektriſcher Schlag durchzuckte ſie, als er ihre Hand ergriff und faſt bewußtlos ſprach ſie von Liebe, Zärtlichkeit, ernſter Abſicht und nur zu ſchnell war ihr die himmliſche Erſcheinung verſchwunden. — Gleichwie nach einem beglückenden Traume, den wir beim Erwachen, die traurige Wirklichkeit vergeſſend, noch fortzuträumen ſtreben, legte ſich Rebecca, nachdem ſie auf der Stelle, wo er neben ihr geſtanden, noch verweilt hatte, auf's Lager, dem Vorgefallenen nachdenkend und von anmuthigen Bildern umweht, ward ſie ins Traumreich mit ſanftem Zauber hinübergezogen.

Mit Sehnſucht erwartete ſie die alte Vertraute am andern Morgen. Dieſe erſchien nicht. Der Vorfall beim Fürſten hatte ſie in Gedanken vertieft und ſie wollte erſt einen Entſchluß faſſen, oder vielmehr andere Kräfte zu Rathe ziehen, ehe ſie bei Rebecca erſchien.

Der Glaube an übernatürliche Kräfte iſt zu feſt in des Menſchen Innerſtem begründet und wird nie erlöſchen. Fälſchlich nennen wir oft diejenigen, die ihn in uns nähren und durch Handlungen zu befeſtigen ſuchen, Betrüger, da ſie ſelbſt bei ihren

Unternehmungen nur zu feſt von jenem Glauben durchdrungen ſind. So auch die alte Peſſah, die eben nicht im Stande iſt, durch das, was wir ſie thun ſehen, unſere Theilnahme auf ſich zu ziehen. Wir beobachten das Weib in ihrem Zimmer, am äußern Ende der Judenſtraße, dem Stadtwalle zu. Wie ſie da ſitzt vor ihrem Kamine, in dem eine dunkelrothe Glut glimmt, im ſchwarzen, verbrannten Löffel einige Körner eines ſtark berauſchenden Gewürzes, mit dem Horne einer Kuh vermiſchend und leiſe murmelnd drei Haare aus dem Barte eines Elenthieres hineinwerfend, glauben wir ein Denner oder Gerhard Dow habe ſie belauſcht, um nach ihr die herrlichen alten Weiberköpfe zu modeln, die aus ihren Bildern uns mit den hellen Augen anblicken, in deren Sternen wir oft getäuſcht unſer eigenes Abbild wahrzunehmen wähnen und wo jedes weiße, feingekräuſelte Härchen, das ſich aus der verhüllenden Kappe hervorſtiehlt, einen leichten Schatten auf die fahle Runzelſtirne zu werfen ſcheint. Peſſah kauert am Kamine, in den über die Glut gehaltenen Löffel blaſend, die aufgebläheten Backen vom Scheine beleuchtet, welches in dem Augenblicke ihre Häßlichkeit um Vieles vermehrt. Sie weiß kräftige Zaubermittel zu bereiten, um Liebende, die ſich entzweiten, wieder zu vereinigen, oder auch Liebe in zwei Herzen zu entzünden, die einander gleichgültig ſind. Eine morgenländiſche Jüdin, in dergleichen Künſten wohl erfahren, hat ſie gelehrt, ein kräftiges Gebräu bereiten, das mit Glut die Adern erfüllt und das Herz vor Sehnſucht berſten läßt, und ſie hat beſchloſſen, es koſte was es wolle, den Fürſten für Rebecca dadurch zu entzünden und die Letztere in ihrer Leidenſchaft zu beſtärken.

Ein heftiger Sturmwind umſauſ'te den freiſtehenden Giebel des Hauſes und erſchütterte daſſelbe, daß die kleinen, lockern Fenſterſcheiben klirrten, als Peſſah mit zitternder Hand den Zaubertrank in die grünliche Phiole tröpfeln ließ. Mit ruhig prüfender Miene ſah ſie durch das Glas, und freuete ſich, daß ſie mit dem Geſchäfte zu Ende war, feſt entſchloſſen, ſo bald als möglich den beſten Gebrauch von der Miſchung zu machen.

Die Reihe der Luſtbarkeiten, welche die Stadt den hohen zur Kaiſerkrönung verſammelten Fremden gegeben hatte, ſollte ein Maskenball im Römerſaale beſchließen, und als das glänzendſte Feſt ein dauerndes Andenken in dem Gedächtniſſe aller Anweſenden zurücklaſſen. Große Anſtalten wurden dazu getroffen. Schon viele Tage zuvor ſah man die Gerüſte zur Beleuchtung vor dem Römer aufrichten, die der unförmlichen Façade das Anſehen einer griechiſchen Säulenhalle gab, und von tauſenden von bunten Lampen erhellt, ein Feuermeer in den nächtlichen Himmel ſtralen ſollte. Der innere Raum, ſo wie die breite Kaiſerſtiege mit ihrem bunten Geländer, war mit koſtbaren Teppichen belegt, und der Saal ſelbſt, durch hohe Staudengewächſe und einen üppigen Blumenflor in Terraſſen rings an den Wänden aufgeſtellt, zu einem Feengarten umgewandelt. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſtand eine ungeheuere Volksmenge vor dem Römer und gaffte den thätigen Arbeitern zu, und in vielen Herzen wurde der Wunſch rege: wer doch auch ſo glücklich wäre, zu allen dieſen Herrlichkeiten zugelaſſen zu werden.

Fürſt Dimitri lag in ſeinem hohen Fenſter, den ſchönen Kopf mit einer kleinen, reichgeſtickten griechiſchen Mütze bedeckt, aus langem Rohr den Dampf des feinſten Canaſters in die Lüfte blaſend, und ſah dem bunten Getreibe auf der Straße zu, als er die alte Peſſah gewahrte, die, einen eiligen, ſchlauen Blick zu ihm hinaufwerfend, in größter Geſchäftigkeit vorbeieilen wollte. Ein lautes Räuſpern galt ihr als Zeichen, daß der Fürſt ſie zu ſprechen verlange, und ſchnell eilte ſie zu ihm. Ohne Meldung, wie ſie das ſchon gewohnt war, durfte ſie in das Zimmer treten, aber der Fürſt, durch eine vorübergehende Schönheit gefeſſelt, blickte ſich nicht nach der Eintretenden um, ſondern ſein Auge, mit einem neben ihm ſtehenden Glaſe bewaffnend, ſchauete er, ſich weit zum Fenſter hinausbiegend, der Schönen nach. Peſſah erſchien dieſer Augenblick erwünſcht, ſchnell hatte ſie die Phiole gelüftet und ſchüttete die reichlichſte Hälfte des Inhalts in die Taſſe des Fürſten, die vom feinſten Mecca duftete.

Jetzt wandte ſich Dimitri zu ihr mit den Worten: „nun, was treibſt Du da am Tiſche? unterſuchſt Du, ob die Stickerei an dieſem Dollman echt ſei?" —

Und die liegende Staatsuniform des Fürſten mit den Fingerſpitzen berührend, erwiederte die Alte: „Bei Gott! etwas Herrlicheres hat mein Auge nie erſchaut!"

„Heut Abend," bemerkte lächelnd der Fürſt, „kannſt Du mich in dieſer Herrlichkeit bewundern, falls Du den Maskenball im Römerſaale mit Deiner Gegenwart beehren willſt. Ich werde dort in der Gallauniform eines Ehrengardiſten erſcheinen!"

„Wie Eure Hoheit nun ſo ſpotten können!" verſetzte Peſſah. „Ich und der Maskenball! Eine arme Jüdin und der Römer! Selbſt den Reichſten unter uns wird ja dieſe Ehre nicht zu Theil und ein armer Iſraelite fände ja den ſichern Tod, wenn er ſich bei einer ſolchen Gelegenheit in der Gegend des Feſtes auf der Straße blicken ließe. Nicht einmal der allgemein bewunderten Rebecca wird ſolche Auszeichnung zu Theil.“ —

„Rebecca!“ fiel ihr der Fürſt, die Taſſe zum Munde führend und ſchlürfend, in die Rede, „Was iſt's mit der Jüdin? Sprachſt Du ſie ſeit jenem Abende?“

„Das arme Kind härmt ſich ab,“ ſprach die Alte, „ſie hoffte, Eure Hoheit würden ihr etwas von ſich zu hören geben und weiß nicht, wodurch ſie Dero Ungnade auf ſich geladen hat.“

„Meine Ungnade?“ wiederholte Dimitri, „ganz und gar nicht! Kannſt Du ſie zu meinen Gunſten ſtimmen und haſt Du ſie dahin gebracht, ſich meinen Wünſchen zu fügen, ſo will ich ja gern ihrer Liebesqual ein Ende machen. Die Dirne iſt ſchön und der Sünde werth!“ —

„Gott befohlen!“ ſagte die Alte, ſich kurz zum Weggehen wendend.

„Wo willſt Du ſo eilig hin?“ rief der Fürſt erhitzt ihr nach, die Taſſe wieder zum Munde führend.“

„Die alte Peſſah verſteht ſich auf die junge Welt nicht mehr!“ warf die Alte leicht hin, die Wirkung ihres Trankes in des Fürſten Augen leſend.

„Nun ſo nimm dies,“ ſprach Dimitri, ihr die volle Börſe gebend, „und verſtehe Dich beſſer auf die junge Welt. Mache mir die Dirne geneigt um jeden Preis und gib mir vor dem Balle Beſcheid.“ —

Peſſah ſtand mit Alt und Jung, namentlich mit den Reichſten und Vornehmſten in Frankfurt, in zu enger Verbindung, ſie hatte der Beſorgungen für die erſten Häuſer ſo viele, daher ließ man ſie ungeſtraft auf dem Liebfrauen- und Römerberge hin und herlaufen, als ſchon die herannahende Feier ſolches einem Jeden ihrer Glaubensgenoſſen längſt verboten haben würde. Bekam ſie hin und wieder einen Stoß, oder einen Schimpfnamen angehängt, ſo nahm ſie dies nicht übel, ſondern zog ihres Weges. Hierzu kam noch, daß Viele der unterſten Volksclaſſen ſie für eine Chriſtin hielten, da ſie mit den Chriſten lebte und ſich's mit ihnen wohl ſein ließ, welches einer Jüdin durch das Geſetz ſtreng unterſagt war.

Sie hatte ein Billet zum Balle und einen glänzenden Anzug ſich zu verſchaffen gewußt, und mit einer vertrauten Freundin, die ein kleines Zimmer in der Eſchenheimer Gaſſe bewohnte, Abrede genommen, und nun ſehen wir ſie, die Hälfte ihres Zaubertrankes, das Billet, den Anzug und mehr als Alles, ihre ſtarke Ueberredungskunſt in

Bereitſchaft haltend, zur Judengaſſe hineilen, wo Rebecca bereits mit Ungeduld ſie erwartete.

Mutter Mirjam lag krank im Bette und eine bejahrte Freundin aus der Nachbarſchaft ſaß bei der trübbrennenden Lampe, den Schlummer der Kranken bewachend. Traurig ſtand Rebecca im Wohnzimmer, Peſſah freute ſich argliſtig dieſes Zufalls. Sie erzählte der Traurenden, daß ſie beim Fürſten geweſen ſei, und ſchilderte ſeinen liebekranken Zuſtand und ſeine Sehnſucht auf eine Weiſe, daß dem Mädchen die ermatteten Blicke wieder zu leuchten begannen. Sie ſprach davon, daß der Zeitpunkt nahe ſei, ihr Glück zu machen, daß ſie ihn nicht vorübergehen laſſen dürfe, und indem ſie dies ſagte, enthüllte ſie den Maskenanzug, den ſie unter dem Mantel verborgen hielt, und zeigte ihn der Ueberraſchten. Es war das Coſtüm der Freude, nach der Angabe eines italieniſchen Künſtlers für die ſchöne Herzogin von S* verfertigt, die durch einen plötzlichen Todesfall verhindert wurde, dem Feſte beizuwohnen. Peſſah hatte, nicht ſparend die vom Fürſten erhaltenen Geldſtücke, die Kleidung ſich zu verſchaffen gewußt.

Ganz geblendet fragte Rebecca: „was dies zu bedeuten habe?“

„Es iſt Dein Anzug,“ erwiederte Peſſah, „Du wirſt darin den Ball auf dem Römerſaale beſuchen und die Huldigungen empfangen, die Dir mit vollem Rechte gebühren. Keine Zeit iſt mehr zu verlieren. Ich habe bei einer Freundin ein Zimmerchen für den Abend beſtellt, wo Du Dich ankleiden magſt, um von dort zum Römer zu fahren. Meine Freundin ſelbſt wird in Männertracht Dir folgen und Dich nicht aus den Augen laſſen. Du wirſt den Fürſten dort ſehen und er — nicht wiſſend, wen die Maske verbirgt — wird von Deinen Reizen geblendet, Dir ſeine Liebe geſtehen. Doch eile — es drängt die Zeit, der Abend iſt bereits hereingebrochen und ſpäter würden wir Mühe haben, durch das Gedränge zu kommen."

Staunend, keines Wortes mächtig, ſtand Rebecca der Alten gegenüber. Ein ſeltſamer Kampf der Gefühle hatte in ihrem Innern ſich erhoben. Sie ſchauderte vor dem Wagniß, welchem der Vorſchlag ſie ausſetzte und zu lockend war dennoch die Ausſicht, einmal im vollen Glanze ihrer Schönheit zu ſtralen und ſo vielleicht den Mann ihrer Liebe ſich zu gewinnen. Das Blut war aus ihren Wangen zurückgetreten und ſie zitterte an allen Gliedern.

„Dir iſt nicht wohl, Kleine!" ſprach Peſſah, „wart', ich will Dir einige Tropfen reichen!" und alsbald hatte ſie die Phiole geöffnet und ließ den Zaubertrank in Rebecca's ſchönen Mund träufeln.

Wirklich erholte ſich dieſe und fühlte ſich plötzlich ſo geſtärkt, daß ſie das Fläſchchen noch einmal mit eigner Hand zum Munde führte und den ſtark gewürzten Trank faſt ganz hinunterſchlürfte. Wie ein Feuerſtrom ergoß es ſich durch ihre Adern, ſie fühlte ſich wohl, und in ihrem aufgereizten Zuſtande ward es Peſſah nicht ſchwer, die Schöne zum Entſchluſſe zu bringen.

„Ja, ich will hin!“ ſagte Rebecca, „und wenn auch Verderben mich erwartet, ich kann nicht widerſtehen, ich muß zu ihm!“

Sie muſterte den Anzug — er war prächtig. Ueber ein faltiges Kleid von weißem Atlas, um das ſich ein Kranz, von ſchönen Blumen und bunten Schmetterlingen geſtickt, hinzog, ſollte eine feuerfarbene Tunica geworfen werden, deren reiche Stickerei den Glanz des Unterkleides noch weit überſtralte. Bis zu den niedlichen Sandalen war Alles vorhanden, und durch einen ſonderbaren Zufall paßte das Ganze ſo genau den Formen der Jüdin an, als wenn es für ſie beſtellt worden wäre.

„Ich werde den Anzug einer Herzogin tragen,“ ſprach Rebecca nach einer Weile, „aber etwas wird dennoch fehlen, um eine Dame von Stande zu bezeichnen, wenn ich nicht zum Glücke auch dieſem Mangel abhelfen könnte. Ich meine nämlich den Schmuck. Doch hier iſt einer, der mit den ſchönſten zu wetteifern im Stande iſt, die das heutige Feſt auf dem Römer vereinigen wird.“

Bei dieſen Worten öffnete ſie die Truhe, deren Schlüſſel in ihrer Verwahrung waren, hob die eingewickelte Schatulle heraus und trug ſie zum Tiſche, wo Peſſah, ſich innig freuend und erwartend, daſtand.

Sie lüftete die Seidendecke, deren verblichene Farben ſeltſam mit dem wohlerhaltenen, brennenden Incarnate der Schatulle abſtach. Da glänzte ihr das unverſehrte Siegel entgegen, ganz ſo, wie es der Fremde ihrem ehrlichen Großvater überantwortet hatte. Sie blickte zögernd darauf hin und ſchien in ihrem Entſchluſſe zu wanken.

„Iſt denn kein Meſſer da?“ fragte leiſe Peſſah, und im Augenblicke hatte ſie die Schatulle ergriffen, mit ihren zwei übrig gebliebenen ſcharfen Eckzähnen eiligſt das umſchließende Bändchen durchbiſſen und gab die Schatulle geöffnet in Rebecca's bebende Hand.

Von der Pracht geblendet, ſtarrte Rebecca nach den Koſtbarkeiten hin und Peſſah ſelbſt ſchlug ſtaunend die Hände zuſammen.

„Was haſt Du gethan?“ liſpelte Rebecca.

„Deinen Willen, Kind!“ erwiederte die Alte. „Wollteſt Du nicht dieſen Schmuck anlegen?“ Bei dieſen Worten ergriff ſie die Krone, und ſie durch Rebecca's ſchwarze Locken ſchlingend, ſchob ſie dieſelbe vor den Spiegel, aus dem das ſchöne Bild ſinnverwirrend in der Armen Buſen fuhr.

„Wir wollen Alles dies zuſammenpacken und uns auf den Weg machen!“ rief eilig die Alte.

„Und meine Mutter?“ ſagte Rebecca.

„Die iſt krank und erfährt nichts. Die Freundin bleibt über Nacht hier und in ein Paar Stunden ſind wir wieder zu Hauſe.“ So beruhigte ſie Peſſah, und leiſe die Thür nach ſich zuziehend, einen Mantel umgeworfen, ſchreitet Rebecca an der Seite ihrer Begleiterin durch die bereits dunkelnden Straßen, die von einer wogenden Menge angefüllt waren, der fernen Eſchenheimer Gaſſe zu.

Dort fanden ſie ein Zimmerchen, mit Wohlgeruch angefüllt und von einer ſanftſtralenden Lampe zauberiſch erhellt. Faltige, feine Vorhänge umgaben ein zierliches Bett und dieſem gegenüber erglänzte ein breiter Spiegel, faſt die ganze Wand bedeckend. Rebecca entkleidete ſich, von der Freundin Peſſahs unterſtützt, und während die Letztere zwei Wachskerzen anzündete und vor den Spiegel rückte, trat die Schöne hin vor denſelben, das herrliche Maskenkleid über die üppigen Glieder werfend. Wie von magiſchem Glanze umgeben, ſtralte ihr Bild aus dem Glaſe zurück, und während die Weiber ihrem Erſtaunen Luft machten, ſtand

Rebecca im eigenen Anſchauen verloren da und konnte ihr Auge von ſich ſelbſt nicht losbringen. Da reckte Peſſah ihren welken runzlichen Arm aus der ſchwarzen Umhüllung hervor, und auf einen kleinen Schemel ſteigend, hielt ſie hoch über Rebecca's Kopfe die funkelnde Krone. Das häßliche Geſicht der Alten, das ſie plötzlich neben dem ihrigen im Spiegel gewahrte, ſchreckte ſie auf und ſie blickte ſich um.

„Nur noch die Krone,“ ſprach Peſſah, „und die Kreuze.“ —

„Die rothen Kreuze?“ rief, wie von einem Schauer ergriffen, das Mädchen.

„Die befeſtigſt Du auf die Bruſt,“ entgegnete die Freundin, „um ſo weniger wird man vermuthen, daß eine Jüdin unter der Maske ſteckt.“

Mit dieſen Worten hatten ſie ihr den fürſtlichen Schmuck auf die Locken befeſtigt, und gleichſam ihre Sinne in ſüßem Rauſche befangen, ließ es Rebecca geſchehen, daß ihr beide Ordensſterne auf die Bruſt geheftet wurden.

Nicht die Freude war's, die Rebecca darſtellte, wie es wohl die Herzogin von S* vermocht haben würde, hätte ſie den urſprünglich für ſie beſtimmten Maskenanzug angelegt, aber das Bild einer Fee, ſtralend und entzückend, ſo ſchwebte die Jüdin einher. Die Maske ward vorgebunden und die Freundin Peſſahs, in eine ſorglich verhüllende Tracht gewickelt, führte ſie am Arm zum Wagen, der mit ihnen dem Römer zurollte, während Peſſah mit dem Lichte ins einſame Zimmer zurückkehrte.

Die Beiden durchzogen die glänzend erhellten Gemächer, Rebecca wähnte zu träumen und hatte Mühe einherzuſchreiten. Von jedem Gegenſtande ward ſie überraſcht. Ihre Begleiterin hatte Mühe, ſie weiter zu bringen. Eine rauſchende Symphonie ertönte, von dem kunſtvollen Meiſter Mozart zu dieſer Feſtlichkeit geſetzt, und die himmliſchen Klänge hatten dem ſummenden Wogen der Menge Stillſchweigen auferlegt. Alle Gäſte waren in weitem Kreiſe um das Orcheſter gereihet, und auf reich geſchmückter Tribüne ſah man den Römiſchen Kaiſer von allen ſeinen Großen und den anweſenden Fürſten und ihren Geſandten umgeben. Kein Laut ward gehört, als der hinſterbende der Flöten, und regungs- und athemlos lauſchte die Verſammlung, als plötzlich ein dumpfes Aufſchreien, Ueberraſchung und halberſtickte Wuth bezeichnend, alle Augen auf einen Fleck hinzog.

Man gewahrte dort eine ſchöne, weibliche Geſtalt in dem glänzendſten Aufzuge, einer Fürſtin würdig, und unweit davon einige hohe Jünglinge, in prachtvoller Uniform, emſig bemüht, einen aus ihrer Mitte in ein Seitenzimmer zu bringen.

Die Ruhe ward ſogleich wieder hergeſtellt, die Muſik feſſelte auf's Neue die Hörer und nur dann und wann ſchoß man neugierige Blicke auf die unbekannte Schöne, deren Nähe den Zuhörern unheimlich geworden war.

Nach geendigter Symphonie erſcholl von einem andern Orcheſter die Eröffnungspolonaiſe, die der Kaiſer ſelbſt anführte. Ein junger Cavalier bat um die Hand der ſtralenden Maske, die jedoch mit wiederholtem Kopfſchütteln den Tanz ablehnte.

Unterdeß lag auf einer Ottomane des Nebenzimmers der Jüngling, der den Schrei ausgeſtoßen hatte, von ſeinen treuen Freunden und einem herbeigerufenen Arzte umgeben, und ſchien nur langſam ſich erholen zu können. Man hatte ihm die enganſchließende Kleidung geöffnet, welcher man, in Vereinigung mit der Hitze des Saals, die unangenehme Wirkung zuſchrieb und mit Hülfe einiger angewandter Reizmittel war die völlige Beſinnung ihm wieder zurückgekehrt. Ein Adjutant des Kaiſers erſchien, um ſich nach dem Befinden des Jünglings zu erkundigen, der zum Beweiſe ſeiner völligen Wiederherſtellung, nachdem er ſeinen Anzug geordnet hatte, an dem Arme ſeines Freundes wieder in den Saal zurückkehrte.

Hier folgte ein Schwarm von Neugierigen der ſchönen Unbekannten, die theils durch ihre herrliche Geſtalt, theils durch den Glanz ihres Aufzuges, wie auch durch das Fremdartige ihres Benehmens und das Abgeſchloſſene ihrer Unterhaltung, die ſich einzig und allein auf ein trockenes Ja und Nein beſchränkte, große Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Sie ſelbſt eilte — wie es ſchien — einen Gegenſtand vergeblich aufſuchend — durch den Saal und die Gemächer, die ihn umgaben, denn nirgends verweilte ſie und Nichts war im Stande, ihre Aufmerkſamkeit auf einige Zeit zu feſſeln. Schon fingen die jungen Herren leiſe hinter ihr zu ſpötteln an, und nur die Nähe des Monarchen, ſo wie die Pracht, welche die Erſcheinung umgab und die auf eine vornehme Perſon hinzudeuten ſchien, hielt einen lauten Ausbruch des Muthwillens zurück.

Ermüdet von vergeblichem Suchen hatte Rebecca ſich auf den Rath ihrer Begleiterin auf einen Sitz niedergelaſſen, um im Vorüberziehen das bunte Gewühl beſſer zu beobachten und ſo leichter den Gegenſtand ihrer Sehnſucht erſpähen zu können, als ſich ihr in dichter Vermummung eine Maske nahete und vertraulich zu ihr ſetzte. Rebecca ſchrak zuſammen, denn dieſer ſtolze Gang, ſo wie der

Ton der Stimme, konnten nur Einem Manne der Schöpfung angehören.

Nur einſylbig war die Unterhaltung des Vermummten und beſchränkte ſich größtentheils auf Fragen, die ſich auf Rebecca's Verhältniſſe, Stand, Wohnort und dergleichen bezogen. Rebecca ward geſprächig. Die Glut in ihren Adern, durch Peſſahs Trank hervorgebracht, ſo wie durch die Nähe des Geliebten erhöht, erzeugte einen Redeſtrom, der ſonſt wohl ihrer Zunge fremd war. Sie ſah ſich am Ziel alles erträumten Glückes. Sie war im vollſten Glanze ihrer Schönheit immitten der Größten und Edelſten erſchienen, hatte deren Huldigungen — wie ſie vermeinte — rein und im Uebermaße erhalten und ſchwelgte nun in der namenloſeſten Wonne, dem Heißgeliebten Hand in Hand zur Seite zu ſitzen, gleich als ob keine Scheidewand äußerer Verhältniſſe ſich zwiſchen ihnen aufthürmte, und als wären ſie von der gütigen Natur für einander beſtimmt geweſen. Im ſeligſten Rauſche hatte ſie die glänzenden Kreiſe der Tänzer überſchaut, die Maske ſaß ſtill beobachtend an ihrer Seite — ach! dachte ſie, warum ſind wir nicht unbelauſcht, dann öffnete er mir die Arme und ich ſänke beſeligt an ſein ſtolzes, für mich ſchlagendes Fürſtenherz!

Der Hof hatte ſich verloren, Rebecca ſtand auf, indem ſie ihrer Begleiterin einen Wink gab.

„Die himmliſche Freude verläßt uns,“ ſagte dumpf der Vermummte, zu dem ſich einige andre ähnliche Masken geſellt hatten.

„Sie wird ſtets bei Dir weilen“ — flüſterte Rebecca, „wenn gleich ihre Repräſentantin ihre Stelle niedergelegt hat. Wiſſe! wenn ich Dich verlaſſe, wird dieſer Glanz vergehen und ich werde zu finſterer Schwermuth, zur bangen Traurigkeit werden.“

„Das wirſt Du ſicher nicht,“ raunte ihr der Vermummte ins Ohr, ihr feſt die Hand drückend — „ich verlaſſe Dich nicht.“ —

„Wenn ſehen wir uns wohl wieder?“ klagte Rebecca, „keine Fürſtin iſt, die an Deiner Seite ſteht — es iſt nur erborgter Schmuck, der die arme Dirne ziert, die nichts hat von dem Herrn der Welt, der die Looſe ungleich vertheilt, als ein Paar große Augen, thränenvoll um ihr Loos zu beweinen, und ein langes Rabenhaar, ſie damit zu trocknen.“

„Ich weiß, Du biſt Jüdin,“ ſprach raſch der Vermummte, indem es ihn zu durchzücken ſchien. „Du wagteſt viel“ —

„Um Gott! Du machſt mich unglücklich, wenn Du mich verräthſt“ — fiel ihm Rebecca ins Wort.

„Das werde ich nicht," verſetzte der Andre; „doch geſtehe mir's, ehe wir ſcheiden, Du haſt dieſen Schmuck von Deinem Vater" —

„Von meinem Großvater ererbt," liſpelte Rebecca, „der ihn von einem griechiſchen Fürſten — ich ſollte zwar nicht davon reden, doch Dir kann ich nichts verſchweigen."

„Ich weiß genug," ſprach der Vermummte in ſich hinein, „ich will Dich zum Wagen geleiten." — Stumm führte der Vermummte die Beiden hinunter und nachdem einer von den bereitſtehenden Miethwagen herbeigerufen war, wurden die Frauen hineingehoben und dem Kutſcher die Wohnung ins Ohr geraunt, um das Nachſtrömen einiger Neugierigen zu verhindern, deren Aufmerkſamkeit die ſchöne Maske auf ſich gezogen hatte. Blitzſchnell jagte der Kutſcher, dem das Doppelte des gewöhnlichen Lohnes vorausgegeben war, davon, und der Vermummte hatte Mühe, im ſchnellen Fahren auf den Bediententritt zu ſpringen. Es ſchien ihm hierzu die nöthige Uebung gefehlt zu haben.

Beim grauenden Morgen fährt ein unſcheinbares Fuhrwerk die Eſchenheimer Gaſſe herauf und will eilig um eine Ecke biegen, als ein dichtes Gedränge von Menſchen aus allen Ständen, die in wildes Leben ausgeartet waren, es daran verhindern. Neugierig ſteckt der Reiſende den Kopf aus dem verhüllenden Pelze, um nach der Urſache zu fragen, und erfährt zur größten Beſtürzung, daß Rebecca in dieſem Hauſe ermordet läge ,und daß eine alte jüdiſche Kupplerin, in Gemeinſchaft mit einer ſtadtbekannten Buhldirne, dieſe That, um eines reichen Schmuckes wegen, verübt hatten, den die Unglückliche geſtern anlegte, und darin in eitlem Wahne den Fürſtenball auf dem Römer zu beſuchen ſich erkühnte.

Ruben, der Verlobte Rebecca's, war's, der von ſeiner Reiſe zurückkehrte, dieſe Trauerkunde vernahm. Er wollte hinauf, um die Ermordete zu ſehen, allein die vor dem Hauſe aufgeſtellte Wache erlaubte dies nicht. Lange ſtand er bittend da, als ein Ausbruch der Wuth des Pöbels ihn zwang, wieder in den Wagen zu ſteigen und in Eile der Judengaſſe zu nach dem Hauſe der alten Mirjam zu fahren. Das Straßenpflaſter wurde ausgeriſſen und mit den Steinen das Haus beſtürmt. Jede Hand ward bewaffnet, um die beiden vermeintlichen Mörderinnen zu verwunden oder zu beſchimpfen, die in dieſem Augenblicke, weinend und laut wehklagend, in der Mitte von Wachen in das Stadtgefängniß abgeführt wurden.

Am Vormittage erſchienen Abgeordnete der Judengemeinde, den Leichnam der ſchönen Jüdin in Empfang zu nehmen, der ihnen von der Stadtbehörde überantwortet wurde. Man ſchrieb es den boshaften und argliſtigen Verlockungen der alten Peſſah zu, daß Rebecca ihr in dieſes Haus gefolgt war, und betrachtete dieſe — gleich wie alle Ermordete von den Juden betrachtet werden — nicht als ein in ihren Sünden dahingefahrenes Geſchöpf, ſondern als einen durch ſchmerzhaften Tod von der Hand eines Mitgeſchöpfes gereinigten Märtyrer. Mit geſenkten Häuptern folgten die Abgeordneten der ſchwarz bedeckten Bahre, worauf der ſchöne Leichnam ruhete, ſorglich den Augen der Gaffer entzogen, und die Menge ließ ſie ſcheu und ſchweigend hindurchziehen und ſelbſt die Roheſten thaten ihren Schmähungen Einhalt, bis daß der Trauerzug aus den Augen verſchwunden war.

Eine Wehklage durchhallte die Judengaſſe, als die Ermordete dort anlangte, und Alles drängte ſich in Mirjams Haus, um die erblichene Schönheit noch einmal zu ſehen. Da lag ſie ſtarr und ſchien zu ſchlummern. Die herrlichen Kleider von ihrem Blute getränkt, das einer breiten Wunde unter dem Herzen entquollen war. Die Haare, durch welche die Krone ſich geſchlungen hatte, hingen in wilder Unordnung auf dem Buſen, und friſche Blutstropfen perlten darin ſtatt der entwenderen Koſtbarkeiten, und auf der Schwanenbruſt wurden die blutigen Spuren der Mörderhand an ihren Fingern bemerkbar, die dort in gieriger Haſt die Ordenskreuze herabzureißen ſich bemüht hatten. Nicht ſatt wurde man, die Arme anzuſehen, und ſelbſt die jungen Mädchen, die oft wohl nicht ohne Neid von Rebecca's Schönheit hatten ſprechen hören, fühlten ſich bei dem traurigen Ereigniſſe tief ergriffen und zollten ihr aufrichtige Thränen.

Das Verhör der beiden Weiber dauerte fort und Frankfurts Publicum wendete ſich mehr dieſem Criminalfalle zu, da der Stoff zur Unterhaltung durch das Ende der Krönungsfeierlichkeit und die Abreiſe der fremden Herrſchaften wieder ſpärlicher zu werden begann. Ihre Ausſagen waren widerſprechend und mehrten den Verdacht. Es kamen viele andere Frevelthaten zum Vorſchein, die ſie lange vorher verübt hatten, und deren Zuſammenhang bei dieſer Gelegenheit — wie das oft zu geſchehen pflegt — ſich enthüllte. Es ward den Richtern zur Gewißheit, daß ſie den Tod verdienten und das Urtheil wurde in der Form des Rechts geſprochen.

Der Tag der Hinrichtung rückte heran, und alte Leute erinnern ſich noch mit Schaudern, wie beide Weiber auf der Karre zum Richtplatz gefahren wurden. Die gelbe alte Peſſah, mit dem geſpenſtiſchen Blicke, die Lippen wie zu Zauberformeln bewegend, dann und wann hohnlachend ſie auf der Menge ruhen laſſend, und die jüngere Buhlerin in wüthender Verzweiflung, ſich die Haare ausraufend und ihre Unſchuld betheuernd. Beider Haupt fiel unter den Streichen des Nachrichters. Peſſahs letztes Wort war eine grauenvolle Verwünſchung ihrer Richter; der Buhlerin entfuhr der furchtbare Schrei: „ich ſterbe unſchuldig!“ —

Lange Zeit nach dieſer tragiſchen Begebenheit, und weit entfernt von dem Orte, wo ſie ſich zugetragen hatte, ſehen wir auf hohem Schloſſe die Lichter angezündet, die zahlreiche Dienerſchaft in glänzender Gallakleidung, zum Empfange der anrollenden Gäſte bereit und Alles in froher Geſchäftigkeit, ſich zu einem Feſte vorbereiten. Es iſt die Dame des Schloſſes, Gräfin Pauline von R., die ſich mit dem jungen Fürſten Dimitri P. vermählt.

Die junge Gräfin, einem deutſchen Fürſtenhauſe entſproſſen, ward in der erſten Blüthe einem reichen vornehmen Staroſten angetraut, der ihren Jahren bei Weitem überlegen, in wilder Unabhängigkeit auf ſeinen Gütern bei Lemberg lebte. Seine zügelloſen Leidenſchaften beſchleunigten ſeinen Tod und die reizende Witwe verließ ihr Schloß, um ſich in den geſellig glänzenden Zirkeln der Hauptſtadt huldigen zu laſſen. Hier hatte ſie den Fürſten Dimitri P. kennen gelernt, der alsbald ihre ganze Neigung für ſich in Anſpruch nahm.

Früher als Ehrengardiſt an dem Kaiſerhofe zu Wien lebend, war er ſeit einiger Zeit als penſionirter Rittmeiſter nach Lemberg gekommen, und ein räthſelhaftes Gerücht war über ihn im Umlauf. Es hieß nämlich, er ſei durch eine That in des Kaiſers Ungnade gefallen, die eigentlich ſeinen Tod verwirkt haben würde, wenn nicht mächtige Fürſprache und andere Rückſichten ſeine Strafe in Exil vom Hoflager umgewandelt hätten. Das Nähere wußte Niemand. Der Eine meinte es ſei ein unglücklicher, von ihm herbeigeführter Zweikampf geweſen, ein Anderer ein Mord aus Eiferſucht, ein Dritter ſprach ſogar von einer unheimlichen Verbindung mit Teufelsbannern und Beſchwörern. Die Ruhigern behaupteten indeß — und dies ſchien das Wahrſcheinlichſte — ein von Zeit zu Zeit rückkehrender ſtiller Wahnſinn habe den Fürſten zum Dienſte untauglich gemacht. Deſſen ungeachtet ward Fürſt Dimitri von den erſten Häuſern geſucht und beſonders die Damen, die ſich gern über die Unheimlichkeiten hinwegſetzten, die der Ruf dem Fürſten angehängt hatte, und ſich von ſeiner Liebenswürdigkeit feſſeln ließen. Man muß geſtehen, daß der Fürſt, wenn gleich über die Jünglingsjahre längſt hinaus, wie die hohe Stirn deutlich bewies, welche die Lockenfülle eines Apoll oder Antinous nicht mehr zeigte, dennoch ſo viele Spuren männlicher Schönheit in ſich vereinigte, als wohl nur ſelten angetroffen werden möchte. Vor Allem lag in dem Blicke des großen braunen Auges ein ganz eigenthümlicher Zauber. Ein Schleier der Schwermuth hatte ihn umzogen und nur ſelten fuhr ein Blitz hindurch, deſſen Glanz dann um ſo wirkſamer war. — In ſeinem Häuslichen lebte der Fürſt ſehr eingezogen. Mit zwei Bedienten, von denen der eine ſeine ſchönen Pferde beſorgte, bewohnte Dimitri ein anſehnliches Haus, das nie ein anderer Mann betrat. Er hatte keinen Freund und keinen näheren Umgang mit Männern. Er beſchränkte ſich darauf, gewiſſe Zirkel in vornehmen Häuſern zu beſuchen, die durch Muſik, Spiel oder Tanz belebt wurden. Hatte der Fürſt einen ſolchen Zirkel verlaſſen, ſo war er ſo lange einſam zu Hauſe, bis eine neue Einladung ihn wieder zur Geſellſchaft zog. —

So war der Mann, welcher der jungen Witwe des Staroſten von R. Liebe einflößte, die um ſo ſtärker war, als ſie zum erſten Male ſich des jugendlich warmen Herzens bemächtigte, da ſie für ihren verſtorbenen Gatten nie dieſe Leidenſchaft empfunden hatte. Fürſt Dimitri ſchien die Auszeichnung, die ihm die liebreizende Gräfin angedeihen ließ, gern zu bemerken, und wenn gleich ſeine Schwermuth ihn nie ganz verließ, ſo ruhete doch das von ihr umflorte Auge gern lang verweilend auf den ſchönen Zügen Paulinens.

Dieſe Neigung nahm ſo ſchnell und auf ſo überraſchende Weiſe zu, daß, ehe noch die Stadt von dem Gerüchte davon ganz erfüllt war, und ehe Alt und Jung, Vornehm und Gering ſich für oder wider darüber hatte ausſprechen können, die Gäſte zur Verlobung geladen waren, die im Beiſein aller Verwandten der Gräfin — der Fürſt hatte keine im Lande — vollzogen wurde. Im Herbſte deſſelben Jahres war die Vermählung feſtgeſetzt, die zur Zeit der großen Jagden, wenn alle Staroſten auf ihren Schlöſſern dieſem Vergnügen nachhingen, im Beiſein der ganzen Nachbarſchaft auf dem Stammſchloſſe der Gräfin gefeiert werden ſollte.

In den Sälen wogte bereits die reichgeſchmückte Geſellſchaft, in heiterer Unterredung begriffen, und erwartete die Neuvermählten. Der Fürſt jedoch befand ſich noch in den Zimmern ſeiner jungen Gemahlin, die im glänzendſten Brautkleide da ſaß, nur noch des Schmuckes entbehrend. Er lag vor ihr, reich und ausgeſucht in zierlichen Käſtchen und

Schatullen, doch wurde er nicht angelegt. Der Fürſt ſtand im hohen Bogenfenſter und ſtarrte ungeduldig in die nebelvolle Ferne. Da erſchien der alte Graf W., Onkel der Fürſtin und ihr voll inniger Liebe zugethan, mit leiſem Vorwurfe bemerkend, um eitlen Schmuckes willen ſei es wohl Unrecht, die Verſammlung ſo lange warten zu laſſen, und, auf des Fürſten Einreden nicht achtend, legte er ſelbſt den Schmuck der Fürſtin an, und ſie bei der Hand nehmend, führte er ſeine von Liebreiz und fürſtlichem Glanz ſtralende Nichte, von ihrem Gatten zögernd gefolgt, in den Saal, wo die Glückwünſchenden alsbald die Eintretenden umgaben.

Fluchend und über und über von Schweiß triefend ſprengt ein finſterer Alter, den grauen Bart vom Nachtwinde gepeitſcht, den holperigen Hügel vor dem Schloſſe herunter, dieſem zu. Obgleich der Sturm ihn zu treiben ſcheint, ſo muß doch das ſonſt gute Pferd mit einer unſichtbaren Macht kämpfen, die es am Weiterkommen hindert, und die geſträubten Mähnen, ſo wie ſein Schnaufen, deuten auf die Nähe irgend eines unheimlichen Weſens.

Endlich in dem Schloſſe angelangt, fragt der Reiter, die hellen Tropfen aus dem herabhängenden Barte wiſchend, kurz nach dem Fürſten. Man will ihn melden, doch das gibt er nicht zu. Nicht die Gemächer will er betreten, man ſoll den Herrn in die Vorhalle beſcheiden, dies iſt ſein Wille.

„Ei Du unwirſcher Hochzeitgaſt!“ brummte der Kammerdiener der Gräfin, der mittlerweile hinzugetreten war, und dem bei dem herbſtlichen Wetter, in ſeidenen Strümpfen und Staatslivree, die Zähne zuſammenſchlugen, „was ſoll man dem Fürſten denn ſagen, um ihn zum Heruntergehen zu bewegen?“

„Der alte Marcos ſei da — nichts weiter!“ ſchnaubte der Alte ihn an. „Mach's aber kurz und ſchnell!“ rief er dem Hinaufſtrippelnden noch nach.

Den Schmutz des Weges von den Stiefeln ſtampfend und den Ueberrock öffnend, um den Staubregen davon abzuſchütteln, trat der Fremde in die Vorhalle des Schloſſes, die in der Mitte des Gebäudes eine Rotunde bildete, von welcher ſich die Corridors und Gallerien nach den zahlreichen Sälen und Gemächern erſtreckten. Lächelnd blickte hier der Alte um ſich, dann und wann einen grimmigen, ſtechenden Blick auf die glänzenden Diener werfend, die, von einem Geſchäfte durch die Halle geführt, ſtehen blieben und gleichſam fragen wollten, was der Unheimliche hier bei ſpäter Nacht zu holen habe?

Endlich trat der Fürſt heftig auf den Alten zu, ihn barſch, wie es ſchien, in einer fremden Sprache anredend. Der Alte erwiederte in trotzigem Tone, und indem er ein wohl verwahrtes Päckchen aus dem Rocke zog und es dem vor ihm ſtehenden Fürſten überreichte, drehte er ſich, um die Halle zu verlaſſen. Dieſer rief ihm nun lächelnd einige Worte zu, die der Alte brummend im Gehen erwiederte; hierauf begab er ſich in den Hof zu ſeinem Pferde, zog es in den erſten leerſtehenden Stall und legte ſich ſelbſt auf das Stroh, das er ſeinem Thiere unterſtreute, einen ſtarken Zug aus der am Halſe hängenden Korbflaſche nehmend.

Der Fürſt begab ſich auf ſein Zimmer, um das ihm von Marcos Uebergebene zu öffnen, unmuthig darüber, daß der träge Alte nicht zeitiger eingetroffen war. Es waren Kleinodien von großem Werthe, die der Alte aus der Stadt brachte, und der zärtliche Gatte hätte die junge Fürſtin nur zu gern in dem alten Familienſchmucke des Hauſes ſtralen ſehen.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in die ihr angewieſenen Zimmer, und unter Vortretung von glänzenden Hausofficieren, die auf prächtigen Armleuchtern hohe Kerzen trugen, wurden die Neuvermählten von den nächſten Verwandten bis zu den Schlafgemächern geleitet, wo — nachdem das

Brautgewand von den Zofen ausgezogen werden war — der Fürſt ſelbſt — einer alten Sitte gemäß — ſeine junge Gattin entkleiden durfte.

Plötzlich — einen Gang durch's Zimmer machend — blieb die Fürſtin vor dem offenen Schreibtiſche ihres Gatten mit einem Ausrufe der Verwunderung ſtehen.

„Welch ein glanzvoller Schmuck!“ ſagte ſie überraſcht, „iſt es der, den Du mir beſtimmteſt? Wie böſe bin ich Deinem alten Diener, daß er ſo lange zögerte, wie glücklich hätt' es mich gemacht, mich der Geſellſchaft darin zeigen zu können. Iſt es aber recht,“ fuhr ſie fort, „geht man mit dieſen Koſtbarkeiten dergeſtalt um, ſieh nur, wie das daliegt.“ —

Und bei dieſen Worten zog ſie den Fürſten zu dem Schreibtiſche hin, der ſich bei dem Anblicke jener Steine eines innern Grauens nicht erwehren konnte.

Er hatte den Schmuck wohl verwahet in den Schreibtiſch geſchloſſen — deſſen war er ſich bewußt — und nun lag Alles geöffnet — ja in größter Unordnung umhergeſtreut — da.

Weit entfernt, an übernatürliche Einwirkung zu glauben, ergriff die Fürſtin die vor ihr liegende, blitzende Krone, und ſie mit inniger Freude vor dem Spiegel auf die dunkeln Locken drückend, wandte ſie ſich ſo eben um, um ihrem hinter ihr ſtehenden Mann die Worte zuzurufen: „Nehm' ich mich in dem alten Fürſtenſchmucke Deines Hauſes nicht gut aus?“ als ſie — nachdem ſie kaum obige Rede beendigt — wie vom Blize getroffen, niederſank.

Die durch den Fall und vom Fürſten wahrſcheinlich unwillkürlich herbeigerufenen Diener fanden die Fürſtin noch immer leblos am Boden und ihren Gemahl in höchſter Verwirrung ſeinen Schreibtiſch verſchließend.

Ein großer Theil der Geſellſchaft, den Hausarzt an der Spize, hatte ſich am Bette der Kranken verſammelt, deren Zuſtand ein hiziges Fieber anzudeuten ſchien. Von der Urſache des Unfalls erfuhren die Fremden nichts. Ihrem Gemahl geſtand die Fürſtin, ſie habe ſich, als ſie ſich nach ihm wandte, ſelbſt erblickt, mit hohlen geſpenſtigen Augen ſich ſelbſt anſtarrend und die weiße Todtenhand nach der ihrigen ausſtreckend, welche die Krone auf dem Haupte feſthielt. „Obgleich in demſelben Moment, da ich dies erblickte, zu Eis erſtarrend“ ſezte die Fürſtin von Schauder ergriffen hinzu, „ſo behielt ich dennoch meine vollkommene Beſinnung, bis ich das Berühren der Todtenhand empfand, die an meinen Fingern vorüberſtreifte — da vergingen mir die Sinne“ —

und mit einem furchtbaren Schrei fiel die Fürſtin abermals in eine tiefe Ohnmacht, die mit abwechſelndem Irrereden bis zum Morgen währte.

Als die noch erwärmende Herbſtſonne ihre freundlichen Stralen in das Gemach der Kranken ſandte, ermunterte ſich dieſe und mit ruhigem Tone ſagte ſie zu dem vor ihrem Bette ſitzenden Gatten, indem ſie ihm die Hand drückte: „ich ſagte es Dir gleich, daß mir der Trauring zu weit ſei, nun hab' ich ihn bei dem geſtrigen Unfalle verloren. Dort am Spiegel muß er am Boden liegen — ich bitte Dich — laſſe doch ſogleich nachſuchen — ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich ihn wieder habe.“ —

Aber der Trauring ward nicht gefunden und das Berühren der eiskalten Hand blieb unauslöſchlich in dem Gedächtniß der Fürſtin zurück, ſo ſehr ſie ſich auch ſelbſt überredete, das Ganze ſei die Folge erhitzter Einbildungskraft geweſen. —

Ein Jahr nach dieſer Begebenheit war verſtrichen und immer ſchwächer wurde die Erinnerung daran. Der Fürſt blieb auf ſeinem Landſchloſſe und ſeine zwei Diener, worunter der alte, ihm mit ſeltener Treue ergebene Marcos, ein Erbſtück ſeines unglücklichen Vaters, ſich befand, hatten die Stadt verlaſſen, um die eigentliche Bedienung ihres Gebieters zunächſt ſeiner Perſon zu beſorgen. Kein

Vorfall von Bedeutung ſtörte das Glück des Hauſes, und wenn gleich die Fürſtin nicht ohne Scheu an den Schmuck zu denken vermochte, ſo konnte ſie es doch nicht verhindern, daß ihr Gatte, bei feſtlichen Gelegenheiten, ſeine Bruſt mit den köſtlichen Familienkreuzen, den alten Zeichen ſeiner angeſtammten Würde, zierte.

Die Taufe des erſtgebornen Prinzen hatte wiederum den Adel der Umgegend im Schloſſe verſammelt. Die Wöchnerin lag da unter einem prächtigen Sammetzelte und nahm die Glückwünſche der Gäſte an. Unfern von ihr lag der Neugeborne, deſſen Wiege mit köſtlichen Blumen geſchmückt war, die eine Krone über ſeinem Haupte bildeten. Ihm zur Seite lagen auf reichbehängten Tabourets Krone und Kreuze, die letzten Ueberbleibſel des vor Zeiten ſo reichen Familienſchatzes des Hauſes. In Vaterwonne ſchwelgend, befand ſich der Fürſt beim frohen Mahle mit ſeinen Gäſten, als bleich und eilig die Kammerfrau hereinſtürzte und die Nachricht von dem plötzlichen Uebelbefinden der Fürſtin hinterbrachte. Erſchreckt eilte ihr Gemahl herbei und fand die Unglückliche in einem Zuſtand der Bewußtloſigkeit und Schwäche, die der Arzt einer heftigen innern Bewegung zuſchrieb. Nur langſam und da bereits ein großer Theil der Nacht verſtrichen war, kehrte die Beſinnung wieder, und obgleich von einer übermäßigen Entkräftung ergriffen, die ihre nahe Auflöſung beſorgen ließ, machte ſie ihrem Gatten eine Mittheilung, die ihm das frühere Ereigniß in der Brautnacht friſch ins Gedächtniß rief.

Sie lag allein im Zimmer, die Kammerfrau und Wärterin hatten ſich in das Vorgemach begeben, um ihren Schlummer durch leiſes Geſchwätz nicht zu ſtören, als ſie plötzlich durch ein ſeltſames Wehen aufmerkſam gemacht wurde, das ſich durch Bewegen der ſchweren Vorhänge und der Flamme in der von der Decke herabhängenden Lampe immer bemerkbarer machte. Beſorgend, es möge ein Fenſter zufällig aufgegangen ſein, das den Zugwind verurſachte, erhob ſie ſich ſitzend in ihrem Bette, ſich rings umſehend, und wie ſie ihren Blick nach der Wiege warf, mußte ſie ihr Auge zwar gleich, ob dem, was ſie geſehen, wieder ſchließen, doch überwand ſie das Grauen und ſah nochmals hin, bis ihr die Sinne vergingen und ſie laut aufſchreien mußte. Sie ſelbſt — wie damals, da ſie, die Krone im Haare, vor dem Spiegel geſtanden — ſaß an der Wiege des Prinzen, den gräßlichen Schmuck auf dem Haupte. Lange blickte ſie nach der Erſcheinung, bis dieſe ſich erhob und mit drohender Geberde ſich ihrem Bette näherte. „Sie fühle jetzt,“ fügte ſie ermattet hinzu, „daß ihr Ende ſich nahe. Eine alte Sage berichtet, daß man ſich vor dem Tode ſelbſt erblicke, dies ſei bei ihr im Laufe eines Jahres nun zweimal geſchehen.“ Sie ließ ſich den kleinen Prinzen, der im ruhigen Schlummer verſenkt war, bringen und bedeckte ihn mit Zähren und Küſſen.

Hierauf wurde ihr Zuſtand immer bedenklicher, und als der Morgen graute, weinte der untröſtliche Gatte an der Leiche der jungen Fürſtin.

Ein herrlicher Katafalk wurde aufgerichtet und die Entſeelte, geſchmückt wie im Leben, darauf zur Schau ausgeſtellt. Tag und Nacht umſtand ihn das Schloßgeſinde als Wache, und doch geſchah es auf eine Allen unbegreifliche Weiſe, daß der Trauring, der in der Brautnacht verloren und ſeitdem vergebens geſucht worden war, beim Einſargen am Finger der Leiche erblickt wurde.

Da dieſe Vorfälle geeignet waren, großes Aufſehen zu machen, wenn ſie allgemein bekannt würden, ſo ſuchte der Fürſt das Wahre, Räthſelhafte aller Welt zu verbergen. Man ſprach von einem überaus reizbaren Nervenſyſtem der Verſtorbenen, und von Viſionen, die eine erhitzte Fieberphantaſie wohl zu erzeugen pflegt, und der Verbreiter dieſer Andeutung ward zuletzt — da in einer Reihe von Jahren ſich nichts Außerordentliches der Art ereignete — ſelbſt der Meinung, daß keine übernatürliche Einwirkung den Tod der Fürſtin herbeigeführt habe.

Alles ging den gewohnten Gang. Der verwittwete Fürſt führte ein einförmiges Leben auf ſeinem Schloſſe. Er ſelbſt beſuchte Niemand in der Nachbarſchaft, nur höchſt ſelten ſprachen Gäſte bei ihm ein, und auch ſelbſt dieſe nur, wenn die Nacht ſie auf der Straße unfern des Schloſſes überfiel und ſie gezwungen waren, die Gaſtfreundſchaft ſeines Beſitzers in Anſpruch zu nehmen. Eine Sitte, die in jenem Lande anzutreffen iſt, wo ſchlechte Wege und Mangel an guten Wirthshäuſern das Reiſen erſchweren. Der verhängnißvolle Schmuck ruhete bei andern Gegenſtänden von Werth, in dem ſogenannten Schatzgewölbe, das feuerfeſt und ſicher in dem weitläufigen Erdgeſchoß des Schloſſes angelegt war, und einen großen Theil deſſelben einnahm.

Einige Mägde im Dienſte der Küche ausgenommen, befand ſich kein weibliches Weſen innerhalb der Mauern des fürſtlichen Schloſſes, und ſo kam es denn auch, daß der junge Prinz Conſtantin in ſein achtzehntes Jahr getreten war, und den Zauber, den die Nähe geiſtreicher, ſchöner Frauen auf das Gemüth der Männer ausübt, nicht entfernt zu ahnen vermochte. Obgleich mit Kenntniſſen aller Art geſchmückt, war die Bildung, die er von ſeinem gelehrten Hofmeiſter, einem Geiſtlichen, erhalten hatte, doch nur eine ſteife Gelehrtenbildung zu nennen, und der Fürſt ſah wohl ein, daß er um ſeines Sohnes willen den einſamen Landſitz mit der Hauptſtadt und zwar — nicht der Provinz — ſondern des ganzen Reichs, vertauſchen müſſe, wollte er der Bildung ſeines Sohnes das Mangelnde, und ſeinem hohen Stande durchaus Erforderliche verſchaffen.

Eine lange Reihe von Jahren war über Vorfälle mancherlei Art dahingerauſcht und Zeit und Menſchen hatten bedeutend die Phyſiognomie verändert, daher war es dem Fürſten Dimitri ein Leichtes, ſich die Erlaubniß auszuwirken, an dem Hoflager erſcheinen zu dürfen, welche Gnade der junge Fürſt Dimitri dereinſt verſcherzt hatte.

Voll freudiger Erwartung reiſ'te Fürſt Conſtantin an der Seite ſeines Vaters nach Wien. Eine ihm unbekannte Zauberwelt ſollte ſich dort ihm eröffnen.

Sein erſtes Auftreten in den glänzenden Zirkeln der Großen war befremdend genug, aber wie alles Fremdartige im der großen Welt — iſt es nämlich mit irgend einer hervorſtechenden Eigenſchaft begabt — Aufſehen erregt, und den geiſtreichen Schwätzern in ihr reichlichen Stoff zur Unterhaltung geben kann; ſo war es auch hier der

Fall. Die überraſchende körperliche Schönheit Conſtantins, worin ſich die kräftige Männlichkeit des Vaters mit der reizenden Milde der Mutter auf eine ſeltene Weiſe vereinigt hatte, ſein in der Einſamkeit mit gründlicher Gelehrſamkeit vollgepfropfter Geiſt ſtach ſeltſam ab mit der natürlichen Anſpruchloſigkeit, die oftmals an Einfalt grenzte, und die man geradezu lächerlich gefunden hätte, wenn ſie nicht von einer angebornen Anmuth begleitet worden wäre, die ihr eben in den Augen der Damen einen ungewöhnlichen Reiz zu verleihen im Stande war. Prinz Conſtantin war der Mittelpunkt der höhern Geſellſchaft Wiens: theils bewunderte man ihn, theils fand man ihn höchſt ergötzlich. Dazu kam noch der bedeutende Reichthum, den ihm die Mutter hinterlaſſen hatte, und der nicht wenig dazu beitrug, ihn zum Gegenſtande einer allgemeinen Aufmerkſamkeit zu machen.

Wenn wir nun zu ſchildern verſuchten, welchen Eindruck das Erſcheinen des jungen Fürſten in Wiens Zirkeln hervorbrachte, ſo können wir den Eindruck, den dieſe wieder auf ſein Gemüth machten, mit kurzen Worten alſo bezeichnen: er fühlte ſich geblendet, doch nicht angezogen und ſein Herz fing an, im glanzvollen Geräuſche eine Leere zu empfinden, die ihm bis dahin ganz fremd geweſen war.

Ich will meine Leſer nicht mit Schilderungen ermüden, die mit mehrerem oder minderem Glücke von andern Erzählern bereits verſucht worden, und übergehe daher die Liebesgeſchichte des Fürſten Conſtantin und der Fürſtin Natalia, der Tochter eines wackern Kriegsmannes im kaiſerlichen Heere. Nichts ſtand der Verbindung des Paares im Wege und wir ſehen Beide in Begleitung ihrer Eltern ſich auf das alte mütterliche Stammſchloß in Polen begeben, um dort die Vermählung zu begehen.

Beim Glanze der Mittagsſonne rollten die hochbepackten Reiſewagen durch das graue Thor von mächtigen Quaderſteinen, das durch die grüne Epheudecke und kleine gelbe Blümchen, die lieblich im Sonnenſcheine hin und herſchwankten, ein freundliches Anſehen erhielt. Jetzt dröhnte die lange Brücke unter der Laſt der Wagen, und ſie rollten nun durch ein weit geöffnetes Gitterthor von köſtlicher Eiſenarbeit in den Hof, der in der langen Zeit, in welcher das Schloß die Beſitzer nicht geſehen hatte, mit üppigem Graſe bedeckt war, welches aus dem Pflaſter hervorwucherte. Unter dem Portale hielt der Wagen der Herrſchaft, von einer glänzenden Livree empfangen, während die Wagen des Gefolges an den Seitengebäuden Halt machten.

Wie wurde es nun mit einem Male lebendig in den herrlichen Räumen! Eine bunte Dienermenge drängte ſich hin und her. Zofen und Mägde bevölkerten die Gänge, und die kräftigen, ſchnurrbärtigen Polen, in der ſtattlichen fürſtlichen Livree, ſangen Abends in den blühenden Gängen des Gartens ihre heitern krakauiſchen, ihre keckfordernden maſuriſchen Volksweiſen den Zöfchen zur Zither vor, die ihnen dafür wieder ihre niederöſtreichiſchen, ſehnſüchtigen „Gſetz'ln" zum Beſten gaben.

Conſtantin und Natalia ſchwelgten im Genuſſe des Frühlings und dem des erſten Liebeentſtehens. Alles ſchien ſich vereint zu haben, ihnen das Glück dieſer Augenblicke zu erhöhen, und ſelbſt Fürſt Dimitri ſchien nach und nach den trübſinnigen Ernſt abzulegen, der ſich ſeit Jahren über ſein Antlitz gedeckt hatte.

Wie ſchon einmal bei ähnlicher Gelegenheit, ſehen wir die hohen Säle auf das Prächtigſte erleuchtet und den ganzen Adel der Umgegend zum Feſte verſammelt. Es galt der Vermählung des Fürſten Conſtantin. Die Trauung ſollte Abends in der Schloßcapelle vor ſich gehen. Die Corridors waren mit koſtbaren Teppichen belegt und von den Wänden erglänzten die Wappen des Brautpaares in Blumengewinden zwiſchen dem ſtralenden Kerzenſcheine. Aller Blicke leuchteten, nur des alten Fürſten Augen waren umflort und ſchienen unſtät umherzuirren, gleich als vermißten ſie etwas.

Die Trauung war vorüber, da erhob ſich tief unten in den Kellergewölben, vom feuchten, modernden Strohlager, eine Schachergeſtalt. Beim matten Scheine einer Lampe durcheilt ſie geſchäftig die Gänge. Ein Schlüſſelbund klirrt in den Knochenhänden. Sie öffnen eine ſtarke Pforte von Erz, die Geſtalt tritt in ein hohes Gewölbe, voll leerer Kiſten, deren Inhalt — das Silberzeug der Familie — von den Dienern geleert worden war, um die Tafel zu ſchmücken. Doch tief im Winkel ſteht ein ſchwarzer Schrank. Aengſtlich ſchleicht die Geſtalt näher, behutſam öffnet ſie das künſtliche Schloß und mit ſcheuem Griffe erhaſcht ſie gleichſam wie ein Dieb ein kleines Käſtchen und eilt damit, als wenn ſie von Rachegeiſtern verfolgt würde, die Treppe hinan zu den obern Gemächern.

„Erlaucht," ſprach der alte Haushofmeiſter Solecki *) verlegen und heimlich, indem er ſich recht nahe an den alten Fürſten hindrängte, „der alte Marcos" —

„Was iſt's mit dem?" rief Dimitri eben ſo heimlich, doch augenſcheinlich verwirrt.

---

*) Man bittet beim etwaigen Vorleſen Solezki auszuſprechen.

„Er ſteht im Vorgemache, ein Käſtchen in der Hand, das er nur in Eure Hände niederlegen will, weil der Familienſchmuck“ —

Und kaum hatte Solecki dies Wort ausgeſprochen, als ein Tumult ſich in den Vorzimmern erhob, gleich wie von Menſchen, die einen gewaltſam Eindringenden zurückhalten wollten, dazwiſchen ſchallte ein heiſeres, unheimliches Gelächter.

Alle Anweſenden wurden aufmerkſam und der alte Fürſt entfärbte ſich zuſehends.

Die Flügelthüren des Saales wurden wie von einer unſichtbaren Macht aufgeriſſen, die Fenſter klirrten, die Flammen der Lampen und Kerzen weheten, wie vom Winde getrieben und hereinſtürmte die gräßliche Geſtalt des wahnſinnigen Marcos, hoch in den Händen den blitzenden Familienſchmuck haltend und mit kreiſchender Stimme die Worte herausſtoßend:

„Warum, Erlaucht! läßt Du Deinen Schatzmeiſter nicht kommen, wenn Du den Einziggebornen vermählſt, damit er die Familienkrone der ebenbürtigen Erwählten auf die Locken drücke? Pfui, ſchäm' Dich! Koſtet' ja doch ehrliches, rothes Blut — und das Koſtbarſte der Koſtbarſten!“ und ſomit fiel er auf die Knie und überreichte mit fratzenhaften Ceremonien die Kleinodien.

Die Gäſte ſtanden erſchüttert umher, und die am Eingange verſammelte Dienerſchaft ſchien nur auf einen Wink zu warten, den Wahnſinnigen zu entfernen. Allein Fürſt Dimitri war keiner Bewegung mächtig. Bleich, die Augen weit geöffnet ſtand er da, und nur das Zucken der Wimpern zeugte, daß noch Leben in ihm ſei. Die Braut war ohnmächtig zurückgeſunken und Fürſt Conſtantin war mit Mehreren um ſie beſchäftigt.

Eine Todtenſtille war dem Tumulte gefolgt, und langſam ſich erhebend ſprach Marcos dumpf: „Nun willſt Du ihn nicht einmal — war er da des Mordes wohl werth?“ und mit einem durchdringenden, lang auf dem alten Fürſten ruhenden Blicke verließ er den Saal, von der Dienerſchaft gefolgt, die ihn, als einen Wahnſinnigen, an das Lager band.

Das Feſt war für immer unterbrochen. Fürſt Dimitri war gefährlich erkrankt, die Fürſtin Braut erwachte ermattet aus ihrer Ohnmacht und beim erſten Grauen des Morgens verließen die Fremden das Schloß, von dem ſie unheimliche, unerklärbare Ereigniſſe in Umlauf brachten.

Der alte Marcos endete bald darauf ſeine Tage im Wahnſinne. Fürſt Dimitri lebte einſam auf dem Schloſſe, gemieden von ſeinen Nachbarn, da — wie es nun allgemein hieß — böſe Geiſter mit ihm den Beſitz deſſelben theilten. Der Sohn und ſeine Gattin zogen nach Wien. Die Geſchichte des Schmuckes, des Wahnſinnigen und des vermuthlichen Mordes war Allen — ſelbſt dem jungen Fürſten — ein Räthſel geblieben. Dieſer hoffte, erſt nach dem Tode ſeines Vaters den Zuſammenhang zu erfahren.

Einige Jahre waren darüber vergangen, als einige Zeilen des alten Haushofmeiſters Solecti einliefen, Fürſt Conſtantin in Eile nach Hauſe entbietend, da der ſterbende Vater ihn ſehnlichſt zu ſprechen wünſche. In der bängſten Erwartung machte er die lange Reiſe und traf den alten Fürſten in dem Augenblicke, den wir hienieden den letzten nennen. Der Anblick des Sohnes belebte das ſchon gebrochene Auge noch einmal, die faſt erſtarrte Hand griff nach einem verſiegelten Papiere, das die Aufſchrift: „für meinen Sohn,“ führte, und gleichſam, als habe die Erwartung die fliehenden Lebensgeiſter ſo lange aufgehalten, hörte die Bruſt alsbald zu athmen auf, da der Sohn das Papier empfangen hatte.

Conſtantin eilte, den Inhalt der Schrift zu erfahren. Niemand durfte ihn ſtören und Keinem wurde er mitgetheilt. Nach erfolgter Beſtattung des Vaters ward die Herrſchaft veräußert und der junge Fürſt beſchloß, eine Reiſe in ferne Gegenden zu unternehmen.

Wenn gleich viele große, welthiſtoriſche Ereigniſſe die Einwohner der ſchönen Stadt Frankfurt beſchäftigten, und nur Wenigen derſelben es bekannt wurde, daß ich, der Berichterſtatter vorerzählter Begebenheit, vor vielen Jahren mich dort befunden habe, ſo gibt es doch hinwieder Einige, die nicht nur dieſes wiſſen, ſondern auch ſogar des Unfalls ſich entſinnen werden, der mich einſt beim Nachhauſegehen aus dem freundlichen Niederrad betraf, als ein verfehlter Sprung mich in einen Graben fallen ließ, und mich zwang, in den Kleidern und Stiefeln des Wirthes, der noch einmal ſo groß und ſtark als ich war, zum Ergötzen meiner Freunde, meinen Einzug in Frankfurt zu halten.

An dem Abende deſſelben Tages trug es ſich zu, daß ich von dem unfreiwilligen kalten Bade fieberhaft durchſchüttelt, mich in die Wirthsſtube des traulichen, damals ſeines beſten Weines wegen berühmten Weidenbuſches ſetzte, um mit feurigem Rüdesheimer die Fieberattaquen zurückzuſchlagen. Eine Batterie von nur zwei Flaſchen ſtand erſt geleert vor mir und ſchon fühlte ich das labende

Feuer bis in die Fingerſpitzen. Ich ſaß behaglich in einem Winkel, die Füße weit ausgeſtreckt, und machte einige Lieder im Kopfe, während allerlei andere Gedanken, ſelige Erinnerungen, Pläne zu großen Reiſen und dergleichen den poetiſchen Faden zerzauſ'ten und verwirrten. Unweit von mir ſaß die Dienerſchaft eines florentiniſchen Prinzen, die ſich's wohl ſchmecken ließ und dazwiſchen in ihrer „Lingua Toscana“ ſich unterhielt. Ich beneidete die Leute und wünſchte Einer von ihnen zu ſein. Ich dachte mir's ganz ſchön, in die Dienſte eines ſolchen Herrn als Stall- oder Stiefelknecht zu treten, und dann ſo nach und nach mit Geſang und Guitarrenſpiel, mit fremden Sprachen, ja ſelbſt mit italieniſchen Sonetten, die man ſelbſt fabriciren könnte, aufzutreten, und auf dieſe Weiſe mehr zu leuchten, als hätte man ſich gleich als Hofpoet anſtellen laſſen. Alle ſonderbaren Schnurren und Grillen, die mein Hirn an jenem Abende ausgohr, hier wieder zu erzählen, wäre nicht geziemend, da der Wein doch eine zu ſtarke Rolle dabei ſpielte, und ich würde Anſtand genommen haben, hier überhaupt davon zu ſprechen, wollte ich nicht meinen verehrten Leſern die Stimmung, und meinen wenigen lieben Freunden den Zeitpunkt näher bezeichnen, worin ich die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten Menſchen machte, deſſen bereits lange ſchon erfolgter Tod mich beſtimmte, hiervon öffentlich zu ſprechen.

Das Dunkel war hereingebrochen, die Lakaien ſchmauſeten Macaroni, deren dampfender Käſeduft mir unleidlich zu werden anfing, daß ich im Begriffe war fortzugehen, und meinen Schatz von poetiſchen Ideen, den ſie früher in mir erregt hatten, ihnen willig zu opfern, als die Thür ſich öffnete und ein Menſch in das Zimmer trat, der mich Käſedampf und Winkel und Poeſie vergeſſen ließ, und ganz allein ſich um mich und in mir breit machte. Er ſetzte ſich ſtumm nieder und ſah vor ſich hin. Ein Kellner ſprang mit zwei Armleuchtern herbei, den Zimmerſchlüſſel im Munde. Der Fremde bemerkte ihn nicht. Der Kellner, den Schlüſſel aus dem Munde nehmend, wobei er ſich faſt mit den Lichtern die Haare verſengte, fragte leiſe: „Befehlen Eure Gnaden“ — „Nichts“ unterbrach ihn der Fremde, „ich will hier ſitzen bleiben.“ — Der Burſche entfernte ſich und ich ſaß — ohne daß ich ſelbſt wußte, wie ich dahin gekommen war — dem Fremden gegenüber.

Ich muß mir geſtehen, eine intereſſantere Miſchung von Geiſt, Schwärmerei, Kummer und was weiß ich Alles noch, nie in einem Geſichte vereinigt geſehen zu haben. Die Aufmerkſamkeit, womit ich ihn betrachtete, ſchien dem Fremden nicht unangenehm. Es iſt bewährt, daß zwei einander ganz fremde Menſchen ſich anziehen oder abſtoßen, ohne einen eigentlichen Grund davon ſich angeben zu können. Nach einer Weile des ſtummen Gegenüberſitzens fing ich an, verſchiedene Saiten aufzuziehen und anzuſchlagen, von denen ich hoffte, ſie würden correſpondirende Saiten in meinem Fremden finden, aber Alles blieb ſtumm und einſylbig, wie es geweſen war. Theater, Muſeum, Caſino, die Bank in Beckenheim, Bornheim mit ſeinem Moſt und fetten Lerchen, das elegante Forſthaus, Alles dies kannte er nicht. Was ſollte ich mit dem Menſchenkinde anfangen? — Meine Suade war erſchöpft und ich ſaß dem Stummen ſtumm gegenüber, als ein Wagen daher rollte und vor dem Hauſe hielt. Der Kellner öffnete die Thür mit den Worten: „nur hier herein!“ und ein kleiner Mann mit weißem Kopfe, in feiner Kleidung, trat ins Zimmer. Auf die ſtark betonte Frage: „Wo! Wo!“ wobei er das Geſicht ſehr ſchnell von einer Seite zur andern kehrte, ward er zu uns gewieſen. Er dankte verbindlich und wandte ſich mit tiefer Verbeugung zu dem Fremden. „Sie haben mir die große Ehre erzeigt, Herr Graf,“ fing der Alte an, „mich in meiner Behauſung aufzuſuchen, aber ein Geſchäft hatte mich gerade in die Stadt gerufen. Da Sie mir Ihre Adreſſe hinterlaſſen haben, und ich es unmöglich zugeben kann, daß Sie ſich noch einmal nach meinem Landhauſe hinausbemühen, ſo bin ich ſo frei, wenn gleich ſpät am Abende, Sie aufzuſuchen. Ich bin der Aelteſte der hieſigen Judengemeinde.“ Der Herr Graf ſtand höflich bei dieſen Worten auf, ergriff des Aelteſten Hand, ſeufzte tief, und deutete ihm mit der Hand an, daß er ihm folgen möchte. Beide verließen die Gaſtſtube. — Das Ding wird immer beſſer, dachte ich in meinem Sinne. Was in aller Welt mag denn wohl dahinter verborgen liegen? Ich rief dem Kellner. Alle Auskunft, die ich erhalten konnte, war die untrügliche, wenn gleich lakoniſche Correſpondenznachricht aus dem Fremdenbuche, die ich hier, der Authenticität wegen, wörtlich mittheile:

> No. 4788. September 12. 1815. Monsieur le Comte Wiersbiky, avec Suite, Güter in Pohlen, Frankfurt, Privatgeſchäfte, unbeſtimmt.

Mein ohnehin ſchon ſehr beliebter Weidenbuſch war durch die Anweſenheit des Fremden mir nun noch beliebter geworden. Ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich am nächſten Morgen mich wieder daſelbſt einfand, in der Abſicht, ihn dort zu treffen. Nicht lange, ſo ſah ich ihn ins Gaſtzimmer treten, und wie es mir ſchien, aufgeheiterter, als er es am vorigen Abend geweſen war. Er freute ſich, mich wieder zu ſehen, und nahm meinen Vorſchlag an, einen Gang um die Stadt zu machen.

„Der heitere Spätſommer erregt ein eigenes Gefühl wehmüthiger Freude in uns,“ ſagte ich, indem wir durch das Thor ſchritten und die lachende Ebene mit goldenem Laube ſich vor uns ausbreitete. „Mein ganzes Leben gleicht dem Spätſommer,“ erwiederte der Graf, „denn — wenn ich gleich ſelbſt noch jung bin, ſo lebe ich nach dem Sommer meines Hauſes, der längſt vorüber iſt.“ Ich bemerkte in ſeinem Geſichte eine auffallende Veränderung, derſelbe Schatten der Schwermuth hatte ſein Auge, wie am geſtrigen Abende, wieder umzogen. Es that mir leid, von dem Spätſommer angefangen zu haben, doch was ſollte ich mit dem Sonderlinge beginnen? Er mochte meine Verlegenheit bemerken.

„Ich bin undankbar,“ fing er raſch an, „trübe Gedanken in mir aufkeimen zu laſſen. Es iſt wahr, ein eben ſo ſeltſames als unangenehmes Familiengeſchäft hält mich hier, aber deſſen ungeachtet ward mir heute eine große Freude zu

Theil. Ich habe Briefe von Hauſe erhalten und meine heißgeliebte Frau, mein himmliſcher Junge, ſind wohl und munter."

„Alſo verheirathet?" rief ich aus.

„Und ſehr glücklich," ſetzte er hinzu. „Ach, ich könnte ſo ganz mein Glück genießen, wenn nicht — — glauben Sie mir, mein Freund, wenn Voreltern doch immer wüßten, was ſie ihren Enkeln für Sorge hinterlaſſen — wie ich Ihnen ſage — ich muß jetzt Dinge in Ordnung zu bringen ſuchen, die ich nicht angerichtet habe, muß fern von den Meinigen mich aufhalten, ſehe mich mit Leuten in Berührung geſetzt, kurz — ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles ſagen darf, und doch treibt es mich an, Ihnen eine Mittheilung der Schickſale meines Hauſes zu machen."

Der fremde junge Graf erregte mein lebhaftes Bedauern. Auch ich hatte ſo Manches zu fragen, auch mich drückte der Schuh an einigen Stellen. Vertrauen gebiert Vertrauen. Ich ſprach zuerſt, und meine Mittheilungen ſchienen ihn zu freuen.

„Ich bin nach Frankfurt gekommen," ſagte er, „um eine Wallfahrt zu dem Grabe einer Jüdin zu machen. Der heutige Tag iſt zur Ausführung hierzu beſtimmt. Die Zeit iſt da, wo mich der Greis, den Sie geſtern Abend bei mir ſahen, abholen wollte. Ihre Begleitung wird mir nicht unangenehm ſein.“

Und ſomit bogen wir in das Gallusthor ein, unweit deſſen wir uns befanden, und in Kurzem ſtanden wir am Weidenbuſche, vor dem eine ſtattliche Kutſche hielt. Der alte, feingekleidete Mann ſtand unter der Thüre.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, ſich meines Wagens zu bedienen,“ ſagte er höflich, indem er ſelbſt den Schlag öffnete. „Doch muß ich bitten, daß ſie keinen Jäger oder Lakai hinten aufſpringen laſſen, das würde zu viel Aufſehen machen, da meine Equipage bekannt iſt.“

Wir ſetzten uns ein. Der Alte ſchien nicht ohne Befremden meine Gegenwart zu bemerken.

„Ein Freund,“ ſagte der Graf lakoniſch, mich vorſtellend.

Der Kutſcher fuhr zu und nicht lange, ſo hielt unſer Wagen an dem Judenkirchhofe. Innigſt bewegt folgte uns der Alte. Wir wanden uns zwiſchen den dichtgeſäeten Leichenſteinen hindurch und blieben endlich bei einem kleinen verwitterten Sandſteine ſtehen, der halbverlöſchte hebräiſche Schriftzüge zeigte.

„Hier,“ ſagte der Aelteſte, indem ſeine Stimme vor Rührung zitterte, „hier ruhen die Ueberreſte der unglücklichen, einſt ſo ſchönen Rebecca. Nicht nur die Empfehlungen, die Sie mir von dem erſten Wiener Banquierhauſe überbrachten, ſondern auch mein eigener Trieb, vermochten mich, Sie ſelbſt hierher zu geleiten, wenn gleich ich Ihre Abſicht weiter nicht kenne. Ich pflege oftmals dieſen Grabhügel zu beſuchen, denn er deckt mein ganzes Erdenglück. Ich bin Ruben, der Verlobte der Unglückſeligen.“

Thränen erſtickten die letzten Worte, wir ſahen ſtumm auf die Erde nieder. Der Graf riß einen Kaſtanienzweig von einem nahen Baume und ſteckte ihn in den Hügel, drückte dem Alten, der ſtill zu beten ſchien, die Hand und eilte zum Wagen.

Wir fuhren nach Hauſe ohne ein Wort zu ſprechen. Der Greis brachte uns zum Weidenbuſche. Es war Zeit zum Eſſen. Der Graf ſchützte Kopfweh vor. Auch ich mochte nichts genießen.

Der Abend führte mich nach der Gaſtſtube, ich hoffte den Grafen zu treffen, allein meine Hoffnung wurde getäuſcht. Ich war der letzte Gaſt, ich glaubte ihn erwarten zu müſſen. Er kam nicht und ich ging.

Am andern Morgen ward mir folgendes Billet durch den Kellner überreicht:

„Mein junger Freund! Mein Geſchäft in Frankfurt iſt beendigt und ich eile in die Arme meiner harrenden Familie. Der Wille eines ſterbenden Vaters iſt heilig, ich habe ihn erfüllt und hoffe auf dieſe Weiſe mir Ruhe für's Leben erkauft zu haben. Sie werden in einiger Zeit Aufklärung dieſes Räthſels durch mich erhalten. Der Ihrige, nicht Graf Wiersbiky, ſondern Fürſt Conſtantin von *." —

Später, da eine Geſchäftsreiſe mich nach Wien führte, erhielt ich die vom Fürſten mir verheißenen Mittheilungen. Aus dieſen und dem, was ich an Ort und Stelle erfahren hatte, konnte ich die Geſchichte im Zuſammenhange niederſchreiben, die ich jetzt, da alle darin vorkommenden Perſonen das Grab deckt, ohne Anſtand zu nehmen, bekannt machen kann.

Marcos Geſtändniſſe, die er in lichten Augenblicken vor ſeinem Ende machte, lüfteten den Schleier der gräßlichen Begebenheit. Er hatte ſich ſchon bei dem alten Fürſten befunden, da er den Schmuck bei Heſſel verſetzte, er ermordete Rebecca, den Wahn Dimitri's beſtärkend, als ſei dies die Tochter des Juden, der ſeinen Vater verrathen hatte, um ſeinen Herrn wieder in den Beſitz des Familienſchmuckes zu bringen, und hierdurch eine Gewalt über den Gebieter zu erlangen. Der alte Graf endlich hatte ſeinem Sohne in dem gedachten Schreiben die Pflicht auferlegt, das Grab der Ermordeten zu beſuchen, und dort den unſeligen Schatz für ewig zu vergraben, um auf dieſe Weiſe den zürnenden Schatten Rebecca's zu ſühnen und ſeinen Stamm von dem unheilbringenden Gegenſtande zu befreien. Um untrüglich dieſem Auftrage nachzukommen, hatte ſich Conſtantin das Grab zeigen laſſen, und war in derſelben Nacht dort hingegangen, um das Käſtchen bei den vermoderten Reſten der Schönſten ihres Stammes zu vergraben. So ward ihr endlich die Krone zu Theil, nach welcher ſie ſo ſehnlich im Leben geſtrebt hatte.

So unwahrſcheinlich dieſe Geſchichte Manchem erſcheinen mag, ſo iſt dennoch Wahres daran; ich rathe jedoch Niemand, den jüdiſchen Todtenacker in Frankfurt umpflügen zu laſſen, um den Schmuck zu finden, und wünſchte aus dem einzigen Grunde, daß dieſe Geſchichte auf die Nachwelt käme, damit ſich Alterthumsforſcher dereinſt nicht den Kopf zerbrechen, wie jene Kleinodien wohl bei Frankfurt in den Grabhügel gekommen ſein möchten. —

Rouſſeau's Canarienvogel.

„Iſt nicht, was uns gefällt,
„Das liebenswürdigſte der Weſen?
„Von Amors Zauberlicht erhellt
„Däucht uns an ihm ſogar ein Fehler auserleſen.“

Wieland.

Ich heiße Roſa. — Mein Vater, deſſen einziges Kind ich war, wohnte zu la Chaux de Fonds, im Fürſtenthume Neufchatel, und war derſelbe geſchickte Uhrmacher, welcher in Gemeinſchaft mit dem berühmten Jacques Droz jene künſtlichen Figuren verfertigte, die von ganz Europa bewundert und Automaten genannt wurden. Dieſe Figuren machten mir ſeit meiner früheſten Kindheit ungemeine Freude. Indeß war ich doch auf den kleinen Zeichner und die kleine Virtuoſin ein wenig neidiſch. Sie waren ſo gehorſam, ſo gelehrig, ſo aufmerkſam auf ihre Arbeit, daß der Vater mir ſelbige immer als Muſter aufſtellte. „Sieh nur, Roſa,“ ſagte er oft, „wie viel artiger, geſchickter, fleißiger ſie ſind, als Du. Ich darf ſie nur aufziehen, und ſie arbeiten ohne Unterbrechung, indeß Du immer herumſchwärmſt und zerſtreut biſt.“ — „Aber, Papa,“ erwiederte ich dann, „ſie machen immer nur daſſelbe und ewige Einerlei.“ — „Das iſt wahr, aber ſie machen's doch gut, indeß Du Alles verpfuſcheſt.“ — Deßhalb wurden ſie mir bald verhaßt. Nicht ſo war es jedoch mit einem kleinen Canarienvogel, den mein Vater eigens für mich verfertigt hatte, den man niemals auf meine Koſten lobte, und der mein ganzes Glück ausmachte. Er pfiff zum Erſtaunen drei ſchöne Lieder nach einander, drehte den Kopf, hüpfte eine Viertelſtunde lang in ſeinem zierlichen Käfig hin und her, und war von einem lebenden nicht zu unterſcheiden. Ich liebte ihn über Alles, und Bibi begleitete mich, als mein köſtlichſter Schatz, da meine Mutter nach des Vaters Tode zu ihrer Schweſter nach Motier-Travers zog. Die Tante, bei welcher wir wohnten, auch eine Witwe, hatte nur einen Sohn, welcher fünf bis ſechs Jahre älter als ich war. Wenn er vordem zu meinem Vater kam, vertrugen wir uns ſtets auf's Beſte, auch hörte ich oftmals, daß wir ein Paar werden ſollten und war damit ganz zufrieden, denn Niemand gefiel mir nächſt dem Bibi ſo wohl, als mein Couſin Armand. Es hatte übrigens noch Zeit damit, denn ich war eilf Jahre alt, und mein Couſin, der ins ſiebenzehnte ging, wurde zu Paris in dem Hauſe eines Verwandten erzogen. Es kränkte mich bei alledem, ihn nicht daheim zu finden, und nur die Liebkoſungen meiner guten Tante, deren verzogenes Kind ich war, und die Niedlichkeit meines lieben Bibi heiterten mich auf.

Ich zog den Vogel wohl zwanzig Mal täglich auf, ohne der drei Liederchen überdrüſſig zu werden, die er unaufhörlich pfiff. Sie klangen aber auch allerliebſt, waren ganz neu und insgeſammt aus dem **Devin du village.** 1) **J'ai perdu mon serviteur** — 2) **Si des galants de la ville** — und das liebliche Vaudeville am Ende: **C'est un enfant, c'est un enfant.** Man hatte mich die Worte gelehrt und ich ſang ſie richtig und mit einer gefälligen Stimme; der Canarienvogel accompagnirte, indem er ſein Köpfchen hin und herwiegte, und wir gaben ſo, wenn auch einförmige, doch ziemlich angenehme Concerte, die mich, meine Mutter und die Tante ſehr ergötzten.

Doch bald ſollte ich andere Unterhaltungen kennen lernen, als die mit meinem Automaten. — Wir bewohnten den einen Flügel des Hauſes, der andere war von dieſem getrennt und ſtand leer. Ein alter Herr aus Neufchatel kommt zu meiner Tante und fragt: ob ſie nicht dieſen Theil ihrer Behauſung einem ſeiner Freunde vermiethen wolle? Einem ältlichen, kränkelnden, guten, ſanften, ruhigen Herrn, welcher nur eine Haushälterin bei ſich habe. Die Tante war's zufrieden und der Miethmann erſchien. Es war Jean Jacques Rouſſeau. — Wir hörten bald ſehr abweichende Urtheile über ihn. — Manche erhoben ihn zum Gott, Andere verdammten ihn. — Meine Tante erklärte ſich für ihn, weil er bei ihr wohnte, und meine Mutter, weil ſie einen anziehenden Roman von ihm kannte. Ich, die ich noch klein und ziemlich albern war, glaubte weder Gutes noch Schlechtes von ihm, aber ſeine Geſichtszüge gefielen mir und über ſeinen Anzug lachte ich. Er trug damals ein langes Kleid mit Pelz gefüttert, um die Mitte des Leibes von einem breiten Gürtel feſtgehalten, und auf dem Kopfe eine hohe Pelzmütze, faſt wie ein Turban geſtaltet. Da er dem Türken in meines Vaters Sammlung ähnlich ſah, ſo nannte ich ihn nur ſtets den Automaten Jean Jacques, indeß ihn ganz Mottier-Travers den Armenier Jean Jacques nannte. So oft er das Haus verließ, fehlte ich gewiß nicht am Fenſter. Er ging immer allein ſpazieren, mit einer großen, länglichten Blechbüchſe unter dem einen Arm und einem dicken Buche unter dem andern. Manchmal begegneten wir einander, und ich machte ihm dann einen ſehr tiefen Knicks, für den er mir lächelnd einige freundliche Worte ſagte, denn Rouſſeau liebte die Kinder ſehr und wußte ſich auch bei ihnen beliebt zu machen. — Meine Tante, die ihn bei der Ankunft bewillkommt hatte und auch öfter ſeine Haushälterin, Mamſell Thereſe Levoſſeur, beſuchte, ſagte immer, er ſei der beſte Menſch von der Welt, einfach wie ein Kind, aber rauh und ſeltſam in ſeiner Lebensweiſe. Des Morgens botaniſirte er, und beſchäftigte ſich in ſeinen Mußeſtunden mit einem Canarienvogel, den er mitgebracht hatte und der ſein einziger Geſellſchafter war. —

Die Fenſter meines Zimmers trafen auf die Seinigen. Sein Vogel hatte die Freiheit, im Zimmer herumzufliegen. Von dem Geſange meines Bibi angezogen, flog er jedoch eines Tages, den Augenblick wahrnehmend, wo man das Fenſter öffnete, ſchnell zu mir herüber, und ſetzte ſich auf den Käfig meines Bibi, den ich eben aufgezogen hatte und der ſeine drei Stückchen abſang. Wie froh war ich über dieſen niedlichen Gaſt. Er lauſchte ein Weilchen und ſang dann auch, aber das waren keine Lieder, ſondern ein verworrenes, ſchmetterndes, mir ganz neues Getön. Er drehte auch das Köpfchen im Singen, doch viel anmuthiger als Bibi und mit mehr Munterkeit. Ich ſtreckte ihm den Finger hin, er ſprang hinauf, dann auf die Schulter, dann auf den Kopf; Bibi ſprang jedoch nur, wenn er ausgeſungen hatte, regelmäßig von einem Stäbchen ſeines Käfigs zum andern, bis er gänzlich ſtill ſtand. Das neue Vögelchen hüpfte immerfort umher. Ich fand es ganz allerliebſt und wollte es eben küſſen, als ein gellender Pfiff und der Ruf: Carino, mir das zierliche Thierchen mit Windesſchnelle entführte. Es wiegte ſich noch einen Augenblick auf einem Baume vor dem Fenſter und flog dann zu ſeinem Herrn, der es am gegenüberſtehenden Fenſter zu ſich lockte. Dieſer gab mir nun durch Zeichen ſeine Freude über die Rückkehr des Flüchtlings und ſein Erſtaunen über die Klugheit des Meinigen, der ſo ruhig im Käfig blieb, zu verſtehen. Bald nachher ſprach er ſelbſt bei der Tante zu; ich wurde gerufen und fand ihn zwiſchen meiner Mutter und Jener im Sopha. „Ich danke Ihnen, mein liebes Kind,“ ſagte er, „für die gute Aufnahme, die mein Vogel bei Ihnen gefunden hat, und muß um Entſchuldigung bitten, daß er dem Ihrigen, der ſeiner Erzieherin Ehre macht, ein ſo ärgerliches Beiſpiel gibt.“

„Ach,“ ſagte ich, „der Meine wird es ihm leider! nicht nachmachen, deß bin ich gewiß. — Ich wollte, er flöge!“

„Wahrſcheinlich um das Vergnügen zu haben, ihn wiederkehren zu ſehen? Wollten Sie mir ihn wohl zeigen? Er ſingt allerliebſt, und noch dazu

Lieder, die ich auch manchmal pfeife." — Ich lief fort, ihn zu holen, und die ſtarre Unbeweglichkeit des Vogels verrieth ihm bald, wen er vor ſich habe. — „Wie? ein Automat?" rief er erſtaunt, „von meinem Fenſter aus hätte ich darauf ſchwören mögen, der Vogel ſei lebendig." Er nahm und unterſuchte ihn. Ich erzählte ihm, daß dies Kunſtwerk von meinem guten Vater herrühre; ich zeigte ihm, wie er aufgezogen werde, und als dies geſchehen war, trieb der Vogel, wie gewöhnlich, ſein Weſen, hüpfte und ſang dann die drei Stückchen, eins nach dem andern. Mein Herz ſchlug vor Freude, als ich ſah, wie ſehr ſich der Automat Jean Jacques an dem Automaten Bibi ergötzte, denn ich wußte damals noch nicht, daß ein Dichter und Componiſt ſeine Werke immer am liebſten hört, und daß ich den Dichter und Componiſten des ſchönen Singſpiels le devin du village vor mir hatte. Seine kleinen, ſchwarzen und feurigen Augen waren voll Ausdruck und belebten ſich noch mehr, da meine Tante mich veranlaßte, den Text zu ſingen. Ich hatte mich ſchon recht darnach geſehnt und ſtimmte ihn unverzüglich an. Ach, mir iſt, als ſähe ich ihn noch, den guten Jean Jacques, wie er mit ſo innigem Vergnügen lauſchte, den Tact auf meine Hand ſchlug, die er im Feuer ergriffen hatte und mit einer ſanften, aber etwas heiſern Stimme ſehr richtig die Worte ſang: „c'est un enfant, c'est un enfant!“ „Und welch ein liebliches Kind!“ fügte er hinzu, da das Lied zu Ende war, indem er meine Hand an die Lippen führte. Er wollte meinen Namen wiſſen. — „Roſa, mein Herr!“ — „Der Name ziemt Dir wohl, und weißt Du auch, wie ich heiße, mein Töchterchen?“ Ich ſchlug lächelnd die Augen nieder und ſchwieg.

Meine Mutter ſagte ſcherzend, daß ich ihn, wegen ſeiner Kleidung, ſtets den Automaten nenne, und er lachte darüber. — „Roſa hat recht, mehr recht als Sie glauben können,“ ſagte er ſpäter; „wollte der Himmel, ich wäre ein Automat oder könnte es werden, und die Kleine wird mich deßhalb nur um ſo lieber haben, ſie liebt ja ihren Vogel ſo herzlich.“ — Er hatte Unrecht, denn ich fühlte, daß mir Bibi nicht mehr ſo werth ſei. Er war abgelaufen; er ſah mit ſeinem halb geöffneten Schnabel und ſeinen unbeweglichen, ſteifen Gliedmaßen ſo dumm aus, ich ſteckte ihn in den Käfig und wollte ihn forttragen. „Schönen Dank, Roſette!“ ſagte unſer lieber Nachbar, „Ihr niedlicher Automat hat mich, ohne ſein Wiſſen, ſehr verpflichtet. Er hat Sie mit mir beſchäftigt, Sie Liederchen gelehrt, die ich gern höre, aber ich fürchte nur, daß Roſa derſelben bald überdrüſſig ſein werde.“ — „Ach nein, mein Herr, nein, die ſind gar zu hübſch.“ — Er ſchien gerührt zu ſein. — „Süße, holde Kleine,“ ſagte er, „ach, könnteſt Du dieſe köſtliche Unſchuld bewahren! möchte Dir immer reizend erſcheinen, was Du einmal ſo fandeſt. Willſt Du mich lieben, Roſa, wie Du Deinen guten Vater geliebt haſt?“ — Die Thränen kamen mir in die Augen, da ich an meinen guten Vater dachte, und ich antwortete zögernd und mit verneinender Geberde. „Ich will Sie wohl recht ſehr lieben und liebe Sie jetzt ſchon, aber wie meinen Vater? — nein, Herr! das wäre ich nicht im Stande! ich fühle nur zu gut, daß ich Niemanden wieder ſo gut ſein werde, als dem Papa.“ — „Herrliche Tochter, ſo liebe mich denn wie Deinen Freund, nenne mich Deinen alten, guten Freund. Das willſt Du doch wohl, nicht wahr?“ Er ſprach das Letzte mit einem ſo rührend zärtlichen Tone, daß ich mich in ſeine Arme warf. Von dieſem Augenblicke an war ich ſeine Roſa, ſeine gute Tochter und er war mein guter alter Freund. —

„Ueberlaſſen Sie mir Ihr Kind,“ ſagte er zu meiner Mutter. „Ich habe mich ſchon öfter mit Erziehung abgegeben und kann Ihnen auf mein Gewiſſen verſprechen, daß ſich Ihre Tochter dabei wohl befinden werde.“ — Die Mutter dankte ihm gerührt und verſicherte, daß ſie ganz auf ihn baue.

„Nun biſt Du alſo mein Kind, meine Schülerin, meine Sophie!“ ſagte Jean Jacques Rouſſeau, mich in ſeine Arme ſchließend; „ich wollte, Du hießeſt Sophie, aber der Name Roſa ſteht Dir ſo gut, auch ihn werde ich liebgewinnen.“ Nach einer kurzen Unterhaltung über das, was ich wußte, oder über das vielmehr, was ich nicht wußte, denn ich hatte bis dahin nicht viel mehr gelernt, als meinen Vogel aufzuziehen, bat er mich, ihn zu begleiten und ſeinem Carino den Gegenbeſuch abzuſtatten. „Er ſingt nur ſeine Waldliedchen,“ fügte er hinzu, „variirt ſie aber beſtändig und wetteifert mit mir, wenn ich einſtimme. Du wirſt den Unterſchied zwiſchen einem Automaten und einem lebendigen, fühlenden Weſen bald genug empfinden. Ueberdies gewährt mir Carino das Glück, ihn glücklich zu machen.“

„Es iſt ſchlimm,“ bemerkte meine Mutter, „daß man das Vergnügen, Vögel zu haben, mit dem traurigen Bewußtſein erkaufen muß, ihnen die Freiheit geraubt zu haben.“

„Allerdings, Madame, und ich verſagte mir deßhalb bisher dieſen unſchuldigen Genuß. Das erſte aller Güter iſt die Freiheit! Von dieſem Gedanken durchdrungen, hatte ich den tollen Geſchmack, eine Katze zu halten, vielleicht blos darum, weil dieſe Thiere eine gewiſſe Unabhängigkeit behaupten, aber ich bemerkte leider, daß die Katzen den Menſchen zu ähnlich ſeien. Sie haben Krallen wie dieſe und auch dieſelbe Hinterliſt. Eine theure Freundin ſchenkte mir Carino und ſeit dieſem Augenblicke fielen die Katzen bei mir in Ungnade. Ich ſchauderte bei dem Gedanken, daß eine ſolche meinen armen Vogel erhaſchen, daß ſie ihm auch ſo übel mitſpielen könne, als man ſeinem armen Herrn in der Welt mitgeſpielt hat. Doch iſt Carino nur ein freiwilliger Sklave, ſein Käfig bleibt unverſchloſſen, er hat mich blos deßhalb verlaſſen, um Roſen zu beſuchen, und wird mir deßhalb doppelt werth. Komm, Mädchen, ich will, daß Du bekannter mit ihm werdeſt."

Ich ging mit ihm, er führte mich bei der Hand, und ich war ſchon ganz vertraut mit ihm. Indem wir durch den kleinen Garten vor unſerm Hauſe gingen, nannte er verſchiedene Pflanzen, deren Namen ich noch nicht wußte, verſprach mir Unterricht in dieſem Fache, und ſtellte mich, als wir in ſein Zimmer traten, Mamſell Thereſen vor, die eben aufräumte. „Das iſt meine Tochter," ſagte er, „und ſie ſoll zu jeder Zeit eingelaſſen werden." — Ich eilte gleich zu Carino's Käfig hin, er war geöffnet. Mein alter Freund rief und zeigte ihm ein Stückchen Zucker, welches der Vogel aus ſeiner Hand pickte. Dann flog das Thierchen fröhlich um uns her, nahm mir Zucker vom Munde, durchſchwärmte alle Winkel des Zimmers und ich fühlte wohl, daß Bibi nur als ein Geſchenk meines Vaters, und weil er die Lieder meines alten Freundes ſingen konnte, einigen Werth für mich behielt.

Seit dieſem Tage ward ich Jean Jacques Schülerin. Er hielt, was er meiner Mutter verſprochen hatte, unterwies mich im Guten und ließ mich das Böſe nicht ahnen. Durch ſeine Sorgfalt lernte ich Muſik, Geſchichte und ſo viel Botanik, daß ich bald alle Pflanzen erkannte und ſie ſelbſt claſſificirte, endlich auch ſo viel Geographie, als man zum Verſtehen der Zeitung braucht, die ich meiner Tante vorleſen mußte. Ich las mit ihm einige gewählte Stellen franzöſiſcher Dichter, einige Trauerſpiele von Racine, den Telemaque, wenige von den neuern Werken und von den Seinigen einige Seiten des Emil, woraus ich abnehmen konnte, weßhalb er mich immer Sophie nannte. Dieſer Name ſchien in ihm tauſend angenehme und ſchmerzliche Erinnerungen zu erregen. Oft ſprach er ihn vor ſich hin, indem er Carino ſtreichelte. Dann ſagte er mir manchmal mit Thränen in den Augen: „Gute Roſa, ſollte ich Dir auch nach meinem Heimgange noch werth bleiben, ſo trage Carino auf mein Grab, wenn auch er geſtorben ſein wird. Stelle ihn auf den Stein, der Deinen alten Freund deckt, wahrſcheinlich iſt er das einzige Weſen, das mich wahrhaft geliebt hat.″ Jetzt fing ich an zu weinen und erwiederte, ihm mit der Hand über den Mund fahrend: „Schweige doch! Du ſprichſt, es ſei nicht erlaubt, zu lügen, und ſagſt doch jetzt ſelbſt eine Unwahrheit. Du weißt ja wohl, daß ich Dich liebe und lebenslang lieben werde!″

„Lebenslang?″ wiederholte er lächelnd, küßte mich dann auf die Stirn und erneuerte die Bitte, Carino auf ſein Grab zu ſetzen. Ich verſprach es heilig. Ach, damals ſah er es noch nicht voraus, daß er ſo weit von mir ſterben würde, und daß wir ſchon ſo bald getrennt werden ſollten. Er wollte, ſo ſprach er immer, für ſein ganzes Leben ſich in Mottier anſiedeln; er wollte ſeine Roſa noch verheirathet — ja als Gattin und Mutter erblicken. Wenn er mir das ſagte, ſo lachte ich, und meine Gedanken ſchweiften zu Armand hin, der nur allein zu meinem Glücke fehlte.

Endlich kam der Vetter zurück, und von dieſem Augenblicke an ſchreiben ſich die erſten Erfahrungen her, die ich über den mißtrauiſchen und düſtern Charakter meines alten Freundes gemacht habe.

Armand trat ganz unvermuthet in das Zimmer, wir ſaßen gerade beim Nachtmahl. Man kann ſich unſere Freude vorſtellen, Alle wetteiferten, es einander an Liebkoſungen zuvorzuthun. Er war in der Zeit ſeiner Abweſenheit ein großer, ſchöner Herr geworden, aber für mich war er immer noch der herzliebſte Vetter Armand. Er erſtaunte zu ſehen, daß die kleine Roſa indeß auch ſchon eine große Mamſell geworden ſei, die ſich anſtändig benahm und das Franzöſiſche ſo rein und zierlich ſprach, denn mein alter Freund ließ mir nicht den kleinſten Sprachfehler durchſchlüpfen; eben ſo richtete derſelbe die Haltung meiner Arme, meines Halſes, und lehrte mich, was zum feinen Anſtand erforderlich war, weil, wie er ſagte, es ihn verdroß, wenn ein junges Mädchen wie ein Laubfroſch umherſprang. Armand erſtaunte noch mehr, als ihm mein Erzieher genannt und mein trauliches Verhältniß zu ihm geſchildert wurde; er lief wie toll umher und ſchrie immerfort: „O welch ein Glück! Jean Jacques Rouſſeau Dein Freund? Iſt es möglich? Und ich werde ihn ſehen, ihn hören? Wann? Führe mich zu ihm!“

„Noch heute Abend, Armand, wenn es Dir gefällig iſt, ich habe zu jeder Stunde freien Zutritt.“ Doch Mama und Tante bemerkten, daß es für heute ſchon zu ſpät ſei und Mamſell Thereſe ſchmählen und ſchelten würde. Der Vetter mußte ſeine Ungeduld bekämpfen und bis zum andern Morgen warten.

Den ganzen Abend unterhielt er uns von Rouſſeau, von ſeinen Werken, von ſeinen Freunden und Feinden in Paris, und äußerte ſeine Freude, als Mitarbeiter an einem Journale, Notizen von Rouſſeau und von deſſen Aufenthalte in Mottier mittheilen zu können.

„Man wird erfahren,“ ſagte er mit Stolz, „daß Du ſeine Schülerin biſt, und der Name meiner Roſa wird neben denen der Julie und der Sophie glänzen.“ — Das gefiel mir nun gar nicht, denn ich ſcheute ſolch Aufſehen, doch das Vergnügen über Armands Gegenwart benahm mir die Luſt zum Widerſpruche.

Kaum waren wir am folgenden Morgen aufgeſtanden, als mein berühmter Freund von uns heimgeſucht ward, aber er botaniſirte eben. Thereſe war beſchäftigt, ihm ſein Frühſtück zurecht zu machen, und hieß uns warten, weil er bald nach Hauſe kommen werde.

Wir traten ins Zimmer; ich ſpielte mit Carine, erzählte meinem Vetter die Geſchichte mit dem Automaten, ſetzte mich dann an's Clavier und klimperte. Während deß unterſuchte Armand Alles ſorgfältig, öffnete die Bücher und notirte eben allerlei in ſeiner Brieftaſche, als plötzlich mein alter Freund zur Thüre hereintrat.

Großer Gott, wie iſt es möglich, daß ſich ein Menſch ſo plötzlich verändern kann! Seine lieben, ſanften Geſichtszüge, die mich immer anlächelten, wurden wild und finſter, ſein Blick drückte den heftigſten Zorn, die tiefſte Verachtung aus. Erſt fuhr er Armand an, dann mich. „Was thuſt Du hier, Roſa, mit dieſem jungen Menſchen? Was ſoll er bei mir? Wer iſt er? Was will er?“

„Es iſt mein Vetter Armand,“ ſagte ich zitternd, „der ſo eben von Paris kommt.“

„Gott! von Paris?“ rief er mit einem ſchrecklichen Tone, bebte vor Zorn und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. — „Ich ſehe — ich verſtehe — fort! fort! laßt mich allein!“

Er ging mit großen Schritten auf und ab. Armand folgte ihm unter Entſchuldigungen, nannte eine Reihe von Pariſer Gelehrten als ſeine Verehrer, doch bei jedem Namen wuchs Jean Jacques Wuth, und ſein ſchreckliches „Fort! Fort!“ wurde immer beſtimmter. Ich eilte zu Carino's Käfig, um mit ihm zu ſcherzen und ihn ſo auf andere Gedanken zu bringen, er aber rief mir zu: „Laß dieſen Vogel, Roſa, Du biſt ſeiner unwerth, er iſt das einzige Weſen, das mich nicht verrathen hat.“

Ich ſah wohl ein, daß man ihn verlaſſen müſſe, nahm daher meinen Vetter bei der Hand, ging traurig fort und machte Armand draußen die bitterſten Vorwürfe, weil ſeine Zudringlichkeit meinen alten Freund ſo erzürnt hatte; ich weinte bitterlich, er lachte dagegen aus vollem Halſe. Armand war entzückt, dieſen Vorfall ſeinen Freunden erzählen und ihn drucken laſſen zu können, ich aber beſchwor den Vetter mit gefalteten Händen, Niemanden davon zu ſagen, da ich unſern Sonderling wohl beſänftigen würde.

Ich ſchrieb ihm deßhalb, ich bat ihn für Armand und mich um Verzeihung und trug ſelbſt das

Billet zu Mamſell Thereſen hinüber, die, wie gewöhnlich, ſehr übel aufgelegt ſchien. Sie eröffnete mir, daß man ihrem Herrn nachſtelle und daß ſein Leben in Mottier nicht mehr geſichert ſei.

Rouſſeau hatte allerdings auch in Mottier Feinde, allein der größte Theil der Einwohner betete ihn an, und Mamſell Thereſe war ſo ſchwatzhaft und närriſch, daß ich ihrer Mittheilung eben nicht viel Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Ich will nur erzählen, was zunächſt auf Carino Bezug hat, und was ich gewiß weiß; ich übergehe daher den bekannt gewordenen Aufruhr, das Stürmen des Hauſes u. ſ. w., welches noch in derſelben Nacht Statt fand, und bemerke blos, daß es Jean Jacques plötzliche Abreiſe von Mottier zur Folge hatte, und mir daher unſäglichen Kummer verurſachte. Das Nähere hierüber kann man in ſeinen Denkwürdigkeiten nachleſen. Am andern Tage, da wir uns über die Verfälle der vergangenen Nacht ängſtigten, beſchloß ich aber, zu ihm hinüberzugehen, als ſein bisheriges Dienſtmädchen mir die Nachricht von des Freundes Abreiſe, Carino in ſeinem Käfig und folgendes Schreiben brachte:

„Lebe wohl, Roſa! Es würde mich zu viel koſten, Dich zu haſſen, es iſt hart genug, Dich verlaſſen zu müſſen. Ich will Dich für unſchuldig an der Verſchwörung halten, die mich von Mottier vertreibt. Ich gedachte mein Leben hier zu beſchließen, mag es aber nicht auf eine Art verlieren, die nur für den Böſewicht beſtimmt ſein ſollte.“

„Ich reiſe, liebes, gutes Kind! — Nein, Du biſt unſchuldig! Du haſt Dich nicht gegen den Mann verſchworen, der Dich liebte. Aber was habe ich dem jungen Menſchen gethan, daß er ſich dazu brauchen ließ, mich zu beſchleichen und dann meinen Feinden zu verrathen? — Du liebſt ihn, Roſa! — Er iſt Dein Vetter und wird Dein Gatte werden! Er mache Dich glücklich und ich will ihm verzeihen! Ich werde Dich nicht wiederſehen, aber ich werde an Dich denken, bis meine Denkkraft aufhören wird. Der Himmel weiß, wo ich meinen Wanderſtab hinſetzen werde, vielleicht führt er mich über das Meer. Carino kann ich nicht mit mir nehmen; ich muß mich auch von dieſem Gefährten trennen und das vergrößert meinen Schmerz. Er war mir ein Liebespfand des Weibes, das ich am meiſten geliebt hatte, er ſei Dir ein Pfand meiner Zärtlichkeit. Sorge fur

Carino, wie Du für mich geſorgt hätteſt, wenn ich bei Dir geblieben wäre! Erinnere Dich bei ſeinem Anblicke an Deinen alten Freund und vergiß nicht Dein Verſprechen, Jean Jacques Aſche und den Staub von Sophiens Vogel an einem und demſelben Orte ruhen zu laſſen. Iſt mein künftiges Grab zu weit von Dir entfernt, oder finde ich meinen Tod in den Wellen, oder ſterbe ich, ungekannt, in fremdem Lande, ſo ſollſt Du meine Stelle erſetzen und mein Liebling ſoll an Deiner Seite ruhen. Lebe wohl, Roſa! Vergiß nicht Deinen alten, unglücklichen Freund, Deinen Vater, Deinen Erzieher. Möge Dein tugendhafter Wandel der Welt beweiſen, daß der, welcher Deine Jugend leitete, ſelbſt tugendhaft war."

Ich ſchreibe hier nicht meine Geſchichte und laſſe daher die Gemüthsſtimmung unberührt, in welche mich dieſer Vorfall verſetzte. Meinen alten Freund ſah ich nicht wieder, blieb aber ſeiner eingedenk. Der gute Carino erreichte durch meine Sorgfalt und Pflege ein Alter, das ſeines Gleichen ſelten erlangen. Er hat unſern gemeinſchaftlichen Beſchützer überlebt, deſſen Tod mich mit inniger Betrübniß erfüllte. —

Ich konnte nicht die Wallfahrt nach Ermenonville unternehmen, da mich ſüßere Bande (ich war

Armands Frau, und Mutter geworden) an Rottier feſſelten.

Aber ich hatte an ihn geſchrieben und auch Antwort erhalten. Er hatte weder Roſa noch ihren Carino vergeſſen. Der Letztere ſtarb ſingend, gleichſam als wolle er mir Lebewohl ſagen, und ward von einem geſchickten Künſtler ausgeſtopft, der ſich erbot, ihn wie meinen Bibi zu organiſiren, aber ich liebte die Automaten nicht mehr und Carino ſollte bei Jean Jacques ruhen.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Armand erhielt von Paris die Nachricht, daß man Rouſſeau's Reſte ins Pantheon brachte und ihm dort ein Denkmal errichtet werden ſolle. Wir reiſ'ten mit unſern beiden Kindern, Emil und Sophie, nach der Hauptſtadt. Sie begleiteten mich ins Pantheon; ſein Schatten, hoffte ich, ſegnete ſie dort, und ich verbarg ein Schächtelchen, das die Ueberreſte des geliebten Carino enthielt, unter dem fackeltragenden Arme, welcher aus dem geöffneten Sarkophage hervorſtrebt.

Die Kinder aber erzog ich den Lehren und Vorſchriften meines großen Lehrers gemäß, und kann mir, bis jetzt, zu dem Erfolge nur Glück wünſchen.

Kein Wort bezeugt die Wahrheit dieſes Ereigniſſes in Rouſſeau's Denkſchriften — und es hätte doch wohl, gleich manchem Andern, einen Platz darin zu finden verdient, aber das eben geſchilderte Verhältniß zu Roſen fiel in die unglücklichſte Periode ſeines Lebens und die Bekenntniſſe des Dulders endigen mit dem Aufenthalte in Mottier-Travers. Wie dem nun auch ſei — wer Jean Jacques Rouſſeau geliebt und bedauert hat, wird auch an Roſen und ſeinem Vogel Antheil nehmen. —

Das Geheimniß.

Aus R....s Denkwürdigkeiten mitgetheilt.

„Es iſt die Geſchichte von dem Ritter,
„der ſeine Geliebte aus dem Tode
„aufküſſen wollte, und als das Licht
„erloſch“ — — —

Heine, 3. Thl. Reiſebilder.

Mein mehrjähriger Freund, P. v. R., ſtarb plötzlich, und mir ward das Geſchäft, ſeine nachgelaſſenen Papiere zu ordnen. Seine Reiſen, Kenntniſſe und Verbindungen machten ihn zu einem der intereſſanteſten Menſchen unſerer Zeit, und ſeine Memoiren, die ich vielleicht mit Erlaubniß der Familie dem Publicum mittheile, werden genugſam dieſe Ausſagen beſtätigen. Zunächſt als Probe Folgendes, welches, von den übrigen Manuſcripten abgeſondert, in einem Käſtchen von Ebenholz ruhte und die Aufſchrift: Das Geheimniß, führte. Der Mittheiler enthält ſich aller Bemerkungen über dieſe räthſelhafte Begebenheit — eben ſo weit entfernt, Uebernatürliches darin zu ſuchen, als eine vorwitzige Aufklärung aus eigenen Mitteln hinzuzuthun. Was es geweſen ſein mag, kann der Leſer eben ſo gut, wie der Mittheiler, daraus folgern, und am Beſten iſt es, wenn nichts des Unbefangenen Urtheil von vornhinein zu beſtimmen ſucht.

Mein Vater führte ein unruhvolles Leben, und es ſchien, daß ihm die Ruhe nicht gut that, denn als er ſich ein Gütchen in der Nähe meiner Vaterſtadt gekauft hatte, um, wie die Leute ſagen, ſeine alten Tage in Ruhe zu verleben, entraffte ihn uns der Tod, ehe er ſo eigentlich ſeine alten Tage erreicht hatte, denn er war erſt dreiundvierzig Jahre alt, da er ſtarb. Eigentlich lebte mein Vater mehr auf dem Waſſer, als auf dem Lande. In meinem zehnten Jahre kam er einſt aus London zurück. Es war die letzte Reiſe, wie er vorher geſagt hatte, die er dahin machte, um mehrere Verbindungen, die er dort hatte, perſönlich aufzulöſen, da er nunmehr auf dem Lande ſeine Tage beſchließen wollte; — wir waren ihm entgegen gefahren; ich freute mich mehr als je, ihn zu ſehen, denn es war ſchon ſpät im Jahre und die ſogenannten Aequinoctialſtürme ras'ten bereits, ſo daß ich Nachts, wenn mich das Geheul aufweckte, ſtets mit Zittern an die armen Seeleute dachte. Mein Vater erſchien, an der Hand einen ſtattlichen Mann führend, den er blos mit dem Namen Freund M. vorſtellte und zum Abendeſſen bei ſich behielt. Ich ſage bei ſich, denn ich und die Mutter nahmen daran keinen Theil. Dieſes befremdete uns. Sonſt brachte er gewöhnlich den Capitain mit, und da wurde viel gelacht und getrunken, und die Hausleute und mehrere Nachbarn kamen herbei, um in unſerm Garten an dem großen runden Tiſche ſich mit den Neuangekommenen zu freuen, die auch gewöhnlich Jedem eine Kleinigkeit mitgebracht hatten. Allein heute mußte, obgleich für die ganze Familie ſchon gedeckt war, der Tiſch ungenutzt weggetragen werden, und die beiden Männer ſpeiſten allein im obern Zimmer, wo ſie nach dem Eſſen mit ſtarken Schritten auf und abgingen und laut in einer fremden Sprache ſich unterhielten, wie ich deutlich vernahm, als ich mich ins Bett legte. Dieſes aber beſtand für dieſe Nacht in einer ſchönen Ottomane, auf welcher ſich ein Polſter und der Reiſepelz meines Vaters befand, da mein Zimmer und Bett dem Gaſte angewieſen war, der bei uns übernachtete. Ich ſchlief alſo in unſerm beſten Zimmer auf der Ottomane, oder ſollte vielmehr ſchlafen, denn die ſonderbare, von jeder frühern abweichende Ankunft meines Vaters hatte meine reizbare Phantaſie ſo aufgeregt, daß ich noch wachte, als Alle im Hauſe vom Schlafe gefeſſelt ſchienen. Dazu kam der ſtarke Seewaſſergeruch, den der Pelz meines Vaters verbreitete, ich bildete mir ein, auf dem Schiffe zu ſein und Alles drehte ſich mit mir. So lag ich halb träumend, halb wachend, bis ich endlich in einen unruhigen Schlummer fiel, von fieberhaften Träumen durchzuckt. Dieſem ſchreibe ich auch den heftigen Kopfſchmerz und die lebhafte Rückerinnerung am andern Tage zu, denn ich weiß zur Stunde noch nicht, war's Traum oder Wirklichkeit, was um mich ſich zutrug — und nur das zeither Erfahrene, das ich bei reiferem Alter mit jenem in nahe Verbindung bringen konnte, ſcheint mir die Gewißheit zu geben, daß ich damals nicht träumte, ſondern wirklich das Schrecklichſte erlebte.

Kaum war ich alſo eingeſchlummert, da ſchien es mir, als hörte ich im Nebenzimmer, wo mein Vater und der Fremde ſchliefen, laut ſchnarchen, welches, ſo natürlich es war, mich aufſchreckte; gleich darauf wurde die Thüre geöffnet, die in mein Zimmer führte. Der Fremde trat ein, der nicht wußte, daß ich da ſchlief. Er ging mehrere Male auf und ab und machte dabei immer den Weg durch beide Zimmer. Aufgeregt, wie er zu ſein ſchien, war ihm jenes wohl zu klein. Endlich fing er an, mit ſich ſelbſt zu ſprechen, und ich verſtand folgende Worte: „Nur morgen noch hier — dann fort, und er iſt hin — hin für immer! der

Ihr!" — dann ging er wieder auf und ab, blieb vor dem Spiegel ſtehen: „Seh' ich aus wie ein Mörder?" rief er hier wild, indem er mit verzerrter Miene hineinſtarrte und ſeine ſchwarze Perrücke nebſt dem Backenbarte herunterriß, und nun da ſtand mit einem faſt kahlen Greiſenhaupte. Bei dieſer Bewegung trat der Mond hinter Wolken hervor, und er bemerkte meine Lagerſtätte. „Ha," murmelte er, „wie unvorſichtig!" Sogleich ſetzte er die Perrücke wieder auf und ſchlich zu mir. Ich erſtickte faſt vor Angſt unter meinem Pelze, in den ich mich tief eingewickelt hatte und täuſchend einen Schlafenden nachmachte. Denn — „er ſchläft" — brummte er, ſchlich auf den Zehen zurück ins Zimmer meines Vaters, ſchloß die Thüre und die Nacht verging ruhig, indem auch ich, von einem eiſernen Schlafe befallen, bis zum hellen Morgen fortſchlief, der dieſes Ereigniß nur in einen traumähnlichen Schleier hüllte, da in dieſer Nacht ſich nichts zugetragen zu haben ſchien, worauf ſich jene furchtbare Erſcheinung hätte beziehen laſſen können. Allein nur zu bald ſollte ſich eine Urſache finden, die uns Alle in Trauer verſenkte.

Am folgenden Nachmittage nahm der Fremde von meinem Vater zärtlichen Abſchied, wobei wir Alle zugegen waren, und unter Verſicherungen, bald wieder zu kommen, reiſ'te er fort. Am andern Tage ſollte ein alter Univerſitätsfreund meines Vaters beſucht werden, der auf einem nahegelegenen Gute wohnte, und Alles war ſchon zu dieſer Reiſe vorbereitet worden. Sehr frühe hörte ich dem Bedienten rufen, um Thee zu bringen, wie es bei uns im Hauſe gewöhnlich war. Ich ſtand ſchnell auf, da ich Alles zur Abfahrt fertig glaubte, und eilte ins Wohnzimmer hinunter. Allein wie erſtaunte ich, als ich eintrat, und den Vater bleich und entſtellt auf dem Sopha liegend fand, und Alles um ihn in ängſtlicher Beſorgniß beſchäftigt. Der Arzt, der aus der nächſten Stadt herbeigerufen ward, erklärte den Zuſtand des Kranken ſogleich für ſehr bedenklich, und leider nahmen die Symptome, die uns Alle um das theure Leben beſorgt machten, von Stunde zu Stunde mit furchtbarer Schnelle zu. Um zehn Uhr verlor er die Sprache.

Ein Wagen rollte vor, und kurz darauf trat jener Unbekannte, mit Theilnahme und Schmerz in der Miene, ins Zimmer. Er näherte ſich dem Sterbenden, denn leider war dies mein unglücklicher Vater ſchon.

Dieſer verſuchte etwas zu ſagen, konnte aber nur die Lippen bewegen, er brachte den Kopf des Fremden ſeinem Munde näher, um ihm etwas ins

Ohr zu ſagen, allein auch ſelbſt ſo war es nicht möglich, ihn zu verſtehen. Da ergriff er mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes meine Hand und die des Fremden, vereinigte ſie in der Seinigen, die ſchon zu erkalten begann, und führte ſie an ſein Herz mit einem tiefen Seufzer, der ſein letzter war. Wir zogen Beide mit Mühe unſere Hände zurück aus der ſeinigen, die der Todeskrampf geſchloſſen hatte. Entſetzlich war mir dieſer Augenblick. Es war die erſte Leiche, die ich ſah — und obgleich die Leiche des theuern Vaters, ergriff mich doch ein ängſtlicher Schauer, der mich von ihr forttrieb. Ueberdies der furchtbare Fremde, deſſen ſchauriges: „Seh' ich aus wie ein Mörder,“ mir immerfort in die Ohren tönte, und den ich jeden Augenblick in den Greis verwandelt zu ſehen fürchtete, der alsdann den tröſtlichen Wahn eines Traumes gänzlich zerſtört hätte. Meiner Mutter Schmerz war ungeheuer, ſie war unfähig, das Nothwendige anzuordnen, ich war zu jung noch dazu, und dem theilnehmenden Fremden wurde Alles überlaſſen. In Kurzem war durch ſeine Bemühung das Begräbniß angeordnet und ich folgte weinend der Leiche meines Vaters, den — ſo ſagte der Arzt — ein Schlagfluß getödtet hatte.

Meinen lebhaften Traum behielt ich für mich, ich fürchtete zu ſehr, ihn laut werden zu laſſen, denn ich dachte, der fremde Herr würde etwas davon erfahren und das könnte mir das Leben koſten. Da ich älter wurde und der Sohn ernſter nachdachte, wollte ich meiner alten, ohnedies kränkelnden Mutter durch Mittheilung des Ereigniſſes jener Nacht nicht die Trauer um den Gatten auffriſchen, ſie auch nicht durch jene Zweifel über den ſchnellen Todesfall beunruhigen, die mich folterten und dennoch nicht aufgehellt wurden, da alle meine Nachforſchungen fruchtlos blieben. Das Einzige, was ich ſehr bald erfuhr, war, daß jener Fremde ein Geiſtlicher ſei, der zwar nicht aus der Gegend war, der ſich aber in der kurzen Zeit ſeines Aufenthaltes viele Freunde erworben hatte, bei den Vornehmſten des Landes in Anſehen ſtand und im Beſitze großer Kenntniſſe war.

Dem letzten Willen meines Vaters gemäß, nahm er ſich meiner Jugend an, leitete meine Studien, beſuchte uns oft, und nach und nach dachte ich weniger an die nächtliche Erſcheinung, bis mir endlich ſeine Greiſengeſtalt nur noch in ganz nebelhaften Umriſſen im Gedächtniß webte, die indeß doch nie ganz erloſch.

Er bewohnte ein, dem Aeußern nach, ſchönes Haus in unſerer Nachbarſchaft, woran ein weitläufiger Garten ſtieß. Selten öffnete ſich die Thüre, um einen Fremden einzulaſſen, und eine alte

Magd war die einzige Mitbewohnerin. Ich war ungefähr in meinem ſiebenzehnten Jahre, kurz zuvor ehe ich die Univerſität zu K. bezog, als ich von ihm gewürdigt wurde, in ſein Haus treten zu dürfen. — Eine Halle, die auf Säulen ruhte, machte das Erdgeſchoß, aus welchem eine Treppe zu drei Gemächern führte, wovon das eine ihm zum Wohnzimmer, das andere zum Schlafzimmer und das dritte, welches immer verſchloſſen war, wie es hieß, zum Studirzimmer diente. Das Wohnzimmer hatte ſtatt der Thüren Verhänge von grüner Seide. An den Wänden waren Armleuchter und dazwiſchen ſchwarze Täfelchen, auf welchen mit goldenen Buchſtaben die Worte: Betet! Arbeitet! Wachet! Liebet! zu leſen waren. In einer Niſche war ein Altar, auf dem ein Blatt von hoher Meiſterhand prangte. Im Schlafzimmer befand ſich hinter einer ſpaniſchen Wand das Bette, welches mit Säbeln, Dolchen, Stileten und Piſtolen von verſchiedenem Kaliber ganz umgeben war. Von hier aus führte eine ſchwere eiſerne Thüre in das dritte Zimmer. Seine Wohnung machte einen ſo unheimlichen Eindruck auf mich, daß ich mich nicht ſehr darnach ſehnte, ihm wieder einen Beſuch abzuſtatten. Ich hatte mich mit Eifer der Malerei ergeben und copirte eben die Madonna im Garten nach Raphael. Da ich nur nach einer Copie arbeiten konnte, die überdies ſehr mangelhaft ſein mochte, obgleich ſie ſchon mich ſehr anſprach, ſo näherte ihn dies mir ſo, daß er oft Stunden lang an meiner Staffelei ſaß und mir mit Rath zur Seite war, da er das Original ſehr genau kannte. Er beſuchte mich nun oft, weil, wie er ſagte, ihm das künſtleriſche Stillleben in meinem Zimmer, ſo nannte er die zufällige Gruppirung von Malergeräthſchaften, Gemälden, Büchern und mitunter Weinflaſchen und Früchten, mit beſonderem Intereſſe anzöge. Er forderte mich oftmals zum Spazierengehen auf — wollte ich aber daran Theil nehmen, ſo mußte ich zeitig aufſtehen, da dies des Morgens halb vier Uhr zu geſchehen pflegte. Da wechſelten herrliche Bemerkungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit intereſſanten Mittheilungen aus den reichhaltigſten Lebensbegebenheiten, Stellen aus franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen und deutſchen Dichtern, mit hinreißender Kraft vorgetragen, mit Anekdoten, Schilderungen von Nationalfeſten der entfernteſten Nationen mit ihren Nationaltänzen, die ſtehenden Fußes vorgetanzt wurden. Kurz, man kann ſich keine angenehmere, belehrendere, harmloſere Geſellſchaft denken, und dennoch trat manchmal, wenn ich den friſchen, frohen Mann, in den bunteſten Lichtern, in dem blendendſten Stralen kranze menſchlichen Wiſſens, als lebensklugen Weſen, neben mir ſah und entzückt zuhörte, das bleiche Greiſengeſpenſt mit dem verzerrten Antlitz aus dem Spiegel zu mir und grinſ'te: Seh' ich denn aus wie ein Mörder? dann war aber wieder die Wirklichkeit da, um mich heiter zu umfangen. Was M. eigentlich trieb, wußte Niemand: daß er ein Geiſtlicher war, zeigten ſeine Kleidung, ſeine Verbindungen und Kenntniſſe zeigten, daß er aus einem großen Hauſe abſtamme, und daher Niemandem — trotz ſeinem plötzlichen Erſcheinen in unſerer Gegend — verdächtig war. —

So natürlich und unverdächtig M., ich möchte ſagen faſt in unſerer Mitte, lebte, denn unſere Wohnorte waren nicht weit von einander entfernt, ſo ſehr er für mich und meine Mutter freundſchaftlich beſorgt war, um ſo überraſchender war es uns, plötzlich von ſeinem Verſchwinden aus unſerer Gegend die Nachricht zu erhalten. —

Um dieſe Zeit war es, als ich den erſten Aufſchluß über ihn erhielt. Die Papiere meines Vaters waren nach ſeinem Tode in einen Kaſten gelegt und ſo aufbewahrt worden. Jetzt durchſuchte ich ſie und fand unter vielen gleichgültigen Papieren mehrere Briefe, die mir nichts weniger als gleichgültig waren. Sie waren zum Theil vom Feuer beſchädigt, und man ſah aus einem halbverbrannten Bindfaden, der ſie umgab und der augenſcheinlich zur Umſchließung eines größern Paquets gedient hatte, daß ſie dem Verbrennen entronnen waren, ob aus Zufall oder mit Vorſatz, blieb vorläufig unerörtert. —

Hier einige Bruchſtücke dieſer Briefe:

— — — Die Geſellſchaft eines Mannes, den ich hier kennen lernte, wird immer anziehender für mich. Er hat die ganze Welt geſehen und ſein Geiſt iſt mit den mannigfaltigſten Kenntniſſen geziert, und zwar in ſolchem Grade, daß man oft nicht begreifen kann, wie es einem menſchlichen Geiſte nur möglich ſein kann, in allen Feldern des Wiſſens ſo bewandert zu ſein. Wie und wo ich ihn kennen lernte? Im großen Spielhauſe. Er ſaß auf dem Fenſterbrete, unter welchem ein Strom dicht vorbeifloß. Er ſah mich mit forſchendem Blicke an und leitete gleich das Geſpräch auf mein Geſchäft, als wiſſe er gleichſam, was mich beſonders intereſſiren konnte. Unſere Unterredung fing an recht belebt zu werden, da der Fremde mit großer Beredſamkeit genaue Kenntniß der Sache entwickelte, als im Nebenzimmer, wo die große Bank war, Tumult entſtand und Leute ihn glückwünſchend umgaben. Gelaſſen ſtand er auf, ging ins andere Zimmer und empfing von den bleichen Banquiers Alles, was auf dem Tiſche lag, eine ungeheure Summe! Ehe ich ihn fand, hatte er nämlich va banque geſagt, und während der Abzug gemacht wurde, hatte er ſich auf das Fenſter geſetzt, um den Erfolg abzuwarten. Ich ſah mit Verwunderung ſeine kalte Miene bei dieſem ungeheuern Glückszufall, wie er alles Gold und die Wechſel einſteckte und endlich vor dem Weggehen mit einer wahrhaften Großmuth eine bedeutende Summe den Banquiers zurückließ, indem er ſagte: „Hier etwas, um das gut zu machen, was mein Beſchützer Ihnen entzog. Ich kann Ihnen von dieſem Gelde etwas zurücklaſſen, denn ich ſpiele nicht mehr dagegen.“ Hierauf nannte er mir ſeine Wohnung und ging mit dem größten Gleichmuthe zur Thüre hinaus. — —

Die Brillanten bei — — von unſchätzbarem Werthe — guter Handel — zwanzigtauſend Pfund — (ſo lückenhaft hatte die Flamme dieſen Brief gemacht.) — — —

Ich bin noch nicht wieder bei ihm geweſen, ſo ſehr ich mich auch nach ihm ſehnte. Aufrichtig geſagt, nicht blos wegen ſeiner angenehmen Unterhaltung und ſeines ganzen Weſens, das einen ſtarken Eindruck in mir zurück ließ, ſondern auch weil es mit dem Brillantengeſchäft Ernſt wird nnd meine Caſſe wohl kaum zureichen wird. Er indeß, wenn er mit mir gemeinſchaftlich dieſen

Ankauf machen wollte, könnte mit dem bedeutenden Gewinne von neulich — — —

Endlich bin ich bei ihm geweſen. Er heißt M. und hat für einen bedeutenden Orden viele Reiſen unternommen. Namentlich iſt er in Rußland viel gereiſ't. Er ſteht bei Allen dieſes Ordens, von denen es auch hier eine große Menge gibt, in hohem Anſehn. Da neulich vor ſeinem Hauſe zwei Männer in einem wüthenden Streit begriffen waren und ſchon zu den Waffen griffen, erſchien er plötzlich wie gewöhnlich in einem weiten dunkelfarbigen Mantel, welchen er öffnete, worauf die Streitenden ſogleich ruhig wurden, ſich verſöhnten und nach Hauſe gingen. Als er ins Haus zurück kam, wandte er ſich mildlächelnd zu mir, der ganz erſtaunt dieſe Handlung angeſehen hatte, und öffnete ſeinen Mantel. Er trug den Pelikan wie er ſeine Jungen mit dem eigenen Blute ätzt, in Purpur und Gold auf der Bruſt darunter. „Kennen Sie dieſen Talisman?“ fragte er lächelnd: ich verneinte. — „Sie werden ihn in Kurzem kennen lernen,“ ſetzte er hinzu. — Wie das nun zugehen wird, weiß der Himmel. Er ſagte mir heute, er wäre froh, damals das Geld gewonnen zu haben, er brauche es zu einem großen Zwecke, und fürchte, daß die Summe dazu noch zu klein ſein könnte. Ich habe daher nichts von dem gemeinſchaftlichen Ankauf der Brillanten ihm ſagen wollen, weil er ſein Geld anderweitig braucht.

— — — Raphael, wie bin ich zu dieſem Menſchen gekommen, der mich mit übernatürlichen Banden an ſich zu feſſeln weiß? Du weißt, ich bin weder überſpannt, noch neige ich zu der jetzt in Europa überhand nehmenden myſtiſchen Sucht. Mein kurzer Aufenthalt auf dem feſten Lande gewährt dieſen Neigungen wohl nicht Zeit genug, Wurzel zu ſchlagen, und die rauhe Seeluft, die Bewegung, kurz das ganze Weſen des Seemannes gibt ſolchen Träumereien wohl nicht Raum. Allein hier die üppige Luft Indiens, die mich umgibt, wo man mit jedem Athemzuge Millionen Theilchen und Blumenſtäubchen der gewürzreichſten Pflanzen einſchlürft, wo der Himmel ſo blau, die Blätter ſo grün, kurz Alles — lies die Sakontale und eine gute Reiſebeſchreibung, ich bin nicht ſtark genug, Dir zu beſchreiben, wie es hier iſt — hier, ſage ich, wirkt der angenehmſte Abenteurer, denn das iſt er nun wohl — ſo allmächtig auf mich ein, daß ich mich aus ſeinen Feſſeln nicht mehr losmachen kann, und warum ſollt' ich denn das auch wollen? Seine Freundesarme umfangen mich ja ſo hold, daß ich mir nichts Angenehmeres denken kann. Aber ein Waghals iſt er und eiſern, wenn es darauf ankommt, ein beſtimmtes Ziel zu verfolgen. — Kein Berg iſt ihm zu hoch — kein Fluß zu breit und reißend, jenen erklettert er, dieſen durchſchwimmt er. —

Er ſtreckte mir das Fehlende an der Summe vor, damit ich die Brillanten kaufen könne, und überläßt den Gewinn dabei ganz mir. Ich hoffe, daß dieſer bei meiner Zurückkunft in Europa bedeutend ſein wird. M. iſt der uneigennützigſte Freund von der Welt. Wir ketten uns immer feſter an einander. Er will ſich in meiner Nähe ankaufen und da wollen wir den Reſt unſerer Tage bei und mit einander beſchließen. — Alles intereſſirt mich, was von ihm iſt, denke Dir, eine Larve fand ich neulich bei ihm, die er ſelbſt von Wachs zu verfertigen und dieſem lebloſen Ding eine ſolche Vollendung, einen ſolchen anziehenden, ſchwermüthigen Zug zu geben wußte, daß man ſich — — —

Dies waren die halb verbrannten Fragmente die ich vorfand und die mich leider zu der Gewißheit kommen ließen, M. habe meinem Vater in jener Nacht ein Gift gegeben, um ſich den Beſitz der Brillanten zu verſchaffen, von denen ſich wirklich keine Spur vorfand. Ich forſchte auf alle mögliche Weiſe dem vermeinten Mörder nach, allein nicht das Geringſte war von ihm zu entdecken möglich, bis endlich, lange nach dem Tode meiner Mutter, mir abermals ein ſeltſamer Zufall von ſeinem Daſein Kunde gab, und durch ſein Erſcheinen, wie das erſte Mal, mit Entſetzen und ängſtigendem Zweifel meinen Horizont trübte. —

In Warſchau lebte der General von G., ein ahnenſtolzer Mann, im Beſitze eines ſehr bedeutenden Vermögens, und Vater einer Tochter, die von Allen bewundert wurde, die ſie kannten. Mehr Vollkommenheiten des Körpers und der Seele waren wohl noch nie vereinigt, als in Natalie v. G., und ſo oft dieſes auch ſchon in Romanen von Schönen mag geſagt worden ſein, hier ſteht es gewiß an ſeiner Stelle. Der Vater beſaß unweit der Reſidenz ein anmuthiges Luſtſchloß, welches er der Tochter zu Ehre Natalina nannte, wo Alles vereint war, was Geſchmack zur Verſchönerung des Lebensgenuſſes erſinnen kann. Die Anlagen waren nicht weitläufig, aber bezaubernd. In dem anmuthigſten Theile des Parks lag ein ſehr freundliches Häuschen, in welchem der Mann wohnte, welcher die Aufſicht über die ſogenannte Schweizerei hatte. Bei dieſem Manne war ich einquartiert, als ich mich in .... Dienſten befand, und hier hatte ich Gelegenheit, Natalia zu ſehen. Wer wird es nicht natürlich finden, daß die liebenswürdige Sarmatin mich in die ſüßeſten Feſſeln ſchlug. Ich will keinen Roman ſchreiben, übergehe daher die Schilderung des Entſtehens und Weſens unſerer Leidenſchaft, denn auch ſie theilte meine Gefühle. Nur ſo viel, der Vater entdeckte unſer Verhältniß, war damit unzufrieden und mochte wohl ſchon heimlich den Plan gefaßt haben, Natalia ins Kloſter zu geben. Ein reicher Vetter, der im Hauſe lebte, verlangte der jungen Gräfin Hand, und obgleich der Vater ſie ihm noch nicht beſtimmt zugeſagt hatte, ſo galt ſie doch ſchon in allen Zirkeln für ſeine Braut. —

Um dieſe Zeit gab ein alter Türke, der vom Spiel lebte, einen Ball den Officieren meines Regiments, um ſie, wie er ſagte, für die Einförmigkeit des Landlebens ſchadlos zu halten. Das Local war die erſterwähnte Meierei in dem Park des Generals. Die Anſtalten waren gemacht, Zweckdienliches angeordnet und am Abend, da Alles erleuchtet war, nahm ſich's recht feenhaft aus. Die hohen duftigen Gänge waren durch Kryſtallleuchter erhellt, die an Drahtfäden zwiſchen den Bäumen hingen und ſo in der Luft zu ſchweben ſchienen. Ueberall drängte und wogte Militär mit den artigſten Mädchen am Arme hin und her. Auf einem geebneten Platze, mit weißem Kies beſtreut, wurden Contretänze aufgeführt und in der erhellten

Meierei ſelbſt wurde gegeſſen, getrunken und geſpielt. Am Springbrunnen, der ganz herrlich erleuchtet war, befand ſich, dem Beſitzer des Gartens zu Ehren, ein ſchönes transparentes Bild, deſſen flammende Inſchrift eine Huldigung für ihn und ſeine Güte ausſprach; dies mag den ſtolzen Mann bewogen haben, mit Natalien in den Garten hinabzugehen, in deſſen buntes Gewühl eine Dame, wie ſie, eigentlich nicht hingehörte. Sie ſetzte ſich in Begleitung ihres Vetters in eine Laube, wo ſie ſich einige Erfriſchungen reichen ließen, und ich ſaß ſtumm und mit dem Schickſal grollend unweit von ihnen und hatte mich ſo weit ihrem Zauberkreiſe genähert, als ich durfte. Aus meinen Gedanken ſtörte mich ein Camerad mit der Bemerkung auf, ob ich denn nicht den Wundermann ſehen wolle, der mit ſo enormem Glücke ſpiele und ſchon im Begriff ſtehe, die dritte Bank, die der Türke auflegte, zu ſprengen. Das Spiel hat immer eine beſonders anziehende Kraft für mich gehabt, allein heute hätte es ſicher nichts über mich vermocht, wenn nicht auch Natalia mit ihrer Begleitung ſich erhoben hätte, um nach dem Saale zu gehen. Ich folgte mechaniſch, indem ich mich ſtellte, als ließe ich mich von meinem Freunde nachziehen. Im Saale hatte ich an der grünen Tafel nur wieder Augen für ſie, ohne zu ſehen, was um mich vorging. Ich ſetzte ihre Karten und verlor — ſie hörte auf, da ſie mein närriſches Nachſetzen und Verlieren bemerkte und entfernte ſich vom Spieltiſche, ich ſetzte noch die Coeur-Dame — das leidige Orakel verliebter Waghälſe. Ich ſpielte hoch. Mein Auge folgte ihr; der General hatte ſich mit dem Oberſten unſeres Regiments in ein Geſpräch vertieft — der Vetter ſchwärmte um eine junge, vergötterte Sängerin, Natalia ſah ſich um — meine Karte, die noch nicht gefallen war, band mich — da wurde eine enorme Summe einem Spieler, der am andern Ende ſtand, ausgezahlt. „Sieh nur hin — ſchon wieder —“ ſagte mein Freund, der mich hineingeführt hatte, und mein Auge blickte hin und fiel — Himmel! Es war M., den ich ſuchte, den ich verfolgte — den ich für den Mörder meines Vaters hielt. Schon wollte ich ihn anfallen, allein im Augenblicke beſann ich mich wieder. Hier, an dieſem Orte, und überdies ihn, der, wie ich ſah, mit einem Orden decorirt war, wie leicht konnte mich auch Aehnlichkeit täuſchen, und iſt er's, ſo iſt's genug, daß ich ihn da weiß, entkommen ſoll er mir nicht. Indem ich dies überlegte und zugleich verwünſchte, daß die Dame noch immer auf ſich warten ließ, ſuchte ich Natalia und fand M. in ihrer Nähe, der ſich nun zu ihr wandte und plötzlich im Gewühl mit ihr verſchwand. Noch eine Minute und die Coeur-Dame verlor. Alsbald durchſtreifte ich den Saal und die Gänge, allein Natalia fand ich nicht. Der General und der Vetter begegneten mir, Beide fragten nach ihr. Wir ſuchten ſie mit Beſorgniß. Jeder nahm ſich vor, ein anderes Revier mit aller Sorgfalt zu durchſuchen, um ſie ſo leichter zu finden.

Endlich rief uns ein furchtbares Getöſe, von Angſtruf unterbrochen, nach den obern Gemächern des Meierhofes, die eigentlich gar nicht zu dem Feſte eingerichtet waren. Alles eilte hin. Auf der Treppe ſtürzte uns ein junger Officier entgegen, der die ohnmächtige Natalia auf dem Arme trug. Die brennende Begierde, jenes fürchterliche Räthſel zu entlarven, machte mich gefühllos, ſo daß ich Natalia bei mir vorübertragen ließ und nur die Treppe hinanſtürmte. Oben war eine allgemeine Unruhe. Alles ſuchte den Frevler, der es gewagt hatte, die junge Gräfin zu mißhandeln, allein er war zum Fenſter hinausgeſprungen und von dem Schatten der Nacht oder einer andern Macht begünſtigt, entkommen. Man wandte ſich nun zur Ohnmächtigen, die zu ſchwach war, um nur die geringſte Auskunft zu geben. Das Feſt war geſtört und geendigt und wir durchzogen den Park und die Gegend, jenen ſchändlich Verwegenen aufzuſuchen. — Es war zum Erſtaunen, daß dieſe Begebenheit, ſo viele Verwunderung ſie auch im erſten Augenblicke verbreitete, doch nicht das Aufſehen erregte, das ſie billig ihrer Natur nach hätte erregen ſollen. Dieſer Auftritt hatte, gelinde ausgedrückt, ſo viel Aehnlichkeit mit dem Finale einer ſehr bekannten Oper, die Perſon, die es betraf, war ſo allgemein bekannt und von ſo hohem Range, und dennoch hörte man nichts vom Verfolgen des Frevlers, nichts vom Gelingen oder Mißlingen der deßhalb angeſtellten Verſuche. Mein Eifer war unermüdet und vielleicht der Einzige in dieſer Sache. Mir galt es ja, den Mörder meines Vaters, den Räuber eines bedeutenden Vermögens, endlich einen frechen, mit Taſchenſpielerkünſten und ähnlichen Gaukeleien bewaffneten Betrüger zu entlarven, der mit grenzenloſer unbegreiflicher Ruhe in der ganzen Welt ſein ruchloſes Weſen trieb, und nur deſto verderblicher wüthete, um je ſicherer und gewiſſer er ſein Opfer ins Auge faßte und traf. Der wahrſcheinlich ſchon lange vorher wohl überlegte Plan des Grafen, Natalia in ein Kloſter zu thun, gedieh jetzt zur Reife, faſt hatte es ſo den Schein, durch den Verfall jenes Abends und Nataliens Wunſch ſchneller herbeigeführt. Jener Vorfall war zu delicat und von Seiten des Vaters ſelbſt und der nächſten Angehörigen ein zu dichter Schleier darum gezogen worden, als daß es geziemend geweſen wäre, mit einer unberufenen Theilnahme ſich nähern zu wollen — und ſo kam der Augenblick von Allen beſchleunigt herbei, wo die öden Kloſtermauern das lieblichſte Weſen aufnahmen, welches je zur Luſt und Freude der Schöpfung auf dieſer Weltbühne erſchienen war. Dieſes ganze Ereigniß wirkte mit ungeheurer Kraft auf mich ein. Es gab Augenblicke, wo ich Natalia aus dem Kloſter befreien wollte, dann ergriff mich's wieder ſo, daß ich Warſchau verlaſſen wollte, um in allen Welttheilen das Ungeheuer zu ſuchen und zur Rechenſchaft zu ziehen. Man ſieht jedoch leicht ein, daß dieſes in unſern jetzt beſtehenden Verhältniſſen einem jungen Menſchen nicht möglich iſt, wenn er nicht den Namen eines Romanhelden und Tollkopfs davon tragen will. Ueberdies war ich nicht frei, es banden mich Dienſtgeſchäfte und ich mußte daher dem Zufall überlaſſen, mir den Räthſelhaften noch einmal in den Weg zu führen, feſt entſchloſſen, dann Alles aufzubieten, mich ſeiner zu bemächtigen. Ich umſchwärmte Tag und Nacht das Kloſter, ein liebehauchendes Brieſchen im Buſen, um es, wenn ſich eine glückliche Gelegenheit darböte, Natalien einzuhändigen. Ich wünſchte von ihr etwas zu erfahren, von ihr zu wiſſen, ob ſie wirklich ohne mich leben wolle, ob ich überhaupt und was ich zu hoffen hatte, und ob ich mein Lebensglück als gänzlich vernichtet betrachten ſollte. Endlich erſpäht' ich den günſtigen Moment. Natalia ging, von einem ganz jungen, ſchwarzgelockten Dirnchen begleitet, das zur Erziehung ins Kloſter gegeben war, im Garten ſpazieren. Ich ſtand wie verloren im Anſchauen bei einer Mauerritze, ſie ging vorbei, das Billet lag ihr zu Füßen. Sie hob es auf, entfernte ſich auf einen Augenblick und kommt erröthend wieder, indem ſie durch die Oeffnung mir zuflüſtert: „Morgen, Geliebter, die Antwort hier.“ Ich fehlte nicht und fand auch ſchon das wohlriechende, zierlich gefaltete Papier. Allein mit welchem Entſetzen erfüllte mich ſein Inhalt. Mit einem feſten Tone, der mir das Haar empor ſträubte, ſprach ſie darin von ihrem nahen Tode, klagte ſich eines Umganges an, den ſie nicht hätte haben ſollen, und beſchwor mich, jede Hoffnung auf ihren Beſitz aufzugeben. — Ich lief beſinnungslos umher, mehr als einmal brachte mich mein wankender Schritt der Weichſel nahe, und es war als hielt mich ein unſichtbarer Arm zurück — unbarmherzig genug, mich neuen, unausſprechlichen Qualen Preis zu geben. Um dieſe Zeit bezogen die Nonnen eine Art von Sommerzellen, die längs der Gartenmauer angelegt und mit einem leichten, platten Dache, mit Blumenraſen geziert, verſehen waren. Natalia hatte die entlegenſte, durch mehrere leerſtehende von denen der übrigen Schweſtern getrennt. Eines Morgens, da man ihre Thüre nicht öffnen ſieht, entſteht Verdacht. Man klopft, keine Antwort. Die Thüre wird geſprengt und nun ſieht man die Unglückliche mit ſichtbarer Gewalt aus dem Bette gezerrt, das Geſicht durch den heftigſten Krampf entſtellt, todt am Boden liegen. Eine blutige Verletzung an der linken Bruſt war das Einzige, das man wahrnahm. Der Mörder war durch die Decke der Zelle hineingebrochen. Das Gerücht dieſer Begebenheit eilte mit Blitzſchnelle durch die Stadt. Alles war erſchüttert durch dieſen Vorfall. Niemand bezweifelte, daß dieſer ſeltſame Tod mit jenem Ereigniß des Balls in naher Verbindung ſtand, vergebens blieben jedoch alle Verſuche, einen Zuſammenhang heraus zu finden, vergebens alle Nachforſchungen, den Thäter zu entdecken. Natalia noch ein Mal zu ſehen, ging ich in die Kloſterkirche, wo ſie der

Sitte gemäß ausgeſetzt war. Mit ſchwankenden Schritten betrat ich die Hallen. Da lag ſie, mein Alles! Von Schauder durchdrungen trat ich zum offenen Sarge, allein augenblicklich wandte ich mein Geſicht wieder weg, ohne etwas geſehen zu haben. Ein heftiger Schwindel ergriff mich, alle Säulen drehten ſich, das Gewölbe wankte und ich fiel beſinnungslos in einen naheſtehenden Stuhl. Wie lange ich mag gelegen haben, weiß ich nicht anzugeben. Aber Nacht war's, da ich die Augen aufſchlug. Der Mond ſchien durch die hohen gothiſchen Fenſter und das falbe Licht, das er in den Gängen verbreitete, war grauenerregend und ließ mehr ſehen, als da war. Meine Phantaſie war erhitzt, ich war aufgeregt, hier den Entſetzlichen zur Rede zu ſtellen und ſeine Frevel zu beſtrafen, und dachte nicht daran, daß ich keine Waffen hatte. Mit haſtigen Schritten näherte ich mich dem Hauptgange wieder, wo der Sarg ſtand, und wollte das jetzt ſehen, wovor ich am hellen Tage, da rings mich Leben und Sonnenlicht umgab, beſinnungslos zuſammengeſunken war. Nun ſtand ich bei dem Sarge, ein tiefer Athemzug und mein Blick fällt auf die Leiche. Sie liegt da im Nonnengewande, der Kranz der Jungfrau hält den Schleier über ihr zuſammen, der — nun erblick' ich's mit neuem Entſetzen — eine Larve umwallt. An ihrem Buſen lag das holde, ſchwarzbraune Mädchen, ihre Begleiterin im Garten, ſanft eingeſchlafen. Das Kind hatte wahrſcheinlich mit den Blumen geſpielt, und war in der unſchuldvollen Sorgloſigkeit ſeines Alters eingeſchlafen. Das blühende Leben am Buſen der Verweſung. Mein Blick verweilte auf's Neue auf der Larve. Wahrſcheinlich hatte der grimme Tod die zarten Züge ſo entſtellt, daß eine liebe Hand den Anblick den Neugierigen dadurch entziehen wollte. Ich kämpfte wild mit mir ſelbſt, ich wollte dieſe Züge, ſo entſtellt ſie auch ſein mochten, noch einmal ſehen. Ich wollte dieſen Mund noch einmal küſſen, ich wollte ſie durch mein glühendes Leben wieder beſeelen oder in ihrer eiſigen Umarmung den Tod finden. Das „und nur braun erſcheinſt Du wieder dort,“ der Braut von Korinth war nur im Stande, mich noch mehr anzufeuern. Was galten mir alle Leben, eine ewige Glückſeligkeit in dieſem Augenblicke. Aber die Larve mußte fort, die reizend genug war, und wahrſcheinlich das Entſetzliche verbarg. So mochte jene Larve ausgeſehen haben, von der mein Vater in ſeinen Briefen ſprach. Ja, ich überredete mich bald, daß es dieſelbe ſei. Der Mund zum wehmüthigen Lächeln verzogen, ein zauberiſcher Ausdruck in allen Zügen — nur die Augenhöhlen, die waren leer und aus ihrer Tiefe ſchimmerten die ſtarren Sterne der Todten grauſend hervor; da war kein freundlich milder Stral zu ſehen! Noch einmal blicke ich auf, da ich ein Geräuſch zu hören glaube. Unfern von mir ſitzt eine tief verhüllte Geſtalt, in der ich alsbald eine alte Nonne erkenne, die wahrſcheinlich hier ſchlafend Wache hält. Nun denn, Natalia! ich will Dich ſelbſt! ruf' ich aus, und ſtrecke den Arm aus, um die Larve der Leiche zu entreißen, da erhebt ſich plötzlich die verhüllte Geſtalt und ſteht mit drei langgezogenen weiten Schritten vor mir. Die Gewänder öffnen ſich und es iſt M., nicht jener, der am Spieltiſch meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, nicht jener, der in unſerer Nachbarſchaft mehrere Jahre verlebte, ſondern der Greis war es, der mir in jener unvergeßlichen Nacht erſchienen war, und ſprach: „Seh' ich denn aus wie ein Mörder!“ — „Du hier, Entſetzlicher!“ ruf' ich, „ſo hat mich denn meine Vermuthung nicht getäuſcht, ſo biſt Du wirklich teufliſch bei dieſem Todesfall verflochten. Nun ſteh mir Rede, enthülle Dich und Dein räthſelhaftes Weſen ganz vor mir, bekenne Deine Gräuel alle, oder ich erwürge Dich hier an dieſer heiligen Stelle, hier bei dieſem Engel, den Du mordeteſt." — „Aber lieber Herr," ſprach eine ſanfte Stimme, „ſo beſinnen Sie ſich doch, was wollen Sie von mir?" — „Geſtändniß will ich, Teufel! mir entkommſt Du nicht mehr, trotz Deiner heuchleriſchen Miene. Ich habe zwei Leben von Dir zu fordern, zahle mir mit Deinem dafür, das der Hölle ohnedies verfallen iſt. Kennſt Du mich?" — „Ja wohl kenne ich Sie, beſinnen Sie ſich, daß ich der Freund ihres verſtorbenen Herrn Vaters war, daß Unglücksfälle mich nöthigten, ihre Gegend zu verlaſſen, wo wir wie die beſten Freunde mit einander lebten, daß Ihr Herr Vater in ſeinem letzten Augenblicke Ihre Hand in die meinige legte." — — „Die Deinige, womit Du ihn ermordeteſt — woran mahnſt Du mich?" ſchrie ich wie wahnſinnig und wollte ihn packen, da ſank ich wie vom Blitze getroffen beſinnungslos nieder. Am andern Morgen fanden mich Leute in dieſem Zuſtande, die mich nach Hauſe trugen, wo mich ein hitziges Fieber mit Todesbanden gefeſſelt hielt, während meine Freundin beſtattet wurde und die Jahreszeit ihr blumiges Kleid mit der weißen Schneedecke vertauſcht hatte. Wie ich zu Anfange Winters wieder unter Menſchen trat, war Natalia vergeſſen, und jene Begebenheit hatte man für ein Mähr, chen gehalten oder für die Vorboten der Krankheit, die ſich nicht ſelten mit ſolcher Lebhaftigkeit ankündigt und hier ihren guten Grund dazu hatte. Ich ſelbſt war wiederum ſo geſtellt, daß ich nicht wußte, ob ſich wirklich damals Alles ſo verhalten hatte, denn die Phantaſie und die Ewigkeit des Fiebers hatte das, was unmittelbar ihm voran ging, ſo entrückt, und auch wieder ſo hinübergezogen, daß von einem hellen Sondern und Unterſcheiden gar nicht die Rede ſein konnte. Genug, ich war zu jeder anhaltenden ernſten Beſchäftigung untauglich, nahm meinen Abſchied und machte mir den Plan, in großen Städten mein Leben zu beſchließen, bald hier bald da zu leben und bemüht zu ſein, den Faden wieder zu erhaſchen, an dem dieſe Begebenheiten hingen, und wo möglich dieſem unerhörten Verbrecher die Larve zu entreißen. Ich fühle mich vielleicht einmal bewogen, die ſeltſamen Abenteuer, in die mich dies Unternehmen verwickelte, aufzuſchreiben. Hier indeß ſoll nur das folgen, was zunächſt ſich auf den furchtbaren Unbekannten bezieht, und wie ich wieder mit ihm zuſammen kam. —

Hier ſchließt der Aufſatz meines Freundes. Sein plötzlicher Tod hat ihn wahrſcheinlich verhindert, das Weitere hinzuzufügen. Unter allen ſeinen Papieren findet ſich wenigſtens nichts von ſeiner Hand, das einen Aufſchluß böte oder Bezug damit hätte, ſo intereſſant ſeine Memoiren auch ſind. Nur folgende Briefe von einer fremden Hand, die dem bereits mitgetheilten Aufſatze beilagen, hängen damit augenſcheinlich zuſammen und ſollten die Verbindung zu etwas noch Folgendem machen, das mir jedoch nicht zu Theil ward und ſo dieſe gewiß anziehende und merkwürdige Begebenheit mit einer grellen Diſſonanz ſchließen, deren Auflöſung zu wünſchen wäre. —

Hier die Briefe im Auszuge; ich fand es nicht nöthig, ſie ganz mitzutheilen, wie es leider Viele thun und dadurch einen magern Stoff zur Unendlichkeit dehnen. Der Leſer wird leicht nach dem Tone und dem Fortſchreiten der Geſchichte die Briefe ſondern können, die, wie aus mehreren Stellen hervorgeht, nicht an meinen Freund geſchrieben waren, ſondern ihm von einem Andern mitgetheilt wurden, dem ſein Forſchen bekannt war.

Lieber Auguſt!

Von allem Merkwürdigen das Merkwürdigſte, was Petersburg jetzt den vielen Fremden und Einheimiſchen, die ſich in der großen Welt herumtreiben, darbietet, iſt der reiche Marcheſe d'Em... mit ſeiner Tochter. Es ſind Palermitaner, wie die Sage geht, und ſowohl der gelehrte Vater, als auch die liebreizende Tochter, die mit allem dem prangt, was ihr Daſein den erſten Geſellſchaften nothwendig macht, ziehen Aller Augen auf ſich. Eines nur iſt ſonderbar dabei, das Mädchen — doch ich muß ſie Dir erſt ſchildern, damit Du das Ganze dann noch unbegreiflicher findeſt. Denke Dir eine hoch aufgeſchoſſene ſchlanke Brünette, einen Fuß, den ich den zierlichſten unbedingt nenne, den ich je geſehen habe, ſelbſt den Deiner Frau nicht ausgenommen, die wahrhaftig einen unbeſchreiblich niedlichen hat. Die Hand zart und klein, nicht ſo fleiſchig mit Grübchen und kurzen Fingern, wie die heutige Welt ſie vergöttert und wovon die mediceiſche Göttin nichts aufweiſt. Der Buſen voll, und wenn er ſich hebt bezaubernd, die Locken dunkel, die Geſtalt en fin hoch und herrlich. Und nun zu all' dem Zauber, Freund! denke Dir ſtatt des Geſichtes — eine Larve. Kannſt Du Dir eine größere Abſurdität denken? und es ſind Leute, die in allen andern Stücken Bildung und Geſchmack beſitzen. Aus dieſer Larve tönt Dir eine Stimme entgegen, die an Klang und Reinheit ihres Gleichen ſucht; es werden franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Romanzen und Arien vorgetragen, daß Du Larve und alles Abſchreckende vergißt und in Entzücken ſchwelgſt. Alle jene Sprachen werden mit einer Vollkommenheit geſprochen und Stellen aus ihren Dichtern angeführt, die nicht minder mit Erſtaunen als Bewunderung erfüllen. Clavier und Guitarre und die ſanft tönende Begleiterin der ſpaniſchen Geſänge, die Mandoline, werden mit einer Virtuoſität geſpielt, die nur ſelten gehört wird. — Und nun endlich der Tanz — kein Ball, kein Thée dansant geht zu Ende, wo die Liebenswürdige nicht in einem Fandango oder in einer Gavotte Alles bezaubert hätte. Kurz, es iſt ein Muſter der höchſten weiblichen Bildung, ganz zur Freude und zum höchſten Genuſſe geſchaffen, und nun denke Dir, dieſes himmliſche Weſen unter der Larve, die ſo feſt anſchließt, daß man nicht ein Fleckchen von der Haut des Geſichts bemerken kann. Und wäre dieſes noch ſo abſchreckend, es wäre doch beſſer, als dieſe ſchreckliche Bedeckung. — — Wahr iſt's, ſo gar ſchrecklich iſt die Larve nicht, es iſt die lieblichſte, die ich je geſehen und man kann ſich daran gewöhnen. Ja es herrſcht ein wehmüthiger Ausdruck in ihr, der ſelbſt anzuziehen im Stande iſt, beſonders wenn das Mädchen ſtill ſitzt, bewegt ſie ſich aber, trägt ſie etwas ſeelenvoll vor, oder ſpricht ſie lebhaft und ſchaut die Larve immer ſo todt darein, ſo wird einem ſelbſt in dieſer angenehmen Nähe unheimlich zu Muthe. Der alte Marcheſe weicht den Fragen nach der Urſache dieſer Seltſamkeit geſchickt und fein aus, und ſie ſelbſt zu fragen, verbietet die Delicateſſe. Daß das Publicum, das immer Alles weiß, es nicht an Vermuthungen und Gerüchten fehlen läßt, verſteht ſich von ſelbſt. Bald iſt es ein Gelübde, bald iſt es eine Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel, bald hat ihr Kammermädchen beim Entkleiden geſehen, daß ihr Geſicht mit Federn bedeckt iſt und ſie einen Vogelſchnabel hat: dann iſt es wieder ihr Wille, ihren dereinſtigen Bräutigam zu prüfen, ob er etwas Anderes noch als das Lärvchen zu ſchätzen wiſſe, und als Belohnung würde ſich nachher am Hochzeittage die Braut demaskiren und ein Engelsgeſicht ihm den erſten Kuß ſpenden. Trotz alles dieſes Gewäſches kann ich Dir ſagen, daß man nichts weiß, als daß der Marcheſe d'Em... ungeheuer reich und ſeine Tochter das Wunder von Liebenswürdigkeit mit der Larve iſt und bleibt. Ich ſelbſt weiß, meines Forſchens ungeachtet, weniger als alle Uebrigen, denn ich verwerfe jede ſeichte Vermuthung und tappe eben deßhalb ganz im Dunkeln. Der Marcheſe gab uns vor einigen Tagen einen glänzenden Ball, der Alles übertraf, was bis jetzt im diesjährigen Carneval geſehen wurde. Eben tanzte ſeine Tochter eine Gavotte mit der Schürze. Dieſer zierliche Tanz hatte einen Kreis um die ſchöne Tänzerin gebildet, der ſich während des Tanzes immer vergrößerte, plötzlich tritt unſer bleicher Freund S. hinzu, mit dem großen ſchwarzen Auge, der Deinem P. v. K. auf ein Haar ähnlich ſieht. Das Mädchen erblickt ihn und fährt krampfhaft zuſammen, da man ihr den Fremden nennt, wird ſie ſichtbar ruhiger und fährt zu tanzen fort. Ich bin jetzt täglich bei d'Em... Der Alte hat Seltenheiten die Hülle und Fülle und zeigt ſie gern. Er ſcheint ſich früher mit Alchymie beſchäftigt zu haben und ſucht, wie ich merke, mich für ſein Werk zu gewinnen. Ich laſſe ihn gewähren, und während er mir vom goldenen Löwen und von Tiegel, Retorten und was weiß ich, vorſchwatzt, ergötze ich mich, wenn ſeiner Tochter Töne aus dem Nebenzimmer zu mir ſchallen, die dort zum Claviere ſingt. Kommt ſie dann herein zu uns und ich kann mich mit ihr unterhalten, wie bin ich da für die Langeweile belohnt, die mir das Geſpräch des Adepten bereitete.

Ich kann jetzt — wenn ich ſie höre — ſelbſt mit Wohlgefallen meinen Blick auf der Larve ruhen laſſen, und meine Phantaſie malt ſich dann ein Bild darunter, das dem Zauber entſpricht, den die holde Larventrägerin um ſich zu verbreiten weiß. —

Denke Dir, was die Leute jetzt wieder ausſprengen. Der Alte ſei kein Anderer, als der berüchtigte St. Germain, und dieſer, wie doch allbekannt, wiederum kein Anderer, wie der ewige Jude. Es iſt entſetzlich, was ſie ihm für Wunderdinge zuſchreiben. Wahr iſt's, der Alte weiß einen Nimbus um ſich zu verbreiten, der den Geruch des Wunderbaren trägt, aber mein Gott es iſt ein alter italieniſcher Marcheſe, und dieſe Perſon mit dem impoſanten, fremdartigen Titel und Aeußern hat für uns Nordländer ſchon einen eigenen abenteuerlichen Anſtrich. — Jetzt erzählt man wieder, daß der alte Marcheſe zwar auf keine wunderbare, allein auf eine eben nicht ehrliche Weiſe zu ſeinem Reichthume gekommen ſei. Das Mährchen iſt abgeſchmackt und doch zugleich ſo intereſſant, daß ich es Dir mittheilen will. Einſt ſoll er ungekannt nach Oſtindien gekommen ſein, und in Calcutta ſtark die Spielbank beſucht haben.

Hier verſpielte er in wenigen Tagen eine ziemlich bedeutende Summe. Endlich ſagt er eines Tages **va banque.** Die Banquiers ſehen ihn an, um zu erfahren, was er denn ihrer Bank entgegenſetzen würde. Und er wendet ſich mit der gleichgültigſten Miene zu einem jungen Menſchen, dem Sohne des reichſten Einwohners, bei dem er logirte, übergibt ihm einen Schlüſſel mit der Bitte, aus dem Kaſten, No. 5 bezeichnet, der in ſeinem Schlafzimmer ſteht, ein Portefeuille mit Wechſeln ihm zu überbringen. Der junge Menſch, welcher weiß, daß der Marcheſe ſechs ſchwere Kiſten in ihrem Hauſe, ſein großes Quartier auf ſechs Monate vorausbezahlt hat, bedeutende Empfehlungsſchreiben beſitzt, die er nicht einmal ſich die Mühe nimmt abzugeben, und großen Aufwand macht, beſinnt ſich im jugendlichen Leichtſinne nicht lange, und um das Spiel nicht aufzuhalten, ſteht er im Weggehen gut für ſeinen Gaſtfreund, der indeß mit Erſtaunen erregender Gleichgültigkeit ſich im Nebenzimmer auf ein Fenſter ſetzt, unter welchem der Strom vorbeifließt, und den Ausgang anſcheinend ruhig erwartet. Was auf dem Spiele ſtand war ungeheuer. Die Karte fiel glücklich für ihn, er ſtrich die Bank ein und eilte ſeinem Freunde entgegen, um ihm die Mühe zu erſparen. Wie dieſer ſpäter erzählte, war jener Kaſten mit Sand gefüllt, wie wohl auch die übrigen, mit denen ſich der Marcheſe — bald trollte. Wahrſcheinlich hätte er ſich, wäre der Abzug für ihn unglücklich geweſen, in die vorbeifließenden Fluten geſtürzt. — So fabelt und faſelt das Volk. Ich möchte wohl wiſſen, was zu ſolchen Gerüchten, die mit der Ausführlichkeit einer Wahrheit prangen, Veranlaſſung gibt, und den Erſten wollt' ich kennen, der ſie ausſtreut, es muß ein intereſſanter erfindungsreicher Kopf ſein. — Ja, Freund! ich habe den Stein der Weiſen bei dieſem Goldmacher gefunden. Natalia iſt der Inbegriff alles Herrlichen. Wie meine Zeit bei ihr hinſchwindet, kann ich Dir gar nicht beſchreiben. Ein halber Tag iſt hin und ich bin nicht zu Worte gekommen, das heißt, ich habe von allem dem nichts vorbringen können, was mir auf der Zunge ſchwebte, und was ich ſo gern hätte hervorbringen mögen. Wie unſichtbar die Anmuthige die reizenden Fäden ſpinnt, die mich feſſeln, ſo unzerreißbar iſt die Macht, die mich bindet. Da iſt nichts Blendendes, denn nur in großen Zirkeln entfaltet ſie ihre Talente, und, wie es ſcheint, wider Willen. Sind wir allein, ſo iſt ſie ganz Mädchen. Erſcheint ſie dort wahrhaft hetäriſch in der höhern antiken Bedeutung, ſo iſt ſie hier modern weiblich. Meiner ſcharfen Beobachtung ihres ganzen Thuns und Laſſens konnte es nicht entgehen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Aber mit welcher Seelengröße ſie ihn trägt, keine Klage wird laut. Da iſt nichts von dem zur Schautragen der Wunden zu merken, das ſo leicht Ekel ſtatt Theilnahme erregt. Nicht ſichtbar für das äußere Auge, wird die tiefe — ach vielleicht unheilbare Verletzung nur zu wohl von dem verwandten Gemüthe mitempfunden. Denn ſtille Wehmuth iſt alsdann der Charakter der holden Geſtalt, ſtille Wehmuth malt ſich im Geſichte, denn ich finde mich ſelbſt in der Larve und ſehe ein, daß der ſanft rührende Ausdruck der ſtarren, unbeweglichen Züge recht paſſend als Repräſentant ihrer Seele gewählt wurde. Könnt' ich Natalia mein nennen, wie glücklich wäre ich! — Geſtern war ihr Geburtsfeſt. Was ſollte ich Natalien ſchenken? Mein ganzer Reichthum an Golde war nicht im Stande, meine totale Armuth an guten Einfällen gut zu machen. Schmuck und ähnliche Koſtbarkeiten, die hat ſie im Ueberfluſſe, denn der Marcheſe iſt reich — und was wäre wohl im Stande geweſen, ihr die zarte Huldigung auszudrücken, die ihr mein Herz ſo gern zollen wollte? Endlich fand ich's. Ich ließ einen Tempel von Alabaſter verfertigen, eine goldene Inſchrift prangte über dem Eingange, Golddraht verband die Säulen, damit das weiße Taubenpaar wohl verwahrt ſei, welches ſich darin befand. Hohe Centifolien-Gebüſche beſchatteten und umdufteten das Ganze. Der Gedanke rührte ſie. Sie ergriff meine Hand und dankte herzlich. Der Abend überraſchte uns, wir waren allein. Sie hatte eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt und die Geſellſchaft verbeten. Wir ſaßen neben einander. Es war die ſüßeſte Schwärmerei der Liebe, die mich ergriffen hatte, die holdeſte Zärtlichkeit ſchien zwiſchen uns zu weben und erfüllte ſie eben ſo wie mich. Meine Hand ruhte in der ihrigen und dieſe in ihrem Schooße. Ihre Larve — ach daß ich nicht ſagen kann ihr Geſicht, ruhte auf meiner Schulter. Einer jener ſeligen Augenblicke des Vergeſſens alles deſſen, was uns umgibt, war gekommen und ſteigerte ſich zum Selbſtvergeſſen. Nie hatte ich ſie um einen Kuß gebeten. Es ſchien mir abgeſchmackt, ja vielleicht kränkend für ſie, ſie um einen Genuß zu flehen, den wahrſcheinlich eine ſtrenge Pflicht ihr unterſagte. Jetzt neigten ſich meine Lippen zum erſten Male ihren wächſernen, um den Seelenaustauſch zu beſiegeln und in einem langen entzückenden Athemzuge alle Seligkeit des Himmels zu ſchlürfen. Halb ſcherzend wandte ſie immer den Kopf weg. Mein Muthwille ward dadurch rege, meine Begier entflammte ſich mehr und mehr, leiſer legte ich den

Arm um ihren Nacken und meine Hand berührte ihr Ohr, wo dem Anſchein nach die Larve befeſtigt war, der Augenblick ſchien da, meine Wünſche zu krönen, ich wollte in ihren Augen Gegenliebe leſen. Doch ein dumpfer Schrei und ſie war meiner Umarmung entflohen. Ich bat, ich flehte, Alles umſonſt. Das heftige Reden zog den Alten herbei. „Sie noch hier?“ ſagte er wie erzürnt beim Eintreten, „und Mitternacht naht. —“ Ich verſtand den Wink und mußte mich empfehlen. Sie war ſichtlich verlegen beim Abſchiede, der Alte ernſt. — Seit jenem Vorfalle iſt man gegen mich kälter, die Urſache zu finden konnte mir nicht ſchwer werden. Meine zu häufigen Beſuche waren das Gerede der Stadt, ich mußte ihnen die rechte Deutung geben und mich erklären oder Natalia meiden. Sie meiden! Wie kann ich das? Zürne mir nicht, wenn ich Dir geſtehe, daß ich ſo eben zu dem Marcheſe gehe und um die Hand ſeiner Tochter bitte. Stand, Vermögen, nichts ſetzt meinen Wünſchen ſich entgegen. In fliegender Eile ſchließe ich dieſen Brief. Himmel oder Hölle hängt vom nächſten Augenblicke ab. — Du ſchiltſt mich einen Thoren, der Betrügern ins Netz ging. Wärſt Du nicht mein alter, ehrlicher, aber eben ſo grämlicher Pflichtenmenſch und Arbeitsmann, ich könnte böſe auf Dich ſein. Sie eine Betrügerin? Mein iſt ſie! Zugeſagt mir von ihrem Vater, gegeben mir durch ſich ſelbſt. Freund, ich fühle mich unendlich glücklich. Ich nähre die angenehme Hoffnung, daß ſich mir in der Brautnacht dieſes himmliſche Weſen entlarven wird. Ich beſorge, daß der Schwall von Seligkeit dann zu unmäßig auf mich einſtürmen wird, ich möchte gern nach und nach die Wonne ſchlürfen, erſt ein Auge — dann das andere — dann die Roſenlippen — dann — o ich trunkner Thor! Und doch freue ich mich wie ein Kind, das, wenn es Näſchereien verzehrt, immer das Beſte auf die Letzt läßt. Ja, um mich in den lauterſten Himmel der Seligen zu verſetzen, will ich die köſtliche Phiole erſt dann entſiegeln, wenn ganz ſie zu leeren mir vergönnt iſt. — — Eben ſo unbeſchreiblich als unerklärlich iſt mir Nataliens Schwermuth — ja Trauer. Nur anziehender wird ſie mir dadurch, und doch füllt mich die regſte Beſorgniß, ſie bereue ihr Ja, oder habe ein früheres Band zu verſchnell gebrochen. Himmel! dies könnte mein Glück zerſtören, denn den Engel nicht ganz glücklich zu wiſſen, macht mich ſchon grenzenlos unglücklich. Doch — bin ich nicht ein Selbſtpeiniger? Fort mit den Grillen! — So wie ſich Nataliens Liebe ſichtlich für mich von Tag zu Tag immer mehr entfaltet, und alle meine Beſorgniß in einer Hinſicht völlig grundlos macht, ſo nimmt ihre Schwermuth auf der andern Seite zu und vergrößert und befeſtigt jene um ſo ſtärker, da mein Verſtand vergebens nach der Urſache im weiten Reiche der Möglichkeit ſuchend umherſchweift. Mir ſcheint es, ſie habe mir eine Entdeckung zu machen und ich werde nächſtens wiſſen, woran ich bin. —

Es iſt heraus! — Natalia hat ein häßliches Geſicht. Du lachſt des armen Gefoppten! Allein lache nicht zu früh — denn gefoppt iſt der nicht, der Natalia beſitzt, ſelbſt wenn ſie das häßlichſte Geſicht von der Welt hätte. Du erkennſt hieraus, daß ich es noch nicht geſehen habe, und aufrichtig geſtanden, ſehne ich mich jetzt auch nicht ſo darnach. Die Gute fürchtete anfänglich, meine Liebe zu ihr durch den Anblick zu zerſtören, und jetzt macht ſie ſich Vorwürfe, meinen Wahn genährt zu haben. Dies bewirkt ihre Unruhe, ihre Schwermuth. Sie will durchaus, daß ich ſie, ehe ich mit ihr zum Altare gehe, ohne Larve ſehe, und ich bin jeden Augenblick gefaßt, das Schrecklichſte zu ſehen. — Meine Unruhe vergrößert ſich, je näher der Hochzeittag heranrückt. Meine Unruhe hat den höchſten Gipfel erreicht, indem ich Dir dieſes ſchreibe, denn morgen trete ich mit Natalien vor den Altar und in vierundzwanzig Stunden weiß ich, wie meine Braut ausſieht. Es iſt mir doch fatal, daß das

Mädchen die Larve trägt. Bei ihrem unwiderſtehlichen Zauber, den ſie ausübt, wie leicht hätte ich mich da ſchon in der Zeit unſeres Umgangs mit den abſchreckenden Zügen vertraut gemacht, da ich es mit der Larve ja ſelbſt wurde, indeß mir nun im ſeligſten Augenblicke meines Lebens der widrige Eindruck bevorſteht, der die Seligkeit ſchmälern wird und den ich nun einmal, trotz aller Glut der Leidenſchaft, mir nicht wegphiloſophiren kann. Lebe wohl! Nach der Hochzeit ein Mehreres! —

Welch ein Licht in meiner Nacht! Fort! Fort! nach Petersburg, die Spur iſt gefunden! ſo rief ich, als mir die Güte eines vertrauten Freundes dieſe Briefe überſandte. In Kurzem war ich dort. Folgendes erfuhr ich:

Am Hochzeittage, da Alles zur Abfahrt in die Kirche verſammelt war, und nur Braut und Bräutigam noch auf ſich warten ließen, hört man plötzlich in einem der Nebenzimmer des Verſammlungsſaales einen durchdringenden Schrei. Man ſtürzt hinzu. Der Bräutigam liegt todtenähnlich am Boden. Die Braut iſt eben noch beſchäftigt, die Larve an das Ohr zu befeſtigen. Alles iſt um den Lebloſen beſchäftigt und ſucht ihn wieder zurückzubringen. Wie es nach vielen Verſuchen gelingt, waren der Marcheſe und Natalia verſchwunden. Er wollte nie ſagen, was die Larve verbarg! —

S. oder F.

Eine Anekdote.

„Bürden, die dem Leben
„Qual und Schwermuth geben,
„Kann ein Scherz oft heben;
„Auch ein Scherz beglückt.“

Hagedorn.

Der General Graf P. war ſeit einigen Monaten in der Reſidenz wegen mehrerer Angelegenheiten, die ſeine perſönliche Anweſenheit nothwendig machten, und hatte ſeine Tochter, eine liebenswürdige Blondine, die ſo eben ins ſiebenzehnte Jahr getreten war, mit ſich genommen, um ſie in den glänzenden Geſellſchaften, die er mit ihr beſuchte, bewundern zu laſſen, wobei er eine herzinnige Freude empfand. Der General war ein Mann von funfzig Jahren, Witwer und Herr einer bedeutenden Herrſchaft. Er hatte als Held dem Vaterlande gedient, war voller Narben und Orden, und ſein Stand ging ihm, wie natürlich, über Alles; allein dabei war er der liebenswürdigſte, weichſte Menſch. Obgleich er ſelbſt nur taktiſche

Wiſſenſchaften trieb, moderne Sprachen durch Invaſionen, alte in der Schule, jedoch beide ſehr unvollkommen, erlernt hatte, und ſonſt um das Reich des Wiſſens ſich wenig bekümmerte, ſo hatte er doch vor den ſchönen Künſten eine Achtung, die an Ehrfurcht grenzte. Im Gebiete der Dichtkunſt zogen ihn zwar nur die abenteuerlichen Helden- und Ritterſagen, die Tyrannen- und Uſurpatorengeſchichten an; in der Muſik waren ihm Schlachtſymphonien und Märſche werth, Schlachtlieder jedoch das Höchſte; in der Malerei liebte er ebenfalls, was ſich auf ſein Alpha und Omega bezog; in der Bildhauerei waren es wohl die Nuditäten, welche unter dem buſchigen Schnurrbart ein recht freundliches Lächeln bemerkbar machten. Doch alles Uebrige, mochte es nun Dichtung, Muſikſtück, Gemälde oder Statue ſein, erfüllte ihn mit Feuer und Liebe, und wenn er gleich gähnte, Brillen abwiſchte, lobte, was nicht zu loben war, und das Verkehrteſte heraushob, ſo intereſſirte er ſich dennoch für jeden Künſtler, der ſich ihm näherte, und wahrlich aus der innern Ueberzeugung, daß, nach dem zur Erhaltung des Ganzen wichtigen Wehrſtand, der Zehrſtand der Künſtler eine eigentliche Ziergärtnerei und Blumine wäre, um alles Lebende mit Wohlduft und Luſt zu ergötzen. —

Es konnte nicht fehlen, daß eines ſolchen Mannes Haus der Sammelplatz der Künſtler und Kunſtliebhaber war, die in Reſidenzen ſo häufig gefunden werden. Die talentvolle Tochter des Generals glänzte und wurde bewundert, und alle Cavaliere beeiferten ſich, dem ſchüchternen Mädchen zu gefallen, da ſie Aller Herzen gecapert hatte; allein ſie trieb ihre Zauberei ſo unbewußt, wie wir's heut zu Tage bei ſo manchem Magnetiſeur wahrnehmen. — Theodor, ein junger Menſch von Bildung und Talenten, und ein vom Himmel mit einer ſolchen Stimme Begünſtigter, die einmal einem Hofcapellſänger der Sphären angehört haben mag, fand auch Zutritt zu dieſen geiſtreichen Beförderungen der langen Weile. Auch Emma, die Tochter des Generals, gewann den jungen Sänger lieb, denn Alles hing an ſeinem Athemzuge, wenn er ein Lied ſeelenvoll vortrug und ſein ſchönes Auge ſein inniges Gefühl wiederſtralte. Nur zu bald merken es die jungen Leute, wenn ein Mädchenherz für ſie ſchlägt, und Theodor, obgleich ſeine jugendliche Unbefangenheit noch nicht ganz von Eitelkeit und andern ſinnlichen Regungen verdrängt worden war, wußte doch alsbald ſein Glück aus den Augen der liebenswürdigen Gräfin ſich zu entziffern.

Wie es immer zu gehen pflegt und ſchon zu oft beſchrieben worden iſt, ſo ging's auch hier. Man ſucht ſich, ohne es zu wollen; man findet ſich, ohne ſich etwas zu geſtehen; man ſpricht gleichgültige Worte und weiß nicht, daß die Augen ſehr wichtig drein ſchauen und mitreden; man fühlt ſich glücklich und weiß nicht warum; kurz, man durchträumt ein Glück, wovon nur ſelten beim Erwachen ein roſenrothes Säumchen noch die Wolken am fernſten Horizonte verbrämt.

Die Leidenſchaft geht ihren ſtillen Gang, doch mit Siebenmeilenſtiefeln. Was dünchte unſerm jungen Liebespärchen Stand und Rang? Liebe und Hoffnung und ſolche ſüße Nebelbilder erfüllten Hirn und Bruſt, und in Seligkeit wurde geſchwommen, denn unſer Tenorſänger hatte ſchon einen Kuß auf die gräflichen Roſenlippen gedrückt, und dieſe hatten ſich nicht geſcheut, das Thor, woraus der holde Wohllaut ſtrömte, ſanft mit Roſenduft und Roſenzärte zu umſchließen. Der General hatte den Sänger ebenfalls liebgewonnen; er war ſchön und groß gewachſen und hätte immer einen Flügelmann beim Leibregimente abgeben können. War Geſellſchaft, ſo durfte Theodor nicht fehlen, und auch außerdem wurde er mit ſeiner Guitarre zu kleinen Familien-Abendeſſen geladen.

Die beiden Verliebten hatten ihre Seligkeit Niemandem vertraut, und waren daher ſicher, daß

Niemand ſie verrathen könnte. Unbekümmert, was daraus werden würde, ſchwelgten ſie in ihren Gefühlen, die ihnen unzählige Wonnen bereiteten. Allein beglückte Liebe ſtralt aus lachenden Augen. Ihre Blicke werden ihre Verräther. Schon fing man an, einander in die Ohren zu ziſcheln, Theodor habe ſein Auge auf die junge Gräfin geworfen, und dieſe ſcheine ihm nicht abhold zu ſein. Der General wurde aufmerkſam gemacht, und ohne Weiteres beſchloß er, mit ſeiner Tochter auf ſeine Herrſchaft zurückzukehren, um das, wie er meinte, im Entſtehen zu verhindern, was ſchon ſo weit gediehen war. —

Der Abſchied der beiden Liebenden war ſo romantiſch, als man ihn nur ſich denken kann. Ein Garten, plätſchernde Springbrunnen, Roſenhecken, Mondſchein en abondance, ſeitwärts der erleuchtete Pavillon, aus dem Muſik ertönte und in dem eine bunte Menſchenmaſſe wogte; Thränen, Küſſe, Seufzer, Betheuerungen, Verſprechungen u. ſ. w., bis Saraſtro mit dem Grundbaß: „die Stunde ſchlägt!“ dazwiſchen trat; d. h. man hörte den General huſtend ſich nahen, und links war er, rechts ſie fortgeſtoben. —

Auf der Herrſchaft des Generals hatte Emma mehrere Monate hindurch ein trauriges Leben geführt. Das mannigfaltige, bunte Kunſttandtreiben in der Reſidenz ſtach zu grell gegen die traurige

Einförmigkeit auf dem alten Landſchloſſe ab. Die Sehnſucht nach ihrem Theodor erfüllte ſie mit jenem bitterſüßen Gefühl, das uns die Trennung von geliebten Gegenſtänden immer bereitet, und das uns oft mehr beglückt, als der ungetheilte, ungehinderte Beſitz; dazwiſchen flogen dann wieder dunkle Schatten des Zweifels und trübten den Sinn. Sie, treu und hold, deſſen war ſie ſich bewußt, konnte ihm in der Abgeſchiedenheit nicht untreu werden; er indeß, gehuldigt in den glänzendſten Zirkeln, in Kunſtlerwerth prangend, begabt mit demjenigen, was unwiderſtehliche Macht auf die Gemüther ausübt, und daher den Beſitzer am meiſten verklärt und den höchſten Triumph bereitet, mit einer ſchönen Menſchenſtimme, wird er ſich nicht vergeſſen bei Andern? Wird, wenn ihr klagender, ſchmachtender Blick ihn nicht ſtets anregt, das unſcheinbare Bild, ſo dachte ſie, nicht ganz aus ſeiner Seele verſchwinden? Sie quälte ſich und tröſtete ſich ſelbſt wieder, ſie glaubte gar zu gern, was ſie gar nicht glauben mochte, und las dabei fleißig die Blaue Bibliothek, eine Sammlung franzöſiſcher Volksmährchen, die gleich unſerm Octavian, der Genofeva u. ſ. w. in Frankreich verkauft werden, und von dem blauen Einbande jenen Namen führen. Durch dieſe Lectüre wurde ſie in die rechte Stimmung verſetzt, und einen Zeiſig, der ſich in ihrem Blumenfenſter gefangen hatte, bediente ſie auf's Beſte mit Zuckerbrot aus ihrem Munde, weil ſie ihn für den bezauberten Tenoriſten hielt.

Theodor ſang die traurigſten Romanzen, klagte wie die Nachtigall im Lenz, ließ ſich wenig in der großen Geſellſchaft ſehen, ſchrieb jeden Tag ein Paar Briefe an Emma, die er ſorgfältig aufhob, um ſie ihr einmal in einem günſtigen Augenblicke zu überreichen, und ſie dann, ſo zu ſagen, mit dem Tagebuche ſeines Herzens bekannt zu machen.

Schon hatte Theodor alle Hoffnungen aufgegeben, ſeine Emma je wieder zu ſehen, als ein ſonderbarer Zufall ihn plötzlich auf die höchſte Staffel des Glücks erhob. Die verwitwete Frau Gräfin von Leerlack ließ ihn eines Tages zu ſich rufen. Er hatte die ſonderbare Frau in mehreren Geſellſchaften geſehen und auch beim General, deſſen Freundin ſie war. Nie aber hatte er ſie oder ſie ihn in Affection genommen. Sie ſchien nicht ſehr auf ſeinen Geſang zu achten, und er empfand bei ihrem Anblick eine unüberwindliche Antipathie. Man erzählte ſich auch in der Stadt allerlei Seltſames von ihrem Leben und Witwenſtande. Ihr Mann war ein rauher Jäger geweſen, und ſoll auf der Jagd ein ſchmähliches Ende, etwa wie weiland Bürgers Wild- und Raugraf, genommen haben. —

Die Witwe, ein großes ſtarkes Weib, deren

Oberlippe ein ganz ſtattliches Bärtchen zierte, bewohnte nun ein ungeheures Hotel von wenig Dienerſchaft, aber von einer großen Meute von Rüden umgeben. Nicht befremdend kann es ſein, daß Theodor ſich höchlich verwunderte, zu ihr hinbeſchieden zu werden. Von Rüden und Tekeln angebellt, hatte er endlich die Thüre des Zimmers erreicht, in welchem ſich die Dame des Hauſes vom Sopha erhob, als ſie ihn eintreten ſah, und ihm ziemlich freundlich entgegen kam. Als ſie ihn jedoch näher betrachtet hatte, watſchelte ſie unwillig ihren Polſtern zu, indem ſie ſagte: „Weiß der Henker, wen mir der dumme Bediente angemeldet hat. Wenn ſo ein Kerl vom Lande hereinkommt, iſt er noch ein Vieh. — Sie ſind es? Ich hab' einen Auftrag an Sie, von meinem Freunde, dem General P...“

„Vom General P...?“ ſtammelte Theodor erſtaunt nach.

„Ja — man höre!“ fuhr die Gräfin fort. „Der General hat ſo ſeine abſurde Schnaken, die ihn ein wenig vor der Welt blamiren, vorzüglich macht er ſich mit dem Kunſtgeſindel zu gemein, ich nehme, wie natürlich, Mehrere aus. Da iſt ihm denn wahrſcheinlich wiederum die Laune aufgeflogen, draußen in Ripsthal zu concertiren und zu muſiciren, und da will er Muſikanten haben. Vornehmlich iſt es ihm um einen tüchtigen, ſichern

Soloſänger zu ihm, und weil ich Sie einige Male gehört habe, ſo iſt meine Wahl auf Sie gefallen; drum machen Sie ſich fertig, die Fuhre geht heute hinaus und da können Sie mit.“ —

Theodor war wie aus den Wolken gefallen. Er verſicherte, ſogleich Muſikalien und Wäſche zuſammenzupacken und bald wieder zu kommen, um die Gelegenheit nicht zu verſäumen. — „Man kann,“ fügte die Gräfin hinzu, „in der Domeſtikenſtube unten warten, bis der Kerl mit dem Wagen kommt;“ und nachdem Theodor ſie verlaſſen hatte, ſetzte ſie ſich und ſchrieb an den General:

„Seltſamer Freund! Ihren barocken Willen zu erfüllen, ſende anbei Verlangtes und wünſche, daß ſein Heulen Dero Gnaden weidlich amüſiren möge. Mit vollkommnem Reſpect u. ſ. w.“

In wenig Augenblicken ſaß der Sänger Theodor mit ſeiner beſten Guitarre, ſeinen ausgeſuchteſten Muſikalien, ſeinem ſchönſten Frack und ſeiner feinſten Wäſche, inmitten der durchräucherten, von Hunden und hundenähnlichen Menſchen bewohnten Jurte und harrte des Steuermanns, der ihn in ſein Eldorado hinüberſchaffen ſollte. Er konnte ſich nicht erwehren, in dieſer Umgebung an Göthe's bekanntes Diſtichon zu denken, das mit dem Pentameter ſchließt:

„Denn ein erbärmlicher Schuft iſt wie der Hund,
ſo der Menſch.“

Nun kam der Bauer aus Ripsthal, Theodor ſetzte ſich auf den Wagen und fuhr wohlgemuth zum Thore hinaus. Wahrlich, einer andern Einladung hätte er nicht ſo ſchnell Folge geleiſtet. Der Herbſt hatte ſchon mit ſeinen farbigen Tinten und Laſuren die Landſchaft überzogen und die rauhe Herbſtluft, die Feindin der Tenorſtimmen, wehte über die kahlen Stoppelfelder. Im Walde waren die Waidmänner regſam, rings pufſte und knallte es, rings ſchlugen die Rüden an und hier und dort ſchallte Hornesruf. Mit den ſeligſten Gefühlen rollte Theodor über die bereifte Landſtraße. Die bunteſten Hoffnungen zogen in ihm vorüber, und ſo war er den bunteſten Erſcheinungen vorübergezogen, ohne ſie bemerkt zu haben, bis er vor dem Schloſſe zu Ripsthal hielt.

Der Kammerdiener trug das Billet der Gräfin zum General hinauf. Lächelnd durchlas es dieſer und befahl, man ſolle den Hund alsbald anbinden und ihm nichts zu freſſen geben. Der Kammerdiener glaubte nicht recht verſtanden zu haben, allein der General wiederholte zornig den Befehl, indem er hinzufügte: er würde bald hinuntergehen, um ſelbſt nachzuſehen. Der Kammerdiener verließ kopfſchüttelnd ſeinen Herrn, um drei bis vier handfeſte Kerle zu ſuchen, die den ſtarken jungen Mann, den er für einen ſchweren Verbrecher hielt, einfangen ſollten.

Während dies geſchah, war Theodor in den am

Schloſſe liegenden Park eingetreten um vielleicht ſeine Emma zu entdecken, und von ihr Aufſchluß über die ſeltſame Einladung ihres Vaters zu erhalten. Das Erſte, was ſeinen Blicken aufſtieß, war Sie. Wer kann das Erſtaunen, das Entzücken beſchreiben? — Sie hatten ſich innig umſchlungen und noch kein Wörtchen einander geſagt, da traten die vier vom Kammerdiener herbeigeholten vierſchrötigen Kerle hinzu, packten Theodor von hinten, riſſen die halbohnmächtige Emma von ſeinem Halſe und banden ihn in einem finſtern Loche mit ſtarken Stricken feſt, ohne ſich an ſein Betheuern und Flehen weiter zu kehren.

Theodors Lage ließ keinem andern Gedanken Raum, als dem: der alte, jähzornige General hätte, um ihn für den Frevel, ſeine Tochter zu lieben, zu beſtrafen, und ſein hochgräfliches Blut vor Schimpf zu bewahren und zu rächen, nach alter, echt fauſtrechtlicher Sitte, ihn auf dieſe Weiſe in ſein Garn gelockt. — Emma dachte, der Vater hätte den kühnen Jüngling wahrgenommen, wie er in ſeinem Park ſeine Tochter umarmte, und hätte ihm darauf in der erſten Hitze jene Schmach bereitet. Ihren Geliebten zu befreien, war ihr feſter Vorſatz. Dann wollte ſie mit ihm entfliehen, ſich heimlich mit ihm verbinden, und hinterdrein ihres Vaters Segen erflehen. Sie hatte ſo oft davon geleſen, es war beinahe herkömmlich in den Romanen, die ſie kannte, daß die Väter ſich erweichen ließen, und da hoffte ſie es auch von dem übrigen. —

Der alte General hatte ſo eben ſein letztes Pfeifchen geraucht und ahnete von allem dieſem Wirrwarr nichts. Es war Abend geworden und er beſchloß, noch vor dem Schlafengehen ſich hinunter in den Park zu verfügen und den Gaſt aus der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Wie er nun beim Eingang in den Park an dem alten, halbverfallenen Gemäuer vorbeigeht, das einſt ein Wartthurm war, und in welchem nunmehr die Ställe für die großen Jagdhunde waren, hörte er in einem der größern Behälter ein leiſes Flüſtern von zwei gar lieblichen Stimmen. Er blieb horchend ſtehen. Die Stimmen ſchienen ihm bekannt und wurzelten ihn feſt an den Boden, denn nun ertönte aus dem Innern der Höhle melodiſch und rührend das Lied vom gefangenen König in franzöſiſcher Sprache: „Je sens une fièvre brulante,“ und nun fiel die zweite Stimme ein, daß den alten General Zorn und Rührung wechſelsweiſe überwältigten, denn er erkannte die Stimme ſeiner Tochter. Er ſchlich näher hinzu und gewahrte durch die Ritzen der Breterthüre, welche den Eingang verſperrte, ſein einzig geliebtes Kind beſchäftigt, die Stricke, womit ein ſtattlicher Mann an einen Pfahl gebunden war, mit einem Meſſer zu zerſchneiden, und ſingen und Thränen vergießen. Da konnte er ſich nicht länger halten. „Was geht hier vor?“ ſchrie er und ſtürzte in die Höhle. Entſetzt blieb er ſtehen, er erkannte den Tenoriſten: — entſetzt auch ſtanden die Beiden, ſie wähnten ſich verrathen. „Wie kommen Sie hierher? Wer hat Sie gebunden? Was machſt Du hier? Welche Gewaltthätigkeiten auf meiner Herrſchaft, von denen ich nichts weiß?“ Alles dies polterte der Alte in einem Athemzuge heraus. — „Von denen Sie nichts wiſſen?“ fragte leiſe die Tochter; „Sie hatten nicht den Befehl gegeben, dieſen Herrn zu binden?“ — „Ich? Was denkſt Du von mir? Ich weiß ja nicht einmal, daß Sie hier ſind.“ — „Sie hätten mich nicht herausholen laſſen? Herr General, das heißt zu ſehr auf eine Macht trotzen, die, gemißbraucht, einen ſehr unedeln Charakter verräth. Sie laſſen mich hier wie einen Hund behandeln.“ —

„O ſtille, Guter!“ ſagte beſänftigend Emma, „ich wollte wetten, hier liegt ein Mißverſtändniß zum Grunde.“ —

„Vor allen Dingen,“ fragte der General, indem er ſich bemühte, Theodors Bande zu löſen, „ſagen Sie mir, wie und auf weſſen Anordnung kommen Sie her?“ — „Durch die Frau von Leerlack, die Ihnen einen Soloſänger zu Ihren Winterconcerten verſchaffen ſollte.“ — „Nun ſo ſchlage doch —“ platzte der General heraus, indem er das Meſſer weit von ſich warf, und ſich den Bauch haltend auf einen Stein niederſank. „Sie alſo ſind der Solo — ha, ha, ha, ha!“ — Erſtaunt ſtanden Beide. — „Ich bekenne mich zu Allem,“ fuhr er fort, „einen Soloſänger wollte ich von ihr haben, und ſie lieſ't Soloſänger. Ja, das konnt' ich freilich nicht wiſſen.“ —

Das finſtere Hundeloch erſchallte von dem Gelächter der drei Menſchen. Bediente kamen mit Fackeln, man ging ins Schloß, und Theodor blieb während der großen Jagd beim General, wo er ſelige, frohe Tage verlebte.

Der Alte gewinnt ihn immer mehr und mehr lieb, und obgleich er zur Heirath ſeine Einwilligung noch nicht geben will, ſo läßt er ruhig die Beiden ihr tändelndes, verliebtes Spiel treiben und begnügt ſich damit, ſie ſtrenge zu beobachten. Er will Theodor ganz kennen lernen, und ſpricht manchmal ſchmunzelnd zu ſich ſelbſt: „Was nicht iſt, kann werden!“

Novellen

von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Almanach dramatiſcher Spiele, von A. v. Kotzebue, fortgeſetzt von Carl Lebrün, für das Jahr 1827, 1828, 1829, 1830, 1831 und 1832. à 1 Rthlr. 16 Gr.

Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. Erſter Theil mit 12 Charakterbildern, erfunden und radirt vom Herausgeber. 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., geſammelte Schriften. 8 Theile. 8. Pränumerationspreis 5 Rthlr. Ladenpreis 8 Rthlr. (Der achte Band erſcheint noch in dieſem Jahre.)

Heine, H., Reiſebilder. 2te vermehrte Auflage. 3 Thle. 5 Rthlr. 8 Gr. Auf Velinpapier 6 Rthlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reiſebildern 1831. 1 Rthlr. 16 Gr. Auf Velinpapier 2 Rthlr.

Herloßſohn, C., Löſchpapiere aus dem Tagebuche eines reiſenden Teufels. 2r Band. 1 Rthlr. 12 Gr.

Immermann, C., Tulifäntchen, ein Heldengedicht in 3 Geſängen, mit 2 Kupfern 20 Gr.

— — das Trauerſpiel in Tyrol. Dramat. Gedicht. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpapier 1 Rthlr. 6 Gr.

Ismar, F., Don Pedro. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

Kahldorf, über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke, herausgeg. von H. Heine. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauſpiel in 4 Acten. 20 Gr.

— — Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

— — Pfefferkörner. 1s Heft. 16 Gr. (Das zweite Heft iſt unter der Preſſe.)

Raupach, D. E., die Tochter der Luft, Trauerſpiel. 1 Rthlr.

— — Kritik und Antikritik. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten. Luſtſpiel. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 1r Thl. 8. 2 Rthlr.

— — die Schleichhändler. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 12 Gr

Novellen

von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Hamburg, 1831.
Bei Hoffmann und Campe.

Inhalt.

I. Der abgeriſſene Knopf.
II. Die Glocke von Czenſtochau. Eine Sage.
III. Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande.
IV. Die ſchöne Aegyptierin.
V. Gretchen. Ein Reiſeabenteuer.

Der abgeriſſene Knopf.

> „Es iſt aber eine beſondere Unart unſers
> „Attentionsvermögens, gerade darauf,
> „was fehlerhaft an Andern iſt, auch
> „unwillkürlich ſeine Aufmerkſamkeit zu
> „heften: ſeine Augen auf einen dem
> „Geſicht gerade gegen über am Rock
> „fehlenden Knopf zu richten und den
> „Anderen dadurch zu verwirren, ſich
> „ſelbſt aber auch im Umgange das
> „Spiel zu verderben.“
>
> Immanuel Kant's Anthropologie.

1.

Es wäre mir lieb, wollte der geneigte Leſer, ſich wie einen neugierigen Reiſenden betrachten, der ſeinem Führer vertrauend die Hand reicht, ſich ruhig ſeiner Leitung überlaſſend, und nun mit ihm die abenteuerlichſten Gegenden und wunderbarſten Orte beſucht, ſich in reiner Luſt daran ergötzend. Möge es ihm gefallen, mir ſeine Hand zu geben, ich führe ihn ſelten dahin, wo ich nicht das Local vorher genau kennen lernte, aber beſſer, als an dem Orte, wo ich ihn heute hinzuführen gedenke, weiß ich mich auf keinem Punkte des Erdballs zurecht zu finden.

Wir wollen uns zuerſt in eine alterthümliche, wenn gleich nicht altmodiſche Stadt verſetzen. Ich führe meinen Leſer durch eine enge, finſtre Straße, deren unebnes Pflaſter einen bedeutenden Hügel hinanläuft, mitten in dieſer Straße öffnet ſich ein Pförtchen, und man ſteigt, von Dunkelheit umgeben, mehrere Stufen hinan, ſchreitet durch eine Halle, einem alten Kuchenweibe vorbei — noch ſeh' ich ſie hinter ihrem weißbedeckten Tiſche, die ich ſteif und feſt für eine Hexe hielt — und befindet ſich dann wieder im Freien auf einer Höhe, von den grauen Ringmauern und Thürmen einer ſtattlichen Ritterburg umgeben. Auf einem grünen Abhange ſeitwärts zerbröckeln die letzten Trümmer des alten Waldſchloſſes, das einſt der Böhmenkönig Ottocar hier gebaut hatte, vor den Augen des vorüberwandelnden Geſchlechts, das nicht Eine ſchöne Sage davon zu berichten weiß, und es ziemlich gleichgültig dahin ſchwinden ſieht. An dieſen grünen Abhang ſchloß ſich in früherer Zeit wohl ein freundliches Gehege an, zum Spielplatze der kleinen Prinzeſſinnen erkieſen; wovon es noch bis auf den heutigen Tag Prinzeſſinplatz genannt wurde. Jetzt war dieſer Platz mit zerſtreuten

Häuſern beſetzt, unter denen eins, von Gartenzäunen umgeben, von einem Stockwerke, mit den kleinen, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben und den alten, großgeblümten Vorhängen von Kattun darin, nicht eben beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Und doch wird der Leſer von einem Schauer der Ehrfurcht durchdrungen dieſem Hauſe nahen und willig mit mir zur niedern Thür eintreten, um mit großer Aufmerkſamkeit alle Gegenſtände ringsumher zu muſtern, nicht mit Verachtung wegſehen, von dem wichtigthuenden grauen Männchen, das mit lakoniſcher Frage nicht eben höflich uns entgegentritt, wenn ich ihm ſage, daß dieſes Männchen zwar nur ein Diener, doch merkwürdiger war, als die ganze ſtattliche Nachbarſchaft, daß man hundert Anekdoten von ihm erzählte, und vornehme Reiſende ſich an ihn drängten, weil er der einzige Canal war, um zu ſeinem weltberühmten Herrn und Meiſter zu gelangen. Jetzt wird es aber einmal Zeit, den Nebel zu lichten und dem freundlichen Leſer, der nicht die Geduld verlor, mir bis hierher zu folgen, zu ſagen, daß die Stadt, in der wir uns befinden, meine gute, alte Vaterſtadt Königsberg in Oſtpreußen iſt, das Haus aber, vor dem wir ſtehen, einſt die Wohnung des großen Weltweiſen Immanuel Kant war, der mit ſeinem Factotum, dem alten Lampe, ſein den tiefſten Forſchungen geweihetes Leben darin verlebte und beſchloß.

2

Es war an einem ſchönen Sommerabende gegen 7 Uhr Abends, als der Profeſſor Kant aus der Thür ſeines Hauſes trat, um, ſeiner Gewohnheit nach, wie er in jeder Jahreszeit und ſelbſt beim rauheſten Wetter zu thun pflegte, einen Gang nach der wohl eine ſtarke Viertelſtunde entfernten Pregelwieſe zu machen, die, von ſchattigen Bäumen in der Runde umgeben, zu einer zweckmäßigen Promenade ſich vorzüglich eignete, und ihm zum Gedächtniß noch heut zu Tage der Philoſophengang genannt wird.

Wir ſehen den berühmten Mann, in der ſorgfältigſten Kleidung und der anſtändigſten Weiſe damaliger Zeit, im ſchwarzſeidenen Unterzeuge, einen leberfarbenen Leibrock vom feinſten holländiſchen Tuche, den Kopf wie nachdenkend auf die Bruſt geſenkt, den Haarbeutel an der weißen Perrücke ſeitwärts auf der rechten Schulter liegend, ein ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe und golddurchwirktem Stockbande mit Quaſten in der Hand, den kleinen dreieckigen Hut unterm Arme, langſam zur Thür hinaustreten, indeß Lampe mit dem Regenſchirme ihm folgt, den Kopf weit vorſtreckend, um zu ſehen, ob nicht etwa Regenwolken ſich bedrohlich am Himmel zeigten. Obgleich nun weit und breit ſich keine blicken ließ, ſo ſchob doch der ſorglich treue Diener den Schirm ſeinem Herrn unter den Arm, der aber, ohne ſich darum zu bekümmern, im Nachdenken vertieft, mit Schirm, Hut und Stock belaſtet, langſam und wohlbedächtig vorwärts ſchritt, den Weg, den ich am Eingange der Erzählung etwas zu umſtändlich vielleicht beſchrieben habe, zurücklegte, um über die Pregelinſel, Kneiphof, nach der Vorſtadt zu gelangen, wo ſein Favoritſpatziergang belegen war.

Alles, was ihm begegnete, wich ehrerbietig zur Seite und grüßte, und ſelbſt das alte Kuchenweib in der Halle, die daran gewöhnt war, ihn um die ſiebente Stunde bei ſich vorüberſchreiten zu ſehen, ſtand bei ſeiner Annäherung auf, ſich tief verneigend und ſchien ſtolz darauf zu ſein, wenn der große Mann den bereits tief geſenkten Kopf um ein Weniges tiefer ſenkte und ein feines Lächeln den eben nicht feinen Mund umzog, das dem ganzen, nicht ſehr ausdrucksvollen Geſichte dennoch einen unbeſchreiblichen Reiz verleihen konnte.

Was für Gedanken grade an dieſem Abende ſich unter der gewaltigen Hirnſchale des Philoſophen zuſammengezogen hatten, vermag ich meinen

Leſern nicht zu verrathen; doch keine ganz gewöhnlichen mußten es ſein, das konnte man aus dem ungewöhnlichen Ernſt wohl abnehmen, der ſich auf ſeinen Zügen gelagert hatte, und aus der Sorgloſigkeit, womit der ſonſt auf die äußere Erſcheinung ſo eigene, ja faſt eitele Mann daherſchritt, nicht die vielen Löcher im ſchlechten Pflaſter beachtend, die auf ſeinen ſeidenen Strümpfen und den umgewandten Schnallenſchuhen ſchon manche ſichtbare Spur zurückgelaſſen hatten.

Nicht einmal nach den Fenſtern ſeines innigſten Freundes, des Engländers Green, bei dem er doch faſt täglich einzukehren pflegte, und an deſſen gaſtfreiem Tiſche er ſo gern den Ernſt des Weiſen ablegte, um ganz der mit der feinſten Unterhaltung vertraute Geſellſchafter zu werden, blickte er hinauf, und war bereits bis zur Ladebrücke gekommen, wo er gewöhnlich auf einer Bank eine kurze Zeit ausruhete, und ſeine Blicke an der Regſamkeit des Hafens weidete.

Er ſaß heute auch hier, in ſich vertiefter und länger als je und hatte nicht bemerkt, daß ein junger, friſchausſehender Menſch, in nachläſſiger Kleidung, ſich dicht zu ihm geſetzt hatte, und den Hut verlegen zwiſchen den Fingern drehete, als wolle er den Profeſſor gern anreden, wüßte aber nicht das erſte Wort zu finden. Des jungen

Menſchen Unruhe ſchien von Minute zu Minute zu wachſen. Es war deutlich zu bemerken, er habe ſchon lange gewünſcht, einmal mit Kant ſo nahe zuſammenzukommen, und nun ängſtige er ſich hinwiederum, daß dieſer Moment ungenützt vorübergehen könnte. Durch ſeine immer zunehmende Unruhe wurde endlich der Philoſoph ſelbſt aus ſeiner tiefſinnigen Betrachtung aufgeweckt, und blickte verwundert auf, und da er dicht neben ſich den jungen Menſchen in dem faſt zerlumpten Aufzuge gewahrte, wie er ſeine unſtäten Blicke, aus denen eine ſeltſame Verlegenheit hervorleuchtete, bald nach dieſer, bald nach jener Gegend ſeines Körpers richtete, ſo rückte er ſich, unangenehm von dieſer Nähe berührt, ſchnell von ihm weg. Dieſe raſche Bewegung, aus welcher der Unwillen deutlich hervorleuchtete, brachte den jungen Menſchen zum entſcheidenden Schritt. Schnell ſprang er in die Höhe und in faſt flehender Stellung Kant gegenübertretend, ſagte er mit zaghafter Stimme: „O mein würdiger Herr! bezähmen Sie die Abneigung, die vielleicht meine unangenehme äußere Erſcheinung in Ihnen erwecken mag, und vergönnen Sie, daß ich an Ihrem Weisheitsfeuer mich erwärmen darf, nehmen Sie mich in die Zahl Ihrer Jünger auf!“ — Ein tiefer Athemzug, gleich als wäre eine Zentnerlaſt von der Bruſt gewälzt, begleitete dieſe Worte, die Wangen des Jünglings glüheten, und die Augen, die früher ſo ſtarr auf Kant geblickt hatten, ſenkten ſich blöde zu Boden.

Kant's Züge, die in ihrem Ernſte nichts Einnehmendes hatten, beſonders wenn der ſtarke Mund, geſchloſſen, weit unter der Naſe hervorragte, umfloß das ihm eigenthümliche Lächeln, das bei angenehmer Converſation einen ſo unwiderſtehlichen Zauber übte, daß alle Herzen ihm zuflogen; wie denn das Lächeln bei großen Männern, die man gewöhnlich ernſt zu ſehen gewohnt iſt, gemeiniglich zu thun pflegt. Mit mildem Blicke beſchied er den Jüngling am andern Morgen nach den Vorleſungen zu ſich, erhob ſich von der Bank, um ungeſtört ſeinen Spatziergang fortzuſetzen, der ihm als Erhalter ſeiner Geſundheit nothwendig geworden war, und bemerkte nicht, wie der junge Menſch wie feſtgebannt an dem Platze verblieb, wo ihm die Verheißung ſeines längſterſehnten Glückes zu Theil geworden war.

3.

Kant hatte eben ſein am Meiſten beſuchtes Collegium über phyſiſche Geographie beendet, das er durch die Menge von Citaten aus den ſeltenſten Reiſebeſchreibungen aller Sprachen ſo ſehr intereſſant zu machen wußte, daß Männer aus allen Ständen ihn hörten, und die große Menge ſeiner Zuhörer hatten alle bereits den Saal verlaſſen, und nur der alte Lampe nahm noch das Heft vom Katheder, das nur zum Scheine dagelegen hatte, da Kant das Kunſtſtück übte, dieſe Vorleſungen aus ſeinem ungeheuren Gedächtniſſe zu halten, da trat tief gebückt die Geſtalt des jungen Menſchen, den wir bereits geſtern auf dem Spatziergange kennen lernten, unter die Thür.

Lampe war kein Freund von Gäſten überhaupt, am allerwenigſten aber von ſolchen in ſchlechtem Aufzuge, und er, der ſelbſt reiche Engländer — war er übler Laune — mit dem unhöflichen: „Wir ſtudiren eben!“ fortwies und ſie zu anderer Stunde beſchied, wo es ihm gelegen war, ſie anzumelden, pflegte in ſolchen Fällen, wie der gegenwärtige, die allerwenigſten Umſtände zu machen.

„Hier wird nichts gereicht!“ ſchrie er dem Fremden entgegen, und indem er raſch auf ihn zutrat, und jener in eben dem Maße zurückwich, gewann er ihm Schritt vor Schritt das einmal eingenommene Terrain der Hausflur ab, ihn zur Straßenthür drängend.

„Es ſoll mir auch nichts gereicht werden,“ ſagte zurückweichend der Jüngling ohne alle Bitterkeit; „ſeid von der Güte, mein lieber alter Herr, mich bei dem Herrn Profeſſor als denjenigen zu melden, den er geſtern auf ſeinem Spatziergange neben ſich bemerkte, und ihm die Erlaubniß ertheilte, ſich heute nach den beendigten Collegien bei ihm einzuſtellen. Bereits ſeit zwei Stunden, ſtehe ich vor dem Hauſe, und eben jetzt erfuhr ich von den Herausgehenden, daß der Herr Profeſſor für heute nicht mehr leſen wird, und bin nun da, von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und meinen Beſuch abzuſtatten.“ —

Dieſe Worte im beſtimmten, wenn gleich höflichen Tone vorgetragen, ſchienen den alten Lampe zu vermögen, des Fremden Wunſch zu erfüllen. Die ſchönen Geſichtszüge des Jünglings ſchienen ſogar einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und weniger barſch als gewöhnlich warf er, den einen Fuß bereits auf der unterſten Stufe der Treppe geſetzt, die Frage hin: „Wie heißt man?“

„Mein Name iſt ſo gänzlich unbekannt hier im Orte, daß — nennte ich ihn ſelbſt — ich dadurch doch nicht bekannter würde. Ich bin weit von hier zu Hauſe und noch nicht gar lange hier — und es genügt für den Herrn Profeſſor ja zu wiſſen, daß er mich auf ſeinem geſtrigen Spatziergange bemerkte und hierher beſchied.“

„Nun denn, der unbekannte Spatziergänger!“

brummte Lampe. „Wenn man berühmt iſt, hat man ſeine ganz eigenthümlichen Qualen!“ und ſomit ſtieg er die Treppe hinan, öffnete leiſe die Thür des Studirzimmers und meldete den jungen Menſchen.

Sich die Stirne reibend und eine Weile in die Höhe ſtarrend, blieb Kant ſitzen, gleich als wüßte er nichts von dem Vorfalle des geſtrigen Abends, und ſchon wollte Lampe ſcheltend auf die Unverſchämtheit des fremden Geſindels das Zimmer verlaſſen, als ſein Herr ihm plötzlich befahl, den Unbekannten heraufzuführen.

Lampe blieb auf der Treppe ſtehen und winkte dem Untenſtehenden, der mit hochklopfendem Herzen ſich dem Heiligthume des Weiſen nahete. Bei aller Schüchternheit, die ihn durchdrungen hatte, konnte man eine gewiſſe Heftigkeit an ihm wahrnehmen und ſchon hatte er den Zeigefinger der rechten Hand zum Klopfen der Stubenthür genähert, als ein ſtreng verweiſender Geſt von Lampe ihn auf ſeine ſchmutzigen Stiefel und einen unfern daliegenden Borſtwiſch aufmerkſam machte, deſſen er ſich bedienen ſollte. Die Reinigung war überſtanden, er wollte abermals klopfen, Lampe unterſagte es jedoch und öffnete ſelbſt ſehr vorſichtig die Thür, raſch eintretend und den ihm folgenden Fremden gleichſam präſentirend. Man ſah es ihm an, daß er gern der Unterredung beigewohnt hätte, aber ein leiſer Wink ſeines Herrn zwang ihn abzutreten.

„Sie wünſchten meine Collegia zu beſuchen,“ ſagte Kant freundlich zu dem Jünglinge, „und ich will Sie gern unter die Zahl meiner Hörer aufnehmen —“

„O Sie großmüthiger — großer —“ ſtammelte entzückt der Fremde. „Laſſen Sie dieſe Schmeicheleien,“ unterbrach ihn Kant befremdet, doch nicht unfreundlich. „Gehören Sie bereits zu den hieſigen akademiſchen Bürgern, und welche Vorleſungen beſuchten Sie bis jetzt?“ —

Beſtürzt ſchwieg der junge Menſch.

„Sind Sie ein Königsberger, und aus welcher Schule wurden Sie zur Univerſität entlaſſen?“ fragte befremdeter noch der Profeſſor.

„Ich bin nicht von hier,“ erwiederte zögernd der Andre, deſſen Geſicht immer glühender ſich färbte, und deſſen Züge immer mehr die wachſende Verlegenheit verriethen.

„So haben Sie anderswo Ihre Schulen gemacht,“ fuhr Kant fort, der ernſter geworden war, „was ſind Sie für ein Landsmann, und wer waren Ihre Lehrer?“

„Laſſen Sie mich Ihnen alles dies verſchweigen,“ ſprach mit bebender Stimme der Unbekannte, „und vergönnen Sie mir nur, Ihren Vorleſungen beizuwohnen. Dieſe Erlaubniß iſt Alles, was ich vom Himmel erflehe, und macht mich zum glücklichſten Menſchen.“

Man ſah es dem großen Philoſophen an, daß dieſe Unterredung ihm nicht angenehm war, und daß er von dem Fremden bald verlaſſen zu ſein wünſchte. Er glaubte einem Verrückten gegenüber zu ſtehen, der vielleicht dem heiligen Geiſtſpitale entſprungen war.

„Mein guter Freund,“ ſagte er nach einigem Bedenken, „dergleichen Abenteuerlichkeiten liebe ich nicht. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, iſt ein altes, vortreffliches Sprichwort. Wenn Sie nicht die geiſtigen Fähigkeiten und Kenntniſſe beſitzen, unſerer Hochſchule einverleibt zu werden, ſo können meine Collegia abſonderlich Ihnen von gar keinem Nutzen ſein. Sind Sie vielleicht von den Verwandten oder Ihren Verhältniſſen auf eine andere Lebensbahn hingewieſen, ſo verlaſſen Sie dieſe nicht gewaltſam, um ſich leeren Hirngeſpinſten hinzugeben. Streben Sie nicht nach Dingen, die Ihnen unerreichbar bleiben müſſen, und begnügen Sie ſich mit dem Ihnen beſchiedenen Theil. Glauben Sie mir, nur Wohlwollen ertheilt Ihnen dieſen Rath, und Sie werden weislich daran thun, ihn zu befolgen.“

„O mein Herr,“ nahm hier, durch die freundlichen Schlußworte gleichſam geſtärkt, der Jüngling wieder das Wort, „wird denn das Vorurtheil ſo hoch über alles Andere geſetzt, und hängen ſelbſt die weiſeſten Männer daran? Iſt es denn nöthig, daß ich immatriculirter Student bin, den Fechtboden beſuche, Commerſche mitmache, Kanonen und Stürmer trage, und bei einem halben Dutzend Profeſſoren die Zeit tödte, die mir nichts Neues ſagen können, und die meine Wißbegierde durchaus nicht zu reizen im Stande ſind? Muß dies Alles ſein, um zu der Quelle der Weisheit zugelaſſen zu werden, ſo will ich auch dies ja gern thun, ſo widerwärtig es mir erſcheint. Iſt es aber nur nöthig, einige höhere Schulkenntniſſe zu beſitzen, ſo unterwerfe ich mich willig dem Examen — hier ſeh' ich den Herodot aufgeſchlagen, ich will Ihnen ſogleich —“

„Meine Zeit, junger Mann,“ fiel ihm hier Kant in's Wort, „ich ſage Ihnen nochmals, laſſen Sie die Sonderbarkeiten weg, beſitzen Sie wirklich die erforderlichen Kenntniſſe, ſo werden Sie ein Bürger unſerer Univerſität und Sie ſollen mir unter meinen Schülern willkommen ſein.“ Hier wandte ſich der Profeſſor zu ſeinem Schreibtiſche, ein Buch ergreifend, um anzudeuten, daß er die Unterredung, die ihm läſtig zu werden anfing, beendigt wünſchte. Der Fremde aber wurde plötzlich wie von Verzweiflung ergriffen, und ehe es Kant verhindern konnte, lag er ihm zu Füßen, hatte ſeine Hand ergriffen und rief mit wilden Blicken:

„Nein, Sie können mich nicht mit kaltem Herzen ins Verderben ſtürzen wollen. Es ſei Ihnen genug zu wiſſen, daß ich mich nicht nennen darf, daß ich kein Student der Form nach auf der Univerſität werden kann, daß ich nie — nie dieſen Vorſchriften nachzukommen im Stande bin, und daß dennoch mein Lebensglück davon abhängt, Sie zu hören, und daß ich mein Leben verliere, wenn Sie mir dieſe Wohlthat verweigern.“ Immer peinlicher wurde dem Philoſophen dieſe Unterredung, nie hatte er ſich in ähnlicher Lage befunden, ſeine koſtbare Zeit mahnte ihn dringend die Sache zu Ende zu bringen, und er mußte ſich ſammeln, um einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen. Er machte einen raſchen Gang durch’s Zimmer und blieb dann vor dem Fremden ſtehen, ihn ſtreng in’s Auge faſſend.

„Nun,“ begann er, „ſo mögen Sie denn meinen Hörſaal beſuchen, doch bitte ich Sie, ſich beſcheiden zu betragen, alle Exaltation fern zu halten und ſich nicht unter die Herren Studenten zu miſchen. Ich zähle mehrere Kurländer von hohem Adel unter meinen Zuhörern, die ein wenig zum Raufen geneigt ſind, und wo es leichtlich unangenehme Händel geben könnte, die mit der Würde nicht verträglich ſind. Wollen Sie ſich unſern meines Lampe aufhalten, ſo wird es am wenigſten Aufſehen erregen, man wird Sie für einen ihm beigegebenen Diener halten; Sie nehmen mir dies ſchon nicht übel, Lampe ſoll von mir in dieſer Hinſicht genau inſtruirt werden.“

Der Jüngling hörte gleichſam vor Freude und Ueberraſchung erſtarrt dem Philoſophen zu, und wollte abermals deſſen Hand ergreifen, jener zog ſie aber raſch zurück und ſprach ernſt: „Keine Exaltationen, das verbitte ich mir ein für allemal. In Kurzem hebt mein Collegium der Anthropologie an, ich weiß nicht, in wiefern Sie fähig ſind, daraus Nutzen zu ziehen, doch ſteht es Ihnen nunmehr frei, daran Theil zu nehmen. Jetzt bitte ich mich allein zu laſſen, ich habe Geſchäfte.“

Der Fremde verbeugte ſich tief und verließ ſchnell das Gemach, ging nicht, nein flog die Treppe hinunter, ſtürmte an Lampe vorüber, der ihm kopfſchüttelnd die Hausthür öffnete, und jagte dann, den Kopf hoch emporgeworfen, auf der Straße hin.

„Solche Gäſte ſind zum Glücke bei uns ſelten,“ brummte Lampe vor ſich hin, und ſchlich beſorgt hinauf, um durch's Schlüſſelloch zu gucken, was ſein Herr wohl nach dieſem wunderlichen Beſuche machte. Dieſer ſaß aber bereits tief nachdenkend, einen Folianten vor ſich, an ſeinem Schreibtiſche da.

4.

Eine ungeheure Zuhörerſchaft ſaß bereits in gedrängten Reihen, um Kant's erſter Vorleſung der Anthropologie beizuwohnen, und ſo wie während des Leſens die größte Aufmerkſamkeit und Stille im weiten Saale herrſchte, um kein Wort des Vortrages zu verlieren, ſo ward bis zum Erſcheinen des Lehrers ein ſolch tumultuariſcher Unfug getrieben, wie er heut zu Tage, wenn gleich nur ſelten noch, bei vollgepfropften Schauſpielhäuſern von der Gallerie herab zu ertönen pflegt. Eine jede noch ſo vorübergehende und zufällige Erſcheinung konnte lautes Lachen und Verſpottung erregen; ſelbſt der alte Lampe, den doch alle Studenten ſehr gut kannten, wurde mit muthwilligem Spott und Gelächter begrüßt, wenn er ſich's einfallen ließ, irgend einer Beſorgung wegen, die er zur rechten Zeit verſäumt hatte, ſich durch die dichten Haufen durchzudrängen. Lauter jedoch wurde der Lärm, glaubten die Studenten ſich durch die Anweſenheit eines nicht in's Collegium Hingehörigen an ihrer Ehre gekränkt. Schnalzen, Pfeifen und Stampfen wuchſen bis zum gräßlichſten Tumulte an, dazwiſchen tönten Baßſtimmen ihr: „Hinaus!“ und dies währte ſo lange, bis der Gegenſtand der allgemeinen Erbitterung ſich ihren Blicken entzogen hatte.

Ein ähnlicher Fall hatte ſich erſt kürzlich zugetragen, als ein kleiner verwachſener Jude mit ſchwarzem Spitzbarte und ſtarkem Höcker, ohne viel ſich um die Anweſenden zu bekümmern, doch mit ängſtlich leiſen Schritten in den Hörſaal trat, und unfern der Eingangsthür ſtehen blieb. Wie gewöhnlich begannen Hohn und Spott, die zuletzt in jene lauten Aeußerungen übergingen; aber zum allgemeinen Erſtaunen blieb der Fremde auf ſeinem Platze wie feſtgebannt, mit einer eiſigen Ruhe, und hatte ſich ſogar, um ſeinen Willen, den Profeſſor zu erwarten, deutlich an den Tag zu legen, eines leer daſtehenden Stuhles bedient, und darauf Platz genommen. Man näherte ſich ihm, man fragte, er antwortete kurz und artig: er wolle dableiben, um Kant's Bekanntſchaft zu machen. Nur ſein Erſcheinen konnte endlich den Lärm beſchwichtigen. Sein Vortrag lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf andere Dinge, und man ward ſo hingeriſſen, ſo verſenkt in das Meer von neuen Ideen, daß man der Erſcheinung des

Juden längſt nicht mehr gedachte, als dieſer nach beendigtem Collegium ſich mit einer Heftigkeit, die mit ſeinem frühern Gleichmuthe ſeltſam contraſtirte, durch die Menge drängte, um zum Katheder zu gelangen. Die Studenten bemerkten ihn kaum, als wieder das höhniſche Gelächter erſchallte, das aber ſogleich einer ſtummen Verwunderung wich, da Kant, nachdem er einen Augenblick den Fremden bedeutend betrachtet, und dieſer einige Worte geſagt hatte, ihm mit Herzlichkeit die Hand drückte und dann in ſeine Arme ſchloß. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Menge: „Moſes Mendelsſohn, es iſt der jüdiſche Philoſoph aus Berlin!“ und ehrerbietig bildeten die Schüler eine Gaſſe, als die beiden Weltweiſen Hand in Hand den Hörſaal verließen.

Gewitzigt durch dieſen und ähnliche Fälle, hätten die Studenten endlich dem Unfuge ein Ende machen, und jeden noch ſo ſeltſam gekleideten Sterblichen, von welcher Religion er auch geweſen wäre, ruhig in ihrer Mitte dulden ſollen; allein der Hang zum Rumoren war zu feſt eingewurzelt, und die Beachtung des Comments erſchien ihnen zu weſentlich, als daß ſie von ihren Uebungen und Gewohnheiten ſo leicht hätten laſſen können. Die Zeitverhältniſſe mit ihrem ernſten Gefolge wurden damals in den Muſenſitzen wenig beachtet; die Muſenſöhne bekümmerten ſich nicht um das, was man Welthändel nennt; ſie hatten mit den barocken Studentenhändeln genug zu ſchaffen, gaben ſich dem frohen Genuſſe, wie dem ernſten Studium hin, und der tollſte, harmloſeſte Muthwille hatte neben der ſteifſten Pedanterie in den Hochſchulen damaliger Zeit ſeinen Sitz aufgeſchlagen.

So konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Erſcheinung des unbekannten jungen Menſchen, den wir Eingangs der Geſchichte kennen gelernt haben, den Spott der Studenten auf's Neue erregte.

Er hatte ſich in ſeinem abgetragenen, vernachläſſigten Anzuge oben im Saale, zunächſt des Katheders hingeſtellt, und während der Lärm um ihn wuchs, ſchien er ſich nicht im Geringſten für die Urſache deſſelben zu halten, ſondern ſtarrte mit ſeinen weit aufgeriſſenen blauen Augen empor, und ſchien die kleinen, runden Scheiben in ſämmtlichen Fenſtern zu zählen.

Endlich erſchien der Profeſſor, die Studenten erhoben ſich, er ging gebeugten Hauptes an ihnen vorüber. Dem Fremden klopfte er im Vorbeigehen auf die Schulter, dem bei dieſer Berührung hohe Glut in's Geſicht ſtieg, die Zuhörer bemerkten es leiſe flüſternd, ſetzten ſich auf ihre Plätze und der Vortrag begann.

Die Lebendigkeit deſſelben ließ nur ſelten die Nachſchreibenden von ihren Heften aufblicken, wenn dies aber geſchah, ſo bemerkte man nicht ohne Verwunderung, daß Kant unverwandt den fremden Jüngling anblickte, und ſeine Rede faſt nur an dieſen allein zu richten ſchien.

Das Collegium wurde geendet und der junge Menſch verließ ganz ungeneckt den Saal. Der nächſte Tag brachte ihn wieder; man wurde daran gewöhnt, ihn zu ſehen, und obgleich er ſich ſelbſt Niemand mittheilte, ſo erfuhr man von Lampe, daß er ein entfernter Vetter von ihm ſei, der im Auslande Schulen beſucht habe, und gänzlich mittellos, aus beſonderer Gunſt ſeines Herrn, die Erlaubniß erhalten habe, während ſeines Aufenthaltes in Königsberg in ſeinen Collegien zu hospitiren. Dies genügte Allen und man bekümmerte ſich nicht weiter um den unſcheinbaren Gaſt.

5

Zu den wunderbarſten Gebäuden, deren Königsberg mehr als irgend eine andere Stadt aufzuweiſen hat, ſind die beiden Römter zu zählen, in der Altſtadt und auf der Pregelinſel gelegen.

Wenn der letztere überhaupt ſchon mehr Eleganz zeigte, mit einem Garten und einer Waſſerkunſt prangte, und der Unterhaltung der modernen

Welt manche Quelle eröffnete, ſo zeichnete ſich der Andere durch ſeine Einfachheit aus, und war ſeiner Urbeſtimmung treu geblieben: während des Jahrmarktes gewiſſen Kaufleuten zum Waarenlager zu dienen, Wachsfiguren, Taſchenſpielern und dergleichen ſeine einfachen Säle zu öffnen, die Feſtgelage ſolcher bürgerlichen Hochzeiten abhalten zu laſſen, die ſich nicht bis zu den Junkergärten verſtiegen, und endlich in langen Hallen den ehrſamen Handwerkern das Vergnügen des alten Nationalſpieles, der Pehlketafel, zu gönnen.

So oft ich auch dieſes Gebäude nach allen Richtungen durchſtrichen habe, da es zugleich als Verbindung zweier lebhaften Straßen zum Durchgange benutzt wurde, ſo iſt es mir doch nicht möglich, mir ſelbſt, oder dem geneigten Leſer ein genügendes Bild davon zu entwerfen. Eine Anhäufung von Gallerien, kleinen Wohnungen, Hallen und Sälen, bald nur ein, bald mehrere Stockwerk hoch, kleinen und großen Treppen und Höfen, ſo ſtellt ſich dieſer Römter meinem Gedächtniſſe dar. Der Einzelheiten jedoch erinnere ich mich mit innigem Vergnügen, und gedenke vor Allem der langen luſtigen Halle an dem einen Ende des Gebäudes, nach dem Garten hin, wo durch ein nicht zu hohes Gitter die ſchwanken Linden und die freundliche Luft ihre erquickenden Düfte ſendecken, an den Wänden die bunten Schildereien der großen Königsberger Wurſt, des lahmen Schuſters Hans von Sagan, und ähnliche Gegenſtände das Auge erfreuten, und bei dem hoben Glaſe ſchäumenden Löbenichtſchen Bieres die platten Holzteller längs der Pehlketafel mit luſtigem Klange von kräftiger Fauſt hinab geſchleudert wurden.

In einem Winkel dieſer Halle ſaß eines Abends ein Mann in ſchlichter Kleidung, dem Anſcheine nach ein Handwerker. Sein bereits weißliches Haar war mit einem Hornkamme zurückgeſtrichen, ſeine Schuhe mit ſchlechten zinnernen Schnallen verſehen, und die eine von der Arbeit ſtark gebräunte Hand hielt die Thonpfeiſe, in der ein ſchlechter Taback glimmte, am Munde, während die andere oft den Krug anſetzte, in welchem nur ſogenanntes Tafelbier ſchäumte. Aus dieſem Allen ſchon konnte Jeder abnehmen, daß der Mann eben nicht zu den Wohlhabenden zu zählen ſei, mehr als dieſes jedoch beſtätigte es der Antheil, den er an dem Pehlketafelſpiele nahm, das er deſſen ungeachtet des kleinen Einſatzes und der damit verbundenen Wette wegen nicht mitſpielte.

Sein Ernſt in den Zügen, die Furchen auf der Stirn, der zuſammengekniffene Mund, die weit aufgeriſſenen Augen ſchienen anzudeuten, daß der Mann ſich wohl ſchon im Leben mit Denken abgegeben haben mochte, und auch ſelbſt an dieſem Orte, obgleich äußerlich mit ſeiner Umgebung beſchäftigt, dennoch ſeine Gedanken auf andere Gegenſtände gerichtet habe. Mehrere Stunden waren vergangen, ohne daß er ſeine Stellung verändert hatte, da trat ein Fremder an ſeinen Tiſch und forderte von der drallen, hübſchen Marjelle, die den Gäſten die hochſchäumenden Humpen präſentirte, einen Schoppen rothen Weines. Das Mädchen verſtand die Forderung nicht, und blieb erwartungsvoll vor dem Herrn ſtehen, bis daß er ſelbſt oder einer der Anweſenden ihr die Sache erklärt haben möchte. Unſer Handwerksmann nahm die Pfeiſe vom Munde, und ſagte: „Der Herr will ein Quartier Pontak,“ und ſogleich lief das flinke Mädchen lachend fort, um das Verlangte zu bringen. Der Fremde machte ſich an dem Tiſche breit, und der gute Königsberger wandte kein Auge von ihm, um ſich den merkwürdigen Mann recht genau zu betrachten, der vielleicht aus einem Weinlande hergereiſet war, wie er durch ſein Gelüſten nach Pontak und den Ausdruck, Schoppen, bereits faſt bis zur Gewißheit dargethan hatte. Damals, wo Dampfſchiffe, Eilwagen, und alle dieſe Beförderungsmittel noch nicht erfunden waren, zählte man Reiſende aus entlegenen Gegenden noch zu den Seltenheiten, wenn gleich jetzt, wo welterſchütternde Kriege im Verein mit jenen Erfindungen die Menſchen aus allen Winkeln des Erdballs hin- und hertragen, ein Menſch vom Orenoko am Pregel und einer von der Baffinsbai am Rhein gar keine Aufmerkſamkeit mehr erregt.

Der Pentak kam, der Fremde ſetzte das feſtliche Spitzglas mit den ſchönen eingegrabenen Sprüchen und Schildereien bei Seite, und verlangte ein Bierglas. Abermals etwas Unerhörtes, dann aber, als ihm dieſes gebracht wurde, ſchüttete er von dem Wein hinein, ſchwenkte das Glas mit dem Wein aus, und goß es auf den weißen Sand und gehackten Kalmus, die in zierlichen Haufen unter den Bänken an der Wand lagen, endlich, zum Uebermaß des Erſtaunlichen, nahm er aus einer zierlichen Büchſe ein Ding, das wie ein Bleiſtift ausſah, zündete es am Lichte an, ſteckte es in den Mund, und rauchte, wie man in Königsberg eine Pfeife zu rauchen pflegte. Das war zu viel, der Handwerksmann, den wir bereits kennen, konnte keinen Blick mehr von dem Fremden verwenden, doch um ſeine Neugier einigermaßen zu verbergen, that er mehrmals lange Züge aus ſeinem Tafelbierkruge, während er dabei unverwandt eben ſo lange Blicke auf dem räthſelhaften Sonderlinge ruhen ließ. Die Pehlketafel bot ihm nichts Intereſſantes mehr dar, einige Krüge Tafelbier waren bereits mehr als gewöhnlich genoſſen werden, und die Stunde war vorüber, wo er den Römer zu verlaſſen pflegte; aber der intereſſante Fremde ſaß noch da, der, wenn er auch noch kein Wort mit ihm geſprochen hatte, dennoch ihn ſo gut unterhalten hatte, da man ſich, wenn man ihn aufmerkſam beobachtete, allerlei von fremden Ländern, Völkern und Sitten, das man irgendwo geleſen, auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen konnte.

„Sie ſind ja wohl ein Königsberger?“ fing endlich, nachdem eine volle Stunde das tiefſte Stillſchweigen zwiſchen Beiden geherrſcht hatte, der Fremde an.

„Ihnen zu dienen,“ erwiederte mit höflicher Verlegenheit der Handwerker.

„Nun denn, ſo könnten Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mir einen ehrlichen, guten Schuhmacher nachweiſen wollten,“ ſprach der Fremde, „für den ich reichlich Arbeit hätte.“

„I, da kann ich,“ verſetzte der Andere, ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, „mich ſelbſt nennen, ich bin ein ehrlicher Mann, und mein Handwerk verſteh’ ich aus dem Fundament. Darf ich mir die Wohnung des hochgeehrten Herrn ausbitten, und die Stunde, wann ich vielleicht morgen kommen darf?“

„Ich werde zu Ihnen kommen, Meiſter,“ ſagte lächelnd der Fremde, „das trifft ſich ja ganz herrlich!“

„Und ich bin Meiſter Kurtius, und wohne unweit von hier in der Koggenſtraße,“ ſagte höflich der Schuhmacher, „Nummer 177, dem Kettenbrunnen gegenüber, vier Treppen hoch.“

„Kurtius? Kurtius?“ bemerkte lächelnd der Andere, „das iſt ja ein Römername!“

„Weiß der Himmel, wie er nach Preußen gekommen ſein mag, und ob er ſich wirklich noch aus den Römerzeiten herdatirt,“ ſagte wichtig unſer Schuhmacher. „Ich habe, auf meinem Drehſtuhle ſitzend, oft darüber nachgedacht, auch Vieles darüber geforſcht und nachgeleſen; konnte aber ſo eigentlich nicht dahinter kommen,“ fügte er mit einigem Nachdrucke hinzu; „es gibt ſo viele berühmte Schuhmacher in der Welt, von Hans Sachs bis zu Jacob Boheim, daß wohl auch einmal ein Schuhmacher den Namen eines römiſchen Helden führen kann, ohne gerade deshalb beſonderes Aufſehen zu erregen. Iſt nicht das große philoſophiſche Licht, das jetzt von Königsberg aus ſeine Stralen über die Welt verbreitet, auch aus unſerm Gewerke hervorgegangen, iſt nicht Immanuel Kant der Sohn meines eigenen Lehrherren?“

Der Stolz, der ſich bei dieſen Worten in ſeinem ganzen Weſen recht ſichtbar zu erkennen gab, wurde von dem Fremden nicht berückſichtigt, der, wie es ſchien, von dem philoſophiſchen Lichte Königsbergs noch nicht die kleinſte Ahnung hatte. Dies hinderte jedoch nicht, den wohlunterrichteten Schuhmacher mit Salbung fortzufahren:

„So ſonderbar es auch ſcheinen mag, daß Schuſter ſich oft durch Tiefſinn, Poeſie und dergleichen herrliche Gottesgaben und Geiſteskräfte hervorthaten, ſo einleuchtend erſcheint es dem Eingeweiheten, der ſelbſt auf dem Dreifuße ſitzt, der eine ordentlich begeiſternde Kraft mitzutheilen im Stande iſt. Man ſitzt denn ſo da, zieht den Pechdraht, oder hämmert, oder bohrt Löcher und dergleichen, und hat nicht nöthig, wie der Schneider, die tauſend und aber tauſend kleinlichen Stiche und ihre Accurateſſe wahrzunehmen, kurz, Alles iſt großartiger bei uns, wir ſind nicht dem nichtsſagenden Modekram unterworfen, und dürfen uns mit unſern Gedanken hin verſteigen, wo wir wollen und können. Ja, mein werther Herr, ich bin zwar nur ein armer Mann, aber die Wiſſenſchaft geht mir über Alles, und wenn Sie mich morgen beehren werden, ſo ſoll Sie mein Bücherſchatz in Erſtaunen ſetzen, den ich zwar nicht allein —"

„Machen Sie aber auch einen guten Stiefel?" fiel ihm aufſtehend der Fremde in's Wort.

„Das darf nicht fehlen," antwortete empfindlich der Schuhmacher Kurtius — „die Bücher — dies wollte ich nur noch hinzufügen, benützt aber größtentheils mein Sohn."

„Ihr habt alſo auch einen Sohn?" ſprach, wie innerlich bewegt, der Fremde. „Ei, das freut mich! nun iſt mein Wein ausgetrunken, meine Cigarre ausgeraucht, für heute iſt's genug. Morgen früh beſuche ich Euch. Lebt wohl, Meiſter!" und ſomit ſchüttelte er dem Handwerksmanne recht getreulich die Hand, und verließ die Halle.

Kurtius war aufgeſtanden, leerte ſeinen Krug, rief die hübſche Marjelle herbei, legte ihr einige Düttchen in die dargehaltene Hand, und verließ, ſeinen Hut ſchief aufgeſetzt, ganz vergnügt ſeinen angenehmſten täglichen Erholungsort.

6.

In der Roggenſtraße, Nr. 177, dem Kettenbrunnen gegenüber, war zur damaligen Zeit ein Haus belegen, das man zu den ſtattlichſten der

Stadt zählen konnte. Es gehörte dem reichen Goldſchmiede Nikutowski, der mit ſeiner zahlreichen Familie die untern Stockwerke bewohnte. Unter der Menge von Kindern, womit die Verſehung den wohlbegüterten Mann beſchenkt hatte, ſtralte vor Allen Friederike an Schönheit und Liebenswürdigkeit hervor. Wie Saul unter den hebräiſchen Kriegern, ſo ragte ſie unter allen ihren Geſpielinnen um einen Kopf hervor, und wenn es Eine verdiente, ſo war ſie es, Königin der ſchönen Mädchen Königsbergs zu heißen. Auf ihrem hohen, ſchlank aufgeſchoſſenen Körper ſaß ein Köpfchen, deſſen liebliche Unebenheiten den angenehmſten Eindruck machten, durch die innige Harmonie, in der ſie zu einander ſtanden, die Haut war mit dem feinſten Pfirſichflaum bedeckt, mit dem durchſichtigſten Karmin überhaucht, und an den zarteſten Stellen, wo das Geäder durchſchimmerte, wie mit echtem Ultramarin laſirt. Der Mode der Zeit entgegen, ward ſchon hier und da von der jungen Welt der Puder verbannt, Friederike gehörte zu dieſen Wenigen. Ihr blendes Haar, in dicken, langen Flechten und wallenden Locken verlieh dem Oval ihres Geſichts einen ſolchen Heiligenſchein anmuthvoller Schönheit, daß man niederknien mochte vor dieſer Madonna aller Herzen.

Das Beet, woraus dieſe Wunderpflanze indeß gekeimt war, hatte ſonſt keine aufzuweiſen. Sowohl die Eltern des Mädchens, wie deſſen Geſchwiſter ſahen ihr im Aeußern nicht gleich. Der Vater, ein geſchickter, aber rauher, und mit einem unerträglichen Hochmuth ausgeſtatteter Mann, die Mutter, eine von Eitelkeit und Dummheit befangene Frau, die Schweſtern dieſer Mutter, die Brüder dem Vater ähnlich. So geſchah es, daß Friederike ziemlich einſam ihre Tage verlebte, während ihre Geſchwiſter in der zärtlichſten Verbindung mit einander ſtanden, und hätten die Eltern nicht geglaubt, durch die auffallende Schönheit ihrer Tochter einſt noch einen bedeutenden Freier anzuziehen, und würde ſie nicht deshalb ſchonend behandelt worden ſein, ſo hätte man ihr Loos wahrlich beklagen haben müſſen.

Im vierten Stocke dieſes Hauſes hatte nun, unter vielen kleinen und großen, armen Handwerkerfamilien, unſer Schuhmacher Kurtius ſeine beſcheidene Wohnung aufgeſchlagen. Er war Witwer, und theilte ſein Stübchen mit ſeinem einzigen Sohne, der ihn bei ſeiner ſpärlich zugemeſſenen Arbeit kräftig unterſtützte.

Kurtius, den wir ſchon kennen lernten, war ein Mann von Geiſt und einer gewiſſen Bildung, die zwar ohne gelehrten Grund, dennoch durch die mannigfachſte Beleſenheit ihm angeflogen war. Er führte ein Tagebuch mit aller Umſtändlichkeit eines modernen Memoirenſchreibers, worin auch an Stellen, die ſich dazu eigneten, lyriſche Ausbrüche nichts Seltenes waren, und wenn auch hier und da Fehler der Schreibart und Sprache mitunter lieſen, ſo herrſchte doch in der Anordnung eine geſunde Urtheilskraft, und die Darſtellung entbehrte des Geſchmacks nicht. Dabei betrieb er mit großer Gewiſſenhaftigkeit ſein Handwerk, ſeine Arbeiten wurden ſtets zur Zufriedenheit der Beſteller abgeliefert, und wenn er nicht mehr geſucht war, ſo lag es darin, daß er ſich nicht darum bemühte, und daher zu ſeinen alten Kunden ſelten neue hinzukamen; ſeinem Sohne, der bei ihm als Geſell arbeitete, hatte er von früheſter Jugend eine Richtung gegeben, die noch auffallender mit der ergriffenen Handthierung im Widerſpruche zu ſtehen ſchien. Als Knabe auf Schulen, und ſpäter durch eigenen Fleiß war er in den Augen des Vaters zu einem Rieſen in der Gelehrſamkeit herangewachſen, und mit dem innigſten Wohlbehagen ſah er manchmal auf ihn nieder, wann er am niedrigen Tiſchchen daſaß, und mit Pfriem und Ahle wirthſchaftete, und ſprach vor ſich hin: „Warum ſoll ein Schuſter nicht auch ein Gelehrter ſein dürfen? Welch ein

Vorurtheil, daß nicht auch Handwerker ſich der Wiſſenſchaften erfreuen ſollen? Je ſeltener es iſt, deſto mehr ſpornt es mich an, und mein Sohn ſoll und muß noch einmal manchem Doctor etwas zu rathen geben!" Dann beſann er ſich eine Weile, griff nach einem Wörterbuche und fragte: „Junge, ſage mir einmal, was iſt: Sternocleidomastoideus?" — Und wenn der Sohn lächelnd von der Arbeit aufblickte und ihm ſagte: „Vater, verſchonen Sie mich mit der Anatomie. Sie wiſſen, ich habe mich nie damit befreunden können." So erwiederte der alte Schuhmacher Kurtius ernſt: „Ja leider, weiß ich es, und darum biſt Du zum Mediciner verderben. Aber der Menſch ſoll vor keiner Wiſſenſchaft Averſion zeigen, ſondern ſie alle gleichſam, bildlich geſprochen, verſchlingen. Uebrigens merke Dir, daß jenes Wort das Mäuslein oder Müskelchen am Halſe bedeutet, ſo den Kopf nach vorn bewegt; denn man kann nicht wiſſen, wozu man es braucht."

7.

Natango, ſo hatte der Altpreuße ſeinen Sohn taufen laſſen, war ein ſchöner Jüngling, und hätte er ſich in ſchönere Kleider werfen können, ſo würde er längſt die Augen der Leute auf ſich gezogen haben. Nun aber beachtete man ihn wenig. Seine Kleider waren nicht nur abgetragen und nicht nach der Mode, ſondern auch in ſo vernachläſſigtem Zuſtande, daß hier ein Knopf, dort ein Band fehlte, daß am Ellenbogen ſogar das Futter durchblickte, und von einer Buſenkrauſe und dergleichen anſtändigem Schmucke auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken war. Und doch hatten zwei Augen theilnehmend nach dem Jünglinge geblickt, und doch hatte ſein ſtilles, heiteres Weſen, der Geiſt, der aus ſeinem Antlitze ſtralte, die Zierlichkeit ſeiner Rede, und die Sage von ſeiner großen Gelehrſamkeit, die noch um ſo größer erſchien, als ſie in ſeinem Stande ſelten war, ihm ein Gemüth zugewendet, das edelſte in dem reich bevölkerten Hauſe, wenn gleich unverſtanden von ſeiner Umgebung.

Wenn Natango von ſeinem einſamen Spaziergange Abends nach Hauſe kehrte, und die reichen Goldſchmiedstöchter mit Nachbarn und Verwandten im lauten, fröhlichen Geſpräch vor der Thüre ſaßen, und Friederike abgeſondert von den Uebrigen am künſtlich geblümten Eiſengitter ſtand, und ihre Augen ihm mächtiger ſtralten als die Meſſingknäufe daran, vom Abendſonnengold übergoſſen, dann athmete er tiefer auf, und er konnte es nicht laſſen, ſein Auge nach ihr aufzuſchlagen, wenn es ihm gleich wie ein Raub, am Heiligen verübt, vorkam.

Seine Leidenſchaft zu der Jungfrau wuchs mit den Jahren. Als Kind hatte er ſie — ſelbſt noch Kind — gekannt, und ſo hatten ſich ſtufenweiſe vor ſeinen Augen all die Herrlichkeiten ihrer Reize entfaltet, wie vor den Augen des Gärtners ſich die Roſe aus der Knospe entwickelt, und immer tiefer wurzelte in ſeinem Herzen das Gefühl der Liebe für ſie, die Einzige auf Erden. „Bin ich einſt ſo glücklich,“ dachte er bei ſich, „durch meine Kenntniſſe mich über meinen jetzigen Stand zu ſchwingen, ſo kann ich vielleicht einmal vor Herrn Mikutowski treten, und um die Hand ſeiner Tochter anhalten.“ Dann aber überwältigte ihn ſogleich der Gedanke, „das wird wohl nie, nie möglich ſein!“

Was er in der Schule an Kenntniſſen gewonnen hatte, ſuchte er nun in den Abendſtunden und ſtillen Nächten durch Lectüre auszubilden und zu vergrößern. So hatte er auch Kant's neu herausgekommene Schriften ſich zu verſchaffen gewußt, und je mehr er bereits von ihrem wichtigen Inhalte gehört hatte, mit deſto größerer Heißgier ſuchte er ſie kennen zu lernen. Wohl aber fühlte er, daß er im einſamen Studium nie ihre Tiefen zu ergründen vermöchte, und daß er dabei des belebenden Funkens des mündlichen Vortrages ſehr bedürfe. Ihn hören den großen Meiſter, ſeine Collegien beſuchen, das war von Stunde an ſein Gedanke, mit dem er ſich niederlegte, mit dem er aufſtand. Ohne Ruhe trieb es ihn Tage lang umher, er drängte ſich in die Nähe des bewunderten Weiſen, ohne das Herz zu haben, ihn anzureden, alle ſeine Hoffnungen hatten ſich, ſeltſam genug, darauf geſtützt. „Schreite ich im Reiche des Wiſſens weiter, ſo komme ich meinem Ziele näher!“ ſo ſprach eine innere Stimme ihm tröſtlich zu.

Eines Abends war er in ſichtbarer Unruhe fortgegangen. Sein Vater ſah ihm beſorgt aus dem Fenſter nach, und wußte ſchon ſeit langer Zeit nicht recht, was er aus dem Jungen machen ſollte. Später als gewöhnlich kehrte endlich Natango heim. Der heitere Sommerabend hatte viele ſchöne Mädchen vor die Hausthüre gelockt. Auch Friederike war darunter. Natango hatte eine herrliche Lilie gepflückt, deren Düfte nun erſt nach Sonnenuntergang reichlich und voll dem zarten Kelche entſtrömten. Mit einer Heiterkeit, mit einer Sicherheit, die man ſonſt nicht an ihm bemerkt hatte, blickte er zu den Mädchen hinan, und tief den Hut ziehend, ſprang er zu

Friederike hin, ihr die Blume überreichend. Sie nahm ſie dankend und lieblich ihn anblickend aus ſeiner Hand. Die Andern rückten naſerümpfend weiter: „Mein Gott, der Schuſtergeſelle! wie dreiſt!“ ging es von Mund zu Mund. Natango aber vernahm es nicht, ein Himmel voll freudiger Hoffnung hatte ſich auf ihn geſenkt, und er ſchwebte hinauf in ſein dumpfes Stübchen, denn an dieſem Abende hatte er Kant geſprochen, und war von ihm auf den andern Tag zu ſich beſchieden worden.

8.

Meiſter Kurtius ſaß mit ſeinem Sohne Natango bei der Arbeit, als der fremde Herr, die Bekanntſchaft von der Pehlketafel hereintrat, und mit freundlichem Handſchlag einen guten Morgen wünſchen wollte. Der Meiſter war in nicht geringer Verlegenheit, als er die ſchmutzige, harte Rechte, in die weiche, beringte, des Fremden legen ſollte, dieſer aber ſchien nicht darauf zu achten, ſondern ſchüttelte ſie ihm recht herzlich. Nun aber eilte Kurtius mit einem Maße herbei, bat den Fremden ſich niederzulaſſen, die Schuhe auszuziehen und den Fuß vorzuſtrecken, der aber lächelnd ſtehen blieb, und ihn fragte: „Wozu dies Alles?“ — „Nun,“ entgegnete Kurtius verlegen,

„ich glaubte der Herr bedürfe eines neuen Schuhwerks, und wollte die Arbeit bei mir beſtellen?"

„Schuhwerk wohl" — ſprach der Fremde — „bei Euch beſtellen die Arbeit — wohl — aber — Maß nehmen — nicht."

„Wie? nicht Maß nehmen?" rief Kurtius. „Nein, verehrter Herr, ſo geſchickt bin ich nicht, und wohl kein Schuhmacher in unſerm ganzen Königsberg. Das mögen die Schuſter da draußen wohl können, aber hier in Preußen, und ſelbſt die aus Röſſel und Tilſe, wo ich lernte, und wo ſie ihre Sache verſtehen, würden ſich dafür bedanken. Das wäre ein Domnauer Streich, wollte man dergleichen wohl je unternehmen."

Und ſomit wandte er ſich erſtaunt zu ſeinem Sohne, gleichſam um von ihm ſeine Ausſage beſtätigt zu ſehen, dieſer ſtand aber noch verwunderter da, wie der Vater, und zwar mehr über die Erſcheinung des Fremden überhaupt, als über den ſeltſamen Antrag, Schuhe zu liefern, ohne vorher das Maß genommen zu haben.

„Ich will Eurer Verwirrung nur ein Ende machen," ſagte nach einer Pauſe der Fremde, „es handelt ſich hier nicht um *ein* Paar Schuhe, ſondern um mehrere Tauſende, und nicht für *ein* Paar beſtimmter Füße, ſondern für unbeſtimmte, die wohl kommen könnten, um ſich ihrer zu bedienen. Es iſt nämlich von einer bedeutenden Schuhlieferung die Rede, die Ihr mit mir zu guten Bedingungen abſchließen ſollt, und die Euch, wenn Ihr's verſteht, zum wohlhabenden Manne machen kann. Denn, leben und leben laſſen, das iſt mein Wahlſpruch. Ich bin ein Bürger der nordamerikaniſchen Freiſtaaten."

„Ei, mein Herr Bürger," rief hier verwirrt Kurtius aus, „da ſolltet Ihr die Aelterleute des Gewerks zuſammen treten laſſen, damit ſie ſich erklärten, wie ſie ein ſolches Geſchäft von ſo großem Umfange in's Werk zu ſetzen gedächten. Das wäre ja hinlänglich, Viele in Thätigkeit und annehmlichen Wohlſtand zu bringen, wie mochtet Ihr Euch nur mit dergleichen an mich wenden, der ich weder Geſellen noch Lehrlinge halte, noch Leder in Vorrath habe; noch überhaupt einer ſolchen Unternehmung gewachſen bin. Denn ſeht, ich ſelbſt habe ſtets die Wiſſenſchaft geliebt, und mich mit ihr mehr beſchäftigt, als ſich wohl für einen Schuhmacher geziemt, und hier mein Sohn will nun gar das Handwerk zur Nebenſache machen. Der hört am Tage Collegia, und bereichert ſo recht ſeinen Geiſt mit wiſſenſchaftlichen Schätzen, und dieſe Lieblingsneigung aufzugeben, um den ganzen Tag auf dem Drehſtühlchen zu ſitzen, das würde ihn ſehr unglücklich machen."

„Ei, wenn Ihr ſo hochmüthig ſeid, Ihr guten Leute,“ verſetzte bitter der Nordamerikaner, „ſo iſt Euch natürlicher Weiſe nicht zu helfen. Will der Handwerker über ſeinen Stand hinaus, und gibt ſich mit andern Dingen ab, die nicht für ihn ſind, ſo iſt er ein verlorener Mann. Statt eines vollkommenen Handwerkers, wird er ein ſchlechter Gelehrter, Politiker, Künſtler, oder was weiß ich, wozu ihn eine verderbliche Neigung hinzieht, und ſomit ladet er das Geſpötte der Vernünftigen auf ſich. Ja, guten Freunde, daran dacht' ich freilich nicht, wenn Ihr auch zu dieſen Thoren gehört, die mehr ſcheinen wollen, als ſie ſind, ſo wird's mit Eurer Arbeit ſchlecht genug beſchaffen ſein, und ich werde wohl mit meinem Auftrage an eine andere Thüre klopfen müſſen.“

„Ihr kränkt meinen guten Vater,“ nahm hier Natango das Wort, und eine hohe Röthe des Unwillens ſtand auf ſeinem Geſichte, „dem iſt nicht ſo, wie Ihr vermeint. Daß mein Vater beſſer und richtiger ſchreibt, wie ein gewöhnlicher Schuhmacher, kann ihm doch wohl nicht zu Schaden gereichen, und daß er ſtets Vergnügen daran fand, gute Bücher zu leſen, eben ſo wenig. Bei mir iſt es ein Anderes. Mich hat mein Vater nicht ſo eigentlich zum Handwerke erzogen;

daß ich es treibe, geſchieht, um meinen Vater bei der Arbeit zu unterſtützen, ſo viel ich kann, denn meine Studien aufgeben, wodurch ich vielleicht einmal im Stande ſein werde, dem Leben meines Vaters eine andere Geſtaltung zu geben, meine Studien aufgeben, die mir Alles erſetzen, was andere Menſchen in meinem Alter erfreut, das kann ich nicht, und das wird wohl auch kein Menſch von Herz und Gemüth mir zumuthen. Warum wir endlich nur ſo wenig Kundſchaft haben, und nur dürftig unſern Unterhalt erwerben, das liegt wahrlich nicht an unſerer Ungeſchicklichkeit. Fragt nur einmal herum bei unſeren Kunden. Der Herr Bürgermeiſter von Hippel, der große Humoriſt, hält was auf einen feinen Fuß, und wir liefern ihm ſeinen ganzen Bedarf. Aber viele ſolcher Abnehmer haben wir freilich nicht; denn der Vater hat ſich nie hinzugedrängt, um andern Meiſtern die Arbeit wegzuſchnappen, und darum ſind wir ſo geblieben, wie Sie uns finden, arm, arbeitſam, doch zufrieden.“

Der junge Menſch war, wie es dem alten Kurtius ſchien, ein wenig zu heftig geworden, er nahm daher, als jener geendet hatte, ſogleich das Wort, um dem fremden Herrn für ſeinen Antrag zu danken und zugleich zu verſichern, wie es unmöglich für ihn wäre, jemals an die Ausführung eines ſo bedeutenden Geſchäfts zu denken, da er nicht die Mittel beſitze, die erforderliche Menge des Handwerkszeuges anzuſchaffen, geſchweige denn die großen Ledervorräthe einzukaufen, deren er dazu benöthigt ſein würde.

„O, wenn's weiter nichts iſt," rief der Fremde, „ſo laßt nur Eure Bedenklichkeiten. Glaubt Ihr, ich würde ſo dumm ſein, Euch zuzumuthen, die Arbeit ohne Vorſchuß zu beginnen? Hier ſind," ſagte er, eine Brieftaſche hervorziehend, und ſie auf den Tiſch legend, „tauſend Pfund in Banknoten, welches ſo viel wie ſieben tauſend preußiſche Thaler beträgt, dies iſt eine vorläufige Abſchlagszahlung auf die künftige Lieferung. Bedient Euch des Geldes, um mit gehörigem Nachdrucke auftreten zu können, verſammelt Ihr nun Aelterleute und Meiſter Eurer Innung, gebet den Leuten zu thun, ſo viel Ihr wollt, nehmet Unterlieferanten an, wenn es Euch beſſer dünkt. Ihr aber ſeid mir verantwortlich, mit Euch ſchließe ich morgen den Contract ab, denn Ihr, Kurtius, ſeid mir von allen Seiten, als ein redlicher Mann geſchildert, und nur mit einem ſolchen will ich zu thun haben. Ueberſchlaft nun den ganzen Handel, beſprecht Euch mit Euren Genoſſen und Freunden, ich will Euch Zeit laſſen. Morgen gegen Abend bin ich wieder bei

Euch, um Eure Vorſchläge hinſichtlich des Preiſes, die Termine der Ablieferung u. ſ. w. zu vernehmen.“

Nach dieſen Worten grüßte er freundlich, und verließ ſchnell das Zimmer. Vater und Sohn ſtanden ſtumm einander gegenüber, und wäre das rothe Taſchenbuch nicht liegen geblieben, das ſtrotzend voll von den Banknoten war, ſo würde ſie wahrlich nichts haben überreden können, daß ſie nicht geträumt hätten.

Meiſter Kurtius ſetzte ſich ſinnend in ſeinen Seſſel, nahm auch wohl dann und wann einen Bleiſtift zur Hand, berechnete die Preiſe des ſämiſchen Leders, der Sohlen, des Tagelohns, die Zeit der Anfertigung, rieb ſich dann die Stirne, ging auf und ab im Zimmer, zählte die Banknoten, hielt ſie gegen das Licht, um nach ihren Waſſerzeichen zu ſehen, kurz, that mit einem Male wie ein geplagter Geſchäftsmann. Natango ſteckte aber ſeinen Kopf zwiſchen den Blumenſtöcken zum Fenſter hinaus, und blickte nach Friederike, die vor der Thür ſaß, und der Gedanke keimte in ihm auf: „Wenn du nun wirklich einſt Doctor werden könnteſt, und ſo als graduirter Mann vor Herrn Nikutowski hinträteſt, und dein Vater wäre der reiche nordamerikaniſche Schuhlieferant, und es käme Alles ſo, wie du es wünſchteſt, und Friederike könnte dich leiden" — „Sieh' mal, Natango!" rief hier der Alte, „ſiebentauſend Thälerchen zuſammen, es iſt mir wahrhaftig, wie ein Mährchen!" und der Sohn ging entzückt vom Fenſter, und ſah die Banknoten wirklich daliegen, und dachte bei ſich, „es gibt Menſchen, die recht zum Glücke geboren werden, und wie mir vorkommt, bin ich ein ſolcher!"

9.

Andern Tages, da Natango voll freudigen Muthes ſeinen ſchlechten Rock anzog, um ſich in Kant's Collegium zu begeben, das er um Nichts in der Welt verſäumt haben würde, nahm auch der alte Kurtius Hut und Stock, und wie es damals noch bei Handwerksleuten gebräuchlich war, wenn ſie Anſtandsviſiten machten, ſeinen blauen Roquelaur um.

„Ich will jetzt die Runde bei den reichſten Zunftgenoſſen machen, und mir einen tüchtigen Compagnon ſuchen, dann auch auf die Herberge gehen, um zu ſehen, auf wie viele arbeitsfreie Geſellen ich rechnen kann, vor Allem aber zu den Lederfabricanten, um wegen der Preiſe und ihrer Vorräthe mich zu beſprechen."

An der Straßenecke nahmen Vater und Sohn Abſchied. Jener wandte ſich nach der Schuhmachergaſſe, wo damals die bedeutendſten Meiſter wohnten, der Andere ſtieg fröhlich den Schloßberg hinan, Bruſt, Herz und Kopf voll des ſeligſten Glückes und der ſchönſten Hoffnungen. Voll Verwunderung ſahen die Matadore des Schuſtergewerks den ſo unbedeutenden Meiſter Kurtius im Feſttags-Roquelaur vor ſich erſcheinen. Mitleidig hörten ſie ſeinen Antrag an, vermeinend, es rapple bei dem guten Manne im Oberſtübchen; dann aber, ſobald er ſeine Brieftaſche mit dem köſtlichen Inhalte hervorgezogen hatte, ſchlugen ſie verwundert die Hände zuſammen, und meinten, es ließe ſich die Sache in Erwägung ziehen. Theils waren aber ihre Vorſchläge ſo ſehr auf ihren Nutzen berechnet, indem ſie ihre Ledervorräthe zu enormen Preiſen anbringen, oder Dieſes und Jenes vor Kurtius voraus haben wollten, theils fertigten ſie ihn mit einem neidiſchen Hochmuthe ab, und meinten, ſie hätten es Gottlob nicht nöthig, ſich mit ſolchen Speculationen einzulaſſen, auch käme ihnen die ganze Geſchichte zu abenteuerlich und extravagant vor, und ſo geſchah es denn, daß am Mittage Freund Kurtius an ſeinem Tiſche ſaß, den Bleiſtift in der Hand, und Zahlen und Zahlen, und Preiſe und Tage vor ſich hinmurmelte, und dann niederſchrieb, um dem Fremden, der am Abende wiederzukommen verſprochen hatte, mindeſtens eine genügende Auskunft geben zu können.

„Ich unternehme dies ſorgenvolle Geſchäft,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ich bin es meinem Natango ſchuldig. Ich alter Mann habe zu leben, und bin mit meinen Hoffnungen und Ausſichten im Reinen, aber mein Junge kann es weiter bringen, mein Junge iſt für die Schuſterlampe nicht geboren, er ſoll den Nutzen davon haben.“

Natango kam nach Hauſe. Er wollte Verſchiedenes vom Vater wiſſen, der war aber theils ſo zerſtreut und im Grübeln verſunken, theils hatte er mit den Geſellen und mit den armen Meiſtern, deren ſich eine große Menge meldete, ſo viel abzureden, daß der Sohn auf ſich allein beſchränkt, auch ſeinen Lieblingsgedanken nachhing. Friederike Nikutowski, Frau Doctorin Kurtius, und der ganze Himmel der Liebe und des Eheglücks, und ein ganzer Haufe holder Kinder, artige und unartige, große und kleine, und von allen Farben und Paſſionen. Und ein alter Vater, der nicht darbte, ſondern in einem ſchönen Hauſe wohnte, und rings Freude und Leben und hohes Glück. So kam der Abend heran, der Fremde trat ein, des Alten wohlausgedachte und billige Bedingungen wurden ohne Einwand angenommen, und ſogleich eine vorläufige Stipulation bei einem Rechtsgelehrten darüber aufgeſetzt.

Zwanzigtauſend Paar Schuhe und eben ſo viele Stiefelpaare mußten in der feſtgeſetzten Zeit zur Verſendung nach Philadelphia einem bekannten Handelshauſe überantwortet werden, welches auch die Zahlung dafür, Vorſchüſſe und alle andere Verbindlichkeiten übernommen hatte. Der Fremde unterſchrieb: John Harvey, Birthſon und Compagnie in Philadelphia — und der Handel war richtig. Abends vor dem Schlafengehen ſagte Kurtius zu ſeinem Sohne: „Mit der Pehlketafel iſt es auch vorbei für mich, wie überhaupt mit jeder Lebenserheiterung, mein Kopf iſt ſchwer von Sorgen, und am Abende wird das Geſchäft des Tages zu Buche gebracht werden müſſen. Aber Du ſollſt mir keinen Stich mehr machen — dem Handwerke entſagen und auf den Doctor losſtudiren. So iſt mir's eben recht, und ich habe mir's oft gedacht, es ſo recht im Großen treiben zu können. Das iſt kein Handwerk mehr, ſondern ein weltverbindendes Handelsgeſchäft."

Kurtius, ſo tüchtig er in Allem befunden wurde, gehörte dennoch, durch die ſonderbare Richtung ſeines Geiſtes, zu den Ueberſpannten. Ihm war die Lage, in die er ſich verſetzt ſah, höchſt unbehaglich und drückend, doch mit einem Leichtſinne, von glänzenden Hoffnungen genährt, überließ er ſich ganz dem Glücke der Gegenwart und kümmerte ſich wenig darum, ob ſeine Kraft auch hinreichen würde, das Begonnene zu Ende zu führen. Eben ſo wenig bemühete er ſich, dem zarten Ariadnenfaden nachzuſpüren, der den reichen Fremden zu ihm geleitet, und begnügte ſich ein für allemal anzunehmen, der Zufall, das Glück, die Pehlketafel, ſein freundliches Antworten, habe die Bekanntſchaft und die Geſchäftsverbindung mit Amerika herbeigeführt.

So ſehen wir nun in großen und kleinen Localen von Geſellen und Meiſtern Schuhe und Stiefel arbeiten, die von Meiſter Kurtius angenommen und dem Handelshauſe zur Verpackung und Verſendung übergeben werden. Ein Geſchäftsſtübchen wird im Kneiphofe, dem Mittelpunkte des Handelsverkehrs, gemiethet, dort drängen ſich die Mäkler und Lederhändler um den alten Kurtius, der, die Feder hinter dem Ohre, hier fertige Arbeit abnimmt, dort rohes Material hingibt, während ein Mann Alles in ein großes Buch ſchreibt und Natango mit den Geldſäcken hin und herwirft, ſie öffnet und Zahlungen leiſtet. Sobald es aber eilf ſchlägt, wird die Kaſſe geſchloſſen, dann läßt der Sohn den Vater allein walten, und läuft in den Hörſaal des Profeſſors.

Monde waren bereits ſo verſtrichen, und bei aller Veränderung nach Außen war doch in dem Häuslichen des Schuhmachers nichts verändert worden. In derſelben ſchlichten Kleidung gingen ſie einher, der Sohn hatte nicht daran gedacht aus Gleichgültigkeit, da er von Jugend auf gewöhnt war, keinen Werth darauf zu legen, und der Vater verſäumte es ob wichtigerer Geſchäfte. Eben ſo bewohnten ſie noch die beſcheidenen Zimmer in Nikutowski's Hauſe, die in den Augen des jungen Kurtius von keinem Pallaſte aufgewogen werden konnten, und jetzt um ſo mehr, da bei ihrer veränderten Glückslage Herr Nikutowski freundlicher die Heimkehrenden grüßte, auch wohl dem alten Kurtius die Hand reichte, und Friederike weniger verſtohlen nach Natango blickte.

10.

Ein halbes Jahr war verſtrichen, und das ausgebreitete Geſchäft des alten Kurtius florirte immer mehr und mehr. Natango trieb die Wiſſenſchaft mit einem noch größern Eifer als zuvor, da er jetzt, frei von der ſchmutzigen Arbeit und ohne Nahrungsſorgen, ſich ihr gänzlich hingeben konnte. Da er indeß wenig ausging, ſo kannte man ihn nicht, auch wollte er — um Spöttereien zu entgehen — im Collegium des Profeſſors Kant ſein

Incognito nicht ablegen. Er erſchien in demſelben abgetragenen Rocke, in dem ihn Kant das erſte Mal geſehen hatte, und galt bei allen Studenten für einen Verwandten des alten Lampe. Kant's Neugier konnte es nicht erregen, zu wiſſen, wer er ſei, und ſo geſchah es denn, daß man gewohnt war, ihn täglich an ſeinem beſtimmten Platze, unfern des Katheders, ſtehen zu ſehen, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern. Kant jedoch ſah den fleißigen Zuhörer nicht ungern bei ſich, und bei langen Perioden, die in ſeinem Vortrage nicht ſelten waren, oder wenn eine Definition, mit beſonderer eindringlicher Deutlichkeit gemacht werden ſollte, ſo konnte man es wohl bemerken, wie Kant's Auge feſt und unverwandt auf Natango gerichtet war, und wie es ihn ſorglich ſuchte, wenn die Menge ihn von dem Orte gerückt oder verſteckt hatte. Dies merkte Natango ſogleich, und alsbald machte er ſich Bahn bis in die Nähe des Profeſſors, der dann mit wohlgefälliger Ruhe ſeinen Vortrag zu Ende brachte, die Augen nach Natango gewendet, und nur ſelten ſie von ihm, nach einer andern Seite hin, richtend. Dieſe auffallende Sonderbarkeit abgerechnet, hatte ſich jedoch der junge Kurtius keiner andern Auszeichnung von Seiten ſeines großen Lehrers zu erfreuen, der an ihm vorüberging und ihm ein eben ſolch ſtummes Kopfnicken, wie den Uebrigen, zu Theil werden ließ.

Wenn von dieſer Seite, außer den Fortſchritten, die Natange im Reiche des Wiſſens machte, nichts im Ganzen ſich verändert hatte, ſo hatte von einer andern Seite ſich deſto mehr anders geſtaltet. Wenn gleich der ſchlichte Kurtius im Aeußern keine Veränderung mit ſich vorgenommen hatte, ſo konnte doch jeder gute Rechenmeiſter leicht wiſſen, daß ſich die Thälerchen in der Eiſentruhe, die er bei der Uebernahme des großen Geſchäftes ſogleich angeſchafft hatte, immer mehr und mehr häufen mußten.

Herr Nikutowski, der ein guter Rechenmeiſter war, und der täglich den Mann ſich abmühen ſah, wie er bald Leder, bald Geld, bald fertige Arbeit heimſchleppen ließ, ſchwor Stein und Bein, „der Kurtius, der arme Teufel, müſſe jetzt ein Kerl ſein von mindeſtens ſeine funfzig bis ſechzigtauſend Gulden, und könne bei ſeinem ſtillen Weſen, ſeiner Arbeit und Sparſamkeit ein zweiter Fahrenheit werden!“

Der Kriegsrath von Fahrenheit war nämlich damals als der reichſte Mann in der Provinz bekannt.

Mit einem ſolchen Manne, der — wie Nikutowski verſicherte — einem ſo hohen Ziele mit raſchen Schritten entgegen ging, mußte man natürlich anders umgehen, wie mit dem armen Schuſter. So oft Kurtius daher, in Gedanken vertieft, an Nikutowski vorüberging, und dieſer konnte die Hand des Mannes erwiſchen, ſo hielt er ſie gewiß ſo feſt, als er nur vermochte, und fing ein freundliches Geſpräch mit ihm an. Da half kein Sträuben, kein Verſichern, daß er nicht Zeit habe, von Kurtius Seite, er mußte aushalten, und alle Betheurungen heißer Freundſchaft und guter Nachbarſchaft hinnehmen und Dies und Das von ſeinen Correſpondenten in Amerika erzählen, und auch dann und wann einen Brief vorzeigen, wo denn Nikutowski verwundert ausrief: „man ſollte nicht glauben, daß ſie da drunten ſolches Papier machen können, und überhaupt ſchon ſo weit ſind!“ Wo denn Meiſter Kurtius lächelnd erwiederte: „Ach drunten und droben fehlt es an tüchtigen Lumpen nicht! —“

Einſtmals wie Nikutowski in Hemdsärmeln unter der Thür ſtand, gerade um die Stunde, wo Kurtius nach Hauſe zu kommen pflegte, und ſo recht mit Falkenblicken nach ihm die Straße hinunterlugte, trat ein Fremder auf ihn zu, der nach einer Mode gekleidet war, die ziemlich von der damals in Königsberg üblichen abwich, und fragte, ob Herr Kurtius hier noch wohne und zu Hauſe ſei.

Mit einer Zuvorkommenheit, die ſonſt eben nicht an ihm zu loben war, lud Nikutowski den Fremden ein, bei ihm indeß zu warten, da Herr Kurtius ſogleich kommen müſſe. Die Artigkeit Nikutowski's, der überdies gleich unter vielen Entſchuldigungen ſeinen Rock anzog, konnte nicht unerwiedert bleiben, und der Fremde nahm die Einladung an.

Des Goldſchmieds Neugier richtete nun ihr Fragegeſchoß bald hier, bald dorthin, ſchoß auch auf gut Glück in's Blaue hinein, um allerlei zu erfahren, und der Andere, der gar nicht zurückhaltend war, berichtete, daß Kurtius ſchon jetzt ein überaus reicher Mann ſei, der ſich bald zur Ruhe ſetzen könnte, wenn er wollte.

Nikutowski machte große Augen, und wollte eben die Frage auf eine nicht zudringliche Weiſe einrichten, wie denn der ſchnelle Glückswechſel bei dem armen Schächer ſo leicht möglich war, da ſah er Kurtius und ſeinen Sohn vorübergehen, und ſogleich fuhr der Kopf zum Fenſter hinaus, um Beide hereinzurufen, und bei der erſten Begrüßung mit dem Fremden noch ſo manche Ausbeute zur Befriedigung ſeiner Neugier zu machen.

Als der Unbekannte Kurtius anſichtig wurde, ging er auf ihn zu und ſprach, ihm die Hand reichend: „Ei, mein werther Handelsfreund und pünktlicher Commiſſionär, wie freu' ich mich, Euch geſund und wohl wiederzuſehen. Ein Jahr iſt's her, daß ich Eure Bekanntſchaft auf dem altſtädtiſchen Römter gemacht habe."

Kurtius blickte froh den Fremden an: „Ja, mein hochverehrter Herr, ich bin Euch in der That vielen Dank ſchuldig. Ihr habt damals — wie Ihr ſagtet — einen Stiefel bei mir beſtellen wollen, und noch immer hab' ich an dieſem Stiefel zu arbeiten."

„Nun wird aber dieſer Stiefel wohl beendigt ſein," erwiederte lächelnd der Andere. „Ich bin nach Europa zurückgekehrt, um für immer da zu bleiben, und jenes Geſchäft gebe ich auf. Ich will mich hier ankaufen und zur Ruhe ſetzen. Was noch beſtellt iſt, laßt beendigen, und dann müßt auch Ihr Euch zur Ruhe ſetzen, alter Herr, denn Ihr erinnert Euch wohl noch Eures Vetters, Gottlieb Kurtius, der ſchon vor vielen Jahren verſchollen iſt?"

„Ach ja wohl erinnere ich mich ſeiner," ſagte Kurtius wehmüthig, „er war jünger denn ich, aber ein gutes, treues Blut, nur ein wenig zu leichtfertig."

„Je nun, dieſer Gottlieb Kurtius," ſprach der Fremde, „iſt kürzlich in Philadelphia geſtorben, und zwar in den geſegnetſten Umſtänden."

„Ach, er iſt todt?“ rief der Schuhmacher, „denke Dir, Natango, Oehm Gottlieb, von dem ich Dir immer erzählte, iſt geſtorben.“

„Aber hörtet Ihr denn nicht, närriſcher Kauz und werther Nachbar,“ fiel hier Nikutowski ein, „in den geſegnetſten Umſtänden.“

„Ach was, das iſt mir Alles gleich,“ ſagte Kurtius, „es wäre mir lieber, er träte arm wie eine Kirchenratte zur Thür herein, und wollte hier mit mir leben und ſterben —“

„Das wird Euch wohl nicht gleich ſein,“ entgegnete ſchnell der Fremde, „denn er hinterließ ein ſehr großes Vermögen und keine Erben — und Ihr ſeid ſein nächſter Verwandter —“

„Ich habe mehr als zum Leben nöthig iſt,“ ſprach gleichgültig der Schuhmacher, „und könnte auch Gottlob noch arbeiten.“

„Nein, mein guter Freund, das habt Ihr nun in keinem Falle mehr nöthig,“ verſetzte der Andere, „denn der Tod Eures Vetters macht Euch zu einem ſehr reichen Mann; doch kommt herauf, wenn's Euch beliebt, ich will Euch ſowohl über dieſen Gegenſtand die nöthigen Aufklärungen geben, als auch über die Beendigung unſeres Geſchäftes das Vorläufige verhandeln.“

„Hei! Hei!“ ſchrie Nikutowski, in Haſt aufſpringend und mit ausgeſpreitzten Armen und

Beinen die Thür verſperrend, „wie ſollte ich mir ſo werthe Gäſte auf dieſe Weiſe entwiſchen laſſen. Dieſen Abend ſind Sie die Meinigen. Wollen Sie Ihre Geſchäfte und Heimlichkeiten abmachen, ſo iſt hier nebenan mein Arbeitsſtübchen, wo Sie ungeſtört Alles verhandeln können, iſt dies aber beendigt, ſo wollen wir traulich ſchwatzen, und uns Trank und Speiſe ſchmecken laſſen. Ich höre zu gern von fremden Ländern und Menſchen und ihren Schätzen und Reichthümern erzählen, und daher müßt Ihr Herren mir die Ehre erzeigen. — He! ein Paar Flaſchen Alicante zum Anfang!" donnerte er zur Thür hinaus, „und geſchwind ein wenig Pfefferklopps, Sardellen und dergleichen."

Aber der Fremde lehnte Alles höflich ab. Er ſei nicht hungrig, ſondern müde; und in Amerika ſei es Mode, nicht für den Schlaf zu eſſen, und für den Hunger zu ſchlafen. „Er wolle noch allerlei mit Herrn Kurtius beſprechen, und dann ſogleich ſich in den Gaſthof zur Ruhe begeben. Zu anderer Zeit ſtehe er aber mit allen möglichen Nachrichten zu Dienſten," fügte er hinzu, „und namentlich könne er dem kunſtgeübten Meiſter Goldſchmied über die edlen Steine und Metalle ſo Manches mittheilen, was er auf mehrfachen Reiſen in's Innere von Südamerika kennen gelernt habe."

Nikutowski mußte ſich für heute hiermit begnügen.

„Apropos, wegen der edlen Steine,“ rief er den Fortgehenden nach, „es ſollen deren welche dort zu finden ſein, welche an Größe mäßigen Kürbiſſen, wie ſie dort in meiner Laube hängen, nichts nachgeben.“ — „O, es gibt ganze edle Felſenwände,“ ſagte ernſt der Fremde im Hinausgehen, „wahre Adelsgeſchlechter unter dem gemeinen Granitpöbel, woraus edle Stücke wie Ziegelſteine abgebröckelt werden.“

Verdutzt blieb Nikutowski ſtehen: „Edle Felſenwände!“ ſchrie er endlich auf, die Hände zuſammenſchlagend, „o Amerika! und das Glück muß dieſem Geſindel zu Theil werden, mit ſolchem Lande in Berührung und Verwandtſchaft zu kommen. Jeder vernünftige Menſch ſollte in der Jugend dafür ſorgen, daß ihm ein Vetter hinreiſ't —“

„Dabei iſt jedoch zweierlei zu beobachten,“ fiel Madame Nikutowski ihm in's Wort, „erſtlich muß er nie heirathen, und zweitens muß er früher ſterben —“

„Mit einem Worte, er muß geſcheidt ſein,“ brummte Nikutowski, „und ſeinen Verwandten in Europa was gönnen, kurz, es ſo machen, wie Gottlieb Kurtius wohlſeligen Andenkens. Aber

Matango iſt ein ſchmucker Junge, und hat jetzt Alles, um ſich eine feine Hausfrau ganz nach ſeinem Gefallen erkühren zu können. Ich bin neugierig, worauf er ſeine Blicke werfen wird."

„Wenn er nur ein wenig mehr auf ſeinen Körper ſehen wollte," ſagte Madame, „ſo wie er jetzt iſt, wird er ſich ſchwerlich hoch verſteigen können, man will doch auch was für's Auge."

„Daran wird's nicht fehlen," erinnerte der Mann, „paß' auf, jetzt wird Staat und Hochmuth einkehren bei den Kurtiuſſen. Sie werden's hoch geben, und wundern ſoll's mich doch, ob ſie mir die Wohnung nicht aufkündigen, denn übermorgen iſt der Tag, wo es geſchehen muß, und für die reichen amerikaniſchen Erben wird wohl in der ganzen Koggengaſſe kein ſchickliches Haus aufzutreiben ſein."

So ſprachen beide Eheleute noch eine Weile fort, indeß Friederike am Fenſter ſaß, und mit wechſelnden Gefühlen von Freude, Bangigkeit, Hoffnung und Beſorgniß zuhörte. Der übermorgende Tag verging jedoch, und Meiſter Kurtius dachte nicht daran, ſeine beſcheidenen Zimmerchen im Hauſe des Goldſchmiedes mit einer andern Wohnung zu vertauſchen.

11.

Mehrere Tage waren nach dieſem Abende vergangen, und Kurtius, Vater und Sohn, hatten die Gewißheit auf die bündigſte Weiſe erhalten, daß ſie in den Beſitz großer Reichthümer durch den Tod eines nahen Verwandten in Amerika gekommen waren.

Sie gingen nunmehr ernſtlich darüber zu Rathe, wie ſie in der Folge ihr Leben einrichten wollten, und ein Jeder machte ſein Plänchen dem Andern kund. Den Vater zog's auf's Land, er hatte Mittel genug, ein anſehnliches Gut zu kaufen, um dort ſeine letzten Lebensjahre in Ruhe hinzubringen. Der Sohn — wie das auch nicht anders ſein konnte — hatte jedoch andere Wünſche.

Er ſagte ſeinem Vater von ſeiner Liebe zu Friederiken, und wie er nun die Hoffnung hegen dürfe, der ſtolze Goldſchmied werde ihm ihre Hand wohl nicht verſagen. Der Vater ſchüttelte jedoch bedenklich den Kopf.

„Die Freundlichkeit des Mannes,“ bemerkte er, „entſpringt allerdings daraus, daß er uns als reich gewordene Leute, wie Seinesgleichen betrachtet, deshalb aber wird er nicht ſogleich Dich zu ſeinem Eidam machen. Friederike iſt ſchön, er ſelber iſt reich, und kann ihr ein tüchtiges Heirathsgut mitgeben, mithin blickt er weiter, wenn es ſich um die Wahl eines Schwiegerſohnes handelt, als zum vierten Stocke ſeines eigenen Hauſes."

„Wir werden ja nächſtens in den erſten Stock hinunterziehen, haſt Du mir verſprochen, Vater," erwiederte der Sohn. — „Wenn gleich," ſagte der Alte. „Beſſer wäre es geweſen, wir hätten gleich anfänglich, wie ſich unſere Umſtände verbeſſerten, dies Haus verlaſſen. Du nährteſt von jener Zeit an erſt recht Deine Seele mit ſüßer Hoffnung, die nie in Erfüllung gehen kann."

„Nie in Erfüllung gehen? o, das wäre ſehr hart!" ſagte traurig der Sohn; „aber dies Haus verlaſſen, nein, das kann und werde ich nie, und würde mir darin nie ein beſſerer Fleck zu Theil, als dieſe kleine Stube im vierten Stockwerke!"

„Du haſt ſo Deine eigenen Grillen!" ſagte halb verdrießlich der Alte. „Wenn wir noch einen angeſehenen Verwandten oder ſonſt einen vornehmen Mann wüßten, der Dein Freiwerber werden wollte, denn ohne das geht es einmal gar nicht. Ich oder Du, träten wir mit unſerm geraden, ehrlichen Antrage vor den übermüthigen Goldſchmied hin, ſo wäre eine höhniſche, abſchlägige Antwort Alles, was wir zu hoffen hätten. Bei einem vornehmen Freiwerber iſt das ein Anderes.

Da werden oft Rückſichten genommen, da muß die Pille vergoldet werden, und ſelbſt eine Verweigerung iſt leichter hinzunehmen aus der zweiten Hand. Aber wo ſollten wir einen ſolchen gütigen Mann wohl finden, drum, lieber Sohn, gedulde Dich, es wachſen mehrere ſchöne Blumen im Garten Eden, und unſere Stadt iſt nicht arm an Schönheiten, und auch Ehrbarkeit und Tugend blüht noch in ihr. Und iſt es nicht Friederike, ſo wird es vielleicht Amalie oder Liſette oder Kathrinchen ſein," ſetzte er lachend hinzu, dem ernſt daſitzenden Sohne die Wange ſtreichelnd.

Natange ſuchte jetzt im kleinen Kreiſe ſeiner Bekannten und Gönner nach einem Manne, der dem alten Nikutowski zu imponiren im Stande geweſen wäre, und dem Freiwerberamte ſich wohl unterzogen hätte. Aber Keiner wollte ihm einfallen. Da gedachte er endlich Kant's, und ein Schauer der Ehrfurcht überlief ihn, da ihm der Name einfiel.

Kant hatte ihn jetzt ſeit länger als einem Jahre täglich unter ſeinen Zuhörern geſehen, er hatte ihn ſtets mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſein Fleiß im Nachſchreiben und ſeine Pünktlichkeit ſchienen ihm gefallen zu haben; oft hatte er ſeinen Vortrag geradezu an ihn gerichtet, indem er ſeinen Blick feſt auf ihm ruhen ließ, auf ihm, dem Unſcheinbarſten im ganzen Saale, dem Unbekannten in der ſchlechten abgetragenen Kleidung.

Jetzt ſchien ihm der Augenblick gekommen, ſein Incognito abzulegen. Die beengenden Verhältniſſe waren von ihm gewichen, er durfte ſich nicht ſcheuen, ſeine frühere Handthierung zu entdecken, und wie nur die glühende Liebe zur Wiſſenſchaft ihn dazu vermocht habe, die Schranken zu überſpringen, die ein ungünſtiges Schickſal ſeinem Streben geſetzt hatte. Er hielt es nun für Pflicht, ſeiner neuen Lage gemäß auch im Aeußern zu erſcheinen, und fühlte ſich an Wiſſen reich genug, um bei näherer Bekanntſchaft die vorgefaßte Meinung, er ſei ein gewöhnlicher Glückspilz, genugſam widerlegen zu können.

Im Gefühle ſeines innern Werthes wollte er nun ſeinem theuern Lehrer, der ihn in der Zeit des Druckes ſo ſchön aufgerichtet hatte, dieſe Entdeckung machen, und ihn zu bewegen ſuchen, ſein Glück zu vollenden, und für ihn um die Hand Friederikens bei ihrem Vater zu bitten.

Er hatte Alles genau überdacht, nur dies war ein Freiwerber, den Mikutowski nicht mit leeren Worten abfertigen konnte. Von Friederikens Gegenliebe hatte er bereits — in dem Grade, wie dies von einer züchtigen, wohlerzogenen Bürgerstochter Königsbergs der damaligen Zeit möglich war — durch einige Blicke und ſchüchterne Worte hinlängliche Beweiſe erhalten, und ſo kleidete er ſich denn in feines Tuch, zog ſeidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen an, und trat mit ſchwerem, hochklopfendem Herzen den Weg zu Kant's Hauſe an, um der Vorleſung beizuwohnen, und nach derſelben ſeinen Antrag vorzubringen.

Mehrere vornehme Fremde waren gegenwärtig, um den berühmten Philoſophen zu hören, und das Auditorium war übervoll. Da der ſchön gekleidete Jüngling eintrat, wich man Platz machend zurück, wie aber erſtaunten die täglichen Zuhörer, als ſie in ihm den gewohnten, ſchlecht gekleideten Gaſt erkannten. Ein ſummendes Flüſtern durchflog die Verſammlung, Jeder war über das halb enthüllte Incognito verwundert, man zerbrach ſich den Kopf in Muthmaßungen. Matango hatte ſeinen Platz am Katheder eingenommen, die Augen niedergeſchlagen, während Aller Blicke ſich nach ihm richteten. Da erſchien Kant auf dem Katheder, die tiefſte Stille folgte dem Ausbruche der Verwunderung und der Vortrag begann.

Der Profeſſor behandelte an dieſem Tage Gegenſtände von dem größten Intereſſe, ſeine Rede gewann von Minute zu Minute, ſeine Bilder wurden lebendiger, und er ſchwebte auf ſeiner Höhe, angeſtaunt und bewundert von der aufhorchenden Menge. Nur Natango theilte dieſe Bewunderung heute nicht. Er gedachte des Augenblicks, da er nach beendigter Vorleſung dem Profeſſor auf's Zimmer folgen, und mit ſeiner Entdeckung herausrücken ſollte, und hörte und ſah faſt nichts von Allem, was um ihn vorging. Plötzlich entſteht eine Unruhe im Saal und weckt ihn aus ſeiner Betäubung. Ein Vorfall, wie noch nie, hat ſich zugetragen. Kant, der lebendige Redner, der nie der ſchriftlichen Ausarbeitung ſich bedienen durfte, deſſen koloſſales Gedächtniß ihn treu von Stufe zu Stufe leitete, und ihn nie verließ, Kant — hatte den Faden des Vortrags verloren. Er ſtand da mit tiefgefurchter Stirne, die Augen, wie er es oft zu thun pflegte, auf Natango geheftet, ohne eine zuſammenhängende Rede hervorbringen zu können.

Man vermuthete, ein plötzliches Uebelbefinden habe Kant befallen, man nahete ſich theilnehmend, aber der Philoſoph erwiederte, ſich ſammelnd, man möge ihm für heute Nachſicht ſchenken, er wolle das Verſäumte morgen einholen, über ſeinen körperlichen Zuſtand gab er jedoch den Beſorgten die beruhigendſten Verſicherungen. So verließ nun Jeder den Saal. Kant ging langſam an Natango vorbei, ohne ihn anzublicken, und dieſer ſtand noch zweifelhaft da, wie er ſich dieſen Zufall zu deuten habe, als Lampe verdrießlich ſich ihm näherte, und ihm ſagte: „er möge einmal zu dem Herrn Profeſſor hinaufgehen.“

12.

Kant ſaß ruhig in einem Lehnſeſſel, als Natango voll Schüchternheit zu ihm hereintrat.

Die verſchiedenartigſten Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopfe: was den Zufall herbeigeführt haben mochte? was der Profeſſor von ihm wollte? und endlich die Bitte, das Amt eines Freiwerbers zu übernehmen, woran unter ſolchen Umſtänden wohl nicht zu denken war.

Kant hatte ihm Zeit genug gelaſſen, alles dies zu überdenken, indem er den Mund nicht aufmachte, und Natango nicht fähig war, eine Anrede hervorzubringen.

Endlich umzog ein feines Lächeln des Philoſophen Züge, und die Hände zuſammenſchlagend, rief er aus: „Wer wird denn aber ſeine Freunde ſo erſchrecken?“

Natango ſah ihn verwundert an.

„Gewohnt,“ fuhr Kant fort, „meinen fleißigen Zuhörer — ſchon ſeit einem Jahre täglich an einem und demſelben Platze, in einem und demſelben Rocke, mit einer und derſelben Aufmerkſamkeit zu erblicken, wie ſollt' es mich heute nicht überraſchen, ihn in einer totalen Umwandelung vor mir zu ſehen."

„Alſo ich wäre die Urſache geweſen, daß die Vorleſung geſtört wurde?" ſtotterte verlegen Natango.

„Sie und kein Anderer," verſetzte Kant. „Nur zu leicht gewöhnt ſich der Menſch an das Erblicken gewiſſer Gegenſtände, beſtimmte Erinnerungen zu knüpfen, und iſt hierdurch genöthigt, beim Sprechen das Auge auf jene Gegenſtände zu richten. Werden dieſe ihm plötzlich entzogen, ſo iſt es möglich, daß der Faden ſeiner Rede verworren, ja wohl gar zerriſſen wird. Dieſes fand bei uns Statt. So lange ich Sie kenne, trugen Sie nämlich einen Rock von blauer Farbe, den Sie nur am Halſe zuknöpften, weil auf der Bruſt, und gerade auf der Mitte derſelben, ein Knopf abgeriſſen war. Nach dieſer Stelle hatte ich mich gewöhnt, während der Vorleſung mein Auge zu richten, und namentlich war der alte Faden, woran der Knopf einſt geſeſſen haben mochte, und der nun herabhing, die Schnur, woran ich meine Ideen reihete. Der Zufall wollte, daß Sie kein Collegium verſäumten, und eben ſo wenig dachten Sie daran, jenen Knopf annähen zu laſſen. So gleichgültig mir Ihr Rock mit dem herabhängenden Faden war, hatte ich den Hörſaal verlaſſen, und ſo wenig es mir einfiel, zu irgend einer andern Zeit daran zu denken, eben ſo wichtig waren mir jene Gegenſtände, hatte ich einmal das Katheder beſtiegen. Ihr abgeriſſener Knopf war mein Heft, aus dem ich las, mehr als das — mein Speicher, worin meine beſten Gedanken lagerten, die ich nach Willkür mit Hülfe des herabhängenden Fadens heraufholen konnte. Nun denken Sie ſich meine heutige Lage. Jedes körperlichen Schmerzes vermag ich mit Hülfe der Abſtraction Meiſter zu werden, ſei er noch ſo ſtark. Ja, wenn mich manchmal Kopfſchmerz plagt, ſo abſtrahir' ich, daß ich einen Kopf habe, und die Schmerzen incommodiren mich nicht mehr. Nicht ſo iſt es aber mit einem Vorgefühl der Bangigkeit, das mich je zuweilen beſchleicht, und das ich nie zu beherrſchen im Stande bin. Mit dieſer Empfindung trat ich heute in den Saal. Die vielen Fremden, die ich fand, vermehrten meine unangenehme Stimmung. Ich beſtieg das Katheder, der Vortrag begann, mein Auge ſuchte den Rock, den Faden, den gewohnten Ruhepunkt. Meine innere Unruhe wuchs, da ich nichts von Allem fand. Ich verſuchte mir den verhängnißvollen Faden aus dem Sinne zu ſchlagen — umſonſt!

immer mehr und mehr dachte ich daran. Wie ich nun endlich Sie erblickte — in dem veränderten Anzuge — wie mir alle Hoffnung ſchwand, den Faden heute wieder zu finden, da vermochte ich nichts mehr zu denken, als ihn, meine Sinne verwirrten ſich, ich mußte die Vorleſung unterbrechen, und nur nach und nach iſt es mir gelungen, mich wieder zu ſammeln.“

Hier hielt Kant inne, und betrachtete theilnehmend Natango, der in größter Verwirrung ihm gegenüber ſtand.

„Bis jetzt habe ich mich in Ihr Geheimniß nicht drängen wollen,“ nahm nach einer Pauſe Kant wieder das Wort, „obgleich die Art, wie wir unſere Bekanntſchaft machten, der Eifer, den Sie als mein aufmerkſamſter Schüler bewieſen, ſchon längſt ein ungewöhnliches Intereſſe für Sie bei mir erregten, das jetzt durch Ihre plötzliche Metamorphoſe nur noch geſteigert wird. Es wird mich freuen, zu erfahren, wer Sie ſind, und ich hoffe, daß Sie jede Zurückhaltung verbannen werden, wenn ich Ihnen hiermit die aufrichtige Verſicherung ertheile, daß Sie längſt mein Wohlwollen beſitzen.“

Was bedurfte es mehr, als dieſer Worte, um unſern Natango zu elektriſiren.

„So bin ich denn wirklich der glücklichſte

Menſch unter der Sonne!“ ſchrie er faſt auf, als wollte dieſes Gefühl des Glücks ſich durch eine Exploſion aus der gepreßten Bruſt den Weg bahnen. „Ich habe es immer nicht glauben wollen, weil man durch ſolche Einbildungen leicht um den Verſtand kommen kann, aber jetzt iſt's mir klar, und verlöre ich den Verſtand bis auf die kleinſte Spur wegen des Unerhörten — ja, ich ward zum Glücke geboren!“ Kant trat überraſcht zurück, weil die Exaltation des jungen Menſchen ihm nicht gefiel, und es ihm leid that, ſie vielleicht hervorgerufen zu haben.

„Mein werther Herr Profeſſor!“ ſagte Natango gemäßigter, „ein armer Schuſtergeſelle war ich, der ſeinem Vater zur Hand ging bei der traurigen Arbeit, und der, wenn gleich er die Schule mit Ernſt und Nutzen beſucht, und auch durch Fleiß und Nachdenken ſich ſo manche Kenntniß erworben hatte, dennoch nicht im Stande war, die Univerſität zu beziehen, um ſeine Studien unter Leitung würdiger Lehrer zu vollenden. In dieſer Lage bekam ich Ihre Schriften zu Geſicht, und das Herrliche, was ich darin verſtand, trieb mich an, das mir Unverſtändliche nach meinen Kräften zu ergründen. Dieſer Gedanke ließ mich nicht ruhen, noch raſten, und um der Unruhe ein Ende zu machen, die mich folterte, faßte ich den

Entſchluß, Sie als ein Unbekannter, Unbemittelter zu bitten, Ihren Hörſaal beſuchen zu dürfen. Es wird Ihnen jener Abend noch erinnerlich ſein, wo ich zum erſten Mal Sie anredete, und wie Sie dann mit ſo theilnehmender Vorſorge mich unter die Zahl Ihrer Zuhörer aufnahmen. Von dieſem Augenblicke an fühlte ich mich glücklich, wenn gleich die Ausſicht in die Zukunft noch immer trübe war. Ich trieb Wiſſenſchaften und beſohlte alte Stiefel, ich folgte dem größten Philoſophen in ſeine tiefſinnigſten Betrachtungen, und mein enges, beſchränktes Leben bildete den traurigſten Gegenſatz dazu; ich liebte endlich ein himmliſches Mädchen voll Schönheit, Sanftmuth und Tugend, und nie durfte es mir einfallen, daran zu denken, ſie als meine Frau heimzuführen —"

„Da hätten Sie dergleichen phantaſtiſche Träumerei nicht nähren ſollen," fiel ihm hier Kant ernſt in's Wort, „Sie nennen ſich den Glücklichſten, und nach der Schilderung, die Sie ſelbſt von Ihrer Lage entwerfen, möchte ich Sie eher für den Unglücklichſten halten, mindeſtens waren Sie auf dem beſten Wege, ſich dazu zu machen; doch laſſen Sie hören, wie Sie der Gefahr entgingen."

„Iſt denn die Befriedigung unſerer heißeſten Wünſche ſo unumgänglich nothwendig zu unſerem

Glücke?" entgegnete beſcheiden Natango, „und iſt der Menſch am glücklichſten, dem kein Wunſch zu erfüllen übrig bleibt? Auch die troſtloſe Liebe hat ihre Freuden, wie jedes Marterthum, und wer ſie kennt, weiß, wie leicht es iſt, für eine große Idee Alles zu dulden, ſelbſt den Tod unter Schmerzen — und wie beſeligend es iſt" — ſetzte er nach einer kurzen Pauſe mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Man konnte an Kant eine Art von neugieriger Geſpanntheit entdecken, als der Jüngling von der Liebe ſprach; es war dies ein Bereich, wohin das Forſchen des Weiſen nie gedrungen war, ein ihm gänzlich unbekanntes Land, das mit ſeinen Beſeligungen und Wundern ihm ſtets mährchenhaft erſchien, und von dem der unwiſſendſte ſeiner Schüler mehr wußte, als er. „Da wollte es der Zufall," ſprach Natango weiter, „daß mein Vater die Bekanntſchaft eines Mannes machte, der ihm eine große Beſtellung auf Schuharbeit auftrug, die nach Amerika beſtimmt war. Die Aufgabe erſchien für unſere bisherigen Verhältniſſe rieſenhaft, aber der Vater, wenn gleich ſchlicht und einfach, iſt dennoch mit jenem regen Geiſte begabt, der die Bewohner unſerer Provinz auszeichnet, und ſo geſchah es denn, daß er das Ding beim rechten Ende angriff, wie man zu ſagen pflegt, und die Unternehmung ſowohl zur

Zufriedenheit des Beſtellers, wie auch zu unſerer eigenen ausfiel. Durch den nicht unbedeutenden Gewinn, und die Wendung, die nun unſer Geſchäft erhielt, war ich der unmittelbaren Arbeit überhoben worden, und konnte mich ohne Störung faſt gänzlich dem Studium hingeben. Auch fing ich an, in meiner äußern Erſcheinung mehr Sorgfalt zu zeigen, doch hütete ich mich wohl, in Ihrem Hörſaal mich in dieſer veränderten Geſtalt blicken zu laſſen, um nicht wieder dadurch die Neugier und auch wohl gar den Spott der Studenten auf mich zu ziehen. Daher kam es, daß Sie mich fortwährend in meinem alten, blauen, knopfloſen Ueberrock erblickten.“

„Und warum denn gerade heute dieſe Umwandlung?“ fragte raſch der Profeſſor, den dieſe Mittheilung anzuziehen ſchien.

„Weil“ — verſetzte zögernd der Jüngling, „weil der heutige Tag dazu beſtimmt war, die Entdeckung herbeizuführen, und weil — auch hierin das Glück mir ſichtlich beiſteht — indem der Zufall mir den Mund öffnet, der vielleicht, trotz alles Vornehmens, dennoch geſchloſſen geblieben wäre. Vor einiger Zeit ſtarb uns ein naher Verwandter in Amerika und hinterließ uns ein ſo bedeutendes Vermögen, daß mein Vater ſich in Ruhe ſetzen, und ich daran denken kann, mir das Mädchen meiner Wahl als Gattin heimzuführen. Dieſes Mädchen iſt die Tochter des reichen Goldſchmiedes Nikutowski, in der Roggengaſſe, bei dem wir wohnen, der uns in den Tagen der Armuth mit Hohn und Stolz über die Achſel anſah, und ſchwerlich mit ſolchen Glückspilzen, wie er uns nennt, ein Familienbündniß einzugehen geſonnen iſt. Meine einzige Hoffnung gründet ſich darauf, einen Freiwerber zu finden, der mit warmer Freundſchaft für mich ſpricht und deſſen Perſönlichkeit dem ſtolzen Handwerker eine Scheu auferlegt; habe ich dieſen gefunden, ſo zweifle ich nicht daran, daß Friederike mein werde. Schwer wird es aber für mich halten, einen ſolchen zu finden. Unbekannt und einſam verlebte ich meine Tage, wer wird ſich meiner annehmen, wem könnte ich zumuthen, ſich ſolcher Mühewaltung zu unterziehen? Da kam mir ein Gedanke, für den, — wenn ich ihn hier ausſpreche — ich im Voraus Vergebung erflehen muß. Er, der dir, dem Unbekannten, ſeine Theilnahme nicht verſagte, er, der freundliche Weiſe, dem du ſo viel ſchon zu danken haſt, er wird ſich auch hierin deiner annehmen, er wird es nicht unter ſeiner Würde finden, zu dem Goldſchmiede hinzugehen und für dich um ſeiner Tochter Friederike Hand zu werben, er wird es nicht verſchmähen, dich zum glücklichſten Menſchen zu erheben." —

Betroffen ſah Kant den Jüngling an. „Ich muß geſtehen,“ ſagte er in etwas gedehntem Tone, „daß es das erſte Mal iſt, mich mit ſolchem Antrage beehrt zu ſehen, auch muß ich offen bekennen, daß man mir wohl in dieſen Stücken keine Geſchicklichkeit zutraut und mich entſchuldigt halten wird, wenn ich ſolches ablehne —“

„So war ich wohl zu kühn,“ ſprach beſchämt und verwirrt Natango.

Kant machte, ſeiner Gewohnheit nach, einen Gang durch's Zimmer.

„Unſere ganze Bekanntſchaft iſt eben ſo originell, wie alle übrigen Begegniſſe Ihres Lebens. Ihr reines Streben nach Licht und Wahrheit unter ungünſtigen und bedrückenden Verhältniſſen hat Sie mir werth gemacht. Ihre ſonderbare Erhebung durch äußere Umſtände macht Sie mir intereſſant. Ich will Ihrem Anſinnen entſprechen und werde auf meinem heutigen Abendſpatziergange den Goldſchmied in der Roggenſtraße beſuchen. Morgen ſollen Sie das Reſultat unſerer Unterredung und meiner Vermittelung erfahren. Bis dahin gedulden Sie ſich.“

Natango wollte im Uebermaße des Entzückens die Hand des großen Mannes, die er ihm darreichte, an die Lippen drücken, welches dieſer aber verhinderte. Mit ſeinem bezaubernden Lächeln und ſanft drohendem Finger begleitete Kant die Worte, die er dem ſcheidenden Natango nachrief: „Mit dem Marterthum der Liebe, und der Seligkeit des Entſagens ſcheint es jedoch nichts zu ſein, wie es mich bedünkt!“ —

Der glückliche Natango ging in ſeinem ſtattlichen Anzuge mit ſchwebenden Schritten über die Straße, grüßte die entfernteſten Bekannten links und rechts, ſchenkte jedem Bettler ganze Achtzehner, klopfte dabei jedem ſchmutzigen Jungen auf den Kopf und drückte den Alten die Hand, indem er ſeine reichliche Spende hineinlegte.

„Ich bin ja überſelig,“ dachte er bei ſich, „warum ſoll es nicht Jeder einigermaßen ſein, der ſich mir auf ein Paar Schritte nähert!“ Den ganzen Nachmittag lag er erwartungsvoll im Fenſter und ſah bald die Koggenſtraße hinauf, bald hinab, und zählte die Minuten bis zur ſiebenten Stunde. Endlich ſchlug ſie — und, „nun muß Kant aus der Thür treten,“ ſtieg ihm auf, denn dies geſchah mit Pünktlichkeit, wie denn überhaupt der Weltweiſe das Bild der ſtrengſten Ordnung war.

Plötzlich ſtockte ihm der Athem. Er ſah Kant die Straße daher kommen, nach den Nummern der Häuſer blicken, und kaum das Schild des

Goldſchmieds wahrnehmend, auch ſogleich die Stufen vor dem Hauſe hinanſteigen, und zur offnen Thür eintreten.

13.

Lange mußte Matango auf Kant's Rückkehr harren — wenigſtens ſchien es ihm eine Ewigkeit zu dauern.

Endlich erſchien er unten in der Thür, von dem tief ſich verbeugenden Goldſchmiede bis auf die Straße hinausbegleitet. — Matango blickte lange Kant nach, und ſuchte aus deſſen Gange eine Folgerung auf den Ausgang der Sendung zu ziehen, allein vergebens — der Philoſoph ging mit dem gewohnten ehrbaren Schritte, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſeiner gewöhnlichen Promenade, dem Philoſophengange, zu.

Lange währte es jedoch nicht, ſo war unſer Freund allen Zweifeln entriſſen, und von den zwei ſtämmigen Armen Mikutowski's in den Himmel der Seligen hineingetragen. Dieſer riß nämlich die Thür auf, ſtürzte auf Matango zu, und rief, ihn umhalſend, aus: „Nein — die Ehre! die Ehre! einen ſolchen Freiwerber lob' ich mir — und einen ſolchen Freier dazu. Reich, gelehrt, tugendhaft, und in Anſehen! Und meine Rieke iſt ganz närriſch — ich darf's ja jetzt wohl ſagen. —

Kommen Sie, kommen Sie, Herr Kurtius — wo iſt der Papa — kommen Sie, kommen Sie!“

Und ſomit riß er den freudetrunkenen Natango hinunter in die Wohnſtube, wo hocherröthend Friederike des Bräutigams harrte. Als der alte Kurtius, der nicht ſo ſchnell zu folgen vermochte, in das Zimmer trat, kamen ihm Beide — Natango und Friederike — Arm in Arm — entgegen, um ſeinen Segen bittend.

Der Abend wurde von den Liebenden in ſtiller Feier ihres Glückes hingebracht. Während die Alten, die übrigen Geſchwiſter und einige vertraute Freunde Nikutowski's am großen Tiſche in der Mitte des Zimmers ſaßen und manches Glas auf die neue Verwandtſchaft leerten, ſtand das Paar in einer Fenſterecke und ſah einander in die ſchönen Augen, voll innigen Vertrauens und unausſprechlicher Liebe.

Wenn der Jüngling kühn das lang zurückgehaltene Feuer ausſtrömen ließ, und ſeine Braut mit Ungeſtüm an ſich preßte, ſo blickte dieſe ſchüchtern ſich um, nach den Eltern, nach den Gäſten, aber Natango drückte einen Kuß auf die blühenden Lippen, die wie zur Frage ſich öffnen wollten, und ſagte leiſe: „Du darfſt ja nun meinen Umarmungen und Küſſen dich hingeben, Götterkind! die Eltern und alle Welt dürfen es ſehen — denn wir ſind ja ſchon eine Seele und werden bald noch mehr ſein!" —

14.

Andern Tages erſchien der Fremde mit Briefen, Rechnungen, Inſtrumenten und dergleichen. Dem alten Kurtius war das bedeutende Vermögen ſeines Vetters, Gottlieb Kurtius, bisher in Philadelphia wohnhaft, vermacht worden, und der freundliche Fremde war der Ueberbringer dieſer Urkunden. Schon längſt war es des alten Mannes Wunſch geweſen, ſein Leben auf dem Lande zu beſchließen. Unterhandlungen waren dieſerhalb ſchon angeknüpft worden, die man nunmehr vollziehen konnte. In einer ſchönen waldigen Gegend, unfern des maleriſchen Seeufers bei Pobethen, wurde ein tüchtiges Landgut erſtanden, und alsbald bezogen. Natango beendigte den Curſus ſeines philoſophiſchen Collegiums als glücklicher Bräutigam. Während deß waren in dem geräumigen ländlichen Wohnhauſe die nöthigen Anſtalten getroffen worden, das junge Ehepaar aufzunehmen und die Hochzeit ſollte dort auf ſolenne altpreußiſche Weiſe in dem nächſten Pfarrdorfe (ich glaube, es hieß Wargen!) vollzogen werden.

Es war am Sonnabend dem 12. September 1789, als ein ziemlicher Auflauf um die Mittagsſtunde auf dem Prinzeſſinplatz bemerkbar wurde und die Leute, die dort wohnten, an die Fenſter rief.

Ein Reiter in zierlich ländlicher Tracht, im langen blauen Oberrocke und dreieckigen Hute, Alles mit den ſchönſten Aſtern und andern Herbſtblumen, wie auch mit lang herabflatternden buntſeidenen Bändern geziert, einen ungeheuren Blumenſtrauß vor der Bruſt, trabte luſtig auf einem kleinen, muntern Braunen einher, über deſſen ganzen Körper ſich ein eben ſolcher Blumenluxus ergoſſen hatte. An den Ohren des Thieres hing noch überdies ein Geſchmeide von Rauſchgold und Federn, daß es faſt einem ſpaniſchen Maulthiere nicht unähnlich ſah, und die Peitſche des Reiters, war gleich dem Blumenbogen des indiſchen Liebesgottes.

Vor Kant's Hauſe hielt der abenteuerliche Geſelle und ſah die Thür von ſeinem Gaule ſteif und feſt an, ohne Miene zu machen, abzuſteigen oder in's Haus einzutreten. Lampe, der ſo eben das Eſſen aufgetragen hatte, welches ſein Herr gewöhnlich in einem Zimmer nach dem Garten einzunehmen pflegte, ward von dem Gemurmel der vor dem Hauſe verſammelten Menge ans Fenſter gelockt und blieb wie erſtarrt ſtehen, wie er die Beſcheerung ſah. „Nun wird bald aufgethan, Alter?" rief der Mann zu Pferde ziemlich barſch.

„Sogleich“ — erwiederte der alte Diener, und mit dem verlegenſten Geſichte von der Welt trat er in das Zimmer ſeines Herrn.

„Ein Platzmeiſter, Herr Profeſſor, denken Sie einmal!“ ſtotterte er, „Sie werden zu einer Landhochzeit gebeten.“

„So öffne ihm ſogleich die Thür; weißt Du nicht, was die Sitte heiſcht?“ ſagte Kant.

Lampe eilte zur Hausthür und machte beide Flügel auf, und der Platzmeiſter drückte dem Pferde die Seiten und ſprengte in's Haus, dann ritt er bedächtig einige Stufen hinan und hielt vor Kant's gedecktem Tiſche, der indeß aufgeſtanden war, um den ſeltſamen Gaſt willkommen zu heißen.

Vom Pferde wurde die Einladung zur Hochzeit der tugendbelobten Jungfrau Friederike Nikutowski mit dem ehrſamen Junggeſellen Natango Kurtius in ſtattlichen Knittelreimen herabgeſprochen, dann ein dargebotenes Glas Wein mit Höflichkeit geleert, und eben ſo ſchnell, wie man gekommen war, zum Hauſe wieder hinausgeritten, nachdem Kant die Zuſicherung ertheilt hatte, bei der Hochzeit zu erſcheinen.

Mit lautem Jubel wurde der Platzmeiſter von der draußen ſtehenden Menge empfangen, und — während er ſeinen ungelenken Gaul zu allerlei unkünſtlichen Sprüngen forcirte, mit Gelächter begleitet.

15.

Ein ſchöner Herbſttag war's, an dem das Paar in der ſtillen freundlichen Dorfkirche zum ehelichen Bunde eingeſegnet werden ſollte. Von nah und fern ſtrömten die Gäſte herbei, die Nikutowski geladen hatte. Die Landbewohner auf Leiterwagen, die zu blühenden Lauben umgeſchaffen waren, mit Vorreitern, die Muſik machten, und von ſechs tüchtigen Pferden gezogen. Die Königsberger dazwiſchen in eleganten Kutſchen und einige Kleinſtädter aus der Nachbarſchaft in alten Rumpelkaſten, die an die erſten Erfindungen dieſer Gattung des Transports erinnerten.

Unter den Gäſten befand ſich auch Kant, der in einem neuen vierſpännigen Staatswagen, mit Kutſcher und Bedienten in reicher Livree, an der Seite des Amerikaners erſchien, dem Kurtius die erſte glückliche Wendung ſeines Schickſals zu danken hatte.

„Ich bin," ſagte der Fremde, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, „Allen noch eine Aufklärung ſchuldig. Schon lange iſt es her, daß ich meine Vaterſtadt verlaſſen habe, ſo lange, daß die Zeit meine Züge, ſelbſt meinen nächſten

Verwandten unkenntlich gemacht hat. Dennoch ſchlug mein Herz während dieſer langen Zeit warm und treu für die Meinigen, und mit unauslöſchlicher Liebe war ich für die Scholle erfüllt, die mich entſtehen ſah. An den Rieſenſtrömen der neuen Welt ſielen mir die lieblichen Ufer meines Pregels, der kleinen Paſſarge und Angrappe ein, deren Namen ſo fremdartig und harmoniſch klingen, und als höchſtes Glück träumte ich mir, einſt den grünen Thurm, den Schloßthurm und den romantiſchen Schloßteich wieder ſehen zu können. Dies Glück iſt mir zu Theil geworden. Ich durfte, vom Schickſal begünſtigt, als ein reicher Mann in mein Vaterland zurückkehren — um dort in Ruhe zu ſterben. Aber in gänzlicher Ruhe wollte ich bis zu meinem Tode verharren. Das Leben hatte mich oft zu unangenehm berührt, ich war von Arbeit faſt erdrückt worden, und wollte im Hafen liegen. Die Verwaltung meines bedeutenden Vermögens mußte jedoch treuen Händen überantwortet werden. Ich hatte noch einen lebenden Vetter. Treuern Händen konnte ich das ſchwer Erworbene nicht anvertrauen, war jedoch der Mann, der ſtets nur in drückender Lage ſich befunden hatte, ſolcher Aufgabe gewachſen? Dieſer Frage zu genügen, mußte ich eine Prüfung anſtellen. Wie dies geſchatz, weißt du, alter ehrlicher Hermann Kurtius, der dies ſpricht, iſt dein Vetter Gottlieb!“ — Schon während der ganzen Rede hielt unſer alter Kurtius nur mit Mühe ſein Gefühl und ſeine Thränen zurück. Nun hing der alte Mann lautſchluchzend an ſeines Verwandten Halſe.

„Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich ſo lange mit der freudigen Entdeckung hinhielt; aber mir lag zu viel an der Prüfung. Hätteſt Du ſie nicht beſtanden, ſo würde ich ja das Ding mit dem vielen Gelde, deſſen Verwaltung mir eine unausſtehliche Laſt war, ganz anders haben einrichten müſſen. Nun aber iſt's Recht! Du haſt Alles, und ſorgſt für Alles, und Dein treuer Gottlieb will in Eurem Kreiſe ſo recht ruhig hinleben, und ſich um nichts kümmern, als um Euer Glück!“

Dieſe Entdeckung trug nicht wenig dazu bei, der Verſammlung heiter feierliche Stimmung zu erhöhen. Man fuhr zur Trauung. Doch ehe man in die Wagen ſtieg, näherte ſich Natange, ſeine Braut an der Hand führend, dem großen Weltweiſen, der den ſchönſten Tag ſeines Lebens zu verherrlichen gekommen war, und nachdem er ihm ſeine Friederike vorgeſtellt hatte, deutete er lächelnd auf ſeinen Bräutigamsrock vom feinſten, ſchwarzen Tuche, an dem auf der Bruſt ein Knopf fehlte, und ſtatt deſſen ein ſeidener Faden herunterhing. — Somit endige denn dieſe Geſchichte. Der Beiden Ehe war glücklich, und als im Februar des Jahres 1804 Kant's feierliches Leichenbegängniß Statt fand, konnte man einen hübſchen Mann im ſchwarzen Kleide, woran ein Knopf fehlte, in tiefer Trauer aufgelöſ't, dem Zuge ſich anſchließen ſehen.

Ich zweifle ob jetzt nach ſo vielen Jahren noch Pehlketafel, Platzmeiſter und manches Andre noch, was in dieſer Geſchichte vorkommt, in Königsberg anzutreffen ſein möchte, ja ſelbſt nur dem Rufe nach bekannt wäre; die letzte Zeit hat ja dergleichen Ueberbleibſel der Vergangenheit mit Stumpf und Stiel ausgemerzt. Wie dem nun aber auch ſei, der Verfaſſer, und vielleicht mancher andre Königsberger noch, wird nicht ohne freudige Wehmuth an jene bunten Jugenderſcheinungen zurückdenken können.

Die Glocke von Czenſtochau.

Eine Sage.

„Es ſchwinden, es fallen
„Die leidenden Menſchen
„Blindlings von einer
„Stunde zur andern,
„Wie Waſſer von Klippe
„Zu Klippe geworfen,
„Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.“
Hölderlin's Hyperion.

1.

Auf der gelben Sandebene, vom dunkeln Tannenwalde und fernen Berggipfeln umſäumt, erhebt ſich inmitten der ſchwarzen, armſeligen Hütten der Stadt der prächtige Dom zu Unſerer Lieben Frau von Czenſtochau, umgeben von den ſtattlichen Kloſtergebäuden, aus deren ſpiegelhellen Fenſterſcheiben die feiſten Mönche mit rothen Backen der untergehenden Sonne nachſchauen. Die vielen Glocken und Glöckchen auf den unzähligen Thürmen läuten den Abend ein, um die Bewohner von Wald- und Feldarbeit heimzurufen zum kärglichen Roggenbrei, nur von der vaterländiſchen Zwiebel gewürzt, und ſich zu ſtärken zum morgenden Frohndienſt durch einen herzhaften Schluck Kornbranntweins, und eine kurze Ruhe auf Tiſch oder Bank.

Die Glöcklein waren ſchon lange durch's weite Feld von allen Thürmen erklungen, überall ließen ſich ihre hellen, ſchönen Stimmen vernehmen; aber im großen Münſter der Kathedrale, dem es eigentlich oblag, den Grundbaß zu dieſer Melodie zu läuten, blieb Alles ſtumm. Unbeweglich ſah man die ſchwere Glocke hoch oben in ihrer luftigen Stube hängen, und nicht ohne Schauer gewahrte man den kundigen Einwohner der Stadt nach dieſem ſtummen Zeugen räthſelhafter Ereigniſſe hinaufblicken.

Es ging aber die alte Sage von ſchreckhaften Dingen, die ſich in dieſem Thurme zugetragen haben ſollten, zum Verwundern aller frommen Gläubigen, die es nicht begreifen konnten, wie dem Böſen die Macht gegeben war, in der Nähe des wunderthätigen Marienbildes zu hauſen, zu dem ſtets Tauſende von Wallfahrern ſtrömten, und ſich ſeiner Hülfe erfreuten.

Der letzte Thürmer, der den Münſter bewohnt, und das Amt eines Glöckners verſehen hatte, mußte gleich ſeinen Vorgängern viel von dem nächtlichen Spuke aushalten, und endete dann auf eine grauſenerregende Weiſe das Leben. Seit jener Zeit — es waren 50 Jahre — wollte Niemand wieder das Amt verſehen, ſo ſehr auch die Behörden mit Aufmunterungen freigebig waren.

Die Wohnzimmer und die Treppen im großen Thurme verfielen, und alte graue Spinnen webten ungeſtört ihre luſtigen Palläſte in dem Rieſenbau der Glocke.

2.

Das Geläute verhallte nach und nach, die Wanderer auf dem Felde, die der Stadt zueilten, wurden ſeltener, und die Sonne färbte nur noch den letzten Saum der Wolken, da warf an der fernen Waldecke ein junger, bleich ausſehender Mann das ſchwere Holzbündel auf den Rücken, nahm die Axt in die erſchlaffte Hand, und wankte gebückt und keuchend dem Thore zu.

Die Kleidung des Mannes war eine Miſchung von ſoldatiſcher und ländlicher Tracht, und ſeltſam ſtach die mit einem Ordenskreuze gezierte, zerriſſene Reiterjacke, und die Fouragiermütze gegen die bäuriſchen Bundſchuhe und linnenen kurzen Hoſen ab.

Das bleiche, tiefgefurchte Geſicht mochte einmal ſchön geweſen ſein, Gram und harte Arbeit hatten die Jugend davon weggewiſcht. Helle Augen, braune Locken, und ein wildwachſender Schnurrbart gaben ihm einen Ausdruck freundlicher Männlichkeit. Am äußerſten Ende der Vorſtadt ſtand eine Hütte, die kleinſte unter den Kleinen, die armſeligſte unter den Armſeligen, die man dort ſehen konnte. Die Thür ſtand weit auf, und ließ den dunkeln Raum erblicken, in dem nichts als einige Eichenklötze, etwas Reiſig und eine Axt befindlich waren, ſchartiger und ſchlechter als die, welche der Mann aus dem Walde heimbrachte. Auf der Schwelle ſaß ein Knabe, nackt, wie er aus dem Schooße der Mutter gekommen war, gebräunt von der Sonne und vom Schmutze, die langen, blonden Locken voll Stroh, und andern nicht dahin gehörigen Dingen, dem rückkehrenden Vater die Händchen entgegenſtreckend. Vor der Thür ſtand ein junges, ſtarkes Weib, das dem Manne das ſchwere Holzbündel vom Rücken nahm, und nachdem ſie ihm mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirne gewiſcht, und einen Kuß darauf gedrückt hatte, munter fortging zum Nachbar, dem Bäcker, um für ihr Holz ein kleines

Brod einzutauſchen, halb aus Gerſte, halb aus Kartoffeln gebacken, weil die Roggenbrode nur den Wohlhabendern zu Theil wurden.

3.

Das Kind war in einem Winkel der Hütte, auf etwas altem Stroh zur Ruhe gebracht, und lag da ſchlafend mit einem Stück Brode im Munde. Die unſchmackhafte Speiſe wollte, nachdem der erſte Hunger geſtillt war, ſelbſt dieſem unverwöhnten Gaumen nicht munden. Die Eltern ſaßen in der Dunkelheit auf einem Eichenklotze nahe zuſammen, ſahen mit thränenleeren Augen auf das ſchlafende Kind, und waren nur reich an Liebe. Es war rings Alles ſtill, nur die Frau flüſterte ihrem Manne zu, daß ſie der Hoffnung ſei, bald wieder Mutter zu werden, und daß ſie ſchon morgen zum Wunderbilde pilgern wolle, um für ſich und das Kind Gedeihen zu erflehen. Der Mann drückte ſie im ſtummen Schmerze an ſich. Hatte doch bis jetzt das erworbene kärgliche Brod kaum zur Sättigung der Drei beigetragen, und wer ſollte ſich der Wöchnerin und des Säuglings annehmen, wer ihnen Pflege ſpenden? Waren auch viel Arme in der Stadt, ſo waren ſie die Aermſten, war viel Elend rings verbreitet, ſo war ihr Elend das drückendſte, dieſe Ueberzeugung hatten ſie, und Verzweiflung ergriff das Herz des Mannes. Da tönten die hellen Glocken und Glöckchen von den zahlreichen Thürmen zuſammen, die Mönche zum Gebete rufend, nur die ſchwere Zunge in der Münſterglocke hing unbeweglich und tönte nicht mit, und ein Stral von Hoffnung umzog die finſtern Züge des armen Polen.

4.

Am andern Tage mit dem Früheſten ſchritt der Mann raſcher und freudiger als gewöhnlich zu ſeiner Thür hinaus. Er druckte ſeinem Kinde und ſeinem Weibe einen herzlichen Kuß auf die Lippen, und rief ihnen im Gehen mit rückgewendetem Kopfe zu: „Das Elend ſoll bald ein Ende haben; Ihr ſollt Roggenbrod kriegen und Zwiebeln und Sonntags Fleiſch, und meine Schnappsflaſche ſoll nicht verſiegen, und mir Stärkung und Vergnügen ſpenden! das ſchwör' ich Euch bei unſerer lieben Frau, und ſo wahr ich von adeligem Blute und Slachtſchitz bin.“

Die Frau konnte ſich dieſe Worte nicht deuten. Sie beſorgte, ihr Mann könne ſich's vielleicht einfallen laſſen, mit dem Raubgeſindel zu verkehren, das in den Wäldern hauſte, und die Reiſenden überfiel und ermordete. Trüber Gedanken voll ſaß ſie am hohen Mittage auf ihrer Schwelle, und fühlte keinen Hunger, da ſie an die gefährlichen Unternehmungen ihres Mannes dachte, und bemerkte eben ſo wenig das vor Hunger weinende Kind, das ihren Rock zupfte, als den wirbelnden Rauch, der in goldenen Säulen aus den Schornſteinen der Nachbarn emporſtieg. Plötzlich ſpringt ſie erſchreckt auf, denn ſie ſieht ihren Mann, zu dieſer ungewöhnlichen Stunde, nicht den Weg vom Holze her, von wo er Abends heimkehrte, ſondern aus der Stadt kommen.

„Uns iſt geholfen!" rief er ihr freudig zu. „Unſere Dürftigkeit hat ein Ende. — Wir werden eine ſchöne Wohnung beziehen, Eſſen und Trinken, und Kleider in Hülle und Fülle haben, und ſtolz über unſerer Mitbürger Köpfe hinwegſehen. Ja, ja, gutes Weib, unſer Kind, das Du unter dem Herzen trägſt, wird hochgeboren ſein!" —

Erſtarrt ſah ihn das Weib an. Zu der Furcht vor den Räubern geſellte ſich nun noch die Angſt, der gute Mann könne wohl gar toll geworden ſein.

„Nein, nein, es iſt, wie ich Dir ſage," fuhr er fort, „Alles iſt in Ordnung. Laß uns unſere Aexte und einiges Holz mitnehmen, dieſes Geld haben ſie mir verſprochenermaßen gegeben, in dieſem Augenblicke ziehen wir hinauf in die neue

Wohnung, und dieſen Abend wird Czenſtochau den feierlichen Schall ſeiner großen Glocke vernehmen.“

Das Weib war keiner zuſammenhängenden Rede mächtig. „Wie? Du wollteſt —“ war Alles, was ſie ſagen konnte, und mit Thränen drückte ſie den Kopf des Kindes an ihr Herz, und ſah dann mit Wehmuth auf ihren Mann.

„Ich weiß, was Dich abhält, meine Freude zu theilen,“ ſprach der Mann nach einer Pauſe, „Du fürchteſt Dich, die Wohnung im Thurme zu beziehen. Doch ſei getroſt. Wir haben nichts Böſes begangen, und daher kann die Macht des Böſen uns auch nichts anhaben. Wir übergeben uns und das Haupt unſeres geliebten Kindes dem Schutze unſerer lieben Frau. Sind es aber nur böſe, teufliſche Menſchen, die den Spuk im Thurme verüben, ſo können wir ganz ruhig darüber ſein. Wir Beide ſind kräftig, und mit unſern Aexten bewaffnet, wollen wir ſchon unſer Leben vertheidigen. Darum ſei getroſt. Die Herren auf dem Rathhauſe waren hoch erfreut, als ich mich zu der Stelle meldete, und zahlten mir ſogleich dies Sümmchen aus, um mir meine Wohnung mit allen Bequemlichkeiten zu verſehen. Und das wollen wir denn auch thun. Komm', nimm die andere Axt und das Kind, folge mir in die Stadt, wir wollen unſere Einkäufe machen, und dann fort zum Kloſter.“

5.

Zagend folgte die Frau ihrem Manne, der rüſtig voranging. In den Straßen ſammelten ſich viele Neugierige, die die Waghälſe ſehen wollten, welche das verrufene Quartier bezogen, und ihr Leben für ſchnöden Gewinn auf's Spiel ſetzten. Ein Blick auf die Leute war genug, um die Gründe darzuthun, die ſie dazu vermochten. Kopfſchüttelnd und mitleidig, tröſtend und höhnend war die wachſende Menge dem neuen Thürmer und ſeiner Familie bis zur kleinen Kloſterpforte gefolgt, der, mit Geräthſchaften und Lebensmitteln beladen, jetzt dort an der Glocke zog. Ein Bruder öffnete. Die Behörde hatte bereits melden laſſen, daß ein Thürmer endlich gefunden ſei, damit ihm die Schlüſſel überantwortet würden. Der Mönch nöthigte den Mann zum Eintritte in das Kloſter, um ſich dem Guardian vorzuſtellen, während Frau und Kind vor der Pforte ſeiner Rückkehr harren mußten.

Nach einer ziemlich langen Pauſe trat der Thürmer wieder zur Pforte heraus, die ſchweren Schlüſſel in der Hand, und öffnete die Thür in dem kleinen, runden Seitenthurme, wo er mühſam mit den Seinen, und belaſtet mit den eingekauften Sachen hinaufſtieg, und athemlos das Wohnzimmer, in beträchtlicher Höhe auf dem majeſtätiſchen Münſter gelegen, erreichte.

6.

Mit ängſtlich ſcheuer Miene betrat die Frau die Schwelle ihrer neuen Wohnung; und ſelbſt dem Manne ſchien etwas Anderes, als das Steigen der Treppe, den Athem genommen zu haben.

Obgleich die Sonne draußen noch freundlich ſchien, ſo herrſchte in dieſem Raume bereits eine Dunkelheit, welche die Gegenſtände kaum erkennen ließ. Es kam dies von den kleinen, runden, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben her, die von der Sonne verbrannt waren, und nun ihren Stralen den Eingang wehrten. Die Wände deckte ein ſchmutziges Grau, altes Geräthe ſtand in Unordnung rings umher, als hätte der Bewohner dieſes Zimmers es ſo eben in Eile verlaſſen, und doch hatte ſeit einem halben Jahrhundert kein Menſch dieſe Schwelle überſchritten.

In einem Winkel ſtand ein breites Bette, Kiſſen und Polſter herausgezerrt, und an der Wand erblickte man Flecken, die von verſpritztem Blute herrührten, und die, wie die Sage ging, weder Kalk noch Farbe zu übertünchen vermochten. Die arme Frau ſchauderte zuſammen, und umklammerte ihr Kind, dann fing ſie an, auf das Zureden ihres Mannes mit geſchäftiger Hand die Stube aufzuräumen, und in der daran ſtoßenden Küche den mitgebrachten Hausrath in Ordnung zu bringen. Während deß ſtieg der Thürmer in die Glockenſtube, ordnete und befeſtigte die Stränge, und als er damit zu Ende war, ſetzte er ſich mit ſeiner Familie zum Abendeſſen, das aus reinlicher Schüſſel nach langer Zeit zum erſten Male ihm entgegendampfte.

„Den Herren im Kloſter ſchien es gar nicht einmal Recht zu ſein, daß ſie einen Thürmer erhielten, die Aufnahme war mindeſtens nicht freundlich, und brummend übergaben ſie mir die Schlüſſel. Was aber liegt mir daran — ſieh, Weib! wie es uns jetzt geht, wie wir uns an warmer Speiſe ſatt eſſen können, wie es unſerem Kleinen ſchmeckt! und dann, wie ruhig und ſtill wirſt Du Dein Kind hier in die Welt ſetzen, ich kann Dich den ganzen Tag über pflegen, denn ich habe Geld und brauche nicht in den Wald zu gehen. Unſere jetzige Wohnung und unſere frühere, welch ein Unterſchied! und in einem Bette werden wir ſchlafen — und friſches Stroh in den Strohſack hole ich noch heute für uns herauf, wenn Du aber den Säugling ſtillſt, ſo liege ich und der Große da auf Stroh an der Erde, und überlaſſe Dir und dem kleinen Kinde willig das Bett."

Die Blicke der Frau ſielen auf das Bett, und ſie ſchauerte zuſammen, als ſie die Blutflecke an der Wand ſah.

Der Mann bemerkte es.

„Laß die trüben Grillen, wer weiß, was es mit den Schauerkunden für eine Bewandtniß haben mag. Uns wird Niemand was anhaben — und ſieh' einmal, iſt es nicht tröſtlich dort, die großmächtige, ſchwarze Eiſenthür mit dem ungeheuern Schloſſe führt gerade zur Kirche hinunter, durch das Rieſenſchlüſſelloch erblickſt Du tief unten in weiter Ferne den Hochaltar und das Muttergottesbild. Sind wir in dieſer Nähe nicht im heiligen Schutze des Himmels und ganz ſicher?"

Die Wanduhr, die ſie mitgebracht hatten, zeigte jetzt die Stunde, wo zum Abendſegen geläutet werden mußte. Keine der vielen kleinen Glocken und Glöckchen ließ ſich heute vernehmen, Alle warteten auf den erſten Schlag vom Münſter. Da ſtiegen Beide, Mann und Frau, die beſchwerliche Leiter hinan, und zum erſten Male ertönte wieder nach funfzig Jahren der volle, ſchöne Schall über Stadt und Feld, und erſt nach mehreren erfolgten Schlägen ſtimmten die andern Glocken ein. Und die vom Felde und aus dem

Walde heimkehrenden Menſchen, und die Bürger in der Stadt blickten hinauf zur hohen Gallerie, wo der Thürmer und ſeine Frau voll Muth und Vertrauen die Glockenſtränge zogen, und ihre freundlichen Augen auf der Abendlandſchaft ruhen ließen.

7.

Als am andern Morgen die Frau die Augen aufſchlug, ſtand ihr Mann lächelnd vor ihr. Das Kind ſpielte am Boden. Die kleinen Fenſter waren geöffnet, und der friſche, helle Morgen ſpielte freundlich in die Stube. Die Vögel flogen hin und wieder, und ſetzten ſich auf vorragendes Geſtein dicht an's Fenſter; ſie waren lange ſchon daran gewöhnt, daß ſie hier von keinem Menſchen geſtört würden. Durch die Eiſenthür von der Kirche ſchallte dumpfes Gemurmel der Mönche herauf, die ſich unten zum Gebete verſammelten, und das Klappern ihrer Holzſchuhe in den langen Kreuzgängen war ganz deutlich zu vernehmen.

„Nun? — Die erſte Nacht iſt, wie ich glaube, ohne Spuk hier oben verſtrichen," rief ſcherzend der Mann, es wäre denn, der Spuk habe ſein Weſen getrieben, während wir im feſten Schlafe gelegen haben. Ich glaube, wir haben alle Drei während der ganzen Nacht kein Auge aufgemacht — ja, es iſt freilich ein Anderes, auf der bloßen Erde oder im Bette zu ruhen — und noch dazu, wo's nicht geheuer iſt!"

Die Frau ſtand ſchnell auf, und nachdem ſie dem Manne ſein frevelhaftes Spotten vorgeworfen hatte, ſprach ſie ihr kurzes Morgengebet, und Beide ſtiegen hinauf in die Glockenſtube, um zur Frühmette zu läuten. Viele Thüren in den kleinen Häuſern öffneten ſich ſogleich, wie die erſten ernſten Töne der großen Glocke durch die reine Morgenluft feierlich einherzogen, und freudig wandten ſich die Köpfe hinauf zu Thürmer und Thürmerin, für die unten während der Nacht wohl manches Gebet zum Himmel geſchickt worden war.

Nach der Meſſe kam ein alter, freundlicher Mönch zum Thürmer, und brachte ihm Grüße von den Brüdern. Unter der Kutte trug er eine große Flaſche, die er lächelnd auf den Tiſch ſetzte.

„Ich bin der Pater Kellermeiſter," ſagte er, „und hier bring' ich Euch eine Magen- und Herzſtärkung, die Euch gewiß munden ſoll. Ihr ſeid ein muthvoller Mann, wie Ihr gezeigt habt, aber die Abende bringen wohl einen eigenen Schauer über den Muthvollſten hier oben, und ſich deſſen zu erwehren, wird ein Zug aus dieſer Flaſche

Euch nicht undienlich ſein. Die Soldaten nennen dergleichen Sorgenbrecher, wir Patres Grillenſcheucher, je nun, bei Euch wird es wohl ein Geiſterbanner werden. Seid fromm und lobet Gott, haltet feſt an der heiligen Kirche, liebet ihre Diener, und thut je dann und wann einen Zug, auch wohl ein Paar aus dieſer Flaſche, ſo kann Euch die Hölle mit ihrem Spuke nichts anhaben!"

So ſprechend, ließ ſich der alte, freundliche Mönch die Hände ehrerbietig küſſen, und verließ die Thürmerfamilie, verſprechend, er würde, wenn die Flaſche geleert wäre, mit einer andern aus ſeinem reichlichen Vorrath gern aufwarten.

Der Thürmer aber verſchloß die Flaſche ſorgſlich. Er war des Weines nicht gewohnt, und wollte ihn als eine herzſtärkende Arznei für Krankheitsfälle ſich aufſparen.

Als er am Vormittage unten auf der Straße erſchien, drängte ſich ein Schwarm Neugieriger herzu, um ihn mit Fragen zu beſtürmen. Alles wünſchte ihm Glück zu dem beſtandenen Wagniß, und da es Zeit war, wieder zur Meſſe zu läuten, ſtieg er zur Frau in den Thurm hinauf, beladen mit Kleidungsſtücken und andern Geſchenken, die fromme Leute den Armen willig ſpendeten.

So war der erſte Tag, gleich der erſten Nacht, ruhig verſtrichen. Die zweite war wiederum hereingebrochen, und noch ſaßen ſie bei der Lampe, über den Glückswechſel, der ſie betroffen, freundlich koſend. Das Kind ſchlief bereits, und rings umher regte ſich nichts im Thurm und in der Kirche.

Plötzlich horchten Beide erſchreckt auf.

„Hörteſt Du's auch?“ fragte Eines das Andere zu gleicher Zeit mit gedämpfter Stimme.

„Dort hinter der großen Eiſenthür;“ ſetzte die Frau ängſtlich hinzu.

„Es klang wie leiſes Geſpräch,“ ſagte der Mann.

Und Beide wagten nicht aufzuſtehen, und durch das Schlüſſelloch zu ſehen, auch war es jetzt ganz ſtill geworden.

„Siehſt Du,“ ſprach die Frau ängſtlich, „nun geht es ſchon los. Geſtern ſchliefen wir nur zu feſt, um den Sabbath zu vernehmen.“

„Ei, iſt's von der Art,“ ſcherzte der Mann, „daß man's ruhig verſchlafen kann, ſo iſt es leicht zu bannen, wenigſtens ſoll's uns nicht erſchrecken, wenn es kommt.“

Mit dieſen Worten öffnete er den Schrank, und nahm die große Flaſche heraus, die ihm der Mönch gebracht hatte.

„Wir dürſten ja nur dieſe leeren, und ich bin überzeugt, wir ſchlafen Beide feſt und gut.“

„Was willſt Du thun?“ rief die Frau, „den Wein, der mir im Kindbette Stärkung geben ſoll, willſt Du vergeuden? Nein, wir wollen nicht ſchlafen, wachen wollen wir und beten!“

Ein leiſes Geräuſch wurde jetzt wieder hinter der großen Eiſenthür hörbar, es war, als ob ſich etwas entfernte.

Die Leute im Thurme beteten, löſchten die Lampe, und legten ſich nicht ohne Angſt nieder; aber bald waren ſie eingeſchlafen, und der zweite Morgen weckte ſie eben ſo freundlich nach einer ruhigen Nacht, wie der erſte es gethan hatte.

8.

Jetzt hatten ſie bereits eine Woche in dem Thurm verlebt, und abgeſehen von dem Spuke hinter der Eiſenthür, der ſich wie leiſes Geflüſter bei einbrechender Nacht vernehmen ließ, war Nichts vorgefallen, was ſie erſchreckte, oder auch nur im Geringſten ihre Ruhe ſtörte.

Sie lebten im Gefühle des größten Glückes, und freuten ſich, daß ſie den Muth gehabt hatten, die Furcht zu beſiegen, die ein Ammenmährchen erzeugt hatte. Ihre freundliche Umgebung, die Stube, die jetzt ein wohnliches Anſehen bekommen hatte, und die herrliche Ausſicht vermehrten ihre heitere Stimmung, und wären die Blutflecke am Boden und an der Wand nicht geweſen, die trotz des Scheuerns und Tünchens nicht fortzubringen waren, ſo würde nichts an die Schauergeſchichte des vorigen Thurmbewohners erinnert haben.

Freundlich lächelnd trat der alte Mönch eines Morgens zur Thür herein, abermals eine große Flaſche unter der Kutte hervorziehend und auf dem Tiſch ſetzend.

„Ich komme, die leere abzuholen,“ ſagte er dabei, „hat Euch ihr Inhalt gemundet?“

Entſchuldigend ſagte die Frau, ſie habe den köſtlichen Trank bis zu ihrem Wochenbette verſparen wollen, und nicht zugegeben, daß ihn der Mann austrinke.

„Oho,“ rief der lachende Pater, ſich den Bauch ſtreichend, „bis dahin könnt Ihr noch viele gefüllte Flaſchen von Eurem Freunde Kellermeiſter erhalten. Trinkt dieſen hier auf meine Geſundheit zu Nacht, verſteht Ihr? Heut iſt der einundzwanzigſte, und der Vorabend vor dem Feſt eines großen Heiligen. Erſtens gebührt ſich's da, einen Becher zu leeren, um der himmliſchen Freuden ſchon hienieden ſich theilhaftig zu machen, und zweitens ſind die Vorabende vor den großen Feſttagen bei uns im Kloſter verrufen. Da treibt oftmals der Schwarze ſein böſes Spiel, und iſt es wirklich nicht geheuer, ſo könnt Ihr's heute erfahren. Nun, lebt indeß wohl! und macht, daß ich bei meinem nächſten Beſuche die leeren Flaſchen mitnehmen kann."

Bei dieſen Worten gab er Allen den Segen, ließ ſich dafür die Hände küſſen, und ging zur Thür hinaus. Lange war das Klappern ſeiner Holzſchuhe und das Klirren ſeines ſchweren Schlüſſelbundes auf der Wendeltreppe verhallt, und noch immer ſtanden die beiden Eheleute einander ſtumm gegenüber.

9.

„Alſo heut könnt's losgehen!" ſprach der Thürmer zu ſeiner Frau, da ſie vom Abendläuten herunter in's Zimmer kamen. „Nun, wie Gott will!" ſetzte er andächtig hinzu.

Die Frau war bleich und traurig.

Das Kind lag bereits im tiefen Schlafe da, und Alles war in dieſer Höhe ruhig und ſtill. Selbſt das Knarren der ſchweren Thurmfahne wurde nicht vernommen, ſo windſtill war die Nacht. Es mochte nicht weit von Mitternacht ſein. Die Eheleute ſaßen ſtumm und ernſt da, und konnten ſich faſt nicht mehr des Schlafs erwehren.

„Es kommt wieder nichts, laß uns zur Ruhe gehn,“ ſprach der Mann. „Aber dem guten Pater zu Ehren wollen wir die eine Flaſche öffnen, und ihren Inhalt koſten, ehe wir einſchlafen.“

Die Frau holte ſie herbei, und Beide ließen nun wechſelsweiſe, die Flaſche an den Mund ſetzend, den wahrhaft köſtlichen Inhalt in die Kehle gleiten.

Ueber die Hälfte war bereits die Flaſche leer, da ſchien es ihnen, als vernähmen ſie das Geräuſch hinter der großen Eiſenthür. Ein Schauer packte ſie, es ſchien etwas Ungewöhnliches es zu begleiten, es ſtrich ein feuchter Luftzug durch das Zimmer, ſie ſchüttelten ſich wie im Fieber. Schnell leerten ſie die Flaſche ganz, löſchten die Lampe, und ſuchten das Bett.

Eine Aengſtlichkeit hatte ſich ihrer bemächtigt, es lag wie Blei auf ihnen, und ſie vermochten ſich nicht zu rühren. Sie lagen in einem Zuſtande des Träumens, und waren doch nicht feſt eingeſchlafen.

Da tönte dumpf der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde, und erſchütterte das Gebäude. Die große Eiſenthür wurde raſſelnd aufgeriſſen, ein dicker Dampf füllte das Zimmer, und das klägliche Angſtgeſchrei ihres Kindes drang in die Ohren der durch Ohnmacht gefeſſelten Eltern.

10.

Am andern Morgen war keine Spur von den nächtlichen Erſcheinungen. Das Kind war anſcheinend munter, und der Mann war nicht abgeneigt, das Ganze dem genoſſenen Weine zuzuſchreiben.

„Wir wollen in Zukunft die Gaben unſeres Freundes Kellermeiſter nicht ſo reichlich genießen,“ ſagte der Mann. Die Frau kreuzte ſich, und ſprach leiſe einen frommen Stoßſeufzer.

Mehrere Tage und Nächte vergingen ohne beſondere Erſcheinungen, und der gute Mönch hatte ſich wieder nach gewohnter Weiſe eingeſtellt. Diesmal brachte er drei Flaſchen mit. „Ich bin zu alt und zu dick, um ſo oft, wie bisher, in Eure Zelle ſteigen zu können,“ ſprach er lächelnd, „daher bringe ich Euch Euern Vorrath für längere Zeit. Ich hoffe, er ſoll Euch munden. Habt Ihr die Flaſchen geleert, ſo könnt Ihr ſie mir herunter bringen, und neue gefüllte holen, unſer Keller hat mehr von der Sorte, und Ihr braucht Eure Kräfte hier oben.“

Er erkundigte ſich, ob der Spuk etwa vernehmbar geweſen wäre, und lächelte, als ihm die Leute das Ereigniß jener Nacht erzählten.

„Leert Ihr heut wieder eine Flaſche,“ ſprach er mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit, „ſo wette ich mit Euch, der Spuk bleibt nicht aus. Die Geiſter leben und weben in dem alten Weine. Darum verſucht's nur noch einmal, um hinter die Sache zu kommen.“

„Es iſt die Folge der Trunkenheit,“ ſprach der Mann verdrießlich. „Ich erinnere mich aus meinem Soldatenleben ähnlicher Erſcheinungen.“ Er ſuchte die Angſt der Frau wegzuſcherzen, und ſprach davon, wie man ſich daran gewohnen müſſe, den Wein zu vertragen, da ſeine Bekanntſchaft mit dem Pater Kellermeiſter ihm die ſchönſte Gelegenheit dazu darböte.

„Siehſt Du die blauen Flecke?“ ſchrie mit einem Male die Frau, indem ſie ihm das nackte Kind hinhielt, deſſen Körper mit Flecken bedeckt war, bei deſſen Berührung der Kleine ein durchdringendes Geſchrei ausſtieß.

„Ei, das Kind wird ſich geſtoßen haben,“ brummte der Vater, um der Mutter die Sorge zu benehmen.

Doch mit ſchwerem Herzen ging er an ſein Geſchäft, feſt entſchloſſen, ſich dieſe Nacht des

Schlafs zu erwehren, und ohne der Flaſche zuzuſprechen, den unheimlichen Spuk zu erwarten.

Die Nacht kam, das Kind ſchlief, ängſtlich harrend ſaßen beide Eheleute, den Athem einhaltend, die zwölfte Stunde erwartend. Der Spuk blieb aus. Nichts, als das leiſe Rauſchen hinter der Eiſenthür wurde auf Augenblicke hörbar, dann verſchwand es, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Gebäude. Aber die Eltern blieben ſorglich wachend an dem Bette ihres Kindes ſitzen, das ruhig fortſchlief; und die Morgenſonne ſchien bereits durch die Fenſter, und kein Schlaf hatte die Augenlieder des Thürmers und ſeiner Frau erquickt, die von Zweifeln geängſtigt ihr Tagesgeſchäft begannen, und erſt in der friſchen Morgenluft von ihrer Höhe, beim Tönen der mächtigen Glocke, und indem die Worte eines alten Gebetes durch ihre Seele zogen, mit Zuverſicht auf die Macht des Himmels, die nächtlichen Erſcheinungen für die Wirkungen eines ſchweren Traumes, vom Genuß des Weines erzeugt, halten konnten.

11.

Viele Nächte waren nun ſchon von den Eheleuten durchwacht worden.

Ihre Augen waren roth, die Glieder ermattet, die Arbeit am Tage ließ nicht zu, den verlorenen Schlaf zu erſetzen, und Beide dachten bei ihrem jetzigen Ueberfluſſe wohl manchmal mit ſtillem Bedauern an ihre frühere Arbeit, wo die Müdigkeit auf hartem Boden ihre Augen ſchloß, wo ſie bei offener Thür unter dem Schutze des Himmels ruhig ſchliefen, und die heitere Sonne ſie doch auch, wie die Reichen und Glücklichen in ihrer Herrlichkeit beſchien.

Den ſchweren Kopf in die Hand ſtützend, ſaßen die Leute eines Abends da; die Augen fielen ihnen zu, ſie waren nicht mehr vermögend, den Schlaf zurückzuhalten.

„Heute, gutes Weib! thue, was Du bis jetzt immer ablehnteſt. Schlafe einige Stunden, und ich allein werde wachen. In meiner Obhut iſt das Kind, biſt Du eben ſo ſicher, als wenn Du die Sorge mit mir theilſt. Iſt Mitternacht vorüber, und der Morgen bricht heran, dann magſt Du mich ablöſen, und indeß Du das Frühſtück bereiteſt, werde ich der Ruhe genießen. Der Spuk ſcheint überdies müde geworden zu ſein, uns zu necken, ich denke, er ſoll uns ferner in Ruhe laſſen.“

Nach vielem Zureden entſchloß ſich endlich die Frau nachzugeben, und legte ſich nieder an die Seite ihres Kindes, wo die Ermüdete bald in ſchweren Schlaf fiel. Der Mann ſaß da, und erwartete, mit Mühe ſich aufrechthaltend, die Stunde der Mitternacht.

Seine Abſpannung hatte den höchſten Grad erreicht, es kam ihm in den Sinn, man könne durch einen mäßigen Genuß geiſtigen Getränkes verlorene Kräfte wieder erſetzen, und den erſchlafften Sehnen neue Spannkraft verleihen. Dieſer Gedanke, und die dadurch rege gewordene, dem gemeinen Polen ganz beſonders eigene Luſt an dieſem Genuſſe ließen ihm keine Ruhe. Er ſchlich leiſe an den Wandſchrank, wo die Flaſchen des Mönchs noch unberührt daſtanden. Er nahm ſie behutſam heraus, hielt ſie gegen die Lampe, und erfreute ſich ihrer Klarheit und ihres herrlichen Geiſtes, der in Geſtalt von unzähligen größeren und kleineren Perlen bei der leiſeſten Berührung vom Boden der Flaſche aufſtieg.

„Nur eine ganz kleine Stärkung,“ dachte er, „nur einen herzhaften Schluck, und dann die Flaſche ſchnell wieder an ihren Platz geſetzt.“

Immer lüſterner wurde ſein Gaumen, den Inhalt der Flaſche zu koſten. Der Form, ſo wie der Farbe nach, ſchien ihm dieſer Wein von dem frühern verſchieden zu ſein. Feſt war er überzeugt, der gute Mönch habe eine leichtere Sorte gebracht, da er ihm geſagt, welche Wirkung der erſte Wein auf ihn und ſeine Frau gemacht habe. „Es wird ja das Leben nicht koſten,“ murmelte er vor ſich hin, und indem er das alte polniſche Liedchen:

„Es ſchlafen nicht Alle,
Welche die Augen ſchließen,“

ganz leiſe ſang, ſchlich er auf den Zehen zum Bette, und überzeugte ſich, daß Frau und Kind im feſteſten Schlafe lagen. Nun kehrte er zum Tiſche zurück, ergriff die Flaſche mit beiden Händen, packte den Kork mit den Zähnen, und drehete ihn geſchickt aus dem Halſe. Der würzhafte Geruch des Weines drang beſeligend ihm in die Naſe, er ſetzte die Flaſche an den Mund, und im Nu war die Hälfte des Getränkes herunter gegleitet. Mit einem derben Ah! ſtrich er ſich den benetzten Bart, ſeine Augen leuchteten, und die Blicke feſt auf die Flaſche gerichtet, ſetzte er ſich am Tiſche nieder, ſo viel Muth im Herzen, als dazu gehörte, die geſammte Hölle heraus zu fordern.

Nach weiſer Eintheilung that er die folgenden Züge, ſo oft der große Klöppel der Thurmuhr das Vorrücken der Zeit verkündete, und demnach geſchah es, daß die Mitternacht nahe war, als vor dem Thürmer die völlig geleerte Flaſche, neben der trübbrennenden Lampe auf dem Tiſche ſtand, während er ſich mit Mühe auf ſeinem Sitze aufrecht erhielt.

Immer dunkler ſchien ihm die Lampe zu werden, jetzt war eine graue Dämmerung im ganzen Gemache verbreitet, Alles drehte ſich um ihn, er wollte ein Fenſter öffnen, erhob ſich mühſam vom Stuhle, der Boden wankte, und ſeine Sinne verließen ihn.

12.

Der Tag war herangebrochen, und das laute Wehgeſchrei der Frau erweckte den noch im ſchweren Schlafe am Boden liegenden Thürmer. Erſchreckt riß er die Augen auf, und erblickte neben ſich die Leiche ſeines Kindes, über deſſen zerſchelltem Köpfchen die troſtloſe Mutter ſich beugte, und ihren herzzerreißenden Klagen freien Lauf ließ.

Neben den alten, Unheil kündenden Blutstropfen ergänzten jetzt die friſchen ihres eigenen Kindes.

Sie liefen ſogleich hinunter, und machten die Anzeige des ſchrecklichen Vorfalls. Die Mönche zogen hinauf in feierlicher Prozeſſion mit Kerzen, Weihwaſſer und Kreuzen, aber die armen Eheleute gingen die ſchmale Wendeltreppe wieder hinab, das zerſchmetterte Kindlein in den Armen, zur ruhigen Hütte ihres frühern Elends.

Kein Thürmer bewohnt ſeitdem jenes Zimmer, und wenn alle Glocken und Glöckchen in Czenſtochau zu erklingen beginnen, die große majeſtätiſche Domglocke bleibt ſtumm, und ſcheint zu trauern über die Gräuel, die in ihrer Nähe verübt wurden, und die eine ſpätere Zeit vielleicht einſt enthüllen wird.

Dem neugierigen Reiſenden aber wird im Glanze der freundlichen Sonne, vor deren Macht grauſige Spukgebilde verſchwinden, das Zimmer im Thurme geöffnet, wo er von Schauder ergriffen, die Blutflecke auf Wand und Fußboden noch heutzutage erblicken kann.

Sechs Wochen

aus dem Tagebuche einer Frau von Stande.

„Wem alle Zukunft offen,
„Klar die Vergangenheit,
„Setzt oben hin ſein Hoffen,
„Flieht aus der ſtarren Zeit,
„Und wenn er nicht ſo dächte,
„So haßt das Ird'ſche ihn,
„Wo es den Tod ihm brächte,
„Lockt es ihn ſchmeichelnd hin.“ —
Friedrich Schlegel.

5. Mai 1815. Abends.

Der erſte Tag iſt vorüber. Mein Mann wird in ſeiner Garniſon ruhig ſchlafen, denn der Marſch wird ihn ermüdet haben; ich aber ſitze ſchlaflos da, die Feder in der Hand, von ſeltſamen, nie geträumten Gedanken heimgeſucht.

Mit 18 Jahren — nach einer zweijährigen Ehe, zur Wittwe geworden, Strohwittwe wie es die Leute nennen — Strohwittwe auf unbeſtimmte Zeit, in einer mehrfach bewegten. Ein ſeltſames

Geſchick! — Ich ſtand vor ſeinem Bilde. Wie ernſt er auf mich niederblickt, wie ſteif — wie — wie ausgeſtopft in der weißen Uniform, — das bleiche Geſicht, der fahle Schnurrbart, die großen, blauen Augen, der ſtiere, ernſte, kalte Blick. Nein, Karl, du nimmſt mir's nicht übel, ich konnte dir nicht folgen in die kleine Feſtung an der Grenze, wohin dich dein Fürſt und deine Pflicht leiteten. Ich werde mich mit dir beſchäftigen, wir werden uns oft ſchreiben, in ſolcher Abgeſchiedenheit findet die Liebe Nahrung, ich fühle, wir werden glücklicher ſein, wenn wir einſt wieder vereinigt ſind.

Gute Nacht, Karl! Wärſt du hier, ich wollte dich herzlicher küſſen, als ich dich je geküßt habe. Nun, da du nicht hier biſt, will ich deinem Bilde den Kuß geben. Pfui, der garſtige Maler! wie kreidig, wie geſpenſtig er dich gemacht hat. Annibal Caracci hatte Recht, es wäre für manchen Maler zu wünſchen, wenn die weiße Farbe die theuerſte wäre. Aber — bleich biſt du wirklich, und recht kalt und geiſtlos kannſt du auch ausſehen, wenn du nicht gerade die Pfeife im Munde haſt, und das wollte der Maler nicht leiden.

Schön biſt du nur, wenn du reiteſt. Und nun nochmals gute Nacht, Karl! Wenn du einſt wiederkehrſt und dies Blatt lieſeſt — ſo weißt du ja ſehen, daß ich mich vor dem Einſchlafen mit deinem Bilde — mit dir — beſchäftigt habe.

6. Mai.

Welch' angenehmen Tag habe ich verlebt: Nicht einen Augenblick habe ich Langeweile verſpürt, und bin Strohwittwe! Wie unrecht that Karl der guten Präſidentin. Sie iſt unterhaltend, liebt die Unterhaltung, und läßt ſich daher unterhalten. Sie ſoll daheim im kalten, fernen Pommern einen alten, grämlichen Mann haben, der ihr das Leben verbittern wollte. Das litt ſie nicht und zog heim zu ihren lieben Verwandten im Süden. Die lebensfrohe, weltkluge, junge Frau war mir ſtets eine angenehme Erſcheinung! Warum wollte Karl nicht leiden, daß ich mich ihres Umgangs erfreute? Sie lebt frei und unabhängig und läßt ſich ein wenig den Hof machen. Couſin Fritz wird augenſcheinlich begünſtigt; wie fein ſind jedoch die Aufmerkſamkeiten, die er ihr widmet, wie zart die Art, wie ſie ſie empfängt! Das muß man geſehen haben, um ſich von Minne und Galanterie einen Begriff zu machen.

Ja, ja, Karl! das muß man geſehen haben! Was machſt du jetzt wohl? ob du auch an mich denkſt? Morgen bekomme ich den erſten Brief von dir. Wie freue ich mich darauf — den meinen haſt du ſchon geleſen, und wohl auch geküßt. Gute Nacht, Karl!

7. Mai.

Welch ein Frühling! welche Blüthenfülle! wie viel Nachtigallen! o Karl — wäre das nicht Alles ſo, ich würde mich doch recht ſehr um dich grämen! Unſer ſchönes Thal iſt himmliſch geworden. Man ſagt, die rauhen, nordiſchen Krieger, die auf ihrem Heereszuge durch unſern freundlichen Ort kamen, ſeien entzückt davon.

Wie es wohl in Karls Garniſon ausſehen mag? Um eine Feſtung iſt Alles raſirt — das muß traurig ſein. Wie iſt es möglich, ſolchen Garniſondienſt zu ertragen, während die Cameraden mit offener Bruſt und freier Stirne dem Feinde entgegenziehen? Karl findet ſich ganz behaglich. Er ſchildert mir ſeine Lebensweiſe, die Manège, den Whiſt-Klubb und ein Diner beim Commandanten. Mich freut's, daß er zufrieden iſt, — ich bin es auch.

Wie verändert meine Wohnzimmer ſind, Karl würde ſie nicht wiedererkennen. Alte, liebe Beſchäftigungen habe ich wieder hervorgeſucht. Guitarre, Clavier, Harfe, eine Menge von Noten, Lectüre, Stickereien, Alles bunt durch einander und doch ſo ſinnig. Es ſieht wahrhaft genial bei mir aus. Und vor Allem hab' ich dich wieder, geliebte Staffelei! Du, die Karl nicht leiden mochte, die ich wider Willen verbannen mußte. Wie ich heute ſo daſaß, die Palette auf dem Daumen, und die Farben zu einem friſchen Blumenſtrauße nach Abraham Mignon miſchte, da fielen mir meine Mädchenjahre ein. Ich laſirte und laſirte, der Thautropfen auf der Roſe wollte mir nicht gelingen — da fiel eine Thräne darauf.

Böſer Karl, wie konnteſt du mir auch zwei Jahre lang dieſe reinkünſtleriſche Freude verſagen! Die Hofräthin hat einige von den fremden Officieren kennen gelernt, die ſie mir rühmt: es ſollen Leute von vieler Liebenswürdigkeit unter ihnen ſein.

8. Mai.

Die Hofräthin, die Präſidentin und ich, wir hatten eine Spazierfahrt nach dem Luſtſchloſſe Meilerie verabredet. Madame S., die fremde Schauſpielerin, die mit ſo vielem Beifalle auf unſerm Duodeztheaterchen Gaſtrollen gibt, eine Frau von Bildung und feiner Sitte, war zum Eſſen bei mir, und da ich wohl wußte, wie gern jene Damen in der Geſellſchaft von Künſtlern ſich befinden, ſo lud ich Madame S. ein, an unſerer Partie Theil zu nehmen.

Daß Couſin Fritz bereits zu Pferde vorausgeeilt war und uns erwartete, verſteht ſich von ſelbſt, denn die Präſidentin war ja mit uns. Es liegt allerdings ein großer Reiz in ſolchem Cicisbeat, und ich ſehe ein, daß ſich's eine Frau, ſei ſie freiwillig oder unfreiwillig Strohwittwe, wohl gefallen laſſen kann.

Ei, wie frivol! ich erſchrecke faſt darüber, dies geſchrieben zu haben. Doch in einem Tagebuche ſollte man nie etwas ausſtreichen. Es ſoll uns ja unſere Stimmungen, Meinungen und Gefühle an jedem Abende eines durchlebten Tages nach ſpäten Jahren noch zurückempfinden laſſen. —

Der Nachmittag wurde angenehm hingebracht. Madame S. declamirte einige ſchöne Dichtungen, und dies zog einige nordiſche Gäſte, die unfern von uns, ſich unter den ringsumherſitzenden Caffee- und Biertrinkern, durch den Genuß dampfenden Punſches auszeichneten, in unſere Nähe. Ehe wir's uns verſahen, war ein Geſpräch eingeleitet, da die Fremden ſich mit Geläufigkeit unſerer Sprache bedienten.

Ich muß geſtehen, daß dieſe Männer einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich machten. Einige unter ihnen zeigten einen nicht gewöhnlichen Grad von Bildung. Beſonders war es einer, der mir viel von Dresden und der dortigen Gallerie zu erzählen wußte. Er ſchien entzückt, als er hörte, ich triebe dieſe Kunſt mit Leidenſchaft.

Ich ſagte es ihm nicht — ich hätte nie das Herz dazu gehabt. Die Präſidentin that es und die Hofräthin ſtimmte in ihr Lob ein, das ſie mir ſpendete. Der junge Officier gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie gern er von meinen Arbeiten zu ſehen wünſchte. Ich zagte ordentlich, ihn zu mir einzuladen. Es ſchien mir zwar unhöflich, jedoch wußte ich mir nicht zu rathen.

Der Abend war bereits hereingebrochen. Der große Kreis um unſern Theetiſch hatte ſich in kleinere Kreischen aufgelöſ't. Was ſich angezogen hatte, ſaß traulich zuſammen, in halbleiſer Rede begriffen.

Man dachte nicht an's Nachhauſefahren. Madame S., die immer wieder auf's Malen und immer wieder auf meine Kunſtleiſtungen zu ſprechen kam, lud endlich, da der junge Fremde ſeinen Wunſch unverholen zu erkennen gab, dieſen ein, mit uns zu Nacht zu eſſen. Ich erſchrak über die Dreiſtigkeit der Frau; doch mußte ich freundlich in die Einladung einſtimmen, die der Fremde, wie mir ſchien, mit großer Freude annahm.

Ehe wir zurückfuhren, bat ich Karls Schweſter, Ottilie, uns zu begleiten. Die Präſidentin war früher nach Hauſe gefahren, von Fritz begleitet; der Hofrath war uns mit ſeinen Töchtern nachgekommen, zu denen bei der Heimfahrt ſich die Hofräthin geſellte, und ſomit war für Ottilien und den Fremden in meinem Wagen Platz geworden.

Der Abend floß ſehr heiter in Geſprächen über Kunſt und Muſiciren hin, und es iſt bereits 1 Uhr, da ich dies ſchreibe, und noch keine Stunde, daß die Geſellſchaft mich verlaſſen hat.

Für Morgen iſt eine Spazierfahrt nach Schönthal projectirt. Der Himmel gebe ſchönes Wetter dazu!

Ach Karl, du ſchläfſt wohl ſchon längſt und träumſt von mir — ich löſche das Licht, und will, bis ich einſchlafe, nur an dich denken!

9. Mai.

Nie iſt mir Schönthal ſo entzückend vorgekommen, wie heute. Es war dieſelbe Laube, daſſelbe Haus, dieſelbe Ferne, und doch Alles ſo anders. Die Durchſichtigkeit des Himmels war echt italieniſch, und dies gab dem Ganzen den zauberiſchen Reiz.

Der ſteife Schloßgarten mit ſeinen Grotten und Arcaden, Taxuswänden und ſteinernen Götterfamilien, der mir ſonſt in der Nähe dieſer Landſchaft doppelt verhaßt war — dieſer ſteife Schloßgarten, der dem abſcheulichen Hirſchpark Ludwigs

XV. wohl ähnlich ſehen mag, kam mir in meiner heutigen Stimmung ſogar angenehm vor. Ich durchſtrich ihn nach allen Richtungen, und ließ — unbelauſcht, wie ich zu ſein glaubte, mir das glühende Geſicht von dem feinen Staubregen erfriſchen, den die Attrape in der Hand einer grünlichen Najade mir willig ſpendete. Ich hatte die Augen geſchloſſen und fühlte mich bei der drückenden Hitze durch die feinen Waſſertheile wunderbar erfriſcht. Plötzlich iſt der Regen gehemmt, ein glühender Hauch berührt mein Geſicht. Erſchreckt öffne ich die Augen und gewahre zu meinem Schrecken einen ſchwarzen Schnurrbart und einen weit laut auflachenden Männermund dicht vor dem meinigen. Ich trete zurück — und erblicke nun — Theodor von R. — ſo heißt der junge fremde Officier, den ich geſtern kennen lernte.

Es kam mir vor, als ſei das, was er gethan, unanſtändig, und ich wollte mich erzürnt ſtellen. Es gelang mir jedoch nur halb und Theodor hörte nicht auf zu lachen. Und was hatte er denn gethan?

Wir gingen neben einander hin, und ich befand mich wohl in ſeiner freien Unterhaltung. Dieſer ſpielende Witz, dieſe leichte Frivolität, die ſelbſt, wenn auch nicht gerade heilige, doch ſehr gravitätiſche Dinge mit Sarkasmen und Neckereien wie mit den hüpfenden Lichtfunken eines Prisma's bewarf, war mir neu, beengte mich zwar, doch konnte ich mich nicht ſatt hören.

Was dieſe Männer, die in weiten Zügen im Gefolge ſiegreicher Waffen wie im Fluge die Welt ſehen, für einen hohen Grad von übermüthiger Sicherheit beſitzen! Eine Frau, in meinen Verhältniſſen geboren und erzogen, ſtaunt ſolche Größe an, und muß ſich vom Schwindel ergriffen fühlen, ſieht ſie ſich plötzlich in dieſe Verhältniſſe verſetzt.

Intereſſant iſt der Umgang mit den Fremden auf jeden Fall, ich denke mit Vorſicht kann und darf er genoſſen werden. Wie freue ich mich, daß Karl nicht hier iſt. Auch er iſt ein artiger Mann, Cavalier, Soldat — aber er hätte es gefühlt, wie ſehr er hinter dieſen Fremden zurückſtehen muß, und das wäre mir in ſo mancher Hinſicht unangenehm geweſen. Mein Karl, es iſt recht gut, daß du jetzt nicht hier biſt.

10. Mai.

Der Tag verging einſam und unfreundlich. Es regnete und ich verließ mein Schlafzimmer nicht, weil ich an Migraine litt. Gegen Abend ward meine Laune mir ſelbſt unerträglich. Ich hatte weder Couſin Fritz, noch den Baron von

M., noch ſonſt Jemand von meinen kleinſtädtiſchen Bekanntſchaften vorgelaſſen, die Alle zur gewöhnlichen Theeſtunde ſich eingeſtellt hatten, und war daher genöthigt, in der Geſellſchaft meiner Bonne, der langweiligſten von der Welt, zu ſoupiren.

Kein Wort entſchlüpfte ihren dicht geſchloſſenen Lippen. Es war entſetzlich. Unmuthig warf ich den Flügel eines kalten Kapauns, den ich voll Ingrimm abnagte, auf den Teller, ſprang auf, warf mich mit Ungeſtüm in den Lehnſeſſel am Pianoforte und phantaſirte. Nach einigen wilden Läufen und grellen Uebergängen ſpielte ich unwillkürlich die ſanfte Melodie:

„Il est trop tard pour qu'amour nous engage“

und hatte mich ganz in das ſüße Lied hineinverſenkt, als ein lauter Schrei meiner Bonne mich aus meinen Träumereien weckte. Ich blickte erſchreckt um. —

Wie in einem Zaubermährchen, wo ein neckender Geiſt, in vielerlei Geſtalten, auf allen Wegen, den Rittern und Damen, bald hülfreich, bald verderbend entgegentritt, ſo geſchieht es mir mit dieſem Menſchen.

Ich blicke um — und Theodor und noch vier oder ſechs ſeiner Spießgeſellen, wer mochte ſie zählen! knien mitten im Zimmer und klatſchen Bravo. Dann erſt ſpringen ſie auf und bringen die höflichſten Entſchuldigungen vor. Meine Zaubertöne haben ſie herbeigelockt, haben ſie dergeſtalt berauſcht, daß ſie die Sitte höhnend, eingedrungen ſeien in das Zimmer einer Dame, zu dieſer Stunde, in ſolcher Anzahl. Welche Ueberſchreitung des in unſerm Städtchen als ſchicklich Anerkannten! ich erſchrecke, wenn ich daran denke!

Aber erfüllt ſind die Menſchen von der liebenswürdigſten Offenheit und der echteſten Galanterie, wogegen unſere ſchalen Höflichkeitsformen gewaltig abſtechen.

Wie oft ſang ich bei offenem Fenſter, in den duftendſten Frühlingsnächten, bei beſſerer Dispoſition der Kehle meine lieblichſten Lieder, und nie fiel es einem unſerer Honoratioren ein, wenn ihn ſein Weg aus der Harmonie vorüberführte, in das Zimmer zu dringen, und wie anbetend auf die Knie zu ſtürzen. Ja, Karl ſelbſt lag, mir den Rücken zukehrend, mit dem Kopf zum Fenſter hinaus, Rauchwolken vor ſich hinblaſend, die ihm angenehmer ſchienen als Blüthenduft, und in meine hingeſeufzten Töne nicht ſelten einen gellenden Pfiff dazwiſchen ſendend, der dem Favorithunde Madame galt, welcher in weiten Kreiſen, laut bellend, gleich dem Höllenhunde, auf der Straße herumtobte.

11. Mai.

Das fremde Corps, das bereits einige Tage hier iſt, wird noch eine Woche bei uns bleiben. Unſere Familien ſind damit recht ſehr zufrieden, und die Fremden ſcheinen es auch zu ſein. Jene wetteifern in geſelligen Vereinigungen, dieſe können nicht aufhören, unſere Gaſtfreundſchaft zu loben. Ach — auch mir kann es recht ſein, wenn ſie noch hier bleiben, — doch werde ich mich ein wenig aus den Geſellſchaften zurückziehen. Ich fühle, daß dieſe geräuſchvollen Vergnügungen meinen Nerven nicht zuträglich ſind, und meine künſtleriſchen Beſtrebungen, die mich gleich nach der Abreiſe meines Mannes ſo ſehr in Anſpruch nahmen, haben faſt aufgehört. Und dann — das ewige Einerlei dieſer Geſellſchaften. Dieſelben Geſichter — dieſelbe Alltäglichkeit — dieſelbe Langeweile — und doch war es nicht möglich, heut' von Hofraths vor Mitternacht davon zu kommen. Die Kinder in dieſer Familie ſind mir unausſtehlich — namentlich das älteſte Fräulein, die zum Abbrechen Schlanke, Blanke, Kranke. Welche traurige Schwärmerei, welche auffordernde Züchtigkeit, welch kindiſcher Eigenſinn! o mein Gott! und mit dieſem Weſen konnte Theodor den ganzen Abend plaudern, heimlich plaudern. Was iſt mit Pauline zu reden, worauf ſie nicht ein Ja oder Nein antwortet —

dieſes Ja oder Nein wird zwar gedehnt, geſtoßen, geſchleift, ſpitz und tief vorgebracht; aber dennoch iſt es immer ein geiſtloſes, kahles Sylbchen, und es zeigt von einer übergroßen Eitelkeit, ſich ſelbſt ſprechen zu hören, mit einem ſolchen Automaten den ganzen Abend über hinzubringen.

Ich habe Kopfſchmerzen — Morgen will ich früh aufſtehen und an dich ſchreiben, mein guter Karl.

12. Mai.

Am heutigen Nachmittage große Conferenz bei der Hofräthin. Es wird eine Fahrt in das nahe Gebirge veranſtaltet werden, und die uns befreundeten Officiere des fremden Corps ſollen daran Antheil nehmen. Die Geſellſchaft wird zahlreich. Ich verließ die Verſammlung bald, weil ich launiſch war, und übertrug meine Stimme der guten Hofräthin, die zugleich Vorſtand des ordnenden Comité's iſt. Sie iſt zu ſolchen Dingen ſehr geſchickt und zeigte alsbald ihren Tact, daß ſie erklärte, keine von den zärtlichen Müttern dürfe ihre Kinder mitnehmen, die bei einer ſolchen Partie nur ſtörend wären, und ſelbſt ihr Paulinchen würde zu Hauſe bleiben.

Als ich nach Hauſe gekommen war, beendigte ich den am Morgen angefangenen Brief an Karl, der ihm nun einen Auszug dieſes Tagebuches bringt. Er bat mich ſelbſt um einen bloßen Auszug, da doch alle die Geringfügigkeiten meiner kleinen Häuslichkeit für ihn ohne Intereſſe wären. Ich werde ſeinem Befehle nachkommen.

Theodor iſt bei aller Liebenswürdigkeit dennoch ein ganz ſchrecklicher Menſch. Von einer Ausgelaſſenheit, die an Verruchtheit grenzt. Ich wollte um Alles in der Welt nicht in nähere Gemeinſchaft mit ihm gerathen. Er begeht die tollſten, verwegenſten, verbotenſten Streiche und mit einer Liebenswürdigkeit, daß man faſt vergißt, wie toll, verwegen und verboten ſie ſind.

Was thut er heute!

Mein Kammermädchen ſteht im Vorzimmer, und hat die Weiſung, Niemand einzulaſſen. Ich ſtehe ganz entkleidet vor dem Trümeau und waſche mir Bruſt und Rücken. Da wird die Thür des Vorzimmers aufgeriſſen und nach mir gefragt. Das Mädchen antwortet, und wenn ich gleich dieſe Antwort nicht verſtand, ſo laſſe ich mich dennoch nicht ſtören, da überdies meine Thür verſchloſſen iſt. Plötzlich höre ich halbleiſe die Worte: „Wenn Du Dich unterſtehſt“ — und bald darauf noch leiſer ein Wimmern, ein Bitten, wie wenn Jemandem Schmerz zugefügt wird, und zwar ſo nahe an der Thür, daß ich ſogleich an ein Lauſchen denken mußte.

Ein eiskalter Schauer überläuft mich, ich weiß nicht, was es iſt, um jedoch hinter die Sache zu kommen, gehe ich nach dem Hintergrund der Stube, gleichſam um etwas zu holen, und den Lauſcher an der Thür, den nun ich belauſchen wollte, nicht zu verſcheuchen. Ich drücke mich an die Wand, in welcher die Thür befindlich iſt, und ſchleiche ſo ſachte zum Schlüſſelloch. Da erblicke ich Theodor, den Finger meines Kammermädchens zwiſchen den Zähnen, das Auge an die Oeffnung gedrückt, um bei dem leiſeſten Verſuche von ihrer Seite, ſein Lauſchen zu verrathen, wie ſie mir nachher geſtand — ihr den Finger abzubeißen. Halb ohnmächtig warf ich mich auf die Ottomane, hüllte mich in einen Shawl und klingelte. Mein Mädchen trat mit einer verſtörten Miene durch eine Tapetenthür ein, indeß hörte ich wie Theodor ſich kichernd entfernte.

13. Mai.

Der Tag verging mit den Vorbereitungen zur Reiſe. Unter Anderem ward auch an Karl geſchrieben.

Die Sonne ſchien herrlich und das Gebirg lag in ſeinem veilchenblauen Dufte da, der immer beſtändiges und ſchönes Wetter anzeigt. Die Reiſe wird acht Tage dauern und ich verſpreche mir viel Vergnügen davon.

Ich konnte meine Augen nicht von den ſeltſam geformten Kuppen abbringen, die wie ein myſtiſcher Vorhang am fernen Horizonte ausgeſpannt waren, der mir jetzt noch ſo Manches verbirgt. Ich bin überzeugt, daß mir dieſe Reiſe die Löſungen bringen wird.

Die warme Sommernacht ſpielt durch das geöffnete Fenſter mit ihren Düften und Klängen, hoch oben leuchtet der Mond, im Weſten zucken Blitze. Es iſt göttlich! Mir wird ſo heiß! ich will mich in's Fenſter legen. — — — — Gute Nacht, ihr lieben Berge! Bald werden wir uns näher kennen lernen. Ihr ſollt mir eure geheimen Herrlichkeiten alle zeigen. Die verſchwiegenſten Thäler mit ihren Silberbächlein, ihren ſchwarzen Felſenhäuptern, die ſie bewachen, den endloſen Höhlen, wo die Metalle wachſen, den friedlichen Sennhütten, wo Unſchuld und Treue wohnt, und den romantiſchen Trümmern, die an Stärke mahnen.

Unſchuld, Treue, Stärke!

Mir fallen die Augen zu. Das nächſte Blatt bringt die Beſchreibung des erſten Reiſetages.

14. Mai.

Wir ſind im erſten Nachtquartier, dicht am

Fuße der Berge, der heutige Tag ward von einer glühenden Sonne beſchienen, und von einem dicken Chauſſéeſtaub eingehüllt. Die Wagen fuhren im langſamen Zuge bergan, und die Kutſcher gingen antreibend und ſchwitzend nebenher. Die Lebendigkeit der Geſellſchaft am kühlen Morgen der Abfahrt war bis zum Mittage bedeutend erloſchen, einſylbig, die Meiſten ſchlafend, erreichten wir das Wirthshaus, wo Halt gemacht wurde. Gegen Abend ward es wieder luſtiger. Man hörte aus dieſem und jenem Wagen Geſang und Gelächter erſchallen, und meine Gefährten, Madame S. und Theodor, ſtellten eine kleine Witzjagd an. Ich finde keine Freude an dieſem Waidwerke und ſchwieg daher.

Bei der Abendtafel zeigte ſich von allen Seiten ungemeine Heiterkeit. Mir dauerte ſie zu lang. Ich ſtand auf, durchſtrich den kleinen Garten, der hinter dem Wirthshauſe liegt, und verlor mich in Gedanken vertieft auf eine Wieſe, die ein von Erlengebüſchen eingefaßter brauſender Waldbach durchtoſ'te. Ein ernſter Fels ſtand hoch am Ende der Wieſe und ließ die Mondſcheibe nur ſo viel hinübergucken, um dem Thale eine freundliche Dämmerung zu verleihen. Im nahen Tannenhorſte ſchrie der Holzhäher, Tauſende von Inſecten ſangen aus den verſchiedenartigſten Kehlen und in den ſonderbarſten Tonarten ein Elfenconcert von Oberon, und gleich den Edelſteinen an Erlkönigs Mantel umblitzten mich die funkelnden Johanniskäferchen, vor deren buntem Feuerprunk die ſtill eingeſchlafenen Wieſenblümchen verſchwanden.

Ich ſchlenderte den Bach entlang, nicht achtend ſeiner Felſenufer, die rauher, ſpitziger, unwegſamer wurden. Je weiter ich mich von der lärmenden Geſellſchaft entfernte, deſto wohler ward mir. Meine Bruſt war offen, und ein ſchönes Gefühl nach dem andern zog hindurch. Ich dachte Freundſchaft — Kunſt — Liebe — vergaß Alles, was mich im Hauſe beengte und war ganz glücklich. Je näher ich dem ſchwarzen Felſen kam, deſto mehr entzog er mir von den Mondſtralen, das Thal ward wild und finſter und nur die glühenden Würmchen, meine Begleiter, leuchteten mir gütig. Aber welch ein buntes, flackerndes Licht — ſie ſchwirrten in immer dichtern Haufen — ich hörte das Säuſeln ihrer kleinen Schwingen — mir ſchwindelte. Ich griff nach ihnen — ſie flohen, die bunten Geſellen. Ich tappte hin und her, um ſie zu erreichen, ich mußte ſie haben — da gleitet mein Fuß — ich greife nach einem Strauche, der mit ſchwacher Wurzel in der ſpärlichen Erde des Felſenufers haftet, und Strauch und ich, wir Beide ſtürzen in die ſchäumenden Wellen. Da hebt mich ein ſtarker Arm empor, und trägt mich auf einen weichen Raſenfleck. Der Schreck hatte mich unfähig gemacht zu reden, ich war aber keineswegs beſinnungslos. Ich fühlte Schmerz am rechten Arm, den ein ſpitzer Kieſel verwundet hatte, und ſah Theodors hohe Geſtalt neben mir knien, mich ſorgſam in ſeinen Mantel hüllend, um mich, die ganz Durchnäßte, zu erwärmen.

Mit Beſorgniß erkundigte er ſich nach meinem Befinden. Er nahm mir das naſſe Tuch vom Halſe, ſchlug ſeinen Mantel und ſeinen Arm feſter um mich, und halb von ihm geführt, halb getragen, legte ich den Weg zum Wirthshauſe zurück. Kaum hatte er meine Entfernung bemerkt, ſo war er mir nachgeſchlichen. Es machte ihm Freude, wie er mir geſtand, mich zu belauſchen, und doppelte Freude jetzt, da er mein Retter geworden war, ſetzte er ſcherzend hinzu.

Wir fanden die Geſellſchaft noch lärmend beiſammen. Mein Unfall ward beſpöttelt, wie ich es vorausſehen konnte. Ich nahm Veranlaſſung, mich zurückzuziehen, um nach dem unfreiwilligen kalten Bade durch ein warmes Bett und ſchnelle Entkleidung einem Fieberanfalle vorzubeugen, und ſchreibe dieſe Zeilen in einem hübſchen, reinlichen Zimmer, das ich mit Madame S. theile, die ſo eben zur Thür her[illegible]tritt.

Ich muß für heute ſchließen, und möchte doch noch gern ſo viel ſchreiben. Und was? Die Begebenheiten ſind alle mit der frauenzimmerlichſten Breite erzählt — es iſt nichts zurück — und doch — aber wie ſollte ich das zu ſchildern verſuchen? —

15. Mai.

Meine einmal durch nichts abzuhaltende Tagebuchſchreiberei vor dem Schlafengehen entſchuldigte mich bei der Geſellſchaft, für einige Augenblicke den gemeinſchaftlichen Speiſe- und Schlafſaal zu verlaſſen.

Den gemeinſchaftlichen Schlafſaal, ja, ja. Wir ſtecken bereits tief im Gebirge, unſer Wirthshaus hängt an einer Zacke, und da war nicht Raum für ſo zahlreiche Geſellſchaften, wie die unſrige, die gehörigen Gemächer anzubauen. Ein großer Raum, und darin rechts eine lange Streu für die Herren, links für die Damen, dies iſt das Schlafgemach.

Die Herren lachten, die Damen ließen es nicht an Ausrufungen aller Art fehlen, als uns der ehrliche Wirth mit ſeiner einfältigen Miene die Sache als ganz gewöhnlich vorſtellte. Einige wollten ſitzend auf Stühlen die Nacht hinbringen, Andere ſich einen Platz im Freien ſuchen, noch

Andere die Lichter brennen laſſen. Doch dieſe ſchönen Vorſätze konnten nicht in Ausführung gebracht werden. Nach dem beſchwerlichen Klettern und Steigen mußten die Dämchen der Ruhe pflegen, und das Sitzen auf dem Stuhle wäre nicht im Stande geweſen, ſie zu den Strapazen des morgenden Tages zu erſtärken. Das Schlafen im Freien war ganz unmöglich. Das Haus ſtand auf einer Klippe, von Abgründen umgeben, da war kein Platz zu einem ſolch romantiſchen Nachtlager, beſonders für Damen. Das Licht brennen zu laſſen, verbot die Schamhaftigkeit der müden Damen, die ſich nothgedrungen der Streu bedienen mußten, nun vollends. Es mußte daher das allgemeine Lager gut geheißen werden, und für Prüderie wurde erklärt, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Ein ältlicher Herr machte den Vorſchlag, zwiſchen beiden Lagern, die wie feindliche ſich gegenüber lagen, einen Wall von ſtark angefeuchtetem Sande aufzuführen, um ſo den Verſuch eines nächtlichen Ueberfalls am andern Morgen ſogleich aus den Fußſtapfen entnehmen zu können. Der Vorſchlag, den er, wie ich glaube, aus Arnim's Wintergarten entlehnt hatte, fand Beifall. Der Wall, oder vielmehr Damm, wurde gemacht, und nachdem ſich Alles zur Ruhe gelegt hatte, ſollte der alte Wirth mit einer Walze ihn ebenen und glätten.

Ich höre lachen, mein Name wird gerufen, ich muß mich auf die Streu legen.

16. Mai.

Welche unruhige Nacht in dem geſtrigen Wirthshauſe. Heute ſind wir auf geebneter Straße, in einem geräumigen. Die Romantik verliert dabei und das Abenteuerliche, was die Decenz und die Moral gewinnen. Kaum waren die Lichter gelöſcht, ſo entſtand ein Flüſtern, ein Ziſcheln, ein Kichern und ein Huſten rings umher, als wenn Kobolde und Gnomen aus den Spalten des alten Geſteines kröchen, um die Ruhe der müden Wanderer zu ſtören. Drückende Hitze und tiefe Finſterniß hatten ſich vereinigt, um den Aufenthalt zu einer Hölle umzuſchaffen. Wie oft auch der Wunſch geäußert wurde, ein Fenſter möge geöffnet werden, Niemand wagte es, und erbot ſich ein kühner Mann dazu, gleich kreiſchten die Damen laut auf, denn der uns umgebende Sandwall hätte die Fußſtapfen gezeigt, und auf die unſchuldigſten Leute hätte ein gräßlicher Verdacht fallen können. Endlich ergab ſich Jeder in das Unvermeidliche, es ward ſtill, und nur hier und da verrieth ein Seufzer aus tiefer Bruſt, daß nicht Alles ſchlief.

Mein Loos war ſchrecklich. Neben mir lag die pommerſche Präſidentin, deren derbes Naturell ihr einen der Ermüdung entſprechenden Schlaf bewirkt hatte. Sie ſchnarchte laut, lachte laut, ſprach verworren im Schlafe, und warf mir mehrmals während ihrer Monologe den centnerſchweren Arm auf die Bruſt, daß mir der Athem verging. An der andern Seite lag Madame S., die mit leiſem Flüſtern alle Schönheiten der Gebirgsnatur, wie ſie ſie am Tage in ihre, jedem Schönen offene Seele empfangen hatte, ſich recapitulirte, und ſogar eine rhythmiſche Schilderung davon verſuchte. Sie wollte nämlich hinter dem Zeitgeſchmacke nicht zurückbleiben, und übte ſich im Improviſiren, um ſich nächſtens öffentlich darin bewundern zu laſſen. Mein Antipode war Theodor. Nachdem er mir eine gute Nacht gewünſcht hatte, war er — wie es ſchien — feſt eingeſchlafen. Ich lag mit offenen Augen da, verſtopfte mein Ohr vor den Einflüſterungen der Madame S., und ſuchte mich vor den Attaken der Präſidentin zu ſichern. Unter dieſen ermüdenden Beſtrebungen brachen die erſten Morgenſtralen durch die bunten Vorhänge der Fenſter, und ſpendeten mir einen kurzen erquicklichen Schlummer.

Mit lautem Jubel wurde die Sicherheitscommiſſion geweckt, denn Niemand durfte das Lager verlaſſen, ehe dieſe den unerſtiegenen Sandwall recognoscirt hatte. Dieſes geſchah mit Umſicht und Sorgfalt, und die ganz gekleideten Herren und Damen erhoben ſich in dem unordentlichſten Aufzuge von der Erde.

Man fühlte ſich unbehaglich, nahm einſylbig das Frühſtück, und ſelbſt der Sandwall war kein Gegenſtand des Scherzes mehr. Vielleicht eben darum, weil er ſo glatt dalag, und nicht einmal den Schein eines Verdachts aufkommen ließ.

Die Naturſchönheiten häuften ſich auf unſerer heutigen Fahrt, und die Bewunderung wuchs in demſelben Maße. Da wir Abends unſerer heutigen Nachtherberge zurollten, verengte ſich ein himmliſches Thal, und die Felſen ſahen mit recht grotesken Geſichtern auf uns hernieder. Gefällte Bäume ſtürzten krachend von der Höhe, und das reißende Gebirgswaſſer führte ſie hinab in die Ebenen, wo ſie zu Flößen verbunden wurden, die Aexte ſchallten oben im Forſte, und von den Firnen erklangen die Hörner zum Gruße der ſcheidenden Sonne. Theodor ſchien weicher geſtimmt, als gewöhnlich. Sein Auge ruhete mild, wie ich es noch nie geſehen, auf dem meinigen. Er hatte meine Hand ergriffen. Madame S. ſchien begeiſtert, auch. ſie nahm ſeine Hand. „Wir wollen hier im Angeſicht dieſer Felſenzeugen einen Bund ſchließen für die Ewigkeit,“ rief ſie. Und da hatte ſie Theodor einen Kuß gegeben, dann küßte ſie mich. Theodor ſah mich ſeelenvoll an, und — ich gab ihm einen recht herzlichen Kuß. „Den bin ich Ihnen noch ſchuldig für meine Rettung an jenem Abende,“ ſagte ich eben ſo unbefangen, als ich dies jetzt niederſchreibe.

Wie ich höre, ſind wir hier nahe an der Grenze. Ein Weg über's Gebirg führt in ein Paar Stunden zu Karls Garniſon. Ein Bote ſoll ihm morgen einige Zeilen von mir bringen.

Mein Gott, ich überſehe, was ich geſchrieben habe, und erſtaune. Ich ſollte ſchläfrig ſein, und bin es nicht. Es war ein herrlicher Abend, ich werde noch im Bette an das himmliche Thal denken, was wir durchflogen haben. So muß ſich Jean Paul ſein Roſanathal gedacht haben.

17. Mai.

Heute löſ'te ſich die große Geſellſchaft in kleinere auf, und nur der Mittagstiſch vereinigte ſie wieder. Die Präſidentin iſt Schuld daran. Stets ſonderte ſie ſich mit ihrem Cicisbeo ab, ihr folgten einige andere Damen, und nun iſt die Mode allgemein geworden.

Gleich nach der Mahlzeit trennten ſich die Paare; Alles, was ſich leiden mochte, fand ſich leicht, und die dunkeln Gebüſche, die friſchen Felſenpartien nahmen die Luſtwandelnden auf. Ich hatte mit Theodorn eine bedeutende Höhe erſtiegen, von wo wir das Thal überblicken konnten, und es nahm ſich recht lieblich aus, die bunten Geſtalten es nach allen Richtungen durchziehen zu ſehen.

Wir wanden uns auf ſteilem Wege tiefer in die Felſen hinein. Kein erwärmender Sonnenſtral — Alles kalt und öde. Endlich ſtanden wir in einem Felsgewölbe, aus deſſen Höhe ſich donnernd ein Waſſerfall zu unſern Füßen ſtürzte. Die Felsbrücke bebte, worauf wir ſtanden, und ein mehrſtimmiges Echo hallte den Donner des Sturzes lange nach. Es war ein herrlicher Moment. Wir ſahen Beide hinauf, wo das Gewölbe geöffnet war, und die Sonne aus Waſſertropfen einen funkelnden Diamantenkreis erſchuf. Mein Blick fiel auf den ſeinen. Theodors Auge wiederſtralte den Himmel. Seine Arme hatten mich umfaßt — die Felſen erzitterten — Waſſer toſ'ten — die Donner dröhnten — die Sinne vergingen mir — und ich warf mich, aufgelöſ't von der Gewalt der Umgebung, an die Bruſt des Starken! — —

Ja, ich lieb ihn! dir vertrau' ich's, ſtille, verſchwiegene Nacht! Ich lieb' ihn — und müßt' ich darüber vergehen. Ich fühl' es, ich werde ſtärker ſein, als meine Liebe.

18. Mai.

Der ſchönſte Morgen der Reiſe. Der Himmel gewinnt an Helle, je tiefer wir in das Gebirge dringen, und dieſes wird zauberiſcher, je mehr wir davon kennen lernen.

Was aber den Morgen ſo ganz beſonders verherrlichte, war, daß Madame S. es vorzog, zu Fuße zu gehen, um den Morgen beſſer genießen zu können. Ich war mit Theodor allein im Wagen. Er erzählte mir von ſeinem Vaterlande, das ſehr fern von dem meinigen liegt. Er ſchilderte es mir als reizend. Er ſchilderte es ſo reizend, und fragte, ob ich mich wohl je entſchließen könnte, es mit dem meinigen zu vertauſchen. Als Mittags die Kutſchen einen breiten Weg hinabrollten, um in den Hof des rothbedachten Wirthshauſes einzubiegen, überraſchte mich der Anblick meines Mannes, der im Uniformsüberrock und Mütze, eine lange Pfeife im Munde, daſtand, und einer dickwangigen Bauerdirne in den Arm kneipte, daß ſie laut aufſchrie, und mit dem Rechen nach ihm ſchlug. Er hatte meine Zeilen erhalten, und konnte es ſich nicht verſagen, die wenigen Stunden Wegs zurückzulegen, um mich zu ſehen. Hätte er es doch nicht gethan. Ich muß geſtehen, ſeine etwas ſteiſe Figur paßt nicht in unſere Ungezwungenheit.

Indem ich dieſes ſchreibe, ſchläft er bereits ſanft. Ich konnte den ganzen Tag nicht eine Geſchichte mir aus dem Sinne ſchlagen, die ich vor langer Zeit ſchon hörte.

Eine junge Dame in unſerer Gegend hatte mit einem fremden Krieger während des letzten Feldzuges einen Liebeshandel angeknüpft. Sie entſchloß ſich, ihm Alles zu opfern und ihm in ſein Vaterland zu folgen. In einer ſtattlichen Equipage ſah man ſie an ſeiner Seite davonfahren, und nach einem Vierteljahr ſchon erfuhr man ihren Tod. Als ſie ſich der Grenze ſeines Vaterlandes näherte, wo wilde Einöden ſich unermeßlich ausdehnten, verlor ſich nach und nach die geheuchelte Liebenswürdigkeit des Verführers, ſein rauhes Weſen nahm ſo überhand, daß die Unglückliche nicht mehr daran zweifeln konnte, er liebe ſie nicht, und wolle ſich ihrer auf gewaltſame Weiſe entledigen. Einſt mitten in einem furchtbaren Walde, in dem ſie ſich ſchon ſeit mehreren Tagen befanden, und der ſich noch immer unermeßlich vor ihren Blicken ausdehnte, eröffnete der Fremde der Unglücklichen, daß er ſie nicht in ſein Vaterland mitnehmen könne, und daß ſie ſogleich den Wagen verlaſſen müſſe. Er pfiff, der Kutſcher hielt, er öffnete den Schlag, und wollte die — die er oft ſeinen Engel genannt, vor welcher er auf den Knien wie zur Anbetung gelegen hatte — verächtlich aus dem Wagen ſchleudern. Aber in der ſchrecklichſten Verzweiflung umklammerte ſie ſeine Knie, dieſelben Blicke, die einſt im übermüthigen Wahn ihn zum Glücklichſten zu erheben glaubten, dieſelben Blicke, die ihm Alles, das Köſtlichſte, was er erflehte, gewährten, waren jetzt in Thränen gebadet auf ihn gerichtet, und hofften noch Kraft genug zu beſitzen, ſeiner Seele nur ein ärmliches Erbarmen einzuflößen. Umſonſt!

„Ich eile in die Arme meines Weibes,“ rief der Schreckliche, „was willſt Du, Verworfene, in jener heiligen Nähe.“ Da verließen ſie die Kräfte, ein Stoß, und ſie ſtürzte zum Wagen hinaus. Der Fremde zog eine Börſe, und warf ſie ihr zu. Dieſer Augenblick des Zögerns genügte, ihr die Beſinnung wieder zu geben. Sie ſchwang ſich empor, und verſuchte den Wagentritt zu erreichen, da wurden die Pferde angetrieben, ein Schuß aus dem Schlage ſtreifte ihre Schulter, ihr Blut floß, und ſie ſank ohnmächtig in den Graben zur

Seite des Weges. Bayern fanden ſie und nahmen ſich ihrer an. Bald darauf kamen Briefe nach Deutſchland, die von ihrem Unglücke Nachricht gaben, doch indem Anſtalten getroffen wurden, ſie zurückzuholen, erfolgte ihr Tod in dem fremden Lande, der ſie mitleidsvoll dem unnennbarſten Elende entriß.

Betrogen — ſo ſchändlich betrogen von dem, dem man Alles hingab — was kann ſchrecklicher ſein?

Ich weiß nicht, was mir dieſe entſetzliche Geſchichte ſo lebendig in's Gedächtniß ruft? Es iſt mir leichter, da ich ſie in meinem Tagebuche aufgezeichnet ſehe.

Mein Mann ruft: Lieschen! im Schlafe. Nun wahrhaftig, das nenne ich eheliche Zärtlichkeit. Er träumt von mir.

19. Mai.

Ein trüber, regneriſcher Morgen. Karl beurlaubte ſich bei der Geſellſchaft. Wir hatten ihm, er uns wenig Vergnügen gemacht. Die Gegend ſoll bei ſchönem Wetter ſehr anmuthig ſein. Heute jedoch, wo lange Nebelſchleier um die ſchönen Häupter der Felſen hängen, und die Natur verſäumt hatte, Toilette zu machen, war von der Anmuth nichts zu ſpüren. Dabei blies ein rauher Wind und trieb feinen Regen in den Wagen. Madame S. litt an Zahnſchmerzen, wir mußten die Seitenleder zumachen, um jeden Zugwind zu vermeiden, und ſo fuhren wir ſtill und trübe im Halbdunkel, und ſchloſſen von Zeit zu Zeit die Augen.

Wir waren ein Paar Stunden ſo fortgerollt. Die S. hatte ihren Kopf mit einer Menge Shawls verſchanzt, ſo daß ſie weder ſehen, hören, noch ſprechen konnte. Ich konnte mich daher nur mit Theodor unterhalten.

Er warf ſcherzend die Frage auf, welch Liebeszeichen vor dem andern den Vorzug habe, ein Blick, ein Händedruck, oder ein Berühren mit der Fußſpitze, und nahm ſich vor, dies Thema als Terzon in Verſen zu behandeln.

Zuerſt, meinte er, ein Blick ſei zu öffentlich, ein Jeder könne ihn deuten und verſtehen; ein Händedruck knüpfe ein bloßes Freundſchaftsband; aber das Berühren mit einem zarten Füßchen, dringe bis in's Innerſte der Seele, und ſpräche deutlich, wenn auch ſehr geheimnißvoll, den Wunſch aus, daß man geheim beſitzen wolle.

Ich lachte, und bemerkte ihm, wie Blick und Fußberührung oft ſehr zufällig wären, und nur Eitelkeit ſie ſich zu Gunſten deuteten, wie man aber viel wagte, ſie ſogleich für Liebeszeichen zu halten. Ein Händedruck ſei jedoch beſtimmter, und er ſpräche deutlich: Ende deine Klagen, Geliebter!

Auch das ließe ſich hören, meinte er. Im Ernſte aber wäre dieſe Zeichenſprache mit Hand und Fuß unbeſtimmt, wenn die Augen nicht interpretirten. Nur wenn ſich dieſe Sterne entwölken, wiſſen wir, ob die Herrin dräuen will, oder ob ſie: hoffe! ſagt. Drum gewähren Blicke das höchſte Glück der Liebe, ſo lange — fügte er hinzu — zwei Liebende belauſcht ſind. In der Einſamkeit jedoch, wo kein Verrätherauge wacht, iſt es der Kuß. Er küßte mich, ohne daß ich es wehren konnte. Der Wagen erhielt einen ſtarken Stoß, die S. rührte ſich, wir fuhren aus der Umarmung auf, und ſahen, wie wir den Wagen öffneten, daß wir am Wirthshauſe hielten. Das Unwetter nahm zu, und wir fuhren nicht weiter. Der Reſt des Tages wurde mit Pfänderſpielen und andern Zeit ertödtenden geſelligen Fadaiſen hingebracht. Die Gebirgsreiſe hat ein Ende. Morgen rollen wir auf der Chauſſee den kürzeren Weg nach Hauſe, wo wir übermorgen eintreffen werden. Der Mond ſcheint, die Sterne blinken, die Luft iſt lau, wir werden ſchönes Wetter haben. Unten erklingt eine Guitarre — es ſingt:

gute Nacht! das iſt Theodor. Genug für heute, ich will mich noch ein wenig in's Fenſter legen.

20. Mai.

Die Chauſſee mit ihrer Einförmigkeit, die immer mehr und mehr von dem Gebirge ſich entfernte, und die Geſchwätzigkeit der Madame S., die gleichſam heute einholen wollte, was ſie geſtern verſäumt hatte, machte dieſen Tag zu dem langweiligſten unſerer Reiſe.

Im Wirthshauſe angekommen, beſahen wir die zur Aufnahme beſtimmten Zimmer, und ich nahm eine kleine Erkerſtube in Beſitz, in welcher nur ein Bett ſtand, deren Fenſter aber eine liebliche Ausſicht nach dem Gebirge gewährte, das bereits wie ein dunkelblauer Strich ſich am Horizonte hinzog.

Mein Tagebuch liegt vor mir aufgeſchlagen, ich weiß nichts mehr zu ſchreiben, und doch lege ich die Feder nicht weg, mir iſt's, als müßte ſich noch etwas ereignen — mir iſt's, als hörte ich die Guitarre — und doch iſt Alles ſtill — nur in mir ſind die Klänge, horch — nein — da tönen ſie wirklich! — — —

So eben verläßt mich Theodor! — Was ſoll ich ſchreiben? Kann ich's? — Mein Kopf! mein

Kopf! ich ſtehe an einem Abgrunde, möge der Himmel mich nicht verlaſſen! —

21. Mai.

Wie ein Traum hingeſchwunden all die Seligkeit! Ich ſitze in meinem Boudoir, meine Bonne hat mich ſo eben verlaſſen. Sie wollte eine Reiſebeſchreibung, ich gab ihr den gedruckten Wegweiſer, und ſie war zufrieden.

Ich werde ihn nun nicht mehr alle Tage ſehen, nicht mit ihm zuſammen ſein vom Aufgange der Sonne, bis zum ſpäten Abend, nicht in ſeinen Blicken leſen. Bald — bald wird er mich ganz verlaſſen — er wird ſeinen Fahnen folgen — er wird mich vergeſſen — und ich werde ihn nie wiederſehen! — Es iſt gut, daß es ſo kommen wird. Ich fühle es, bliebe er länger in meiner Nähe, ich würde in dem Grade elend werden, als ich jetzt glücklich bin! —

22. Mai.

Ich ſah ihn den ganzen Tag nicht. Meine Freundinnen wußten, daß das fremde Regiment noch einige Wochen bei uns auf eine Marſchordre warten müſſe. Meine Freundinnen erzählten mir's, und er ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen — er hatte mir nichts mitzutheilen. Am Abende erſchien er höflich, gemeſſen, es war Theegeſellſchaft bei mir. Ich konnte ihm nichts ſagen. Ich wollte ihm nichts ſagen, und kein verſtohlenes Zeichen verſchämter Gunſt, kein Blick, Händedruck oder Fußberührung erfreuete ihn, obgleich er dazu aufzufordern ſchien, und ſeine Hand ſo auf den Rand des Sopha's gelegt hatte, daß ich ſie ihm unbemerkt unter der Tiſchdecke wohl hätte drücken können.

Aber leiſe ſchob ich meinen Finger in ſeinen Ermel, und indem mein Puls an dem ſeinigen ſchlug, zerriß ich unbemerkt die Manſchette mit meinen Nägeln in hundert Stücke. Er fühlte die Bewegung der Finger, das Pochen der Pulsadern, er wähnte nicht, daß ich, vom Zorn übermannt, ein Werk der Rache übte.

Endlich war es geſchehen, ich zog meine Hand zurück, er erhob den Arm, entdeckte, was ich gethan. Eine flammende Röthe überflog ihn, er verließ ſeinen Platz, und bald darauf ohne Abſchied die Geſellſchaft.

Er iſt wie Alle! ich will mir's aus dem Kopfe ſchlagen, es wird zu meinem Glücke ſein!

23. Mai.

Ich ſah ihn nicht! Ein Tag vergangen und ich ſah ihn nicht!

— Ein angefangener Brief an Karl liegt vor mir. Ich bitte ihn, mich zu ſich zu nehmen. Ich bin nicht im Stande, den Brief zu vollenden. — Sollte er mich wirklich nicht geliebt haben? o die Männer! die Männer!

24. Mai.

Ich bin krank — ſehr krank!

Hätte ich die Gebirgsreiſe doch nie mitgemacht! Ich weiß es, ich werde ſterben, und ich bin zufrieden und ruhig.

Heute ſah ich ihn vorübergehen. Ich verbarg mich hinter dem Verhang, mein bleiches Geſicht ſollte er nicht ſehen, dieſen Triumph gönnte ich ihm nicht. Unnütze Vorſicht! Mit keinem Blicke grüßte er das Haus! — Faſt erſcheint es mir wie Sünde, jetzt zu meinem Mann zu reiſen. Mein Herz iſt zerriſſen von einem Andern, ich gehöre einem Andern an — ich kann — ich will nicht heucheln. Ich habe Karl nie geliebt — nur einmal geliebt, da ich ihn ſah — nur einmal beglückt geliebt, da ich glaubte, daß er meine Gefühle theilte.

Ich bin die arme, unglückliche Thörin, die er von ſeiner Seite wegſtößt, in einer Wüſte einſam verzweifelnd liegen läßt, und da ſie ſeine Knie umfaßt, mit ſeinen Waffen grauſam verwundet. Ich fühl's — die Wunden ſind tödtlich — laſſe mich daran verbluten, gütiger Himmel! —

25. Mai.

Ein Tag, wie die vergangenen, zog langſam mit allen ſeinen Qualen an mir vorüber. Ich hatte mich Abends in's Fenſter gelegt, um friſche Luft zu ſchöpfen. Es war bereits ſpät, die lange, breite Straße war todt, auch konnte das Wetter nicht zum Spaziergange einladen. Es war für die Jahreszeit rauh, und der graue Wolkenhimmel verhieß Regen. Und doch bei dieſem Wetter und zu ſolcher Stunde ſpazieren gehen? Wer ſollte das glauben? Pauline an Theodors Seite. Die kränkliche, nervenſchwache Pauline — und wie zärtlich er ſie umfaßt hält — und wie lebendig die Unterhaltung iſt! Pauline!

Ich habe ihn verloren — jetzt fühl' ich's — für ewig verloren.

26. Mai.

Gedanken, wie ſie der tollſte Wahnſinn gebiert, beſtürmten mich den ganzen Tag. Ich wollte ſie zu mir bitten laſſen, ihr eine ſaftige Frucht geben, eine Taſſe Chocolade bereiten, und darin den Tod — o, es iſt ſchrecklich! Nicht ihr — mir den Tod! Für mich hat das Leben keine Freude mehr — doch für ſie — warum ihre Freude werden? Sie darf ſie genießen — für mich war der Gedanke ſchon Verbrechen! —

Ich ſchritt über die Schwelle — ich kann nicht mehr zurück! —

Er liebte auch mich — ja, er heuchelte nicht. Dieſe Männer können lieben — nicht wir. Er liebte mich — er liebt Pauline — und er liebt mich noch.

Ich bin eine Thörin, mich darüber zu grämen. Er ward von mir anſcheinend beleidigt, er verlangte als Genugthuung, daß ich ihn wieder anzuziehen, wieder gut zu machen ſuchte — und ich verliere den Verſtand, und wundere mich darüber, daß er ihn nicht auch verloren hat.

Ich Raſende, wohin ſchweifte ich aus? Denke an Gift, Mord und Verdammniß, und kann mit einem Worte mir jede Seligkeit, die ich verloren wähne, wieder ſchaffen.

Ja, ich will es!

Morgen ſoll er an meinem Theezirkel Theil nehmen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

27. Mai.

Heute beſchäftigte ich mich auf die angenehmſte Weiſe. Ich ließ zwei der ſchönſten Zimmer, mit der Ausſicht nach dem Garten, für

Theodor einrichten, denn ich nahm mir vor, ihn aufzufordern, dieſe Wohnung anzunehmen. In der jetzigen kriegeriſchen Zeit iſt es weniger auffallend, einem fremden Officier Obdach zu geben, ja, hier in dieſem Falle, wird es mir ſelbſt zu Gunſten ausgelegt, da er kränklich iſt, und in ſeinem jetzigen Quartier ihm die nöthige Pflege nicht zu Theil werden kann. Um übrigens noch jeden Schein des Anſtandes zu wahren, ſoll Karls Schweſter während dieſer Zeit bei mir wohnen. Ich habe lange ſchon dieſes innere behagliche Leben nicht geſpürt, das heute mein ganzes Weſen wieder einmal durchdrang. Ich ordnete Alles auf's Beſte an; die ſchönſten und bequemſten Dinge wurden nach den freundlichen Zimmern gebracht, und man konnte auf den erſten Blick ſehen, daß hier eine liebende Hand gewaltet hatte.

Der Abend kam unter dieſen angenehmen Beſchäftigungen ſo ſchnell heran, daß ich kaum bis zum Eintritte der Geſellſchaft mit der Toilette fertig wurde. Ottilie mußte daher die Wirthin machen.

Ich konnte mich nicht vom Spiegel trennen. Alles, was ſchön an mir war, ſchien heute im vollſten Glanze zu prangen. Mein Anzug war gewählt und kleidſam. Ein mir eigenes Lächeln; wobei ſich die Lippen gerade ſo viel öffnen, um die Zähne nur halb ſehen zu laſſen, und an den Mundwinkeln ein leichtes, reizendes Fältchen bilden, gelang vollkommen, wie ich es vor dem Spiegel verſuchte, und ich war mit mir ſelbſt zufrieden. Die Stürme der vorhergehenden Tage hatten meinem Weſen ein air souffrant aufgedrückt, das mir ganz intereſſant ſchien, und ich ſchwebte, anſcheinend heiter und ruhig dem Geſellſchaftszimmer zu. Der Bediente öffnete mir die Thür, ich trat in den Saal, meine Augen überflogen ihn ſchnell, ich fühlte einen Stich durch's Herz, und hatte meine ganze Faſſung nöthig, Herrin meiner Geſichtszüge zu bleiben.

Zuerſt ſuchte mein Auge Pauline, ſie ſaß in ihrer ganzen kindiſchen Einfalt bei der Mutter, den ältern Damen zuhorchend. Meine Ruhe war wiedergekehrt, ich grüßte den Kreis, und nahm meinen Platz am Theetiſche. Von hier aus überblickte ich die zahlreiche Verſammlung. In einer Fenſterecke ſtand Theodor mit einem alten Generale Napoleons, der nach der Reſtauration Frankreich als Régicide verlaſſen mußte, und in unſerm Städtchen ſeine Verbannung in Ruhe verlebte. Der alte Franzoſe bemerkte mich, und machte auch Theodor aufmerkſam. Nun nahete er ſich mir. Welch ein Augenblick! die Taſſe zitterte mir in der Hand, ich mußte ſie auf den Tiſch ſetzen.

Seine kalte, gemeſſene Höflichkeit zerſtörte meine guten Abſichten. Allein mußte ich mit ihm ſein, ſo war es nicht zu ertragen. Die Geſellſchaft währte eine Ewigkeit. Ich beobachtete Theodor und Pauline, doch kein Zeichen eines Einverſtändniſſes ſtörte meine Ruhe. Die Geſellſchaft empfahl ſich, Theodor verſtand meinen Wink und blieb. Ich war mit ihm allein, das ſo lang herbeigewünſchte tête-à-tête war erreicht. Ich ſaß ihm auf dem Sopha gegenüber. Wie viele Anreden ich auch für dieſen Fall im Voraus mir ausgedacht hatte, keine wollte mir über die Lippen. Ich ſaß ihm lange ſtumm gegenüber. Wie lange, vermag ich nicht zu beſtimmen. Aber es dünkte mich wohl nur lange geweſen zu ſein, denn ich war faſt ohne Bewußtſein. Dieſes kehrte erſt wieder, als ich ihn weinend in die Arme ſchloß, und meine Lippen auf den ſeinigen ruhten.

Doch von Paulinen wurde kein Wort geſprochen. Kein unlautres Gefühl durfte ſich in dieſe reine Seligkeit miſchen. Die Welt verging uns — wir waren nur Liebe — und da dieſe langſam, auf Roſengewölken zum Himmel ſchwebend, uns verließ, hatten wir die Gewißheit, daß wir glücklich waren.

Morgen nimmt Theodor die für ihn beſtimmten Zimmer ein.

28. Mai.

Das Gefühl, für einen Geliebten zu ſorgen, iſt Seligkeit. Von dem Erwachen an, beſchäftigte ich mich mit ihm. Ich erkundigte mich nach Allem, was ihn betraf, und freute mich, da die Stunde des zweiten Frühſtücks kam, und er um die Erlaubniß anhalten ließ, die Chocolade mit mir zu nehmen.

Er hatte im Garten ein artiges Liedchen gedichtet, ich ſetzte mich an's Clavier, und improviſirte ſogleich eine Melodie dazu. Er wollte nicht zurückſtehen, und improviſirte ein neues Lied. Dann küßten wir uns — dann ſangen wir — unſer Leben iſt ein Gedicht, von himmliſchen Klängen umwoben. O, wie glücklich ſind wir!

Nichts ſtört unſer Glück. Ottilie iſt ein beſcheidenes, gutes Geſchöpf!

29. Mai.

Karl iſt krank. Dieſe Nachricht erhielt ich heute. Die Krankheit wird wohl nicht von Bedeutung ſein. Die Familie muthete mir zu, hinzureiſen, aber gerade in dieſem Augenblicke würde die Geſellſchaft in unſerm Städtchen einen Todesſtoß durch meine Abweſenheit erhalten haben.

Ottilie reiſ't zu ihrem Bruder, ſie wird ihn ſorglich pflegen, deß bin ich gewiß, und ich kann ruhig ſein.

Ich — jetzt fortreiſen? In dem Augenblick, wo unſer Liebhabertheater den Fremden zu Ehren zwei Vorſtellungen vorbereitet?

Ich kann Theodor nicht bewegen, mitzuſpielen. Wie gern würde ich mit ihm als primo amoroso meine Lieblingsrollen ſpielen!

Morgen mit dem Früheſten reiſ't Ottilie ab. Ich muß ihr einen Brief an Karl mitgeben, den ich jetzt noch ſchreiben will. Sie ſchien mir ſehr traurig, als ſie Abſchied nahm, denn morgen werde ich ſie nicht mehr ſehen. Ich ſchlafe noch, wenn ſie abreiſ't. Das gute Mädchen nimmt ſich die Krankheit des Bruders zu Herzen.

Es iſt mir leid, daß ſie fortreiſ't, wir lieben uns wie Schweſtern.

30. Mai.

Die Proben haben ihren Anfang genommen, und wir ſind förmliche Schauſpieler. Wir ſuchen das durch Kunſt darzuſtellen, was uns im Leben unbewußt ſo gut gelingt, und unſere Kunſt ſcheitert daran. Wie ſchwer iſt es, ſich in ein ſo plattes Liebesverhältniß eines Luſtſpiels hinein zu finden. Das iſt's ja aber eben, daß uns der Eigenſinn eines mittelmäßigen Dichters es vorzeichnete. Der Dichter in uns iſt mächtiger — wir wollen die Schranken überſchreiten — wir wollen wahr ſein, und ſpielen ſchlecht, denn die Unnatürlichkeit des ganzen Luſtſpiels verlangt das Coquettiren mit der Leidenſchaft, das Hinſtreifen an ihrer Oberfläche, und ſo wird es eine elende Miſchung von Traum und Wirklichkeit. Die Liebe als flaches Kind der ſchalen Convenienz darzuſtellen, wem kann das behagen? Und kann es mir behagen, die ihre furchtbaren Abgründe nicht abſchreckten, hinabzuſteigen. Ja — dieſe Leidenſchaft iſt furchtbar — groß — und beſeligend! — Amor ſpielt mit dem Löwen, aber er bändigt ihn nicht. Der wilde Löwe läßt mit ſich ſpielen — doch wenn er es nicht mehr zugibt — — — —

Wir geben Müllner's „Onkelei,“ und Kind's „Nachtlager in Granada.“ Gewöhnliche Liebhabertheaterſpeiſe! Paulinen wurde die Gabriele im Nachtlager zu Theil. Das Kind iſt mir zuwider. Ich mochte während der ganzen Probe, die mit einem Thee bei Hofraths verbunden war, nicht ein Wort mit ihr wechſeln, obgleich ſie ſich zuſehends an mich drängte. Ich erwiederte nicht einmal ihren guten Abend.

31. Mai.

Alle Tage Probe. Die Fremden werden uns nun bald verlaſſen, und die Aufführung muß daher beſchleunigt werden.

Lächerliche Eitelkeit der Kleinſtädter, ſich als mittelmäßige Schauſpieler vor fremden Kriegern zu produciren. Gern wäre ich davon geblieben, doch daran war nicht zu denken, und Theodor wäre ja denn doch täglich in die Proben gelaufen, um Pauline zu ſehen. Wie er ſich abmüht, Leben in dieſe Marmorfigur zu bringen, der unberufene Herr Regiſſeur! Wie das vorgeſprochen wird, und wie das mechaniſch nachpiept. O, ich verwünſche dieſe Komödie! — Karl ſoll bedeutend krank ſein, wie ich heute hörte. Ich verderbe den Leuten vielleicht den Spaß, und reiſe zu meinem Manne.

1. Juni.

Ich bin ſchändlich hintergangen! Wie wird das enden? Kann ich den Verräther, den Treuloſen unbeſtraft laſſen? Und wie ſoll ich ihn beſtrafen? Die Rache wird mir ein Mittel an die Hand geben, ich will meine ganze, feſte Beſonnenheit behalten.

Heute wurde mit vollem Coſtüme eine Generalprobe des „Nachtlagers“ gehalten. Das Theater ſtellte die Ruinen des verfallenen Maurenſchloſſes vor, der deutſche Prinz hielt ſeinen Monolog. Mein ſpähendes Auge ſuchte Theodor, und fand ihn nicht. Da fällt mir's mit Centnerlaſt auf's Herz, daß Gabriele erſt gegen Ende des Stückes zu erſcheinen hat. Ich habe keine Ruhe auf dem Platze, von dem ich zuſehe. Mit leiſem Schritte durchſtreiſe ich das Theater, die Ankleidezimmer — da ſchallt ein leiſes Flüſtern aus einem Corridor — ich öffne die Thür, die nur angelehnt iſt. — Theodor tritt mir verſtört entgegen, und ein Forteilen, wie auf Flügeln, wird am andern Ende des Ganges hörbar.

Theodor ſcheint betreten, doch findet er ſchneller ſeine Faſſung wieder, als ich die meinige. Er ſagt mir ſcherzend einige Artigkeiten über meine Toilette. Da tritt die Präſidentin herein, miſcht ſich in unſer Geſpräch, und bemerkt ſogleich, daß Theodors Naſenſpitze die Spuren von Schminke trägt. Sie räth uns vorſichtiger zu ſein, und verläßt uns lachend. Theodor nimmt meinen Arm, und ich habe Verſtellungskraft genug, ihm noch in Gegenwart der Präſidentin mit meinem Tuche die Schminke abzuwiſchen, die ein Raub von Paulinens Wangen war.

Wir ſprachen viel mit einander, anſcheinend gleichgültig — doch nun, da ich allein bin — fühl' ich meine Kraft gebrochen, und mich der Auflöſung nahe. Heute ſchrieb Ottilie — ach Gott! was ſchrieb ſie denn? — Karl wird beſſer! ich — ich werde ſterben!

2. Juni.

Ich blieb den Tag über in meinem Boudoir, und ſah Theodor nicht, der ſich nach meinem Befinden erkundigen ließ. Die Mitglieder des Liebhabertheaters waren alle da, ſie fürchten, meine Unpäßlichkeit könne ihnen den Spaß verderben — ſie ſprechen davon, die Rolle anders zu beſetzen. Dahin ſoll's aber nicht kommen, ich werde meine Rolle zu Ende ſpielen, und ſollte ſie unter meinen Händen zu einer Marwood werden.

Ich hatte die Hofräthin bitten laſſen, mir Paulinchen zu ſchicken. Sie erſchien, die Heuchlerin, in ihrer ganzen Unbefangenheit. Mit welcher Theilnahme erkundigte ſie ſich nach meinem Befinden? Wie kindiſch war ihre Unterhaltung, es bedurfte nichts mehr, als die Gegenwart dieſer Zauberin, um meinen Haß in Verachtung umzuwandeln. Wie ſehr verachtete ich ihn um ihretwillen! Schon wünſchte ich ſehnlich, wieder allein zu ſein, und wollte ihr unumwunden ſagen, ſie möge ſich entfernen, als ſie mich fragte, ob es mir nicht angenehm wäre, wenn ſie etwas läſe.

Ich bat ſie darum, und zeigte auf ein reichgebundenes Buch, das mir Theodor in einem Anfalle übermüthiger Laune einſt aus ſeinem Vorrathe mitgetheilt hatte, und das nun auf der Chiffonière dalag, da ich nach einigen Capiteln, die ich darin geleſen, es nicht mehr in die Hand zu nehmen wünſchte.

Es war einer jener ältern laſciven Romane der Franzoſen, die wie ein feines Gift in die Herzen ſchleichen, das Blut in Wallung bringen, und die Phantaſie zu üppigen Extravaganzen hinreißen.

Pauline griff ſorglos darnach, und rühmte vor Allem den Einband; der Titel war ihr fremd, ihre Bonne, die ihr doch ſo viele vortreffliche Werke gerühmt hatte, ſchien von dieſem Autor nichts zu wiſſen, nie hatte ſie ihn ihr genannt.

„Ich habe es von Theodor,“ bemerkte ich hingeworfen, und beobachtete ſie ſcharf, aber ſie blickte mit ihren großen, blauen, nichtsſagenden Augen ſo kalt auf das Blatt, als läge ihr jetzt nichts ob, als die erſten Worte, die ſie leſen wollte, buchſtabirend zuſammen zu bringen. Sie las. Erſt ſchüchtern und monoton, dann fing ſie zu declamiren an, gerade ſo, wie ſie es gelernt hatte. Man konnte nicht verlangen, daß ſie es beſſer mache. Und die ſtärkſten Sachen trug ſie vor, Sachen, die ich ohne Erröthen mir ſelbſt nicht vorzuleſen im Stande geweſen wäre, und mit einer Stimme — und ſo unbefangen — und ſo kalt! —

Ich vermochte mich nicht zu halten.

„Nun, wenn dieſes keine Unſchuld iſt,“ ſagte ich, „ſo gibt es keine!“ — und bei dieſen Worten ſchlug ich ihr das Buch aus der Hand.

Entſetzt ſprang ſie auf. „Was iſt Ihnen, Tante?“ ſchrie ſie.

„Und Du wagſt es, Freche, mit mir eine ſolche Mummerei zu treiben?“ ſprach ich bebend. „Du lieſ't mir da Dinge vor — doch wiſſe jetzt, daß ich Dich nur auf die Probe ſtellen wollte. Alles iſt nun klar am Tage, Heuchlerin! Die Larve der Unſchuld iſt Dir vom Geſichte geriſſen, und Du ſtehſt in Deiner Schändlichkeit vor mir. Sprich, was hatteſt Du geſtern mit Theodor?“

Wie ein Marmorbild ſtand Pauline vor mir. Ihr Buſen hob ſich krampfhaft. Einen Augenblick nachher fiel ſie in einen Seſſel.

Ich hatte mich erhoben, und überhäufte ſie mit den Ausbrüchen meiner Erbitterung. Sie ſchien mich nicht zu hören. Endlich rief ich die Worte: „So geſtehe mir's, wie weit Du mit ihm biſt. Geſtern, ich weiß es, auf der Probe waret Ihr im finſtern Corridor zuſammen, Du hatteſt ihn geküßt, die Schminke Deiner Wangen trug er als Trophäe ſeines Sieges auf dem Geſichte, ſo würdet Ihr verrathen!“ Bei dieſen Worten erhob ſich Pauline. Sie ſchien ihre ganze Kraft zu ſammeln, um mir zu betheuren, daß dieſe Beſchuldigung falſch ſei. Sie geſtand, daß Theodor ſie liebe, daß er es ihr verſichert habe; daß ſie jedoch ſtets zu ſchüchtern war, ihm zu erklären, wie ſehr auch ſie ihn liebe; daß ſie nur erſt dreimal mit ihm allein geweſen ſei, und darüber die ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſe empfunden hätte; daß ſie ihn nicht wiederſehen wolle, weil ſie einſähe, daß er ihrer ſpotte, und was dergleichen kindiſche Floskeln mehr waren. Und dabei hatte das überſtrömende Auge einen ſo himmliſchen Ausdruck, dabei öffnete ſich der Mund ſo reizend, dabei bog ſich der Schwanenhals ſo üppig, als ſie den Kopf, vor mir hinſtürzend, auf meine Knie fallen ließ, daß die ſchweren, blonden Flechten zu beiden Seiten herunterfielen. — Sie war ſo ſchön in dieſem Augenblick — und dazu der hinreißende Zauber der unſchuldvollſten Unbefangenheit, — ich ſtieß ſie mit dem Fuße weg, und ſie blieb unweit von mir liegen, als ob ſie die ſchwerſte Sünderin wäre, die von einer Heiligen Vergebung ihrer Frevel erflehen wollte.

Eine lange Pauſe trat ein. Ich wollte Ruhe zeigen und bedurfte der Zeit, um mich zu ſammeln.

„Pauline,“ ſagte ich endlich, „ich werde Dein Vergehen Deiner Mutter verſchweigen, doch hüte Dich vor Theodor und vor Allem wage es nicht, ihm von dieſem Auftritte Mittheilung zu machen. Schwöre mir dies.“

Sie ſchwor. Eine Bewegung der Hand zeigte ihr an, daß ſie ſich entfernen ſolle.

Ich blieb allein mit meinen Gedanken — mit den ſchwärzeſten — welch ein Ende wird das nehmen?

Ich griff nach einem Buche. Meine Blicke fielen auf die Worte:

„Ob Lieben — Leiden ſei?“ —

begierig las ich weiter —

„Ob Leiden — Lieben ſei?
„Weiß ich zu ſagen nicht;
„Aber ich ſage frei,
„Lieblich das Leiden iſt,
„Wenn Leiden Lieben iſt!“ —

Lieblich? o die Thoren! ſie kennen die Liebe nicht! — Grenzenlos iſt mein Leiden! —

3. Juni.

Ich verabſcheue ihn und doch kann ich nicht von ihm laſſen. Iſt er in meiner Nähe, ſo kann ich die natürlichſte Gleichgültigkeit erkünſteln, und bin ich allein — ſo fühle ich alle Qualen der Hölle. „Aus welchem Buche las Dir denn Pauline geſtern vor?“ fragte die Hofräthin, da ſie ſich nach meinem Befinden erkundigte. „Sie hatte den Titel vergeſſen, war aber noch ſo bewegt, als ſie nach Hauſe kam, daß mit ihr den ganzen Abend nichts anzufangen war.“

„Es war eine ganz unſchuldige Liebesgeſchichte,“ erwiederte ich, „die Heldin hieß Pauline und da kann ſie das Unglück, das über die arme Perſon hereinbricht, auf ſich bezogen haben. Deine Pauline neigt zum Sentimentalen.“ Die Mutter verſprach die Romane fern von ihr zu halten und wußte nicht, daß das Mädchen ſelbſt ſchon mitten in einem artigen ſich befand, der um ſo gefährlicher bei ihrer Unbefangenheit für ſie wurde. Romane würden Pauline eher gefrommt als geſchadet haben.

Theodor kam gegen Abend; ich war für ihn unwohl, und er entfernte ſich bald. Ich hoffe ihn bald haſſen zu können.

4. Juni.

„Alſo eine Komödie ſpielten Sie mit mir? Wie lächerlich! Waren meine geringen Reize ſolcher Anſtalten werth? und waren ſie's — ſind ſie hinwieder ſo geringfügig, nicht länger vorhalten zu können? — Warum all der Prunk von Geiſt, Wiſſen, Liebenswürdigkeiten aller Art — Sie konnten ſich's bei einer Andern bequemer machen. Oder war es die thörichte Eitelkeit, Eine mehr auf Ihrer Liſte zu haben, werden Sie klein genug ſein, mit dem Falle eines Weibes ſich zu brüſten, die Sie für edel hielt, da ſie ſich Ihnen hingab? Bedenken Sie dabei; daß Sie vor ihr lagen, um Gegenliebe fleheten, aufgelöſ't in ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit, und daß in jenen Augenblicken die Heuchelei Ihnen ſo fern war, wie jetzt eine lautre Regung des Gefühls. Der Verderbteſte hat Momente, wo er ſich mit einem Grade von Genialität zu einer gewiſſen Poeſie des Lebens hinaufſchwingen kann, in ſolchen Momenten liebten Sie mich und da waren Sie gut. Ja Sie liebten mich da ſchon, als ich nur Mitleid für Sie empfand. — Ihre Leidenſchaft erzeugte erſt nach und nach die meinige, meine Reize umſtrickten Sie zuerſt, Sie lagen flehend vor mir — Sie können mit dem Falle eines Weibes, wie ich, ſich nicht brüſten."

„Ich gebe Sie auf, eben ſo leicht auf, als ich Sie erhörte. Es war ein Taumel der Sinnlichkeit — ich bin zur Beſinnung gekommen. Ziehen Sie ſtolz auf ihrer Siegesbahn dahin, ich werde, fern von allem Neide, meine Aufmerkſamkeit auf würdigere Gegenſtände lenken, und mich um Ihre Eroberungen nicht kümmern.“

„Meine einzige Bitte iſt, vergeſſen Sie mich ganz. Ein einziger ſehnſüchtiger Gedanke an mich wird mir als Sünde angerechnet werden, der einſt ſchwer auf meinem Innern laſten wird. Vergeſſen Sie mich ganz, wie ich Sie vergeſſen will!“

Dieſes Schreiben lag vor mir, meine bebende Hand legte die Feder nieder, mein Auge überflog die undeutliche Schrift und eine Ruhe war in mein Herz gekommen, wie ich ſie lange nicht empfunden hatte.

Der Lack träufelte brennend hernieder, mein Wappen war bereits darauf gedrückt, die Aufſchrift gemacht.

Ich blickte ſtolz auf mein Werk — ich fühlte meinen Werth. — Ich hatte Stärke genug gehabt zu entſagen, und die unwürdigen Bande mit einem Streiche zu durchhauen. Ein raſcher Gang durch's Zimmer, ein tiefer Athemzug — ich ſchellte. Mein Mädchen trat ein.

„Dies Billet ſoll mit dem Früheſten — doch es hat Zeit bis morgen.“ — Das Mädchen ſtand noch eine Weile, dann zündete ſie die Nachtlampe an, und ging, gute Nacht wünſchend, hinaus.

Ich konnte kein Wort hervorbringen, warf mich in die Sophaecke und biß die Lippen wund.

Es iſt bereits hoch am Tage, da ich dieſes ſchreibe und noch iſt kein Schlaf in meine Augen gekommen.

5. Juni.

Ich ſah am Morgen den Brief auf dem Tiſch liegen — ich wollte ihn noch einmal leſen, ehe ich ihn abſandte. Behutſam öffnete ich ihn, um das Papier nicht zu zerreißen. Mein Auge überflog die Zeilen. Wie ſchal, wie ungeziemend kam mir jetzt der Inhalt vor. Bis jetzt hat er keine Zeile von mir empfangen, und dabei ſoll es bleiben. Ich will ihm mit Kälte begegnen — noch Acht Tage — und er verläßt mein Haus — dieſe Stadt — und ich werde ihn nie wiederſehen — nur noch acht Tage — ich will ihm nichts merken laſſen.

Noch ſtand ich mit dem Briefe in der Hand, als Theodor gemeldet wurde. Ich wollte ihn nicht ſehen, und hatte eben dem meldenden Bedienten befohlen, ihn abzuweiſen, als er ſelbſt die Thür öffnete und eintrat. Voll Verwirrung blieb ich ſtehen, er näherte ſich ſcherzend, und mit der Vertraulichkeit, die er ſich nun einmal angemaßt hat, zog er mir den Brief aus den Fingern. Ich wollte ihm ihm entreißen. Er [illegible] viel größer als ich, hielt ihn hoch, daß ich ihn nicht erreichen konnte, und las ihn ſo.

Kaum hatte er ihn geendigt, als er ein lautes Lachen aufſchlug, das er aber plötzlich abbrach und ernſt meine Hand ergriff.

„Alſo Eiferſucht!“ rief er, „ich täuſchte mich bisher nicht. Es iſt mir lieb, daß ich dahinter komme, was Ihnen eigentlich trübe Laune machte. Iſt es möglich, daß Sie Ihre Vorzüge ſelbſt ſo ſehr verkennen, zu glauben, ich könnte Sie für die Präſidentin opfern?“ — „Für die Präſidentin, Heuchler?“ fragte ich forſchend, und mein Athem wurde freier. —

„Sie verfolgt mich mit ihrer Meinung, die mir wahrhaft zur Laſt wird, und ich bin unſerm Verhältniſſe dieſe Offenheit ſchuldig“ — erwiederte er. „Und die Schminke, geſtern?“ fuhr ich fort.

„Nun ja, wir begegneten uns im dunkeln Gange, durch einen von jenen, durch ſie ſelbſt herbeigeführten Zufälligkeiten,“ ſagte er heiter, „und — beſtrafen ſie mich dafür, ſchöne Frau, nach aller Strenge — und ich küßte die Präſidentin.“ — „Die Präſidentin? Theodor — nur das?“ rief ich entzückt.

„Und was denn ſonſt?“ fragte er unbefangen. „Ich ſchwöre, daß ich in jenem Gange die Präſidentin küßte.“

„Und Pauline — Theodor?“ ſagte ich raſch.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete er — aber bei der Nennung Paulinens war in ſeinen Mienen etwas zu leſen, das zwar unverſtändlich für den Augenblick mir war, aber dennoch mich wieder in das ſtürmiſche Meer meiner Zweifel zurückwarf.

Er wollte wiſſen, was ich mit Pauline meinte — ich aber war ſtark genug, meine innere Bewegung zu verbergen, und das Geſpräch auf gleichgültigere Gegenſtände zu lenken. Er war heiter und ſcherzte viel, ich mußte ihm verſprechen, nicht mehr eiferſüchtig zu ſein, und er verſprach mir — wenn es mir Spaß machte, ſeinen komiſchen Roman mit der Präſidentin fortzuſpinnen.

Ich bat ihn darum, es zu unterlaſſen. Er wird mir wieder intereſſant, dieſer Menſch, und ich werde, wie ich hoffe, ihn mit kaltem Blute beobachten können.

10. Juni.
(5 Tage ſpäter.)

Er hat etwas Dämoniſches, dieſer Theodor. Ihm iſt nicht zu widerſtehen. Jetzt, da er mir wieder alle ſeine zarteſten Aufmerkſamkeiten verſchwendet — wie ſollte ich ihm da zürnen? Und wenn er die Präſidentin küßte, war es ein Kuß wie er mir ihn gibt? und wenn er mit Paulinen von Liebe ſchwatzte, war es mehr als Geſchwätz?

Meine Ruhe iſt wieder zurückgekehrt; alle meine Lieblingsneigungen erwachen auf's Neue. Ich male, ſticke, muſicire, ich pflege meine Blumen, ich füttere meine Vögel, ich bin wieder ganz glücklich. Gott Lob, daß ich die Komödie vom Halſe habe! Das war noch eine harte Prüfung. Ich mußte mit der Präſidentin, mit Pauline zuſammen ſein; ich hoffe, es war zum letzten Male; ich ſage mich los von dieſen Cotterien; ach — und überdies — wie wenige Tage ſind es noch, daß Theodor mein ſein wird, und muß ich in dieſen Tagen nicht ungeſtört die Freude ſeines Umgangs haben? Iſt er fort — ja dann — — Iſt er fort, ſo will ich wie ein Einſiedler leben, und die traurige, harte Gegenwart, durch tiefe Meditationen erfriſchen. Ich werde ein geiſtiges inneres Leben führen.

Dürft ich, könnt' ich ihm folgen, ſo wär' es freilich wohl beſſer. Ich kann mir Klärchens Worte nicht aus dem Sinne bringen:

„Ich ging wohl zum Thor 'naus, mit muthigem Schritt,
„Ging durch die Provinzen, und überall mit."

11. Juni.

Immer einſamer wird es um mich her, immer belebter in meinem Innern. Ich ſehe Niemand mehr als ihn, und wollte, daß es immer ſo bliebe!

Das Verhältniß mit meinem Manne fängt mir an läſtig zu werden. Ich fühle, daß ich ihn nie geliebt habe, ihn nie lieben konnte. Ich wünſchte, dieſen Banden entſpringen zu können. Was ſoll ich beginnen? ich werde verzweifeln müſſen, wenn Theodor mich verläßt, und werde den Verſtand verlieren, wenn Karl zurückkehrt. Die Sache iſt zu weit gediehen, ich kann nicht mehr zurück. Meinem Manne nicht Alles entdecken, heißt ihn auf das Schändlichſte hintergehen und wird von der Welt verabſcheuet. O dieſe arge Welt! Alles vergibt ſie, wenn nur der erbärmliche, äußere Anſtand gerettet iſt; aber ſtürze dich vor aller Leute Augen in den Abgrund, und begrabe darin, wie Curtius, dein Köſtlichſtes, ſo wird ein Jeder dich verwünſchen und dir ſeine wohlgemeinten Flüche nachſenden.

Dieſe Frauen — die ich kenne — welche Gattinnen ſind ſie! o mein Gott! wie gräßlich haben ſie mit Kälte und Beſonnenheit geſündigt; jene Mädchen, wie ſie Tugend heucheln und Laſter empfinden — aber — die Geſellſchaft ſchätzt ſie hoch — ihrem Namen wird ſtets eine ſchöne

Eigenſchaft angehängt — ſie wiſſen ihren Ruf zu bewahren; der heilige Anſtand wurde nicht verletzt, und dafür ſchützt er ſie.

Meine überſprudelnde Leidenſchaftlichkeit — meine empörende Sinnlichkeit — meine flatterhafte Untreue — meine beiſpielloſe Frechheit — ach! ich fühlte es wohl, die kalten Herzen, die nicht ſo fühlen, wie ich, werden mir tauſend Kränkungen bereiten, und darum meid' ich ſie.

Aber Eines will ich von mir wälzen — die Falſchheit. Karl ſoll es wiſſen, daß ich ihn nicht liebe — daß ich nie wußte, was Liebe war — und ihn nie geliebt habe. Ich war ein Kind, dem man weiß machte, es müſſe einen Mann nehmen, und dies Kind zeigte ſich eben ſo folgſam, wie früher, als man ihm die Kuhpocken impfte. Es that ja nicht weh, dachte es, und Spielzeug ſetzte es die Fülle. So ward ich mit meinen Kindesträumen, mit meinen Spielſachen, mit meinen kleinen Schmerzen, mit meinen eben ſo kleinen Freuden zu einem ältern, kältern, unfreundlichen, vom Leben ſtarkberührten Mann ins Bett gelegt. Ich ſollte Pflichten übernehmen, die ich nicht kannte, ich ſollte ihn allein lieben, mit ältern Frauen mich anſtändig unterhalten können. Alles Liebe verlaſſen, mit meinen Gefährtinnen nicht mehr ſpielen —

ach! und alles dies wurde von einer Perſon gefordert, die ſich innig freute, wenn ſie ein großes Stück Torte bekam, und Abends unbelauſcht die ſchöne Gliederpuppe hervorſuchte, die ihr lieber war, als die prächtigſten Spitzenkleider in ihrem Trouſſeau.

Glücklich waren jene Tage bei aller Ruhe und Heiterkeit nicht zu nennen. Glücklich bin ich erſt jetzt — und wenn auch Alles für mich verloren ginge — das Bewußtſein, daß Er mich liebte, die Glückſeligkeit dieſer Tage, reichen hin, mehr als ein Menſchenleben mit Glück reichlich auszuſtatten.

12. Juni.

Ob ich an Karl ſchreibe? ob ich zu ihm reiſe? Und wenn ich's thue — was ſoll daraus werden?

Theodor reiſt ab. Werd' ich ihn wiederſehen? Oft ſchwebt mir das Wort auf der Zunge, das ich nie auszuſprechen wage: Theodor, ich will dein Weib ſein!

Wir werden uns ſchreiben. Er wird zurückkehren. Ich werde ſein glückliches Weib ſein!

Muth! Muth! Verhaßte Bande löſen iſt ein angenehmes Geſchäft. Karl ſoll von Allem unterrichtet werden.

13. Juni.

Kann ich denn ſelbſt dieſe wenigen Tage nicht in ungetrübter Heiterkeit hinfließen ſehen? Abermals eine Störung und welche unangenehme!

Der alte Oberforſtmeiſter, Karls Vater, traf ein und ſcheint ſich für längere Zeit in unſerm Hauſe inſtalliren zu wollen. Zum Glücke iſt es groß genug, und er kann unſtörend und ungeſtört mit ſeinen großen Jagdhunden einen Theil des Mittelgebäudes einnehmen, während ich und Theodor den angenehmen Seitenflügel nach dem Garten hin bewohnen.

Aber unangenehm war es mir doch, daß der Alte kam und gerade in dieſem Augenblicke.

Er hatte gehört, daß Karl in der Garniſon erkrankt iſt und will zu ihm reiſen, da führt ihn denn der Weg hier durch. Er wunderte ſich, mich hier zu finden. Die Pflege des kranken Gatten müßte die Frau ſelbſt übernehmen, ſagte er hingeworfen. Ich bemerkte ihm, daß Ottilie, die ſorgliche Schweſter, dieſe Pflicht übe. Er wolle mir auch darüber keine Vorwürfe machen, ſagte er. Aber Alles iſt ſo ernſt und feierlich an dem Manne — er ſpricht ſo kurz, betont ſo gewichtig und ſeine Augen wollen ſo vielſagend unter die weißen, buſchigen Brauen vorgucken. Er fragte, ob mein Oheim, der Miniſter von L., ſchon angekommen ſei. Ich wußte nichts davon und erwartete ihn auch nicht.

Gegen Abend rollte eine alte, gewappnete Familienkutſche vor, und Seine Excellenz ließen ſich herausheben und die Stufen hinaufleiten. Hier mußte ich ſchon mehr Aufwand von Höflichkeit machen, als bei dem alten Nimrod. Ich ließ dem Oheim die Staatszimmer anweiſen. Niemandem wurde die Ankunft gemeldet, er wolle incognito bleiben, ſagte er.

Es ſcheint, als ob die alten Herren mir imponiren wollten. Das Ganze ſieht einem Familiencongreſſe ähnlich. Es iſt mir gleich, was ſie beginnen, wenn ich nur ſchon über die nächſte Zukunft mit Theodor geſprochen hätte.

Thörin! die nächſte Zukunft heißt: Trennung! Dies ſteht unwiderruflich feſt.

Er war den ganzen Abend bei mir. Wir blieben von den hohen gaſtlichen Familienhäuptern unbeſucht. Sie ſeien müde, ließen ſie vermelden und baten ſich aus, den Thee en retraite zu trinken.

Uebermorgen geht Theodor fort — alſo nur morgen noch — morgen — und dann? — —

Es war ein ſchöner Traum! werde ich einſt beim Erwachen ſagen — ich weiß dies träumend ſchon, und bin nicht im Stande, den Schlaf zu verlängern, der mir all dies Glück ſchenkt. Iſt es nicht grauſam? —

14. Juni.

— — Da ward die Thür aufgeriſſen und Karl trat in das Zimmer. Theodor ſprang auf, ich fiel ohnmächtig in meinen Stuhl zurück. —

So eben verläßt mich Ottilie.

Sie haben ſich auf Piſtolen gefordert.

15. Juni.

— — — — — — —

†

18. Juni.

Hier ſitz' ich einſam auf einem alten Waldſchloſſe, von meinem Vater ererbt, und habe Muße genug, über das Vergangene nachzudenken.

Mit welchen Gefühlen ergreife ich heute die Feder, die ich am 15. niederlegte!

Karl iſt geblieben — ich bin Wittwe. Soll ich mit 18 Jahren todt für die Welt ſein? —

Theodor hat mich verlaſſen, er iſt ſeiner Beſtimmung entgegengereiſ't. Ich bin frei und fühle nur bei ihm — — O mein Himmel! was wollte ich niederſchreiben? —

Wunderbares Ding um ein Weiberherz! Ich wollte die Triebfedern kennen, die das Alles in Bewegung ſetzen. Eitelkeit? wie oft ſah ich ſie gekränkt. Sinnlichkeit? pfui! ich vermied ſie gern, denn ſie iſt das Grab jener zugleich ſo peinlichen und beſeligenden, ſehnſüchtigen Marter. Coquetterie, das Gefühl, Männer in Feſſeln zu ſchlagen? und was haben wir von dieſen Siegen? Alles das iſt es nicht — und doch eine ſo ſüße Miſchung von Allem — es iſt ein Wahnſinn — doch ſo holdſeliger Art — ein berauſchendes Gift — eine bezaubernde Lüge! —

Ich werde eine Reiſe unternehmen, ich will frei und ungebunden ſein. Dies Tagebuch ſei hiermit geſchloſſen, und wenn mir auch noch Trübes begegnen ſollte — ich glaube Trüberes ſteht mir nicht bevor, und darum will ich dieſe Zeilen nicht wieder zur Hand nehmen, ich werde die Erinnerung dieſer Tage doch nicht aus meinem Gedächtniſſe verwiſchen.

Noch einen Blick werfe ich auf dieſe Blätter vom 5. Mai bis zum 15. Juni, ſechs verhängnißvolle Wochen — mit dieſer Aufſchrift, verſchließe ein Siegel ſie, das erſt nach meinem Tode erbrochen werde. Theodor ſoll meine Abreiſe erfahren. Ach — ich ſah ihn nicht wieder, nach jenem unſeligen Vorfall. Ich liebte ihn unausſprechlich, ich liebe ihn noch — er iſt kein Mörder — Karl fiel im Duell. Ich gehe nach Italien — dort will ich Theodor wiederſehen und, wie auf Lavazerſtörungen fruchtbare Pflanzungen gedeihen, es verſuchen, auf den Trümmern alter Größe mir ein junges Glück zu erbauen. —

Nachſchrift am Rhein.

Gleich einem Codicill hänge dieſe Nachſchrift an meinem Tagebuche. Es iſt das Vermächtniß einer Sterbenden.

Die Einſamkeit im Schloſſe war mir unerträglich, die Beſuche, die ich empfing, waren es mir noch mehr, erheucheltes Beileid, erkünſtelte Tröſtungen, ſchlecht verkappte Neugier.

Man hatte verbreitet, Karl habe bei ſeiner Rückkehr ein geladenes Piſtol unvorſichtig berührt, und auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt den Tod gegeben. Zwar entſtand zu gleicher Zeit ein ſchreckliches Gerücht mit Blitzesſchnelle — man machte Theodor zum Meuchelmörder, mich zur Mitſchuldigen, das fand aber nicht allgemeinen Glauben. Die Abreiſe Theodors war durch das Aufbrechen der Truppen in unſerer Gegend motivirt, und konnte daher mit Karls Tode nicht in Verbindung gebracht werden.

Ich war noch zwei Tage in der Stadt geblieben, und hatte Alles ertragen, was meine Lage Fürchterliches mir auferlegen wollte. Dann floh ich in die Einſamkeit meines Waldſchloſſes, wo ich mein Tagebuch beendete, und dann aufbrach, um meiner Stimmung eine freundlichere Richtung zu geben.

Ich ſann nach, wohin ich mich wenden ſollte. Italien, die Schweiz, Tyrol, die großartige Geſelligkeit einer Reſidenz — ich ſchwankte ſtark in meiner Wahl. Da fielen mir Käthchens Worte ein:

„Der Rhein iſt mir vor Allem gegenwärtig — und ich ſah ihn wieder in Gedanken, wie ich ihn einſt in unbefangener Jugend geſehn, mit ſeinen grünen Wogen, noch grünern Weinbergen und ſeinen altergrauen Burgtrümmern.“ Eine unbeſchreibliche Sehnſucht ergriff mich — ich flog an den Rhein.

In Frankfurt ſah ich Theodors Truppen. Auch hier mußten ſie mehrere Tage verweilen; dieſen Schneckenmarſch verlangte die Politik.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich.

Mit Vorſicht forſchte ich und erfuhr, daß die meiſten Officiere ſich nach dem reizenden Wiesbaden begeben hatten.

Andern Tages eilte ich dahin. Ich ſuchte Theodor überall, wo ſich die elegante Welt verſammelt. Ich fand ihn am Spieltiſche.

Leichenblaß ſtarrte er mich an. Sein Gruß war mir befremdend. Meine Augen ſchweiften umher; die Blicke ſeiner Cameraden, die um den grünen Tiſch verſammelt waren, ſchienen ſpöttelnd auf ihn ſich zu richten; dies blieb mir nicht verborgen.

Ich eilte nach Hauſe. Ein Diener des Gaſthofes wurde abgeſchickt, Theodor eine Einladung zu überbringen.

Er würde die Antwort ſchicken, brachte er zurück.

Betäubt warf ich mich auf das Sopha; der Diener trat nach einigen Stunden ein, und überreichte mir ein Billet folgenden Inhalts:

„Madame!“

„Es thut mir leid, Ihrer Einladung nicht folgen zu können. Wir ſind auf dem Marſche, und da muß ſich's der Soldat ſo leicht als möglich machen. Ein Uebermaß von Sentimentalität wäre vollends ganz unerträglich.

Unſer Roman iſt, denk' ich, zu Ende. Es fehlte ſogar die tragiſche Kataſtrophe nicht. Sie werden eben ſo gut wie ich wiſſen, daß Fortſetzungen nie gelingen, und beſitzen Geiſt, Schönheit und Talent genug, einen neuen Roman zu beginnen. Was mich betrifft, ſo gibt mir die Lebendigkeit des Badeorts für die kurze Dauer meines Aufenthaltes zu viel Stoff, um lange bei unſerm letzten Capitel verweilen zu können, daher erlauben Sie, daß ich es hiermit ſchließe."

„Theodor."

Ich war keines Entſchluſſes fähig — meine Thränen floſſen ununterbrochen. Die Poſtpferde ſind beſtellt — eine Reiſe nach Italien ſoll mich zerſtreuen — dieſe Blätter — nichts ſoll mir ihn wieder in's Gedächtniß rufen — dieſe Blätter bleiben in Deutſchland zurück.

Die ſchöne Aegyptierin.

„— Die Vulcane werden müde,
„Und du, o Herz, allein, mit deiner Wunde,
„Du willſt nicht ruh'n und findeſt nicht den Frieden,
„Der ſelbſt der See, dem Sturm, der Glut beſchieden.“
Todtenkränze v. Zedlitz.

1.

In meiner Vaterſtadt zeichnete ſich am Marktplatze unter den vielen freundlichen Häuſern mit hellen Fenſtern und gelben Thüren und Fenſterläden ein thurmhohes, altes, enges Gebäude aus, das mit ſeinen ſchwarz angeſtrichenen rieſenhaften Thorflügeln gegen die freundliche Umgebung ſeltſam abſtach. Eine zerfallene Steintreppe, aus deren Ritzen ganze Stauden üppigen Unkrauts hervorſproßten, führte zum Eingange, und der Wolm, ein Gang mit zierlichem Eiſengeländer eingefaßt, auf dem die Einwohner oft ganze Tage mit ihren Geſchäften hinbrachten, an die lebendige Sitte Welſchlands erinnernd, war ſo vernachläſſigt, daß man nicht ohne Lebensgefahr über die verfaulten Bohlen hinwegſchreiten konnte. Das Ganze hatte nicht das Anſehn eines bewohnten Hauſes. Kein Vorhang war an den Fenſtern, und nur am ſpäten Abend erblickte man den matten Schein einer Lampe durch die trüben Fenſter hoch oben am thurmähnlichen Giebel ſchimmern, andeutend, daß dort der unheimliche Bewohner ſein Weſen trieb. Nie öffnete ſich am Tage die Thür. Nur am ſpäten Abende hörte man ſie in ihren Angeln knarren und eine bleiche, zitternde Menſchengeſtalt, in unſcheinbarem, abgetragenem Anzuge, mit weißem Haare und tiefgefurchtem Geſichte, trat hinaus und ſchlug wankend den Weg zum unfernen Irrenhauſe ein. Auf dem Rückwege wurde dann der unbedeutende Einkauf an Lebensbedürfniſſen für den folgenden Tag beſorgt und die knarrenden Thorflügel ſchloſſen ſich wieder ernſt und geheimnißvoll hinter dem räthſelhaften unheimlichen Greiſe.

Dies ſahen alle Einwohner, ſoweit kannten Alle die Sache. Noch wußte man, daß der Alte Relmann hieß, in früher Jugend, an einem andern Orte anſäßig, ein Taugenichts geweſen war; hier jedoch ſeit vielen Jahren ſchon lebte, Geld genug beſaß, um das beſte Leben führen zu können, und jeden Abend ſeine wahnſinnige Frau beſuchte, die zu den Unheilbaren im Irrenhauſe gehörte. Man bildete ſich übrigens ein, dem Alten mit Verachtung zu begegnen, und ſchien überzeugt zu ſein, daß es ihn ſehr unglücklich mache, ſich von aller Welt ausgeſchloſſen zu ſehen.

2.

Ich hatte, halb noch Kind, meine Vaterſtadt verlaſſen, und mehrere Jahre bei einem Oheim in Kurland zugebracht. Da die Zeit herannahte, die Univerſität zu beziehen, kehrte ich zurück. Mit ſtattlichen Haaren um Kinn und Mund, und in der kleidſamen, altdeutſchen Tracht hatte ich die Runde bei alten Freunden und Freundinnen gemacht. Ueberall Freude, gute Aufnahme und dieſelbe ſeichte Alltäglichkeit. Mein gutes Städtchen hatte ſich nicht verändert, ich hatte Alles ſo wiedergefunden, wie es geweſen war, als hätte ich es geſtern verlaſſen, mit mir mußte ſich jedoch Bedeutſames zugetragen haben, ſo verändert fanden mich Alle. „Bleibt mir denn gar nichts mehr zu beſuchen übrig?“ fragte ich mich, als der Abend ſich bereits nahte. Da winkte die ſchwere Traube, von den beiden israelitiſchen Kriegsknechten getragen, von dem Schilde des Apothekers ſo freundlich zu mir nieder, daß ich mich ſchnell entſchloß, eine Flaſche ſeines Rheinweins zu entſiegeln. Alte Cameraden ſahen mich hineingehen, und waren mir gefolgt, und ſo ſaßen wir bei Rebenſaft und traulicher Rede, bis Luna bereits aus ihrer Höhe das ſchmutzige, holprige Pflaſter des Marktplatzes übergoſſen, und die drei dünnen Waſſerſtralen des Stadtbrunnens, romantiſch genug, in rieſelndes Silber verwandelt hatte.

3.

Mit erhitzten Köpfen traten wir aus der niedrigen Thür des Apothekers in die kühle Mondnacht. „Wahrhaftig erſt neun,“ rief ich, die Uhr einſteckend, „und iſt in dem Neſte hier nichts mehr anzufangen. Auf dem Lande, bei meinem Onkel in Kurland, war mehr Leben, als hier bei Euch.“ — — Da hielt ich plötzlich inne. Eine Geſtalt nahete ſich uns, deren Ausſehen mein Blut erſtarren machte. Unwillkürlich ahmte ich die bekannte Stellung Garricks nach, als er in der Rolle des Hamlet den Geiſt ſeines Vaters zum erſten Male erblickt. Meine heftige Bewegung und das Lachen meiner Freunde erſchreckte die Geſtalt. Sie ſchauerte zuſammen und wich ſchnell aus. „Mein Gott! was war das?“ ſtammelte ich, mich nur langſam erholend, während die Erſcheinung ungeneckt vorüberſchlich. „Seht nur, jene Thür öffnet ſich — von innen wird ſie geöffnet — der graue Mann ſchlüpft hinein — wer bewohnt das Haus dort am Ende des Marktes?“ — „Ei, biſt Du ein hieſiges Kind, und fragſt noch?“ erwiederte einer der Freunde, „der alte Reimann war's; der thut Niemandem etwas zu Leide, macht aber auch Niemandem Spaß. Man ſollte den alten Narren zu ſeinem Weibe in's Narrenhaus ſperren, und das Haus verkaufen.“

„Und das Haus verkaufen?“ wiederholte ich langſam, „bewohnt es ſonſt Niemand, als er? Die Thür wurde ihm ja geöffnet, als er anklopfte.“

„Bewahre!“ riefen einſtimmig die Freunde, „das iſt Dir nur ſo vorgekommen. Du biſt noch immer der alte Geiſterſeher, wie wir Dich ſchon auf der Schule kannten,“ fügten Einige ſpottend hinzu.

Lachend verließen ſie mich, und verſtimmt und ſonderbar ergriffen ging ich meiner Wohnung zu.

4.

Es war bereits zehn Uhr, und die alte Magd öffnete leiſe die Thür des Vaterhauſes, deſſen Bewohner ſich nach alt herkömmlicher Sitte bereits zur Ruhe gelegt hatten. Ich ſtieg hinauf in das wohnlich, trauliche Zimmer, wo von der Wand, aus dem Bücherſchranke, ja ſelbſt aus dem Bette, das die ſorgliche Hand der älteſten Schweſter glänzend weiß überzogen hatte, meine Jugendträume und Empfindungen mich anlächelten. Alles war geeignet, mein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Ich entkleidete mich ſchnell, warf mich auf's Bett, und löſchte das Licht aus, doch ich vermochte nicht einzuſchlafen. Welch eine Geſtalt! wiederholte ich mir immer in Gedanken, und immer und immer malte ich mir ihr Bild vor, wie ſie daher huſchte, mit dem „bleichen, molkichten Schattengeſicht,“ wie ſie zuſammenſchauerte, da wir lachten, und doch die Miene verlegen, wie zum Lachen verzerren wollte, ſich dann nach dem, ihrer welken Hand entfallenen Korbe bückte, worin ein Stück blutiges Fleiſch und einiges Gemüſe ſich befand, und huſch! huſch! wie Nebel bis an's Ende des Marktes fort war, ehe wir's dachten, und ihr dann ein gebleichter Knochenarm, ohne Hemde, den ſchwarzen Thorflügel öffnete.

„Es iſt zu entſetzlich!“ rief ich laut, „und Alles das in dieſer Stadt, und die proſaiſchen Leute fragen ſo wenig darnach, daß das ſchauderrollſte Mährchen mit ihnen und neben ihnen ſich begibt. Mein Gott, wie iſt es möglich!“ und zum Bette hinaus ſprang ich, im offnen Fenſter lag ich, und hin ſtarrte ich nach dem unheimlichen Gebäude, am andern Ende des Marktes, von deſſen thurmähnlichem Giebel der matte Lampenſchein ſchaurig, und doch gleichſam höhniſch, dem freundlichen Mondlichte entgegen blinzelte.

5.

Einige Tage vergingen — ich ſah nicht ohne inneres Grauen das alte Haus an der Marktecke, ich hörte die Thür mit einbrechendem Abende knarren, ich ſah die elende Geſtalt des alten Reimann, ſchwerathmend, den Weg in das Irrenhaus machen, ich ſah ihn ſpät wiederkehren, und immer wurde die Thür ihm von innen geöffnet, und deutlicher bemerkte ich einen nackten Menſchenarm, der ihn einließ, und ich hatte die Gewißheit, daß noch ein — wahrſcheinlich höchſt unglückliches — Weſen mit ihm die Wohnung theilte.

Meine Vermuthungen hierüber, die ich Mehreren mittheilte, wurden beſpöttelt. Der alte Reimann habe zwar früher einen Sohn gehabt, der ſei aber in einem fernen Welttheile umgekommen, ſo lautete die Auskunft, die ich erhielt, die mich aber keinesweges befriedigte. Ich beſchloß, es koſte, was es wolle, der Sache auf die Spur zu kommen, für meinen jugendlichen Muth hatte das Grauenhaſte eine beſondere Anziehungskraft, und ſelbſt Gefahr hätte ich nicht geſcheut, wenn hier daran zu denken geweſen wäre. Ich ging jetzt mit mir zu Rathe, wie ich mir den Eintritt in das Haus des Alten verſchaffen könnte. Ein offner Weg war nicht vorhanden, ich mußte daher zur Liſt meine Zuflucht nehmen. Die langen Abende kamen mir dabei höchlich zu Statten.

Ich hatte bemerkt, daß der Alte bei ſeiner Nachhauſekunſt durch keine Parole ſich ankündigte, ſondern, daß ein zweimal wiederholtes Klopfen, nach einem eignen Tacte, die ganze Zauberformel war, der die Thür ſich öffnete. Ich wollte mich nun dieſer bedienen, und ſo hinein zu kommen ſuchen. Wie es mir drinnen weiter gelingen ſollte, ſo weit erſtreckte ſich vorläufig meine Sorge nicht.

Gedacht, gethan. Der nächſte Abend fand mich, in eine Ecke gedrückt, in der bängſten Erwartung. Der alte Reimann verließ, wie gewöhnlich, ſein Haus, ich ſah ihn an mir vorüberſchleichen. Heute hört' ich deutlich, daß es von innen verſchloſſen wurde. Meine Augen unverwandt auf die ſchwarze Thür gerichtet, ſtand ich ungefähr eine halbe Stunde da, endlich ſchritt ich mit feſtem Schritte auf ſie zu. Der Marktplatz war öde, Niemand bemerkte mich. Ich war in einen Mantel gehüllt, und hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt. Nicht ohne Herzpochen ſtieg ich die verfallene Steintreppe hinan, die wohl lange ſchon kein Anderer, als des Hauſes Beſitzer, beſtiegen haben mochte, denn ſelbſt ſpielende Kinder vermieden dieſen Platz aus innerer Scheu, wie es ſchien. Da ſtand ich an der ſchwarzen Pforte, noch konnte ich zurück, aber die Neugier trug den Sieg über jedes Grauen davon, und nicht ohne Zittern erhob ich den Klöppel zu zweimaligem Klopfen. Da ſtöhnte es von innen, und ſchlorrte eine Treppe dumpf herauf, und näherte ſich dann ſchnell der Hausthür, ſie leiſe öffnend. Mit einem Schritte war ich darin, die Thür, die ich los ließ, fiel krachend ins Schloß, und vor mir her ſchleppte ſich eine hohe, faſt nackte Geſtalt, deren Umriſſe ich jedoch nicht deutlich mehr wahrnehmen konnte, einen langen Gang entlang, an deſſen Ende ſie — eine Treppe zum Keller hinabſtieg, ohne ſich nach mir weiter umzuſehen, und ohne ein Wort zu ſagen.

Ich ſtand in dem hohen Vorhauſe, faſt ganz von Finſterniß umgeben, denn nur durch ein über der Thür befindliches rundes Fenſter, das aber Schmutz und rieſenhafte Spinnenweben faſt undurchſichtig gemacht hatten, fiel ein Schimmer, um mir das Schauerhafte der Umgebung im beſten Lichte zu zeigen. Vor allen Dingen mußte ich daran denken, mich ſo zu verbergen, daß mich der Alte bei ſeiner Nachhauſekunft nicht bemerkte, damit ich bei völlig hereinbrechender Nacht meine Entdeckungsreiſe ungeſtört vollenden könne. Ich tappte an den Wänden umher, und fand ſehr bald einen Kamin, den eine hölzerne Thür ſchloß. Hier verſteckte ich mich. Ein ſchneidender Zugwind pfiff durch den Schlot, und mich in meinen Mantel hüllend, auf einem alten Dreifuß gekauert, hielt ich den Athem an, und harrte der Dinge, die da kommen ſollten.

6.

Nicht lange war ich in dieſer peinlichen Lage, als das bekannte Klopfen vernehmbar wurde. Kein Zweifel blieb mir, daß es der rückkehrende Alte ſei. Ich beſorgte, der räthſelhafte Pförtner werde nun durch ſeine Meldung meine Entdeckung herbeiführen. Leiſe, und mit angehaltenem Athem blickte ich durch eine Ritze der Kaminthür. Der halbnackte Menſch kam eben ſo ſchlotternd, wie bei meinem Klopfen, aus dem Keller hervor, öffnete eben ſo ſorglos, ohne umzublicken, und ſchwankte dann ſeinem unterirdiſchen Wohnorte zu, ohne ein

Wort zu verlieren. Reimann, nach ſeiner Gewohnheit mit einigen Lebensbedürfniſſen beladen, ſchien ſich auch nicht weiter um den Andern zu bekümmern, und ſtieg in das erſte Stockwerk hinauf, nachdem er die Hausthür von innen verriegelt hatte. Ich blieb lauſchend in meinem Verſtecke, und hörte deutlich den Alten oben hin- und hergehen. Auch einen matten Schein ſah ich vorüberflirren, und vernahm dann, wie etwas mehrere Treppen hinanſtieg. Der Alte war in das Giebelſtübchen gegangen, wo er wahrſcheinlich ſchlief, und aus deſſen Fenſter man den matten Lampenſchein zu erblicken pflegte. Nun wurde Alles ſtill mit einem Male. Ich drückte mich geräuſchlos aus dem Kaminloche, und ſtand in dem ganz dunkeln, weiten Raume allein. Wohin ſollte ich mich wenden? Jeder Schritt, den ich that, hätte meine plötzliche Entdeckung herbeiführen können, und welchem Verdachte würde ich dadurch preisgegeben worden ſein. Sah es nicht aus, als hätte ich mich in das öde Haus geſchlichen, um deſſen Bewohner zu ermorden, und mich in den Beſitz der etwa dort verborgenen Schätze zu ſetzen? Dieſer Gedanke, wie er in mir auſflog, machte mein Blut erſtarren, doch meine Neigung zum Abenteuerlichen, und der Drang, hinter das Geheimniß zu kommen, überwog bald eine jede Beſorgniß. Mit Vorſicht machte ich einige Schritte, und ſuchte die Wände zu vermeiden, aus Furcht, irgend ein altes Hausgeräth zu berühren, und dadurch Gepolter zu verurſachen. So bewegte ich mich langſam nach dem Hintertheile des Gebäudes, immer mit den Händen behutſam um mich hertappend, und ſtand bald an der Treppe, wo ich den geſpenſtiſchen Pförtner zweimal verſchwinden geſehen hatte. Ein matter Lichtſchimmer, der aus der Tiefe heraufdrang, erhellte die Stufen zur Noth. Ein Augenblick des Bedenkens, und ich ſtieg hinab.

7.

Der Keller, in dem ich mich befand, war durch eine Wand von einem andern getrennt, in deren Mitte ſich eine große Glasthür befand. Jene Hälfte war durch eine Lampe erleuchtet, und mit allerlei altväteriſchem Hausrathe nicht ſpärlich verſehen. Da waren Stühle, Tiſche, Commoden, Uhren, ein Bett mit Vorhängen, Bücher und Schreibmaterial in großer Ordnung umhergeſtellt. Alles hatte jedoch das Ausſehen einer langen Vergangenheit, die Farben der Vorhänge und Decken waren verblichen, die einſtmalligen Vergoldungen, wie vom Rauche geſchwärzt, und ein großer Spiegel war von Spinngeweben, wie von einem dichten Schleier verhängt. Vor dieſem Spiegel ſtand nun jener Menſch, den ich halbnackt zweimal die Hausthür hatte öffnen ſehen, und machte eine vollkommene Toilette, während er das dazu Erforderliche aus den Schubladen einer ehemals reich verzierten Commode nahm. Um ſeine lange hagre Geſpenſtergeſtalt hingen Kleider, die vielleicht in früherer Zeit für ſie gemacht worden waren. Die Wäſche, die er anlegte, ſah grau aus, und ich konnte mich eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, als der Menſch nun mit großer Behaglichkeit die langen, rabenſchwarzen Haare vom Hinterkopfe nach der gänzlich entblößten Stirne vorkämmte, und zierlich zu kräuſeln begann. Nun wuſch er die Hände, und zog ein Paar ſchmutzige Handſchuhe aus der Taſche, womit er ſie bekleidete. Auch Manſchetten fehlten nicht, zerriſſen, zum übrigen Anzuge paſſend, die er mit großer Behutſamkeit unter den Aufſchlägen hervorzog. Nun war er fertig, und beſchaute ſich mehrmals wohlgefällig lächelnd, im Spiegel, der jedoch von dem Bilde nur ſehr ſchwache Umriſſe geben konnte. Plötzlich veränderte ſich der ganze Ausdruck ſeines Geſichtes. Seine Mienen umſpielte ein gräßlicher Wahnſinn. Seine Augen rollten, der Mund verzog ſich zum Lächeln, und die Muskeln der Wangen, die frei unter der dünnen Hauthülle lagen, begannen zu hüpfen. „Jetzt bin ich geputzt, wie ſie mich ſonſt gern ſah,“ ſprach er dumpf vor ſich hin, und ging, nicht ohne Gravität, einer ſchwarzbedeckten Erhöhung zu, die ſich an der einen Seite des Kellers befand, und die ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

8.

Eine Berührung der Hand, und die ſchwarze Decke flog blitzſchnell hinab. Ein convulſiviſches Zittern, das ſich mir mittheilte, ergriff den Wahnſinnigen. In einem Glaskaſten, gleichwie die gläſernen Särge der Heiligen in katholiſchen Kirchen, lag eine weibliche Leiche, die Hände auf der Bruſt gefaltet. Mehr konnte ich von meinem Standpunkte aus nicht ſehen, und näher zu gehen, wagte ich nicht.

„Guten Abend, mein Schätzchen,“ ſprach nicht ohne Ziererei der Wahnſinnige, „wie geht's? Nun bin ich hier, wir ſind unbelauſcht. Komm! Komm! Nun, ſo thue doch die Arme aus einander, wie Du es ſonſt gethan!“

Dieſe Worte, in einem Tone geſprochen, der mir durch's Herz ſchnitt, hatte er geendet, öffnete nun die Thür des Glaskaſtens, und kauerte, ekelhafte Liebkoſungen verſchwendend, zu dem Leichname hin. Das Grauen, das ich bis dahin mit

Mühe unterdrückte, hatte mich hier dergeſtalt gepackt, daß ich, meiner Sinne faſt nicht mehr mächtig, in einem Ausrufe der gepreßten Bruſt Luſt machen mußte.

Der Menſch blickte, ohne gerade ſehr erſchreckt darüber zu ſein, um ſich, und ging dann mit ſtierem, verſtörtem Blicke auf mich zu; die Worte, die er ſprach, machten es ſogleich bemerkbar, daß er ſchon öfters in ſolchen Momenten geſtört ſein mochte.

„Aha, biſt Du's, Vater? Komm näher, wir verbergen uns nicht vor Dir. Du warſt immer ſo gut. So tritt nur näher, Jtteb will Dir die Hand küſſen.“ — Hier ergriff er meine Hand, und führte mich zu dem todten Mädchen.

„Dies iſt Jtteb, die ſchöne Aegyptierin“ — ſagte er trocken, und blieb ſtumm neben mir ſtehen, ſo daß ich Zeit hatte, die Leiche zu betrachten.

Sie war wunderbar erhalten. Das Colorit des Geſichts mochte wohl im Leben ſtark in's Braune geſpielt haben, und dieſes, ſo wie die Naſen- und Mundbildung, und die Lage der halbgeöffneten Augen zeigten die Afrikanerin an. Lange ſchwarze Haarflechten hingen von beiden Seiten des Kopfes hinunter, und der üppig volle Buſen, der runde Arm, die ſchwellenden Hüften ſchienen einer Lebenden anzugehören. Die kleinen fleiſchigen Hände, die auf der Bruſt dalagen, waren ſo küßlich; ſelbſt bis auf das Roth der Lippen und den großen dunkelſchwarzen Augenſtern, deſſen untere Hälfte durch die geſenkte Wimper durchſchimmerte, war die Täuſchung vollkommen. Ich vergaß, daß ich vor einer Todten, daß ich neben einem Wahnſinnigen ſtand, ich war ſelbſt nahe daran, wahnſinnig zu werden. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ich mußte dieſe Hand berühren. Schnell that ich es; aber mein Finger ließ in der kalten Fettmaſſe eine Spur zurück, keine Lebenskraft ſchwellte wieder die Muskel und verwiſchte den Druck. Plötzlich ſprang wild mein ſchauriger Geſellſchafter wie aus einem Traume auf. „Welche Frechheit!“ ſchrie er, „fort! oder ich erwürge Dich!“

Mit drohender Geberde ſtand er mir gegenüber, ich zog mich, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, rücklings der Treppe zu, und er, wie er dieſes merkte, warf ſich mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm auf die Leiche, ſie mit beiden Armen umklammernd, und halb in die Höhe hebend. Dabei ſtieß er ein ſo fürchterliches Stöhnen aus, daß ich bereits die Hausthür aufgeriegelt hatte, als es mir noch immer aus weiter Ferne ſchaurig in die Ohren drang.

9.

Ich hatte mir gedacht, Seltſames und Abenteuerliches genug in dem Hauſe zu finden, aber das, was ich gefunden, hatte ſo ſehr meine Erwartung übertroffen, daß ich mich kaum zu faſſen vermochte. Es war um Mitternacht, als ich mein Zimmer betrat, um mich völlig angekleidet auf's Bett zu werfen, nicht ſowohl um zu ſchlafen, als eine Reihe der fratzenhafteſten Bilder an mir vorüberziehen zu laſſen.

„Eine todte Geliebte!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „der Einfall zeigt von großer Zärtlichkeit, und dieſer glückliche Wahnſinnige beſitzt in der That, was tauſend fade Verliebte ſich ſchon ſo oft gewünſcht haben, auch noch im Tode vereint zu ſein. Eine Afrikanerin, eine Aegyptierin, wie kommt er dazu? Durch welche Mittel hat er dem Leichname dieſes lebensfriſche Anſehen erhalten? Und endlich — wie kam er zu dieſem ſeltſamen Wahnſinn? wer iſt dieſer Menſch? in welcher Verbindung ſteht alles Dies?“ —

Ich mußte den alten Reimann ſprechen, er ſollte wiſſen, daß ich durch einen Zufall hinter das Geheimniß gekommen war, und mein Schweigen vor aller Welt, durch Enthüllungen und Aufklärungen erkaufen. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, beſchien mich der Morgen. Anfänglich wollten die Sonnenſtralen mir wie gewöhnlich einen Traum vorſpiegeln, aber gar bald gewann das Bild der vergangenen Nacht eine ſolche Schärfe der Umriſſe, und eine ſolche Beſtimmtheit des Colorits, daß weder die Sonne, noch irgend eine andere Aufklärung der Welt mir die Ueberzeugung von dem friſch Erlebten zu rauben im Stande geweſen wären.

10.

Mein Entſchluß, wie ich mich dem Alten nähern wollte, war bald gefaßt.

Am nächſten Abende harrte ich zur gewöhnlichen Stunde ſeiner Rückkehr, und ſobald ich den Lichtſchimmer gewahrte, ſtieg ich die verfallene Steintreppe hinan, und klopfte mit weit größerer Beängſtigung, als Tages zuvor, an die ſchwarze Thür.

Alles begab ſich, wie bei meinem frühern Beſuche. Mit derſelben Sorgloſigkeit ſchlarrte der Wahnſinnige herbei und öffnete, und eben ſo ſchnell wie geſtern huſchte er ſeiner Kellerwohnung zu. Aber in demſelben Augenblicke erſchallte des Alten zitternde Stimme aus dem obern Raume des Hauſes, und die Lampe in erhobener Rechten ſchwenkte die ſchauerliche Figur Reimanns eine hohe Wendeltreppe herab, ſich nach der Urſache des ſo ſpäten Beſuches erkundigend. Ich hatte mich auf eine Anrede vorbereitet, die ihn in möglichſter Kürze von dem unterrichten ſollte, was mich eigentlich zu ihm führte, und obgleich die Seltſamkeit des Momentes meine Gedanken verwirrte, ſo wurden meine Worte doch ziemlich in derſelben Ordnung, wie ich ſie mir gedacht hatte, vorgebracht.

Der Alte, deſſen zitternde Stimme einen hohen Grad von Aengſtlichkeit verrieth, ſchien nicht wenig befremdet, mich von Dingen unterrichtet zu ſehen, die, ſeiner Meinung nach, von Niemand gekannt waren, aber die Feſtigkeit meines Tones, und die Drohung, das Ganze der Behörde mitzutheilen, ließ ſeinen ablehnenden Betheuerungen nicht Raum, und endlich, da er den Köcher ſeiner Rede erſchöpft ſah, wandte er ſich ſtillſchweigend zum Hinaufgehen, mir mit der Hand ein Zeichen gebend, ihm zu folgen.

11.

Da ſtand ich nun in dem Giebelſtübchen, vor mir die düſtre Lampe, deren Schein mich ſo oft angezogen hatte, wenn ich aus meinem traulichen Wohnhauſe hinüberblickte nach dem ſchaurig-geſpenſtiſchen Gebäude. Ich ſtand an der Schwelle eines Geheimniſſes, deſſen Enthüllung mir ſo wünſchenswerth ſchien, und mich unabläſſig beſchäftigt hatte.

Dieſes Alles hatte mich im Höchſten erregt, ich dachte lebhaft darüber nach, vertiefte mich in Vergangenheit und Zukunft, und vergaß darüber Gegenwart und Umgebung, ſah nicht einmal, daß der Alte ſich geſetzt hatte, und auch mir einen hölzernen Schemel hinſchob, mich mit ſtummer Geberde zum Sitzen einladend.

„Setzen Sie ſich, mein Herr!" ſagte er endlich, und dieſe Worte machten mich auf ihn aufmerkſam.

Ich that es ſchweigend, und ließ meinen Blick umherſchweifen.

Die kahlen Wände, von denen der Kalk abgefallen war, die niedrige Decke, die auf ſchwerem Gebälke ruhete, ein Paar Schemel und ein alter runder Tiſch von Eichenholz, darauf eine kleine Lampe von Blech, ein aufgeſchlagenes Erbauungsbuch und eine grüne Brille, das war Alles, was ich ſah. An der Thür war der Wochenkalender mit Kreide angeſchrieben, und an ihren Angeln hing ein dunkelgrauer Roquelaur.

Der Alte, mir gegenüber, hatte das Anſehen eines Sechzigers, die Geſichtsfarbe faſt aſchgrau, die ſpärlichen, doch langen Haare ſchneeweiß. Er war in eine gelbliche Flanelljacke gekleidet, und die auf den Schenkeln ruhenden Knochenhände waren in ſtets zuckendem Fingerſpiel begriſſen.

„Was Sie mir auf der Treppe von den unglückſeligen Verhältniſſen meines Hauſes mittheilten, war für mich ſo überraſchend und zu gleicher Zeit erſchütternd, daß ich Ihrem Dringen nicht widerſtehen mag, und Ihnen ſo viel von der gräßlichen Leidenſchaft meines Sohnes mittheilen will, als ich ſelbſt mir davon zu enträthſeln im Stande bin.“

„Wie? Sie ſelbſt wüßten nicht Alles?“ fiel ich ihm in's Wort.

„Vor allen Dingen zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit nicht. Ich will Ihnen Alles erzählen, was ich weiß. Doch verſprechen Sie mir, es als Geheimniß zu bewahren, das erſt mein Tod entſiegeln ſoll.“

Ich verſprach es ihm, von Fieberglut erhitzt, meine Augen ruheten begierig auf dem zahnloſen Mund des ſchaurigen Erzählers, und verſtärkten dadurch noch den Eindruck, den ſeine Geſchichte auf mich machte.

12.

„Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution lebte ich als Arzt in einem kleinen Landſtädtchen im

Elſaß. Ich war jung und unbemittelt, ſtand aber in dem Rufe, meine Kunſt zu verſtehen. Ach, mein junger Freund, jetzt, wo meine Blicke nur nach dem ſchaurigen Jenſeits gerichtet ſind, darf ich's wohl geſtehen, meine Kunſt beſtand darin, mich in die Leute zu finden, und ihre Dummheit zu benutzen. Doch ich befand mich gut dabei; ich verdiente viel, und wäre der Hang zur Libertinage nicht zu rege in mir geweſen, ſo müßte ich ein bedeutendes Vermögen mir erworben haben."

„Da trifft es ſich, daß ein in der Nachbarſchaft wohnender Freund mich einſt beſucht, und mir folgendes Anliegen im Vertrauen eröffnet."

„Schon ſeit längerer Zeit — ſeit ihrem erſten Wochenbette — litt meine Frau an einer Zerrüttung der Geiſteskräfte, die immer mehr und mehr zunahm. Ich konnte mich von der Geliebten meiner Seele nicht trennen, und jede Unannehmlichkeit, die ihr Zuſtand verurſachte, ertrug ich willig und ohne Murren. Stets hoffte ich, daß die Beſſerung nicht fern ſein könne, und um ſie dann vor jeder Rückerinnerung an ihren traurigen Zuſtand zu bewahren, behandelte ich ihn als ein undurchdringliches Geheimniß, verſchloß ſie in ihr Zimmer, Niemand durfte zu ihr, und ich allein war ihr Wärter, Tröſter, Pfleger."

„Vergebens hoffte ich jedoch auf Beſſerung. Dieſe ſo gut gemeinte Abgeſchiedenheit, dieſer Mangel an Zerſtreuung, Bewegung und Luft, nährte vielleicht die Krankheit, die ſeit Kurzem mit Rieſenſchritten zunimmt. Schon treten dann und wann Augenblicke der Wuth ein, wo es mir unmöglich wird, ſie zu bändigen. Meine Leiden nehmen mit den Leiden der Unglücklichen zu, und ich mußte mich entſchließen, von ihr mich zu trennen. Sie den rohen Händen der Wärter eines Irrenhauſes zu übergeben, war mir jedoch unmöglich. Zu Ihnen hege ich das Zutrauen, Sie werden ſich meiner Troſtloſigkeit annehmen. Bedienen Sie ſich jener wunderbaren Mittel, die auf die Seele wirken, die uns der große Mesmer kennen lehrte, und die nur der Stumpfſinn verwerfen kann, bedienen Sie ſich derſelben bei meiner Frau, und ich bin überzeugt, Sie werden die ſtarren Feſſeln löſen, die der Wahnſinn um das gefühlvollſte Herz geſchlagen hat.“

„Dieſer Antrag war mir ſchon überraſchend, mehr aber noch ward er's, als mir mein Freund geſtand, er habe ſeine Frau, auf welche die kleine Reiſe bei ſchönem Wetter einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht zu haben ſchien, unter der Obhut eines treuen Bedienten im Wagen gelaſſen, der vor meinem Hauſe hielt, und er ſinnte mir an, eine Wahnſinnige zur ärztlichen Pflege und Aufſicht in meine Wohnung aufzunehmen.“

„Minder befremdend wird es Ihnen ſcheinen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ein weitläuftiges Haus, woran ein ſchöner Garten ſtieß, bewohnte, und ſchon zu andern Zeiten Kranke zur Pflege darin aufgenommen hatte, wie dieſes mein Freund ſehr wohl wußte.“

„An eine Weigerung war daher nicht zu denken. Die Kranke, die ſich in einem Zuſtande ſtarker Abſpannung befand, wurde in das für ſie beſtimmte Zimmer gebracht, ihr Gatte machte ihr mehrere zärtliche Vorſtellungen, die ſich auf die Nothwendigkeit bezogen, ſich von ihr zu trennen, und welche ſie ganz theilnahmlos hinnahm; hierauf verließ er ſie.“

„An demſelben Abende noch wurde eine Wärterin geholt zur Pflege der Kranken, und ich begnügte mich damit, ihr Thun und Treiben ſtillſchweigend aus der Ferne zu beobachten.“

„Ihr Wahnſinn hatte den Charakter eines ſtillen Brütens angenommen. Sie ſprach faſt gar nicht, lachte zuweilen wehmüthig in ſich hinein, und lag Stunden lang in dem geöffneten Fenſter, die reine Luſt mit Wohlgefallen einathmend. Ich war mit dieſer Neigung zufrieden, weil ſie mir die Beſſerung vorzubereiten ſchien.“

Es mochte eine Frau von 25 Jahren ſein. Eine Schilderung ihrer Perſönlichkeit werden Sie gern mir altem Manne erlaſſen, da ſie mich zu unglücklich machte, und die Erinnerung daran mir ſchon wie ein Verbrechen erſcheint. Genug ſei es Ihnen, wenn ich ſage, daß es mir wohl einleuchtete, daß mein Freund ſich von dieſer Frau, ſelbſt in dem traurigen Zuſtande, worin ſie war, nicht zu trennen vermochte."

„Ihr Zuſtand erſchien mir jetzt von der Art, daß ich mit günſtigem Erfolge eine magnetiſche, oder wie man es damals nannte, eine Mesmeriſche Cur mit ihr vorzunehmen denken konnte. Die gewöhnlichen Einleitungen wurden gemacht, und die ohnedies zur Lethargie geneigte Frau fiel in magnetiſchen Schlaf, ſo oft ich es wollte, ohne daß andere beunruhigende Erſcheinungen daraus entſtanden wären."

„Mit inniger Freude betrachtete ich dieſe Reſultate, und bemerkte nicht, daß mich dieſe Verſuche in jenen aufgeregten Zuſtand verſetzten, den ſpätere Forſcher als für die Cur höchſt verderblich ſchilderten."

„So wie dieſe Stimmung bei mir zunahm, ſo bemerkte ich bei der Kranken auch eine erhöhete Reizbarkeit, die endlich in eine Art von Starrkrampf ſich zu entladen ſchien, der periodiſch wiederkehrte.“

„Erlaſſen Sie mir die weitere Schilderung dieſer Cur; es war die letzte meiner ärztlichen Praxis. In dem höchſten Aufruhr meiner Sinne vergaß ich mich einſt ſo ſehr — —“

„Ich mußte fliehen — floh hierher — die Kranke genas von einem Sohne, und der Unglückliche, den Sie ſahen, iſt mein — ihr Sohn — im Starrkrampfe von einer Wahnſinnigen empfangen!“

Mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, ſtürzte er rücklings in den Seſſel zurück, und ich ſaß ihm gegenüber, mein Inneres getheilt zwiſchen Abſcheu und Mitleid. Es bedurfte einer langen Zeit, bis er ſich wieder ſo weit geſammelt hatte, ſeine Erzählung zu vollenden.

„Die Schrecken jener Stunde hefteten ſich an die Ferſen des Unglücklichen, ſo bald er das Licht der Welt erblickte. Nie erwachte ſein Sinn zur Fröhlichkeit, zum Leben. Trüb und ſtumm verlebte er die erſte Jugend in den düſtern Räumen dieſes Hauſes, und in ſtillem Wahnſinn brütete er ſeine Jünglingsjahre hin. Alles Lebendige floh er, und nur am Todten fand er Vergnügen. Ein todtes Thier erregte in ihm eine vergnügliche Stimmung, und er konnte mit einer todten Katze oder einem todten Hunde ſo artig ſpielen, wie andere Kinder mit den niedlichſten lebendigen."

„Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den die erſte Leiche auf ihn machte, deren er anſichtig wurde. — Es war die Todtenfeier eines jungen Bauermädchens. Wir gingen auf einem Spaziergange an dem Todtenhauſe vorüber. Die Leiche lag da, ſchön aufgeſchmückt, und mochte im Leben wohl ein ſchönes Mädchen geweſen ſein, da ſelbſt im Tode noch ihren Zügen viel Anmuthiges geblieben war."

„Wie der junge Menſch ihrer gewahr wird, bleibt er ſtehen, ſieht ſie mit großen Augen an, eine ſtarke, innere Bewegung wird in ſeinen Mienen ſichtbar, er wirft ſich mit Ungeſtüm über die Todte hin, umarmt ſie und bedeckt ſie mit wilden feurigen Küſſen. Halb ohnmächtig wird er mit Mühe von ihr geriſſen, die Umſtehenden vermuthen, daß er die Todte früher gekannt haben möchte, und ich beſtärke ſie darin, und erkläre das Ganze für einen Ausbruch des Schmerzes, um mit dem Wahnſinnigen, der in einen ſchnell herbeigeholten Wagen getragen wird, ungeſtört meine Wohnung zu erreichen."

„Meine Häuslichkeit wurde immer grauſiger. Die Wahnſinnige, die ich für mein Weib ausgab, hatte, nach ihrem Wochenbette, Anfälle von Wuth und ich mußte ſie vor Jahren ſchon in das Irrenhaus bringen laſſen, wo ſie mit eiſerner Natur, wie dies bei ſolchen Menſchen gewöhnlich iſt, den wüthenden Anfällen ihrer Krankheit trotz bietet. Die ſeltſame Neigung meines Sohnes nahm immer mehr zu und füllte mich mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen."

„Trotz meiner Wachſamkeit wußte er die Thür zu öffnen und ſchweifte dann, beſonders zur Nachtzeit, umher. Oftmals brachte er Todtenbeine und dergleichen mit, denn wie aus Inſtinct hatte er den Weg zum Kirchhof aufgeſpürt."

„Eine Kunſtreitergeſellſchaft befand ſich im Orte, er hatte ihre halsbrechenden Künſte mit Wohlgefallen geſehen, und äußerte es, wie er nach Hauſe kam, mit einigen Worten, die er recht zuſammenhängend ſprach. Dieſes erfüllte mich mit Freude und bewog mich, ihn oftmals hinzuführen. Beſonders ſchien ihn dort ein junges Mädchen anzuziehen, das der Director der Geſellſchaft auf dem Zettel „die ſchöne Aegyptierin" zu nennen pflegte und deren gelenker Körper in den wunderlichſten und widernatürlichſten Verdrehungen die Bewunderung der Zuſchauer erregte."

„Die Neigung, die mein Sohn für dieſes Mädchen zu haben ſchien, ließ mich hoffen, eine menſchliche Regung werde ſein verſteintes Herz erfüllen und er werde zum Leben erwachen.“

„Wahrhaft entzückte es mich, als ich bemerkte, wie mein Sohn mit mehr Sorgfalt ſich kleidete, zuſammenhängender ſprach, freundlicher blickte, öfter ausging und immer heiter und ſehr regelmäßig nach Hauſe kam. Schon überließ ich mich den ſchönſten Hoffnungen.“

„Dieſes mochte einige Wochen gedauert haben. Die Beſſerung des jungen Menſchen war ſo weit vorgeſchritten, daß man keinen Wahnſinnigen mehr zu ſehen glaubte. Ein ſtill heitres Weſen hatte ſich ſeiner bemächtigt, oft ſah er träumeriſch aus, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß ein übermächtiger Eindruck dieſe Veränderung in ſeinem Innern hervorgebracht hatte.“

„Längere Zeit war nun verſtrichen. Sein ruhig-anſtändiges Betragen, das nicht dem geringſten Verdachte eines Rückfalls Raum gab, hatte veranlaßt, daß ich ihn — ohne irgend zu beobachten — nach ſeinem Gefallen ausgehen ließ. So geſchah es denn, daß er eines Nachmittags — zierlicher als gewöhnlich gekleidet, er trug den Anzug, den er jetzt noch allnächtlich anzulegen pflegt — mein Haus verließ und nicht wieder dahin zurückkehrte.“

„Meine Angſt läßt ſich nicht beſchreiben. Alles Forſchen blieb vergebens. Wo er in dieſer Zeit geweſen — ich weiß es nicht. Keine Spur war aufzufinden, und ſelbſt die ſpäter — in ruhigen Augenblicken von ihm ſelbſt gegebenen Aufſchlüſſe laſſen keine Spur entdecken."

„Schon hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, ihn wiederzuſehen. Ich begann, mich noch mehr von aller Welt abzuſondern, als ich ſchon früher es gethan, ging am Tage nie aus, und beſchränkte Alles auf einen einzigen Ausgang am Abende, wo ich mir das Nothwendigſte zum Lebensunterhalte holte und zugleich die Unglückliche beſuchte, welche die Urſache aller meiner Leiden war, um mich nach ihrem Zuſtande zu erkundigen."

Hier mußte der alte Reimann inne halten. Er war der gänzlichen Erſchöpfung nahe. Ich ſaß da im geſpannteſten Zuſtande. Eine Todtenſtille herrſchte im weiten, öden Hauſe. Die Nacht war weit vorgerückt. Der Alte ſaß rückgelehnt im Seſſel, die Augen wieder mit der Knochenhand verdeckt. In dem Augenblicke ſiel mir's ein, wie in dem anſcheinend ſo ruhigen Gebäude die gräulichſten Dämonen unſichtbar wirkend, herumſchweiften, wie in dieſem Augenblicke, der Wahnſinnige in fürchterlicher Geſchäftigkeit ſich um den Leichnam bemühte, wie er vielleicht die Todte im Arm zur Thür hereintreten könnte, um ſich in unſere Unterhaltung zu miſchen, es ſchüttelte mich zuſammen, der Alte regte ſich im Seſſel, der Tiſch vor uns krachte, als wenn er mitten entzwei geborſten wäre, ohne daß man etwas daran wahrnahm.

„Das iſt ein Anzeichen,“ ſprach er trüb, — „vielleicht fordert es mich, doch ich will meine Geſchichte beendigen, ſie muß ja ſo bald aus ſein. Jahre waren vergangen und ich glaubte meinen Sohn längſt geſtorben. Eines Abends wird ſtark an meine Thür gepocht. Beſorgt, was es ſein könne, da ich durchaus keinen Umgang hatte, ſehe ich, bevor ich öffne, zum Fenſter hinaus und gewahre eine Geſtalt, die etwas auf dem Rücken trägt und beim Klirren des Fenſters das Auge nach oben richtet und mir mit wohlbekannter Stimme: öffne! öffne! zuruft.“

„Haſtig etwas Schlimmes ahnend, ich erkannte auf den erſten Blick meinen Sohn, eil' ich hinab und mit dem Ausdruck der höchſten Freude, fällt mir der Eintretende um den Hals, ſeine Bürde beſtändig auf dem Rücken. Und was haſt Du denn da? fragte ich ängſtlich.“

„Meine Itteb,“ ruft er feurig, und die Hülle abſtreifend, legt er ein todtes Mädchen auf die Flieſen des Hausflures, zu meinen Füßen nieder.

„Das Entſetzen übermannte mich. Er iſt ihr Mörder, war mein erſter Gedanke, mein zweiter war, die Gerichte werden nachforſchen laſſen, und er, — ich — wir werden für die Mörder gehalten werden.

„Sie iſt mein!“ ſchrie der Heimgekehrte wild, „mein! und Niemand ſoll mich von ihr trennen. Ich will mit ihr bei dir wohnen, Vater! ich werde fromm und gut ſein, wie Itteb es iſt, wir werden ganz ſtill mit einander leben, und kein Andrer ſoll uns ſtören; denn Niemand wird unſer Daſein erfahren.“

„Ich ſprach ihm freundlich zu, und verſicherte für ſein Glück Sorge tragen zu wollen. Mit Mühe gelang es mir, ihn zu bewegen, nach den obern Zimmern zu gehen, aber die Leiche nahm er mit, ich mußte anfaſſen und ſo verfügten wir uns im ſchauerlichen Zuge nach meiner Wohnſtube.

Hier betrachtete ich die Todte. Es war das Mädchen, das unter dem Namen: die ſchöne Aegyptierin, mit den Kunſtreitern vor Jahren in dieſer Stadt geweſen war. Dies geſtand er auch ſelbſt, mehr war nie von ihm zu erfahren, ein undurchdringlicher Schleier deckt den Zuſammenhang dieſes ſeltſamen Ereigniſſes.

Ebenſo wunderſam war es, daß das Mädchen nach allen Regeln der Kunſt einbalſamirt war und zwar ſo vollkommen, wie man es hier zu Lande nicht im Stande iſt. Vielleicht, daß ein Arzt, um die ſeltſame Bildung der Aegyptierin vollkom-

[illegible] zu erhalten, aus Liebe zur Wiſſenſchaft ſich dieſer Mühe unterzogen hatte.

Meine nächſte Sorge war, meinen Sohn und die Leiche den Augen aller Welt zu entziehen. Ich richtete ihm daher im Keller eine Wohnung ein, die ich von ihm ſelbſt nach ſeiner Laune ausſchmücken ließ, dann wurde für die Todte ein Glaskaſten verfertiget, der in dieſer Stadt, wie ich weiß, zu den ſonderbarſten Gerüchten Anlaß gab. Im Anfange bewachte ich meinen Sohn mit großer Sorgfalt, bald überzeugte ich mich aber, daß er um keinen Preis ſich von dem lebloſen Gegenſtand ſeiner Neigung entfernen würde, und überließ ihm das Amt des Pförtners, das er bis jetzt ohne Vorwurf verwaltet hat. Nicht weiß ich, ob ich meine Sorgloſigkeit zu ſchelten habe, die mir Sie zuführte. Mein Herz fühlt ſich durch dieſe Mittheilung erleichtert. Sie ſahen die Leiche, die noch immer in einem lebenähnlichen Zuſtande ſich befindet, wozu die Beſchaffenheit meines Kellers wohl auch beitragen kann, ſie ſahen meinen Sohn und ich konnte — ich durfte nicht ſchweigen.

14.

Beinahe Morgen war es, als dieſe Schauergeſchichte ihr Ende erreicht hatte. Meine Empfindung war die eines Menſchen, der von einem beängſtigenden Traume erwacht. Der Troſt des Erwachenden, daß Alles nur Traum geweſen, konnte mich jedoch nicht erfreuen. Ein Bild und die hereinbrechende Helle zeigte mir zu deutlich den Ort, wo ich mich befand, den Erzähler, der, wie es ſchien, vor Ermattung eingeſchlafen war. Ich mußte mich von ihm trennen. „Leben Sie wohl, Herr Reimann!“ — ſagte ich mit leiſer Stimme, „ich will fort, ehe es ganz Tag wird, um kein Aufſehen zu erregen. Niemand ſoll es wiſſen, daß ich bei Ihnen war, daß Sie mich zum Vertrauten Ihres furchtbaren Geſchickes gemacht haben. Ihre Nachbaren ſollen in Ihnen auch ferner nur den grämlichen Sonderling ſehen.“ —

„Das ſollen Sie, bin ich einſt nicht mehr, dann machen Sie mit meinem Geheimniſſe, was Ihnen gut dünkt, aber den Nachforſchungen der Gerichte mich Preis geben, nein, das können, das werden Sie nicht.“ Unter dieſem Geſpräche, das meine nochmalige Betheurung ſchloß, waren wir zur Hausthür gekommen, die Reimann öffnete und mich ſanft auf die Straße hinausſchob.

Es war ein trüber Morgen. Aus den tief hereinhangenden Wolken ſenkte ſich Dunſt auf die Häuſer des Marktes und hatte ſie alle in eine graue Feuchtigkeit gehüllt. Aus den Dachrinnen und von den Bäumen fielen, wie in abgemeſſenen Zwiſchenräumen, große Tropfen. Alles ſchien zu weinen und auch mein Herz brach vor Schwermuth über das Elend der Menſchen.

15.

Ich habe den vorigen Abſchnitt wie weiland Carl von Carlsberg geſchloſſen, aber in der Stimmung, worin ich war, konnte ich keinem andern Gefühle Raum geben. Ich ſuchte mich zu zerſtreuen, es wollte mir aber nicht recht gelingen. Mit Entſetzen füllte mich der Gedanke an Reimann, ſeinen Sohn, die Leiche, und doch trieb es mich an, wieder hinzugehen, um das Treiben des Wahnſinnigen zu beobachten, das mir jetzt, da ich vom Zuſammenhange unterrichtet war, erſt merkwürdig erſchien.

Abends ſtellte ich mich unweit des Reimann'ſchen Hauſes, um Reimanns Zurückkunft abzuwarten. Um die gewöhnliche Zeit ſah ich ihn einherwanken. Als er an mir vorüberſtrich, ſagte er, mich bemerkend, leiſe: „Sie werden bald von Allem ſprechen können.“ Etwas belebter wurden ſeine Schritte, gleich als wollte er mir entkommen. Ich blickte ihm nach und es fiel mir ſonderbar auf, ihn ohne ſeinen gewöhnlichen Vorrath von Lebensbedürfniſſen heimkehren zu ſehen.

Ich beſuchte den Apotheker. Meine Freunde ſprachen lachend vom alten Reimann und fragten, ob ich ſchon die Bekanntſchaft dieſes Ehrenmannes gemacht hätte. Ihr Spott hatte etwas Verletzendes für mich, und ich verließ ſie mit tauſend Benennungen von ihnen beehrt, die ſie mir nachriefen.

Obgleich ich die ganze vorige Nacht kein Auge zugethan hatte, ſo war es mir doch nicht möglich, einzuſchlafen. Mein Blut war zu heftig aufgeregt, und ich mühete mich ordentlich ab, bei jedem Glockenſchlage, an die vergangene Nacht zu denken und mir ſelbſt immer vorzuhalten: „jetzt warſt Du im Hauſe, jetzt kam der Alte die Treppe herunter, jetzt fing er ſeine Geſchichte an, nun krachte der alte Eichentiſch u. ſ. w.“

Ich lag, ohne es recht zu wiſſen, im offenen Fenſter. Plötzlich wurde Reimanns Thür heftig von innen aufgeriſſen, ich ſah den Alten, wie er ſein Haus verließ, an der Hand den Sohn, im ſchwarzen ſchlottrigen Kleide, die langen ſchwarzen Haupthaare hinten am Kopfe weit wegflatternd, der bleiche Schädel wie der eines Todten glänzend.

Der Alte ſchritt mit einer Haſtigkeit, die wohl noch nie Jemand an ihm bemerkt hatte, vorwärts, indeß der Sohn, den Kopf weit hinauf gereckt, im tänzelnden, hüpfenden Schritt ihm folgte, wie wenn Kinder ihre Freude über etwas ausdrücken wollen. — Immer lebendiger wurde dieſes Springen, immer raſcher ſchritt der Alte; nun bogen ſie um die Ecke und waren meinen Blicken entzogen.

Der Gedanke, daß ich mit offenen Augen geträumt hatte, konnte mich allein abhalten, nicht den Geſtalten zu folgen. Um ähnlichen Vorſpiegelungen meiner Einbildungskraft zu entgehen, warf ich mich auf's Bett und unter phantaſtiſchen Träumen ſchlief ich endlich ein.

16.

Ich erwartete mit Ungeduld den Abend, um mich zu überzeugen, daß ich geträumt hatte, aber ſchon Nachmittags wurden zwei todte Mannskörper aus dem Fluſſe gezogen, wovon der Eine für den alten Reimann erkannt wurde, der Andere war Allen unbekannt. Zu gleicher Zeit verbreitete ſich's, daß die wahnſinnige Frau des Alten vor zwei Nächten im Krankenhauſe verſchieden war.

Neugierig und habſüchtig fielen die Behörden über das verlaſſene Haus her. Nichts ward jedoch gefunden als alte, abgenutzte Möbel und ein ziemlich bedeutender Aſchenhaufe verbrannter Papiere. Das Merkwürdigſte war die wohlerhaltene Leiche eines Mädchens im Kellergewölbe des Hauſes, ganz in dem Zuſtande der Leichen im Bremer Bleikeller. Man freute ſich, in der kleinen Stadt eine ſolche Merkwürdigkeit zu beſitzen, die wohl im Stande ſein könnte, Fremde herbeizulocken, die Gaſthöfe in Nahrung zu ſetzen und die Circulation des Geldes zu befördern.

Gretchen.

Ein Reiſeabenteuer.

> „— — Und nachar is a kuma,
> „Und had ſi zuwa buckd.
> „Had mi bain Göſchl g'numa,
> „A Buſſ'l aſi druckd." —
>
> Caſtelli.

Wir, mein Freund und ich, kehrten in dem freundlichen Wöhrſtadt bei recht artigen Wirthsleuten ein. Da der Ort an der großen Landſtraße liegt, war ein Gaſthof bei dem andern. Da waren Kaiſer, Könige, Prinzen, goldene Sonnen, Gänſe, Weidenbäume zum Ausſuchen, unſer guter Stern leitete uns aber zum goldenen Anker, weil das Sinnbild der ſchönſten Göttin am zierlichen Hauſe gar lieblich auf uns niederſtralte. Die Wirthin, eine niedliche Frau in den beſten Jahren, führte uns eine Stiege hinauf, öffnete uns ein Zimmer, in dem ein Bett ſtand, und bemerkte lächelnd: „Wenn Sie nicht beiſammen ſchlafen wollen, ſo wird das Zimmer hier neben an Ihnen alsbald von meiner Tochter aufgeſchloſſen werden.“ Wir baten darum, und auf den Ruf: „Gretchen! Gretchen!“ (ſo heißen viele ſchöne Kinder in der dortigen Gegend) erſchien ein Mädchen, ſo lieblich und reizend, wie ſie dem Rafael zu ſeiner Madonna della sedia geſeſſen haben mag. Ich und mein Freund ſahen einander fragend und dumm an. Fragend: haſt Du je wohl etwas Schöneres geſehen? dumm: weil wir nicht begreifen konnten, wie ſolch ein Himmelslicht der Himmel im Gaſthofe zum goldenen Anker habe erglimmen laſſen. Das zweite Zimmer wurde uns gezeigt, und die Wirthin bat uns, ihr in die Wirthsſtube zu folgen, weil unterdeß Gretchen die Betten überziehen, und andere Bequemlichkeiten herbeiſchaffen ſollte. — Wir folgten zögernd. — Mir war es ein angenehmes Gefühl zu denken, daß das ſchöne Gretchen mein Bett überzog. Mein Freund wollte indeß mit dem holden Kinde bekannter werden. Er ſchlug einen Spaziergang vor, um eine Gelegenheit zu haben, ſeinen Stock zu holen, den er oben hatte ſtehen laſſen. Indeß begleitete ich ihn hinauf, weil ich das liebe Mädchen, welches mir beim erſten Augenblick ſo züchtig und ſchamhaft erſchienen war, den etwas freien Liebkoſungen und Redensarten meines ſonſt ſehr braven Freundes entziehen wollte. Wir fanden ſie noch mit dem Bette beſchäftiget, und auf mehrere an ſie gerichtete Fragen antwortete ſie mit der größten Anmuth und Züchtigkeit.

Wir ſchweiften hinaus in die Weinhügel, die den Ort umgaben, und deren Laub von dem Gold der untergehenden Sonne gefärbt ward. Wir ſprachen viel von dem Mädchen, und kamen endlich Beide überein, daß dieſes durch ſeine Schönheit und Anmuth uns zu heilig erſchien, um mit ihm ein Abenteuer anzuknüpfen. Wir freuten uns ſo glücklich zu ſein, mit ihr unter einem Dache zu ſchlafen, aus ihren ſanften Augen noch manchen freundlichen Blick, und aus ihrem Mündchen eine gute Nacht zu empfangen.

Wir waren heimgekehrt. Gretchen trug uns ein ſchmackhaftes Abendbrod auf, und credenzte uns herrlichen Wein. Während des Eſſens bemerkte ich, daß ſie mich manchmal verſtohlen anblickte, und ein Seufzer ihr entfuhr. Die Mutter nickte ſeitwärts einſchlafend im Großvaterſtuhle und der Vater las die Zeitungen. Von dieſen Seiten unbemerkt, wollte ich ſchon eine Frage an ſie richten, als mein Blick auf meinen Freund fiel, der nur zu aufmerkſam Alles beobachtet hatte, und jetzt mir durch Winke zu verſtehen gab, daß er Gretchens Blicke nach mir bemerkt, und ihnen eine Deutung gab, an die ich bis jetzt noch nicht gedacht hatte.

Unſer Eſſen war beendigt, wir ſtanden auf, um ſchlafen zu gehen, der Hausknecht leuchtete, und beim Trennen ſpöttelte mein Freund noch über meine Eroberung, und wünſchte mir Glück zum Abenteuer wider Willen.

Jetzt war ich allein in meinem Zimmer. Die verſchiedenartigſten Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe. Wär' es möglich! dieſes Mädchen mit der Engelsmiene könnte ein ganz gewöhnlicher Lockvogel für Fremde ſein? — Wäre das freundliche Haus nicht in dem freundlichen Wöhrſtadt, ich würde wider Willen an die Nacht im Walde und an ähnlichen Spuk gedacht haben, ſo aber war dies nicht möglich. Und daß ſie mich angeſehen, daß ſie geſeufzt, daß ſie überhaupt betrübt ausgeſehen habe, war zu gewiß, hatte es doch mein Reiſegefährte, ſo wie ich ſelbſt bemerkt.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich ausgezogen und in's Bett gelegt, und überlegte noch bei mir ſelbſt, ob ich die Thüre zuſchließen ſollte oder nicht. Biſt du doch wieder in dem lieben ehrlichen Deutſchland, dachte ich, wo der Wirth dich mit dem ächt nationalen Handſchlag empfängt, hier haſt du nichts zu befürchten. Schon fing ich mich an, dem Einſchlummern zu nähern, als ich

Stimvor meiner Thür etwas kniſtern hörte. — Ich horchte auf; eine Hand bewegte die Klinke, eine andere hielt ein Lämpchen vorleuchtend durch die geöffnete Thür — ein Köpfchen folgte nachſchauend, ein: „Iſt's wohl erlaubt?“ enttönte dem lieblichſten Mündchen, und ich ſtammelte beinahe beſinnungslos: „Mit Vergnügen!“ denn Gretchen, das himmliſchſchöne, anmuthige, liebreizende Geſchöpf ſtand in meinem Zimmer. „Nun denn,“ fing ſie an, „wenn Sie ſo gütig ſind, mir's zu erlauben, ſo will ich ſchon ſo dreiſt ſein. Ach, ich habe ein recht großes Anliegen, doch ich muß es Ihnen leiſe ſagen, daß man's im Hauſe nicht hört. Die Knechte ſind noch wach und ſtreifen hier auf dem Gange herum, d'rum bin ich ſo frei“ — und hiermit ſetzte ſie ſich zu mir auf's Bett, weil, wie ich erſt am andern Morgen bemerkte, außer einem ungeheuern ſteinernen Tiſche, auf den ich beim Auskleiden meine Sachen gelegt hatte, kein Möbel im ganzen Zimmer war. Das Erſte, woran ich dachte, war Goethe's „Braut von Korinth,“ doch für ihr Leben bürgte mir außerdem, daß ich ſie am Tage in größter Thätigkeit der Mutter zur Hand hatte gehen ſehen, auch noch der blühende Carmin von Wangen und Lippen und der ſanft ſchwellende Buſen. Allein, dieſes üppige Leben drohte eben dem meinigen ein Ende zu machen. Man denke ſich ein ſo ſchönes Mädchen, den Kopf auf den liegenden Jüngling hingeneigt, daß ihr Athem immerfort ſein Geſicht umwehte, und ganz leiſe, damit Niemand das Geſpräch behorchen könne, in dem lieblichſten Dialekte eine rührende Geſchichte erzählend, welche die eigentliche Urſache ihres Beſuches war.

Sie hatte einen Geliebten, nach ihrer Beſchreibung ſchön, tugendhaft, und wie ſie mir naiv verſicherte, vollkommen ihrer werth. Er hatte indeß nichts, ihre Eltern hatten auch wenig, und wollten daher in die Heirath nicht willigen. Treu und zärtlich liebte er ſie. Sonntags beim Tanze trug er immer ihre blaue Schleife, und grämte ſich faſt zu Tode. Da aber ihr Vater ihm das Haus verboten hatte, da Gretchen eingeſperrt worden war, da ging er fort auf ein nahes Dorf in die Arbeit, um Geld zu verdienen, und Abends nur ſahen ſie ſich jezuweilen auf einen Augenblick, allein ihr Geliebter wagte das Leben dabei, weil der Vater jedem Knechte die Erlaubniß gegeben habe, ihn todt zu ſchlagen, wenn er ſich auf ſeinem Grund und Boden ertappen ließe, und den Knechten wäre das ſchon recht, weil ſie ihn darum haßten, daß er Gretchens Schatz ſei. Alles hatte ſie bei ihrem Vater angewandt, allein das ſei ein gar zorniger Mann, und frage blos immer: „womit will der Tagedieb Dich ernähren?" Nun könne ſie es faſt nicht mehr ertragen. Heute Abend, während unſeres Spazierganges, ſei ihr Hans da geweſen. Er ſehe ganz elend vor Kummer aus, und brächte ſich nächſtens um, es läge blos daran, daß ſie mitſterben wolle, und er ſich dazu nicht entſchließen könne. Ich hätte ihr nun ſo viel Zutrauen eingeflößt. Sie hatte gedacht, wag's und klage dem Herrn deine Noth, mit zweihundert Gulden iſt dir und dem Hans geholfen. Hat ſie der fremde Herr übrig, ſo gibt er ſie euch gewiß, und dann arbeiten Hans und Grete ſo lang, bis ſie's dem fremden Herrn mit heißem Danke wieder erſtatten können.

Bei dieſen Worten ſenkte ſich verſchämt ihr Blick, dann aber heftete er ſich vertrauensvoll auf mich. Ich Unglücklicher hatte indeß nicht funfzig, geſchweige denn zweihundert Gulden bei mir. Ich hatte den feſten Willen zu helfen, und verſprach ihr daher von Frankfurt aus ſo viel zu ſenden, als ſie wünſchte, und wenn es ſich thun ließe, ſelbſt zu ihrer Hochzeit zu kommen. Das ſchöne Gretchen weinte, und wollte mir die Hand küſſen — doch — ich glaube, ich küßte ihm den Mund. Dann ſtand das Mädchen auf, nahm ihr Lämpchen und ſagte ganz traurig: „O, wenn Sie doch Wort halten könnten oder wollten, denn ſonſt werden wir dort oben ein Paar werden müſſen, denn ohne einander können wir nicht länger mehr beſtehen — oder ich bin der Schande Preis gegeben —“ und ſomit wankte ſie zur Thüre hinaus. Ihre letzten Worte waren mir nicht räthſelhaft.

Am andern Morgen fehlte es von Seiten meines Freundes nicht an Neckereien, und beim Einſteigen in den Wagen ſtand das ſchöne Gretchen, etwas bleich, feſt zu mir aufblickend, unter der Hausthüre.

Sechs Wochen mußte ich in Frankfurt, ſelbſt der größten Verlegenheit blos gegeben, auf meinen Wechſel warten, dann erhielt ich eine bedeutende Summe, und eilte damit nach Wöhrſtadt. Der Wirth im goldenen Anker ſaß traurig am Bette ſeiner kranken Frau. Ich forderte Wein, ein Kellner brachte ihn. Nichts war von Gretchen ſichtbar. Ich ſcheute mich, nach ihr zu fragen. — Draußen im Mühlbach hatte ſie und ihr Hans vor acht Tagen den Tod gefunden.

Novellen

von

August Lewald.

Dritter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatiſcher Spiele von A. v. Kotzebue, fortgeſ. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, u. 1833 jeder 1 Rthlr. 16 Gr.
Cäcilia. Ein Taſchenbuch für Freunde der Tonkunſt, herausg. v. Lyſer. 1r Jahrg. 1833 1 Rthlr. 8 Gr.
Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reiſebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile, 8. 5 Rthlr. 8 Gr.
— — Nachtr. z. d. Reiſebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Lewald, A., Album aus Paris, 2 Thle. 2 Rthlr. 8 Gr.
— — Novellen, 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.
— — Graf Lowzimski. Polniſche Novelle — Rthlr. 18 Gr.
— — Przebracki der ruſſiche Polizeiſpion 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Warſchau. Ein Zeitbild — Rthlr. 20 Gr.
Maltitz, Freih. G. A. v., der alte Student, Schauſpiel, 8. — Rthlr. 12 Gr.
— Oliver Cromwel, od. d. Republikaner, Trauerſp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
— Pfefferkörner, 3 Hefte. à 16 Gr. 2 Rthlr. — Gr.
Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauerſp. 1 Rthlr. — Gr.
— — Laßt die Todten ruhen! Luſtſp., 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — Kritik u. Antikritik, Luſtſp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Bekehrten, Luſtſpiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Schleichhändler, Luſtſp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
— — der Wechsler, Luſtſp., 8. — Rthlr. 16 Gr.
auf fein Velinpapier 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Tochter der Luft. Mythol. Tragödie. 1 Rthlr. — Gr.
— — Denk' an Cäſar! Poſſenſpiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

Novellen

von

Auguſt Lewald.

Dritter Theil.

Hamburg, 1833.
Bei Hoffmann und Campe.

Inhalt.

I. Roswalde.
II. Die Verbrecherkolonie.
III. Die heilige Linde, Sage.
IV. Das heimliche Gericht.

Roswalde.

„Roswalde en héritage entre vos mains passé,
„Le disputa bientôt au palais de Circé,
„Et ce bourg ignoré du Tanaïs à l'Ebre,
„Graces à vos talens est devenu celèbre."

Oeuvr. posth. de Fréderic II. T. VII.

1.

In dem fruchtreichen Lande, unweit des erzbiſchöflichen Sitzes von Ollmütz, erhob ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus ſeinen künſtlich angelegten Parks, ſeinen ſpringenden Waſſern und ſeiner marmornen Götterverſammlung, das wunderbare Roßwalde, welches die prachtliebende Eitelkeit eines Privatmannes, im kühnen Wetteifer, zu einem deutſchen Verſailles erheben wollte. Alle Zeitgenoſſen ſtaunten dieſe Unternehmung an, und wenn gleich berechnende Beſonnenheit den gefahrvollen Schlund ſchon geöffnet ſah, der des Eigenthümers Glück und Vermögen bald verſchlingen mußte, ſo war die ſinnliche Begeiſterung für alle Künſte und der phantaſtiſche Geſchmack, welcher das Ganze beſeelte, ſogar im Stande, Friedrichs und Joſephs Aufmerkſamkeit zu erregen, die einſt Roswalde's Schloß zum Orte eines freundlichen Stelldicheins machten.

Graf Hoditz, der Schöpfer dieſes Feenſitzes, ein durch Reiſen gebildeter Cavalier, lebte hier mit ſeiner Gemahlin Sophia, Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, und Alles, was auf den Namen Künſtler Anſpruch machte, eilte von fern und nah herbei, um mit den Wundern Roswalde's zugleich ſeines Beſitzers Freigebigkeit kennen zu lernen, und es genügte zu damaliger Zeit, bei den dort veranſtalteten Feſtlichkeiten ſich auszuzeichnen, um ſich einen bedeutenden Ruf in Europa zu gründen.

Es zierte bereits der ſchönſte Aſternflor die Blumenterraſſen des Pallaſtes und die hohen Laubgänge des Parks ſchmückten ſich mit den goldenen Tinten des Spätſommers, in den Morgenſtunden verſammelte munterer Hörnerſchall die vornehmſten Herren und die anmuthigſten Damen zur Jagd, während Abends zum weithintönenden Halali, tauſend Raketen in den heitern Herbſtazur der Lüfte ziſchten; Opern und Schauſpiele der überraſchendſten Art währten bis tief in die Nacht, an welche ſich ein üppiges Mahl reihte, das ſich bis gegen den Morgen hinerſtreckte; Alles athmete Freude und Luſt, aber das rege Leben, das ſtets dieſe Hallen erfüllte, ward noch durch eine ganz eigene Regſamkeit, durch eine geſteigerte Thätigkeit vermehrt.

Der Graf erwartete einen Gaſt. Friedrich war's, der bei ihm einkehren wollte, und Alles wurde aufgeboten, zu den reichen vorhandenen Kräften geſellten ſich neue, weither verſchriebene und es ſollte ein Kranz von Feſtlichkeiten werden, würdig des ruhmgekrönten Helden, zu deſſen Ehren ſie gefeiert wurden.

Die Blüthe der Schönheit und der Künſte, die vornehmſten Geſchlechter und die gefeiertſten Namen waren bereits in Roswalde's Mauern, und Alle barg das ungeheure Schloß in ſeinen glanzerfüllten Gemächern, und nicht minder glänzende ſtanden noch leer da, zum Empfange der Gäſte, die noch immer herbeiſtrömten, und die herrlichſten waren bereitet, um den vornehmſten Gaſt zu empfangen.

Die ganze Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, um den Bau des majeſtätiſchen Triumphbogens in Augenſchein zu nehmen, der — bei der Fülle von Arbeiten aller Art — ſelbſt in der mondhellen Nacht noch fortgeſetzt wurde. Um die Arbeiter zu befeuern, fehlte es an guten Speiſen und Getränken nicht, und von einem waldigen Hügel ſtrömte eine volltönende Muſik herab. So hatte es den Anſchein, als wenn bei dieſen Klängen der Bau wüchſe und die Sage vom Amphion verwirklichte ſich. Der Platz war ſo ſchön, die milde Luft, die Muſik, die Thätigkeit der Arbeiter, Alles ließ den Wunſch entkeimen, hier auf der Wieſe, die nur durch einen Graben von der Straße getrennt wurde, einige Stunden zuzubringen. Es bedurfte nur, daß ein ſchöner Mund dieſen Wunſch ausſprach und der mächtige Zauberer, der hier waltete, ließ ein weites Zelt aufſpannen, unter welchem in der nächſten halben Stunde ein fröhlicher Kreis um klingende Gläſer und blinkende Schüſſeln ſich gereiht hatte. —

An einem ſteilen Abhange, von dem ſich die Straße von Wien hinabſenkte, hielt ein ſtattlicher Reiſewagen, belaſtet mit Gepäcke, deſſen Poſtillon abgeſtiegen war, um den Hemmſchuh anzulegen. Während deß rief eine wohltönende Frauenſtimme, nicht ohne innere Bewegung, dem Bedienten auf italieniſch zu, den Schlag zu öffnen.

Eine feingebaute, ſchlanke Geſtalt, in geſchmackvollem Reiſecoſtüm entſtieg dem Wagen, und nachdem der Bediente, gleich als wenn es zu ſeinem Dienſt gehöre, der Dame, die ſchon im Fortſchreiten begriffen war, den langen Shawl, von oſtindiſcher Seide, mehrmals um den Hals wickelte, folgte er ihr in einiger Entfernung, um die im Wagen zurückgebliebene Geſellſchaftsdame aus einem tiefen, ſie gefangen haltenden Schlummer zu erwecken, und ſie an ihre Pflicht zu erinnern.

Indeß war die Eigenthümerin des Wagens bis an einen Abhang gelangt, wo ſie mit einem Blicke das vor ihr liegende Thal überſchaute.

Der Triumphbogen, an dem auf unſichtbaren Leitern lichte Geſtalten emporſchwebten, die liebliche Muſik, welche die Lüfte durchzog, das erleuchtete Zelt mit den ſchwelgenden Gäſten, der glänzenden Dienerſchaft, und in der Ferne die ſchimmernde Façade des Pallaſtes, aus deſſen Hof ſich das allgewöhnliche Schauſpiel eines Feuerwerkes durch eine donnernde Batterie verkündete, dem Hunderte von Schwärmern nachziſchten — Alles dies glich ſo ſehr einer feenhaften Beſchreibung aus der blauen Bibliothek, daß der Fuß des Wanderers, den der Zufall in dieſe Gegend führte, unwillkürlich an die Stelle gebannt wurde; und in der That hielt der neben ſeinen Pferden gehende Poſtillon dieſe an, der Bediente ſchrie laut auf vor Entzücken und die im Wagen ſchlafende Geſellſchaftsdame fuhr ſchnell in die Höhe und mit dem Kopfe zum Schlage hinaus.

„Was iſt denn das?“ rief die Letztere aus und der Bediente, ein munterer Neapolitaner, riß das Maul weit auf, um Verwunderung und Entzücken durch eine Grimaſſe auszudrücken, aber der Poſtillon ſagte, unbekümmert, ob die Fremden es verſtanden oder nicht: „das iſt der hochgnädige

Herr Graf, der nun einmal ſo prächtige Einfälle hat!“

Langſam und vorſichtig rollten ſie den letzten, ſteilſten Abhang hinunter und als ſie nun ſtill hielten, um die Dame wieder einſteigen zu laſſen, als der Poſtillon ſich ſchon im Bügel hob und das Horn anſetzte, um raſſelnd und ſchmetternd mit Roß und Wagen in die flimmernde Zauberwelt hinein zu raſen, da war keine Dame zu ſehen und zu hören. Alles Warten, Rufen, Suchen half nichts.

Mit dem Gedanken, die Gebieterin werde bereits das herrſchaftliche Zelt erreicht haben, tröſtete ſich die Dienerſchaft und befahl dem Poſtillon, die Pferde anzutreiben.

Das mißtönende Horn und der übrige Lärm, der einen ſchweren, über Pflaſter dahin rollenden Wagen zu begleiten pflegte, ſtörte die Geſellſchaft auf unangenehme Weiſe. Der Graf jedoch, welcher in jeder Stunde neue Gäſte erwartete, erhob ſich ſelbſt von der Tafel und — da hier jeder Zwang der Etikette aufgehoben war — ſo eilte er nach der Straße, um den Namen des Reiſenden zu erfragen.

„Signora Doriflea,“ erwiderte der herabſpringende Diener.

Und ſchnell, den Namen in freudigem Ausrufe wiederholend, war der Graf über den Graben geſprungen, um den Schlag mit höchſteigener Hand zu öffnen, und den willkommenen Gaſt, die erſte Sängerin Italiens, dem ihm umgebenden Kreiſe, der aus dem Zelte getretenen Geſellſchaft, im Triumphe vorzuſtellen.

Wie entſetzt trat er aber zurück, als mit entſchuldigender Bitte, die ältliche Geſellſchaftsdame, den ihr gebotenen Arm ablehnend, aus dem Wagen ſtieg und der Bediente ganz verdutzt hinzuſetzte: „Die Signora iſt ja ſchon hier.“

Ueberraſcht ſah ein Jeder ſeinen Nachbar an; Niemand hatte die Fremde bis jetzt bemerkt und man wußte ſich dieſen originellen Schwank nicht zu deuten. Der Graf ließ ſich von dem Bedienten die Art und Weiſe des Ausſteigens und des Abhandenkommens ſeiner Gebieterin erklären und ſchüttelte den Kopf.

Nach einigem Nachdenken bat er die Geſellſchaft, ſich in das Zelt zu verfügen und ohne Beſorgniß um das Verſchwinden der Dame, ſich ungeſtört dem Vergnügen, zu überlaſſen, das Feuerwerk zu betrachten, welches ſich ſo eben in vollſter Glorie entfaltete.

Dem Poſtillon befahl er nach dem Schloſſe zu fahren, jedoch ſein Horn auf dem Rücken ruhen zu laſſen, und nachdem er ſich in einen Mantel gehüllt, ſchlug er einen Fußpfad nach dem im

Erlengrunde verſteckt liegenden Kirchdörfchen ein. „Sie wird mir die ganze Ueberraſchung verdorben haben,“ brummte er dabei unwillig vor ſich hin.

2.

In dem niedrigen Stübchen des Schulhauſes ſtand ein alter Mann an einem Pulte und ſchrieb. Neben ſich hatte er einen Stoß Schulbücher liegen, die ſo eben abgefertigt waren, und nun ſcandirte er mit den Fingern trommelnd und murmelte dabei und ſchien mit ſich nicht zufrieden, denn er ſchüttelte bedeutend den haarloſen Kopf, deſſen Perrücke ſeitwärts einem hölzernen aufgeſetzt war.

„Es will mir auch heute gar nichts fließen, ich weiß nicht, wo meine Gedanken ſind,“ brummte er vor ſich hin, „und das Ding muß ordentlich werden, wenn ich eine Ehre damit aufheben ſoll. Schäumen, reimen, Räumen, Bäumen, Träumen, Keimen, ſäumen, leimen, zäumen, daran fehlt's nicht! Reime genug! aber — laß doch einmal hören!“

Bei dieſen Worten trat er einen Schritt zurück und las mit lauter, jedoch zitternder Stimme aus dem Papier, welches er nahe vor die Augen brachte:

„O ſtimm, Teutonia, zum Hochgeſang die Leier,
„Wenn Er, der Helden Held im Sieggepränge naht,

„Ihr armen Blumen ſeid nicht werth zu ſolcher Feier,
„Nur Eich' und Lorbeerzweig umſtreuen ſeinen Pfad —
„Laßt glühend Euer Herz vor Wonnen überſchäumen —
Ja — da liegt für jetzt der Hund noch begraben.“ —

„Nimmt's denn da draußen für heute gar kein Ende, Martin,“ tönte eine heiſere Frauenſtimme aus der Kammer, deren Thür nur angelegt war, „ich kann kein Auge zuthun, und wenn's Morgen die Herrlichkeiten alle zu ſchauen geben wird, da werd' ich ſchläfrig und krank daheim ſitzen müſſen.“

„Weib!“ ſprach der Alte, „Du reißeſt mich vollends aus der poetiſchen Begeiſterung. Und wenn Du nun nicht zugaffen wirſt, wird der große König deshalb weniger ſeinen Einzug halten? Aber denke Dir einmal das Ding ſo, als wenn ich mit meinem Poem verunglückte. Es fiele eine Schande auf das ganze Roswalde, der Schulmeiſter in Roswalde muß ein wirklich dummer Mann ſein, wenn ihn ein Stoff wie ich, nicht zu einem heroiſchen Schwung begeiſterte, würde Friedrich ſagen und vor Voltairen, deſſen Bekanntſchaft ich doch bei dieſer Gelegenheit für mein Leben gern machen möchte, dürft' ich mich gar nicht ſehen laſſen.“

„Nun, ſo mache wenigſtens die Kammerthür zu,“ ſeufzte die Schulmeiſterfrau, „und dichte —

da Dir doch das Dichten über die Geſundheit Deiner Frau geht.“

Das hatte Martin Heller, der Schulmeiſter in Roswalde nicht mehr gehört, denn er machte die Thür der Schlafkammer zu, ſobald er den Wunſch ſeiner Ehehälfte vernommen.

Rings um ihn her war's nun wohl recht ſtille, aber die poetiſchen Gedanken wollten nicht kommen. Heller verwünſchte innerlich die ſchöne Zeit, die er mit dem Geſang der Schulkinder, nach der Melodie des Deſſauer Marſches, zugebracht hatte, weil ihm nun zu wenig übrig blieb, das Carmen auf Friedrichs Einzug zu verfertigen.

Die trockene Zunge klebte ihm am Gaumen, die Augen brannten, und in den Schläfen klopften zwei dicke Adern.

„Ja, wer ſich künſtlich begeiſtern könnte!“ rief er aus, „und wahrhaftig — wär's noch unten in der Thalſchenke offen, ich holte mir ein Hälbchen Falkenſteiner.“ —

Doch dabei ließ er's für jetzt bewenden. Er ſah alle Gegenſtände forſchend an, die ihn umgaben, um einige Poeſie herauszufangen. Seine Blicke fielen zuerſt auf die Schulbücher, die er mit Widerwillen von ſich ſchob, dann hafteten ſie auf dem über die Hälfte durchſtrichenen Wandkalender, auf einer Waſſerflaſche, auf ſeiner kleinen

Handbibliothek, auf einem Bilde darunter. Seufzend ſtand er auf, ſchlich hin zu dem verbleichten Bildniſſe, das in ſchlechten Paſtellfarben ein blaſſes Kindergeſicht, mit weißlichen Haaren und veilchenblauen Augen, ohne allen Ausdruck zeigte. Lang ſtand er davor, und eine innere Rührung wurde an ihm bemerkbar. War das nicht Poeſie, was in dem Herzen des vertrockneten Schulmeiſters aufglimmte, ſo gibt es auf Erden keine.

Reimlos und tactfrei machte ſie ſich Luft und eine karge Thränenquelle rieſelte dabei durch die Gramesfurchen des dürſtenden Poeten.

„Meine Doris,“ hub er an, „wo mag ſie jetzt wohl ſein? Nie will ich Dich wiederſehen, wenn Dich nicht die Tugend unter dies Dach zurückgeleitet, ſo rief ich ihr beim Abſchiede zu. Ach, was mag wohl ihr langes Ausbleiben zu bedeuten haben? —“

Und lang und unverwandt blickte er nach dem Bilde hin, und ſeine Züge belebten ſich wunderbar, und ein ſüßes Andenken nach dem andern ſchien ihm durch die Seele zu ziehen und traute Melodien wurden drin wach.

Mit geſchloſſenen Lippen preßte er durch die Naſe dumpfe Töne hervor, die ſich für ihn zu einem Liedchen geſtalteten, aber er wußte nur den Anfang, den er in einem fort wiederholte. Er trat zum Fenſter, öffnete ſeine Weſte und legte die ſchmale, ſchwarze Halsbinde ab.

„Ah,“ rief er mit kräftigem Nachdrucke, als er den wohlthätigen Einfluß der Nachtluſt verſpürte, und weit zum Fenſter hinausgebeugt, ſetzte er freudig hinzu: „Was will ich denn mehr? Kann mir Italien mehr bieten? Hab' ich denn hier nicht Alles? So wie ich mich über andere mähriſche Dorfſchulmeiſter erhaben fühle, ſo iſt auch der Ort den ich bewohne, vor allen andern verherrlicht. Feuerwerk! Luſtbarkeit! Ach ja — ja!“ —

Und hier fiel ihm ſein Poem mit Centnerlaſt auf's Herz — doch rüſtig ſchritt er jetzt zum Tiſche, und die Gedanken floſſen ihm ſo reichlich, die Reime machten ihm ſo wenig Kopfzerbrechens, daß die Feder in flüchtiger Eile auf dem Papiere hinflog. Der Morgen beſchien ein fertiges Carmen, das keine kleinere Beſtimmung hatte, als den geprieſenſten Helden der Zeit würdig zu beſingen und Voltairen einen günſtigen Begriff von unſerer Literatur beizubringen.

Draußen am Hauſe, im dicken Geſträuche, hing indeß eine weiße Geſtalt in den Sproſſen der Hecken, und wandte kein Auge von dem gequälten Dichter. Eine innige Freude durchzuckte ſie, wie ſie ſeine ſonderbaren Selbſtgeſpräche vernahm, und ſie zitterte heftig, als ſie die Frauenſtimme aus der Kammer hörte, deren Worte ſie jedoch nicht verſtehen konnte. Wie aber der alte Mann von dem Bilde weg zum Fenſter trat, und ſie nun deutlich die Züge ſah, und der Kahlkopf auf dem langen Halſe, aus dem weißen Hemdkragen, ſo ſchwermüthig und freudig zugleich, ſein eng begränztes Glück preiſen, da floſſen ihre Augen von Thränen über und ſie ließ ſich hinab vom Spalier auf die Erde gleiten, wo ſie die hochgräflichen Arme des Schloßbeſitzers umfingen, der ihr den Mantel umhing und die Erſchreckte ſogleich fortführte. Zum Glücke ſaß der Alte ſchon beim Gedichte, und bemerkte nichts davon.

Nach dem ſchon Geſagten wär' es jedoch lächerlich, dem geneigten Leſer noch verſchweigen zu wollen, daß des Schulmeiſters Doris und Signora Doriſlea ein und dieſelbe war, indem ich dieſe Art von Ueberraſchungen nie zu beabſichtigen pflege.

Graf Hediß geleitete die Signora auf einem Seitenwege ins Schloß und begab ſich dann zu der Geſellſchaft unter dem Zelte, die nur ſeiner Rückkunft geharrt hatte, um ſich zurückzuziehen.

„Signora Doriſlea ſei ermüdet und ließe ſich entſchuldigen," verkündete der Graf, „um Morgen ohne Rückhalt ſich den bevorſtehenden Feſtlichkeiten anſchließen zu können."

3.

Der Schulmeiſter Martin Heller, den wir ſo eben kennen gelernt haben, hatte zwei Töchter, welche von der Natur, die ſich weder an Stand noch Reichthum kehrt, nicht ſtiefmütterlich behandelt worden waren. Sie ſtrahlten in ſeinem niedern Schulhäuschen mit einer Schönheit, wie ſie ſich Prinzeſſinnen wohl wünſchten und waren daneben mit andern gar lieblichen Talenten begabt. Dabei ſahen ſich Beide in keiner Hinſicht ähnlich. Die Aeltere, Luiſe, war braun und klein, und liebte das ſtille Loos, das ihrer wackern Mutter zu Theil geworden war, einen nicht gar zu brummigen Mann und einen eigenen Herd; die Jüngere, Doris, war ſchlank und blond, und dieſe ward ſchon von größerer Hoffärtigkeit beſeſſen. Dabei hatte es dem Schöpfer gefallen, ihre Kehle ſo zu organiſiren, daß ein lieblicher Wohllaut in derſelben wohnte und bald ſprach man nicht nur im Dorfe, ſondern ſogar im Schloſſe davon, wie ſo gar lieblich Schulmeiſters Tochter Abends in der Geisblattlaube:

„Als Doris, die reizende Schöne,
„Den Vorzug der Freiheit verlor,“

und die neuere Arie:

„Philint ſtand jüngſt vor Babets Thür“

zu ſingen pflegte.

Graf Hoditz, der jedes Talent, wo er es entdeckte, auf's Eifrigſte ans Licht zu ziehen bemüht war, beſuchte in eigener Perſon den Schulmeiſter und verkündete ihm, daß das Mädchen bei Mr. le Beau im Tanzen und bei dem Maeſtro Raſioli im Singen unterrichtet werden ſollte, um dann in die Hochgräfliche Capelle zu treten.

Hellern blieb der Mund vor Erſtaunen offen ſtehen, als er dieſe Worte des Grafen vernahm. Nie hatte er, ſo ſehr er auch die Künſte liebte, und namentlich Muſik und Poeſie ſelbſt exercirte, auf ſolche Auszeichnung Anſprüche gemacht. Aber ablehnen konnte er die hohe Gnade nicht. Er nahm ſie ſtumm an und hoffte von des Mädchens Ungeſchicktheit das Beſte zur Vereitelung der Plane des Grafen.

Nicht lange ſollte er hierüber in Zweifel bleiben.

Doris machte ihm nicht dieſe Freude. Die beiden Meiſter, denen ihre künſtleriſche Bildung übertragen war, wurden des übertriebenſten Lobes nicht müde und der Graf fühlte ſich beglückt, auf ſeinem Boden eine ſolche Wunderpflanze entkeimen zu ſehen. Sie mußte das Schulhaus verlaſſen und erhielt ihre Wohnung auf dem Schloſſe ſelbſt, um im Umgange mit den Künſtlern und vernehmen Leuten, die zu jeder Zeit dort verſammelt waren, ihre Sitten abzuſchleifen.

Bald waren dieſe auch ſo abgeſchliffen, daß ſie nichts mehr zu wünſchen übrig ließen. Die ungeheuere Luſt, welche Doris beſeelte, ſich in dieſer Sphäre auszuzeichnen, machte ihr jede Mühe leicht. Sie legte ab und eignete ſich zu, ſie verbeſſerte ihre Natürlichkeit, wie Alle mit Freuden wahrnahmen und in Kurzem war das gepuderte, geſchniegelte und durch die dermalige Mode verunſtaltete Weſen fertig, welches in Doris nicht mehr die arme Schulmeiſterstochter vermuthen ließ. Die Herren waren entzückt von ihrer Lieblichkeit und ihrer Kunſt, und die Damen ſahen neidiſch auf ſie herab und verſchmähten ihren Umgang.

Ein ſicherer Beweis, daß ſie ihnen gefährlich war.

Eine einzige Dame, die Frau von Werdenberg, welche nicht heimiſch in dieſer Gegend, aber durch ihre große Kunſtliebe nach Roswalde gezogen war, nahm ſich ihrer freundlich an und würdigte ſie ihres beſtändigen Umgangs.

Ward auch Doris bei großen öffentlichen Gelegenheiten überſehen, bemerkte die erlauchte Dame des Schloſſes ſie nicht eben gern in ihrer nächſten Umgebung, und ſprach der Graf nur nach einer ihrer unübertrefflichen Leiſtungen in Concerten ein gnädiges Wort mit ihr; ſo waren es andere Cirkel, wo ſie ſtrahlte, wo ſie die Sonne war, um die ſich Alles drehte.

Frau von Werdenberg verſammelte oftmals in den von ihr bewohnten Gemächern die ausgewählteſte Blüthe der im Schloſſe verſammelten Künſtler und nur aus beſonderer Gunſt wurde es den vernehmſten Cavalieren geſtattet, an dieſen Geſellſchaften, wo die Eſſenz alles Geiſtreichen und Pikanten vereinigt war, Theil zu nehmen. Hier nun feierte Doris die glänzendſten Triumphe und ihre zärtliche Freundin, ihre erfahrene Lehrerin, ſah mit Entzücken ihre Siegesbahn beginnen.

Aber weiter hinaus mußte ſich dieſe erſtrecken. In Doris ſollte die Welt bald eines der erſten Talente anſtaunen, es bedurfte nur einer leiſen Anregung bei dem Grafen und die Tochter ſeines Schulmeiſters wurde zu ihrer fernern Kunſtbildung nach Italien geſandt. Der Maeſtro Raſioli und die Werdenberg begleiteten den lieblichen Engel und verſprachen es, die vollendete Sängerin in Kurzem in die Heimath zurückzubringen.

Der ehrliche Schulmeiſter und ſeine alternde Frau ſchüttelten bedenklich den Kopf bei den nur ſehr ſeltenen Beſuchen, die ihre Doris ihnen abſtattete. Was ſie ihnen erzählte von ihren Planen und Ausſichten, begriffen ſie zum Theil nicht, oder was ſie davon begriffen, erfüllte ſie mit Sorgen. Der Alte begnügte ſich damit, ihr immer die Jugend und ſeine grauen Haare ins Gewiſſen zu rufen, da er es ja doch nicht anders zu machen im Stande war.

Das Schickſal des Mädchens entfaltete ſich indeß immer glänzender und endlich bedeckten die Flitter, welche ihre Laufbahn umgaben, immer mehr die Abgründe, an denen ſie vorüberjagte. Des Schulmeiſters Gemüth beruhigte ſich nach und nach und er hatte ſelbſt ſeine Frau beſchwichtigt.

Da erſchien der Zeitpunkt der Abreiſe nach Italien.

Ein Wagen rollte vor das Schulhaus und Frau von Werdenberg und Doris wurden von Raſioli aus dem Wagen gehoben.

Mit tiefer Trauer empfing das alte Paar die Nachricht, daß ihre Tochter nach dem fernen Lande ſchon Morgen ziehen werde, um dort einige Jahre zu bleiben.

„Und hätteſt Du denn Dein Glück nicht hier finden können?“ flüſterte ihr leiſe und verzagt der alte Vater zu, als ſie ſich weinend auf ſeine Hand beugte.

Die Mutter und Luiſe mit ihrem Verſprochenen, einem jungen Schmiedemeiſter aus dem Dorfe, waren hinzugetreten, während die Werdenberg und der italieniſche Muſicus ſeitwärts ſtanden und bei der Scene die Achſeln zuckten.

„Wirſt Du glücklich dadurch, ſo gebe ich Dir mit Freuden meinen Segen dazu," ſchluchzte die Mutter.

Die Werdenberg trat hinzu und ergriff die knieende Doris bei der Hand, die ſich betäubt von Thränen erhob und willenlos von dem Maeſtro und ihrer Freundin fortführen ließ.

Da erhob ſich aber plötzlich aus ſeiner Abſpannung der alte Schulmeiſter, und ſchritt ihnen kräftig nach.

„Auch meinen Segen gebe ich Dir, meine Tochter," rief er ſtark, indem er ſie einholte und ans Herz drückte, „doch —" fügte er wunderbar ermuthigt, mit einem Blick auf die Fremden hinzu, „nie will ich Dich wiederſehen oder die Tugend geleitet Dich unter das väterliche Dach heim!"

Mit dieſen Worten entließ er ſie. Als am andern Morgen die ganze Heller'ſche Familie ſich am Schloßportale in ihrem Sonntagsſtaate eingefunden hatte, um die geliebte Doris noch einmal zu ſehen, hörten ſie, daß ſie bereits in der Nacht weggereiſt ſei, und um den traurigen Abſchied nicht zu verlängern, ihren Eltern einige Zeilen zurückgelaſſen habe.

Nach einem halben Jahre hatte Graf Hoditz die Gnade, durch ſeinen Leibjäger dem Schulmeiſter einige Zeitungsblätter aus Wien zu ſenden, worin gleich unter den Zeilen, die vom Generalfeldmarſchall Gideon von Loudon meldeten, einer Sängerin Doriſlea Erwähnung geſchah, die das Wunder Italiens genannt wurde, und der Jäger mußte mündlich dabei die Bemerkung ausrichten, die Signora Doriſlea ſei keine Andere als Doris Heller von Roswalde.

4.

Am erſten Abende nach ihrer Ankunft ſaß Doriſlea allein in die Ecke ihres Sophas gedrückt und überdachte ihr durchflogenes Leben. Die Lichter brannten düſter, die Vorhänge an den Fenſtern waren zugezogen, und der gewöhnliche Lärm, der den Schloßplatz belebte, noch vermehrt durch die Ankunft des Königs von Preußen und ſeines zahlreichen Gefolges, wurte von ihr überhört, da ein anderes nicht minder geräuſchvolles Treiben ihr Inneres ganz erfüllte.

Es war ihr, als beträte ſie zum erſten Male das Land der goldenen Verheißungen an der Hand ihrer beiden Führer, der Frau von Werdenberg und des Maeſtro Raſioli. Sie ſah ſich geblendet von der neuen Umgebung und von Stufe zu Stufe zu immer erhöhetem Glanze ſteigend.

Es naheten ſich ihr Bewerber, die alle Künſte der Verführung aufboten, aber die Worte ihres alten Vaters: „nie will ich Dich wiederſehen, wenn Dich nicht die Tugend unter dies Dach zurückgeleitet,“ hallten wieder in ihrer Bruſt, und ſie ſehnte ſich oft zurück in das ſtille Thal, wo das Schulhäuschen im Erlengrunde ſo freundlich ſein rothes Dach herausſtreckte.

Mit feſtem Willen und gutem Rathe ſtand ihr die Werdenberg zur Seite, ihr konnte ſie es vertrauen, wenn hin und wieder ein zärtliches Gefühl in ihrem Herzen keimte, und die ältere Freundin half willig ihrer jugendlichen Unerfahrenheit. So dauerte dies Verhältniß noch ununterbrochen fort.

Mit Raſioli verhielt es ſich anders. Die erſte Kunſtbildung hatte ſie ihm zu danken, wofür ihm reiche Belohnung zu Theil geworden war, dann blieb er bei ihr, um ſie bei ihren Studien auf dem Piano zu begleiten. Bald aber rückte er mit frechen Bewerbungen heraus, die er mit wachſender Zudringlichkeit wiederholte. Doriſlea entfernte ihn, nicht ohne Beſorgniß vor dem rachſüchtigen Italiener.

Doch im Gegentheile war er nach einiger Zurückgezogenheit emſiger als je bemüht, ſich dienſtbar und gefällig zu zeigen.

Seine frühere Leidenſchaft für Doriſlea ſchien entſchlummert und er nahm ſeinen beſcheidenen Platz in dem Kreiſe von Anbetern an, welche ſich um die gefeierte Künſtlerin geſammelt hatten, und ſich in tauſend angenehmen Dienſtleiſtungen für ſie überboten. So geſchah es, daß er ſich durch ſeine ältern Verdienſte um die muſikaliſche Ausbildung der Sängerin bald wieder zu einem ziemlichen Grade des Vertrauens emporſchwang. Durch ihn wurden die Engagements mit den Impreſſarien abgeſchloſſen, er beſorgte die hunderttauſend kleinen Mittel und Wege, deren eine Sängerin nicht entrathen kann, und ward auf ſolche Weiſe als geheimer Commiſſionair der Prima Donna ein unentbehrliches Stück in ihrer Hofhaltung.

In dieſer Eigenſchaft bereitete er auch oft das erſte Erſcheinen einer ausgezeichneten Perſon vor und begleitete dieſelbe. Er zog Erkundigungen ein, empfahl oder warnte, und in beiden Fällen ward ihm Vertrauen geſchenkt.

Mit ganz beſonderer Vorliebe hatte er ſich eines jungen, allerdings ſehr intereſſanten Grafen angenommen, den er aus Deutſchland kannte und obgleich es dieſer Erſcheinung bei Doriſlea keiner Empfehlung Raſtolt's bedurfte, ſo erſchöpfte ſich dieſer doch in Mittheilungen über den Grafen, die gern gehört wurden.

In der That konnte man ſich keinen liebenswürdigern Mann denken, als Hugo von S. war. Selbſt die ſtrenge Werdenberg ſprach ihm das Wort, und Doriſlea öffnete ihr Herz um ſo ſorgloſer den Einflüſſen einer bis jetzt ganz unbekannten Macht.

Von dem Augenblicke, da ſie dieſe Bekanntſchaft gemacht hatte, entrollte ſich ihr nun beim Ueberdenken ihres vergangenen Lebens eine Reihe der heiterſten Gebilde. Wie ein Teppich voll lieblicher Blumen ſchien ihr der Weg, den ſie durchwandelt hatte, er war zurückgelegt worden wie ein Triumphzug, und nicht mehr die kalte beſonnene Freundin war es, welche ihr die Hand gereicht, ſondern der liebeglühende Mann, der ſich ihr angeſchloſſen hatte fürs ganze Leben. —

5.

Mit feſtgeſchloſſenen Augen dachte ſie ſich den Eintritt in das Stübchen des Schulhauſes, am Arme des Grafen, ihres Gemahls, und im Geleite der Jugend — dies erſchien ihr als der Gipfel ihres Lebens — ihres Glücks — da hauchte ſie ein Luftzug an und ſie öffnete erſchreckt die Augen.

Durch eine Tapetenthür, die ſie leiſe geöffnet hatte, war die Werdenberg zu ihr eingetreten und den, nach der Mode der damaligen Zeit, Kopf und Buſen verhüllenden Entre-deux von weißem Atlas abnehmend, ſagte ſie freudig, und ohne ſich zu ſetzen: „Er iſt draußen, Doriſlea!"

„Wo? warum kommt er nicht?" rief dieſe, ſich erhebend.

Die Werdenberg eilte winkend zur Thür und herein ſtürzte ein junger Mann von hohem Wuchſe, den Doriſlea in die offenen Arme nahm und zu wiederholten Malen ans Herz drückte.

Lange hörte man keine Worte und die Freundin trat ans Fenſter, um die Wiederſehensfeier durch nichts zu ſtören. Graf Hugo hatte lange vor Doriſlea Italien verlaſſen, um — wie er vorgab — Familienverhältniſſe zu ordnen, und Alles zum Empfange ſeiner Gattin im väterlichen Hauſe vorzubereiten.

Nachdem der erſte Sturm der Leidenſchaft vorüber war und Doriſlea den Grafen zu ſich gezogen hatte und nun auch die treue Freundin ſich vom Fenſter weg nach ihnen wandte, da gewahrte ſie nicht ohne Aengſtlichkeit eine Wolke trüber Sorge auf des Gatten Stirn, welche ſelbſt der eben darüber hingezogenen Wonne nicht gewichen war.

„Was iſt Dir, mein Hugo?" ſprach ſie zitternd, indem ihr Blick lang und ſchmerzvoll auf dem ſeinigen ruhte. „Ich ſehe Dich nicht ſo heiter wieder, als ich mir's träumte."

Hugo gab ausweichende Antworten.

„Sollte Dein Vater mit dem Schritte, den Du wagteſt, ohne ſeine Einwilligung zu haben, nicht zufrieden ſein?“ fragte ſie beſorgt weiter.

„Das iſt es nicht — aber Doriſlea — ich muß ein Opfer von Dir verlangen, das Dir vielleicht ſchwerer wird, als jedes andere, welches ich von Dir verlangte.“

„Sprich, lieber Hugo,“ ſagte drängend Doriſlea, „welches Opfer? jedes bin ich zu bringen bereit, wenn Du es von mir forderſt.“

„Nun wohlan denn,“ erwiderte er, „ich verlange, und Du wirſt Dich ſelbſt von der Nothwendigkeit überzeugen, ich bitte Dich, hier nicht zu ſingen.“ —

Doriſlea ſah ihn ſchweigend an.

„Du gewährſt mir dieſe Bitte nicht, ſelbſt wenn ich Dir ſage, daß ſie unſer Glück nothwendig macht?“ fügte der Graf nicht ohne ſichtbare Verlegenheit hinzu.

„Was bedarf's hierzu Deiner Bitte? Gehöre ich einem Andern als Dir? Bin ich nicht Deine Gattin? Willſt Du es erlauben, daß dieſe in den Feſten, welche dem Könige zu Ehren hier veranſtaltet werden, einige Proben eines glänzenden Talentes ablege, ſo wird ſie es thun, um ihrem Wohlthäter, dem Grafen Hodiz, zu ſchmeicheln;

willſt Du es nicht, ſo ſoll dieſe Stimme keinem Menſchen mehr tönen, und wenn ſie auch noch mehr Gewalt beſäße, die Herzen zu erfreuen, wenn ihr nur vergönnt iſt, mit Dir zu koſen, und ſei's in der Einſamkeit eines alten Waldſchloſſes.“

„Das wollteſt Du, Himmliſche?“ ſchrie Hugo plötzlich auf. „Nein, ich täuſchte mich nicht, als ich Dich Engel mir zur Gefährtin beſtimmte und Dir mein ganzes Lebensglück anvertraute. Meine Liebe iſt Dir genug zum Glücke und ſie wird Dir bleiben, ſo lange dies Herz ſchlägt und Dich anbetet.“

Doriſlea ſchien der Ausbruch der Freude, der ſich auf dem Geſichte des jungen Grafen malte, zu erſchrecken.

„Verlaſſe dieſen Glanz, der Dir nie zuſagte, Doriſlea,“ fuhr Hugo fort, „nicht Huldigungen, nicht neue Triumphe ſind es, Dein daran überſättigtes Herz ſoll ſich nun andern Freuden hingeben“ — und hiermit hatten ſeine glühenden Lippen die Lippen der Sängerin umſchloſſen, aus denen nie mehr Geſang ertönen ſollte und deren Augen Thränen überſtrömten, von den ſüßen Schauern des nahen Muttergefühls entlockt.

„Ich beſitze ein ſolches Jagdſchloß,“ ſprach er weiter, ohne daß ſie ein Wort einwandte, „ganz ſo, wie Du es meinſt. Einſam und ſtill, wie ein

Haus für die Liebe, unbelauſcht, feſt und bequem. Dort in weiten, alterthümlich reichen Gemächern, von den Geiſtern meiner heldenmüthigen Altvordern beſchützt, ſoll mein Erſtgebornes das Licht des Tages erblicken. Dort" — hier zog er ſie wieder in ſeine glühende Umarmung, „ſoll Gräfin Dorothea eine neue Laufbahn beginnen und an der Hand ihres Gatten wieder in die Welt treten."

„Und wirſt Du um mich ſein, Hugo?" fragte Dorothea beſtürzt. „Nur Dich zu haben iſt mein Wunſch — dann iſt mir jede Einſamkeit ja recht."

„Ich werde Dich nicht verlaſſen," entgegnete Hugo und ſah ihr ernſt ins thränende Auge.

„Und wirſt Du mich Deinem Vater vorſtellen?" fragte Doriſlea weiter.

„Sobald der rechte Zeitpunkt da ſein wird," ſagte Hugo beruhigend, „der hoffentlich nicht lange mehr ausbleiben kann."

Eine innere Beſorgniß erwachte in der argwohnloſen Bruſt der Gattin.

„Und werde ich Deinen Vater hier bei den Feſten ſehen? ich hörte von der guten Werdenberg, daß er auch hier iſt — ich bitte Dich, zeig' ihn mir Morgen nur mit einem leiſen Winke, wenn ich bei der Tafel erſcheine." —

„Du mußt mir noch eine Bitte gewähren“ — ſagte Hugo abermals ſchmeichelnd.

Doriſlea nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Du erſcheinſt nicht bei der Tafel, Kind,“ ſetzte Hugo ſchnell hinzu. „Ich kann Dich noch nicht als Gattin dem Kreiſe vorſtellen, in dem wir uns hier bewegen und kann auch nicht zugeben, daß Du an der ſogenannten Marſchallstafel ſitzeſt. Die Gräfin, meine Gattin“ —

„Ach“ — unterbrach ihn hier Doriſlea mit einem tiefen Seufzer —

„Wird es Dir ſo ſchwer?“ fragte Hugo beſtürzt.

„Nein, nein,“ ſprach ſie leiſe, „aber es iſt mir manchmal wie ein Traum, daß ich Deine Gattin bin, kann es denn ſein? Bin ich es denn wirklich?“ —

„O über das närriſche Kind!“ rief hier die Werdenberg, „und kann es denn anders ſein? Wenn je ein Zweifel Dir darüber aufſteigt, ſo erinnere Dich doch nur daran, daß ich mit unter den Zeugen war, als der alte, ehrwürdige Prieſter Eure Hände mit der heiligen Stola umwand.“

Doriſlea trocknete die Augen. „Und wann?“ fragte ſie leiſe.

„Morgen mit dem Früheſten“ — war Hugo's Antwort.

„Und mein Vater!“ rief Doriſlea zitternd —

„Dein Vater“ — wiederholte Hugo kalt —

„den muß ich ſehen“ — fiel ſie lebhaft ein — „und“ — ſetzte ſie zögernd hinzu — „nur als Deine erklärte Gattin darf ich unter ſein Dach treten.“ —

„So ſehen wir ihn vorläufig unter freiem Himmel!“ ſcherzte Hugo.

Doriſlea wandte ſich tieferſchüttert zu ihm. Der Scherz hatte ſie verletzt.

„Nun ja, mein Schatz,“ ſagte der Graf, „das darf Dich nicht befremden. Unſer Wirth hat abenteuerliche Einfälle, und der Plan, den er entwarf, Deinen Vater zu myſtificiren, iſt ganz erwünſcht. Du wirſt ihn noch in dieſer Stunde ſehen.“

Die Werdenberg hatte ihren Entre-deux umgenommen und Doriſlea eine Enveloppe umgehängt.

„Was ſoll das werden?“ fragte Doriſlea beſtürzt.

„Komm' nur,“ rief Hugo, ſie beim Arme nehmend, „überlaſſe Dich getroſt meiner Führung, Du ſollſt Deinen Vater in Wonne und Entzücken ſchwelgen ſehen.“ —

6.

Das Wiederſehen Doriſlea's und ihrer alten Eltern ſollte dem Grafen Hoditz, wie Alles, was ihm ſolcher Art im Leben aufſtieß, zum Feſte werden.

Irgend ein feenhafter Hokuspokus ſollte es einleiten und dann in Ueberraſchung ſich auflöſen.

Die reichſten Mittel ſtanden ihm hierbei zu Gebote.

Am Ende des Parks befand ſich ein einſames Gehege von Buchen eingefaßt und von den Wellen eines Sees umſpühlt. In jenen Buchen ſtand tief verſteckt der Graf und erwartete die Perſonen ſeines kleinen lyriſchen Stücks. Bald erſchien auf dem See eine zierliche Gondel, die ſich dem Ufer nahete. Die Führer ſprangen ans Land, ſtreckten die Hände aus und zogen den Schulmeiſter Heller und ſeine Frau aus dem Fahrzeug hervor, die ſich verdutzt anſahen und nicht begreifen konnten, was man mit ihnen vorhabe.

Einige italieniſche Fiſcher umgaben tanzend das Paar, während aus dem Gebüſche ein heiterer Chor aus Coſarara ertönte.

„Das iſt wahrlich wie eitel Träumerei!“ ſprach der alte Heller vor ſich hin, „aber ich kenne des Herrn Grafen, Excellenz.“ —

„Nur begreife ich nicht, was er eigentlich mit uns vorhat,“ fiel ihm die Frau mit ängſtlichem Tone in die Rede, „mir hat vor zwei Nächten geträumt“ —

„Was da, mit Deinen Träumen!“ brummte Heller, „er wird von meinem Carmen gehört haben, das ich heute dem Herrn Baron von Voltaire zu hohen Händen überreichen ließ, und da will er mir dann, aus höchſter Gnade und weil er mich zu den Gräflich Roswaldeſchen Unterthanen zählen darf, ſo eine Art von Apotheoſe angedeihen zu laſſen geruhen.“

„Aber was ſoll ich denn dabei?“ fiel die Frau wieder ein.

Kaum hatten ſie dieſe Worte gewechſelt, als einige herbeihüpfende zierliche Kinder das alte Paar auf eine gedeckte Tafel aufmerkſam machten, die ſehr einladend auf einer kleinen Erhöhung mit Allem prangte, was den Gaumen zu kitzeln im Stande war.

„Dort ſollen wir Platz nehmen?“ fragte der Schulmeiſter.

Aber ſtatt aller Antwort nahmen die Kinder Heller und die Frau in ihre Mitte und geleiteten ſie die Höhe hinauf und forderten ſie auf, ſich die Speiſen und Getränke ſchmecken zu laſſen.

„Das kann uns ſchon gefallen,“ ſprach der Alte, indem er zugriff, „am Schnellſten nähern wir uns der Auflöſung dieſes Räthſels, wenn wir uns ganz willenlos leiten laſſen.“

Seine Frau jedoch ſetzte ſich mit ängſtlicher Miene und war nicht im Stande, einen Biſſen zu verſchlucken, während Heller mit wachſender Dreiſtigkeit ſich einſchenken ließ.

Da ſtrömten plötzlich Doriſlea's himmliſche Töne aus dem unfernen Bosket; die Mutter horchte hoch auf, aber dem Alten entfiel die Gabel und beide Hände ſinken laſſend, ſaß er mit offenem Munde da.

Die Künſtlerin ließ in kühnen Paſſagen und Läufen ihre Stimme ertönen, die aus der gepreßten Bruſt ſich hoben, um ihr Erleichterung zu ſchaffen, dann ſchmolzen ſie in Uebergängen zu einer ſeligen Ruhe und ſchwammen fort auf den Wellen einer ſanften Melodie, die einſt der Vater an ſeinem Spinete ſitzend, der zehnjährigen Doris eingeübt hatte. Die Worte waren von ihm, die Melodie von Adam Hiller.

„Nein, nein, es iſt nicht möglich!“ ſchrie die Schulmeiſterin.

„Stille! Stille!“ rief der entzückte Alte und horchte und in ſeinem Innern tönten alle Saiten und ein Geſang, wie der Seligen ſtrömte durch ſein Herz, aber bei den Worten:

„Du, der mich weiſe lenket,
„Mir Seelenruhe ſchenket,“

da floß ſeine Seele über von Harmonien, wie ſeine Augen von Thränen, und er fiel mit zitternder Stimme ein, und ſang die Worte mit:

„Dir ſei zu jeder Zeit,
„Mein Leben nur geweiht!“ —

Und „Doris! meine Doris!“ lallte der entzückte Vater, und die Mutter hielt ihn mit Mühe ängſtlich zurück, als er aufſprang und ſich dem Gebüſche nähern wollte.

Aber von dorther flog eine Geſtalt auf ſie zu, und umarmte Beide, und ſie hörten nichts, und ſahen nichts, und hatten nur ſich.

Im Gebüſche rann manche Thräne aus den Augen der Damen, welche der Graf zu dieſem Schauſpiele eingeladen hatte, und nur um die Scene, welche nun folgte, nicht aus Neugier zu entweihen, entfernten ſich die Fremden auf einen Wink des Wirthes.

Die dunkle Laube am See, wo die Gondel angebunden war, welche die Alten herausgebracht hatte, umfing die drei glücklichen Menſchen. Doriſlea ſaß in der Mitte ihrer Eltern, trauliche Mittheilungen wurden gepflogen und der Himmel blickte heiter auf die Gruppe, und die Wellen ſchaukelten die Gondel, deren buntfarbige Lampen einen lieblichen Wiederſchein in den Waſſerſpiegel warfen.

„Und bleibſt Du uns nun immer hier?“ fragte die Mutter.

„Und kehrſt Du uns wieder in jenem Geleite, wie ich's Dir anbefohlen habe?“ der Vater.

Doriſlea ſeufzte.

„Ja, ja,“ ſprach der Alte mit Ernſt, ſie an ſich ziehend, „meine Doris wäre nie wiedergekehrt, ohne die Tugend.“

„Nie, mein würdiger Vater,“ ſetzte Doriſlea hinzu.

„Und eine große Sängerin biſt Du werden,“ fiel die Mutter ein, „Se. Excellenz der Graf hat es uns ſtets zugeſchickt, wenn von Dir in den Zeitungen zu leſen war. Ich dachte mir immer, ach! wenn ich ſie nur auch einmal hören könnte — und“ —

„Nun haſt Du ſie gehört,“ nahm der Vater ſchnell das Wort, der ganz andere Dinge auf dem Herzen hatte, die er beantwortet wiſſen wollte —

„Aber doch nicht ſo recht,“ erwiderte die Mutter, „ja, wenn ich Dich ſo Morgen bei dem Feſte auf dem Schloſſe hören und ſehen könnte“ —

„Bei dem Feſte, liebe Mutter,“ erwiderte Doriſlea, „werde ich nicht ſingen“ —

„Nicht?“ fragte der Vater befremdet.

„Ich werde nie wieder öffentlich ſingen,“

fuhr ſie ernſt fort, „und nun hören ſie denn mein Glück — ich bin" —

Hier trat plötzlich eine dunkle Geſtalt in die Laube.

Doriſlea ſtieß einen Schrei aus. Die Eltern ſprangen entſetzt auf. Der Fremde ſagte in italieniſcher Sprache:

„Signora! ihr Gemahl erwartet ſie längſt. Sie haben die Freuden des Wiederſehens genoſſen, ehren ſie ein Geheimniß, deſſen voreilige Enthüllung für Sie von Nachtheil ſein könnte!"

Doriſlea ſeufzte tief.

„Ich muß den Verhältniſſen weichen, doch bald ſeht Ihr mich wieder!" ſagte ſie ſchluchzend und ſank in die Arme der Eltern.

Der finſtere Begleiter drängte. Sie mußte ihm Folge leiſten.

„Und biſt Du denn glücklich?" rief ihr der Vater nach.

„Ich bin's! ja — unausſprechlich!" antwortete ſie mit unterdrückten Thränen und ließ ſich von dem Fremden fortziehen.

Stumm weinend ſtand die Mutter da. In bangen Zweifeln verſenkt, blickte der Vater der Fliehenden nach und ſah wie ein Wagen ſie aufnahm, deſſen lang verhallendes Rollen ihm von der Wirklichkeit des Erlebten die Ueberzeugung aufdrang.

Kein Wort wechſelten mehr die alten Leute. Auf der Gondel wurden die Schiffer ſichtbar, der Nachtwind fröſtelte ſie an und ſie ſtiegen in das Fahrzeug und ließen ſich tiefbewegt nach ihrer einſamen Wohnung führen.

7.

Es war am hohen Vormittage, als der Kammerdiener in das Schlafzimmer des Herrn von Voltaire trat, um die Vorhänge von den Fenſtern zu ziehen. Hierauf ging er zum Bette hin, um ſeinen Gebieter zu wecken. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Züge Meiſter Arouets nicht die angenehmſten waren, die man ſehen kann, allein ein Gähnen des Erwachens gab ſeiner Phyſiognomie, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe aller Augenzeugen, einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Häßlichkeit. Sogleich ſchloß ſich jedoch wieder der Mund und die gewöhnlichen Lachrunzeln, die um denſelben lagerten, zerrten ſich beträchtlich in die Breite, welches auf gute Laune deutete.

Nachdem das magere Männchen in die Hülle eines weiten, violet ſammtenen Caſſaquins mit goldenen Brandenbourgs verziert, geſchlüpft war, und ſeine feinen Füße, mit perſiſchen Brodequins chauſſirt hatte, warf es ſich in den Lehnſtuhl und befahl, daß man ihm Chocolade bringe und ſich ſogleich nach dem Befinden ſeiner Nichte, der Marquiſe von Hauteroche erkundige. Er rückte, ſich einhüllend, zu dem flackernden Caminfeuer, und ſchimpfte ein Weniges auf das Klima von Böhmen, worin er ſich zu befinden glaubte, da er ſich, wie jeder Franzoſe, um Enclaven, Kreiſe, Unterabtheilungen und Provinzen gar nicht bekümmerte, und Mähren zu Böhmen ſchlug. Mit Schleſien war es ein Anderes. Nach dieſer Provinz wurde ja der Krieg benannt, den ſein großer königlicher Freund eben beendigt hatte.

Mit der Chocolade kam die Meldung von dem Wohlſein ſeiner Nichte und ein junger Menſch trat ein, der ihm als Dollmetſch diente und zugleich ſeine Correſpondenz beſorgte, wo ſie deutſch ſein mußte.

„Hier iſt,“ fing dieſer an, „die Antwort an den Schulmeiſter, der geſtern das Gedicht auf den König überreichte.“ —

„Aha gut,“ ſagte Voltaire und ließ ſich die eingetauchte Feder reichen.

„Das Gedicht iſt nicht ganz zu verachten,“ fuhr der junge Menſch fort, „der Mann hat mit Nutzen ſeinen Horaz geleſen, es hat Schwung und richtige Füße.“ —

„Wie ſo?“ fragte Voltaire zerſtreut. —

„Es iſt in alexandriniſchem Versmaße,“ antwortete der junge Pedant etwas verlegen, der die Frage nicht ganz begriffen hatte.

„Ich wollte, wir hätten dergleichen Schulmeiſter in Frankreich, die das zu machen verſtänden,“ ſagte Voltaire, und indem er lächelnd hinzufügte, „geben Sie mir das Gedicht,“ nahm er es dicht vor die Augen und ſchien es durchzuleſen.

„Es iſt nicht möglich!“ rief der Secretair aus, welcher Ausruf ſich auf die Unwiſſenheit der franzöſiſchen Schullehrer beziehen ſollte, von deren gänzlichem Nichtvorhandenſein der junge Mann nicht einmal die Ahnung hatte. Voltaire, der vom Deutſchen nicht mehr verſtand, als die Meiſten ſeiner Landsleute, gab ſich doch gar zu gern das Anſehen, es von Grund aus zu kennen.

„Es iſt Verve drin!“ rief er aus, „Sie ſagten mir zu wenig, der arme Mann verdient meine vollſte Anerkennung!“

Und in dem Gefühle, dadurch den Empfänger des Briefes zum glücklichſten Menſchen zu machen, ſchrieb er eigenhändig folgende Worte darunter:

„und verbleibe ſonder Umſtand ſein dienſtwilligſter Diener

Voltaire.“

Eine Formel, die er ſich angeeignet hatte und in beſondern Fällen, namentlich in ſolchen, wie der gegenwärtige, anzuwenden pflegte, um zu zeigen, daß er der deutſchen Sprache mächtig ſei, und ihre Literatur zu würdigen wiſſe.

Der Kammerdiener trat ein und meldete zwei preußiſche Officiere.

Es war ein Graf aus Oſtpreußen und ein franzöſiſcher Chevalier, die in der damaligen ſteifen Uniform der preußiſchen Krieger, als das Ideal zweier Helden erſchienen.

Der Oſtpreuße, Lieutenant in einem Infanterie-Regimente in den ſchwarztuchenen Kamaſchen, der rothen Halsbinde, der langen, gelben Tuchweſte und dem dunkelblauen, mit goldenen Schleiſen geſtickten Rocke, machte ſeine ſteif militäriſche Verbeugung, während der Chevalier, welcher bei dem Regimente der königlichen Krongarde ſtand, die damals noch mit dem altherkömmlichen Titel der königlichen Gensd'armerie beehrt wurde, ſich mit größerer Vertraulichkeit und obgleich in viel ſteiferer Tracht als ſein Camerad, dennoch weit ungezwungener ſeinem berühmten Landsmanne näherte.

Der Chevalier war ganz in Weiß gekleidet; das Reiterwamms war auf der Bruſt zugehäkelt, mit einem Streife von Scharlach und Gold beſetzt, und ſo eng, daß der darin ſteckende Soldat ſich nur ſehr gravitätiſch bewegen konnte. Um den Leib ſchmiegte ſich ein Gürtel von hochrother Wolle, der einem tartariſchen Coſtüm entlehnt zu ſein ſchien, und eine dicht unter demſelben, am Ende des Rückgrates hängende Huſarentaſche, worauf das verzogene F. R. in Gold zu ſchauen war, vollendete die barocke Uniform.

Dennoch nahmen ſich Friedrichs Helden reſpectabler aus, als die damaligen Franzoſen in den Röcken von Atlas, roſa mit himmelblauen Klappen, oder hellgrün und citrongelb, mit weißſeidenen Strümpfen und den gepuderten Friſuren, ſtatt deren die Preußen die Zierde martialiſcher Locken und ganz heldenmäßiger Zöpfe unter den kleinen, ſchiefaufgeſetzten Hüten hervorſchauen ließen.

Voltaire ließ Chocolade reichen, und ſetzte ſich behaglich zurecht, um von dem Chevalier die chronique-scandaleuse vortragen zu hören.

Der Anfang wurde mit Nachrichten aus Paris gemacht, die wir hier nicht mittheilen, denn obgleich ſie den Philoſophen von Fernay ſehr zu intereſſiren ſchienen, ſo gehören ſie nicht in den Bereich dieſer Erzählung. Endlich wurde Roswalde auf das Tapet gebracht.

„Der Herr Graf,“ bemerkte Arouet fein, „zeigt einen ſeltenen Geſchmack in der Bizarrerie, ich muß geſtehen, daß das einem Franzoſen nicht möglich ſein würde. Die träumeriſchen, in einem gewiſſen poetiſchen Aberglauben verſunkenen Deutſchen ſind darin Meiſter, und die ſlaviſchen Völker, z. B. die Böhmen, zeichnen ſich hierin noch mehr aus. Ich bedaure oftmals, daß wir Andern nicht wiſſen, was Aberglauben iſt, es thut unſerer Poeſie Eintrag. Nun, und was wird uns denn heute für ein Genuß zu Theil werden," fragte er raſch, zu dem Oſtpreußen gewendet, „womit gedenkt heute Ihr Compatriote die Anweſenheit Ihres großen Monarchen auszuſchmücken?"

„Ich fürchte ſehr," ſagte dieſer mit ſehr finſterer Miene, welche genugſam ſeinen großen Antheil und die Wichtigkeit beurkundete, die er dem Vorfalle beimaß, „daß das Vergnügungsregiſter des Grafen ein Loch hat" —

„Ein Loch? das Regiſter?" unterbrach ihn lächelnd Voltaire, der den Germanism nicht ſogleich begriff.

„Ei ja," fuhr der Officier fort, „die Signora Doriſlea, die Alles übertreffen ſoll, was man hören kann" —

„Iſt fort — entwiſcht — entführt —" fiel ihm raſch der Chevalier ein, der ſich dieſe Pointe des Ganzen nicht wollte nehmen laſſen.

„Wie?" rief lautlachend Voltaire aus, „ein

Roman? Vortrefflich! Das iſt mir lieber, wie ein Concert!" —

„Für den Dichter, das glaub' ich wohl" — ſagte ſein lächelnd der Graf aus Oſtpreußen, „aber wenn Sie, mein Herr von Voltaire, ſich an die Stelle des Grafen von Hoditz ſetzen wollen, ſo müſſen Sie mir geſtehen, daß es keine geringe Verlegenheit iſt, eine ſolche Lücke auszufüllen. Welches wir unmaßgeblich mit dem Ausdrucke, das Regiſter hat ein Loch, auszudrücken beſtrebt ſind. Es iſt in dieſem Augenblicke, unſere Mara ausgenommen, keine Sängerin von dieſem Rufe vorhanden und das war eben des Grafen Ehrgeiz, dem Könige eine auf dieſem Gute gezogene Sängerin zu präſentiren, welche die Frau des Berliner Trompeters auszuſtechen im Stande ſei, auf die — unter uns geſagt — Friedrich ſtolzer iſt, als auf ſo manchen ſeiner bravſten Officiere."

Der junge Herr hatte ſo ſchnell und eifrig dieſe Worte geſprochen, daß eine glühende Röthe ſein Antlitz überzog und nun die Halsbinde und das Geſicht eine gleichfarbige Fläche zeigte, nur von dem weißen ſchmalen Umſchlage der Binde durchſchnitten und dem Puder der Stirne, der ſich an die Ohren herunterzog, begrenzt.

„Mort de ma vie!" ſchrie der Chevalier, „ich weiß den Zuſammenhang. Ich ſaß mit dem

Hexenmeiſter Philadelphia bei einer Partie Schach in der Tabagie, und da er mich ſchon mehrmals matt gemacht hatte, ſo warf ich ihm die verlornen Friedrichsd'ors hin, ohne beſondere Aufmerkſamkeit der Partie zu ſchenken, welche die Letzte und ebenfalls ſchon rettungslos verloren war. Da ſah ich zwei Leute eintreten, welche ein geheimer Handel dieſen einſamen Winkel den dunkelſten ſuchen ließ. Und, tarte à la crème! ich kannte ſie" —

„Und wer war's?" fragte der Graf.

„Ich ſage es hier meinem großen Compatriote," ſprach plötzlich, zu einer Art von feierlichem Ernſt geſtimmt der Chevalier, „und will auch gern vor Ihnen, mein Herr, kein Geheimniß machen, aber ich wünſchte nun eben nicht" —

„Auf Ehre, Herr Camerad," ſagte deutſch der Preuße, „ich halte reinen Mund."

„Nun denn, die Beiden waren," fuhr Jener fort, indem er ſich zu Voltaire vertraulich näher rückte, „der italieniſche Maeſtro Naſelli, der geſtern mit dem Maeſtro des Königs, Monſieur Graun, den biſſigen Streit hatte — und der Graf von S., der unmenſchlich reiche, ſchöne Cavalier, der Muſiker par excellence, der" —

„Nicht möglich," rief Voltaire hier aus, ohne ihn enden zu laſſen, indem die ſtets wie zum Spott gerüſteten Züge, plötzlich eine andere

Richtung nahmen, und zu einem furchtbar dämoniſchen Ernſt ſich geſtalteten. „Sie meinen, Herr Chevalier, daß Graf S. die Sängerin entführt habe?"

„So iſt es" — ſtotterte verlegen und zögernd der Franzoſe, deſſen Fühlhörner der Politeſſe ſich krampfhaft ausſtreckten, um zu erwittern, welche empfindliche Partie er eigentlich in Voltaire's Herzen, über deſſen Daſein er übrigens noch gar nicht im Klaren war, verletzt hatte.

Der meldende Diener machte jedoch der peinlich werdenden Scene ein erfreuliches Ende:

„Madame von Hauteroche, und Graf Hugo von S.," rief er laut, und Voltaire erhob ſich von ſeinem Sitze und ging den Eintretenden mit feiner Förmlichkeit entgegen.

Die Marquiſe, eine junge Witwe von achtzehn Jahren ungefähr, hatte nach vierjähriger Ehe ihren ältern, ausſchweifenden Gatten begraben, und ſeinen Namen und Vermögen als Erbtheil erhalten. Obgleich nur ſehr weitläuftig mit Voltaire verwandt, ſo ſchmeichelte es ihm dennoch, ſich von der liebenswürdigen Dame mit dem Titel eines Onkels beehrt zu ſehen, und alle ehrerbietigen Huldigungen, welche damit verknüpft waren, in Empfang zu nehmen.

Sie war von Berlin, wo ſie längere Zeit gelebt hatte, nach Roswalde gekommen, um ihren berühmten Onkel wiederzuſehen, und Graf Hoditz freute ſich, auch dieſes Juwel in ſeinem glänzenden Kranze erſtrahlen zu ſehen.

Daß Graf Hugo von S. ſich um die Gunſt der ſchönen Witwe bewarb, daß er ihr ſeine Huldigungen weihete, nahm Niemanden Wunder, er theilte dieſe Geſinnungen mit einem Heere von Anbetern, welche die Reize der Marquiſe zu feſſeln wußte.

„Gottlob, da iſt er,“ rief der Oſtpreuße. „Rinaldo in den alten Feſſeln,“ flüſterte der Chevalier dem Philoſophen von Ferney zu, der ihm zwar freundlich, aber mit dem Finger drohend zunickte, und ganz mit dem alten Geſichte ausrief:

„Welchem ſchlimmen Verdachte ſind nicht die tugendhafteſten Männer ausgeſetzt.“ —

„Wenn ſie ſchön und von den Damen begünſtigt ſind,“ ſetzte ſchnell der Chevalier hinzu — „wir Andern laufen dieſe Gefahr nicht ſo leicht,“ rief er, ſich zu ſeinem Cameraden wendend, der nicht erfreut über dieſe Anſpielung war. Man berührte den Punkt nicht weiter in der Marquiſe Gegenwart, aber Voltaire ging in ein Nebenzimmer und ſchickte ſeinen pfiffigſten Diener Ferbin aus, um über die Signora Doriſlea Nachrichten einzuziehen. Indem er ſich zu der Geſellſchaft wieder begab, wurde ein neuer Gaſt gemeldet, der einige Bewegung in die Verſammlung brachte.

„**Sa Majesté le Roi!**“ ſchallte es durch die geöffnete Thür und herein trat, den Hut auf dem Kopf, geſtützt auf die Krücke, Friedrich, der ſchnell ſeine Blicke rings im Kreiſe ſchoß, und wie er die Dame erblickte, den Kopf entblößte und höflich grüßend auf ſie zutrat.

„Ei, meine Herren Offiziere divertiren ſich beim Grafen Hoditz nicht ſchlecht, wie ich ſehe,“ ſagte er deutſch zu den Beiden, die ſich ſtreng militäriſch vor ihm hielten. „Dies iſt hier ein ganz artiges Herbſtmanoeuver — aber eine Sängerin iſt unſerm Wirth echappirt, und das hat einigen Alarm in die Wirthſchaft gebracht.“

„Wiſſen Sie ſchon,“ fuhr er nun in franzöſiſcher Sprache, zur Marquiſe gewendet, fort, indem er einem feinen Windſpiel, das den hübſchen Kopf an ſeinem Degenknopf rieb, die Ohren kraute, „wiſſen Sie ſchon, daß die Signora fort iſt, Niemand weiß wohin, und daß aus dem angeſagten Concerte nichts werden ſoll. Ich höre es ſo eben auf der Promenade. Die Verwirrung iſt allgemein, und mir iſt bange, daß der gute Hoditz ſich das Leben nimmt, wie einſt Vatel, als ihm eine Schüſſel verunglückte.“

„Alſo doch?“ ſagte leiſe der Oſtpreuße.

Es wurde nunmehr viel von der Geſchichte geſprochen, man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, und der König, der hier jeden Zwang entfernte und ſich einige Zeit den ihm ſich darbietenden Zerſtreuungen mit großer Selbſtverläugnung überließ, nahm lebhaften Theil an dem Geſpräche, das ſich bald ohne allen Rückhalt um ihn zu bewegen anfing.

Nur einer der Anweſenden fühlte ſich nicht frei genug, um in die verſchiedenartigen Aeußerungen über den ſeltſamen Vorfall einſtimmen zu können, und ſeine Verlegenheit entging keineswegs dem ſtrengbeobachtenden Blicke des feinen Philoſophen von Ferney.

8.

Damals lebte ein Mann in Deutſchland, der ſeine Zeitgenoſſen zur größten Bewunderung zwang und ſich einer räthſelhaften Macht bedienen konnte, um die unerhörteſten Wirkungen hervorzubringen. Viele beſpöttelten ſein Thun und Treiben und nannten ihn einen Taſchenſpieler, und er ſelbſt — weit entfernt wie Caglioſtro vorzugeben, daß er in einem ununterbrochnen Verkehr mit der Geiſterwelt ſtände — begnügte ſich damit — ſeine Wiſſenſchaft zu den menſchlichen zu zählen, wenn ſie auch im eigentlichen Sinne nur eine geheime, für ihn allein bekannte, war.

Man ſah ihn mit fürſtlicher Pracht die Länder durchziehen. Er fuhr ſtets in einem eleganten, mit Gold überladenen Wagen, vor dem ſechs Schecken geſpannt waren, und denen ein Reiter vorſprengte in prächtiger Livree. Sein Kutſcher und ſeine Dienerſchaft trugen Grün und Gold, ſeine zwei Mohren waren in türkiſche Tracht gekleidet, und er ſelbſt hatte ſich eine ſcharlachrothe Hofuniform, aus eigener Macht zugelegt. Niemandem fiel es ein, ihm irgend etwas von dieſem Glanze, als ſeinem Stande unangemeſſen, zu nehmen, man war daran gewöhnt, ihn ſo und nicht anders zu ſehen, und die mächtigſten Monarchen pflogen Umgang mit ihm.

Dieſer merkwürdige Mann nannte ſich mit dem ſonderbaren Namen: Meyer Philadelphia, man wußte nichts von ſeiner Herkunft, worüber man unglaubliche Fabeln verbreitete, und kümmerte ſich wenig ſowohl um dieſe, als um ſein Alter, das mit dem des bekannten St. Germain rivaliſirt haben ſoll. Wenn man von ihm erzählte, daß er einſt als ſein Barbier ihn eingeſeift hatte, und ſich nun mit dem Meſſer nach ihm wandte, zu ſeinem Entſetzen keinen Kopf auf dem Rumpfe mehr erblickte, ſo iſt dies wahrſcheinlich eine Erdichtung; wenn man berichtet, daß er in einer ſpätern Zeit, als er auf Friedrichs Befehl Berlin auf der Stelle verlaſſen mußte, zu allen Thoren gleichzeitig hinausgefahren ſei, ſo iſt dies allenfalls zu erklären, ſchwerer jedoch dürfte es die Urſache ſein, die jene plötzliche Verbannung herbeiführte, daß er nämlich dem Könige den Inhalt eines Billets wiederſagen konnte, welches dieſer bei verſchloſſenen Thüren in ſeinem Cabinet geſchrieben hatte.

War Philadelphia auch nicht mit Geiſtern im Umgange, ſo hatte er eine Unzahl von Spionen in ſeinem Solde, aller Stände, jedes Alters und Geſchlechts, und er ſelbſt wurde vielleicht zu geheimen Zwecken gebraucht.

Seine Eitelkeit war, wie bei allen ſolchen Leuten, grenzenlos, und bekannt iſt es, wie der witzige Lichtenberg ihn durch einen von ihm erfundenen Anſchlagezettel ſeiner Kunſtſtücke aus Göttingen fortbrachte, ohne etwas gezeigt zu haben. Dieſer Schwank findet ſich in Lichtenbergs vermiſchten Schriften.

Graf Hoditz, der Alles, was im Stande war, ſein Roswalde zu beleben und den Zauber ſeiner Schöpfung zu erhöhen, in ſeinen Kreis zog, hatte auch Philadelphia eingeladen, während der Feſtlichkeiten, welche zu Ehren ſeines königlichen Gaſtes Statt finden, unter ſeinem Dache zu weilen. Obgleich der Wundermann bereits einige Wochen im Schloſſe war, ſo hatte er noch nicht einmal die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ſich gezogen, die in den verſchiedenartigſten Genüſſen und Zerſtreuungen gewiegt, ſich nicht eben viel um ihn bekümmerten.

Er verſchmähte die glänzenden Gemächer, die ihm der Graf angeboten hatte, und lebte mit ſeinem Schüler und Jünger, dem nach ihm ebenfalls berühmt gewordenen Marcheſe Pinetti, in einem alten, runden Thurme, der das neue Schloß weit überragend, ihm zu aſtronomiſchen Beobachtungen tauglich ſchien, wie er vorgab, einſam und von der Geſellſchaft gänzlich zurückgezogen.

Die Flucht oder Entführung der Sängerin, welche die beabſichtigten Concerte, deren erſter Stern ſie geweſen wäre, zum Theil unterbrach, leitete nun die Aufmerkſamkeit des Grafen, deſſen Streben nach überraſchenden Ergötzlichkeiten jetzt doppelt eifrig war, auf Philadelphia hin, und dieſer trat nunmehr willig aus dem ſelbſt gewählten Helldunkel hervor, um vor dem Könige im höchſten Lichte ſeiner Kunſt zu glänzen.

Es war Alles im Concertſaale verſammelt, das Wetter war einer Unterhaltung im Freien nicht günſtig und von einem Kreiſe der vornehmſten Damen und Herren umgeben, ganz unfern des großen Königs ſtand der kleine, unterſetzte Philadelphia im rothen, goldgeſtickten Kleide, die zurückgekämmten Haare ſtark gepudert, den Petitdegen an der Seite, den Chapeaubas unter dem Arme. Man hätte ihn für einen Ceremonienmeiſter irgend eines Hofes gehalten, nicht aber für einen Taſchenſpieler, der einen Hof amüſiren wollte.

Pinetti, der ſeinen Handlanger machte, überreichte Karten, ließ ſie herausziehen, that alle kleinen Dienſte, während der Meiſter ſich begnügte, mit einem kleinen Stöckchen von Elfenbein die Karten zu berühren, Zeichen in der Luft zu beſchreiben und dergleichen mehr, um, wie er ſich ausdrückte — den Hokuspokus wirkſam zu machen.

Er hatte eben ein auffallendes Kunſtſtück gemacht. Die Karte von einem Mitgliede der Geſellſchaft gezogen, wurde zum Fenſter hinausgeworfen. Philadelphia erklärte, daß ein alter, blinder Bettler, der am Schloßthore ſaß, die Karte in ſeinem Schnappſacke haben müſſe. Mehrere Cavaliere gingen ſogleich fort, und der erſtaunte Bettler ſtand kurz darauf inmitten der glänzenden Verſammlung, von welcher kein Strahl in ſeine Nacht fiel. Hier wurde ſein Bettelſack geöffnet, und neben einer alten Brodrinde lag die Karte, und zwar mit dem Kreuze bezeichnet, das man darauf gemacht hatte, ehe ſie zum Fenſter hinausgeworfen wurde.

Viele der Anweſenden nannten dieſes Kunſtſtück eine zu offenbare Myſtification, es läge nicht im Reiche der Möglichkeit, und doch wäre keine Geſchicklichkeit hierzu nöthig. Ein Jeder könne ſo etwas bei getroffenen Vorkehrungen bewerkſtelligen und was dergleichen mehr war.

Philadelphia, deſſen Stolz beleidigt war, ließ die Geſellſchaft für und wider ihre Aeußerungen machen, ohne ein Wort zu erwidern.

Am meiſten erhitzte ſich Graf Hugo von S., der an dieſen Unterhaltungen kein großes Behagen zu finden ſchien, und der an der Seite ſeines Vaters, der vor wenigen Stunden nach Roswalde gekommen war, und ſeiner nunmehr Verlobten, der jungen Marquiſe von Hauteroche, ſitzend, weit weniger Aufmerkſamkeit dem Beginnen Philadelphia's, als dem ſich jetzt darüber entſpinnenden Wortwechſel geſchenkt hatte. Seine Aeußerungen, dem Hexenmeiſter gegenüber, wurden immer beißender, je mehr dieſer ihm Ruhe und Stillſchweigen entgegenſetzte.

„Wollen Sie, Herr Philadelphia, uns vom Gegentheile meiner Behauptungen überzeugen,“ ſagte Graf Hugo endlich, „wohlan! ſo zeigen Sie einige jener wahrhaft wunderbaren Dinge, die

Ihnen nacherzählt werden, welche man aber, gibt man der geſunden Vernunft Gehör, für müßige Erfindungen zu erklären geneigt ſein muß. Ihre Ehre ſteht auf dem Spiel, ich fordre ſie auf! Hier dieſe glänzende, erhabene Verſammlung ſcheint mir der Mühe wohl werth zu ſein, das Beſte ſeiner Kunſt ihr zu zeigen!“

„So ſcheint mir's auch!“ ſprach bleich und von innerem Groll erſchüttert, der gedrängte Tauſendkünſtler. „Geiſter zu citiren iſt abgedroſchen und die erlauchte Verſammlung, worin ich ſo wenig Glauben für meine geheime Wiſſenſchaft finde, wird dies ganz abgeſchmackt zu finden belieben wollen, nicht wahr, Herr Graf? Wie aber, wenn ich Lebende, fern weilende, doch von uns Allen gekannte Menſchen citirte, wie da? Würden Sie mir dann eine günſtigere Meinung von meinen mühſam erworbenen Kenntniſſen wohl zuwenden? So hören Sie mich denn, Allerhöchſte, Gnädigſte und Erlauchte! ich mache mich anheiſchig, die uns ſo plötzlich entſchwundene italieniſche Sängerin Doriſlea ſogleich, hier in dieſem Saale, erſcheinen zu laſſen und Alle, die hier verſammelt, ſollen ihren Geſang vernehmen.“

Dieſe Worte hatte er mit ſeltſam erhöheter Stimme, und mit leuchtenden Augen ausgerufen, ſein Elfenbeinſtäbchen flirrte in der Luft, ein ſchrillender Schall, wie ihn der naſſe Finger dem Rande der Gläſer entlockt, wurde hörbar, ein Tönen wie ferner Geſang hallte in dem äußern Gemache und ſchon begann er ſeine Beſchwörung, als ein anderer Gegenſtand die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelte und die Unterhaltung in Beſtürzung auflöſte, denn Graf Hugo ſank in todtenähnlichem Zuſtande ſeinem Vater in die Arme.

9.

Am Morgen nach dieſem Vorfalle ſaß Philadelphia in dem hohen Gemache ſeines aſtrologiſchen Thurmes, den er ſich von dem Grafen zur Wohnung erbeten hatte. Die langen, gewandten Finger hielten ſeltſam geformte Inſtrumente, um ſie zu putzen und in Ordnung zu legen, und ein Lächeln, das um den Mund ſpielte, begleitete die heitern Gedanken, welche durch ſein Inneres zogen. Er hatte bei der Schachpartie mit dem preußiſchen Officier, wovon ſchon die Rede war, ein italieniſches Geſpräch zwiſchen Graf Hugo und Raſioli behorcht, woraus ihm genug über Doriſlea's Verhältniß und ihre Entführung bekannt geworden war. Der Zufall, der ihn gegen den jungen Grafen aufgereizt hatte, und der Wunſch, den er hegte, vor Friedrichs Augen ſich in ſeinem Glanze zu zeigen, ließen ihn auf das Ereigniß einen kühnen Plan bauen. Sein Ehrgeiz ſtrebte lange danach, ſich in des größten Monarchen Vertrauen zu ſtehlen, welches jedoch, wie begreiflich, Leuten ſeines Schlages nicht leicht wurde. Da trat ein Jäger in das Gemach, und meldete ſeinen Herrn, den Altgrafen von S., Oberjägermeiſter des Fürſtbiſchofs von Breslau.

Philadelphia hatte kaum ſo viel Zeit, das Coſtüm eines Armeniers, welch[illegible] er in den Morgenſtunden zu tragen pflegte, abzulegen, und ſich in eine anſtändige Verfaſſung zum Empfange des vornehmen Gaſtes zu ſetzen, wie auch die muthmaßliche Veranlaſſung dieſes Beſuchs erwägend, auf ſchickliche Ausflüchte zu denken, als ſchon der Altgraf eintrat und unter vielen Entſchuldigungen, die er mit vornehmer Herablaſſung machte, neben dem Tauſendkünſtler vertraulich Platz nahm.

„Mein verehrter Herr,“ ſagte er, nachdem er mit emporgezogenen Naſenflügeln und zugeſpitztem Munde ſich überall im Zimmer umgeſehen hatte, „wolle man mir vor allen Dingen die Zuſicherung ertheilen, daß wir ganz allein ſind.“

„Sie ſehen dies, Herr Graf,“ erwiederte lächelnd Philadelphia.

„Ich ſehe — ja —“ ſetzte der Graf leiſe hinzu, „aber was vermag ich zu ſehen? Wir ſind unter uns! was vermögen unſere Augen zu ſehen?

Nichts! — ich bin davon überzeugt wie von den jenſeitigen Strafen. Sind auch keine für mich unſichtbaren Hausteufelchen gegenwärtig? Ich bitte ſie zu entfernen. Denn ich habe von hochgräflichen Familienangelegenheiten zu ſprechen, und das bringt man nicht vor fremden Ohren gern zu Markte."

Hierauf war Philadelphia nicht gefaßt geweſen. Der ſchlaue Mann, der bisher den Schein verſchmähet hatte, als ſtänden ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote, ſah ſich durch die verſprochene Citirung der abweſenden Sängerin, die ihm nur der hochgereizte Zuſtand abzudringen vermochte, mit einem Male in dem Geruche eines Geiſterbeſchwörers, einem Manne gegenüber, der feſt an dieſem damals weitverbreiteten Glauben zu halten ſchien.

„Ich kann Ew. Excellenz die feſte Verſicherung ertheilen," ſprach Philadelphia ernſt, „daß außer uns ſich Niemand in dieſem Gemache aufhält."

„Nun wohlan denn," hob der Altgraf an, indem er ſich zurechtſetzte, „mein Sohn, der hoffnungsvollſte Cavalier am Königlichen Hofe zu Potsdam, ſteht auf dem Punkte, die Witwe des Marquis von Hauteroche, Anna Victoria von Saint-Serin, Gräfin von la Mothe-Grosbois, zu ehelichen, die zu den angeſehenſten und reichſten Partieen zu zählen iſt. Ich wiege mich ſeit einigen Monden ſchon in den angenehmſten Hoffnungen, und dachte, daß nichts dieſelben zu zerſtören im Stande ſein könnte. Wie ſollte man glauben, wenn man ſieht, daß ein Graf für eine Sängerin Attachement zeigt, daß dies von ungewöhnlichen Folgen begleitet werde? Ich ſelbſt, mein hochverehrter Gönner, habe dergleichen Attachements zu öftern Malen im Leben überſtanden, ohne daß deshalb meinem Stammbaum der kleinſte Makel zugefügt worden wäre. Aber man ziſchelt ſich in die Ohren, und zwar ſo laut, daß ich es zu vernehmen im Stande bin, die Entführung der Signora — wie heißt ſie doch? — würde ziemlich allgemein auf die Rechnung meines Sohnes geſetzt. Eine ſolche Galanterie iſt einem Cavaliere von unſerm Range wohl verzeihlich und höchſt angemeſſen, nur macht gerade der gegenwärtige Zeitpunkt, wie Sie wohl einſehen, und die Nähe der verſprochenen Braut, einige Vorſicht nöthig. Denn — il faut respecter les dehors — darin werden Sie mit mir einverſtanden ſein. Ueberdies ließ der Herr von Voltaire, den ich immer aus der Entfernung für einen aimabeln Libertin zu kennen glaubte, in dieſem Falle ſo execrable Ideen ruchtbar werden, die gänzlich nach Nature riechen, und ſich für ein Genie gar nicht ſchicken. Das war mir Alles noch nicht genug, um meinem Sohne mein Anſehen fühlen zu laſſen. Denn ſelbſt der erzürnte Vater darf die Schicklichkeit nie verletzen. Wie nun aber geſtern die ſchreckliche Scene ſich ereignete, und übernatürliche Kräfte aufgeboten wurden, um meinen Stamm zu vernichten" —

Hier hielt der Altgraf inne, preßte die Lippen feſt zuſammen und drängte durch Kunſt viel Blut in die Augen, die gläſern und dumm den Taſchenſpieler eine lange Weile anglotzten. Endlich fuhr er fort, da dieſer nichts ſagte, ſondern aufmerkſam das Ende zu erwarten ſchien.

„Da die entſetzliche Kataſtrophe ſich ereignete, mein Sohn leblos in meinen Armen lag, da ſah ich rings umher, weil ich beobachten wollte, was die Geſellſchaft dazu wohl für ein Geſicht ſchnitte; denn man wird einer Hofcharge, die an hochfürſtlicher Tafel, den Hut auf dem Kopfe, eine Wildſchüſſel zerlegen darf, doch ſo viel présence d'esprit zutrauen, daß ſie ſelbſt über einen ohnmächtigen Sohn hinwegſchaut, wenn es gilt! Und ſomit ward ich dermaßen über hämiſche Gloſſen und Geſichter conſternirt, daß es des Zwieſprachs mit dem Monſieur de Voltaire, der doch nichts weiter als écrivain célèbre iſt, gar nicht bedurft hätte" —

„Ew. Excellenz haben mit ihm ein tête-à-tête gehabt?“ fiel Philadelphia ein. „Ein ſchönes [illegible]ches,“ fuhr der Altgraf fort. „Der Mann predigt Moral und maßt ſich Rechte an, mein Gott! ich wollte ihm ja gern Alles verzeihen und übernehmen jede réparation — aber mein Sohn, iſt nun wirklich fortgereiſt, nach einem meiner Jagdſchlöſſer, wie er vorgibt, um ſich in der Einſamkeit zu erholen, die rauſchenden Divertiſſemens, womit Graf Hodiz uns hier regalirt, laſſen zu ſchwer auf ihm, ſagt er ferner, kurz er iſt nach dem Jagdſchloſſe, wo nichts iſt, was ihn feſſeln kann, wenn es nicht die geheimen relations ſind, die er dort mit der Sängerin unterhält und die ihn immer weiter vom Ziel der Ehre abbringen. Denn er verliert hier darüber die Braut und ſtürzt mich, ſeinen alten Vater, in die Grube, das können Sie mir glauben.“ Eine abermalige Pauſe, ganz der vorigen ähnlich, folgte hier. Philadelphia ſprach kein Wort, um vorerſt das Ende abzuwarten.

„Was mich nun zu Ihnen führt,“ ſprach der Altgraf weiter, „iſt der Umſtand, daß ſie mir aus der Karte, dem Satze ihres Kaffee's, den ſie dort noch auf dem Tiſche ſtehen haben, oder vielleicht noch auf andere Weiſe enthüllen mögen, wie es um das Verhältniß meines Sohnes zu der mir bis zum Tode verhaßten Sängerin ſtehe. Ich ſchwöre Ihnen hiermit, daß ich nie wieder ſingen hören kann, ohne daß ſich mir das Herz im Leibe vor Ekel umwendet, und nie ſoll dieſe Hand, einem wandernden Bänkelſänger je wieder einen Pfennig ſchenken, ja, das ſchwör' ich und will es halten."

„Weder des Kaffeeſatzes, noch der Karte bedarf ich," fing der Taſchenſpieler mit gewohntem Ernſte und der ihm eigenthümlichen Würde an, „um Eurer Excellenz alle gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben. Iſt Ihr Herr Sohn nach dem Jagdſchloſſe gereiſt, ſo ſein Sie überzeugt, daß er dort nicht allein ſei, und wollen Sie den Knoten durchhauen und die reiche, noble Partie nicht quitt gehen" —

„Ei, das will ich," ſchrie der Oberjägermeiſter, „drum will ich ſogleich nachreiſen."

„Nicht doch!" ſprach Philadelphia, „das hieße das Aufſehen vermehren, welches ohnedies dieſe unglückſelige Geſchichte bereits zur Ungebühr hier erregt hat. Bedenken Sie, was hier geſchieht, ſieht der vornehmſte Adel der Welt" —

„Ach ja — ja," wimmerte der Altgraf.

„Darum ſchreiben Sie Ihrem Herrn Sohne einen Brief der väterlichen Ermahnung," fuhr Philadelphia fort, „und ich ſelbſt will mich der Mühe unterziehen, ihn ihm einzuhändigen, weil ich doch einmal das Unglück hatte, in etwas dieſe Kataſtrophe zu beſchleunigen. Ich habe in dieſer Sache ſchlecht gemacht, und ich halte es für meine Pflicht, wieder gut zu machen. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo gelingt es mir.“

„Wie ſollte es Ihnen nicht gelingen?“ rief entzückt der Oberjägermeiſter und zog den Gaukler mit Prätenſion an die Bruſt, indem er ihn zweimal auf die Wangen küßte. „Ein Mann, der mit unſichtbaren Luftbewohnern converſirt, iſt nicht zu ſchlecht in altgräflichen Armen zu liegen, und reich ſind wir, und zu belohnen weiß man auch.“

Während deß hatte Philadelphia Schreibzeug zurecht gelegt und deutete dem Alten ſtumm darauf hin, der nun folgende väterliche Zeilen an ſeinen Sohn erließ:

„Ich weiß, cher Hugo, daß Dich ein penchant für das Sängervolk ſtets beſeſſen hat und will mich gar nicht in Deine Attachements auf bürgerliche Weiſe einmiſchen. Aber den Henker auch! eine Partie deshalb in den Wind zu ſchlagen! — Finde Dich mit ihr ab, ſo gut es gehen will, meine Börſe ſteht Dir zu dieſem Behufe offen, und wäre es ſelbſt eine jährliche Penſion; denn da Du nicht mit ihr verheirathet biſt, ſo muß und wird ſie zufrieden ſein — Dein Dich ſtets aufrichtig liebender Vater.“

„Geben Sie,“ ſagte nun der Taſchenſpieler, nachdem der Altgraf geſiegelt hatte, „ich ſtelle dieſen Brief dem Herrn Sohne zu, um mich von den nähern Umſtänden ſelbſt zu überzeugen, und treu werde ich Ew. Excellenz Alles berichten.“

Der Graf äußerte eine erheuchelte Rührung, hierauf legte er ſeine Hand auf des Taſchenſpielers Schulter, ſah ihm eine lange Zeit feſt ins Geſicht, und ſagte mit [illegible]druck:

„Was Sie auch unternehmen mögen, weiſer Mann, um die Wahrheit zu ergründen, laſſen Sie ſolche wie ein tiefes Geheimniß zwiſchen uns ruhen.“

Dann ging er bis zur Thür, wandte ſich noch einmal um und ſprach fein lächelnd:

„Sie ſelbſt werden nun wohl nicht nöthig haben, ſich dieſerhalb in Bewegung zu ſetzen, der Brief wird an die rechte Stelle gelangen, ohne daß Sie ſich beſonders incommodiren dürfen. Ja, wer ſo bedient iſt, wie Ihres Gleichen!“ und damit hüſtelte der Oberjägermeiſter verſchmitzt hm! hm! und verließ Philadelphia, dieſer aber — von einem unbeſtimmten Gefühle geleitet, wie das bei abenteuerlichen Menſchen oftmals der Fall iſt, ſetzte ſich in unſcheinbarer Kleidung zu Pferde, um als Bote in eigener Perſon ſich nach dem einſamen Jagdſchloſſe zu begeben. —

10.

Während dieſe überraſchenden Begebenheiten ſich in Roswalde zutrugen, hatte Doriſlea unfreundliche Tage auf dem einſamen Jagdſchloſſe verlebt, wohin Maeſtro Raſioli ſie auf Graf Hugo's Befehl geleitet hatte.

„Was ſollen dieſe räthſelhaften Anſtalten?“ hatte ſie ſich ſelbſt gefragt, „ſein Weib zu ſein, iſt das Glück meines Lebens, aber ein bittres Loos iſt es, die Verachtung ſeiner Verwandten zu tragen, und ihn ſelbſt vielleicht in Zwieſpalt mit ſeinem Vater zu bringen.“

Auf alle Fragen, die ſie ihren Gatten betreffend an Raſioli richtete, antwortete dieſer mit kalter Verſchloſſenheit, er ließ Räthſel ahnen, deren Löſung keineswegs erfreulich zu ſein verſprach.

Doriſlea achtete ihrer wenig. Nur Eines wollte ſie, als rechtliches Weib des Mannes ihrer Liebe vor der Welt erſcheinen. Allem Glanze ihrer Laufbahn entſagte ſie willig, dies Jagdſchloß, und wenn es ſein mußte, ein noch öderer Aufenthalt, wäre ihr erwünſcht geweſen. Hatte ſie ja ſchon ſo viel geopfert, um nur ihm anzugehören.

Das herrliche Neapel bot ihr den glänzendſten Schauplatz für ihre Künſtlertriumphe, der Contract des Unternehmers von San Carlo lag vor ihr, eine ungeheure Summe war ihr geboten worden, groß genug ihr zeitliches Glück und das ihrer armen alten Eltern zu begründen, aber er wußte ſo ſüß zu überreden, er bot ihr Hand und Herz, und wahrlich nicht die Ausſicht auf ſeinen Rang und Reichthum war es, die ſie beſtimmte; ſein Weib zu werden, überwog jedes Glück der Erde, und der Contract wurde vernichtet, und das Band der Ehe geſchloſſen.

Das trübe Wetter hatte ihr ſelbſt nicht erlaubt, die kleine Abwechslung eines karg bemeſſenen Spazierganges in die nächſte Umgebung des Schloſſes, in ihr tägliches Einerlei zu bringen. Allein verlebte ſie den Herbſtmorgen in dem hohen Gemache, deſſen graue Tapete ein blutiges Jagdſtück zierte, und ſtand ſinnend am Fenſter, auf die wehenden Tannenwipfel in der Tiefe das Auge gerichtet, als Rafioli zu ihr eintrat.

Sie wendete ſich fragend mit rothgeweinten Augen, auf welche ſie ein naſſes Schnupftuch drückte, zu ihm hin.

„Das Sehnen hat ein Ende, Signora,“ ſagte er trocken, „ſo eben erhalte ich die Nachricht, daß ſich ſeltſame Dinge in Roswalde zugetragen haben. Graf Hugo trifft noch dieſen Morgen hier ein.“

„Seltſame Dinge?“ wiederholte Doriſlea ängſtlich. „Doch er kommt, und Alles iſt gut.“

„Er kommt, aber krank,“ — ſprach Raſioli ſcharf betonend.

„Krank?“ ſchrie Doriſlea außer ſich.

„Und das ſagen Sie ſo gewichtig! o Gott! iſt er gefährlich krank! bringt man ihn vielleicht hierher, damit ich ihn noch einmal ſehen kann!“

„Faſt wird es ſo der Fall ſein, doch gefährlich krank iſt er nicht,“ verſetzte der Italiener. „Ei, Signora, wollen Sie denn gar nicht begreifen, was um Sie vorgeht?“

„Was geht um mich vor, Entſetzlicher!“ rief Doriſlea, von einer Ahnung ergriffen.

„Nicht meines Amtes iſt es, den Schleier voreilig zu lüften,“ ſagte, wieder in die vorige Kälte übergehend, Raſioli.

„Welch ein Schleier? nichts iſt mir verhüllt. Sie ſind es, der mir mein Schickſal zu verſchleiern ſtrebt, wozu dieſe Räthſel? Sprechen Sie deutlich — was hab' ich zu fürchten?“ ſo rief Doriſlea, durch das frühere Benehmen ihres Begleiters in einen Zuſtand höchſter Aufreizung verſetzt.

„Signora,“ entgegnete Raſioli, „es ſind bereits viele Jahre, daß wir uns kennen. Meine ſchwarzen Haare ſind ſeitdem grau und meine

Stirne iſt garſtig raſtrirt worden. Mein Herz, das einſt glühete und von Feuer überſtrömte, iſt jetzt gerade ſo warm, als nöthig, um dieſer hinfälligen Maſchine Leben zu verleihen. Signora, von Liebe weiß ich nichts mehr."

„Und was ſoll mir das Alles?" fragte befremdet Doriſlea, die nun mit einem Male klar zu ſehen glaubte.

„Signora," nahm Rafieli mit boshaftem Lächeln wieder das Wort, „von Liebe weiß ich nichts mehr, aber ſo ganz gleichgültig bin ich nicht Ihrem Schickſale gefolgt. Ich bannte mich an Ihre Schritte, ich leitete Ihren Gang, ohne daß Sie es wußten, und habe jetzt die kleine Freude, kalt und unempfindlich, wie ich bin, Sie in Gluth und Liebe verzweifeln zu ſehen. Ja, ich weiß es, Sie ſind ſehr unglücklich, und nicht lange währt es, ſo werden Sie ſelbſt die Gewißheit davon haben."

Doriſlea ſtarrte ihn lange ſprachlos an, endlich brach ſie in Thränen aus.

„Nein, nein, es iſt nicht ſo,-es kann nicht ſo ſein!" rief ſie. „Was kann mir in dieſem Augenblicke ſo Schreckliches bevorſtehen, in dem Augenblicke, da ich meinen Gatten wiederſehen werde, da ich ihn hier in unſerm Beſitzthume erwarte?"

„Was ich geſagt habe, kann mich allerdings um das Vertrauen meines gnädigſten Freundes bringen, aber ich wage noch mehr, oder vielmehr ich wage nichts, denn die Komödie iſt ja ohnedies bald zu Ende geſpielt, und ich habe die Klingel in der Hand, um das Zeichen zum Fallen des Verhangs zu geben. Darum hören Sie, Signora! Wenn der Graf hier erſcheint, ſo merken Sie wohl auf ſeine Worte, erwägen Sie, was er von Ihnen fordern wird, und wenn Sie dann noch immer vom Staar geblendet ſind, ſo erwarten Sie noch die Ankunft des hochgräflichen Herrn Papa's, und wenn Sie deſſen Segen nicht ſehend macht, ſo ſind Sie rettungslos erblindet“ —

„Wird der Altgraf hierher kommen?“ fragte Doriſlea.

„Er ſoll hierher kommen, das verſpreche ich Ihnen, und wird nicht lange ſäumen,“ ſprach Raſioli. „Krank, wie der Graf iſt, werden Sie am Beſten thun, Signora, ihm von dieſem Geſpräche noch nichts zu ſagen. Verhalten Sie ſich geduldig, beſchleunigen Sie nichts, die Kataſtrophe kann ja doch nicht lange mehr ausbleiben.“

Mit dieſen Worten verließ er höflich grüßend das Zimmer, die unglückliche Doriſlea ihren kummervollen Gedanken überlaſſend.

Doch nicht lange währte es und ſie hörte des Grafen Lieblingshund freudig anſchlagen, Sporen klirrten die Treppen herauf, die Thüren wurden aufgeriſſen und Hugo ſtand vor ihr, bleich zwar, doch nicht krank, und ließ ſich mit kränklicher Hingebung ihre Umarmungen gefallen.

11.

Der Abend war hereingebrochen. Hugo, den die peinlichſte Unruhe von Roswalde fort zu Doriſlea getrieben hatte, ſaß ſtumm an ihrer Seite.

Obgleich es draußen ſtürmte und ſtrömte, ſo war es am wärmenden Kamine doch traulich, nur einen Bewohner mehr zählte das Schloß und es war für Doriſlea nicht mehr öd' und einſam.

Sie hatte eine Stickerei hervorgeholt, die ſchon lange in glücklichern Tagen begonnen, in ihrer Einſamkeit von ihr ganz vergeſſen worden war, von Zeit zu Zeit blickte ſie davon auf und in die umwölkten Züge ihres Hugo.

„Und werden wir nicht bald immer ſo beiſammen ſein können?“ ſagte ſie freundlich. „Sieh, Hugo, heute fühl' ich erſt ſo recht, was Du mir biſt, mein einziges Lebensglück! Es war recht thöricht und eitel von mir, mich als Deine Gattin in die vornehme Welt eindrängen zu wollen. Schon den ganzen Tag denk' ich darüber nach.

Dort fand ich als Sängerin meinen Platz, nicht aber werde ich ihn dort als Gräfin finden. Hier laſſe mich und ich werde glücklich ſein in Deinem Beſitze, in dem Beſitze des Kindes, deſſen Leben ſchon ſich unter meinem Herzen regt.“

Die Arbeit war ihren Händen entſunken, und mit Thränen ſchlang ſie einen Arm um den Geliebten.

„Fühlſt Du das?“ ſprach mit Entzücken der Graf. „Dann iſt ja unſer Glück vollkommen. Nicht wahr, Du läßt die ehrgeizigen Anſprüche und begnügſt Dich mit dem ſtillen Looſe, das Du der Liebe verdankſt. Mich überlaſſe der Welt, leider muß ich meinem Namen, meinem Stande noch ſo manches Opfer bringen, aber mein Glück werde ich doch nur ſtets in Deinen Armen finden, und ich komme, ſo oft ich kann, es mir zu holen.“

„Du wollteſt nicht immer um mich ſein?“ fragte wieder betrübt Doriſlea. „Ich ſollte allein in dieſem wüſten Schloſſe Monate lang trauern, und Du würdeſt nur dann und wann, auf Tage, wohl nur auf Stunden, mich beſuchen? Nein, mein Hugo, dann würden wir nicht glücklich ſein. Die Sorgen der Welt, die Plagen des öffentlichen Lebens, würden Dir in dies ſtille Aſyl folgen, Du würdeſt am Ende wohl gar die Zerſtreuungen, die Vergnügungen vermiſſen, welche Dir die glänzenden Cirkel bieten. Ihre Lockungen würden Dich von meiner Seite reißen, das Andenken daran würde ſelbſt den kleinen Zeitraum verkürzen, den Du meinem Glücke beſtimmt haſt. Nein, Hugo, es wäre Verrath an unſerer Liebe, wollteſt Du nicht gänzlich mit mir dieſe Einſamkeit theilen.“

„Damit ich den Neid, den Verrath weckte, unſer ſtilles Glück zu untergraben?“ ſagte Hugo. „Den Verrath?“ wiederholte Deriſlea, deren innerm Blicke ſich mit einem Male Rafioli hämiſch lächelnd darſtellte. „Iſt unſer Bündniß nicht öffentlich, ſelbſt wenn wir uns freiwillig zurückziehen? — Und Neid? — was kann der Neid unſerm Glücke anhaben?“ —

„Du haſt Recht, Deriſlea!“ erwiederte der Graf. „Aber, wie Du doch ſo ungenügſam biſt! Haſt Du mich denn nicht heute? und biſt Du heute nicht glücklich? und dieſe Tage werden oft wiederkehren — ſehr oft!“ —

„Ich bin ein Kind!“ rief ſie wieder lächelnd.

„Und kannſt Du denn wirklich ſo grauſam ſein,“ ſprach, hierdurch ermuthigt, Graf Hugo, „zu verlangen, daß ich mein ganzes Leben hier an Deiner Seite beſchließe, ohne mich in der Welt gezeigt zu haben, nur lebend meiner Liebe, ſie allein zur Beſtimmung meines Daſeins zu machen?“

„Und biſt Du wirklich ſo grauſam,“ entgegnete ſtolz die Sängerin, „von mir ein ſolches Opfer zu begehren? Einer Dame Deines Standes könnteſt Du eher eine ſolche Zumuthung ſtellen, nicht aber der Künſtlerin, die angeſtaunt von der Welt zu andern Siegen berufen ſchien, als einen ungetreuen Liebhaber zu feſſeln. Geh', Du biſt nicht aufrichtig! ich fühle mich in dieſem Augenblick ſtark genug, Dich verlaſſen zu können, ich kehre in die Welt zurück, mit Deinem Namen geſchmückt, nein — denn es iſt kein Schmuck, die Feſſel eines Unwürdigen zu tragen, aber die armſelige Trophäe für das eingebüßte Glück meines Lebens mit mir nehmend!“

Sie ſank erſchöpft ins Sopha zurück. Hugo ſtand erſtarrt vor ihr. Dieſen plötzlichen Ausbruch hatte er nicht erwartet. Er wollte ſo eben erneuete Verſicherungen ewiger Liebe von den Lippen ſtrömen laſſen, als ſich die Thür öffnete und Raſſoli ſichtbar wurde, um ſich ſogleich wieder zurückzuziehen.

„Was gibt's?“ ſchrie Hugo ihm nach.

„Es iſt, es hat —“ ſtotterte der Andere, indem er ſchnell bis in die Mitte des Zimmers trat, und auf Doriſlea bedeutend blickte.

„Ich will nicht beſchwerlich fallen —“ ſagte Doriſlea, indem ſie ein Licht ergriff und ſich entfernte.

„Dieſen Brief Sr. Excellenz des Herrn Vaters brachte ein Reitender,“ ſprach ſchnell Raſioli, damit ſie es noch hören konnte, und übergab das Schreiben, welches Philadelphia ſelbſt ihm eingehändigt hatte.

Hugo überflog ſchnell die wenigen Zeilen.

„Schändlich! Schändlich!“ rief er aus. „In welches Labyrinth bin ich gerathen! Die Arme — und ich liebe ſie nicht mehr, wäre ſie genügſamer, wie glücklich könnte ſie ſein! — Raſioli, Du haſt mich zu einer ſchurkiſchen That verleitet, deren Folgen Du einſt ſchwer zu verantworten haben wirſt.“

Der Italiener lächelte fein. „Dieſe Situationen ſind ſchon zu oft in den Komödien da geweſen, um noch beſondern Effect machen zu können. Ich war zum Betruge behülflich und Sie, Herr Graf, genoſſen ſeine Früchte. Für einen Mann von Welt kann dieſer Fall ja gar nicht von Wichtigkeit ſein. Sie handeln, wie es die Ehre und Kindespflicht erheiſchen, Sie geben der liebenswürdigen Marquiſe die Hand, und Signora Doriſica wird ſich darein finden, wenn ſie hinter die Wahrheit gekommen ſein wird, und ich rathe ſogar dazu, ſie ihr ſo bald als möglich zu enthüllen —“

„Raſioli, ich habe nicht Kraft dazu,“ ſagte mit leiſer Stimme der Graf. —

„Und iſt es nicht eine heilende Arzenei?“ fragte der tückiſche Maeſtro, „iſt es nicht der Schnitt, von deſſen Gelingen die Erhaltung zweier Leben abhängt?“

„Ach — und mein Kind!“ jammerte Hugo. „Zieht die weiſe Hand des Vaters nicht die Linien, wonach das Gebäude feſt und ſicher aufzuführen iſt?“ fiel Raſioli ein. „Es wäre grauſam, ja unadelig, hier knickern zu wollen. Ich finde es billig in dieſer Hinſicht Alles zu thun —“

„Und wie ſoll ſie's erfahren?“ — fragte bebend Hugo.

„Ich werde dafür ſorgen,“ ſagte gelaſſen Raſioli, und Graf Hugo verſchloß das Schreiben ſeines Vaters zu den Briefen, die er mit der Marquiſe gewechſelt hatte, und verließ den Saal.

Raſioli aber ſandte noch in der Nacht einen Eilboten an den Oberjägermeiſter, mit der Bitte, andern Tages, wegen höchſtwichtiger Angelegenheiten auf dem Jagdſchloſſe zu erſcheinen.

12.

Vergebens hatte am andern Morgen Doriſſea den Grafen beim Frühſtücke erwartet. Er ließ ſich mit einem Unwohlſein entſchuldigen.

Sie hatte die Hoffnung aufgegeben, ihn an dieſem Tage zu ſehen, und dies gab ihr die erforderliche Ruhe, ſich zu ſammeln. Sie wiederholte ſich alle Beweiſe und Betheuerungen heißer Liebe, die ſie von Hugo empfangen hatte, er war ihr Gatte, ihr angetraut im Angeſichte Gottes, er durfte von ihr Gehorſam fordern, und ſie nahm ſich vor, ihm willig Folge zu leiſten. Ja — ſie war nunmehr entſchloſſen, dies Schloß nicht zu verlaſſen, nur ihre alten Eltern wollte ſie zu ſich nehmen und dies würde ihr Hugo nicht verweigern, davon war ſie überzeugt. Mochte er doch in Künſten des Friedens am Hofe glänzen, oder eine ſeinem Range angemeſſene Stelle im Rathe ſeines Fürſten einnehmen, ſie wollte ſich deſſen in ihrer Zurückgezogenheit freuen; es kommen ja wieder die Augenblicke — dachte ſie — wo er mein ſein wird, ungetheilt — und meine Seligkeit wird dann ſo groß ſein, daß ſolch ein Augenblick ja ein langes Menſchenleben aufwiegt. Sie war nun ganz ruhig und entſchloſſen. Zwei Zeilen luden Hugo ein, zu ihr zu kommen und ſie erwartete ihn mit hochklopfendem Herzen.

Bleich, mit niedergeſchlagenen Blicken trat er zu ihr ein, wie ein Sünder ſich dem Richter nähert, ſo ſtand er vor ihr.

„Ja, Du biſt krank, mein Hugo!“ rief ſie ihm entgegen, „Du biſt krank durch mich. O meine Widerſetzlichkeit, wie verwünſche ich ſie!

Doch ſei beruhigt, ich verſpreche Dir, nie wieder nach einem Looſe zu ſtreben, das nun einmal unerreichbar für mich iſt und bleiben ſoll. Ich willige in Alles, was Du über mich beſchließeſt. Ziehe fort in den Glanz der Welt, ſo lange ich Deine Briefe erhalten werde, bin ich glücklich, denke ſtets an Deine Gattin daheim auf der alten Ritterburg und wirſt Du bei ihr einkehren, ſo wird Dich mit treuherziger Gemüthlichkeit Deine Hausfrau empfangen.“

Hugo ſchauderte zuſammen und reichte ihr die eiſige Hand.

„Du biſt wahrlich ſehr krank, Armer! Ach, wenn Du mir draußen ſo krank würdeſt,“ ſagte ängſtlich beſorgt Doriſlea, „dann ſchreibſt Du mir's ſogleich, oder noch beſſer, Du kommſt hierher. Warte, ich will Dich ſo pflegen, daß Du es nirgends beſſer haben ſollſt. Ich will Dir ſogleich einen wärmenden Thee bereiten.“

Bei dieſen Worten hörte man das Raſſeln eines Wagens, und Rañoli trat ins Zimmer, meldend, daß Se. Excellenz der Oberjägermeiſter ſo eben auffahre.

„Mein Vater?“ rief Hugo entſetzt aufſpringend.

„Sein Vater?“ wiederholte freudig Doriſlea. „O herrlich, Hugo, erwünſcht! führe mich zu ſeinen Füßen, in dieſer Einſamkeit darf ſich ja ſein Stolz meiner nicht ſchämen."

„Nein, nimmermehr!" ſchrie Hugo, wie außer ſich ſie zurückdrängend, „er darf Dich nicht ſehen, jetzt nicht — nie! verſprich mir, dies Zimmer nicht zu verlaſſen! Sobald ich ihn geſprochen habe, eile ich wieder her, um Dir das ſchreckliche Räthſel zu löſen!"

Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thür hinaus.

Doriſlea war vernichtet.

„Was werde ich hören? Welch ſchreckliches Räthſel ſoll ſich mir enthüllen?"

Sie erblickte Rafioli, der ſich ihr genähert hatte.

„Der Augenblick iſt da," ſprach dieſer, „in welchem ein langgehegter Racheplan zur Reiſe gedeiht. Meine aufrichtige Liebe wurde zurückgewieſen, um der leichtfertigen dieſes Grafen Gehör zu geben. Sie ſind betrogen, Donna, die Trauung war Mummerei. Wollen Sie der Entwickelung gefaßt entgegentreten, ſo bereiten Sie ſich dazu vor. Einige Zeit haben Sie noch, während Vater und Sohn ſich expectoriren. Dort in jenem Schiebſache finden Sie Briefe, die Alles erklären."

Mit fürchterlicher Haſt fiel die gemarterte Doriſlea auf das angedeutete Schiebſach. Sie riß die dort befindlichen Briefe heraus und wühlte darin mit den Augen. Jedes Wort zerriß ihr armes Herz. Kein Troſt, keine Barmherzigkeit, ſie mußte immer weiter leſen.

Hier verliebte Tändeleien, dort zärtliche Vorwürfe, Neckereien, Hindeutungen auf das vertrauteſte Verhältniß, Aeußerungen über die nahe bevorſtehende Vermählung, nichts als Glück, unnennbares Glück. Eine vor der Welt anerkannte Braut öffnet ihr Herz voll Sehnſucht und Liebe, dem Bräutigam, ihr Glück an Rang und Stand, ihre Ausdrücke und Wendungen laſſen leicht errathen, von welcher Art die Briefe waren, welche ſie empfangen hatte.

„Und Alles das — während er mir —“ ſtammelte bebend Doriſlea.

„Hier — leſen Sie dies —“ ſagte drängend Raſioli, der indeß den Brief des Altgrafen hervorgeſucht hatte.

„O Himmel vnd Erde! was iſt das?“ ſchrie ſie entſetzt aus, früher dachte ſie nur an Untreue, jetzt aber war ſie ihres ganzen Unglücks vollkommen gewiß.

Sie hatte kaum den Brief überflogen, als Hugo wieder eilig und verſtört zu ihr eintrat. Auf ſeinen Wink entfernte ſich Raſioli. Sie hatte kaum ſo viel Zeit, das Schiebfach zu ſchließen, nachdem ſie die Briefe wieder hineingeworfen.

„Ich habe Dein Wort, Doriſlea, nur ſolang mein Vater hier verweilt, verlaſſe dies Zimmer nicht, dann biſt Du wieder unumſchränkte Herrin im Schloſſe —“ rief ihr Hugo zu, und wollte ſich entfernen. Aber Doriſlea ſprang auf und ergriff ihn am Arme.

„Nein, nicht ſo,“ ſchrie ſie mit furchtbarer Kraft, „zu ihm begleite ich Dich, damit er unſern Bund ſegne. Der gute Mann weiß nicht, daß wir verheirathet ſind — er glaubte — Du könnteſt Dich mit mir nur ſo abfinden, um eine Andre zu nehmen! Oder bin ich etwa nicht Dein Weib? Kannſt Du es läugnen?“

Hugo's Blicke wurzelten in dem Boden.

„War Alles nur Mummerei?“ ſchrie ſie wildlachend, „haſt Du Dir einen gnädigen Scherz mit meiner Tugend erlaubt? Soll ich Dir den Fluch meines alten Vaters zu verdanken haben, nicht mehr unter ſein niedriges Dach, das nur die Tugend ſchirmen darf, treten zu können? Sprich — iſt Alles wahr, was ich dort geleſen habe?“

„Wie! Du weißt?“ rief Hugo. „O ewige Vernichtung!“ er warf ſich vor ihr auf die Knie.

„Elender! Verworfener! So geb' ich denn hiermit jeden Anſpruch an Dich auf! Verflucht ſei die Stunde, da ich Dich kennen lernte! verflucht jeder Genuß, den ich in Deinen verbrecheriſchen Armen fand! Mögen Dich Gottes Blitze zerſchmettern!"

Eine todesähnliche Ohnmacht hatte ſie ergriffen, und ſie ſank in die Arme Hugo's und des herbeieilenden Raſioli, der ſich bei der Heftigkeit ihrer Rede, wieder in das Gemach geſtohlen hatte.

13.

Still und öde lag das alte Jagdſchloß im Schooße der Wildniß. Seine dunkeln Mauern ſtachen wenig von der Nacht der Föhren ab, welche es umgab, und nur die hohen Fenſterwölbungen, aus denen kein Licht ſchimmerte, zeigten ein noch tieferes Schwarz. Kein Schall war weit und breit vernehmbar, der wachſame Hund ſelbſt hatte ſich in ſeine Hütte zurückgezogen, und der alte Burgwart lag mit ſeinem Weibe zur Ruh.

Doch hoch im Erker, nach der Seite des Gartens hin, dem wohnlichſten Theile des alten Gebäudes, zeigte ſich dann und wann ein bleicher Schein durch die dichten Vorhänge. Dies war das Schlafzimmer einer auf den Tod Kranken, die dalag mit offenen, brennenden Augen. Sie heftete ſie auf die Bilder rings umher, welche die hohen Wände von oben bis unten bedeckten. Es waren die Altvordern des gräflichen Hauſes, mit den ſtolzen, langnaſigen Familiengeſichtern, in der ſteifbarocken Tracht hingeſchwundener Zeit. Die Aelteſten in den Harniſchen hatten ruhende Löwen, Schwert und Wappen und Fähnchen neben ſich; die Neuern ſtanden da in dem Harniſch, ſtatt der Weſte, unter dem gallonirten Kleide, auf Kanonen geſtützt, oder mit feiſten Glatzköpfen aus den demüthigen Kutten blickend, die mit den prachtvollſten Orden widerſinnig genug geſchmückt waren; die Neueſten endlich trugen die königliche Uniform oder das grüne Kleid des Waidmanns, und hatten gefleckte Hunde neben ſich, und rieſige Hirſchgeweihe prangten über ihren Häuptern.

Wie eine geſpenſtige Reihe von Ungeheuern umkreiſten ſie das Bett der Fieberkranken, die in wirren Träumen dalag; das ganze edle Geſchlecht nur von den Zeichen des Stolzes, der Macht und der Zerſtörung begleitet; da war kein Einziger, deſſen Attribut eine mildere, edlere Neigung verrathen hätte. Und wenn ſie nun ſich die noch Lebenden dachte, die in der Gallerie fehlten — die kalten Sklaven der Convenienz! — Da fiel ihr Blick auf ein kleines Bild, welches abgeſondert von den Andern zunächſt des Fenſters hing, es zeigte einen bleichen Jüngling in neueſter Hoftracht, ſie erkannte ihn, das todtenſtarre Geſicht ſah nach ihr hin, ſeine Augen ſuchten ihr Herz in der Bruſt, ſeine Blicke durchbohrten es mit unzähligen Todeswunden — bis es verblutet war. Von einem krampfhaften Schauer durchrieſelt warf ſie ſich jammernd nach der andern Seite und konnte nun die Augen ſchließen. Sie lag in der Erſtarrung des Todes da. — Da ſchlich auf den Zehenſpitzen, aus der Nebenkammer, ein langes, hageres Weib im Nachtkleide. Lange, flatternde Haare fielen aus der verſchobenen Mütze auf den gelben, hohen Hals, an den ſich blaue dicke Adern hüpfend, gleich Schlangen ſchmiegten. Sie beugte ſich lange und forſchend über die Schlafende, und ſchlüpfte dann wieder leiſe fort in die Kammer, wo der ſchwarze Italiener ihrer harrte.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte dieſer in ſeiner Sprache.

„Wir werden den Mord ſparen können,“ antwortete das Weib, jene kuppleriſche Werdenberg, kalt. „Das Fieber reibt ſie auf, oder ſie nimmt ſich im Paroxysm, den wir nicht bewachen, wohl ſelbſt das Leben. Ich kenne dies Herz zu genau, der Stoß muß es brechen.“

„Auf jeden Fall,“ ſagte Raſioli, „muß ſie ſo lange leben, bis der Graf uns die Schenkungsacte eingehändigt hat. Wird es uns dann mit ihr zu lange, ſo haben wir ja unſer Succeſſionspülverchen! Dank ſei es meinen Freunden im Vaterlande." Sie nickte ihm beifällig zu.

„Ich verlaſſe mich auf Ihre Klugheit," fuhr Jener fort, „Alles ruht in Ihren Händen. Ich reiſe noch in dieſer Stunde mit dem Grafen fort. Sein langes Ausbleiben fängt an in Neswalde Aufſehen zu machen, wie uns der Vater ſagte. Jetzt ſchnell dort zur Vermählung der Marquiſe geſchritten, und die fatale Geſchichte hat ein Ende — bis auf die Perſon in dem Bette dort."

„Auch das wird bald zu Ende ſein. Ich will nur ſehen, ob ſich die Krankheit nicht zu unſern Gunſten wendet, deren Ausgang wir ja doch immer nach unſerm Ziele zu lenken vermögen. Bringen Sie nur dort unſere wichtigern Angelegenheiten in Ordnung, damit wir bald dies Land verlaſſen können. Für jetzt, Addio! ich bin ſchläfrig." — Und ſomit verließen Beide zu verſchiedenen Seiten die Kammer, Dorislea in ihrem Schlummer, der ſie jetzt wirklich umfangen hielt, allein laſſend.

Wie lange ſie ſo mochte gelegen haben, läßt ſich nicht beſtimmen; doch finſtre Nacht war es draußen und die Lampe im Zimmer brannte hell, als ſie ein leiſes Geräuſch an ihrem Bette vernahm. Ein wehender Luftzug bewegte die Vorhänge, und ſie ſchloß feſter die Augen, ahnend, daß irgend etwas Unheimliches in ihrer Nähe ſich befinde.

Da rief es leiſe: „Doriſlea! Doriſlea! wach' auf! Nichts Böſes naht Dir mehr! Du ſollſt Deinem Glück entgegengehen!“

Ein bittrer Hohn durchzuckte ihr blutendes Herz und ſchnell erhob ſie ſich und ſtarrte mit weit geöffneten Augen nach dem Sprechenden hin.

Eine dunkle Erſcheinung, in einem weiten Mantel, blickte ſie an mit milden Augen. Eine feine Hand ſtreckte ſich aus dem Mantel und ergriff die ihrige, und eine wohlthätige Wärme theilte ſich ihr mit.

„Du biſt kein Geſpenſt — das fühl' ich an dem warmen Druck Deiner Hand —“ rief Doriſlea. „Wer biſt Du?“

„Ums Himmels willen, leiſe!“ ſagte die Erſcheinung, „im Nebenzimmer könnte die Werdenberg lauſchen, das Ungeheuer, das Dich verkuppelte und noch Aergeres mit Dir vorhat, wir dürfen ihren Argwohn nicht erregen. Ich bin gekommen, Dich zu tröſten —“

„Troſt?“ wimmerte Doriſlea, „ſpotteſt Du meiner? Tod, ſprich eher, der nur allein befreit mich von meiner Schande.“

„Nicht Tod, meine Tochter,“ ſprach leiſe tröſtend die Erſcheinung, „gedenke Deines armen alten Vaters, Deiner beklagenswerthen Mutter, nicht Tod! verſprich es mir feierlich mit einem Eide, nicht das Ende Deiner Tage zu beſchleunigen, nicht vorzugreifen der Hand des ewig waltenden, richtenden Geſchicks. Verſprich es mir!“

Doriſlea zögerte mit der Antwort.

„Wiſſe, daß Deine Ehre in ihrem vollſten Glanze wieder ſtrahlen wird, daß Deine Feinde entlarvt und vernichtet werden ſollen,“ fuhr die Erſcheinung fort, „daß bei Dir der Kelch der Gnade ſein wird; Du wirſt richten über die, welche ſich ein Gericht über Dich angemaßt haben.“

„Und wer biſt Du, der dies Alles mir verheißt?“ fragte die Kranke.

„Dein Freund!“ erwiederte die Erſcheinung. „Forſche nicht. Du kennſt mich nicht und doch bin ich Alles für Dich zu thun bereit. Schwöre mir deshalb, Du wolleſt Dich mir anvertrauen, nicht eigenmächtig handeln, und in Geduld der Auflöſung harren.“

„Ich ſchwöre!“ ſagte leiſe bebend Doriſlea.

„Und heuchle zunehmende Schwäche, welche Deine bevorſtehende Auflöſung andeute, ſelbſt wenn Du Dich geſtärkt fühlen ſollteſt; genieße nichts, was Dir die Werdenberg bietet; hier dieſer ſtärkende Trank iſt im Stande, Dein Leben zu friſten, bis ich wieder komme, Dich zu holen. Bald ſiehſt Du mich wieder!“

„Mein Himmel, was ſoll das?“ rief ſie aus.

Statt der Antwort fühlte ſie einen heftigen Druck und zugleich durchzog es ihre matten Glieder, wie friſcherwachende Lebenskraft. Sie athmete hoch auf — ihre Augen ſchloſſen ſich unwillkürlich und wie ſie ſie wieder öffnete, fühlte ſie ſich wunderbar geſtärkt, die Lampe war verlöſcht, und der erſte graue Morgenſtrahl fiel durch die geſchloſſenen Fenſtervorhänge.

14.

Die Unterhaltungen in Roswalde gingen, trotz aller dieſer Störungen, durch die unermüdliche Sorgfalt des Grafen Hoditz, deſſen ſchöpferiſche Einbildungskraft ihn nie im Stiche ließ, ihren gewohnten Gang fort. Es fehlte nie an Ueberraſchungen der ſeltenſten Art, und ſelbſt aus einer Rieſenpaſtete, ſtieg einſt, nachdem der Deckel abgehoben worden war, ein Heer von Liliputanern, die zierlich von der Tafel ſprangen und ein artiges Divertiſſement vor den Augen der entzückten Gäſte aufführten.

Friedrich war mit der Aufmerkſamkeit ſeines Wirthes ſo zufrieden, daß er ſein feenhaftes Roswalde in einem eigenen Gedichte beſang und während ſeines Aufenthaltes in einer ſo heitern Stimmung ſich befand, die ſeit lange ſchon ſeine nächſte Umgebung nicht an ihm wahrgenommen hatte.

Es war an jenem Tage, wo der König ſich den ſeltſamen Spaß machte, eine Schüſſel, die ſein Mundkoch Noel, der ihn begleitete, bereitet hatte, auf die gräfliche Tafel ſerviren zu laſſen. Es galt die Wette, Noel verſtände die unſchmackhafteſten Speiſen ſo zu bereiten, daß ſie zu Leckerbiſſen würden, und zugleich unverdauliche und ungenießbare Gegenſtände, zu leichten und angenehmen Gerichten umzuwandeln.

„Dies wäre der Triumph der höhern Kochkunſt,“ äußerte Friedrich bei dieſen Gelegenheiten.

Mit den Entrées aus der gräflichen Küche erſchien Noels Gericht, das dieſer ohne Zeugen in einer abgeſonderten Küche bereitet hatte, und nun mit eigener Hand zu ſerviren den Befehl erhielt. Alles langte neugierig zu und konnte die milde, aromatiſch duftende Speiſe nicht genugſam rühmen. Der Franzoſe ſah ernſt ſeinen Gebieter an, und dieſer aß davon in der heiterſten Laune.

„Es kommt mir nicht zu, vor ſo vielen würdigen Kennern,“ fing endlich der König an, „meinen Diener mit Lobeserhebungen zu überhäuſen. Ihr Beifall, den Sie ſeiner Adreſſe ſchenkten, ſpricht ſich deutlich genug in dem leeren Platz aus. Nun aber fordre ich Sie Alle auf, mir die Hauptſubſtanz jenes Gerichtes zu nennen, und wer ſie zu definiren vermag, den honorire ich ſeiner hohen Intelligenz wegen und will ihn mit einer neuen Charge im geheimen Hofküchen-Amt gern bekleiden.“

Dieſer Scherz des Königs machte, daß ſich die ganze Geſellſchaft mit Rathen abmühete, und faſt alle drei Reiche der Natur mußten herhalten.

Der, wollte eine eigene Art von Schwämmen kennen, die ganz das zähe, ſüßliche Fleiſch enthielten, welches dem Gerichte den originellen Charakter lieh. Ein Anderer meinte, daß die allbekannte pâte d'Italie durch eine eigene künſtliche Zubereitung zu dieſem Hochgeſchmacke geſteigert werden könne. Der Dritte ſprach von Schnecken, der Vierte von den fetten Sehnen eines Wildprets, und wie nun Alles erſchöpft zu ſein ſchien, und Noel immer noch ernſt daſtand und der König immer noch den Kopf ſchüttelte; da ſtreckten Alle die Waffen, und erklärten einſtimmig, daß dieſe Aufgabe nicht zu löſen wäre.

„Nun denn,“ fing Friedrich endlich heiter lächelnd an, „das, was Sie ſo eben gegeſſen haben, iſt durch eine beſondere Procedur, die Noel Ihnen auf Verlangen communiciren kann, nur ſo ſchmackhaft geworden, als Sie es eben allerſeits fanden; denn es wird keiner Creatur ſonſt wohl jemals in den Kopf gefahren ſein, ſich davon zu nähren. Es iſt nämlich nichts mehr noch weniger geweſen, als ein Dutzend lederne Pariſer Damenhandſchuhe.“ —

Man kann denken, welche Geſichter einige Damen und Herren bei dieſer Mittheilung machten; Viele wollten das Ganze für einen Scherz Sr. Majeſtät erklären; aber bei den Meiſten ward nur ein Ausruf des Ekels und Abſcheu's von der hohen Ehrfurcht vor dem König zurückgedrängt.

„Und was iſt denn ſo Sürprennantes dabei?“ fuhr Friedrich fort. „Sie können mir glauben, Noels große Einſicht in die Wirkungen der Chemie hat eine ſolche Umwandlung der matière première vorgenommen, daß ſie bis auf die leiſeſte Spur verſchwunden iſt; wie wir uns ja Alle gehörig überzeugt haben. Es galt im Uebrigen nur einen Scherz, und die würdige Societät ſoll mir an der Tafel in Sansſouci gern willkommen ſeyn, wo mein maître d'hôtel noch mit andern ingeniöſen Fabricationen aufwarten kann, wenn man nämlich nach dieſer Probe darnach lüſtern geworden ſein ſollte.“

Die Gänge folgten nun in der gewöhnlichen Ordnung, und obgleich keine Handſchuhe mehr ſervirt wurden, ſo ſtreckten doch die Aengſtlichſten bei jeder etwas befremdend ausſehenden Schüſſel die Fühlhörner des Geſchmacks weit hinaus, zum großen Ergötzen des Königs.

Beſonders ungehalten war Voltaire über den Scherz. Er ſchien ohnedies in übler Stimmung zu ſein und konnte nicht umhin, ſeinem Nachbar, einem Landsmanne, zuzuflüſtern. „Welch ein Barbar! Das Volk civiliſirt ſich noch in Jahrhunderten nicht. Ein König und ein Weiſer, der ſeine Gäſte mit gekochten Thierfellen regalirt. Was riskirt man nicht Alles an ſeiner Tafel? Er wäre im Stande, ein diner à la Atrée uns aufzutiſchen."

Dem Könige war Voltaire's üble Laune nicht entgangen, und er nahm ſich vor, ſie zu ſeinem Spaße zu benutzen, wie er oft zu thun pflegte.

15.

„Was iſt Euch, Voltaire?" ſagte der König mit angenehmem Humore, zu dem grämlichen Philoſophen von Ferney, als Beide, nach aufgehobener Tafel am Kamine eine Taſſe Mocca ſchlürſten. „Sind Euch einige Verſe mißrathen, oder brütet Ihr gar über irgend einem politiſchen Plan, den Euer Herr und Meiſter zu Verſailles

Euch auszuhecken gab? Daß ich's Euch nur kurz ſage, ich mag Euch nicht mit dieſer Miene um mich ſehen."

Voltaire verbeugte ſich tief und machte Anſtalt, ſich ſtumm zu entfernen.

„Halt! halt! mein Herr!" rief ihm der König nach, „ich wollte damit keinesweges zu verſtehen geben, daß man ſich entfernen möge, ſondern ich wünſchte die Urſache Eurer Verſtimmung zu erfahren; und um mir ſolche mitzutheilen, iſt es nöthig, hier zu bleiben."

„Es ſind Familienangelegenheiten daran Schuld, die zu unbedeutend ſind, die Aufmerkſamkeit Ew. Majeſtät auf ſich zu ziehen," verſetzte der Dichter. „Und wenn ich ſie denn doch zu wiſſen wünſchte," nahm der König wieder das Wort, da Voltaire's Hartnäckigkeit ihn aufreizte.

„Eitel Liebesgeſchichten! Dieſe Gegenſtände ſind doch wahrlich nicht im Stande," weiter hatte Arouet nicht geſprochen, als Friedrich ihm lachend in die Rede fiel: „Ei, mein lieber Freund, wenn Euch die Liebe plagt, ſo müßt Ihr eben mich zum Vertrauten machen. Mein Wort iſt bei einigen Schönen von Gewicht. Nun ſagt mir denn offen, welche es iſt? Iſt es die Gräfin Hoditz vielleicht ſelbſt?"

„Sire,“ ſprach Voltaire mit gemeſſenem Anſtande, „wenn ich in den Scherz in dieſem Augenblicke nicht mit gebührendem Gehorſam einzugeben vermag, ſo iſt wirklich die Gemüthsverfaſſung daran Schuld, worin ich mich befinde. Meine Nichte, die Marquiſe von Hauteroche, war die Verlobte des jungen Grafen Hugo von S. — Sie hatte die Ehre, als ſolche Ew. Majeſtät vorgeſtellt zu werden.“

„Ich erinnere mich deſſen,“ ſagte der König, „nun und wie iſt's damit? Erzählt mir Alles. Dergleichen Dinge gehören eben hierher, weil ich mich alles Ernſthaften hier zu entſchlagen Willens bin.“

„Dieſe Angelegenheit,“ fuhr Voltaire fort, „iſt leider nur zu ernſt. Die Marquiſe ſieht ſich proſtituirt, der junge Graf hatte eine heimliche Ehe mit der Sängerin Doriſlea geſchloſſen, dieſe macht nunmehr ihre Rechte geltend. Es iſt ein Teufelsſcandal. Der Herr Papa, der Herr Sohn, die Sängerin, Alles iſt auf einem alten Jagdſchloſſe in der Nähe. Man ſpricht davon, daß die Doriſlea entbunden ſein ſolle, man iſt bemüht, ſich mit ihr abzufinden, man begeht vielleicht ein Verbrechen, um ihr Stillſchweigen zu erkaufen. Meine Nichte weiß um Alles. An eine Verbindung mit dem jungen Grafen iſt natürlich nicht mehr zu denken, wenn man nur wüßte, wie man ohne zu großes Aufſehen ſich zurückziehen könnte. Es iſt ein Unglück, daß ſich dieſe ſchreckliche Entwickelung gerade hier zutragen mußte, der Affront iſt nicht abzuwenden, und wird meiner unſchuldigen Nichte bis in die Salons von Verſailles folgen. Urtheilen Ew. Majeſtät nun, ob meine finſtere Miene guten Grund habe, oder ob es die Wandelbarkeit meiner Laune iſt, die mir im gnädigen Scherze oft vorgeworfen wird."

Friedrich hörte geſpannt zu, als Voltaire ihm dieſe Mittheilung machte. Er hatte von der Entweichung der Sängerin vernommen, ihr aber keine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Abweſenheit eines jungen Cavaliers, wie Graf Hugo, war zu unbedeutend, um in Gegenwart Friedrichs verhandelt zu werden, mithin wußte er ſie nicht einmal.

Der große, Monarch der im Felde Noth litt, und in Zeiten der Ruhe die ſinnlichſten Genüſſe nicht verſchmähte, ſich ſelbſt einen Zögling Epikurs nannte, und an der berühmten Bombe des Sardanapal ſich krank eſſen konnte; der, einfach im gewöhnlichen Leben, ſich bei Feſtlichkeiten mit königlicher Pracht umgab; der wie ein Weiſer ſich den tiefſten Forſchungen hingab, bald erhabene Oden, bald witzige Epiſteln dichtete, ein Geſchichtſchreiber ſeines Hauſes und ſeiner Zeit, Feldherr und Regent im weiteſten Sinne war, ſich dabei der Muſik mit Leidenſchaft hingab, und in dem Kreiſe der aufgeklärteſten und weiſeſten Männer ſich damit begnügte, aufgeklärt und weiſe mit ihnen zu ſein, der bei Allem dem nie aufhörte, ſich den täglichen Ereigniſſen des Lebens zuzuwenden, jener kleinen Welt in unſerer engſten Umgebung, die von minder emporragenden Naturen oft mit Stolz überſehen wird; er, der das Fräulein Kneſebeck verherrlichte, als ſie, beim Durchgehen ihrer Pferde im Berliner Thiergarten, einen herzhaften Sprung aus dem Phaeton wagte; dem alten Gellert manch poetiſches Compliment machte; und ſeinen Mundkoch beſang; wie konnte es fehlen, daß dieſem Könige, in dem lieblichen Aufenthalte zu Roswalde, wo er für einige Tage ſich ganz der Erholung und dem Genuſſe, ohne alle Etiquette hingab, dieſe Geſchichte erwünſcht kam, um im Gefühle ſeiner Weisheit und Macht ein glückliches Ende ihr geben zu können.

„Für den Augenblick iſt die Sache allerdings ſchlimm,“ ſprach der König, „aber, mein lieber Voltaire, ich glaube, daß hier leicht heiligere Intereſſen verletzt werden, als der Ruf Euerer Nichte. Eine höhniſche Bemerkung in den Salons einer Pompadour iſt leichter zu ertragen, als das grenzenloſe Unglück, das ſich vielleicht in dem alten Jagdſchloſſe ereignen könnte."

Während er nachdenkend auf und abging, fuhren dem franzöſiſchen Dichter boshafte Spöttereien durch den Kopf, womit er die biedre Aeußerung des Königs gloſſirte. Er gedachte dabei im Stillen der Handſchuhpaſtete und zuckte mitleidig die Achſeln.

„Was weiß man Näheres von dieſen Verhältniſſen?" fragte, plötzlich vor Voltaire ſtehen bleibend, der König. „So viel ich als Oheim davon unterrichtet bin, ſo ſchreibt ſich die Bekanntſchaft meiner Nichte —"

„Wer will das wiſſen?" rief barſch der König. „Von der armen Italienerin — mein' ich —"

„Die Sängerin?" warf leicht der Dichter hin, „die iſt keine Italienerin. Sie iſt eine Tochter dieſes Landes. Graf Hoditz nahm eine merkwürdige Stimme an ihr wahr und ließ ſie nach Italien reiſen, mein Kammerdiener Forbin hatte es gleich heraus, ſie iſt, man ſollt' es faſt nicht glauben, die Tochter des hieſigen Schulmeiſters."

„Eine Deutſche?" ſagte verwundert der König. „Daher kommt die Sentimentalität, die heimliche Ehe, der ganze Betrug, das Elend! Mein Gott! ſo etwas kann nur einer Schulmeiſterstochter widerfahren. Eine Signora Doriſka aus Italien würde ſich groß aus der Geſchichte zu ziehen wiſſen. Und auch Eure Nichte, die Marquiſe, wird ſich darein finden. Sie gehe vorerſt nicht nach Paris, wenn ſie den Spöttereien à la Pompadour entgehen will; ſie komme einſtweilen nach Potsdam, meine märkiſchen und pommerſchen Cavaliere werden ihr mit aller Achtung den Hof machen. Dafür ſteh' ich ihr. Aber auf der andern Seite, da muß man helfen. Darum trage ich Euch auf, Voltaire, mir alle nöthigen Auskunftsmittel in der Sache aufs Schnellſte zu verſchaffen. Glaubt mir, das wird Euch zerſtreuen."

„Wie? Ew. Majeſtät?" ſtotterte von ſchlecht verborgenem Zorn erſtickt, der franzöſiſche Dichter, „mir käme ein ſolcher Auftrag?" —

„Und warum nicht?" ſagte Friedrich ernſt. „Bedient Euch Eures pfiffigen Dieners Forbin, deſſen verſchmitzter Miene ich mich ſehr gut entſinne und der gewiß uns bald ins Klare ſetzen wird —"

„Dieſe Sache greift mich ſo an, daß ich mich ihrer gänzlich zu entſchlagen wünſchte, ich fürchte, meine Geſundheit könnte," wendete Voltaire wieder ein. „Forbin mag mir direct rapportiren, Euch ſoll die Sache nicht näher rücken, als ſie Euch bereits angeht," ſprach Friedrich.

„Forbin iſt pfiffig, aber eben ſo tückiſch.

Der Franzoſe iſt von Natur boshaft, ich fürchte, er könnte, würde er zu ſehr in Dinge eingeweiht," fuhr Voltaire immer einwendend fort.

„Ich will es ſo," ſagte der König, um die Sache zu beendigen, „und um Euern unbedingten Gehorſam in Anſpruch zu nehmen, will ich mich der beliebten Form Eurer Ludwige bedienen: Car tel est notre plaisir!" Voltaire verbeugte ſich tief und ging, mit zögernden Schritten, gleich als erwartete er einen Ruf, durch das Vorzimmer.

Der König hatte einmal raſch das Gemach durchſchritten, und noch war Voltaire nicht an die Thür gelangt.

„He, Herr von Voltaire!" rief Friedrich plötzlich. „Laßt Euern Forbin nur aus dem Spiele. Wir wollen uns nicht eines boshaft geborenen Franzoſen in dieſer Angelegenheit bedienen. . Wir finden wohl noch einen ſchicklichen Kundſchafter unter unſerm Gefolge. Adieu!"

Ein ſtolzer Wink mit der Hand überhob den halb Zurückgekehrten einer Antwort.

„Ich verbiete Euch bei meinem Zorn," rief ihm der König nach, „Euch der Sache auch nur im Geringſten anzunehmen."

16.

Gleich dem Kalifen Harun-al-Raſchid, ſtieg am Abende dieſes Tages, als es zu dunkeln begann der weiſe König, gekleidet in unſcheinbare Tracht, vom Schloſſe hernieder und ſuchte, in tiefem Sinnen, die Hütte des Schulmeiſters im Erlengrunde.

„Verrichte ich das Geſchäft des Kundſchafters ſelbſt,“ ſagte er für ſich, „ſo werde ich ſicher treu und aufrichtig bedient.“

Das freundliche Häuschen mit dem hellrothen Dache, den klaren Fenſterſcheiben, wodurch die reinlichen Verhänge blinkten, dem wohlunterhaltenen Gärtchen, welches der einhegende Zaun überall umgab, dies Alles zeigte dem Menſchenkenner ſogleich, welche Leute hier wohnten. Er ſtand ſeitwärts, um dies in vorläufigen Augenſchein zu nehmen und nochmals bei ſich zu überdenken, wie er ſich bei den Leuten einführen wollte, da ſah er wie ein Reiter eiligſt anſprengte, das Pferd an die Hecke band, und tief verhüllt in Mantel und Hut, beſpritzt vom Wege, ohne Umſtände eintrat in die Wohnung des Schulmeiſters.

„Was will der abenteuerliche Menſch bei den Leuten?“ fragte ſich der König und vermuthend, daß dieſer Bote mit den Vorgängen im Jagdſchloſſe in genauer Verbindung ſtehe, machte er ſich aus ſeinem Verſtecke hervor und trat, vom Dunkel begünſtigt, näher zum Fenſter, um das im Hauſe ſich Ergebende beobachten zu können.

Der Schulmeiſter und ſeine Frau waren erſchreckt aufgefahren, als der Fremdling zu ihnen eintrat. Aus ihrer Anrede an denſelben, nachdem Jener ſich enthüllt hatte, ging deutlich hervor, daß ſie ihn nicht kannten.

„Ich komme von Euerer Tochter, Leute,“ ſprach er kurz und eilig, „ſie iſt krank, auf dem Jagdſchloſſe des Grafen v. S., hier in der Nähe. Es iſt nicht gefährlich, aber ihr Zuſtand verlangt eine größere Sorgfalt, als die ſie umgebenden Leute ihr angedeihen laſſen.“

Die armen Eltern hatten hundert Fragen in Bereitſchaft, die jedoch alle unbeantwortet blieben.

„Fragt mich nicht,“ ſagte der Fremde drängend, „denn Alles das führt zu nichts. Aber wenn Euch das Leben Euerer Tochter lieb iſt, ſo ſpannt ſogleich Euern Wagen an, und Ihr, Mutter, laßt Euern Haushalt im Stich, und begebt Euch zu ihr und verlaßt ſie nicht eher, bis Ihr von mir weitere Nachrichten habt.“

„Da iſt nichts Anderes zu thun,“ ſagte der Schulmeiſter, ſeine Jacke anziehend, um gleich Hand ans Werk zu legen.

„Aber könnt' ich ſie denn nicht lieber abholen und mit mir nehmen," jammerte die Frau, „hier hat ſie denn doch —"

„Das wird leider nicht angehen," ſprach der Schulmeiſter, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen. „Eingedenk der Worte ihres Vaters, wird die Kranke auf des Grafen Jagdſchloß es nicht wagen, unter dieſes Dach zu treten."

Und ſomit ſchritt er ſchnell und ernſt zur Hinterthür hinaus, um den kleinen Leiterwagen anzuſpannen, während die ſtill weinende Frau in die Kammer ging, um ſich zur Abfahrt zu rüſten. Wie nun der Bote allein im Zimmer war, öffnete ſich plötzlich die Stubenthür und der verkleidete Monarch ſtand vor dem Erſtaunten.

„Ew. Majeſtät!" ſtammelte dieſer, indem er den Hut vom Kopfe nahm. „Erſchreck Er nicht, Hexenmeiſter," ſagte Friedrich, indem er die Hand auf des Fremden Schulter legte, in welchem er Philadelphia erkannte. „Sag' Er mir ſo ſchnell als möglich, iſt die Sängerin im Stande, in einem bequemen Wagen hierher zu fahren?"

„In einem bequemen Wagen wohl," erwiederte der Andre, „das Jagdſchloß iſt nicht weit."

„Gut," ſprach der König, „ich weiß genug von der Geſchichte, und will das, was Er mir über Sein Verhältniß zu ihr mittheilen könnte, mir auf gelegnere Zeit verſchieben. Geleite Er die Mutter nach dem Schloſſe und laß' Er mich für das Weitere ſorgen."

Bei dieſen Worten verließ Friedrich wieder ſchnell das Zimmer.

„Der König iſt ein größerer Hexenmeiſter als ich," murmelte Philadelphia vor ſich hin, „er weiß um Alles und iſt Ueberall und Nirgends. Es freut mich übrigens, daß ich durch dieſe Geſchichte mit ihm in Berührung komme. Das ſoll langgehegte Plane beleben."

Der Schulmeiſter fuhr vor, die Alte ſtieg auf und ſo ging's fort, was das Pferd laufen konnte, von dem daneben trabenden Philadelphia begleitet, dem gräflichen Jagdſchloſſe zu.

17.

Doriſlea hatte ſich erholt und lag auf dem Canapee. Die Werdenberg, die ſich mehrmals an der Thür gezeigt hatte, mit der Hand abwinkend.

„Sie hat noch die unbegreifliche Keckheit, ſich vor mir ſehen zu laſſen!" rief Doriſlea aus. „O wär' ich ſtark genug, um dieſen Mauern entfliehen zu können."

Zu ihrem Troſte verließ die Werdenberg das Vorzimmer. Kein Zweifel war's, daß ſie ſich zurückgezogen hatte und für heute Doriſlea nicht mehr beläſtigen würde. Da hörte man das Raſſeln eines Wagens und beſtürzt lief die Frau des Burgwarts herein, um Fremde zu melden.

„Ich ſpreche heut Niemand mehr," hatte Doriſlea der Meldenden entgegengerufen, als Philadelphia die Thür aufriß und hereintrat.

„Es kommt darauf an, was es für Leute ſind," rief er, ſich höflich verbeugend. „Ei, Signora, ſehen ja heute ganz anders aus, als neulich, da ich Nachts die Ehre, hatte mich vor Ihrem Bette zu präſentiren," fügte er leiſer hinzu.

„Sie waren jene Erſcheinung, die ich für einen Fiebertraum gehalten hatte?" fragte Doriſlea überraſcht.

„Nun ja," erwiederte Philadelphia, „wo man ein Geſchöpf mit Fleiſch und Bein zurückweiſt, da werden Erſcheinungen durchgelaſſen. Sein Sie ganz ruhig, Signora, es wird Alles gut werden. Ich war ſo frei, ein wenig die Rolle des Schickſals zu ſpielen, oder mir wurde vielmehr von höherer Hand dieſe Rolle zugetheilt. Durch meine Vermeſſenheit, deren Folgen ich nicht zu berechnen im Stande war, habe ich dies Alles ſo herbeigeführt, bis jetzt iſt's leider nicht beſonders erfreulich geweſen, aber die Freude kann nicht lange mehr ausbleiben. Ich habe die Karten vorläufig in die Hände eines beſſern Spielers gegeben, wobei mir der Zufall wieder günſtig war. Doch vorerſt beantworten Sie mir eine Frage: fühlen Sie Sich ſtark genug, eine kleine Freude anticipando zu empfangen?“

„Welche Freude könnte mir hier geboten werden?“ ſprach ſchmerzlich die Sängerin. „Doch wenn es möglich wäre, ſo würde ſie mich jedenfalls zu den mir noch bevorſtehenden Leiden ſtärken.“

„Nicht doch! von Leiden wollen wir nichts mehr wiſſen!“ ſagte Philadelphia und öffnete die Thür.

„Jeſus, Maria! meine Eltern!“ ſchrie Doriſſea auf, wollte ſich erheben, ſank aber zurück, ihre bleichen Züge von wohlthätigen Thränen überſtrömt. Mit tauſendfältigen Liebkoſungen hatte die Mutter das ſchöne Haupt ihrer Doris in die Arme genommen.

„Dacht' ich's doch,“ ſagte tiefbewegt der Vater, „doch ich murre nicht und danke Gott, mein Kind ſo wiederzufinden.“

Philadelphia warf ihm einen verweiſenden Blick zu.

Die Werdenberg war ins Zimmer getreten und grüßte kalt, indem ſie die Gäſte ſcharf betrachtete.

„Ei, welche lobenswerthe Sorgfalt?“ fing ſie endlich an, „wahrſcheinlich die wackern Eltern und auch Sie, Herr Philadelphia, in der That, ſehr räthſelhafte Beſuche. Soll ich vielleicht Ihre ganz beſondere Bewerbung um die kranke Dame auch ganz beſondern Urſachen zuſchreiben? Iſt da vielleicht eine Abſicht im Spiele —"

Philadelphia aber unterbrach ſie: „Madame, Ihre Vorausſetzungen entſpringen aus Ihrem Charakter. Der Taſchenſpieler Philadelphia, wie es Ihnen gefällt, ihn gewöhnlich zu benennen, hat ſich in jener Abendgeſellſchaft auf Roswalde vermeſſen, Signora Deriſka dort erſcheinen zu laſſen, um Verräther zu entlarven. Er iſt jetzt damit beſchäftigt, ſein Wort zu löſen. Der Zufall will, daß Sie Einiges von ſeiner Maſchinerie zu ſehen bekommen, aber Sie werden zu viel Savoir vivre beſitzen, um Nichts zu verrathen, auch dazu beſitze ich übrigens die Mittel."

Die Werdenberg ließ das Wort: „insolence!“ fallen und wandte ſich verächtlich von ihm weg.

Aber Philadelphia drehte ſich gelaſſen nach ihr um, indem er fortfuhr: „Mir ſtehen nicht ganz gewöhnliche Mittel zu Gebote, das Amt des Rächers zu üben, und um Sie davon zu überzeugen, werden Sie uns die Ehre erzeigen, das kleine Stück Weges, das wir noch bis zu unſerm gemeinſchaftlichen Ziele zurückzulegen haben, mit uns zu gehen."

„Verlaſſe dieſe Bahn gänzlich," ſagte der Schulmeiſter zu ſeiner Tochter, „Deine Stimme ertöne fortan nur zum Preiſe des Herrn und zur Freude Deiner Eltern. Du folgſt mir in mein ſtilles Haus, verſprich mir das, meine Tochter."

„Ich?" rief Doris, von tauſend Schmerzen gefoltert aus. „Ich? o mein Vater! warum ſoll ich's Ihnen länger verſchweigen, ich bin Mutter, nicht Gattin! Betrogen — verführt —! darf ich ſo Ihre Schwelle betreten?"—

„Wehe, wenn ich meinem armen, verführten, betrogenen Kinde nicht die väterlichen Arme öffnen wollte, wenn ich ihm gar die Thür verſchlöſſe, und es nicht zum heimiſchen Heerde niederſitzen ließe!" ſagte der alte Mann. „So dacht' ich mir das Wiederſehen nicht, ich hab es eigentlich nie von Herzen herbeigewünſcht. Ich hatte ſo ſüße Erinnerungen von Dir, ich machte manch kleines Liedchen zu Deinem Gedächtniß, ich feierte ſtill Deinen Geburtstag vor Deinem Bilde, ich ſah Dich lieber ſo, als ich Dich in Glanz und Herrlichkeit geſehen hätte. Doch, ich ſollte Dich ja auch nicht darin ſehen, gleichviel! Die Wege des Herrn ſeien geprieſen! wir wollen unſere Thränen zuſammen fließen laſſen, Dein Kind ſoll mein lieber Enkel ſein und in Frömmigkeit erzogen werden und meinen Namen führen, mein lieber Gott!

So lange Du glücklich warſt, mochte ich Dich nicht wiederſehen, und nun ich Dich ſo wiederfinde, öffnet ſich mein altes Herz, und Du und Dein unſchuldiges Kind, nehmen den ganzen Raum darin ein!“

Doriſlea lag feſt an ſeine Bruſt gedrückt und wimmerte leiſe, unverſtändliche Worte. Die Mutter zerfloß in Thränen.

„Doch jetzt ermanne Dich, meine Tochter,“ ſprach endlich der Alte, „hier dieſe Wohnung ziemt Dir nun nicht mehr. Unſer Leiterwagen ſteht unten, Du biſt ſonſt wohl beſſer gefahren, aber ſteige nur getroſt auf, diesmal kutſchirt Dein alter Vater.“

„J mein Himmel!“ kreiſchte hier mit einem Male die Werdenberg, die während der ganzen Zeit an den Scheiben trommelnd, zum Fenſter hinaus in die öde Nacht geglotzt hatte. „Was iſt denn da los? welch ein Fürſt kommt denn hier auf einmal an?“

Erſchreckt liefen Alle zum Fenſter, nur Philadelphia horchte lächelnd auf und ſprach, ſich die Hände reibend, vor ſich hin: „Der Weiſe hält Wort!“

Hinter einem glänzenden Vorreiter, der eine Fackel trug, rollte ein mit Sechſen beſpannter

Staatswagen, deſſen Schlag ein goldenes Scepter zierte, donnernd in den Schloßhof.

Ein Diener in blauer mit Silber bedeckter Livree, ſprang aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf.

„Wer iſt hier Monſieur Philadelphia," fragte er im Eintreten und übergab dem ſich ihm Nähernden ein kleines Billet.

„Ich rechtfertige mein gegebenes Verſprechen," ſprach dieſer nun ſtolz zur Werdenberg gewandt, „ich laſſe Signora Doriſlea im Cirkel zu Roswalde erſcheinen. Machen Sie keine beſchwerliche Toilette, Signora, dieſes Négligé kleidet Sie vorzüglich; doch nehmen Sie eine Hülle gegen die rauhe Nachtluft —"

„Wie?" rief überraſcht Doriſlea — „ich ſollte — hier — mit Ihnen? —"

„Ueberlaſſen Sie ſich getroſt meiner Führung, ich löſe nur ein feierlich gegebenes Verſprechen —" ſagte der Taſchenſpieler. „Der ganze Apparat meiner Magie iſt hoffentlich wohl im Stande, Ihnen einige Achtung vor meiner Kunſt einzuflößen."

Hierbei deutete er auf die glänzende Livree des Bedienten.

„Ei, das ſollte ich denken —" ſetzte der Schulmeiſter hinzu, welcher die Kutſche und das Wappen daran ſogleich erkannt hatte, aber ſich nichts zu erklären wußte, „sub umbra alarum tuarum!“

„Und auch Sie begleiten uns,“ ſagte Philadelphia zur Werdenberg, „um Zeuge zu ſein, wie weit ſich Philadelphia's Macht erſtreckt.“

Doriſlea hatte einen Mantel umgehängt und ſich zum Wagen hinabgeleiten laſſen, in den ſie ſich mit ihrer Mutter ſetzte. Philadelphia ſtand am Schlage, um die Werdenberg hineinzuheben, dieſe aber hatte ſich als Meiſterin einer Kunſt gezeigt, die ſonſt nur ihm geläufig war, ſie war nämlich plötzlich unſichtbar geworden. Der königliche Wagen fuhr nun mit Doriſlea und ihrer Mutter davon. Daneben trabte Philadelphia, und der alte Schulmeiſter peitſchte weidlich auf ſein Rößlein los, um nicht zurückzubleiben.

18.

Friedrich hatte dem Grafen Hoditz melden laſſen, daß er dieſen Abend auf ſeinem Zimmer bleiben wolle. Am andern Tage war eine große Feſtlichkeit angeſagt, nach welcher der König in ſeine Reſidenz zurückreiſen wollte, und ſein bereits vorgerücktes Alter machte ihm in ſolchen Fällen einige Schonung doppelt nothwendig.

Gegen ſeine Gewohnheit hatte er weder ſein Quartett, noch Voltaire bei ſich, ſondern man ſah mit dem achten Glockenſchlage den allbekannten Taſchenſpieler zu ihm einlaſſen, der eine lange Audienz hatte, und ſich erſt entfernte, als zwei Herren angemeldet wurden, welche nicht zu der nähern Umgebung des Königs gehörten.

Es war der Altgraf v. S., in Begleitung ſeines Sohnes, die heut zur Partie des Monarchen geladen worden waren, und ſich zu ihrem großen Erſtaunen allein bei ihm fanden.

„Meine Herren," rief er ihnen beim Eintreten entgegen, „wollen Sie es heute einmal nicht verſchmähen, an der Unterhaltung eines Podagriſten zu participiren. Ich habe bereits ſeit einiger Zeit obſervirt, daß Sie bei den glänzenden geſellſchaftlichen Reunionen fehlen, und es iſt mir nicht egal, zwei Cavaliere von Diſtinction ſich aus meiner Nähe zurückziehen zu ſehen."

Die Grafen verbeugten ſich und verſicherten von der allerhöchſten Auszeichnung tief durchdrungen zu ſein. Mit Ungeduld erwarteten ſie, daß noch Jemand erſchiene, um die etwas trockene Unterhaltung zu beleben — allein vergebens. Der Altgraf brachte viel närriſches Zeug zu Markte, worauf Friedrich nicht zu achten ſchien, ſondern größtentheils an Graf Hugo Fragen richtete, die ſich auf ſeine Studien, ſeine Neigungen, ſeine Reiſen und Verbindungen bezogen, und ihm in eine Art ängſtlicher Verlegenheit brachten, welche er ſich ſelbſt nicht zu erklären vermochte.

„Wie man mir ſagt, ſo ſtehen Sie im Begriffe, ſich mit der aimabeln Marquiſe von Hauteroche zu verbinden,“ ſagte Friedrich, „und ich muß Ihnen mein Compliment über den Gout machen, den ſie bei dieſer Wahl an den Tag legen.“

„Es iſt allerdings eine vortreffliche Dame, Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Altgraf.

„In jeder Hinſicht eine reſpectable Partie,“ nahm der König das Wort, „Sie kommen dadurch auch mit dem Herrn von Voltaire in Verwandtſchaft —“

„Ah ja, mit dem!“ ſagte naſerümpfend der Altgraf, „Ew. Majeſtät wollen gnädigſt zu verzeihen geruhen, dieſe Verwandtſchaft iſt es eben nicht, die wir bei der Mariage ambitionniren — denn eigentlich iſt Herr von Voltaire doch nur ein ſimpler Edelmann und lebt von ſeiner Feder —“

„Ei, und wovon muß man denn leben, um würdiger ſeinen Platz zu occupiren,“ rief lebhaft der König.

„Herr von Voltaire,“ nahm Graf Hugo fein einlenkend das Wort, „iſt eben ſo berühmt als Dichter und Philoſoph, wie als Freund unſers erhabenen Monarchen —“

„J nun ja —“ lächelte der Altgraf, „ſolch eine höchſt vornehme Bekanntſchaft macht die Perſonnage allerdings intereſſant — aber ich meine — ſo eigentlich von Familie iſt er denn doch nicht; und unſer eins, die wir von altem Adel ſind, gibt nicht viel auf ſo dergleichen Kunſtſtückchen, wie ſie der Herr von Voltaire mit ſeiner Feder machen kann.“

Hugo rückte verlegen den Seſſel: „die Werke des Herrn von Voltaire —“ wollte er eben ſagen, aber ſein Vater fiel ihm in die Rede: „ich weiß, was Du ſagen willſt, ſie ſollen ganz artig zu leſen ſein, aber Ew. Majeſtät wiſſen, daß ein Mann, wie ich, der eine Hofcharge bekleidet, nicht im Stande iſt Verſeleien zu leſen.“

„Um wie viel ſinke ich dann nicht in Ihren Augen,“ ſprach lächelnd der König, „wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß ich nicht nur Voltaire's und Anderer Verſe leſe, ſondern mir ſogar einfallen laſſe, ſchlechtere ſelbſt zu fabriciren.“

„Ah, wenn Ew. Majeſtät ſo etwas thun,“ rief, nach ſeiner Meinung, mit feiner Schlauheit der dumm-plumpe Höfling, „ſo geſchieht das, um ſich einen gnädigen Spaß zu machen, denn im Ernſte, das kann ja gar nicht möglich ſein!“

„Apropos!“ wandte ſich Friedrich zu Hugo, „ich glaube gehört zu haben, daß Sie an der

Idioſynkraſie des Herrn Papas nicht participiren; Sie lieben die ſchönen Künſte — nicht wahr?“

„Ich bin ihr großer Verehrer,“ antwortete der junge Graf, hocherfreut, daß das Geſpräch eine neue Wendung nahm.

„Sie waren in Italien?“

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Sie treiben Muſik?“

„Zu Zeiten.“

„Singen? Klavier?“

„Beides, Sire!“

„Der Tauſend! Da fällt mir ſo eben ein, wo mag die celebre Sängerin hingekommen ſein — Niemand denkt mehr an ſie — und ich ſelbſt vergaß, nach ihr mich zu erkundigen. Wiſſen Sie etwas von ihr?“ fragte der König.

„Ich?“ ſtotterte verlegen Graf Hugo.

„Ich muß in der That geſtehen,“ fiel der Altgraf raſch ein, „daß ich für mein Theil einen dégout vor dergleichen Perſonen hege. Es kommt mir, mit hohem Verlaub, wie jedes andere Geſindel vor, und iſt nicht werth, daß man davon viel fait mache.“

„Ei, Sie haben charmante Sentiments, mein Herr,“ ſagte Friedrich, „Sie ſtehen in Dienſten bei dem Fürſtbiſchof von Breslau?“

„Zu Ew. Majeſtät Befehl —“

„Ich beneide den geiſtlichen Herrn um ſeinen geiſtigen Diener!“ rief der König, und während ſich der Altgraf bis zum Boden neigte, wandte er ſich von ihm weg zu Hugo: „wie hieß doch die Sängerin, mein junger Herr? dergleichen Notizen muß man ſich bei Ihres Gleichen holen —“

„Signora Doriſlea,“ erwiederte der Graf, und zeigte ein todtenbleiches Antlitz. Da tönte, wie auf das Stichwort des Schauſpielers, ein langverhallender Harfenklang durch das Gemach.

„Was iſt das?“ fragte ſcheinbar befremdet der König.

„Mein Himmel — war mir's doch —“ meckerte furchtſam der Altgraf, deſſen Sohn in ein ſtilles Brüten ſich verloren hatte.

„Es iſt ſicher der Hexenmeiſter Philadelphia,“ ſagte der König, „der hier im Nebenzimmer ſeine Präparationen macht, und den ich zu unſerm Delaſſement hierher beſchieden. Er ſoll mir heute ſein Verſprechen löſen.“

„Welches Verſprechen?“ erlaubte ſich in ſeiner geſteigerten Angſt der Altgraf zu fragen.

„Er ſoll uns die Sängerin citiren, wir wollen ſie ſehen, ſie befragen. Ich wollte es dem Taſchenſpieler nicht rathen, ſich mit geheimen Kräften zu brüſten, wenn er ſie nicht wirklich beſitzt,“ entgegnete Friedrich.

„O mein Himmel, der Mann iſt Alles im Stande,“ ſagte leiſe der Altgraf.

„Ich wollte lieber eine Sau anlaufen laſſen, als dieſe Sängerin ſehen,“ ſetzte er leiſer, aus beklemmener Bruſt, hinzu.

„Ein Jeder in ſeinem Fache!“ ſagte hingeworfen der König, „Sie ſind ein unmuſikaliſcher Jägermeiſter. Wir denken darin anders. Nicht wahr?“

Er wandte ſich bei dieſen Worten zu Hugo.

Dieſer ſtand bleich und verlegen da.

Man konnte nicht länger im Zweifel ſein, daß ein ſchweres Verbrechen dieſes Herz belaſtete, und daß die Kraniche des Ibicus das Haupt des Verworfenen umkreiſten.

„Die ſcharfen Blicke, die nun aus Friedrichs majeſtätiſchen Augen auf Hugo, wie Blitze des Weltenrichters herabſchoſſen, vernichteten deſſen Faſſung gänzlich. Er ſchien nicht mehr zu wiſſen, wo er ſich befand. Er ſah die von Schmerz gequälte, arme Betrogene vor ſich, er hörte ihre Klagen, ihre Vorwürfe donnerten ihm in die Ohren, ihre Thränen floſſen. So ſtand er da mit ſtarrgeöffneten Augen und ſchien nichts von Allem zu ſehen, was ihn umgab.

Da trat plötzlich eine Geſtalt hart vor ihn hin, nicht geſpenſtiſch, kein Traum ſeiner fieberhaft bewegten Einbildungskraft, doch nicht minder furchtbar und zerſchmetternd als dieſe. Es war die Geſtalt des Herrſchers, des Richters, Macht und Ernſt, Zorn und Strafe in Zügen und Haltung.

„Er hat ſich ehrloſer, verbrecheriſcher Streiche gegen dieſe Sängerin ſchuldig gemacht,“ tönte des Monarchen Stimme, „ſei Er ſtill, ich weiß Alles — wenn ich ſtrenge ſein wollte, ſo verdiente Er — daß ich Ihm den Adel, auf den Er ſo ſtolz iſt, nähme, und wenn das horrible Attentat wahr iſt, was mir als ganz gewiß berichtet wurde, ſo wäre lebenslängliche Karre nicht zu hart für Ihn!“

„Welch ein Attentat?“ fragte bebend Hugo.

„Ein ſchändliches Weib, Seine Helfershelferin in der ſaubern Affaire, ſoll aus Italien ein Pülverchen mitgebracht haben, he? und ſie ſoll nur auf Seine Einwilligung gewartet haben — ſo wurde mir für ganz beſtimmt berichtet.“

„Sire,“ ſagte, ſich ermannend, Hugo, „nie würde ich darein gewilligt haben. Einen Mord! ich an Doriſlea! oh, dieſer Gedanke wäre nicht zu tragen geweſen. Ich liebte ſie — ja — ich liebe ſie noch — und nur dem Drange der Verhältniſſe mußte ich weichen —“

„Die Verhältniſſe hätten Ihn dazu drängen ſollen, ein ehrlicher Mann zu bleiben,“ ſagte der

Monarch. „War Ihm die Tugend des Mädchens zu hoch, ſo hätte das Verbrechen nicht die Leiter abgeben ſollen, ſie zu erreichen. War es Ihm denn keine Schande, die bindenden Eide, welche die Kirche fordert, vor Seinen vermummten Spießgeſellen abzulegen? ſchien es Ihm nicht unwürdig, mit Seinen elenden Helfershelfern ein ſo ſchnödes Geheimniß zu theilen, und den Becher der Schande von ihren ſchmutzigen Lippen wegzureißen und an Seine hochgräflichen zu drücken; ei! was wär's denn ſo gar malhonnete für einen Cavalier, einer Bürgersdirne die Hand zu reichen, wohlverſtanden, wenn ihre Attraits ihm imponiren?"

„Ew. Majeſtät, es wäre doch immer eine ſchmähliche Meſalliance!" wimmerte der Altgraf.

„Was verſteht Er davon?" rief ihm der König verächtlich zu, und fuhr dann zu Hugo gewandt fort: „ich will den Meſalliancen nicht das Wort reden, und halte dafür, daß der wahrhafte Edelmann ſein Blut mit dem edelſten ſeines Vaterlandes vermiſche und dem Throne die alten Stützen rein in angeſtammter, unwandelbarer Treue erhalte. Aber, wer heißt Ihm, ſich ernſtlich vergaffen? Iſt es einmal ſo weit gediehen, ſo löſt der Ehrenmann ſein gegebenes Wort — um wie viel mehr der Ehrencavalier! Und nun — was denkt Er zu thun?"

„Ich will — ich werde — “ ſtotterte Hugo zerknirrſcht.

„Er weiß es nicht. Wohlan, ſo will ich es Ihm ſagen, ich, Sein Souverain! Mit der Marquiſe iſt es nichts, das wird Ihm Sein Verſtand wohl ſelbſt ſagen. Aber mit der Sängerin iſt es auch nichts — “

„Ah!“ ſtöhnte, wie wenn ihm ein Mühlſtein von der Bruſt fiel, der Altgraf.

„Sie kennt Seinen ganzen Betrug, ſie wurde vor der Werdenberg gewarnt, von Liebe für Ihn kann in ihrem Herzen keine Rede mehr ſein,“ fuhr der König fort, „aber Seine Frau muß ſie dennoch werden “

Hugo hielt ſich in ehrfurchtsvoller Haltung, und blickte nicht in die Höhe, er erwartete den Spruch aus des Richters Munde. Nach kurzer Pauſe fuhr der König fort:

„Morgen mit dem Früheſten wird Er hier in der Dorfkirche ihr angetraut, ich ſelbſt werde mich als Zeuge einſtellen, und gleich nach beendigter Ceremonie wird die Trennungsacte vollzogen. Dann kann Er hingehen, wohin es Ihm beliebt.“

„Und die Sängerin ſoll Gräfin S. heißen?“ fragte kleinlaut der Altgraf.

„So iſt mein feſter unwandelbarer Befehl," ſprach der König, „und hiermit will ich Euch Beide entlaſſen haben."

19.

Am frühen Morgen ſtand der Prieſter am Altare, mit Meßgewand und Stola, die geweiheten Ringe in einer ſilbernen Schüſſel, die mit dem preußiſchen großen Wappen prangte.

Ein königlicher Wagen fuhr vor, und herausſtieg eine tief verſchleierte Frauengeſtalt, von dem wohlgekannten Taſchenſpieler Philadelphia zum Altare geleitet.

Von der andern Seite nahete ſich ein junger, todtenbleicher Mann, in ſchwarzer Kleidung.

In einem unfernen Betſtuhle will man einen Herrn, in einen koſtbaren Pelz gehüllt, bemerkt haben, der nach Ausſage des Pfarrers ſowohl, wie des Kirchendieners, Sr. königlich preußiſchen Majeſtät außerordentlich ähnlich geſehen haben ſoll, auf deſſen allerhöchſt ſpeciellen Befehl dieſe ſonderbare Trauung auch vollzogen wurde. Der alte Schulmeiſter ſaß an der Orgel und weinte, eben ſo ſeine Frau, die vom Chore herabſchaute.

Sonſt war Niemand gegenwärtig. Die Kirchthüren wurden geſchloſſen. Bei dem „Ja" mußte der junge Mann an ein Fläſchchen riechen. Die verſchleierte Braut ſah nicht einmal nach ihm hin. Nach geſchehener Einſegnung wollte der Gatte zur Seitenthür hinausgehen, kehrte aber gleich wieder um, und fragte ſeine eben angetraute Frau, laut und feſt, daß es Alle hören konnten: „Wir trennen uns nun auf ewig! vergib mir was ich gefrevelt, und verſchweig' meinem Kinde das Verbrechen ſeines Vaters!“

„Ich — vergebe —“ hauchte es leiſe aus den Schleiern hervor, aber der junge Mann riß ſich aus ſeiner zerknirrſchten Haltung auf, drückte dem Begleiter der Frau ein Papier in die Hand, und warf ſich in den, vor der Seitenthür haltenden Reiſewagen, der ſogleich mit ihm in die weite Welt rollte. Das Papier enthielt die von ihm vollzogenen Stipulationen der Scheidung dieſer ſo eben geſchloſſenen Ehe.

Aber die Vermählte ſchritt wankend zwar, doch freudig, von ihrem Begleiter unterſtützt, dem, unfern der Kirche liegenden Schulhäuschen zu, deſſen Bewohner in ſtummem Gebete folgten.

Ehe ſie die Schwelle überſchritten, ſchlug ſie ihren Schleier zurück, ein weinendes Auge ſtrahlte aus dem bleichen Geſichte und ſuchte den Schulmeiſter. Er näherte ſich.

„Ich komme wieder, wie Du es gewollt,“ ſagte ſie verklärt.

„Wie der Himmel es wunderbar gefügt,“ ſetzte der fromme Vater hinzu.

Die glänzende Feſtlichkeit, welche dieſen Tag verherrlichte, den letzten, welchen der große Friedrich bei ſeinem Wirthe verlebte, ging unbemerkt an den glücklichen, und doch zugleich tiefbetrübten Bewohnern des Schulhäuschens vorüber.

Noch ſpät am Abende überbrachte Philadelphia ein Handbillet des Königs, mit der Aufſchrift: **A Madame la Comtesse Dorothée de S.** in franzöſiſcher Sprache, deſſen getreue Ueberſetzung hier folgt:

„Madame! das unverſchuldete Leiden hat die gerechteſten Anſprüche an unſer Herz, um wie viel mehr das Leiden edler Menſchen an die Gerechtigkeit der Könige. Tragen Sie Ihr Loos mit Charakterſtärke und widmen Sie der Erziehung Ihres Kindes, bei dem ich Pathenſtelle vertreten will, alle nur mögliche Sorgfalt.“

Andern Tages reiſ'te der große Monarch nach Potsdam zurück, erfreuter über die Gelegenheit, welche ihm der Zufall geſchenkt, eine königliche Handlung ausüben zu können, als über alle Herrlichkeiten, die während ſeines Aufenthaltes Graf Hoditz veranſtaltet hatte, ſeinen hohen Gaſt zu unterhalten.

Deſſenungeachtet nahm er eine ſehr angenehme Erinnerung an dieſen Aufenthalt mit, wie ſich in ſeiner berühmten Epiſtel an den Grafen Hoditz genugſam zu erkennen gibt.

Doriſlea, oder jetzt Dorothea Gräfin von S., zog nach dem unfernen Breslau, und lebte dort in ſtiller Gemeinſchaft mit ihren Eltern, mehrere Jahre in einem angenehmen Hauſe, das ſie auf dem ſogenannten Sande erkauft hatte. Sie wendete einen Theil ihres beträchtlichen Vermögens den Urſulinerinnen zu, welche ſich mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend beſchäftigten und ſtrebte auf dieſe Weiſe, die Mittel jenes würdigen Ordens hierzu in einen günſtigern Stand zu ſetzen. Nach ihrem bald erfolgten Tode ward der junge Graf Friedrich Hugo v. S. in die königliche Pagerie aufgenommen.

Die weiſe Schlichtung dieſes Falles, die in mancher Beziehung an jenen gerechten Kalifen des Morgenlandes erinnert, bezeichnete die Anweſenheit des großen Königs in Roswalde, und Philadelphia verſchaffte ſeine Mitwirkung dabei die Auszeichnung, eine Zeitlang des Monarchen Vertrauen zu genießen, bis ſeine übermüthige Dreiſtigkeit ihn plötzlich daraus entfernte.

Die Verbrecher-Colonie.

„Was ſind Verbrecher=Colonien? —

„Kerker — Galeeren — Cloake des menſchlichen
„Geſchlechts — Nothſtälle des Handels. — Soll man
„das ſchöne Verdienſt, ein Land anzubauen, dem
„Abſchaum des Volks überlaſſen? Soll der ſchöpferiſche
„Beruf, die Natur zu erwecken, Taugenichtſen anheimfallen! —“

1.

Ungefähr vierzig kleine Häuschen von ärmlich eingehegten Gärtchen umgeben, die wir nach unſern Begriffen nicht füglich ein Dorf nennen können, liegen dort unfern des gelben Strandes, die unbedeutende grüne Höhe hinan, welche rings umher die Fernſicht begrenzt. Sie ſehen ihrer Bauart nach den Holzhütten einer Quarantaineanſtalt nicht unähnlich, oder den Baraken, welche in dem innern Hafen, zum Aufbewahren von Tauen, Ankern und kleinen Böten gebraucht werden. Hin und wieder ziert ein hoher Baum, wie er nicht in Europa geſehen wird, das bleiche Gefild, ein Fahrzeug liegt zum Kalfatern bereit auf dem Sande, in der Entfernung erblickt man einen Rothrock mit blitzendem Gewehr als Schildwache auf eine Erdſpitze ausgeſtellt und daneben flattert auf hohem Maſte die Flagge von Groß-Britannien. Weiterhin irrt das Auge auf dem grauen, unendlichen Meere umher, ohne ein Segel zu erblicken, oder es verliert ſich in den weiten Luftraum, der beide Hemiſphären umwallt.

Wir ſind auf Neuholland, und dies iſt eine jener Niederlaſſungen an ſeiner ſüdöſtlichen Küſte, welche die engliſche Regierung, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, mit Verbrechern zu bevölkern anfing.

Von Laſtern aller Art zu Verbrechen getrieben, mit Herzen voll Begierden, mit tief eingewurzeltem Haſſe in der Bruſt gegen jene bevorrechtete Geſellſchaft, die ſie ausſtieß aus dem Lande der freundlichen Heimath, betreten die Verbannten dieſes ferne Ufer, und die Seereiſe, wenn gleich lang und beſchwerlich, war dennoch nicht im Stande, ihrem Gemüthe eine ſanftere Stimmung, ihren Sitten und Gewohnheiten eine mildere Verfaſſung zu geben.

Sie ſind, nach dem Glauben der Kirche, ohne Abſolution Geſtorbene, die zu den ewigen Qualen drüben erwachen. Ihr Leben unter bekannten Bedingungen und Formen iſt geendet und ſie landen hier an einem unbekannten Strand, neuen Leiden, neuen Klagen, die ſie nie noch empfunden, von denen ſie nie gehört, entgegengehend. Alle alten Verhältniſſe ſind für ſie zerriſſen, waren ſie verheirathet, hatten ſie Kinder? ſie wiſſen es nicht mehr.

Hier ſollen ſie Beides ſuchen, ſo will es die Regierung, um aus der Verbrecherſaat [illegible] in hundert Jahren eine reiche, betriebſame Colonie zu ziehen.

Da die kriegeriſchen, mißtrauiſchen Eingebornen zu Verbindungen dieſer Art nur ſelten die Hand bieten, ſo weiß man in Europa dieſem Mangel abzuhelfen. Loſe Dirnen, von Laſtern und Schändlichkeiten genährt, werden hierher geſchickt, um mit den Verbannten Ehen zu ſchließen, und die Colonie zu bevölkern.

Dies nennen die europäiſchen Regierungen ein Land der Wilden civiliſiren.

Die Niederlaſſung, von welcher hier geſprochen wird, beſtand bereits ſeit zehn Jahren. Sie zählte achtzig bis hundert Seelen. Ein alter Falſchmünzer hatte ſich das Vertrauen des Gouverneurs in Sidney in ſo hohem Grade erworben, daß ihm verwilligt worden war, hier eine Coloniſation zu beginnen, und wirklich trieb der Alte, der in Europa längſt das Leben verwirkt hatte, das Amt eines Richters und Vorſtehers der Colonie mit ſolcher Umſicht und äußern Würde, daß Obriſt Jameſon, der Gouverneur, oft im Scherze zu ſagen pflegte: es wäre doch recht Schade geweſen, wenn ein Ende zuſammengedrellten Hanfes dem alten Morris die Kehle zugeſchnürt hätte.

Morris war in Europa bereits verheirathet geweſen, ſeine Verbannung hatte aber ſeinen bürgerlichen Tod herbeigeführt. So wie er in Fort-Sidney ans Land ſtieg, war er zu einem neuen Leben erwacht, deſſen offene Wege vor ihm lagen, die er nach freier Wahl betreten durfte. Seine Geſchmeidigkeit und verſchiedene Kenntniſſe brachten ihn bald in Gunſt, eine Verbindung mit einer Europäerin, die noch Spuren von Schönheit beſaß, machten ihn zum Vater, und der ſchnelle Tod dieſer Gattin, zum Wittwer. Eine Tochter blieb ihm aus dieſer kurzen Ehe, die ſich in London dreiſt neben den Schönſten hätte ſehen laſſen dürfen. Alle Vorzüge der Engländerinnen waren in ihr in hohem Grade vereinigt. Die durchſichtige Haut, das große Auge, das goldene Haar, der ſchlanke Wuchs; Morris trauerte, da er die Knospe ſo himmliſch ſich entfalten ſah, daß ſie hier in dieſem Winkel ſich entblättern würde, und dann leuchtete es wohl zwiſchendurch in ſeinem Innern mit freudiger Gluth: ſie bringt dich noch einmal an Bord der Rettung, zu den Ufern des Savern, wo aus der väterlichen Eſſe der Rauch ſteigt, wo die unglücklichen Tigel, und Stempel, und Prägſtöcke ſtanden, die dich verlockten zum verderblichen Gewerbe, und wo du nun zufrieden wäreſt mit trockenem Brode, und einem Kruge Bier, und einem Stein zum Lager in der Straßenecke und dem harten Dienſte eines

Schiffziehers. Ja, ja, Ebbi bringt dich noch einmal heim zu den Fleiſchtöpfen Alt-Englands — das Mädchen hat der Himmel für Sidney-Cowe nicht ſo ſchön werden laſſen.

2.

Ebbi's Anlagen entfalteten ſich eben ſo wunderbar als ihre Schönheit. Ein wüſter Menſch, der zu ſeinem Unglücke ein geſchickter Kalligraph geworden war und ſich von früheſter Jugend darin übte, Handſchriften, Namenszüge und ähnliche Federkunſtſtückchen auszuführen, war zu jener Zeit auch in der Colonie. Seine Geſchicklichkeit hatte ihn zu einer Geſellſchaft von Verfälſchern von Banknoten gebracht und mit dieſer nach Neuholland. Er war noch jung und hieß Pinkſon, er beſorgte die Rechnungen der Colonie und verſah das Amt einer Art von Staatsſecretär des Innern, dabei hatte er ſich anheiſchig gemacht, die ſchöne Ebbi zu unterrichten.

Es war um die Zeit, wo man in Europa das Wiegenfeſt des Weltheilandes mit freundlichen Kinderbeſcherungen und andern lieblichen Gebräuchen zu begehen pflegte, als der alte Morris, auf der Steinbank vor ſeiner kleinen Hütte in tiefen Gedanken daſaß und dem Winde zu horchen ſchien, der auf dem ungeheuern Wellenſpiegel einherzog, und wie ein Ungeheuer der Wüſte heulte. In der That aber hörte und ſah der alte Morris nichts von Allem, was um ihn vorging. Er wußte, trotz der grünen Bäume und der milden Luft, die ihn umgab, doch recht gut, in welchem Jahresabſchnitte er lebte, und ſah vor ſich das vaterländiſche Eiland, mit den entblätterten Bäumen, eingehüllt in ſeine Nebel und den erwärmenden Steinkohlendampf, der darauf lagert, wie ein ſchirmendes Dach gegen die böſen Eindrücke der Luft. Es war eine ſonderbare Wehmuth über ihn gekommen. Er dachte ſeiner Judith, die nun — wenn ſie noch lebte — auch alt geworden war — runzlich und grau — wie er, und ſeiner Kinder Jonathan und Eliſa. Er dachte daran, daß er drüben todt ſei, daß ihn die Seinigen längſt beweint hatten, und nun ſeiner gedachten, wie man eines Dahingeſchiedenen gedenkt. Aber er dachte auch daran, daß ſeine Kinder aller bürgerlichen Rechte verluſtig gegangen, daß ſie in England keine Engländer mehr waren, kein Gut beſitzen durften, keinen Namen hatten, daß der Junge glücklich genug wäre, wenn ihn ein mitleidiger Indienfahrer zum niedrigſten Schiffsdienſte angenommen hätte und ſeinem Mädchen ein noch ſchlechteres Loos gefallen ſein würde. Er konnte nicht weinen, ſeine Zähne knirrſchten, und das

Auge bohrte wild in den Sand. Da trat Pinkſon aus dem Hauſe und ſetzte ſich zu ihm. Er hatte eine ſchöne hellrothe Blume im Knopfloche, nach europäiſcher Weiſe und war in der freundlichſten Stimmung der Welt. Das trübe Weſen des Alten mußte ihm daher auffallen. Er fragte nach der Urſache, die Jener ihm willig offenbarte.

„Seid Ihr nicht ein Thor?“ ſagte Pinkſon, „kennt Ihr denn noch immer den alten Francis Morris, den Goldſchmied aus Dundee, der vor zehn Jahren in England geſtorben iſt und begraben und keine ſeines Namens hinterlaſſen hat? Habt Ihr den noch nicht vergeſſen? Ei, Ihr ſolltet froh ſein, daß Euch das Nebelbild mit Allem, was dran hängt, auf ewig aus Euern Blicken entſchwunden iſt. Hätten ſie den alten Kerl gehenkt, ſo könntet Ihr nicht hier ſitzen und hättet keinen Engel, keine Ebbi, der Euch das Leben verſüßt und tauſendfältige Freude bereitet.“

Der Alte athmete auf, mit dem Gedanken an Ebbi zog die Hoffnung wieder ein in ſein verkohltes Herz. Es war ihm wie dem Geliebten, der im herbſtlichen Laubgange ſeiner Erſehnten entgegenharrt und endlich ihr ſanftes Nahen im Raſcheln der gefallenen Blätter zu vernehmen glaubt. Er drückte die Augen feſt zu, und dachte ſich alle Möglichkeiten, die er ſich ſchon hundertmal gedacht hatte, und ſah ſich ſchon mit ihr auf dem Schiffe, deſſen Segel der Wind heimwärts ſchwellte.

„Nun, warum macht Ihr die Augen zu?" fuhr Pinkſon fort, „ſeid Ihr grämlich darüber, daß ich Eurer Ebbi erwähne? Hatte der alte, todte und verſchollene Francis Morris etwa ſchönere und beſſere Kinder? Iſt Euch die Ebbi zur Laſt? Dürft's nur ſagen, ich nehme ſie Euch ab. Heirathen muß ſie ja doch in der Colonie, ſo will es das Geſetz und Einem von uns fällt ſie heim, und da denk' ich, daß ich dann doch einige Rückſicht verdiene."

Dieſe Worte begleitete er mit einem böſen Lächeln. —

„Pinkſon," ſagte Morris ernſt, „das geht nun und nimmermehr. Ich bitt' Euch, denkt nicht daran."

„Und warum ſollt' ich nicht?" fragte der Andere frech, „ſie iſt mir ja wohl nicht zu vornehm? Ihr ſeid Richter, ich bin Secretär der Colonie, dem Stand nach iſt Schwiegervater und Schwiegerſohn nie im richtigern Verhältniß zu einander geweſen. An Glücksgütern ſind wir uns ja wohl auch gleich und an Adel, je nun! unſer Stammbaum iſt gleich alt und hoch. Ganz London kennt ihn auf dem Dache des Gefängniſſes."

„Ihr ſcherzt darüber noch, Pinkſon!“ ſagte Morris, tief erſchüttert.

„Und ſollt' ich darüber weinen?“ entgegnete dieſer. „Gebt mir Eure Ebbi, eine beſſere Partie könnt Ihr für ſie nicht finden. Fragt ſie nur einmal, ob ſie mich will und hört, was ſie antworten wird?“

„Habt Ihr irgend eine ſolche Macht über ſie zu erlangen geſtrebt, ſo ſeid verflucht!“ rief Morris vor Zorn bebend und aufſtehend.

„Nun, nun, Ihr wollt ja gar einen europäiſchen Hausvater ſpielen, Sir — wie heißt Ihr doch? Ihr ſeht einem Alten ähnlich, den ich einmal in London von den Gerichten als Falſchmünzer zum Galgen verurtheilen ſah —“ ſchrie ihm Pinkſen höhniſch nach. Da wandte ſich Morris mit ſeinem bleichen Geſichte und ſah Pinkſen durchdringend an. Nicht beleidigt hatte ihn der Hohn des Elenden, Beleidigungen kannte man hier nicht mehr; aber eine Angſt hatte ſich ſeiner bemächtigt, die Bosheit Pinkſon's könne ihm ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtören, die an Ebbi geknüpft waren, und er wählte nicht lange, ſondern ergriff ſchnell, was ihn von dem frechen Bewerber, nach ſeiner Meinung, mit einem Male befreien konnte.

„Man ſagt, daß Ihr ein Jude ſeid, Pinkſon!“ ſprach Morris feſt, „und meine Ebbi kann Euer Weib nicht ſein.“

„Unſere Religion iſt hier in Ulimaroa dieſelbe,“ ſchrillte es zwiſchen Pinkſon's bleichen Lippen hervor, während die gewandten Finger der rechten Hand im krauſen Haare wühlten und die linke ans vorſtehende Kinn griff. „Ich meinte es gut mit Euch, alter Morris, und Ihr werdet es ſchwer büßen, daß Ihr mich verſchmähtet, das glaubt mir, ſo wahr Euch einſt am heutigen Tage Euer Gott, der ein beſchnittener Jude war, aus David's, des Königs Stamme, geboren wurde.“

In dieſem Augenblicke ward dies Geſpräch durch ein Geſchrei unterbrochen, das aus dem nahen Hohlwege zu kommen ſchien. Bald erblickte man eine junge Wilde, die mit blutendem Kopfe ſich Morris Wohnung nahete. Es war Banalok, eine Geſpielin Ebbi's, die mit einem Indianer bereits mehrere Monate lebte, und von ihm ſchon oft mit Ermordung bedroht worden war. Die Eingebornen mißhandelten ihre Weiber bei jeder Gelegenheit und die ſchlanke Banalok, die ſich jetzt nach der Niederlaſſung der Europäer geflüchtet hatte, ſtürzte zu Morris Füßen nieder, vom Blutverluſte erſchöpft. Ihr Auge ſchoß einen Blick nach Pinkſon, worin ſich Schmerz und Wildheit paarten, ihr Geſchrei war verſtummt, und ſie ließ es geduldig zu, als Morris ihr die klaffende Wunde am Kopfe unterſuchte, die ihr das Streitbeil ihres Liebhabers geſchlagen hatte. Pinkſon war ruhig den Hügel hinab zum Strande gegangen, wo ihn das hereinbrechende Dunkel den Blicken bald entzog.

3.

Alles ruhete in dem Weiler der Verbannten; Aller Augen waren geſchloſſen und die glühenden Hirne, die raſtlos bemüht waren, eine Flucht aus den Niederlaſſungen zu erſinnen, genoſſen einer kurzen Ruhe, um ſich bald wieder von Neuem in dieſer fruchtloſen Qual zu erſchöpfen. Nur zwei Augen waren offen, nur ein Hirn brütete furchtbare Plane, es waren Pinkſon's Augen, Pinkſon's Hirn, der daſaß auf dem Stein, den Kopf in die Hand geſtützt und hinſtarrte nach des Richters Haus.

Unten in der Vorhalle erblickte er den ſchwachen Schein einer kleinen Hauslampe. „Dort liegt Banalok,“ ſagte er zu ſich, „und ſie muß ich ſprechen!“ Die Landesſprache war ihm geläufig und er machte ſich auf den Weg.

In einem Winkel der Vorhalle lag auf einem Lager von Moos und Blättern das wilde Mädchen, den verbundenen Kopf tief in dieſe vergraben und von dem ſtarken Blutverluſte in einen betäubenden Schlummer gewiegt. Ihre ſchlanken Glieder hier und da von Moos und Blättern gedeckt, ſahen einer bunten Schlange nicht unähnlich.

Pinkſon ſchlich leiſe herbei und weckte ſie mit einem Kuſſe. Raſchelnd fuhr Banalok in die Höhe und auf den Ferſen gekauert, mit vorgerecktem Kopfe, ſtarrte ſie ihn an. Das blutige Tuch hatte ſich verſchoben und einige dicke Tropfen geronnenen Blutes hafteten auf der Stirne.

„Was will Pinkſon?“ fragte ſie entſetzt, nachdem ſie ihn erkannt hatte.

„Ich komme, Dich zu herzen und zu lieben, ſchlanke Banalok,“ ſprach Jener. „Ich habe vor Trauer nicht ſchlafen können, daß Dein Blut gefloſſen iſt, gefloſſen iſt für mich — weil ich Dich lieb habe und Du mich wieder liebſt.“

Banalok zeigte die Zähne wie ein gereizter Affe und knirrſchte, dann ballte ſie die Fäuſte gegen Pinkſon, und warf ihm eine Hand voll feuchten Mooſes an den Kopf.

Pinkſon fragte nach der Urſache ihres Zornes. Sie aber warf ſich ungebehrdig hin und wimmerte leiſe.

„Schmerzt Dich Deine Wunde, Banalok?“ fragte er mit verſtellter Theilnahme.

Sie ſprang ſtatt aller Antwort in die Höhe, riß das Tuch herunter und lachte, den Kopf ſchüttelnd, daß die vom Blute getränkten ſtarren Haare ihr das Geſicht bedeckten.

„So ſprich, meine Banalok?“ fragte Jener weiter. „Soll ich Rache nehmen an Deinem Gatten? ſoll ich ihn tödten, weil er Dich mißhandelt hat?“

„Tödten?“ rief ſie mit unterdrücktem Grimme; „tödte Dich und Ebbi und dann will ich meinen Bruder bitten, daß er mich umbringe.“

Es ward Pinkſon klar, daß hier Eiferſucht im Spiele ſei.

„Was haſt Du, Banalok,“ fragte er weiter, „das Dich ſo aufregt? Theile mir Deinen Schmerz mit, damit ich ihn lindere.“

„Während Canjaruht, mein Herr, mich tödten will, weil ich Dich lieb habe, biſt Du im Hauſe des Richters und liebſt Ebbi,“ ſprach die Wilde. „Geh zu Deiner weißen Schönen, Du kannſt ja doch nur Deinesgleichen lieben, ihr ſeid näher dem großen Weſen als wir, dafür ſchützt es Euch und freut ſich an Euch, ich aber will als Magd hier im Hauſe bleiben und ſehen, wie es Euch gut geht —“

„Thörin,“ ſagte Pinkſon. „Ich kann nie Ebbi umarmen, wie ich Dich umarmt hielt. Als das große Weſen ſichtbar um uns blitzte und flammte, gedenkſt Du noch des Donners, den wir vernahmen, da wir aneinander geſchmiegt lagen, in der Höhle des Panthers, auf ſeinem Mooslager, das noch warm war von dem ſcheckigen Vlies des wilden Jägers, der hinausgezogen war zur Morgenjagd? Und wie wir uns ſtreckten und uns nicht fürchteten und uns Beiden Alles verging, was in der weiten Schöpfung uns umgab, und die flammenden Blitze unſern halbgeöffneten Augen erſchienen, wie tanzende Funken, wie ein goldener Regen?“

Banalok ſchauerte vor ſeliger Erinnerung zuſammen und ſank dann in die raſchelnden Blätter.

„Ich liebe Ebbi nicht, Banalok, das kannſt Du mir glauben,“ ſprach Pinkſon weiter, „ich will nur frei ſein, frei ſein um jeden Preis. Dann nehm’ ich Dich mit mir nach Europa, dort ſollſt Du wie mein Weib leben und ganz glücklich ſein. Aber bevor ich dahin gelange, mußt Du mir ganz zu eigen ſein und thun, was ich Dir befehle.“

Banalok horchte hoch auf und ſtarrte ihn an.

„Ebbi’s Vater hat mich beleidigt, mich aufs Tiefſte gekränkt, ich will mich an ihm und ihr rächen. Ich will mich an den Europäern rächen, denen ich mein Unglück zu verdanken habe. Und dann Banalok werden wir Beide frei und glücklich ſein. — Du kennſt die Kräuter, woraus der giftige Saft gepreßt wird, womit Ihr Eure Pfeile vergiftet."

„Seit meinen erſten Jahren, ſeitdem ich Zähne habe die Kräuter zu kauen und ſo viel Einſicht, den giftigen Saft nicht hinunterzuſchlucken, mußte ich das Gift für die Brüder ſtets bereiten," erwiederte Banalok ſchnell.

„Eile, Banalok," ſagte Pinkſon, „ſchaffe mir ſo viel von dem Safte, als Du kannſt. Laſſe vom Morgen bis zum Abende dies Deine einzige Sorge ſein. Ich werde Dich ſehen jeden Abend bei Sonnenuntergang in dem Thal der Pantherhöhle und dort wirſt Du mir das, was Du am Tage bereitet haſt, ſtets übergeben und ich will Dich herzen und Deine Lippen küſſen, ſelbſt wenn ſie noch gefärbt wären, von dem Gifte, das Dein Mund bereitete."

Banalok's Auge leuchtete.

„Und Ebbi?" fragte ſie zögernd, „und ihr Vater?" ſetzte ſie ſchnell hinzu. „Willſt Du Krieg führen mit Deinen Landsleuten? Und ich ſoll Dir beiſtehen?" Sie lachte. „Vier Pfeile ſchießen wir ab, auch ſechs, und dann ergreifen ſie uns und eſſen uns auf.“

„Wir tödten ſie, ohne daß ſie es merken, Alle vergiften wir,“ ſprach ſehr leiſe der Europäer, der wohl merkte, daß Banalek nicht zu faſſen im Stande war, welchen andern Gebrauch man von dem Safte machen konnte, als Pfeile zu vergiften.

„Banalek iſt Dein, weißer Mann,“ rief die Wilde und warf ſich an ſeinen Hals und ſchlang die Arme um ihn. „Nun geht ſie wieder mit Canjaruht und ſeinen Brüdern, die ſie Morgen holen werden, ſie will ihr Blut gern vergießen, wenn Du ſie liebſt und Ebbi haſſeſt.“

Pinkſen ließ ſich ihre ungeſtümen Liebkoſungen gefallen und nach einigen Stunden verließ er ſie und die Halle, um über ſeinen teufliſchen Plan reiflicher nachzudenken. „Morgen im Pantherthale und halte Wort,“ rief er ihr beim Weggehen zu.

Sie aber warf ſich in die welken und zerwühlten Blätter des Lagers, ihr erhitztes Blut, das den Körper durchtobte, drang in ſpärlichen Tropfen aus der Wunde und die gedungene Giftmiſcherin, vom Genuſſe erglüht, achtete jeden Schmerz gering und überließ ſich ſorgloſen Träumen.

4.

Als am frühen Morgen Canjaruhts und der Andern rauhe Stimmen in des Richters Hofe erſchallten, fuhr Banalok aus ihrem Schlummer empor.

Sie hörte, daß Morris Canjaruht über ſeinen Jähzorn Vorwürfe machte und ihm ſagte, daß er das junge Weib nicht mehr vom Hofe laſſen wolle, um ſie vor ähnlichen Mißhandlungen zu ſchützen.

Aber Banalok ſprang herbei wie die Gazelle des Gebirgs, ſtreckte ſich und ſagte fröhlich, daß ſie mitgehen wolle.

Canjaruht lachte ihr freundlich zu.

„Du wirſt todtgeſchlagen, wenn Du ihm folgſt," ſprach der Richter und auch Ebbi, die in den Hof gekommen war, näherte ſich der Wilden, um ſie zu warnen, und zu bitten daß ſie bei ihr bleiben möchte. Aber Banalok ſah ſie nicht an, ergriff Canjaruht's Arm, und lief mit ihm und ſeinen Begleitern, mit Sturmwindſchnelle davon.

Morris und ſeine Tochter ſahen ihnen nach und konnten ſich das Betragen dieſer wunderlich eigenſinnigen Wilden nicht erklären. Vater und Tochter gingen an die Gartenarbeit ohne mit einander zu ſprechen und erſt nach einigen Stunden ruhete der Alte unter einem Baume aus, während Ebbi, ein grobes, nach Europäiſcher Weiſe gebackenes Brod und einige in Aſche gebratene Kartoffeln, ihr ärmliches Frühſtück, aus dem Hauſe holte.

„Ebbi,“ fing der Alte mit bekümmerter Miene an, „ich will wiſſen, was Du mit Pinkſon ſeit längerer Zeit geſprochen haſt; ſei aufrichtig gegen Deinen Vater und verhülle ihm kein Fältchen Deines Herzens.“

Ebbi wurde bleich wie der Mond, der aus dem dunkelblauen Himmel auf Ulimaroa herabſtrahlt. Ihre Augen ſenkten ſich und ihr Buſen wogte. Sie war nicht vermögend zu antworten.

„Mein Kind,“ ſchrie Morris außer ſich, „was für ſchreckliche Dinge ſoll ich hören? Foltre mich nicht länger, entdecke mir Alles.“

„Vater!“ ſagte das Mädchen, nachdem ſie ſich geſammelt hatte. „Du befiehlſt und ich muß gehorchen. — Du weißt, wie ich einſam lebe und wie Niemand von der Niederlaſſung in unſer Haus kommt und wie ich zu Niemand gehe als zu dem Gouverneur, wenn ich Dich dahin begleite. Ich weiß recht gut, daß alle Europäer, die hier leben, Verbrecher ſind, ich wußte längſt, daß auch Pinkſon ein großes Verbrechen begangen hat, und daß er es hier abbüßt und von Dir und dem Gouverneur ausgezeichnet wird, weil er ſich gebeſſert hat.

Aber ich weiß auch, daß Du, mein Vater, kein Verbrecher biſt, ſondern ein tugendhafter Mann, den, gleich dem Gouverneur, der König von England hierhergeſchickt hat, um die böſen Menſchen zur Ordnung zurückzuführen und daß es nur von Dir abhängt zurückzukehren in Dein Vaterland und daß wir einſt Beide dorthin reiſen werden, wo Du den Lohn empfangen wirſt für Deine Treue."

Morris zuckte zuſammen und bedeckte ſeine Augen mit der Hand.

„Weißt Du jetzt ſchon, was der Schändliche Dir nachgeſagt hat?" fragte Ebbi, „o ſo erlaſſe mir, Dir's zu wiederholen."

„Nein, nein, erzähle!" ſtammelte Morris. „Schon ſeit lange iſt Pinkſon bemüht," ſprach Ebbi, „mir dieſe Meinung von unſerm Glücke zu rauben und neulich ging er ſo weit zu behaupten, Du ſeiſt ein noch ſchändlicherer Verbrecher als er, und hätteſt in Deinem Vaterlande den Tod erleiden ſollen, nur des Königs Gnade hätte Dich hierhergeſchickt, aber obgleich Du hier lebteſt, ſeieſt Du doch im Vaterlande todt, und zwar ehrlos todt, Deinen Namen nenne keine Zunge mehr, Dein Eigenthum ſei dem Könige zugefallen, Deine Kinder ſeien dem Elende preisgegeben, Du dürfteſt nie mehr Dich dort blicken laſſen und ich — ich ſelbſt wäre ein ganz verworfenes Geſchöpf, die

Tochter eines Todten, ich wäre verdammt, mein ganzes Leben hier zu bleiben, und müſſe einſt das Weib des erſten beſten Pflanzers werden, und wenn der verruchteſte Mörder meine Hand begehre, ſo müſſe ich ſie ihm reichen."

Ebbi hielt ihre Thränen nicht mehr zurück, ſie ſank an die Bruſt des Alten und benetzte ſie. Morris war ſo ſtark ergriffen, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Aber wenn ich mich ihm anvertrauen wollte," fuhr Ebbi nach einer langen Pauſe fort, „wenn ich ihm meine Hand gebe, ſo würde ſich mein trauriges Loos zum freudigſten umgeſtalten. Er habe zwar gefehlt, aber ſein Fehltritt ſei nur zu hart beſtraft worden, es ſei ein jugendlicher Leichtſinn geweſen, den er nun längſt abgebüßt und abgelegt habe. Bald würde er nach England zurückberufen werden, und als ſeine Frau könnte ich ihm dahin folgen und in Ehren alsdann wieder einer Familie angehören, die mich liebend aufnehmen würde. Er wollte mich alsdann für eine Eingeborene dieſes Landes ausgeben, damit nicht der Schimpf Deiner Erniedrigung an ſeiner Gattin hafte."

Morris ſtarrte ſtumm vor ſich hin. Das Geheimniß ſeines ſchrecklichen Looſes vor Ebbi's reinem Herzen bis jetzt bewahrt zu haben, war das einzige Glück, deſſen er in ruhigen Stunden froh werden konnte. Seine Lage war ſchrecklich. Ebbi ſaß vor ihm mit den fragenden Augen, ſie glaubte kein Wort von dem, was Pinkſon ihr geſagt hatte, und erwartete jetzt, daß der ganze Unwille ihres Vaters gegen den ſchnöden Lügner losbrechen würde, aber Morris hatte nicht Kraft dazu und kämpfte mit ſich ſelbſt, was er ihr ſagen ſollte.

Mit einem Male den ſchönen Wahn des Mädchens zu zerſtören und ihr die ganze Tiefe ihres Elends zu entdecken, war er nicht im Stande, und ihr ein Geheimniß noch verbergen, das ihr jetzt der Zufall bei der erſten Gelegenheit enthüllen mußte, ſchien ihm ganz unmöglich.

Ebbi hatte die Hand ihres Vaters ergriffen. „Werden wir nach England zurückkehren, Vater? werden wir nicht länger mehr unter den böſen Leuten hier weilen?“ fragte ſie mit dem Tone der kindlichen Bitte.

„Wir werden zurückkehren,“ ſprach Morris gereizt, und — „Pinkſon iſt ein Lügner,“ war er im Begriffe hinzuzufügen, als Kanonenſchüſſe ſeewärts ertönten, die von dem Fort beantwortet wurden. Alles lief auf die nahe Höhe und auch Morris und Ebbi erklommen von den Andern abgeſondert, eine hohe Spitze und genoſſen das majeſtätiſche Schauſpiel, eine herrlich ausgeflaggte Kriegsbrigg, mit vollen Segeln, unter Schießen und Vivatrufen in die Bucht einlaufen zu ſehen.

5.

Obriſt Jameſon, der Gouverneur der Colonie wurde abberufen und Sir Thomas Lawrence, der einen neuen Verbrechertransport nach Sidney-Cowe geleitet hatte, war dazu beſtimmt, ſeine Stelle zu erſetzen.

Der Zuwachs beſtand in ſechzig Seelen und da keine Hütten leer waren, ſo wurden die neuen Sträflinge bei den Alten einquartiert, bis daß ſie Land und Material erhalten haben würden, ſich Hütten zu bauen.

Auch Morris mußte die eine Hälfte ſeiner Wohnung dieſen ungebetenen Gäſten einräumen und Ebbi, ſchüchtern wie ſie war und gewarnt von ihrem Vater, zog ſich in ein kleines Kämmerchen zurück, wo ſie von Niemand geſehen wurde, während die Neuangekommenen mit großem Lärm im Hauſe ſchalteten, gleich als wären ſie Herren der Inſel. Die Sonne ſäumte bereits den Rand der Fluthen, als der neue Gouverneur von Fort Sidney herabkam, um die Niederlaſſung zu beſuchen und ſich von dem Zuſtande der Verbannten zu überzeugen.

Morris, deſſen Hütte die Erſte war auf ſeinem Wege, beſuchte er zuerſt.

In dem Hofe lagen die neuangekommenen Verbrecher ſluchend und knirſchend, daß ſie nur die gewöhnliche Schiffsration erhalten hatten und forderten ſchreiend von dem Gouverneur Land, um Hütten zu bauen und Gärten anlegen zu können.

In der Mitte des Hofes hatten ſie ein großes Feuer gemacht und ſich darum gelagert, während einer unter ihnen, ein franzöſiſcher Koch, der ſeinem Herrn, einem edeln Lord, einſt in London ein diplomatiſches Diner verdorben hatte, und als er dafür beſtraft wurde, ihm eine ganze koſtbare Orangerie aus Rache zerſtörte, ſeinen würdigen Collegen eine Mahlzeit bereitete. Sie hatten einige Hunde eingefangen und er war bemüht, dieſelben auf verſchiedene Weiſe zuzurichten.

Eingeborene hatten ſich eingefunden und einige Landesfrüchte mitgebracht, Morris Vorräthe mußten Kartoffeln, Salz und Butter liefern, und von der Regierung war ihnen eingeſalzenes Fleiſch, Reis und Rum gegeben worden. Mit dieſen Ingredienzien handthierte nun der Franzoſe ſo wichtig, als ſtände er am Heerde einer herrſchaftlichen Küche, und die Verbrecher ſahen zu mit wäßrigen Mäulern.

Das luſtige Feuer und der Lärm in dem Hofe des Richters hatten die andern Neuangekommenen von nah und fern herbeigezogen, und ſie brachten ihre Vorräthe und verlangten, daß der Franzoſe ſie ihnen bereite, um Theil an der Mahlzeit zu nehmen. Nur wenige von den jüngern Verbannten, die erſt kurze Zeit auf der Inſel waren, geſellten ſich dazu, um Nachrichten aus der Heimath zu hören, die Aeltern aber blieben daheim, im Kreiſe der Ihrigen. Für ſie war England nicht mehr auf der Welt, ſie wollten durch nichts mehr daran erinnert werden, ſie haßten die neuen Brüder, welche ihre Niederlaſſung mit friſchen Laſtern und Begierden bereicherten, und für ſie ſelbſt in ihrer ſtrengen Zurückgezogenheit nur alte Wunden wieder aufriſſen.

Der Richter trat unter die Thür um ſeinen hohen Gaſt zu empfangen.

Der Gouverneur war ein junger Mann, welchem die Luſt nach einer abenteuerlichen Thätigkeit dieſen Poſten wünſchenswerth gemacht hatte. Er kam an dieſe Küſte im Gefühl eines unumſchränkten Herrſchers, ſein Herz war nicht von dem Wunſche erfüllt, tieſes Elend zu lindern, es hegte den Abſcheu vor Verbrechern, wenn gleich der Keim zu Verbrechen in ihm ſchlummerte. Es war das Herz eines jener Bevorrechteten, deſſen Macht und Willkür unerlaubte Gelüſte ſchnell zu befriedigen vermag, und ſie daher nie zu Verbrechen reifen läßt. Er hatte den Willen, die Verbannten in ſtrenge Zucht zu nehmen, und hoffte ſo ſich ſeiner Regierung im beſten Lichte zu zeigen. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Inſel würden ihn ſeine hohen Gönner, das wußte er, zu einem andern Poſten abberufen, und der Gouverneur der Verbrechercolonie konnte in einigen Jahren darauf rechnen, Gouverneur am Cap oder von Oſtindien zu ſein.

Auf ſeinen Befehl wurden die ältern Verbannten alle in des Richters Hof berufen.

Von nah und fern kamen ſie herbei. Die trotzigen Geſichter der Einen, die der Andern, worauf ſich ein Strahl der Hoffnung ſpiegelte, hier die gebräunten, tief gefurchten Züge eines Verbrechers, der ſeit langen Jahren dieſem Klima, dieſem Boden ſchon angehörte, dort die bleiche Farbe des kränkelnden Europäers, der im Kampfe mit dieſem Elende noch ein ungewiſſes Loos erwartete.

Der Gouverneur ließ ſie in Reihen treten, um ſie zu muſtern, und es denjenigen zu verkünden, welche nur auf eine beſtimmte Zeit verbannt, mit der rückkehrenden Fortuna, die ihn auf das Eiland gebracht, nach England abgehen konnten.

Die auf dieſe Weiſe Begnadigten hatten ſich auf einen Haufen ſeitwärts geſtellt, und dem Könige von England ein donnerndes Hurrah gebracht. Nur ein einziger alter Mann, mit weißen Haaren ſchlug die ihm zugedachte Gnade aus.

„Die Thoren,“ ſagte er, „ſie freuen ſich, wieder in das Land zurückzukehren, wo zwar Blumen duften, aber hinter einer jeden eine giftige Schlange lauert. Wo der Hunger regiert und der Mangel, wo die Verworfenheit herrſcht und die Verführung, wo Goldhaufen dem armen Entbehrenden winken, und der Galgen ihn lohnt, wenn er zugreift. Wo ſich üppige Praſſer von dem Schweiße der Armuth nähren, wo arme Landbewohner, die bei ſchwerer Arbeit halb hungrig zu Bette gehen, dafür ſorgen müſſen, daß dem Reichen, der Alles im Ueberfluſſe beſitzt, nichts abgehe. Wo die übermüthigen Ungeheuer ſchreien, die geſellſchaftliche Ordnung ſei verletzt, wenn ein armer, verhungernder Teufel ein Huhn ſtiehlt, oder ein Schaf, ſeinen Hunger zu ſtillen. Wo ein gemeiner Knecht des Reichen ihn niederſchießen darf, für ein Häschen, das er ſich zur Mahlzeit erkor. Nein, nein, ich will nicht mehr zurück in das Land der Lockungen und der Galgen. Ich war dort ein Mörder um der Tugend willen, und ich würd' es jetzt aus Hunger werden, denn dem Elenden, von Sidney-

Cowe Heimgekehrten, wird kein Menſch mehr Vertrauen und Milde beweiſen, als dem damals freigebornen Sohn von Altengland. Ich war ein Mörder, weil ich mich nicht aus Verzweiflung, wie Tauſende meiner unglücklichen Landsleute, in die Themſe ſtürzen wollte und der Gnade des Königs verdanke ich's, daß ich noch lebe. Fragt Alle die hier ſtehen, wie ich mich betragen habe, ob ich ein mordluſtiges Ungeheuer bin, vor dem ſich die menſchliche Geſellſchaft zu fürchten habe. Daß dies auch Altenglands weiſe Gerichte eingeſehen haben, bewies mir einmal die Milderung der Todesſtrafe in Deportation, und jetzt die Erlaubniß nach Europa zurückkehren zu dürfen. Nein, nein, laßt mich hier, ich nütze hier durch mein Beiſpiel, und wenn Alle einſt ſo denken wie ich, ſo ſchickt Eure ſogenannten guten Bürger her, damit ſie von ausgeſtoßenen Verbrechern für eine kränkelnde Tugend eine geſunde eintauſchen."

Während der alte Mörder ſo ſprach, deſſen Hände einſt von dem Blute eines reichen Bürgers der City gefärbt waren, der ihn — den Armen — zu ſchändlichen Lüſten zwingen wollte, war auch Ebbi hinausgetreten in den Hof, und da ſie von Begnadigungen hörte, hatte ſie erwartungsvoll der Vorleſung der Namen zugehorcht. Der Gouverneur betrachtete ſie mit Wohlgefallen, und erkundigte ſich bei ihrem Vater nach dem ſchönen Mädchen. Die meiſten Namen waren nun verleſen worden, nur einige Wenige wurden nicht genannt, und ihre Träger ſchlichen ſich in ſtillem Grame von des Richters Hofe. Auch Morris Namen ſtand nicht auf der Liſte. Ebbi fiel es nicht auf. „Er iſt ja kein Verbrecher,“ dachte ſie ſich, „wie käme ſein reiner, unbefleckter Name unter die Zahl der Verdammten oder Begnadigten. Wir können nach England reiſen, wenn wir wollen, und der Gouverneur, der junge, ſchöne Herr, der mich ſo leutſelig betrachtet, ſoll in den erſten Tagen, ohne daß es der Vater weiß, meine Bitte hören. Das erſte rückſegelnde Schiff nimmt uns dann auf.“

Dieſe Gedanken beſchäftigten Ebbi, aber finſtrer durchkreuzten ſie ſich in Morris altem Kopfe. Alle waren genannt worden, die Zurückgerufenen, wie die auf längere Zeit Verurtheilten, aber die Wenigen, die ſich nicht auf der Liſte befanden, waren auch in England nicht mehr dem Namen nach gekannt, ſie waren getilgt von den Geſchlechtsregiſtern der Nation, ihre Verwandten hatten andere Namen annehmen müſſen, um der Schande zu entgehen — es waren die bürgerlich Todten.

Der Gouverneur verließ den Hof unter dem wiederholten Hurrahgeſchrei der Begnadigten, von denen Einige, im frohen Rauſche ihrer bevorſtehenden Abreiſe, langgeſparte Vorräthe freudig herbeiſchleppten, um den Neuangekommenen ein Feſt des Empfanges zu bereiten.

Der Lärm zog ſich bis gegen Morgen, die anfänglich ſcheuen Eingebornen miſchten ſich unter die Fröhlichen und keine Macht ließ ſich's einfallen, dieſer Freude Einhalt zu thun.

6.

Pinkſon war nicht auf des Richters Hofe erſchienen. Er wußte, daß ihn Niemand vermiſſen würde, denn ſein Name wurde in England nicht mehr genannt.

Er hatte unterdeß eine für ihn ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Der Zufall wollte, daß bei der Vertheilung der Ankömmlinge ein Weib von dreißig Jahren ungefähr ſeiner Hütte zugewieſen wurde. Sie hatte eine nicht unangenehme Geſichtsbildung, und einen Anſtrich des Benehmens, der von der gewöhnlichen Rohheit dieſer Anſiedler ſehr abſtach. Da es die Höflichkeit unter dieſen Leuten erheiſchte, nie nach dem Verbrechen zu fragen, welches die Urſache der neuen Bekanntſchaft unter dem fremden Himmelsſtriche geworden war, und Pinkſon, um einen günſtigen Eindruck auf ſeinen Gaſt zu machen, nicht dagegen fehlen wollte, ſo ſuchte er bei den Andern einige Auskunft zu erhalten. Man wußte ihm zu ſagen, daß es eine berüchtigte Giftmiſcherin ſei, die London durch mehrere Jahre in Angſt und Schrecken verſetzt hatte. Pinkſen pries ſein Geſchick. Während Alles im Hofe des Richters verſammelt war, ſaß er bei dem Weibe. Speiſ' und Trank ſo gut ſie auf Ulimaroa anzutreffen waren, ſogar ſaftiges Schweinefleiſch, ein in damaliger Zeit koſtbarer Leckerbiſſen, hatte er ſich zu verſchaffen gewußt, und eine Flaſche alten Portweines, den ihm einſt ein befreundeter Capitän zurückgelaſſen hatte, und den er immer zu einer feſtlichen Gelegenheit aufgeſpart, mußte herbei, um mit einem berauſchenden Indianer-Tranke vermiſcht, die Stimmung von Wirth und Gaſt zu ſteigern.

Das Weib war geſprächig und ließ ſich nicht lange um die Mittheilung ihrer Schickſale bitten. Sie hatte einen berüchtigten Kerl zum Manne gehabt, der bei der Matroſenpreſſe gebraucht worden war, und in einem blutigen Handel ſein Ende gefunden hatte. Sie trieb zuerſt Geldgier zu einer Vergiftung und da ſie dabei ſo leicht keine Gefahr für ſich ſah, ſo mordete ſie fort, ſo wie ſich Gelegenheit dazu darbot. Zu einem Morde mit dem Stahl würde ſie ſich nie verſtehen können, ſagte ſie, ſie habe einen Abſcheu vor Blut. Kein Huhn könne ſie ſchlachten. Jetzt da ihr das Handwerk wohl für immer gelegt ſei, wolle ſie auch nicht leben. Es wäre ihr Recht geweſen, wenn man ihr das Leben genommen hätte, aber die Richter erkennen keinem Weibe die Todesſtrafe zu, um die Colonie zu bevölkern. „Nun,“ ſetzte ſie lachend hinzu, „will ich einmal ſehen, wer ſich um mich bewirbt. In England war ich namenlos, hier aber gelte ich vielleicht etwas, denn ich bin die Tochter eines angeſehenen Bürgers, der ſeit Jahren ſchon hier iſt und dem ich ganz mein jetziges Loos zu verdanken habe. Während er mich im Wohlſtande und Ueberfluſſe ins Leben rief, zur Faulheit und zum Schlemmen erzog, überhäufte er mich in meiner erſten Jugend mit einem ſolchen Maße von Schande, daß mich die Menſchen aus ihrer Mitte verſtießen und mir die einzige Wohlthat, die gerechte Strafe wurde, nicht mehr den Namen meines Vaters tragen zu dürfen.“

„Die Tochter eines auf Lebenszeit Verbannten alſo?“ fiel ihr Pinkſon heftig in die Rede.

„Die Tochter des Goldſchmiedes Morris, des Falſchmünzers —“ ſagte das Weib. „Meine Mutter ſtarb im Elende, mein Bruder lief davon, Niemand weiß wohin. Ich war allein, der Himmel hatte mir nur Schönheit und Schande zu

Theil werden laſſen, und Jeder gebraucht ſeine Mittel; von Beiden nährte ich mich.“

„Ihr ſeid Eliſa Morris?“ rief Pinkſon von freudiger Rachſucht gehoben. „Eliſa Morris, die Tochter meines Todfeindes, die Giftmiſcherin, die Schweſter meiner Geliebten, o köſtlicher Schatz! gütiger Himmel! welch köſtlicher Schatz! Du bleibſt bei mir. Hier wohnen Rache, Gift, verzweifelte Plane, Hoffnung, Glück und eine goldene Zukunft. Wie es auch komme, nun iſt der Ausgang gut, denn er bringt ihm ſeine Vernichtung, und ſchritte ſie auch mit der meinigen — verſchwiſtert einher!“ —

Der Abend war tief hereingebrochen, er gedachte der harrenden Banalok und ſchnelle Rückkehr verheißend, eilte er fort zum Thale der Pantherhöhle, die überraſchte Eliſa ſeltſamen Gedanken überlaſſend, in deren Herzen jedoch keine Regung laut wurde, den langentbehrten, alten unglücklichen Vater wieder zu ſehen.

Ueber die den Weiler umgebenden Hügel weit weg, trugen Pinkſon die ſchnellen Füße, bis zu dem bekannten Thale, welches ringsum von kahlen Sandhöhen eingeſchloſſen war, und an deſſen ſüdlichem Ende im lockern Geſtein ſich eine Höhle gebildet hatte, die der fleckigen Zierde der Wüſte, dem goldenen Panther mit hellrother Zunge und

Feueraugen zur Wohnung diente. Banalok lag auf der einen Seite im Gebüſche und blickte wie ein Raubthier den Weg hinan, der zu den Niederlaſſungen der Europäer führte; während auf der andern der Panther, geſättigt von einem aus dem Fort gelaufenen und hier erwürgten Pferde, deſſen Hälfte noch vor der Höhle lag, ruhig ſich auf dem Mooslager dehnte und ſich um die Menſchen, die nicht ſeine nächſte Umgebung entweiheten, wenig zu kümmern ſchien.

Jetzt ſprang Banalok in die Höhe, denn Pinkſon war es, der ſich dem Gebüſche nahete. Sie hatte das Blut von der Stirne gewaſchen, und die geſäuberten Haare, wie ſie es von Ebbi geſehen, in einen großen Knoten auf dem Wirbel geſchlungen. Ihre Augen funkelten und die dunkle Farbe ihrer Haut erhöhte den ſeltſamen Eindruck, den ihre übergroße, ſchlanke Geſtalt machte. Hoch in der Hand hielt ſie einen ausgehöhlten kleinen Kürbis, der die gräßliche Miſchung enthielt, die ſie nach Landesſitte bereitet hatte und mit denſelben Lippen, denen das Gift entfloſſen war, küßte ſie den Verräther Pinkſon, der nach kurzem Verweilen ſie auf den morgenden Tag beſchied und mit dem Werkzeuge ſeiner teufliſchen Rache von dannen floh.

Der Mond ſtrahlte in Majeſtät hernieder, die herrlichſten Sternbilder traten aus dem Dunkelblau des Himmels hervor, der in ſeiner unermeßlichen Pracht ſich wölbte über dieſem Europäer, dieſer Wilden und dem Panther der Wüſte! —

7.

Ebbi hatte den ganzen Tag über daran gedacht, wie ſie dem neuen Gouverneur ihre Bitte vorbringen ſollte. Er würde ihren Vater, der ſich um die Colonie ſo große Verdienſte erworben hatte, und der darum für ſie ſo nöthig zu erhalten war, nicht in ſein Vaterland zurückkehren laſſen. So dachte ſie. Wie traurig iſt es, in einem Lande geboren zu werden, das man nicht lieben kann. Es iſt kaum zu glauben, daß ein Weſen auf der Welt lebt, bei welchem es der Fall iſt. Der ärmſte Winkel der Erde hat Reize für den, der dort das Licht zuerſt erblickte. Aber Ebbi kannte dies Gefühl nicht.

Ihr Heimathland war das ſchöne Europa, von dem ſie träumte wie Kinder von einer Feenwelt. Stand gleich hier ihre Wiege, ſo wurzelte ihr Stamm dort, dem ſie als lieblichſte Blüthe entkeimt war. Dort hatte ſie ihre Verwandten, die ſie, die Unbekannte, unter fremdem Himmel ihnen Geſchenkte, mit offenen Armen empfangen werden, dort wird ſie Gleichgeſinnte finden, die den engen Kreis ihrer Kenntniſſe zu erweitern im Stande ſind und ein Glück des Daſeins empfinden, von dem ſie hier nur ein ſchwaches Vorgefühl hegen konnte.

Sie wollte die Gewißheit ihres Glücks nicht länger verſchieben, und andern Tages den Vater nach Fort-Sidney begleiten, der dort Geſchäfte hatte.

Bei frühem Morgen erhob ſich Morris von ſeinem Lager, ordnete einige Papiere, und griff nach ſeinem Hute von Baſt und ſeinem knotigen Stabe, während Ebbi eine Art von Sandalen um die Knöchel befeſtigte, wie ſie auf Neuholland getragen wurden.

„Du willſt mit mir gehen," fragte Morris, „und das Haus allein den wilden Gäſten überlaſſen, die wir noch immer gezwungen beherbergen müſſen?"

„Ach, Vater, ich fürchte ſie," erwiederte Ebbi, „laßt mich immerhin Euch begleiten. Wir legen das große engliſche Schloß vor unſere Thür, und da können ſie uns von den Vorräthen nichts ſtehlen — im Hofe mögen ſie treiben, was ſie wollen. Sie haben Holz, um ein Feuer zu machen, wenn ſie kochen wollen, und wie mir's ſcheint, ſo hat ſich ihr Muthwille ſchon gelegt, ſeitdem ſie hier ſind. Einige unter ihnen werden die Uebrigen wohl in Zucht halten können. Sie werden ſich damit begnügen, klares Waſſer aus unſerm Brunnen zu ſchöpfen, um ſich zu laben, denn mit dem Rum iſt es ohnedies vorbei, der floß nur am erſten Abende.“

„Und wenn uns die Böſewichte den Brunnen verſchütten, der ſie tränkte!“ ſagte der Vater beſorgt. „Doch komme nur, mein Kind, ich will Dich auch lieber mitnehmen, denn ich habe viel im Fort zu ſchaffen, und kann erſt ſpät wieder heimkehren.“

Damit machte er ſich daran, das Vorlegeſchloß anzulegen, und Ebbi ging voraus, dem Fort zu, von geflügelter Hoffnung getragen.

Während Morris dort bei den verſchiedenen Beamten ſeine Geſchäfte beſorgte, hatte ſich Ebbi, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber, auf einen Stein geſetzt, und in einem fort nach ſeinem Fenſter geſehen, ob ſie ihn nicht darin erblicken würde. Sir Lawrence ward bald, ſeine Cigarre im Munde, ſichtbar, ein Fernglas in der Hand, und hatte kaum das Mädchen auf dem Steine bemerkt, als er im feinen, unmilitäriſchen Morgenanzuge herabkam, um eine, im Fluge, bei der erſten Viſitation der Colonie, gemachte Bekanntſchaft, zu ſeiner Unterhaltung weiter auszuſpinnen.

Ebbi ſprang ſchnell auf, wie ſie den Gouverneur auf ſich zukommen ſah, und ſtand ihm verlegen gegenüber. Nie hatte ein Mann dieſen Eindruck auf ſie gemacht. Er war ſchön gewachſen und die feine, wenn gleich nachläſſige Kleidung, ſo wie die feſte militäriſche Haltung erhöhten dieſen Reiz.

Das arme Mädchen ſtand vor ihm, in ſeiner wunderbaren Schönheit ſtrahlend, wodurch ſie eine Herrſchaft über jedes Männerherz unbewußt ausübte, und würde es kaum gewagt haben, den Europäer anzureden, wenn ſie nicht ein inneres Gefühl dazu geſtärkt hätte, das ihr ſagte: „Du biſt ja unſchuldig und frei, und Dein Vater iſt es auch. Es iſt nicht das Verhältniß der Andern, worin Du zum Gouverneur ſtehſt, Dein Vater iſt königlicher Beamter, wie er, nur ihm untergeordnet.“

Sir Lawrence aber ſah dies Alles nicht aus ihrem Geſichtspunkte an.

„Du erwarteſt Deinen Vater hier?“ rief er ihr entgegen, als er noch mehrere Schritte von ihr entfernt war.

„Ach ja, ich habe ihn hierher begleitet,“ antwortete die ſchüchterne Ebbi, „weil ich mich zu Hauſe mit den rohen Europäern allein zu ſein fürchte.“

„Ja wohl ſind es böſe Leute,“ ſagte Sir Lawrence. „Du biſt hier geboren?“ fügte er freundlich hinzu.

Ebbi bejahete es.

„Und wollteſt Du nicht einmal England ſehen?“ fragte Sir Lawrence weiter.

Mit dieſer Frage war der armen Ebbi die Schleuſe der Rede aufgezogen worden, die ſich nun mit heller Geläufigkeit über ihre Lippen ergoß. Sie theilte dem Gouverneur Alles mit, was ſie in dieſer Hinſicht auf dem Herzen trug. Dieſer vertiefte ſich immer mehr in das Anſchauen ihrer gefälligen Züge, ihrer ungeſchmückten Grazie, ihrer unbefangenen Unſchuld, der lieblichen Miſchung der wilden Natürlichkeit der Eingebornen mit der angebornen Sanftheit der Europäerinnen.

Er hatte noch keine Antwort für ſie, als ſie ſchon lange geendet hatte.

„Du willſt alſo nach Europa —“ ſazte er endlich nach einer Weile. „Ja, mein Kind, dazu kann Rath werden. Doch mußt Du Dich vorerſt mit unſern Sitten und Gebräuchen vertrauter machen, um Dein Geburtsland unter uns nicht zu ſehr zu verrathen, was Dir nicht zur Empfehlung gereichen würde.“

Gekränkt fiel ihm Ebbi in die Rede:

„Wir ſind ja unſchuldig hier, und mein Vater —“

„Laſſe das gut ſein, Kleine,“ nahm der Gouverneur ſchnell das Wort. „Die Fortuna geht Morgen unter Segel, und das würde ſelbſt für Deine heißeſte Sehnſucht, dieſem Lande zu entfliehen, zu ſchnell kommen. Doch ein Wort von mir und der Capitain muß ſeine Abreiſe noch aufſchieben. Es kann lange währen bis hier wieder ein Schiff aus Europa landet, und die Mittheilungen, die ich über die Colonie zu machen habe, ſind zu wichtig, als daß der Capitän der Fortuna ohne ſie abſegeln könnte. Ich verzögre ſie um ein paar Tage, und dann kann er Dich nach England mitnehmen. Du ſiehſt, daß ich Alles für Dich thun will, und ich rechne auf Deine Dankbarkeit. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um das Uebrige mit Dir zu verabreden."

„Und mein Vater?" fragte Ebbi befremdet, „wird es nicht beſſer ſein, wenn er ſelbſt über Alles Rückſprache nimmt?"

„Deinem Vater ſprich noch nicht davon," ſagte der Gouverneur, „es würde ihn zu ſehr erſchüttern. Morgen erwarte ich Dich allein im Fort, um dort ohne Zeugen mit Dir zu ſprechen."

Bei dieſen Worten nickte er ihr freundlich zu und verließ ſie.

„Erſchüttern? den Vater erſchüttern?" ſagte Ebbi zu ſich ſelbſt, „er kennt den Vater nicht und glaubt, daß er ungern die Colonie verlaſſe.

Aber ſagen will ich ihm noch nichts davon, um ihn mit der Kunde deſto mehr zu überraſchen, wenn alle Hinderniſſe beſeitigt ſein werden. —

Nur in der ſchnellen Abreiſe der Fortuna glaubte ſie ein Hinderniß zu ſehen, und ſie freute ſich mit der ſichern Ausſicht, nach England zu kommen, pries ſich glücklich, in dem jetzigen Gouverneur einen ſo gefälligen Freund gefunden zu haben, und wollte gern die Ankunft eines Transportſchiffes auf der Inſel abwarten.

Nachdem Morris ſeine Geſchäfte abgemacht hatte, und nach Hauſe ſeine Schritte lenkte, lief Ebbi munterer, als am Morgen neben ihm her, und ſchaute nach dem finſtern Vater, lächelnd und mit leuchtenden Augen.

8.

Welche Veränderung bringen die wunderbaren Klimate der Tropenländer auf alle Weſen des Erdballs, ſelbſt auf die Elemente, hervor; das Aeußere nimmt andere Geſtalten und Formen an, und auch das Innere, die Seele, verändert die Art und wird der Spiegel, der Nachklang der ſie umgebenden neuen Welt.

Das Meer, das mit ſeinen grünen Wellen die grauen Fiſche deckt, leuchtet hier wie ein Höllenpfuhl in gluthiger Pracht über zahlloſen Molluſken, die ſelbſt kalt und trüb, dennoch dem Meere jenen Glanz verleihen; von unterirdiſchem Feuer gehoben, ſteigt die Erde empor auf die Oberfläche des Meeres, und ſie bebt und pulſirt dieſe Welt im Entſtehen. Bewohner ſendet ihr das übervölkerte Aſien, das ſüdliche Afrika, Menſchen und Thiere und ſie zerſtreuen ſich auf dieſe öden Eilande und pflanzen ſich fort und werden wunderbar wie ſie.

Der treue Hund, der bellende Wächter des Hauſes, ſchweiſt hier wild und tonlos, ein unheimliches Thier in den Felſen umher; das fleckige Opoſſum, der fabelhafte Hirſcheber und der Meerelephant, ſeltſame Vermiſchungen der Gattungen, bevölkern dieſe Wildniſſe der Erde und der Gewäſſer. Und dazwiſchen lebt der Menſch, arme Sprachen lallend, ähnlich dem erſten Sprechen der Kinder. Aber roh und wild in ſeinen Begierden und reich an allen Mitteln, ſie zu befriedigen, wenn ihm gleich Worte fehlen, ſie zu bezeichnen.

So wird der phlegmatiſche Engländer zum Wütherich, unter dem Einfluſſe dieſes Himmelsſtrichs und in dem Gefühle ſeiner Macht, der zu Hauſe ein ungefährlicher Dandy, den Schönen ſeiner Heimath die Köpfe verdreht und höchſtens einen Renner zu Tode gejagt hätte. Aber hier prägen ſich die Triebe der Mordluſt und der eiſernen Beharrlichkeit, welche in dem Gemüthe der kalten Nordſeeinſulaner ſchlummern, mit ganzer Macht aus. Der ſtarre Egoismus, die Luſt an Parforcehetzen und Hahnenkämpfen, der räthſelhafte Spleen, alle dieſe Eigenſchaften eines engliſchen Gemüthes werden furchtbar unter dem Stich der Tropenſonne, wenn ſie ausgerüſtet ſind mit der Macht eines Nabobs, oder der willkürlichen Gewalt eines Colonial-Gouverneurs. Der natürlich mäßige Orientale, der träge Chineſe, der wollüſtige Malaye, was ſind ſie in ihrer Grauſamkeit, ihrer rohen Sinnlichkeit, ihrem despotiſchen Muthwillen, gegen den verfeinerten, unnatürlichen Europäer, der ſich in ihre Umgebungen verſetzt ſieht.

Ebbi ſchützte andern Tages ein Geſchäft außer dem Hauſe vor, und ging ſorglos und heiter auf das Fort zu. Ein alter Matroſe, des Gouverneurs treuer Diener, führte ſie ins Haus, das etwas beſſer gezimmert war als das ihrige, und nur wenig von den Bequemlichkeiten eines europäiſchen enthielt. In einem Zimmer des Erdgeſchoſſes empfing ſie Sir Lawrence auf einem Ruhebette liegend, das mit einem Teppich bedeckt war, und über welchem ein paar herrliche Sackpiſtolen hingen. Ebbi blieb in einiger Entfernung, ſtumm und verlegen ſtehen, und wartete ab, was ihr der Beſchützer zu ſagen haben würde. Dieſer blieb ihr aber ebenfalls ſtumm gegenüber und begnügte ſich damit, ihr anmuthiges Bild mit feurigen Blicken zu betrachten.

„Du haſt wahrlich Unrecht,“ fing er nach einer langen Pauſe an, während welcher die Verlegenheit des ſchönen Mädchens den höchſten Grad erreicht hatte, „Fort Sidney verlaſſen zu wollen, um Dich allein in Europa in unbekannte Gefahren zu ſtürzen. Iſt Dir's unlieb in dem Hauſe Deines Vaters zu verweilen, ſo komme in mein Haus, wo Dich nichts daran erinnern ſoll, daß Du die Tochter eines Verbannten biſt. Und iſt es nach einem Jahre noch Dein Wunſch, dies Land zu verlaſſen, ſo kannſt Du mir folgen, und ich werde nie vergeſſen, daß Du mir die Langeweile hier verſüßt haſt.“

Bei dieſen Worten ſtand er auf, umfaßte ihren Leib und zog mit ſanfter Gewalt die ſich Sträubende auf ſein Ruhebett.

„Nun Ebbi?“ fuhr er fort. „Kannſt Du Dir ein herrlicheres Loos denken, als das, welches ich Dir anbiete? Ich bin hier Herr, die Macht des Königs von England iſt groß, und er hat mich damit ausgerüſtet, um ſie in einem Welttheil zu üben, wohin ſein Arm nicht reichen kann. Biſt Du mir gefällig, ſo ſollſt Du glücklich ſein, wie keine Deiner Schweſtern in Europa, und an meiner Seite ſollſt Du dort einſt erſcheinen und für eine Lady gelten; lädeſt Du aber meinen Zorn auf Dein Haupt, ſo kann ich Dich hier verderben und nie ſollſt Du das prächtige London ſehen und das herrliche Eiland, wo die Herren der Welt wohnen.“

Ebbi blickte ihn fragend an, ſie verſtand nur halb den Sinn ſeiner Worte. Sie vernahm wohl die Verheißung, in Jahresfriſt dem Gouverneur nach England folgen zu dürfen, aber ſie hörte zugleich, daß ſie ihm gefällig ſein ſolle, dienſtbar als Magd würde ſie ſich's erklärt haben, wenn nicht die ganze Art des Empfangs, das Nebeneinanderſitzen, Hand in Hand, und die aufmerkſamen Blicke des Gouverneurs, ihr jenen Wahn wieder geraubt hätten. Und dann glaubte er doch auch, daß Vater Morris ein Verbannter ſei und ihnen nicht nach England folgen dürfe, dies mußte ſie ihrem neuen Freunde gleich benehmen.

„Mein edler Herr,“ ſprach ſie beſcheiden, „ich fühle wohl, wie gütig Ihr gegen mich ſeid, und will gern Euch in Allem gefällig ſein —“

Da ließ ſie der junge Britte nicht ausſprechen, und in glühendſter Liebeswuth warf er ſich auf ſie und bedeckte ihren Mund, Hals und Buſen mit brennenden Küſſen. Das nach Landesſitte halbnackte Mädchen wand ſich ſchreiend in ſeinen ſtarken Armen, und er rief immer dazwiſchen: „ich nehme Dich mit nach England — nicht leben kann ich ohne Dich — Du ſollſt die ſtolzeſte Lady beſchämen! —“

Mit der jenen Naturmenſchen eigenen Gelenkigkeit und Kraft gelang es endlich der geängſtigten Ebbi, die eines ſolchen Ausbruchs ſich nicht verſehen hatte, ihm zu entkommen, und die Thür des Zimmers zu erreichen, und ſchon wollte ſie die Klinke ergreifen, als ſie aufgeriſſen wurde und ein junger Menſch, ſchön wie der pythiſche Sieger, herein und auf den Gouverneur zutrat.

„Ich könnte mich damit begnügen,“ ſagte er kalt, „dieſe Scene geſtört zu haben, wenn wir im Vaterlande wären. Aber hier muß ich weiter gehen, um dies unſchuldige Mädchen Deinen Klauen zu entziehen.“

In dem bleichen Geſichte und der lächelnden Miene des Gouverneurs malte ſich eine Verlegenheit, die vergebens ſich hinter Hohn zu verbergen ſtrebte.

„Dies Mädchen, mein Herr!“ fuhr Jener fort, „glaubten Sie ganz ſchutzlos, und ſich wähnten Sie allmächtig, darum wagten Sie dieſen ſchändlichen Angriff. Aber der Himmel gibt oftmals der verfolgten Unſchuld einen Schutzengel, der ſie umgibt. Wenn Sie in ihrem modernen Unglauben dieſe Meinung auch lächerlich finden, ſo mögen Sie mindeſtens mich für einen Vertreter derſelben halten, den ein Zufall hierher führte. Forſchen Sie nach meinem Rechte — ſo diene Ihnen zur Antwort — daß das, was ich ſah und hörte, mir ein vollkommenes dazu gibt — erzeigen Sie mir daher die Ehre, ſich mit mir zu ſchießen! —"

Mit dem Stolze eines brittiſchen Ariſtokraten und der verächtlichen Miene eines geſchliffenen Weltmannes nahm der Gouverneur dieſe Herausforderung auf.

„Die Geſetze der Ehre ſind hier nicht verletzt," ſprach er kalt. „Die Tochter von Sidney-Lowe, und ihr feuriger Vertreter oder Schutzengel, wie Sie wollen, werden mir nicht dergleichen vorſchreiben können."

„Und doch — weil ich's will!" rief der Jüngling in geſteigertem Zorne.

„Wir ſind hier nicht in Europa, wo Edelleute um einer Tänzerin willen ſich das Lebenslicht ausblaſen. Hier an der Botany-Bay läßt der Gouverneur der königlich großbritanniſchen Colonie ſich von keinem Studenten von Oxford in ſeinen Unterhaltungen ſtören, und wenn ihn ſelbſt der erſte Herzog des Reichs als ein verlornes Kind auf der Landſtraße gefunden hätte."

Dabei wandte er ſich ſtolz von ſeinem Gegner und ging dem Hintergrunde des Zimmers zu, indem er der zitternden Ebbi zurief: „ſie möge andern Tages wiederkommen.“

Aber im Nu war der junge Unbekannte zu dem Ruhebette hingeſprungen und hatte mit ſicherm Griffe beide Piſtolen vom Nagel genommen, von denen er muthmaßen konnte, daß ſie geladen waren. Mit wunderbarer Schnelle war alles Blut, das ſo eben noch ſeine Wangen glühend färbte, aus ſeinem Geſichte verſchwunden und hatte eine Todesbläſſe ſich darüber verbreiten laſſen. Der Gedanke, daß er einen Augenblick nachher ein Mörder ſein könne, brachte dieſe gewaltige Verwandlung in ihm hervor.

„Nun denn,“ ſprach er dumpf und bebend, „da Du denn ſelbſt mich ein verlornes Kind nennſt, ſo magſt Du wiſſen, daß ich in dieſem Augenblicke meinen Vater wiedergefunden habe. Dieſem Momente, dem ich alle Freuden meines Lebens bis jetzt geopfert habe, dankeſt Du, daß ich Dich nicht todt niederſtrecke. Aber eben deshalb hoffe ich, daß Du nichts gegen mich unternehmen werdeſt. Du wirſt meinen Edelmuth zu vergelten wiſſen. Erfahre denn, Ebbi iſt meine Schweſter, und ich eile mit ihr in die Arme des langbeweinten Vaters.“

Der Gouverneur hatte ſchnell das Zimmer verlaſſen; Ebbi ſtand da wie im Traume, und wußte ſelbſt nicht, wie ſie hinabgekommen war aus dem Fort, und nun an der Seite eines ſchönen, fremden Mannes der väterlichen Wohnung zueilte.

Der alte Morris ſah beſorgt hinaus auf den Weg und war nicht wenig überraſcht, ſeine Tochter in der befremdenden Geſellſchaft, wie vom Winde getragen, auf ſich zueilen zu ſehen. Bald ſtanden Beide vor ihm. Lange betrachteten ſich der alte Verbannte und der fremde Jüngling. Die Stimme der Natur ſpricht immer zum Gemüthe des Menſchen, doch unverſtanden im Gewühle und in den Zerſtreuungen des uns täglich umgebenden Lebens; in der Einſamkeit und auf der Höhe des Unglücks, wo der Menſch horcht auf jeden leiſen Ton der Hoffnung, wird ſie ihm verſtändlich und heilt das zerriſſene Herz.

„Dies iſt kein Fremder!“ tönte es in Morris, des Falſchmünzers, Innerm, „der Beſuch bringt Dir Glück,“ bebte es wie Glockenklang durch die zitternde Bruſt. Kein gewöhnliches Wort des Willkomm's kam aus ſeinem Munde, er harrte aufmerkſam, wie ſich die Verheißung ſeiner Ahnung aufklären würde. Der Jüngling ſtand mit wonniger Rührung in den Zügen dem Alten gegenüber. Endlich ſtürzte er lautſchluchzend zu ſeinen Füßen, ergriff ſeine Hand und rief: „und ich kann nichts thun, mit allen Gütern der Erde, ihn zum Leben und zum Glücke zu führen!“

„Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!“ ſchrie der Alte in verzweiflungsvoller Ohnmacht und ſank entſeelt auf die harte Erde, woran ihn eine unſichtbare Feſſel geſchmiedet hatte.

Nach einer Pauſe erholte er ſich wieder und erblickte ſich an ſeinem Herde zwiſchen dem Sohne des Vaterlandes und der Tochter der Verbannung.

Nach des Vaters Einſchiffung irrten die Mutter und beide Kinder im Elende umher. Bald trennte ſie Noth und Kummer. Die Mutter ſtarb; die Kinder bettelten im Lande. Wo die Schweſter geblieben war, konnte Jonathan nicht berichten. Alle Verſuche, eine Spur von ihr zu entdecken, waren fruchtlos geblieben, weil ſie keinen Familiennamen mehr hatten und die namenloſe Bettlerin lange unter fremden Leuten verſchollen war. Dem ſchönen Knaben ward ein ſeltenes Glück zu Theil. Der Viscount von Dunbal, von altem Geſchlechte und kinderlos, traf ihn zufällig, nahm ſich ſeiner an und ſorgte für ihn. Er ließ ihn in Oxford ſeine Studien machen und gab ihm ſeinen Namen und ſein Vermögen, als er ſich von den glücklichen Anlagen des jungen Menſchen überzeugt hatte. Die einzige Bedingung, die er ihm machte, war die, bei ſeinen Lebenszeiten nie ſeines Vaters Erwähnung zu thun und nur ihn ganz als ſolchen zu betrachten. Es war in der That nicht zu viel verlangt und das dankbare Gemüth des Adoptivſohnes übertrug ihm alle Liebe, deſſen ſein Herz fähig war. Aber gleich einem finſtern Schatten verfolgte ihn die Nebelgeſtalt ſeines rechten Vaters. Wachend und träumend ſah er ihn vor ſich in undeutlichen Umriſſen, von Gram abgezehrt und erliegend unter der Laſt ſchwerer Arbeit in dem fremden Lande. Er — der Sohn eines zum Tode verurtheilten Verbrechers — in Glanz und Ehren gewiegt, er konnte nicht froh werden ſeines Lebens und fluchte ſeinem Daſein. Er zürnte dem Himmel, der an ihm das Unrecht gut machen wollte, das er und die Menſchen an ſeinem armen Vater, verübt hatten. Er hatte die Geſetze ſeines Landes ſtudirt und ſein Herz empörte ſich bei ihrer kalten Grauſamkeit. Das Geſetz ſoll keiner Deutung unterliegen und mit der größten Beſtimmtheit ſprechen, darum ſollten aber auch die Geſetzgeber vor Allem Menſchen ſein, die ſich ſelbſt kennen und mild denken von Irrthümern und Vergehungen. So verging ihm ſchnell die erſte Jugend in freudloſem

Glanze, die Kindheit hatte ihm nur Elend geſpendet, doch war er bewußtlos und roh, gleich einem jungen Thier darüber hinweggekommen. Endlich ſtarb ſein Wohlthäter. Mit dem Antritte des Erbes befriedigte er den lang gehegten Wunſch, nach dem fernen Auſtralien zu ſchiffen. Mit dem neuen Gouverneur, der in ihm nur den britiſchen Sonderling ſah, war er durch Magelhans Straße gezogen, und an der Südoſtküſte von Neuholland ans Land geſtiegen. Hier fand er ſeinen Vater und für die verlorne, unbetrauerte, eine ihm fremde, in dieſer Zone geborne Schweſter. Sein Vater hatte keinen Namen mehr in England, er wollte ihm jetzt den ſeinigen geben. Der Viscount von Dunbal wog den Namen Morris wohl hinlänglich auf. Er wollte ihn nur erſt wieder ſehen und in England ſeine Befreiung erwirken, es koſte was es wolle. Dann aber nicht mehr mit ihm zurückkehren in das Land ſchmerzlicher Erinnerungen, ſondern unter einem milden Himmelsſtriche ſeinen Wohnſitz aufſchlagen.

Alles dies theilte er dem entzückten Greiſe mit, der nur bänglich ſein Herz der Freude öffnete, und immer nicht glauben konnte, daß er denn wirklich am Ende ſeiner Tage noch glücklich werden ſollte.

Ebbi weinte ſtill und hörte zu. Mit der Kenntniß ihres ganzen Unglücks kam ihr auch der

Troſt einer glücklichen Zukunft. Sie ſah ſich gerettet und reich mit einem Male. Nur vom Gouverneur beſorgte ſie eine Zerſtörung all ihrer Hoffnungen, aber ihr Bruder drückte ihr feſt die Hand, und vor ſeinem Ernſte und ſeiner Ruhe ſchwanden die trüben Vorſtellungen und ſie überließ ſich dem Glauben, daß der Himmel, der ſie durch Noth und Elend zu dieſem Glücke geführt hatte, nicht ſein ſchönes Werk durch Menſchenbosheit werde zertrümmern laſſen.

9.

Während der Abendhimmel wieder einmal ſich mit allen ſeinen Kron-Juwelen geſchmückt hatte und wie ein Fürſt der Ruhe und des Friedens, auf einem Throne goldener Wolken einherſchwamm, keimte die ſchwarze Nacht des Verbrechens auf einer andern Seite ſchauerlich ſtill hervor, um ſich bald im wilden Orcane verderblich zu entladen.

Es war am ſpäten Abend. Pinkſon ſaß neben ſeinem Gaſt in ſeiner Hütte und horchte ſeiner Worte. Eine dunkelrothe Gluth zehrte an dem Holzklotze, der unter dem Rauchfange glimmte, und der Ueberreſt der Abendmahlzeit ſchmorte auf dem Feuer, unbeachtet von den Sprechenden. Pinkſon genoß die Freude eines Indianers, der eine Schlange durch Biſſe, die er in irgend einen

Gegenſtand thun läßt, ihres Giftes beraubt hat, und nun mit ihr ſorglos ſpielen kann. Da liegt das herrliche, bunte Ungeheuer, ſich ergötzend in üppigſchönen Windungen, bald zum Knäuel geballt, dann emporgeſchnellt mit Rieſenkraft, den Rachen aufſperrend und die tödtlichen Waffen zeigend — und der Indianer zieht der Schlange die giftloſen Zähne aus, um ſie ſich als Spielzeug zu kirren, und die Ohnmächtige ziſcht vergebens, das Gift, das ſie ſo furchtbar machte, kann ſie nicht mehr in das Blut des Verwundeten gießen. —

Eliſa vertraute ihm Alles. Sie hatte mehr als den Tod verdient, ſo viele Gräuel waren durch ſie verübt worden. Aber der Geſchicklichkeit ihres Vertheidigers, ſo wie der Unbekanntſchaft der Richter mit allen ihren Verbrechen, dankte ſie die Milderung der Todesſtrafe.

Pinkſon erhitzte dieſe Unterhaltung und ſteigerte den Wahnſinn, der ſich ſchon längſt in dem Hirne dieſes Verbrechers gebildet hatte.

„Ich wollte,“ ſagte er, „daß Dein Vater, der alte Morris, klüger geweſen wäre, ich wollte es zu ſeinem Heile, denn ich meinte es gut mit ihm. Hätte er mich nicht ſo ſchnöde abgewieſen, ſo könnte er leben bleiben, nun muß er mit Allen hinunter.“

„Hinunter?“ ſchrie Eliſa. „Mit Allen hinunter? Was haſt Du erſonnen? Halte damit nicht zurück!“

„Es iſt kein Mittel, dieſem Eilande zu entkommen,“ ſprach Pinkſon, „wenn man nicht zu einem gewaltigen zu greifen den Muth beſitzt. Alle Verſuche, dem ſchändlichen Drucke, womit unſere Verfolger uns hier noch plagen, ſich zu entziehen, ſcheiterten. Einige von uns, die ſich in das Innere wagten, und ſo zu entkommen trachteten, wurden entweder von den wilden Thieren oder den Einwohnern gefreſſen. Die See bildet ein nicht zu überſchreitendes Bollwerk, und es iſt mir ein unerträglicher Gedanke, unter dieſem Geſindel hier im Elend zu verſchmachten, von der heulenden See und den Bewohnern der Wildniß rings eingeſchloſſen. Glaube mir, es gibt keine ſchrecklichere Sclaverei als dieſe. Ein Todesſtreich iſt Glück, ein Kerker in Europa, und wär' es der ödeſte, iſt Wonne. Jener hebt uns weg in einem Nu aus dem Thal des Elends. Es muß ein Schmerz ſein, nicht ſo ſtark wie das Ausreißen eines Zahnes. Der ödeſte Kerker in Europa hat eine Pforte, und ſei ſie auch noch ſo klein, durch welche die Hoffnung blickt, wenn der Kerkermeiſter ſie öffnet, um das Hungermahl hereinzuſchieben. Durch dieſe Pforte kann dereinſt die Befreiung hereinſchreiten, und der Gefangene nährt dieſen Glauben und hält feſt daran. Aber hier iſt alle Hoffnung geſtorben. Von hier aus ruft uns kein engliſcher Steuermann an Bord mehr, nur der finſtre Schiffer erſcheint dem Hoffnungsloſen, und führt ihn hinüber — zu welchen neuen Qualen? — —"

Pinkſon verſtummte; Eliſa blickte ihn groß an. Sie hatte eine ganz andere Mittheilung erwartet. Das gewaltige Mittel wollte ſie kennen, das man ergreifen müßte, um dieſem Elende zu entfliehen, ſtatt deſſen wurden ihr leere Betrachtungen aufgetiſcht, die ihr nicht zuſagten.

„Und wie willſt Du denn dieſem Looſe entrinnen? Was kann Dir frommen und allen Andern Verderben bringen?" fragte ſie geſpannt.

„Dir's jetzt zu ſagen, wäre unklug!" erwiederte Pinkſon. „Ein furchtbarer Plan iſt mir gereift in ſchlafloſen Nächten, der bald ausgeführt werden muß. Die Abreiſe der Fortuna iſt nicht mehr fern, dann mache ich mich zum Herrn der Inſel und jedes Boot bringt mich zur Freiheit! Deine Nähe ſtärkt mich wunderbar in meinem Vorhaben, Dich hat mir die Hölle geſendet. Dafür ſollſt Du aber auch mit mir fliehen — ſetzte er ſchaudernd hinzu — wenn Du mir ſchwören willſt, nach dieſem großen Werke, woran Du

Theil haben ſollſt, keine Ratte mehr zu vergiften. — “

„Ha!“ rief Eliſa, von einer Ahnung durchzuckt — und ihre Hände ballten ſich krampfhaft.

„Sie ſollen ſterben durch Gift — Alle auf dieſer Inſel — Du willſt die Brunnen vergiften?—“

Pinkſon ſprach nichts.

„Und wo haſt Du ſo viel, um dies Werk zu vollbringen?“ ſchrie ſie mit leuchtenden Augen.

Pinkſon ſchwieg, er getraute ſich nicht, ihr mehr zu verrathen. Die Abreiſe der Fortuna war auf den morgenden Tag beſtimmt, und ſein Vorhaben konnte morgen ausgeführt werden. Die in das Geheimniß eingeweihte Eliſa mahnte ihn, ſchnell zu ſein. Sein Vorrath an ſchnelltödtendem Gifte, den er Banalok zu danken hatte, ſchien ihm hinreichend. Er hatte es an dieſem Abende verſäumt, ſie im Thale aufzuſuchen, dies fiel ihm jetzt erſt ein. Plötzlich ſchallte ein eilender Schritt durch die Nacht; die Hüttenbewohner horchten hoch auf und herein ſtürzte Banalok, ihren gefüllten Kürbis in der Hand und mit wüthender Gebehrde vor Pinkſon tretend.

„Iſt das Deine Liebe?“ ſchrie die Wilde. „Läſſeſt mich allein mit dem Gifte, das ich Dir doch bereitet habe, wie Du befahlſt, und kommſt es nicht Dir zu holen? Ich war nahe daran, es auszuleeren, aber Du biſt nicht werth, daß Banalok um Dich ſtirbt. Eher ſtirbt die[illegible], welche Du mehr liebſt als mich! —"

Bei dieſen Worten wollte ſie ſich auf Eliſa werfen, die nur mit Mühe ihren nach ihr ausgeſtreckten, nervigen Armen entkam. Pinkſon rang mit der Wilden, und entriß ihr den Kürbis mit dem Gifte, den er ſeitwärts ſtellte.

„Aber verderben will ich Dich, Du Treuloſer!" ſchrie Banalok, „ich laufe in dieſem Augenblicke zum Gouverneur, er ſoll es wiſſen, daß Du Gift geſammelt haſt, womit Du alle Einwohner der Inſel zu tödten vermagſt!"

Bei dieſen Worten war ſie aufgeſprungen und hatte mit ſchnellem Satze die Thür erreicht, aber Pinkſon eilte ihr nach, umfaßte ſie und ſprach ihr milde zu, um ſie zu beſänftigen. Er zog ſie ſich nach auf die Matte und verſchwendete Liebkoſungen an ihr und erklärte ihr den Zuſammenhang der Geſchichte, wie Eliſa zu ihm gekommen ſei, daß neue Ankömmlinge gelandet wären, und daß er in ihr eine Landsmännin entdeckt habe, die ihm nun vom Vaterlande viel zu erzählen wiſſe. Banalok wurde ſtill. Eliſa wollte wiſſen, was es gäbe, da dieſe Unterhaltung in der Landesſprache geführt worden war.

„Sie will mich verrathen — ich laſſe ſie nicht mehr aus dieſer Hütte —“ erwiederte Pinkſon ſchnell auf Engliſch.

Eliſa holte die Ueberbleibſel ihres Mahles vom Feuer und brachte Brod und einige Früchte herbei. Banalok, welche nun in ihr nur eine Verbannte erblickte, und keine Eiferſucht mehr hegte, ſah ſie mitleidvoll an und hungrig wie ſie war, griff ſie nach den Nahrungsmitteln, welche ihr Eliſa reichte.

Aber als wenn der Tod an den Fingern des Ungeheuers klebte, ſo verderblich wurde der Genuß derſelben der unglücklichen Wilden. Unter fürchterlichen Schmerzen hauchte Banalok in wenigen Minuten den Geiſt aus. Pinkſon ſtand bleich daneben, keines Wortes mächtig. Die Vergifterin ſchaute ihr Opfer aufmerkſam an, verfolgte mit den Blicken eine jede der Krümmungen und Verzerrungen, bis die ſtarre Leiche vor ihr lag. Ein Tuch, feſt um den Mund des Opfers geſchnürt, verhinderte den lauten Ausbruch des Schmerzes, der die That verrathen haben könnte.

„Hätte ich die Wirkung gekannt, ſo wäre die Hälfte hinreichend geweſen,“ ſprach Eliſa mit gräßlicher Ruhe, indem ſie den Kürbis verſtopfte und ſich darauf die Hände wuſch. „Jetzt, Freund,“ fuhr ſie fort, „müſſen wir die Leiche aus dem

Hauſe ſchaffen, ſie wird nichts mehr verrathen, doch hier dürfen wir ſie nicht behalten. Wohin Du ſie bringſt, um unſere erſte That in Nacht zu begraben, überlaſſe ich Deiner Klugheit und Landeskenntniß.“

Pinkſen ging ſtillſchweigend in die Schlafkammer und holte einen alten dunkeln Mantel, worin er Banaloks kalte Glieder einwickelte. Dann warf er ſie über die Schulter und ſtieg mit ihr hinan den Weg, den ſie kurz vorher lebensfriſch und glühend gekommen war, zur Höhle der Wildniß; dort enthüllte er ſie und legte ſie nieder zur Aetzung des Panthers, der auf ſeiner allnächtlichen Jagd begriffen, im nahen Forſte heulte. —

10.

Auf dem Rückwege nach der Hütte beſchäftigte Pinkſen der Gedanke ſeines Vorhabens. Er ſah ſein Geheimniß durch Zufall an ſeinen fürchterlichen Gaſt verrathen, und es ſchien ihm nicht klug, länger mit der Ausführung zu ſäumen. Noch in dieſer Nacht ſollte das Werk vollendet werden, hierzu wollte er ſich der Mitgenoſſenſchaft Eliſa's bedienen, durch ihre Erzählungen angefeuert, durch ihre Gegenwart ermuthigt; aber dann mußte er ſich auch ihrer entledigen, um nicht ſelbſt in ihrer Nähe einer ewigen Todesfurcht preisgegeben zu ſein.

Zwei Brunnen gab es auf der Küſte. Der eine in des Richters Hofe, der andere im Fort.

Bis Mittag, ſo dachte er, iſt die Wirkung des Giftes allgemein. Die Fortuna geht mit frühem Morgen unter Segel. Man wird glauben, irgend eine Epidemie fange zu herrſchen an, Schrecken wird ſich aller Gemüther bemächtigen, und Niemand wird der Sache auf den Grund kommen. In der Verwirrung wird, was nicht ſogleich ſtirbt, daran denken, dem verpeſteten Eilande zu entfliehen, ein ſolch grenzenloſes Unglück wird Alles gleich machen, und Verbannte und Wächter, wer noch den Lebensfunken ſtark genug in ſich fühlt, wird ſich den Wellen anvertrauen, und die Inſel, den Pfuhl voll Leichen und Gift verlaſſen.

Noch ruhete Alles im Weiler der Verbannten als Pinkſon ſeine Hütte erreichte. Leiſe ſchlich er zur angelehnten Thür herein, um Eliſa zu belauſchen. Sie lag auf dem Thierfelle, das unweit des Herdes ausgebreitet zur Nachtruhe diente, der obere Theil ihres Körpers war aufgerichtet, die Hände zupften krampfhaft an dem Felle, der Mund war verzogen, und das Lächeln des Wahnſinns ſpielte um ihn, die Augen ſtarrten aus weitaufgeriſſenen Kreiſen. Sie ſchien abweſend im Geiſte, und bemerkte den Eintretenden nicht.

Pinkſon ſchritt zum wohlverſchloſſenen Wandſchranke, wo ſein Giftvorrath aufgehäuft ſtand, auch den letzten Kürbis, den die unglückliche Banalok ihm gebracht hatte, und der ihr ſelbſt zur Todesquelle geworden war, hatte er dort verwahrt, bevor er die Hütte verließ.

Er trat zu Eliſa hin und rüttelte ſie.

„Auf, auf!" ſagte er. „Die Nacht enteilt und wir dürfen nicht ſäumen."

Eliſa fuhr, wie aus einem Traume geweckt, auf.

„Hier nimm die Hälfte dieſer Kürbisflaſchen," fuhr er fort, „und folge mir zum Fort und in des Richters Hof."

Eliſa ſtand raſch auf, ohne ein Wort zu erwidern. Er bepackte ſie mit drei von den Flaſchen, und ſie traten hinaus in die Nacht. Mit leichten Schritten gingen ſie an den Hütten vorbei. Kein treuer Wächter bellte ſie an, Alles ſchien in Frieden zu ruhen, wie in dem kleinen Gebirgsdorfe in Europa, wo der treue, fleißige Landmann, nach dem beſchwerlichen Tagewerke, ermüdet, mit ſeinen engen Begriffen und ſeinen kargen Wünſchen zu Bette geht, doch hier waren nicht Aller Augen geſchloſſen, und waren ſie es, ſo zogen blutige Schatten an ihrem innern Sinne vorüber, und ſie träumten von ſchweren Ketten, von Richtbeilen und Blut, und prieſen ſich glücklich, wenn ſie mit dem Morgen erwachten und ſich auf Neuholland fanden.

Und an dieſen Schläfern vorüber ſchritt das alte Verbrechen, ſchaurig und rieſenhaft. Wie die Flamme, die an ausgebrannte Schlacken leckt, ſo wollte es dieſen Leben noch Verderben bereiten. Mit Gift beladen wankt es durch die Nacht, um den hülf- und rettungslos Verbannten, im Morgentrunke den Tod zu bringen, und der Mond leuchtete zu dieſem Gange, und der Hof des Richters war unbewacht, und der Brunnen ſtand da offen und von keinem Engel geſchützt, um die tödtliche Gabe zu empfangen.

Auf den Zehen, damit der hallende Tritt auf dem Kies ſie nicht verrathe, traten ſie ein in Morris Gehege. Nach allen Seiten die Blicke ſendend, und gewiß, daß Niemand ſie ſah, gingen ſie raſch auf den Brunnen zu, und ein Augenblick, ſo war die Hälfte der Kürbiſſe geöffnet und hinab geworfen. Schnell flohen Beide davon und eilten dem Fort zu.

Noch zögerte die Morgenröthe, dem Meeresſchooße zu entſteigen, ein friſcher Wind kräuſelte die Gewäſſer der Bai, und die Fortuna ſchaukelte ſich am ſtarken Ankerſeile. Nichts deutete auf ihre nahe Abfahrt, welche des Gouverneurs Befehl aufgeſchoben hatte.

Pinkſon blieb ſtehen und ſah hinüber nach der Brigg, die wie ein unheilbringendes Räthſel vor ſeinen Blicken dalag.

„Sollte ſie darum hier aufgehalten werden ſein, um dich in ſchweren Ketten an Bord zu nehmen?“ murmelte er vor ſich hin. Und eine bedrückende Ahnung ſtieg in ihm auf, wie ſie nur ſelten der Himmel in dies verſtockte Herz leuchten ließ.

Noch ſtand er und blickte nach dem Meere, als ihn ein Rütteln am Arme aus ſeinen Träumen erweckte.

„So komm' doch!“ ziſchte die Furie, die ihn begleitete, „oder wollen wir uns auf der That ertappen laſſen?“

Und ſie zog ihn vom Hofe, und eilte mit ihm davon, denn ſie hatte ſich des Reſtes der Flaſchen entledigt, und ſie ruheten bereits tief unten im Brunnen.

Beide langten in Pinkſon's Hütte unaufgehalten an, und warfen ſich ermüdet auf das Lager. Der Schrank ſtand offen, der ſo lange den Hort der Hölle ſorgfältig verſchloſſen hatte, der war nun ausgeſäet, um ſchnelle Früchte zu reifen. Die Verbrecher ſchloſſen die Augen, wenn gleich ſie nicht ſchlieſen, damit ſie den Tag nicht ſähen, der ſchon heraufglomm, um die Leichen der Vergifteten zu beſcheinen.

11.

Im Hofe des Richters ſtanden zwei Menſchen tief verſteckt im Schatten, und hatten ſchaudernd die That Pinkſon's mit angeſehen.

Es war Canjaruht der Wilde, der noch in ſpäter Nacht gekommen war, Banalok zu ſuchen, und Ebbi, welche die Hütte verlaſſen hatte, um unter der freien Himmelsluft ihrer gepreßten Bruſt Linderung zu verſchaffen.

So wie die Andern vom Hof gegangen waren, kamen Beide aus ihrem Verſtecke hervor. Kein Zweifel blieb dem erfahrenen Wilden, was hier geſchehen war. Sie traten auf den Weg hinaus und ſahen wie Pinkſon und ſeine Gefährtin zum Fort hinabgingen.

Sogleich weckten ſie den Vater. Während dieſer ſich von Canjaruht Alles erzählen ließ, und ſich anſchickte, Verſuche mit dem Waſſer an Hunden zu machen, eilte Ebbi, von Seelenangſt getrieben, nach dem Fort. Um den Verbrechern nicht zu begegnen, lief ſie muthig dem Hauptwege nach, wohl wiſſend, daß dieſe einen Nebenweg einſchlagen würden, wenn ſie von ihrer That zurückkehrten.

Der Tag war ſchon da, und leicht konnte ein früherwachter Schläfer, im Morgentrunke den Tod finden. Im Fluge erreichte ſie Fort-Sidney, ſie ſah den Gouverneur im Fenſter liegen, ſich an ſeinen gezähmten Känguruhs ergötzend, die mit komiſchen Sprüngen ſich im Hofe herumjagten. Da er ſie erblickte, verzog ſich ſeine freundliche Miene zum Zürnen.

„Kommſt Du, für Deinen Geliebten um Gnade zu flehen?“ rief er der zu ihm Eintretenden zu. „Wiſſe, daß ihn nichts aus den Eiſen erretten kann, die er nun ſchon bis nach Europa ſchleppen muß. Die Fortuna, die noch heute abſegelt, nimmt ihn mit. Du, mein Kind, bleibſt hier, und wenn gleich der edle Viscount, Dein Beſchützer, der meine Piſtolen mitnahm und mir nach dem Leben trachtete, fern von hier ſein wird, ſo ſollſt Du von meinen Nachſtellungen nichts mehr zu befürchten haben. Europäer von meinem Stande können ſich wohl in ein Lärvchen wie Deines für einen Augenblick vergaffen, aber wir tröſten uns leicht, wenn wir nicht zum Ziele kommen. Du kannſt meinen Worten trauen, wenn ich Dich jemals wieder mit meiner Liebe incommodiren will, ſo werde dieſer Trunk mir zu Gift!“

Hierbei griff er nach einem Glaſe Waſſer, das nebſt ſeinem Frühſtücke auf dem Tiſche daſtand, allein Ebbi, die bis jetzt überraſcht und verwundert ihm zugehört hatte, ſprang jetzt mit Haſt auf ihn zu und hielt ihm den Arm. „Trinkt nicht, Sir,“ ſchrie ſie entſetzt, „dies iſt Gift!“

Der Ton, womit ſie dies ſagte, ergriff den Gouverneur auf ſeltſame Weiſe, und ein Getümmel, das in dieſem Augenblicke im Hofe entſtand, und aus dem die Worte: Gift, Mord, Verrath, laut wurden, erhöhten dieſe Stimmung.

„Folge mir, Mädchen!“ ſagte er ernſt und entſchloſſen, ergriff Ebbi's Hand und ging mit ihr in den Hof, nachdem er ſein Zimmer verſchloſſen hatte.

Eine Gruppe von Wüthenden umſtand den Brunnen, und einige Leichen, die mit ſtarr verrenkten Gliedern dalagen, und ſo eben den letzten Athemzug verhaucht hatten.

„Eine gräßliche Verrätherei! — Der Brunnen iſt vergiftet! — Herbei den Mörder! — Zerreißt ihn in Stücken!“ — ſo ſchallte es wild durcheinander, und Ebbi's Bruder, der Viscount Dunbal, der bei ſeiner Nachhauſekunft auf Befehl des Gouverneurs in Ketten gelegt worden war, wurde herbeigeſchleppt.

„Auch das hat er gethan!“ ſchrien Einige.

„Er, der den Gouverneur ermorden wollte, er iſt gedungen von unſern Feinden, die das Land für ſich haben wollen,“ [illegible]ſchrien Andere. „Es ſind Goldminen, Goldquellen hier! Nieder mit dem Verräther!“ — die Dritten.

Unter dieſem gräßlichen Toben war Dunbal bis vor den Gouverneur gebracht worden, der ſich bemühete, die Ruhe herzuſtellen; aber Ebbi, wie ſie den Bruder bedroht ſah, warf ſich mit einem Heldenmuthe den Wüthenden entgegen, den man der Jungfrau nicht zugetraut hätte, ihre Stimme übertönte augenblicklich das wilde Geſchrei, und eine tiefe Stille folgte alsbald.

„Er iſt es nicht!“ ſchrie ſie, „ich, ich ſah Alles! Auch den Brunnen in unſerm Hofe haben ſie vergiftet die Böſewichte. Eilet, lauft nach Pinkſon's Hütte, dort werdet ihr ſie finden, die das Gräßliche vollbrachten.“

Erſchöpft ſank ſie in Dunbal's Arme, und der Gouverneur gab Befehl, auf Morris Hofe nachzufragen und Pinkſon herzubringen.

Canjaruht begleitete den Richter, der jetzt in's Fort kam, und entſetzt ſeine todtenähnliche Tochter in den Armen des gefeſſelten Dunbal, neben den Leichen der Vergifteten erblickte. Er hatte mit dem Wilden den Brunnen in ſeinem Hofe vernagelt und eine Wache dabei hingeſtellt, dies Geſchäft verhinderte ihn, früher hier zu erſcheinen. Bei ſeinem Anblicke erhob ſich wieder ein drohendes Gemurmel, doch Ca[illegible]aruht, der Alles beſtätigte, was Ebbi ausgeſagt, und was er mit ihr angeſehen hatte, beruhigte die Gemüther.

Jetzt wurden Pinkſon und Eliſa in den Hof gebracht. Bleich und verſtört ſtanden ſie Beide da, wie Verbrecher, die den Spruch ihrer Richter erwarteten. Pinkſon, an den zuerſt der Gouverneur ſeine Fragen richtete, ſtand ſtumm und unbeweglich, gleich als begriffe er nicht, was man von ihm wollte, und als habe er die Sprache verloren.

Da erhob jedoch Eliſa Morris ihre Stimme, und klagte in heulenden Tönen das Tribunal von England an, und fluchte dem Himmel, der ſeine Blitze für unſchuldige Opfer ſpare, und damit nicht niederſchmettere die Grauſamen, die Recht ſprechen nach den Geſetzen des Wahnſinns und der Blutgier und eine unabſehbare Kette des Elends an ganze Geſchlechter hängen, die ſie hinabzieht in den Abgrund der Laſter.

„Ich war geboren zur Freude im Schooße einer glücklichen Familie, ich hatte Eltern, die mich liebten, einen Bruder, Freunde und Geſpielen, ich war eine Tochter des Landes, das ſich ſtolz das freieſte nennt, und ich durfte nicht fürchten, dereinſt dem Laſter, dem Unglück zu verfallen. Da wird mein Vater, durch Verführung und

Geldgier zu einer That hingeriſſen, die von Menſchen zu einem Verbrechen geſtempelt, von den Geſetzen unſers Landes mit dem entehrendſten Tode, dem bürgerlichen beſtraft, wird, und wir Alle, Mutter und Kinder, die unſchuldigen, denen er nichts ſagte von ſeinem nächtigen Treiben, die wir ihm nicht einmal die unſchuldigſte Handreichung bei ſeinen Blasbälgen, Tiegeln, und Amboßen leiſten durften, wir werden elender, wie er, ihn trägt der bürgerliche Tod in ein fernes Land, wo er, unbekannt, ein neues Leben beginnt, wo er zu Anſehen und Ehren wieder kommt, wo er ſich eine neue Familie ſchafft, wo liebende Kinder ihm das Andenken der armen, unglücklichen, die er im Vaterlande zeugte, aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, die indeß daheim vertrieben, geſchändet, mit Füßen getreten in den Pfuhl, dem Auswurfe der Menſchheit, der ſtets im Schooße des Laſters wühlt, und am Rande des Verbrechens ſtreift, anheimfallen. Dies Loos ward mir durch Menſchen zu Theil, die ich nun haſſe mit dem glühendſten Haſſe, und zu vernichten ſtrebe, wie ich kann!“

Hier hielt ſie inne, und ſah erſt frech rings umher, dann tückiſch und hohnlächelnd auf ihren ſtummen Gefährten. Alles hatte einen weiten Kreis um ſie gebildet, und ſelbſt die härteſten Verbrecher, die hier verſammelt waren, erbebten in ihrem Innern gleich als würde der Abgrund ihrer eigenen Herzen ihnen erſt nun ſichtbar, bei den Flammenworten dieſer Sünderin.

„Kennt Ihr den alten Goldſchmied Francis Morris aus Dundee?“ fragte ſie nun mit lauter Stimme.

Und herbei ſchwankte der alte Mann, nun Richter der Colonie, und die Hände vors Geſicht geſchlagen, rief er jammernd:

„Ja, es iſt Eliſa! ſelbſt in ihrer Verzerrung erkenn' ich dieſe Züge!“

Aber Eliſa wendete ſich hohnlachend von ihm weg und zu Pinkſon hin.

„Ich habe mit dieſem hier die Brunnen vergiftet,“ ſchrie ſie, „zerreißt mich und macht meinem elenden Daſein ein Ende!“

Im Augenblicke waren Steine erhoben, und die Menge wollte ſich mit wildem Geheul auf die Schlachtopfer ſtürzen; doch der Gouverneur ließ von der Wache Ordnung machen, welche auf ſeinen Wink Beide in ihre Mitte nahm.

„Euer Leben Euch hier zu rauben, wäre Wohlthat für Euch und ſähe einer ſchnell ausgeübten Rache ähnlich. Nein, Ihr ſeid zur ewigen Verbannung verurtheilt, ſeid darum verdammt, Euer Leben in ihr zu Ende zu bringen. Sogleich ſchafft ſie in einem Boote nach der wüſten Adlerinſel; dort mögen ſie ihre Tage friſten, ſo gut ſie können; Einer diene dem Andern zur ſchauerlichen Geſellſchaft, und die Raubvögel, die jene Felſen bewohnen, mögen ſich einſt an ihren Leichnamen ſättigen!“

Ein allgemeines Hurrah folgte dieſem Urtheilsſpruche, der ſogleich ausgeführt wurde. Pinkſon und Eliſa ſchleppte man unter lautem Freudengeſchrei und ſtarker Bedeckung nach dem Strande, wo ſie in ein Kriegsboot hinabgeſtoßen wurden, das Augenblicks die Segel aufzog und der Adlerinſel zuſteuerte.

Alles Volk hatte ſich verlaufen. Der Gouverneur, Dunbal, Ebbi und Morris waren allein zurückgeblieben.

„Mein Herr,“ ſagte Lawrence, indem er nun erſt dem Viscount die Ketten ſelbſt abnahm, „ich ſtand im Begriffe, eine ſchwere Ungerechtigkeit zu begehen, die große Lehre aber, die ich in dieſem Augenblicke empfing, wird mich für mein ganzes Leben davor bewahren. Nehmen Sie Ebbi, ihre Schweſter, mit ſich nach Europa, machen Sie den Engel, welchem ich mein Leben verdanke, zur Glücklichſten. Ich will Alles daran ſetzen, dieſem ſchauervollen Aufenthalte ſo ſchnell als möglich zu entfliehen, und kehre ich dann nach England zurück, ſo laſſen Sie mich Zeuge ſein Ihres Glückes, und vergeben Sie mir aus vollem Herzen!“

Hochglühend ſtand Ebbi da, ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen, es ward ihr ja die Rettung durch dieſen Gouverneur. Doch ein Blick auf ihren Vater machte ſie wieder ernſt, der finſter und tief erſchüttert, mit gebeugtem Nacken zur Seite ſtand.

„Und mein Vater?“ ſprach ſie ſcheu.

Dundal ſeufzte tief.

„Er iſt lebendig todt!“ entgegnete dumpf der Gouverneur.

„Doch Alles wollen wir aufbieten,“ rief Dundal mit Zuverſicht, „und ſicher, Ebbi, erwirken wir ſeine Freiheit und in Jahresfriſt iſt der Vater bei uns, und wir leben vereinigt und glücklich!“ —

Sie verließen das Fort und begaben ſich nach der Hütte des Richters.

Als am Abend der Himmel erglühete, und das Wundermeer in ſeiner Farbenpracht einherwogte, krachte der erſte Kanonenſchuß am Borde der Fortuna, und eine Stunde darauf ſah man ſie die Fluthen majeſtätiſch durchſchneiden, ein glückliches Geſchwiſterpaar auf dem Verdecke, das zur Rettung eines unglücklichen Vaters einem fernen Welttheile zueilte.

Und auf der äußerſten Spitze der Sanddüne, die Füße umhüllt vom Meeresgewäſſer, ſtand ein alter Mann, das graue Haar im Winde flatternd, die Mütze ſchwenkend, im Auge Thränen und im Herzen Hoffnung.

Die Nacht brach herein, und noch immer ſtand er da, die Blicke ſeewärts gekehrt, wo er den leuchtenden Streif ſah, den das Schiff hinter ſich herzog.

Und um die Ecke bog das Boot, das nun ſtill auf der grauen Fluth von der Adlerinſel heimkehrte und mit Schauder ſah er die Mannſchaft allein ans Land ſteigen.

Als nach Monaten der alte Morris durch die Gnade des Monarchen zur Heimath zurückberufen wurde, hatte ihn ein Höherer ſchon in ſeiner ihm urſprünglichen aufgenommen.

Die vergifteten, nun längſt mit Steinen gefüllten und übermauerten Brunnen werden noch heute mit dem Namen der Pinkſonſteine, als Denkmale einer ſchauerlichen Sage, den Ankömmlingen in Botany-Bay gezeigt.

Die heilige Linde.

Sage.

1.

Die Höhen, welche heutzutage das Städtchen Heilsberg im Ermeland gar anmuthig umgeben, und theils mit terraſſenartigen Gärten, theils mit wogenden Kornfeldern bedeckt ſind, zu Nutz und ergötzlichem Behagen der Einwohner, waren vor Jahrhunderten mit dichten Waldungen bewachſen, welche dem Elennthier und Auerochſen, dem Wolf und Bären zum ruhigen Aufenthalt dienten. Nie ertönte die Wildniß von dem Schalle der fällenden Axt; der einſame Holzhäher pickte mit ſtarkem Schnabel an die bemooſten Stämme, und die freundlichen Eichhörnchen ſchaukelten ſich in den Zweigen, deren Laub ſich über dem Bau der Drommeln, als ſchirmendes Dach wölbte.

Von den unfernen Küſten der Oſtſee, wo ein handeltreibendes Fiſchervolk hauſ'te, von ſeinem Szupan beherrſcht, zogen wandernde Stämme hierher in die Wildniß, wo dem donnernden Perkunos im Schatten majeſtätiſcher Eichen reichliche Opfer fielen; wo man ſich mit dem hohläugigen Pikullos, deſſen grauſes Bild inmitten von Gebeinen der ihm geſchlachteten Thiere errichtet war, abzufinden hoffte, damit man ſich ſicher hinauswagen konnte in das ſtürmende Reich des langhaarigen Potrimpos, um deſſen Segen, den goldklaren, koſtbaren Bernſtein einzufangen.

Auf einer Höhe, welche jetzt noch mit dem Schmucke maleriſchen Laubholzes prangt, aus deſſen grüner Kuppel ſich ein hohes Kreuz erhebt, der beträchtlichſten der amphitheatraliſchen Hügelreihe, ſtand des Donnergottes furchtbare Verſinnlichung von Sandſtein grob behauen. Den Untertheil des Körpers bildete der Block, wie er nun eben war, ungeſtalt und koloſſal, und erſt in beträchtlicher Höhe vom Boden gewann er das Anſehen einer dem Menſchen entfernt ähnlichen Bildung.

Zwei ſtark gewölbte, rieſige Brüſte, darunter Arme und Hände im Kreuze gelegt, nur mit leichten Umriſſen in dem Steine angedeutet. Unmittelbar auf der Bruſt ſaß der Kopf; des Geſichtes am meiſten von dem bildenden Künſtler ausgeführte Züge zeigten die roheſte Barbarei und ließen eben nicht auf die Schönheit der Urbewohner jener Gegend ſchließen. Kleine faſt unmerkliche Augen, eine lange Naſe, das Maul eines gefräßigen Thieres, und unter demſelben ein übermäßiges Kinn von dreieckiger Form, dies bildete das

Geſicht des altpreußiſchen Götterfürſten, von dem man die Familienähnlichkeit noch jetzt in dem uralten Götzenbilde, das vor dem Rathhauſe in Bartenſtein zu ſehen iſt, bewundern kann.

Die Abendſonne warf ſchräg ihre Strahlen durch den grünen Hain, der den Donnerer umgab, die buntblumige Wieſe dampfte auf, als ſie ihren moorigen Schoos von den Strahlen belebt fühlte, und die Naturſprache des Wildes, die hier jeden Abend laut zu werden pflegte, war verſtummt vor den wilden Geſängen der opfernden Waidelotten und dem Geräuſche der Wallfahrer, welche des Gottes Feſt herbeigezogen hatte. Sein Standbild prangte heute mit dem blutigen Pelze des Rieſenwolfes, den der kühnſte Jäger Szamaitens erlegt und ihm opfernd umgehängt hatte, an ſeinem Halſe hingen funkelnde Stücke Bernſteins, zur Schnur gereihet, ihm dargebracht von der anmuthigſten Fiſcherin Natangens, und an ſeinem felſigten Fuße dampfte das Gebein von Elenn und Ur, und erfüllte die Luft weit und breit mit einem erſtickenden Qualme.

Vom Meth berauſcht waren die Waidelotten ins hohe Gras geſunken, und ſchliefen erſtarrt in Verzückung wie die Fiſcher und Jäger glaubten; dieſe in Matten und Felle gehüllt, mit buntem Schmucke reichlich verziert, hier und da zerſtreut ſitzend erlabten ſich an gedörrten Aalen, wildem Honig und Holzbirnen. Die Jäger theilten dieſes frugale Mahl, weil die Heiligkeit des Orts ihnen nicht erlaubte, ſich hier ein Wildpret zu erlegen und nach gewohnter Weiſe zu bereiten.

Die Fiſcher des beſuchtern Strandes wußten viel bunte Mähren den einſamen, dahinlebenden Waidmännern zu verkünden, die außer den gewöhnlichen Feſten, oder wenn ſie ſich zu der Drei-Götter-Eiche zu Romowe, dem heiligen Sitze des erhabenen Criwe-Criwaito begaben, ſelten fremde Menſchen zu ſehen bekamen. Die Fiſcher aber meldeten Wunderbares.

„Wie kann ich Euch Alles erzählen, was ſich bei uns zuträgt,“ ſprach der Aelteſte derſelben, der graugelockte Kunzatis, aus deſſen tiefen Augenhöhlen liſtige Blicke leuchteten, und der verehrt wurde als Greis und folglich als Weiſer. „Viel hab' ich geſehen und erlebt, ich bin hinauf gegangen die Küſte bis zu den Kunren im fernen Birkenforſte, wo ſie das Waſſer der jungen Bäume trinken und nichts wiſſen von Waldbienen, Honig und Meth, ich habe es erlebt, wie der Sturm das graue Boot in die Bucht jagte, worauf die kleinen, triefäugigen Finnen waren, die eine Sprache reden, die Niemand verſteht, [illegible] mit Fiſchthran laben und keine Götter kennen. Ich habe ſie in meinem Hauſe beherbergt, bis der Wind günſtig ward, und ſie fortſegeln konnten in die ferne Heimath, wo noch nie den Knecht eines Szupans ſein Fuß hingetragen hat. Ich bin gekommen, das iſt zwar ſchon lange her, und ich war damals noch klein und jung an Jahren, bis zu den reichen Polonen, die ſich kleiden in ſchöne Pelze, kurzbeſchnittene Bärte tragen, heißes Fleiſch der Thiere verſchlingen, in großen Häuſern leben und andere Götter haben als wir, wovon ich mich jedoch mit Schauder abwandte. Alles dies habe ich geſehen und erlebt, und könnte Euch, die Ihr mit offenen Mäulern um mich herum gelagert ſeid, zehn Nächte nach einander den Schlaf von den Lidern ſcheuchen und doch Euern Dank dafür haben, aber was jetzt auf Natangens Boden ſich ergeben hat, iſt merkwürdiger, denn Alles, was ich ſah, und Ihr junge Leute werdet in Zukunft nicht Gefahren Trotz bieten dürfen, wie der alte Kunzatis gethan, um Erfahrungen zu ſammeln, denn Euch aufſuchen werden die Bewohner der Erde, die lüſtern ſind nach unſern Schätzen, nach unſerm glücklichen Lande, nach unſern Weibern, nach unſern heimiſchen Göttern, die uns beſchützen und durch den göttlichen Criwe unter uns wohnen."

Die Jünglinge hatten unwillkürlich nach ihren Keulen gegriffen, ihre leuchtenten Augen erfaßten die großen Jungfrauen mit ſolcher Gewalt, als könnten ſie ſchon mit den Blicken allein ſich vor jedem Raube ſicher ſtellen, und Alles ſchloß den Kreis enger um den weiſen Kunzatis, der eine Pauſe gemacht hatte, weil der Opferdampf der langſam verglimmenden Thierleiber ihm einen Huſten zugezogen.

Das Schnarchen der Waidelotten wurde während der Pauſe hörbar.

„Am Strande,“ fuhr der Greis fort, „unter dem Sandberge erſchienen mit einem Male Männer in ſtarren Kleidern, feſt und nicht von unſern Pfeilen zu durchbohren, mit Mützen auf dem Kopfe, die unſern Keulen widerſtehen, mit glänzenden Waffen, die uns ärger zu verwunden vermögen wie Rachen und Klaue des Bären. Unter ihren Bärten ſchallen rauhe Worte hervor unverſtändlich uns Allen. Sie haben ſich leichte, biegſame Wohnungen erbaut, ähnlich dem ſchirmenden Dache, das dem hochheiligen Criwe zu Romown zur Wohnung dient. Was braucht auch ihre Wohnung feſt zu ſein, bei dem Kleide[illegible]s ſie tragen und das ſie ſchützt wie das Scha[illegible] ſeine Muſchel. Sie liegen da in ihren Gez[illegible] und begnügen ſich damit, unſere Wälder zu dur[illegible]jagen und dem Wilde nachzuſpüren, mit uns ſuchten ſie noch keine Gemeinſchaft, und wir ziehen uns auch furchtſam vor den ſeltſamen Gäſten zurück. Aber merkwürdiger als ſie ſind jene Menſchen, die ſie mit ſich führen. Je glänzender ihre Herren gekleidet ſind, deſto ärmer ſind ſie's, ſie tragen hohe Stangen in der Hand, woran Tücher flattern, die bunt und ſchön bemalt ſind. Sie haben keine Haare am Kopfe und ſchreien gewaltig, wo ſie uns immer ſehen, und ich fürchte, daß ſie uns haſſen und uns noch viel Böſes von ihnen kommen wird."

Die Fiſcher, welchen die Erſcheinung der Fremden, gleich dem Greiſe Kunzatis, bekannt war, hatten doch, aus Ehrfurcht vor ihm, ſeine Erzählung nicht unterbrochen, und waren nun erſt, da er ſchwieg, bemüht, auch ihre Beobachtungen den Bewohnern des Binnenlandes, den Jägern der Wildniß und den Fiſchern des Spirding- und Mauerſees umſtändlich mitzutheilen.

2.

Die Waideletten ſchnarchten noch immer vom Methrauſche betäubt und verſäumten den Dienſt des mitternächtigen Mondes; die Verſammlung der Andächtigen war auch um die verglimmenden Kohlen des Opfers eingeſchlafen, und eine erhabene Ruhe lagerte in der Wildniß.

Nur Barnauda, die Jungfrau mit den langen, gelben Haaren, die Tochter des alten Glapks, in dieſer Gegend heimiſch, ſaß auf einem alten Weidenſtumpf, zu ihren Füßen der rüſtige Jäger Waidewuth, und ſein grauer Waldhund.

Sie hatten ſich lieb und ſprachen ſüße Worte mit einander.

Da plötzlich ſtrecken Beide die Köpfe hoch empor und horchen auf. Ein ſeltſames, fernes Summen klingt durch den Wald, ſie wunderbar ergreifend. Und wie ein ſich verbergendes Thier bricht es ſich Bahn durch das Gezweig und rauſcht unweit von den Wachenden vorüber.

„Ein Wolf!“ ruft Waidewuth, zur Keule greifend und dem Waldhund zurufend, der zu knurren beginnt.

„Nicht doch,“ ſagt die Jungfrau, indem ſie ſich ſchüchtern an ihn ſchmiegt, „es iſt — ich kann es Dir nicht beſchreiben, obgleich ich es doch geſehen.“

„Du haſt es geſehen?“ fragte der Jäger, „ſo künd' es mir ſchnell, vielleicht droht uns Allen Gefahr, die wir noch ſchleunigſt abwenden können.“

„Nein, nein,“ flüſterte Barnauda leiſe, „es wird uns nicht gefährlich werden, denn es iſt friedlicher Art. Aber folge mir und Du wirſt es ſelbſt ſehen, was ich ſchon einigemal Nachts beobachtete, wenn ich allein in unſerer Hütte ſaß und das ſeltſame Rauſchen und Summen vernahm.“

Sie machten ſich leiſe auf und ſchlichen mit der Vorſicht, welche den Wilden eigen iſt, durch dickes Geſtrüpp unhörbar fort. Der Waldhund wurde am Weidenſtumpf feſtgebunden.

Während in ängſtlicher Erwartung Waidewuth ſich von Barnauda leiten ließ, huſchte es ungefähr auf zweihundert Schritte von ihrem Pfade, eben ſo leiſe durchs Dickicht fort, wie ein flackerndes Irrlicht, das vor zwei dunkeln, murmelnden Geſtalten einherhüpfte. Bald kam es unſerm Paare näher, bald entfernte es ſich wieder. Oft ſchien es den wilden Preußen, als ob ſie Worte vernahmen, ihrer Sprache fremd, oft tönte es ihnen wie Geſang, manchmal hörten ſie deutlich das Schnaufen der Gehenden, ſie folgten neugierig, doch mit wachſender Beklemmung, dem ihnen unheimlich dünkenden Spuke.

Endlich erreichten ſie einen Weiher, deſſen Ufer die Wanderer umſchritten, um ſich am andern Ende deſſelben einer prachtvollen Linde zu nahen, die im vollſten Schmuck ihrer Blüthen ihr duftendes Haupt im monderhellten Waſſer ſpiegelte. Die Geſtalten mit ihrem Lichte, das einer von ihnen in der Hand trug, näherten ſich dem Baume mit Zeichen heiliger Verehrung.

Waidewuth und Barnauda hielten ſich ſcheu in der Entfernung im dichteſten Geſträuche und athmeten leiſe. Die Fremden ſprachen jetzt lauter, und das Paar belauſchte folgendes Geſpräch, wovon ſie jedoch kein Wort zu verſtehen im Stande waren.

„Macht Euch flugs an die Arbeit, Meiſter Felix," begann der Eine der Fremden, „ich halte Euch die Leuchte — und gebt dem heiligen Bilde ganz den Ausdruck des Göttlichen, davon die Werke Eurer mächtigen Hand Zeugniß ablegen. Wir ſind nun ſchon zu oft hierher gegangen, als daß ich nicht beſorgen müßte, die böſen Heiden hätten unſere Spur entdeckt und ſännen auf Zerſtörung unſers frommen Werkes. Alſo rüſtig, wackerer Meiſter, ich will Euch redlich alle Handreichung leiſten."

Und darauf zog der Andre ſchnell Meißel und anderes Geräthe aus der braunen Kutte hervor, und ſich auf einen Stein ſtellend, begann er an dem Stamm der Linde zu meißeln und zu klopfen mit einer Emſigkeit, daß von den Doppelſchlägen das Echo erwachte, und die Nachtvögel von der Aßung aufgeſchreckt, im niedern Fluge die Wellen des Weihers ſtreiften.

„Bruder Martin," ſprach der Bildner, „ſtellt vor Allem Eure Leuchte dort hinter das Geſträuch, ſie blendet mich und widerſpricht dem Mondlichte, das mir ſattſam Erhellung ſpendet bei dem nächtlichen Werke. Traun, geſchäh' es nicht zur Verherrlichung der ewigen Gnadenmutter, und hoffte ich nicht dadurch Bekehrung dieſer ſchlimmen Heiden, wofür auch ich Erlaß meiner ſchweren Sünden zu erhalten glaube, ich würde mich nie zu dieſem Wagniß verſtanden haben. Die Hand zittert mir, wenn ich die Wölfe heulen höre, und wenn uns erſt ſolch ein Rieſe mit der Keule begegnete, was wollten wir da wohl anfangen?"

„Denkt doch nur daran, daß bei ſolchem Werke, wie wir es treiben, uns nicht Wolf, nicht Heide etwas anhaben können. Nächtlich muß das heilige Bild vollendet werden, damit es am lichten Strahle der Sonne gefunden werde von den Wilden wie ein vom Himmel geſchneites Wunder, denen ich verkünden will das Heil und ſie taufen, damit ſie eingehen zur ewigen Seligkeit. Glaubt Ihr aber, dieſe Nacht fertig zu werden, Meiſter Felix? Mir ſcheint es, daß Eure Kunſt ſich hier nicht eben bemühen darf, das Vollendetſte zu liefern, deſſen ſie fähig iſt."

„Wohl iſt dies nicht nöthig," erwiederte der arbeitende Meiſter, „auch bin ich nicht Willens, dieſen Lindenſtamm mit einem Werke zu ſchmücken, wie es in den Sälen der Burgen unſrer Fürſten anzutreffen iſt. Seht her, die heilige Mutter mit dem Kinde tritt ſchon recht lebendig aus dem Grunde des Rieſenſtammes hervor. Nun will ich noch der rings umgebenden Rinde einige Zierrathen einſchneiden, und ich denke, daß Ihr nichts daran auszuſetzen haben werdet, Bruder Martin.“

Der Mönch nahm die Leuchte und beſah das grobe Bildwerk, welches der Andere in den Stamm geſchnitzt hatte, es preiſend und erhebend und ſich freuend, in wenigen Tagen ſchon das Geſchäft des Heidenbekehrens in der Wildniß beginnen zu können.

Auch die Zierrathen waren in kurzer Zeit beendet, und die Leuchte hüpfte wieder den beiden dunkeln Männern beim Rückwege voran, wie es beim Hinwege der Fall geweſen war. Sie waren aber Beide aus dem Lager eines deutſchen Ritters, der mit ſeinem Fähnlein ein paar Stunden weit weg war, hierher gegangen, und Bruder Martin hoffte mit Gottes Hilfe, ohne der Reiſigen Gewalt, zum freudigen Ziele zu gelangen, und ließ ſich nicht abſchrecken von der Kunde, daß Adalbert, Biſchof der erſten Kirche in dieſem Lande, am Ufer des friſchen Haffs als Märtyrer gefallen war.

Mit pochendem Herzen traten die beiden jungen Preußen aus ihrem Verſtecke hervor, dem wandelnden Lichtſchein nachſehend, und erſt als es nur noch wie ein Stern in weiter Ferne durch die Büſche erglimmte, traten ſie auf die Linde zu, um zu ſehen, was die Fremden dort zu ſchaffen hatten.

Ueberraſcht ſenkte ſich das Auge der wilden Jungfrau, als ſie das Bild der Himmelskönigin, das Jeſusknäblein auf dem Arme, erblickte. Wie mit einem Wunderſtrahle entzündete es ihr Inneres durch die Milde, die ſich darin ausſprach, im Widerſpruche mit dem gräßlichen Eindruck, den ihre Götzenbilder hervorzubringen pflegten. Sie ſtand ſtaunend davor, und ſah es wie ein Wunder des Himmels an, obgleich ſie die Fremden daran arbeiten geſehen hatte; denn dieſe ſelbſt waren ihr übernatürlich erſchienen.

Nicht ſolchen Eindruck verſpürte aber Waidewuth.

„Fort von hier!“ ſchrie er, „das iſt das Unheil, das Verderben! die Götter zürnen uns und ſenden uns fremde Bilder, um uns zu verwirren und uns zu ihrer Verehrung hinzulenken. Aber nicht beſchützen können uns dieſe Bilder! Sie haben keine Macht und kein Anſehn und Perkunas kann ſie und uns mit einem Donnerkeile vernichten. Komm’ Barnauda, ſchnell folge mir zu den Andern — laſſe Dich nicht von dem böſen Nebel berücken, der von dem Bilde ausſtrömt.“

Aber die Jungfrau wandte ſich mit freundlichen Worten zu ihm und bat ihn, den Anbruch des Tages mit ihr abzuwarten, um zu ſehen, was alsdann mit dem Bilde geſchehen würde, und ob die Fremden zurückkämen, ſie fühle ſich ſo wohl in der Nähe des Baumes und nichts Böſes webe und wirke darin.

Waidewuth ließ ſich leicht überreden. Sie ſetzten ſich auf einen Stein unter dem Marienbilde nieder und ſchauten hinauf in ſeine Züge, die ſich ihnen immer freundlicher zu erſchließen ſchienen.

Der Morgenwind rauſchte kühl durch die Wipfel, Waidewuth ſchlang ſeinen Arm mit der wärmenden Decke um Barnauda's Nacken, ihr Kopf lehnte an ſeiner Schulter und Beide ſchlummerten ein vom Trillern der Lerche im wehenden Walde umſchallt, und gefärbt von der bleichen Röthe des nordiſchen Sonnenaufgangs.

3.

Das Chriſtenthum wurde bereits weit und breit im Preußenlande verkündet, aber die ſtörrigen Wilden ſträubten ſich mit Gewalt, es anzunehmen. Sie rotteten ſich zuſammen, und durchzogen in wilder Furie das Land, jedes Zeichen der neuen Lehre zerſtörend, und ſowohl ihre Verkünder als auch diejenigen ihrer Landsleute blindlings mordend, die ſich den Apoſteln zuwendeten.

Der wilde Poſinna mit ſeiner Schar hatte den Göttern ſeiner Väter die furchtbarſte Rache geſchworen, und fuhr wie der zerſtörende Blitz durch die heimiſchen Haiden und Wildniſſe, dem bleichen Pikolles zahlloſe Opfer ſchlachtend. Jetzt war er in Warmien, dem jetzigen Ermelande, weil ihm ſeine Späher die Ankunft von Fremden verrathen hatten. Nur gering war ſeine Macht, und hätte er es gewagt, in offener Schlacht ſich den Rittern gegenüberzuſtellen, ſo würde ein zermalmender Schlag derſelben genügt haben, den gefährlichen Feind zu vernichten.

Aber wie die Schlange lauerte er in dem Dickicht, und erſah zu ſeinen Mordthaten und Zerſtörungen ſich ſtets mit berechnender Liſt den günſtigſten Zeitpunkt aus.

Er hatte erfahren, daß auch hier allnächtlich die Fremden ihre Bilder in die mächtigen Urſtämme der Wälder ſchnitten, um deren Verehrung zu erheiſchen von den Eingebornen. Durch den Thau der hohen Gräſer zog er nun heran mit ſeinen wilden Bilderſtürmern, um in der Frühe vielleicht noch die Arbeiter zu finden, und dieſe zugleich mit ihrem Werke zu vernichten. Zu dem Weiher kam er mit Ungeſtüm.

„Ha! ſeht dort die Linde mit dem weißen Dache," rief der wilde Peſinna mit Hohn, „und den Götzen darin und die Beiden davor, in verſchränkter Stellung, ihre Verehrung darbringend, als gäb' es keinen Donnergott, ſie zu zerſchmettern. Aber Pikoll! Dir ſoll ein Doppelopfer fallen!" und auf ſeinen Wink lagen alsbald hundert Pfeile auf den Bogen, ihre Spitzen nach den Schlummernden gerichtet, ein Druck der kräftigen Finger, und jeder flog tödtend ins ſicher erwählte Ziel.

Mit lautem Hohne ſprang Poſinna auf die im Schlafe gemordeten Leichname, und traf noch mit der Art ihre Häupter zu mehreren Malen.

Bald ſtürzte der mächtige Lindenſtamm unter weit hinſchallenden, unzähligen Streichen rauſchend hinab in denſelben Weiher, der kurz zuvor ſein Spiegelbild zurückgeworfen hatte, und nun ihn begrabend, ſein Waſſer über ihm zuſammenſchlug.

Nachdem dieſe Thaten verübt waren, zogen die Wilden weiter, Zerſtörung und Verwüſtung dahinbringend, wo eine Spur der Eingewanderten ihre trotzige Eigenthümlichkeit bedrohete.

Die Gräuel, welche dieſen Zug begleiteten, und von denen der fromme Bruder Martin Kunde erhielt, hatten ihn abgehalten, zum Bilde der Gnadenmutter ſich zu begeben, um ſein heiliges Werk zu beginnen.

Die friedlich geſinnten Einwohner zu bekehren, durfte er, mit der Kraft des Himmels ausgerüſtet, wohl hoffen, ſich jedoch den Wüthenden entgegenſtellen, hieß ein auserkorenes Werkzeug dem ſichern Tode weihen.

Poſinna's Thaten erſchreckten bald eine andere Gegend, dieſe Wildniß hatte er verlaſſen, und ſie erſchallte nicht mehr von Mord und Schlachtruf. Bruder Martin erhob ſich daher eines Morgens aus dem Lager ſeines Ritters, und zog, von einigen Reiſigen begleitet, nach dem Orte, wo das Muttergottesbild in den Lindenſtamm geſchnitzt worden war.

Sie traten in die Nacht der Bäume und erreichten den Rand des Weihers. Von Schaudern ergriffen, gewahrten ſie den Stumpf der Linde mit den weithin verbreiteten Wurzeln, von blutgefärbten Axthieben die Spur zeigend, daneben die ſchmählich ermordeten Leichname zweier Wilden, an denen die Verweſung keine Wirkung zu üben vermocht hatte.

Aber auf den klaren Spiegel des Weihers hatte der erhabene Baum im Sturze ſeine Blüthenkrone ausgeſtreut, und darauf ruhte das heilige Bild der Himmelskönigin, geſchaukelt von den leisbewegten Wellen, ſicher getragen von den zarten Blättchen der Lindenblüthen. Und die

Bäume der alten Wildniß, alle neigten ihre grünen Häupter vor dem Bilde, und eine hehre Stille herrſchte, kein Käferchen ſummte, keine Biene ſchwärmte, kein Würmchen durchkroch das Geſtrüppe des Bodens.

Und anbetend das Wunder, ſanken Alle nieder, und Bruder Martin erbaute ſich eine Zelle am Rande des Weihers und bekehrte die Heiden, wie er vom Himmel dazu beſtimmt war.

In ſpätern Zeiten wölbte ſich ein prachtvoller Dom über dem Wunderbaume, und ein reiches Kloſter wurde daneben geſtiftet.

Die Linde mit dem Bilde iſt nun von einer Hülle gediegenen Silbers umgeben, aber mehr als das, ſpricht für die Heiligkeit des Ortes die tiefe Rinne, welche die Andächtigen, die hier ſeit Jahrhunderten knieten, dem harten Marmorboden eingedrückt haben, und der erhabene Anblick, den man auf dem letzten Abhange vor dem Kloſter genießt.

Da liegt das Prachtgebäude mit ſeinen weißen, ſtrahlenden Mauern, am blauen, klaren Weiher, in ſeinem grünen Gehege, und der ganze Wald ringsum neigt die hohen Wipfel tief gegen das Gotteshaus, und rauſcht ein majeſtätiſches Hoſiannah. —

Das heimliche Gericht.

„Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heimlichen Gerichts. —“

Kuno von Kyburg.

1.

Dort liegt das große Haus in der Schmaußengaſſe, mit Oelfarbe angeſtrichen, die unzähligen Fenſter und Fenſterchen glänzen im Mondſchein, das Chörla, ein weit hervorſpringender Erker, mit ſeidenen Vorhängen und gothiſchen Verzierungen, ſieht ſo ſtattlich aus, die Wetterfahnen auf den Thürmchen an den Ecken des Hauſes kreiſchen ſo melodiſch im Nachtwinde, Alles an dem Hauſe iſt ſo traulich und wohnlich, daß es einem Jeden wohl auffallen muß, kein Fenſter erleuchtet, die ungeheuere gelbe, mit ſtarken Nägeln beſchlagene Thür feſt verſchloſſen und überdies zwei lange Männer davor hin- und hergehen zu ſehen, mit einer Art von Morgenſternen bewaffnet, die unbezweifelt das alte Kriegsarſenal der ehemaligen heil. röm. Reichs freien Stadt Nürnberg hergeliehen hatte.

Wüßte man nicht, daß der wohlbekannte Stadtflaſchner, auch Magiſtratsrath Puttfarken in dieſem Hauſe, ſeinem vom Vater ererbten Eigenthume, der in den Stadtchroniken ſeit Jahrhunderten oft erwähnten „grünen Peiterlſtauden“ wohne, und ein durchaus hochzuachtender Mann ſei, man müßte auf den Gedanken gerathen, das ſchöne Gebäude ſei, trotz der freundlichen Außenſeite, eine Frohnveſte, zum Gewahrſam loſen Geſindels beſtimmt.

Die beiden bewaffneten Männer vor der Thür ſchreiten mit ſtampfenden Füßen nebeneinander und ſcheinen zu frieren, und in der That iſt der durch die Schmaußergaſſe wehende Wind eben kein angenehmer.

Wir wollen das Geſpräch der beiden Männer belauſchen.

„Heut Nacht kommt Nichts, Gevatter!“ — ſagte der Nachtlichterfabricant Kleinlein, deſſen armſeliges Gewerbe ihn zwang, zu Zeiten, auf beſondere Veranlaſſung, Nachtwächterdienſte zu thun — „Ich glaube, das Ganze war ein Hirngeſpinnſt des Herrn Magiſtratsraths, das in dem Magen ſeinen Sitz hat; denn wo in aller Welt ſollen bei unſerer guten Polizei, die überall ihre Naſe hat und ſelbſt auf das Vieh vigilirt, ſolche Undinge ſich einſchleichen, wie der Herr Rath ſich einbildet. Die barbariſchen Zeiten ſind nun vorbei, wir ſind jetzt aufgeklärt und haben, Gott ſei Dank, Stellen und Behörden, die uns nach Noten ſchinden und dem Ehrlichen wie dem Spitzbuben den Hafer hoch hängen.“

„Daran erkenn' ich den Republicaner und das iſt Verrina!“ — rief mit Feuer der Nebenmann des Sprechenden, der Theater-Schneidergehülfe und Hausſtatiſt des Nürnberger Nationaltheaters, Weichelt aus, ein langer, völlig ausgetrockneter Mann, mit hoher Glatze und einem ſchwärmeriſchen Blicke — „Euere Geſinnungen freuen mich, Gevatter Kleinlein, aber deſſen ungeachtet kann ich Euch doch verſichern, daß ich in jetziger Zeit der Gährung nur zu oft an die barbariſchen Zeiten des Mittelalters denken muß. Denn ſeht — es iſt natürlich — die Leute wiſſen nicht, was ſie eigentlich wollen, und da kommt dummes Zeug heraus. Ich wünſchte, daß das Mittelalter an die Reihe käme — da paßte ich recht hinein. Ich bin zum Schwärmer geboren und ein Republicaner bin ich — wenn ich einen Tyrannenknecht ſehe, ſo wackelt mir die Lanze. Drum mag ich für mein Leben gern den Otto von Wittelsbach — ſeht, ſo ein Kerl bin ich! Ich habe Schererei vom Teufel drin, muß mich dreimal umziehen; erſtlich Wappenherold im Hochzeitzuge, dann räum' ich ab beim alten Reuß und drauf komm' ich mit Konrad von Aicha — aber dennoch iſt's mein Lieblingſtück, weil ich mit Leib und Seel ein Republicaner bin. Seht, Kleinlein, ich bin wahrhaftig ein guter Kerl und eine ehrliche Nürnberger Haut — aber eine dampfende Schüſſel mit Griesknödeln und Peterl — oder den Kaiſer umbringen? — und mein Seel! ich bringe den Kaiſer um —“

„Mein Gott! Ihr blutdürſtiger Mörder! Mir wird Angſt und bang vor Euch!“ —

„Verſteht mich wohl, Gevatter, wenn er mir nicht Wort hält, wie dem Otto von Wittelsbach; das heißt, wenn mir der Kaiſer erſt die eine Tochter verſpricht und dann die andere und dann die dritte, und wenn er mich nach Polen ſchlecht recommandirt.“

„Apropos, die Polen, Gevatter Weichelt, die ſind auch viel ſchuld, die haben vollends die Köpfe in Aufruhr gebracht.“

„Alles iſt in Aufruhr, Alles! das iſt ja eben, was ich meine. Neulich ging ich durch unſer Rathhaus; das iſt noch ſo aus dem Mittelalter, dacht' ich mir, darum hält's auch noch ſo gut. Es iſt ein Meiſterſtück, ein Italiener hat's gebaut und jeder gute Mann in Nürnberg ſollte ſeinen Namen wiſſen und ſtolz auf ihn ſein. Beſonders ſind die Keller ein bewundernswerthes Stück Arbeit. Die Gewölbe, Gevatter, und die eiſernen Ringe und die Ketten daran und die abſonderlichen, abenteuerlichen Werkzeuge — das waren die Marterkammern. Ich kann mich, wenn ich da hineingerathe, ganz in das Mittelalter vertiefen — ſeht! ſolch ein Schwärmer bin ich! So mit einer Pluderhoſe von ſtreifigem Atlas, mit Silberſpitzen garnirt, und mit einem Baret von Mancheſter auf'm Kopfe und einem langen Barte — ja, wenn ich Euch ſo dort hätte in der Kammer, ich wollte Euch martern, Gevatter, daß ſich die lieben Engel im Himmel darüber freuen ſollten!"

„Ach warum nicht gar! Ich habe Euch immer für einen überſpannten Kopf gehalten, das bringt ſchon Eure Handtirung, die Schauſpielkunſt, ſo mit ſich; doch von ſolch entſetzlichem Humore habe ich Euch mir nie gedacht."

„Das macht, weil Ihr dies Nachtlichter macht, ſie aber ſelbſt nie brennt — ich meine nämlich, weil ihr niemals Nachts ſtudiert —"

„Nein, Gevatter, das fehlte mir noch. Weib und Kind arbeiten bis Neun, dann ſprechen ſie den Abendſegen und legen ſich ſchlafen, ich ſpreche ihn mit, hänge aber mein Horn um und rufe die Stunden aus. Wozu ſollte ich denn da wohl ein Nachtlicht brennen?"

„Ja, und wenn man nicht ſtudirt, abſonderlich des Nachts, und die Chronik kennt und die Zeiten miteinander vergleicht und dann einmal ordentlich rückwärts geht — denn, mein Seel! ich ſollte einmal den Kaspar Hauſer vorkriegen — ich ſag' Euch — ich wollte Euch Dinge herausbringen — aber ſtill — halt — da iſt's! dort! ſeht Ihr nichts?“ —

Der Mond war längſt unter und es war ſtockfinſter in der krummen, engen, ſtark abſchüſſigen Schmaußengaſſe. Die hohen Häuſer, deren zackige, thurmgezierte Giebel noch vor Kurzem ſich ſcharf am hellblauen Firmamente abkannteten, ſtanden jetzt wie ungeheure, formloſe ſpaniſche Wände da, die mit den Wolken in eins zerfloſſen. Die ganze Schmaußengaſſe ſah dadurch wie ein Krankenzimmer aus, deſſen beengte Luft den Athem verſetzte.

Drüben, unfern der plötzlich verſtummten Nachtwächter, die ſich feſt an die Mauer gedrückt hatten, kroch es von der Pegnitz her, neben der ſprudelnden Goſſe, die wie ein Gebirgsbach herniedertoſ'te, das holperige, treppenähnliche Pflaſter an den Häuſern herauf. Schnaufend und keuchend kam es näher, immer an den Wänden forttappend, ſtolpernd bei jedem Schritte.

„Der Verdacht iſt gerechtfertigt; o drei Mal glückſelige Stunde!“ ſagte Weichelt leiſe zu Kleinlein.

„Ihr glaubt!“ flüſterte Jener.

„Das iſt ein Mörder!“

„Ho, ho!“

„St! —“ ziſchte Weichelt wie eine Klapperſchlange, und feſt den Gevatter unter'm Arme, den rechten Fuß vorgeſetzt und den Spieß weit vorhaltend, rief er donnernd: „Steh', halt! weder vor noch rückwärts! oder wir durchbohren Euch ohne allen Scherz, daß kein Hahn darnach kräht!“

Der auf dieſe Weiſe Angedonnerte kam nicht nur buchſtäblich dem Befehle Weichelt's nach, ſondern er ſetzte ſich unwillkürlich und ziemlich unſanft in die Goſſe und benahm dergeſtalt den fürchterlichen Sbirren Augenblicks jeden Verdacht einer beabſichtigten Flucht.

„Da liegt er!“ rief Kleinlein.

„Eine Falle!“ — ſagte Weichelt — „bücken wir uns, ihn aufzuheben, ſo drückt er uns ein Stilet in die Weichen. Da müßte ich den Fackeljungen von Cremona nicht kennen!“

„Ihr mögt Recht haben,“ — ſprach Kleinlein — „aber der Kerl rührt und regt ſich nicht und iſt am Ende todt. Daß wir auch keine Laterne bei uns haben!“

„Wir bewachen ihn hier in dieſer Stellung bis zum Morgen!“ ſprach der Andere.

„Und laſſen ihn hier in der Goſſe?“

„Und laſſen ihn in der Goſſe. Iſt ein Verbrecher etwas Beſſeres werth?“

„Wißt Ihr denn aber, daß der arme Teufel ein Verbrecher iſt?“

„Und wißt Ihr denn, ob der arme Teufel ein ehrlicher Kerl iſt? Er bleibt in der Goſſe und wir erwarten den Aufgang der Sonne zuſammen. Das iſt ſtets, in allen Verhältniſſen, ein ſchönes Schauſpiel. Auch ſcheint es ihm ganz behaglich zu ſein; er rührt ſich noch immer nicht.“

„Das macht Euere ſchreckliche Drohung von vorhin, ihn zu durchbohren.“

„Ja, ich kann erſchrecklich drohen; das lernt man aus guten Stücken,“ ſprach ſelbſtgefällig Weichelt.

In dieſem Augenblicke kam, als ob eine Schleuße aufgezogen würde, aus einem der Nachbarhäuſer eine furchtbar ſtinkende Fluth hervorgeſchoſſen und ſchäumte die Goſſe hinab, um ſich mit den Gewäſſern der Pegnitz zu vermählen.

„Ei, das iſt unſer fleißiger Gevatter, der Gerber Mollweide, der ſeine gegohrenen Schaffelle ausſchweiſt,“ bemerkte Kleinlein.

Der Delinquent in der Goſſe richtete ſich aber, wie aus einem milden Schlummer unſanft aufgeweckt, ſchnaubend und pruhſtend in die Höhe;

in dem Augenblicke guckte der erſte helle Morgenſtrahl neugierig über die Spitzgiebel, um das Abenteuer in der Schmaußengaſſe zu belauſchen, und die beiden Nachtwächter erblickten zu ihrem Leidweſen einen ihrer beliebteſten Mitbürger in dem beklagenswertheſten Zuſtande von der Welt.

Der ſich aus der Goſſe Erhebende war nämlich Niemand anders als der meerſchaumene Pfeifenkopfbohrer und Volksdichter Dünkelſpiel, ein echt poetiſcher Kopf und himmliſcher Geſellſchafter. Er war aus einer heitern Stimmung und Geſellſchaft, die ſich in einem Häuschen auf der Inſel Schütt, ſtets am erſten Mittwoch eines jeden Monats, zu Luſt und Geſelligkeit zu vereinigen pflegte, nach Hauſe gekehrt und hatte hier, wie eben erzählt worden, den Ueberfall und Unfall erlitten. Wie der Mann ausſah, läßt ſich nicht beſchreiben. Die ganze Nacht hindurch hatten ein Hutmacher und ein Färber, die als fleißige Nürnberger ihrer Arbeit kein Ziel wußten, die tiefe Goſſe mit ihren Abflüſſen verſehen und den armen Sänger mit einer unvertilgbaren Lauge gewaſchen, wozu jetzt noch der caſtaliſche Quell des Gerbers ſich geſellte.

Dünkelſpiel war Pegnitzſchäfer und hatte demnach einen großen Blumenſtrauß an der Bruſt, von dem weder Farbe noch Geruch mehr zu erkennen waren. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! —

„Aber Herr Dünkelſpiel!“ fing Kleinlein an —

„Herr Dünkelſpiel, wie iſt es möglich?“ fiel Weichelt ihm ins Wort.

„Nennet meinen Namen nicht, ſondern richtet mich auf!“ — ſagte leiſe der Sänger, dem beim Anbruche des Morgens mit einem Male Alles klar wurde. — „Ein Dichter träumt oft wunderbar,“ — fügte er während des Aufſtehens hinzu — „ſprecht nicht davon, Freunde, daß Ihr mich ſchwach geſehen,“ — ſagte er dann noch und gab jedem der Beiden ein naſſes Zwölfkreuzerſtück, das er mit ſchwarzer Hand aus der triefenden Weſte holte.

Lange ſtanden die Freunde noch und blickten ihm nach, da er mit ſchweren Schritten ſich die Straße hinanzog, dem Aegidienplatze zu, wo er wohnte, indem ſeine, von den Wellen geſättigten Kleider eine Spur, gleich einer ſchwarzen Milchſtraße, auf dem Straßenflaſter zurückließen.

„Ohne uns“ — ſagte Kleinlein, indem er ſein geſchenktes Zwölfkreuzerſtück beſah und abwiſchte — „läge unſer Dünkelſpiel noch in der Goſſe, zum Geſpötte der erwachenden Menſchheit, denn dort ſtößt ſchon der Rothgießer ſeinen Laden auf. So ſind wir denn doch nicht vergebens dieſe Nacht hier geweſen."

„Vergebens hier geweſen?" — rief entrüſtet Weichelt und ſchwang ſeine Laaze, ſo gut er es mit dem knochendürren Arm zu thun vermochte. — „Und haben wir nicht Gevatter Puttfarkens Haus bewacht? und haben wir nicht unſere Schuldigkeit gethan? und haben wir nicht unſern Nachtwächterlohn verdient und ein Trinkgeld dazu? Vergebens hier geweſen! was das närriſch geſprochen iſt!" —

Und hierauf wandte er ſich gegen das Haus des Magiſtratsraths, das ſeiner nächtlichen Obhut anvertraut geweſen war und ſprach mit gerührter Stimme: „Schlafe ſüß, edler Mann, dem geſegneten Mittage entgegen, ſo lange Du mir Dein Haus anvertraut, darf kein Verräther Dir nahen. Gleich zwei aus Stein gehauenen Ungeheuern bewachen wir den Eingang Deiner Burg." —

Und ſomit warf er die roſtige Lanze mit zierlicher Leichtigkeit auf die Schulter, und ein „Recht ſehr," den gewöhnlichen Gruß der Nürnberger, einer vom Lauferthor herabtrabenden Milchfrau entgegen und bog um die Ecke, ſeine ermüdeten Glieder auf dem kürzeſten Wege zur Ruhe zu bringen. Kleinlein nahm einen andern Weg.

2.

Im weichgepolſterten Armſtuhle, mit einem überwachten Geſichte, das aus nichtsſagenden Augen unter der Schlafmütze hervorblickte, ſaß der Magiſtratsrath Puttfarken vor einer mächtigen Kaffeekanne, deren braunen Inhalt er mit tiefem Seufzen hinabſchlürfte, und große Nürnberger „Eierweckla“ dazu voll Gram hinunterwürgte.

Er ſtillte ſeinen Gram mit Eſſen,
Und trank gar hochbetrübt dazu.

Vor ihm ſaß, mit vor dem Leibe gefalteten Händen, Fräulein Jacobe Puttfarken, ſeine eheleibliche Schweſter, Haushälterin und präſumtive Erbin, und ſeufzte die zweite Stimme zu den Seufzern ihres Bruders und grämte ſich obligat dazu.

Beide ſprachen lange kein Wort.

„Wieder eine ſchreckliche Nacht vorüber,“ fing endlich der Magiſtratsrath an, „eine ganz entſetzliche Nacht, wo gar nichts vorgefallen iſt und wir mit der bloßen Angſt davongekommen ſind.“

„Ich bin doch begierig, wie lange ſie Dich noch in Ruhe laſſen werden, lieber Bruder,“ ſagte Jacobe, „mich dünkt, daß Dein Stündlein bald geſchlagen haben wird.“

„Rede doch nicht ſo dumm, geliebte Schweſter,“ ſprach gelaſſen der Rath, „was ſollen ſie denn von mir wollen, die Aufrührer?“

„Die Aufrührer? nichts — gar nichts — aber die Gerichte.“

„Die Gerichte? habe ich denn etwas verbrochen?“

„I nun, daß Du die Sache nicht zur Kenntniß der Behörden bringſt, daß Du das Schlangengezücht ruhig ſeinen Gang gehen läßt, bis das Staatsgebäude in Flammen ſteht. Biſt Du dann nicht ſtrafbar? Biſt Du nicht Bürger? Beamter? Hältſt Du es mit dem Könige oder mit den Wieglern?“

Jacobe, eine fromme Seele, die einſt jenſeits ſelig zu werden hoffte, befleißigte ſich ſchon hienieden mindeſtens redſelig zu ſein, deſſen ungeachtet glaubte ſie ſich kurz auszudrücken, wenn ſie dann und wann ihrer Converſation an Sylben entzog, was ſie ihr an Worten ſchenkte, daher ſie Wiegler ſtatt Aufwiegler und dergleichen mehr zu ſagen pflegte.

„Mein Gott! was ſoll ich thun?“ fragte der Rath.

„Alles angeben!“ rief Jacobe, indem ſie ſich in dem Seſſel herumwarf und dabei ihr Hündchen trat.

„Kuſch!" — ſchrie der Rath, das ſchreiende Hündchen meinend, aber die Schweſter warf ihm einen herriſchen Blick zu, der ihn ſelbſt verſtummen machte.

„Ich kuſche nicht vor!" ſchrie ſie, „ich habe Dir Alles geſagt, was ich weiß. Ich bin als eine ſorgſam liebende Schweſter Nachts hinuntergeſchlichen auf die Tenne, um Alles zu belauſchen, und habe mir Huſten und Schnupfen geholt, wie mir der Doctor Ziegengeiſt nach ärztlichem Gewiſſen bezeugen kann — ich bin hinter Alles gekommen und Du machſt keinen Gebrauch davon."

„Ich keinen Gebrauch davon machen?" ſchrie verwundert der Bruder, „und ängſtige ich mich denn nicht, daß mir der Schweiß ausbricht? Schmeckt mir Eſſen und Trinken? Schlafe ich? Laſſe ich nicht mein Haus bewachen? Schelten mich nicht die Nachbarn verrückt und toll? Munkelt man nicht närriſches Zeug von mir?"

„Eben weil Du die Sache nicht recht angreifſt," ſprach ruhiger die Schweſter. „Wie ich Dir ſagte, Dein-Neffe, der Friede ſei wieder hier, und ſtecke am ſpäten Abend vor der Hausthür mit Lieschen zuſammen, da hätteſt Du ſogleich als Mann dazwiſchentreten müſſen."

„Ach Gott!“ ſeufzte der Rath.

„Wie ich Dir endlich meine Entdeckungen mittheilte, wie ich Dir ſagte, daß ich mit meinen beiden feinen Ohren gehört habe, daß Friede einen Dolch bei ſich trage, mit dem er nöthigen Falls Jeden erſtechen wollte, der ſich ihm in den Weg ſtellen würde, da hätteſt Du Dich ihm gerade in den Weg ſtellen müſſen —“

„Damit er mich doch gütigſt erſtechen möchte? Nein, Schweſter, das wäre nicht recht von mir geweſen. Aber ich erwiederte Dir ja ſchon oft, daß Friede ſtets ein großer Freſſer war, daß er gern etwas Gutes zu ſich nahm, wie das nun einmal in unſerer Familie liegt, und daß er von Morcheln und Sardellen geſprochen hat und Du haſt Dolchen und Stellen verſtanden.“

„Du ungläubiger Thomas! glaubſt Du mir nicht, ſo überzeuge Dich ſelbſt. Laß einmal Deine fürchterlichen Nachtwächter weg, bleibt Deine Thür unbewacht, was gilt's, ſo iſt er wieder da und avertirt Lieschen und wir können lauſchen, und dann wirſt Du hören.“

„Ja, ſchönen Dank! meine Nachtwächter weglaſſen!“ kreiſchte der Rath. „Dieſen Rath kann mir keine Schweſter gegeben haben. Die Nachtwächter ſind meine einzige Stütze, ohne

Nachtwächter wäre ich wohl ſchon längſt des blaſſen Todes."

„Nun gut," — ſprach Jacobe — „ſo triff mit den Leuten ganz heimlich die Abrede, daß ſie die Nacht im Innern des Hauſes, im Erdgeſchoſſe neben der Thür zubringen ſollen, um im Falle der Noth bei der Hand zu ſein. Wir lauern indeß hier oben und ſchleichen dann ſachte nach, wenn Lieschen zu ihrem Amanten hinabhuſcht."

„Ja — oben auf der Treppe wir — und die Wächter unten im Erdgeſchoſſe an der Thür — das geht, und ſo meinſt Du, werd' ich dahinter kommen?"

„So und nicht anders — und zum Ueberfluß kann unſer Hanns uns den Rücken decken!" — bemerkte die Schweſter.

„Ach der Haſenfuß!" ſagte der Rath, doch gleich fügte er hinzu, „ja, er mag den Rücken decken, beſſer ein Haſenfuß im Rücken als keiner."

Das Geſchwiſterpaar wollte noch weiter über dieſen Gegenſtand verhandeln, als mit heiterer Miene Lieschen hereinhüpfte und einen freundlichen guten Morgen wünſchte. Sie bot dem alten grämlichen Onkel ein Mäulchen, und er hielt gezwungen das verzerrte Geſicht dem roſigen Dirnchen entgegen.

Tauſende in Deutſchland würden dieſen Kuß freundlicher empfangen haben.

3.

Der ehemalige Stadtflaſchner, nunmehrige Magiſtratsrath Puttfarken, würde in England unbezweifelt nur ein armer Teufel geweſen ſein, in Nürnberg war er aber ein ſteinreicher Mann. Er hatte auf der Gotteswelt faſt keine Beſchäftigung und wußte oftmals nicht, was er vor langer Weile machen ſollte, daher machte er ſich allerlei Gedanken. Wär' er ein Britte geweſen, man hätte ſagen müſſen, er habe den Spleen, ſo trübſelig ſah es um den Mann aus.

Seitdem die demagogiſchen Umtriebe Mode wurden, hatte er keine ruhige Stunde, und ſeit Kotzebue's Ermordung wurde er faſt wahnſinnig.

Man fragt mit vollem Rechte, was Puttfarken mit dem Allen zu ſchaffen hatte, und in welcher Beziehung Sand's That zu ihm ſtand. Aber er erklärte ſich ſelbſt für einen höhern Staatsbeamten und als einen Mann, der bei der beſtehenden Ordnung der Dinge um Rath gefragt würde, der aber bei etwaiger Umwälzung des Staats und der Ordnung nothwendiger Weiſe mit umgewälzt werden müſſe. Ferner war er ſich bewußt, für ein ruſſiſches Jägerregiment, als er noch die Flaſchnerei trieb, Feldflaſchen von Blech geliefert zu haben, die er nicht bezahlt erhalten hatte, weshalb er mehrmals nach Rußland ſchreiben müſſen. Dieſe Correſpondenz konnte von den jungen, exaltirten Brauſeköpfen falſch gedeutet und ihm unheilbringend werden. Er fürchtete mehr für ſeinen Kopf, als für die Köpfe aller Staatsmänner von Europa, weil ihm der ſeinige am liebſten war, den er mit keinem andern vertauſcht haben würde.

Während dieſer großen Angſt, die mit ihm noch ſo Mancher in Deutſchland theilte, zog er ſich in ſein feſtes, gutes Haus, wie eine Schildkröte in ihre Schale zurück und brach allen Umgang ab.

Mehrere Jahre vergingen und die Angſt verlor ſich, da die Gefahr vorüber zu ſein ſchien. Es wurde nach und nach Alles verrathen, die prächtigſten Unterſuchungen brachten Licht in die Irrgänge einer jugendlichen Politik, und Wit's großartige Enthüllungen brachen endlich dem Unweſen ganz den Hals. Ein Ehrenmann wie Puttfarken konnte wieder ruhig ſchlafen und durfte ſich getroſt in die Arme einer wachſamen Polizei werfen.

In dieſer Zeit wurde der Rath wieder zum Menſchen. Sein Herz thaute auf nach dem langen Winterſchlafe, und das Bärenfett der Güte, das bis jetzt nur zur eignen Nahrung gedient hatte, ſollte auf einige Angehörige niederträufeln. Er ging mit ſeiner getreuen Schweſter Jacobe zu Rathe, und die Wahl fiel auf einen luſtigen Jungen, Friede, der die Univerſität Erlangen auf des Onkels Koſten beziehen ſollte, und auf Bäschen Lieschen, die als arme Waiſe ins Haus genommen wurde.

Auch dies hatte in Ruh' und Güte zwei Jahre gedauert, als böſe Händel den Burſchen Friede von der Univerſität trieben. Er floh nach Frankreich und hinterließ bedeutende Schulden. Dort hatte er, wie es verlautete, geheime Verbindungen angeknüpft. Lieschen war troſtlos, und nun kam es heraus, wovon man bis jetzt keine Ahnung hatte, Lieschen und Friede waren bis über die Ohren ineinander verliebt.

Seit der Flucht hörte man nichts von dem jungen Menſchen.

Mittlerweile nahmen die Proceſſe des berühmten Nürnberger Findlings und der Bremer Giftmiſcherin, wodurch beide Städte eine längſt entſchlafene Berühmtheit wieder erweckten, das ganze gebildete und ungebildete Deutſchland in Anſpruch. Puttfarken lag in der Mitte. Seine Beſorgniſſe wurden wieder mächtig angeregt. Er träumte wachend und ſchlafend von großen geheimen Verbrechen. Er hatte ordentlich eine Scheu vor allem Geheimen erhalten und würde gewiß das Prädicat „geheim,“ wenn es vor ſeinem Magiſtratsrath möglich geweſen wäre, abgelehnt haben. So aber gibt es noch zu Zeiten keine geheimen Magiſtratsräthe.

Nun brach die Julirevolution in Frankreich los, und auch Deutſchlands politiſcher Himmel trübte ſich. Unſer Puttfarken gerieth außer ſich. Er konnte ſich ſeinen jugendtollen Vetter, den relegirten, entflohenen, nicht aus den Gedanken ſchlagen. Er ſah ihn ſchon im Geiſte an der Spitze eines Haufens Rebellen über den Rhein ziehen, eine mehrfarbige Fahne auf das herzoglich naſſauiſche Schloß Biberich pflanzen, und rings umher den Aufruhr predigen. „Einen ſolchen Prediger glaubte ich nicht aus ihm zu machen, als ich ihn Theologie ſtudieren ließ,“ pflegte er dann mit einem unterdrückten Seufzer zu ſagen, der wie Schluchzen klang.

So wuchs ſeine Angſt immer mehr und mehr. Jeden Tag nahm er den Nürnberger Friedens- und Kriegs-Courier zitternder in die Hand, aus Beſorgniß, ſeinen Namen darin zu finden, denn als er ſein Stadtflaſchnergeſchäft aufgab, war dies zum letzten Mal der Fall geweſen, und ſeitdem iſt kein Zeitungsartikel mehr von ihm erſchienen. Da er wußte, wie gern die Franzoſen deutſche Namen verſtümmeln, erſchrak er einſt ungemein, als er den Namen Coyſigne fand, und meinte, das könnte wohl Puttfarken heißen. Er war lange nicht davon abzubringen. Endlich hob ihn ſeine geliebte Schweſter Jacobe auf den Gipfel der Aengſtlichkeit durch eine Mittheilung, die ſie ihm machte, die wir aber unſern Leſern erſt im folgenden Capitel offenbaren wollen.

4.

Es war um die Mitte des Sommers und ein wunderherrlicher Abend. Die Nachbarn ſtanden in aufgeſchürzten Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, unter den Thüren und führten laute, heitere Geſpräche in ihrer breiten Mundart. Die Weiber hatten Bänke herbeigeholt, ſaßen in ganzen Klatſchconventen beiſammen und ſtrickten, wobei die Zungen ſich noch ſchneller als die Nadeln bewegten. Schmutzige Kinder ſpielten auf behauenem Bauholze mit zerriſſenen Blumen, und Jungfrauen begoſſen mit hochklopfendem Buſen ihre Blumen an offenen Fenſtern. Von den Zwingern her ſtellte die ſchöne Welt aber bereits ihren Heimweg an und hatte ſich ergötzt. — So freute ſich jedes Menſchenkind nach ſeiner Weiſe.

In dem alten Hauſe des Magiſtratsraths, ſo wie in der Schmaußengaſſe herrſchte ein Sirocco. Die vielen Feuerarbeiter waren Schuld an dieſem italieniſchen Clima.

Zu jener Zeit war eben ein Angſtſtilleſtand eingetreten.

Puttfarken war ins „Colleg“ gegangen, das älteſte Caſino Deutſchlands. Sein gedeckter Abendtiſch erwartete ihn, und Jacobe ſtand am Herde, um für ihren geliebten Bruder einige Speiſen mit Sorgfalt zu bereiten. Denn der Magiſtratsrath galt weit und breit für einen der erſten Feinſchmecker.

Plötzlich kam Hanns, mit ſteifen Beinen, ſo gut er es vermochte, in die Küche geſprungen.

„Sehen Sie, Fräulein, ſehen Sie einmal, was dort los iſt!“

Jacobe, welche glaubte, es ſei eine ihrer falſchen Locken losgegangen, griff danach und ſagte: „es iſt ja nichts!“

Hanns aber hatte ſie beim Arme genommen und ſchleppte ſie, die Bratpfanne in der Hand, wie ſie war, zur Thür und deutete mit dem Finger nach der Straßenecke.

Dort erblickte man Lieschen im eifrigſten Geſpräch mit einem jungen Manne, der einen polniſchen Rock trug und deſſen jugendlich ſchöne

Züge noch durch einen ſtattlichen Schnurrbart einen Reiz mehr erhielten.

Es war gar nicht ſchwer für Jacobe, ſogleich den relegirten Erlanger Studenten Friede zu entdecken.

„Hm, Hm!“ ſagte ſie, „alſo wieder hier — und Lieschen iſt die Vertraute.“

Sonſt ſagte ſie nichts und blieb unverwandten Blickes die Bratpfanne in der Hand, unter der Thür ſtehen und bemerkte nicht die Grüße der Vorübergehenden. Was in ihrem Innern vorging, iſt unbeſchreiblich, denn ſie ſelbſt liebte Friede und haßte Lieschen.

Der junge Menſch bog um die Ecke und das Mädchen kehrte mit verweinten Augen ins Haus zurück und ging, an ihrer Tante vorüberſtreifend, in ihr Zimmerchen hinauf.

Jacobe ſah ihr mit Hohnlächeln nach, und erhob die Bratpfanne drohend am Stiele in der Luft: „ich will Dir die ſentimentalen Ideen aus dem Kopfe rupfen, wie ich jene Tauben ſo eben rupfte; ich will eine Wildbeitze über Euer girrendes Herzensragout gießen, als ob ich Schnepfen einmachte, ich will Euch bei langſamen Feuer röſten, Ihr weichen Eierſeelen!“ —

Die gute Perſon war in ihrer Wuth offenbar zu weit gegangen und drückte ſich ganz bombaſtiſch aus. Aber fürchterlich ſtand es ihr an; ſie hatte etwas von irgend einer alten Rachegöttin. Hanns ſchauderte. —

Mittlerweile kam der Magiſtrathsrath nach dem Colleg nach Hauſe. Er hatte Hunger und freute ſich auf das Abendbrod und dies verſetzte ihn ſtets in eine heitre Stimmung.

Den Hut im Nacken, die Halsbinde los, mit ſchlotternden Meteſten und offenem Frack, in der einen Hand ein weißes Schnupftuch, in der andern ſeinen Stock, den er wie ein Gewehr geſchultert hatte, ſo trabte Puttfarken die Straße hinan, ein Bild des Sommerabends.

Er begrüßte die Schweſter, gab Hanns Hut und Stock und wollte ſich eben erkundigen, welche Tafelfreuden ihn erwarteten, als Jacobe mit einem Mal, ernſt wie ein finſterer Schatten, in den heiterſten Sonnenſtrahl ſeiner Hoffnungen trat.

„Was wirſt Du haben?“ fing ſie an, ſeine Frage nach dem Eſſen beantwortend — „ein Cotelett und Sallat! Aber weißt Du, wer hier iſt? Ich will Dir den Appetit nicht verderben. Dann eingemachte Tauben und eine geſpickte Kalbsniere in Champagner — aber was hilft das Alles? Du ißt nichts davon, wenn Du einmal wiſſen wirſt, wer hier iſt.“

Mehr bedurfte es nicht, um aus dem heitern Manne ein Bild der Angſt und des Schreckens zu machen.

„Und wer iſt denn hier, Satan!“ rief er. „Wer will mir meine ruhige Lebensfreude vergällen?“

„Friede iſt hier!“ ſagte ſie kalt und richtete an.

Der Bruder hielt ihren Arm zurück, der eben Sauce auf die Schüſſel gießen wollte und ſagte: „Friede — mein Gott! laß jetzt Alles ſtehn und liegen und ſprich: war er hier im Hauſe, wollte er mich ſprechen?“ —

„Er wird ſich hüten,“ rief Jacobe, „mit der Dirne hat er am Eckſtein geſprochen; aber laß meinen Arm los!“

„Mit der Dirne — mit Lieschen nur?“ — wiederholte langaufathmend der Rath, indem er in das Wohnzimmer eintrat und ſich an den gedeckten Tiſch ſetzte — „trag' das Eſſen auf!“ — ſagte er nach einer Weile ſanft zu Jacobe — „liebe Schweſter, mich hungert!“ —

Sie konnte diesmal aus dem Bruder nicht klug werden, der bei ſolchen Ereigniſſen Kopf genug behielt, das Eſſen zu verlangen. Sie trug die Schüſſeln herbei mit dem feſten Vorſatze, dem armen Manne ſtärker zuzuſetzen.

„Der Junge kommt aus Frankreich, wo ſie vor ſechs Wochen erſt den König fortgejagt haben!“ ſagte Jacobe.

„Es iſt Alles dort wieder beim Alten,“ erwiederte kauend der Rath.

„Er iſt nicht ohne Abſicht hier“ — fuhr die Schweſter fort — „er führt Großes im Schilde. ſonſt würde er ſich nicht hier eingeſtellt haben, Er hat gewiß etwas Gefährliches zu unternehmen im Sinne, denn Lieschen weinte, wie ſie von ihm zurückkam — es wird wohl das theure Leben des Taugenichts auf dem Spiele ſtehn.“

Puttfarken würgte am Biſſen, den er im Munde hatte, der Schlund war ihm trocken, er war nicht mehr im Stande zu ſchlucken.

„Wie ſo?“ fragte er heiſer.

„I nun,“ ſagte Jacobe, die ſich von der Wirkung ihrer Rede genugſam überzeugt hatte und als verſtändige Köchin jetzt einen Deckel über die Pfanne deckte und den Rath ſchwitzen ließ.

„Wie meinſt Du?“ fragte gedehnt, mit ſtarkem Fragezeichen der Bruder.

Sonderbar! Jacobe hatte Hunger bekommen und aß mit beiden Backen. Sie ſprach nie unter dem Eſſen und antwortete daher nicht.

Puttfarkens Appetit war hin; er ſah wie ſeine Schweſter eben eine Taubenbruſt zwiſchen einem Paar langer gelber Zähne zermalmte, die ſie noch in beiden Kiefern mit großer Vorliebe pflegte und ſagte freundlich: „Sie iſt Dir zu zäh — Du wirſt unruhig darauf ſchlafen. Kaue ſie ja recht klein und wenn Du ſie hinuntergeſchluckt haſt, ſo ſage mir, warum des Taugenichts Leben auf dem Spiele ſtehen wird.“

„Man kann nicht einmal in Ruhe eſſen“ — ſagte noch immer kauend Jacobe — „weil er wahrſcheinlich à la Sand“ —

Mehr ſprach ſie diesmal nicht und mehr brauchte ſie auch nicht zu ſprechen. Mit beiden Füßen ſchob Puttfarken ſich den Tiſch vom Leibe, ſtand auf und faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf. Er hatte ſich ſchon längſt gedacht, daß ſein Neffe in irgend einer geheimen Verbindung ſtehe, er wußte längſt ſchon, was ſeine Schweſter ſagen wollte, aber deſſen ungeachtet war er ruhig geblieben, er hatte ſich ſelbſt nicht ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen getraut. Die beſtimmt ausgeſprochene Muthmaßung Jacobe's gab aber den Ausſchlag, nun war kein Halten mehr und er peinigte ſich ab, irgend etwas zu erſinnen, was ihn vor der vermeinten Gefahr zu ſchützen im Stande geweſen wäre.

„Vor allen Dingen muß Lieschen herbei, ich will ſie verhören als Onkel und Magiſtratsrath und wenn ſie noch einen Funken Menſchlichkeit im Herzen hat, ſo muß ſie Alles geſtehen.“

Jacobe lachte. — „Ei, warum nicht gar der Mamſell einen ſolchen Triumph gönnen. Nichts wird ſie ſagen — nichts geſtehen; und die Sache wird deſſen ungeachtet ihren Gang gehen.“

„Welchen Gang?“ fragte der Rath ängſtlich, obgleich er wußte, was ſeine Schweſter ſagen wollte. Sie kannte dergleichen Fragen und beantwortete ſie nicht.

„Das Einzige, was uns zu einem Reſultate führen kann, iſt das Lauſchen. Wir wollen ſcheinbar freundlich gegen Lieschen ſein, ihr alle Freiheit gönnen, die Thür etwas länger als gewöhnlich offen laſſen und für das Uebrige will ich dann ſorgen. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, oder der verliebte Burſche umſchleicht unſer Haus und Lieschen zu ihm hinunter.“

Puttfarken ſah nicht ſogleich ein, zu welchem Reſultate dies führen ſollte.

„Und dann?“ fragte er, „was dann?“ —

„Dann will ich ihr Geſpräch belauſchen und Dir Alles hinterbringen; dann mußt Du handeln, wie es einem Manne in Amt und Würden ziemt“ — ſprach Jacobe.

Dies nahm der Rath an und beruhigte ſich für den Augenblick dabei.

Aber die Thür blieb die halbe Nacht offen, Lieschen konnte ein- und ausgehen, ſo viel ſie mochte, der Rath und Jacobe konnten ſo freundlich als möglich mit ihr ſein, das Mädchen war traurig und dachte nicht daran, Nachts vor die Thür zu ſchleichen. Auch von Friede war nichts mehr zu hören noch zu ſehen.

Es war ja augenſcheinlich, daß er nur durch Nürnberg gereiſ't war und in einem und demſelben Geſpräche die Freuden des Wiederſehens mit dem Schmerze des Abſchieds verſchmolzen hatte. Wohin er gereiſt war, wußte, außer Lieschen, Niemand.

Dies war im Sommer geſchehn. Als im November deſſelben Jahres der Aufſtand in Warſchau losbrach, konnte man an Lieschen den Ausdruck großer Bangigkeit wahrnehmen.

3.

Der Winter verſtrich im Puttfarkenſchen Hauſe wie überall in Nürnberg.

Um Weihnachten wurden Lebkuchen, weiße und braune, gebacken und Karpfen gegeſſen, dann wurde ein Muſeumball mitgemacht und alle vierzehn Tage ein Theekränzchen gegeben. Trotz aller dieſer Freuden und Luſtbarkeiten war Lieschens Gemüth von Trauer umfangen und dem Rath, der jetzt wieder ein wenig ruhig zu werden anfing, konnte nur des Mädchens Traurigkeit einige Unruhe erregen, denn dabei fiel ihm gleich Friede ein und dann dachte er an den Unfrieden der Völker und daß ihm noch einmal von dieſem Jungen Unheil erwachſen könne.

Er dachte daran, ſich Lieschen vom Halſe zu ſchaffen und hoffte auch dadurch der einſtmaligen Rückkehr ſeines Neffen einen Riegel vorzuſchieben. Iſt ſie einmal weg, weit weg und verheirathet, dachte er, dann mag der Junge kommen, wann er will, er bleibt ſicher nicht lange hier, er läuft Lieschen nach und hat es dann mit ihrem Manne zu thun, ich aber waſche meine Hände.

Seine Wahl ſchwankte nicht lange. Seit vielen Jahren ſchon ſtand er mit dem Hauſe der Herren Johann Peter Raſchmann und Compagnie in Frankfurt am Main in Verbindung. Er bezog nämlich ſeinen Bedarf an Gänſeleberpaſteten von dieſem Hauſe. Der Sohn deſſelben, der junge Monſieur Louis Raſchmann, ein Jüngling wie eine Cigarre, gerade gewachſen, ſchlank, nicht groß, trocken, leicht Feuer fangend, von feinem Geruch und ganz geſchmacklos, war oftmals in Nürnberg anweſend, weil er für das Haus ſeines Vaters reiſ'te, das, nach dem Kunſtausdrucke der reiſenden Handelswelt, in Paſteten machte.

Er wußte viel von der Jagd der Trüffeln zu erzählen, die Puttfarken jeder andern vorzog, weil dabei kein Blut vergoſſen wurde; er zergliederte die Beſtandtheile der Farce von Gänſefleiſch und Trüffeln, die dem Rathe ein freundlicheres Lächeln abgewann, als die beſte Farce auf dem Theater, das Puttfarken nie beſuchte, kurz er ergötzte ihn auf die mannigfachſte Weiſe, bis auf die Erzählung von der Durſtmarter der Gänſe, woraus hervorging, daß der durch die abſcheulichſte Künſtelei erzielte Leckerbiſſen eigentlich eine kranke, in Eiterung übergegangene Leber ſei.

„Wenn ich mir das nicht aus dem Sinne ſchlage, ſo kann ich nie wieder mit Andacht eine Paſtete genießen,“ ſagte ſehr ernſt der Rath und verbat ſich's für die Folge. Er pflegte auch von dieſem Augenblicke an nie eine Paſtete zu öffnen, ohne die Worte auszuſtoßen: „müſſen denn unſere herrlichſten Genüſſe ſich ſtets auf die Leiden unſerer Mitgeſchöpfe gründen? — Nein, dieſe Welt iſt nicht die beſte!“ —

Und damit ſtieß er die ganze Lehre vom Optimismus über den Haufen.

Auf Naſchmann junior hatte Puttfarken ſeine Hoffnung gebaut, der ſollte ihn von ſeiner Marter befreien; dann mag er ſich mit Friede dereinſt abfinden, dachte er bei ſich.

Raſchmann ſchien nicht übel Luſt zu haben, anzubeißen, denn er hielt den Rath, ſeinen Beſtellungen nach, für einen reichen Mann. Er war noch nie in ſeinem Hauſe geweſen, als um irgend eine Beſtellung anzunehmen oder einen Saldo einzucaſſiren. Ihre nähere Bekanntſchaft ſchrieb ſich vom Muſeum her.

An dem Tage des Frühlingserwachens, wo Alles in Nürnberg ſchon Spargel und junge Peterſilie im Ueberfluſſe hatte, machte Puttfarken dem Frankfurter den Vorſchlag, ſein Lieschen zu ehelichen, und lud ihn zur Beſichtigung derſelben andern Tages ins Haus ein. —

Der junge Menſch empfing den Antrag, der ihm nicht mehr unerwartet kam, mit vieler Artigkeit, lehnte aber die Einladung zum Beſuche mit der höflichen Entſchuldigung ab, daß er andern Tages eine Reiſe nach Bamberg antreten müſſe, woſelbſt ſein Haus eine bedeutende Trüffel- und Paſtetenlieferung an einige fette Domherren zu machen habe, er daher das Vergnügen, ſeine Braut kennen zu lernen, bis zu ſeiner Rückkunft aufſparen müſſe, wo er auch alsdann die Antwort von ſeinen Principalen, reſp. Vater vorfinden würde, ohne deſſen Ermächtigung er dies erſte Geſchäft à conto suo ſich nicht abzuſchließen getraute.

Raſchmann erſchien als Sohn und Commis

gleich ehrenwerth, und Puttſarken war damit zufrieden und ließ ihn reiſen.

Nun hatte er ſeine Ruhe, ſein Lebensglück, wie der Knabe den Schmetterling am Faden, den er ſpielend vor ſich herflattern läßt, des Beſitzes gewiß, da trat ſeine Schweſter gleich der Parze mit einer furchtbaren Scheere ihm entgegen und durchſchnitt ihm Alles bis aufs innerſte Herz mit den Worten:

„Weißt Du's ſchon? Der Friede iſt wieder da!“

Und er war wieder da im polniſchen Rocke, mit dem Schnurrbarte und alle Gräuel der polniſchen Revolution traten dem armen Magiſtratsrathe vor die geängſtete Seele.

„Es iſt eine ewige Vereinigung zwiſchen den Rebellen, denen kein Staat klug genug iſt. Gott weiß, wo das Alles noch hinaus will. Ich verſtehe die Kanzeliſten nicht.“ Er meinte damit die Staatskanzliſten, die über der Völker Wohl zu wachen hätten. Er für ſein Theil jedoch verrieth nichts von der Sache, ſondern hielt auf eigene Koſten zwei Nachtwächter. Dies machte Aufſehen und es konnte nicht fehlen, daß die abenteuerlichſten Gerüchte bald im Schwange waren, von einem Neffen, der dem Onkel das Haus über dem Kopfe anſtecken wollte und dergleichen mehr. Niemand wußte jedoch das Wahre als das arme Lieschen, das ein recht betrübtes Leben im Hauſe des Onkels dahinbrachte.

Wir aber haben jetzt nachgeholt, was zu wiſſen nöthig war und ſtehen jetzt wieder beim Anfange dieſer Geſchichte.

6.

Der große Entſchluß war nunmehr gefaßt. Die Nachtwächter wurden eingezogen, das heißt ganz leiſe ins Haus eingelaſſen und die ſcheinbar unbewachte Thür blieb den Verliebten offen. Der Rath, Jacobe und Hanns ſteckten lauernd im Hintergrunde voll der ſchlaueſten Liſt. Ein Paar Nächte war dies bereits geſchehen und noch immer nichts erfolgt.

Die dritte Nacht brach an. Sie war finſterer als die früheren, weil eine ſchwarze Wetterwolke über der Schmaußengaſſe ſchwebte. Die Nachtwächter Weichelt und Kleinlein ſaßen bei gutem Bier und Karten im Erdgeſchoſſe, ihre Lanzen waren an die Wand gelehnt und ſie ſich keines Ueberfalls gewärtig.

Horch! da knarrte die Thür. Die Wächter merkten nichts davon. Ein Paar Füßchen huſchten die Treppe kaum hörbar herab. Wie hätten das ſolche Ohren, wie Weichelt's und Kleinlein's wohl hören ſollen? Und zwiſchen der halbgeöffneten Hausthür umfing ſich's und flüſterte und drückte ſich und küßte, und auf der Schwelle des Puttfarkenſchen Hauſes erblühte eine Glückſeligkeit, von der die Bewohner deſſelben keine Ahnung hatten. Sie blieb aber auf der Schwelle und wollte keinen Schritt über dieſelbe machen. Indeſſen ſchnauften oben im Verſtecke an der Treppe, wie alte Ohreulen im wüſten Gemäuer, voll Angſt, Sorge und Neugier der Rath und ſeine Schweſter. Dem alten dummen Hanns machten die jungen Leute Spaß.

War es, daß das Pärchen mehr küßte als ſprach, aber die Horcher verſtanden nichts Rechtes; denn wenn auch Jacobe ihrem Bruder zuflüſterte: „Hörteſt Du, o Gräuel! deutlich von Dolch und Strafgericht ſprechen ſie! mit Feuer verheeren! u. ſ. w.“ ſo wiſſen wir ſchon, was das ſagen will. Der Rath ſchüttelte bedenklich den Kopf und fragte ſich zurückwendend: „Hanns, haſt Du etwas verſtanden?“ — und der antwortete ein ziemlich vernehmliches: „Ne!“

Die Verliebten hörten es zum Glücke nicht, denn ſie hielten ſich zu feſt umſchlungen.

Schon wurde dem Rathe die Zeit lang, da fing Lieschen zu ſprechen an. Aber der geſpannteſten Neugier zum Trotze waren nur einzelne Worte zu verſtehen, dieſe jedoch im Stande, das ſchrecklichſte Licht über die Verbindungen des aus Polen zurückgekehrten jungen Menſchen zu verbreiten.

Ohne Kotzebue's und Clauren's mächtiges Talent zu beſitzen, die aus zwölf aufgegebenen Worten einen artigen Roman zu machen verſtanden, indem die zwölf Worte über jedem Capitel als Ueberſchrift prangten, konnte der ehrliche Stadtflaſchner Puttfarken ein gleiches Wunder mit leichter Mühe zu Stande bringen. Was er erlauſchte, war Folgendes:

Sauerkraut und Schinken — Dolch — Polen — Begeiſterung — Mundkoch — Was da! — Großfürſt — Verſchwörung — Gift — Trüffeln — Grauſamkeit — Heimliches Gericht. —

Dies waren die zwölf Ueberſchriften zu dem fürchterlichen Romane, den Puttfarken's Phantaſie ganz ohne Mühe ausheckte.

Er war noch mit der Ausarbeitung ſeiner Dichtung beſchäftigt, als Jacobe mit ihren Nägeln, die ſie chineſiſch wachſen ließ, ihn am Schlafrockärmel mit ſolcher Gewalt in ein anſtoßendes Zimmer riß, daß ſie das Fleiſch des brüderlichen Armes mit zu packen bekam und blaue Spuren darin zurückließ.

Friede hatte Lieschen noch einen Kuß gegeben und war fortgelaufen; Lieschen aber war noch einen Augenblick ſtehen geblieben, um dem Geliebten nachzuſehen, dann huſchte ſie eben ſo leiſe die Treppe hinauf, wie ſie herabgekommen war.

„Was ſagſt Du nun?“ ſprach mit ihrer gewöhnlichen Altſtimme Jacobe, da ſie ſich nicht mehr Zwang aufzulegen brauchte, „iſt was an der Sache, oder nicht?“ —

„Ich begreiſe nunmehr Alles und weiß, wo es hinaus will!“ ſprach zitternd der Rath. „Was er ihr mittheilte, war eine Art von Lebensgeſchichte; es bezog ſich Alles auf die Revolutionen, die er mitgemacht hat und worin er es wahrſcheinlich zur Meiſterſchaft brachte. Das Einzige, wobei ich mir am Wenigſten etwas denken kann, iſt das heimliche Gericht.“

„Das kannſt Du nicht begreifen?“ fragte ironiſch Jacobe, „und haſt Du Kuno von Kyburg, Alf von Dülmen, Ida Münſter, und all die ſchönen Bücher nicht geleſen? Weißt Du nicht, was Freigrafen, Freiſchöffen, Freifrohnen, Freiſtühle ſind? Und muß jetzt nicht Alles frei ſein? Drei Splitter mit dem Dolche aus der Thür geſchnitten, in allen Wunden derſelbe Dolch — die unſichtbaren Richter des verborgenen Verbrechens“ —

„Und das ſollte wieder aufkommen?“ fragte Puttfarken.

„Wie denn anders?“ entgegnete Jacobe.

„Und der Junge ſollte auch mit dem heimlichen Gerichte etwas zu ſchaffen haben?" fragte Puttfarken weiter. „Glaubſt Du das, Schweſter?"

„Natürlich!" bejahte dieſe.

„Aber das könnte mir ja keinen Nachtheil bringen" — ſagte Puttfarken halbfragend, halb mit Gewißheit.

„Biſt Du Dir keiner That bewußt, die in den Augen junger Schwindelköpfe Strafe verdiente?" fragte ihn ernſt die Schweſter.

Puttfarken ſagte nichts. Ihm fielen die Blechflaſchen für das ruſſiſche Regiment ein und manches Andre noch. Aber er ſprach nicht weiter davon. Gramvoll ſtieg er in ſein Schlafzimmer hinauf. Die Hausthür knarrte, er ſchauerte zuſammen und ſchlich zum Fenſter. Hanns ließ die Wächter hinaus und ſchloß zu. Er erkannte ſie Beide, denn der Morgen dämmerte bereits. Weichelt bückte ſich und hob etwas auf, das er Kleinlein zeigte — und o Graus! der Rath ſah es deutlich, es waren drei Spähne, aus ſeiner gelben Thür geſchnitten.

Er warf ſich angekleidet aufs Bett, zog die Decke über den Kopf und entſchlummerte bald, aber er träumte von Vehmgerichten, Blutzeugen und Dolchen.

7.

Erſt ſpät ſtand andern Tages der Magiſtratsrath auf und klingelte. Hanns kam und brachte Kaffee und Morgenpfeife.

Mit ſchleifenden Schritten und herabhängenden Armen nahete er ſich dem Tiſche, um die Pfeife zu ergreifen; denn was ihm auch Böſes im Leben begegnet war, dieſes Morgen- und Rauchopfer unterließ er nie. Es zerſtreue die Sorgen und erleichtre die Bruſt, ſagte er; und in der That wollen die Aerzte der herba nicotiana eine ſtark abführende Kraft zuſchreiben.

Schon hatte er die Hand nach der Kölniſchen Pfeife ausgeſtreckt, als er mit Entſetzen weit vom Tiſche zurückſprang und in einen Lehnſtuhl fiel. So erſchrickt der Bramin, wenn er unter den heiligen Blättern am Ganges einen ſchlummernden Paria erblickt, ſo ſpringt der Jäger zurück, deſſen Fuß einer Klapperſchlange zu nahe kam. Und wirklich war, was Puttfarken erblickt hatte, eben ſo arg. Denn auf dem geöffneten Tabacksbeutel von Jacobe's Händen geſtickt, worauf in friedlicher Eintracht ein Scorpion und ein Krebs, die Himmelszeichen der Geburt der Geſchwiſter, zu ſehen waren, lagen drei gelbe Spähnchen, etwas größer als gewöhnliche Schwefelhölzchen.

Der Rath ſchloß ſogleich die Augen und ſuchte die Beſinnung zu verlieren, indem er ſich ſo ſchnell als möglich ſeine magiſtratualiſche Wirkſamkeit vorzuhalten bemühte. Es glückte ihm nur halb. Da fiel ihm ein, ſich vorzuſtellen, es ſei nur ein böſer Traum, wie er in voriger Nacht ja mehrere noch unſinnigere geträumt; dieſe Träume haben aber ihren Urſprung aus dem Magen, und da Tabacksrauch den Magen erleichtern könne, ſo ſei es gerathen, zur Pfeife zu greifen, und hiermit öffnete er wieder die Augen.

Aber, o Graus! das Erſte, was er erblickte, war Hanns mit den verhängnißvollen drei Spähnen in der Hand.

„Ja, Herr Rath,“ fing er an, „die Frevler haben mit einem ſchneidenden Inſtrumente unſere Thür zerſchnitten. Das ſind die drei Splitter, die mir der Kleinlein, einer von unſern Nachtwächtern, heut Morgen übergab.“

„Mit einem ſchneidenden Inſtrument?“ wiederholte Puttfarken. „Vielleicht mit einem gläſernen Dolche“ —

„Ach nein,“ ſagte Hanns, „das iſt mit einem guten Meſſer geſchnitten, das ſieht man. Unſere Thür iſt von hartem Eichenholze, und da mußte das Meſſer ſchon recht ſcharf ſein. Aber der Henker mag auch wiſſen, was ſie denn immer nur mit unſerm Hauſe vorhaben?"

„Ja — wo iſt der Henker, der das wiſſen mag?" ſeufzte Puttfarken in ſich hinein — „ich wollte ihn umarmen dieſen Henker, er ſollte mein Bruder ſein!"

Und in dieſem Augenblicke trat ſeine Schweſter zur Thür herein.

Auf ihren herriſchen Wink entfernte ſich Hanns ſogleich.

„Na" — rief ſie barſch im Alt, „haſt Du einen Entſchluß gefaßt?"

Der Bruder hielt die drei gelben Spähnchen wie ein Vergißmeinnicht ihr entgegen.

Sie, welche glaubte, es ſeien Zahnſtocher, brummte: „was ſoll das? ich habe heut noch nichts Fleiſchiges gegeſſen."

Von dem Mangel an Zähnen ſchwieg ſie aus weiblicher Eitelkeit.

Dem Rath, deſſen ohnehin zartes Nervenſyſtem ſehr gereizt war, kam ſie in dieſem Augenblicke wie ein ordinaires fleiſchfreſſendes Thier vor, und er mußte ſich, halb mit Ekel erfüllt, von der ihm ſonſt werthen Perſon wegwenden.

„Nun, was hältſt Du ſie denn noch immer?“ ſchrie ſie heftig, „ich frage, ob Du daran gedacht haſt, was jetzt in der Sache zu thun ſei?“

„Vor allen Dingen, Jacobe,“ ſprach der Rath, „bemerke die drei Spähne aus meiner Thür, ach! es ſind Spähne zu meinem Sarge.“

Jacobe blickte hin. „Und?“ fragte ſie.

„Was Du geſtern von den Vehmrichtern ſagteſt, hat ſeine Richtigkeit,“ ſeufzte Puttfarken, „ſie ſind hier geweſen, ſie haben die fürchterliche Mahnung ergehen laſſen, ich muß mich ſtellen am Kreuzwege, ſie werden mir die Augen verbinden, ſie werden mich richten in Nacht und Blut und ich werde getilgt ſein von der Erde, als wenn ich nie darauf geweſen wäre.“ —

„J warum nicht gar!“ ſprach die Schweſter, „ſo weit kommt’s nicht, aber die Hände darfſt Du nicht in den Schooß legen. Mit dieſen drei Spähnen ging ich hin zur Polizei und zeigte Alles an, was ich wüßte“ —

„Und was iſt damit gewonnen?“ fragte der Bruder — „was kann die arme Polizei gegen ein heimliches Gericht ausrichten? Straßenkoth, Wanderbücher, Reiſepäſſe, Diebſtahle und Prügeleien, das ſind ihre Reiche und da übt ſie Wunder aus, aber Vehmen — ich bitte Dich, Vehmen! Was kann da eine ſo dumme Polizei? ich muß ja das wiſſen als Magiſtratsrath, da die Polizei zum Magiſtrate gehört.“ —

„Nun, ſo denke Dir ſelber etwas aus, wenn Du Alles beſſer wiſſen willſt!“ brummte die Alte. „Ich bin der Meinung, eine wohleingerichtete Polizei könne Alles, was ſie will.“

„Dem iſt nicht ſo!“ ſprach wichtig Puttfarken, „aber ausgehen will ich und einige Freunde von meiner Lage in Kenntniß ſetzen. Bewährte Männer ſind's, die werden mir rathen, denn mit Deinem alten Jungfernverſtande iſt's doch nicht weit her, Kobchen.“ So nannte er ſie, um den „alten Jungfernverſtand“ zu verſüßen, der ihm nur ſo herausgefahren war.

Sie aber ſah ihn höhniſch an, wollte mit den Zähnen knirrſchen, beſann ſich aber gleich, ſtampfte dafür mit dem Fuße und verließ das Zimmer.

„Gut, herzensgut, nur etwas jähzornig!“ ſagte der Rath vor ſich hin, indem er ſich anzog und zum Ausgehen anſchickte.

Er ſuchte ſeine bewährten Freunde auf, die drei Mann hoch in einem Weinſtübchen hinter dem Rathhauſe ſaßen und ſich ihren Lieblingswein, den nunmehr vaterländiſchen Aſſenthaler, gutſchmecken ließen und dazu aus abenteuerlichen Zinngefäßen ganz vortreffliche Bratwürſte verſchmauſten. Sie freuten ſich, als ſie den ehrenwerthen Magiſtratsrath Puttfarken zu ſich eintreten ſahen.

Nach der erſten Bewillkommnung und nachdem der Wirth das volle Glas vor den Rath hingeſetzt hatte, fiel ihnen ſämmtlich ſeine ſeltſam verſtörte Miene auf. Sie durften nicht lange nach der Urſache fragen; Puttfarken geſtand Alles offen.

„Abgeſehen von der Gefahr“ — nahm der uns von dem Abenteuer in der Goſſe her noch wohlbekannte Volksdichter Dünkelſpiel das Wort, „hat die Sache ſehr viel Romantiſches, und ich würde Euch rathen, Freund Puttfarken, das Abenteuer zu beſtehen.“

„Wie meint Ihr das, Menſch?“ rief ganz außer ſich der Rath.

„Ich ſähe Alles ruhig mit an, bis ich wüßte, wo es hinaus wollte; ich ließ mich laden, ich ſtellte mich, den Hals wird es nicht koſten.“

„Nein, das kann er nicht!“ ſagte kopfſchüttelnd der Wirth, indem er Gläſer abtrocknete.

„Nein, das darf er nicht!“ ſchrieen die andern Beiden.

„Nein, das kann und darf ich nicht,“ ſagte feſt der Rath, indem er tief Athem holte.

„Und warum nicht?“ warf Dünkelſpiel ein und ſchlug auf den Tiſch — „wär' ich's, ich thät's — ich hätte einen köſtlichen Stoff, um ein Gedicht zu fabriciren.“

„Iſt das ein Stoff für einen Volksdichter?“ ſprach ein ſtattlicher Mann mit einem ziemlich ſatyriſchen Geſichte, der Mediziner, Doctor Ziegengeiſt, „wie Alles in der Welt, ſo geht auch unſere Volkspoeſie herunter.“

„Ei was, Volkspoeſie!“ fiel ihm erbittert Dünkelſpiel ins Wort, den es ſtets verdroß, ſich einen Volksdichter nennen zu hören, „gibt es ein Nürnberger Volk? nein! mithin kann es auch keine Nürnberger Volkspoeſie geben.“

„Mit Verlaub!“ bemerkte der Dritte im Bunde, der Flitterfabricant Süßlein aus Fürth, „meine gelehrten Herren, da muß ich widerſprechen. Halten ſich die Nürnberger etwa zu vornehm, um Volk zu ſein? Sind es etwa lauter Patrizier? Haben wir in Fürth und Erlangen und Vorchheim Volk, ſo muß es auch ein Nürnberger Volk geben; — oder iſt dies etwa Keines?“ —

Hier riß er ein Fenſter auf und zeigte auf die zankenden Obſtweiber und die arbeitenden Rußigen, dieſe Nürnberger Bravo's, die für einige Batzen dem Feinde die Knochen zu Brei ſchlagen.

Doctor Ziegengeiſt lächelte ſtumm.

Dünkelſpiel hatte nicht zugehört und ſah nicht hin. —

„Ich bin Mitglied des Blumenordens, Pegneſiſcher Schäfer, und muß als ſolcher dichten und dichte daher. Ich möchte mich den Teufel um Eure Völker ſcheeren, und am allerwenigſten um das Nürnberger Volk. Nennt Euern Grübel Volksdichter, er war es, ich habe mit ihm nichts gemein. Herr von Göthe, Excellenz, nennt ihn einmal einen Philiſter.“

„Die Volkspoeſie liegt im Verfall,“ ſeufzte Ziegengeiſt, „wir werden am Ende nichts mehr haben, was uns vor Andern auszeichnet.“

„Bitte, bitte! unſern ſchönen Brunnen, die Spargel, die Lebkuchen und Kaspar Hauſer nicht zu vergeſſen,“ ſagte der Wirth und lüſtete dabei ein wenig die grüne Mütze, die in jener Gegend der Wirth tragen darf, während die bezahlenden Gäſte unbedeckt daſitzen müſſen.

„Haßte ich die Franzoſen nicht ſo ſehr von Herzensgrunde und ſtände ich ihnen das kleinſte Fünkchen Poeſie zu, ich würde mich unſern Beranger gern nennen, wie mich neulich einige Preußiſche Poſtbeamte benannten, die hier durch zu ihrem Chef, dem Herrn von Nagler, nach Frankfurt reiſten. Die Leute waren weit herumgekommen und ſollen jenen Chauſonnier perſönlich gekannt haben," ſagte ſich blähend Dünkelſpiel, dem der Wein ſchon zu Kopfe zu ſteigen begann, „es gefiel mir gar nicht übel und ich nahm es faſt für ein Compliment."

„Aber Freunde," fing nun wieder Puttfarken an, „Ihr ſtreitet, wie mir ſcheint, um des Kaiſers Bart, und laßt mich im Stiche. Sprecht, rathet, helft, was ſoll ich beginnen? Hier ſind die Spähne — das Daſein des Gerichtes iſt erwieſen, mein eigener Neffe ſteckt darunter, er kann mich nicht leiden, er iſt vielleicht ſelbſt mein Ankläger — was ſoll ich thun?"

Hier ſprachen Alle durcheinander und machten den Lärm, den die ſtiller denkenden Deutſchen gewöhnlich in Wein- und Bierhäuſern zu machen pflegen.

„Was bringt Euch aber auf den Gedanken" — ſagte Ziegengeiſt, raſch eine Pauſe benutzend, „daß Euer Neffe einen Haß gegen Euch nähre?"

„Seht, Freund," verſetzte Puttfarken, „ich habe den Jungen ins Haus genommen, habe ihn auf die Schule geſchickt und dann nach Erlangen. Es war das beſte Herz von der Welt, aber die verdammten Zeitſchwindel haben ihn mir ſo verdorben.“

„Die Zeitſchwindel?“ lachte Ziegengeiſt, der ein Liberaler war, wie Keiner, „Ihr ſelbſt ſchwindelt wohl?“

„Mit nichten!“ nahm der Rath wieder das Wort. „Aber kann es anders ſein? Wenn ſolch ein Menſch nach Frankreich geht und dort zuſehen kann, wie man einen alten ſiebenzigjährigen König fortjagt, wie man Miniſter anklagt, verurtheilt, feſtſetzt; wenn er ferner nach Polen überſchifft“ —

„Das hat er nicht gethan“ — ſchrie Dünkelſpiel.

„Das hat er gethan“ — ſchrie entrüſtet Puttfarken.

„Nach Polen ſchifft man nicht,“ bemerkte Ziegengeiſt, „man reiſt dahin.“

„Gleichviel, unterbrecht ihn nicht!“ verlangte Süßlein.

Hier ſprang mit offenem Rocke, ohne Hut, der Buchhändler Wieſel herein, und verlangte, ſich die Hände reibend, Wurſt und Wein.

„Was gibt es? was iſt los? wißt Ihr was Neues? ich bin den ganzen Morgen nicht aus der Officin gekommen;“ ſo ſprach er mit vollem Munde und fließender Suade.

Man bat ihn, ſich ſtill zu verhalten und zuzuhören, Puttfarken gab nun Alles von ſich und ſchloß mit dem Bemerken, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als ſeine Nichte Lieschen aus dem Hauſe zu haben, weil dieſe ihm der Magnet zu ſein ſcheine, der ihm das Unglück über den Hals zöge. Auch hielt er nicht hinter dem Berge mit dem jungen Frankfurter Gänſeleberfabricanten und ſeinen Hoffnungen, die er an ihn knüpfte.

Ziegengeiſt und Dünkelſpiel, die ſo ſtark in ihren Anſichten über Volkspoeſie divergirten, waren hierin einig, daß die Furcht Puttfarken's denn doch übertrieben ſei, und daß es mit dem heimlichen Gerichte vollends keinen Halt habe; aber Wieſel bat ums Wort und ſtand auf: „was iſt heutzutag unglaublich? iſt es nicht ein Gräuel, wenn man Alles ſo recht bedenkt, was vor unſern Augen paſſirt? Wir Buchhändler wiſſen das am Beſten zu beurtheilen, wenn wir den Meßkatalog ſtudieren. Ich wünſchte, einer ſchriebe ſeine Vermuthungen auf, über das Daſein einer heiligen Vehme im Jahre 1832, ich wollte Verleger dazu ſein."

Ziegengeiſt ſtand auf, ſtrich ſich die Haare nach hinten, machte einen Gang durchs Zimmer, ſchnupfte ſtark und machte dann einen Knoten ins Schnupftuch. Er ſtellte ſich vor den Spiegel und ſah den Autor des zukünftigen Werkes lange bedeutungsvoll an.

„Vergeſſen wir das Wunderbarſte des Wunderbaren, das unſere Mauern in ſich ſchließen?“ fragte Wieſel, ſich rings umblickend.

„Ihr meint die Kurfürſten, die um den Kaiſer gehn, an der Lieb-Frauenuhr?“ fragte Süßlein.

„Schnack!“ ſchnob Wieſel, „ich meine Kaspar Hauſer, dieſen Nürnberger Nil, deſſen Quelle ſtets in Dunkel gehüllt bleibt.“

Er hatte Recht, den Findling „Nil“ zu nennen, weil einige Verlagsſchriften, womit er Deutſchland überſchwemmt hatte, ſeine dürre Buchhändlerkaſſe befruchteten.

„Wer löſt dieſes Räthſel?“ fragte Wieſel weiter, „und iſt es nicht da? iſt es unglaublicher, ſchrecklicher, romantiſcher, daß Puttfarken durch drei Spähne zum Gericht geladen wird, als daß man Hauſer am hellen Mittage im eigenen Hauſe mit einer Art niederſchlägt? Ich glaube ſogar, daß Alles dies zuſammenhängt.

Puttfarken zitterte laut.

„Ja, da iſt ſchlimm rathen. Nichts thun iſt das Beſte und abwarten,“ meinte Süßlein, ſeinen Hut nehmend.

Die andern Freunde ſtimmten ſo ziemlich dieſer Anſicht bei. Und Wieſel fügte noch hinzu:

„Da es erwieſen iſt, daß Lieschen den Burſchen ins Haus zieht, und da für Lieschen die Ausſicht zu einer Partie ſich findet, ſo iſt es das Beſte, über Hals und Kopf mit Raſchmann abzuſchließen und ihm das Mädel zu geben. Ein Paar Tauſend Gulden herauf oder herunter, darauf darf es in dieſem Falle nicht angeſehen werden, das iſt meine Meinung.“

„Ja, Gevatter, das wird das Beſte ſein!“ ſagten Alle.

„Er iſt aber nicht hier, ſondern zur Zeit in Bamberg,“ bemerkte Puttfarken.

„So muß keine Zeit verloren werden, hinzuſchreiben!“ ſagte Wieſel, „ſchnell, Dinte, Feder und Papier und geſchrieben: er möge bald hereilen, wollte er das Mädel heimführen, weil Ihr — Puttfarken, der Oheim, ſonſt anders über ihre Hand diſponirtet. Uebrigens laßt von reichlicher Mitgift einige Wörtchen einfließen, und macht es dringend.“

Puttfarken ſchrieb mit zitternder Hand große Buchſtaben, eine Art von Klempner-Fractur, da er, ſeit er die Stadtflaſchnerei aufgegeben hatte, auch nicht einmal mehr Rechnungen ſchrieb und ihm die Uebung fehlte.

Aus dem Weinhauſe ging er zur Poſt, um den Brief ſelbſt hinzubringen.

8.

Wer jemals des Morgens aus Bamberg fuhr und die liebliche Gegend bis Erlangen mit einem Lohnkutſcher durchzog, weiß, wie heißhungrig man in die gaſtliche Pforte des goldenen Kreuzes in Bayersdorf tritt und weder nach dem Urſprunge der nahen Ruine fragt, noch wiſſen will, ob Bayersdorf ein Lehn der Freifrau gleiches Namens in München ſei, ſondern einzig und allein bemüht iſt, einen jener blaugeſottenen Karpfen zu erlangen, welche die freundliche, dicke Wirthin ſo herrlich zu bereiten verſteht. Das köſtliche Naturproduct, das Bayersdorf in der Küchenhandelswelt berühmt macht, der Meerrettig, weiß wie carrariſcher Marmor, gerad gewachſen, hart und doch nicht holzig, würzt das Mahl, und der nettare di Bayersdorf, eines der vortrefflichſten Biere zwiſchen der Iſar und dem Main, labt den Durſtigen mit nie verſiegender Fluth.

Mittag war bereits lange vorüber, wie die Berge von Karpfengräten, die vor einigen Reiſenden auf den Tiſchen lagen, bezeugen konnten, und die kleine Gaſtſtube füllte ſich außer jenen Fremden, mit Geſchrei, Tabacksrauch und Bayersdorfern, die ſich um dieſe Zeit gewöhnlich einzuſtellen pflegten. Ein junger Mann ſitzt in der einen Ecke und raucht nachdenkend ſeine Pfeife. Jetzt erſchallen aus dem Nebenzimmer die Klänge eines jammervollen Claviers. Es iſt der Sohn der Wirthin, der eine muſikaliſche Uebung anſtellt. Der Fremde ſteht auf, hört freundlich zu und zeigt dem Jungen die rechte Fingerſetzung zur Freude der Bier einſchenkenden Mutter und des Bier trinkenden Vaters.

Am andern Ende der Stube, bei trübbrennendem Lichte und ganz in Dampf gehüllt, ſitzen drei Jünglinge, dem Anſcheine nach Muſenſöhne, in leiſem Geſpräche. Der Eine von ihnen, ein hübſcher Burſche mit ſtattlichem Schnurrbarte, ſteht auf, um einen Fidibus zu ſuchen, und da er ein zuſammengerolltes Papier, deſſen Ende bereits angebrannt iſt, auf dem leeren Platze des Fremden findet, ſo will er ſich deſſen bedienen.

Schon hat er es zum Lichte geführt, als ſein Arm plötzlich, wie vom Blitze gerührt, hinabſinkt, denn er erkennt die Runenſchrift ſeines Oheims und lieſt den Namen Lieschen.

Der junge Menſch iſt nämlich Niemand anders als Friede.

Die Gefährten wollen wiſſen, was ihn ſo ſeltſam bewegt; er aber, ohne zu antworten, führt das Papier abermals zum Lichte, doch nur, um zu leſen. Es iſt Puttfarken's Brief an den jungen Monſieur Naſchmann aus Frankfurt am Main, mit dem dieſer ſich die Pfeife angezündet hatte, ehe er ſeinen muſikaliſchen Unterricht im Nebenzimmer begonnen. Friede gerieth außer ſich. „Wie ſchnöde handelt mein alter Onkel, des himmliſchen Lieschens Hand ſolchergeſtalt zu verkuppeln. Dem Fremden, der ſie nimmt, noch volle Geldſäcke an den Hals zu werfen und dann um ſchnelle Entſcheidung zu bitten, um nur das Mädchen recht bald loszuwerden. Nein, Freunde, jetzt iſt die höchſte Zeit, ich darf nicht länger zaudern, mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiele."

„Aber Du haſt denn doch Rückſichten," — ſagte einer der Freunde.

„Ich kenne keine mehr!" rief Friede. „Ich habe eine ernſte Schule durchgemacht, Brüder, und es gelernt, daß unſere Vorurtheile längſt in ſauere Gährung übergegangen ſind und als ungenießbare Speiſe weggeworfen werden müſſen.

Was ich gethan habe, kann ich vor mir ſelbſt verantworten und Niemandem geſtehe ich ein Recht zu, mich darüber zur Rede zu ſtellen. Deshalb hoffe ich auch mit meinem Onkel fertig zu werden, denn ich habe Mittel in Händen, die ihn bekehren ſollen. Ich glaubte, auf Alles gefaßt zu ſein, aber jetzt, da ich dieſes leſe, iſt mein Muth gebrochen. Was ſoll ich beginnen? Jener Menſch, der ſo eben durch ſeine falſchen Griffe auf dem ſchlechten Inſtrumente unſer Inneres zerreißt, iſt der Auserwählte, dem Puttfarken die Hand meines Mädchens beſtimmt hat. Er bittet ihn, ſchnell nach Nürnberg zu kommen, und ſie in Empfang zu nehmen, wie man eine Waare in Empfang nimmt, und was läßt ſich anders erwarten, als daß er hinreiſen wird, um Lieschens Mann zu werden.“

„Ei, das ſoll er wohl bleiben laſſen!“ rief, den Fremden, der noch immer klimperte, ſcharf ins Auge faſſend, einer von Friede's Freunden. „Es wurde an dieſem Platze ja ſchon ſo mancher Burſchenſtreich ausgeheckt und ausgeführt. Laßt uns nachdenken! Sollte denn das Kerlchen dort nicht einen einzigen ſchwachen Zipfel haben, woran er zu packen wäre? und hatte Achill doch einen und war mehr als der!“ —

„Wir wollen uns mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen,“ ſagte der Andere, „doch da iſt er ſchon, er ſcheint mit uns anbinden zu wollen.“

Der junge Raſchmann trat auf Friede zu, der gedankenvoll in ſeines Onkels Brief ſtarrte.

„Ich ſuchte meinen Fidibus und fand ihn nicht,“ fing er an, „wollten Sie mir wohl den Ihrigen — ei, der Tauſend! das iſt ja mein Brief — wie kommen Sie dazu?“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Friede, indem er ihm das Papier zurückgab, „ich kenne den Schreiber dieſes Briefes und erkannte ihn an der Handſchrift.“

„Schreibt eine ſaubere Pfote, der Kauz!“ ſagte Raſchmann, „muß ſich nicht viel in ſeinem Leben mit Correſpondenz befaßt haben. Na, konnten Sie's herausbringen, was er will? Mir iſt's ſchwer genug geworden. Ich ſoll ſein Gänschen von Nichte heirathen, habe aber gar keine rechte Luſt dazu. Man hört ſo ſeltſame Dinge von dem Manne — doch — Sie kennen ihn ja.“

Die drei Freunde blickten ſich bedeutend an. — Die Offenheit, womit der Milchbart ſeine geheimen Angelegenheiten zum Beſten gab, lieferte einen Gradmeſſer ſeiner Einfalt. Auf Friede machte ſeine Aeußerung den beſten Eindruck.

„Was, werd' ich ihn nicht kennen?" fing der eine von Friede's Freunden ſogleich im jüdiſchen Dialekte an, „unſer Eins kommt ſtets mit Leuten in Berührung, die an der Herzbeutelſchwindſucht leiden; doch, wenn ich ſage: Herzbeutel, ſo verſtehe ich darunter: Geldbeutel, verſtehen Sie mich?"

„Wie das? erklären Sie ſich deutlicher!" ſagte neugierig Raſchmann.

„Nun, ich meine —" ſagte der Erſte, „es iſt ein ſonderbares Ungefähr, daß wir Alle hier gerade zuſammenkommen müſſen. Wir Alle nämlich ſtehen mit dem guten, braven Herrn Puttſarken in naher Berührung. Dies nämlich —" indem er auf Friede deutete — „iſt der Reiſende von einem Handelshauſe in Bremen, dem der Herr Magiſtratsrath die fälligen Wechſel für Auſtern, Schellfiſche und Kabeljaue nicht bezahlen kann; — der Andere hier iſt der junge Herr Oleander aus Trieſt, der in gleicher Abſicht nach Nürnberg kam, aber eben ſo ſeine Wechſel für gelieferte Weine proteſtiren laſſen mußte, und ich bin, mit Ehren zu melden, Süskind Nathan aus Vorchheim, der Sohn von dem alten Nathan Süskind Vorchheimer, der nach Nürnberg reitet, um mit dem Herrn Puttſarken ſich freundſchaftlich auseinander zu ſetzen; wenn ich ſage: freundſchaftlich auseinander zu ſetzen, ſo verſtehe ich doch damit: auspfänden zu laſſen; verſtehen Sie mich?“

Raſchmann war außer ſich. Die drei Freunde ſprachen, ihren Rollen gemäß, fort. Es blieb dem Frankfurter Fant kein Zweifel, daß Puttfarken ein durch übermäßige Verſchwendung, namentlich durch Völlerei und Schlemmen, gänzlich zu Grunde gerichteter Mann ſei.

„Zwar hat er mir die Paſteten ſtets richtig bezahlt,“ ſagte der junge Raſchmann, „aber es war denn doch merkwürdig, was er nur allein in dieſem Artikel verſchwendete.“

„Natürlich!“ ſchrie Süskind Nathan, „es iſt ja der größte Gourmand unter der Sonne. Der frißt Ihnen Alles auf. Equipage, vier Pferde, Mobiliar, Waarenlager, ein Haus mit einem Garten — ich ſag' Ihnen, ein Garten mit Alleen, Fontainen und ſteinernen Statuen, Alles hat er aufgefreſſen! Der hat einen Magen! Sein ganzes Vermögen liegt darin begraben. Wär' er ein ruſſiſcher Fürſt, deſſen Vermögen nach Seelen berechnet wird, ſo hätte er eine halbe Million Seelen wie Nichts verſchlungen. Kann das ein Haifiſch?“ —

„Und der will ſich mit unſerm Hauſe verbinden?“ rief Raſchmann, „das ſollte mir fehlen! Nein, es war recht gut, daß Sie meinen Fidibus nahmen; ich danke Ihnen für Ihre Aufklärungen. Sie gehen alſo Alle nach Nürnberg, um ſich von dem Kerl bezahlen zu laſſen?“

„I nun ja, meinetwegen!“ rief luſtig Süskind Nathan, „wir wollen Alle miteinander. Kann man auch von ihm nichts Baares kriegen, ſo iſt doch vielleicht ein Geſchäftchen in Nürnberg zu machen.“

Während nun Raſchmann nach dem Stalle ging, um ſein Pferd herauszuziehen, ſtanden die drei Freunde unter Gottes freiem Himmel und beſprachen ſich darüber, wie ſie ihre Liſt zu Ende bringen wollten. — Friede umarmte den ehrlichen Bruder, der die Rolle des Süskind Nathan ſo trefflich ſpielte, und war wieder ganz glücklich. Dann ſprach er ernſt: „Nun hab' ich's feſt beſchloſſen! kein Aufſchub mehr! Dem heimlichen Gerichte werde das Uebrige anheim geſtellt!“ —

Das Hinzutreten Raſchmann's, der ſein Pferd am Arme führte, machte ihrem Geſpräche ein Ende. Sie zogen ihre Philiſter ebenfalls aus dem Stalle und ritten die Straße nach Nürnberg, die der Mond beleuchtete.

9.

Während Puttfarken nun ſeinen geliebten Befreier, den jungen Raſchmann, ſtündlich erwartete, war Alles ruhig im Hauſe geblieben.

Lieschen war Nachts in ihrem Zimmer, es gab nichts zu erlauſchen und die Wächter brachten am Morgen weder Spähne noch ſonſt Verdächtiges.

Puttfarken gab ſich der angenehmen Hoffnung hin, das geheime Gericht ſei vielleicht durch die geheime Polizei entdeckt, und von der öffentlichen ſodann aufgehoben worden, und die Gefahr ſei für diesmal glücklich vorüber. Wenn auch Niemand in der guten Stadt Nürnberg bis jetzt etwas von einer geheimen Polizei geahnet hatte, ſo dachte Puttfarken bei ſich ſelbſt: von einem heimlichen Gerichte ahnen ſie auch nichts, die Schafsköpfe! und doch iſt es, da es Spähne aus Thüren ſchneidet!

Er wäre wieder ganz ruhig geweſen, hätte nicht Jacobe jeden Leckerbiſſen, den ſie dem Bruder bereitete, mit einer Brühe von Beſorgniſſen und Beängſtigungen verſehen, die ſie ihm in großen Doſen nachzuſchlucken gab.

Eines Tages, da er ihren entſetzlichen Muthmaßungen entgehen wollte und zeitig einen Freund beſucht hatte, der mit ihm „gleiche Geſinnungen brüderlich theilend,“ ihm ein treffliches Frühſtück vorſetzte und er eben, des Guten faſt übervoll, um die Mittagsſtunde wieder in die Schmaußengaſſe trat, um ſich nach Hauſe zu begeben, fiel es ihm auf, daß aus dem obern Stockwerke deſſelben eine Menge kleiner Papierſtückchen herabflatterten, die wie Eintagsſchmetterlinge am Abend ihres Lebenstages weit und breit die Schmaußengaſſe bedeckten.

Weil ihm nichts dieſer Art unwichtig ſchien, ſo ſtutzte er einen Augenblick, da es ihm aber in ſeiner jetzigen Verfaſſung, das Frühſtück im Leibe, nicht möglich war, die Stückchen aufzuleſen, ſo ging er, darüber nachdenkend, ins Haus, was wohl auf jenem Papiere geſchrieben geweſen ſeyn mochte. An der Thür fand er Hanns, der mit geheimnißvoller Miene ihn in die ſogenannte Prachtküche winkte, die im Vorhauſe, mit ihren ſchönen Zinn- und Porzellangefäßen, den Erbſtücken einiger Jahrhunderte, als Jacobes grünes Gewölbe und Ambraſer Cabinet prangte.

„Was gibt es, Hanns?“ fragte neugierig der Rath.

„Ach, mein Gott, viel Neues und nichts Gutes!“ ſagte dieſer ſehr geheimnißvoll, „den ganzen Morgen ein Kommen und Gehen, Bekannte und Unbekannte. Erſt ein Herr Raſchmann aus Frankfurt, dann ein Mann mit einem Schnauzbart —“

„Schnauzbart?“ ſchrie wild der Rath.

„Nicht unſer Friede,“ ſagte Hanns, „die gingen dann wieder zur Thür hinaus, der Herr Raſchmann und der Schnauzbärtige. Nun kommt aber das Beſte — ein fremder Jude —“

„Iſt ein Jude das Beſte, Eſel!“ rief ungeduldig Puttfarken.

„Unterbrechen Sie mich nicht, denn ich kann ſo nicht ordentlich erzählen,“ fuhr Hanns fort. — „Dieſer fremde Jude fragte nach Mamſel Lieschen, und ging die Treppe hinauf, als wäre er ganz bekannt. Ich ſagte, er möchte nur ins Vorzimmer treten, ich wollte Lieschen herunterholen. Halt, denk ich mir, du kannſt lange warten, und laufe ſchnell zu Mamſell Schweſter, die ihn ausforſchen ſoll. Die Mamſell iſt, beim Henker, grade auch nicht zu finden und zieht ſich an. Bis ſie mich hereinläßt, ich ihr Alles mittheile, und wir nach dem Vorzimmer herunterkommen, iſt dies leer, kein Jude zu hören noch zu ſehen, und wir ſtehen da und haben das Nachgucken. Aber mitgenommen hat er nichts.“

„Und Du kannſt glauben, daß er wieder fortgegangen iſt?“ fragte Puttfarken und ein ungemeiner Scharfſinn lagerte ſich zwiſchen ſeine Braunen. „Der iſt noch hier im Hauſe, hier verſteckt. Brav! nun ſind wir geliefert. Das war eben ſo wenig ein Jude, wie ich einer bin. Ein Vehmrichter war es! ein heimlicher Richter! ſie wollen mich heimlich richten!“

Bei dieſen Worten troff dem armen Manne der Schweiß vom Geſichte, das glühend roth, von Schweiß und Puder durchrieſelt, dem bekannten „Strom der Zeiten“ zu vergleichen war. Er nahm mit Ungeſtüm ſeinen breitrandigen Hut ab, um ſich die Stirne zu trocknen, ſiehe, da fielen mehrere von den Papierſtückchen, die aus dem Fenſter geworfen wurden, und die ein günſtiger Wind auf den Hut des Raths geführt hatte, zur Erde.

Schnell bückte er ſich darnach, ſetzte die Brille auf und las folgende Wort-Fragmente:

„Heimliches Ger — Meſſer — Feu — — Leib — —“

„Nun iſt's richtig!“ ſagte er entſetzt, „den Leib des armen alten Onkels, meinen unglücklichen alten Leib wollen ſie richten! Mit Meſſer und Feuer! Gräßliche Strafen verhängen! O, Böſewicht! Böſewicht! Was hat Dir des Onkels armer Leib gethan?“

Er bedeckte mit beiden Händen das Geſicht, dann ſprang er auf.

„Wo iſt meine Schweſter?“ fragte er.

„Oben in der Küche!“ antwortete Hanns.

„Das kalte Ungeheuer ſteht am Feuer und kocht, wenn heimlich hier im Hauſe Gericht gehalten wird,“ wimmerte er, „aber komm' nur mit, Hanns, wir wollen das Haus durchſuchen.“

Bei dieſen Worten zog er Hanns nach ſich und ſie ſchlichen leiſe die Treppe hinauf. Die Thür des Vorzimmers war offen. Der Rath trat ein.

„Hier auf dieſem Flecke ſtand er, als ich ihn verließ,“ ſagte Hanns laut.

Der Rath ward aber wie von einem elektriſchen Schlage durchzuckt und deutete ihm an, nicht zu muckſen, denn ſeine Blicke fielen auf einen großen leeren Schrank, deſſen Schlüſſel ſteckte, und der in einer Ecke des weitläuftigen Zimmers daſtand. Nun begann die lächerlichſte Pantomime, die man ſehen konnte. Der Rath hatte nämlich die Gewißheit, der Jude ſtecke in dieſem Schranke und deutete dies Hanns mit grellen Gebehrden an. Dann winkte er ihn in ſeine anſtoßende Stube und zog leiſe die Thür nach ſich zu.

Mamſell Jacobe, die eben an Lieschens Thür ſo Manches erlauſcht zu haben glaubte, war wie gewöhnlich — wenn ſie aus der Küche ſich fortſtahl — mit einer Bratpfanne in der Hand, heruntergekommen, um ihrem Bruder eine Mittheilung hierüber zu machen. Da ſie ſtets auf Filzſohlen, um Alles beſſer behorchen zu können, einherſchlich, ſo war ſie ungehört zur Thür des Vorzimmers gekommen und hatte bemerkt, wie ihr Bruder und Hanns ſich Zeichen vormachten, als wären ſie vom Veitstanze geplagt.

Nachdem Beide fort waren, trieb ſie die Neugier den Schrank zu öffnen, dem die Zeichen offenbar gegolten hatten.

Sie hatte aber kaum den Schlüſſel umgedreht, als ſie die Schritte der Zurückkehrenden vernahm und beſann ſich nicht lange, um vielleicht einem andern Geheimniſſe auf die Spur zu kommen, da ſie ihrem ſchwachköpfigen Bruder nicht mehr recht traute, und ſprang in den Schrank, deſſen Thür ins Schloß ſiel.

Hanns und der Rath kamen mit einem langen Papierſtreifen, Siegellack, Pettſchaft und Licht zurück und verſiegelten den Schrank.

Hanns konnte ſich nicht enthalten durchs Schlüſſelloch zu gucken; dann ſchlichen Beide davon und Hanns ſagte draußen zum Rathe: „der Kerl iſt noch darin, ich habe ihn ſelbſt geſehen mit ſeinem zottigen Judenbarte; der mag ſchwitzen!“

Und der Rath ſchob ihn zur Thür hinaus und ſagte: „Schnell vier Mann mit Ober- und Untergewehr, wenn der Kerl ſich etwa zur Wehre ſetzen ſollte. Jetzt laufe, Engel!“ — Er ſelbſt ging aber ſchnell in ſeine Stube und ſchloß ſich ein, feſten Willens, nicht eher zu öffnen, bis Wache kommen würde.

Jacobe harrte ſchwitzend im Schranke der Dinge, die da kommen ſollten.

10.

Unterdeſſen war Raſchmann wiedergekommen, einzig und allein, ſich für die zugedachte Ehre zu bedanken und nebenbei ſeinen kleinen Saldo einzukaſſiren. Er wunderte ſich, auf Niemand im ganzen Hauſe zu ſtoßen und trat, den Hut auf dem Kopfe, ins Vorzimmer.

„Eine ſchöne Wirthſchaft," brummte er vor ſich hin; als er aber den verſiegelten Schrank erblickte, rief er: „Ha, ha!" — und glaubte ſich Alles erklären zu können.

Er ging mit ſtarken Schritten auf und ab, um ſich vernehmlich zu machen und einen der Hausbewohner herbeizuziehen. Wirklich ging auch Hanns vorbei und ſteckte ſeinen Kopf durch die Thür; denn obgleich ihm der Rath die größte Eile auf die Seele gebunden hatte, ſo mußte er doch erſt in der Küche die Mamſell ſuchen, um ihr Alles zu ſtecken, auch ſeinen Hut mußte er holen. Er war böſe, Jacobe nicht gefunden zu haben.

Wie Raſchmann ihn ſah, wollte er durch ihn bei dem Rath gemeldet ſein.

„Ei was, hat ſich was zu melden,“ ſchrie der Alte im Weglaufen, „arretirt wird mit Ober- und Untergewehr. Wir haben den ſaubern Vogel gefangen.“

Der ſaubere Vogel war in Raſchmanns Idee kein Anderer als der Rath.

„Das dacht' ich wahrlich nicht, daß ſie ihn heut ſchon einſtecken würden!“ ſagte Raſchmann laut, „aber ſo iſt's, der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht.“

Mit dieſer Sentenz wollte er das Zimmer verlaſſen, als er ein Wimmern vernahm, wie das eines gequälten Thiers, etwa einer Katze. Unſer Raſchmann hatte ein gutes Herz und konnte kein Thier quälen ſehen, mit Ausnahme der Gänſe, und das aus dem ſehr vernünftigen Grunde, weil er davon ganz eigentlich lebte. Denn abgeſehen von der Paſtetenfabrication, wurde in ſeinem Hauſe faſt nichts wie Gänſefleiſch gegeſſen.

„Wo ſteckſt Du, armes Beeſt?“ ſagte er mit einem Ton der Stimme, der Katzen rühren konnte, und wendete um.

Da ſcholl es deutlicher wie Schimpfen aus dem Schranke, denn Mamſell Jacobe war nahe daran zu erſticken.

„Mein Seel! da ſteckt's im Schranke und iſt wie ein Menſch!“ ſagte verwundert unſer Frankfurter.

„Was Menſch! ich bin kein Menſch!“ ſchrie Jacobe, „machen Sie auf, ich erſticke!“

„Ich werde mich hüten, Gerichtsſiegel zu erbrechen, man wird wohl gute Urſachen zu dieſer ſeltſamen Verſiegelung gehabt haben,“ ſprach Raſchmann bedächtig, der, wie jeder gute Bürger, die Obrigkeit ehrte.

„Was ſchwatzen Sie da für Unſinn?“ rief Jacobe — „Was? Gerichtsſiegel?“

„Sie ſind ja verſiegelt! ein Papierſtreif klebt quer vor dem Schlüſſelloche!“ ſprach ganz kalt und ohne beſondern Ausdruck der Fremde.

„Wer darf mich verſiegeln?“ tobte Jacobe, indem ſie mit Fauſt, Fuß und Bratpfanne einen furchtbaren Lärm im Schranke machte.

„Gedulden Sie ſich, meine Schöne!“ ſagte Raſchmann.

„Ach was, ich bin nicht ſchön!“ ſchrie ſie.

„Die Gerichte werden ſchon öffnen, wenn's Zeit iſt,“ ſprach er höhniſch weiter.

„Hier hat kein Gericht etwas zu öffnen!“ ſchrie ſie immer dazwiſchen.

Der Lärm hatte den höchſten Gipfel erreicht. Puttfarken, der ihn in ſeinem Zimmer hörte, ſchwitzte vor Todesangſt. Ueberdies vernahm er im Nebenzimmer, welches Lieschen bewohnte, ein leiſes Sprechen, ein Klopfen und Dröhnen, Alles mit Vorſicht, aber doch vernehmbar, das ihm zur Höllenmarter wurde, da er ſich nichts Gutes damit zuſammenreimen konnte. Aus ſeinem Verſtecke hätte ihn jedoch nichts herausgebracht als die Anweſenheit der Wache, die er jeden Augenblick erwartete.

Jetzt ſchoß Wieſel wie wahnwitzig zur Thür herein.

„Was iſt hier los?“ rief er, „Hanns holt Wache? Wo iſt der Rath?“

Raſchmann zeigte lachend auf den Schrank, Jacobe war theils aus Erſchöpfung, theils um zu hören, was geſprochen wurde, ganz ruhig geworden.

„Verſiegelt?“ ſchrie Wieſel, „ei! wer kann denn hier verſiegeln?“

„Die Gerichte!“ fiel Jener raſch ein.

„Was haben hier bei meinem reichen Freunde die Gerichte zu verſiegeln?“ rief heftig Wieſel. „Das ſind Späße! herunter damit — ich reiße ſie ab — da werden wir gleich der Sache auf dem Grunde ſein.“ —

Und ſchon eilte er hin, als Puttfarkens Stimme aus ſeiner Stube tönte und mit größter Anſtrengung: „Bei Leibe nicht!“ ſchrie.

Wieſel, der ſonſt immer ſehr raſch in allen Stücken zu Werke ging und ohne viel Raiſonnement doch ſtets mitraiſonnirte, ſtutzte, als er dieſe Worte vernahm. Aber Jacobe begnügte ſich nicht, das Werk ihrer Befreiung wieder unterbrochen zu ſehen und fing etwas Weniges zu ſchimpfen an.

„Ei, wenn der geſchloſſene Schrank die gellende Stimme nicht dämpfte, ſo glaubte ich die Schweſter des Herrn Raths zu hören," rief, über die Maßen verwundert, Wieſel.

„Ja, ſie iſt es, Jacobe Puttfarkin, macht auf, Ihr Ungethüme, wenn Ihr ſie noch lebendig haben wollt!" tönte es aus dem Schranke.

„Es gilt ein Menſchenleben!" ſprach mit Nachdruck Wieſel — „Gott ſieht, was ich thue!" — und riß den Papierſtreif ab.

Aber das Schloß hielt feſt und wich nicht ohne Schlüſſel.

„Laßt mir den Juden nicht entwiſchen!" rief Puttfarken in einem fort aus ſeinem Zimmer.

Dünkelſpiels und Ziegengeiſts Ankunft, die mit Hanns und Wache hereintraten, machten dem Lärm ein Ende.

„Was geht hier vor?!" ſchrien die Freunde.

Wieſel wollte ſeiner Zunge freien Lauf laſſen und ſeine Muthmaßungen mittheilen, aber der

Rath ſelbſt, dem die Ankunft der bewaffneten Macht Muth gab, trat aus ſeinem Zimmer, um Alles zu erzählen.

Da er keinen Harniſch bei der Hand gehabt und einen plötzlichen Ueberfall beſorgte, ſo hatte er ſich ein großes Kiſſen vor den Bauch gebunden, und ein anderes als Schild in die Hand genommen, um nöthigenfalls den Kopf damit zu decken, und war ſolchergeſtalt hieb- und ſtichfeſt.

„Eine Verſchwörung, die vielleicht die Stadt, den Staat, Deutſchland, ja Europa bedroht —“ krähete er mit emporgerecktem Halſe in größter Haſt — „und die in meinem Hauſe ihren Sitz hat. Ich glaube, daß in dieſem Augenblicke einige Rädelsführer bei mir feſtgenommen und gleich gerädert werden könnten. Es handelt ſich um ein geheimes Gericht, eine ſogenannte heilige Vehme, und räthſelhafte Weſen, wie z. B. Juden in Schränken, ſind vorhanden, deß bin ich gewiß. Daher thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren mit Ober- und Untergewehr!“

Bei dieſen Worten übergab er den Schlüſſel und der Schrank wurde geöffnet.

Puttſarken und Wieſel ſprangen ſehr weit zurück, aus Furcht, der vermeinte Jude könne ſich wild auf ſie ſtürzen.

Wie aber erſtaunten Alle, als im Winkel des Rieſenſchranks gekauert, gleich einem Lebendigbegrabenen, ein Weſen bemerkt wurde, indem man, hätten es nicht die Kleider verrathen, ſchwerlich Jungfer Jacobe entdeckt haben würde. Sie hatte ſich in ihrer Verzweiflung, und wie ihre Kräfte nachzulaſſen anfingen, ganz gehen laſſen, und lag daher in Schweiß und Thränen gebadet, denen der Ruß der Bratpfanne eine gräuliche Farbe mitgetheilt hatte, in einem erbarmungswürdigen Zuſtande. Man hob ſie auf und trug ſie an Luft und Licht, wo Ziegengeiſt Beleb- und Reinigungsverſuche mit ihr anſtellte.

„Wer erklärt mir dieſe Räthſel?“ rief Puttſarken aus, „Schweſter Jacobe im Schranke! Hund von einem Eſel!“ fuhr er auf Hanns los, „hat denn die einen Bart? Was faſelt er von einem Juden, der hereinſchlich und nicht fortging?“

Dünkelſpiel, ein ſanfter Mann und Pegnitzſchäfer, der Gewaltthätigkeiten für den Tod nicht leiden konnte, trat begütigend dazwiſchen. „So laßt uns Hausſuchung halten“ — ſagte er — „wir ſinden ihn wohl noch.“

Man ſtimmte ein und zog, gleich Teufelsbannern, zuerſt auf Lieschens Zimmer los.

Man klopfte ſtark.

„Wer iſt da?“ rief Lieschen ängſtlich.

„Dein Onkel iſt's!“ antwortete Puttfarken.

„Sie können jetzt nicht herein,“ ſchrie das Mädchen noch ängſtlicher wie vorhin.

„Da wird man wohl lange fragen!“ ſagte Wieſel, und nahm einem von der Wache das Gewehr aus der Hand — „mir nach, Brüder, wenn der Staat in Gefahr iſt!“

Nach einigen Kolbenſtößen ſprang die Thür auf und Lieschens Zimmer war mit Sturm genommen.

Die Andringenden waren darauf gefaßt, irgend etwas Räthſelhaftes zu finden. Die Hauptperſon, Puttſarken, dachte einen ſchwarzbehängten Tiſch mit Todtenköpfen zu erblicken und berechnete im Voraus, ob ſie auch ſtark genug wären, das Gericht aufzuheben. Wieſel, ſein Adjutant und Belagerungscommandant, der das Wurfgeſchütz mit eigener Fauſt dirigirt hatte, hoffte eine Geſchichte für die Weinſtube, oder eine Brochüre für ſeinen Verlag, mindeſtens ſo intereſſant wie Hauſer, zu erwiſchen. Die andern Männer hatten unbeſtimmte Gefühle und Jacobe, als Repräſentantin des zartern Geſchlechts, hoffte Lieschen mit dem Liebhaber zu überraſchen. Aber welch ein Anblick ſtellte ſich ihnen dar.

Erſtarrt blieben Alle ſtehen.

Auf einem großen Kohlenbecken brannte eine düſterrothe Gluth, im Ofen praſſelte ein luſtiges Feuer, ein kräftiger, wohlthuender Dampf erfüllte das Gemach, deſſen Fenſter geöffnet waren, in deſſen Mitte ein junger Menſch in weißer Jacke und Mütze ſtand, ein großes Meſſer hoch emporgehoben, um jeden gewaltſamen Angriff kräftig zurückzuweiſen.

Vor den Trümmern einer Schüſſel, deren Inhalt am Boden rauchte, lag, die Schütze vor dem Geſicht, Lieschen jammernd auf den Knien.

„Was iſt das?“ ſchrien die Eintretenden bis auf Puttfarken, der, ſeinen Neffen ſogleich erkennend, ausrief: „Das iſt er! greift ihn!“

„Der iſt des Todes, der ſich mir naht!“ ſchrie Friede in feſter, drohender Stellung.

„Was wollt Ihr von ihm!“ rief Lieschen aufſpringend und ſich vor ihn ſtellend.

„Geh' Natter!“ kreiſchte Puttfarken, „ich weiß Alles! Seit Jahren ertrage ich Angſt und Pein. Aber nun hat es ein Ende. Keine Schonung! kein Pardon! Wir haben Alles belauſcht — ſchriftlich und mündlich haben wir Beweiſe. Nun ſeid Ihr auf der That ertappt. Streckt die Waffen und entdeckt, was es mit dem heimlichen Gerichte für Bewandniß hat.“

„Mit dem heimlichen Gerichte?“ ſagte Friede überraſcht, „und wer hat denn das ſchon wieder verrathen?“

„Wer?“ riefen Alle, „O wir ſind feine Füchſe! Uns fängt man nicht! — Die Polizei wacht!“ riefen einzelne Stimmen.

„Die Polizei?“ fragte abermals noch überraſchter Friede, „was hat denn die Polizei damit zu ſchaffen?“

„Das wirſt Du ſchon ſehen!“ ſagte der Onkel, „laß Dich nur erſt ruhig arretiren, dann wirſt Du über Alles Rechenſchaft geben müſſen. Erſtlich über dieſe drei Spähnchen — He! haſt Du ſie aus meiner Thür geſchnitten?“

„Ach, Gott, ja,“ erwiederte Friede, „da muß ich recht ſehr um Verzeihung bitten, das iſt ſo meine fatale Gewohnheit, wenn ich ein Meſſer in der Hand habe, und neulich Abend —“

„Schnitteſt Du ſie in Deiner Unſchuld aus meiner Thür!“ rief Puttfarken aus, „da hören Sie es Alle!“ —

„Fatale Gewohnheit!“ wiederholte Dünkelſpiel.

„Des Abends hat er ein Meſſer in der Hand —“ ſprach Jacobe bedächtig.

„Und ſchneidet Spähne — drei — aus Thüren des Onkels!“ ſchrie Wieſel aufgebracht.

„Und was iſt es denn mit dieſem Papiere?“ fragte Puttfarken weiter und hielt ihm die Stücke vor, die aus dem Fenſter geflogen kamen. „Hier: Heimliches Ger — Meſſer — Feu — Leib — iſt hier nicht von meinem Leib die Rede?“ —

„Allerdings!“ ſagte Friede, in unmäßiges Lachen ausbrechend.

„O Böſewicht!“ ſchrien Alle entſetzt. Lieschen jammerte laut.

„Nun wird's?“ — ſchrie Wieſel durch — „hier ſind Männer von Anſehu und Wache auch, und damit ſpaßt man nicht.“

„Nun denn!“ ſprach Friede pathetiſch, „jener Zettel von Lieschens Hand war eine Einladung, mich hier einzufinden, die — als ich ungerufen kam — von ihr zerriſſen und den Winden übergeben wurde. Das was hier zertrümmert auf der Erde liegt, was Lieschens Händen entſank, als ihr fürchterlicher Ueberfall ſie erſchreckte, das iſt das heimliche Gericht! nichts als ein wilder Schweinskopf in polniſcher Sauce, den der Mundkoch des Fürſten Czartoriski ihnen an ihrem ſechzigſten Geburtstage zur Ueberraſchung heimlich in dem Zimmer ihrer Nichte bereitet hatte."

Den Meiſten ging nun ein Licht auf, nicht ſo dem Rathe.

„Ei was!" ſchrie er, „abſurde Lügen! Kenne ich einen Fürſten Scherwonski? Wird der mir ſeinen Mundkoch ſchicken?"

„Dieſer Mundkoch bin ich ſelbſt;" ſagte Friede, die Mütze abnehmend. „Wie meine Studien in Erlangen unterbrochen wurden, wiſſen Sie. In Frankreich war ich nahe daran, Hungers zu ſterben, das that weh, und ich ergriff, was ſich mir darbot. Ein Unterkommen bei einem Koche war offen, ich trat in ſeine Dienſte und lernte ſeine Kunſt. Von ihm ward ich nach Warſchau in die Küche des Fürſten empfohlen. Der Wunſch, Lieschen wiederzuſehen, ward immer ſtärker in mir und beim Ausbruche der polniſchen Revolution kam ich nach Deutſchland. Lieschen war die Alte. Um Sie uns jedoch zu gewinnen, erſannen wir den unſchuldigen Scherz, an Ihrem Geburtstage Sie mit einem köſtlichen Gerichte zu überraſchen, das ich Ihnen heimlich bereiten wollte. Dann ſollte Ihnen Alles entdeckt und um Ihre Einwilligung gebeten werden. Ich erkläre mir jetzt Ihre Beſorgniſſe, die aus Ihrer übertriebenen Aengſtlichkeit entſprangen und hoffe, Sie werden dieſe für immer verbannen, mir aber Lieschens Hand nicht verſagen."

Puttfarken holte tief Athem; mit dem Kiſſen, das er losband, fielen ihm Centner vom Leibe: er beklagte nun nichts mehr als das leider! zerſtörte heimliche Gericht! —

Jacobe kniff die Lippen zuſammen und ſchielte auf Lieschen und Friede, die ſich umarmt hielten. Wieſel ärgerte ſich, daß aus der beabſichtigten Brochüre: „das heimliche Gericht im Jahre 1831 in Nürnberg" nichts wurde. Er hatte ſchon an Format, Typen und Papier gedacht, und das Büchlein im Geiſte leibhaftig vor ſich geſehen.

Hanns führte die Wache in die Küche, um ſie dort, auf des neugeborenen Rathes Wohl einige Flaſchen leeren zu laſſen.

Dünkelſpiel, der Pegnitzſchäfer aber, trat mitten in die Stube und rief der abziehenden, bewaffneten Macht mit donnernder Stimme und mit einem Stolze die Worte nach, als ob er ſie ſelbſt gedichtet hätte:

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
„Vor dem freien Mann erzitt're nicht!“ —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ALBUM
aus
Paris.

Von
Auguſt Lewald.

> „Si le monde allait toujours en empirant, et que les peres en general fussent toujours meilleurs que leurs enfans, il y a longtemps que nous serions arrives au dernier degré du mal, qui n'eût plus pu empirer."
> *(diverses leçons de Louis Guyon.)*
>
> „Si ainsi estoit, au long temps que le monde a dure, nous serions tous aneantis, il n'y auroit plus rien qui valust entre nous."
> *(Considerations sur l'hist. d. France par Louis Leroy. 1570.)*
>
> „Si cela était vrai, les hommes seraient a present pires que des ours."
> *(Montesquieu, Pensees diverses.)*

Erſter Theil.

Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.
1832.

[illegible]
[illegible]A
[illegible]

„Sie wollten neulich einmal die Handſchriften einiger berühmter Männer ſehen, mit denen ich die Ehre hatte Briefe zu wechſeln,“ ſagte meine liebenswürdige Freundin. „Wir ſind heute ſo allein, und ich geſteh' es Ihnen aufrichtig, ich werde nicht eben ſehr unterhaltend ſeyn — daher mag mein Album dieſe Mühe übernehmen.“

Sie ſchellte, ein Bedienter kam und erhielt den Befehl, das Album hereinzubringen.

Nach allen Wörterbüchern iſt dieſes Wort, welches „Albomm“ ausgeſprochen wird, mit Stammbuch zu überſetzen. Wer ſich aber dabei eines unſerer bekannten Duodezausgaben davon, mit Verschen und Symbolchen guter Bekannter beſchrieben, vorſtellt, irrt gewaltig.

Der Bediente, ein ſtämmiger Mann, erſchien aus dem Boudoir der Dame, das Album auf beiden Armen und trug daran mit großer Anſtrengung. Es hatte den Umfang eines ſtarken Folianten, etwa wie der „Weis-Kunig," oder die Londoner Folio-Ausgabe von Shakeſpear, und war in braunem, gepreßtem Leder, mit Verzierungen à la mosaïque gebunden. Ein bedeutendes Vorhängeſchloß von Bronce öffnete der kleine Schlüſſel an der Buſenkette der Dame und der Schatz lag geöffnet vor unſern Augen.

Es war ein geheimes Archiv meiner Freundin. Von der ehrwürdigen Locke ihres Vaters, bis zum letzten Stell-dich-ein ihres Ungetreuen, von dem Blümchen von dem Grabe ihrer Mutter, bis zu der Myrthenknospe aus ihrem Brautkranze. Hier lagen ſie Alle nebeneinander, die ſtummen Zeugen ihrer Leiden und Freuden; ſie hatten ſie einſt aufjauchzen, verzweifeln ſehen, jetzt konnten ſie, wenn auch nicht gleichgiltig, doch nur von einem Schatten der Aufregung begleitet, gemuſtert werden, und ſelbſt die unangenehmſten Gefühle von Ehemals, erhielten in der Erinnerung einen Reitz.

Solch ein Album iſt gewiß für den Beſitzer ein Buch vom höchſten Intereſſe. Es iſt ein herbarium vivum gepflückt auf dem Lebenswege, bezeichnende Ueberſchriften zu den Kapiteln unſerer eigenen Denkwürdigkeiten. Welche Erfahrungen haben wir aus dieſem Buche gezogen, wo iſt Eines, deſſen Inhalt belehrender für uns geweſen wäre?

Gehen wir einmal die einzelnen Abtheilungen durch.

Zuerſt: Frühling der Kindheit: Die Locke des Vaters, der Taufſchein, Schulzeugniſſe und Preiſe, das Blatterimpfungsatteſt, ein Briefwechſel mit einer jungen

Freundin unter Aufſicht der Gouvernante, ein gutgemeintes Gedicht bei Gelegenheit der Konfirmation, ein Kreuzchen, das die ältere früh hinüber geſchlummerte Schweſter am Halſe trug, eine vertrocknete Blume aus einem Aehrenkranze vom Erntefeſte aus dem väterlichen Gute. Die Idylle iſt zu Ende und das Drama beginnt unmittelbar. Die Abtheilung iſt für immer geſchloſſen, keine leeren Blätter zwiſchen der erſten und zweiten — die Kindheit iſt zu Ende — hier wird nichts mehr nachgetragen. —

Zweite Abtheilung: Sommer der Liebe. O die inhaltſchweren Blätter! Wie ſie ſo friedlich neben einander ruhen — die trockenen Blumen — die vergelbten Papierſtreifen — die bleichen Porträts in unmodernen Trachten — die unſcheinbaren Schleifen und Ringe und Spielereien — wie todt und kalt das Alles uns anſchaut, das uns einſt: „vergöttern oder das Herz zerreißen konnte!“ —

Dritte Abtheilung: Herbſt der Ehe. Zuerſt das ernſte Geſicht des Gatten in dem geſtickten Kleide ſeiner Würde, die Hochzeitgedichte von Freunden, intereſſante Viſitenkarten, kleine Kupfer aus der ſächſiſchen Schweiz, geſammelt auf einer Reiſe in den Flitterwochen, Miniaturen der beiden erſten Kinder, eine weißliche Locke mit der Unterſchrift: ſolch Haar hatte Julius, da er ein Jahr alt war; Briefwechſel mit ausgezeichneten Männern und Frauen — — — —

„Hier ſind wir zur Stelle!“ ſagte meine Freundin, und wir begannen in der Sammlung zu blättern, die Briefe, die nebeneinander aufgeklebt waren, auseinander zu ſchlagen und nach den Unterſchriften zuerſt zu ſehen, ehe wir uns mit ihrem Inhalte beſchäftigten.

Die Idee eines ſolchen Albums gefiel mir. Ich nahm mir vor, Alles Eigene und

Fremde, was mir im Leben zukam und des Aufhebens würdig wäre, auf dieſe Weiſe aneinander zu reihen und für das Gedächtniß aufzuſpeichern.

So entſtanden Sammlungen die ich „Album“ nannte.

Das erſte Album aus Paris mache für das Publicum den Anfang, ſollte es ſich eine nicht ungünſtige Stimmung erwerben, ſo mögen die andern ihm folgen.

I.

Abtheilung.

„Oui, dans ton empire,
Cocagne, on respire.“ . . . . .

Phyſiognomie der Stadt.
Palais royal.
Louvre.
Die Bühne.
Café des nouveautés.
Boulevard.
Die Börſe.
Père la chaise.

Phyſiognomie der Stadt.

Durch ſeine ſechszig Barrieren kann man einziehen in Paris, deſſen Einwohner ihm ſelbſt gern den Beinamen „le gouffre“ geben. Da liegt er vor uns der ungeheure Schlund mit ſeinen 1094 Straßen, 47 Märkten, 119 Sackgäßchen, 121 Paſſagen und 74 Plätzen, mit ſeinen Gärten, Palläſten, Kerkern, Spielhäuſern, mit ſeinen Freuden, mit ſeinem Elend, das lebendige Paris an beiden Ufern der Seine und die Stadt der Todten auf den Hügeln des père la Chaise und in den Katakomben! Welchen Geſchichtscurſus machen wir durch, wenn wir dieſe Stadt nach allen Richtungen durchziehen, wie reich an Erfahrungen, an Lebensweisheit, verlaſſen wir dieſe Schule, wenn wir ſie recht zu benützen wußten.

Werfen wir uns vorerſt ohne Wahl in das Labyrinth der Straßen und ſehen wir, welchen Eindruck ſie im Allgemeinen auf uns machen werden.

Kommen wir mit den Begriffen von einer ſogenannten ſchönen Stadt nach Paris, ſo finden wir unſere Erwartung ſehr getäuſcht. Täglich wird an der Verſchönerung gearbeitet, Millionen werden darauf verſchwendet, und doch will dieſe ungeheure Stadt keine Schöne werden. Da giebt es keine mit freundlichen Farben angeſtrichene Häuſer, keine rothen Dächer, ganz Paris iſt grau und auf den Dächern, ragen thurmähnliche Feuereſſen und Schornſteine hervor und Schutt und Kalk, vom Wind herabgeweht, lagern darauf und geben ihnen ein demolirtes Anſehen.

Wird ein Haus abgebrochen, um eine Straße breiter zu machen, ſo bleibt die Mauer, wo das abgebrochene Haus lehnte, unverändert, mit den Brandmalen der Rauchfänge und Heerde, den Spuren der Treppen und hin und wieder mit den bunten Tapetenfetzen der verſchiedenen Zimmer beklebt, bis Regen und Wind ſie nach und nach vertilgt.

Andere Häuſer ſind vom Dache bis zu den Kellern mit fußlangen Characteren beſchrieben, oder mit Schuhen bemalt, oder mit Stiefeln, Hüten und dergleichen, um anzuzeigen, welch ein Gewerbe die Bewohner treiben. In den Straßen lagern Jahr ein und aus Kehrichthaufen, ſchmutzige Gewäſſer fließen beſtändig aus dem Innern der Häuſer über die Trottoirs, und der Straßenkoth trocknet nie.

Doch wächſt hin und wieder Gras, wie in dem kleinſten Städtchen Deutſchlands, wilde Tauben fliegen herbei und picken ihr Futter aus den Ritzen des Pflaſters, Paris wird nicht heimlicher, traulicher dadurch; zierliche Blumengärten, nur durch ein Gitter von der Straße getrennt, prangen im Schmucke der Farben und des Wohldufts, Paris wird deshalb nicht freundlicher. Kunſtvoll gemalte Schilder zieren die Fronten der Häuſer, man bemerkt ſie nicht. Es iſt ſtets das graue, ſchmutzige, ungeheure Paris, das — trotz des lebendigen Treibens einer Million hungriger, betriebſamer, reicher, armer, Menſchen, die in einen ewigen Wirbeltanz begriffen zu ſeyn ſcheinen, — den Fremdling verſtimmt und ihn mit dem unheimlichen Gefühl beſchleicht, daß er allein daſtehe in einem brandenden Meere von ſchroffen, alten Felſen umgeben.

Eine einzige Straße nehmen wir von dieſer allgemeinen Phyſiognomie der Stadt aus, es iſt dies die Straße, welche während der Kaiſerherrſchaft gebaut wurde, als Napoleon bemüht war die kurken Beinkleider, die gradgeſchnittenen Röcke, die Hüte, welche man unter dem Arm trägt, ſtatt ſie auf den Kopf zu ſetzen, kurz alle jene Lächerlichkeiten der alten Höfe wieder einzuführen. Dieſe Straße trägt ganz den dahin gehörigen Character, in ihrer langweiligen Majeſtät, mit ihrer öden und einförmigen Arcaden-Verbrämung, und der reſpectabeln Ausdehnung eines Gardiſten unter Friedrich II. Kein Portal, das Größe verkündet, ſtört dies Einerlei und man muß es wahrlich einigen Eigenthümern der rue de Tivoli Dank wiſſen, daß ſie Gründe vorſchützten, um nicht gleich den Nachbarn bauen zu dürfen, wodurch ihre Häuſer, auſſer Reih' und Glied, wie ein „die Fortſetzung folgt" unter den monotonen Geſchichten in unſern Journalen, erſcheinen.

Dagegen wie romantiſch erſcheint die wahrhaft ſchöne Straße der Boulevards, wie liebenswürdig, abenteuerlich die Straßen St. Honoré und Richelieu mit ihrem bunten Wechſel, und ihrer grellen Lebendigkeit; wie ernſt und impoſant die Straße Lafitte, wo hinter Mauern und Thoren ſich die Palläſte der Millionäre verbergen; wie prächtig die rue La paix, die zur Siegesſäule führt und gerade nicht länger iſt, als es der Pracht geſtattet werden kann; wie ſtürmiſch bewegt der marché des Innocents, mit Fiſchweibern, Juligräbern, Miſthaufen und der prächtigſten Fontaine; wie großartig endlich der Quai, der zu beiden Seiten die Seine einfaßt, mit den Denkmälern aller Zeiten und ſeinen verbindenden Brücken, von denen Jede wieder einen andern Karacter trägt.

Betrachten wir einmal die Vorzüglichſten. Dort die wahrhaft prächtige Brücke von Auſterlitz, am äußerſten Ende der Stadt, ein Seitenſtück zur rue de Rivoli, nur wenig benützt; dann die Brücken die von den Inſeln nach den beſuchteſten Stadttheilen führen, unſcheinbar, aber nützlich, unverziert, aber den Verkehr befördernd, dann den alten Pont-neuf mit der Standſäule des 4ten Heinrich und den Kramläden und den Handelsleuten, den Charlatans und den Spitzbuben zu beiden Seiten; weiterhin den pont des arts, zierlich von Eiſenſtäben, nur für ſolche Fußgänger beſtimmt, die einen Sous daran ſetzen können, um an das andere Ufer zu gelangen, dann die königliche Brücke, eine der Beſuchteſten nach dem pont-neuf; die Brücke Ludwigs XVI. die zu beiden Seiten die Heroen des alten Königthums in weißem Marmor zu tragen hat, ſteinerne Helden in theatraliſch affectirten Stellungen und zuletzt die Brücke von Jena, in ihren leichten, gefälligen Formen, ſchlank und geſtreckt wie ein Wild, das über den Fluß ſetzt.

Wie man den Montanvert-Gletſcher mit einem Meere verglichen hat, das mitten im wildeſten Wogen von der eiſigen Hand des Froſtes berührt, zu ewigem Eiſe erſtarrte, ſo iſt Paris ein Meer zu Stein erſtarrt, aus dem ſich wie Inſeln die Kuppeln und Dome der Kirchen und Palläſte erheben, und das gleich dem Weltmeere ein ewiges Leben und ein ewiges Grab bedeckt.

Paris ſah alle Weltereigniſſe ruhig an ſich vorübergehen. Dieſes Steinmeer behielt ſeine ſtereotypen Formen. Alle Schändlichkeiten und Gräuel ſind für das Land, für die Welt zerſtörend daraus hervor gegangen, und unverwüſtlich ſchaut die alte graue Babel drein und wird nicht müde ſich ſtolz in den ſeichten Gewäſſern der Seine zu ſpiegeln und von der um ſie gaukelnden Mode mit Flittertand behängen und mit Schönpfläſterchen bekleben zu laſſen.

Palais-royal.

Jeden Fremden zieht es gewiß zuerſt nach dieſem Mittelpunkte der Weltſtadt.

Erblickt man das Palais-royal von der Seite der rue de Valois oder der gegenüberſtehenden, ſo weiß man nicht ob man ſeinen Augen trauen ſoll. Ein langes vier Stockwerke hohes Gebäude, ohne architectoniſchen Schmuck, ſchmutzig, hervorſtehende Eſſen, zerbrochene Fenſterſcheiben, weite Ausgüſſe voll der ekelhafteſten Ueberbleibſel menſchlicher Nahrungsmittel, welche die Luft ringsumher verpeſten, und dabei eine ununterbrochene Reihe von Inſchriften, welche die Wohnung von Reſtaurants, Goldſchmieden, Juwelieren, Geldwechslern, Zahnärzten verkünden, die man in Paris als die Erſten kennt. Man ſtaunt dies Alles an und überläßt ſich willig der Hand eines leitenden Freundes, der durch eine kleine unanſehnliche Thür uns einführt in dies ſogenannte Palais, und über Kehricht und Schmutz folgen wir ihm durch einen engen

Gang, treten endlich in eine der Gallerien, welche den Hof des Gebäudes umgeben, und nun haben wir die Herrlichkeit vor uns.

Der Hof iſt mit mehreren Baumreihen bepflanzt, in deren Mitte ſich ein Springbrunnen, in Form einer dicken Waſſergarbe erhebt, der einen hübſchen Effect macht, ringsum dieſen Hof laufen nun vier hochgewölbte Bogengänge, wovon drei auf der einen Seite ſich nach dem Hofe öffnen, während ſie von der andern eine fortlaufende Reihe der eleganteſten Laden, Reſtaurants und Kaffeehäuſer zeigen. Die vierte Gallerie, welche den Hof in zwei ungleiche Hälften theilt und ihn von der Wohnung des Herzogs von Orleans trennt, iſt von beiden Seiten mit Laden beſetzt, und mit einem kuppelförmigen Glasdache bedeckt. Hieran ſchließen ſich große weite Säulenhallen, mit Verkäufern von Gegenſtänden aller Art.

Im funfzehnten Jahrhunderte war hier das Ende von Paris. Mauern und Gräben liefen queer durch den Hof des Gebäudes, der allgemein „der Garten des Palais-royal" genannt wird. Der alte Connetable von Armagnac beſaß dieſen Grund, auf dem ſpäter die Hotels Mercoeur und Rambouillet ſtanden, welche im Jahre 1624 der Cardinal Richelieu kaufte.

Dieſer prachtliebende Miniſter erbaute ſich hier einen Pallaſt, welcher Alles enthielt was ihm, nach ſeinem blutigen Tagewerke, Zerſtreuung und Erholung verſchaffen konnte. Zwei Theater, üppige Bäder, Gemächer mit orientaliſcher Pracht zum verbotenen Genuſſe eingerichtet, ſchlüpfrige Gemälde von den berühmteſten Meiſtern, eine koſtbare Bibliothek, Alles hatte der Allmächtige hier vereinigt, und an den Pforten prangte die goldene Inſchrift: palais-cardinal.

Faſt vierzig Jahre barg dieſe prächtige Reſidenz den alten Tiger und ſeine geheimen Schändlichkeiten und hier war es wo mit ſeinem letzten Athemzuge, er Paris von einer ſchrecklichen Geiſel befreite.

Nach ihm bezog Ludwig XIII. dieſen Pallaſt, den er von dem Erbauer ererbt hatte, und von dieſem Augenblicke ward er: palais-royal genannt. Ludwig XIV. machte ſeinem Bruder, dem Herzoge von Orleans ein Geſchenk damit, deſſen Eigenthum es bis zur Revolution blieb. Nach der Reſtauration nahm Ludwig Philipp von Orleans, wieder von ſeinem angeſtammten Erbe Beſitz und wohnte noch als König darin, bis im Sommer des Jahres 1831, bei Gelegenheit einer Emeute, Bürgerblut darin vergoſſen wurde. Theils dieſer Umſtand, worüber die Journaliſten viel ſprachen, wie auch das Unſchickliche, das darin lag, den König inmitten eines Haufens von Handelsleuten wohnen zu ſehen, die ihm alle für das Plätzchen wo ſie ihre Artikel feil hielten, theuere Miethe zahlen mußten, bewog Ludwig Philipp ſeinen Wohnſitz nach den königlichen Tuilerien zu verlegen.

Nun bewohnt der älteſte Sohn des Königs, als Herzog von Orleans, das Palais-royal. Die Revenüen, welche das Haus Orleans aus dieſem Etabliſſement zieht, ſollen ſich auf 16 Millionen Franken jährlich belaufen.

Zur Zeit als die Alliirten in Paris waren, zeigte ſich das Palais-royal in ſeiner größten Pracht. Dort war ein ſtetes Gedränge der ſchönſten Uniformen aller Heere der Welt; junge Feldherren im Siegesübermuthe, Günſtlinge mächtiger Monarchen, die über eine beſtändige gute Laune ihrer Gebieter ſchalteten, Abenteuerer denen das Glück der Schlachten mannichfaltigen Golderwerb zugeweht hatte, fette Lieferanten, junge Leute die ſich durch Waffenglück mit einem Male in Paris ſahen und der Hyder Napoleon, wie ſie vermeinten, ſo recht den Kopf zertreten hatten, Alles ſo lebensfroh, kraftbewußt, ſiegberauſcht, hoffnungsreich, ſich dem tauſendfältigen, überreichen, ungekannten Genuſſe gänzlich hingebend, welch ein himmliſcher Sommer war es, den eine fremde Jugend in dieſen Arcaden und Hallen verlebte. Hier der ſteife Oeſtreicher in unſchuldiges Weiß gekleidet, dort der zuſammengeſchnürte Ruſſe, mit der hochwattirten Bruſt, oder der kräftige Oſtpreuße in ſeiner litthauiſchen Litewka, das weiße Kreutz auf der niedern Kappe; weiter der kernige Bergſchotte, mit den nackten behaarten Lenden, in ſeiner bunten auffallenden Tracht und der engliſche Gardehuſar in weißſeidenen Strümpfen, der ſich nach dem Mittageſſen auf den bereitgehaltenen Eſel ſchwingt, um ſeine leichtre Verdauung durch den geſunden Trott dieſes Thiers zu bewerkſtelligen. Dazwiſchen die vielen vornehmen Herren, mit den Ordensbändern aller Nationen im Knopfloche, und rings ſchwirrend und ſchäkernd die 10000 Dirnen, mit Schmetterlingsflügeln und Sirenenſtimmen, welche zu jener Zeit die oberſten Stockwerke des palais-royal bewohnten.

Damals gab es noch ein Café des mille colonnes, wo eine Schönheit ſich befand, die Jedermann geſehen haben mußte. Sie ſaß auf einer Eſtrade unter Blumen und Orangen, als das — was man in andern Café's: femme du bureau, nennt.

Um zehn Sous zu bezahlen gab man ihr ein zwanzig Franken Stück hin, und war beglückt, wenn ſie den Handſchuh auszog, und den ſchönſten Arm entblößte, um das Silbergeld herauszugeben.

Dies war die ſogenannte: belle limonadière, von der die Sage berichtete, ſie habe nur für den Preis von 25000 Franken ihre Gunſtbezeugungen ertheilt.

Alles das iſt nunmehr verſchwunden, wie die Schönheit der belle limonadière, und ſelbſt von den Freudenmädchen hat die Polizei jene Hallen geſäubert, die jetzt mühſelig in Regen und Wind, in den ſchmutzigſten Gäßchen, ihre Liebkoſungen feil halten müſſen.

Der berühmte Véry, von dem die Fremden glaubten, daß nur bei ihm dinirt werden könne, ſieht jetzt nur leere Tiſche, das Café de la rotonde, ſonſt der Sammelplatz, das Stell⸗dich⸗ein der vornehmen Welt, das große Spielhaus wo Blücher in einem Abende 100,000 Franken verlor, Alles iſt öde und herabgekommen, nur zu dem alten Café des aveugles ſieht man noch jeden Abend das bekannte Blindenquartett, die Alle an einem Stocke ſich haltend, von einem Staarblinden, der noch ein wenig Schimmer hat, geführt werden, wallfahrten und aus ſeinem Souterrain tönt Muſik und der althergebrachte Jubel. Das Volk liebt dieſen Ort fortwährend, ein ſeltenes Beiſpiel von dauernder Volksgunſt.

In den Morgenſtunden iſt jetzt das palais-royal ganz öde und wird nur von Leuten durchzogen, welche ihr Weg hier durchführt.

Die Mittagsſtunde verkündet der Knall einer kleinen Kanone, die von dem Stral der Sonne, der dann durch ein Brennglas auf das Zündloch fällt, abgefeuert wird. Um dieſe Zeit ſieht der Garten zum Theil wie ein Hospital, zum Theil wie eine Kinderſtube aus.

Alles, was die Krankenſtube verlaſſen kann, ſchleppt ſich her, um hier etwas friſche Luft zu ſchöpfen und unzählige Bonnen führen ihre lieben Anbefohlenen hieher, die zwiſchen den Gruppen von Kranken das Reifen- oder Ballſpiel treiben und mit ihren jugendlich friſchen Geſichtern zu den elenden, abgehärmten einen grellen Kontraſt bilden.

Mehr als Alles ziehen mich aber jene Leute an, die ernſt und eilig auf und abgehen. Ihre Kleidung zeugt nicht für Wohlſtand. Sie ſprechen nicht mit einander, ja ſie weichen einander ſcheu aus, und doch verſammelt ſie Alle dieſelbe Allee.

Nur ſelten nimmt ein des Locals kundiger Pariſer ſeinen Weg durch ihre Mitte.

Dies ſind Leute die kein Obdach haben, das ſie Nachts ſchützt, keinen Tiſch, der für ſie gedeckt wird, kein Stück Brod um ihren Hunger zu ſtillen, und die dennoch durch ihren Stand vom Betteln abgehalten werden. Sie ſchlafen im Sommer an einem der vielen Springbrunnen, im Winter in einer Diligence, in einem Stalle, in der Loge eines Portiers, unter dem Vorwande auf Jemanden zu warten. Am Morgen waſchen ſie ſich mit dem Waſſer einer öffentlichen Fontaine, ziehen einen Kamm und einen kleinen Spiegel, die Ueberbleibſel ehemaligen Wohlſtandes, hervor und arrangiren ihre Toilette ſo gut es gehen will, die der Savoyard an der Straßenecke vollendet. Eine Rinde vom vorigen Tage, wird aus der Taſche geholt und in einem Winkel verſchmauſt; kann man hiebei den pikanten Geruch aus der Küche eines Reſtaurants einſchlürfen und gleichſam das harte Stück Brod damit ſchwängern und genießbarer machen, ſo wird das Frühſtück dadurch köſtlich. Nun wird der Boulevard durchzogen, man hofft alle Tage darauf irgend ein Glück zu finden, und weiß doch nur zu gut, daß alle Wege hiezu abgeſchnitten ſind. Jetzt ſchlägt es Mittag. Die

Stunde ruft zum Vereinigungsplatze, der Allee des Palais=royals.

Von Mittag bis Acht Uhr Abends wird hier auf und abgewandelt. So lange haben die Reſtaurants ihre Säle offen. Manch alter Kamerad, der glücklicher war, nimmt hieher ſeinen Weg und holt ſich einen der Hungrigen heraus, als Gaſt beim reichlich beſetzten Mittagstiſch. So mancher Speculant, der einen bedeutenden Gewinn hatte, eilt hieher um einen dieſer armen Teufel mit Auſtern und Wein zu tractiren. Aber Allen wird dies Loos nicht zu Theil. Die achte Stunde naht und noch gehen Viele hier auf und ab, die nicht abgeholt wurden, ſchon verlöſchen die Lichter in den Sälen der Reſtaurants und mit ihnen die Hoffnung auf eine Mahlzeit und hungrig ſchleichen die Armen davon, um am andern Tage wiederzukommen, und immer bringen ſie denſelben Hunger, immer wieder dieſelbe Hoffnung mit.

Den prächtigſten Anblick gewährt das Palais=royal wenn ſich aus allen den tauſend Röhren die Stralen des entzündeten Gaſes verbreiten und nun Arcaden, Gänge, Gallerien, Säle und Boutiken im prachtvollen Wiederſcheine ihre köſtlichen Ausſchmückungen zeigen. Dann erſcheint auch die ſchöne Welt um hier ihre Einkäufe zu machen.

Wir gehen an den reichen Juwelenladen, den reitzenden Modemagazinen, den Goldſchmieden, und Geldwechslern vorüber, die Haufen von fremden Goldmünzen, Gold- und Silberbarren und fremde Staatspapiere hinter ihren ſtark vergitterten Fenſtern zur Schau auskramen und treten in die Gallerie von Orleans, den Sammelplatz der eleganten Abendbeſucher. Hier befindet ſich das **Café d'Orléans**, deſſen Glaswände es von allen Seiten durchſichtig machen. Zwiſchen dieſen Glaswänden befinden ſich Malereien und dieſe, ſo wie die gleichfalls damit gezierte Decke, ſind mit Glas bekleidet. Die Treppe die in den obern Stock führt iſt ganz von Bronce, eben ſo die Tiſche, deren Platten jedoch hier, wie überall, aus Marmor beſtehen. In jenem Kriſtalladen, hat die Treppe ein Geländer von dicken Kriſtallſtäben; bei dem Juwelier Daur erblicken wir ſeinen Namen aus großen, die Brillanten nachahmenden Steinen zuſammengeſetzt, der Zahnarzt Deſirabode, hat ſein Aushängeſchild aus einer künſtlichen Moſaik von ausgeriſſenen Zähnen verfertigen laſſen, dazwiſchen prangen Leckereien der Küche und des Nachttiſches, und daneben hängen glänzend erleuchtete Kaſten, worin ein Hühneraugenoperateur, die ekelhaften Trophäen ſeiner Kunſt prahleriſch ausgelegt hat; oder ein Wachsboſſirer die Eingeweide eines Huhns, oder ein Geſchwür, ein entzündetes Auge und dergleichen, auf's Täuſchendſte nachgeahmt, den Vorübergehenden präſentirt.

Zwiſchen durch huſcht der abenteuerliche Duclos, der Mann mit dem Barte, wie ihn die Pariſer nennen. Aus ſeinen zerriſſenen Stiefeln gucken die Zehen hervor, den in Fetzen herabhängenden Rock hält ein Strick um die Hüften zuſammen, während aus allen Löchern und Ritzen und aufgetrennten Nähten, mit ächtfranzöſiſcher Koketterie, ein weißes feines Hemd herausgezogen iſt, das ſich ungefähr wie die Puffen an einem Ritterwamms auf unſern Theatern ausnimmt. Unter dem alten, großen Hute ſieht das ernſte, doch wohlgenährte Geſicht eines Funfzigers ſtarr vor ſich hin, und ein langer grauer Bart fällt auf die Bruſt herab. Der Mann konnte, obgleich er früher den Bourbons gedient hatte, keine Unterſtützung von ihnen erhalten, und kam dadurch in's Elend. Jetzt wird er von ihren Gegnern unterſtützt, um ſich alle Tage in dieſem Aufzuge im Palais-royal zu zeigen, als ein lebendiges Beiſpiel von der Dankbarkeit jenes Fürſtenhauſes. Dieſe Sage iſt, ſo wie manche andre noch von dem Sonderlinge im Schwange. Nie habe ich ihn mit Jemand ſprechen ſehen, obgleich er täglich hier anzutreffen iſt. Auf den Tiſchen der Brochürenverkäufer wird ſeine Lebensbeſchreibung ausgerufen, während er ſelbſt daran ſtill und ſtumm vorübergeht.

Im Palais-royal befinden ſich zwei Theater, das théatre français, welches im Jahre 1790 als théatre des varietés amusantes eröffnet, und nach dem Brande des Odéon 1799, von den Schauſpielern deſſelben, worunter Talma, Michaud, die Veſtris und Grandmesnil ſich befanden, occupirt wurde. Damals erhielt es den Namen: théatre de la république, den es ſpäter gegen den der comédie française vertauſchte.

Es hat ſeit Talmas Tode und der Einführung des Romantism, ſehr viel verloren, und wird nur noch von alten habitués beſucht, und durch die berühmte Mars in Anſehen erhalten.

Das zweite dieſer Theater, wird théatre du palais-royal genannt, früher: théatre baujolais, dann der Dem. Montanſier überlaſſen, wo es den Namen: théatre montansier führte. Dem. Montanſier war Directrice des Theaters in Versailles und kam, als Ludwig XVI. im October 1790 die Tuilerien bezog, nach Paris, weil ſie gleich der National-Verſammlung erklärte, daß ſie „unzertrennlich von

Sr. Majeſtät“ ſey. Vor mehrern Jahren war dieſes Theater in ein Café umgewandelt, jetzt werden hier luſtige Vaudevilles, „du genre Grivois“ wie die Pariſer ſie nennen, gegeben, und der alte Potier, der aus dieſem Theater hervorging, macht hier ſeine letzten Streiche vor dem Publicum.

Ich ſprach davon, welchen Anblick das Palaisroyal zu der Zeit gewährte, als die Alliirten in Paris waren. Stets war es zu gewiſſen Tageszeiten der Sammelplatz alles Merkwürdigen, was Paris in ſeinen Mauern barg. Beſuchen wir es einmal unter der Regierung des 16ten Ludwig, wo Monsieur Métra, der berühmte Neuigkeitskrämer, ſtets von einem Haufen von Liebhabern umgeben, mit einem großen goldbordirten Hute auf dem Kopfe, der rothen, hervorſtehenden Naſe, und den vielen Papieren in der Hand, ſeine Nachrichten auskramte. — Wo ein bekannter Ludwigskrämer, den man nur ſpottweiſe den „chevalier Tape-cul“ nannte, in dem Garten des palais-royal auf und ab ſpazierte, und es nicht laſſen konnte, jeder Dame, die ihm begegnete, leicht und unbemerkt auf den H— zu ſchlagen. Schon von fern erkannte man ſein rothes Geſicht, mit den weißen Haaren und das große Ludwigskreutz auf dem weißen Kleide, voll Schmutz und Flecken. In der einen Hand trug er ein Rohr, das er beſtändig bewegte, während ſeine Andere auf dem Rücken ruhete. Dieſe war es, welche ſein Lüſtchen befriedigte. Kam er des Weges daher, ſo mußte man die Damen alle in der Hauptallee ſehen, wie ſie ſich zu Recht ſtellten, um ihn vorbeizulaſſen und ſeinen Schlägen zu entgehen. Gewöhnlich wurde er mit Schimpfreden verfolgt, oft auch ſchlugen die Begleiter der Damen auf die breiten Schultern des Ritters ganz unbarmherzig los, aber dieſer ließ dies Alles über ſich ergehen und ging weiter ohne den Kopf umzudrehen.

Weiterhin erblickte man einen kleinen Neger, den Hut unterm Arm, ſchwarz gekleidet, eine Papierrolle die aus der Taſche hervorguckt, den Degen an der Seite und mit Schuhen, welche rothe Abſätze zieren. Dieſer Neger war Niemand Anders als der Erbprinz der Molucken. Sein Vater hatte ihn der Erziehung eines Dominikaners anvertraut, der ihn bekehrte und mit ihm auf Reiſen ging. Der Vater hatte ſeinem Sohne Koſtbarkeiten und Gold mitgegeben. Aber der gute Dominikaner macht dem jungen ſchwarzen Prinzen weiß, die Franzoſen ſeyen Ungeheuer, die jeden König oder Königsſohn tödten, um ſich von ihrem Fleiſch zu nähren. Daher nimmt er ihm

Alles weg, kleidet ihn ärmlich und läßt ihn auf dem Schiffe zurück, während er in Portugal an's Land geht. Der Prinz muß, um ſein Leben zu friſten, zu den niedrigſten Dienſten ſich verſtehen, und iſt endlich noch glücklich genug, einen Zufluchtsort in Paris zu finden.

Dort erblicken wir den Ritter d'Eon, den geſchickteſten Fechter ſeiner Zeit, Diplomat, Krieger, Schriftſteller, voll Seelenſtärke und Muth — in Weiberkleidern. Die Diplomatie wollte, daß er ein Weib ſey, und er galt dafür bis nach ſeinem Tode am 21. April 1810, das Zeugniß der Aerzte die Maſculinität dieſes merkwürdigen Menſchen beſtätigte. Hier ſahe ich Beaumarchais, vom glühenden Durſt nach Reichthümern und Ruhm verzehrt, im glänzendſten Aufzuge der damaligen Zeit, im geſtickten Kleide, das man vorzugsweiſe „l'habit français" nannte, die Haare mit Mehl beſtaubt, vier ſymmetriſche Haarwulſte an jeder Seite und die Hinterhaare in einen ſchwarzſeidenen Sack geſteckt, der auf den Rücken herabhängt, vorübergehen und die Aufmerkſamkeit aller Schönen auf ſich ziehen, mit denen er einige „heureuses galanteries" treibt. Auf ſeinen feinen Schuhen prangen ungeheuere Schnallen, wie an den Pferdegeſchirren, und zwei Uhrketten, mit hunderten von klingenden Brelocken an ihren Enden, hängen ihm lang bis zu den Knien herunter. So erſcheint er ein Bild der neueſten Eleganz!

Wer iſt jener Mann mit dem emporgerichteten Blicke, den zurückgekämmten Haaren, in dem nachläſſigen Anzuge? Es iſt ein übernatürliches Weſen, der ſein Leben im Umgange mit Geiſtern zubringt, der ein Geheimniß beſitzt ſtets jung zu bleiben, alle Krankheiten zu heilen verſteht, und ſelbſt zweihundert Jahre alt iſt, er heißt Joſeph Balſamo, berühmt unter dem Namen des Grafen Caglioſtro. Er lebt mit den erſten Prinzen auf dem vertrauteſten Fuße — dort ſpricht er ſo eben mit dem Cardinal von Rohan. Er war es, der die Prophezeihung ausſprach: „Die Baſtille wird zerſtört werden und man wird auf jener Stelle einſt ſpazieren gehen.“ Der Mann dort im ſchlichten ſchwarzen Kleide, iſt der deutſche Arzt Mesmer, im Geſpräche mit dem gelehrten Bertholet, der ſein Schüler wird; hier erblicke ich Franklin, den Geſandten der amerikaniſchen Freiſtaaten, mit den herabgekämmten Haaren, auf denen ein großer runder Hut ſitzt, der ſo eben einen nach ſeiner Angabe auf das Palais geſetzten Blitzableiter in Augenſchein nimmt; dieſer kleine Franzoſe iſt Jacques Etienne Montgolfier, der Erfinder der Luftballons.

Dieſen Leuten wären wir begegnet, hätten wir vor der Revolution das Palais beſucht. Eine große Umwälzung iſt ſeitdem herein gebrochen und hat Sitten und Art der Pariſer verändert, und was damals allgemeine Aufmerkſamkeit in gleichem Grade erregte, erhält jetzt von dem ruhigen Beobachter der Menſchen und der Begebenheiten ſeinen Platz angewieſen.

Paris iſt aber noch ſtets daſſelbe! Dort zieht etwas Aller Augen auf ſich, was anderwärts nicht die kleinſte Beachtung erhielte, dort wird etwas jahrelang geduldet, was anderwärts im Augenblicke des Entſtehens vernichtet würde, dort werden Berühmtheiten gemacht, und als ſolche der übrigen Welt aufgedrungen.

Vom Palais-royal aus will ich meine Wanderung

„mit bedächt'ger Schnelle"

weiter fortſetzen, und ſehen, welche berühmte und berüchtigte Namen mir aufſtoßen, welche Sitten ich antreffe, und welche nähere Bekanntſchaften ich ſchließen werde, um ſie meinen gütigen Begleitern auf dieſer Wanderung nach und nach vorzuſtellen.

Louvre.

Vom Carouſſelplatze aus erblickt man den mittlern Pavillon des alten Louvreſchloſſes, das lange Zeit hindurch die Wohnung der Könige von Frankreich war. Napoleon hatte im Sinne, alle Häuſer, welche zwiſchen den Tuilerien und dem Louvre ſich befinden, abbrechen zu laſſen, um dergeſtalt ſeiner guten Stadt Paris einen Platz zu geben, wie ihn keine andere Hauptſtadt wohl aufzuweiſen vermag. Die vier Seiten hätten die Tuilerien, der Louvre und die langen, prächtigen Gallerien, welche beide Schlöſſer verbinden ſollten, gebildet.

Nun ſteht Alles unvollendet da, und nur zwiſchen den zum Theil abgebrochenen Häuſern lugt der alte weiße Louvre, todt und ſtill, wie ein Geſpenſt in das bunte Treiben des Platzes, und gleichſam neidiſch auf die mit Draperie und Kerzenglanz geſchmückte lange Fenſterreihe der Wohnung des Bürgerkönigs.

Ich war bereits mehrere Tage in Paris geweſen, und hatte Alles geſehen, was die Leute gewöhnlich als merkwürdig anpreiſen und der Aufmerkſamkeit empfehlen. Ich war oft über den Carouſſelplatz gegangen, hatte Alles in Augenſchein genommen, was er an Sehenswürdigkeiten bietet, von dem marmornen Soldaten auf dem Triumphbogen und dem davor haltenden Reiterpoſten mit blankem Säbel, bis zu dem Trauermonument an dem Caffeehauſe, welches einem Julikämpfer errichtet wurde. Aber den ſeitwärts liegenden Louvre hatte ich noch unbeachtet gelaſſen.

Am Abende vor dem Sanct Bartholomäustage lagerte eine ſchwere Gewitterluft auf Paris. Der Tag war ungemein ſchön geweſen, alle meine Freunde hatten Ausflüge nach nahen und fernen Kampagnen gemacht, wo ſie den morgenden Sonntag zubringen wollten. Mich hatte ein Geſchäft in der Stadt zurückgehalten. Allein ging ich in den Straßen umher. Alles war thätig wie an jedem andern Tage der Woche. Nicht wie in Deutſchland wird hier die Sonntagsfeier durch ein Waſchen und Reinigen der Wohnungen vorbereitet. Ich ſtrich durch das belebteſte Viertel und vertiefte mich in jene Straßen, welche am untern Ende der rue St. Martin, den Quai der Seine begränzen. Ich hatte ziemlich lange bei einem Streite verweilt, der ſich zwiſchen dem Treiber eines langen Geſpanns von Maulthieren, die einen in Marſeille beladenen Laſtwagen zogen und dem Führer eines Karrens mit Auſtern, der von Oſtende direct nach der rue-montorgueil beſtimmt war, entſponnen hatte. Es machte mir Spaß, die beiden Kerle in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem patois einander gegenüber zu ſehen. Eine Auſternfrau (écaillère), wie ſie bei jedem Wein- und Speiſehauſe anzutreffen iſt, hatte die Parthie des Flamänders, eine Fruchthändlerin (fruitière) die Parthie des Provençalen ergriffen, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie einander in die Haare kamen. Viele Zuſchauer hatten ſich verſammelt und ſahen müſſig zu, während ein Burſche von ungefähr 15 Jahren mit größter Ruhe bemüht war, die Weiber auseinander zu bringen. Endlich gelang es ihm. Einige Hinzugekommene wollten wiſſen, was es gegeben habe: „rien,“ antwortete er ihnen kalt, „c'étaient deux chats qui se mordaient!“ —

Dieſe Scene, deren es in jenem Theile der Stadt viele giebt, hatte lange gewährt, und es war dunkel geworden. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel, und die Schwüle ward in dieſem ſo ſtark bevölkerten Raume unerträglich. Ich eilte dem Quai zu.

Ein Wirbelwind hob den Staub in die Luft und trieb von Weſten her das Gewölk herauf, die Menſchen ſtoben, aus Furcht naß zu werden, auseinander, die „dames blanches," welche den Quai auf und ab bis zur Barriere fahren, füllten ſich mit Paſſagieren und rollten geiſterhaft durch die Gewitternacht, mit ihren weißen Wagen, weißen Kutſchern und glänzenden Schimmeln. Hin und wieder fuhr ein Blitz hervor und von Zeit zu Zeit hörte man einen fernen Donnerſchlag. Durch die Eile der Menſchen, die von beiden Ufern ſich kreuzend, ihr Obdach ſuchten, war es recht lebendig auf den Brücken und unter den Schwibbogen geworden, während unten am Waſſer die Schiffer auf den Kähnen ſehr geſchäftig wurden, hier zudeckten, dort feſtbanden und lautrufend hin- und herliefen. Die vielen Laternen klirrten, die Schilder und ausgehängten Tafeln ſchlugen klappernd aneinander und die Windfahnen ſchrillten. Nur die Seine, das ſeichte, kalte, ſchmutzige Waſſer, floß gleichmäßig und unaufgeregt dahin, kein Plätſchern ward darin vernehmbar, ſo ſchleicht ſie ſeit Jahrhunderten hier vorüber, gefärbt von Blut, oder wiederſtralend vom Glanz der Freudenfeſte, ſie bleibt immer dieſelbe und begeht nur ſelten einen Exceß, ſie begnügt ſich ſtets damit, die Unreinigkeiten von Paris aufzunehmen und manchmal einem unglücklichen Selbſtmörder die letzte Zuflucht zu gönnen.

Ich hatte die Seine hinan geſehen. Die dreifarbige Fahne in der Hand des guten Heinrich flatterte knatternd im Sturm, die beiden Thürme von Notredame waren meinen Blicken durch die Dunkelheit entzogen, und ich ſah nichts von dem Häuſerlabyrinth der Cite-Inſel und der unabſehbaren Linie der Quais. Heinrichs Fahne ſchwirrte um ſeinen Kopf wie eine ſcheue Taube, die ein Habicht verfolgt, oft auch ſah es aus als wenn Lilien vom Himmel regneten. Hätte ich dieſe Träumereien an dieſem Orte laut werden laſſen, ſo wäre alsbald gefälliges Volk genug da geweſen, um eine Emeute anzufangen.

Die zunehmende Dunkelheit, welche meinen Blicken die Gegenſtände ringsumher entzog, bewaffnete die Schwerkzeuge meiner Phantaſie mit wunderbaren Ferngläſern, und ich ſah die lange Reihe vorübergeflogener Jahrhunderte an meinem Innern vorüberziehen. Das Seineufer, jetzt eingefaßt von Bollwerken von Granit, hoch genug, um ſpielende Kinder vor dem Hinabſtürzen zu ſchützen, umgeben von dem heitern Tand der Gegenwart, zeigte ſich mir mit ſeinen ſchwarzen, engen, himmelanſtrebenden Thürmen, dort der Nesle-Thurm, weiter das Chatelet, unfern davon der feſte Thurm des Louvre mit ſeinen Gräben und Zugbrücken. Dazwiſchen loſes Gezüchte von Dienern und Pagen, mit barbariſchem Muthwillen mordend und plündernd, geſchützt von bärtigen Ungeheuern mit bunten Wappenſchildern, die gleich Löwen und Tigern, als Herrn in dieſer Wildniß hauſ'ten.

Ich wendete den Kopf. Vor mir lag die Steinmaſſe des jetzigen Louvre, kalt und todt. Welch fürchterliches Leben könnte hier laut werden, wenn ſie erwachten die Gräuel alle, die Todesſeufzer, die blutigen Schatten, die in dieſen Mauern Beſchändeten, Gemordeten. Alle dieſe tauſend Fenſter, die jetzt ſo hohlaugig auf mich herabblicken, ſie würden ſich mit Köpfen füllen, wenn es den unſchuldigen Opfern vergönnt würde, jene Hallen wieder zu beleben.

Der weibiſche Heinrich III. mit dem geſchminkten Geſichte und entblößten Buſen, umgeben von ſeinen abſcheulichen mignons, die falſche Katharina von Medicis, der kalte Mörder Carl IX., ich ſah ſie Alle vor mir. Drüben St. Germain des Prés wo die Höflinge gleichſam unter den Augen ihrer Könige, ihre Händel im Zweikampfe ſchlichteten, hier wo ſie kecke Diebſtähle von ihren Pagen in den Straßen verüben ließen, dort lüſterne Weiber, die ſich ihnen hingaben, und zu jedem frechen Spiele mit Ehre und Zucht willig die Hand boten.

Hinter einem modernen Eiſengitter ſah ich ſpärlich einige Blumen blühen — daneben ſprang ein ſchwarzes Gebäude bedeutend vor und verengte den Quai. Dies iſt der ſogenannte Pavillon der Königin, und das unbedeutende Blumenparterre wird mit dem ſtolzen Namen, „der Garten der Infantin,“ belegt. Hier wohnte die ränkevolle Katharina, von hier aus machte ſie ihre ſchwachköpfigen Plane, die den Hof verwirrten und die Einwohner in unabſehbares Elend brachten. Hier ſaß ſie von Zauberern und Aſtrologen umgeben, ihrem ſteifen Spitzenkragen und der kleinen perlengeſtickten Haube, mit dem breiten, todten Geſichte, und zog die Fäden ihrer ſchwachen Marionetten, die wie der Beſen des Zauberlehrlings ihr bald über den Kopf wuchſen, und ſich toll und widerſpenſtig gebehrdeten, obgleich ſie immer noch die Fäden in der Hand hielt und zu dirigiren vermeinte. An ihrer Seite ſahe ich ihren ſcheuslichen

Sohn, den böſen Buben, mit dem kalten, regelmäßigen Geſichte, den zierlichen Bart um den feſtgeſchloſſenen Mund und den kleinen, tückiſchen Augen. Er war nicht häßlich, dieſer Carl IX., aber eine froſtige Bosheit ſpricht aus ſeinen Zügen, die nicht Worte zu ſchildern im Stande ſind. Man muß es ſehen dieſes gemeine Henkergeſicht, in ſeiner bleichen Hübſchheit, den ſchlanken Leib im anliegenden ſpaniſchen Wammſe, das hinaufreicht bis zum Halſe, die reiche Krauſe, die das Oval des Geſichts einſchließt, den Sammthut von der Juwelenkette umſchlungen, und die kleine herabhängende Strausfeder, die den zierlichen Anzug vollendet. Dort oben iſt das Fenſter, von wo er herabſchoß. Ich ſeh ihn leibhaftig darin ſtehen, wie er ſich von ſeinem Diener die vorräthig geladenen Flinten geben läßt und herabſchießt auf die halbnackten Flüchtlinge, die aus den Betten geſprungen ſind, um von ihres Königs eigener Hand getroffen, in die kalten Gewäſſer der Seine zu ſtürzen. Ich ſehe ihn wie er ſchießt, er zielt nicht lange, er drückt los, das Getümmel iſt ſo lebendig, daß jeder Kugel ihr Opfer fällt; ſtarren Blickes ſchaut er auf das Blutbad, der Diener legt die neue Flinte in die Hand ſeines Herrn, der ihm die losgedrückte zurückreicht, ohne ſeine Augen von dem Gemetzel zu wenden. Starr ſind ſeine Züge, ſtumm ſein Mund, er lacht nicht, die ganze Luſt, welche ihm das Morden verurſacht, ſpiegelt ſich in ſeinem Auge, aus dem die Blutgier ſtralt, und der heiſere Ruf: „tue! tue!“ den ein augenblickliches Verziehen des Mundes begleitet.

Eine nahe Glocke ertönte hier in hellen Schlägen. Ich wandte mich nach der Seite von St. Germain l'Auxerrois, von wo ſie herzutönen ſchien. Dort waren aber die Glocken ſeit lange ſchon verſtummt. Das entrüſtete Volk wollte längſt ſchon dies Gebäude zerſtören, das einen ſchönen Platz verunziert und an deſſen verfallendem Gemäuer ſo viele gräßliche Erinnerungen kleben.

Hier wurde auf die Bitten Katharinens um eine Stunde früher die Sturmglocke geläutet, welche das Signal zum Morden gab. Auf dieſem Platze wurden die Leichen der ausgezeichnetſten Proteſtanten hergeſchleift, damit ſich die Augen der laſterhaften Königin und ihrer Damen, an dem Anblicke weiden und ihre ſchändlichen Bemerkungen bei dem Betrachten dieſer nackten Leichen machen konnten.

Damals wie heute war es ein Sonnabend, die armen Proteſtanten hatten ſich in ihre Häuſer zurückgezogen oder heimlich verſammelt, um über ihre drohende Lage zu berathſchlagen, obgleich ſie von König und Königin die tröſtlichſten Verſicherungen erhalten hatten. Aber der Schuß, der aus jenem Eckhauſe auf den ehrwürdigen, furchtloſen Coligny, am hellen Mittage fiel, hatte ſie aufgeſchreckt. Das Pariſer Volk, ſo lange allen Bedrückungen eines übermüthigen, mächtigen Adels ausgeſetzt, deſſen Blut bei jeder Gelegenheit vergoſſen ward, deſſen Eigenthum einem jeden Hofmann, ſobald es ihm gefiel, eine Beute wurde, freute ſich unmäßig durch die Lärmglocke von St. Germain l'Auxerrois erweckt zu werden, und nun auch einmal ſich recht ſatt morden und plündern zu können.

Guter Heinrich, der du dort eben ſo kalt und ernſt auf deinem Pferde von Erz ſitzeſt, die dreifarbige Fahne eben ſo geduldig hältſt, wie du ſonſt die weiße hielteſt, Ludwig XIV. und Napoleon Millionen verſchwenden ſahſt an dem alten Louvre, der immer noch unvollendet daſteht, wenn ich mir denke, wie du damals in jener Schreckensnacht eingeſchloſſen, gefangen in jenen grauenhaften Mauern, alle die Gräuel ſehen mußteſt, ſogar der blutige Mord die Schwelle deines Schlafgemachs beſudelte!

Dieſe Erinnerungen erweckt der Louvre! Das Gewitter hatte ſich bereits lange ſeitwärts gezogen und blitzte jetzt hinter dem Invalidendome, deſſen vergoldete Kuppel beleuchtend, die — ein Denkmal der unnützen Pracht, welche die Regierung Ludwig XIV. karakteriſirt — ſich ſtolz in die dunkeln Wolken erhebt. Er baute ein Verpflegungshaus für die armen Verſtümmelten, die ſeine tollen Kriege aus eitler Ruhmſucht dem Vaterlande brachten, und die bis dahin vom Betteln leben mußten, und verſchwendet Millionen dabei, eine Kirche und eine Kuppel zu bauen, um ſeiner Eitelkeit darin ein Denkmal zu ſetzen, während die Invaliden in ungeſunden, feuchten Kammern einquartiert werden.

Auch den Louvre hat er verſchönert. Es ſollte das Außerordentlichſte geleiſtet werden. Alle Architecten Frankreichs mußten Plane einreichen. Es wurde gebaut und eingeriſſen, und ungeheure Summen verſchwendet. Der weiſe Colbert unterhielt die Bauluſt des Königs. „Wenn ich ihm nicht dieſe Zerſtreuung mache, ſo fängt er einen neuen Krieg an!“ ſagte er. Man ſuchte den Ritter Bernini nach Paris zu ziehen. Der alte, ſtolze und faule Italiäner ließ ſich lange bitten, und gab erſt nach, als der franzöſiſche Geſandte ihn in Perſon im Namen des Königs eingeladen hatte, und ihm einen Jahresgehalt von dreitauſend Piſtolen und zwölftauſend Livres für ſeinen Sohn und ſeinen Schüler Mathias bewilligt worden waren. Jetzt erſt machte er ſich auf den Weg und erhielt in ganz Frankreich die Ehren eines Souverains. Die Städte ſchickten ihm Deputationen entgegen und bewillkommten ihn. In Paris wurde er auf das Feierlichſte empfangen und der König überhäufte ihn mit Geſchenken und Ehren. Aber alles, was Bernini machte, gefiel nicht. Endlich mußte man ſich ſeiner entledigen und es mit ſchweren Opfern erkaufen. Perrault war es nunmehr vorbehalten, die Hauptfaçade zu vollenden.

Unter Ludwig XV. wuchs Gras im Hofe, der zugleich mit Baracken angefüllt war. Ueberall waren nur Nothdächer ſichtbar, und der Einfluß der Witterung fing an, ein Gebäude, worauf ſo viel verſchwendet worden war, in Ruinen aufzulöſen.

Da griff Napoleons mächtiger Arm auch hier ein, und was ſeinen Vorgängern in Jahrhunderten nicht gelungen war, beſchloß er in einigen Jahren zu beendigen. In der That las man unter ſeiner Regierung, an der Hauptfaçade die Worte; Napoleon le grand a achevé le Louvre.

Im Jahre 1815 verſchwand dieſe Inſchrift und man ſetzte dafür: **Ludovico Magno.** Jetzt ſind an dem Fuße ſeiner Prachtcolonnade die Opfer der Drei Tage eingeſcharrt, die in dieſer Gegend fielen. Dreifarbige Fahnen, Immortellenkränze, hölzerne Kreutze und galliſche Hähne füllen den Raum, den ein hölzernes Gitter umgiebt, wo die Leichname der Freiheitskämpfer ruhen. Vorüberziehende Truppen ſenkten hier die Fahnen und die Trommler wirbelten den ſogenannten Todten-Appel. Obgleich die Leichen unter dieſen Hügeln noch nicht gänzlich verweſ't ſind, ſo fängt man ſchon an ihnen dieſe Ehre nicht mehr zu erzeigen. — —

Das Gewitter hatte nun ganz aufgehört. Der Himmel blickte klar durch die dahinfliegenden Wolken. Die alte Notredame tauchte auf aus dem Lichtermeere der cité. Ich überſah nun die ungeheure Stadt, welche die Seine von beiden Seiten eingeſchloſſen hat, hinan bis zum Jardin du roi, hinab bis zu den fernſten Lichtern des gros-caillou. Ich warf noch einen Blick nach dem Fenſter Carl IX., nach der halbdemolirten Kirche St. Germain l'Auxerrois und den Gräbern der Juliuskämpfer, und ging den Quai hinab, an der Wohnung Ludwig Philipps und ſeinem kleinen Gärtchen mit den Wällen und Gräben zum Spaß vorüber, den champs élysées zu, wo mich die in Paris übliche Fröhlichkeit mit Muſik und anderm Schalle freundlich empfing.

Die Sühne.

Nachdem die frommen Bourbons wieder eingeſetzt waren, hatten ſie nichts Beſſeres, ihrer Meinung nach zu thun, als zu ſühnen und zu rächen. Sie wollten es nicht vergeſſen wie ihnen dieſe Franzoſen einſt mitgeſpielt hatten, ſie liebten daher nicht ſie, ſondern Frankreich, woven ſie auch den Königstitel annahmen, das ſchöne Land wo die Bordeaux, Burgunder und Champagner Weine wachſen, das Schlaraffenland der Heiterkeit und des Wohllebens, wo in ruhigen Zeiten von der Nordſee bis zu den Pyrenäen ein ewiger Karneval gehalten wird.

Von ihrer Rache will ich ſchweigen, ſie füllt mehr als ein Blatt der Weltgeſchichte, doch die Sühne iſt ſchwächerer Art geweſen, ſchon jetzt zerbröckeln ihre Monumente, bald wird man nichts mehr von ihr wiſſen und ich will gern dies Blättchen von der Sühne meinem Album hinzufügen. — An einem ſchönen Morgen trat ein alter Mann mit gebleichten Haaren und in ſchlechter Kleidung, in die Halle der Tuilerien. Die Wichtigkeit ſeiner Nachricht verſchaffte ihm bald die Ehre vor den König geführt zu werden. Er hatte nebſt einigen Andern den unglücklichen Ludwig XVI. vom Schaffote herabgetragen und ihn auf dem entlegenen Platze vergraben, wo ſchon viele Opfer der Revolution ruheten. Nachdem Maria Antoinette guillotinirt worden war,¡ hatte er dafür geſorgt, ſie neben ihren Gatten einzuſcharren und war gewiß, den Platz wiederzufinden.

Sogleich wurde eine Kommiſſion hinbeordert und Arbeiter mit Haken und Schaufeln durchwühlten die Erde eines Holzplatzes, den in dem langen Zeitraum ein Bürger hier angelegt hatte.

Bald wurden dieſe Bemühungen gekrönt.

Die Arbeiter warfen eine ungeheure Menge Beine und Schädel auf und kein Zweifel blieb mehr, daß hier ein Knochenfeld der Revolution ſey. Abgeſondert von der Maſſe fand man auch die Skelette des Königs und der Königinn, wie der alte Mann es geſagt hatte, zwar ſehr mangelhaft, aber doch wollte man keinen Zweifel erheben und gefiel ſich darin ſie anzuerkennen.

Nun begann das Werk der Sühne. — Dem Bürger ſollte der Holzplatz abgekauft werden, da er jedoch eine zu große Summe dafür begehrte, ſo verſtand man ſich nur dazu, einen unregelmäßigen Winkel zu erſtehen, welcher mit Kies geebnet und mit Pappeln bepflanzt wurde. Dann erbauete man darauf eine Kapelle im mauriſchen Geſchmacke, deren innerer Hof mit der Erde des Holzplatzes gefüllt wurde, worin ſich der Staub von 7000 Revolutionsopfern concentrit haben ſoll, die alle auf dieſe Sühnungs-Auferſtehung hier geharrt hatten. Jetzt entſprießen kokette Tulpen und hoffärtige Sammt-Aurikeln dieſer Blutaſche, die Lilien, die gewiß unzählig hier geſäet worden, wollten nicht gedeihen, denn ich habe keine geſehen.

Von beiden Seiten des Hofes ſind Sarkophage angebracht, um das Andenken jener erlauchten Opfer zu verewigen, die für die Sache der Bourbone fielen, aber der 10te Carl hatte eher die Ordonanzen des Juli unterſchrieben, als er die Namen zu den Lapidar-Inſchriften dictiren konnte. Nun ſind die Felder leer und man kann ſich allerlei dabei denken. Die Gebeine des Königs und der Königin ruhen nun in der Gruft von St. Denis, die Stelle, wo man ſie ausgrub, bezeichnet eine Inſchrift. An beiden Seiten dieſer Gruft ſind die Knochen alle, die hier gefunden wurden, vermauert, wie dies ebenfalls Inſchriften verkünden.

Ueber denſelben in der Kapelle wird Meſſe geleſen und der Mann der uns begleitete, verſicherte, daß der Raum zu klein wäre, die Zahl der Andächtigen zu faſſen, die zum größern Theil in glänzenden Equipagen ſich hier einſtellten.

So ſühnten die rückkehrenden Bourbons, ſo ſühnen noch täglich die Bewohner der St. Germain-Vorſtadt, die blutigen Frevel des Volks von 1793, während eben dieſes Volk in ſeinen Freveln zu beharren ſich gefällt, und ſtatt hier an dieſer Schädelſtätte Buße zu thun, Immortellenkronen, Lorbeerzweige, dreifarbige Kokarden und Ehrenlegionbänder vor der Baals-Säule auf dem Vendomeplatze opfert.

Man verläßt die Kapelle mit ganz eigenen Gefühlen, beſonders wenn man wie ich einem alten Ludwigsritter dort begegnet, der ſich ſeinen Antheil an der Emigrirtenmilliarde gut bekommen zu laſſen ſcheint und nun auch das Herz recht weich zur Sühne geſtimmt, hieherkommt. Er war mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern hier, wahrſcheinlich aus der Provinz, und nachdem er oben mit leichter, zitternder Stimme, ihnen Ludwigs rührendes Teſtament, das mit Goldlettern auf ſeinem Denkmale ſteht, vorgeleſen hatte, ſtieg er in die Gruft hinab. Hier gerieth der Ludwigsritter in einen ſonderbaren Zwieſpalt. Er war dick und ſchwitzte, der Puder rieſelte ihm in weißen Bächen über das rothbräunliche Antlitz. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes, zwang den Ritter den Hut abzunehmen, die Ehrfurcht vor dem Schlagfluſſe, in dieſer Kellerluft, zwang den Ritter den Hut aufzuſetzen. Die letztere Ehrfurcht ſiegte endlich und er drückte den Hut in die Stirne, indem er laut um Verzeihung bat, nicht ſowohl ſeine Familie, wie es ſchien, ſondern die Manen des Königs.

Wie ich hinaus trat lag der unvollendete Ruhmestempel vor mir, deſſen Idee Napoleon faßte, und woraus die Bourbons wieder eine Kirche für die heil. Magdalena machen wollten. Die jetzige Zeit wird die Kirche wohl nicht ausbauen, aber den Ruhmestempel zu vollenden, ſcheint ihr auch nicht vorbehalten zu ſeyn.

Ich ſtand lange, das Gebäude betrachtend, da fiel mein Blick zufällig auf die Laterne, die links am Platze Ludwigs XV., unweit des ſogenannten Garde-meuble ſteht. Hier war's, wo das Blutgerüſt errichtet war, nicht in der Mitte, wie man gewöhnlich glaubt, und wo vor den drei Tagen ein Sühnungsdenkmal ſich erheben ſollte, das nun unvollendet bleibt.

Von hier konnte der König die Tuilerien nicht mehr ſehen, die dicken Kaſtanienbäume raubten ihm den Anblick.

Ich gedachte von Schauer ergriffen der blutigen Saat, die in dieſem Winkel geſäet wurde und die nach ſo vielen Jahren noch keinen Segen der Welt gebracht hat.

Den Mann, der die Hut der königlichen Gebeine 30 Jahre hindurch verſah, ſprach ich in Verſailles, der Langenweile voll Majeſtät, wohin ihn die Gnade der Bourbons als Concierge verſetzt hatte.

Café des Nouveautés.

Was wäre ein Pariſer Café in irgend einer deutſchen Stadt? Das Langweiligſte, das Fadeſte was nur erſonnen werden kann. Welche nüchterne Verſchwendung? Welch unzweckmäßiger Prunk? Warum denn um eine Taſſe Kaffee zu trinken, den königlichen Luxus? Was bedarf's des Marmors, der Kriſtallen und Bronzen, um ein mäſſiges Domino zu machen? Aber in Paris iſt ein Café das eigentliche Leben, es iſt der Centralpunkt der Pariſer Exiſtenz, ohne ein Café müßte ein Pariſer verhungern, inmitten der herrlichſten Speiſen und Getränke. Eine halbe Taſſe, eine Flöte (ein längliches Brod) und ein Journal, davon lebt der Pariſer 24 Stunden, wenn es ſeyn muß, kann er es nehmlich in ſeiner gewohnten Art genießen.

Der Pariſer iſt ein Weltmann, lebt gern auf einen großen Fuß, d. h. nach der Weiſe von Paris und ſchätzt dieſe Weiſe über Alles. Seine Stadt beut der Vergnügungen, der Genüſſe ſo mannichfaltige, doch der Tauſendſte kann ihrer nicht habhaft werden. Aber das Café, dieſes Inbegriff der höchſten Eleganz in einer Nuß, iſt für einen Jeden leicht erreichbar.

Kaum ſteigt ein armer Teufel von ſeinem ſechſten Stock herab, ſo eilt er dem Café zu und kann für einige Sous die er verzehrt, ſtundenlang in den herrlichſten Gemächern verweilen. Er ſtreckt ſich auf einem prächtigen Sammtpolſter, er ſchlürft aus der feinſten Porzellanſchaale, die er auf den Broncetiſch vor ſich ſtellt, er beſchaut ſich in der herrlichſten Spiegelwand, er ſieht ein liebliches Dämchen am Büreau ſitzen, die ſeiner Winke lauſcht, um ſogleich zwanzig geſchäftige Hände ihn zu bedienen, herbeizurufen, er befindet ſich in zahlreicher Geſellſchaft, und iſt während dieſer Zeit eben ſo vornehm, reich und glücklich, wie jener Vicomte, Duc, Banquier und wie die Bevorrechteten alle heißen mögen.

Das iſt aber auch Alles. Von dem fröhlichen Beiſammenſeyn, wie wir Deutſchen ſolches in den Rauchkneipen, die wir Kaffeehäuſer benennen, gewohnt ſind, findet ſich keine Spur. Jeder trinkt, ißt und lieſt für ſich, geſprochen wird wenig, man kennt ſich nicht. Einige Cafés haben ihre beſtimmten Beſucher, hier die Ariſtocraten, dort die Liberalen, hier die Charles-dixiſten, dort die Henri-quinquiſten u. ſ. w. Doch dieſe tragen ſchon mehr die Farbe der Clubbs und werden von den Gleichgültigen vermieden.

Mit dem Geiſt des Romantismus iſt aber auch manch anderer Geiſt über den Rhein nach Frankreich geflogen, und hat den leicht erregbaren Franzoſen die Köpfe verdreht.

Unerhörte Umwandlungen! Sie übertreten die Geſetze des Ariſtoteles — ſie dichten phantaſtiſche Mährchen — ſie ſagen Schiller ſey ein großer Dichter und ſie eſſen zu Nacht — ein förmliches Abendbrod! Wer hätte das je glauben ſollen, daß es dahin kommen würde? Wer vor 10 Jahren in Paris um Mitternacht aus dem Theater kam, und nicht verhungern wollte, mußte mit einer „bavaroise“ wozu ſelten noch Brod zu haben war, oder einen „riz au lait“ fürlieb nehmen. Aber jetzt iſt beſſer für ihn geſorgt; man höre!

An dem Platze, wo der Nachkomme des großen Koches des großen Ludwig, der ſich einer verunglückten Sauce wegen das Leben nahm, ſein weltberühmtes Magazin der höhern Kochkunſt, wo Vatel ſeine Leckerbiſſen den Vorübergehenden zur Schau ſtellte, iſt jetzt ein zierliches Café, das nach dem anſtoßenden Theater, Café des Nouveautés heißt. Das Café iſt jeden Abend übervoll von Fremden aller Stände, aller Farben, aller Meinungen. Denn dies iſt der Börſenplatz und da ſind die Cafés alle beſucht.

Man trinkt und lieſt. Endlich ſind die Theater geſchloſſen, die Mitternacht rückt heran und die eigentlichen habitués dieſes Cafés kommen hinzu.

Es ſind dies die Blüthen der Literatur, die jungen Romantiker, die Redactoren gleichgeſinnter Blätter, zu denen ſich einige Fremde geſellen, die durch Kunſt oder Schriftthumverwandtſchaft ſich für dieſen Kreis eignen.

Die Ankommenden muſtern kurz die Gäſte und gehen hinauf, um einige Parthien poule zu machen. Mittlerweile verliert ſich die Menge, es wird im untern Café ſtiller, man ſchließt Läden und Thüren. Aber im Innern deſſelben entfaltet ſich ein herrliches Leben. Man deckt eine lange Tafel im eleganten Entreſol, Blumen duften hier, Silber und glänzendes Gedeck ſchmückt ſie und die verdeckten Entrees werden auf die comfortabeln rechauds geſtellt.

Der gefällige Wirth, dem die Neuerung ſelbſt zu gefallen ſcheint, tritt zum Billard, die Serviette über dem Arm, und meldet, daß ſervirt ſey.

Im frohen Jubel eilt Alles zur Tafel und macht eine Abendmahlzeit mit deutſcher Gemüthlichkeit und Pariſer Luxus. Man ſpricht über Alles, man ſtreitet, man urtheilt, man wird witzig. Die freieſte Unterhaltung wird geiſtreich geführt. Die Weine werden nicht geſpart und der Cafetier des nouveautés, ein bonhomme wie es keinen giebt, iſt der gefälligſte Wirth von der Welt, und erfüllt jeden Wunſch ſeiner Gäſte.

Unten zieht die Patrouille über den ſtillen Platz. Die erleuchteten Fenſter, der allnächtlich ſich erneuende Lärm, erregt ihre Aufmerkſamkeit, ſie hält einen Augenblick, ſieht hinauf und weiß nicht was ſie für ein Geſicht dazu machen ſoll. Aber ein junger Dichter, ein ächter Romantiker, vom Weine erhitzt, iſt auf den Balcon hinausgetreten, um ein Paar Züge friſcher Nachtluft zu nehmen. Vom Himmel, zu deſſen Sternen er das Haupt gekehrt hatte, fällt ſein Blick auf die finſtre Patrouille mit blanken Waffen drunten, er muthmaaßt den Grund ihres Anhaltens, und das volle Champagnerglas, das er in der Hand hält, ihnen zeigend, auf dem Eiſengeländer des Balcons reitend, ruft er den Schergen der ängſtlichen Polizei fröhlich herunter: „daß der Lärm nichts zu bedeuten habe und man hier nur auf deutſch ſoupire!“

Der Boulevard.

Von Allem, was das merkwürdige Paris dem neugierigen Beſchauer bietet, das Merkwürdigſte iſt die majeſtätiſche Straße, die von dem Baſtillen-Platze im weiten Halbkreiſe bis zur Magdalenenkirche die ungeheure Häuſermaſſe wie ein Gürtel zuſammenhält. Mögen in allen andern Herrlichkeiten andere Hauptſtädte mit Paris wetteifern und es ſogar übertreffen, den Boulevard hat keine Stadt der Welt.

Hier iſt das eigentliche Pariſer Leben den Blicken aufgethan, von der eleganteſten Welt bis zur niedrigſten Hefe, Alles findet hier Befriedigung ſeiner Gelüſte; jeder Trübſinn ſchwindet, wenn Du Dich in dieß Gedränge miſcheſt, ohne Geſellſchaft biſt Du hier nie allein, willſt Du Paris kennen lernen, ſo beſuche den Boulevard! Weder die Berliner Linden, noch der Wiener Kohlmarkt, oder der Hamburger Jungfernſtieg können im Entfernteſten nur mit dem Boulevard verglichen werden.

Ich muß geſtehen, daß ich ſtets einige Vorliebe für den Boulevard hatte, und ſo oft ich in Paris war, meine Meinung von ihm beſtätigt fand. Wenn ich nun auch von dieſer Vorliebe erfüllt, meine Schilderung beginne, ſo ſoll ſie dennoch treu entworfen werden.

Am frühen Morgen, wenn in der innern Stadt noch Alles ruht, und Milch- und Gemüſeladen hie und da geöffnet werden, dann zeigt uns der Boulevard ein ganz eigenes Treiben, das mit ſeinem ſpätern einen grellen Contraſt bildet. Die Bewohner der breiten, reinlichen Straße ruhen noch Alle, kein Café iſt offen, kein Reſtaurant duftet Arome, kein Handelsmann ſchreit, kein Omnibus fährt, kein Elegant endlich iſt ſo ſentimal, unter dieſen Bäumen zu dieſer Stunde eine Morgenpromenade zu machen. Aber von den Vorſtädten her, die ſich hart vom Boulevard in gerader Richtung bis zu den Barrieren hinziehen, kommen die Landbewohner mit Karren und Wagen

. . . . pour apporter dans ce vaste sejour
l'ordinaire tribut des moissons d'alentour.

Hier iſt's der kräft'ge Schlag der Kohlenbrenner, die mit ihrer ſchwarzen Ladung, worauf hoch oben bald ein niedliches Weibchen, bald ein dicker

Junge ſitzen, fröhlich und wohlgemuth die Straße durchſchneidet, oder die Weiber von Lavillette in ihren Holzſchuhen, die auf ihrem Karren ſo viel köſtliches Gemüſe geladen haben, daß der kleine magere Eſel die Laſt faſt nicht fortzuziehen im Stande iſt; hier rollt ein Wagen daher, worauf eine zierliche Bäuerin ſitzt und ſelbſt die Pferde lenkt, ſie bringt herrliche Milch aus Montmorency zur Stadt; dort ziehen die Gärtner herbei mit köſtlichen Ladungen von Calville-Aepfeln und zuckerſüßen Weintrauben, die alle in Fontainebleau gewachſen ſein müſſen.

Alle dieſe Wagen tragen in großen Buchſtaben den Namen ihrer Waaren, ihrer Beſitzer und ihres Ortes zur Schau. Nun kommen die Blanchiſſerien, worauf ſcherzende und lachende Burſchen und Dirnen, dann die ſchweren, von vierſchrötigen Kerlen gezogenen Waſſerfäſſer aus dem Etablissement royal des gereinigten Seinewaſſers, wie die Aufſchrift verkündet. Aus dem Innern der Stadt rollen leere Wagen mit luſtigen Menſchen der porte St. Denis zu, die in der Nacht ihre großen Fiſchladungen hereingebracht haben, und nun froh, daß ſie den lärmenden Verkauf, der allnächtlich auf der place des innocents gehalten wird, hinter ſich und den Gewinn in der Taſche haben, nach Hauſe fahren.

Die Weinhändler an den Straßenecken öffnen nun zuerſt ihre von auſſen grellroth angetünchten, im Innern ſchmutzigen Kneipen und ſtellen ſich mit untergeſchlagenen Armen und überwachten Geſichtern vor die Thür. Aber nicht lange genießen ſie der Ruhe. Alsbald hat ſich ein Haufe von Bauer-, Kohlen-, Fiſcher-, Wäſcher- und Gärtner-Wagen vor dem Hauſe kreuz und quer verfahren, um ſich ein Glas ſauern Chablis aus dem Broc ſchöpfen zu laſſen, und mit luſtigem Schwatzen eine halbe Stunde hinzubringen.

Dieſe halb ländlichen Morgenſcenen ließen vielleicht den Fremdling eine Tages-Idylle erwarten, doch mit dem neunten Glockenſchlage iſt die Idylle vorbei, und wir dürfen uns gefaßt machen, den Boulevard lyriſch, epiſch, doch am meiſten dramatiſch zu ſehen.

Die Bewohner der ungeheuern Häuſer fangen ſich nun an zu rühren, und eine Regſamkeit wird ſichtbar, die nach allen Andeutungen ſehr lebendig zu werden verſpricht, und wie die Lawine von Minute zu Minute wächſt und ſich immer brauſender entwickelt, immer mächtiger dahinrollt.

Hunderte von Kellnern ſpringen in blendend weißen Jacken und Schürzen vor den eleganteſten Cafe's hin und her, putzen die Spiegelgläſer, welche die Wände bekleiden, füllen die zierlichen Körbchen mit dem auserleſenſten Brode, ſtellen Taſſen und Kannen von goldumrändetem Porzellan auf die erwärmte Marmorplatte, bedecken die kleinen Tiſchchen, und treffen alle Anſtalten zum Empfange der täglich erſcheinenden Gäſte und zum Herbeilocken von neuen. Die Herumträger von Zeitungen werfen im Vorüberrennen die neuen Tagsblätter zur Thür hinein, die von den Kellnern geordnet werden, denn kein Pariſer wird ſein Frühſtück nehmen, ohne ein Journal dabei zu leſen.

Die Reſtaurants machen noch keine ſo ernſtlichen Anſtalten, weil ihre Thätigkeit vor 12 Uhr ſelten beginnt. Sie begnügen ſich damit, Spiegel und Fenſter abzuwiſchen, die Tageskarte mit ihren Hunderten von Gerichten zu revidiren, mit einem m. zu bezeichnen, was dieſen Tag nicht vorräthig ſein wird, und hinzuzufügen, was an Neuigkeiten der Jahreszeit, an Seltenheiten u. ſ. w. der Küchenaufſeher ſo eben in einem Tragkorbe aufgehäuft vom Markte heimſchleppt. Die maleriſche Unordnung dieſes niederländiſchen Küchenſtücks bei offenen Thüren lockt manchen Vorübergehenden zum Stilleſtehen. Man erblickt die buntgefleckte, zierliche ſpaniſche Artiſchocke, den mailändiſchen

Broccoli, die Hammelkeule von Preſalé, den Rheinkarpfen aus Straßburg, des „Rochen ſcheusliche Ungeſtalt,“ die noch ſcheußlichere „Lune d'Afrique,“ die Algiers Eroberung erſt in Paris bekannt machte, die bemooſten Hummer, die roſenrothen Krabben, die vortrefflichen Ananaskartoffeln, und über dieſen Küchentrophäen, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſchwebend, eine prächtige Schneegans.

Die Waarenhändler zur „ſchönen Jeanette,“ zum „Robert le diable“ oder zu den „Bayaderen,“ deren Glaswände jeden Tag neue Stoffe zur Schau bieten, ſind eben damit beſchäftigt, die köſtlichſten Erfindungen im Gebiete der Mode, in dieſer oder jener Form, den Vorübergehenden in's rechte Licht und recht dicht an's Herz zu legen. Von auſſen umklettern Ladendiener auf langen Leitern die Magazine und drappiren ganze Häuſer mit hundertellenlangen Zeugſtücken.

Ein Uhrenhändler hat den zerbrechlichen Gedanken, ein Paar hundert Uhren, mit ihren Sturzgläſern verſehen, auf eine Eſtrade vor ſeiner Thür, die ſich weit in die Straße hinein erſtreckt, aufzuſtellen; ſein Nachbar, der Porzellanhändler, will nicht zurückbleiben, und macht es mit ſeinen Taſſen und Tellern eben ſo, der Glashändler endlich kann unmöglich nachſtehen und ſtellt eine ſolche Maſſe der ſchönſten Kriſtallgefäße, worunter ſchöne Baſſins mit Goldfiſchen, künſtliche Blumen und dergleichen ſich befinden, recht eigentlich auf das Straßenpflaſter, daß die Vorübergehenden einen veritabeln Eiertanz zu gehen haben, wenn ſie an dieſen Theil des Boulevards gelangen.

Vor den Kleidermagazinen geht es ſo ſtill nicht ab. Der Mann hat ſeine Herrlichkeiten ſo gut er's verſteht — und er verſteht es vollkommen — zur Schau gehängt und gelegt, aber da rollen auf leichten Karren die Weſten- und Pantalons-Vorräthe herbei, welche — Dank ſei es den Bemühungen Apperts — die armen Gefangenen verfertigen und für ihre Rechnung verkaufen laſſen. Mit dieſen Leuten, die keine theuern Geſellen halten, keine Laden am Boulevard miethen dürfen, iſt die Concurrenz ſchwer zu beſtehen. Es wird alſo ein junger Kerl gedungen, der eine ungeheure Lunge beſitzt, und der ſtellt ſich nun vor den Schneiderladen und ſchreit mit ſtarker Stimme: „hier verkauft man mit einem unglaublichen Rabatt! fünfzig Prozent unter dem Courſe! Eine fertige Atlasweſte für 5 Franken!“ u. ſ. w.

Die großen Bilderladen zeigen Gallerien von Porträts aller Berühmtheiten, die in dieſem Augenblicke in Paris anzutreffen ſind, die barocken „Diablerien,“ die „Chinoiſerien,“ die Carrikaturen und Chargen endlich.

Bei den Kopfputzverfertigern ſieht man bereits hinter dem leichten Wall von Gaze, Federn, Blumen und Stroh, mit emſiger Nadel, die zierlichſten Händchen, die manchen lüſternen Blick von der Arbeit zur Straße hinausſenden.

Aber wer könnte nun Alles herzählen, was von allen Winkeln herbeizieht, um vor dieſen Laden, zu beiden Seiten der Alleen eine Gaſſe zu bilden, und den Vorübergehenden die mannichfaltigſten Gegenſtände anzubieten.

Auf dieſem Tiſche ſind hunderte von Dinger, vom engliſchen Raſiermeſſer bis zum Stiefelknecht und von der Nadelbüchſe bis zum Kamme, die, wie es die dabei hängende Tafel und der Ausruf des Mannes beſagt, zu fünf Sous das Stück verkauft werden.

Daneben lehnt eine Suite von Kupferſtichen in Goldrahmen, an Brunnen, Eckſteinen und Kothhaufen, und wird zu ſpottwohlfeilen Preiſen ausgeboten.

Hier ein Roulette, wo man Zuckernüſſe gewinnt; dort ein Trödelkram von Kunſtgegenſtänden in Elfenbein, Porzellan, Horn, Schildkröte oder

Kriſtall, auf der Erde ohne Wahl ausgekramt. Zwirn, Band, Bücher, Hirſchgeweihe, Obſt, Confituren, Alles in bunter, ununterbrochener Reihe, neben dem Rinnſtein, die Straße hinab. Zwiſchen dieſen feſtſtehenden Handelsleuten ſtreifen nun gleich Kometen, bald dieſem bald jenem Waarenhaufen den Umſturz drohend, die wandernden Hauſirer herum. Bald tragen zwei Kerle ein zierliches Geſtell von Bronce, das wie ein orientaliſcher Tragſeſſel geſtaltet iſt, wie wir's auf unſern Theatern ſehen, und mit einer Menge von Männerhüten behängt iſt; oder man trägt ungeheure Gerüſte mit Gipsfiguren einher, man rollt Karren mit Rheimſer Zwiebacken, Blumentöpfen, neuerfundenen Kaminen unter die Leute; dazwiſchen tönt die Glocke der Hydromelverkäufer, die eine Tiſane von Süßholz in einem thurmähnlichen Behälter auf dem Rücken tragen und zu allen Tageszeiten verkaufen. Karren mit Bürſten und Beſen von Eſeln langſam hin und hergezogen, die ſich ebenfalls durch den eigenthümlichen Schall einer Glocke bemerkbar machen, vermehren das Gedränge.

In gewiſſen Entfernungen von einander werden hunderte von Strohſtühlen aufgeſchichtet, um den Müden für zwei Sous vermiethet zu werden. Die Pächter dieſer Ruheanſtalt, es giebt deren einen im Tuileriengarten, einen auf dem Boulevard, zahlen der Stadt eine bedeutende Summe, es geſchieht jedoch an ſchönen Sonntagen, daß ein jeder von ihnen an 700 Franken Stuhlmiethe einnimmt.

Die Sträußebinderinnen ſtellen ſich mit ihrem Blumenvorrath in Reih' und Glied, beſonders am Ausgange der Panoramenpaſſage auf, und laſſen in einem fort ihren Reſtain: la violette, le joli bouquet, hören.

Unweit davon nehmen Kerle in rothen Hoſen und blauen Jacken Poſto, die auf ihren viereckigen Hüten mit großen Buchſtaben das Wort „Weynen“ tragen. Sie verkaufen das beliebteſte „Papier Weynen.“ Nun giebt es aber daneben Ausrufer, die faſt eben ſo gekleidet ſind, welches in der franzöſiſchen Ausſprache faſt eben ſo wie Weynen (Wénang) klingt, und auf dieſe Weiſe die Weynen-Liebhaber an ſich zu locken ſuchen. Jedes Plätzchen, das nun noch frei iſt, wird von Leuten eingenommen, wie es Zufall oder Bedürfniß will.

Dieſer Mann zieht mit einem Drahte Pfropfen aus dem Innern der Flaſchen. Er erklärt ſein Experiment, zeigt ſtets triumphirend ſeinen herausgezogenen Pfropfen, ſtößt ihn dann wieder hinein, um von vorne anfangen zu können. Jener dort preiſ't ſein neuerfundenes Mittel, Hühneraugen zu vertilgen; ein Anderer ſchreit dazwiſchen: „keine rothen Feuerzeuge mehr! die Wiſſenſchaft lebe! hier ſeht die gelben an, nur dieſe taugen etwas!“ ein Dritter ſteht ſchweigend daneben, zündet mit ganz einfacher Procedur ein Licht an, bläſ't es dann wieder aus, und zündet es von Neuem wieder an; ein Vierter verkauft Dintenfäſſer, die ohne Dinte zum Schreiben dienen, und präſentirt den Vorübergehenden eine Feder, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen.

Hier iſt ein Kerl mit einem Stocke, dort einer mit einer Brille, ſtets das Allerletzte, das er um jeden Preis losſchlagen will, und kaum hat er das Allerletzte verkauft, ſo hat er wieder einen Stock oder eine Brille in der Hand.

Am ſonderbarſten ſpekuliren die Fleckenauspuzzer oder Dégraiſſeurs, die jederzeit eine Menge todter Vögel vor ſich auf kleine Grashäufchen legen, und den Leuten weismachen, daß ſie das Geheimniß beſitzen, dieſe Vögel wieder fortfliegen laſſen zu können. Während nun ſtets ein Kreis um ſie auf dieſes Experiment wartet, preiſen ſie ihre Fleckſeiſe an, und ehe man ſich's verſieht, hat ſolch ein Kerl eine ſchwache Stelle an Rock oder Pantalon erſpäht, und iſt ſchnell darüber her, ſie mit ſeiner Seife zu beſchmieren und hinterher zu bürſten. Für dieſe freiwilligen Verſuche ſchlägt er anhaltend jede Bezahlung aus, bittet aber dann ſeiner fernern Behandlung die übrigen Flecke gütigſt anzuvertrauen.

Ein Mann, der ein Brevet für die Erfindung einer neuen Glanzwichſe erhalten hat, putzt ſtets ſeinen Stiefel und beſchmiert ihn hinterher wieder mit Straßenkoth, um ihn von Neuem zu putzen.

Alle dieſe Handthierungen werden von lauten Erklärungen begleitet, worin die gemeinſten Franzoſen ein nicht genug zu bewunderndes Rednertalent entwickeln.

Zwiſchen dieſem reichhaltigen Gemälde der verſchiedenartigſten freundlichen Gruppen ziehen ſich die dunkelſten Schattenparthien des Elends. Hier ſind es kleine Kinder von 3 bis 4 Jahren, die in Lumpen gehüllt auf einem Haufen ſitzen, und nichts thun als hungern, frieren und weinen; ein vor ihnen ausgebreitetes Tuch ſoll die Spende des Mitleids empfangen, würde aber am Abend längſt vom Winde fortgetragen worden ſein, wenn nicht ein ſchwerer Stein an jeder Ecke d'rauf läge. Eine Mutter mit ihrem kranken — und unweit davon — es iſt faſt nicht zu glauben — eine

Andere mit ihrem todten, ſo eben auf dem Boulevard geſtorbenen Kinde in den Armen, ohne Thränen, aber feſten Blicks zum Himmel ſchauend. Neben dieſem tiefſten Elende kommt gleich das luſtige Unglück, das am Tage ſich faſt zu Tode hetzt und allgemeinen Ekel erregt, um Abends ſich zu betrinken. Ein Blinder, der aufgeigt, indeß ſein Pudel für ihn ſammelt; ein Kerl mit einem Beine, der tanzt und ſpringt; ein Mädchen, die ohne Hände näht; eine hungrige Familie, die Schmähcouplets auf die Miniſter abſingt; der ſtets betrunkene Geiger, der auf dem Eckſteine vor jedem Muſikſtücke ſeine Lebensgeſchichte und ſein widerwärtiges Schickſal erzählt; der größte Charlatan der Bänkelvirtuoſen; der allgemein bekannte Gaſſenpaganini! Und unter allem dieſen Gedränge die ſchmutzigen Savoyarden mit ihren Affen und Murmelthieren; die Stadtſergeanten und Gendarmen; die Ausrufer von Journalen und Flugſchriften, und das vorüberhüpfende Heer der loſen Dirnen.

Trotz dieſer bunten Menge iſt der Boulevard noch leer. Alle dieſe Leute ſind nur da, um die eigentlichen Beſucher zu empfangen, die erſt von 4 bis 6, den Stunden, die dem Mittageſſen vorausgehen, ſich regelmäßig einzuſtellen pflegen.

Der Omnibus fährt im langſamen Schritte von der Baſtille zur Magdeleine und von dieſer zur Baſtille; die Citadines, Ecoſſaiſes, Bearnaiſes, Trycicles und wie dieſe bequemen Transportanſtalten alle heiſſen mögen, durchziehen und durchſchneiden nach allen Richtungen den Boulevard, indem der Kutſcher von Zeit zu Zeit eine Art von Blaſewerk unter ſeinem Bocke anzieht, was einen trompetenähnlichen Ton von ſich gibt.

In den Kaffeehäuſern und Reſtaurants wird gefrühſtückt; bei Tortoni findet ſich die vornehme Welt ein, und die Geſchäftsleute ſuchen politiſche Neuigkeiten und den heutigen Cours zu erſchnappen. Die Schauſpieler ſieht man in die Proben laufen, die Cabriolets ſchwirren hin und her, und ihre Führer klatſchen und ſchreien in einem fort ihr: „gare! gare!“

Endlich kommt von der rue la paix und aus der rue richelieu der Zug von glänzenden Equipagen des faubourg St. Germain, die nun ihre Promenade auf den Boulevards beginnen, indeß aus der rue Lafitte und der chaussée d'Antin die nicht minder glänzenden der „haute finance“ ihnen begegnen. Ein wohlunterrichteter Freund erkennt die Livreen des Prinzen von der Moskowa und Periers, des Herzogs von Dalmatien und des

Barons Rothſchild, des Portugieſen Aguado und des Berliners Schickler. Herrlichere Pferde, glänzendere Wagen, reichere Livreen, wo wollte man ſie wohl ſehen, als hier? und welche Maſſe von berühmten, intereſſanten, verrufenen Menſchen ſieht man mit einem Blicke, wenn man dieſe Wagenreihe muſtert. Mehr aber als ſie zieht mich der Troß der Fußgänger an, der ſich ſo gemächlich fortdrängt und fortſtößt, daß ich, der ich ſehr bequem auf drei gemietheten Stühlen Platz genommen habe, wovon mir einer zum Sitz, ein anderer zur Lehne und der dritte zum Fußſchemel dient, Alles gehörig in Augenſchein nehmen kann. Drei Reihen ſolcher geſetzten Leute bordiren zu beiden Seiten, gleich Barricaden den Fußpfad, und laſſen die Vorbeigehenden die Revue paſſiren, oder ſie eſſen Gefrornes, oder trinken Chocolade, oder leſen Zeitungen. Hier der Mann mit dem blaſſen Geſichte, der länglichen Naſe, den geiſtreichen Augen und der hohen Stirne, der die liebenswürdige Frau am Arme führt, iſt der gewaltige Victor Hugo, der in ſeiner reizenden Häuslichkeit, im erſt wochenlangen Genuſſe des ehelichen Glückes ſeine furchtbaren „letzten Tage eines Verdammten“ ſchuf. —

Dort der bleiche, hagere Kopf mit dem krauſen Negerhaar und den großen Augenſternen gehört dem genialen Alexander Dumas. Er ſtürmt lachend mit vielen Jünglingen vorüber. Der Lange mit dem Ernſt in den Zügen, im mittelalterlichen Barte und dem ſeltſam geformten Hute iſt Camille Roqueplan, der Kleine daneben, eleganter und zierlicher, mit den favoris à la jeune france, iſt Neſtor, ſein Bruder, der Redakteur des einſt wizzigen Figaro, der es jetzt nicht mehr iſt, ſeitdem ihn das Miniſterium für ſich gewann.

Jules Janin, Paul de Kock, Eugène Sue, und ein ganzer Haufe ihnen verwandter Geiſter wandeln vorüber. Sie kommen Alle von ihrem gewöhnlichen Vereinigungspunkte, dem Café der Romantiker auf dem Börſenplatze.

Jener ſchwammige, etwas bleich ausſehende junge Mann, der mit den vielen Damen, ſtets lachend eine Zahnlücke zeigend, in nicht gehöriger Toilettenverfaſſung, iſt der mittelalterliche Vielſchreiber, der Romancier des Salons, Herr von Balzac.

Unweit davon ſchleicht, wie ein Geſpenſt, in zwei weiten Röcken, beide mit dem rothen Bande geziert, ein literariſcher Ladenhüter der Vicomte d'Arlincourt. Sein bleiches, trübſeliges Geſicht ſcheint einem Manne von 35 Jahren anzugehören.

Der dort iſt der ſtürmiſche Sänger der Rachegöttin, der Provençale Barthelemy, der ſo eben ſeinen Journalladen am Börſenplatze verläßt, um ſich von ſeinem poetiſch-mercantiliſchen Tagewerk ein wenig zu verſchnaufen.

Hier geht mit ſtarken Schritten der Held vom St. Martinsthor einher, der Liebling der Pariſer, Frederick Lemaitre, der gefeierte Darſteller des Richard Darlington, der ſo eben einen Roman aus ſeiner Feder angekündigt hat. Seine kräftige, unfeine Figur, ſeine unedle Haltung und ſeine nicht eben ſchönen Geſichtszüge verrathen nichts von ſeinem Talente.

Der daherſchlendernde Dicke, mit den aufgeriſſenen matten Augen und dem gut arrangirten Backenbart, den Hut auf einem Ohr, mit vorgeſtrecktem Bauche, der ſich an Paganini's allgemein gekannte phantaſtiſche Geſtalt hängt, iſt Peſaro's ſüßer Schwan, der Schöpfer des Tancred und des Wilhelm Tell.

Jener, der dahin huſcht, klein, mit offenem Rocke, markirtem Geſichte, jeden Bekannten höflich grüßend, die Arme an den Leib gezogen, um Niemanden zu nahe zu kommen, iſt der in dieſem Augenblicke gefeiertſte Künſtler von Paris, der Componiſt des „Robert le diable.“

Gleich hinter ihm kommt Wilhelm von Schlegel, der in Deutſchland vielgekannte Xeniendichter des jüngſten Muſenalmanachs, im eifrigſten Geſpräche mit Michael Beer, einem Trauerſpieldichter, und den übrigen Verwandten des berühmten Tonſetzers.

Dort zieht mich die ſchlanke Leontine Fay mit den himmliſchen Augen, hier die blonde, üppig volle Jenny Colon, dieſe Säulen des „Gymnase dramatique“ an, etwas weiter erkenne ich Sylphide-Taglioni, die ich deutſch begrüßen kann, und unſere treffliche Sängerin Devrient in Begleitung des göttlichen Rubini.

Daneben gaukelt der poſſierliche Maler Lepaule, der neben ſeiner Kunſt ſo vortrefflich die Stimmen aller Thiere nachzuahmen weiß, und der alle Augenblicke zu einer Carrikatur herhalten muß, und eine ganze Menge berühmter und unberühmter Maler, die ihre neueſten Erzeugniſſe bei von Rittner und in andern Kunſtmagazinen aufgeſtellt ſehen wollen.

Ich bin müde vom Sitzen, ich ſtehe auf, ich finde Bekannte, es geht an ein Schwatzen, man weiß nicht, was man zuerſt, was zuletzt beſprechen ſoll.

Mein Gott! Veſtris mit fünf und ſiebenzig

Jahren, in moderner Perücke und Schuhen, geht vor mir, ja er bleibt der erſte Tänzer bis an's Grab. Welche Schritte! wie elegant — wie ſchwebend — wie ungeziert! Wer nur ſo gehen könnte — ſeine Sprünge wollte ich ihm gern laſſen.

Der alte Sänger Laïs, einſt der Abgott von Paris, kriecht faſt als achtzigjähriger Greis, in ſeiner blonden Lockenperücke, um noch ein wenig Frühlingsſonnenſchein mit in die Grube zu nehmen, er, den ich vor zwanzig Jahren als Ritter Rinaldo, in Armida's Zauberfeſſeln, die ſchöne Welt von Paris noch bezaubern ſah.

Ah! dort ſehe ich endlich meinen Freund, mit ihm noch eine kleine Tour gemacht, und dann zum Eſſen gegangen.

Ein feingebauter Mann, ganz ſchwarz und modiſch gekleidet, mit bleichem, intereſſantem Geſichte, kommt nachläſſig durch die Menge. Er erkennt mich nicht gleich, und erſt nachdem er die Brille, die er in der Hand trug, aufgeſetzt, verzieht ſich ſein Mund zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln. Ich fordere ihn auf, mit mir zu eſſen, ſeine weißglacirten Hände deuten mir aber ſogleich an, daß er es nicht annehmen könne. Es iſt dieß der Dichter der Reiſebilder, deſſen „Franzöſiſche Zuſtände" in dieſem Augenblicke die allgemeine Zeitung in Paris zur allgemeinſten machen. Er ißt heute in einem großen Cirkel, und ich bin genöthigt, meine Wanderung nach den entfernten Boulevards allein fortzuſetzen.

Im Weitergehen denke ich an Heine, an unſer Beiſammenſein in Hamburg, wie ich ihn in Wandsbeck, dem melancholiſchen Dörfchen an der Elbe, beſuchte, wo einſt Asmus ſein Rheinweinlied dichtete, wie er dalag auf dem Sopha und Revolutionsgeſchichte ſtudierte in allen Sprachen, und mißmuthig und menſchenſcheu an nichts Freude hatte, und aus langer Weile Blut ſpie, und ſich einbildete, er müſſe ſterben — und nun hier, welch ein Wiederſehen nach einem Jahre! Der Mann ſteht vor mir in der ganzen Zierlichkeit ſeiner Geſtalt, gekleidet wie es die Mode von einem Dichter fordert, elegant und nachläſſig zugleich, erwacht zum feinſten Lebensgenuſſe, ſich fühlend in ſeinem vollen Werthe, und einen ganzen Frühling von neuen Liedern in der geſundeten Bruſt. Die elaſtiſche Luft, die man hier athmet, geſchwängert mit Freiheit, Ungebundenheit, Ungeſchorenheit, die Anerkennung und Mittheilung ſo vieler gleichgeſinnter und ausgezeichneter Menſchen, das Alles iſt es, was im Vereine ſolch wohlthätige Verwandlung in Heines Dichtergemüth hervorbringen konnte. Marſeille und Barèges, die er dieſen Sommer beſuchen will, werden die glückliche Heilung ganz vollenden, und Wandsbeck

„Wo er über ſich allein
Wie im Mutterleib“

ſaß, und die kranke Bruſt, und die Revolutionen in allen Sprachen, werden dem Dichter bald nur wie ein grauer Traum vorkommen.

Schon drängen ſich die Leute ins Theater des St. Martinsthors, um Richard Darlington, das Lieblingsſtück, zu ſehen. Die Gasflammen entzünden ſich überall, und je weiter ich gehe, deſto mehr entſchwindet das elegante Gedränge und ein neues Leben umgibt mich. Auf der Höhe an dem St. Martinsthore wende ich die Blicke und überſehe nun die ganze Strecke des zurückgelegten Weges. Ein Menſchenmeer wogt dahin und dazwiſchen wandelnde Lichter ohne Zahl, in den Kaffeehäuſern, Reſtaurants und Boutiquen, die feſtſtehenden, prächtigen Gasflammen von dem Glanz der Spiegel vervielfältigt, die Omnibus mit ihren rothen Laternen, die Cabriolets die zu Hunderten dahinrollen, wovon jedes zwei Laternen hat, die Wagen der vornehmen Leute, königliche Wagen endlich, vor denen Stallmeiſter mit Fackeln einherſprengen, dazu die wandelnden Hauſirer die ihren Beleuchtungsapparat mit ſich ſchleppen, und die Feſtſtehenden, die einige Lichter vor ſich auf das Pflaſter ſtellen, die Bänkelſänger, Taſchenſpieler, Alles will ſehen und geſehen werden. Welch ein ungeheurer Fackeltanz! grandioſer gewiß wie der, den die alten Miniſter bei der Vermählung eines Prinzen in Berlin tanzen müſſen.

Es iſt zu ſpät, um das intereſſante Neorama oder das bewundernswerthe Diorama zu beſuchen, die Gruppen von Taſchenſpielern, um die ſtets ein großer Kreis von Zuſchauern ſich bildet, die junge ſchöne Dame mit dem Barte, das Kind mit der Roſe ſtatt der Hand und dem Geſichte ſtatt des Fußes, Katze, Sperling und Hund friedlich aus derſelben Schaale mit einander freſſend, die Automaten von Wachs, die ſich bei der Hand nehmen,. ſich küſſen u. ſ. w. Alle dieſe Herrlichkeiten, denen ich im Vorübergehen einen flüchtigen Blick ſchenke, können mich eben ſo wenig zum Verweilen anziehen, als das Theater de l'ambigu, wo heute ein gräßliches Melodram ſein Publikum erſchüttert.

Ich wand'le immer weiter, und ſchon blinken mir die rieſelnden Spiegelwände des Chateau d'eau entgegen, das tauſend Flammen wiederſtralt. Um dieſen plätſchernden Springbrunnen reiht ſich ein luſtiger Kreis von alten Spielgeſellen, die ſich hier, an dem angenehmen Platze, in der freien Abendluſt durch Tänze, Geſellſchaftsſpiele, Ringen, Bolzenſchießen und dergleichen ergötzen, hier nimmt Alles einen andern Charakter an, denn wir ſind auf dem Boulevard du temple.

Ihr träumt von Emeuten und Revolutionen, ihr finſtern Staatsmänner, ihr laßt euch das Schreien der Bewohner der Cité und die Klagen der Volksfreunde ſtets zu Herzen dringen, und ihr wißt nicht abzuhelfen. Hier kommt her! Seht mit eigenen Augen, wie leicht der Pariſer das Leben nimmt, wie leicht ſeine Wünſche zu befriedigen ſind, gebt ihm Brod zur Sättigung und ſeinen Boulevard du temple, und er iſt zufrieden.

In langer Reihe iſt hier der Weihnachtstiſch für das Pariſer Volk, wenn wir uns dieſes Ausdrucks hier zur Bezeichnung des Gegenſatzes der höhern Stände, bedienen dürfen, jeden Abend gedeckt, und dieß Volk klatſcht unermüdet in die Hände, es umſpringt den Tiſch, wenn es die Lichterchen angezündet ſieht.

Den Reihen beginnt der großartige Circus Franconi's. Es iſt ein eigenthümlich intereſſantes

Schauſpiel und das ungeheuerſte Pferdeſpektakel, das man ſehen kann, deſſen Ausführung nur allein durch die innere Einrichtung möglich gemacht wird. Sobald nämlich die ſchönen, ſogenannten academiſchen Poſituren zu Pferde vorüber ſind und das Stück beginnt, ſo wird das Orcheſter zuſammengerückt und im Nu zwei Verlängerungen der Bühne angehängt, die ſich abſchüſſig bis mitten in den Raum erſtrecken, welcher in Schauſpielhäuſern das Parterre genannt wird. Das coloſſale Stück, das hierauf ſeinen Anfang nimmt, zeigt in 12 bis 15 ſogenannten Tableaux oder kurzen Akten, ein ganzes, großes Weltereigniß, wie z. B. Napoleons Leben, oder die polniſche Revolution. Wir ſehen das Direktorium, die Schlacht bei den Pyramiden, das Innere des Conſular-Pallaſtes, die Kaiſerkrönung, den Aufſtand in Madrid, den Brand von Moskau, den Uebergang über die Berezina, den Abſchied von Fontainebleau, die Aufnahme am Bord des Northumberland, den Tod auf St. Helena und die Verklärung des Kaiſers. Alles folgt mit unglaublicher Schnelligkeit hinter einander, Worte ſind bei dieſem Schauſpiel gerade nur ſo viel als nöthig, um die Uebergänge zu motiviren und die Handlung zu erklären; die Schauſpieler, die hier ſelten einzeln, ſondern ſtets in Maſſen von 100 bis 200 agiren, ſind ſo vorzüglich einſtudirt, wie man es ſelten auf ruhigern Bühnen ſehen kann, die Coſtüme und Decorationen ſind mit Treue und Wahrheit wiedergegeben, und dieß Schauſpiel würde zu den anziehendſten gehören, wenn nicht der Pulverdampf, der Trommellärm und der Stallgeruch es für ſchwächere Nerven, als die des dort gewöhnlichen Publikums, ganz unleidlich machte.

Neben dem Circus iſt das théâtre de la gaîte, das unter der Leitung des vielerfahrnen Guilbert de Pixérecourt herrlich gedeiht. Er war vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren der eigentliche Schöpfer des Melodrama's, und ſein „Wald bei Herrmannſtadt" iſt wohl auch hie und da noch bei uns im Andenken. Lange ließ er hierauf die melodramatiſche Leyer im Winkel ruhen, und dirigirte ein Jahrzehent die komiſche Oper in der Feydeau-Straße. Seitdem dieſe vergrößert und verlegt wurde, und ſchon dreimal bankerottirte, dirigirte er das théâtre de la gaîte. Neuere Verſuche, die er als melodramatiſcher Dichter machte, wollten dem jetzigen Geſchmacke nicht mehr munden, und er hat die goldbeſaitete Leyer nunmehr Victor Ducange anvertraut, der ſie mit Virtuoſität zu ſchlagen weiß. Sein „il y a seize ans," mit Rührung à la Iffland, das auch in Deutſchland gewiß gefallen würde, hatte faſt ununterbrochen nacheinander 200 Vorſtellungen erlebt. Die drei Spielertage von dieſem Schriftſteller waren auch für deutſche Bühnen ein willkommener Fund.

Dicht an das Gaité-Theater ſtößt das Theater des folies dramatiques, das einen ganz vortrefflichen Komiker beſitzt und ſehr beſucht wird.

Nun drängt ſich das kleine, ſchmutzige Theater „Funambules,“ zwiſchen die „folies dramatiques“ und „Madame Saqui.“ Die avant-scènes oder Portallogen koſten hier 15 Sous. Hier werden Unfläthereien aufgeführt, von denen man keinen Begriff hat, und ein Kerl vor der Thüre ladet zum Beſuche mit lautem Geſchrei ein.

Madame Saqui, die vor zwanzig Jahren im Tivoli auf dem Seile tanzte, hat das nun folgende Theater zu dirigiren, und giebt in dem möglich kleinſten Raume die möglich größten Schauſpiele. Auch ſie hat einen „Publicum-Herbeirufer“ vor der Thüre.

Nun folgen noch „le petit Lazare,“ und „Mr. Pierre,“ dann iſt die Theaterreihe geſchloſſen und fängt erſt wieder bei den batignoles an.

An Kaffeehäuſern, Weinboutiken und öffentlichen Gärten iſt jedoch kein Mangel und Alles iſt überfüllt, und überall tönt Jubel und Luſtigkeit, als ob alle Tage Sonntag wäre.

Vor allen zieht der türkiſche Garten mit ſeinem prächtigen Kaffeehauſe im türkiſchen Geſchmacke und ſeinen bunten Laternen, die Blicke des Fremden auf ſich, und man iſt überraſcht, hier keine gewähltere Geſellſchaft zu finden. Man iſt aber auf dem Boulevard du temple, und da verliert ſich die gewählte Geſellſchaft nicht hin.

Nun werden die Alleen duftiger, und die Lichter wie die Menſchenmaſſen werden ſeltener, man erblickt die öden, finſtern Häuſer des Marais, den faubourg St. Germain zu den Zeiten Ludwigs XIV. Man bemerkt deutlich, daß man ſich dem Ende der Stadt nähert, und daß die Herrlichkeit zu verſchwinden anfängt.

Ein unregelmäßiger, ungepflaſterter Platz zeigt ſich, hier ſtand die Baſtille; jene dunkle Maſſe iſt das Modell des Elephanten, den Napoleon von Bronze auf jenes Poſtament wollte errichten laſſen, und der einen Waſſerſtrahl von 200 Fuß aus ſeinem Rüſſel ſpritzen ſollte. Seine Nachfolger wollten bis jetzt die großartig-bizarre Idee nicht ausführen, und der Elephant ſteht nunmehr da, in Thon gemodelt, und mit Oehlfarbe angeſtrichen, und harrt ſeiner baldigen Auflöſung entgegen.

Ein Fröſteln überfällt mich. Wie ſo einſam iſt es hier nach all' dem fröhlichen und glänzenden Leben. Links führt der Weg zum père la chaise, rechts zur Brücke von Auſterlitz! überall wie viel verſunkene Größe!

Ein Cabrioletführer, der zurückfährt, ruft mir zu, ich ſetze mich zu ihm und lege im Fluge den Boulevard zurück, an der rue la paix ſteige ich aus, wo der Mond ſo eben die kahle Siegesſäule beſcheint. —

Die Börſe —

nach ziemlich allgemeiner Meinung **das** ſchönſte Gebäude in Paris. Ein großes Viereck, deſſen Façaden mit gleichartig ſchönen Säulenreihen geſchmückt und auf Stufen erhöht iſt. Man ſagt, daß es weit über 20 Millionen Franken gekoſtet haben ſoll. Das Gewölbe iſt mit Gemälden geſchmückt, welche Basreliefs nachahmen ſollen und das Ganze iſt mit Glas gedeckt. Ringsumher laufen Arkaden, zwiſchen welchen eine Gallerie angebracht iſt. Statt aller Verzierungen lieſt man an den Wänden die Namen aller Handelsplätze Europa's und eine Inſchrift, wonach die Börſe unter den Schutz des Königs und des Herzogs von Orleans geſtellt iſt. Hier iſt die dreifarbige Fahne, wie natürlich, aufgehängt. Dieſe Inſchriften, welche mir jenen böhmiſchen Gelehrten ins Gedächtniß riefen, der die Wände ſeines Zimmers von oben herunter mit den Alphabeten aller Nationen beſchreiben ließ, ſchmücken das Innere der Börſe eben nicht aus, ſondern geben ihm ein kahles Anſehen. Von zwei bis vier verſammelt ſich nun hier eine Menge Menſchen aus den verſchiedenſten Klaſſen der Pariſer Einwohnerſchaft; es iſt das „Stell' dich ein" eines Jeden, der auch nicht mit der Rente ſpekulirt.

Wer die Börſe von Hamburg geſehen hat, wer den Zug der Kaufleute und Mackler ſah, wenn er ſich von der Halle nach der eigentlichen Börſe begiebt und die verſchiedenen Gruppen beobachtete; hier den ſtolzen Rheder, der dreißig Schiffe in den fernſten Gewäſſern ſein eigen nennt, umgeben von ſeinen Cargadörs und den Colonial-Macklern, die Kaffee, Zucker, Indigo und feine Gewürze für Europa's Bedarf haben wollen: dort den reichen Bankier, der die Hände in der Hoſentaſche, Gold durch die Finger rollen läßt und dem vor ihm ſtehenden Wechſelſenſal den Cours angiebt; oder die fremden Fabrikanten, die in Verzweiflung darüber, daß die Deutſchen ſo weit ſind, ihre Erzeugniſſe um jeden Preis losſchlagen müſſen — wer all dies bunte Treiben der Hamburger Weltbörſe ſah, und dergleichen in Paris wieder anzutreffen hofft, der irrt gewaltig.

Eine doppelte Reihe von Cabriolets verſperrt, gleich einer Wagenburg, das Eingangsgitter. Gleich den Bienen am Stocke, die ſummend in einem fort aus und ein fliegen, ſo ſieht man hier ein ewiges Ein- und Ausgehen. Mit dem Strome muß man nun hineindringen und dem herausdrängenden Strome ausweichen. Nur mit Mühe kann man im Innern weiter gehen, und gelangt zu dem Foyer, wo Regenſchirme, Stöcke und Waffen abgegeben werden müſſen. Ein verworrenes Geräuſch tönt dem Eintretenden entgegen, dazwiſchen der Ruf der agents de change, die den Stand der Rente verkünden. Auf dieſen Ruf paßt nun Alles. — Findet der Uneingeweihte hier einen Bekannten, mit dem er geſtern ein intereſſantes Geſpräch führte, das er nun fortzuſezzen gedenkt, oder bringt er das Neueſte auf's Tapet, das ſeinen Freund ſonſt gewiß zu feſſeln im Stande wäre, ſo wird er bald bemerken, daß der Freund ihm nur ein halbes Ohr ſchenkt, oft nach der Uhr ſieht und ängſtlich hinhorcht, wenn jener Ruf der agents de change ertönt. Hier hört man nur Politik und was darauf Bezug hat, denn dieß allein iſt im Stande, über das Wohl und Wehe der Börſenbeſucher zu entſcheiden.

Man kann die Pariſer Börſe als das vornehmſte Spielhaus der Stadt betrachten, und wirklich zeigt es ſich auch ſogleich bei einigem Beobachtungs-Talente.

Alles drängt ſich nach dem Centrum, wo, gleichwie am grünen Tiſche, die Würfel fallen, wo die agents de change mit den Schlußzetteln hin- und herlaufen; wo endlich eine Menge Municipal- und Polizei-Beamten ſtets gegenwärtig ſind, um, wie in Spielhäuſern, Erzeſſe zu verhüten, welche in dem Börſenſaale nicht zu den Seltenheiten gehören.

Es genügt, dem agent de change eine unbedeutende Summe zu geben, um durch den Mann in recht bedeutende Geſchäfte verwickelt zu werden. Denn da die erkaufte Summe von Staatspapieren nie abverlangt und daher auch nie bezahlt wird, und es ſich ſtets nur um den Unterſchied des Courſes am Verkauf- und Ablieferungs-Tage handelt, ſo kauft der Agent ſo lange, als er durch die deponirte Summe für den Ausfall gedeckt zu ſein glaubt. Da der Cours-Wechſel nur unbedeutenden Gewinn abwirft, wenn man ſich in den Schranken der Mäßigkeit hält, ſo werden bald ungeheure Summen gewagt, deren Differenz bei einem bedeutenden Fallen oder Steigen mit allem gewonnenen und erſpekulirten Gelde nicht gedeckt werden kann. Auch der Credit iſt am Ende übermäßig angeſtrengt und erſchöpft. Ein weit hinausgeſteckter Lieferungs-Termin rückt heran. Mit der größten Spannung wird er erwartet. Alle Ausſichten ſind da, daß der Cours ſich vortheilhaft geſtalten muß, ſeit acht Tagen iſt er im ſteten Steigen; in tiefem Frieden ruhen die Reiche und noch 24 Stunden wird dieſer Frieden wohl halten. Im eleganten Cabriolet fährt unſer Spekulant vor. Er iſt noch in Negligé, weil er in Damen-Geſellſchaft dinirt, und daher erſt nach der Börſe Toilette machen will. Stolz ſchreitet er die breiten Stufen zur Säulenhalle hinan, wenn er dieſelben Stufen herabſteigt, iſt er Millionär. Da fällt ihm ein ſeltſames Treiben auf. Viele agents de change drängen haſtig an ihm vorbei, werfen ſich in die Cabriolets und nehmen den Weg nach der rue Lafitte, wo Rothſchild wohnt. Die Eile, die Verwirrung läßt auf etwas Außerordentliches ſchließen. Mit beengter Bruſt tritt er in den Saal; ein Freund, der ihm entgegengeſetzt ſpekulirt hat, ſtürmt hinaus und ruft ihm mit freudiger Miene einen Gruß zu.

Er forſcht, wie die Rente ſteht; aber bald löſ't ſich ihm das ſchreckliche Räthſel: die Krankheit eines Miniſters, die Nachricht, daß in Oeſterreich Truppenmärſche ſtatt finden, die ſchnelle

Abreiſe eines Geſandten hat zu den beunruhigendſten Muthmaßungen Veranlaſſung gegeben, und das ſtolze Gebäude des Spekulanten iſt in einem Augenblicke, wie das Kartenhäuschen eines Kindes, über den Haufen gefallen; ſtatt der geträumten Million, hat er nichts — er iſt ruinirt. Der Agent, der dem Spekulanten das Zutrauen ſchenkte, darf nicht Klage führen, da dieſe Art von Handel nicht erlaubt iſt. Oftmals endigen ſich daher dieſe unglücklichen Verbindungen mit Injurien und Ohrfeigen, denen dann wohl ein Duell unausbleiblich folgt. Will der Ruinirte ſolchem Ausgange entgehen, ſo muß er die Börſe meiden. Mitunter ſieht man jedoch beſchimpfte Bankrottirer, die einſt ihre Ohrfeigen geduldig in die Taſche ſteckten, um dann ihre Unternehmungen mit größerm Glücke zu beginnen, und jetzt im Beſitze mehrerer Millionen ſind. Dieſe Leute ſind jedoch einem gewiſſen Zwange unterworfen. Sie dürfen kein Eigenthum beſitzen, weil ſonſt die Gläubiger ſich daraus ſogleich bezahlt machen würden. Ihr koſtbar eingerichtetes Hotel iſt daher nur gemiethet; ihr Landhaus in Neuilly gehört ihrem Hausmeiſter, und ich ſelbſt ſah einen ſolchen Muſje in dem eleganteſten Cabriolet zur Börſe fahren, welches aber — ſeinem Kutſcher gehörte und auf deſſen Namen polizeilich eingetragen war.

Als Gegenſatz zu dieſen Glücklichen, denen Geld und Schande gleich leicht zu tragen iſt, erblickt man hin und wieder Leute in abgetragenen Röcken, mit welken Geſichtern und ergrauten Haaren erloſchenen Augen, bleichen Lippen, die mit aufmerkſamer Gier an ihrem Stockknopf oder an den Nägeln nagen und ängſtlich hinhorchen auf den Stand des Courſes. Dieſe Unglücklichen haben einſt Alles verloren, aber Alles Ihrige hingegeben, um mit einer ehrenvollen Armuth ihren guten Namen zu erkaufen. Sie können es nicht laſſen, wenigſtens auf der Börſe zu erſcheinen und entweder in Gedanken ſich dem zerſtörenden Vergnügen hinzugeben, ein großes Spiel zu wagen, oder mit einem winzigkleinen Sümmchen mitzuſpielen. —

Scheinbar die Diener der Spielenden, mit bloßem Haupte und auf einen Wink ihrer Klienten mit Schweiß bedeckt, von einem Ende des Saales in den Andern und Trepp' auf, Trepp' ab fliegend, um Befehle einzuholen, in der That aber als Vaſallen eines mächtigern Lenkers aller dieſer Dinge, und ihres ſichern Vortheiles wegen die Herren der Börſe, erblickt man die agents de change, die einen ſolchen Platz mit mehrern Hunderttauſend Franken erkaufen müſſen und von denen die Erſten ſämmtlich Millionäre ſind.

Aber dieſe Millionäre beugen ſich vor dem Millionen-Vater, dem Urmillionär von Europa, der in ſeinem Cabinet, in der Rue Lafitte daſitzt und ihnen Audienz giebt. Dann drängt's und wogt's in die Antichambre; der Baron Rothſchild läßt einen Jeden einzeln vor und ein Jeder erhält ſeine Aufträge. Dann fliegt der Beauftragte fort, und erhält im Fortfliegen hier einen Auftrag, dort ein Sümmchen von einem jungen Commis der Rothſchild'ſchen Büreaux, die ja das Millionärwerden auf dieſer hohen Schule ſtudiren, und auf dieſe Art die erſten Flüge wagen, obgleich ſie von dem Prinzipale ſtreng unterſagt ſind.

Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde beeifern ſich nun die Agenten ihren Herrn und Meiſter von dem Stand der Dinge an der Börſe zu unterrichten; das Vorzimmer und Cabinet des Herrn von Rothſchild wird nicht leer und nicht ſelten ſieht man dieſen Fürſten der Banquiers in großer Unruhe auf und abgehen, die Nachricht vom Schlachtfelde erwartend.

Es wäre nicht unintereſſant, einen Blick in das Hauptbuch der Gebrüder von Rothſchild zu werfen, welches nach dem groſsen Buche Napoleons, worin, wie mir ein Augenzeuge verſicherte, die Staaten ein offenes Conto hatten, wo ihre ſchuldige und bezahlte Kriegsſteuer nach der doppelten italieniſchen Buchhaltung eingetragen war, wohl das intereſſanteſte Werk dieſer Gattung ſeyn mag.

Iſt die Börſe geendigt, und ſind die letzten Agenten abgefertigt, ſo wirft ſich der Baron, bald vergnügt dreinſchauend, bald in finſterm Unmuth in's bereitſtehende Cabriolet, und rollt ſeiner Campagne in Boulogne, oder irgend einem Vereine eleganter Welt zu.

Hier ſtoſsen wir auf eine eigene Art von Spekulation, die lediglich auf die Privatbörſe des reichen Mannes ſich richtet. Das arme Volk wirft ſich nämlich unter die Hufe ſeines Pferdes, oder unter die Räder ſeines Wagens, um ſich dann erkleckliche Schmerzengelder zu erwirken. Selbſt die Aerzte in den Dörfern um Paris, die von ihrer ganzen Kundſchaft kaum zu leben haben, ſetzen eine ſolche Ueberfahrung als eine gute Priſe an, und machen enorme Rechnungen, die dann vom Tribunal auf den vierten Theil manchmal reduzirt werden, und dann doch noch immer ſtark genug ſind. Niemand in Paris überfährt ſo viele Leute wie Rothſchild, und doch fährt der Mann nicht wilder, als ein Anderer, und hat wohl einen eben ſo ſichern Kutſcher, wie Jeder. Aber die Noth iſt groß in Paris, und was iſt für den Verhungernden eine leichte Quetſchung, wenn in der nächſten Viertelſtunde ſtärkender Wein, gute Suppen, ärztliche Hilfe und Unterſtützung an Geld da iſt, und das während einer Kur von mehrern Wochen ſo fortwährt. —

Wie ich das Erſtemal die Börſe beſuchte, war ich überraſcht, des Buffo Lablache Rieſengeſtalt zu begegnen, der jeden Tag hier anzutreffen war und an dieſem 15000 Franken gewonnen hatte. Weiterhin erblickte ich mehrere andere Künſtler, die Redakterus der Zeitungen und viele Dichter und Schriftſteller. Ancelot, der Abends dem Veaudeville durch ſeine Stücke volle Häuſer macht, und einen großen Vortheil daraus zieht, ſpielt während der Börſenzeit mit einem Jeden um die Wette.

Die Gallerien rings umher ſind mit Damen beſetzt, die ich anfänglich für Zuſchauerinnen hielt, und es war mir unbegreiflich, was ſie denn ſtundenlang hier feſſeln konnte. Die Hitze, ein übler Geruch, keine Eleganz unter den Beſuchern, das wilde Durcheinanderſummen, das Geſchrei, ſelbſt unangenehme Auftritte, die nicht ſelten ſind; —

was lockte hier die Beſucherinnen an? — Das Spiel. — Auch dieſe Damen ſpekuliren — auch dieſe Damen winken ihren Agenten zu ſich herauf, und ertheilen ihm dann ihre Aufträge — auch dieſe Damen gewinnen — auch ſie verlieren — in einem Spiele, wobey keine Galanterie ſie vor harte Unfälle zu ſchützen im Stande iſt. —

Wer die politiſche Erziehung der Frauen in Frankreich kennt, wird ſich hierüber nicht wundern. Man kann nicht läugnen, daß den Franzöſinnen eine Emanzipation zu Theil wurde, die ich nicht eben für meine liebenswürdigen Landsmänninnen wünſchenswerth fände. Schon von Jugend auf werden ſie in den Externats und Penſionats in allen Gegenſtänden unterrichtet, die bey uns nur für Männer geeignet ſcheinen. So lernen z. B. die Mädchen aus dem Bürgerſtande, die einſt einem ehrlichen Ladeninhaber in der Straße St. Denis, einem epicier, Fabrikanten oder Buchdrucker ihre Hand reichen ſollen, das Rechnen und Buchführen nach der doppelten Italieniſchen Art, denn damit müſſen ſie ſich in ihrer Ehe beſchäftigen. Die Kinder werden gleich nach der Geburt in ein nahes Dorf einer Amme übergeben; die Küche und der Einkauf wird den Mägden überlaſſen; all die kleinen Häuslichkeiten, womit unſere Bürgerfrauen ſo wichtig thun und oft ein deſpotiſches Hausregiment ausüben, ſind den Franzöſinnen fremd, welche dafür, die Feder hinter dem Ohr, hinter dem Schreibpulte ſitzen und dem Mann in ſeinen Geſchäften als erſter Commis und Buchhalter getreulich zur Seite ſtehen. Dieſe männlichen Handthierungen und das Bewußtſeyn, nicht blos zu dem Geſchäfte der Mägde verdammt zu ſeyn, geben ihnen eine gewiſſe Entſchloſſenheit und ein Selbſtbewußtſeyn, das im erſten Augenblicke einen Fremden in ihrer Nähe ſeltſam befängt. Hiezu kommt noch, daß die Mädchen, ſo ſchüchtern und züchtig ſie faſt alle dem äußern Anſcheine nach ſind, da ſie von dem ſentimentalen Verlieben der Deutſchen Nichts wiſſen, indem ihnen Phantaſie fehlt, und Schwärmerey und Ueberſpanntheit gänzlich fremd ſind, ſich, ſobald ſie verheirathet ſind, in einem ganz andern Lichte zeigen. Sie werden aus der Penſion geholt, um verheirathet zu werden. Dies thun ſie dann auch mit der größten Folgſamkeit; dann aber erwachen, wie natürlich, Begierden, deren Befriedigung ſie ſich eben ſo zwanglos hingeben, wie die Männer, die bey uns nur allein dazu bevorrechtet zu ſeyn glauben. Dieſes lockere Band der Ehe in Frankreich, das ohne das Zerimoniell des Prieſterſegens, nur auf der

Mairie durch einfache Protokolls-Unterſchrift geknüpft wird, verdient wenig Achtung und genießt ſie auch in der That nicht. Die St. Simoniſten, die deſſen Abſchaffung predigen, erſcheinen dort gar nicht ſo widerſinnig, oder unmoraliſch, wie man anderswo glauben möchte. Dieſer heuchleriſchen Maskerade, dieſem Spiel mit Wort und Treue ein Ende zu machen, heißt keineswegs die Bande der beſtehenden Geſellſchaft zerſtören, die eben durch die Ehe, wie ſie jetzt in Frankreich iſt, in ihren heiligſten Intereſſen ganz zerrüttet erſcheint. — Dabei nehmen die Frauen in Frankreich eine Achtung für ſich in Anſpruch und erhalten ſie eben ſo willig zugeſtanden, wovon man in Deutſchland kein Beyſpiel ſieht. Selbſt unter dem roheſten Volke findet dies im Allgemeinen ſtatt; und ich wollte es Niemanden rathen, einem Fiſchweibe unartig zu begegnen, oder einem Freudenmädchen eine Grobheit zuzufügen; im erſten Falle würde die Beleidigte ſelbſt ſogleich die ſchrecklichſte Rache nehmen; im letztern ſprängen im Momente viele Escrocs hinzu, die mit den Phrynen leben und ſtets über ihre Sicherheit wachen; und zur Nachtzeit könnte man leichtlich ſein Leben zur Stelle einbüßen.

So ſind die Frauen in Frankreich und ſo ſind ſie im bürgerlichen Leben geſtellt: — Was Wunder alſo, daß ſie an die Börſe gehen! — Und auch die berühmte Mars ſah ich dort faſt täglich, ſelbſt wenn ſie Abends im Theater beſchäftigt war. Moliere wußte ſie ſeit 30 Jahren auswendig und ihr Publikum kannte ſie; aber der heutige Cours war ihr fremd und an der Börſe warteten ihrer Neuigkeiten von größerem Belange. Ich beobachtete ſie oft und lange und bemerkte nie beym Fallen oder Steigen der Rente eine Aenderung in ihren Zügen, die auf dem Theater, bey vieler Beweglichkeit, doch nur ſtets den freundlichen Ausdruck der guten Geſellſchaft, eines geglätteten Theezirkels zeigen. Spiegeln ſich tiefere Leidenſchaften in dieſem Geſichte nicht ab? — oder kann ſie ihren Zügen ſo gebieten? Im erſten Falle iſt ſie eine ſchlechte, im letztern eine große Schauſpielerinn — eine Frage, die ich an einem anbern Orte weitläufiger zu erörtern gedenke. — Theilnahmlos kann ſie, die tägliche Beſucherin dieſes Spielhauſes, den Wellenbewegungen des Courſes nicht zugeſehen haben. Sie verlor oft bedeutende Summen im letzten Winter.

Wir wollen nunmehr die Börſe verlaſſen. Es iſt ein Viertel nach 4. Freunde und Bekannte, die nebeneinander ſtanden, ohne ſich zu ſehen, finden ſich jetzt und nun erſt wird daran gedacht, irgend ein Geſchäft zu beſprechen oder Arm in Arm dem Boulevard zuzuſchlendern, oder im Cabriolet eine Fahrt durch's bois de Boulogne zu machen.

Père la chaiſe.

Als ich das erſte Mal Paris verließ, geſchah es mit ſchwerem Herzen.

Es war in den Jahren der Maienwonne — im gewöhnlichen Sinne zu früh, um dieſe hohe Schule des Lebens zu beſuchen.

Jedoch mein ächt deutſches Gemüth, eine rege Phantaſie, ein ungeheurer Vorrath von Sentimentalität, ich las noch den Siegwart in meiner Jugend „thränen- und freudenvoll,“ ließen mich die Klippen glücklich umſchiffen, denn ich verliebte mich ernſthaft und zu meinem Glücke, höchſt unglücklich, d. h. ohne Gegenliebe zu finden.

Damals ſtieg ich hinan zum „père la chaise,“ um von meiner Geliebten, der Stadt nehmlich wo meine Geliebte wohnte, Abſchied zu nehmen. In meiner damaligen Stimmung erſchien mir der weite Kirchhof, dieſes heilige Gefild der Ruhe einer großen Nation, am geeignetſten dazu. Von den Stufen eines Mauſoleums herab beherrſchte ich das ſtarre Häuſermeer mit dem darin wogenden Leben, dort unten war ich todt und allein, hier bei den Todten lebte ich und mein Schmerz ward ſtill. Wie ich vom Kirchhof hinabſtieg und mich in den Wagen ſetzte, weinte ich, und als in der St. Antoinevorſtadt meine Pferde durchgingen, merkte ich nichts von der Lebensgefahr, worin ich ſchwebte, denn ich verſpürte noch viel von der Ruhe der Seligen in mir, die mir der herrliche Kirchhof mitgetheilt hatte. Seit dieſer Zeit fühle ich eine große Vorliebe für den „père la chaise“ und beneide die Todten, die dieſe würdige Ruheſtätte fanden.

Schon die Straße, die dahin führt, ſtimmt zu einer erhabenen Feier die Seele. Von beiden Seiten Gärtner und Bildhauer, von beiden Seiten Todtenkränze und Monumente, die noch ihrer Beſtimmung harren, zum Verkaufe ausgeſtellt für die, welche ſie nicht brauchen, um von heuchleriſchen Eigennutze, oder von großprahlendem Dünkel, oder von gebrochenen Herzen gekauft zu werden. Dieſe ſtarren Todtenblumen werden bald mit Thränen begoſſen werden, doch ſie können darum nicht ſchöner blühen, jene Marmorſäule bleibt kalt, von heißen Thränen benetzt und die Trauerinſchrift läßt ſich nicht verwiſchen.

Durch ein Doppelthor tritt man ein, ſelten iſt es, hier keinen Leichenwagen anzutreffen, der entweder ſeinen ſtillen Paſſagier abſetzt oder von der letzten Station leer nach Hauſe fährt. Ein dichter Cypreſſenhain, der ſich nach allen Richtungen hin verbreitet, empfängt den Wanderer. Hier ruhen ſie die guten Pariſer alle, nach einem Leben voll Geräuſch und Unruhe. Der Spaziergang durch Lenotre's ſonnige Alleen iſt geendet, und der engliſche Garten des père la chaise giebt kühlenden Schatten. Wer kennt ſie Alle, die hier ſchlafen? Verwitterte Monumente! verblichene Inſchriften! Ihr ſagt daſſelbe: „Wir, die wir hier ruhen, Helden, Staatsmänner, Künſtler die wir die Welt erfüllten mit unſerm Ruhm, und wir ſtille, thätige Bürger, Modemenſchen oder Nichtsthuer, wir lebten Alle in Paris, wir tummelten uns auf dem Boulevard, wir klatſchten in den Theatern, wir ſchmauſten an guten Tafeln, wir waren verliebt und genoſſen das Leben. Ja — und wenn wir ſelbſt nicht Alle beglückt zu nennen waren, und wenn der größte Theil unſers Lebens trüb und ſorgenvoll dahinfloß, ſo gab es dennoch einmal eine Zeit, wo wir Boulevard, Theater, gute Tafeln, Liebe und Leben hatten und genoſſen!"

Wie oft ſchwärmte ich Stundenlang hier umher, ſtieg von Abhang zu Abhang, von Teraſſe zu Teraſſe, ging an den ſtolzen Mauſoleen der Feldherrn und Staatsmänner vorüber, und grüßte den heitern Sänger Deſaugiers unter dem Roſengebüſch, das ihm gern trinkende Freunde pflanzten; kehrte dem Prachtſtücke des Kirchhofs, das ſich über dem Gerippe einer Fürſtin Demidoff erhebt, den Rücken, um den kleinen Stein zu betrachten, den der weinende Gatte ſeiner Gefährtin weihte. Was will die Kunſt ſich hier mit ihrer erhabenen Kälte hineindrängen, wo die Aſche der Geliebten ſich lindernd und ſtillend auf's blutende Herz legt? Wer kann hier ein Kunſtwerk bewundern, das der Menſch für Jahrtauſende aus Stein meißelt, wenn er darüber in Schmerz vergeht, daß das höchſte Kunſtwerk der Natur, in Staub zerfallend, nur ſo viel Leben enthält, um einige arme Blumen der Erde entkeimen zu laſſen?

Ich umkroch nie dieſe große Schädelſtätte, um zu ſehen, wie die Nachkommen in Denkmälern prahlten.

Es war Abend, und der Mond beſchien den weißdurchblinkten Cypreſſenhain. Ich durchſtreifte die niedern Gräber der Unbekannten. Plötzlich bleibe ich ſtehen wie angewurzelt. Vor mir ein

Monument unter einem zeltähnlichen Dache. Ringsumher Blumen, eine Wachsfigur, wie ein junges Mädchen gekleidet, Hüte, Flortücher, Kränze, kleine Stückchen Zeug, Bücher, Zeichnungen — und davor eine Frau mit einem bleichen Geſichte, ſtarren Augen ohne Thränen, geſchloſſenen, bleichen Lippen ohne Klage, und doch ein Sinnbild des tiefſten Grames. Mein Nahen erregte nicht ihre Aufmerkſamkeit; ich beobachtete ſie lange und ſie verrieth durch keine Bewegung, daß Leben in ihr war.

Nachdem ich mich entfernt hatte, nahete ſich mir ein fader Menſch und wollte mir die Geſchichte erzählen, ich wies ihn ſtumm ab — der Thor! als wenn man nicht ein ſolches Bild avant la lettre verſtünde.

Ich verließ den Kirchhof in einer der düſterſten Stimmungen. Der Nachtwind fröſtelte mich an. Das arme Weib dort oben, dachte ich, die um ihr Kind trauert, fühlt ihn nicht. Sie ſitzt da von all dem bunten Tand umgeben, den ſie ihrer Lieblingspuppe umhing, und wähnt ſie habe ſie noch. — Das arme Weib kam mir wie Frankreich vor.

Ich blickte um mich. Da ſtanden die weißen Obelisken auf der Höhe, die Danzigs, Reggio's und Albufera's Gebeine drücken. Sie blicken alle nach dem Rheine hin, dem Strome, den ſie oft ſiegend überſchritten, um ihre Waffentänze überall aufzuführen. Warum das laſtende Geſtein auf den alten Marſchällen; die haben ihre Stäbe längſt zurückgegeben, und werden nicht wieder ihre bequeme Lage verlaſſen, um ſie wieder zu nehmen.

Frankreichs Heroenzeit iſt vorüber. Die alten Braven der Kaiſer-Elite wo ſind ſie? Sollte ihr Geiſt in die rothbehoſten jungen Konſcribirten gefahren ſeyn? Und wo ſind die Führer? Sie wurden reich, dick, alt, bekamen das Podagra und ruhen nun faulend auf ihren Lorbeern. Der eine alte Kumpan, der Dalmatien iſt noch da. Der kann aber nicht mehr zu Pferde ſteigen.

Alter Knochenberg! Du biſt der heiligſte Schatz Frankreichs; deine Cypreſſenhügel ſind die grünen Gewölbe ſeines Ruhmes, deine Denkſteine das beredte Muſeum der Nation, ſtolzer als das erbeutete, ererbte und erkaufte im Louvre! Zu dieſem Steinwald werden die Väter ihre Söhne einſt führen und ſie werden hier das Buch ihrer Geſchichte in ſtarren Schrift-Zügen ſehen, und es ſtudieren.

Welche Stadt iſt Paris! Frascati und Pere la Chaise! Das Panthéon und die Morgue! Ein bal de l'opéra und die Courtille!

II.

Abtheilung.

„Valets, journalistes, flatteurs,
„Devotes et coquettes,
„Ah! sans compter nos grands acteurs . . . .
„Combien de marionettes!“

Savoyarden.
Die Le Normant.
Meine Landsleute.
Die drei Tage.
Memento mori!
Kempelens Schachmaſchine.
La bonne galette.
Ein Dilettant.
Reſtaurants.
Farth mit dem Omnibus.

Savoyarden.

Ueber die kahlen Höhen, welche Paris einſchließen, ſehen wir einen kleinen Mann, mit Schmutz und Lumpen bedeckt, in ſtarken Schritten dahinſchreiten. Er trägt einen Querſack um den Leib, einen ſtarken Stock in der Hand, und einen grauen Hut mit breiten Rändern. Neben ihm trippeln in ängſtlicher Haſt drei kleine Jungen mit rothbraunen Geſichtern. Sie ſind barfuß, haben Pantalons von Leinwand an, darüber Jacken, weit und grob, die ihnen faſt bis zum Knie reichen, und auf dem Kopfe eine Art von Nachtmütze aus einem plumpen Gewebe. Alles hellbraun und dabei ſchmutzig. Die Kinder ſehen in dieſer Kleidung wie die ungeleckten Bären aus, und doch gucken die kleinen Händchen und Füßchen, und die artigen, geſunden Geſichter, recht lieblich aus der entſtellenden Hülle hervor. Sie ſehen ängſtlich zu dem Vater hinan, ſie wiſſen nicht wo es hingeht, ſie ſind hungrig und durſtig, und freuen ſich dabei wie Kinder auf die Beſcheerung.

Plötzlich taucht am Horizonte eine unabſehbare Häuſermaſſe auf, von Baumgruppen durchzogen, aus welcher Kuppeln und Thürme majeſtätiſch emporragen. Es iſt Paris, das ſich ihren Blicken zeigt. Der Mann verdoppelt ſeine Schritte, ohne ein Wort zu ſagen. Bald haben die Wanderer die Barriere erreicht. Der Vater öffnet ſeinen Zwerchſack, giebt jedem der Kleinen ein Stück Brod, küßt den Kleinſten und ſagt: „hier iſt die Stadt, euer Vater hat Euch treu hieher geleitet, nun macht's wie er und bringt Euch fort. Gott hat noch keinen Savoyarden verhungern laſſen. Wenn ihr etwas erworben habt, ſo kehrt heim in unſer Thal. Der Himmel ſegne Euch!“

Und ſomit kehrt er den Kleinen den Rücken, die ſich hingeſetzt haben und vor allen Dingen das Brod aufeſſen, das ihnen der Vater hinterlaſſen hat. Die Mahlzeit wäre nun wohl gemacht, wenn nicht auch ein Trunk dazu gehörte. Doch der gute Himmel ſorgt für Alles. Unweit von ihnen ſteht ein Faß, um Regenwaſſer aufzufangen. Der Größte klettert daran empor, ſchöpft mit der Mütze daraus und reicht es ſeinen Geſchwiſtern. So erfriſcht und geſtärkt wandeln ſie auf der Straße weiter, die ſie der Zufall betreten ließ und die ſicherlich immer zum Ziele führt.

Vor einem Hauſe ſitzt ein freundlicher Mann. Ei der Tauſend! wie glotzen die drei Buben, als er ſie zu ſich hinruft und fragt, ob ſie ein Glas ſüßen Weines wollen. Mit Freuden greifen ſie zu. So etwas haben ſie nie gekoſtet.

Der Mann geht mit ihnen in's Haus und führt ſie in ein ſchönes Zimmer. Er nimmt den Kleinſten von ihnen auf den Schooß, während die andern die ſchönen Bilder an der Wand betrachten und ſich glücklich preiſen.

Plötzlich hören ſie ein furchtbares Geſchrei. Sie drehen ſich um und ſehen, daß der freundliche Herr dem kleinen Bruder die Finger in den Mund geſteckt hat, ſie aber jetzt ſchnell wieder herauszieht und den Jungen auf die Erde ſetzt, der nun mit blutendem Munde da ſitzt und ſchreit.

„Was iſt's denn weiter?“ ſagt der freundliche Herr, „hier — nimm ein wenig Waſſer! Und da ſind drei Franken für deinen Zahn.“ Dabei wiſcht er ihn ab, beſieht ihn und ſteckt ihn in die Taſche.

Der Kleine ſieht das Geld und hört auf zu ſchreien.

„Wollt Ihr andern auch drei Franken verdienen," ſagt der freundliche Herr, „ſo macht Euern Mund auf und laßt Euch zwei Zähne ausziehen, Ihr behaltet doch noch genug für das Wenige, was Ihr mit ihnen zu beißen haben werdet."

Wie hungrige Küchlein die Schnäbel, ſo halten die Jungen ſogleich die offenen Mäuler dem Zahnarzt entgegen, der lange wählt und prüft, denn die Zähne ſind alle ohne Makel, und er zöge ſie ihnen gern alle aus. Endlich hat er bei einem jeden zwei der herrlichſten Backenzähne ſich erwählt und ſeine Beute in der Taſche, verläßt der Gehilfe des Herrn Deſirabode, der alle Straßenecken in Paris mit Zahnreihen verziert, die armen Savoyarden mit blutenden Mäulern. Niemand bekümmert ſich um ſie, und ſie weinen und bluten wohl einige Stunden. Endlich ſchleichen ſie betrübt zum Hauſe hinaus.

Der Abend dämmert bereits und ſie laufen in den Straßen hin und her, doch ſie haben ja Geld in der Taſche, ſie kaufen ſich ein Brod, legen ſich, indem ſie es wohlgemuth verzehren, an einen ſanftplätſchernden Springbrunnen, und ergötzen ſich daran, die ſchöngeputzten Leute an ſich vorüberziehen zu laſſen. Sie preiſen ſich ſelig, daß ſie der Vater in die Stadt geführt hat.

Auf einmal erblicken ſie eine Menge anderer

Buben wie ſie, ſie tanzen und ſingen, haben poſſierliche Thiere auf dem Arme, welche ihnen gleich ſehen, und die ſchönen vorübergehenden Leute werfen ihnen Geldſtücke zu. Sie ſtehen auf, nahen ſich den andern und werden bald mit ihnen bekannt. Anfangs ſtehen ſie als ſtumme Zuſchauer, und betrachten Alles mit der größten Aufmerkſamkeit, endlich aber erkennen ſie in dem Geſange ihre heimathlichen Lieder, in dem Tanze ihren Tanz, ſie ſehen, daß man hier auf dieſe Weiſe Geld verdienen kann, und ſie werden es auch ſo verſuchen.

So ſind viele Stunden ihnen ſchnell hingeſchwunden, die Lichter erlöſchen nach und nach, die ſchönen Leute verlieren ſich, und ihre neuen Kameraden verlaſſen den Platz. Sie beſinnen ſich nicht lange und ſchließen ſich ihnen an.

In der fernſten Vorſtadt ſteht ein altes wüſtes Gebäude, das den Savoyarden als Herberge dient. Eine ungeheure Halle nimmt ſie Alle auf. Sie liegen dort theils auf Stroh, theils auf dem harten Stein. Ueber manchem Lager iſt ein Kreutzlein oder ein Heiligenbildchen an der Wand; daneben ſteht das Murmelthier oder die Schildkröte; der Affe ſchläft neben ſeinem Eigenthümer. Hie und da brennt eine düſtre Lampe und erhellt zur Noth die abenteuerlichen Gruppen.

Die meiſten werfen ſich ermüdet zur Ruhe, Einige jedoch öffnen die Taſchen, die ſie an der Seite tragen, und theilen ihren Inhalt; Andere treiben Tauſchhandel; Andere endlich ſpielen um verſchiedene erbettelte Gegenſtände, oder nagen einen Knochen ab, oder kauen einige Sallatblätter, die ihnen ein mitleidiger Koch aus einer vornehmen Küche zugeworfen.

Endlich herrſcht tiefe Stille, und Alles in dieſem Raume wird von einem Schlafe umfangen, den kein beängſtigender Traum ſtört; denn die armen Teufel hier haben ein gutes Gewiſſen.

Kaum graut der Morgen, ſo regt ſich's. Alles wird mit einem Male lebendig und froh und vergnügt, ohne irgend eine Sorge geht alles wieder an's Tagesgeſchäft. Die Tafel iſt gedeckt wie geſtern und Erwerb giebt's gewiß, der die Baarſchaft mehrt. Wer iſt ſo glücklich wie ein Savoyarde? In einer halben Stunde iſt die ganze Halle leer und der Haufe der kleinen Thalbewohner hat ſich in die verſchiedenen Viertel der ungeheuern Weltſtadt verbreitet, und bildet einen ganz originellen Theil ihrer Bevölkerung. Unſere drei Neulinge ſtehen noch unentſchloſſen da, und wiſſen nicht, welchen Stand ſie ergreifen ſollen. Nach kurzem Berathen mit Einigen, die ſich ihnen freundlich genähert haben, entſcheidet ſich der Aeltere für eine Drehorgel, der zweite für einen Affen, und der dritte, der kleinſte und ſchwächlichſte von Allen, ſoll ſich nach dem Rathe eines ihrer neuen Freunde, der viel Erfahrung hat, vor die Thüre des erſten Reſtaurants, zuſammengekauert hinlegen, um ſo das Mitleid der Vorüber- und Hineingehenden zu erregen. Seine Rolle ſcheint am leichteſten und ſie verſpricht dankbar zu ſeyn, dabei behält er ſeine drei Franken, welche die Andern als Miethe für Affe und Drehorgel im Voraus hergeben müſſen.

Am Morgen gehen die Savoyarden mit ihren Drehorgeln und Affen in die Gegend der Tuilerien, dort in den Prachtſtraßen de rivoli und de la paix umſchwirren ſie wie nackende Kobolde die Spaziergänger, und machen in ihrem ſchmutzigen Aufzuge zur eleganten Welt durchaus keinen Kontraſt, denn ſie gehören in dies großartige Getümmel, wie die Kothhaufen an die Pallaſtportale, und die Verhungernden vor die Thüren der Reſtaurants. Paris iſt die Welt im Kleinen — dort überſieht man mit einem Blicke alles Große und Bewundernswerthe, ſo wie Erbärmliche und Thörichte unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen.

Dort ſteigt eine Herzogin aus der Prachtkutſche, ſie zieht ihren Beutel und ein Frankenſtück gleitet in die Hand des Savoyarden, der ſie mit tollen Lazzi umſpringt. Hier gehen einige Herren im traulichen Geſpräche mit ihren Damen und zwei Savoyarden accompagniren ſo lange mit ihren Drehorgeln dieſes Geſpräch, bis ſie ein ſilberner Regen erfreut. Dort auf dem harten Pflaſter ſitzt einer dieſer armen Jungen mit ſeinem Affen, er ſieht ihm ſo ähnlich und theilt mit ihm einige Kohlblätter, von denen bald er, bald der Affe geſellſchaftlich und verträglich abbeißt. Einige junge Prinzeſſinnen gehen mit ihrer Bonne vorüber.

„Ach mein Gott! der arme Savoyarde!“ ſchallt es einſtimmig, und die Bonne giebt ihnen Geld, damit ſie ſelbſt es dem Savoyarden geben und ſich daran gewöhnen, Gutes zu thun. Der Junge ſteckt das Geld ein und kaut mit ſeinem Compagnon fort und fort ſeine Kohlblätter, um mehr Mitleid und Geld zu verdienen.

Die Promenade in den Tuilerien iſt geendet, es wird leer in den ſie umgebenden Straßen, die Reſtaurants im Palais Royal ſehen ihre Gäſte ankommen, und die Savoyarden bevölkern nun die rue St. Honoré, rue de Valois und das untere Ende der rue Richelieu.

Im Begriffe mit geſundem Appetit über die Schwelle eines restaurants zu treten, der uns eine königliche Tafel zu ſerviren bereit iſt, ſtößt unſer Fuß an einen armen Knaben, der in Lumpen gehüllt, auf einem Kothhaufen zuſammen gekauert, zitternd vor Kälte und Hunger da liegt. Wer wird da nicht, von Mitleid gerührt, willig ihm einige Sous zuwerfen. Der Junge ſteckt ſie ruhig ein und bleibt liegen.

Die Tiſche des Reſtaurants ſind nun alle beſetzt, die Fenſter ſtehen offen und es zieht ein Gemiſch von aromatiſchen Dämpfen auf die Straße hinaus. Savoyarden ſind es wieder, die mit ihren Drehorgeln und Affen von dieſen Dämpfen herbeigezogen werden. Die Eſſenden an den Tiſchen, um den Lärm und den läſtigen Anblick los zu werden, reichen Brod, Stücke Braten, Würſte und dergl. zum Fenſter hinaus, und die Jungen balgen ſich lachend darum und verlaſſen dieſen restaurant, um bei einem andern den Spaß von vorn anzufangen.

Die Gutſchmecker begeben ſich in die Cafés, und unſere Savoyarden verſchwinden auf einen

Augenblick, um in ſchmutzigen Winkeln eine Art von Sieſte zu halten. Oftmals legen ſie ſich auch mitten auf das Trottoir hin, wie ein kleiner netter Junge, den ich ſtets ſo in der belebten rue Vivienne fand. Auch hier ſind ſie wieder Gegenſtände des Mitleids und erhalten manche Spende.

Bald erſcheinen ſie jedoch auf dem Boulevard, und hier iſt der eigentliche Schauplatz ihrer Thätigkeit.

Wenn die vornehme Welt bei Tortoni ihre Plätze eingenommen und von dort in unabſehbarer Reihe ſich die Stühle erſtrecken, und dieſe großartigſte Abendgeſellſchaft ſich verſammelt hat, dann ſind wieder die kleinen, braunen, ſchmutzigen Jungen da, um mit der ſchnarrenden veille, dem plumpeſten Tanze, und der abgeſchmackten belle catherine, die Leute eher zu beläſtigen als zu unterhalten.

Häufig geſchieht's aber, daß eine reiche Engländerin in einer Anwandelung von Sentimental humour, einem ſolchen armen Jungen eine Guinee hinwirft, oder daß ein vornehmer junger Herr, der ſich von ſeiner Gebieterin beobachtet weiß, dem Savoyarden einige Fünffranken-Stücke zuwirft, um bei ihr ſich in dem ſchönen Lichte eines freigebigen edeln Menſchen zu zeigen. Viele von den artigſten dieſer Jungen bringen oftmals reichen Erwerb in die allgemeine Nachtherberge, dennoch leben ſie ſchlecht, nur von dem, was ihnen Gäſte und Köche der Reſtaurants auf die Straße hinausreichen.

Iſt der kleine Savoyarde ein wenig herangewachſen, ſo iſt ſeine Beſtimmung Kaminfeger zu werden. Das Kratzeiſen, das in ſeinem ledernen Gurte ſteckt, iſt das Zeichen ſeiner neuen Würde.

Nicht Drehorgeln, Affen und dergleichen führt er jetzt mehr. Sie gehen in Haufen, mit ihren Reinigungs-Inſtrumenten, durch die Straßen, ihrem neuen Gewerbe nach, unbekümmert um die Spaziergänger und ihre jüngern Brüder, die ihnen Lazzi vormachen.

Nur Abends ſieht man ſie noch an den Spielen ihrer Landsleute Theil nehmen, wenn dieſe bei einbrechender Nacht einen Haufen Kaſtanienſchaalen und andern Kehricht auf den Plätzen zuſammenſchleppen, um ſich ein Feuer zu machen. Seltſam genug ſieht es aus, wenn die kleinen, ſchwarzen Geſtalten, für einen Sous durch die Flamme ſpringen und allerlei andere Kurzweil treiben. Die Kaminfeger präſidiren ſodann dieſen Spielen und ſehr oft ſah ich mit flinkem Griffe ihre Waffe, das Kratzeiſen, aus dem Gürtel ziehen und drohend in die Luft ſchwingen. Aber ſchnell ſinkt der Arm wieder, denn der Schlag mit dem Eiſen würde ohnfehlbar den Gegner tödten, und nie ſieht man bei ihren Spielen, wie bei ihren Zwiſten Blut fließen.

Der Bube wird nun größer und kann nicht mehr durch die engen Kaminlöcher kriechen, er muß auf andern Erwerb denken. Er wird Kaufmann. Dank ſey es den Großmeiſtern der franzöſiſchen Küche, welche bereits Würmer, Inſecten und Polypen zum Opfer der Gourmandiſe erklärt haben, daß ſie bis jetzt nur die Haſen als civet und gibelotte behandeln, aber noch nicht ihre Felle zu einem ragout zu bereiten belieben. Dieſe Haſenfelle ſind nun ein Legat der untern Küchenbedienten, und machen den Haupterwerb der handelnden Savoyarden. Vom frühen Morgen bis zur ſpäten Nacht durchziehen ſie mit einem eigenen Rufe, der ihre Ankunft in den Häuſern anmeldet, alle Straßen, um Haſenfelle aufzuſtöbern. Dieſer Handel bringt bedeutenden Gewinn, ſie bilden unter ſich Geſellſchaften um ihn zu betreiben. In einem Winkel an der porte St. Denis kann man ſie ſtehn ſehn, wo ſie mit großem Geſchrei und einer komiſchen Geſchäftigkeit ihre Abrechnungen halten, Gewinn- und Verluſtconto abſchließen und gegenſeitig ſaldiren.

Sonderbar iſt es, daß die ſchmutzige Geſichtsfarbe dem Savoyarden ſtets eigen iſt, er mag handthieren was er will. Der kleine Junge von 4 Jahren, der ſo eben aus ſeinen Thälern in Paris eintrifft, iſt ſchon eben ſo eingerußt im Geſichte, wie der Rauchfangkehrer, und dieſer bleicht ſich nicht im mindeſten als Haſenhändler. Ja ich ſah Savoyarden, die ihr ganzes Leben in Paris als Waſſerträger bleiben, eben ſo ſchwarz im Geſicht wie die Kohlenträger, und man ſollte doch glauben, daß die das Waſchen ſo leicht haben könnten und jeden Augenblick daran erinnert werden.

Nach zehn bis funfzehn Jahren endlich hat der Savoyard, der als kleiner Junge an der Barriere zwei Zähne einbüßte, durch Hungern und Betriebſamkeit ein Vermögen von eingen Hundert bis tauſend Franken und mehr. Nun wendet er getroſt dem prächtigen Paris den Rücken, um in ſeinem armen, rauhen Lande ein Weib zu nehmen und ſeine Tage ſo lange in Ruhe zu verleben, bis der Himmel ihm ein Paar Jungen ſchenkt, die er — ſo wie ſein Vater einſt ihn — nach Paris geleitet.

Die, welche in Paris bleiben, erwählen das Gewerbe der Waſſerträger, der Kohlenträger, der Stiefelputzer an den Straßenecken und der Kommiſſionäre. Ihre Eigenthümlichkeiten verlieren ſich jedoch nie. An Entbehrungen aller Art von Jugend auf gewöhnt, führen ſie ein nüchternes, arbeitſames Leben, haben durchaus keinen Begriff von den gewöhnlichſten Bequemlichkeiten, tragen keine Sorge für Geſundheit oder Reinlichkeit, und bringen ihre Zeit faſt immer unter freiem Himmel zu.

Mein Stiefelputzer war ein Savoyarde, Joſeph mit Namen, ein ehrlicher Burſche, der ſtets mich mit der größten Pünktlichkeit bediente. Eines Tages läßt er mich im Stiche. Als er am andern Morgen erſcheint, bringt er verlegen ſtammelnd folgende Entſchuldigung vor: „Mein Weib, die mir Morgens ſtets bei der Arbeit hilft, bekam geſtern plötzlich, als wir an der Ecke der Straße, auf meinem gewöhnlichen Platze, die Stiefel putzen, heftige Wehen, und in wenigen Minuten war ein Knäbchen da — ein Söhnchen, das mir ſo eigentlich auf dem Eckſtein geboren wurde. Ich und mein Bruder brachten ſie nach Hauſe, und da ſie ſo geſund und friſch war, und der Junge auch, ſo konnte ich dem Drang der Freude nicht widerſtehen und trank beim Nachbar Weinhändler einige Gläſer. Es mochte wol zu viel geweſen ſeyn, ich habe ſie wahrhaftig nicht gezählt, „mais“ ſetzte er mit beſcheiden geſenktem Blicke und großem Ernſte hinzu, „ce qu'il y a de vrai, je me trouvais dans une situation, où je ne pouvais me présenter devant Monsieur, pour exploiter mon ouvrage.“

So drückte ſich mein Stiefelputzer aus, der die Schicklichkeit beſaß, mich eher im Stiche zu laſſen, als in einem unanſtändigen Zuſtande vor mir zu erſcheinen.

Die Le Normant.

Im neunzehnten Jahrhunderte iſt es ſchwer, den Ruf einer Wahrſagerin, Wunderthäterin oder Hexe zu erlangen, dafür iſt aber auch die Ehre des Verbrennens nicht mit dieſem Titel verknüpft.

Jene fromme, reiche Bürgersfrau, ich glaube ſie lebte in Augsburg, die eine der Erſten, die Bibel auf ihre Koſten drucken ließ, worin unglücklicherweiſe der Druckfehler ſtand: „Du ſollt ehebrechen;“ wurde als Hexe erklärt und mußte den Scheiterhaufen beſteigen. So leicht wurde es damals den Leuten gemacht, und dabei doch als etwas Außerordentliches betrachtet. Nicht ſo heutzutage. In dem frivolen Paris, das ſo wenig an Wunder glaubt, lebt eine Frau ſeit vielen Jahren, die in dem Rufe ſteht, in die Zukunft zu ſchauen und dem Menſchen ſeine Schickſale vorauszuſagen.

Ehe der Kaiſer in's Feld zog, ließ er die Le Normant heimlich zu ſich kommen, um ſich von ihr prophezeihen zu laſſen. Man wußte, daß ihr Ausſpruch ſtets zutraf und ſie kam in groſes Anſehen. Die ungeheure Bevölkerung ſtrömte ihr zu, ſie wußte in allen Lebensverhältniſſen durch ihr Wahrſagen den richtigen Weg zu bezeichnen.

Da dennoch aber den Franzoſen, gleich andern Leuten, ſo vieles fehlſchlug, ſo müſſen ſie wohl den Weg der Le Normant nicht ſtets befolgt haben.

Die Folgen der letzten Revolution hat ſie auch alle voraus gewußt, ſie hat höchſt merkwürdige Träume gehabt, und dieſe Träume ſind im Druck erſchienen, angethan mit myſtiſchem Zeuge, kabaliſtiſchen Zeichen und Hieroglyphen.

Sie hat in dieſen Seher-Träumen Unterredungen mit allen vergangenen und kommenden Dynaſtien Frankreichs gehabt, und man kann nicht läugnen, daß „Methode in ihrem Wahnſinne“ iſt.

Aber nicht blos um Weltenſchickſale bekümmert ſich die Hohe, ſondern ſie läßt ſich herab, auch dem armen Erdenſohne, der nichts hat wie eine Geliebte, oder eine zu erhoffende Erbſchaft, oder ein Plätzchen in irgend einem Büreau, die Zukunft zu erſchließen. Ganz entgegen der Schiller'ſchen Jungfrau, die ſich um ſolche Lappaillen nicht kümmern will, und die arme Agnes Sorel mit langer Naſe abziehen läßt.

Die Zukunft zu erfahren, iſt eine verzeihliche Neugierde, mich trieb aber nicht dieſe, ſondern eine für den Herausgeber eines „Pariſer Album's" viel verzeihlichere, die Bekanntſchaft der modernen Hexe zu machen, um ſie ſodann meinen Leſern ſchildern zu können.

Da man mir ſagte, daß ſie ſehr beſetzt ſei, und man immer ſich eine Audienz ausbitten müſſe, ſo ſchickte ich am Montage zu ihr, und erhielt die Erlaubniß, mich Donnerſtag zwiſchen 4 und 5 bei ihr einzufinden.

Es war im Herbſte und ein regneriſcher Tag. Mein Wagen rollte durch viele Gaſſen und Gäßchen, bis er endlich durch einen Thorweg in einen Hof fuhr, wo bereits mehrere elegante Wagen hielten.

Ich ſtieg eine unanſehnliche Treppe hinan und ward in ein kleines Zimmer geführt, das von einer Hängelampe erleuchtet wurde. Vorhänge und Meubel waren nicht prächtig, doch modern und zierlich. Ich ſetzte mich zum Kamine und blies die Flamme an. Mein Blick fällt in den Spiegel über demſelben, und ich bemerke darin ein weibliches Bildniß. Ich wende den Kopf und ſehe es in Lebensgröße vor mir. Eine majeſtätiſche Dame, im grünen Sammetüberrocke, eine

Toque mit Federn auf die blonden Locken gedrückt. „Es iſt die Le Normant,“ ſage ich zu mir ſelbſt, und bin bemüht, meine phyſiognomiſchen Kenntniſſe an dieſen merkwürdigen Zügen geltend zu machen. Dies mochte eine Weile geſchehen ſein, und immer kam die Dame nicht — ſie wird mich doch nicht vergeſſen haben? Ich trete an's Fenſter — die Wagen halten noch — ich erkenne ſogar einige Livreen. „Es giebt in dieſer Zeit viel zu prophezeihen!“ denke ich, und drücke mich in einen Winkel des Sopha's und ſchlummre ein. Die Leſer werden denken, daß dieß ein magnetiſcher Zauberſchlaf geweſen iſt, und daß ich daraus zur Clairvoyance erwacht ſein werde; ich will aber gleich bekennen, daß mein Schlaf wie mein Erwachen gleich natürlich waren, daß aber, als das Letztere eintrat, die Uhr bereits 7 zeigte, ich alſo ſchon drittehalb Stunden wartete.

Schon wollte ich in's Vorzimmer hinaus, um mein Daſein höflichſt in Erinnerung bringen zu laſſen, als ſich dem Sopha gegenüber, zur Seite des Kamins, eine Tapetenthür öffnete und ein kleines Frauengebild in grünſammtenen Ueberrock, mit Blondenkrauſe und Toque, zu mir eintrat. Dem alten, runzligen Geſichte gaben die falſchen blonden Locken einen widerwärtigen Anſtrich von

Jugend und der üble Eindruck, den die unanſehnliche Geſtalt machte, wurde noch durch die kokette Tracht ſehr verſchlimmert.

Ich ward von ihrer Gegenwart unangenehm berührt; wenn ich mir aber ſchnell in Gedanken die Bilder von Macbeths Hexen und Van der Veldes Pylweiſe hervorrief, ſo konnte ich denn doch mit derjenigen, welche vor mir ſtand, recht zufrieden ſein.

Mamſell Le Normant betrachtete mich einen Augenblick bedeutſam und fragte dann, zu welchem Preiſe ich mir wahrſagen laſſen wollte.

Ich muß bekennen, daß dieſe erſte Anrede mich verwirrte.

Dieſe Pariſer machen von Allem gleich ein Gewerbe. Es iſt alles ſo baar von Poeſie, ſo materiell, es dreht ſich um den leidigen Gewinn. Man denke ſich einmal eine deutſche Le Normant in Berlin und nun dieſe Pariſerin mit ihrem Ameublement, ihren blonden Verbindlocken und ihrem Prophezeihungstarif.

Die alte Schauſpielerin Schütz, die doch gar nicht zu zaubern verſtand, machte bei ihren maleriſchen Poſituren mehr myſtiſche Flauſen und zog hierdurch mehr die Deutſchen an, als durch ihre Kunſt. Werner nannte ſie Pythia, und wir würden ſie noch bewundern und Gedichte auf ſie machen und ihr allerlei Namen geben, wenn ſie nicht ſelbſt den Spaß ſatt bekommen hätte und Hebamme geworden wäre.

Die myſtiſche Poſiturenmacherin wurde aber von denſelben Pariſern ausgelacht, welche die, ſich in den geſellſchaftlichen Formen bewegende, Le Normant als Zauberin verehren. Mit den Wahrſagern in Tivoli und anderswo, die ihre Kunſt wohl eben ſo verſtehen, als jene, aber wie die Zauberer im Talare und der Spitzmütze daſtehen, treiben die Pariſer loſe Scherze und Unweſen.

Ich bat, Mamſell möge mir ſagen, wie die Preiſe beſchaffen ſind.

Sie antwortete trocken: der allerniedrigſte ſei 10 Franken, und hierfür erführe man natürlich faſt ſo viel als Nichts, dann ging's zu 20, 50, 100 bis 300 Franken, das wären die theuerſten Prophezeihungen und, wie natürlich, die ausführlichſten. Ich bat um eine recht gute für 20 Franken, und ſetzte mich, auf einen Wink von der Hexe, auf das Sopha.

Sie hatte ſogleich ein Spiel Karten zur Hand, und man denke ſich — ſie legte mir auf ganz gewöhnliche Weiſe die Karte — ſtrich die 20 Franken ein und begleitete mich bis an die Thüre des Zimmers.

Was ſie mir offenbarte, erlaube mir der geneigte Leſer ihm zu verſchweigen, es war nicht ſehr erheblich; aber wie viel kann man denn für 20 Franken von ſeinem Schickſale erfahren? Ich will gern glauben, daß man für 500 Franken etwas Erkleckliches wiſſen wird; aber ein deutſcher Schriftſteller darf ſolche Extravaganzen nicht begehren, um ſeine Album-Artikel intereſſanter zu machen, ich bin überzeugt, daß es mir mein Verleger nicht Dank gewußt, noch weniger die Auslage erſtattet hätte.

Meine Landsleute.

Langſam zieht ſich ein Zug von Weibern und Kindern aus der ſchmutzigen Vorſtadt St. Denis nach dem Boulevard hin. Einige derbe Burſche folgen träg. Laut ſchreiend ſpringt ein fluchender Kerl ihnen nach, die eine Hand gradehin ausgeſtreckt, als wollte er die Langſamen damit erreichen, die andre Hand beſchäftigt mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzuſtreichen.

Die Andern wandern ruhig fort und brummen ihm maulfaul eine Antwort, ohne ſich umzudrehen.

Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerkſam und bilden eine Reihe, um den Zug vorbeizulaſſen. Der ſchreiende Kerl hat ſich nun zu den Andern geſellt und hört mit Schelten und Fluchen nicht auf.

Ich ſitze da auf einem gemietheten Stuhle und leſe den National; plötzlich werde ich aufmerkſamer auf die Fremden, die mir ſchon aus der

Ferne als ſolche erſchienen waren. Es ſind die ſüßen Töne meiner Sprache, die ich vernehme — mein Geſicht legt ſich in die freundlichſten Falten — denn ich höre: „Vreneli und Hansli,“ und „was peppertſcht denn a ſo mit dei'm Schnäbeli?“ oder, ich träume es zu hören.

Es ſind ehrliche Schwarzwälder oder Breisgauer, die ihr ſchönes Land verlaſſen, um über den Pariſer Boulevard und den Ozean ein Plätzchen zu ſuchen, das ſie einem Tiger oder Wilden abdringen, und worauf ſie ſich ein Hüttchen bauen können. Das müſſen ruhm- oder gewinnſüchtige Leute ſein, würde man ſagen, wenn man es nicht beſſer wüßte!

Die guten, einfachen Leute, die genügſamen, arbeitſamen Süddeutſchen, welchen Gefahren werden ſie Trotz bieten müſſen! welchem Elende werden ſie ſich preisgegeben ſehen! Die Männer werden zu der ſchwerſten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Ueberfahrt zu bezahlen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil dieſe tief unten im unterſten Raume verſchmachten.

Die Armen! ſolchem Elende entgegen zu gehen — und als Vorſchule dieſer Plagen durch zwei Reihen ſchallenden Gelächters durchwandern zu müſſen.

„Ce sont des véritables allemands!“ hörte ich die Gaffer ſagen, als wären ihnen ſchon oft falſche für ächte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, ſo gut wie die Franzoſen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper: etwa wie ſich der Huf des Bretagner Pferdes zum luftigern des Normanns verhält; und ſtatt der vielgeſtaltigen, buntſcheckigen franzöſiſchen Casquets trugen Jene geſtrickte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unförmlichen Hut.

Die Weiber hatten ſehr lange Röcke an, und konnten alſo nicht vogelartig wie Franzöſinnen einhertrippeln, ſondern ſchleppten ſich vielmehr, als wären ihre Beine gefeſſelt, wie Baugefangene auf dem glatten Trottoir. Die Jacke war ſehr kurz, daher erſchien der obere Theil ihres Körpers unverhältnißmäßig zum untern. Auf dem Hinterkopfe, faſt in den Nacken geſchoben, trugen ſie gepolſterte Mützen, ähnlich den Fallhüten der Kinder. Am Buſen einer Jeden flimmerte aber ein ſilbernes Kreuzlein, das Erbſtück des Hauſes, ſeit Jahrhunderten vom Halſe der Töchter ſo herabhängend — die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich ſo in Ehren halten.

Meine reinlichen Deutſchen blieben unfern von mir ſtehen und kauften einen Kamm.

Im Kreiſe ringsumher ſtellten ſich die Franzoſen, die großſtädtiſchen Pariſer, und machten ihre Gloſſen. Sie, welche die tollſten Fratzen, die barockeſten Maskeraden täglich auf ihrem Boulevard zu ſehen bekommen, konnten ſich nicht ſatt verwundern über dieſe Handvoll Auswanderer!

Ein Menſch, der ſich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abenteuerliche Mütze zuſammengelegt hatte, die er ſchief auf dem einen Ohre trug und deshalb von Niemanden ausgelacht wurde, hatte ſo wenig Savoir vivre, den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut zu beſpötteln.

Ein Anderer in plumpen Sabots und ohne Strümpfe bekrittelte die breiten Meſſingſchnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden.

Ein altes, ſchmutziges Weib mit fliegenden Haaren und einer zerdrückten und zerriſſenen Dormeuſe, ſagte im abſprechenden Tone, als wäre ſie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „in der That, dieſe Hauben ſtehen den Frauen ganz artig, ſie ſehen darin beſſer aus, als wenn ſie ihre ſchwarzen Kappen tragen, die ihnen das Anſehen von Fledermäuſen geben.“

Der Kamm war gekauft und die Deutſchen zogen ihres Weges weiter.

Der alte ſchwarzwälder Bauer, der früher ſo geſchrieen und geflucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm Eines der jungen Weiber bei der Hand — es war vielleicht ſeine Tochter — und ging mit ihr an der Spitze des Zuges.

„Tiens,“ ſagte ein Gaſſenjunge vor ſich hin, „der Deutſche führt ſeine Dame“ —

„Er giebt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine niedliche Blumenverkäuferin, die im Gehen einen Strauß band und den Zwirnsfaden aus dem Munde hängen hatte.

„Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaiſerreichs,“ brummte un vieux brave mit einem Stelzfuße mir zu, da er mich für einen Franzoſen halten mochte. „Dort muß man dieſe Leute ſehen. Dort iſt nichts als pommes de terre, viel Dreck und dieſe Deutſchen!“ —

„Nicht möglich!“ rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengaſſe, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Verſpotter zu bekümmern. —

Die drei Tage.

Nach ſolchen Tagen, wie die 3 letzten des Julius 1830, iſt nichts wohl im Stande, die Heſe in Paris ſo von Grund aus aufzurühren, als die letzten Faſchingstage. Da bekommen die habitues des boulevard des Italiens Beſuche, die ſich im ganzen übrigen Theile des Jahres vergebens dort erwarten laſſen. Der arbeitſame und gewerbfleißige Vorſtädter von St. Denis, der mit Feuer und Thon handthierende von St. Antoine, vertauſchen ihre Werkeltagskleidung gegen bunte Maskentracht; der in Elend hindarbende Lumpenſammler von St. Marceau flickt ſein Wamms und trinkt ſich einen Rauſch, und der von allen Freuden der glänzenden Hauptſtadt entfernte Bewohner von St. Jacques erſcheint — obgleich Pariſer — fremd in dem lebendigen Treiben der Boulevards.

Dieſer Sonntag ſah nur wenige Masken; der Montag keine; der Dienſtag endlich brachte

Regen und verdarb der Polizei die Freude, denn ſie hatte den Escrocs und ihren Dirnen bedeutend Geld austheilen laſſen, um die Luſtigkeit des Volksfeſtes zu erhöhen, da dem ruhigen Beſchauer, deren es ſo manchen gab, ſonſt leicht die bedenklichen Zeiten einfallen mußten.

Trotz des bedeutenden Regens durchzogen nun die erkauften Fröhlichen der Polizei auf Wagen und zu Fuße die Straßen, hielten bei den Weinwirthen, ließen ſich Wein herausbringen, tranken viel und anſtändig und machten wohl auch Hörnermuſik. Hunderte von Menſchen umſtanden dann den Wagen, gafften und lachten, aber recht ausgelaſſen wollte es nicht werden. Von den Masken zu Fuße waren viele als Cholera verkleidet; als alte zerlumpte Weiber nehmlich, mit dikken Bäuchen immer durch Pantomime Kolik ausdrückend. Ein Paar Kerle in zerriſſenen Röcken und ſtrotzenden Taſchen brachten viel Leben in den Haufen. Sie liefen den Boulevard auf und ab und Volk in Menge hinterher. Ein kleines Mädchen fragte ihren Vater, was die Masken vorſtellten, und er antwortete ganz ernſt: „ils se sont deguisés en scélerats, mon enfant!“

An Freiheitsbäumen, Schildern und Fahnen, an Galliſchen Hähnen und Inſchriften fehlte es auch nicht, doch war dabei Alles ſein ehrbar, „einige chie-en-lit" (eben ſo unüberſetzbar für zarte deutſche Ohren wie „cul de sac") ausgenommen.

In der Woche, welche den „jours gras" vorausging, wurde an allen Straßenecken ausgerufen:

„Ordre et marche du boeuf-gras."

Herr Cornet aus Caen war derjenige, der dieſes Wunderthier mit ſieben Anderen auf den Markt gebracht hatte. Der Schlachtermeiſter (im Pariſer Tone: marchand boucher) Herr Denaux, wohnhaft place Maubert Nr. 44., kaufte ihn. Aber der Preis iſt Staatsgeheimniß geblieben. Einige, mir befreundete, Collegen des Käufers taxirten ihn auf 2000 Franken. Sein Gewicht kann ungefähr 3000 Pfund geweſen ſein; das Beſtimmtere war nicht auszumitteln. Herrn Cornet die Ehre, der ſeit zehn Jahren die ſchönſten Vieh-Eleven der Normandie zu Markte brachte.

Der Zug des Ochſen ging am Sonntage den 4ten März, wie das gedruckte Programm beſagte, aus den Schlachthöfen in Ville-juif nach der Polizei-Präfectur und dem Stadthauſe, und begab ſich dann wieder in ſein Standquartier zurück.

Am Montage erhob ſich der Zug, um die Tuilerien und das Palais royal zu beſuchen. Am

Dienſtage endlich machte der Ochſe dem Palais Bourbon und den Boulevards ſeine Aufwartung.

Die meiſten öffentlichen Inſtitute, ſo wie auch reiche Privatleute wurden von dem boeuf-gras im Vorbeigehen mit einem kurzen Beſuche beehrt; doch wurde hierbei der reichſte Mann in Paris, ein weltberühmter Banquier, ganz unbegreiflicherweiſe übergangen, der bereits 500 Franken zurecht gelegt hatte, um ſich für dieſe Auszeichnung gebührend zu bedanken, wenn ſie ihm zu Theil geworden wäre. Ich lag im Fenſter und ſchauete aufs tolle Treiben hinab, wie Jupiter in der bekannten Wiener Poſſe. Mein Nachbar, der Weinwirth, ließ eine herzzerreiſſende Muſik machen, ſeine Thür war geöffnet, Masken hielten in Haufen davor mit Geſchrei und ausgelaſſener Fröhlichkeit; mein Aufwärter, der wohlbekannte Pierre aus dem Cafe Anglais, machte die Honneurs.

Plötzlich wendet ſich mein Auge nach dem Boulevard hin, wo Trommeln und Pfeifen ertönen. „Le boeuf-gras!“ ſchreit Alles.

Einige Gendarmen eröffnen den Zug, der im Geſchwindſchritt vorübereilt. Dann kamen Trommeln und Pfeifer, Spanier und Wilde zu Pferde und zu Fuße, Genien mit Guirlanden, die bereits drei Tage durch den Pariſer Straßenkoth gehetzt worden waren: Männer in Perücken, welche den Ochſen führten, der mit einer rothen Decke behängt war, worauf ein ſchmutziger Amor ſaß; alsdann folgte ein Hercules mit der Keule, deſſen Statur eben ſo bewundernswerth war wie die des Ochſen. Den Beſchluß machte ein großer Wagen, worauf ſich ein Quodlibet von Masken befand. Einige Freudenmädchen als Göttinnen zeichneten ſich beſonders darunter aus. In ihrer Mitte ragte ein langer Stab hervor, worauf ſich ein kleines goldnes Oechslein befand.

Straßenjungen und müßiger Pöbel, der kein Geld hatte, um die allgemeine Luſtigkeit auf andere Weiſe mitzumachen, erhob einiges Geſchrei und ſtürzte dem Ochſen nach.

Während dieſer bunte Zug nun links von meinem Fenſter auf dem Boulevard des Italiens ſich vorüber trollte, zog ein Anderer mit feierlichem Ernſte rechts die parallellaufende rue favart hinab.

Dort Freudenmädchen, Metzgerknechte, Stadtpfeifer, Escrocs, Pöbel und Straßenjungen, die einen Ochſen, buntbehängt und als einen Gegenſtand toller Verehrung zum Schlachtbeil führen; hier in demſelben Augenblicke ein Zug, an deſſen Spitze ich Humboldt, Sylveſter de Sacy, kurz die glänzendſte Gelahrtheit erblicke, die Elite der

Rednerbühne, welche einen berühmten Mann zu Grabe geleiten. In dem ſchwarzen Sarge liegt Champollion der Jüngere, derſelbe, der in Aegypten die Hieroglyphen entziffern lernte, und nur die einzige nicht verſtand, die ihm am Leben zehrte, und es im 41ſten Jahre endete.

Es lag eine bittere Ironie darin, daß beide Züge zu gleicher Zeit hier den Ochſen, dort den Gelehrten den letzten Gang führten. „Den Weg zu ihrer Beſtimmung," wie die Franzoſen ſich ſo gern in ihrer Sprache ausdrücken.

Ich lag am Fenſter und wendete den Kopf bald rechts, bald links — ich wurde dadurch geſtört, genaue Bemerkungen zu machen und bitte, mich daher zu entſchuldigen, wenn ich nicht genau anzugeben weiß, wie viele Kutſchen Champollions Sarge folgten. —

Memento mori!

1.

Sie ſaß mir gegenüber in ihrem Büreau, die zierliche Frau, und grüßte alle Leute und ſchrieb in die großen Bücher, die vor ihr lagen, und zog wol tauſendmal des Tages die Handſchuhe von den weißen, feinen Händchen, um kleines Geld herauszugeben. Und dabei ſchauete ſie mit den großen Augen den Mann, der vor ihr ſtand, recht feſt an, doch ohne einen beſonderen Ausdruck in ihren Blick zu legen, der denn auch, war das Geſchäft beendigt — ſich wieder auf andere hinlenkte. Ich ſah der Frau Stundenlang zu und zerriß ſelbſt mehr Handſchuhe als gewöhnlich, um neue bei ihr zu kaufen; man muß aber auch in Paris einen ganz eigenen Handſchuhluxus machen.

Den Mann ſah man ſelten, er war in ſeiner Fabrik von Morgens bis Abends beſchäftigt, und nur an Tagen, wo die Nationalgarde paradiren mußte, trat er in ſeiner hohen Bärenmütze, ſich tief bückend, aus der niedern Thür. Er war ein lang aufgeſchoßner Mann mit einem bleichen Geſichte ohne Bart. Die Farbe ſeiner Haare konnte ich nie ſehen, weil ich nie andere als Bärenhaare auf ſeinem Kopfe erblickte. Ich wohnte nun drei Monate dem Handſchuhmacher gegenüber, und hatte nur bemerkt, daß unter den Kunden, die am öfterſten wiederkehrten, ſich ein junger Mann in Huſarenkleidung und ſtattlichem Backenbarte ganz beſonders auszeichnete. Da meine Beobachtungen am Fenſter mit Aufmerkſamkeit fortgeſetzt wurden, ſo hatte ich es bald weg, daß der bärtige Huſar von der zierlichen kleinen Frau ſehr begünſtigt wurde, denn für ihn hatte ſie nicht nur Handſchuhe — ſondern . . . . kurz die Sache ſchien dem Novellenjäger eine gute Beute zu verheißen, und ich forſchte mit verdoppelter Emſigkeit dem Verhältniſſe nach.

2.

An einem ſchönen Nachmittage verließ ich den Schreibtiſch, um mich in das Gedränge der Boulevards zu miſchen. Meine Handſchuhe waren ſchlecht, ich mußte ein Paar neue haben, und trat daher zur Nachbarin in den Laden. Im Winkel ſaß der Huſar, eine Taſſe Bouillon trinkend, am Morgen hatte ich den Mann auf die Wache ziehen ſehen. Das Weibchen war ſehr vergnügt, und ſah mit den blitzenden Augen über die Handſchuhe hinweg, die ſie mir zur Auswahl vorgelegt hatte, nach dem frühſtückenden Huſaren hin. So ſind die Frauen alle in Paris. Die Mädchen haben mehr Züchtigkeit als anderswo, aber ſo wie der Kontract beim Maire unterſchrieben iſt, ſo haben ſie ein Recht, ſich einen Cicisbeo anzuſchaffen.

Ich trat aus dem Laden und grüßte Madame und ihren Vetter aus der Provinz, denn ſo hatte ſie mir den Huſaren vorgeſtellt, ich lächelte und drückte ihr das Händchen, denn ich konnte mir das ſchon erlauben als dreimonatlicher Nachbar, und fragte ob ſie nicht auch vom ſchönen Wetter profitiren wollte.

Sie zuckte die Achſeln und antwortete, ſie ſey die Sclavin ihres Handſchuhmagazins, und überdieß heute — wo ihr Mann auf der Wache ſey, und die ganze Nacht nicht einmal nach Hauſe komme, wo ihr alſo die Aufſicht über Alles auf dem Nacken läge.

Ich lächelte — ich weiß ſelbſt nicht warum. Der Huſar legte die Hand an den Colpack und nickte ihr freundlich Dank für die Suppe — auch ich ſagte Adieu und wir gingen zu gleicher Zeit aus der Thür — ich und der Huſar — er rechts — ich links.

3.

Spaziergang und Mittagseſſen waren längſt vorüber. Ich lag rauchend im Fenſter. Die Handſchuhmacherin trat, ſich die Hände reibend, unter die offene Thür und trällerte ein Vaudeville, das wie Nachtigallenſchlag klang. Die Geſellen verließen grüßend das Haus. Das Tagewerk war abgethan. Es war 11 Uhr und mit Hülfe des Concierge machte das Weibchen ſelbſt ihren Laden zu. Die Straße war ganz finſter geworden. Meine Pfeife ſchmeckte mir beſonders gut, ich blieb am Fenſter. Es dauerte nicht lange, ſchleicht's die enge Straße herauf. Es iſt der Huſar. Er klopft ein einziges Mal leiſe an und die Thür wird von innen geöffnet und leiſe angelehnt. Dem Manne, dem ehrlichen Handſchuhmacher, wird's das Leben nicht koſten, denke ich, der liegt gut und warm bei den Kameraden auf der Pritſche. Oh! Weiber! Weiber! denke ich und verweile recht lange bei dieſem Gedanken. Aber wer weiß auch was der Handſchuhmacher für ein Mann iſt. Horch! Geräuſch im Hauſe. Sollten die Liebenden bei ihrem Frevel verrathen ſeyn? Es reißt die Hausthür auf — es ſtürzt auf die Straße. Der Huſar iſt's — aber viel kleiner — es iſt die niedliche Frau, die in den Kleidern des Buhlen mit Blitzesſchnelle die Straße hinabläuft. Ich höre ihr angſtvolles Schnaufen aus gepreßter Bruſt — gleich als wenn Furien ihr folgten, ſtürzte ſie fort. — Sie hat die Stiefel in der Hand, die Uniformpantalons ſcheinen ihre Eile zu hemmen und ſie ſtolpert an der Straßenecke — da rafft ſie ſich auf und iſt auch ſogleich meinen Blicken entſchwunden.

4.

Jetzt bin ich am Fenſter feſtgebannt. Im Hauſe rührt ſich nichts mehr. Der Huſar iſt alſo noch drinnen. Eine Stunde iſt ungefähr verfloſſen, ſeit ich die Frau verſchwinden ſah und kein Schlaf kömmt in meine Augen. Da trabt's an dem entgegengeſetzten Ende der Straße. Es kömmt näher. Ich erkenne den Nationalgardiſten-Handſchuhmacher, meinen Nachbar. Hat ihn die kleine Frau herbeigerufen? Sie iſt nicht bei ihm — auch kommt er vom andern Ende der Straße. Wie wird das ablaufen?

Der Mann ſteckt den Schlüſſel in das ihm wohlbekannte Schloß und öffnet leiſe die Thür. Alles iſt und bleibt ſtille.

Schon will ich mich vom Fenſter in das Bett verfügen, und denke, das tolle Abenteuer will ja gar kein Ende nehmen. Da plötzlich wird's laut gegenüber. Lichter flackern Trepp auf und ab. Die Fenſter in des Handſchuhmachers Entreſol werden hell. Man reißt die Thür auf. Man läuft fort und kommt mit fremden Leuten zurück. Die Nachbarn kommen auf die Straße, und das Haus des Handſchuhmachers füllt ſich mit Neugierigen. Auch ich geſelle mich zu ihnen.

Der Polizeicommiſſär nimmt einen Proces-Verbal auf und ich höre folgende Ausſage des Mannes.

„Eine Unpäßlichkeit, die mich auf der Wache überfiel, war die Urſache, daß mir der Commandant erlaubte, nach Hauſe zu gehen, um mich in mein warmes Bett zu legen. Um meine Frau nicht zu wecken, trete ich leiſe ein, ziehe mich ebenſo aus und lege mich — wie ich meine — an ihre Seite. Doch ſtatt deſſen verſpüre ich bald einen kalten Körper neben mir. Eine Todesangſt überfällt mich. Ich greife im Finſtern mit den Händen umher, und berühre einen ſtarken Backenbart, jetzt rufe ich meine Frau und erhalte keine Antwort. Ich hole Licht und finde einen todten Mann in meinem Bette, und von meinem Weibe keine Spur.“

In der That lag die Leiche des Huſaren, den ich ſogleich erkannte, vor meinen Augen. Man forſchte die ganze Nacht umher, um die kleine Frau aufzutreiben, aber vergebens. Den Stand des Todten verrieth nichts, da ſie die Kleider mitgenommen hatte.

5.

Am andern Morgen führt mich der Weg in die Cité. An der Morgue iſt ein Auflauf. Man hat ſo eben einen Cadaver dahin gebracht. Ich laſſe mich maſchinenmäßig von dem Gedränge hineinſchieben.

Da lag die kleine zierliche Frau todt am Boden — die naſſen Huſarenkleider hingen wehmüthig träufelnd über ihrem Antlitz.

Kempelens Schachmaſchine.

Der Deutſche, der nie in Paris war, macht ſich oft ſeltſame Begriffe von dieſer Stadt. Man ſpricht von Paris, und dabei denkt man ſogleich an Sittenverderbniß — Spiel — Betrug — Liederlichkeit — Spitzbuben aller Art, und — Freudenmädchen.

Was das Erſte betrifft, ſo kann man wohl in Deutſchland auch nicht darüber klagen. Eine deutſche Stadt von 80,000 Einwohnern, verhält ſich in dieſer Hinſicht zu Paris wie 80,000 zu 800,000. Der geheimen Sünder giebt es überall in großer Menge; es kommt alſo nur darauf an, den Grad der Sittenverderbniß zu tariren, und da wird dann gewöhnlich der Maaßſtab angelegt, in wiefern Laſter und Gemeinheit ſich mit Frechheit paaren und zur Schau gelegt werden. Es iſt wahr, daß es in Paris Reviere giebt, wo den ganzen Tag über eine Menge verlorner Kinder mit geſchminkten Wangen, kickernd und einander nekkend, hüpfend und tändelnd auf und abwandeln. Im Anfange erregen ſie die Aufmerkſamkeit des Fremden, der ſich jedoch bald von ihnen mit Abſcheu wegwendet, wenn er ihr Treiben erkannt hat, und der dennoch damit endigt, Eine oder die Andere von ihnen wieder mit größerer Aufmerkſamkeit zu betrachten. — Dieſe Geſchöpfe beläſtigen jedoch weder den einſamen Denker im jardin du **Luxembourg**, noch den eleganten Stutzer in den Tuilerien, noch den aufmerkſamen Zuhörer im Theater der vornehmen Welt; Alle dieſe Orte ſind rein von ihnen; und ſelbſt das alte, verrufene **Palais-royal**, iſt durch Gisquet's Bemühungen um ſeine Weltberühmtheit gekommen, und zeigt unter ſeinen von Staub und Sonnenhitze vertrockneten Bäumen, auf den harten Pfaden von Kies, Tauſende von ſpielenden Kindern mit ihren Wärterinnen, und abgezehrte Geſtalten, die an dieſem wärmſten Platze der Stadt überall gegen den, von den Franzoſen ſo ſehr gefürchteten Zugwind geſchützt, ihre trägen Lungenflügel bewegen. Ein Viertel iſt nun aber ganz von den „verlornen Kindern" eingenommen, und hier ſchweifen ſie umher zu allen Tagszeiten, bald wie ein Irrwiſch, der hin und her flackernd endlich vor einem ſumpfigen Winkel mit lockender Miene ſtehen bleibt, oder wie ein Schmetterling, der mit ſeinen bunten Flügeln eine Pfütze ſtreift und hineinfällt. Dies Viertel iſt vom Börſenplatz nach der Panoramenpaſſage, und von der Feydeau- und Säulenſtraße eingeſchloſſen; vermeidet man dieſe Orte, ſo iſt der Züchtigſte geſichert, ſeine Augen nicht beleidigt zu ſehen.

In einer dieſer verrufenen Straßen, der rue des Colonnes, befindet ſich ein Haus, Hôtel Feydeau genannt mit einem ſchmutzigen und unanſehnlichen Kaffeehauſe, einem Winkel für Kommiſſionäre und Handelsleute, die hier ihr petit-verre nehmen und ihre kleinen Abrechnungen halten. — Betrachten wir einmal jenen kleinen Mann, der die Pfeife im Munde mit gekrümmten Rücken leſend am Ofen ſitzt. Ein ſonderbares vergelbtes und verſchrumpftes Menſchengeſicht, die Haut nicht unähnlich einem gewaſchenen, nicht geglätteten Handſchuhe, die großen Augen gleich denen einer Eule am Tage, aus ihren weiten Kreiſen theilnahmlos in die Welt glotzend und geſpenſtiſche Blicke daraus verſendend, eine kleine, gelbliche Perücke nur knapp den blanken, ſchön gewölbten Schädel bedeckend. Die Kleidung nachläſſig, ſchmutzig, doch nicht unmodern.

„Und wer iſt dieſer Mann?“ höre ich fragen,

„der mit einem Aufwand von Hoffmann'ſchen Farben hier geſchildert wurde? — Mr. Alexandre aus Würzburg, ein Mann, der einſt ganz Europa in Erſtaunen ſetzte, und ſich dafür nur einige Unbequemlichkeiten holte — ein Mann, der den größten Mechanikern, Mathematikern und Phyſikern ein unaufgelöſtes Räthſel zu rathen gab und dafür jeden Tag zwey Louisdors in die Taſche ſteckte — ein Mann, der ungeſehen ſeine kleine Tabakspfeife rauchte und ſeinen Gegner dabey in Wuth und Verzweiflung ſetzte, — kurz — Mr. Alexandre iſt einer der erſten jetzt lebenden Schachſpieler, derſelbe, der einſt des Herrn v. Kempelens Schach-Maſchine belebte, und nunmehriger Inhaber des Café-Alexandre, rue des Colonnes N. 11 in Paris. Wer hat wol von Kempelens Türken nicht gehört, der da ſaß mit dem gravitätiſchen Ernſt eines Muſelmannes, unbeweglich und ſtarr, wie es einem wohlgezogenen, unaufgezogenen Automaten geziemt; vor ſich ein Schachbret mit den aufgeſtellten Figuren, ihm gegenüber der Gegner, ein Menſch von Fleiſch und Bein und warmen Blut, ein lebendes, vernünftiges Weſen, ein gelernter Schachſpieler. Der Menſch bedachte ſich lange, lange; endlich that er ſeinen wohlüberlegten Zug; da ſchnurrten die Räder einen Augenblick im Innern des Türken; er erhob den Arm, griff, ohne ſich zu beſinnen, den richtigen Stein, that damit den richtigen Zug und mit Geſchnurr fiel der Arm ſogleich wieder in die vorige Lage und Alles ward ſtill. Dies wiederholte ſich einige Male, und der Menſch war matt und der Klotz hatte die Parthie gewonnen. Dieſes Spiel eines Menſchen mit dem lebloſen unbekannten Hexenkerl, hatte ſchon für den Zuſchauer etwas Peinliches, größer aber mußte dieſer Eindruck auf den Spielenden ſelbſt wirken, und man will davon es herleiten, daß viele vortreffliche Schachſpieler die Parthie gegen den Automaten verloren. Ob eine Möglichkeit da ſey, mit gewiſſen, beſtimmten Zügen jede Parthie zu gewinnen, ſcheint problematiſch; ich wage hierüber nicht zu entſcheiden.

Gewiß iſt es, daß, wenn gleich ſelten; doch Fälle eintraten, in welchen der Automat unterlegen. Alles Verwirrende und Geſpenſtiſche an der Erſcheinung wäre aber für einen Jeden verſchwunden, wenn man Mr. Alexandre, zuſammengekauert im Fußgeſtelle der Maſchine ſitzen geſehen hätte; ja man würde ſich nicht des Lachens haben erwehren können, hätte man ihn erblickt in dem kleinen Raume, mit verſchobener Perücke, ängſtlich das Spiel berechnend, den Schweiß in hellen Tropfen im Geſichte, dem Erſticken nahe, da er ein Licht bey ſich hatte und ſeine Pfeife rauchte, indem es ihm, ohne zu rauchen, unmöglich war, eine Parthie zu gewinnen.

Oeffnete nun Kempelen die Maſchine und das Fußgeſtell, um den Zuſchauern zu zeigen, daß Beydes leer ſey, ſo mußte der kleine, gnomenartige Alexandre in eine andere Abtheilung ſchlüpfen, und nur wer den Mann ſah, wird dies begreiflich finden.

Der abenteuerliche Gewinn ſagte ihm aber nicht auf die Länge zu, er war nach der beendigten Produktion, wenn er das Gehäuſe ohne Gefahr verlaſſen durfte, mehr todt, als lebendig, und konnte, ſo ſehr er als armer Teufel das Geld liebte, ſeines Erwerbes nicht froh werden. Er ſchlug es dem Kempelen ab, ihm länger zu folgen, und trat in Paris in den erſten Jahren der Kaiſerherrſchaft als Schachſpieler auf. Im Café de la regence, das ſeit Rousseau ſchon im Rufe ſteht, der Verein der größten Schachſpieler zu ſeyn, fand er bald ein weites Feld, ſich einen Namen zu machen. Er gewann ſehr bedeutende Summen, und ward hierauf ſelbſt Caffetier. Sey es aber, daß er in der Wahl des Lokals unglücklich war, ſey es, daß er ſelbſt das Schachſpiel zu ſeinem Haupterwerb machend, ſich zu wenig um ſein Haus und ſeine Gäſte bekümmerte, und auch hiezu die nöthigen Eigenſchaften nicht beſaß: — er ſah ſein Café nicht von den Leuten beſucht, die er gern dahin gezogen hätte und war genöthigt, um zu ſpielen den alten Schachklubb im Café de la régence nicht aufzugeben.

Dorthin begiebt er ſich noch täglich und nimmt an den Parthien und Wetten Theil, die daſelbſt veranſtaltet werden, und wozu ſich Leute aus der Provinz und dem Auslande ſtets einfinden. Obgleich das Schachſpiel durch viele darüber erſchienene Werke, die dem Scharfſinn der Lernenden zu Hilfe kommen, ſo wie durch die größere Verbreitung der Klubbs, jetzt allgemeiner und vollkommener geſpielt wird, ſo wird Mr. Alexandre denn doch noch immer unter die erſten Virtuoſen dieſes Spieles gezählt und kein Tag vergeht, wo er nicht ein mehr oder minder bedeutendes Sümmchen gewinnt.

In einem halben Jahre wird die Rue des Colonnes und das Café Alexandre vom Erdballe verſchwunden ſeyn. Nicht, als ob der Himmel erzürnt über das loſe Treiben unter den Säulengängen, oder über Alexanders Hilfeleiſtung zum Kempelenſchen Betruge die Vernichtung jener verrufenen Straße beſchloſſen hatte, ſondern weil die Behörde den Börſenplatz zu vergrößern Willens iſt, und weil die belebteſte Straße von Paris, die Rue vivienne eine elegante Verlängerung erhält, wodurch ſie den Perron am palais-royal mit dem Boulevard des Italiens verbindet. Das Gedränge in der Passage des panoramas, ſo wie die rue des Colonnes mit ihren Eigenthümlichkeiten wird bey dieſer Verſchönerung der Hauptſtadt allerdings verloren gehen und es iſt nicht meine Abſicht, dem Fremden anzugeben, wo er dies Alles bey einem ſpätern Beſuche wieder finden werde; aber Mr. Alexandre findet er, ſo lange er lebt, während der Vormittagsſtunden in dem alten Café de la Regence, der Façade des palais-royal gegenüber

La bonne galette.

Unter den vielen glänzenden Boutiquer, welche den ſchönen **Boulevard bonne nouvelle** einfaſſen, ſieht man eine unſcheinbare Bude, mit rother Farbe angeſtrichen und von einem blau und weißgeſtreiften Zeltdache gegen Wind und Wetter geſchützt, eine goldgemalte Ruhmesgöttin ſtößt als Aushängeſchild in die Trompete, und darunter ſteht ganz einfach: **a la renommee.**

Es liegt ein übergroßer Stolz in dieſer kleinen Inſchrift, worauf ich meine Leſer vor Allem aufmerkſam machen will. Ich gedenke keine ſprachforſchlichen Unterſuchungen anzuſtellen und bitte, daß man mir erlaube „**la renommee**“ hier mit „Ruhm“ zu überſetzen. Ich weiß recht gut, daß „**la gloire**“ gewöhnlich ſo überſetzt wird, und daß man „**la renommee**“ gern mit „Ruf“ verdeutſchen möchte; aber dieſes Wort iſt dem franzöſiſchen „**reputation**“ ganz entſprechend und „**la gloire**“ iſt der Ruhm in engſter und erhabenſter Beziehung, der eigentliche deutſche „Ruhmesglanz.“ A la renommee alſo, und wenn es mir auch nicht ſchon die bausbackige Ruhmesgöttin deutlich mit ihrer Trompete zublieſe, welcher das Wort doch eigentlich nur zur Unterſchrift dient, heiſt in dieſem Sinne: „zum Ruhme!“ Mit der Renommee ſpringen Garköche, Paſtetenbäcker, Haarkräusler, Gemüſehöcker und dergl. in Paris leicht um, und man lieſt auf ihren Schildern: à la renommée de la bonne volaille, oder à la renommée des bonnes meringues, oder de la bonne coupe des cheveux, de la bonne choueroutte, etc. Es wird aber keinem dieſer Leute einfallen, ſich à la renommée ſchlechtweg zu nennen, und durch dieſes ſchlechtweg eben ſich nicht nur den Ruhm aller ſeiner Mitbürger, ſondern den Ruhm des ganzen Erdballes zuzueignen.

Mein Mann folgert als ächter Pariſer ganz natürlich ſo: „Europa iſt der berühmteſte Welt„theil; Frankreich das berühmteſte Land in Euro„pa, Paris die berühmteſte Stadt in Frankreich, „der Boulevard die berühmteſte Straße in Paris; „der boulevard bonne nouvelle der berühmteſte „Theil davon; mein Laden der berühmteſte in die„ſem Theile der Straße; ich der berühmteſte Mann „in meinem Laden, weil außer meinen Jungen

„Niemand darin iſt; folglich bin ich der berühmteſte Mann in der Welt und die Aufſchrift: „a la „renommee“ iſt gerechtfertigt.“ Und in der That verdient der Mann, der zuerſt auf den Gedanken kam, dieſe Bude hier zu errichten, ſeiner Fähigkeit wegen, aus dem Geſchmacke ſeiner Landsleute, bey einem Aufwande ſo geringer Mittel, den ungeheuerſten Vortheil zu ziehen, mit ſeinem Namen auf die Nachwelt zu kommen; und es iſt mir leid, daß ihn mir Niemand zu ſagen wußte.

La galette iſt ein Backwerk der unverdaulichſten Art, nicht eben wohlſchmeckend, und doch ein Leibgericht der Kinder, Handwerksburſche, Mägde, ja der ganzen untern Volksklaſſe. Jeder Patiſſier am Boulevard hat ſie da liegen, und rings um ſieht man alle Mäuler Galette verſpeiſen und ſich's wohl ſeyn laſſen.

Der Mann im rothen Laden dachte ſich nun, die Patiſſiers ſind Narren, ſie müſſen große Lokale haben, backen Torten und Kuchen neben ihrer Galette und was ſie an dieſer verdienen, ſezzen ſie an dem übriggebliebenen Zeuge wieder zu. Ich will mir ein Lokal miethen, wo gerade vorn ein Tiſch ſtehen kann, um ſtets eine mäßig große Galette darauf ſtellen zu können, während hinten ein kleiner Backofen immer neue und warme Galetten zu Tage fördert. Ich und ein Junge ſind das hiezu nöthige Perſonal; meine Gäſte ſtehen vor dem Tiſche auf dem herrlichen Boulevard, unter Gottes freyem Himmel, und können gewiß in keinem ſchönern Lokal aufgenommen werden. Es kann nicht fehlen, daß ein Seſſelverleiher ſich bald in meiner Nähe etablirt, ſo bald er den zahlreichen Beſuch vor meinem Tiſche wahrnimmt; daneben wird ſich ein Regenſchirmvermiether aufhalten um meine Gäſte für ein Paar Sous zu beſchirmen, falls es regnen ſollte und es iſt ſomit für alle Bequemlichkeiten geſorgt. Meinen Tiſch kann ich ſo weit hinausrücken, als ich will, ohne die Façade des Hauſes zu verändern, und ſteht er endlich ſo, daß jeder Vorübergehende faſt darüber fällt und die Düfte der Galette ihm unwiderſtehlich in die Naſe ſteigen; ſo will ich doch einmal ſehen, wer der Verſuchung widerſteht.

Dieſem Vorſatze folgte die Ausführung auf dem Fuße; „la renommée“ wurde eröffnet und nach zehn Jahren zog ſich unſer Mann mit bedeutenden Renten, (wie man mir ſagte, 20,000 Franken) auf ſein Landgut zurück und überließ das bedeutende Geſchäft in dem kleinen rothen Laden, unter dem blauen Zeltdache, ſeinem Sohne.

Da ſah ich nun den jungen Mann in ſchlichter, grauer Jacke mit bloßem Kopfe ſtehen, ein großes Meſſer in der Hand, das er immerwährend fallen läßt, wobei ein vor ihm ſtehender Galettenfreund das abgeſchnittene Stück unter dem Meſſer ſchnell wegzieht und einen Sous dafür hinwirft. Man berechne, wie oft das Meſſer in einer Minute fällt und wie viele Sous in 10 bis 12 Stunden auf dieſe Weiſe eingenommen werden, wenn ich der Wahrheit gemäß bemerke, daß ich zu allen Tageszeiten vorüber ging, oft ſtundenlang aus der Nähe den kleinen Laden beobachtete und den Mann in fortwährender Thätigkeit fand. Wenn ich oftmals in der Mittagsſonne oder Abends den Mann ſtehen ſah, in Schweiß gebadet, alle Adern im Geſichte aufgelaufen, mit ſtieren Augen auf die Galette und das hingeworfene Geld blickend, nur dann und wann dem Jungen am Ofen mit heiſerer Stimme: la Galette! zurufend, wenn die eben angeſchnittene bald zu Ende war, und den Haufen Geld neben ihm bemerkte; während er am Morgen ſtets fröhlich an ſeine Arbeit ging, die erſten Galetten luſtig zerſchnitt, ſie den Kunden freundlich hinreichte, wohl auch ein Paar Worte dabei ſagte, während nur einige Sous-Stücke erſt vor ihm lagen: dann fielen mir alle die thörichten Menſchen ein, die nie genug von dem leidigen Metalle haben können und darüber ihr Lebensglück und jeden Genuß verſcherzen. Dieſer Mann lebt nun mitten in Paris, und alle Herrlichkeiten dieſer Stadt ſind nicht für ihn da. Iſt ſein Loos nicht mit dem eines Galeerenſklaven auf der Ruderbank zu vergleichen, und ſind die vielen Tauſend Sous-Stücke, die er täglich nach Hauſe ſchleppt, nicht eine eben ſo ſtarke Kette, als die, welche der Ruderſklave nach ſich zieht? — —

So lebt aber mit wenigen Ausnahmen faſt Jeder, der eine offene Boutique in Paris hat. Wohl ihm, wenn er, wie der wackere Bürger mit ſeiner Galette, nur immer unter der Laſt der Arbeit faſt erliegt und nicht vor Langerweile und Hunger umkommt. Vom frühen Morgen bis Abends 12 Uhr ſind die Magazine geöffnet, an Wochen-, wie an Feſttagen. Da giebt es keine Erholungen, keine Bierkneipen, keine Kegelbahnen, wie bei uns; jeder Tag bringt ohne Abwechſelung dieſelbe Sklaverei zehn bis funfzehn Jahre lang; dann muß der Bürger ſo viel erübrigt haben, daß er ſein Geſchäft jüngern Leuten überlaſſen und ſich mit einem größern oder kleinern Einkommen in die Provinz zurückziehen kann, um dort ſeines Lebens erſt froh zu werden. —

Die kleine Bude à la renommée iſt ſtets ein Standquartier einer Menge Savoyarden, die theils ſich um die Broſamen raufen, die von dem Tiſch auf die Gaſſe fallen, oder von irgend einem mildthätigen Käufer wohl auch mit einem Stückchen Galette regalirt werden.

Gehen Bonnen mit ihren Kleinen vorüber, ſo klatſchen dieſe ſchon 100 Schritte von der Renommée in die Hände und beflügeln ihren Gang, um nur recht bald ihr Stück verzehren zu können. Wegen des ſtarken Abſatzes iſt die Galette ſtets friſch und heiß; ihr Duft ſteigt der Bonne in die Naſe und auch ſie muß ein Stück für ſich haben. — Ein junges Mädchen, blühend und züchtig, die nur ſelten ihre Penſion verläßt, geht vorüber; ſie muß ſich den für ſie ſeltenen Genuß verſchaffen, bei der Renommee ein Stück Galette zu kaufen. — Natürlich zieht dies einige junge Elegants herbei, die eben im rocher de cancale ſich mit allen Leckerbiſſen des Weltmeeres vollgeſtopft haben, um die Kleine in der Nähe zu beſehen, und ſich an ihrer zitternden Verlegenheit zu ergötzen, womit ſie das Sous-Stück aus einem Winkel ihres Strickbeutels hervorſucht und, von andern Hungrigen gedrängt, dann ſchnell den Tiſch verläßt. Jeder dieſer Elegants hat ein Stück Galette gekauft, das er nun den ausgehungerten Savovarden hinwirft, die darüber herfallen und das lebhafte Gewirre um die Bude vermehren.

Hier hat ein Militär und ein Dämchen ſich lange ſchon im Auge, die Renommee iſt am geeignetſten, ſich einige Worte zu ſagen. Beide treten faſt zu gleicher Zeit an den Tiſch und der Verkäufer hat ſchon zwanzigmal ſein: „plait-il!“ wiederholt, ehe die beiden, im Geſpräche vertieft, es bemerken, ihre Sous hinlegen, und an die Seite treten. Mitunter kommt dann wieder ein Menſch, der hungrig, wie er iſt, die verdienten Sous nicht beſſer anzuwenden weiß, als daß er ein dreifaches Stück Galette kauft. — Hier naht ſich eine abgezehrte Geſtalt in einem abgeſchabten Kleide, das ein rothes Band ziert. Die Züge ſind edel, wenn gleich ein tiefer Gram darin gewühlt hat; der Mann tritt an den Tiſch und fordert ein Stück; indem er es erhält, macht er einen Blick auf die Galette und den Geldhaufen, einen Blick, ſo heißhungrig, ſo neidiſch, daß mir unheimlich wird. Er ſpricht etwas mit heiſerer Stimme, das ich nicht verſtehen kann; der Verkäufer wickelt ſein Stückchen in ein Blatt Papier und der Käufer ſteckt es in die Taſche. Aber einige Schritte weiter ſtellt er ſich in die

Dunkelheit eines Thorweges, öffnet gierig ſein Papier und ißt ſeine Galette mit einem Appetite, als wäre ſie das Köſtlichſte und nimmt ſich ſorgfältig in Acht, daß nicht ein Krümchen auf die Erde fällt. Falſche Scham hielt den armen Mann davon ab, wie die Andern am Tiſche ſelbſt zu eſſen. Einſt ging er ſtolz an der Galette vorüber; nun iſt dieſes ſein Frühſtück, ſein Mittag, ſein Abendbrod. Der daheim noch eine gute Suppe und Fleiſch zum Mittage findet, ſchämt ſich nicht dieſes winzigen Frühſtücks. Der Arme aber meint, ein Jeder ſähe es ihm an, daß dies Alles ſei, wovon er 24 Stunden lebt — und in der That könnte man es ihm anſehen, vom tiefſten Mitleiden durchdrungen. — Ich erkundigte mich nach dem Manne, und erfuhr, daß er ſich ſtandhaft weigerte, von irgend einem Freunde eine Unterſtützung anzunehmen; und daß der Staat, dem er ſeine Thätigkeit in früherer Zeit gewidmet habe, ſich nicht um ihn bekümmere. Zwei Verſuche hatte er gemacht, ſich durch Kohlendampf zu erſticken und beide Male hatten mitleidige Freunde die Grauſamkeit begangen, ihn in's Leben zurückzurufen und ihn zur Galettenmahlzeit noch länger zu verdammen.

Ich hatte nach dieſer Mittheilung, die mir ein vorübergehender Freund machte, genug an meinen Beobachtungen am Galettentiſch, den nun, da zufällig eine kurze Pauſe für den geplagten Verkäufer eingetreten war, die täppiſchen Savoyarden-Jungen umſprangen und, einen zu grellen Contraſt mit meiner Stimmung abgebend, mich ſchnell aus ſeiner Nähe vertrieben.

Ein Dilettant.

Seht ihr in jener Loge des erſten Ranges den fetten Mann, in ganz anſtändigem Coſtüm, mit den großen, weitaufgeriſſenen Augen, den dicken Lippen, die ſich mit Salbung zuſammenziehen, ehe ſie zu ſprechen anfangen, den zuckenden Fingern, dem hin- und herwackelnden Kopfe? den wollen wir beobachten. —

Die Ouvertüre endet ſo eben und unſer Mann wirft ſich in die Lehne ſeines Seſſels, bläſt ſich Luft zu, und ſcheint ſehr angegriffen, und in der That, er hat gearbeitet wie ein Kapellmeiſter, mit den Armen die Luft zerſägt, mit dem Kopf den Tact angegeben, mit den Füßen leiſe getrommelt, und am Ende nicht aufhören wollen „Bravo“ zu ſchreien und zu klatſchen. Den Moment des Aufziehens der Gardine und den erſten Chor füllt er damit aus, ſeinem Nachbar die Herrlichkeit dieſer muſikaliſchen Schöpfung auseinander zu ſetzen. Es geſchieht ohne Zuſammenhang, ſein Vortrag beſteht in enthuſiaſtiſchen Ausrufungen, er wiederholt ſich darin und bricht ab, weil er wirklich nichts mehr zu ſagen weiß.

Nun erſcheint der erſte Tenor, ſein Gott — ſeine Seligkeit! Das Wort erſtickt ihm auf der Lippe, er beißt dem eben angefangenen den Kopf ab und ſchluckt den Reſt hinunter. Er lehnt ſich weit über die Logenbrüſtung, rückt ſeinen Sitz zurück, und ſtreckt die Füße weit hinter ſich. Er ſcheint nicht nur zu ſchwimmen, ſondern er ſchwimmt wirklich in Wonne und Entzücken. Das Wort „felicità“ ſchlägt an ſein Trommelfell, hallt in ſeinem Herzbeutel wieder, pulſirt in ſeinen Venen und Arterien, er iſt ganz Glück, l'homme-bonheur, wie ſich die Franzoſen ausdrücken.

Nun tritt die Prima donna auf; des Sängers Tenor irrt nicht mehr liebeklagend allein; der ſingende Sopran geſellt ſich trillernd dazu, aus unſerm bisher ruhigen, entzückten Schwimmer wird nunmehr auch ein Künſtler.

Er ſtützt ſich auf ſeine Arme und erhebt ſich halb, läßt ſich aber gleich wieder mit aller Macht zurückfallen.

Die ſchmelzenden Läufe beider Stimmen wiegen lind ſeine Gefühle. Er wirft den Kopf in den Nacken, dann ſchnell und taktwidrig hin und her — was fragt ſolche Exaltation viel nach Takt! — er wiegt ſich auf ſeinem Stuhle, um den Eindruck zu vergrößern und einen künſtlichen Schwindel hervorzubringen. Leiſe und ohne Melodie, wie eine Aeolsharfe, ſingt er mit, und als ſeine Nachbarn ziſchen, ſieht er ſich befremdet um und ſchilt ſie innerlich: rohes Geſindel.

Das Duett ſchließt heroiſch mit:

„al campo! Addio! alla gloria! und vittoria!“

Nun wird er ein Held: er ballt die Fauſt, ſtreckt den Arm weit hinaus, als ob er drohte, ſetzt ſich zurecht, und fällt erſt wieder zurück, um wie wüthend zu klatſchen. Das Duett iſt geendet, ſeine Lieblinge treten ab und was nun folgt, iſt nicht im Stande, ihm die geringſte Aufmerkſamkeit abzunöthigen. Er wendet ſich zu ſeinem Nachbar, ſchwatzt, huſtet, lorgnirt in den Logen umher.

Aber das Ritornell eines Siegerchors beginnt. Pauken und Trompeten verkünden das Nahen des erſten Tenors, der im Triumph hereingetragen wird. Unſer Mann wird nun ſelbſt zum Triumphator. Wie ſeine Augen glänzen von geſtillter Kampfluſt und Siegesfreude! Er ſitzt wie zu Pferde, in die Bruſt geworfen, den Kopf erhoben, und grüßt freundlich zu beiden Seiten, den rechten Arm ſtemmt er in die Seite. Der Tenor erſcheint auf der Scene und Alles applaudirt. Aber unſer Triumphator klatſcht nicht mit, er reitet immer zu, ſo lange der Marſch dauert, ſeine Stellung wird immer erhabener, jedoch ſein inneres Entzücken gibt ſich auf andere Weiſe kund. Er wird völlig närriſch. Er ſtößt inartikulirte Töne aus, er nickt ſeinem geliebten Sänger zu, er möchte ihn verſchlingen, ſo ſcheint es.

Während des Schlußchors ſcheint er theilnahmlos. Er iſt abweſend, erſchöpft, er ſammelt ſich nach und nach und das Abſchieds-Compliment der Künſtler erwiedert er ganz ernſt und tief.

Von dem Augenblicke, daß der Vorhang zu fallen beginnt, bis zum letzten Striche im Orcheſter klatſcht er ununterbrochen, dann hüllt er ſich in ſeinen Mantel, ſchöpft tief Athem, drückt ſich ſchnell in einen Winkel der Loge, legt den emporgehobenen Kopf in die Ecke, ſchließt die Augen und verweilt ſo einige Minuten, dies iſt eine kleine Recapitulation ſeiner Seligkeit. Er hat die Oper mitgelebt und träumt jetzt von ihr. Doch ſeine Einbildungskraft verläßt ihn und der Zauber ſchwindet. Er läuft durch die Corridors, die Treppen hinab, auf die Straße und ſingt dabei immerfort in den Bart. Er fängt mit der Ouvertüre an — er ſetzt ſich in ein Café, geht noch ein wenig ſpazieren, und wenn er in's Bett ſteigt, ſingt er den Schlußchor.

Von dieſen nicht eben himmliſchen Harmonieen eingewiegt, ſchläft er ein und träumt — er ſey eine Oper, oder eine Note, oder ein Terzenlauf, und werde geſungen, und kollere aus der Kehle einer Sängerin, und dieſer Traum ſpiegelt ihm abermals ſo lange ſein Glück vor, bis daß er am andern Morgen erwacht, ſein Auge auf den Opernzettel fällt, und er dieſe ſeine Lieblingslectüre mit Heißgier hinunterſchlingt.

Ich kenne dieſen Mann ſchon lange, und oftmals in der Oper, während er nach ſeiner Weiſe hörte, begnügte ich mich nach der meinigen zu ſehen.

Es iſt ein Deutſcher, dreißig Jahre in Paris. In ſeiner Jugend war er, was wir: „Enthuſiaſt" nennen, und aus einem ſolchen wird dann im Alter, wenn's hoch kommt, ein Dilettant! —

Reſtaurants.

Ich habe die meiſten Nationen bei ihrem Eſſen und Trinken belauſcht, und mir manchen abſonderlichen Appetit nicht erklären können. Ein Reſultat meiner Beobachtungen war jedoch: in einem fremden Lande ſtets ſo zu leben, wie es die Einwohner gewohnt ſind, und ſich nach und nach ihre Weiſe anzueignen, ſelbſt wenn es für die erſte Zeit mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft ſeyn ſollte.

Der columbiſche General Santander machte während ſeines Aufenthalts in Hamburg im Winter, bei achtzehn Grad Kälte einen Spaziergang. Erſtarrt trat er in den Schweizer-Pavillon und lief ſogleich zum Ofen. Seine einheimiſchen Begleiter forderten Madeira, Port, Punſch, Negus. Er wollte von all dem nichts, ſondern begehrte nach ächtſüdamerikaniſcher Weiſe: Limonade. Man kann ſich denken, welche Wirkung dieſer Trank in Bogota, und welche entgegengeſetzte er im

Hamburg'ſchen Winter machte. — Einwohner von Laguayra und Bahia aßen zu Heringen, um ihren Durſt zu ſtillen: Kirſchen, weil ſie während des Tages in ihrem Klima nicht zu trinken pflegen; Reiſende aus den nordamerikaniſchen Staaten ſchmauſten zu Erdbeeren und Milch, Cheſterkäſe mit Butterbrod.

Iſt der Geſchmack in allen Dingen verſchieden, ſo iſt er's in der Art und Weiſe ſich zu nähren wohl am meiſten.

Die Gewohnheiten der Lebensweiſe in den verſchiedenen Ländern beruhen größtentheils auf diätetiſchen Grundſätzen. So hat es ſeine guten Gründe, daß der Oeſterreicher ſeinen Wein wäſſert, der Franzoſe ſein Waſſer rougirt, der Engländer zu ſeinem Rindfleiſche den feurigen Portwein ohne alle Beimiſchung trinkt, und der Nordländer vom Branntweine häufigen Gebrauch macht.

Ich habe, wie ſchon geſagt, in verſchiedenen Gegenden und Klimaten gelebt und mir ſtets nach jeder Lebensweiſe die meinige gemodelt, beſſer aber — als wenn ich nach der franzöſiſchen lebte — habe ich mich nie befunden.

Es giebt in Paris verſchiedene Arten, um ſeinen Hunger und Durſt zu befriedigen. Die kleinen Boutiquen der Weinhändler und Traiteurs übergehe ich, weil ſie mehr oder weniger unſern Kneipen entſprechen und nur für die untern Volksklaſſen vorhanden ſind.

Die ſchlechteſte Art ſich mit Anſtand ſatt zu eſſen, ſind die „Salons à prix fixe.“ Ich fange auch hier nicht mit den Allerletzten an, weil ich das Wort: „mit Anſtand“ voraus geſchickt habe. Man hat hier in engen, nicht eben ſehr reinlichen Lokalen, das Recht, für einen Franken und fünf Sous, von einer Speiſekarte, die wohl funfzig Gerichte zählt, die alle mit ſtolzen Namen prangen, vier Schüſſeln, die Suppe mitbegriffen und ein Deſſert zu wählen, wozu man Brod ſo viel man will und eine halbe Flaſche leichten Burgunder erhält.

Die Wäſche iſt weiß, das Beſteck iſt Silber und die Teller ſind feines Porzellain. Statt der garçons wird man jedoch von Mädchen bedient, ſogenannten Griſetten, die Abends, wenn die Anſtalt geſchloſſen wird, ein anderes Handwerk zu treiben wiſſen.

Bedeutend höher ſtehen ſchon die Reſtaurants zu dreißig Sous. Hier trifft man bereits gute Geſellſchaft und an der Ecke der rue de Valois wie in der passage des panoramas und du Saumon iſt die Küche auch reinlich und ſchmackhaft. Ein eleganteres Local und etwas größere Auswahl bieten die Reſtaurants zu zwei Franken. Hier findet man bereits ausgeſuchte Geſellſchaft, viele Damen, und wenn gleich die Küche von dem Ideal franzöſiſcher Kochkunſt noch weit entfernt iſt, ſo findet der gourmand von kleinen Mitteln und großen Anſprüchen doch wenigſtens auf der Karte von Peſtel, Follet und Richard, alle vornehmen Artikel und kann mit einiger Phantaſie ſich den fehlenden haut gout ergänzen. Das genügt dem Franzoſen!

Die Deutſchen geben hingegen ſelbſt den kleinſten Reſtaurants, die jeder Speiſe einen Preis geben, nicht aber zu einem feſten Preiſe dem Gaſte die Wahl überlaſſen, den Vorzug. Es iſt, oberflächlich betrachtet, nicht gut einzuſehen, wie man es den Gäſten freiſtellen kann, ſich koſtbare Seefiſche, oder ſeltene Gemüſe, oder Trüffeln und dergleichen zu demſelben Preiſe zu wählen. Allerdings ſind dieſe Gegenſtände immer aus der zweiten Hand, aber die Menge der Beſucher macht es dem Wirthe leichter, als man denkt, die Speiſen beſſer zu geben. Ja er muß Alles aufbieten, ſie ſo gut als möglich zu haben, um die Menge anzulocken, denn nur dadurch kann er beſtehen. Die Einrichtung eines ſolchen Reſtaurants koſtet gewöhnlich 100 bis 200,000 Franken. Rechnet er nun die Zinſen ſeines Kapitals, die Koſten des Locals, der Bedienung, Beleuchtung, Wäſche, der Utenſilien und des Küchenbedarfs, und das Berechnen dieſer practiſchen Menſchen auf einen liard, ſo bleibt ihm gewöhnlich an einem Couvert von zwei Franken kein größerer Profit als vier Sous. Von 12 Mittags bis 8 Uhr Abends wird gefrühſtückt und dinirt. Bei einigem Glücke füttert er zweihundert Perſonen täglich ab, und ſomit fallen acht Franken am Abend in ſeinen Sparhafen, welches im Jahre an dreitauſend Franken beträgt, die als Zins tragendes Kapital nach zwanzigjähriger Wirthſchaft ein ſchönes Sümmchen ausmachen.

Von den Reſtaurants, die ſich nach der Anzahl und Güte bezahlen laſſen, giebt es mehrere Klaſſen. Die letzte iſt die, wo die gewöhnliche Schüſſel fünf und ſechs Sous und die theuerſte nicht mehr als ein Frank koſtet. Dann kommt eine andre, welche die gewöhnlichen Schüſſeln zu 8 bis 10 Sous liefern, und endlich diejenigen, wo man das Allergewöhnlichſte mit 15 Sous bis ein Frank bezahlen muß.

Was nun kommt, ſind die vornehmſten Reſtaurationen, wo man entweder zu einem beſtimmten Preiſe in den cabinets de Société dinirt, oder nach einer koſtbaren Karte die Speiſen wählen kann.

Hier wird es einer Perſon mit etwas Appetit leicht, 20 bis 30 Franken zu verzehren. Der theuerſte Ort dieſer Art iſt der weltberühmte rocher de cancale, wo man alle Delicateſſen, welche der Ozean bietet, im Uebermaaße ſtets vorräthig findet.

Es liegt ein großer Unterſchied darin, wie der Deutſche, der Britte, der Franzoſe iſt. Der Deutſche, in ſeiner ungünſtigſten Zeitabtheilung befangen, befindet ſich dabei am Unbequemſten. Zwiſchen den Geſchäften und Sorgen des Tages ſchlingt er ſein frugales Mahl hinunter, das bei dem Norddeutſchen mehr aus Fleiſch oder Fiſch, bei dem Süddeutſchen mehr aus Mehl und Gemüſen beſteht. Auf eine beſondere Ausſchmückung und Verlängerung des Genuſſes kann hiebei nicht gedacht werden. Das Geſpräch drehe ſich um die nächſten Intereſſen, die oft ärgerlich genug ſind und eine empfindliche Misſtimmung hervorrufen. — Das Eſſen der Britten kommt der Fütterung der Thiere am nächſten. Er will nur das Bedürfniß des Hungers befriedigen. In einer kleinen Abtheilung eines großen Zimmers ſitzt er mit ſich allein, vor ſich einen Fleiſchberg, wovon er herunterſchneidet, bis er geſättigt iſt. Ein durchbrochenes Geländer ſcheidet ihn von ſeinem Tiſchnachbar, und er zieht einen Vorhang zu, um von dieſem nicht einmal die Naſenſpitze zu ſehen. — Wie anders iſt nun aber der Franzoſe! Die Tafelſtunde iſt für ihn die Feierſtunde des Tages, das Thor der angenehmſten Genüſſe, durch das er, bis dahin erdrückt von Laſten und Geſchäften, mit frohem Herzen ſchreitet. Nachdem der Franzoſe den ganzen Morgen in ſeinen Geſchäften zubrachte, die Börſe und den Boulevard beſucht hat, begiebt er ſich um 5 Uhr nach Hauſe, um ſich mit mehr Sorgfalt zu kleiden und dann ſein Mittagsmahl einzunehmen.

Die Reſtaurants haben ihre ſchönen Säle bereits vortrefflich erleuchtet, Alles iſt zum Empfange ihrer Gäſte eingerichtet. Die kleinen Tiſche werden nun nach und nach beſetzt. Man macht ſich im eigentlichen Sinne des Wortes breit, und von dem Augenblicke an, daß der Franzoſe die Serviette durch's Knopfloch zieht, bis zu dem, wo er die Carte payante fordert, und zu dem für deutſche Augen nicht eben ergötzlichen Gebrauch des Händewaſchens ſchreitet, iſt er ganz Bequemlichkeit, ganz genießend, ganz Glück und Zufriedenheit.

Welche freudige Erwartung ſpiegelt ſich in den Mienen jener beiden alten Herren ab? ſie haben ein salmi de becasse beſtellt und würzen ſich die Zeit des Wartens mit Jagdgeſchichten, Anecdoten von Hunden und naturgeſchichtlichen oder küchlichen Bemerkungen. Die Schüſſel kommt endlich, während der Unterhaltung ſind zwei lange Brode aufgegeſſen und die Flaſche Wein in kleinen Zügen ausgetrunken worden, beides wird erſetzt. Und mit welcher Salbung werden nun die Stücke auseinander gelegt, mit dem Kopfe Beifall oder Misfallen geſchüttelt, die Sauce gekoſtet und dann die Kinnbacken in Bewegung geſetzt. Kaum iſt der erſte Biſſen hinunter, ſo muß der garçon ein ernſtes Examen beſtehen, er muß den alten Herren, die hier viel Geld verzehren, auf Gewiſſen bekennen, was das Friſcheſte, Vorzüglichſte, Vollendetſte der heutigen Küchenliſte ſei.

Er fängt an zu bekennen.

„Halt!“ ſchreien Beide — „ein filet de poulet à la marechale aux truffes“ und der garçon ſpringt fort mit einem: on va vous servir à l'instant, Messieurs!“

Jene Militairs mit den narbigen Heldengeſichtern und den rothen Bändern, was eſſen ſie? „Einen Kariz, oder ägyptiſchen Reis,“ und ein

„poulet a la Marengo,“ die Lieblingsſpeiſe ihres alten Feldherrn. Sie haben die Pyramiden geſehen und bei Marengo mitgefochten.

Dort die jungen Dämchen, von Stutzern umgeben, laſſen ſich einen „vol au vent a la financière“ reichen und theilen unter einander den bunten Inhalt.

Alles iſt vergnügt und läßt ſich's ſchmecken, Alles ſchwimmt in Aromen, eine heitere Converſation iſt an allen Enden der Säle angeſponnen worden, man verabredet Parthieen für den Abend. Welches Theater ſoll beſucht werden, in welche Soirée ſoll man ſich verfügen? Die gaſtfreundliche Geſelligkeit der Pariſer läßt es nie an Einladungen fehlen, und man weiß nicht, welcher man den Vorzug geben ſoll.

An jenem Tiſche erblick' ich Leute bei ſtark dampfenden Schüſſeln Sauerkrauts. Man nehme es nicht für Scherz, aber daran erkennt man gleich Landsleute. Chou croutte iſt ein Spottname für allemand geworden. Die Deutſchen ſind im Himmel, daß ſie dieſe Lieblingsſpeiſe unter dem Gewirre von gibelottes, civets, salmis, ragouts und fricassées herausfanden.

Jener dort iſt auch ein Fremder. Seine mürriſche Miene zeigt jedoch an, daß er nicht ſo zufrieden iſt, wie unſere genügſamen Deutſchen. Es iſt ein Engländer, er verlangte „tête de veau en tortue,“ weil man ihm ſagte, daß dieß mit ſeinem „moc turtle“ gleichbedeutend ſei, und wendet ſich nun verdrießlich von dieſem faden Gerichte weg, dem Madera, carry und alle Reitze der engliſchen Küche abgehen.

Aber wer wird denn auch, wenn man engliſch eſſen will, zu den Franzoſen gehen, wo alle engliſche Gerichte verfeinert und verpfuſcht erſcheinen? Da wende man ſich zu den Rost-beef-Köchen, wo vortreffliches Rindfleiſch, Waſſergemüſe, Fiſche mit Sova und Plumpudding in höchſter Vollkommenheit zu haben ſind.

Will man tagliarini, raffioli, maccaroni, kurz die weichen, mit Käſe und Oehl geſättigten, italiäniſchen Mehlſpeiſen, die hart geräucherten Würſte und Schinken, die glühenden Weine, ſo beſuche man Biffi und Konſorten. Liebt man zu ſeinem Rindfleiſche Melonenſchnitte, mit Tabac beſtreut, zu verſpeiſen, oder die köſtlich bereitete olla, ſo wende man ſich zu den ſpaniſchen Köchen, wo die Flüchtlinge der unglücklichen Halbinſel ſich zum gemeinſchaftlichen Mahle zu verſammeln pflegen. Dort kann man Mina und manche andere weltgeſchichtliche Namen finden. Ich machte dort die Bekanntſchaft eines Mannes, deſſen Frau, die in Spanien zurückgeblieben war, zum Galgen verurtheilt wurde und die man nur auf Verwenden der Königin der Franzoſen, nach langen Todesqualen, freigab.

Am ſchlechteſten iſt man, wo das Aushängeſchild in deutſcher Sprache eine deutſche Table-d'hôte, oder Bürgerküche verheißt. Unſer liebes Vaterland iſt groß und die Küchenmeinungen ſind noch verſchiedener darin, wie die politiſchen. In jedem kleinen Staate richtet man nach einem andern Codex — an. Ich gebe der öſterreichiſchen und rheiniſchen Küchenverfaſſung unbedingt den Vorzug. Der Himmel weiß aber, nach welchen Grundgeſetzen die deutſchen tabled'hôtes in Paris regiert werden. So viel iſt gewiß, daß ſie weder reinlich noch reichlich ſind.

Als Ideal einer vorzüglichen Küchenanſtalt kann man jedoch das Hôtel des princes anführen. Hier gattet ſich deutſche Reinlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Ordnung mit dem Glanze und Reichthum der franzöſiſchen Kochkunſt. Dort ſtehen die geſchickteſten einheimiſchen Köche unter der Direction einer deutſchen Muſterwirthin, Madame Priva.

Außer dieſen Reſtaurants geben auch die vorzüglichſten Kaffeehäuſer und Patiſſiers zu eſſen und hier ißt man am gewählteſten und theuerſten. Ferner giebt es offene Läden, wo man alle Gegenſtände zur Beſetzung der feinſten Tafel ſtets vorräthig findet, die auf Verlangen auch daſelbſt zubereitet werden.

Der vornehmſte dieſer Läden iſt der des ehemaligen Mundkochs des Herzogs von Orleans, der — als er noch im Palais-royal wohnte, von ihm zu einem beſtimmten Preiſe ſeine Tafel beſtellen ließ. Der Mann heißt Chevet und ſein Magazin iſt in ſeiner Art wohl das Außerordentlichſte, was man ſehen kann. Alles, was die Gewäſſer, die Wälder, die Gebirge von nah und fern Ausgezeichnetes liefern, was in den Provinzen und Städten der Heimath und Fremde in beſonderer Vollkommenheit bereitet wird, ja ſelbſt Seltenheiten werden hieher geſchickt und zur Schau gelegt. Auch iſt dieſer Laden im Palais-royal ſtets von hundert gierigen Augen umlagert.

Karpfen und Salme vom Rhein, Forellen aus den Vogeſengewäſſern, Hechte aus dem Rhone, Hummer und Seeſpinnen aus der Nordſee, Meeraale, Störe, Kabliaue, Makrelen, und ein Berg von andern großen und kleinen Schuppen- und Schaalthieren liegt hier aufgeſchichtet.

Oftmals müſſen gelehrte Naturforſcher um Rath gefragt werden, irgend einen Fiſch zu taufen, den Niemand kennt. Denn wenn ein Fiſcher an der entfernteſten Küſte einen ſeltenen Fang thut, ſo wird er ſogleich auf das Schnellſte an Chevet geſandt, um auf der Tafel irgend eines Reichen zu prangen.

Auf einem andern Tiſche erblicken wir herrliches Wild aus den Ardennen, Rehe, Hirſche, Wildſchweine, Geflügel aller Art, daneben Lerchen auf ſilberne Spieße gereiht, und kleine Schachteln, worin die im eigenen Fette erſtickten Ortolane dutzendweiſe als koſtbare Biſſen wie Heeringe zuſammengepackt ſind.

Geht man weiter, ſo ſieht man die ausgeſuchteſten Artikel aus dem Pflanzenreiche. Hier die gefleckte Artiſchoke, den italiäniſchen Brocoli, den kleinen Knospenkohl von Brüſſel, den Sellery aus der Champagne und den Meerrettig aus Elſaß.

Jenes Fenſter bietet uns eine Auswahl von hermetiſch verſchloſſenen Terrinen, die koſtbarſten Paſteten enthaltend. Gänſelebern von Strasburg, rothe Rebhüner von Perigord, Wachteln, Schnepfen, Droſſeln von Amiens, Chartres und Pithiviers. Daneben kommen die gekochten und zur Küche dreſſirten Speiſen in wahrhaft maleriſcher

Anordnung, mit buntem Ausputze, in appetitlicher Form zur Schau geſtellt. Die kleinen Schinken von Rheims, die farcirten Schweinsköpfe, die Galantinen von kalekutiſchen Hühnern mit ihren bläulichen, von Trüffeln ſtrotzenden Bäuchen.

Neben allen dieſen todten Herrlichkeiten kriechen langweilige Krebſe in marmornen Becken hin und her.

Dort blüht in nie geſehener Pracht ein Garten von Ananas, Trauben, Aepfeln und andern Früchten der köſtlichſten Gattung und bildet mit einigen Torten und Konfitüren eine reiche Auswahl, um den Nachtiſch eines Königs zu beſetzen.

Selbſt der vorzüglichſte Mocca fehlt nicht, und die feinſten Weine und Liköre ſtehen mit vielverſprechenden Etiketten zur Auswahl bereit.

Während nun aus den Blicken der Beobachter vor dem Laden oftmals die bitterſte Reſignation ſpricht, iſt im Innern deſſelben ein reges Leben. Einkäufe aller Art werden gemacht, es wird abgewogen, gerupft, geſpickt, gekocht, geſchnitten, Geld eingenommen, kurz es iſt das eigenthümlichſte, großartigſte Küchengeſchäft, das man ſehen kann.

So mancher verarmte gourmand geht hieher, kaut ſeine trockene Rinde, würzt ſie mit den Düften, die aus dieſem Laboratorium ſteigen, und gedenkt dabei einer beſſern Vergangenheit.

Farth mit dem Omnibus.

Es regnete und ich hatte meinen Schirm zu Hauſe gelaſſen. Zum Glücke höre ich das trompetenähnliche Gequäcke eines daherfahrenden Omnibus. Ich winke, er hält und ich ſteige ein.

Der Omnibus iſt zu 15 Perſonen eingerichtet, ohne den Conducteur der auf dem Tritte zwiſchen den Hinterrädern ſteht, ſo lange die Paſſagiere nicht vollzählig ſind. Ich fand nur 10 vorräthig, die alle nahe an der Oeffnung Platz genommen hatten und nicht rückten, wodurch ich gezwungen wurde, unter wiederholten: mille excuses! über ihren Füßen dem Hintertheile des Wagens zuzuſtolpern. Es war eine Hitze zum Erſticken und ich öffnete ein Fenſter.

Man ſprach kein Wort und ich erkannte daran, daß ich unter Pariſern mich befand, die mit Unbekannten nicht gern ſich in's Geſpräch einlaſſen. Sie waren einander Alle wildfremd.

Ich hatte Muße ihre Geſichter zu ſtudiren.

Ausgezeichnet war ein junger Menſch mit bleichem Geſichte und blondem Schnurrbarte, der einen gewichſten Hut a la bousingot trug. Dies bezeichnete nach damals allgemein verbreiteter Meinung einen Karliſten, ſo wie die grauen Hüte, einen Republikaner, und ſicher griffen die Sergents de ville, wenn eine Emeute losbrach, zuerſt im Getümmel nach dieſen Hüten. Der junge Menſch ſaß da, mit langen vorgeſtreckten Beinen, rührte ſich nicht, hielt die Fauſt vor dem Geſichte und nagte an dem Nagel des Daumens. Ihm gegenüber ſaß ein dicker Mann ſehr breit, ſich ſtützend auf ſeinen Fäuſten, mit hoch emporgezogenen Augenbraunen, den Kopf im Nacken. Bei näherer Bekanntſchaft ergab ſich's, daß dies ein Engländer war.

Das Uebrige war alltägliches, zum Theil ſchmutziges Volk.

Wir waren kaum ein hundert Schritte gefahren, als wieder gehalten wurde. Eine dicke alte Dame ſtieg ein. Sie mochte funfzig alt ſeyn, hatte ein Hütchen à la Mimi auf, war ſtark geſchminkt, und lachte zwiſchen falſchen Zähnen, etwas übelriechend hervor. Sie taumelte, wie betrunken, indem ſie ihren Platz wählte, fiel endlich auf mich, entſchuldigte ſich unter ſteten Lachen und nahm ihren Sitz neben dem meinigen, wozu ich ihr mit großer Willfährigkeit einen weiten Raum ließ.

Das erſte war, daß ſie ſich über Zugluft beſchwerte, welche die Pariſer über Alles haſſen und ohne Weiteres das Fenſter zumachte, das ich geöffnet hatte. Nun ging es an ein Schwatzen. Sie ſprach vom Wetter, vom Theater, vom Pflaſter, von den Moden, ſie ſprach in einem fort und bemerkte es nicht, daß Niemand zuhörte und freute ſich nur, daß ſie keine Antwort bekam und immer fort plaudern konnte.

Wir waren nun zwölf im Wagen, der noch immer langſam einherrollte, bis die Paſſagiere vollzählig wurden.

Es wurde abermals gehalten.

Zwei lange Menſchen in ganz durchnäßten Kleidern, die wie Dachrinnen herabſtrömten, ſtiegen in lautem Wortwechſel begriffen ein. Sie drängten ſich ohne Umſtände durch unſre Beine und Füße und nahmen die letzten Plätze obenan ein.

Kaum hatte meine Nachbarinn abgelauſcht, worüber die beiden Menſchen diſputirten, als ſie Augenblicks ſich hineinmiſchte und mit wahrhaft männlicher Entſchloſſenheit dem Einen Recht, dem Andern Unrecht ertheilte. Dadurch wurde der

Streit lebendiger, ſie wandte ſich mehremale an mich und ihre Nachbarſchaft wurde mir hiedurch noch unerträglicher. Die Hitze war drückend, aber der Regen goß in Strömen herunter und ich hatte noch weit bis zum Ziele meiner Wanderung, daher mußte ich in dieſer Marterkammer bleiben, die ich ſonſt augenblicklich verlaſſen hätte.

Da wurde wieder angehalten.

Ein kleiner buckliger Mann mit einem niedlichen Mädchen am Arm, hielt vor der Pferte des Omnibus, unter einem Regenſchirme, und begehrte Einlaß. Wir waren bereits 14 und nur ein Platz war noch vacant, unter dem kleinen Spiegel ganz im Fond des Wagens. Es erhob ſich ein ſchöner Wettſtreit zwiſchen der Niedlichen und dem Buckligen. Jedes wollte dem Andern das Glück des Omnibus zu Theil werden laſſen. Die Paſſagiere wurden Alle ungeduldig über den langen Aufenthalt. Man rief dem Conducteur zu, fortzufahren.

Endlich ſtieg das liebe Mädchen ein, und brachte, indem ſie uns auf die Füße trat, ihre „mille excuses,“ allerliebſt vor. Wie verwundert waren wir jedoch Alle, als ihr buckliger Begleiter ſich auch anſchickte in den Omnibus zu ſteigen.

„Conducteur, wir ſind vollzählig!“ ſchrie es von allen Seiten.

„Und habe ich nicht das Recht meine Banquette hier dieſen Herrn abzutreten?" antwortete der Führer. „Verdiene ich nicht ihren Dank, daß ich die Geſellſchaft ſo angenehm vermehre?" fügte er lächelnd hinzu.

Und alsbald hatte er ein ſchmales Bret herunter gelaſſen, das den Eingang ſperrte, worauf ſich der Bucklige ſetzte, den triefenden Regenſchirm zwiſchen den Beinen, worauf er zu reiten ſchien und ſich mit beiden Händen an den Pfoſten feſthaltend, um nicht hinauszufallen.

„Haben Sie keine Furcht," rief ihm der Conducteur zu, „wir werden uns ſchon arrangiren." Und er ſtemmte ſich mit aller Macht gegen den Buckel des Kleinen und diente ihm ſo als lebendige Rückenlehne.

„Voll!" ſchrie er hierauf dem Kutſcher zu und donnernd raſſelte der ſchwere Omnibus durch die Straße, wobei der Bucklige ängſtlich das Gleichgewicht auf ſeinem ſchmalen Sitze ſuchte und wir Alle lachten, während die Niedliche ängſtlich auf ihren ſchwebenden Begleiter blickte.

Ich war innerlich froh, daß es jetzt raſch vorwärts ging, aber meine Freude war von kurzer Dauer, denn „arrêtez, Conducteur!" ſchallte es und der gewichſte Hut ſtieg aus dem Schlage.

Dies war der Erlöſungsmoment des Kleinen, der nun mein Nachbar wurde. Aus ſeiner unbequemen Balancirlage befreit, wurde er geſprächig und nachdem er tief Athem geſchöpft und die Niedliche ein „ma mie, wie geht's?“ zugerufen hatte, bewunderte er Paris und die bequemen Einrichtungen der Omnibus, und wußte des Lobes kein Ende und gab ſich für einen Bewohner von Heiltz-le-Maurupt (wird: Elle moru geſprochen) zu erkennen, der mit ſeiner kleinen Braut nach Paris gekommen war —

Die Kleine ſchlug die Augen nieder.

„Halt! halt!“ ſchrien viele Stimmen zugleich. Der Regen hatte aufgehört und wir krochen ſchwindelig und ſeekrank, aus unſerm engen Behälter an Luft und Licht.

Im Hinausſteigen begegneten wir einigen Hereinſteigenden, worunter ſich ein Bauer mit einer Gans, eine alte Dame mit einem Hündchen, und eine Bonne mit einem Knäbchen befand.

Ich pries mich glücklich, mich meiner Füße wieder bedienen zu können, und ſchaute ſeelenvergnügt darein, wie der, nunmehr wieder nicht vollſtändig beſetzte Omnibus im langſamen Schritte davonrollte.

III.

Abtheilung.

„Des favoris de la muse française
„Le sort est assuré:
„Devant leur porte on a fait croître un pré,
„Pour que chacun y pût paître à son aise.“

Buchhändler und Schriftſteller.
Braune Geſchichten.
Jamben.
Eine Schauergeſchichte.
Journale.
Ein Frühſtück bei Daguerre.
Chargen, Chinoiſerien, Diablerien.

Buchhändler und Schriftſteller.

Der erſte Buchhändler in Paris iſt Ladvocat. Er wohnt jenſeits der Seine am Quai Voltaire, in einem prächtigen Hotel, wie ein Pair de France. Die Seite ſeines Hauſes nach der rue du Bac iſt mit coloſſalen Buchſtaben ganz beſchrieben und wir erfahren ſogleich, daß hier der große Verleger alles Bedeutenden, Reputirlichen, Großen in der Literatur wohnt. Ich fand auch Schiller's Name unter all dieſen Celebritäten. In dem Augenblicke wie ich da ſtand und dies las, wankte das feſte Gebäude Ladvocats, und hundert Ein dankbare Schöngeiſter, die theils gute Honorare gezogen, oder Diners, Dejeuners, Bals und Soireen, bei dem üppigen und großmüthigen Verleger genoſſen hatten, vereinigten ſich, das Haus zu ſtützen. Man kennt bereits in Deutſchland das Livre des cent-et-un. Es hatte ſogleich reißenden Abgang. Was half das aber dem armen Ladvocat? Die böſen Gläubiger meldeten ſich nur deſto dringender, und für dieſe wollten die „Hundertein" nicht arbeiten. Sie wollten ihrem Ladvocat wieder zu Glanz und Geld verhelfen. Er hatte es um ſie verdient, und ſie wollten es nun um ihn verdienen. Alle Tage nahm ich die petites-affiches in die Hand, um zu ſehen, ob nichts vorgefallen ſey. Endlich traf es ein, was ich vorausgeſehen hatte.

„Il a deposé!" nun war alles richtig.

„Ausgebrannt aber ruhig ſteht das Haus!"

Das Livre des cent-et-un kam in raſch auf einander folgenden Lieferungen heraus, und die Gläubiger mußten zuſehen, wie Ladvocat ſich dadurch wieder auf einen grünen Zweig ſchwang, um ſie dann bezahlen zu können. Von Ladvocat abwärts den Quai hinunter, bis zu den petits augustins, zieht ſich eine Reihe von Buchhändlern, großen und kleinen, die das Quartier latin förmlich eingebunden haben. Die Aufſchriften der Läden ſagen was darin zu haben iſt, und man merkt, daß man hier dem Viertel der Univerſität und aller gelehrten Univerſitätsanſtalten nahe iſt.

Ganz am Ende des Quais, in einem beſcheidnen Häuschen, wohnt der Buchhändler Audin, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der deutſchen Literatur, weil ſie ihm Geld einträgt. Ich wunderte mich, als ich die Unwiſſenheit des Mannes bemerkte. Aus Dankbarkeit hätte er doch ein wenig Deutſch lernen ſollen, um ſelbſt die Werke, die er überſetzen läßt, auszuſuchen. „Das iſt ja gar nicht nöthig!“ meint er. Als das grauenhafte Spukweſen aufkam, da dachte er, ſchnell alles überſetzt, was die Deutſchen davon haben, und er ſtand ſich gut dabei. Nun, da die Franzoſen dieſer Mode ſchon wieder ſatt ſind, und von ihren eigenen Schriftſtellern mit Schauergeſchichten überſchüttet werden, ſucht er unſere Lafontaine's, Laun's, Moſengeils und Schilling's hervor, und die erſchreckten Leſer werfen die „contes bruns,“ in den Winkel und greifen nach den heitern Schilderungen einer alltäglichen Natürlichkeit. In dieſem Augenblicke beabſichtigt er eine Sammlung von hundert Heften, unter dem Titel: „les soirees de Chamouni,“ heraus zu geben, ſo wie unſere neuern Novelliſten der Reihe nach einen Platz finden werden. Die erſten Hefte ſind bereits erſchienen, und gehen gut, er liebt nunmehr unſere Literatur: al'exces! —

In allen Straßen die ſich von dem Quai in's Innere des Quartier latin hinziehen, ſind Buchhandlungen nichts Seltenes.

In der rue de Lille, in einem pallaſtähnlichen Gebäude, ohne Aushängeſchild, oder den üblichen Ankündigungen, welche die Verleger und Sortimentshändler, mit Vignetten und ellenlangen Buchſtaben, an ihre Fenſter und Thüren zu kleben pflegen, finden wir unſere reſpectabeln Landsleute Treuttel und Würz, die hier, in London und in Strasburg ihr großartiges Geſchäft betreiben.

Längs der Seine, auf dem Bollwerke von Granit, an den Mauern der öffentlichen Gebäude hin, wohl auch auf dem Straßenpflaſter finden wir eine Buchhändlerreihe, welche alte und neue Bücher noch ſpottwohlfeiler verkaufen, wie unſere deutſchen Speculanten im Felde der Literatur und der Buchdruckerſchwärze.

Kurz alles iſt hier mit Büchern angepfropft, bei jedem Schritte ſtößt man auf Gelehrſamkeit, das ganze Quartier latin kann mit einer ungeheuern Bibliothek verglichen werden.

Jenſeits der Seine ſieht es anders aus. Auch hier fehlt es an Buchhändlern nicht, alles trägt aber einen andern Charakter.

Gehen wir einmal über den Pontroyal nach dem gegenüber liegendem Quai. Hier ſind es Blumenverkäufer, Stiefelputzer, Bilderhändler und andre Handelsleute, die dieſes Viertel des Luxus und der Eleganz einfaſſen. Wir wenden uns nach der rue du coq St. Honoré, und der erſte Laden den wir ſehen, wird von einer ungeheuern Menſchenmenge beſtändig umlagert. Es iſt Martinet, wo Karrikaturen, Theatercoſtüme, Maskeradenkleider, nebſt neuen Schauſpielen und Brochüren zur Schau liegen. Ungeheure Glaskaſten bedecken die Mauern, und darin findet man ſtets das Intereſſanteſte, was der heutige Tag erſcheinen ſah.

Weiterhin in der rue grenelle St. Honoré ſtoßen wir auf Baudry, den raſtlos thätigen Buchdrucker der Londoner Preſſe. Durch ein Uebereinkommen mit den Schriftſtellern und Verlegern wird er in den Stand geſetzt, gleichzeitig mit dem Erſcheinen der Originalwerke ihre Ueberſetzung in Paris herauszugeben. Ungeheure Zettel in allen Formen poſaunen ſeine Unternehmungen aus. Auch ſpaniſche und italieniſche Werke ſind hier zu haben. Die deutſchen hat er aber gänzlich ſeinen Kollegen, Heidelloff und Campe überlaſſen.

In der übervölkerten rue Vivienne, dem Mittelpunkte des eleganten Paris, das hier ſeine Bedürfniſſe nach Modegegenſtänden aller Art befriedigt, befindet ſich, ſehr glücklich gelegen, ihr eleganter Laden. Sie haben ſich um die Aufnahme unſerer Literatur, durch ihre Betriebſamkeit großes

Verdienſt erworben. Fällt der Blick in die ungeheuern Fenſter, die Abends von einer Menge von Gasflammen glänzend erleuchtet ſind, ſo überſieht man alles Große, Schöne und Neue aus Deutſchland, zum Theil in den prachtvollſten Einbänden. Jeder deutſche Schriftſteller findet hier die freundlichſte Aufnahme und der Ort wird ihm bald ſehr werth, denn hier trifft er, was von berühmten und gekannten Deutſchen in Paris anzutreffen iſt.

Humboldt und Heine, Klaproth und Börne, Schlegel und Maltitz, Koreff und Michael Beer, Buchhändler Frank und Legationsrath Klindworth, Alles findet ſich hier zufällig, wie ich die Herren ohne Wahl und Ordnung hier eben nannte, denn man denke ja nicht, daß der diplomatiſche Reiſende mit dem humoriſtiſchen Verfaſſer der Reiſebilder, der ſarkaſtiſche, geiſtreiche Börne mit dem Chineſen Klaproth ſich hier zuſammenfinden wollen.

Der Buchhändler im palais-royal giebt es eine große Menge. Einer drückt den Andern. Alle halten die Ephemeren der Tagesliteratur feil, die Unzahl von Romanen, Pamphlets und Broſchüren. Die Miethe iſt theuer, Abends muß Alles dort bis 12 Uhr auf das Glänzendſte mit Gas beleuchtet ſeyn, gekauft wird im Ganzen nicht viel, daher bringen ein Paar mislungene Speculationen einen ſolchen Buchhändler in die Hände der Wucherer, die auf ſchlechte Manuſcripte Vorſchuß leiſten und ſich dann durch die beſſeren Verlagsartikel bezahlt machen. Dies währt nicht lange und der Fall des Mannes iſt gewiß. So ſieht man hier die Laden bald offen, bald geſchloſſen. Dieſer Wechſel iſt alltäglich.

Levavaſſeur einer der unternehmendſten Buchhändler des palais royal wurde auch genöthigt „de fermer boutique;“ ſein Fall, der kurz nach dem Falle Ladvocats erfolgte, machte große Senſation. Delaunay iſt der „doyen“ der Buchhändler dieſer Gattung. Bei ihm erſchien die Ueberſetzung Hoffmann's. Er iſt Richter am tribunal de Commerce.

Wenn wir die Art und Weiſe ſehen, wie in Paris der Buchhandel getrieben wird, ſo werden wir auch hier einen großen Unterſchied mit Deutſchland finden.

Das gewöhnliche Honorar richtet ſich nach der Stärke der Auflage. Das Manuſcript wird meiſt in 4 oder 5 Abſchnitte zertheilt, die in eben ſo viel Bänden zu gleicher Zeit erſcheinen. Dies wollen die „cabinets litteraires“ oder Leihbibliotheken ſo haben, weil es die Circulation erleichtert. Werke in einem Bande finden daher nie ſtarken Abſatz. Für die erſte Auflage von 750 bis

800 Exemplaren erhält der Verfaſſer eben ſo viel Franken. Erſcheinen gute Beurtheilungen und wird die Neugier des Publikums gereitzt, ſo gehört ein mäßiges Glück dazu, die Auflage in 3 Tagen vergriffen zu ſehen. Bei der zweiten wird dann wieder unterhandelt, wenn der Verleger keine Vorſicht gebraucht hat.

Herr von Balzac verkaufte ſeinen Roman „la peau de chagrin,“ und wollte ſich der zweiten Auflage wegen nicht mit ſeinem Verleger einigen. Die erſte Auflage auf eine kleine Anzahl von Exemplaren beſchränkt, wurde für 1200 Franken verkauft, und hatte das Glück in einer Woche vergriffen zu ſeyn. Die Recenſionen waren ſehr günſtig, im Publicum regte ſich Neugierde und eine ſtarke Nachfrage wurde laut. Der Verleger ſah ſich genöthigt, ſchnell eine zweite Auflage zu veranſtalten, und mit dem Autor ein neues Uebereinkommen zu treffen. Dieſer begehrte nun 10,000 Franken und was wollte der Verleger anfangen, er mußte die unmäßige Forderung erfüllen. So werden die Schriftſteller reich und die Verleger arm, denn iſt die erſte Leſewuth einmal geſtillt, ſo fragt Niemand mehr in Paris nach dieſen Schriften. Nach 14 Tagen denkt man nicht mehr daran. Immer nur Neues, Pikantes, Unerhörtes will dieſes Publicum, ein unerſättlicher Schlund, ein nie zu ſtillendes Bedürfniß! —

Die Mode will es, daß ein jedes neuerſcheinende Werk mit einer Vignette in der bekannten Manier von Tony Johannot geziert ſey. Die geiſtreichſten, ausdruckvollſten, kühnſten ſind von dieſem Meiſter ſelbſt, indeß giebt es auch jetzt unter ſeinen Nachahmern ſehr Ausgezeichnete. Ich glaube daß unſer J. P. T. Lyſer ein ähnliches Talent beſitze, und dereinſt in dieſer Gattung vortrefflich werden kann. Es käme nur darauf an, ihn zu beſchäftigen. Die genial hingeworfenen Vignetten der „Contes bruns,“ des „Assassinat,“ des „lit de Camp, Lorgnon“ und vieler Andern, gereichen dieſen Werken zu wahren Zierden. Auf den Ankündigungen iſt dieſe Vignette nun ſtets im vergrößerten Maaßſtabe auch abgedruckt und vermehrt das Marktſchreieriſche derſelben. Oft auch wird das Motto darauf geſetzt um die Käufer anzulocken. So z. B. bei der Ankündigung von de Kocks „Cocu“ mit dem beigefügten Motto: „L'epoux en permettra la lecture à sa femme.“ Wie ſo ganz anders ſind dagegen unſre deutſchen Buchhändler. Wie geheim thun ſie nicht manchmal mit ihren Verlagsartikeln, um die Einrückungsgebühren an die Journale zu erſparen! Exempla sunt odiosa! —

Braune Geſchichten.

Mehrere Deutſche ſaßen im traulichen Kreiſe am Kamin.

„Kinder wir langweilen uns," fing Einer nach einer Pauſe an, „wißt ihr nichts Unterhaltendes vorzubringen? Es ſcheint Ihr habt Euren Geiſt jenſeits des Rheins gelaſſen."

„Hu, wie ſchauerlich," nahm ein Anderer das Wort. „Könnt Ihr Euch denken, daß der Geiſt jenſeits des Rheins im Vaterlande ſpuke, während der Körper ohne Seele, gleich dem Golem der alten Rabbinen hier an der Seine ſich herumtummelt?"

„Ja wohl," fiel ihm der Patriotiſche in die Rede, „ſchweift unſer Geiſt hinüber nach den lieblichen Rebenhügeln, während unſer Körper unempfindlich und von nichts berührt in dem neuen Babel weilt."

„Das neue Babel iſt auch nicht zu verachten, Bruder," ſagte der Erſte, „wenn wir nur einen deutſchen Ofen hier hätten. Ich glaube die Unterhaltung würde gleich eine geiſtreichere Wendung nehmen. Das Kaminfeuer iſt nicht gemüthlich. Solch ein Bivouac mag im Felde der Strapatzen und der Ehren angenehm genug ſein, aber in der Stube verlange ich mehr."

„Was das anbetrifft, ſo muß ich Dir widerſprechen," bemerkte der Zweyte. „Gerade am Kamine werden die ſchönſten Geſchichten erzählt und eben am Kamine hören ſie ſich am ſchönſten an. Die flackernde Flamme, die Glut von der einen Seite, die Kälte von der Andern, das Daſitzen im Kreiſe mit vorgeſtreckten Füßen, in der traulichen Nähe und doch unheimlichen Beleuchtung, ſcheint uns ſehr empfänglich zum Erzählen und zum Anhören zu machen. Daher giebt es denn auch Mährchen, Erzählungen, Unterhaltungen am Kamine, wie die Novelliſten gar zu gern ihre Sammlungen benennen."

„So benennen mögen ſie ſie immerhin," ſprach nun ein feiner Mann mit einem ſchönen Geſichte, das ein ſchwarzer voller Schnurrbart zierte und der bis jetzt, in Gedanken verſunken, kein Wort geſprochen hatte. „Aber ein Geſpräch, das wirklich am Kamine geführt wurde, ohne alle Abänderung drucken zu laſſen, das wird nie den Leſer beſtändigen können. Namentlich wenn das Geſpräch von nüchternen Franzoſen geführt wird.“

„Sollte es trunkenen Deutſchen beſſer gelingen?“ rief ihm ein Spaßmacher zu. „Schnell einen ſtarken und großen Punſch herbei, wir wollen es einmal verſuchen.“ Ohne Scherz fuhr der Schnurrbärtige fort. „Sie haben ein Buch herausgegeben, das Sie Contes bruns benennen, es ſoll in der Hoffmannſchen Art ſein, doch nach dem Ausſpruche ihrer Kenner von esprit überfließen. Aber dieſer esprit iſt es eben, der ſo ungeſchickt das Licht in jeden finſtern Winkel hineinbringt, und die Erzähler in ihrem frivolen Tone ſcheinen ſelbſt nicht an die Schauer zu glauben, die ſie ſo gern mit aller Macht auf die Gemüther wirken laſſen wollen. Wie geſagt am Kamine in einer modern franzöſiſchen Soiree iſt die Sache an ihrem Platze. Ich glaube man dürfte nicht einmal auf andere Weiſe gräßliche Spukereien dort vorbringen. Aber für Leſer, und beſonders für deutſche Leſer, wie es deren giebt, im uralten Gränzſtädtchen Kronach oder in der weſtphäliſchen Stadt Soeſt, oder im Harze in den Bergneſtern, wo ſie ſitzen in grauen Zimmern, bei dünnen Talglichtern, einſam mit dem Buche, nur belauſcht von der Tanne die an's Fenſterchen klopft, vor dem der ſchlafende Vogel hängt, umgeben vom ſchauerlich einförmigen Getöne der pickenden Wanduhr und eines ſummenden Ammenliedes aus der Ferne, womit ein Kind in den Schlaf gewiegt wird — für ſolche Leute muß anders erzählt werden und gerade für dieſe mag ich ſo etwas niederſchreiben, die ſich dabey vor lauter Vergnügen zu Tode ängſtigen. Nur Phantaſie hinein, ſo viel ihr davon habt, aber fort mit dem Geiſte, mit dem Witze, der Nutzanwendung, Ihr begießt Euere Leſer mit kaltem Waſſer.“

„Ich habe ſie geleſen, dieſe Contes bruns,“ nahm der Erſte wieder das Wort. „Als das Vorzüglichſte darin erſchien mir die Unterhaltung zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht. Die Erzählenden ſind darin gut verträtirt und das Erzählte trägt, bei Allem Abenteuerlichen, den Stempel des Selbſterlebten.“

„Das wohl,“ erwiderte der Schnurrbärtige. „Aber das Zufällige dabei ſchadet dem Eindruck. So wie man ſich in einer Geſellſchaft davor hüten muß, den Hörern nach dem ſtark Erſchütternden das Schwächere zu erzählen, ſo muß man für Leſer das noch mehr zu vermeiden ſuchen. Nun betrachte man, wie unkünſtlich die Erzählungen auf einander folgen, wie widrig und unpoetiſch manche an und für ſich ſind und wie unbefriedigend die meiſten endigen.“

„Ich glaube wir könnten auf dieſe Art,“ rief einer aus der Geſellſchaft, „bis Morgen früh erzählen und nicht blos von 11 bis 12; denn unſere deutſche Redſeligkeit nimmt's in der Breite und Länge gut mit den Franzoſen auf.“

„Ihren neuen Erzählern iſt das Weitläuftige nicht abzuſprechen. Da giebts Hiebe rechts und links auszutheilen, und Beſchreibungen die nicht zur Sache gehören, und Umſtändlichkeiten die ermüden,“ ſprach der Schnurrbärtige. „Man nehme nur in den Contes bruns, im Tobias Guarnerius die Erwähnung der Bremer Griſetten und das Ende der ganzen Geſchichte; dann im Auge ohne Augenlied, die Beſchreibung der Hütte des Wilden und die amerikaniſche Scenerie am Schluſſe.“

„Wenn gleich die Erfindung des Auges ohne Augenlied um den Eiferſüchtigen zu beſtrafen, ſehr ſchön iſt, ſo iſt doch die Ausführung ganz verdorben. Statt das Mädchen „ein Spunkie“ ſein zu laſſen, würde Hoffmann z. B. aus ihr die Tochter eines ſeltſamlichen Menſchen gemacht haben. Wir würden den Vater kennen lernen, wir würden uns erinnern einen ſolchen Mann geſehen zu haben, ja, eine Erinnerung aus früherer Zeit könnte uns grade eine ſolche Familie, ein ſolches Mädchen vor das Gedächtniß bringen, wir überredeten uns leicht daß Alles wahr ſei, indeß wir hier immer das Mährchenhafte und Unwarſcheinliche mit Händen greifen. Für eine einzige Schlafrockſchilderung Hoffmanns, gäbe ich gern den ganzen phantaſtiſchen Trödel bei der nächtlichen Trauung des Pächters."

„So laßt uns," rief ein bleich ausſehender junger Menſch mit erzwungen fröhlicher Miene aus, „auch allerley Schauerliches erzählen. Einem Jeden von uns iſt gewiß ſchon dergleichen begegnet. Ich erinnere mich im Hauſe meiner Eltern einen ſeltſamen Vorfall erlebt zu haben. Ein Stubenmädchen, das ſich mehrmaliger Diebſtähle verdächtig gemacht hatte, wird fortgejagt. Mehrere Andere melden ſich, um den Platz zu erhalten. Endlich kommt eine arme alte Frau daher, ein junges Mädchen an der Hand und bittet, man möge ſie annehmen. Das Mädchen hat nie gedient, aber die Frau iſt gekannt und man entſchließt ſich dazu. Meine Mutter weiß gleich in den erſten Tagen des Rühmens kein Ende. Reinlich, arbeitſam, ſtill und beſcheiden, keine Domeſtikentugend fehlt dem Kinde. Das Einzige, was Beſorgniß erregt, iſt eine Bläſſe, die auf eine ſchauernerregende Weiſe zunimmt. Man ſchließt auf Krankheit, man dringt in ſie, ſie läugnet. Meine Mutter eine Frau von Erfahrung, läßt die Mutter des Mädchens zu ſich kommen und befragt ſie, dieſe verſichert, daß ihre Tochter kerngeſund ſei — aber — fügt ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, es iſt etwas Anderes was ihr am Leben zehrt — ſie ſieht Geiſter. —

Meine Mutter, obgleich überraſcht, kann ſich eines Lächelns nicht erwehren. Die alte Frau läßt ſich dadurch nicht irre machen, ſondern fährt ruhig fort. Behalten Sie ſie immerhin im Hauſe, ſie iſt geſund und wird in ihrer Arbeit gewiß nichts vernachläſſigen. Von dem Schrecklichen, das Nachts ihr erſcheint, wird ſie nichts laut werden laſſen, denn ſie hat von mir den ſtrengen Befehl ruhig zu tragen und keine lebende Seele damit zu erſchrecken. Meine Mutter war geneigt, das Ganze für eine fixe Idee zu halten und da ſie das Mädchen lieb gewonnen hatte, ſo beobachtete ſie ſie mit einer ſtillen Theilnahme.

Es war faſt ein Jahr vergangen daß die Geiſterſeherin in unſerem Hauſe war, als ein Scharlachfieber mehrere meiner kleinen Geſchwiſter auf einmal befiel und unſer Haus in Trauer verſenkte. Das Stubenmädchen mußte bei den kranken Kindern wachen und meine Mutter entſchloß ſich mit ihr dieſe Sorge zu theilen. Einer unſerer Hausfreunde, der uns täglich zu beſuchen pflegte, war an dieſem Tage nicht gekommen. Es war dies ein langer, trockner Mann mit faſt kahlem Kopfe, ſtets in einen grauen Rock gekleidet, der immer den Kindern etwas mitbrachte, daher hatten ihn die Kleinen auch ſehr gern. Es mochte Mitternacht ſeyn, die Kranken ſchienen zu ſchlummern und meine Mutter hatte die Augen geſchloſſen, um ſich einer kurzen Ruhe zu überlaſſen. Da wird ſie plötzlich durch ein furchtbares Geſchrey aufgeſchreckt. Die Kinder liegen ruhig ſchlummernd da, aber das Mädchen kniet, den Kopf tief in den Sitz eines Lehnſeſſels drückend, und ſtöhnt dumpf. Meine Mutter nähert ſich ihr und bittet ſie, ruhig zu ſein, um die Kinder nicht zu erwecken, die wunderbar genug fortſchlummern. Nach vielem Zureden hebt das Mädchen ängſtlich den Kopf empor und blickt ſchaudernd nach dem Bettchen meiner jüngſten Schweſter hin.

„Ach Madame,“ fängt ſie dann mit leiſer, zitternder Stimme an, „es wird wohl nichts zu bedeuten haben.“ Mehr war von ihr für den Augenblick nicht herauszukriegen. Erſt gegen Morgen wie die Gegenſtände in der Krankenſtube deutlicher erſchienen und ein trüber Sonnenſtrahl durch die dunkeln nicht feſt zugezogenen Vorhänge der Fenſter fiel, wollte das Mädchen ſagen, was ſie Nachts geſehen hatte. Die Thür ward von unſichtbarer Hand geöffnet und mit unhörbaren Schritten näherte ſich unſer Hausfreund dem Lager meiner jüngſten Schweſter. Das Mädchen wollte ihn anreden, denn kein Zweifel, daß er es war, derſelbe graue Rock, dieſelben mageren Hände, die Hut und Stock hielten, die ſtrotzende Taſche endlich, die ein Geſchenk verhieß. Aber ſo wie er ganz nahe war, ſagte ihr das unheimliche Gefühl, woran ſie ſchon gewöhnt war, daß dies kein Lebender mehr ſei. Sie that ſich Gewalt an und ſchauete feſt nach der Erſcheinung. Dieſe ſchritt an ihr vorüber ohne ſie zu bemerken, beugte ſich über mein ſchlafendes Schweſterchen, zog ein Kruzifix von Elfenbein aus der Taſche und legte es dem Kinde auf die Bruſt. Hier mußte ſie laut aufſchreien und ihr Geſicht verbergen, das ein eiskalter Hauch in dem Augenblick anwehte. Wie meine Mutter nun zu ihr gekommen war und ſie nach dem Bette wieder hinſah, war die Erſcheinung verſchwunden. Das elfenbeinerne Kreuz fand ſich bei der Kranken. Die Anderen wollten es aber lange unter ihren Spielſachen bemerkt haben, und in der That ſoll es ein Geſchenk des Hausfreundes geweſen ſein, deſſen Tod wir am andern Tage erfuhren.

Nach einer kurzen Krankheit war er plötzlich in der Nacht verſchieden. Aber auch meine Schweſter erlag in der 7ten Nacht nach dieſer, der Krankheit, die übrigen Geſchwiſter genaſen.

Es iſt überflüßig zu ſagen, daß das unheimliche Stubenmädchen den Dienſt verlor, doch erhielt ſie aus dem väterlichen Hauſe eine fortwährende Unterſtützung.

„Ha, ha! Es ſoll alſo Geſpenſtergeſchichten geben! nun wohl, ich bin dabey,“ hob ein Schauſpieler an, der nach Paris gekommen war, um den Franzoſen ihre Kunſt abzuſehen. „Ich kann vom Theater allerley berichten. Da iſt z. B. in München ein hübſches Gebäude am Iſarthore, wo ſonſt Komödie geſpielt wurde, jetzt ſoll die polytechniſche Schule dort ſein. Es wurden ganz verzweifelte Spukgeſchichten dort aufgeführt, die jedoch nicht in Betracht kamen gegen die, welche der Teufel ſelbſt auf eigene Hand darſtellte. Eines Abends, da nicht geſpielt wurde, gehe ich über das dunkle Theater, um bei dem Garderobier einen neuen Anzug zu probiren. Es war im Spätherbſte zwiſchen 5 und 6. Wer das alte Theater kannte, weiß, daß es enorm tief und hinten offen war, damit die beliebten vierfüßigen Künſtler in großer Menge herauf und hinunter gebracht werden können. Einige Jungen waren auf dieſem Wege zur verödeten Scene gekommen, um mit hölzernen Schwertern und Papphelmen eine Ritter-Comödie aufzuführen. Ich ſehe ihnen eine Weile zu und ergötze mich beſonders an einen pausbäckigen Jungen, der den Eßlair ganz copirte, und bei dem Geſchrey: „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell!“ wie wahnſinnig um ſich herum ſchlug. Mit einem Male kreiſchen alle Jungen fürchterlich auf und rennen, als wenn ihnen der Kopf brannte, vom Theater. Im erſten Augenblick glaubte ich ſie fürchteten ſich vor mir, der im dunklen Mantel, an eine Couliſſe gelehnt ihrem Spiele ſtumm zuſchauete. Ich rufe ihnen nach, doch das Wort blieb mir im Halſe ſtecken, denn am andern Ende der Scene ſteht ein Etwas unbeweglich und blickt nach mir aus geſpenſtiſchen Augen unverwandt hin. Soll ich hier beſchreiben wie es ausſah? — ich kann es nicht. Es war eine menſchliche Geſtalt, mit der Radirnadel leicht in den dunkeln Grund geritzt. An manchen Stellen floß Zeichnung und Grund zuſammen, und da ſah es aus, als wenn ein weiter Mantel von Spinngewebend Alles umzogen hätte. Der Kopf war am entſchiedenſten gezeichnet und die Augen darin glänzten matt und lebten und ein Schauergefühl übermannte mich, ſo daß ich ſchnell die Bühne verließ und die Stiege zum Garderobier hinaufſtolperte. Ich warf mich in einen Stuhl und forderte ein Glas Waſſer „Sie ſind bleich und entſetzt,“ ſagte der Mann beſorgt. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er war nicht zurückhaltender und geſtand, daß er einer ähnlichen Erſcheinung ſchon oft begegnet ſei. „Sie glauben nicht,“ ſetzte er hinzu, „wie es hier im Hauſe ſpukt. Man darf nur nichts davon laut werden laſſen, um das Gebäude beim Volke nicht in Verruf zu bringen. In den Nächten vor den Feiertagen, an welchen große Spectakelſtücke gegeben werden ſollen, wenn ich ſo da ſitze mit meinen Gehilfen und emſig nähe, dann reiſt's die Thür auf und geht keck an uns vorüber,“ — „„Was denn, was denn?““ fragte ich haſtig. —

„Weiß ich's?“ gab er zur Antwort. „Wir machen die Augen zu und kreutzen uns, und dann gehts in das Magazin und da ſollen ſie es wirthſchaften und handthieren hören. Helme und Harniſche werden hin und her geworfen und mit den Kleidern wird Fangball geſpielt, ich dachte ſonſt es müſſe Alles über und unter einander liegen, doch wenn ich am Morgen aufwachte, ſo fand ich Alles am alten Platze und in der beſten Ordnung. Die Frau des Theaterdieners, welche zugegen war, bekräftigte dieſe Ausſage, denn ſie wohnte im Erdgeſchoſſe und hörte jedesmal den Teufel lärmen. Geſehen hatte ſie jedoch nur einmal etwas und zwar denſelben grauen Mann, der mir heute begegnet war. Sie war nemlich nach beendigter Vorſtellung in der Requiſitenkammer beſchäftigt, um dort aufzuräumen. Da ſcheint es ihr, als ſchliche etwas an ihr vorüber. Sie blickt auf und ſieht ſogleich nichts, doch da ſie einen Luftzug verſpürt, ſo wendet ſie ſich nach der geöffneten Thür die aufs Theater führt und gewahrt dort den grauen Mann, der ſie groß anſtarrt und zu drohen ſcheint und dann die Thür hinter ſich zuzieht und verſchwindet. Sich kreuzend und ein Gebet ſprechend iſt ſie im Augenblick unentſchloſſen, ob ſie bleiben oder gehen ſoll, aus Furcht dem Geſpenſte auf dem Theater zu begegnen. Endlich ergreift ſie ein Crucifix das in den Kreuzfahrern gebraucht wurde, und mit dieſem profanirten Werkzeug hofft ſie dem Teufel zu trotzen und ſucht den Weg über das finſtere Theater nach ihrer Schlafſtube. Es war aber nichts Unheimliches mehr anzutreffen.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte nach einer Pauſe der Schnurrbärtige, „daß faſt von allen Schauſpielhäuſern dergleichen Mährchen im Gange ſind.“

Der Erzähler nahm es übel, daß ſeine Geſchichte ein Mährchen genannt wurde, und behauptete, wenn er gleich kein Haſenfuß ſey, ſo würde ihn doch nichts in der Welt bewegen können, einmal nach beendigter Vorſtellung eine Nacht über allein im Theater zu bleiben.

„Denkt euch einmal,“ fügte er hinzu, „ihr wachtet in der Nacht auf und erblicktet die Logen gefüllt mit hohläugigen bleichen Todtengeſichtern und luſtige Hände klatſchten zuſammen und es gäbe keinen Ton, und Moderduſt erfüllte den Raum. Und auf der Bühne ſpreitzten ſich ekelhafte Phantome und führten eine Komödie zum Haarſträuben auf.“ —

„Und die in den Logen ſitzen, wären abgeſchiedene große Dichter, deren Werke auf dieſen Brettern oft verhunzt wurden,“ rief ſpottend ein Anderer, „und ein Chor geiſterhafter Recenſenten umſchritte, Eumeniden gleich, die dunkle Scene und peitſchte mit Schlangengeißeln.“

„O genug davon,“ ſagte der Schauſpieler, „es thut mir leid, daß mein Theaterſpuk nicht im Stande war, Euch zu ergreifen, ich will es daher mit einer anderen Geſchichte verſuchen, die mir von einer glaubwürdigen Freundinn mitgetheilt wurde. Eine Dame in Wien hatte das Unglück, ihre Tochter zu verlieren. Am Tage nach der Beerdigung tritt die Schweſter der Geſtorbenen bleich und verſtört zur Mutter und erzählt ihr, daß in vergangener Nacht Caroline — ſo hatte die Verſtorbene geheißen — an ihr Bett gekommen ſey, und dieſe die Vorhänge geöffnet habe. Sie hätte nicht geſchlafen und Alles deutlich geſehen, aber der Schreck hätte ſie ſo erfaßt, daß ſie nicht im Stande geweſen wäre, ihre gepreßte Bruſt durch einen Schrey zu erleichtern. Caroline habe ſie beim Namen gerufen und eine Weile wehmüthig auf ſie herabgeſchaut, dann habe ſie zu ihr geſagt: „Kommt doch und legt mich zur Ruhe in ein trocknes Grab, ich friere ja im Waſſer.“ Darauf ſey ſie verſchwunden. Das Entſetzen hatte das arme Mädchen ſo ergriffen, daß ihr Zuſtand der geängſtigten Mutter einen neuen Verluſt prophezeyte und dieſe ſich alle Mühe gab, dem Mädchen die Erſcheinung als Spiel der Einbildung zu erklären.

„Du dachteſt im Schlafengehen an die verſtorbene Schweſter, die nun die erſte Nacht draußen auf dem Friedhofe ruhete; du hörteſt den Herbſtſturm und das Fallen der Regentropfen, die ihr kühles einſames Grab umſauſten; da träumteſt du ſo lebhaft. Doch denke, daß der Frühling kommen wird und wir Roſen draußen pflanzen werden, und ein blühender Garten aus der Aſche der theuren Geliebten entſprießen wird," — ſo ſprach tröſtend die ſelbſt des Troſtes bedürftige Mutter. Zwey Tage vergingen und das Mädchen ward nicht heiter und ſah immer bleicher. Die Mutter ſchrieb dies dem ſtillen Grame um die Verlorene zu und fragte nicht weiter nach einer Urſache. Am andern Morgen des dritten Tages ſagte ihr endlich die Tochter, daß ſie es nicht mehr zu tragen vermöge. Allnächtlich erſchiene ihr die Schweſter und immer wehmüthiger ſehe ſie aus, immer herzzerreißender töne ihre Klage. Die Mutter willigte endlich ein, das Grab zu beſuchen, um es vor Regen und Wind, die unaufhörlich fortgedauert hatten, gehörig zu ſchützen. Sie kamen auf den Kirchhof an und fanden mit Entſetzen den Hügel von leichtem Sande, aufgewühlt, und den Sarg von Waſſer bedeckt. Sogleich wurde der Todtengräber herbeigerufen und nachdem dieſer abgeholfen hatte, beunruhigte keine Erſcheinung der todten Caroline mehr ihre Schweſter."

„Allerdings ſchauerlich," ſagte der Patriotiſche, „aber wenn ihr mit den Contes bruns wetteifern wollt, dürft ihr nicht blos Geſpenſter und Spuk erzählen. Namentlich iſt in der „Conversation entre onze heures & minuit“ nicht die leiſeſte Spur davon zu finden. Es ſind dies vielmehr Geſchichten mit Fleiſch und Bein, Kriegsſcenen, Reiſeabenteuer, Morde, Alles ſelbſt erlebt und mit dem Colorit der Wahrheit ausgemalt. Wenn ihr mir's erlaubt, will ich einmal verſuchen, Euch ein Ebenteuer zu erzählen, das ich in Weſtphalen beſtand, in Weſtphalen, dem geheimnißvollen Lande, wo die Vehme ihren Sitz hatte und wo — ihr mögt mir ſagen, was ihr wollt, noch heut zu Tage die Menſchen und ihre Wohnplätze eine ganz eigenthümliche Phyſiognomie tragen.“

„Es war zwiſchen Münſter und Osnabrück, wo ich an einem regnigten October-Abende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutſcher aus Ibbenbühren, einen trägen Geſellen, der es mit Niemanden auf der Welt gut meinte. Denn ſeine ſtarken Pferde wären bei einigem Antreiben eher in den Stall gekommen, und er ſelbſt hätte ſich zeitiger auf die Streu werfen können. Statt deſſen ſaß er ruhig da, ließ ſich und die Thiere beregnen und mich verzweifeln. So war die Nacht hereingebrochen, und wir fuhren noch immer unter den Tannen weg, die ihre träuſelnden Aeſte in den Wagen ſtreckten, um mir wie aus Guthmüthigkeit auch etwas vom Regen zukommen zu laſſen. Ich ward ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Plötzlich hielt er an, ſprang vom Sitze und ſprach einige unverſtändliche Worte. Ich fragte ihn wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit geſtand er es ein, daß er irre gefahren ſey. Ich ſprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings ſchwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn das was er bis jetzt dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit vertrockneten Nadeln beſtreut war, und ſo eine hellere Färbung als der Grund umher hatte, und die nun aufhörte und von alten Tannen umgränzt war, die ihre ſchwarzhaarigen Zweige in einander verſchränkten und uns den Ausgang verſperrten. Hinter dieſen Waldrieſen hatte ſich der Nebel aus dem Moore wie ein weißes Laken ausgebreitet und verſchloß jede Fernſicht, ſelbſt wenn die Bäume eine geſtattet hätten. Der Kutſcher fluchte immerfort, ich ſchauete ringsumher. Hätte mich nicht Regenſchauer und Nachtwind durchſchüttelt, ich wäre mit der

Scenerie ganz zufrieden geweſen, und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahin reiten zu ſehen. Die naſſe Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildungskraft bedeutend ab und ließ ſolche Spukgebilde nicht in ihr aufkeimen. Plötzlich flimmert mir etwas aus dem Nebel zu. Zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. „Ein Licht,“ ſchrie ich, und der Kutſcher hielt es auch dafür. Wir machten uns alſo durch Dorn und Geſtrüpp zu Fuß auf den Weg dahin, und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beſchwerden an ſchroffen Abhängen vorbei, über Steine ſahen wir abermals eine lichte Stelle, und unfern von uns ein langes, ſchwarzes Haus, an deſſen einem Ende, in einer Mauer-Blende ein langes Crucifix angebracht war, vor welchem eine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hieher geleitet hatte. „Ein gutes Omen!“ ſagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutſcher kreuzte ſich und murmelte leiſe: „Ja wohl Amen!“ Wir näherten uns dem Gebäude, das ſtill und finſter keine Spur von Bewohnern verrieth. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu ſuchen hatten. Ich öffnete ſie und ſah in einen wüſten Raum.

In einem Winkel war eine Fallthür geöffnet und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaarigt ſcheußliches Weib hervor, die ein breites, blankes Meſſer wetzte. Unwillkührlich trat ich zurück. Die Hexe nahm ſich ohnedieß in der Rembrandſchen Beleuchtung nicht eben erfreulich aus, und dazu kam noch ihre verfängliche Handthierung. Sie hatte uns ſchon erblickt und rief einige Worte in ihrem unverſtändlichen Dialecte, die aus den ſchlotternden Kiefern hervorziſchten. Auf das trat ein baumgroſſer Kerl mit einem bleichen Geſichte, von ſchwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. „Was giebt's, ihr Herren?“ fragte er auf gut deutſch. Mein Katſcher nahm ſchnell das Wort und forderte einen Stall. „Es iſt zwar keine Herberge hier,“ ſagte der Kerl, „aber Sie können hier ſchon übernachten.“ Mein Kutſcher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Hexe hatte die Fallthür zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Meſſer, und nachdem ſie einen Kieferſpan angezündet hatte, ging ſie dem Kutſcher beim Ausſpannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem

Wirthe, und ich ſehnte mich nach der Rückkunft des Kutſchers. Eine Bank, ein Tiſch, ein alter Schrank und eine pickende Schwarzwälder Uhr, das waren alle Möbel dieſer Stube. Stillſchweigend ſchenkte mein Wirth zwei Schnapsgläſer voll und ſtellte ſie nebſt einem hölzernen Teller, worauf große Schnitte Pumpernickel lagen, auf den Tiſch. Ich hatte keinen Appetit.

Beide, Wirth und Gaſt, ſchienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dieß nicht, daß ſie einander ſcharf beobachteten. Der Kutſcher machte endlich dieſer ſtummen, peinlichen Scene ein Ende. Er trank den Schnaps, aß das Brod und ſchimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er ſich auf die Streu, die ihm die Alte auf die Erde zurecht gemacht hatte und ſchnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen wollte? Der ſo gebräuchliche Ausdruck „zur Ruhe legen,“ machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich war unentſchloſſen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutſcher theilen wollte, doch verlangte ich das Bett zu ſehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, die zu einer Fallthür führte. Das war mir ſchon nicht recht. Ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib ſtand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Thür aufgeſtoßen, als ich ihr ſagte, ich würde neben meinem Kutſcher ſchlafen, um morgen gleich bei der Hand zu ſeyn. Der Kerl und das Weib ſchienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen neben mir. Alsbald nahm das Weib das Licht und ſchlich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob ſie uns nicht ſtören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutſcher, den ich längſt eingeſchlafen glaubte, leiſe zu ſprechen an, was mich nicht wenig erſchreckte. Seine Worte erhöheten meine Beſorgniſſe, die ohnedieß ſchon ſtark genug waren, um ein Bedeutendes. Was war zu machen? Ich ſtand auf und verſuchte es, ein Fenſter zu öffnen, allein vergebens, die ſchienen zugenagelt zu ſeyn. „Was wollen Sie auch anfangen,“ ſprach der Kutſcher. „Hier iſt kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlaſſen. Das Einzige was mich noch tröſtet, iſt das Crucifix vor der Thür.“ Die Lampe die davor brannte, erhellte matt den Platz vor dem Hauſe, den ich überſehen konnte bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Einzäunung dienten. Alles war ruhig und ſtille im Forſte. Kein Laut im Hauſe vernehmbar. Die Bewohner ſchienen alle zu ſchlafen, und doch war's ſo unheimlich. Nachdem ich lange Zeit ſo gelauſcht hatte, und immer noch alles ruhig blieb, bemächtigte ſich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, ſich geltend zu machen. Ehe ich mich jedoch niederlegte, unterſuchte ich die Thür und fand ſie von außen verſchloſſen. Ich theilte die dadurch erneuete Beſorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit und nahm mir vor, nicht einzuſchlafen, um bei einem Unfalle ſogleich zur Hand zu ſeyn. So legte ich mich zu meinem Kutſcher und meinen Waffen auf die Streu.

Ein Geräuſch an der Thür ließ ſich vernehmen und ſchreckte uns beide in die Höhe. Die Schreckensnacht war vorüber und der graue Tag ſchimmerte durch das trübe Fenſterchen. Das alte Weib trat ein und meldete, daß die Pferde bereits abgefüttert ſeyen. Der Kutſcher lachte und ſchüttelte mir die Hand, und ſagte auf Kutſcherweiſe: „Nun wollen wir auch in Gottes Namen!“ während er anſpannen ging, trat ich zur offenen Thür in den Wald hinaus. Ich betrachtete mir das Haus. Es war aus Lehmkuchen erbaut, niedrig und faſt erdrückt von der Laſt des hohen bemooſten Strohdaches. Das eine Ende des Hauſes hinter dem Stalle lag in Schutt und Ruin. Keine Einfriedung, nicht die Spur einer Anbauung des Bodens, verrieth die

Handthierung der Bewohner. Ich glaubte noch immer bei einem armen Waldwarte übernachtet zu haben. In Gedanken umging ich das Haus. Da fällt mir hinten an der eingeſtürzten Mauer friſche Erde auf, die ſo eben gegraben zu ſeyn ſcheint. Ein Stück eines roth und weiß gewürfelten Linnentuches, und ein abgeriſſnes Strickende liegen nebſt großen und kleinen Papierbogen, worin man Waaren einzupacken pflegt, am Boden. Ich kann nicht beſchreiben, wie ängſtlich es mir mit einem Male in dieſem Winkel wurde. Es war ein Kehrichthaufen hinter dem Hauſe, nichts weiter, aber die Schauer einer geheimnißvollen That webten an dieſem Orte und zogen an meinem innern Sinne vorüber, mich wunderbar ergreifend. An einem aus der Lehmwand hervorragenden Balken gewahre ich rothe Zeichen. Ich trete ängſtlich näher und habe nun die Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde. Mir war nemlich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Polen von einem alten weiſen Rabbi ein kabbaliſtiſches Zeichen erklärt worden, welches Juden, die von Mördern überfallen wurden, in ihrer Sterbeſtunde mit ihrem Blute zeichnen, um Anderen Kunde von ihrer Ermordung zu geben. Dieſe blutigen Verräther fand ich nun hier, und darunter eine hebräiſche Chiffer, die ich nicht zu enträthſeln vermochte, und die wahrſcheinlich den Namen des Unglücklichen bedeutete. — Hier war ein Mord vorgefallen — der arme Jude hatte vor dem Verſcheiden mit dem blutenden Finger die ruchloſe That an die Wand geſchrieben, wo eine leichte Schicht Erde ſeinen Leichnam bedeckte. — Der Knall der Peitſche weckte mich aus meinen Gedanken, der Kutſcher ſaß bereits auf. Er hatte ſich den Weg zeigen laſſen und jagte was er konnte, um die Landſtraße zu erreichen. „Das war ein verfluchtes Neſt, unſer Nachtquartier,“ ſagte er einmal über's andere. „Und wo nur der Kerl geblieben ſeyn mochte? heute war Niemand im Hauſe als die Teufelsfratze von Weib!“ — Ich antwortete nicht. Im nächſten Orte machte ich die Anzeige bei den Gerichten, die ſogleich eine Unterſuchung zu verhängen verſprachen. Meine Reiſe litt keinen Aufſchub und ich eilte weiter. Nach mehreren Monaten kam ich wieder durch den Ort und erfuhr, daß man im Hauſe keine Bewohner gefunden habe, daß es früher die Hütte eines alten Waldwarts geweſen ſei, der aber nun ſchon ſeit mehreren Jahren todt war, und daß an dem von mir bezeichneten Orte, hinter dem verfallenen Gemäuer, eine verſtümmelte, von Niemanden gekannte Leiche gefunden worden ſey, in dem Balken aber, der dort aus der Lehmmauer hervorragte, hätte man keine rothen Karaktere wahrnehmen können, wohl aber ſeyen friſche Späne daraus gehauen worden. So blieb die Sache unenträthſelt — ich kam nie wieder in die Gegend.“

„Die blutigen Zeichen, die ein Sterbender hinterläßt, um zu warnen oder zur Rache aufzufordern, haben allerdings ſehr viel Schauriges, und die Idee iſt neu und ergreifend, der Reſt der Geſchichte, lieber Freund, iſt jedoch ganz gewöhnlich und in vielen Reiſebeſchreibungen, in den natürlichen Geſpenſtern, ja wohl ſelbſt in Kinderbüchern, ſchon da geweſen,“ ſagte ſpottend der Mann mit dem Schnurrbarte.

„Die erlebten und wahren Begebenheiten können nie durchweg den Reitz der erfundenen haben,“ bemerkte der Patriotiſche, „das ſagt auch der Arzt in den franzöſiſchen Contes bruns, die doch eigentlich zu dieſer unſerer Kamin-Unterhaltung Veranlaſſung gaben. Oft auch entſtellt die Erfindung des Erzählers die erhabenſte Begebenheit, die eben in ihrer Einfachheit ergreift,“ erwiederte der Schnurrbärtige. „Der Aufwand, den der Erzähler macht, um die Sache zu ſchmücken, iſt dann bloße Ungeſchicklichkeit, und die Herausgeber der Contes bruns haben ſich dieſe Fehler ſehr oft zu Schulden kommen laſſen. So iſt z. B. „le ministère public“ — —

„Und finden ſie dieſe Erzählung nicht eben vortrefflich?“ fielen ihm ſchnell Mehrere in's Wort. „Noch vortrefflicher wie ſie ſich wirklich ereignete,“ ſagte ernſt der Schnurrbärtige. „Zufällig lebte ich damals in der Gegend von Beaugency und kannte den Anwalt des Tribunals und Pierre Leroux.“

„O ſo erzählen Sie,“ riefen Alle.

„Ich will Ihnen Alles ſo treulich berichten, wie es jeder Einwohner von Beaugency weiß, und wie es ſich aus den Ausſagen in den Verhören klar ergeben hat. Urtheilen Sie dann ſelbſt, was der Erzähler in den Contes bruns zu dieſer Geſchichte hinzu erfand, und was er damit bewirkte.“

„Pierre Leroux war ein armer Kärner und ein Menſch von den beſchränkteſten Begriffen. Seine alte Stute Griſe und das Klatſchen ſeiner Peitſche, das waren die Gegenſtände von Wichtigkeit, die ihn beſchäftigten. Ging er neben ſeinem Karren, ſo ruhete ſein Blick auf der Stute und ihrem trägen Gange, und wenn er ſich einen Spaß machen wollte, ſo ließ er ihr die Peitſche um den Kopf ſchwirren, und ging ſie dann für einen Augenblick ſchneller, ſo klatſchte er vergnügt. Dieſer Pierre Leroux ſchlief gewöhnlich nach den Beſchwerlichkeiten des Tages auf ſeiner Streu gut und feſt. Von Träumen wußte er wenig zu ſagen. Einſt jedoch beunruhigte ihn ein böſer Traum, den ihm ein böſer Dämon geſandt haben mußte, da er ihm das Leben raubte. Es kam ihm nemlich vor, als klatſchte ſeine Peitſche nicht mehr, und als habe ſeine Griſe keinen Appetit. Beides quälte ihn ſo ſehr im Traume, daß er in größter Unruhe erwachte. Lächelnd ſah er nun um ſich und merkte bald, daß ihm Alles nur geträumt hatte. Aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte die überzeugendſte Gewißheit haben. Er ſprang auf, riß die Peitſche vom Riegel und ließ ſie einigemale klatſchen. Hui, wie ſchallte das im Stalle. Alle ſeine Bewohner wurden wach, das war ein Geſtampfe und Gewieher! freudig rief er: Gottlob! nun will ich ſehen, ob die Griſe auch noch frißt! und ſchnell ging er hin, gab ihr einige Hände voll Hafer, und ſie — die nie zu viel bekam — ließ ſich nicht lange nöthigen und machte dem guten Pierre damit die größte Freude. In dieſem Gefühle hatte er ſich wieder hingelegt und einige Minuten ſtärkenden Schlafes genoſſen, als lärmend an die Stallthür gepocht wurde. Leroux ſprang auf und öffnete. Es war grauer Morgen. Ein Piquet Gendarmen dringt ein und nimmt den armen Pierre Leroux gefangen. Ein Mord iſt in dieſer Nacht verübt worden. Die Nachbarn haben den Lärm im Stalle gehört. Man ſchließt daraus, daß Leroux in der Nacht aus geweſen und wieder heimgekehrt iſt. — Kurz man will den Mörder finden, und er wird gefangen. Als ſein Ankläger präſentirt ſich ihm beim erſten Verhör ein junger Advocat, dem Alles daran liegt, ſeinen Scharfſinn im höchſten Lichte zu zeigen, und ſo einen der Richter, den reichen Vater einer ſchönen Tochter, für ſich einzunehmen. Dieſem gegenüber ſteht nun der einfältige Pierre Leroux, der von der ganzen Anklage nichts begreift und ſteif und feſt behauptet, daß die Herren nur ihren Scherz mit ihm treiben. Mehr weiß er ſeinem Vertheidiger nicht zu ſagen. Dieſe vermeinte Verſtocktheit und der Scharfſinn ſeines Gegners, der mittlerweile Beweiſe auf Beweiſe häuft, bringen unſern armen Träumer unter das Beil der Guillotine. Der junge Rechtsgelehrte kehrt mit den Lorbeeren der Themis gekrönt, aus dieſem Prozeſſe zu ſeinen Laren zurück. In den wichtigſten Fällen wird ſein Beiſtand zu Rathe gezogen und die Hand des reichen, ſchönen Mädchens ihm angetragen. Nun fühlt er ſich ganz glücklich. Ein berühmter Advocat, ein reicher Mann einer ſchönen Frau, das waren ſtets ſeine Wünſche. In Acten vergraben, überraſcht ihn oft die Nacht, beſcheint ihn oft der erſte Morgenſtrahl. Dieſe anhaltende Beſchäftigung droht ſeiner Geſundheit, eine ſeltſame Röthe färbt ſeine Wangen, welche oft mit einer deſto auffallendern Bläſſe abwechſelt. Der Arzt ſpricht von Congeſtionen nach dem Kopfe, man beſorgt einen Blutſturz und will Aderläſſe verordnen.“

„Mittlerweile ereignet ſich ein ſonderbarer Zufall. Eines Morgens wird der Advocat todtenähnlich auf dem Boden ſeines Zimmers gefunden. Mit Mühe wird er wieder ins Leben gebracht. Aus ſeinem Irrereden geht hervor, daß er Viſionen habe — er ſpricht von einem blutenden Kopfe, der ihn angegrinzt habe — er ſagt, daß ihn dieſer Anblick unaufhörlich foltere. Einige Aderläſſe, Blutigel und dergleichen werden ihn wohl wieder in Ordnung bringen, meint der Arzt, und vor allen Dingen ſoll die Heirath bald vor ſich gehen, dem kräftigen Manne fehlt eine junge Frau.

Die Familien ſind gern geneigt dieſer Meinung des Arztes beizupflichten und die Hochzeit wird gefeiert. Die junge Frau liegt bereits im Brautbette da, ihren Mann erwartend, der ſich noch entkleidet. Jetzt will er ſich an ihre Seite legen, doch plötzlich wird er vom Wahnſinn ergriffen.

Auf dem Polſter ſeines Bettes ſieht er den blutenden Kopf wieder, mit den blutgetränkten ſtruppigen Haaren und dem gebrochenen Auge, der ſeine junge Frau herzt und küßt. Er will das Schreckbild verſcheuchen, aber es dreht ſich hohnlachend nach ihm um, und er erkennt die bleichen Züge des unſchuldig durch ihn gemordeten Pierre Leroux, da ſteigert ſich ſein Wahnſinn zur Raſerey, er ſpringt zum Kamine, ergreift eine Feuerzange und führt einige Hiebe auf den krachenden Schädel, als wollte er den Kopf des Todten noch einmal tödten; das Spukbild verſchwindet und er kann ſich zu ſeiner jungen Gattin in's Bett legen. Nach einem feſten Schlafe erwacht er, der Kampf mit dem Kopfe in voriger Nacht erſcheint ihm wie ein Traum, aber welch ein Blutſtrom beſudelt ihn? — Er blickt um ſich — da liegt ſein junges Weib mit zerſchelltem Kopfe neben ihm. Die hereintretenden Eltern, welche die Neuvermählten zu überraſchen glauben, beben zurück und der Advocat, der bei dem Verhöre Alles ſo berichtet, wie ich es eben erzählt habe, iſt nicht ſo ſpitzfindig ſich ſelbſt retten zu können und er wird von demſelben Beile gerichtet, welches dem unglücklichen Pierre Leroux den Kopf herunterſchlug."

„Die letzte Erzählung der Contes bruns „le Grand d'Espagne" erſchien mir noch ergreifender," ſprach der Bleiche. „Ich möchte ihre Wahrheit nicht verbürgen," meinte der Schnurrbärtige. „Sie ſtrotzt von abenteuerlicher Unwahrſcheinlichkeit. Ein junger franzöſiſcher Feldſcheer wird Nachts von Vermummten zu einer vornehmen Dame geholt, die in Kindesnöthen ſich auf dem Boden eines Zimmes wälzt und vor Schmerz ein Tuch zerbeißt, das ſie, um jeden Schrey zu unterdrücken, in den Mund geſteckt hat. Im Nebenzimmer ſchläft der betrogene Gatte, ein ſpaniſcher Grand. Der kleinſte Zufall kann ihn erwecken, demungeachtet wacht er nicht auf, während das Kind ſtückweiſe von der Mutter geholt wird, und dieſe ſich dann, als wäre nichts vorgefallen zu dem Manne in's Schlafgemach verfügt. Unterdeß entfernt ſich der Feldſcheer und der Geliebte der Dame, welcher bei der Entbindung zugegen war, nachdem dieſer die blutenden Stücke ſeines Kindes in ein Tuch wickelt und unter ſeinen Mantel verbirgt. Wie leicht hätte hier die Unwahrſcheinlichkeit vermieden werden können und wie ſehr zerſtört die von dem Erzähler abſichtlich erzählte Scenerie, das ängſtuch Spannende, das in der Situation liegt. Der Feldſcheer bewahrt das Geheimniß, an deſſen Enthüllung ſein Leben hängt, bis wenige Tage vor ſeiner Abreiſe aus Spanien. Da läßt er ſich verleiten in einem Kreiſe von Freunden ſein Abenteuer zu erzählen. Es geſchieht dies im Freien in froher Geſellſchaft. Die Freunde fragen ihn, ob er die Dame wieder erkennen würde? Er verneint es, da ein dichter Schleyer ihr Geſicht verbarg, den der Geliebte ſtets ſorglich wieder ordnete, wenn er davon hinabgeleitet war. Ein einziges Merkmal iſt es, woran er ſie einſt wiederzuerkennen hoffen darf, eine braune Warze an dem einen Arme von Haaren umgeben. Kaum hat er ausgeſprochen, ſo ſieht er plötzlich zwey leuchtende Augen aus einem Gebüſche ihn anſtieren. „Wir ſind belauſcht worden!“ ſagt er und wird todtenbleich.

„Es muß alſo angenommen werden, daß der Lauſcher überall gegenwärtig war.“ Die Freunde verſprechen den Beängſtigten nicht zu verlaſſen. Am anderen Morgen reiſt er aus Spanien und bis in die Heimath wird ihm der Rächer nicht folgen, daher wollen ſie die wenigen Stunden vor der Abreiſe mit ihm zubringen. Man ſetzt ſich zur Flaſche und will ſo den Morgen erwarten. Doch eine unerklärliche Müdigkeit hat ſich der Freunde bemächtigt, ſie ſchlummern ſämmtlich ein und der unglückliche Feldſcheer legt ſich auch auf's Bett. Da werden die Vorhänge aus einander geriſſen und jene leuchtenden Augen aus dem Gebüſche ſtieren ihn an und aus dem die Geſtalt verhüllenden Mantel wird ihm ein abgeſchnittener Menſchenarm entgegengeſtreckt und er hört die Worte: „War es dieſer?“ In demſelben Augenblick fühlt er, daß ein Dolch ihm in die Bruſt geſtoßen wird. Die Sinne vergehen ihm, doch war die Wunde nicht tödtlich. Er verläßt Spanien und kömmt nach Frankreich zurück.“

„Einſt in einer Abendgeſellſchaft erblickt er einen bleichen, faſt kahlköpfigen Mann an der Seite einer eben ſo bleichen Dame, die nur einen Arm hat. Man kann denken, daß er ſich beſtrebt in ihre Nähe zu kommen. Es gelingt ihm endlich und auf die Frage: bei welcher Gelegenheit die Dame den Arm verloren habe, erhält er die Antwort: „dans la guerre de l'indépendance!“

„Ich überging abſichtlich noch ein epiſodiſches ſehr verliebtes Kammermädchen, die am Ende vergiftet wird, und die für die Geſchichte von gar keinem Intereſſe iſt. Ich glaube nicht, daß der Grand von Spanien einen Vergleich mit Pierre Leroux aushalten kann.“

„Ich kenne jedoch den jungen Dichter, von dem beide Erzählungen herrühren," fügte der Bleiche hinzu, „und bin überzeugt, daß er ein ſchönes Talent beſitze. Es keimt jetzt in der Poeſie wie in der Wirklichkeit ein gewaltiges Leben in Frankreich. Wie das Alles treibt und knoſpt und wie die Blume ſtrebt, die dünne Hülle zu zerſprengen, und ſich zur Sonne Bahn zu machen."

„So paradox für den erſten Augenblick auch die Behauptung ſcheinen mag," bemerkte der Patriotiſche, „ſo hat denn doch der jetzige Zeitpunkt der franzöſiſchen Literatur eine ſtarke Aehnlichkeit mit unſerer früheren, da die Stolberge, Voß, Bürger, Hölty und Andere noch eine jugendliche Coalition gegen das alte Perückenthum bildeten. Das war ein gemeinſames, befreundetes Streben, Keiner beneidete dem Andern den Lorbeer, unbekümmert ob er verdient oder unverdient war, ſondern er ſuchte ihn noch aus eigenen Mitteln zu verherrlichen. Wie einſam dagegen pilgerte noch der große Leſſing ſein kurzes unfreundliches Leben dahin bis zum unbekannten Grabe, das nicht einmal ein einfacher Stein bezeichnet."

„Doch wohl zu merken," fügte der Schnurrbart hinzu, „daß jene Kämpfe ſelbſt noch viel von den Perücken ankleben hatten; Victor Hugo, Dumas, Barbier und Barthelemy würden ſich in den Portraits der Stolberge, Voß, Bürger und Hölty nicht wiedererkennen."

„Das macht, ſie ſind Franzoſen von 1830 und jenes waren Deutſche aus dem 18ten Jahrhundert. Dies iſt die einzige Verſchiedenheit," erwiderte der Patriotiſche. „Wird nicht von den ſogenannten Klaſſiſchen in Frankreich Zetergeſchrey über die Neuerer erhoben, wie ſonſt in Deutſchland? Wird nicht Victor Hugo's Franzöſiſch eben ſo verketzert, wie ſonſt das Voſſiſche Deutſch? Hättet ihr damals gelebt als Voß zum Erſtenmale: „Emporkömmling" für „parvenu" gebrauchte und daran dachte, die Sprache zu „vervollkommnen" ſtatt zu perfectioniren; ihr würdet wiſſen, welch Geſchrey man erhob und den Puriſten zu allen Teufeln wünſchte, der ſolche närriſche Barbarismen einführen wollte. Doch nicht ſowohl hieran gedachte ich, als ich den Vergleich aufſtellte, ſondern wie ſchon geſagt, das cameradliche Beiſammenleben iſt es, welches mir jene Jugendzeit der deutſchen Literatur vergegenwärtigt, und welches von den Philiſtern hier wie dort, auch ſo ſehr verſpöttelt wird. Aus allen Erzeugniſſen ſtrahlt dieſes Gefühl der Freundſchaft, dieſes Geſammtſtreben nach einem Zwecke. Erſt neuerlich gab mir das Drama Térésa wiederum den Beweis. Leſ't nur die paar Worte, welche Dûmas ſeinen Freunden in Villers-Cotterets zuruft. Wie kalt und froſtig dagegen treten eines Delavignes, eines Darlincourts Werke in's Leben; und verdienten ſie ſelbſt den Kranz, den ſie von kalten Regelmenſchen empfangen, ich würde ihn ihnen nicht beneiden.“

„Auch fehlt es an Ueberſpanntheit nicht,“ ſprach ſeufzend der Bleiche. „Alles iſt überreizt bei der heutigen Jugend. Gedenkt des Beiſpiels von Victor Escouſſe und Auguſt Lebras.“

Eine tiefe Pauſe der Wehmuth folgte. Sie waren unſerem Zirkel Beide nicht fremd geweſen. Das Geſpräch hatte den größten Theil der Nacht gewährt und wir nahmen uns vor zuſammenzubleiben, um am nächſten Morgen der Beerdigung der beiden unglücklichen Selbſtmörder in der Kirche St. Laurent beizuwohnen.

„Es waren zwey Kinder, die an einem nebligten Tage das Hervorkommen der Sonne nicht erwarten wollten,“ ruft ihnen ein Freund nach.

Jamben von Auguſt Barbier.*)

I.

Auf, Heitzer, ſchnell herbei die Kohlen,
Mit Eiſen, Kupfer, Zinn heran,
Den Blaſebalg laßt Athem holen,
Bediene recht die Glut, Vulcan!
Gieb fette Speiſe dieſem Schlauche,
Daß ſtarker Zahn ſie raſch zermalmt,
Sonſt laſſet ſie im Rieſenbauche,
Wenn nicht ſein Gaume glüht und qualmt. —
So recht! — Du Flamme — rein, doch unbeſtändig,
Ohn' Ende, ſprühend, und gefärbt wie Blut;
Auf! ſtürz' heran! Es werde drin lebendig,
Die Erze packen ſich mit Wuth.

---

*) Man ſetzt die Jamben dieſes jungen Dichters in Hinſicht der Kraft und Lebendigkeit des Kolorits den berühmten Orientalen Victor Hugo's an die Seite, und zieht ſie den Meſſenianern Delavigne's vor. Das obige Gedicht bezieht ſich auf den Guß und die Wiederaufſtellung der Kaiſerſtatue auf die Vendomeſäule.

Ha, welch' ein Springen, Toben, Haſſen,
Auf Kupfer Eiſen, und auf Eiſen Blei,
Ein Strecken, Krümmen, ſich zerfleiſchen, faſſen,
Und der Verdammten Wehgeſchrey! —
Nun iſt's vorbei! — Die Flamme liegt getödtet,
Die Eſſe raucht und glüht nicht mehr,
Das Erz nur wallt, von inn'rer Gluth geröthet,
Stoßt auf des Zapfens mächt'ges Wehr!
Auf Ungethüm'! nun brüll' und ſchwelle
Mit wildem Satz aus Deinem Heerd,
Gleich wie der Sturzbach von der Quelle,
Wie vom Vulcan die Flamme fährt.
Dem Erdenſchooß gieb Deine Lave,
Des raſchen Gußes glüh'nden Lauf,
Zur Form von Stahl, ſtürz' Erz als Sklave,
Und ſteig daraus als Kaiſer auf! —

II.

Und immer Du! — Napoleon Dein Bildniß! —
Wohl haſt Du Krieger hart und ungerecht,
Die ſchöne Welt verkehrt zur blut'gen Wildniß,
Nur um ein Lorbeerreis gering und ſchlecht.
Für Frankreich war's ein Tag der herben Wehen,
Als auf der Höh' des Piedeſtals,
Dein Bild als einen Dieb man konnte hängen ſehen,
Den Strick von Hanf um ſeinen Hals;

Wie an der Siegesſäule Stufen,
Des fremden Kriegers Hand verſucht,
Mit ſchwerer Müh' und ſteten Hurrahrufen,
Herabzuziehn des Erzes mächt'ge Wucht. —
Und endlich fiel es nun hernieder —
Zuerſt das Haupt mit Siegeslaub,
Dann ſtürzten jählings nach die Glieder,
Der ehr'ne Leib rollt in den Staub, —
Der Hunn', der blöde Hunne im Verdruſſe,
So ſchmutzig und im Auge niedre Wuth,
Schleift nun des Kaiſers Stirne hin zum Fluſſe,
Vor Frankreich's Volk, das ihm nicht Einhalt thut. —
Wer in der Bruſt ein Herz fühlt ſchlagen,
Dem bleibt ſtets die Erinn'rung wach,
Die Schmach von jenen unglückſel'gen Tagen,
Schleppt Jeder bis zum Tode nach.
Ich ſah die Fremdlinge im Dunkeln hoher Hallen,
Beladen plumpe Karr'n mit unſerm Ruhm,
An unſerm Marmor hört' ich Hämmer ſchallen,
In des Muſeums Heiligthum.
Und wie ſie Alles ſich erwählten
Zum frechen Raub an unſerm Heerd,
Und wie ſie unſre junge Bäume ſchälten,
Als Futter für ihr Pferd.
Ich ſah den Sohn des Nords, uns geißeln wie die Hunde,
Ihn mit dem wulſt'gen Maul und fett'gem Haar,
Wie unſer Brod er fraß und weg vom Munde
Uns athmete die Luft, die unſer eigen war.

Ich ſah, Franzoſenjugend! unſre Weiber —
Unedel, leichtgeſinnt und nur von Schande roth,
Vor dem Koſak enthüllen ihre Leiber,
Berauſcht vom ekeln Dufte, den er bot. —
Und wollte mich auch Ingrimm faſſen,
Bei dieſem Uebermaaß von Schmach und Hohn,
Nie würd' ich einen Menſchen haſſen, ...
Nur Einem fluch' ich — Dir, Napoleon! —

III.

Du Korſ', mit glattem Haar, Frankreich war ſchön genug,
Vom Sonnenglanz des Meſſidor umſtralt,
Ein unbezähmbar Roß, das nie den Reiter trug,
Mit ſeinem goldnen Zügel nie geprahlt,
Ein wildes Füll'n gehorchend keinem Ruf,
Noch rauchend von der Kön'ge Blut,
Die Erde ſtampfend mit dem freien Huf,
Zum erſtenmale fühlt ſich groß ſein Muth.
Noch ſtreichelte nie eines Menſchen Hand,
Den Rücken ihm zu ſchimpflich ſchnödem Lohn,
Kein Sattel ſich um ſeine Rippen wand,
Den aufgebürdet ihm der Fremden Hohn.
Jungfräulich war ſein Haar, das flücht'ge Roß
Mit hohem Aug', von mächt'gem Glanz erhellt,
Gebäumt und ſchlagend ſtand's wie ein Coloß,
Sein Wiehern ſchon erſchütterte die Welt. —

Doch du erſchienſt — und wie du es erblickt,
  Die Weichen ſchlank und ſo gelenk zum Lauf,
Da packteſt du, Centaur, die Mähn' geſchickt,
  Und ſchwangſt geſtiefelt dich ſogleich hinauf.
Wie flog es hin zum Krieg, im wildem Tanz,
  Durch Trommelwirbeln und im Pulverdampf,
Zur Rennbahn gabſt du ihm die Erde ganz,
  Zu loſen Spielen, Schlacht und Kampf.
Da war nicht Raſten mehr, nicht Ruh' der Nacht,
  Stets rauhe Luſt und immer Müh' und Noth,
Sein Huf die Menſchen nur wie Sand zerkracht,
  Und bis zur Bruſt ſtand es getaucht im Blut.
Durch funfzehn Jahr' ſein harter Huf zerſtob
  In Nichts der Sterblichen Geſchlecht,
Durch funfzehn Jahr' jagt wüthend ſein Galopp
  Die Millionen in's Gefecht. —
Dann ward es müd', noch eh' zu End' gebracht
  Die Bahn, wo nie am Ziele winkt ein Lohn,
Stets hinzuraſen müd, mit Sturmesmacht
  Gleich Staub zu wirbeln auf die Nation.
Mit ſteifem Bug und keuchend, ohne Kraft,
  Hinſtürzend unter'm eigenen Gewicht,
Bat's Korſe dich: befrei' mich aus der Haft!
  Doch, Henker du, du hörteſt nicht!
Den nerv'gen Schenkel drückſt du an,
  Wähnſt zu erſticken ſeinen Schrey,
Kehrſt ihm den Zügel in dem Maule dann,
  Und brichſt aus Wuth die Zähne ihm entzwei.

Da ſtieg's noch einmal; doch am blut'gen Tag,
Als ſeine Kraft auf ewig von ihm wich,
Es ſterbend auf dem Bett von Kugeln lag,
Und in dem Sturz zerſchellt' es Dich! —
— — — — — — —

IV.

Nun ſtehſt Du auf von Deinem tiefen Fall,
Dein Adler ſtralt in neuem Glanz,
Du ſteheſt auf und herrſcheſt überall,
Dein Bildniß ſchmückt der Lorbeerkranz.
Nicht iſt's Napoleon, der Kronen ſtahl,
Der Freche, dem der Raub geglückt,
Der unter'm Sammt des Throns nach banger Qual,
Die junge Freiheit mitleidlos erſtickt. —
Nicht iſt's des heil'gen Bundes alter Sklav,
Der Frankreichs Schmach als Kugel nach ſich zog,
Auf ſchwarzem Fels hin ſtarb nach langer Qual,
Und ſeinen Nacken fremdem Stocke bog.
Napoleon iſt nicht beſudelt mehr,
Gedankt ſey es der Schmeichler Schaar,
Den Lügendichtern und dem Loberheer,
Den Göttern gleich ſteht wieder der Cäſar.
Sein Bildniß glänzt auf's Neue überall,
Sein Name hallt an jedem Thor,
Wie einſt, da wilder Trommelſchall
Ihn laut verkündete dem Ohr.

Und wie zur Wallfahrt, wie zur ſtillen Buß,
  Paris, gleich einem frommen Pilgerchor,
Zieht alle Tage zu der Säule Fuß,
  Und ſenkt ſein Herrſcherhaupt in Staub davor.
Das Volk mit welken Palmen nun geſchmückt,
  Häuſt Immortellenkränze vor dem Erz,
Das thränenlos nie Mütter angeblickt,
  Weil es entſtand, als Müttern brach das Herz.
In ſchlichter Jack' und mit zerriſſ'ner Sohle,
  Bei Zinkenklang und Pfeifenton,
Tanzt jauchzend nun Paris die Carmagnole,
  Rings um den großen Napoleon! —

V.

Vorüberſchwindet wackre, edle Fürſten,
  Die Glück befördert weit und breit,
Die nur nach einer Dankesthräne dürſten,
  Euch wird zum Lohne nie Unſterblichkeit.
Umſonſt erleichtert ihr des Volkes Kette,
  Umſonſt müht ihr euch ab,
Das Volk liegt ſorgenfrey im ruh'gen Bette,
  Und wanket ruhig hin zum Grab.
Und ſo auch ihr, wenn bei'm Verſchwinden
  Eu'r letzter Strahl erbleicht,
Verliſcht Eu'r Name mit, die Enkel binden
  Euch nie den Kranz der Dankbarkeit.

Vorüberzieht, kein Mahl erhebet
  Zu euer'm ew'gen Ruhme ſich dereinſt,
Denn der allein für Folgezeiten lebet,
  Den, bange Mitwelt! Du beweinſt. —
Das Volk liebt den nur, der im Feld
  Gebein von Tauſenden zuſammenſchlägt,
Der Pyramiden baut, das iſt ſein Held,
  Wenn's auch die Steine dazu ſelber trägt. —
Das Volk — je nun — es iſt die Dirn' der Schenke,
  Die ſich berauſcht am blauen Wein,
Sie liebt die Feuerbruſt und eiſerne Gelenke,
  Der Kerl, der ſie umfaßt, muß auch ihr Herrſcher ſeyn;
Daß ſie im ekeln Neſt ihm Liebe hege,
  Von Gluth und loſer Leidenſchaft gefacht,
Geb' ihr der kühne Mann zum Sinngenuß auch Schläge,
  Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht. —

Eine Schauergeſchichte.

1.

Ach die leidigen Soirées! das iſt eine Qual, die in Deutſchland nur die vornehme Welt heimſucht und die uns, aus der ehrenwerthen Mittelclaſſe, dem eigentlich deutſchen juste milieu, nichts anhat. Wir ſind ehrliche Dreſchflegel, und Abends gehörig müde und da brauchen wir andere Ergötzlichkeiten, als hüpfende Contretänze und aufgeblaſene échaudés mit kalter Mandelmilch.

Die échaudés ſind, beiläufig geſagt, eine franzöſiſche Erfindung, die wir Deutſchen ihnen gänzlich überlaſſen müſſen. Ich weiß es aus unläugbaren Quellen, daß ſie der Paſtetenkoch Favart in einer heitern Anwandelung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfand, als ihm ein Söhnlein geboren wurde, das ſpäter die artigen Frivolitäten für Dorfjahrmärkte dichtete, die zuletzt die Lieblingsſchrift der Nation wurden. So ging es auch mit den échaudés, die Dinger ſind leer und ſchmekken nach gar nichts, aber ſie ſind leicht und das lieben die Pariſer.

Da ich nicht tanze, ſinge oder muſizire und daher bei den Soirées nur auf die échaudes mich beſchränkt ſah, ſo verſchlang ich oftmahls wohl funfzig, ohne Nachtheil für meine Geſundheit. Mein Gott! hätte ich in Berlin halb ſo viel Pfannkuchen, in München Nudeln oder in Wien Krapfen genoſſen, ich könnte weder Novellen noch Geſchichten mehr niederſchreiben, und wenn auch die Leſewelt nicht viel dabei verlöre, ſo würde es mir — ich geſtehe es offen — nicht ganz gleichgiltig ſein.

Genug, auch an dieſem Abende war eine Unzahl jenes luſtigen Backwerks von mir verſchlungen worden und ich langweilte mich eben ächt deutſch, indem ich die geometriſchen Figuren ſah, welche die tanzenden Paare auf dem Parkete mit den Füßen zeichneten. Die Geometrie wollte mir nie recht zu Sinne. Ich blickte hin und her; Alles tanzte oder amüſirte ſich — ich wurde zum Menſchenfeind und ſehnte mich nach Deutſchland zurück; die Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich und ich war Hyäne genug, um zu denken: leere Mohnköpfe! Futter für die Guillotine! Welche Nation! Seicht .... leer .... leichtfertig im höchſten Grade.

Seume .... Schubart .... Kerle .... deutſch .... ich glaube, hier ſchlummerte ich ein! —

2.

Nicht lange währte es und ich erwachte.

Der Tanz war aus, die Gäſte hatten ſich größtentheils entfernt und nur die nähern Bekannten des Hauſes waren da geblieben. Das Klavier war zugemacht, die Harfe mit Leder bezogen worden, freundliche Zeichen für mich, daß die Ruhe im Hauſe hergeſtellt war. Auf dem Kamine zwiſchen den chineſiſchen Fratzen flammten die Gueridons, die cheminee prussienne, das einzige Preußiſche, was die Pariſer lieben, war von innrer Gluth geröthet und im Halbkreiſe, die elegant bemalten écrans, oder Hitzableiter vor ſich, ſaßen mit vorgeſtreckten Füßchen liebliche Damen in maleriſcher Beleuchtung da.

„Der Herr iſt ein Deutſcher, ein Landsmann Hoffmanns,“ ſagte die Wirthin, welches ſo viel heißen ſollte als, ein phantaſtiſcher Narr, wie ihn die Franzoſen von Heute lieben.

„Ah,“ riefen einſtimmig die hübſchen Dämchen und rückten ſich zu recht.

Ich begriff gar bald, was das heißen ſollte. Man erwartete, ich würde die Scheherazade ſeyn, die ſtatt eines alten, grämlichen Kalifen, hier einen ganzen liebenswürdigen Harem zu einem leichten Schlafe und bunten Träumereien verhelfen ſollte.

Ich ließ mich nicht lange bitten und fing an auszukramen. Meine Damen horchten aufmerkſam zu, doch in toller Anwandelung brachte ich immer Schrecklicheres auf's Tapet. Das Kapitel von den Hinrichtungen war an die Reihe gekommen, und eigentlich ſchon eine Abſchweifung von dem geſpenſtiſch-phantaſtiſchen hatte es zur Folge, daß einige Herren jeune France, die ſehr in Kriminalmemoiren beleſen waren, uns eine Menge Hinrichtungs-, Kerker- und Ermordungsſcenen zum Beßten gaben. Es wurde erzählt, daß die Regierung die Hinrichtungen jetzt im Stillen vollziehen laſſe, in früher Morgenſtunde und an abgelegenen Plätzen, wo ſonſt nie die blutigen Pfähle aufgepflanzt wurden.

Dieſe geheimen Hinrichtungen ſind doppelt ſchauerlich. Viele wollten es nicht glauben, und meinten, es ſey ein abgeſchmacktes Mährchen. Aber ein Zeitungsblatt, das herbeigeholt wurde, belehrte uns, daß am Ende der rue St. Jacques in voriger Nacht ein Verbrecher guillotinirt worden war, den man ganz im Stillen von Bicètre dahin gebracht hatte.

„In der rue St. Jacques?“ rief ich überraſcht, „in jenem Viertel, unweit des Val de Grace wohne ich. Die Nähe des botaniſchen Gartens bewog mich, jene abgelegene Gegend zu wählen, aber nie dachte ich, daß dort die Schauer des grève-Platzes mich anwehen würden.“

In der That erhöhete die Erwähnung des Vorfalls die Mißſtimmung, die ich früher ſelbſt durch meine Schauergeſchichten hervorgerufen hatte.

Die Nacht war weit vorgerückt; die Geſellſchaft trennte ſich, und da kein Omnibus um dieſe Stunde mehr die Straßen durchkreuzt, ſo war ich genöthigt, zu Fuße meine einſame Wanderung über den pont-neuf anzutreten.

3.

„Malheur donc à celui qu'une affaire imprévue,
„Engage un peu trop tard aux détours d'une rue,
„Bientôt quatre bandits, lui serrant les cotés,
„La bourse, dit-on, il faut se rendre, ou bien non, résistez!
„Afin que votre mort, de tragique mémoire,
„Des massacres affreux aille grossir l'histoire!“

So ſang Boileau. Jetzt iſt man vor den Anfällen der Räuber ſicher, und der friedliche Nachtwandler riskirt viel eher von den Sicherheitspatrouillen ſelbſt als Spitzbube aufgegriffen zu werden.

Zahlreiche Pikets durchſtrichen in dieſer Nacht die Stadt. Eine häßliche Geſchichte in der rue des Prouvères war Urſache hievon.

Einige Male angehalten und ausgeforſcht, nahte ich mich endlich dem Ziele meiner Wallfahrt. Schon ſah ich in der Ferne auf einem Hügel das Dach meiner beſcheidenen Wohnung. Ich mußte noch über den Platz.

Aber o Himmel! was iſt denn das für ein Bau, der in der Mitte deſſelben ſich erhebt. Der Mond ſcheint und ich kann alle Gegenſtände deutlich unterſcheiden.

Aus Beſchreibungen kenne ich das fürchterliche Ding, das ſich meinen Blicken zeigt. Es iſt eine Guillotine! Wie fatal — mein Weg führt dicht vorbei. Am Tage ſtand ſie nicht da — alſo jetzt errichtet, um zu richten — im Stillen! Pfui! die Gerechtigkeit darf das Licht nicht ſcheuen. Vielleicht ein politiſches Opfer! Es überlief mich ein Eiſesſchauer. Schnell vorbei — denn wenn ich ſäume — ſo ſchleppen ſie ihn herbei den Unglücklichen und ich Einziger bin dazu verdammt, von den Achtmalhunderttauſend ruhigſchlafenden Pariſern, das blutige Haupt unter dem Meſſer fallen zu ſehen — ich muß ihn hören, den Ton, den ſchrecklichen des hinabgleitenden Meſſers, durch den die Himmelsſaat der Hoffnung jetzt in der Bruſt des ſchwärzeſten Verbrechers mit einem Male erſtickt — ach! welch' ein gräßlicher Ton — ich will ihn nicht hören! ....

Mit verdoppelter Eile renne ich vorüber, mein Geſchick verwünſchend, das mich gerade in dieſer Nacht fern von meinen vier Pfählen wach erhielt, doch plötzlich — wie jene rüſtige Magd des Wirthshauſes, welche die Gabel in den Sarg zu ſpießen unternahm und ihre eigne Schürze mitſpießte und ſo von Geiſteshand feſtgehalten ſich wähnte; ſo ſah auch ich mich feſtgebannt, wie von übernatürlicher Macht, denn an den Stufen des blutgetränkten Gerüſtes ſaß eine weibliche Geſtalt in tiefer Betrübniß da. Sie war weißgekleidet und eine einzige ſchwarze Schleife zierte ihren Buſen. Ein blauer Männermantel lag auf ihrem Schooße, gleichſam als hätte eine mitleidige Hand ihn der armen Froſterſtarrten zugeworfen, aber dieſe Hand mußte keinem Vornehmen angehört haben, denn der Mantel war ſchlecht und von grobem Tuche.

Sie hatte den Ellenbogen auf das Knie geſtützt und der Kopf ruhete in der flachen Hand, gleich wie die trauernden Geſtalten, womit die Künſtler die Grabmäler zu ſchmücken pflegen.

Ich näherte mich, wie von Etwas außer mir getrieben; von Schauern umfaßt und kaum eines Wortes mächtig, mußte ich dieſes Weſen anreden; ich ahnete, daß der Augenblick gekommen war, wo mich die Verſehung einer großen Beſtimmung entgegenführte.

„Madame“ — ſagte ich zitternd — „was machen Sie an dieſem Orte? erlauben Sie, daß ein Fremder“ —

Ruhig und ſchwer erhob die Dame den Kopf und kehrte mir ein Geſicht zu, das einen ſo begeiſternden Zauber auf mich ausübte, und in ſo leſerlicher und ſchöner Schrift den höchſten Schmerz mir vorhielt, daß mir die Worte im Munde verſchwanden und ich vergebens ihre Spur ſuchte.

„Mein Herr,“ ſprach die Fremde langſam und faſt ohne Betonung, „Sie finden hier eine Unglückliche, die das Theuerſte beweint, was ſie beſeſſen hat. Laſſen Sie mich immerhin, ſeit Jahren ſchon lebe ich einſam und ſtille. Die Menſchen halten mich für wahnſinnig, aber ich bin es nicht. Stumpf bin ich für Alles was das Leben bietet und ſtolz darauf, in dem weiten Paris, wo ſo viel Elend niſtet, das elendeſte Weſen zu ſeyn. So oft die Gerechtigkeit ein Opfer ihrem Blutdurſte bringt, ſchleiche ich aus meiner kleinen, kummervollen Stätte an die Luft hervor, und ſetze mich trauernd auf die Stufen des Gerüſtes, bis mich die Menſchen aus meiner Ruhe aufſcheuchen. Die Stunden, die ich hier zubringe, ſind dem gerechteſten Schmerze geweiht — ich verlor in den Zeiten der Revolution alle meine Angehörigen — ich allein wurde — ein Kind damals — gerettet. Das Leben behielt ich, aber mit ihm die Schande — die ewige — ſchwerlaſtende Schande — laſſen Sie mich, mein Herr! Sie gewinnen nichts dabei, wenn Sie mich näher kennen lernen.“ —

Dieſe Worte, ſo wie die Schönheit der Dame hatten das Grauen von mir entfernt, und ich drang in ſie mir zu folgen und mir ihr Geheimniß mitzutheilen. Sie antwortete nicht. Ich beſtürmte ſie mit Bitten.

„Nun wohlan,“ ſagte ſie endlich und erhob ſich zögernd, „laſſen Sie uns gehen, mein Herr!“ Die ſchöne, ätheriſche Geſtalt lehnte ſich an meinen Arm, es lag etwas Hohes in ihrem Weſen, nur das Eine berührte mich unangenehm, daß ſie kurzabgeſchnittenes Haar trug.

4.

Alsbald waren wir in meinem Zimmer. Das

Licht wurde angezündet, die Flamme flackerte luſtig im Kamine, aller Schauer war gewichen und ich hatte bereits Regungen bei der ſchönen Traumgeſtalt zu beſtehen, die von den frühern, bei ihrem erſten Erblicken himmelweit verſchieden waren.

Ihre Mittheilungen hatten meine Gefühle für ſie immer heißer entflammt. Mit welcher Offenheit ſie mir Alles geſtand, was ſeit früheſter Jugend ihr ein böſes Schickſal bereitet hatte; ihr namenloſes Unglück — ihre Fehltritte — ihr endloſes Elend! wie rührte mich dies Alles. Und ihre Schönheit, die zarte, weiße Roſe, verklärt von dem Schmerze der Dulderin!

„Ich bin die Markiſe von Orvillers, und noch immer den geheimen Verfolgungen mächtiger Feinde in dieſem Lande ausgeſetzt;“ ſo ſchloß ſie ihre rührende Erzählung.

Das Intereſſe, das ſie in mir erweckt hatte, war auf den höchſten Punkt geſtiegen. Ich fühlte, daß mich der Himmel berufen hatte, die Leiden dieſer edeln Dame zu enden. Was hatte ich ihr zu bieten, als eine Hand ohne Werth, eine Hand, die ſie in Tagen des Glücks ſicher ausgeſchlagen haben würde, und ein Herz, das abgeblüht war, ein erſtorbenes Herz ohne Freuden, faſt ohne Wünſche. Aber Beides war für die arme Verlaſſene viel. Ich konnte ſie aus dem Lande wegführen, ich konnte ſie ſchützen, ich konnte ihr Alles werden — und ich wollte es.

Sie hörte meine Anerbietungen ruhig an.

„Und Sie wollten das wirklich für mich thun?“ fragte ſie.

Ich war zum Schreibtiſch hingelaufen und hatte ein förmliches Eheverſprechen aufgeſetzt und unterſchrieben.

„Hier,“ ſagte ich ernſt und feierlich, „meine Antwort. Morgen mit dem Früheſten will ich vor dem Maire Alles bekräftigen, was ich hier geſchrieben habe.“

Sie nahm mein Eheverſprechen mit einem ſchmerzvollen Lächeln und heftete einen langen Blick auf mich. Müdigkeit ſchloß uns Beiden die Augen und ſie ruhete den Reſt der Nacht in meinen Armen.

5.

Schon ſtand hoch die Sonne als ich erwachte. Welch ſonderbaren Traum hatte ich vorige Nacht, war mein erſter Gedanke. Ich liege, Gott ſey Dank, allein im Bette, mein zweiter.

Aber welch Entſetzen ergriff mich, als ich die blaſſe Dame an meiner Seite ſah, und zwar noch um vieles bläſſer als in der vorigen Nacht, denn ſie war eine Leiche.

Ich ſprang zur Thür hinaus, wie wenn die Hölle mir folgte, um die Hausleute von Allem zu unterrichten. Bald trat ich, in Begleitung eines Polizeicommiſſärs, von einem Haufen Neugieriger verfolgt, wieder in das Zimmer, wo die Leiche noch immer in meinem Bette lag. Aber wie ſteigerte ſich das Entſetzen, als der Kommiſſär todtenbleich die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Wie kommt dieſe Perſon hieher? es iſt die geſtern guillotinirte Giftmiſcherin, dieſen blauen Mantel warf der Henker über ihren Leichnam, ſehen Sie die abgeſchnittenen Haare und hier unter dem ſchwarzen Bande, das den Hals ſo feſt umgiebt, muß das Schwert hineingedrungen ſeyn!“ —

Er rückte das Band ein wenig und der blutige Kopf fiel vom Rumpfe und kugelte dumpfſchallend auf den Boden. Außer mir ſchrie ich laut auf und ſtieß mit beiden Händen den Leichnam voll Abſcheu aus dem Bette. Ich hörte ihn zur Erde fallen, und ein ängſtlicher Ruf ſchallte mir in's Ohr.

Ich ſchlug die Augen auf — die artigſte Parſſer Bonne ſtand ängſtlich vor mir mit Thee und échaudés, und einem niedlichen, ganz feſtgewachſenen Köpfchen auf den Schultern. Ich hatte ihr faſt Alles aus der Hand geworfen — denn ich war in dem Winkel eines Divans eingeſchlafen und hatte nur geträumt — dies bezeugte mir der Contretanz aus Robert le Diable, der aus dem unfernen Salon mir jetzt zutönte.

Nachſchrift.

Eine ähnliche Geſchichte findet man in W. Irving's Skizzenbuche. Den Stoff gab uns wahrſcheinlich dieſelbe mündliche Mittheilung.

Journale.

„Beim Frühſtück ein Journal!“ das iſt der Wahlſpruch jedes Franzoſen, und gewöhnlich fällt er über das Letztere heißhungriger her, wie über das Erſtere.

Wer ſich blos damit begnügt, ein oder zwei Journale zu leſen, um mit den Neuigkeiten gleichen Schritt zu halten, kann dies in jedem Kaffeehauſe befriedigen. Wer jedoch kein copieuſes Frühſtück außer dem Hauſe einzunehmen gewohnt iſt, beſucht die kleinern Leſekabinete, wo für jedes einzelne Blatt ein Sous bezahlt wird. Viele ziehen es vor in freier Luft, während des Promenirens zu leſen, und die können im Tuilerien- oder Palais-royal-Garten, gegen ein Pfand von einem Franken, ein Journal bekommen, wofür ſie nach geſchehener Leſung zwei Sous zu berichtigen haben. Dann giebt es Leſekabinets von zwei bis zehn Sous für die Sitzung. Letztere beſonders anziehend für Fremde, denn dort findet man viele ſpaniſche, portugieſiſche, engliſche, italiäniſche, griechiſche, amerikaniſche und deutſche Zeitungen. Selbſt der konſtantinopolitaniſche Moniteur fehlt nicht. Daß alle franzöſiſchen Blätter dort zu finden ſind, verſteht ſich von ſelbſt, ferner alle periodiſche Schriften, Broſchüren, Neuigkeiten und eine ausgewählte Bibliothek.

Dieſer wahrhaft großartigen Anſtalten giebt es zwei, bei Gagliani in der rue Vivienne und bei Bossange, rue neuve des Augustins.

Neben allen dieſen Leſeinſtituten giebt es noch eine holländiſche Compagnie, die in Paris zahlreiche Etabliſſements unterhält, wo man für 6 Sous eine Taſſe Bouillon bekommt und die intereſſanteſten Journale leſen kann; ferner werden die Abendblätter an den Straßenecken, bei erleuchteten Laternen ausgerufen, wo jeder Vorübergehende für 2 Sous ſeine Neugierde im Nu ſtillt. Das am meiſten geleſene Blatt, obgleich es in neueſter Zeit viel von dem Beifall einbüßen mußte, den man ihm früher geſchenkt hat, iſt der Conſtitutionel. Es ſind jetzt ſiebenzehn Jahre, als eilf Männer den glücklichen Gedanken faßten, ihn zu gründen. Sie ſchufen eilf Actien zu tauſend Franken und mit dieſem geringfügigen Kapitale gingen ſie an's Werk. Der Zeitpunkt war günſtig, der Titel entſprach der

Tendenz und beides warb Abonnenten. In kurzer Zeit ward das Unternehmen mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt und die Gründer erhielten von den eingeſetzten tauſend Franken ein jährliches Einkommen von zwanzig bis fünf und zwanzig tauſend Franken. Vor kurzem wurde eine ſolche Actie des Conſtitutionnel, eines Sterbefalls wegen, von den Erben an der Börſe um 400,000 Franken verkauft.

Einer aus der Mitte der Actionäre iſt Gérant des Blattes. Mit ſeinem Namen unterzeichnet er jede Nummer und er iſt der Regierung verantwortlich. An dem Blatte ſelbſt arbeitet dieſer Gérant nicht. Er iſt ein Mann der eines allgemeinen Vertrauens genießt und unbeſcholtenen Namens iſt. Gewöhnlich iſt er blos gewandter Geſchäftsmann und nicht Literat.

Die zweite wichtigere Charge iſt die des Directors, welches dem deutſchen „Redacteur“ vollkommen entſpricht. Ihm iſt die ganze innere Einrichtung des Blattes anvertraut.

Die Mitarbeiter endlich führen hier alle den Titel der Redacteure und in der That redigiren ſie auch das Blatt, als beſtändig beſoldet zu dieſem Zwecke. Was der Zufall in die, an der Thür eines jeden Journals, angebrachte Boïte wirft, nimmt man zwar auf, wenn es intereſſant gefunden wird, nie aber werden dieſe Beiträge honorirt. Beim Conſtitutionnel z. B., wo die Spalte mit 2 bis 300 Franken bezahlt wird, ſind die Artikel meiſt aus der Feder der Actionnäre. Einer der Erſten davon iſt der bekannte Jal, der in Paris für einen der größten Kunſtkenner gilt, dem aber bei aller abſprechenden Anmaßung, die ihn allerdings zum modernen Franzoſen ſtempelt, eine dennoch fremdartige ungelenke Steifheit anklebt.

Meinungsſpaltungen haben ſeit Kurzem einen Ableger des Conſtitutionnels ins Leben gerufen, der unter dem Titel: Conſtitutionnel von 1832 erſchienen iſt, zuerſt wegen des Titels mit dem ältern Blatte einen Prozeß zu beſtehen hatte, und nunmehr keines blühenden Lebens ſich zu erfreuen hat.

Mit dem Titel hat es eine eigene Bewandniß. Jeder eingeborne Franzoſe iſt durch das Geſetz ermächtigt, eine Zeitſchrift herauszugeben, welche dem Stempel und der Caution nach Umſtänden unterliegt. Den Titel hat er der Direction de la librairie anzuzeigen, welche dieſen einregiſtrirt. Iſt dies einmal geſchehen, ſo darf er ohne erneuete Anzeige nichts an ſeinem Titel ändern, eben ſo kann Niemand den von ihm erwählten Titel zu einer ähnlichen Unternehmung uſurpiren. In beiden Fällen verfallen ſie der Strafe.

Daher kam es, daß der alte Conſtitutionnel mit dem Beiſatze von 1832 nicht zufrieden, den jungen zwang, ſich einen andern Namen zu geben.

Einen ähnlichen Ableger erzeugte der Zwieſpalt der Meinungen, von dem **Messager des chambres**, der ſich **Nouvelliste** nannte und den der frühere gérant des **Messager, Charles Mévil** gründete.

Eines der geſchätzteſten Blätter, das ſich ſeiner vortrefflichen Redaction wegen auch in Deutſchland viele Leſer gewonnen hat, iſt „**le temps**,“ von dem Deutſchen Depping redigirt, der bereits dreißig Jahre in Paris lebt, Mitglied des Inſtituts iſt, und ſo eben ſeine intereſſanten Denkwürdigkeiten herausgegeben hat.

Le National iſt nächſt dieſem das Blatt wonach die meiſten Hände greifen.

Das **Journal du Commerce** blüht hauptſächlich durch ſeine See- und Handelsberichte aus den Hafenſtädten, und zieht ein beträchtliches Einkommen aus den Inſertionen. Der Platz iſt ſo beſchränkt und geſucht, daß keine längere als von vier Zeilen angenommen und dieſe mit ſechs Franken bezahlt werden, und man oft vierzehn Tage warten muß, ehe man die Anzeige erſcheinen ſieht.

Der Courrier français iſt gut redigirt, hat aber wenig Abnehmer.

Der Moniteur, die Gazette, die Quotidienne, der Courrier de l'Europe ſind auch bei uns allgemein verbreitet und daher von bekannter Tendenz.

Dem Journal des Debats iſt ein feuilleton beigegeben, welches ihm Leſer verſchafft, die über die neuſten Erſcheinungen in Literatur und Kunſt ſchnell unterrichtet ſeyn wollen. Jules Janin, Loëve-Weimars, Fétis und andere theilen ſich darin. Der Erſtere iſt ſelbſt als ausgezeichneter Dichter bekannt und hat zu einer ſeltſamen Vergleichung, mit unſerm Jean Paul oft herhalten müſſen. Er neigt allerdings zu deutſchem Humore dann und wann hin, wenn gleich ſeine Beurtheilungen, die er in dieſem Journale niederlegt, ganz modern franzöſiſch ſind. Sonderbar iſt es, daß auch der zweite der Genannten eine große Vorliebe für deutſche Kunſt und Literatur hegt, die jedoch bei ihm durch Kenntniß unſerer Sprache genährt wird, welches bei Jules Janin nicht der Fall iſt. Loëve-Weimars iſt ein geſchickter Ueberſetzer, ihm verdanken die Franzoſen unter Andern auch die Bekanntſchaft mit Hoffmann, van der Velde, Zſchokke, welchen Letztern ſie am meiſten verehren. Der Dritte endlich, der ſeine kritiſche Scheere blos an muſikaliſche Erzeugniſſe legt, hat das Meiſte von einem Deutſchen und in Paris, wo ſo viel ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Kritik mit Glück getrieben wird, iſt er eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen. Er iſt ganz Theoretiker, voll der gelehrteſten Langweiligkeit, hat ſtets Vorleſungen im Kopfe und leicht auf der Zunge, ſpricht über Alles ein untrügliches Urtheil, iſt Muſiker und Komponiſt und nicht im Stande ſelbſt, trotz aller ſeiner Theorien und kritiſchen Forſchungen, ein gelungenes Werk hervorzubringen, das Anerkennung fände.

Der Globe wurde in der letzten Zeit bis an ſein Ende von den St. Simoniſten gratis ausgegeben und war hauptſächlich der Verbreitung ihrer Lehre gewidmet. Einſt gehörte er zu den geleſenſten Blättern von Paris.

Wenig in Deutſchland bekannt ſind: „la France nouvelle, le Mouvement, le Courrier des electeurs, le Sténographe, l'Opinion, le Moniteur du commerce, l'Indépendant, le Publicateur, le Journal de la Seine," und viele andere noch, die von den Partheyen, denen ſie als Organ dienen, geſtiftet und unterhalten werden.

Ueber die politiſche Farbe aller dieſer Blätter hier zu ſprechen, liegt außer dem Bereiche des Albums.

La Tribune und la Révolution de 1830, Letzteres ein Abendblatt, ſind als Oppoſition der beſtehenden Ordnung bekannt genug und treten mit einer bewundernswerthen Kühnheit, die nur leider oft in Frechheit ausartet, der Regierung entgegen. Ob dieſe Stimmen im Stande ſind, die bürgerliche Geſellſchaft zu regeneriren und zum Glücke zu führen, wollen wir nicht entſcheiden, doch ſicher iſt es, daß es durch ſie nicht auf dem kürzeſten und gefahrloſeſten Wege geſchehen wird.

Eine beſondere Erwähnung verdient die „Gazette des tribunaux," die täglich alle Aufſehen erregende Prozeſſe und die Entſcheidungen der Gerichtshöfe mittheilt. Sie gewährt nicht nur durch die Erzählung der Begebenheiten eine höchſt anziehende Unterhaltung, ſondern ſie belehrt den Leſer über die Handhabung der Gerechtigkeitspflege, ſo wie über die Geſetze des Landes. Sie erſchien mir manchmal als ein unerſchöpflicher Quell für den Novellendichter, und liefert ſelbſt oft Darſtellungen, welche an und für ſich ſchon das Intereſſe einer guten Novelle dem Leſer bieten.

Hieran reiht ſich das „Journal des prisons," welches über den Zuſtand der Gefängniſſe und ihrer unglücklichen Bewohner das Publicum unterrichtet, und viel zur Linderung des menſchlichen Elends beiträgt.

Ein beſchränkteres Intereſſe, doch an Werth der Mittheilungen den Vorigen nicht nachſtehend, hat das „Journal des courses et harras,“ welches von Pferdeliebhabern aller Art nicht überſehen werden darf.

Das Journal polytechnique und das „Journal des sciences usuelles,“ auch eine Art von polytechniſchem Journal, wird durch eine eigene Geſellſchaft dirigirt und iſt in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet.

Die „Egide,“ ſollte ein ähnliches Blatt werden, die „France littéraire,“ ſollte noch ungekannten Talenten den Weg bahnen, ihre Werke drukken zu laſſen, doch zweifle ich, ob dieſe Unternehmungen Fortgang haben werden.

Wir wenden uns nun von den Folianten zu den kleinen Tagesblättern, die in Quart erſcheinen und ſich hauptſächlich mit Kunſt und Wiſſenſchaft, mit Witzen und Spöttereien, und daneben auch mit Politik beſchäftigen.

Obenan nennen wir hier den Figaro, ein auch bei uns ſehr verbreitetes und hinlänglich gekanntes Blatt. So lange der geiſtreiche Destouches, auch als Dichter der neuen romantiſchen Schule bekannt, die Direction hatte, war Figaro das beliebteſte Blatt von Paris. Nun aber hat das Miniſterium mehrere der Theilhaber in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt, und man muß ihm nachſagen, daß es in ſolchen Fällen nicht knickerig iſt. Der Eine erhielt einen Präfectenpoſten, der Andere ein Geſchenk von 20,000 Franken, u. ſ. w. Figaro kümmerte ſich nicht mehr um Miniſter und Regierung, ſondern griff Privatleute, Deputirte und dergl. an. Die Folge war, daß Destouches, der ſeine Meinung nicht verkaufte, ſich zurückzog, und die Leſer und Abnehmer ein Gleiches thaten.

Das Büreau des Figaro in der Cite bergère iſt ein angenehmer Vereinigungspunkt von Schöngeiſtern. Dieſe jungen Leute leben in einem ſteten Gewirre von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, Vergnügungen und Händeln. Ich ſage Händeln, denn dieſe auszufechten, macht einen großen Theil ihrer Beſchäftigung aus. Faſt jeden Tag hat ein Redacteur ein Duell. Einſt hatte ich ein Rendez-vous bei einem derſelben, dem liebenswürdigen Alphonſe Karr, nach langem Warten entſchließe ich mich endlich, auf das Büreau zu gehen. Dort finde ich alle Redacteure und viele Freunde verſammelt. Einer aus ihrer Mitte iſt herausgefordert von einem Schauſpieler des théatre français, iſt aber gerade in dieſem Augenblicke in St. Pelagie eingeſperrt. Sie haben der Behörde Caution geſtellt, um ihren Kollegen auf einen halben Tag frei zu geben, damit er den Anforderungen der Ehre genügen könne. Nimmt die Behörde die Caution nicht an, ſo muß Alphonſe Karr ſich für den Freund ſchlagen. Dies war der Grund ſeiner verzögerten Ankunft. Man erwartete nun die Antwort. Es dauerte nicht lange, ſo trat der Freigegebene freudig zu uns ein, und ſogleich wurde von ihm das Duell auf den andern Morgen angenommen. — Nächſt dem Figaro glänzt der Corſaire, und iſt in dieſem Augenblicke das witzigſte Blatt dieſer Gattung.

Beide, Figaro und Corſaire, nehmen Alles in Schutz, was zur ſogenannten „jeune France" gehört, das heißt, was einen Bart unter dem Kinne trägt und romantiſche Ideen im Kopfe hat. Dem entſprechend, was bei uns einſt die „neue Schule" hieß. Was ſich zu dieſem Romantism bekennt, hat von ihnen volle Nachſicht zu erwarten, alles Andere verfolgen ſie mit ihrem Witze. Dieſen beſitzen ſie, von einer gründlichen Wiſſenſchaft und Kritik iſt aber bei jenen Herren nie die Rede. „De l'esprit!" iſt ihre Loſung. „Le français est malin, mais spirituel — il y a de l'esprit partout — c'est tout-à-fait à la manière de Hoffmann, mais il-y-a de l'esprit dedans — eh! l'esprit, Monsieur! c'est-là la principale chose!" Und ſo geht es in einem fort. Ueberall ſehen ſie Geiſt, dieſe modernen Geiſterſeher! — Hätten wir Deutſche ihren Geiſt, ſo meinen ſie, dann ſäh' es ſchlimm aus. In allem Andern wären wir ihnen überlegen. So aber — hätte der liebe Gott ſchon dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen!

Brid'oison und le revenant ſind ähnliche Blätter, die jedoch eine rein politiſche Tendenz haben und im Solde der karliſtiſchen Parthei ſtehen.

Monsieur Mayeux iſt ein Pamphlet, das zu unbeſtimmter Zeit erſcheint, und die Regierung auf das Gehäſſigſte angreift. Es iſt in Verſen geſchrieben. Den Titel hat dies Blatt von dem berühmten „bossu à la mode," einer Lieblingskarrikatur der Pariſer. Es iſt viel über dieſen „Mayeux" in letzterer Zeit in Deutſchland bekannt geworden, ich glaube daher überhoben zu ſeyn, ſeine Geſchichte hier zu erzählen. In Deutſchland iſt mir nur eine ähnliche Erſcheinung begegnet, es iſt dies der Wiener „Staberl," der auch wie jener ſelbſt an politiſchen Ereigniſſen Theil nimmt. Der Unterſchied findet ſich darin, daß Mayeux, die

Schöpfung der Franzoſen, ohne Cenſur, mit „malignité“ und „esprit“ reichlich ausgeſtattet iſt, während Staberl die Geburt eines gutmüthig ſcherzenden Wieners iſt, der es mit dem Scherze nicht weiter genau nimmt, „pourvu qu'il soit bête!“

Ein heiteres, mit Geiſt redigirtes Blatt iſt „L'entr'acte,“ das alle Abende erſcheint und in den Zwiſchenacten im Theater verkauft wird. Es enthält unter andern die Programme der Stükke, welche auf den zwanzig Theatern in Paris geſpielt werden und die Beſetzung der Rollen, welches die, an den Ecken der Straßen angeheſteten Zettel, nie anzeigen. Da der größte Theil der Zuſchauer ſich einen Entr'acte kauft und überdies das Blatt faſt in allen Leſekabinetten und Kaffeehäuſern Abends zu finden iſt, ſo kann man auf den ungeheuern Abſatz ſchließen. Nur in der italieniſchen Oper und der académie royale wird der Verkauf des Entr'actes im Saale ſelbſt nicht betrieben, weil dieſe Theater ihre eigenen Programme verkaufen laſſen; doch findet man an der Thür immer Leute, welche den Entr'acte feil bieten.

Ein Blatt, das ſich ausſchließlich mit dem Theater beſchäftigt, jedoch großer Partheilichkeit beſchuldigt wird und wenig Abnehmer hat, iſt der Courrier des théatres, den ein gewiſſer Charles

Maurice herausgiebt. Er nennt ſich directeur-proprietair-gérant, und hat keine Mitarbeiter. Ganz beſonders haßt er alles Fremde, und ſo waren die Italiener, die Taglioni, und die deutſchen Künſtler ſtets eine Zielſcheibe ſeines ſchlechten Witzes. Mit Verſpottungen des Balletmeiſters Taglioni und ſeiner Tochter füllte er oft ganze Spalten ſeines Blattes. So hieß es einmal, in Bezug auf die langen Arme der Tänzerin: ſie ſey über den Carouſſelplatz gegangen und habe geſehen, daß die Uhr der Tuilerien nicht richtig gehe. Sogleich ſtreckte ſie ihren Arm aus und ſtellte den Zeiger. — Ein andermal ſagt er: Mamſell Taglioni ſey eine zärtliche Schweſter. Sie habe nach der Probe ihren kleinen Geſchwiſtern zweihundert gebratene Maronen in den Händen nach Hauſe gebracht. Und ſo geht es in einem fort!

Nächſt dieſem erſcheint wöchentlich ein „Journal des comédiens,“ eine Theaterzeitung im eigentlichen Sinne des Wortes, das hauptſächlich von Schauſpielern gehalten wird. Es enthält Anzeigen neuer Stücke, Nachrichten von den Provinzbühnen und den gewöhnlichen Couliſſenklatſch, der auch in Deutſchland leicht Leſer findet. Die bei uns in einigen Städten ſo beliebten Leſefrüchte fehlen auch in Paris nicht.

Das erſte Blatt dieſer Gattung iſt: le cabinet de lecture, welches alle fünf Tage erſcheint und Ueberſetzungen aus fremden Sprachen bringt. Außerdem hat es Mitarbeiter, die Originalbeiträge liefern, giebt in einer „revue des cinq jours,“ eine Chronik der Begebenheiten, beſpricht Theater, literariſche Erſcheinungen und Kunſtgegenſtände.

Bedeutend tiefer ſteht „le Voleur,“ der nur Nachdruck liefert. Sein einziges Verdienſt iſt die oft glückliche Auswahl und Zuſammenſtellung. Ein ähnliches Blatt iſt der „Omnibus.“

L'artiste iſt ein artiges Heft, das wöchentlich erſcheint, und neben Beurtheilungen von Gegenſtänden der bildenden Kunſt, und andern gehaltvollen Aufſätzen, geiſtreich ausgeführte Steinzeichnungen bringt, die großes Intereſſe erregen.

Le petit courrier des dames und die andern Modezeitungen, wollen wir ihrer Zeichnungen wegen hier erwähnen. Ihr Inhalt iſt auch in Deutſchland bekannt, und ihre Zeichnungen werden bei uns unzähligemal vervielfältigt. Einige dieſer Pariſer Blätter liefern in ihrer Art Ausgezeichnetes.

Das Intereſſanteſte aller jener Zeitſchriften, denen colorirte Zeichnungen beigegeben ſind, wenn gleich in der Tendenz von den Obengenannten ganz abweichend, iſt die, ihres Witzes, ihrer Kühnheit, wie ihrer ſteten wechſelſeitigen Verfolgung wegen, von dem unglücklichen Philippon redigirte „Carricature.“ Man kennt ſeinen Prozeß wegen der Karrikatur, die dem Könige gleich ſah, und wie er ſeine Vertheidigung führte, indem er in ſechs Abſtufungen zeigte, daß eine Birne noch Züge des Königlichen Antlitzes tragen könne, mithin der unſchuldige Zeichner einer ſolchen Birne eben ſo des Majeſtätsverbrechens angeklagt werden könnte, wie er. Philippon bringt ſeine größte Zeit in den Gefängniſſen zu, und nicht ſelten ſind ſeine beißendſten Karrikaturen aus St. Pélagie datirt.

Ein anderes Blatt, das die Satyre auf eine durchaus poetiſche Weiſe handhabt, iſt die Némésis von Barthelemy. Jede Woche erſchien eine Nummer davon in Verſen. Nach den neueſten Berichten hat es aufgehört. Der Dichter wurde zu der Caution angehalten, die jeder Herausgeber periodiſcher Schriften zu leiſten hat, und er ergriff dieſen Vorwand, ſein Blatt eingehen zu laſſen, da er wohl die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte ermaß, jede Woche einen politiſchen Gegenſtand zu beſingen, angenommen, daß ihm jede Woche auch einen ſolchen angemeſſen und würdig geliefert hätte. Auch entzog ihn wohl dieſe Anſtrengung allen andern größern Arbeiten.

Von den unzähligen „revues“ nennen wir vor Allen die „revue de Paris,“ die mit einer gewiſſen ſteifen Vornehmheit zu prunken weiß, und nicht ſelten dem Spotte der jungen Journaliſten deshalb ausgeſetzt iſt. Amadée Pichot iſt in dieſem Augenblicke Redacteur. Die Ausgaben dieſes Inſtituts, das, wie die meiſten Andern, durch Actien begründet iſt, ſind ungeheuer. Wir wollen nicht von dem ſchönen Papier und dem herrlichen Drucke aus Everats berühmter Officin ſprechen, dieſe Koſten ſind unvermeidlich, was aber bei dieſen Unternehmungen den Keim des Verderbens ausbrütet, ſind die, mit dem Namen: faux frais belegten Verſchwendungen. Die ungeheuere Menge von Angeſtellten, die großen Büreaux, der Pedantism in der Maſſe von Regiſtern, Büchern, u. ſ. w. Jeder der Angeſtellten oder Intereſſenten, will ſich's ſo leicht als möglich machen, denn Niemand arbeitet gern lang und anhaltend in dem ſchönen Paris, daher nimmt Jeder eine Maſſe von Unterbeamten wieder an, für die man ſodann eine hinlängliche Beſchäftigung herbeiſchaffen muß. Ueberdieß iſt die revue de Paris ſtets beſorgt, berühmte Mitarbeiter zu haben. Dieſe laſſen aber ihre Zeilen mit Golde aufwiegen, und ſind ſo nicht einmal für die Dauer zu gewinnen. Daher werden dann große Dejeuneurs oder Diners im rocher de Cancale veranſtaltet, wo die Elite von Allem was Paris an berühmten Federhelden zählt, von den Unternehmern der révue bewirthet wird, und wo man ſich zwiſchen Auſtern von Oſtende und ſchäumendem Champagner ein Bruchſtück eines Romans, ein Memoire, oder eine Kritik ausbittet und erhandelt. Im Uebrigen rechtfertigt dieſe révue keinesweges ihren Namen, denn gewöhnlich beſchäftigt ſie ſich nicht mit Paris, ſondern führt uns eher nach Perſien, Rußland oder England, und ſpricht eher über deutſche Literatur und Sanskrit, als vom Franzöſiſchen. Von der Legion dieſer révues heben wir vorzugsweiſe: la révue allemande, la révue britannique, la révue des deux mondes, la révue européenne, la révue encyclopédique u. ſ. w. heraus, deren Tendenz der Titel hinlänglich bezeichnet. Alle dieſe Schriften bieten ein großes, wenn gleich verſchiedenartiges Intereſſe.

Kritiſche Artikel über Muſik liefert die gazette musicale, für Aerzte erſcheint die gazette médicale; lediglich zum Nutzen des Publikums, in engerer Beziehung, von den Bedürfniſſen des gemeinen Lebens handelnd, erſcheinen das **Journal des Halles et marchés**, und die **petites affiches.** Hiermit glaube ich nun das Hauptſächlichſte der Pariſer Journalliteratur erſchöpft zu haben, denn dieſe Blätter und periodiſchen Schriften erſcheinen alle in Paris. Aus den Provinzen kommt noch eine tüchtige Anzahl hinzu. Wenn man einen Vormittag bei Galignani zubringt und alles dies zur Hand nehmen will, und nebenbei auch noch die Rieſenzeitungen Englands und Amerikas durchfliegt, und den deutſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen Blättern einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, ſo geräth man zuletzt in einen wirren Zuſtand voll Unbehaglichkeit, und man braucht Stunden dazu, um ſich wieder zurecht zu ſetzen.

Zu meinem Leidweſen kann ich dieſen Artikel nicht enden, denn ſo eben wird unter meinem Fenſter die erſte Nummer eines neuen Journals: **l'espion des jeux**, von zehn Stimmen zugleich, weiblichen und männlichen, ausgerufen. Doch ich will erſt von dieſem neueſten Journale im zweiten Hefte des Albums ſprechen, wenn es nehmlich bis dahin Fortbeſtand haben ſollte.

Ein Frühſtück bei Daguerre.

Wir ſaßen in fröhlicher Runde bei einem Freunde in Neuilly. Es war ein herrlicher Abend — wir athmeten die von tauſend Blüten durchduftete Luft, die unſere Lungen erweiterte, und uns ein Gefühl von unendlichem Wohlbehagen mittheilte, und ließen dies in freundlichen Scherzen und anmuthigen Geſprächen ausſtrömen. Eine junge, ſchöne Engländerin, die in einigen Tagen nach Genf und von dort nach Chamouny abreiſen wollte, und die mich ſehr intereſſirte, ſchien allein unſere Unterhaltung nicht zu theilen. Es konnte an Spöttereien nicht fehlen, die ſich um die gewöhnliche Achſe dreheten und wenn ſie gleich ſich in den ſtrengſten Grenzen hielten, dennoch der jungen Miß nicht zu gefallen ſchienen. Ich merkte ihre Verſtimmung, winkte meinen Freunden, und wir ließen ſie in Ruhe.

Nach einer Pauſe theilte ſie uns nun unaufgefordert ihre momentane Verſtimmung mit. Sie war aus einer jener romantiſchen Gegenden ihres Vaterlandes, wo üppig grüne Höhen mit maleriſchen Felſenparthien abwechſeln, ſie dachte daran, der ſtillen Einſamkeit, und verglich dies Alles mit dem ſtädtiſchen Treiben hier, ſelbſt auf dem Lande, und dies rief die wehmüthige Stimmung in ihr hervor.

„Und glauben Sie denn, daß Sie nicht ihre Berge, ihre ländlichen Sitten, kurz Alles, was Sie ſo ſchmerzlich vermiſſen, hier wieder finden können?“ fragte ich.

Paris est pour un riche un pays de cocagne,
Sans sortir de la ville il trouve la campagne,
Il peut dans son jardin parsemé d'arbres verts
Receler le printemps au milieu des hivers!

Und umgekehrt! Sie ſollen morgen, wenn Sie es wünſchen, in einem Thale frühſtücken, das dem von Chamouny in Nichts nachſtehen wird. Sie ſollen mitten in dieſer ſchönen Frühlingszeit ſich an den Eispol verſetzt wähnen, und die von ihren Landsleuten ſo hoch geſchätzten Eigenthümlichkeiten eines der höchſten Thäler der bewohnten Erde durchaus nicht vermiſſen.“

Meine Freunde, die den Spaß verſtanden, lächelten, die Engländerin, welche erſt ſeit ſehr kurzer Zeit in Paris war, glaubte, daß man ſie zum Beßten haben wolle.

„Und wo werden Sie mir das Frühſtück ſerviren laſſen?“ fragte ſie ſpöttiſch.

„Bei Daguerre!“ erwiederte ich ernſt, „im palais des miracles.“

„Doch nicht in der Cour des miracles!“ rief ſie mit komiſchem Entſetzen; ſie hatte Victor Hugo's notre dame geleſen.

„Sehr weit davon,“ erwiderte ich, „hier, Miß, iſt von keinem Scherze die Rede. Herr Daguerre iſt Inſpector der Natur im Wunderpallaſte, eine Art von Zauberer, Gott weiß, wie er es anfängt, aber er iſt es. Ich hole Sie morgen recht zeitig ab, alle dieſe Sommervögel von Neuilly, die hier gegenwärtig ſind, begleiten uns, und wir frühſtücken am Fuße des Montblanc.“

Somit empfahl ich mich, warf mich in mein Cabriolett und jagte nach Paris zurück. Ich ſuchte ſchnell meine Freunde auf, deren Mitwirkung ich brauchte, und Dank ſey es dem herrlichen Paris! in nicht vollen zwei Stunden war die Gebirgsſcene vollkommen arrangirt.

Es ſchlug 6 Uhr als mich Neuilly wiederſah. Die Engländerin war bereits angekleidet, die Uebrigen ſtellten ſich ein. Alle hatten Blouſen, Strohhüte, Mappen, große Stöcke, ganz wie es bei Gebirgsreiſen gewöhnlich iſt. Unſere Miß lachte ſpöttiſch über die Maskerade, wie ſie es nannte.

Wir fuhren in die Stadt. Der Boulevard war noch leer. Am chateau d'eau hielten einige Sänften.

„Nun geht es bergan und da müſſen wir uns tragen laſſen,“ ſagte ich.

Die Engländerin ſetzte ſich in die Eine, wir Andern folgten zu Fuße. Endlich wurde in einem finſtern Gange ſtill gehalten.

„Sind wir ſchon in Chamouny?“ fragte lachend die Miß.

„Noch mehr,“ erwiderte ich, „wir ſind bereits im Hauſe meines Milchpächters, wo wir frühſtücken wollen. Der Kerl hätte hier auch Licht anzünden können, ich ließ ihm ja ſagen daß wir kommen würden. Bemühen Sie ſich jene Stufen hinauf“ — ich reichte ihr die Hand.

„Wir ſind in irgend einem Theater,“ ſagte ſie, „und ich werde wohl eine ſchöne Decoration zu ſehen bekommen.“

Wir traten jetzt auf eine kleine Plattform, wo einige Geräthſchaften in Unordnung herumlagen.

„Dacht' ich's doch!“ ſagte Miß, „wir ſind hinter den Couliſſen, die Leute haben noch nicht einmal aufgeräumt."

Kaum hatte ſie aber dieſe Worte geſagt und ſich umgeſchaut, als ſie die Hände faltend, mit weit aufgeriſſenen Augen, daſtand und nichts als ein Ach! ihrem offenen Munde entfuhr.

Hier war kein Theater, hier waren keine Couliſſen, wir befanden uns unter dem Vordache eines Schweitzerbauernhauſes. Einige ländliche Geräthſchaften lagen hie und da zerſtreut, es ſchien, als wenn unſere unvorbereitete Ankunft die ſchüchternen Bewohner verſcheucht hätte.

Unter uns ſahen wir einen kleinen Hof mit Gebäuden umgeben. Rechts war ein Fenſterchen geöffnet und darin einige Tücher zum Trocknen aufgehängt, ein Rocken ſtand da, eine Axt und etwas behauenes Holz lag unter der Stallthür und links meckerte eine Ziege in ihrem Stalle, und wir hörten die Glöckchen der Heerde melodiſch aus der Ferne läuten.

Aber etwas weiter, welch ein Anblick! Das beſchneite Thal von ſeinen Gebirgsrieſen bewacht. Es war keine Frage mehr, was wir vor uns ſahen, ich ſtreckte den Finger aus und erklärte Alles.

Vor uns lag Chamouny, 3174 Fuß über der Meeresfläche, links der Montenvert, ſein weißes

Haupt aus der grünen Nacht der Fichtenwälder herausſtreckend, in der Mitte des Thales der majeſtätiſche Höcker des Dromedars, jener höchſte Punkt des Montblanc, 14700 Fuß hoch, rechts davon, noch in Wolken gehüllt, der Dom du goute, unter dem Montblanc der prachtvolle Boſſon Gletſcher, deſſen eiſiger Fuß im Thale ſelbſt wurzelt, und unweit davon der Breven. Links ſtreckten ſich die rieſigen Granitnadeln zum dunkeln Himmel empor, mitten durch's Thal rieſelte über Eis und Schnee der Arveiron. Im Schnee zeigten ſich betretene Pfade, einige Häuſer lagen friedlich da von ernſten Tannen umhegt, worauf Schnee lag.

„Wir ſind im April, der bei uns freilich wärmer iſt als hier," endete ich meine Erklärung. „Den Raum konnten wir überfliegen, das Zeitenrad vorwärts zu treiben liegt in keines Menſchen Macht. Einen Monat ſpäter und dies erhabene Thal hätte in dem Schmucke ſeiner grünen Matten ſich lieblicher gezeigt."

Alles ſtand noch voll Erſtaunen da, aber eine Ueberraſchung ſollte die Andere verdrängen.

Es klapperte hinter uns mit hölzernen Tellern, Löffeln, Gläſern. Wir ſahen uns um und erblickten junge Mädchen, in der Tracht der Gebirgsbewohner, die ein ländliches Frühſtück, Milch, Käſe, Schwarzbrod, Wurſt ſervirten, während ein Jockei aus einem eleganten Flaſchenfutter Madera, Portwein und Champagner in die Kriſtall-Gläſer ſchenkte.

„Ich bin verzaubert!“ ſagte die Engländerin, indem ich ſie zum reinlichen Tiſche führte, und drückte mir die Hand.

Wir waren beim Frühſtück, als ſich Alpenhörner hören ließen, die ein kurzes, feierliches Ritornell blieſen, worauf eine kräftige Mannsſtimme ein Nationallied: „die Gemſenjäger,“ in dem Idiom des Chamounythales aus der Tiefe ertönen ließ.

Wir waren Alle wunderbar ergriffen. Miß hatte Thränen im Auge.

„Dies iſt nicht Malerei, ſo weit erſtreckt ſich ihr Zauber nicht,“ ſagte ſie endlich. „Es waltet hier eine ſo außerordentliche Miſchung von Kunſt und Natur, die den ungeheuerſten Effect hervorbringt, ohne daß man zu beſtimmen vermag, wo die Natur aufhörte und die Kunſt beginnt. Jenes Haus iſt gebaut, jene Bäume ſind natürlich und weiter — ja weiter —“ ſagte ſie ſinnend. „Man verliert ſich — wer iſt der Künſtler, der dies erſchuf?“

„Mein Freund Daguerre!“ rief ich begeiſtert, „er ſoll leben!“

Alle ſtießen die Gläſer klirrend zuſammen und Daguerre nahete ſich dankend, und freute ſich, daß er uns in ſeinem Diorama dieſen angenehmen Scherz bereiten konnte.

„Viele Kunſtrichter wollten mir eben aus dieſer Vermiſchung von Natur und Kunſt ein Verbrechen machen; ſie ſagten meine lebendige Ziege, mein gebauetes Haus, meine wirklichen Tannenbäume ſeyen unerlaubte Hilfsmittel für den Maler, dies mag ſeyn! Mein einziges Ziel war: Täuſchung, die höchſte, hervorzubringen, ich wollte die Natur beſtehlen, und mußte daher ein Dieb werden. Sie werden, wenn ſie das Chamounythal bereiſen, Alles hier beſtätigt finden, und ſelbſt dieſe Hütte, dieſes Vordach finden Sie dort, und Alles was Sie hier an Geräthſchaften ſehen, ſelbſt die Ziege dort unten, habe ich aus Chamouny mitgebracht."

„Ich bin alſo im Diorama?" fragte Miß.

„Ja" —

„Aber die Sänger, das Frühſtück" —

„Wir ſind in Paris. Tänzer, Sänger, Coſtüme, Frühſtücke aller Nationen und Länder liefert unſer Boulevard."

„Unvergleichlich! ja dieſe Ueberraſchungen kann nur Paris bieten" —

„Und ein ſolches Frühſtück nur Daguerre, der erſte jetzt lebende Künſtler in ſeinem Fache. Kommen Sie, wir wollen jene Stufen hinanſteigen und die kleinern Gemälde des Diorama bewundern.“

Wir ſtanden unter einer prächtigen Kuppel und wurden gedreht, da ſchwebte das herrliche Edinburg von einer Feuersbrunſt beleuchtet und Napoleons Grab im Lichte des Sonnenuntergangs an unſern entzückten Augen vorüber.

Chargen, Chinoiſerien, Diablerien.

Einen eigenen Genuß gewähren die Kupferſtichläden, die wir Deutſchen, titelſüchtig wie wir ſind, mit dem prunkhaft-lächerlichen Worte: Kunſthandlungen, benennen.

Die Menge der jungen Künſtler, die einen Theil der Paris bevölkernden Million ausmachen, geben ſich alle Mühe ſo viel Geld als möglich zu verdienen, um ſich die Annehmlichkeiten und Genüſſe zu verſchaffen, die der Aufenthalt in dieſer herrlichen Stadt darbietet, und da arbeiten ſie denn gar fleißig und bringen viel an's Tageslicht.

Es iſt jedoch nicht Allen zu Theil geworden, große hiſtoriſche Kompoſitionen auszuführen, für dieſe Gegenſtände ſind auch nicht in jedem Augenblicke Käufer da. Daher werfen ſie ſich auf Dieſes und Jenes, ſuchen Moden aufzubringen und Neues zu erſinnen und zeigen ſie Geiſt in dieſen Beſtrebungen, ſo krönt ſie ein goldener Erfolg.

Ich ſchweige hier von den boshaft witzigen Karrikaturen und wende mich zu einigen ihnen verwandten Gattungen.

Die ſogenannten „chargen,“ harmloſerer Art, ſind die traveſtirten Köpfe irgend berühmter oder Aufſehen erregender Menſchen, von dem geſchickten Bildhauer Denant in Gyps ausgeführt.

Ihre Zahl wächſt von Tag zu Tage und ſie nehmen ſchon ein ganzes Fenſter ein.

Hier die Künſtler der italieniſchen Oper: Lablache mit der Guitarre als Figaro, wie er leibt und lebt — nur noch dicker; die Malibran erkennt man auf den erſten Blick und doch reicht der Mund faſt von einem Ohr zum Andern, die Augen liegen ſchief und die Naſe iſt lang und bildet faſt keine Erhöhung; und endlich Santini in ganzer Figur, mit den aufgeriſſenen Augen, den langen Zähnen, den ſteifen dicken Locken, worauf der kleine Hut ſchief ſitzt, der unmenſchlich große Kopf, der mit dem langen Halſe faſt Ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht und dann die ſchiefe Stellung des einen Beines, man glaubt das ihm eigenthümliche Zucken der Knieſcheibe zu bemerken.

Cicuri, der berühmte Theatermaler, deſſen Naſe in den Mund reicht und deſſen Kinn in der ungeheuern Cravatte ſteckt, welche den ganzen übrigen Menſchen verſchlingt; Adolph Nourrit, mit verklärten Augen und dem fürchterlich angeſchwollenen Doppelkinn; ein Tänzer der großen Oper mit ſeinen Thränenſäcken, der aufgeworfenen Naſe, den eingefallenen Backen und dem halboffenen Munde, nach Luft ſchnappend. Roſſini, in deſſen Geſicht eine Miſchung von Poſaune und grande caisse unverkennbar iſt. Hier iſt ein Geſicht auf einen Vogelleib gepfropft, dort an einem Pferdehals, hier an einem Hündchen, das ſich auf einem weichen Polſter ſtreckt.

Jeden Morgen findet man Neues der Art und man eilt hin um zu ſehen, wer in dieſer Lotterie herausgekommen iſt, man ſucht die Räthſel der Embleme, oft auch die der Geſichtszüge zu löſen, und iſt dies geglückt, ſo kauft man die charge und hat ſeinen Spaß damit. Niemand nimmt's übel, ſich ſo dargeſtellt zu finden; ja da Denant nur ausgezeichnete Perſonen wählt, ſo fühlt man ſich ſogar dadurch geſchmeichelt.

Eine andere Erfindung der Mode waren die „Chinoiſerien“, welche mit der „Chinomanie“ aufkamen.

Man weiß, daß vor einiger Zeit eine Sucht nach chineſiſchen Gegenſtänden aller Art in Paris einriß und ſich von hier wie immer auch nach den andern Hauptſtädten verbreitete. Die Urſache davon war wohl zunächſt die Ankunft einiger Chinafahrer in London, die eine große Menge von Luxusgegenſtänden mitgebracht hatten und womit erwerbgierige Speculanten mit Einemmale alle Märkte überfüllten.

Die Reichen ſuchten ſich die zierlich bunten, eleganten, mitunter prächtigen Arbeiten der Chineſen um jeden Preis zu verſchaffen. Zu dem längſt gekannten Reis und Thee, und zu den unſchmackhaften Vogelneſtern, geſellten ſich die präparirten Haifloſſen, und die ſchwammigen Molusken der chineſiſchen Gewäſſer, die Nachtiſche zierten die nationellen Tschau-Tschau, welche bei geringern die „chinois" erſetzten, und im engern Kreiſe wurde ſelbſt die gefährliche Probe des Opiumrauchens beſtanden.

So weit langten die aus China mitgebrachten Gegenſtände aus, aber nun ging's an die Nachahmungen in's Unendliche.

Der ſchöne Schmuck der Locken wurde verbannt und die Haare widernatürlich in die Höhe gezogen und in einen Knoten zuſammengebunden. Man achtete nicht darauf, daß dieſe Mode im Stande war, in einem kurzen Zeitraum den ſchönſten Haarwuchs zu vernichten. Die Nägel ließ man wachſen und ſpitzte ſie dann klauenartig zu, die Augenbraunen wurden gefärbt und weiße Schminke, mehr als ſonſt, aufgelegt. Hiezu die weiten Ermel, die bis auf die Hände hingen, die großblumigen Stoffe, die Shawls von crèpe de chine und die Chineſerin war fertig.

Dies gab Veranlaſſung zu den Chinoiſerien. Wir ſehen auf dieſen Blättern Darſtellungen aus dem häuslichen Leben im chineſiſchen Coſtüm. Aber das Lächerliche dabei iſt, daß die Darſtellungen aus unſerm Leben entnommen ſind. Kindergruppen, die Ball ſpielen, Seifenblaſen machen, Drachen fliegen laſſen, ein gourmand, Spatziergeher, Alles in's Chineſiſche traveſtirt und mit ſo vieler Laune behandelt, daß man ſich beim Anſchauen des Lachens nicht erwehren kann.

Wie ſchon mehrmals in dieſem Buche erwähnt, fuhr mit dem Romantism der Teufel in die Franzoſen, und ſpukte auf dem Theater und in der Literatur und Kunſt.

Es konnten bei dieſer Gelegenheit die Perſiflagen nicht fehlen, und ich muß geſtehen, ſo wie Mephiſto hoch über einem Chineſen ſteht, ſo ſtehen auch die „Diablerien" über den „Chinoiſerien."

Da iſt Hoffmannſche Laune und Humor und ich wünſchte, daß er noch lebte, um einige dieſer geiſtreichen Blätter zu commentiren, wie er es mit Callot in der „Prinzeſſin Brambilla“ machte.

Hier ſehen wir einen kleinen Teufel, deſſen Geſicht uns ſehr bekannt ſcheint, eine dicke Dame abkonterfeien. Er ſteht auf einer Kugel mit dem einen Fuße, während der Andere in der Luft ſchwebt und müht ſich ab beim Malen, während ſein Schweif, der in einem Pinſel endigt, eine gräuliche Fratze an die Wand zeichnet.

Oder ein hübſches Dämchen, in der Tracht der Pariſer Phrynen, der ein Teufelchen als Page vorleuchtet, ein Anderes ihr die Schleppe nachträgt und ein Drittes ganz Kleines ihr aus dem Buſen guckt.

Alle nur möglichen Zuſammenſetzungen von Menſchen und Teufelgeſtalten. Endlich Alles, was man täglich in Paris ſieht, mit Teufeleien verbrämt, den Teufel ſo innig verwebt mit Paris und ſeinen Bewohnern, wie es ſchon bei den Chinoiſerien der Fall war, hier aber nicht mehr ſo zahm und harmlos, oft mit recht teufliſcher Laune und von tiefer Bedeutung.

Dieſe Scherze werden zu den unſchuldigen gezählt, weil ſie nur ſelten eine entfernte politiſche Anſpielung ſich erlauben. Nun kommen aber die unzähligen Blätter, die theils Karrikaturen mit politiſcher Tendenz vorſtellen, oder irgend eine Beziehung zulaſſen.

Die Geſchichte von der Birne iſt genugſam bekannt, der kleine Pilger, die kleinen Schotten, die nach Frankreich wallen, für Frankreich beten, ſieht man kaum, ſo müſſen die Verfertiger Strafe zahlen.

Der Künſtler, der den Einfall hatte, die wohlgetroffenen Portraits von Vater und Sohn, mit den Unterſchriften: Napoleon der Erſte und Napoleon der Zweite, und einigen paſſenden Verſen zu publiciren, wurde auch gleich vor Gericht gezogen, jedoch freigeſprochen.

Es iſt ein ſteter Kampf zwiſchen dieſen Künſtlern und der Regierung. Jene werden nicht müde, Karrikaturen zu verfertigen und dieſe wird nicht müde, ſie zu verfolgen.

ALBUM
aus
Paris.

Von
Auguſt Lewald.

> „Si le monde allait toujours en empirant, et
> que les peres en general fussent toujours
> meilleurs que leurs enfans, il y a longtemps
> que nous serions arrivés au dernier degré
> du mal, qui n'eût plus pu empirer.“
> *(diverses leçons de Louis Guyon.)*
>
> „Si ainsi estoit, au long temps que le monde
> a dure, nous serions tous aneantis, il n'y
> auroit plus rien qui valust entre nous.“
> *(Considerations sur l'hist. d. France
> par Louis Leroy. 1570.)*
>
> „Si cela était vrai, les hommes seraient à
> present pires que des ours.“
> *(Montesquieu, Pensees diverses.)*

Zweiter Theil.

Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.
1832.

IV.

Abtheilung.

„Nature n'est rien,
„Mais on recommande
„Goût italien,
„Et grace allemande“

Italianiſche Oper
Theatre français
Academie royale de Musique.
Schickſale eines namenloſen Bühnendichters.
Ein deutſches Schauſpiel in Paris

Italiäniſche Oper.

Man weiß, daß die Italiäner, oder „les bouffes,“ wie ſie noch von Gherardi her heißen, in dem Theater ſpielen, welches vom Boulevard, der place des italiens, und den Straßen Marivaux und Favart eingeſchloſſen wird. Es kehrt ſeine Säulen-Façade dem unanſehnlichen Platze zu und zeigt nach dem Boulevard hin nur Buden und Kaffeehäuſer, denn ſonſt könnte man das Theater der vornehmen Welt zu den Boulevardtheatern zählen und gegen ſolche Herabwürdigung muß man ſich ernſtlich verwahren, und koſtete es ſelbſt mehr als die Aufopferung einer ſchönen Façade.

Vor Zeiten niſtete die comedie à ariettes friedlich mit den wälſchen Strichvögeln unter dieſem Dache und ſelbſt die feinen Converſationsſtücke eines Marivaux, die nur das überſtolze théatre français von ſeinem klaſſiſchen repertoire verwies, zogen friedlich hieher und die ſogenannten feinen Leute, das Publikum von Geſchmack und Welt fand in dieſem Raume eine ſtets abwechſelnde, größtentheils befriedigende Unterhaltung.

Doch, nachdem durch Favart's Nachfolger aus der comédie à ariettes die komiſche Oper gebildet wurde, die mehr Platz brauchte, und nachdem das théatre français ſich genöthigt ſah, ſeine feierlichen Hallen auch der modernen Komödie zu öffnen und die graue ewig feſtſtehende Säulendekoration mit einem bürgerlichen Zimmer zu verwechſeln, da verödete das italiäniſche Theater, und öffnete ſich nur, unter dem vornehmen Titel: théatre royal italien, wenn Künſtler aus der Fremde Angriffe auf den Geſchmackſinn und die Beutel der Pariſer unternahmen.

So wiederhallten denn in neuerer Zeit dieſe Räume von den großartigen Tönen der Catalani, von den lieblichern der Sontag; hier erſchütterten Mac-Ready und die Smithſon ein Publicum, das ſie verſtand; hier endlich war es, wo das Talent der Schröder-Devrient und Haizingers, den früher ſchon gemachten Verſuch, eine deutſche Oper den Pariſern zu zeigen, glänzend gelingen ließ.

Dieſe vorübergehenden Erſcheinungen, hören aber mit dem Winter auf, und eine italiäniſche Operngeſellſchaft nimmt dann bis zum Frühlinge das Haus in Beſitz.

Wie glücklich iſt ein Unternehmer der italiäniſchen Oper gegen Euch, ihr armen gehudelten Theaterprincipale Deutſchlands!

Was wird von Euch nicht Alles verlangt? Kunſtſinn, Kunſtliebe, Kunſteifer und Alles mit Kunſt Zuſammengeſetzte; ferner: Berückſichtigung heimiſcher Talente; Genügen der Anforderungen der Menge; Befriedigung des guten Geſchmacks; Ballet, Oper, Tragödie, Komödie, Melodram, Pantomime, Poſſe; immer Neues für die Abonnenten; ſammtene Kleider und bengaliſche Flammen ohne Rauch und Geſtank; allgemein geſchätzte Lieblinge und vor Allem ſehr große Sängerinnen!

Und was beſitzet Ihr in der Regel, um Alles das zu befriedigen? Wenig Einſicht, viel Eigenſinn, große Achtung vor handwerksmäßigem Herkommen, Regiſſeure, die nur hierüber zu wachen verſtehen und eine leere Kaſſe.

Von dem Impreſſario der italiäniſchen Oper in Paris werden nur zwei Dinge verlangt: Kehlen und ihre Ausbildung. Beides kann er nicht ſchaffen, ſondern nur verſchaffen, nehmlich durch Geld und das beſitzt er. Es kommt daher nur darauf an, mit etwas Geſchick und ſtrotzender Börſe den Sängermarkt Italien zu bereiſen, oder bereiſen zu laſſen und der Erfolg des Unternehmens iſt geſichert. Denn wenn von den 20 Engagirten nur eine Kehle einſchlägt, ſo macht dieſe Einzige hier ſchon den Winter; und wenn von den gegebenen Opern keine anſpricht und nur dieſe eine Kehle, in einer, eine Nummer entzückend ſingt, ſo iſt der dumme Impreſſario glücklicher, als der geſchickteſte Dramaturg in Deutſchland.

Das Ganze kommt hier nur auf eine glückliche Konſtellation an und das Unternehmen muß gelingen. Nicht wie bei andern Theatern, wo die ungünſtige Zeit das wieder raubt, was die günſtige eintrug, wo Verbindlichkeiten gegen ältere Mitglieder Statt finden und den Einnahmen Schaden bringen, iſt das Ganze hier nur auf einige Monate berechnet, der glückliche Wurf wurzelt feſt in der Taſche und kein ſchöner Sommer droht der Ernte des Winters Verderben.

Denn im Sommer vermiethet der Impreſſario und Eigenthümer des Privilegiums ſein Theater bald einer deutſchen Opern-, bald einer engliſchen Tragödengeſellſchaft auf deren eigene Gefahr, und kann ruhig die Leute in der Hitze bei Tortoni ſitzen ſehen, während in ſeinen kühlen Hallen nur müſſige Contreleurs und trübſelige Fremde einige ganz verzweifelte Geſichter ſchneiden.

Der Saal der italiäniſchen Oper iſt freundlich decorirt, bis auf den Vorhang, der geſchmacklos und ſteif das Auge beleidigt. Die Beleuchtung iſt glänzend.

Sogenannter Pöbel, la populace, le bon peuple, findet ſich hier nie ein, weil der letzte Platz 3 Francs koſtet und jene Volksklaſſe noch immer dem ſonntägigen Huhne Heinrichs des Vierten vergebens entgegenſieht, mithin an die italiäniſche Oper noch gar nicht denken kann.

Die Preiſe der Plätze ſind hoch, müſſen aber doch noch lange nicht hoch genug ſeyn, denn um das Haus recht drückend voll zu machen, werden ſie oft um das Dreifache erhöht. Dann koſtet eine Loge zu 6 Perſonen 150 Francs und dann ſind die Leute erſt recht zufrieden, und ſchätzen ſich glücklich, wenn man ihr Geld annimmt.

Und was erkaufen ſie für Freuden damit?

Sie machen zeitiger als gewöhnlich eine lange und beſchwerliche Toilette. Das kühne Genie eines Friſeurs wagt Verſuche, die ihre Köpfe an jedem andern Orte der Welt dem Gelächter preisgeben würden. So ſetzen ſie ſich, bald als Sappho, Bacchantinn oder Schäferinn koſtümirt in ihre Wagen und fahren auf den von der Polizei vorgeſchriebenen Pfaden nach dem Kunſttempel.

Am untern Ende der rue St. Anne, eine Tagereiſe von dem Quell des Vergnügens, wird ihr Kutſcher gezwungen, ſich der Wagenreihe anzuſchließen, die langſam der rue de Marivaux zurückt, um die Herrſchaften an's erſehnte Ziel zu bringen.

Dieſe Annäherung kann bei beſondern Veranlaſſungen 2 bis 3 Stunden dauern und der erſte Act faſt beendigt ſeyn, bis der letzte Wagen vorfährt.

Von der andern Seite rückt nun die queue der beſcheidenen Parterregänger zu Fuße an die Controlle, und gelangt geſtoßen und gequetſcht, angefahren und ausgeforſcht in das Allerheiligſte.

Nun iſt der Raum gefüllt. Die Gallerien und Logen ſtrotzen von ſchöner Welt. Wer hat aber Sinn dafür. Im Parterre ſitzen und ſtehen dicht aneinander geſchichtet die dilettanti, die nur gekommen ſind, ſie zu hören, zu wägen, zu richten. Die Unbeſtechlichen, die Reinen, die genau wiſſen, wie die Paſta dieſe Stelle verzierte, und was die Sontag hier anbrachte, was die Malibran dort veränderte. Sie haben Alles das zu Buch gebracht, ſie ſtehen da und wägen es ab auf der Goldwage einer angemaßten Kennerſchaft. Sie freuen ſich wie die Kinder, wenn der Künſtler ihnen einen neuen Schnörkel vormacht und werden mürriſch, wenn er ihnen einen alten, herkömmlichen verweigert, ohne ihnen dafür Erſatz zu bieten.

Sie begleiten ganze Muſikſtücke mit taktwidrigem Nicken, nur um ihr fortwährendes, ſich ſteigendes Mißbilligen zu zeigen.

Es iſt die kleinlichſte Kunſtrichterei, die man ſehen kann und wehe der armen Fremden, die im höchſten Grade aufgeſchmückt erſchienen iſt, um dieſer Rigoriſten Blicke von der Bühne zu den Logen zu ziehen; ſie wird nie dahin gelangen. Richten ſie einmal ihre Köpfe in die Höhe, ſo geſchieht es, um im Gedächtniſſe nachzublättern und ſich auf irgend ein Läufchen trällernd zu beſinnen.

In einem deutſchen Komödienhauſe kann ein auffallender Kopfputz mehr geſpannte Aufmerkſamkeit ſtören, als hier ganze Reihen der Auffallendſten und Glänzendſten.

Hier wird nur ein Sinn in Anſpruch genommen: das Gehör! —

Die Kräfte, welche die Herren Robert und Severini, zu denen ſich noch il dolce cigno di Pesaro geſellt hatte, als Directoren der Oper vereinigten, ſchienen allerdings die allgemeine Aufmerkſamkeit mit Recht auf dieſes Inſtitut hinzulenken.

Außer der Paſta und Malibran, Sternen erſter Größe, hatte Italien noch die Caraderi und Tadolini geliefert, und der Liebling des Publicums, die allgemein gefeierte Schröder-Devrient, hatte die Bahn der ſichern Lorbeern verlaſſen, um im Gefühle ihrer Kraft einen gewagten Wettkampf zu beſtehen.

Neben dieſen Namen nannte man Rubini und Lablache, die bedeutendſten Künſtler Italiens, den Baß Santini, den wackern Buffo Graziani, Bordoni, Deroſa u. ſ. w. Die Ausſicht war glänzend.

Man erwartete Einiges von Mozart, Vieles von Roſſini, Neues von Bellini und Donizetti.

Doch gleich im Anfange der Saiſon verließ uns die Paſta, um nach Italien zurückzukehren.

Man mußte ſich ſputen, wollte man noch ihres Geſanges ſich erfreuen. Sie ſang mehreremale die Sonnambula von Bellini, die Desdemona, dann in la prova d'un opera seria, in einem Konzerte noch und war verſchwunden.

Im nächſten Jahre wird ſie die Bühne verlaſſen und in ihrem Vaterlande von den erſungenen Millionen leben. Hier erhielt ſie für den Abend 1000 Francs.

Die Paſta, die große Judith Paſta, iſt eine Frau von mittler Größe, hoch in den Vierzigen, mit männlichen Geſichtszügen und einem Gange, den man in Deutſchland unbedingt watſchelnd nennen würde.

Sie wirft die Perlen ihres Geſanges ſo recht eigentlich vor das Publicum, welches ſie dankbar aufliest. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Mine beginnt ſie den Geſang, die Schwierigkeiten häufen ſich und ſie wird immer freundlicher, ſie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf leicht in den Nacken, dann neigt ſie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jetzt ein Ausſtrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerſpitzen nach dem Parterre hin, eine Art von Huldigung, zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augenbraunen und ihre pièce iſt geendet. Ein Donner-Applaus erfolgt und die Paſta wackelt mit vieler nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend iſt, oder ſie wieder zu ſingen anfangen muß.

Dieſes iſt Manier, feſtſtehende Manier, wer ſich darüber nicht wegzuſetzen vermag, iſt zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man ſie nur mehreremale gehört haben und man wird die Manier gewohnt und denkt nicht mehr daran.

Es iſt ja dies derſelbe Fall bei unſern Lieblingen in Deutſchland, die oft von einer unerträglichen Manier beſeſſen ſind und namentlich bei den beſſern Bühnen, wo das lange Beiſammenſeyn der Mitglieder und ihr Verjähren bei abnehmenden Kräften und mangelnder Erfahrung, die veraltete Manier ſo recht einwurzeln läßt, welche ſie dann gar zu gern mit dem ſtolzen Namen: Schule belegen. Aber man frage nur einmal den unbefangenen Fremden, der die Theater aller Nationen beſucht hat, was er z. B. zu der alten Hamburger Schule ſagt, wenn er dort Wallenſtein oder ähnliche Stücke aufführen ſieht. Seine Antwort iſt gewiß: die Leute müßten noch in die Schule gehen, wenn ſie nicht größtentheils zu alt dazu wären! Aber Schröder! der große Schröder! rufen die Manieriſten und ihre habitués, und der unbefangene Fremde wird antworten: Schröder ſpielte anders, oder er wäre nie der große Schröder geweſen! —

Die Stimme der Paſta iſt in den Mitteltönen etwas umſchleiert, doch in der Höhe ſehr angenehm. Ihre Geläufigkeit, ſo wie der ihr eigenthümliche, geſchmackvolle Vortrag ſind hinreißend.

Von ihrem Spiele konnte man in der Sonnambula keinen Begriff erlangen. Das Landmädchen zu karakteriſiren fiel ihr nicht ein, ſie war ganz und gar die große Sängerin im Bauerröckchen. Im zweiten Acte, wo die Schläferin im Nachtkleide durch's Fenſter in das Zimmer des Officiers ſteigt, war ihr Aufzug komiſch. Die Situation iſt die bekannte aus dem Ballet. Die Paſta hatte über ihren Bauernanzug ein weißes Hemde, oder ſogenannte Blouſe, von auffallender Kürze geworfen, welche ſie ganz unförmlich machte, und watſchelte nun in ihrer gewöhnlichen Art hin und her, mit geſchloſſenen Augen; dann legt ſie ſich ziemlich ungeſchickt auf's Bett und der lächerliche Act war beendet, denn was ſie in dem nun folgenden Finale leiſtete, in dem himmliſchen Duette mit Rubini, war unnachahmlich und die entzückten Hörer überſahen die Blouſe und die ganze komiſche Figur und zollten der großen Sängerinn die reinſte Bewunderung.

Lablache! Wer kennte ihn nicht? wer hätte nicht ſchon etwas von ihm gehört, ohne ihn ſelbſt gehört zu haben? denn ſeine Art und Weiſe, den Figaro zu ſpielen, iſt als Tradition von Theater zu Theater gegangen, und unſere beſſern Sänger haben ſich in dieſer Parthie manches von ihm zugeeignet, ohne daß ſie ſelbſt die Quelle einmal kennen. Schon beim erſten Erſcheinen nimmt dieſe musico Geſtalt, rieſengroß und dick, die Lachorgane für ſich allein in Anſpruch. Es ſtrömt eine koloſſale Luſtigkeit aus dem Manne, und die Leichtigkeit, womit er die Kraft ſeiner Stimme und ſeine gigantiſchen Gliedmaßen handhabt zum Ergötzen des Publikums, macht ihn gleich zum erkohrnen Lieblinge der Menge.

Schon wenn er durch ein Trällern in den Couliſſen ſein nahes Auftreten verkündet, malt ſich Freude auf allen Geſichtern, und eine vergnügliche Bewegung iſt vernehmbar, die endlich bei ſeinem Erſcheinen in lauten Jubel ausbricht. Sein Kapellmeiſter in der prova d'nn opera seria iſt ein unerſchöpflicher Quell der heiterſten Laune.

Sein Streit mit der prima donna, wo er ſo weit ging, den Gang der Paſta nachzuäffen; die Luftſchlöſſer die er mit dem Dichter baut und von künftiger Goldärnte träumt; ſeine letzte Arie endlich, die Orcheſterprobe! —

Ja, dieſe Orcheſterprobe! Wie viele haben ſich nicht darin verſucht? wie viele Intermezzi: Kapellmeiſter betitelt, haben wir nicht ſchon gehört? Aber ſo muß dieſer Spaß gemacht werden, ſonſt iſt er nicht mehr erträglich.

Lablache's Erſcheinung als Schauſpieler und

Sänger, ſo ſehr ſie mich ergötzte, rief nebenbei eine wehmüthige Stimmung in mir herauf.

Ein deutſcher Sänger von gründlichen Kenntniſſen und großer Darſtellungsgabe widmete ſich unter günſtigen Auſpicien der Bühne. Stimme und Spiel hatte die größte Aehnlichkeit mit Lablache. Nur die Ausbildung fehlte, und die konnte er in den Provinzſtädten des Nordens, wo ſein Schickſal ihn verwieſen hatte, bei allem Fleiße nie erwerben.

Dieſe ungünſtige Stellung und ſchwere Unglücksfälle, die raſch auf einander den Mann trafen, unterbrachen ſeine Laufbahn, und er lebt jetzt zurückgezogen von der Bühne, und in ihm ſchlummert und verblüht eines der ſchönſten Talente.

Und dieſer Mann iſt mir ein herzlicher Freund: Auguſt Moſewius aus Königsberg. —

Wie eine ſchwere Wetterwolke lag Mozarts Don Juan am Horizonte der italiäniſchen Oper.

Nicht fürchtete ich, daß der deutſche Genius die Geiſter der modernen Italiener, wie die Hexe im Fauſt ihre Meerkatzen, vernichten würde, noch keimte mir die Beſorgniß auf, die Pariſer würden nach dieſem höchſten muſikaliſchen Drama kein anderes mehr hören wollen, und meine ganze Genußärnte würde ſomit zu Ende ſeyn.

Aber andere Sorgen thürmten ſich auf.

Die deutſche Oper hatte ſich eines großen Beifalls erfreut. Zuerſt war es der Freiſchütz. Fidelio und Oberon, dann der gut eingeübte Chor, und endlich Haizingers Stimme und Mad. Devrients hinreißende Leidenſchaftlichkeit und tiefes Gefühl im muſikaliſchen Vortrage. Trotz dieſer Anerkennung ſagte man eben ſo unumwunden, daß die Deutſchen nicht ſingen können, daß Sprache, Kehle, und Mangel an großen Muſtern im Geſange, ihrer Ausbildung ſtets hinderlich ſeyn würden.

Und eine Deutſche eben ſollte in dem Vereine der Künſtler, denen Sprache, Kehle und große Geſangmuſter ganz zu Gebote ſtanden, die in ihrer Kunſt die Erſten genannt wurden, einen bedeutenden Platz ausfüllen? Die dilettanti ſchnitten bedenkliche Geſichter; man ſprach davon, die italiäniſche Oper habe nur Madame Devrient der académie royale entziehen wollen, für die ſie von hohem Werthe geweſen wäre, und habe ſie deshalb mit eigener Aufopferung engagirt.

Unter dieſen Aſpekten kam der Abend der erſten Aufführung heran.

Santini, ein vortrefflicher Leporello, zog ſich bei Seite, und Donna Anna kam ringend mit

Don Juan auf die Scene. Man bemerkte Befangenheit und dadurch verurſachte Undeutlichkeit in der Ausſprache bei unſerer Landsmännin. Sie kehrte mit Octavio zurück und fand die Leiche ihres Vaters.

An dieſer Leiche ließ ſie jetzt die großartige Klage aus tiefer Bruſt ertönen; ſie erhob ſich, ihre Augen ſuchten den Leichnam, und ſie fand nur den Geliebten, deſſen Hand ſie ergriff, um ihn feierlich Rache ſchwören zu laſſen. Das ganze Haus zollte rauſchenden Beifall, und es war ſicherlich kein Vorwurf mehr für ſie, eine Deutſche zu ſeyn.

Jetzt kam die den Pariſern wohlbekannte Madame Malibran-Garcia an die Reihe. Eine hübſche Frau, das Geſicht ein liebliches Oval, ein großes, ſehr ſprechendes Auge, etwas großer Mund, Geſtalt zierlich, doch von weitläuftig darüber verbreiteter Magerkeit.

Der Vater der Madame Malibran war Director der italiäniſchen Oper in Mexico, wo die Sängerin ihre frühere Jugend zubrachte. Jetzt lebt der alte Garcia zurückgezogen und dürftig in der Vorſtadt.

Madame Malibran iſt mit einer herrlichen Tiefe begabt und beſitzt darin eine bedeutende

Kraft, die Höhe kontraſtirt unangenehm damit und erſcheint zu dünn. Die Ausbildung iſt bei weitem nicht ſo vollendet wie bei der Paſta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geſchmackvollſten und lieblichſten Verzierungen wimmelt.

Doch auch ſie hat eine feſtſtehende Manier, die bei jedem Solo wiederkehrt. Es iſt dies eine ſchiefe Haltung des Kopfes auf dem langen Halſe, ein freundliches Blinzeln mit den Augen, ein Auseinanderziehen des Mundes, daß man alle Backenzähne zu ſehen bekommt, und bei den letzten Tönen einer Verzierung oder Kadenz, ein Herumwerfen des Kopfes, welches allemal das Ende des Stückes bedeutet und den Beifall herausfordert.

Die Erſcheinung der Malibran iſt ſtets freundlich und ſelbſt dieſe eben gerügte Eigenheit macht, zumal in komiſchen Parthien, keinen unangenehmen Eindruck, doch eine kleine Linie weiter und die vollkommenſte Karrikatur iſt da.

Wir ſahen dies in den letzten Tagen, wo muthwillige Künſtler eine kleine Karrikatur in Gips zum Verkaufe ausſtellten, worin ein jeder das hübſche Vorbild, Mad. Malibran, auf den erſten Blick erkannte.

Das Spiel dieſer Sängerin iſt, wenn auch nicht ausgezeichnet, doch ſehr anziehend. Ungeſtümes Feuer in der tragiſchen Leidenſchaft, zierliche Koketterie in komiſchen Parthien. Man könnte ihre Roſine faſt überladen an unzähligen Minauderien nennen, richtiger erſcheinen dieſe in Parthien wie die der Sängerin in der prova d'un opera seria, die ſie viel beſſer als ihre Vorgängerin Paſta gab.

Um ihr Benefiz ergiebig zu machen, unternahm es die Malibran den Otello darzuſtellen. Sie ſtrengte ſich unmäßig an, ſie entwickelte eine wahrhaft überraſchende Kraft, aber der Eindruck war null. Mich peinigte bei ihrem Abmühen eine höchſt unangenehme Empfindung. An ihrer Seite gelang es unſrer Devrient als Desdemona dem verſtimmten Publikum dennoch den allgemeinſten Applaus zu entreißen. Namentlich war ihr dritter Act von großem Effecte. Später ſang Mad. Malibran, um die Otelloſcharte auszuwetzen, mehrere Male die Desdemona.

Aber auch ſie iſt jetzt ſchon ſeit mehrern Wochen der Bühne entzogen, indem ſie nahen Mutterfreuden entgegen hofft. Zuletzt ſang ſie noch, obgleich nicht mehr in der Verfaſſung vor dem Publikum erſcheinen zu können, mit fruchtloſer Anſtrengung eine Arie in dem Koncerte des Herrn von Beriot, eines Nachahmers von Paganini.

Madame Caradori, die nur ein paar Male Zerline und Roſine ſang, aber gar nicht anſprach, ging nach kurzem Aufenthalte nach Italien zurück; ein Verſuch mit Madlle. Melas als Semiramis, verunglückte dergeſtalt, daß man keinen zweiten zu machen wagte; eine kleine Franzöſin, Mad. Raimbeaux, bisher als kunſtfertige Dilettantin bekannt, ſang einige Male die Roſine und den Arſaz; die einzige Stütze der Oper war daher Madame Schröder-Devrient, und hat als ſolche dem Publicum und der Direction in der ſchwierigen Parthie der Imogene im Piraten, einen glänzenden Beweis ihrer Energie und ihres Fortſchreitens in der Beſiegung der Schwierigkeiten an den Tag gelegt, indem ſie mit Rubini die Lorbeern dieſer ſtets wiederholten Darſtellungen zu gleichen Hälften unwiderlegbar theilt.

Funfzehn Male wurde der Pirat von Bellini gegeben und daſſelbe Gedränge wogte ſtets unter meinen Fenſtern dem Eingange der italiäniſchen Oper zu, und auch ich erwartete oft den 8ten Glockenſchlag mit Sehnſucht, um mir durch die großen Künſtler eine jener holden Täuſchungen bereiten zu laſſen, die uns der Wirklichkeit zu entrücken vermögen, daß wir das Miniſterium, Konſpiration, Journaliſten, Emeuten und alle die übrigen beunruhigenden Erſchütterungen der Zeit, darüber auf Augenblicke vergeſſen.

Das libretto des Piraten iſt einfach, entbehrt demungeachtet nicht einer höchſt wirkſamen dramatiſch-muſikaliſchen Situation.

Ein ſicilianiſcher Edelmann, aus dem Vaterlande verbannt, wird Seeräuber. Ein Sturm wirft ihn nach Jahren an die Küſte ſeines Vaterlandes, und er ſieht dort ſeine frühere Geliebte als die Gattin des Herzogs von Caldore wieder. Dieſer überraſcht ſeine Gattin in einem tete à tete mit dem Abenteurer, Zweikampf iſt die Folge, worin der Herzog bleibt. Der Seeräuber wird zum Tode geführt, und Imogene ſinkt ohnmächtig zu Boden.

Die Handlung, ſo einfach ſie auch iſt, gab dem Komponiſten dennoch ſchickliche Gelegenheit zu muſikaliſchen Effecten.

Wenn Bellini auch nicht den ſtets wechſelnden Melodienreichthum Roſſinis beſitzt, ſo entſchädigt er durch ergreifende Karakteriſtik der Leidenſchaft, und eine bei den Italiänern ſeltene Kunſt der Inſtrumentirung.

Unter den Chören zeichnet ſich die Introduction während des Seeſturms und ein Trinkchor der

Piraten aus. Außerdem fehlt es nicht an Märſchen und andern gefälligen Siebenſachen.

Vor Allem aber ſtralt die Parthie des Seeräubers von herrlichen Glanzpunkten, und in ihr feiert Rubini ſeinen ſchönſten Triumph.

Wenn ich bis jetzt von dieſem großen Sänger noch nicht geſprochen habe, ſo geſchah es um Wiederholungen zu vermeiden. Ich müßte loben und immer loben, und daher verſparte ich mir's bis zur Erwähnung des Piraten, um ihm hier die ganze Fülle meines Lobes zu ſpenden, wie er mir in dieſer Parthie die ganze Fülle ſeines außerordentlichen Talentes ſpendete.

Rubinis Stimme vereinigt die ungeheuerſte Kraft und den lieblichſten Schmelz, die Gewalt des Donners und das Säuſeln der Aeolsharfe. Dieſe koloſſalen Stimmen ſind nur jenſeits der Alpen anzutreffen und ſelbſt Nourrits kraftvolles Organ iſt nicht entfernt damit zu vergleichen.

Die Kunſt des Geſanges hat Rubini in einer Vollkommenheit in ſeiner Macht wie kein lebender Sänger; er kennt keine Schwierigkeiten, was er will führt er auf ſeinem Inſtrumente aus und oft, wenn man befürchtet, ſeine ungemeſſene Leidenſchaftlichkeit hätte ſeine Mittel zu berechnen vergeſſen und mit der Kadenz würde ſein Athem ein Ende erreichen, ſo fühlt er noch ſeine Regiſter fähig, um Verzierungen auf Verzierungen zu häufen und in voller Kraft die minutenlange Colleratur zu endigen. Was Paganini als Violiniſt, iſt Rubini als Sänger; mit keinem andern Künſtler ſeiner Gattung zu vergleichen.

Wenn man hie und da Rubini den Vorwurf machen hört, ſeine Art zu ſingen ſey der Künſtelei zu vergleichen, die aus der mächtigen Feuergarbe des Veſuvs tauſend kleine Kunſtfeuerchen zu fabriciren beabſichtige, ſo kann auf der andern Seite nicht geläugnet werden, daß ſeine Verzierungen, der oftangebrachte Wechſel des forte und piano und ſein mezza voce nie dem Karakter entgegen ſind, oder die dramatiſche Wahrheit beeinträchtigen.

Verwerflich iſt jede Verzierung, die der Sänger auf dem Theater anbringt, wenn man ihm den Anſatz anſieht, den er dazu nehmen muß, wenn er ſie mit großer Anſtrengung und ungewiſſem Erfolge zu Tage fördert, und noch überdieß an Stellen dieſe Ausſchmückungen verlegt, wo ſie nicht hingehören. Wer aber wie Rubini damit umzugehen verſteht, wer in der einen Colleratur zürnt und in der andern ſchmachtend um Liebe fleht, wer die Reihefolge der Töne wie reine Perlen aus der Kehle ſteigen läßt, dem ſey es vergönnt allen Kritikern und Krittlern zum Trotze, ſeinen reichen, unerſchöpflichen Genius frei walten zu laſſen.

Der Ausdruck, der Rubinis Geſangsweiſe vorzugsweiſe karakteriſirt, iſt die Klage. Ihre melodiſche Kraft macht die Herzen erbeben und die Augen überfließen. Dies iſt kein bloßes Gleichniß. Man ſieht im erſten Finale der Sonnambula, oder im Piraten, unzählige Schnupftücher vor ſchönen Augen halten, wie dies in Deutſchland im 5ten Acte der Jäger oder ähnlicher Stücke, in Opern nie geſehen wird. Und hier iſt es nicht der Gang der Handlung, das Schickſal der Perſonen, die im Stande ſind Thränen zu entlocken, es ſind Rubini's Töne allein, die es können, die dieſe Wirkung hervorbrächten wo man ſie hörte, und im Walde oder am Waſſer, in der Einſamkeit wie in glänzender Geſellſchaft, das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen.

Hat Rubini eine Parthie in irgend einem Werke, und ſey es das Schwächſte, ſo werden ſtets viele Leute anweſend ſeyn, um Rubini zu hören. Denn ſo oft er ſingt, iſt ein Meiſterſtück da! —

Wie erbärmlich erſchienen mir nicht die kleinen Lichter, die ſich fern von dieſer Sonne etwas Großes zu ſeyn dünken. Die mit dem Titel Künſtler ſich ſelbſt belehnen und ihr Recht davon herleiten, daß ſie dafür bezahlt werden, Kunſtwerke zu verhunzen, und durch ihren anmaßenden Dünkel wie durch ihre jämmerlichen Leiſtungen den Kenner beleidigen. Kämen dieſe Stümper hieher und hörten Rubini, ſie müßten Beſcheidenheit lernen und ihre Kunſt ernſtlicher treiben oder gänzlich an den Nagel hängen!

Santini, der den Herzog von Caldore ſingt, paßt zum Dandini in der Cenerentola beſſer, als in der tragiſchen Situation. Sein Anzug, ſeine Haltung, die Art ſeines Vortrags in dieſer Parthie, alles ſtreift unglücklicher Weiſe ans Lächerliche und mehr braucht es nicht, um bei dieſem wandelbaren Publicum, mitten aus Thränen, die heiterſte Stimmung für einen Augenblick hervorzurufen.

Imogene, von Madame Devrient dargeſtellt, erwarb ihr einſtimmig den Namen: d'excellente tragedienne et cantatrice distinguee. Dieſe Rolle erinnerte mich mehrmals an die große Schröder, namentlich in dem Momente, wo ſie in der gräßlichſten Angſt ſich auf die Knie wirft, um für das Leben ihres Kindes zu flehen, und mit den Händen dem Kleinen winkt, von dem Mörder weg und zu ihr hinzulaufen. Dieſer ſchöne Moment verfehlte nie ſeine Wirkung, eben ſo die Entwickelung ihres großartigen Spieles in dem Terzette, welches dem Duelle vorausgeht. Die ſchönen Stellungen in der Wahnſinnsſcene des letzten Actes ſuchte ein hieſiger Künſtler durch den Grabſtichel als bleibendes Denkmal dieſer ſchönen Leiſtung den Pariſern feſtzuhalten.

Was Mad. Devrient als Sängerin leiſtet, iſt in hohem Grade ausgezeichnet. Die Nähe Rubinis, die vielleicht bei ihrem frühern Auftreten ſie einſchüchterte, ſcheint ſie jetzt zu erheben und ſie darf mit voller Ueberzeugung an Correggio's: anch'io son pittore! denken.

Es wäre kleinlich, den Triumph einer Sängerin zu einer Nationalangelegenheit machen zu wollen, aber verzeihlich wird es mindeſtens gefunden werden, ſich darüber zu freuen, und Pflicht iſt es, durch Mittheilung den Ruhm der Landsmännin dem Vaterlande zu verkünden.

Bedeutender erſcheint uns noch dieſe Anerkennung des ſchönen Talentes der Mad. Devrient in Frankreichs Hauptſtadt in einem Augenblicke, wo ſich von allen Seiten den Franzoſen die Ueberzeugung aufdringt, daß jenſeits des Rheins und der Vogeſen auch Leute wohnen, die ſich, trotz ſo manchen Widerſpruchs, tüchtig geltend zu machen wiſſen. Daher iſt uns der Sieg der Mad. Devrient über das Vorurtheil der Pariſer in ſo bewegter

Zeit erfreulicher, als der fanatiſche Jubel mit der Friedenspuppe Sontag, und um ſo erfreulicher noch, da ſie nach Deutſchland zurückkehrt, um allen Kunſtfreunden den Genuß zu gönnen, im Vaterlande ihr ſchönes Talent zu bewundern.

Théatre Français.

Als ich mich zum erſten Male in Paris befand, und mit einem Lohnbedienten gegen Abend die Straßen durchzog, zeigte mir dieſer ein graues Gebäude in einer engen, ſehr ſchmutzigen Straße, mit den lakoniſchen Worten: „ici joue Talma!“ dabei zog er den Hut, ich weiß nicht ob er einen Bekannten grüßte, oder aus Ehrfurcht vor dem Gebäude.

Nun iſt Talma todt, und ſein Theater iſt mehr und mehr von dem hohen Standpunkte herabgeſtiegen, den es vormals einnahm und weder die Inſchrift: „ici jouait Talma,“ noch der als Wächter in der Vorhalle ſitzende Voltaire, noch die Anmaßungen der Künſtler, können es vom Sturze retten.

Talma war ein ſehr großes Talent, das dem Theater nach allen Seiten hin Glanz und Ehre brachte. Er war in der Napoleoniſchen Heroenzeit der Typus eines ächten Helden, er war Napoleons ſpecieller Freund, er war für franzöſiſche Römergröße, für Raciniſche Tiradendeclamation, für Gefühle auf Stelzen, für ein Bühnenideal ein unerreichbares Muſter.

Wenn Talma, um Gaſtrollen zu geben, durch die Provinzen reiſte, ſo ſtieg er in den Präfectwohnungen ab und genoß Ehren der höchſten Staatsbeamten; die Kritik konnte ihn nicht mehr an ſich irre werden laſſen, denn er ſtand über ihr. Wer hätte es wagen wollen, ihn je zu tadeln? Das wäre Hochverrath an der Nation geweſen.

Neben Talma dem Terribeln, ſtand die Duchenois die Horrible und die Georges die Senſible, jede in ihrer Art einzig, und vollkommen ihres Theiles an Melpomenens blutigem Lorbeer würdig. In der Komödie herrſchte die damals noch jugendliche Mars, mit dem Scepter der Anmuth und Schönheit, und ganz Paris lag zu ihren Füßen.

So ſah es damals mit dem theatre français aus, das wie ein verhätſcheltes Kind Alles thun durfte, was es wollte. So zwangen die Societaires einſt einen jungen talentvollen Künſtler, der in Bordeaux mit 10000 Franken angeſtellt war, in Paris bei ihnen ein Engagement mit 3000 Franken anzunehmen. Sie waren im Rechte, ſolche Ungerechtigkeiten zu begehen und jeder, der die dramatiſche Kunſt in Frankreich ausübte, war gezwungen, falls das theatre français ſeiner bedurfte, ihm ſeine Dienſte um jeden Preis zu widmen.

Die Verfaſſung dieſes Theaters iſt bekanntlich ſo, daß eine gewiſſe Anzahl von Mitgliedern, unter dem Namen der Societaires, die Einnahmen unter ſich theilt und dann aus ihren Mitteln die Beſoldungen wie die Penſionen bezahlt, zu welchem Ende ihnen eine große Unterſtützung von Seiten des Staates zufließt.

Da ſie nun ſehr geringe Beſoldungen und dieſe oft erſt nach jahrelangen Probedienſten zahlen, überdieß bei dem Vorrath an klaſſiſchen Stücken, der für ihren Bedarf durch Jahrhunderte hinreichte, die Autor-Abgaben ſparen, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß ſie ein ſehr behagliches Leben führen können und große Einkünfte beziehen. Talma's verſchwenderiſche Bauluſt koſtete ihm ungeheure Summen, ſonſt hätte er der reichſte Künſtler in Europa ſeyn müſſen.

Bei dieſen Prärogativen und Einrichtungen befand ſich das théatre français faſt ſo gut, wie ein deutſches Hoftheater.

Den jüngern Dichtern, die ihre Werke übergaben, wurden die größten Schwierigkeiten gemacht. Ein Comité von Schauſpielern ſaß zu Gericht und ſtimmte ab, und wenn man ſich entſchloß ein Stück anzunehmen, wobei immer zwei Unannehmlichkeiten für die Schauſpieler waren:

1. eine Neuigkeit einzuſtudiren,
2. dem Autor ſeinen Antheil zu geben,

ſo mußten wenigſtens Alle Rollen gut ſeyn, und die Ausſtattung wenig koſten.

Nun ſtarb Talma und mit ihm ging die modern-antike Klaſſizität des théatre français zu Grabe. Die alte, häßliche Duchenois wollte Niemand ſehen, die männliche Georges alterte auch und zog ſich auf ihre Lorbeern nach dem Quartier-latin zurück, wo ſie die Ueberbleibſel ihrer Gunſt einem ehemaligen Präfecten unter Napoleon, nachherigen Director des Odeon, dem „kleinen Harel,“ und die Ueberbleibſel ihrer Kunſt ſeinem Theater zuwendete. Die Mars allein blieb in ihrem fünften Jahrzehend die Säule, woran ſich die comédiens ordinaires lehnten, man gebrauchte alle mögliche Pfiffe, um dieſe Säule recht zu befeſtigen. Man engagirte nichts Junges, nichts Schönes, nichts Liebenswürdiges neben der Mars, man ließ ſie Monate lang nicht auftreten, und ſprengte aus, ſie zöge ſich zurück, um ſie dann wieder im Triumph erſcheinen zu laſſen und für ein Jahr zu engagiren. Und das theatre français ſchaltete hierin bis jetzt mit ſolcher Umſicht, daß — die Wahrheit zu geſtehen — in dieſem Augenblicke die 60jährige Mamſell Mars, erſte Liebhaberin des théatre français, die ſchönſte, liebenswürdigſte und anmuthigſte Erſcheinung dieſer Bühne iſt.

Als Victor Hugo die theatraliſche Revolution begann, da war das théatre français in dem Wahne befangen, Corneille, Racine und Moliere könnten noch für einige Jahrhunderte aushalten, nun iſt es aber davon zurückgekommen und greift zu Neuem. Es iſt jedoch ſchlimm dieſer Bühne zu helfen. Die witzigſten und geiſtreichſten Schriftſteller verarbeiten ihre Stoffe lieber zum Vaudeville, welches die Nation über Alles liebt, das nicht ſo ſtrengen Anforderungen unterliegt und beſſere Darſteller findet, als die ſteife Komödie; die phantaſiereichen Dichter, die einen großartigen Stoff ſich erwählen, gießen ihn aus denſelben Gründen in die freiere Melodramenform, ſtatt ſich mit Verſen und den vorgeſchriebenen fünf Acten zu plagen. Daher der Mangel an Neuigkeiten hier, während die rivaliſirenden Schweſtern daran Ueberfluß haben; daher hier die allerleerſten Bänke, während bei den gutgeführten Adminiſtrationen wie: Vaudeville, Varietés, Gymnaſe und Porte St. Martin, es gute Einnahmen giebt.

Die Klaſſizität muß daher noch immer heran und Mamſell Mars als Araminte, Elmire oder Clélie ſpielt in jeder Hinſicht die Hauptrolle.

Die Art und Weiſe, wie die eigentliche Comödie aufgeführt wird, iſt ſo eigenthümlich und muß dem Unbefangenen abſurd erſcheinen. Es liegt hier aber nach meiner Meinung wiederum ein feiner Kniff zum Grunde.

Während nehmlich ſich Alle bemühen, im hohen Grade Unnatur zu zeigen, erſcheint die Mars in ſo reizender Natürlichkeit, daß ſie allgemeines Staunen erregen muß. Es iſt mir ſtets aufgefallen, warum die Künſtler, die mit ihr ſpielen und doch ſo hohen Grad von Bühnengewandheit in ihrer Art beweiſen, ſich nicht beſtreben ihr gleich zu kommen, da ſie doch alle Abende ſehen, welche Triumphe ſie feiert.

Während die Mars im geſchmackvollſten Modecoſtüm erſcheint, ſteht ihr Leandre oder Ariſte oder Cleanthe im ſchwarzen Kleide, wie ein Dorfſchulmeiſter da und hat eine Wolke auf dem Kopfe, die bei jeder heftigen Bewegung Puder ſtäubt. Während ſie ihre Reden mit einer Feinheit des Ausdrucks, mit einer Geläufigkeit, mit einer converſationellen Nachläſſigkeit herſagt, ſcandirt ihr Liebhaber, zittert mit der Stimme, verſchmäht alle

Natürlichkeit, und ſpricht wie nie ein Menſch im Leben geſprochen hat. Während ſie in allen Bewegungen ſich beſtrebt, ſo ungezwungen zu ſeyn, als wäre ſie in ihrem Zimmer, oder am Theetiſch oder bei einer Freundin, überall, nur nicht auf dem Theater, ſo zieht der traurige Cleanthe ſein Schnupftuch, ergreift mit Emphaſe ihre Hand, und fällt einmal über's Andere auf die Knie.

Man muß geſtehen, daß durch dieſe Folie Spiel und Erſcheinung der Mars ſehr gewinnt, und ſie mit ihren 60 Jahren ſieht gegen den Liebhaber Armand von 50 Jahren allerdings wie eine Göttin der Jugend aus.

Das Merkwürdigſte an ihr iſt eben ihr Ausſehen. Ich ſah Aline und Fanchon von der funfzigjährigen Bethmann, ihre Bewegungen waren ſo anmuthig und jugendlich, daß ſie jede Täuſchung hervorzauberte, aber der unförmliche Hals und was auf ihm ſaß, zerſtörten Alles wiederum.

Ich könnte noch andere lebende Beiſpiele aufzählen, aber es könnte ſich eine Leſerin dieſes Albums darunter befinden.

Die Mars iſt nun aber auf der Bühne noch ganz jung. Taille, Haare, Zähne, Augen! Alles noch in ſo ſchönem Zuſtande und nach 60jähriger Dienſtzeit! Wer in das théatre français tritt und die Mars erkennen will, darf nur die Schönſte mit den Augen ſuchen.

Hier findet man die Anecdote glaublich, daß ein Sohn der Ninon ſich aus Liebe zu ſeiner 70jährigen Mutter erſchießen konnte.

Was nun das Spiel der Mars betrifft, ſo läßt es in franzöſiſcher Sprache keinen Tadel zu. Nur ſie weiß Molières vortreffliche Verſe zu ſprechen; ſie iſt der Inbegriff des Höchſten in der Feinheit, Eleganz und Tournüre, ſie beſitzt das vortrefflichſte Minenſpiel u. ſ. w. u. ſ. w.

Jeder Menſch, der ſich mit unermüdlichem Fleiße darauf legt, Ein und Daſſelbe ſein ganzes Leben hindurch zu thun, erlangt darin eine ungeheure Fertigkeit. Den Beweis liefern: indianiſche Jongleurs, italiäniſche Sänger, franzöſiſche Geiger und Flötenbläſer, engliſche Mechaniker, deutſche Philoſophen. Wer aber hievon abſchweift, wie die in Deutſchland ſo beliebten Univerſalgenies, wer von Allem etwas wiſſen und verſtehen will, wird es nie in einer Sache zur höchſten Vollendung bringen.

Mamſell Mars ſpielt nun ſeit 40 und einigen Jahren Komödie. Sie wählte ſich geſchickt genug das Fach der Weltdamen, der Naivität nach der Mode, der Anmuth der Theezirkel. Die Uebung ging ihr nie aus. Sie war im Leben, was ſie auf der Bühne war. Sie bewegte ſich ſtets in der großen und feinſten Geſellſchaft, wie konnte das Publicum des théatre français ſie da wohl in Verlegenheit ſetzen? Sie war gewöhnt, Huldigungen und Liebeserklärungen der erſten Männer ihrer Zeit zu empfangen, wie konnte ſie eine Bühnentraveſtie dieſer Art je verwirren? Wie ſie ſich benahm in Geſellſchaft, ſo wollte es das Uebereinkommen, daß jeder ſich benehme, und wie durfte der Geſetzgeberin es demnach einfallen, daß ſie ſich vielleicht nicht richtig benehmen könnte?

Mamſell Mars ſpielt entweder in ihrem Hauſe immer Komödie, oder ſie iſt auf der Bühne wahr und natürlich. Beides iſt einerlei, denn ſie iſt nirgend eine Andere, ſie trägt dieſelben Kleider, ſie ſpricht in der edelſten Sprache, ſie bewegt ſich mit der größten Zierlichkeit. Es iſt die höchſte Vollendung in der Darſtellung der feinſten Pariſer Sitten, und ſo weit dieſe ſich von der Natur entfernen, ſo weit entfernt ſich auch das Spiel der Mamſell Mars davon.

Ein Bauermädchen von Louiſe Minard, mit einer Natürlichkeit dargeſtellt, wovon man bei uns keinen Begriff hat, zog mich mehr an. In Deutſchland wage ich dies Urtheil auszuſprechen, in Paris würde ich den Ruf der gröbſten Geſchmackloſigkeit mir dadurch gewinnen; obgleich viele meiner Freunde die Minard entzückend finden und ſich im Molière ennüyiren, ſo wagt's dennoch Keiner zu ſagen.

Das théatre français iſt das treue Bild der guten alten Zeit. Was auf den Bretern vorgeht und wie es vorgeht zeigt es deutlich, mit wenigen Ausnahmen. Aber auch das Publicum hat noch ganz den Zuſchnitt derſelben. Die alten Herren mit den gepuderten Köpfen und den kleinen Zöpfchen daran, die ſich die Stücke im Stillen herſagen können, welche auf der Scene abgeſpielt werden, und die eine ſelige Vergangenheit ſich zurückträumen. Je älter der Schauſpieler, deſto beſſer, ſagen ſie. Spielt einmal Baptiste ainé, dieſer 80jährige Hiſtrione, den ich in ſeinem Häuschen an der Batignole huſtend mit ſeiner alten Bonne Theetrinken ſah, die Schlafhaube auf und in einer langen Cattunweſte, und den ich nur mit einer Anwandelung von Mitleid betrachtete, ſo jauchzt dem Anhänger du bon vieux temps das Herz auf und er feiert bei lebendigem Leibe ſein Auferſtehungsfeſt.

Aber dieſe Herren ſterben doch mit der Zeit aus — die Mars wird bald nicht mehr ſeyn —

und auch die Autorität des théatre français wird mit den andern Autoritäten ſchlafen gehen und der Volksrefrain wird ſich wiederholen:

le théatre français est mort,
Miron ton ton ton mirontaine,
le théatre français est mort
Est mort et enterré! . . .

Académie royale de musique.

Auf einem Platze, der ſich von der rue pelletier nach der rue grange batellière erſtreckt, wurde dieſes ungeheure Theater mit vieler Pracht erbaut, nachdem das Opernhaus der rue de richelieu, weil Berry unter ſeinen Hallen ermordet wurde, abgebrochen, und an dieſer Stelle eine Sühnungskapelle zu bauen angefangen worden war.

In der That machte die nahe Nachbarſchaft der Bibliothek und ihrer koſtbaren Sammlungen in dem alten, weitläuftigen Palais des Cardinals Mazarin, ſchon längſt eine Verlegung der großen Oper aus dieſer Nähe wünſchenswerth. Der Haupteingang nach der rue pelletier zeigt weder Säulen noch ſonſtigen architectoniſchen Schmuck. Viele große Glasthüren unter einem breiten Vordache, um das Publicum vor dem Wetter zu ſchützen, führen in eine weite, ebenfalls ſchmuckloſe Halle, wo mehrere Kaſſen zu den verſchiedenen Plätzen ſind. Das Publicum dieſer Plätze iſt, wie es bei allen Pariſer Theatern gewöhnlich, ſchon in der Halle, durch eigends dazu errichtete Barrieren abgeſondert, welche weggenommen werden, ſobald der Andrang vorüber iſt. So rückt denn Alles der Reihe nach, wenn auch etwas langſam, doch mit der größten Ordnung zum Ziele.

Trotz ſeiner Einfachheit macht das Gebäude, ſeiner bedeutenden Größe und der prächtig decorirten Fenſter des großen Foyers wegen, einen imposanten Eindruck. Die unnütze Verſchwendung bei Theatern, koſtbares Material zu verwenden und Bildhauermeiſterſtücke anzubringen, findet hier nicht Statt. Alles deutet hier darauf hin, daß dieſe Räume einer künſtleriſchen Täuſchung bei dem Zauber einer zweckmäßigen Beleuchtung gewidmet ſind.

An der Decke des Saales, die mit Allegorien und Arabesken gemalt iſt, ſchwebt der ungeheure Gazeluſtre, und an den Bogen ſind Armleuchter, worauf dem Anſcheine nach Wachskerzen brennen. Auffallend erſcheint es, wenn auf der Bühne Nacht iſt, und die Flammen des Luſtre's matter werden, auch dieſe Wachskerzen wie durch einen Zauberſchlag verlöſchen, und nun erſt wird man inne, daß es nur kerzengleich lackirte Röhren ſind, aus denen ebenfalls Gas brennt.

Die Bogenbrüſtungen zeigen Arabesken auf mattrothem Grunde. Das Ganze trägt den Karacter der Pracht, und die Beleuchtung iſt wie die der Sonne. Man erkennt ſeine Freunde auf den fernſten Plätzen, und hat das Vergnügen, die Farben und Stoffe der reitzendſten Toiletten, die Züge der ſchönſten und lieblichſten Geſichter, in den Zwiſchenacten zu muſtern.

In dieſem Theater befindet man ſich wie in einer vornehmen Geſellſchaft. Umgeben von Allem, was Luxus und Geſchmack auszeichnet, und welchen Platz man inne haben mag, man befindet ſich bequem. Dies trägt viel zu dem ſtarken Beſuche des Theaters bei.

Man denke ſich hingegen ſo manches Theater in Deutſchland. Z. B. das Münchner, wobei ſo viel verſchwendet wurde? Wer findet ſich in dieſem weiten, finſtern, von Marmor und Bronce, und Säulen und Bildwerk überladenen, dumpfen Raume nicht beängſtigt? Iſt es erforderlich, daß ein Theater dieſe finſtre, ſtrenge Pracht zeige, noch dazu, wenn es nicht blos der ernſten Muſe, ſondern dem gemiſchteſten Unweſen unſers dramatiſchen Babels gewidmet iſt, oder wäre es nicht wünſchenswerther, für Eleganz und Bequemlichkeit mit Geſchmack zu ſorgen, als den Schauſpielern den lächerlichen Stolz zu nähren, ſie ſtänden höher, wenn ſie ihre oft ſo ſchlechten Späße unter einem griechiſchen Porticus machen?

Vor 15 bis 20 Jahren gehörte das Spectakel der großen Oper zu den langweiligſten von Paris. Die Ballets waren ermüdend, und man hatte faſt nur immer Gluck und Gretry, die trotz ihrer Klaſſizität der jungen Welt nicht mehr recht munden wollten. Das Inſtitut, welches enorme Summen erfordert, erhielt die Königlichen Zuſchüſſe und die Abgaben, welche die andern Theater dem Ungeheuer: große Oper genannt, zu entrichten hatten.

Seit Auber's Stummen von Portici hat jedoch die Sache eine andere Wendung genommen und florirt gerade in dieſem Augenblicke über die Maßen. Der jetzige Director iſt ein junger, hübſcher Mann, Véron mit Namen, und ein Doctor der Medicin. Auf den erſten Blick ſieht man es ihm an, daß er Wein, Weiber und Geſang liebe, und das gab ihm wohl die Anwartſchaft zur Führung der Oper. Was er ſonſt davon verſteht, wird von Unterrichteten ſehr in Zweifel gezogen.

Früher ſtand er einem in ſeiner Art eben ſo prächtigen Unternehmen, der révue de Paris vor, und präſidirte zugleich bei den Schriftſtellerdiners, welche die Redaction allwöchentlich im Rocher de Cancale zu geben pflegte. Da macht man denn freilich leicht Bekanntſchaften.

Allgemein wird die Verleihung der Académie royale, unter Bedingungen, wie ſie bei Véron ſtatt fanden, als eine große Begünſtigung angeſehen. Es iſt bekannt, zu welchen Debatten in der Kammer dies im vorigen Winter die Veranlaſſung gab, und wie d'Argout zu Gunſten des jetzigen Directors das Wort führte.

Er nannte ihn einen einſichtsvollen Mann, der Geſchmack und Talent beſitze, der vom Staate eine geringere Unterſtützung erhalte, als alle frühern Adminiſtrationen, (er erhält nur 5300 Franken an jedem Abende) und der die Oper, dieſes großartige Inſtitut, den Stolz der Nation, und die Zierde der Stadt, zu einem Zuſtande der Blüthe und des Gedeihens in dieſen ſo kunſtfeindlich bewegten Zeiten erhoben habe.

Ich mag die Discuſſion hierüber nicht verlängern, und enthalte mich jeder Entſcheidung in dieſem Zwieſpalt der Meinungen. Der Wahrheit gemäß berichte ich, daß Herr Doctor Veron ungeheure Einnahmen macht, und beim Ausbruch der Cholera, ſeinen Anſpruch an die von dem Staate den Theatern bewilligte Unterſtützung von 60,000 Franken freiwillig aufgab.

Was die innere Machinirung des Theaters betrifft, ſo glaube ich, daß ſie die vollendetſte iſt, die man ſehen kann. Der gewöhnliche Couliſſen-Schlendrian, über deſſen Abſchaffung von unſern Theoretikern ſchon ſo Vieles geſchrieben worden iſt, was unſere lieben Praktiker nie zu berückſichtigen beliebten, iſt hier faſt ganz abgeſchafft. Man ſieht freie Gegenden als Panorama ausgeſpannt, ein Gebäude mit durchbrochenen Ausſichten darin, worin die Handlung vorgeht, und Alles im Nu geſchaffen. Aus Verſenkungen, Soffiten und von den Seiten ſteigen, fallen und ſchieben ſich die einzelnen Stücke heraus, und fügen ſich zum Ganzen.

Ciceri's Zauberpinſel malt nicht mit den grellen Farben der gewöhnlichen Decorateure — es ſind mit einem Worte nicht ſchöne Decorationen, die er zeigt, ſondern Täuſchungen, die er uns im höchſten Grade zu bereiten weiß. Die ſceniſchen Anordnungen ſind ebenfalls ſo neu als überraſchend. Hier ſind es nicht Statiſtenabtheilungen, die in militäriſcher Haltung an uns vorübermarſchiren, oder Rüpel, die in ſchlottriger Richtigkeit ſich vor dem Publikum breit machen dürfen. Alles das iſt verbannt, was bei den meiſten deutſchen Bühnen immer noch den guten Geſchmack beleidigt, und wovon der größere und zugleich gebildetere Theil der Theaterbeſucher gähnend ſich wegwendet. Man will nicht begreifen, daß nun endlich dieſer unintereſſante Kram genug geſehen worden iſt, und doch am Ende nur für die roheſte Schauluſt erfunden worden war. Aber es iſt freilich bequemer im ausgefahrenen Geleiſe, und wenn die alten Räder knarren, ſo weiß man ſie mit Oel zu ſchmieren.

Man wundere ſich dann doch aber ja nicht über laue Theilnahme oder gar Mangel derſelben am Theater.

Unter den Künſtlern ſteht Adolph Nourrit, erſter Tenor, oben an. Sein Vater hat ſich vom Theater zurückgezogen und iſt Juwelier geworden. Adolph iſt der Liebling der Pariſer. Im Maſaniello zeigte er ſchon das Ideal eines Revolutionärs, und wurde deshalb von ſeinen Mitbürgern hochgeſchätzt, da er aber nun in den drei Tagen wirklich mitfocht, und dann die Pariſienne vortrefflich vortrug, iſt er der erſte Künſtler aller Theater Frankreichs, wie Latour d'Auvergne einſt ſein erſter Grenadier war.

Die Politik und die damit verknüpften Staatsintereſſen werden hier nun einmal vom Leben und von der Kunſt nicht geſchieden. Dies war bei den Griechen, bei den Italiänern des Mittelalters, und auch bei unſern Künſtlern jener Zeit der Fall. Das nüchterne Streben nach dem Idealen, das Nachahmen des Antiken, des Südlichen, des Perſiſchen u. ſ. w., das Herbeiziehen alles Fremdartigen zeugte für innere Leere, und bezeichnet eine unſelbſtſtändige Zeit unter fremdem Drucke, die wir nunmehr wohl ganz hinter uns haben. Von Adolph Nourrit heißt es: er ſingt wie Rubini und ſpielt wie Talma. Die Pariſer lieben Rubini ſehr; wo er erſcheint, wird er mit dem feurigſten Beifalle überſchüttet, da er einmal im théatre français in einem Konzerte eines Zwiſchenactes auftrat, wurde er wie ein hochgeehrter Gaſt begrüßt, die erſten einheimiſchen Künſtler begrüßten ihn vor Aller Augen, gleich als ob die Scene Molières, Racines und Voltaires, durch das Auftreten des Buffo, des Italiäners, des Fremden, geehrt wurde. Wie wird nun Nourrit ſchon durch die Gleichſtellung mit Rubini erhöht, er muß aber noch etwas voraus haben, er ſpielt nehmlich wie Talma. Die Erſcheinung Nourrits iſt nicht beſtechend. Er iſt dick und ſeine Beine und Füße ſind nicht vom ſchönſten Ebenmaaße. Sein Geſang iſt ausgezeichnet, die Stimme verbindet Weichheit und Kraft in einem bewundernswerthen Grade. Sein Spiel iſt ſehr leidenſchaftlich und würde ein ängſtliches Hofbühnchenpublicum Deutſchlands leicht in Schreck und Angſt verſetzen. Neben ihm iſt es Madame Cinti-Damoreau, die als erſte Sängerin glänzt. Von ihr iſt wenig zu ſagen, was man nicht ſchon von andern guten erſten Sängerinnen geſagt hätte.

Von beiden muß lobend bemerkt werden, daß ſie faſt immer geſund ſind, und die vorherangekündigten Opern eine eben ſolche Wahrheit wie die Charte ſind. Ich glaube, daß Herr Doctor medicinae Veron dreivierteljährige Krankheiten, Wochenbette und Entfernungen von der Bühne, ſicher radical kuriren würde. Mamſell Jawurek und Dorus ſind vorzügliche Sängerinnen, die letztere iſt auch als Schauſpielerin ſehr bedeutend, wie ſie in der Parthie der Alice im Robert le Diable gezeigt hat. Als Baß wird Levaſſeur ſehr geſchätzt.

Der eigentliche Nerv der ganzen Anſtalt aber iſt das Ballet, das in ſo hoher Vollendung wohl ſelten angetroffen wird. Man nehme ſowohl die Kunſt der Einzelnen, als die Geſammtleiſtungen des Corps.

Der Franzoſe iſt ein geborner Tänzer, und ich habe einen jungen Burſchen geſehen, wie er ſeine erſten Sprünge in der Stummen von Portici machte, der im eigentlichen Sinne des Worts, Degen's Problem ohne Flügel löſte, und auf dem Theater herumzufliegen ſchien. Die jungen Burſche beim Tänzercorps ſind übrigens ſelten, man ſtößt hier faßt nur auf alte, runzlige Geſichter und es iſt zu verwundern, wie dieſe Fünfziger noch ihren Körper zu fuß haben wiſſen.

Den Balletmeiſtern iſt jedoch meiner Meinung nach ein großes Feld offen, ihren Scharfſinn, ſowie ihre Phantaſie aufzubieten. In der Anordnung ſowohl, wie in den Stellungen, im eigentlichen Tanze ſelbſt, müſſen Neuerungen eintreten. Die Hieroglyphen des horizontal geſtreckten Beines, des Umdrehens auf einem Fuße, des Entrechats ſind denn doch noch zu unverſtändlich, obgleich ſie zum Ueberdruſſe bereits geſehen worden.

Das Neue in dieſer Kunſt, wo es auftaucht, wird mit Entzücken aufgenommen, dies müßte daher die Männer, welche das Ganze zu dirigiren haben, über ihre Kunſt nachzudenken zwingen, um ſie mit neuen Erfindungen zu bereichern und dadurch vollkommener zu machen. Taglioni ſcheint hiezu nicht berufen. Der Mann beſitzt nicht einmal die Gabe, uns das Alte mit Manier aufzufriſchen und appetitlich zu machen, wie wir dies in allen ſeinen Ballets genügend zu bemerken die Gelegenheit hatten.

Auch hatte er in Paris wenig Freunde. Man ärgerte ſich, daß ein Italiäner der Chef der Scene der Academie royale ſeyn ſollte und es fehlte nicht an Erbitterungen von allen Seiten.

Die Academie royale iſt in dieſem Augenblicke wohl eine der bedeutendſten Kunſtanſtalten in ihrer Art. Ungeheure Summen werden hier ausgegeben, um das vollkommenſte Schauſpiel zu liefern und ſonderbar muß es auffallen, daß nach der erſten Aufführung des Robert le diable, welcher an 70 Proben vorausgegangen ſeyn ſollen, dennoch alle Morgenblätter darin übereinſtimmten, daß Unordnungen und Konfuſionen vorgefallen ſeyen, die jedoch mit der erſten Aufführung eines ſo weitläuftigen Werkes entſchuldigt werden könnten.

C'est donc partout comme chez nous!

Schickſale eines namenloſen Bühnendichters.

1.

Mit meiner kleinen fahrenden Habe und einem einaktigen Vaudeville, kam ich gänzlich unbekannt in Paris an.

Mein dramatiſches Kindlein war von allen deutſchen Bühnen zurückgewieſen worden, und ich faßte den kühnen Plan, es in's Franzöſiſche zu überſetzen, um es auf einem Boulevard-Theater geben zu laſſen.

Was thut ein Vater nicht für ſein Kind? Ich ſuchte bald die Bekanntſchaft einiger Auteurs zu machen. Es waren Leute ohne Gelehrſamkeit, wie man dies wohl auch in Deutſchland antrifft, aber auch ohne Doctortitel, was in Deutſchland zu den Seltenheiten gehört. Sie kamen mir freundlich entgegen und beehrten mich einſtimmig mit den Titeln: confrère et collègue.

Das mußte ich rechtfertigen! Ich machte ernſte

Anſtalten, mit meinem Stückchen herauszurücken. Alle meine befreundeten Auteurs feuerten mich dazu an; Einer ſchien's dem Andern an bereitwilligem Eifer mir zu dienen zuvorzuthun. Jeder ſchlug mir ſeine Bühne vor; dieſer meinte, jene Direction, mit welcher er zwar nicht befreundet ſey, böte bedeutendere Garantie, als jede Andre; der hier hingegen verſicherte, daß man auf längern Erfolg rechnen könne, wenn man es auf einem andern Theater geben ließe, weil dort ein Liebling der Pariſer die Hauptrolle geben könnte.

Alle beeilten ſich mit ihren beßten Rathſchlägen mir zur Hand zu gehen.

Ein Agent präſentirte ſich mir, der mit der Eincaſſirung der droits d'auteur, oder dem Antheil an den Tageseinnahmen in der Provinz, von ſämmtlichen Schriftſtellern beauftragt iſt. Er lud mich zu ſich ein, um mich von der Pünktlichkeit in ſeinen Geſchäften zu überzeugen. Wie ich hörte, ſoll der Mann ein Jahreseinkommen von 20 bis 25000 Franken haben, obgleich er nur eine ganz gewöhnliche Proviſion für ſich in Anſpruch nimmt.

Ein anderer Geſchäftsmann machte mir ſeine Aufwartung, der den Schriftſtellern oftmals eine Summe in Pauſch und Bogen für ihren Antheil bietet, nachdem er das Stück geleſen hat.

Alle dieſe Vorbereitungen ſchienen mir ſo erdrückend, ſo weitläuftig, ſo unnöthig. In Deutſchland iſt das Ganze ſo einfach, ſo harmlos.

Wie kann man von einem Dichter erwarten, daß er ſich mit Agenten, Prozenten und Renten einlaſſe?

Iſt das Stück aufgeführt, ſo erhalte er einige Monate ſpäter drei bis ſechs Ducaten, das iſt der Ehrenſold, und damit Punktum! —

2.

Ich wandte mich mit meinem Anliegen an eine Bühne, die erſt ſeit Kurzem unter der Adminiſtration zweier alter Herren ſtand, die viel guten Willen, ein Paarmal hunderttauſend Franken und keine Kenntniß vom Theater beſaßen.

Es war Mr. Rococo, ein ehemaliger Beſitzer einer Stickereifabrik, und Mr. de la vieille Ganache, ein alter Militär mit einem Stelzfuße. Beide nahe an den Siebzigen.

Bei dergleichen Unternehmungen denkt hier kein Menſch an die Kunſt, ſondern man ſucht ſein Kapital zu den höchſten Zinſen anzulegen.

Doch war dies nicht ganz bei unſern alten Herren der Fall.

Mr. Rococo konnte man nicht jedes Gefühl abſprechen und hegte er es auch nicht für die Kunſt, ſo fühlte er doch für die Künſtlerin. Es war dies eine kleine, geſchickte Stickerin, Mamſell Desirée, die den alten Herrn eigentlich dazu gebracht hatte, Theaterdirector zu werden. Sie war nehmlich feſt entſchloſſen, auf die Bühne zu gehen und er mußte ſich bequemen, ſie zu dirigiren, wollte er nicht ſeine geſchickteſte Handarbeiterin für immer aus ſeiner Fabrik verlieren.

Mit Mr. de la vieille Ganache hatte es eine andere Bewandniß. Der Mann fühlte wirklich theilweis wie ein Deutſcher und ſtand daher dem ächtfranzöſiſchen Prinzipe ſeines Co-Adminiſtrateurs ſchroff gegenüber.

Er hatte bei ſeiner Tochter, einem zwölfjährigen Dirnchen, das entſchiedenſte Talent für dramatiſche Dichtung bemerkt und ſie machte, nach ſeiner Verſicherung, Stücke, die bis auf die Liebesſcenen, die man ja von einer zwölfjährigen Schriftſtellerin nicht ganz vollendet erwarten durfte, faſt Meiſterſtücke zu nennen waren. Die Liebesſcenen nahm er nun über ſich, weil ihm dabei viel zu Gebote ſtand und ſomit gedachte er den Meiſterſtücken den Schlußſtein einzufügen, die er als Director ohne Umſtände den Pariſern vorſezzen durfte, wie er meinte.

Der zweite Plan, den er als Director in Ausführung zu bringen ſtrebte, wurde ihm von inniger Freundſchaft vorgezeichnet. Als er noch in ſeiner Jugend in Besançon in Garniſon lag, machte es einem jungen Offizier ſeines Regiments Freude, Trauerſpiele zu dichten. Eines dieſer Stücke, Cato betitelt, das er ſeinen Kameraden vorlas, war in der regelrechteſten Manier der franzöſiſchen Tragödie gedichtet und Corneille's Name fehlte nur auf dem Titel, um Frankreich in einen Freudenrauſch zu verſetzen.

Stets war unſerm alten Herrn de la vieille Ganache die Vortrefflichkeit des Stücks im Gedächtniſſe geblieben, noch immer tönte der Wohllaut der Verſe in ſeinem Ohre wieder, nie war er ſeitdem von einer dramatiſchen Dichtung in dieſem Grade ergriffen worden. Mit dieſem klaſſiſch-ſchweren Geſchütz wollte er nun anfahren gegen die leichten Truppen des Romantism, ſein alter Freund, der nunmehr capitaine en retraite war, ſallte das Bürſchchen Victor Hugo zu Paaren treiben und da ihm Mars die Lorbeere des Kriegers ſtets verſagt hatte, doch mindeſtens den Kranz Melpomenens im Auge behalten. Dies waren ſeine großen Vorſätze und unbekümmert um die Ephemeren der Tagesliteratur und ihrer Markthelfer, überließ er die kleinliche Laſt und Plage ſeinem Confrater, um der Erreichung ſeiner Lieblingsideen mit allen Kräften und auf allen Wegen rüſtig entgegenzuſtreben.

3.

Ich ward den beiden Herren durch ihren Generalſecretaire, einen höflichen, jungen Mann vorgeſtellt. Er ſagte ihnen, ich wäre ein Deutſcher, und habe folglich den fataliſtiſch-fantaſtiſchen genre ganz in meiner Gewalt; ich wüßte mit dem destin, „que les allemands nomment le Faust,“ ſehr gut umzuſpringen, man könne ſich von mir etwas verſprechen; auch hätte ich die Journale für mich, weil ich als deutſcher Schriftſteller gewiß von der Cenſur gehudelt worden wäre, und mithin dadurch ſchon auf Compaſſion Anſpruch zu machen hätte, wenn ich nicht als Romantiker des vollſten Lobes im Voraus gewiß wäre.

Dieſes leuchtete den beiden Verſtänden ein, wenn es auch mit Mr. de la vieille Ganache's Anſichten nicht übereinſtimmte. Dieſer hatte aber ſogleich einen kühnen Plan mit mir, wie ſich aus dem weitern Verlauf dieſer wahren Begebenheit zeigen wird.

Man war gerade ſo höflich mit mir, als nöthig war, um nicht grob zu ſcheinen, nahm mir mein Manuſcript aus den Händen, der Generalſekretär ſchrieb eine Nummer darauf und bat mich, in acht Tagen um Antwort wiederzukommen.

„Sie erhalten drei Prozent jeder Einnahme der Vorſtellungen, von denen ihr Vaudeville einen Theil ausmacht,“ ſagte Mr. Rococo beim Abſchiede und ſie haben uns dagegen bei der Annahme ihres Stücks zwei Abſchriften in Folio und ſämmtliche Rollen einzuhändigen. Ich entſchuldigte mich noch wegen der Germanismen, die bei meiner Ueberſetzung mituntergelaufen ſeyn könnten, aber der Generalſekretär meinte, das würde mein Collaborateur mit leichter Mühe ausmerzen, und ich möchte ihn morgen in ſeinem Büreau beſuchen, wo er mich mit einem Mann bekannt machen wolle, der ſich für mich ganz zum Collaborateur ſchickte.

Ich nahm unter tauſend Verſicherungen ſteter Freundſchaft von ihm Abſchied, die von ihm kalt hingenommen und ſtets mit dem höflichen: „Mais, Monsieur, est-ce que Vous me connaissez donc!“ unterbrochen wurden. Auf der Straße gelang es mir, mich im Gewühle des Boulevards zu iſoliren und ich dachte an das Geſchäft, worein ich verwickelt war.

Mein kleines Vaudeville hatte mit einem Male ſo viele Menſchen in Anſpruch genommen und mich mit ihnen in die engſte Berührung gebracht. Es wurde Alles ſich darauf Beziehende von den Leuten mit einem Eifer betrieben, als wenn das Wohl des Theaters davon abhinge, und wie ſonderbar mich das ergriff, wird man leicht erklärlich finden, da ich in Deutſchland nicht im Stande geweſen war, auch nur die kleinſte Aufmerkſamkeit auf meine Arbeit hinzulenken.

Sollte denn wirklich das Gedeihen der Bühne von den Dichtern zuerſt ausgehen? und iſt die franzöſiſche oder deutſche Art mit ihnen umzugehen, die Richtige? Ich wage hier nicht zu entſcheiden.

4.

Am andern Tage zur feſtgeſetzten Stunde, war ich im Theaterbüreau und fand meinen Mann beim Generalſekretär mich bereits erwartend.

Er war Kaufmann geweſen und hatte nunmehr ſeine Kapitalien „dans les grands affaires,“ wie er einen Kanalbau nannte, der nicht vorwärts ging und ihn zwang, andere Wege zu ſeiner Exiſtenz zu ſuchen.

Er hatte die Bekanntſchaft eines Deutſchen gemacht, der Schulden halber in St. Pélagie ſaß und dieſer überſetzte einige Stücke von Kotzebue, die er korrigirte und durch Scribe's und Anderer Einfluß auf die Bühne brachte. So war er zum dramatiſchen Dichter geworden und da „le chevreuil de Mr. de Kosbou,“ ihm in ſechs Wochen über 10000 Franken eingetragen hatte, ſo war ihm dies ſchmeichelhafteſte Ermunterung in ſeinen dramatiſchen Verſuchen fortzufahren. Aus dieſem Grunde hatte er eine leichterklärliche Vorliebe für die Deutſchen und ihn wählte grade der feine Generalſekretär zu meinem Mitarbeiter.

„Das Theater iſt hier eine Rente,“ ſagte Mr. Blin, „und wir Andern, wir haben den Grundſatz, leben und leben laſſen. Ich will mich gern der Korrektur ihres Stückes unterziehen und zugleich Alles ausmerzen, was vielleicht dem franzöſiſchen Geſchmacke anſtößig ſeyn könnte, ohne jedoch ihrer Originalität zu ſchaden und das Fremdartige zu verwiſchen, was man hier ſo liebt. Aber vor allen Dingen muß Ihr Stück angenommen ſeyn, und dazu iſt mein Einfluß zu gering, wir müſſen den régisseur général als Mitarbeiter annehmen, damit er ſeinen Antheil von den Benefizien ziehe. Er wird übrigens an unſerm Werke nicht das Geringſte ändern, dafür ſtehe ich Ihnen, und daß er ſeinen Namen mit den Unſrigen nennen läßt, wenn das Publikum es verlangen ſollte, das nehme ich auf mich. Sie werden ihm dann einige freundliche Worte ſagen und Alles iſt abgethan."

„Und ich werde gewiß nicht unterlaſſen, was in meinen Kräften iſt" — ſetzte der Generalſekretär hinzu. „Und was in ſeinen Kräften iſt, will viel ſagen," fiel ihm Mr. Blin in's Wort. „Die Autoren kommen nur der Reihe nach heran, wie ſie ihre Werke eingereicht haben. Einem Jeden iſt ein gewiſſer Zeitraum für die Aufführung ſeines Stückes geſetzt. Trifft es ſich nun, daß der Beifall nicht ſo anhält, um durch wiederholte Aufführungen jenen Zeitraum ausfüllen zu laſſen, ſo tritt ein Interregnum ein, deſſen Ausfüllung lediglich von dem Generalſekretaire abhängt. Denn nicht das angenommene Stück des nächſtfolgenden Autors kommt an die Reihe, ſondern irgend Eines, das unſer Freund hier in Vorſchlag bringt. Deshalb iſt er uns ſehr nützlich, um früher zum Ziele zu gelangen, und es iſt billig, ihm dafür ſtillſchweigend einen gleichen Autorantheil zu gönnen, wenn auch ſein Name nicht dabei genannt wird."

Ich gab, ſtumm mich verbeugend, meine Einwilligung. Nun war mir des höflichen Mannes: „mais est-ce que vous me connaissez donc!" erſt klar geworden, und ich verließ meine neuen Freunde, ohne weitere Freundſchaftsverſicherungen, da uns ja das Geſchäft ſchon zu innig verbunden hatte.

Auf dem Heimwege mühete ich mich ab, drei Prozent in vier gleiche Theile zu ſondern, da ich aber ſtets ein ſchlechter Rechner war, ſo mußte ich dieſe Verſuche einſtellen, ohne ein facit herauszubringen.

5.

Ich hatte von dieſem Augenblicke an meinen freien Eintritt zu allen Plätzen und auf die Bühne.

„Vous êtes de la maison et vous n'avez qu'à vous nommer au controle,“ dies ſagte mir Mr. Rococo. Ich benutzte dieſe Erlaubniß, und ſtieg beſonders Abends hinter den Couliſſen umher. Das Merkwürdigſte waren mir die kurzen Mäntelchen, welche die Schauſpielerinnen um die entblößten Schultern werfen, ſobald ſie von der Scene abgegangen ſind.

Mit dieſen Mäntelchen wird ein großer Luxus getrieben, und ich ſah Eines von ſchwarzem Sammet mit duvet de cygne gefüttert, welches die weiße Schminke der Huldin um ein Bedeutendes hervorhob.

Sobald das Stichwort die Schöne auf die

Scene ruft, wirft ſie ihren Mantel ab, dann nimmt ihn ein Herr in Empfang, der dafür ſtehen muß, und daher die Dame zu dieſem Zwecke den ganzen Abend begleitet. Leute, die nicht davon unterrichtet ſind, könnten bei dieſen Begleitern ſich ganz andere Dinge denken. Es iſt aber nicht der Fall.

Die Sitte mit den Mäntelchen iſt allerliebſt, und ich dächte, man könnte ſie in Deutſchland ohne Mühe in Aufnahme bringen.

In den Zwiſchenacten lernte ich „le malin Figaro, le spirituel Corsaire, und l'espiègle Entr'acte“ kennen. Es waren die jungen Redacteurs oder Beſoldete jener Journale, denen die Pflicht obliegt, über dieſes Theater zu referiren. Dergleichen hat jedes dieſer kleinen Journale für eine jede Bühne. Die großen politiſchen Blätter begnügen ſich damit, dann und wann dem, was ihnen der Generalſekretär einſendet, einen kleinen Platz zu gönnen. Auch ward ich den erſten Künſtlern, ſo wie dem Regiſſeur-général vorgeſtellt, dieſer, der ſchon von ſeiner Mitautorſchaft gehört hatte, war zuvorkommend und freundlich. Alsdann ſah ich noch einen Regiſſeur und ſpäter noch einen; der 4te Régiſſeur endlich ſtellte ſich mir ſelbſt als ſolcher vor.

Es war dies ein kleiner Burſche von ungefähr 17 Jahren, ohne Bart und in Pantoffeln, der vor einigen Wochen ſein Debût machen wollte, aber von der Probe fortgeſchickt worden war. Da er aus eigenen Mitteln nothdürftig zu leben hatte und das Theater, der Frauenzimmer wegen, ſehr liebte, ſo wurde er als 4ter Regiſſeur angeſtellt. Sein Geſchäft beſtand darin, zu klingeln wenn der Act anging und die Tagesordonnanzen zu ſchreiben, welches ihn dem Regisseur général unentbehrlich machte, der „leider mit der Feder nicht umzugehen wußte.“

Die Leute waren übrigens alle recht höflich mit mir, und nach beendigtem Theater mußte ich mit einigen von ihnen in ein Café gehen pour me rafraichir.

6.

An dem Tage, da mein Vaudeville geleſen wurde, wo ich zugegen war, ereignete ſich der erſte Sturm. Einer meiner beßten Freunde, der Dichter Léon, drang mit Ungeſtüm in die Verſammlung und unterbrach ſie.

Er iſt ein dicker, junger Mann, den die vornehmſten restaurants zu den Ihrigen zählen.

Er trug an dem Tage mehrere Weſten, ein

soulard des Indes um das Kinn, einen Biberrock mit einem Chinchilla-Kragen, und darüber einen weiten grünen Mantel von Seidenzeuch, mit rothem Unterfutter. Dies war ſein gewöhnliches Koſtüm bei den Proben, da das Theater voll Zugwind war. Er ließ unten das 12te Tableau ſeines neueſten Melodrams probiren, als er hörte, das Vaudeville eines Fremden werde geleſen, um aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeinem Melodram in der Reihenfolge den Rang abzulaufen. Er ſprach lange und leiſe mit den Adminiſtratoren und mit dem Régisseur général und ſchrie endlich, indem er fortlaufen wollte: „je retire don ma pièce.“ Man hielt ihn auf und ſchien ihm neue Vorſchläge zu machen. Die Unterhandlung fing an laut zu werden, und ich merkte, daß vom Retiriren des Stückes nicht mehr die Rede war. Nun handelte es ſich um die Ausſtattung deſſelben. Er beſtand auf 7000 Franken, eine Summe, die er mit dem Maſchiniſten, dem Maler und dem Coſtümier bereits auf's Genaueſte berechnet hatte, und die Adminiſtration wollte nur 5000 Franken bewilligen. Die Debatten nahmen kein Ende. Der Dichter Leon ſah nach der Uhr. Die Stunde rief ihn in ein anderes Theater, um der Probe eines Stükkes beizuwohnen, bei dem er mit gearbeitet hatte.

„Alſo bis morgen!" rief er leicht hingeworfen, „einſtweilen bleiben die Proben ſuspendirt, bis ich ihren Entſchluß weiß."

Und zu mir wandte er ſich lachend mit den höflichſten Entſchuldigungen, die Leſung meines Vaudevilles, von dem er ſchon ſo viel Gutes gehört, und auf deſſen Aufführung Alles geſpannt ſey, unverſchuldet unterbrochen zu haben.

Und wirklich war es für heute aus mit dem Leſen. Die Stunde rief die Herren und Damen hinunter auf die Bühne und ich folgte: „étant de la maison," um Zeuge eines für mich eben ſo neuen als überraſchenden Auftritts zu ſeyn.

7.

Ein junger Dichter hatte ein Vaudeville eingereicht, und nachdem es angenommen, und der Tag zur Aufführung anberaumt worden war, forderte er, daß ſeine Gattin in der Hauptrolle ihren erſten theatraliſchen Verſuch machen ſollte. Vergebens ſtellte man ihm das Misliche der Sache vor. War das Vaudeville gut, ſo konnte das ungeſchickte Spiel der Debütantin Alles verderben; misfiel das Vaudeville, ſo war es um die Debütantin zugleich geſchehen. Umſonſt waren alle dieſe Vorſtellungen geweſen. Die kleine Frau hatte ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, mit ihrem Manne die Luftfahrt zu wagen, und war nicht davon abzubringen.

Dieſe Probe ſollte jetzt ſtattfinden.

Mr. Théophile, das Orcheſterhaupt, ſtand mit der Geige da, der Souffleur befand ſich in der Geſtalt eines Siegers neben ſeinem Kaſten, den er mit dem linken Fuße trat, indem er das Manuſcript dicht vor den Augen hielt, und der Dichter und ſeine Gattin trippelten auf und ab, die darſtellenden Künſtler erwartend.

Endlich kam Alles an; der Dichter küßte ſeine Frau und lief fort, um ſich in eine Loge zu placiren mit den Worten: „du courage, mamie!“ Sie ſchlug ein Schnippchen und lachte.

Dies Selbſtvertrauen gefiel mir und ich lächelte der jungen Novize recht gemüthlich zu, die mich drob befremdet anglotzte. Die Probe nahm ihren Anfang; der Régisseur général ſetzt ſich mit ſehr ernſter Amtsmine in's Proſcenium.

Das Dichterweibchen trat auf. Aber welch ein Spiel war das! Die Schritte abgemeſſen wie beim Contretanz, die Bewegungen im Uebermaaße und unpaſſend, die Declamation unerträglich monoton, und endlich der Geſang! . . . . den ſchlechteſten

Vaudevillegeſang an Disharmonie und Tactloſigkeit übertreffend.

So ging es bis in die Hälfte des Stücks fort. Eine Stimme aus dem finſtern Auditorium rief: Bravo! und zwei Hände klatſchten dazu.. Beides gehörte dem Dichter und Gatten an.

Der Régiſſeur verließ auf einen Augenblick ſeinen Platz, um alsbald an der Seite des Herrn Rococo wieder zurückzukehren.

Sie traten in die Mitte der Bühne und unterbrachen die Probe, ſodann eröffnete Mr. Rococo der jungen Frau, daß ſie zwar ſehr viel Talent zeige, auch himmliſch ſinge, aber denn doch noch ſo manches ablegen müſſe, um die ſchwer zu befriedigenden Pariſer gänzlich für ſich einzunehmen. Er zweifle übrigens nicht daran, daß es ihrem Fleiße gelingen würde, für die Folge.....

Weiter ließ die Dame Mr. Rococo nicht ſprechen. „Ich werde alſo nicht ſpielen?“ fragte ſie, indem die Naſe ſpitz wurde und die Lippen zu beben anfingen.

„Für dieſes Mal nicht,“ ſagte kalt der Régisseur général, hinter den ſich Mr. Rococo zurückgezogen hatte.

„Jules! Jules!“ ſchrie die Dame in den finſtern Raum hinab, ihrem Manne zu.

Aber Jules ſtand ſchon hinter ihr, ſie mit ſanften Worten beſchwichtigend und ſie einmal über's Andere „ma bonne amie“ nennend.

„Nichts da!“ ſchrie indeß ma bonne amie, „Du nimmſt Dein Stück zurück; oder wirſt Du zugeben, daß eine Mamſell Claire oder Hortenſe die Rolle, die Du für mich geſchrieben, verhunze? Spiele ich etwa ſchlechter als Mamſell Claire oder Hortenſe, daß ſie von einer Bühne mich zurückweiſen, wo jene Damen alle Abende ihre ſchlechten Künſte dem Publicum vormachen dürfen?“

Ein lautes Gelächter erſchallte von links und rechts, wo Claire und Hortenſe von ihren Mantelträgern begleitet in den Couliſſen ſaßen.

Die junge Frau wurde durch dieſes Gelächter zur ausgelaſſenſten Wuth geſteigert; ſie zeigte eine Leidenſchaftlichkeit, deren nur eine Franzöſin fähig iſt. Sie knirſchte mit den Zähnen, daß es mir durch Leib und Seele ging und ſtampfte dabei mit den Füßen. Der Shawl war ihr von der einen Schulter gefallen und ſchleppte ihr wie ein Königsmantel nach, der Hut war ihr vom Kopfe in den Nacken gerutſcht und die Fäuſte hob ſie geballt in die Höhe.

„Siehſt Du denn nicht die feine Intrigue, Jules, oder willſt Du ſie nicht ſehen? Spricht das Gefühl des Herrn Regisseur-général für Claire und das Deinige etwa für Hortenſe?"

Hier ſprangen von beiden Seiten die genannten Damen herbei, ſie waren dies ihren Mantelträgern und ihrer Ehre ſchuldig.

Es entſpann ſich ein ziemlich heftiger, doch ſehr kurzer Wortwechſel, da Krämpfe ihm bald ein Ende machten.

Ein herbeigerufener Fiaker führte den Dichter und ſeine kranke Frau zu ihrer Wohnung und das Vaudeville wurde für den Augenblick dem Theater entzogen. Ich rieb mir vergnügt die Hände und dachte: „ſo etwas kann Dir nicht paſſiren, denn Dein Stückchen iſt längſtens in 14 Tagen und bis dahin haſt Du noch keine Frau."

8.

Am andern Tage ging die Leſung ohne Unterbrechung von Statten. Herr Léon war zum fünften Collaborateur angenommen und von allen Seiten wünſchte man mir Glück dazu. Es ſchien einem Jeden billig, daß er — da die Aufführung ſeines Stückes durch meines verzögert wurde — auch einen Antheil an meinem Benefize habe, um für den Zeitverluſt gedeckt zu ſeyn.

Nun war mir's mit einem Male klar, was ich in Deutſchland nie begreifen konnte, wie fünf Autoren ſolch ein kleines Vaudeville zuſammen verfertigten, da alle Collaborateurs bei dem Leſen zugegen waren und Alle Stimmen von großem Gewichte hatten, ſo konnten die einſtimmigſten Lobpreiſungen nicht fehlen. Nach der Lectüre bat mich Mr. de la vieille Ganache auf ſein Zimmer, um mir eine vertraute Mittheilung zu machen.

Ich mußte vor allen Dingen viel Lob hinnehmen über die Vortrefflichkeit meiner Arbeit und das koſtbare Phlegma des Deutſchen, dem einzig und allein ſolche Vollendung zu Gebote ſtand.

Ich bedankte mich für das zweideutige Kompliment mit ſüßlich ſauerer Miene.

„Nun," ſagte er endlich, „da ich Sie zu kennen glaube, will ich mich Ihnen ganz anvertrauen. Fürchten Sie nichts, ich bin ein alter Edelmann, und wenn ich Sie in mein Geheimniß ziehe, ſo rechne ich darauf, daß Sie mich und meine Verbündeten nie verrathen werden."

Ich rückte weit weg von ihm. Mir fielen Carliſten und Conſpirationen ein und ich wollte damit nichts zu thun haben. Mein alter Freund merkte nichts von meiner innern Bewegung und fuhr alſo fort:

„Einige von unſern Künſtlern, mir ſeit lange ergeben, haben ganz im Stillen das jüngſte Stück meiner Tochter einſtudirt, welches ſich auf das neue Geſetz der Eheſcheidung bezieht und eine ſtreng moraliſche Tendenz hat. Ich bin überzeugt, daß es das Publicum electriſiren wird, wenn dieſes den Verfaſſer kennt. An dem Abende alſo, wo Ihr neues Vaudeville angekündigt ſeyn wird, werde ich einen kleinen unruhigen Auftritt im Theater veranlaſſen. Vertraute Freunde, auf die ich mich verlaſſen kann, werden ein anderes Stück verlangen, man wird toben und ſchreien. Dann werde ich erſcheinen und ſagen, daß wir ſtets bereitwillig ſind den Wünſchendes Publicums nachzukommen, und glücklicherweiſe ein neues Stück zur Aufführung bereit haben, das für das angekündigte Vaudeville gegeben werden ſoll. Eine einzige Zimmerdecoration iſt dazu nöthig und die Aufführung wird ohne große Vorbereitung Statt finden können. Das überraſchte Publicum verlangt dann den Namen des Autors, ich ſelbſt werde meine Tochter nennen und der glücklichſte Vater ſeyn, durch Sie ſeyn, mein Herr, der übrigens nichts dabei verlieren ſoll, denn andern Tages wird ihr Vaudeville als spectacle demandé angekündigt.“

Mir ſtand der Verſtand ſtill und die Worte fehlten mir. Meinen alten Freund entzückte das und er umarmte mich mit Thränen in den Augen.

„Ergötzen Sie ſich an dem Anblicke einer glücklichen Familie, Sie ſind deſſen werth!“ ſchrie er, packte mich beim Arme und führte mich geradesweges nach ſeiner Wohnung, wo mich ſeine alte Frau und die junge Dichterin der Eheſcheidung, ein blaſſes Kind mit langer, gebogener Naſe und großen, ſchwarzen Augen, die etwas ſchielten, in der Salle à manger, am gedeckten Tiſche erwarteten.

9.

Ich lag am andern Tage noch im Bette, mit geſchloſſenen Augen, doch ohne zu ſchlafen, und ſuchte mir die Scene vom erſten Aufführungsabende meines Vaudevilles auszumalen.

Das zahlreich verſammelte Publicum, die neugierigen Pariſer, die gekommen waren, mein Vaudeville zu ſehen; der vortretende und entſchuldigende Director, der durch ſeine Liſt Lorbeern und Alles ſeinem Töchterchen zuwandte und mir und meinen vier unſchuldigen Mitarbeitern ſtahl. Das Geſchrei, das Toben: „la pièce!“ das Pfeifen, die Polizei, die Sergents de ville, eine Emeute, Arretirungen! ach, ich wußte nicht, hatte ich mir die Ehre dieſer Auftritte zuzuſchreiben? ......

In meinen Träumen vertieft, hörte ich ziemlich ſtark klopfen und ein großer, ſtattlicher Mann in feiner Kleidung trat mit wichtiger Miene ein und rieb ſich die fleiſchigen, großen Hände ſo ſtark, als ob es Funken geben ſollte.

„Mein Herr, ich werde Ihnen bereits bekannt ſeyn" ...

Ich verneinte.

„Ich bin der chef des claqueurs und komme, um mit Ihnen die nöthige Rückſprache wegen der bevorſtehenden Aufführung ihres Vaudevilles zu nehmen, denn ſobald ein Stück probirt wird, ſetze ich mich ſogleich mit dem Verfaſſer in Rapport, zumal wenn er ein Neuling iſt."

Die Wichtigkeit des Mannes war mir längſt bekannt, unter tauſend Entſchuldigungen ſchlüpfte ich in den Schlafrock und huſchte zum Kamin, wohin ich ihn höflichſt einlud, indem ich einen Stuhl zurecht rückte.

„Haben Sie die Güte mir zu ſagen," fing er an, „auf wie viel Billets de faveur ſie rechnen können, mit und ohne droits und wie viel ſie davon für ihre Freunde gebrauchen, die Andern bin ich dann ſo frei für meine Leute in Anſpruch zu nehmen, um Ihnen beſſer dienen zu können. Denn, ſie bei der erſten Vorſtellung verkaufen zu laſſen, dazu rathe ich Ihnen nicht, da es das neue Stück nicht ſehr empfehlen würde, die Billete bedeutend unter dem Preiſe ausbieten zu ſehen.

Alles was der Mann mir ſagte, war mir völlig unverſtändlich. Ich gab ihm das unumwunden zu verſtehen.

„Wie, mein Herr?" rief er überraſcht, „Sie haben darüber noch nichts mit der Direction abgemacht, und die Aufführung ihres Stückes iſt ſchon ſo nahe? Ja, wenn die Herren einen Neuling vor ſich haben, ſo rupfen ſie ihn tüchtig. Und der Generalſekretär, der, wie ich höre, ſich ihren Freund nennt — oh! welch ein Freund iſt das! Sie ſind ſehr ſchlecht bedient worden, mein Herr, doch gleichviel, das iſt nicht meines Amtes. Vier Mitarbeiter haben ſich Ihnen aufgedrungen — aber mein Herr! das iſt einvichend!*) Doch laſſen wir das nun bei Seite. Für die Folge werden Sie weiſer ſeyn. Aber von den Freibilleten dürfen Sie nicht abgehen, die müſſen Sie ihnen geben, c'est de rigueur! und zwar ohne droits, ganz ohne droits."

---

*) embètant! ein unvergleichliches Wort.

Ich fragte was er darunter verſtehe. Er ſagte es mir mit wenig Worten. Die Direction gebe nehmlich Freibillete aus, die jedoch eine kleine Abgabe an der Controlle zu entrichten haben; welches mit andern Worten hieße: ſie verkaufe Billete bedeutend unter dem Preiſe. Mit einem ſolchen Freibillete aber, wofür der Inhaber noch etwas zahlen müſſe und ſey es auch noch ſo wenig, ſey ihm und ſeinen Leuten aber nicht gedient. „Die Logen und geſperrten Sitze, die Ihnen die Direction geben wird, mögen Sie immerhin ihren Freunden überlaſſen“ —

Ich unterbrach ihn mit der Verſicherung, daß ich wenig Freunde in Paris habe, und dieſe gewiß ihr Billet gern bezahlen würden.

Aber Mr. le chef des claqueurs nahm mit ernſter Mine wieder das Wort:

„Mein Herr, Sie kennen ihre Freunde in Paris eben ſo wenig wie ihre Feinde. Ja, ihre ärgſten Feinde ſind ihre Mitarbeiter, der Régisseur général und Mr. Léon, der Dichter, deſſen Melodrama um ihrentwillen zurückgeſchoben wurde.

Ich fragte erſtaunt, woher er das wiſſe.

„Aus dem eigenen Munde jener Herren,“ erwiderte er. „Ich will Ihnen nicht die Galle erhitzen, daher erlaſſen Sie mir, Ihnen die Ausdrücke hier zu wiederholen, deren ſie ſich bedienten. Aber die Proben ihres Stückes ſchreiten demungeachtet vorwärts und der Tag der Aufführung iſt nicht mehr fern. Darum hören Sie meine Forderung, denn die Direction iſt zu knauſerig und erbärmlich, als daß ich mich um einiger extraordinairen Vergünſtigungen an ſie wenden ſollte. Die Logen und geſperrten Sitze behalten Sie nur, daran mache ich keinen Anſpruch, aber zwanzig Parterrebillete habe ich noch nöthig, ich will meinen Phalanx in die Mitte des Parterres ſtellen, das wird wirken; es ſind dies conditionirte Leute, die in den Zwiſchenacten gern hinausgehen mögen. Das dürfen meine Streifcorps, die ich ohne Billet ſelbſt bei der Controlle vorbeiführe, nicht, und Sie werden mir geſtehen, daß es drückend iſt, ſelbſt bei den dringendſten Bedürfniſſen nicht hinausgehen zu dürfen." —

„Das iſt ja grauſam!" rief ich erſtaunt aus, „und warum das?"

„Es iſt Geſindel," ſagte der Chef, „das ſeine Contremarken verkaufen würde. Ich kann dieſe Maaßregel der Direction nicht ganz misbilligen, denn ich ſelbſt mag für dies Volk nicht ſtehen. Sie finden ſich beim Theater ein, kurz vor dem Anfange und ich kenne ſie ſelbſt nicht einmal. Um dieſe Truppe nun im Zaume zu halten, brauche ich meinen Phalanx in der Mitte. Denn mein loſes Geſindel klatſcht überall und ſo unmäßig, daß es die Oppoſition weckt, und den Fall eines Stükkes herbeiführen kann. Das Klatſchen allein iſt nicht genug. Man muß wiſſen, wo und wie es anzuwenden. Das verſteht die Elite, die ſich ihrer Billets bedienen ſoll. Auf den Flügeln des Amphitheaters poſtire ich Ihnen zu jeder Seite ein zwanzig bis dreißig junger Burſche, feurig und mit guten Kehlen, die in den Zwiſchenacten den Scandal unterhalten ſollen, um eine lebhafte Stimmung beim Publicum zu erregen; denn das wollen die Pariſer. Mit dieſen Hilfsquellen kann es Ihnen nicht fehlen, deſſen ſeyn Sie überzeugt. Sie ſollen von mir gut bedient werden, mein Herr!"

Ich dankte ihm ganz erſtaunt über Alles, was ich hörte. Ehe er fortging mußte ich mir die Zahl der Billete notiren, die er bei der erſten Vorſtellung von mir zu erhalten, zur unerläßlichſten Bedingung ſeines mir verheißenen Dienſteifers machte. Ich war feſt entſchloſſen, ihm das Verlangte zu bewilligen, ſelbſt wenn ich die Billete bezahlen müßte, da mir hievon allein das Gelingen meines erſten Debüts abzuhängen ſchien.

10.

Ich hatte mich um die Proben meines Vaudevilles nicht mehr bekümmert, als mich eines Tages der Generalſekretär mit der Frage überraſchte, ob ich denn nicht einmal der General-Probe beiwohnen wollte?

Um 10 Uhr ſtand ich auf dem Theater, wenig beachtet von den Künſtlern aller Art, die hin und herliefen, um das große Werk bereiten zu helfen, das am andern Tage Paris entzücken ſollte.

Die ganze Bühne war voll von Decorationsſtücken, Mobilien, Gruppen von beſchäftigten und unbeſchäftigten Menſchen. Zwiſchendurch machten ſich die Darſteller Bahn und ihre Stimmen vernehmlich, und Alles übertönte der ordnende Baß des régisseur général.

Ein hageres Männchen in ſchlichter Weſte, eine Brille auf der Naſe und einen alten perſiſchen Turban auf dem Kopfe, das ich ſchon längſt beobachtet hatte, wie es ſo emſig Notizen in ſein Taſchenbuch niederſchrieb, näherte ſich mir und ſprach mit einer feinen Stimme, indem es die Hand, zum militairiſchen Gruße an den Turban legte.

„Ich bin Mr. Neron, der Coſtümier des Theaters, da ich wenig Haare habe, ſo ſetze ich auf, was mir gerade unter die Hände kommt.“ — Er meinte den Turban.

„Bei den Generalproben lerne ich das Stück kennen und weiß dann, was ich meinen Leuten anziehen muß. Verlaſſen Sie ſich auf mich, in dieſem Falle werde ich meine ganze Aufmerkſamkeit anſtrengen. Ich werde mehr thun, als meine Pflicht erheiſcht und Ihnen als Künſtler zur Seite ſtehen.“

Er verließ mich. Ein anderer Mann in einem braunen, ſchäbigen Rocke, mit rothem, aufgedunſenem Geſichte und eben ſolchem Backenbarte näherte ſich: „Ich bin Hector, der Chef der Maſchiniſten dieſes Theaters,“ ſprach er in rauhem Baſſe, „Sie geben mir zwar wenig Gelegenheit, mich in ihrem Stücke zu zeigen, aber Sie ſollen mit meinen Dienſten zufrieden ſeyn. Ich werde Ihnen die Decoration zuſammen ſtellen, daß das Publicum glauben ſoll, Neues zu ſehen. Künſtler müſſen ſich vertragen und der Einheimiſche muß dem Fremden hilfreich entgegen kommen. Das iſt meine Philoſophie!“

Ich dankte ihm verbindlichſt.

Ein langer, hagerer, ſtotternder Alter trat jetzt auf mich zu und fragte mit höflicher Verbeugung: „Sie ſind ein Deutſcher, mein Herr?"

— Ich bejahete. —

„Oh, ich wußte längſt, daß die Deutſchen den Franzoſen in Nichts nachſtehen. Nicht wahr? Sie haben in ihrer Hauptſtadt auch ein Theater?"

— Ich ſeufzte laut auf, da ich an unſere Hauptſtadt dachte.

„Ich weiß das Alles. Sie geben dort Stücke von einem gewiſſen Schillère und dem célèbre Monsieur Goët. Es ſoll ganz artig ſeyn! Seyn Sie überzeugt, man wird Sie hier gut bedienen. Ich kenne Neron und Hector, das ſind Künſtler wie ich, und wir werden uns als ſolche aufführen. Wir lieben ein wenig die Ehre! Beſonders ich — ſeit meiner früheſten Jugend wollte ich Künſtler werden und ich ruhete nicht, bis ich zum Theater kam. Nun bin ich dreißig Jahre dabei. Sie können daraus abnehmen, wie ich mein Geſchäft kenne. Hier auf dem Bogen habe ich mir Alle Requiſiten notirt und wenn auch jetzt noch nicht Alles da iſt, ſo wird morgen gewiß nichts fehlen. Ich bin nehmlich Mr. Minos, mit Beſorgung der Acceſſoirs beauftragt. Hier neben an iſt mein Bureau. Er wendete ſich zum Weggehen, doch plötzlich nahm er den Faden ſeiner Rede wieder auf.

„Sehen Sie dort den dicken, jovialen Jungen? Es iſt Queue-de-Chat, unſer Coeffeur, er wendet ſich mit keiner Anrede an Sie, darum iſt es recht, wenn Sie ihm das erſte Wort gönnen. Er iſt gegen alles Neue eingenommen, und daher nicht ſehr freundlich für Sie geſtimmt, doch einige Worte von Ihnen können das leichtlich ausgleichen.“ — Kaum hatte er geendet, als ich mich von einem Haufen ſchmutziger Kerle umringt ſah, deren Einer ſich mir auf drei Schritte näherte und mir mit zierlicher Verbeugung einen mächtigen Blumenſtraus überreichte, aus dem eine Pomeranze hervorragte. Es waren die Maſchiniſten, die mir nach herkömmlicher Weiſe ihre Huldigung darbrachten.

Ich war verlegen, wo ich das Bouquet laſſen ſollte, da kicherten einige Tänzerinnen, die ſeitwärts ſaßen, mich ſchelmiſch aus, die niedliche Mamſell Deſirée an der Spitze.

Schnell war ich entſchloſſen, ich zerſtückelte den Straus in kleine Sträuschen und überreichte einer jeden Dame eines davon. Mamſell Deſirée erhielt die Pomeranze.

Alsbald klopfte mich eine ſchwere Hand auf die Schulter. Es war Mr. Rococo, dem dieſe ſeiner Favoritin erzeigte Aufmerkſamkeit nicht behagen mochte. „Dort iſt der libraire du théatre," ſagte er ziemlich barſch, „mit dem Sie noch immer nicht geſprochen haben." Ich war höchlich überraſcht, daß Mr. Rococo mir ſolch einen Vorwurf machte; was hatte ich mit dem libraire du theatre zu ſchaffen?

Der Mann ſelbſt belehrte mich bald eines Beſſern.

„Mir ſteht es zu, während der Zwiſchenacte die Abendjournale und die Geſänge der Stücke ausrufen zu laſſen und zu verkaufen. Ich will mich deshalb mit Ihnen einigen. Welchen Preis ſetzen Sie auf die Geſänge Ihres Vaudevilles?"

Ich wußte nicht, was ich fordern ſollte. In Deutſchland iſt das ein Accidenzchen für die Theaterverwaltung oder den Kaſſier, und Niemand denkt dabei an den Dichter.

„Schon gut," ſagte der Mann, „ich werde Ihnen eine Indemnität bieten, womit Sie und Ihre Herren Mitarbeiter zufrieden ſeyn ſollen. Einſtweilen beſorge ich den Druck."

Somit verließ er mich. —

Unter dieſen Geſprächen war das Ende der Probe herbeigekommen, von der ich nichts gehört hatte, und ein lautes Bravo tönte mir in die Ohren. Die Herren und Damen überſchütteten mich mit Lobſprüchen und Artigkeiten. Aus dem Orcheſter kletterten die Muſiker auf's Theater, um mir Glück zu wünſchen.

„Ça fera courir tout Paris! — c'est du neuf! — C'est bien curieux!“ ſchallte von allen Seiten mir in die Ohren.

Der Souffleur umarmte mich, und wie ich gleichſam im Triumphe zur Thüre hinausgeſchoben wurde, präſentirten ſich mir zum zweitenmale, die Hüte ſchwenkend, ſämmtliche Maſchiniſten, denen ich für ihr Bouquet ein Hundert-Sousſtück hinwarf.

11.

Wie der erſte Tagesſchimmer durch meine Vorhänge ſiel, ſprang ich von meinem Lager auf. Ein ſchwerer Nebel lag drückend auf den Dächern und ließ Alles in verwiſchten Umriſſen erblicken.

Die Gegenſtände verſchwammen mit dem Nebel und ein ferner Kirchthurm ſah einem Gebirge, die an der Ecke ſitzende Milchhökerin einem Miſthaufen nicht unähnlich. Endlich ſchwankte aus dem trüben Schleier ein unförmliches Schattenbild hervor. Dicker Bauch, flatternder Mantel, Stelzfuß, Krücke aufgehoben . . . . . . eine verzweifelt phantaſtiſche Geſtalt . . . . ein Archivarius Lindhorſt von ſeinem flatternden Schlafrock getragen . . . . und doch kein Anderer, als mein Director, Monsieur de la vieille Ganache. Die aufgehobene Krücke galt nur als Zeichen für ein dahinrollendes Kabriolet, anzuhalten und den Pilgrim im flatternden Mantel aufzunehmen.

„Was der Mann nicht Alles zu thun hat, an dem Tage einer erſten Aufführung!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Aber auch ich will nicht zurückbleiben. Mir geht ja die Sache nicht minder an.“

Die beßten Kleider wurden angelegt; es war ja heut mein Ehren- und Feſttag, und die Bruſt voll Hoffnung, das Auge muthig auf alle Gegenſtände hin- und herwerfend, ſtieg ich den Boulevard hinab, bis endlich an der Ecke der Straße des heiligen Fiakers ich unter dreißig Zetteln hervorlas:

Mäuſekönig und Nußknacker,
fantaſtiſches Vaudeville in 1 Act.

Die Namen der Autoren nannte der Zettel noch nicht, die mußten erſt von dem Publicum verlangt werden.

Ich trat in's Theaterbüreau, wo bereits der Generalſekretär, der Generalregiſſeur und die Dichter Blin und Léon, ſämmtlich meine Mitarbeiter, verſammelt waren. Sie ſchienen angelegentlich über einen Gegenſtand zu ſprechen, und ließen mich unberückſichtigt am Fenſter ſtehen.

„Ah, ſieh da!“ fing endlich mein ſpecieller Freund, der Generalſekretär an, „Sie wiſſen noch nicht, worüber wir hier discutiren? Ob das neue Vaudeville heute Abend aufgeführt wird oder nicht?“

Ich erſtarrte. —

„Der Miniſter hat den Director ſo eben durch ein Handbillet vor ſich beſcheiden laſſen.“

„Nun? und muß denn das eben des Vaudevilles wegen ſeyn?“ —

„Natürlicherweiſe! wir ſind ſehr geſpannt auf die Zurückkunft des Mr. de la vieille Ganache.“

„Es muß unter jeder Bedingung gegeben werden,“ rief Blin.

„Das wäre ſchön, wenn ſich der Miniſter um die Vaudevilles kümmern wollte,“ ſchrie Léon.

„Man könnte es ihm ja vorlegen und er würde ſich bei Leſung überzeugen,“ ſagte gemäßigt der Generalſekretär.

„Das wäre eine Cenſur!“ ſchrien die Andern wüthend durch einander. „Wäre das die Frucht der drei Tage?“

„Das bedeutete alſo deine aufgehobene Krücke, Nebelgeſtalt des alten Directors," ſagte ich ſchwermüthig zu mir ſelbſt, und blickte wie ein Menſch, dem ſein ganzes Glück zertrümmert zu Füßen liegt, mit ſtarren Augen auf den Boden.

Da wurde die Thür aufgeriſſen und ſchweißtriefend ſtolperte der Director herein.

12.

„Ihr müßt wiſſen, meine Herren," hub er an, „daß ich und der Miniſter intime Freunde in der Jugend waren. Wir ſind aus derſelben Stadt, und fiſchten und jagten zuſammen, und trennten uns erſt als wir in Staatsdienſte traten. Daher verſah ich mich denn eines freundlichen Empfangs und begab mich, ſo wie ich hier bin, auf dieſe Einladung" — hier zeigte er das Billet vor — „in das Hotel des Miniſters. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und obgleich es ſeit den drei Tagen nicht mehr üblich iſt, ſo nannte ich den Miniſter Monseigneur und Excellence. Das nahm er ſichtbar freundlich auf. Er ſagte: Ei Monsieur, Sie haben da ein Vaudeville angekündigt, das der Moral eine arge Schlappe anhängt. Ich kann nicht zugeben, daß der Scandal geſpielt werde. — Ich entgegnete: Monseigneur, werden ſich noch meiner aus Ihrer Jugend erinnern; wir ſind aus derſelben Stadt; Wälder und Seen giebt's viele in unſerer Heimath, und gleich beim Eintreten bemerkte ich, daß Ew. Excellenz noch immer eine große Vorliebe dafür haben. — Hiebei zeigte ich auf vier Kaſtanienbäume und einen kleinen Springbrunnen im Hofe unten, und hoffte durch die Erinnerung an Jugend und Heimath ihn günſtig für mich zu ſtimmen. — Schon recht, erwiderte der Miniſter, indem er zum Fenſter trat und gleichgiltig in den Hof hinabſah, aber das Vaudeville kann nicht aufgeführt werden. — Monſeigneur können die Verſicherung hinnehmen, daß es im ſtrengſten Sinne des Wortes moraliſch zu nennen iſt. — Ich habe mir darüber referiren laſſen, der Nußknacker ſtrebt ſeinem Vetter, dem Mäuſekönig, nach der Krone. Dieſer, ein großer Freund der Jagd . . . . doch wozu dieſe Weitläuftigkeiten? Können Sie es läugnen, daß der Leichnam eines Frauenzimmers auf dem Theater geſchändet wird, und iſt dergleichen wohl je, ſelbſt in dem atroceſten Melodrama vorgekommen? — Nicht der Leichnam, Monſeigneur, die Dame iſt lebendig, und die Dichter haben es ſo hinzuſtellen gewußt, daß der moraliſche Zweck in die Augen ſpringt. — Unglaublich! Auf jeden Fall müßte das Stück früher eingereicht worden ſeyn, um

Anſtößiges auszumerzen. Jetzt iſt es dazu zu ſpät und die Aufführung kann unter keiner Bedingung geſtattet werden." — „Und ich verſichre Ew. Excellenz, daß die Aufführung unter jeder Bedingung Statt finden wird." —

Bravo! unterbrachen hier Alle den Director. — „Seyn Sie verſichert," ſetzte der Miniſter feſt hinzu, „daß alle Maasregeln getroffen ſind, um die Aufführung zu verhindern." — „Es wird Alles fruchtlos ſeyn, Ew. Excellenz werden eine Emeute auf den Boulevards herbeiführen, die von Bedeutung werden kann." — „Immerhin, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihr Vaudeville wird nicht gegeben, Monsieur le Directeur!" — „Und ich ſetze meines dagegen, ich laſſe es ſpielen Mr. le Ministre! — Mit dieſen Worten verließ ich das Zimmer, und nun bin ich hier, um mich mit Ihnen zu berathen, was in dieſer Sache zu thun iſt."

Willkühr! Gewalt! Gekränkte Rechte! ſo ſchrieen Alle in größter Erbitterung.

„Spielen wir?" fragte der Director.

„Wir ſpielen!" rief Alles.

In dieſem Augenblicke traten viele Leute herein, die ſich erkundigten, ob es denn wahr wäre, daß das neue Vaudeville verboten worden ſey, und als dies bejaht wurde, nahmen ſie haſtig Logen aus Furcht, daß andere Leute, die nach ihnen kämen, ſie ihnen wegnehmen würden. Die vielen Fragen und Forderungen, die dies verurſachte, zwangen uns in das Kabinet der Adminiſtration unſern Rückzug zu nehmen.

Der chef des claqueurs wurde nun herbeigeholt.

„Das ganze Parterre iſt heut zu Ihrer Dispoſition,“ ſagte ihm der Director, „nicht ein einziges Billet wird verkauft, und hier haben Sie 400 zur Vertheilung an ihre Leute. Eine einzige Bedingung wird dabei gemacht. Sämmtliche 400 müſſen ſich ſo ſchnell als möglich vor dem Hauſe einfinden, und wenn es erforderlich wird, die Thür des Theaters mit Gewalt öffnen. Der Concierge erhält den Befehl, die Klammern und Angeln der Thür loszuſchrauben, damit bei dem choc das Haus nicht leide und keine große Kraft angewendet werden darf. Dann eilen ſie ſtürmend in den Saal und breiten ſich ſogleich im ganzen Parterre aus, damit Niemand mehr Platz findet, der nach ihren Leuten hineindringen wollte. Iſt das Miniſterium tollkühn genug, Gewalt zu brauchen, ſo iſt der Boulevard und der jetzige Zeitpunkt ſchlecht zu einem ſolchen Spaße gewählt, und die Verantwortlichkeit wird ſchwerer ſeyn, als die Herren ſie ſich denken mögen.“

Allgemein war man mit dieſen Maaßregeln zufrieden. Nur ich verwünſchte im Stillen mein Vaudeville, das ganz unſchuldiger Art, da es ja urſprünglich für Deutſchland gedichtet worden war, zu ſolchem Argwohne die Veranlaſſung gegeben hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, wer wohl dieſen Verdacht beim Miniſterium erregt haben mochte, und bemerkte lange nicht Léon's hämiſche Schadenfreude, deſſen Melodram mein Mäuſekönig zurückgedrängt hatte, bis der aufrichtige chef des claqueurs, mein Freund, mich durch deutliche Winke darauf aufmerkſam machte.

Wir waren Alle noch beiſammen bis auf meinen eben genannten Freund. Dieſer hatte unten einen formidabeln Janhagel zuſammengefegt, den Kehricht der Boulevards, nicht ein einziges honorichtes Menſchenkind, mit einem Rocke, der ordentlich über die Hüften reichte, und kein Kopf, den ein Hut bedeckte.

Mit Geſichtern voll Munterkeit und Mäulern, die nach Scandal wäſſerten, die Hände reibend, herumſpringend und loſe Streiche und Kurzweil treibend, füllten ſie den Platz vor dem Theater, von ſpähender Polizei umſchlichen, ſo ſorglos als könnte in der nächſten Viertelſtunde nicht ſchon ihr Blut fließen, um einen Bettel wie die Aufführung meines Mäuſekönigs und Nußknackers. Und wofür? für ein Freibillet! . . . .

Endlich wurden die Thüren von innen geöffnet, der Hauſe hielt pfeifend und hohnlachend ſeinen Einzug, und ein commissaire de police trat zu uns mit der Meldung ein, nach reiflicher Erwägung habe das Gouvernement die Aufführung des Vaudeville geſtattet.

Und der Miniſter hatte doch ſein Ehrenwort gegeben, oder Mr. de la vieille Ganache war ein Lügner! . . . . .

13.

Ich kann über die erſte Aufführung des Vaudeville nicht viel mehr berichten, als daß ſie mit obligatem Pfeifen von einem Ende zum Andern begleitet wurde. Auch ſprach das Publicum an paſſenden Stellen bedeutend mit und ſo luſtig die Sache auch für jeden Unbetheiligten ſeyn mochte, mich ergriff ſie ſchmerzhaft. Ich, der ich noch nie die Ehre gehabt hatte, ſich aufgeführt zu ſehen, ſah ſich nun mit einem Male ausgepfiffen und verhöhnt. Die Journale werden über dich herfallen, dachte ich mir, und die Bahn des dramatiſchen

Schriftſtellers iſt für immer für Dich geſchloſſen!

Bei dieſen Betrachtungen fielen mir die freundlichen Geſichter der Directoren auf, die mir Glück zu wünſchen ſchienen.

Mr. de la vieille Ganache, welchen der ſtürmiſche Abend von ſeinem Projecte mit dem Stücke ſeines Töchterchens abgebracht hatte, ſagte: „dies ſey ein succès complet de scandale und ſo viel werth wie jeder Andre, ſelbſt für die Kaſſe."

Nach Beendigung des Stücks verlangte man die Namen der Schriftſteller und man nannte alle 5, doch vergebens! Denn der ungeheure Lärm geſtattete nicht, daß ſie verſtanden wurden. Dafür aber war andern Tages auf dem Aufſchlagezettel zu leſen:

„Le roi des souris et casse-noisette, bétise par M. M. Blin, Léon, Eugene, Victor et Auguste."

Das Wort Vaudeville war in das bezeichnendere „bétise" verwandelt und die Namen der Autoren hinzugefügt worden.

Mir, als dem eigentlichen Gaſtgeber, ward, wie man ſieht, der Platz am untern Ende der Tafel eingeräumt; das iſt nicht mehr als üblich, den Gäſten die Ehrenplätze.

Die Journale hatten einſtimmig über das neue Stück geurtheilt: „c'est une horreur, mais enfin il faut la voir!“ und da konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Pariſer gehorchten, um das horrible Ding in Augenſchein zu nehmen.

Das Haus war beim Zweitenmale ſo gedrängt voll, als wenn les Polonais von Franconi zu ſehen wären. Die Directoren und meine Wenigkeit waren ſehr übereinſtimmend zur Freude geſtimmt.

„Haben wir's nicht vorausgeſagt?“ ſagte Mr. Rococo, „dummes Zeug und ein Verbot der Regierung, mehr braucht es nicht, um unſern Weitzen blühen zu laſſen. Das Ding erlebt über hundert Vorſtellungen.“

Hier erhob das Publicum ein fürchterlich Geſchrei, mit Pfeifen, Stampfen und Singen untermiſcht.

Der Director ſah nach der Uhr.

„Warum geht's denn nicht an?“ fragte er überraſcht. „Es iſt längſt Zeit.“

Der vierte Regiſſeur klingelte. Aber bald kam die Nachricht, daß Mamſell Hortenſe ſich in einem Zuſtande von défaillance befinde, der ihr Auftreten ganz unmöglich mache.

Der Director wurde bleich. Ich ſah ihn ängſtlich an.

„Das iſt der Einfluß von Mr. Leon,“ ſagte er leiſe. „Die Dame iſt ſeine Geliebte, ſie iſt erbittert, daß ſein Melodrama zurückgelegt wurde, worin ſie eine ausgezeichnet ſchöne Rolle hat. Die heutige Einnahme, von deren Belauf ſie gewiß ſchon in Kenntniß geſetzt worden iſt, läßt ſie nicht zweifeln, daß der Mäuſekönig viele Vorſtellungen erleben wird und nun — von Liebe und Haß durchdrungen, von Wuth beherrſcht, fällt ſie in Ohnmacht, in Krämpfe, in was weiß ich! und wir werden genöthigt ſeyn, an der Kaſſe den Leuten Contremarken zu geben.“

„Was? eine ſolche Einnahme in Rauch aufgehen zu laſſen?“ rief der Generalſekretär, „nimmermehr! ſie muß ſpielen und ſollte ſie vom wüthenden Pöbel auf die Bühne geſchleppt werden.“

„Ruhig! Ruhig!“ ſagte beſänftigend de la vieille Ganache. „Sie wiſſen nun, Mr. Leon, was ich mit Ihnen Gutes im Sinne habe;“ es bezog ſich auf die nahe Aufführung ſeines Melodrams und die bewilligten 7000 Franken zu deſſen Ausſtattung; „gehen Sie jetzt hinauf in die Loge der Mamſell Hortenſe und zeigen Sie uns, was Sie über ſie vermögen. Bringen Sie ſie herunter und es wird Alles gut gehen, denn das Publicum iſt ſo eben wieder in der freudigſten Stimmung.“

In der That ſangen die Zuſchauer die Marſeillaiſe im Chore und das Orcheſter accompagnirte.

Dies hatte eine Weile gedauert, als Mamſell Hortenſe, bleich und mit noch zuckenden Geſichtsmuskeln, auf der Bühne erſchien. Sie ſprach nichts und winkte mit der Hand, wenn man ſie nach ihrem Befinden fragte.

„Mein Gott!“ ſagte ich ängſtlich, „wie iſt es möglich, daß dieſe Perſon ſpiele?“

„Laſſen Sie's nur gut ſeyn,“ ſagte der Generalſekretär, „ſie ſpielt, ich kenne das.“

Der Vorhang rollte in die Höhe und die bétise ſollte vor ſich gehen. Aber, o Himmel! Hatte ſich denn die ganze Hölle verſchworen?

Mr. Iſidore, der die erſten Worte zu ſprechen hatte und an den bis jetzt nicht gedacht worden war, da der Zuſtand der Primadonna Aller Sorge in Anſpruch nahm, taumelte auf die Bühne und lallte unverſtändliches Zeug. Ein Diner hatte ihn in eine unwillkommene Begeiſterung verſetzt und er war faſt nicht im Stande ſich aufrecht zu erhalten.

Unaufhörliches Pfeifen und Schimpfen begleitete ſeinen Auftritt und dauerte noch lange nach ſeinem Abgange fort. Unterdeſſen war Hortenſe von der andern Seite aufgetreten, das erbitterte Publicum pfiff fort, die Schauſpielerin glaubte, das ſolle ihr gelten, ſie beſann ſich keinen Augenblick und fiel leblos zur Erde.

Ein Geſchrey des Entſetzens erſchallte von allen Plätzen.

„Au rideau!“ tönte es dazwiſchen und der Vorhang fiel.

Einige Polizeicommiſſärs erſchienen ſogleich auf der Bühne und verlangten, da das Toben der Menge in Raſerei ausartete, man ſolle ſogleich die Vorſtellung für den andern Tag ankündigen und den Leuten das Geld zurückgeben. Aber das war tauben Ohren gepredigt! Eher giebt der Wolf das Lamm, das er zwiſchen den Zähnen hat, dem Schäfer zurück, ehe Rococo und vieille Ganache einen Sous der Einnahme und ſollte Alles darüber in Trümmer gehen.

Salze und Eſſenzen wurden über Hortenſe gegoſſen; Iſidore wurde mit Kaffee vollgeſchwemmt; das Theater glich einer Apotheke, und nicht lange dauerte es, ſo war Iſidore, den der Schreck ausgenüchtert hatte, vollkommen im Stande zu erſcheinen und Hortenſe, die von dem Mißverſtändniſſe unterrichtet worden war, ſchien auch in ſo weit wieder hergeſtellt, ihre Rolle mit halber Stimme zu Ende zu führen.

In demſelben Augenblicke ſprang Léon herbei, der mittlerweile ſeine Freunde im Saale geſprochen hatte und ertheilte die Zuſicherung, Hortenſe könne ſich auf eine gerechte Reparation gefaßt machen.

So wurde denn der Vorhang zum Zweitenmale geöffnet.

Man empfing Iſidore mit Lärmen. Einige pfiffen, andere geboten Ruhe und kein Menſch verſtand ein Wort von der Expoſition. Da trat Hortenſe auf und ein Klatſchen ertönte, von dem ich bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Auch wirkte der Lärm und das Ergreifende der Scene ſo ſehr auf die ſchwachen Nerven der Dame, daß ſie ſich an eine Stuhllehne halten mußte und ich in Todesangſt glaubte, ſie würde wieder umfallen.

Aber ſie erſtarkte an dem Gefühle ihres Werthes und dem Gedanken an der ungemeſſenen Liebe des Publicums; das Toben hörte auf und das Stück ging ſeinen Gang.

Das Pfeifen legte ſich jedoch erſt lange, als der Vorhang geſunken war; demungeachtet war das Stück am andern Tage wieder und ſo zwei Monate oder 61 Tage hintereinander und dann im dritten Monate in Zwiſchenräumen.

Die drei Procente wurden mir jederzeit richtig berechnet und bezahlt und meine 4 Mitarbeiter theilten ehrlich mit mir.

— Und geht es denn bei allen Theatern in Paris ſo zu? höre ich fragen. Nicht bei Allen trifft Alles ſo zu, wie ich es hier erzählt habe, aber die Couliſſen ſind ein Reich der Intriguen und Revolten, der Anmaßungen und Prellereien. Wer ruhig leben will, bleibe ihnen fern. —

Ein deutſches Schauſpiel in Paris.

Einige deutſche Blätter haben aus franzöſiſchen die Nachricht von einem deutſchen Theater aufgenommen, welches dieſen Sommer in Paris unter meiner Leitung Statt finden ſollte. — Bey meiner Rückkehr in's Vaterland habe ich über dieſes Unternehmen ſo manche Stimme vernommen, die es mir wahrſcheinlich macht, daß ein öffentliches Beſprechen dieſes Gegenſtandes nicht ganz ohne Intereſſe erſcheinen werde. —

Der Zuſtand der Theater in Paris iſt in dieſem Augenblicke nicht um ein Haar beſſer, als der ſo allgemein beklagte in Deutſchland. — Einige Berichterſtatter theilen uns wohl von Zeit zu Zeit die Menge der neuen gegebenen Stücke mit; andere verkünden uns die großen Einkünfte der franzöſiſchen Dichter und wir ſtaunen über Beides, und wähnen, daß die transrhenaniſchen Bühnen blühen und gedeihen. Wenn wir aber an Ort und Stelle uns darüber unterrichten wollen, ſo werden wir ſehen, daß die große Menge neuer gegebenen Stücke zur Befriedigung einer ungeheuern ſchauluſtigen, nach Neuem ſtets lüſternen Volksmenge herbeygeſchafft werden muß, und daß auf den verſchiedenen Bühnen Wiens, der einzigen deutſchen Stadt, welche ſich in dieſer Hinſicht mit Paris vergleichen läßt, im Verhältniſſe eben ſo viele Neuigkeiten erſcheinen, und daß ferner die großen Renten eines Scribe nächſt der Fruchtbarkeit auch noch der geſicherten und feſten Stellung eines franzöſiſchen Theater-Dichters ihren Urſprung verdanken. Auch ſelbſt der Vorwurf, als ſeyen die deutſchen Dichter an Erfindung ärmer, als die Franzoſen, trifft nicht zu; denn es könnte nachgewieſen werden, daß der Troß der Drama-Fabrikanten eben ſo viel von den Deutſchen entlehne, als wir von ihnen; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſelten überſetzen, da die Franzoſen zu ſehr in ihrer eigenen Küche vernarrt ſind, um fremdſchmeckende Saucen ſich anrichten zu laſſen. Unſere Stücke werden daher verſchnitten, gewürzt, eingekocht oder verdünnt, und prangen dann mit ganz fremdartigen Namen und Titeln auf den Zetteln. Bey einiger Kenntniß unſerer Theater-Literatur aber wird es nicht ſchwer ſeyn, von Ziegler und Kotzebue an, bis zu Müllner und Raupach alte Bekannte auf der franzöſiſchen Scene anzutreffen und Partheyenwuth und die Stricknadeln, Raphaele, Müller und ſein Kind und die Schuld erſchüttern melodramatiſch die Bewohner der fernen Boulevards. —

Von den Ueberſetzungen der Meiſterwerke unſerer Literatur kann hier nicht die Rede ſeyn, da ſie faſt wie bei uns keinen Einfluß auf das beſtehende Theater üben. —

Dieſem Mangel an wahrhaft großen und originellen Dichtern iſt die Urſache des Verfalls der Bühnen in Frankreich, wie überall, zuzuſchreiben; und die ſechs Theater von Bedeutung,*) die im Laufe des vorigen Winters zu Grunde gingen, wurden lediglich aus Mangel an guten neuen Werken dahin gebracht.

Da nach dem 3ten Abende, an welchem, ohne eine wichtige Urſache anzugeben, nicht geſpielt wird, die Kraft des Privilegiums erliſcht, ſo kann man leicht begreifen, daß von den Intereſſenten Alles darangeſetzt wird, ſchnell einen neuen Impreſſario zu erhaſchen und ſo heißt es denn eigentlich:

Le directeur est mort; vive le directeur!

---

*) Porte St. Martin, opéra comique (2 mal) Nouveautés, Ambigu, Odéon, Molière.

In welchem elenden Zuſtande das théatre français, die erſte, mit ungeheuern Vorrechten ausgeſtattete, Nationalbühne ihre Exiſtenz dahinſchleppt, iſt nur dann glaublich, wenn man ihre Leiſtungen und die ewigleeren Bänke ſelbſt geſehen hat; und ohne den glücklichen Wurf des Louis XI., wo ſich politiſches und poetiſches Intereſſe begegnete und von einer wahrhaft trefflichen Darſtellung getragen wurde, würde die Theaterfeindin Cholera auch hier ein reifes Opfer gefunden haben.

Wenn wir nun ſahen, wie Louis XI. dem théatre français in ſeinen Nöthen zu Hilfe ſprang, ſo müßen wir eben ſo bemerken, daß Richard d'Arlington ein Stück von großem Intereſſe in jetziger Zeit, dem Wiedereröffner des, unter Cherie zu Grunde gegangenen Theaters de la Porte St. Martin bedeutende Summen eintrug und ihn für viele Monate ſicher ſtellte. — Das théatre du Vaudeville beſitzt in dem Dichter Ancelot eine Stütze; das Gymnaſe macht Scribe ergiebig im Verein mit der Leontine Fay und noch einigen lieblichen Mädchen; die Varietés haben die Volkskomiker und müſſen daher floriren; die große Oper iſt durch die königliche Unterſtützung gänzlich vor dem Sturze geſichert; und kommt nun noch ein Robert le Diable dazu, den von 800,000 Pariſern ein Jeder einmal wenigſtens geſehen haben will, ſo kann der **Doctor medicinae Véron**, jetziger Direktor, der Cholera dreuſter in's Antlitz ſchauen, als alle ſeine Collegen (ich ſpreche hier von Theaterunternehmern, nicht von Aerzten).

Was nun eigentlich den Mangel an guten Theaterdichtern bey uns und in Frankreich verurſacht, gäbe Stoff zu einer weitläufigen Unterſuchung. Es iſt wohl zu allen Zeiten nicht leicht geweſen, ein wirkſames Stück zu ſchreiben; mehr aber noch jetzt, wo die Stoffe wirklich erſchöpft ſcheinen, und was vor 10 Jahren wohl noch ſtarke Wirkung verſprach, nun abgenützt iſt. Einen feſten Grund finde ich jedoch auch in der Stellung der Dichter zu den Bühnen. Wie es mit dem Verhältniſſe der deutſchen Bühnendichter beſchaffen iſt, kann als bekannt vorausgeſetzt werden. Sie ſind keineswegs im Stande, Talente zu wecken, und eben ſo wenig ſchon vorhandene in anhaltender Thätigkeit den Bühnen zu erhalten. — Man weiß, daß Hoftheater, die lediglich durch eines Fürſten Großmuth beſtehen, um Honorare handeln und auf Honorar warten laſſen. Und verdienen denn dieſe willkührlichen Bezahlungen den Namen der Honorare? — In Frankreich verſtehen ſie das Ding beſſer, — wie Yorik ſchon ſagte; — dort iſt Alles, was ſich auf die Verhältniſſe der Schriftſteller zu den Bühnen bezieht, nach feſten Grundſätzen beſtimmt; und ein Jeder, der auch nur das unbedeutendſte Werkchen aus einer fremden Sprache überſetzt, genießt daſſelbe Recht, wie der Dichter eines unſterblichen Werkes, das mit der Literatur des Volkes fortlebt.

Dieſes nun iſt der Grund, daß ſich Alles dem ergiebigen Nahrungsquell zuwendet, der bey dem ewigen Durſte auch ſtets mit Neuerm verſehen ſeyn will. — Verunglückte Spekulanten, Glücksritter, kleine Beamte, verabſchiedete Offiziere, junge Leute, die noch keinen feſten Lebensplan ergriffen haben, untaugliche Schauſpieler, Alles verfaßt Stücke; man geſellt ſich; man ſucht einander die Künſte abzuſehen; der Eine trägt hinzu, was dem Andern eben fehlt; der beſitzt etwas Muſik, um ein Couplet einzurichten; jener hat die Gabe der Wortſpiele, dieſer kennt das Theater; jener hat Einfluß, um an die Reihe zu kommen; ſo werden die vaudevilliſtiſch-melodramatiſchen Geſellſchafts-Verträge geſchloſſen. Was Wunder nun, wenn dieſe Leute, die ſich ihrem Geſchäfte mit ganzer Seele hingeben, andern, wahren Dichtern den Paß verrammen und die Sache verleiden. Wer kann, wie ſie, (ein Autor beſteht bekanntlich aus

4 Perſonen) alle Intereſſen auf einmal wahrnehmen, und während er zu Hauſe ein neues Stück anlegt, oder ausfeilt, zugleich einer Probe beiwohnen, eine Direction belagern, und einige Rezenſionen ſchreiben? Wer kann, wie ſie, die koſtbaren Vormittagsſtunden auf den Theaterbureaux und in den Vorzimmern zubringen, ſtundenlang auf Audienz warten, oder mit den Regiſſeurs und Sekretairs frühſtücken, oder Theaterprinzeſſinnen die Cour machen? Wer kann, um ſeine gehörige Anzahl von Freybilleten zu haben, hundert weite Wege machen, wenn er dieſes ganze Treiben nicht wie ſein einziges Geſchäft betrachtet und die dramatiſche Schriftſtellerey nicht ebenſo betreibt, wie der Holzhändler, der Geldwechsler, der Makler ihre Handthierungen?

Man ſieht nun wohl, wer unter ſolchen Umſtänden das Feld behaupten kann, wer ſolches räumen muß.

Wenn bei uns der magere Boden des ſchriftſtelleriſchen Erwerbes beim Theater die beſten Köpfe davon zurückhält, ſo iſt es dort die zu ergiebige Weide, und dort, wie hier, leiden die Anſtalten dadurch; und dort, wie hier, trägt die größte Schuld das Publicum, das ſtets nach Neuem verlangt und doch nur dem Guten, Wahren und Schönen ſeine anhaltende Gunſt zuwendet.

Bey dieſem ewigen Haſchen nach Neuem, nach Unverbrauchtem, konnte es nicht fehlen, daß die Franzoſen, deren tiefer herzuleitender Hang zur romantiſchen Poeſie in letzterer Zeit ſich ſo lebendig beurkundete, die Ader des Abenteuerlichen und Abergläubiſchen in unſerer Literatur ſich ergiebig zu machen ſtrebten. Was Balzac und andere Novelliſten auf Hoffmanns Bahn zu erreichen verſuchten, war, wenn gleich ohne unmittelbaren Einfluß auf das Theater, doch nicht ohne Bedeutung auf die allgemeine Belebung dieſes Geſchmackes, der bald, wie all dergleichen, in jenem Lande zur vollkommenen Sucht ward. Es würde zu weit führen, wollte ich alle jene Fälle aufzählen, wo ſich von mir der einzige Grund des Gefallens eines faden Vaudevilles darin auffinden ließ, daß es nach einer deutſchen Sage gebildet war, oder irgend einen ſchaurigen Aberglauben behandelte. Das glänzendſte Beyſpiel dieſer Art mag für viele hier ſtehen, Robert le Diable, worin der Teufel und die Scene der todten Nonnen in der Kloſterruine die Franzoſen eben ſo elektriſirte, als uns einſt der Spuk in Henslers Teufelsmühle. —

Das Deutſche alſo macht Glück in Paris; und namentlich iſt es das Fantaſtiſche, was die Franzoſen ſo ſehr lieben, das ſie nachahmen, faſt ohne Fantaſie, das ſie noch ſo wenig kennen, immer nur an dem Rande des tiefen Kraters herumſtreichen, ohne einen recht herzhaften Satz hineinzuwagen. Dies brachte mich zuerſt auf die Idee, ihnen einen Begriff von unſern ſchätzbaren Werken in dieſer Gattung zu geben, und das Vorzüglichſte derſelben, Grillparzers Ahnfrau, ihnen zu überſetzen. — Sobald aber ein ſolches Werk ſeiner Sprache entkleidet iſt, — und würde ſelbſt die größte Sorgfalt darauf verwendet, und wäre der Ueberſetzer auf das Vollkommenſte mit dem Genius beyder Sprachen vertraut: — die neue Sprache verhüllt und entſchleyert bald zu viel, bald zu wenig, — und das Franzöſiſche Gewand wollte dem altböhmiſchen Spuke nie recht zu Geſichte ſtehen.

Obgleich meine Arbeit das Original wohl beſſer wiedergab, als Mad. Pankoucke den Erlkönig, ſo war ich doch nicht halb ſo zufrieden damit, als ſie mit der ihrigen, und unterließ ſie daher gänzlich. — Dieſe Beſtrebungen waren der Gegenſtand der Unterhaltnngen mit meinen Freunden geworden, die, theils Literaten, theils Künſtler, zuerſt den Wunſch ausſprachen, in Paris eine deutſche

Bühne all ihre romantiſche Pracht und fantaſtiſch-ſchauerliche Schöne entfalten zu ſehen. Dieſer Wunſch ergriff auch mich. Ich dachte von dem Augenblicke auf das Ernſtlichſte daran, ihn in's Leben treten zu ſehen. Alle Erkundigungen, die ich ſogleich einzog, deuteten auf eine große Theilnahme für ein ſolches Unternehmen hin. Für Schriftſteller und Künſtler hatte es überdieß ein durch eine Reihe früherer Erſcheinungen längſt vorbereitetes Intereſſe.

Ich beſchloß zwölf Vorſtellungen zu geben, die mit Schillers Braut von Meſſina ihren Anfang nehmen, und dann Fauſt, Clavigo, Kabale und Liebe, Maria Stuart, Räuber, Ahnfrau, Iſidor und Olga und ein Stück von Kotzebue den Pariſern vorführen ſollten.

Zu dieſer Auswahl wurde ich aus theils künſtleriſchen, theils ökonomiſchen Rückſichten geleitet. Das Herbeyziehen vieler untergeordneten Künſtler hatte große Schwierigkeiten, weil ſie nicht als unbedeutend oder gar ſchlecht in dem Vereine, den ich beabſichtigte, erſcheinen durften, und von guten Bühnen dieſe Mitglieder ſchwer zu haben waren, weil ſie keinen Urlaub erhielten. Daher war ich auf ein kleines Perſonal beſchränkt, wornach ich mein Repertoir einrichten mußte. Auch hinderten mich die politiſchen Reibungen bei der Wahl, um meinen reinkünſtleriſchen Abſichten nicht ſogar fremde Zwecke unterlegt zu ſehen. Ferner konnte ich wohl nicht anders, als den Pariſern das Vortrefflichſte, was unſere Bühne beſitzt, die Werke von Göthe und Schiller, die ihnen zum großen Theile ſchon aus Ueberſetzungen bekannt waren, und die ſie ſelbſt als Autoritäten gelten laſſen, vorzuführen, und dann zwey Schauſpiele unſerer jetzt lebend reichſten dramatiſchen Dichter, Raupach und Grillparzer hinzuzufügen, die für Frankreich gerade im jetzigen Zeitpunkte, das Eine in literariſcher, das Zweite in politiſcher Beziehung, noch eine beſonders günſtige Aufnahme gefunden hätten. Kotzebue endlich durfte nicht fehlen, wenn gleich ſein größeres Verdienſt, das Luſtſpiel, hier nicht hätte berückſichtigt werden können, und daher die Wahl unter ſeinen andern Stücken etwas ſchwierig geweſen wäre. Die Franzoſen aber kennen und ſchätzen ihn, und würden es nicht begriffen, oder falſch gedeutet haben, ihn nicht auf unſerm Repertoir zu finden.

Was ich ſo eben vom Luſtſpiele ſagte, bedarf hier einer kurzen nähern Erörterung. Das gänzlich Fremdartige unſers Trauerſpieles, deſſen Erſcheinung in einem Augenblicke, wo die Franzoſen ſelbſt ihre altherkömmliche Bahn in dieſem idealen Kunſtbereiche verlaſſen, und ſich in eine neue noch nicht recht wieder hineingefunden haben, hätte ihm unbezweifelt im ungünſtigen Falle ſelbſt nicht die Ehre des Anſtaunens vorenthalten. Mit dem Luſtſpiele iſt es jedoch anders. Die Formen dieſer Gattung ſind wie die Formen ihres geſelligen Tones bey den Pariſern ſo feſtſtehend, ſo in ſich abgeſchloſſen und zugleich ſo originell, daß ſie hier keine Neuerung erwarten und eben ſo wenig für möglich halten. Unſer Luſtſpiel iſt, wie unſere feinere Geſelligkeit, ein Nachklang des Franzöſiſchen; unſere Sprache jedoch giebt ſich nicht ſo biegſam der Converſation hin und das in dieſer Hinſicht Fremde iſt eben das, was der Pariſer ſo gern durch ſeine Spöttereyen geißelt, am meiſten auf dem Theater.

An ein ächt deutſches Familien-Stück durfte ich nicht denken; das wäre nicht verſtanden worden, ſelbſt wenn die Zuhörer jedes Wort ſich hätten überſetzen können.

Hiezu kommt noch, daß ſeit Talma's Tod jeder Freund der Tragödie ihren Verfall beweint; während im Luſtſpiel die Mars lebt und ſo lange ſie lebt, die Pariſer entzückt, und da ſie nun einmal überall für Autoritäten eingenommen ſind, ſo iſt ſie das Vollendetſte in der Rezitation der Comödie, im Anſtande, im Geſchmacke der Toilette. Und hätte ich unſere liebenswürdigſte Deutſche nach Paris bringen dürfen, die ich nicht einmal kenne, da ich keiner zu nahe treten will, ſie würde im Vergleiche mit der 60jährigen Mars den kürzern gezogen haben. So ſind die Pariſer! Man führe mir nicht die Vergötterung der Sontag an; die rivaliſirte mit Italiäniſchen Sängern; aber nicht mit dem Höchſten, mit ihrem Nationalſtolze, mit dem Palladium der franzöſiſchem Comödie, mit der Künſtlerin endlich, die einzig nur noch die Kunſt beſitzen ſoll, Molièr'ſche Verſe ſprechen zu können.

Die italiäniſche Oper, die ihre Vorſtellungen im Mai beendigte, und deren Saal gewöhnlich dazu beſtimmt iſt, im Sommer artiſtiſchen Zugvögeln ſich zu öffnen, wurde auch von mir zu dieſem Zwecke auserſehen. Zwei Gründe bewogen mich aber, die Unterhandlungen mit der Adminiſtration dieſes freundlichen Theaters aufzugeben. Das Erſte waren die zu großen Koſten; das bedeutende Opernorcheſter, das ganz beibehalten werden mußte, und doch überflüſſig war; und endlich der Mangel an obern Plätzen, die für ein geringes Legegeld eine bedeutende Volksmenge zu faſſen vermögen.

Bekanntlich ſind die Plätze der erſten Theater in Paris ſehr theuer und die Gewerb treibende Klaſſe kann nicht daran denken, ſie zu beſuchen. Nun aber leben in jener Hauptſtadt an 80000 meiner wackern Landsleute als geſchickte, ehrbare Handwerker oder deren Gehilfen. Ich war im Voraus überzeugt, daß, wenn ein ſolcher, durch die jahrelange Entbehrung entwöhnt, von keinem noch ſo lockenden Zettel in's Theater gezogen wird, ſich ein eigenes Gefühl ſeiner bemächtigt haben würde, wenn er von deutſchen Schauſpielen gehört und nun wohl gar die „Räuber von Schiller" mit großen Lettern an den Ecken geleſen hätte. Da kam mehr als Neugier, Theaterliebhaberey und Schauſucht in's Spiel. Da wurden plötzlich Jugenderinnerungen wach, und Heimweh und Patriotismus, und was weiß ich, und es hätte wohl ſo kommen können, daß „ein freyes Leben führen wir!" von den Galleriebeſuchern wäre mitgeſungen worden.

Aus dieſer Rückſicht die Preiſe herabzuſetzen, hätte der Sache unbedingt geſchadet, und das deutſche Theater in die Kategorie der Volksbeluſtigungen herabgezogen. Ich war daher genöthigt, mich mit dem théatre de l'opéra comique, das damals auch geſchloſſen war, in Unterhandlung zu ſetzen, welches jeden Vorzug in ſich vereinigte, da es prächtig und geräumig zugleich iſt, und deſſen erſte Plätze ganz geeignet ſind, die vornehmſte Geſellſchaft aufzunehmen, während die obern in gehöriger Entfernung von den erſtern, einer großen Volksmenge Raum gewähren.

Immer mehr und mehr verbreitete ſich nun die Nachricht, daß ein deutſcher Künſtler-Verein nach Paris kommen würde, um Schiller'ſche Dramen und den Fauſt von Göthe in der Urſprache darzuſtellen und überall äußerte ſich Theilnahme, wo man ſie nur immer erwarten konnte. Doch auch ſolche Stimmen vernahm man hin und wieder, die aus frühern Verſuchen, theatraliſche Darſtellungen in fremden Sprachen zu geben, auf keinen günſtigen Erfolg ſchließen zu dürfen glaubten. Sie führten das engliſche Trauerſpiel an, welches kein beſonderes Glück gemacht hatte, obgleich die reiche engliſche Bevölkerung von Paris alles mögliche aufbot um es zu halten; aber man bedachte dabei nicht, welch ungeheuern Koſten-Aufwand es verurſachte, welche Gagen Macready und die Smithſon in Anſpruch nahmen und daß endlich der Zeitpunkt der romantiſchen Revolution noch fern war und man das Bedürfniß nach dem Fremden und Romantiſchen nicht ſo ſuchte, wie gerade jetzt. Auch die deutſche Oper wollte man anführen, aber noch unhaltbarer war es hiemit. Die deutſche Geſangskunſt konnte die Franzoſen nicht beſonders anziehen, die durch die erſten Muſter Italiens, und ſelbſt durch ihre eigenen Künſtler in dieſer Gattung zu ſehr verwöhnt waren und in ihrem Urtheil ſogar unſern Sängern alle und jede Kunſt abſprachen. Hier war es lediglich die Neugier, den Freyſchütz einmal in der Urſprache zu hören und dieſe ward befriedigt und der Direktor ſtand ſich gut dabey. Auch Fidelio machte große[illegible]ück und Haizinger und die Schröder-Devrient [illegible]ten Triumphe, wie nie im Vaterlande. Aber das dreymalige Wiederkehren mit demſelben Einerley, das mehrmonatliche Verweilen, mußte doch wohl endlich für die beweglichen Pariſer alles Reizes entbehren, nicht zu gedenken, daß das Ganze doch nur aus der Geſellſchaft einer mittelmäßigen Provinzbühne beſtand, die ſich nicht einmal bewährt verſtändigen Händen anvertraut ſah. Dabei iſt es zu verwundern, daß der Aachener Unternehmer noch Anhaltspunkte genug fand, um drey Jahre nach einander bei den bedeutenden Koſten, welche die Oper ſtets mit ſich führt, dieſes Unternehmen ausführen zu können.

Meine Einladungen an deutſche Künſtler waren mittlerweile ergangen. Madame Schröder, Mad. Crelinger, Dem. Jul Gley, die Herren E. und C. Devrient in Dresden, Marr, Urban, Meaubert, Jerrmann in Paris, Gerber in Caſſel, Werner in Mannheim, waren theils von mir aufgefordert worden, theils hatten ſie ihre Mitwirkung bereitwillig angetragen. Anderer Beitritt erwartete ich noch. Nach dem von mir entworfenen Repertoir war ein zahlreiches Perſonal nicht bedingt. — Ein bewährter Freund, den ſeine Mittel hiezu in Stand ſetzten, hatte die nöthigen Garantien zu leiſten übernommen; die Vorſtellungen ſollten am 15. Mai beginnen und in vier Wochen beendigt ſeyn, und die Abonnementsliſten waren bereits gedruckt, um in Cirkulation geſetzt zu werden. Von allen Seiten waren die günſtigſten Ausſichten vorhanden. Der König, ein Kenner der deutſchen Literatur, die Prinzen und Prinzeſſinnen, die deutſch lernen, und mithin der ganze Hof durfte an der Spitze des Abonnements genannt werden; die Geſandten, der Adel, und die höhere Geſellſchaft würde ſich unbedingt angeſchloſſen haben. Viele Engländer, die ihre Abreiſe auf den 1. Mai feſtgeſetzt hatten, ſchoben dieſe auf, ſobald ſie von dem deutſchen Theater gehört hatten, um zu abonniren. Die Blätter fingen an, davon zu ſprechen, und wer in Paris war, weiß, welchen wichtigen Einfluß dieſe Organe auszuüben im Stande ſind. Der ernſte Moniteur gab in ſeinen erſten Spalten, die gewöhnlich den königlichen Ordonanzen oder andern Gegenſtänden von hoher Wichtigkeit gewidmet ſind, einem Artikel über mein Unternehmen Raum, und beehrte unſere große Schröder mit dem Titel einer „première tragédienne de l'Europe." — Herr Amadée Pichot, Redacteur der Revue de Paris, verſprach eine Analyſe der zu gebenden Stücke zur beſſern Verſtändlichkeit, und eine fortlaufende Kritik über unſere Leiſtungen. Depping im Temps, Jal im Conſtitutionnel, Jules Janin im Debats, und Loeve-Veimars im National, ſämmtlich Verehrer und Kenner deutſcher Literatur und Kunſt, würden mit gründlichen Beurtheilungen nicht zurückgeblieben ſeyn.

So ſtand die Sache, als am 27. März die Cholera in Paris ausbrach. Die Emeute der Chifoniers, die Vergiftungsgerichte, die Ermordungen und das ganze entſetzliche Gefolge der mit aller Macht ſo ſchnell hereingebrochenen Epidemie, erfüllte alle Gemüther ſo ſehr mit Angſt und Schrecken, und hatte einen ſo hohen Grad von Aufreizung zu Wege gebracht, daß für den Augenblick an die Ausführung eines Unternehmens, wie das Meinige, nicht zu denken war. Die Sterblichkeit ſoll an einem Tage (ich glaube es war der 9. April), nach den mündlichen Verſicherungen eines deutſchen Arztes, die Zahl 1300 erreicht haben, und ich ſah bei dieſer ſchrecklichen Steigerung und der Unmöglichkeit, ein baldiges Ende vorauszuſehen, mich in die Nothwendigkeit verſetzt, den Künſtlern abzuſchreiben, und endlich am 12. April das ſchöne Paris, das jetzt überall nur Trauer und Schrecken zeigte, ſelbſt zu verlaſſen.

Aus allem hier Geſagten wird man ſehen, daß dieſer Verſuch nicht aus Gewinnſucht gemacht werden ſollte, nicht blos auf die Befriedigung der Neugier eines fremden Publicums berechnet war. Ich bin kein Theaterunternehmer, wie mich einige Blätter genannt haben, der etwa nach Paris gekommen war, in der Abſicht, ſich die Erlaubniß auszuwirken, und dann mit ſeiner Truppe Vorſtellungen nach eben dem Schlendrian zu geben, wie er ſolches im lieben Deutſchland gewohnt war. Ich lebte in Paris bereits Monate lang blos meinen literariſchen Beſchäftigungen, als ich durch Zufall und hiedurch wieder erweckte Neigung, wie früher ſchon im Leben, dem Theater näher gebracht wurde. — Bei dem Verein von eminenten Talenten, die ſich dem Unternehmen anſchloſſen, bei der Sorgfalt, womit ſelbſt die kleinſte Rolle beſetzt worden wäre, und bei dem Eifer für die Ehre deutſcher Kunſt, wovon ſich ein Jeder durchdrungen fühlte, konnte dieſem erſten, in der Geſchichte des deutſchen Theaters Epoche machenden Verſuche, wohl mit Zuverſicht Gelingen vorhergeſagt werden. Meine genaue Bekanntſchaft mit dem Pariſer Publicum hätte meine Sorgfalt verdoppelt, um bei der theatraliſchen Repräſentation, bei der Betonung und Ausſprache, alles zu Fremdartige und Auffallende zu mildern.

Ich war Zeuge, daß bei der ſtets mit lautem Jubel aufgenommenen Arie der Agathe im Freiſchützen, die Worte:

„täuſcht das Licht des Monds mich nicht?“

ſtets eine allgemeine Unruhe erregten. Da hätte man die Pariſer ſehen ſollen, wie ſie leiſe lächelten, wie ſie die Köpfe zuſammen ſteckten, auch wohl gar ſich bemühten, die Worte nachzuſprechen. Das dauerte jedoch nur ein Sekunde und war dann vorüber. Aber jedesmal und an verſchiedenen Orten, (ich hörte dieſe Arie im Conſervatoire, in der Oper und in Conzerten) brachte dieſe Stelle dieſelbe Wirkung hervor. Und kann man denn aber auch etwas Rauheres und Mißtönenderes finden, als dieſe ſieben Einſylbler mit der bizarrſten Wiederholung von Gutturalkonſonanten? — Ich muß mich faſt darüber wundern, daß in Deutſchland nicht dieſelbe Wirkung erfolgte.

Ich hoffe, im nächſten Jahre noch ſo unabhängig zu ſeyn, um die Leitung der deutſchen Vorſtellungen in Paris übernehmen zu können, und werde alsdann ſogleich meinen verehrten Freunden von meinen erneuten Beſtrebungen in dieſer Sache Nachricht ertheilen. Sollten jedoch Umſtände eintreten, die mich davon abhalten, ſo will ich mit Vergnügen bereit ſeyn, einem Manne, der mit den dazu gehörigen Eigenſchaften ausgerüſtet wäre, alle nur erforderlichen Nachweiſungen zu geben, um auf dem kürzeſten Wege zum Ziele zu gelangen. Einem Spekulanten, der lediglich eines pekuniären Vortheils wegen einen ſolchen Verſuch wagen wollte, müßte ich jedoch ernſtlich davon abrathen, da nur, aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet, die Leitung übernommen und von der angemeſſenen künſtleriſchen

Würde das Auftreten deutſcher dramatiſcher Künſtler in Frankreichs Hauptſtadt begleitet werden muß, um alle Theile zu befriedigen.

Anhang.

Von Paris nach München.

1.

Von dem Tage, wo zweitauſend Menſchen in Paris von der Cholera befallen wurden, beſtellte ich meinen Platz auf der Diligence. Dies war Montag den 9. April; aber bis zum Freitag, den 13., waren bereits alle Plätze genommen, und ſo mußte ich denn bis dahin mich gedulden, und ſo noch vielmal den „Omnibus des morts,“ wie die Pariſer den ſchwarzumhängten Cholera-Leichenwagen ſcherzend nannten, mit ſeinen 40 weißen Todtentruhen an mir vorüber fahren ſehen. — Ich zählte unruhig die Augenblicke bis zum Morgen des 13. Paris, das liebliche, große, prächtige, das mir einen genußreichen Frühling verſprach, wie öde und traurig erſchien es jetzt? Ein kalter Wind herrſchte ſeit langer Zeit, und wirbelte ganze Kehrichthaufen in die Luft, die zum Beſten der Lumpenſammler tagelang auf den Straßen liegen bleiben. — Der Boulevard, dieſer Sammelplatz alles Schönen, Reichen und Berühmten, blieb leer, ſelbſt in den Stunden, die dem Mittageſſen vorausgehen, von 4 bis 6. Hin und wieder ſchoſſen winterlich eingehüllte ängſtliche Menſchen, die ihr Geſchäft hinaustrieb, über den breiten, öden Boulevard, und hielten ſich mit Eſſig getränkte Tücher vor Mund und Naſe. Man kann denken, welche ſaure Minen ſie dabei ſchnitten. Allen bunten Tand und frivole Spielzeuge hatten Flanellbinden, wollene Strümpfe und Chlorflaſchen von den Seiten der Alleen verdrängt, und ſtatt des lauten Ausrufes, der in ſteter Mannichfaltigkeit bald ein neues Journal, bald den allerwohlfeilſten Verkauf von Kleidungsſtücken, oder ein rein vegetabiliſches Mittel gegen den Ausſatz anpries, tönte jetzt nur ein verworrnes Geſchrei von Instructions, remedes oder invasions, deſſen ewiger refrain immer war: „Cholera morbus!“

Nun muß man wiſſen, wie dieſe Ausrufer das fatale Wort betonen. Es klingt nicht, wie bei uns Deutſchen, ſchnell mit polternder Haſt das Trommelfell berührend, wie der Reim auf das holde — „Kuß" — nein; das wird von den gemeinſten Kerlen mit einer Art gelehrter Koketterie, wie ihre Profeſſoren es in den Vorleſungen machen, hinausgezogen in's Unendliche; — dieſes büs, oder vielmehr bühs — wie Grabgeläute tönte es in die Ohren der Vorübergehenden!

Da ich mich ganz wohl fühlte, ſehr mäßig lebte, und aus dieſem Grunde vortrefflich ſchlief, ſo erwachte ich an jedem Morgen wahrhaft geſtärkt und kerngeſund. Der Kaffee ſchmeckte mir vortrefflich, und ich kleidete mich in beſter Laune an, vermeinend: da die Sonne ſo freundlich ſcheint, ich mich wohl befinde, und alle Nachbarn, wie geſtern, wieder vor ihren Thüren ſtehen, ſo wird wohl das Uebel nachgelaſſen haben. Es kann ja nicht immer fort ſteigen. — Nun ging ich aus. Da las ich die Anzahl der Sterbefälle und eine „augmentation sur le chiffre d'hier" von 300. Ich erſah, daß in meinem arondissement, welches bis jetzt am verſchonteſten geblieben war, die Sterblichkeit rieſenmäßig wachſe, und ich fühlte in dem Augenblick, daß ich zu viel kalte Milch in den Kaffee gegoſſen hatte. Ich begegnete einem bekannten Arzte. Mit traurigem Geſichte verkündete er mir, daß 25 Kranke in ſeinem Hoſpitale, die geſtern noch Hoffnung zur Geneſung gegeben hatten, in dieſer Nacht alle verſchieden ſeyen. „Aber, mein Gott, wie geht das zu?“ rufe ich beſtürzt. „Der Wechſel des Windes, und der Uebergang zur Wärme,“ — ſagt er bedenklich. Und ſogleich ſpürte ich einen Sirocco mich anwehen, und mir den Athem verſetzen und den Kopf einnehmen. „Was ſoll man thun?“ frage ich verzweifelnd den Arzt. „Doppelte Vorſicht vor Erkältung!“ ſchreit er mir forteilend zu. Ich gehe ſinnend weiter, aber die Luft wird wirklich drükkend, und ich mit meinem Kamiſol, mit meiner Binde von Flanell, mit meinen Geſundheitsſocken und Geſundheitsſohlen, ich gerathe in Schweiß, und aus dieſer Paſſage weht eine kalte Zugluft mich an. Wo ſoll ich bleiben? — Dort in dem Bazar bin ich geſchützt. Es iſt bei den Verkäufern Frühſtückzeit. Alle bewegen die Mäuler — aber, o Himmel! Aller Mäuler ſind grün. Sie kauen rohe Sallatblätter mit ſchlechtem Oehl und giftſauerm Eſſig gewürzt. Muß denn dieſes Volk immer auf die Weide gehen? Iſt es da ein Wunder, wenn Tauſende jede Stunde in den Rachen dieſer Peſt ſtürzen, die nun einmal den Sallat nicht leiden kann? Jenes hübſche Mädchen dort, — die ſo eben ihren nicht kleinen Mund wie ein Scheunthor en miniature öffnet, und mit der Gabei einen Sallatberg hineinſtopft, — wie ſie mich lächelnd dabei anſieht, — ich wollte mich auf ſie ſtürzen und ihr das lange Zichorienblatt aus den Zähnen reißen. Sie fragt lachend: „plait-il!“— Aber mein Himmel, wie können Sie Sallat eſſen? rufe ich ſtotternd. „Warum nicht,“ erwiedert ſie; „Sie fürchten doch nicht die Choléra? ce n'est qu'une bétise! Doch dieſe Säckchen ſollen ein gutes Präſervativ enthalten für Leute, die ſie fürchten, wohlverſtanden! Man trägt ſie auf der Bruſt, kaufen Sie immerhin, zu 50 Sous ſind ſie zu haben.“ Der Sallat war bei Seite geſtellt, und die Säckchen wurden zur Schau gelegt. Die Sallateſſerin erhielt meine 50 Sous, und ich ihr Sachet anticholérique, mit dem ich mich nunmehr gewappnet wieder an Luſt und Licht wagte.

2.

Der Morgen des 13. April erſchien. Die Sonne war freundlich, und ich begab mich, zwei Flaſchen des beſten Madera in den Händen, und ein Päckchen mit Pfeffermünze, Kamillen und Schwefeläther in der Taſche, in den Hof der königl. Meſſagerieen. Nach allen Richtungen flogen vollgepfropfte Diligenceen davon. Dieſe ſuchte ihr Heil im fernen Süden, und eilten der Quarantaine an den Pyrenäen zu; jene wollten ſich der reinen Alpenluft anvertrauen, und dieſe endlich wünſchten im reinlichen, behaglichen Süddeutſchland die Schreckensperiode der Cholera-Invaſion zu beſtehen. Zu dieſen Letzteren gehörte auch ich. Ich muſterte die Menge der reiſethümlich gekleideten Gruppen, um mir daraus meine zukünftige Geſellſchaft zuſammenzuſetzen. Welche 5 von dieſen theils ſcherzenden, theils trübſelig dreinſchauenden, theils wohl, theils kränklich ausſehenden Menſchen werden zu mir in den engen Kaſten der Diligence zur 3 Tage und Nächte langen Haft eingeſperrt werden? Indem ich mir noch dieſes Mädchen und jenen Mann, dieſen Offizier und jene laut lachende Frau zur Reiſegeſellſchaft wünſchte, war die Imperiale bedeckt, die Pferde angeſpannt, der Poſtillon klatſchte und der Conducteur las aus ſeiner Liſte die Namen der Perſonen und die Nummern ihrer Plätze.

Welch ein Häuflein hatte ſich um die Diligence gereiht? Nicht ein einziger von denen, die ich mir erkoren hatte, — ein Mädchen mit einem ovalen Geſichtchen und lieblich blauen Augen, die mich trotz dieſer Farbe doch die Cholera vergeſſen ließen, und die ich mir ſo gern als vis-a-vis gewünſcht hätte, mußte in die Rotonde und ich ſtopfte mich zu den fünf, bereits das Interieur der Diligence füllenden Individuen.

Alle waren Elſaſſer, kannten ſich bald und ſprachen deutſch mit einander. Sie prieſen ſich glücklich, Paris zu verlaſſen, und theilten ſich Cholera-Aventuren, Cholerаſcherze und Cholera-Bonbons mit. So waren wir außer den Barrieren zu den ſogenannten Voiries gekommen, die hier ihre hölliſchen Dünſte weit verſenden und Alles rings umher verpeſten. Die Fenſter wurden ſogleich geſchloſſen, und ein ſolcher Duft von Eſſig, Kampher, Chlor, ſtrömte aus den Säckchen und Fläſchchen, daß es mir den Athem verſetzte. Kaum hatten wir dieſe Region, die ſtinkendſte von ganz Paris, hinter uns, ſo wurden die Fenſter geöffnet, eine milde Frühlingsluft ſtrömte in den Wagen, wir ſahen Landleute hinter dem Pfluge, Kinder bettelnd neben dem Wagen laufen, Ziegen im Chauſſee-Graben ſpringen, Füllen dem Mutterpferd nachlaufen, Lerchen ſingend auffliegen, und rückkehrende Poſtillone auf ihren Pferden vor den Wirthshäuſern ihr Glas leeren, und wir jubelten innerlich: es iſt Frühling und die beſte Welt — und der alte Gott lebt noch.

3.

Meine Reiſegeſellſchaft hatte mich bis dahin recht zufrieden geſtellt. Es waren reinliche, mäßige Elſaſſer, die alle mögliche Vorſorge für ſich angewendet hatten, um ihren Angehörigen keinen Schmerz zu machen, und ſich mit heiler, fleiſchfarbener Haut nach Hauſe zu bringen. Ein einziger Jüngling, dicht an meiner Seite, ſchien mir etwas verdächtig, weil er ſchlief. Ganz unbefangen hatte ich dagegen mit dem Hündchen auf dem Schooße einer etwas betagten Wasgauerin geſpielt, die jetzt plötzlich ſehr roth wurde und über Kopfſchmerzen klagte. Ich ſah ſie ſehr ernſthaft an. „Ei der Tauſend, Sie werden uns doch wohl nicht krank werden?“ fragt eine dicke Modehändlerin aus Straßburg.

„Es hat nichts zu ſagen,“ antwortete die Erröthete, „ich kenne die Quelle meiner Kopfſchmerzen.“

„Vielleicht eine Indigeſtion?“ fragte ich nicht ohne Beſorgniß. „Sallat etwa?“ — „O nicht doch,“ ſprach ſie mit einem ſchmerzhaften Ausdrucke. „Seit drei Tagen habe ich weder gegeſſen noch geſchlafen. Ich komme von dem Bette eines theuern Kranken.“ — „Doch nicht etwa

Choléra!“ riefen wir Alle. „Ja;“ ſagte das Mädchen reſignirt, als wenn ſie ausdrücken wollte: was liegt mir daran, und wenn ihr ſie auch alle jetzt bekämet, wenn er nur gerettet iſt. Was war zu thun? Die Schreckliche ſaß mir gegenüber. Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt. Ich wollte nichts mehr von ihr und ihrem Kranken wiſſen. Auch die Andern ſchielten verlegen nach ihr hin. Sie roch zu verſchiedenen Malen an ihren Eſſig — ſie bot ihn mir an — ich dankte und zog meinen Kampher hervor. Der Arzt habe ihr geſagt, der Kampher nütze zu gar nichts. Ich antwortete ihr nicht und ſah zum Fenſter hinaus, und wünſchte nichts ſehnlicher, als die blaue Bergkette zu erblicken, die ihr Vaterland verkündet haben würde und ſie aus unſerer Nähe gebracht hätte. Bis dahin aber waren's noch zwei volle Tage und Nächte.

Wir flogen durch Claye, durch Bondy und näherten uns Meaux. — „Ei hier ſind wir doch ſchon ein gutes Stück von der verpeſteten Stadt weg,“ ſagte ein junger Advokat aus Strasburg. „Und wenn auch hier ſchon einzelne Fälle ſich ereignet haben mögen,“ ſetzte ich hinzu, „ſo kann es hier doch nie ſo arg werden. Es iſt alles luftiger, die Leute leben natürlicher, — reinlicher.“ — Hier unterbrach mich die Wasgauerin mit den Worten: „O ſie muß auch hier ſchon wüthen,“ und deutete zur Bekräftigung des eben Geſagten auf einen Tiſchler, der in ſeiner weitgeöffneten Werkſtatt unter jenen weißhölzernen langen Kiſten ſtand, die uns aus der letzten Zeit vom Todten-Omnibus her nur zu bekannt waren. Er und ſeine Gehilfen hatten damit alle Hände voll zu thun.

Hin war mein Frohſinn, der auf einige Augenblicke ſich wieder hervorwagen wollte, und ich ſah mich wieder von Cholerakranken eingepfercht, und hatte eine im höchſten Grade verdächtige Perſon mir gegenüber, die mit mir in dem engſten Raume eingeſchloſſen, ihre Quarantaine überſtehen ſollte.

Wir ſetzten uns im Poſthauſe zu Tiſche. Nach franzöſiſcher Sitte wurde zu 3 Franken für den Kopf gegeſſen und reichlich aufgetragen. Es gab viele hochverpönte Speiſen, und mit einigem Vergnügen bemerkte ich, daß ſich das geſammte Diligence-Perſonal ganz nach der Vorſchrift verhielt. Von den Ragouts und den Fiſchen wurde nur gekoſtet, und die Sallatſchüſſel mit ſolchem ächt cholerafeindlichen Ausdrucke in Minen und Gebehrden zurückgeſtoßen, daß ſie die Magd lautlachend wieder vom Tiſche abhob. — Selbſt der Conducteur trank nur geröthetes Waſſer, und nach dem Kaffee ſtatt des Cognacs ein Glas Zuckerwaſſer. Ein Conducteur und Zuckerwaſſer! Man denke! —

4.

Die untergehende Sonne röthete bereits den verpeſteten Dunſtkreis im Weſten, aus dem wir uns entfernten, als wir über den breiten Quai dahinrollten, der das freundliche Chateau-Thierry ziert. Hier endlich ſind wir in Sicherheit, dachte ich triumphirend, wenn nicht wir ſelbſt den Keim der Peſt mit uns führen, und in dies glückliche Land verpflanzen. Die Bäume am Quai fingen eben an zu grünen. Der Fluß ſtrömte klar und hell dahin, ohne böſe Nebel zu brüten; die Menſchen gingen offen und luftig gekleidet, unbefangen ſchwatzend ſpatzieren, und Alles deutete hier darauf hin, daß die Cholera noch nicht ſo weit vorgedrungen war. Ein einziger Fall, und dieſer zweifelhaft, habe ſich ereignet, wurde uns auf der Poſt gemeldet. Wir fuhren ohne Aufenthalt weiter; ich that einen langen Athemzug, die milde Frühlingsluft erquickte mich; dann ſetzte ich mich in meiner Ecke zurecht und ſchlief ein.

Um Mitternacht wurden in Epernay die Pferde gewechſelt und bei frühem Morgen erreichten wir das alte Châlons an der Marne.

Haufen von Menſchen umſtanden unſern Wagen und wollten Nachrichten von der Cholera in Paris wiſſen, und wie weit ſie nach Châlons hin ſchon vorgedrungen ſey. Hier war ſie zur Zeit noch nicht erſchienen.

Meine Reiſegeſellſchaft, die Wasgauerin mit inbegriffen, war kreuzwohlauf, ich befand mich dabei doppelt wohl und ließ mir den ſpottſchlechten Kaffee gut ſchmecken, womit uns eine ſo eben durch uns aufgeweckte und nicht gerade appetitliche Franzöſin im Poſthauſe regalirte. Wir durchzogen die kahle Champagne, die, wenn auch hier noch nicht die eigentliche Champagne pouilleuse oder s. v. lauſige Champagne, angeht, denn doch ſchlecht genug iſt, um nach der eigentlichen nicht ſehr lüſtern zu machen. Was aber fragte ich heute nach ſchlechten Ausſichten, Kreideboden, kahlen Sträuchern und einförmigen Ebenen. Was hatte ich geſtern von dem guten ſchwarzen Boden, von den wohnlichen, langen Gebäuden, von den Waldparthieen und den mahleriſchen Hügelreihen? Dieſe brave Kreide haucht keine Miasmen; dieſe elende Hütten ſind keine Hospitäler, und der weiße Staub, der hier Alles bedeckt, iſt mir lieblicher zu ſchauen, als gewiſſe blaue Färbungen an verzerrten Menſchengeſichtern! —

So wie man ſich Lothringen nähert, wird die Gegend anmuthiger. Bar-le-duc iſt eine allerliebſte Stadt, wo ich früher einmal ſchlimmer Augen wegen lange im Quartier liegen mußte. Die Zeit war zu kurz, um meine alten, freundlichen Wirthsleute aufzuſuchen. — Am zweiten Morgen nach unſerer Abreiſe von Paris, — es war der Palmſonntag, hielten wir unſern Einzug in Nancy. Die Stadt, von ſchönen, mit Villen bebauten Hügeln eingeſchloſſen, mit ihren geradlinigten, ſtattlichen Häuſern, gewährt einen herrlichen Anblick. Dies hat ihr den Namen Nancy la belle zugezogen; im Elſaß wird ſie aber allgemein, eingedenk ihres deutſchen Urſprunges „Nanzich" genannt.

In meiner Erinnerung trug ich ein ſo geſchmeicheltes Bild von Nancy mit mir herum, daß die Gegenwart, ſo freundlich ſie mir es auch an dem feierlichen ſonnenklaren Palmſonntagmorgen präſentirte, ihm denn doch großen Eintrag thun muſte. Die breiten Straſſen, wie todt, die großen Häuſer, wie ſtill und öde, die öffentlichen Gebäude, wie ſchlecht unterhalten. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm und Alexander auf der Place carrière den Kaiſer Franz erwarteten, und ihm bis an den Triumphbogen der Place royale entgegengingen, wo drei Reihen geputzter Damen den Kaffeehäuſern an beiden Seiten zur Einfaſſung dienten, wo ein glänzendes Militär faſt aller europäiſcher Heere in ſeinem buntfarbigen Waffenſchmucke hier paradirte, und die armen Bewohner der Stadt über den augenblicklichen Nutzen, den ſie aus dieſem Glanze zogen, Zukunft und Vergangenheit vergaßen: Damals ſah Nancy la belle anders aus, wie heute, da ich als Choleraflüchtling ihr Weichbild betrat.

Ich lief auf den großen Platz, den ich von Kaffeehäuſern ganz umgeben glaubte, und ſah deren nur zwey und von ſo ſchlechtem Anſehen, daß ſie zum Eintreten nicht ſehr anlockten. Dann blickte ich die lange Straße hinan, wo damals aus jedem Fenſter Neugierige gafften, wo die Garde Spalier gemacht hatte, wo eine Menſchenmaſſe hin und her wogte, wo der Oeſterreichiſche Kaiſer herkommen mußte und die mir jetzt wie eine Straße von Pompeji verkam.

Ich wandte meine Blicke, — da ſah ich etwas Neues. Auf einem Fußgeſtelle von rothgeädertem Marmor ſtand die Bildſäule des alten Königs von Polen, der die hübſchen Häuſer hier alle bauen ließ, und den Armen in Nancy viel Gutes that. Der gute Stanislaus Leszinski ſteht in ſeiner bizarren Königstracht von Bronce in einer ziemlich gebieteriſchen Stellung. Die Inſchrift ſcheint der Nachwelt nicht vorbehalten zu ſeyn; denn ſchon hat ſie der Regen zum Theil unleſerlich gemacht.

Für uns mag es hingehen; denn einige Jahre lang mag man noch wiſſen, was es mit dem Herrn Schwiegervater von Louis XV. und Nancy la belle für eine Bewandniß hatte. Für ſpätere Geſchlechter wird es aber gut ſeyn, die Inſchrift dauerhafter zu machen.

Hier verließ uns die Wasgauerin mit ihrem Hündchen, um die Seitenſtraße nach ihren heimatlichen Thälern einzuſchlagen. Ihren Platz nahm ein großer Herr ein, der einen halbmilitäriſchen Anſtrich hatte und ſchlecht franzöſiſch ſprach. Man hatte ihn uns im Poſthauſe als einen Polen gemeldet, und da er bald das Geſpräch auf dieſe Nation hinzulenken wußte, ſo äußerten wir uns Alle ſo unumwunden und kramten ſo viel Liebe und Zuneigung als möglich für die unglücklichen Polen aus. Wir ſprachen unter Andern von ihren Sitten und Gebräuchen, ſelbſt auf ihre Leibgerichte kamen wir zu ſprechen. Da fiel es mir ſonderbar auf's Herz, daß er hier zuerſt frei mit der Sprache herausdrückte und die herrliche Barczſuppe der Polen tief unter die Skiſuppe der Ruſſen ſtellte und überhaupt mit warmer Anhänglichkeit der ruſſiſchen Piroggen, des Kaviars, des Quaas u. d. gl. erwähnte. Ich forſchte nach ſeinem Vaterlande; und da hörten wir denn, daß er einer von jenen Ruſſen ſey, die nicht die Erlaubniß erhalten hatten, im Auslande zu bleiben, um nicht etwa ſchlechte Grundſätze einzuathmen, und daß er daher nolens volens auf der Heimkehr begriffen ſey. Das Polengeſpräch war jetzt ſogleich abgebrochen, und nach einigen Lobeserhebungen der ruſſiſchen Dörfer, der geſegneten Fluren von Südſiberien und der ungeheuern Eleganz von St. Petersburg, worauf wir ſämmtlich nichts erwiderten, verſtummte die Unterhaltung gänzlich. —

Deſto lauter wurde ſie aber in der Rotonde. Hier war wirklich ein polniſcher Soldat eingeſtiegen, der in ſeiner drallen Reiterstracht und der weißen Furagierkappe ſich als ganz ſtattliches Bürſchchen präſentirte.

Da es Abend wurde, näherten wir uns dem elſäſſiſchen Gränzorte Sarrebourg, wo wir diniren wollten. Im Coupé huſtete ein alter Partikulier aus der rue du Helder, der Baden und ſeinem roulette zueilte; in unſerm Interieur roch es nach

Juchten und kein Laut war vernehmbar; aber hinten in der Rotonde ſchallten die luſtigen Lieder des Polen, die er ſeiner kichernden Reiſegeſellſchaft mit lauter Stimme vorſang, während der Poſtillon ſeine Pferde auf der monderhellten Kunſtſtraße nach dem lieben Deutſchland hin ruhig forttraben ließ.

5.

Wer es der Mühe werth gehalten hätte, den Appetit der Diligencebewohner bei unſerm erſten gemeinſchaftlichen Mahle in Meaux zu kontroliren und jetzt zu betrachten, was in Sarrebourg, drei volle Tagreiſen von Paris, konſumirt wurde, der würde nicht länger zweifelhaft ſeyn, welche Macht die Cholera auf die Gemüther und die Mägen auszuüben fähig iſt.

Die Modehändlerin aus Strasburg, die in der Rue du Mail in Paris ſelbſt einen kleinen Anfall von Cholerine zu beſtehen hatte, und am erſten Tage eher den Baphomet geküßt hätte, als ein wäſſeriges Gemüſe der leichteſten Art zu ſich genommen, entblödete ſich nicht, hier nach der Sauerkrautſchüſſel, die uns an Deutſchlands Gränze aromatiſch entgegendampfte, zweymal zu langen, ſie, die mit allen Pariſern den armen Wurſtmachern den Tod geſchworen hatte, denen dort nichts übrig blieb, als ihre Würſte ſelbſt zu eſſen, oder Hungers zu ſterben, verſpeiſ'te die berühmte charcuterie de Sarrebourg mit einem kanibaliſchen Appetite, genoß dann Maſſen von Zwetſchkenkompot, und da ſie nach gerade einige Kolikſchmerzen zu empfinden begann, ſo ſetzte ſie einen herzhaften Schluck Cognac darauf. Und das Alles mit einem ſo heitern Geſichte, ſo ſelbſtzufrieden, ſo überzeugt geſund und wohlauf, daß man auf ihrer Stirne die Worte zu leſen glaubte: „Hier hört dein Reich auf, Peſtilenz!“ —

Den Weg bis Phalsbourg erheiterte uns der Pole in der Rotonde, der immerfort ſeine Nationalliedchen ſang, welche dann und wann durch ein: „mais soyez donc sage polonais!“ unterbrochen wurden. In Phalsbourg verließ er den Wagen und der Abſchied von den Bewohnerinnen der Rotonde war ſo lang anhaltend, als wir anhielten, um unſere Pferde zu wechſeln, welches, wie bekannt, in der Nacht nie ſchnell geſchieht. Endlich entfernte ſich der Pole und einige zärtliche: „Adieu polonais!“ folgten ihm. Nach einer Weile kam er aber zurück und rief: Mamsell! dormir ici! bonne auberge!“ — „Ah, fi donc!“ ſchrie es aus dem Wagen heraus; — Mamsell! nix fi-donc! demain Strassbourg!“ — „Non, non, mon brave, ça ne se peut pas,“ ſagte die Dame. — „Mamsell, pourquoi, dormir très bien ici!“ Hier war er wieder auf den Schlag geſprungen und hatte wahrſcheinlich den Arm der Dame ergriffen, welche mit einem Male kreiſchte: „Mais sage, mon brave!“ —

Da klatſchte der Poſtillon; der Pole taumelte vom Schlage, der Wagen rollte fort und „Adieu mamsell!“ — „adieu polonais!“ verhallten in der Luft. Eine kurze, wahrſcheinlich ſehr intereſſante Bekanntſchaft! Sie, die Frau eines Muſikers vom 3ten Linienregiment aus Paris gebürtig, zu ihrem Manne nach Colmar reiſend, er ein Ueberbleibſel von Dwernickis Braven, in Frankreich hin und her geweht, wie es der politiſche Wind haben will. — Nach kurzem Schlafe öffnete ich die Augen und in dem Dufte des Morgens erblickte ich Erwin von Steinbachs Wunderthurm vor mir. Bald rollten wir in die Thore des alten Strasburgs ein und vernahmen, daß wir hier eine Contumaz zu beſtehen hatten. Fünf Tage mußte man Paris und ſeine verdächtige Umgegend, damals 20 Stunden in der Runde, verlaſſen haben, ehe man den badiſchen Boden betreten durfte.

Ich mußte daher drei volle Tage in Strasburg zubringen, und nahm meinen einſtweiligen Sitz im rothen Hauſe, einem recht lobenswerthen Gaſthofe an dem größten und belebteſten Platze der Stadt, „place d'armes“ genannt. Hier kam uns ſchon überall deutſche Sitte entgegen, und ſo franzöſiſch auch die Elſaſſer in politiſcher Hinſicht ſein mögen, der ächtdeutſche Grundton läßt ſich jetzt nach hundertjähriger Uſurpirung aus dem nationellen Karakter nicht verwiſchen.

6.

Den Münſter, dies bewunderswertheſte Werk der altdeutſchen Baukunſt, hatte ich aus meinem Fenſter täglich vor Augen, und ich that während der drei Tage meines Aufenthaltes faſt nichts, als den Münſter betrachten. Ich kenne die impoſante Pyramide von St. Stephan, den majeſtätiſchen Dom von Köln, das prächtige Portal von Rheims; aber welchen Eindruck nach allen dieſen Herrlichkeiten Strasburgs Münſter auf mich machte, kann ich nicht beſchreiben. Ein Gebäude von Feen-Hand ſcheint dies zu ſein! Zeigte es uns irgend eine Dekoration im Theater, wir würden den Maler extravagant nennen; und hier ſteht es vor uns von hartem, dauerhaftem Stein ausgeführt, Jahrhunderten trotzend, eine fabelhafte, fantaſtiſche Erfindung, von dem beſonnenſten Baumeiſter, nach den ſtrengſten Berechnungen und ſolideſten Verbindungen ausgeführt. Dieſe Laubgitter, dieſe ſchwebenden Treppen, dieſe dünnen, ſchlanken Säulchen, dieſe luftig zierlichen Bogen, und immer wieder Luft dazwiſchen, alles durchbrochen, à jour wie am Halsgeſchmeide einer Dame, jede Ausladung mit Lufttinten laſirt, wie die leichtbelaubten Zweige einer Landſchaft. Und das Ganze mit einer Laune übergoſſen, ich möchte ſagen, mit einem Humor durchdrungen! Jeder Stein ein Bildwerk; Thiere, Pflanzen, Engel, Heilige und Fratzen, — und Alles harmoniſch verbunden. — Ich beſtieg ihn bis zur Plattform, wo ein induſtriöſer Mann ein Kaffeehaus etablirt hat, das den Münſter, von unten geſehen, ſo wenig verunziert, als ſetzte ſich eine Mücke auf die Naſe des großen Churfürſten in Berlin.

Hier oben hat man eine ſchöne Ausſicht, die man freilich auch ohne das Kaffeehaus haben würde; aber der gefällige Caffetier iſt mit billigen Erfriſchungen und weitreichenden Ferngläſern verſehen, welches Beides nicht zu verachten iſt.

Unter den vielen müſſigen Leuten, welche den ganzen Tag über die Place d'armes füllten, fielen mir die jungen Burſche in blauen Hemden auf, welche man mir als Conſcrits bezeichnete, und die den Gegenſtand einer eigenthümlichen Handelsſpekulation machen, welche an die ehmaligen ſogenannten Seelenverkäufer erinnert.

Dieſe jungen Burſche werden von den Handelsleuten aus den umliegenden Dörfern nach Strasburg gezogen, wo ſie in eignen Häuſern bei einander leben, gut gehalten werden und mit dem Verſprechen, ſpäter 3 bis 400 Franken zu erhalten, die nächſte Aushebung erwarten. Sie haben für Nichts zu ſorgen und treiben daher den ganzen Tag nichts als loſe Streiche und müſſige Spiele. Sobald nun die Aushebung Statt findet, wird eine gehörige Anzahl von ihnen an die Generalerſatzmannſchafts-Geſellſchaft nach Paris geſchickt, wofür die Menſchenlieferanten in Strasburg bis 1000 Franken erhalten, mithin bei jedem Mann nach Abzug der ihm zugeſtandenen Summen von 3 bis 400 Franken und der freyen Ernährung durch 3 bis 4 Monate in Strasburg, dennoch einen bedeutenden Profit haben.

Die Generalgeſellſchaft in Paris bekommt oft an 2000 Franken für den Erſatzmann.

Wehe dem Reiſenden, der bey Gelegenheit eines ſolchen Transports ſich der Diligence bedienen will. Alles iſt dann überfüllt mit dieſen Conſcrits, für welche die Lieferanten in Pauſch und Bogen zahlen, und ſo viele in den Wagen hineinſtopfen, als hineingehen können. Oftmals geſchieht es aber auch, daß die jungen Kerle von der Diligence deſertiren und in ihrem heimiſchen Dorfe angekommen, keinem mehr Rede ſtehen wollen. Eine Klage findet bey dieſen Verhältniſſen natürlich nicht ſtatt, und der Lieferant hat das mehrmonatliche Koſt- und Wohngeld für ſeinen militäriſchen Eleven baar aus der Taſche verloren.

Herr Chollet und Madam Pradher vom Theater de l'opéra-comique in Paris, welche die Strasburger entzückt hatten, waren bereits abgereiſ't und während der Charwoche fehlte es gänzlich an öffentlichen Beluſtigungen. Das deutſche Schauſpiel in Freyburg wurde nach Oſtern erwartet. Eine Fahrt durch die Rupertsau, die ſich rings um die Stadt fruchtbar und anmuthig ausbreitet, brachte mich auch zur Rheininſel, wo dem General Deſaix ein Monument errichtet iſt. Daneben ſtehen einige hölzerne Hütten, die von der franzöſiſchen Regierung im vorigen Jahre zur Quarantaine errichtet worden waren, als man damals die Cholera von Deutſchland her erwartete.

Ich ſchauderte, da ich mir dieſe inſulariſche Contumaz von 21 Tagen dachte und pries mich nunmehr glücklich mit meiner dreitägigen im gaſtlichen rothen Hauſe, ſo ſehr mir auch dieſer Aufenthalt anfänglich unerträglich geſchienen hatte. Ich ließ mich zum Hauptarme des Rheins fahren, deſſen grüne Wellen raſch an dieſen flachen Ufern vorübereilen und erblickte jenſeits der Brücke die blauen Bergketten des Odenwaldes und Schwarzwaldes.

„Dort, wo jene blauen Nebelberge ragen,
„Fängt meiner Heimath Gränze an!“ — —

Ich wollte hinüber, — aber die Wache in der Mitte belehrte mich, daß dies ſo ſchnell nicht angehe, und zeigte mir das kleine unſcheinbare Häuschen am jenſeitigen Ufer, vor dem einige Reiſewagen hielten, vor dem auch ich morgen angehalten werden würde, um gehörig geräuchert und gewaſchen mein liebes Vaterland rein und unverdächtig betreten zu können.

7.

Die Quarantaine-Anſtalten ſind gewiß von großem Nutzen, wo ſie mit aller Strenge ſtatt finden. Sie bewahrten ſeit Jahrhunderten Europa vor der orientaliſchen Peſt. Weit entfernt, mich in einen mediziniſchen Streit über Anſteckungs- oder Nichtanſteckungsfähigkeit der Cholera einzulaſſen, will ich hier gern mit der Mehrzahl das

Letztere gelten laſſen; — was ſollen jedoch alsdann dieſe Quarantaine-Anſtalten *en miniature*? Iſt wohl Jemand in Europa, der je einen ſolchen Schwank mitmachte, und ſich überzeugt hält, daß dies Verfahren im Stande ſey, den Anſteckungsſtoff zu tilgen? — Meine gewöhnliche Aufrichtigkeit, die durch den Aufenthalt und die Räucherungsapparate einen etwas bittern Beiſchmack erhielt, äußerte dieſe Zweifel dem Abgeordneten des Kreisphyſikats, der eben mit wichtiger Mine die Chlormiſchung bereitete.

„Glauben Sie, mein Herr," ſchnautzte er mich an, „daß ſich wiſſenſchaftliche Männer zu einer Täuſchung der Art herleihen würden?" „Ich wollte Niemand, am wenigſten die wiſſenſchaftlichen Männer, mit meinem Zweifel touchiren," ſagte ich höflich. „Ohne dieſe Anſtalt hätten wir längſt die Cholera," brummte er weiter, — „und iſt's jetzt gefällig?" ſetzte er ſogleich zu den Damen hinzu, die mitreiſ'ten.

Nun wurden unſ're Koffer in einem kleinen Bretterhäuschen geöffnet, und ihr Inhalt rings umher aufgehängt und auseinandergelegt. Aus den Miſchungen des Beamten entwickelten ſich nun die ſtinkenden Dämpfe, die jeden Anſteckungsſtoff zerſtören können.

„Schnell zugemacht!“ ertönte nun das Commando.

„Ach mein neuer Pariſer Hut!“ jammerte eine Dame. „Meine Kleider!“ ſchrie eine Andere. „Schadet es den Farben?“ fragte die Erſte ſchnell. „Grüne und rothe Seidenſtoffen verändern die Dämpfe allerdings,“ erwiderte trocken der Beamte.

„Ach!“ kreiſchten die Damen ſo durchdringend, daß ſich Steine erbarmt hätten; aber der Beamte ſchritt im Gefühle ſeiner Würde, Gränzgeſundheits-Commiſſarius von ganz Deutſchland zu ſeyn, ohne ſich um Damengekreiſch und Pariſer Modetand zu kümmern, ſeinem Büreau-Häuschen zu.

Der Aufwärter flüſterte aber leiſe den Armen zu: „Sey'n Sie nur ruhig, ich habe die Schachteln nicht geöffnet, und die ſeidnen Kleider in den Koffern gelaſſen; die kriegen von dem Geſtanke nichts ab.“

„Elender,“ wollte ich ſchon ſagen; „um eines Pariſer Hütchens willen ſoll der Weſten von Deutſchland nun auch verheert werden?“ — Die Damen ſahen mich aber ſo bittend an, und der Aufwärter deutete mir durch ſeine ängſtlichen Blicke an, daß er zum Wenigſten Feſtungſtrafe erwarten müßte, ſo daß ich ſchwieg.

Dieſes Schweigen raubte mir aber wochenlang meine Ruhe und ich fiel faſt von meinem Stuhle, als ich im literariſchen Verein in München eines unſerer vaterländiſchen Blätter zur Hand nahm und darin die Worte fand: „Auch dieſe Peſt hat uns franzöſiſche Mode über den Hals gebracht!“ — Was war natürlicher, als daß ich dabei an die Modepeſt und die verpeſteten Modehütchen dachte. Es bezog ſich aber auf etwas ganz Anderes.

„Hier nebenan entkleiden ſich erſt die Damen, dann die Herrn. In dieſer länglichen Schale iſt eine leichte Chlorauflöſung; damit wird der ganze Körper gewiſſenhaft gewaſchen, bis auf das Geſicht, zu deſſen Abwaſchung ſie ſich des Eſſigs hier in der runden Schüſſel bedienen wollen. Die Kleider legen Sie in die vordere Abtheilung des Badezimmers; die holen wir heraus, um ſie ebenfalls zu räuchern.“

Die Damen gingen lächelnd hinter den Verſchlag; bei dem Entkleiden lachten ſie laut auf und ſchwatzten viel franzöſiſch dabei.

„Was ſagen ſie?“ fragte der Beamte; „ſie ſcheinen zu ſpotten. Sollten ſie ſich vielleicht nicht ernſthaft waſchen, ſo wäre ich genöthigt, Jemand zu beordern, der es in Auftrag der Regierung verrichtete.“ Ich rief dies ſogleich den Damen zu, die plötzlich zu lachen aufhörten und einſtimmig verſicherten, „ſich ſehr ernſthaft zu waſchen.“

Wir Männer baten um die Erlaubniß, einſtweilen frühſtücken zu dürfen.

„Ja; proſit die Mahlzeit!“ ſagte der Beamte; „bevor Sie ſich nicht gewaſchen haben, dürfen Sie mit Niemand im Orte in Berührung kommen.“

Ich mochte ihm nichts mehr über alle dieſe Einrichtungen ſagen; denn während er uns unterſagte, bei Wirthsleuten im Orte zu frühſtücken, kamen mehrere Einwohner in die Contumaz und erkundigten ſich bei uns, über den Stand der Cholera u. ſ. w.

Die Damen hatten ihre Waſchung beendigt und traten gereinigt in durchräucherten Kleidern aus dem Bretterverſchlag, wohin wir unreinen Männer nunmehr verwieſen wurden. — „Ich habe erſt geſtern Abend in Strasburg ein Bad genommen;“ ſagte mein Reiſegefährte; „und ſehe nicht ein, warum ich mich hier mit dem ſtinkenden Zeuge waſchen ſoll.“ — Er hatte ſeine Oberkleider zum Räuchern hinausgelegt, und ſetzte ſich nun im Negligé ganz bequem hin, um einige Goldrollen zu zählen, die ihm in der Taſche aufgegangen waren. Schon während der ganzen Reiſe hatte ich es meinem Scharfſinne zur Aufgabe gemacht, den Stand dieſes Mannes zu errathen, deſſen Paß ihn einen Proprietaire aus der rue du Helder nannte. Er hatte alle Hauptſtädte und Bade-Orte Europas geſehen; war mit den Franzoſen in Hamburg geweſen, und kannte eine Menge Ruſſiſcher Fürſten und Grafen — ſehr genau. Dabei verſicherte er bereits am erſten Tage, nie eine Karte zu berühren und nur nothgedrungen in Geſellſchaft ein Commerceſpiel mitzumachen.

Dies Alles, verbunden mit der äußern Erſcheinung des Mannes, ließ mich auf die Vermuthung kommen, es ſey ein Spieler von Profeſſion und ich täuſchte mich nicht.

Es war ein Mann in den Funfzigen; von auffallenden ſtarken Zügen. Die eine etwas ſchlaff herunterhängende Seite des Geſichtes erſchien ſtereotyp; denn ſie war aller Wahrſcheinlichkeit nach vom Schlage gerührt. Seine Wäſche war weiß und von großer Feinheit, obgleich nachläſſig angelegt. Die Kleider waren neu und nach dem jüngſten Schnitte, doch ohne die geringſte Sorgfalt behandelt. Er ſah einem reichen Manne von Stande ähnlich, der ſich in ſchlechter Geſellſchaft herumzutreiben gewohnt iſt. Eben ſo waren ſeine Manieren, wenn gleich geſchliffen, doch zuweilen rauh und auffahrend. Dabei war ſeine Unterhaltung die eines Weltmannes. Während er ſein Gold zählte, fragte er mich, ob ich denn auch von dem Duelle des Grafen Léon mit dem Adjutanten des Herzogs v. Wellington, dem Engländer Heſſe gehört hätte? — und ob ich die deutſchen Herrn kennte, die in der rue la paix mit Léon den Handel anfingen? Daß es ihm unangenehm wäre, jene Herrn in Baden anzutreffen, daß er ihnen in Paris aus Gefälligkeit eine kleine Bank in ſeinem Hauſe habe auflegen müſſen, ſo zuwider ihm dies auch ſtets geweſen ſey und was dergleichen mehr war. Nach dieſen Eröffnungen war mir der Mann kein Räthſel mehr. Ich hatte den vor mir, bei dem jene verhängnißvolle Parthie Ecarté geſpielt worden war, die dem Engländer Heſſe das Leben gekoſtet hatte und wohl noch einem halben Dutzend junger Leute gekoſtet haben würde, wenn nicht die ſtarken Nebel, welche der Cholera vorausgingen, die beabſichtigten Duelle zu mehrern Malen vereitelt hätten.

Inzwiſchen hatten beide Partheien das Feld geräumt und die Stadt verlaſſen. Merkwürdig war bei dem Duelle des Grafen Léon mit dem Engländer Heſſe ein Umſtand, der zu fataliſtiſch iſt, als daß ich ihn deutſchen Liebhabern vorenthalten ſollte.

Léon iſt ein natürlicher Sohn Napoleons und ihm ſo ähnlich, daß ſeine „illustre naissance,“ wie bei dieſer Gelegenheit einige Blätter ſich ausdrückten, wohl von Niemanden in Zweifel gezogen werden kann. Bei einem Beſuche, den er den Napoleoniden abſtattete, ſchenkte ihm einſt Hortenſe einen Brillantknopf des Kaiſers, und prophezeite ihm dabei, er würde ihn, wenn er ihn bei ſich trüge, als ein Talisman vor Gefahr ſchützen. Unbeachtet lag dieſer Knopf in einem Fache ſeines Sekretärs; doch wie abhold die „jeune france“ jedem Aberglauben iſt, an dem Morgen des Duells regte ſich ein — „ich weiß nicht was,“ in des jungen Léons Bruſt, und er ſteckte den Talisman in ſeine Buſentaſche. Heſſe hatte den erſten Schuß und ſeine Kugel ſtreifte den Knopf des Kaiſers; Léon ſchoß und ſtreckte ſeinen Gegner tödtlich getroffen nieder.

Unſere Unterhaltung würde noch länger gedauert haben, wenn nicht der Beamte uns zugerufen hätte, daß wir uns lange genug wüſchen und er uns für völlig desinfizirt erklären könne. Wir kleideten uns daher an; unſere geräucherten Effekten wurden wieder in die Koffer gepackt, und wir konnten nun „où bon nous semblera“ im lieben deutſchen Lande herumreiſen. Zunächſt ging es in's Wirthshaus und dort lachten wir beim Kaffee über die unnütze Vorſicht.

Sollten dieſe Waſchungen wirklich von Nutzen ſeyn können, ſo müßten ſie doch wenigſtens gewiſſenhaft von eigens dazu beſtellten Perſonen oder unter Aufſicht vorgenommen werden.

Mein Proprietaire aus der rue du Helder, hatte nun, ich will es ihm gern glauben, in Strasburg gebadet; wie viele Fußreiſende paſſiren jedoch die Gränze, die in ſchmutzige Lumpen gehüllt ſind und bei denen Reinlichkeit wirklich anzuempfehlen wäre; wenn dieſe nun mit eben ſolcher Sorgloſigkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſo verdiente denn doch die ganze Veranſtaltung, die alsdann blos eine Unbequemlichkeit mehr den Reiſenden auferlegte, eine ernſtliche Rüge.

8.

Wir durchzogen das liebliche Land zwiſchen dem Rhein und Neckar, und freuten uns einmal wieder, fleißigen Anbau und überall verbreitete Reinlichkeit zu bemerken. Die Landleute in ihrer barocken Tracht wurden ihrer dreieckigen Hüte und langen Röcke wegen von einem zehnjährigen Franzoſen, der nebſt ſeinem Vater mit uns reiſ'te, ſämtlich für Pfarrer gehalten und jederzeit mit einer devot-ſpöttiſchen Mine: „ah bon jour M. le Curé!“ begrüßt. „Mon Dieu, que de cures! que de curés en pantalons jaunes!“ ſo ging es in Einem fort zu unſerm Ergötzen, indem er ſich über die gelbledernen Beinkleider der Pfarrer nicht genug verwundern konnte. Wir übernachteten in dem regelmäßigen, öden Carlsruh und brachen am andern Tage frühzeitig auf, um bei guter Zeit Stuttgart zu erreichen.

In einem ſchmalen Thale, von Weinbergen aufs Engſte begränzt, liegt die Hauptſtadt von Würtemberg. Nur nach einer Seite hin, gen Canſtadt, wo ſich das Thal öffnet und eine heitere Ferne zeigt, iſt die Gegend romantiſch zu nennen, in dem gewöhnlichen Sinne, wie man Gegenden ſo zu nennen pflegt. Die übrigen Seiten zeigen recht anmuthige Winkel und Schluchten; indeß wird jede Gegend, die keine Fernſicht bietet, auf die Länge monoton. Ueberdies müſſen Weinhügel im vollen Schmucke ihres Laubes prangen, um die Blicke zu erfreuen. In Stuttgart ſelbſt hat man überall die Ausſicht nach dieſen Weinhügeln, welches der Stadt ein ländliches Anſehen gibt.

In Stuttgart wohnt Wolfgang Menzel. Wer

kennt ihn nicht in Deutſchland? Der Mann, der ein ſo abweichendes Urtheil von dem gewöhnlichen Urtheile der Menge äußerte, und nach einigen Jahren ſchon die Meinung der Meiſten für ſich gewann, muß ein bedeutendes Uebergewicht an Geſchmack und Einſicht über ſeine Mitbürger beſitzen. Ich bin überzeugt, daß es ein verdienſtliches Werk ſei, ſeine Kritiken in's Franzöſiſche zu überſetzen, um den Franzoſen von unſerer heutigen Literatur einen richtigen Begriff beizubringen. Die guten Leute ſtehen noch am Anfange des Jahrhunderts, und außer Göthe und Schiller und ein Paar Novelliſten, die ſie halb und halb kennen, glauben ſie uns noch eine große Ehre zu erweiſen, wenn ſie Gesner einen zarten Dichter nennen, und uns das Portrait von Kleiſt in der ſonderbaren Nachtmütze mit einigem gemachten Entzücken präſentiren. Von unſerm jetzigen Reichthum haben ſie nicht die entfernteſte Ahnung — und wir ſelbſt würden ihn nicht kennen, wenn ihn uns Menzel nicht aufdecken würde. Alles beurtheilt er; und wie geiſtreich ſpricht er oft über die fadeſten Schriften. Er iſt mir oft wie ein Märtyrer vorgekommen, und ich habe mit einer Anwandlung von mitleidiger Theilnahme mir gedacht, wie der geiſtreiche Mann daſitzt und ſchlechtes Zeug weglegt, um noch Schlechteres in die Hand zu nehmen, und das Alles, nur um ſeinen Mitmenſchen einen Dienſt zu erzeigen. Nun aber, da ich Menzel beſucht habe und die ungeheuern Körbe Rezenſirwaare daſtehen ſah, — hier Reiſebeſchreibungen, dort politiſche Flugſchriften, weiterhin hiſtoriſche Trauerſpiele, — in jener Ecke Novellenliteratur, — und Alles übermäßig aufgehäuft, da ward ich von Achtung durchdrungen für die ordentliche Thätigkeit des Mannes, der bei all dieſem Leſen und Beurtheilen noch ſelbſtſtändige geſchichtliche und poetiſche Werke liefert, ſich der Politik des Tages mit Wärme hingibt, und als Abgeordneter der zweiten Kammer an den Staatsgeſchäften den wärmſten Antheil nimmt.

Solch ein Mann muß aber auch ganz abſonderlich ausſehen; ſolchem Manne muß man es ſchon zu Gute halten, wenn er in ſeinem Aeußern den Ueberſtudirten verkündet. Pascal ſagte: „und wenn ein Gelehrter noch ſo zierlich gekleidet iſt, ſo müſſen es doch mindeſtens die Knöpfe der Beinkleider verrathen, welchem Stande er angehört.“

Wer ſich noch unter uns erinnern könnte, den Profeſſor Ramler vor dem Brandenburger Thore in Berlin geſehen zu haben, wenn er ſeiner „Ode auf einen Granatapfel“ gedachte, und mit ſeiner Canne auf den Boden leicht ſchlug, und ſich unter ſeiner gewaltigen Perückenwölbung der ſtolze Gedanke bildete: „Du biſt Teutonias größter Dichter!“ Oder wer Johann Peter Uzen in der Orangerie bey Ansbach jemals begegnet wäre, der wüßte, wie ſolche Männer ausſehen müſſen. —

Dieſes Glück ward mir nicht mehr zu Theil. Jene goldene Zeit, wo dieſe Dichter unter den Sterblichen wandelten, war bereits vorüber, als ich geboren wurde, aber dafür ſah ich noch andere große Männer, welche dem Bilde eines ausgezeichneten Gelehrten durch ihr Aeußeres zu entſprechen wußten, und hieraus abſtrahirte ich mir mein Bild von Menzel, und wenn wir der jetzigen Mode in Etwas ihr Recht laſſen, ſo muß er, wie jeder Leſer wohl ſelbſt denken wird, — ſo ausſehen:

Hinter einem grünen Schreibtiſche, auf einem weich gepolſterten Stuhle, von Folianten und hohen Papierſtößen ringsum eingeſchloſſen, ſitzt eine lange hagere Rezenſentenfigur, mit einem bleichen, tiefgefurchten, von Nachtſtudien und Gift und Galle ganz vergelbten, pergamentähnlichen Geſichte. Auf der Naſe eine grüne Brille, die ihren Schein rings um die Augen verbreitet, und ihnen dadurch ein leichenhaftes Anſehen ertheilt, unter der Naſe eine dicke Lage von Schnupftabak, die Glieder umhängt von einem weiten, ſchmutzigen Schlafrocke, dünne ſchwarze Haare bedecken den Nacken und ein ſtruppiges Barthaar umgränzt das Geſicht und bildet unter dem Kinne ein Convolut, das einem Judenbarte nicht unähnlich ſieht. Die Stimme ſchnarrt und näſelt, und die Sprache prangt im breiteſten ſchleſiſchen Dialekte: das wäre doch noch ein Mann vor dem man Reſpekt haben müßte, — aber nun denke man! —

Ein zierlicher, feingebauter Mann; obgleich, wie er ſagte, leidend, doch von jugendlich friſchem Anſehen, mit klaren freundlichen Augen, trat mir im einfachen Negligé entgegen. Die glatten braunen Haare ließen die breite Stirn ſehen und keine Falte darin deutete auf Nachtwachen, ſchwere Sorgen oder tiefes Denken. Eine Brille trug er freilich; aber keine grüne; und der Tabakſchnupfer verrieth ſich auch durch nichts. In ſeinem Weſen ſprach ſich durchaus nichts aus, was ſeine eigenthümlich literariſche Stellung und ihre Bedeutſamkeit hervorgehoben hätte und in ſeiner Unterhaltung drückte ſich ſo viel Laune und Scharfſinn aus, als nöthig war, um ſie zu beleben, ohne einen geſuchten oder verſchwenderiſchen Aufwand damit zu machen. So wie ich früher ſchon ihn aus ſeinen Kritiken kannte, ſo erſchien er mir auch hier. Wohlwollend geſinnt allen Beſtrebungen, von einer Vielſeitigkeit des Geſchmackes die wahrhaft ſelten zu nennen iſt, ſelbſt dem Verfehlten nicht gerade zu den Stab brechend, nur das Seichte mit Geißelhieben verfolgend, und groben Anmaßungen vernichtend entgegentretend, und doch wiederum dabei ein bewundernswerthes Uebergewicht von ächter, den Deutſchen, die eine Macht auszuüben haben, ſo ſeltnen Bonhommie. Dieß iſt freilich angebornes Naturell, wird aber gewiß von ſeiner ruhigen und ſichern Stellung im Leben genährt und erweitert. Ich ſah beim Fortgehen eine allerliebſte Frau, die, mit lieblich ſchwäbiſcher Melodie der Rede, den ſpielenden Kindern zurief und in ihren reichen, zierlichen Haarflechten, in den regelmäßigen Zügen einem Bilde der Byzantiniſchen Schule nicht unähnlich ſah. Wer wird in ſolcher Umgebung nicht zum gemüthlichen Bon homme werden, dachte ich mir, als ich Wolfgang Menzel, den furchtbaren Kritiker, verlaſſen hatte.

9.

Die Stuttgarter leben einfach und thätig. Die Erholungen beſtehen in den nahen und fernen Ausflügen in ihre Berge, um ſich an einer ſchönen

Ausſicht zu freuen und dabei ein Glas Wein zu trinken.

Außerdem giebt es ein Hoftheater hier, das aber finſter und unfreundlich den Fremden empfängt. Der Einheimiſche iſt natürlich daran gewöhnt. Die Brüſtungen, Vorſprünge u. ſ. w. bildet eine ſchwerfällige Zimmerei, dabei Caryatiden, Draperien und Malerei, alles überbietet ſich, den Raum des Saales und das Athmen des Zuſchauers zu verengen. Für den König iſt auf der einen Seite des Balkons eine Art von Gezelt, mit verſchiedenen Abtheilungen aufgeſchlagen, welches ſich nomadiſch genug ausnimmt. Die Beleuchtung iſt faſt keine zu nennen und es iſt mir ein Räthſel geblieben, ob die Dekorationen ſich in einer beſſern, nicht ſo abgenützt und altmodiſch ausgenommen haben würden.

Ueber die Leiſtungen einer ſolchen Bühne iſt wenig zu ſagen; die Mitglieder ſind ſeit Jahren dabei, das iſt Alles mit der Einwohnerſchaft auf's Innigſte verbrüdert und verbunden: das gutmüthigſte Wohlwollen beſticht das Urtheil; und wer ſollte auch eben urtheilen? Leute, die ſeit langen Jahren daran gewöhnt ſind, dies und nichts Anderes zu ſehen, die ſelten oder nie bezahlen, und faſt jeden Abend mit einem Freibillet regalirt werden? Taucht nun einmal ein Rezenſent auf, der trotz ſeines Freibillets urtheilt, und gar ſein Urtheil drucken läßt, ſo wird der Menſch angefeindet, als ein unverträglicher, unbegreiflicher Böſewicht, der nichts weniger im Sinne hat, als Familienväter ums Brod zu bringen. Unbegreiflich würde mir nun ein ſolcher Rezenſent wohl in der That erſcheinen; denn es iſt ſchwer abzuſehen, was er mit ſeinem Urtheile will. Meiner Anſicht nach ſind die Theater als einzige öffentliche Volksbeluſtigungen in unſern drückend ſchwülen Tagen allerdings nicht zu verachten, und es iſt Recht, daß die Regierungen angemeſſene Summen darauf verwenden, um ſie nicht gänzlich von der größern oder geringern Theilnahme des Publicums abhängig zu machen, und ſie am Ende von herumziehenden Truppen, dem Geſchmacke und den Sitten zum Hohn, bevölkert zu ſehen. Irgend ein Hofmann, der noch nichts weiter iſt, und den Neigung zur Muſik, zum Tanze oder zu den Prieſterinnen dieſer Künſte hinzieht, oder der überhaupt gern etwas zu commandiren hätte, was doch nicht zu großer Verantwortlichkeit ausſetzt, wird nun mit der Intendantur bekleidet, erwählt ſich ſein Miniſterium, die Regiſſeurs, bemooſ'te Häupter gewöhnlich, die allen Handwerksgebrauch weghaben, und in dieſer Hinſicht den Chef davor hüten, dagegen zu verſtoßen und den Künſtlern Blößen zu zeigen, und ſodann werden Stücke vertheilt, Repertoirs gemacht und Proben gehalten. Die Aufführungen können natürlich nicht ausbleiben. Unbedeutendes geſchieht genug, und dann wird es gleich zu etwas Erheblichem geſtempelt und es fehlt nie, daß der Intendant, wie ein Schach von Perſien, die ausſchweifendſten Ehrennamen bekommt, auf die er nicht im Entfernteſten Anſpruch macht, wenn er ein wenig beſcheiden iſt. Wird er auch nicht: Sonne der Welt, Licht des Oſtens, Perle der Weisheit u. ſ. w. genannt, ſo iſt denn doch der kunſtſinnige, für alles Wahrhaft-Erhabene Durchglühte, für alles Schöne Empfängliche, für einen ſolchen Mann genug, von dem oft nur das Letzte nach dem Buchſtaben wahr iſt. Welche Großthaten ſind es aber nun, die ihm ſo überſchwengliches Lob erwerben? Er giebt ein berühmtes Stück, das er gar nicht geben ſollte, weil er es nicht beſetzen und daher nur verhunzt geben kann; oder er hat die Kleider der Schauſpieler mit neuen blanken Treſſen beſetzen laſſen, ungefähr in der Art, wie man ſolches zu der oder jener Zeit trug, und wie man auf alten Bildern ſehen kann; oder er produzirt Kinder, die er von einem Tanzmeiſter unterrichten läßt und von denen er glaubt, daß ſie dereinſt werden tanzen können. Und ſolche verfehlte Beſtrebungen ſind es, denen Zeit und Kräfte geopfert werden; doch ſind ſie leichter in's Werk geſetzt, und für den Augenblick lohnender, als durchgreifende Maßregeln, den alten Schlendrian zu hemmen, die Kräfte zu concentriren, um das möglichſt Vollendete dem Publicum vorzuführen, dabei die Anſprüche der Zeit zu berückſichtigen, und vaterländiſche Bühnendichter auf das Thätigſte zu ermuntern.

Es giebt zwei Arten von Bühnenleitungen. Die eine in den großen, volkreichen Städten, wo für die Bedürfniſſe eines ſtets wechſelnden, abgeſtumpften, bezahlenden Publicums zu ſorgen iſt; die andere in den kleinern und kleinſten Reſidenz-Städten, wo ein ſtabiles, nicht überſättigtes, freigehaltenes Publicum regalirt werden ſoll. Eine jede muß daher nach andern Grundſätzen verfahren, um ihren Vorwurf auszufüllen; doch hat ſicher die letztere ein leichteres Spiel und kann eher befriedigen und befriedigt werden. Genügt ſie ihrer Aufgabe, ſo wird ſie den kleinen beſtändigen Kreis ihrer Zuhörer bald zu wahren Kennern umgeſchaffen haben und wird nicht mehr auf unerlaubten Abwegen darnach ſtreben dürfen, die Menge anzuziehen.

Unter den Schauſpielern fand ich einen Jugendfreund nach vielen Jahren wieder. Ich hatte Carl Seydelmann's theatraliſche Anfänge in Breslau geſehen und folgte ihrer ſchönen Entwicklung bis zu ſeinem Abgange nach Grätz. Später ſchlug ſein Zeitungslob an mein Ohr, worauf ich nie viel gegeben habe. Ich vernahm aber, daß Bühnen um ſeinen Beſitz ſtritten, und daß er, wie ein ächter Held das Leben, ſo lebenslängliche Verſorgungen in den Wind ſchlug, welches bei einem Schauſpieler wohl daſſelbe iſt. Das machte mich recht neugierig, ihn wieder zu ſehen; aber während meines achttägigen Aufenthaltes ſpielte er nur zweimal. Das erſte Mal den Hähnchen im Feſt der Handwerker; und Angeli verzeihe mir! ſo angemeſſen ich dies Stück für die Königsſtädter Bühne und ihre Schauſpieler halte, ſo war es mir doch nicht möglich, meinen alten Freund, den man als einen der erſten jetzt lebenden deutſchen Künſtler bezeichnet, gerade in dieſer Rolle zu ſehen. Später gab Seydelmann den Tartüffe und ich ſah ihn. Ein Urtheil über ihn abzugeben, vermag ich jedoch nicht. Um einen Künſtler von dieſer Bedeutung zu beurtheilen, bedarf es mehr als das flüchtige Anſchauen einer ſolchen Rolle, die des Fremdartigen und Gemachten ſo viel hat. Nur durch das Beobachten einer ganzen Reihe von Leiſtungen läßt ſich ein richtiges Urtheil feſtſtellen. Denn bei der größten Vielſeitigkeit ſind es doch ſtets dieſelben Grundſätze, welche den wahren Künſtler bei der Ausführung ſeiner Aufgabe leiten. Wenn blos nach Lob und Tadel gefragt werden ſoll, ſo flüchtig wie mein Anſchauen war; dann muß ich bekennen, daß er mir nicht nur der Rolle, ſondern der Erſcheinung nach, der Hervorragendſte unter allen Mitſpielern war, die ſich, obgleich von dem Coſtüm viel Weſens gemacht worden war, das treu, wie zu Molieres Zeiten wieder gegeben werden ſeyn ſollte, dennoch ſo wenig in dem geiſtigen Coſtüm des Stückes zu finden wußten, wie in ihren beſilberten, ſteifleinenen Röcken.

Ich hatte im vorigen Winter bei Gelegenheit des Wiederauftretens der Mars, den Tartüffe einige Male in Paris geſehen. Ein Vergleich der Geſammtdarſtellung des théatre français mit dieſer Hof-Privatbühne würde den Schein einer boshaften Abſicht auf mich werfen können.

So verließ ich Stuttgart, ohne Seydelmann in einer Hauptrolle geſehen zu haben; was ich ſonſt aber von ihm im Geſpräche vernahm, zeigte mir, daß er Einer der Wenigen ſey, welche Kenntniſſe und Geſchmack mit Geiſt und Gemüth vereinigen; geſellt ſich nun hierzu eine eminente Darſtellungsgabe, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß der große Schauſpieler fertig ſey.

10.

An einem feuchten Morgen zogen wir mit den Nebeln durch die anmuthigen Thäler Würtembergs, und begrüßten das maleriſche Eslingen mit ſeinem gothiſchen Thurme, das mir ſchon aus mancher Abbildung wohl bekannt war, und viele andere, minder maleriſche, doch auch ſehr freundliche Städtchen und Weiler, bis wir endlich das hohe Plateau der baieriſchen Ebenen erreichten.

In Ulm übernachteten wir in einem weitläufigen, altreichſtädtiſchen Gaſthofe, und hier war es zum erſten Male, wo wir die Honoratioren der Stadt an langen Tiſchen, in Wolken von Tabaksrauch gehüllt, in ſtummer Würde daſitzen und den vaterländiſchen Gerſtenſaft mit Wohlbehagen ſchlürfen ſahen.

Ich ſchämte mich faſt, Thee zu fordern, und dachte ernſtlich bei mir: „das mußt du dir jetzt abgewöhnen; die Leute halten dich ſonſt für einen

Narren, der mit fremden Sitten prunken will, und werden ſich ſcheu von dir abwenden."

Am andern Tag erreichten wir das ſtattliche Augsburg. Ich ſtieg in der Traube ab, einem vortrefflichen Gaſthof in einer der ſchönſten Straßen.

Nichts bezeichnet mehr die Leute, die noch nie oder ſelten große Entfernungen von ihrer Heimath gemeſſen haben, als die Unzufriedenheit mit den Gaſthöfen. Wer zu Hauſe nur ſelten mehr, als Suppe und etwas Gemüſe auf ſeiner Mittagstafel ſieht, iſt an der table d'hôte gewöhnlich mit Allem unzufrieden, und wenn er gleich unter zehn ſchmackhaſten Gerichten wählen kann. Wer in der Heimath ſich ſelbſt zu bedienen gezwungen iſt, ſchimpft über Kellner und Lohnbediente im Gaſthofe, die jeden Augenblick zu ſeiner Verfügung geſtellt ſind.

In Augsburg war zur Zeit Jahrmarkt und Theater; vom erſtern habe ich nur die Bretterbuden auf dem Platze, von letzterm nur den Anſchlagezettel geſehen. Alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten der einſt weltberühmten Stadt, nannte mir die Empfehlungskarte meines Gaſthofes, die im Zimmer aufgehängt war, und die ich mit eben ſolchem Rechte „Karte" nenne, wie man eine Landkarte ſo nennt; denn eigentlich war es eine Empfehlungs- und Gedächtnißtafel. Als wir die Gränzen von Altbaiern im ernſten Sinne erreichten, was uns ſogleich die Riegelhäubchen und die „Halbmaaßkrügeln“ an den Fenſtern verkündeten, regte ſich in mir ein eigenes Gefühl, das immer mehr und mehr geſteigert wurde, je näher ich München kam. Faſt ein Dezennium war verfloſſen, ſeit ich dort gewohnt hatte. Wie werde ich nun Alles nach ſo langer Abweſenheit wieder finden? Werde ich meine Freunde und Bekannte noch ſehen? Welche Veränderung wird in ihrer Geſinnung vorgegangen ſeyn? Ich dachte nie daran, daß ich mich ſehr verändert haben könnte; aber jetzt fiel es mir mit einem Male wie ein Zentner auf's Herz. Meine Haare waren in der Zeit ergraut; ich war mürriſch und kränklich geworden. Die Münchner, die ich damals gekannt hatte, werden auch ſo geworden ſeyn; die ſchönen Mädchen werden nun als Frauen ſchreiende Kinder wiegen, oder als verblühte Jungfern umherſchwanken. Das lebensluſtige, gränzenlos verliebte, herumſchwärmende München, wovon ich ſonſt einen Theil ausmachte, wird jetzt nicht mehr mein München ſeyn! Unter ſolchen traurigen Betrachtungen erblickte ich beim Hinausfahren aus Dachau von der Höhe des Berges die

Frauenthürme — die hatten ſich nicht im Geringſten verändert. — Die Baumgruppen zur Linken waren der engliſche Garten — der blühete wie ſonſt. Dieſe Ausſicht war ſchnell verſchwunden. Es regnete und war kalt am erſten Mai, wie im Winter — auch das iſt noch wie vormals. Es iſt Alles beim Alten! Je nun, ſo will ich verſuchen, auch der Alte zu ſeyn, und die alte, ſchöne Zeit heraufbeſchwören! — So weit war ich mit meiner Betrachtung zu Stande, als ich das Thor erreicht hatte, und mir die vor den Thüren eingepflanzten Tannenbäume, die ſchallende Muſik, und die taumelnden, lachenden Gruppen ins Gedächtniß zurückriefen, daß heute am erſten Mai das Auferſtehungsfeſt des Frühlings, durch Eröffnung des Bockkellers und Anzapfung der Fäſſer, die dieſen König der Biere enthalten, feierlich begangen wurde.

11.

In München wurde ſeit der Regierung des jetzigen Königs viel gebaut; — Straßen und Plätze ſind entſtanden — Tempel ſind aufgeführt worden, und die mittelalterliche Stadt iſt nun mit einer breiten, eleganten Ceinture umgeben. Dieſe Miſchung des Mittelalterlich-engſpießbürgerlichen und des Frivolmodernen karakteriſirt nunmehr die Stadt wie ihre Einwohner.

Neben dem großen Hange zum ſinnlichen Genuſſe, wohnt hier eine faſt patriarchaliſche Einfalt. Die geſchickteſten Fabrikanten nennen ſich hier nicht mit dieſem vornehmen ausländiſchen Worte; und während es in Berlin Kleider- und Lichter-, Meubel- und Handſchuh-Fabrikanten giebt, lieſt man hier auf beſcheidenen Tafeln: bürgerlicher Schneidermeiſter, bürgerlicher Lichtzieher, bürgerlicher Kiſtler, und bürgerlicher Säcklermeiſter. Die Frauen dieſer ehrſamen Meiſter, die anderwärts mit Florentinerhüten und in Giraffehauben prangen würden, tragen hier noch das zierliche Riegelhäubchen, das reich von Silber, mit ächten Perlen geſtickt, dem feinſten Florentinerhute an Werth nicht nachſteht. In ihrem Häuslichen ſind ſie nun eben ſo bürgerlich. Bei allem Wohlſtande und Ueberfluſſe wird das Alterthümliche, Einfache ſtets beachtet. Um 12 wird die Suppe auf den Tiſch geſtellt. In dieſer Suppe ſchwimmt täglich eine Mehlſpeiſe, wie ſie die vielgeſtaltende Hand der Köchin nun eben bereitet hat; Sonntags aber eine bleiche, lange Wurſt als ſtolze Galeaſſe in dem Suppenhafen.

Um 8 werden die Gewölbe und Magazine geſchloſſen, und dann füllen ſich die ſogenannten Bierkeller vor den Thoren und die Wirthsgärten, wohin die am Tage betriebſame Einwohnerſchaft einen unauslöſchlichen Durſt mitbringt, und ganz unglaublich viel von dem trefflichen Biere, das hier gebraut wird, trinken kann. In dieſen Kellern liegen oft Vorräthe von 12,000 Eimern oder 720,000 Maaß. Man nimmt an, daß ein ſiebenzigjähriger Münchner, der ein nur mäßiger Biertrinker war, in ſeinem Leben 20,000 Maaß getrunken haben muß. Die Bürgermädchen lernen von eleganten Künſten Malerei und Muſik; mit Lektüre beſchäftigen ſie ſich im Allgemeinen wenig; daher ſind in dieſer Stadt von beiläufig 80,000 Menſchen, nur zwei Leihbibliotheken, die keineswegs floriren. Die Wirkung, welche die Leihbibliothekwuth anderswo hervorzubringen im Stande iſt, macht hier das Theater, das durch die ungeheuere Menge der Freibillets einem Jeden leicht zugänglich iſt.

In einem engen Gäßchen, unweit von dem raſch dahin brauſenden grünen Stadtbache, ſteht ein weitläufiges altes Gebäude, ſo baufällig, daß es mit ungeheuern Stützen verſehen werden mußte. Vor ſeiner Thüre prangen zwei ſtattliche Tannen-Bäume, und aus ſeinem Innern ſchallt vom Morgen bis zum ſpäten Abend Muſik der luſtigſten Art. Dies iſt der Bockkeller, woſelbſt der Bock oder Einbock verkauft wird, von dem ein früherer Dichter einmal ſagte: „er glaube, daß die Götter in Walhalla Bock tränken.“

Beim Eintritt ſieht man ein Paar Höfe, und dieſe, ſo wie ſämmtliche Zimmer in dem alten Einſturz drohenden Hauſe ſind voll luſtiger Leute, die beim vollen Glaſe ſich ihres Lebens freuen.

Und wenn das Haus wirklich einſtürzte, was läge den Leuten daran, wenn ſie der Tod, das Bockglas in der Hand, überraſchte? Genießt der Einwohner von Portici weniger die Reize ſeiner himmliſchen Natur, weil ewig der Krater des Veſuv's über ſeinem Haupte dräut? Und der Arme hat nicht einmal Bock zu trinken!

Von Eleganz, Bequemlichkeit oder irgend einer Verfeinerung des Genuſſes, iſt hier keine Spur zu finden. Man denke ſich, in irgend einer andern Stadt hätte ein Bierbrauer dieſe reiche Erwerbsquelle; es gelänge ihm, eine Miſchung zu erfinden, die ſo allgemein dem Gaumen ſeiner Mitbürger behagte, daß Alles ihm zuſtrömte und er vom Morgen bis Abend nichts zu thun hätte, als den Zapfen zu drehen und fließen zu laſſen; — wie würde ein ſolcher Mann gleich mit allerlei glänzen wollen, daß auch ihm und nicht allein ſeinem Biere die Ehre des Beſuches wiederführe. Da müßte ein Lokal für Honoratioren eingerichtet werden; Gambrinus, König von Flandern, als Patron der Bräuer, müßte herbei; man müßte ſein Feſt begehen; das mittelalterliche Urbanreiten würde heraufbeſchworen und irgend ein induſtrieller Literat gäbe eine Bockzeitung heraus.

Hier iſt von Nichts dergleichen die Rede. Es iſt der Bock und immer nur der Bock allein, der das große Wort führt. Hat er die guten Eigenſchaften, die er haben ſoll, iſt er ſüßlich, klebrig, geiſtreich, kühl und ſubſtantiös, ſo mögen die Bänke noch ſo hart, die Tiſche noch ſo ſchlecht, das Lokal noch ſo baufällig ſeyn. Beamte, Offiziere, Künſtler, Studenten, Handwerker, Taglöhner, Handelsleute, alles ſitzt hier bunt durch einander, und unterſchreibt Alles willig, was jemals zum Lobe des Maien, als Wonnemond der Erde geſagt wurde, obgleich er es jetzt ſchon ſeit langen Jahren nicht mehr iſt, und namentlich in München zu der unfreundlichſten Zuſammenſetzung von Regen und Wind gehört. Aber im Mai ſingen die Nachtigallen und im Mai wird Bock getrunken.

Iſt der Juni da, ſo wird der Keller geſchloſſen, und die Vorräthe, die noch vorhanden ſind, blos zum Frohnleichnamsfeſte aufgehoben, wo die lieblichen Fluten dann andachtsvolle Gurgeln laben und die Seelen in doppelter Begeiſterungsglut ſich zum Himmel ſchwingen. —

Der Bock ſtärkt übrigens, früh genoſſen, die Bruſt, reinigt das Blut und — verdirbt den Appetit. Abends wird er zum Kobold, der die Leute tückiſch aneinanderhetzt, Gläſer zerſchlägt und blutige Köpfe verurſacht. —

Das ſchönſte Theater in Deutſchland, und eines der ſchönſten in der Welt, ſteht auf dem Max Joſephs-Platze in München. Die ſchönen Verhältniſſe ſeiner prächtigen Marmorfaçade laſſen die beträchtliche Größe des Gebäudes nicht gleich erkennen, und geben dem Steinkoloß das Anſehen einer ächten Antike. Vier Kandelaber von Gußeiſen zieren das Portal. Im Innern iſt das koſtbarſte Material verſchwendet; Marmor und Vergoldungen prangen überall; und das Haus würde ſicherlich neben dem Impoſanten, einen freundlichern Karakter an ſich tragen, wenn für eine gehörige Beleuchtung Sorge getragen würde. „Die Damen im ſchönen Kranz, die rings auf hohem Balkone ſitzen,“ ſind nämlich, bei dieſem Lichte beſehen, Nebelgeſtalten und das Minenſpiel der Künſtler ſelbſt, kann in dem großen, ſchlecht erhellten Raume keine Wirkung machen. Doppelt ſchade iſt dabei, daß die ſo vortrefflich ausgeführten Dekorationen, die mit vollem Rechte Bühnengemälde genannt werden können, nicht ſo erſcheinen, als ſie erſcheinen ſollten. — Soll denn ſtets handwerksmäßiger Schlendrian in dieſer Kunſt ſich breit machen dürfen? und iſt es denn nicht möglich, während daß Architekten, Maler und Alles bemüht iſt, die Schauſpielkunſt zu verherrlichen, grade die ſo wichtigen Lampenputzer dieſer Wirkung entgegenſtreben? Es iſt ſo viel über die Zweckmäßigkeit unſerer Theaterbeleuchtung geſagt und geſchrieben worden, — in Paris hat die academie royale auch ſchon das Erſtaunendſte gezeigt — Daguerre hat, ein zweiter Prometheus — dem Himmel ſein Licht entwandt — aber bei uns wollen die Lampenputzer einmal nicht — und das ſind ſo wichtige Perſonen, die man in Ehren halten muß. Unter den Schauſpielern wäre es überflüſſig, die Schröder, Eßlair und Urban zu nennen; ſie ſind die vorzüglichſten unſerer Bühne und als ſolche längſt bekannt. — In den Leiſtungen iſt mir nichts Bedeutendes, nichts Neues entgegengetreten. Es iſt hier, wie überall bei dieſen Hofbühnen. Ein wenig beſſer oder ſchlechter kommt nicht in Betracht. Man ſieht, was man überall ſieht, und ſieht es, wie man's überall ſieht. Die Grabbe's und Immermann's ſind für Intendanzen und Regiſſeurs nicht dageweſen, und ſie verſtummten daher frühzeitig, oder laſſen dann und wann einen Mißlaut hören, den kein Schauſpieler freilich nachzutönen wagen darf. Was hätten dieſe Männer aber werden können in jetziger bewegter Zeit für unſere Bühne — für die Bühne des Vaterlandes! Wer hätte daran gedacht, Dümas, Dinaux, Scribe's Stücke ohne Wahl uns aufzutiſchen, und mit Angeli's und Both's Gerichten eine Tafel zwiſchen den Marmorſäulen des königlichen Kunſttempels in München zu beſetzen? — Glaubt man einmal, dem hungrigen Aeſthetiker einen Biſſen hinwerfen zu müſſen, ſo wird ein Shakeſpeariſches oder eines andern todten Dichters Stück dreſſirt und aufgetiſcht. Das iſt freilich bequem, und koſtet kein Honorar; man kann mit dem Werke umſpringen, wie man will, weglaſſen und hinzuſetzen, daran recken und zwacken, wie's nur die Bequemlichkeit erheiſcht.

Als Leſſing auf Shakeſpeare die Blicke der Deutſchen lenkte, als Schröder ihn bei uns einführte, da waren dies große Schritte, von nicht zu berechnenden Folgen, uns eine Bühne der Wahrheit und Poeſie zu geben, und die Schauſpielkunſt auf eine Höhe zu führen, wohin ſie durch des Kreisſteuereinnehmers Weiße und Anderer Stücke nie gekommen wäre. Leſſing und Schröder machten den Boden urbar, worauf Schiller und Göthe Wurzel faßten. Hohe Verehrung dem großen Britten! Aber das Nationelle, das ſeiner Zeit Angehörige in ſeinen Werken wird unſerm Publicum bei allem Vortrefflichen doch immer fremdartig bleiben. Was man uns auch in dieſer Hinſicht hat aufdringen wollen; es fand eben ſo wenig Eingang bei der Menge, wie die projektirten weißen Laken als feſtſtehende Dekoration. —

Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich, daß der hieſige Hof-Schauſpieler Urban den Verſuch gemacht hat, Shakeſpeares „comedy of errors“ zu bearbeiten und aufführen zu laſſen. Ich war Zeuge, daß dieſes Stück eine entſchiedene Wirkung hervorbrachte, und ſo ſinnig in die Scene geſetzt war, daß die Aehnlichkeit, welche ich mir ſtets als unüberſteigliches Hinderniß bei der Darſtellung dachte, bis zur größten Täuſchung hervortrat. Wer wird fragen, ob das Stück poetiſch, ob der Gang der Handlung dramatiſch ſei, wenn Shakeſpeare der Verfaſſer iſt? Wer wird daran noch zweifeln, ob die Karaktere meiſterhaft gezeichnet, und die Folge der Scenen den Anfang mit dem Ende ächtkünſtleriſch verbinden?

Daß Urban ſolche Arbeiten unternimmt, zeugt dafür, daß ihn ein beſſerer Geiſt beſeelt, und daß er es müde iſt, die Rollen in den Machwerken darzuſtellen, die gewöhnlich von den Intendanzen zur Darſtellung zugelaſſen werden. Möge den geiſtreichen Künſtler dieſer edle Unwille nur immer tiefer in die Schachte der ältern dramatiſchen Poeſie führen und er uns daraus Aehnliches, wie die Irrungen, zu Tage fördern. Für jede ſolche Bemühung muß ihm der Dank der Kunſtfreunde werden, um dem ewigen Jammerrefrain des vorigen Jahrhunderts, die Iffland'ſchen Tiraden, die der Schauſpieler halb im Schlaf herunter zu ſagen weiß, einen Amtmann oder Juſtizrath als herrſchenden Tyrann, und ein naives Landmädchen, die zwei Stunden von der Stadt entfernt, an der Schürze zupft und die Augen niederſchlägt, wenn ſie einen Herrn ſieht, und in deren Hütte das wahre Glück bei allem Elende wohnt, kräftig an die Seite zu ſchieben. Eher wollen wir mit dem Seifenſchaum der Franzoſen fürlieb nehmen, der doch zergeht, und dann für ewig vergeſſen wird, indeß das Rührſpiel, wie ein lächerliches Geſpenſt im Schlafrock, uns nach einem halben Jahrhundert noch necken will und doch Niemand mehr durch Anzapfung der Thränendrüſen recht zum Beſten hält, als einen alten Herrn, der ſich erinnert, in ſeiner Jugend eine ſolche Canaille von Juſtizrath wirklich gekannt zu haben, oder irgend einen alten, bequemen Schauſpieler, der ein gutes Perückengeſicht hat, ſchlecht memorirt und die wohlfeilen Triumphe vor einem Parterre von guten Freunden liebt, oder endlich eine junge Debütantin, die ſchöne Augen niederzuſchlagen weiß und der die Koketterie zu ſolcher Naivität angeboren iſt.

Iffland hatte löbliche Abſichten, wie er dieſe Stücke machte; er dachte aber dabei auch an ſich. So wie der alte Schauſpieldirektor Hoſtovski, ein Böhme von Geburt, bei der Nachricht von Schillers Tode freudig ausrief: „Gott ſey Dank, daß verfluchter Jambenmacher endlich todt iſt!“ — ſo ſah der geiſtreiche Iffland auch wohl ein, daß zu poetiſchen Schöpfungen keine ſeiner Kräfte ausreichte.

Da war Kotzebue im Bereiche des Luſtſpieles ein Anderer! ihn wollen wir nicht bei Seite ſchieben, bis wir einen eigenthümlichen Dichter dieſer Art unter uns entſtehen ſehen.

Was ich nun noch über München zu ſagen auf dem Herzen trage, iſt ſehr viel. — Von der Glyptothek bis zum Bockkeller, von den täglichen Ausflügen in die nächſte Umgebung bis zu den fernern in's bayer'ſche Hochland, wo die Almen grünen und der fröhliche Senn zu Berg und zu Thal treibt, von den romantiſchen Myſterien, welche die Landsleute im Ammergau aufführen, bis zu dem Landwirthſchaftsfeſte auf der Thereſienwieſe — giebt es des Anziehenden, Eigenthümlichen ſo viel, das ich mit großer Vorliebe ſtets betrachtet habe, und eben ſo zu beſchreiben gedenke.

Aber Alles dies muß ich für ein anderes Werkchen mir aufſparen, ins Pariſer Album paßt es — trotz aller Buntheit deſſelben — dennoch nicht hin.

Przebracki.

Ein Zeitbild

von

August Lewald.

Bei **Hoffmann und Campe** in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Theile. Ladenpreis 8 Rthlr.
Brunow, J., der Völkerfrühling und ſeine Verkünder. Frühlingsgruß an Deutſchlands Redner. 8. 9 Gr.
Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr.
Velinpap. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reiſebilder. 2te vermehrte Aufl. 3 Thle. 8. 5 Rthlr. 8 Gr. (Velinp. 6 Rthlr. 8 Gr.)
— — Nachträge zu den Reiſebildern. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. (Velinpap. 2 Rthlr.)
— — Ueber den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. 20 Gr.
Immermann, K., der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier, gr. 8. 6 Gr.
— — Kaiſer Friedrich II. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.
— — das Trauerſpiel in Tyrol. Dramat. Gedicht. 8. 20 Gr. (Velinpapier 1 Rthlr. 6 Gr.)
— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht. 8. 20 Gr.
— — die Verkleidungen. Luſtſpiel. 8. 20 Gr.
Lewald, A., Novellen 2 Theile 8. 3 Rthlr.
— — Graf Lowzinſki. Polniſche Novelle 8. 18 Gr.
— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. 20 Gr.
Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.
— — das Pasquill. Schauſpiel. 8. 20 Gr.
— — Pfefferkörner. 2 Hefte. 12. 1 Rthlr. 8. Gr.
— — der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten 2te Aufl. 8. 20 Gr.
Raupach, D. E., die Tochter der Luft, Trauerſpiel. 1 Rthlr.
— — Kritik und Antikritik. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr.
Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Bekehrten. Luſtſpiel. 8. 11 Rthlr.
Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 6 Gr..

Przebracki,

der

Ruſſiſche Polizei-Spion.

Ein Zeitbild

von

August Lewald.

„Unſere Verbindung endigt nur der Tod!“ —

Hamburg, 1832.
Bei Hoffmann und Campe.

BIBL[illegible]
REG[illegible]
[illegible]CENS[illegible]

Herrn

Ernſt Merk,

als

Zeichen freundſchaftlicher Hochachtung

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

Nicht als Novelle wünſchte ich das Nachfolgende betrachtet zu ſehen, ſondern als eine fortlaufende Reihe Schilderungen nach dem Leben, deren Lücken leicht zu ergänzen ſind.

Der durchlaufende Faden iſt wohl etwas abenteuerlich geſchürzt, doch hoffe ich, daß dieß dem Intereſſe beim Leſen keinen Eintrag thun wird.

L.

1.

In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen trat ein Mann vor die Thür der jüdiſchen Branntweinſchenke, der von einer weiten Fußreiſe zu kommen ſchien. Sein Anzug, von der grünen Jagdmütze bis zu den, nach dem neueſten pariſer Schnitte geformten Stiefeln, ſchien einem Manne der feinen Welt anzugehören, und obgleich mit Schmutz und Staub bedeckt, konnte man doch die guten Stoffe des Anzugs leicht erkennen. Dieſem Allem entſprach das Geſicht des Mannes, das, trotz der Bläſſe, regelmäßig zu nennen war und im ruhigen Zuſtande auch wohl anziehend ſeyn mochte. Jetzt jedoch ſpielte um den Mund der Ausdruck einer vorwärts ſtrebenden Bangigkeit, und die Augen ſchoſſen ihre Blicke flüchtig nach der eben überſchrittenen Grenze zurück, als fürchteten ſie einen Verfolger.

Der alte Jude ſaß in behaglichem Schmutze auf der Steinbank vor der Thür und nickte unmerklich mit dem bärtigen Haupte, als der Fremde ſich zeigte.

Er bat um eine Erfriſchung. Der unhöfliche Wirth wies ſtillſchweigend mit der Hand nach der Thür und der ermattete Fremde trat über die ungaſtliche Schwelle.

Indem er nun in der leeren Kammer, die zur Aufnahme der Gäſte beſtimmt ſchien, auf einer leeren Bettſtelle ſitzend, ein Glas Kornbranntwein vor ſich, auf dem als Tiſch dienenden hölzernen Stuhle, ſeinen Gedanken nachhing, ward er plötzlich daraus durch ein lautes Reden vor der Thür geſtört. Ein junger Menſch trat herein und ſagte ihm, er ſolle ſich mit ſeinem Paſſe in das Büreau der hohen Polizei begeben.

Der Fremde öffnete eine zierliche Brieftaſche und zog aus mehrern Papieren einen Paß hervor, den er dem jungen Menſchen mit der Bitte hinreichte: er möge ihm denſelben viſiren laſſen, da er ſelbſt zu ermüdet ſey, um auf dem Paßbüreau zu erſcheinen.

„Es iſt nicht weit,“ erwiderte der Andere, „nur hier drüben, und jeder Fremde iſt gehalten, ſeinen Paß in eigener Perſon abzugeben.“

Am andern Ende des Hausflurs befand ſich in einer niedrigen, eingeräucherten Stube das Büreau der hohen Polizei, in das nun der Fußreiſende, man ſah es ihm an, mit beklommenem Herzen trat. An der Wand, dem Eingange gegenüber, befand ſich die koloſſale Namenschiffer des Kaiſers und zu beiden Seiten des Einganges ſelbſt ſtanden unbeweglich zwei rieſige Koſaken mit gezogenen Pallaſchen, den Dienern Jupiters gleich im gefeſſelten Prometheus.

Alles athmete in dem kleinen Zimmer die Macht und Gewalt des Selbſtherrſchers, eine Todtenſtille herrſchte. Aber einen faſt komiſchen Eindruck machte es, als ſich hinter dem Holztiſche, mit ſpärlichen Acten bedeckt, eine lange Geſtalt im blauen Ueberrock erhob, aus deren tiefgefurchtem Geſichte ein Paar milde, blaue Augen unter ſtarken, weißlichen Braunen recht freundlich hervorglänzten, und aus deſſen etwas ſchief verzogenem Munde die gutmüthig breite ſächſiſche Mundart ſich vernehmen ließ.

Der ſüße Ton der Sprache von Oc konnte auf Wielands Helden keinen belebendern Einfluß üben, da er in den Wildniſſen des Libanon auf ſeinen treuen Knappen ſtieß, als das barſche: „gäben Se mer ihren Baß!" auf unſern Fremden. In derſelben Mundart rief es in ſeinem Innern: „I Herr Je, das is ja en Sachſe!" und wie ein Sonnenblick durch Wolken flog es über ſein Geſicht.

Er überreichte mit dem ſichern Vertrauen ſeinen Paß, ihn ohne Aufenthalt wiederzuerhalten, und ſeine Reiſe fortſetzen zu können.

„Nach Warſchau!“ fügte er hinzu, um dem ehrlichen Sachſen die Frage nach ſeinem Beſtimmungsorte zu erſparen.

Dieſer aber ſchien nicht darauf zu hören; das Geſicht, das eben erſt eine angeborne, zuvorkommende Freundlichkeit bedeutend in die Breite gezogen hatte, fing nunmehr an, immer länger und länger zu werden. Eine grüne Quetſchbrille wurde auf die rothe Naſe geſetzt, und der dadurch entſtehende ſchillernde Farbenwechſel verlieh dem häßlichen Geſichte eben keinen Reiz. Murmelnd wurde des Paſſes Inhalt durchflogen, dann ſchritt der Polizeibeamte zur Wand, wo ein Zettel klebte, der — ſo ſchien es — ein Namensverzeichniß verdächtiger Perſonen enthielt; kopfſchüttelnd wurde der Paß aus der Hand gelegt und dann dem mit hochklopfendem Herzen harrenden Fremden eröffnet, daß er nicht weiter reiſen könne. Ein durchs Fenſter hereingerufener Koſak erhielt das verhängnißvolle Papier nebſt einer ruſſiſchen Weiſung, und mit dem Worte: „Pascholl!“ wurde dem Fremden angedeutet, dem Koſaken zu folgen.

2.

Auf dem ungepflaſterten Marktplatze des Städtchens lag das Haus des Commandanten, aus deſſen geöffneten Fenſtern ein lauter Jubel ſcholl.

Der Capitain, dem die Commandantſchaft übertragen war, ein junger, lebensluſtiger Mann, ſuchte ſich die Langeweile in dem elenden Grenzorte, ſo gut es ging, zu vertreiben. Er hatte eben einige Kameraden um den begeiſternden Dampf einer ruſſiſchen Punſchbowle verſammelt, der aus glühendem Stahl emporſtieg, den Trinkern angenehmer denn Weihrauchdüfte.

Sie ergötzten ſich an Rückerinnerungen aus dem ſchönen Deutſchlande, das — nach ihrer Meinung — die dummen, ehrlichen Zopfmenſchen nicht werth waren zu bewohnen, und deſſen holdſelige Mädchen ſie während der letzten Feldzüge mit ſo mancherlei Verſprechungen und andern Dingen beſchenkt hatten — als die Thür ſich öffnete und der Koſak, in ſtrenger Dienſthaltung, mit unſerm Fremden in die fröhliche Verſammlung trat. Nachdem der Koſak ſeinen Rapport in ruſſiſcher Sprache gemacht hatte, zog er ſich reſpectvoll zurück, indeß der Commandant ſich auf franzöſiſch an den Reiſenden wandte.

„So leid es mir thut,“ ſagte er, „ſo muß ich dennoch Ihre Reiſe unterbrechen, bis ich auf meinen unterthänigſten Rapport aus Warſchau einen Beſcheid erhalten habe. Ihr Name iſt mit auf einer Liſte verdächtiger Perſonen verzeichnet, und dies iſt uns genug, Sie hier zurückzuhalten und die Anzeige höhern Orts zu machen.“

Der Fremde wollte höfliche Einwendungen machen. Er ſprach von Namenähnlichkeiten, er bat, man möge, ſtatt ihn zurückzuhalten, ihn lieber gleich nach Warſchau transportiren laſſen, allein ſeine Bemühungen blieben fruchtlos.

„Es muß hierbei ſein Bewenden haben,“ bemerkte der Commandant, „ſo lautet die Vorſchrift meiner Vorgeſetzten, und ich bin nicht im Stande, daran willkührliche Aenderungen vorzunehmen. Fürchten Sie übrigens nicht,“ fügte er hinzu, „daß Sie hier wie ein Gefangener gehalten werden ſollen. Sie werden eine nach hieſigem Maßſtabe anſtändige Wohnung erhalten, und wenn es Ihnen Vergnügen macht unſern Zirkel zu beſuchen, ſo werden Sie uns ſtets willkommen ſeyn.“

Der Fremde ſchien dieſe Höflichkeit gleichgültig hinzunehmen. Der Koſak wurde hereingerufen, erhielt eine ruſſiſche Weiſung, und bat den Fremden durch ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Commandant begleitete ſeinen gefangenen Gaſt bis vor die

Thür. Doch als er eben ſich mit vieler Höflichkeit von ihm beurlauben wollte, erblickte er einen baumſtarken Koſaken, der — gleich als ob er einen Befehl erwartete — den Kantſchuh in der Hand, neben einem bleichen, zitternden Menſchen in Bauerntracht ſtand. Unter Ausſtoßung eines wilden Fluches winkte der Commandant, und alsbald lag der bleiche Menſch auf den Knien im Kothe; der Koſak nahm ſeinen Kopf zwiſchen die Beine, und der Kantſchuh flog unbarmherzig in Doppelſchlägen auf den gekrümmten Rücken.

Gleichgültig, als gehörte die haarſträubende Execution zur Tagesordnung, reichte der kleine Gewalthaber, ſeine höfliche Einladung noch verbindlicher wiederholend, dem Fremden die Hand, der ſich mit ſeinem Koſaken eiligſt entfernte, um dem Geſchrei des Gegeißelten zu entfliehen, das ihn ſtraßenweit verfolgte.

3.

Am Abende deſſelben Tages ſaß der Fremde in der beſten Stube der jüdiſchen Branntweinſchenke.

Der Wirth, der ſo unhöflich und ſchnöde den freien, zu ihm eintretenden Wanderer empfing, erſchöpfte ſich jetzt in kriechender Höflichkeit, den ruſſiſchen Staatsgefangenen zu bewirthen. So nachdrücklich lautete der Befehl des Commandanten, den der Koſak wörtlich hinterbracht hatte.

Vor dem Gefangenen ſtand ein mit Fiſchen, Geflügel und Wein wohlbeſetzter Tiſch. Aber Alles war unberührt, und nachdenklich ſtarrte er auf ein weibliches Bild, das er in goldener Kapſel in ſeiner Hand hielt. Da wurde die Thür geöffnet, und, die lange Pfeife im Munde, trat unter vielen Entſchuldigungen der Beamte vom Paßbüreau herein.

„Es iſt mir wahrlich ſehr leid,“ fing er in ſeinem Dialecte an, den hier zu wiederholen, eben ſo unerſprießlich als unangenehm wäre, „daß ich die unſchuldige Urſache Ihres Hierſeyns werden mußte. Aber das iſt eben meine traurige, und mit vollem Rechte ſag' ichs, meine verfluchte Schuldigkeit. Das verzettelte Blatt über meinem Schreibetiſche enthält die Namen derjenigen, die wir nicht paſſiren laſſen dürfen, bevor wir nicht Allerhöchſten Ortes die Autoriſation dazu erhalten haben. Das iſt nun bei Ihnen auch der Fall. Ich will nicht hoffen und wünſchen, daß es was zu ſagen haben wird, und Sie werden ja am beſten wiſſen, in wie fern Sie über die Maßregel ruhig ſeyn können. Im Uebrigen, mein Beſter, obgleich ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu ſeyn, darf ich hinzufügen, daß Sie alle Freiheit genießen werden. Sie können hingehen, wohin ſie wollen, das heißt, mit einer Begleitung. Sobald ich nicht du jour bin, habe ich gar nichts auf der Gottes Welt zu thun, und offerire mich ſelbſt dazu. Auch werden Sie an dem Herrn Commandanten einen ganz charmanten Mann gefunden haben — und lange kann es auch nicht währen bis der Befehl aus Warſchau hier ſeyn wird. Drum laſſen Sie ſichs bei uns nicht im Geringſten verdrießen."

Obgleich die Störung dem Fremden anfänglich nicht angenehm zu ſeyn ſchien, ſo machte doch die gutmüthige Suade des alten Sachſen keinen übeln Eindruck auf ihn und der Wunſch ward rege in ihm, zu wiſſen, durch welch ſonderbares Ungefähr der Mann in dieſes Amt gekommen war.

„Sehen Sie, das will ich Ihnen gern ſagen," fing er an. „Ich bin eigentlich aus Fürſtenwalde geboren und diente lange Jahre unter den Königlichen, damals Kurfürſtlichen Leibgrenadieren, wo ich es bis zum Unteroffizier brachte. Als ich nun anfing ſteif zu werden, und meine Dienſtzeit um war, kriegte ich den Abſchied und lebte von meiner kleinen Penſion in der Neuſtadt Dresden. Ich war Witwer, und mein Malchen lebte bei mir und unterſtützte mich mit ihrer Handarbeit. Hören Sie, Herr, wenn das Sprüchwort jemals wahr genannt werden konnte: In Sachſen, wo die ſchönen Mädchen wachſen; ſo iſt dies bei meinem Malchen der

Fall geweſen. Ein feineres Stumpfnäschen und ein veilchenblaueres Auge unter Seidenwimpern haben Sie in Ihrem Leben nicht geſehen. Ach ja! wenn ſie Sonntags aus der Katholiſchen Kirche kam, wir ſind katholiſch und Seine Königliche Hoheit, der Max, ſind ihr Pathe geweſen, ſo machte ordentlich Alles in der Schloßgaſſe und auf der Brücke Spalier, um die Schönheit durchzulaſſen — und in Zucht und Ehren, ſag' ich Ihnen — ja — das weiß der Himmel!"

Hier wiſchte ſich der alte Grenadier-Unteroffizier eine Thräne aus den Augen. Dem Fremden ſchien die Erzählung wunderbar zu zerſtreuen. Er hatte das Portrait in ſeine Bruſttaſche geſteckt und blickte feſt auf den Sprechenden.

„So lebten wir ſtill und recht glücklich," fuhr der Sachſe fort, „bis die Herren Ruſſen nach Dresden kamen. Der Fürſt Repnin war ein gnädiger Mann und es kam viel Geld unter die Leute. Aber wer eine ſchöne Tochter hatte, durfte ſich vorſehen. Doch, was wußte ich davon. Ich machte, theils zum Vergnügen, theils, um etwas zu verdienen — man muß ja doch eine Beſchäftigung haben — Vogelbauer — und ging faſt gar nicht aus. Deſto mehr mein Malchen. Sie hatte mit einem vornehmen Herrn von den Ruſſen eine heimliche Liebſchaft, und ich wußte nichts davon und merkte auch nichts, bis es mir die Nachbarin ſagte. Ich ſtellte mein Malchen zur Rede — und ſie läugnete es gar nicht — ſie ſagte aber, Vater, unſer Glück iſt gemacht, denn mein geliebter Fedor iſt Graf und er meint es gut mit mir! — Sehen Sie, was wollt' ich machen? Ich fluchte zwar auf die Romane, die mein Malchen immer gern geleſen hatte, aber einen grauſamen Tyrannenvater zu ſpielen, dazu ſchien mir die Zeit gar nicht mehr zu ſeyn. Denn man muß ja immer mit der Zeit gehen, und ſo dacht' ich denn: wie Gott will! Malchen ſagte mir immer, ſie ſey ſehr glücklich, und wirklich hatte ſich ein Wohlſtand um uns verbreitet, der mir ſelbſt ganz wohl that. Ihre Liebe hatte ihren ſtillen Gang fort, und wenn ich fragte, ſo hieß es: nun wird er bald kommen und um meine Hand anhalten. Ja — wie gedacht, ſo geſchehen — es ging im Stillen fort — und an dem Tage, wo die ruſſiſche Treppe zur brühlſchen Terraſſe fertig wurde, die allerdings die Dresdner dem Fürſten Repnin zu danken haben — machte mich mein Malchen zum Großpapa — von einem ruſſiſchen Grafen."

Die letzten Worte ſprach der alte Mann im bitter ſchneidenden Tone, und machte eine Pauſe, während welcher er ſich zu ſammeln ſchien.

„Wie ich nun hierher und zu dieſem Amte komme,“ fing er dann wieder an, „wird Ihnen wohl jetzt kein Räthſel mehr ſeyn. Der Graf Feder, den ich nie geſehen hatte, war ſo rechtlich als er es ſeinem Stande nach nur ſeyn durfte. Er hinterließ bei dem erſten Banquierhauſe in Dresden eine Summe, von deren Intereſſen Mutter und Kind gemächlich leben konnten, und für mich alten Kerl ſorgte er, indem er mich in den Staatsdienſt brachte. So ward ich hierher verſetzt, und muß, von Allem, was ich liebe, getrennt, ein recht elendes Leben führen. Doch man muß nicht murren. Ich bin verſorgt und habe zu leben — auch ſind meine hohen Obern, der Herr Commandant und die andern Herren, mit mir zufrieden.“

Der Alte ſchwieg, rückte ſein Käppchen, ſchenkte ſich von dem daſtehenden Weine ein und trank auf die Geſundheit des Fremden, ſaß dann noch eine Weile, als erwartete er, man werde Vertrauen mit Vertrauen wett machen. Da aber der ihm Gegenüberſitzende in ſeinem Stillſchweigen verharrte, entfernte er ſich bald, eine gute Nacht wünſchend.

4.

Eine ſchwatzhafte Polizeiperſon iſt für einen Staatsgefangenen ſtets eine Falle; unſer Fremder ſchien dies zu kennen.

Mehrere Tage vergingen und der Ruf von der Geſangennehmung eines polniſchen Grafen, deſſen Name eine weltgeſchichtliche Celebrität erlangt hatte, verbreitete ſich bald in der ganzen Gegend. Der junge ruſſiſche Commandant erſchöpfte ſich in Artigkeiten. Bald war es eine Spazierfahrt, bald ein Schmaus, woran der Fremde Theil nehmen mußte. Mehr jedoch bemühten ſich die Vornehmen, die auf ihren Schlöſſern in jener Gegend wohnten, dem Fremden die Dauer ſeiner Gefangenſchaft angenehm zu machen. Oft ward er zu Gelagen und Jagdpartien eingeladen, die zwei bis drei Tage währten, und der gefällige Commandant erlaubte das gern und übte nur die Vorſicht, einen Offizier oder Beamten zur Begleitung zu detachiren, der dann immer den Gefangenen richtig ins Gewahrſam zurücklieferte. So ſchwand nach und nach der Verdacht, der Fremde könne daran denken, ſich zu befreien, und ſeine Bewachung wurde gänzlich dem alten ſächſiſchen Unteroffizier übertragen.

Es war in der zweiten Hälfte des Sommers, als ein kleines Detaſchement franzöſiſcher Kriegsgefangener, das noch ſeit dem letzten Napoleoniſchen Heereszuge in den Einöden Sibiriens zurückgehalten worden war und nun nach halbjährigem Marſche in die Freiheit und Heimath das Grenzſtädtchen berührte. Die armen Leute waren aufgeregt und dünkten ſich ſchon zu Hauſe, da ſie die unfernen Pfähle ſahen, wo das Reich des Selbſtherrſchers ein Ende hatte. Sie wähnten, jenſeits jener Grenzpfähle winkten ihnen ſchon deutſche Rebenhügel und ein ſchönerer Himmel und mildere Sitte empfinge ſie dort. Sie überließen ſich einer ungezügelten Luſtigkeit, die der ihnen von unbekannter Hand geſpendete Labetrank ihres Vaterlandes mit erzeugen half, und indem ſie den Sand der Wüſte von ihren Sohlen ſchüttelten, lagerten ſie ſich auf dem grünen Raſen vor der Stadt und hatten unverwehrt ihr luſtiges Lager mit dreifarbigen Stücken Zeug an langen Stangen ausgeſchmückt, die wie Flaggen und Wimpel hoch in der Luſt weheten.

Auch unſer Freund hatte dieſes Lager beſucht, wo heitere franzöſiſche Volksweiſen und Vaudevilles der pariſer Theater ertönten, wo Sallat, reich mit Oel getränkt, gegeſſen wurde und die Champagnerflaſchenbatterie einen lieblichen Kanonendonner erſchallen ließ.

Wer der Wohlthäter der Armen, durch den Marſch Entkräfteten war, wußte man nicht, denn die Luxusgegenſtände der Tafel, die den Franzoſen geſpendet wurden, waren in jener Gegend ſelbſt nicht für Geld anzuſchaffen und mußten daher aus vornehmer Quelle geliefert werden.

Mochte es nun die Aufregung ſeyn, worin ihn das lärmend bunte Treiben der Ankömmlinge verſetzte, war es die feuchte Nachtluft und der auf den Wieſen aufſteigende Nebel, der in dieſer Jahreszeit nachtheilig wirkte; unſer Fremder ſpürte einen ſtarken Fieberanfall, der ihn nöthigte, ſchnell ſeine Wohnung zu ſuchen und ſich ſogleich in ein erwärmtes Bett zu legen.

Sein alter Wächter bediente ihn nach gewohnter Sorgfalt mit Thee, und war recht böſe, daß der Fieberpatient nicht im Stande war, ihm ſeine Vermuthungen über die Luſtigkeit der Franzoſen und was er ſonſt wohl in ihrem Lager bemerkt habe, mitzutheilen. Endlich ſchien der Anfall nachzulaſſen, der Kranke ſchloß die Augen und der Alte verließ das Zimmer auf den Zehen.

Nicht lange währte es, ſo wurde es unter der Krankenſtube im Hauſe lebendig, der Fremde, der keineswegs ſchlief, ſondern ſich bald nach der Entfernung ſeines Wächters, wie in tiefem Sinnen verloren, im Bette aufgeſetzt hatte, wurde durch das Aufreißen der Stubenthür erſchreckt.

Der alte Sachſe war's, der zu ihm hereinſtürzte.

„Ein Feldjäger iſt da,“ rief er mit ängſtlichen Mienen, „Sie müſſen ſogleich nach Warſchau, der Großfürſt will Sie ſehen und ſprechen. Ich weiß nicht was es zu bedeuten haben kann."

„Ich bin auch gar nicht neugierig es zu wiſſen," brummte unwillig der Fremde und ſein aufblitzendes Auge ſchien einen glücklichen Gedanken erjagen zu wollen.

Schnell ſagte er mit gedämpfter Stimme zu dem Alten: „Keine Zeit iſt zu verlieren — ich muß fliehen. Seyn Sie mir zur Flucht behilflich und — "

Der Alte ließ ihn nicht ausſprechen: „Ach Herr Je! das geht nun und nimmer!" fiel er ihm ins Wort. „Gut" — ſagte der Andere — „ſo verlaſſen Sie mich — ich will mich ankleiden!" „Nein, mein Herr!" rief der Beamte in Todesangſt. „Wiſſen Sie was Knut' und Sibirien heißt? Das führen dieſe Leute ſo im Munde, wie unſer Eins Butterbrot und Schinken, gleich als gehörte es zuſammen. Nein, ich darf nicht — ich wäre die unglücklichſte Perſon — "

„Nun wohlan! Lange dürfen wir nicht unterhandeln — die Zeit drängt — fliehen Sie mit mir — verlaſſen Sie ſich auf mich — die herrlichſten Vorkehrungen ſind getroffen — ich bringe Sie in Sicherheit — nach Sachſen — entſchließen Sie ſich ſchnell!" ſo ſprach der Gefangene in größter Haſt zu dem alten Sachſen, dem das

Herz zwar hoch aufpochte, wie er von der Flucht in ſein Vaterland hörte, der aber vor der Gefahr zitterte, als mit Ungeſtüm zur Thür herein ein ruſſiſcher Feldjäger ſtolperte, der in der Vorausſetzung, daß der Gefangene nicht Ruſſiſch verſtände, im gebrochenem Deutſch ihm zurief: „Biſt du Gefangener? Mußt gleich mit nach Warſchau zum Großfürſt!“ Auf die Entgegnung, des Andern, daß er krank ſey und um Aufſchub bäte, „Gleichviel,“ ſchrie der Feldjäger: „todt oder lebendig, Großfürſt will Dich ſprechen!“ und dann ſagte er freundlich zum alten Sachſen, er möge ihn in die Schenke führen und indem er ihm die Backen klopfte und „Batuſchka“ nannte, verſprach er in einer halben Stunde wiederzukommen, um mit ſeinem Gefangenen die Reiſe nach Warſchau anzutreten.

Kaum war der Sachſe, mit einem ängſtlichen Blicke auf den Gefangenen, dem Ruſſen gefolgt, um ihn zur Schenke zu führen, ſo ſprang Jener aus dem Bette, raffte einige Papiere zuſammen und warf ſich in die Kleider. Dann band er die Betten in das Laken und wollte ſie eben durchs Fenſter in den Hof werfen, als ſein Wächter zur Thür herein trat. Eine geladene Piſtole die ihm vorgehalten wurde, zeigte ihm deutlich, daß hier an Widerſtand nicht zu denken war, und ein Beſtreben die Flucht des Fremden zu hindern ganz zwecklos und gefahrbringend für ihn ſeyn würde. Er ließ dieſen daher die Betten zum Fenſter hinauswerfen und nachdem er hinaufgeſprungen war, machte er von der Einladnng ſein Vaterland Sachſen wiederzuſehen, den ſchnellſten Gebrauch und plumpte ohne langes Beſinnen, dem Flüchtlinge nach, auf die untenliegenden Betten. Die Nacht war finſter und ſtolpernd keuchte er hinter dem Fremden her, der ſich nicht weiter um ihn bekümmerte, aber zu ſeiner großen Verwunderung, keineswegs den Weg ins Freie nahm, wie er anfänglich wohl vermuthet hatte, ſondern geradezu auf ein großes, erleuchtetes Haus am Markte hinlief, woſelbſt ein Wagen, mit Sechſen beſpannt, zur Abreiſe fertig, vor der Thür hielt.

Wie ſie die Treppe hinanſtiegen und in ein ſchönes Zimmer getreten waren, fanden ſie eine hohe Dame, im eleganten Reiſecoſtume, die den Flüchtling mit großer Theilnahme empfing und nachdem, auf ihren Befehl die Bedienten ihm einen warmen Mantel umgehängt hatten, ſtiegen ſie in den Reiſewagen mit einer Gemächlichkeit als ging es zu einer Reiſe ins Bad, nicht aber als gält' es der Knute und Sibirien zu entfliehen. Der Sachſe ſetzte ſich zu dem bewaffneten Diener auf den Bock.

Mittlerweile war es aber im Sädtchen lebendig geworden. Die Ruſſen hatten die Flucht des Gefangenen bemerkt, der betrunkene Feldjäger wüthete wie beſeſſen und drohte mit Einäſcherung des verruchten Neſtes, Alles wurde aufgeboten des Flüchtigen habhaft zu werden. Wo ihn aber ſuchen in der finſtern Nacht? Man zerſtreute ſich mit Laternen auf den Feldern, man ſuchte in den Gräben und Gebüſchen, man kroch unter die Brücken und Stege, dort im Sumpfe, im Teichmoore wird er ſich wohl verborgen halten bis zu Tagesanbruch. So dachte man; doch vergebens.

Während nun ſo faſt die ganze Bevölkerung des Städtchens ſuchend umherzog, brach eine neue Verwirrung über daſſelbe herein. Die betrunkenen Franzoſen verließen ſingend ihr Lager und zogen durch die Straßen, indem ſie die monarchiſchen Zeichen mit unzweideutigem Hohne begrüßten, hie und da Wappenſchilder abriſſen, und ihre dreifarbige Fetzen dafür hinpflanzten, Napoleon II. leben ließen und dergleichen Unfug trieben.

Die ganze Hölle ſchien losgelaſſen. Der arme Commandant wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte.

Da rollte der Reiſewagen mit Sechſen eben zum Schlage hinaus, als der trunkene Feldjäger mit einem Haufen vom Suchen im Graben, ſeinen Rückzug nahm.

„Stoi!“ donnerte er dem Poſtillon entgegen. Der aber knallte ihn um die Ohren, daß er rücklings niederfiel, vom Bocke herab wurden ein Paar Piſtolen abgefeuert, und die ſchnaubenden Pferde riſſen den Wagen in ſcheuer Haſt über die polternde Knüppelbrücke.

„Da ſaß er drinn!“ ſagte aufſtehend der Feldjäger und hatte plötzlich ſeine ganze Nüchternheit wieder erlangt. „Wir müſſen ihm nach — aber wie — “

Da unterbrach ihn eine ſchnell hinzugetretene Wache, die ihm im Namen des Commandanten den Säbel abforderte und ihn in vorläufiges Gewahrſam brachte, um ihn als Gefangenen zur Unterſuchung nach Warſchau zu liefern.

Dies war der Schritt, den der Dienſt dem armen Commandanten vorzeichnete, der ſich ſelbſt einer ſtrengen Unterſuchung und harten Beſtrafung ausgeſetzt ſah, da ein wichtiger Staatsgefangener, den der Großfürſt perſönlich ſprechen wollte, durch ſeine Unvorſichtigkeit entkommen war.

Er fertigte mit zitternder Hand den unterthänigſten Rapport ab und legte ein beſonderes Gewicht auf den Umſtand, daß der vom Grafen Fedor M. empfohlene alte ſächſiſche Unteroffizier, der als Schinownik der hohen Polizei dem Gefangenen beigegeben worden war, mit ihm entflohen ſey. Hieraus wollte er eine Verbindung mit Sachſen oder mit dem genannten Grafen folgern, und hielt es für ſeine Pflicht darauf hinzudeuten.

Der Unglückliche! ſeine klugen und wohlgemeinten Hindeutungen halfen ihm nicht. Nur einige Tage währte es und er wurde gefangen nach Warſchau geführt, um eine entehrende Strafe zu dulden.

Wir verlaſſen aber nunmehr das polniſche Grenzſtädtchen, um uns nach intereſſantern Gegenden zu wenden, und ich glaube ſchwerlich wieder im Verlaufe dieſer Geſchichte, meine Leſer dahin zurückzuführen.

5.

Während der eben erzählten Vorfälle verſammelten ſich in den Abendſtunden, wenn Alles ſich in den Gärten an den lachenden Elbufern der milden Luft nach ſchwülen Tagen erfreute, in einem weitläuftigen, doch unbewohnten Hauſe der Neuſtadt Dresden Männer mit finſtern Mienen, um, wie es ſchien, ſich über wichtige Gegenſtände zu berathen.

Es waren zehn an der Zahl. Die meiſten ſchienen dem Militär anzugehören, dies zeigte der Schnurrbart und die ſonderbare Haltung, die, ſelbſt in der Tracht des friedlichen Bürgers, dem Kriegsmanne immer eigen iſt. Man ſchien in der Stadt ſelbſt keine Notiz von dieſen Verſammlungen zu nehmen, und die Nachbarn des Hauſes, worin ſie gehalten wurden, nannten ſie ſchlechtweg: die polniſche Loge; dies hatten ſie von der Dienerſchaft der Frau v. B., Eigenthümerin des Hauſes, gehört, die nach ihren Gütern in der Lauſitz gezogen war.

Die polniſche Loge erregte keine Neugier. Es ſind Freimaurer aus Polen, die ſich hier aufhalten und durch Sprache und Sitte verbunden, ihre eigene Loge errichtet haben, ſo dachte man darüber. Ein alter Pole lebte als Pförtner in dem Hauſe, das den ganzen Tag verſchloſſen blieb und nur Abends, auf drei gemeſſene Hammerſchläge, ſich den Beſuchern öffnete.

Tief hinten im obern Stocke war der Verſammlungsſaal, und wenn auch alle Fenſter nach der Straße hin durch eine glänzende Kerzenmaſſe erleuchtet waren, ſo konnte man dreiſt annehmen, daß kein Menſch ſich in den Zimmern befand, und dieſe Lichter nur angezündet wurden, um über die Geſellſchaft ein falſches Licht zu verbreiten.

Im Kreiſe ſaßen die zehn Mitglieder der Loge. Auf dem runden Tiſche lagen mehrere offene Briefe, deren Inhalt wohl eben nicht erfreulich ſeyn mochte, denn finſtere Sorge hatte ſich auf den Geſichtern gemalt. Es waren Nachrichten aus Polen eingelaufen, die alle Gemüther beunruhigten, und von den dahin Abgeſandten war keine Kunde angelangt. Es ſchien als ob große Hinderniſſe der directen Verbindung ſich in den Weg geſtellt haben müßten, oder durch Verrath der ganze Plan bereits den Machthabern entdeckt worden ſey.

Indem dieſe zehn Männer in trübem Brüten ſo daſaßen und keinen Entſchluß zu faſſen wußten, trat ein junger Mann, zur großen Verwunderung Aller, in den Saal.

Dieſe Verwunderung ſtieg, als er ihnen ſeine Abenteuer erzählte. „Seyd überzeugt,“ fügte er hinzu, „mit ordentlichen Papieren und auf geraden Wegen kommt Keiner von uns mehr über die Grenze. Die Hunde ſind auf der richtigen Fährte. Jeder Lump von Beamten hat die Liſte unſerer Namen deutlich aufgeſchrieben und unſer Signalement dazu. Wir werden feſtgehalten, wo wir uns blicken laſſen, und wäre mir der Zufall nicht ſo günſtig geweſen, mich von Allem zu unterrichten, ich wäre jetzt wahrſcheinlich ſchon in Sibirien. Hier ſind die mir anvertrauten Papiere,“ ſagte er, indem er einige Briefſchaften in einem ſeidenen Beutel auf den Tiſch warf, „jetzt laßt uns darauf ſinnen, wie wir ſie zu den Obern gelangen laſſen.“

„Ich weiß kein anderes Mittel,“ ſprach, ſich erhebend, ein hoher Kriegsmann mit grauen Locken, „als zur Aufnahme des bekannten Kundſchafters Przebracki zu ſchreiten, ehemals Schulmeiſter in Rochloſchizza, wie er vorgibt. Er beſitzt Verwegenheit und Liſt und läßt ſich vom Golde blenden.“

„Und wird er uns verrathen!“ riefen Mehrere auf Einmal.

„Sind unſere Dolche nicht allgegenwärtig? Wird er ſeinen Verrath überleben, um ſeine Früchte zu genießen?“ wendete der erſte Sprecher ein.

„Nein, er verräth uns nicht,“ fiel ein Anderer ein, „er haßt die Ruſſen, die die Monopolien ſeinem Feinde, dem Lew Nowachowicz, gegeben haben; er wurde von ihnen, unter dem Vorwande, falſche Banknoten in Umlauf geſetzt zu haben, einſt um ſein Vermögen gebracht, und mußte froh ſeyn, ſo wohlfeilen Kaufes wegzukommen. Er diente den Franzoſen als Spion, er meint es ehrlich mit der Sache der Polen.“

„Wie aber kommt er jetzt hierher — und was treibt er hier?“ fragte ein Mitglied der Verſammlung.

„Was er hier treibt? Spionage!“ erwiederte ein Anderer. „Er iſt in Aufträgen des geheimen Amtes hier — das iſt gewiß.“

„Wie Ihr Euch doch vom Scheine blenden laſſet,“ ſagte raſch der Erſte. „Er dient dem geheimen Amte nur, um uns beſſer dienen zu können. Ich bin davon überzeugt, daß er es mit Polens Sache gut meint. Die wichtigen Nachrichten die ich geſtern hatte, verdanke ich ihm.“

„Man ſollte ſich verſehen,“ meinten Einige.

„Wir bürgen für ihn,“ riefen Andere.

Der erſte Sprecher ſah lange im Kreiſe umher. Zweifel war auf allen Geſichtern zu leſen.

„Ich will ihn Euch verſtellen,“ ſagte er dann, „des Mannes Unbefangenheit wird ſich Euch ſogleich kund geben. Er iſt offen mit uns, und ſeine Schlauheit hat er nur gegen die Ruſſen gekehrt. Iſt ſeine Hingebung für die Sache des Vaterlandes auch nicht aus reiner Quelle entſprungen, ſo kann ſie dieſer Sache doch ſehr nützlich werden — alſo dächte ich, man ſchritte zu ſeiner Aufnahme, da mit der Abſendung dieſer Documente an die Obern des Bundes nicht gezögert werden darf, und leider ſchon ſo viel Zeit verloren ging. Mein Mann harret bereits den dritten Abend an der Pforte — er iſt vorbereitet — wenn alle Brüder hierüber einig ſind, ſo möge ſie ihm geöffnet werden.“

Eine tiefe Stille und die aufgehobene linke Hand zeugte für die Einigkeit der Verſammlung.

Man öffnete eine Flügelthür, die zum Aufnahmſaale führte, der mit dem gehörigen Gepränge ausſtaffirt war, um dem Aufzunehmenden Ehrfurcht einzuflößen. Bei Przebracki handelte es ſich blos um den zu leiſtenden Eid, da er kein Wiſſender werden, ſondern nur zu blindem Gehorſam verpflichtet werden ſollte.

Die Brüder hatten aus einem Schranke Zeichen hervorgeholt, die ſie ihrer Würde nach anlegten und nun ſtellten ſie ſich in weitem Halbkreiſe. Zwei Lanzen, woran Fähnchen in den Nationalfarben hingen, ſteckten in der Mitte des Saales im Boden, und zwiſchen ihnen ſtand ein Altar, auf dem zehn ſcharf geſchliffene Dolche bereit lagen.

Ein Abgeordneter ging hinaus und führte Przebracki in den Kreis.

Er ſchien ein gewandter Mann, ungefähr dreißig Jahre alt, deſſen braunes Geſicht ſchön zu nennen war, da ſich ein ſtarker Ausdruck von Muth und Entſchloſſenheit, darin kund gab.

„Przebracki!“ redete ihn der Großmeiſter an, „wir wollen Deinem Wunſche genügen, Du ſollſt Theil nehmen an unſerm großen Werke, wenn Du uns Treue und Gehorſam unverbrüchlich geloben willſt.“

„Treue und Gehorſam,“ wiederholte Przebracki bedächtig, „dafern ſie ſich auf das große Werk, die Befreiung des Vaterlandes beziehen. Aber vor Allem wollen wir einmal die Verſammlung anſehen! Ei — lauter bekannte Geſichter und wahrhaftig keine ſchlechten Leute! Wenn ſolche Männer zuſammenſtehen — da bin ich gern dabei! —“

„Was geht das Alles Dich an? Du mußt uns gar nicht kennen!“ riefen Einige nicht ohne Beſorgniß.

„Nu, hier werd' ich Sie doch kennen dürfen, meine Herren!“ ſagte jener lächelnd. „Vertrauen Sie nur mir, ich weiß wo ich reden und wo ich ſchweigen muß.“

Auf einen Ruf des Großmeiſters endete dies Geſpräch. „Hier haſt Du eine volle Börſe,“ ſprach dieſer, „nie ſoll es Dir an Golde fehlen, ſo lange Du uns treu dieneſt —“

„Ich bin nicht gewohnt meinen Lohn vorweg zu nehmen,“ erwiederte hingeworfen der Andere. „Wenn ich Ihnen diene, ſo geſchieht es für die gute Sache. Hat dieſe geſiegt, ſo werde ich meine Forderung ſtellen und Sie werden ſie mir bewilligen — weiß Gott!“

„Du zeigſt Dich uneigennützig, und das gefällt mir,“ ſprach der Großmeiſter, „wir wollen nun zur Aufnahme ſchreiten.“

Przebracki mußte einen furchtbaren Eid, der ihm von dem Secretär des Ordens vorgeleſen wurde, Wort für Wort nachſprechen, und erhielt dann eine weiße Binde und einen eiſernen Ring, worauf die Erkennungsworte der Verbündeten eingegraben waren.

„Verräthſt Du uns!“ ſprach der Großmeiſter, „ſo entgehſt Du ſicherm Tode nicht, unſere Dolche treffen Dich und würdeſt Du Schutz in des Kaiſers Schlafgemach finden!“

Bei dieſen Worten ergriffen die Brüder die daliegenden Dolche und zückten ſie.

„Ich wollte ihn lieber gleich morden,“ murmelte Einer abgewendet, „denn der Kerl verräth uns ſicher.“

Aber Przebracki ſprach mit erhobener Stimme: „Bei dieſem und jenem Leben ſchwör' ich Treue und Gehorſam und will nicht eingehen zu den ewigen Freuden!“ Dieſer Schwur des Polen verbürgte zur Genüge ſeine gute Geſinnung.

Er empfing nunmehr die Documente und die Weiſung ſie abzugeben und ſteckte ſie in die Bruſttaſche ſeines modernen Fracks, da er nach deutſcher Sitte gekleidet war. Nichts deſtoweniger fuhr er am andern Tage in der Tracht eines polniſchen Juden, mit langem ſchwarzen Barte auf dem Weg nach Bautzen hin, zur Freude einiger Bundesbrüder, die ihm am Thore begegneten, doch traurig darüber, daß er das von dem Bunde angebotene Gold ausgeſchlagen hatte, lediglich um Zutrauen einzuflößen.

6.

Wo den Fremden, beim Ueberſchreiten der Grenze, ſich mächtige Schwierigkeiten entgegenſtellten, da waren für den pilgernden Hebräer keine vorhanden.

Er verſtand ſich mit den Grenzkoſaken und eine Flaſche Schnapps, zur rechten Zeit geſpendet, erſetzte den giltigſten Paß:

So kam er denn unangefochten nach Warſchau und war bemüht, die Leute aufzufinden, die ihm von dem Bunde in Dresden zum Empfange der Papiere bezeichnet worden waren.

Der Befehl lautete, wenn er den Erſten Wichtigſten nicht anweſend treffen ſollte, ſeine Depeſchen dem Zweiten, minder Wichtigen einzuhändigen und ſo fort dem Dritten, Vierten, u. ſ. w. Ein günſtiger Zufall wollte es, daß er den Erſten der Genannten anweſend fand und ihm ſogleich ſeine Aufwartung machen konnte.

Der polniſche General Graf C. war ſo eben von einem Ritte heimgekommen, den er zur Beſichtigung eines, ſeiner Aufſicht übergegebenen, Hoſpitals täglich zu machen pflegte, als Przebracki in flehender Stellung, ſich auf der breiten Rampe vor dem Pallaſte ihm näherte.

Der General, ein großer Freund des ſchönen Geſchlechts, war gewohnt auf dieſe Weiſe Anträge jüdiſcher Kuppler zu empfangen, die ihm ſo manche Schöne des Podwals oder Pferdemarktes in günſtigen Augenblicke empfahlen, und blieb daher mit gnädig leuchtendem Antlitze vor dem Gebeugten ſtehen. Die Worte jedoch, die dieſer unter dem falſchen Barte hervormurmelte lauteten Anders, und brachten plötzlich eine gänzliche Umwandlung in dem Geſichte des vornehmen Polen hervor. Ein Wink der Hand erlaubte dem Fremden zu folgen.

Mit ſtolzem, klirrenden Schritte ging der General durch das Vorzimmer, wo Militärperſonen aller Grade, in ehrerbietiger Haltung ihn zu erwarten ſchienen, und begab ſich dann in ſein Kabinet, deſſen Thür er, nachdem der Fremde ihm gefolgt war, ſorgfältig verriegelte.

Forſchend blickte er den Bundesgeſandten an, während dieſer in einen Winkel gekauert, die Bundſchuhe auszog, und aus der Doppelſohle derſelben, den ſeidenen Beutel, in eben nicht erbaulichem Zuſtande hervorzog, worin jedoch die Papiere unverſehrt und reinlich enthalten waren.

„Entfalte ſie!“ rief der General dem Ueberbringer zu, und während dieſer zum Tiſche trat, um dem Befehle nachzukommen, zündete jener ſeine Stambulka an und ſchwängerte die Luft des Gemachs mit dem lieblichen Arom des türkiſchen Roſentabaks.

Ein flüchtiger Blick genügte um den Inhalt der Papiere zu kennen. „Die Herren in Dresden treiben recht artige Poſſen!“ rief der General. „Statuten, Bundeszeichen, Filialbogen, Wiſſende und Unwiſſende Brüder, für Alles iſt geſorgt — und Juden und Studenten, — und Laien und Kleriker, Alles wird hineingezogen. Ei, da kann's ja gar nicht fehlen! da muß Polen ja eheſtens frei ſeyn! Mein Freund, ich habe den Herrn Dresdnern nichts ſagen zu laſſen. Was hier geſchehen ſoll, wird ſich ſo Blitzesſchnell verbreiten, daß kein Menſch im Stande ſeyn wird, mit der Kunde um die Wette zu reiten. Willſt Du aber hier bleiben, ſo wird es Dir an einträglicher Beſchäftigung nicht fehlen. Melde Dich Morgen wieder in meinem Vorzimmer und ich werde Dich ſprechen.“

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Przebracki das Gemach und in ſeinen Gedanken vertieft, und um Neuigkeiten über den jetzigen Zuſtand der Dinge zu erfahren, wandte er ſich nach der Gegend des Arſenals, wo viele Juden ihre Waare feil hielten und Handel und Wandel auf- und abwogte. Da plötzlich gewahrte er eine bekannte Phyſiognomie, die im eifrigen Geſpräche mit einem ruſſiſchen Beamten an ihm vorüberſtrich. „Halt!“ ſchrie der Bekannte, wie erfreut, indem er Przebracki's ſchwarzen Talar zu packen kriegte. „Ei, biſt Du's wirklich? und wieder im Ornate?“

„Im Ornate? wirklich? was ſollen die Fragen?“ entgegnete Przebracki. „Haben gewiſſe Leute darnach zu berichten?“

„Gewiſſe Leute! Pah! Haſt Du Dich vor gewiſſen Leuten zu fürchten?“ fragte Jener. „Bin ich doch auch ſchon ſo wie Du einhergegangen, in Frack und Pantalons mit rundem Hute, wenn's „das geheime Amt“ verlangte, und bin doch eigentlich ein wahrhafter Jude, wie Du ihn heute vor Dir erblickſt, Baruch aus Wilna. Komm da hinein, im rothen Bären iſt herrlicher Rataſia, da wollen wir ein Gläschen trinken — oder liebſt Du Lipe', den bekömmſt Du nirgends ſo weiß und ſüß, wie hier neben an bei meinem Glaubensbruder Hirſch.“

„Wie komm' ich zu der Ehre, daß Du mich tractiren willſt?“ entgegnete Przebracki. „Iſt Seine Gnaden der Herr Baron von Saß ſo ſplendid geweſen, Deinen Sack mit Ducaten zu füllen, ſo weinen gewiß ein Paar Augen blutige Thränen über Dich — und an dem Thränenopfer will ich meinen Theil nicht haben.“

„Empfindſame Seele,“ ſpottete der Jude, „was ſoll der Herr Rittmeiſter hier an meiner Seite davon denken, der gerade ſo viel Polniſch kann, um Deine treffliche Schilderung von meiner Handthierung zu verſtehen!“

„Der Herr Rittmeiſter,“ ſagte Przebracki ſchlau lächelnd, „den hab' ich auch ſchon Einmal geſehen, hinter ſeinem Herrn herreiten, die Epaulets ſind ihm auch nicht angewachſen, doch was geht das mich an! Du haſt Recht, ich will Theil nehmen an Eurer edeln Kompagnie, laß uns eintreten zu Hirſch und einen Schluck Prager Lipe' verſuchen.“

Im niedrigen Zimmer des Erdgeſchoſſes, am reinlichen Tiſche, wurde den Dreien von dem geſchäftigen Hirſch mit vieler Höflichkeit Lipe' ſervirt, denn Baruch war bekannt, als einer der ſchlaueſten Diener des allgefürchteten Polizeimeiſters.

„Iſt er noch nicht hier?“ warf Baruch leicht im Eintreten hin, worauf eine verneinende Antwort des Wirthes folgte.

„Und was treibſt denn Du hier?“ fragte Przebracki, nachdem er mit Baruch angeſtoßen hatte.

„Was jeder ehrliche Kerl treibt!“ antwortete der Gefragte. „Wir wollen uns Beide über unſer Treiben keine Rechenſchaft geben —“

„Aha, ich verſtehe!“ brummte der Schulmeiſter. „Angeſtoßen.“

Sie klirrten mit den Bechern zuſammen.

„Wir wollen bis daß er kommt ein Spielchen machen,“ ſagte der Rittmeiſter, indem er eine goldene Doſe aus der Taſche nahm, und die glänzend beringten Finger darauf ſpielen ließ.

„Ein Spielchen?“ lächelte Przebracki. „Ich habe noch nichts in Warſchau verdient, und habe daher noch kein Geld zum Verſpielen.“

„So ſieh zu!“ rief der Rittmeiſter. „Hirſch, Knöcheln! oder — Baruch, wie wär's? Tatteln! das mögt Ihr ja gern?“

„Ein Franzeſuß? meinetwegen! aber nicht hoch,“ entgegnete, ſich zum Tiſche rückend, der Hebräer. Die Karten wurden gebracht und das Spiel begann.

Baruch verlor. Seine Gedanken waren nicht beim Spiele. Die Abſichtlichkeit der Zuſammenkunſt bei Hirſch war auch Przebracki gleich deutlich geworden. Die Frage: „iſt er noch nicht hier?“ war ihm aufgefallen, und endlich erregte der ſogenannte Rittmeiſter mit Doſe und Ringen ſeinen Verdacht.

Baruch ſchnallte ſeine Katze vom Leibe, worin neben dem Gebetriemen in einem ſeidnen Beutelchen, einem kleinen ſchmutzig abgegriffenen Gebetbuche, einigen Stücken Kreide und einem großen Brotmeſſer, in ſchmutziger Hülle ein Häuflein Ducaten waren. Dieſe öffnete er mit den Zähnen, nahm einen heraus, um ihn zu wechſeln und die verlorne Parthie zu bezahlen, und erklärte dann, daß er nicht mehr ſpielen wollte. Wie der Rittmeiſter die Ducaten erblickte, warf er die polniſche Tarockkarte aus der Hand und indem er aus ſeiner Rocktaſche einige Spiele franzöſiſcher Karten zog, forderte er zum Pharao auf; aber der Andere ſchalt ihn und meinte es wäre beſſer ſich zu der bevorſtehenden Parthie zu ſammeln, wo man nur gewinnen könne, als ſein ehrlich erworbenes Geld einander abzunehmen.

Kaum hatte er dieſe Worte geendet, als die Thür aufging und ein langer Mann im blauen Ueberrocke, mit einem leichtfüßigen, elegant gekleideten Burſchen, eintrat, der ſo eben von der Reiſe zu kommen ſchien. Der lange Mann war Niemand anders, als der wohlbekannte ſächſiſche Unterofſizier, den wir bereits in dem Grenzſtädtchen kennen gelernt haben. Wie er hier lebte und was er trieb, wird uns nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben.

Dem ſcharf beobachtenden Przebracki entging es nicht, daß Baruch dem eintretenden Unterofſizier einen bedeutenden, wenn gleich flüchtigen Wink zuwarf.

„Wir ſind erhitzt!“ rief der Unteroffizier, „gebt uns einen Trunk, Hirſch! Da ſollen Sie einmal etwas Delicates zu koſten kriegen, Herrchen!“ fuhr er fort, zu ſeinem Begleiter gewendet. Der entſchuldigte ſich aber in gebrochenem Deutſch und drückte ſein Verlangen aus weiter zu gehen.

Dies ſchien Baruchs Aufmerkſamkeit zu erregen. Er rückte näher und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Fremden. Er nannte ſich garçon d'atour der Herzogin von G. und wäre in Familienangelegenheiten nach Frankreich geſchickt worden, von wo er jetzt zurückkehre. Zufällig habe er auf der Poſt einen Diener des Hauſes gefunden, der ihn ſogleich zu dem Hotel ſeiner Gebieterin, die erſt kürzlich in Warſchau angekommen ſey, zu führen verſprochen habe.

„Der gute Mann iſt aber ein Deutſcher!“ ſetzte er lächelnd bei, „und wie man mir ſtets geſagt hat, leiden ſie an Durſt, darum mußt' ich mich denn ſchon bequemen, ihm hierher zu folgen, um ein Paar Gläſer dieſer ſüßen Tiſane zu ſchlürfen, obgleich ich es nicht bereue, ſchon bei meiner Ankunft die Bekanntſchaft edler Polen gemacht zu haben,“ ſchloß er mit franzöſiſcher Höflichkeit.

Der Unteroffizier ließ ſich's jedoch immer beſſer ſchmecken, und wenn auch der Rittmeiſter den garçon d'atour in ſehr anziehende Geſpräche von dem pariſer Ballet, den Spielhäuſern und den Nymphen des Palais Royal zu verwickeln wußte, ſo bemerkte dieſer doch ſehr gut, daß er bereits zu lange hier verweilt habe und drang darauf, den Ort zu verlaſſen, um ſich zu ſeiner Gebieterin zu begeben. Er ſprang in die Höhe und forderte den Unteroffizier auf, mit ihm zu gehen. Dieſer wollte ihm Folge leiſten und leerte ſchnell den letzten Becher, doch der Rittmeiſter, der ſchon längſt mit ängſtlicher Miene ſuchend hin und her gegangen war, ſagte etwas dem Wirthe und dieſer ſtellte ſich vor die Thür höflich bittend noch einen Augenblick zu verweilen.

„Sie werden entſchuldigen und es nicht dem Mißtrauen zuſchreiben,“ ſagte Hirſch, „aber mein ehrlicher Name und mein unbeſcholtenes Haus zwingen mich dazu, ſie zu erſuchen, dem Herrn Rittmeiſter hier, der mir als ein reicher und vornehmer Kavalier bekannt iſt, die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß keiner von Ihnen aus Verſehen ſeine Doſe eingeſteckt hat.“

Alle ſtutzten bei dieſen Worten, am meiſten ſchien Baruch die Bitte übel zu nehmen.

Przebracki lächelte liſtig, denn er witterte einen Gaunerkniff. Seine Augenbraunen zogen ſich zuſammen und ſein Geſicht zeigte die ſchärfſte Beobachtung Alles deſſen was um ihn vorging.

„Was hilft das Zaudern, meine Herren?“ rief der Rittmeiſter, „leeren Sie Ihre Taſchen und zeigen Sie mir das Futter um mich zu überzeugen. Sie ſind mir fremd und meine Doſe iſt von großem Werthe. Wollen Sie nicht mit Guten, ſo zwingen Sie mich Gewalt zu brauchen.“

Der junge Franzoſe, dem dieſe Worte von Przebracki verdollmetſcht wurden, war nicht ſowohl über den frechen Antrag entrüſtet, als ängſtlich bemüht ſeine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich habe nichts in meinen Taſchen,“ ſagte er, und in einem Nu waren Rock-, Weſten- und Hoſentaſchen umgekehrt, die außer einigen Geldſtücken und einem ſeidenen Schnupftuche nichts enthielten.

„Sie haben noch eine Bruſttaſche,“ ſagte der Rittmeiſter.

„Mein Portefeuille!“ erwiederte der Franzoſe —

„Wenn ich bitten darf,“ forderte Jener —

„So geben Sie es doch her!“ rief der Sachſe und hatte es ihm auch in dem Augenblicke aus der Bruſttaſche geriſſen und auf den Tiſch geworfen, ohne daß es Jener zu verhindern im Stande war.

Schnell warfen nun der Jude, der Unteroffizier und der Wirth, eine ſolche Menge kleiner Gegenſtände aus ihren Taſchen auf den Tiſch, daß dieſer augenblicklich davon bedeckt, und die Brieftaſche darunter vergraben war. Auch Przebracki legte nun bedächtig ſein Taſcheneingeweide zu dem Haufen, den der Rittmeiſter mit ſeinen beringten Fingern durchwühlte — allein vergebens, die Doſe war nicht zu finden.

Endlich ſtopfte jeder ſeine Taſchen wieder voll und der garçon d'atour ergriff, mit einem verdrießlichen Geſichte, ſeine rothe Brieftaſche, indem er in ziemlich barſchen Worten erklärte, wie froh er ſey, eine Geſellſchaft von ſolcher Extraction verlaſſen zu können. Der Unteroffizier, nach dem er ſich nicht weiter umſah, konnte ihm kaum folgen, als er raſch ohne Gruß das Zimmer verließ.

Als die drei, der Schulmeiſter Przebracki, der Rittmeiſter und Baruch mit dem Wirthe allein waren, blieben ſie eine Weile mit zurückgehaltenem Athem ſitzen und lauſchten ob die Fortgegangenen nicht wiederkehrten. Dann fing der Rittmeiſter leiſe an: „Haſt Du 's?“ —

„Die Doſe?“ fragte Baruch.

„Die iſt hier?“ ſagte der Wirth, indem er ſie aus dem Ofen holte.

„Ach was — die Brieftaſche!“ ſagte der Rittmeiſter.

„Die hab' ich!“ ſagte Baruch, indem er eine rothe Brieftaſche, dieſelbe, die der junge Franzoſe auf den Tiſch gelegt hatte, unter der Weſte hervorzog.

„Was iſt das?“ ſagte der Schulmeiſter ſcheinbar verwundert, „der Franzos hat ja ſeine Brieftaſche mitgenommen.“

„Wie Du Dich dumm ſtellſt!“ ſpottete Baruch. „Wir waren von der Sendung dieſes garçon d'atour genau unterrichtet. Seine Brieftaſche zu erbeuten war für uns von der größten Wichtigkeit. Sie mit einer ähnlichen zu vertauſchen und nur ſeine zu erwiſchen, war die Aufgabe. Eine Farbe mußte ſie doch haben — daher haben wir uns mit Pariſer Brieftaſchen von allen Farben verſehen. Wie wir es machten wird Dir klar geworden ſeyn!“

„Ei Gott's Wunder, Baruch — wie klug!“ rief der Schulmeiſter, den Juden parodirend, „klar — was klar — dumm macht Ihr mich. Wer war denn der große Mann im blauen Rock, der ihn Euch in die Hand ſpielte?“

„Dieſer Menſch hat Sibirien verdient und wäre ſchon dort, wenn er nicht durch ſeine Stellung uns ſehr nützlich geworden wäre,“ ſprach Baruch — „er iſt“ —

„Willſt Du ſchweigen?“ ſchrie der Rittmeiſter. „Braucht er denn das zu wiſſen? Weißt Du was er für Abſichten hat und wem er dient?“

„Und weißt Du denn nicht, was Baruch weiß?“ verſetzte der Jude. „Kennt Przebracki denn nicht die Geſchichte von dem Baron Kaminski und ſeinem Kammerdiener, Herr Rittmeiſter?“

„Schon gut, Plaudertaſche!“ warf zornig der Rittmeiſter hin.

„Nun mein Gott! was brauchen Sie ſich zu fürchten, mein gnädiger Herr!“ ſprach boshaft lachend der Schulmeiſter, „Baruch hat recht, dem Baron Kaminski ſeine Knochen bleichen bei Szas-Varós, tief in Siebenbürgen, und es iſt ja auch ſchon lange her, daß ſie in Baden bei Wien Baron Kaminski geheißen haben, und ein Schrecken der Spieler und der Ehemänner waren. Von des Baron's Ducaten haben Sie keinen einzigen mehr — haben Sie noch die Papiere, die Sie damals bei ihm gefunden haben?“

„Du ſiehſt,“ ſagte ruhig der Jude, „daß er Alles weiß und Dich und mich und uns Alle verderben könnte —“

„Ich möchte den Kerl ermorden!“ fiel der Rittmeiſter ihm ins Wort.

„Haben Sie noch ſolche Gedanken?“ ſprach ernſt Przebracki. „Laſſen Sie ſich ſagen, bei Ihrem jetzigen Geſchäftchen kommen Sie ohne das weiter. Laſſen Sie mich nur leben, wir dienen einem Herrn und ich kann ſchweigen. Ich bin auch kein Heiliger. —“

„Nein, fürwahr nicht!“ fuhr lebhaft Baruch fort, „ich weiß Stückchen von ihm, wenn ich eins davon am rechten Orte erzählte, ſo würde er unter der Knute den Geiſt aufgeben —“

„Mein Gott,“ ſagte Przebracki, „was das für blutdürſtige Menſchen ſind. Bei unſerm Handwerk kann man leicht zu ſo etwas kommen, und ein Eſel ſoll den andern ein Langohr ſchelten. Doch ſtatt die edle Zeit mit unnützen Worten zu tödten, erzählt mir lieber, was es mit dem Manne im blauen Rocke für Bewandtniß hat.“

„Der Mann,“ ſagte Bauch, „war Schinownik der hohen Polizei an der Grenze. Dort gelang es ihm eine der Behörde verdächtige Perſon zu fangen. Sein Glück war gemacht, denn der Großfürſt ſelbſt wollte den Gefangenen perſönlich ſprechen, und ein Feldjäger wird abgeſchickt, um ihn nach Warſchau zu bringen. Unſer Schinownik muß ihn entfliehen laſſen. Eine Menge zuſammentreffender Umſtände machen es ihm unmöglich die Flucht zu verhindern und um nicht ſtatt der erwarteten Belohnung, furchtbare Strafe zu empfangen, flieht er mit, doch nicht, wie er gehofft hatte, über die Grenze, ſondern nach der Hauptſtadt. Eine Dame iſt dabei, eine Polin von vornehmer Geburt, die Witwe eines berühmten franzöſiſchen Marſchalls, der zu Napoleons Lieblingen gehörte, und der Verdächtige, ein Pole, der bis zum Ausbruche der Julirevolution in Frankreich lebte, wird für einen Franzoſen und den Schwager der Dame ausgegeben. Seine Papiere ſind falſch, das weiß man, doch läßt man ihn ſein Weſen treiben und begnügt ſich damit, ihn ſcharf zu beobachten. Der ſächſiſche Kammerdiener, der Alles dies ſogleich verrathen hat, ſicherte ſich hierdurch vor Strafe und dient unſern Zwecken getreulich. So wußte er auch, daß ein Page einer hohen Perſon, die den größten Antheil an den neueſten Ereigniſſen in Frankreich nahm, mit Briefen an ihre ehemalige Pallaſtdame, der Marſchallswitwe eintreffen würde. Dieſe Briefe zu erhalten war nun von höchſter Wichtigkeit. Der alte Unteroffizier ward von ſeiner Herrſchaft auf die Poſt geſchickt, um auf die Ankunft des Pagen zu harren und ihn dann ſogleich zu ihr zu führen. Daß wir davon Wind hatten, wird Dir nunmehr einleuchtend ſeyn und wie wir uns in den Beſitz des wichtigen Geheimniſſes geſetzt haben; haſt Du mit angeſehen. Ein geſchickter Taſchenſpielergriff iſt Dir ja auch bekannt, da ich Dich ſchon auf vielen Jahrmärkten das Becherſpiel am kleinen Tiſche habe ausführen ſehen.“

„Haſt Du nun endlich Deiner Zunge Luft verſchafft?“ ſagte unwillig der Rittmeiſter. „Wenn Du Meth getrunken haſt, iſt kein Geheimniß mehr bei Dir ſicher.“

„Was, Meth!“ ſchrie Przebracki, „er iſt nüchtern und kein ehrlicher Kerl ſoll's anders ſagen. Aber er hält nicht hinterm Berge, wenn er einen Kameraden vor ſich hat. Ich erkenne daraus, daß man ihm vertrauen kann und will Gleiches mit Gleichem erwiedern.“

„Topp!“ entgegnete Baruch, einen blinzelnden Seitenblick auf den Rittmeiſter werfend, „ich weiß ja, mit wem ich's zu thun habe!“

„Nun iſt's aber ſpät geworden!“ ſagte Przebracki, „kommt Kinder, wir wollen uns einen vergnügten Abend machen.“

„Einen vergnügten Abend? wozu?“ bemerkte Baruch, „ich habe einen vergnügten Tag gehabt und danke nicht dafür, denn ich habe mich faſt um den Verſtand getrunken und wenig dabei verdient.“

„Ah, das wird ſich finden,“ fiel ihm der Rittmeiſter ein. „Uebrigens komm nur mit, es ſoll Dir nicht einen Groß koſten — ich habe heute ſo viel verdient, daß ich Dich freihalten will —“

„Und den hier auch!“ ſetzte er aufgeblaſen hinzu, auf Przebracki zeigend. „Ich habe mir im

Voraus funfzig Ducaten für geheime Ausgaben zahlen laſſen, da man dem Pagen doch einige Stationen weit entgegenfahren mußte und ein feſtliches Diner dort veranſtalten, um ihn da hineinzuziehen, ihn zu berauſchen u. ſ. w. u. ſ. w."

„Nun iſt freilich Alles mit einigen Timpfen in der Methſchenke des alten Hirſch abgemacht geweſen," fügte lächelnd der Schulmeiſter hinzu.

„Spitzbube!" murmelte Baruch.

„Komm, Kamerad!" rief Przebracki, und indem der Rittmeiſter und der Schulmeiſter den Hebräer lachend unterm Arm packten und zur Thür hinausſchreiten wollten, näherte ſich ihnen Hirſch und fragte, was er denn von dem guten Handel, der in ſeinen vier Pfählen geſchloſſen werden, abhaben ſollte.

„Was?" ſchrie der Rittmeiſter, „abhaben? Palk, wenn's beliebt — die hohe Kriegs-Polizei wird ſich Seiner dafür einmal annehmen!"

Aber der Schulmeiſter warf ihm lachend ein Paar Bankozettel auf den Tiſch.

„Ich habe ſie vor Kurzem auf meinen Theil, bei der Arretirung von falſchen Spielern erhalten," rief er zurück, „das ehrlich verdiente Geld reißt mir die Taſche entzwei, darum ſollſt Du es haben."

„Und dabei verließen ſie Hirſch, auf der dunkeln Straße riefen ſie eine Droſchke und befahlen ihr in den Hof eines kleinen Hauſes, in der Zelna Ulica zu fahren, um ſich dort einen vergnügten Abend zu machen.

7.

Am Ende der ſogenannten Grünſtraße, wo der Weg zu den Zeichen Marimonter Mühlen ſich hinwendet, liegt ein altes Gebäude, vor dem an dieſem Abend eine bunte Laterne brannte, wie ſie in katholiſchen Städten vor den Statuen der Heiligen angezündet werden. Unter dieſer Lampe klebte ein großer Zettel an der ſchwarzen Mauer, worauf mit rieſengroßen Buchſtaben die Worte: „Wielky Ball“ zu leſen waren, und darunter in kleinerer Schrift eine genaue Beſchreibung aller Herrlichkeiten, die den glücklichen Erdenſohn erwarteten, der den Eintritt um den geringen Preis von einem halben polniſchen Gulden, ungefähr zwei preußiſche Groſchen, ſich erkaufen wollte. Die Droſchke fuhr durch einen Thorweg, in einen ſtockfinſtern ungepflaſterten Hof, von bedeutendem Umfange. Um nicht ſo nahe am Ziele umgeworfen zu werden, befahl der Rittmeiſter zu halten, und unſre Ballgäſte ſtiegen aus, um auf ungebahntem Wege zu dem Orte des Vergnügens zu gelangen. Steil und rauh wie der Pfad zur

Jugend war dieſer Weg und doch führte er nicht zu ihr. Man ſchritt durch eine kleine Pforte, einen langen Gang hindurch, man ſtieg mehrere Treppen hinab, keine Beleuchtung, kein Schall der Inſtrumente, kein Diener in glänzender Livree verkündete die Nähe des Feſtes, und doch hatte man am Eingange deutlich: „Wielky Ball“ geleſen.

Endlich, nachdem man ſo tief geſtiegen war, daß man glauben durfte, wenn auch nicht der Mittelpunkt der Erde, doch einen ziemlich tiefen Weinkeller erreicht zu haben, ließen ſich die ſchnarrenden Töne eines Brummbaſſes und das „Gequick der quergehalſten Flöte“ vernehmen.

„Nun ſind wir bald zur Stelle!“ ſagte der Rittmeiſter lächelnd, „ſo muß ſich heutzutage die Jugend verbergen.“

Ein Vorhang von ſchmutzigem Zeuge, diente ſtatt der Thür, dahinter ſaß eine Dirne mit gemalten Wangen, die den halben Gulden Eintrittsgeld einſtrich und die ehrenwerthen Gäſte traten in den Tanzſaal.

Ein runder Keller, deſſen tief hereinliegende Decke durch einen mächtigen gemauerten Pfeiler in der Mitte geſtützt wurde, ſo daß ihn der übriggebliebene Raum, wie ein Ring den Finger umgab, war durch zwei Thranlampen erhellt, die an dem Pfeiler befeſtigt waren, und um welche ſich die feuchten Ausdünſtungen des Kellers, gleich einem Hof um den Mond, geſammelt hatten. Auf einem alten Holztiſche an der Wand, hielten ſich mitten unter den Erfriſchungen, die nur aus zweierlei Schnapps und Meth beſtanden, zwei Muſikanten mit Baß und Flöte mühevoll aufrecht. Vor ihnen ſtand ein polniſcher Jude als Grimacier, eine große Brille auf der Naſe, worin Schellen hingen, die er zum Refrain eines zotigen Liedes ſehr geſchickt durch die Bewegung des Naſenbeines erklingen laſſen konnte, und um die Säule wand ſich ein Kranz von berauſchten Tänzern und Dirnen, die auf dem hellklingenden Eſtrich einen wilden Mazureck ſtampften.

Die drei Ankömmlinge hatten bald Bekannte getroffen, die von vornehmerer Art, wie die grüne Uniform zeigte, in einer zweiten Abtheilung des Kellers, ſich bei einer Punſchbowle erluſtigten.

Der Rittmeiſter war in der beſten Unterhaltung begriffen, Baruch ſchien es zu ſeyn, und Przebracki benutzte dieſen Augenblick ſich heimlich zu entfernen. Er hatte die rothe Brieftaſche des Franzoſen ſeinem Begleiter geſchickt zu entwenden gewußt und eilte nun hinaus auf die Straße, warf ſich in eine zufällig dort haltende Droſchke und ließ ſich bis zur Krakauer Vorſtadt in größter Eile hinfahren. Dort, wo die Senatorenſtraße ſich endet, ließ er halten, ſprang ſchnell aus der Droſchke, und ohne ſich umzublicken eilte er im Schatten mit der Schnelligkeit einer Eidere an den Häuſern gedrückt fort, bis er den Pallaſt des Grafen S., des vornehmſten polniſchen Magnaten, erreicht hatte, in deſſen Thorhalle er verſchwand.

„Graf S., der empfängt die Brieftaſche und nicht der Großfürſt!“ murmelte der Schulmeiſter in ſich hinein, „wartet ihr Gauner, ihr ſollt mich kennen lernen!“

8.

Im Sorgenſtuhle an einem Tiſche mit vielen Papieren bedeckt, ſaß der faſt achtzigjährige Graf S. und beendete ſo eben einen Brief an ſeinen Bruder in Ungarn.

Polens Lage hatte den warmen Patrioten ſo ergriffen, daß er ſelbſt die Stunden der Ruhe opferte, um auf Mittel zu ſinnen, wie es dem Verderben zu entreißen ſey. Fruchtloſe Klagen waren es nicht die er ausſtieß, eben ſo wenig gefiel er ſich darin, ſich den geheimen Verbindungen anzuſchließen, die in weiten Verzweigungen beſtanden und auch myſtiſche Formen, und abenteuerliche Gebräuche, ihren Veranſtaltungen Anſehen und Gewicht zu verſchaffen ſuchten. Er berieth nur mit wenigen Erwählten die Angelegenheiten des Landes. Seine Combinationen waren kühn und hatten ſtets die Befreiung Polens von aufgedrungener Herrſchaft zum nächſten Zweck.

„Was den Schweizern gelang als Oeſtreichs Druck ihnen unerträglich wurde, und Landvögte ſich die Herrſchermacht anmaßten, das wird den Polen auch gelingen. Den Polen, die heldenmüthiger und kriegeriſcher ſind, als jenes friedliche Volk von Hirten und die ihm nur an Ausdauer vielleicht nachſtehen. Darum darf der Plan nicht weitausſehend ſeyn, damit die Ausdauer nicht dran erlahme, raſch geführt werde der Schlag, ſicher treffe er wie der Blitz, und der Phönix wird ſich erheben aus der Aſche. Europas große Ebene von der Weichſel bis zur Drau, von dem reichen Gürtel der Karpathen durchzogen und mit Rebengehängen geſchmückt, ſie bewohnen nahverwandte Völkerſchaften. Tracht, Sitte, ſelbſt der männliche Schmuck des Bartes und der kriegeriſche des Säbels, den jeder Ungar, jeder Pole trägt, zeugen davon. Die höchſten Bürgertugenden vereinigen ſich in Leiden und ſie ſind werth in der Reihe der ſelbſtändigen Nationen fortzubeſtehen, nicht daß der Name Ungar ſchwinde und der Name Pole nicht mehr genannt werde, damit die Geſchichte der Folgezeiten nur noch von Oeſtreichern und Ruſſen ſpreche. Sieh zu," ſchloß er ſeinen Brief, „was Dir bei ſolchen Aeußerungen im Kreiſe Deiner Vertrauten für Meinung entgegentreten wird, und theile ſie mir dann mit. Hier iſt viel vorbereitet. Dem aufmerkſamen Beobachter wird es nur zu deutlich wie überall Mienen gelegt ſind, um auf einen Wink zu ſpringen — aber leider ſind ſie es auch den ſpähenden Blicken, die uns bewachen, nicht um uns zu ſchützen, ſondern um zu verrathen. —"

Ein leiſes Klopfen an der verborgenen Tapetenthür unterbrach hier den Schreiber. Aus Beſorgniß der wichtige Inhalt des Schreibens würde dem geheimen Poſtbüreau zur Beute werden, hatte Graf S. beſchloſſen einen Boten an ſeinen Bruder zu ſenden, der ihm den Brief mit den nöthigen Vorſichtsmaßregeln überbringen ſollte.

„Es wird mein Bote ſeyn, der vielleicht aus übertriebenem Dienſteifer ſchon jetzt kommt, das Schreiben zu holen," dachte der Graf und nach der Uhr ſehend, die bereits weit vorgerückt war, erhob er ſich, wankenden Schrittes, um die Thür zu öffnen, die nach einer kleinen Wendeltreppe führte, die nur wenigen Vertrauten bekannt war, und zu welcher man gelangte, ohne die Vorzimmer zu betreten.

Erſtarrt trat der Graf zurück, als ſich ihm eine ganz andere Geſtalt als die des Erwarteten zeigte, worin er auf den erſten Blick einen ſehr verrufenen Spürhund der geheimen Polizei entdeckte.

Mit einer Schnelligkeit, wie ſie nur ſeine Jahre zuließen, ging der Greis zu ſeinem Schreibtiſche, ergriff den unvollendeten Brief und brachte ihn der Flamme des Lichts nahe, aber der viel ſchnellere Spürhund war herbeigeeilt, um den Arm des Grafen zurückzuhalten.

„Wozu wollten Sie ſich die Mühe geben, Erlaucht!" ſagte raſch der Menſch, „dieſen Brief noch einmal zu ſchreiben, laſſen Sie ihn immer unverſehrt daliegen, denn ich bin wahrlich nicht gekommen ihre Geheimniſſe zu leſen."

Und dabei ſtellte er ſich in weiter Entfernung von dem Tiſche mit einer ehrerbietigen Haltung dem Grafen gegenüber.

Dieſer aber rief entſetzt:

„Welche Frevel werden jetzt ungeſtraft in unſerer Stadt verübt. Mahnen Erſcheinungen, wie die gegenwärtige, doch an die abenteuerlichſten Geſchichten von italieniſchen Banditen. Willſt Du mich ermorden, ſo wiſſe, daß ich nur dieſe Klingelſchnur berühren darf um Dich zu meinen Füßen in Stücken gehauen zu ſehen, denn meine Heiducken liegen ſtets wohlbewaffnet im Vorzimmer."

„Machen Sie bei Leibe nicht ſolche Anſtalten, Erlaucht," rief ſchell der Andere, „denn Sie haben von mir nicht das Geringſte zu fürchten. Ich bin in keiner blutigen Abſicht hergekommen, und wünſche daher auch nicht, daß die lieben Heiducken um meinetwillen aus ihrem ſanften Schlummer geweckt würden und ihre Waffen ſchmutzig machten. Ich meine es ſo gut mit Ew. Erlaucht und Ihren patriotiſchen Abſichten, daß Sie mir getroſt jenen Brief, deſſen Inhalt ich zwar nicht kenne, wohl aber vermuthe, überantworten dürften, um ihn an ſeine Behörde zu beſtellen, und nicht das Geringſte von einem Verrathe zu beſorgen hätten. Glauben Sie mir — wenn auch der Schein gegen mich iſt — ich liebe Ew. Erlaucht, denn ich bin auf Ihren Gütern geboren und Sie haben meinem Vater Gutes gethan."

„Und wie heißt Du?" fragte überraſcht der Graf.

„Sie haben Recht nach meinem Namen zu fragen," erwiederte der Andere, „denn Sie kennen mich längſt ohne jenen zu wiſſen. Ich heiße Przebracki und war zuletzt Schulmeiſter in Rochloſchizza, jetzt komm' ich aus Dresden, in Geſchäften des Bundes, denn ich diene dem Vaterlande und der guten Sache!"

Der Graf wiederholte Przebrackis letzte Worte mit dem Ausdrucke einer tiefen Verachtung.

„Doch, doch, Erlaucht!" ſprach Jener mit einer Art von gutmüthigen Keckheit, die an ihm ſonſt nicht zu bemerken war. „Und zum Beweiſe will ich Ihnen hiermit ein wichtiges Geheimniß mittheilen, das für ganz andere Augen und Ohren beſtimmt war, als die Ihrigen.“ Hierbei zog er die zweimal entwendete rothe Brieftaſche hervor, öffnete ſie und legte zwei dicke Schreiben in des Grafen Hand.

Dieſer, der noch immer an einen mörderiſchen Anſchlag auf ſein Leben dachte, warf die Briefe jedoch ſchnell weg, an die bekannt gewordenen tödtenden Exploſionen denkend, die ſich beim Entfalten von Briefen ſchon oft ereignet haben.

„Herr Graf,“ ſagte der Schulmeiſter, „die Erhaltung des Lebens iſt wohl bei den meiſten Menſchen von gleichem Werth, jedoch ſollte ein bereits achtzig Jahre durchlebtes, nicht geringer jenen Werth ſtellen, als eines, das ſich nur erſt dreißig Jahre ſeines Daſeyns zu erfreuen hat? Glauben Sie, ich, der ich die geheime Treppe, die Tapetenthür und den Weg zu beiden zu gelangen ſo genau kannte, wäre nicht von jener Klingelſchnur und ihren bewaffneten Heiducken eben ſo wohl unterrichtet geweſen? Und können Sie ſich einbilden, ich würde mein junges Leben gegen Ihr achtzigjähriges wagen und um gewiſſen Verluſt ſpielen?“

Der Graf ſah mit Intereſſe feſt auf den Redenden.

„Ich bin im Dienſte der geheimen Polizei,“ fuhr er fort, „ich kann es nicht läugnen. Aber die Dienſte, die ich ihr erzeige, kennt man nicht. Würden ſie einſt offenbar, ſo könnten mich meine Landsleute auf dem Marktplatze in der Altſtadt zu Tode peitſchen ſehen. Ich will mich keinesweges brüſten mit einer übergroßen Ehrlichkeit, mit einer ſtaunenerregenden Vaterlandsliebe, mit einer Liebe zu meinen Mitmenſchen. Von dem Allen beſitze ich nichts. Aber ich haſſe die Ruſſen mehr als die Polen, darum laſſe ich mich von ihnen bezahlen und betrüge ſie; ich liebe Ausſchweifungen und Lüſte, daher trage ich Schande um Geld zu verdienen, und ich beſitze Ruhmſucht genug, um mich von dem angenehmen Gedanken beherrſchen zu laſſen, einſt in der Geſchichte meines Landes fortzuleben und bei ſeiner Befreiung mitgewirkt zu haben. Dies iſt mein Glaubensbekenntniß, das ich ſelbſt vor dem Allmächtigen noch nie ſo aufrichtig abgelegt habe, da ich es für unnöthig erachte, ihn von Dingen, die ihm ja längſt bekannt ſeyn müſſen, zu unterhalten, aber Ew. Erlaucht, die zwar ſehr vornehm aber doch nicht allwiſſend ſind, mit meinem Charakter bekannt zu machen, und durch die ſchlechte Schilderung, die ich von mir entwerfe, jeden Zweifel an meiner Aufrichtigkeit zu tilgen, ſchien mir in dieſem Augenblicke zweckmäßig zu ſeyn.

„So unempfehlend Deine Schilderung auch war, Przebracki,“ ſprach der Graf, „ſo iſt doch Deine Offenheit nicht zu verkennen. Sage mir, was Dich zu mir führt in dieſer Stunde und was es mit jenen Briefen für Bewandtniß hat.“

Der Schulmeiſter berichtete nun wie er zu dieſen Briefen gekommen war und welchen Werth die andere Parthei darauf gelegt hatte, ihren Inhalt kennen zu lernen. Wie er jedoch es vorziehe dem Grafen ſie mitzutheilen, von deſſen Wirken er bereits Kenntniß habe, und andere Briefe anfertigen wolle die Neugierde ſeiner Behörde zu befriedigen.

Mit einem Ausrufe der Verwunderung hatte der Greis dieſer Erzählung angehört. Er ermaß zum erſten Male die ganze Tiefe des Abgrunds, die auch ihn umgab, und zu vernichten drohete. Die heiligſten Gefühle der Entweihung einer feilen Horde ausgeſetzt, der Deutung der hinterliſtigen Beamten überlaſſen und ſo der Rache eines furchtbaren Despotismus preisgegeben. Welche Lage! Wen mußte ſie nicht mit Abſcheu und Bangigkeit erfüllen?

Entrüſtet wandte er ſich, nach einigem Beſinnen zu dem Schulmeiſter: „Und was willſt Du, daß ich mit dieſen Briefen mache?“ fragte er.

„Sie ſelbſt auf die Poſt tragen, damit ſie richtig an ihre Adreſſe abgegeben werden können!“ erwiederte Przebracki verdrießlich.

„An ihre Adreſſe abgeben —“ wiederholte der Graf und die Schreiben vom Tiſche nehmend, wo er ſie im erſten Augenblicke hingeworfen hatte, beſah er die Aufſchrift.

„An die Marſchallin von G.!“ las er. Gut und der Andere — die Aufſchrift iſt in Chiffern! Sie ſollen beide der Marſchallin eingehändigt werden. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Ihr könntet für die gute Sache davon einen vielleicht ſehr erſprießlichen Gebrauch —“ ſagte verwundert der Andere.

„Den erſprießlichſten haſt Du davon gemacht!“ rief der Graf, „und wenn gleich — nimm mir's nicht übel ein arger Spitzbube, ſo muß ich Dir doch die Hand dafür drücken.“

Przebracki ſchmunzelte im ſtolzen Selbſtbewußtſeyn und brummte: „erkennt Ihr das nun?“

„Doch“ ſagte ſchnell Graf S., „ein anderer Druck in der Hand wird Dir, wie ich Dich nach Deiner eigenen Charakteriſtik nun kenne, wohl lieber ſeyn. Drum nimm dies als Handgeld für weitere Dienſte. Du darfſt damit nicht haushalten, denn ich werde ſtets genug davon für Deine Bedürfniſſe haben.“ Hierbei drückte er ihm eine ſtrotzend volle Börſe in die Hand.

„Ich kann ziemlich viel davon brauchen,“ rief luſtig der Schulmeiſter, „denn da bekannt iſt weſſen Lied ich ſinge, ſo erregt es keinen Argwohn, wenn ich viel aufgehen laſſe. Doch der Vorrath Ew. Erlaucht reicht wohl noch hin bis Polen frei iſt, ich kenne Ihre Beſitzungen — und lang wird es ja nicht werden, ſo iſt es frei und ich hänge an der Laterne.“

„Da will ich ſchon zur rechten Zeit Dir zu Hülfe kommen. Was mit dieſen Briefen geſchehen ſoll, laſſe meine Sorge ſeyn, die Deine ſey, neue zu ſchmieden, mit zur Hälfte geringfügige, zur Hälfte ſcheinbar geheimnißvollen Dingen anzufüllen, und ſie ſo Deiner Behörde zu überliefern. An den nöthigen Mitteln hierzu wird es Dir wohl nicht fehlen. Mich beſuche am Tage, wenn es Dir beliebt, zu jeder Stunde, es iſt mir lieb, wenn der allbekannte Agent der Spionage mich vor den Augen der Welt umlagert.“

„Nicht wahr? So ſprechen Ew. Erlaucht vernünftig!“ rief freudig der Schulmeiſter. „Uebrigens ſegne ich mein Geſchick, daß mich der Zufall ſo in Schutz nahm. Denn aus Geldnoth kann der Ehrlichſte zum Spitzbuben werden, durch ihre Schatulle aber, iſt meine Ehrlichkeit geſichert und ich bleibe meinem Schwure und der guten Sache treu. Morgen hat der Polizeimeiſter die falſchen Briefe, von denen hier die Originale ſind und Baruch ſoll glauben, ich habe ſie ihm geſtohlen um den Lohn zu erhaſchen und mich für einen pfiffigen Kerl und ſeines Gleichen halten."

„Gut, mein Freund," ſagte der Graf, „jetzt aber Przebracki, ſelbſt Du noch ein ganz eigenes Amt übernehmen," und indem er leiſe die Thür des Vorzimmers öffnete und ſogleich wieder zumachte. „Ich will meinen eingeſchlafenen Kammerdiener nicht wecken, es iſt ſo weit in der Nacht, daß mein langes Aufbleiben Aufſehen machen und zu vielen Fragen im ganzen Hauſe Veranlaſſung geben würde. Begleite mich daher hier nebenan in mein Schlafzimmer, hilf mir beim Entkleiden und Baden, wie ich es jedesmal vor dem Schlafen zu thun gewohnt bin."

Przebracki freute ſich des ihm geſchenkten Vertrauens und bediente den alten Magnaten mit einer Gewandtheit, als wenn er die Zeit ſeines Lebens Kammerdiener geweſen wäre. Dann entfernte er ſich froh wie ein König unter Verſicherungen treueſter Ergebenheit.

Auf dem verborgenen Wege, eben ſo unbemerkt wie er gekommen war, entſchwand er aus dem Pallaſte. Es war bereits Morgennähe, ein heller Schein lichtete den Nebel, und gegenüber auf einem Eckpilaſter eines Portals ſaß eine Geſtalt wie kandirt, Haare, Bart und Kleidung mit hellen Tropfen bereiſt. Przebracki ſtrich an ihr vorüber und erkannte Baruch. Er hatte ſich auf des Schulmeiſters Droſchke hinten aufgeſetzt, um zu ſehen, wo dieſer hinführe, und mit Erſtaunen bemerkt wie er ihn zum Grafen S. ſchleichen ſah. Hier wollte er ſeine Rückkunſt abwarten und war ſo eben eingeſchlummert.

Der Schulmeiſter ſtutzte. Daß er lange hier geſeſſen hatte, dafür zeugte die Kälte der Hände und der ſtarre Reif, der ihn umgab. Im Augenblicke war es ihm klar, daß er ihn belauſcht habe. „Der Sache müſſen wir auf die Spur kommen!“ ſagte er zu ſich und den Schlaftrunkenen unterm Arm nehmend, rief er: „Nun, das nenn' ich mir eine tolle Nacht und ſchön verſchwärmt. Komm, wir wollen uns den übernächtigen Rauſch durch ein warmes Frühſtück verſcheuchen.“

„Wa — was?“ ſchrie Jener, ſich die Augen reibend.

„So komm nur!“ ſagte Przebracki, „es ſoll Dir bald Alles klar werden.“

9.

Am andern Morgen ſehen wir Graf S. große Toilette machen, die Staatsuniform wird angelegt, und wie der Kammerdiener die Schachtel mit den Ordensinſignien hinhält, wählt der Graf aus der Menge das große Band des Stanislausordens, und um der ruſſiſchen Autoritäten willen, den Brillant-Stern von Alexander Newski. In dieſem glänzenden Aufzuge fährt der ſtattliche Greis zur Herzogin, Marſchallin von G., die ihn bei ihrem Lever angenommen hat.

In einem prächtigen Negligé, ruht ſie in einem Bette von Acapu, über welchem ſich ein reicher Thronhimmel von gelbem Seidenſtoffe wölbt, und hat die warme Decke bis über die Bruſt gezogen. Lächelnd ſtreckt ſie dem eintretenden Grafen die blendend weiße Hand entgegen und ſagt ihm eine Artigkeit, daß er ſich in einer Angelegenheit ſie betreffend, wie er ihr hatte ſagen laſſen, zu ihr bemühe.

Er nimmt Platz auf einem der Armſeſſel, die in zwei Reihen vom Bette bis zur Thür das Zimmer theilen, und langt die Brieftaſche hervor, die er mit folgenden Worten überreicht:

„Ein Zufall, Madame, brachte mich in den

Beſitz dieſer Schreiben, und macht mich ſo glücklich ſie Ihnen unverletzt zuzuſtellen. Wie ſie in meine Hände gekommen ſind, verlangen Sie nicht zu wiſſen, ich möchte nicht gern Ihnen Abſcheu und Furcht einflößen, da Sie ſo kurz erſt in dieſem Lande wieder ſind, das — ſeitdem Sie es das erſte Mal verließen, freilich eine andere Phyſiognomie bekommen hat."

Die Herzogin ſah bedeutend den Graf an, betrachtete flüchtig die Siegel und die Aufſchriften, und ſagte dann gerührt:

„Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig, mein Herr, obgleich dieſe Schreiben in der That nichts enthalten was nur einigermaßen, auf die dem ganzen Europa bevorſtehenden großen Ereigniſſe Einfluß haben könnte, ſo würde mich doch dieſer Verrath in Verlegenheit gebracht haben, indem vertraute Freundſchafts- und Familienverhältniſſe zur Kenntniß Anderer dadurch gekommen wären. Nehmen Sie alſo nochmals meinen innigſten Dank."

Der Graf entfernte ſich vom Bette der Herzogin, damit ſie die Briefe ungeſtört leſen könne, und begab ſich in ein Nebenzimmer wo mehrere junge Herren im eifrigen Geſpräch begriffen waren. Es waren Ruſſen, die nach kurzer Begrüßung, nicht eben dem eingetretenen Magnaten, große

Aufmerkſamkeit ſchenkten. Ein Beweis, daß kein Agent der geheimen Polizei unter ihnen war.

Ihr Geſpräch drehte ſich um die Lieblingsthemas der jungen Ruſſen von gutem Tone, die Mädchen und die Orden, oder Auszeichnungen, wie ſie es nannten. Man ſprach mit einem Eifer davon, daß der das Annenband erhalten habe, daß es jenem entgangen ſey, daß der heutige Courier mit einem halben Dutzend neuer Ukaſen, mehrere Dutzende neuer Auszeichnungen mitgebracht habe. Man ſagte vorher wer den Annenorden am Degen, den Wladimir mit der Schleife, oder das Commandeurkreuz erhalten wurde und man ſtritt ſich darüber, als wenn dies Dinge von der größten Wichtigkeit wären. Eben ſo hitzig ging es bei dem Kapitel der Mädchen zu. Doch war von einem Geiſte der Chevallerie des Mittelalters wenig bei dieſen modernen Rittern des Annen- oder Wladimirordens zu entdecken.

Unterdeſſen waren einige Polen in das Zimmer getreten, die mit Ehrerbietung den Grafen S. umgaben und ſich freuten ihn in dem Zirkel der Marſchallin zu erblicken. Auch der Schwager derſelben war erſchienen.

Obgleich die Jahre und das Leben in Schlachten und auf Märſchen, das Aeußere ſehr verändern, ſo gehörte doch ein hoher Grad von Kühnheit dazu, ſich unter angenommenen Namen von einer Menge wachſamer Polizeiſpione ſtets umgeben, in der Hauptſtadt des Reiches, der Reſidenz des Statthalters zu zeigen. Die jungen Ruſſen ſchienen keinen Argwohn zu haben und umringten den intereſſanten Mann, den ſie für einen franzöſiſchen Grafen, den Schwager der Herzogin, hielten, indeß die anweſenden Polen ſich begnügten ihn aus der Ferne ſtillſchweigend zu beobachten. Während dieſes Zwiſchenſpiels hatte ſich die Dame des Hauſes, hinter einer ſpaniſchen Wand völlig angekleidet aus dem Bette erhoben, und erſchien nun in dem Zirkel ihrer Gäſte im Beſuchzimmer.

Man ſervirte Chocolade und einer der Anweſenden trug zur Harfe eine zärtlich ſchmachtende Romanze in ruſſiſcher Sprache vor.

Man hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und war entzückt als der Sänger geendet hatte.

„Welch ein himmliſches Lied!“ rief ein junger Ruſſe. „Wer ſagt nun noch, daß unſere Sprache nicht melodiſch ſey und des zarteſten Ausdrucks fähig? Iſt nicht das **Tschi, Tscha** eben ſo häufig da, wie im Italieniſchen und haben wir nicht auch Ueberfluß an den Vocalen a, o und u? haben Tarutino, Bereſina, Kaluga, nicht ſo ſchönen Klang als ob es italieniſche Namen wären, und kann man an Demidow, Amiljanikow, Tſchornoi und dergleichen wohlklingenden Worten etwas ausſetzen?"

„Nicht alle ruſſiſchen Lieder laſſen ſich ſo leicht ſingen, als das, welches hier ſo eben vorgetragen wurde," ſagte die Herzogin, „und glauben Sie nicht, meine Herren, daß es eine blinde Vorliebe für meine Mutterſprache verräth, wenn ich den polniſchen Liedern hierin den Vorzug gebe. Die polniſche Sprache in dem Munde einer gebildeten Frau, ſoll ja wie die Lingua toscana in bocca romana, das wohllautendſte ſeyn, was die ſarmatiſchen Sprachen aufweiſen können."

Die anweſenden Polen nickten beifällig und umſtanden ihre Landsmännin, als ſie dieſes ſprach, während die Ruſſen ſpöttiſch lächelten. So unverholen gab ſich eine kleinliche Eiferſucht in Allem kund, was ſich auf Nationalität bezog.

„Wer iſt der Dichter und wer der Tonſetzer der Romanze, die uns ſo eben entzückte?" fragte Graf S. augenſcheinlich um dem Geſpräche einen neuen Umſchwung zu geben.

„Der Ceſarewitſch —" erwiederte hingeworfen der Sänger.

„Conſtantin?" riefen verwundert die Polen.

„Der Großfürſt?" ſchrie laut auflachend ein junger ruſſiſcher Fürſt in der Uniform der litthauiſchen Garde, deſſen jugendliches Herz, unter zwölf

Ordenszeichen verſchiedener Monarchen ſchlug, für die er nichts gethan hatte und die ihm die wichtigen Dienſte ſeines Vaters erwarben. „Seit wann treiben Se. Kaiſerliche Hoheit dergleichen Spielereien?“ ſetzte er hinzu.

„Jetzt treibt er ſie wohl nicht mehr. Aber es iſt wahr,“ ſprach die Herzogin, „daß er mehrere Lieder gedichtet und componirt hat, die ihm die Liebe zu einer ſchönen Franzöſin einflößte. Sie hat mir mehrere davon mitgetheilt —“

„Doch wird er ſie ihr wahrſcheinlich nicht vorgeſungen haben,“ bemerkte ein junger Pole ziemlich verlaut. Denn ſo melodiſch die ruſſiſche Sprache auch iſt, das Organ und die Ausſprache des Ceſarewitſch würde ihr allen Wohlklang rauben — ſo viel Macht er auch über ſie auszuüben vermag und ſo kräftig er ſich in ihr auszudrücken verſteht.“

Die Marſchallin blickte verweiſend nach dem Sprecher, die Ruſſen ſahen wild nach ihm hin, und der alte Graf S. ſuchte ſchnell die augenblickliche Pauſe mit einer Bemerkung auszufüllen.

„Es ſcheint, daß die ſlaviſchen Sprachen eben ſo leicht wie die ſüdlichen ſich den Improviſationen leihen, und daß die Gabe hierzu vorzugsweiſe uns angeboren wird. Man denke an die niedlichen Liedchen die von dem ruſſiſchen Landmanne gehört werden, die entſtehen — Niemand weiß auf welche

Weiſe — die viele Jahre ſich erhalten und von den immer neu entſtehenden nicht verdrängt werden."

Der alte Herr hatte offenbar dieſe geringfügige Bemerkung angebracht, um den Ruſſen ein kleines Compliment zu machen, da es ſich ja hier lediglich um den Vorrang der Sprachen handelte. Aber ſogleich war ein junger Pole da, der anzuführen wußte, daß: „die Gabe der Improviſation am überraſchendſten ſich bei den Krakuſen offenbarte, die bei ihrem Nationaltanze „dem Krakowiek" die niedlichſten Verſe, ſchalkhaft, frivol, derb — doch immer geiſtreich und witzig improviſirten."

„Und man erinnere ſich nur noch," ſetzte ein älterer Herr hinzu, „was unſere berühmte Landsmännin, die Signora Campi äußerte, als ſie bei uns Roſſinis Tancred zum Erſtenmale in polniſcher Sprache auf die Bühne brachte. Sie erklärte, daß ſich ihr die Worte der Ueberſetzung leichter zum Geſange fügten, als die Worte des urſprünglichen Textes."

„Gedenken Sie noch des wahren kaiſerlichen Geſchenkes, das ihr Alexander überreichen ließ," fügte ſchnell Graf S. hinzu, „ihr unſchönes Geſicht nahm ſich an demſelben Abende, wo ich mit ihr in Geſellſchaft war, in dem blendenden Strahle der diademartigen Aigrette ganz paſſabel aus —"

„Ich hörte die Campi damals als achtjähriger Knabe,“ ſagte dreiſt ein polniſcher Cadett,“ und obgleich ich nichts von ihrer Kunſt verſtand, ſo intereſſirte mich doch der Umſtand, daß die berühmte Frau eine Polin war und mir das „di tanti palpiti“ verſtändlich verbrachte. Aber daß die große Sonntag unſerer herrlichen Sprache ein Lob ertheilte, nachdem ſie mehrere Nationalmelodien in einer Abendgeſellſchaft bei meinem Vater vorgetragen hatte, das hörte ich aus ihrem eigenen Munde und das machte mir eine überraſchende Freude.“

Die Ruſſen waren ziemlich einſilbig geworden. Einige lächelten ſpöttiſch und äußerten unverholen wie die Weichheit der polniſchen Sprache ſich auch auf den Charakter des Volkes übertrüge, der leicht jedes Eindrucks fähig bei allen Gelegenheiten ſich gezeigt habe; Andere wandten ſich mit vornehmer Miene zu andern Gegenſtänden und die Herzogin war verlegen, wie ſie die getrennten Intereſſen nach einem gemeinſamen Berührungspunkte leiten ſollte, welches unter den obwaltenden Umſtänden ſelbſt für die feinſte Weltdame ziemlich ſchwierig erſchien, als ein günſtiger Zufall ihr zur Hilfe kam. Die Thür wurde nämlich weit aufgeriſſen und der vorantretende Diener rief laut den Namen eines neuen Gaſtes aus.

10.

Im einfachen Frack ohne irgend ein Zeichen ſeiner hohen Würde, trat nun ein großer, ziemlich ſtarker Mann mit freundlichem Lächeln in das Zimmer.

Der Mann ward gehaßt von allen Polen, wie noch nie ein Feind gehaßt worden war, dabei wurde er gefürchtet wie noch nie ein unumſchränkter Machthaber. Und weshalb? weil er ganz und gar Ruſſe war. Von dem Gefühle ſeiner hohen Würde durchdrungen, die er im Staate bekleidete, war er übermäßig ſtolz; in ſeinem Amte, das ihm auferlegte die widerſpenſtigen Polen dem ruſſiſchen Scepter zu beugen, war er übermäßig ſtreng; als Staatsdiener hielt er feſt an die ihm ertheilten Vorſchriften und nur wo dieſe nicht ausreichten, trat ſeine Willkühr ein; dabei beſchützte er eine Menge von Günſtlingen, beförderte eine Menge von Leuten, die ihm die, auf unerlaubtem Wege Andern entlockten Geheimniſſe hinterbrachten, und war nicht frei von Nationalſtolz wie von Nationalhaß.

Zu dieſem Allem kommt hinzu, daß er ſtets im öffentlichen Leben eine Freundlichkeit und Herablaſſung affectirte, die ihn nicht wohl kleidete, da jener noble Anſtand ihm fehlte, ce sourire héréditaire des grands, wie Victor Hugo ſich ſo treffend ausdrückt.

Seine Erſcheinung im Privatleben charakteriſirte ganz und gar nicht den Mann von feiner Welt. Hier konnte man von ihm den Ausdruck gebrauchen: „er ließ ſich gehen.“ Seine Familiarität, die mit einem ziemlichen Grade von Gutmüthigkeit verſchwiſtert war, erſchreckte die Meiſten ſeiner nähern Umgebung und man glaubte die Kralle zu fühlen, wenn er ſeine Hand auf die Schulter eines Andern legte. Wie leicht war es auch möglich, daß eine vorlaute Aeußerung ein Mißverſtändniß herbeiführte, das ſogleich die Willkühr des Mächtigen hervorrufen konnte, die ſchrankenlos nach einem Bereiche ſchweifen durfte, an den ein bloßer Gedanke ſchon Grauen erweckte. Nicht Sclavenſinn, nicht eine peinliche Furcht vor dem ſicher Eintreffenden, ließ ſchwache Menſchen in ſolcher Nähe bleich werden, nein — auch der Stärkſte, der jeder Gefahr — wenn ſie erſchien — kühn entgegentrat — fühlte ſich unheimlich, — denn eine ſtete Beſorgniß war es, die ihn quälte, die Beſorgniß vor möglichen, nicht zu berechnenden Folgen.

Die Polen traten verwirrt zurück bei dieſer Erſcheinung, die ſie hier nicht vermuthet hatten. Die Ruſſen ſchwiegen in Ehrfurcht vor dem Höhern.

Eine Pauſe war eingetreten, welche die Verlegenheit der Dame durch einige allgemeine Fragen zu heben gedachte.

Der Fremde, den ich Herr v. N. nennen will, ſah mit ſcharfem Blicke im Kreiſe umher, der ſich verneigend rings um ihn gereiht hatte; dann wandte er ſich zur Herzogin, mit den Worten: „Es thut mir wahrlich leid, durch mein Erſcheinen die Unterhaltung geſtört zu haben. Ich will mich ſogleich wieder entfernen, und hoffe, daß Sie den Faden bald wieder auffinden werden.“

Noch ehe die Herzogin ihre höfliche Einwendung machen konnte, rief der polniſche Cadett: „O nicht doch, unſere Unterhaltung paßte nicht für dieſe Geſellſchaft, ſie war auf dem Punkte in eine akademiſche Disputation über die Vorzüge der verſchiedenen Zweige der ſlaviſchen Zungen auszuarten und Ew. Excellenz mögen von ſolchen Dingen eben ſo wenig ſprechen hören als ich.“

Die Anſpielung auf die Zungen oder Landsmannſchaften in den geheimen Verbindungen auf den Univerſitäten, die unter dem Namen: der ſlaviſche Bund, bekannt geworden waren, wurde verſtanden und obgleich ſehr unüberlegt vorgebracht, erregte ſie doch Vergnügen bei dem einen Theile der Geſellſchaft, da der Mann, auf den das Geſchoß gerichtet war, eine linkiſche Verlegenheit nicht verbergen konnte.

„Wasche … (die gewöhnliche Abkürzung der ruſſiſchen Höflichkeitsformel, das vuestra merced, des Spaniers) werden uns gern mittheilen was wir von der neuen Sängerin zu erwarten haben, die geſtern im Salon Se. Kaiſerlichen Hoheit Proben ihrer Kunſt abgelegt hat,“ warf ſchnell ein Ruſſe hin, um Herrn v. N. in ein gern durchjagtes Revier zu bringen, allein der Empfang hatte zu unvortheilhaft auf die Laune des Geſtrengen gewirkt und kurz fertigte er den Frager ab, der übrigens wenig Tact bewieſen hatte.

„Ich komme lediglich,“ ſagte Herr v. N. zur Herzogin gewendet, „um Ihnen ſelbſt einige Briefe einzuhändigen, die von der Behörde einem eingefangenen Spitzbuben abgenommen worden ſind. Wie er dazu gelangt ſeyn mag iſt noch nicht ermittelt, wahrſcheinlich hat er ſie mit der Brieftaſche, worin er Bankenoten vermuthete, dem Eigenthümer aus der Taſche gezogen. Es gereicht mir zum Vergnügen, daß der Zufall es ſo günſtig lenkte, Sie in den Beſitz dieſer Briefe gelangen zu laſſen, die durch einen Privatcourier aus Frankreich geſandt, vielleicht des Angenehmen und Intereſſanten recht viel enthalten mögen.“

Da er dieſe Worte geendet hatte überreichte er der Herzogin die Briefe, welche Przebracki nach jenen verfertigte, die er dem Grafen S. in vergangener Nacht gebracht, und welche ſich bereits durch dieſen in den Händen der Herzogin befanden.

Es entging den ſcharfen Blicken des Staatsmannes nicht, wie zögernd und hocherröthend unter der Schminke, die Dame Briefe aus ſeiner Hand empfing, die ſie nach ihrer Meinung ſchon erhalten hatte, oder nur mit Beſorgniß vor Verrath von ihm empfangen konnte. Sie trat kopfſchüttelnd einen Schritt zurück, indem ſie in eine Falle zu gehen befürchtete, doch als ſie die hingehaltenen Briefe nehmen mußte, die Aufſchrift und das Siegel betrachtete, ſagte ſie mit Befremden: „Hand und Siegel ſind mir ganz fremd, und ich würde nicht glauben, daß an mich dieſe Schreiben gerichtet ſind, wenn nicht die Aufſchriften ganz deutlich es ausſprächen. Es iſt alſo eine verzeihliche Neugierde, wenn ich zu entſchuldigen bitte — —“ und ſomit zog ſie ſich mit ihren Briefen in eine Fenſterecke zurück, um ſie zu öffnen.

Herr v. N., der in dem Erſtaunen der Herzogin eine künſtliche Verſtellung ſah und ſchon hierdurch die Ueberzeugung ihrer geheimnißvollen Verbindungen mit bedeutenden Perſonen des Auslandes geſchöpft haben würde, wenn er nicht ſchon vor ihrem Eintreffen davon zur völligen Gewißheit überzeugt geweſen wäre, wandte ſich lächelnd ab, da er den unbedeutenden Inhalt der Briefe ja bereits kannte, indem ſie in ſeinem „bureau secret“ geöffnet worden waren. Er rief daher, um die Leſerin unbekümmert, einem Garde-Obriſten freundlich zu: „wie ihm ſeine neue Tschetworka gefalle, die er erſt ſeit einigen Tagen von ſeinen Gütern am Don erhalten habe.“

Der Obriſt hatte ſie noch nicht geſehen.

„Sie hält unten,“ ſagte Herr v. N. und alsbald ſtürzte Alles nach den Fenſtern, um das prächtige Viergeſpann zu ſehen, das an der leichten Wurſt, auf antike Weiſe vorgelegt war.

Alles erſchöpfte ſich in Bewunderung der vier falben kleinen Pferde, deren lange weiße Mähnen und Schweife den Boden kehrten. „Sie ſollen ſie laufen ſehen,“ ſprach Herr v. N., die Gallopins an der Seite haben Mühe es den Paßgängern in der Mitte gleich zu thun. He, Iwan!“ ſchrie er zum geöffneten Fenſter hinaus, „jage zehnmal um den Platz —“

Und kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo erſchell ein gellendes „Paddi!“ dem ein durchdringender Pfiff folgte, und den breiten Hut feſter auf die glattanliegenden, fetten, gradgeſchnittenen Haare gedrückt, jagte Iwan mit ſeinen Vieren um den Platz herum, daß den Zuſehern Hören und Sehen verging, und ſpielende Kinder, Obſtverkäuferinnen, vorübergehende Gewerbsleute, und vornehme Pflaſtertreter ſchreiend und fluchend auseinanderſtoben, bis ſie auf Treppen und in Thüren poſtirt, in Sicherheit frei aufathmend ihre Blicke zu dem Fenſter der Herzogin ſandten, und darin ein Geſicht erblickten, das ihnen mehr Schrecken einflößte, als das ſchnaubende Viergeſpann und der ſchreiende Kutſcher.

Das Staunen der Zuſchauer wuchs immer mehr und mehr. Ruſſen und Polen ſind geborne Pferdeliebhaber und beſonders wird dieſe Race ſehr geſchäzt, wenn ſie ausgezeichnet ſchön und gut eingefahren iſt. Die kleinen Paßgänger in der Mitte, die mit unzähligen, kleinen, trippelnden Wechſelſchritten eben ſo ſchnell zum Ziele kommen müſſen, während die beiden Größern in der Wildbahn, im fliegenden Galop dahinſauſen, waren nach dem Ausdrucke jener Herren: „zum Küſſen,“ und als ſie endlich ihrem Character getreu, der ihnen durchaus verbietet, in Galop zu kommen, indem ſonſt der Kutſcher, von den vier Galloppirenden gezogen, unfehlbar den „Hals brechen müßte,“ auf den Hinterfüßen geſtemmt, ſich von den wilden Kameraden fortreißen ließen, da brach der Jubel unaufhaltſam los, der ſo lange währte bis zehnmal die Räder um die Arena gedonnert hatten, ein Ruck des geſchickten Kutſchers zeigte, wie der ſcheinbar ungebändigte Taumel der Roſſe ſich durch eine Bewegung der Hand in ſtarren Gehorſam verwandelte, und die ruhigen Einwohner den öffentlichen Platz wieder für ihre mannigfaltigen Geſchäfte benutzen durften.

Die Anweſenden warfen dem Dentſchick einige Goldſtücke als Lohn ſeiner Geſchicklichkeit zum Fenſter hinaus und die Geſellſchaft wandte ſich mit lauten Acclamationen der Bewunderung nach dem Zimmer zurück, wo bis dahin unbemerkt Graf S. bemüht geweſen war, der Herzogin einigen Aufſchluß über die Briefgeſchichte zu ertheilen.

11.

Noch ſtanden die Meiſten am Fenſter, aber nicht mehr ihr Augenmerk auf die Pferde gerichtet, ſondern die Blicke, von ſeltſamen Feuer erglänzend, da ſie eine Erſcheinung gewahr wurden, die damals im Stande war alle Herzen zu elektriſiren, und Polen und Ruſſen zu einem Gefühle der Bewunderung zu ſtimmen.

„Die Seiltänzerin! Die Seiltänzerin!“ murmelten die jungen Herren, und ſchnell wurden Augenwaffen herausgezogen, ja einige armirten ihre Sehwerkzeuge doppelt und wähnten ſo mehr von der Lieblichkeit der Vorüberwandelnden in ſich aufnehmen zu können.

Das Mädchen war in Warſchau unter dem Namen der Seiltänzerin bekannt, obgleich ſie Niemand auf dem Seile tanzen geſehen hatte.

Ihr Vater, bei dem ſie lebte, war nämlich der als Seiltänzer, Kunſtreuter und Taſchenſpieler wohlbekannte van Pool, unter welchem — wie man allgemein glaubte — angenommenen Namen er vor ungefähr zehn Jahren ſich großen Ruhm und viel Geld erworben hatte. Ein Kind, das ihm damals bei ſeinen Künſten half, erregte durch ſeine Schönheit und Geſchicklichkeit die größte Bewunderung. Nun hatte ſich der Mann in ſeiner Heimath in Ruhe geſetzt und führte ein zurückgezogenes Leben. Mit keinem Menſchen ging er um, und ſein räthſelhaftes, geheimnißvolles Weſen, ſo wie ſein abſchreckendes Aeußere war auch nicht dazu geeignet ihm Herzen zu gewinnen.

Aus dem geſchickten, lieblichen Kinde war ein Mädchen von ſo ſeltenen Reizen geworden, daß ihr Anblick Alles entzückte. So ſchwebte ſie denn auch hier vorüber, und welch artig Ungefähr, ihre Schritte lenkte ſie dem Pallaſte zu, von wo ein Heer von Augen gierige Blicke nach ihr ſchoſſen.

„Sie macht der Herzogin ihre Aufwartung,“ ſpottete ein junger Ruſſe.

„Sie wird durch Dich angezogen, wie ein Schiff vom Magnetfelſen,“ warf ein Anderer ihm leicht hin.

„Ich möchte ſie einmal gar zu gern in der Nähe ſehen,“ äußerte der Garde-Obriſt.

„Und haben Sie das noch nie?“ fragte Herr v. N.

„Sie nimmt keine Beſuche an und ſoll ſehr ſpröde ſeyn —“ erwiederte der Andere.

„Wenn gleich,“ ſagte Herr v. N., „es bleibt immer der Mühe werth.“ Und einen ſcheuen Blick warf er zurück ins Zimmer, um zu ſehen ob er von der Herzogin bemerkt würde, dieſe jedoch ſtand noch immer im eifrigen Geſpräche mit dem Grafen S., Alles um ſich her unbeachtet laſſend.

Da ſchob Herr von N. das große Fenſter raſch in die Höhe und rief ſeinem Dentſchick einige ruſſiſche Worte zu, die von einem Winke nach der Schönen begleitet waren, welche nunmehr die Mitte des großen Platzes erreicht haben mochte.

Der Kutſcher ſchien für ſolche Weiſung gut einſtudirt zu ſeyn und machte mit ſeinem wilden Viergeſpann ordentlich Jagd auf das Mädchen.

Wie ein Heer von Irrwiſchen umflirrte es den Platz, die ruſſiſche Equipage ſchien zu fliegen; das Mädchen in der Mitte des weiten Platzes, fern von der ſchützenden Nähe der Häuſer, ſchwankte hin und her wie ein Nachen beim Sturme auf offenem Meere. Sie ſtrengte alle ihre Kräfte an zu entkommen, aber welche Richtung ſie auch nehmen mochte, der geſchickte Kutſcher verrannte ihr den Weg und trieb ſie endlich ſo in die Enge, daß ſie halb ohnmächtig in das Portal des Pallaſtes ſtürzte, in welchem die Urheber dieſer teufliſchen Luſtbarkeit ſie erwarteten.

„Jetzt haben Sie ſie ganz in der Nähe,“ ſagte Herr v. N. leiſe zum Garde-Obriſten, „und in einem Zuſtande wie Sie ihn nicht beſſer wünſchen können.“

Die Herren verließen ſchnell das Zimmer, um — Hilfe zu leiſten.

Die Herzogin fragte: „was den plötzlichen Ausbruch veranlaſſe?“

„Ein Mädchen iſt faſt übergefahren worden und flüchtete ſich in den Pallaſt,“ war die Antwort.

Die mitleidige Dame ſandte ſogleich ihren Flacon mit **Eau de Luce**, den ſie am Halſe trug, durch ihre Kammerfrau hinunter und ließ ſich nach dem Namen des Mädchens erkundigen, indem ſie recht böſe ſagte: „die Barbaren — ſie ſtiften nichts als Unheil an! —“

12.

Unter der Vorhalle, im wohnlichen Zimmer des Erdgeſchoſſes, das der Burggraf (Hausmeiſter) mit ſeiner Familie bewohnte, lag auf dem Sopha das Mädchen, die Seiltänzerinn genannt, in einem bedauernswürdigen Zuſtande, von einem Kreiſe junger und alter Wollüſtlinge umſtanden, die ihre Augen an dem Anblicke weideten.

Das einfache weiße Kleid, das den ängſtlich athmenden Buſen der Armen beengte, war geöffnet und das kurze, ſchnell aufeinander folgende Luftſchöpfen hob und ſenkte mit ſtetem Wechſel die Bruſt; die Adern am Halſe waren angelaufen und hatten ein Incarnat in die Wangen ergoſſen, das ſich bis in die großen Augen erſtreckte und ſichtbar wurde, wenn die geſenkten Wimpern ſich heben, und ein ſchnellſchießend, wilder Blick, über die Verſammlung hinweg flog. Die Lippen waren trocken und halbgeöffnet, und dann und wann wand ſich ein leiſer Seufzer daraus hervor. Die weißen, eiskalten Hände fuhren von Zeit zu Zeit über die Stirne, um die losgegangenen Haare daraus wegzuſtreichen.

Die Familie des Burggrafen und die Kammerfrauen der Herzogin waren froh, das Leben wieder in dem Mädchen hervorgerufen zu haben, die alsbald, wie ſie in das Zimmer getreten war, todtenähnlich zuſammenſtürzte. Jetzt da die größte Gefahr vorüber war, wandte ſich die Sorge der guten Leute auch auf andere Gegenſtände und da bemerkten ſie das Ungeziemende der Umgebung, und beſorgten ſogleich, daß das Schauſpiel den unlautern Männerblicken durch eine ſpaniſche Wand entzogen würde.

Die Herren verließen nunmehr das Zimmer, nicht ohne reiche Spenden zurückgelaſſen zu haben und verſprachen ſich nach dem Zuſtande der Patientin zu erkundigen.

„Sie iſt wahrlich ſchön!“ ſagte entzückt der Garde-Obriſt, indem er die Treppe wieder hinaufſtieg.

„Sagt' ich's Ihnen nicht?“ fügte Herr v. N. hinzu.

„Und tugendhaft?“ fragte der Andere.

„So viel bis jetzt von ihr verlautete, ja —“ erwiederte v. N.

Hier hatten ſie das Beſuchzimmer erreicht. Die Herzogin erkundigte ſich ängſtlich nach dem Zuſtande des Mädchens, und als ſie darüber beruhigt wurde, beſchloß ſie, dem Vater Nachricht ertheilen zu laſſen, daß ſeine Tochter, des Unfalls wegen, dieſe Nacht in ihrem Pallaſte zubringen würde.

Die Geſellſchaft entfernte ſich. Man bedauerte ſcheinbar die unangenehme Störung, doch nicht ohne Neid ſchielten die jungen Herren nach dem Zimmer des Burggrafen, wie deſſen Thür ſich dem mächtigen Worte des Herrn v. N. öffnete, der an der Seite des Garde-Obriſten zu dem Lager der entſchlummerten Kranken treten durfte.

13.

Van Pools Wohnung war von dem Pallaſte der Herzogin ſehr weit entfernt und Abend war's, als der Vater die Nachricht von dem Unfall erhielt, der ſein Kind betroffen hatte. Er machte ſich ſogleich auf den Weg, indem er einen kleinen Wagen beſpannte, um die Kranke darauf nach Hauſe zu fahren, denn es ſchien ihm unangenehmer noch, als der Unfall ſelbſt, ſie des Nachts in der fremden Umgebung zu laſſen.

Im matt erhellten Zimmer lag das Mädchen noch im halb ohnmächtigen Schlummer da, die ſorgliche Hausfrau neben dem Sopha ſitzend, einige Kinder ſprachen leiſe, um die Kranke nicht zu wecken, da öffnete ſich knarrend die Thür und alle fuhren entſetzt in die Höhe.

Man muß bekennen, daß einem Jeden, der die Geſtalt des Eintretenden zum Erſtenmale erblickte, Grauen und Entſetzen natürlicherweiſe nicht fern bleiben konnte. Eine Athletengeſtalt, worauf ein großer Kopf ſaß, in deſſen Geſicht ſich alles Abſtoßende vereinigt zu haben ſchien. Struppiges, rothes Haar, ein eben ſolcher ſehr buſchiger Backenbart und Augenbraunen, eine ungeheuere Naſe mit einigen Auswüchſen verſehen, und ein Mund, der mit dem Rachen eines Ebers verglichen werden konnte, indem er ſtets grinzend von beiden Seiten wirklich furchtbare Hauer hervorſtreckte. Zu dem Allen noch zwei große ſchielende Augen und das Schreckensbild iſt fertig, das in die Stube des Burggrafen eintrat. Es war van Pool.

„Wo iſt meine Tochter?“ fragte er mit einer Haſt, worin ſich eine große Aengſtlichkeit zeigte, „hat ſie die Beſinnung verloren? redet ſie irre?“

Die Burggräfin ſtand auf, nachdem ſie ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, und ließ ihn am Bette Platz nehmen.

Er betrachtete das Mädchen lange Zeit aufmerkſam, endlich fragte er: „und in dieſem Zuſtande befindet ſie ſich nur? hat ſie nicht getobt — geraſt — hat ſie nicht verworrene Dinge gefaſelt?“ Die Hausfrau verneinte.

„So iſt's gut! ſo hat's nichts zu ſagen!“ ſprach er mit tiefer Stimme. „Legen Sie ſich nur zur Ruhe, ich will ihren Schlaf bewachen,“ ſetzte er hinzu.

„Daß ich auch meinen Wagen mitnehmen mußte,“ brummte er mürriſch.

„Mein Mann ſoll ihn in den Stall ziehen,“ ſagte die Hausfrau.

„Nicht doch,“ rief er ſchnell, „die wenigen Stunden bis zum Morgen kann er vor der Thür ſtehen. Mein Pferd iſt nicht von Zucker — und wer weiß — ob ich nicht, wenn ſich mein Kind erholt hat, noch in der Nacht nach Hauſe fahre.“

„Die Halle bleibt offen,“ bemerkte die Frau, die den unheimlichen Gaſt gern fortgehabt hätte, denn die Kinder hatten ſich an ihren Rock geklammert und ſchrien ängſtlich, da ſie in die finſtre Kammer zu Bette gebracht wurden.

Es war Mitternacht, der Burggraf hatte die Lichter und Lampen im Pallaſte alle ausgelöſcht und ging zur Ruhe, beim Vorübergehen an van Pool, der eingeſchlafen zu ſeyn ſchien, ſtutzte er zurückprallend, die Frau rief ihn aber in die Kammer und unterrichtete ihn von Allem.

Es war ein Uhr nach Mitternacht, die Hausleute ſchnarchten laut im Bette, die Wanduhr pickte, die Kranke ſchlief ſanft, auf van Pools Augen hatte ſich noch kein Schlaf geſenkt. Funkelnd ſpäheten ſie zu gleicher Zeit nach rechts und links, die Ohren ſpitzten ſich, wie die eines Raubthieres auf dem Lager von getrockneten Blättern in der Wildniß, wenn es lauſchend emporfährt und den Fraß wittert.

Er erhob ſich leiſe, zog eine kleine Blendlaterne um die Thür zu finden und verſteckte ſie dann wieder unter die lange Weſte, indem er in die Halle hinaustrat. Der kühle Luftzug durchſchüttelte ihn, ſein Pferd wieherte ihn an, der Hofhund heulte, und die Hähne der Nachbarſchaft kräheten den Morgen entgegen. Mit einem unterdrückten Fluche über den Lärm, zog er wieder die Blendlaterne um die Treppe zu finden, er hatte ſie und ſtieg hinauf.

Alles ſtill, mit angezogenem Athem und Filzſchuhen über den Stiefeln, ſchritt er einen langen Gang entlang. Er war ſich ſelbſt nicht bewußt was er eigentlich wollte. Er mußte vor Allem die Gelegenheit kennen lernen. Durch die Ritze einer Thür ſchimmerte Licht. Er näherte ſich. Ein lebhaftes Geſpräch wurde in dieſem Gemache gehört. Eine Frau und ein Mann waren drin. Die geheimſten Dinge wurden beſprochen, da man den Lauſcher nicht vermuthete. Van Poel horchte; kein Wort entging ihm. Jetzt beugte er ſich knirſchend zum Schlüſſelloch — er blickte hindurch — und genug hatte er geſehen und gehört, wie ein Tiger ſprang er leis in wilden Sätzen den Gang entlang die Treppe hinunter in das Zimmer des Burggrafen. Hier ergriff er ſeine Tochter mit ſtarkem Arme und warf ſie ſich über die Schulter, wie ein Fiſcher das Netz, ein leiſes Ach, das der Schlafenden entfuhr, erſtickte das Schnupftuch, das er ihr vor den Mund hielt. Hinein in den Wagen und fort ging es, unhörbar über die ungepflaſterten Stellen des Platzes, wie ein Geiſterfuhrwerk.

Der Morgen dämmerte grau, als er bei dem Hotel des Herrn v. N. vorüberfuhr.

„Im Vorbeiziehen nur,“ brummte er, und hinein eilte er, über die Seitentreppe im Hofe, durch die geheimen Gänge, wie ſie alle Großen in ihren Hotels haben, um ihre Vertrauten ungeſehen vor ſich zu laſſen. Er ſtand an der Fallthür und ſtieß mit dem Kopfe daran, daß der Riegel ſich hob.

Herr v. N., der nicht ſchlafen konnte, bemerkte die Bewegung.

„Wer iſt's?“ rief er leiſe.

Mit innerm Grauen vernahm er die Antwort. Er ſchob den Riegel weg und van Pools ſchreckliche Geſtalt ſtieg aus dem Boden vor ihm auf, gleich dem böſen Geiſte, von dem unſichern Flimmer der Nachtlampe ſchaurig beleuchtet.

„Ich weiß was Ihr mir für Streiche macht, geſtrenge Erlaucht!“ ſchnob er den Mächtigen an; „doch heut hat's große Dinge zu Wege gebracht. Ich habe Entdeckungen gemacht, die uns nützen. Doch laßt jetzt nur einmal die Spionage aus dem Spiel und handelt. Gebt mir und meines Gleichen zu thun. Blut muß fließen, ſonſt verliert Ihr das Spiel — und —“ hiebei zog er den Dolch — „Ihr wißt, ich führe meine Streiche geſchickt aus.“

„Was haſt Du erfahren, Freund?“ ſagte N. das Grauen bezwingend und ſeine Hand auf van Poels Schulter legend.

„Jetzt iſt nicht Zeit dazu — die Dirne — die Ew. Erlaucht faſt zu todte gehetzt haben —“ rief er ihm zu — „muß ich erſt nach Hauſe bringen. Doch Morgen zu gelegener Stunde beſucht mich. Ich werde meinen vornehmen Gaſt gebührend empfangen und ihm Nachrichten, friſchgebackene, vorſetzen, aber die Sauce darf nicht fehlen — Blut — Blut muß fließen! Das Geſchwür iſt reif!“ Hierauf kicherte er heiſer und verſchwand in den Boden, unter welchem ſich das Kichern bald verloren hatte.

Herr von N. ſagte zu ſich: „Blut! Blut! ja — wer ſich damit ſo leicht abfinden könnte, als mit dem Andern!“ und legte ſich ins Fenſter, wo er ſah, wie van Poel mit ſeinem ſchnellen Fuhrwerke, wie der Wind davonjagte.

13.

Welche Urſache am Abende des ſiebenzehnten Septembers des Jahres 1830 in dem Ceſarewitſch eine überaus heitre Laune erweckte, weiß der Mittheiler dieſer Begebenheiten nicht, doch iſt es nicht zu läugnen, daß ſie ſo anhaltend — wir ſprechen von einigen Stunden — die Bewohner von Belvedere nicht beglückt hatte.

Es überfiel dieſe Leute eine ſonderbare Beklemmung. Faſt ein ganzer Tag war verſtrichen, wenn auch keiner von den längſten — und der Großfürſt hatte kein mündliches Strafurtheil gefällt, pfiff, trällerte, ſang auch wohl mitunter, was ihm bei der Bildung ſeiner Stimmwerkzeuge wirklich ſchwer wurde, und erſchöpfte ſich in theils drolligen, theils derben Witzſpielen, wozu es ihm keineswegs an Geiſt gebrach.

Er hatte eine lange Unterredung mit der Fürſtin v. L. gehabt.

Dem Einfluſſe dieſes Engels mochte wohl ein Hauptgrund ſeiner Munterkeit beizumeſſen ſeyn. Es konnte dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, welchen großen Einfluß Frauen auf dieſen unzähmbaren Character auszuüben vermochten. Rohheit und Wildheit, die ſich darin paarten, waren keinesweges die Hauptzüge deſſelben, ſondern ſchienen vielmehr in ihm gleich Schlangeneiern gelegen zu haben, die von der angebornen Macht, von dem Gefühle der rechtmäßigen Gewalt über Alles, zu jenen Ungeheuern ausgebrütet wurden, die Alles zerriſſen, ſelbſt die urſprünglich zarten Saiten dieſes Characters.

Die Feſſeln der Convenienzheirath waren dem Großfürſten läſtig geweſen; was ſonſt noch das Unglück dieſer Ehe herbeigeführt haben mag, deckt der Schleier, hinter welchem ſich die Familienverhältniſſe hoher wie niedrer Perſonen verbergen. Vieles iſt von den Qualen bekannt worden, die der Gatte der Gattin bereitet haben ſoll; Einiges mag einem müſſigen Erfindungsgeiſte ſein Entſtehen verdanken. Wir erinnern an die Sage der zwölf Tambours, die vor dem Kabinet der an Migraine leidenden Fürſtin, auf Befehl, wirbeln mußten.

Die aufgedrungenen Feſſeln zu ſprengen war des Großfürſten eifrigſtes Beſtreben. Je mehr Beharrlichkeit ihm entgegengeſetzt wurde, deſto ausſchweifender griff er nach Mitteln, die ſeiner Macht willig entgegentraten. Die Trennung mußte erfolgen und Conſtantin ſah ſich frei.

Der wilde, dahin brauſende, unzähmbare, jeder Begier fröhnende, jeder Laune ſich hingebende, keine Schranken kennende Gewalthaber, welch ein entſetzlicher Gedanke! Auch der Schatten von Zwang war gewichen, der freie Griffe in das Reich der Tugend und Züchtigkeit noch umhüllte, der Sittenloſigkeit war keine Schranke mehr gezogen, wer wird dem Mächtigen verübeln, was ſo oft ſich der Mindermächtige, der Vornehme, der Beſitzer von wenigen tauſend Seelen erlaubte? Welch ein Unterſchied von einem bloßen Fürſten zu ihm — dem Großfürſten, eine ſolch ungeheuere Kluft, daß dem Kühnſten davor ſchwindelte. Ueber die Kluft vom Leibeigenen zum Fürſten konnte des Selbſtherrſchers Gnade die gefahrloſe Brücke bauen, aber den Fürſten zum Großfürſten machen, war das Werk des Entſtehens.

Und dieſer Mächtige war frei, hatte eine drückende Feſſel abgeworfen, die Einzige, die ihm Zwang auferlegte, um ſeinen Begierden zu folgen. Arme Väter! bedauernswerthe Töchter des Landes! Das Heiligthum der Häuslichkeit wird entweiht, die Ehre der Familie wird geſchändet werden. Welche Scenen werden wir zu ſchildern haben? Scenen, wie ein Prinz von Guaſtalla ſie in ſeinem Duodezſtaate auszuüben wagt, wo von einer Grenze zur andern ſie ſich die Nachbarn zurufen können, ſie wird der Zweite im weiten Czaarsthum um ſo eher ausüben, da Raub und Verrath in einer Provinz ausgeübt, nie zur Kenntniß der andern Millionen kommen. Aber der Gewaltige kennt keine Begierden, er folgt ſeiner Neigung. Eine liebliche Franzöſin, Madame F. hält ihn ganz und gar gefangen, und ſeine Rohheit ſchmilzt bei ihren ſanftern Sitten und die Liebe macht ihn menſchlicher. Da beruft ihn die Vorſicht auf einen Thron. Sein kaiſerlicher Bruder verleiht ihm das Herrſcheramt in ſeinem Namen über die dem ruſſiſchen Scepter anheimgefallenen Polen.

Ob dieſe Wahl nicht von dem falſchen Geſichtspunkte entſtand, das trotzige, ungeſtüme, zum Aufruhr geneigte Volk der Polen bedürfe einer Zuchtruthe, und Energie ſey dem Großfürſten, bei ſchnellen Unternehmungen, die die Umſtände erheiſchen könnten, nicht abzuſprechen? Wir laſſen es dahingeſtellt ſeyn, weil wir darnach ſtreben, eine kurze Andeutung über die Characteriſtik eines Mannes zu geben, über den in letzterer Zeit viel Oberflächliches geſagt worden iſt, und wie wir ſie zum Behufe dieſer Erzählung bedürfen, nicht aber uns in politiſche Erörterungen einzulaſſen.

Das Band mit Madame F. wurde zerriſſen.

Die Liebe rührte Conſtantins Herz. Uns werden Mährchen aufgebürdet, hör' ich rufen; und doch berichten wir nur Wahrheit.

Die junge himmliſche Gräfin von G. erregte dies Gefühl — der Großfürſt bewarb ſich um ihre Gunſt, und ſie — noch dazu eine Polin, mithin eine geborne Feindin des Tyrannen, der ihrem Lande ſo manche Wunde zugefügt hatte, die nur wenige Jahre älter war, als ſeine verwünſchte Herrſchaft im Lande — ſie liebte ihn wieder. Das Räthſel wäre gelöſt, hätte Conſtantin den unwiderſtehlichen Zauber der Schönheit beſeſſen, aber das weiß der Himmel am Beſten, daß er ihn damit nicht beſonders ausgeſtattet hatte. Außer einem, wenn gleich ſtarken, doch ebenmäßig ſchönen Wuchs, der ſich jedoch nicht in der beſten Haltung gefiel, war ihm nichts zu Theil geworden, was ihm das Auge eines Weibes gewinnen mochte. Sein Geſicht trug den Stempel der ruſſiſchen Nationalphyſiognomie, jedoch auf eine Weiſe, daß ſie an Karrikatur grenzte. Dabei war ſeine Stimme mit grunzenden Gaumen- und Naſentönen untermiſcht, ſeine Ausſprache hatte durch das herriſche Befehlen von Jugend auf etwas kurz Stoßendes angenommen, das den unangenehmen Eindruck alles Uebrigen nur vermehren konnte. Und dieſer Mann war liebenswürdig? Er muß eine Eigenſchaft, die ihn dazu machte, in ſo hohem Grade beſeſſen haben, die Alle, eben hergenannten, verdunkelte. Und er beſaß ſie. Er war von gutem Herzen — eine Gutmüthigkeit war bei ihm unverkennbar, die um ſo mehr anzog, als ſie mit ſeinem Weſen im völligen Widerſpruche ſtand, und den Gegenſtand zu ſeinem übrigen Character abgab, von dem ſie doch ein Theil war.

Wer das weibliche Herz kennt, weiß welch einen Eindruck gerade dieſe Miſchung auf daſſelbe zu machen im Stande iſt.

Es überredet ſich ſo gern, daß es allein jene gute Saite zu ſtimmen verſteht, daß es ſie ſo mächtig zu ſchlagen weiß, die andern zu übertönen. Es überredet ſich oft, daß ihm allein es gelingt, jenen beglückenden Contraſt zu bilden und ſchreibt ſich alles Gute zu, was daraus entſpringt. Und in dieſem Falle war das Gute von Bedeutung und wog ſchwer in der einen Schale. Sicher iſt es anzunehmen, daß ſo mancher raſche Entſchluß, Aufſchub, ſo manches rauhe Verfahren, Milderung, ſo manche Thräne, Linderung, durch dieſe Frauen erhielt. Daß der Kaiſer die Gräfin in den Fürſtenſtand emporhob, dieß allein konnte ſie wahrlich nicht beſtimmen, ſich in der Blüthe der Jugend und Schönheit, ſelbſt von dem Schimmer der

Geburt umgeben, einem ungeliebten Manne zu opfern, den der Ruf ihrer kindlichen Phantaſie wie ein Ungeheuer geſchildert hatte, und deſſen erſtes Erſcheinen bei ihr ſie wahrſcheinlich mit innerm Beben erfüllte.

Dies Band beſtand noch, in ſeiner ganzen Stärke, am Abende des ſiebenzehnten Septembers, deſſen Vorfälle wir hier aufzeichnen, und die nächſte Urſache der frohen Stimmung Conſtantins wurde von ſeiner Umgebung, wie ſchon erwähnt, aus ſeiner Unterredung mit der Fürſtin gefolgert.

Der Thee war ſervirt worden, der koſtbarſte den die Karavanen von China's Grenzen herbeiführen, und den die Ruſſen auf eine eigenthümliche Weiſe zu bereiten pflegen. Einige Spieltiſche hatten ſich gebildet und der Großfürſt ging bald zu dieſem, bald zu jenem, den Spielern in die Karten blickend und ſich dann und wann auf die Schulter ſeines Lieblings, des Generals G. lehnend.

Nicht im Entfernteſten war es ihm anzuſehen, daß ihm das neu organiſirte polniſche Linienregiment bei der Parade auf dem ſächſiſchen Platze ſo viel Aerger gemacht habe. Jeder vermied in ſolchen Fällen gern, das Geſpräch auf dieſe Gegenſtände zu lenken.

Es befanden ſich mehrere Polen in der Geſellſchaft, nicht eben von hoher Geburt und Anſehen, ſondern ſolche, die ſich beſonders in die Launen des Großfürſten zu fügen wußten, oder der ruſſiſchen Herrſchaft günſtig geſtimmt, und von ihr perſönlichen Vortheil ziehend.

„Nach und nach,“ ſagte Conſtantin lächelnd zu einem armen polniſchen Edelmann, der in der polniſchen Kanzelei ein Aemtchen erlangt hatte und auch für „das geheime Fach“ mitunter thätig wirkte, „nach und nach werdet Ihr ſchon einſehen lernen, daß wir Ausländer Euch zu Euerm Glücke leiten. Laßt nur erſt die jetzige Generation heranwachſen, laßt nur erſt die Kadetten der Militärſchule in der Armee Stellen begleiten — die haben ſchon mehr Sinn für Ordnung und Recht, weil ſie dazu erzogen wurden. Ihr ſeyd in Eurer Jugend vernachläſſigt. Was habt Ihr vor Augen geſehen? wie ein Staat durch Unordnung und freche Empörung zu Grunde geht — und welche Lehre habt Ihr daraus gezogen? Keine! Was kann man von Euch daher erwarten! Bei den Haaren muß man Euch dazu hinziehen was Euch nützt, und die Hand, die Euch dabei einige störriſche Haare ausreißt, verwünſcht Ihr — aber nur ruhig! In zehn Jahren wird es anders ſeyn.“

Dieſe ſchnell ausgeſtoßenen, nichts weniger als freundlichen Worte, machten auf die anweſenden

Polen einen nicht angenehmen Eindruck. Sie blickten auf die Karten oder lächelten, keiner ſah den Sprechenden an.

Das Bittere was darin lag, daß der Großfürſt die Ruſſen „Ausländer“ nannte, fühlte Jeder. Der arme Pole, an den die Worte anfänglich gerichtet worden waren, wollte bemerken, daß beide Völker eines Stammes wären und was dergleichen allbekannte Dinge mehr waren.

Aber der Großfürſt nahm das Kompliment übel auf und entwarf ſo ſchnell ein Bild der Eigenthümlichkeiten beider Völker in ſo grellen Farben, daß die Polen im Ingrimm verſtummten und die Ruſſen ein lautſchallendes Gelächter ertönen ließen.

„Was Stamm? was Aehnlichkeit?“ rief Conſtantin. „War der Vater ein und derſelbe, ſo gab es der Mütter zwei, eine Edeldame und eine Hure. Und waren beide Eltern dieſelben, ſo iſt das Eine ein ungerathenes Kind geworden. Worin beſteht die Aehnlichkeit? ſagt mir einmal: der Ruſſe iſt reinlich, trägt glattes, kurzgeſchnittenes Haar, das ihm wie Seide die Stirn bedeckt, badet ſehr viel, und iſt geſchickt zu jeder Arbeit und erfinderiſch; der Pole iſt ſchmutzig wie ein Schwein, hat gefilzte Weichſelzöpfe, wäſcht ſich nie und iſt faul und zu nichts in der Welt tauglich, als Soldat zu ſeyn, wenn er ſich an Ordnung gewöhnen könnte. Des Ruſſen ärmſtes Dorf beſteht aus reinlichen Holzhäuſern, mit artigem Schnitzwerk geziert, von Gräben und Kanälen durchſchnitten, mit Bäumen bepflanzt; die Städte der Polen ſind ein Haufen ſchwarzer, ſchmutziger Hütten, die einen großen Miſthaufen in ſich ſchließen, wo man ſich die Stiefel früher hineinſtecken laſſen muß, will man ausgehen, um dann die Füße immer wieder herausziehen und in die folgenden treten zu können, weil man ſie ſonſt bei jedem Schritte in dem Schlamme verlöre. Daher iſt denn auch der eine Bruder, wenn ihr es durchaus ſo haben wollt, dem andern ſo unähnlich geworden, daß an eine Verwandtſchaft gar nicht mehr zu denken iſt. Der Pole iſt ein Nichts und kann erſt für die Folgezeit ein Etwas werden, wenn er ſich unſerer Erziehung überlaſſen will; die Ruſſen ſind nunmehr die erſte, mächtigſte Nation, und Nicolai Pawlowitſch iſt Europa's Dictator!“

Es war eine gute Laune, wenn der Großfürſt ſich ſo ausſprach, und weit entfernt, von Familiengeheimniſſen den Schleier ziehen zu wollen, oder etwas, das uns nicht bekannt wurde, durch eine Erfindung aus eigenen Mitteln erſetzen zu wollen, es mußte dem Cäſarewitſch eine günſtige Stunde bei der Fürſtin geſchlagen haben.

Lachend trat er auf einen jungen Polen hinzu, den jungen Fürſten Lunowski, der erſt ſeit wenigen Tagen als Kadett den Gardelanciers einverleibt war.

„Seht doch hier gleich das Beiſpiel!“ ſchrie er unter beſtändigem Lachen, „ſingt doch: „Polen iſt noch nicht verloren!“ wenn Ihr ſolche Helden zählt. Der dort ſoll ein Gardelancier ſeyn, nun wißt Ihr ja wohl Alle, wie ſolch ein Ding ausſehen ſollte, und nun blickt hin und unterſucht ob's Einer iſt.“

Wirklich hatte der blutjunge Fürſt nicht die beſte Haltung. Er hatte nur mit Widerwillen, und weil es ſeine Familie ſo wünſchte, Dienſte genommen, und liebte Bücher mehr als Pferde und Waffen. Sein bleiches Geſicht überflog eine feine Röthe, als alle Augen auf ihn gerichtet waren, und ſchnell emporgerückt mit hochgezogenen Schultern und vorgeſtreckter Bruſt, griff die Hand an den Säbel, um ſich die militäriſche Haltung zu geben.

Die Verlegenheit und der mit Gewalt zurückgehaltene Zorn hatte aber dem ohnedies ſchüchternen Fürſten eine ſo ungeſchickte Stellung aufgezwungen, daß die Anweſenden zum Lächeln die Mienen verzogen, und dann erſt, als Conſtantin ſelbſt dazu das Signal gab, in einem weitſchallenden Gelächter ſich Luſt machten.

Das Blut war dem jungen Menſchen in die Augen getreten, ein Schwindel ſchien ihn ergriffen zu haben, der ihm faſt die Beſinnung raubte.

„Ja, woran liegt's?" ſchrie der Großfürſt, der nun ſchon aufgebracht ſchien, wie man aus dem plötzlich verſtummenden Lachen, von dem auch mit Einem Mal jede Spur aus dem Geſichte verſchwunden war, wahrnehmen konnte, „an der Unordnung in Befolgung der Befehle. Iſt das nach Vorſchrift die Uniform getragen? Was iſt das für eine Bruſt? Ein Kameel hat eine ebenmäßigere!"

Bei dieſen Worten riß er dem Kadett die Uniform auf und ein ſeidenes Tuch, eine Damenhaube mit blauen Schleifen und ein Buch in rothem Einbande fielen daraus hervor. Des Großfürſten Zorn ſteigerte ſich zur Wuth, er griff mit der Hand dem jungen Menſchen an die Bruſt und zerrte an goldener Kette ein weibliches Bild heraus. Aber der Jüngling packte ſeinen Arm und riß mit der größten Kraftanſtrengung dieſen Raub wieder an ſich. Hiedurch ſprengte er aber ein Glied der Kette und das Bildniß blieb in des Großfürſten Hand.

In dieſem Augenblicke hörte man einen dumpfen Schrei und ſo ſchnell, daß man die Urſache nicht wahrzunehmen im Stande war, hatte ſich ein dichter Kreis um den jungen Menſchen gebildet, der ohnmächtig geworden war und von einigen ſeiner Landsleute in ein anſtoßendes Kabinet gebracht wurde, um ſogleich fortgefahren zu werden. Conſtantin hatte ſich in ein Fenſter geſtellt und blickte auf die Straße hinaus. Die höhern ruſſiſchen Offiziere waren in anſtoßenden Zimmern vertheilt, kein Diener wagte es einzutreten, um die noch am Boden zerſtreuten Gegenſtände, Haube, Tuch und Buch aufzuheben, wozu jetzt noch das Bildniß gekommen war, welches Conſtantin auf die Erde geworfen hatte.

Eine ziemlich lange Pauſe war ſeit dem unangenehmen Auftritte verfloſſen, der die angenehme Laune dem Großfürſten ſo plötzlich geraubt hatte, da wurde die Stille mit einem Mal durch die Eintönigkeit einer militäriſchen Meldung unterbrochen.

Es war der Offizier von der unfernen Lazarethwache, der Folgendes hinterbrachte: „Als die Patrouille ihre Tour beendigt hat und eben den Weg um die Ecke der Mauer einbiegt, die den Militärkirchhof hinter dem Lazarethe umgibt, wird etwas über jene Mauer geworfen, das ſchwer zu ihren Füßen fällt, und obgleich rund, doch nicht weiter kugelt. Es gibt beim Fallen einen eigenthümlichen dumpfen Klang, und Alles dies zuſammen erregt die Aufmerkſamkeit des Unteroffiziers, der ſich bückt, um das Ding aufzuheben. Nun ſieht er, daß es ein friſch abgeſchnittener, blutiger Menſchenkopf iſt und will über die Mauer ſteigen, um den Thäter zu erwiſchen, der erleichtert ihm aber den Fang. Denn nicht lange währt's, ſo ſchwingt er ſich an derſelben Stelle, wo der Wurf geſchehen war, hinüber. Wie er die Patrouille ſieht, will er zurück, aber die Leute greifen ihm ans Bein und reißen ihn herunter. So haben ſie ſich ſeiner, nicht ohne große Mühe, bemächtigt, und wir haben ihn im Vorzimmer draußen.“

Dieſe Unterſuchung, die an ſich intereſſant war, kam dem Großfürſten gelegen. Er befahl dem Offizier, den Gefangenen hereinzubringen. Die Thüren öffneten ſich und ein rieſengroßer, häßlicher Mann trat vor Conſtantin und zeigte ihm mit frechem Grinzen den blutenden Menſchenkopf, den er bei den Haaren hoch emporhielt.

„Was treibſt Du?“ ſchnob der Großfürſt den Fremden an. Dieſer aber ließ ſich nicht im Geringſten aus ſeiner Faſſung bringen und antwortete mit tiefer Verneigung in gutem Ruſſiſch:

„Gossudar! ich bin ein Zahnarzt. Bei unſerm jetzigen Geſchlechte taugen die Säfte nicht gar viel und die verderben dann auch die Zähne. Gute Zähne will aber die junge, vornehme Welt immer haben, denn ſie hat etwas zu beißen. Dieſem armen Kerl hier nützte aber ſein ſchönes

Elfenbeingebiß nichts mehr, denn er wird gebiſſen, von den Würmern nämlich. Glaube ja nicht, Conſtantin Pawlowitſch, daß ich den Kopf einem Lebenden abgeſchnitten habe. I, Gott behüte! Ich hatte erfahren, daß ein geſtern im Lazarethe verſtorbener Zigan, von Deinem Regimente, dieſen Abend begraben wird. Die Zigans haben die ſchönſten Zähne von allen Menſchen, ſage ich zu mir ſelbſt, da kannſt du dir zweiunddreißig Scherwonzi aus dem Munde des Todten erbeuten, denn ſo viel kriege ich dafür, wenn keiner fehlt, und du beraubſt Niemand, denn den Würmern iſt die Speiſe ja ohnedies zu hart. Sie laſſen ſie ſtehen. Geſagt, gethan! Ich ſchwinge mich über die Mauer, finde das friſche Grab, öffne es und ſchneide mit meinem türkiſchen Meſſer da dem Jungen den Kopf ab und werfe ihn vorerſt über die Maaer, um mich beſſer nachſchwingen zu können. Da will der Teufel, daß die Patrouille gerade vorbeigeht und mich und den Kopf da arretirt. Mein Profit, den ich ſchon in der Taſche glaubte, iſt nun zur Hölle, denn ich hatte mich nicht getäuſcht, mein Zigan hatte ein Gebiß deſſen ſich kein Herr am Hofe ſchämen dürfte!“

Bei dieſen Worten ſchob er die Lippen des Kopfes in die Höhe und zeigte zwei Reihen herrlicher Zähne, die der Todeskrampf feſt geſchloſſen hatte.

„Und wer biſt Du, Kerl!“ donnerte der Großfürſt, „weißt Du, daß Knut und Sibirien darauf ſteht, wer die Ruhe der Todten ſtört?“

Die Herren der Nebengemächer hatten ſich zwar um ihren Gebieter verſammelt, aber die Scheu vor dem abſchreckenden Gegenſtande der Unterſuchung ſchien ſie in ehrerbietiger Entfernung zu halten.

„I, das wäre mir ungelegen,“ rief der Andere frech, „ich wollte hier in Warſchau noch manchen Zahn ausziehen und auch einſetzen.“ Der Großfürſt ſtutzte.

„Führt ihn vorerſt auf die Wache. Morgen ſoll die Sache verhandelt werden, um auszumitteln, ob ſich nicht etwas Anderes dahinter verſteckt. Laßt ſogleich ein Protokoll aufnehmen.“

„Nun, wenn's denn ſeyn muß,“ ſagte der Gefangene, ohne aus ſeinem Gleichmuthe zu kommen, aber indem er ſich zum Weggehen wenden wollte, blieb er mit einem Mal ſtehen: „Ja ſo, das Geſtohlene darf der Dieb aber nicht mitnehmen,“ und mit dieſen Worten näherte er ſich dem Theetiſche, um ſeinen Kopf mitten unter die prächtigen Taſſen hinzuſtellen. Bei dieſer Bewegung kam er den Sachen nahe, die am Boden liegen geblieben waren, und wie ſein ſchielendes Augenpaar nach zwei Seiten zugleich zu blicken vermochte, ſo hatte er ſie auch im Augenblicke bemerkt und erkannt.

„Ei, Gott helfe mir! Das Zeug da kenn' ich," ſchrie er freudig überraſcht auf. „Das iſt das Gebetbuch und das die Haube meiner Tochter, woran ſie geſtern noch nähete und die ſie heute zum erſten Mal aufſetzte. Beim Teufel, ich will nicht hoffen, daß ſie ſo vornehme Geſellſchaften beſucht und noch weniger, daß ſie ſich hier entkleidet hat. Sie machen mir zu ſtarke Jagd auf die Dirne. Aber da iſt ſie ja ſelbſt —" bei dieſen Worten hob er das Bild auf und ſetzte ernſt hinzu, indem er es dem Großfürſten überreichte, „das hat ein Anderer verloren."

Conſtantin betrachtete den Kerl forſchend und fragte: „Wie heißt Du, Pan Lekarcz?"

„Van Pool!" ſagte der Gefangene dreiſt, „ich bin nicht Wundarzt, wie Ew. Kaiſerliche Hoheit vermeinen und pfuſche eigentlich nur den Zahnärzten ins Handwerk, bin aber auch nicht ungeſchickt in wundärztlichen Operationen, und wenn mir Zutrauen geſchenkt wird — ſo" —

„Schon gut!" unterbrach ihn der Großfürſt. „Morgen ſollſt Du mir berichten. Jetzt führt ihn auf die Wache!"

„Bravo!" brummte van Pool in ſich hinein,

„das wollte ich nur. Es lebe ein gerechter und weiſer Fürſt!“

Er wurde abgeführt. Der Offizier der Wache nahm den Kopf mit. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in Gruppen und ſprach über die Vorfälle des Abends; der Großfürſt hatte bald darauf unbemerkt die Verſammlung verlaſſen und ſich in ſeine innern Gemächer zurückgezogen.

14.

Wenn meine Leſer aus dem bisher Erzählten erfahren haben, welch ein Gemiſch von weitausgreifenden Maßregeln ohne Plan und Zuſammenhang von den Partheien ergriffen wurden, wenn ſie verwirrt ſind von den bunten Erſcheinungen, die auftauchten, um wieder zu verſchwinden, ſo haben ſie ein getreues Bild des politiſchen Treibens in Warſchau erhalten, wie es dem Ausbruche der Revolution voranging und ſich dem flüchtigen Blicke des Beobachters zeigte.

Von der einen Seite die ruſſiſchen Behörden, den Großfürſten an der Spitze, im vollen Gefühle der Macht, wähnend, mit dieſer Rieſenkraft Alles zu bezwingen, und doch wieder zu unzähligen kleinen Mitteln ihre Zuflucht nehmend, um jeden möglichen Verſuch, dieſer Macht zu widerſtreben, im

Keime zu erſticken. Auf der andern Seite der reinſte Patriotismus in den Herzen der Vornehmſten des Landes, doch, niedergehalten von großem Schmerze, in Vereinen, die ſich durch Ceremoniell und Statuten gegen Entweihung zu verwahren ſuchen, ihr Elend beklagend und ohnmächtige Mühe daran ſetzend, eine große Einheit zu Wege zu bringen. Dazwiſchen hin und herſpielend, wie bunte Flackerfeuer, die Emiſſärs und Agenten, deren Gewerbe Verrath iſt, unzweckmäßige, verderbliche Inſtrumente, die meiſtentheils demjenigen, der ſie bezahlt, den größten Schaden zufügen. Zu dieſem Allen noch eine Jugend voll Feuer und Kraft, die der tyranniſche Druck, worunter ſie ſeufzte, nur ſtärker anfachte; ſchnell bereit bei der erſten Zugluft, die entſtehen würde, in hellen Flammen dahinzuraſen.

So beſtand auch eine Verbindung in dem Herzen der Hauptſtadt, die ihre Verzweigungen weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitete. Die polniſchen Studenten auf deutſchen Univerſitäten hatten Filiale derſelben errichtet, und angeſehene Polen, die in Deutſchland als Privatmänner lebten, waren in gleiche Vereine zuſammengetreten. Vieles iſt davon in den darüber verhängten gerichtlichen Unterſuchungen bekannt geworden, obgleich der Einfluß, den dieſe Verbindungen auf Polens Schickſal und den Ausbruch der Revolution hatten, noch nicht genau ermittelt iſt. Denn dieſe brach aus, da ſchon Verrath und Angeberei Aufhebungen und Arretirungen herbeigeführt hatten und der ſogenannte: „Slaviſche Bund,“ wie ſich jene Vereine bezeichneten, ſchon als vernichtet betrachtet werden konnte. Aber die Deviſe des Bundes: „Unſere Verbindung endigt nur der Tod!“ deutete auf ein längeres Fortbeſtehen, als bis zu dem Ende eines winzigen Unterſuchungsproceſſes, und ſo iſt es gewiß, daß ſein Wirken in die Umwälzung mächtig eingriff. Die große Kataſtrophe in Frankreich hatte den Polen gezeigt was ſie zu thun haben, wie nur ein ſchneller Entſchluß nöthig ſey, wenn man der Einmüthigkeit gewiß ſeyn konnte. Die Polen, die in Frankreich lebten, begnügten ſich nicht damit, ſehnſüchtige Blicke nach ihrer Heimath zu ſenden, ſondern ſie unternahmen es ſo ſchnell als möglich, ſie zu erreichen, um ſich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge zu unterrichten und das Auflodern der heiligen Flamme zu bewirken. Die alten Anhänger Napoleons, ſeine Gefährten auf der Bahn des Ruhms, denen in dem reichen Lorbeerkranze von dem Blatte der Pyramiden bis zu dem letzten der großen Tragödie, die wie ein Flügelſchlag des goldenen Rieſenadlers an uns vorüberrauſchte, Keines fehlte — dieſe Männer regten ſich auf allen Enden, unterſtützten, ſchürten, verhießen, begünſtigten. Es waren ergraute Praktiker, die mit Revolutionen umzugehen wußten, ſie hatten Proben ihrer Meiſterſchaft abgelegt und man durfte ihnen getroſt vertrauen.

Die andere Seite jedoch war nicht blind gegen die Erſcheinungen, die ſich bedrohlich am Horizonte blicken ließen. Was zur Aufhebung der beſtehenden Vereine, ſo weit dieſe den Machthabern bekannt geworden waren, geſchehen konnte, iſt bereits erwähnt. Was durch eine wachſame, lebendige Polizei, die man fälſchlich „geheime“ nennt, da ein Jeder ihre Mitglieder kennt, auszumitteln war, konnte gleichfalls der Regierung nicht vorenthalten werden, in ſo fern ſie auf getreue Mittheilungen zu rechnen hatte. Dieſes beſchränkte ſich jedoch lediglich neben unbedeutenden Thatſachen, deren Einwirkung auf die zu erwartenden, großen Bewegungen nur errathen werden konnten, auf das Verdächtigmachen gewiſſer Perſonen, deren Namen auf dieſe Weiſſe eine polizeiliche Acht erhielten.

Waren dieſe Leute bereits im Lande, ſo wurden ſie mit einer Maſſe von Spürhunden umgeben, die ſich um ſie drängten, ſo daß vom Stiefelputzer bis zum Arzte, vom Barbier bis zum Maitre de langue oder d'escrimes, Alles im Solde des Generalpolizeimeiſters war. Befanden ſich die Verdächtigten jedoch außer den Grenzen, ſo hatte man es an der nöthigen Vorſicht nicht fehlen laſſen, ihre Ueberſchreitung derſelben zu verhindern.

So war es denn auch dem Manne wiederfahren, deſſen Namen wir im Anfange dieſer Erzählung, als „verdächtig“ in dem Paßbureau verzeichnet, gefunden haben und deſſen Gefangennehmung und Befreiung unter ſonderbaren Umſtänden wir gewiſſenhaft meldeten.

Elba und St. Helena hatte der Mann geſehen und war Zeuge geweſen von den Julitagen in Paris. Es war C. d. D., der eiligſt Frankreich verlaſſen hatte, um Polen wiederzuſehen, das Männer ſeiner Art bedurfte. Die Eile, die ihn trieb, hatte ihn die falſchen Papiere nicht abwarten laſſen, die ihn ſicher ins Vaterland geleiten ſollten, und er reiſte daher durch Deutſchland und erreichte Dresden, ohne daß ihn das nach ſeiner Meinung Nachgeſandte, eingeholt hatte.

Ein längerer Aufenthalt in Dresden, den ihm das Erwarten der Papiere nöthig machte, überzeugte ihn von dem Daſeyn der geheimen Verbindungen ſeiner Landsleute, die ſeine ſchleunige Anweſenheit in Warſchau zu fordern ſchienen. Er machte ſich daher auf den Weg, ſich vertrauenvoll ſeinem guten Sterne überlaſſend, und erreichte ohne beſondere Gefährde, doch nicht ohne Bangigkeit, die Grenze. Zu ſeinem Schmerze mußte er jedoch hier erfahren, daß ſein Name bekannt ſey, und ſeine Beſorgniß traf ein; er ſah ſich, nahe ſeinem Ziele, gefangen. Seine Lage wurde bedenklich, als der Feldjäger ihn zum Großfürſten bringen ſollte. Er entſchloß ſich zur Flucht über die Grenze zurück, um in Deutſchland ſeine Papiere und eine günſtige Gelegenheit zum Hinüberkommen abzuwarten. Da wollte der Zufall, daß gerade im entſcheidenden Augenblicke die Herzogin eintraf, die ihm die falſchen Päſſe, worin er als Franzoſe und ihr Verwandter bezeichnet war, überbrachte und ſeine Flucht auf die glücklichſte Weiſe beförderte. Den Polizeibeamten mußten beide, wie die Sachen einmal ſtanden, mitnehmen, und obgleich ſie ihm nicht traueten, ſo wußten ſie jedoch nicht, ſich ſeiner auf eine Weiſe zu entledigen, die kein Aufſehen erregt hätte. Auch nahmen ſie an, daß ihn Dankbarkeit gefeſſelt hielt und ſie mithin es weniger von ihm zu befürchten haben würden, als wenn ſie ihn einem ungünſtigen Schickſale überließen. Der Spitzbube verrieth ſie aber dennoch. Dies erfuhren ſie zuerſt durch die Briefgeſchichte, die ihnen Graf S. mittheilte, und die ſie veranlaßte, die größte Vorſicht anzuwenden.

Was neben den politiſchen Verhältniſſen den den Patrioten zur Eile trieb, ſein Vaterland wiederzuſehen, muthmaßen wir ſelbſt nur noch, werden aber in dem Verlaufe der Begebenheiten die Kunde, die wir davon erhalten, getreulich den Leſern mittheilen.

15.

Die ſchöne Seiltänzerin hatte ſich noch nicht von dem Schrecken erholt, den ihr die ruſſiſche Jagd verurſachte, und die Bläſſe ihrer Wangen zeigte es deutlich, welchen Eindruck jener Vorfall auf ſie gemacht hatte. Eine innere Wuth hatte ſich ihrer bemächtigt, die deſto verzehrender ſie ergriff, da ſie mit Ohnmacht gepaart war. Täglich mußte ſie beleidigenden, oft empörenden Anträgen ihr Ohr leihen, die ihr von den ruſſiſchen Herren gemacht wurden, die zu ihrem Vater bald in dieſer, bald in jener Abſicht kamen, und oft mußte der Rachen Como's, des großen Bullenbeißers, den ſie noch von ihren Reiſen her hatte, die frechen Bewerber von ihr abhalten. Das letzte Ereigniß auf offener Straße, deſſen Bedeutung ſie ſogleich verſtand, da ſie ſie mit vorhergegangenen Geſchichten der Art in Verbindung zu ſetzen wußte, hatte ſie der Verzweiflung nahe gebracht. Jedem Hohne, jedem noch ſo frechen Unternehmen bloßgeſtellt, ohne Schutz, ohne Stütze, war ihre Lage ſchrecklich.

Sie galt für eine Schönheit erſten Ranges, aber Tochter eines ſolchen Vaters, in der Jugend gezwungen durch Verdrehungen und halsbrechende Kunſtſtücke das Leben zu friſten, jetzt in der vollſten Blüthe der Jugend, ein einſames, räthſelhaftes Leben führend — unter dieſen Umſtänden war — was Andern ein wünſchenswerther Vorzug — ihr nur eine Plage — eine Laſt — deren Erleichterung nur Verbrechen ſeyn konnte, das ſie mehr noch haßte, als das Elend, worin ſie leben mußte.

Erinnerten ſich nicht die meiſten vornehmen und geringen Herren, daß dieſe zarten, weißen Hände den Boden berührten, wenn die lieblichen Säulen der Arme, gleich Beinen, den üppigen Körper trugen, und dieſe, in weite Höschen gekleidet, buntfarbige Fahnen umklammernd, in die Luft gehoben worden waren? Konnte man ſich bei dem Anblicke des himmliſchen Mundes, der ſo reizend ſich öffnete, des Gedankens erwehren, daß auf der regelmäßigen Reihe elfenbeinener Zähne ein ſchwerer Stuhl oder eine flatternde Fahne balancirt wurden? daß die ſchmachtenden Augen ſich gräßlich verdrehten in dem blutrothen Geſichte, wenn der Kopf auf den Boden gekehrt, das niedliche Kind wie ein kriechendes Ungeheuer, auf

Händen und Füßen, mit hochſchlagender Bruſt ſich am Boden fortbewegte?

Und nach allen dieſen Erinnerungen verdrehter und zum Misbrauche entweiheter Glieder, ſollte man den Herren zumuthen, in dieſem Körper reine, edlere Gefühle vorauszuſetzen? Um ſomehr, da das Benehmen der ſchönen Seiltänzerin — war es nicht ohne Reiz und Anmuth, dennoch durch eine rohe Natürlichkeit entſtellt wurde, welche nicht ganz geeignet war, das Feuer ihrer Anbeter zu unterhalten. Von Liebe mochte ſie nichts hören. So oft ein Geſpräch dieſe Wendung nahm, lachte ſie laut auf und ihr ſchöner, klarer Blick ſchoß einen boshaften Blitz, ehe er ſich von dem mit ihr Sprechenden gänzlich wegwandte.

Nach dem Vorfalle vor dem Pallaſte der Herzogin ſtieg es jedoch in ihrer Seele wie eine dunkle Ahnung auf, die ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Unter all dem Haſſe — gehaßt und haſſend — denn welch andres Gefühl beherrſchte jene abgewieſenen Verfolger wohl als Haß — ſehnte ſie ſich zum erſten Male nach einem Herzen voll Mitgefühls, nach einem Arme des Schutzes, nach einer treuen Bruſt, an der ſie ausruhen konnte, ihre Thränen zu weinen — dies wünſchte ſie, ohne noch an Liebe zu denken.

16.

Das Mädchen hatte ihre langen Rabenhaare, die bei dem ſonſt ausgeführten Salto mortale flatternd wie ein Elias Mantel die zierliche Geſtalt umgaben, hochaufgeſchlagen und ſuchte nach dem ſelbſtverfertigten Häubchen, um es aufzuſetzen. Sie konnte es nicht finden. —

„Ach,“ ſagte ſie verdrießlich vor ſich hin, „der Märriſche! Er hat es mitgenommen geſtern, da er zum Thee bei dem Großfürſten ging und verſprach mir im Scherz, es Conſtantin zu präſentiren. Er ſtopfte es ſich in die Uniform als Bruſtwattirung — mein armes Häubchen — das wird ſchön ausſehen!“

Sie ſuchte nach einem Andern, da trat der junge Fürſt zu ihr ins Zimmer, der am Tage vorher ihr das Häubchen entwendet hatte.

„Wo iſt meine Haube?“ rief ſie ihm unwillig entgegen.

„Beim Großfürſten,“ antwortete er bitter.

„Laſſe Deinen Spaß, mein Freund!“ ſagte ſie noch unwilliger, „und gib mir meine Haube. Der Vater iſt nicht alle Tage ſo freundlich, mir Geld zu Spitzen und himmelblauem Bande zu geben — auch habe ich nicht alle Tage, Luſt mich beim Nähen in die Finger zu ſtechen.“

Der Fürſt ſetzte ſich nachdenkend, ernſt in den Lehnſeſſel am Ofen, wo der Alte zu ſitzen pflegte.

Das Mädchen trat nahe auf ihn zu.

„Wirſt Du mir die Haube im Guten geben?“ ſagte ſie in einem ungezogenen Tone — „hole ſie Dir beim Großfürſten,“ ſagte er eben ſo wie das erſte Mal.

„Nun wohlan, weil Du es wiederholſt,“ ſchrie ſie muthwillig auflachend, „will ich hingehen und ſprechen: Großfürſt gib mir meine Haube, welche Fürſt Jozef Lunowski mir geſtern ſtahl, um ſie Dir zu überbringen.“

Bei dieſen Worten hatte ſie die Thürklinke ergriffen und ſchwang ſich mit einer Leichtigkeit, die an ihren frühern Stand erinnerte, zur Stube hinaus. Der Fürſt ergriff ſie beim Rocke und bat ſie dazubleiben.

„Nein, nicht eher, bis Du mir meine Haube gibſt, oder ich gehe zu Conſtantin!“ rief ſie wieder böſe, mit dem Fuße ſtampfend.

„Nun ſo höre denn ernſtlich, und glaube nicht, daß ich ſpaße,“ ſprach der Fürſt, „Conſtantin hat mir Deine Haube geſtern entriſſen, Dein Bildniß geraubt und hat mich beſchimpft vor einer Geſellſchaft von Edelleuten, daß ich nicht im Stande bin, die Schmach zu tragen, und herkomme, um auf ewig von Dir Abſchied zu nehmen.“

Der tief ernſte Ton, womit der Jüngling dies ſagte, ſtimmte das Weſen des Mädchens plötzlich um.

„Was iſt geſchehen?“ rief ſie erſtaunt, und folgte willig dem Fürſten ins Zimmer zurück.

„Sind wir allein?“ fragte ſie der Fürſt, „wo iſt Dein Vater?“

„Er iſt dieſe ganze Nacht nicht zu Hauſe geweſen,“ erwiederte ſie.

„Nun wohlan, Rozalka!“ ſprach Fürſt Lunowski, „ich verlaſſe dieſes Land und Du ſollſt mir folgen — morgen — heute noch — in dieſer Stunde —“

„Ei, was Du Dir nicht einbildeſt,“ rief das Mädchen, von der mit einem Male wieder aller Ernſt gewichen war. „Schön! ich ſoll dem jungen Herrn Erſatz für die Haube ſeyn, die nicht einmal ſein eigen war — oder halt! ſoll ich für die Ehre Dich vielleicht ſchadlos halten, die Du durch Conſtantins Beſchimpfung verloren haſt? O wie ſchön iſt es, ſeinem Beſchimpfer aus dem Wege zu gehen!“

„Was ſoll ich thun?“ ſagte verzweifelnd der junge Menſch, „geſtern, zur Stelle hätte ich ihn ermordet, aber das leidige Nervenſyſtem*, der Schreck — der Zorn — eine Ohnmacht übermannte mich und meine Freunde trugen mich fort.

Was kann ich heute unternehmen? darf ich es wagen, ihn zu fordern? und wenn ich es wagte, wird er ſich mir ſtellen? Was that Fürſt S., als ihm vor funfzehn Jahren auf dem ſächſiſchen Platze Aehnliches geſchehen war. Er kehrte ſeinem geſchändeten Vaterlande den Rücken, um in glücklichern Tagen wiederzukehren. Das will auch ich thun. Du, Rozalka, ſollſt mir folgen! Wir wollen nach Italien, Spanien, nach einer lieblichen Inſel, wo friſche Lüfte ſich mit den glühenden Sonnenſtrahlen vermählen, wir wollen nach allen ſchönen Punkten hin, wo fühlende Menſchen ſelig empfanden, wünſche Dir einen Ort — und ich fliege mit Dir dahin! Rozalka, komm, laß' uns dieſer Hölle entfliehen, wo ein raſender Teufel mit ſeinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmern will.“

Er hatte das Mädchen umſchlungen und Rozalka, die ſich ſonſt gleich loswand, ließ es diesmal ruhig geſchehen und ſah ihm feſt ins Auge.

„Der unmännliche Schmerz bedarf vieler Worte,“ ſprach ſie ernſt, „der männliche bedient ſich ihrer gar nicht. Ich will es Dir nicht verdenken, daß die Ruhe des Mannes bei Dir noch nicht eingekehrt iſt, denn erſtlich: biſt Du noch kein Mann — zweitens: iſt Dein Blut noch zu aufgeregt. Du willſt entfliehn — entfliehn mit mir. I nun ja — ich kann mir leicht denken, was in Dir den

Wunſch erzeugt hat. Hier — das ſtrenge Leben in der Militärſchule, die Beleidigung von geſtern Abend — und in der Fremde — Freiheit — und — nun ja, Du kannſt mich gut leiden, und möchteſt mich immer gern um Dich haben. Aber wirſt Du eine Freude fern von hier rein genießen können, wenn Du an den raſenden Teufel zurückdenkſt, der hier mit ſeinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmert? wirſt Du den Gedanken ertragen können, ich bin beſchimpft, und der Freche, der es wagte, athmet noch und häuft täglich neue Frevel in meinem Vaterlande?“

„Rozalka,“ rief entzückt der Fürſt, überraſcht von der hohen Geſinnung des Mädchens.

„Ich bin eine Polin!“ ſprach das Mädchen, „willſt Du frei ſeyn, ſo werde es im Vaterlande, verdiene es zu ſeyn, dann werde ich Dein ſeyn, Jozef, mit ganzer, heißer Ergebung. Wähne nicht, daß ich darnach ſtrebe, die Deine zu werden — Du biſt Fürſt und ich bin ein verachtetes Geſchöpf. Aber, wenn Du mich liebſt, ſo will ich Dein ſeyn, wenn Du mich gern bei Dir haſt, ſo will ich um Dich ſeyn, wie eine Magd, keine andern Anſprüche machend, als eine ſolche, ich wollte Dich verehren, wenn Du unſer Vaterland frei machteſt, wenn wir wieder Polen ſeyn dürften, Hausherren im angeſtammten Erbe unſerer Väter, nicht wie die Urbewohner des Waldes, das freie Wild, eingehegt vom Staroſten und zu ſeiner Luſt gehetzt — wie ſie mich neulich hetzten! —“

Sie biß ins Schnupftuch vor innerer Wuth und zwei große Perlen drückte das grellende Auge durch die lange Seidenwimper.

„Rozalka! Heldenmädchen!“ ſprach der Fürſt. „Hegſt Du ſolche Geſinnungen? wie bewundere ich Dich! aber was kann ich thun? und wenn ich Conſtantin ermorde — was wird die Folge ſeyn? Wird ſein Tod Polen frei machen?“

„Ermorden?“ ſchrie von innerm Grauen ergriffen das Mädchen, „nein, nicht morden! — Sieh zu, ob der Vater nicht draußen iſt.“

Der Fürſt ging zur Thür, um nachzuſehen, Rozalka hatte ſich auf einen Stuhl geworfen.

„Es iſt Niemand, der uns belauſcht,“ ſagte der zurückkehrende Fürſt.

„Nun wohlan, Fürſt Jozef,“ ſprach das Mädchen. „Mein Vater weiß von einer geheimen Verbindung in der Militärſchule. Es iſt eine Verſchwörung im Werke, der Boden iſt untergraben, auf dem die Ruſſen ihre Roſſe tummeln. Nur klein iſt jener Kreis, aber er hängt mit größern Kreiſen zuſammen, die ſich bis an unſere Grenzen und über dieſelben hinaus erſtrecken, wie die Ringe im Teiche, in immer weitern Bogen, um den hineingeſallenen Stein. Alles wartet auf den günſtigen Augenblick, der nicht fern mehr iſt. Daß Du von dem Allen nichts wußteſt, iſt mir erklärbar. Du warſt zum Gelehrtenſtande beſtimmt und zeigteſt in Deinem ganzen Weſen nicht eine Spur vom Helden, ſelbſt Dein Name, der in den Reihen ruſſiſcher Staatsdiener prangt, und Dein Erſcheinen unter dem Geſindel, das die Machthaber umgibt, und den Namen: Pole, brandmarkt, hat Dich den Gefährten entfremdet. Jetzt nähere Dich ihnen; der Schimpf, der Dir widerfuhr, gibt Dir die Gelegenheit, befördre das Werk der gerechteſten Rache und in der Nacht, wenn Warſchaus Glocken im heulenden Sturme die Schläfer wecken, wenn ich Dich erblicke unter den Befreiern, dann will ich Dir als Sclavin zu Füßen ſtürzen und nur Du und Niemand anders ſoll über Rozalka befehlen. Hier ſind die Namen der Verbündeten."

Sie ſuchte in einem Käſtchen, das ſie durch den Druck an eine Feder öffnete, und worin van Pool wichtige Papiere aufhob. Sie zog einen Zettel mit Namen beſchrieben hervor, den ſie dem Fürſten einhändigte. Kaum war der junge Fürſt im Beſitze dieſes Zettels, und das Käſtchen wieder an Ort und Stelle gebracht, als man van Pools rauhe Stimme, einen derben Fluch auf der Hausflur ausſtoßen hörte.

„Der Vater!“ rief das Mädchen, „entferne Dich bald. Was wir uns noch zu ſagen haben, dieſen Abend bei den Piariſten zur Veſper.“

„Ho ho! **Pan Xiąze!**“ ſchrie mit argem Hohne der Eintretende, „ſich ein Pflaſter geholt auf die Wunde von geſtern Abend? Nun, nun, legen Sie ſich keinen Zwang auf. Wenn Sie meine Tochter ernſtlich lieben, iſt es mir ſchon recht. Wenn Sie ihr Portrait und Hauben und Schleifen und Tücher von ihr an der Bruſt tragen wollen, meinetwegen! Aber Sie müſſen aus Liebe zu ihr nur nicht den Verſtand verlieren und dies Alles dem Großfürſten zu Füßen legen, wie Sie geſtern Abend thaten. Das muß ein Spaß zum Todtlachen geweſen ſeyn, wie ich mir es habe erzählen laſſen. Ich kam kurz darauf hin, hatte ein Geſchäftchen dort.“

Dies geſagt ſtemmte er beide Arme in die Seite und ſah bald Rozalka, bald den Fürſten an.

„Liebesleute, es thut mir leid, Euch trennen zu müſſen,“ ſagte er, „denn dieſen Abend reiſe ich mit Rozalka fort von hier. Man will hier meine Dienſte nicht, nun wohlan, ſo muß ich mich auf eigene Hand beſchäftigen!“

„Ihr wollt fort?“ ſprach der Fürſt, „und ſo plötzlich?“

„Ja, mein Herrchen,“ erwiederte van Pool. „Morgen mit dem Früheſten geht es fort.“

„Morgen — ſchon!“ wiederholte der Fürſt — „lebe wohl, Rozalka, auf Wiederſehen!“

Das Mädchen nickte ſtumm, der Fürſt ging und van Pool warf ſich in den Lehnſtuhl und brummte: „die ganze Nacht kein Auge zugethan! Ich muß ſchlafen.“ Dann ſtreckte er die Füße weit von ſich, warf den unförmlichen Kopf in den Nacken und ſchloß die ſchielenden Augen. Bevor er völlig eingeſchlafen war, hörte man ihn noch abgeriſſene Worte hervorbrummen, wie: „Braucht nicht des Mordes? — Habt Bajonette? Rieſenmacht? Seyd im Rechte?“ und dazwiſchen tönte immer ſein widerlich rauhes Gelächter.

17.

Im langen Kreuz-Gange vor der Kirche der Piariſten ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, eine grüne Mütze in die Augen gedrückt, der junge Fürſt Jozef Lunowski, in großer Ungeduld auf Rozalka harrend, die diesmal Veſper und Verſprechen verſäumt hatte. Es beunruhigte ihn, ſie ſo lange erwarten zu müſſen, er mußte ſie noch vor der Abreiſe ſprechen und über dieſelbe von ihr Aufſchluß erhalten.

Er ging eben mit ſich zu Rathe, ob er ſie im Hauſe van Pools noch einmal beſuchen ſollte, da raſchelte etwas am andern Ende des finſtern Ganges. Es zu erkennen war unmöglich. Aber näher kam es, näher und näher und mit einer Herzhaftigkeit, die bei Mädchen wohl ſelten iſt, ſchritt es auf den Fürſten zu, und bald fühlte dieſer den warmen Hauch Rozalka's, da ſie ſich auf die Zehen geſtellt hatte, um ihm — athemlos wie ſie war — ins Geſicht zu blicken.

„Rozalka!“ rief freudig der Fürſt, ſie umfaſſend — „das iſt ſchön — daß Du kommſt, ich warte ſchon ſo lange.“

„Ach, der Vater —“ verſetzte ſie. „Nun komm, auf den Stein dort wollen wir uns ſetzen, ich bin nicht gegangen, ſondern geflogen — und mir ſtockt der Athem.“

Sie ſetzten ſich auf einen Stein, der unter einem Bilde der ſchmerzhaften Mutter angebracht war, und auf dem ein Lämpchen, hoch oben im Gewölbe, einen matten, unſichern Flimmer herabfallen ließ.

Rozalka lüftete einen kleinen Mantel von Kattun, deſſen Kappe ſie über den Kopf gezogen hatte, und hob jetzt den Hals aus der beengenden

Hülle, und beugte ihn und legte das glühende Geſicht an des Fürſten Arm.

Des Jünglings Blicke ruheten auf der ſchönen Bürde, die der gütige Himmel ihm auf die Schulter gewälzt hatte — er fühlte ſich ſo glücklich ſie anzuſehen — was ſie auch ihm Wichtiges zu ſagen hatte, dies ſtumme Spiel des Augenblicks ſchien ihm bei Weitem wichtiger zu ſeyn. Er fürchtete, ſie würde zu früh den Mund öffnen, ihre Mittheilungen zu beginnen, weil ſie dann ja auch um ſo viel früher ſie enden würde, und dieſe Seligkeit war zu groß, um ruhig an ihr Aufhören denken zu können.

Rozalka ſtrich ſich die ſchwarzen Haare von der Stirn, verzog ſeltſam die ſchön geformte Lippe und blickte zu dem Fürſten, von ſeiner Schulter auf. Im Munde — Schmerz, im Auge — Lächeln; der Buſen hob ſich noch ſtark. Der Fürſt ſuchte den Gürtel zu öffnen, in der Abſicht es ihr bequemer zu machen. Er bemühte ſich eine Schnalle oder Schleife zu finden.

„Was willſt Du thun?“ ſprach ſie befremdet und rückte von ihm weg —

„Dir das Athmen erleichtern, Rozalka,“ ſprach er gutmüthig.

Sie lächelte: „So thu's!“ und rückte wieder an ihren vorigen Platz. „Die Schnalle iſt hier.“

Sie führte ſeine Hand an den Ort, er löſte die Schnalle und der Gürtel fiel ihr in den Schooß.

Ein tiefer Athemzug folgte.

„Jetzt iſt mir leichter, ich danke Dir,“ ſagte ſie freundlich. „Doch die Zeit drängt, dieſe Nacht noch reiſen wir fort. Ach, wie bangt mir vor dieſer Reiſe und doch wie wichtig erſcheint ſie mir —“

„So bleibe hier!“ ſprach der Fürſt.

„Kann ich das?“ erwiederte ſie mit Nachdruck. „Er will, daß ich ihn begleite und es iſt mir auch recht. Nach Wilna geht's! ſo ſagt er, aber ich fürchte —“

„Nun?“ unterbrach ſie Lunowski, „was fürchteſt Du? theil' es mir mit, jeder Gefahr, die Dich bedroht, trete ich ja entgegen —“

„Ach, was willſt Du machen?“ ſagte ſie lächelnd. „Im Vertrauen, ich glaube noch nicht ſehr an Deinen Schutz. Du biſt einmal nicht zum Helden geboren, aber auch nicht zu ihm verdorben, und ich hoffe die Liebe wird Dich dazu machen — aber — liebſt Du mich auch wirklich? —“

„Rozalka und wie!“ rief der Fürſt, und ſein Knie berührte den Boden, indem er an ihrer Seite ſich zur Erde gleiten ließ und ſie feſt dabei umarmte.

„Nun ſo höre — es ſind große Plane im

Werke,“ fuhr ſie fort. „Mein Vater hält mich für zu unbedeutend und dumm und verwahrt ſeine Geheimniſſe nicht gar ſtrenge vor mir. Ich bin daher hinter Dinge gekommen, die mir nicht erfreulich waren — “

Sie ſeufzte tief und innerlich zuſammen ſchauernd warf ſie einen ſcheuen Blick nach hinten, wie wenn ſie fürchte, irgend ein grauenvolles Weſen ſtände hinter ihr.

„Mein Vater“ — ſprach ſie weiter, „ſteht in geheimer Verbindung mit Leuten, die uns großes Unheil bringen können. Ich kann Dir meine Vermuthungen darüber nicht mittheilen, weil es eben nur Vermuthungen ſind, und zu ſchrecklich, um wenn ſie wahr wären, mich nicht zur Elendeſten zu machen, die ihr Daſeyn verfluchen müßte.“

„Theile mir Alles mit, Rozalka!“ rief der Fürſt.

„Stille, Guter! Laſſe mir meine Zweifel und mein Geheimniß. Was auch Wahres daran ſeyn mag, und wie unglücklich ich auch einſt noch dadurch werde, ich bin unſchuldig und rein, dieſes Geſtändniß mache ich Dir in dieſer Stunde und daran glaube. Doch genug hab ich Dir von mir geſagt, meine Abſicht war eine andere und wir müſſen eilen. Wiſſe: mein Vater reiſt in geheimen Angelegenheiten nach Wilna. Man hat von

Verſchwörungen Wind erhalten. Unter den Namen Senſenmänner hat ſich dort ein Verein gebildet, in Preußen, Curland, Rußland ſind ähnliche Verbindungen entſtanden. Ich habe es mir aus den abgeriſſenen Redensarten meines Vaters gemerkt, der ſich darüber mit einem gewiſſen Rittmeiſter Kaminski, einem ganz ſchrecklichen Menſchen beſprach, und Du glaubſt nicht wie ich aufpaßte. Aber für Dich iſt jetzt keine Minute zu verlieren — nicht ſo lange darfſt Du an mich denken — und wenn Du mich noch ſo lieb hätteſt — als mein Wagen noch auf dem Pflaſter Warſchaus raſſeln wird. Denke gleich an die Freiheit, Jozef, und an Polen — hörſt Du?"

Jozef blickte ſie zärtlich an: „Ich will Dich Freiheit nennen — Du ſollſt mir als Polens Freiheit vorſchweben — ſo darf ich doch an Dich denken?"

„Das iſt herrlich! denn ſo erringſt Du mich auch!" rief begeiſtert das Mädchen. „Du mußt hineilen zu Deinen Kameraden, die — ich weiß es durch die Vertrauten, die zu uns kommen — viel, ſehr viel vorbereitet haben. Theile ihnen mit, was ich Dir ſagte, ſo wenig es auch iſt, von ſo großem Intereſſe iſt es. Die geheime Polizei ſchickt ihre fürchterlichſten Diener nach Wilna. Es wird ein Kampf von Tigern und Hyänen werden. Liſt und Grauſamkeit wird ſich bekriegen, um zum Ziele zu gelangen.“

Der Fürſt fühlte ſich zum erſten Male erhoben durch dieſes Mädchen. Wie lieb er ſie auch früher ſchon gehabt, einen ſo tiefen Blick in ihre glühende Seele hatte er noch nie geworfen. So beleuchtet oft ein einziger Moment ein Leben, das Jahre lang im tiefen Schatten unbeachtet ſchlummerte. Ein Ereigniß gibt ihm Bedeutung, die Zeit trägt es auf ihren Wellen zur rettenden Klippe oder zum Todesſchlunde.

„Rozalka!“ ſagte der Fürſt, indem er einen heißen Kuß ihr auf die Lippen drückte. „Wir ſehen uns wieder!“ „dort,“ fiel ſie ihm ins Wort, „oben! gewiß. Hier — zweifelhaft! Wir ſpielen ein gewagtes Spiel —“ „Und werden untergehen —“ fügte Lunowski hinzu — „warum es ſpielen? Alles wird ſcheitern und wir werden als Hochverräther enden und Millionen werden durch uns ihr zertrümmertes Glück beweinen!“

„Und wär's! Käme Alles ſo, wie Du Unglücksprophet es vorher ſagſt,“ rief Rozalka und ihr emporgeworfenes Geſicht erſchien in dem Scheine der Lampe wunderbar verklärt, „ſo iſt es ſchöner und erhebender über ein geſcheitertes Glück zu weinen, wenn man es mit ſeinen edelſten Kräften zu erringen ſtrebte, als dieſer edeln Kräfte ſich bewußt keinen Verſuch darum zu wagen. Dieſes Gefühl macht grenzenlos elend! —“

Des Fürſten Bewunderung hatte den höchſten Grad erreicht.

„Ich ſtaune Dich an, Mädchen!“ ſprach er.

Sie zog zwei Dolche aus dem Buſen, deren funkelnde Schneide das Wort:

szczęsliwa,

in Gold zierte.

„Einer für mich, der andere für Dich! Vertheidigung des Rechtes! Glück! wie die Inſchrift es verheißt!“ ſie umarmte ihn heftig und ſaugte ſich feſt an ſeinen Lippen — es war eine Begeiſterung über das Mädchen gekommen — „Nun, mein Geliebter!“ ſchrie ſie —

„Wenn die Tirannei am Boden liegt,
„Und hoch der weiße Adler fliegt! —“

Schnell warf ſie den Mantel um, die Kappe über den Kopf, und wie ein Reh flog ſie den langen Gang hinab. Lunowski blickte ihr mit einem unbeſchreiblichen Gefühle nach. Er fühlte, daß ſie ſein innerſtes Leben umgewandelt hatte.

18.

Raſchelnde, falbe Blätter kräuſelten ſich durch einander und fielen wie Schneeflocken auf das unſcheinbare Fuhrwerk mit drei Pferden beſpannt, das unter den entlaubten Bäumen dahinfuhr. Ein altes, ungeſchwärztes Leder deckte den Wagen, eine ſogenannte Britſchka, und die Bleche, die nebſt langen, rothen Lappen von dem Halſe der Pferde herunterhingen, verurſachten ein einförmiges Getön, das nur von einer heulenden Aeolsharfe im Walde begleitet wurde.

Unter ſtetem Antreiben und Zurufen ſaß van Pool auf dem Vorderſitze, Rozalka lag ausgeſtreckt auf dem Federbette, das nach polniſcher Sitte im Innern der Britſchka ſich befand. Es war noch kein Schnee gefallen, denn ſonſt wäre das Fahren im Wagen unmöglich geweſen. Die Wege waren nach dem dort üblichen Sprachgebrauche: „grundlos,“ die Räder fielen bis zur Axe in den lehmigen Boden und mußten durch die ungeheuerſte Anſtrengung der Pferde bei jedem Schritte wieder herausgezogen werden. So ging es nur langſam vorwärts, und die ſchöne Ruhende auf den Betten im Wagen wurde dabei von einer Seite zur andern geworfen, gleich als läge ſie in einer Kajüte auf ſtürmiſchem Meere, und ohne die ſchützende Kraft der Bettfedern würde der liebliche Körper mit blauen Flecken, wie von den Krallen eines nächtlichen Kobolds, geziert worden ſeyn.

Rozalka ſchlummerte halb. Sie wußte eigentlich nicht, was ſie in Wilna ſollte, ihr Geiſt beſchäftigte ſich wachend damit, und nun träumte ſie von der Reiſe dahin, die ſie wirklich machte. Gefahren ſcheute ſie nicht, ſie freuete ſich darauf, denn unter Gefahren mancherlei Art wird das Volk ſich die Freiheit erringen, dachte ſie, ſo lange es ſeine Tage in gefahrloſer Ruhe verlebt und ſich unter der geſchwungenen Knute beugt, ſo lange werden Ruſſen uns zu Tode hetzen dürfen und uns und unſere Sitten mit ihren frechen Verlockungen verſpotten. Wenn aber die Wuth losgelaſſen raſen wird, wenn Haß und Haß ſtürmiſch auf einander ſtoßen, dann wird's das Leben koſten, das Jeder gern hinwirft in dem großen Spiel. So träumte das Mädchen. Dann trat Fürſt Jozefs Bild vor ihre Seele. Sie liebte ihn, den Fürſten Jozef, den ſie nur im Bilde kannte, den Polenhelden, der bei Leipzig ertrank, das war das Ideal der Schönheit, des Muthes, des edeln Sinnes aller polniſchen Mädchen. Ihm gleich ſah freilich nicht der Jüngling, der ſie zu lieben vorgab. Er war kein Held, er war nicht ſchön. Die Polin Rezalka konnte nur den ſchönen Helden wahrhaft lieben. Aber ſie hatte Lunowski erweckt aus der Abſpannung, die ihn bis dahin umfangen gehalten hatte, ſie hoffte, er werde ſich anſchließen der Schaar der Befreier, ſie hatte ihm Mittel an die Hand gegeben, ihr Vertrauen zu gewinnen, er auch konnte zum Heldenmuthe erwachen, und dieſer verſchönt ihn dann, ſo dachte ſie, und dann will ich ihn lieben. Der Wagen hielt, ſie öffnete die Augen. Es lag ein ſchwarzes Gebäude von Holz, nur einige Fuß hoch über der Erde, die Fenſter mit Papier verklebt, die Thür, aus der ein dicker Rauch ſich hervorwälzte, weit offen, ſeitwärts am Wege, von einem Halbkreiſe finſterer Tannen dicht umgeben, die, wie bärtige Rieſen, ihre langen Arme nach dem ſchwarzen Maulwurfshaufen unter ſich ausſtreckten.

Da waren keine hellblinkenden Fenſterſcheiben, aus denen Blumen und die kniſternde Flamme des Heerdes gaſtlich und einladend herausblinkte, kein reinlicher Hof, wo das Holz aufgeſchichtet dalag, das zierliche Hausgeflügel mit ſeinem mannichfachen Geräuſch hin und her ſpatzierte, da war keine ſchützende Umzäunung, kein wachſamer Haushund, der die Gäſte abhielt, und doch wieder ſo einladend die bergende Wohnung ſtiller Ordnung und häuslichen Glücks dem Wanderer verrieth; keine verſchloſſene Thür endlich, die auf den erſten Ruf ſich dennoch freundlich öffnete. Alles war hier offen, kein Mißtrauen herrſchte, mitten im Walde, ſo einſam, ſo todt — kein Hund, kein Schloß, kein Zaun — aber das große Geheimniß lag darin — hier war nichts zu rauben.

„Rozalka,“ ſagte van Pool, „hier werden wir übernachten, trage die Betten und den Freßkorb in das Haus, während ich die Pferde in den Stall ziehe.“

Der Alte ſpannte die Gäule aus, indeß Rozalka bemüht war, die ſchweren Gegenſtände vom Wagen zu heben und in das Haus zu ſchleppen. Ein altes Weib ſtand mit einem jungen Burſchen unter der Thür und ſah zu, ohne mit Hand anzulegen.

Das Mädchen war mit dem Hereinſchleppen fertig, als auch ihr Vater in das Zimmer trat und guten Abend wünſchte.

Der Freßkorb wurde geöffnet und van Pool nahm eine Kalbskeule daraus hervor und begehrte Zwiebeln, Butter und Pfeffer, um ſie zuzubereiten. Er erhielt aber zur Antwort, daß von dieſen Dingen nichts vorräthig ſey. Er forderte Kartoffeln — dieſe waren auch nicht da.

„Ho, ho! “lachte er in ſich hinein, „iſt's hier ſo beſtellt. Na, wartet, Ihr werdet Euch wundern!“

Er ſetzte ſich mit ſeiner Tochter auf den Boden, wo ſie ihm Betten ausgebreitet hatte, ſchnitt mit ſeinem Dolche ein gutes Stück von dem Fleiſche herunter, rieb es tüchtig mit Schießpulver, ſpießte es dann und hielt es zum Feuer bis es braun war, dann aß er es mit großem Appetit, indem er dabei weidlich der Schnapsflaſche zuſprach. Rozalka wollte an dieſem Mahle nicht Theil nehmen. Sie war nicht hungrig.

Das alte Weib und der Burſche hatten ſich auf den Ofen gelegt und ſchliefen. Es war ſchon ſpät. „Der Vater iſt noch im Walde,“ ſagte das Weib, „laßt Euch nicht ſtören, wenn er nach Hauſe kommt.“

Die Thür blieb nur angelehnt und der Wind warf ſie hin und her. Obgleich die dadurch entſtehende Zugluft ſehr beſchwerlich wurde, ſo war es doch für die Bewohner des innern Raumes ſehr nothwendig, da ſie ſonſt der Rauch erſtickt haben würde.

Van Pool und Rozalka ſchloſſen kein Auge, der unheimliche Aufenthalt war nicht einladend zum Schlummer, und doch war nach van Pools Meinung kein beſſerer Ort auf zwanzig Meilen in der Runde.

Der Eigenthümer der Hütte ließ nicht lange auf ſich warten. Er kam, die Axt auf der Schulter, ſehr ſpät nach Hauſe, und nachdem er einen Haufen Reiſig, den er auf einem großen Handſchlitten hinter ſich herſchleppte, am Ofen niedergeworfen hatte, fragte er leiſe ſeine Frau, wer die

Fremden wären. Eben ſo leiſe antwortete ſie, und nun ging das Ziſcheln eine Weile ſo fort, wovon unſere Reiſenden nichts verſtanden.

Plötzlich hörte man draußen Pfeifen. Van Pool fuhr wie ein Pfeil in die Höhe und antwortete. Mann und Frau auf dem Ofen blickten ſich verwundert und erſchreckt an, aber noch ehe ſie eine Frage hervorbringen konnten, traten vier Kerle herein, deren Ausſehen eben nicht zierlich genannt werden konnte.

Der Eine, ein großer, ſtarker Mann, hatte hohe Waſſerſtiefeln an, die ihm bis unter den Bauch gingen, eine grüne Pelzjacke, eine Fuchsmütze, woran der Schwanz lang herunterhing, ein blutrothes Tuch um Hals und Kinn gebunden und eine lange Flinte um die Schulter.

Der Zweite ſah einem ruſſiſchen Beamten gleich, wie ſie bei den Grenzzöllen angeſtellt ſind; er war nur klein und trug einen Säbel und zwei Piſtolen im breiten Ledergurt.

Der Dritte war ein polniſcher Jude in ſeiner gewöhnlichen Tracht und hatte keine andere Waffe, als einen keulenförmigen Knotenſtock.

Der Vierte endlich war ein junger Burſche von ungefähr zwanzig Jahren, ſchlank, hochaufgeſchoſſen, mit einem ſchönen, kühnen Geſichte. Er war wie ein Bauer gekleidet und hatte ſich einen dicken Strick mehrmals um den Leib gewickelt.

Van Pool erhob ſich vom Bette und grüßte die Eintretenden auf ruſſiſch, was ſie in derſelben Sprache erwiederten. Rozalka ſchloß feſt das Auge und ahmte eine Schlafende nach. Sie hatte auf ihren frühern Reiſen in Rußland die Landesſprache gelernt und hoffte ſo hinter das Geheimniß kommen zu können.

Die vier Ankömmlinge ſetzten ſich zum Ofen; die Wirthe auf demſelben zitterten und wagten nicht, ein Wort hören zu laſſen. Van Pool theilte ſeinen Vorrath mit. Sie ſchnitten die blutigen Fetzen vom Knochen herunter, röſteten ſie halb und verſchlangen ſie dann wie Kannibalen, indem ſie durch zahlloſe Schlücke aus den Branntwein- und Rumflaſchen der zähen Speiſe ihre Unverdaulichkeit zu benehmen bemüht waren.

Rozalka blinzte mit halbgeöffneter Wimper nach dieſem ſcheußlichen Gaſtmahle, hörte die rauhen Stimmen im eifrigen Geſpräche, aber verſtehen konnte ſie nichts, denn die Unterhaltung wurde jetzt in einer Mundart geführt, die ihr gänzlich unverſtändlich war.

Es war das Rothwälſch der Räuber, was ſie ſprachen.

Rozalka fühlte einen heftigen Schauer ihre

Glieder durchbeben; was ſie oft ſchon gemuthmaßt, was ſie jedoch nie ſich zu ſagen getraut hatte, es war ihr nun gewiß, ihr Vater hielt Gemeinſchaft mit den Rosboiniks, die ihr Unweſen in den Wäldern trieben. Ihre unverſtändliche Sprache klärte ihr das ſchreckliche Geheimniß auf. Es war ihr, als ob ihr eine innere Stimme mit furchtbarem Tone die Gewißheit zuriefe und alle tröſtlichen Zweifel zerſtöre. Es war, als habe ſie ſchon einmal dieſe Sprache gehört — ja — als habe ſie ſie geſprochen — verſtanden!

Dann, dachte ſie, Alles ſey nur ein ängſtlicher Traum. Der Mann auf dem Ofen hatte aber bei dem Zuhören der Unterredung ein ganz anderes Gefühl wie Rozalka. Seine frühere Angſt hatte ſich nicht nur ſogleich gelegt, wie die erſten ruſſiſchen Begrüßungen der Fremden vorüber waren, ſondern ſeine Miene heiterte ſich zuſehends auf, da er das weiche, buntſcheckige Rothwälſch vernahm.

Das Geſpräch der Fremden hatte den lebhafteſten Schwung erreicht, ſie hielten Rundtrunk und kreuzten die Arme, indem ſie ſich unter lauten Schwüren die Hände reichten, da ſprang der Wirth mit einem Satze vom Ofen herunter mitten in den Kreis hinein.

„Zum guten Tag und zur guten Stunde, gut Glück und Segen bei mir, ihr Kaudenwecker, Kittenſchieber, Morgengänger und **Chasne melochener**!“ ſchrie er.

Alle ſahen ihn überraſcht an. „Ich bin Einer wie Ihr!“ fuhr er fort. „Ich habe Alles gehört und verſtanden und diene Euch gern. Ich bin dabei, wo's Arbeit gibt. Ich war am Rhein und in Moskau, in Wilna und am ſchwarzen Thor, ich weiß überall Beſcheid!“

Der zuerſt Eingetretene, der wie ein Jäger ausſah, richtete einige Fragen an ihn, die jener beantwortete. Dann aber rief er ſchnell: „wozu ſo viel Federleſens! Ich ſehe ja wohl, daß ich es mit ehrlichen Kerlen zu thun habe, denen es lieb ſeyn muß, einen Kameraden zu finden. Alſo zweifelt nicht länger und ſehet her —“

Bei dieſen Worten zerrte er den Handſchlitten zur Flamme, warf die Reiſigbündel herab, und man erblickte eine Leiche in blutgefärbten Kleidern, deren bleiches, entſtelltes Geſicht der Schein des Ofens mit einer trügenden Röthe übergoß.

Rozalka warf ſich mit dem Munde in die Kiſſen und erſtickte den Seufzer der Angſt, der aus ihrer Bruſt entſtieg.

Selbſt die vier Kerle, die doch ziemlich vertraut mit dem Geſchäfte ſchienen, waren durch die zu plötzliche Ueberraſchung nicht ſehr erfreut.

Aber van Pool trat auf den Wirth zu: „Bravo

Kerl biſt!“ ſchrie er, „auch Du ſollſt Arbeit vollauf haben. Es wird eine tolle Verwirrung hereinbrechen, und da werden wir Fiſcher reichen Fang thun. Von Polen oder Ruſſen iſt uns gleich. Wer iſt Freund? Wer iſt Feind? Ich denke, wir zählen nur Feinde!“ —

„Doch nicht, van Pool,“ ſagte der zwanzigjährige, ſchlanke Mörder, deſſen nervigte Arme wohl ſo Manchem ſchon den tödtenden Stahl in die Bruſt getaucht hatten — „hier auf der Erde liegt ein Geſchöpf, das nicht wie ein Feind ausſieht —“

„Es iſt meine Tochter,“ brummte der Alte, „laſſe ſie ſchlafen —“

„Nein, das ſoll ſie nicht,“ ſagte der Burſche, „wir wollen ſie wecken und ſie ſoll uns die Zeit vertreiben —“

„Meinetwegen! wenn ſie will“ — ſprach van Pool.

„Doch vorerſt bringt dieſen weg,“ ſchrie der Jude ängſtlich. „Was ſoll uns der Todte? das iſt kein ſchöner Anblick.“

Der Eigenthümer der Hütte winkte, ſein Weib kroch vom Ofen herunter wie ein ſcheußliches, hundertfüßiges Inſekt, und öffnete im Winkel eine Fallthür. Ein Modergeruch verbreitete ſich. Der Mann zog den Leichnam bei den Haaren hin und warf ihn angekleidet, wie er war, in das Loch, wo ſchon viele vor ihm hinabgeworfen werden waren, dann deckte er ſchnell die Fallthür darüber.

„Und was machſt Du mit den Kleidern?“ fragte ſchnell der Jude.

„Die verfaulen drunten,“ erwiderte der Wirth.

„Wie Schade!“ rief jener.

„Ha,“ ſchrie der Wirth mit wildem Hohne, „wer ſoll mir die Lumpen hier abkaufen! und meine Hütte wäre voll von dem Bettel, denn ich arbeite fleißig, wenn gleich nicht viel dabei abfällt. So ein einſamer Wanderer hat nicht Viel.“

Und damit zeigte er in der blutigen Hand einige kleine Münzen, etwa zehn polniſche Gulden an Werth.

„Nun ſeyd ſtille,“ rief der Jüngſte der Geſellſchaft, „ich wecke mir mein Schätzchen mit Spiel und Geſang.“

Er trommelte auf Kinn und Hirnſchädel ſo geſchickt, daß es einen ganz artigen Ton gab, und fing an mit einer hellen Stimme das rothwälſche Schelmenlied zu ſingen:

„Achlum dum doinum
Steht ein ſchoin Hoißel,
Kutzen zwa Terntel 'raus,
Singen Wois Woißel!“

„Halts Maul!“ ſchrien die Andern, „mit Deinem Singſang, wir haben eine weite Reiſe vor und ſind müde.“

Sie hatten ſich auf dem Ofen gelagert, den ihnen der gefällige Wirth aus gaſtfreundlichem Triebe eingeräumt hatte.

„Nun, meinetwegen, Faullenzer!“ ſchrie der Burſche — „ein köſtliches Mädchen, mein Seel! Der Sünde ſchon werth!“

Van Pool zog ſtillſchweigend ſeinen Sarras und legte ſich mit demſelben neben ſeine Tochter. Da der Burſche dieſe Anſtalten ſah, legte auch er ſich in eine Ecke zur Ruhe.

Alles wurde bald ſtille. Dann ſchnarchte hie und da ein Schläfer.

Rozalka erhob ſich in wilder Angſt ſitzend auf ihrem Lager, und warf aus ihrem ſchönen Auge einen ſcheuen Blick umher.

Die Glut im Ofen deckte bereits graue Aſche und die Kälte drängte ſich empfindlich zur Thürſpalte herein. Durch die trüben Papierſcheiben fiel ein röthlicher Schimmer, wie wenn die Morgenſonne bereits in den alten Wald hineinzubrechen verſuchte.

19.

Und ſie brach wirklich herein. Ein friſcher Wintermorgen ſtrömte ſeinen kräftigen Hauch über die Tannen- und Föhrenwipfel aus, und der goldene Strahl der Sonne eilte ihm nach, um den weißen Reif wegzuküſſen, der Alles ringsumher bedeckte. Die Thiere erwachten und guckten, ſich ſtreckend, aus ihren Höhlen und ſchüttelten die trockenen Zweige und Blätter des nächtlichen Lagers aus ihren Fellen, die Wintervögel flogen munter ſchreiend umher, und der einſame Wanderer öffnete froh ſeine Bruſt dem ſchützenden Tage und ließ ein Morgengebet aus ihr ſtrömen.

Doch in der Hütte war es noch trübe und ſtille. Die dumpfen Schläfer lagen regungslos da, von der Halbnacht umgeben, die durch die verklebten Fenſter verbreitet wurde, und nur der Morgenhauch, der zur Thür hereinfuhr, zeigte Rozalka an, daß die Schreckensnacht vorüber war.

Welch ein Morgen für die Arme! Was ſie Nachts mit halbgeſchloſſenen Augen geträumt zu haben dachte, es war Wirklichkeit. Da lag ihr Vater, neben ihm ſein ausgezogener Sarras, dort lagen ſeine blutigen Gefährten, der freche Burſche, deſſen wildes Lied noch in ihren Ohren wiederhallte, in jenem Winkel war die ſchreckliche Fallthür, wo die Gemordeten vermoderten!

Wer zeigte ihr einen Ausweg zur Flucht? Und wie hätte ſie ihrem ſchrecklichen Schickſale entfliehen können, war ihr Vater nicht ein Mörder?

Der Schlaf entwich von den Augen der ruhenden Böſewichte und ſie erhoben ſich rüſtig und fröhlich.

„Nun auf, nach Wilna!“ ſchrien ſie.

„Durch den Wald wollen wir zuſammen marſchiren,“ ſprach van Pool, „meine Pferde ziehen uns alle Sechs, dann trennen wir uns. In Wilna kennt Ihr die Herberge.“

„Haſt ein ſchönes Töchterchen,“ ſagte Mannkatz, der junge Räuber.

„Gefällt ſie Dir?“ fragte van Pool.

„Ei, das will ich meinen!“ rief der Andere.

„Nun — wer weiß — dazu wird Rath. Ich möchte ſie gern los werden, die Zeit, wo ſie mir nützlich war, iſt vorüber, und jetzt iſt ſie mir eine Laſt. Einem Manne, der ſie verſorgen könnte, daß ſie mir nicht wieder über den Hals käme, gäbe ich ſie gern.“

„Ich wollte ſie gut halten,“ ſprach Mannkatz, „wenn Du ſie mir —“

„Stille davon“ — erwiederte van Pool halbleiſe, „ſie darf's nicht hören. Wir wollen ſpäter davon ſprechen.“

„Iſt's das Kind, das auf dem Seile die ſchönen Künſte machte?“ fragte ein Anderer.

„Das iſt's!“ antwortete van Pool kurz, da ihn die vielen Fragen verdroſſen, die Rozalka erregte.

„Eine ſchmucke Magd,“ ſchmunzelte der Jude, „ſo wahr mir Gott helfe, es wäre ein gutes Geſchäft mit dem Artikel zu machen!“

Van Pool befahl dem Wirth, ſeine Britſchka anzuſpannen. Während dies geſchah, traten die Andern plaudernd zuſammen, und Mannkatz trat vor die Thür zu Rozalka, die bleich, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, mit ſtarren Blicken, auf einem Steine ſaß. Der Burſche wußte nicht, was er ſagen ſollte, denn eine Scheu hatte ihn befallen, daß er ſeine gewöhnlichen, rohen Späße zurückhielt; er begnügte ſich daher, ein Lied pfeifend, an einen Baum gelehnt, dazuſtehen und ſie immerfort anzuſehen. Rozalka bemerkte ihn nicht.

Unterdeſſen ging van Pool mit dem Aelteſten des Geſindels, der wie ein herrſchaftlicher Jäger gekleidet war und eine Fuchsmütze trug, in der Hütte auf und ab.

„Es iſt ſo, wie ich Dir ſage, Liworski,“ rief van Pool. „Die Gährung iſt allgemein und der Ausbruch kann nicht lange mehr zurückgehalten werden. In Wilna wird jetzt ein großer Congreß gehalten, Abgeſandte von allen Enden kommen zuſammen, und wer weiß, ob es nicht da ſchon losgeht. Wenigſtens haben die Ruſſen Wind davon und ſchickten den Auswurf ihrer geheimen Polizei dahin. Wo die hinzieht, müſſen wir nachziehen, wie die Raben dem Heere und die Haifiſche den Flotten. Bricht's los, dann können wir in einer Nacht für unſer ganzes Leben genug haben. Aber ich hatte noch einen andern Grund Warſchau zu verlaſſen.“

„Und welchen?“ unterbrach ihn Liworski.

„Das gehört nicht hierher!“ entgegnete der Andere. „Ich machte durch Zufall die wichtigſten Entdeckungen. Ich erfuhr durch Zufall, daß Graf S., der reichſte und vornehmſte Magnat, es nicht gut mit den Ruſſen meine, daß eine franzöſiſche Marſchallswitwe und ein ehemaliger Begleiter Napoleons, der unter angenommenem Namen ſich bei ihr aufhält — doch das ſind Nebenſachen — daß aber die Ruſſen ihr Geld zum Fenſter hinauswerfen, und von ihren Polizeiſpionen ſelbſt betrogen werden — Alles das erfuhr ich — und ich gebrauchte eine Liſt, damit ich vor Conſtantin geführt würde; ich ſprach ihn ſelbſt, ich ſprach ihn im Vertrauen, ich machte ihm meine Entdeckungen, ich bot ihm meinen Dolch an, ich wollte ihn in kurzer Zeit von allen Widerſachern befreien und die Ruhe herſtellen. „Wir brauchen keine Banditen!“ gab er mir zur Antwort. „Wir haben Bajonette, ſind mächtig und im Rechte; mithin weg mit den Dolchen! und Du“ — rief er mir zu, „entferne Dich ſogleich aus Warſchau, denn bei dem erſten Morde, der Aufſehen erregt, werden wir Dich für den Thäter anſehen und einziehen laſſen.“ Das war deutlich geſprochen. Ich machte mich daher auf den Weg, und da ich von der Zuſammenkunft der Verſchworenen in Wilna hörte, hatte ich meine guten Gründe, Euch hier im Walde zu mir ſtoßen zu laſſen.“

Die Pferde waren angeſpannt. Die vier Räuber, van Pool und Rozalka ſetzten ſich auf. Der Wirth nahm freundlich Abſchied und verſprach, bald nachzukommen. Mannkatz ſang ſein Schelmenlied:

„Kutzens braun Agelan,
Schönem Schell Sieben!“

daß es laut im Walde wiederhallte; die ſcharf trabenden Pferde trappelten auf der gefrornen Straße und klingelten mit ihren Blechen dazu; der Dampf der Tabakspfeifen ſtieg geſellig in die reine Luft, und wer die dahinfliegende Britſchka ſah, mußte glauben, daß ſie die gemüthlichſten Menſchen zum freundlichſten, heilſamſten Geſchäfte trug. Aber im

Hintergrunde ſaß mit geſchloſſenen Augen, tief in die Kiſſen gedrückt, die bleiche Geſtalt Rozalka's, die man für eine Leiche gehalten haben würde, wenn nicht dann und wann ein leiſer Schauer ihre zartgeformten Glieder durchbebt hätten.

20.

In Wilna angekommen bezog van Pool ein Zimmer in dem Hauſe einer Freundin, wie er ſagte, die in einer ziemlich entlegenen Straße wohnte. Einige Mädchen, die bei dieſer Freundin lebten und recht anmuthige Geſchöpfe zu ſeyn ſchienen, kamen der leidenden Rozalka, die von der ſchnellen Reiſe angegriffen zu ſeyn vorgab, theilnehmend entgegen. Die bejahrte Freundin van Pools ließ es gleichfalls an Aufmerkſamkeiten nicht fehlen und verſicherte, ſie wolle Rozalka's zweite Mutter ſeyn.

Dieſe Troſtesworte machten einen wohlthätigen Eindruck auf das zerriſſene Herz des Mädchens. Sie hatte ihre Mutter nie gekannt, oft wenn der rauhe Vater ſie kränkte, wenn er ſie in früherer Zeit, da er noch als Seiltänzer herumzog, ſie mißhandelte, dann wünſchte ſie manchmal ſo glücklich zu ſeyn, als das Kind auf den Armen der Bettlerin, die als liebende Mutter, es mit den

Lumpen gegen Kälte ſchützte, ihm die erflehete Brodrinde in den Mund ſteckte und dann den Mund des Kindes an die Lippen drückte. Wie wohl mußte ein ſolcher Kuß dem armen Kinde thun, wie wohl mußte er der Armen thun, die nie den Mund der Mutter berühren durfte.

Van Pool ging viel aus. Rozalka war bei der Freundin. Am Tage lebten ſie ſtill, nur Abends wurde viel an der Glocke gezogen, da aber die Frauen allein in dem einſamen Stadtviertel wohnten, ſo ſahen ſie vorſichtig zum Fenſter hinaus, ehe ſie die Thür öffneten; ſie öffneten aber jedesmal. Wer eigentlich kam, erfuhr Rozalka nicht. Die Hausfrau ging hinaus, erſchien aber dann bald wieder und eines der Mädchen, die ſich der Haushaltung thätig annahmen, mußte dann ſchnell fort, denn bald war es der Fleiſcher, bald die Wäſcherin, bald ein Handelsmann, der abgefertigt werden mußte. Ein Paar alte Herren, von ſtattlichem Anſehen, hatten Zutritt bei der achtungswerthen Familie. Sie waren ſehr freundlich gegen die Damen und ſchienen ſie recht väterlich zu lieben. Auch begleitete ſie beſtändig eines der Mädchen bis zur Hausthür, wenn ſie fortgingen. Rozalka erwarb auch bald die Gunſt dieſer alten, freundlichen Herren in hohem Grade. Sie ſprachen gern mit ihr, griffen ihr ans Kinn, drückten ihr die Hand und ließen, wenn ſie etwas erzählte, Blicke auf ihr ruhen, aus denen nur zu deutlich die wohlwollendſte Zuneigung leuchtete. Alles dies machte auf die Unglückliche den beſten Eindruck. Es kam ihr vor, als wenn nun erſt — unter gleichgeſtimmten, tugendhaften Menſchen, ein neues Daſeyn für ſie begann.

Wochen verſtrichen und in dem kleinen Häuschen, wie in dem großen Wilna hatte ſich noch nichts zugetragen, was auf eine außerordentliche Weiſe, die gewöhnliche Ordnung der Zeit und der Dinge geſtört hätte.

21.

An einem frühen Morgen ſehen wir einen geſchäftigen, raſchen Kerl durch die belebteſten Straßen ſtreichen, ſein ſpähendes Auge ſcheint Jemand zu ſuchen und er wird immer ungeduldiger, ihn nicht zu finden.

Er trägt die Kleidung eines deutſchen Juden, einen ſchmierigen, polniſchen Rock von gräulichem Nankin, einen alten Hut mit breiter Krämpe, und einen Stock in der Hand. Es iſt der wohlbekannte Schulmeiſter Przebracki aus Rochleſchizza, und der, den er ſucht, iſt Baruch von Wilna, ſein vertrauter Freund, beide in Dienſten der geheimen Polizei.

Endlich findet er den Erſehnten.

„Ich hab' eine Nachricht, hundert Ducaten werth, Baruch!“ flüſtert er dieſem zu.

„Was ſchreiſt Du ſo laut, Schote?“ fragt Jener erzürnt. „Wenn ich ſchon Deine Nachricht wiſſen will, hab ich doch nicht nach dem Preiſe gefragt. Wenn Du mir etwas zu ſagen haſt, tritt mit mir ein bei Tankel Minsk, der iſt mein Freund und wohnt allein, denn ſeine Leut' ſind auf der Meſſe in Koriczin.“

„Ich habe hier eine alte Bekannte,“ ſagte dort eingetreten der Schulmeiſter, „eine gewiſſe Panna Oſſepowa, die ſeit einer Reihe von Jahren, die ehrenwerthe Hantierung der Kuppelei treibt. Daß ſie aber auch Raubgeſindel bei ſich verbirgt, wußte ich bis jetzt noch nicht — “

„Nicht möglich,“ unterbrach ihn Baruch, „die Oſſepowa kenne ich lange und von der beſten Seite. Meine Frau handelt mit ihr und Alles gegen baare Bezahlung.“

„Und doch iſt's, wie ich Dir ſage,“ fuhr Przebracki fort; „der berüchtigte van Pool wohnt bei ihr, und noch eine Hetze ſeines Gelichters verſammelt ſich in den Abendſtunden dort. Du weißt, daß wir von dieſem Volke für unſer Leben zu fürchten haben. Darum habe ich mir ein Plänchen erdacht, mit einem Male Alle dort an Ort und Stelle gefangen zu nehmen.“

„Wie willſt Du das anfangen?“ fragte Baruch.

„Sieh,“ ſprach der Schulmeiſter, „ich ſagte Dir bereits, daß die Oſſerowa eine alte Bekannte von mir iſt. Das verhält ſich ſo. Ich genoß in ihrem Hauſe eines unbeſchränkten Credits. Wein und Mädchen, Alles ſtand mir zu Dienſten. Aber ich habe ſie vor ungefähr zehn Jahren abſcheulich betrogen. Ich bin ihr nicht nur mit einer bedeutenden Summe durchgegangen, ſondern ich habe, bevor ich fortging, einen gräulichen Exzeß verübt, habe ihr Spiegel und Gläſer zertrümmert, und war die Urſache, daß ihr ein Jahr hindurch das Geſchäft ganz gelegt wurde. Einer hübſchen Unſchuld, die dem Civilgouverneur gefiel und die ſie zu kirren wußte, hatte ſie es zu danken, daß ſie wieder aufmachen durfte. — Mein Plan iſt daher, daß wir dieſen Abend mit einigen Vertrauten ihr einen Beſuch abſtatten. Ihr zieht alle gute Kleider an, ſteckt Ringe auf und dergleichen, ich aber will mich unter Euch drücken und unbemerkt hinein zu kommen ſuchen, ſonſt weißt ſie Alle ab. Bin ich einmal im Heiligthume drinn, dann dürft Ihr für den Scandal nicht ſorgen. Es ſoll eine Schlägerei entſtehen, daß ſich die gefallenen Engel darüber freuen werden, dann ruft einer ſchnell die Wache herbei, wir laſſen uns Alle arretiren, die ſaubern Gäſte, van Pool und ſeine Kameraden ſind dabei, die bleiben hängen, wir ſind am andern Tage frei. Jetzt wollen wir alles Nöthige vorbereiten. Abends neun Uhr treffen wir uns im großen Kaffeehauſe am Markte. Der Rittmeiſter und noch fünf bis ſechs wackre Jungen können mit dabei ſeyn! Vor Allem ſchärfe ihnen ein, daß ſie heitre Laune mitbringen."

Die wackern Freunde trennten ſich um die Kameraden aufzuſuchen.

22.

Am Abende dieſes Tages ſah man Panna Oſſepowa in nicht geringer Geſchäftigkeit ihr Häuschen durchlaufen. In dem größten Zimmer, das nach dem einſamen Garten hinauslag, war eine Geſellſchaft verſammelt, deren wildes Ausſehen ſeltſam mit ihrem geheimnißvollen Weſen abſtach. Sie hatten ſchon mehrere Bowlen Punſch geleert und unterhielten ſich dabei höchſt anſtändig, ohne Lärm, wie das an dieſen Orten ſelten iſt — wie es ſchien — über wichtige Dinge. Einige Zöfchen waren detaſchirt worden, um zur Aufheiterung des ernſten Kreiſes beizutragen. Außer dieſen Leuten war ein Paar feiner Herren an der Pforte erſchienen, die ſich ihnen gern öffnete. Der Eine, ein alter Bekannter, reich und vornehm, der ſeit Jahren ſchon gewohnt war mit ſeinen Aufträgen bei der Oſſepowa einzuſprechen, hatte einen Fremden mitgebracht, der ernſt und zerſtreut, wider Willen ſeinem Freunde hierher gefolgt zu ſeyn ſchien.

„Höre Weib,“ ſagte der Bekannte zur Kupplerin, „ich habe hier einen melancholiſchen Bruder mitgebracht, der ſich hier aufheitern ſoll. Ich kann es Dir verſichern, daß er aus keinem andern Grunde hierher kommt, als mir gefällig zu ſeyn, weil ich es wünſchte und wir von hier einen Weg zuſammen zu machen haben, und daß es ihm nicht einfallen wird, irgend ein Gelüſten zu befriedigen. Aber ſo ganz allein kann er die Zeit ja nicht hinbringen. Haſt Du daher etwa ein Novizchen im Hauſe, die ſich üben ſoll, ein Blümchen, die Du keiner rohen Fauſt zu pflücken geben willſt, ſo ſende ſie zu ihm, während ich mich mit der Malnika unterhalten will.“

„Ich kann Alles ſo einrichten, wie Sie es wünſchen,“ ſagte freundlich die Oſſepowa, „ich habe gerade ſo etwas für den fremden Melancholikus. He, Malnika,“ rief ſie, und die kleine, freundliche Blondine ſprang heraus, und da ſie den Wohlbekannten erblickte, ihm an den Hals, ihn herzend und küſſend.

„Ich verlaſſe Dich auf kurze Zeit,“ ſagte lachend der Eine am Arme des Mädchen, „ſuche indeß Dich ſo gut zu unterhalten, als es gehen will.“

„Wenn's beliebt,“ ſprach höflich die Kupplerin, die Thür eines wohnlichen Zimmers öffnend, „mein Häuschen iſt heut ſo ſtark beſetzt, daß ich bitten muß, einſtweilen mit meiner Wohnſtube für lieb zu nehmen.“

Der Fremde nickte verbindlich und folgte der Einladung. Die Oſſepewa ging aber nicht mit, ſondern zog ſich leiſe zurück und machte die Thür zu.

Am runden Tiſche, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, den Eintretenden, ohne aufzublicken, grüßend, ſaß in einem reinlichen, doch nachläſſigen Anzuge, ein reizendes Mädchen, das ſelbſt den, in finſtern Gedanken vertieften Fremden, angenehm überraſchte.

Das Weſen dieſes Mädchens trug den Stempel einer ſo echten Unbefangenheit, ſie ſaß ſo beſchäftigt da, ohne ſich um den Gaſt zu bekümmern, ſie zog ihren Faden durch Wachs, biß deſſen Ende ab, fädelte ihn ein, Alles ſo liebenswürdig nachläſſig, ganz unbelauſcht ſich wähnend und nicht vermuthend, daß ſie die Aufmerkſamkeit eines Fremden auf ſich zog, zu deſſen Unterhaltung ſie eigentlich beſtimmt war.

In einem ſolchen Hauſe auf Unbefangenheit zu ſtoßen, übt ſtets einen mächtigen Zauber. Der Fremde, der eine gewöhnliche Phryne zu finden dachte, und dann gewiß das Stillſchweigen eines Trappiſten bewahrt haben würde, fühlte ſich veranlaßt dieſes Mädchen anzureden. Er ſetzte ſich zu ihr, ſah ihr eine Weile zu und ſagte dann:

„Du näheſt ja, mein Kind, mit einer Emſigkeit, als gälte es die Ausſteuer zur morgenden Hochzeit, kannſt Du denn nicht die Arbeit bei Seite legen und mir einen Blick in Deine ſchönen Augen gönnen, damit ich auch wiſſe, von welcher Farbe ſie ſind.“

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „ich muß wohl nähen; die Mutter iſt ſo gut, und es iſt das Einzige, womit ich dafür danken kann.“

Der Fremde, der ihr näher gerückt war und die Arbeit genau betrachtete, lachte.

„Nun dieſe Näherei, mein Kind, iſt aber eben nicht zu loben,“ ſagte er, „obgleich ich kein Schneider bin, ſo ſehe ich denn doch ein, daß Deine Naht ſchlecht iſt und daß Du mehr in Deine Finger ſtichſt, als in die Leinwand.“

Die Kleine wurde blutroth und lispelte leiſe:

„das macht, weil ich's noch nicht lange treibe, ich habe es erſt vor Kurzem gelernt das Nähen.“

„Biſt wohl vom Lande?“ fragte der Fremde.

Die Kleine ſchwieg.

„Die Leibeigene irgend eines Fürſten, der Dich nach der Stadt und dann hieher in dies Haus brachte.“

Das Mädchen antwortete nicht, ſtampfte mit dem niedlichen Fuße, zerbrach einige Nadeln, und biß ſich in die Lippen.

„Ei, Du antworteſt ja nicht?“ rief der Fremde und legte ſeinen Arm um ihren Nacken. „Biſt Du böſe? Hätte ich Deine Arbeit loben ſollen? Willſt Du auch geſchmeichelt ſeyn? Sieh doch! —“

Und die andre Hand griff ihr an das Kinn, um den Kopf ſo zu drehen, daß der Fremde ihr bequem einen Kuß geben konnte.

Das Mädchen ſprang auf und ſagte: „Die Mutter wird bald hier ſeyn.“

„Nein,“ rief lachend der Fremde, „die Mutter kommt nicht eher, als bis ich ſie rufe. Sey nicht ſo ſpröde, mein Kind, oder ſcheine wenigſtens nicht ſo. Komm' und ſetze Dich, ich will Dir nichts zu Leide thun.“

„Ich ſetze mich nicht,“ ſprach das Mädchen entrüſtet, die von dem Tone unangenehm berührt wurde, in dem der Fremde ſprach. „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie ſich in einem anſtändigen Hauſe befinden — “

„Das weiß ich ja, liebe Kleine,“ ſagte immer ſcherzend der Herr, deſſen üble Laune ihn während dieſes Geſpräches gänzlich verlaſſen zu haben ſchien. „Obgleich ich dieſe Art von Häuſern nicht oft beſuchte, und überdieß in Wilna gänzlich fremd bin, ſo will ich doch gern glauben, daß es ſchlechtere gibt — “

„Dieſe Art von Häuſern? ſchlechtere,“ rief das Mädchen mit aufgeriſſenen Augen, indem das Nähzeug ihrer Hand entfiel.

„Nun, treibe Deine Verſtellung nicht zu weit, ſonſt wird ſie abgeſchmackt,“ ſagte jetzt ernſt der Fremde, „komm her und ſetze Dich zu mir — ich bin kein Menſchenfreſſer — “

„Nein, erlauben Sie mein Herr,“ ſprach das Mädchen, „daß ich die Mutter — “ und damit wollte ſie zur Thür hinaus.

„Was haſt Du denn immer mit der Mutter?“ fragte der Fremde, „biſt Du die Tochter des Hauſes?“

„Ich bin leider nur eine arme Fremde, aber die Töchter des Hauſes lieben mich wie ihre Schweſter — “ ſagte das Mädchen.

Da leuchtete das Auge des Fremden, und ein furchtbarer Ernſt legte ſich auf ſeine Züge.

„Mutter? Schweſter?“ wiederholte er, „ſo ſollte das arme Weſen wirklich ſo ſchrecklich hintergangen ſeyn? Sprich Mädchen, aber aufrichtig, als wenn Du vor Gott ſtändeſt: weißt Du wirklich nicht, wo Du Dich befindeſt?“

„In dem Hauſe einer Freundin,“ ſagte frei das Mädchen.

„In dem Hauſe der frechſten, geſuchteſten Kupplerin — die Du für Schweſtern hältſt — ſind feile Dirnen — die Hausfreunde ſind Wollüſtlinge, die hier ihren Lüſten fröhnen — Du ſtehſt am Rande eines fürchterlichen Abgrunds!“ ſprach der Fremde.

Das Mädchen hatte den Mund geöffnet, die Zunge lag ſchwer wie Blei, die Augen ſtierten, der Buſen hob ſich krampfhaft, die Finger waren weit auseinander geſpreitzt.

„Gerechter Gott!“ ſtöhnte ſie endlich mit furchtbarer Anſtrengung und ſank zur Erde.

Der Fremde bemühte ſich, ſie wieder zu ſich zu bringen und trug ſie auf das Sopha.

„Wer brachte Dich hierher, Unglückliche?“ fragte er.

Mit einem innern Schauer antwortete ſie ſchwach, erſterbend, kaum hörbar: „mein Vater!“

„Und wer biſt Du?“ fragte er wieder.

„Rozalka, die Seiltänzerin!“ ſagte das Mädchen.

„Sey unbeſorgt, mein Kind,“ verſicherte der Fremde, „ich werde Dich retten —“

Alle Kräfte zuſammenraffend ſprang das Mädchen vom Sopha auf, und mit der nur ihr eigenthümlichen Gelenkigkeit, ſchnellte ſie ihren reizenden Körper zu Boden, wie einen Pfeil, der von der Sehne fliegt. Da lag die rührende Geſtalt, die Hände gefaltet, die Bruſt weit vorgebeugt, den Kopf geſenkt, mit von Thränen überſtrömenden Augen.

„Ja, mein Herr, wer Sie auch ſeyn mögen, retten Sie mich,“ ſchrie ſie mit Ungeſtüm, „retten Sie mich aus den Händen dieſer Mutter — aus den Händen dieſes Vaters! —“

Der Fremde hob ſie auf und wollte ſo eben neue Fragen an ſie richten, als im Hauſe ein furchtbarer Lärm entſtand, der ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

23.

Jn Verabredung des Schulmeiſters zufolge, hatten ſich ſeine Geſellen mit ihm, in geziemender Kleidung vor dem Hauſe der Panna Oſſepowa eingefunden.

Sie klopften; die Dame öffnete das Fenſter. Das Loſungswort der alten Kunden, denen ſich ſogleich die Thür öffnete, ertönte, dennoch zögerte die Oſſepowa ſogleich zu öffnen. Sie überſchaute die Menge der neuen Gäſte auf der Straße, ſie überzählte im Gedanken ihre Zimmer, ihre Mädchen, die ungefähre Verſtärkung, die ſie in der Geſchwindigkeit herbeirufen konnte, und ſie befand ſich in Verlegenheit.

Da ertönte das Loſungswort noch einmal von der Straße herauf, von einigen Fauſtſchlägen an die Thür und Flüchen begleitet.

Das kann nichts helfen, dachte ſie, ging hinunter mit dem Lichte und öffnete.

Alle zugleich drängten ſich wild herein. Einer von ihnen blies ihr das Licht aus, und dennoch ſtürmten ſie nun die Treppe hinauf, nach dem kleinen Schlafzimmer der Hausfrau, als kennten ſie genau die innere Einrichtung dieſer Wirthſchaft.

Während die Oſſepowa Licht herbeiholte und einige Flaſchen Wein, waren die Fremden bereits mit dem Zimmer ganz vertraut geworden. Sie hatten ſich auf Sopha und Stühle hingelagert, Pfeifen angezündet, und trällerten und pfiffen durcheinander, daß es keine Luſt war. Die Kupplerin überſchaute nun ihre Gäſte, deren Geſammtzahl ſie früher nur in Betracht gezogen hatte, Mann für Mann und war unangenehm überraſcht, unter der ſaubern Hülle, Blicke und Mienen hervorgucken zu ſehen, die den feinen Fühlhörnern der Hexe nichts Gutes anzuzeigen ſchienen. Die Geſellen van Pools, die im hintern Zimmer ſich vergnügten, machten ihr ſchon Sorgen, aber das war nicht zu ändern. Van Pool, ein alter Freund, aus frühern Zeiten ihr eng verbunden, den ſie fürchtete, der endlich ſein ſchönes Töchterchen ihrer Obhut anvertrauen wollte; aber dennoch war ſie für den guten Ruf ihres Hauſes beſorgt, das gewöhnlich nur den finſtern Herren geöffnet wurde, daher denn auch ein eigenthümliches: „Seſam thu' Dich auf!“ eingeführt worden war, ſollten ſich dieſe „Schreckenspforte“ dem Eingeweiheten öffnen.

Die Oſſepowa bat die Herren ſich zu gedulden, ſie würde ihnen gleich einige Geſellſchafterinnen ſchicken, als ihr Blick auf ihr eigenes, im Winkel der Stube, unter bunten, bauſchigen Gardinen, hervorleuchtendes, reines Witwenbette fiel, und ſie an deſſen unterm Ende ein Paar Stiefel hervorgucken ſah, deren Sohlen eine ſtarke Lage Wilnaer Straßenkothes mitgenommen hatten.

Erſtarrt blieb ſie ſtehen.

„Was ſoll das bedeuten?“ rief ſie, die Hände in die Seiten geſtemmt; „in welchem Hauſe glauben Sie zu ſeyn, meine Herren.“

Und hin zum Bette eilte und an den hervorſteckenden Stiefeln zerrte ſie den fremden Mann hervor, der ſich wie ein Todter daraus ziehen ließ, und plump zur Erde fiel.

„Herr Gott! was iſt das?“ rief ſie erſchreckt, ſprang mit dem Lichte hinzu und taumelte voll Abſcheu und Aerger zurück, als das wohlbekannte Geſicht des verhaßten Schulmeiſters ihr vom Boden entgegengrinzte.

„Wie? Er unterſteht ſich, mir wieder vor die Augen zu kommen!“ ſchrie ſie mit der Stimme einer Beſenreiterin zum Blocksberg. „Er wagt es, mein unbeſcholtenes Haus zum zweiten Mal zu verunreinigen, und bringt mir ſeine ſaubern Spießgeſellen mit, kommt in guter Anzahl, um mir Furcht einzujagen; aber, weit gefehlt! Wir werden die feinen Gäſte ſchon fortzubringen wiſſen — nur Geduld!“

Sie ſtand noch eine Weile da, um zu ſehen, welchen Eindruck dieſe Rede auf die Eingedrungenen machen würde, und hoffte auf ihren Abzug. Als aber ſtatt deſſen ein unvertilgbares Gelächter aus den rauhen Kehlen fuhr und Niemand ſich anſchickte, den Platz zu räumen, verlor die Kupplerin ihre Beſinnung.

Alle guten Vorſätze, die ſie ſeit Jahren gefaßt und die in ruhigen Tagen in ihrem Gemüthe die feſteſten Wurzeln geſchlagen hatten, flogen in einem Augenblicke in die Luft. Was galt ihr jetzt wohl, Scandal, Legung des Handwerks, Arretirung, Pranger? Nur Wuth, blinde Wuth kannte ſie. Sie bot die ganze Kraft ihrer Lunge auf, und es ſchallte ein Ton aus der breiten Bruſt der Schreierin, daß er Straßen weit die Trommelfelle erſchütterte.

Alle Mädchen ſtürzten herbei, van Pool mit ſeinen Geſellen trat hinzu, der Schulmeiſter und die Seinen löſchten ſchnell die Lichter, und Geſchrei und Kampf wälzte ſich im Finſtern durch das ganze Haus. Im Zimmer, auf der Treppe, auf der Hausflur, in der Küche, überall wurde gerungen, geſchlagen, gekniffen, gebiſſen, geſchrien und gejauchzt. Ja, der gewiſſenhafte Berichterſtatter muß mit dem Dichter ausrufen:

„Von Kampf und ſüßer Minne,"

denn nie wohl hatte ein Feind den andern ſo umarmt, wie es hier auf dieſem Schlachtfelde mitunter wohl auch der Fall geweſen war.

Die Hausthiere, beſonders die Katzen, deren eine große Anzahl hier vorräthig waren, kamen, von dem Lärm im Finſtern aufgeſchreckt, dazu, die bedrängten Dirnen bedienten ſich ihrer als Waffen. Sie ergriffen ſie bei den Schwänzen und ſchlugen ihre Gegner damit an den Kopf, ſie ſchleuderten ſie durch die Luft, und dieſe neuen congreviſchen

Raketen fielen heulend auf den Feind, und wo ſie hinfielen, krallten und biſſen ſie ſich feſt bis auf den Knochen in der gräßlichſten Todesangſt. Andere hatten ihre Waffen aus der Küche geholt. Mehrere Rindzungen und Stücke Fleiſch lagen für den Bedarf des andern Tages auf dem Küchentiſche. Die Dirnen griffen in ihrer Bedrängniß danach und hieben ſo tapfer damit herum, daß, wo ſie hinhieben, die blutigen Spuren zurückblieben, nämlich des Blutes, das durch den Schlag aus dem rohen Fleiſche ſich herauspreßte.

Die Verwirrung hatte den höchſten Grad erreicht, als der Fremde, der bei Rozalka ſich befand, die Thür öffnete, und beide mit hoch emporgehobenen Lichten die tragikomiſche Scene beleuchteten.

Das Getümmel löſte ſich, durch die ſchnell dazwiſchen tretende Erhellung geſtört, in eine momentan feſt ſtehende Gruppe auf.

Man ſah die Oſſepowa mit einem großen Kohlenbecken, woraus ſich Wolken von Wachholder wälzten, einherſchreiten, gleichſam als wolle ſie ihr Haus reinigen von dem Schimpfe, den die unreinen Geſellen darüber ausgeſchüttet hatten.

Jeder war bemüht, ſo gut es ging, ſich von ſeinem überlegenen Feinde loszumachen, und ſtarrte der lichten Erſcheinung befremdet entgegen.

Vor Allem war es jedoch die Rieſengeſtalt van

Pools, die wie von Erſtarrung ergriffen war. Er riß einen ungeheuern Kater, der ſich an ſeiner Schulter feſtgeklammert hatte, ſo heftig in die Höhe, daß ihm ein nicht unbeträchtliches Stück ſeines Fleiſches zwiſchen den Krallen blieb, und indem er ihm die Kehle zudrückte, daß dem raſenden Thiere die gelben, leuchtenden Augen wie ein Paar flammende Kugeln aus dem Kopfe traten, brüllte er laut: „Du hier? Juble Hölle — der Vater bei der Tochter!“

Alles blickte nach ihm hin, und er würde wahrſcheinlich nicht lange auf die Erklärung dieſer räthſelhaften Worte haben warten laſſen, wenn nicht ein wichtigerer Gegenſtand, der von der Straße her ſich zeigte, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregt hätte.

Es trat nämlich der Schulmeiſter mit einer Anzahl Soldaten herein, die er ſogleich beim Beginne der nächtlichen Schlacht herbeizuholen, fortgeſchlichen war. Er zog jetzt eine kleine Karte aus der Taſche, zeigte ſie dem Unteroffizier und ſprach ernſt, doch ohne beſondern Nachdruck: „Im Namen der hohen Kriegspolizei.“

Van Pool und ſeine Geſellen wurden ſogleich ergriffen, die Oſſepowa mit ihren Dirnen desgleichen, für ſeine Begleiter wollte Przebracki Bürgſchaft leiſten, ſie wurde aber nicht angenommen, ſondern die guten Leute mußten, als Störer der öffentlichen Ruhe, ſich zum Arreſte bequemen, aus dem ſie jedoch — wie ſie voraus wußten — am andern Tage, in ihrer Eigenſchaft als Polizeiagenten, wieder frei gelaſſen wurden.

Der Fremde, neben Rozalka, ſpähte ängſtlich nach ſeinem Freunde, mit dem er dies Haus betreten hatte, und deſſen Anſehen ihm bei der Wache durchgeholfen haben würde. Der Freund war jedoch beim Beginne des Lärms entflohen, indem er vorausſetzte, ſein Begleiter würde daſſelbe gethan haben, und nicht vermuthete, daß das Mädchen im Stande geweſen wäre, dem finſtern Melancholiker eine Theilnahme einzuflößen, daß er darüber den Beginn des gräßlichen Scandals nicht hörte.

Der Unteroffizier näherte ſich nun dem Fremden, um nach ſeinem Namen zu fragen.

„Arretirt ihn nur!“ ſchrie van Pools rauhe Stimme dazwiſchen, mit ſeinem heiſern Gelächter „der Großfürſt wird's Euch Dank wiſſen. Er iſt ein Landesverräther.“

Przebracki blickte hin und erkannte L. d. D., den alten Begleiter des Franzoſenkaiſers, der lange ſchon ein Gegenſtand ihrer Spähungen war und von deſſen Anweſenheit in Wilna ſie noch nichts gewußt hatten.

„Arretirt ihn!“ ſagte Przebracki finſter.

„Feind meiner Seele!“ ſagte van Pool, der von zwei Soldaten gehalten wurde, „ich habe Dich immer ermorden wollen und dachte mir dies als die höchſte Seligkeit. Aber ich danke der Hölle, daß mir hierzu nicht die Gelegenheit wurde. Dieſer Augenblick iſt köſtlicher. Hier, im Hauſe der Schande, fandeſt Du ſie wieder — die lang Entbehrte, die zu ſuchen Du dich der Todesgefahr entgegenwarfeſt — Du haſt ſie umarmt — geküßt — hahaha! ans Vaterherz gedrückt — denn jene Bleiche dort — die Du genoſſeſt im Hauſe der Schande — iſt Deine Tochter!“

Rozalka fiel ohnmächtig nieder. Die Wache führte die Gefangenen fort — die Ohnmächtige blieb im Tumulte unbeachtet liegen. Przebracki hob ſie auf und trug ſie mitleidig fort, während ein Beamter der Stadtpolizei die Lichter löſchte, die Thür des ſtillen Hauſes verſchloß und die Schlüſſel an ſich nahm.

24.

Die Expedition der geheimen Polizei nach Wilna geſchah allerdings, um die Mitglieder des vaterländiſchen Bundes, der nach Einigen gar nicht mehr der Slavenbund genannt wurde, in der Nähe zu umſpähen.

Es war den Machthabern bekannt geworden, daß er ſich immer weiter ausbreitete und ihm jetzt Mittel zu Gebote ſtanden, die ihn der Regierung gefährlich machen konnten. Man wußte, daß ſich im Herzen von Litthauen eine Verſchwörung zu bilden anfing, und daß die Edelſten des Landes eine Generalverſammlung in ihrer Hauptſtadt hielten. Nach den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands, die früher zu Polen gehörten, wurden Agenten geſchickt, um die Stimmung zu erforſchen, nach Volhynien und Podolien, wo man die günſtige Stimmung kannte, wurden Bevollmächtigte geſandt, um Filial-Vereine zu bilden, und die Unzufriedenheit der Truppen zu benützen, eine Empörung herbeizuführen. Man ſprach ſogar davon mit ziemlicher Gewißheit, die Ruſſen für die allgemeine Sache der Freiheit zu gewinnen, jener Ruſſen, die ſich in wilder Ungezähmtheit unter dem eiſernen Zwangsjoche krümmten, gleich dem Pferde der Steppe, das den erſten Halfter fühlt — man ſchwärmte von einer Rieſenrepublik des Nordens, von einem freien Vereine aller ſlaviſchen Stämme, ein Gedanke, vor deſſen Verwirklichung Europa erbeben mußte — aber, man bedachte nicht, daß ein ewiger Haß zwiſchen Brüdern tiefer wurzelt und unverſöhnlicher wuchert, als unter Fremden, und daß Pole und Ruſſe nie Hand in Hand gehen könne.

Die Namen: Zolkiewski, Czarniecki, Poniatowski und Koſciusko waren die Loſungsworte der Freiheit; dies und mehrere andere Formen, woran ſich die Verbündeten erkannten, war den Machthabern entdeckt worden. Sie wußten, daß Graf S., der vornehmſte Cavalier des Landes und ein Greis von achtzig Jahren, an der Spitze der Verſchwörung ſtand; ſie wußten, daß Mehrere aus den erſten Familien dazu gehörten, daß Gelehrte und Profeſſoren, der Stolz der Nation, ſich ihr anſchloſſen, daß endlich ſelbſt die Jugend den Funken nährte, der bald das Land in Flammen ſetzen ſollte. Sie wußten dies Alles und begnügten ſich damit, die Zahl ihrer Polizeiſpione zu vervielfachen, die Verbündeten damit zu umgeben, und hofften, ihre Macht dadurch zu ſichern, wenn ſie nach den falſchen und echten Angaben, die ſie erhielten, Strafen verhängten und die abſcheulichſten Gefängniſſe mit Unglücklichen bevölkerten.

Von Wilna hoffte man eine bedeutende Ausbeute zu erhalten. Man glaubte, daß es den Spähern gelingen würde, die tiefſten Schleichwege der Verſchwörer zu entdecken, die ihr Spiel bereits viel zu offen trieben, um nicht verrathen zu werden. Man hatte erfahren, daß der Präſident, Graf S., unter dem Vorwande, auf ſeine Güter zu reiſen, nach Wilna gegangen ſey, und erwartete nunmehr mit Gewißheit, ihn bald, ſeiner Würden und Güter beraubt, nach Sibirien ſchicken zu können. Dieſen Einzigen umgaben Hunderte von Spionen, wie eine lauernde Meute von Windhunden, die nach beendigter Hetzjagd auf den erſten Biſſen harrt, mit bis an die Ohren aufgeriſſenen Mäulern, die blutrothe Zunge, trocken und vor Gier hüpfend, zwiſchen den ſpitzigen Zähnen hängend, ſo lauſchten ſie an jeder Ecke, wenn Graf S. ausging, ſo ſchlichen ſie ſich in ſein Haus, wenn er Beſuche annahm, ſo umſtanden ſie ſeine Wohnung zur Nachtzeit, wie am Tage.

Aber dieſe unſcheinbare Wohnung — denn der Greis hatte ſein Hotel nicht bezogen, da er ſich in Wilna incognito aufzuhalten wähnte — dieſe unſcheinbare Wohnung bewachte gegen dies Heer von furchtbaren Schlangen, eine einzige Schlange, liſtiger und darum gefährlicher als Alle, des Grafen treuer Begleiter und Diener, und dieſer war Przebracki.

Er war, das wiſſen wir, ſchon längſt dem Grafen ergeben, um ihn nun zu ſichern vor den gefährlichen Fallſtricken, die ihn umgaben, hatte er ſich ihm zum Begleiter angetragen. So war er mit dem Grafen nach Wilna gekommen, zur großen Freude der Behörde, die ihn nun in den Klauen des liſtigſten Spitzbuben wußte.

Aber der Graf führte ein ſtilles, zurückgezogenes Leben. Der Greis war ſchwach, die Jahreszeit rauh, er verließ ſelten das Zimmer und ſah faſt Niemanden bei ſich. Der geübteſte Blick konnte den Spinnefaden nicht entdecken, wodurch der Graf mit einer Verſchwörung zuſammenhing, Przebracki verſicherte, es ſey das langweiligſte Leben von der Welt, und außer den vielen Uebeln und Kränklichkeiten, und den Mitteln, die dafür angewandt würden, habe er nichts Neues in Bezug auf ſeinen Patron erfahren.

Man fing bereits an, dem Przebracki nicht recht mehr zu trauen, denn was wäre mißtrauiſcher als Spitzbuben gegen einander; Jener merkte es und mußte bedacht ſeyn, durch einen glänzenden Zug ſeiner ſchwankenden Parthie ein neues Intereſſe zu verſchaffen.

Er lief umher in den Straßen, um Etwas zu erſchnüffeln. Van Pools wohlbekannte Geſtalt war das Erſte, was ihm auffiel. Einige Figuren, die ihn umgaben, waren ihm auch nicht fremd. Er erinnerte ſich, ſie in den Kloaken der fleiſchlichen Luſt angetroffen zu haben, und wußte, daß ſie Stegreifritter waren, die vom Gurgel- und Beutelſchneiden lebten. Sie waren ihm bald aus dem Geſichte geſchwunden, doch hoffte er, ſie leicht wiederzufinden. Er durchſtrich die verrufenſten Winkel, er befaßte ſich mehrere Tage mit den gefährlichſten Gaunern und bald wußte er, daß van Pool bei einer reichen Kupplerin wohnte, die den vornehmſten Herren ihren Bedarf verſchaffte, die aber früher, ehe ſie zu dieſem Glanze gelangt war, das Handwerk einer Hehlerin und Verkäuferin geſtohlener Sachen getrieben hatte. Hier verſammelte ſich der Kreis würdiger Genoſſen um van Pool, die nur die ausbrechende Verwirrung abwarteten, um ſie durch Mord und Plünderung zu vergrößern.

Przebracki entbot ſeine Vertrauten zu dem Unternehmen, van Pool und die Seinen aufzuheben. Wie dies ihm gelungen war, iſt bereits mitgetheilt, was jedoch außerdem dabei vorfiel, lag außerhalb der Berechnung des Schulmeiſters.

Ein Verbündeter, L. v. D., den er kannte, der thätig für die gute Sache wirkte, den Graf S. mit dem größten Vertrauen beehrte, war arretirt worden, und deſſen Tochter, dafür erklärte ſie nämlich van Pool, war dem Schulmeiſter als Erbtheil zugefallen. Was ſich ſonſt noch zwiſchen Vater und Tochter zugetragen haben ſollte, machte eben auf Przebracki keinen ſonderlichen Eindruck; auch war er nicht neugierig, der Verkettung dieſer ſonderbaren Hiſtorie nachzuſpüren, weil ihn wichtigere Intereſſen erfüllten.

Mit nicht geringem Staunen ſah Graf S. ſeinen heimkehrenden Kammerdiener, ein Mädchen auf dem Arme, das, im weißen Kleide, mit dem bleichen Geſichte, wie eine Schneeflocke ihm auf die Schulter geweht war.

Graf S. trat näher zu ihr, da ſie der Schulmeiſter auf das Sopha gelegt hatte, und er erinnerte ſich, dieſe ſchönen Züge, dieſen reizenden, leichten Gliederbau ſchon einmal in demſelben Zuſtande einer feſſelnden Ohnmacht geſehen zu haben.

„Iſt denn dieſer Engel beſtändig in dem Zuſtande ſolcher Abſpannung?“ rief Graf S. aus, „ich erinnere mich, ihm ſchon einmal in Warſchau begegnet zu ſeyn — und,“ hier fiel ihm mit einem Mal der Verfall mit allen Umſtändlichkeiten wieder ein — „bei der Marſchallin von G. war es, als ein ruſſiſcher Herr ſie von ſeiner Tſchetwoka verfolgen ließ, und ſie ohnmächtig in der Stube des Burggrafen da lag. Wie kommſt Du zu ihr?“

„Ich muß geſtehen, daß, wenn ich den Ort nenne, wo ich dies Mädchen traf, dies nicht eben in den Augen Ew. Erlaucht ihr zur Empfehlung gereichen dürfte, indeß, die Sache verhält ſich nun einmal ſo, und ich bin es Ihnen ſchuldig, die

Wahrheit zu ſagen. So will ich Ihnen denn auch aufrichtig die dummen Streiche geſtehen, die ich heute begangen habe --"

„Schon gut — ſchon gut," bemerkte ſorglich der Graf, „aber, mein guter Freund, was ſoll ich hier mit dem Mädchen? Auf meinem Sopha? Und wie werden wir die Ohnmächtige erwecken? Ich dächte, Du holteſt ſogleich einen Arzt —"

„Nicht nöthig," ſprach der Schulmeiſter, „für ſolche Fälle weiß ich Rath."

Und er bemühte ſich eifrig um Rozalka, rieb die Fußſohlen, ſtrich die Schläfe mit Kölniſchem Waſſer, ließ ihr Salzdämpfe in die Naſe ſteigen, und erzählte dabei ſein Abenteuer, ohne das Kleinſte zu vergeſſen und ſchloß mit dem Bedauern, daß L. d. D. bei dieſer Gelegenheit verhaftet wurde. Als ſeine Geſchichte beendet war, hatte er die Freude, daß das Mädchen die Augen öffnete und der Name: „Jozef!" leiſe von ihren Lippen ſchwebte.

„Wahrſcheinlich der Geliebte!" ſagte der Graf.

„Die — und ein Geliebter!" ſchmunzelte Przebracki, „da kenn' ich das Haus der Oſſepowa beſſer, Ew. Erlaucht!"

„Schweige," ſagte Graf S., „das arme Kind! Wer weiß, wie es in jenes Haus gekommen ſeyn mag. Lange war es noch nicht dort, denn vor wenigen Tagen noch war ich Zeuge von dem Vorfalle in Warſchau, der ſich mit dieſem Mädchen zutrug. Es ſcheint mir von einem finſtern Geſchicke verfolgt.“

Dann wandte er ſich zu Rozalka, die mit mattem Auge befremdet rings um ſich blickte, und ſich einige Löffel alten Ungarweins von dem Schulmeiſter einflößen ließ, ſprechend: „Sey nur ruhig, mein liebes Kind, Du biſt gerettet, dies ſey Dir für heute genug. Morgen ſoll ſich Dir Alles aufklären. Jetzt danke Gott und ſchlafe unter dem Gebete ein, damit Dir die Kräfte wiederkehren.“

Seine Hand, die Rozalka’s Wange ſtreichelte, benetzten ihre Thränen, ſie blickte vertrauensvoll auf den edeln Greis, küßte ſeine Hand, und ein brünſtiges Gebet ſtieg aus der ſchweratmenden Bruſt.

„Wo werden aber Ew. Erlaucht dieſe Nacht zubringen?“ fragte ſchelmiſch Przebracki, „da das Mädchen hier in ihrem Schlafzimmer liegt, ſo wird es wohl nicht angehen, daß Sie in Ihrem Bette —“

„Ich werde im Vorzimmer, auf dem Sopha liegend, die Nacht hinbringen,“ erwiederte der Graf, ſeinem Kammerdiener winkend, ihm zu folgen, und die Thür leiſe hinter ſich zuziehend, „damit wir die Kleine nicht ſtören. Schlafen kann ich nicht und daher ſollſt Du mich unterhalten.

Weißt Du was, Przebracki, erzähle mir Einiges aus Deinem Leben.“

„Willkommener Befehl,“ ſagte der Kammerdiener. „Ich will Ew. Erlaucht erzählen, wie ich meine Schule aufgab und zur geheimen Polizei kam. Das heißt, die große Metamorphoſe ſchildern, die aus einem Dorfbakel, dem einfältigſten, der zwiſchen der Weichſel und dem Dnieper ſchmutzige Jungen das ABC lehrte, den ſchlaueſten Fuchs machte, der in unſern Gehegen anzutreffen iſt. Eigentlich verdanke ich dies meinem ſchönen Weibe, einer Schauſpielerin. Belieben Ew. Erlaucht, dieſe lehrreiche Schilderung in Huld und Nachſicht anzuhören.“

25.

„Ich heiße Roman Przebracki, und war Schulmeiſter in Rochloſchizza, woſelbſt ich mich bemühete, der Jugend mit Liebe und Strenge das ABC zu lehren. Meine Seele war unſchuldig, wie die Hantierung, die ich trieb, und mein einziger Fehler war, daß ich gern Hühner ſah, die auf meines Nachbars Hofe gackerten. Ich mochte wohl auch noch einige andere Fehler gehabt haben — die Wahrheit zu geſtehen, ich betrachtete es immer als eine große Eitelkeit, ſich ſelbſt zu beobachten.“

„Außer meiner Neigung zu fremden Hühnern weiß ich mir daher Nichts vorzuwerfen, und deßhalb genoß ich die Freuden des ruhigen Bewußtſeyns im hohen Grade.“

„Ich glaubte damals — und ich irrte mich wahrlich nicht — mein Glück ruhe in meiner Unwiſſenheit, und darum bemühte ich mich redlich, meinen Schülern dieſe Quelle des Glücks zu eröffnen.“

„Ob ich Gutes wirkte, weiß ich nicht zu ſagen: war es nicht der Fall, ſo fällt die Schuld auf diejenigen, die mir das Schulſcepter in die Hand gegeben hatten.“

„Von der Liebe wußte ich damals blutwenig, das heißt: nicht mehr, als ich mit gutem Gewiſſen meiner kleinen Schaar mittheilen konnte. Ich muß auch aufrichtig geſtehen, daß das zweite Geſchlecht in Rochloſchizza nicht eben auf das Prädicat „ſchön“ Anſpruch machen durfte. Stämmige Waden, von ſchmutzigen Füßen durch den Straßenkoth geſchleppt, können, wenn die Röcke auch noch ſo hoch aufgehoben werden, die Sinne eben nicht ſehr in Aufruhr bringen.“

„Aha, ich verſtehe Ihren Wink, Herr Graf, ich ſoll leiſer ſprechen — das Kind drin ſchläft feſt und hört mich nicht.“

„Um dieſe Zeit ſtarb mir ein Verwandter in Warſchau, der mich mit einigen Hundert Gulden in ſeinem Teſtamente bedacht hatte. Ich reiſte hin, um ſie abzuholen.“

„Warſchau machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich ſah, daß die Häuſer und Straßen um Vieles anders als in Rechloſchizza waren, daß die Mädchen ſchöner einhergingen, daß die Männer ſich freier benahmen, und ich fühlte zum erſten Mal, daß man ſich wohl noch etwas Anders, als die Hühner ſeiner Nachbaren wünſchen könnte.“

„Ich hatte ſo viel vom Theater gehört. Der Tauſend, dachte ich, ſollteſt du das Ding denn nicht auch einmal kennen lernen? Es war am Vorabende meiner Abreiſe, denn am andern Tage gedachte ich, mit einigen polniſchen Erbauungsbüchern, einem ſchönen, gemalten Bierglaſe, worauf das warſchauer Stadtwappen abgebildet war, und einer Kaffeemühle, die noch in meiner Wirthſchaft gefehlt hatte, indem ich immer meinen Kaffee mit einem Steine zerquetſchen mußte, nach Rechloſchizza zurückzukehren.“

„Ich hatte mein Geld in das Futter meiner Jacke eingenäht, aus Furcht, etwas zu verlieren. Ich hatte aber eine ſo große Luſt, einmal das Spiel der Komödianten anzuſehen, und es verdroß mich nur, daß ich nicht früher daran gedacht hatte.

Doch, zu ändern war's nun nicht. Ich trennte daher einen Thaler aus meinem Futter, und ſtellte mich mit einem Gefühle vor das Theater, mit einer Miſchung von Sehnſucht und Verlangen, als hätte es den Hühnern meines Nachbars gegolten."

„Die Thür wurde geöffnet, ich bezahlte meinen Eintritt und freute mich in meiner Unſchuld, daß die Armenvorſteher auch ihren Antheil begehrten. Der erſte Eindruck, den der weite, leere Raum, in dem nur Finſterniß herrſchte, auf mich machte, war keinesweges angenehm zu nennen."

„Nachdem ich eine Weile da geweſen, tauchten die Portraits an den Logenbrüſtungen wie aus Nebel und Staub auf, und ich ſah die Galerien, den Halbkreis von dem Rieſenvorhange geſchloſſen, und dachte in meinem Sinne, das ſoll dich doch wundern, was damit geſchehen wird."

„Nun fingen nach und nach die Zuſchauer an, ſich einzuſtellen. Sie ſchwatzten laut, ſtießen mich hin und her und ſtörten mich — der ich, mit offenem Maule, meine Augen immer im Kreiſe herumſchweifen ließ — in meiner Andacht."

„Die Damen in den Logen gefielen mir ganz beſonders, ich ſah ſie wirklich mit dem Gefühle an, als guckte ich in meines Nachbars Hühnerhof."

„Die Kleine ſchläft ganz ruhig. Ew. Erlaucht ſcheinen mir auch an fremde Hühner zu denken —

ich will die Thür feſter anziehen, dann weckt ſie mein lautes Sprechen gewiß nicht auf.“

„Ganz beſonders war es ein Dämchen im zweiten Range, das mit recht ſchelmiſchen Augen mich gepackt hatte, mich feſt hielt und gar nicht Luſt zu haben ſchien, mich wieder herauszugeben.“

„Ich zappelte recht zwiſchen dieſen Augen, und wenn's auch nur Blicke waren, die mich hielten, ſo konnte ich mich nicht daraus los winden, ich mochte mich krümmen wie ich wollte.“

„Es ſchien mir, als ob die Andern es merkten, daß mich die Augen ſo hielten, und dachte, ſieh nicht mehr hin. Darauf ließ ich denn meinen Kopf ſich hindrehen, wohin er nur immer Luſt hatte, ohne ihm den geringſten Zwang anzuthun; aber, ehe ich mich deſſen verſah, hatte eine unſichtbare Hand mir wieder, im eigentlichen Sinne des Worts, das Genick umgedreht, mein Geſicht ſtand im Nacken, und die zwei ſchönen, ſchattigen, finſtern Augen des Dämchens hatten meinen Augenſtern ſo feſt an ſich geſogen, daß ich weder links, noch rechts zu blicken vermochte.“

„Was das Tollſte war — es tönte eine allerliebſte Muſik in meinen Ohren, auch ſchöne Stimmen ſangen dazu — dies machte mich ganz wirbelig. Anfangs dachte ich wohl noch, das wird die Komödie ſeyn, drehe dich doch nur um und ſich hin, dann ſprach aber wieder eine innere Stimme: „was da, Komödie! Zauberei iſt's! hier ſitzen die Muſikanten!“ und das Hühnergefühl wurde ſo ſtark in mir, daß es mir Uebelkeit verurſachte.“

„Sie hat nur gehuſtet — ſie legt ſich auf die andere Seite. Stöhnſt du, armes Herzchen? St! — Nun iſt ſie wieder eingeſchlafen. —“

„Ich glaube, ich würde noch an meinem Platze feſtgebannt ſeyn, und mein Fuß würde Wurzeln geſchlagen haben, wie ein Baum, wenn nicht Alles zum Weggehen aufgebrochen und ſelbſt das Dämchen aufgeſtanden wäre.“

„Sie verließ die Loge, aber ſonderbar genug, wie ein Krebs, das Geſicht rückgehend, immer nach mir gekehrt. So entſchwand ſie mir wie ein Traumgeſicht.“

„Ich ging ganz ſelig nach Hauſe, obgleich ich gar nicht wußte, was das Alles zu bedeuten hatte. Am andern Morgen befand ich mich wie nach einem Rauſche. Was kann das Alles helfen, die ſiehſt du nicht mehr wieder! und indem ich nun darüber nachdachte, ob's nicht beſſer geweſen wäre, ich hätte das Dämchen nie geſehen, packte ich Erbauungsbücher, Bierglas und Kaffeemühle auf und wanderte getroſt die Leſchno hinauf, um nach Rochloſchizza zurückzukehren.“

„Unterwegs ſtiegen mir finſtre Gedanken auf. Mir kam die Schulſtube wie die Hölle vor, die Jungen wie kleine Teufel, die mich zwickten und zwackten, und ich mußte immer dazwiſchen laut zu mir ſelbſt ſagen: das ſind keine Hirngeſpinnſte! das iſt wirklich ſo! wie konnteſt du nur ſo blind ſeyn, das nicht früher einzuſehen. Der Peter hat ja einen Pferdefuß und der Caſimir hat rothes Haar und ein Horn mitten auf der Stirn — das iſt ja keine Schule! Du Eſel biſt ja kein Schulmeiſter! Du biſt ein Schauſpieler und mußt Komödie ſpielen! — So mochte ich wohl mehrere Stunden hin und hergelaufen ſeyn, denn wie ich zu mir ſelbſt kam, ſo war ich nicht auf dem Wege nach Nochloſchizza, ſondern ich ſtand vor der ſchwarzen Thür auf dem kraszinski'ſchen Platze und harrte darauf, daß ſie geöffnet würde."

„Alles trug ſich wie am geſtrigen Tage zu. Ich bekümmerte mich wenig darum, was hinter meinem Rücken verging, ſondern ich ſah einen Blumengarten, worin die bunteſten, ſchönſten Hennen pickend und gackernd umhergingen und all mein Begehren war dahin gerichtet, wie mein Auge."

„Ob man denn nicht zu ihr hinaufſteigen darf?" dachte ich bei mir, ich ging zur Kaſſe, man verlangte noch etwas Geld, ich weiß nicht gleich wie viel, und ich flog ein Paar Treppen hinan, und ſtand bald, ganz kurzathmig, in meinem ſchwarzen Schulmeiſterrock neben der Schönen, und mochte mich ausgenommen haben, wie eine Pferdebremſe, die ſich auf ein Roſenblatt geſetzt hat.“

„Das Dämchen war mir mit den himmliſchen, finſtern Augen gefolgt, und blickte mich jetzt ganz dreuſt an, wie ich ihr zur Seite ſtand. Jetzt ſah ich ſie in der Nähe. Das war ein Farbenſpiel! von Roſa, braun, bläulich, weiß, ſchwarz, ach Gott! Das war ein Schauſpiel, das ein zehnfaches Entrée werth geweſen wäre!“

„Ein leerer Stuhl ſtand in der Loge, ich ſetzte mich. Meine Füße waren müde geworden, meine Augen nicht. Da ich nun ſo ganz nahe bei meinem Dämchen ſaß, ſo bemerkte ich deutlich, daß es mich mit den ſchönen, finſtern Augen ſcharf durchwühlte.“

„Sie ſcheinen hier fremd zu ſeyn,“ ſagte ſie leiſe. „Ich hatte keine Urſache, eine Unwahrheit zu ſagen, und hielt daher mit meinem Vor- und Zunamen, wie mit meinem ganzen Titel nicht zurück.“

„Schulmeiſter!“ rief ſie verwundert, „wie kann man mit ſo viel Geiſt im Blicke ein Dorf-Schulmeiſter ſeyn.“

„Ich bemerkte ihr, daß Rochleſchizza kein Dorf ſey, und ſetzte ihr dies Alles ſo lehrreich auseinander, wie ich es meinen Jungen zu thun pflegte, ſie lächelte aber und meinte, wir könnten von andern Dingen ſprechen, dies Thema ſey ihr ziemlich gleichgültig. Sie fragte, was ich zu der Schauſpielerin ſagte, die jetzt eben ſpielte, es wäre Panna Ledochowska, die erſte tragiſche Künſtlerin der Welt.“

„Ich blickte erſt verlegen ſie an, dann ließ ich meine Augen ringsumher in die Logen ſchweifen, denn an etwas außer dem Dämchen, hatte ich gar nicht gedacht. Bei dieſer Gelegenheit kam mir das Theater zum erſten Male zu Geſichte, wo eben die genannte große Künſtlerin gewaltig ſchrie und geſtikulirte.“

„Sie lächeln, Herr Graf, daß ich ſo über eine Ledochowska abſpreche, aber nehmen Sie es als eine Aufrichtigkeit an, denn ich habe nie Sinn für erhabene Gegenſtände gehabt.“

„Ich wußte nicht, was ich meiner Schönen antworten ſollte, und befand mich in einiger Verlegenheit, als eine neue Frage mich wieder zurechtſetzte.“

„Sie bleiben ja wohl noch einige Zeit in Warſchau?“ ſo ging's aus ihrem Mündchen heraus, es war nur Frage, mir aber klang es wie Befehl, dem ich nicht widerſprechen durfte.“

„Ich ſagte: o gewiß! wie könnt’ es anders ſeyn und rückte dabei ſchnell mit meinem Stuhle näher zu ihr hin, daß Bierglas und Kaffeemühle, die ich — reiſefertiger Wanderer in meinem Schnupftuche auf dem Schooße hielt, in eine unangenehm klappernde Berührung geriethen.“

„Mein Gott! was haben Sie denn da?“ fragte ſie.

„Obgleich ich nun wohl wußte, daß mein Reiſegepäck nichts Unanſtändiges enthielt, ſo kam ich doch in Verlegenheit es zu nennen. Ich zog den ſchwarzen Rücken des einen Erbauungsbuches heraus, und ſagte kurz: mein Handwerkszeug.“

„Aha, Gelehrſamkeit!“ das dacht’ ich wohl, ſagte ſie ſchelmiſch lächelnd. Und indem ſie lächelte ſah ich keine Roſenlippen, keine holde Mundöffnung, keine Zungenſpitze, keine Zähne, nein! ich ſah über eine Roſenhecke in den Hühnerhof, wo ſie rein und weiß in einer Reihe ſtanden, mit ihren rothen Kopfzeugen — ach! und ich hätte ſie greifen mögen!“

„Ich merke, daß Ew. Erlaucht die Augen zufallen. Wenn Sie befehlen, höre ich auf, wir ſind ja noch mehrere Abende zuſammen, wo Sie mir wohl fortzufahren erlauben. Doch dieſen

Theaterabend laſſen Sie mich noch beſchließen. Es wird gleich aus ſeyn.“

„Das Theater war beendet. Alle Stühle rutſchten, Alles erhob ſich, ein lautes Getümmel entſtand. Mein Dämchen ſtand auf, hielt ihren Mantel zwiſchen den Fingern, und ſah mich an. Ich war ſchon daran gewöhnt und freute mich, daß ſie ſich nicht nach dem dummen Schauſpiel und den dummen Leuten kehrte, und mich auch jetzt noch immer anſehen wollte. Ich hielt daher meinen Hut und mein Bündel ungefähr eben ſo, wie ſie ihren Mantel, ſtellte mich ihr gegenüber und ſah ſie wiederum an.“

„Darauf lächelte ſie verſtohlen, warf den Mantel um die ſchönen, bloßen Schultern, und fragte: „Kommen Sie morgen wieder?“ „Da mir jede ihrer Fragen wie ein Befehl vorkam, ſo anwortete ich: ganz ohne Weiteres.“ „Gut,“ ſagte ſie, „morgen können Sie mich auf dem Theater ſehen, ich werde ſpielen.“

„Alſo nicht hier?“ bemerkte ich traurig.“

„Die Pflicht, lieber Freund!“ ſagte ſie, „ich bin Schauſpielerin.“

„Das lieber Freund, hatte mir Feuer in die Adern gejagt, bin ich dein lieber Freund dachte ich, ſo darf ich mich wohl wie ein alter Bekannter benehmen. Ich drückte meinen Hut in die Augen, warf mein Bündel unter den Arm und ging neben ihr zur Loge hinaus."

„Wo gehen Sie hin?" fragte ſie.

„Ich werde mit Ihnen gehen," erwiederte ich unbefangen.

„Das geht nicht," flüſterte ſie leiſe. „Morgen am Tage können Sie mich ſehen. Ich wohne in der langen Gaſſe, bei dem Uhrmacher, eine Treppe hoch. Kommen Sie um zwölf, dann iſt die Probe beendigt."

„Aha," dacht ich bei mir, „ſie hat dich alſo jetzt nur probiren wollen. Nimm dich zuſammen, daß du gut beſtehſt!"

„Wie ich noch ſo dachte, kam ein ſchöner, blanker Herr, mit großem Geräuſche, der ſie ohne Umſtände von meiner Seite riß, und auf mich einen Blick aus zwar finſtern Augen ſchoß, die aber gar nicht ſchön waren."

Als Przebracki aufhören wollte, befahl ihm der Graf fortzufahren, weil es für dieſe Nacht denn doch mit dem Schlafe vorüber ſey.

„Ich ging mit ſeltſamen Gedanken nach Hauſe," hob Jener nach einer Pauſe den Faden wieder auf. „Das Abenteuer gefiel mir. Meine Erbauungs- und Wirthſchafts-Utenſilien wurden bei Seite geſtellt und mein Futter aufgetrennt, um das Erbtheil meines Vetters daraus hervorzunehmen. Was eigentlich daraus werden ſollte, konnte ich mir nicht recht denken — aber es war mir genug, zu wiſſen, daß das Dämchen „lieber Freund“ zu mir geſagt hatte, daß ich mithin „der liebe Freund“ des Dämchens war. Ich war vorläufig mit dieſer Anſtellung zufrieden, und dachte: „laſſ' Schule, Schule ſeyn!“ Ich konnte das Handwerk ja ſo niemals leiden.“

„Am andern Tage dachte ich Nichts, als das Theater. Ich ging des Morgens auf den kraſzinski'ſchen Platz, aß zu Mittag dort und war der Erſte an der Kaſſe. Mit Ungeduld erwartete ich das Aufziehen des Vorhanges; mit Wehmuth blickte ich nach dem Platze in der Loge; ach! mein Auge erſpähte ſie nirgends. —“

„Endlich ging die Ouverture an; der Vorhang hob ſich. Einige Sänger traten heraus. Sie ſchienen im Streite begriffen. Ich konnte den Grund nicht erfahren — bildete mir jedoch in meiner Dummheit ein — meine Bekanntſchaft könnte Veranlaſſung dazu gegeben haben.“

„Kaum konnte ich dieſe Bemerkungen machen, ſo erweckte mich das Orcheſter mit einem prächtigen Marſche, und eine ganze Heerde weißgekleideter Dämchen hüpfte ſingend herein. Es war ein köſtlicher Anblick! Alle konnten an Schönheit und Reiz mit meinem Dämchen wetteifern, die ich bis jetzt noch nie vom Zauber der Schminke und der Lichter umfloſſen, in theatraliſcher Halbnacktheit geſehen hatte, aber ſie hatte demungeachtet das vor dieſen voraus, daß ſie „lieber Freund“ zu mir geſagt, und daß ſie mir erlaubt hatte, ſie zu beſuchen.“

„Sapperment! jetzt fiel mir erſt der Uhrmacher in der langen Gaſſe mit Zentnerlaſt aufs Herz. Statt den ganzen Tag mich auf dem kraszinskiſchen Platze umherzutreiben und die ſchwarzen Pforten des Theaters anzuſchauen, hätte ich das Dämchen beſuchen ſollen. Nun wird ſie recht böſe auf dich ſeyn, dachte ich in meinem Sinn.“

„Ich blickte wie ein Falke auf's Theater, Alle ſangen und ſchrien, und ich konnte immer nicht ſehen, wo denn meine Erwählte war. Endlich erblickte ich ſie. Ach, wie ſchön ſie war! Sie hatte zwar nur ein kurzes Röckchen an, das nur knapp bis ans Knie reichte, aber das mußte kein König bezahlen können, ſo reich war es von Silber und koſtbaren Steinen. Alles Uebrige an ihr war nackt, und das war mir ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Ew. Erlaucht ſehen daraus, wie dumm ich war, da ich von dem Theaterprunk und von ſeidenen fleiſchfarbigen Strümpfen nicht das Geringſte wußte.“

„Wie ich nun ſo daſtand und mich gar nicht ſatt ſehen konnte, dreht ſie plötzlich das Geſicht nach mir und nun — wahrhaftig! guckt ſie, daß ich ordentlich verlegen werde, nach mir hin, und läßt kein Auge von mir. Ich blicke ängſtlich umher und denke, alle meine Nachbaren müßten das merken, aber kein Menſch bekümmert ſich um mich und Alle gaffen nach dem Theater hin, wo gerade eine häßliche, alte Perſon mit einer ungeheuer feinen und ſpitzen Stimme nach einer garſtigen Melodie etwas abſingt.“

„Schade war's, daß, wie ich ſo recht heißhungrig hinblickte, Alle plötzlich fortlaufen und Andre kommen, die mir gar kein Vergnügen machen. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte, aber es wollte gar kein Ende nehmen. Endlich kam mein Dämchen wieder, mit Allen zugleich, ſie ſangen wieder recht ſchön, aber Alle zuſammen, und wie es mir wieder ſo recht zu gefallen anfing, war es aus, ehe ich's dachte.“

„Ich hätte ſie ſo gern in dem ſchönen Prachtkleide, das ſo eigentlich gar kein Kleid war, geſprochen, aber ich wußte es nicht anzuſtellen. Morgen aber, dacht' ich, beſuchſt du ſie, es mag daraus werden, was da wolle.“

„Geſagt, gethan! Am andern Tage, es war ungefähr acht, und nach meiner Rechnung waren in Rochloſchizza bereits lange Schweine und Gänſe ausgetrieben, ſtand ich im Hauſe des Uhrmachers in der langen Gaſſe und fragte nach der Mamſell vom Theater. Man ſchickte mich in das zweite Stockwerk. Da war aber Alles ſtille, öde und finſter. Ich tappte umher und kriegte den Drücker einer Thür in die Hand, ich öffnete ſie leiſe und war in einem allerliebſten kleinen Zimmer. Die bunten Vorhänge waren heruntergelaſſen und vor dem Sopha ſtand ein gedeckter Tiſch, der die Ueberbleibſel der geſtrigen Abendmahlzeit trug. Ein ſtarker Punſchgeruch war im Zimmer verbreitet, und eine große Unordnung herrſchte überall. Bänder, Strümpfe, Tücher, Kleider, ſelbſt das glänzende Theaterkleidchen, Alles lag auf Stühlen, auf Tiſchen und am Boden, und dazwiſchen ein Teller, auf dem Hühnerknochen lagen, die zum Theil herausgezerrt waren.“

„Ein Blick ins Zimmer genügte, um dies Alles zu überſchauen, denn wie ich den erſten Schritt hinein that, da ich mit großen Nägeln beſchlagene Stiefel trug, wie ſie in Rechloſchizza gewöhnlich getragen werden, ſo ward durch das Geräuſch im Nebenzimmer ein heiſer bellendes Hündchen wach und noch eine rauhe Stimme rief dazu: „Mein Gott, biſt Du's, Maruſcha?“

„Ich war nicht die Maruſcha, hielt es daher für meine Pflicht, der Fragerin dieſen Irrthum zu benehmen, und war nun mit drei oder vier langen, ſtarkdröhnenden Schritten in dem Zimmer, woraus die Stimme ſcholl.“

„Ein furchtbares Gekreiſch und der Kopf meines Dämchens, ich hatte ſie gleich erkannt, auch leitete mich eine innere Stimme, flog unter die Bettdecke. Zu gleicher Zeit ſprang ein kleines Möpschen aus dem Bette, das ſich ſtreckte und dehnte, dann ein paar Mal ſein heiſeres Stimmchen ertönen ließ, aber gleich wieder gut war, aufſprang und wedelte.“

„Ich lachte laut, ging zum Bette des Dämchens, hob mit Gewalt die Decke auf und rief: „ſo ſehen Sie doch nur, ich bins ja, Ihr lieber Freund, und kein Anderer.“

„Ich mußte alle meine Kraft anſtrengen, ſo feſt hielt ſie die Decke. Endlich aber mußte ſie los laſſen, weil ich gar zu ſtark riß und ihr wahrſcheinlich wehe gethan hatte.“

„Aber mein Gott! was iſt Ihnen?“ rief ſie, „wie können Sie jetzt? — “

„Sie vermochte nichts weiter zu ſagen, denn ich fiel ihr mit der Entſchuldigung in die Rede, daß ich wahrlich ihre Einladung vergeſſen hätte, ſie möge es daher nicht übel nehmen, mich nicht geſtern ſchon bei ſich geſehen zu haben, erſt im Theater wäre es mir eingefallen, als ich ihre ſehnſüchtigen Blicke bemerkte, und nun wäre ich da, um mich mit ihr zu unterhalten, da ich denn doch nun die Ueberzeugung habe, wie ſehr ſie mich liebe."

„J nun ja, ich liebe Sie," wiederholte ſie lächelnd. „Aber es iſt demungeachtet nicht ſchön, daß Sie mich aus dem Schlafe wecken. Doch nun da Sie einmal hier ſind, ſollen Sie mit mir frühſtücken. Es iſt mir ganz recht, daß Sie hier ſind. Gehen Sie nur in die andere Stube, ich will indeſſen aufſtehen."

„Jch folgte ihrem Befehle. Sie klingelte und nun kam brummend und verſchlafen die Maruſcha, im nicht reizenden Negligee, und ſchien nicht begreifen zu können, warum ihre Gebieterin ſo früh aufſtehen wollte, noch mehr aber war ſie überraſcht, als ſie mich erblickte."

„Dieſe Bemerkung hatte ich kaum gemacht, als mein Dämchen in einem grünſeidenen Talare hereintrat, der auf die Weiſe gemacht war, wie ihn die Juden zu tragen pflegen, und der eben ſo ſchmutzig war. Die Haare hingen unordentlich um den Kopf, die Nacht ſaß ihr in den Augen, und der geſtrige Abend in den Mundwinkeln. Sie gefiel mir nicht halb ſo gut, wie in der Loge, und nicht ein Viertel ſo gut, als in dem kurzen Flitterröckchen, worauf ſich nun das Möpschen, einen Knochen abnagend, gelegt hatte. Wahrhaftig! wenn ich das voraus gewußt hätte, ich wäre nicht ſo früh zu ihr gegangen."

„Maruſcha brachte Chocolade, die ich damals noch nicht getrunken hatte und die mir nicht ſchmeckte. Mein Dämchen zog die Verhänge auf, und wir ſetzten uns an das Fenſter. Sie war ſehr freundlich und geſprächig, und blickte immer verſtohlen ſeitwärts zum Fenſter hinaus. Ich folgte ihren Augen und ſah drüben den feinen Herrn, in der griechiſchen Morgenmütze, die Pfeife in dem Munde, der ſie neulich mit dem finſtern Blicke nach mir, aus der Loge geführt hatte. Ihr ſonderbares Betragen war mir ganz unerklärbar und da ſie mir ohnedieß nicht beſonders an jenem Morgen gefiel, ſo ſah ich mehr den Herrn drüben im Fenſter, als mein Dämchen an."

„Der Herr ſchnitt aber grämliche Geſichter, endlich ſprang er auf, warf die Pfeife hin, ſpühlte ſich den Mund aus und fort war er. Es dauerte nicht lange, da ſtand er vor uns."

„In einem Tone, der mich ordentlich in Harniſch brachte, ſchrie er: „Wer iſt der Herr?" Sie ſprang ihm fröhlich entgegen und mich bei der Hand ergreifend rief ſie: „mein Bräutigam."

„Ich erſchrak ſo heftig, daß die Taſſe, die ich noch nicht geleert hatte, mir aus der Hand ſiel. Er lachte, ſprach in einer fremden Sprache mit dem Dämchen und rief mir zu, indem er fortlief: „Wir werden uns morgen ſchießen!“ Hören und Sehen verging mir. Ich wußte nicht, was er damit ſagen wollte. Meine Braut lachte und ſagte, indem ſie in die Hände klatſchte: „ſo iſts Recht!“ Ich bat ſie, ſie möchte mir doch erklären, wie dies Alles zuſammenhinge, aber ſie antwortete, ich möge mich nicht fürchten, mit der Heirath wärs nichts und nur ein Scherz von ihr geweſen. „Aber mit dem Schießen?“ fragte ich ängſtlich.“

„Auch das kann nicht ſtatt finden,“ antwortete ſie, „Sie ſind ja kein Edelmann. Höchſtens läßt er ſie von ſeinen Leibeigenen durchprügeln.“

„Ich war froh wie ein Kind, als ſie mir das ſagte; bei ſolchen Abenteuern konnte ich mich auf meine Fäuſte verlaſſen. Was ſie aber von mir wollte, wünſchte ich zu wiſſen und da erfuhr ich, daß ſie zum Sterben in mich verliebt ſei; ich möge doch nie im Theater fehlen, und wenn ich auch nicht gerade zu ihr hinaufkäme, das wäre nun eben nicht nöthig, ſo möchte ich ſie doch ſtets im Auge behalten und keinen Blick von ihr laſſen.“

„Ich verſprach getreulich, was ſie verlangte. Für jetzt verließ ich ſie, aber Abends ſtand ich unten, ſie kam, und das Anſchauen nahm kein

Ende. Die Komödie war aus und an einer finſtern Straßenecke fielen richtig ein halb Dutzend Kerle über mich her, die mich halbtodt prügelten."

„Mit zerſtampften Gliedern ſchleppte ich mich am andern Morgen, doch nicht ſo früh als das erſte Mal zu meinem Dämchen. Aber wie wurd' ich abgeführt. Schon beim Eintritte ſah ich den abſcheulichen Menſchen neben ihr auf dem Sopha ſitzen. Er hatte ſeinen Arm um ihren Nacken gelegt. Sein Hohngelächter empfing mich. Mein Dämchen ſah mich böſe an und ſprach: „Incommodiren Sie mich nicht mehr, mit uns iſt es aus. Leute, die ſich ruhig prügeln laſſen, können nie meine Gunſt beſitzen!"

„Ich wollte ſprechen, aber die Kehle war mir zugeſchnürt. Ich muß komiſch ausgeſehen haben, denn beide lachten ganz erſchrecklich. Das verdroß mich und ich ging ohne ein Wort zu ſagen zur Thür hinaus, von ihrem Lachen begleitet."

„Wie ich auf der Treppe war, blieb ich ſtehen und drückte meine Taſche zwiſchen den Fingern. Mein Geld war ſehr zuſammengeſchmolzen, denn ich habe zu melden vergeſſen, daß ich ihr ein ſchönes Geſchenk, zwar weiß ich nicht wofür, gemacht hatte."

„Indem ich ſo daſtehe und ſinne, fällt mir ein ſauberes Brieftäſchchen in die Augen. Aha, denk' ich, ſie haben ſich Briefe geſchrieben, und ein Gefühl, das mich ſonſt nur bei fremden Hühnern beſchlich, überfiel mich. Ich war ganz um und umgewandelt.“

„Im Brieftäſchchen war ein einziger Brief. Es war polniſch und ich las ihn. Mein Gott! das war kein Liebesbriefchen. Da handelte es ſich um ganz andere Dinge. Wie ein Blitz flog mirs durch den Kopf, ich weiß ſelbſt nicht wo ichs mit einem Male herkriegte: das mußt du zum Generalpolizei-Meiſter tragen, der Kerl da oben iſt ein fremder Spion und du kannſt ihm deine Prügel vergelten.“

„Geſagt, gethan! Der Polizeimeiſter freute ſich, ich erhielt zehn Ducaten, ein kleiner Erſatz für mein verſchwendetes Geld, und der Liebhaber der Choriſtin, denn Anders war ſie ja nichts, hatte am Abend deſſelben Tages ſchon ein eiſernes Geſchmeide an Hand und Fuß.“

„Von nun an ſchloß ich mit mehrern Polizeiagenten Freundſchaft, die zehn Ducaten machten mich lüſtern, mehrere auf ſolche Weiſe zu erhalten, ich ließ mich willig gebrauchen, zeigte Talent, und ſo ward ich was ich bin.“

„In ſpäterer Zeit ließ mich Maruſcha oftmals nach dem Theater zu ihrer Gebieterin, und ich drückte ihr dann beim Weggehen ein reichlicheres Trinkgeld in die Hand."

„Dieß iſt die Geſchichte, wie ich geheimer Agent wurde; doch die Sonne iſt da, und drin rührt ſich, wenn ich recht höre, die niedliche Dirne, die ich vorige Nacht Beute gemacht habe. Ich bin neugierig, was ſie uns erzählen wird."

26.

Der Graf trat zu Rozalka hin, die wie aus einem ſchweren Traume erwachend, mit verſtörten Blicken umherſchaute.

Sie wußte nicht, wie ſie hierher gekommen war, und wähnte im erſten Augenblicke, ſie ſei in Warſchau und geſtern von dem ruſſiſchen Kutſcher gehetzt worden.

„Ich werde nach Hauſe gehen können," ſagte ſie, „ich fühle mich wohl und geſtärkt!"

Sie wußte nicht, daß ſie heimathlos und allein daſtand und nur um ſo glücklicher, da ſie dadurch dem ſichern Verderben entronnen war.

Graf S. ſetzte ſich zu ihr und fragte theilnehmend: „Nach Hauſe? wo iſt das, mein Kind?"

Ein innerer Schauer durchrieſelte ſie, ſie verbarg ihr Geſicht mit den kleinen Händen und ſagte dumpf: „Muß ich denn wieder hin?"

Der Graf betrachtete ſie ernſt: „Wie kamſt Du hin?“ fragte er.

Und wie wenn mit einem Male ein Vorhang vor ihr aufgezogen würde, ihr den Anblick eines dahinter verborgenen Chaos, das ſie längſt geahnt hatte, gewährend, ſo hob ſie den Kopf aus den niederſinkenden Händen und vor ſich hinſtarrend, ſagte ſie faſt ohne Betonung: „Mein Himmel! Was iſt denn das Alles? War ich nicht bei der Freundin meines Vaters? War Er mein Vater, den ich dafür hielt? oder fand ich meinen rechten Vater, in dem Augenblicke, da eine ewige Trennung über uns hereinbrach? Wo iſt er? Führten ſie ihn in den Kerker — o ſo laßt mich zu ihm — dort gehört auch die Tochter hin. Mein ganzes Leben will ich dort in einem ſeligen Augenblicke verleben und dann ſterben! o laßt mich hin zu ihm.“

Der Graf fühlte das innigſte Mitleiden mit Rozalka: „Du wirſt ihn wiederſehen, mein Kind, Deinen Vater. Nur jetzt nicht. Wir müſſen eine günſtige Zeit abwarten. Danke dem Himmel, der Dich einer großen Gefahr entriß.“

Rozalka ſchien ſich bei dieſen Worten zu beruhigen. Graf S. ging mit Przebracki zu Rathe, was man mit dem Mädchen anfangen ſollte.

Der Schulmeiſter ſchlug eine Muhme vor, die er in Wilna hatte, und die einen kleinen Handel trieb, aber der Graf ſchüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das ſchöne Mädchen könne, wenn gleich aus den Klauen der Oſſepowa gerettet, aus dem Regen in die Traufe kommen.

Er ſelbſt war, wie ſchon erwähnt, im ſtrengſten Incognito in Wilna, und es war daher ſchwer ſeine ſchöne Schützlingin zu einer angeſehenen Dame zu bringen und das war nöthig, ſollte ſie vollkommen ſicher ſeyn.

Eine einzige Dame, der guten Sache der Verbündeten treu ergeben, fremd in Wilna, war es, mit welcher Graf S. in Relation ſtand. Zu ihr wollte er Rozalka bringen. Es war dieß die Marſchallin von G.

Er hatte den Abend dazu beſtimmt und ſich und ein junges, unglückliches Mädchen bei der Dame anmelden laſſen, die jedoch nicht zu Hauſe war, als Przebracki dieſe Botſchaft des Grafen ihr hinterbringen ſollte.

Graf S. tröſtete Rozalka und verſicherte, ſie würde nun bald in ſicherer Obhut nach Warſchau reiſen können und ihren Jozef — dieſen Namen hatte ſie während der Ohnmacht und im Schlafe oft gerufen — wiederſehen.

Mit Ungeduld wurde von ihr der Abend erwartet. Schon begann es zu dunkeln und nicht mehr fern war der Augenblick, wo Graf S. ſie zu der Marſchallin bringen wollte, als der Schulmeiſter, der den Tag über wenig zu Hauſe geweſen war, athemlos hereinſtürzte, Angſt und Schrecken auf dem Geſichte, und den Grafen um des Himmels willen bat, nicht auszugehen.

Przebracki war kein Kind der bleichen Furcht. Ein Mann, der zwölf Feuerröhre ſchon auf ſeine Bruſt gerichtet ſah, der unter dem unbarmherzig ausgeſtreckten Arm der hölzernen Gerechtigkeit daſtand, Hanf um die Kehle, und den einzigen Henker neben ſich, ein ſolcher Mann erſchrickt nicht mehr bei Kleinigkeiten.

„Die Gefangennehmung van Pools hat das Geſindel aus den Wäldern, das er hierher gezogen hat, und dem ich lange aufſpüre, zur Rache aufgereizt. Sie umſtehen dies Haus, wie hungrige Wölfe. Jeder der von jetzt an, wo die Dämmerung heranſchleicht, und die Straße öder wird, dies Haus verläßt, iſt ein Kind des Todes. Ich kenne das und war ſchon oft in ähnlichen Lagen. Darum die Läden geſchloſſen, kein Licht nach der Straße, die Thüren verrammelt und barricadirt. Heute iſt nicht an Ausgehen mehr zu denken.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als er mit Eifer begann die Vorſichtsmaßregeln alle ins Werk zu ſetzen, während daß er einige

Fragen, die der Graf an ihn richtete, flüchtig und leiſe beantwortete.

Zuerſt wurden die Läden feſtgeſchloſſen, eine Lampe in dem Hinterzimmer angezündet, wohin ſich der Graf und Rozalka begeben mußten, dann wurden die Thüren verriegelt und verſchloſſen, und Tiſche und Stühle davorgeſtellt. Przebracki ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, im Vorzimmer auf die Erde, mit vorgerecktem Kopfe und geſpitzten Ohren, und ſchien auf jedes Geräuſch zu horchen, das ſich auf der Straße vernehmen ließ. Seine Ohren ſchienen die Organiſation des Raubthieres zu haben. Das leiſeſte Sprechen, die kleinſte Bewegung der Leute, die nach ſeiner Ausſage auf der Straße das Haus umlauerten, ward ihm deutlich. Oft lächelte er in ſich hinein, und ſchüttelte den Kopf, oft knirſchte er mit den Zähnen.

Der Graf war in einer Sophaecke eingeſchlummert, ihm gegenüber ſaß Rozalka und warf beſorgliche Blicke in ihre verhüllte Zukunft.

Plötzlich ſchreckte ein Geräuſch den Schlafenden und das Mädchen auf.

Ein ſchwerer Körper fiel hart an dem Fenſter vorbei auf das Straßenpflaſter, es war zu hören, wie wenn eine Menge naſſes Zeug, in einen Haufen zuſammen gebunden, von großer Höhe herabgeworfen würde.

Przebracki lachte dumpf.

„Das iſt eine Leiche,“ rief der Graf. „Um Gott, ein Mord, in meiner Nähe — die Schrecklichen! Schnell öffne ein Fenſter, wir wollen uns überzeugen —“

„Was wollen Sie thun?“ ſprach leiſe der Schulmeiſter. „Das Ganze iſt eine Liſt, um mich zur Nachtzeit hinauszulocken und mir den Garaus zu geben. Oeffnen Sie das Fenſter, ſo ſind zwanzig Arme da, die Ihnen nicht mehr erlauben, den Kopf wieder zurückzuziehen. Sie packen ihn und zerren ihn hinaus auf die Straße, unbekümmert, ob ſie ihn vom Rumpfe abreißen oder nicht. Etwas Todtes ward herabgeworfen, das hört man am Fallen. Aber, ſei es nun ein Pferd, ein großer Hund, oder ſelbſt ein Menſch, uns kann das gleich ſeyn. Sie werden's ſchon bis morgen früh fortſchaffen, dafür ſteh' ich Ihnen.“

„Und wenn Sie's nicht thun, die Böſen,“ ſagte der Graf, „wenn man morgen die Leiche vor unſerm Fenſter findet, wird man uns nicht für die Mörder halten?“

„Was ſprechen da Ew. Erlaucht? Wäre ich nur Ihr Kammerdiener, ſo könnte uns der Spaß theuer zu ſtehen kommen. Aber morgen am Tage bin ich noch etwas Anderes. Dann bin ich Przebracki, klage das Geſindel an, biete Alles auf, was mir zu Gebote ſteht, und bis Abends liegen ſie Alle in Ketten. Glauben Sie mir, morgen laſſen ſie uns in Ruhe. Heute haben ſie mich überraſcht."

Noch mehrere Verſuche wurden auf der Straße gemacht, um die Bewohner des Hauſes aus ihrem ſichern Verſtecke zu locken, doch eben ſo fruchtlos als der erſte.

Endlich ward es ſtille draußen. Przebracki brummte: „ſie ſind müde geworden," und ſtreckte ſich auf ſeinen Mantel in einem Winkel des Zimmers.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als heftig an die Hausthür gepocht wurde. Przebracki, der Graf und Rozalka fuhren zu gleicher Zeit in die Höhe.

„Was iſt das?" fragte der Graf.

„Kann uns gleich ſeyn," ſagte der Schulmeiſter, indem er ſeinen Mantel zurechtrückte und ſich recht behaglich darauf ſtreckte.

„Nein, nein," rief der Graf, „mir war's als hörte ich einen Wagen — nicht wahr? Iſt das nicht das Schnauben von Pferden?" fügte er hinzu, das Ohr zum Fenſterladen gehalten.

„Ein Wagen?" ſagte Przebracki verwundert,

„das ändert die Sache." Er ſtand auf, zog ſich die verſchobenen Kleider zurecht und lauſchte.

„Ja, richtig, das ſind vornehme Gäſte," brummte er lachend, „ja, wer ihnen traute!"

Und ſchon wollte er ſich wieder, zum großen Verdruſſe des Grafen, auf ſein Lager ſtrecken, als eine feine Weiberſtimme zu ihnen drang, die hart unterm Fenſter die Worte ſprach: „Unſre Verbindung endigt nur der Tod."

„Mein Gott, ich täuſche mich nicht," rief der Graf, „das iſt —"

„Der Teufel, der uns foppt," ſchrie unwillig Przebracki.

„Nein, nein, das iſt eine Frau, eine arme Frau," rief ängſtlich Rozalka, „die Eure Hilfe anfleht. O, laßt ſie nicht vergebens in der Nacht zu Euch flehen, öffnet ihr die Thür —"

Die kleine Rozalka machte mit dem hellen Klang ihrer Stimme ſtets einen freundlichen Eindruck auf den Schulmeiſter. Es ſchien eine Jugenderinnerung, wie an die Hühner ſeines Nachbars, in ihm wach zu werden, und die einfache Bitte des lieben Mädchens wirkte mehr auf ihn, als die ängſtliche Klage einer vielleicht hart Bedrängten, die in der bitterſten Noth von der Straße her zu ihm ſchallte. Er ging zur Hausthür, um durchs Schlüſſelloch zu ſpähen, und ſah wirklich einen Wagen halten und eine dunkelgekleidete Frau im Schleier an der Thür, harrend, daß ſie geöffnet werde. Rozalka's Bitte tönte noch in ſeinen Ohren wieder, er beſann ſich nicht lange und öffnete.

Der Graf hatte die Lampe ergriffen und war auf die Schwelle getreten. Zum größten Erſtaunen erkannte er die Marſchallin von G., die in der größten Verwirrung zu ihm eintrat. So groß indeß dieſe auch war, ſo konnte die ehrwürdige Dame dennoch ihr Betreten nicht verbergen, als ſie das junge, reizende Mädchen bei dem Grafen fand.

„Ach, Herr Graf,“ ſagte ſie, „wenn ich gleich ſtöre, ſo entſchuldigen Sie mich damit, daß ich nicht wiſſen konnte, daß —“

Der Graf merkte ihre Verlegenheit und fiel ihr in die Rede. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Madam, jedoch jetzt iſt nicht Zeit, Ihnen dieſe ſonderbare Geſchichte aufzuklären, worin Sie auch verwickelt werden ſollten. Es handelt ſich vielmehr darum, ſo ſchnell als möglich zu erfahren, was Sie bewog, zu dieſer Zeit mich aufzuſuchen, und alle Unterſtützung Ihrer Angelegenheit zu widmen. Reden Sie!“

„Und wiſſen Sie nicht?“ rief die Dame, „Alles ſteht auf dem Spiele. Man hat L. d. D. arretirt, er iſt wie ein Verbrecher nach Warſchau abgeführt worden, ſein Leben ſteht auf dem Spiele, und wenn man ſeiner Brieftaſche habhaft wird, die er — wie ich glaube — ſtets bei ſich trägt, ſo iſt Alles verrathen, denn er hatte die jüngſten Nachrichten von unſerm Bunde in Dresden und die Unternehmungen in Warſchau, von ſeinen Vertrauten mitgetheilt, darin aufbewahrt.“

Ein augenblickliches Stillſchweigen deutete an, wie ſehr dieſe Nachricht den Grafen und den Schulmeiſter ergriffen hatte.

Der Letztere erhielt zuerſt die Sprache wieder. „Alſo wirklich nach Warſchau abgeführt?“ fragte er.

„Ich ſah es mit eigenen Augen,“ ſagte die Dame mit jenem klagenden Ausdrucke, der den Polinnen eigen iſt und ihnen ſo wohl anſteht. „Wie ein Verbrecher war er gekettet, zuſammengekettet mit dem fürchterlichen Menſchen, den ich einige Mal in Warſchau ſah —“

„Van Pool,“ ſagte Przebracki, „wer ihn ein Mal geſehen hat, erkennt ihn wieder. Ich glaube, es gibt auf Erden kein zweites Exemplar einer ſolchen Schönheit.“

„Ich hatte mich zu dem Gouverneur begeben, um mit ihm wegen der Freilaſſung des Armen zu ſprechen. Ich durfte es thun, da er ſich ja für einen Verwandten meines Gatten ausgegeben hatte, und er daher als geborner Franzoſe andere Rechte in Anſpruch nehmen durfte. Ich wurde mit unzweideutigem Hohne abgewieſen, der mir deutlich ſagte, wie tief die Ruſſen in unſere Karte ſchauen. Der Herr Franzoſe müſſe nach Warſchau, der Cezarewitſch hätte ſich ſchon längſt auf eine Unterredung mit ihm gefreut, war die Antwort. So wurde ich entlaſſen. Unten in der Halle waren die Gefangenen, zum Transport beſtimmt, die Eskorte erwartend. Ich habe die wandelnde Kette auf dem Wege nach Toulon erblickt und das Herz erſtarrte mir — was war aber jenes Schauſpiel gegen dieſes. Sie waren paarweis zuſammengekettet und waren durch Trunk und Verzweiflung in eine Art von Wuth verſetzt, die ſich nicht beſchreiben läßt. L. d. D. erblickte ich durch eine lange Kette an jenen van Pool geſchmiedet, der ſie dreifach zuſammennahm, um ſeinen Gefährten recht nahe an ſich zu ziehen. Er ſtellte ſich dabei wie ein Raſender im Fieber, hieb, ſtampfte, biß, ſchäumte, der Schweiß rann in großen Tropfen ihm über das entſetzliche Geſicht und eine trübe Gluth flammte in ſeinen Augen. Sein Gefährte war niedergedrückt von ſeinen Leiden, aufgelöſt in Hoffnungsloſigkeit, und ſchien im verſtörten Blick keinen andern Wunſch zu haben, als ſchnell zu ſterben.“

Rozalka hatte aufmerkſam zugehört: „Schnell zu ſterben? Er? Iſt es der, den ich geſtern fand? Ich weiß nicht, wie er heißt — aber eine innere Stimme ſagt es mir — daß er's iſt!"

Dieſe Worte, mit einer ängſtlichen Haſt und einem Ausdrucke geſprochen, der alles Gefühl für ſich anſprach, erregten die Herzogin ſelbſt in dieſem Augenblicke noch, der ihre ganze Geiſtesthätigkeit, ihr innerſtes Empfindungsvermögen auf einen einzigen Gegenſtand hingelenkt hatte.

„Wen meinſt Du, Kind?" fragte ſie erſtaunt.

„Ihn — meinen Vater — den ich geſtern fand und auch gleich wieder verlor," rief Rezalka ängſtlich, als wenn jeder Augenblick ihr ein Vaterleben rauben konnte.

„Deinen Vater? Er?" ſagte die Herzogin in wachſendem Erſtaunen — „Wer ſagte ihr?"

„Van Pool, den ſie bis jetzt für ihren Vater hielt" — erwiederte der Schulmeiſter.

„O Himmel — ſie die Tochter van Pools, die einſt in meinem Hauſe war, die er wieder daraus ſtahl, der ſchreckliche Verbrecher! Sie? — ſie wäre? — ſie iſt meine Enkelin? die ich ſo lange mit Thränen ſuchte, ſie — das Kind meiner unglücklichen Tochter!" —

Rozalka warf ſich mit Ungeſtüm auf die Erde und umklammerte das Knie der Dame.

„Ach, verſtoßen Sie mich nicht wieder, laſſen

Sie mich Ihr Kind ſeyn, ich will Sie lieben, ich will Sie ehren! Wie konnten Sie mich ſo lange verſtoßen? Ich bin ja wirklich Ihr armes, unglückliches Kind!“

So rief ſie in ſteigender Verzweiflung. Sie wähnte, eine Entdeckung, vom Zufall herbeigeführt, könne Alles wieder in Nichts verwandeln.

Die Dame hob ſie mitleidsvoll auf und betrachtete ſie aufmerkſam unter häufigen Thränen:

„Ja, Deine Züge, Kind, täuſchen nicht. Dies iſt das Auge meiner Tochter, es iſt ſelbſt der Ton ihrer Stimme, Du warſt ſehr unglücklich! Deine Eltern waren es auch —“

„O, mein Vater!“ ſchrie Rozalka, „zuſammengekettet mit dem Furchtbaren! Und warum? Was hat mein Vater gethan?“

„So iſt ſie wirklich Ihre Enkelin, Madam?“ fragte, hinzutretend, der Graf.

Die Marſchallin hatte indeß den Kopf der knienden Rozalka im Schooße, und über ihr gebeugt, ihr Nacken, Hals und Schultern geküßt; ſtatt aller Antwort zeigte die würdige Dame jetzt auf ſieben braune Pünktchen, die wie das Himmelszeichen des großen Bären das Mädchen auf ſeinem Elfenhälschen trug.

Sie hielt ſich nicht mehr, riß Rozalka vom Boden auf, und eine lange Umarmung folgte.

Ich will es nicht verſuchen, eine Schilderung davon zu entwerfen.

27.

Es iſt wahr, daß die Dichter ſtets der Muttermale bedürfen, um verlorene Kinder wieder erkennen zu laſſen, und daß von vielen Seiten ihnen der Vorwurf gemacht wird: es ſei abgedroſchen. Aber eben ſo wahr iſt es, daß die gütige Natur jenen armen Kindern dieſe Kennzeichen wirklich verleiht, die auf dem nackten Körperchen gleich nach der Geburt von den Eltern wahrgenommen werden, um mit ihrer Hilfe die Verlorenen wiederzufinden. Ich kann mich z. B. nie des Gedankens erwehren, ſeh' ich einen Menſchen, der eine tüchtige Zeichnung dieſer Art aufzuweiſen hat, daß dies wohl der Zipfel ſeyn könnte, woran eine hohe Verwandtſchaft ihr entwendetes Eigenthum wieder an ſich zu bringen im Stande iſt.

Rozalka's großer Bär nahm ſich übrigens recht reizend aus und erhöhete den weißen Grund, worauf ihn die Malerin Natur ſehr regelmäßig aufgetragen hatte.

In dieſem Augenblicke war nicht Zeit, um Aufklärung über dieſe ſonderbare Geſchichte zu bitten. Graf S. wurde überdieß noch durch Zartgefühl davon abgehalten. Der feine Weltmann konnte ſich denken, daß hier wohl nicht Alles ſo zugegangen ſeyn möchte, als es zugehen ſollte.

Nachdem die Marſchallin ſich aus dem erſten Freudentaumel erholt hatte, wollte ſie wiſſen, wie Rozalka zu dem Grafen gekommen war.

Der Graf verſprach dieſe Erklärung ſpäter zu geben und entſchuldigte ſich mit der Eile, die erforderlich ſei, die beſten Maßregeln zur Befreiung des Vaters der Armen zu ergreifen. Przebracki mußte dabei thätig ſeyn. Er ſollte ohne Aufenthalt nach Warſchau und dort ſogleich Alles anwenden, was ihm zu Gebote ſtand. Vor Allem aber ſich in den Beſitz der wichtigen Brieftaſche des Gefangenen ſetzen. Der Schulmeiſter mußte ſogleich fort. Rozalka wollte ihn begleiten und ſelbſt ihren Vater befreien. Aber ihre Großmutter hielt ſie zurück.

„Du würdeſt die Bemühungen dieſes feinen, ſchlauen Mannes nur hemmen,“ ſagte ſie, „der uns ſicher den Vater wiederbringt. Nicht wahr, Przebracki, Ihr macht ihn frei — Ihr könnt es!“

„So gewiß als es meine Schuld war, daß er gefangen wurde,“ antwortete er. „Eigentlich war's nur auf van Pool und die Andern abgeſehen, aber, zum Henker! wer konnte auch glauben, die hochanſehnliche Familie dort anzutreffen.“

Er tröſtete Rozalka, die er ganz beſonders liebgewonnen hatte und ſchied mit der Verſicherung, dem Vater ſie in die Arme zu führen. Er war dabei gerührt, wie man es dem Kerle nicht zugetraut hätte.

Den Grafen hielten Geſchäfte von höchſter Wichtigkeit noch einige Tage in Wilna.

„Es iſt auch hier Alles vorbereitet zu dem entſcheidenden Schlage,“ ſagte er, „ich muß nur noch die Ankunft einiger Boten aus den entferntern Provinzen abwarten. Iſt dies erfolgt, ſo eile ich nach Warſchau, um den Aufſtand zu organiſiren. Unſere Feinde werden durch ihre kleinliche Aufmerkſamkeit auf Nebendinge irre geleitet und merken nicht, daß die Erde nur in dünnen Schichten über glühender Lava bebt. Bald beginnt das große Werk. Ich preiſe mich, daß mich die Natur ſo lange aufgeſpart hat, es mitzukämpfen. Przebracki fliegt nach Warſchau, wir folgen ihm bald, und wir finden dort L. d. D. ohne Ketten, und die Tyrannei in den letzten Zügen!“

Przebracki war fortgeeilt, kam aber ſogleich wieder, einen großen, breiten Juden an der Hand, den er mit folgenden Worten vorſtellte: „Hier, Erlaucht, iſt ein ehrlicher Factor, für den ich mit Leib und Leben gut ſtehe. Vielleicht haben Sie von ihm gehört, es iſt Baruch von Wilna, ein anſäßiger

Mann hier in der Stadt. Sie können Sich ihm ganz anvertrauen. Er iſt ein Vertrauter!“

Baruch gab ſich ſogleich als ſolchen zu erkennen, da er die Zeichen des Bundes der Slaven kennen gelernt hatte, und der Graf bewillkommte ihn freundlich. Der Schulmeiſter empfahl ſich unter Zuſicherungen, L. d. D.'s Freiheit gewiß zu bewerkſtelligen, und lief, von den guten Wünſchen der Marſchallin und Rezalka's begleitet, hinaus vor die Thür, wo ihn eine ſchlechte Kibitke erwartete, worauf er ſich nachläßig ſetzte und, die hin- und herbaumelnden Füße daraus hinaushängen laſſend, mit einer Sorgloſigkeit einige Birnen verſpeiſte, als wenn ihm Nichts in der Welt von Bedeutung oblag. In der Kibitke lagen aber zwei ſcharf geladene Doppelläufe, die erprobt waren und nie verſagten, und am Gürtel hatte er ein vergiftetes Stilet, von dem der kleinſte Stich tödtete, in einem Futterale von Büffelleder; denn er hatte große Wälder und einige Nachtlager zu überſtehen, und die Gefährten van Pools ſtellten ihm nach.

28.

Während nun die an einander gefetteten Gefangenen in traurigem Zuge zur Hauptſtadt gebracht wurden, bereiteten ſich dort Dinge vor, welche die Aufmerkſamkeit der Machthaber ganz auf ſich zogen.

Alle Tage fanden Verhaftungen ſtatt, die abſcheulichſten Kerker, die ſchrecklichen Ueberbleibſel eines barbariſchen Zeitalters, ſeit lange unbevölkert, öffneten jetzt ihre roſtigen Eiſengitter, um in ihrem ſumpfigen Schooße, nur den lichtſcheuen Geburten des Schlammes und Geſteins ein nährendes Element, die traurigen Schlachtopfer eines ewig fürchtenden Verdachtes aufzunehmen. Hüpfende Flämmchen, welche die Lampe des Kerkermeiſters in dem mephitiſchen Dämpfen dieſer Schreckensorte entzündeten und die dann mit ihm verſchwanden, machten dem armen Eingeſperrten ſeine Nacht nur noch finſterer, die ihn umgab. Was half es dem Elenden, daß ihm die Natur Alles gegeben hatte, was ſie dem andern Sterblichen zu Theil werden ließ. Er hatte Augen, Gefühl, Sprache, Verſtand, ach! und er lag hier blind — ſtumpf — ſtumm -- blödſinnig; die wunden Glieder ſchleppten mühſam die centnerſchwere Kette vom feuchten Lagerſteine, acht Schritte ins Gevierte, und der glühende Schädel berührte ſchon die furchtbaren Quaderwände, und der Unglückliche ſank heulend auf den Boden hin. Man konnte mit Recht ſagen, daß die Vornehmen in Warſchau zur damaligen Zeit auf den Köpfen der Verdammten tanzten und jubelten, denn während in den Sälen Feſte und Bälle gefeiert wurden, klapperten tief unten in den alten Familiengefängniſſen die Gebiſſe halbverhungerter Gefangenen zuſammen, die von den verſchrumpften Lippen nicht mehr bedeckt wurden und nicht Kraft genug hatten die verſchimmelte Rinde abzunagen.

In einem weiten, öden Gebäude, das einen ſchmutzigen, großen Hofraum umſchloß, ſehen wir viele alte Kellerthüren, mit neuen Eiſenbändern beſchlagen, mit neuen Schlöſſern verſehen. Die kleinen runden Lichtöffnungen, mit eiſernen Querſtäben verwahrt, erhalten ſtärkere Eiſenſtäbe der Länge nach. Einige Strohſäcke werden abgeladen und in die Keller geſchafft, kurz Alles deutet darauf hin, daß die Kerker für die jetzige Bevölkerung zu klein geworden ſind und ein neues Staatsgefängniß eingerichtet wird.

Nur einen Tag war erſt dieſe Einrichtung getroffen worden, als ein Zug zuſammengeketteter Menſchen von ihren bewaffneten Treibern in den Hofraum gejagt wurde.

Mit dem Schmutze des Weges bedeckt, von den ſtarken Eiſenringen an den Gelenken wund gerieben, ermattet von den Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, kamen die Unglücklichen mit jenem freudigen Gefühl in dem Hofe an, das den Müden ergreift, wenn er ſich auf das Lager werfen kann. „Wir werden doch wenigſtens ausruhen dürfen und ſchlafen!“ ſeufzten ſie. Und ſo wurden ſie hinabgeſtoßen, wo ſie ausruhen durften und ſchlafen, die Thüren fielen hinter ihnen ins Schloß — da riſſen ſie die Augen auf — da heben ſich die Lungenflügel gewaltig — Luft und Licht war fort! Ach, draußen war's doch beſſer!

Eine dieſer Grüfte ſchloß ſich hinter L. d. D. und van Pool. Eine gräßliche Gemeinſchaft! Des Letzten Wüthen hatte aufgehört, er war ſtiller geworden, denn der Wahnſinn des Fiebers brütete nun in ihm, und ein inneres Feuer hatte ſeine gewaltige Tobſucht in Erſchlaffung aufgelöſt.

Wie ſich die beiden Gefangenen in ihrem Kerker befanden, warf ſich van Pool ſogleich auf den Boden. Man hörte ihn plätſchern, wie einen Fiſch. Sein Gefährte tappte ſich bis zur Wand hin, wo einige vorſpringende Steine, ihm einen trocknen Sitz gewährten. Alte Kröten ſprangen, unwillig über die Störung, hinab und plätſcherten in der Pfütze gleich van Pool.

Nachdem L. d. D. wohl eine Stunde in dem Loche mochte verfloſſen ſeyn, färbte ein falber Lichtſtrahl den dicken Dunſt, der ihn umgab, mit einem graufarbigen Schimmer, und es ſchienen ſich ihm die Gegenſtände, wie aus Nebel auftauchend, zu zeigen. Langes, ſchwarzes Moosgeflechte hing von dem Gewölbe und er freute ſich, als er den braunen Tropfen ſah, der aus dem Geſteine ſich preßte, gleich einer Thräne, deſſen Fallen im Waſſer ein Geräuſch machte, das ein trauriges Echo erweckte, um die Todtenſtille ringsumher noch bemerkbarer zu machen. Er ſah die grauen Kröten aus dem Schlamme die weitmäuligten Köpfe recken und die großen Augen ihn anſtieren, und er freute ſich ihrer Geſellſchaft und ſah immer nach ihnen hin, denn hinter ihm lag ruhig die Kette am Boden, wie eine gräßliche Schlange, ſein Gefährte ſchlummerte und rührte ſich nicht.

L. d. D. hatte Beſonnenheit genug das Ganze ſeiner Lage zu überdenken. Sie war ſchrecklich und doch fürchtete er, ein Druck von der Fauſt ſeines Mitgefangenen, ein Schlag mit der ſchweren Kette, könne ſeinem Leben ein nicht erwünſchtes Ende machen, ſeinem Leben — das er für die Rettung ſeines Vaterlandes — für ſeine Tochter gern hingegeben und doch auch wieder ſo gern erhalten hätte.

Nach und nach wurde die graue Färbung der Gegenſtände dunkler, ſeine nähere Umgebung wurde braun, die fernern ſchwarz. Er ſah die Kröten, die Flechten, die Kette nicht mehr, es verſetzte ihm den Athem, er fürchtete mit einem Male blind zu werden. Endlich kehrte die Beſinnung wieder, ein Geräuſch ließ ſich vernehmen, die Thür wurde aufgeriſſen, mit vorleuchtendem Arme erſchien der Kerkermeiſter und ſetzte Brod und Waſſer auf die Stufen des Einganges. Es klirrte wieder und das Licht war verſchwunden. Van Pool regte ſich, der Schlaf hatte ihn geſtärkt, er wußte was das Klirren zu bedeuten hatte, er war an dieſe Art von Quartier und Koſt gewöhnt.

„Unſer Abendbrod!“ murmelte er, und fluchend durchs Waſſer platſchend ging er zum Eingange, nahm das Brod und den Krug und ſetzte ſich klirrend zu ſeinem Gefährten.

„Ho, ho,“ tönte ſein hohles Lachen, „ſo habe ich mir's nicht gedacht, Dich wieder zuſehen. Sieh, jetzt bin ich ruhig und thue Dir nichts mehr zu Leide. Einſt — es iſt ja wohl ſchon eine Weile her — da wir noch beide denſelben Rock trugen; nur auf den Schultern hatteſt Du goldene Epaulettes, ich keine — da haßte ich Dich, weil ſie Dich liebte — und ich liebte ſie auch ſo ſehr — ſo ſehr! ich ſchwör's, ſeitdem hab' ich keinen Menſchen mehr lieb gehabt.“

Er zog die Kette raſſelnd an ſich und L. d. D. war ihm nun ganz nahe und hörte die dumpfe Stimme und fühlte ihren glühenden Hauch ſein Ohr berühren.

„In der Nacht, da das Schloß abbrannte, ehe Du mit Deinem flüchtigen Regimente Polen verließeſt auf viele Jahre, da gabſt Du der Kleinen das Leben, die Du geſtern — war es nicht geſtern? — wiederfandeſt — bei der Oſſepowa. Ich fand die ohnmächtige Gräfin im brennenden Gemache, ſie war noch glühend von Deiner Umarmung, die vielleicht noch länger gedauert haben würde, wenn die Flammen von außen, Deine innere nicht gekühlt hätten. Du hörteſt mich nahen, und floheſt wie ein Dieb — ließeſt Dein Liebchen am Rande des Schreckentodes — das war nicht recht — wußteſt Du denn gewiß, daß ich ſie retten würde? Ich hätte ſie ja auch in die Flammen werfen können! Aber das that ich nicht — nein! ich küßte ſie — küßte ſie zum erſten Male — dies einzige Mal — ſo lang bis die herabfallenden Funken der Decke ſie aufweckten und ich ſie forttragen mußte, weil ſie ſchrie. Wir wären ſonſt vielleicht beide verbrannt, o wär' es geſchehen! —“

Sein Arm hatte ſich um ſeines Gefährten Nacken geſchlungen, und der kalte Eiſenring drückte ſich tief in deſſen Halsmuskeln.

„In jener Nacht,“ fuhr er fort, „verlorſt Du einen braven Soldaten von Deinem Regimente, aber Deine kleine Tochter bekam dafür einen Vater. Ich blieb zurück im Vaterlande und ſtahl die

Kleine, fünf Jahr alt. Ich hatte was gelernt und blieb im Lande und nährte mich redlich. Das Kind lernte mein Handwerk. Sie tanzte auf dem Seile und auf Eiern. Sie hatte es nicht ſchlecht bei mir, und als die Mutter aus Gram geſtorben war, da hatte ſie es ſogar gut. Wie ich Geld genug hatte, ſetzte ich mich zur Ruhe und ſie konnte leben, wie's ihr Vergnügen machte. Nun iſt's freilich damit aus — aber dafür hab' ich nun Dich!"

Hier umarmte er wüthend ſeinen Gefährten, ohne daß es dieſer wehren konnte. In demſelben Augenblicke tönte von außen, leiſe, mit heiſerer Stimme geſungen, das Lied:

„Polen iſt noch nicht verloren!"

L. d. D. wollte ſich aus der Umarmung losreißen, van Pool hielt ihn aber wie ein nächtlicher Alp mit unſichtbaren Krallen in der dicken Finſterniß.

29.

Przebracki, der glücklich nach Warſchau gekommen war, gelang es, des Großfürſten Aufmerkſamkeit von Neuem auf L. d. D. hinzulenken. Er wußte geſchickt zu verbreiten, daß ſeine Bemühungen ihn in Wilna ins Netz gelockt hatten, und daß mit ihm zugleich das Haupt einer ausgebreiteten Räuberbande und einige ſeiner Spießgeſellen eingefangen werden. Dieß hob ſeinen Ruf und es fehlte nicht an Belohnungen von Seiten der Behörde. „Iſt es weiter nichts, ſo wird L. d. D. doch in ein andres Gefängniß kommen, das für ihn minder unangenehm, und für uns zugänglicher ſeyn wird,“ dachte er. „Auch muß ich ja dem Großfürſten meine großen Dienſte ins Gedächtniß rufen. —“

Es war ſpät des Abends als ein Offizier mit einem anſtändigen Wagen vor dem Kerker hielt, in welchem L. d. D. und van Pool eingeſperrt waren. Der Gefangenwärter trat ein und löſte ſtillſchweigend die Kette von L. d. D.

„Frei!“ rief van Pool.

Stillſchweigend warf der Gefangenwärter das Ende der Kette durch einen ſtarken Mauerring und ſchloß ſie feſt.

Zu L. d. D. ſagte er: „Folgt mir!“ Er ſtieg die Stufen zur Pforte hinan, L. d. D. folgte ihm ſchwankend, und van Pool heulte und biß in die Ketten. Wie der Gefangene den Himmel über ſich ſah, die Sterne, welche daran ſchimmerten, und einen tiefen Zug that, um Luft zu ſchöpfen, eine Nahrung, die er ſo lange entbehren mußte, da war es ihm freudig zu Muthe und wehmüthig zugleich. Er hatte ſich im dunkeln Kerker manchmal überredet, die Welt ſei in Trümmern zerfallen und ihn hätte ein furchtbares Erdbeben verſchlungen, nun aber — als Gottes Schöpfung in ihrer ewigen Ordnung ihn wieder umgab, ſtieg in ihm der Gedanke auf: „Und dies Alles dürfen die Menſchen einem Mitmenſchen entziehen? — “ Er war ſo ſchwach, daß man ihn in den Wagen heben mußte. Hier fand er den Offizier.

„Man wird dich nach Sibirien bringen,“ dachte er, „ohne Verhör, ohne Recht,“ dann aber bemerkte er wieder, daß der Wagen nicht zu einer ſolchen Reiſe eingerichtet ſei.

„Wohin bringt man mich?“ fragte er nach einer Weile.

Keine Antwort erfolgte. Die Begleiter von bedeutenden Gefangenen wiſſen durch ein wichtigſcheinendes Stillſchweigen gewöhnlich ihre Unwiſſenheit zu bemänteln.

Sie waren nicht lange gefahren, ſo hielt der Wagen vor einem ſtattlichen Hauſe, unter deſſen Portal, von hohen Bäumen beſchattet, eine ſtarke Wache poſtirt war.

Der Offizier deutete L. d. D. an, daß er hier ausſteigen müſſe. Im Portale ſtand ein alter Mann, der die beiden Ankömmlinge eine breite Treppe hinan und dann einen langen Korridor hinunter führte. Die Thür eines kleinen, doch reinlichen Zimmers war geöffnet, in welches ſie eintraten.

Auf einem Tiſche war Alles zur Toilette bereitet, wie L. d. D. mit Erſtaunen wahrnahm. Der alte Führer ſagte ihm, er möge ſich dieſer Dinge nach Bequemlichkeit bedienen. Mit welchem wollüſtigen Gefühle ließ der Gefangene die lang entbehrte Labung des kalten Waſſers ſeine Haut erfriſchen, auch an einer ſtärkenden Eſſenz fehlte es nicht, reine Wäſche lag bereit, und er durfte ſich den langewachſenen Bart abnehmen. Nachdem er dieſe Reinigung mit ſich vorgenommen hatte, erhielt er andere Kleider, und der Offizier deutete ihm an, daß er ihm zu folgen habe. Stillſchweigend ſetzten ſie ſich wieder in den Wagen. Es ging die Krakauer Vorſtadt hinunter. „Zum Großfürſten!“ ſtieg in ihm der Gedanke auf. Jetzt galt's ſich zu ſammeln. Aber er war damit noch nicht recht zu Stande, als der dahinfliegende Wagen ſchon am beſcheidenen Portale des Belvedere hielt.

Sie gingen durch den Wachenſaal, wo der Gefangene blieb, indeß ſein Begleiter zum Rapport in die Dejourſtwo trat. Bald erſchien ein Adjudant, ſeinem Winke folgte L. d. D. und einen Augenblick ſpäter ſtand er in einem hellerleuchteten

Kabinete, dem Cezarewitſch gegenüber. „Wer biſt Du?“ ſchrie ihm dieſer barſch entgegen.

Solche ungeziemende Fragen erleichtern ſtets das Antworten. „Ich ſetze voraus, Ew. Kaiſerlichen Hoheit bekannt zu ſeyn, wie hätte ich ſonſt wohl die Gnade hier zu ſtehen,“ entgegnete der Gefangene.

„Du verhehlſt alſo nicht, daß Du ein Pole und nicht jener Franzoſe biſt, für den Du Dich ausgibſt,“ ſagte Conſtantin, ihn ſcharf anſehend.

„Ich habe nie geglaubt, durch eine ſolche Angabe meine Regierung zu täuſchen, ja ich hatte ſogar die feſte Ueberzeugung, daß ſie in ihrer weiſen Wachſamkeit davon genau unterrichtet war,“ erwiederte L. d. D. mit beſcheidener Ruhe.

„Und was hat Dich dazu gebracht, unter fremdem Namen Dich hier einzuſchleichen?“ fragte Conſtantin.

„Herr,“ ſprach L. d. D., „das hohe Verbot mein Vaterland betreten zu dürfen.“

„Ha ha!“ rief wild der Großfürſt, „Verbot! und dennoch biſt Du hier — was wollteſt Du hier?“

„Familienverhältniſſe, wichtige, die ganz mein Herz erfüllen,“ ſagte mit immer gleicher Ruhe der Gefangene.

„Du meinſt die große Familie der Polen,“ erwiederte der Großfürſt, indem er ſich ſetzte.

„Nun, und was iſt's denn eigentlich, was Dein Herz erfüllt? Nicht wahr, ich ſoll weg, Ihr könnt mich nicht leiden, ich paſſe nicht in Eure Familie.“ Er lachte, indem er dieſe Worte ſprach.

„Ew. Kaiſerliche Hoheit,“ ſprach mit Beſcheidenheit L. v. D., „interpretiren meine Worte, ich muß es ſagen, auf unrichtige Weiſe. Allerdings gehöre auch ich zu dem großen Verbande, den Sie die polniſche Familie zu nennen belieben. Um zu wiſſen, ob ihre Klagen gerecht ſind, bin ich zu kurze Zeit hier, um hier frei zu ſagen, was ich für das Wohl dieſer Familie als dienlich erachte, müßte ich nicht als Gefangener vor dem Großfürſten, ſondern als freier Pole vor dem gerechten Stellvertreter meines Königs ſtehen. Doch,“ fügte er ſchnell einlenkend hinzu, „ich muß die feierliche Verſicherung geben, daß mein hieſiger Aufenthalt das Auffinden einer verloren gegangenen Tochter zum Ziel hatte, über deren ungewiſſes Schickſal die Mutter im Grame ſtarb, und Kummer mein Leben verzehrte. Treue Freunde ſchrieben mir nach Frankreich, daß ſie jetzt eine Spur entdeckt hätten, und ich eilte mit meiner Schwiegermutter, der Witwe des Herzogs v. G. nach Polen, um jene Spur zu verfolgen. Ich konnte nicht ahnen, daß man mich wie einen Landesverräther behandeln würde.“

Conſtantin ging während dieſer langen Rede, die er ſonſt gewiß unterbrochen haben würde, ſinnend auf und ab. Endlich ſtellte er ſich vor den Gefangenen mit untergeſtemmten Armen: „Wie macht man eine Revolution?" fragte er ſchnell.

„Herr," ſagte betreten über die unerwartete Wendung L. d. D.

„Du kommſt aus Frankreich," ſprach raſch der Großfürſt, „und wirſt es mir ſagen können. —"

„Die Revolution macht nicht —" fing der Gefangene zögernd an.

„Erſt laufen Straßenjungen zuſammen," ſagte der Großfürſt, „dann geſellt ſich der Pöbel dazu, und dann werden ein Paar Kartätſchen abgefeuert und die Verräther gehenkt, ſo macht und ſo beendigt man Revolutionen. Du ſiehſt, daß ich das Alles ſo gut weiß, wie Einer. Aber es thut mir recht leid, daß ich Dir noch nicht erlauben kann, Deine Tochter aufzuſuchen. Doch Du kannſt ja darüber ganz ruhig ſeyn, die Herzogin iſt ja frei und wird ſich gewiß alle Mühe geben. Ich will mich ſelbſt erkundigen laſſen und Dir dann Nachricht darüber geben."

Er notirte einige Worte in eine kleine Schreibtafel.

„Die Polen ſind Thoren," ſagte er dann, „ſie ſpringen im Wahnſinn mit den Köpfen gegen einen Stein, und bedenken nicht, daß dieſer härter als ein Kopf iſt. Nur zu! nur zu! Sie ſollen den Lohn ihrer Empörungsſucht empfangen!“

Hier drehte er dem Gefangenen den Rücken und verließ ſchnell das Zimmer. Der Adjudant du jour trat ein und führte L. v. D. in den Saal der Wachen zurück, wo ihn ſein früherer Begleiter in Empfang nahm und mit ihm Belvedere verließ.

Als ſie in den Wagen ſteigen wollten, drängte ſich dreiſt und unbekümmert um die Schildwachen ein Mann in einem Mantel zu L. v. D., ſah ihn feſt an, machte ihm einige Zeichen, und als der Gefangene nicht darauf merkte, äußerte er ihm einige Worte zu. Auch dieß wurde nicht bemerkt und der Mann ſtieß einen derben Fluch aus, da die Schildwachen ihn zurückdrängten und der Wagen mit derſelben Eile fortrollte, wie er gekommen war.

Der Mann im Mantel war aber Przebracki.

30.

Am 29. November am frühen Morgen ſehen wir bei dem Juden Hirſch, in der wohlbekannten Methſchenke unweit des Arſenals, ein Paar alte Bekannte mit einander frühſtücken. Sie haben einen Häring und einige rohe, ſaftige Zwiebeln unter einander geſchnitten, das Ganze mit Pfeffer geſchwärzt, und würzen ſich dies frugale, ſtarkriechende Mahl durch angelegentliche Mittheilungen, wie es den Anſchein hat.

Es iſt Baruch, der den Grafen S., die Herzogin und Rozalka nach Warſchau begleitet hat und ſogleich Przebracki aufſuchte, um Neuigkeiten von ihm zu erfahren.

„Es iſt ein Elend,“ ſagte Przebracki, „daß ich noch nicht im Stande war, den armen Mann zu befreien, der durch mein Verſchulden eigentlich arretirt worden iſt. Bis jetzt iſt es mir nur gelungen, ihm eine Unterredung mit dem Großfürſten zu verſchaffen, der neugierig war, L. d. D. kennen zu lernen, dadurch iſt er wenigſtens zu beſſerer Haft und reinlicher Kleidung gelangt und iſt auch von dem ſchrecklichen van Pool losgekommen, mit dem er zuſammengeſchmiedet war.“

„Sitzt van Pool noch?“ fragte Baruch.

„Bis zum jüngſten Tag, kein Menſch kümmert ſich um ihn,“ erwiederte der Schulmeiſter. „Was hilft's ihm jetzt, daß er zu jedem niederträchtigen Streiche, den die vornehmen Herren gern ausüben wollten, willig die Hand bot? Was trägt's ihm für Früchte, daß er dem N. die ſchönſten Kinder brachte, und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht kommen durfte? Ich weiß es, daß N. ihn fürchtete wie den Teufel und nun froh iſt, daß er ihn vergeſſen kann. Ja — und ſie vergeſſen ihn Alle — er kann vermodern bei lebendigem Leib. —"

„Und was wird unſer Schickſal ſeyn!" ſprach Baruch bedenklich. „Wir bieten unſere Hände zu einem guten Werke, wie man ſagt, wenn's aber zum ſchlechten wäre?"

„Wie meinſt Du das, Baruch?" fragte Przebracki.

„Ich möchte mir doch die Hände abhacken, die ich zum Schlechten hingereicht hätte," ſagte Baruch. „Ich hab' ſpionirt und hab's Dir hinterbracht, der Du's hinterbracht haſt dem General K. und dem Profeſſor L. und dem Kaſtellan N., was weiß ich! gut! ich hab' mich laſſen bezahlen von den Ruſſen und hab' ſie belogen — gut! ich hab' gewußt von der Verſchwörung, und von der Verbindung und von der Verbrüderung — und hab' nicht gemukſt — gut! aber, was wird ſeyn das Ende vom Lied? Sie werden ſich erheben in ihrem Wahne, die Polen, und werden verjagen die Ruſſen, die ſich deſſen nicht verſehen — gut! Aber die Ruſſen werden ſich ermannen und es werden doch kommen aus Aſien die Baſchkirchens und die Kalmükchens und die Koſakchens mit langen Piken, und mit dicken Kantſchuhs, und der

Melech wird ſchicken die großen Grenadierchens aus Petersburg mit den Kanonen, und ſie werden kommen und ſchlagen die wenigen Polen, und ſie werden hereinkommen nach Warſchau, und ſie werden ſuchen Przebracki und Baruch und noch Einige, die es haben gehalten mit der ehemaligen guten Sache, die da iſt geworden eine faule Sache, und ſie werden geben viel Palk, und werden aufreißen die Naſenlöcher und werden ſchicken nach Sibirien in die Bergwerke —"

„Feiger Jude," unterbrach ihn hier der Schulmeiſter voll Unwillen, „dahin kommt es nicht — die gute Sache wird und muß ſiegen!"

„Feiger Jude!" wiederholte der Andere.

„O mai! mai! Herr von Przebracki, was ſind Sie doch geworden ſo hochmüthig! Man kann zwanzig Mal daran ſeyn, erſchoſſen und gehenkt zu werden, und iſt deshalb doch kein Held. Recht! Die gute Sache wird ſiegen — ich will's doch glauben, aber was wird ſeyn das Ende vom Lied, frage ich immer. Sie werden brauchen Geld, unſere großen Patrioten, und werden uns wegnehmen, was wir von den Ruſſen für unſere Dienſte bekommen haben; ſie werden brauchen Soldaten und wir werden Alle müſſen werden Soldaten, oder wir werden uns wieder müſſen loskaufen mit ſchwerem Gelde. Ich ſehe keine Glückſeligkeit dabei — aber es iſt die gute Sache, und ich ſtecke einmal drin, und habe mich laſſen verblenden von dem Teufel, und nun kann ich nicht loskommen von dem Patriotismus.“

„So geht's mit Euch, Memmen,“ rief Przebracki, „wenn ſich die Gefahr auch nur dem Anſcheine nach nahet, ſo werdet Ihr bleich und bebet. Heute Nacht wird's etwas geben, das iſt gewiß. Ich ſehe Minen und Schritte, die auf einen nahen Ausbruch deuten, und ich bin bemüht, die Aufmerkſamkeit der Spione nach einer andern Richtung zu lenken. Ich ſage Dir, Baruch, der Augenblick des Zuſchlagens iſt nicht mehr fern. — “

„Darum iſt ja eben Graf S. ſo ſchnell als möglich von Wilna hieher gereiſt,“ ſagte Baruch mit ernſter Ruhe, ohne den geringſten Ausdruck von Angſt, indem er ſich die Ueberbleibſel des Mahles aus dem ſchönen, in zwei Hälften getheilten Barte wiſchte, „glaube nicht, daß ich eine Revolution fürchte, da gibt's gewiß etwas zu fiſchen. Aber ihr Ende fürchte ich.“

31.

In dem Hotel des Grafen S. war ein reges Leben. Er war ſo eben von ſeiner Reiſe zurückgekehrt und hatte, dem Anſcheine nach, ſehr werthe

Gäſte mitgebracht, die in den prächtigſten Gaſtzimmern einquartiert wurden. Es war dies die Herzogin von G., Witwe des franzöſiſchen Reichsmarſchalls, eine Landsmännin des Grafen, mit ihrer ſchönen Enkelin, Gräfin Rozalka v. D., die hier ihre Verlobung mit dem jungen Fürſten Jozef Lunowski feiern ſollte, der aus dem ruſſiſchen Militairdienſt getreten war, um fortan den Wiſſenſchaften zu leben.

Die Vorbereitungen zu den Feſtlichkeiten wurden mit einem ſo lärmenden Eifer betrieben, eine Menge von Handwerkern ſollte dabei beſchäftigt werden, die zahlreiche Dienerſchaft des Grafen wurde verſtärkt — Alles deutete auf einen Glanz hin, dem der achtzigjährige Graf wohl in ſeiner Jugend gefröhnt, nun aber ſeit lange ſchon entſagt hatte.

In dem alten Familienſaale ſaß der Greis mit ſeinen Gäſten, den Bräutigam erwartend. Gräfin Rozalka in Fiebergluth.

Da öffnete ſich die Thür und hereintrat der Fürſt, der nun nicht mehr in der beengenden Uniform, ſondern im ſchwarzen Kleide zwar bläſſer, aber doch in ungezwungener, edler Haltung erſchien.

Er hatte die Einladung zum Grafen erhalten, unbewußt des hohen Glückes, das ſeiner wartete.

„Fürſt Jozef," rief Graf S. dem Eintretenden entgegen, „ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Ihnen Ihre Braut vorzuſtellen. —“

Der Fürſt, der den Damen eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ohne ſie anzublicken, erröthete in ſichtbarer Verlegenheit und wandte ſich mit einem fragenden Blicke hin zum Grafen, keines Wortes mächtig.

„Nun ja,“ fuhr der Graf lächelnd fort, „glauben Sie, wir Patrioten hätten nicht Zeit, uns auch um die Liebeshändel unſerer jungen Herren zu bekümmern? Sehen Sie her, nicht wahr? Sie liebten dieſes Mädchen. —“

Hier ſchlug Jozef die Augen auf und ſtarrte Rozalka an. Sie war es und war es nicht — er getrauete ſich nicht, ſie anzureden, aus Furcht, die Erſcheinung könnte verſchwinden.

„Ich bin's, Jozef,“ hauchte Rozalka.

Bei dem Ton dieſer Stimme blieb ihm kein Zweifel mehr.

„Rozalka!“ rief er aus und hatte ſie umarmt.

„Ja, mein Herr,“ ſprach aufſtehend die Herzogin, „meine Enkelin und ihre Braut!“

„Liebſt Du mich denn?“ fragte leiſe der Fürſt.

„Ich werde Dich lieben!“ ſagte mit Nachdruck Rozalka. Er verſtand die Bedeutung.

„Wie aber hängt dies zuſammen?“ fragte der Fürſt.

„Sie ſollen Alles erfahren. Rozalka iſt das Kind eines ſchwer verfolgten Mannes, des Schwiegerſohnes dieſer Dame, der hier im Kerker ſchmachtet und noch in dieſer Nacht mit unſerm Lande frei werden ſoll. Ich weiß, was hier vorbereitet iſt, auch von andern Seiten iſt viel geſchehen. Alles iſt in den beſten Händen, Muth beſeligt uns — nur Ausdauer und des Himmels Schutz, ſo gelingt's! Hier wird Verlobung gefeiert, die Gäſte ſind geladen, und Alles habe den Anſchein eines friedlichen Feſtes, das ſo lange währt, bis die Sturmglocke ruft, dann zu den Waffen und das Geburtsfeſt des Vaterlandes gefeiert. Gibt's ein Höheres?'

Er drückte den Fürſten an ſich.

Bald rollten glänzende Wagen in den Hof. Edle Polen füllten die Säle, man überließ ſich der Freude, den Glückwünſchungen, dem Zauber der feinſten Geſelligkeit, den Genüſſen der Tafel. Man ſtieß mit ſtummen, vielſagenden Blicken an, es galt dem Auferſtehungsfeſte Polens.

Fürſt Jozef ſagte leiſe zu ſeiner Braut: „ein ſchöneres Verlobungsfeſt feierten nie ſterbliche Menſchen!"

Sie aber erwiederte ernſt: „Noch ſind wir Sclaven und können uns nicht freuen vom Herzen.

Morgen ſind wir Polen und der Vater ſegnet uns!“ —

32.

Noch waren die Gäſte beim Grafen S. verſammelt, der Champagner perlte im Glaſe, die Augen leuchteten, und Alles ſchien mit geſpannter Erwartung die Siebente Stunde zu erwarten. Schon hatte ſie geſchlagen, und ungeduldig trat der Graf in einen Erker, der eine weite Ausſicht über eine Reihe kleiner Häuſer auf dem linken Weichſelufer nach Lazenka gewährte. Ein finſterer Nachthimmel hatte ſich über die Gegend gebreitet und Stille herrſchte ringsumher. Plötzlich tönte es wie Schüſſe. Alles horchte freudig auf. Der Eine wurde bleich, der Andere roth. Rozalka umſchlang krampfhaft ihren Bräutigam. „Hörſt Du's?“ rief ſie mit halber Stimme.

„Sie ſind dabei, meine Kameraden,“ ſagte der Fürſt, „theure Braut, nun darf auch ich nicht ſäumen!“

„So eile! eile!“ ſprach ſie drängend, „der Himmel ſegne Deinen Arm!“

Er riß ſich los von ihr und ſagte:

„Bei der Univerſität verſammeln wir uns, und während ſie draußen den Großfürſten fangen, treiben wir hier den Feind aus. Führt mich der Weg hier vorbei; ſo werde ich wohl auf einen Augenblick zu Dir hinaufeilen und mir einen Kuß holen."

Er ſtürzte fort, um auf dem Sammelplatze nicht zu fehlen, wo die Waffen ausgetheilt werden ſollten.

Rozalka rief ihn zurück, und ihr glühender Mund brannte ihm einen beſeligenden Kuß auf die Stirne. Ihr Herz pochte, ſie wünſchte, daß erſt der Kampf allgemein werden möchte, um im Getümmel mitfechten zu können. —

Während dieſes flüchtigen Abſchiedes waren die Gäſte auf den Balcon getreten, um zu beobachten, was ſich in den Straßen begebe.

Von den Schüſſen aufgeſchreckt, die nun auch im Norden der Stadt vernommen wurden, eilten die Ruſſen flüchtig nach allen Seiten, und die friedlichen Einwohner Warſchau's, die nicht wußten, was im Werke ſei, öffneten neugierig die Thüren ihrer Häuſer und ſtellten Licht vor die Fenſter. Mehrere waren da hinausgeeilt, von wo der Lärm herkam, auch Flüchtige kamen zurück.

„Sie ſtürmen Belvedere! Der Großfürſt iſt gefangen! Sie ſtecken die Caſernen in Brand!" So lauteten die erſten Kunden, und die hin- und herlaufenden Ruſſen wurden mit Hohn und Mißhandlungen überhäuft.

Mittlerweile war die Vorſtellung im Theater unterbrochen worden. Eine Stimme hatte gerufen: „Polen, zu den Waffen! Die Stunde der Freiheit hat geſchlagen!“ Die Leute ſtürzten ſich bei dieſen Worten zur Thür hinaus, verbreiteten ſich in der ganzen Stadt, und der Ruf: „Polen, zu den Waffen!“ erſcholl in allen Straßen.

Dabei wurden hie und da ſchon die Glocken gezogen, die Lärmtrommeln geſchlagen und das Schießen verſtärkte ſich auf verſchiedenen Punkten. Ruſſiſche Generale ſaßen auf und ſprengten nach den Plätzen, wo ihre Truppen ſich ſammelten.

Es war eine dumpfe Geſchäftigkeit überall ſichtbar. Ein Aufſtand war ausgebrochen, das wußte man, aber man kannte nicht das Umfaſſende deſſelben, man wußte nicht, ob es auf einen Mord des Großfürſten, oder aller Ruſſen, oder nur auf eine Staatsumwälzung abgeſehen war.

Nun kamen die erſten Nachrichten von dem Wahlplatze herein. Es wurden Verwundete gebracht, die ausſagten: „daß die Militärſchule in Lazienka zuerſt zu den Waffen gegriffen habe. Bei der Sobieskibrücke ſei den Ruſſen ein mörderiſches Scharmützel geliefert worden, und die unbärtigen Polen hätten ſich wie Helden nach dem Belvedere hinüber geſchlagen.“

Hier war der Berichterſtatter verwundet worden, und die Nachrichten gingen nicht weiter.

Ein Anderer nahm das Wort und verkündete dem ihn umſtehenden Haufen: „die Schüler hätten erfahren, daß der Großfürſt ſie Alle vor ein Kriegsgericht ziehen wolle, das in vierundzwanzig Stunden ſie richten ſollte, und daher hätten ſie ihm den Tod geſchworen. Er ſei aber mit Hilfe ſeines Kammerdieners entwiſcht, und die wuthentbrannten Jünglinge hätten Alles, ohne Schonung, niedergemacht, was ihnen im Schloſſe in den Weg getreten wäre. So hätten ſie ihre Siegesbahn zur Stadt mit Blut gefärbt und ſeien bereits innerhalb der Rogatka, um ſich mit ihren Brüdern, den Studenten und den andern Gutgeſinnten zu vereinigen.“

Der Tumult wuchs immer mehr. Man hörte wildes Schreien und das Stürmen einzelner Häuſer, ſolcher Leute, die das allgemeine Mißfallen erregt hatten.

Ganze Haufen erſchienen nun in den Straßen, mit den beſten Vertheidigungswaffen ausgerüſtet, unter Jubelgeſchrei wurde es verkündet, daß das Zeughaus erſtürmt ſei und daß es nun Waffen vollauf gäbe. Tauſende ſtürzten ſich nach jener Gegend, um Flinten, Säbel, Pulver und Blei zu haben, wonach ſie lechzten, wie nach der Luft.

Indeß war es in des Grafen Hauſe ſtill geworden. Das Feſt war beendigt. Bewaffnete Diener ſtanden innerhalb der wohlverſchloſſenen Thür. Die Gäſte hatten ſich zu Pferde geſetzt und waren in den Kampf geeilt. Der achtzigjährige Wirth war in die Verſammlung gefahren, die ſich, auf die Bitte des Fürſten Lubecki, als vorläufiger Adminiſtrationsrath des wiedergebornen Polens ſchnell gebildet hatte.

Rozalka ſtand am Fenſter und legte ſich weit hinaus, um die ganze, breite Straße überſchauen zu können. Der rauhe Nachtwind ſpielte mit dem bräutlichen Kranze in ihren Haaren. Ein ſtürmendes Gefühl durchzog nach dem andern ihre Bruſt. „Nun werde ich bald Jozef und den Vater die Straße heraufkommen ſehen!“ dachte ſie.

Da plötzlich ſtürzt ein wilder Haufe vorüber. „Nach den Gefängniſſen!“ hört ſie ſchreien. Und ſchnell, wie ein gejagtes Wild, eilt ſie die Treppe hinab, ein unten im Hauſe liegender Mantel wird umgeworfen, eine Mütze in's Geſicht gedrückt, und durch die unbewachte Seitenthür, die nur den Hausbewohnern bekannt iſt, tritt ſie auf die Straße. Der Hauſe iſt ſchon weit weg. Sie fliegt ihm nach, holt ihn ein, und zur Leſchno wendet ſie ſich mit einer Abtheilung, wo — wie ſie gehört hatte, ihr Vater gefangen iſt.

33.

Im Belvedere hatte man, auf die Nachricht, daß Unruhen während der Nacht ausbrechen könnten, in der Eile Vorſichtsmaßregeln getroffen ſo gut es gehen wollte. Conſtantin beruhigte ſich dabei und hatte ſich eben zu Bette gelegt, als einer ſeiner Dentſchicken mit angſtverſtörter Miene zu ihm in's Zimmer trat und ihm meldete, daß man bereits von Lazenka her Schießen vernehme und das Geſchrei wildverworrener Stimmen. Der Großfürſt ſprang zum Fenſter, unangekleidet, wie er war.

„Die Polen ſind tüchtige Kerle," murmelte er unter der Naſe, „und ſie werden uns zu ſchaffen machen."

Er befahl, daß man ihn ankleide, und während dies in Eile geſchah, pfiff er die Melodie der Dombrowski-Polonaiſe. Er war entſchloſſen, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen. Einige Adjudanten ſprangen herein und meldeten, daß ſich die Aufrührer dem Schloſſe näherten. Conſtantin gerieth in Wuth, und eben als er in den Hof hinabeilen wollte, ertönten die erſten Schüſſe in ſeiner Nähe und raubten ſeinem Lieblinge, dem General Gendre, das Leben.

Alles, was Waffen trug, hatte ihn verlaſſen, um ſich zur Gegenwehr zu ſtellen, der treue Dentſchick drückte den ſchnaubenden Ceſarewitſch mit aller Anſtrengung zu einer Tapetenthür: „Erhalte Dein Leben, Conſtantin Pawlowitſch!" ſchrie der Sclave ihm zu, „denn ſie morden Dich, den Wohlthäter ſo vieler Tauſende!"

Das Schlafgemach war eine kurze Zeit leer. Die wüthenden Polen ſtürmten die Treppe hinan, ſie erbrachen die Glasthüren des Corridors, die Wachen röchelten in ihrem Blute, und über ihren Leichen ſchritten ſie zur Thür, deren Schloß ihren Streichen wich.

Sie ſtürzten ſich auf das Bett. Es war noch warm — aber leer; und während ſie nun die Gemächer durchzogen, war der Großfürſt auf dem oberſten Boden des Schloſſes verſteckt, um ein Leben zu retten — das dennoch vor der Beendigung dieſes Kampfes von dem ewigen Richter abgefordert werden ſollte.

Man hielt ſich nicht lange mit dem Suchen auf. Wichtigere Dinge harrten ihrer Entſcheidung entgegen. Die Polen drängten ſich auf die Straße nach Warſchau hin, um ihren kämpfenden Brüdern beizuſtehen, während Conſtantin, von der Nacht gedeckt, ſich hinter die Barrieren jenſeits der Stadt zurückzog, bemüht, die Truppen um ſich zu verſammeln.

34.

Der wüthende Volkshaufe ſtrömte, gleich einer Sturmfluth, über die Straßen. Die Ruſſen ſprangen hin und her, den toſenden Wellen aus dem Wege, und wurden Alle von ihnen verſchlungen. Die Thürme ragten wie erleuchtete Maſtbäume im Sturm empor, und ließen ihre heulende Stimme erſchallen, dazwiſchen krachten Schüſſe, donnerten Kanonen, wirbelten Trommeln. Kein Auge war in dieſer Nacht geſchloſſen. Die Kranken ſtöhnten ungeduldig und phantaſirten von Krieg und Mord, die Sterbenden wähnten ſchon todt zu ſeyn und den Donner des Weltenrichters zu vernehmen, die Lebenden kämpften, wer frei war zog ein Schwert, und die Eingekerkerten horchten auf den Lärm in ihren engen, tiefen Höhlen und gedachten zum erſten Mal ihrer Befreiung.

„Freiheit! Freiheit!“ tönte es im wilden Rauſche der Begeiſterung und man warf ſich wie hungrige Rieſen auf die langentbehrte Speiſe.

„Wo ſind freiwillige Sclaven?“ ſchrie es hier, „nieder mit Ihnen!“

„Wo ſind unfreiwillige Sclaven?“ dort, „ſie werden frei! Wir machen ſie frei! Hervor, an die Luft! ſie iſt für Alle! wer durfte ſie Euch entziehen?“

Die Kerker wurden geſprengt, langjährige Feſſeln zerborſten und hervor ſtieg aus den feuchten Gewölben an die glutherhellte Nacht ein fremd Geſchlecht in Lumpen mit bleichen Geſichtern. Die hohlen Augen ſchweiften im Kreiſe umher, um unter den Befreiern auch einen Bekannten zu erblicken, die zitternden Hände wurden ausgeſtreckt, um eine befreundete zu berühren. Aber Wenigen nur war dies Glück beſchieden, und traf es ſich ſo, dann war es ein recht herzzerſchneidendes. Die

Meiſten waren hier fremd. Aus entfernten Gegenden hierher geſchleppt, oft einer andern Nation angehörig, wegen eines leiſen Verdachtes, den Niemand mehr hegte, ſeit Jahren lebendig begraben und vergeſſen; dem Schergen allein — der den Unglücklichen hergeliefert hatte — wohl nur bekannt — doch, wo war jener Scherge! —

Einige der Befreiten wurden auch ſogleich Erlöſte, denn die Luft wirkte ſo mächtig auf ſie ein, daß ſie umfielen und den ſchönſten Gebrauch von ihrer Freiheit machten, indem ſie ſtarben und ſich für Alles bedankten, was Menſchen und Erde ihnen anbieten konnten. Andere, von ſtärkern Nerven und Muskeln, jubelten bald, nach einigen Gläſern ſtärkenden Weines, begriffen ſogleich Alles und ſchloſſen ſich dem ſiegberauſchten Haufen an.

Die Waſſergefängniſſe hart an der Weichſel, worin van Pool und ſeine Mitgefangenen in ſchwerer Haft ſaßen, wurden als die ſchrecklichſten ſogleich erbrochen, um die am meiſten bedauerten Gefangenen daraus zu befreien.

Die kühnen Geſellen waren bald in der gewohnten Stimmung: van Pool feuerte ſie an, und nachdem ſie Waffen erhalten hatten, bildeten ſie einen eigenen Haufen, den bald Geſindel aller Art vergrößerte, und der einzig und allein auf Mord und Plünderung es abgeſehen hatte.

Mit Mühe nur wurden Exceſſe verhindert, die bewaffnete Gewalt des Volks zu zerſplittern, um Ordnung aufrecht zu halten, ſchien von nicht ſo großem Belang, man hatte die Blicke nach einem höhern Ziele gerichtet, und mußte in ſeiner ganzen Kraft zuſammenbleiben.

Przebracki huſchte im dunkeln Mantel wie ein Geſpenſt durch finſtre Straßen. Er war beim Volke zu übel angeſchrieben, um nicht Alles für ſein Leben fürchten zu müſſen; doch konnte er ſich noch nicht von Warſchau trennen. Er wollte bis zum Morgen darin bleiben, um zu ſehen, wie die gehaßten Ruſſen ihr Spiel verlören, und dann mit ſeinen Wechſeln und der geſpickten Geldkatze über die Grenze zu eilen. Ueber das Entkommen war er unbeſorgt, denn er kannte jeden Schlupfwinkel. Auch Graf S., Rozalka, alle Perſonen, die er kannte und deren Schickſal ihn intereſſirte, wünſchte er noch einmal zu ſehen. Aus der Ferne ſchien ihm von der Methgaſſe grelles Licht entgegen. Es hatte ſich dort ein tobender Volkshaufe mit vielen Fackeln verſammelt. Er ſtutzte und dachte nach, wohin er ſich wenden ſollte. Der Haufe zog lärmend fort und warf ſich in die Senatorska, die Methgaſſe war leer und finſter, er wagte ſich vorwärts. Einige Leichen lagen im Wege, er ſtolperte darüber fort, plötzlich ſchlug ihn Etwas heftig ins Geſicht. Er blickte auf. Es war ein am Laternenpfahl Gehenkter, deſſen Schlinge ſich geſenkt hatte und deſſen lange Beine nun um die Köpfe der Vorübergehenden ſchlotterten. „Wer nickt mir da ſo traurig guten Abend," dachte Przebracki und ergriff einen weggeſchleuderten Brand einer Pechfackel, um dem Gehenkten damit ins Geſicht zu leuchten. Ein blaues, verzerrtes Geſicht mit weit geöffnetem Munde ſah aus den ſchwarzen Barthaaren auf ihn herab und ſchien ihm zuzurufen: „Das iſt das Ende vom Liede." Ein inneres Grauen überfiel ihn. Er mochte den Gehenkten nicht erkennen, es war ihm, als wenn es ſein Bekannter Baruch von Wilna wäre. Er kehrte um und eilte nach der Leſchno.

35.

Immer ruhiger wurde es in den Hauptſtraßen der Stadt. Die noch lebenden Ruſſen waren gefangen oder hatten Warſchau verlaſſen. Nur in den entfernteren Gegenden trieben ſich einzelne Haufen umher und befehdeten das Eigenthum der Bürger, indem ſie in verlaſſene Häuſer einbrachen. Der ſchnell zuſammengetretene Adminiſtrationsrath des Königsreichs hatte in größter Eile bereits mehrere zweckmäßige Verordnungen erlaſſen, um die Ruhe wieder herzuſtellen.

Rozalka war zur Heldin geworden. Mit einem Muthe ſetzte ſie ſich Gefahren aus, der ihre Begleiter in Erſtaunen ſetzte und ihnen eine hohe Achtung einflößte. Sie glaubten, eine vom Himmel Geſendete führe ſie an, und eine Menge junger Edelleute hatte ſich Rozalka's Zuge angeſchloſſen. Sie eilte von Kerker zu Kerker und ſetzte die Gefangenen in Freiheit. Gleichviel, ob verſchuldet oder unverſchuldet eingekerkert, Alle wurden des hohen Gutes theilhaftig um des Einen willen, der noch nicht aufgefunden war, obgleich viele Hunderte ſchon dem Leben wiedergegeben wurden.

So waren nun alle Gefängniſſe geleert, man wußte keins mehr und Rozalka blickte troſtlos auf zum Himmel, den bereits der Morgen zu erhellen begann, aus der nahen Kirche ſcholl Dankgebet und das Volk drängte ſich dahin, doch in des Mädchens Bruſt kämpfte Verzweiflung, denn der Gedanke ſtieg darin auf, der Vater könne wohl heimlich ermordet oder bereits nach Sibirien geſchickt worden ſeyn.

Da ſchrie Einer aus dem Haufen: „dort bei den Karmelitern, in den neuen Gefängniſſen, ſitzen auch noch Einige, ſeit wenigen Tagen ſind ſie erſt eingerichtet worden.“

Und dahin flog Rozalka, daß die Andern kaum folgen konnten. Die Wache war bereits abgezogen, Niemand leiſtete hier mehr Widerſtand, die nicht ſtark verwahrten Thüren fielen unter den Streichen der

Stürmenden, Rozalka ſtürzte, die Erſte, in ein erbrochenes Gemach und ihr Vater ſah ſich befremdet von dem Mädchen umfangen. Bald löſte ſich jedoch das Räthſel. Für Rozalka war jetzt das Höchſte erreicht. Der Haufe ſtürmte andre Thüren, ſie blieb zurück, allein bei ihrem Vater, küßte ihn und erzählte ihm von ihrem unausſprechlichen Glücke.

„Nun wollen auch wir zum Dankfeſte hinüber in die Kirche," ſagte ſie endlich, „und dann wollen wir nach Hauſe, wo uns die Großmutter gewiß in ängſtlicher Sorge erwartet. Der Tag bricht an und es wird ein ſchönes Feſt werden! — "

Von eben dieſem Tage verſcheucht, der dem unheimlichen nächtlichen Treiben van Pools ein Ende machte, hatte ſich dieſer von ſeinem Haufen getrennt und kehrte mit Beute beladen, wie ein geſättigter Tiger, von ſeinem Raubzuge zurück. Er bog ſo eben aus einem kleinen, ſchmutzigen Gäßchen in die breite gradlinigte Leſchno ein, als — ſeinen Weg durchkreuzend — Rozalka mit dem geretteten Vater ſich zum Dankfeſte in die Kirche begeben wollte. Der aufgehobene Fuß berührte nur zögernd den Boden, er blieb an der Stelle gebannt. Kaum waren beide vorüber, ſo ſtürzte er ſich ihnen mit gezücktem Dolche nach und verwundete Rozalka. Sie ſank mit einem Schrei zuſammen, ihr Vater kehrte ſich entſetzt um, und hohnlachend hob van

Pool noch einmal den Arm, um den Unbewaffneten hinzuſtrecken.

Doch den Schrei der Verwundeten hatten viele Menſchen in der Vorhalle der Kirche gehört. Sie eilten ſchnell genug herbei, um van Pools zweite Frevelthat zu verhindern. Man umzingelte und entwaffnete ihn, während Andere um Rozalka beſchäftigt waren. Der unglückliche L. d. D. ſah ſich mit einem Male wieder von der Höhe des Glücks ins tiefſte Elend geſtürzt. Er kniete faſt beſinnungslos neben ſeinem Kinde, das immer ſchwächer wurde, und hörte nicht wie van Pools Stimme neben ihm brüllte: „ich machte ihn jetzt elend und war mitleidig genug, wollte ihm ſein Elend mit meinem Dolche verkürzen. Er aber machte mich namenlos elend ein ganzes, langes Leben hindurch. Rache iſt kein erfreuliches Geſchäft — ich trieb es. Er umarmte ſie im warmen Zimmer, während meine Zähne vor Wuth und Kälte zuſammenſchlugen. Meine Tochter iſt's, ich habe ſie mir erzogen — nein: und ich laſſe ſie Dir nicht! — "

So ſchrie er. — Mehrere Leute hatten ihn jetzt erkannt. Er war gefürchtet und gehaßt. Der nächſte Laternenpfahl machte ſeinem Daſeyn ein Ende, das in einem halben Fluche erſtickte.

Noch athmete ein leiſes Leben in Rozalka's

Bruſt, als mit dem fliegenden weißen Adler in der blutrothen Fahne, ein Hauſe Studenten heranzog, um dem Ewigen zu danken und das Panier der Freiheit vor dem Altar ſegnen zu laſſen. Die Gruppe um die Ermordete hielt den ſiegestrunkenen Zug auf. Ein Jüngling ſtürzte neben Rozalka nieder, aus mehreren Wunden war ſein Blut gefloſſen, jetzt floſſen ſeine Augen von Thränen wieder, er konnte nichts als den Namen des Mädchens rufen.

Sie öffnete die Augen, ſah den rothgefärbten Verband um ſeine Stirn und lächelte ihn ſelig an.

„Sie iſt meine Braut!“ rief Fürſt Jozef Lunowski.

„O mein Kind!“ jammerte L. d. D.

Mädchen trugen die Verſcheidende in die Kirche, man legte ſie vor dem Altar nieder. Der Prieſter legte ihre kalte Hand in die Hand des Jünglings, der im Kampfe für die Freiheit ihrer würdig geworden war, und ſprach den Segen über dieſen Bund. Dann ſchloß Rozalka, als Fürſtin Lunowska, die ſchönen Augen für ewig.

Aus dem Hauſen drängte ſich ein ſtiller Mann zur Leiche, wiſchte eine Thräne aus dem Auge, und verſchwand ſchnell und unbemerkt.

Es war der fliehende Przebracki, der ſein auferſtandenes Vaterland auf immer verließ.

Gorgona.

Bilder

aus dem

französiſchen Mittelalter

von

August Lewald.

Erſter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

„Nur zu! und laß Dich ins Gewebe
„Der Zweifelei nicht thörig ein;
„Denn wenn es keine Hexen gäbe,
„Wer Teufel möchte Teufel ſein.“

Fauſt, II. Theil.

Der Verfaſſer ſtellt hier eine Reihe von Bildern auf, kleine Verſuche — die, wenn ſie gleich hin und wieder ins hiſtoriſche Gebiet ſchweifen — doch mehr dem eigentlichen Genrefache angehören wollen.

Man hoffe nicht Bourdon, Pouſſin oder Leſueur in wohlgelungenen Copien zu finden; höchſtens dürften kleine Züge dem alten Meiſter François Clouet, genannt Janet, entlehnt ſein. Eben ſo wenig erwarte man eine minneſüchtige und turnierluſtige franzöſiſche Mittelalterlichkeit wieder einmal begrüßen zu können, wie ſie vor einigen Jahrzehenden Mode war. Es iſt die alte, finſtre Zauberwelt, die aus dieſen Bildern zu uns ſpricht. Der Himmel voll ſchwarzer Wolken, dahinter lauernde Ungethüme, Glück und Unglück bedeutende Geſtirne, herumziehende Magier mit erhobenen Zauberſtäben, angſterbebende Menſchen, drohende und ſtrafende Gerichte, Folter und Scheiterhaufen — Qualen dieſſeits und jenſeits.

Der Verfaſſer fand eine flatternde Sage, die an verſchiedenen Perſonen, wie an verſchiedenen Ländern haftet, die von Frankreich nach Tyrol, ja nach Italien ſich verirrt und die den Stempel jener finſtern Zeit an ſich trägt. Dieſe gab ihm die Staffage. Alte, bilderreiche Chroniken, Baudenkmale und andere Werke des Mittelalters ertheilten ihm die nöthigen Aufſchlüſſe und lehrten ihn ſeine Farben miſchen. Genaue Kenntniß der Oertlichkeit verlieh ihm den Hintergrund. Und ſo ſind dieſe Schilderungen entſtanden, deren Hauptelement, der Zauberglaube, kein leeres Hirngeſpinnſt war, ſondern eine wirklich hiſtoriſche Thatſache, furchtbarer wie Krieg und Peſt, blutiger, überraſchender und länger anhaltend.

Erſt in neuerer Zeit haben die Pariſer ſelbſt angefangen, Blicke nach ihren ſchönen Ruinen und alten Sagenthurmen zu werfen, aber — ſonderbar genug — haben ſie es ſtets vermieden, das ſchauerliche Zweifellicht, das darum webt, bei ihren Schilderungen wiederzugeben, ſo vielverbreitet auch ſonſt die Luſt daran bei dem Publicum iſt. Es iſt, als ſcheueten ſie ſich, das aufgeklärte Paris als den Sitz des Aberglaubens zu nennen, und verſuchen ſie ſich einmal in dieſer Weiſe, ſo verlegen ſie gern den Schauplatz nach Böhmen, dem Vaterlande aller Finſterniß und der Zigeuner, nach ihrer Meinung. So wie es in ältern deutſchen Romanen einſt Mode war, die Romantik ſtets nach Spanien und Italien zu bannen.

Bevor wir nun zur Anſicht der Bilder ſchreiten, wollen wir einen ſchnellen Rundblick auf den Schauplatz werfen, der denſelben zum Hintergrunde dient.

Unſer Paris iſt hundert Jahre älter, als das von Victor Hugo, in Notre-Dame, und zwei hundert Jahre als das von Merimée in ſeiner Chronik geſchilderte.

Nach Hugo war die Stadt ſchon: une ville-géante, die ſich ſeitdem nur um ein kleines Drittheil vergrößert hat; unſer Paris zählte nicht voll 40,000 Einwohner.

Es lag, wie noch jetzt, an dem Zuſammenſtrömen zweier Gewäſſer; ſein Kern war auf dem ſtark hügeligen Boden einer Inſel erbaut. Eine ſchmutzige Häuſermaſſe, winkelige Straßen, oder vielmehr Gäßchen, bildend, aus denen die gothiſchen Glockenthürme vieler Kirchen hervorragen, umgeben von ſtarken, durch die Zeit geſchwärzten Mauern von Werkſtücken, und von dünnen, cylinderförmigen Thürmen, mit hohen, ſpitzigen Dächern, welche dem Ganzen einen traurig-finſtern Charakter, das Anſehen eines weiten Gefängniſſes verleihen.

Am Tage treibt ſich hier eine bunte Volksmenge hin und her, und ein lauter Lärm erfüllt die Luft. Schon damals wurden bereitete und rohe Speiſen zum Verkaufe ausgerufen, Kranke ſtehen vor der Thür, klagen laut ihre Gebrechen und flehen um Hilfe und milde Spenden, vor den Leichen gehen Leute, welche ſchreien: „priez Dieu pour le trepassé;“ königliche Befehle werden an den Straßenecken verkündet, und Spottlieder wurden ſchon damals von dem Pöbel geſungen, gleichwie die heutigen Schmähecouplets auf den öffentlichen Plätzen.

Man gewahrt ſogleich aus dem Haufen die grellabſtechendſten Phyſiognomien und Trachten; es iſt ein Zuſammenfluß aller Stände und vieler fremden Nationen. Mit der Abenddämmerung jedoch durchziehen Wächter in allen Richtungen die Stadt, verkünden laut Stunde und Wetter, ermahnen die

Pariſer, das Feuer zu löſchen und ſich zur Ruhe zu begeben. Dies nannte man l'heure du couvre-feu. Alsbald verſchwinden die Lichter in den Fenſtern, und die ſchwarzen großen Steinmaſſen ſtehen finſter dräuend da. Die dunkeln Flüſſe rauſchen geheimnißvoll murmelnd daran hin, als ſprächen ſie von unbegreiflichen Verbrechen. Hier und da wird jetzt ein leiſeres Treiben vernehmlich als am Tage, und mit unheimlichen Weſen wird die Nacht bevölkert, und man vernimmt manch ängſtlichen Schrei, manch bangen Nothruf um ſchnelle Hülfe, der plötzlich erſtickt in der Kehle des Rufenden . . . .

— — — Eine ſolche Nacht war es, tiefſchwarz und kühl, die ſich über Paris gelagert hatte. In der Strohgaſſe, wo die Schüler der Pariſer Hochſchule wohnten, die bei den Vorleſungen, welche dort gehalten wurden, auf Stroh ſaßen, wovon jene Straße den Namen führte, war es um ſo finſterer, da ſie eng und krumm war. Ein Fenſter in einem mäßigen Hauſe war hell. Wir erblicken dort in einem Zimmer einen ſtattlichen Mann, der ſein ſchwarzes, langes und weites Gewand ablegt, um ſich in die ärmliche Tracht eines gewöhnlichen Handwerkers zu kleiden. Er überzieht das Geſicht mit einer dunklern Farbe, als es von Natur hat und verwandelt durch ähnliche Künſte ſeine caſtanienbraunen Haare in ſchwarze. Alles mit ſichtbarer Haſt, doch ohne Aengſtlichkeit zu verrathen.

Dann ſteckt er eine kleine Capſel und eine Waffe zu ſich, betrachtet mit einem Blicke, worin ſich eher Verachtung als Wehmuth malt, das Zimmer, worin er wohnte, und das er ſo eben verlaſſen will. Sein Auge heftet ſich auf den unanſehnlichen Hausrath, und verweilt dann länger auf einigen Büchern, die auf dem Borte ſtehen. Seine Miene nimmt den Ausdruck des bitterſten Spottes an, und er bricht in die Worte aus:

„Lebt wohl, ihr ſtummen Zeugen meiner freiwilligen Verbannung! Ich muß wieder hinaus in die Welt, um den mir vom Schickſal beſtimmten Platz einzunehmen. Ich will mich nicht wegen Glauben oder Unglauben, Ketzerei und Zauberei, Himmel und Hölle, Gott und Teufel verbrennen laſſen, wie Jacob von Molay, der Weiſe! und Guy von Normandie, der Tapfere! Ich will herrſchen und meine Freiheit bewahren — ja — ich will! das iſt mein Vorrecht — der Menſch hat einen Willen, nicht das Thier. Der Eſel verhungert zwiſchen einem Bunde Heu und einem Troge Waſſer, wenn Hunger und Durſt zu ganz gleichen Theilen ihn beherrſchen, weil nur dies ihn beſtimmt und er keines freien Willens fähig iſt. Ich aber bin ein Menſch — und will nicht ohnmächtig verſiegen, ſondern kräftig leben!“

Und mit dieſen Worten ging er ſtolz aus ſeinem Hauſe und graden Schrittes nach dem Spital von St. Julien-le-Pauvre, um ſich unter die Pilger und Reiſenden zu miſchen, die dort Nachtherberge erhielten, als ſei auch er eben in Paris, vom Wege ermüdet, angelangt. —

— Dieſer Mann war Jehan Buridan, nach aller Leute Meinung, geboren zu Bethune, im Arteſiſchen, der ſich jedoch, in früheſter Jugend, unter anderm Namen, am Hofe Roberts des Zweiten, Herzogs von Burgund, aufgehalten haben ſoll. Er wurde von den Gerichten verfolgt, weil er für einen Anhänger des Tempelordens und für einen Schüler ſeines letzten Großmeiſters Jacob Bernhard Molay galt, der am Montage den eilſten März 1314, Abends, auf einer Inſel der Seine, nahe dem Auguſtinerkloſter, verbrannt worden war.

Die Worte, welche wir Buridan eben ſprechen hörten, machen den Hauptbeſtandtheil eines von ihm verfochtenen Satzes aus, und das Bild des Eſels zwiſchen einem Bündel Heu und einem Troge Waſſer, gab lange Zeit Veranlaſſung zu dem Sprichworte von „Buridans Eſel,“ deſſen Spinoza auch in ſeiner Ethik Erwähnung thut.

Wenn Buridan nach Einigen Rector der Pariſer Univerſität geweſen ſein, nach Andern ſogar die Wiener begründet haben ſoll, ſo iſt dieſer gelehrte Mann doch auch zugleich der Held der ſeltſamſten Sagen, faſt wie unſer Fauſt, und von dieſer Seite wollen wir verſuchen, ihn für unſere Bilderreihe anziehend zu machen.

I.

Jourdan Ferron und ſein Schüler.

Unweit der Kirche St. Jaques, an der Ecke der Straße des Ecrivains in Paris, ſtand ein altes Gebäude, das aus ſeiner Umgebung ſeltſam hervorſtach. Rings umher hatten Wind und Wetter, und der Schmutz der engen, vielbeſuchten Straße, die Häuſer mit einem einförmigen, verwitterten Grau bekleidet; das Haus, von dem wir ſprechen, war aber mit hellem Weiß getüncht, und zwiſchen den Fenſtern, die unregelmäßig, wie es die innere Einrichtung, nicht die äußere Schönheit erheiſchte, angebracht waren, erblickte man ſeltſame Schriftzeichen und Abbildungen von Thieren, wie wir ſolches auf den nach Europa gelangten Obelisken zu ſehen bekommen können und die man Hieroglyphen heißt. Das Gebäude war nicht hoch, denn es hatte eigentlich nur ein Stockwerk, da das, was man gemeinhin zu „ebener Erde“ zu nennen pflegt, halb unter der Erde ſich befand. Dieſes war und iſt noch bei vielen Gebäuden jenes Theiles der Stadt anzutreffen, da zu verſchiedenen Zeiten das Straßenpflaſter erhebt wurde, und ſo die Häuſer mit ihren Stockwerken immer tiefer in die Erde ſanken. Es giebt deren, welche drei Kellergeſchoſſe über einander beſitzen, und bei Nachgrabungen ſtößt man auf die alten, gutgepflaſterten Straßen unter den neueren, die ſich hier und da wie eine Brücke darüber wölben.

Noch ruhete auf jenem Hauſe, dem wir bereits einige Aufmerkſamkeit zugewendet haben, ein unförmliches Dach in dreieckiger Form, das ſeine Giebelſeite von der Straße wegkehrte. Zwiſchen dieſem Dache und der niedern Eingangsthür erblickte man ein männliches und ein weibliches Bild, in der Tracht damaliger Zeit, deren Geſichtszüge eben nicht zu den für ſich Einnehmenden gezählt werden konnten.

Der Mann war faſt dunkelbraun und von großer Magerkeit. Eine ſtarre Unempfindlichkeit malte ſich in ſeinen Zügen, und ein kargzugemeſſenes Barthaar von hochrother Farbe, das der Maler mit einem Aufwande an Zinnober und großer Sorgfalt wiederzugeben ſich beſtrebt hatte, vollendete dieſes Bild einer abſtoßenden Häßlichkeit. Die Frau zeigte das grellſte Gegenſtück dazu. War jenes zu braun, nach unſern Schönheitsbegriffen, ſo war dieſes ſo leichenhaft bleich, daß man ſich mit Widerwillen davon wegwenden mußte. Die bläuliche Färbung um den Mund, der halbgeöffnet war, die längliche, in eine weiße Spitze endigende Naſe, und die nach oben gekehrten, gebrochenen Augen, erhöheten den unangenehmen Eindruck noch, und man konnte nicht zweifeln, das Bild einer Leiche vor ſich zu haben. Und in der That war es ſo.

Jourdan Ferron, der dies Haus bewohnte, hatte ſich und ſeine Frau Meline la Henrione, wie ſie als eine von ihm beklagte Leiche vor ihm lag, durch einen lombardiſchen Künſtler über der Thür ſeines Hauſes hinmalen laſſen. Dies Aushängeſchild mußte wohl freilich nicht einladend zum Beſuche geweſen ſein, denn Schriftſteller, die mehrere hundert Jahre ſpäter lebten, ſchildern uns dieſe Bildniſſe noch auf eine abſchreckende Weiſe; deſſenungeachtet ſah man häufig, beſonders zu jener Tageszeit, wo man, nach einem alten franzöſiſchen Sprichworte, den Wolf vom Hunde nicht mehr unterſcheiden kann, dichtverhüllte Geſtalten, Masken vor dem Geſichte, oder den Mantel über den Kopf geſchlagen, zu Meiſter Jourdan Ferron eintreten, der im Rufe großer Weisheit und übernatürlicher

Kräfte bei allen Pariſern, Vornehmen und Geringen, ſtand.

Mehr als dies je wohl in irgend einer Stadt Deutſchlands der Fall geweſen ſein mag, herrſchte zur damaligen Zeit bei den Pariſern der Glaube an Zauberer, Wahrſager, Geſpenſter, Teufel und Hexen. Durch das Verbrennen der letzten Tempelritter glaubte anfänglich das Volk den eigentlichen Stammſitz beſen Zaubers vernichtet zu haben. Aber nicht lange währte dieſer Wahn.

Die beiden Ankläger des Ordens, der Prior der Templer der Provinz Toulouſe, Heribert von Montfaucon, und der Florentiner Noffo von Noffe-Dei, boten zu allem hilfreiche Hand, und verriethen die reichen Schätze von der Templer tiefer Wiſſenſchaft, die eben nach der Meinung des Volks geheime Kräfte ſein ſollten, den profanen Händen ihrer Richter.

Der Graf von Longueville, Enguerrand de Marigny, der bereits unter Philipp, dem ſogenannten Schönen, Frankreich regiert, und die Ritter durch ſeinen fanatiſchen Bruder, den Erzbiſchof von Sens, hatte richten laſſen, ſchwelgte nun, von einer unerſättlichen Begier zu jenen Wiſſenſchaften getrieben, in den Archiven des Ordens, welche dieſer ſeit zwei Jahrhunderten in ſeinem prächtigen Hauſe, Ville neuve du Temple, am obern Ende der Kirche St. Jean en Grève, aufgehäuft hatte.

Durch dieſen Fang des Miniſters war aller Abenteuerlichkeit Thür und Thor geöffnet, und bald hatte er ſelbſt nicht nur den Namen eines Zauberers und Giftmiſchers, der ſelbſt über ſeinen König und Herrn eine verderbliche Macht ausübte, ſondern, gleich einem uralten Pharao Aegyptens, war er mit einem Kreiſe von Aſtrologen, Alchymiſten und andern geheimnißreichen Weſen umgeben.

— Es war um Pfingſten des Jahres 1314. — Die durch Alter geſchwärzte Kirche St. Jaques, dem Hauſe Jourdan Ferrons gegenüber, hatte, gleich der himmliſchen Jahreszeit, die Alles belebte und verwandelte, und dem freudigſten Feſte, das alle Gemüther heiter ſtimmte, auch einen bunten und erfreulichen Schmuck angenommen, der aber freilich einem Tempel der Chriſtenheit wenig ziemte. Es waren nämlich rings umher Teppiche aufgehängt worden, die mit grellen Farben, rohe Augen und Sinne beſtechend, den Roman der Roſe und des Gottes der Liebe und des Alters in unkeuſchen Schildereien dem Volke preisgab. Dabei war der betäubende Duft ſtarkriechenden Räucherwerks und einer Unzahl friſcher Blumen nicht geſpart, woran die Jahreszeit keinen Mangel litt, und überdies hatte man, nach Beendigung des heiligen Amtes, durch eine Oeffnung der Decke, eine Menge verliebter Tauben und brünſtiger Vögel in die verſchloſſene Kirche hinabflattern laſſen, die erſt ängſtlich hin- und herflegen, dann aber, zwitſchernd, alle Geſimſe, Knäufe, Karnieße und vorſpringende Getäfel einnahmen, und auf Altären, Gemälden und Sculpturen aller Art ihren verbuhlten Tändeleien und natürlichen Trieben freien Lauf ließen, zum Ergötzen der anweſenden Menge, die darauf ſehnſüchtig harrte.

Zur ſelben Zeit befanden ſich in der Stube Jourdan Ferrons zwei Menſchen; der Eine, Aeltere, emſig mit der Arbeit beſchäftigt, während der Andere, Jüngere, über die, durch grüne Verhänge halbverhüllten, Fenſter feurige Blicke nach der geöffneten Kirchenpforte ſandte, wodurch ſich ein Menſchenſtrom wälzte, aus dem manch ſchöner Mädchenkopf, auf weißen Schultern und ſchlankem Halſe, blühend emporragte, und die Sinne des Jünglings mit wunderbarer Macht zu erregen ſchien.

Scheu blinzelte der Andere von der Arbeit zu ihm hin, und der Mund verzog ſich dabei wie zum Sprechen, jedoch wurde keine Sylbe vernehmbar, denn ein Wachsbild, der Natur ſo getreu nachgebildet, als ob es lebte, ſtand vor ihm und wurde, hier geſtrichen, dort gedrückt, um bald einer Stelle mehr ſchwellende Rundung zu geben, bald einer andern mehr Ebenheit und Glätte zu verleihen. Dabei wurde mit Farben und andern Mitteln hantiert, die Täuſchung auf das Höchſte zu treiben.

Eine Stunde war bereits auf dieſe Weiſe verſtrichen, und der Meiſter trat einige Schritte zurück, um mit prüfendem Kennerauge ſein Kunſtwerk zu betrachten.

„Entziehe den Vorhang rechts, um drei Viertel der Fenſteröffnung, Robert,“ ſprach Meiſter Jourdan Ferron jetzt zu ſeinem Schüler, „damit ich mein Werk in dem rechten Lichte betrachten kann. So — nicht weiter!“ ſetzte er hinzu, und ſchielte dabei wieder recht heimlich nach dem Jüngling, der gethan hatte, was ihm befohlen worden war, und dann, in Gedanken vertieft, wieder zum Fenſter hinaus, grade in das offene Kirchthor hineinſchaute.

Plötzlich ſchreckte er auf, denn eine ſchwere Hand hatte ſeine Schulter berührt und er ſah das braune, rothbehaarte Geſicht ſeines Meiſters, nahe dem ſeinigen, die grünlichen, ſtarrblickenden Augen, keine halbe Spanne von ſeinen Augen entfernt, in denen ſich Leben, Liebe, Hoffnung und Sehnſucht mit ſchwärmeriſcher Gluth malten.

„Der Volt iſt beendigt,“ ſagte Jourdan mit milderm Ton der Stimme, „und ich habe Deiner nicht mehr nöthig. Jetzt muß er mit den geheimen Formeln geweiht werden, und dazu brauche ich eine gute Zeit. Du kannſt nun gehen, doch wenn der Wächter die achte Stunde ausruft, dann löſche ich meine Lampe, das weißt Du, und dann mußt auch Du zu Hauſe ſein. Vermeide die Orte, wo meine Feinde wohnen. Treibe Dich nicht in verdächtigen und unſichern Winkeln umher — die grande-truanderie und das Vallée-de-misère ſind ſolche. Auch dem Thore von Philipp Hamelin bleibe ferne, es iſt dort nicht geheuer. Wenn Dir Cavaliere vom Hofe begegnen, laſſe ihnen das obere Pflaſter und ſpringe in eine Pfütze, wenn es ſein muß. Haſt Du Alles gemerkt, was ich Dir ſagte? . . . . Ei, da biſt Du ja ſchon ganz angethan! Es ſieht aus, als ob Du es gar nicht erwarten konnteſt — meine Beſorgniſſe ſcheinen wohl ungegründet — wirſt Dich nicht weit von meinem Hauſe entfernen —"

„Ich werde Alles genau befolgen, wie Ihr mir ſagtet, Meiſter Jourdan," ſprach der Jüngling, und drückte einen grauen Hut, deſſen breite Krämpe an der einen Seite etwas aufgeſchlagen war, ſchief auf die braunen Locken. „Sorgt nicht — Alles — Alles —"

Und damit hatte er die Thürklinke ergriffen.

Aber Jourdan nahm ihn bedächtig bei der Hand.

„Willſt wohl nur hinüber in die Kirche und eine Abendandacht halten? Hab' ich's nun errathen?" fragte mit heimlicher Tücke Jourdan.

Der Schüler ward mit Gluth übergoſſen.

„Siehſt Du wohl? und grade die Kirche iſt ein Ort, wo Dir Gefahr droht,“ fuhr Jourdan fort. „Und grade am heutigen Feſte wird eine Begier in Deinem Herzen dort erregt werden, die Du niederkämpfen ſollteſt. Oder iſt es wirklich das ſchöne, weiße Chriſtenmädchen, das der alte Jude Manaſſès von Vierzon vorgibt, gefunden zu haben, das Dich zur Luſt entflammt, und das Du an jener entweiheten Stelle ſehen willſt, die von Thoren oder Heuchlern noch jetzt eine heilige genannt wird? O Schande über Dich, Robert, wenn Du ſo meine Lehren vergeſſen konnteſt! Was findeſt Du ſo reizend an der Dirne? Ihre Augen? He, he, he!“ ſetzte er lachend hinzu, indem er einen Schrank öffnete, worin Hunderte von Augen nebeneinandergereihet lagen, als wären ſie aus den Köpfen geſunder Menſchen, mit ſeltener Kunſt, ganz unverletzt herausgeriſſen worden — „oder ihre Naſe — ihre Haare — ihren Mund — ihre Zähne — welcher Theil endlich ihres Körpers iſt es, der Dich am Meiſten anzieht?“

Bei dieſen Worten hatte er Schränkchen und Käſtchen ſchnell nacheinander geöffnet, und die Blicke des Junglings überflogen, brennend, einen Schatz todter Schönheiten, die, harmoniſch vereinigt, den Zauber des höchſten Reizes entfalten, die heißeſte Begier hätten entzünden können.

„Sieh, Närrchen,“ ſprach nun gar heimlich ſchmunzelnd der Meiſter, „alle dieſe Reize ſind Dein, Du kannſt daraus wählen, darin wuhlen, und Dir ein Liebchen zuſammenſetzen, nach Wunſch und Begehr, und ich, Dein Meiſter beleb' es dann zu Deiner Freude, weil ich Dich gern habe und Dir gern zu Gefallen bin.“ Er lachte, brach jedoch ſogleich ab und ſetzte ſehr ernſt hinzu:

„Ergebe Dich immerhin, wo Du willſt, erblickſt Du ſie, die Deinen Sinn gefangen halt, ſo ſchaue Dich nur ſatt daran und ſchwängere Deine Phantaſie mit ihrem Bilde — das will ich — aber ſprich nicht mit ihr, — denn ſie iſt des Juden — und mit ihm ſollſt Du keine Gemeinſchaft haben. Jetzt gehe aber, denn bis zum „Feuerleſchen“ iſt's nur noch ein Stündchen.“

Hierbei ſchob er ſeinen Schüler zur Thür hinaus.

Als er ſich allein ſah, machte er ſich eilig darüber her, ſeinen Volt, wie er die Wachsfigur nannte, von ihrer Stelle zu heben und in einen bereitſtehenden Korb zu legen, den die Diener des Gerichtshofes des „hohen und herrſchenden Kaiſerthums Galiläa“ zu dieſem Behufe hingebracht hatten.

Mit der Anfertigung eines ſolchen Volts war ein ganz eigenthümlicher Aberglaube verknüpft; war nämlich ein Verbrecher, oder überhaupt ein von den Gerichten Verfolgter, welches damals nicht gleichbedeutend war, flüchtig geworden, ſo ließen die Richter eine dieſem Menſchen ganz ähnliche Wachsfigur anfertigen, die durch einen in der ſchwarzen Kunſt Eingeweihten, die nöthige Beſprechung empfing und dann ſtatt des Entfernten gemartert, ja ſelbſt hingerichtet wurde, wo man der feſten Ueberzeugung lebte, jener empfinde die Martern alle und erleide den Tod, wo er ſich auch befinden möge. Der Korb mit dieſem Volt, an deſſen eigentlicher Weihe der ſchlaue Meiſter Jourdan, nun er allein war, nicht mehr dachte, ſondern ſich begnügte, einige räthſelhafte Charaktere darauf zu ſchreiben, wurde ſchnell bei Seite geſchoben, und aus einer wohlverſchloſſenen Kammer ein üppig ſchönes Frauenbild hervorgeholt, das er in einer Niſche auf ein Ruhebett legte. Er hatte kaum Zeit, die Verhänge zu ſchließen, denn ſchon klopften die Diener des „Kaiſers von Galiläa," mit dieſem lächerlichen Titel wurde der oberſte Präſident jenes Gerichtshofs benannt, an die Thür.

Jourdan öffnete und es trat ein langer Mann mit komiſchem Ernſte ein, dem vier Andere, in ſchwarzen Kutten, folgten. Er ſelbſt trug einen kurzen Mantel von rother Wolle, auf dem ein kleiner Hermelinkragen paradirte, darunter ein Bruſtſtück von hellpolirtem Stahl und eine eben ſolche Sturmhaube. Große Handſchuhe und ein furchtbares Schwert vollendeten das Kriegeriſche ſeines Anblicks.

„Habt Ihr, Meiſter, den Volt gefeit, wie es Eure ſchwarze Kunſt, im Namen Belzebuths und Vauverts, erfordert?“ fing er an, „ſo gebt her, dieſe tüchtigen Männer werden ihre Schultern damit beladen, um ihn an Ort und Stelle zu bringen —“

„Hier iſt das Werk, das ich in ſieben Mal ſieben Nachten, mit Hilfe meiner dienſtbaren Geiſter vollendet habe, und es ſteht Euch frei, es bringen zu laſſen, wohin es Euch beliebt, Meiſtre Adam de Hordain. Aber weder der Fliegengott Belzebuth, den finſtre Juden anbeten, noch der heidniſche Satan Vauvert, der draußen in dem uralten Iſisgrabmale ſein Weſen treibt, haben mir dabei geholfen — ſondern einzig und allein —“

„Schon recht — ſchon recht, Meiſter,“ unterbrach ihn Adam de Hordain, der ſich Hauptmann der Leibwacht des Kaiſers von Galiläa nannte, und eigentlich nur erſter Botenmeiſter jenes Tribunals war, wie wir uns heutzutage ausdrücken würden. Er war näher zu der Wachsfigur getreten, und mit einer Hand ſich auf ſein breites Schwert ſtützend, ſtrich er mit der andern ſeinen anſehnlichen Bart und verweilte mit langem, prüfendem Blicke auf der Puppe.

„Hm!“ brummte er dann vor ſich, „es iſt ein ganz paſſables Mannsbild, Ihr habt Euch genau daran gehalten, was wir Euch von dem Menſchen mitgetheilt haben. Doch wer kann ſagen, daß es dem Teufelskerl ähnlich ſehe? Vermag ſolch ein Hexenmeiſter nicht Alles? Sieht er heute nicht ſo — morgen nicht anders aus? Mithin können wir getroſt annehmen, daß auch dieſes Bild dem fraglichen Buridan, der uns viel zu ſchaffen macht und ewig lang in Athem erhält, ähnlich ſehe und ſomit Holla!“

„Seid verſichert,“ nahm nun Jourdan das Wort, „Meſſire Adam de Hordain, daß jede Schraube, die Ihr an dieſe Glieder ſetzt, dem wirklichen Buridan Schmerzen verurſachen wird, wo er auch ſein möge. Aus den Armen eines Mädchens, von ihren glühenden Küſſen erſtickt, wird er ſich emporreißen, vermeinend, daß ihn die vierfach geſpaltene Zunge der Natter verletze —“

„In den Armen des Mädchens?“ wiederholte der Hauptmann der Leibwacht bedächtig. „Iſt es Euch nicht bewußt, daß die Tempelherren das Gelübde der Keuſchheit ablegen?“

„Ablegen — wohl,“ erwiderte Jourdan, „aber halten? Mit Nichten, Meſſire Adam! Was nur von Sünde uns ablocken darf vom Wege, haftet an dieſen Satanskindern. Und war Buridan denn Tempelritter? Ihr wißt ja wohl, daß er nur als Noviz ſich im Tempel aufhielt und von dem weichlichen Geſindel zu ſchnöder Sünde verführt wurde. Ich weiß es aber aus ſicherer Quelle, welche nie trügt, eine große Schuld laſtete auf Buridans Gewiſſen, und Buße thun wollte er — oder er hatte es wenigſtens im Sinne, als der Arm der hohen Richter auf Erden dem Treiben der Ritter ein Ende machte. Er wird ſich jetzt, da der alte Molay todt iſt, anders beſonnen haben, und auf dem gewohnten Pfade fortwandeln.“

„Nun meinetwegen!“ rief wild der Hauptmann, „lange wandelt er nicht, dafür ſtehe ich Euch, denn morgen Abend hängt der Volt hier am Galgen —“

Hierbei zog er ein Beutelchen von Seide, an Gelde ſchwer, das er in des Meiſters Hand gleiten ließ, ohne ſie zu berühren.

„Dies hier iſt der bedungene Lohn, den Euch der Kaiſer von Galiläa durch mich einhändigen läßt,“ ſetzte er hinzu, „und nun, Ihr Freunde, hebt dieſen Buridan in effigie fein ſäuberlich in die Höhe und bedeckt ihn mit dieſem rothen Mantel, und tragt ihn vorſichtig davon, denn ſchon dunkelt's in den engen Straßen, und das nächtige Geſindel ſtreicht herum. Ich werde Euch aber ſchützend voranſchreiten und im Namen des hohen und herrſchenden Kaiſerthums Platz gebieten!“

Hierauf legte er die Hand zum leichten Gruße an den Rand ſeiner Stahlhaube, und ging, von ſeinen Dienern gefolgt, zur Thür hinaus, die nicht vergaßen, ein Kreuz zu machen, ehe ſie den Velt aufhoben und forttrugen. Meſſire Adam de Herdain fluchte aber bei „Belzebuth und Vauvert!“ als er dies Beginnen ſah.

Kaum waren ſie fort, als Meiſter Jourdan zur Niſche trat, um das Frauenbild zu betrachten, das er vor ihrem Eintreten auf das Ruhebett gelegt hatte. Es war üppig voll und ſchön, wie ein Weib in den reifen Jahren, wo Alles an ihm zum ſchwelgeriſchen Genuſſe einlädt. Aus den Augen ſtrahlte nicht das Feuer heiliger Jungfräulichkeit, die Lippen glichen nicht dem rothen, unentweihten Siegel, das ein ſüßes Geheimniß verſchließt, der Buſen ſchien nicht in zartem Bogen ein Herz zu umgeben, das ſich nur mäßig hob, wenn ſanfte Gefühle es durchzogen; hier brach der Blitz des Sieges, die Gewißheit des Beſitzes, unter den tiefen Brauen hervor; auf dieſem halbgeöffneten Munde ſchwebte bereits der Götterhauch, der bei der Annäherung der Manneslippen als Kuß in demſelben Momente ſich entzündet, beſeligt und ſtirbt, dieſe hochſchwellende Bruſt barg ein mächtiges Herz, voll der Gefühle der Liebe und des Haſſes, in allen ihren Abſtufungen, mit einem ganzen Himmel und einer ganzen Hölle der Leidenſchaft bevölkert.

Er hatte eine Lampe angezündet, die Verhänge der Niſche wieder zugezogen und war lauſchend zum Fenſter getreten. Die Kirche drüben ſchloß man eben, da alle Menſchen ſich daraus verloren hatten, und außer der Dunkelheit, die ſich in der Straße recht breit zu machen anfing und die Ecken und Winkel der alterthümlichen Gebäude mit Phantaſiegebilden bevölkerte, war die rue des écrivains ganz leer geworden.

„Er kommt nicht heim, mein Bübchen," ſagte Jourdan verſchmitzt, „verbietet den Menſchen nur Etwas, und macht dabei ein recht geheimnißvolles Geſicht, ſo dürft Ihr überzeugt ſein, ſie ſtreben danach. — Morgen zieht der König ein. Es iſt keine Zeit zu verlieren. Seine Leidenſchaft iſt im Wachſen, und ich will ſie nähren, damit ſie groß werde — groß — ja —

Unter dieſem Selbſtgeſpräche hatte er ſeine Hausthür geſchloſſen, gleich als fürchte er das Geſindel, das zur Nachtzeit Paris unſicher machte. In der That aber geſchah es, um ungeſtört zu ſein. Er öffnete ein kleines rundes Fenſter oberhalb der Hausthür, gerade zwiſchen den beiden Bildniſſen, zu dem er auf einer Leiter hinangeklommen war, und blickte lange die Straße hin und her, ohne ſeinen Schüler zu erſpähen, und finſtere Sorgen nahmen immer mehr und mehr ſeinen Kopf ein, wie ſich deutlich aus ſeinem Geſichte leſen ließ. —

— Während dieſes ſich in des alten Meiſters Hauſe zugetragen hatte, war ſein Schüler Robert in heftiger Unruhe befangen, wenn gleich mit ganz andern Dingen beſchäftigt.

Mit einem unbeſtimmt freudigen Gefühl war er in die Kirche getreten. Ein Halblicht hatte ſich in dem weiten Raum auf die fernern Gegenſtände verbreitet und ſo bemerkte man nur die hellſten Farben, auf den Teppichen, welche das Schiff der Kirche zierten, und die Begebenheiten des ſchlüpfrigen Romans der Roſe und des Liebesgottes den Frommen zur Schau ſtellten. Ebenſo erblickte man nur die leuchtenden Stirnen, emporgehobenen Geſichter, das Weiße in den zur Andacht aufgeſchlagenen Augen, und die Reihen weißer Zähne zwiſchen den zum lauten Gebete halb geöffneten Lippen, während oft alles Uebrige in unſicherem Schatten verſchwand, welches einen ſeltſamen Eindruck hervorbrachte.

Ein girrendes, ſich ſchnäbelndes Taubenpaar auf dem Geſimſe des Chors hatte viele Augen dorthin gezogen, welche Andacht und Heiligkeit des Ortes vergaßen, um ſich ganz andern Gedanken hinzugeben. Robert ließ ſeine Blicke rings umherſchweifen, bis ſie hafteten auf einem Augenpaare, zwar nur emporgerichtet zu den unkeuſchen Vögeln, aber eines ſo himmliſchen Zaubers voll, daß er ſich nicht davon losreißen konnte.

Dies Augenpaar gehörte der ſchönen Peronne, einer armen Chriſtendirne, die im Hauſe des Juden Manaſſès von Vierzon lebte, welcher erſt vor kurzem mit ihr nach Paris gekommen war, als Ludwig der Zehnte die von ſeinem Vater über die Juden verhängte Verbannung aufhob, und ſie, um ſeine Finanzen zu verbeſſern, gegen ſtarke Loſung aus Flandern nach Paris zurückberief.

„Wenn ich nur in ihre Nähe kommen könnte,', dachte Robert bei ſich, „um ihr ein Wörtchen zuzufluſtern. Mit ihr darf ich's ſchon wagen, nur vor ihrem Herrn, dem Juden, hat mich der Meiſter gewarnt. Ihr Herr? Sollte dem alten häßlichen Teufel denn wohl ſo viel Macht über eine Chriſtenſeele gegeben ſein? und über eine Chriſtenſeele, die in ſolch einem Körper wohnt? Er — ihr Herr? Nicht möglich! — Nur ein einzig Mal will ich mit ihr ſprechen, ſie muß mir das Geheimniß entdecken, wie der Jude zu ihr kam — wer ihre Eltern ſind — wo ſie leben. Ob ſie vielleicht eine Waiſe iſt, wie ich? Ich muß Alles wiſſen und dann will ich ſie retten, und müßte ich auch das Aeußerſte wagen.“

So — voll Muth ſtand er da — immer die Blicke nach dem Orte gerichtet, wo er die ſchöne Peronne geſehen, die ihm aber nun — da er zu ſehr in ſeinen Träumereien ſich vertieft hatte — entſchwunden war, ohne daß er es bemerkte. Ein Kirchendiener mit einem Schlüſſelbunde weckte ihn, und nun erſt ſah er, daß er und Jener die einzigen Menſchen in dem öden Gotteshauſe waren. Er rieb ſich die Augen, wie nach einem langen Schlafe, und wie von einem böſen Schwindel befangen, taumelte er zur kleinen Pforte hinaus, die nun auch hinter ihm geſchloſſen wurde.

„Es iſt nicht möglich!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſie iſt noch in der Kirche — warum ging ich denn hinaus? Irgend ein verlockender Dämon trieb mich von ihrer Seite und ſpiegelte mir es vor, daß die Kirche leer ſei. Ich müßte es ja bemerkt haben, wie die Leute fortgingen —“

Und er rüttelte an beiden Thüren, aber ſie blieben feſt verſchloſſen, und er ſah hinüber nach ſeinem Meiſter, aber kein Licht brannte mehr — Alles war ſtill in der Straße — und nur die abſcheulichen Bilder an Meiſter Jourdan's weißem Hauſe ließen ſich in ungewiſſen Umriſſen noch erkennen.

Nach und nach kam er dadurch zu ſchwacher Beſinnung, die endlich ganz wieder bei ihm einkehrte, als er die heiſere Stimme des Nachtwächters hörte, die ſich folgendermaßen vernehmen ließ:

> „Es hat zehn Uhr geſchlagen. Der Mondſchein bricht durch trube Wolken — Alles iſt ruhig in der Stadt. Ihr guten Pariſer ſchlaft!" —

„Zehn Uhr!" rief er entſetzt, „und zur Stunde des Feuerlöſchens ſollte ich zu Hauſe ſein — alſo zwei volle Stunden ſind es daruber — und faſt drei habe ich in dieſer Kirche — verträumt. Nun wohlan, ich will weiter träumen, von ihr — denn meinen guten Meiſter zu wecken, thäte mir leid — er bedarf des Schlafes bei ſeinen vergeruckten Jahren."

Er eilte durch dunkle, öde Straßen und hatte bald das Ufer der Seine erreicht. Die prächtige Einfaſſung von Palläſten und freien, luſtigen Quai's, welche jetzt beide Seiten des Fluſſes umgeben, verrieth ſich zu jener Zeit noch durch nichts. Ungepflaſtert und hügelig ſenkte ſich das Ufer zum Fluſſe bald, bald hob es ſich wieder zu den finſtern Gebäuden, die trotzig ihre hohen Thürme in den

Wellen ſpiegelten, und der Stadt Paris ein Anſehen verliehen, wie es die meiſten bedeutenden Städte des Mittelalters zeigten. Hier war es der mächtige Thurm des Louvre, Lupara in alten Chroniken genannt, von ſechzehn kleinern Thurmen umgeben, worin ſich die Wohnung und der Schatz der Konige von Frankreich befand, und der zugleich als Feſtung die Stadt Paris vor feindlichem Ueberfalle ſichern ſollte. Kein Fenſter war erleuchtet, in dieſem Wald von Thürmen und Thurmchen, Erkern und Plattformen, die ſich dicht gedrängt und von ungleicher Höhe um den Donjon der Mitte geſchart hatten, wie die Leibwächter um ihren Herrſcher. Am felſigen Fuße des Gebäudes, der hier das Ufer engte, oder vielmehr eines mit demſelben, weit in das Flußbett vorſprang, ſchaukelten ſich Gondeln und größere Fahrzeuge, mit den königlichen Farben geſchmückt und dazu beſtimmt, bei dem Mangel an Brücken in dieſer Gegend, den Hof und ſein Gefolge zum andern Ufer zu bringen, ſei es nach den königlichen Gebäuden, die ſich druben dem Blicke zeigten, oder nach dem eben ſo beliebten als verrufenen Pré aux clercs, einer weiten Wieſe im Weſten der Abtei von St. Germain, dem beſtändigen Schauplatze von Tumulten, Galanterien, Zweikämpfen — kurz das Feld aller Liederlichkeit und Verſuhrung, jeder Ausſchweifung und jedes Laſters, bei Tage und bei Nacht. Am Himmel war ein ſeltenes Streiten zu ſehen, und viele Aſtrologen waren wohl in jener Nacht damit beſchäftigt, es zu beobachten und zu deuten. Unſer nächtlicher Spaziergänger bemerkte jedoch nichts davon, ſondern er freute ſich, daß der Mond in dem Augenblicke gerade ſo viele Macht über die dichten, ſchwarzen Wolkenſcharen gewann, den breiten Waſſerſpiegel mit ſeinem Lichte zu beſtrahlen und einen Wettkampf mit den hellen Fenſtern des gegenüberliegenden Gebäudes zu beginnen, die ihren Widerſchein ins Waſſer warfen und den finſtern Louvre zu verhöhnen ſchienen.

„Wie prächtig drüben die Lichter ſcheinen," dachte Robert, „und wie öde und ſtill es hier iſt! Einſam und traurig leben die Könige, die Herrſcher der Erde, während es ihre Diener ſich's wohl ſein laſſen und in Freuden ihre Tage verbringen. Ach! wer doch auch am Hofe ſein könnte, reich, vornehm und geehrt, und nach Allem die Hand ausſtrecken, was ihm gefiele. Da drüben ſitzen ſie wohl, junge, ſchöne, mächtige Herren, und banketiren fröhlich, ihre Liebchen im Arme, die ſie herzen und küſſen, und die ihnen vorſingen mit lieblichen Stimmen und dann lachen und lärmen ſie — und darum müſſen ſie ihre Gelage drüben halten, damit ſie den böſen König und die grämliche Königin hier im Louvre nicht im dumpfen Schlafe ſtören. Und wenn ſie ſich ſatt geküßt und geſcherzt haben, dann freilich iſt auch die Nacht entſchwunden, und ſie werfen ſich in die leichten Gondeln und laſſen ſich herübertragen zu ihren Wohnungen, während der erſte Strahl der Morgenſonne, von dem kräftigen friſchen Winde begleitet, ihre offene Bruſt kühlt und das Feuer, das die Nacht in ihrem Herzen geſchürt, mildert und dämpft. Ja — wer auch ſo glücklich wäre — da drüben — "

„Iſt der Thurm von Philipp Hamelin" — fiel ihm ein tiefer Baß ins Wort, denn ſeine Gedanken waren, wie das manchmal der Fall iſt, laut geworden.

Robert wendete ſich nach dem Sprecher um, der ſich in einen dunkeln Mantel gewickelt hatte. „Ja, ja, junges Herrchen," fuhr er fort. „Was taugt's Euch nach jenem Gebäude zu ſchauen — ſo Manchen ſchon trug ſein Fuß nicht wieder ſo bereitwillig heraus, wie er ihn hineingetragen hatte. Die Fenſter ſind ſchon hell, aber drinnen iſt's finſter — es iſt nicht Alles Geld, was glänzt. Wünſcht Euch nie jenen Boden zu betreten. Ich weiß, Ihr tragt eine keuſche Liebe im Herzen — eine Liebe zu einer armen Magd, wie ihr vermeint — aber eine reiche Magd, wenn's der Himmel will — doch eine reine Magd auch — ſo wahr mir Gott helfe!"

Hier ſchwieg die dunkle verhullte Geſtalt und ſah mit kleinen ſchwarzen, Funken ſpruhenden Augen nach Robert hin, der nicht wenig uberraſcht war, das tiefſte Geheimniß ſeines Herzens verrathen zu ſehen. Die fremdartige Ausſprache des Mannes ließ plotzlich eine Vermuthung in ihm entkeimen. „Seid Ihr? war's möglich?“ ſprach er zögernd.

„Nu, nu,“ entgegnete leiſe der Andere, „Ihr kennt mich ſchon, wie ich merke. Warum ſoll ich denn — wenn ich zur Nachtzeit, um gute Werke zu uben, ausgehe — das rothe Rad auf der Bruſt zur Schau tragen und die Hornermutze dazu aufſetzen, um mich und meinen Schutzling tauſend Gefahren bloßzugeben. Ich bin ſchon der Rechte, wenn ich auch wie Eures Gleichen im Finſtern ſchleiche —“

„Der Jude Manaſſès von Vierzon!“ rief Robert.

„Um Gott! was ſchreit Ihr?“ ſprach dieſer, ihn bei der Hand ergreifend und ſich ſcheu umſehend. „Ich bin der — der ich bin. — Ich habe Euch beobachtet ſchon lange — und wie ich heute auf meine Peronne warte, an der Ecke der Straße, die zur Kirche fuhrt, in deren nächſter Umgebung ich mich nicht ſehen laſſen darf, ſo kommt mir das Kind in ſo ſeltſam aufgeregter Stimmung aus der Abendandacht, daß ich darauf dringe, ihr Geheimniß zu erfahren, denn daß hier eines zum Grunde liegt, deſſen bin ich gewiß. Und da geſteht ſie mir Alles — — doch kommt weg von hier — denn blickt nur hinuber nach dem Thurm von Nesle oder Philipp Hamelin, die Lichter fangen an zu wandeln, und mir iſt's, als truge der Wind lautes Geſchrei durch die Stille der Nacht zu uns her — kommt — kommt — hier iſt nicht gut ſein! Es fallen allnächtlich ſo viele Menſchen in dies Waſſer und werden ſtets unterhalb dieſer Stelle aufgefiſcht. — Wer weiß, ob ſie nicht hinterrucks von ſtarker Fauſt hineingeſtoßen werden — darum folgt mir dort — in jene dunkeln Gäßchen, die ſich vor unſern Blicken ausdehnen — dort läßt ſich's traulicher koſen."

Robert folgte ſeinem Gefährten, ſich ſorglos ſeiner Leitung überlaſſend. Es durchgoß ihn mit heißer Luſt, neben Peronne's Pflegevater zu gehen und mit ihm von ihr ſprechen zu können — er vergaß, daß es der gehaßte und mehr noch der gefürchtete Jude war — vor dem ihm ſein Meiſter ſo ernſt gewarnt hatte.

„Das liebe Kind," ſprach der Rabi Manaſſès weiter, nachdem ſie bereits zwiſchen hohen Häuſern, in dem Gäßchen Bertrand qui dort, neben einander hinſchlenderten, „hat ſchon bemerkt, wie ſcharf

Ihr ſie ins Auge faßt, und eine Unruhe hat ſich darob ihres Weſens bemächtigt, daß mir für ihre Geſundheit bange wurde. Schon bleichen die Roſen auf ihren Wangen, und beleben ſich nur wieder, wenn ſie Euch ſieht, oder wenn von Euch nur die Rede iſt. Was habe ich dann, wenn mir das Mädchen krank wird? Und was ſoll ich am Ende mit ihr anfangen? Es iſt heilige Satzung, ſich zu verbinden und ſich fortzupflanzen auf Erden. Sollte ich Sünde auf mich laden und mein ſüßes Kind Peronne dahinwelken laſſen, ſie, die für alle Freuden des Lebens geſchaffen ſcheint? Einer aus unſerem Stamme kann ſie nicht heimführen, denn ſie iſt Chriſtin und ich darf ſie nicht abwendig machen ihrem Glauben, ohne weltliches und göttliches Gericht gegen mich zu bewaffnen. Daher wäre mir's lieb, wenn die zarte Blüthe innerer Zuneigung, die der Herr, mein und Euer Gott, in Euerm Herzen ſo ſchön aufkeimen ließ, ſich zur herrlichen Frucht entfaltete. Ja — mit Seinem Beiſtande kann es wohl ſein! Sprecht mit Eurem Meiſter — ich darf mich ihm nicht nahen — ſagt ihm Alles, und wofern er Euch liebt, kann er nicht gegen dieſe Verbindung ſein, denn Peronne iſt nicht ſchlechter dadurch geworden, daß ein armer Jude ſich ihrer mitleidig annahm — und weiß Gott, ſie iſt ein Engel."

Hier hatte der alte Manaſſès den über Alles, was er vernahm, hocherſtaunten Robert bei der Hand genommen und fuhr mit noch vertraulicherem Tone fort:

„Seht, da ſtehen wir mit einem Male, gleich als wollte es der Himmel ſo, am Eingange der Vallée de misère — dem Thale des Elends — ja — dort unten iſt meine Wohnung — wollt Ihr unter das Dach eines ſchlechten Juden treten? Geht — Ihr könnt einen Engel aus dem Thale des Elends retten — thut's doch! — Es iſt Nacht — tretet getroſt ein — Euch ſieht Niemand!“

Indem er ſo ſprach, leitete er den Jüngling, der nie dies verrufene Stadtviertel betreten hatte, über den hügeligen Pfad zwiſchen den kleinen ſchmutzigen Wohnungen hindurch. Roberts Herz pochte hörbar, er wußte nicht, ob aus Luſt, bald vor Peronne zu ſtehen, oder weil er die drei Verbote ſeines Meiſters überſchritten hatte, denn er war dem Thurme des Philipp Hamelin nahe gekommen, hatte mit dem Juden geſprochen und trat jetzt ſogar in deſſen Wohnung in der Vallée de misère. —

In dem niedrigen Raume voll alterthümlichen Geräthes, das auf verſchiedenen Wegen zu dem Juden hinabgewandelt war und das einſt kunſtvolle Meiſter für Beſſere geſchaffen hatten, ſaß, der Heimkehr des Pflegevaters harrend, Peronne, das liebliche Kind. Erſchreckt ſprang ſie auf, mit zitternder Hand die Lampe hocherhoben und darunter im lieblichen Halbdunkel das Köpfchen nach den Eintretenden vorbeugend. Sie hatte kaum den Jüngling an Rabi Manaſſe's Seite erkannt, als ſie die Lampe ſchnell auf den Tiſch ſtellte, Kopf und Arme ſinken ließ und ſie neidiſch die Augen auf den Boden niederſchlug, daß nicht der kleinſte Strahl daraus Roberts Seele erfreute.

„Sieh, Töchterchen,“ ſprach der Alte, „wen ich bringe. Einer von den Deinen, den ich beim ſpäten Ausgange am Ufer des Fluſſes fand und vielleicht errettet habe aus den Mörderhänden, welche allnächtlich dort ihre Frevel vollbringen.“

Der Jungfrau Buſen hob ſich höher, die Augen blieben in derſelben Richtung. „Setzt Euch,“ ſagte der Jude, „und weil es denn nun einmal der Zufall wollte, daß ich Euch finden mußte und Ihr zu mir eintratet, ſo wollet mir verkünden, was Euch hinabführte zur Seine und Euch hinüberſtarren ließ nach dem unheimlichen Neslethurme. Die Worte, die Ihr ſo vor Euch hinſprachet und die mich ein Ungefähr belauſchen ließ, drückten Eure Sehnſucht aus nach jenem verrufenen Gebäude. Wie? ſollte Euch eine Stimme von dort erklungen ſein, verführeriſch und ſüß, und verderblich, wie ſie es Vielen ſchon ward?“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ erwiderte der Jüngling, „wie ich mich ſelbſt nicht verſtehe. Sitze ich doch dieſer holden Jungfrau gegenuber, ohne zu wiſſen, wie ich hierher gekommen bin? Ich blickte nach dem Thurme von Nesle hinuber, deſſen entſinne ich mich wohl noch, was ich aber dabei dachte oder ſprach, iſt meinem Kopfe entfallen, und nun muß ich von Euch eine Deutung meiner Worte vernehmen, von einer Warnung begleitet — — — o ſprecht Ihr, liebliches Frauenbild! das ich nicht kenne, nie ſprach, nie ſo nahe zu ſehen hoffen durfte, wie hängt dies Alles zuſammen, und iſt es ein Traum, den ich träume? denn dieſes Alten Worte machen mich wirrer und ich furchte den Verſtand zu verlieren.“

Bei ſeinen erſten Worten hatte die Jungfrau die Augen auf ihn gerichtet, um mit größerer Aufmerkſamkeit ihm zuzuhören, jetzt — da er mit einiger Heftigkeit ihre Hand ergriff — ſenkte ſie ſie wieder beſcheiden und lispelte:

„Ihr wollt von mir die Loſung eines Räthſels? Wie wär ich's denn im Stande? Mein Verſtand iſt nicht geubt in ſolchen Spielen — doch meinem Herzen genügt es — —“

„Seht nur,“ nahm der Jude wieder das Wort, „wie lieb Euch das Kind hat. Und wahrlich, wie mir's ſcheint, Ihr ſeid dieſer Liebe werth.

Peronne kann Euch glücklich machen, glaubt mir's, und ſie wird es auch. Denn Ihr ſeid ein Chriſt — und wenn ſie Euer Weib wird — ſo wißt Ihr nicht, wen Ihr gefreit habt — das ſag' ich Euch — mehr aber darf ich nicht —“

„Wenn Ihr durch dieſe Heimlichkeiten meine Neigung zu dem holden Mädchen zu erhöhen wähnt,“ entgegnete Robert, „ſo täuſcht Ihr Euch. Iſt es nöthig, daß Peronne mehr ſei, als ſie wirklich iſt — mehr als ein Engel? Und mich ſollte je ihr Beſitz beglücken? Das iſt ein Gedanke, den ich nicht faſſen kann — wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht — ſprich Du, Peronne, iſt es denn wahr, daß Du mich liebſt?“

Peronne antwortete nicht. —

„Seht Ihr wohl, ſchwatzhafter Alter,“ ſprach entrüſtet der Jüngling, „was Ihr nicht für Unheil ſtiftet? Ich ſage Unheil, und das mit Recht. Eine Flamme ſchüren, die man nicht löſchen kann, in einem jugendlichen Herzen, iſt das nicht grauſam? Nein, Peronne, denke nicht, ich ſei unedel, und im Stande, im erſten Augenblicke, da ich Dich kennen lerne, Dir von meiner Liebe verzuſchwatzen, und zu verlangen, Du ſollteſt gleich eben ſo für mich erglühen. Für mich! Du! — o verzeihe, wenn ich Deine reine Nähe durch ſo unlautere Reden entweihte — holde Jungfrau!“

Er war vor ihr, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, wie zur Anbetung, niedergeſunken. Peronne ſtand unbeweglich — ein geübteres Auge als Robert hätte leicht die Leidenſchaft des Mädchens für ihn aus ihrem Benehmen erkannt, aber er war ſo jung noch und unerfahren, als glühend und überraſcht.

„Steht auf — erhebt Euch — thörichter Jüngling!" rief Rabi Manaſſès, indem er ihn beim Arme ergriff, „hab' ich Euch dazu in mein Haus geführt, daß Ihr es durch Götzendienſt entweihet! Geh' hinein in die Kammer, Peronne, es will ſich nicht geziemen, daß Du ſolche Verehrung annimmſt. Einſt — ja einſt — wenn ſich Alles ſo entwirrt, wie es ſich entwirren ſollte — aber jetzt — biſt Du noch ein armes Mädchen, des Juden, des Gehaßten, Verfolgten angenommenes Kind — und welch ein Hochmuth könnte Dich beherrſchen, gewöhnteſt Du Ohr und Auge an dergleichen Dinge — drum fort, Peronne, thue, wie ich Dir ſagte."

Sie verließ alsbald das Zimmer, aber in demſelben Augenblicke erhob ſich auch der Jüngling und wandte ſich erzürnt zu dem Juden: „Was habt Ihr vor mit mir, Manaſſès von Vierzon? Wie beſtricket Ihr mich ſo ganz, daß ich ohnmächtiger werde mit jeder Minute. Wohl hatte der Meiſter recht, mich vor Euch zu warnen. Doch ich achtete deſſen nicht, folgte Euch und finde mich nun umſtrickt von einem Zauber, den Ihr feſt um mich gewoben habt und aus dem ich mich nicht reißen werde — ich fühle es — und ſollte es mein Seelenheil koſten.“

„Seid Ihr ſo ſchwach, junger Menſch?“ ſagte lächelnd der Jude. „Verzehrt Euch erſt in Gluth der Leidenſchaft, und ſchmachtet und ſehnet Euch wund, nach einem Genuſſe, der Euch verboten dünkt — und wenn er Euch zum Munde geführet wird — und Ihr nur zuſchnappen dürft, ſo habt Ihr ihn — da werdet Ihr ſchwach — und gebehrdet Euch, als wenn es Euch mehr als das Leben — als wenn es Euch das Jenſeits koſten ſollte. Für ſolche geringe Kraft iſt Peronne's Schönheit nicht zu erringen — da muß ſie ſchon eines heldenmüthigern Befreiers harren —“

„O über Eure Weisheit, Manaſſes!“ rief Robert aus, „verbergt Eure ränkevolle Tücke doch ein wenig ſchlauer. So unerfahren ich mich bei ſolchem Handel auch gebehrde, ſo ſehe ich doch nur zu gut ein, daß die Dirne eines Juden nicht zu ſchwer zu erringen ſein mag, wenn noch dazu der Jude ſelbſt den Liebhaber bei ihr einführt und ſie ihm freiwillig anträgt.“

„Weh' über Euch, daß Ihr mir das ſagen könnt,“ ſagte der Alte heftig erſchüttert. „Nun ſchwieg ich lieber gänzlich, weil ich mit Euch keine Gemeinſchaft haben mag, wenn es mich nicht drängte, Euch über mein Betragen einen Aufſchluß zu geben, da Ihr es ſo ganz mißverſtanden habt. Nun wohl, der Jude Manaſſès von Vierzon hat Euch ſelbſt in ſein Schatzgewölbe geführt und hat Euch zum Herrn über ſein köſtbarſtes Kleinod gemacht. Iſt er ſtrafbar dafür, iſt er es in Euern Augen — da er Euch glücklich machen wollte? Wäre Peronne, mein Kind, wie ſie es nun leider nicht iſt — und ich hätte gegen Jonathas von St. Marence, den reichſten und mächtigſten unter uns, ſo gehandelt, wie gegen Euch, er würde mir die Hände geküßt haben für das Glück, daß ſie ihm beſcheerten. Weil aber Paronne der Nazarener Eine iſt, ſo mußte ich zu Euch meine Zuflucht nehmen. Aber warum gerade zu Euch? werdet Ihr mich fragen. Und ich ſelbſt frage mich ſo und klage mich an deshalb. Warum gab ich den thörichten Bitten des Mädchens nach und ſuchte Euch auf am Rande des Verderbens, wo ich Euch hätte laſſen ſollen. Beſſer, Ihr wäret doch hineingeſtürzt, als daß Ihr unter dies Dach tratet, um Himmelsluſt, Hoffnung und Freude in Troſtloſigkeit, Elend und Jammer zu verwandeln!“

„Ihr werdet mich noch wahnwitzig machen, Jude!“ ſchrie Robert außer ſich. „Warum folgte ich nicht deiner weiſen Warnung, Meiſter! Wie er da vor mir ſteht mit dem gelben, runzeligen Geſichte, mit den ſtechenden Augen und dem zitternden Barte, den die murmelnden Lippen leiſe bewegen. Iſt es nicht, als wenn unſichtbare Faden daraus unheilbringend hervorgehen, um mich zu umſtricken und an dieſe Stelle feſtzuklammern!“

„Geht nur immerhin, ich banne Euch nicht — ich bin kein Zauberer, wie Jourdan Ferron, Euer Meiſter!“ rief Manaſſès bewegt, „O daß ich's wäre, um Peronne's brechendes Herz zu heilen. Die wird nun ganz elend ſein — ohne Schutz — ohne Hülfe — wenn ſie kommen werden und mich fortſchleppen zum Galgen von Montfaucon, oder nach dem armen Hauſe in der Straße coupe-gueule, wo die Sorbonne zu Gerichte ſitzt und Juden braten läßt, als könnte ſie ſich nähren von ihrem Fleiſche.“

„Und warum? was habt Ihr verbrochen?“ fragte voll Entſetzen der Jüngling. „Nichts — weil ich ein Jude bin und ein Chriſtenkind erzogen habe,“ erwiderte Manaſſès, „weil ich Einer der Erſten war, welcher der trugeriſchen Einladung des ſchlauen Miniſters Folge leiſtete und hierher zurückkehrte, von wo uns des Königs Vater, Philipp, in ſeiner Weisheit verwieſen hatte. Wie bereu' ich, Flandern, wo es mir gut ging, verlaſſen zu haben; aber das Mädchen war es eben, was mich antrieb, hierher zu eilen, und nun iſt es eben das Mädchen wieder, was mich ins Unglück ſtürzt. Aber glaubt nicht, daß ich ſie Euch an den Hals werfen werde. — Der in demſelben Augenblicke vor ihr knien konnte in abgöttiſcher Verehrung und ſie eines Juden Dirne ſchelten, die leicht zu erlangen iſt, der iſt zu meinem großen Plane nicht gemacht. — Sprecht nicht — wendet nichts mehr ein! — Ihr ſollt Peronne nicht mehr ſehen. — Der Tag graut, wenn auch nur ſchwach — aber hier und da ſchlüpft Einer um den Andern ſchon von ſeinem Lager — verläßt das Val-de-misère — es iſt nicht gut für Euch, wenn man Euch hier ſieht — geht zu Euerm Meiſter heim und denkt nicht mehr an mich und mein Haus, das heißt: was es verſchließt. Ihr werdet ihm nicht ſagen wollen, daß Ihr hier waret, und ich verrath' es ihm ſicherlich auch nicht; ſprecht, daß Ihr dem Neſle-Thurme nahe gekommen ſeid und daß Euch ein Unbekannter warnte, mit dem Ihr die Nacht auf einem Spatziergange zugebracht habt.“

„Und darf ich Eure Schwelle nicht wieder betreten?“ fragte Robert.

„Nein,“ ſagte Manaſſès ernſt. „Schlagt Euch ein Bild aus dem Sinne, das einen flüchtigen Eindruck auf Euer Herz zu machen im Stande war.

Peronne wird die Kirche St. Jaques nicht mehr beſuchen.“

„Ich werde Sie doch wiederſehen! Wiederſehen in ihrer Reinheit — mich Ihr nähern dürfen — Ihr Alles geſtehen — Alles — doch in anderer Umgebung — nicht als Eure Tochter — nicht in Eure Macht gegeben: denn von Euch kann uns kein Heil erblühen, Jude!“ ſo rief Robert und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Er erreichte athemlos das Haus ſeines Meiſters, der ihm die Thür öffnete und beſorgt um ſein langes Außenbleiben fragte.

„Ich habe, Eurer Warnung entgegen,“ ſprach Robert, eingedenk des ihm vom Juden gegebenen Rathes, „die Gegend des Thores von Philipp Hamelin beſucht, wo der Nesle-Thurm ſein ſchwarzes Gemäuer in der Seine ſpiegelt.“

„Nun und was geſchah?“ fiel forſchend Meiſter Jourdan ein.

„Die Fenſter waren hell, ſchöne Gondeln wiegten ſich auf dem Waſſer, liebliche Klänge tönten hernieder und ich ergötzte mich daran ſo recht in meiner Seele,“ ſagte Robert, „da erſchien plötzlich ein freundlicher Mann, der mir jedoch gänzlich unbekannt war, und zog mich ſanft mit ſich fort —“

„Wie erſchreckſt du mich!“ rief der Meiſter mit verſtellter Miene.

„Nicht doch,“ fuhr in beruhigendem Tone der Schüler fort, „nicht in den Thurm zog er mich — ſondern fort — weit fort davon — wir luſtwandelten in der linden Nachtluft dem Thermenpalaſte zu, hinaus aufs Feld — und mein Fuhrer wiederholte Deine Warnungen und ſagte, es werde ein ſchauerliches Leben wach zur Nachtzeit in dem alten Gemäuer des Thurms.“

Meiſter Jourdan erſchöpfte ſich in Fragen über den räthſelhaften Unbekannten, konnte aber keine befriedigende Antwort von Robert erlangen.

„Lege Dich aufs Ohr und ruhe einige Stunden noch,“ ſprach Jourdan endlich. „Morgen wirſt Du eher im Stande ſein, mir über ſo Manches noch Auskunft zu geben.“

Somit ergriff er ſeine Lampe vom Tiſche, um in ſeine Schlafkammer zu gehen.

„Jene Lampe dort in der Niſche wird Dir Licht genug ſpenden, ſchlage nur den Verhang davon zurück,“ murmelte er wie böſe im Weggehen.

Robert war allein im Zimmer. Die Laden an den Fenſtern waren geſchloſſen und es brach ein matter, unheimlicher Schein in das dumpfe Gemach, der hinter dem dunkeln Verhang der Niſche ſich herausſtahl.

Er konnte nicht ſchlafen, um aber ſeine wilden Gedanken zu zerſtreuen, wollte er bis zum Tage in der Chronik leſen. Er trat zur Niſche, öffnete den Vorhang, um die Lampe loszuhäkeln von der herabhängenden Kette, aber mit einem lauten Schrei taumelte er zurück.

Da lag Peronne vor ihm — aber hundertfach verſchönt. Alle Reize des Weibes, die bei ihr die Natur nur angedeutet, waren hier in aller Vollkommenheit entfaltet. Die ſchüchterne Blödigkeit, die gemacht war, Gluth in Eis zu verwandeln, ward hier nicht bemerkt und ein nicht gekanntes Etwas hatte ſich über dieſe Schönheit ergoſſen, das mächtiger anzog, als die Schönheit ſelbſt.

„Mein Gott! was iſt das?“ rief er — „leb' ich denn — wach' ich — träum' ich — hab' ich Augen, die wirklich ſehen — oder die mich täuſchen, mir verlogen? Iſt dies Peronne — o pfui! wie kann ich ſo fragen! der Engel iſt es, deſſen Form jener jüdiſche Zauberer ſtahl, um frech ſeine Dirne damit zu bekleiden. O erwache! lebe! ſei mein! Was iſt das? Wachs — ein Volt — wer ſchuf dies Bild — wer? und zu welchem Zwecke?“ —

„Ich“ — tönte es hinter ihm. „Du ſaheſt wider mein Verbot den Juden — aber er konnte Deinen beſſern Sinn nicht täuſchen. Die er Peronne nennt — iſt Schein — iſt Nichts — eine Puppe von Lehm — des Juden Werk — ein Golem! Was Du aber hier ſiehſt vor Dir — durch meine kunſtgeübte Hand nachgebildet — ein Weſen lebt — ihm gleich! und Dein iſt es in aller ſeiner Herrlichkeit — wenn Du mir folgſam und treu bleibſt!“

Robert blickte auf den Meiſter, der neben ihm ſtand, dann aber — und länger — viel länger — auf das Bild vor ihm. Endlich überwältigt vom Rauſche der Gefühle, ſtürzte er auf das Ruhebette und drückte in ſinnlicher Gluth einen Kuß auf die Lippen der Puppe, die davon zu erwärmen ſchien, und es durchzuckte ihn die ſüße Täuſchung, als wenn der Kuß im leiſen Hauche erwidert würde.

II.

Die Wanderer.

Bei guter Stunde war in den langen, niedrigen Häuſern, welche die Kirche St. Julien-le-pauvre umgaben, ein reges Leben. Hier herbergten Reiſende, die nicht reich genug waren, in den damals noch ſeltenen Gaſthöfen zu übernachten, und die ſich nach gehaltener Ruhe, durch Brod und Wein geſtärkt, wieder auf ihren Weg machten. Saumroſſe, Sänften und das Lärmen der Pagen und Diener wurden hier weder gehört, noch geſehen, deſſenungeachtet aber fehlte es nicht an Geräuſch anderer Art, und wenn man vergleichsweiſe ſich ausdrucken wollte, ſo hätte man die große Hotellerie des allgemein bekannten Lombarden, Pietro Alibergho, für ein Kloſter, die Armenherberge bei St. Julien-le-pauvre mindeſtens für eine Schmiede halten können. Denn Jeder, der von hier ſeinen Wanderſtab weiter ſetzte, nagelte zuvor, dem heiligen Martin zu Ehren, ein Hufeiſen an die Thüren der Kirche, um ſich dadurch von ihm eine gute Reiſe zu erbitten. Zwiſchendurch tonten Lieder, wie ſie damals nun eben geſungen wurden, und die mit den heutigen Vaudevilles freilich nicht verglichen werden konnen.

Es war ein herrlicher Morgen. Die ſo eben aufgegangene Sonne durchſtrahlte mit ihrem freundlichſten jungen Tageslichte, das vom lieblichſten Morgenröthe noch Farbe geliehen hatte, die grauen Schnörkel des Kirchenportals, und ſelbſt dieſe barbariſchen Figuren und groteſken Zierrathen, vom Schmutze der Jahrhunderte bedeckt, nahmen ſich, in ſolchem Lichte beſehen, zierlich aus. Die Silberſäule eines wunderthätigen Brunnens glänzte friſch empor in die klare Luft, die grünen Kronen der den Platz umgebenden Bäume rauſchten im Morgenwinde und ſtreueten duftigen Thau herab, und Alles dies rief den Aufbrechenden eine frohe, gluckliche Reiſe zu.

Unter lautem Lachen zog jetzt ein Troß kräftiger, lebensfroher Burſche von dannen, die einen Chor abſangen, der dem gegenüberliegenden Beguinenſtifte als Spott gelten ſollte und ungefähr ſo lautete:

Beguines a on mont
Qui larges robes ont;
Dessous lor robes font
Ce que pas ne vous dis;
Papelard et beguin
Ont le siècle honni!

Dieſe Verſe überſetzen wollen, hieße ihre Naivität zerſtören.

So ging's fort durch die Straßen der Stadt hinaus ins Freie.

Den Zug beſchloſſen zwei Menſchen von ſehr verſchiedenem Aeußern, die ſtillſchweigend nebeneinander hergingen und mit ihren Gedanken beſchäftigt, keinen Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit nahmen. Der Eine mochte ungefähr auf der Lebensſtufe ſtehen, die den Jüngling in das Mannesalter leitet, der Andere ſtand beinahe auf der entgegengeſetzten Gränze deſſelben, von wo die Stufen, wenn gleich noch Anfangs unmerklich, doch abwärts führen.

Der Jüngere war nicht eben ſchön zu nennen, doch ſprach ſich neben Kühnheit und Kraft ein Zug von Gutmüthigkeit in ſeinem Geſichte aus, der für ihn einnehmen konnte, und ein Anſtrich von Schmerz und Sorge erhöhte noch bedeutend dieſen Eindruck. Der Aeltere hingegen war das Bild eines vollkommenen Mannes, und wenn gleich die Geſichtsfarbe gelb war und die Stirn Runzeln zeigte, ſo war das ſchwarze, krauſe Haupthaar und der ſtrotzende Bart noch in unverletzter Jugendfülle und eben ſo waren die Glieder noch kräftig und bewegten ſich mit dem ſchönen Anſtande eines muthigen Jünglings, der ſo eben in die Reihen der königlichen Hauptleute treten wollte und die erſten Schritte am Hofe verſuchte.

„Wo geht die Reiſe hin?“ fragte endlich der Jungere den Aeltern, um das Einerlei des Weges zu verkürzen. Der Gefragte ſah plötzlich auf, als ſei er aus einem tiefen Traume erweckt worden, und den Jüngling treuherzig anblickend, erwiderte er mit einem Lächeln: „Wo die Andern hingehen, mein Freund!“

„Ei,“ verſetzte Jener, „die werden verſchiedene Wege einſchlagen, wie ich meine, und es ſoll Euch wohl ſchwer werden, wenn Ihr mit Allen gleichen Schritt halten wollt.“

„Nun denn,“ ſprach der Aeltere, deſſen Menſchenkenntniß wohl in dem Jüngling eine ehrliche Haut auf den erſten Blick entdeckt haben mochte, „ſo will ich hingehen, wo Du hingeheſt.“ —

„Das iſt mir lieb,“ nahm Jener wieder das Wort, „mein Weg könnte lange währen und da iſt ein Geſellſchafter wie Ihr nicht zu verachten, doch Geld müßt Ihr haben, denn die wenigen Sous Pariſis, die ich in dieſem Beutelchen von

Leder bewahre, würden für uns Beide nicht lange hinreichen.“ „Beſorge nichts,“ ſcherzte der Aeltere weiter, „ich werde Dir nicht zur Laſt fallen. Doch um nun auch zu wiſſen, wo ich eigentlich hinreiſe, wolle mir gütigſt ſagen, wo Dein Reiſeziel geſteckt iſt.“

„Hm!“ brummte mit komiſchem Verdruſſe der Jüngling. „Mein Ziel geſteckt! Reiſ ich denn zu meinem Ziele hin? Mein Ziel iſt's ja, was ich ſo eben verlaſſe.“ Und in einem gar weinerlichen Tone ſetzte er hinzu: „mein Ziel iſt eigentlich nichts Anderes, wie die kleine liebliche Jeanne Beaupertuis in der Strohgaſſe, die allen Studenten und Schreibern dort in die Augen ſticht, die mich aber ausgeſtochen haben, weil ich gar nichts bin und nichts habe, und darum aus der ſchönen, großen Stadt Paris fortmußte, um etwas zu werden und zu erringen und dann vor den alten Beaupertuis, den Muſikanten, hinzutreten und um die Hand der kleinen Jeanne zu werben.“

„Und glaubſt Du, daß ſie ſo lange warten werde?“ fragte der Aeltere. „Ja, das iſt's eben!“ rief der Andere wieder verdrießlich aus. „Aber glaubt Ihr denn, Herr, daß es gar ſo lange dauert, bis ein junger muthiger Kerl in der Fremde ſo eine Art von Glück machen kann?“

„Das hangt ſehr von den Umſtanden ab,“ erwiderte der Aeltere. „Es gibt verſchiedene Pfade, zum Glücke zu gelangen. Der ſicherſte, wenn man mit Klugheit darauf zu wandeln weiß, iſt der, ſo mit Weibergunſt anfangt und mit Ehren und Reichthum endet. Der aber freilich iſt fur einen Verliebten nicht practicabel.“

Der Jüngling ſeufzte und horchte hoch auf. „Der zweite und nicht minder viel verheißende,“ fuhr Jener fort, „wenn gleich nicht ſo angenehme, iſt der Weg uber Schlachtfelder und durch Kampfe. Ein Waffenleben hat ſeine Reize und Euerm ganzen Körperbau nach, ſcheint Ihr mir fur das Kriegerhandwerk geſchaffen. Es zeigt ſich überdies hierzu die allerbeſte Gelegenheit, da der Graf von Valois, des Königs Oheim, in dieſem Augenblicke einen Zug nach Flandern rüſtet und Leute wirbt.“

„Hm!“ brummte der Andere wieder, „das kann eine lange Geſchichte werden, und am Ende ſehe ich meine Jeannette nie mehr wieder und ich kann ohne ſie wahrhaftig nicht leben.“

„Ei, das denkt Ihr nur ſo,“ entgegnete der Aeltere, „im Felde vergißt ſich nichts leichter wie ein Mädchen, und wenn Ihr wirklich ohne ſie nicht leben könnt, ſo durft Ihr gar nicht beſorgt ſein, den Tod habt Ihr dort gleich bei der Hand.“

„Und würdet Ihr denn wirklich Euch nicht von mir trennen? ich meine — iſt es Euer Ernſt, daß Ihr denſelben Weg machen wollt wie ich?“ fragte der Jüngling treuherzig.

„Je nun,“ ſagte der Aeltere, „wir wollen uns erſt näher kennen lernen. Wir marſchiren ja wohl noch eine Weile zuſammen. Ich mag Euch gern geſtehen, daß Eure Kameradſchaft mir gefällt. Und das haben wir gemein, daß das Ziel unſerer Wünſche ſich eigentlich in Paris befindet, von dem wir uns jetzt wider Willen trennen, um auf anderem Wege und unter veränderten Verhaltniſſen wieder dahin zurückzukehren.“

Er ergriff hiermit des Jünglings Rechte und ſchüttelte ſie ihm mehrere Male kräftig, ihn ſtarr dabei ins Auge faſſend.

Nun gingen ſie eine gute Strecke nebeneinander hin, die der Jüngling damit verkürzte, ſeinem neuen Waffenbruder zu ſagen, daß er Claude Chiquon heiße, ihm eine Schilderung ſeiner Jeanne zu entwerfen und ſeine Leidenſchaft, die er für ſie hegte, mit den lebhafteſten Farben abzumalen. Der Andere ging ſtillſchweigend ſeines Weges und ſchien nicht zuzuhören, was aber der Erzähler, von ſeinem Gegenſtande begeiſtert, nicht zu bemerken ſchien.

Sie traten aus einem ſchattigen Laubholze und hatten jetzt einen freundlichen Abhang vor ſich, der ſich in eine lachende Landſchaft verlor. Seitwärts lag eine Schenke hart am Wege, wo unter einem zeltartigen Dache einige Männer in kriegeriſcher Kleidung ſaßen, die ſich beim Becher gutlich thaten. Die Reiſenden, die am Morgen in guter Eintracht von dem Spitale St. Jean-le-Pauvre, wie die Herberge genannt zu werden pflegte, ausgezogen waren, hatten bereits verſchiedene Wege eingeſchlagen, und nur ein kleiner Theil, der noch zuſammenhielt, hatte hier Halt gemacht, doch aus Achtung vor den Kriegern in einiger Entfernung von dem Zeltdache.

„Seht nur, ſeht!“ rief unſer Jüngling ſeinem altern Begleiter zu, „die ſtattlichen Herren, die dort vor der Schenke zechen. Wie war's, wenn wir uns zu ihnen geſellten, vielleicht daß es Leute des Grafen von Valois ſind, die uns Handgeld zum Zuge nach Flandern geben.“

Dieſe Worte erregten, mehr als alle fruher von dem Jünglinge geſprochenen, die Aufmerkſamkeit des Andern im hohen Grade. Er warf einen ſcheuen, doch forſchenden Blick nach den Zechern hinuber und ſprach dann in ruhigem Tone:

„Es ſind Leute des Königs, die nach Paris gehen, wohin er Morgen ſelbſt aufbrechen wird, von ſeinem Schloſſe la roche-Corbon, wo er die letzte Zeit zubrachte. Er wird dem wackern Miniſter Enguerrand de Marigny und ſeiner gelehrigen Schülerin in allen ſchwarzen Künſten und Teufeleien, der ſchönen Königin von Frankreich, Margarethen von Burgund, die Leitſeile der Regierung abnehmen, um vielleicht einen ſeiner Günſtlinge, Savoiſy, Pierrefonds, oder wie ſie heißen mögen, damit zu beehren. Wenn's nämlich Gottes Wille iſt!"

Ueberraſcht blickte der Jüngling ſeinen Begleiter an, der mit einem Male mehr Worte geſprochen hatte, als auf dem ganzen Wege bis hierher.

„Es iſt der König der Ribauds, im Dienſte Ludwigs, unſers gerechten Königs und Herrn," ſetzte der Reiſende gleich hinzu, „mit einigen ſeiner Spießgeſellen. Wir wollen dieſe Herren begrüßen. Es iſt ſchon möglich, daß Ihr auf dieſe Weiſe nach Paris und zum Beſitze Euerer Jeanne gelangt, wenn Ihr mich auch darüber verlöret. Doch wir treffen uns ſchon wieder einmal irgendwo im Leben, und ſollt' es nicht ſein, ſo ſeid überzeugt, daß ich Euerer denken werde, wo ich mich auch befinde."

Sie hatten das Zeltdach erreicht und der ältere Reiſende nahete ſich mit ſeiner ihm eigenen Gewandtheit den darunter Sitzenden, indem er einen höflichen, doch kameradlichen Gruß hervorbrachte. Die Hauptperſon am Tiſche, in welcher er den König der Ribauds erkannt hatte, war zur damaligen

Zeit einer der wichtigſten Männer am Hofe der franzöſiſchen Könige, für Alle, welche Geſuche vorzubringen hatten und nicht zur Zahl der Edelleute gehörten. Ueberdies ward er gefürchtet von Allen, deren Gewiſſen nicht rein war, und noch mehr von Solchen, die eines Verbrechens wegen ihm übergeben wurden. Mit dem Namen „Ribauds“ wurde in frühern Zeiten alle Art liederlichen Geſindels, Vaganten, Diebe und Geächtete bezeichnet, die ſich bereits unter Ludwig dem Heiligen zu den Fahnen des berüchtigten Abenteurers Jacob von Ungarn, gewöhnlich „Meiſter von Ungarn“ genannt, geſchlagen hatten, einen Kampf auf Tod und Leben gegen Mönche und Geiſtlichkeit zu führen anfingen und im Volke großen Anhang hatten. Ihr Anführer Jacob hieß bei ihnen nur der „Mann Gottes“ und ſah ſich bald an der Spitze eines furchtbaren Heeres von zwanzigtauſend Mann, die er ſelbſt im Biſchofsgewande, die Kreuzesfahne in der Hand, zur Schlacht führte. Ihre Anzahl wuchs jetzt von Tag zu Tage, ſie fielen in die Städte, plünderten, mordeten und erlaubten ſich jede Schandthat. Da erhob ſich die Königin Blanche, um den Gräueln zu ſteuern. Sie ſprach ſelbſt zum Volke und man bewaffnete ſich allgemein. Zwiſchen Mortemer und Villeneuve-ſur-cher kam es zur Schlacht, worin Jacob blieb und die Andern auseinander geſprengt wurden. Die Gefangenen erlitten Alle Todesſtrafe. Niemand wurde begnadigt.

Die jetzigen Ribauds mit ihrem Konige waren nun zwar weder Rebellen, noch ſo mächtig als ihre Altvordern, von denen ſie den Namen trugen. Aber die durch denſelben urſprünglich bezeichneten Eigenſchaften waren ihnen nicht abzuſprechen, denn ſie beſtanden aus Geſindel aller Art, das noch unter den Augen des Konigs von Frankreich, von ihrem eignen Konige befehligt, die Sittlichkeit und die Geſetze verhohnte.

Es darf übrigens nicht befremden, im Verlaufe dieſer Schilderungen hohere Beamte mit dem Namen „Konig“ und „Kaiſer“ bekleidet zu ſehen, das war damals ſo gebräuchlich und man zählte ſogar unter den Königen einen der Krämerzunft, der Armbruſtſchützen, der Bohne, der Narren, der Barbiere und der Violinſpieler, welches freilich nicht mehr zu bedeuten hatte, als „Vorſtand“ jener Innungen oder gewiſſer Geſellſchaften.

„Nur näher, Ihr Leute!“ rief der Konig der Ribauds den Hinzutretenden entgegen, indem er mit gnädiger Miene dem Aeltern der Beiden den Becher reichte. „Wie ſieht es in unſerer guten Stadt Paris aus, die Morgen der gerechteſte der Konige, unſer gnädigſter Herr Ludwig, mit ſeiner Gegenwart beglucken wird? Denn ſicherlich habt Ihr ſie heut Morgen erſt verlaſſen, und da müßt Ihr ja wiſſen, was dort vorgeht? Iſt es denn wahr, wie man uns berichtet hat, daß man faſt jeden Tag ſo viele Leichen aus der Seine auffiſcht, die allnächtlich hineingeworfen werden?"

„Was das betrifft," ſagte der Aeltere der beiden Reiſenden, „ſo ſind allerdings böſe Gerüchte im Umlauf, die — wenn man ihnen Glauben beimeſſen wollte, die Einwohner in Angſt und Schrecken ſetzen könnten. Jedoch ſind es gewöhnlich nur junge Leute aus der Fremde, an Einheimiſchen vergriff man ſich ſelten, und daher ließ es auch bis jetzt das Volk ziemlich unbekümmert. So lautete, was wir davon in unſerer Herberge von St. Julien-le-Pauvre erfuhren —"

„Bei allen Heiligen von Betlehem!" rief der König der Ribauds, „unſere Ankunft wird ſogleich dem Höllenfrevel ein Ende machen. Mag doch der Kaiſer von Galiläa hängen laſſen, daß kein Galgen leer ſteht rings um Paris, und es gibt deren eine tüchtige Zahl — was fragen die Spitzbuben darnach? So lange die Katze nicht zu Hauſe iſt, laſſen ſich's die Mäuſe wohl ſein — nun aber iſt ſie wieder da und ich ſtehe für die Mäuſe! Freut Euch, Kinder!" wandte er ſich zu den andern Reitern, die neben ihm ſaßen und tranken, „wir gehen einem herrlichen Leben entgegen! Haben lang genug in dem Loche la roche-Corbon liegen müſſen, nun geht's nach Paris! An Verbrechen fehlt's dort nie und folglich auch nicht an Verurtheilungen, und dafür wollen wir auch ſchon ſorgen, denn jeden Verurtheilten beerben wir von Rechtswegen mit unſerm wackern Gevatter, dem Prevôt von Paris. Wer ſonſt möchte um den Bettelſold von ſechs Hellern, wofür ich mir noch meinen Knecht ſelber halte, und dem Kleidergelde von vierzig Sous Pariſis, wofür ich mir hier mein Lederkoller und den Wettermantel alljährlich neu ſtellen muß, König der Ribauds ſein wollen? So aber wirft der Dienſt was ab, und Maj iſt es auch, da wird uns von ſchönen Händen aufgebettet. — Da uns die Oberaufſicht zuſteht über die Mädchen des Ordens der heiligen Magdalena und ihrer Vorſteherin, der Königlichen Metze, die im Val-d'amour und im Champ-gaillard wohnen — ſo gehört es zu unſern königlichen Vorrechten, daß uns während des ganzen Monats Mai, das heißt, wenn der König Ludwig, unſer Herr, in Paris anweſend iſt, das Bett durch Eine von Ihnen gemacht werde, die dann auch zu unſerm Dienſte verbleibt. Nun ſagt ſelbſt, iſt das nicht ein Götterleben — und haben wir nicht alle Urſache, daß uns der Wein doppelt gut ſchmecke?"

Dieſe Worte ſchienen nicht ohne Abſicht vorgebracht, da er ihre Wirkung aus dem Geſichte der Fremden zu leſen verſuchte. Auch war es der Wein, der den großſprecheriſchen Trabantenhauptmann, der allerdings ganz eigenthümlicher Vorrechte genoß, ſo redſelig machte. Augenſcheinlich hatte er den Wunſch, die beiden Fremden, welche er hier ſo zufällig traf, und die ihm gefielen, für ſeinen Trupp zu werben, da der Aufenthalt in Paris ſtets eine Verſtärkung deſſelben nöthig machte.

„In der That,“ fing unſer Jüngling endlich beſcheiden an, „Ihr ſchildert Euern ehrenwerthen Stand mit ſo lachenden Farben, daß ein armer Burſche, der vom Himmel nichts erhalten hat, auf ſeiner Lebensreiſe, als geſunde und ſtarke Knochen, es ſich zum großen Glücke anrechnen müßte, könnte er unter Euerer Fahne dienen —“

„Meint Ihr?“ fragte gedehnt der König, indem er einen Zug aus dem Becher that und ſeitwärts nach ihm blickte; dann erhob er ſich und auf ein unfern lehnendes Fähnchen deutend, worauf ein Kreuz, ein Lamm und der Traum Jacobs von der Himmelsleiter abgebildet zu ſehen war, fügte er hinzu: „ſie iſt ſchön, dieſe Fahne, und der ſie trägt, iſt hochgeehrt!“ —

„Um wie viel mehr käme dies Glück uns erwünſcht,“ ſagte der Jüngling, ermuthigt auf ſeinen

Gefährten blickend, „die wir Paris verlaſſen haben, weil es uns dort an Allem gebrach, mit Freuden aber dahin zurückkehren — wenn —“

„Wenn ich nicht ein Gelübde zu erfüllen,“ fiel der Aeltere ihm ins Wort, „zu unſerer lieben Frau vom Berge Carmel vorerſt wallfahrten mußte. Von dieſer heiligen Pflicht entbunden, werther Freund und Genoſſe, ſuche ich Euch auf, und trete mit Freuden an Euere Seite und unter die Fahne des erlauchten Königs der Leibwächter unſers Herrn Ludwig des Zehnten. — Was Euch nun aber betrifft, junger Freund, ſo kann Euch ja keine erwünſchtere Gelegenheit erſcheinen, Euch Euerer Liebe würdig zu machen und ihren Preis zu erringen. Greift zu, ehrlicher Chiquon, ehe das Glück Euch entwiſcht!“

Mit einem traurigen Blicke ſah der Jüngling auf ſeinen Gefährten.

„Alſo wolltet Ihr mich verlaſſen?“ fragte er.

„Und brauchſt Du mich, wenn Du mit ſolchem Gefolge nach Paris zurückkehrſt?“ erwiderte Jener. „Ich muß meine Wallfahrt vollenden, dann ſehen auch wir uns wieder — ich ſuche Dich auf im königlichen Louvre, oder wo Du gerade ſonſt Dich um die Perſon Deines Herrn befinden wirſt. Deß ſei gewiß!“ —

Und ſich nun zu dem Anführer wendend,

ſprach er: „Ihr habt einen guten Jungen geworben, Herr! Ich danke Euch für Euern Wein und will Euch gern, wenn wir uns wieder treffen, eine ordentliche Zeche dafür zahlen. Der Himmel gebe Euch Glück auf Euern Wegen!“

Dann zog er den Jüngling zu ſich, und indem er ſeine Wange küßte, raunte er ihm ins Ohr: „Wir ſehen uns wieder, Chiquon, und bleiben Freunde! Man weiß nicht, wie und wo man Freunde brauchen kann!“

Hierauf empfahl er ſich mit höflichem Anſtande, warf ſeinen Mantel um die Schulter und ſtieg den Abhang hinunter in die freundliche Landſchaft, die ſich nach Süden dehnte.

Während wir nun den Liebhaber der kleinen Jeanne Beaupertuis, der Tochter des Muſikers in der Strohgaſſe, im Gefolge der Leibtrabanten des Königs von Frankreich, hinter einer ſchöngeſchmückten Fahne auf einem ſtattlichen Gaule herreiten ſehen, den Einer ſeiner neuen Kameraden als Handpferd geführt hatte — wollen wir ihn ſeinem guten Glücke willig überlaſſen, das er ſo ſchnell und leicht fand, und jenem einſamen Wanderer einen höhern Grad von Aufmerkſamkeit ſchenken, den er zu verdienen ſcheint.

„Der Burſche kann von Glück ſagen,“ ſprach dieſer vor ſich hin, „daß es ihm ſo leicht mit der

Werbung wurde, denn ſie ſind ſonſt vorſichtiger dabei. Doch der König hatte etwas im Kopfe, und es ſcheint, daß der Zug nach Flandern die Ergänzung der Mannſchaft dringend erheiſcht. Mir kam die Sache überdies eben ſo unerwartet, als erwünſcht: hätt' ich doch, bei allen Heiligen, nicht erwarten können, durch die Bekanntſchaft auf der Landſtraße beim Aufbruche aus der Bettlerherberge mir eine vertraute, ergebene Seele im Louvre, oder — wer weiß wo ſonſt — zu erwerben. Nach Paris muß ich zurück — aber wie die Spürhunde hintergehen, die auf mich lauern? Ich kann mein Spiel nicht verloren geben, weil mir ein Verſuch mißlang! Genug gelang mir, als ich die Thoren auf falſche Fährte lockte — mögen ſie mich dort nur ſuchen, ſie ſollen wahrhaftig müde werden. Sie werden mich wiederſehen, wenn ſie's am Wenigſten vermuthen — der Graf Lyonnet von Bournonville ſoll den Windhunden die Jagd auf Buridan, den Abenteurer, den Novizen des Tempelordens noch entgelten laſſen. Und bei Gott! der Graf wird ſeine Rechte geltend machen — die günſtige Stunde naht — es iſt die Ankunft des Königs!"

Er hatte ſich einer Quelle genaht, um daraus ſeinen Durſt zu löſchen, und lachte bitter, wie er ſein Abbild darin erblickte.

„Der Ocker und die Kohle thun Wunder,“ ſprach er, „hätte ich mich doch faſt ſelbſt nicht erkannt! Es war ein guter Einfall, mich ſo verſtellt in Paris frei zu zeigen und mich unter die Reiſenden von St. Julien-le-Pauvre zu miſchen, während mich der Kaiſer von Galiläa, die Sorbonne, die Baſoche und das Provinzial-Gericht überall ſuchen ließen. Hier außerhalb finde ich nun wohl die Wege frei, ſie haben es aufgegeben, mich zu finden, und ſind in ihre Neſter zurückgekrochen, die ſpähenden Hunde der Gerichte. Ich will mich nun in die Wälder verlieren, welche die Loire bekränzen, dort halten ſich kluge Leute auf, zu denen ich mich geſellen will, um vorerſt einige Zeit mit ihnen zu leben, und mich in ihre Sitten zu fügen. Den prächtigen Einzug des Königs Loys-le-Hutin — in ſeine gute Stadt Paris werde ich wahrſcheinlich verſäumen; was thut's aber! ich bin nicht neugierig geboren!“

Er ſetzte ſich nachdenkend auf einen Hügel, um die Mittagsſchwüle im Schatten zu verſchlafen, da die Sonne bereits den Zenith erreicht hatte.

Schon wollte der Schlummer ihn beſchleichen, als ein lautgeführtes Geſpräch, von zwei Leuten, die nur ein dünnes Gebüſch von ihm trennte, ihm beide Augen aufriß und ſeine Ohren zum geſpannteſten Hören anſtrengte.

— „Haſt Du ihn hängen ſehen, den Buridan?“

— „Den Erzſchelm — den Templer? Ja —“

— „Und gemartert iſt er auch worden —“

— „Ach was! ein Wachsbild — eine Puppe — er lacht dazu — iſt vielleicht ſchon in England —“

— „Was der Puppe geſchieht, das geſchieht Alles ihm auch — ja — ja — das kannſt Du mir glauben. — Da haſt Du indeſſen noch ein Stück Käſe, Pierre —“

„Ein Volk!“ brummte lachend unſer Reiſender vor ſich hin — „mag ſein!“ und ſomit ruckte er ſeinen Mantel zurecht, legte ſich darauf und entſchlief. —,

III.

Der Einzug des Königs.

Während der Abweſenheit des Königs Ludwig des Zehnten, mit dem Beinamen: le Hutin, welches Wort mit: der Zänker, überſetzt werden durfte, waren die Staatsgeſchäfte ſeiner Gemahlin, der Königin Margaretha von Burgund, anvertraut werden. Heute ſollte der König zurückkehren, und die ſchöne Frau, in deren Gunſt ſich die Hofleute ſonnten, hörte an dieſem Tage auf, Regentin des Landes, wenn gleich nicht Regentin in ſo manchem gefühlvollen Herzen zu ſein.

Es war ein ſeltſamer Widerſpruch in den Vorbereitungen zur bevorſtehenden Einholung des Königs, und in den feſtlich glänzenden Aufzügen, worin die jungen Hofcavaliere an dieſem Morgen im Louvre erſchienen, verglichen mit ihren traurigen

Mienen und den leiſen Geſprächen, die ſie führten. Sonſt widerhallten die langen, hochgewölbten Gänge von ihren klirrenden Schritten, von den muntern Witzworten, die dröhnendes Gelächter begleitete. Denn die Herrin liebte den Scherz und die Fröhlichkeit, das wußten ſie, und wer wollte ſich ihr nicht gern im gefälligſten Lichte zeigen. Heute aber konnte Niemand der Laune gebieten. Mit dem Könige zog der Ernſt ein in Paris, und die Ausſicht auf einen Feldzug, die ſich ihnen eröffnete, war eben ſo wenig erfreulich, denn ſie wollten lieber ihre Klingen mit Ihresgleichen, auf dem près aux clercs, dem damaligen bois-de-Boulogne, meſſen, als ſich in ernſthafte Gefechte mit den eben ſo blutdürſtigen als tapfern Flammändern einlaſſen, denen Ludwig etwas anhaben wollte.

Wer die Wohnungen mächtiger Fürſten der damaligen Zeit nach denen der jetzigen bemeſſen wollte, würde ſehr im Irrthume ſein. Daß von den Tuilerien damals noch nicht die Rede war, wird jeder Leſer wiſſen, aber ſelbſt der Louvre, und von dieſem wieder der Theil, den man noch heutigen Tages den alten Louvre nennt, ſtand nicht da in ſeiner jetzigen Geſtalt, als die ſchöne Margaretha von Burgund ihn bewohnte. Erſt Katharina von Medicis war es, die ihn erweitern und ausſchmücken ließ, und die ganze Reihefolge der Könige baute daran immer hinzu und aus, wie noch deutlich aus Inſchriften an Bogen, Hallen und Treppen geſehen werden kann, von Solchen, die mit Aufmerkſamkeit dieſen merkwürdigen Schauplatz wichtiger und entſetzlicher Ereigniſſe beſuchen.

Im Innern ſah die Wohnung eines alten Konigs von Frankreich noch unähnlicher ſeiner jetzigen. Da war nichts von Acajou, Broncen, Kryſtallen, Elfenbein und Perlmutter, womit die gewöhnlichſten Gegenſtände des Hausraths verziert, oder gar daraus verfertigt ſind; nur die nothdürftigſten Dinge, welche die Bequemlichkeit erheiſchte, fanden ſich darin, und das größte Prachtſtück, wovon die Chronikenſchreiber nicht genug Lobes wiſſen, war ein ungeheurer Marmortiſch aus einem einzigen Stücke. Dieſer ſtand in dem Audienzſaal der königlichen Wohnung des Juſtizpallaſtes, und diente abwechſelnd, um daran Gericht zu halten oder darauf zu bankettiren. Zu gewiſſen Zeiten wurde ſogar auf dieſem Tiſche von den früheſten Schauſpieldichtern und Schauſpielern Frankreichs, den Schreibern der Basoche, eines alten Gerichtshofes, Komödie geſpielt.

Wo man jetzt hinter dem Eiſengitter, das den ſogenannten Garten der Infantin einſchließt, den alten Pavillon erblickt, der an den Quai der Seine ſtößt, erhob ſich damals einer der vielen Thürme, ſchlank, mit ſpitzen Dächern verſehen, welche die äußere Mauer des Schloſſes umgaben, und mit den gegenüberliegenden Thürmen des Hotels von Neſle, eine furchtbare Einfaſſung des Flußbettes bildeten, die ſich auf beiden Seiten bis oberhalb des großen und kleinen Chatelets erſtreckten.

Alle dieſe Thürme waren ſchwarz und von großen Werkſtücken ausgeführt, bis auf den, von dem hier die Rede iſt, und durch den man eintrat in die Gemächer der Königin. Er war mit einer lichten Farbe bis zu einer gewiſſen Höhe bemalt, und ein Söller, mit einem Geländer von zierlicher Steinarbeit, gewährte eine freie Ueberſicht des Fluſſes und beider Ufer.

Ueber dem Eingange, wo ſogleich eine ſchmale Wendeltreppe in das Zimmer der Königin führte, prangte das Wappen von Frankreich, Navarra und Burgund, in drei runden, ſtark erhobenen Schildern, grob in Stein gehauen, und vor dieſem Eingange, deſſen Stufen faſt das Ufer der Seine begrenzten, hielten zwei Armbruſtſchützen Wache, um nicht nur jeden Unfug, ſondern ſelbſt lautes Geſpräch zu verhüten, ſo lange die Königin ſchlief, und die Thür noch geſchloſſen war.

Es hatten ſich nach und nach viele Cavaliere verſammelt, um das Oeffnen dieſer Thür, gleichbedeutend mit dem, was heute Lever genannt wird, abzuwarten.

Wir zeichnen unter der Menge die durch Geſtalt und Reichthum der Kleidung beſonders Hervorſtechenden aus, welche ſich auch großer Gunſt bei der Königin zu erfreuen hatten. Dies waren die Sires von Montſoreau, von Bruyns und das edle Brüderpaar Gauttier und Philipp von Dauney. Sie luſtwandelten etwas abgeſondert von den Andern, und ſahen bald in den Fluß, bald auf die Fenſter ihrer Herrin, ob ſich noch keines öffne, während ſeitwärts ihre reichgekleideten Pagen und Diener mit ihren herrlichen und geſchmückten Roſſen hielten, die eben ſo ungeduldig nach baldigem Aufbruch ſtampften und ſcharrten.

Der Gegenſtand des Geſprächs langweilte eigentlich die jungen, vornehmen Herrn, aber wie die Langeweile ſtets Langeweile erzeugt, ſo war er aus ihrer Stimmung eben hervorgegangen. Es betraf nämlich Vorfälle, welche die ganze Bevölkerung von Paris ſeit einiger Zeit in die höchſte Aufregung verſetzt hatten, aber, wie natürlich, konnte das ſolche Herren nicht beſonders in Anſpruch nehmen. Sie ſprachen davon mit: „Man ſagt“ — „es ſoll“ — und dergleichen Ausdrücken des Zweifels.

Dieſer Zweifel mußte ſich jedoch nicht auf die Thatſache beziehen, denn es war erwieſen, daß mehrere junge Leute, gewöhnlich in glänzenden Kleidern, am Morgen aus der Seine aufgefiſcht wurden, die während der Nacht darin verunglückt waren. Die glänzenden Kleider beruhigten das Volk, das in den Schlachtopfern, die einer ungekannten und unſichtbaren Macht als Beute fielen, Keinen aus ſeiner Mitte erblickte, und dieſe Geißel nur die von ihm beneideten und gehaßten Bevorrechteten heimſuchen ſah. Die Edelleute fanden darin einen Troſt, daß bis jetzt nur gänzlich Unbekannte, Fremde, aus dem Waſſer gezogen wurden, und ſchloſſen daraus, daß es junge, unbedachtſame Leute genug in Paris gäbe, die gleich nach ihrer Ankunft, einer verlockenden Sirenenſtimme leicht Gehör gebend, ohne die erforderliche Vorſicht zu einem verliebten Abenteuer gingen, und ſo der Raubſucht zur Beute wurden.

Die meiſte Schuld wurde auf den Miniſter Enguerrand de Marigny gewälzt, dem die Sicherheit der Hauptſtadt eigentlich oblag, denn wenn es ſo fortginge — das war die erheblichſte Beſorgniß der galanten Jugend — ſo würde am Ende Paris den Namen der erſten Hauptſtadt der Courtoiſie und Minne verlieren, und junge, verliebte Cavaliere aus der Fremde es aufgeben müſſen, ſich perſönlich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen.

Die Sprechenden wandten ſich jetzt wieder zum Louvre, vor deſſen Thür einer der wachthaltenden

Armbruſtſchützen mit lauter Stimme verkündete, daß die Königin zu ſprechen ſei, indem dieſe ſelbſt, wie der junge Sommermorgen, roſig und ſchön, auf dem Balcon erſchien und ſich dem harrenden Hofe, gar huldig lächelnd, zeigte.

Von allen Seiten zogen ſie herbei, die hübſchen und ſtattlichen Cavaliere, und die Entfernteſten beeilten ſich, als ob die nächſte Minute ihnen die Königin entführen könnte.

Auf friſchem Stroh, das der Wärme wegen auf den Steinboden der königlichen Gemächer gelegt war, da man damals noch keine Gobelins kannte, ſchritten die vielen Männer unhörbar bis in das Gemach, wo Margaretha ihnen mit dem ihr eignen verführeriſchen Lächeln entgegentrat.

„Wer heute noch eine Gunſt ſich von der Regentin erbitten will, der eile, es zu thun, noch ſteht mir es zu, Gewährung zu ſchenken, in einer Stunde nicht mehr. Wir reiten unſerm königlichen Herrn und Gemahl entgegen, um das Siegel des Reichs, womit unſer Wille vollſtreckt wird, in ſeine Hände zurückzugeben. Wir hoffen es durch keine Gewaltthat befleckt zu haben."

Dieſe Worte waren kaum beendigt, als der einſtimmige Ruf erſchallte: „Lang lebe unſere ſchöne Königin Margaretha, die Perle der Perlen!" wie ſie gewöhnlich von ihren Schmeichlern, als Anſpielung auf ihren Namen, genannt zu werden pflegte.

Der ſchöne Sire von Montſoreau trat aus der Reihe der Edelleute, und indem er das Knie beugte und die weiße Hand der Königin mit den Lippen beruhrte, erwiederte er:

„Was könnten wir wünſchen, als Deinem Dienſte uns länger zu weihen — mag Ludwig, unſer König und Herr, Frankreich regieren, von ſeinen bärtigen Räthen unterſtutzt, wir ſind nicht Frankreich, wir huldigen Deinem Scepter, das unſere Herzen in andere Regionen erhebt —“

Die Rede war noch nicht beendigt, welcher die Königin, mit innigem Wohlgefallen auf den Sprecher blickend, zuzuhören ſchien, als eine laute Stimme in der Halle, die zu dieſem Gemache fuhrte, vernommen wurde, die vergebens eine ruhigere zu beſchwichtigen bemüht war.

Alles wandte ſich dahin, als man den jungen Sire d'Annebaut in großer Erhitzung eintreten ſah, und mit ihm den Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, erſten Miniſter von Frankreich.

„Rache, Königin!“ rief der Erſtere beim Eintreten ganz außer ſich, „ſtrenge, blutige Rache an dem Morder, der es wagte, mir in das Innerſte meiner Seele den Stahl zu ſenken, und mir mehr als mein eigenes Leben zu rauben. Zu lange ſchon trugen ſich frevelhafte Thaten in Deiner Nähe zu, die Alle dieſe hier belächelten, weil ſie ſich nicht davon berührt fuhlten; die ſie nicht vor Deine Ohren brachten, weil ſie ihnen nur ſchmeicheln wollten mit verliebten Klängen und zärtlichen Worten. O hätten ſie Deiner männlichen Kraft, Deinem königlichen Sinne vertraut, hätten ſie Dir das Entſetzliche offenbart, Du hätteſt längſt das Ungeheuer erſtickt, das uns zu zerfleiſchen droht — und mir ſo eben den Bruder geraubt hat.“

Erbleichend trat die Königin zurück und ſagte ſchnell, während eine kurze Erſchöpfung den Fluß der Rede des jungen d'Annebaut hemmte, zu dem Miniſter gewendet:

„Sprecht Ihr, Graf, was iſt's, das den guten Sire ſo ergriffen hat? Denn nicht mächtig ſcheint er uns in dieſem Augenblicke, uns den Hergang umſtändlich, wie wir's wünſchen, zu berichten.“

„Ihn fragſt Du, gütige Königin, ihn?“ rief der Jüngling mit Haß auf Marigny blickend, „und von Ihm hoffſt Du umſtändliche Wahrheit zu erfahren? Und iſt er's nicht eben, dem wir alle dieſe Gräuel zu danken haben? Nicht ſeiner Sorgloſigkeit, womit er ſich der öffentlichen Geſchäfte annimmt, wollte ich hier gedenken, und ſeiner thörichten Sucht nach den geheimen Wiſſenſchaften, wonach kein Miniſter unſers Königs ſtreben ſollte — wenn es nicht eben dieſe Leidenſchaft wäre, die uns Verderben brächte! Denn Ihr zu fröhnen zog er alle jene Abenteurer, Bohemen, Juden und Sarazenen, ins Land. — Den Tempelherren ſchürte er den Scheiterhaufen, weil ſie ihm zu ſcharf ſahen, um allein zu herrſchen in den dunkeln Gewölben unter dem Thermenpallaſte und dem Iſis-Grabmale, das er dem Commandeur von St. Johann von Lateran für hohen Preis abgekauft hat, um dort ſeine Hexenküche anzulegen —"

Die jungen Hofherren ſahen einander an, mit halb ängſtlichen, halb ſpöttiſchen Mienen, in allen aber malte ſich die Erwartung nach dem, was eigentlich ihren Freund zu der Anklage Marigny's, den Alle haßten, bewogen haben mochte.

Dieſer Letztere ſtand indeß unbeweglich in ihrer Mitte, den feſten, durchbohrenden Blick auf ſeinen Ankläger gerichtet. Er war der Einzige im ganzen Kreiſe, deſſen Haar ſchon gebleicht war, ob von Alter oder von Nachdenken, Sorgen oder Nachtwachen, blieb zweifelhaft für Alle, die ſeinen Lebenswandel nicht näher kannten, denn es zeigte ſich in ſeinem gerunzelten Geſichte und im übrigen Körper, der hoch und ſtark gebaut war, ein Widerſpruch, den die einfache, faſt ärmliche Kleidung eben ſo zu ſeinem Stande und Reichthum bildete.

„Geſtern noch war ich ſo reich,“ fuhr nun der Sire d'Annebaut fort, nachdem er ſich geſammelt hatte, „ich hatte einen Bruder. Nach vielen Jahren, daß wir uns nicht geſehen hatten, traf er geſtern hier in Paris ein, um ſich von mir bei Hofe vorſtellen zu laſſen. Die Ueberraſchung war die freudigſte meines Lebens, als er mich — der ich ihn gar nicht erwartet hatte — in die Hotellerie des Pierre Bourges in der Straße Trop-va-qui-dure, beſcheiden ließ. Ich eilte dahin und ſah ihn wieder — welch ein Wiederſehen war es nach ſo langer Zeit — wie freudig umarmten wir uns, da wir nun glaubten, zuſammen als Bruder und gute Genoſſen den Pfad der Ehre wandeln zu konnen — ach! und es hätte das Traurigſte ſein ſollen — denn es war das letzte Mal, daß ich ihn an mein Herz drücken durfte!“

Allgemein war das Staunen — man drängte ſich dicht um den Erzähler, gleich als wollte man die Worte von ſeinen Lippen haſchen, und vergaß die ſchuldige Entfernung, welche die Gegenwart der Konigin vorſchrieb.

„Wir ſaßen traulich in ſeinem Zimmer; bei Pierre Bourges, nebeneinander, uns von Vergangenheit und Zukunft unterhaltend. Da fällt mir ſein zierlicher Anzug auf, indem ein junger Edelmann aus der Provinz nicht ſo gekleidet vom Gaule abzuſteigen pflegt. Ich frage ihn um die Urſache, und er zieht, ſtatt der Antwort, ein Paar nach Biſam riechende Handſchuhe hervor und bindet einen zierlichen Gurtel mit Schellen um den Leib, worein er einen kleinen Dolch ſteckt. „Du zierſt Dich ja wie zu einem Hoffeſte,“ bemerke ich ſcherzend. „Du haſt Recht,“ erwiedert er, „die Schellen verrathen mich, die leg' ich ab.“ Und nun nahm er ſtatt des feſtlichen Gurtels einen andern von Sammet und Gold, einfacher, doch nicht minder ſchön als jener. Dann trat er ganz nahe zu mir hin, und mich anblickend mit Augen, worin ſich Liebesfeuer und Freudigkeit ſpiegelten, ſagte er leicht: „Kaum angekommen, gibt's ſchon ein Abenteuer! Ich betrete Paris unter günſtiger Vorbedeutung. Denke Dir! Als mir die Zeit lang wird, bis der Bote, der Dich aufſuchte, mir die Nachricht bringt, daß er Dich gefunden habe, ſchlendre ich in den Straßen und auf den Plätzen herum, weil ich eine ſolch' große Stadt, wie Paris, nie noch ſah, und meine Phantaſie zu voll ihrer Herrlichkeiten war. So komme ich denn auch zur Seine, und bemerke nun erſt, daß eine gute Alte, tief verſchleiert, mir folgt, und mich unbemerkt zu ſprechen ſucht. Ich trete in einen Winkel, und ſogleich nähert ſie ſich mir, und ſagt leiſe, doch ſehr verſtändlich: „„Wenn Euer ſtattliches Ausſehen nicht täuſcht, junger Ritter, und

Ihr Euch zu verſuchen wünſcht in ganz würdigen, galanten Scherzen, ſo harrt Eurer eine ſchöne Dame, welche die beſten Hoffnungen von Euch hegt. Hier — nehmt dieſen Ring — und ſtellt Euch zur Stunde des „Feuerlöſchens“ unter dem zweiten Thurm des Louvre, rechts vom Haupteingange, ein. Dort erwartet Euch Jemand, dem Ihr dieſen Ring ubergeben werdet, um Euch ſeiner weitern, ſichern Leitung anzuvertrauen. Seid Ihr ſo tapfer als ſchön, ſo ſeid auch ſo vertrauend als tapfer.““ — Und ſomit war ſie verſchwunden, nachdem ſie mein Wort hatte.“ — Ich lachte über das Abenteuer, denn obgleich wir Alle bei Hofe von den Ertränkungen junger, fremder Cavaliere, bereits die Kunde vernommen hatten, ſo waren wir daran gewöhnt, ſtets in unverzeihlichem Leichtſinn nur ſpottend daran zu denken. Eine trube Erinnerung, die mich anwandeln wollte, zerſtreute ſein ſorgloſes Gemüth ſogleich, und ſcherzend und lächelnd floß uns der Abend hin, bis zur Stunde des Feuerlöſchens, und ſcherzend und lachend hing ich ihm noch meine weiße, goldgeſtickte Schärpe um, und vermeinte ihn damit zu ſchmücken. „Auf morgen, Bruder!“ ſo trennten wir uns — und heute ſah ich ſeinen verſtümmelten Leichnam, den ich nur noch an meiner blutbefleckten Schärpe erkannte, von einem die Thäter laut verwünſchenden Volkshaufen umgeben.“

Ein unwillkürlicher Schrei entfuhr den Zuhörern. Mit Entſetzen erkundigte ſich Margarethe nach den Freveln, die er berührt hatte, und von denen ſie noch nichts erfahren. Er enthüllte ihr den Abgrund der Verbrechen, der ſich täglich in ihrer Nähe mit neuen Opfern füllte.

„Unterhalb des Thurms von Philipp Hamelin, der an die königliche Hotellerie ſtößt, welche der Caſtellan von Brügge, Johann van Neſle, einſt Deinem Ahnherrn dem heiligen Ludwig ſchenkte, werden die Leichen aufgefunden,“ ſagte mit gewichtigem Ernſte Enguerrand de Marigny, und dieſes waren die erſten Worte, die er auf die Anklage des Sire d'Annebaut erwiderte, „und ich werde bemüht ſein, den Thäter dort auszukundſchaften, wo mir Alles ſeinen Schlupfwinkel zu verrathen ſcheint,“ ſetzte er hinzu.

„Thut das, Graf Longueville!“ ſagte die Königin, bleich und mit unſicherm Blick auf den Miniſter ſchauend.

In demſelben Augenblicke erſchallten Trompeten, und unter dem Jauchzen des Volkes: „Noel! Noel!“ zogen unten die Offiziere des großen Chatelet vorüber, dem Könige entgegen.

„Wahrhaftig, wenn wir länger noch ſäumen und dieſen finſtern Klagen Gehör ſchenken, ſo überraſcht uns unſer Herr und Gebieter im Louvre, und zwar in einer Gemüthsſtimmung, worin wir ihm nicht entgegenzutreten wünſchen. Laßt meinen Zelter vorführen, Meſſire Gauttier von Daunoy! und Ihr, Sire Rénaud d'Annebaut, reicht mir den Arm und ſeid überzeugt, daß der Mörder Euerer Rache nicht entgehen ſoll. Der Graf von Longueville ſorgt dafür mit allem Eifer."

Und umgeben von den ſchönſten und edelſten Jünglingen ihres Reiches begab ſich die Königin in den innern Hof des Louvre, aus dem ſie im glänzenden Zuge, durch die wogenden und ſchreienden Volkshaufen, dem Könige nach dem Hotel von St. Paul entgegenzureiten geſonnen war.

Da lenkte Enguerrand von Marigny, der ſich ſtets in der Entfernung, verdrängt von den jungen Herren, halten mußte, ſeinen unanſehnlichen Rappen zu dem ſtolzen Zelter der Königin hin, und ſagte mit halber Stimme zu ihr: „Biegt in die Straße links ein, gnädige Frau, und vermeidet das Ufer, denn jene Menſchenmenge dort unten umſteht noch immer den Leichnam."

— Und der ganze Zug bog links. —

Das Volk drängte ſich nun in den Straßen hin und her, um endlich einmal wieder einen König zu ſehen, den es nicht liebte, und dem zuzujauchzen, den es in ſeiner Abweſenheit verwünſcht hatte, wie denn die Franzoſen, und namentlich jene

Pariſer, bereits ſeit Jahrhunderten als ein Bild der wandelbaren Mode betrachtet werden können, in der Politik, wie in den Künſten und Wiſſenſchaften, kurz in allen ernſten und heitern, in ſchweren wie in leichten Dingen. —

Auch in des Meiſters Jourdan Ferron ſonſt ſo ſtillem Hauſe war an dieſem Tage ein lauteres Treiben bemerkbar.

Robert, den wir nun ſchon lange aus den Augen verloren, war nach jener Nacht ſeines Abenteuers mit dem Juden, und der wunderſchönen, ihm von ſeinem Meiſter bereiteten Wachsfigur, in einen Zuſtand des „Langens und Bangens in ſchwebender Pein“ gerathen, der ſich eben nicht anders ſchildern läßt, als durch jene bezeichnenden Worte des Dichters, die für Liebende nicht räthſelhaft klingen.

Es war die Sehnſucht nach der Geliebten, genähret durch Bilder, die er geſchaut, und deren Beſitz ihm der treue Meiſter verheißen hatte. Er ſollte die Stufenleiter der Seligkeit erklimmen, das war ihm gewiß, das ſagte ihm ein Vorgefühl, das ſelbſt ſchon Seligkeit war. Zuerſt war es Peronne, Peronne, das holde Mädchen, angethan wie die Lilie im Felde, mit einem Kleide aus Unſchuld und umhaucht von einem Duftkreiſe jungfräulicher Heiligkeit. Es war ſehr ſchön, dies liebliche Oval, dieſer edle und dabei ſo feine Wuchs, doch dieſe Vorzüge hatten Andre auch, indeß jene Vorzüge der reinſten, holdſeligſten Blume keine mit ihr gemein hatte. Der Ausdruck ihres ganzen Weſens war Schüchternheit, ſie ſcheute jede Berührung mit Andern, die nicht ſo waren wie ſie, und wo ſollte ſie dieſe finden? In Robert glaubte ſie endlich gefunden zu haben, was ſie ſuchte; nicht als ob ſie wirklich geſucht hatte, geprüft, verworfen — nein! ein Gefühl — das wir bei unedlern Geſchöpfen Inſtinct benennen — leitete ſie. Die geheimſten Fühlfäden ihrer Seele, die ſich ſonſt bei der leiſeſten Annäherung zurückzogen, ſie hatten ſich ihm entgegengeſtreckt, vertrauend, und ein ſüßes Hoffen ergoß ſich durch ſie. Robert ſtimmte augenblicklich in dieſen Einklang, wozu ihn der heilige Ort, in dem er Peronne ſtets erblickt hatte, noch mehr begeiſterte. Dort in der Nähe der Madonnen von Künſtlerhand, in dem Kreiſe ſchöner Engel, hatte er ſie für einen von ihnen, ja, für die Madonna ſelbſt gehalten, ohne vor dem Frevel zurückzuſchaudern. Sie zögerte in der Kirche, bis er erſchien, ſie betete ſogar nicht eher, und nun — wenn er unfern von ihr kniete — betete ſie ohne Worte zwar, aber es ſchien ihr die vollendetſte Andacht zu ſein. Alles dies hatte ein Netz von unſichtbaren Fäden zwiſchen ihren beiden Weſen geſpannt, das der leiſeſte Hauch verwirren konnte, wie nun erſt gar, wenn eine unfreundliche, finſtre Geſtalt ſich hinein verlor?

Dies war mit dem alten Juden Manaſſès von Vierzon der Fall.

Aber die holde Zauberei ſeines geliebten Meiſters, woran ſich eine ſchöne Verheißung knupfte, hatte nunmehr Alles vollendet, was zu dem Bau eines Tempels der Liebe in dem Herzen des Junglings vorbereitet lag. —

„Nun iſt mir das Räthſel meiner Liebe gelöſt,“ rief er mit zum Himmel erhobenen Blicken dankend aus. „Was mir ein Traum im Bilde zeigte, ſoll Wahrheit werden — ich ſoll ſie ſehen!“ —

So war er erwacht, als der große Bourden der Notre-Dame ſeine eherne Zunge bewegte, und in ſeiner ernſten Sprache die Lufte erſchutternd, den Pariſern zurief: „Erhebt Euch vom Lager! Ruſtet Euch! Es iſt ein Feſttag!“

Sein Meiſter trat zu ihm ein, einen verhullten Pack unter dem Arme tragend.

„Nun, Robert, mein Sohn!“ fing er an, „der König kommt — und Alles zieht ihm entgegen. Auch wir wollen das Haus ſchließen, und uns auf ſeinen Pfad ſtellen. Oeffne dieſen Pack und putze Dich mit den ſchönen Kleidern, die Du darin findeſt, während auch ich mich dem Feſte würdig kleiden will."

Robert öffnete, wie es ihm der Meiſter geſagt hatte, und ſtaunte, als er die Herrlichkeiten ſah.

„Und das ſoll ich?" — rief er, verwirrt von dem Glanze.

„Ich habe es von allen Ecken und Enden herbeigeholt und manchen Geldheller ſpringen laſſen müſſen," ſagte Meiſter Jourdan Ferron, „aber was thut's? es kommt uns wieder!" und hierbei lächelte er freundlich. „Sieh' nur," ſprach er dann, indem er ein Stück des Anzugs nach dem andern in die Höhe hob, und es mit Wohlgefallen gegen die Sonne hielt, die zum geöffneten Fenſter hereinfiel — „dieſe zeiſiggrünen Strümpfe, über die Beine zu ziehen, dem Frühlinge angemeſſen und Deiner Hoffnung, die kaufte ich bei unſerm Nachbar, der ſie aus der betriebſamen Kunſtſtadt Troyes bezieht; darüber kommt das bauſchige Röckchen von violettem Sammte, reich mit Neſteln, Schnüren, Häkchen und Knöpfchen verſehen, nach genueſiſcher Weiſe — dies Kleidungsſtück, nebſt dem Wammſe vom feinſten Leder, eben ſo reich verziert, hat mir der wackere Lombarde zu gutem Preiſe geliefert, denn wahrlich, die Sachen ſind prächtig. Das feine Hemde, mit den vielen Fältchen und den köſtlichen Spitzen, iſt ſo viel werth, als eine Perlenſchnur oder ein Reif

Brillanten, denn es kommt direct aus Flandern, und in Brügge wurde es gefertigt, kein Prinz dürfte ſich deſſen ſchämen. Die gelben Schnabelſchuhe mit Schellen, und der kurze Mantel von rothem Zeuge, mit gleichem Schmucke, ſo wie die Biſamhandſchuhe und der ſchwarze Hut, mit dem Buſche von Pfauenfedern, ſind echte Pariſer Fabricate, ganz ſo wie ſie die d'Annebauts, die Montſoreau's und die Bruyns am Hofe unſerer ſchönen Königin tragen. Jetzt lege dieſe Herrlichkeiten an, und ich werde nicht ſäumen, Dich abzuholen."

Robert hatte noch ſo viel zu fragen, aber ehe er ſeine Worte in der Verwirrung zuſammenfand, war der Meiſter ſchon zur Thür hinaus.

Das ungewohnte Geſchäft, ſich zu ſchmücken, ging ihm leichter von der Hand, als man vorausſetzen konnte. Und noch war die Sanduhr auf dem Geſimſe nicht halb abgelaufen, als er ſchon ganz gekleidet, wie er ſein ſollte, aus dem hellpolirten Metallſpiegel ſein ſchönes Bild ſich entgegenſtrahlen ſah.

Innig erfreut und die Wangen von hoher Gluth durchſtrömt, ging er dem wieder eintretenden Meiſter dankend entgegen, der im weiten braunſeidenen Talare, die niedrige Sammtkappe, die bis in den Nacken reichte, aufgeſetzt, nicht minder eine würdige Erſcheinung bildete.

„Aber warum, Meiſter, mir dies Alles?“ fragte Robert ſchüchtern, „ſoll ich beachtet werden unter den Cavalieren, deren Kleidung ich nun trage? Iſt es nicht unerlaubte Täuſchung? Bin ich nicht Euer armer Schüler Robert, den Niemand kennt, als Gott und Ihr?“

„Darüber ſchweige nun, mein Sohn,“ ſprach der Alte, „und zeige Dich als einen würdigen Schüler, der mir in Allem Folge zu leiſten verſpricht. Ich führe Dich auf den Pfad zum höchſten Glücke, gib wohl Acht, daß Du nicht ſtrauchelſt.“

Er ergriff ihn bei der Hand und führte ihn auf die Straße, die an dieſem Morgen Spuren der großen Bewegung der ganzen Volksmenge zeigte.

Während Meiſter Jourdan die Thür ſeines Hauſes ſorglich verſchloß, blickte Robert in die offene Kirche von St. Jaques, die ganz leer war, bis auf eine einzige betende Geſtalt, am Hochaltare knieend, und dieſe Geſtalt ſchien ihm — — da faßte ihn der Meiſter und zog ihn um die Ecke ins wogende Getümmel. — —

Schon nahete ſich der Zug, den Wachen, von Herolden geführt, eröffneten. Dann folgten die Offiziere des großen Chatelet mit erhabenem Pompe. Unter lautſchallender Muſik wurden ihnen die gebührenden Ehrenzeichen, als Helm, Panzer, Handſchuhe, der Commandoſtab und die Hand der Gerechtigkeit, vorgetragen, von ihren reitenden Trabanten umgeben. Gleich darauf folgten hundertvierundzwanzig Sergeanten mit ihren Trompetern, Pfeifern und andern Ehrenzeichen, worauf die zwölf Commiſſäre des großen Chatelet, ganz in ſchwarze Seide gekleidet, erſchienen, woran ſich alle Richter, in langen, weiten Scharlachgewändern, anſchloſſen.

Mit lärmendem Gepränge zog auch der Präſident des „hohen und herrſchenden Kaiſerreichs von Galiläa“ einher, von ſeinen Garden begleitet. Dan erblickte man den Gerichtshof der Baſoche, deſſen Präſident den Titel fuhrte: König der regierenden und ſiegenden Baſoche. So wie man den Aufzug des Kaiſers von Galiläa, die „Proceſſion“ nannte, ſo hieß dieſer, die „Revue der Baſoche,“ und das Wort „Baſoche“ wird richtig von „*basilica*“ abgeleitet. Dieſem Könige wurde ſein Wappen vorgetragen, das auf einer ungeheuern Fahne gemalt war. Es beſtand aus einem Schild, worauf drei Dintenfäſſer mit der Marquiskrone ſich befanden, von zwei nackten Mädchen, mit langen Haaren, zu beiden Seiten gehalten, die Umſchrift hieß: Sigillum magnum regum Basochiae. Gleich nach ihrem Könige kamen faſt an achthundert Cleres der Baſoche, die ſämmtlich: Prinzen, titulirt wurden, von denen die jüngern als Weiber, in beſonders üppigen Trachten, erſchienen.

Die jüngſten derſelben, „Gelbſchnäbel“ (bees-jaunes) geheißen, warfen kleine Münzen aus, welche der König der Baſoche ein Recht zu ſchlagen hatte.

Jetzt kamen in ununterbrochener Reihe die Gewerke mit ihren Zeichen und verſchiedene altherkömmliche Geſtalten, wie der ſogenannte „König der Rue-aux-ours,“ mit ſeinem barocken Gefolge. Auch die „Königliche Metze“ (meretrix regia) fehlte nicht, von einer gewiſſen Anzahl loſer Dirnen, zum Orden der heiligen Magdalena gehörig, begleitet, welche überall dem Hofe des Königs folgten.

Unter dieſem bunten und heitern Gewirre zog mit einem Male eine kleine Zahl ſchwarzgekleideter Männer, mit ernſten, ſtarren Mienen, die ehrfurchtsvollſte Aufmerkſamkeit auf ſich; wie ſie erſchienen, ſchwieg der tobende Lärm und das betäubende Geſchrei: „Noel! Noel!“ Es war das in ſcheinbare Demuth gehüllte kühne Tribunal, das Ludwigs des Heiligen Capellan 1253 geſtiftet hatte, und das nach ſeinem Namen: Robert Sorbon, die Sorbonne genannt, durch viele Jahrhunderte berühmt und gefürchtet blieb. Es waren Männer, vor denen Papſt und Könige zitterten, und die ihre Throne verſchenkten, obgleich ſie ihre beſcheidene Wohnung in der Straße Coupe-gueule, dem Thermenpallaſte gegenüber: la pauvre-maison nannten. Wie lächerlich erſchienen neben dieſer furchtbaren Macht, in unſcheinbarer Hülle, die Anmaßungen eines Kaiſers von Galiläa, wie abſcheulich die Frechheiten des Königs der Baſoche.

Nun erſchien die Univerſität, die Geiſtlichkeit, der Prevot von Paris zu Pferde, der Abt von St. Denis, doch wer konnte Alles anführen, was herbeigeſtrömt war, um den Einzug des Königs zu verherrlichen, wer wollte die lebendige Beweglichkeit dieſes Bildes wiederzugeben verſuchen? Dabei lärmte das Volk auf eine Weiſe, daß man es für raſend halten konnte, inſonders wenn der König der Ribauds mit ſeinen Leuten vorüber war, die ſämmtlich große Keulen trugen, und nun jener Theil des Zuges ſich zu nähern begann, der aus den erſten Edelleuten des Hofes beſtand, auf herrlichen Pferden, in Glanz und Schönheit einherreitend, nicht eben achtend auf das gaffende Volk, von dem ſo Mancher von einem Pferdehuf unſanft berührt, und dann wohl noch obenein durch einen Schlag mit dem Knauf des Schwertgriffes über den Kopf daran erinnert wurde, Platz zu machen. Deſſenungeachtet nahm der Ruf: Noel! Noel! immer zu. Bettler plärrten ganze Litaneien ab, wie zum Beiſpiel:

„Aide Dieu de Maisté,
„Com de Maleheure je suiz nez!
„Com par Sui or mal assenez!“

während Herolde von Zeit zu Zeit die Titel ihres Herrn mit furchtbarer Stimme dazwiſchen riefen.

Von ſeinen Vertrauteſten umgeben, ſah man jetzt das nicht eben freundliche, gelbe Geſicht Ludwigs des Zehnten in einer ſeltſam geformten Kappe, um die ſich ein ſchmaler, kronartiger Goldreif ſchmiegte, ihm zur Seite ſeine Brüder, Philipp der Lange und Karl der Schöne, welche Beide als Philipp der Fünfte und Karl der Vierte ſeine Nachfolger wurden.

Kein Blick jedoch verweilte lange auf dieſer Gruppe königlicher Brüder, ſo überraſchend und verlockend war das Schauſpiel, das eine gleich darauf folgende gewährte. Es waren die drei Töchter Roberts des Zweiten, Palatins von Burgund, und die Gemahlinnen jener Prinzen. Margaretha, die Königin, mit ihren Schweſtern Jeanne und Blanche. Sie waren herrlich geſchmückt, mehr aber noch ſchmückte ſie ihre blendende Schönheit und die Freundlichkeit, womit ſie von ihren tanzenden Zeltern auf das jubelnde Volk herabſahen.

Da wurde plötzlich der Blick der Königin, als wenn die Sonne ihren ganzen Glanz entfaltet, nach einer beſtimmten Stelle gerichtet; doch nur ein Moment war's — denn ſchnell verdunkelte er ſich wieder und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Ein Getümmel entſtand. Die vorüberreitenden Damen blickten zurück, um die Botſchaft zu vernehmen, die ein Cavalier über den Unfall hinterbrachte.

Ein reichgekleideter, ſchöner Jungling, den Niemand kannte, habe die Worte: „dort! ſie!" ausgerufen, und ſei dann plötzlich, wie vom Blitze getödtet, niedergefallen, doch belebe er ſich unter den Handen des beruhmten Heilkunſtlers Jourdan Ferron, der ihm zur Seite war, und verſprochen habe, ihn in ſeiner Behauſung gänzlich herzuſtellen. —

Der Zug ſetzte ununterbrochen ſeinen Weg nach der königlichen Wohnung fort. Der Königin Blick war trübe geworden. —

IV.

La grande truanderie.

Für das Wort „truand“ mag wohl in unſerer Sprache „Strolch“ als das entſprechendſte gefunden werden, deſſenungeachtet befinde ich mich mit „truanderie“ in einiger Verlegenheit. Es war einer von den „Hoſen der Wunder“ (courdes-miracles), deren es in Paris mehrere gab, und die zum Theil noch bis jetzt dieſe herrliche Benennung behalten haben. Die Wunder jedoch, welche man an jenen Orten erblickte, waren ſehr verſchieden von ſolchen, wie ſie uns Madame d'Aulnoy, Perrault und Andere überliefern, und doch waren es Wunder. Es war ein Zauber, der die Sinne verwirrte; Ekel und Grauſen erregende Dinge waren auf ſo phantaſtiſche Weiſe durch einander geworfen und dabei von einer wilden Anmuth umſtrahlt, daß man wider Willen ſich feſtgebannt ſah; der tollſte Wahnſinn ward hier mit einem Luxus vergeudet, es ſchien, daß die Hölle ihre grellſten Fratzen dazu hergeliehen hatte, und Aberwitz und Sinnlichkeit gaben ſich dabei ein Feſt, umgeben von ſo bettelhaftem Prunke und buntſcheckigem Ernſte, daß man mit emporgeſträubtem Haare lachen mußte über dieſe fürchterliche Parodie. Alles, was bei Tage und Nacht in Paris ohne andern Schutz als ſeinen eignen ſich herumtrieb und durch Liſt oder Gewalt für ſeinen Unterhalt ſorgte; was von Sünde lebte und Verbrechen als eine Hanthierung anſah, was jeden Abend ſich ſagte: „wir ſtehen unter dem Galgen," wie andere Menſchen ſagen, „wir ſtehen in Gottes Hand," Alles dies hatte hier ſeinen Schlupfwinkel, den Niemand zu betreten wagte, der nicht als „Strolch" anerkannt wurde von dem Herzoge von Aegypten, der da ſaß auf ſeinem Throne und offenes Gericht hielt, denn er war das lebende Geſetz, dem ſich Alles willig beugte.

Durch enge verrufene Gaſſen, vermieden von dem gewerbfleißigen Bürger, dem handelnden Lombarden und dem wuchernden Juden, denen ſicherer Tod hier zu Theil geworden wäre, gelangte man zu dem Hofe der „truanderie." Schon die Namen jener Straßen, wie: tire-chappe, coupe-gorge, coupe-gueule, coup-de-bâton, Vuide-gousset, deuteten auf ihre Unſicherheit hin.

Am Tage war der Hof verödet, nur kleine, niedrige Wohnungen umſtanden ihn, von ſehr verfallenem Anſehen. Nur Kinder und hier und da ein altes Weib wurden geſehen, die übrigen Bewohner ſchienen ausgeſtorben. Durch den Hof floſſen mehrere Bäche, welche in der Mitte in eine Pfütze zuſammenliefen, große Pfähle ſah man eingerammt, an denen die Spuren von Flammen bemerkbar waren, Brandſtellen am Boden, voll Kohlen und Aſche erblickte man überall, Tonnen lagen umher, zerzauſte Strohbündel, Haufen von Lumpen, Ueberbleibſel gehaltener Mahlzeiten, blutige Felle und Knochen geſchlachteter Thiere, um die ſich jetzt Kinder und junge Hunde um die Wette biſſen und balgten.

Wer wollte aber dieſen widrigen Anblick in ſeiner ekelerregenden Nüchternheit mit dem Taumel des Rauſches ſelbſt vergleichen? Wer ſieht es der grau und grün bepinſelten Leinwand an, daß ſie in der reichen Beleuchtung einen duftigen Wald bilde? Wer wollte eine Decoration überhaupt am Tage betrachten? —

Eine ſchöne Nacht hatte ſich ringsum über das weite Paris ausgebreitet und der Mond ſchwamm im Blau, als mit grellem Geſange, begleitet von einigen gellenden Inſtrumenten, dem Grunzen der Bären und dem wilden Geſchrei der Affen, ein langer Zug brauner Menſchen, von den Franzoſen Behemer oder Sarazenen genannt, welche als Vorläufer der 50 Jahre ſpäter erſcheinenden Zigeuner betrachtet werden können, ſich dem Thore des kleinen Chatelet, am ſüdlichen Ende der kleinen Brücke, näherten und Einlaß in Paris begehrten.

Ein Lieutenant des Prevots trat aus dem einen der beiden dicken Thürme, welche das Thor einſchloſſen und worin die Wachtſtube befindlich war, um das Geſindel ein wenig durchzumuſtern. „Ein ſtattlicher Zug Galgenfutter!“ brummte er vor ſich hin, „doch ich darf den Eingang nicht verwehren, obgleich wir von dem Ungeziefer verzehrt werden.“

Indem er nun im Kreiſe herumblickte, zählte er die Affen und Bären mit den Augen und ſagte dann barſch: „Für jedes der Thiere werden vier Deniers erlegt, ſo lautet das Mauthgeſetz, ſonſt werden ſie nicht zugelaſſen —“

„Ei, Herr, wir führen zwanzig Affen und vier Bären mit uns,“ ſprach vortretend ein großer Mann, mit weißem Barte, „und wie ſollten wir armen Leute, die von weitem Wege kommen und erſt hier in dem weltberühmten Paris unſer Glück zu machen hoffen, eine ſo große Summe zu entrichten vermögen? Nehmt Ihr uns aber unſere Thiere, ſo nehmt Ihr uns die Mittel, uns ehrlich zu ernähren, und wir hoffen, mit unſern geſunden Gliedern wieder von hier abzuziehen, nicht verrenkt und verſtümmelt von der Folter —"

„Sprecht Ihr doch," ſagte der Lieutenant, „als wenn Ihr Menſchen wäret wie Unſereins. Mit Euerer Ehrlichkeit wird's Euch ſogar Ernſt nicht ſein? Wahrſagt Ihr nicht? Beſprecht Ihr nicht? Verzaubert Ihr nicht? Könnt Ihr nicht hieb- und ſtichfeſt und unſichtbar machen? Und Ihr ſolltet die Folter fürchten? Nichts da — zahlt die Mauth — oder fort von hier! — Laßt Euch auf dem Gebiete der Stadt nicht treffen, das rath' ich Euch!"

Hiermit wandte er dem Zigeunertrupp den Rücken, deſſen Greiſe, ſich eifrig berathend, zuſammengetreten waren. Aber ſchnell ging Einer aus dem Haufen raſch auf den Lieutenant zu und rief:

„Wie mögt Ihr doch ſo böſe mit uns armen Leuten verfahren, Herr? Bedenkt doch nur, wenn wir wirklich aller jener Künſte Meiſter wären, deren Ihr vorhin erwähntet, ſo müßte es uns ja leicht werden, unſichtbar an Eurer Wache vorüber in Paris unſern Einzug zu halten und Ihr bekämet nicht den Schwanz eines Affen, nicht die Tatze eines Bären zu Geſichte. Glaubt nur immerhin, wir Bohemer wiſſen von der Zauberei gerade ſo viel als gebraucht wird, das Vieh harnen zu laſſen, Geſtohlenes wiederzubringen, indem wir den Dieb entdecken, und den Kropf zu beſprechen, was freilich Euer König auch kann. Im Uebrigen begnügen wir uns damit, mit Singen und Tanzen und unſern poſſierlichen Thieren guten Leuten die Zeit zu vertreiben und uns ehrlich hinzubringen. Seht nur her und horchet auf, die ganze Wache hat ſich bereits um uns verſammelt. Wir ſingen Euch etwas vor und tanzen dazu dann brauchen wir die Mauth nicht zu erlegen und ziehen frei in Paris ein, ſo lautet das Geſetz Ludwigs des Neunten!"

„Hört! wie der Kerl die Geſetze ſtudirt hat! — Laßt die Bohemer ſingen! Die Bären und Affen tanzen! — Nur zu! Nur zu! —" ſo ſchrien die Wachen durcheinander und zundeten ſchnell Fackeln an, die ſie im weiten Kreiſe hoch in den Händen hielten.

Was wollte der mürriſche Lieutenant des Prevot beginnen? Er gab die Bewilligung dazu und zog ſich in ſeinen Wachtthurm zurück, während draußen Menſchen, Bären und Affen, unter heulendem Geſange und wildem Jubel, im bläulichen Mondlichte und röthlichen Fackelſcheine ihre Künſte und Tänze zeigten. Dann zogen ſie ungehindert über die Brücke.

In der großen „truanderie" war Alles zur Aufnahme ſolcher Gäſte, und wenn ſie auch noch in größerer Anzahl gekommen wären, bereit, obgleich es beſonderer Vorkehrungen dazu niemals bedurfte; dorthin wandte ſich auch der Zug.

Im weiten Hofe, an den Pfählen ringsumher, brannten nunmehr dickqualmende, mit Pech uberzogene Holzpflocke, und uberall ſah man glimmende Haufen, woran ſich Gruppen wärmten und kochten und um welche kleine ſchwarze Kinder, wie Gnomen, die aus der Erde auftauchten, ſprangen. Inmitten des Hofes aber ſaß der alte Trimoniweſtrum, Herzog von Aegypten benannt, und gefurchtetes Oberhaupt dieſes Freiſtaates. Er war von altafrikaniſcher Race, dies beurkundeten Form und Farbe ſeiner Zuge, die durch Rauſch und erregte Sinnlichkeit, eine rohe Wildheit zeigten. Beides bewirkte ſeine Geliebte Gulreddin, die ihm fleißig zu trinken gab.

Die Nacht dieſer Strolche zerfiel gewöhnlich in vier Abtheilungen. Den Anfang machte das Gericht des Trimoniweſtrum, wo alle Zwiſtigkeiten geſchlichtet und die Verbrecher beſtraft wurden. Konnte man auch nicht immer die Gerechtigkeit des Herzogs von Aegypten loben, ſo mußte man doch die Schnelligkeit bewundern, womit ſeine Urtheile gefällt und auf der Stelle vollfuhrt wurden. Nur ſelten trat Willkuhr ein, denn die alten Satzungen ſtanden feſt und wurden von ihm aufrecht erhalten.

Zwei Galgen, an dem obern Ende des Hofes aufgerichtet, von ſehr einfacher Conſtruction, dienten dazu, ſeine Rechtsſprüche zu erfüllen, und auch in dieſer Nacht tanzten die bleichen, ſchlotternden Körper hoch droben in der Luft einen grauſigen Reigen, während unten auf der Erde ſich Alles ſorglos der Freude überließ, ohne daran zu denken, wer Morgen vielleicht auf dieſe Weiſe in der Luft tanzen könnte.

Nach dem Gerichte folgte die Theilung des Eigenthums, das an dieſem Tage erworben worden war, und das in lebendigen und todten Thieren, in Eßwaaren aller Art, Getränken und nur ſelten in Koſtbarkeiten beſtand.

Auch hier waltete des Trimeniweſtrums Ausſpruch und Einſicht vor, und wenn die Theilung nach den Satzungen im Allgemeinen beendigt war, dann fing der Tauſchhandel im Einzelnen unter den Männern an, während die Weiber für die Küche ſorgten.

Das Eſſen, Trinken, Singen und Tanzen bildete die dritte Abtheilung der Nacht. Dann zeigte ſich die „truanderie“ in ihrem höchſten Glanze. Ueberall auf Anhäufungen von Fäſſern und andern Erhöhungen thronten die Fürſten der Strolche mit ihren Weibern, von einem helllodernden Feuer beſtrahlt, das vor ihnen brannte, während die Geringern im Kreiſe herumliegend nur theilweiſe beleuchtet, theilweiſe im tiefen Schatten, ihr Mahl verzehrten, gleich wilden Thieren, und mit Zähnen und Nägeln halbrohes Fleiſch von den Knochen zerrten, um es mit haſtiger Gier zu verſchlingen. Dieſe Gruppen machten eben ſo viele Pyramiden von Menſchen, die in ſteter Beweglichkeit ein eben ſo ſeltſames als anziehendes Bild gewährten. Alles beherrſchend erhob ſich der Herzog Trimoniweſtrum in der Mitte, auf einer rohgezimmerten Erhebung, von einem ſchmutzigen, dunkelrothen Fetzen überdeckt, auf dem noch dunklere Flecke deutlich Blutſpuren verriethen, das zu oft ſchon den Thron dieſes Herrſchers benetzt hatte. Ihm zur Seite lag die rieſenmäßige Gulreddin, mit flammenden Augen, großen weißen Zähnen und einer vollen Mähne dicker, ſchwarzer Haare, die über den gelb und braun getigerten Buſen und Nacken herunterfiel. Die Kleidung bedeckte nur nothdürftig ihren Körper, deſſen langgeſtreckte Glieder die Behendigkeit eines mächtigen Wildes und auch ſeine Kraft verriethen, und in der That entſtand beim erſten flüchtigen Anblick ein Zweifel, ob es denn wirklich ein Weib war, das man vor ſich ſah. Sie hatte ſich erſt ſeit kurzem eingefunden und ſogleich die höchſte Gunſt bei dem gefürchteten Häuptling errungen, die ihr Niemand ſtreitig zu machen wagte. Man ehrte ſie als vom altägyptiſchen Stamme entſproſſen, was ihr Ausſehen beurkundete, und fürchtete gleich ſehr ihre rieſige Kraft, ſo wie ihre tiefe Wiſſenſchaft. Denn ſie ſchien wuthend eiferſuchtig, wenn irgend eines der Mädchen des luſternen Herzogs Neigung auf ſich zog, und hatte bereits mehrere Opfer ihrer Wuth wie der Blitz niedergeſtreckt.

Hin und her liefen die alten Mütter zwiſchen den jubelnden Kindern durch und ſchleppten Verrath herbei, um Männer und Weiber zu befriedigen, und nun überall dies lebendige Treiben, das die finſtern, öden Häuschen umſchloſſen, die ſchwebenden Galgen mit ihren ſtillen Bewohnern in hoher Luft. —

Der vierte Theil der Nacht bis an den hohen Morgen wurde mit Schlafen hingebracht.

Bis zum dritten war man gekommen, als plötzlich rauhe Stimmen von außen erſchallten.

Es war der Zigeunertrupp, den wir am Thore des kleinen Chatelet verlaſſen haben, und der nun in der großen „Truanderie“ ſeinen Einzug hielt. Sein Auführer verlangte vor den großen Herzog von Aegypten geführt zu werden. Eine Menge Strolche, welche die Ankömmlinge ſogleich neugierig umgeben hatten, willfahrten ſeinem Begehren.

„Wer biſt Du?“ rief ihm der trunkene Trimoniweſtrum mit rauher Stimme entgegen.

„Ich bin der Vater einer Familie, die lange Zeit ſchon auf der hiſpaniſchen Halbinſel herumzog,“ ſprach der Greis, den wir mit dem Lieutenant des Prevots verhandeln ſahen, „die jetzt nach Paris gekommen iſt, um ſich Deiner großen Familie, mächtiger Herzog, anzuſchließen.“

„Wie viele Köpfe?“ fragte Trimoniweſtrum.

„Sechsundfunfzig, ohne die Kinder, Bären und Affen zu rechnen,“ erwiderte Jener. „Es wird wohl Platz genug zu unſerm Unterkommen ſein, ſollt' ich meinen —“

„Platz genug!“ rief der Herzog. „Paris iſt groß und nährt uns Alle! Setzt Euch und ſeid willkommen! Du Vater und dieſe kleine Tochter hieher an meine Seite —“

Gulreddin ſchoß einen boshaften Blick auf den alten Herzog.

„Wie heißt Du?“ fragte dieſer das hübſche Mädchen. „Dieſe Kleine hier heißt Atten,“ erwiderte der Greis.

Und nun wurde den Fremdlingen gaſtfrei Trank und Speiſe geboten und eben ſo willig von dieſen mit den erlebten Abenteuern aufgewartet. Die kleine Atten brachte ſpaniſche Tänze und Geſänge nach Frankreich.

„Ich prophezeihe Dir Glück!“ ſchrie Trimoniweſtrum, „wir haben kein ſolches Mädchen bei uns, und es kann Dir hier gar nicht fehlen. Morgen ſollſt Du Deine Künſte auf den öffentlichen Plätzen zeigen und ein Goldregen wird Dich erfreuen. Zuerſt geht Ihr nach St. Germain des Prés, dort haben ſie ein Bild aus alter Zeit, das ſie wie ihre Gottesmutter verehren und Wachskerzen davor anzunden. Aber es iſt ſchwarz und nackt, und es iſt Iſis, die uns nährt und erhält. Vor vielen Jahren, als unſere Väter dies Reich begründeten, kam es hierher. Dort begeht Euern Gottesdienſt, zündet auch ein Lichtchen an und ſie werden der Meinung ſein, Ihr betet zu ihren Göttern. Du, Atten, tanzeſt dann vor Iſis, der ewigen Mutter —“

„Unſere Väter haben alſo dies Reich begründet, ſpricht unſer Herzog?“ rief ein junger Menſch von den Ankömmlingen, „und uns wollten ſie nicht einziehen laſſen in die Thore, ohne daß wir ihnen Zoll entrichten? Iſt dies nicht unſer Paris — das ſie bewohnen —“

„Unſer iſt es,“ ſetzte ein älterer Bewohner der „truanderie“ hinzu, „wie ſchon der Name lehrt, Par-Isis, und das Oertchen Isis, woraus ſie Issy gemacht haben. Samothes, der Sohn Japhet's und Enkel Noa's hat es erbaut, und mit ihm zogen vom Morgenlande her die Söhne der Sonne, um dieſen Landſtrich zu bevölkern —"

„Und warum laſſen wir den Fremdlingen was Unſer iſt?" nahm der Jüngere wieder das Wort. „Warum dulden wir ſo ſchmähliche Erniedrigung? Warum hauſen wir in dieſem ſcheuslichen Winkel, während die Fremdlinge in Palläſten —"

„Und beneideſt Du ſie darum, junger Thor?" fiel ihm der Aeltere ſchnell in die Rede. „Ein Glück für Dich, daß unſer Herzog ganz Auge und Ohr für die junge Atten iſt, ſonſt würde Dir Deine Bemerkung übel bekommen. Dieſer Winkel birgt das wahre Glück. Wir leben hier frei, nur Einem unterthänig und das iſt unſer Herzog, deſſen Weisheit von uns Allen anerkannt wird. Kein Sterblicher kann ſich über uns erheben. Wir ſind Alle gleich. Das Weib, das uns gefällt, wird von uns geworben, unſere Kinder gehören der ganzen Familie an, unſer Eigenthum gehört Allen, unſer Ehrgeiz beſteht darin, Einer der Unſern zu ſein. So lange der Himmel nicht einſtürzt, kann es uns nicht ſchlecht gehen, wir ſind Kinder der Natur. Mögen ſich doch jene Fremdlinge einbilden, ſie herrſchten in der Welt und wir ſeien ihre Sclaven! Iſt es nicht unſere Wiſſenſchaft, die ſie bei jeder Gelegenheit brauchen und um Hilfe anrufen?"

Während dieſes Geſprächs hatte die niedliche Atten einen Kreis von Zuſchauern und vor Allem den durch und durch glühenden Trimoniweſtrum durch einen ſpaniſchen Tanz entzückt, den ſie in hoher Vollendung zu tanzen verſtand und Gulreddin ſchnaubte wild wie ein gereiztes Thier, und hielt nur mit Mühe ihre Wuth zurück, die ſie antrieb, ſich auf die Tänzerin zu werfen und ſie zu erwürgen.

„Du haſt ein Kleinod bei Dir,“ ſagte der Herzog zu dem fremden Greiſe, indem er Atten zu ſich auf ſeinen Thron zog und den Arm um ihren Nacken ſchlang. „Deine Ankunft iſt mir nun erſt doppelt willkommen.“

„Herr!“ ſprach dieſer, „auch jenen Mann empfehle ich Dir, deſſen Klugheit uns aus den Klauen des Zöllners am Thore befreite, der uns nicht einlaſſen wollte mit unſern Thieren, ohne eine große Summe zu erlegen, die wir nicht beſitzen. Seiner Kenntniß der Geſetze verdanken wir es — daß —“

„Iſt er einer der Unſern?“ fragte der Herzog.

„Herr —“ brachte ſtotternd der Alte vor — „ich bin verpflichtet, Dir die Wahrheit zu ſagen, darum ſoll nichts Anderes vor Dir über meine Lippen kommen. Der Mann fand ſich zu uns in einem Walde, unfern eines großen Fluſſes und verlangte mit unſerm Haufen nach Paris zu kommen. Von ſeiner Geſchichte hat er mir nichts vertraut, doch ſchien er Sorge auf dem Herzen zu haben. Wir gaben ihm Kleider nach unſerer Art, dafür ſchenkte er uns die Seinen, die wir verkauften. Am Thore waren es die erſten Worte, die er nach ſeiner Aufnahme unter uns ſprach, und dieſe klangen ſo gut, daß ſie uns von aller Abgabe befreiten. Jetzt hat er ſich dort auf den Stein hingeſtreckt und läßt ſich vom Monde beſcheinen, ohne an irgend etwas Antheil zu nehmen, was um ihn vorgeht. Sieh nur — er rührt ſich nicht! — Ei! er ſchläft —" ſetzte er dann hinzu, nachdem er ſich dem Steine genähert hatte.

„Weißt Du, daß Du den Tod verdient hätteſt?" ſchrie der fürchterliche Trimenmweſtrum, „wenn der Fremde, den Du einführteſt, nicht mehr in unſerer Gewalt wäre? Jetzt aber mag er ſtatt Deiner ſterben. Geht Ihr Beide!" ſagte er befehlend zu zwei ſeiner Adjutanten, wie es ſchien, „und ſtoßt Eure Meſſer dem Schlafenden in das Herz."

Die Beiden ſchritten ſchnell aus dem Kreiſe, um ihres Herzogs Befehl zu vollführen, aber Gulreddin erhob ſich und ſtreckte ihren Arm nach ihnen aus.

„Halt!" ſchrie ſie. „Der Fremde iſt mein." Sie wichen ſcheu auf ihren Platz zurück.

„Erweckt ihn und bringt ihn in mein Schlafgemach, Morgen mögt Ihr dann Eure Meſſer mit ſeinem Blute färben. Aber bei Euerm Haupte nicht früher, und bei meinem Zorn, daß er auch nicht eher entwiſche!“ Bei dieſen Worten zog ſie einen Dolch.

Der ſchlafende Fremdling wurde geweckt und zu ſeiner großen Verwunderung ins Gewahrſam geführt. Er wußte ſogleich, daß er verrathen ſei, er wollte Auskunft darüber haben, aber die drohenden Blicke der Männer, die ihn fortführten, und der wilde Jubel der ihn umgebenden Menge hieß ihn mit Geduld ſich in das Unvermeidliche fügen, und hoffen, daß der nahe Morgen Alles aufhellen würde.

Man brachte ihn in ein kleines Gemach, das der Mondſtrahl erhellte. Er blickte rings umher. Ein Lager von Fellen, ein ſeltſames Fratzenbild, den Kopf von goldenen Strahlen umgeben, ein Tamburin, eine Zither, weibliche Kleidungsſtücke, das waren die Gegenſtände, die ihm ins Auge fielen.

„Bin ich wirklich in dem Gemache eines Weibes?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und was hat man mit mir vor? daß mich auch die Müdigkeit und der Schlaf draußen befallen mußten! — Ich hatte mir vorgeſetzt, die bunten Gruppen, die mir gleich bei der Ankunft ſehr gefielen, recht in Augenſchein zu nehmen, aber eben dies bunte Gewirre war es, was mich in Schlaf wiegte. Nun immerhin! —

wo Weiber im Spiele ſind — kann es ſo gar ſchrecklich nicht werden —"

Er hielt inne, denn es ſchien ſich neben ihm zu regen und eine furchtbare Stimme fragte mit ſchneidendem Hohne: „Nicht?" — Er ſchauerte zuſammen, ſah ſich um — und erblickte Niemand. „Es war Täuſchung!" ſprach er dumpf in ſich hinein — „und ich dachte ja an Sie!" —

Das Getöſe vom Hofe ſchallte herein in ſein Zimmer, das er nicht Kerker benennen wollte, und dieſes, ſo wie ſeine unruhigen Gedanken hatten alle Mudigkeit von ihm verſcheucht. Nach und nach verlor ſich jedoch das Getummel draußen. Er hörte Schritte ſich nähern, und während die Feuer verglemmen, ſah er dunkle Geſtalten am Fenſter vorübertaumeln. Seine Thur war verſchloſſen und die Fenſter vergittert, mithin mußte er den Gedanken an Flucht ſogleich wieder erſticken, der nun — da das Leben draußen zu ſchweigen begann — in ihm ſich regte.

Erwartungsvoll ſtand er noch da. Da nahete ſich quer über den Hof, der bereits ganz öde geworden war, eine große Geſtalt, ſie trat ins Haus, ſeine Thür wurde geöffnet und er erblickte eine Rieſin vor ſich.

„Ich bin Gulreddin," ſagte ſie zu ihm, „die Dir, Fremdling, das Leben rettete und Dich glucklich machen will. Zum Glücklichſten — hörſt Du? Folge mir und thue was ich Dir ſage!“ —

„Und was ſoll ich thun?“ fragte der Fremde.

„Herzog von Aegypten ſollſt Du werden —“ ſagte Gulreddin, „wenn Du Dich mir überläſſeſt. Komm und frage nichts mehr.“

Er legte ſeine Hand in die Ihre, die ſie ihm darreichte, und ſie leitete ihn über den Hof durch glimmende Aſchenberge, über Steine und durch Pfützen dem Eingange zu.

„Ich bin mitten unter den Abenteuern, die Alle ſcheuen, die nicht darin geboren werden,“ dachte ſich der Fremde. „Dies iſt ein „Hof der Wunder,“ und ich darf mich über nichts verwundern!“ —

„Hier,“ ſprach jetzt mit unterdrückter Stimme ſeine Führerin zu ihm, „verdiene den Preis, der ich ſelbſt bin. Ich hoffe, eine Nacht in dieſen Armen, die den Herzog beglückten, ſoll Dir munden, ein Kuß von dieſen Lippen, die nichts Unreines berührten, wird Dich entflammen!“

Der Fremdling ſtaunte Gulreddin an, und obgleich ſie nichts von dem beſaß, was Anmuth und Reiz den Weibern verleiht, ſo mußte er ſich dennoch geſtehen, daß dieſe wilde, impoſante Geſtalt einem Muthe, wie dem ſeinigen, nicht abſchreckend erſchien.

Der ſcharfe Blick des Fremden, der auf ihr ruhete, ſchien der Rieſin nicht zu mißfallen, ſie ſchlug ihr großes Nachtauge zum Monde empor, damit er deſſen Spiegel ſchauen konnte, denn die langen Wimpern und tiefgezogenen Brauen beſchatteten ihn zu ſehr, ſie lächelte und zeigte das Elfenbein ihres Mundes, das die dicken Lippen kaum ſehen ließen, und ſchüttelte dann die vollen, ſchwarzen Mähnenhaare mit einem mächtigen Wurfe in den Nacken.

„Hier drin ſchläft er berauſcht, ein junges Ding in den Armen,“ ſagte ſie nun, „ich darf ihn nicht todten, weil er mein Gatte war, aber Du darfſt ſein Blut vergießen. Ich leite Dich zu ſeinem Lager, hier nimm den Dolch aus meiner Hand, und dann bin ich Dein, und Morgen biſt Du, den er hängen laſſen wollte, an ſeiner Statt Herzog und kannſt über Alle gebieten.“

„Nimmermehr!“ rief der Fremde — und wandte ſich erſchüttert ab — es war ihm gleich einer furchtbaren Erinnerung, was ihn ergriff. „Du — mich leiten!“ rief er — „ich den Herzog morden! Nie — nie!“ —

Gulreddin fragte ernſt: „Du willſt nicht?“

„Nein!“ ſprach der Fremde — „ſoll ich Dir dankbar bleiben — ewig — ſo laß mich entfliehen —“

„Daß ich eine Thörin wäre!“ rief ſie, „Du biſt mein Sclave, mir geſchenkt bis zu Deinem Tode, den ich nicht abwenden will, da Du Dich meinem Willen widerſetzeſt. Kehr' zurück in mein Gemach — ich befehl' es Dir!“

„Du biſt eine wahnſinnige Thörin, mir zu befehlen,“ rief der Fremde. „Hier bin ich im Freien und nie wirſt Du mich in den Kerker zuruckbringen. — Alles will ich dem Herzoge verrathen.“

„Das wirſt Du nicht,“ rief ſie und ſturzte ſich auf ihn wie eine raſende Bacchantin.

Mit gelenkem Griffe hatte der Geübtere ſie entwaffnet und warf den Dolch weit weg. Nun ging es an ein Ringen, worin ſeine Gegnerin eine große Ueberlegenheit an Kraft entwickelte. Mit aller Anſtrengung hielt er ſich noch, wenn gleich ſie es nicht vermeiden konnte, daß der Kampf ſich bereits nach dem engen Gäßchen gezogen hatte, das zur „truanderie“ führte.

So waren ſie vom Hofe bereits eine Strecke entfernt, als ſchallende Schritte ſich ihnen näherten.

„Wer Ihr auch ſeid!“ rief der Fremde nun, „befreit einen Menſchen, der ſonſt ſchmählich unterliegt, aus den Händen eines nächtlichen Ungeheuers, eines Wehrwolfes —“

Schnell war der Ankommende bei der Hand, aber ehe er noch die Kämpfenden ereilte, hatte Gulreddin von ihrem Gegner abgelaſſen und war mit wildem Hohngelächter in den Hof zurückgeflohen.

„Ihr ſeid ein Bohemer?“ fragte der Unbekannte, der in einen Mantel gehüllt war.

„Ja, Herr!“ erwiderte der Andere, indem er ſeinen Mann in Augenſchein nahm.

„Und wie kamt Ihr mit dem rieſenmäßigen Weibe zuſammen?“ fragte der Unbekannte weiter, aber der arme Kämpfer war ſo erſchöpft und die Wunden, welche ihm die Rieſin zugefugt hatte, ſchmerzten ihn ſo ſehr, daß er unfähig zu antworten war. Endlich fiel es ihm ein, daß der Unhold wohl noch einmal mit Verſtärkung erſcheinen könne, und daher fand er es ſicherer, ſo ſchnell als möglich dieſen gefahrbringenden Ort zu verlaſſen, unbeſorgt um die Zukunft, die ihn, den vor kurzem Geflohenen, in Paris, mit nicht kleinern Gefahren bedrohte.

„Und was bringt Euch hierher um dieſe Zeit?“ fragte er daher raſch den Unbekannten.

„Ich ſuche Hilfe!“ ſprach dieſer, „Hilfe von Euch, weil Ihr Geheimes zu entziffern wüßt. Biſt auch Du in dieſer Kunſt erfahren?“

„Sprecht, was Ihr wollt?“ ſagte drängend der Andere, nicht ohne Furcht immer den Kopf nach der „truanderie“ rückwendend.

„Nun, ſo höre denn,“ ſprach der Unbekannte, „ſeit längerer Zeit ſchon verſchwinden in Paris junge Leute auf eine räthſelhafte Weiſe, und dann werden ihre Leichname aus der Seine gefiſcht — ich achtete dieſe Vorfälle gering, bis ein Fall, der mich näher anging, meine ganze Aufmerkſamkeit darauf hinlenkte. Mein eigner Bruder fiel als ein Opfer dieſes unbekannten Dämons, und von dem Durſt nach Rache beſeelt, flieht mich der Schlaf und ich gehe Nachts um wie ein Geſpenſt, um die Urheber dieſer Schandthaten zu entdecken. Meine Schritte bei der Königin ſelbſt ſind fruchtlos geblieben, deſto eifriger iſt aber mein Sinn auf dieſen einen Punkt hingelenkt. Dieſe Nacht, ſo wie viele der vorhergehenden, ſah mich einſam durch die Straßen wandeln — da gedachte ich Euer und Eurer geheimen Kunſt und Wiſſenſchaft und lenkte meine Schritte zu Euch. Sage mir, ob es Dir gelingen wird, den Mörder meines Bruders zu entdecken! Ich verſpreche Dir reichen Lohn dafür, ich bin der Chevalier Renaud d'Annebaut.“

„Ihr ſeid vom Hofe?“ fragte der Fremde, ſeinen Charakter als Bohemer behauptend.

„Ich bin keiner der Geringſten im Gefolge der Königin,“ ſprach der Andere.

„So könnt Ihr mir wohl leicht Eingang im Thurme von Philipp Hamelin verſchaffen?“ fragte der falſche Zigeuner.

„Nichts leichter als das!“ entgegnete der Sire d'Annebaut.

„Thut's denn — und ich will Euch helfen,“ verſicherte Jener.

So hatten ſie das enge Gäßchen durchſchritten und waren auf einen ziemlich freien Platz gekommen, wo einige bewaffnete Diener mit Pferden ihren Herrn erwarteten. Der Chevalier ließ einen abſteigen und den Behemer aufſitzen, und ſo zog die Cavalcade durch die ſtillen Gaſſen dem Hotel d'Annebaut zu.

V.

Eine Nacht im Louvre.

Ludwig der Zehnte hatte ſeinem Hofe Audienz gegeben, während das gute Volk draußen ſich immerfort heiſer ſchrie. Ein Feldzug ſollte begonnen werden, ein geworbenes Heer ſtand in den nördlichen Provinzen, es fehlte nichts, als daß der Adel aufbreche, um die Stellen der Hauptleute und Anführer zu beſetzen. Aber die Beutel dieſer Herren waren durch Ausſchweifungen aller Art erſchöpft; die ſchönen Töchter ehrſamer, doch thörichter Bürger waren es, die ſich des blanken, rothen Goldes in lachenden Haufen zu erfreuen hatten, welches die Edelleute ihren Unterthanen erpreßten. Liederliche Scherze und Wetten, welche die eigentliche Wurze der Bankette damaliger Zeit ausmachten, verſchlangen die Einnahme eines Jahres in wenigen Stunden. Man begnügte ſich nicht, im heimlichen Dunkel zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen und den Nectar der Liebe zu ſchlürfen, ſondern er mußte vergeudet werden. In Schwärmen begab man ſich zu der „dame galante“ und zog dahin, was eben die ausgelaſſenſte Laune als brauchbar für den Scherz bezeichnete. Bald waren es Geizhälſe, Furchtſame, Mürriſche, Trunkenbolde, deren Hang und Neigung zur allgemeinen Berühmtheit gediehen war, welche auf die Probe geſtellt und durch tauſendfache Verlockungen auf die Folter geſpannt wurden, die den vornehmen Zuſchauern zu einer Quelle von Scherzen und Luſtbarkeiten gereichten. Es war eben zu jener Zeit an Unterhaltungen noch fühlbarer Mangel; Luſtſpieldichter hatten ihre fruchtbare Phantaſie noch nicht angeſtrengt, die Thorheiten der Menſchen in einem treuen Spiegel zu zeigen und im Scherze zu belehren, was blieb alſo den vergnügungsſüchtigen Edelleuten übrig, als dieſe Thorheiten im Leben ſelbſt aufzuſuchen und ihren Nutzen daraus zu ziehen, ſo gut es gehen wollte. Wir wollen daher über ſo manche Ausartung der Luſtigkeit in jenen Tagen nicht den Stab brechen, weil der guten Anſtalten, dieſem erfreulichen Triebe auf anſtändige Weiſe zu huldigen, noch gar zu wenige waren. —

Um nun den jungen Herren die Mittel zu verſchaffen, mit dem erforderlichen Glanze zum Heere zu ſtoßen, ihre Feldequipage, Pferde, Diener und Waffen in gehörigen Stand zu ſetzen, belegte der König ſeine gute Stadt Paris mit einer neuen Steuer und ertheilte ſeinem Miniſter, Enguerrand de Marigny, den Auftrag, ſogleich für deren Eintreibung zu ſorgen, doch fügte er in angeſtammter Gnade hinzu, daß dieſe Auflage nicht höher als die letzte erhoben werden ſollte, da er den Geiz und die Härte des Miniſters zu wohl kannte und jeder Eigenmächtigkeit dadurch Schranken zu ſetzen gedachte. Hierauf wurden die Hofleute zum Handküſſe gelaſſen und entfernten ſich mit einer Kniebeugung, das Volk wurde durch die Partiſanen der Trabanten „des grandes-lances,“ wie man ſie zu nennen pflegte, auf hundert Schritte vom Louvre entfernt gehalten, um den Herrn König und die Frau Königin nicht fürder zu beläſtigen, und ſomit endigte ſich dieſer geräuſchvolle Tag des Einzugs und ſeine weitläuftigen Ceremonien, wie Alles in der Welt. Die Sonne ging unter und es ward ruhig überall.

Ludwig der Zehnte, obgleich ein ſtrenger und je zuweilen jähzorniger Mann, der, außer dem Umgange mit Weibern, wenig von den Ergötzlichkeiten anderer Menſchen empfand und die kurze Zeit ſeiner Regierung größtentheils in Unruhe und Strapatzen hinbrachte, war dennoch an dieſem erſten

Abende, wo er ſich wieder in ſeinem Louvre befand, in einer behaglichen Laune, die faſt bürgerlich zu nennen geweſen wäre. Es kam ihm in Sinn und er hielt es ſich deutlich vor, daß er doch ein recht reicher, mächtiger Mann ſei; König eines ſchönen Landes; vornehmer und reicher und mächtiger in dieſem Lande, als irgend einer darin zu ſein ſich vermeſſen konnte; er ſah ſich in ſeinem königlichen Schloſſe, umgeben von Wachen und Dienern und allen Zeichen der Herrſchaft und Macht, Dinge, denen er ſonſt keine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken gewohnt war. Aber es kommen eben Augenblicke, wo man ganz eigne Stimmungen an ſich empfindet.

So ergriff es ihn auch lebhaft, daß er eine überaus ſchöne Frau habe, eine Frau, um deren Preis allein ſchon Jeder gern König von Frankreich geweſen ſein wurde. Dieſe Frau hatte er nun lange nicht geſehen, und alle Frauen, die während ſeiner Abweſenheit in la roche-Corbon und anderswo ihn umgaben, machten ihm nur ihre Entbehrung empfindlicher, obgleich ſie Alle zu den Angenehmſten zu zählen waren und von ihm mit dem Titel: „Freundin,“ oder „Liebſte des Königs,“ la mye du roy, beehrt wurden.

Kaum war es daher ruhig im Schloſſe, als der König, halb entkleidet, ſich erhob und ganz heimlich, wie ein echter Verliebter es macht, ohne Vortretung von Dienerſchaft, wie ein König es zu halten pflegt, ſich zu dem Gemache ſeiner Gemahlin hinbegab, um ihrer hohen Reize endlich einmal wieder recht froh zu werden.

Wie aber fand er die ſchöne Margarethe? —

Sie ſaß, halb liegend, auf einem Ruhebette in einer ſo reizenden Beleuchtung, als ob ein Maler, um die Zauber des Helldunkels zu ſtudieren, ſie mit großer Kunſtverſtändigkeit angeordnet hätte. Alles rundete ſich da noch mehr, was die Natur ſchon herrlich gerundet; wie das zarte Weiß, das im durchſichtigen, bläulichen Dufte verſchwamm, ſich ſo glänzend vom braunen Grunde hob! — Ein Meiſter in dieſer Art zu bilden, war der reizende Correggio, und ein einziges Mal nur war es ihm verſtattet, das Höchſte hierin zu erreichen, und das war in ſeiner Magdalene!

Was Wunder alſo, daß dem guten Könige alle ſchöne Gedanken, die er eben einſam gedacht, in raſcher Folge und bedeutendem Schwalle vor dieſem Bilde wiederkehrten. Er ſetzte ſich ohne Umſtände zu ſeiner Königin, ließ die Hand leicht unter ihr liebliches Haupt gleiten und ſah ihr in die großen Augen. Aber ſtumm und regungslos lag ſie da — und ſchien es nicht zu bemerken, daß ihr Herr und König ſich ſo zärtliche Mühe mit ihr geben wollte. Ihre Gedanken waren abweſend — ihre weitgeöffneten Augen — ſo mußte man glauben — ſahen weit über die Grenzen dieſes Zimmers hinaus — und Gedanken und Blicke ſchweiften fernab in Gegenden, wo andre, lieblichere Geſtalten ſie zu feſſeln wußten, als die Umgebung ihnen zu bieten hatte.

Eine gute Weile begnügte ſich Ludwig nun wohl mit dem Anſchauen, ja — dies erhöhete zugleich den eigenen Reiz, der in ſeiner gegenwärtigen Stimmung verwaltete, und der Zuſtand völliger Abſpannung, worin die Königin ſich befand, und ihm jede Zärtlichkeitsäußerung geſtattete, erfreute ihn wohl, obgleich ſie ohne Erwiderung blieb. Doch mit einem Male war es, als ob ein unheimliches Gefühl den König neben der ſchönen Frau ergriff.

„Wie?“ rief er, „iſt es möglich, daß eine Gattin ſo unempfindlich, kalt daliegt, wenn nach langer Zeit der Gatte ſich ihr naht? Iſt dieſe Schöne von Marmor, fließt kein Blut in ihren Adern? athmet kein Gefühl in ihrer Bruſt? Margaretha! hörſt Du mich nicht? ſiehſt Du mich nicht? Margaretha!“

Und ſchnell, wie wenn ein Mondſüchtiger, durch plötzlichen Anruf bei ſeinem Namen, erſchrickt, zu ſich ſelbſt kommt und zuſammenſtürzt und dann allmählig erwacht zum Leben, ſo erhob ſich die ſchöne

Königin krampfhaft, mit zurückgebogenem Leibe und rollenden Augen. Ihre reichen Flechten, die losgeneſtelt waren, fielen über das himmliſche Geſicht, und man ſah daher nicht deutlich, wie der Mund ſich verzerrte.

„Was iſt Margaretha, meiner Königin?“ fragte Ludwig beſtürzt.

Da ſeufzte ſie tief, mehrere Male nach einander, dann ſtrich ſie die Haare zurück mit der weißen Hand, ſchloß eine kurze Zeit die Augen, öffnete ſie, blickte lange auf den König, legte ſich zurecht, ſtützte den zierlichſten Ellenbogen des Erdballs auf das runde Polſter, den ſchönen Kopf darauf und ſprach leiſe:

„Du? Lovs? Warum weckſt Du mich ſo ungeſtüm?“ —

Der König verſicherte, daß er ſie nicht ſchlafend gefunden, daß ſie mit geöffneten Augen dagelegen, daß ſie ruhig geathmet habe, ſie aber läugnete Alles und behauptete, daß ſie ſein Hereinkommen nicht bemerkt.

„Wenn das iſt,“ ſagte mit ernſter Miene der König, „ſo lag Dein Körper da, während Deine Seele daraus entfernt, wer weiß, in welchen Regionen umherſchweifte.“

„Meine Seele — ja!“ wiederholte ſie, leiſe ſchaudernd.

Und den König, den ſo heiße Sehnſucht zu ihr geleitet, überfiel nun ein unheimliches Grauſen, dem herrlichſten Weibe gegenüber. Es war ihm, als habe eine andre Macht, als die gute im Himmel droben, eine Gewalt über ſie. Wie denn die zahlreichen Aſtrologen und Zauberer zu ſolchem Glauben hinlänglichen Raum gaben, indem ſie Liebestränke von großer Kraft zu bereiten verſtanden.

Er ſah ſie recht wehmüthig an, holte einen tiefen Athemzug und ſtieß ihn gleich wieder kräftig aus der Lunge, weil ihm die Luft zu ſchwer ſchien, und geſchwängert in dieſem Gemache mit unheilbringenden Beſtandtheilen, dann zog er ſich zurück, um auf andere Weiſe ſich zu vergnügen, jedoch von ſeiner Königin ohne Bedauern nachgeblickt. —

Kaum war er fort, als ſich die Wand dort öffnete, wo keine Spur einer Thür bemerkt werden konnte, und ein alter, gelblicher Kopf, von rothem Barthaare umſäumt, ſich daraus vorſichtig umblickend, in dem Zimmer der Königin zeigte. Da er es leer ſah, ſäumte der ziemlich vom Alter gebeugte Körper nicht, einzutreten und ſich dem Lager der Königin zu nahen. Er zog aus ſeinem Talare eine kleine Phiole und ließ daraus einige belebende Tropfen auf die Lippen der hohen Frau gleiten.

„Biſt Du's, guter Meiſter Jourdan?“ fragte ſie, ſogleich zu ſich ſelbſt kommend und den weiſen Meiſter Jourdan Ferron erkennend, ihren Arzt.

„Ich bins, Frau Königin!“ ſagte dieſer, „ich harrte lange in dem dunkeln Cabinette, weil ich die Abfahrt des unlautern Gaſtes, der in Deiner Nähe war, erwarten mußte. Endlich geſchah es, und hier bin ich nun, mich mit Dir zu beſchäftigen.“

„O, wenn Du das willſt, weiſer Mann,“ ſprach ſie, „ſo gib mir Kunde, die mein Herz verlangt. Ich lag im wachen Traume da, und meine Seele war fortgezogen aus meinem Körper und umſchwebte ihn — den ich heute ſah — und der mit mir Eins iſt. Sage mir, was Du von ihm weißt, denn bei Dir iſt er — das hörte ich —“

„Du meinſt den Jüngling, den heute der Unfall —“ ſagte der Meiſter.

„Ja — ja — wen denn anders? Iſt er krank?“ fragte das glühende Weib, dem die Anweſenheit oder die Arzenei des Schwarzkünſtlers das Leben wieder zurückgegeben hatten.

„Er genas durch meine wiederbelebenden Künſte — er — dem Du bald den Tod gegeben hätteſt,“ ſprach der Meiſter.

„Ich? den Tod?“ fragte wiederum Margaretha.

„Und haſt Du nie gehört,“ nahm ernſt Jourdan Ferron das Wort, „daß Liebe tödten könne —

durch Sehnſucht, Ueberraſchung, plötzliches Glück? Dies war bei jenem Jünglinge der Fall, der heute beim Einzuge des Königs, unweit des Hotels von St. Paul, in meiner Nähe zur Erde fiel, als Du vorüberritteſt und Eure Blicke ſich begegneten. Ich nahm mich ſeiner an und ließ ihn in mein kleines Haus bringen, das ich in der rue-des-écrivains bewohne. Wie er dort, durch meine Bemuhungen, wieder zu ſich gekommen war, geſtand er mir, daß er längſt Dir nachziehe, wie der Mond der Erde, daß er ſich in Deinen Strahlen bewege, und daß es ihm nur ſo ſelten widerfahre, Deine Schönheit aus der Ferne bewundern zu dürfen, weil er fremd ſei und es nicht wage, ſich unter den Cavalieren zu zeigen, die Deinen Hofhalt ſchmucken. So war er heute ausgegangen, nicht um die Pracht der Aufzuge zu bewundern, oder ſich an dem lauten Lärm zu ergötzen, ſondern nur um wieder einmal ſeine Königin zu ſehen und ſich in ihrem Strahlenblick zu ſonnen. Da erſchienſt Du, Alles uberglänzend, was Dich umgab, und Dein Blick verweilte lange auf dem fremden Jungling, und Dein Auge ſuchte den Weg zu ſeinem tiefinnerſten Herzen, da fühlte er ſich ſterben — ſterben von dem Strahl des Auges. Sein Tod war Wolluſt. O wie ſehr hart waren ſeine Vorwurfe, daß ich ihn zum Leben erweckte —"

„Sterben — von meinem Blicke?“ ſagte die Königin, in liebeglühendem Nachdenken verſunken — „es iſt ein zärtlicher Gedanke —“

„Nur meine Verſicherung, daß ich als ein geſchickter Arzt, Mittel für jedes Uebel wiſſe,“ fuhr Meiſter Jourdan fort, „ſöhnte den Ungeſtümen, der nur Tod von Dir wollte, nicht Leben von einem Andern, wieder mit mir aus — denn ich geſtand ihm, daß ich Dein Arzt ſei. Er iſt übrigens aus einem altitalieniſchen Hauſe, die Verſoris ſind in Genua bekannt. Er iſt der jüngſte Sohn, Luigi mit Namen —“

„Wer will das wiſſen?“ rief die Königin unruhig. „Alſo zum Leben erwacht iſt er — und für mich ſoll er leben! — Ich will ihn ſehen — führ' ihn ein zu mir!“

„Dort?“ fragte mit ſehr ernſtem Nachdrucke der Meiſter.

„Nein — nicht dort — nein!“ rief wie von Abſcheu ergriffen die Königin. „Hier will ich ihn ſehen, täglich, zu jeder Stunde — nicht bei jenen geheimnißvollen, nächtlichen Zuſammenkünften. Ich hoffe, ſeine Liebe wird mich bewahren vor jenen furchtbaren Ausſchweifungen, davor ich in ruhigern Augenblicken erbebe. Ja — ſeine Liebe ſoll mich beglücken — muß mich beglücken! Von Dir, Furchtbarer! verlange ich es — Du kannſt die Herzen der Menſchen gängeln nach Deinem Willen — führ' ihn zu mir, und tilge ſo Deine gräßliche Schuld!" —

„Du kennſt die Gewalt der Liebe," ſprach der Arzt. „Muß er nicht ſterben, wie die Andern, wenn Du —"

Die Königin entgegnete: „Nein! ihm will ich vertrauen! Er wird mich nicht verrathen! Er mag das Bewußtſein haben, daß er von der Königin geliebt wird. Deine wilden Liebestränke, die meine Adern mit Feuer füllen, gib mir nicht mehr, ich bedarf ihrer nicht mehr, um die Schrecken der Nacht zu bannen, an ſeiner Seite werden die Nächte mir wonnig dahinſchwinden. Und kein Opfer darf mehr fallen, um das Geheimniß meiner Qualen zu bewahren. Bringe mir Verſoris, der mich liebt, ich werde menſchlich fühlen!" —

Eine Pauſe folgte. Dann begann der Meiſter Jourdan Ferron:

„Du willſt es und ich werde Dir gehorchen. Der junge Verſoris aus Genua wird morgen am Hofe erſcheinen —"

„Morgen?" unterbrach ihn die Königin, „erſt morgen?"

„Margaretha," ſprach hierauf der Meiſter, „Du erwähnteſt meiner Schuld, und biſt Du es nicht, die mir ſchuldet. Verſchwende ich nicht meine tiefe Wiſſenſchaft, Deinen Lüſten zu fröhnen? Bin ich nicht Dein Sclave? Gleich dem ſtarken Teufelsbanner beherrſcheſt Du meine Geiſter und ich ſelbſt muß vor Dir zittern. Margarethe! ſprich! wird Du ie auch Luigi's überdrüßig werden — wird auch er" — —

„Nicht weiter," ſchrie entſetzt die Königin. „Deine Gedanken hier — jetzt — auszuſprechen, wär' ein Frevel. Luigi will ich lieben, wie mein Herz ſich ſehnt; mit einer Liebe — ich fühl' es — die ich noch nicht kannte. Dieſer Jüngling war bereits das heimliche Entzücken meiner Träume, als ich ihn noch nie erſchaut hatte!"

„Der junge Verſoris wird an Deinem Hofe hochgeachtet leben — Dein Günſtling ſein — Dich ganz beherrſchen?" fragte der Alte ſchlau.

„Ganz — ganz! wie einer Magd ſoll er mir gebieten!" rief Margaretha. „Nur ihm will ich gehören — ihm allein!"

„Wohlan denn" — ſprach Meiſter Jourdan, „ich habe Dein Verſprechen, das Du mir nie brechen wirſt — ſollt' es einſt geſchehen —"

„Nie!" ſagte Margaretha ſtark — und ein Luftzug, der gerade in dieſem Augenblicke durch das Gemach ſtreifte, ließ ſeltſam die kleinen, locker in Blei gefaßten Fenſterſcheiben an einander klirren. Sie ſchauerte zuſammen.

„So wirſt Du ihn noch dieſe Nacht ſehen — ſprechen — in dieſem Augenblicke!“ ſprach Meiſter Jourdan.

Margaretha begann zu zittern, ihr fragender Blick ruhete flammend auf ihrem alten Arzte, der noch immer ſtarr und ſtumm vor ihr ſtand.

„Ich ſoll ihn ſehen, ſagſt Du mir?“ fragte ſie endlich, „und wo iſt er?“ —

Der Alte ſchlich nun zur geheimen Thür, durch die er eingetreten war, öffnete ſie und leitete bei der Hand einen blaſſen, ſchönen Jüngling in das Gemach der Königin, die ſich indeß in peinlicher Erwartung auf das Ruhebett geſetzt hatte.

„Du ſiehſt, Luigi Verſeris, daß ich Wort gehalten habe,“ ſprach bedächtig der Meiſter Jourdan, indem er mit einer gewiſſen Art von ängſtlicher Vorſorge des jungen Menſchen Hand fahren ließ, wie eine Wärterin, die ihren kleinen Pflegling die erſten Schritte wagen läßt. „Gedenke meiner Worte! Dort iſt die Thür, wo ich Dich erwarte!“

Hiermit verließ er ihn. —

Der Jüngling befand ſich auf der höchſten Staffel irdiſcher Seligkeit, denn dem Bilde, das ihn wachend und ſchlafend erfüllt hatte, ſtand er nun gegenüber, und es war kein Bild mehr, ſondern ein liebendwarmes, ſchönes Weib, das ihm die weißen Arme entgegenſtreckte.

Seine Scham wich bald in der heißen Umarmung und den armen Schüler Robert, den vor Kurzem noch Sehnſucht verzehrte, deſſen Gedanken unbeſtimmt umherſchweiften nach einem Etwas, das ihm noch räthſelhaft war, ſehen wir nunmehr als Luigi Verſeris als den beneidetſten Mann im Königreiche, wenn Jemand ſein Glück hätte ahnen können.

Aber Margaretha, voll Liebe und zärtlicher Zuneigung zu dem ſchönen Jünglinge, bewahrte eine keuſche Zurückhaltung in ſeiner Nähe, die ſeine Schüchternheit begünſtigte.

Sie war ſich ſelbſt ein Räthſel, und nie noch ward eine Umarmung und ein Kuß reiner gewährt und empfangen, als bei dieſem trauteſten Zuſammenſein.

Der Morgen grauete bereits, da klopfte der wachſame Meiſter leiſe an die geheime Thür und dachte zwei Liebende aus ſinnlichem Rauſche zu ſtören. Die Gefühle waren aber anderer Art, welche Beide erfüllten. Der Jüngling zog ſanft ſeine Hand aus der feſthaltenden der Königin und mit dem Verſprechen: „auf Morgen!“ verſchwand er.

VI.

Enguerrand-de-Marigny.

Tief in Sorgen brütend ſaß Ludwigs erſter Miniſter in ſeinem Hauſe „la tombe-Isoire,“ das beim Volke, argen Geiſterſpukes wegen, in großem Verrufe ſtand. Es lag außerhalb der Barriere von St. Jacques, im Dorfe Mange-Souris, heutzutage Mont-Souris geheißen, in der Gegend des Panthéons. Die Erbauung dieſes Hauſes wurde in die Römerzeit verlegt und ſpäter hatte ein berüchtigter Räuberhauptmann hier ſein Weſen getrieben.

La tombe-Isoire, ſo wie das Schloß Vauvert, das von Karthäuſern bewohnt wurde, und nun verſtümmelt Diable-au-Vert genannt wird, waren die eigentlichen Wohnſitze des Pariſer Localteufels Vauvert, deſſen muthwillige Bosheit ſeinen

Reiſenden ruhig auf der alten Römerſtraße, die nach Iſſy führte, vorüberziehen ließ und der von allen Pariſern gleich gefürchtet wurde.

Enguerrand-de-Marigny, der von Allen gehaßte Schwarzkünſtler, konnte wohl unter dem Schutze dieſes Unholds wohnen, da er ſelbſt nicht viel beſſer war als Jener. In der That aber war la-tombe-Isoire, dieſer berüchtigte Geiſterſchlupfwinkel, eine Art von ländlichem Aufenthalte für den Miniſter, wenn er ſich aus dem Geräuſche der Stadt zurückziehen wollte, wenn er ermüdet war von ſeinen eifrigen Nachſuchungen im alten Pet-au-Diable, wie das Volk den von den hingerichteten Templern bewohnten Thurm zu benennen pflegte, um hier in ſtillem Nachdenken einige Stunden zu verleben.

Hier hatte ſich Enguerrand mit Allem umgeben, was ihm bei ſeinen geheimen Wiſſenſchaften nöthig war.

Wir ſehen ihn in einem hohen gewölbten Zimmer ſitzen, deſſen Ledertapete von Alter und Staub dunkel gefärbt iſt, mit langen, ſchmalen Fenſtern, deren kleine, runde, in ſchwarzem Blei eingefaßte Scheiben, in der Mitte ein buntfarbiges Wappen einſchließen. An den Wänden erblicken wir jene räthſelhaften Charaktere auf Tafeln gezeichnet, die uns die gangbarſten Zauberbücher jener Zeit aufbewahrt haben, und mit deren Hilfe es weiſen Männern möglich geweſen ſein ſoll, die Pforten des Geiſterreichs zu erbrechen und ſeine Bewohner heraufzubeſchwören, um ſich die Zukunft enthüllen zu laſſen. In wie fern jene Leute, die ſich ſolchen Wiſſenſchaften hingaben, Betruger oder Betrogene waren, wollen wir hier nicht unterſuchen. Wahr iſt es und eine ganze Zauberliteratur beſtätigt uns, daß dergleichen Formeln und Zeichen vorhanden waren und angewandt wurden. Sich ihrer zu bedienen, gleichviel mit welchem Erfolge, verſchaffte ſchon den Namen eines Zauberers und Schwarzkunſtlers.

Einen ungeheuern Erdſpiegel vor ſich, den das mächtigſte Zaubermittel, unter dem Namen der „Sieben-neun-Siegel“ bekannt, in kunſtlicher Verſchlingung umgab, ſaß der Miniſter da, ſein Auge ſtarr darauf gerichtet, mit bleichen Lippen und in ganz ungeordnetem Anzuge.

Die ſchönſte Sommerſonne ſpielte draußen in den bunten Blumenhäuptern, wovon die Wieſe duftete, welche das Gebäude umgab — er merkte nichts davon. Kein Strahl — kein Duft zog ein unter den Moderſtaub, der ihn umgab.

Der Erdſpiegel war ſeine Welt. In ihm wollte er ſeine Zukunft und die des Königs — der Königin — des Reiches — ſeiner Feinde, ſehen. Alle Mittel waren fruchtlos. Dies Orakel blieb ſtumm. Die ſchwarze Fläche blieb leer, und die trübe Weisſagung, welche er ſich daraus zog, erfüllte ihn mit Bangen, ſchärfte ſein Nachdenken und verdoppelte ſeine Sorge.

So mochte er bereits mehrere Stunden geſeſſen haben, als ohne Meldung geradezu und mit der Zuverſichtlichkeit in Blick und Haltung, eine angenehme Störung herbeizuführen, der allberühmte Arzt und Aſtrolog, Meiſter Jourdan, zu dem Miniſter eintrat.

Dieſer ſah in die Höhe und den Eintretenden ernſt an.

„Ihr kommt,“ rief er ihm dann entgegen, „zu einer gelegenen Stunde. Ihr ſollt mir mit Eurer tiefern Wiſſenſchaft beiſtehen. Meine Zukunft trübt ſich — mein Ende naht heran — ich ſehe den Triumph meiner Feinde; oder meine Kunſt iſt zu ſchwach, dem mächtigen Vereine von wirkenden Kräften zu gebieten.“

„Was beunruhigt Euch ſo?“ fragte Meiſter Jourdan mit Befremden, „ſind Eure Unternehmungen nicht alle mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt worden? War je ein Miniſter in dieſem Lande ſo mächtig wie Ihr? Wer ſollte es wagen, Euch die Spitze zu bieten? Das Leben des Königs — der Königin — aller Menſchen iſt in Eure Hand gegeben. Beherrſchet Ihr nicht auch mich? Bin ich nicht Euch ein dienſtbarerer Geiſt, als mir Aſtaroth, Asmodi, Lucifer es ſind? Tödtetet Ihr nicht Philipp, Euern Herrn, hier im Bilde, und gab er nicht ſogleich darnach ſeinen Geiſt auf? Und war ich es nicht, der Euch ein Zauberbild, Volt genannt, verfertigte zu dieſem Zwecke?"

„Wollte ich alle meine Feinde ſo tödten," ſprach ſchwer aufathmend Enguerrand, „ſo müßte ich dieſe Säle mit Zauberbildern anfüllen und es würde des Mordens kein Ende. Denn wer iſt nicht mein Feind?"

„Habt Ihr ihre Macht nicht gebrochen, indem Ihr Bernhard von Molay und die Rotte der Tempelherren vernichtetet?" erwiderte der Meiſter. „Mögen doch die von ihnen aufgehäuften Schätze in andere Hände gekommen ſein! Was kümmert's Euch? Geiztet Ihr je darnach? Wurden Euch nicht andere zu Theil, unſchätzbare — unerreichbare?"

„Mir?" fragte der Miniſter mit ſtechendem Blicke — „mir?" wiederholte er mit größerm Nachdrucke — „Euch!" —

„Und durch mich — Euch!" ſprach unwillig der Meiſter.

„Ich mag mit Euch nicht rechten," ſagte Enguerrand, „aber wenn Alles ſo iſt, wie Ihr ſagt, ſo helft mir. Wenn es nicht ein Wahnſinn iſt, der mich auf dieſe Bahn lenkte, ſo beweiſt es mir durch die That. Ich bin Euer Schüler — was habt Ihr mich gelehrt? Ich that Alles, was Ihr wolltet — was hat es mir gefruchtet? Mich haßt das Volk und wünſcht meinen Tod, Paris wird von Gräueln überfluthet und ich weiß keinen Damm entgegenzuſetzen. Die Hofleute ſpotten meiner und Alles ſähe gern den Scheiterhaufen geſchürt, mich darauf zu verbrennen. Lauter werden die Anklagen ſtets, ich habe König Philipp vergiftet — drohender erheben ſich gegen mich die Stimmen, ich ſei es, auf deſſen Geheiß die nächtlichen Opfer in die Seine geworfen werden. Wie ſchütz' ich mich dagegen? Und nennt Ihr mich noch allmächtig? noch weiſe? noch im Beſitze von Wunderkräften? Ich ſtehe umgürtet mit der ganzen Weisheit der Aegyptier und der Rabinen, und bin doch nur ein ohnmächtiger, belachenswerther Magier!“ —

„Ich glaubte Euch nicht in dieſer düſtern Verzweiflung anzutreffen,“ ſagte der Meiſter und wandte ſich zu gehen.

„Ihr wollt mich verlaſſen?“ rief Enguerrand, „ſo höhnt Ihr mich denn, Jourdan? Vernehmt mindeſtens, was mich in ſolche Stimmung verſetzte.“

„Laßt hören!“ ſprach Jener gelaſſen.

„Ich träumte — nein! nicht Traum war es“ — fing Enguerrand nach einer kleinen Pauſe an.

„Ich ſah — von dieſem Fenſter aus — einen Mann ſeinen Blick nach mir erheben, deſſen Furchtbarkeit nicht zu ertragen war. In ihm lag die ganze Holle. Die Flammen aller Scheiterhaufen, die ich anſchuren ließ, um die unglucklichen Templer zu verbrennen, loderten daraus hervor, die Schmerzen, die ihnen die Folter verurſachte, druckten ſich darin ſo wild verzerrt aus, daß ich vor dem Ungeheuern zuruckbebte, und endlich war es des Großmeiſters Bernhard von Molay's ſtrenger Ernſt, der daraus leuchtete und der mich ganz vernichtete. Was ſind gewöhnliche Vorwürfe, was iſt ein zerriſſenes Gewiſſen gegen ſolchen Blick, den ein Geſpenſt auf uns richtet — ein Geſpenſt, das man nicht rief — das ungerufen uns die Hölle ſendet — ein Geſpenſt! ſagt' ich, ein Geſpenſt? ſagt' ich's?“

„Ihr nanntet's ſo,“ ſprach mit ernſter Ruhe der Meiſter.

„Wenn es ein Geſpenſt geweſen wäre?“ rief ſchmerzhaft Enguerrand aus, „Du wurdeſt es leicht gebannt haben, wenn es meiner Beſchwerung nicht hätte weichen wollen — aber ein Menſch war es — ein lebender, athmender Menſch von Fleiſch und Bein — und Du haſt mich betrogen, Jourdan Ferron, oder Deine Kunſte lugen — und dann lebt auch Philipp, den ich im Volk getödtet und wird einſt wiederkehren, um mich zur Rechenſchaft zu fordern, denn, der — den ich ſah — war Buridan, der Noviz der Templer, der Schüler Molay's, deſſen Volk gefoltert wurde, deſſen Volk ſeit geſtern am Galgen von Montfaucon hängt, und der heut in Paris umgeht und mich höhnt und mich anklagt!" —

Er ſchwieg erſchöpft und ſchloß die Augen, gleich als ſähe er ein furchtbares Bild, das er loswerden wollte.

Jourdan Ferron biß ſich die Lippen und murmelte: „Zu großen Thaten gehört Stärke und Ausdauer."

Enguerrand fuhr mit geſchloſſenen Augen fort:

„Und auch mich ſah ich — im Freien — von Luft umgeben — und doch die Bruſt zugeſchnürt, dem Erſticken nahe. Emporgehoben zum Himmel und Höllenbrand im Herzen. Ringsum verſchwamm die Gegend vor meinem Blicke, der wie von blutigem Flor umhüllt war, denn in meine Augen trat das Blut meines Herzens, und rieſengroße, ſchwarze Vögel umflatterten mich mit wildem Geſchrei und ihre ſpitzigen Flügel ſchlugen mein erſtarrendes Antlitz — ich konnte nicht leben — nicht ſterben. Oh! es war die furchtbarſte Qual, welche Teufel verhängen können — es war fürchterlicher als der Tod in den Flammen."

„Oeffnet Eure Augen wieder, Graf von Longueville!“ ſprach Meiſter Jourdan, „und gebt Euch nicht ſo böſen Träumereien hin. Was iſt's, das Euch ängſtigt? Buridan — der fahrende Schüler — der von hier floh, Niemand weiß wohin, und den der Tod bereits ereilte, fern von hier, in dem Augenblicke, als ſein Bild gehenkt wurde? Er ſchadet Euch nicht mehr, und ſelbſt ſein Geiſt wird es nicht wagen, in dieſen Bezirk zu dringen, um Euch zu beunruhigen. Hier ſchützen Euch andere Mächte. Ich weiß es, was Euch ſo ſehr beängſtigt und will es Euch nun offenbaren. Die Leichname ſind es, die der Fluß nicht bewahren will, und die allerdings auf Eure Rechnung geſetzt werden, aber auch dieſem Frevel bin ich auf der Spur“ — —

„O mein Gott!“ ſchrie der geängſtete Enguerrand, „was bedarf's deſſen — iſt es mir ein Geheimniß geblieben? Und grenzt es nicht an's Wunderbare, daß bis jetzt noch nicht der ganze Hof, die ganze Stadt darum wiſſen?“ —

„Welchen Wahn hegt Ihr?“ rief verwundert der Meiſter.

Aber Enguerrand erhob ſich von ſeinem Seſſel, ging feſten Schrittes auf Meiſter Jourdan los, ergriff ſeine Hand, zog ihn dicht an ſich und raunte ihm ins Ohr: „Es iſt die Königin, die die Opfer ſchlachtet!“

„Was ſagt Ihr? Welch frevelhaftes Wort beſleckte Eure Lippen?“ ſprach lächelnd Jourdan Ferron. „Dieſer Engel von Schönheit und Sanftmuth —“

„Dieſer Engel von Schönheit und Sanftmuth iſt ein buhleriſcher Teufel — eine Hexe, die den Keim in ſich trägt, ein Menſchengeſchlecht zu vernichten,“ fuhr Enguerrand fort — „Ihr Athem tödtet — ihr Blick — Alles an ihr hat die Hölle mit Liebreiz übergoſſen, um es deſto verderblicher zu machen. Ich ſelbſt ſah ſie Nachts den Louvre verlaſſen und in der verdeckten Gondel nach dem Nesle-Thurm überſchiffen — dort feierte ſie ihre üppigen Feſte — dorthin verlockte ſie ſchöne, junge Abenteurer, die den kurzen Genuß in ihren reizenden Armen mit einem ſchmählichen Tode bezahlen mußten, um von ihrem Glücke nichts zu verrathen. Wer dort mordet in der Königin Solde, iſt mir unbekannt — daß es ſich aber ſo verhält, wie ich es ſage, iſt mir gewiß. Und wie ſoll ich nun dies Verbrechen enthüllen? Wird nicht die Rache, die man zu deſſen Sturze aufruft, mit verderben den ſchuldloſen Verräther? So ſtehe ich nun ſchon ſeit vielen Nächten an dem ſchwarzen Gemäuer, das mit ſeinen erleuchteten Fenſtern-wie ein Drache mit

Flammenaugen in den Strom ſieht, und wage es nicht, Einlaß zu begehren, denn die Thür würde ſich nicht wieder öffnen, mir die Rückkehr zu geſtatten“ —

„Ich habe Euch nicht unterbrechen mögen,“ nahm nun Meiſter Jourdan kalt das Wort, „ich wollte Eure wahnwitzige Anklage ganz anhören, um zu ſehen, wie ſehr ſich der finſterſte Irrthum über ein Gemüth voller Zweifel verbreiten kann. Margaretha — ein Teufel! — Wie konnte ein Menſch, der ſie je ſah, dieſen Gedanken faſſen? — Und ſollt' ich's nicht ſein, der ſeine Hände mit Mord befleckt und die Königin von ihren überdrüßigen Liebhabern befreit? O über Eure Weisheit, Enguerrand! Ihr bedurft wahrlich meines Beiſtandes, denn ſonſt wäret Ihr längſt verloren. Nun ſo hört — wie ich Euch jetzt helfen will. — Der Sire Renaud d'Annebaut verlor unlängſt ſeinen Bruder auf jene räthſelhafte Weiſe, als er kaum angekommen war, und Euch wurde mit Strenge befohlen, den Thäter zu entdecken — iſt's nicht ſo?“ —

„Wie zum Hohne ſagte mir's die Königin,“ verſetzte Enguerrand.

„Schweigt, oder Ihr reizt meinen Zorn,“ rief mit Erbitterung der Meiſter, „Euch von dieſer Verantwortlichkeit zu befreien, unternahm ich ernſte Nachforſchungen mit allen Mitteln, die mir zu Gebote ſtehen. Auch mir ward es klar, daß die Opfer aus dem Nesle-Thurm in den Fluß geſtürzt wurden, auch mir fielen die zur Nachtzeit erleuchteten Fenſter auf. Ich ſah wie Ihr die verdeckte Gondel von einem alten Manne hinüberführen, ich erblickte wie Ihr ein Weib darin, das der Königin ähnlich ſah. Aber ich ſah zugleich mit Hilfe meiner geheimnißvollen Spiegel die Königin von Frankreich ruhig ſchlummernd in ihrem Gemache im Louvre, nichts ahnend von dem nächtlichen Werke, das die Bosheit unter ihrem Engelsbilde verübte. Ich erkannte in dem alten Führer einen Juden — einer von denen, die des Königs Gnade wieder in dies Land gezogen — der ſich mit Zauberei und geheimen Wiſſenſchaften abgibt und den ich beim großen Sabbath ſah, der im Thermenpallaſte gefeiert wird. Er bedarf des Menſchenblutes, um ſeine Teufel zu bannen, und deshalb mordet er die jungen Leute, die er mit dem Süßeſten — was ſie kirren kann — der Verheißung der glühenden Umarmung eines ſchönen Weibes an ſich lockt. Das Weib aber, daß er hinüberführt, iſt ein Weſen, das er ſelbſt geſchaffen aus Thon, und dem ein Zauberwort, an ſeine Stirne geſchrieben, Leben verleiht. Dieſem Weſen gab er die Geſtalt und das Antlitz der Königin, und ſo brütet das ungeheuere Verbrechen in ihrer Nähe ſelbſt, ohne daß ſie es weiß. Aber Euch iſt es jetzt enthüllt. Laſſet den alten Juden Manaſſès von Vierzon, deſſen Haus in der Vallée-de-Miſère befindlich, alsbald einziehen und das Hexenbild vom Frauenzimmer zugleich. Dann erſcheint mit ſicherer Miene bei Hofe und ſprecht zum Sire d'Annebaut, daß es Euch gelungen iſt, den Mörder ſeines Brudes zu entdecken, der ſo lange ſchon die Einwohner von Paris in Angſt und Schrecken ſetzt. Auf! Enguerrand-de-Marigny, nehmt Eure ruhige Miene an, die Euch den Namen eines Weiſen verſchafft hat, erhebet Euern Kopf und wandelt fort auf Euerer Bahn unter meinem Schutze. Mir gebt indeß den Verhaftsbefehl für den Juden —"

Enguerrand's Blick belebte ſich, ſein Nacken hob ſich ſtolz, aus finſterer Nacht ſah er ſich durch des Meiſters Wiſſenſchaft zum glanzendſten Sonnenlichte emporgetragen — er ſah ſeinen Triumph über ſeine Neider — und hoffte bald wieder ein Bluturtheil vollziehen zu laſſen.

VII.

Im Hauſe des Juden.

„Jonathas — Jonathas von St. Marence — ſagt Ihr? Unerhört!“ ſchrie der alte Jude Manaſſes von Vierzon. „Er, der Rechtlichſte unter uns! Wie wurde der eine ungerechte Handlung begehen? Er, der Frömmſte unter uns, wie ſollte der ſich den böſen Geiſtern zum Spielwerk leihen? Und was hätte er denn davon, ein Stückchen Teig, aus Waſſer und Mehl geknetet, worin die Nazarener ihren Gott verehren, auf ſeinem Heerd zu kochen? Es iſt ein Mährchen — es kann nicht ſein!“ —

„Und doch iſt’s ſo, Rabi Manaſſes, wie ich’s Euch ſagte,“ — ſprach ein anderer Jude, Elie von Metz — „ſo eben wurde er von den Schergen, Ribauds genannt, fortgeführt; ſein Haus ſoll niedergeriſſen werden, und auf deſſen Stelle ein

Bethaus gebaut, mit der Inſchrift für ewige Zeiten: „Hier war es, wo der Jude Gott gekocht hat.“ So hörte ich von den Umſtehenden. Ich war gekleidet wie Einer der Nazarener, und ſo kam ich durchs Gedränge, obgleich ich mein Leben wagte, denn ſie hätten mich erſchlagen, wenn ich erkannt werden wäre. Kein Jude war weit und breit zu ſehen. Mit pochenden Herzen hielten ſie ſich alle in ihren Häuſern bei wohlverſchloſſenen Läden und Thüren und beteten zu dem Gotte Abrahams.“

„Der Gott Abrahams iſt groß!“ rief Manaſſès, „ich bet' ihn an im Staube. Schwer iſt ſeine Hand, aber ewig ſind die Freuden! Was wollen die Gojim von uns haben Anderes, als unſer Geld? unſer rechtlich erworbenes, mit vieler Müh' und Noth zuſammengeſpartes, an unſerm Mund abgebrochenes Geld! Haben Sie uns nicht gezwickt und gezwackt, Alles um des leidigen Geldes willen? Sie beſchuldigen uns — und ſind ſie nicht geldgieriger, denn wir? — Haben wir nicht dem König Ludwig, der jetzt auf dem Thron ſitzt und über Frankreich regiert, baare 12,500 Livres für die Erlaubniß gezahlt, nach dieſem Lande wieder kommen zu dürfen? — O, wir Thoren, daß wir es thaten! — Ließen wir nicht zwei Drittel an unſern Schuldforderungen nach, die wir bei unſerer Vertreibung, unter Ludwigs Vater, im Lande ausſtehen hatten? Sie nannten ihn Philipp den Schönen, weiß es Gott! an uns hat er nicht ſchön gehandelt! Und ſollten wir nicht zwölf Deniers vom Livre wöchentlich Intereſſen erhalten? Gute Intereſſen, wenn ſie bezahlt wurden — aber man kerkert die Gläubiger ein, die das Meiſte zu fordern haben, man verbrennt ſie! Da iſt denn das Capital mit den Zinſen gleich bezahlt. O daß ich zurückkam! Ich ſaß in Flandern warm und gut und nährte mich redlich! O daß ich nicht daran dachte, wie ein Enguerrand de Marigny nie Wort halten könne — daß eher Katz und Hund Freundſchaft halten mögen, wie Enguerrand und ein Hebräer. Hat er uns doch nicht einmal den Talmud zurückgegeben und benutzt ihn nach ſeiner Weiſe zu verworfenen Werken der Finſterniß. O daß ich zurückkehren mußte! Armer, armer Jonathas! daß ich dich überredete, mit mir zu ziehen! Wehe mir!“

So jammerte der Alte in Einem fort.

„Ein Chriſtenmädchen habe er ſich angeeignet,“ berichtete Elie weiter, „und habe ſie durch große Verſprechungen an Geld und Befriedigung aller ihrer Wünſche dahin vermocht, daß ſie die geweihte Hoſtie, wie ſie es nennen, vom Altare entwendet und zu ihm hingebracht.“

„Ein Thor war er nie, mein guter Freund Jonathas“ — ſchrie Manaſſès — „daß er ein

Stückchen ungeſäuerten Teiges ſo theuer bezahlen ſollte!“

„Nun ſoll er mit einem Meſſer darnach geſtoßen haben,“ fuhr Elie fort, „daß helles, klares Blut daraus floß, dann habe er es in einen Keſſel ſiedenden Waſſers geworfen, aber es fing an auf und abzuſpringen und zu laufen im ganzen Hauſe herum, und den Lärm hörten die Nachbarn und kamen hinzu — und da hat das Chriſtenmädchen todtenbleich und zitternd Alles geſtanden.“

„Das Chriſtenmädchen?“ ſchrie Manaſſès voll Entſetzen — „doch erzählt nur weiter — zu Ende!“ —

„Es ſei ſchon ein ſchweres Verbrechen,“ ſprach Elie, „wenn Einer von den Unſern ein Chriſtenmädchen bei ſich hält, ſo ſagten Alle. Man wollte bei allen unſern Leuten ſtrenge Hausſuchung halten“ —

„Hausſuchung halten? Wehe mir!“ unterbrach ihn Manaſſès — „ſo werde ich mit meinen weißen Haaren auch geſchleppt werden zum Scheiterhaufen, oder werde hängen, nackt, vor den Augen aller Welt, zu Spott und Hohn, an dem Galgen von Montfaucon, den unſer Feind Enguerrand hat erbauen laſſen!“

„Was jammert Ihr ſo?“ fragte Elie beſtürzt, der erſt ſeit einigen Tagen von Metz nach Paris gekommen war.

„Ich hab' eine Chriſtin bei mir im Hauſe — ein liebes, gutes Kind, das ich gefunden habe, ausgeſetzt im Vorhofe ihres Tempels,“ ſprach in Haſt Manaſſès, „ſchreiend und weinend lag es da, gehüllt in ſchlechte Lumpen. Es war am frühen Morgen, mein Geſchäft rief mich in jene Gegend, ein alter Bauer ging auch vorüber und wollt' es nehmen. Ich gab ihm zwei Geldſtücke, daß er es mir ließe. Des Kindes Aermchen blutete, ich wuſch ihm das Blut ab und ſah drei Kreuze mit einem ſcharfen Inſtrumente hineingeritzt, daraus nahm ich ab, daß es von dem Stamme der Nazarener war und dennoch hob ich es auf und trug's in mein Haus und ließ ihm ſeinen Glauben und hatte es lieb wie mein eigen Kind. O Fluch über mein Mitleid! Fluch über meine Thorheit!“ —

„Ihr thatet nicht Recht daran, Rabi,“ ſprach Elie mit leiſem Vorwurf.

„Sind wir in jedem Augenblicke des Lebens Herrn unſers Willens?“ ſprach Manaſſès. „Ich wagte damals nichts, denn es waren andere Zeiten. Konnt' ich denken, daß es jemals wieder ſo werden würde? Perenne iſt eine gute Tochter mir geweſen

— über den Glauben haben wir nie mit einander geſprochen — ich durfte ſie nicht zu dem Unſern bekehren — und ſie hat es nie verſucht, aus mir einen Chriſten zu machen. — Bald bemerkte ich, daß ſie eine Neigung im Herzen berge zu einem ſchönen Chriſtenjüngling, der ihr manchmal begegnet war. Sie geſtand mir's und ich forſchte nach und wußte bald, daß er der Schüler meines ärgſten Feindes war, des böſen Meiſters Jourdan Ferron. — Das war eine ſchlimme Sache! arme Peronne, dacht' ich bei mir, deine Wünſche werden nie in Erfüllung gehen. Der Wunſch jedoch, mich Ihrer zu entledigen, ſie loszuwerden — von der mir großes Unglück drohte — ließ mich einen Verſuch wagen. Ich ſchlich dem Jüngling nach, ich bemerkte, daß auch er Peronne mit Wohlgefallen anblickte, und einmal gelang es meiner unſchuldigen Liſt, ihn unter dies Dach zu führen. Aber Peronne, das unſchuldige Kind in ſeiner ſpröden Einfalt, war nicht im Stande, die Sinne des feurigen Jünglings mit dem Wahnſinn der Liebe zu umſtricken. Dieſe Zuſammenkunft hatte keinen günſtigen Ausgang. Ich hoffte damals, daß der Jüngling Alles thun würde, ſeine Geliebte aus dem Judenhauſe zu befreien, ich ließ ihm meine Vermuthung über Peronne's Herkunft —"

„Ueber ihre Herkunft?“ fiel ihm Elie überraſcht ins Wort — „und ſagtet Ihr nicht ſo eben, Ihr habet das Kind ausgeſetzt gefunden.“

„Eine kleine goldene Kapſel lag wohlverſteckt in ſeinen Lumpen,“ fuhr Manaſſès fort, „worauf ein fürſtliches Wappen eingegraben iſt. Dies überzeugt mich, daß Peronne's Eltern von fürſtlichem Stamme ſind. Auf Alles dies rechnete ich, da ich den Jüngling in mein Haus führte. Aber die Liſt ſeines Meiſters hat nunmehr Alles vereitelt. Er hat ihm eine andere Schöne gefreit — eine Schöne! o Elie! es bringt Verderben, ſie zu nennen —“

„Was meint Ihr?“ fragte Elie erſtaunt.

„Ihr ſeid noch zu kurze Zeit hier,“ ſagte Manaſſès mit trüber Miene, „und an Euch, einen armen Juden, mit zottigem Barte und ſchmutzigem Kaftan kommt nicht die Reihe, aber wenn Ihr wäret wie die geſchmückten und blanken Nazarener, wenn Euer Gliederbau Kraft verriethe — Euer Haar in großen, ſchönen Locken rollte — Eure Naſe nicht ſich bis zum Kinne ſenkte und im ungeheuerlichen Bogen zwiſchen Euern Augen hervorſpränge, ſondern von der Stirne ſich gerade und zierlich emporhöbe — dann konntet Ihr's erfahren an Euerm Leibe, und dem Drachen im Nesle-Thurme ein Opfer werden.“

„Ihr werdet immer räthſelhafter,“ ſprach Elie. „Sagt mir Alles, damit ich mich wahren kann —“

„Euch bringt's keine Gefahr,“ ſprach Manaſſes weiter. „Darum erlaubt mir, daß ich Euch das Schreckliche, was ich weiß, nicht ganz enthülle. Bleibt nur noch einige Tage hier und Ihr werdet's ſchon ohne mich erfahren. Meine Verzweigungen in Paris reichen weit. Ich verkehre mit vielen Herren vom Hofe und komme auch oft zu den reichen Lombarden — da erfährt man denn ſo Manches. Und da hört' ich auch von einem jungen Cavalier aus Genua, Luigi Verſoris mit Namen, der hoch in der Gunſt der Königin ſteht, obgleich er erſt ſeit einigen Tagen bei Hofe erſchienen iſt. Und dieſer junge Genueſer iſt Niemand Anders, als der Schüler Jourdan Ferron's, den ich hier bei mir im Hauſe ſah, wie ich Euch hier vor mir ſehe.“

„Unbegreiflich!“ rief Elie aus.

„Ich weiß doch noch unbegreiflichere Dinge,“ ſprach Jener, „aber mein Herz iſt zu ſchwer, als daß ich Euch jetzt Alles ſollte ſagen können. Wie ich heute durch die Straße des écrivains eines Geſchäfts wegen ging, — dort wohnt Jourdan Ferron — da ſah ich ihn vor ſeiner Thür und er lachte mich boshaft an — und nun erfahre ich das Unglück von Jonathas — dem edeln Jonathas!

Es iſt gewiß, daß auch mir ein großes Unglück bevorſteht, das bald in Erfullung gehen wird. Und Peronne, das gute Kind, iſt's, das mich ins Verderben bringt, ich weiß es — aber verſtoßen kann ich's ja doch nicht?“.....

Elie blieb noch eine Stunde bei ſeinem Freunde und ſuchte ihn uber dieſe Beſorgniſſe zu tröſten. Jedoch vergebens. Das Gewitter, welches am Himmel drohte, ſchien ſelbſt zur Flucht keine Zeit mehr zu geben. Es war eine Welt der Finſterniß und Qual. Die Umſtände, die den armen Juden in dieſe große Aengſtlichkeit verſetzten, waren eben ſo bedrängend fur die Chriſten da. Niemand war ſicher, einer unſichtbaren Macht zum Opfer zu fallen, die Alles mit wirren Fäden umgab, die immer enger ſich verſtrickten und aus denen keine Rettung möglich war. Ein finſterer Zeitgeiſt beförderte, trug und erhob den Glauben daran.

Die Zeit war indeß gekommen, die zum Gebete rief. Die beiden Juden gingen in die Synagoge, um ihr Herz vor ihrem Gotte zu erleichtern.

Kaum waren ſie fort, da betrat wie ein Engel des Lichts die liebliche Peronne den Schauplatz, welchen die Juden ſo eben verlaſſen hatten. Sie hatte gelauſcht und mit Schrecken vernommen, was von ihrem Pflegevater ſeinem Freunde mitgetheilt worden war. Mehr als Alles war es aber ihres Roberts Schickſal, das ſie mit Angſt erfüllte.

„Er hat ein Liebchen“ — dies wiederholte ſie ſich immerfort — „ein Liebchen, das ihm Gefahr bringt. Er wird getäuſcht — von ſeinem boshaften, liſtigen Meiſter — er iſt verloren, wenn ich ihn nicht rette!“

Dies ſtand feſt bei ihr. An das Wie hatte ſie noch nicht gedacht. Im Neſle-Thurme drohte ihm Gefahr, auch das nahm ſie als beſtimmt an. Dorthin wollte ſie. Wie aber dahin gelangen? Als Weib wäre ihr Beginnen thöricht geweſen, alſo vor allen Dingen mußte ſie ihr Geſchlecht verläugnen. Sie trat in die Kammer, wo ihr Pflegevater einen zahlreichen Kleidervorrath anhäufte, den er durch Kauf oder auf andere Weiſe an ſich gebracht hatte. Sie wählte den Anzug eines jungen Pagen, der als Pfand hier lag, worauf Manaſſès einmal Geld geliehen. Bald war ſie umgewandelt, ihre langen Haare ſchlug ſie in ein ſeidenes Netz, wie es bei den Spaniern üblich war, ihre Augenbraunen ſchwärzte ſie, und nachdem ſie noch ein Barett mit ſchwanken Federn aufgeſetzt und einen weiten Mantel, um ſich ganz zu verhüllen, genommen hatte, betete ſie im Herzen einen frommen Stoßſeufzer, verließ das Haus des Juden, verſchloß es ſorgfältig, wohl wiſſend, daß Manaſſès ſeinen Schlüſſel bei ſich trage, und ſchritt mit hochklopfendem Herzen durch das ſchmutzige Val-de-misère, worin das Haus gelegen war.

„Du wirſt es mir verzeihen, guter, alter Mann,“ ſprach ſie bei ſich, ihres Pflegevaters gedenkend, „ich konnte aber nicht anders. Der Himmel wird mich ſchützen und Dich nicht verzweifeln laſſen.“

So lenkte ſie ihre Schritte, anfänglich zagend, doch dann immer herzhafter, nach der Seine, wo die Brucke ſie zum jenſeitigen Ufer brachte. Hier lag das furchtbare Gemäuer des Nesle-Thurms, das ihre Phantaſie von Schreckniſſen aller Art bewohnen ließ, deſſenungeachtet war ſie feſten Sinnes, zu verſuchen, ob ſeine Pforte ſich ihr öffnen würde, um den daraus zu befreien, den ſie liebte, wenn er ſie gleich verachtet hatte......

Lange hatte ſie bereits das Haus verlaſſen, als Manaſſès die Thür öffnete und es leer fand. Er ſuchte ſie überall, dann eilte er, von innerer Angſt getrieben, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, dem Nesle-Thurme zu. Aber auch hier war keine Spur mehr zu treffen.

Als er in ſpäter Nacht nach Hauſe gekehrt, ihrer Rückkehr wartend, trauernd bei der Lampe daſaß, da klopfte es an ſein Fenſter, und es ſchien ihm, als vernähm' er die höhnende Stimme ſeines Feindes:

„Hüte Dich wohl, Jude, auf naſſe und blutige Pfänder zu leihen. Es ſteht der Kopf darauf. Dieſe Nacht könnten Dir ſolche gebracht werden!“ —

VIII.

Im Thurm.

Peronne, in der Geſtalt eines jungen Pagen, war bereits mehrmals das Ufer der Seine auf- und abgewandelt und hatte Blicke voll ſeltſamen Verlangens bald aus der Ferne, bald aus der Nähe auf den Nesle-Thurm geworfen, ermeſſend die wohl verſchloſſene Pforte, die Wache davor und die Unmöglichkeit, in dies furchtbare Geheimniß zu dringen. In ihrer jugendlich erhitzten Phantaſie hatte ſich das barockeſte Bild davon geſtaltet, deſſen Farben ſie aus allen darüber gehörten Gräueln zuſammengetragen und das ſie mit einer eignen Schöpferkraft auszuſtatten ſich gefiel.

„Hier ſchmachtet Er, den ich ſah und deſſen Anblick mich ſo entzückte, daß ich ihn nur denken kann — den ein böſer Zauber von mir entfernte,“ dachte ſie. „Er ſchmachtet in dieſem Thurme und ſehnt ſich nun wohl das Herz wund nach dem Mädchen bei dem alten Juden, die nichts weiß von eigenem Zauber, ſondern die ſelbſt ganz verzaubert iſt durch ſeinen Anblick. O! wie wird er ſich freuen, mich wieder zu ſehen!“....

Dann aber plötzlich ſchwanden dieſe Gedanken wieder und ſie erinnerte ſich der Worte Manaſſe's, die ſie deutlich erhorcht hatte.

„Ich Thörin!“ ſprach ſie dann zu ſich ſelbſt. „Warum bang' ich um ihn? Denkt er doch meiner nicht mehr! Er ſteht in hoher Gunſt bei der Königin, die ſehr ſchön ſein ſoll — und prangt am Hofe mit einem erborgten Namen. Ach! ihm war nichts gut genug, was er von dem gütigen Himmel ſo leicht erhielt. Er verſchmähte ſeinen Namen und Stand — ſeinen ihm angewieſenen Wohnort — und — mich! Mich hörte er nicht an — er verſpottete mich — er nannte mich die Dirne des Juden — ja freilich nun liebt er eine Königin!“ —

So durchkreuzte ſich's in ihrem ſchönen Köpfchen, das ihr ſehr wehe that; ſie wußte nicht, ob von dieſen Gedanken, oder von dem ungewohnten Schmucke, dem Federbarett, das auf ihren üppig vollen Locken freilich ein Wenig drückte. Sie war wieder hinaufgegangen, dem Laufe des Fluſſes entgegen, und ſo in die Wellen ſchauend, nahmen ihre Gedanken dieſelbe Richtung:

„Und was will ich nun hier?“ dachte ſie. „Beneide ich denn ſein Glück? Pfui! — und wär's der Fall — was nützte es mir, ihn darin ſchwelgen zu ſehen? Aber — es wird mir ſchwer, es mir ſelbſt zu geſtehen — Sie will ich ſehen, die Königin — Ihr will ich gegenüberſtehen — Ihre Reize bewundern, die ihn ſo blendeten, ſo entzündeten, ſo beglückten. Ach! und die Leute ſagen, die Juden nämlich, die manchmal in unſer Haus kommen, daß ich ihr ähnlich ſehen ſoll.“ —

Es war bereits dunkel geworden in dem zwingerähnlichen Bezirke, den die äußere Mauer des alten Gebäudes mit dem Eckthurme, von dem Volke: „la tour qui fait le coin“ genannt, bildete. Hier ſtand nun Peronne an die Wand gelehnt und ſtarrte nach dem jenſeits der Mauer gelegenen eigentlichen Nesle-Thurme, oder „la tournelle de Philippe Hamelin“ hinüber, deſſen Zinnen noch einen Streif Sonnengoldes verriethen. Dieſer gelbröthliche Schein blitzte wieder in Peronne's emporgeworfenem Auge und hob den glänzenden, bläulich weißen Email deſſelben. — Leiſe hatte ſich ihr eine tief verſchleierte Frauengeſtalt von ſonderbarem Ausſehen genaht, die unter Verbeugungen die Worte hören ließ:

„Schöner Page, die Farben, die Ihr tragt, das Netz, das Eure Haare birgt, und der fremde Schnitt Eurer Kleidung, laſſen mich nicht zweifeln, daß Ihr einem Hauſe dienſtbar ſein möget, deſſen Stamm nicht in franzöſiſchem Boden wurzelt. Euer Verweilen an dieſem Orte, Euer Auf- und Abgehen am Ufer der Seine und Eure Monologe, die ich zum Theil belauſchte, zeigen indeß zu deutlich, daß Ihr Pariſer Schönen zu kennen wünſchen werdet und ein Abenteuer, das ſich Euch darbietet, nicht von der Hand zu weiſen geſonnen ſeid."

Peronne hüllte ſich ängſtlich in ihren Mantel und war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Die Verſchleierte wartete auch nicht darauf, ſondern fuhr ſogleich wieder fort:

„Seid Ihr eben ſo galant und verſchwiegen, als Ihr wohlgebildet ſeid, ſchöner Page! ſo wollet Euch meiner Leitung anvertrauen. Ich bringe Euch auf einen anmuthigen Kampfplatz, wo zu Ehren der Schönheit ſchon manche kurze Lanze im Minneſpiel gebrochen wurde, und wo ſelbſt der Ueberwundene ſeinem Ueberwinder mit Wonnegefühl die Hand küßt."

Peronne war noch immer keines Wortes mächtig. Sie wußte nicht, was die unheimliche Geſtalt, die ſich im beginnenden Dunkel und in ihren Schleiern wie ein verlockendes Geſpenſt ausnahm, mit Ihrer Einladung ſagen wollte und fürchtete ſich um Erklärung zu bitten.

„Ich nehme Euer Verſtummen für jugendliche Schüchternheit — denn Ihr werdet wohl nicht Euch Unſerer lieben Frau de l'Esgrignelles verlobt haben,“ ſo fuhr ſchnell die fremde Frau fort. „Alſo harret noch ein Wenig hier, ich hole Euch um die Stunde des „Feuerlöſchens,“ die nicht mehr fern iſt, dann laßt Ihr Euch die Augen verbinden und wenn Ihr ſie öffnet, ſeid Ihr im Paradieſe.“

Sie klopfte dem vermeintlichen Pagen freundlich grinzend auf die Schulter und wollte ſich entfernen. Aber Perenne, in der Angſt ihres Herzens, fühlte, daß dies ein entſcheidender Moment ſei, den ſie nicht entſchlüpfen laſſen durfte, und ſo fremd ihr die Einladung erſchien, ſo unheimlich ihr die Erſcheinung auch war, ſie durfte ihr nicht entſchwinden, ohne daß ſie einen Verſuch machte, der ihre Sehnſucht befriedigen konnte.

„Madame!“ ſagte ſie mit aller Herzhaftigkeit, deren ſie habhaft werden konnte, und indem ſie den natürlichen Ton ihrer Rede um etwas herabſtimmte. „Ich trage nicht Gelüſten nach Abenteuern, die ſich mir auf ſo räthſelhafte Weiſe aufdrängen. Meine Gedanken ſind auf ein einziges Ziel gerichtet, nach deſſen Erreichung ich willig mein junges Leben dem finſtern Tode opfern wollte. Fände ſich Jemand, mich an jenes Ziel zu bringen, ſo wollt' ich ihm freudig die Leitung dahin überlaſſen. Jedoch mit verbundenen Augen mich hinreißen laſſen, wohin Ihr wollt, daß ich gehe, das iſt eine Gunſt, für die ich Euch im voraus danken muß."

„So?" that die Andere ganz verwundert. „Alſo Ihr ſeid ſchon verliebt, junger Herr?"

Ein tiefer Seufzer ſtatt der Antwort hob ſich aus Peronne's Bruſt.

„Nun wohlan, ſo nennt mir denn den Gegenſtand Euerer heißen Triebe. Mir könnt Ihr ſicher trauen," ſprach das Weib.

„Es iſt" — entgegnete unſer Page ſcheu, zagend, ſtotternd, kurz ſich verrathend, wenn die Verſchleierte nicht Alles auf ſeine Liebe und ſeine jugendliche Schüchternheit geſchoben hätte — „es iſt das ſchöne Frauenbild, das der Nesle-Thurm verſchließt — es iſt — die Königin — meines Herzens" — ſetzte Peronne ſchneller und ängſtlicher hinzu.

Das Weib ſchlug den Schleier zurück, und ſie konnte es getroſt, da ſie Peronne ein ganz fremdes Geſicht zeigte, und blinzte ſcharf nach ihr hin.

„Das Frauenbild im Nesle-Thurme? Die Königin Eueres Herzens?" wiederholte ſie bedächtig. „Und wer ſagte Euch davon — wer verrieth Euch —"

„Ich habe ſie geſehen,“ fiel ihr Peronne ſchnell ein und im Fluge eine Lüge erſinnend, oder vielmehr ihren Phantaſien Worte gebend, fügte ſie hinzu: „Am Söller droben, der auf die Seine blickt — dort — an der Seite eines ſchönen Jünglings — Arm in Arm — im Mondenſchein. O! wie beneidete ich ihm ſein Glück!“ —

Das Weib bedachte ſich eine Weile.

„Du ſollſt ſie ſehen!“ ſprach ſie dann, einen kleinen Schlüſſel hervorziehend und ſich ſorglich umſchauend, fuhr ſie fort. „Weit und breit ſieht uns Niemand — es dunkelt tief — folge mir.“ Sie ergriff Peronne's Hand.

„Du zitterſt?“ fragte ſie zurück, indem ſie an der Mauer forttrabte.

„Vor unbegrenzter“ — ſtammelte der an allen Sinnen verwirrte Page und ließ ſich durch eine kleine Pforte zu einer Steintreppe geleiten, die ſich im engen Kreiſe um ſich ſelbſt drehte, eine ſchwindelnde Treppe hinan. Die Bruſt war Peronne zugeſchnürt und das Wort „Sehnſucht“ erſtickte auf ihren Lippen.

Auf der Hälfte der Treppe ſeitwärts einbiegend, traten Beide in ein hohes Gemach.

„Erwarte ruhig meine Rückkunft,“ ſagte die Führerin und verſchwand.

Peronne zitterte heftig. Dem Eingange gegenüber war ein großes Fenſter. Sie trat hinzu. Es war der Söller, von dem ſie geſprochen hatte — unten die Seine mit zwei Gondeln — drüben der finſtere Louvre mit ſeinen ſechzehn Thürmen — und — es war kein Zweifel — der Ort, wo ſie ſtand, war der gefurchtete Thurm von Philipp Hamelin, zwiſchen dem Nesle-Thore und dem Hotel de Nesle gelegen. Sie ſtand am Ziele ihrer Wünſche, wie ihrer Beſorgniſſe, von Erwartung und Furcht gleich ergriffen, von Freude und Angſt gleich gehoben. Sie würde Sie ſehen, die er liebte, deſſen war ſie gewiß — alles Andere, was ſie erwarten konnte, verſchwand vor dieſem Einen. —

Von unſichtbarer Hand ward eine Thur geöffnet, ſchmal und nicht hoch, wie das in dieſen alten, gothiſchen Gebauden gewöhnlich war, aber ein Lichtſtrahl drang hindurch in das Gemach, wo ſich Peronne befand, und Indiens Wohlgeruche ſtrömten dem Lichtſtrahle nach, neugierig den zaghaften Fremdling bewillkommend, der mit langſamen Schritten die Einladung benützte und durch die Oeffnung eintrat.

Ein Meer wollüſtigen Glanzes umwogte ihn, und es bedurfte nicht Peronne's Stimmung, um das Blut heftiger durchs Herz ſtrömen zu fühlen und ſein Brauſen in den Ohren zu vernehmen.

Wie warm und duftend war es hier im alten Thurme, wie glänzend war die Beleuchtung und wie ſtrahlten die reichen Gegenſtände ringsumher darin! Der Schritt auf dem Boden wurde nicht gehört und der weiche, nachgebende Teppich ſchwell empor noch unter dem leiſen Drucke, den der Fuß darauf wagte. Perſien ſelbſt hatte ihn geſpendet und dieſe, zur damaligen Zeit ſo ſeltene Ueppigkeit prangte hier im innerſten Weiheorte verfeinerter Sinnlichkeit. Waren es die Dämpfe, aus goldener Schale aufſteigend, welche jene weiße glänzende Göttergeſtalt emporhielt, die ſo berauſchend wirkten — oder war es jenes Becken, worin Aloe- und Sandelholz in dunkelrother Gluth langſam verglimmte und einen faſt tödtlichen Wohlgeruch verbreitete?

Nach den erſten Schritten, die Peronne in dieſem Raume gethan, blieb ſie vernichtet ſtehen, nur einen Gedanken hatte ſie: „Sie zu ſehen!“ wenn auch kein Entrinnen mehr von hier wäre. Endlich ward ſie von einem leiſen Geräuſche aus ihren Träumereien erſchreckt. Sie ſah dorthin, von wo es zu kommen ſchien.

Schwere ſeidene Vorhänge von blutrother Farbe gingen langſam auseinander und eine Frauengeſtalt, halb entkleidet, lag auf einem Ruhebette da.

Schnell eilte Peronne hinzu: „Sie ſehen und dann ſterben!" dachte ſie. Aber wie vom Strahle des Himmels berührt, ſtürzte ſie zurück: — „O Gott! eine Schlange!" ſchrie ſie, ſich die Hände vor das Geſicht ſchlagend. Denn das ſchöne Weib, geſchmückt mit Allem, was nach unſern Begriffen von vollkommener Schönheit gefordert wird, lag in üppiger Windung da, wie eine Schlange auf Blumen, im wohlthätigen Mittagſtrahle — aber wie auch dort der Kopf mit den ſtarren, kalten, hervorſtrebenden Augen, dem weiten, zähnegewaffneten Rachen, worin die Doppelpfeile der Zunge ſpielen, den ſchönen Körper verunſtalten — ſo war es auch hier der Fall: denn auf dem zierlichen Halſe, erhob ſich eine ſcheußliche, ſchwarze Larve, aus deren tiefen Augenhöhlen, ein geſpenſtiſches Feuer flammte.

„Nicht ſo ängſtlich, mein ſchöner Page!" tönte es dumpf aus der Maske hervor. „Was Du ſiehſt, iſt Sammt, von kunſtgeubter Hand in Genua verfertigt. Du wirſt dergleichen wohl an andern Damen ſchon geſehen haben."

Das Wort „Genua" elektriſirte Peronne wieder, ſie dachte ſeiner, der unter dem Namen eines jungen, edeln Genueſers, nun am Hofe der Königin lebte, und ſie fühlte Kraft und Leben wieder rückkehren, um das Ende des Abenteuers zu beſtehen.

Sie näherte ſich dem Ruhebette, die maskirte Dame zog ſie zu ſich nieder, und betrachtete ſie aufmerkſam.

„Wie jung,“ ſagte ſie, „und ſonderbar in der That — eine auffallende Aehnlichkeit! — Wie heißeſt Du, ſchöner Page?“

„Robert“ — ſagte Peronne ſeufzend. Der Name war ihr unwillkürlich entſchlüpft — nicht als Antwort auf jene Frage.

„Robert?“ wiederholte die Dame gleichgültig — „meine Dienerin ſagte mir, Du dieneſt einem ſpaniſchen Hauſe — wie iſt der Name dieſes Hauſes?“ — Peronne mußte einen Augenblick nachdenken; ihr fiel kein anderer Name, als der eines alten ſpaniſchen Juden ein, den ſie im Hauſe ihres Pflegevaters hatte nennen hören.

„Jacob Perez von Abenſur,“ ſprach ſie leiſe.

Die Dame nahm den ihr gänzlich unbekannten Namen eben ſo gleichgültig hin. „Ein Kind!“ ſprach ſie gleichſam mitleidig. „Wen brachte man mir heute?“ — dann nach einer Pauſe: „Biſt Du ein Spanier?“ —

„Aus dieſem Lande“ — entgegnete Peronne raſch, da ſie nicht ſpaniſch verſtand, und ſich dadurch verrathen zu können fürchtete.

„Und ſtundenlang ſtandſt Du da, und blickteſt zu dieſem Thurme hinan,“ fuhr die Dame fort.

„und die Herrin dieſes Thurmes, ſei die Gebieterin Deines Herzens, ſagteſt Du zu meiner Dienerin, und Du habeſt ſie geſehen an der Seite eines ſchönen Junglings? Widerrufe dies — mein ſchöner Page — Du haſt ſie nie geſehen — und wenn Du ſie ſaheſt, ſo war der Eindruck ſo flüchtig — Du kannſt Dir kein Bild mehr davon entwerfen, Du würdeſt ſie nicht wieder erkennen, wenn ſie Dir begegnete.“

„Ich habe — von ihrer Schönheit geblendet — — verwirrt —“ ſtotterte Peronne.

„Mein kleiner, verliebter Schalk,“ ſprach die Dame, „Du haſt gelogen, um Dir die Bahn zu einem verliebten Abenteuer zu bereiten.“ Sie erhob ſich, legte ihren weißen Arm, um den weißern Nacken des Pagen, deſſen ſeltene Schönheit ihr Blut zu entflammen begann, und zog ihn an ſich.

Doch plötzlich wandte ſie ſich ab von ihm und rief mit einem Ausdrucke, gemiſcht aus Schrecken und Luſt: „dieſe Aehnlichkeit, rettet ihm das Leben! Kein Kuß von meinen Lippen darf dieſen hier dem ſichern Tode weihen!“

„Und tödtet ein Kuß Deiner Lippen?“ ſprach, ſich ermuthigend, Peronne.

„Man ſieht die Dame des Neslethurms nur, wenn man von dieſem Leben Abſchied nimmt,“ ſprach die Maske.

„Und lebt nicht Er,“ ſagte Peronne, „den Du liebteſt — küßteſt —“

„Wer ſandte Dich?“ ſchrie auffahrend die Maske.

„Achtet Liebe zu einem Weibe wie Du — Gefahr — Qualen — Tod! Achtete ich meines Vaters“ — ſprach ganz unbefangen Peronne.

Aber mit grellem Schrei: „Ha! mein Vater! Loennet! Du — ſein Kind?“ ſprang die Dame auf und ſtürzte zum Zimmer hinaus, durch jene Thür, die ſich Peronne's Eintritt geöffnet hatte.

Allein blieb dieſe. Alles war ruhig. Der Duft in dem Gemache, zum Theil auch Beſorgniſſe, die ſie hatte, trieben ſie endlich an, der Dame zu folgen. Sie ſehen mußte ſie, denn ſonſt war ihr Leben, ſo ſchien es ihr, vergebens zum Opfer gebracht.

Sie trat in das Gemach, das ſie bei ihrer Ankunft betreten hatte, es war nun durch eine Fackel erleuchtet, die in einem Mauerringe ſteckte. Die Maske ſtand in der Mitte des Raumes, das Weib, das ſie hergeführt, deſſen Schleier über den Kopf gezogen war, verſchwand durch eine geheime Thür, bei ihrem Erſcheinen.

„Du haſt mich im Zorne verlaſſen,“ ſprach Peronne beherzt, „und doch weiß ich nicht, wodurch ich ihn mir erregte.“ —

„Nur Einer lebt, der mich ungeſtraft —" rief die Dame des Thurms, „und dieſer Eine, er ſandte Dich — er lehrte Dich dieſe Worte — Er — Lyonnet!"

„Ich kenne nicht Lyonnet, ſchöne Dame," ſprach Peronne, durch dieſes Mißverſtändniß immer dreiſter gemacht. „Aber Luigi, kenn' ich, den ſchönen Genueſer —"

„Ha! was iſt das nun wieder!" — fuhr die Dame des Thurms auf, denn Peronne, die bis jetzt das Herunterſtimmen ihres Redetones wohl beobachtet hatte, waren jene Worte mit natürlicher Stimme entſchlüpft.

„O zürnt mir nicht," rief nun eifriger Peronne, denn es war ihr, als habe ſie nur noch einige Minuten zu leben, und in dieſen wenigen Minuten lag der Werth ihres Daſeins zuſammengedrängt, jetzt galt es den Preis erringen, oder ſie hatte umſonſt gelebt. „Was Ihr Luigi, meinem Buſenfreunde gewährtet, Ihr müßt es mir auch geſtatten — Er ſah Euch ohne dieſe neidiſche Larve, Er durfte Eure Lippen berühren —"

„Wie, Du weißt — wer ich bin?" rief die Dame.

„Nicht weiß ich's — aber ich ahn' es!" ſprach Peronne.

„Wehe Dir!“ ſchrie Jene, doch ſchnell wieder gemäßigt, ſetzte ſie hinzu: „Nein — Du kannſt es auch nicht ahnen — Du weißt nicht, wem Du ähnlich ſiehſt, ſo ſieht in Gottes weiter Schöpfung nur das Kind der Mutter ähnlich — und um dieſer Aehnlichkeit willen, ſollſt Du leben. Fort von hier!“ —

Sie wollte eine Klingelſchnur ergreifen, aber Peronne vertrat ihr den Weg. „So will ich Dich denn ſehen, meine Mutter! und wenn es mir das Leben koſten ſollte!“

Die Dame war ſtehen geblieben, aber Peronne hatte wie ein Blitz eine lange Nadel aus dem Buſen gezogen und ſchnell die Maske durchſtoßend, daß die hellen warmen Tropfen über den weißen Hals herabrieſelten, rief ſie: „So erkenn' ich Dich denn wieder, wo ich Dich Morgen erblicke, wenn ich Dich nun verlaſſen muß!“

Und ſomit wollte ſie die Thür erreichen, die zur Treppe führte. Aber die Dame riß ſie beim Arme zuruck:

„Ein Weib alſo — ein eiferſüchtig Weib!“ ſchrie ſie — „die mir den Jungling mißgönnt, den ich liebe, wie nie noch ich liebte! Nun ſo nimm dies noch mit ins finſtre Jenſeits — daß er mein iſt — für ewig! daß ich ihn beſitze und daß Du ſterben mußt. Die Aehnlichkeit, die Dich retten ſollte, verdirbt Dich nun — ſieh mich an — und bereite Dich zum Tode!“

Und ſchnell die Maske vom Geſichte reißend, ſtarrte ein Medusenhaupt, uberirdiſch ſchön und vernichtend zugleich Peronne an. Es war ihr eigenes Geſicht, und war es doch wieder nicht.

Auch die Dame ubermannte ein Schauder: „Ein Zauberbild biſt Du — nicht das Kind, das ich einſt unter dieſem Herzen trug — laß ſehen, ob Du ſterben kannſt!“

Mit dieſen Worten war ſie entſchwunden, und hatte die Fackel mit ſich genommen. Kein Zweifel blieb Peronne, daß ſie gegangen war, ihren Mörder herbeizurufen. . . . . .

Plötzlich hört ſie Schritte im Dunkeln. „Wer geht hier?“ ſchrie ſie mit Entſetzen.

„Stille — ruhig!“ ſagte eine leiſe Stimme. „Es geht ans Leben. Ich bin hier, um Dich zu retten — der Himmel weiß, ob es mir gelingen wird.“

„Biſt Du ein Bewohner dieſes Thurms?“ fragte Peronne.

„Kein Bewohner dieſes Thurms, durch ein Wunder bin ich hereingekommen. Aber jetzt ohne Zeitverluſt — ſchreibe mir auf dieſen Streifen Pergaments Folgendes: „die Königin hat mich im

Neſlethurm ermordet — ich bin ihr Kind"" — und darunter ſetze Deinen Namen!" —

„Sprich — wie ſoll ich . . . . .?" —

„Du hältſt noch die Nadel, hier Dein Arm zeigt ſtrotzende Adern, durchſteche eine und ſchreibe — der Mond leuchtet genug dazu." — Sie ſchrieb zitternd, fliegend, indem ſie ſich dem Fenſter näherte. „Und ſtirbſt Du gleich — ſo räch' ich Dich nun doch," ſprach der Fremde, „und entkommſt Du, ſo werden wir uns wieder finden — ich ſtehe Dir dafür! ich heiße — doch das thut Nichts zur Sache." Er verbarg das Pergament in ſein Coller, da trat ein Bewaffneter, mit einer Fackel ein.

Der Fremde warf ſich ihm entgegen.

„Zwei?" rief der Bewaffnete — „ich ſollte ein Weib hier finden —"

„Und ermorden" — rief der Andre raſch —

„Aber was ſeh ich — Du, Chiquon? gedenkſt Du jenes Morgens, da wir auszogen aus St. Julien-le-Pauvre? Du kennſt mich! — Jetzt einen Dienſt, den Du dem Freunde nicht verſagen wirſt. Beflecke Dich nicht mit dem Morde dieſes Weibes — laß ſie entfliehen —"

—„Und der alte Teufel, der mich ſandte und in deſſen Dienſt ich bin" — „den betrügen wir, Chiquon! Entkleide Dich ſchnell," ſprach er dann zu

Peronne gewandt, und obgleich er ſelbſt Hand anlegen mußte, ſo geſtattete doch dieſer Augenblick nicht, die Reize zu bewundern, die ſich vor ſeinen Blicken entfalteten.

Jetzt ſchnell einen Dolch ziehend und ſich verwundend, färbte er ihre Kleider mit ſeinem Blute, und ſprach zu ſeinem Freunde: „dieſe blutigen Kleider zeigſt Du Deinem Herrn — den Leichnam haſt Du in die Seine geworfen, verſtehſt Du?“ —

Chiquon bedachte ſich noch, als eine Seitenthür aufgeriſſen ward und ein hoher Mann eintrat und rief: „Nun? warum ſäumſt Du noch? Wir wollen fort — ich weiß jetzt, daß es die Königin iſt.“ —

„Wer ſagt das?“ ſchnaubte der Fremde, wie ein wilder Tiger, und warf ſich mit ſeinem Dolche über ihn, daß Jener ſogleich röchelnd zu Boden ſtürzte.

„Der Plumpe,“ ſprach er dann ruhig weiter, „ſolch ein koſtbares Geheimniß zu verrathen! Es iſt der Sire d'Annebaud, der mich mitnahm, um den Mörder ſeines Bruders kennen zu lernen.“ — Und nun riß er das große Fenſter auf, das zum Söller führte:

„Vorwärts, mein Töchterchen,“ rief er gedämpft Peronne zu, „ich bin ein Schwimmer, drum getroſt! den ſtillen Bruder wirf mir nach, Chiquon, doch nicht auf den Kopf, das ſag ich Dir!“ —

Und Perronne kräftig umfaſſend, ſprang er mit ihr hinab in die Fluthen der Seine.

Chiquon ſchleppte den Sire Renaud d'Annebaud, einen der erſten Cavaliere am Hofe Ludwigs des Zehnten, der hier ſo ganz unverhofft ſeinen Tod gefunden hatte, mit vieler Muhe zum Fenſter, denn der Sire war groß und ſchwer. — Da ſah er wie die Beiden dem jenſeitigen Ufer zuſchwimmend, bereits die Mitte des Flußbettes erreicht hatten

„Im Namen Beelzebuths!“ rief Chiquon, hob hoch den Leichnam auf die Brüſtung des Söllers, und ließ ihn, ſchwer plumpend, hinabfallen.

Da trat hinter ihm das verſchleierte Weib ein, die Niemand anders als der weiſe Meiſter Jourdan Ferron ſelbſt war und fragte ernſt:

„Biſt Du fertig?“ —

„Er ſchwimmt bereits“ — erwiederte bleich, doch grinzend der Burſche. —

„Er?“ fragte der Zauberer.

„Oder ſie — gleich viel“ — ſagte Jener wieder, Beide meinend.

„Hier ſind die Kleider.“ —

Meiſter Jourdan hob ſie auf und betrachtete ſie noch, als die Dame des Thurms, bleich, Gram in allen Zügen, herein trat und im dumpfen Tone fragte:

„Wo iſt meine Tochter, Schrecklicher!“

„Fort mit dieſen Gedanken," ſprach Jourdan, „ein Zauber war's — kein Leben war in dem Geſchöpf — von dem Juden ſinnverwirrend geſchaffen — zerſtört durch meine Macht!" —

Die Dame ſtarrte ihn an; „Meine Tochter!" wimmerte ſie wie im Wahnſinne.

„Kommt! die Sonne wird bald da ſein — beſteigt die Gondel!"

„Folge uns Chiquon! —"

So verließen alle Drei den Thurm und ihre Gondel durchſchnitt dieſelben Wogen, die früher den heldenmuthigen Schwimmer getragen hatten. Der Abgrund ſchlummerte darunter und das ſcheuslich-grauſige Verbrechen ſchiffte gefahrlos darüber hinweg. Die blühenden Geſträuche im kleinen Garten des Louvre ſchauerten im Morgenwinde, der die Wolken zuſammentrieb, und der Regen begann niederzuträufeln und von fern ſchallte der Ruf des Wächters von St. Paul.

„Es hat zwei Uhr geſchlagen. Der Regen
ſtrömt nieder. — Alles iſt ruhig in der
Stadt. Ihr guten Pariſer ſchlaft!" —

IX.

Lendit.

Die ſchlafenden, guten Pariſer erwachten zu einem frohen Morgen. Denn frohe Morgen hat es immer gegeben, auch in den finſterſten Zeiten. Selbſt als ein paar Jahre ſpäter der ſchwarze Tod verheerend durch Europa zog und die Luft mit Gifthauch geſchwängert, Millionen Menſchen hinraffte und aus blühenden Städten Einöden ſchuf, ging die Sonne auf, wie in guten Tagen, von ihren Roſenwölkchen verkündet, von Lerchen bewillkommt, und ihre goldenen Strahlen weit hin verſendend. Dieſelbe Luft, die den Keim des Todes in ſich trug, war nicht in einen heulenden Orcan ausgeartet, oder gar in den Gluthhauch der afrikaniſchen Wüſte, es war die Luft, wie wir ſie athmen in geſunden Tagen, es war bald der wärmende

Süd, bald der kühlende Weſt, es war endlich der ewige blaue Himmel, die herrliche blühende Natur darunter, nur der Tod war befremdlich ſchneller, unerwarteter, öfter zu dem Menſchen getreten und ruhrte ihn an mit ſeinem eiſigen Finger. Bald verlor dies auch das Schreckliche, der Menſch gewöhnte ſich daran, und die trube Gemeinſchaft forderte ihn auf zu luſtigen Gelagen, um dem furchtbaren Gaſt nicht Aengſtlichkeit zu zeigen, und ſich in den Beſitz der Lebensfreuden zu wiſſen, ehe er ihren Gewinn, durch ſein ſchnelles Dazwiſchentreten, unmöglich machte.

Nie wurden Volksfeſte mit lärmenderem Gepränge begangen, nie unter allgemeinerer Theilnahme gefeiert, als wenn eben eine Geißel uber den Köpfen der Menſchen hing; und nicht thieriſche Rohheit iſt es, die in dem Verurtheilten ein Gelüſten nach guten, ſonſt wohl gern gegeſſenen Speiſen, erweckt, die ihm das ſogenannte Henkermahl wurzt; das Schwert am Haare, uber dem Haupte, wächſt der Appetit, und wurde man einem ſolchen Unglucklichen, ſtatt des Henkermahles einen Henkerball geſtatten, er wurde im raſendſten Walzer ſich nicht ſatt tanzen können, und wär' es auch vielleicht nur, um ſich zu Tode zu walzen, und dadurch dem Richtſchwerte zu entgehen. Nicht mit Unrecht mag man freilich dies die Luſtigkeit der Verzweiflung nennen, und wer weiß, ob an dem ſchönen Morgen, von dem wir ſprechen, nicht ein großer Theil der Einwohner der guten Stadt Paris, davon ergriffen war.

Noch kannte man nicht das liebliche Meudon, zwiſchen ſeinen Hügeln mit freundlichen Laubgehölzen, das majeſtätiſche Verſailles war noch nicht durch ein königliches „Werde,“ mit ſeinen Wundern hervorgerufen, und das romantiſche Montmorency lud noch nicht dazu ein, in ſeinen gebirgigen Schatten zu verweilen, oder vor ſeinen zierlichen Häuſern, ländliche Tänze bei den Klängen von Schalmei und baskiſcher Trommel zu halten.

Damals waren es die Jahrmärkte, welche als eigentliche Volksfeſte beſtanden, und aus denen alle ſpätern Freuden und Ergötzlichkeiten, ſo glänzend und großartig ſie auch in der Folge wurden, entſprungen ſind, ſelbſt bis auf das Vaudeville und die Oper.*

Zwiſchen dem Dorfe Lachapelle und der alten Abtei St. Denis liegt ein großes Feld, unbebaut und unbewohnt zur damaligen Zeit, von wenigen, unbedeutenden Hügeln durchzogen, und von einem ſchwarzen Walde, im weiteſten Umkreiſe begrenzt.

An jenem ſchönen Morgen, von dem wir ſprechen, hatte des Himmels blaue Decke ſich ohne Fältchen oder Flecken darüber geſpannt, eine Stadt von leichten Zelten und Hütten war darauf, wie auf Zauberwink, entſtanden, und eine zahlloſe Volksmenge, theils geſchäftig, theils jubelnd, trieb ſich dazwiſchen herum.

Es war der Jahrmarkt, Lendit geheißen, der hier gehalten wurde, der Bedeutendſte jener Zeit in dieſer Gegend, nicht ſowohl wegen der Geſchäfte, die dort abgeſchloſſen wurden, und wonach man gewöhnlich jetzt die Wichtigkeit unſerer Meſſen und Märkte zu beſtimmen pflegt, ſondern des Pompes wegen, der ihn begleitete und des Glanzes und der Fröhlichkeit, die dort anzutreffen waren.

Auf der Wieſe zwiſchen Lachapelle und St. Denis gab es keinen Neslethurm, kein Chateau-Vauvert, kein Palais [illegible] Thermes, und wie jene verrufenen und berüchtigten Orte alle hießen, die den Vorübergehenden mit Angſt und Schrecken erfüllten. Hier war keine Seine, deren Wellen allnächtlich Menſchenopfer gebracht wurden, und wenn ſich Zauberer und Wahrſager, die freilich nirgends fehlen durften, auch hier blicken ließen, ſo waren ſie herablaſſend genug, den guten Leuten, die ſie befragten, unter freiem Himmel, die Nativität zu ſtellen, und fern von allem myſtiſchen Weſen, ihre Arcana zu verkaufen um billigen Preis, oder auch durch überraſchende Verwandlungen und Kunſtſtücke den Hauſen zu ergetzen, wie wir in unſern aufgeklärten Tagen es von den Taſchenſpielern ſehen.

Die Sonne ſtand bereits hoch, als die alten Glocken in den Thürmen von St. Denis zu dröhnen anfingen, und von der Straße von Paris her ſich dicke Staubwolken der Wieſe näherten. Das Menſchengewimmel ſchien ſich ordnen zu wollen, denn man ſah ein Hin- und Herlaufen, um feſte Plätze zu gewinnen, alle Erhebungen nah und fern wurden eingenommen, ſelbſt die feſten Dächer einiger Hütten füllten ſich mit Zuſchauern, während die Uebriggebliebenen eine Gaſſe gebildet hatten die ſich in bewundernswerther Schnelligkeit aus dem Wirrwarr entwickelte.

Was dieſe ſchnelle Thätigkeit veranlaßte, war der Abt von St. Denis, [illegible] als Richter des Marktes, dem Biſchofe von Paris entgegengezogen war, welcher ſich in feierlicher Proceſſion von der andern Seite nahete, um das eigentliche Volksfeſt zu eröffnen, und hierfür aus den Händen des Abtes ſeine zehn Livres Pariſis in Empfang zu nehmen.

Er erſchien im höchſten Glanze der Kirche, umgeben von der ganzen Prieſterſchar, unter Vortragung der heiligſten und wunderthätigſten Reliquien, und ſpendete den Kaufleuten den Segen. Alles drängte ſich herbei aus Hütten und Zelten, um deſſelben theilhaft zu werden, und nur jene Menſchen ſtanden ſeitwärts, die man Sarazenen oder Behemer nannte, ſie begehrten nicht des Segens der Kirche, denn ſie dienten andern Mächten, das wußte man allgemein.

Unter den leichten, unzierlichen Hutten des Jahrmarktes, erheben ſich zwei anſehnliche Gebäude, wenn gleich nur von Holz, doch zur Aufnahme hoher Gäſte beſtimmt. Das Kleinere, mit allen Bequemlichkeiten einer wohleingerichteten Wohnung verſehen, war dem Richter des Marktes, dem feiſten Abte von St. Denis, eingeräumt, das Größere, prachtvoller geſchmuckt, enthielt nur einige Säle und kleinere Gemächer und war beſtimmt, der ſchönen Königin Margaretha einen ſchicklichen Platz zu gewähren, wenn es ihr einfallen ſollte, das Treiben des Feſtes durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Von einem Lieblingsaufenthalte der Königin hatte dieſer freundliche, luſtige Bau den Namen „Chateau-gaillard“ erhalten, und in der That war dieſe etwas frivole Benennung, nach unſern Begriffen, nicht übel gewählt, ſo ungezwungen, ja ſelbſt ausgelaſſen herrſchte Heiterkeit und Luſt in jenen Räumen, worin es die munterſten Höflinge ihrer Zeit gern einander zuvorthun wollten, um der ſchönſten Königin der Chriſtenheit Gefallen zu erregen.

Margaretha, etwas bleich zwar, doch nicht minder ſchön, im grünſammtnen Reitercoſtume, von ihren Schweſtern Jeanne und Blanche begleitet, und umgeben von Allem, was in Frankreich durch Namen, Thaten und Glücksgüter edel und berühmt zu nennen war, ſprengte nach der feierlichen Proceſſion des Biſchofs, auf ihrem ſchäumenden Zelter, im luſtigen Zuge auf der Wieſe einher, vom „Noel“ des Volks begrüßt.

Am „Chateau-gaillard“ angekommen, ſprang ein ſchöner Jüngling, in hochgelber Kleidung mit Gold und himmelblauen Federn auf dem Barette, den Farben der Königin, von ſeinem Thiere, und drängte ſich behende durch den Schwarm der Andern, die ihn neidiſch betrachteten, um der Herrin den Steigbügel zu halten. Sie aber ſchwang ſich mit Anmuth zur Erde, neigte ſich holdlächelnd dem ſchönen Diener und reichte ihm huldvoll die Hand, um ſich von ihm in das Schlößchen führen zu laſſen.

Dieſer Jüngling war Luigi Verſoris, der ſchöne Genueſer, und als erſter Leibdiener der Königin am ganzen Hofe bekannt. Margaretha ging, um ſich von dem Ritte zu erholen, in eines der Seitengemächer, während die Fürſtinnen und das Gefolge ſogleich die Fenſter des großen Saales beſetzten, um ſich an dem Getümmel des Marktes zu erfreuen.

Verſoris trat ſchüchtern in das Gemach der Königin.

„Meine Königin iſt nicht ſo heiter als der Tag und das Feſt,“ ſprach er mit trüber Miene, „meine Beſorgniß iſt es allein, die mich vergeſſen läßt, daß ich dorthin gehöre, wo die Andern —“

„O nicht doch, Luigi,“ ſprach Margaretha, die ſich erſchöpft auf einen Sitz geworfen hatte, „Dein Platz iſt ſtets bei mir. Nur wenn ich Dich ſehe, ſchwinden meine Schmerzen, die mich foltern. Luigi, laß mich in Deinen Augen leſen, daß Du mich wirklich liebſt, mein ſchöner Jüngling! wahrhaft liebſt — o! es tröſtet mich, wahrhaft geliebt zu werden.“ Sie hatte Luigi's Hand ergriffen, und, ihn dicht an ſich ziehend, ihm in die Augen geblickt, die er jetzt nicht mehr verſchämt, wie er anfänglich gethan, niederſchlug, ſondern ſie recht feurig nach dem ſchönen Geſichte ſeiner Herrin und Herzenskönigin richtete.

Ein eng anliegendes Goldnetz, welches Margaretha nach damaliger Sitte, unter dem Sammtbarette trug, und das von einem breiten Bande gehalten wurde, welches zum Theil ihre Wangen bedeckte, hatte ſich ein wenig verſchoben, und Luigi, deſſen feuriger Blick dieſes Antlitz verzehrte, rief mit einem Male erſchreckt: „Eure Wange blutet?“ —

Sie entfärbte ſich und ſprach dann mit leiſer Stimme: „Wirklich?“ und die Hand ſchnell zur Wange führend, um das Band wieder über die leichte Wunde zu ziehen, ſagte ſie: „ich träumte vorige Nacht, ich hätte mich verwundet — und nun“ — fügte ſie nachdenkend hinzu — „ſollte der Traum Wahrheit ſein?“

„Wahrſcheinlich hat eine Nadel, womit Ihr Eure reichen Flechten aufzuſtecken pflegt, dieſen Frevel verübt,“ bemerkte Verſeris, „o thut weg, ich bitte Euch darum, dieſe mörderiſchen Waffen. Wenn auch die Schramme diesmal nur leicht iſt und bald verſchmerzt ſein wird — ſo könnte ſie doch einmal tiefer dringen — bedenkt, wenn ſie das Auge verletzt hätte — dies Himmelsauge, das in ſolchem Glanze nur unter Eurer Stirne ſo beſeligend ſtrahlt in weiter Schöpfung.“ —

„Und, Schmeichler,“ ſagte die Königin raſch, mit einem verlegenen Lächeln, „ſaht Ihr wirklich noch nie ein Auge dem Meinen gleich?“

Und dann nach einer Pauſe wieder: „Dies ſchöne Augenpaar, das jetzt unverwandt nach Euch blickte, hat Euch auf Lüge ertappt. Es hat Zwillingsgeſchwiſter dieſes Augenpaar —“

Sich ſammelnd erwiederte der Jüngling, indem er ein Knie beugte: „Kein ſterbliches Weſen kann ſich ſolcher Augen rühmen, wohl aber kann die Hölle ſolche Spukgebilde erſchaffen, armen Menſchen die Sinne zu verwirren. In meinem Vaterlande erzählt man ſchaurige Mähren davon, und auch mir — warum ſollt' ich es läugnen — ward von einem böſen Zauberer ein Bild geſandt, das dem Deinen ähnlich ſah, um den Liebesfunken, der in dem Herzen jegliches Menſchen ſchlummert, zu beleben — aber ich rang mich los mit aller Kraft, geſchützt von mächtigern Gewalten, und nun ſehe ich mich ja gerettet, umſchirmt von deiner Huld. Wie könnt' ich nun noch jenes trügeriſchen Glanzes gedenken, da mir die warme Sonne Deiner Gunſt aus dieſen Augen ſtrahlt." Die Königin hob ihn, der vor ihr kniete, raſch auf, denn es naheten ſich eilende Schritte dem Gemache.

Es waren die hohen Frauen Jeanne und Blanche, welche mit Schrecken in den Mienen eintraten. Sie meldeten, daß der alte Connetable von Armaignac ſo eben angekommen ſei und eine allgemeine Beſtürzung verbreitet habe.

Sein zweiter Neffe, ein Bruder des kürzlich erſt nach Paris gekommenen und in der Seine verunglückten Sire d'Annebaud, Renaud mit Namen, der ſich mit der Auffindung der Mörder zeither raſtlos beſchäftigt hatte, war dieſen Morgen, ermordet aus eben den Wellen gezogen worden, die ſeinem Bruder das frühe Grab bereitet hatten.

„Der Sire Renaud d'Annebaud?“ fragte mit ſichtbarem Befremden Margaretha — dann aber ſetzte ſie ſchnell hinzu: „Iſt es ein Wunder, ſeine ungezügelte Rachſucht hat ihn — den Einzelnen — dem Mördertroß in die Hände geführt und ſo mußte er es mit dem Tode büßen. Sein Ungeſtüm beläſtigte uns. Geht, Verſoris, und meldet dem Hofe, daß ich mich ihm zeigen werde, obgleich ich von einem ängſtlichen Traume noch ſehr angegriffen bin. Dies wird hoffentlich den alten Connetable vermögen, ſeine rauhen, wilden Klagen in einem andern Bezirke ertönen zu laſſen, als in dem wir athmen.“

Verſoris ging und die Damen zögerten einige Augenblicke, ihm zu folgen.

Als ſie kurz darauf in den Verſammlungsſaal traten, hatte ſich der trauernde Greis in der That zurückgezogen und die Hofleute zeigten die heiterſten Mienen von der Welt.

Sie waren eben darüber her, dem Sire Enguerrand von Marigny auf eine witzig boshafte Weiſe das Prognoſtikon zu ſtellen, um ihm zu zeigen — wie ſie ſagten — daß auch ſie ſich nicht ohne Nutzen mit geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigten.

Der ernſte Staatsmann ſchien nur wenig geneigt, in ihren Scherz einzugehen und erwiderte trecken: daß ſie weit vom Ziele ſchoſſen, doch daß er Aller Geſchicke leicht und deutlich ſehe, ſie aber nicht erfreut ſein würden, ſolche aus ſeinem Munde zu vernehmen.

In dieſem Augenblicke erſchienen die Damen, und der junge Sire de Montſoreau, welcher zunächſt am Fenſter ſtand, rief lachend: „Dies Handwerk ziemt ſich nicht für Edelleute, noch weniger für Euch, den Kanzler von Frankreich. Wollen wir aber dergleichen zur Kurzweil treiben, ſo dächte ich, man ließe — mit Erlaubniß unſerer ſchönen Frau Königin und Herrin — einen jener verwünſchten Sarazenen heraufkommen, die ſich im Volke dort unten umhertreiben und uns wohl auch beluſtigen würden. Vergönnt es, Frau Margaretha von Burgund, ſo ſoll mein Page hier jenen vierſchrötigen Kerl, der ſein brennendes Auge auf unſer chateau-gaillard gerichtet hat, als wollte er es in Brand ſtecken, heraufrufen, der möge uns denn ein Pröbchen ſeiner Kunſt ablegen und den würdigen Kanzler von Marigny beſſer zufrieden ſtellen, als es unſerm Scherze von vorhin möglich war.“

Kaum hatte die Königin eingewilligt und ehe der Page ſich entfernte, riefen einige der Herren, die am Fenſter geblieben waren und deren Winke der Sarazene verſtanden haben mochte, laut und erſtaunend aus: „Seht, wie der Zauberer Gedanken zu errathen vermag. Ehe ihm Eure Sendung wurde, Sire de Montſereau, ſtattet er uns ſeinen erwünſchten Beſuch ab. Da iſt er ſchon.“

„Er ſchreitet durch die Wand!“ riefen Andere.

Und wahrlich, ſo ſchien es, denn im Nu ſtand der Sazarene, den man ſo eben noch unten mitten im Volksgedränge geſehen hatte, unter den glänzenden Hofcavalieren, vor der Königin von Frankreich und ihren Schweſtern, und Damen, die Alle — bis auf die Königin — ein Kreuz vor ihm machten. Eine Pauſe der Ueberraſchung folgte ſeinem Eintritte.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er mit rauhem Tone, in dem fremden Accente eines Sarazenen.

Nun ſchien die Reihe des Scherzens an Enguerrand gekommen zu ſein, denn während ſich Alle in der Nähe des Schwarzkünſtlers befangen fühlten, nahm Jener das Wort und ſagte zu ihm: „Nähere Dich ohne Furcht, Du ſollſt hier in Gegenwart einer Königin wahrſagen, das mag Dir wohl ſelten im Leben widerfahren ſein.“

„Und vor allen Dingen,“ nahm der junge Pierrefonds das Wort, der zuerſt wieder die Sprache erhalten hatte, „ſollſt Du, verfluchter Sarazene! dem vor Dir ſtehenden Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, erſtem Miniſter des Königs und Kanzler von Frankreich vorausſagen, wie lang er noch zu leben habe und welche Todesart ſeiner wartet.“

„Willſt Du das wirklich durch mich erfahren, Enguerrand?“ fragte der Sarazene.

„Ohne Ruckhalt, brauner Mann!“ ſagte dieſer lachelnd, „und konnteſt Du mir von meinen Lebenstagen ſo viele abziehen, daß nur Einer ubrig bliebe, und alle dieſe Tage in Todesarten verwandeln, die ich zu ſterben hatte, ſo wurdeſt Du dieſen jungen, ſchonen Edelleuten nur ein deſto großeres Vergnugen dadurch gewahren.“

„Nur drei Tage und Eine Todesart,“ ſprach ſchnell und dumpf der Sarazene, „aber eine ſchreckliche.“

Und ohne weiter um Enguerrand ſich zu kummern, der verſtummt zu lacheln verſuchte, wandte er ſich zu den Andern, denen bei dem Tone des Wahrſagers und dem Abſchreckenden ſeiner Weiſſagung aller Scherz vollends vergangen war.

„Nun, meine Herren!“ rief er jetzt in heiterer Weiſe, „iſt Niemand unter Euch, der ſich von mir ſein Schickſal vorausſagen laſſen will?“

Alle waren verſtummt. Endlich faßte der junge Bruyns ein Herz und ſprach: „Verwunſchter Afrikaner, wer mag von Dir wiſſen, was Du ſo eben dem Grafen von Longueville offenbart haſt —“

„Nicht immer,“ erwiderte der Sarazene, „ſind meine Ausſprüche ſo finſter, Dir Brunns grünt Glück, Dein König wird Dich ehren.“

Die jungen Herren ſchöpften freier Athem und waren ſchon geneigter, den myſteriöſen Sarazenen um ihr Geſchick zu befragen, aber dieſer hatte ſich von ihnen gewandt und war zur Königin hingetreten, die ſeitwärts auf einem etwas erhöhten Seſſel ſaß und ihren ernſten Blick auf der Scene verweilen ließ. Verſoris hielt ſich ihr zur Seite.

„Nun, Frau Königin,“ ſagte der rauhe Sarazene zu ihr, „ſoll ich von dannen gehen, ohne vor Dir meine Kunſt gezeigt zu haben? Verlangſt Du nicht der Zukunft den Mund zu öffnen?“

„Die Königin iſt krank,“ ſprach ihn zurückdrängend Verſoris, „willſt Du Dir noch einen Lohn erwerben, ſo mag's drum ſein! Hier bin ich, Dein Orakel erwartend.“

„Du willſt es nicht im Ernſte,“ erwiderte der Sarazene.

„Doch — ſage mir mein Schickſal,“ ſprach Verſoris.

„Deine Vergangenheit iſt Geſtern, Deine Zukunft liegt im Morgen,“ entgegnete Jener ausweichend, „von Heute laß mich ſchweigen.“

Es möchte den Jüngling wohl nicht ſo ernſt geweſen ſein, des Sarazenen Kunſt auf die Probe zu ſetzen, er trat daher mit einem Blicke auf die

Königin bei Seite, erwartend, was dieſe ſagen werde.

Der Sarazene aber trat hart an ihren Sitz heran und einen Fuß auf den Tritt ihres Schemels ſtellend, ſprach er leiſe zu ihr:

„Margaretha, willſt Du nicht, daß ich Dir etwas enthülle, was Dir noch Räthſel iſt?“

„Ich habe Dich nicht gerufen,“ erwiderte unwillig die Königin.

„Suchteſt Du nicht einen jungen Pagen in den Gewäſſern der Seine, und warſt erſtaunt, den Sire Renaud d'Annebaud darin zu finden?“ fuhr der Wahrſager fort.

„Wer rief dieſen Menſchen her?“ ſprach ſich erhebend die Königin.

Der Sarazene ſagte aber raſch zu ihr, indem er eine lange Nadel aus ſeinem Gewande zog, wie ſie die Frauen ſeit kurzem, der Züchtigkeit wegen, zur Verhüllung des Buſens trugen: „Verberge Deine Wange noch ſo gut —“

„Was willſt Du von mir, Schrecklicher?“ fragte ihn Margaretha bebend, ohne ihn ausreden zu laſſen.

Aber Verſoris, aufmerkſam gemacht durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen, war hinzugetreten, den Sarazenen ſcharf ins Auge faſſend.

„Was willſt Du, Jüngling?“ fragte dieſer ihn.

„Ich bin der Königin Leibdiener,“ erwiderte er.

„Will Margaretha, daß ich in dieſes Jünglings Gegenwart ihr ihre Zukunft offenbare?“ fragte der Wahrſager.

Die Königin war nicht im Stande zu antworten.

„So entferne Dich!“ ſagte ſtreng der Sarazene.

„Ich empfange nur Befehl aus dem Munde meiner Gebieterin“ — ſprach trotzig Verſoris —

„Zieht Euch zurück!“ hauchte Margaretha ſchwach, und nachdem mit Verſoris ſich Alles von ihrem Sitze weit entfernt hatte, fragte ſie leiſe und erbebend, das furchtbare Räthſel, das vor ihr ſtand: „Jetzt keine Weiſſagung aus Deinem Munde — aber wer biſt Du ſelbſt?“ —

„Alles ſollſt Du erfahren, Königin, was Du zu wiſſen wünſcheſt — oder glaubſt Du nicht daran, daß ich Dir's zu enthüllen vermöchte?“ ſo tönten die dumpfen Worte nun aus der tiefſten Bruſt des Sarazenen herauf. „Die Nächte ſind dunkel, Margaretha, ohne Liebestränke — und tauſend Kerzen, die Du anzündeſt, machen ſie nicht freundlicher, und alle Mächte, die Du herauf beſchwöreſt, ſind nicht im Stande, Eine Macht zu beſchwichtigen!“ —

„Deine Worte“ — ſprach Margarethe ängſtlich — „an dieſem Orte —“

„Wohl — ſo ſchenke mir Gehör an einem andern," ſagte der Sarazene, „noch dieſe Nacht."

— „Dieſe Nacht?" —

— „Ja. Unfern von hier. Im Walde von Lachapelle, wo der Fels ſteht — den die Leute nennen „la roche-qui-pleure" — dort kreuzen ſich die Wege —"

— „Dort willſt Du mich ſehen?" —

— „Um Mitternacht." —

— „Und die böſen Geiſter, die dort ihren Sabbath halten?" —

— „Sie können uns Beiden nichts anhaben."—

— „Ich werde mich nie ſolchen Mächten anvertrauen!" —

— „Und jene, die Dich im Nesle-Thurme ſchützen, ſind ſie anderer Art?" —

Hier hatte ſich des Sarazenen Stimme drohend erhoben, aber Margaretha ſagte raſch, leiſer und ängſtlicher noch denn zuvor:

— „Wie willſt Du, daß eine Königin von Frankreich?" —

— „Um Mitternacht einen Gang ins Freie wage! Die Dame des Nesle-Thurms wagt mehr. Der Thurm iſt vom Louvre weiter entfernt, als der Fels von dieſem Hauſe —"

— „So willſt Du, daß ich nicht nach Paris zurückkehre?" —

— „Du wirſt eine plötzliche Krankheit vorſchützen und hier bleiben.“ —

Da durchzuckte es wie Freude Margaretha's entſtellte Züge, eine Hoffnung lächelte ihr, aber der Furchterliche zerſtörte ihr auch dieſe.

— „Verſchließe Dich in dieſes Zimmer, ſprich mit Niemand — hörſt Du! — Vor Allem hüte Dich vor Jourdan Ferron —“

— „Wie?“ fiel ihm Margaretha ins Wort, „meinen Arzt und treueſten Diener —“

— „Den halte von Dir entfernt, ſonſt wirſt Du nie den Zauber löſen, der Dich umſchlingt —“

— „Er wird kommen, wenn er von meiner Krankheit hört —“

— „Du ſtellſt Wache vor Deine Gemächer, deren Eingang er hoffentlich nicht ſtürmen wird —“

Margaretha ſchwieg ſinnend. Der Geheimnißvolle hatte ihr Dinge zu offenbaren, die — ſo ſchien es — ſelbſt dem Meiſter Ferron noch unenthüllt waren. Und zögerte ſie, in ſeine Forderungen zu willigen, ſo ſtand er ja in ſeiner ganzen Furchtbarkeit ihr gegenüber, die in Ohnmacht daſaß, wie eine Verbrecherin, die ihr Verdammungsurtheil erwartet.

Man hörte ferne Trompeten.

„Der König! der König!“ hieß es von allen Seiten und man drängte ſich zu den Fenſtern, während manche Blicke zurückfielen auf die Königin, die in Gedanken Alles zu überhören ſchien, ſo ſehr verſtand es der braune Zauberer, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

Sie hatte aber die Trompeten nur zu gut vernommen, die ſie wie das Weltgericht aufſchreckten zu der ſchnellen Verheißung:

— „Ich will thun, was Du begehrſt —"

— „Du wirſt kommen? — allein?" —

— „Ich werde — Entſetzlicher, nur jetzt verlaſſe mich!" —

— „Bringe das Staatsſiegel mit, für das Uebrige ſorge ich —"

Margaretha horchte überraſcht auf.

— „Es ſoll kein Pact um Deine Seligkeit werden," ſagte mit teufliſchem Hohne der Sarazene.

Margaretha ſchwieg.

— „Hörſt Du, Margaretha? Das Staatsſiegel —"

— „Ich höre —"

— „Du wirſt mich an dem Platze finden —"

Das Volk rief „Noel" — die Trompeten tönten näher; Alle wandten ſich nach Margaretha, die ſichtbar bleich und taumelnd dem Fenſter zuwankte, aber mitten im Zimmer zu Boden fiel.

Der Zauberer ward nicht mehr geſehen. —

Weit und breit ſchwieg es auf der Jahrmarktswieſe. Die Hütten und Buden waren längſt geſchloſſen, der König und der Hof war nach Paris zurückgekehrt und der feiſte Richter des „Lendit,“ der Abt von St. Denis, ließ ſich's wohl ſein bei Flaſchen und Schüſſeln nach den Strapatzen des Tages, in ſeinem leichtgezimmerten Hauſe. Nur am fernen Rande, wo der ſchwarze Wald der Wieſe einen dunkeln Saum verlieh, ſah man hier und da rothe Flammen tief am Boden glühen; dort hatten ſich jene Leute zur Ruhe gelagert, die Morgen bei guter Zeit wieder auf dem Markte ſein wollten und denen der Weg zur „grande truanderie“ zu weit war.

Dort ſaß auf bemooſtem Steine unter dem Baldachin, den die dicht belaubten, tauſendjährigen Zweige einer Eiche über ihm wölbten, in aller ſeiner barocken Herrlichkeit, umgeben von ſeinen Großen, der mächtige Trimoniweſtrum, die zierliche Atten, die rieſige Gulreddin. Sie athmeten den kalten Nachthauch in ihrer wilden Freiheit, ſangen ihre eintönigen Lieder, über ſich ihr altes blutiges Geſetz, die ewig wandelnden Sterne, tief unter ſich die andern Menſchen. Mitten im kahlen Felde erhob ſich das „Chateau-gaillard“ finſter und verödet. Nur wenige von den langen Fenſtern waren matt erleuchtet, und hier war es, wo die kranke

Königin ſeufzend lag in banger Erwartung und das Herz in fieberiſcher Bewegung.

Vor der Thür ihres Gemachs hielten zwei Armbruſtſchützen Wache, wie ſie es ſelbſt befohlen hatte und eine vertraute Dienerin, ihre vertrauteſte — ſaß, ihrer Befehle wartend, in einem anſtoßenden Cabinete.

Die Augen der Königin waren ſtarr auf eine Sanduhr gerichtet, die vor ihr ſtand, und ſie ſchien nur noch Sinn fur das Verrinnen des Sandes zu haben.

Da ſchreckte ſie eine bekannte Stimme aus ihren Träumereien. Es war ein Geſpräch, welches dicht unter ihrem Fenſter gefuhrt wurde.

— „Ich bin der Königin Leibdiener —“

— „Niemand wird eingelaſſen, ſo lautet der Befehl —“

— „Ich muß ſie ſprechen —“

— „Gebt Euch keine Mühe, edler Verſoris,“ ſprach nun eine andere, nicht minder bekannte Stimme, wenn gleich Margaretha ſie nur einmal im Leben gehört hatte, „die Königin ſpricht heute Niemand —“

— „Ihr ſeid's, Hauptmann?“ fragte Verſoris.

— „Noch bin ich's, Freund,“ erwiderte der Andere. „Ich ſuchte Euch ſo eben. Habet die Gefälligkeit, fur mich dieſes verſiegelte Blättchen aufzuheben. Es enthält mein Wichtigſtes auf der Welt. Man kann in jetziger Zeit nicht wiſſen, wie bald man abgefordert wird. Darum hört mich wohl an, Luigi! Wenn ich Morgen um die zehnte Stunde nicht ſelbſt, in eigner Perſon, verſteht mich wohl! dieſes Blättchen von Euch zurückfordere, ſo mögt Ihr es öffnen. Ich rechne auf Eure Freundſchaft! Jetzt gehabt Euch wohl! Kehrt nach Paris zurück — hier iſt's nicht geheuer — und Euere holdſelige Herrin ſehet Ihr heute doch nicht mehr, glücklicher Page!“

Margaretha raffte ſich auf und eilte ans Fenſter — aber ihr weit aufgeriſſenes Auge ſtarrte in die öde Nacht, die ihren ſchwarzen Schlund unter ihr geöffnet hatte. Die Sprechenden hatte ſie bereits in den Nebel gehüllt, der ihr wie Athem entſtieg, den ſie einſog und dann wieder zaubergeſchwängert ausſtrömen ließ. —

Noch ein ſehr kleines Häuflein Sandes ruhete in dem obern Theile der Uhr. Einem jeden Körnchen, das hinuntergleitete, folgte gierig der Königin Auge, und immer ängſtlicher pochte ihr Herz, immer dunkler glühete ihre Wange. Jetzt — war die Stunde gekommen — die furchtbare Stunde der Geiſter, deren Nahen ſie ſonſt vergaß im Taumel des Genuſſes — jetzt allein im öden Hauſe, das ihr ein Grab zu ſein ſchien, ſie ſelbſt eine Bewohnerin deſſelben, ſich rüſtend emporzuſteigen, um ſelbſt fürchtend, ein gefürchteter Schrecken umherzuwandeln in den Wohnungen der Menſchen. Ihre Hände flogen, als ſie einige wärmende Schleier um ihre vom Fieberfroſt gerüttelten Glieder ſchmiegte, und ſo ſchlich ſie leiſe, faſt unhörbar, im Dunkeln, die Gänge entlang, zum Thore hinaus, und die Armbruſtſchützen machten das Kreuz und ſahen fort, als die geſpenſtiſche Frau an ihnen vorüberzog. Sie vermied die Straßen, von den Hütten der Kaufleute gebildet, und ſchritt querfeldein der ihr vom Sarazenen bezeichneten Stelle zu. Sie ſtolperte über die Hügel und Steine, die wie Gräber und Todtenmahle auf ihrem Pfade ſich fanden, eine tiefe Finſterniß lag ringsum, das ſchwarze Gewölk hing ſo tief herab, daß es ſchien, als könnten ihre Hände es erreichen, und darunter zogen Käutze und Fledermäuſe, ſchnaubend und mit den Augen leuchtend, wie tanzende Feuerfunken, während Irrwiſche am Boden hüpften. Die Lagerfeuer der Zigeuner waren verloſchen, und nur ihr ſtinkender Dampf wälzte ſich an der Erde im weiten Umkreiſe fort, weil die dicke Luft ſein Aufſteigen verhinderte.

Nach Mühſeligkeiten ohne Zahl hatte die nächtliche Pilgerin die Waldecke erreicht, die noch das Ziel ihrer Wanderung verdeckte. —

Hier, einſam, von Schreckniſſen umgeben, von innerer Angſt gefoltert, hob die Königin von Frankreich das ſchone Auge zum Himmel, den kein Stern verrieth. Die Nacht war bis zum Ungeheuern finſter und gräßlich geworden. „Ich Thorin, daß ich ſo allein“ — dachte ſie — „wenn ich nur Luigi mindeſtens im Ruckhalt“ — doch ſchnell dieſen Gedankenſtrom hemmend, ſetzte ſie hinzu: „Nein — Ihn einer Gefahr ausſetzen? — Mir kann hier keine drohen!“ —

Da ſtand ſie, wo die Straßen ſich kreuzten, und die ſeltſame Geſtalt des Felſen, der nach einer Sage und dem Brünnlein, das ſeinem Mooshaupte entfloß, „la roche-qui-pleure“ genannt wurde, ſtrebte wenige Schritte von ihr wie ein dunkler Rieſe zum Himmel empor.

Noch war ſie unſchlüſſig, ob ſie ſich ihm nähern ſollte, da erhob ſich aber von einer niedern Mooshöhe ein Menſch, der wie ein Ritter in dunkele Farben gekleidet war und ihr die Worte zurief:

„Du haſt mich warten laſſen, Margaretha, doch da biſt Du ja und ich will Dir Deine Säumniß nicht zu hoch anrechnen. Setze Dich hierher an meine Seite — Du wirſt mude ſein. Der Himmel hätte galanter ſein können und einige Laternen anzünden.“

Sie that es zitternd und ihr wirres Auge erkannte mit Befremden den Sarazenen in der Ritterstracht.

Er ſchien es zu bemerken.

„Meine Kleidung nimmt Dich Wunder,“ ſprach er, „ich bin derſelbe, den Du heute Morgen ſaheſt, zweiſle nicht daran, ich fand es nur gerathener, zu dieſem Abenteuer meine Sarazenenmaske abzulegen. Maskirſt Du Dich doch auch manchmal! Nicht ſo? Gib Dich darum zufrieden, Kindchen. Wir ſind deswegen Beide nicht mehr, nicht minder, als wozu uns der Himmel geſchaffen hat. Nicht biſt Du hier, Königin — denn wo wären Deine Damen, Deine Wachen, Dein Glanz? Iſt dies das Gemach, der Thron, die Umgebung einer Königin? Du biſt ein Weib, ein armes, zitterndes Weib — da haſt Du meinen Mantel! ſo! und weil das Weib zittert und der Mann ruhig iſt und feſt — ſo mag einiger Vorzug hier wohl dem Manne gebühren —“

Die Königin hatte ſich in den Mantel gehüllt, den ihr das Mitleid des Schrecklichen um die ſchönen Schultern geworfen. Ihre Zähne ſchlugen hörbar an einander und nur mit Mühe brachte ſie die Worte hervor:

„Jetzt ſage mir, weshalb ich kommen mußte und entlaſſe mich aus dieſer furchtbaren Haft.“

— „Du willſt das Räthſel gelöſt wiſſen, wie es kam, daß für ein Mädchen, welches Du morden ließeſt, der Sire d'Annebaud in der Seine ſich fand? Du biſt unruhig darüber, wo das Mädchen hingekommen, da ſein Leichnam noch nicht gefunden? Du möchteſt endlich des Mädchens Herkunft wiſſen? Alle dieſe Fragen kann ich Dir beantworten. Haſt Du das Staatsſiegel bei Dir?“ —

— „Ich habe es — hier —“

— „Nun wohlan, ich war zugegen in geſtriger Nacht bei der Scene im Nesle-Thurme, ich habe den Sire d'Annebaut, der mich hineinführte, um ſich meiner Zaubermacht zu bedienen, den Mörder ſeines Bruders zu entdecken, mit dieſem Dolche ermordet — weil er ſich unterfing, die Mörderin verrathen zu wollen, die er dort kennen gelernt hatte. Glaube mir, ich bin Dein Freund, und ſo lange Du mit mir es hältſt, will ich Dich beſchützen gegen Alles, was Dir drohen könnte, und würdeſt Du noch tauſendfach Mörderin und Ehebrecherin.“ —

Die Königin ſtarrte ihn zornglühend an.

— „Das Mädchen, obgleich Deine Tochter, obgleich Deine ſchwere Anklagerin, wird Dir nicht ſchaden, ſie iſt in meinem engſten Gewahrſam —“

— „Sie? meine — in Deinem Gewahrſam?“ —

— „Das Eine jener unglücklichen Zwillinge, welche Du der Umarmung Lyonnets von Bournonville verdankeſt, des ſchönen Pagen, der Deinen Vater mordete. Gedenkſt Du ſeiner noch?"

Hier packte des Fremden Hand den Arm der Königin und ſein wilder Blick wühlte in ihren Zügen, dann fuhr er fort:

„Dein treuer Freund und Arzt Jourdan Ferron hatte damals nicht Treue zu Dir im Sinne, ſtatt die Kinder zu tödten, wie Du ihm befahlſt, ſetzte er dies Mädchen am Portale von Notre-Dame aus, was er mit dem Jungen machte, iſt zur Zeit noch nicht enthüllt —"

— „O ſchrecklich! ſchrecklich!" tönte der Königin Klaggeſchrei durch die Nacht.

— „Eine Heldin Deiner Art muß mehr Faſſung zeigen," fuhr nun der Fremde fort. „Du ſiehſt, daß ich Alles weiß, und daß ich auftreten kann und Dich anklagen und auch mit Beweiſen dazu ausgerüſtet bin. Doch das ſei fern von mir. Ich bin ja Dein Freund, wenn Du Dich mir fortan überlaſſen willſt. Bedenke dies!" —

— „Mich anklagen?" ſprach die Königin raſch, „oder mich Dir überlaſſen? Deine Sclavin ſein — den ich vernichten kann —"

— „Vernichte mich!" ſagte mit kaltem Hohne der Fremde, „rufe Deinem Verſoris, oder einem Andern Deiner Günſtlinge und laſſe mich tödten, hier zur Stelle — gut! Ich werde fallen. Doch Morgen um zehn Uhr — wenn ich nicht am Hofe erſcheine — öffnet Verſoris einen Zettel, den ich ihm gab, beſchrieben mit dem Blute Deiner Tochter, ſeiner Geliebten — hörſt Du's! — „Die Königin hat mich im Nesle-Thurme ermordet! ich, Perenne, bin ihr Kind.“ —

Beide Hände vor das Geſicht ſchlagend, ſank Margaretha leiſe wimmernd auf den harten Stein zurück, der ihr zum Sitze diente.

„Willſt Du mich noch ermorden laſſen, mich heimlich zum Schweigen bringen? Glaube mir, thörichtes Weib, meine Rache iſt ſo weit ausgeſponnen, daß Deine Schuld an das Tageslicht käme, wenn Jourdan Ferron auch ein Zaubernetz mit ſeinen beſten Kunſten darum webte. Willſt Du mich verſchwinden laſſen — oder willſt Du thun, was ich von Dir fordern werde.“ —

— „So ſprich denn endlich,“ ſagte Margaretha, „was begehrſt Du von mir?“ —

— „Nicht Deines ſchönen Leibes begehr' ich, nicht Deiner glühenden Küſſe und ſüßen Umarmungen! Säheſt Du mich in meiner echten Geſtalt und unter meinem wahren Namen, Du würdeſt mir gern dieſe Unempfindlichkeit zu Gute halten, ohne mich darob zu ſchelten.“

— „Ich ſchaudre bei Deinen Worten,“ ſagte ſchnell Margaretha, „ſo willſt Du vielleicht Schätze — ſprich! und Deine raubgierigen Hände ſollen in der Chatulle des Königs, im Schatze von Frankreich wühlen können, um Deinen Durſt zu ſtillen —“

„Ich danke Dir — das wollte ich in der That,“ ſagte trocken der Fremde, „aber das iſt nicht genug, ich will herrſchen in dieſem Lande — ich will ſein erſter Kanzler ſein —“

— „Dieſen Poſten bekleidet der Graf von Longueville —“

— „Ich will Graf von Longueville ſein —“

— „Wie iſt das möglich?“ —

— „Geſtern noch warſt Du Regentin — hier iſt Marigny's Verhaftsbefehl, unterzeichne ihn, er iſt von geſtern ausgeſtellt — und hier iſt meine Ernennung auf ſeinen Platz —“

Er überreichte ihr Pergament und Griffel. —

— „Aber wer biſt Du?“ —

— „Thut das etwas zur Sache?“ verſetzte der Fremde mit ſeinem bittern Spotte — „doch Du mußt ja Deinen neuen Miniſter kennen. Wohlan, ich heiße Buridan —“

— „Buridan?“ rief erſchreckt Margaretha.

— „Der Teufelsbanner, des Tempelmeiſters Schüler, der Verfolgte, dem Tode Verfallene, als Volk Gehenkte, der es ſatt iſt, ſich zu verbergen in ſeinem ſchönen Vaterlande, oder gleich einem Verbrecher es zu fliehen," ſprach nun der Fremde mit Feuer. „Ich will jenen Marigny an dem Galgen hängen ſehen, den er mir zugedacht hatte, und indeß ein ſchnödes Wachsbild daran aufknüpfen ließ. Ich will ſtatt Todesfurcht in Schmach, wenigſtens Todesfurcht im Glanze! Doch Du bürgſt mir für meine Tage am Hofe, nicht ſo — Margaretha?"

— „Wie wird das möglich ſein? Biſt Du nicht als Anhänger des Templerordens geächtet?" —

— „Was thut das? Die Acht wird auf Verwenden unſers gnädigſten und ſehr gefürchteten Königs mit der Zeit von meinem Haupte genommen und daß Ludwig es thue, überlaſſe ich Deiner Sorge. Für jetzt bin ich Hauptmann Buridan, des Geächteten Bruder, und als ſolcher ſchon bekannt. Nun wie iſt's? Haſt Du unterſchrieben?" —

— „Hier —"

— „Und das Siegel?" —

— „Dieſe Capſel verſchließt es in Wachs —"

— „Gut —"

— „Und hab' ich nun nichts von Dir zu fürchten?" —

— „Ich bin Dein Sclave. Buridan, der arme Schüler, wird es nie vergeſſen, was er Deiner Gnade verdankt. — Ich werde des Louvre's Fenſter, die auf die Seine gehen, vermauern laſſen, und den Neslethurm mit einer dreifachen Mauer umgeben, damit von ſeinen üppigen Feſten, weder Glanz noch Klang ſich verrathen. Jede Nacht ſollſt Du Deine wohlverwahrte Gondel am Ufer finden, und der Kanzler ſelbſt wird Dich hinüberführen. Aber dafür wirſt Du mir auch Deine Gunſt fortwährend ſchenken, Margaretha — nicht Liebesgunſt — eine andre — verſteh' mich wohl! Der König zieht ins Feld — und wir werden ſein Reich beherrſchen; uns gehört dann dies ſchöne Frankreich, mit ſeinen Schätzen, ſeinen Weinen, und ſeinen Schönen — wehe denen! die es wagen werden, ſich unſerer Allmacht widerſetzen zu wollen!" —

Margaretha hatte ihre Faſſung wieder. „Liſtiger Betrüger!" rief ſie, „ſo zwangſt Du mich denn, eine Macht mit Dir zu theilen, die ich allein beſaß. —"

„Allein?" ſpottete Buridan, „und Jourdan Ferron?" —

„Der weiſe Arzt — mein Freund —"

„Lege die Heuchlermaske ab, Margaretha! Wir ſtehen uns hier ſo ehrlich gegenüber, wie wir uns wohl noch nie in unſerm Leben einem Menſchen gezeigt haben. Du wirſt des alten Schwarzkünſtlers Ferron entbehren können — denn ich bleibe Dir als Rath und Verſoris Liebe!" —

„Verſoris!" — ſeufzte Margaretha.

„Fürchte nicht, ihn zu verlieren,“ fuhr Buridan fort. „Morgen um zehn Uhr erſcheine ich am Hofe, um Marigny verhaften zu laſſen und meinen Zettel von Verſoris zuruckzufordern. Dann kannſt Du frei athmen. Sorge indeß, daß mein ſchmähliches Bild, das am Galgen von Montfaucon ſtatt meiner hängt, heruntergenommen werde. Doch, unſer Geſchäft iſt beendigt, wozu Deine zarte Geſundheit länger dieſer rauhen Nachtluft bloßgeben. Gib mir meinen Mantel wieder — ſo! — und nun kehre ins Chateau-gaillard zurück.“ —

„So darf Margaretha ſich nun entfernen?“ fragte die Königin mit ſchmerzlichem Spotte, die wohl noch nie bei einem nächtlichen Abenteuer ſolcher Art einem Manne gegenüber geſtanden hatte.

„Auf Wiederſehen, meine Königin!“ ſagte Buridan, im Tone der feierlichſten Huldigung, ein Knie vor ihr beugend.

Da rührte ſich's ſchnaubend im hohen Graſe, und hob ſich brummend empor, ein Rieſenhaupt war's, aus großen, grellen Augen Beide anſtierend.

Die Königin prallte entſetzt zurück.

„Ah!“ ſagte lachend Buridan, „da find' ich eine alte Bekanntſchaft — wir wollen heute nicht unſere Kräfte im Ringen verſuchen, ſchönes Kind!“

„Wollt'ſt aus Furcht nicht Herzog von Negypten ſein, Thor!“ tönte es aus dem Graſe empor, „und biſt nun doch mein!“ —

Die Königin entfernte ſich mit ſtummem Schrecken, als ſie dieſe Stimme hörte, ſo ſtark tonend, und ſo unerwartet, und als der furchtbare Menſch, den ſie mit geheimnißvollen Mächten verbündet wähnte, ſo bekannt mit ihr that.

Buridan aber erſchrack weder über die Stimme, noch über den traurigen Orakelſpruch, den ſie vernehmen ließ, ſondern — in einer Anwandlung frevelhaften Uebermuthes, erzeugt durch die Krönung ſeiner kühnſten Wünſche, ſetzte ſich der neue Kanzler von Frankreich, die Pergamente, welche ſeine Erhebung und ſeines Vorgängers Vernichtung enthielten, ſorgſam im Buſen verbergend, zur Rieſin Gulreddin, ins feuchte Gras, um ihren alten Groll zu bezähmen.

Und das fleckige Bohemerweib lachte ihm freundlich entgegen.

X.

Im Chateau-Gaillard.

Ueber die finſtre Wieſe, auf ungebahntem Pfade, ſchlich die Königin zitternd bei innerer Gluth, zurück nach dem traurigöden Aufenthalt, deſſen Namen ausgelaſſene Fröhlichkeit bezeichnete.

Noch herrſchte Nacht. Die Wacht der Armbruſtſchützen vor den Pforten, war ſorglos eingeſchlafen.

Margaretha eilte in großer Bewegung die Treppe hinan, und öffnete das Vorzimmer, wo ihre vertraute Dienerin in ſichtbarer Angſt ihrer wartete.

„Verzeihung, Frau Königin,“ ſprach ſie eiligſt, „ich bin nicht ſchuld daran, daß er hier eindrang — die Wache iſt eingeſchlafen — und was ſollte ich — — ?“

„Wer? Wer?" fragte die Königin entſetzt.

„Wer anders — als er — der wie ein Schatten Euch umgibt — Verſoris —" erwiderte die Vertraute.

„Verſoris?" — wiederholte Margaretha, mit einem Blick, der ſich neu belebte, und ihre Bruſt hob ſich höher. „Schon gut — ihn wollt' ich ſprechen —"

Sie winkte der Dienerin, ſich zu entfernen, ſuchte ſich einen Augenblick von ihrer Ueberraſchung zu erholen und trat dann in ihr Gemach, wo der ſchöne Jüngling, mit ſanftem Vorwurfe im Auge, ihr gegenüberſtand.

„Verſoris — Du hier?" that die Königin mit anſcheinendem Befremden.

Er aber ſagte: „Faſt könnte ich eben ſo verwundert ſein, Dich ſchon hier zu finden. Du warſt krank, Margaretha, die Wachen hatten Befehl, Niemand zu Dir einzulaſſen, damit Du ungeſtört Deine nächtlichen Wanderungen vollenden konnteſt."

Die Königin ſetzte ſich ſtumm, den Blick zur Erde gewandt, und ſchien es nicht zu bemerken, daß er, auf Antwort harrend, vor ihr ſtand.

„Du ſprichſt nicht mit mir, Margaretha?" fing der Jüngling nach einer Pauſe wieder an, „Du haſt keinen Blick für Deinen Luigi? Wie? iſt es etwa nicht Margaretha, die ich hier vor mir ſehe?

iſt es jenes Trugbild des Juden, jenes zauberiſche Weſen, das — wie mir die Kunde ward — im Neslethurme allnächtlich Menſchenopfer ſchlachtet? Bin ich ſeiner finſtern Macht verfallen?“ ſetzte er mit innerm Graus hinzu, „ſprich — rede — ſage mir, Margaretha, daß Du es biſt, meine Königin?“

Sie blieb ſtumm und blickte unverwandt auf den Boden.

„Nun denn!“ rief er, „ſo iſt es, wie ich fürchtete. Jede Gemeinſchaft mit Dir, die ich hier vor mir erblicke, konnte mir Verderben bringen! Mein ſchnellſtes Roß ſoll mich nach dem Louvre tragen, damit ich mich überzeuge, daß meine Herrin dort vom ſüßeſten Schlummer umfangen ruht.“ —

Sie ſeufzte laut. —

Er wendete ſich wieder nach ihr um. —

„Setzet Euch zu mir, Verſoris,“ ſagte ſie nun matt, „und höret mich an. Euere Liſt, die Ihr anwendet, mir den Stachel der Vorwürfe zu entwenden, und gegen mich ſelbſt zu kehren, was Euch treffen ſollte, iſt nicht geziemend für einen Mann, dem ich meine höchſte Gunſt ſchenkte —“

„Wie froh bin ich, daß Ihr die Sprache wieder habt,“ rief Luigi Verſoris aus, „wenn gleich ich Eure dunkeln Worte mir nicht zu deuten weiß. Alſo ſeid Ihr doch nicht — des Juden Spukbild, das Euch ſo ähnlich ſieht und mir ſchon einmal im Leben, faſt verderblich erſchienen war — meine Königin wirklich — Margaretha — die holdſeligſte, die herrlichſte von drei Schweſtern — die Herrſcherin!" —

„Verräther!" ſchrie Margaretha durchdringend auf, indem ſie vom Sitze ſprang — „jetzt hab' ich Dich! Darum wurdeſt Du heut nicht vorgelaſſen, darum hieß es, ich wäre krank, darum verließ ich allein zur Nachtzeit dies Gemach —"

„Was meint Ihr?" fragte Verſoris beſtürzt.

„Was ich meine, Betrüger? O über den Heuchler!" rief ſie mit gemildertem Tone. „Als ob er's nicht wüßte! Genug — ich entlaſſe Dich! Wer rief Dich hierher? Was willſt Du von mir? Der König iſt in Paris, und die Begünſtigung, deren Du Dich, in ſeiner Abweſenheit, erfreuteſt, nehme ich nun zurück. Du biſt fortan Diener — ich Deine Königin!" —

„Und womit hab' ich Deinen Zorn auf mich geladen?" fragte Verſoris beſtürzt, dem es jetzt ganz entfallen zu ſein ſchien, daß er eigentlich es war, der zu zürnen hatte.

„Ich zürne Dir keinesweges," erwiederte Margaretha kalt, „auch meine Schweſtern ſind ſchön — ſchöner als ich — und wiſſen ſich ein fühlendes Herz zu gewinnen."

„Du könnteſt glauben?“ rief Verſoris. „Daß Jeanne von Poitiers und Blanche von la Marche —“ „Allerdings Damen ſind, die Liebe verdienen“ — fiel ihm die Königin ins Wort — „nicht Königinnen zwar, aber — kommt das bei der Liebe in Betracht? Lebe wohl, ſchöner Page — verlaſſe mich!“

„Du kannſt mich wahnſinnig machen —“ ſprach Verſoris, „ich komme in der Angſt meines Herzens hierher, gegen Dein Verbot, um mich von Deinem Zuſtande zu überzeugen und finde Dich nicht! Du biſt aus — zur Nachtzeit — Niemand weiß wohin! und da ich bleibe — da ich Aufklärung von Dir erwarte — überhäufſt Du mich mit unverſtändlichen Vorwürfen, heißeſt mich fortgehen, da mein Leben daran hängt zu bleiben.“ —

„Ja wohl, hängt Dein Leben daran,“ rief Margaretha mit ſtrenger Miene, „denn der König hat bereits Verdacht geſchöpft und ich ſehe nicht ein, warum ich mich für einen Treuloſen opfern ſoll, der mir Liebe heuchelt, während er in ſeinem Buſen einen Zettel verbirgt, der ihm von einer neuern, beſeligendern Liebe ſpricht —“

„Ein Zettel?“ — fragte Verſoris.

„Ja — ein Zettel —“ fuhr die Königin fort, „der Dir hier unter meinem Fenſter gegeben wurde, und den Du mit einer Inbrunſt in Dein

Koller ſteckteſt — mit einer Andacht, möcht' ich ſagen. Du konnteſt freilich nicht glauben, daß ich die Zuſchauerin abgeben würde, aber ich hörte Deine Stimme und Du wollteſt vielleicht mir einige Worte ſagen, dachte ich, — da ging ich — ſo ſchwach ich war — ans Fenſter und ſah wie Du den Zettel —“

„Margaretha!“ rief der Jüngling. „Welch ein Verdacht! und wenn ich Dir nun ſage, daß es ein mir faſt fremder Mann war, der mir jenen Zettel anvertraute. Daß ich ſelbſt nicht weiß, wie ich dazu kam, daß er es that. Ich ſah ihn nur einmal — in der Schenke eines Italiäners — geſtern, wie ich glaube. Er ſprach viel von ſeinen Abenteuern, und da er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein, dem ein Freundſchaftsbund folgte, wie man ihn nun eben auf ſolche Weiſe, an dergleichen Orten, und von Gelegenheiten dieſer Art begünſtigt, zu ſchließen pflegt —“

„Und dieſer Freundſchaftsbund“ — ſagte Margaretha mit Spott — „und jener Zettel, den Du empfingſt und ſorglich aufbewahrteſt — welch ein ſinnreicher Zuſammenhang!“

„Du könnteſt wirklich meinen Worten mißtrauen?“ fragte Verſoris.

„Weil Deine Ausflucht ſehr ſchlecht erfunden iſt,“ ſprach die Königin. „Du hätteſt Dich beſſer vorbereiten ſollen. Deine Geliebte muß wenig Scharfſinn beſitzen, oder Du haſt ſie nicht um Rath gefragt. Weiber erfinden ſonſt dergleichen Liſt mit größerm Talente. Das Einzige, was ich dabei bewundern könnte, iſt, daß Du noch die Frechheit haſt, mich dieſe Nacht, mit der Trophäe Deines Sieges aufzuſuchen; doch Du haſt meinen Ausgang belauſcht und wollteſt den Eiferſüchtigen ſpielen, um mich zur Rede ſtellen zu können.“ —

Sie wandte ſich verächtlich von ihm. —

„Margaretha, Du todteſt mich“ — rief der Jüngling verzweifelnd aus, „ſo höre mich an! Du ſollſt Morgen ſehen, daß ich dem Fremden in Deiner Gegenwart den Zettel übergeben werde.“ —

„Und warum hätte er ihn Dir anvertraut?“ fragte die Königin.

„Wahrſcheinlich enthält der Zettel irgend ein wichtiges Geheimniß,“ erwiederte Verſoris mit einiger wiedergewonnenen Faſſung, „das er in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte, irgend ein gefährliches Abenteuer zu beſtehen, ſichern Händen anvertraut wiſſen wollte.“

„Du ſcheinſt Dich jetzt beſſer zu beſinnen,“ ſagte die Königin — „aber dennoch bekehrſt Du mich nicht. Gib mir dieſen Zettel — ich will ihn nicht erbrechen — aber aus meinen Händen ſoll ihn Dein abenteuerlicher Freund zurückfordern —“

„Alles, was Du von mir forderſt, Margaretha, nur das nicht —“ ſprach Verſoris. „Könnteſt Du verlangen, daß ich das Zutrauen der Freundſchaft verletze?“ —

„Und Du wagſt es, das mir zu ſagen,“ rief Margaretha, von Schmerz ergriffen, aus, „mir — die ganz andere Bande um Dich zerriſſen hat? Welche Opfer brachte ich Dir — doch ich will ſchweigen — denn einem Undankbaren dünken ſie gering — und wahre Liebe haſt Du mir ja nie empfunden?“

„Margaretha!“ flehte Verſoris.

„Wenn er ſo vor mir ſtände, wie ich jetzt vor ihm,“ ſprach die Königin in ſich verloren. „Wenn er flehte, wenn er Ruhe der Seele von mir verlangte, wenn ich Alles hingeben müßte, um ſeine innere Qual zu enden, würde ich mich beſinnen, ſein Glück mit dem meinigen zu erkaufen? Er ſpricht von Treubruch in ſo geringfügiger Angelegenheit — Treubruch iſt nicht das Wort dafür! — Aber was that ich? — Was wagte ich — welche Opfer brachte ich ihm — ich — die Königin! doch gleichviel — auch die Königin iſt nur ein Weib!“ —

„Und Du hatteſt wirklich dies Gemach verlaſſen — krank — in dieſer finſtern Nacht — um mich zu ſuchen — den Du ſtrafbar glaubteſt?“ fragte der Jüngling.

„Den ich noch ſtrafbar glaube!“ rief die Königin. „Ach, Luigi! wenn jene Zeilen nicht von einem Weibe Dir geſchrieben wurden, wenn Du unſchuldig wärſt, rein vor mir ſtändeſt — und Alles begehrteſt — es würde Dein! Ich würde mit Wolluſt den Fluch des Himmels auf mich laden! Was fragte ich nach dem Zorne des Königs, was nach meinem Rufe, meiner Ehre, meinem Stande? Und ſtießen ſie mich in den Pfuhl der Schande und Deine Liebe bliebe mir gewiß, ich trotzte ihnen Allen — und dunkte mich ein reiner Engel in Deinen Armen!“ —

„Das könnteſt Du?“ rief Luigi.

„Frage mich nicht mehr, ſondern verlaſſe mich,“ rief Margaretha in geſteigertem Schmerze, „denn ich bin ja nur ein Weib — ein verachtetes Geſchöpf — das tief ſteht unter dem Begriffe von Ehre und Männerwort! Ein ſchwaches, liebendes Weib, das man ungeſtraft auf die Folter ſpannen darf, das man mit einem Worte erretten kann, und das man vor Eiferſucht umkommen läßt.“ —

„Wie aber — wenn es Jemand erführe“ — fragte Luigi mit ängſtlicher Miene.

„Wer ſieht uns hier? ſind wir nicht ganz ohne Zeugen?“ entgegnete ſie raſch.

„Aber Du ſtellſt mir den Zettel Morgen vor zehn Uhr unerbrochen zurück, um ihn dem Fremden ſelbſt, doch ſo einzuhändigen, daß Dir kein Zweifel darüber bleibe; das verſprichſt Du mir?" fragte Luigi.

„Das verſprech' ich Dir!" erwiderte ſie feierlich mit leuchtenden Blicken.

„Nun wohlan, ich traue Deinem Worte!" ſagte Luigi, und mit bebender Hand zog er einen Zettel aus ſeinem Koller und legte ihn in die der Königin. Sein feſter Blick wollte auf dem ihrigen ruhen, ſenkte ſich aber wieder ſchnell, und ſchmerzhaft rief er aus: „Was machſt Du aus mir?" —

Die Königin verbarg den Zettel, indem ſie ſagte: „Unverſehrt erhältſt Du ihn wieder von mir, um ihn Deinem Freunde zu geben! Jetzt, mein Luigi, bin ich ganz Dein! keine Andere macht mir Deinen Beſitz ſtreitig — Du biſt mir treu — mein Geliebter! mein Alles!"

Und ihre weißen Arme umſchlangen ihn, und ihre kalten Lippen erwarmten bald von ſeinen glühenden Küſſen.

Der Morgen erhellte die Wieſe und weckte Beide aus ihren ſüßen Umarmungen.

„Wir ſcheiden — doch nur auf kurze Dauer" — ſprach ſie. „Eine Stunde vor der von Deinem Freunde Dir beſtimmten Zeit hole den Zettel aus meinem Gemache und ich will Dir unentweiht Dein Geheimniß zurückliefern; doch einen Auftrag habe ich noch für Dich, deſſen Vollziehung Du mir dann zugleich melden wirſt.“

Sie erhob ſich und ging zum Tiſche, um zu ſchreiben, dann trat ſie wieder zu ihm hin, ihm die Schrift übergebend.

„Du ſuchſt ſogleich den Hauptmann Buridan auf, um ihn in meinem Namen zu verhaften und nach dem Chatelet in enge Gewahrſam zu führen —“

„Buridan?“ fragte Luigi, „den Geachteten, Entflohenen? Wo werd’ ich ihn finden?“

„Seinen Bruder, den Hauptmann,“ antwortete die Königin. „Es ward mir beſtimmte Kunde, daß er mit den nächtlichen Ermordungen im genaueſten Zuſammenhange ſteht. Auch der alte jüdiſche Zauberer wurde bereits eingefangen. Es iſt endlich einmal Zeit, daß dieſen Freveln geſteuert werde; und der König würde unſer mildes Regiment ſchelten, daher ich denn nicht verſäumen will, Strenge walten zu laſſen. Ich rechne auf Deinen Eifer, mir zu dienen.“

Der glückliche Verſeris, oder Robert, wie er eigentlich hieß, eilte von Verlangen durchglüht fort, den Befehl ſeiner geliebten Königin auf das Eifrigſte zu vollziehen, nicht ahnend, daß er denjenigen zu verhaften geſandt war, gegen den er ſo eben den ſchnödeſten Treubruch begangen hatte.

Eben ſo wußte Buridan nicht, welchem Schickſale er entgegenging, als er ſich am Waldrande, vom Mooslager und Guireddins Seite erhob, um zum Sturze ſeines Feindes Enguerrand de Morigny nach Paris aufzubrechen. —

Ende des erſten Theils.

Gorgona.

Bilder

aus dem

franzöſiſchen Mittelalter

von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

I.

Die weltliche Gerechtigkeit.

Auf ſeinem erhabenen Sitze, umgeben von ſeinen Räthen und Garden, ſaß der Präſident des „hohen und herrſchenden Kaiſerthums Galiläa," um mit Würde und Glanz einem armen, vor ihm ſtehenden Juden, die ſcharfe Frage zu dictiren.

Stumm und gleichwie im tiefſten Nachdenken verſunken, ſaßen die Räthe da; wie lauernde Hunde, die auf das erſte Zeichen ihre Beute packen, ſtanden die Garden; und bleich und zitternd, mit wirrem Auge und zerzauſtem Barte, keiner Worte mächtig als des kurzen Stoßſeufzers: „Höre Israel! unſer Gott iſt ein ewiger Gott!" der ſich unter tiefen Athemzügen faſt unhörbar, ſeiner ſchwer arbeitenden Bruſt entwand, ſehen wir den alten Manaſſès von Vierzon, ſeinen Richtern gegenüber.

Nur der Präſident des Tribunals, Kaiſer von Galiläa genannt, ſprach laut und vernehmlich folgende Worte:

„Höre auf, Deine ſataniſchen Verwünſchungen zu murmeln, verfluchter Jude! um uns die klare Einſicht zu trüben, die Recht ſprechen ſoll in dieſer verwickelten Geſchichte. Bete unſere Gnade an im Staube, die Dir vergönnt hat, daß Du hier vor uns erſcheinſt, und nicht ſogleich Deinem ruchloſen Leben ein Ende machte. Der Scheiterhaufen iſt bereitet, den Dein Bruder, der Hoſtienmörder Jonathas in dieſem Augenblicke beſteigt, Dir iſt nichts Beſſeres beſtimmt, wenn Du nicht in Wahrheit bekennſt, weſſen Du angeſchuldigt biſt.“

„Was ſoll ich bekennen?“ ſchrie der Jude in Verzweiflung. „Hab’ ich was begangen?“

„Welch ein Starrſinn!“ rief der Kaiſer aus, „haſt Du nicht blutige, noch vom friſchen Morde genäßte Pfänder in Deinem Hauſe gehabt? und weißt Du etwa nicht, daß es Euch bei Todesſtrafe verboten iſt, dergleichen anzunehmen?“

„Gnädigſter Herr!“ ſprach der Jude mit unterwürfiger Miene, indem er ſich zu ſammeln ſuchte. „Sind blutige Kleider, die ein böſer Menſch mir ins Haus wirft, Pfänder, worauf ich Geld geliehen habe? Jene Kleider waren mein Eigenthum. Vor langer Zeit ſchon hat eine fremde Herrſchaft dieſe Kleider mir verkauft, und ſie hingen da in meiner Rumpelkammer, wie ſo vieles Andre noch, worin unſer Eins ſein Bischen ſauer erworbenes Geld ſtecken hat. Ich beachtete ſie wenig, bis ſie mir heute in dieſem Zuſtande ins Haus gebracht wurden, von meinem ärgſten Feinde, dem Meiſter Jourdan Ferron, mit argem Hohne, weil er wußte mich dadurch ins Unglück zu ſtürzen."

„Wie ſind jene Kleider, wenn ſie wirklich Dein Eigenthum waren, aus Deinem Hauſe entkommen?" fragte der Kaiſer.

„Das, mein gnädigſter Herr," erwiederte der Jude, in deſſen Geſichte nun wieder der Ausdruck einer gräßlichen Angſt ſpielte, „kann mir leider kein Räthſel ſein. Die junge Dirne, die ich auferzogen habe, und die ich gleichſam um zwei Goldſtücke einem Bauer abgekauft, hat mir dieſe Kleider entwendet, um ſich, damit angethan, unter die Nazarener zu miſchen. Sie war verliebt oder war's ein anderer Grund? wie ſoll ich die Gedanken eines jungen Mädchens errathen? Oh, ſie hat mich in große Gefahr gebracht, und ich hab' ihr nichts als Gutes gethan, ihr ganzes Leben lang."

„Alſo gekauft haſt Du das Chriſtenmädchen, Jude?" rief mit erhobener Stimme der Kaiſer, „dieſe Schandthat geſtehſt Du ein. Gut! und zu welchem Behuſe kaufteſt Du ſie? Mußteſt Du nicht an Deinem Sabbathe Chriſtenblut herbeiſchaffen, um Deinen Teufel Dir gewogen zu erhalten? Verwundeteſt Du das Mädchen nicht in der Seite, um ihr Blut abzuzapfen, und ſchlachteteſt Du ſie nicht ſo, Ungeheuerer, Grauſamer, nach Jahren erſt Deinem Moloch? Hörten Deine Nachbarn nicht das ängſtliche Aechzen des armen Kindes, übertönt von Deinem wilden Geſchrei und Deinem entſetzlichen Singſang?"

„Wenn das Alles ſchon als beſtimmt angenommen wird," ſagte Manaſſès, „wenn das mein gnädigſter Herr ſchon weiß, was bleibt mir da noch übrig zu geſtehen oder zu läugnen? Ich bin ein ſchwaches Rohr am brauſenden Meere, was hilft mein Beugen und Drehen, der Sturm knickt mich doch."

„Nicht ſo, verfluchter Jude," rief der Kaiſer, „bekenne immerzu, was Du auf dem Herzen trägſt, deſto leichter wird es Dir werden, die ſtrenge Frage auszuſtehen."

„Mai, die ſtrenge Frage?" ſagte Manaſſès mit dem, ſeinem Volke eigenthümlichen, Tone, „was iſt's mit der ſtrengen Frage? — Fraget auf das Strengſte, gnädigſter Herr, ich kann vom Abzapfen des Chriſtenblutes nichts ſagen, wenn ich nicht lügen ſoll. Nie haben wir unſerm Gotte zu Ehren einen Tropfen Menſchenblut vergoſſen."

„Mit welcher Hartnäckigkeit er läugnet!“ ſchrie der Kaiſer, „bringt ihn auf die Folter.“

Und ſogleich packten ihn zwei rieſenſtarke Männer von des Kaiſers Garde, unter deren Fäuſten ſich der bleiche, zitternde Greis krummte und wand, wie der Wurm im Schnabel des Storchs.

„Gnade! Gnade!“ rief er im Wegführen, „ich weiß nichts, was mich retten könnte! Lebte meine arme Peronne noch, ſie würde meine Unſchuld bezeugen! Oh, daß ſie mir entlief und ſich der Gefahr preisgab, die nun auch mich verſchlingt.“

Sein Geſchrei verhallte in einem weiten Gewölbe, das an den Gerichtsſaal ſtieß, und deſſen ſchwere Eiſenthür ſich hinter dem Unglücklichen ſchloß.

Die Trabanten, die ihn herein gefuhrt, übergaben ihn hier den Dienern der ſinnreichen Maſchinen, welche die Gerechtigkeit der Menſchen erfunden hatte, um Verbrecher zum Geſtändniſſe zu bringen, geheime Triebfedern blutiger Handlungen zu entdecken, endlich Gedanken zu enthullen, die unſchädlich im Kopfe ſchlummerten, und Worte zu entlocken, die, einmal gehört, den Sprechenden ohne Rettung dem Tode überlieferten.

Mannesſtärke und hoher Muth ward hier oftmals gebrochen, Wahrheit getödtet und Lüge erzeugt, ſo gewaltſam richtete der unerträgliche Schmerz Vorſätze zu Grunde. Der Wunſch wurde hier lebendig, durch den ſchnellſten Tod allen Leiden ein Ende zu machen, und nur ſelten ward widerrufen, was die Folter erpreßt hatte, um nicht wieder von Neuem ihr anheimzufallen.

Was konnte man hier von einem ſo ſchwachen, furchtſamen Geſchöpfe erwarten, als Manaſſès von Vierzon? Er wühlte in ſeinem Hirn nach einem Gedanken, der ihn zu erretten vermocht hätte — aber vergebens. Nur einer war's, der ihn beherrſchte, der ſeiner Vernichtung. Nur Eines hatte er zu offenbaren — aber welche neue Folterqualen konnten ihm daraus erwachſen? Er verſuchte es, ſich zu ſammeln, um zu erwägen, welche Folgen ſeine Entdeckung haben könnte.

Er hatte Peronne eines Morgens in der Vorhalle der Notre-Dame-Kirche gefunden. Die drei Kreuze auf ihrem Arme, die Capſel mit dem Wappen, welche in den Lumpen lagen, worin das Kind gewickelt war, und endlich die Aehnlichkeit mit der Gemahlin des Königs, die zur Zeit — als er das Kind fand — eben erſt nach Paris gekommen war — Alles dieſes waren Umſtände, des Juden Gedanken auf einen beſtimmten Punkt zu lenken. Wie aber dieſen Gedanken Worte geben? wie dieſen Worten den tödtlichen Stachel rauben? So hin- und herſinnend, in unbeſchreiblicher Haſt erwählend und verwerfend, in Angſt nach Dieſem und

Jenem haſchend, was einen leichten Schein von Rettung verhieß, war die Zeit verſtrichen, die zu einigen Vorbereitungen nöthig war, ohne daß der Jude ſolches bemerkt, noch weniger einen Entſchluß gefaßt hätte.

Jetzt traten die Diener der Folter raſch auf ihn zu und griffen ihn mit ſtarker Hand an den Armen, um ihn ſeiner Kleider zu entledigen. Faſt beſinnungslos ließ er Alles mit ſich geſchehen.

Der lange, gelbe Talar mit dem rothen Rade, welchen alle Juden tragen mußten, war im Augenblicke abgeſtreift, das enganliegende Unterkleid entfernt, und nun befand ſich das lebende, ſchwarzbraune Gerippe Manaſſès, gekrümmt und bebend zwiſchen den Klauen der Henker, die ſich jetzt nach dem Bruſtlatze mit den vier Enden, woran die Gebetfäden geknüpft waren, ausſtreckten, die der Jude unmittelbar auf dem bloßen Leibe trug.

„Halt!“ ſchrie er, „dies Heiligthum entweihet nicht mit Euerer Hand, laſſet mir — was Ihr auch über mich verhängt habt — dieſen Troſt, mich daran zu erſtärken im Gebet zum einigen Gotte Iſraels.“

„Narr von Juden!“ hohnlachte einer der Henker, „wie willſt Du, daß wir Dir jenes glühende Pech in die ausgereckten Achſelhöhlen und Weichen tröpfeln ſollen, ohne Dir Deinen Sabbathkittel zu beſchmutzen. Du ſiehſt ja, daß es nicht angeht.“

Manaſſès hörte nicht, was der Henker, als ſolcher ſehr artig und verſtändig, vorbrachte, ſondern alle ſeine Sinne waren auf eine dunkelrothe Gluth gerichtet, die in einem Winkel des finſtern Gewölbes glimmte, und worauf eine ſchwarze Pfanne dickqualmenden Pechs ſtand.

„Um Gottes willen!“ rief er mit dem Ausdrucke der höchſten Angſt in allen Mienen und Gebehrden, „fuhrt mich vors Gericht zuruck — ich will Alles — Alles ſagen, was ich weiß.“

Der alte Henker, der fruher ſo freundlich geſprochen hatte, warf ihm ſchnell den Kaftan über den Kopf und brummte dazu: „hätteſt Du das nicht fruher ſagen können, Jud? ehrlichen Leuten ſo viel Muhe umſonſt zu machen!“ Aber ein junger, hubſcher Kerl, der erſt ſeit kurzem, aus wahrer Neigung, wie es ſchien, dieſe Hantierung ergriffen hatte, lachte lautſchallend auf: „Je nun, ganz umſonſt ſoll er uns die Arbeit doch nicht gemacht haben! Muß doch ein Wenig davon koſten!“

Und hierbei riß er eine rothgluhende Zange aus dem Feuer und zwickte den Juden damit in den Arm, daß der Aermel zu brennen anfing, und Manaſſès ein lautes Geheul vernehmen ließ.

Die Flamme war bald gelöſcht, nicht ſo der wüthende Schmerz des Juden, der nun wieder vor ſeinen Richtern ſtand. Hier hatte ſich jedoch die Scene verändert.

Mit Entſetzen erblickte der unglückliche Manaſſès ſeinen über Alles gefürchteten Feind, den Meiſter Jourdan Ferron, in äußerſter Geſchäftigkeit, vor dem Kaiſer von Galiläa ſein Rednertalent entfaltend:

„Nicht ſind es die blutigen Pfänder,“ ſprach der Meiſter, „noch das Erkaufen eines Chriſtenkindes, was den Juden zur Folter und zum Scheiterhaufen reif macht. Viel ſchwerer iſt die Anklage, die ich gegen ihn erhebe. Sagen ſoll er, wo das Geſchöpf hinkam, das er Peronne nannte, und das nach dem Ebenbilde unſerer Frau und Königin geformt war, damit ich das Scheuſal, kraft meiner geheimen Macht vernichten kann, und die Stadt davon befreien, die zu lange ſchon unter dieſer Geißel ſeufzt. Denn Ihr müßt wiſſen, hohe Richter, daß Juden unter mehreren verfluchten Teufelskünſten, die ſie in ihren ſchändlichen Zauberbüchern verzeichnet haben, auch die Macht beſitzen, Figuren aus Lehm zu bilden, denen ſie Leben verleihen, und die dann, ſo lange ſie leben, allen ihren gottloſen Gelüſten fröhnen müſſen, worin Mord und Raub obenan ſtehen. Bedenket, edle und weiſe Richter, welche Gefahr der Chriſtenheit, durch ſolche finſtre und grauſame Macht der Juden erwächſt!

Dieſe Geſchöpfe nennen ſie in ihrer heidniſchen Sprache: Golem, und durch das Wort: Emeth, welches ſie ihnen an die Stirne, dort, wo der Haarwuchs entkeimt, ſchreiben, beginnt das Ungethüm zu leben und zu handeln wie ein ordentlicher Menſch, doch wohlverſtanden im Sinne ſeines teufliſchen Schöpfers.“

Die Richter ſahen ſich voll Erſtaunen hierüber an; Einige ſchoſſen ſcheue Blicke nach dem Juden, und machten ein Kreuz. Der Jude hörte nur wenig von dem, was Jourdan Ferron vorbrachte, denn erſtens war er harthörig, zweitens war der Schmerz des Brennens zu wildtobend in ſeinem Arme geworden. Der Meiſter fuhr aber fort:

„Solcher Kunſt iſt dieſer alte Hund, den der Himmel verdammt, und der ſein ſchnödes Antlitz hier frech vor uns erhebt, im hohen Grade theilhaftig. Er trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er dem von ihm geformten Golem, die ſchöne Geſtalt Margarethens von Burgund gab, und allnächtlich dies Höllengebilde nach den wüſten Orten führte, wo die Schedim hauſen, die Diener des Fliegengottes, den die finſtern Juden verehren, als da ſind der Thermenpallaſt und der Thurm von Philipp Hamelin. Dort wurden ſchöne Jünglinge unter mancherlei Vorwand hingelockt, um mit ihrem Blute den Golem friſch zu erhalten. Er warf ſich auf dieſe unglücklichen Schlachtopfer mit Heißgier, biß ſich feſt mit ſeinen ſpitzigen Zähnen in die Halsadern, und ſaugte ſich voll, die Chriſtenjünglinge tödtend, die gekommen waren, ſinnlichen Genuß und Liebesfreuden zu empfangen in den Armen des Dämons, deſſen Außenſeite ſo reizend und verfuhreriſch prangte. Nun, da ich vollkommene Gewißheit habe, über dieſe Verbrechen des Abgrundes, verübt durch Manaſſès von Vierzon, und gerüſtet bin, das Wort „Emeth" von der Stirne des Golem zu löſchen, und ihn zu zerſchmettern in Stücken, durch die Kraft, die in mir wohnt — nun iſt das Ungethüm nirgend zu finden. Verborgen hält er es vor allen Nachſuchungen und ſeine teufliſche Rache freut ſich daran. Mögen ihn jetzt die Richter immerhin verbrennen, ſo denkt er bei ſich, ſein Golem mordet fort und fort. Daher erpreßt von dem verſtockten Böſewicht, Ihr hohen und weiſen Richter! durch alle erdenklichen Zwangsmittel und Qualen, das Geſtändniß, das er nie gutwillig ablegen wird. Den Golem überantwort' er mir, damit ich ihn vernichten kann, und unſchädlich machen für ewige Zeiten."

Hier endete Meiſter Jourdan Ferron ſeine Anklage und die, für damalige Zeit, mit großer Weisheit verbrämte Erklärung des Golems, den — wie die kabbaliſtiſchen Bücher bezeugen — ganz in angeführter Art, weiſe Rabbinen verfertigen konnten. Sein bräunliches Antlitz legte ſich in ganz abſonderliche Falten, welche höhniſche Beweglichkeit und zufriedene Ruhe zugleich ausdrückten, während die rothen Haare des Spitzbartes, der als dünne röthliche Welle in abfallender Stärke bis an die Ohren ausgedehnt war, ſich ſeltſam emporrichteten und dem gelehrten Manne ein wahrhaft teufliſches Ausſehen gaben.

„Was ſoll ich bekennen?“ ſagte hierauf Manaſſès mit erſtickter Stimme, der zu gut einſah, daß nichts ihn hier zu erretten vermöchte. „Wär' ich ſo erfahren in der geheimen Weisheit unſerer Lehrer, ich würde nicht hier ſtehen vor meinen gerechten Richtern in Todesangſt; ich hätte mir nicht meinen Arm zwicken laſſen mit rother Zange, von dem rohen Schergen, ohne ihn eine Legion von Horammammes in alle Adern zu wünſchen —“

„Hörſt Du's, Kaiſer von Galiläa! hört Ihr's, weiſe Richter?“ rief Jourdan Ferron wild, „wie rachſüchtig der böſe Jude iſt?“

Alle ſahen voll Abſcheu auf den armen, vor Angſt bebenden Greis. Der Knecht aber, der ihm den Arm gebrannt hatte, und den er nun dafür „roher Scherge“ benannte, ſchnaubte und wies die Zähne, als wäre er des Winks gewärtig, über ihn herzufallen und ihn zu zerfleiſchen.

Manaſſès ſchöpfte tief Athem, ſah ſich dann ruhig im Kreiſe um, und fuhr mit vollkommener Reſignation fort:

„Ich fühle, daß mich nichts aus dieſer Gefahr befreien kann, als ein Wunder! Der Herr Zebaoth iſt groß! Er kann die Feinde vernichten, und wären ſie zahlreicher als der Sand am Meer, er kann den Gerechten beſchirmen, wie und wo er will! Was Ihr von mir wiſſen wollt, kann ich Euch nicht ſagen. Das Chriſtenmädchen iſt mir entſchwunden, wie ſoll ich errathen, wohin? Wahrſcheinlich iſt ſie todt, wie mir dieſe blutigen Kleider bezeugen. Steht es bei mir, ſie lebendig zu machen? Was ich hier noch ſagen könnte, würde mir eben ſo gewiß das Leben koſten, als wenn ich gänzlich ſchwiege. Darum will ich keine eiteln Worte mehr ſprechen, ſondern mein Herz im ſtillen Gebet zu den himmliſchen Gezelten des Herrn erheben. Höre Iſrael! unſer Gott iſt ein ewiges, einziges Weſen!“ —

Und nun bewegten ſich ſeine Lippen faſt unmerklich, er ſchob die Füße dicht zuſammen, legte die eine Hand auf den Kopf, da er baarhaupt vor den Richtern ſtehen mußte, ſich aber ſeinem Schöpfer nur bedeckten Hauptes nähern durfte, und — das Geſicht nach Oſten kehrend — ſprach er ſo das hochheilige Gebet des Propheten Esra.

Sein Ankläger Ferron ermahnte die Richter, in ihrer Strenge zu beharren. „Seine Worte gaben deutlich zu verſtehen," ſagte er, „daß er noch ein Geheimniß bewahre, aber nicht hoffen dürfe, damit ſein Leben zu erkaufen, und es deshalb verſchweigen wolle. Wir können uns jedoch nicht zufrieden geben, bis er uns enthüllt hat, was er weiß — darum —"

„Zur Folter!" riefen Alle.

Und auf einen unmerklichen Wink des Kaiſers von Galiläa riſſen die wüthenden Knechte den alten Hebräer, aus ſeiner ſtillen Andacht, zum zweiten Male in die Marterkammer.

Diesmal gingen ſie raſcher mit dem Entkleiden zu Werke, es wurden keine Worte dabei gewechſelt, und Manaſſès ließ mit feſtgeſchloſſenen Augen Alles über ſich ergehen, was Menſchen verhängten, wohl wiſſend, daß der Himmel ſeine Tauben ſendet, um mit lindem Flügel die Märtyrer in den Flammen zu kühlen, und daß zehnſtündige Folterqualen die Henker wohl ermüden können, den Gerechten aber, ſtatt der Schmerzen, die reinſte Anſchauung himmliſcher Freuden gewährten.

Halb bewußtlos hatten ſie den kleinen Greis an die Leiter gebunden, und ſo ſeinen durch Alter, Kummer und Entbehrung aller Art zuſammengeſchrumpften Leib, faſt um die Hälfte verlängert.

Die morſchen Knochen krachten in den Gelenken und die trockene Haut der auseinander gereckten Achſelhöhlen, der Dünnungen und der Kniekehlen, ſahen einer Schwimmblaſe gleich, und wurden von den Henkern vorzugsweiſe gewählt, die zerſtörende Gewalt des Feuers dahin zu richten. Nur ein leiſes Wimmern ließ der Gefolterte vernehmen.

Die Knechte waren ſelbſt ſo vergeſſen in ihrer wilden Grauſamkeit, daß ſie die vorſchriftmäßigen Friſten nicht beobachteten, wo dem Leidenden Ruhe gegonnt wird, damit er ſeine Sinne ſammeln und ein Bekenntniß herausſchreien könne, und nur als die letzte Gränze des erſten Grades erreicht war, und der Jude ganz ſtill wurde, ſahen ſie die Fruchtloſigkeit ihrer ſataniſchen Bemühungen ein und ſie ſchritten zum zweiten Grade.

Man band Manaſſès los, ſetzte ihn auf ein Ruhebette, hüllte ihn in einen groben Mantel, der zu dieſem Zwecke dalag, und ſchon viele unglückliche Dulder mit ihren Brandmahlen umhüllt hatte, und gab ihm ein Fläſchchen mit einer ſtarkriechenden Eſſenz in die Hand, damit er ſeine Lebensgeiſter erfriſchen möge, die ihn zu verlaſſen drohten. Inzwiſchen waren die Knechte darüber her, Gluthpfanne, Zangen, Leiter und Stricke bei Seite zu ſchaffen und dafür jene furchtbaren Werkzeuge herbeizuſchleppen, die bei dem zweiten Grade der Folter angewandt wurden.

Es waren zwei Stücke Holz, ſtark mit Eiſen beſchlagen und mit Schrauben verſehen. Ein mäßiger Einſchnitt in der Mitte diente dazu, die Wade eines Menſchen hineinzuzwangen, und die ſtärkſte ſelbſt mußte darin Platz finden können. Die Schrauben wurden dann in Bewegung geſetzt, und die Höllenpein begann. Aber ſelbſt, wenn dieſer zweite Grad beendigt war, und nun die nachlaſſenden Schrauben, das Bein aus ſeiner Haft befreiten — war es da noch Bein zu nennen? Ein Theil jenes bewundernswürdigen Baues, den ein gütiger Gott nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen haben ſoll? — Es war ein rohes Stück Fleiſch, voll hüpfender Muskeln, den wühlenden Schmerz in den entblößten Nerven, und nie konnte es wieder von dem Unglücklichen zu dem Dienſte gebraucht werden, wozu es urſprünglich von der Natur beſtimmt war.

Wir ſchaudern bei dieſer Beſchreibung, und doch iſt ſie wahr! und ſind viele unſerer heutigen Strafen nicht auch grauſam? Sind verurſachte Seelenleiden leichter zu ertragen, als körperliche? und gibt es nicht noch Waſſergefängniſſe, Gifthütten und Zwangsarbeithäuſer?

Die Folterknechte näherten ſich dem halbohnmächtigen Juden, um ihre Belebungsverſuche an ihm fortzuſetzen und ihn dadurch wieder empfänglich für die erneueten Qualen zu machen.

„Der tückiſche Zauberer,“ fing der Eine von ihnen an, „kann ſich unempfindlich hexen, und das iſt die gefährlichſte Art. Alle unſere Mühe iſt vergebens. Wir können uns anſtrengen, daß uns der Athem vergeht, und er betet zu ſeinem Teufel, der ihm die Schmerzen abnimmt.“

„Es hat ſich ſchon getroffen,“ ſagte ein Anderer, „daß ſie alle Schmerzen in die Gebeine der armen Diener des Gerichtes zu bannen wußten, die entſetzt und laut heulend, die Werkzeuge aus den Händen fallen ließen, und Keiner ſich mehr getrauen wollte, den Hexenkerl anzurühren.“

„Bah!“ rief der Dritte, den wir ſchon von dem Brandverſuch an Manaſſès Arm kennen, „ich will ihn ſchon zuſammendrehen, daß er’s fühlen ſoll.“ Und dabei tränkte er die Schraubenmutter mit Oel, damit ſie ſich williger ſeiner Kraftanſtrengung fügte und bis aufs Aeußerſte die Schraube in ſich aufzunehmen vermöchte.

Während dieſe Worte gewechſelt wurden, hatten die Andern in Manaſſès wirklich, nach ihrer Meinung, ſo viel Lebenskraft wiedererweckt, daß er ganz geeignet ſchien, die ihm in Bereitſchaft gehaltenen Folterſchmerzen mit Erfolg zu empfangen. Der Greis hatte die Augen groß offen, ließ ſie wild ringsumher rollen, öffnete dann die krampfhaft geſchloſſenen Hände und befühlte die Stellen ſeines Leibes, die beſonders ſchmerzten, athmete tief und ſchwer, richtete ſich in die Höhe und dankte in hebräiſcher Sprache ſeinem Herrn Zebaoth, daß er ihn die Drangſal habe überſtehen laſſen, indem er vermeinte; die Folter ſei zu Ende. . . . .

Ein bedeutender Lärm, der auf der Straße vorüberzog, erregte jetzt die Aufmerkſamkeit der Knechte. Es war das Getöſe vieler dahinſtrömender Menſchen, unterbrochen von raſendem Geſchrei, das wie Verwünſchungen tönte. Man hörte deutlich den Namen: „Enguerrand de Marigny!" begleitet von fürchterlichen Drohungen und Flüchen. Mit Frohlocken ſtürzten ſich die ſchrecklichen Geſellſchafter des gefolterten Juden, zu den Fenſtern hin, die engvergittert, oben am Gewölbe, mit dem Niveau der Straße gleich waren. Sie klemmen an vorragenden Steinen bis zu ihrer Höhe empor, und hingen nun, wie hölliſche Ungethüme vor den Oeffnungen, indem ſie ſich mit ihren blutigen, plumpen Händen an dem Eiſenroſt davor, feſtkrallten.

„Ha! ha!" ſchrie Einer von ihnen gellend auflachend, „nun glauben ſie wird's ruhig werden, da ſie den Generalzauberer hängen! Am Ende könnt' uns bang werden, daß wir ums Brod kämen. Doch fürchtet Euch nicht, Brüder! mit dem Einen iſt's nicht abgethan. Das Hexengeſindel wächſt wie der Pilz ohne geſäet zu werden!"

„Ich möchte dem Hunde Marigny nur ſelbſt gern den letzten Dienſt erweiſen," ſchrie ein Zweiter dazwiſchen, „ich hab' ihn nie leiden können. Durch ſeine Künſte glaubte er ſich ſeiner Feinde ſchon ſo entledigen zu können, und unſer nicht zu bedürfen. Jetzt hat er's! Nun wird er einſehen, wie wichtig unſere Hantierung iſt, wenn Nicolas Poitevin, der dort an ſeiner rechten Seite ſo ſtolz einhergeht ihm den Strick von gutem Hanf, den er in der Hand hält, um den feiſten Hals legen wird."

„Wie kam's denn aber ſo ſchnell mit ihm?" fragte der Jüngſte von den Knechten.

„Auf Befehl der Königin wurde er verhaftet und mehr brauchte es faſt nicht, um ihn ſogleich auch an den Galgen zu bringen, für den er längſt reif war," verſetzte der Erſte. „Er hat ſchnöde Zauberei getrieben, er war ein ärgerer Hexenmeiſter als Molay und ſeine feuerflammende Rotte; und unſern König Philipp den Schönen hat er auch umgebracht, durch einen ſchändlich gefeiten Bolt. Ja, ja — der hat den Tod zehnfach verdient. Sieh nur Labalue, wie unſer Nicolas Poitevin herſchaut — er lacht uns zu — hier! ich zeige ihm die Zange — wir haben alle Hände voll zu thun — können nicht fort — ſo gern wir wollten —"

Die Henker unterhielten ſich ſo erbaulich am Gitter der Folterkammer, und draußen zogen langſam die Schergen vorüber, den Kanzler Enguerrand de Marigny in ihrer Mitte zur Richtſtätte führend. Buridan hatte ihn mit dem eigenhändigen Verhaftsbefehl der Königin, auf offener Straße erlauert, weil ſein Haus und der Louvre als Aſyl galten, und dort gefangen. Die Anklagen gegen Marigny, lauteten auf Zauberei und Königsmord, ſeine Feinde regten ſich und vor Allem erhob ſich der Graf von Valois, Bruder des verſtorbenen Königs, laut gegen ihn, und beſchleunigte ſein Verderben. Nach kurzer Verhandlung ward das Todesurtheil über ihn gefällt und ohne Saumniß vollzogen.

Während Buridan nun ſein Glück verſuchte und die erſten Schritte in dem Kreiſe wagte, den Marigny bis dahin ſo glänzend ausgefüllt hatte, ging dieſer die letzten zur Richtſtätte, für die er Buridan längſt beſtimmt glaubte. So wechſeln Schickſale im Leben, und die Menſchen wähnen die Leitung derſelben in ihrer Gewalt zu haben!...

Nicht gebeugt ſchritt der ehemalige Kanzler einher, wenn gleich in dem kläglichſten Aufzuge von der Welt, der den Hohn des rohen Haufens anfeuerte. Baarfuß ging er, nur mit einem kurzen Hemde bekleidet, aber mit zentnerſchweren Ketten, um Hals, Arme und Beine gefeſſelt, und eine

Krone auf dem Kopfe tragend, worauf man mit rothen Buchſtaben die Worte las: „Enguerrand de Marigny, vormals Graf von Longueville und Kanzler von Frankreich, Zauberer und Dieb, erleidet den Tod als Mörder ſeines Königs.“

Aus den Gitteröffnungen des Foltergewölbes ſah man den hochgelegenen Galgen von Montfaucon, den Enguerrand ſelbſt hatte erbauen laſſen, als ſollte er der Ewigkeit trotzen und wirklich dauerte ſein feſtes Mauerwerk Jahrhunderte hindurch, vom Blute der Verbrecher und Unſchuldigen beſpritzt, und ſtets gekrönt von den modernden Reſten der Geſchlachteten, ein ſcheußliches Ueberbleibſel roher Zeit, als ſchon Paris ſich damit brüſtete, die erſte Hauptſtadt der geſitteten Welt zu ſein. Mit feſtem Muthe ſtieg Enguerrand die Stufen hinan, ohne ein Wort zu ſprechen, ließ er ſich den letzten Dienſt erweiſen, und einen Moment hernach ſchwebte ein dunkeles Etwas auf blauem Grunde, in hoher Luft.

Das lauteſte Beifallsgeſchrei, welches dem ausgeübten Acte der Gerechtigkeit, ſo wie der Geſchicklichkeit des Henkers gelten ſollte, mochte dem dunkeln Körper, hoch droben in der Luft, wohl vernehmbar geweſen ſein, denn die ſchlotternden Glieder zuckten noch, als ſie einen Augenblick ſpäter der Nachrichter vom Stricke löſte, ſie über die Schulter warf, wie das Fell eines geſchlachteten

Thieres, und damit die Stufen abwärts ſtieg, um ſie mit einer lockern Schicht Erde, am Fuße des runden Gebäudes zu bedecken.

Während Alles dies die Aufmerkſamkeit der Folterknechte in hohem Grade angezogen hatte, war die vollkommene Beſinnung bei Manaſſès von Vierzon zurückgekehrt. Die Erinnerung ſeiner ausgeſtandenen Leiden, ſo wie die Ausſicht auf eine lange Pein, ward ihm klar, die Unmöglichkeit, die Wuth ſeines Anklägers zu entwaffnen, und die Forderungen ſeiner Richter genügend zu beantworten, Alles dies erhellte ihm den bodenloſen Abgrund, an deſſen Rand er ſchwankte: Folter, Kerker, Hinrichtung zeigten ſich ihm. Aber dennoch hob es ſeine Bruſt mit unerklärlicher Regung. Sein altes Auge ſchweifte im finſtern Raume umher, und eine kleine Eiſenthür — ganz hinten im Gange — hatte es erſpäht und dieſe war es, die einen Strahl von Hoffnung in ihm entzündete. Er blickte nach ſeinen Gefährten, die oben in roher Schauluſt am Gitter hingen und ihn unbeachtet ließen. Er raffte ſich auf, verſuchte zu ſtehen — zu gehen — und leiſe, gehüllt in den Mantel, den die Henker um ihn geworfen hatten, huſchte er nun, an den Wänden fort, durch den dunkeln Raum zur kleinen Eiſenthür, er öffnete ſie ſchnell — ein dumpfer Modergeruch und ein wildbrauſendes Waſſer, ſtrömten und ſchallten ihm entgegen — aber was hätte ihn wohl abſchrecken können in dem Augenblicke, worin er ſich befand. — Fort war er und die Thür ſchloß ſich hinter ihm. — Der Ort, in den er gerathen war, führte zu den uralten Todtengewölben unter Paris, die Katakomben genannt, ein unterirdiſcher Canal der Bièvre floß hier durch, um die Leichen derer aufzunehmen, die während des Folterns den Geiſt aufgegeben hatten.

II.

Die Bewohner der Katakomben.

Lange tappte der alte Manaſſès in tiefer Finſterniß fort, vor dem jähen Abgrund, der ſich neben ihm in die Unendlichkeit — wie es ſchien — erſtreckte, durch nichts als das Rauſchen des unterirdiſchen Canals gewarnt. Oft erreichte er mit dem ausgeſtreckten Arme die naſſen Steinwände des Ganges, und hatte ſo eine ſichere Richtung, öfter aber wichen ſie zurück und ließen ihn aufs Ungefähr ſeine ſchwierige Wanderung fortſetzen. Seine Schmerzen, verbunden mit ſeinem Alter und die Beſchwerlichkeit des Weges, hielten ihn ab, wie ein Flüchtling, der einer großen Noth zu entkommen ſucht, vorwärts zu ſtreben, es war mehr ein ängſtliches Fortkriechen, oftmals von Erſchöpfung unterbrochen, als eine Flucht zu nennen. Dann und wann ſchien es ihm, er höre über ſich Getümmel und Geſchrei, es war ihm auch wohl, als würde in der Ferne eine ſchwere Thür zugeſchlagen, oftmals auch glaubte er deutlich den Schimmer von Fackeln wahrzunehmen und er raffte ſich zuſammen, ängſtlicher arbeitete er ſich empor aus dem Geſtein, das ſeinen Schritt hemmte, und runde, loſe Gegenſtände rollten unter ſeinem Fuße und platſchten ins Waſſer, daß der dadurch entſtehende Wiederhall wie ein leiſer, fernhindröhnender Donner ſchallte. Aber ſeine Furcht war ohne Grund. Ihn hier zu verfolgen, daran dachten die Folterknechte nicht, denn von hier war keine Erlöſung, das wußten ſie. Wenn ein Wagehals ſich dazu gefunden hätte, in die Katakomben zu ſteigen, ſo wäre der Hungertod ſein unausbleibliches Loos geweſen. „Aber der Jude,“ ſagten ſie zu einander, „wird kein ſolcher Thor ſein, den hat ſein Freund, der Teufel, geholt.“

Und dabei ließen ſie's bewenden. — Nach und nach erweiterte ſich die Pupille unſers alten, einſamen Wanderers, der noch nicht wußte, wo er ſich befand.

Sein Sehkreis wurde größer. Erſt dämmerte es auf zehn Schritte um ihn her, während darüber hinaus die rothe, hohläugige Nacht lagerte; dann ward es um ihn lichter und die Dämmerung entriß der formloſen Nacht ein Stück ihres Gebiets, und ſo fort, bis daß ſtets braunere Kreiſe auf graue folgten, hinter deren letzten es immer wieder die formloſe Unendlichkeit war, die ſich mit einem trügeriſchen Roth ſchminkte, das immer mehr zurückwich, als man ſich ihm näherte.

Es zeigten ſich unregelmäßige Aushöhlungen, hin und wieder von ſtarken Pfeilern geſtützt, deſſenungeachtet aber hier und da eingeſtürzt und mit koloſſalen Trümmern den Boden bedeckend. Ueberall herrſchte eine Todtenſtille, die nur das rauſchende Waſſer der Bièvre unterbrach.

Manaſſès fühlte ſich dem Erſticken nahe und ſetzte ſich auf einen Stein am Ufer dieſer Fluth, die zwar einem Höllenfluſſe glich, aber doch tröſtlich erſchien, als das einzige Lebende in dieſem weiten Reich des Lebloſen.

Er ſtreckte den Arm aus und ſchöpfte mit hohler, zitternder Hand von dem Waſſer, befeuchtete damit Augen und Bruſt, und indem er den Segen darüber ſprach, brachte er davon an ſeine vertrockneten Lippen. Aber keine Labung ſpendete dieſer Quell, modrig und ſalzig erregte er nur Ekel, und Manaſſès weinte ſtill in ſich hinein über ſein Elend und wollte ſich erheben, um in fortſchreitender Richtung den Ausgang zu erreichen.

Plötzlich aber ſank er, wie vernichtet, auf ſeinen Steinſitz zurück. Sei es, daß der längere

Aufenthalt im Dunkeln ſeinen Sehnerv dazu geeigneter gemacht, oder war es das Benetzen der Augen mit dem unterirdiſchen Waſſer — genug — er ſah jetzt deutlicher die Gegenſtände ringsumher, und dieſe waren es, die mit einem Male ſeine Kraft gelähmt hatten.

Hier waren es verſchränkte Todtenbeine — dort ein Haufe von Todtenköpfen, die gleich den Kanonenkugeln in einem Zeughauſe in grauſenerregender Ordnung dalagen, in jener niſchenartigen Höhle wohlerhaltene Skelette — und nicht bange Furcht vor den Ueberreſten längſt Verſtorbener war es, die ſich des alten Manaſſés bemächtigte, nicht waren es dieſe Knochen, die ja — wenn er den Blick zurückwendete — während der ganzen Wanderung ſeine ſtumme Geſellſchaft gebildet hatten, ſondern der Gedanke erfaßte ihn mit aller Schrecklichkeit der hoffnungsloſen Vernichtung: „es ſind die Katakomben, worin Du Dich befindeſt!“

Und nun fing es an vor ſeinem Geſichte zu flirren und zu huſchen — es ſauſte vor ſeinen Ohren wie Glockengetön — alle Todtenköpfe nickten und wackelten hin und her, alle Beine hoben ſich ſchwerfällig, alle Arme zuckten krampfhaft, in immer engern Kreiſen umrauſchte ihn der fürchterliche Todtentanz — —

„Keine Rettung von hier! Hungertod!“ ſchrie er wie wahnſinnig — ein gräßlicher Donner rollte durch die Höhlen aus weiter Ferne heran und er ſtürzte ohne Bewußtſein nieder.

Durch den Donner hörte er aber noch unzähligemal die Worte: „keine Rettung von hier! Hungertod!“ denn der ſtarke Ausruf hatte die grauſigen Echo dieſes Orcus aus ihrem hundertjährigen Schlafe geſchreckt. —

Das ſcheinbare Leben, das ihn umgeben hatte, da Ohnmacht ſeine Sinne in Feſſeln ſchlug, geleitete ihn in das Reich der Traumwelt hinüber und ſie umkränzte ihn mit Blumengewinden, wie es nie in ſeinen glücklichſten Tagen noch der Fall geweſen war. Es war Ruhetag, aber nicht die ſtarre, ewige Ruhe des Grabes bezeichnete ihn, ſondern die ſtille Sabbathfeier. Der Feſttag ſelbſt war es, wie eine Braut geſchmückt, mit Mohn und ſchlummerduftenden Saronsroſen, der im Geleite guter Engel dem gläubigen Hebräer, hold und lieblich entgegenſchwebte. Die Schöpfung war vollendet — Alles ſtand feſt und ruhig in ſeiner Kraft, ein ewiges Denkmal des hohen Baumeiſters, und dieſer ſelbſt verſchmähete nicht die beglückendſte Regung der Menschenbruſt — die himmlische Ruhe — nicht die Ruhe nach Erſchöpfung, ſondern das ſtille Schwelgen im friedlichen Genuſſe, die der Schöpfer empfindet mit dem Geſchaffenen, die der Vater fühlt im Kreiſe der Kinder, der Künſtler beim Anſchauen, beim Durchleben ſeines Werkes. Ein leiſes Gebet fliſterte Manaſſès dem bräutlichen Sabbath entgegen — er öffnete ihm den Vorhang ſeines Gezeltes, das die blühenden Palmen beſchatteten und die duftigen Zweige der Balſampappel und orientaliſchen Weide bedeckten. Der Tiſch war aufgeſchmückt mit geweiheten Gefäßen, auf denen die Feſtſpeiſen prangten und die heilige Lampe duftete von köſtlichem Naphtha. Mit hochklopfender Bruſt empfing er als freier Mann ſeinen heiligen, himmliſchen Gaſt in der Wüſte, die er vierzig Jahre durchziehen mußte, die ihm aber war wie ein alter, treuer Genoſſe, denn er kannte ihre reizenden Schreckniſſe und er verſtand ihre Stimmen des Tages und der Nacht — und er war inmitten der Seinen — geführt und geſchützt von dem Weiſeſten der Menſchen — und ſie bewahrten in ihrer Mitte das in den Flammen des Horeb empfangene Geſetz, das nie alt wird, und das Heil der geheimnißvollen Bundeslade. — Mehr als der Glanz des Königshofes in Jeruſalem voll Grauſamkeit und Entartung, mehr als die blutigen Kriege der Eroberung, entzückte den alten Juden der Sabbath in der Wüſte, und darum ſandte ihm der gütige Himmel dieſes Geſicht.

Aber es ſchwand. —

Als Manaſſès wieder die Augen öffnete, da geſchah es, daß er vom Leben zum Tode erwachte. Der wilde Tanz, den die ſchwindenden Sinne beim Beginnen der Ohnmacht ihm vorgegaukelt hatten, war beendet, das Summen des zum Kopfe ſtrömenden Blutes, das wie Läuten heller Glocken klang, war verſtummt, die hüpfenden Flämmchen und Lichter waren verlöſcht, und der ſtarre Tod, die grauſe Nacht umgaben ihn, und nur die Bièvre rauſchte an ſeiner Seite vorüber. Aber der Schlaf und der anmuthige Traum hatten doch ſeine Sinne belebt und wenn gleich ſeine Brandwunden in den kranken Gliedern ſchmerzten, ſo war er doch heller, geſunder Gedanken fähig.

Er wußte nun mit Beſtimmtheit, wo er ſich befand. Keine Täuſchung über ſeine Lage waltete mehr. Rechts und links dehnten ſich verlockend Gänge, deren Ende er abzuſehen vermeinte, während das ihm entgegen brauſende Gewäſſer aus einer öden Wildniß zu kommen ſchien. Dennoch hielt er es für rathſam, ſich nicht in jene Seitengaſſen der unterirdiſchen Stadt zu verlieren, aus deren Labyrinth wohl nimmer Rettung möglich geweſen wäre. Denn gleich den Straßen auf der Oberfläche, verwirrt ineinandergeſchlungen, bald zu geräumigen Plätzen erweitert, bald zu engen Winkelgäßchen verengt, ſo durchkreuzten, erweiterten und verengten ſich auch die Katakomben, welche, allem Anſcheine nach, von dem Bedürfniß ausgehöhlt worden waren, den Bauſtein zu den Wohnungen und Kirchen zu erhalten, da keine Gebirge in der Nähe die erforderlichen Steine dazu liefern konnten. —

„Das Waſſer," dachte Manaſſès, „muß doch irgendwo herkommen, gehe ich ihm nun immer entgegen, ſo führt es mich wohl ſo gut, daß ich das Tageslicht wieder erblicke, wenn mich der Hungertod bis dahin nicht ereilt."

Obgleich die beſtändig gleiche Dunkelheit ihn uber Tag und Nacht in Zweifel ließ und dieſer Zweifel noch durch ſeine Ohnmacht erhöht wurde, deren ungewiſſe Dauer ihm den Maßſtab der Zeit gänzlich entruckte, ſo glaubte er doch annehmen zu konnen, noch nicht über einen Tag in den Katakomben zu ſein, weil der Hunger, der ohnedies nur ſelten, bei dem alten — an Faſten gewöhnten — Mann einzukehren pflegte, ſich noch gar nicht bemerkbar machte. Mehr war es das Lechzen nach einem Tropfen friſchen Waſſers, das ihn peinigte. Doch ſeinen Muth erhob der Gedanke, daß er nun wohl ſchon zu weit von dem Foltergewölbe ſich entfernt hatte und daher von Verfolgern nichts für ihn zu befürchten war. So ſchritt er immer weiter, klimmend, ſtolpernd, tappend, bis — nach ſeiner Meinung waren wohl wieder mehrere Stunden verfloſſen — ein dumpfes Gebrauſe ſein Ohr traf. Er hielt erſchreckt im Weiterſchreiten inne, vermeinend, daß abermals eine Ohnmacht ihn beſchleichen wollte, die ſtets Auge und Ohr mit ſeltſamem Blendwerke zuerſt betäube — ſeine Sinne jedoch blieben wach und er ſtand feſt und ohne Schwindel. Aber das Rauſchen tönte immerfort — wie wenn ein nahes Wehr ſich vernehmen ließ, oder eine Schleuſe geöffnet wurde, die den Waſſerſchwall lange zurückgehalten hatte.

„Stürzt vielleicht die Decke über mir ein?“ dachte er, „und bahnt ſich die Seine einen andern Weg in dies furchtbare Grab?“

Er blickte in die Höhe. Ein freundlicher Schein glänzte zu ihm nieder. Das war keine Täuſchung, kein ſinnverwirrendes Flammenmeer, erzeugt vom brennenden Hirne, keine hupfenden Feuer, geboren in den Dämpfen der geheimnißvoll brütenden Nacht — es war ein lichter Punkt, einem Sterne gleich, umzirkt von einem hellen Scheine — es war das Licht einer freundlichen Lampe, das aus einer Thürritze ſich zu ihm hinabſtahl — er blickte ſcharf vor ſich — was ihm das ebene Weiterſchreiten hinderte — und er ſah, daß er ſich am Fuße einer Stiege befand. —

Der erſten Freude, die in dem Augenblicke auch ſchon wieder erſtickt war, als der Fuß die erſte Stufe betreten hatte, folgte ein ernſter Gedanke: „Was lebt bei dem Scheine jener Lampe, iſt es mir freundlich oder feindlich geſinnt? was lebt hinter jener Thür, die zu dieſem abſcheulichen Raum den Ausgang öffnet? Irgend ein ungeheuerliches Weſen muß es ſein, das in ſolcher Abgeſchiedenheit von allen Menſchen wohnt — von Verbrechen ſich nährend, dem grauſigen Mordhandwerke ergeben, deſſen blutige Wahrzeichen der ſchweigende Abgrund hier unten verſchlingt.“ —

Er horchte ſchärfer. Der brauſende Ton ergoß ſich nicht aus dem Raume, den die Thür verſchloß. Von oben tönte er herab — wie aus weiter Ferne; aber Stiege und Thür können zu dem Orte wohl hingeleiten, wo das geräuſchvolle Leben waltet, denn, daß es Menſchen ſeien, deren Stimmen und Tritte den hallenden Lärm verurſachten, nicht verſchloſſene Gewäſſer, wie er anfänglich wähnte, das war ihm nun zur Gewißheit geworden. Aengſtlich ſinnend blieb er ſtehen. O, wäre dies ein Ausgang ins Freie geweſen, der erſte Strahl des Sonnenlichts, der erſte friſche Lufthauch, hätten ihm neues Leben geſpendet! Er war aber ſo tief unter der Erde, daß kein Ausweg von hier zu Luft und Licht führte — eine hohe Treppe aufwärts und er befand ſich erſt in einem Raume, tief unter dem tiefſten Keller der Stadt. Es blieb ihm keine

Wahl als dem Lampenlichte entgegenzuſteigen. Sollte er die Schreckniſſe durch Nacht und Todtengerippe zurückmeſſen, um gewiß zu ſein, daß er zur Folterkammer käme? ſollte er ſich den gefahrvollen Seitenwegen anvertrauen, wo der Hunger auf ihn lauerte, um ihn unter langen Qualen zu erwürgen? oder ſollte er allen Leiden ein Ende machen und ſeinen Tod in den Wellen der Bièvre ſuchen? Ein Lebender ſich zu den faulenden Leichnamen geſellen, die ſie von der Oberfläche der Erde in dieſen Abgrund hinunterſchwemmte? Ein eiſiger Schauer rüttelte ihn und er ſtieg die Stufen vollends hinan.

Jetzt hatte er die geheimnißvolle Thür erreicht — hoch droben der wirbelnde Lärm — tief drunten das rauſchende Waſſer — ringsum der finſtre Raum — ſein Fuß haftete nur am äußerſten Rande einer morſchen Stufe — ſeine Seele lechzte nach Troſt, ſie fand keinen — verſtoßen, verdammt zu peinlichem Tode, ganz verloren — es gab keine andre Wahl — die zitternde Hand ſtieß die Thür auf, die nur angelehnt war und er ſtand in einem engen Gemache, der Lampe und einem menſchlichen Weſen gegenüber. —

Der Dampf, der ſich aus der ſtarken Flamme der Lampe entwickelte, verbreitete einen nebelartigen Schleier ringsumher, und die von der langen Finſterniß nunmehr geblendeten Augen des Juden ſchloſſen ſich unwillkürlich. Das Mädchen aber, denn das war die Bewohnerin jenes Gewölbes, anfänglich erſchreckt über die Erſcheinung, erhob ſich jetzt von ihrem Sitze mit Zeichen einer gutmüthigen Neugier, nahete ſich ihrem Gaſte, betrachtete ihn dann aufmerkſamer und rief, die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagend: „Iſt es möglich, Ihr, Rabi Manaſſès? Wer gab Euch Kunde von meinem verborgenen Aufenthalte, und auf welchem Wege gelang es Euch, hierher zu kommen?“

Da hob der Alte das Haupt, riß die blinzelnden Augen weit auf und ſtarrte damit das Mädchen an, hierauf, rückkehrend den Blick, um ſich zu überzeugen, die Thür ſei da, wodurch er ſo eben eingetreten, ſprach er ernſt und feierlich: „Geprieſen ſeiſt Du, Iſrael, daß Du mich geleitet haſt zu meinem Heil! und mich befreiet haſt aus Banden und gerettet vom ſchauderhaften Tode der Schmerzen und Schmach, den nie ein Gerechter erleiden ſollte.“

Hierauf wandte er ſich mit mildem Ernſte zu dem Mädchen: „Biſt Du's denn aber wirklich, Peronne?“ und dann ſie betaſtend: „Ja — Du biſt es — Deine Haare — Deine Hände — ſo warm und weich — ein lebendes ſchönes Mädchen — kein Trugbild — kein Golem — und auch keine Leiche! — Ich ſollte Dir zürnen, meine Tochter, Du haſt mich in große Gefahr gebracht, doch nun Du nur wieder lebeſt, kann ich ja den triftigſten Beweis liefern und die Bosheit meiner Feinde vernichten.“

Peronne hatte ein Fläſchchen ſtärkenden Weines herbeigeholt und etwas Brod, wovon Manaſſès gierig genoß. Dabei war ihm der Mantel von den Schultern gefallen und nun gewahrte ſie mit Schrecken, in welchem Zuſtande ſich ihr Pflegevater befand. Der nackte Leib zeigte die mörderiſchen Brandmale, blutrünſtig, eiternd, voll von Blaſen, und die krampfhaft zuſammengezogenen Muskeln noch bebend vor übergroßem Schmerze.

„Um Gott! Rabi! wo ſeid Ihr geweſen?“ ſchrie Peronne beſtürzt.

Aber der Greis konnte nichts erwiedern, denn er kaute eben mit Heißgier einen ſtarken Biſſen Brodes, er ſah ſie dabei an, und ſchien ſich zu beſinnen; denn was ſind überſtandene Gefahren, wenn man Hunger hat und ihn zu ſtillen vermag, anders als das Gefühl der ſüßeſten Wolluſt.

„Wo kommt Ihr her, Rabi?“ fragte Peronne nach einer Pauſe.

Manaſſès that noch einen kräftigen Schluck aus der Flaſche, ſtrich ſich dann den Bart und ſagte: „Gefoltert haben ſie mich — gefoltert um Deinetwillen, Peronne!“

Sie ſchauderte zuſammen.

„Erſt ſollt' ich Dich getödtet haben, dann hieß es gar, Du ſeiſt ein Golem, den ich zu böſen Zaubereien, um den Chriſten zu ſchaden, mir geſchaffen hätte," ſagte er.

„Ein Golem?" rief das Mädchen verwundert, die wahrſcheinlich dies Wort zum erſten Male hörte.

„Aber nun iſt Alles gut. Die Wahrheit wird klar leuchten!" ſprach Manaſſès. „Jetzt mögen ſie ſich überzeugen, ob Du ein Golem — ob ich Dir die Seite geöffnet, Dir Dein rothes Herzblut abzuzapfen — jetzt ſollſt Du Ihnen ſagen, ob ich ein wilder, blutdürſtiger Zauberer, von Teufeln umgeben bin — und ob ich Dir Böſes gethan Dein ganzes Leben? — Jetzt iſt Alles gut — nun ich Dich wieder habe. Komm — folge mir!"

„Ich kann Euch nicht folgen" — ſprach das Mädchen ſchnell.

„Nicht ſollſt Du in mein Haus wieder als Tochter kehren," ſagte Manaſſès trüb, „ſie wollen nicht, daß man Barmherzigkeit übe an Ihresgleichen — aber zeugen ſollſt Du für mich — mich befreien von Schmach und Tod!"

„Ich darf dieſen Ort nicht verlaſſen!" rief Peronne ängſtlich, ihre Hand aus der ſeinigen losmachend.

„Nicht mit mir gehen?“ fragte Manaſſès, „und wer hätte Dir's verboten — etwa der Buhl und Unzuchtteufel, dem Du das Daſein verdankſt? Sprich, Peronne, wenn die Schedim noch keinen Theil haben an Dir, wer iſt's, der Dich hierher brachte, und dem Du das Wort gabſt, nicht von hinnen zu weichen.“

„Ich kenn' ihn nicht,“ entgegnete das Mädchen mit unbefangenem Blicke, „aber gerettet hat er mich auf wunderbare Weiſe aus dem Rachen des Todes. Er ſchwamm mit mir durch den brauſenden Strom und ſein Arm hielt mich über der furchtbaren Tiefe —“

„Auch Chebabiels Arm iſt kräftig,“ ſprach Manaſſès dumpf in ſich hinein, „denn er war ein Engel wie die Andern und ging aus von der Quelle der Kraft — aber wie kamſt Du in Todesgefahr und wie in ſeine Macht?“

„Ich war im Neslethurm — ich ſah dort ein vermummtes Weib — Roberts Geliebte — ſie wollte mir ihr Antlitz nicht zeigen — da verwundete ich ſie durch die Maske im Geſichte, um ſie zu erkennen, wenn ich ſie einſt erblicken wurde. Und nun beſchloß ſie meinen Tod — was von dem Augenblicke mit mir ſich zutrug, iſt mir wie ein Traum. Mord und Todesröcheln umgaben mich, dazwiſchen wurden einige leiſe Worte ſchnell geſprochen, dann ergriff mich mein großmüthiger Beſchützer, ſchwang ſich mit mir vom hohen Söller herab und brachte mich, den Strom durchſchwimmend, hierher in Sicherheit. Um mich nicht neuen Gefahren auszuſetzen, hält er mich nun verborgen, doch hat er verſprochen, mich bald ans Tageslicht und den Ehren und dem Glück entgegenzuführen.“

„O meine Ahnung!“ rief Manaſſés jammernd aus, der dies mit ſteigender Angſt gehört hatte. „Kaum iſt ſie aus den Kinderjahren getreten, ſo übt ihr Erzeuger ſeine furchtbare Macht aus über ſein Geſchöpf. Dürft' ich Dir enthüllen, was unſere weiſen Schriften, unſere Talmudim uns lehren, von den Rephaim und Nephilim, geboren von den Kindern des erſten Mörders. Würdeſt Du kennen den Einfluß des mächtigen Semiazas, welcher iſt der Fürſt der Schedim und des boshaften Azaels, der einherreitet auf dem feurigen Dromedar? Du gehörſt ihnen an und der Gerechte wendet ſich ab mit Schaudern von Dir — und kein Gebet vermag Dich zu erretten.“

„Weh mir! Was ſprecht Ihr da, Rabi?“ ſchrie, wie außer ſich das Mädchen. „Welche gräßliche Verwünſchungen? Ich ſollte der hölliſchen Macht angehören — o mein Gott! gerechter Gott! Doch ja — es iſt ſo — denn dachte ich nicht an weltliche Luſt, wenn ich in der Kirche war? Betete ich nicht zu ihm, wenn die Worte auch an die heilige Jungfrau gerichtet waren? Trat Er mir nicht entgegen am Altare in lieblicher Geſtalt, um mich zu verlocken vom Wege? War er's endlich nicht, den ich dort im Schreckensthurm ſuchte — und brachte er mich nicht in die Gewalt meines jetzigen Beſchützers und hieher an dieſen Ort?"

Sie ſchwieg plötzlich und ſtierte von fürchterlicher Angſt gepeinigt, auf den Boden.

„Ja — er iſt ein verlockender Geiſt," ſprach ſie dann weiter, „den mir Jourdan Ferron, der Zauberer, ſandte; um ihn zu erringen, habe ich Thörin, mein Seelenheil geopfert. Sterben will ich — ſterben muß ich — wenn ich nur mein Jenſeits erretten kann!" wimmerte ſie leiſe.

„Stille! Stille! um Gottes willen!" rief der alte Jude. „Wenn ſie das hörten, würde der Scheiterhaufen Dein Loos ſein. Und — kommt nicht Jemand —" fragte er ſchnell aufhorchend.

„Es iſt nichts," ſagte Peronne, zu einer Thür gehend, welche dem Eingang in die Katakomben gegenüber lag.

„Wo führt dieſe Thür hin?" fragte Manaſſes.

„Wahrſcheinlich ins Freie, denn von dort kam ich herein — es war tiefe Nacht und ich kennte den Ort nicht erkennen," erwiderte das Mädchen.

„Welch ein Lärm läßt ſich oben von Zeit zu Zeit vernehmen?" fragte Manaſſès weiter, denn eben jetzt waren die Stimmen und Schritte wieder lauter geworden, und es ſchallte dazwiſchen wie wildes Gelächter.

„Der Mann, der mich hierher brachte," ſprach Peronne, „hat mir auf das Strengſte verboten, dieſem Lärmen nachzuſpuren. Es ſei der Teufelsſabbath, der im alten römiſchen Kaiſerpallaſte gefeiert werde," fugte ſie leiſe hinzu, „ſo ſagte er mir noch."

Da flog es wie ein Blitz an Manaſſès Augen voruber. Oft ſchon hatte er gehört, daß das ehemalige Winterquartier der römiſchen Kaiſer, bis auf unſere Zeiten noch „palais des Thermes" von ſeinen heißen Bädern benannt, durch ſeine Kellergewölbe mit den Katakomben zuſammenhänge. Von dem Hexenſabbathe, der in jenem verrufenen Gebäude Statt fand, ging in Paris die allgemeine Sage, und dieſes Gerucht war es eben, das den Ort zur Bewahrung tiefer Geheimniſſe beſonders geeignet erſcheinen ließ, weil die Furcht die Neugier davon entfernt hielt.

„Gut,“ ſagte der Jude nach kurzem Bedenken, „vom Thermenpallaſte aus kann ich mich ſchon zurecht finden. Es iſt tief in der Nacht, wie der Lärm andeutet, wir wollen ihn ſchon zu vermeiden wiſſen und den Ausgang ohne Gefahr erreichen. Komm, Perenne, nimm jenen Mantel und folge mir ſogleich — Du wandelſt an meiner Seite im Schutze des gerechten Gottes.“

Perenne that, wie er ſagte, wie ſie aber das Gemach verlaſſen wollte an ſeiner Seite, da erbebte ſie und ſchwankte, gleich als ob ſie ohnmächtig wurde.

„Was iſt dem Kinde?“ rief Manaſſës beſtürzt, ſie unterſtützend.

„Und ſollt' es denn wahr ſein,“ fragte ſie ängſtlich, „daß ich den finſtern Mächten verfallen bin?“

„Verſuche zu beten,“ ſprach der Greis, ſie beruhigend, „und wenn Deine Sinne auf Gott gerichtet ſind, und die Worte dieſem Sinne gemäß, Dir von den Lippen fließen, dann ſei getroſt. Welcher auch Dein Urſprung ſei und welche Anfechtung Du auch hatteſt, er verſtößt Dich nicht, und Du darfſt auf ſeine Gnade bauen!“

So ſprach der alte Jude und Perenne verließ, leiſe betend, an ſeiner Hand die unterirdiſche Clauſe.

Ueber verfallene Treppen, durch lange Gänge und weite Hallen ſchritten unſere nächtlichen Wanderer, immer von dem wilden Getöſe geleitet, das ſie ſorglich zu vermeiden beſtrebt waren.

Der Thermenpallaſt war ein ſo rieſenmäßig und prächtiger Bau, daß ein Dichter des zwölften Jahrhunderts, Jean de Hauteville, noch ſeine Herrlichkeit beſungen hat. Aber Nachts und in ſteter Angſt ergriffen zu werden, um von böſen Menſchen ein blutiges Urtheil über ſich ſprechen zu laſſen, oder gar den finſtern Mächten der Hölle anheimzufallen, möchte wohl Niemand das alte Römerwerk eines beſondern Lobes werth halten.

Was nun eigentlich den Hexenſabbath, „le grand Sabbath infernal“ betrifft, ſo glaubte man, daß Satan ſelbſt, ſolche Feſte von Zeit zu Zeit veranſtalte, um ſeinen lieben Getreuen einen Vereinigungspunkt zu gewähren, ſie in guten Vorſätzen — nach ſeiner Meinung — zu beſtärken, und ſie zu vermögen, ihm die ſchuldige Huldigung darzubringen. Viel früher als bei uns die Sage von der Mainachtfeier auf dem Brocken, lebten dieſe „Sabbathfeiern“ im ſüdlichen Frankreich, von wo ſie alsbald auch in Paris erſchienen. Männer und Weiber wurden dann aus ihren Betten durch die Lüfte entführt, an den Ort hin, wo der Teufel ſein Feſt gab und wo er oftmals als Bock, oftmals aber auch in leibhaftiger Geſtalt präſidirte, der Geſellſchaft aber ſtets den Rücken kehrte, um die erforderliche Huldigung empfangen zu können, dabei wurden ſtinkende Speiſen verabreicht, nie getrunken, aber mit tollem Ungeſtüm getanzt. Den Beſchluß machten Pulver und Mixturen, welche Satan vertheilte, um Zauberwerke und Hexerei damit vollführen zu können, worauf er Alle in Gnaden entließ, und ſie eben ſo ſchnell wieder zu den Ihrigen durch die Luft zurückgebracht wurden.

Ein ſolcher Sabbath war es nun, der in jener Nacht den öden Thermenpallaſt mit wildem Lärm erfüllte, und in deſſen Zauberkreis unſere Wanderer nicht gerathen wollten.

Plötzlich blieb Manaſſès ſtehen. Er war — wie er deutlich bemerken konnte — lange ſchon im Kreiſe umhergegangen und befand ſich beſtändig in demſelben Gewölbe, aus dem kein Ausgang zu finden war. Der Lärm erſcholl hier ſtärker, und zwar nicht mehr aus der Höhe, ſondern wie in einem anſtoßenden Gemache.

„Wo ſind wir hingerathen?“ fragte Peronne ängſtlich; aber Manaſſès drückte ihr die Hand auf den Mund und flüſterte ihr leiſe zu, daß ſie kein Wort ſprechen ſolle. Durch eine Oeffnung, die vom

Boden etwas erhöht war und zu der man emporklettern mußte, wie man in den Pyramiden aus einem Stockwerke in das andere zu kommen pflegt, glänzte eine röthliche Helle, und der Jude, ſeinen Mantel um die nackten Hüften ſchürzend und gürtend, ſchickte ſich an, jene Oeffnung zu erreichen, als das einzige Mittel, hier zu entkommen. Peronne folgte ihm, und bald krochen ſie hindurch in einen wie von einer fernen ſtarken Gluth erhellten Raum, worin ſie ſich aufrecht halten konnten. Vor ihnen war eine Scheidewand, die ſie von einem großen Saale trennte, den viele Kerzen und Lampen beleuchteten, und wo ſie mit Entſetzen den Ort überſchauen konnten, wo der Teufelsſabbath gefeiert wurde. Alles war eben in tobendſter Ausgelaſſenheit begriffen.

Halbnackte Frauen in unzüchtigen Stellungen, bei vollen Schüſſeln von glänzendem Metalle, Becher und Flaſchen überall. Hier Geſang und Spiel, dort Küſſe und Koſen, überall Lachen, Getöſe und bacchantiſche Luſt. Aber Satan und ſein Gefolge ſuchten die erſtaunten Blicke unſerer Wanderer umſonſt, ſtatt deſſen erſchauten ſie das wohlbekannte gelbe Geſicht Ludwigs des Zehnten, mit glühendem Auge, die Bruſt geöffnet, umgeben von ſeinen Hofleuten und Staatsmännern, mit Frohſinn und Scherz ein üppiges Nachtfeſt begehen. Die anweſenden Frauen waren aber die allgemein gekannte Marchandeau, mit dem Titel „la prostituée royale“ beehrt, „meretrix regia,“ wie ſie die Chronikenſchreiber nennen, und die Schweſtern der büßenden Magdalena, die ihrem Schutze anbefohlen waren.

III.

Der Teufelsſabbath.

Dergleichen Feſte, bei nächtlicher Weile, an heimlichen, unzugänglichen Orten gehalten, haben wohl zunächſt das Volk in dem Glauben beſtärkt, als ſei es Satan ſelbſt, der ſie veranſtalte. Viele der Frauen, welche dabei auf höhern Befehl figuriren mußten, mochten wohl gern einen Nimbus von Zauberei um ihr Verſchwinden aus dem häuslichen Kreiſe verbreiten ſehen, um dergeſtalt jeden Argwohn zu entkräften. Später jedoch hatten dieſe anfänglich durch die Nothwendigkeit, dann ſelbſt durch den Muthwillen erzeugten Verbreitungen die traurigſten Folgen, als Rachſucht und Verfolgungswuth mit Fanatismus gepaart, den Geiſt des Volks aufregte und der Mächtigen Hände bewaffnete, um dieſe Frerei, welche allerdings an und für ſich ſtrafbar waren, als böſen Zauber und Hexerei mit dem Tode zu ahnden. Dieſe Erſcheinung wuchs zu einem rieſenhaften Ungethüm, das die unſchuldigſten und friedlichſten Menſchen mit gerechter Angſt erfüllte.

Ein eigenes furchtbares Tribunal war zu dieſem Zwecke in allen Landen errichtet worden, welches in Deutſchland nach einem Geſetzbuche, das Wahnſinn und Blutdurſt in furchtbar ekelhafter Vereinigung dictirt hatten, und das „der Hexenhammer" geheißen war, ſeine Urtheilsſprüche fällte.

In Frankreich zog die Sorbonne, ſo wie die andern Gerichtshofe, Verdächtige und Unverdächtige, ſo wie ſie die Anklage traf, vor ihre Schranken. Indeß ſchwelgten die Mächtigen deſto ungeſtörter im tiefſten Schatten dieſes Drudenbaums, und während der Qualm der Scheiterhaufen den hellen Tag draußen verfinſterte und das Heulen der Gepeinigten die fröhlichen Töne der Schöpfung übertäubte, wußten ſie die dickſte Nacht ihrer Verbrechen mit dem Scheine von tauſend Kerzen aufzuſchmücken und den einſamen Wiederhall der Grüfte ſelbſt mit Klängen einer wilden Freude zu beleben. Die zügelloſe Sitte damaliger Zeit, welche verlangte, daß dem königlichen Hofe die „prostituée - royale" überall nachzog, mit ihren Mädchen, die jedes Eigenthum ohne Unterſchied, der Willkür dieſes Hofes preisgab, die ſich Alles erlaubte, wovor man heutzutage zu erröthen pflegt, kann wohl nur von Solchen gelobt und über die jetzige erhoben werden, die ſie nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Daher ſtimmen ſie gern in den Ton jener vormals beliebten Romanſchreiber ein, welche das Mittelalter Frankreichs mit Rittern voll von Courtoiſie und Minne, mit Damen, der Tugend und Ehre Spiegel, bevölkern und jene im hellſten Sonnenlichte den Preis ihrer Schönen in Liedern und durch Thaten laut verkünden, dieſe von hohen Söllern und Thronen, als anbetungswürdige Götzen ſich den Dienſt ihrer Verehrer in Hulden gefallen laſſen, und geſtickte Schärpen, Stell-Dich-Eins in Züchten und Ehren und am Ende Hand und Herz dafür zu ſpenden pflegen.

Solche Erfindungen entbehren ihres Reizes nicht, ſie leiten uns in ein Zauberreich der Phantaſie, das nie alt wird, nach dem Ausſpruche unſers großen Dichters: „Was ſich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!“ und wenn wir gleich auf dieſen Vorzug nicht Anſpruch machen dürfen, ſo hegen wir doch wenigſtens die Erwartung, für die Gegenwart einige Friſche zu beſitzen, indem wir ihre alte Tage mit ihren alten Sitten, mit ihren alten Menſchen, die ſie einſt durchlebt, heraufbeſchwören, aus dem Schlunde der Vergangenheit, wo ſie ſeit Jahrhunderten ſchliefen. Man verzeiht dann wohl gern, was mit ihnen emporſteigt in unſere verfeinerte Welt, wenn es zu ihrem eigentlichen Leben gehörte. Unbedeutende Züge für den Geſchichtſchreiber, deſſen großartiger Spiegel nur Weltbegebenheiten und ihre Folgen zurückwirft, ſind oft wichtig für den Erzähler, der ſeine Camera-obſcura, zur Aufnahme von Einzelheiten bereit hält. Man verachte ſie darum nicht dieſe Bilder, ſie machen darauf keine Anſprüche, in Muſeen und Gallerien zu prangen — und nie zu veralten — ſie wollen ſich nur von ihrer Zeit beſchauen laſſen und ihr die alte treu vergegenwärtigen. —

Das Feſt, was ſich vor Manaſſès und Peronne's Augen entfaltet hatte, war keines der außerordentlichſten, die an dieſem Orte gefeiert zu werden pflegten. Obgleich der Wein die Meiſten der Gäſte bereits erhitzt hatte, ſo wollte doch kein Witz ſpringen, kein Scherz ſchäumen, keine Luſtigkeit ſich in Alles überfluthenden Strömen ergießen.

Selbſt Savoiſy, in ſeiner zuckenden Lüſternheit, mit dem blonden, entnervten Ausſehen, der Liebling ſeines Königs, ſtets bereit, die lange Klinge ſeinem beſten Freunde in den Leib zu ſtoßen, wenn ein Blick von Jenem ihm nicht recht war, und eben ſo leicht vom blutigen Handel zu verliebten Buhlſchaften ſich zu ſtimmen, gähnte, drehte den jugendlich weißen

Bart, und glotzte aus matten Augen. Auch der Cardinal de Léans, ein Gegenſtück Savoiſy's, roth und dick, ein, nach damaligen Begriffen, herrlicher Geſellſchafter, der mit eben ſo zierlichem Benehmen für die Verbrennung des Tempelherren-Großmeiſters ſtimmte, als zum Eröffnen eines luſtigen Gelages den Befehl ertheilte — ſaß blinzelnd und nur mit halbem Ohre dem thörichten Geſchwätze einer kleinen Phryne horchend, die ihm allerlei verfaſelte.

Nur der Sire de Sully, Großflaſchenmeiſter von Frankreich, „grand bouteiller de France,“ wie er genannt wurde, der ein wichtiges Hofamt bekleidete, das über die Wirthe Aufſicht führte und von ihnen ſeine großen Einkünfte bezog — trieb Scherze der ausgelaſſenſten Art mit einigen Mädchen, an denen der übrige loſe Haufe leichtern Hofgeſindels und ſelbſt die Diener Theil nahmen.

Der König hatte bemerkt, daß ſeine Lieblinge Savoiſy und der Cardinal nicht ganz beim Feſte waren, und daß auch die Marchandeau nur mit Widerwillen die Tollheiten Sully's aus der Ferne betrachtete, und verſuchte daher durch einen geſcheuten Einfall, wie er ihn nur haben konnte, neues Leben und größere Heiterkeit zu verbreiten und der Ausgelaſſenheit zu ſteuern. Er hatte den jungen Grafen von Beaune, einen ſechzehnjährigen Jüngling, den ſein erlauchter Name zu dereinſtigen hohen Würden am Hofe beſtimmt zu haben ſchien und der ſchon jetzt in beſonderer Gunſt des Königs ſtand, mit dem mündlichen Auftrage zu ſeinem Schatzmeiſter im Louvre geſchickt, ihm Sechstauſend Goldthaler zu ſenden, während von der andern Seite der Ritter Matthieu de Houſſaie ausgeſchickt wurde, drei der berüchtigtſten Geizhalſe in der guten Stadt Paris auf geheimen Wegen herbeizuholen, damit ſie nicht wiſſen durften, an welchem Orte ſie ſich befänden.

„Nun, Robert d'Artois?" rief Ludwig dem vom Wege erhitzten jungen Grafen von Beaune zu, „habt Ihr die Summe?"

„Zu Euern Dienſten, Herr König," erwiederte dieſer, und zwei Leibdiener, wohleingeweiht in dieſen Myſterien, ſchleppten eine Kaſſette herein, und nachdem ſie den Befehl dazu erhalten hatten, ſchütteten ſie den lachenden, blinkenden Inhalt, auf eine große Marmortafel in der Mitte des Saales aus.

Ringsum wurden nun eine Menge Lichter geſtellt, um den Anblick des Goldes noch mehr zu heben und ſchon dieſe Vorbereitungen erregten die allgemeine Aufmerkſamkeit und zogen ſie hin nach einem Gegenſtande von ſo hohem Werthe, denn jene ſechstauſend écus d'or mochten wohl nach unſern heutigen Begriffen ſo viel als dreimalhunderttauſend Franken bedeuten, da die Mark Silbers nur 3 Livres und 7½ Sous Pariſis koſtete. Selbſt des bleichen

Savoiſy's mattes Augenpaar fing an zu leuchten, denn unter Anderm war es ein bedeutender Verluſt im Würfelſpiel, der ſeine Börſe geleert hatte, und ſeine üble Laune vergrößerte: „Pâques-Dieu!“ rief er aus, „wer ſoll das viele Geld bekommen? Sagt ihm, er möge ſich mit mir abfinden, denn die Gegend hier herum iſt nicht geheuer und ſolche Bürde zur Nachtzeit gefährlich.“

Obgleich dieſer Worte des Sire de Savoiſy keine leere Drohung enthielten, da ſolche Herren oftmals Wegelagerer machten, und es ihnen nicht auf einige Stöße mit ihrem langen zugeſpitzten Degen ankam, ſo achtete man doch nicht ſehr darauf, weil Aller Sinne auf drei Gäſte hingerichtet waren, die ſo eben, von dem nach ihnen geſandten Boten, Ritter Matthieu de Houſſaie, begleitet und von Dienern geführt, in den Saal traten. Allen Dreien waren die Augen nämlich feſt verbunden, die jetzt erſt auf einen Wink des Königs gelichtet wurden.

Die allgemeinſte Fröhlichkeit verbreitete ſich ſogleich, als man die Verlegenheit und die drolligen Geſichter der drei alten Affen bemerkte, die ſie jetzt ganz ohne Rückhalt zur Schau legten. Aber Ludwig näherte ſich mit freundlicher Miene, und ſprach zu ihnen: „Laßt Euch nicht irren durch das Spotten und Lachen meines Hofes, Ihr ſeid hier im Louvre und keines Geringern Gäſte, als Eueres Königs. Ihr habt den Ruf als fleißige Bürger, die ehrlich auf ihren Erwerb ſehen und auf ſeine Erhaltung. So etwas hör' ich gern und bei Sanct Denis und allen Heiligen von Bethlehem, ich will Euch zeigen, wie ich ſo etwas lohne. Seht hier das ſchöne, blanke, rothe Geld, es ſind Sechstauſend Thaler von Frankreich und kommen aus meinem Schatze und dieſe Summe gehört Euch — ſie in Empfang zu nehmen, ſeid Ihr herberufen worden."

Wer konnte ſich wohl, ohne es geſehen zu haben, die leuchtenden Blicke, aus den funkelnden Augen der drei alten Geizhälſe vorſtellen, nämlich des Holländers Cornelius, eines Leinwandhandlers, des Goldſchmiedes Peccard, und des Poſſementarbeiters Sauvan, wie ſie daſtanden mit offenem Munde, ihre innere Frohlichkeit in tauſend Runzeln und Fältchen an den Augenwinkeln und auf den Wangen bemerkbar.

Die Uebrigen ſahen erſtaunt bald den König, bald die Alten an, und wußten ſich's nicht zu erklären. Stille herrſchte — alle Frohlichkeit war verſchwunden. Die Marchandeau ſelbſt warf den Mund auf und guckte auf einen prächtigen Brillant, den ſie an dieſem Abende vom Könige erſt erhalten hatte, jedoch nicht ohne Neid, daß die große Summe auf ſo unwürdige Weiſe, an ſolchen garßen Affen verſchwendet werden ſollte. Der bleiche Savoiſy knirſchte mit den Zähnen voll Ingrimm und dachte bei ſich: „Alle Drei für das Gold — wie Lerchen an einem Spieß!“ — Dem Kardinal de Léans verdroß es, ſo wie den Sire de Savoiſy daß der Abend jetzt noch langweiliger zu werden drohete, denn Jedermann ſpurte Verſtimmung aus dieſem Scherze.

Aber Ludwig ſetzte ſich in ſeinem Seſſel zurecht, und die Marchandeau auf ſeinen Schooß ziehend, rief er:

„Jetzt vernehmt, wie Ihr den Schatz heben könnt. Ein Jeder von Euch trete der Reihe nach zu dieſem Tiſche, nehme eine Handvoll dieſer Thaler, hebe ſie hoch empor, und ſage zu den beiden Andern die Worte: baisez-mon-c--! jedoch ernſt, wie es die Würde dieſer Verſammlung erheiſcht. Verzieht er die Miene dabei aber nur im Geringſten zum Lachen, ſo verliert er nicht nur den Schatz, ſondern er muß zehn Goldthaler hier der Marchandeau entrichten. Deſſenungeachtet darf er drei Mal den Verſuch wagen, denn ſo iſt's unſre Luſt! Und nun beginnt das Werk! —“

Der Lärm und das Lachen, worin die ganze Verſammlung nun ausbrach, waren ſo groß, daß das Gewölbe nicht nur davon wiederhallte, ſondern tief im Innern der Erde donnerte es ferne nach, und zeigte deutlich, daß dieſer Saal ſich über tiefen Höhlungen befinde. Selbſt die drei alten Geizhälſe theilten in etwas die Fröhlichkeit, nur bei dem Holländer war ſie ganz innerlich, und blos durch ein Zucken der Fingerſpitzen bemerkbar.

Auf unſere beiden ſtillen Lauſcher machte die beſchriebene Scene einen ſeltſamen Eindruck. Peronne, die weder den König, noch irgend einen der Anweſenden kannte, und ob des großen Lärmens ſelbſt nur wenig von den hin und her gewechſelten Reden verſtanden hatte, war noch immer der Meinung, was ſie hier ſah, ſei Teufelswerk, Hexenſabbath, wozu der Jude ſie geſchleppt habe, und mit furchtſamem Blicke richtete ſich ihr Auge dann und wann ſeitwärts auf ihn, und ein fromm Gebet dachte ſie mit Inbrunſt. Noch mehr beſtärkte ſie in dieſem Wahn das herbeigebrachte rothe Gold, und wie den drei Greiſen die Augenbinden gelöſet wurden und ſie ſo daſtanden — Gier im ganzen Weſen ausgedrückt — vor dem lachenden Schatze, da war es ihr ganz klar, daß Satan drei Seelen verlocken wolle, und ſie betete noch eifriger denn vorher.

Nicht ſo war's mit Manaſſès de Vierzon, in dem Alles dies ganz andere Gefuhle erweckte. Schmerz und Angſt verließen ihn, als er die Anſtalten ſah, und er wünſchte mit geſchloſſenem Viſier in die Schranken treten zu können, um den Strauß zu beſtehen. Wie leicht ſchien es ihm nicht, das Gold zu erlangen, gleich das Erſtemal, ohne der Marchandeau auch nur zehn Thaler davon abgeben zu müſſen. Mit Zittern und Beben hätte er die verlangte Formel ausgeſprochen, ohne nur einen Gedanken frevelhaft auf ſein Glück zu richten, nur alle Sinne auf den König und die mächtige Verſammlung hingelenkt, und ſo wäre er ſicher geweſen nicht zu lachen. Er konnte es nicht unterlaſſen, wie leidenſchaftliche Kartenſpieler oft mit ſich ſelbſt um nichts ſpielen, lediglich um das Glück herauszufordern, drei Mal die Worte zu ſagen, ganz leiſe vor ſich hin, und ſo oft — ja ſo unzählige Male — er es wiederholte, immer gewann er.

Im Saale hatte inzwiſchen der Wettkampf ſeinen Anfang genommen. Der Erſte, der zum Tiſche hintrat, war Meiſter Cornelius, der Holländer, eine kurze, runde Geſtalt, in unendlich weiten Pumphoſen, von feinem blauen Tuche, die bis zum Knie reichten, und einer ſtattlichen Jacke von Scharlach, auf dem Wanſte geſchlitzt, woraus ein ſehr feines Hemde hervorbauſchte. Die Farbe ſeines Geſichts beſtand aus einer Miſchung der Farben ſeines Anzugs, und wenn die breite Fläche der Wangen mit ſeiner Jacke zu wetteifern ſchien, ſo glänzte von der Naſe die Farbe der Pumphoſen wieder, deſſenungeachtet war nicht zu läugnen, daß an einigen Stellen dieſes ſaftreichen Antlitzes beide Tinten in Eines zerfloſſen und lieblich beim Strahle der Kerzen darin glitzerten und ſchillerten. Man kann übrigens den beliebten Ausdruck: „großer Ernſt ruhete auf ſeinen Zügen,“ auf Meiſter Cornelius nicht anwenden, denn um von ſeiner ſtets gleichmüthigen Phyſiognomie zu ſprechen, konnte das Wort „Züge“ gar nicht gebraucht werden. Man würde eher das Bild: einer Windſtille auf dem Ocean, eines ſtehenden Sumpfes, oder geronnenen Fettes wählen können. Namentlich iſt das Letztere zu empfehlen, theils weil es am Bezeichnendſten iſt, theils weil es noch nicht als ſehr verbraucht erſcheint.

Mit ſtrengverſchloſſenen Lippen, die Augen, ein ſchmales Thal zwiſchen den Gebirgen von Stirn und Wangen, mit einem unmerklichen Freudenglanze umzogen, nahm der gute, ehrenfeſte Holländer eine ſtarke Zahl von den Goldthalern in ſeine große, fleiſchige Hand, welche daran gewöhnt war, und mit feſter Stimme, aus tiefer Bruſt Athem holend, brachte er die gewichtigen Worte vor, wie ſie der König von ihm verlangt hatte. Kaum berührten ſie aber das Trommelfell ſeiner beiden Mitbewerber, als dieſe — gleichwie aus Inſtinkt — da ſie nicht Abrede deswegen genommen haben konnten, und als erforderten es ſo die Geſetze des Anſtandes und der Schicklichkeit, zu gleicher Zeit mit eben ſolchem

Ernſte und ſich gegen ihn verneigend, gleichwie im Chore ſprachen: „à vos souhaits!“ —

Die Verſammlung mußte über dieſes ergötzliche Impromptü in ſolch fröhliches Gelächter ausbrechen, daß der Holländer überraſcht und verwirrt ſeinem Geſichte nicht mehr zu gebieten vermochte. Aller Zwang war in dieſer geronnenen Maſſe aufgehoben, es begann ſich zu regen und zu wirbeln, als wenn eine Unzahl kleiner lebendiger Inſekten, nach langer Haft, endlich einmal an die Oberfläche dieſer Haut emporkriechen wollten. Tauſende von Kreiſen und Furchen, Falten und Ringen hüpften und ſchlängelten ſich um Augen, Naſe und Mund. Er ſah aus als wollte er nieſen und konnte nicht recht. Alle ſahen auf ihn hin und lachten nur deſto ärger. Er merkte, daß ſein Mund ſich ſpalten würde, um zehn Thaler in den Schooß der Marchandeau fallen zu laſſen — er drängte, was er konnte — es half nichts. Er wünſchte ſich für einen Augenblick nur die herrlichen Zähne eines neben ihm ſtehenden laut lachenden loſen Dirnchens, um ſich das Lachen verbeißen zu können, denn noch eine Secunde — da riß es ihm die zahnloſen Kiefer weit auseinander und ein heulendes Lachen entſtrömte dem alten Schlunde und Angſtſchweiß und Thränen rieſelten gemiſcht von Stirne und Augen.

Alles lachte — Alles umringte den Holländer jubelnd und zum Spotte glückwünſchend. Die Marchandeau, in ihrer neckiſchen Weiſe, ſprang auf von des Königs Schooße, und ihre Schürze gar zierlich in die Höhe haltend, erbat ſie ſich vom Meiſter Cornelius die zehn Goldthaler, die ihr gebührten nach dem Ausſpruche ihres Herrn. Jener zog einen kleinen Beutel aus dem Gürtel und warf die Goldſtücke mit weggewandtem Geſichte dem hübſchen Weibe zu, die ſich damit lachend entfernte, um ihren frühern Ehrenſitz einzunehmen, während der zweite Bewerber in die Schranken trat.

Es war dies Meiſter Peccard, der Goldſchmied, ein ernſter Menſch und einer der reichſten und beſten Bürger von Paris, der alle Tugenden in ſich vereinigt haben würde, wenn nicht der ſchmutzigſte Geiz um ein gutes Theil ſie verdunkelt hätte. Man wußte von ihm, daß er ſeine ſchöne Frau dem Könige für eine Summe Geldes abgetreten und daß er demnach mit dieſem Herrn ſo wie mit den Vornehmſten am Hofe in gutem Vernehmen ſtand. Er war von ſehr trockener Beſchaffenheit, ſein langes, hageres Geſicht, aus ſtarken Knochen gebaut, zeigte das, was man am Körper feſte Haltung, an den Füßen aber, nach dem Kunſtausdrucke, „à plomb“ zu nennen pflegt. Hier war nicht, wie bei Meiſter Cornelius, eine Erſtarrung von flüſſiger Maſſe, die leicht wieder ihre frühere Beſchaffenheit zu erhalten drohte, ſondern bei dieſem Meiſter war Alles tüchtig und brauchbar, Alles ſchloß und paßte, und nicht ganz zu verachten waren ſelbſt zwei Reihen langer Zähne, die, wenn ſie gleich nicht eben durch Weiße und Zierlichkeit ſich auszeichneten, doch ſo auf einander paßten, daß es der ſtärkſten Anſtrengung nicht möglich geweſen wäre, eines Mohnblattes Dicke, ohne ihre Bewilligung, hindurchzuzwängen. Dieſe nun feſt zuſammenbeißend, und ſo gewaffnet gegen jede Anfechtung zum Lachen, mit hoch gezogenen Augenbrauen, den Kopf in den Nacken geworfen, ſchritt er jetzt zum Tiſche, um das Wagniß zu beſtehen.

Sollte Jemand die Wette gewinnen, ſo ſchien dieſer Mann, mehr als irgend ein Anderer, dazu berufen zu ſein. Doch nur von einer Seite zeigte ſein eiſenfeſter Charakter die Achillesſtelle. Eine unüberwindliche Freundlichkeit gegen das andere Geſchlecht war ihm angeboren, und dieſe konnte ihm allein gefährlich werden.

Schon ſchickte er ſich an, in ſeiner Sicherheitsmauer eine kleine Breche zu öffnen, um — wie man zu ſagen pflegt — die erforderlichen Worte zwiſchen den Zähnen hervorzuſtoßen — da benützte die liſtige Marchandeau, mit ihren erbeuteten holländiſchen Thalern klappernd, den gefährlichen Moment, und nickte mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Liebenswürdigkeit, und wie auf früheres Verhältniß hindeutend, gluckwunſchend oder aufmunternd, und freundlich dabei mit den Augen blinkend, dem Goldſchmiede zu, den eine Secunde ſpäter dies gar nicht aus der Faſſung gebracht haben wurde. Aber grade jetzt, wo das Thor geoffnet war, mußte ein ſolcher Ueberfall doppelt gefahrlich werden, und in der That zogen ſich ſeine von Natur etwas zu kurzen Lippen zuruck, und beide Reihen Zahne wurden grinzend ſichtbar, wie bei einem gut erhaltenen Todtenkopfe. Ohne daß die Verſammlung die Beluſtigung daraus gezogen hätte, wie bei dem fehlgeſchlagenen Verſuche des Hollanders, wurde doch unter mehrſtimmigem Lachen dem Goldſchmiede die Strafe zuerkannt, die er, ganz zu ſeinem fruheren Ernſte ruckgekehrt, der Marchandeau leiſtete, welche ſie, wie beim Holländer, gar freundlich in ihre emporgehobene Schurze auffing.

— Manaſſès ereiferte ſich innerlich hinter ſeinem Verſtecke uber die Thorheit der Nazarener, daß ſie nicht im Stande waren, eine Leidenſchaft, wie das Lachen, zu uberwinden. Er wußte faſt nicht mehr, wann er zuletzt gelacht hatte, und in der That glauben wir ſelbſt, der eben von der Folter erſtandene greiſe Wanderer der Katakomben müßte die Wette gewonnen haben, würde er zur Bewerbung zugelaſſen worden ſein.

Jetzt kam Meiſter Sauvan, der Poſſementier, an die Reihe. Dies war der verruchteſte Geizhals, wie ihn nur jemals die Erde ſah, unempfindlich bis zur Grauſamkeit nicht allein gegen Andere, ſondern gegen ſich ſelbſt. Ein kleiner, ganz zuſammengetrockneter Greis, mit weißen Haupthaaren, während die ſtarken Brauen noch glänzend ſchwarz waren, gleich als hätte er ſie gefärbt. Sein Schlund ſchien durch das lange Warten, und die Ungeduld, die er dem Golde gegenüber empfunden hatte, ganz trocken geworden zu ſein, was ſich deutlich durch ein ſtarkes Schlucken kundgab, wobei jedesmal eine Kugel, von der Größe eines Ei's, von außen ſichtbar, den Schlund abwärts zu rollen ſchien, und dann wieder in der Mitte deſſelben Platz nahm, wo ein dünner Buſch borſtenartiger Haare ſich emporſträubte. Das matte blaßgraue Auge, gleich als ſähe es nichts bei dem Kerzenſcheine, vom Golde und von der anmuthigen Umgebung deſſelben auf den Tiſch gerichtet, nahm er die Handvoll Thaler zwiſchen ſeine knöchernen Finger, die mit langen Haaren bewachſen waren, wie die Beine eines Flohes unter dem Sonnenmikroſkope beſehen. Seine Lippen ſchienen enger verſchloſſen, wie der Hals eines Erdroſſelten, und ſo ausgerüſtet, ſammelte er ſich einige Zeit und man ſah es ihm deutlich an, daß er ſehr unangenehme Erinnerungen inſich hervorzurufen ſtrebte, weil er wie Gewölke, ſich auf ſeine ohnehin unfreundliche Stirne lagerte. Jetzt kam der entſcheidende Augenblick, er öffnete die Lippen ſeitwärts, wie ein Bauchredner und die bewußte Einladung tönte dumpf hervor und ließ Alle in Zweifel, zu welcher Oeffnung ſie wohl eigentlich herausgekommen ſein mochte.

„Iſt's erlaubt, ihn zu ſehen?" fragte der Holländer mit großem Ernſte, und hoffte, dies ſollte den guten Meiſter Sauvan aus der Faſſung bringen. Dieſer aber blieb ſich vollkommen gleich und erwiederte eben ſo gravitätiſch: „Er ſteht ſogleich zu Dienſten!' —

Obgleich allen Anweſenden dieſer nach damaliger Sitte nicht anſtößige Scherz ſehr wohl gefiel, ſo zogen ſich doch Savoiſy's Augen, während ſein Mund lachte, in drohende Falten zuſammen, indem ſeine Naſe ſich emporzog und die Nüſtern zornig aufblähte. Ludwig näherte ſich ihm und ſprach ſo leiſe, daß die drei Kandidaten es nicht verſtehen konnten: „der Handwerker hat den Teufel im Leibe — verſteht er indeß nicht Spaß, und meint er das Geld einzuſacken, während es doch nur auf eine Beluſtigung für uns abgeſehen war, ſo ſorge Charles auf eine artige Weiſe den Scherz zu beenden, und ihm die Beute abzujagen."

Inzwiſchen war die Probe von Sauvan glücklich beſtanden worden, und der laute Jubel hatte ſich gelegt, denn Alle, vom Könige bis zum letzten Diener, blickten voll Neid und Galle auf den ernſten Bürger, der bereits anfing, die Thaler in die bereit liegenden Säcke zu fullen. Einige Mädchen wollten ihm helfen, damit er eher fertig würde, aber mit ſtreng verweiſender Miene, lehnte er jede Hilfleiſtung ab.

„Wie iſt es Dir gelungen,“ fragte der Cardinal de Léans den Meiſter, der ſeiner großen Glücksgüter wegen ihn am wenigſten zu beneiden geneigt war, überdies aber mit der dadurch verurſachten Luſtigkeit ſich vollkommen begnugte — „wie iſt es Dir gelungen, trotz aller Verlockung Ruhe und Ernſt zu behaupten?“

„Herr Cardinal,“ erwiderte Meiſter Sauvan in ſeiner gewöhnlichen Weiſe, „ich dachte an mein Haus, das jetzt zur Nachtzeit der Willkühr meines liederlichen Weibes uberantwortet iſt, und auf dieſen Gedanken brachte mich Euer Anblick, der Ihr meinem Weibe vor Zeiten nachgeſtellt habt.“ Trotz dieſer Gegenrede, war er nicht müſſig, blickte nicht nach dem Cardinal auf, ſondern ſtets nur immer die Thaler zuſammenraffend und einſackend. Da winkte der König Savoiſy, dem er heimlich einen Theil des Geldes verſprochen hatte, und dieſer trat ſeinerſeits barſch und mit ſtolzem Weſen zum Meiſter Sauvan hin. „Was treibſt Du denn da ſo eifrig mit dem Gelde? Hund von Handwerker!“ rief er ihm zu.

„Wir Bürgersleute,“ ſprach dieſer, ohne ſich ſtören zu laſſen, „haben es in der Uebung, unſern Verdienſt nicht für Andre zu laſſen, Herr Graf!“

„Das nennſt Du Verdienſt, Bettler?“ fuhr Savoiſy mit innerm Grolle fort, während ſein Auge auf die behaarten Finger des Andern ſchaute, wie ſie mit dem Gelde herum und hinumwarfen, wobei ſein Geſicht immer bleicher wurde.

„Und glaubt Ihr,“ entgegnete der Bürger, ſtets emſig fortfahrend, „eine Nacht, ſo durchwacht, laſſen wir uns nicht bezahlen? Und denkt Ihr, wir machten Euch einen Spaß umſonſt? Wir ſeien Affen zu Euerer Kurzweil?“

„Die Hand vom Gelde des Königs!“ ſchrie nun Savoiſy, indem er ſeinen langen Degen aus der Scheide zog, und neben die Säcke, auf den Tiſch legte.

„Dies Geld iſt mein — und keines Andern —“ ſprach Meiſter Sauvan ruhig, und zum guten Glücke hob er ein wenig den Kopf, um nach ſeinem wilden, blutdürſtigen Gegner zu ſehen, denn ſonſt wäre ſein Leben im Augenblicke verloren geweſen. So gewahrte er aber, wie Jener ſeinen bloßen Degen ergriff und ihm damit zu Leibe wollte. Dies erſchauend und von den übrigen Anweſenden erwartend, daß ſie ſich dreinlegen würden, ſein Recht in Schutz zu nehmen, verließ er einſtweilen, der Gefahr weichend, ſeine Säcke und floh in einen Winkel des Saals, die Gerechtigkeit des Königs laut anflehend. Er blickte dabei rings um ſich, um zu entdecken, ob nicht die lächelnden Mienen der Geſellſchaft ihm verrathen würden, daß dies abermals nichts als Scherz ſei, aber die Herren Alle, Savoiſy's Geſinnung wohl kennend, ſahen mit Ernſt und Ungeduld zu, wie dies enden würde, was ihnen eben auch nur ein Schauſpiel war, die Neugier zu reizen wie das Vorige. Die Weiber hatten ſich aber hier und da in Winkel geflüchtet, und Angſt malte ſich in ihren Geſichtern. Dies Alles zu bemerken, war für unſern Meiſter Peſſementier die Sache eines Augenblicks, ja ſelbſt die leuchtende Schadenfreude Meiſter Cornelius, des Leinwandhändlers, und Meiſter Peccards, des Goldſchmiedes, entging ihm nicht. Aber kaum war er darüber eins mit ſich, daß hier kein Scherz obwalte, war ihm auch Savoiſy's langer Degen nachgerückt und da in der Ecke, worin er ſteckte, unentrinnbar der Tod auf ihn lauerte, ſo warf er ſich in Verzweiflung auf einen Haufen ängſtlicher Mädchen, die fürchtend, daß ihre ſchönen Kleider nun mit dem ſchwarzen Blute des alten Affen beſpritzt werden möchten, da Savoiſy ihm in blinder Wuth nachrannte, laut ſchreiend hinter die Wand flohen, wo der Jude Manaſſès und Peronne in großer Furcht des Ausgangs harrten.

Doch gleich wie von einem elektriſchen Schlage berührt, mit lautem Kreiſchen, ſtrömten ſie wieder hervor, Schutz vor dem Schrecklichen, das ſie geſehen hatten, im weiten Saale zu ſuchen. Aller Augen richteten ſich dahin, ſelbſt Savoiſy ließ ab ſeinen Gegner zu verfolgen und ſturzte nach der dunkeln Abtheilung, um den kleinen, zitternden Juden hervorzuziehen, dem die weinende Peronne folgte.

Der König, überraſcht von dieſer plötzlichen Wendung des Scherzes, noch mehr aber von den ungebetenen Zeugen, die ſeinem Feſte beizuwohnen gewagt hatten, war näher hinzugetreten, um ſich ſelbſt zu überzeugen, welcher Art von Geſchöpfen ſie zuzuzählen ſeien. Wer vermag jedoch ſein Entſetzen zu ſchildern, als der junge Robert d'Artois, Graf von Beaune, dem die Geſtalt der ſchlanken Dirne gefiel, dieſer die verhüllenden Hände von den uberſtrömenden Augen wegriß, und nun ſelbſt mit dem Ausrufe: „die Königin!“ zurückſtürzte.

„Margaretha!“ wiederholte Ludwig dumpf, und jene Nacht im Louvre, wo er ihre Seele abweſend von ihrem Körper belauſcht zu haben glaubte, ſtand friſch vor ſeinem Gedächtniſſe.

Aber der Jude, dem es plötzlich einleuchtete, daß die fatale Aehnlichkeit Peronne's mit der Königin ihm hier das Leben koſten konne, und eben ſo berechnend, daß kein Moment ſeines Lebens wieder ſo glucklich, wie dieſer, ihn dem Konige gegenuberſtellen wurde, rief aus vollem Herzen:

„Mein Konig, hore mich! große Dinge habe ich Dir zu offenbaren — ich, ein unanſehnliches, zerbrechliches Gefäß, enthalte einen herben, doch heilſamen Trank zur Erhaltung Deiner Tage, o Herr!“

Und Ludwig, die Jugend des Mädchens nun zu den Jahren der Konigin vergleichend, wie es das Ausſehen Beider kundgab, fuhlte eine Regung, wie Eiferſucht — es mahnte ihn an verbotenen Liebeshandel — an Kinder außer der Ehe erzeugt — und noch ſchwankte er, einen Entſchluß zu faſſen, als von allen Seiten der wilde Schrei hereinbrach: „es iſt der alte Jude! der Zauberer! fort mit ihm!“ worauf die Leibdiener auch Juden und Mädchen alsbald aus dem Geſichtskreiſe des Königs entfernt hatten.

Der drei Geizhälſe gedachte man gar nicht mehr und ſie tappten dem Haufen nach, der ſich lärmend entfernte und ſie wußten nun freilich, daß ſie im Palais-des-Thermes geweſen waren.

Die Zurückgebliebene Diener löſchten die Lichter und einige Stunden ſpäter lag der Schauplatz ſo tollen, bunten Treibens, öd' und finſter, ein ſchauriges Räthſel der ganzen Gegend......

Aber an einer andern Seite regte und rührte ſich's zwiſchen verfallenen Steinen, die einen der vielen Eingänge in das Innere des Gebäudes verdeckten. Es war ein undeutliches Etwas, das mit großer Sorgfältigkeit Jemand zu erwarten ſchien, nicht war jedoch das Lauern auf Ueberfall an jenem Weſen bemerkbar. Es nahm ſich übrigens auf dem ſchwarzen Grunde des Gemäuers, wie eines jener rieſengroßen Iſisbilder aus, die uns aus dem Alterthum noch aufbewahrt wurden.

Meine Leſer werden aber wohl wiſſen, daß es Gulreddin war, die hier auf Buridan harrte.

V.

Ein Rückblick.

Dieſer Ludwig der Zänker, wie ihn die Chronikſchreiber benennen, war übrigens noch keiner von den Schlimmſten, er war weder ſo blutdurſtig und kalt boshaft wie Karl der Neunte, noch ſo weibiſch und entartet wie Heinrich der Dritte, ein ſpäterer Ludwig ſogar wagte in ſeinem parc-aux-cerfs, in einer lichtern Zeit großere Abſcheulichkeiten, wogegen dieſe nächtliche Orgie im Thermenpallaſte ein bloßer Schwank genannt zu werden verdient.

Es iſt jedoch einmal Zeit, daß wir der ſchönen Frau wieder gedenken, die in Sinnlichkeit und Blut getaucht, gleich einem furchtbaren Dämon, Alles, was ihr naht, ins Verderben hinabreißt, deren lieblicher Athem betäubt, deren Seelenblick vergiftet, deren Feuerkuß wie der Blitz urplötzlich tödtet. Die einen Nebel von Blutduft und Leichenmoder um ſich verbreiten ſollte, und die in ewiger Huld thront, von der ein innerer Schauder zurückſchrecken ſollte, und die Alles unwiderſtehlich an ſich zieht, deren Hand nur Vernichtung beut, und um deren Gunſt dennoch gebuhlt wird — ein velliſches Spukbild, ausgeruſtet mit der furchtbarſten Waffe, der Macht der Verfuhrung. Schon war der dritte Theil eines Jahrhunderts über ihr im Zeitenſtrome vorübergerollt, ſie ſtand auf der Mittagshöhe des Menſchenlebens, und erſt jetzt prangte ſie in vollſter Entfaltung aller Reitze, womit ſie die Natur geſchmückt hatte. Ein wunderbares Räthſel wäre ſie für ihre Zeitgenoſſen geweſen, wenn nicht der Glaube an höhere Kräfte, und der Schutz einer geheimnißvollen Macht, die in der Perſon Jourdan Ferron's, die Königin ſichtlich umgab, die Löſung ihnen an die Hand gegeben hätte.

Wir verließen Margaretha im Chateau-gaillard auf der Wieſe des Lendit, in dem Augenblicke, da ſie Verſoris den Verhaftsbefehl fur Buridan einhandigte und nachdem ſie dieſem einen eben ſo wirkſamen für Enguerrand gegeben hatte. Beide waren vom vorhergehenden Tage ausgeſtellt, wo ſie noch Regentin des ſchönen Landes geweſen war, worüber „Gottes Gnade“ ihren abweſenden Gemahl als Herrn geſetzt hatte.

Daß Buridan ſeinen Mann zu fangen wußte, erfuhren wir bereits, denn einen Tag ſpäter ſahen wir ihn zur Richtſtätte ſchleppen, wo das Schauſpiel ſeines Todes den armen Manaſſès von der Folterqual errettete.

Es iſt jedoch nothwendig daß wir jetzt, mit Hilfe jener Macht, die uns ſchnell von einem Orte zum andern trägt, und die allein es möglich macht, daß wir ein ſolches Netz von Begebenheiten um uns herziehen können, auch die Zeit uns dienſtbar machen, und eben ſo wie wir Jahre vorwärtsſchreiten in der Spanne einer Secunde, auch Tage wiederum rückwärtszuſchreiten verſuchen.

Enguerrand de Marigny war verhaftet und ſein Proceß der furchtbaren Sorbonne übergeben. Die Anklage lautete Zauberei und Königsmord. Wenn gleich er noch athmete, ſo war er — nach dem beliebten Ausdrucke unſerer Aerzte — doch ſchon eine werdende Leiche, was ſtreng genommen Alles Lebende ja iſt. Buridan athmete froh auf. Sein herrſchſüchtiger, ungeſtümer Charakter fühlte zum erſten Male Befriedigung.

„Ich bin ein frei wollendes Weſen, ein Menſch! ich verhungere nicht zwiſchen Heu und Waſſer, wenn gleich Hunger und Durſt zu gleichen Theilen mich beherrſchen. Ich bin der Höchſte hier im Lande. Ich ruhete dieſe Nacht an der Seite der fleckigen

Meſſin und morgen küſſe ich die ſchönſte Königin der Chriſtenheit. Alles iſt mir unterthan. Ich mache ihn zu Nichte den Wahn, den abergläubiſche Weichlinge nähren, als wenn wir einem ewigen Geſetze unterthänig wären. Der Menſch iſt frei und herrſcht!“

Unter dieſen Gedanken, die ſich nicht in Worten entluden, und eben nur ſo unordentlich und ohne richtige Folge, gleichſam wie ein ſtiller Jubel, ihm durch den Kopf flogen, hatte er ſich dem Louvre ſchon ſo weit genähert, daß er ſeine Thürme über die herumliegenden, niedrigen Häuſer emporſtreben ſah. Er beeilte ſeine Schritte, um die erſte Kniebeugung, im Angeſicht des verſammelten Hofes, vor Margaretha zu verſuchen, und ſich in ſeiner neuen Würde, als Enguerrands Nachfolger zu zeigen. Er dachte ſich die Ueberraſchung der Edelleute, den Neid in ihren Blicken, er machte ſeine ernſte Anrede an Ludwig im Kopfe fertig, von dem er vorausſetzte, daß er durch die Königin bereits von Allem unterrichtet worden ſei, er ſann ſogar ſchon darüber nach, den böſen Jourdan Ferron durch Gift bei Seite zu ſchaffen und wenn gleich noch verworren, ſo ſchwebte ihm doch ſtets der Gedanke vor, daß der junge Verſoris ihm ſeine Hand dazu bieten müßte. Dann wollte er ſich auch dieſes Lieblings der Königin entledigen, deſſen Einfluß einſt

Gefahr bringend für ihn werden könnte. Alle dieſe Dinge wurden von ihm im Gehen überdacht, und auch das Mädchen fiel ihm dabei ein, das er aus dem Neslethurm gerettet hatte, und das noch in ſeinem Schlupfwinkel am äußerſten Ende der Katakomben, wo dieſe an die Gewölbe des Thermenpallaſtes ſtoßen, dem Tageslichte fern, traurige Stunden verlebte. Dieſe Zuflucht war ihm durch die Templer bekannt, die dort oft geheime Verſammlungen hielten, ehe ſie noch ihre großen Häuſer in Paris beſaßen. Die auffallende Aehnlichkeit dieſes Mädchens mit der Königin, hatte eine Regung in ihm erweckt, die zu den ſeltenſten gehörte, deren er ſich bewußt war. Und obgleich dieſe Aehnlichkeit gefahrbringend werden konnte, ſo war ſie es doch, welche ihn abhielt, ſich des überläſtigen Gaſtes zu entledigen, was er ſonſt gewiß gethan haben würde. Er wollte die ihm auf ſo ſeltſame Weiſe zu Theil gewordene Gefangene, in ſein Haus bringen, ſobald er eins hatte, dachte er, und dort einſtweilen vor Aller Augen verbergen.

So war Alles überdacht und geordnet, wie man es nur, bei ſolch ſtürmiſchem Glückswechſel und der Erwartung des Bevorſtehenden, von einem Manne gleich Buridan ſich denken kann. Selbſt zum Galgen von Montfaucon ſchweifte ſein innerer Blick, wo jede leiſe Luft, die den Müden erquickte und den Verliebten Seufzer und Küſſe zuführte, ihre liebliche Natur veränderte und mit den zwiſchen den Pfeilern aufgehängten Leichnamen ein ſchaueriges Spiel trieb und ſie klappernd aneinanderſchlagen ließ, ſo daß ein immerwährendes hohles Getön um jenen gräßlichen Tempel der Verweſung erſchallte. Sein Wachsbild hatte er einſt dort hängen ſehen, jetzt war es abgenommen, dies hob auch ſeine Bruſt; als aber Enguerrand ihn bei der Verhaftung fragte: „wo fuhrt man mich hin?" und er geantwortet hatte: „nach Montfaucon, Euerm Denkmal, das Ihr erbauen ließet" — da erwiederte Jener: „fur Verbrecher, wie ich dachte, nicht fur Märtyrer!" und ſein Blick hatte ſich unwillkurlich vor dem alten Zauberer und Giftmiſcher geſenkt, den er dahin fuhren ließ — und er fuhlte in jenem Augenblicke ſeinen Willen gebrochen. — Dort blinkte ſchon das Geld an den Wämmſern der königlichen Armbruſtſchützen, die vor dem Louvre Wacht ſtanden. Es war noch früh am Tage; er durfte hoffen, die Königin vor der Audienz noch allein zu ſprechen. Er kam von der Kirche St. Germain l'Auxerrois — und hatte ſich am Ufer der Seine, während ſeiner Gedanken verloren, da hemmten einige Mann der Compagnie mit den langen Lanzen ſeine Schritte, und kaum noch hatte er ſich zu einer Frage geſammelt, als auch ſchon Luigi

Verſeris auf ihn mit dem Verhaftsbefehl zutrat, die Worte an ihn richtend:

„Bemüht Euch nicht ſo eilig, das Aſyl zu erreichen“ — — —

Plötzlich aber ſteckte ſeine Rede, und die Hand mit der gezogenen Klinge ſenkend, änderte er den angeſtimmten Ton, und ſchrie faſt mit dem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung:

„Wie — Ihr ſeid's, Hauptmann, den ich verhaften ſoll?“ —

„Ich? nicht möglich!“ erwiderte der Andre heftig. „Ein Irrthum ſicherlich!“

„Kein Irrthum, dafern Ihr Buridan heißet,“ ſagte Verſeris.

„Buridan, und doch ein Irrthum!“ rief Jener wieder — „nicht der, den Ihr ſuchtet, ſondern deſſen Bruder, der Hauptmann, nun Miniſter an Enguerrand's Platz.“

„Sehet hier den Befehl der Königin!“ ſprach trüb der Jüngling. „Er lautet eben auf Euch — Ihr ſeid in jene gräßliche Mordgeſchichten verwickelt, die jetzt eben den Gegenſtand der ſorgfältigſten Unterſuchung unſerer Gerichtshöfe ausmachen. Ich beklage Euch, obgleich ich Euch nur Wenig kannte, und unſere erſte Begegnung oberflächlich genug beim Weine Statt fand. Folgt mir jetzt, Hauptmann

Buridan, ich ſoll Euch nach dem groſſen Chatelet abführen.“

Der ſogenannte Hauptmann hatte nicht ſobald einen Blick auf den Verhaftsbefehl geworfen, von der Königin eigener Hand in Eile geſchrieben, als er einen furchtbaren Schrei ausſtoßend, die geballte Fauſt an die Stirne ſchlug, als wollte er ſie öffnen, um ſein tobendes Hirn herausſpringen zu laſſen, und dabei wie ein wildes Thier die Erde ſtampfte.

„Gebt mir meinen verſiegelten Zettel, Verſoris!“ ſchrie er wie raſend.

„Ich muß Euch nach dem Chatelet fuhren!“ ſagte der Jüngling, „folgt mir geduldig!“

„Ihr habt meinen Zettel nicht mehr!“ ſchrie Jener in Verzweiflung, ohne ſich daran zu kehren, was Verſoris ihm ſagte.

„Widerſetzt Euch nicht, Hauptmann Buridan! was kann mir und Euch der Zettel helfen?“ ſprach der Andre wiederum.

„O thörichter, aberwitziger Bube, in den Feſſeln der Sinnlichkeit gefangen!“ ſchrie Buridan, „meinen Zettel, den ich Dir gab, haſt Du nicht mehr — ihn hat Margaretha — geſteh's! doch was braucht's Deines Geſtändniſſes? ſeh' ich denn nicht, daß ſie ihn hat?“ —

Verſoris ſchlug die Augen vor Scham nieder.

„Und was enthielt jener Zettel?“ fragte er leiſe.

„Mein Todesurtheil!“ ſagte Buridan dumpf in ſich hinein — „und das Deinige und vieler Hunderte noch, die das Scheuſal würgen wird ſeinen teufliſchen Lüſten. Ich falle durch Dich, Leichtſinniger! und mein Blut komme über Dich!“ —

Verſoris fragte noch einmal, was der Zettel enthielt — aber Buridan ſagte es ihm nicht — Verſoris erzählte, daß er, um Margarethens Eiferſucht zu beruhigen, ihren inſtändigſten Bitten nachgegeben und ihr den Zettel überantwortet habe, um ihn heute vor zehn, alſo zu der von Buridan ſelbſt feſtgeſetzten Stunde wieder zu erhalten, und ihm denſelben einzuhändigen. Daß er damals nicht wiſſen konnte, wen er zu verhaften hätte auf der Königin Befehl, daß aber dies Alles nichts an der Sache ändern dürfe. Er wolle ſogleich ſeinen Gefangenen in den Louvre führen, den verhängnißvollen Zettel von Margaretha fordern, ihn dem Hauptmann zurückſtellen, wie er es ihm geheißen. Es ſei nichts von ſeiner Seite verletzt, da die Königin den Zettel gewiß nicht geleſen habe.

Buridan antwortete ihm hierauf nichts, als die Worte: „nach dem Chatelet denn!“ indem er ihm den Degen überreichte.

Verſoris ſchwieg und ſie gingen nebeneinander fort. Als ſie den Louvre erreicht hatten, blickte der Jüngling in die Höhe nach dem Fenſter der Königin. Es ſchien als ſei ein Vorhang verſchoben, und das gute Auge des Liebhabers war nicht lange in Zweifel, wer dahinter lauſche. Er übergab den ihm folgenden Trabanten den Gefangenen, und dieſem die Hand hinreichend, die Jener aber mit Verachtung fortſtieß, ſagte er: „Dieſe Nacht ſuche ich Euch auf und ſtelle Euch das mir anvertraute Papier uneröffnet zurück."

Da klang das Fenſter droben, und die Königin ſelbſt erſchien dort, voller Ungeduld, wie man es deutlich merkte, des Jünglings harrend, gleich als beſorge ſie Gefahr für ihn in der Nähe Buridan's.

Dieſer ballte die Fauſt und hob ſie drohend empor zum Fenſter und ſprach dazu ſo laut, daß es die Wachen hörten: „das erſte Spiel haſt Du gewonnen, Margaretha! Jetzt gebe ich die Karten! — Laß ſehen, wer verlieren wird!" —

Er bog mit den Trabanten um die Ecke, Verſoris war in den Louvre gegangen.

V.

Drei Kerker.

Die furchtbaren Thürme des Chatelet waren damals bevölkerter als je. Und dennoch blieb es ein unfreundlicher, todter Aufenthalt, denn die Menſchen lebten darin in einzeln abgeſonderten Zellen, theils hängend in dem Thurme an den Verzweigungen der großen Treppe, welche ihn der Höhe nach durchſchnitt, wie Neſter an einem Rieſenſtamme, oder verſenkt im Fundamente des Gebäudes zwiſchen Molch und Schlammfiſch und polypenartigen Gewächſen, die am feuchten Boden wucherten, wie das einſame Schalthier in ſeiner verſchloſſenen Behauſung ohne Luft und Licht.

Dort ſaß Peronne, getrennt von ihrem väterlichen Verſorger, bei Waſſer und hartem Brode, in Nacht und Gram verſenkt. Die Einſamkeit und

Stille um ſie her, die durch nichts Erſchreckendes, wie ſie anfänglich gefürchtet hatte, geſtört wurden, ſtimmten ſie zur ruhigen Betrachtung, und es erhob ſich ein Bild vor ihr, auf dem dunkeln Grunde, das ſie ganz erfüllte.

Es war Robert, der ſich ihr wieder genaht hatte, Robert, den allein ſie nur lieben konnte, das fühlte ſie. Und auch er hatte ſie einſt geliebt, ehe Jene ihn in ihre Netze verlockt, Jane, welcher ſie die Wange gezeichnet hatte, und die ihr Auge nie wiederſehen ſollte.

„Und wär's ein verlockender Geiſt, den mir des alten Zauberers Haß ſandte," ſprach ſie, „ſein Haß that mir wohler als Manaſſe's Liebe. Dieſe trennte mich auf ewig von ihm, jene führte ihn mir entgegen. Und ſoll ich ihn denn nie wiederſehen? Wohin werden ſie mich aus dieſem Kerker führen? Zum Scheiterhaufen? Ach, immerhin — wenn mein Auge auf ihm ruhen kann, werde ich die Flammen nicht ſpüren, denn die im Herzen brennen ja ſtärker. Ach, es war eine gar holde Sünde, ihn zu ſehen neben mir in der Kirche, und nur zu beten, wenn ich Ihn dachte. — Wann ſah ich ihn zum letzten Male? — Halt, war es nicht am St. Quirinstage? Nein — da war es nicht — ſpäter noch — am heiligen Pfingſtfeſte — wo der Roman der Roſe und der Liebe vorgeſtellt wurde — wie ſchön war's da in der Kirche, ſie war ganz vergoldet vom Abendſchein — ſolch Glück habe ich nie gefühlt — und wie ich ihn ſah — und wie er auf mich blickte. Nein! ſo glücklich bin ich nie geweſen. Und wo auf dem Bilde Amor ſtand, da ſah ich ihn — und wo die Roſe war, da war ich. Und wieder war er nicht Amor, denn er ſah jenem ſchönen ſtolzen Jüngling, im roſenfarbenen Kleide, mit der Krone auf dem Haupte, im Gefolge der Roſe, viel ähnlicher, als dem kindiſchen Amor, der ſo recht lächerlich, ſein dickes Händchen nach der Roſe ausſtreckte, als fürchtete er die Dornen — aber ſtatt des Gebetes fielen mir immer die Worte eines alten Liedes ein, das Einer einmal einem ſchönen Fräulein geſungen haben ſoll, der eine Königin verſchmähte."

Wie rührend iſt nicht ſolches Glück bei ſo tieſem Elende, denn die Rückerinnerung wurde ihr zum reinſten Glücke. Und dann ſaß ſie wieder ſtill und ſtarrte ſcharf in die Finſterniß, und er ſchien vor ihr zu ſtehen — und ſie mild anzuſehen, und ſie wagte es nur, die zarte Hand ihm lächelnd entgegenzuſtrecken und ſagte ihm nichts, aber die Worte jenes Liedes mußte ſie leiſe vor ſich hin ſingen:

„O Rose, blanche et doucette,
„O Rose, parsus toutes fleurs,

„O Rose, blanche et doucette,
„Par toy suis en grande douleur!“

Und es war ihr, als ſänge er ihr das Lied, und ſie ſeufzte, als wollte ſie ihn mit ſanftem Vorwurfe fragen: „Warum?“ —

Da öffnete ſich mit einem Male die Thür ihres Kerkers, und eine tiefverhüllte Geſtalt trat mit vorgehaltener Lampe zu ihr ein. Sie erbebte, und ihr volles ſchwarzes Haar, das wie ein Mantel ſie umwallte, mußte ihr als Schleier dienen, ihr Geſicht zu verbergen.

„Mein Wort zu löſen, bring' ich Euch den Zettel, Hauptmann!“ ſprach die Geſtalt, den Mantel lüftend.

Aber Peronne, dieſe Stimme vernehmend, ſtieß einen lauten Schrei aus, wie der Vogel des Geſteins, wenn er verfolgt in den Lüften, endlich wieder das ſicher bergende Neſt im Geklüfte erreicht. Es war ein ſchmetternder, Mark und Bein durchdringender Schrei, es war aber auch ein ſchmetterndes Freudengefühl, wie Trompetenton, das ihre Nerven durchglühte.

„Wo bin ich hingerathen?“ rief der Fremde mit der Lampe näher tretend.

„Und ſagt es Dir nicht Dein Herz?“ ſprach ſie aufſpringend, und ihre Haare aus den Augen ſtreichend, dann aber Hände und Augen verſchämt zu Boden ſenkend.

„Sie ſelbſt — oder das Mädchen des Juden —“ ſagte der Fremde, der Robert war, oder Verſeris, wie er am Hofe genannt wurde, der Buridan den Zettel zu uberbringen dachte, welchen er von der Königin erhalten hatte, und durch das — was man gewöhnlich Zufall benennt — in den Kerker Peronne's gerathen war.

„Du kennſt mich noch?“ ſagte ſie. „Ja, ich bin das unglückliche Mädchen, das Pflegekind des Juden, die nur fur Dich lebt — fur Dich leidet — für Dich ſtirbt.“

„Und wie kommſt Du hierher?“ fragte er.

„Weiß ich's? ich bin ein Spielball in der Hand einer unſichtbaren Macht —“ erwiederte ſie. „Zum Elende geboren — an einen gehaßten und verfolgten Juden gekettet — meiner wartet Folter und Tod! — Doch das iſt mir gleich, nun ich Dich ſehe —“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während er ſie ſtumm betrachtete, und mit einem Bilde in ſeinem Kopfe ihr Bild zu vergleichen ſuchte. „Ich wollte doch nicht zum Leben aus dieſem Kerker gehen, konnte es nicht an Deiner Hand geſchehen,“ ſagte ſie dann, nicht ohne Schuchternheit, doch ſchnell herzhaft und mit einer ungewöhnlichen Begeiſterung — „und fuhrteſt Du mich auch zu —“

Hier ſtockte ſie.

„Zu? —“ fragte er ſchnell, den die Stimmung Peronne's mit ergriffen hatte.

„Zu ihm, der Dich mir ſandte —“ erwiederte ſie — „der Dich umgürtet hat mit dem namenloſen wonnevollen Zauber, der mich verzehrt, nicht wie die Flamme den Docht Deiner Lampe, denn ſie hat Oel zur Nahrung — ſondern wie den Dürſtenden die Wildniß ohne Quell — überall wollt' ich Dir folgen — Deine Verlockungen ſind ſüß — nur nicht dort, wo ſie ihre Netze ſpannt und auf meinen Tod lauert —“

Sie hatte den ſchönen Kopf an ſeinen Arm gelehnt und blickte ſo lieblich zu ihm auf, und abſichtslos, wie ſie es that, war die Macht der Schönheit auf die Sinne des Jünglings ſtärker, und ſie ſchwelgten in dieſen kunſtlos entfalteten Reizen.

Doch plötzlich kam es über ihn wie eine alte Erinnerung, wie ein Mährchen, das uns einfällt, wie ein kalter Schauer, der uns über den Rücken fährt, und den die Leute: „der Tod fährt übers Grab“ zu bezeichnen pflegen.

Er griff nach Peronne's Köpfchen mit feſter Hand, ſtrich ihr die Haare aus dem Geſichte, und ſuchte mit emſiger Haſt dort, wo ihre Wurzeln die weiße Fläche der Stirne umzirkten, das verhängnißvolle Wort, den Zauberbann, wodurch Manaſſès ſeiner Lehmpuppe Leben zu geben vermochte, das erhabene: „Emeth —“ Licht, Wahrheit, Kraft — um es auszulöſchen, und den Lehmkloß der Erde wiederzugeben, und mit Wolluſt dieſe verführeriſche Töpferarbeit zu zertrümmern.

„Du thuſt mir wehe, Robert!“ ſagte ſie leiſe.

Und er ließ den Arm ſinken und ſah ſie an.

„Komm, ſetze Dich her zu mir, Peronne,“ ſprach er mit einem Anfluge von Freundlichkeit, „ich kann nicht lange bei Dir weilen, und will doch noch, bevor ich Dich verlaſſe, traulich mit Dir koſen. Erzähle mir umſtändlich, wie Du hierherkamſt, und was Dir begegnete, ſeitdem ich Dich nicht geſehen.“

Ohne ein Wort zu ſagen, erröthete ſie gar lieblich, und warf ihre langen Haare, wie einen dichten Mantel, um Schultern und Bruſt, denn ſie war nur wenig bekleidet. Dann ſetzte ſie ſich zu ihm, auf den harten Lagerſitz, wie ihn der Kerker dem Gefangenen darbietet.

„Du ſprichſt ſo theilnehmend — ſo menſchlich mit mir — nein! es kann nicht wahr ſein, was mir der Jude vorlog, daß Du ein verlockender Dämon ſeiſt, mir die Sinne zu verwirren, vom böſen Zauberer Ferron geſendet —“ ſprach ſie, ihn feſt ins Auge faſſend. „Eben ſo wenig, wie Du ein Golem des Juden!“ rief er, ihre Hand ergreifend.

„Doch erzähle, Kind, ich möchte mehr von Dir wiſſen, und die Nacht verrinnt, und ich muß, mein Wort zu löſen, noch zu einem andern Gefangenen hin —“

Wie ihr Händchen erbebte, wie jede Fingerſpitze von dem heiligen Feuer durchglüht wurde. Jede Hoffnung, die der Himmel im Menſchenherzen aufkeimen läßt, ſie war nun erfüllt — möchte nun auch alles Schreckliche ſich über ihrem Haupte vernichtend entladen, ſie hatte gelebt — beglückt gelebt.

Armes Mädchen! — in Kerkernacht — an der Seite des Ungekannten — von der wachenden Hölle umlauert! —

Und ſie verſuchte es, ihre Gedanken zu ſammeln und in Worte ſie zu faſſen, und die Erzählung ihrer großen Liebe zu dem Jüngling, der ihr nun gegenüber ſaß und ihre Hand in der Seinigen hielt, floß über aus ihrem Herzen, und dazwiſchen reiheten ſich ihre ſchrecklichen Begegniſſe im Neslethurm, wie gewöhnliche Zufälligkeiten, die vor der Hauptſache — dem Kern ihres Lebens — ihrer Liebe — verſchwanden.

Robert hörte immer geſpannter zu. — Die Verwundung der Verlarvten entriß ihm endlich einen ſo ſchmerzlichen Schrei, als widerführe ſie ihm ſelbſt in demſelben Augenblicke. Alle furchtbaren

Vermuthungen wurden nun wahr, alle nebelhaften Schreckgebilde erhielten nun beſtimmte Umriſſe und lebten, alle gräßlichen Phantome gewannen ein körperhaftes Daſein, und Alles ſchob ſich herbei vor ſeinen wirren Blicken, wie Schlangengezücht voll Gift und Gräuel, und rollte ſich ineinander, und wälzte ſich dichter, und bäumte ſich empor zum rieſenhaften Ungeheuer, zähnefletſchend, augenſprühend, nach Blute lechzend, und dieſes Schreckbild — dieſe Gorgone — dieſes Meduſenhaupt mit dem tödtenden Blitz im Auge — blendete dennoch die Sinne, verlockte, entzückte zugleich — und war Margaretha! — —

„Ja — ja —“ ſagte er erſchöpft — „ich ſah die Narbe auf ihrer Wange.“

Und Peronne erzählte weiter.

Jetzt kam ſie zu dem Zettel, den der Unbekannte ihr zu ſchreiben befohlen hatte, mit dem Blute ihrer Adern: „die Königin hat mich im Neslethurm ermordet — ich bin ihr Kind —“

Da ſprang er auf und hielt den Zettel hoch empor, „und den Zettel halte ich hier! — fort! — zu dem räthſelhaften Unbekannten — er ſoll ihn öffnen in meiner Gegenwart — ich muß Ueberzeugung haben! —“

Peronne ergriff ſeinen Arm und bog ihn zu ſich hernieder: „dies iſt der Zettel nicht, den ich im

Neslethurm geſchrieben. Ich hatte ihn am andern Tage noch in meiner Hand, ehe mein Retter mich verließ. Es war ein Streif alten Pergaments, und von außen dran ein Blutfleck ſichtbar.“

„So hat ſie ihn vertauſcht, die Hexe!“ rief Robert — „ſie weiß ſeinen Inhalt — und ich habe den wunderbaren Mann ihrer Macht preisgegeben, der, mir die Augen zu öffnen, ſich der Gefahr hingab! Doch Gewißheit will ich! Und ſomit riß er den Zettel auf, und fand die Worte von der Königin Hand: „Der Ueberbringer iſt ein ſicherer verſchwiegener Bote. Er wähnt Dir jenen Zettel zu bringen, deſſen Inhalt mir bekannt iſt. Was konnte er Dir nun noch nützen? Laſſe ihn aber in dem Wahne, den er nährt, und entferne ihn ſobald als möglich, denn die Mitternacht ſieht mich bei Dir. Ich habe mit Dir zu ſprechen. Margaretha.“ —

Welch ein Abgrund! Welche Räthſel! Einen Augenblick ſtand Robert wie vernichtet.

„Betrogen! Gräßlich!“ rief er dann, daß der Kerker mittönte, „in welchen Händen war ich? Wer iſt dieſer Jourdan Ferron? Zu welchen Zwecken ward ich von ihm gebraucht? Bin ich nicht Luigi Verſoris — ſo bin ich auch nicht Robert — wer? wer bin ich? Mir wird bange vor mir ſelber — ich muß hin — dort wo ſie iſt — ich muß Alles wiſſen!“ —

„Damit ihr Dolch oder Gift Dich hier, in dieſen Gewölben, in ewige Nacht begraben?“ ſchrie Peronne ängſtlich, ihn zurückhaltend. „Und ſollt' ich darum auf dieſen Augenblick ſo lange gewartet, darum ſo viel gelitten haben, um ihn ſo ſchnell mir entſchwinden zu ſehen? Nein — jetzt laſſe ich Dich nicht — da ich einmal weiß, daß auch Du unglücklich biſt, und nur mich haſt auf dieſer weiten Welt — die Dich liebt! Ja — Robert! ich liebe Dich — und ſterbe, wenn Du mich wieder verläßt! —“

Da lag ſie vor ihm, ausgeſtreckt auf dem feuchten, kalten Boden, ſtatt auf Roſenblättern, die dieſem zarten Körper gebührt hätten, auf dem ſchwammigen Gewächs, das aus dem modrigen Unrathe ſproß, ihre Hände, Augen, Worte flehten und ſuchten ihn zurückzuhalten. Hier war Glück und Liebe, dort Verrath, Haß und Verderben! In den Winkeln regten ſich ſtumpfe Gewürme, erweckt durch ſo laute Töne, es waren giftige darunter, aber ſie krochen blos neugierig einige Schritte näher und verwundeten nicht den Engel, der flehend am Boden lag.

Robert erhob ſie von der Erde, und trug ſie, wie die Wärterin den Säugling, mit aller Sorgfalt auf das Lager des Kerkers. Seinen Mantel breitete er unter ihr aus, und ſetzte die Lampe ſeitwärts, hinter ſeinen Hut, damit der Schein ſie nicht blende.

Dann konnte er ſich nicht enthalten mit dem Blicke des Entzuckens alle Reize durchzumuſtern, die ſich ihm hier ſo liebevoll hingaben. Er ſenkte ſein ſchönes Geſicht auf das ihrige und küßte ſie und ſprach im Kuſſe: „Peronne! wie wird mir's nun immer klarer, daß nur meine Liebe Dir geweiht war, und wie ich Dir abtrunnig werden mußte, durch verruchte Künſte der Hölle.“

Sie ſprach nicht — ihre Seligkeit raubte ihr die Worte.

War dies noch ein Kerker, wo dieſe beiden Menſchen athmeten? —

„Peronne,“ ſagte er dann, „ſieh, Mädchen! Aller Verfuhrung zum Trotze blieb ich unangefochten, und keuſch entwand ich mich ihren Armen — aber hier —“

Er blickte ſie lange an und ſprach dann wieder:

„Wie mit innerm Graus fuhlte ich mich manchmal aus meinem Sinnentaumel emporgeriſſen — ich konnte mir's nicht erklären — ich war verzaubert und umſtrickt, von jenen Reizen, die ſich mir erſchloſſen — und ich konnte ihrer nicht froh werden. Ich ſetzte den Becher ab, ſobald meine Lippen ſeinen Rand berührt hatten. Es riß mich fort von jenen ſchwelgeriſchen Feſten — mit ſtärkerer Gewalt, als der Zauber zu üben vermochte — das war mein guter Genius — das warſt Du, Peronne!“

Sie lächelte ſüß und hauchte: „Das war ich!“ — — —

Die Lampe brannte düſter und war bereits dem Erlöſchen nahe, da kehrte Beiden erſt die Beſinnung zurück. Sie wußten, daß ſie ganz glücklich geweſen waren, und thaten jetzt einen Blick über die Mauern des Thurmes hinaus, in die Welt — und wahrlich, der Kerker in aller ſeiner Scheuslichkeit dunkte ihnen ein Paradies gegen die furchtbaren Gräuel, welche draußen die Sonne beſchien.

Peronne raffte ſich ſchnell empor. „Wenn die Lampe vollends erliſcht, wie ſelbſt Du, Trauter, den Rückweg finden?“ ſagte ſie, „und Morgen brauchſt Du ſie ja wieder, Dir zu leuchten, wenn Du mir wiederkehrſt.“

Sie ſtreckte ihren weißen ganz entblößten Arm aus, um den verglimmenden Docht heraufzuziehen, damit er lichter brenne, und Robert, der noch immer nicht ſatt wurde, ihre Reize zu überſchauen, folgte mit trunkenem Auge der Bewegung dieſes herrlichen Armes, den die aufflackernde Flamme jetzt eben grell beleuchtet hatte, als er plötzlich ausrief:

„Was iſt das, Peronne? Du haſt drei rothe Kreuze auf dem Arme — gleich mir!“ —

Und ſchnell ſtreifte er den Aermel in die Höhe, und blutigroth ſtanden die drei Kreuze nebeneinander, und Beide blickten unverwandt auf dieſe Zeichen einer tiefernſten Bedeutung, bis Peronne unter lautem Schluchzen mit dem Kopfe auf das harte Lager niederſchlug. —

Im engen Kerker, an langer, klirrender Kette gefeſſelt, wälzte ſich Buridan auf hartem Stein.

Ingrimm, Rachedurſt, Gefühl der Ohnmacht, geſcheiterte Hoffnungen, Alles dies wühlte in ihm mit glühenden Krallen. Noch ein Geheimniß bewahrte er in ſeiner Bruſt, dies Geheimniß in günſtiger Stunde dem Könige offenbart, konnte ihn noch an das Ziel ſeiner Wünſche bringen — alle Mittel waren ihm jedoch hierzu benommen.

Er hatte, ſo lange er in dieſem Kerker lag, mit Niemandem geſprochen, ein abſcheulicher Kopf war auf einen Augenblick an einem Gitter erſchienen, das ſich beleuchtete und öffnete, ſo lange jener Kopf daran ſichtbar war, und dann wieder in deſto tiefere Nacht verſank. Der Kopf aber gehörte dem Kerkermeiſter, der ihm Waſſer und Brod brachte. Er hatte keine Luſt davon zu koſten, und hörte — denn ſehen konnte er's nicht — wie einige Nagethiere ihr

Gebiß an der harten Rinde verſuchten, und Schlangen oder Kröten in ſeinem Waſſerkruge ein erfriſchendes Bad nahmen. Manchmal glaubte er Stimmen zu vernehmen, um ſich — über ſich — er hoffte, man würde zu ihm kommen, und wäre es der Henker geweſen, er würde nicht bleicher geworden ſein, aber es waren jene Stimmen, wie ſie in der Urwüſte manchmal gehört werden — unverſtanden — räthſelhaft. Wie erſtarrte Töne, die nach Jahrtauſenden aufthauen und unbegriffen verhallen, weil ein neues Geſchlecht die Erde bewohnt.

Dieſes Erwachen und Entſchwinden von Lauten rings umher beſchäftigte ihn gänzlich. Oft war es ihm, als wenn unter ihm eine Volksmenge im wilden Murren durcheinandertoſte — er horchte — aber bald zeigte ſich's ihm deutlich, daß es nur Täuſchung war, denn — eine Volksmenge unter ihm! — und er lag ſo tief, daß er Geſpräche der Antipoden hätte belauſchen müſſen. Wer alte Gewölbe mit Aufmerkſamkeit durchforſcht hat, oder ſie wohl gar längere Zeit bewohnte, wird dieſe Erſcheinung oftmals erprobt haben. In vielen werden akuſtiſche Kunſtſtucke, die auf ähnlichen Täuſchungen beruhen, jedem Beſucher gezeigt. In dem alten Donjon, und namentlich in jener Gruft, worin Buridan lag, mochte wohl der bloße Zufall einen ſolchen mehrſtimmigen Wiederhall hervorgerufen haben.

Jetzt ſchritt es dicht an ihm vorüber, er verſtand deutlich die Worte: „Herr König!“ er hörte Namen — er hörte fragen: „wie viel Gefangene ſind jetzt hier?“ — „iſt der Jude bei dem Chriſtenmädchen?“ — er hörte von einer andern Stimme die Antworten herſagen, doch mit einem altklingenden, leiſern, reſpectvollern Tone, mithin unverſtändlicher.

Es war ihm gewiß, daß der König es ſei, der die Kerker beſuchte, und er fing an laut zu ſchreien, ſein Elend zu klagen — und als er nicht gehört wurde, ſondern ihm derſelbe Wiederhall nur ſeine eigenen Worte äffend wiedergab, ſo brüllte er und heulte, und zerfleiſchte ſich das Geſicht mit den Nägeln.

Ermattung folgte dem Ausbruch dieſer fruchtloſen Anſtrengung, und wilde Phantaſien beherrſchten ihn, während ſein Körper ruhig dalag, gewickelt in der langen Kette, wie in einen wärmenden Mantel.

Alles war ruhig. Die Nacht war ſo weit vorgeſchritten, daß das grauſige Leben in dieſen furchtbaren Einöden aufgehört hatte; ſelbſt die Schlangen lagen geringelt wie todt in den Winkeln, und die Kroten hockten erſtarrt in ihren Höhlungen. Nun tönten Doppelſchritte leiſe heran. Sie kamen näher. Das Gitter wurde geöffnet. Drei Köpfe wurden ſichtbar. Der abſcheuliche des Kerkermeiſters, und ein noch abſcheulicherer, der hier noch nicht geſehen worden war, und eine Larve von Sammt. Alles von rother Fackelgluth beleuchtet. — — Buridan träumte das nur. — Er blinzelte hin nach dem Gitter — glaubte es wirklich zu ſehen und warf ſich raſſelnd nach der feſten Wand, wo keine trügeriſche Oeffnung ihn täuſchen konnte.

Aber den rothen Schein der Fackel ſah er die Tropfen am alten Geſtein beleuchten, und den eiſernen Ring, woran ſeine Kette geſchmiedet war und einen Strick uber ſich, an einem Rade, wie ein Ziehbrunnen.

Er ſtreckte die Hand aus und raufte ein triefendes Farrenkraut aus der Mauerritze.

„Iſt er gut angekettet?“ fragte es noch oben am Gitter.

„Dieſen Stein hier kann er an ſeiner Kette nicht erreichen und Ihr ſeid in vollkommener Sicherheit,“ war die Antwort.

„Und Niemand war noch hier?“ fragte es wieder.

— „Niemand.“ —

— „Seltſam! Verlaßt mich — doch bleibt nahe — und beim mindeſten Schrei, ſeid bei der Hand!“ —

Der Gefangene richtete ſich auf und ſtarrte hin „Kein Traum — es iſt —“ ſchrie er —

„Margaretha“ — tönte es von dem Steine.

Er lachte laut, erhob die Arme mit den langen Ketten, und ſchüttelte ſie triumphirend, dann fuhr er in die Höhe; wie ein Löwe vom Lager, wiſchte ſich die Augen, ſtarrte ſchärfer hin nach der Erſcheinung und rief: „Einen Dolch her, damit ich mich verwunde und an meinem Schmerze erfahre, daß ich wirklich wache!“ —

„Du wacheſt wirklich, Thörichter,“ antwortete es ihm, und indem die Geſtalt die Larve abnahm, ſagte ſie mit Hohn: „dachteſt Du nicht, daß ich kommen würde, mich zu weiden an Deinem Elende, zu ſehen wie die Ketten Dich zieren, die Ehrenketten, die Du zu gewinnen wähnteſt?“ —

„Ich dachte es — ja —“ erwiederte der Gefangene und der Schein der Fackel beleuchtete eine teufliſche Freude in ſeinem Blicke.

„Wie hätt' ich Dich denn dem Tode überantworten können, ohne Dir vorher zu ſagen, daß ich es war, die Dich tödtete, daß ich es war, die in Dir ein Gefäß ſchwarzer Geheimniſſe vernichtete,“ ſprach ſie.

„Iſt Margaretha noch Mörderin und Ehebrecherin, wenn Du nicht mehr athmeſt?“

„Und Du willſt mich tödten, Margaretha? Mich den Gerichten überliefern?“ fragte Buridan feſt.

„Iſt dieſes nöthig, wenn ich Jenes will?“ ſprach ſie, ihren Hohn behauptend. „Ein Gericht — wenn der Schuldige hier iſt? — Armer Thor! Du biſt hier gut verwahrt — dicke Mauern — ewige Nacht — wer ſieht Deine Qualen? wer hört Deine Stimme? Du liegſt in der Tiefe eines Brunnens — und bin ich gleich nicht ſo grauſam, Dich hier verhungern zu laſſen, ſo tritt auf einen Wink von mir ein Mann zu Dir — und jener Strick über Deinem Haupte, wird zur Schlinge, und der lebende Leichnam, den ich nun vor mir im Schlamme ſehe, ſchwebt in der Luft. Der Elende, der nach Jahren vielleicht hier wieder hinabgeſtoßen wird, findet dann Deine klappernden Gebeine mit Entſetzen!“

„Wohlan denn, Margaretha,“ ſagte der Gefangene mit unterdrücktem Grimme, „ich ſehe ein, daß Du meine Meiſterin biſt, meine ohnmächtige Liſt zerbrach vor Deiner Macht. Ich gönne Dir den Triumph — er möge Dich verfolgen, mit ſtets neuen Schreckniſſen bis zum ſcheuslichen Wahnſinn, der das Ende Deiner Tage krönen wird. Sende mir den Mann, der die Schlinge mir um den Hals lege, dies ſei Erbarmen von Dir!“

„Noch eine Frage vorerſt,“ ſprach Margaretha: „War Verſoris hier, um Dir einen Zettel zu übergeben?“

„Spotteſt Du noch?“ fragte Buridan, „gab der Verräther den Zettel nicht in Deine Hände?“

Das Wort, Verräther, erſchütterte Margaretha. „Und ſollt' er auch mir zum Verräther geworden ſein!“ dachte ſie. Hatte ſie ihn nicht mit einem Zettel ihrer Hand zu Buridan geſendet — und wo war er hingerathen? Die Unruhe, welche ſie darüber empfand, zeigte ſich deutlich in der Frage, die ſie hier wiederholte, obgleich ſie ihr früher ſchon vom Kerkermeiſter beantwortet worden war. Sie wollte jedoch ihren gedemüthigten Gegner keinen Augenblick in dem Wahne laſſen, als habe ſich etwas ereignet, das außerhalb ihrer klugen Berechnungen lag und ſagte daher raſch, indem ſie den blutigen Pergamentſtreif Peronne's, aus dem Buſen zog und ihn dem Gefangenen zeigte:

„Meinſt Du dieſen Zettel? den gab er mir freilich.“

„Und nun, da Du ſeinen Inhalt kennſt,“ ſagte Buridan, „da Du weißt, daß Deine Tochter es war, die Du mordeteſt —“

„Ha!“ ſchrie die Königin, „ich weiß es — Du retteteſt ſie — wo iſt ſie?“

„Damit Du, Furchtbare, ſie aufſuchen ließeſt, um ſie zu morden?“ fragte der Gefangene kalt. „Nein, ihren Aufenthalt verräth Dir nichts — aber eine andre Geſchichte will ich Dir erzählen, die Dich eben ſo erfreuen muß, als erfuhreſt Du, wo Dein Kind weilt — ich kann Dir vom Vater jenes Kindes berichten. Ich ſehe wie Dein Auge mich durchforſcht, wie Deine Lippe bebt — nicht ſo? meine Kunde hat Werth fur Dich; nun wohlan, ich theile ſie Dir gern mit, ich habe ſie einſt zufällig erfahren. Es ſind über zwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen, daß Lyonnet von Bournonville Page am Hofe Roberts des Zweiten, Palatins von Burgund, war, und daß Prinzeſſin Margarethas Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhete. Margaretha's Auge war damals das Schönſte der weiten Erde, aber ihr Herz war das grauſamſte, das je in einer Menſchenbruſt ſchlug. Lyonnet wußte das, aber er brannte für Margaretha, weil er ihre Sinnlichkeit kannte. Sie ſahen ſich auf der Jagd, in einſamen Gebüſchen allein, im Garten, an Quellen, wenn der Mond ſchien, ihre Umarmungen waren ſtill verſchwiegen, aber ſie konnten es nicht bleiben. Margaretha fuhlte ſich Mutter.“ —

Er blickte lachend auf die Königin, und fuhr dann fort:

„So tritt doch nur näher, Margaretha, ich darf mich dann nicht ſo ſehr anſtrengen und die Erzählung ſpricht Dich gewiß ſo ſehr an, daß Du kein Wörtchen davon verlieren möchteſt. — Margaretha fuhlte ſich Mutter. — Vor aller Welt war's verborgen geblieben, vor dem Vater nicht. Er hatte noch zwei Töchter. Er wurde nicht kinderlos geweſen ſein, hätte er auch Margaretha verloren. Aber er wollte ſie nicht tödten laſſen — er war zu gutherzig dazu. In ein Kloſter ſollte ſie, in ein ſtilles, Buße ubendes Kloſter — deſſen traurige Zelle ſich nur erſt ihrer Leiche wieder geöffnet haben wurde. Aber ſie hatte heißes, ſprudelndes Blut in ihren Adern, und ihre Hand hielt einen breiten, ſcharfen Dolch. Am ſpäten Abende ſaß ſie da — und der Page trat zu ihr ein — der Vater des Weſens, das ſie unter ihrem Herzen trug. Und am andern Morgen ſollten ſich die Kloſterpforten auf ewig hinter ihr ſchließen — aber ſie wollte noch mehr ſchwelgeriſche Nächte im Arme des Pagen zubringen — und der eigenſinnige Alte, der hinter dem Vorhange ſo feſt ſchlief, konnte ja doch nur wenige Monden noch leben. — Da biſt Du ja herbeigekommen, Margaretha — ſo recht! ich thue Dir gewiß nichts — und die Geſchichte iſt es ſchon werth, daß man dabei aufhorcht.“ —

Sie war mit zuckenden Lippen und weitaufgeriſſenen Augen zu ihm getreten, und hatte ſich über ihn gebeugt, und die Ketten, die ſie nicht zu löſen vermochte, aufgehoben, damit ihre Wucht den Gefangenen nicht zu ſehr beläſtige.

„Und ſo wie Du jetzt meine Hand berührſt, Margaretha, ſo berührte damals die Hand der Prinzeſſin des Pagen ſeine, kälter als der ſcharfe Stahl, den ſie hineindrückte. Und ſie ergriff ihn und führte ihn — leiſe — hinter den Vorhang. Da lag ein ſchlafender Greis, mit weißem Barte, und die Prinzeſſin führte des Pagen Arm, und nun wurden Beider Hände plötzlich glühend — und als ſie ihn ſchnell wieder fort zur Lampe ihrer Kammer gezogen hatte, da waren ſie vom Blut gefärbt, das aus der Halswunde des greiſen Herzogs ſie überſtrömt hatte. — Kurz darauf ſoll ſie Zwillinge zur Welt gebracht haben — aber der Page war weit fort gezogen, um der Blutrache zu entgehen; denn er — ſo hieß es — habe den alten Herzog ermordet. Die Prinzeſſin wurde ſpäter Königin von Frankreich und Navarra, und ſollte jemals der Page ihr unter die Augen kommen, nach zwanzig Jahren — ſie würde ihn ſicher nicht mehr erkennen, ſo ſehr hat ihn die Zeit verändert. — Nun, Margaretha, wie gefällt Dir die Geſchichte?“

Margaretha ſagte bebend: „Und wenn er es wagte vor ihr zu erſcheinen — und wenn ſie ihn dennoch erkennen würde — ſo reicht ihre Macht hin, ihn und ihr Geheimniß auf ewig zu begraben —“

„Er iſt nicht mehr jener ſanfte Page, der ſchüchtern, zu einem Werke, ſeine Hand ihrer Leitung anvertraute —“ antwortete der Gefangene, „Lyonnet de Bournonville hat Namen, Stand, Charakter, mit dem Ausſehen gewechſelt. Er iſt Meiſter geworden in der Kunſt, die er damals nur ſchwach verſuchte. Ehe er aber dahin gelangte, war es noch einmal die Prinzeſſin, die ihm ihre Gunſt zuwandte. O, ſie war ſehr huldvoll ſtets gegen ihn geſinnt! Er erhielt durch einen Schwarzkünſtler, der ſich am Hofe ihres Vaters aufhielt, Namens Jourdan Ferron, Geld und ein eigenhändiges Schreiben von ihr, worin ſie ihm ſagte: „nach dieſem Verbrechen müßten ſie von einander ſcheiden — ſie wolle für ſeine Kinder Sorge tragen —“ und das aufgerüttelte Gewiſſen hatte ihr Worte in die Feder gegeben, die wie Flammenpfeile trafen. Sie ſchilderte die That, ſie malte ſie ſchrecklich aus, ſo wie ihre Folgen für Beide — ſie that es, um ihn zur Flucht — die ſie wünſchte — anzufeuern. Und dieſer Brief, den der Page ſtets bewahrte, ſchützt ihn ſtark, wenn er ſich's je einfallen laſſen ſollte, der Furchtbaren unter die Augen zu treten —“

„Der Brief — den Pagen?“ fragte Margaretha mit ſchrecklichem Ausdrucke. „Dieſe Mauern ſind undurchſichtig — kein Auge lieſt einen Brief, der hier entfaltet wird — kein Ohr vernimmt den Ton, der hier geſprochen wird.“

„Aber Buridan wurde auf offener Straße verhaftet, und ſeine Habe wird den Gerichten überliefert und der Brief darin gefunden und geleſen werden — und nun, Margaretha von Burgund — weg mit dem Schleier! — ich bin Lyonnet de Bournonville, Dein Ankläger — der Rächer Deines Vaters und unſerer Kinder — denn Zwillinge gebarſt Du! und nur meine Tochter habe ich Dir erſt entriſſen — wo haſt Du meinen Sohn?“

„Und wo iſt meine Tochter?“ fragte die Königin.

„An einem Orte, wo ſie verhungern muß, wenn ich nicht zu ihr zurückkehre. Ein Ort, nur mir bekannt, tief unter Paris —“ antwortete Lyonnet. „Darum, meinen Sohn gib mir wieder, und dann laß mich mit meinen Kindern von dannen ziehen —“

„Entſetzlicher!“ — ſprach mit unterdrücktem Schrecken die Königin — „habe Mitleid — ich kann nicht —“

„Seh ich Dich ſo vor mir?“ rief nun hohnlachend der Gefangene, indem er — der bis dahin immer in der erſten Stellung liegen geblieben war — ſich erhob, daß ſeine Ketten, mit lautem Schalle an ihm niederfielen. „Wo haſt Du meinen Sohn?“

Sie ſtürzte vor ihm nieder, und jammerte: „Sprich nicht ſo laut — der Kerkermeiſter —“

„Sind dieſe Mauern doch nicht ſo undurchdringlich für jedes Menſchen Auge, doch nicht ſo dick, daß kein Ohr vernähme, was hier geſprochen wird!“ rief er. „Es gibt Verbrechen, die keine Nacht bedeckt, die mit dem grellen Schein der Hölle jede Decke zerſprengen und emporfluthen wie Lava des Kraters. Tod wartet auf den Mörder, weißt Du aber, was des Vatermörders wartet? kennſt Du das Loos der Ehebrecherin, Margaretha? Ein heißes Eiſen ſengt dieſe ſchönen Seidenhaare von Deiner Scheitel, ein kaltes trennt dieſe Hand, die eine Krone verſchenken konnte, von dem Arme, der den Buhlen zum Morde leitete. Jetzt Margaretha ſterbe ich ruhig. Sende mir den Henker, daß er die Schlinge aus jenem Stricke über mir, um meinen Hals lege und meine Worte mit einem Male erſticke. Und Du — verlaß mich jetzt — ich habe nichts weiter mit Dir zu reden!“

„Lyonnet!“ ſchrie Margaretha ächzend, dumpf, den ſchönen Mund auf den Schlamm des Kerkerbodens gepreßt.

„Verlaß mich — und erwarte Dein Schickſal,“ rief er, „Deine Tochter verhungert — Deinen Sohn wirſt Du längſt getödtet haben —“

„Ich übergab beide Kinder, nach ihrer Geburt dem vertrauten Ärzte, der um Alles wußte, und mir in meinen Nöthen beiſtand —“ ſprach ſie —

„Jourdan Ferron?“ ſchrie hier der Gefangene, daß es laut im Gewölbe wiederhallte.

Und augenblicklich rührte ſich's oben am Gitter, und geſpenſtiſch ſchaute des Meiſters, rothbehaartes Antlitz herunter.

„Was machteſt Du mit den Kindern, die Dir Margaretha von Burgund zum Tödten übergab?“ rief ihm der Gefangene entgegen.

„Lyonnet — ich habe —“ ſiel ſie ein.

„Schweige,“ herrſchte ſie der Gefangene an, „und laſſe jenen weiſen Mann mir meine Frage beantworten —“

„Ich übergab ſie, edler Herr Graf,“ ſagte ganz unbefangen der Meiſter, der ſich indeß genähert hatte, „dem alten Beaupertuis, meinem treuen Knechte, der wird Euch Beſcheid darüber geben können. Sein Schwiegerſohn Chiquon, der in meinen Dienſten ſich befindet, ſoll ihn ſogleich hierher beſcheiden, wenn Ihr wollt, oder an einen andern Ort, wenn Ihr es vorzieht.“

„Nach dem Louvre beſcheide ihn," ſagte ernſt der Gefangene, „denn dahin folge ich Euch jetzt. Meiſter Ferron iſt unſer Vertrauter und wird es der Welt nicht verkünden, wo Ihr Euern Miniſter holtet — denn Euer Miniſter bin und bleibe ich. Löſe die Feſſeln."

Jourdan bemühte ſich mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit, und die Feſſeln ſchienen vor ſeiner bloßen Berührung, von dem Gefangenen abzufallen.

„So —" rief Buridan ſich dehnend — „ich erſcheine am Hofe als Graf Lyonnet von Bournonville! Gebt mir den Arm, Frau Königin! leuchtet Meiſter!" —

Alle Drei verließen den abſcheulichen Kerker, worin Schlange und Kröte blieben, und die Thränen, womit ein ſchönes Weib den Boden genetzt hatte.

Und noch ein Kerker im Thurme muß in dieſer Nacht von uns beſucht werden. Auch er war finſter und naß und kalt, aber ſein Bewohner empfand nur wenig von allen dieſen Unannehmlichkeiten, denn ſein Körper war nicht daran gewöhnt, ſich üppiger Polſter zu bedienen, um darauf zu ruhen, er überſättigte ſich nie, ſondern faſtete öfter, wie ſein Geſetz es ihm vorſchrieb, und brachte oft Tage hin, im ſtillen, einſamen Gebet, und das that er auch hier ungeſtört.

Der alte Manaſſès von Vierzon iſt es, den wir belauſchen.

Nur Eines beunruhigte ihn — wenn er an ſein Häuschen dachte im Val-de-miſère, das nun preisgegeben war der Mißgunſt und der Habſucht. Er war nicht reich, aber dennoch hing ſeine Seele mit großer Macht an dem Eigenthume, welches er erworben hatte mit ſchwerer Mühe und unter Schweißtropfen der Arbeit und der Angſt.

Der Gedanke an den Scheiterhaufen beängſtigte ihn weniger. Das Gebet hatte ihn wunderſam geſtärkt und es war ihm als würde er ehrenvoll hervorgehen aus dieſer Kerkernacht. Die Hoffnung des alten Juden iſt eine mächtige Göttin, kein Menſch der Erde wird durch ſie ſo ſehr beglückt. Er erträgt willig, Schmach, Noth, Kummer und Elend und die Hoffnung flüſtert ihm zu, daß ſein Meſſias kommen werde, um ihn, den Fremdling im Lande, zu führen in ſeine Heimath, zu Glanz und Licht und Freude. Und nie täuſcht dieſe Hoffnung — der Meſſias kommt. —

Jetzt klirrten aber Schlüſſel und nur ſein Kerkermeiſter erſchien mit einer Lampe.

„Soll Dich losſchließen, alter Jude,“ ſagte Dieſer.

„Frei?“ rief Manaſſès überraſcht.

„Nicht doch — aber erſcheinen ſollſt Du vor Jemand, der Dich ohne Ketten ſehen will — weil er den Jammer haßt, den er über Andre verhängt. Na, Gott ſchenke ihm lange Tage! ich habe mein Brod durch ihn.“ So ſprach der Kerkermeiſter, während er den Alten losſchloß.

Sie verließen Beide das Gewölbe und ſchritten durch einen langen, ſtillen Gang, den die Lampe, welche der Führer trug, ſpärlich beleuchtete. Manaſſès wurde die Bruſt beengt, denn er gedachte heimlicher Hinrichtungen, die auf ſolche Weiſe wohl möchten vorgenommen werden. Der unerfahrene Thor, als wenn es ſolcher Umſtände brauchte, einen armen, alten Juden verſtummen zu machen, als wenn ſich nicht ein Henker leicht fände, ihm ſchnell das Hirn einzudrücken?

Eher hätte er an die Folter denken können. Denn Geheimniſſen mochten die Mächtigen ſtets gern auf die Spur kommen und Peronne war ein wichtiges Geheimniß und Manaſſès wußte darum. Aber der Gott Abrahams hatte es mit ſeinem Gläubigen diesmal gnädig vor — er ſollte mit der Angſt davonkommen.

Der Kerkermeiſter öffnete die Thür eines wohlerwärmten, und erleuchteten kleinen Gemachs, ſchob ſeinen Pflegebefohlenen hinein und zog ſich dann zuruck, nicht ohne Zeichen tiefſter Ehrerbietung.

Manaſſès ſtand zweien Männern gegenüber. In dem Einen, mit dem gelben, hagern Geſichte, einen unformlichen Hut darauf gedrückt, erkannte er den Konig, der Andre, blond und ſchmächtig, doch von ſtolzerem Ausſehen, war ihm fremd. — Es war der Sire de Savoiſy, des Königs vertrauteſter Freund. —

„Wir kommen in der Nacht hierher, um Dich ſelbſt auszufragen über jenes Mädchen, das mit Dir gefangen wurde,“ ſagte Ludwig zu dem Alten, der ganz dreiſt ihn anſah, „gib uns Wahrheit als Dank fur die Milde, die wir Dir zuwenden, da ſonſt die Folter es iſt, die dergleichen Geſtändniſſe auspreßt.“

„Große Majeſtät!“ entgegnete der Jude, „wohl weiß ich, daß die Folter eine arge Sache iſt und doch iſt ſie die einzige Weisheit der Richter. Sie wiſſen von nichts, als von der Folter und beim ewigen Gott! wenn ſie mich auf der Stelle folterten und ich müßte ſagen, was ich weiß, ſo käme ſo viel Unglück über Euch und dies Land, das größer wäre als mein Elend unter den Händen der Knechte. Darum preiſ' ich die Weisheit des Königs, daß er gekommen iſt in die Wohnung der Schmerzen zu befragen ſelbſt ſeinen treueſten Knecht, der ihm verkünden wird die lauterſte Wahrheit.“

„Ohne Umſchweife alſo, Jude, wir halten Dich beim Worte,“ ſagte Ludwig raſch.

„Doch,“ fuhr Manaſſès mit einem Blicke nach dem Begleiter des Königs fort, „wie darf ich vor fremden Ohren berichten, was nur mein König hören ſoll?“

„Vor Savoiſy?“ fragte Ludwig.

„Savoiſy? ich kenne den Herrn nicht,“ erwiderte Manaſſès, „es wäre beſſer —“

„So verlaß uns, Charles!“ ſprach Ludwig, dem man die Ungeduld anſah, womit er die Mittheilungen des Alten erwartete.

„Und Dich ſoll ich, mein König, in den Händen dieſes verfluchten Schwarzkünſtlers allein laſſen?“ rief Dieſer heftig aus.

„Du magſt in der Nähe bleiben,“ ſagte der König, indem er ihm die Hand drückte.

„Und wär' ich ein Schwarzkünſtler, ſo konnte mein Auge, ein Wort von mir dem Könige und Euch, mein edler Herr, Schaden bringen und keine Waffe, kein ſtarker Arm wäre mächtig genug, böſen Zaubers Wirkung abzuhalten. Doch ſeid getroſt, ich bin ein armer, ſchwacher Greis, kein

Zauberer und was ich zu berichten habe, ſoll zu des Königs Heile förderlich ſein.“ —

Savoiſy entfernte ſich hierauf, um im Gange, vor dem Zimmer, Wache zu halten. Der Jude erzählte nun zuvörderſt, wie er das Mädchen gefunden, in dem Vorhofe von Notre-Dame und wie er einem Landmanne, den er zu gleicher Zeit an dem Orte getroffen, zwei Goldſtucke gegeben, um das Mädchen ungeſtört mit ſich zu nehmen. Er betheuerte ferner, wie ihn nur das Mitleid und kein anderer Beweggrund hierzu vermocht habe, daß es eine argliſtige Erdichtung ſei, als mordeten Juden Chriſtenkinder, um böſen Zauber zu üben. Er klage ſich allerdings bei jener That unvorſichtiger Uebereilung an, da ein frommer Rechtgläubiger ſein Leben nicht ohne Noth in Gefahr geben ſolle, wie er gethan; das Kind würde von dem Bauer aufgenommen und erzogen worden ſein ohne ihn und der Bauer wäre dadurch nie in Todesängſten gerathen. Wie aber ſtets die Wege der Vorſehung unerforſchlich ſeien, ſo wäre auch in dieſem Falle wieder erſichtlich. Damals, unter der Regierung des verſtorbenen Königs, zu jener Zeit, als er Peronne gefunden, wo Enguerrand de Marigny noch nicht die Juden auszurotten beſchloſſen hatte, waren zwar gute Tage für ihn und ſeine Glaubensgenoſſen und er durfte nichts beſorgen, was ihn ſpäter ſo hart betroffen. Nun aber, da das Unglück gekommen ſei, Verbannung, und dann Zuruckberufung, um noch ſchwerere Prufungen zu beſtehen, bis zu dieſem wichtigen Augenblicke, da er vor ſeinem Herrn und Konige ſtehe, ſei die Hand immer ſichtbarer werden, die ihn leitete. Er ſei angeklagt, er habe eine Puppe aus Lehm bereitet, einen Golem, von dem geſchrieben ſteht im Talmud, daß die weiſen Rabinim ihn zu verfertigen verſtehen. Solche Wiſſenſchaft wäre ihm aber fremd — er ſei ein Mann fur jede Art von Geſchäften, aber die Weisheit der Gomora und Kabbala decke fur ihn ein undurchdringlicher Schleier. Dadurch entkräftige ſich von ſelbſt der zweite Theil jener Anklage, als habe er, dieſem Golem, in boshaftem Frevelmuthe, die Aehnlichkeit mit der Konigin verliehen. Dieſe Aehnlichkeit ſei naturlich oder unnaturlich — das Letztere nämlich, weil ſie in ſolch hohem Grade wohl nie noch bei zwei Menſchen angetroffen werden wäre, das Erſtere, weil ein Geſetz in der Natur obwalte, wonach die Kinder den Eltern, namentlich den Müttern, gleichzuſehen pflegen.

Der König ſchauderte hier zuſammen, ſein Auge blitzte.

„Weiter! Weiter!" rief er dem Juden haſtig zu.

„Und was ſoll's noch weiter ſein?“ fragte Manaſſès und ſein Blick verweilte lange auf dem König.

„Alſo ein Dolch — oder Gift!“ rief Dieſer. „Kein offenes Gericht — keine Gewißheit — aber doch ihren Tod!“

„König!“ nahm nun wieder Manaſſès das Wort, „wenn ich gleich kein Zauberer bin und nicht vermag, einem Lehmklotze Leben zu verleihen, ſo kenn' ich doch genugſam was unſere Sagen und Geſchichten berichten, und wenn Du es nicht verſchmähſt, Du, ein chriſtlicher Herrſcher, von einem jüdiſchen, armen Knechte, Dir verkünden zu laſſen, was ſich erhalten in ſeinem Volke von dem Falle des erſten Menſchen, ſo würde Dir vielleicht klar werden ſo Manches, was Du jetzt nicht zu begreifen weißt, mit aller Deiner Macht und Einſicht, und was wir kennen aus unſern alten Urkunden.“

„So theile mir davon mit,“ ſagte Ludwig, „ich will dieſe Stunde nützen zu meinem Heile und Du ſelbſt damit Deine Freiheit Dir erkaufen.“

„Adams erſte Frau hieß Lilith,“ ſing der Jude an.

„Was für ein Lied ſingſt Du mir da?“ ſchrie wild der König. „Frage ich Dich um die Geſchlechtsfolge der Menſchen?“

Aber Manaſſës ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen und fuhr in der einfachen Weiſe ſeiner alten Sagenbücher alſo fort:

„Und dieſe Lilith machte Adam den Garten Eden zur Hölle. Die Teufel und Unholde hatten Verkehr mit ihr. Sie buhlte mit ihnen und bevölkerte die neugeſchaffene Welt mit Ungeheuern. Dieſe Ungeheuer aber waren alle weiblichen Geſchlechts. Nephaim und Nephilim wurden ſie genannt. Und ſie wurden zahlreicher wie der Sand am Meeresufer. Und als Cain, der Brudermörder geſtorben war, entſproßten aus ſeinem Geiſte, Tubal-Cain und Naema und ſie zeugten die Machalath und dieſe gebar die Igereth und dieſe begattete ſich wiederum mit den abgefallenen Engeln, die Buhlerei und Unzucht trieben und daraus entſtand ein wild Geſchlecht, von kindermordenden, blutſaugenden und unzüchtigen Weſen, deren Außenſeite in Schönheit prangte, denn die ſchönſten Weiber wurden ſtets von den Teufeln heimgeſucht, deren Inneres aber den Vätern verwandt war, welche abgefallen ſind von dem Herrn der Schöpfung. Und ſo pflanzte ſich fort dies Geſchlecht bis auf den heutigen Tag.“

Der Jude hielt inne. Der König ſaß ſtumm vor ſich hinſtarrend.

„Dies mein König," fuhr er dann in ſeinem frühern Tone fort, „iſt das, was unſere Bücher davon berichten — wenn aber ein Geſchöpf, wie das Mädchen ausſehend, das ich erzog, allnächtlich im Neslethurme Menſchenmord verübt, ſo iſt es weder ein böſer Zauber von mir verfertigt, noch das arme, unſchuldige Kind, das mit mir verhaftet wurde und von dem ich nicht weiß, wo es hingekommen iſt."

„Alſo die Königin klagſt Du an?" rief Ludwig, ſtreng den Alten anblickend.

„Königlicher Herr, das ſei fern von mir," ſagte Manaſſès, mit der ihm angeborenen Klugheit, ausweichend. „Ich habe Dir erzählt, was uns unſere weiſen Väter aufbewahrt haben, aus den erſten Tagen der Schöpfung. Hätten ſie's nicht gethan, was wüßte ich davon? Und warum ſoll nun mein König nicht wiſſen, was ein armer Jude weiß? Ich bin ſelbſt angeklagt und muß mich daher vertheidigen. Darum ſagte ich, wie ich das Kind gefunden, das der Frau Königin ſo ſehr ähnlich ſieht. Sieht das Kind ihr ähnlich, warum ſoll nicht noch ein Geſchöpf auf der Welt ſein, das ihr ähnlich ſieht? Gehört dies Geſchöpf zu den „guten Dingern," wie ſie die Nephilim zu nennen pflegen, in ihrer Sprache, ſo kann man's beſtrafen, wie jedes Andre, man kanns ausrotten und ſoll's ausrotten zum Heile der Menſchen. Der Nesletthurm iſt ja in Paris, es gibt Wachen zu fangen einen Juden, ſie werden auch können fangen, was ſie finden im Nesletthurm. Dazu braucht's keiner Hexerei!’

„Gut — doch Du bleibſt ſo lange hier im Gewahrſam —“ ſprach Ludwig.

„Hier?“ ſchrie Manaſſes entſetzt, „und ſoll ich nicht heimgehen durfen in mein Haus, das verlaſſen ſteht im Val-de-miſère, wo aus- und eingehen konnen meine Feinde —“

„Wenn aber Deine Anklage falſch iſt?“ rief ihm der Konig zu.

„Hab' ich denn Jemand angeklagt?“ fragte wieder ängſtlich Manaſſès.

Und Ludwig überdrüſſig dieſes ewigen Kreislaufes, verließ ſchnell das Zimmer und mit Savoiſy den Donjon des Chatelets. —

Manaſſès erfaßte tiefer Schmerz, als er den Gang zuruckgeführt wurde und die Thür ſeines finſtern Kerkers ſich wieder hinter ihm zuſchloß. —

VI.

Diacres-fous, diacres-souls.

Im Hauſe des alten Muſikanten in der Strohgaſſe war ein tolles Leben. Der Hochzeitkuchen von Safran gelb und dick mit Mohn beſtreut, von ungeheurer Größe, ſtand nur noch halb auf dem Tiſche, denn die andere Hälfte war von den fröhlichen Gäſten verzehrt worden, daneben befanden ſich Gläſer und Flaſchen, Blumen in zierlichen Gefäßen und Alles deutete auf ein frohes Feſt, das hier gefeiert worden war.

Und richtig, ſo war es.

Der alte Beaupertuis verheirathete ſeine einzige Tochter, Jeanne, einem jungen, freundlichen Burſchen, Chiquon mit Namen, der durch dieſe Verbindung nun am Ziele aller ſeiner Wünſche ſtand. — So verſchieden ſind die Schickſale der

Menſchen. Der Eine bemüht ſich ſein ganzes Leben, nur Einen Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen, und geht ſein ganzes Leben ſehl; während der Andere beim erſten Schritt die rechte Bahn trifft, die ihn auf das Schnellſte zum erſehnten Ziele führt. Chiquen war Einer von dieſen.

Wir haben zuerſt die Bekanntſchaft dieſes Menſchen gemacht, als er an einem ſchönen Morgen auszog aus St. Jean-le-Pauvre, ſein Hufeiſen an die Thür nagelte, wie es üblich war, um ſich von dem Heiligen Glück zu erflehen, und an der Seite eines ihm fremden Mannes in die Welt ging, deſſen Schickſalen wir bis jetzt aufmerkſamer gefolgt und den wir als Miniſter, Graf Lyonnet de Bournonville, mit der Königin und ihrem alten Arzte Jourdan Ferron den Kerker verlaſſen ſahen. An jenem Morgen war es, wo der arme Chiquen troſtlos ſein Liebchen in der Strohgaſſe, Jeanne Beaupertuis, die allen Studenten in die Augen ſtach, verlaſſen mußte, aber durch das herzhafte Weſen eben jenes zufälligen Reiſegefährten eine Anſtellung bei den Ribauds fand, deren König oder Hauptmann er vor einer Waldſchenke kennen lernte.

In ſeiner neuen, glänzenden Livrei verſäumte er es nicht, ſich ſogleich bei dem alten Muſicanten, dem Vater ſeines Mädchens, vorzuſtellen. Und — ſei es der Reſpect vor den königlichen Farben, ſei es — wie wir faſt zu vermeinen Urſache haben — ein tiefer liegender Grund — der Alte nahm ihn freundlicher auf, als der Abſchied hätte vermuthen laſſen ſollen.

Wer war froher als Chiquon. Der Dienſt — und dieſer war in Paris niemals ſtreng — erlaubte es ihm, viel um ſeine Jeanne zu ſein, und er that Alles, ſich in ihrer Gunſt zu befeſtigen, und ſich die Geneigtheit des Vaters zu erhalten.

Dieſer war aber nicht blos Muſikant, ſondern auch ernſtere, tiefere Künſte, als die edle Muſica zur damaligen Zeit noch war, beſchäftigten ihn. Man ſah ihn Verkehr mit Leuten treiben, die in großem Anſehen und im Geruche tiefer Weisheit ſtanden. Beſonders Abends, wenn es bereits dunkelte, konnte man bemerken, wie ſich die Thür des kleinen Häuschens in der Strohgaſſe weit aufthat, um einen hochgeehrten Gaſt einzulaſſen, vor dem ſelbſt die naſeweiſeſten Schreiber der Baſoche, oder andere hochfahrende Schüler, die größte Achtung hegten, denn es war der weltberühmte Arzt Jourdan Ferron, den wir hier nicht näher zu bezeichnen brauchen, da man ihn aus dem Verlaufe dieſer Geſchichte bereits genauer kennt.

Was der weiſe und hochgelahrte Mann bei dem Muſikanten eigentlich zu ſchaffen hatte, wußte Niemand ſo recht, denn dieſer war nicht krank, und

Jener ſah nicht danach aus, als wollte er ſich zum Tanze aufſpielen laſſen, eben ſo war es bei ihm nicht auf die ſchöne Jeanne abgeſehen, das wußte man wohl.

Worüber ſich nun ſo Mancher in der Strohgaſſe den Kopf umſonſt zerbrach, das ſoll meinen Leſern, zum Danke, daß ſie bis jetzt ausgehalten, und das Buch nicht ſchon mit Widerwillen weggeworfen, hier mit wenigen Worten berichtet werden.

Es war einſt ſehr ſpät am Abende, als der Arzt bei dem alten Muſikanten erſchien. Dieſer öffnete, wie gewöhnlich, ſein kleines Laboratorium, wo er alte Lauten zuſammenleimte, oder Violinen bezog und ſonſt dergleichen Hantierungen trieb, die von ſeinem Stande unzertrennlich waren, und wo er mit ſeinem hochgeehrten Gaſt ungeſtört plaudern konnte.

„Gilles,“ ſagte dieſer gleich bei ſeinem Eintritte, „mein treuer Diener, den ich durch ſo viele Jahre benützte, bekam geſtern von einem Burſchen, der ſich verzweiflungsvoll zur Wehre ſetzte, einen Stich mit einem vergifteten Dolche, der ihm nach wenigen Minuten das Leben raubte. Schaffe mir einen Andern, der ſein Amt verſehe, auf den wir uns verlaſſen können.“

„Da kommt Ihr grade zur glücklichen Stunde, mein weiſer Meiſter,“ ſprach der alte Beaupertuis,

„drin ſitzt ein ſtarker Geſelle, von ganz geeignetem Bau, der den Dienſt bei Euch verſehen kann, er dient bei den Ribauds —“

„Bei den Ribauds?“ wiederholte der Arzt.

„Zum Scheine,“ verſetzte lächelnd der Muſikant, „doch eigentlich bei Jeanne, meinem hübſchen Mägdelein. Mache ich dies zur Bedingung, daß er mein Eidam werde, was gilt's? Er iſt Euer mit Leib und Seele!“

„Amen!“ ſagte dumpf in ſich hineinlachend Meiſter Jourdan Ferron, und verzerrte dabei ſeine ohnedies nicht hübſchen Züge bis faſt zum Entſetzlichen.

„Soll ich ihn hereinrufen?“ fragte der Muſikant.

„Wie denn anders —“ ſprach der Arzt.

Und Chiquon, das frohe Blut, wurde vor den Fremden beſchieden.

Er war leicht zu gewinnen. Einem Mann von ſo anerkanntem Anſehen, wie Jourdan Ferron, Dienſte — und ſeien ſie oftmals ſelbſt geheime, von denen Niemand wiſſen durfte — mit Treue und Ergebenheit zu leiſten, wenn ein Preis wie Jeanne's Händchen im Hinterhalte als Lohn winkte — das war ein Handel, der von unſerm Chiquon mit dem leichtfertigſten Frohmuthe eingegangen wurde, er leiſtete einen Eid in die Hand des Arztes, und um der Formalität mehr Gewicht zu geben, und auf das Gemüth des jungen Burſchen ſtärker einzuwirken, mußte er ſich mit ſeinem Dolche eine Ader des linken Armes öffnen, und mit dem daraus quillenden Blute ſeinen Namen unter eine Schrift ſetzen, deren Inhalt er nicht einmal zu wiſſen verlangte, ſo ſehr war er von ſeinem Glücke eingenommen, da er daran dachte, bald Jeanne's Mann zu werden.

Was der Arzt eigentlich von ihm für Dienſte forderte, kann den Leſern kein Geheimniß mehr ſein, wenn ſie ſich noch der Nacht im Neslethurm erinnern, wo er ſeinen alten Freund Buridan wiederfand, dieſen mit dem verkleideten jungen Pagen entwiſchen ließ, und dafür den ermordeten Sir Renaud d'Annebaud in die Seine geworfen hatte.

Es war das einzige Mal, daß er ſeiner übernommenen Pflicht untreu geworden war. —

An dieſem Tage nun, wo wir zum erſten Male in das Haus Beaupertuis, des alten Muſikanten, in der Strohgaſſe einkehren, und das tolle Leben finden, wurde Hochzeit gehalten.

Chiquon und Jeanne befanden ſich ganz wohl dabei. Sie, weil ſie ihn, er, weil er ſie hatte. Die nächtlichen Thaten, die er im Neslethurm, auf des Arztes Geheiß, zu Zeiten vollbrachte, drückten ſein Gewiſſen nicht ſo ſehr als die Eine, wo er ſeinen

Freund hatte entwiſchen laſſen. Denn Jene mußte Der verantworten, der ihn gedungen, und er that nur ſtreng, was ſeine Pflicht war, und das war ihm genug, und „wer das Kriegshandwerk ergreift,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „darf vor einem Aderlaß nicht bangen. Der Himmel ſchenke mir zu meiner Jeanne einmal Geld genug, ſo werb' ich mir ſelbſt ein Fähnchen, und laure den geldgierigen Nimmerſatten, den Handelsleuten, auf der Landſtraße auf, da hat man genug zum Leben, und 's iſt ein luſtiges Handwerk dabei. Fängt man dann noch überdies Sarazenen oder Juden, und liefert ſie den hohen Gerichtshöfen aus, und ſie werden lebendig geſchunden oder in Oel geſotten, ſo hat man noch ein gutes Werk obenein gethan, und darf ſchon ein paar Mal dafür ſündigen.“

So dachte unſer Chiquon, pfiff, ſtrich ſich ſeinen Bart, ſchaute zum Himmel und dann in die Augen ſeiner jungen Frau, und war der gutmüthigſte Burſche von der Welt dabei.

Der alte Muſikant hatte aber nicht Zeit, ſo zu denken, zu pfeifen und hin und her zuſchauen. Er war in eine Art von gelbem Sack gehüllt und hatte eine Kapuze über den Kopf geworfen, welche mit Federn beklebt und mit einem mächtigen Schnabel verſehen, auf den erſten Blick zu erkennen gab, daß ſie das Geſicht eines Gokelhahns vorſtellen ſollte. Dabei war es höchſt komiſch, den alten Mann, laut ſchimpfend, von einer Menge Leute, in ähnlichen Verkleidungen, gefolgt, im Hauſe hin- und herlaufen zu ſehen, um dies und Jenes zuſammen zu ſuchen.

Sein Gefolge beſtand aus vermummten Affen, Hunden und Katzen, ſelbſt eine Hechtſchnautze und zwei Froſchmäuler bemerkte man darunter. Was er zuſammenſuchte, waren verſchiedene Lärm erregende Inſtrumente, die er ihnen austheilte, denn es ſollte eine gräuliche Muſik veranſtaltet werden, den Zug zu verherrlichen, der wegen des Feſtes, genannt „la fête des sons-diacres,“ gehalten wurde. Ein Feſt — das Gräulichſte und Schändlichſte, welches unter dem Schutze der Kirche, von den Geiſtlichen ſelbſt gefeiert ward. Und den Morgen deſſelben hatte Beaupertuis zur Hochzeit ſeiner Tochter erwählt, und nun, da das Frühmahl gehalten war, ſchickte er ſich an, mit ſeinen trunkenen Gäſten und den Schülern der holden Muſica, dem Zuge ſich anzuſchließen.

Schon wuchs der Lärm in der Gaſſe, ſchon vernahm man das Geläute der Glocken, denn der Zug ging mit großer Feierlichkeit vor ſich, ſchon öffneten ſich die ehrwürdigen Pforten der alten Notre-Name, deren kühne Bogen glänzend erleuchtet waren, und in deren weitgewölbtem Portale die geſammte Prieſterſchaft im prachtvollen Ornate harrte, um dem Zuge entgegenzugehen, ſobald er den innern Raum des Vorhofes betreten haben würde.

Vor Beaupertuis Hauſe hatte ſich eine lauttobende und ſchreiende Maſſe verſammelt: „Heraus Teufelsmuſikant! Laß' Dich nicht ſo lang erwarten! Wo ſteckſt Du? Ho! Ho! Sich nur einmal die ſchönen Damen, die ſchon ganz fix und fertig daherziehen und Du kommſt noch immer nicht! Noel! Noel!"

Und ein lautes, wildtoſendes Gelächter folgte, denn ein Hauſe junger Prieſter, das Geſicht mit Talg eingeſchmiert, als Tänzer und Weiber, loſe und windig gekleidet, ſprang ſingend und tanzend, ſchreiend und jubelnd einher.

Aber der alte Muſikant war nicht Schuld an der Verzögerung, die den lauten Unwillen des Volkes gegen ihn hervorrief. Er hatte einen unerwarteten Gaſt bekommen, der in blanker Rüſtung vor ihm ſtand, und ihn in zwar höflichen, doch feſten Ausdrücken, nach dem Louvre, vor den erſten Miniſter Grafen von Bournonville hinbeſchied, um in wichtiger Angelegenheit Auskunft zu ertheilen.

Dem Alten wäre dieſe Botſchaft unter allen Verhältniſſen ungelegen gekommen, und er freute ſich innerlich ſeines Narrenkoſtüms als Hahn, um dies als triftigen Verhinderungsgrund anführen zu können.

„Ihr ſeht, Herr Ritter,“ ſchnarrte er durch ſeinen Schnabel dem Boten entgegen, der nichts weiter als ein Ribaud war, wie ſein Schwiegerſohn auch, „wie ich ausſehe, und Ihr werdet wiſſen, dafern Ihr aus dieſer guten Stadt Paris ſeid, was es mit dem Lärm vor meinem Hauſe und meinem Anzuge für eine Bewandniß habe. Der Herr Graf von Bournonville, den ich zwar nicht zu kennen die Ehre habe, mag ein gar mächtiger Herr ſein, und hier im Lande zu commandiren haben, dem will ich mich auch keineswegeswiderſetzen. Wenn wir es aber wagen wollten, uns gegen den Willen jener tollen, losgelaſſenen Meute von Strolchen, Handlangern, Tagewerkern, Taſchendieben und loſen Geſindels aller Art freventlich von hier wegzubegeben, ohne an dem Zuge der Subdiakonen den uns zukommenden Theil zu nehmen, ſo würden wir nicht nur geſteinigt, ſondern dies kleine Haus, mit Allem, was darin iſt, dem Boden gleich gemacht werden. Hört nur ſelbſt, Herr Ritter, wie ſie ſchreien, man kann ſein eigenes Wort nicht verſtehen, ich muß wahrhaftig — doch — ein Anderes! Hier ſteht mein Schwiegerſohn, wollet Euch indeß mit dieſem begnügen, und ihn zu dem Herrn Grafen hinbegleiten. Er möge deſſen Befehle entgegennehmen und mir überbringen. He, Claude-Chiquon!“

Der junge Mann wand ſich aus dem Arm ſeiner Jeanne, welche dieſen heut zum erſten Mal recht dreuſt vor aller Welt, am offenen Fenſter, das bis auf den Boden reichte, um Chiquens Nacken geſchlungen hatte. Mit Verdruß vernahm er, daß er das Haus verlaſſen und dem Kameraden, den er übrigens kannte, zum Louvre folgen ſollte.

„Fühlſt Du, was es heißt, von ſeiner ſo eben angetrauten Frau ſcheiden zu müſſen, um in fatalen Dienſtangelegenheiten vielleicht einen meilenweiten Ritt zu unternehmen? Hätte der Herr Graf nicht einen andern Tag wählen können?“

Und dies und noch Mehreres brummte er vor ſich hin, indem er die einzelnen Kleide- und Waffenſtücke zuſammenholte, welches bei der herrſchenden Unordnung im Hauſe keine leichte Mühe war, dann faßte er ſeine hübſche Jeanne, die ihre liebliche Unterlippe zum Schmollen verzog, und folgte dem Kameraden.

Nun machte aber der alte Beaupertuis mit ſeinen Geſellen auch, daß er fortkam.

Das laute „Brouhaha“ empfing und geleitete ihn bis zum Verſammlungsplatze, von wo der Zug ſich in Bewegung ſetzte. Es ging beim Chatelet vorbei, der Cité zu. Voran die Muſik, Beaupertuis als Hahn, mit ſchiefem Maule laut und ſehr natürlich, durch ſeine Maske krähend, während die Andern, mit ganz eigenthümlichen Tönen, und mit

Keſſeln, Kaſſerollen, Glocken und Trommeln einen furchtbaren Lärm machend, im Chore einfielen. Dann kam ein Biſchof im Meßgewande, Inful auf dem Haupte, der auf einem Eſel ritt und Wein trank und Wurſt dazu aß, welches ihm von andern Geiſtlichen zu Seiten des Eſels gereicht wurde. Hinter dem Biſchof fuhren junge Prieſter auf Miſtwagen einher und bewarfen damit die ſchreiende, gaffende und mitlaufende Menge, deren Raſen und Toben von Minute zu Minute wuchs. Dann erſchienen die Prieſter, als Weiber coſtumirt, mit geilen Sprüngen und Schwänken, die dazu beſtimmt waren, am Abende eine Myſterie aufzuführen, nicht eben der erbaulichſten Art.

So war der Zug, immer wachſend, immer taumelnder vor Luſt an Unfug und Rauſch, immer wenniger vor ſcheußlicher Unzucht und Ueberfüllung zur Kirche gelangt, die ernſt und grau, mit ihren platten Thürmen und ihrer Fenſterroſe darunter, mit ihren offenen Thoren voll Weihrauch, Lichterglanz und Prieſtern, und ihren erhabenen Altären voll Heiligkeit und Pracht, ſich im Angeſichte dieſes Haufens wunderbar genug ausnahm. Selbſt die grauenhaften Fratzen der alterthümlichen Dachrinnen, die Teufel und Drachen von Stein, ſchienen zu heilig und edel im Vergleich mit dieſen Menſchen, die darunter in ihrer Wildheit den Einzug hielten.

Die großen Glocken ſummten und dröhnten weit hinaus in den Nachmittaghimmel, und der tolle Biſchof verließ ſeinen Eſel und beſtieg ſeinen Thron neben dem Hochaltar. Alles Volk ſtrömte nach, und während alte Schuhe, Lumpen und anderer Unrath in den Becken als Opferrauch verglimmend, den weiten Dom mit einem erſtickenden Geſtanke erfüllte, erhob er ſich, und ſprach einen närriſchen, gottesläſterlichen Segen. Dann wurde in demſelben Sinne eine Meſſe geleſen, und die, welche Würſte bei ſich hatten, boten dem leſenden Prieſter davon an, und wenn er zuſchnappen wollte, ſo äfften ſie ihn.

Nach Beendigung dieſer ſchändlichen Poſſe lagerte man ſich um die Altäre und ſie wurden in Spieltiſche verwandelt, indem man darauf würfelte.

Alles nahm nun einen immer wildern Charakter an. Man ſtritt, ſchrie, ſchlug ſich — ein Bacchanal war aus der Parodie des Heiligen geworden. Alles war erlaubt, nur der Mord wurde noch als ein Verbrechen angeſehen und beſtraft; daher waren eigene Männer darüber zu wachen beſtellt.

Der Abend hatte ſich nun genähert, der Himmel röthete ſich und die ſchrägen Strahlen der im Weſten untergehenden Sonne verwandelten das Grau des alten Gotteshauſes in Roth; es war faſt, als ob die Steine ſich ſchämen konnten ob der Thaten der Menſchen. Der fürchterliche Troß verließ nunmehr in trunkenem Muthe die Kirche, um ſich auf den öffentlichen Plätzen vor den Theatern zu ergötzen, die während der Zeit errichtet worden waren, und auf denen Spiele zwiſchen verkleideten Mönchen und Nonnen aufgeführt wurden.

III.

Fortſetzung.

Es war am Morgen eben dieſes Tages einer mehr als wahnſinnigen Rohheit, einer abſcheulichen Frevelluſt, als dieſelben Glocken, deren ernſter Laut zur Andacht weckte, den Todten nachklagte, wenn ſie zu Grabe getragen wurden, und die reinen Lüfte durchhallte wie ein Athem des Metalls, wie ein Gebet des Lebloſen, nun — den Aberwitz aufrüttelte aus den tiefſten Winkeln, und ihn frech hervortaumeln ließ, um Alles zu überfluthen. Während der Hauſe ſich noch rüſtete zum bevorſtehenden Umzug, ſtand der eine Stunde ſpäter verhöhnte und verſpottete Prieſter am Altar und ſprach den Segen über den Ehebund von Jeanne Beaupertuis und Claude Chiquon. Und an eben dieſem Morgen ſtiegen, als es noch graute, Margarethe, die Konigin, Graf Lyonnet von Bournonville, ihr Miniſter, und ihr Arzt, Jourdan Ferron, aus den Cachots des großen Chatelets, um ſich nach kurzer Trennung im Louvre wiederzufinden.

In dem Kopfe des neuen Miniſters durchkreuzten ſich die verſchiedenartigſten Gedanken, nachdem er die beengende Kerkerluft nicht mehr empfand, ſondern ſich von dem weichen, erquickenden Lebenselemente wieder umgeben ſah.

Er lenkte ſeine Schritte mit Schnelligkeit nach den Katakomben, um dort in dem verborgenſten Winkel derſelben, neben den Gewölben des Thermenpallaſtes, ſeine und Margaretha's Tochter abzuholen. Sie war genugſam mit Lebensmitteln verſehen, und er war in dieſer Hinſicht jeder ängſtlichen Sorge überhoben, eben ſo konnte er darauf rechnen, daß wohl kein Neugieriger bis zu ihr gedrungen ſein würde, und ſie noch immer in völliger Abgeſchiedenheit ſeiner Rückkehr harrte. Sein zweiter Gedanke war die Auffindung ſeines Sohnes, wenn er noch gleich der Schweſter am Leben ſein ſollte, und deshalb nahm er ſich vor, bald nach ſeinem Erſcheinen im Louvre, zu dem alten, ihm von Jourdan Ferron bezeichneten Beaupertuis zu ſenden, um darüber Auskunft zu erhalten.

Dann dachte er daran, alte Rechte auf die Königin geltend zu machen. Er wollte ſie beherrſchen ganz und gar, und daher mußte Jeder entfernt werden, der ihm darin hinderlich ſchien, vor Allen Verſoris. Später erſt wollte er dem Könige ans Leben, und es war ſein feſter Wille, ſich die Krone ſelbſt aufs Haupt zu ſetzen. —

Unter ſolchen Betrachtungen war er — mit ſich und ſeinem Schatten allein wandelnd — bis hin zu dem Orte gelangt, wo der Eingang ſich zu ſeinem Schlupfwinkel durch Geſtripp abwärts ſenkte. Der Mond wurde bleicher, und hinter dem alten Thermenpallaſte ward der Horizont roth. Er blickte hin. Da trat mit einem Male ein rieſengroßes, dunkles Bild auf dem hellen Grunde hervor. Es war Gulreddin.

„Seit zwei Nächten laure ich hier auf Dich,“ ſagte ſie. „Wo treibſt Du Dich herum? Sagteſt Du mir doch, daß ich Dich hier finden ſollte?“

Er ſah ſie forſchend an. Er überflog ſchnell, wie ſich die Leidenſchaft dieſes ſonderbaren Geſchöpfes für ihn, ihm dargeſtellt habe. Jetzt ſtand ſie vor ihm, in ihrer koloſſalen Kraft, in ihrer wilden Grazie, in ihrer altägyptiſchen Schönheit. Ihre gefleckte Haut ſah in der halben Dämmerung, die noch herrſchte, nur dunkelgebräunt aus, ſie hatte ein feuerfarbenes Stück Zeug um ihre ſchwarzen Kopfhaare leicht gewunden, deren lange Mähne darunter verborgen war, und nicht ſo wild wie ſonſt den

Hals umflatterte, um den ſich ein blinkendes Geſchmeide ſchlang. Sie hatte ſich für ihn geputzt, ſie wollte ihm gefallen, das war erſichtlich.

Er ſah ſich ganz allein in der Welt. Kein Treuer war um ihn, kein Vertrauter, der ſich ihm aus innerer Neigung ergeben fühlte. Wie ſollte er ſein Vorhaben ausführen, wenn er nur auf ſich allein beſchränkt war?

„Gulreddin!“ ſagte er ſchnell, indem ſich ein neuer Plan in ſeinem Kopfe bildete, „ich bin ein vornehmer Herr am Hofe geworden. Ich bin Graf und Miniſter. Willſt Du ſtets um mich ſein, ſo will ich Dich lieb haben, und mich in ruhigen Stunden ganz Deiner Zärtlichkeit weihen — willſt Du?“

Die wilde Schöne warf ſich vor ihm nieder und küßte den Staub.

Er hob ſie auf.

„Gulreddin!“ fuhr er fort, „Du mußt jedoch vor der Welt Dein Geſchlecht verläugnen, Du mußt in Männertracht einhergehen, und am Hofe für meinen Diener gelten —“

Sie horchte auf und ihr ſchwarzes Auge blitzte.

„Die Arme,“ ſprach ſie mit wildem Lachen, „ich würde ſie zerreißen, wenn ich ſie an Deinen Lippen hängend fände.“

„Keine Eiferſucht, Weib!“ nahm er wieder das Wort. „Es iſt nicht Liebe zu einer Andern, ſondern die Liebe zu Dir, die mich zwingt, Dir jene Bedingung zu ſtellen. Die Erſcheinung einer Fremden, die ſtets um mich wäre, würde zu vielen Muthmaßungen und Deutungen die Veranlaſſung ſein. Der treue Diener, der ſtets mich umgibt, erregt keine Aufmerkſamkeit. Erwarte mich hier, ich bringe Dich dann in das Haus eines Lombarden, der uns Beide mit den erforderlichen Kleidern verſehen ſoll, damit wir uns als Herr und Diener bei Hofe zeigen können.“

„Und wo gehſt Du hin, wenn Du mich hier verläßt?“ fragte Gulreddin.

„In dem Gewölbe, vor deſſen Eingang wir ſtehen, harret meiner ein Mädchen —“ antwortete er.

„Ein Mädchen?“ fragte ſie und ihr Auge rollte.

„Ich baue auf Deine Treue, Gulreddin,“ ſprach er, „ich verlange keinen Eid von Dir, ich glaube an Deine Neigung. Alſo wiſſe denn, das Mädchen, welches mich hier erwartet, iſt meine Tochter.“

Sie ſchien ſich zu beruhigen, und fragte: „Und holſt Du ſie jetzt hervor?“

Er bejahete.

„Und ſoll ſie bei Dir am Hofe leben?“ fragte ſie weiter.

„Das nicht, Gulreddin!“ erwiederte er. „Noch muß ihr Daſein aller Welt verborgen bleiben, doch wenn ſie hervortreten wird aus ihrer Dunkelheit, ſo iſt ſie Prinzeſſin und Frankreich ihr unterthänig. Laß' mich nun hinab zu ihr! Ich hole ſie hervor und überantworte ſie Deiner Sorge, Deinem Schutze!“

Mit hoffender, frohbewegter Bruſt wand er ſich durch die dicht verſchlungenen Geſträuche hinab in die Nacht der Verließe, die ihm entgegengähnten, während die Rieſin ſtarr und ſtumm ihr tiefes Auge darauf geheftet hatte.

Nach einer ziemlichen Pauſe vernahm ſie wieder ſein Nahen. Er ſchnaufte ſtark und erſtickte ſo den jammernden Ausbruch ſeines Herzens.

„Sie iſt fort!“ ſchrie er, als er Gulreddin wieder gegenüberſtand, und ergriff ihre Hand. „Geraubt kann ſie nicht ſein, entkommen auch nicht! Sie hat, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, den ſichern Ort verlaſſen, und wird ſich hineingewagt haben in die ſchrecklichen Katakomben, aus denen keine Rettung iſt. Gulreddin! dies wird der erſte Dienſt ſein, den Du mir leiſteſt. Mit hundert Fackelträgern ſend' ich Dich hinab, ſie mir zu ſuchen, und mir wiederzubringen.“

Dann aber ſchnell einen fürchterlichen Blick auf die ſchwarze Höhle des Eingangs werfend, ſagte er ruhiger. „Und wenn jene ewige Nacht ihr Daſein verſchlungen hat, wenn ihre Gebeine neben den andern Millionen drunten ruhen, umarmt von der Schlange, in ihren Augenhöhlen Kröten brütend und anderes Gewürm, ſoll ich hundert Fackeln hinabſenden, mir dieſe Gewißheit zu holen? Der Sohn lebt noch auf der Oberwelt, er bietet mir reichlichen Erſatz für die Tochter. So beherrſche ich immer noch mächtig die Mutter, die mir allein angehören muß, nur mir! und Verſoris, der ſchnöde Buhle falle!“ — Er hatte dies nur vor ſich hin geſagt — aber das ſcharfe Ohr der Rieſin war aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte geweſen, und ſie gedachte einer Nebenbuhlerin, und ihr ſtarkes Gebiß ſchlug knirſchend vor Wuth aneinander. —

Sie eilten, von der grauenden Tagesdämmerung begünſtigt, unbemerkt zu dem Hauſe eines erſt ſeit Kurzem nach Paris gekommenen Lombarden, um für ihre Coſtüme, gegen gutes Geld, Sorge zu tragen. Der Graf wählte Eines, das ſeinem neuen Stande ganz angemeſſen war und für ſeine Begleiterin wurde, obgleich es ſchwer war, ihrem mächtigen Körper ein anpaſſendes zu finden, aus mehreren Stücken der Kleidung einiger großen Männer eine zwar ſeltſame Tracht zuſammengeſetzt, die jedoch in einen weiten Mantel, in den ſie ſich hüllen mußte, das Auffallendſte an ihr verbarg. Ihren Kopf bedeckte ein breiträndiger Hut, mit einer ſchwarzen Feder geziert, und dieſer abenteuerliche Knecht mehr noch, als die andern Umſtände, welche des neuen Miniſters Erſcheinen am Hofe begleitet hätten, würden ſpäter Veranlaſſung zu der Sage gegeben haben, der Graf von Bournonville habe einen Pact mit dem Böſen geſchloſſen, und führe dieſen ſelbſt in ſeinem Gefolge. Sein Name war übrigens der eines alten burgundiſchen Hauſes und in den Gedenkbüchern der Geſchlechter des Landes ſehr rühmlich bekannt. —

Ludwig der Zehnte hatte ſich, nach der Nacht bei dem Juden im Kerker, voll trüber, beunruhigender Gedanken nach der alten Königswohnung im Juſtizpallaſte begeben, und war nicht im Louvre erſchienen. Es wurde gemeldet, daß er ſich auf der Jagd befinde. Blos Savoiſy, ſein Vertrauter, war um ihn.

Im Louvre ſaß die Königin, wie eine Spinne in ihrem Netz. Rings war Alles ſtill und ruhig, ſie ſchien auf Beute zu lauern.

Da kam ihre vertraute Dienerin zu ihr und meldete den Grafen von Bournonville. Margaretha fuhr raſch empor, ſammelte ſich dann aber ſogleich, und ertheilte die Erlaubniß, ihn einzulaſſen.

Der neue Miniſter trat, von einem Reitersmann begleitet, ein, dem er, in Gegenwart der Königin, den Befehl ertheilte, den alten Muſikanten Beaupertuis in der Strohgaſſe, „den treuen Knecht,“ wie ihn Meiſter Jourdan Ferron genannt hatte, nach dem Louvre zu bringen. Der Reitersmann entfernte ſich.

„Ich komme,“ ſprach nun im gemeſſenen Tone der Miniſter, „den erſten Befehl aus dem Munde meiner Königin zu vernehmen, und ſie zu bitten, mich dem Könige vorzuſtellen und ihm zu ſagen, daß der Graf von Bournonville, aus altburgundiſchem Geſchlechte, derjenige war, den ſie für werth hielt, an die Stelle Marigny's zu treten und ſie würdiger auszufüllen.“

„Der König iſt auf der Jagd,“ erwiderte Margaretha. „Seid mir indeß am Hofe willkommen, Graf Lyonnet! Ihr findet mich nicht heiter, mein Leibdiener Verſoris, den ich mit einer wichtigen Sendung beauftragte, kehrte bis jetzt noch nicht zurück. Es ſei Euere Sorge, ihm nachzuforſchen —“

Bournonville ließ ſie nicht ausſprechen, ſondern unterbrach ſie mit einem ſchneidenden Tone: „Ihr müßt dieſen Verſoris von Euch entfernt halten — ich werde Euch von dem Erfolge ſeiner Sendung benachrichtigen, und ihm dann den Befehl ertheilen, den Hof zu verlaſſen —“

„Ihr? — Verſoris?“ rief die Königin überraſcht und zürnend.

„Ja,“ fuhr Bournonville fort, „Eure und meine Tochter iſt zwar verloren, aber ich hoffe, der Sohn wird es uns nicht ſein. Es ſollen jetzt ernſtere Gefühle Euch beherrſchen. Es iſt der Vater Euerer Kinder, der Euch fortan umgibt, daher fort mit den Liebeleien!“

„Iſt dies der Ton, den Ihr anſtimmt?“ fragte entſetzt Margaretha, „iſt dies der Gehorſam, deſſen ich mich von Euch verſehen darf?“

„Margaretha!“ ſagte Bournonville, indem er einen zärtlichen Ton anzuſchlagen ſuchte, „zürnſt Du mir wirklich, wenn ich, Dir gegenüber, längſt hingeſchwundener Seligkeiten denke? Glaubſt Du ſelbſt ſo wenig an die Macht Deiner Reize, daß Du wähneſt, ſie könnten den kalt laſſen, der einſt in ihnen ſchwelgen durfte?“

„Welche Kühnheit!“ — rief die Königin.

„Du haſt Recht, mich kühn zu ſchelten, „fuhr er fort, „kühn bin ich, wenn ich von Deinen Reizen ſpreche, und mir ihren uneingeſchränkten, ungetheilten Beſitz zurückwünſche, zu kühn bin ich jedoch nicht, wenn ich die Gewalt des Scepters mit Dir theilen will. Kühn bin ich, wollte ich Deinem Herzen gebieten — doch hat Margaretha ein Herz? Hat die Dame des Thurms ein Herz, gleich andern Sterblichen, geſchaffen zu fühlen: Wonne und Schmerz, ſo beweiſ' es mir, laß mich ein zur Pforte der Seligkeit. Erwarte mich im Neslethurme, ſchenke mir eine Nacht, wie ſie Verſoris bei Dir hatte, wie ſie Jene hatten, die ihr Glück mit einem unerwarteten Tode erkauften —“

„Schweige, Frecher!“ rief Margaretha. „Nicht ſolche Worte mag ich von Dir hören. Ich erhob Dich zu dem, was Du zu ſein wünſcheſt, aber nicht meine Neigungen wage zu zügeln und zu lenken. So weit reiche nie Deine Macht. Meinem Willen unterthan, vernimm meine Befehle und vollziehe ſie. Verſoris ſchaffe mir zur Stelle — ich muß ihn ſprechen — vielleicht — ja — vielleicht übergeb' ich ihn dann freiwillig Deiner Rache —“

„Dein Stolz konnte mich in Wuth verſetzen,“ nahm er nun wieder das Wort, „wenn ich Dich nicht ſo ſehr liebte. Verſoris mußt Du mir opfern, dies verlang' ich von Dir, dies ſei die erſte Bedingung meiner Treue —“

„Und welche Verſprechungen gabſt Du mir in jener Nacht, da ich zu Dir hinausſchlich zum ſtillen Walde?“ fragte Margaretha bebend. „Allen meinen Wünſchen wollteſt Du fröhnen, meinen Winken lauſchen, mir ſelbſt die Barke lenken zum Thurme hin, und gehorſam meiner Rückkehr am Geſtade harren, und wachen, daß kein Ueberfall mir drohe.

O ich Thörin, die ich war, Dir, Heuchler, zu vertrauen. Jetzt glaubſt Du Dich mächtig genug und bieteſt mir Trotz, aber ein Wort von mir kann mein Geſchöpf wieder vernichten.“

Er zog eine Capſel aus dem Buſen und hielt ſie hoch empor.

„Die Capſel,“ ſagte er feierlich, „iſt eine furchtbare Waffe, ſie enthält den Brief, welchen eine burgundiſche Prinzeſſin, nach ihres Vaters Ermordung, einem ſchönen, von ihr geliebten Pagen ſchrieb. Nicht um zu drohen erhob' ich vor Dir dieſe Waffe; hier iſt auch ein zweiſchneidiger Dolch — ſcharf und ſpitzig — und mein Arm iſt kräftig genug, um einen ſichern Stoß zu führen, und ſollte dieſer Dolch abgleiten, ſo iſt hier noch eine Klinge an meiner Seite, deren Gebrauch ich gut verſtehe —“

Er hielt inne und betrachtete lange die zitternde Königin, deren Leben gänzlich in ſeine Hand gegeben war; aber plötzlich Alles weit von ſich werfend, ſtürzte er vor ihr nieder, und drückte ihren zierlichen Fuß mit Feuer an ſeine Lippen, indem er ausrief:

„Eine Nacht ſchenke mir unbelauſcht und ungeſtört, fern von Deinen königlichen Gemächern, wo Du Feſte der Liebe feierteſt — dort im Neslethurm, will ich Dich ſehen. Entkleidet von dem Prunk der Herrſcherin, vor Deiner Schönheit, Weib, nieverſinken. Und wenn mich alle Schreckniſſe dort auch umgeben, womit Du Dich umgürteſt, und wenn alle meine geträumte Macht und Hoheit auch zuſammenſänke in die kalten Fluthen der Seine, auch zerſchmolzen vor Deinem glühenden Hauche — ſo laß mich ihnen trotzen und den entzückenden Verſuch wagen. Ich verlaſſe dieſe Stelle nicht, bis Du gewährt haſt.“

Da fuhr es wie ein Blitz durch der Königin Sinn, und ſie, die noch vor Kurzem vor ſeiner Ueberlegenheit erbebt war, hob ſich mit Stolz empor, und ſprach: „Wohlan, Du ſollſt mich ſehen wie und wo Du es wünſcheſt. Hier iſt der Schlüſſel zur kleinen Pforte an der Weſtſeite des Thurmes, von wo eine Wendeltreppe von zwanzig Stufen Dich zur Pforte des Gemachs leiten wird, woſelbſt ich Dich erwarte.“

Er nahm den Schlüſſel mit einer Inbrunſt, küßte ihn und befeſtigte ihn an den Griff ſeines Schwertes, das er mit Dolch und Capſel wieder von der Erde aufnahm und zu ſich ſteckte. Dann begab er ſich von der Königin fort, um Gulreddin aufzuſuchen, die, als der Sarazene Muzaf, ſeiner Befehle harrte, und ihm Kundſchaft von Wichtigkeit zu überbringen hatte.

Margaretha aber rief, ſobald der ſtürmiſche Gaſt ſie verlaſſen hatte, den Meiſter Jourdan Ferron herbei, um alles Nöthige für die Nacht im Neslethurm anzuordnen, wie ſie ſolches bei ihren Zuſammenkünften dort zu halten pflegte. —

Der treue Muzaf war dem jungen Verſoris auf die Spur gekommen, und führte ſeinen Herrn ſo klug in den verſchlungenen Gängen des alten Louvre umher, daß er bald vor einer Thür ſtand, wo des Junglings Anweſenheit durch laute Ausrufungen ſich hinlänglich kundgab. Bournonville trat raſch zu ihm ein. Er fand Verſoris in der höchſten Aufregung und dieſe benützte er ſogleich.

„Der Hauptmann, für den Ihr mich hieltet,“ ſagte er endlich, „iſt Graf und Miniſter geworden, und aus dem Namen Buridan der Name Lyonnet von Bournonville, der ſich mit einem Jeden hier am Hofe meſſen kann. So leid es mir iſt, ſo muß ich Euch doch aber geſtehen, daß Eure Rolle hier am Hofe ausgeſpielt iſt. Nicht als ob ich, um Rache zu nehmen, wegen des Verrathes, den Ihr an mir geübt, Euch geſchadet hätte, ſondern jener Zettel, den Ihr aufheben ſolltet, der Königin aber einhändigtet —“

„Nennt ſie nicht Konigin!“ ſchrie Verſoris aus, „ſie iſt ein furchtbar blutdürſtiges Ungeheuer, das die Hölle erzeugt hat. Meine Rolle ſei ausgeſpielt, ſagt Ihr? Ich wollte, daß ſie es wäre — ich wollte, daß dies Daſein ausgetilgt werde, das ich nicht länger zu ertragen vermag. O daß ich über einen Punkt Gewißheit hätte!“

„Ich kann Euch wohl manchen Aufſchluß ertheilen,“ ſprach Bournonville, „wenn Ihr mindeſtens halb ſo vertrauend ſein wollt, als ich es einſt mit Euch war.“

„Schweigt davon,“ bat Verſoris, „und laßt mir mein Geheimniß. Ein Unglück wie das Meinige verträgt keine Mittheilung. Aber ſehen will ich ſie noch einmal — ſprechen muß ich ſie — allein — noch dieſe Nacht — o Himmel! und ich darf ſie nicht ermorden!“

Bournonville beobachtete ihn ſcharf und ſprach ſtark betonend: „Und das wolltet Ihr doch?“ —

Da trat ſein Diener Muzaf herein, und meldete einen Boten des Muſikanten Beaupertuis, der ſelbſt nicht kommen könne.

Bournonville bat Verſoris mit höflichem Anſtande, den Boten hereinlaſſen zu dürfen, und dieſer verließ das Zimmer, um die Unterredung nicht zu ſtören.

Alsbald öffnete Muzaf die Thür und ließ Chiquon eintreten.

Beide, der Graf und der Schwiegerſohn des alten Muſikanten, waren freudig überraſcht.

„Wenn gleich ich Dir, mein treuer Chiquon, nicht die Fragen ſtellen kann, die Dein Schwiegervater mir beantworten ſoll," ſagte Bournonville zu ihm, „ſo erwarte ich von Dir, daß Du mich in ſein Haus führeſt. Ich will mich ſelbſt zu ihm begeben."

Dann ſchien er einen Augenblick nachdenkend, und ſprach feſt:

„Bemühe Dich, einige treue Burſche zuſammenzubringen, die mir dieſe Nacht bei einem wichtigen Unternehmen beiſtehen ſollen."

Und an die Thür des Nebenzimmers gehend, rief er Verſoris heraus, während er ſeinen Muzaf und Chiquen verabſchiedete:

„Ihr wollt alſo wirklich die Königin allein ſprechen?" fing er an. „Je nun, ich muß ein wichtiges Geſchäft noch heut abthun und konnte Euch alſo aus Freundſchaft meinen Platz bei ihr abtreten."

Er zeigte ihm den Schlüſſel, den er von der Königin erhalten hatte.

„Dieſer Schlüſſel," ſetzte er hinzu, „kommt aus ihren eigenen ſchönen Händen, er öffnet die geheime Pforte zum Neslethurm —"

„Zum Neslethurm?" ſchrie Verſoris.

„Erſchreckt Euch das?" fragte Bournonville befremdet. „Fürchtet Ihr Euch zu beſtehen, was ich ſchon ſo oft beſtand? Sie gab mir ihn ſelbſt und erwartet mich dort. Ich will Euch gern meine Rechte abtreten für dieſe Nacht."

Verſoris bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Bournonville deutete ſich dieſe Geberde falſch.

„Ihr müßt's Euch nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen. Königinnen haben ihre Launen, und ſie ſind zu mächtig, um ſich in dem Geleiſe der Alltäglichkeit zu bewegen. Was einer Bürgersfrau ſchon unbequem wird, wird eine Königin ſicher nicht ertragen. Nun, ſeht einmal ihr Treiben dort an, und entſchuldigt mich bei ihr. Morgen ſagt mir davon! —" Sein Frohlocken malte ſich in ſeinem Auge.

„Gebt! gebt!" rief der Jüngling. „Was werd' ich ihr ſagen — wie werden ſich die Worte finden laſſen, ein ſolch' furchtbares Räthſel zu löſen?"

„Ihr ſeid noch immer der alte Verliebte!" rief Bournonville gleichſam ſcherzend und Verſoris Ausruf gänzlich mißverſtehend, „es zieht Euch nur gar zu unwiderſtehlich zu dem ſchönen Ungeheuer hin — je nun! mich freut's, Euch dazu behilflich ſein zu können —"

„Ich danke Euch!" erwiderte Verſoris, indem er den Schlüſſel aus ſeiner Hand empfing, „ich danke Euch für dieſe Gabe, die mir den härteſten Augenblick meines Lebens herbeiführen wird und den letzten" —

„Ihr denkt ans Sterben?" fragte Bournonville mit verſtellter Beſorgniß.

„Laßt mich, Graf, und fragt mich um nichts. Mein Elend ſoll ungekannt von der Erde verſchwinden!“ Er wandte ſich zum Fortgehen.

„Wünſchtet Ihr vielleicht die Begleitung einiger Bewaffneten, um Euch vor Meuchelmord zu ſchützen?“ rief ihm Bournonville nach.

„Mich ſchützt Margaretha's Liebe,“ erwiederte Verſoris mit fürchterlichem Hohne.

„Vertraut ihrer Liebe nicht zu viel,“ ſprach Bournonville kalt, indem er ſich von Muzaf den Mantel umhängen ließ.

„Ich vertraue dieſer Liebe nicht mehr,“ entgegnete der Andre, „ſondern ich will ſie mit dem Herzen zugleich vertilgen, das ſie umſchließt.“

Er ſtürzte in großer Aufregung fort. Bournonville ſah ihm höhniſch nach. „Sein Tod iſt gewiß!“ ſprach er vor ſich. — Und doch fühlte er ſeine Bruſt beengt von Gefühlen, die wohl ſelten ſich in einem Menſchen begegnen. Haß, Liebe, Erwartung, Befriedigung, Tücke — Alles dies wogte in ihm auf und ab — bald ſtieg das Eine, bald das Andere. Er hatte ſich auf den Weg gemacht und war in jenen Theil der Stadt gelangt, wo noch der Lärm des abſcheulichen Feſtes erſchallte, vermehrt von Spottliedern, die der Pöbel ſang und die den Refrain hören ließen:

„Diacres-fous! diacres souls!“

Hahn Beaupertuis war längſt müd und matt nach Hauſe gekehrt; und hatte ſeine Tochter weinend gefunden, denn ſie erwartete ihren Chiquon, den jungen Ehemann, noch immer vergebens.

Bald erſchien er jedoch an der Seite eines vornehmen Herrn, der — mitten unter frecher Entartung — in das Haus eines „treuen Knechtes“ Meiſter Jourdan Ferrons kam, die Spur ſeines verlorenen Sohnes aufzuſuchen. —

VIII.

Fortſetzung.

„Wo bin ich mit einem Male hingerathen?“ ſprach Beurnonville zu ſich ſelbſt, als er in den Theil der Univerſität kam, wo eben der tollſte Lärm des Subdiakonenfeſtes losgelaſſen wüthete. Er, noch vor Kurzem verfolgt, vom drohenden Verderben wie durch Wunder errettet, zu Rang und Würden emporgehoben, der hierher gekommen war, um Nachricht von ſeinem Sohn zu erhalten, ihn aufzuſuchen und zur Mutter zu führen.

„Ein Jeder lenkt ſein Schickſal,“ fuhr er fort. Keinen Augenblick — auch ſelbſt wenn ein ſchwarzes Gewitter mir jede Ausſicht verſchloß, wenn Gefahren mich umblitzten, verlor ich mein Ziel aus den Augen. Das leuchtete mir ſtets durch Wolkenſchleier und Todesgrauen. Und ich hab's errungen. Jetzt noch den letzten Schritt. Ihre frühere Neigung muß ich wieder beſitzen — und dann die Krone. Und dann? — Ihren Tod — und unſer Sohn pflanze dies Geſchlecht fort, das über Frankreich herrſchen ſoll. Es iſt das Höchſte auf dieſer Erde, König ſein! je nun, ſo will ich denn auch nach nichts Geringerm meine Hand ausſtrecken, als nach einer Krone. Ich benutze gut meine Zeit, denn indeß ich hier meinen Sohn ſuche, habe ich ihr meinen Nebenbuhler zugeſandt, den ſie ermorden läßt!" —

Mit dieſen Gedanken beſchaftigt, ſtand der Graf von Bournonville auf dem Schauplatze, den er vor Kurzem erſt verlaſſen hatte. Das Häuschen lag ihm gegenüber, worin er als Jehan Buridan den Studien obgelegen.

Mit dem Morde des Herzogs von Burgund belaſtet, unter angenommenem Namen, hatte er hier verborgen und unbeachtet gelebt, bis die Ankunft der jungen Konigin ſeinen ehrgeizigen Planen eine eigene, wenn gleich noch unbeſtimmte Richtung, gab. Hier hatte er ſich den Templern angeſchloſſen, und ſich ſelbſt einen Schüler ihres letzten Großmeiſters genannt, deſſen Tod ihn in die allgemeine Verfolgung, welche ſeine Anhänger traf, verwickelte. Das Ankämpfen gegen die dräuende Vernichtung war es, die ſeinen ohnehin ſtarren Sinn immer mehr ſtählte und ſo wurde er von eben den Wellen getragen und gehoben, die für Andre zum verſchlingenden Abgrund geworden waren.

Dies Alles benennt man im gewöhnlichen Leben: „den Lauf der Welt.“

Beim Anblick des Fenſters, das jetzt finſter nach ihm ſchaute und worin ſonſt ſein Studierlämpchen flimmerte, kam die Erinnerung über ihn.

Er ſah ſich ſelbſt dort ſitzen, im langen ſchwarzen Talare, mit bleichem, überwachtem Geſichte und er ſah vom gelben Folianten auf und fragte ſich laut: „was willſt Du hier?“

Und ſeine Hand hatte damals ſchon die Tochter zum Morde ihres Vaters geleitet und ihr Stahl hatte ſich damals ſchon mit dem Blute des ſchlafenden Greiſes gefärbt, aber dennoch durfte der ſtudierende Buridan den Grafen Bournonville mit Entſetzen fragen: „Was willſt Du hier?“

Und lauter Geſang tönte dazwiſchen und Mönche und Nonnen, auf hoher Bühne, ſpielten abſcheuliche Zoten und der Narrenbiſchof weihete verächtliche Dinge und aus den Rauchfäſſern erhob ſich Geſtank, und Krähen, Bellen, Lachen und Heulen folgte ununterbrochen im Chore und Alles drängte ſich wild um ihn — den ſuchenden Vater — der in das Haus des Muſikanten trat.

Ob der den Sohn ermordete, wie es ihm Meiſter Ferron befohlen hatte? —

Zuerſt gab es eine Scene zwiſchen Jeanne und ihrem jungen Manne.

Vom Schmollen zur Zärtlichkeit iſt es bei Eheleuten, die es ſeit zwölf Stunden erſt ſind, ein raſcher Uebergang. Chiquon entſchuldigte ſein langes Ausbleiben mit der Anweſenheit ſeines vornehmen Begleiters und ſein Weibchen beruhigte ſich dabei.

Der alte Beaupertuis hatte den Hahnenkopf zwar abgenommen, übrigens war er aber noch in dem gelben Narrentalare. So ſollte er Rede ſtehen in ſo ernſter Angelegenheit, als die war, welche den Grafen hierher geführt hatte.

Die Frage, welche Bournonville an ihn richtete, ſchien ihn ängſtlich zu machen und er beantwortete ſie nicht eher, bis dieſer ihm Meiſter Ferrons wohlgekannten Siegelring überreichte.

„Ach, daß heute auch grade das verwünſchte Narrenfeſt ſein mußte,“ fing er zu lamentiren an, „deshalb iſt wohl der würdige Meiſter Arzt ſelbſt zweimal hiergeweſen, um mich zu ſprechen und ich war beim Satan, draußen im Zuge, als Hahn —“

„Der Arzt war hier?“ unterbrach ihn Bournonville.

„So berichtet meine Tochter, die dort eben ihren Mann küßt“ antwortete Beaupertuis.

„Nun denn, wenn Ihr mir ſelbſt geſteht, daß Jourdan Ferron hier war, ſo iſt es kein Zweifel mir, daß ich mich an den Rechten gewendet habe,“ ſprach Bournonville. „Bekennet alſo ohne Umſchweife, was Ihr mit dem Knaben gemacht habt, den Euch vor achtzehn Jahren Meiſter Jourdan Ferron übergab —“

„Ein Knabe?“ fragte Beaupertuis, „ein Mädchen war's — kein Knabe. Ich ſollte es tödten — o hätt' ich's doch gethan! tödten und ins Waſſer werfen. Es war in ſchlechtes Linnen gewickelt und ſchrie erbärmlich — ich hätt's mit der Hand erſticken müſſen, wollt' ich nicht verrathen ſein. Aber der Teufel des Mitleids übermannte mich. Ich war's nicht im Stande. So lief ich, mit dem ſchreienden Balg, immerfort, die Seine hinan, bis ich zur Kirche Notre-Dame gelangte. Wie ich auf den Platz bin, ſehe ich — obgleich noch ſo früh am Tage — von einer Seite einen Bauer, von der andern einen Juden auf mich zukommen. Schnell lege ich das Kind unter dem großen Portal nieder und laufe fort. Aber der Mitleidsteufel ritt mich ſo ſehr, daß ich eine kleine Geldkapſel mit einem Wappen geziert, die ich einſt bei einer Gelegenheit erbeutete, dazu lege, damit ſich eher einer finde, die ſchreiende Kleine aufzunehmen. Sogleich biege ich hinter der Kirche um und klettre, denn jung und gelenk war ich noch damals, hinter einem dicken Pfeiler hinan und gucke von dort, von dem ſteinernen Laubwerke verſteckt, hinab auf das Kind, um zu beobachten, was damit vorgehe. Der Bauer will's aufnehmen, der Jude auch. Endlich überläßt's ihn Jener durch ein rothes Goldſtück zufrieden geſtellt und der böſe Schweinehaſſer huſcht mit ſeinem Fund von dannen. Wird Dir ſchlimm ergehen, armes Püppchen, das noch nicht einmal getauft war, glaub' ich, denn Dein ſüßes, rothes Blutlein muß ja fließen, um den Fliegengott zu verſöhnen, nun Dich der alte Teufel von Juden heimführt. Und ich ſah ordentlich ſchon in Gedanken ſeine ſchmutzige Brut ihm entgegenlauern, mit langen, ſpitzigen Zähnen, um das Würmchen zu freſſen —“

„Und das konnteſt Du ſo ruhig zugeben?“ fragte Bournonville.

„Ich hatte wohl ein wenig vorgebeugt und dem armen Dinge, obgleich es ſehr dabei ſchrie,“ erwiderte Beaupertuis, „drei Kreuze mit meinem Dolche in den Arm geritzt. Die waren tief genug; es müßte, lebte es noch, die drei Kreuze jeden Augenblick verweiſen können, dafür ſteh' ich —“

„Aber der Knabe?“ — fiel ihm Bournonville ins Wort.

„Der hatte auch ein ſolches Zeichen, drei Kreuze — purpurroth — auf dem rechten Arm mit auf die Welt gebracht,“ ſprach Beaupertuis. „Ich dachte eben, wenn ihm der Himmel ſolch einen Schutz mitgegeben, warum ſoll ſein Schweſterchen ihn entbehren. In den Arm mit den drei Kreuzen beißt gewiß keine Judenbrut, dacht' ich mir —“

„Was iſt aber aus dem Kraben geworden?“ fragte Bournonville.

„Ja, wer das wüßte!“ ſprach der Andre. „Wie ich zurückkam von meiner Commiſſion und das dauerte eine Weile, denn ich konnte dem Meiſter Ferren nicht ſogleich unter die Augen treten, weil ich ihn belügen mußte — da hatte er den Knaben wohl noch in ſeiner Kammer und nährte ihn viele Tage ganz im Stillen, mit einem Brei, den er ſelbſt bereitete, aus allerhand Kräutern, damit er recht ſchön und ſtark werde, ſprach er. Dann aber kamen wir uns aus den Augen, ich ſah den Meiſter nicht mehr ſo oft und nur zu gewiſſen Zeiten und da weiß ich denn auch nicht, wo der Knabe hingekommen iſt —“

„Alſo er blieb am Leben und Meiſter Ferren hat ihn erzogen?“ rief Bournonville drängender.

„Das kann ich verbürgen,“ erwiderte Beaupertuis, „was ſollen wir mit der Dirne?“ ſagte der Meiſter, als er mir das Mädchen übergab, „bring' ſie auf die Seite, den Jungen behalt' ich —“

„Ich weiß genug,“ ſagte Bournonville zu ihm, indem er ihm einige Geldſtücke in die Hand drückte, die Jener freudig empfing. „Alſo ſchnell zum Arzt — Du fuhrſt mich nach ſeiner Wohnung —“

„Ich?“ fragte Beaupertuis ein wenig beſtürzt, „jetzt? zur Nachtzeit?“

„Nun? und warum nicht?“ rief Bournonville.

„Weil es ungewöhnlich iſt — weil er es nicht gern ſieht —“ ſtammelte der Alte verlegen.

„Was haſt Du?“ fragte Jener.

„Weil“ — fuhr der Andre fort — „ich nicht recht weiß, ob es recht war, Euch Alles ſo haarklein zu ſagen. Weil von dem Geheimniß vielleicht Viel abhing. Weil der Ring, den Ihr mir vom Meiſter vorzeigtet, mit dem ſalomoniſchen Siegel im Rubin, den ich wohl kenne, vielleicht nachgemacht oder entwendet ſein könnte — und ich nun des Meiſters Zorn fürchte —“

„Jedenfalls kämen dieſe Bedenklichkeiten zu ſpät,“ ſagte Bournonville. „Gib Dich übrigens zufrieden. Du magſt daheim bleiben, dafern Du mir das Haus des Arztes bezeichnen willſt.“

Mit erleichtertem Herzen ertheilte Beaupertuis die verlangte Auskunft und das Haus mit den zwei Gemälden des Meiſters Jourdan Ferron und ſeiner verſtorbenen Ehehälfte Meline la Henriene, ſo wie auch mit ſeltſamen Charakteren und Hieroglyphen bemalt, konnte nicht verfehlt werden, weil es nicht nur in der Straße des écrivains, ſondern in ganz Paris kein ähnliches gab.

Er verließ, von Muzaf-Gulreddin begleitet, das Haus des alten Muſikanten, um den Arzt aufzuſuchen und ſeinem verlorenen Sohne weiter nachzuſpuren. Es fiel ihm nunmehr auf, daß ihn Jener erſt zu Beaupertuis geſchickt hatte, der doch nur von dem Mädchen wußte, deren Schickſal dem Vater ohnedies kein Räthſel war. Die ruhete längſt im finſtern Abgrunde der Katakomben, dachte er. Aber der Sohn lebte ihm noch, das nahm er als beſtimmt an, denn ihn hatte ja der Meiſter ſorgfältig ernährt und gepflegt, wohl auch dafur geſorgt, daß er mit hoher Wiſſenſchaft geziert wäre. Dies ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize. —

Warum ihn aber nicht darüber gleich aufklären? Dies ſchien eine Tücke des alten Hexenmeiſters, deſſen man ſich bei ihm gar wohl verſehen durfte.

Die Nacht war hell und laut. Das ganze Volk und zwar die gemeinſte Hefe deſſelben, taumelte trunken unter dem Sternenhimmel umher. Würde der wilde Lärm nicht geweſen ſein — und die unkeuſchen Gruppen; würden nicht uberall die ſchnödeſten Spottlieder und Zoten erklungen ſein — man hätte glauben müſſen, ſich in einer Stadt von Heiligen zu befinden. Ueberall biſchöfliche Ornamente, überall Meßgewande, Mönchskutten und Nonnenſchleier — denn das Feſt des Wahnſinns währte noch fort.

Und mitten durch dieſe Haufen drängte ſich ein Vater, um ſeinen Sohn zu finden — und nur zuweilen gedachte er der Mutter, die wohl indeß ſchon ſeinen gehaßten Nebenbuhler aus dem Wege hatte räumen laſſen.

„Verſoris ſchwimmt wohl ſchon!“ dachte der ſuchende Vater bei ſich.

Ein vorübertaumelnder Heiliger, voll Wein und Unzucht, ertheilte ihm hier den Segen.

Es ſchüttelte ihn und er eilte davon, der Cité zu. Hier in den engen, ſtillen Straßen vernahm er nur ſeine Schritte und die ſeines Begleiters, der ſelbſt ſchnaufend hinter ihm, deſſen Rieſenſchatten aber ſtill ihm zur Seite zu wandeln ſchien. Es war ihm als ginge der böſe Feind neben ihm.

Am Juſtizpallaſte war ein geheimnißvolles Leben bemerkbar. Der König, ſo hieß es, ſei auf der Jagd und doch waren hier Fenſter erleuchtet. Waffen ſchallten in den offenen Hallen, Schritte in den Gängen.

„Wer wohnt hier,“ dachte Bournonville, „wenn Ludwig der Zänker auf der Jagd iſt? Sollte er ſich hier verborgen aufhalten, zu irgend einem geheimen Zwecke? Und Margaretha iſt im Neslethurm und erwartet mich mit ihren Henkern und läßt ihren Buhlen ermorden! Irgend etwas Schreckliches könnte ſich hier ereignen, was außer meiner, außer des Weiſeſten Berechnung läge," ſprach er zu ſich ſelbſt.

Es war ſchon ſehr ſpät. Der Wächter rief die eilfte Stunde aus, verkündete Mondſchein, Sternenhimmel und Ruhe und ermahnte die guten Pariſer zu ſchlafen.

Einige ſpotteten dieſer Ermahnung. Ob es auch *gute* Pariſer waren? —

Einige laute Worte fielen im Innern des Gitters, welches den kleinen Garten „clos du roy" umſchloß. Er drückte ſich mit Muzaf ſchnell in eine Mauervertiefung und ſah wie eine dunkle, ſchweigende Wache, an ihm vorüber nach dem Ufer zog und an demſelben ſtromabwärts fortmarſchirte.

„Eine ſeltſame Expedition!" dachte er bei ſich. „So ſtill und geheimnißvoll! Kein Wort ſprachen ſie und die Seine hinab — etwa nach dem Neslethurm? Und warum grade dieſe Nacht? So wunderbar trifft nicht Alles zu — doch Morgen wird ſich das Räthſel löſen. Die Sonne bleibt ſicher nicht aus!" —

Der Wächter ſchrie in der Nähe, ein friſcher Wind erhob, ſich um den Lärm von dem Ufer der Univerſität herüberzutragen, eine dicke Wolke, die vor den Mond ſich geſchlichen hatte, zerplatzte jetzt und ihre Theile trubten den freundlichen Nachthimmel, auf dem ſie herumtanzten. Er eilte weiter.

— In der Rue-des-écrivains, an der Ecke, unweit der Kirche St. Jaques-de-la-Boucherie ſtand das alte Wohnhaus Jourdan Ferrons, das aus der ganzen Umgebung ſeltſam hervorſtach, mit dem grellen Weiß angetüncht, darauf die Hieroglyphen und die häßlichen und abſchreckenden Konterfeiungen des Meiſters und ſeines Weibes. — Wunderbar daneben, in ſeiner alterthümlichen Pracht, in ein durchbrochenes Netz von Stein gehüllt, von ſchützenden Engelsköpfen und dräuenden Drachen und fabelhaften Thieren umgeben, den ſchlanken Pfeil des Thurmes wie eine Rakete in die Lufte hinaufſendend, lag St. Jaques-de-la-Boucherie da, eines der ſeltenſten Monumente alter Baukunſt. Es webte ein heiliger Schauer darum — unſer nachtlicher Spatziergänger verſpürte nur ſeine Kälte. Es zog ihn zu dem gemeinen Wohnſitze des Arztes, mit den marktſchreieriſchen Schildern und Emblemen einer prunkenden Eitelkeit geziert.

Er hob den Hammer an der Thür, doch ehe er ihn fallen ließ, öffnete ſich über ihm ein Fenſter, grade zwiſchen den beiden Bildniſſen.

Er wollte, ſagte er, Meiſter Jourdan ſprechen und nannte ſeinen Namen.

„Seid mir willkommen, edler Graf!“ war die Antwort, „gut, daß Ihr jetzt kommt, ein halb Stündchen noch und ich läge im tiefſten Schlafe, den Ihr zu ſtören, Euch vergeblich bemühen würdet. Ihr wollt von Euerm Sohne Beſcheid haben. Je nun, ich hab' ihn erzogen und darf mich nicht ſcheuen, es zu bekennen, denn er iſt ſchön, groß, reich und angeſehen. Und ich verdiene gewiß Euern Dank, denn Ihr ſeid ein zärtlicher Vater. Die böſe Mutter wollt' ihn tödten laſſen — aber ich hab' ihn gerettet — und nun muß ſie ihn ſelbſt lieben — denn Euer und ihr Sohn, iſt der junge Verſeris —“

„Verſeris? Teufel!“ ſchrie außer ſich Bournonville.

„Robert von Bournonville, den ich als Verſeris an den Hof brachte,“ rief Meiſter Ferren herab.

„Der jetzt im Neslethurm — o Gott! in ihren Armen — unter den Streichen der Mörder?“ ſchrie Jener raſend. —

„Iſt er im Neslethurm? das habt Ihr dumm gemacht!“ ſagte ruhig der Meiſter.

„Ich muß hin — Unglück zu verhüten?“ rief Bournonville. „O! daß ich kein Pferd habe!“

Er eilte wie vom Wind getrieben fort.

„Ihr kommt zu ſpät!“ kreiſchte es ihm nach und ein grelles Lachen folgte ihm durch die Nacht, die dunkel und unfreundlich geworden war.

Er vermied die Univerſität und lief an dem gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes, der ſogenannten Stadtſeite, athemlos fort. An dem Greveplatze und den thurmumpflanzten, herrlichen Gebäuden, welche hier ſich erheben vorüber, dem ſtillen Steinwalde des Louvre vorbei, der ausgeſtorben dalag und vor dem die Armbruſtſchützen, ihre Waffe neben ſich, an beiden Seiten des Eingangs in Niſchen, wie Ungeheuer aus Stein, ruheten und eingeſchlafen waren.

Drüben heller, lauter Jubel des Volksfeſtes.

Das Hotel-de-Nesle war ſtill wie ein altes, ruhendes Wellenungethum. Sein ſchwarzer, koloſſaler Körper ſchien, mit dem gleichen Schatten, der ſcheinbar mehr als die Hälfte des Fluſſes ausfüllte, Eines zu ſein, und ſo ſah es aus als wär' es den Wellen entſtiegen, um am Geſtade zu ſchlummern. Der Thurm von Hamelin war wie ein Narwalshorn emporgereckt und in der Hälfte deſſelben, wo er ſich an den dunkeln Körper anſchmiegte, glimmten zwei rothe Feueraugen, das waren zwei erleuchtete Fenſter. Die Eulen im Gemäuer ſchnarchten und der Wind pfiff durch offene Luken, das waren des Ungeheuers Lebenstöne — ſein Odem, der durch die Rieſenlungen zog.

Bournonville warf einen Blick hinüber und maß den Strom. Denn er ſah kein Fahrzeug und ſchickte ſich an hinüberzuſchwimmen.

Drüben im dichten Schatten ruderte indeß mit größter Schnelligkeit ein Kahn hin. Er flog auf den Wellen. Es ſchien als würde er von übernatürlicher Gewalt getrieben. Ein halbes Lichtchen ſtieg ans Land und huſchte wie ein Irrwiſch dem Thurm zu, wo es verſchwand. Aber bald ſah man das Lichtchen ſich im Kreiſe drehen, immer höher — immer höher. Es war hier — es war da — o welche ſchreckliche Eile! Bournonville verfolgte es mit glühendem Auge, wie Kinder die Funken, welche in der Aſche verbrannten Papiers erglimmen und verlöſchen, mit eben ſolcher Begier, doch mit nicht ſo reinem Herzen.

„Welche mörderiſche Geſchäftigkeit!“ ſchrie er, „das iſt Ferron — er mordet meinen Sohn!“

Er warf ſich ins Waſſer. Hinter ihm fiel es ſchwer nach. Er erſchrack und blickte ſich um. Es war Muzaf, das treue Geſchöpf, deſſen gefleckter Kopf, mit der offenen Schnauze, den großen, weißen Zähnen und der blutrothen Zunge, einem tüchtigen Hühnerhunde von der ſtärkſten Race nicht unähnlich ſah.

Der Hauſe Bewaffneter, der ſo geheimnißvoll, den Juſtizpallaſt, die alte Wohnung der Könige von Frankreich, verlaſſen hatte und der ſich in ſeinen ſchweren Waffen auch ſchwerfälliger bewegte, als Bournonville und Muzaf, ſein Gefährte, hatte jetzt im klirrenden Schritte das Ufer erreicht und ſtieg etwas unterhalb des Louvre, wo heutzutage die „bibliothèque du Roi“ ſich befindet, in ein großes Boot, das ihn zu erwarten ſchien und ſich nun langſam mit der bewaffneten Macht nach dem gegenüberliegenden Ufer bewegte. Unſere Schwimmer erreichten es früher.

Sie rüttelten an eine nahe Thür des Thurms, ſie ließ ſich zwar hin und her bewegen, aber ihr Schloß hielt dennoch feſt. Ein ähnlicher Verſuch, an einer zweiten, hatte keinen glücklichern Erfolg.

Bournonville ſtand vor den ſchwarzen Mauern, maß die Höhe der erleuchteten Fenſter und glaubte noch nicht verzweifeln zu müſſen.

„Sie ſchweigen noch und der Tod ſäumt,“ rief er hoffend aus. „Eine Leiter ſchaffe mir, Gulreddin,“ ſprach er, „damit wir einſteigen können, dort in jene Fenſter droben.“

„Wozu bedarf's der Leiter,“ ſagte das Rieſenweib, „hier ſind meine Schultern, bedient Euch ihrer, von ihnen erreicht Ihr leicht jenen Vorſprung, dann ſteig' ich Euch nach — und helf' Euch weiter

— Ja — ja — ich helf' Euch — vertraut mir!" — Baurnonville ſtarrte zum erſten Mal, von einem innern Graus erfaßt, die unheimliche Geſellin an, verglich ihre beträchtliche Größe zur Höhe der Fenſter und ſprach dann: „Da hinau?"

Aber ein Schrei drang in ſein Ohr. Ja — es war ein Schrei — ein gellender — kurz abgebrochener — erſtickender Schrei — ein ſchmerzvolles Ach vom nachquillenden Blut gehemmt — es war kein Zweifel. Sein Haar ſträubte ſich — „mein Sohn! mein Sohn!" ſchrie er laut auf.

Gulreddin hatte ſich zur Mauer geſtellt und ihm den Rucken zukehrend, mit ihren ſtarken Händen zwei eiſerne Mauerringe erfaßt, woran ſie ſich hielt, um ſo ſein Aufſteigen zu erwarten. Er ſchwang ſich auf ihre Schultern und die ſchienen zu wachſen und ihn hinaufzutragen bis zu dem Geſimſe des gothſchen Fenſters, das eines der Feueraugen, in die Nacht hinausbrannte.

Mit emporgeſträubtem Haare klebte er jetzt an dem kalten Geſtein, ſein Geſicht war feſtgepreßt an den eiſernen Gitterſtäben, ſein Ohr vernahm näher und näher den Angſtruf. Es war Einer, der auf den Tod getroffen war. In der Mitte ſtand ein ſchönes Weib, es war Margaretha.

Ihre Bruſt arbeitete heftig, in ihrem Auge flammte eine unſägliche Angſt, der Mord, der draußen auf ihren Befehl vollzogen wurde, und der Schrei, den ſie vernommen hatte, dies machte ſie erbeben. Sie hatte den Verräther, den gehaßten Bournonville erwartet und dies war eine andre Stimme.....

Da riß es die Thür des Gemachs weit auf und herein ſtürzte ein Jungling, bleich, blutig, erſchöpft — es war Verſoris.

„So läßt Du mich morden?“ — rief er, „Fluch Dir!“ —

„Ha!“ ſchrie ſie mit wildem Entſetzen, „den mordet nicht!“ und ſie warf ſich abwendend der Thür entgegen, aber der entfleiſchte Arm Jourdan Ferrons, mit geſchwungenem blutigen Dolche, war ſchneller und ereilte den zuſammenſinkenden Flüchtling.

„Um Gott — mein Leben! mein Leben!“ ſchrie dieſer.

Aber der Ruf half ihm nichts — das Leben entfloh mit dem Schreckensrufe: „Fluch! Mutter!“

Sie ſtand bleich — wie ein Bild aus Stein — aber überirdiſch ſchön. Der Arzt beugte ſich über die Leiche, hob ſie auf, ſtieß das Fenſter auf, und warf ſie hinab — denn das Thor wurde aufgeriſſen und er hörte die Schritte der kommenden Wache auf der Treppe, die ſich ziemlich ungeſtüm verkündete.

Neben Bournonville, der den Kopf ſeitwärts bog, flog die Leiche des ermordeten Jünglings hinab — aber das ſeichte Waſſer, das ſonſt den Fuß des Neslethurms beſpülte, hatte ſich zurückgezogen und der Körper zerſchellte auf den Steinen.

Bournonville kletterte hinab und warf ſich auf den Unglücklichen. Er ſtreifte den Aermel in die Höhe und ſah die drei blutigen Kreuze. Es blieb ihm kein Zweifel, Verſoris war es — ſein Sohn — mit einem Dämon erzeugt und von ihm gemordet — dem er fluchend geſtorben war.

Gulreddin ſtand dunkel und ſtumm neben ihm.

Das abſcheuliche Feſt tobte oben am Ufer noch immer fort. —

IV.

Das Ende der Dinge.

Die ſchweren Tritte, welche die Treppe heraufſtolperten kamen von den Trabanten her, die aus dem Juſtizpallaſte abgeſandt worden waren, um das Ungeheuer des Neslethurmes zu fangen. Sie fanden nichts als den Boden des Gemachs voll friſchen Blutes und ein ſchönes Weib, welches die Eintretenden anſtierte, gleich als könne es nichts von dem Zuſammenhange begreifen.

Keine Ehrfurcht hielt die Trabanten ab, das ſchöne Weib zu feſſeln, obgleich ſie die Königin darin zu erkennen glaubten. Man hatte ihnen geſagt, welche Aehnlichkeit ſie finden würden, daß Alles aber nichts als Höllentrug ſei und die fromme Königin in ihrem Gemache im Louvre unter ſtillen Gebeten bereits längſt eingeſchlummert wäre. Sie gingen bei dem Feſſeln des Weibes anfangs ängſtlich zu Werke, aus Beſorgniß, der böſe Spuk würde ihnen irgend etwas Schlimmes zufügen, wie ſie aber ſahen, daß Hände und Füße wohlgefeſſelt waren und ſich die Gefangene nicht zu rühren vermochte, fingen ſie an, ſie mit Wuth und Hohn zu überſchütten.

„Haben wir Dich endlich, Hexe!“ rief der Eine, „die ſo lange ſchon unſre magern Schmerlen und Forellen mit ſchönen, jungen Burſchen füttert! Wir wollen Dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Du ſollſt nicht ſchwimmen, ſondern gebraten werden.“

„Hei!“ ſagte ein Anderer, indem er ſie beim Kinn ergriff und auf den Rücken klatſchte, „das wird praſſeln! Alles wohlgenährt, weiß und fett! Die Letzte, die verbrannt wurde, die Hexe aus Dänemark, die alte Poreta, flackerte wie ein dürrer Spahn, ſo zäh und mager war ſie, dieſe brennt gewiß wie eine Kerze, vor der ſchwarzen Mutter Gottes von St. Germain-des-Près.“

„Ich ließ ſie an ihren Haaren aufknüpfen — ſeht nur die Haare!“ rief ein Dritter, indem er die losgegangenen Flechten, die am Haupte Margaretha's herabhingen, unſanft in die Höhe zerrte. „Wie Seide anzufühlen und doch ſo ſtark!“ er riß tüchtig daran.

Die Königin fiel zur Erde.

„Kommt, wir wollen ihre Stärke und unſere Kraft verſuchen!“ ſchrien Mehrere wild durcheinander und an den Haaren, den ſchönſten, womit je den Kopf eines Engels die Phantaſie der Maler ausſtattete, ſchleiften ſie die Elende, die ſchmale Treppe hinab, daß der zarte Leib bald an dieſer Ecke, bald an jener Eiſenſpitze eine empfindliche Verletzung erhielt und ließen ſie unten auf dem kieſigen Boden des Ufers, faſt ſchon bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und blutig.

Margaretha aber lag ruhig da, kein Hilferuf, kein Schmerzenslaut trat über ihre Lippen. — Sie hatte die Sprache verloren. —

Es war grauer Morgen. Bournonville lag noch auf der Leiche ſeines Sohnes ſtumm ausgeſtreckt. Das Gepolter, das die herabgezerrte Königin auf der Stiege verurſachte und das laute Sprechen der Kriegsknechte weckte ihn auf.

„Kommt, Herr!“ ſprach Gulreddin, „Ihr ſeid hier nicht ſicher, und was Ihr wahrnehmen konntet, wäre eben nicht erfreulich.“

Sie riß ihn vom Leichnam in die Höhe und um die Ecke. Er konnte ihrer ungeſtümen Kraft nicht widerſtreben.

Unterdeſſen ward die Königin auf ein Maulthier gebunden, dieſes am Zügel genommen und ſo ſprengten die Reiter der Abtei von Maubuiſſon zu, wohin — nach des Königs Befehlen — die Gefangene gebracht werden ſollte.

Beurnonville kehrte noch einmal zur Leiche ſeines Sohnes zurück, den er ſelbſt dem Tode in die Arme gejagt, dem Tode, der ihn bei der Zuſammenkunft mit der Königin erwartet hatte. Er konnte die fortſprengenden Reiter noch bemerken und das gefeſſelte Weib auf dem Maulthier. Er ſeufzte tief.

„Sie werden ſie tödten!“ rief er finſter vor ſich hin.

Seine verkleidete Begleiterin ergriff ihn beim Arm und zog ihn ſtumm mit ſich fort. —

Der König hatte mit ſeinen Vertrauten geheimen Rath gepflogen. Allen war es klar geworden, daß der Teufel ſichtbar auf Erden wandle und daß es Menſchen gebe, welche ſeinen Verlockungen ein willig Ohr und Auge liehen und auf geheimnißvollen Wegen Gemeinſchaft mit ihm ſuchten. Solche Menſchen ausrotten zum warnenden Beiſpiele, hieß des Teufels Macht brechen und die drohende Gefahr entfernen.

Jedem Menſchen, der überwieſen werden konnte, Zauberei, ſchwarze Kunſt, Buhlerei mit böſen Geiſtern, getrieben oder Theilnahme an den Höllenſabbathen genommen zu haben, ſollte ſo ſchnell als möglich zum Scheiterhaufen verurtheilt werden. Bei mangelnden Zeugniſſen ſollte die Folter das Geſtändniß erpreſſen. Alles, was in jenem Augenblicke in Paris eines zweideutigen Rufes in dieſer Hinſicht genoß, ſollte gefangen und der Sorbonne, das heißt: der Folter und dem Scheiterhaufen übergeben werden. Denn vom Verdachte bis zur Verurtheilung war's nur eine kleine Spanne und wer einmal vor den furchtbaren Richtern ſtand, wurde niemals freigeſprochen.

Der König hörte dieſen Verhandlungen mit innerem Beben zu, weil er dabei jener Dinge gedachte, welche ihm der alte Jude im Kerker enthüllt hatte. Er wagte dies aber nicht ſeinen Räthen und Freunden mitzutheilen.

Nach gepflogener Sitzung beſtieg er ein Roß und blos von dem bleichen Savoiſy begleitet, ritt er der Abtei von Maubuiſſon zu. Das Wetter war nebelig, die Straßen einſam und die Reiter, in Mäntel gehüllt, ſprengten unerkannt ihres Weges. In der Abtei angekommen, erkundigte er ſich nach der Gefangenen, die vor einigen Stunden gebracht worden war und nur mit Abſcheu aufgenommen wurde, weil die Trabanten es nicht an fürchterlichen Schilderungen der gräßlichen Hexe hatten fehlen laſſen. Niemand von den Bewohnern des Gebäudes war bei ihr geweſen, einige der Vorwitzigſten hatten es gewagt, an der Thür ihres Gemachs zu horchen, aber kein Geräuſch vernommen.

Der König verlangte zu ihr eingelaſſen zu werden und beſtand ſelbſt darauf, als ihn Alle dringend darum baten, es nicht zu thun. Er glaubte es wagen zu können und ſeine innere Angſt trieb ihn dazu, noch eine Unterredung mit derjenigen zu haben, die ſo lange für ſeine Gattin galt und die eines jener ſchrecklichen Weſen ſein ſollte, die der Umarmung des Teufels und eines böſen Weibes ihr Entſtehen verdankten. Hierüber hoffte er von ihr ſelbſt Aufklärung zu erhalten, um alsdann die ſtrengſte Buße über ſich zu verhängen, wegen gepflogener Gemeinſchaft mit dem Unholde.

Er war mit den kräftigſten Reliquien verſehen, die er in einem ſeidenen Beutel auf der bloßen Bruſt trug und glaubte daher geſchützt zu ſein. Savoiſy begleitete ihn bis in das Vorgemach, das zu der Gefangenen führte. Hier bat ihn der König zu verweilen und ſeiner Rückkehr zu harren. Er öffnete ſein Wamms von purpurfarbiger Seide, zog den Beutel aus der Bruſt und gab ihm einen Zahn des heiligen Martin und ein Stückchen Holz von der Krippe.

„Mit dieſen beiden Heiligthümern, Charles!“ ſprach er dabei, „rüſte Dich, um Widerſtand leiſten zu können, wenn allenfalls der unſaubre Geiſt ſich bis hierher verlieren ſollte. Ich bin ſtark genug gewappnet."

Und ſomit verließ er ſeinen Freund, öffnete leiſe die Thür, nachdem er ſich bekreuzt und die übliche Formel der Teufelsbanner geſprochen hatte und trat in das Gemach, wo Margaretha lag.

Sie war noch immer in den ſtarken Feſſeln, welche die Trabanten ihr angelegt hatten und man wußte nicht, ob dieſe ſie verhinderten, ſich zu regen, oder ob ein Starrkrampf ihren Gliedern die Bewegung entzogen hatte.

Das Auge ruhte ermattet auf dem Eintretenden, der Mund war halb offen und man ſah die Zunge ſchwer und unbeweglich zwiſchen den blendenden Zahnreihen liegen, deren Kronen ſichtbar waren. Naſe und Wangen zeigten blutrünſtige Stellen. Der weiſe Buſen war entblößt und hob ſich nur unmerklich, die Haare lagen verwirrt und zerzauſt mit Stroh, Blättern und dem Schmutz und Staub des Weges verunziert, um Buſen und Hals. Füße und Hände waren durch die Feſſel zuſammengezogen. Sie trug noch das zum Theil prächtige Nachtgewand einer Königin, das jedoch hier und da zerriſſen und blutig war.

Lange ſtand Ludwig vor dieſem erbarmungswürdigen Anblick, ehe er es wagte, ein Wort vorzubringen. Endlich ermannte er ſich und in die Bruſt greifend und das heilige Reliquienſäckchen feſt in die Hand nehmend, fragte er ſie: „ob ſie ſich bewußt ſei, von wem ſie abſtamme, ob der Teufel ſie beſucht habe und in welcher Geſtalt und ob ſie unſterblich wäre, oder durch einen Tod der Buße ihre gottloſen Verbrechen zu ſühnen vermeine?“

Sie blieb unverändert liegen und blickte nach dem Könige, der nicht müde wurde, ähnliche Fragen zu ſtellen und ſonſtige Verſuche mit ihr zu machen, die ſein frommer Eifer ihm eingab. Endlich zog er ein kleines goldenes Crucifix hervor, deſſen ſich der heilige Ludwig ſelbſt bediente bei ſeinen Uebungen und das er vom Grabe des Erlöſers mitgebracht hatte. Er hielt es ihr nahe vor die Augen — und da verzog ſie die Oberlippe, die Zunge zwiſchen den Zähnen, hob ſich ein paar Mal, es war als wenn ſie ſprechen wollte und er harrte in der bangſten Erwartung. Plötzlich aber ruhte Alles wieder in der frühern Erſtarrung, aber die verzogene Oberlippe, die geblieben war, gab dem Geſichte den Ausdruck des furchtbarſten Hohnes.

Man konnte nun das ſchönſte Weib der Schöpfung nicht mehr anſehen, ohne tief im Innerſten von Schauder ergriffen zu werden.

Der König packte ſeine heiligen Werkzeuge zuſammen und verließ laut ſeufzend das Gemach, um ſich wieder zu dem ſeiner harrenden Savoiſy zu verfügen.

Mit Befremden hörte dieſer, daß der König noch nicht geſonnen ſei, die Abtei zu verlaſſen und wenn er gleich ſeine Unzufriedenheit damit laut äußerte, ſo mußte er ſich doch darein fügen, und ſtieg hinab, um ſich an Speiſe und Trank zu erlaben, welche der tief bekümmerte Ludwig für ſich zurückwies.

Er blieb allein in dem Gemache ſitzen, worein der hereinbrechende Abend bereits ſeine tiefern Schatten ſandte. Alles war ruhig — die Gefangene ruhrte ſich nicht — und nur der fleißige Meiſter Wurm arbeitete in ſeiner unſichtbaren Werkſtatt, hinter dem Wandgetäfel. Gram und Ermudung hatten die Kräfte des Königs erſchöpft, der überdies die Nacht hindurch wachend zugebracht. Er ſaß, geſtreckt in einem Lehnſtuhle, zur Seite eines gothiſchen Camins, mit halbgeſchloſſenen Augen da, wie vom Schlaf umfangen, und doch nicht ſchlafend, doch nicht träumend. Es fiel noch grade ſo viel Helle durch das hohe Fenſter, alle Gegenſtände zu erkennen, wenn gleich die Schatten rings umher ihnen einen geheimnißvollen, ſchauerlichen Charakter verliehen.

Der König hörte deutlich, in ſeinem ſonderbaren Zuſtande die Thür knarren, er war ſich bewußt, daß dies Savoiſy ſein könne und verharrte ruhig und unbeſorgt in ſeiner Lage, ohne ſich ihr gewaltſam entreißen zu wollen.

Aber Savoiſy war es nicht.

Eine Geſtalt im dunkeln Talare, die Kaputze über den Kopf gezogen, ſchritt unhörbar am Könige vorüber, durch das Zimmer, öffnete die gegenüberliegende Thür, und verſchwand in dem Zimmer der Gefangenen. Nun hörte der König deutlich ſprechen. Zuerſt eine rauhe Stimme, kurze, abgebrochene, wilde Töne ausſtoßend — dann die Stimme der Königin.

Die Stumme hatte die Sprache wiedererhalten.

Das Geſpräch dauerte nicht lange. Ein lautes Röcheln folgte, und auch das war bald vorüber. Der König, in ſeiner Ohnmacht, von Graus erfaßt, wollte beten — aber die Worte fielen ihm nicht ein. Er konnte nichts, als die Reliquien, mit der vom kalten Schweiße gebadeten Hand, aufs Herz preſſen.

Nach einer kleinen Pauſe ging die Thür von innen auf, nicht ſo leiſe wie ſie vorhin geöffnet worden war. Die Geſtalt, welche wieder heraustrat, hatte die Kaputze zurückgeſchlagen, und blickte lächelnd den König an. Dieſer erkannte ſie nun, es war Meiſter Jourdan Ferron, der Königin Arzt. Der Beſuch war dem Könige weder räthſelhaft, noch furchtbar, und doch ward es ihm unheimlich zu Muthe, als der Meiſter, am andern Ende des Zimmers, bevor er es verließ, noch einmal den Kopf nach dem Könige drehte, und dieſer das bleiche Geſicht, die geſpenſtiſchen Augen und die rothen ſtruppigen Haare ſah, die das Haupt wie Flammen umgaben. Der Meiſter bewegte die Lippen, als ſpräche er, der König verſtand ihn aber eben ſo wenig als wenn er taub geweſen wäre. Nun ſchien es ihm, als käme der Kopf ihm näher und immer näher, und die Lippen bewegten ſich dicht vor ſeinem Ohre. Aber der König verſtand dennoch nichts. Er glaubte die Heiligthümer auf ſeinem Herzen ſchloſſen ſein Gehör vor dieſen Reden zu. So blieb er ruhig in ſeinem Seſſel, bis es immer dunkler um ihn ward, und die Sinne ihm völlig vergingen.

Es war heller Tag, als ein lautes Geräuſch ihn erweckte. Sarceiſy trat ein, der unten beim Becher eingeſchlummert war, und nun erſchien, dem Könige einen guten Morgen zu wünſchen, und ſich zu entſchuldigen, daß er ihn allein gelaſſen hatte.

Ludwig erhob ſich geſtärkt und munter. Er ſah nur etwas bleicher aus als gewöhnlich, was aber bei ſeiner ohnedies gelben Geſichtsfarbe nicht ſehr auffallend war.

Auf Savoiſy's Frage erklärte er, nach Paris zurückkehren zu wollen, um dort zu erwägen, was mit der Zauberin Margaretha, wie er ſie nun nannte, vorzunehmen ſei. Er horchte an der Thür, — es war Alles noch ſo ruhig wie geſtern. Da fiel ihm die nächtliche Erſcheinung des Arztes ein, und wie er den ſtummen Mund der Gefeſſelten ſich zur Rede wieder belebend, vernommen hatte. Er wollte ſich hiervon überzeugen, und trat mit Savoiſy in der Königin Gemach.

Sie lag zwar ſtumm da wie geſtern, aber ihr Buſen hob ſich nicht mehr, und aus den ſchwarzen Lippen hing die geſchwollene Zunge weit hervor. Sie war erwürgt. An ihrem Halſe waren die blutunterlaufenen Spuren bemerkbar.

Den vom Zauberglauben genährten Zeitgenoſſen, bot ihr räthſelhafter Tod nichts Räthſelhaftes. Spätere Chronikenſchreiber melden, daß Margaretha von Burgund auf Befehl ihres Gemahls in der Abtei von Maubuiſſon, nach Andern im Chateaugaillard, des Ehebruchs überwieſen, erdroſſelt worden ſei.

Dieſe Vorfälle würden, ſo entſetzlich ſie ſich auch dem Beobachter darſtellten, nur wenig Eindruck auf die Pariſer gemacht haben. Ein Volk, das geſtern ein Feſt der Subdiakonen feierte, konnte heute nicht ergriffen werden, weder von den ſichtbaren Wegen des Teufels auf Erden, noch von den Strafen des Himmels, die ſich auf ſo furchtbare Weiſe verkündigten. Aber die weltlichen Gerichte übernahmen es, den Sinn der Menſchen auf dieſe Gegenſtände, von ſo hohem Ernſte, hinzulenken. Sie bewaffneten ſich mit den fürchterlichſten Strafen, und riefen Angeberei und Verrath zu Hülfe, ſich zahlreiche Opfer zu verſchaffen. Da ſchwand die Heiterkeit plötzlich von der Erde, das freche Lachen, der boshafte Spott, der Uebermuth und die Wolluſt verſtummten, und bleiche Geſichter, hohle Augen, bebende Lippen, verkündeten Angſt und Schrecken. Wie ein grauſes Ungethüm ſchwebte der Aberglaube uber Paris, und verdeckte mit ſeinen ſchwarzen Flügeln die Sonne, Alles verſengend mit ſeinem Hauche und die Menſchen konnten unter der Geißel nicht athmen. Jetzt erſt, da man ihn zu vertreiben hoffte, wuchs des Teufels Macht und die ganze Erde ſchien eine Hölle geworden zu ſein.

Ueberall wurde den Hexen und Zauberern nachgeſpürt, und mit Bereitwilligkeit wurden den Gerichten dieſe Weſen ausgeliefert. Einige Haare am Kinne eines alten Mütterchens, das ſeltſame Ausſehen eines alten Juden, und ähnliche ganz zufällige Beſchaffenheiten des Aeußern waren hinlänglich, den Verdacht zu erregen. Waren dann noch Zeugen vorhanden, die dies oder das Räthſelhafte wollten bemerkt haben, was auf den Teufelsſabbath oder Umgang mit den Höllengeiſtern Bezug hatte, ſo wurde den Unglücklichen die Folter zuerkannt, deren unerträgliche Schmerzen Geſtändniſſe hervorlockten, worauf denn der Scheiterhaufen die armen Zauberer zu Aſche verbrannte, wie jeden andern Menſchen, der nicht zu zaubern im Stande war. —

— Bald nach dem ſchrecklichen Ende der Königin, da Ludwig in tiefer Zerknirſchung, betend und ſeine Reliquien ans Herz drückend, nach Paris zurückgekehrt war, wurden auf dem Strande der Seine, „la grève“ genannt, wo Jahrhunderte hindurch, bis auf unſere Zeiten, ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen wurde, in grauer Tagesfrühe zwei Scheiterhaufen errichtet. Es waren Zimmerleute dabei beſchäftigt, deren gewöhnlicher Tagelohn in einem Sous beſtand, die aber für dieſe Arbeit 1 Sous 6 Deniers erhielten, weil ſie die Nacht hindurch mit großem Fleiß daran gearbeitet hatten. Der erſte Sonnenſtrahl beſchien das fertige Werk, das eben in in ſeinem äußern Anblicke keine beſondere Zierlichkeit verrieth, jedoch feſt und regelmäßig errichtet ſein mußte, um der Flamme den gehörigen Luftzug zu gewähren, und nicht eher zuſammenzuſtürzen, bis die Opfer gänzlich in Aſche verwandelt waren. Mit der ſteigenden Sonne vergrößerte ſich der Hauſe neugieriger und wuthentbrannter Zuſchauer, und Verwünſchungen wechſelten mit Erklärungen, dieſe mit tobendem Geſchrei der Erwartung, und ſo verging dem Volke die Zeit, bis der Zug aus den Verhörſälen der Sorbonne ſich in Bewegung ſetzte, um ſich mit Feierlichkeit nach dem Richtplatze zu begeben.

„Die Hexe, die verbrannt wird, iſt eine leibliche Tochter Satans und der Königin, die ihr hölliſcher Buhle während der letzten Umarmung erwürgt hat,“ ſagte ein alter Bürger.

„Und der alte Jude, der jenen Scheiterhaufen beſteigen wird, iſt ihr Erzieher, der ſie mit dem Blute von kleinen Kindern groß gezogen hat —“ ſprach ein altes Weib.

„Ja, ja, darum verſchwanden vor Kurzem ſo viele Kinder. Nachbars Pierre-Louis und mein Neffe Claude-Margot —“ bemerkte der Erſte.

„Ihr habt ja die Hexe geſehen, Gevatterin, erzählt doch!“ rief das alte Weib einer Jüngern zu.

„Hätt's theuer genug bezahlen müſſen,“ erwiederte dieſe. „Grade als ich an ihr vorüberging, ſpuckt der Kobold aus, und wie ich darüber wegſchreite, fühl' ich mich unwohl. Mein ſchwarzer Hund, der hinter mir herläuft, hat's aufgeleckt, und ſtreckt ſogleich alle Viere von ſich.“

„Es iſt fürchterlich!“ ſprach die Erſte.

„Ich hatte den Lärm des Sabbaths immer aus der erſten Hand, da mein Haus, wie Ihr wißt, an der Ecke der rue-du-foin-St. Jaques gelegen iſt, nicht hundert Schritte vom Thermenpalaſte. Ich und meine Kinder kreuzten uns dann ſtets, und beteten die ganze Nacht; da hatte der Satan keine Macht über uns.“

„Ihr hattet Recht, Pampelüche-la-Chataigne, Euch zu fürchten,“ ſprach lachend ein junger Ribaud, der Wache hielt, „denn der Teufel pflegt es gewöhnlich auf alte Weiber Eures Schlages abgeſehen zu haben, und ſie zu ſeinem Sabbathfeſte durch die Luft zu entführen.“

„Ei, der Gelbſchnabel! Seh' ich aus wie eine Hexe?“ rief das Weib, und indem ſie ſchnell ihren Holzſchuh vom Fuße zog und tüchtig auf des jungen Kerls Schultern ſchlug, „da er von Weibern meines Schlages ſpricht, ſo iſt es billig, daß er meinen Schlag auch kennen lerne!“

Dieſes plumpe Wortſpiel, das im Franzöſiſchen ſich um étoffe drehte, bezog ſie auf die Sohle ihres Schuhes, und man muß bekennen, daß es eben ſo hölzern war; deſſenungeachtet erregte es ein weitverhallendes Gelächter.

Jetzt bewegte ſich aus der Ferne der Zug der Richter und der beiden Verurtheilten heran, und das wildeſte Geſchrei wurde laut, ſo wie der Haufe dieſe beiden Unglücklichen anſichtig wurde.

Bleich und abgehärmt ſchritten ſie nebeneinander, die Augen geblendet vom Sonnenſchein, den die ſo lange Eingekerkerten nicht zu ertragen vermochten, und der doch ſo freundlich ſie beſchien, und von dem ſie doch für immer Abſchied nehmen mußten. Sie waren, wie es damals bei Hinrichtungen gebräuchlich war, im Hemde, der größte Theil ihres Körpers nackt, die Hände mit Stricken kreuzweis übereinander gebunden.

Ein alter Mann war es, mit glattgeſchorenem Kopfe, an deſſen Ohren zwei lange Haarbüſchel ſich befanden, die im Morgenwinde flatterten und ſich mit dem zerzauſten weißen Barte vermiſchten. Seine Lippen murmelten das Gebet eines alten jüdiſchen Märtyrers. Es war Manaſſès von Vierzen.

Das Mädchen, noch im tiefen Elende ſo ſchön, mit den Schultern von Elfenbein, von denen das grobe, härene Hemde des Gerichts herabgeglitten war, und zugleich den üppigen Buſen ſehen ließ, dürfen wir unſern Leſern nicht erſt nennen. Eine leichte Röthe der Scham überflog ihre Züge, und ſie ſuchte mit dem Munde das Ende des Hemdes zu erſchnappen, weil es ſo verrätheriſch Alles zu enthüllen drohte, und ihre Händchen gebunden waren.

Wie die Menge das Unglück dieſer Menſchen in der Nähe erblickte, da ſtieß ſie wohl Verwunſchungen aus, Verwunſchungen, welche die Angſt ihr erpreßte, aber Aller Hände ruheten, die ſchon erhobenen Arme ſanken zuruck und ließen die Steine zur Erde fallen, die Roheſten ſelbſt wollten zu ſolchem Schmerze nichts mehr hinzufugen.

Der judiſche Greis ließ ſich, gleichſam ganz gefuhllos, auf den Holzſtoß leiten. Er, deſſen Angſt ſonſt wohl, bei dem bloßen Gedanken an korperlichen Schmerz, ſich in Mienen und Tönen kundgab, nahete ſich jetzt dem Gipfel alles Schmerzes mit Gleichmuth. Er, der ſonſt erbebte, wenn es ihm einfiel, daß ſein kleines Haus im Val-de-misère, mit den Pfändern, fur die er gutſtehen mußte, und ſeiner kleinen Habe unbewacht ſei, war jetzt ſo ruhig, da er ſich auf ewig davon trennte, und Alles in fremden Händen, in den Händen der Gojim und Nazarener ſah. Er hatte jedoch ſeinen Blick gewendet von den Eitelkeiten der Welt, das Gefuhl, als Märtyrer zu ſterben, erhob ihn hoch uber jeden Schmerz, ſeine Ueberzeugung ſtand feſt, daß er einſt nicht würde nöthig haben, am großen Auferſtehungstage ſich mit den Millionen Leichen der Gläubigen nach der heiligen Erde des gelobten Landes zu wälzen, wie es die heiligen Bücher verkünden, ſondern daß aus den Flammen ſein Geiſt eingehe zur ewigen Freude, daß in dem Augenblicke, wo der Qualm des Scheiterhaufens ihm den letzten Athemzug auspreßt, auf dieſem ſeine Seele ſich hinaufſchwingen werde in die Regionen der Elohim.

Das Mädchen zeigte nicht dieſe Hoffnung.

Ach — ihr jugendliches Herz empfand noch Freude und Scham, Todesquaal und Hoffnung. Sie gedachte noch des Jünglings, nach deſſen Beſitz ihr kurzes Leben gerichtet geweſen war, in deſſen Armen ſie eine ſelige Nacht geträumt hatte, und des Morgens, wo ſie zum ſchrecklichſten Bewußtſein erwachte, dem der Flammentod ein Ende machen ſollte. Er — Geliebter — Gatte — Bruder — ſie erbebte, ihn mit einem dieſer Namen zu benennen, und doch mußte ſie an ihn denken. Sie fürchtete ſich, ſeinem Blicke je wieder zu begegnen, und hoffte doch, daß er unter der Menge ſein würde, ſie dem Tode zu entreißen. Dann ergriff ſie der Gedanke, daß ſie ſobald ſchon in Flammen ſterben müſſe, ſie war nur noch zwei Schritte von dem gräßlichen Holzſtoß, ſie zögerte mit dieſen Schritten, als könne ſie ſich ein längeres Leben, ein Leben der Wonne dadurch erkaufen, aber inmitten dieſer leeren

Hoffnungen fühlte ſie ſich von einem ſtarken Arm erfaßt und hinaufgehoben, es war der Arm des Henkers.

Nun praſſelte das fühlloſe Element gar luſtig bei ſolchem Elende empor. Manaſſes war bald durch einen dicken Dampf den Blicken entzogen. Sein Gebet wurde laut und tönte ſtark zum Himmel und es währte lange bis es erſtickte. Des Mädchens Scheiterhaufen brannte ſtark, vom Luftzuge begünſtigt. Ihr Kopf hob ſich hoch empor, ihre großen Augen wühlten in der Menge, ſie ſchien Jemand zu ſuchen — zu erwarten — er könne nicht ausbleiben, ſchienen ihre Blicke zu ſagen. Aber er war bereits gefeſſelt tief unten im Flußbette, wo ſein ermordeter Leichnam ruhete.

Endlich ſank ihr Kinn zur Bruſt herab — ſchwarzer Rauch umhüllte den ſchönen Kopf — die Flamme war tückiſch und unbemerkt an ihrem Rücken emporgewirbelt und nun ſtand der Pfahl, an dem ſie gebunden, ganz brennend, furchtbar drohend über ihr, aber ſie fühlte nichts mehr — die feſſelnden Stricke fielen abgeſengt nieder und das Mädchen ſtürzte hinab in den glühenden Pfahl. —

Keine weiße Taube ſchwang ſich empor in die Lüfte und das Volk ſah ſtumm und ergriffen, doch beruhigt, von der fürchterlichen Zaubergeißel befreit zu ſein, in die glimmenden Kohlen, aus denen der zuſtrömende Zugwind, Rauchſtöße emportrieb, die ſich in leichten, doch ſchwarzen Wolkenſchichten über der Gegend gelagert hatten.

V.

Doctor Johannes Buridanus.

Weit weg von Paris, den Verfolgungen zu entkommen, hatte die treue Gulrekdin, in der Kleidung des Sarazenen Muzaf, ihren Herrn und Gebieter, den Grafen Lyonnet von Bournonville begleitet. Die Reiſe ging mit Windesſchnelle, denn ſtets hatte die ſorgliche Dienerin friſche Pferde bei der Hand, wenn die Alten ermattet zu ſtürzen drohten. Mehrere Tage waren ſo verſtrichen in Wäldern und unbewohnten Gegenden, weil die Stätten der Menſchen Gefahr droheten.

Es war eine finſtre Nacht, als ſie einen breiten, ſchnell dahinſtrömenden Fluß erreichten. Sein Bett war von ſchönen Bergen eingefaßt, von Burgen gekrönt, aus den Schluchten und von den Inſeln ſtreckten unſcheinbare Kirchlein, von frommem

Ausſehen, ihre Thürme empor und außer dem brauſenden Waſſer ſchien Alles vom Frieden der heiligen Nacht umhüllt.

Die Reiſenden machten Halt, um einen Fährmann zu erwarten.

„Du mußt dies Land verlaſſen,“ ſprach Gulreddin, „und ich bin deshalb in Sorgen. Was wirſt Du beginnen in der Fremde? Auch dort können Dich die Richter ereilen. Willſt Du mich zum fernern Begleiter annehmen?“

Bournonville betrachtete das halbwilde Weib, das ihm ſo viel Treue und Liebe bewieſen, deſſen kräftiger Schutz ihm bereits oft wunderbar vergekommen war, mit großer Aufmerkſamkeit.

Es regten ſich in ihm einige dunkle Zweifel, ſeine unerſättliche Gier nach Macht und Reichthum trug aber über jede Bedenklichkeit den Sieg davon.

„Ich will Dir folgen, wohin Du mich führſt und Dein ſein und bleiben —“ rief er und ſchlug in die dargereichte Linke des fleckigen Rieſenweibes, —

Ein Fährmann vom jenſeitigen Ufer hatte angelegt. Es war der Rhein, über den ſie ſchifften. —

Trotz aller Nachforſchungen gelang es der Sorbonne nicht, des Arztes Jourdan Ferron habhaft zu werden.

Sein Haus blieb verödet und geflohen, in dem Zuſtande, mit den ſeltſamen Bildern, wie es war, da es der Meiſter noch bewohnt hatte. Sein Inneres wurde jedoch nie wieder betreten.

Man will faſt um dieſelbe Zeit einen fremden Fürſten bemerkt haben, der abwechſelnd in einigen Städten der Lombardei, die längſte Zeit in Mailand reſidirt haben ſoll, der den Namen „principe di Mammone“ geführt. Augenzeugen berichten, daß es Niemand anders als unſer Graf Bournonville war, in deſſen Gefolge ſich der Arzt und ein rieſenhafter Diener von abſchreckendem Ausſehen befand. Gleichzeitige Schriftſteller erwähnen mit Entſetzen, daß die Entartung der Menſchen ſehr angewachſen ſein müſſe, indem es dem Satan erlaubt ſei, in einer chriſtlichen Stadt vor aller Welt Augen, mit üppigem Hofhalt zu wohnen. Denn der allgemein bekannte „principe di Mammone“ in Mailand, ſei Niemand Anderes als der leibhaftige Teufel, in ſeiner blendendſten Geſtalt, in Buhlerei, Schlemmerei und Wolluſt ſich wiegend und ſeine Opfer fahend.

Später verſchwand dieſe Erſcheinung eben ſo plötzlich als ſie aufgetaucht. Dann will man einen gelehrten Doctor aus Burgund, des Namens Johannes Buridanus, in Wien gekannt haben, von dem — ſo melden unverbürgte Sagen — die dortige Univerſität begründet wurde.

Dem Arzte Jourdan Ferron wollen fromme Pilger im Morgenlande als Derwiſch begegnet ſein. —

Ludwig der Zehnte ſtarb im folgenden Jahre nach dieſen Begebenheiten. Seine Brüder Philipp und Karl kamen hierauf nach einander zur Regierung und folgten ihrem Bruder ins Grab, ehe zehn Jahre verfloſſen. —

Ueber Paris brach ſogleich nach Margaretha's Tode eine Hungersnoth aus. Dann kam der ſogenannte „ſchwarze Tod,“ der ganz Europa verheerte. —

Der Glaube an Zauberei wuchs immer rieſiger heran und die Hexenproceſſe mit ihrem ſchrecklichen Gefolge, mäheten nach, wo die Peſt die entartete Menſchheit verſchont hatte.

Dieſe Gräuel erſtreckten ſich durch Jahrhunderte.

Ende des letzten Theils.

Seydelmann

und

das deutſche Schauſpiel.

Für Kenner und Freunde der Bühne

von

August Lewald.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching.

1835.

Motto.

„Er hatte kein Vorbild. Sein Genie erhob ihn in einem Augenblicke zu dieſer Vollendung. Sein Talent iſt ſein Werk; nur ſich ſelbſt verdankt er ſeine Größe.“

(Garrick über Le Kain.)

„Schröder ſpricht niemals mit den Zuſchauern; er ſchreit nicht, um verſtanden zu werden, oder Empfindungen zu äußern, die nicht in der Seele ſind, und declamirt nicht wie ein Herold, um ein tragiſcher Schauſpieler zu ſeyn. Er ſpricht natürlich, die Worte paſſen zu ſeinen Gebehrden, und die Gebehrden zu den Worten. Er iſt nie außer ſeiner Rolle; dieſe iſt ganz in ſeine Seele verwandelt, wie ſich die Speiſe in's Blut verwandelt. In gewiſſen Situationen wandelt er wie ein höheres Weſen einher; die ganze Rolle ſcheint ihn nichts zu koſten, wie die Worte, die er vom Dichter empfing; es iſt Alles ſein eigen, ſelbſt das, was er von der Kunſt erhielt, auch die Gedanken und Worte des Dichters. Schröder fühlt mächtig jede Situation, jede Stelle, jedes Wort: aber das iſt ihm nicht genug; denn Gefühl iſt die Gabe für jeden Jüngling von gewiſſem Temperamente. Schröder kennt die hohe Kunſt, ſein Gefühl Tauſenden mitzutheilen. Denn er hat jedes Wort, das er ſpricht, eben ſo wohl als ſeine Rolle und das ganze Stück tief durchgedacht, in allen Verhältniſſen durchgedacht, in jedem Bezuge auf die Menſchen, wie ſie ſind, durchgedacht. Schröder iſt der Schauſpieler, der Allen gefällt, weil er natürlich ſpielt; aber tauſend erhabene Schönheiten fühlen nur die, die große Kenntniſſe beſitzen, die mit nachdenkendem, unverrücktem Blicke auf ihn hinſehen, ihn ſo ſehen, wie man die Gemälde Raphael's ſehen muß. Der viel geſehen, mit beobachtendem Blick geſehen, viel erfahren, viel gedacht hat, der fordert viel zur Vollkommenheit; aber er kennt auch allen Werth derſelben und wird von ihrem Anblicke begeiſtert. Möchten wir dem Zeitpunkte entgegenſehen können, wo man wird gewöhnt ſeyn, das von jedem Schauſpieler zu fordern, was wir an Schröder ſahen, und wo Männer aufſtünden, die ſo weit über ihn reichten, als weit jezt diejenigen unter ihm ſtehen, die er in Rollen erſter Größe übertroffen hat.“

(Aus den „Rheiniſchen Beiträgen
zur Gelehrſamkeit.“ Mannh. 1780.)

Vorwort.

Die jetzige Verfaſſung der meiſten deutſchen Theater läßt es nicht wohl zu, ein freimüthiges Wort ohne Rückhalt über ſie auszuſprechen, wenn man nicht Gefahr laufen will, gegen Intereſſen zu verſtoßen, die in gewiſſer Hinſicht Achtung verdienen. Dabei kann aber nicht geläugnet werden, daß eben in dieſer Verfaſſung der Grund zu ſuchen ſey, daß die Schauſpielkunſt in neuerer Zeit, zum Vortheil ihrer acceſſoriſchen Künſte, Muſik und Tanz, ſo ſehr beeinträchtigt wurde, daß uns ihr gänzlicher Verluſt nicht mehr fern zu ſeyn ſcheint.

So ſehr mir nun auch jene Rückſichten einleuchteten, ſo ſtark ſpornte mich doch die Liebe zur Sache an, Gedanken und Empfindungen, die ich ſchon lange über dieſen Gegenſtand hegte, an eine Erſcheinung zu knüpfen, die mich ſo lebendig ergriffen hatte, und damit offen vor das Publikum zu treten.

Es iſt nicht übertrieben, wenn der Zuſtand des deutſchen Schauſpiels ein troſtloſer genannt wird. Wirft man zuerſt einen Blick auf die Repertoire's unſerer bedeutendſten Bühnen, ſo erſchrickt man vor der Armuth an Eigenem und den zahlloſen Ueberſetzungen franzöſiſcher Unbedeutenheiten. Sieht man auf die Darſtellung, ſo findet man, daß ſogar die Sänger viele unſerer Schauſpieler im Spiele überragen, wenn gleich das beſte Spiel in der Oper doch nur die leichtere Hälfte jener Bedingungen zu erfüllen hat, die wir von dem Darſteller eines Schauſpielcharakters erwarten dürfen. Iſt es nicht damit faſt ſchon ſo weit gekommen, wie in andern Ländern, z. B. in Italien, wo ältere deutſche und franzöſiſche Stücke in ſchlechten Ueberſetzungen die Theaterabende zuſammenſetzen, und wo das Schauſpiel in Winkeltheatern der ungebildetſten Maſſe preisgegeben wird? Es iſt wohl verzeihlich, wenn ſich ein ſtolzer Unwille ſchon bei dieſem Gedanken erhebt, und wenn man eifrig ſich bemüht, für das Schauſpiel, als eigentliches Nationaltheater, eine wärmere Fürſorge zu empfehlen.

Was ich hierüber in den nachfolgenden Blättern geſagt habe, iſt ſo allgemein als möglich gehalten; weder Bühnenvorſtände noch Künſtler ſollten dadurch perſönlich angegriffen oder gekränkt werden. Alle — ſetze ich willig voraus — ſind mit den gerügten Mängeln einverſtanden, und Keiner darf es ſich verhehlen, wie traurig es bei uns in dieſer Angelegenheit beſchaffen iſt. Männer von beſſerer Einſicht aber werden wiſſen, daß die Geſtaltung eines guten Schauſpiels erſt den eigentlichen Mittelpunkt alles dramatiſchen Wirkens bilde, und auch auf Oper und Ballet den vortheilhafteſten Einfluß übe.

Daher iſt denn auch die Leitung dieſes Theils der Bühnengeſchäfte das bei weitem Schwierigſte und erfordert die bedeutendſten Eigenſchaften.

Bei der Oper gehört nur etwas Phantaſie und Geſchmack dazu, um Dekorationen und Koſtüme zu wählen, um die Aufzüge, Tänze und Gruppen zu ordnen; oft iſt aber auch nur nöthig, die „Mise en scène“ der Pariſer Theater, ſo gut es gehen will, in's Deutſche zu übertragen. Für die Beſetzung der Parthien ſorgt der Muſikdirector, und ſind Tenor und Baß, Sopran und Alt gehörig da, ſo können wohl keine Zweifel obwalten. Der Chor, ein ſo mächtiger Reitz der Oper, iſt leicht organiſirt, wenn man einen tüchtigen Chordirector anſtellt, und es auf einige hundert Gulden nicht eben anſehen darf. Waiſenkinder, Chorknaben aus den katholiſchen Kirchen, junge Mädchen von armen Eltern — Alles bietet ſich bereitwillig dar, um den Chor zu verſtärken. So wird große Wirkung erzielt, ohne daß man nöthig hätte, einen Aufwand an bedeutenden Talenten zu machen. Iſt die

Maſchine mit Koſten und Geduld einmal eingerichtet, ſo fördert ſie ununterbrochen ihre Aufgabe zu Tage. Bei der Allgemeinheit des Geſchmacks, der in der Theatermuſik herrſcht, iſt es nicht ſchwer, ein Repertoire zu bilden. Meyerbeer oder Auber, Roſſini oder Bellini, Marſchner oder Gläſer, Alles iſt recht, Alles an der Zeit. Jeder Griff gelingt; Wahl oder Prüfung ſind längſt überflüßig befunden worden.

Ganz anders verhält es ſich aber mit dem Schauſpiel, wo die Maſſen nie ſelbſtſtändig wirken, und von jedem Einzelnen Einſicht und Verſtändniß gefordert wird. Phantaſie und Geſchmack ſind zwar auch hier unerläßlich, aber nur im Geleite anderer Gaben, die jene bei Weitem überragen müſſen. Der Sinnenreiz tritt hier zurück und dem Geiſte wird der erſte Platz eingeräumt. Welcher vorbereitenden Arbeiten bedarf es, bis ein Schauſpiel auf die Scene gebracht werden kann; welcher gewiſſenhaften Sorgfalt bei der Beſetzung der Rollen, um gegen den Dichter wie gegen das Publikum ſich keine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen zu laſſen. Wie ſehr müſſen hier alle Rückſichten gegen einzelne Schauſpieler bei Seite geſetzt werden, um nur die Rückſicht gegen die Kunſt aufrecht zu erhalten. Und wie ſchwierig werden dieſe ſtrengen Anforderungen in einem Bereiche, wo das rein Geiſtige, das Talent entſcheidet, wo nicht ein hoher oder tiefer Ton der Kehle für eine Parthie befähigt, und niemals etwas Aeußerliches dazu befähigen ſollte.

Drum fort mit Gunſt oder Mißgunſt, mit Mitleid, Erbarmen, oder Gleichgültigkeit, welche oft die Wahl beſtimmten; fort mit einem unzulänglichen Perſonal, wo der Erſte der Beſte genügen muß, weil der Rechte fehlt. Wer ſeine Unfähigkeit im höhern Kreiſe erwieſen hat, der werde in die untern geſchickt, und dem Talentloſen wage man nicht Aufgaben zu überantworten, welche Talent erfordern. Mit den kleinen Talenten ſey es dem Director erlaubt, Luxus zu treiben; dies ſey der einzige Luxus, von dem das Theater Nutzen ziehe, und der mehr werth iſt, als Glanz und Pracht, an allen Ecken und Enden verſchwendet. Man übe dieſe kleinen Talente von verſchiedenem Alter und Anſehen ſorgfältig ein, nicht um ſie einſt zu großen Rollen verwenden zu können, ſondern um ſie in ihrer Sphäre vollkommen brauchbar zu machen und es dahin zu bringen, daß der Knappe, der Burgvogt, der Wirth, der Diener eben ſo natürlich und wahr ſprechen und handeln, wie der Ritter oder Graf, ihr Herr. Man laſſe an freien Abenden ganze Stücke, durch ſie beſetzt, vor den übrigen Mitgliedern vollſtändig aufführen, man ſey ſtreng gegen ihre Fehler und entlaſſe die Unverbeſſerlichen ohne Nachſicht.

Die lächerlichen Benennungen: erſter Held, edler Vater, erſte Liebhaberin müſſen aus den Kontrakten geſtrichen werden. Die Erweiterung des Repertoire's wird es unmöglich machen, ſolche Klaſſifikationen in Ehren zu erhalten. Imogen, Portia, Gretchen, Ophelia und Johanna d'Arc, können zufällig in einer und derſelben Künſtlerin ihre Darſtellerin gefunden haben; es wird aber immer beſſer ſeyn, ſie von Verſchiedenen geben zu laſſen. Daſſelbe wird mit den bis jetzt ſo genannten erſten Helden und Liebhabern der Fall ſeyn.

Ein Schauſpielperſonal neu zu organiſiren oder nach ſchon vorhandenen Elementen zu ergänzen, iſt das Schwierigſte und Erheblichſte bei der Sache.

So lange kann aber von einem guten Schauſpiele nicht die Rede ſeyn, als man einem nur wenig brauchbaren Mitgliede, dem das Publikum wie die Kritik längſt ſchon den Stab gebrochen, wichtige Rollen geben, eine große Beſoldung zahlen und überdies Geſchäfte anvertrauen will, welche Kenntniſſe, Charakter, Bildung vorausſetzen, blos um ſeiner kleinlichen Eitelkeit zu fröhnen, die ohne dies den Todesſtoß erleiden würde.

Sollte ſich ein ſolcher Fall bei irgend einem Theater einmal antreffen laſſen, ſo würde er im höchſten Grade verwerflich erſcheinen und durchaus nicht zu rechtfertigen ſeyn. Die Mitwirkung dieſes Einzigen müßte die ernſtlichſten Beſtrebungen aller Uebrigen zu Schanden machen, und was vollends den Einfluß beträfe, den ein ſolches Mitglied auf die Geſchäftsführung und die ſceniſche Darſtellung eines Ganzen ausübte, ſo wäre der Schaden unberechenbar, da gewöhnlich der Unzulänglichkeit und der Ohnmacht alle jene gehäſſigen Umtriebe und Intriguen ſich beigeſellen, die dem wahren Künſtler wie der wahren Kunſt ſtets fremd bleiben ſollten. Die ſceniſche Anordnung für ein Schauſpiel auf die rechte Art wirkſam zu treffen, bedingt aber ganz beſondere Gaben und Kenntniſſe, dabei Offenheit, Geſchicklichkeit, und ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit.

Alles dies hier umſtändlich zu erörtern, würde die Tendenz dieſer Schrift verrücken. Ich will daher lieber gleich auf meinen Gegenſtand übergehen, durch den ſich am Beſten zeigen laſſen wird, wie ſelbſt unter den jetzt noch überall beſtehenden Einrichtungen und Verhältniſſen Gutes, ſelbſt Vortreffliches gewirkt werden könne; wobei jedoch nicht verborgen bleiben darf, daß ein redliches Wollen und Streben nach dem Beſſern ſich über alle Zweige der künſtleriſchen Leitung des hieſigen Theaters unverkennbar verbreitet.

Stuttgart. Im März 1835.

So viele Schauſpieler ich bis dieſen Augenblick auch geſehen — und es waren berühmte darunter — iſt mir noch keiner vorgekommen, der eine ſolche Summe von Erforderniſſen für ſeine Kunſt beſeſſen hätte, als Seydelmann.

Seine wunderbare, leicht erregbare Phantaſie zeigt ihm im erſten Augenblicke gleich ein ſo treffendes und eigenthümliches Bild des darzuſtellenden Menſchen, daß er mit dem herrlichſten Maler in dieſer Hinſicht wetteifern könnte; die Gabe zu geſtalten beſitzt er im vollkommenſten Grade; ſein Körper, alle ſeine Glieder, ſind weiches Wachs, Thon, Stoff, woraus er ſeine Weſen bildet, bald ſo, bald ſo; ſeine Stimme, die Ausſprache, Geſichtszüge und Geberden, ſind ſeine Farben, Lokaltinten und Laſuren, wodurch er individualiſirt und Leben gibt. Denn ſeine Kunſt iſt nicht die ſchöne, aber ſtarre Plaſtik, ſondern er gibt ſelbſt ſeinen edelſten Gebilden den Schein der Wirklichkeit, er malt ſeinen Marmor, um der Natur ſo nahe als möglich zu kommen, und das bedingt, nach meiner Meinung, das eigentliche Weſen der Schauſpielkunſt.

Seydelmann iſt nie der Künſtler auf dem Cothurn oder Soccus, ſondern er iſt immer der Character, der Menſch, das Individuum. Er iſt ſo wahr wie die beſſern franzöſiſchen Schauſpieler, und wer auch nur den unbedeutenden Ableger eines Pariſer Boulevard-Theaters, der ſeit einigen Jahren in Berlin wuchert, zu kennen Gelegenheit hatte, wird ſchon von dieſer Wahrheit in der Darſtellung einen vortheilhaften Begriff haben. Seine Vielgeſtaltigkeit iſt einer ſeiner bedeutendſten Vorzüge. Ich meine damit nicht ein „ſich umgeſtalten“, wie es die gewöhnlichen Schubladenſtücke erfordern, obgleich auch dieſes in Deutſchland wohl zu den größten Seltenheiten gehören muß, weil ſonſt Alexanders Virtuoſität kein ſolches Aufſehen unter uns erregt haben würde. Seine Vielgeſtaltigkeit iſt edler, tiefer, umfaſſender. Es iſt nicht blos das Erfinden und Feſthalten einer Maske, die den Bauer vom Junker, den alten Filz von dem jungen Lebemann unterſcheiden ſoll, dieſe friſche Manier, die wir an Henri Monnier bewundern, und die in Deutſchland, ſonderbar genug, nur bei zwei Schauſpielerinnen ſo vollendet angetroffen wurde, bei der Renner und Lindner. Alle übrigen, die ſich darin verſuchten, ſind mehr oder minder ſtümperhaft und appelliren an die Phantaſie der Zuſchauer.

Die höchſte Täuſchung verlange ich aber immer von der Schauſpielkunſt. Unſre Phantaſie werde durch ſie erregt, geſteigert, aber nie mit Bitten beläſtigt, der Unvollkommenheit nachzuhelfen.“

Ein Meiſter, der Seydelmann in ſeiner Vielgeſtaltigkeit nahe gekommen iſt, war Ludwig Devrient. Jedoch in ſeiner Jugend nur; ſeine ſpätere Zeit, deren ſich die meiſten Theaterfreunde unter uns erinnern, und die eben die Zeit ſeines größten Ruhmes war, konnte ihn einen ſolchen Platz in dieſem Bereiche nicht mehr einnehmen laſſen. Devrient beherrſchte ſeine Perſönlichkeit nicht mehr; der Krampf, die Gicht, der Tic, machten ihm die Gewalt über Nerv und Muskel ſtreitig; er mußte, wie die peinigenden Dämonen in ihm wollten, und dies brachte oft das Fremdartige, Unheimliche, Schaurige., ſtets Ueberraſchende in ſeiner Erſcheinung hervor, jedoch nur ſelten im Einklange mit der Wahrheit und am häufigſten zu ihrer größten Einbuße. Alles Vorbereitende und Vermittelnde ging dabei verloren. Wer Devrients Genius in ſeiner Jugend frei walten ſah, erzählt Wunderdinge von dieſer proteiſchen Kraft, die ihm damals inwohnte: die den Koloß Franz Moor, die Fratze Pumpernickel, Auguſt Weiß in der „Macht der Verhältniſſe", und den Juden in „Dienſtpflicht", auf eine früher nie gekannte Weiſe zu ſondern wußte, und den „Schauſpieler wider Willen" als Pröbchen des bewundernswertheſten Talents den Zuſchauern zur Ergötzung hinwarf.

Nach dem, was ich in Hamburg ſelbſt über Schröder's Darſtellungsweiſe in Geſprächen mit Meyer und Reinhold gehört, was ich aus der nach ihm benannten, vor ſieben bis acht Jahren an dem dortigen Theater noch beſtehenden Schule abſtrahiren konnte; Rollen, die ich von Jacobi ſah, die Schröder ihm einſtudirt hatte, und die Jener mit der kindlichſten Pietät in ſeiner guten Zeit noch bewahrte; der Hamlet von Werdy, wie dieſer ihn vor zwanzig Jahren noch im Schröder'ſchen Geiſte ſpielte; der Geiſt Schröder's endlich, der mir aus den alten Regiebüchern des Hamburger Theaters entgegenwehte, die ich Jahrelang in Händen hatte — Alles dies beſtimmt mich zu der Meinung: daß Seydelmann mit Schröder die größte Aehnlichkeit haben dürfte; wenigſtens daß ſeit Schröder kein ſo bedeutender Genius auf dem Theater gewaltet habe, als Seydelmann, deſſen wir uns jetzt erfreuen.

Daher möchte ich Seydelmanns Anſicht von ſeiner Kunſt, und die Art ſie auszuüben, mit einer längſt entſchwundenen, der „Vor-Ifflandiſchen“ vergleichlich finden. Und auch dafür glaube ich einiges Recht aus eigener Erfahrung zu beſitzen, wenn ich auch noch nicht ſo alt bin, um die Großmanns, Flecks und Brockmanns ſelbſt geſehen zu haben. Ich habe hie und da alte, ſinnige Schauſpieler gefunden, denen ich mich gern anſchloß. Sie theilten mir Manches mit aus ihrem frühern Leben, und waren wohl auch im Stande, mir dieſen und jenen ehmals berühmten Künſtler in Wort und Action bezeichnend zu ſchildern. So ſpielte mir Lange in Wien, obgleich ſelbſt in einer ganz fertigen Manier befangen, Scenen nach Brockmann vor, voll reiner Natürlichkeit und Wärme; ſo wußte Cäſar Heigel ſeinen berühmten Vater, der zu der guten alten Zeit gehörte, in einigen Rollen ganz trefflich wiedergeben; ſo kannte ich ſelbſt noch den alten Koch, Anton Schwarz in Hamburg, Anna Boudet, und manche Andere, die fern von dem Einfluſſe der Göthe'ſchen Schule und der

Manieriſten, die Iffland bildete, der ewigen Wahrheit allein treu geblieben waren, welche den erſten Meiſtern der Schauſpielkunſt bei ihren Anfängen vorleuchtete.

Oft verdankte ich dieſe Bereicherung meiner Erfahrung einer bloſen Zufälligkeit, und wo ich ſie gar nicht erwartet hätte.

Der alte Schrader in Hamburg war ein nur mittelmäßiger Schauſpieler von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, der aber noch von Alters her für die Wahrheit eine heilige Scheu hegte, und darum, wo es ihm ſeine Perſönlichkeit erlaubte und ſein Talent ausreichte, dann auch ein unvergleichliches Bild irgend eines alten Bedienten, Wucherers oder dergleichen darzuſtellen im Stande war. Einſt gab man die Mündel, worin er den alten wahnſinnigen Oheim ſpielte, den die unbarmherzigen Verwandten ſo lange im Kerker gehalten haben. Ich ſah der Scene aus der Couliſſe zu, und war ſchon von der Kleidung und dem ganzen Ausſehen des alten Mannes überraſcht, wie ich ihn hereinſchwanken ſah, mehr aber noch über ſeine ungewöhnliche Darſtellung, da dieſe Rolle gänzlich außer ſeinem Kreiſe lag. Ergriffen von ſeinem herrlichen Spiele ſuche ich ihn, nach ſeinem Abgange, auf und theile ihm meinen Dank mit, ohne ihm meine Ueberraſchung zu verbergen. „Ich ſpiele dieſe Rolle dem verſtorbenen Großmann nach“ — erwiederte er mir — „und mich freut es, daß Sie das Beſondere dieſer Weiſe ſogleich herausgefunden haben.“

Man hat in neuerer Zeit ſo oft darüber geſpöttelt, daß immer von den geſtorbenen Schauſpielern geſprochen wird, wenn man das Tüchtige in der Kunſt bezeichnen will, und daß die „alten Herrn“, welche „die Geſtorbenen“ eben kannten, damals noch junge Augen und junge Herzen gehabt hätten, und nun unſre Götter des Tages oder der Abende mit Knurren und ſcheelen Blicken betrachteten, daß aber im Ganzen dieſe eben ſo gut und wohl noch beſſer wären als die damaligen.

Die Heroen der längſt vorübergeſchwundenen Periode lernte ich nur auf die oben beſchriebene Weiſe kennen, aber ich begriff ſogleich ihre Vorzüglichkeit. Eine ſpätere, von der wir noch vegetirende Spuren auf unſern meiſten Bühnen finden, hat nie meinen Beifall erregen können, und bei den Helden und Heldinnen der jüngſten Zeit werde ich wie jeder Andre, deſſen Ohr, Auge und Herz noch empfänglich ſind, mitunter wohl auch angezogen, wenn gleich dies nur ſelten der Fall iſt.

Bei Seydelmann fand ich zuerſt wieder eine vollkommene Befriedigung. Hier ſah ich die Weisheit der Alten und das friſche Leben der Jugend; hier fühlte ich wieder einmal, wie Wahrheit wirke, und durfte mich doch nicht erſt mit den Angewöhnungen einer frühern Zeit befreunden. Seydelmann würde indeſſen gewiß nicht ſo ſchlagend überraſchen, wenn er nicht zwiſchen den jetzt lebenden Manieriſten hervorragte, die Ifflands und Devrients Beiſpiel zu Schauſpielern machte.

Wem es vergönnt war, den Schauſpieler in ſeiner Werkſtätte zu belauſchen, wer es weiß, welchen Weg das Gedicht zu machen hat „durch die leſenden Augen in den Kopf, dann in's Herz, und zurück in die Arme, die Beine, bis in die Fingerſpitzen“, der wird nach Leſſing's paradoxem Ausſpruch ſagen müſſen: Seydelmann wäre ohne Arme und Füße dennoch ein großer Schauſpieler geworden! —

Wie bannt er ſich manchmal feſt, wie haftet er an der Stelle, der Diele, der Tiſchecke, der Stuhllehne! Wo hat er ſeine Augen, welchen unbedeutenden Punkt an der Decke fixirt er? Dabei die Ruhe ſeiner Arme, die Unbeweglichkeit der ganzen äußern Maſchine; und wie wirkt er, wie reißt er mit ſich fort? — Jüngere Schauſpieler, die in der Bewegung und Rührigkeit das Feuer ſuchen, das ſie den Zuſchauern mittheilen wollen, mögen hier ſich vom Gegentheil überzeugen. Aeltere haben zwar ihre eigene Erfahrung für ſich. Sie könnte man mit den Homöopathen vergleichen, denn ihr Wahlſpruch iſt: Gleiches erzeugt Gleiches. Die ungemeine äußere Beweglichkeit, die ſie zur Anſchauung bringen, erregt daſſelbe bei den Zuſchauern, ich meine das rohe Klatſchen und Stampfen. Von einer andern Seite betrachtet ſind aber die guten, alten Kouliſſenhelden keine Homöopathen, denn ſie ſpenden ihre Mittel in enormen Doſen und vielfach gemiſcht und zuſammengeſetzt. —

Des Schauſpielers Werkſtätte ſollte überall in der weiten Natur ſeyn: ſie iſt es jedoch nicht. Die alte Tradition, daß ſie ſich in's Leben gemiſcht haben, um ihre Originale daraus zu holen, wird längſt ſchon belacht. Gehen ſie viel in Kneipen und an öffentliche Orte, ſo geſchieht es eher, dem Maler oder Karrikaturiſten ſelbſt ein Original zu liefern, als ſich eines als eigenen Vorwurf zu ſuchen.

Des jetzigen Schauſpielers Werkſtätte iſt irgend ein ruhiges ungeſtörtes Plätzchen zum Memoriren. Beſitzt er das nicht in ſeiner Wohnung, ſo ſucht er einen einſamen Spaziergang auf. Die Rolle wird durchgeleſen und die Effectſtellen ſtreicht man an. Iſt die Rolle ſtark, die Lunge des Schauſpielers aber ſchwach, ſo ſucht man ſich mit ihr abzufinden, ſo gut es gehen will. Man erwägt, was von den Effectſtellen unumgänglich herausgehoben werden muß, und lernt dies zuerſt. Mit dem Andern macht man nicht viel Umſtände. Da es nur leiſe, ohne Aufwand von Kraft, mit „künſtleriſcher Ruhe“ geſprochen wird, ſo kann man ſich des Souffleurs ſehr gut dabei bedienen, und darf es daher nur obenhin lernen. Hat man die Rolle ſo weit inne, ſo geht man weiter, d. h. man denkt ſich bei den Effectſtellen irgend etwas aus. Ein Kniefall, eine Umarmung, eine Wendung, als wollte man die Scene verlaſſen — das ſchreiben geſchickte Dichter ohnehin vor, und dabei kann der übliche Applaus nicht ausbleiben. Wer wird aber damit zufrieden ſeyn? Irgend eine Stelle, eine Gruppe, eine Umarmung mit einem langſamen Hinabgleiten des Einen oder des Andern, verhaltene Thränen, ein Sturz, ein Hintreten bis an die Lampen, ein Abeilen und plötzliches Wiederkommen, kurz ein Nichts, das aber verblüffen könnte, wird wohl überlegt angebracht. Dann heißt es wacker, brav, feurig, durchdacht im Parterre, und ſelbſt die Beſſern hört man ſprechen von Routine und vom „Zuhauſeſeyn auf dem Theater.“

Dies iſt das „Studium“ (étude) eines jeden Schauſpielers, der ein Fach ſpielt, und ſelbſt bei den kleinſten Theatern ein „denkender Künſtler“ genannt wird. Die eigentlich „nicht denkenden“ werden faſt gar nicht angetroffen, es ſind Stümper, denen kein Director Gage zahlen möchte, denn ſelbſt in der Oper wären ſie nicht mehr zu gebrauchen. Es iſt denkbar, daß ſolch' ein denkender Künſtler bei irgend einer Bühne zu ſchlecht befunden würde; je nun, ſo ſteigt er eine Stufe niedriger, und auch hier noch zu ſchlecht, wieder eine, und immer tiefer, bis er das Städtchen, bis er den Marktflecken, den Saal, die Scheune, den Stall glücklich gefunden hat, wo er hinpaßt, und wo ſeine Zuhörerſchaft noch unter ſeiner Kunſt bleibt. Immer wird er ſeine Kenner finden, die ihm ſeinen Rang als „denkender Künſtler“ zuerkennen; überall gibt es bei uns

Recenſenten, die das drucken laſſen; wir können uns in dieſer Hinſicht wahrlich mit jeder andern Nation meſſen. —

Dieſe „denkenden Künſtler“ bilden hienach die niedrigſte Kaſte der Prieſter in Thaliens Tempel.

Nach ihnen kommen die „ſchaffenden Künſtler“; dieſe gehen einen Schritt weiter. Sie wollen ſich beſtreben, aus ihrer Rolle „mehr zu machen, als darin liegt.“ Sie zeichnen den Menſchen, der ihrer Darſtellung anvertraut iſt, in ganzer Figur auf den Umſchlag der Rolle, und beſchreiben daneben in kleinen, leſerlichen Characteren das Koſtüm, das ſie anziehen *möchten*. Das, was ſie anziehen *müſſen*, wird dann als Variant daneben geſchrieben. Das Müſſen vom Mögen wird nur durch den Zuſtand der vorhandenen Garderobeſtücke bedingt; ein anderer Zwang findet hier nicht Statt. Aber die „Schaffenden“ bleiben dabei nicht ſtehen. Sie durchweben die ganze Rolle mit Bemerkungen, die zum Theil ganz humoriſtiſch gehalten ſind und für die Darſtellung ſelbſt wohl ohne Werth wären, wenn ſie nicht dazu dienten, den Schauſpieler, ſo oft er die Rolle anſieht, in eine heitere Stimmung zu verſetzen, und ihn ſowohl empfänglicher als hervorbringlicher aufzuregen. Die Rollen dieſer „ſchaffenden“ Künſtler können oft als eine erheiternde Lectüre empfohlen werden und als Beleg für den bekannten Ausſpruch dienen: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt! —

Gehen wir einen Schritt weiter, ſo begegnen wir den Meiſtern, nach der allgemein eingeführten Theaterſprache. Ein Meiſter iſt nicht mehr jung und darf ſich's bequem machen; ſo z. B. kann er's mit dem Lernen halten, wie er will. Da die Meiſter nur in großen Städten leben, oder bei Hoftheatern angeſtellt ſind, ſo genießen ſie einer gewiſſen Achtung in der Geſellſchaft. Sie ſind gewöhnlich dick und ſchmauſen gern. Man hört ſie ſelten über ihre Kunſt ſprechen, und wenn es geſchieht, ſo dulden ſie keinen Widerſpruch. Gegen Recenſenten, denen man dies Handwerk nachweiſen kann benehmen ſie ſich herablaſſend; gegen vermeintliche Recenſenten, die eine ſtrenge Anonymität behaupten, ſind ſie unfreundlich; gegen Leute aus dem Publikum, die nur das Theater zur Unterhaltung beſuchen, oder blos mündlich urtheilen, ohne darüber zu ſchreiben, werden ſie bei kleinen Veranlaſſungen ſchon heftig. In ihren Wohn- oder Studierzimmern hängen Lithographien vieler bekannten und unbekannten Schauſpielerinnen und Schauſpieler, und auch irgend ein alter Lorbeerkranz findet ſich vor, der ihnen einmal von den Händen neidiſcher Kollegen bei einem Gaſtſpiel vor den Augen des Publikums aufgeſetzt wurde.

Jetzt folgen die *Genie's*, eine Gattung von Schauſpielern, die eigentlich Beſſeres leiſten als die Meiſter, aber in viel geringerer Achtung bei der Welt ſtehen. Sie gehen in Allem zu weit; ſie überhäufen ihre Darſtellungen mit einer Menge minutiöſer Züge, ſo daß ſie am Ende das Ganze dabei aus den Augen verlieren und lauter Stückwerk bringen,

manchmal

manchmal auch wohl eine Moſaik von trefflichen Einzelheiten darunter. Sie ſind bei den Portraitirungen gemeinhin glücklich und unerſchöpflich in Erfindungen neuer Naſen und Perücken. Sie achten ihren Körper, ihre geraden Glleder, ihre Geſundheit für gar nichts. Sie fallen über Treppen und Mauern, ſie laſſen ſich prügeln, werfen, verwunden; ſie ſind nach einer großen Rolle mit Schweiß, Blut und Staub bedeckt, wie ein Held, der aus einer Schlacht kommt. — Schauſpieler dieſer Klaſſe, welche dem Trunk ergeben ſind, werden nur „genial“ genannt; dies iſt eine Unterart der Genie's. Haben ſie das Unglück, ohne Engagement zu ſeyn, kleiden ſie ſich nicht reinlich, oder ſind ſie unverträglich und ſchroff, ſo werden ſie mit dem Namen „verdorbene Genie's“ bezeichnet.

Es bleibt mir jetzt nur noch von einer einzigen Gattung gangbarer Schauſpieler zu ſprechen übrig, und dies ſind die „Großen.“ Daß ein „großer Schauſpieler“ nicht klein ſeyn darf, wird jeder Menſch von geſundem Verſtande wohl von ſelbſt einſehen. Iſt er dick, wie ein „Meiſter“, ſo gereicht es ihm nicht zum Nachtheil. Er muß ſchon in den Jahren vorgeſchritten ſeyn. Seine Stimme muß ſtark tönen, ja er muß zu Zeiten brüllen können. Seine Geiſtesfähigkeiten können im Abnehmen begriffen ſeyn, man freut ſich ſeiner doch, und gefällt ſich darin, dieſe Gattung mit dem Ausdrucke „ſchöne, große Ruine“ zu bezeichnen. Eine ihm eigenthümliche Manier muß er beſitzen, und ſey ſie ſelbſt widernatürlich; dieſe Manier iſt wie der Same der Bäume, den der Wind verträgt, und aus dem dann in weiter Ferne oft Bäumchen derſelben Gattung wunderbar entſtehen, die Niemand gepflanzt zu haben ſich entſinnen kann. Die Manier wird durch Gaſtſpiele in die Weite hingetragen, und man kann nicht in Abrede ſtellen, daß fürwahr ſonſt nichts als ein wohlthätiger, befruchtender Wind auch hier im Spiele ſey. —

In dieſe fünf Hauptabtheilungen laſſen ſich faſt alle jetzt in Deutſchland lebenden

Schauſpieler bringen. Die „denkenden Künſtler“ ſind überall zerſtreut; die „Schaffenden“ und die „Meiſter“ findet man meiſtens bei den Hoftheatern, wo auch die „Großen“, jedoch bei weitem in kleinerer Anzahl zu treffen ſind. Die „Genie's“ ziehen oft umher; die Genialen hingegen haben gute Anſtellungen, und nur die verdorbenen Genie's führen ein elendes Leben.

Wenn ich nun aber auf meinen eigentlichen Gegenſtand, auf Seydelmann zurückkomme; ſo kann ich ihn unmöglich einer Klaſſifikation einreihen. Er ſteht über ihr. Um dies weiter zu erörtern, muß ich ein neues Kapitel beginnen, und meine Leſer bitten, mir in Seydelmanns Atelier zu folgen.

Es wäre lächerlich, wollte man von einem vielſeitig gebildeten Schauſpieler erwarten, daß er uns im Leben bald ſo, bald anders erſchiene. Das hieße mit andern Worten, daß er immer Komödie ſpiele. „Es muß auch ſolche Käuze geben!“ und ich kenne deren wohl ſelbſt. Auch hat man viele Beiſpiele von wackern Männern des Theaters, die bei Bier und Tabak ordentlich und vernünftig ſeyn konnten, und nur an den Tagen, wo ſie berufen waren, eine große Rolle darzuſtellen, am Morgen ſchon anfangen, ſich in dieſem Sinne zu geberden; man nennt dies „ſich in den Charakter werfen.“

Dieſe Leute ſind ſelbſt Charaktere für das Luſtſpiel; denn man kann ſich wohl nichts Luſtigeres denken, als ſolch' einen Wallenſtein oder König Philipp, der mit Heldenſchritten ſein Kämmerchen durchmißt, und mit Grandezza die Gurken zum Rindfleiſch zerſchneidet und in den Mund ſtopft; der von ſeinem armen Weibe Unterthänigkeit und Etikette fordert, und dem das Kind mit dem Rotznäschen an ſolchen Tagen die Hand nicht küſſen darf. Wollte Seydelmann, wenn er ſpielt, dieſe Maxime ausführen, ſo wäre es zum Wahnſinnigwerden für ſeine Umgebung. Zum Glück iſt er weit davon entfernt. —

Ein Schauſpieler, wenn er nach Allgemeinheit ſtrebt, ſoll keine zu ausgezeichnete Perſonlichkeit beſitzen. Das überwiegend geiſtreiche Blitzen der Augen in Devrients markirtem Geſichte machte ihn unfähig zur Darſtellung gemüthlicher, gutmüthiger, ſchlichter Bürgersleute; die Heroengeſtalt Eßlair's wirkte immer ſtörend, wenn er feine Weltleute der jetzigen Zeit geben wollte; Iffland mit dem ſtark pronuncirten Miniſterpli war ein Held zum Lachen. Und ſo wird „zu klein, zu groß, zu dick, zu mager, zu markirt, zu unbedeutend“ immer hinderlich erſcheinen. Wurm ſah in allen Rollen wie ein verſchmitzter Dümmling aus, Brünet war ewig derſelbe niais, Schuſter zeigte beſtändig ſeine trockne Einfalt, heute wie geſtern; und alle dieſe entſprachen dem Bilde, das man ſich von ihnen machte, vollkommen, wenn man ihnen in der Geſellſchaft begegnete. Potier, Raimund, Vernet, Bouffé aber kann man ſich gar nicht vorſtellen, wenn man ſie nur aus ihren Leiſtungen auf der Bühne kennt, und man erſtaunt bei ihrer nähern Bekanntſchaft. Je unbedeutender die Perſönlichkeit an und für ſich, deſto bildſamer wird ſie unter den Händen des Künſtlers. Dies widerlegt auch, denke ich, die Meinung von den „guten Theater-Geſichtern.“

Seydelmann iſt ſo glücklich, ſchon in ſeinem Aeußern von der Natur begünſtigt zu ſeyn. Seine Körperlänge iſt weder groß noch klein zu nennen; doch kann ſie durch einige gut angewandte Hilfsmittel auf der Bühne mit leichter Mühe jene Größe erhalten, die für gewiſſe geſchichtliche Charactere unerläßlich ſcheint. Der Blonde bleibt länger jung, als der Braune, mithin kann er, der Mann von vierzig Jahren, von einer vortheilhaften Toilette unterſtützt, noch wie ein Jüngling ausſehen. In ſeinem Geſichte iſt nichts beſonders hervorſtechend; die Züge ſind angenehm und überaus beweglich; das Auge blickt geiſtreich, obgleich es von heller Farbe iſt; nur auf Momente kann es ſtechend oder ſchwärmend werden; im ruhigen Zuſtande aber rollt und blitzt es nicht, wie dies bei Devrient der Fall war. Die Wangen ſind fleiſchig, jedoch nicht feſt; magere oder fette Wangen ſind das unglücklichſte für den Schauſpieler. Beides nimmt ſich von der Bühne nicht gut aus, und will man durch Schminken und andere Künſte zu ſtark nachhelfen, ſo geht das Minenſpiel darüber verloren. Aus dieſem Uebelſtande erwachſen die vielen verzerrten Fratzengeſichter, die man auf manchem Theater zu ſehen bekommt.

Der Körper Seydelmanns beſitzt eine große Gewandtheit und Beweglichkeit; er dient ihm ſklaviſch, und ſollte er ihm auch den größten Zwang auferlegen. Das Organ, dieſes wichtigſte Requiſit des Schauſpielers, die Naturgabe, die oft allein im Stande iſt, ihm unſern Beifall zu erringen, iſt bei Seydelmann ebenfalls unendlicher Modulationen, ja vollkommener Umgeſtaltungen fähig. Es gehört nicht zu den beſtechenden, hinreißenden, wie ſie der öffentliche Redner haben muß; der vielſeitige Schauſpieler kann weder ein ſtets donnerndes, klangvolles, noch ein zu tiefes oder hohes Organ gebrauchen. Seydelmanns Stimme im natürlichen Zuſtande iſt ein wohltönender, weicher Bariton, von bedeutendem Umfang nach den Gebieten des Tenors und des Baſſes hin. Er hat dieſes Organ ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß er ganze Rollen in der Tiefe mit ungeheurer Kraftanſtrengung ſpricht, während er andre durchgehends in der Tenorlage gibt. Die Conſequenz, mit welcher er hiebei zu Werke geht, iſt zu bewundern.

Mit dieſen phyſiſchen Mitteln verbindet er den ſcharfen Blick des Beobachters, eine ſchöpferiſche, poetiſche Phantaſie, eine unübertreffliche nachahmende Kraft. Wird man mir nicht einräumen, daß ſchon dies hinreichen würde, einen bedeutenden Schauſpieler werden zu laſſen?

Aber nun habe ich noch eine Eigenſchaft zu nennen, die, ſo untergeordnet ſie neben den genannten auch erſcheinen mag, doch zu den ſeltenſten gehört, die bei guten Schauſpielern angetroffen werden, wo, in Zerſtreuungen aller Art, der Schein des Lebens oft für das Leben ſelbſt genommen, und ſo die Kraft zerſplittert oder aufgelöſt wird. — Wer wollte es in Abrede ſtellen, daß eine wahre, tiefe Leidenſchaft den Künſtler heben, begeiſtern könne, während die gewöhnlichen Intriguen und Liebeleien ihn vom Ernſt abziehen, und nach und nach vernichten?

Und Seydelmann iſt einer ſolchen Leidenſchaft fähig, die tief wurzelt und den eigentlichſten Kern ſeines innerſten Weſens ausmacht. Es iſt die Leidenſchaft für ſeine Kunſt, die er hegt wie eine Geliebte, eine Leidenſchaft, die ſich in tauſend Strahlenbrechungen verkündet und wahrhaft rührend und liebenswürdig erſcheint.

Seht ihn nur einmal, den erſten, bewundertſten Schauſpieler Deutſchlands, wenn er Morgens da ſitzt, mit Lineal, gut geſchnittenen Federn, Bleiſtiften, feinem Papiere vor ſich; man glaubt, es ſolle eine Zeichnung werden — aber nein! ſeine Rolle ſchreibt er ab, mit wunderſchönen Characteren: eine Handſchrift, in die ſich ein Mädchen allein ſchon verlieben könnte, wenn ſie ein Billetdoux von ihr empfänge. Jede Rolle, auch die kleinſte in dem unbedeutendſten Stücke, wird mit gleicher Sorgfalt abgeſchrieben; Scenen mit kurzen Schlagreden, ganz — nicht, wie es üblich iſt, nur mit den Stichwörtern. So abſchreibend, kommt Seydelmann ſeinem Gedächtniſſe zu Hilfe, und lernt leichter, wie er behauptet. In der That aber iſt es eine Verehrung, die er ſeiner Kunſt erweiſt, ein Opfer ſeinem Schönheitsgefühl, um nicht geſtört zu werden durch die oft ſchlechten Handſchriften der Abſchreiber, durch ſchlechtes Papier, durch den Schmutz, der auf alten, gebrauchten Rollen haftet. Ueberdies ſind alle ſeine Rollen mit einem Schatze der trefflichſten Bemerkungen über das Werk des Dichters, über ſeine eigene Auffaſſung, über die Weiſe ſeiner Darſtellung bereichert. Daher wacht er mit ängſtlicher Scheu darüber, daß kein Fremder ſeine geſpielten Rollen zur Hand nehme, und dieſe reinen Ergießungen des Künſtlerherzens leſe. Sie ſind nur für ihn geſchrieben.

Ich übte die Felonie aus, ich geſtehe es hier offen, manchmal, wenn er am Flügel ſaß und phantaſirte, zu ſeinem Rollen-Schranke zu ſchleichen und dieſe oder jene in die Hand zu nehmen. Bemerkte er es aber, ſo ſprang er lächelnd auf und riß ſie weg.

Ich glaube jedoch mein inniges Verhältniß zu Seydelmann zu entweihen, wenn ich hier etwas von jenen Bemerkungen mittheilen wollte, die ich auf ſo furtive Weiſe mir zu verſchaffen gewußt, obgleich ſie eher verdienten, gedruckt zu werden, als manche Aphorismen und Saalbadereien, die mit pomphaften Ankündigungen in die Welt geſtoßen werden.

Es waren faſt funfzehn Jahre vergangen, ſeitdem wir uns nicht geſehen hatten. In unſerer Jugend lebten wir in Breslau nebeneinander. Seydelmann war ein angehender Schauſpieler; ich der Herausgeber eines unbedeutenden Wochenblatts, das auch Theaterkritiken brachte. Obgleich ich damals noch ſehr jung war, ſo hatte ich doch ſchon Manches geſehen, und die Vergleiche, die ich anſtellen konnte, ſchärften mein Urtheil. Ich hatte das Berliner Theater unter Iffland, die Elite des Polniſchen Theaters unter Boguslawski kennen gelernt, ich hatte Talma, die Mars und alle Herrlichkeiten von Paris damals ſchon bewundert.

Das Breslauer Theater ſtand unter der Leitung Rhode's, der Profeſſor an der Kriegsſchule war, eines gelehrten, wunderlichen Mannes, der den Geſchmack der Breslauer wohl kannte, und die Schauſpieler gut zu behandeln wußte. Höhere Anſichten leiteten ſeine Führung nicht. Aber dieſe nicht bedeutend ſcheinenden Eigenſchaften machten ſchon, daß er ein den dortigen Verhältniſſen anpaſſendes Repertoire hatte, und daß ein Verein von gebildeten und anſtändigen Künſtlern gern bei ſeiner Fahne blieb. Es war der „Magnetismus“ von Iffland, wo ich Seydelmann zum erſten Male ſah; der bekannte Komiker Döbbelin ſpielte darin einen alten Soldaten als Gaſt, und das Haus war beſucht. Mir fiel der junge Lieutenant auf, mit dem nüchternen, doch nicht uneinnehmendem Geſichte, in der knappen weißen Uniform, aus deren zu kurzen Aermeln die dürren Arme ſich hervorſtreckten, wie die eines geizigen Wucherers, welcher Gold empfangen will. Die Haltung des jungen Menſchen war unmenſchlich gerade und ſteif, der Rücken faſt nach hinten übergebogen; die Zunge ſchien etwas ſchwer zu ſeyn, die Ausſprache litt an mannigfachen Mängeln. Dennoch ward mein Lieutenant warm im Verlauf der Scene, es war eine wohlthuende Wahrheit in Allem, was er ſagte, und ich fragte nach ſeinem Namen. Mein Logennachbar, der mir ihn nannte, ſetzte hinzu: der junge Menſch ſey erſt vor Kurzem von einer Wandertruppe aus dem Gebirge in Breslau angekommen, und martre das Publikum mit ſeinen Liebhabern, zu denen ihm alles Geſchick fehle. „Sind es die Liebhaber nicht, ſo ſind es vielleicht andre Rollen, die er gut ſpielen wird“, erwiederte ich, und ich bilde mir wahrlich etwas darauf ein, daß ich ſchon damals durch das in Seydelmanns Spiele angezogen wurde, was noch jetzt zu ſeinen Hauptvorzügen gezählt werden kann, und das keine Künſtelei zu erſetzen, kein Klügeln zu erreichen vermag: die innere Wahrheit und die Wärme des Ausdrucks.

Der liebenswürdige Schall war zu jener Zeit in Breslau der Vereinigungspunkt für Alle, die als Literaten oder Künſtler gelten mochten. Dort verſammelten ſich nicht nur die Mitglieder des Theaters, die Maler und Muſiker, ſondern auch Steffens und Raumer, und daneben Holtei, van der Velde und ich, und alle Jene noch, welche ſelbſt entfernt nur auf Kunſtkennerſchaft überhaupt Anſpruch machen, oder damit irgend eine Nebenrückſicht verbinden konnten. Es war ein recht heitres, angenehmes Treiben, das dort angetroffen wurde. Wir glüheten Alle für das Theater und unſere Kritik war, wenn ſie die Künſtler betraf, die gutmüthigſte, willfährigſte von der Welt. Manche Sommernacht wurde promenirend in Geſellſchaft hingebracht, um „des Breiteren und Breiteſten,“ wie Schall ſo gern that, über theatraliſche Gegenſtände ſich zu beſprechen; oder man blieb in ſeinem Zimmer bei Wein oder Caffee, bis zum hellen Morgen, um freundſchaftliche Debatten, die Kunſt betreffend, auszumachen. Eine ſolche Nacht war nach der erſten Aufführung der „Donna Diana,“ wo wir auf Anſchütz warteten, der den Don Cäſar geſpielt hatte, um ihm auf der Blücherbaſtei unſere vollen Herzen auszuſchütten, bis die aufgehende Sonne uns zeigte, daß unſer Freund noch einige unverkennbare Zeichen ſeiner prinzlichen Würde an ſich hatte, und uns daran erinnerte, Kammer und Bett zu ſuchen.

Ich habe dergleichen künſtleriſches Selbſtvergeſſen ſpäter nie wieder angetroffen. Seydelmann hatte in dieſer Vorſtellung, die damals eine der glanzvollſten des Breslauer Theaters war, die kleine Rolle des Don Gaſton geſpielt. Die eigentlichen, rührenden oder ſchmachtenden Liebhaber waren nun nicht mehr ſeine Aufgabe, ſondern mehr jugendliche Characterrollen, wozu denn auch Gecken, wie der genannte in der Donna Diana, dann und wann hinzukamen. Er gefiel hierin ſehr, und wir Alle konnten nicht umhin, ihm ſchmeichelhafte Aeußerungen zu machen, die — wie es ſchien — ihn ungemein erfreuten.

Einige Kritiken, die ich damals entwarf, erhielten Schall's Beifall, den wir allgemein für den kompetenteſten Richter anerkannten. Wenn Seydelmann darin getadelt war, ſo pflegte er auf mein Zimmer zu kommen, nicht um ſeinen Kritiker herauszufordern oder zu beleidigen, wie das ſpäter wohl häufig in andern Fällen zu geſchehen pflegte, ſondern um ſich mit ihm freundſchaftlich zu berathen und zu überlegen, wie er die gerügten Fehler verbeſſern könne. Er war ſtets die Beſcheidenheit ſelbſt. Und ich war nur um ein weniges älter, und hatte nichts als etwas Erfahrung vor ihm voraus.

Das Stück, worin er jetzt einen ſeiner höchſten Triumphe feiert, verſchaffte ihm zum erſten Male die allgemeinſte Anerkennung. Dieſes Stück heißt Clavigo; er ſpielte die Titelrolle. Sie lieferte von dem Talente, deſſen ſtufenweiſe Entwicklung uns längſt ſchon erfreut hatte, den glänzendſten Beweis. Es war eine Liebenswürdigkeit über den ſchwankenden Sünder ausgegoſſen, die unwiderſtehlich ergriff; hier ſchien er zuerſt eine Gewißheit von der Kraft zu erlangen, über die er herrſchte; geahnet hatte er ſie ſchon längſt.

Laertes im Hamlet, der jüngere Philibert in einem Stücke von Picard, ein Monſieur Jean im „deutſchen Manne“ von Kotzebue, machten uns auf die Vielſeitigkeit des jungen Menſchen aufmerkſam. Er war jetzt ſchon zu den beliebteſten Schauſpielern Breslau's zu zählen, der beſonders in komiſchen Parthien Furore erregte. Aber auch phantaſtiſche Charactere gelangen ihm vorzüglich. Eine närriſche Feerei, die man gab, „die Prinzeſſin Eſelshaut“ betitelt, verſchaffte uns Gelegenheit, zuerſt dieſe erfreuliche Entdeckung zu machen. Er ſtattete ſeinen Prinzen von Burgund, der nach einer gewiſſen Art von Törtchen eine unendliche Sehnſucht empfindet, mit Tieck'ſchem Humore aus; es war eines jener heitern Bilder aus dem Zerbino, ein Nathanael von Malſinki aus dem Kater, oder dergleichen. Dieſer zarte Hauch wurde freilich von der Menge nicht begriffen, auf welche Schmelka draſtiſcher wirkte; uns jedoch ergötzte Seydelmanns Poeſie nicht minder.

Aber immer war er noch nicht in die Reihen der Erſten getreten; und ſein Unmuth, wie ſein Stolz hoben ſich mehr und mehr empor. Anſchütz, Stawinsky, um viele Jahre älter, und länger bei'm Theater wie er, hatten die erſten Rollen im Beſitze; mehr als dies aber wirkte ein kleinlicher Neid auf ſeinen keimenden Ruhm, und die anmaßende Autorität eines gewiſſen Schauſpielers Nagel, der Regiſſeur war, und die erſten Rollen jeder Art nur allein ſpielen wollte. Dieſer dünkte ſich groß und herrlich in ſeinem unbändigen Stolze, tyranniſirte alle jüngern Schauſpieler, die er für gar nichts achtete, und unſern Seydelmann vor Allen, dem er jedes Talent abſprach. Nagel konnte damals alle Rezenſenten von Namen gewinnen; er hatte Wein und Freibillets zu vergeben, und wurde in den noch jungen Blättern von Hell und Gubitz als Stern erſter Größe geprieſen. Ich, ein unbedeutender junger Menſch, nahm Seydelmanns Parthie; das half ihm aber dazumal wenig. — Wie ihn dieſer Nagel chicanirte! — Seydelmann weiß es wohl ſchwerlich noch, daß ihm Nagel in dem alten Stücke „der Weſtindier,“ wo er ſelbſt als O'Flaherty glänzen wollte, eine der ſchäbigſten Uniformen des magern Breslauer Vorraths zutheilte, obgleich er den jugendlichen Liebhaber in jenem Stücke ſpielte, und daß er mir's mit verbiſſenem Grimm klagte und faſt mit überſtrömenden Augen. Es war ein ſchöner Frühlingstag, er kam von der Probe, und wir ſtanden vor dem Gaſthofe zur „Stadt Berlin,“ wo er ſein frugales Mittagbrod verzehren ging.

Manchmal freut mich mein gutes Gedächtniß kindiſch. Ich kann mir unſere damalige Situation, es war im Jahre 1818, ſo lebhaft vorſtellen, als wär' es heute. —

Nagel und viele ſolcher Theater-Herrlichkeiten vom Jahre 1818, wo ſind ſie hingekommen? Wo ihre Lobpreiſer und wohlbeſtallten Kritiker? All das Volk ärgerte uns junge Leute damals mehr, als dies in unſern Tagen, unter gleichen Bedingungen, der Fall ſeyn könnte. Wir waren viel zu beſcheiden und dachten noch gar nicht daran, daß „nur die Lumpen beſcheiden ſind.“

Jetzt, wo ich wohl ein Wort über das Theater hören laſſen darf, das von den Beſſern, die ſich für die Sache intereſſiren, gewiß nicht überhört wird, könnte ich manchen jener Käutze nennen und ſchildern, um ihm eine wohlverdiente Strafe zu bereiten. Sie ſind aber insgeſammt ſchon zu vergeſſen, und es wäre wahrlich Glück genug für ſie, von einem Schriftſteller, der ſeine Leſer hat, auch jetzt nur noch genannt zu werden.

Nagel iſt todt und darum erwies ich ihm dieſe Ehre. —

Im Frühjahr 1819 ſah ich Seydelmann wieder. Es war in Brünn, wo ich ſelbſt Komödie zu ſpielen verſuchte. Er ging nach Grätz zu einem neu errichteten Theater, das von zwei k. k. öſtreichiſchen Rittmeiſtern commandirt wurde. Man ſtand auch mit mir in Unterhandlung. Ich ſollte eine Art von Theaterſekretariat übernehmen. Ich weiß nicht, mit welcher kavalleriſtiſchen Function man dies rangirt haben würde; denn es herrſchte ein vollkommener Stall-Etat daſelbſt. Julius Schneller in Grätz hielt mich ab, darauf einzugehen.

Nach einem Jahre zog Seydelmann mit Frau und Kind wieder gen Norden, und traf mich noch in Brünn. Er hatte kein Engagement und ging auf gut Glück weiter nach Ollmütz, wo ein Mann Namens Bannholzer ſein Weſen trieb, der unſern wandernden Künſtler bei ſich behielt.

Wer das Theater in Ollmütz nicht geſehen hat, weiß nicht was es heißt, in angenehmer Umgebung Komödie ſpielen. Eine breite, hohe Stiege führt zum Eingange des Tempels, über dem ein lebensgroßer Ochſe in wohlgetroffenem Konterfei herablächelt. Unten iſt nämlich das Schlachthaus, und das Blöcken und Brüllen des Viehs miſcht ſich in die rührendſten

Scenen, in den ſchmelzendſten Geſang, in den Jubel des Orcheſters.

Es iſt eine eigene Sitte, das Schlacht- und Komödienhaus ſo zu verſchwiſtern, wie man es auch in Brünn findet. Würden blos Böcke geſchlachtet werden, ſo ließe ſich das mit dem Weſen der Tragödie, wie bekannt, vereinbaren. Aber unſere Theaterhelden laſſen es ſich nicht nehmen, die Böcke ſelbſt zu opfern, indem ſie ſie ſchießen. —

Von Ollmütz zog Seydelmann nach Prag, nach Kaſſel, Darmſtadt, Stuttgart; er ſpielte in Hamburg, Wien, Weimar, Frankfurt, Karlsruhe, ſein Ruhm wuchs, ich hörte ihn den erſten Schauſpieler Deutſchlands nennen, und freute mich darauf, ihn wiederzuſehen.

Mein Weg führte mich im Jahre 1832 durch Stuttgart, wo ich nur vierzehn Tage bleiben konnte.

Seydelmann ſpielte während dieſer Zeit nur zwei Mal: den Tartüffe und Hähnchen im Feſt der Handwerker. Das Letztere mochte ich nicht ſehen, aber das Erſtere zog mich an. Ich kann jedoch hier kein unbefangenes Urtheil abgeben. Ich hatte den Tartüffe erſt vor Kurzem in Paris geſehen; ich war damals zu franzöſiſch geſinnt in Sachen der Schauſpielkunſt, und dachte und ſah an jenem Abende wie ein wirklicher Franzoſe die Dinge, die ſich vor meinen Blicken zeigten. Ich hatte ſelbſt für Seydelmanns deutſche Auffaſſung der Rolle nicht das rechte Auge; ich vermißte die Mars, ich war verſtimmt. Hätte ich in jener Laune ein Urtheil über dieſes franzöſiſche Stück auf deutſchem Boden, von größtentheils nur mittelmäßigen Kräften auf dem Hoftheater in Stuttgart dargeſtellt, fällen müſſen, ich wäre grauſam, ich wäre ungerecht geweſen.

Mir fehlte der Sinn für den Ernſt, für die Tiefe Seydelmanns; ich ſehnte mich nach dem hellerleuchteten Saale, den warmen Couloirs, wo auf und abgewandelt wird, dem freundlichen Foyer, wo man ſeine Freunde trifft. Mir fehlten alle Beigaben, die den Theaterbeſuch mir ſonſt ſo angenehm machten; und ohne die rechte Stimmung kein Genuß. —

Ich verließ Stuttgart traurig, ohne meinen Freund geſehen zu haben. — Aber jetzt, nachdem ich wieder faſt drei Jahre, mit nur kleinen Unterbrechungen, in Deutſchland verlebte, und außer einigen Opern in Italien, meine Theaterluſt mit deutſcher Koſt, wie ſie nun eben unſere Schauſpieler bereiten, zu ſtillen gezwungen war — jetzt kehrte ich nach Stuttgart zurück, heißhungriger als je, aber faſt auf nichts reduzirt in meinen Erwartungen; ich zweifelte ſelbſt an Seydelmann, ich hoffte nicht, daß ein wahrhaft großer Künſtler noch unter uns leben könne.

Nachdem ich ihn nunmehr in einer Reihe der verſchiedenartigſten Rollen geſehen, nachdem ich die heilige Flamme begriff, die dieſer Mann nährt, ihn in ſeinem heimlichſten, ſtillſten Wirken belauſcht, jetzt habe ich neue Hoffnung gefaßt; ich möchte Euch herbeirufen, Ihr Strebenden, die Ihr hier und da zerſtreut, vergebens gegen Dummheit und Aberwitz ankämpft, ich möchte Euch um ihn verſammeln, ehe Eure Kraft verſiegt iſt, ehe Euer Feuer erkaltete.

Ich kenne manchen Künſtler in Deutſchland, der es verdiente, ſich Seydelmann anzuſchließen, mit ihm zu ſtreben, mit ihm das hohe Ziel zu erreichen.

Ich nenne ihn hier nicht, weil ich nicht daran denke, irgend Jemanden ſchmeicheln zu wollen. —

Als Seydelmann nach Stuttgart kam, war er ſchon derſelbe große Schauſpieler, den wir heute bewundern. Er war es wahrſcheinlich ſchon früher. Es iſt für einen ſolchen Genius ziemlich gleichgültig, wo er lebt, um ſeine Schwingen ganz zu entfalten. In Deutſchland iſt, ſelbſt in unſern größten Städten, das öffentliche Leben Null; ich ſpreche hier davon aus einem höhern Geſichtspunkte. Oder wäre man wirklich der Meinung, daß der tägliche Beſuch von Stehely, oder die Diners bei'm Sperl den ächten Künſtler zu einem höhern Aufſchwunge begeiſtern könnten? Daß hundertzüngiges Geſchwätz über Kunſt ihm nütze, und das Geſchreibſel von tauſend erwerbhungrigen

Gänſekielen? Die Zurückgezogenheit von ſolchen leeren Zerſtreuungen und Anmaßungen wirkte im Gegentheile belebender auf wahrhaft große Ideen und ihre getreue Geſtaltung und Verkörperung. Einen Blick in das bunte Treiben des lauten Marktes muß der Schauſpieler geworfen, er muß mit einem Worte etwas geſehen haben; das genügt dann aber vollkommen. Seydelmanns Blick erforſcht in dieſer Hinſicht in einer Minute mehr, als Der andrer Menſchen während ſorgfältiger Beobachtung.

Man frage ihn einmal, woher er ſeinen unübertrefflichen Vatel habe, bey deſſen Anblick man ſchwören ſollte, er ſey in Frankreich geweſen, und habe — wenn auch nicht vornehme Küchenbekanntſchaften gemacht — doch mindeſtens Bouſſé oder Vernet in treuen Abbildungen ſolcher Originale ſtudirt. Keineswegs! Unſer Freund erinnert ſich, einmal in ſeiner Jugend den franzöſiſchen Koch einer ſchleſiſchen Herrſchaft geſehen zu haben, und nichts weiter! — Nach der Darſtellung des Oſſip wurde er ſchon oft von Ruſſen gefragt, ob er lange in ihrem Vaterlande geweſen ſey. Allein Seydelmann ſchwebten bei der Ausarbeitung dieſes Characters nur jene Ruſſen vor, die er zur Zeit der Katzbach-Schlacht, auf dem Marſche zufällig kennen gelernt.

Dieſe entfernten, dämmernden Züge genügen ihm vollkommen; ſein wunderbarer Geiſt hat etwas devinatoriſches; er weiß zu ergänzen.

Und ſeine feinen Rollen, wo er den Weltmann darſtellt, den Höfling, den Fat, den Roué. — O ihr armen Jünger, die ihr auf die Bilderjagd ausgeht, und mit leerer Waidtaſche heimkehrt! Seydelmann haſcht ſein Original im Fluge; beſorgt jedoch nichts, wenn er vor Euch ſteht, Ihr Originale auf hohen Poſten in der Geſellſchaft, er braucht Euch nicht, denn er portraitirt nie; er gibt hier ſtets nur die Gattung, nicht das Individuum. Er ſetzt ſich Ideale zuſammen von Dummheit, von Eitelkeit, von Bosheit, von Geſchraubtheit; Ideale, die Ihr nie waret und nie ſeyn werdet! Den ſchlichten Dummkopf, der ihm im Leben aufſtößt, kann er nie gebrauchen, er erhebt ihn ſo durch ſeine Kunſt, daß Ihr Euch ſelbſt nicht wiedererkennt, und über Seydelmanns Talent lachen müßt, wenn Ihr im Theater ſeyd.

Und ein ächter Künſtler ſollte in Berlin oder Wien leben müſſen, um ſeine Höhe mit Würde zu behaupten? Welchen Erſatz böten ihm wohl dieſe großen Städte für die Muße, die er ihrem Getreibe opfern müßte? Die Beſſern und Höhern ſind es dort nicht immer, die den Schauſpieler in ihre Kreiſe ziehen; und die Clique zieht herab, ſtatt zu erheben. Von dem, was die Mode erheiſcht, würde er dort wohl am Erſten Kenntniß erlangen; aber die Mode hat eben mit ſeiner wahren, warmen, treuen und fleißigen Kunſt nichts zu ſchaffen. Man muß die Darſtellung eines Menſchen nicht wie einen Rock betrachten wollen, der bald ſo, bald anders geſchnitten werden kann. Wir ſind, Gott ſey Dank, in Deutſchland im Allgemeinen noch nicht ſo weit, die Mode als Göttin zu verehren. Erſt hie und da ſoll ihr Dienſt beginnen und auch auf die Kunſt Ausdehnung erhalten. Das iſt traurig! Denn ſo etwas wird bei uns in der Nachahmung gewöhnlich karrikirt.

Wird der Künſtler ſich nun bemühen, ſolchen Anforderungen entgegenzuwirken, um ſeinem beſſern Gefühle treu zu bleiben, ſo muß ſich ſeine Kraft nothwendig zerſplittern, er muß Kriegslaſten tragen, ſtatt ſein Vermögen im Frieden zu gebrauchen, er wird ſich erſchöpfen in dem unerfreulichen, kleinen Kriege, in Debatten, die ihm fremd bleiben ſollten, in Verdruß und Aerger, und am Ende — wenn auch langſam, ſich verbluten. — Iſt er ſchwach genug nachzugeben, ſo iſt er ſchneller noch für die Kunſt verloren, und wenn die Mode ſelbſt ihn zu ihrem Großwürdenträger erheben wollte.

In Stuttgart lebt es ſich freilich nur einſam und ſtill hin, und der Beruf muß oft zugleich als einzige Unterhaltung gelten; aber ein kleiner Kreis ſtiller Freuden, und wenige Freunde, ſind in dieſen Verhältniſſen vollkommen genügend.

Oder glaubt man vielleicht, daß die Kritik, wie ſie gewöhnlich in den Zeitſchriften gedruckt erſcheint, ſo Erhebliches in die Waagſchale zu legen im Stande ſey? Wir ſind dieſer Meinung keinesweges, und im Voraus überzeugt, daß ſie von Vielen getheilt werde. O! über den Nutzen, den die Abendzeitung, der Geſellſchafter, die Originalien, der Bäuerle und wie ſie Alle heißen mögen, ſchon geſtiftet haben! Oder iſt es das wilde Geſchrei der Menge, das den Künſtler aufmerkſamer macht, und ihn den rechten Weg nicht verfehlen läßt? Iſt es der Herausruf, das Klatſchen, das Beſingen, das ihn auf ſeiner Höhe erhält? — Wäre das, ſo müßte Seydelmann nothwendig zurückgehen. — In Stuttgart haben wir in dieſem Augenblicke gar keine gedruckte Kritik; was in auswärtigen Blättern von dieſer Sorte erſcheint, dient meiſtens nur zu einem gewiſſen Privatvergnügen, und wird ſonach auch nur wenig beachtet. Das Publikum im Theater iſt lebhaft und empfänglich; großen Lärm kann es freilich nicht machen, denn es iſt nur klein; aber mit Recht kann man es ein gebildetes nennen. Das Herausrufen iſt gänzlich unterſagt, und obgleich Schwaben geſegnet an Lyrikern iſt, ſo wählen ſie doch ſtets andere Gegenſtände zum Beſingen, als ſolche, die ihnen das Theater böte.

Es kommt bei wichtigern Fragen im Gebiete der Kunſt nie auf das Urtheil der rohen Menge an, und mit dieſer iſt das Urtheil der gewöhnlichen Theaterkritiker nur ſelten im Widerſpruch. An einigen Orten, wie in Wien zum Beiſpiel, ſteht Jenes ſogar noch höher, als dieſes. Wer je Gelegenheit hatte, in der Wiener Geſellſchaft Männer über das dortige Theater ſprechen zu hören, und das damit vergleicht, was in der Theaterzeitung darüber gedruckt wird, kann nicht anders, als meinem obigen Ausſpruch beipflichten. Es iſt nicht zu begreifen, wie ſeit ſo vielen Jahren dieſelben Leute ſich dazu hergeben können, immer daſſelbe niederzuſchreiben und dann drucken zu laſſen, und daß ſie auch nicht ein einziges Mal ein innerer Schauer bei dieſem nichtigen Geſchäfte anwandelt. Wenn ich die Theaterzeitung zufällig zu Geſichte bekomme, ſo ſchrecke ich unwillkührlich zuſammen, wenn mir Weidmann, oder Adami, oder Dräxler und wie ſie Alle heißen, vorüberhuſchen, mit ihrem ewigen Refrain „Ehevorgeſtern, im k. k. Burgtheater, die ſilberne Hochzeit, oder der Herbſttag, der Bruderzwiſt, Armuth und Edelſinn, die Reiſe zur Stadt“, u. ſ. w. Ich kann den Nährvater dieſer Herberge nicht begreifen, daß er es nicht einfacher macht, und ſeine alten Berichte von frühern, längſt vergeſſenen Jahrgängen nachdruckt, über ſolche Burgtheater-Neuigkeiten. Die Namen der Schauſpieler zu verändern, iſt ja viel leichter; und was ſonſt von Koch galt, kann heute von Anſchütz gelten; das Mehr oder Weniger wäre ohnehin vom Uebel. —

Und was nützen ſie denn Alle, dieſe Beſprecher, Korreſpondenten, Notizler, und Recenſenten? Welcher Umgeſtaltung erfreut ſich das Theater durch ihren Fleiß? Bewahrheitet ſich nicht ſelbſt an den Beſſern der alte Ausſpruch:

Die Predigt hat gefalle,
Sie bleibe wie Alle! —

Hunger

Hunger thut weh, und wer ſonſt nichts kann, als das, möge ſich damit ſein kümmerliches Brod erwerben. Wem es endlich um ſolche Lectüre zu thun iſt, mag auch leſen. Wir rechten mit Niemand darüber. Aber wiederholen kann man es nicht genug, daß dieſes Hin- und Herſchreiben und Schwatzen ein nichtsnutziges Getreibe iſt, und daß die, die eine beſſere Kraft in ſich fühlen, zur Abſtellung dieſes Mißbrauchs beitragen ſollen.

Bleiben wir nun bei Wien ſtehen, welcher Vorſchub wird dort der Kunſt geleiſtet mit dieſem Durcheinander von Pedanterie, alltäglichen Floskeln und Unwiſſenheit? Das Theater an der Wien ſteckt fortwährend im Sumpfe, die Leopoldſtadt ſtagnirt, die Oper lebt nur halb, das Burgtheater altert, und nur in der Joſephsſtadt regt ſich's lebendig, wenn gleich höhere Kunſtanſichten in dieſem Streben nicht bemerkbar ſind. Und Alles wird doch ſo ſchön gedruckt beachtet, ja der ganze Hühnerſtall im Einzelnſten genannt! Jedes Huhn iſt verantwortlich für das Ey, das es dem

Bäuerle legt. Bäuerle iſt der ächte père de famille, wie er leibt und lebt, und wie man ihn auf dem Boulevard — bonne-nouvelle — alle Morgen ſehen kann. Man glaube aber ja nicht, daß das große Wien nicht Hähne hätte, die beſſere Kritiken krähten, als jene Hühner der Theaterzeitung gackern. Aber man würde ſie nach dem erſten Laut der Stimme berauben.

Wenn Seydelmann Abends durch die menſchenleeren Gaſſen Stuttgarts zu einem Freunde ſchleicht, ſo vernimmt er Wahrheit unverhohlen, Lob und Tadel, wie es kommt, und dann geht er nach Hauſe, und ſinnt darüber nach, und will er auch nicht die Rolle ändern, über die geſprochen wurde, ſo wirkt dieſe Kritik doch ſtets befruchtend auf ſeine ferneren Schöpfungen. Solcher Anregung im engern Kreiſe, die ſtets ſo wohlthätige Wirkungen auf Sinn und Gemüth äußert, entbehrt Seydelmann nicht. Sein Umgang iſt gewählt, und alles Edlere, im eigentlichen Sinn des Worts, iſt ihm hier zugewendet.

Auf das Theater überhaupt können große Städte mit ihrer bewegten Menge, mit ihren bedeutenden Hilfsmitteln, einen erfolgreichen Einfluß üben; auf den einzelnen Künſtler — von Seydelmanns Individualität — nicht im Geringſten. Ob von ihm eine Reform des Theaters zu erwarten wäre, wenn er in den größern Wirkungskreis einer Hofbühne erſten Ranges verſetzt würde? Wie jetzt die Sachen ſtehen, ſchwerlich! Er iſt zu ſehr ſein ſtilles, inneres Künſtlerleben zu führen gewöhnt, als daß es ihm möglich ſeyn ſollte, ſich in einen Strudel zu ſtürzen, der ihn im erſten Augenblicke wild erfaſſend, zu weit von dem Ziele fortriße, um es ihn vielleicht ſpäter, nach hartem Kampfe, erſt finden zu laſſen. Seydelmann's Wirkungskreis iſt ſeine Rolle, und das Stück, worin ſich dieſe Rolle zu bewegen hat; er trägt ſeinen Beruf im Herzen, den feſten Blick hat er darauf gerichtet, und ich wünſchte nicht, daß er ſich dazu berufen fühlte, den Beſen zur Hand zu nehmen, und den Stall zu reinigen. Auch

Halbgötter beſitzen ihren Stolz, und Herkules ſelbſt würde ſich bedenken.

Die Entartung und Schmach, worin das deutſche Schauſpiel in dieſem Augenblicke liegt, empfindet Seydelmann ſo tief, daß ſie ihm jede Lebensfreude vergällen. So wie er ſich ihnen mit Titanenkraft entriſſen, ſo wünſchte er, wenn auch nicht gleich Begabte, doch Gleichgeſinnte zu finden, um mit ihnen ein trockenes Plätzchen in dieſer allgemeinen Sündfluth zu erobern.

„Ein Dorf, das Theater in einer Scheune genügte mir“ — ſagte er mir oft — „ich würde eben ſo Komödie ſpielen, wie ich es jetzt thue.“

Ich bin feſt überzeugt, daß Seydelmann leicht zu bewegen wäre, zum Vortheil der Kunſt ein Wanderleben zu führen; nicht ein ſolches, wie Viele nach Art der italieniſchen Sänger in der letztern Zeit, d. h. um ohne feſtes Engagement, auf ſtehenden Bühnen einen Rollen-Kreis zu geben und Beifall und Geld mit fortzunehmen, ſondern jenes Wanderleben der erſten theatraliſchen Zeiten, wie es die Patriarchen der Kunſt — vor Gottſched — kannten, voll Entbehrungen und Wechſel, mit Permiſſionsgeſuchen, Conceſſionen und Neckereien, mit einem Worte — als Director einer herumziehenden Truppe! — Er nur könnte verwirklichen, was Viele, die es gut mit der Kunſt meinten, im frommen Eifer gewünſcht haben; er dürfte dann nicht dem Eigenſinn Eines Publikums ſich opfern, nicht an der Gewohnheit eines und deſſelben Parterre's erlahmen, nicht am Ende — wenn die Einnahmen ausbleiben — zu ſchlechten Hilfsmitteln nothgedrungen greifen müſſen — ſondern er würde im ganzen Lande herumziehen, nur das Gute, das Beſte bringend, überall Genuß und Freude verbreitend, immer neu, immer gleich ſchön ſeyn! — Die Mühſeligkeiten eines ſolchen Lebens würden ihm gering erſcheinen gegen den Dornenpfad, den er bei der jetzigen Verfaſſung der Hofbühnen vor Augen ſieht, wollte er es hier verſuchen, ein gleiches Ziel ins Auge zu faſſen, um die ächte Kunſt zu fördern. Und dabei hätte er dort eine viel größere Hoffnung, es zu erreichen, als hier. Unſer Vaterland, ohne Centraliſation, wäre für ein ſolches Vorhaben in der That ſehr geeignet. Die kleinern und kleinſten deutſchen Städtchen, mit der trocknen, ſpaßhaften Phyſiognomie, ſo ſteif und langweilig, bergen hinter ihren alten Mauern oft mehr wahre Bildung, als man glauben ſollte. Seydelmann würde hier mit offenen Armen empfangen werden; ſein Repertoire bedürfte nicht des ängſtlichen Haſchens nach Neuigkeiten; ſeine Künſtler wären eingeſpielt; er brauchte nicht den Decorations- und Garderobebettel, die Choriſten, den Muſikdirector, das ſchlechte Sängervolk, womit ſich die gewöhnlichen Directoren kleiner Theater bepacken müſſen; er gäbe nur Schauſpiel, aber ein edles, gewähltes, vollendetes Schauſpiel. Die Städte mit ſtehenden Bühnen blieben ihm freilich im Anfange verſchloſſen; bald aber würde ſich ſein Ruf überall hin verbreiten. Hier hat ihn ein Durchreiſender in einem Städtchen geſehen, dort ſpielte er während des Marktes; hier an einem kleinen Hofe, dort in einer Univerſitätsſtadt. Man würde den Wunſch auch in großen Städten laut werden laſſen, die neue Erſcheinung zu bewundern. Es ergingen Einladungen an ihn, wie man jetzt Ballettänzer-Geſellſchaften, engliſche und franzöſiſche Künſtler kommen läßt. Während Seydelmanns Anweſenheit müßte das einheimiſche Schauſpiel ſchweigen, und nach ſeiner Abreiſe müßte auch dieſes eine andere Wendung nehmen, wenn es dieſelben Zuſchauer zufrieden ſtellen wollte. Dieſer Umſchwung brächte die heilſamſten Wirkungen auf die Maſſe hervor; das Schauſpiel höbe ſich, und der Stamm der herumziehenden Geſellſchaft triebe friſch grünende Zweige, die in jedem Erdreiche fortkämen.

Die Schauſpielkunſt überlaſſe man nur einmal ſich ſelbſt, und nehme ihr den Mann ab, der ihr gebieten ſoll, und der ſie nicht liebt, weil er ſie nicht verſteht, und keinen Begriff hat von dem Weſen der Dichter und der Künſtler — „Dieſes zornige Geſchlecht,“ wie ſie unſer herrliche Arnim nannte! —

Der Oper überlaſſet die weiten goldenen Säulenhallen, und den vornehmen Gebieter, und das Heer der Künſtler mit fetten Pfründen; die deutſchen Schauſpieler werden deshalb nicht ſcheel ſehen, ſie werden ſich freuen, davon loszukommen, und in der Liebe und dem Zujauchzen der Nation vollen Erſatz finden. Das Schauſpiel braucht weder Leim noch Pappe, weder Leinwand noch Pinſel, weder Flaſchenzüge, noch Stallmeiſter, weder Feuerwerk noch Tamtams; es kann ſeine ganze Einnahme unter die Darſteller und Dichter vertheilen. An wie vielen Orten mußte es nicht die Oper erhalten, durch den größern Zulauf, den ſie hatte!

An eine nationelle Oper iſt in dieſem Augenblicke nicht zu denken; der Geſchmack iſt vielſeitig, und was man in Deutſchland entſtehen ſieht, hält mit Dem keinen Vergleich aus, was von Außen eingebracht wird. Die Oper, wie ſie iſt, kann nicht mehr als Zweig der Schauſpielkunſt betrachtet werden. — Es iſt eine Kunſt für ſich, eine glänzende herrliche Sache, der wir die Huldigungen nicht beneiden wollen, die ihr von allen Seiten zuſtrömen.

In Frankreich, d. h. in Paris, iſt es Anders. Sie ſind endlich dahingekommen, daß ſie auf ihre große Oper ſtolzer ſind, als auf ihr Théâtre français. Sie ſonnen ſich in der Glorie dieſes Nationalinſtituts, ſie ſind für ſeine Erhaltung auf dieſer Höhe eifrig beſorgt, ſie debattiren in ihrer Kammer über die Subvention, die es erhält, und man ſollte nach dieſem glauben, daß die Oper die Spitze der modernen Kunſt in Frankreich bilde. Das iſt aber nicht ganz ſo, wie es zu ſeyn ſcheint. Iſt man dort ſo eifrig bemüht, die Oper zu halten und beſtehen zu laſſen, ſo denkt man auch zugleich daran, daß ein ganzes Heer von Menſchen, in dem hungrigen Ameiſenhaufen Paris, dabei ſeinen reichlichen Unterhalt finde, daß ſelbſt die Journaliſten Vortheile mancherlei Art von dieſem Inſtitute ziehen; man denkt an die lieblichen, reizenden, gewinnenden

Bajaderen, an Genüſſe, die von denen, welche die Kunſt bietet, himmelweit abliegen; ja man geht ſo weit, wie einſt in Darmſtadt, den ſtärkern Fremdenzug in Betracht zu nehmen, und der Nationalſtolz meint noch überdies, daß die große Oper in Paris andern Nationen zu imponiren im Stande ſey. Man ſieht, daß ſich eine ſolche Anſicht von der Sache bei uns nie bilden kann. Und ſo müſſen wir uns an das Schauſpiel halten, wenn wir dabei an Nationalität denken wollen. Darum herbei, ihr jungen Künſtler von Muth und Talent, werdet die Wiedergebärer einer ſchönern Zeit! Herbei, ihr jungen Dichter, „deren Bruſt von hundert Welten trächtig,“ und die ihr jetzt eure Werke, die ihr den Theaterkanzleien einreicht, verworfen ſeht, oder ſie lieber in euer Pult verſchließt, oder ſie nicht einmal niederſchreibt, und im Buſen herumtragt, daß er euch zerſpringen möchte!

Folgt meinem Rathe, er führt zum ſichern Siege! Hier wird eurem Streben Belohnung werden und Nacheiferung und Befriedigung! Auch in Deutſchland, wie in Frankreich, wird hinfort der dramatiſche Dichter ſeine geſicherte Stellung in der Geſellſchaft haben; er iſt dazu berufen, den Ruhm und den Gewinn der Schauſpieler zu theilen.

Seydelmann's Künſtlerverein, ihn an der Spitze, wird überall, wo er erſcheint, den Kunſtfreunden Feſte bereiten! — — — Schöner Traum! — Es iſt ſo natürlich, ſchön zu träumen, da wir ſo lange ſchon unruhig geſchlafen haben; ſollten wir aber wirklich einmal erwachen, ſo wünſchte ich überall Oper und Schauſpiel getrennt, und zwar Jene in der Geſtalt und Verfaſſung der alten Hoftheater, dieſes aber für die Zwecke der Kunſt organiſirt, auf ſeinen eigenen Füßen ſtehend.

Verführe man in dieſem Sinne, ſo würde die Königſtadt und der Gendarmenmarkt in Berlin ſeine Theater haben können, ohne daß die Privilegien ſich hunderfältig kreuzten und Prozeſſe oder Ungerechtigkeiten zu befürchten wären. Jene Poſſen und Schwänke aber, wie ſie nun einmal vornehmer und geringer Pöbel, der Traurige zur Erheiterung, der Heitere zur Erhaltung ſeiner Laune bedarf, würden auf die Volks-Sommer- oder Tages-Bühnen verwieſen, wo ſie eigentlich allein hingehören.

Dieſe Sonderung verlangt unſere Zeit, unſere Fortſchritte, mit denen wir uns ſo gern brüſten, unſer Geſchmack endlich, den wir auf der Höhe aller Zeiten vermeinen.

Städte, welche zwei Theater nicht erhalten können, mögen dann nur immerhin für die Oper ſorgen, die einmal ein Hauptbedürfniß unſerer Geſellſchaft geworden iſt und bleiben wird. Dem größern oder kleinern Kreiſe von Freunden der Schauſpielkunſt aber erſcheine zu beſtimmten Zeiten im Jahre das Seydelmann'ſche Elitencorps, bis ſich mehrere in dieſer Art gebildet haben würden. Dieſe brächten die Kunſt mit, die alte und doch „die ewig junge, ewig ſchöne“, und ſie fände überall, wo ſie ſich zeigte, ſicher den wärmſten Empfang, die liebreichſte Pflege.

Aber warum ſcheut ihr ſo zurück vor dem

Gedanken? Die Jugend des Künſtlers verſchwärmt ſich ſo leicht auf unſtatthafte Weiſe. Hier wäre ſie gut angewendet. Oder iſt euch bange vor eurer Zukunft? Wie Wenige von Euch erhalten denn lebenslängliche Anſtellungen? Hier wäre Euch einmal geſtattet, für „Euer Haupt und Euer Leben zu fechten“; und es iſt ſo ſchön, ſich ſein Glück ſelbſt zu zimmern! Glaubt mir, Ihr brächtet es, auch aus dem materiellen Geſichtspunkte betrachtet, weiter als jetzt.

Und Seydelmann, der Vierzig zählt, würde gewiß Euer Loos theilen wollen und willig ſeine Sinecure im Alter opfern, der ewigen Kunſt allein vertrauend, und dem edeln Sinne der Beſſern im Volke. Wie ich ihn zu kennen glaube, bedürfte es nur ernſter Anregung zu dieſem Schritte.

Was Seydelmann in beſchränktem Kreiſe wirkt, läßt ahnen, was er in einem weitern leiſten würde. Ich meine damit nicht ſeine Verpflanzung auf eine größere Hofbühne;

da würde höchſtens irgend ein junges Talent die Bahn eigenthümlicher Ausbildung verlaſſen, und es verſuchen, ihm einige Rollen nachzuſpielen, wenn ich dies gleich für ſehr ſchwer erachte. Man hat früher geſagt, es ſey ein Beweis von Schröders hoher Vortrefflichkeit und Wahrheit, daß er wohl Schüler gebildet, aber keine Nachahmer erzeugt habe, und ich möchte daſſelbe auf Seydelmann anwenden. Nur die Manier kann nachgeahmt werden; was heißt denn am Ende, wie Seydelmann ſpielen? Wahr ſeyn und der Natur ihre geheimſte Zeichen- und Geberdenſprache ablauſchen. —

Ich will Iffland nicht geradezu einen Manieriſten nennen, aber es war viel von Manier in ſeinem Spiele. Er excellirte ja gerade in jenen Characteren der höhern Geſellſchaft, die ohne Manier gar nicht vollendet zu denken ſind. Er konnte vornehm, nie edel ſeyn, und darin liegt, wie ich glaube, ſeine ganze Kritik. Dies ahmten nun viele Schauſpieler mit größerm oder geringerm Glücke nach, und verpflanzten eine Zeitlang das ſogenannte Iffländiſche Spiel auf alle Bühnen. Der Meiſter aber hatte noch andere Seiten, die nicht ſo leicht wiederzugeben waren, und dadurch erhielten wir jene unzähligen Karrikaturen, ein Heer von Manieren, oder vielmehr Unmanierlichkeiten, woran unſre Schauſpieler zum Theil noch laboriren.

Noch ärger ging es mit Andern, die, lediglich durch ihre glänzenden Gaben, ihrer Manier den vollkommenſten Sieg zu verſchaffen wußten, die aber in ihren Nachahmern, welche jener Gaben entbehrten, zur Fratze wurden. Glücklicherweiſe iſt die Nachahmungsſucht in Bezug auf dieſe Meiſter ſchon jetzt faſt gänzlich erloſchen. Ich ſpreche hier von Eßlair und Devrient. Als ich vor dreizehn Jahren zum erſten Male nach München kam, war ich überraſcht, bei jungen Leuten eine Art und Weiſe des Vortrags zu finden, wie auf keiner andern Bühne, deren ich doch ſchon eine ziemliche Anzahl kennen gelernt hatte. Es war die ſeltſamſte Betonung von der Welt;

manchmal wurde jede Sylbe eines langen Satzes gleich ſchwer accentuirt, und dazu, wie nach dem Takte, mit der linken Fauſt auf die Bruſt geſchlagen, und eben ſo gleichmäßig mit dem weit vorgebeugten Kopfe hin und her geſchüttelt, während der übrige Körper nachläßig daſtand, der rechte Arm herunterhing u. ſ. w. Gleich hinter Stellen, die ſo gegeben wurden, ſprachen ſie wieder ganze Sätze in halbem oder beſſer in gar keinem Tone. Und dies war

„Herkleſſen's Natur,
Eines Tyrannen Natur",

wie Zettel uns belehrt. Ich ſah und hörte Eßlair, und meine Verwunderung erreichte einen noch höhern Grad darüber, daß ein Held, wie dieſer, ſich ſo etwas hatte angewöhnen können, und daß es Affen gab, die dies gerade ſo nachmachten. Eben ſo widerwärtig war es, Devrient's krankhafte Individualität mit einer oft grellen Verzerrung in Rollen überſetzt zu ſehen, in welcher ſie ſelbſt bei ihm, der doch noch am beſten dazu paßte, nicht gut zu ertragen war.

Nehme ich nun den Fall an, Seydelmann würde nach Wien oder Berlin verſetzt, wo ein Heer von Aſpiranten und Hoftheater-Candidaten fortwährend auf die Gelegenheit wartet, ſich durch irgend etwas bemerkbar zu machen, ſo bliebe es ſicherlich nicht aus, daß ſie ihm Dies oder Das abmerkten, um es nachzuahmen. Daß hievon aber die Kunſt keinen Vortheil zieht, wird Jeder leicht einſehen.

In Stuttgart läßt ſich Seydelmann herab, den Lehrer der ſogenannten „dramatiſchen Schule“ zu machen, und wo er Talente vorfindet, da hat er denn auch ſchon gezeigt, daß er es verſtehe, den Schülern den Weg der Natur vorzuzeichnen, wie einige Debüts uns hinlänglich bewieſen haben. Aber auch dies Schulmeiſteramt iſt es nicht, worin ich ihm den größern Wirkungskreis wünſche, um Erſprießliches für die Kunſt daraus hervorgehen zu ſehen. Es iſt mit dieſer ganzen Geſchichte zwar recht ehrlich und gut gemeint geweſen; aber den beſten Künſtler mit ſolchem Dienſt behelligen, zeugt nicht von der rechten Einſicht, noch weniger von der rechten Achtung. Bildungsſchulen für Schauſpieler ſind nothwendig, erfordern aber ganz eigene Berückſichtigungen, die hier nicht erörtert werden ſollen. So viel nur gehört hieher, daß Seydelmann wohl die Oberaufſicht darüber führen, nie aber die Plackereien des Unterrichts ſelbſt übernehmen durfte.

Seydelmanns bedeutendſter Einfluß iſt in ſeinem jetzigen Verhältniſſe auf ſeine künſtleriſche Umgebung bemerkbar, und wenn ich mir dieſe größer und wichtiger denke, ſo iſt der Wirkungskreis auch angegeben, von dem ich vorhin ſprechen wollte.

Durch eben dieſen Einfluß werden die Vorſtellungen des Stuttgarter Hoftheaters manchmal zu einer Würde erhoben, die im höchſten Grade überraſchend wirkt, wenn man ſie zu den disponibeln Kräften hält. Das Stuttgarter Hoftheater zählt nämlich nur wenige Mitglieder, die eigentlich Schauſpieler genannt werden können; die Sänger müſſen nicht nur aushelfen, wo das Perſonal nicht zureicht, ſondern ſelbſt den Choriſten werden größere Parthien anvertraut. Man wird mir einwenden: „Wo iſt dies nicht der Fall?“ Ich aber erwiedere: daß es überall geſchieht, iſt ſicher weder gut noch wünſchenswerth; und ſo häufig und ausgedehnt, wie hier, findet dieſe Anwendung bei großen Theatern nirgend Statt.

Ich weiß nicht, wie weit Seydelmann in der ganz ſpeciellen Abrichtung der untergeordnetſten Subjecte geht, und ſetze willig voraus, daß die wenigen Schauſpieler, die wir hier zählen, ſelbſt ihre Rollen fertig auf die Probe bringen. Sein Ernſt, ſein Eifer, ſeine ſtrenge Redlichkeit in der Ausübung ſeines Berufs — eine Eigenſchaft, die viel zu wenig bei Schauſpielern, wo ſie ſich findet, hervorgehoben wird — wirkt aber jedenfalls bei Allen bedeutend mit und ſpornt mindeſtens den Ehrgeiz der Andern, belebt Wetteifer, Stolz, edles Feuer; ja ſelbſt Neid und Scheelſucht können hier Wunder zu Tage fördern. Was kümmern uns überhaupt die Beweggründe, wenn ihre Wirkungen uns entzücken?

Man wird nicht verlangen, daß ich hier loben und ſchmeicheln oder Namen nennen und Ausnahmen machen ſoll; ich habe jetzt nicht im Sinne, eine Kritik des hieſigen Theaters zu ſchreiben; bei dieſer Schrift hatte ich ein anderes Ziel im Auge. Die Schauſpieler mögen ſich beruhigen. Ich will ihnen nicht übel; die Exiſtenz der Meiſten iſt überdieß nicht zu gefährden, da ſie faſt alle auf Lebenszeit, oder doch ſo lange angeſtellt ſind, bis der letzte Zahn im Munde lockert und das Brod nicht mehr beißen kann, für das der Kunſtjünger doch früher ſo große Sorge getragen.

Was ihre Eitelkeit betrifft, je nun, die mögen ſie zähmen, ſo gut ſie andere Menſchen zu zähmen haben; die Schauſpieler genießen in dieſer Hinſicht keine Bevorrechtung, und bilden ſie ſich's ein, ſo mögen ſie ſich damit begnügen, was ihnen von rückſichtsvollen Theater-Recenſenten ohnedies gewidmet wird. Ich gebe hier keine Analyſe des Spiels der Stuttgarter Hofſchauſpieler, was ich nie aus eigenem Antrieb thun werde. Aber der Fall könnte eintreten, daß es von mir verlangt würde, und daß ich nicht ausweichen dürfte; dann möchte ich es nach ſtreng gefaßten Grundſätzen zwar, aber doch mit aller Schonung thun, welche die Mitglieder und ihre Verhältniſſe verdienen, mit Achtung für die Kunſt und das gebildete Publikum. So etwas ſoll zunächſt blos unterhalten, manchmal vielleicht die Aufmerkſamkeit ſteigern, ſowohl der Darſteller wie der Zuſchauer, und hin und wieder eine kleine Verbeſſerung auf ſanftem Wege herbeiführen. Ohne dieſe Ausſicht iſt eine Theaterkritik leeres Gewäſche, und wenn ſie mit Witzen und poetiſchen Blumen bis zum Ekel gepfropft, oder mit einem Schwall von weitläufig herbeigeſchaffter Gelehrſamkeit bis zum Einſchläfern übergoſſen wäre, wie Erſteres bei Bäuerle und Letzteres in einigen Berliner Kritiken angetroffen wird.

Es wäre ungeſchickt, wollte man je über das Spezielle einer einzelnen Bühne ohne die oben angeführten Rückſichten ſchreiben, welche Künſtler und Publikum von dem Kritiker zu erwarten berechtigt ſind, wenn er ſich nicht ſelbſt „hors de loi“ erklären will, und am Skandal, der aus ſo etwas entſteht, ſeine Freude findet.

Wenn ich aber hier bemüht bin, zu zeigen, wie das deutſche Theater in ſeiner überall eingeriſſenen Entartung und Entwürdigung noch einen ſolchen Sproß treiben konnte, wie Seydelmann; wenn ich ſchildere, wie er ſeine edle Natur zwingt, der bereits aufgegebenen Sache Theilnahme zu ertrotzen; wie er ſeine Tage und Nächte nur dieſer Sache opfert; wenn ich den lauten Jubel, den ſein Spiel an ſo vielen Orten ſchon erregte, ſo gern verſteinern möchte, um in ihm ſeiner Kunſt, der auch ich mit ſtets warmer Neigung zugethan bin, ein würdiges Denkmal zu errichten; und wenn ich für dies Alles nur Worte habe, kalte, durchdachte, hingeſchriebene Worte, ſo kann man nicht verlangen, daß ich dieſe Armuth, die mein ganzer Reichthum iſt, und die ſein ganzer Lohn ſeyn ſoll, für ſo manches Theater hingebe, das wahrlich — wie die Sachen noch gegenwärtig ſtehen — mich nicht in allzugroßes Entzücken gerathen läßt.

Es gibt kleine Bezirke, die ein mäßiges Talent wohl auszufüllen vermag; es gibt Richtungen, die einem Schauſpieler mehr zuſagen; es gibt Stücke, welche nicht in allen Beziehungen die höchſten Künſtler-Eigenſchaften bedingen; endlich ſolche, wo eine kleine Anzahl von Rollen nur unſre wirklich guten Talente beſchäftigen läßt, und alles Störende daraus entfernt. Trifft es nun zuſammen, daß allem dieſem ſich noch anreiht: wie Seydelmann bei der Ausführung ſeiner eigenen Aufgabe auch auf das Uebrige einen ungeſtörten Blick richten kann, oder daß ſie ihn durch ſchon oft ſtattgefundene Wiederholungen in keine Beſorgniß um den eigenen Erfolg oder in andere fremde Gemüthsſtimmungen verſetzt: dann iſt anzunehmen, daß die Mitglieder Wunder wirken, daß man Einklang, Zuſammenſpiel, Charakter, Würde, Strenge, kurz nichts vermiſſen werde, was ſelbſt höhern Anſprüchen genügen kann.

Selbſt der ſubtilſte Eigenſinn der allzuverwöhnten Franzoſen müßte in ſolchen Fällen befriedigt ſeyn; es war nichts Vollkommeneres zu wünſchen, wenn man eine ſolche Aufführung von einem rein künſtleriſchen Standpunkte betrachtete. —

Wo wäre nun aber nach dieſen Prämiſſen ein größerer Wirkungskreis für Seydelmann zu finden? Etwa bei jenen großen Bühnen, wo die Schauſpieler die Sachen unter ſich abmachen können, wie ſie wollen, und der Regiſſeur mit den Händen in den Rocktaſchen am Souffleurkaſten ſteht, und nur darauf wartet, daß die Probe ende? — Dieſer Regiſſeur geht frühſtücken und bittet lachend die erſte Liebhaberin, für ihn indeß die Aufſicht zu führen; ein Anderer iſt zu dumm, und würde ausgelacht werden, wenn er den Mund nur aufthun wollte; — ein Dritter hat es mit den größten Mimen der Welt zu thun, und wird ſich wohl hüten, ihre Grobheiten herauszufordern; — ein Vierter begnügt ſich damit, ſtreng und pünktlich im Anſchreiben der Proben und Strafen zu ſeyn, und hat wenigſtens bei dem künſtleriſchen Poſten die amtliche Seite herausgeſtellt, um ſich einiges Anſehen zu verſchaffen. Dies iſt nicht aus dem Blauen gegriffen, ſondern ich könnte vier der erſten Bühnen Deutſchlands hier nennen, wo es ſo und nicht anders zugeht. Aber was ſollte Seydelmann dort? Er würde weder als Regiſſeur, der nichts macht, noch als großer Mime, der Alles für ſich machen kann, wie er will, ohne daß die Andern ſich darnach kehren, an ſeinem Platze ſeyn. Er bleibe einſtweilen nur immer hier, wo man ſeinen Werth erkannte, und wo er allerdings Gutes zu wirken vermag.

Bis es anders wird, mögen die alten guten Regiſſeure bleiben; und die ächten Künſtler hie und dort, deren Klagen ich oft vernahm, mögen ſich nur gedulden. Die Schauſpielkunſt kann nicht untergehen, wie vorwitzig Kluge prophezeihen wollten, wenn gleich die Theater noch tiefer ſänken, als ſie ſchon geſunken ſind. Denn Theater und Schauſpielkunſt ſind zu dieſer Friſt, trotz ihrer anſcheinenden engen Verbindung, leider ſehr geſondert. Und der wohlbeſtallte Dirigent mit allen ſeinen Beamten und allen mit Dekreten und Patenten verſehenen Hofſchauſpielern, haben als ſolche keinen Einfluß auf die Kunſt, die allein in die Domäne der Dichter, Mimen und Kritiker gehört, und zwar ſo, daß die Dichter die erſte, die Kritiker aber die letzte Stufe an dem Throne der Unſterblichen einnehmen.

Die Rollen, die ich hier von Seydelmann ſah, waren:

Perrin in „Donna Diana.“
Abdallah in „Raphaele“ von Raupach.
Kaiſer Philipp, von Demſelben.
Vatel im „Ehrgeiz in der Küche.“
Der Eheſtifter, von Goldoni.
Carlos in „Clavigo.“
Alter Klingsberg.
Kaiſer Friedrich und ſein Sohn, von Raupach.

Kommerzienrath Hirſch im „Kammerdiener“ von Wolff.
Von Strauß, in einem Luſtſpiele: „Der Strauß.“
Marinelli.
Ranzau in der „Königin von ſechszehn Jahren.“
Der Paraſit, von Schiller.
Der Todtenwärter im „König Enzio“ von Raupach.
Kommerzienrath Herrmann in Bauernfelds „Bekenntniſſen.“
Cromwell, von Raupach.
Shylock.
Graf Balken in der „Schachmaſchine.“
Cardinal von Eſte in „Taſſo's Tod“ von Raupach.
Oſſip in „Iſidor und Olga“ von Demſelben.
Der alte Graf im „Puls.“
Der Bettler, von Raupach.
Nathan der Weiſe.
Till in den „Schleichhändlern“ von Raupach.
Mohr in „Fiesko.“

Danville in der „Schule der Alten.“
Friedrich der Große in „König und Schauſpieler.“
Ein alter Leiermann im „Vaterſegen.“
Kommiſſionsrath Froſch im „Verſchwiegenen wider Willen.“
Mephiſtopheles.

Hieraus ergibt ſich folgende ſtatiſtiſche Ueberſicht:

1) In dem Winterhalbjahre, October bis März, ſpielte Seydelmann überhaupt 33 Mal, ohne die Wiederholungen; drei Vorſtellungen, worin er beſchäftigt war, wohnte ich nicht bei. Es waren: die Braut von Meſſina, worin er den Diego ſpielte; der Alpenkönig, von Raimund; und Kaiſer Friedrichs Tod, von Raupach, worin er die Titelrollen gab.

2) Unter dieſen 33 Rollen hatte ihm 9 Mal Raupach die Aufgabe geliefert, 2 Mal Göthe, 2 Mal Leſſing, 2 Mal Schiller, 1 Mal Shakspeare. Ein Mal mußte er in einem ſpaniſchen Mantel- und Degenſtück

mitwirken, ein Mal in einer ſteifen italieniſchen Komödie von Goldoni, ein Mal diente ihm eine franzöſiſche Bluette, ein Mal ein Vaudeville ſeiner Gattung als Vorwurf, ein Mal wieder ein Stück der Comédie française aus dem wirklichen Leben und doch in Verſen. Kotzebue und Babo lieferten ihm in dieſer Zeit allein Charactere des deutſchen Converſationsſtücks, Wolff und Bauernfeld anſprechende Chargen.

3) Während jener fünf Monate ſpielte er
in 12 Trauerſpielen,
in 14 Dramen oder Luſtſpielen,
und in 7 Poſſen und dergleichen.

4) Er ſtarb zwei Mal auf der Scene, als Abdallah und Kaiſer Friedrich. Vier Mal erſchien er jung, die übrigen Male alt oder als Greis.

5) Neue Rollen von ihm waren in dieſer Zeit: der Eheſtifter; Kaiſer Friedrich; der Paraſit; der Kommerzienrath Herrmann; der Cardinal von Eſte; der Mohr

in Fiesko; der alte Leiermann. Auf jede dieſer Rollen war das Publikum Stuttgarts ſehr geſpannt; Alle erhielten den ungetheilteſten Beifall.

Perrin — Abdallah.

Es war zur Zeit, da die Naturforſcher hier verſammelt waren, als ich in's Theater ging, um Seydelmanns **Perrin** zu ſehen. In meiner Loge befanden ſich mehre jener Herren, die aus größern Städten herbeigereiſt waren, und bei ihrem alljährlich wechſelnden Orte der Zuſammenkunft wohl Gelegenheit hatten, faſt alle deutſche Theater-Notabilitäten kennen zu lernen. Sie ergoſſen ſich in einſtimmiger Bewunderung über Seydelmanns Spiel, und wenn man auch dieſen Pflanzen- und Mineralien-Kundigen nicht eben große dramaturgiſche Einſicht beizulegen geneigt wäre, ſo konnte man doch aus ihrem Urtheile abnehmen, daß Seydelmanns Wahrheit es war, die auch ihnen imponirte.

Perrin iſt als ein armer junger Menſch an den Hof von Barcellona gekommen, wo er ſich bald, durch eine Miſchung von Verſchmitztheit und Kriecherei, die in ſeinem Charakter vorherrſcht, einen Wirkungskreis zu verſchaffen wußte. Ich habe dieſe Rolle ſchon hie und da auf eine Weiſe geben ſehen, die lächerlich genug war. Das verſchrobene Urtheil einiger Recenſenten, denen von ſpaniſcher Poeſie und Grandezza noch ganz altmodiſche Begriffe im Kopfe ſteckten, hatte gute Schwachköpfe von Schauſpielern vermocht, den Perrin mit der abgeſchmackten ceremoniellen Würde eines deutſchen Kleinſtädters zu geben, wie denn überhaupt der Anſtand einer Königin, und der Frau eines reichsſtädtiſchen Bürgermeiſters, einer Oberhofmeiſterin und einer Ober-Fiſch- und Floß-Meiſterin, eines Fürſten und eines Schützenhauptmanns, auf dem deutſchen Theater viel zu wenig geſondert wird.

Perrin iſt eine ziemlich gemeine Natur; nicht nur ſeine Reden zeigen dies an, ſondern die Rolle der Mittelsperſon, die er übernimmt, ſein verſtecktes Verhältniß zu Florette, und ſein Hohn gegen die gequälte philoſophiſche Närrin, ſeine Gebieterin. Die Dankbarkeit könnte ihn Alles, was er jetzt unternimmt, für den Prinzen von Urghel thun laſſen; aber er dürfte ſich dabei etwas edler zeigen. Wie er jetzt einmal iſt, ſind Lebrun in Hamburg und Seydelmann ſeine glücklichſten Darſteller. Der Erſtere thut eine kammerdienerliche Drolligkeit hinzu, die ihm zwar wohl anſteht, aber hier doch nicht ganz an ihrem Platze erſcheint. Seydelmann verleiht der Rolle einen feinen Schliff, eine anmuthigere Beweglichkeit, die ihm aber auch in weit höherm Grade zu Gebote ſteht, als Lebrun. Dies um ein Weniges noch erhöht, und Perrin würde aus ſeinem Verhältniß gerückt ſeyn. Aber in dieſer ruhigen Berechnung des Maaßes, in der feſten Hand es zu füllen und nicht überzuſchütten, liegt eben die ganze Weisheit.

Wenn Lebrun mehr mit geſpreitzten Beinen daſteht, bemerkt man an Seydelmann mehr gekreutzte; während Lebrun mit der ganzen Sohle den Boden betritt, berührt ihn Seydelmann nur mit den Zehen; er lehnt ſich mit Leichtigkeit an Stuhllehnen, er hüpft, er ſcheint zu lauſchen, er lächelt viel, er droht mit dem Finger, er winkt mit Fingern und Augen, er ſchüttelt liſtig den Kopf, er will ſein Aeußeres ſo weich und liebenswürdig erſcheinen laſſen als möglich, weil er weiß, daß dies bei Hofe gefällt und Vertrauen erweckt. Lebrun iſt pfiffig, drollig, und beachtet zu wenig den Hof, der ihn umgiebt; man kann nicht wohl anders denken, als daß die Prinzeſſin ſich ſeines Vertrauens nur mit Widerwillen bedient, blos weil ſie muß; während ſie in Seydelmann einen treu ergebenen Diener ahnet, einen Freund, wenn es ihre Etikette zuließe, ihn dafür zu halten. —

Die nächſte Rolle war Abdallah in dem Trauerſpiele „Raphaele“ von Raupach. Ich glaube, der verſtorbene Waiblinger hat dieſe Geſchichte unter dem Namen „Ikelula“ erzählt;

der Kampf der Griechen, und das Intereſſe, das man für denſelben nahm, beſtimmten Raupach, ſie auf das Theater zu bringen. Es gelang ihm jedoch nicht, ſeinem Trauerſpiele auch nur den kleinſten Theil jenes Intereſſe's zuzuwenden.

Ein monotones Liebesgeſchwätz, voll alltäglicher Schönheiten, unterbricht den einfachen Gang einer türkiſchen Familienſcene, die eine gewaltſam blutige Endſchaft erreicht. Es waltet eine türkiſche Gerechtigkeit ſtatt einer poetiſchen in dieſem Stücke. Es iſt craß ohne Schönheit und blutig ohne Trauer; es hat ſich nirgends Theilnahme dafür ausgeſprochen. Wären die überläſtigen Tiraden der Liebenden nicht darin, Seufzer, die von guter Lunge zeugen, ſo könnte man es mit einigen Stücken der neuern Gattung in Frankreich vergleichen.

Der Kaufmann Abdallah iſt ein praktiſcher Menſch im Sinne des Morgenlandes, im Ganzen aber ein dummer Teufel; je unglücklicher er wird, deſto dummer und blutdürſtiger wird er. Morrier's treffliche Schilderungen leuchten uns bei dieſem Bilde vor; Morrier, der uns den Orient von ſeiner wärmſten, lebendigſten Seite aufgeſchloſſen hat; der uns das Leben auf den Märkten wie in den Harems, am Hofe wie in den Bürgerhäuſern in friſchen Farben vorführt. Ich zweifle, ob Seydelmann dieſen Schriftſteller kennt; er ſollte es nicht verſäumen, ihn kennen zu lernen.

Der weſt-öſtliche Divan und Schirin, Rückert und Hammer ſind dem Schauſpieler nicht wichtig in dieſem Grade. Seydelmann war anfänglich raſch; er bewegte ſich faſt europäiſch. Er wollte damit augenſcheinlich die ſchleppende Expoſition beleben. Die äußere Bezeichnung war im Uebrigen ſehr gelungen; Sprache und Organ merkwürdig gehoben und ſtark. Als die Handlung ſich ſteigerte, und Abdallah, ohne ſein Zuthun, eine tragiſche Bedeutung erhalten ſoll, verlieh Seydelmann ſeinem Spiele eine hier ungeahnte und darum doppelt überraſchende Größe. Er verſchmähte jedoch die gewöhnlichen Behelfe der Schauſpieler in ſolchen Fällen. Sein Schmerz kam von innen; wir ſahen die Wirkungen deſſelben, Seydelmann erſparte uns aber die Maſchinerie, wodurch er ſie hervorzauberte. Wie widerwärtig ſind nicht ſchon längſt allen gebildeten Zuſchauern die kurzen Athemſtöße, das Schnauben, Niederſtürzen, das Anlauf nehmen, auf den Knieen rutſchen, und Haare zerraufen, kurz alle jene Manöuvres, womit der Affe droben den Janhagel kirrt.

Ein dumpfer Ton aus tiefſter Bruſt wirkt mehr, als alles hier Genannte, der Ton muß aber gleichſam das Reſultat deſſelben ſeyn; denn der höhere Künſtler erſpart uns die Anſicht der Folter, um uns den zerriſſenen, zerſtörten Menſchen zu zeigen. Jene iſt widrig, dieſer erſchütternd; der Todſchlag entſetzt, die Leiche rührt. —

Eben ſo trug Seydelmanns Wahnſinn keine Spuren von gewöhnlichem Theaterſpiel. Ich kenne Schauſpieler, denen das Grab im fünften Akt im Vordergrunde angebracht werden muß, damit ſie dort die lange Zeit bis zum Schluſſe des Stückes ſitzen können, um die ekelhafteſten Grimaſſen und Fratzen den Zuſchauern recht unter den Augen zu ſchneiden.

O über die Kunſt, ſtieren Blickes auf der Erde zu hocken, mit den Fingern am Halſe und auf dem Kopfe herum zu krabbeln, eine Fackel zu ſchwingen, zuſammenzuſchaudern, und dergleichen Faſeleien mehr!

Seydelmann ſpielt ſeine Scene am Grab im Hintergrunde, und geht ab, um erſt dann wiederzukommen, wenn ſeine Gegenwart zur Beendigung des Stückes nothwendig wird. Es iſt nicht die Armuth, eine Scene nicht mit ſtummem Tande ausfüllen zu können; aber eine höhere Anſicht treibt ihn an, es zu unterlaſſen.

König Philipp — Vatel.

Zum dritten Male erblickte ich Seydelmann in einer geſchichtlichen Tragödie, welche, die Langweiligkeit abgerechnet, manches Verdienſtliche hat. Es war König Philipp, abermals ein Stück von Raupach. Seydelmann erſchien mir hier auf ganz befremdliche Weiſe. Er hatte ſeine Individualität erhöht, verſtärkt. Ich fand nachher, daß dieſelbe Grundlage bei ſeinen Darſtellungen aus dem Hohenſtaufen-Cyclus vorherrſchen müſſe. Er war größer, ſein Organ klang voller; er ſprach von Anfang bis zum Ende ſehr laut und ſtark; der Gang ſeiner Rede konnte gewichtig genannt werden.

Er hielt dieſen Philipp überaus milde, faſt artete er in Weichheit aus. Sein Benehmen war das eines ſchlichten Biedermannes, aber die Erhöhung ſeiner äußern Mittel, deren ich vorhin erwähnte, ließ weder an die gute alte Zeit, noch an die jetzige denken, ſondern ſie ſpiegelten uns das Heldenzeitalter ab, worin dieſer König lebte. —

Die nächſte Vorſtellung war „der Ehrgeiz in der Küche,“ nach dem Franzöſiſchen. Er ſpielte den Vatel, einen Nachkommen jenes berühmten Koches Ludwig's XIV., der ſich einer verunglückten Schüſſel wegen um das

Leben brachte, und deſſen Küchenladen in Paris als Merkwürdigkeit geſehen wurde, bis das Theater des Börſenplatzes ſeine Stelle einnahm. Für Leute, die nicht in Paris waren, bemerke ich, daß die vornehmſten Köche dort offene Laden halten. In dieſer Rolle ſtellt uns Seydelmann eine conſequent durchgeführte Charge dar, mit einer Laune und Komik, gleichwie mit einer pikanten Sauce übergoſſen. Ich habe in Deutſchland ſelten Aehnliches geſehen, in Frankreich liefern nur Bouffé und Vernet dergleichen.

Dieſe Verläugnung ſeiner Perſönlichkeit gränzt an's Unbegreifliche. Niemand wird ihn auf den erſten Anblick erkennen. Es iſt kein dicker, behaglicher, runder Koch, mit Puder und altfränkiſcher Jacke, wie ich dieſe Rolle einſt auf einer andern Bühne darſtellen ſah. Solch' eine Geſtalt wirkt in der Küche nicht angenehm; ſolch' ein Kerl ſchwitzt, iſt maſſiv, und keiner Begeiſterung fähig, wie Vatel ſie haben ſoll. Unſer Koch iſt hager, lang, er ſchreitet mit ſteifen Knieen einher, ſein Geſicht iſt bleich, ernſt, ſein Auge zeigt Schwärmerei, ſeine Bewegungen und Ausſprüche ſind dictatoriſch, ſeine Stimme feſt, rauh, trocken. Man urtheile, ob ſich dies Alles nicht mit einem Koche, und noch dazu mit dieſem Koche vereinbaren laſſe. Wollte ich hier als weitſchweifiger Ausleger glänzen, ich könnte ſagen, daß ein Koch wenig eſſe und daher hager bleibe, daß ſeine Stimme von Feuer und Rauch nothwendig rauh und trocken werden müſſe, ich könnte ſogar Subtilitäten aufdecken, woran Seydelmann ſelbſt nicht im Entfernteſten gedacht hat. Aber die Zeit ſolcher Ausleger iſt vorbei.

Sein deutſch-franzöſiſcher Jargon iſt vollkommen zu nennen. Er hat ihn in allen ſeinen Nüancen ſtudirt; ſeine Ausſprache verräth den Südfranzoſen, welcher beſonders an dem etwas geſchnarrten **R** und dem Naſalton kenntlich wird. Ob Seydelmann wohl daran gedacht haben mag, daß die beſten Köche Gaskogner ſind und daß Batel ſelbſt es war, oder ſeiner That nach es zu ſeyn verdient hätte?

Der Augenblick, wo er ſeinen Sohn ſegnet und ihm küchliche Verhaltungsregeln gibt, z. B.: „er möge nie zu viel Pfeffer nehmen,“ iſt unnachahmlich und von unwiderſtehlicher Wirkung.

Der Eheſtifter. — Carlos.

Ein altes Luſtſpiel von Goldoni: „der Eheſtifter,“ war eingeſandt und von Seydelmann zur Aufführung angenommen worden. Ich habe nicht gehört, daß man es auf eine andre deutſche Bühne gebracht hätte. Es iſt ganz nach dem alten Zuſchnitt, eine Entführung, ein Paar Alte, ein nichtsnutziges Liebespärchen, und ein langer Dialog ohne Witz. Ohne Seydelmann's geniale Auffaſſung der Hauptrolle müßte es nicht zu ertragen ſeyn.

Er erſchien im Koſtüm und Weſen der ältern Komödie. So müſſen die Orgons und Damons dargeſtellt worden ſeyn.

Ein geradgeſchnittener Leibrock, eine runde Perücke mit drei Lockenreihen, der Rücken gewölbt, die Ausſprache ſchnarrend, haſtig, leiſer Anklang des ſächſiſchen Accents, trippelnder Gang, im ganzen Weſen übergroße Geſchäftigkeit ausgedrückt.

Der gutmüthige, etwas närriſche Alte, zerſtreut und polternd, der Alles gut machen will, und ſeine eigene Tochter entführen läßt, konnte an und für ſich ſchon nicht beſſer gedacht werden, und überdieß ging Seydelmanns Beſtreben noch darauf hin, eine chargirte Figur hinzuſtellen, wie ſie in Goldoni's Rahmen hineinpaßte. Es iſt Schade, daß dieſe geiſtreiche Auffaſſung von den andern Mitſpielenden in ſolchen Fällen nicht vollkommen verſtanden wird; dann erſt müßte eine ſolche Antiquität einen höchſt ergötzlichen Eindruck machen. —

Indem ich jetzt von einer der merkwürdigſten Rollen Seydelmanns ſprechen will, gerathe ich in Verlegenheit. Wenn ich nicht in den mir ſelbſt ſo verhaßten Fehler des weiten Herholens und des Wichtigthuns fallen will, wenn ich es nicht unternehmen mag, Minenſpiel und Action in der Art zu beſchreiben, wie es einſt Böttichér mit Iffland gethan, ſo wird es nur wenig ſeyn, was ich ſagen kann, obgleich Alles, was mein Freund in dieſer Rolle zur Anſchauung brachte, die reife Frucht der Ueberlegung und des tiefſten Nachdenkens war.

Ich ſpreche hier von der Rolle des Carlos im Clavigo.

„Spielen Sie Ihren Carlos einmal ganz ſo wie das andre?“ — fragte ich ihn am Morgen nach der Darſtellung, weil mich die Sicherheit und Conſequenz in Allem, was er that, mehr als je überraſcht hatte.

„Wie meinen Sie das?“ — fragte er lächelnd und mit ſeiner gewohnten Unbefangenheit.

„Je nun!“ — erklärte ich mich, — „ſprechen Sie den langen Sermon ſtets auf derſelben Stelle, gehen Sie bei einem Ruhepunkt in demſelben immer zu Clavigo hin, der am Tiſche ſitzt, drücken Sie ſein Haupt an Ihre Bruſt, kurz machen Sie Alles das, was man in der Theater=Sprache „Spiel“ nennt, immer ſo wie Sie es geſtern machten?“

„Nein!“ — erwiederte er, — „darin wechsle ich nach meiner Laune, oder vielmehr nach der individuellen Neigung, die ich für den jedesmaligen Darſteller des Clavigo empfinde. In ſeinem Grundtone bleibt der Character, wie ich ihn einmal erfaßt habe, ſtets unverändert, in der äußern Ausführung folge ich einer momentanen Eingebung.“

Moritz, der an jenem Abende den Clavigo ausgezeichnet gab, mochte alſo wohl auf Seydelmann's Spiel, was die kleinen Ausſchmückungen betrifft, bedeutend eingewirkt haben. Die Vorſtellung dieſes Abends war in allen ihren Theilen vollendet. Ich glaube ſchwerlich, daß das Stück irgendwo beſſer gegeben werden kann. *) Es war im eigent-

---

*) Die Beſetzung war: Clavigo, Moritz; Carlos, Seydelmann; Beaumarchais, Maurer; St. George, Dobritz; Sophie Guilbert, Mad. Mau-

lichſten Sinne eine „Muſtervorſtellung," ohne ſo zu heißen.

Seydelmann erſcheint im Carlos als junger Mann, in eleganter Kleidung, mit einigen Orden. Er gehört der vornehmen Klaſſe an, und iſt in den Staatsgeſchäften gewiegt. Er fühlt für Clavigo innige Freundſchaft, kein ſchwärmendes Gefühl in's Blaue hinein, ſondern ein Etwas zieht ihn hin zu ihm, wodurch er ſich mit ihm verwandt erblickt, da er es auch in ſeinem eigenen Innern wiederfindet. Er will ihn hinaufheben zu ſeiner Höhe, er will ihn zu Etwas machen. Clavigo beſitzt alle Fähigkeiten des Geiſtes und Herzens dazu. Nicht der leiſeſte Hinterhalt liegt in Carlos Character; in den Scenen, wo er uns erſcheint, iſt er von einer Offenheit, wie ſie der Weltmann gewiß nur ſeinem beſten Freunde gegenüber zeigt; dies wird klar in Seydelmanns Spiel. Da iſt weder ein Zuſammen-

---

rer; Marie, Mad. Schmidt; Guilbert, Schmidt; Buenco, Liſt.

kneifen der Augenbrauen, noch ein finſterer Blick ſichtbar, nichts was den Theaterintriganten gewöhnlich bezeichnet; Carlos iſt hier nur ein Menſch, dem wir Recht geben müſſen, weil er es ſo wohl verſteht, Recht zu haben.

Klingsberg. — Kaiſer Friedrich II.

Der alte Klingsberg iſt ein Character, den man nicht auf der Bühne dulden ſollte. Ich bin nicht dagegen, daß man auch ſolche Sitten ſchildre, wenn daraus irgend ein Vortheil für die guten erwachſen kann; aber wenn ſie, wie es hier geſchieht, mit einem Anſtrich von Gutmüthigkeit, Edelmuth, reizender Laune und dergleichen verſehen ſind, wenn ſie uns von ihrer amüſanten Seite vorgeſtellt werden, ſo ziehe ich die Schule der Laſter, wie ſie uns die Pariſer Boulevards zeigen, unbedingt ſolchen Stücken vor, und glaube feſt daran, daß ein edler Geſchmack weniger dadurch beleidigt werden könne.

Seydelmann ſtellt uns im Klingsberg ein treues Abbild eines Kavaliers dar, wie er an großen Höfen ſtets gefunden wird. Jene reichen, in allen Glücksgütern ſchwelgenden Patrone, wohl genährt, leicht gefärbt, ſorgfältig gekleidet, geſchäftslos, wenn man ihre Vergnügungen nicht ſo nennen will, wie ſie daſtehen an der oder jener Straßenecke, wo die Promenade die Menge vorüberführt, und mit bewaffnetem Auge das Bürgermädchen betrachten, das mit emporgehobenem Kleide den herzhaften Schritt über die Goſſe wagt. Unſer Klingsberg hat alle Manieren ſolcher Herren abgelauſcht; er zeigt durchaus nichts Geckenhaftes, er iſt ein Mann vom feinſten Anſtande, ſogar der Würde entbehrt er nicht in ſeinem Aeußern. Wo er auftritt, geſchieht es mit jenem vornehmen à plomb, der ſeiner Sache ſtets gewiß zu ſeyn vermeint. Der Kopf iſt meiſterhaft dreſſirt, und in den Augen ſchwimmt neben der verbuhlteſten Schelmerei doch etwas von edelm Schwärmen, welches nicht ganz die rührende Erinnerung an ſeine verſtorbene Gattin zur Lüge der Konvenienz werden läßt.

Seydelmann hebt dieſe Rührung gerade ſo viel hervor, um uns nicht ſelbſt dazu kommen zu laſſen. Geſchähe dies, ſo würde die Wirkung des Stücks verloren gehen, welche durch Seydelmann's Spiel ſich durchaus in der Region der höhern Komik erhält. —

Friedrich II., in dem Trauerſpiele: „Kaiſer Friedrich und ſein Sohn,“ erinnerte in der Auffaſſung an König Philipp, obgleich hier ein höherer Schwung, ſo wie lebhafte ſüdlichere Färbung unverkennbar waren. Schon im Aeußern wirkte dies durch den prächtigen Anzug. Der Kopf mit ſchönen blonden Locken, der Bart ebenfalls gelockt, gab ein friſches entſprechendes Bild. Was ihm Raumer in ſeiner Geſchichte über dieſen Fürſten berichtet, hat er im Aeußern und Innern treu darzuſtellen geſucht. Schade iſt es, daß die Langeweile, die in der erſten Hälfte des Trauerſpiels herrſcht, ſo manchen Zuſchauer für das ſchöne Spiel, das Seydelmann gegen das Ende entwickelt, abſtumpft und erkältet.

Kommerzienrath Hirſch. — Herr von Strauß.

Welche Fülle von Wahrheit, der Natur abgelauſcht, liegt in dem jüdiſchen Kommerzienrath Hirſch in Wolff's „Kammerdiener," von Seydelmann dargeſtellt. Seine Maske iſt hier ſo vortrefflich, ſo natürlich, daß ſie auch außer dem Theater noch ihre Wirkung fortübt. Ich ſah ihn, aus dem Theater kommend, nach der Vorſtellung des Kammerdieners im vollen Koſtüm in eine Geſellſchaft treten, wo er ſich als einen Herrn Moſes Nathan aus Hamburg hatte anmelden laſſen, und man war höchlich über dieſen Beſuch überraſcht und erkannte ihn ſelbſt dann noch nicht, als er einer Dame ſchon die Hand geküßt hatte. Man kann dies ebenſowenig Karrikatur nennen, wie die Zeichnungen von Hogarth. Er geht hier ganz von der Weiſe der gewöhnlichen Schauſpieler ab, welche wegen der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, und um das ernſte Studium nicht an den Spaß ſetzen zu dürfen, recht toll übertreiben, um ſich wenigſtens den Dank des Lachens zu gewinnen.

Eine ganz unbedeutende Kleinigkeit in Verſen: „der Strauß“ betitelt, die eigentlich nur eine nicht mißlungene Scene hat, wo jene Wortſpiele mit „Strauß“ ſtattfinden, gaben Seydelmann Gelegenheit, einen modernen Dandy zu ſpielen. Es darf nicht hinzugefügt werden, daß ihm dieſe leichte Aufgabe zum Kinderſpiel wurde.

Marinelli. — Graf Ranzau.

Seydelmanns Marinelli ſtreift an's Geckenhafte; dieſer Höfling iſt offenbar von einem bornirten Verſtande, und bildet zu dem edeln, klugen Appiani in der Scene, die ſie mit einander haben, den vollkommenſten Gegenſatz. Höfling der gemeinſten Art, geſchmeidig wie ein Hund, der auch manchmal knurrt und ſchnappt, wenn ihn ſein Herr auf den Schweif tritt. Seine Begriffe ſind eben ſo plump, wie die des Banditen, den er dingt, doch bei Weitem böſer, in unbelauſchten Momenten von einer Bosheit, die erſtarren macht.

Im äußern Anſtand jener nichtsſagende Hofſpli, jene geſchmeidige Tournüre, wie man ſie bei abgeſchliffenen Weltmenſchen findet, eine leere Form zum Repräſentiren, die eben ſo weit von Adel und Würde, als von ächter Eleganz und Grazie entfernt iſt. Die Sprache geläufig; nur wenig ſcharfe Betonungen ſind bemerkbar; er ſchlüpft mit Glätte über die tiefſten Abgründe, die ſich in ſeiner Rede bilden, um ſie dem Prinzen ſo wenig als möglich fühlbar zu machen.

Viele Schauſpieler ſind in den Fehler gefallen, aus Marinelli einen ſcharfen, durchdringenden, überlegenden Staatsmann zu machen, und geben ihn deshalb mit Gewicht. Ich weiß nicht, was ſie dahin bringen konnte, wenn es nicht die Rezenſenten ſelbſt waren, oder die Manier, die ſie ihren ſogenannten Intriganten überall umhängen.

Marinelli's Weisheit geht darauf aus, ein Mädchen einem Wollüſtling zu kuppeln, und wo er ſie nicht hinreichend befindet, da dingt er eine Fauſt mit dem Dolche. Der ganze Anſchlag und die Art, wie er ihn ausführt, iſt gewiß nicht geiſtreich, und noch minder kühn für einen italieniſchen Höfling früherer Zeit. —

In dem franzöſiſchen Stücke: „die Königin von ſechszehn Jahren,“ hatte der Künſtler Gelegenheit, uns ein Gegenſtück zu ſeinem Marinelli zu bieten. Er ſpielte den Grafen Ranzau, den verſtändigen Staatsmann, den ſtolzen Edelmann, der ſich zu den verſteckteſten Ränken hingäbe, wenn es ſein Zweck erforderte, aber ſich eines ihm angebornen Anſtandes, einer ihm inwohnenden Würde nicht entäußern kann. Es gelang dem Darſteller, dieſem kleinen Rahmen ein vollendetes Bild anzupaſſen, um ſo meiſterhafter, als es ausgeführter war. Die äußere Erſcheinung war vollendet zu nennen.

Der Paraſit. — Der Todtenwärter.

Der Paraſit von Picard iſt keines von den unterhaltenden Stücken, und die Ueberſetzung von Schiller hat ihm in dieſer Hinſicht ſicherlich keinen Vorſchub geleiſtet. Es liegt daher brach da, und kein Theater denkt daran es zur Aufführung zu bringen. Seydelmann griff nach dem Paraſiten, in der feſten Ueberzeugung, daß es ihm gelingen würde, etwas Eminentes daraus zu machen.

Er geht in ſolchen Fällen mit dem richtigſten Urtheil, und mit feſter Gewißheit zu Werke; denn da das Darzuſtellende in dieſen Fällen ſich gleich in beſtimmten Umriſſen vor ſeinem innern Auge geſtaltet, wie wäre es möglich, daß er ſich täuſchen könnte?

Man gab das Stück in dem Koſtüm des vorigen Jahrhunderts, nicht als ob in unſern Tagen ſo etwas ſich nicht zutragen könnte, ſondern um den Characteren durch das Koſtüm mehr Haltung zu geben. Wäre Selicour im ſchwarzen Frack erſchienen, ich glaube nicht, daß er ſo vollkommen wirkſam geweſen wäre.

Seydelmann weiß ſich ganz beſonders gut in dem geſtickten **Habit-habillé** zu benehmen. Eine altfränkiſche Grazie, nicht ohne einigen Beiſchmack von Süßlichkeit, ein hüpfender Gang, das Portebras, die zierlichen Verbeugungen, Alles an ihm verſetzt uns in die Zeit der Etikette. Dieſer Selicour, ein wetterwendiſcher und pfiffiger Spitzbube, zeigt ſich uns von den verſchiedenſten Seiten. Es wäre leichter, wollte man dieſe ſchroff geſondert neben einander hinſtellen. Sie aber, trotz der ſchärfſten Characteriſirung, mit einander zu verbinden, und den Grundton dabei ſtets feſtzuhalten, ſcheint mir die ſchwierige Aufgabe zu ſeyn, die nur vollkommen gelöst wirkſam ſeyn kann. Selicour iſt nicht nur kriechend überhaupt, ſondern er iſt es in ſehr verſchiedenen Abſtufungen. Gegen den Miniſter iſt er unterwürfig zwar, aber nicht ohne ſich zu fühlen, nicht ohne die Fähigkeit, ſeinen Fleiß für ſich in Anſpruch zu nehmen, wenn gleich Alles dieſes nur in Bezug auf das unſchätzbare Vertrauen ſeines Chefs, auf die Wohlfahrt des Staates, in ſeinen Augen Werth zu haben ſcheint. Er iſt ein eben ſo kriechender Schmeichler bei den Damen, aber demungeachtet weiß er dort ſeine feinen Sitten in's gehörige Licht zu ſtellen, ſeine geſelligen Talente glänzen zu laſſen. Er kriecht gegen ſeine Freunde und Feinde, aber bei den Erſtern nimmt er doch das Air eines Protectors an, während er bei den Letztern ziemlich unverholen ſeine Krallen zeigt, die er nur, ſo lang er will, in Sammtpfötchen verwandelt.

Nie wird in allen Situationen die einmal glücklich angenommene Maske abgelegt; nur in ganz unbelauſchten Momenten ſehen wir ſein häßliches Geſicht ohne dieſelbe. Z. B. wenn der alte Kammerdiener ihn verläßt; ich glaube, es iſt am Schluſſe des erſten Akts.

In der Scene mit dem Miniſter, wo ihm dieſer verſchiedene wichtige Fragen, den Staatsdienſt betreffend, vorlegt, zeigt Seydelmann deutlich, wie feſt er ſeine Mittel zu beherrſchen vermag, um die Gränzen der Wahrheit und Schicklichkeit nicht um ein Haarbreit zu verletzen. Dieſe heilige Scheu erfüllt mit Achtung vor dem Künſtler.

Dieſe Scene iſt die Einzige im ganzen Stücke, welche in hohem Grade Lachen erregt. *) Der unwiſſende Selicour, der bis jetzt, ſtets mit fremden Federn geſchmückt, für einen feinen, kenntnißreichen Mann gegolten, und einem Examen mit großer Geſchicklichkeit auszuweichen gewußt, ſieht ſich mit Einem Male, durch ein für ihn unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, ſeinem würdigen Chef allein gegenüber, und muß Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen geben. Die Verlegenheit, in die er geräth, iſt ſehr

---

*) Um dieſer einzigen Scene willen dürften ſelbſt unbedeutende Schauſpieler nach dem Paraſiten greifen, und könnten ihres Erfolgs ziemlich gewiß ſeyn.

beluſtigend; aber Seydelmann that nicht das Geringſte, um mehr für ſich daraus zu gewinnen. Die Wahrheit ſeiner Aengſtlichkeit war unübertrefflich. Es war eine durchaus feine Komik, wenn man die Klaſſifikation: hoch-, fein-, und niedrig-komiſch gelten laſſen will.

In dem Vortrage des Liedes am Klavier:

„An der Quelle ſaß der Knabe ꝛc.“

zeigte Seydelmann ſich als Klavierſpieler. — Auch dieſes Talent erſchien mir für den Darſteller des Selicour unerläßlich. Er ſoll in der Geſellſchaft und bei Damen ſich beliebt zu machen wiſſen; dies ſind ſeine Mittel, zum Zwecke zu gelangen, und bedeutende Hinderniſſe zu beſeitigen, weil man ſonſt nicht begreifen kann, wie ſeine Unwiſſenheit im Stande war, ſolche Siege über Männer von Verdienſt zu erringen. Sitzt nun aber der Schauſpieler als Automat vor dem Flügel, während dieſer hinter der Scene geſpielt wird, ſo kann dies zwar andeuten, aber nie effectvoll wirken. Man hat dann mit einer Strophe ſchon genug und kürzt ſolche Scenen gewöhnlich ab. Hier hörte man alle Strophen des Liedes, das Lindpaintner ſehr hübſch komponirt hatte, mit großem Vergnügen, und ſpendete der Geſellſchaftsſcene den rauſchendſten Beifall. Auch dieſe Aufführung war hier vortrefflich, Alles an ſeinem Platze, ein Zuſammenſpiel von außerordentlicher Rundung und Präciſion. *)

Im „König Enzio" hatte Seydelmann die Rolle des Todtenwärters übernommen. An und für ſich iſt ſie ein unbedeutendes Ding; ein ziemlich alltägliches Schwatzen über Tod und Leben macht ſich breit darin; ſolche populäre Philoſophie findet jedoch ſtets Anklang. Man ging aber weiter, und wollte

---

*) Beſetzung: Miniſter, Hr. Maurer; deſſen Mutter, Mad. Maurer; Charlotte, Dem. Laurent; La Roche, Hr. Schmidt; Firmin, Hr. Häſer; deſſen Sohn, Hr. Moritz; Kammerdiener, Hr. Schlooz; Robineau, ein Landmann, Hr. Pezold.

dieſer Rolle durch einen gewiſſen tragiſchen Humor bei der Darſtellung zu Hülfe kommen. Devrient verſtand das, und da man über ſeine Auffaſſung viel Redens machte, ſo ſuchten es ihm andre Schauſpieler darin nachzuthun. Arme Poſſenreißer! die von Humor nicht den kleinſten Begriff haben, und ſich einbilden, Alles ſey wirklich humoriſtiſch, was man jetzt ſo zu benennen beliebt. Es wäre ſehr nöthig, die ältern engliſchen Romane in guten Ueberſetzungen wieder einmal neu aufzulegen, damit das Wort „Humor“ nicht gänzlich um ſeine Bedeutung komme.

Seydelmann hat die Tradition von Devrient's Spiel bei Seite liegen laſſen, und iſt wie immer, ſo auch hier, ſeinen eigenen Weg gegangen. Der alte Todtenwärter iſt, nach ihm, ein ſchlichter Greis, der das Leben hinter ſich hat, mit allen ſeinen Kämpfen und Streiten und mit ſeinen Guelfen und Ghibellinen, der ſein Aemtchen beſorgt, und zufrieden iſt, daß es ihm die Paar Tage, die ihm noch zu leben bleiben, eine kümmerliche Nahrung gewährt. Es iſt ein ruhiges Bild voll Natürlichkeit; ein altes, gebeugtes, froſtiges Männchen, mit weißem Wackelkopfe, das ſich in ſeinen Mantel hüllt. Das Gedächtniß iſt nicht mehr gut; die Augen geſchwächt; aber dennoch wird ihm Alles verſtändlich, wenn man ihm nur Zeit laſſen will, es gehörig zu überdenken. Das Bild iſt ſo anmuthig, als der Stoff nur immer zuläßt.

Kommiſſionsrath Herrmann — Cromwell.

Bauernfeld, der unſern dramatiſchen Markt am glücklichſten mit Luſtſpielen verſieht, lebt in Wien, und ſeine Sachen werden daher immer mehr oder weniger nur das dortige Leben abſpiegeln. Wagt er ſich weiter, und will er von Verhältniſſen außer Oeſtreich ſprechen, und die Beziehungen einer allgemeinern geſellſchaftlichen Bildung finden, ſo klebt ihm etwas Linkiſches an, eine gewiſſe Unzulänglichkeit und Befangenheit, die wir ſogleich bemerken, während ſie in Wien auch oft ſcharfen Beobachtern entgehen.

Man gab hier die „Bekenntniſſe“ dieſes Schriftſtellers. Es iſt ſehr ſchlimm, daß wir die heiterſte Gattung von Theaterdichtungen, die am wenigſten Rückſichten nehmen und ſich dem Zwang fügen will, von Wien bekommen müſſen.

Ein neues Stück ohne Seydelmann iſt nie nach dem Wunſche der hieſigen Theaterfreunde; er mußte alſo mitſpielen; aber was? Da iſt ein närriſcher Patron von Kommerzienrath darin, der ſeine Tochter dem Erſten Beſten an den Hals wirft, weil er ihm bei'm Glaſe Wein die ſchwachen Seiten abzugewinnen verſteht. Den nahm Seydelmann für ſich. —

Bei Seydelmann muß der Menſch, den er darſtellt, immer ganz fertig ſeyn, und ſey er noch ſo gewöhnlich, er zeigt ihn uns ſo in der Nähe, ſo ausgeführt, daß wir uns an ihm ergötzen müſſen. Er hat in ſeinem Kopfe eine ganze Gallerie alter, origineller Familienbilder, nach denen er nur greifen darf, um immer das

Treffende herauszuholen. Nun wird man zwar einwenden, daß es nicht unbedingt nothwendig ſey, den Kommerzienrath in Bauernfelds Bekenntniſſen gerade ſo ausſehen zu laſſen, wie Seydelmann ausſah; da der Mann aber doch auf irgend eine Weiſe ausſehen mußte, ſo war es Dankes werth, ihm dieſe eigenthümliche Phyſiognomie aufzudrücken.

Es lag keine Uebertreibung darin, und man konnte ſich überreden, dem Menſchen ſchon oftmals begegnet zu ſeyn; ja Viele riethen hin und her, es fehlte nicht an Deutungen, und man wollte das Original kennen, das Seydelmann zu ſeinem Kommerzienrath habe ſitzen müſſen. Es war ein langer, ſehr modiſch gekleideter Mann, mit grauen, glatt anliegenden Haaren, in gerader Haltung des Körpers, den Kopf nach der einen Seite etwas geneigt, den Nacken ſteif; die Sprache ſchnarrend, ſchnell; raſche Beweglichkeit, die den Geſchäftsmann ergreift, wenn er den Schreibtiſch verlaſſen hat, um das Gleichgewicht ſeiner Glieder herzuſtellen; dabei Alles poſſierlich zum Lachen. Nachdem er getrunken hatte, ward ein leicht angeflogener Rauſch bemerkbar, wodurch das ſchnelle Einwilligen in die Verheirathung allein motivirt wurde. Ich bin überzeugt, daß ſonſt wohl kein Schauſpieler in Deutſchland daran dachte, dieſen Kommerzienrath bedeutender zu machen, als der Dichter es beabſichtigte. Hier ergänzte Seydelmann den Dichter, und führte glücklich aus, wo Jener nur andeutete. Die Expoſition gewann hiedurch an Natürlichkeit und Wirkung. —

Cromwell von Raupach iſt Eines ſeiner beſten Stücke. Es iſt kurz genug, um nicht langweilig werden zu können, und die Verwickelung flößt Intereſſe ein. Das Stück ſieht übrigens, dem Zuſchnitte nach, einem jener ältern franzöſiſchen Melodramen ähnlich, wie ſie Guilbert de Pixerecourt und Pelletier Volmeranges vor mehr als einem Viertel-Jahrhundert lieferten.

Im Aeußern hatte Seydelmann das bekannte Bild von Paul Delaroche ſich zum

Muſter genommen, und es mit unglaublicher Treue wiedergegeben. Dies Bild, glaube ich, giebt genau an, wie der Charakter darzuſtellen ſey. Dieſe eiſerne Mine, dieſe Kräftigkeit, das feſte, bäueriſche Daſtehen, ohne Anſtand und Würde, — dieſer Mann kann nur erſtarrende Furcht einflößen, keine andre Empfindung. Der Contraſt muß ſich gegen das würdevolle Benehmen der Royaliſten und die feinen Sitten des Prinzen und ſeines Begleiters ſcharf abſchneiden, wo Letztere gut dargeſtellt werden.

Devrient war weit entfernt, dieſe Rolle mit Glanz zu umgeben, doch legte er ihr zu viel militäriſchen Schmuck, ſelbſt im Aeußern, bei. Freilich war, als er die Rolle ſchuf, das Bild von Delaroche noch nicht bekannt; aber ich wage zu behaupten, daß, ſelbſt ohne dieſes Vorbild, Seydelmann nie auf ſolchen Abweg gerathen wäre.

Shylock – Graf Balken.

Wenn ich jetzt auf Shylock zu ſprechen komme, ſo muß ich es ernſtlich beklagen, daß ich nur dieſen einzigen Shakspeare'ſchen Charakter von Seydelmann in's Leben rufen ſah. Er ſtand nie ſo auf dem Gipfel ſeiner eigenſten Kunſt, als hier; ich habe ihn nie ſo bewundert, als an dieſem Abende.

Wie viele Schauſpieler hatten mir ſchon den Juden Shylock gezeigt, der irgend ein ſchmutziger Schacherer unſerer Gaſſen und Märkte war; oder die es weiter trieben, griffen ihn aus dem Ghetto, kleideten ihn etwas beſſer als ſeinen Glaubensbruder Tubal, und übergoſſen ihn mit ſüdlicher Heftigkeit. Niemand erſchöpfte das, was Shakspeare mit ſeinem Juden von Venedig wollte.

Shylock iſt aber kein erbärmlicher Schacherjude, der unſer Lachen erregt, oder unſere Verachtung verdient; Shylock braucht eben ſo wenig das gelbe Kennzeichen auf ſeinem Rocke, wie die grunzende Stimme eines Gurgelbaſſes, um ſich uns als Jude kenntlich zu machen.

Shylock iſt der würdige Held eines ernſten Schauſpiels. So hat ihn Seydelmann aufgefaßt. In ſeiner Darſtellung liegt Großartigkeit; ſein Schritt iſt kühn, ſeine Bewegungen ſind ausgreifend, ſeine Stimme klingt mächtig. So bleibt er in allen Situationen des Drama's ſich gleich. Der Accent iſt nur wenig jüdiſch, um die ernſte Wirkung nicht zu ſtören. Shylock erregt unſere Theilnahme in hohem Grade. Das liebelnde, leichtfertige, verſchwendende junge Völkchen, ihm gegenüber, das ihn neckt und höhnt, ihn braucht und doch betrügt, iſt zwar ſonnig und heiter gehalten; aber des Juden Nacht iſt dennoch nicht ganz ohne Wärme für uns. Wir entſetzen uns über ſeine Rachſucht, über ſeinen Blutdurſt, aber des Mannes Unglück erſcheint uns des Mitleids würdig, und ſeine ſchauervolle Größe zieht uns an. So fühlt ihn Seydelmann; ſo fühlt er unſer Gefühl mit, und dieſe Stimmung ſich zu Nutze machend, geht er noch einen Schritt weiter, und wir ſind bei Shylock's phyſiſcher und moraliſcher Vernichtung am Schluſſe mit ihm ausgeſöhnt, und unſere Theilnahme folgt dem um Tochter und Geld betrogenen, um Vermögen und Sicherheit durch liſtigen Rechtsſpruch beraubten alten Manne.

Nur den Charakter der Portia kann Shylock, ſo dargeſtellt, nicht beeinträchtigen; alle übrigen Charactere verdunkelt er. Das Herausſchneiden des Fleiſches aus der Menſchenbruſt wird uns immer mit Abſcheu erfüllen, ob dieſe ſchaudervolle Handlung an Dem oder Jenem verübt würde; aber daß dies Unglück dem Antonio wiederfahren ſoll, ergreift uns nicht um ein Haar mehr.

Alle gewöhnlichen Theater- oder vielmehr Kunſt-Requiſiten verſchwinden hier; es iſt eine große Leiſtung, der Dichtung vollkommen würdig. —

Die Schachmaſchine iſt ein Luſtſpiel mit veralteten Sitten und Characteren, mit einem Hurli-Burli-Geſchwätz, das ſich jagt und abhetzt, ohne einen Eindruck zurückzulaſſen. Stellenweiſe iſt die Langeweile für denkende

Geſchöpfe, die in der jetzigen Zeit leben, wahrlich nicht auszuhalten. Aber dennoch wird es gegeben, theils weil es ſo halb und halb einſtudirt iſt, was man gewöhnlich ſo nennt, und weil die Rolle des „Karl Ruf" von gewiſſen Schauſpielern noch immer für eine Rolle gehalten wird, worin ſie ihr Talent von einer vortheilhaften Seite zeigen können. In der That aber iſt es nichts als eine willkührliche Uebertreibung, die von denen noch am meiſten übertrieben wird, welche in dem Wahne ſtehen, ihre Sache recht gut zu machen.

Der Graf Balken in dieſem Stücke hat noch die meiſte Wahrheit, obgleich dies den wenigſten Darſtellern dabei einfällt. Bornirte Menſchen dieſer Art gibt es im Leben, und nicht ſelten ſind ſie in den höhern Ständen anzutreffen, wo vernachläßigte Erziehung zu Hauſe iſt. Dieſer Graf Balken iſt wirklich ein Menſch von Fleiſch und Bein, welcher leibt und lebt, und der Schauſpieler, der eine Karrikatur aus ihm macht, mit Chapeaubas und Haarbeutel, begeht einen offenbaren Mord.

Seydelmann erſcheint in rother Hofuniform, bis zum Halſe zugeknöpft, ein dummes, breites, fettes Geſicht, mit kleinen, blinzelnden Augen, und dünnes, ganz glatt geſtrichenes, anliegendes Haar. Die Stimme gequetſcht, quäkend, die Zunge anſtoßend; bei den kleinſten, unbedeutendſten Antworten geht ihm der Faden aus, und er muß ſich beſinnen; ein förmlicher Kretin!

Die Paar Scenen, worin er auftritt, ſind das Erheiterndſte im ganzen Stück, das ohne ihn gar nicht mehr verdiente, auf das Theater gebracht zu werden.

Cardinal von Eſte — Oſſip.

Auch das neue Trauerſpiel von Raupach: Taſſo's Tod, wurde hier gegeben. Seydelmann ſpielte darin die Rolle des Cardinals von Eſte. Dies iſt ein innerlich ganz ſtiller und ruhiger Mann, obgleich er äußerlich die handelndſte Perſon des ganzen Trauerſpiels iſt. Er reiſt nämlich hin und her, er ordnet Vieles an, er kleidet ſich um, und hat dabei auch bedeutend viel zu ſprechen.

Man kann von dem Schauſpieler, der ihn darſtellt, füglich nichts mehr als Würde in der äußern Repräſentation, und jene Milde der Erſcheinung verlangen, die ſich über die höhern katholiſchen Geiſtlichen, im Zuſtande der Ruhe, ergießt. Seydelmann erſchöpfte dies vollkommen. —

Und noch ein Mal Raupach! In deſſen lebendigſtem Schauſpiele, das ungeachtet vieles Widerlichen auch ſehr viel Anziehendes hat, und mit einem hinlänglichen Aufwande von Theatereffecten bedacht iſt, ſpielte Seydelmann eine ſeiner intereſſanteſten Rollen. Ich ſpreche hier von ſeinem Oſſip in „Iſidor und Olga.“

Es gibt Schauſpieler, die dieſen Charakter nur mit leichter Bezeichnung der Nationalität geben, und ihn offenbar in eine höhere Region zu ſchrauben bemüht ſind. So ſah ich ihn einſt von Devrient in Hamburg, und füge dies hinzu, weil er in der letzten Zeit ſeines Lebens ſich nicht konſequent blieb, und dieſelbe

Rolle an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten auch verſchieden ſpielte. Auch ſah ich den Oſſip von Schauſpielern, die nur darein ihr Beſtreben ſetzten, den ganz gemeinen Deutſchick wiederzugeben, und wenn ſie nicht Gelegenheit hatten, ihre Studien an Ort und Stelle zu machen, wo denn doch eine pikantere Färbung, eine eigenthümlichere Nüancirung möglich iſt, blos jene einſeitigen Originale zu kopiren ſtrebten, die ſie mit Caviar oder Juchten in irgend einer Stadt Norddeutſchlands geſehen. Dieſe gaben ein widerliches Bild, nichts weiter.

Von Seydelmanns Genie zeugt die Auffaſſung des Oſſip unwiderlegbar. Er, der nie in Rußland war, zeichnet uns den ruſſiſchen Leibeigenen mit einer grauſenerregenden Wahrheit, und gruppirt alle jene Beziehungen um dieſe Zeichnung, die ſeinen Vorwurf zu einem höhern Gegenſtande der Kunſt, nicht zur bloßen Nachäffung des nationellen Benehmens machen, mit eben ſo geſchickter als feſter Hand.

Es iſt von den Verfechtern der Knechtſchaft, welche das Loos der Leibeigenen glücklich preiſen, und es mit dem eines Kindes im Hauſe ſeines Vaters verglichen haben, auch behauptet worden, daß der leibeigene Ruſſe viel Mutterwitz beſitze, und ſelbſt edler Fähigkeiten ſich erfreue. Dies iſt aber geradezu eine Uebertreibung. Wohl finden ſich Fälle, in welchen der Druck noch nicht gänzlich die Beſtialität im Leibeigenen vorherrſchend machen konnte; wohl äußern ſich Verſtandeskräfte hie und dort, die Erſtaunen erregen; aber dies geſchieht blos unter den gegebenen Umſtänden. Bei einem Menſchen in andern Verhältniſſen würde Niemand bei dieſen Aeußerungen die kleinſte Betrachtung anſtellen. Iſt es ein Wunder, daß ein freier Menſch kein Vieh iſt? —

Oſſip iſt einer von jenen begabten Leibeigenen; unter andern Bedingungen wäre er vielleicht ein geſcheuter, ein fähiger, ein edler, ein glücklicher Menſch; jetzt erhebt er ſich nur um Etwas über ſeine thieriſchen Mitgeſchöpfe. Ganz beſondere Umſtände haben noch dazu beigetragen, in ihm jeden Keim eines hellern Aufſchwungs zu zerſtören. Er hat ein Mal geliebt, und ſein Herr hat ihm das verboten, und dies hat ſeiner Arinia das junge Herz gebrochen; dann mußte er der Spaßmacher und Geſichterſchneider ſeines Tyrannen werden. Wer nun daraus abnehmen wollte, den Oſſip zu einer höhern Natur zu machen, würde wenig Einſicht zeigen. Der Schauſpieler, der aus dieſer Liebe auf eine Veredlung Oſſips, aus dieſer ſteten Gemeinſchaft mit dem Fürſten auf eine Verfeinerung ſeiner Sitten ſchließen möchte, bliebe nur auf der Oberfläche ſeiner Aufgabe und ſtiege nicht in die Tiefen des Charakters hinab.

Seydelmann's Oſſip iſt ein Gemiſch von Rohheit und Dummheit; Rache beſeelt ihn und ſpornt ihn allein zur Thätigkeit an; er wird nicht ſentimal in unſerm Sinne bei der Erinnerung an Arinia, und iſt eben ſo wenig luſtig, aufgeweckt, witzig, wenn er zu ſpaßen ſcheint. Vom Lachen iſt ihm ſein Geſicht verzerrt, das ſonſt — nach ſeiner Meinung — nicht übel war; aber dieſes forcirte Lachen iſt keine Exploſion ſeiner innern Heiterkeit. Das „Ha ha ha!“ iſt ihm zur andern Natur geworden, und ohne Zweifel nur ein ſolcher Gebieter mag daran Wohlgefallen finden und ſich von dieſem Spaßmacher aufheitern laſſen; unſerm Geſchmacke würde er nicht zuſagen.

Im Aeußern iſt Seydelmann Ruſſe, und zwar von der aſiatiſchen Race, wie Naſe und Augen es deutlich zeigen. Ja, man lache nicht über dieſe genaue Bezeichnung: die ſchiefe Lage der Augen macht ihn zum Kalmücken, dieſen Oſſip. Der Himmel mag wiſſen, wie Seydelmann dieſe Metamorphoſe bewerkſtelligt. Der Ton ſeiner Stimme iſt herb und rauh, und wie er dieſen angenommenen Grundton feſtzuhalten verſteht in den verſchiedenſten Abſtufungen, iſt in der Erzählung ſeiner Liebe im erſten Akte, ſo wie in der Scene in Iſidor's Kerker wahrhaft bewundernswerth. Wie äußert ſich die Rührung in dieſem verwilderten

Gemüthe! Wie vermag Seydelmann ſelbſt in dem abſtoßenden Gemälde, das deſto abſtoßender wird, je wahrer es iſt, noch Theilnahme in ſo hohem Grade einzuflößen!

Der alte Graf im „Puls.“ — Der Bettler.

Mit geringen Mitteln ein wirklich anziehendes Lebensbild zu zeichnen, dieſe Kunſt iſt beinahe gänzlich von der neuern Bühne verſchwunden. Kann es etwas Einfacheres geben, als die antike Anekdote von dem Arzte, der ſeinem Patienten den Puls fühlt, und dadurch den geheimen Liebeskummer in ihm entdeckt? Und wie geiſtreich unterhaltend iſt das kleine Luſtſpiel, das der alte Babo daraus machte und uns hinterlaſſen hat!

Seydelmann gibt auch dem alten Grafen, den er in dieſem Stücke ſpielt, den originellſten Anſtrich. Wird dieſer alte Graf von einem alten Manne geſpielt, ſo iſt das ganze, vom Dichter beabſichtigte, Verhältniß geſtört.

Männer von 50 oder 60 Jahren können hier nicht gemeint ſeyn, und alte Schauſpieler, wie ſie unſer deutſches Theater hat, beſitzen ſelten noch liebenswürdige Eigenſchaften genug, wie ſie der alte Graf nothwendig beſitzen muß, und verſtehen auch nicht, die gutmüthige Heiterkeit, die dieſem Charakter ſo wohl anſteht, in vollem Maaße geltend zu machen. Viele gerathen ſogar auf allerhand Abwege, wozu unſere ſogenannten „denkenden Künſtler“ ſo gern hinneigen, die zwar immer bei ihren Rollen denken, doch niemals auf die rechte Weiſe, wie der verſtorbene Urban in München zu ſagen pflegte. Da ſieht man alte Herren, wohlbeleibt, mit einem forcirten Humor, etwas übertragen in der Kleidung, wohl gar mit einem dünnen Patentzöpfchen, mit Puder und dergleichen. Als wenn ein vornehmer Mann, der in unſern Tagen ſich um die Hand eines jungen Mädchens bewirbt, es ſich einfallen laſſen würde, zu ſolchen extravaganten Toilettenkniffen ſeine Zuflucht zu nehmen.

Seydelmann ſpielt den alten Grafen in

ſeinem gewöhnlichen Aeußern, ohne darin etwas zu ändern; nur mit der Schminke ſucht er ſein Geſicht, das von der Bühne jünger ausſieht, ſeinem wirklichen Alter analog zu machen. Er iſt vierzig Jahre alt, und dieß kann auch das Alter des Grafen ſeyn. Ueber ſeine äußere Erſcheinung, ſo wie über ſein ganzes Weſen, giebt Babo ſelbſt zu Anfang des Stückes die genügendſte Erläuterung, die er dem Bedienten in den Mund legt. Man nennt im Hauſe den Vater den jungen Herrn, den Sohn den alten. Ein vornehmer, reicher Mann, 40 Jahr alt und geſund und friſch, der daran denkt, ſich zum andern Mal zu verheirathen, darf kein Kopfhänger ſeyn; er iſt aufgeweckt, gelenk, fein und glänzend. Seine Toilette iſt nach dem neueſten Geſchmack, man ſieht es ihm an, daß er gefallen will, und zwar nicht blos ſeiner Braut, wie ein junger, ſchwärmender Liebhaber, ſondern auch ihren Freundinnen, damit ſie die Thörin nicht auslachen, die einen Vierziger ſich erwählen konnte.

Der Graf iſt aber kein Fat, er iſt durch und durch vornehm, mit all' der Leutſeligkeit, milden Herablaſſung und Bonhommie begabt, wodurch ſolche Leute zu imponiren verſtehen. Seydelmann hat hier treu nach dem Leben kopirt; die Originale dazu ſind vornehmlich in Oeſtreich anzutreffen; es ſind liebenswürdige Kavaliere unter ihresgleichen; für einen wahrhaft edeln Mann ohne Stammbaum hat ihre Nähe und Vertraulichkeit aber ſtets etwas Drückendes. Die Liebe zu ſeinem Sohne hebt Seydelmann ſchon im Anfang mit innerer Heftigkeit hervor. Es iſt aber auch dies keine bürgerliche Vaterliebe, es iſt ein gräfliches Attachement, ohne jedoch deßhalb minder tief zu ſeyn. Nur die Aeußerungen ſind verſchieden. Der alte Graf möchte vergehen vor gefühlvoller Zärtlichkeit, aber dennoch vermag ſie uns nicht ſo zu rühren, wie der ſtumme Schmerz irgend eines bürgerlichen Vaters. Es herrſcht zuviel Glück und Glanz in dieſen Regionen der Geſellſchaft, als daß der menſchliche Schmerz ſchon ſeine tiefe Poeſie darin entfallen ſollte. Von dieſem Allem läßt Seydelmann nichts vermiſſen. Er bleibt ſtets in den Gränzen des feinen, heitern Luſtſpiels. Sein Schmerz wie ſeine Freude, ſeine Liebe wie ſeine Entſagung, nichts trübt uns den Genuß; Alles wirkt erheiternd in dieſem Lebensbilde. —

Eine Miſere folgt nun, ein Nichts, wenn nicht Seydelmann eine Rolle darin hätte. Es war der „Bettler“ von Raupach. Man ſollte nicht glauben, daß dieſer „Walter“, der doch ſo klar daliegt, vergriffen werden könnte, und doch iſt es ſo. Ich ſah dieſe Rolle von berühmten und geſchätzten Schauſpielern, aber keiner traf ihn ſo wahr, wie Seydelmann. Der Eine wollte etwas Eigenthümliches darin zeigen und meinte, er müſſe wie ein Quäcker gekleidet ſeyn; dem Andern fiel es ein, aus dem nicht ſonderlichen Bettler einen bettelnden Sonderling zu machen. Seydelmann gab ein gebeugtes, Mitleid erregendes Männchen, in einem reinen Röckchen, dem ſchon alle Wolle abgebürſtet war, mit einem Hute, auf dem kein Stäubchen ſeyn durfte. Ueberall verrieth

Alles an ihm die ſtrengſte Ordnungsliebe und Gewiſſenhaftigkeit. Sein zudringliches Weſen war unterwürfig und der Idee vollkommen entſprechend, die Herr von Ruhmor in ſeiner „Schule der Höflichkeit" für den Bettler vom Fache entwickelt. Wäre das Buch früher dageweſen, ſo könnte man auf den Gedanken gerathen, daß Seydelmann es für ſeinen Zweck benutzt habe. Sollte ich nach jenem angezogenen Werke einige Schauſpieler beurtheilen, die ich in dieſer Rolle geſehen, ſo kam Eßlair dem Vagabunden, Schmidt in Hamburg dem fechtenden Handwerksburſchen, Seydelmann allein dem Bettler nahe, wie er ſeyn ſoll. Da hier Alles auf Rührung, und nur auf Rührung der gewöhnlichen Art abgeſehen iſt, ſo kann man auch mit der Wirkung vollkommen zufrieden ſeyn.

Nathan. — Till.

Nathan, ein reicher Jude zu Jeruſalem, den das Volk den Weiſen nennt. In dieſer Bezeichnung liegt, dünkt mich, ſchon ſo viel, daß der Charakter nicht im Geringſten zu vergreifen wäre, und doch ſieht man ihn ſelten richtig darſtellen. Einige machen einen Schulpedanten daraus, laſſen die Regungen, denen Nathan im Verlauf des Stückes preisgegeben iſt, ganz unbeachtet, und ſuchen blos den dialectiſchen Theil der Rolle auf das Glänzendſte herauszuheben. Sie geben uns, im beſten Falle, eine Disputation ſtatt eines Schauſpiels. Andre verwechſeln den Weiſen mit dem Großen, laſſen im Nathan eine wirkliche Erhabenheit vorwalten, und entrücken ihn ſo ganz der Scene, in der er ſich bewegt. Beide Mängel bemerkte ich nur zu oft in der Darſtellung dieſer Rolle, ſelbſt durch berühmte Schauſpieler, der Andern gar nicht zu gedenken.

Seydelmann erſcheint in anſpruchloſer Zurückhaltung, er iſt nicht weniger der Weiſe, als auch der Kluge, der ſeine ganze Stellung wohl zu bemeſſen verſteht, und deſſen Einſicht dazu dienen muß, ihm alle Güter des

Lebens in reichem Maaße zu gewähren. Nur das Glück der Kinder, die Nachkommenſchaft muß er entbehren. Ein Fluch des Daſeyns für alle Orientalen und für die Juden insbeſondre. Der Dichter läßt uns darüber durch Nathan ſelbſt aufklären; er hat Kinder gehabt, ſieben hoffnungsvolle Söhne, die alle im Feuer umkamen. Um ſich dieſes Glück — wenn auch nur zum Theil — wieder zu erſetzen, wenigſtens den Drang des Herzens zu beſchwichtigen, erzieht er das Chriſtenmädchen. Hier läßt ihn ſeine Alles wohl berechnende Weisheit im Stich; denn durch dieſe Handlung wird er in einen Conflikt von Umſtänden und Fährlichkeiten verwickelt, woraus eben das Stück beſteht, das uns der geſchickte Schauſpieler vor allen Uebrigen beſonders herausheben ſoll, um uns für die andern Tendenzen darin empfänglich zu ſtimmen, die Leſſing auf Koſten des Drama's manchmal zu ſehr in den Vorgrund treten ließ.

So hat ſich Seydelmann dieſe Aufgabe geſtellt. Sein Nathan iſt ſtets der Jude, zwar nicht das Konterfey eines gewöhnlichen Juden, aber dennoch ein Jude in ſeinem Hauſe, der Chriſtenſclavin wie ſeiner Recha gegenüber, in Gegenwart des Tempelherrn und Al Hafi's, wie vor dem Sultan. In dem Elegiſch-weichen, dem Zärtlichen, dem Sorgenvollen, in der zudringlichen, unverdroſſenen Dankbarkeit gegen den Tempelherrn, wie in der überlegenden Schlauheit bei Saladin, überall ſtoßen uns wohlgetroffene Züge auf, die ſelbſt den edelſten Juden charakteriſiren, ohne gerade den edeln Menſchen überhaupt zu entſtellen.

Nathan kann unmöglich als Weiſer allgemein gehalten werden; die Nationalität darf bei ihm nicht verwiſcht erſcheinen. Er handelt mit den Perſern und Syrern; er zieht mit ſeinen beladenen Kameelen durch die Wüſte, und bringt herrliche Stoffe und Schätze heim. Ein ſolcher Kaufmann iſt nun freilich etwas Anderes, als einer unſerer Galanteriehändler; aber es iſt doch auch gewiß kein docirender Profeſſor.

Seydelmann gibt einen weißbärtigen Greis in einfacher Kleidung, voll Innigkeit und von beſcheidener Würde. Seine Betonung iſt ſcharf und bezeichnend; er denkt nicht daran, als Schönredner hier zu glänzen, ſondern er will nur gehörig verſtanden werden, und ſpricht daher eindringlich und mit Nachdruck. Wer die hohen pathetiſchen Nathan's, in koſtbaren Shawls, und weiten üppigen Kaftans im Gedächtniß hat, wird von dieſer Auffaſſung überraſcht, aber bei ruhiger Ueberlegung gewiß befriedigt werden, und geſtehen müſſen, daß dies die wahre Art ſey, den Nathan darzuſtellen.

Dem Weiſen in würdiger Geſtalt folge der Weiſe als Narr, wenn man nehmlich Raupach und ſeinen Freunden den Gefallen thun will, den Till dafür gelten zu laſſen. Er hat allerdings recht kluge Dinge zu ſagen, und würzt dieß mit einem anſprechenden, wenn gleich trockenen Witze.

Von Seydelmann ſah ich ihn in den „Schleichhändlern." Gewöhnlich iſt dieſer Till ein Aktenwurm, irgend ein Kanzelliſt oder dergleichen. Hier iſt er bei'm Zollweſen an der Gränze angeſtellt. Das Bild, das unſer Künſtler von ihm gab, und das, wie gewöhnlich, in den ſchärfſten und beſtimmteſten Umriſſen vor unſern Augen Leben empfing, gehörte einem vertrockneten, alten Reſidenzſtädter, der nun mit großem Uebergewichte ſeine ganze Umgebung beherrſcht und daher um ſo leichter allerlei Unfug anzuzetteln vermag. Ich habe ſolche Zollbeamte wohl manchmal in entlegenen Provinzen, etwa nach Polen hin, angetroffen, die ſich viel darauf einbildeten, geborene Märker und nur vier Stunden von Berlin zu Hauſe zu ſeyn. Sie nannten ſich gern ſelbſt Berliner. Sie verſpotteten die Sitten der armen Landbewohner, obwohl ſie keineswegs beſſere zeigten; ſie ſchnarren, ſie flegeln ſich auf die Stühle, ſie naſchen und ſchwatzen unverſchämt über Alles und in Alles hinein, ſind aber dennoch in einer gebildeten Geſellſchaft höchſt ungelenk und genirt und völlig ungenießbar. Sie erſcheinen dann wie die Mitarbeiter des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons, wenn ſie für ihre Landsleute Artikel des verfeinerten Lebensgenuſſes erklären wollen, die in Sachſen rar ſind, und die ſie ſelbſt nur vom Hörenſagen kennen.

Seydelmann hatte einen leichten Anflug von märkiſcher Rede angenommen und den obenbezeichneten, großſtädtiſch-linkiſchen Pli; dabei war ſeine Trockenheit zum Entzücken, und der Faden ſeiner Rede riß nie ab. Die Kleidung war braun, die Haare von hinten nach vorne ſehr glatt geſtrichen; und ſeine Naſe beſchattete gar anmuthig eine Brille mit grünen Klappen an der Seite. —

Mohr in „Fiesko." — Danville.

Der Mohr in „Fiesko" war eine, von Allem bisher geſehenen ſo verſchiedene Rolle, daß Seydelmann uns plötzlich von einer ganz neuen, bisher nicht geahnten Seite erſchien.

Schon ſeine äußere Beweglichkeit erregte Bewunderung. Es waren Sprünge und Sätze, die wahrhafte Tours de force genannt zu werden verdienten. Er wollte den Afrikaner, das Kind der Wüſte charakteriſiren, und den „confiſcirten Mohrenkopf“, wie ihn Schiller nennt, nebenbei. Die Liſt dieſes Haſſan iſt von der plumpſten Art; auch iſt eine tüchtige Portion Schelmerei in ihm, und ſeine Frechheit überſteigt alle Gränzen. Von Gewiſſen oder Gefühlsregungen iſt bei ihm die Rede nie; wer ihn dingt, hat ihn, und er läßt ſich zu allen Streichen brauchen. Dieſen Mohren wie einen gewöhnlichen Menſchen darzuſtellen, iſt durchaus verfehlt, und verſchwendete man auch alle zu Gebote ſtehende Luſtigkeit, Leichtigkeit und Laune an ihm.

Seydelmann brachte ihn dem Thier nahe. Es war das Grinzen, Zähnefletſchen und Geberdenſpiel des Affen, die Sätze des Tiegers, die Geſchmeidigkeit und der Blick der Schlange. Die Stimme klang heiſer, der Athem war kurz. Er ſtand keinen Augenblick ruhig, und nur einmal warf er ſich in einen Seſſel, weil „ihm die Fußſohlen brennen,“ wie ihn der Dichter ſagen läßt. Aber wie lag er auch da — nicht wie ein Menſch, der ausruhen will, ſondern wiederum wie eine Beſtie, die alle Viere von ſich ſtreckt, und dies in Gegenwart ſeines Herrn, des vornehmen und mächtigen Grafen von Lavagna. Was ſchiert das aber ihn — von ſolchem Unterſchiede hat er keinen Begriff, er weiß nur, daß Lavagna ihn zu Spitzbübereien und Schandthaten gedungen hat, und daß nur er es iſt, der ſie trefflich auszuführen verſteht. Und auf welcher Seite wäre hier das Uebergewicht, nach ſeiner Meinung?

In dieſem frechen Uebermuthe verbleibt er bis zu ſeinem letzten Erſcheinen, und ſelbſt wie er zum Tode fortgeführt wird, macht er noch einen Luftſprung, und läßt uns verſtehen, daß er ſeinen Wächtern ſicher zu entkommen gedenkt. Ich bin überzeugt, daß dieſe Auffaſſung ſelbſt die kühnſte Idee des Dichters von dieſer Rolle überflügelt hat.

Nun nenne ich Danville in der „Schule

der Alten.“ Man hat, wie dieſes Stück aufkam, zu vielen Lärm davon gemacht; ja man hat ſich in Deutſchland nicht einmal erinnern wollen, daß Kotzebue's „Stricknadeln“ früher da waren, die denn doch dieſes Thema für uns auf eine viel eindringlichere Weiſe behandelten.

Delavigne iſt faſt ſo erfindungsarm wie ein deutſcher Theaterdichter von Heute, und legt viel zu großen Werth auf die Form. Ueber der Feile erkaltet und erſtarrt ſein Kunſtwerk, und die beſten Schauſpieler vermögen es dann nicht wieder zu erwärmen. Er galt in der Reſtaurationszeit für einen Dichter in ſeinem Vaterlande, und Talma's Autorität mußte ihm zu Hülfe eilen, um ihn in der Meinung zu erhalten. Aber dies Alles fruchtete nichts; ſelbſt Talma und die Mars, und jene ganze, ſo ſchnöde Parthei, die in ihm nicht nur den talentvollen Dichter beſchützen wollte, ſondern bemüht war, durch ſeine Erhebung die junge, glühend emporſtrebende neue Schule in Frankreich zu unterdrücken, vermochte nichts zu ſeinem Ruhme hinzuzufügen, noch ihn der unpartheiiſchen Würdigung der Zeitgenoſſen zu entreißen.

Danville und der Landrath Durlach in den „Stricknadeln,“ obgleich in denſelben Verhältniſſen, ſind in der Darſtellung ſehr zu unterſcheiden. Doch gehen unſere Schauſpieler darin zu weit. So wie ſie, wenn von einem Spanier die Rede iſt, immer zuviel von der Grandezza hinzuthun wollen, ſo fällt ihnen, giebt es einen Franzoſen darzuſtellen, immer ein zu hoher Grad von Feinheit im äußern Benehmen ein. Und im Ganzen hat, bei aller Verſchiedenheit darin, denn doch zwiſchen einem deutſchen Landrathe und einem alten franzöſiſchen Kaper, der in einem Seeneſte in der Bretagne oder Normandie hauſt, kein ſehr bedeutender Unterſchied ſtatt. Beide können derb bis zu einem gewiſſen Grade ſeyn; und kommt es darauf an, ſo hat der Landrath gewiß mehr Politur und Lebensart, ſowie er denn auch ſchon in der Geſellſchaft auf einer höhern Stufe ſteht.

Danville hat ſich verjüngt, weil er eine junge Frau genommen, und unterſcheidet ſich darin von ſeinem alten Schulfreunde Bonnard; er hat aber auch ſchon einen jüngern Geiſt an und für ſich, er hängt den Vergnügungen an, denn ſonſt würde er das Wageſtück nicht unternommen haben. Er kleidet ſich modern, doch nicht wie ein Pariſer Fat; überhaupt muß er zu dem eigentlichen Pariſer Tone, mit ſeinem Betragen, einen Gegenſatz bilden, und zwiſchen d'Elmar's grellem Lichte und Bonnard's tiefer Schattenſeite eine angenehme Mitteltinte liefern, die uns eben für ihn einzunehmen im Stande iſt, und ſogar nach und nach unſer ganzes Intereſſe für den Mann erheiſcht. Es ſcheint mir nicht leicht, die gegebenen Bedingungen ſo zu erfüllen, daß dies in hohem Grade eintritt.

Das Alter hat hier eine Mesalliance geſchloſſen; die ſchöne, junge Frau wird ein Wenig gequält, am Ende begeht ſie nichts weiter als einen kleinen Ungehorſam, ſie benimmt ſich edel im entſcheidenden Augenblicke, und der alte, grämliche Mann will ſeine unnatürlichen Rechte auf eine grelle Weiſe geltend machen; auf welche Seite wird ſich das Intereſſe unſers jungen, lebensfrohen Publikums nun aber hinneigen?

Und Danville muß und ſoll das größte Intereſſe für ſich haben, ſo will es die poetiſche und moraliſche Gerechtigkeit und ſo war die Abſicht des Dichters.

Iſt er ein bloßer Haberecht, ein Haustyrann, ſo wird es ihm nicht gelingen; iſt er ein durchaus feiner Mann, ein etwas übertragener Weltmenſch von den eleganteſten, geſchliffenſten Sitten, ſo nimmt er noch weniger unſere Theilnahme in Anſpruch. Danville iſt ein Mann von geſetzten Jahren, der nach mühevoll durchlebten Tagen ſich ſeines Alters freuen will. Er gedenkt nachzuholen, was er bis dahin verſäumte. Er iſt vollkommen geſund und rüſtig, wohlgenährt und wohlgeröthet, eine kräftige Natur, in Geſchäften mancherlei Art gewiegt, und durch ſeinen Reichthum in den Stand geſetzt, Alles mit Sicherheit und Beſtimmtheit beginnen zu können, was er zu unternehmen wünſcht. So hat er denn auch ſeine zweite Verheirathung contrahirt. Dieſe Feſtigkeit des Mannes bildet zu dem Uebrigen einen ergreifenden Kontraſt.

Nicht einen Augenblick fühlt er ſich in dem glänzenden Geräuſche von Paris beengt oder ſchüchtern; er findet ſich ſogar leicht in die neue Hausordnung, die ſeine Frau einführt, und hängt nicht an Gewohnheiten, die ihm ſein Alter werth machen ſollte. Eine innere Liebenswürdigkeit durchdringt ihn, ohne daß er darnach ſtrebte, das ſüßliche Weſen eines alten oder jungen Gecken anzunehmen; er iſt von einem weichen, angenehmen Betragen, gefällig und höflich gegen ſeine Frau. Alle dieſe Eigenſchaften ſeines Charakters machen ihn uns werth, und wir nehmen den regſten Antheil, wenn die häusliche Ruhe, die Ehre dieſes Mannes bedroht werden. Danville iſt ein Charakter, wie man ihn dem größten Theile nach einen deutſchen nennen möchte; nur jene Liebenswürdigkeit darin iſt ächt franzöſiſch. Er wird daher in Deutſchland leicht gute Repräſentanten finden, bis auf die Letztere, welche unter uns ſelten iſt. Dieſe beſteht, wie man nun einſehen wird, nicht in Dem, was man gemeinhin franzöſiſchen Anſtrich nennt, und was auch einige Schauſpieler wohl zu geben wiſſen, ſondern um dieſe franzöſiſche Liebenswürdigkeit zu perſonificiren, muß man lange in Frankreich mit verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft umgegangen ſeyn, oder mindeſtens gute Muſter vom Theater her kennen.

Bei Seydelmann iſt Beides nicht der Fall und doch trifft er Alles ſo, wie man es nur wünſchen kann. Aber ſo trifft er auch Oſſip, den Mohren und den Vatel. Das iſt eben ſein Genie, das an der Oberfläche nie haftet, ſondern die Aufgabe ganz durchdringt, und ihn ſtets das Richtige finden läßt. Wenn man nun aber ſein Spiel ſieht, ſo giebt es da nichts, was eben bewundert ſeyn wollte, weil es ſo anſpruchlos natürlich iſt.

Wohl mancher Schauſpieler mag denken,

daß er es auch ſo machen würde, weil es nicht anders gemacht werden könne. Es iſt die alte Geſchichte vom Ey des Kolumbus.

Seydelmann's Danville iſt aber eine ſeiner größten Leiſtungen, weil ſie durch und durch ſo wahr iſt, ſo entfernt von dem, was man Theatereffect nennt, ſo warm, ſo menſchlich, und deshalb ſo ergreifend, bei den anſcheinend geringſten Mitteln.

Wie wunderbar iſt aber deſſenungeachtet die Kunſt ſeiner Rede in dieſer Rolle, und welche Kräfte des Geiſtes nimmt ſchon ſie allein in Anſpruch, von welcher Vollendung aller Sprachwerkzeuge, von welcher Beherrſchung der Mittel zeugt ſie? —

Friedrich der Große. — Ein alter Leyermann.

Eine Bluette, die ſich ſelbſt in Frankreich keines nachhaltigen Beifalls zu erfreuen hatte, die einer unſerer jetzigen Theaterdichter, ein Herr Georg Harrys, in treuer Ueberſetzung der deutſchen Bühne ſchenkte. Der Mann aber hat ſo wenig Zeug, ſelbſt zu dieſem leichten Geſchäft, daß er ſogar den langen Namen des Hofraths, aus einer Menge deutſcher Worte zuſammengeſetzt, womit die Franzoſen uns zu verſpotten belieben, ehrlich beibehielt, und damit glaubte, ſeinem Werke einen treffenden Witz mehr anzuhängen. Schon Voltaire in ſeinem „Candide“ erlaubte ſich dieſen gnädigen Scherz mit deutſchen Namen, und ſeitdem ſind viele Variationen darüber in Vaudevilles und Romanen erſchienen. In dem überſetzten Stücke, vor einem deutſchen Publikum, wird jedoch ein ſolcher ellenlanger, deutſcher Name zum degoutanteſten Unſinn.

Da dies Machwerk nur auf Unwahrſcheinlichkeiten beruht, und in der Ueberſetzung auch das Pikante der Couplets eingebüßt hat, ſo konnte hier nur das Portrait Friedrichs des Großen eine kleine Anziehungskraft üben. Es haben uns nun ſchon eine Menge Schauſpieler den Rock dieſes Monarchen und ſeinen dreieckigen Hut gezeigt; denn bei den Meiſten

war

war es nicht mehr. Die Wenigſten, die ſich mit dieſer Garderobe behängten, konnten — wenn ſie auch wollten — ſich in den Beſitz der Kenntniß von dem Weſen und den Gewohnheiten des „alten Fritz“ ſetzen. Nur vage Traditionen waren darüber im Umlauf. Daraus ſetzten uns denn die Schauſpieler auf gut Glück eine Karrikatur zuſammen, unwürdig der großen Erinnerung. Es that mir oft das Herz im Leibe weh, wenn ich irgend einen haarbuſchigen Geſellen den großen Mann ſeiner Zeit ſo poſſenhaft herunter zerren ſah. Statt der ſchnarrenden Ausſprache, der geſtoßenen, kurz abgebrochenen Rede, der Naſenſtimme, was doch nicht auf die rechte Art nachgeäfft werden konnte, hätte ich immer gewünſcht, der Schauſpieler, in dem Kleide Friedrichs des Großen, ſpräche charakteriſtiſch, doch ernſt, in der Würde und mit dem Benehmen eines Königs, Feldherrn, und Weiſen.

Ein bereits penſionirter Schauſpieler am hieſigen Hoftheater, Hr. Miedke, hatte hier ſchon ſeit langer Zeit in dem Koſtüm des großen Königs, in den „Tages- und Königs-Befehlen“ vielen Beifall erhalten. Das Stück von Harrys erregte den Wunſch, ihn wieder einmal darin zu ſehen, wenn ſich Einer fände, der als ein im Stücke vorkommender Schauſpieler ſeine Parodie übernehmen wollte. Seydelmann verſtand ſich dazu, und das Intereſſe wuchs bedeutend.

Ich habe, von Töpfer angefangen, der als der „Erfinder dieſer Kunſt“ gewöhnlich betrachtet wird, bis zu Seydelmann, eine Menge Schauſpieler in der Maske des Königs von Preußen geſehen, die ich jetzt gar nicht mehr zu nennen im Stande wäre. Sie beſchmierten ſich gewöhnlich ihr Geſicht mit allerlei Schminken und Paſtellfarben, um die ſcharfen Linien jener merkwürdigen Phyſiognomie hervorzuheben. Nur ſelten jedoch ſtreifte das, was ſie gaben, an entfernte Aehnlichkeit. Friedrichs großes Auge mit dem durchdringenden Blick war durch keine Schminke zu erſetzen, noch weniger ſein ſeltſames Profil, das einem Dreiecke glich.

Seydelmann hatte nun eigentlich die Aufgabe, nicht ſowohl die Aehnlichkeit mit dem Könige, als die mit dem ihn auf dem Stuttgarter Theater vorſtellenden Schauſpieler hervorzubringen; aber Seydelmann zog es vor, Harrys und jeder möglichen Täuſchung, die das dumme Stück hervorzubringen im Stande wäre, zum Trotze, den König ſelbſt uns ſehen zu laſſen. Er wiederholte vor unſern Augen ein Kunſtwerk, wie es uns die Fama von Garrick hinterbracht hat, der ſein Geſicht ſo geſchickt in Falten legen konnte, daß er Hogarth und andere Perſonen auf das Täuſchendſte ihren Bekannten vorführte. Dieſe Beweglichkeit der Geſichtsmuskeln kann allerdings ein Vorzug des großen Darſtellers genannt werden, während das Bemalen eines Geſichts, wie es die meiſten der Schauſpieler üben, auch nicht im Entfernteſten als etwas Erhebliches gedacht werden kann.

Das Profil durfte uns Seydelmann nicht zeigen, denn da fehlte die hervorſtrebende Naſe Friedrichs, mit welcher ſeine Naſe, ohne künſtlichen Anſatz, keine Aehnlichkeit zeigen konnte. Wenn er ſich uns aber en face gegenüberſtellte, ſo ward man ganz wunderbar überraſcht. Das war der breite Mund, mit den ſchmalen Lippen, an den Winkeln etwas herabgezogen; das waren die großen, weit aufgeriſſenen Augen, das zurückliegende Kinn. Es war Friedrichs Charakter, wie er ſich in ſeinem Geſichte ausſprach; es war, gegen die Leiſtungen anderer Schauſpieler in dieſer Sphäre gehalten, die Auffaſſung eines geiſtreichen Künſtlers, neben der Arbeit eines blos fleißigen Portraitmalers, und viele Schauſpieler dürften ſelbſt darauf nicht einmal Anſpruch machen. —

Der Vaterſegen heißt ein kleines einaktiges Stück, welches ich während meines erſten Aufenthalts in München, ſchon vor dreizehn Jahren, geſchrieben habe. Es iſt damals auf einigen Theatern gegeben worden, und ſeitdem in dem „Almanach dramatiſcher Spiele“ bei Hoffmann und Campe gedruckt erſchienen. Es gehört zu der Gattung der larmoyanten Dramen. Niemand kann weniger Werth auf dieſe Hervorbringungen einer frühern Zeit legen, als ich ſelbſt, wo das Theaterweſen mir noch ganz andere Beziehungen darbot, und die Luſt, zu produciren, jede andere Rückſicht aufwog.

In dem genannten Stücke kommt ein alter, blinder Leiermann vor, der mit ſeiner Veille von Wirthshaus zu Wirthshaus zieht, eigentlich aber ein während der Revolution von ſeinem Schloſſe vertriebener Graf Nogarede iſt. Dieſen ſpielte Seydelmann, und brachte eine außerordentliche Wirkung damit hervor. Die perſönliche Hoheit in den reinlichen Lumpen, die ſelbſt noch von einer nothdürftigen Eleganz, wie ſie das ancien régime auszeichnete, einzelne Proben ſehen ließ; ſeine edle Haltung bei der das Mitleid in Anſpruch nehmenden Geſtalt, der Ton ſeiner Stimme, ſeine feine Bewegung, und dabei die Hinfälligkeit, das Dürftige, das tiefe Elend, Alles dies lieferte ein Gemälde von durchdringender Wärme. Man weinte; ſelbſt

Männer trockneten die Augen; das Theater war vollſtändig unter Waſſer geſetzt.

Dieſe Wirkung lieferte mir den rechten Maaßſtab für das Verfehlte dieſes jugendlichen Verſuchs. Ich hatte nämlich damals im Sinne, die Rührung, die in dieſem Stücke einen ſo breiten Platz für ſich in Anſpruch nehmen mußte, dadurch einzuſchränken, daß ich einen halbkomiſchen Charakter einflocht, der die Rührung vollkommen parodirte. Dies half aber nichts, und mein Komiker ſtörte nicht die Wirkung, wohl aber den Genuß. —

Eine Jugendſünde, die ich nur ungern der Vergeſſenheit wieder entriſſen ſah. —

Kommerzienrath Froſch — Mephiſtopheles.

In dem alten „Verſchwiegenen wider Willen“, einem Stücke, wie ſie Kotzebue nach dem Dutzend fabricirte, gab Seydelmann den Kommerzienrath Froſch. Er ſpielt die

Rolle gern, wie er mir ſagte; je nun, es iſt ihm ein leichter Scherz; er läßt ſich gehen, extemporirt, und es freut ihn, ohne große Anſtrengung ſich und die Zuſchauer zu amüſiren. Er war hier das ächte Bild eines alten Berliner Pflaſtertreters der Mittelklaſſe; ein wohlbeleibter, rother, dünnhaariger Obenhinaus und Nirgendan, der ſeine Naſe überall haben will, tauſend Verlegenheiten erregt und ſelbſt hinein geräth; dem ſeine „kühle Blonde“ über Alles geht, wenn er ſie, von anmuthigen Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten überſprudelnd, bei'm Hofjäger oder unter den Zelten, Notabene in charmanter Geſellſchaft „recht jemithlich“ verzehren kann. Der blaßgrüne, ſchief zugeknöpfte Frack, die Nankinhoſe und Kamaſche, das griechiſche Mützchen unter dem Hute, die Akten in den Taſchen, bis auf die lange Uhrkette, Alles war an der rechten Stelle, und für dieſes Genrebild bezeichnend. —

Mephiſtopheles war die letzte Rolle, worin ich Seydelmann ſah; und ſollte ich ihn nie wiederſehen, dieſer Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Ich war im höchſten Grade darauf geſpannt; viele meiner Freunde hatten dieſe Rolle als den Gipfel ſeiner Kunſt bezeichnet.

Ich ſprach ihn am Morgen, ehe er zur Probe ging.

„Erwarten Sie nicht zu viel“, — ſagte er mir; — „ich thue mein Beſtes zwar, Mephiſtopheles iſt aber kein Menſch, und der Teufel — das werden Sie mir zugeſtehen — iſt ſchwer anzupacken. Zudem bin ich von der nahen Abreiſe ſchon zu ſehr in Anſpruch genommen.“

Wie ich ihn nach der Probe wiederſah, war dieſe trübe Vorempfindung faſt bis zum Unmuthe geſteigert. Er fühlte ſich ſehr erſchöpft; die Schwierigkeiten des Gedichts mußten ihm auf's Neue einleuchtend werden, bei der Unzulänglichkeit der übrigen Darſtellung. Ein doppelt ſchmerzhaftes Gefühl für ihn, da er viele ſeiner Freunde im Schauſpiel wußte, von denen mancher mit dieſem Abende für lange von den hieſigen theatraliſchen Genüſſen den freiwilligſten Abſchied nahm.

Das Theater war nicht ſehr voll; Seydelmann ſpielte in dieſem Stücke, Seydelmann ſpielte zum letzten Male vor einer großen Reiſe, die ihn uns auf lange entziehen wird, und kein Gedränge? Das erſchien mir im erſten Augenblicke räthſelhaft, hier — wo das Schauſpiel noch in Ehren gehalten, und gepflegt wird, wie wohl ſonſt nirgends. — Man wußte mir zwei Gründe dafür anzugeben; der erſte war, daß das Stück ſelbſt bei den Frommen Anſtoß gebe, welche gegen deſſen Aufführung heftig geeifert hatten, und ſich nie entſchließen können, ihr beizuwohnen; der zweite bezog ſich auf die Beſetzung, und ging daher von einem blos künſtleriſchen Geſichtspunkte aus.

Die Darſtellung dieſes Gedichts, unſerer ureigentlichſten National-Tragödie, erſchien mir, ſeitdem ſie verſucht wurde, als das außerordentlichſte Ereigniß in der deutſchen Theater-Geſchichte. Kein früheres ließe ſich damit vergleichen; die erſte Verpflanzung der Shakspeare'ſchen Dramen, ſo groß der Schritt auch war, und ſo bedeutend ſeine Folgen wurden, iſt nicht ſo koloſſal. Der Gedanke war ſo gewagt, daß Jeder, der das Gedicht und die Bühne kannte, davor zurückſchrecken mußte, ſeine Ausführung ſo tollkühn, daß ſelbſt der greiſe Dichter des „Fauſt“, im gerechten Unwillen, ſich davon abwandte.

Mit welcher Unbefangenheit man aber von Seite der Bühnen-Verwaltungen die Sache zu begreifen ſchien, mit welcher Sorgloſigkeit man bei der Einrichtung und dem Einſtudiren zu Werke ging, mit welcher Nüchternheit man auch hier ſein bengaliſches Feuer abbrannte, zeugte von der Verſunkenheit des ganzen Theaterweſens. Auch überreitzte Schwäche dünkt ſich Kraft, und unternimmt das Schwerſte. Das Erſcheinen des Fauſt auf dem jetzigen deutſchen Theater finde ich mit den ohnmächtigen Liebesverſuchen eines alten Wollüſtlings vergleichbar.

Der Beifall, mit dem das Gedicht aber dennoch aufgenommen wurde, hätte vielen Verblendeten die Augen öffnen, vielen Uebelwollenden den Mund ſtopfen, viele Anſtrebende mächtig belehren ſollen. Durch das Gelingen dieſes allzukühnen Verſuchs, und wenn es auch nur theilweiſe und unter Bedingungen Statt haben konnte, ſehen wir wie mit einem Zauberſchlage die Gränzen des Darſtellbaren in's Ungeheure ausgedehnt; und die jungen, thatkräftigen Talente können ermeſſen, wie weit ſie ihre Schwingen regen dürfen, und lernen zugleich, daß ſie ſich keinem dummen, ſchulmeiſterlichen oder handwerksbräuchlichen Eigenſinn zu fügen haben werden, wenn ſie ihre Dichtungen auch dargeſtellt ſehen wollen. Sie ſehen, daß ein in der Form ſo großartiges, ſchrankenloſes Gedicht, bald mit mehr, bald mit minderm Geſchick der Vorſtellung angepaßt werden kann; ſie ſehen deutlicher als je, daß es nicht nöthig ſey, ſich nach den ſogenannten Bühnen-Erforderniſſen zu richten; man fühlt, daß kein gutes Werk mehr aus kleinlichen Couliſſen- und Lampen-Rückſichten, z. B. ſeines Zuſchnitts wegen, von dem ihm zukommenden Bereich der Scene verbannt bleiben darf.

Alles dieſes wurde mit der Aufführung des Fauſt dargethan, und die aufmerkſame junge Dichterwelt ſah dies wohl ein, und ließ von nun an ihre höchſten Entwürfe und Hoffnungen auf dieſem Felde keimen.

Ob irgend ein feiner Kopf hiebei ſeinen Einfluß benutzte, oder ob die Theater als alte, morſche Inſtitute, die ſich ſelbſt überlebt, ſich willenlos dieſes Grab bereitet, kann hier nicht erörtert werden. Daß ein Paar bedeutende Bühnen ſich bis jetzt noch geſcheut haben, die Tragödie darzuſtellen, kann den Zuſammenſturz weder aufhalten noch verhindern. Er wird und muß erfolgen, und mit dem größten Werke unſers größten Dichters wird die neue Aera zu zählen beginnen, wenn gleich zwiſchen jener und dem Anfange des regenerirten Theaters noch viel Plunder ſich aufhäufen ſollte.

Für die vollkommene Bewußtloſigkeit der Theater bei dieſer großen Erſcheinung bürgt ihr nachheriges Verbleiben im alten Geleiſe. Denn nachdem ſie den Fauſt gegeben hatten, und geſehen, daß es ging, ſo gewagt es ſchien, kauften ſie wieder Ueberſetzungen von franzöſiſchen Vaudevilles, und Poſſen aus dem Schlamme der Wien, und ließen ſie von denſelben Schauſpielern darſtellen.

Mephiſtopheles — Franz Moor — Ludwig XI.

In Stuttgart hat Seydelmann ſelbſt die Tragödie für die Darſtellung eingerichtet. Er hatte dabei keine andre Abſicht, als ſie ſo vollſtändig als möglich zu geben. Er, in deſſen Künſtlergemüth vor Allem der Glaube an eine Wiedergewinnung der urſprünglichen Würde des deutſchen Theaters ſchlummern muß, fühlte die ganze Wichtigkeit des Schrittes, und wollte ſich durch das äußerſte Wagniß mit einem Male volle Ueberzeugung verſchaffen.

Welche Schauſpieler ich auch ſchon in de Rolle des Mephiſtopheles geſehen, nicht Einer — ich ſpreche hier blos von den Beſſern — hob den Humor anders als auf menſchliche Weiſe hervor, und machte dann den alten Urgeiſt, im beſten Falle, zu einem Spaßmacher, der mit halbem Munde den Andern zulächelt, zu einem abgeſchmackten, barocken Kerl, einem armen Teufel, der nicht einmal ſo geiſtreich und luſtig wie ein Menſch zu ſeyn verſteht. Dieſe Darſteller waren nicht eingedrungen in die Tiefe der Dichtung, oder waren ſie es vielleicht, ſo hegten ſie Beſorgniſſe; wem es aber hier gelingen ſoll, der muß herzhaft zugreifen; wer einen Mephiſtopheles ſchaffen will, muß über große Gaben gebieten, und in ihrer Anwendung nicht blöde ſeyn. Wie Seydelmann hier zu Werke ging, erregt Erſtaunen; es iſt eine gigantiſche Schöpfung, welche den Raum der Bühne weit überragt. Wenigſtens iſt noch nichts auf ihr erſchienen, was einen Maaßſtab für dieſe Leiſtung abzugeben im Stande wäre.

Wir werden hier jeden Augenblick daran erinnert, daß dieſe „Truggeburt von Dreck und Feuer“ die äußere gottähnliche Geſtalt nur karrikiren könne, und von einer dämoniſchen

Gewalt beſeelt ſey. Die volle Kräftigkeit der alten Hölle durchdringt ſie; was Mephiſtopheles beginnt, trägt dieſen unverkennbaren Stempel. Wer möchte hier von Convenienz, herkömmlichem Weſen, Anſtand, Zuweitgehen, ſprechen wollen? Habt Ihr ein Mal Euren Salon ſolchem Gaſte geöffnet, ſo müßt Ihr Euch nicht darüber beſchweren, daß ſein eigenthümlicher Geruch Eure Ambradüfte erſticke, und ſein machtvoller Einfluß Eure feine Sitte ein wenig ſtark in's Gedräng bringe. Rümpft die Naſe nicht ſo vornehm, Ihr vermögt es gut zu ertragen! Seydelmann hat Recht, daß er Euch zu Liebe den Teufel nicht wie einen gebildeten Schauſpieler hinſtellt, der Euch blos zum Spaße den Teufel ſpielt. Er iſt Mephiſtopheles durch und durch; ſo groß, ſo befremdend, ſo wild, ſo höhnend, wie ihn ſich die glühendſte Phantaſie nur auszumalen im Stande iſt. Die Luſtigkeit dieſes Teufels kann eben ſo gut Lachen als Entſetzen erregen; es kommt nur auf die Umſtände an.

Bei dem Aeußern ſcheint Seydelmann die Umriſſe von Retzſch zu Grunde gelegt zu haben, und dann aus eigener Machtvollkommenheit weiter gegangen zu ſeyn. Sein Kleid iſt von hochrothem, glänzendem Zeuge mit gelben Zierrathen, das Mäntelchen „von ſtarrer Seide“ grasgrün; den übermäßig langen Oberleib umgürtet ein ſchmales, ſchwarzes Wehrgehänge. Dieſer Leib iſt wespenartig dünn; die Finger ſind gekrümmt, wie Krallen; bei'm Gehen wird der Pferdefuß mit vornehmer Grandezza nachgezogen. Den Schädel bedeckt ein ſtruppiges, ſchwarzes Haar, die Augen ſind ſchielend und ſchief; der Mund fletſcht die Zähne und iſt an den Winkeln in die Höhe gezogen, der fürchterlichſ[illegible] Hohn ſpricht ſich darin aus; die Naſe ſenkt ſich in graſſer Unförmlichkeit zum Kinne. Nur dieſe Naſe und die Haare ſind künſtlich, alles Uebrige iſt Kunſt, das will ſagen, Seydelmann bringt die Täuſchung ohne fremde Hülſe, blos durch Verzerrung der Geſichtsmuskeln hervor, und beharrt darin mit unglaublicher

Conſequenz während der langen Dauer des Stücks.

Iſt es denn aber nöthig, höre ich fragen, daß er auch im Aeußern ſchon uns ſo deutlich den Teufel zeige? Soll der Schauſpieler ſo weit gehen? Iſt es nicht recht, uns den innern Teufel ſehen und für das Uebrige die Phantaſie des Zuſchauers ſorgen zu laſſen? — O über die liebe Phantaſie der Zuſchauer! Dieſe Appellirung haben auch die ſchlechten Schauſpieler erfunden, die nichts als das Allergewöhnlichſte darſtellen können, denen nichts gelingt, und die doch für Etwas gelten möchten. Die nicht wie Seydelmann ſind, dürfen freilich nicht wagen, was er wagt; aber man denke ſich keinen Fratzen- und Poſſenreißer, keinen Geſichterſchneider oder Grimacier. Was Retzſch, Riepenhauſen und Allen, die ſich daran verſucht haben, Scenen aus dem Fauſt bildlich darzuſtellen, erlaubt war, ihrem Mephiſtopheles ſo viel Teufliſches beizumiſchen, als ſie nur erſinnen konnten, warum ſollte es dem Schauſpieler verwehrt bleiben? Es wird uns bei ſolchen Anwandlungen und Fragen eben nur wieder deutlicher, daß wir keinen wahren Schauſpieler haben, und daß die Meiſten, die ſich ſo nennen, eigentlich keinen Begriff von dem Weſen ihrer Kunſt beſitzen.

Das erſte Auftreten des Teufels kann in ſeiner Art beſcheiden genannt werden. Er will kein Aufſehen machen, wie ein vornehmer Mann, und tritt daher hinter dem Ofen hervor, gekleidet wie ein reiſender Scolaſt. Seydelmann benimmt ſich vollkommen dieſer Anſicht gemäß während der erſten Scene. Er iſt ſo manierlich, als es ihm nur möglich iſt; die Luftgeſtalten fangen ihre Gaukeleien an, Mephiſtopheles wendet ſich wie ein vornehmer Kenner darnach hin, nickt Beifall, murmelt Anerkennung; endlich iſt Fauſt eingeſchlafen; er beugt ſich über ihn, er ſcheint ſeine Stirne anzuhauchen und mit den Krallenfingern irgend einen unheimlichen Zauber über ſeinen Schlaf zu verüben; dann erhebt er ſich, und unbelauſcht, wie er iſt, ſpricht er das: „Erſchläft!“ ſo teufliſch, ſo ganz Hohn — die ganze Hölle lag darin.

In der Scene mit dem Schüler parodirte der Teufel das Weſen des Stubenhockers und Gelehrten, aber immer ſchimmerte Spott und Hohn durch in Allem, was er that und ſagte. Wie nahe er dem Schüler auf den Leib rückte, wie er ſich lang machte, und von oben, mit gekrümmtem Halſe, auf ihn herunter ſah, wie er ſich blähte, und ihn anpuſtete — es war Alles ſo unheimlich, ſo widerlich und abſchreckend; dieſer gewaltige Eindruck läßt ſich in Worten nicht wiedergeben. Von nun an hörte man, wenn Mephiſtopheles allein war, oder wenn er fortging, ſeltſame Töne, hohl, kläglich, wie das Lachen der Turteltaube mit dem Schalle des Unkengeheuls vermiſcht; ein, zwei, drei Mal kurz nacheinander ausgeſtoßen. Dieſe Töne kamen aus keiner Menſchenbruſt; ſie waren Allen befremdlich, man wußte nicht, was es war.

Mephiſtopheles wird von Scene zu Scene vertrauter mit ſeinem Gefährten; immer frecher wurden ſeine Aufforderungen, immer dienſtfertiger ſein Benehmen. Im Keller zu Leipzig benimmt er ſich geſpreizt, um den Geſellen zu imponiren; ſein Lied ſingt er ſtehend, mit ganz trefflichem Vortrage, während er den einen Fuß aufhebt, um ſich damit die Wade zu kratzen. Bei der Hexe zeigt er die familiärſte Vertraulichkeit. Fauſt findet Gretchen; Mephiſtopheles' Hohn wächſt; die ſeltſamen Töne, die uns ſchon früher überraſchten, nehmen jetzt deutlicher den Charakter menſchlichen Lachens an, und erſchüttern uns. In Gretchens Zimmer betrachtet er Alles mit liſtiger Spürnaſe. „Nicht jedes Mädchen hält ſo rein!“ — Er ſtellt den Schmuck in den Schrank; aber ehe er das Zimmer verläßt, iſt er bemüht, die Luft mit ſeinem Hauche zu durchwürzen. Dies Blaſen und Püſten hat etwas Aengſtliches, und des armen Gretchens Worte: „Wie drückend und ſchwül iſt die Luft!“ empfinden wir mit. Mephiſtopheles nimmt bei Marthen wieder jenes geſpreizte, vornehm thuende Weſen an, das wir ſchon an ihm kennen. Sein höhniſcher Spott bei der Todesnachricht des alten Schwertlein, ſeine Galanterie während der Gartenpromenade, wie er Marthen bei'm Arme führt, der Ton, womit er ſeine Antworten auf ihre zärtlichen Andeutungen begleitet, wie er den Kopf ſo ſtolz in den Nacken wirft, kurz wie er hier ſich bemüht, unſer Thun und Treiben nachzuäffen, das ihm aber doch ſo ganz fremd anſteht, und von der teufliſchen Natur in ihm wieder zerſtört wird, Alles dies iſt unvergleichlich, unnachahmlich.

Von nun an wird ſein Benehmen gegen Fauſt herriſcher, ſein Trotz gewaltiger, ſein Hohn fürchterlicher. Er läßt ſich noch ein Mal zu einem Späßchen herbei, indem er das gräuliche Ständchen vor Gretchens Thür ſingt; dann erſticht er ihren Bruder. Im nächſten Akte ſteht er in ſeiner ganzen Gräßlichkeit Fauſt gegenüber; der erſte Theil der Tragödie naht ſich dem Ende. —

Wie ärmlich und trocken erſcheint, was ich hier angedeutet habe, vergleiche ich es mit dem, was Seydelmann in dieſer Rolle leiſtet. Könnte ein geſchickter Zeichner ihm von Scene zu Scene, von Stellung zu Stellung folgen, er würde uns allerdings etwas Bewundernswerthes liefern; aber dennoch würde jener Zauber fehlen, Ton, Ausſprache, beſtändiger Wechſel des bezeichnendſten Minenſpiels. Nach dieſer Rolle, von Seydelmann dargeſtellt, wird man eingeſtehen müſſen, daß es auch der Schauſpielkunſt in Deutſchland noch möglich ſey, jene Anziehungskraft zu üben, die man in neueſter Zeit nur der Oper zuſchreiben wollte; daß ſie Wunder wirken könne, Begeiſterung und Erhebung, wie dieſe nie.

Und hat Seydelmann nicht Alles dies in verſchiedenen Städten gezeigt, wo der Geſchmack ſchon überſättigt und verdorben war, wie er es jetzt überall iſt? Hat nicht ſein Gaſtſpiel in Frankfurt den unwiderlegbarſten Beweis geliefert, daß ein einziger ächter Künſtler das Schauſpiel wieder zu Ehren bringen könne? Jenes Schauſpiel, das durch ſein ſchlechtes Repertoire, durch ſeine alternden

Kräfte und jungen Schwächen, keine Verehrer mehr zählte, und ſelbſt Beſucher von einiger Anhänglichkeit längſt von ſich zurückgeſcheucht hatte. Wurde es nicht in Frankfurt während Seydelmanns Anweſenheit zum mächtigſten Rival der Oper, die im gewöhnlichen Zuſtande dort Alles abſorbirt, was an Theaterliebe und Luſt noch im Publikum angetroffen wird? — Wer könnte aber wohl ſcheel darob ſehen? Wen könnte der Triumph Göthe's und Schillers ärgern, ſelbſt wenn er zu den eifrigſten Verehrern Mozarts gehörte? Der ausſchließlichen Verehrer Roſſini's und Auber's iſt hier nicht zu gedenken. —

Eine Rolle, die in jeder Hinſicht nach dieſer genannt zu werden verdient, iſt Franz Moor, wie mir Männer, deren Urtheil zu trauen iſt, mittheilten.

Leider iſt das Stück hier nicht auf dem Repertoire, und ich habe Seydelmann nicht darin ſehen können. Auch hier ſoll er von der gewöhnlichen Darſtellungsweiſe dieſer genugſam bekannten Rolle abweichen. Wie verzerrte ſie Iffland, bei aller Wichtigkeit, die er auf ihr Studium verwendet hatte. Man iſt bemüht, in Franz den ſchleichenden Heuchler zu zeigen, dem bei ſeinem erſten Auftreten ſchon das Kainszeichen leſerlich an der Stirne ſteht; Seydelmann gibt blos den verdorbenen Jungen, den ungezogenen, ſtörriſchen, heimtückiſchen Buben. Er entſtellt ſein Aeußeres nicht im Geringſten, er tätſchelt ſeinen ſchwachen Vater auf die plumpſte Weiſe, er holt einen kleinen Schemel herbei, ſetzt ſich ihm zu Füßen und legt ſeinen Kopf ihm in den Schooß. Wenn er allein iſt, und ſeine furchtbaren Plane ſchmiedet, ſieht man ihm keine Ueberlegung an; ein Gedanke gebiert ſchnell den andern, es iſt eine überſprudelnde Haſt in dieſer Vorbereitung, der böſe, nichtsnutzige Bube trifft das Alles ſo leicht. Aber deſto fürchterlicher iſt dann die Wirkung, wenn das Verderben über ihn hereinbricht, wenn dieſe Natur ſich in ihrer gräßlichen Erbärmlichkeit zeigt. Was er hier leiſtet, ſoll Alles überbieten, was man je von den berühmteſten

Darſtellern dieſer Rolle geſehen hat. Es ſoll den höchſten Gipfel der haarſträubendſten Wahrheit erreichen.

Auch Ludwig XI. in einem, Walter Scott nachgebildeten Schauſpiele von Herrn von Auffenberg, ſoll von einer vollendeten Characteriſtik zeugen. Auch hierin konnte ich Seydelmann nicht ſehen, obgleich ich es ſehr gewünſcht hätte, da ich den berühmten Ligier in Delavigne's Louis XI. kannte. Nach dem, was ich im Geſpräche erfahren konnte, ſtimmten beide Darſteller in der Auffaſſung dieſes merkwürdigen Charakters auf die überraſchendſte Weiſe zuſammen, was ſich ſogar auf die äußere Maske erſtreckte; ein um ſo ſeltſamerer Umſtand, da Seydelmann, nach ſeiner Verſicherung, nie ein Bild jenes merkwürdigen Königs zu ſehen Gelegenheit hatte.

Was ich hier mit wenigen Zügen anzudeuten bemüht geweſen bin, iſt nur ein kleiner Theil jener großen Gallerie, über welche der Künſtler herrſcht, die reich und beweglich iſt, wie das Leben ſelbſt. Alle jene halb ſpaßhaften, halb rührenden Geſtalten, die Eſſighändler, gutherzigen Polterer und der ganze Troß Iffland'ſcher Rollen, die Gecken-Sammlung, die Höflinge, die Tyrannen, ein „von Kalb“, ein ſpaniſcher Philipp, ſelbſt Hamlet, nennt Seydelmann ſein Eigenthum und ſtellt ſie dar in ſeiner vollen Kraft, mit ſeiner ganzen Kunſt. Und doch iſt dieſes nur der Kreis, worin ſich das Genie des ſeltenen Mannes vorläufig bewegt; denn wer vermöchte ihm jetzt ſchon Gränzen zu ſtecken? Wir wollen dabei nicht an Dasjenige denken, was ihm noch für Rollen während ſeiner Laufbahn, in neuen Stücken, aufgetragen werden könnten, ſondern nur jene bezeichnen, die er aus eigenem Antriebe ſich zur Aufgabe wählte: Richard III., Othello, Lear, Wallenſtein! Er ſelbſt — eben ſo beſcheiden wie ſtreng gegen ſich ſelbſt — will jetzt erſt an dieſen großen Aufgaben ſeine Kräfte verſuchen. Wer aber könnte an dem Erfolge zweifeln?

Ich halte dafür, und ich ſpreche es hier ganz unverholen aus, daß Seydelmann die Säule ſey, die das ganze Theater, wie es ſich binnen Kurzem geſtalten ſoll, zu tragen haben wird. Alle Gewichte und geheimnißvollen Gegengewichte der Bauherrn werden ſich in ihm zu einem magiſchen Bund vereinigen, Er iſt der Mittelpfeiler des kunſtvollen Remterbaues, und nur wenn der wankt, halten die Steine nicht mehr zuſammen; er aber ſteht feſt für lange Dauer. Ich fordre durch dieſe Behauptung vielleicht den Spott irgend eines geſcheuten oder dummen Spaßmachers heraus; wir ſind hier aber in einer Region, die Beide nicht erreichen können.

Der Umgeſtaltung des deutſchen Theaters geben bereits Zeichen vorher, die erheblich genannt werden können, wenn ſie auch noch nicht zu den Wundern zu zählen ſind. Spindler, der beliebteſte Romandichter, hat ein Schauſpiel „Waldmann“ gedichtet und aufführen laſſen; Immermann nahm Urlaub auf ein Jahr, um Theaterdirector zu werden, und ſetzte den „Blaubart“ von Tieck in die Scene; die Berliner Schriftſteller für das Theater kommen bei dem Bundestage ein, um die Sicherſtellung ihrer Einkunfte zu bewirken, und die Mitglieder des Berliner Hoftheaters bilden einen Verein, um ſich mit jenen Stücken bekannt zu machen, welche von der Direction nicht zur Aufführung zugelaſſen wurden. Ueberall erheben ſich neue klangvolle Stimmen über Bühne und Bühnenkunſt, wie ſie ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr vernommen worden ſind. Junge, kräftige Geiſter werden ſich bald der Scene bemächtigt haben, und mit Allen den Kampf beſtehen, die ſie jetzt uſurpirt halten. Sind nur erſt die Werke da, ſo darf es Niemand Kummer verurſachen, daß ſie ſich auch Bahn machen werden.

Grabbe wird der ſchnöden Vergeſſenheit, die man ihm zu Theil werden ließ, wieder entriſſen werden; Grabbe, jenes gewaltige Talent, das ſtill und verborgen ſeine Werke ſchafft; das in ſeiner überraſchenden Erſcheinung nicht im Stande war, die Bühnenlenker aus ihrer Lethargie aufzuſtören.

Heine wird — ich weiß es — für die Bühne ſchaffen; Gutzkow dichtet für ſie; Wienbarg will ſich mit Eifer ihr widmen; Andre, deren Namen noch nicht ſo bekannt ſind, arbeiten im Stillen vor, und manch' treffliches Werk iſt mir im Manuſcript ſchon bekannt geworden.

Für das Genrefach ſollten Verbindungen verabredet werden, um, nach Art der Franzoſen, die leichte Gattung leicht zu beherrſchen. Neue Ideen, eine kräftige Charakteriſtik, eine reiche Erfindung, und vor Allem eine jungfräuliche Sprache in ihrer ſchmucken Reinheit, noch unentweiht von dem Gebrauch der Scene, die ſie wie ein Gefäß aus einer ſchmutzigen Hand in die andre geben ließ, werden dieſe neue Schule — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — auszeichnen. Der Zeitpunkt, wenn dieſe Umwandlung ſtatt finden ſoll, kann hier nicht angegeben werden; aber kommen wird er bald, denn er wird erſehnt von Allen, und ſelbſt die wenigen Künſtler der deutſchen Bühnen hoffen darauf, und die jungen deutſchen Dichter ſtampfen den Boden, bis das Seil ſtürzt und ſie den edeln Wettlauf beginnen läßt. —

Was Schröder in früherer Zeit der vaterländiſchen Bühnenkunſt wurde, wird Seydelmann der jetzigen werden. Solche Erſcheinungen ſind nie umſonſt da.

Wie mächtig aber Schröders Einfluß auf ſeine Zeit ſeyn mußte, ergibt ſich vornehmlich daraus, daß er ſich noch nach mehr als dreißig Jahren, in dem nach Innen und Außen völlig umgeſtalteten Hamburger Theater, fühlbar macht, unter einer Privatdirection, die — wie jede andere — ihres Geldvortheils wegen mit dem Strome ſchwimmt, und keinen Vorwurf deshalb zu befahren hat.

Schröders Theater am Gänſemarkt in Hamburg iſt jetzt voll kleiner Wohnungen, ein Bienenſtock voll Armuth, Schmutz, Frivolität, Lärm und Skandal; ſelbſt ſein Wohnhaus Sansſouci am neuen Jungfernſtieg iſt längſt eingeriſſen worden; die alten Schauſpieler, die unter ihm dienten, ſind abgedankt oder geſtorben; Madame Hönecke, die er einſt protegirte, iſt ein altes Mütterchen; ſein Recenſent, der Profeſſor Mayer in Bramſtedt, zählt Achtzig; und der junge Schmidt, der ſich bei ihm ſo einzuſchmeicheln gewußt, daß er ihm zur Direction verhalf, iſt jetzt auch ſchon ein alter Mann, der dem Geiſte Schröders, wenn er auf ſein Treiben herniederſchaut, gewiß kein beifälliges Lächeln mehr entlockt; — aber dieſer Geiſt ſpukt doch noch hin und wieder recht merklich auf dem Hamburger Theater umher, und konnte trotz aller Neuerungen bis jetzt noch nicht ganz von dort ausgetrieben werden. In der That, wenn es an Beweiſen zur Unſterblichkeit der Seele fehlte, hier wäre Einer! —

Schröder mußte zu der Zeit, als er lebte, Despot ſeyn. Er fand ein Chaos von kleinen Republiken vor, und begründete eine Diktatur. — „Ohne Haupt gingen Rom und Sparta zu Grunde!“ — und er ward dieſes

Haupt. Er gab Geſetze, er ordnete, ſchlichtete, erſchuf, beförderte, lohnte! Schröder war groß, und hätte jeden Platz eben ſo ruhmvoll ausgefüllt, wie den eines Schauſpieldirectors. Mit gleichen Ehren hätte er den pelzverbrämten Rock der Hamburgiſchen Conſuln getragen, oder die geſtickte Uniform eines Premierminiſters. Er war dazu berufen, auf einer Höhe zu ſtehen; ich freue mich im Vortheile der dramatiſchen Kunſt, daß der Zufall ihn auf dieſer erhob.

Dieſes Prinzip hat nun bisher bei dem deutſchen Theater fortbeſtanden, und die es ausübten, ſchienen ſich dabei wohl zu befinden. Bald ward ein ausgedehnterer, bald ein eingeſchränkterer Despotismus daraus; jedoch ſtets wurden die Angelegenheiten von den engſten Privatrückſichten geleitet, und nie behielt man die Kunſt im Auge.

Wer durch Zufall oder Gunſt, Neigung oder Trieb zum Erwerb, an die Spitze einer Theateranſtalt gelangte, glaubte Niemanden in der Welt mehr für ſeine Handlungsweiſe

verantwortlich

verantwortlich zu ſeyn, und blos ſeiner Laune folgen zu dürfen. Bei den Meiſten ließ ſich nicht einmal ermitteln, worauf ſie eigentlich ihr Hauptaugenmerk richteten; der gemeinſte Wankelmuth, die platteſte Unbeſtändigkeit trieb ihr Spiel; die Leitung der Geſchäfte entbehrte des Charakters.

Und im Vergleiche mit dieſer Charakterloſigkeit bietet ſelbſt ein ſchlechter Charakter noch Intereſſe dar, und jene Directoren, die offen bekannten, daß ſie um jeden Preis ihren Säckel füllen wollten, ſich und ihre Schauſpieler vor aller Welt ſelbſt entwürdigten, um trotz Schmach und Schimpf Landgüter und Paläſte zu kaufen, ſind Heroen gegen jene Faſeler, die man in Coſtüme-, Statiſten- und Pracht-Narren eintheilen könnte.

Mag nun aber das Publikum oder der Staat die Theater erhalten — es ſollte nie der ſtrengſten Controlle entzogen werden. Es kann einem Director nicht freiſtehen dürfen, blos die Stücke zu geben, die ihm gefallen, ſie ſo oder ſo zu geben, wie es ihm gutdünkt;

dieſen Künſtler anzuſtellen, jenen zu entlaſſen, mit einem Worte, das Publikum zu bevormunden, ohne Rechenſchaft darüber abzulegen.

Jedes Theater hat ſeiner Natur nach eine Kammer der Gemeinen, und dieſe iſt das Publikum. Alle Vorſchläge und Wünſche, die von dieſem ausgehen, ſollten genau in Erwägung gezogen werden. Gewöhnlich aber überhört man die Klage des Publikums, und ſucht ihm auf unverhoffte Weiſe andre Freuden zu bereiten. Wenn z. B. ein Theater einer jugendlichen Liebhaberin entbehrt, ſo daß die beſten Stücke nur unvollkommen oder gar nicht beſetzt werden können, ſo läßt die Theaterdirection dieſen Mangel unbeachtet und engagirt mit ſchwerem Gelde eine Sängerin oder Tänzerin, als hors d'œuvre, und erntet dafür das feile Lob von ihren Helfershelfern, als habe ſie ernſtlich das Gedeihen der Kunſt und das Vergnügen des Publikums dabei im Auge gehabt.

Geſellt man dieſer Kammer der Gemeinen noch ein Oberhaus hinzu, das aus einem

Ausſchuß der Gebildeten und Befähigten beſtehen, und von dem Publikum und dem Theaterperſonal ſelbſt gewählt werden muß; ſetzt man dieſem noch eine obere Staatsbehörde vor, um über die Unternehmungen zum Vortheil der Anſtalt und des Publikums, und ſtets im Geiſt der Kunſt zu wachen; dann glaube ich, würde der Willkühr jede Macht benommen, das Intereſſe aller Theile gewahrt und die ganze Angelegenheit zu einem freudigen Gedeihen geführt werden.

Man ſpricht von einer Sicherſtellung der Eigenthumsrechte der Theaterdichter, man führt Scribe an und ſeine ungeheuren Einkünfte, und glaubt damit viel für das Wiederaufleben der dramatiſchen Dichtkunſt thun zu können. Ein glänzendes Einkommen iſt allerdings lockend; aber nicht eben die edelſten und begabteſten Geiſter werden ſich davon blenden und vom Eigennutze anziehen laſſen; nicht die Tantième allein würde im Stande ſeyn, das unfruchtbare Feld mit Segen zu überſchütten. Die deutſchen Dichter hoffen und wünſchen nicht, übermäßig reich zu werden; ſie wollen nur, daß ihre Stücke von guten Schauſpielern gegeben werden mögen. —

Es iſt indeſſen gut, daß auch daran gedacht werden ſoll, die Honorirung der Stücke auf eine feſte Grundlage zu bringen; denn Willkühr, Nachläßigkeit, ſelbſt Unredlichkeit waren bisher wohl im Stande, auch dem uneigennützigſten Dichter allen Verkehr mit den Bühnenverwaltungen zu verleiden.

In Paris bilden bekanntlich die Theaterdichter eine Innung. Sie leſen ihr Stück in einer eigenen Sitzung dem Director, den Beamten und vornehmſten Künſtlern vor. Nach einer im Voraus feſtgeſetzten Zeit muß ihnen die Entſcheidung werden, ob es zur Aufführung angenommen oder verworfen worden iſt. Im erſtern Falle liegt ihnen ob, ſogleich zwei Reinſchriften einzureichen. Man eröffnet ihnen, in welcher Reihe die vorliegenden Manuſcripte gegeben werden ſollen; ſie wiſſen, welches Stück dem ihrigen vorangeht, und haben das Recht, wenn ein andres vorgezogen werden ſollte, Klage zu erheben, die zu ihren Gunſten entſchieden werden muß, wenn nicht ganz beſondere Umſtände obwalten.

Sowohl die Beſetzung, als auch der Zubehör der Aufführung, wie Dekoration, Koſtüm, Ausſtattung durch Ballet oder Muſik, hängt größtentheils von ihnen ab. Oft ſchon fand es Statt, daß ein Dichter, wenn man ihm ſeine Forderungen in dieſer Hinſicht nicht einräumte, das Stück zurücknahm und ein andres Theater damit beglückte. „L'auteur a retiré sa pièce“ iſt eine ſehr gangbare Redensart.

Bei den Proben iſt der Dichter gegenwärtig, oft leitet er ſie ausſchließlich. Auf dieſe Weiſe iſt es nicht möglich, daß die Intention des Dichters falſch verſtanden werde, und kein Schauſpieler kann aus Mangel an Einſicht oder böſer Abſicht ein Stück verderben. Daher wird aber auch Alles, was in Paris bei der Darſtellung eines Stückes auf dem Theater angeordnet wird, was man gemeinhin „in die Scene ſetzen“ nennt, als unverbrüchliches Geſetz angeſehen, und in eigenen Bulletins, wie ſie unter andern auch das Journal des comédiens enthält, den Provinzialtheatern mitgetheilt. Dieſe halten ſich gewiſſenhaft daran und erlauben ſich nicht die kleinſte Abänderung.

Der Dichter erhält gewöhnlich drei bis vier Prozent von der Einnahme; oft geſellt ſich hiezu noch ein beſonderes Honorar für die erſte Aufführung. Die große Oper bezahlt, nach drei gegebenen Werken von einem und demſelben Komponiſten, dieſem einen Jahresgehalt von dreitauſend Franken.

Alle Theater in Frankreich ſind gehalten, von jeder Aufführung die Theaterprozente gleichfalls in Abzug zu bringen; eigene Commiſſionäre beſorgen die Einkaſſirung dieſer Gelder und ihre Auszahlung an die Betheiligten. Ueberall werden die Einnahmen von den ſtädtiſchen Behörden zu dieſem Ende controlirt.

Wenn die Theaterdirectionen durch fremde

Künſtler, Tänzer oder dergleichen ihre Abende ausfüllen laſſen, und daher mit der Aufführung von Neuigkeiten im Rückſtande bleiben, ſo wird von den Dichtern Klage erhoben, damit die Directoren im Intereſſe der Dichter und der Schauſpielkunſt ihrer Pflicht nachkommen. Daſſelbe tritt ein, wenn durch wiederholte Aufführung von Ueberſetzungen, der Vortheil der einheimiſchen Dichter beeinträchtigt wird.

Würde ſich ein Director öfters ſolcher Dinge ſchuldig machen, ſo verließen ihn am Ende die Dichter,. und wendeten ſich mit ihren Stücken an andre Bühnen, die ſie mit offenen Armen empfangen würden.

Ich höre ſo manchen unſerer Directoren dabei in den Bart ſprechen: „was an ſo einem Dichter gelegen ſey!“

Nun ja! Unſere Miſere iſt ja genugſam bekannt; ich verliere daher kein Wort mehr darüber.

Man lächle nicht vornehm über den Ernſt, den ich einer, wie es gewöhnlich ſo ſchnöde heißt, in ſolcher Zeit „zurückgeſetzten Kunſt“, zugewendet zu ſehen wünſche. Die Menge verſteht darunter das Theater.

Aber auch dieſes wird keine Zurückſetzung mehr erfahren, ſobald es ſeine jetzige Stellung aufgegeben und ſich einer Reform gefügt haben wird — ſobald es ſich nicht mehr den menus plaisirs hingibt oder dem Eigennutze ſchmutziger Directoren; ſobald es nicht mehr in derſelben Arena Schauſpiel, Oper und Ballet zu Tode hetzt, und leeres Schaugepränge, Modetand und Sinnenreitz als Hauptſache betrachtet; ſobald es nicht mehr ſeine mürbe Kraft durch ſchlechte Nahrung aus Sudelküchen mühſam zuſammenhält. Die Verachtung einer neuen kräftigen Zeit muß hingegen das Theater treffen, wenn es ſich freiwillig von dem eigentlichen Weſen aller Kunſt ausſchließt; Tiefe und Ernſt von ſeinem Altare verbannt, Fleiß und Studium verlacht, und edle Sittenreinheit, Feſtigkeit des Willens, ſtille

Zurückgezogenheit zur Erlangung gründlicher Kenntniſſe, als untauglich zu ſeinem Zwecke verwirft; wenn die Schauſpieler endlich durch ihr Theater ſelbſt in eine Sphäre der Niedrigkeit herabſinken müſſen, wo jeder Grimacier ſie übertreffen, jeder Marktſchreier ſie beſchämen darf.

Es wäre nur ein ſchnöder Mißbrauch, deſſen ſich kein ehrlicher Mann ſchuldig machen ſollte, unter dieſen Umſtänden noch von Kunſt zu ſprechen.

Die Schauſpielkunſt ſelbſt, an und für ſich, hat noch immer ihre hohe, ernſte Bedeutung; ſie wirkt noch immer, wie keine andre, auf unſer innerſtes Gemüth; ſie greift mächtig in unſer Leben ein; ſie vermag uns zu erheitern, zu beſſern, zu veredeln. Sie hat noch nicht den geringſten ihrer hohen Vorzüge eingebüßt; dafür zeugen noch jetzt unſre Thränen der Rührung, unſer lautes Lachen, unſre ſtumme Wehmuth, unſre heitere Ergebung. — Vermögen Statuen oder Gemälde eine ähnliche Wirkung auf uns zu äußern? —

Die Künſte ſind urgeborne Töchter des Himmels, und glücklicher Weiſe verläugnet ſich noch jetzt ihr göttlicher Urſprung nicht. Aber ein Theil ihrer hohen Bedeutung iſt ſchon für uns verloren gegangen. Wir flehen nicht mehr zu den nackten Gottheiten der Griechen, wir empfinden keinen heiligen Schauer mehr, wenn wir die Madonnen des Mittelalters bewundern. Beide regen nur unſern Schönheitsſinn an; die Schauſpielkunſt aber, die uns auch das Alterthum vermachte, wirkt noch eben ſo mächtig auf uns ein, wie ſie einſt auf Griechen und Römer wirkte. Wir erkennen noch eben ſo begeiſtert unſern Künſtlern die Palme zu, wie das Alterthum den Seinigen; Schiller und Göthe ſind unſer ſchönſter Stolz, ihre Theaterwerke das Höchſte, was unſere Literatur hervorgebracht. Und die Kunſt, welche jene Männer übten, ſollte eine zurückgeſetzte heißen? Jene Kunſt ſollte nicht mehr werth ſeyn, daß man ſie zum Gegenſtand der ernſteſten Erwägungen mache, in dem Augenblicke, wo Frivolität ſie uns zu entreißen droht? Wo Affen ſie nachäffen, Spötter ſie begeifern, Dummheit ſich anmaßt, ſie zu beherrſchen?

Die Kunſt ſelbſt bekümmert ſich darum nicht; ſie ſteht zu hoch und zu feſt, als daß ſie zurückgeſetzt oder vorwärts geſchoben werden könnte. Es gibt nur eine Wahrheit und eine Kunſt. Sie bedarf nicht der Protection, und wird dennoch nie untergehen. Aber der Maſſe kann ſie für den Augenblick verloren werden; der Maſſe, die nicht Augen hat, um vorwärts zu ſchauen, nicht Bildung genug, um Hingeſchwundenes zu beklagen.

Dieſem Zeitpunkte ſind wir nahe gekommen, er muß unausbleiblich eintreffen, wenn die edelſten Geiſter fortwährend in ihrem Widerwillen beharren wollten, ſich mit dem Theater zu beſchäftigen; wenn Die unſere Theaterdichter bleiben, die jetzt dafür gelten, wenn das alberne Geſchwätze hin und her, das unzeitige Geſchreibe herüber und hinüber, das

Patati = Patata der ſogenannten Kritiker nicht endlich verſtummte.

Mit dem vornehmen Schweigen, mit dem „Fünfe gerade ſeyn laſſen“, ſo wie mit der ewigen Zahmheit und Zurückhaltung wird nichts gewonnen, und man ſieht, wohin das Alles am Ende führen kann. Wer bis jetzt etwas derber auftrat, glaubte ſeinen Namen aus tauſend kleinlichen Rückſichten verſchweigen zu müſſen. Solche Scheu iſt unwürdig. In dem Gefühl, die Wahrheit zu ſagen und das Rechte zu wollen, kann man ſich leicht über Angriffe wegſetzen, die aus beleidigter Eitelkeit irgend eines Narren von der traurigen Geſtalt entſpringen.

Alle, die mich kennen, wiſſen, daß ich eine Reihe von Jahren mich mit Liebe dem Theater gewidmet hatte, daß ich Schauſpieler, Theaterdichter, Regiſſeur, Director, Sekretär bei verſchiedenen Bühnen war. Es findet für mich in allen dieſen Anſtellungen keine andre Stufenleiter Statt, als die der erlangten beſſern Einſicht in dieſem Gebiete.

Ich ſchämte mich ebenſowenig des kleinſten Poſtens, als ich mir daraus eine Ehre mache, einem Theater als erſter Beamter vorgeſtanden zu haben. Ebenſo konnte es bei meinem Zwecke nicht in Betracht kommen, ob ich ein guter oder ſchlechter Schauſpieler geweſen, oder ob einige Stücke, die ich verfaßte, auf den Namen Kunſtwerke Anſpruch machen können oder nicht. Sie wurden Alle in einer und derſelben Richtung geſchrieben, mit ſteter Rückſicht auf ein gegebenes Perſonal und auf die vorhandenen Mittel und Umſtände. Es waren eben auch nur Verſuche, die Bühne kennen zu lernen, und als ſolche gelangen ſie Alle. Meine Kenntniß des Theaters, und von dem, was von Wirkung darauf iſt, wurde dadurch bereichert. In der Stellung als Theaterdichter mußte ich ſo gar eine gewiſſe Anzahl von Stucken liefern und darf behaupten, daß trotz aller meiner mannigfaltigen Verirrungen, mich dennoch eine Mäßigung beherrſchte, deren vielleicht Andere nicht fähig geweſen wären, hätten ſie eine bedeutende Bühne zu ihrer Diſpoſition und ein gefälliges Publikum ſich ihnen geneigt gewußt.

Zuletzt war ich bei dem Hamburger Theater angeſtellt, wo ich mich nicht ohne Einfluß auf die Leitung der Geſchäfte befand, und dieſen leicht hätte vergrößern können, wenn es mir darum zu thun geweſen wäre, meine Kräfte der Sache länger zu widmen. Ich ſpürte Ueberdruß und gab eine einträgliche Anſtellung freiwillig auf.

Seitdem habe ich keine Luſt gefühlt, anders für das Theater zu wirken, als durch kleine zerſtreute Aufſätze, wie ſie vor den Augen des Publikums liegen. Sie enthalten Bemerkungen und Beobachtungen, die auf Erfahrung geſtützt ſind, und wollen ſich keinen andern Rang anmaßen, als den, in die beſcheidene Reihe der anregenden Schriften geſtellt zu werden.

Dies iſt meine theatraliſche Laufbahn, in ſo weit ich ſie hier anzudeuten für nöthig halte. Dreizehn volle Jahre habe ich ihr gewidmet. Meine Erfahrung mag mit dieſem Lebens-Aufwande vielleicht zu theuer erkauft ſeyn; doch ſcheint ſie mir nicht ganz verloren.

In dem Augenblicke, da Seydelmann eine größere Kunſtreiſe zu unternehmen beabſichtigte, entſchloß ich mich, dieſe Blätter dem Druck zu übergeben. Sie ſollen allerdings die auf ihn ſchon längſt hingelenkte Aufmerkſamkeit verſtärken; ich bin aber nicht ſo eitel, ihnen einen andern Einfluß in Bezug auf ſeine Erſcheinung und künſtleriſche Leiſtung zuzuſchreiben. Seydelmann hat in Süd und Nord großen Ruhm erlangt, ohne in Berlin geweſen zu ſeyn. Ich darf nicht annehmen, daß mein Urtheil das dortige beſtimmen werde, und dachte auch nicht daran, auf irgend eine Weiſe vorgreifen zu wollen.

Aber eines Künſtlers Ruhm kann weder von dem momentanen Zuſtande einer Bühne, noch von der Einſicht oder der Laune eines Tagblatts-Referenten abhängen. Ein Künſtler, zu deſſen Würdigung ſich bis jetzt die ungetheilte Stimme ſo vieler Städte, ſowie die geprieſenſten Geſchmacks- und Kunſtrichter vereinigt haben, kann nicht mehr den günſtigen oder ungünſtigen Chancen des Augenblicks unterworfen ſeyn. Hat die Schauſpielkunſt einen ächten Kern, gilt ein ewiges Geſetz der Wahrheit in ihr, ſo bleibt auch der Kranz, den der größte Theil Deutſchland's Seydelmann bereits zuerkannt hat, ein unantaſtbarer.

Der Hauptzweck, den ich bei der Herausgabe dieſer Studie hatte, war, manchem lieben Freunde, der es ehrlich mit ſeiner Kunſt meint und mit ſtillem Unmuth dem jetzigen Theater-Unweſen ſeit lange ſchon zuſieht, ein Troſteswort zuzurufen.

Möge das Weſen Seydelmann's, wie ich es hier ſchilderte, ſeine hohe Kunſt und innere Vortrefflichkeit, den Jüngern ein Leitſtern ſeyn, den Aeltern ein Hoffnungsſtrahl, daß Gedeihen noch möglich ſey. Mögen ſich Alle überzeugen, daß es noch eine Schauſpielkunſt giebt, die mit ungeheurer Macht auf die Ge-

müther

müther zu wirken vermag, wenn ſie den einfach anſpruchloſen Mann, wie im Triumph, deutſche Städte durchziehen ſehen, mitten unter dem Gelärm der türkiſchen Trommel, des Tamtams, der flatternden Nachtigallen und ſchreienden Troubadours, der Hörens- und Sehenswürdigkeiten aller Art, jener ewiggebornen Feinde der Kunſt und des Schönen.

Denn was wäre wohl im Stande, den Genuß aufzuwiegen, den ein vortreffliches, in allen ſeinen Theilen vollendet dargeſtelltes Drama hervorbrächte? Man ſpreche nicht davon, daß es nicht möglich ſey, gleich große Künſtler zuſammenzubringen; jede Rolle bedingt nur einen würdigen Repräſentanten, und dieſen zu finden unter guten, talentvollen Schauſpielern, wird ſo ſchwer nicht ſeyn, wenn man ſich einmal abgewöhnt haben wird, die finanziellen Kräfte an tauſend Nebendingen zu zerſplittern.

Ich habe einmal in Wien die Verſchwörung des Fiesko geſehen, worin Korn den Fiesko, Lange den Verrina, Koberwein den Gianettino, Ochſenheimer den Mohren, Kettel den Bourgognino, Töpfer den Lommelino, die Schröder die Imperiali und die Löwe die Leonore gab. Alles, ſelbſt bis auf den Deutſchen der Leibwache, welchen Schwarz trefflich darſtellte, war vollkommen an ſeinem Platze, und auch die Ausſtattung angemeſſen. Ich erinnere mich kaum, eine ſolche Befriedigung im Theater gefunden zu haben. Etwas Aehnliches hatte in dieſem Winter mit zwey Darſtellungen im hieſigen Hoftheater Statt, deren ich bereits oben erwähnte.

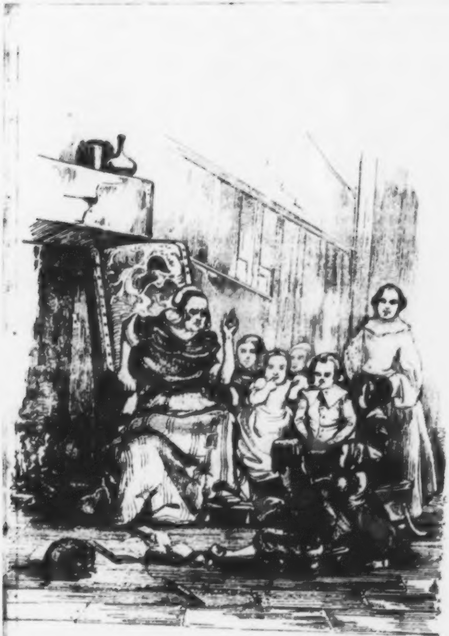
Man wird es hoffentlich nicht für extravagant erklären, wenn man glaubt, daß ſolche Abende öfter wiederkehren können, ja daß am Ende jeder Schauſpielabend ſolchen Genuß bringen müſſe.

Seydelmann iſt lebenslänglich bei dem Stuttgarter Theater angeſtellt, ſein künſtleriſcher Wirkungskreis iſt hier; ich glaube nicht, daß unfreundliche Berührungen ihm denſelben in einem Grade verleiden könnten, daß ſeine „Sehnſucht nach den Rebenhügeln Schwabens, nach dem trauten Thale mit der freundlichen

Stadt, nach den blühenden Roſenbüſchen auf ſtillen Spatziergängen," die er mir oft ſo ſchön und warm geſchildert, ſchweigen müßte. Ich gehe daher nicht zu weit, wenn ich annehme, daß die Reform des deutſchen Theaters vielleicht zunächſt von hier ausgehen dürfte.

Die umfaſſende literariſche Regſamkeit, welche ſich hier nach allen Seiten hin zu entfalten beginnt, eine ſo großartige Induſtrie, wie ſie in Deutſchland noch kaum geſehen wurde, erheben Stuttgart ſchon in dieſem Augenblicke zu einer wichtigen Bedeutung in der Zahl deutſcher Hauptſtädte, die noch in fortdauerndem Wachſen begriffen iſt. Die beſondere Pflege und Liebe, deren ſich das Schauſpiel hier erfreut, würden ſo manchen Verſuch erleichtern, ſo wie der freie, offene Sinn, das ſchöne Eigenthum des Süddeutſchen. Beſonders aber wird es die Poeſie ſeyn, das eingeborne Element des lieblichen Schwabenlandes von alten Zeiten her, die hier nicht erſt gepfropft und befördert werden darf, und die allein jedem ächt künſtleriſchen Beſtreben den erfreulichſten Erfolg ſichern muß.

Wenn mich dieſe Vorausſetzungen nicht trügen, ſo fände einſt Thorwaldſen's coloſſaler Schiller von Erz vor den Hallen eines neuen, unentweihten Theaters, mit aufgehobener Rechten allem Nichtigen und Gemeinen den Eingang wehrend, hier ſeine würdigſte Stelle.



Blaue Mährchen

für

alte und junge Kinder.

Neu erzählt

von

August Lewald.

Mit vielen Abbildungen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BLAUE
MAEHRCHEN

Einleitung.

Wenn wir zurückblicken auf unſere Jugend — erſcheint ſie nicht den Meiſten von uns wie ein einziges zuſammenhängendes Mährchen? Und wer träumte ſich nicht gern zurück in jene Zeit, wo er „über ſich allein wie im Mutterleib geſeſſen und die Prinzeſſin Fiſch befreite," wie es unſer ewiger Dichter Göthe, ſelbſt der Magus und Meiſter der tiefſten Mährchenwelt, ſo lieblich geſchildert?

Glücklich der, deſſen Kinderſinn an Mährchen großgeſäugt wurde; ſein Gemüth bewahrt ſich ſtets den zarten Hauch der Kindlichkeit, den feinen Sinn für den harmloſeſten Scherz, einen phantaſtiſchen Schmelz, den er ſelbſt den ernſten Erſcheinungen des wirklichen Lebens mittheilen kann, um ſie milder zu geſtalten, ohne ihre Rechte, die ſie zu üben berufen ſind, im Geringſten zu beeinträchtigen. Es iſt ſchon lange her, daß ich keine Kinderſtube mehr beſucht habe, allein ich glaube faſt, daß der Vernachläßigung dieſer erſten und zarteſten Speiſe des Kindergemüths manche Nüchternheit zuzuſchreiben iſt, die uns jetzt ſo oft in dieſer jungen Welt begegnet. Gibt es überhaupt noch Kinderſtuben? Jene geräumigen, hallenähnlichen Gemächer, nächſt den Prunk- und Fremdenzimmern die größten des Hauſes; wo die älteſten Kinder zwiſchen Lärm und Geſchrei mit aufgeſtütztem Kopfe ihre Aufgabe machen müſſen, während ſich hier ein Schweſterchen im Gängelſtühlchen umherrollend im Gehen übt, dort ein Brüderchen ſein Steckenpferd ſpornt und antreibt, hier ein Paar zanken, dort ein Anderes weint und zwiſchendurch das Su Su! der Amme tönt, die den Säugling in Schlaf wiegt. Schläft aber endlich das Kleine und ſoll der Lärm plötzlich beſchwichtigt werden, dann winkt die alte Kinderfrau behend Alle zuſammen, ſetzt ſich auf den Lehnſtuhl am Ofen und Groß und Klein läuft herbei und nimmt Platz auf Bänkchen und Kinderſtühlchen, reckt lauſchend die Hälschen empor und ſitzt mit offenem Munde da, um nichts von dem zu verlieren, was die alte Kinderfrau zum Beſten gibt.

Die aber erzählt ſüße, holde Mährchen. —

O ſelige Zeit der Kinderſtube, mir biſt du unvergeßlich! und wenn ich dein gedenke, ſchwebt mir immer ein liebes, heimathlich trautes Bild vor, das der guten Frau Gloniek, jener alten Polin, welche die Wärterin meiner jüngern Schweſter war. Die alte Gloniek war zwar eine ſtrenge Frau, beſonders gegen mich, der ich eigentlich nicht unter ihrer Botmäßigkeit ſtand, und als Eindringling in den geweihten Raum ihrer Kinderſtube mich nicht eben einer gaſtfreundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte; allein ſie war unerſchöpflich an lieben Mährchen, eine wahre Scheherſade, nur nicht ſo ſchön als dieſe. Sie wußte Mährchen zu erzählen, von denen ich ſeitdem keine Spur mehr finden konnte, und ich lebe heute noch der Ueberzeugung, daß ſie ſelbſt ſo etwas zu erfinden im Stande war und bedaure nichts mehr, als daß ich jene vortrefflichen Geſchichten nicht gleich niedergeſchrieben habe, um ſie jetzt herausgeben zu können.

Damals hatte ich aber noch keine Ahnung davon, daß ich einſt dazu berufen ſein würde, mit dem deutſchen Leſepublikum in ein Verhältniß zu treten, wie das der Frau Gloniek zu mir und meinen Geſchwiſtern war.

Den Ton jener Mährchen würde ich jedoch Anſtand nehmen, hier zu wiederholen. Seit den vierzig Jahren, daß ſie uns Kindern mitgetheilt wurden, hat ſich eben viel in der Welt ereignet und in Folge dieſer Ereigniſſe auch ſehr viel verändert. Ich glaube, daß ſelbſt die Kinder von Heute nicht Stich halten würden, wenn eine alte, gelbe und runzelige Polin, im dunkeln Cattunrocke, eine große, bunte Haube auf dem Kopfe, nicht unähnlich einer böſen Fee, wie ſie in den Mährchen häufig geſchildert wird, ſich zum Ofen ſetzte und nun mit ſcharf prononcirtem ſlaviſchen Accente, ſtark mit plattdeutſchen Redensarten untermiſcht, ihre Geſchichten ziemlich weitſchweifig anhebt.

Aber Frau Glonick war ſo gut, daß, wer ſie kannte, ſie auch lieben mußte, und daß die jetzigen Kinder keinen Sinn für ihre hohe Dichtergabe haben und ſich nur an ihre ſeltſame Außenſeite ſtoßen würden — je nun! das raubte ihr nichts von ihrem Werthe — die heutigen Kinder ſind nun einmal ſo und verſpotten und ſchmähen Anderes wohl auch noch als Frau Glonick, ohne daß es darum von ſeinem Werthe verlöre.

Von ihren Mährchen ſind mir aber zwei unvergeſſen geblieben. Das Eine von der alten kinderfreſſenden Hexe, in der Hütte von Pfefferkuchen, mit welchen ſie die unſchuldigen Würmlein an ſich lockte, und das Andere von der auf der Jagd ermordeten Prinzeſſin. Noch tönen jene Worte wie Zauber in meinen Ohren, mit welchen die alte Hexe die Kinderchen anrief, wenn ſie genäſchig herbeiſchlichen und an den Pfefferkuchen, aus denen die Hütte der Alten ganz erbaut war, zupften und knaupelten.

„Wer rütt min Huus?
Wer ſchlütt min Huus?“ *)

hieß es dann nach der Mundart der Frau Gloniek. Und das kleine naive Kindlein draußen, welches ſtets antwortet:

„Der Wind, der Wind,
Das himmliſche Kind!“

Bis endlich das böſe Zauberweib herausſtürmt und das Kind ergreift, um es einzuſperren und zu ſeinem Fraße fett zu mäſten. Sonderbar war es, daß ich mir ſtets unter dem Kinde ein hübſches, ſchönäugiges Mädchen dachte. Ich möchte wohl wiſſen, ob meine Schweſtern die Vorſtellung eines ſchönen Knaben dabei hatten. Frau Gloniek ließ das Kind immer geſchlechtlos und gab darüber keine weitern Andeutungen. In der andern Geſchichte von der auf der Jagd erſchlagenen Königstochter kamen Verſe vor, die un-

---

*) Wer reißt mein Haus?
Wer ſchleißt mein Haus?
(ſchleißen, zerſchleißen, ſo viel als zertrümmern, abimer der Franzoſen.)

ſere liebe Alte, mit ihrer zitternden, etwas rauhen Stimme recht ſchaurig zu ſingen wußte.

Der Leichnam der Prinzeſſin wird im Walde verſcharrt und auf der Stelle wächst ein Jagdhorn aus der Erde. Jedem, der hineinbläst, wird die Antwort:

„Herr König, Herr König, was blaſen ſie?
  In meinem Herzen ertönen ſie!
Wohl um das Wild,
Wohl um das Schwein,
Wohl um des Herrn Königs ſein Tochterlein!“

Wollt' ich dieſe räthſelhaften Worte meinen freundlichen Leſern erklären, ſo müßt' ich eben das ganze, ſchöne Mährchen hier erzählen, und das kann ich nicht, denn — aufrichtig geſtanden — es iſt mir nicht ganz mehr im Gedächtniß, und da die gute Frau Gloniek, vor vierzig Jahren wohl ſchon ſiebenzig zählend, jetzt nicht mehr am Leben ſein kann, ſo wüßte ich nicht, wodurch ich meinem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen könnte, da ich weder in deutſchen noch fremden Sammlungen etwas Näheres hierüber fand.

Ich würde ſonſt gewiß nicht unterlaſſen haben, dieſe Mährchen hier wiederzugeben und ſie mit einigen feinen Vignetten von geſchickter Künſtlerhand verzieren zu laſſen.

Dies vorangeſchickt und meine frühgeweckte Mährchenluſt und Mährchenliebe dadurch beurkundend, wird es meine Leſer nicht mehr in Verwunderung ſetzen, mich mit dieſem Werkchen auftreten zu ſehen. Ich werde jetzt nur noch etwas über den gewählten Titel und die Sammlung ſelbſt zu ſagen haben.

Blaue Mährchen nannte ich ſie darum, weil ſie großentheils aus jenen gewählt ſind, welche unter dem Namen der „blauen Bibliothek“ einſt einen gewiſſen Grad von Berühmtheit erlangt hatten. Dieß ſchrieb ſich aber daher, daß in früherer Zeit die alten Volksbücher, wie Kaiſer Octavian, die Rolandsknappen, die ſchöne Meluſine und die Andern in Frankreich auf den Meſſen und Jahrmärkten in blauen Umſchlägen verkauft wurden. Dieſe urſprüngliche Bibliotheque bleue wurde in einer Auswahl mit Mährchen aus der Tauſend und Einer Nacht und den neuern Feenmährchen vermiſcht unter dem Titel „die blaue Bibliothek“ auch in's Deutſche überſetzt und gewann ſich zahlreiche Verehrer. Man brachte ja der ſtets hungrigen Leſewelt jetzt ſogar braune Erzählungen dar und ſo ſtand ich nicht an, einem glücklichen Beiſpiel nachzutreten und dieſer anſpruchloſen Sammlung auch den Namen der heitern Farbe zu geben, die den reinen wolkenloſen Himmel ziert, und die ich in Ton und Vortrag wiederzugeben ſuchte.

Die erſt kürzlich in Paris erſchienene Sammlung „Cabinet des Fées“ mit in den Text eingedruckten Holzſchnitten von Toni Johannot bot ſich zunächſt zu einer Auswahl dar und ich benützte ſie, wie ich ſie nach meiner Anſicht zu benützen glauben durfte. Sie enthält Mährchen von der Madame d'Aulnoy, Charles Perrault, Madame de Beaumont und Caylus; die ſchönſten ſind von der Madame d'Aulnoy, die ſie auch am artigſten zu erzählen weiß. Die von der Madame de Beaumont ſind aus ihrer Sammlung Magasin des Enfans und wohl größtentheils nur für ein zartes Alter berechnet.

Mehre andere Geſchichten wählte ich aus dem Magasin des Fées.

Um jedoch meinem Büchlein vor Aehnlichen, die in dieſem Augenblicke die Preſſe verlaſſen, auch noch einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen, griff ich nach einem unter uns ziemlich vergeſſenen Werke, dem Dſchinniſtan von Wieland. Unter dieſem Titel gab unſer beliebter Dichter eine Sammlung auserleſener Feen- und Geiſtermährchen heraus, theils neu erfunden, theils neu überſetzt und umgearbeitet. Sie erſchien im Jahr 1787. Ein halb Jahrhundert iſt ſeitdem verſtrichen, und länger als ein Vierteljahrhundert iſt es ſchon her, als ich den Dſchinniſtan mit dem frohen Schauer in die Hand nahm, den eine ſolche Lektüre ſtets in einem Knabenherzen zu erregen vermag. Ein Schauer anderer Art durchflog mich, als ich jetzt mit dem Stifte in der Hand die Auswüchſe wegſchnitt, die altmodiſchen Wörter durch neumodiſche erſetzte und überhaupt jenen Styl glättete, von dem Wieland ſelbſt in der Vorrede zum erſten Theile ſagt:

„Man hat keinen Fleiß geſpart, die gegenwärtige Sammlung, auch was die Schreibart und die Reinigkeit der Sprache betrifft, wo möglich klaſſiſch zu machen; und dieß um ſo mehr, da die meiſten Büchermacher, die heut zu Tage, in welchem Fache es ſei, für das Publikum arbeiten, ſich in dieſem Stücke die ſträflichſte Nachläſſigkeit zu Schulden kommen laſſen, und dadurch beſonders der Jugend von beiderlei Geſchlechte ſchädlich werden.“ — —

Dieſe Worte nahm ich noch ſelbſt, als ich den Dſchinniſtan zum erſten Male las, für ein Orakel; wer hätte daran wohl zweifeln mögen, daß Wieland den geſchmackvollſten, feinſten Styl ſchreibe; und nun nach fünf und zwanzig Jahren ſitze ich da und ſtöre mit grobem Blei in dieſem ſtolzen, ſo feingethürmten Puderbau à la Rococo, der mir jetzt ſo plump und abgeſchmackt vorkommt. Und der Schauer wächst, wenn ich bedenke, was ich denn eigentlich unternehme? Neumodiſche Worte und Wendungen für altmodiſche ſetzen, das iſt Alles. Wird nach fünf und zwanzig Jahren ſich Jemand dieſe Mühe mit gegenwärtiger Sammlung nehmen? Es iſt ſehr traurig, daran zu denken, daß dasjenige, was wir mit aufrichtigem Fleiße nicht ohne Mühe zu Stande bringen, und was den Beifall unſerer Zeitgenoſſen erhält, ſo bald ſchon als alte Mode in den Winkel geworfen wird.

Meinen Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen wird man wohl, bei genauer Vergleichung mit den Originalen, zugeſtehen, daß ſie von der freieſten Art ſind.

In Allen iſt weggelaſſen, verändert, zuſammengezogen, hinzugethan worden; bald mehr, bald weniger, wie es mir, um den Eindruck zu verſtärken, dienlich ſchien. Oft gewinnt eine Stelle durch einen einzigen Zug, der hinzukommt, ſehr viel; oft iſt eine kleine Wendung hinreichend, einen Gedanken fein oder treffend oder naiv zu machen. In dieſer Hinſicht war mir Wieland's frühere Bearbeitung ein vorleuchtendes Muſter und deßhalb darf ich mir erlauben, ſein Vorwort auch auf meine Arbeit anzuwenden.

Die in dieſem Bändchen enthaltenen Mährchen ſind aus nachſtehenden Quellen entſprungen:

„Das weiße Kätzchen,“ nach la Chatte blanche;
„Döckchen,“ nach Babiole;
„Der wohlthätige Froſch,“ nach la Grenouille bienfaisante;
„Prinzeſſin Frühlingſchön,“ nach Printanière;
„Röschen,“ nach la Princesse Rosette;
„Die Schöne mit den Goldhaaren,“ nach la Belle aux cheveux d'or;
„Das blaue Vögelchen,“ nach l'Oiseau bleu. — Dieſe ſämmtlich von der Gräfin d'Aulnoy; ferner:
„Der geſtiefelte Kater,“ nach le Chat botté;
„Rothkäppchen,“ nach le petit Chaperon;

„Die im Walde ſchlafende Schone,“ nach la Belle aux bois dormant;

„Däumchen,“ nach le petit Poucet;

„Blaubart,“ nach la Barbe bleue;

„Die Eſelshaut,“ nach Peau d'Ane. — Dieſe alle von Charles Perrault; endlich:

„Prinz Liebwerth,“ nach la Prince chéri;

„Prinz Geiſtreich,“ nach le Prince spirituel; und

„Die Wittwe und ihre beiden Töchter,“ nach la Veuve et ses deux filles. — Dieſe von Madame Leprince de Beaumont.

Aus dem Dſchinniſtan:

„Himmelblau und Lupine,“ nach Minet bleu et Lupine von Madame Fagnan;

„Der goldene Zweig,“ eines der ſchönſten Mährchen der Madame d'Aulnoy;

„Pertharit und Ferrandine oder die Meſſerſcheiden-Mutter,“ eine Ueberſetzung mehrer ſchönen Mährchen, welche Hamilton in ſeinen Belier eingewoben hatte; hier auf andere Weiſe verbunden. La mère des gaines iſt eines der berühmteſten Mährchen der ganzen Sammlung.

„Die Prinzeſſin mit der langen Naſe“ iſt nur zum Theil nach dem Franzöſiſchen und größtentheils Erfindung.

Und ſomit möge nun den großen und kleinen Kindern dieſer reiche Blumengarten aufgethan ſein; ein Dſchinniſtan in der eigentlichſten Bedeutung, denn ſo heißt bei den Perſern das Land der Geiſter; mögen dieſe wechſelvollen und anziehenden Erſcheinungen die jugendlichen Gemüther bewegen, wie ſie mich jetzt noch bewegen; denn das jugendliche Gemüth iſt unabhängig von dem Alter des Menſchen; mögen ſie zittern bei den Gefahren, ſich freuen bei den glücklichen Abenteuern, aber vor allen bei den glänzenden, wundervollen Beſchreibungen mit jener innigen Luſt verweilen, die den wahrhaft kindlichen Sinn charakteriſirt, das höchſte Glück des Lebens, das ich allen meinen freundlichen Leſern jeden Alters als ſchönes Eigenthum bis zum Ende wünſche.

Werfen wir nun den flüchtigen Blick auf das Büchlein! Auf dem Umſchlag von blauer Farbe, wie es ſich für blaue Mährchen nicht anders ziemen wollte, erblicken wir die ausdrucksvollen, bald ernſten, bald furchtbaren Köpfe der Zauberer und Feen, wie ſie brüten und wachen und walten, um den armen Menſchenkindern allen die bunteſten Abenteuer des Lebens wirkend zu ſchaffen. Denn man glaube nicht, daß blos Königskindern der Schutz und die Verfolgung jener mächtigen Weſen zu Theil wurde; von den andern geringfügigen Erdenſöhnen wurden nur nicht die Begebenheiten aufgezeichnet. Als Frontiſpiz leuchtet uns eine Geſtalt entgegen, die wie meine gute, alte Frau Glonief den Kindern erzählt. Aber ſo angethan war Frau Glonief allerdings nicht, auch ſaß ſie nicht ſo vornehm da; aber ſie war freundlicher und ihre nicht nackten Arme, die oft uns weinende Kinder an ſich drückten und mütterlich umarmten, waren nicht ſo abgemagert. Nein! von der Frau Glonief gibt dies Bild keine Idee. Sie warf Buch und Spindel niemals auf die Erde und hatte auch kein Loch im Rocke, wie es auf dem Bilde den Anſchein hat, ſondern eine ſaubere, ſehr anſtändige Schürze bedeckte ſtets den Rock, wenn ſie ihre glorreiche Funktion als Mährchenerzählerin ausübte. Den Anfang des Buches, eben dieſen Eingang, ſchmückt ein zierliches Bildchen: Knaben und Mädchen, welche den Titel der Sammlung muſiviſch zuſammenſetzen. Ei! ich wünſche den Kleinen von Herzen, daß ſie auch die Bedeutung der Buchſtaben verſtehen und ſich auf ſolche Weiſe den Inhalt des Ganzen anzueignen im Stande ſein mögen. Wenn dieſe Stelle ihnen vorgeleſen wird, ſo ſporne ſie's an, recht fleißig und aufmerkſam bei den Leſeübungen zu ſein. Was ſonſt von Bildern noch in dem Büchlein iſt, wird zur Verſinnlichung der auffallendſten Scenen gewiß gern hingenommen werden, und durch die hübſche Behandlung und Ausführung, ſo wie durch die ſinnvollen, höchſt zierlichen Arabesken ſich vor vielen ähnlichen Beſtrebungen würdig auszeichnen.

Die blauen Mährchen ſind mit dieſem Bändchen keineswegs erſchöpft; ich kenne noch Sammlungen aus dreißig und mehr großen Oktavbänden, die eine reichliche Fundgrube zu ſchöner Auswahl darböten. Gelänge es durch dieſen Verſuch, die alte Liebhaberei wieder zu wecken, ſo ſollen ſich jene Schätze alle öffnen und neugebären, und ſicherlich werden ſie das; denn Mährchen ſind das wahre Verjüngungsmittel; indem man ſie lieſt, wird man wieder jung und ältern Leuten wird die ferne Jugend ja ſelbſt zum freundlichſten Mährchen, und erwärmt den Froſt der Jahre durch ihre zartglühende Wunderpracht.

L.

Der wohlthätige Froſch.

Es war einmal ein König, der ſchon ſeit lange mit ſeinen Nachbarn Krieg führte. Nach mehren Schlachten wurde ſeine Hauptſtadt belagert, und da die Königin in geſegneten Umſtänden war, ſo erſuchte er ſie, ſich in ein Schloß zurückzuziehen, das er hatte befeſtigen laſſen und wohin er ſelbſt ſich nur einmal in ſeinem Leben begeben hatte. Die Königin weinte und bat ſehr, daß ſie bei ihm bleiben dürfe; ſie wollte Glück und Unglück mit ihm theilen und ſchrie ſo laut, daß man ſie endlich mit Gewalt in den Reiſewagen tragen mußte. Der König befahl ſeiner Leibwache, daß ſie ſeine Gemahlin begleite und verſprach dieſer, daß er ſich heimlich fortſtehlen wolle, um ſie dann und wann zu beſuchen. Dieß war eine Hoffnung, womit er ſie beruhigen wollte, denn das Schloß war ſehr weit entfernt und lag in einem tiefen Walde, und wer nicht den Weg genau wußte, konnte unmöglich dahin gelangen.

Die Königin war ſehr betrübt, ihren Gemahl ſo den Gefahren des Krieges bloſsgeſtellt zu ſehen. Man machte nur kurze Tagereiſen, aus Furcht, daß die Beſchwerden des Weges ihrer Geſundheit ſchädlich werden könnten. So langte ſie denn endlich ſehr beunruhigt und traurig in dem Schloſſe an. Nachdem ſie eine kurze Zeit geruhet hatte, wollte ſie in der Gegend ein wenig ſpazieren gehen; allein ſie fand nichts, was ſie zerſtreuen konnte; ſie ſandte ihre Blicke nach allen Seiten aus und ſah nichts als Wüſteneien, die ihr mehr Kummer als Freude verurſachten. Sie ſprach:

„Welch ein Unterſchied zwiſchen meinem gegenwärtigen Aufenthalte und dem, wo ich mein ganzes Leben über war? Wenn ich hier lange leben muß, ſo ſterbe ich gewiß. Mit wem ſoll ich in dieſer Einſamkeit ſprechen? Wer wird meine Ungeduld beſchwichtigen und was habe ich dem Könige gethan, daß er mich hieher verbannt hat? Hier, nach dieſem unangenehmen Orte, wo ich ſeine Abweſenheit von mir doppelt ſchwer empfinde.“

So beklagte ſie ſich; und obgleich ſie alle Tage einen Brief von dem Könige erhielt, der ihr darin die beſten Nachrichten mittheilte, ſo wurde ſie doch immer trauriger und nahm ſich vor, zu ihm zurückzukehren. Allein da die Offiziere, welche ſie begleiteten, den Befehl erhalten hatten, ſie nur dann zurückzubringen, wenn ſie durch einen außerordentlichen Kourier dazu aufgefordert würden, ſo ſagte die Königin ihnen nichts von ihrem Entſchluſſe, ſondern ließ ſich einen kleinen Wagen machen, worin nur Platz für ſie war, und gab vor, mit demſelben dann und wann auf die Jagd fahren zu wollen.

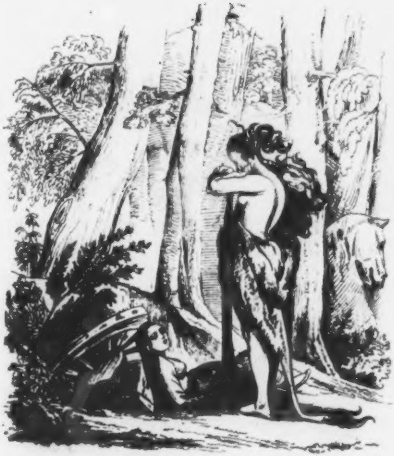
Sie kutſchirte ſelbſt und war immer bei den Hunden, ſo daß die Jäger ihr nicht folgen konnten. Jetzt war ſie im Stande zu entfliehen, wann ſie wollte. Nur eine Schwierigkeit war dabei: ſie kannte nämlich nicht den rechten Weg, der aus dem Walde führte; allein ſie rechnete auf den Schutz der Götter, und nachdem ſie ihnen einige kleine Opfer dargebracht hatte, befahl ſie Anſtalten zu einer großen Jagd zu machen, der ſie ſelbſt in ihrem Wagen beiwohnen wollte, und wo Alles ſich in dem Walde zerſtreuen müſſe, um den wilden Thieren keinen Ausweg zu laſſen. So trennte man ſich denn. Die junge Königin, welche ihren geliebten Gemahl bald wieder zu ſehen hoffte, hatte für ſich den kleidſamſten Anzug gewählt: ihr Kopfputz war mit Federn von verſchiedenen Farben geziert, ihr Kleid ganz mit Edelſteinen bedeckt und ihre Schönheit war ſo wunderbar, daß man ſie für Diana ſelbſt hätte halten können.

Als die Jagd am wildeſten tobte, ließ ſie ihren Pferden den Zügel ſchießen und trieb ſie durch Worte und einige Peitſchenſchläge an. Erſt gingen ſie ſchnell, dann galoppirten ſie und endlich ſchien der Wagen von den Winden fortgetrieben zu werden, ſo daß die Augen ihm kaum zu folgen vermochten. Jetzt bereute es die junge Königin, aber zu ſpät, daß ſie ſo tollkühn geweſen war.

„Was habe ich unternommen, ſprach ſie, kam es mir zu, dieſe ſtolzen und ungeſtümen Pferde zu lenken? O Himmel, was ſteht mir bevor? Wenn der König mich in einer ſolchen Gefahr wüßte, was würde er beginnen, er, der mich aus reiner Liebe von ſich entfernte, um mich der Gefahr zu entreißen? So habe ich denn ſeiner Vorſorge entſprochen, und das theure Kind, dem ich das Leben geben ſollte, wird nun mit mir ein Opfer meiner Unvorſichtigkeit werden.“

Die Luft wiederhallte von ihren ſchmerzvollen Klagen; ſie rief die Götter an, ſie bat die Feen um Hülfe, aber Götter und Feen hatten ſie verlaſſen; der Wagen ſtürzte um, und da ihr die Kraft gebrach, ſich vor dem Sturze hinauszuwerfen, ſo blieb ihr Fuß zwiſchen Rad und Achſe eingeklemmt. Man kann leicht denken, daß ein Wunder dazu gehörte, ſie aus dieſer fürchterlichen Lage zu befreien.

Sie lag am Fuße eines Baumes auf der Erde, ohne Lebenszeichen und ihr Geſicht war ganz mit Blut bedeckt. Als ſie nach langer Ohnmacht erwachte, erblickte ſie neben ſich ein Weib, von rieſenhafter Größe, das



eine Löwenhaut um ſich geworfen hatte, mit nackten Armen und Beinen, die Haare mit einer trocknen Schlangenhaut zuſammen gebunden, deren Kopf auf der Schulter des Weibes lag, eine ſteinerne Keule in der Hand, auf welche ſie ſich ſtützte und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher an der Seite. Dieſe außerordentliche Erſcheinung beſtärkte die Königin in dem Wahne, daß ſie geſtorben ſei; denn ſie glaubte nicht, daß ſie nach ſo großen Unfällen noch leben könne.

„Ich bin nicht mehr überraſcht, ſagte ſie mit leiſer Stimme, daß man ſich ſo ſehr vor dem Tode fürchtet, denn das, was man in der andern Welt ſieht, iſt wahrhaft entſetzlich.“

Das Rieſenweib, welches dieſe Worte vernahm, konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lächeln.

„Nimm dich zuſammen, ſprach die Rieſin, und wiſſe, daß du noch am Leben biſt; aber dein Schickſal wird deßhalb nicht minder traurig ſein. Ich bin die Löwenfee, die unweit von hier wohnt und du wirſt dein ganzes Leben über bei mir bleiben müſſen.“

Die Königin blickte ſie traurig an, und ſprach:

„Ach wollteſt du doch, großmüthige Fee, mich in mein Schloß zurückführen und dem Könige, meinem Gatten, das Löſegeld vorſchreiben, das er für mich zahlen ſoll; er liebt mich ſo ſehr, daß er dir ſelbſt die Hälfte ſeines Königreichs nicht abſchlagen wird.“

„Nein, erwiederte die Fee, ich bin reich genug, aber ich langweilte mich ſeit einiger Zeit, ſtets nur allein zu ſein; du haſt Verſtand und vielleicht gelingt es dir, mich zu unterhalten.“

Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verwandelte ſie ſich in eine Löwin, lud die Königin auf ihren Rücken und trabte mit ihr bis zu ihrer ſchrecklichen Höhle. Sobald ſie aber dort war, ſtärkte ſie ihre Glieder durch eine Einreibung von kräftigen Eſſenzen.

Wie erſchreckt war die arme Königin über dieſen traurigen Aufenthalt! Auf zehntauſend Stufen gelangte man dahin bis zum Mittelpunkt der Erde. Hier befand ſich ein großer See von reinem Queckſilber, ganz mit Ungeheuern bedeckt, die im Stande waren, auch ein weniger furchtſames Gemüth als das der Königin in Schrecken zu verſetzen. Einige getrocknete Wurzeln und indianiſche Kaſtanien war Alles, womit die Unglücklichen, welche in die Hände der Löwenfee gefallen waren, ihren Hunger ſtillen konnten.

Sobald die Königin wieder im Stand war, zu arbeiten, ſagte ihr die Fee, ſie möge ſich eine Hütte bauen, da ſie nun doch ihr ganzes Leben werde hier bleiben müſſen. Bei dieſen Worten konnte die arme Fürſtin ihre Thränen nicht zurückhalten.

„Was habe ich Euch gethan, rief ſie aus, daß ich hier bleiben ſoll? Wenn das Ende meiner Tage, das ich herannahen fühle, Euch zum Vergnügen gereicht, ſo tödtet mich lieber gleich, dieß iſt Alles, was ich von Eurem Mitleid erflehe, aber verdammt mich nicht, ein langes und bedauernswerthes Leben ohne meinen Gemahl hinzubringen.“

Das Löwenweib ſpottete über ihren Schmerz und rieth ihr die Thränen zu trocknen, und dafür zu ſuchen ihr zu gefallen. Wenn ſie ſich auf andere Weiſe betrüge, ſo würde ſie die unglücklichſte Perſon auf der Welt ſeyn.

„Und was ſoll ich denn thun, fragte die Königin, um Euer Herz zu rühren?“

„Ich liebe, ſagte die Fee, Fliegenpaſteten zu eſſen, und nun will ich, daß Ihr mir recht viele zuſammenfangt, um mir daraus eine große und excellente zu bereiten.“

„Ach, ſprach die Königin, hier ſehe ich ja gar keine, und wären ſie auch vorhanden, ſo könnte man ſie nicht ſehen, weil es ſo dunkel iſt; und wenn ich ſie auch finge, ſo könnte ich doch keine Paſtete daraus machen, weil ich dieſe Kunſt nicht verſtehe, und ſomit gebt Ihr mir Befehle, die ich niemals auszuführen im Stande ſein werde.“

„Gleichviel, brummte die unerbittliche Löwenfee, ich will, was ich einmal will.“

Die Königin erwiederte hierauf nichts mehr; ſie dachte, daß ſie doch nur ein Leben zu verlieren habe und was konnte ihr wohl in ihrem jetzigen Zuſtande daran liegen? Anſtatt nun auf die Fliegen-Jagd auszugehen, ſetzte ſie ſich unter einen Baum, um aus Leibeskräften zu weinen.

Sie hätte wahrſcheinlich lange geweint, wenn ſie nicht von dem traurigen Krächzen eines Raben aufgeſcheucht worden wäre. Sie richtete die Blicke in die Höhe und konnte bei dem Dunkel, das hier herrſchte, dennoch einen großen Raben bemerken, der einen Froſch im Schnabel hielt und Miene machte, denſelben zu verzehren.

„Obgleich mich hier nichts aufrichtet, dachte die Königin, ſo will ich es doch nicht unterlaſſen, dieſen armen Froſch zu retten, der in ſeiner Art eben ſo troſtlos ſein mag, als ich in der meinigen.“ Sie ergriff den erſten beſten naheliegenden Stock und jagte damit dem Raben ſeine Beute ab. Der Froſch fiel zur Erde, blieb einige Zeit betäubt liegen, und gewann erſt nach und nach ſeine froſchliche Beſinnung wieder.

„Schöne Königin, fing er an, Ihr ſeid die einzige wohlthätige Perſon, die ich gefunden habe, ſeitdem mich die Neugierde nach dieſem Orte geführt hat.“

„Durch welches Wunder ſprichſt du, kleiner Froſch? fragte verwundert die Königin, und welche Perſonen erblickteſt du hier noch außer mir, da ich noch keinen einzigen Menſchen geſehen habe?“

„Alle jene Ungeheuer, womit der See bedeckt iſt, antwortete das Fröſchlein, waren auf Erden Herrſcher oder Günſtlinge derſelben; das Schickſal ſendet ſie auf einige Zeit hierher, ohne daß ſie aber gebeſſert von hinnen gingen.“

„Ich begreife wohl, ſprach die Königin, daß das Zuſammenleben von ſchlechten Menſchen nicht zu ihrer Beſſerung beitragen kann. Was aber, mein lieber Gevatter Fröſchlein, hat dich hieher gebracht?“

„Die Neugier, antwortete das Fröſchlein, hat mich hieher geführt; ich bin nur eine halbe Fee, meine Macht iſt in gewiſſen Dingen beſchränkt, in andern aber ſehr ausgedehnt. Würde mich die Löwenfee in ihrem Reiche entdecken, ſo tödtete ſie mich gewiß.“

„Wie iſt es aber möglich, daß ein Rabe eine Halbfee in ſeine Gewalt bekommen konnte?“ ſagte die Königin.

„Das ſollen dir zwei Worte erklären, erwiederte der Froſch: Wenn ich mein kleines Roſenkränzlein, worin meine größte Kraft liegt, auf dem Kopfe habe, ſo fürchte ich nichts; unglücklicher Weiſe aber hatte ich es im Sumpfe verloren, als dieſer verwünſchte

Rabe auf mich loſſtürzte. Ich geſtehe dir, daß ich ohne dich nicht mehr am Leben wäre, und da ich dir nun ſo viel verdanke, ſo magſt du mir gebieten, wie es dir gefällt.“

„Ach mein liebes Fröſchlein, ſprach die Königin, die böſe Fee, die mich hier gefangen hält, verlangt, daß ich ihr eine Fliegen-Paſtete mache; hier ſieht man aber nicht hell genug, um ſie zu fangen, und ich laufe daher große Gefahr, daß ſie mich todtſchlägt.“

„Laßt mich nur machen, ſprach der Froſch, nicht lange, ſo ſollſt du Fliegen genug haben.“

Sogleich beſtreute ſich der Froſch mit Zucker und mehr als ſechstauſend Fröſche, die ſeine Freunde waren, thaten desgleichen. Hierauf ſprangen ſie nach einem Ort hin, wo die böſe Fee eine ungeheuere Menge von Fliegen eingeſperrt hielt, um einige Unglückliche damit zu quälen. Sobald die Fliegen den Zucker ſpürten, ſetzten ſie ſich auf die Fröſche, und dieſe hüpften in geſtrecktem Galopp zu der Königin hin. Nie waren noch ſo viele Fliegen auf einmal gefangen worden, und nie eine trefflichere Paſtete gemacht als die, welche die Königin für die Löwenfee bereitete. Als dieſe ſie koſtete, konnte ſie nicht begreifen, wie es der Königin gelungen war, ſo viele Fliegen zu fangen.

Da die Königin ſich allen Einflüſſen einer vergifteten Luft ausgeſetzt ſah, ſo fing ſie an, ſich von Cypreſſen-

Zweigen ein Hüttchen zu bauen. Auch hiebei kam ihr der wohlthätige Froſch mit allen ſeinen Freunden zu Hülfe, und ſie bauten ihr ein zwar kleines Haus, allein ſo ſchön, wie nur eines auf der Welt zu finden war. Als ſie ſich aber zum erſtenmal darin zur Ruhe gelegt hatte, krochen die Ungeheuer des Sees, die ſie beneideten, mit ſchrecklichem Geheul heran. Da ſie ſo etwas nie gehört hatte, erſchrak ſie heftig, ſprang von ihrem Lager auf und entfloh. Dieß wollten die Ungeheuer ſo haben, und ein gräßlicher Drache, der früher einmal über eines der ſchönſten Königreiche der Erde geherrſcht hatte, nahm das Häuschen in Beſitz.

Die arme betrübte Königin wollte ſich beklagen, allein man verſpottete ſie nur und die Löwenfee ſagte, daß wenn ſie ihr in Zukunft ſolche Klagen vorbrächte, ſo würde ſie ſie ernſtlich züchtigen. Sie mußte daher ſchweigen, und ihre Zuflucht zu dem Froſche nehmen, welcher einen ganz vortrefflichen Charakter hatte. Er vergoß aufrichtige Thränen, denn wenn er ſein Roſenkränzchen auf dem Kopf hatte, ſo konnte er lachen und weinen, wie jeder andere Menſch.

„Ich fühle, ſprach der Froſch, eine ſo große Freundſchaft für dich, daß ich mit Freuden dein Häuschen wieder erbauen will, und wenn gleich alle Ungeheuer des Sees darüber aus der Haut fahren wollten.“

Sogleich eilte er davon, um Holz zu fällen, und der kleine, ländliche Pallaſt der Königin war ſo ſchnell wieder erbaut, daß ſie noch in derſelben Nacht darin ſchlafen konnte.

Der ſehr aufmerkſame Froſch machte ihr ein Lager zurecht von Lavendel, Thymian und andern duftigen Kräutern. Als die böſe Fee erfuhr, daß die Königin nicht mehr auf dem Boden lag, da ließ ſie dieſelbe vor ſich fordern.

„Wer ſind die Menſchen oder Götter, die dich beſchützen? fragte ſie. Dieſer Boden, der ſtets nur von einem Schwefel- und Feuerregen berührt wird, hat noch niemals das gemeinſte Laub getragen, und nun ſagt man mir, daß duftende Kräuter unter deinen Schritten emporſproſſen.“

„Ich weiß die Urſache nicht, Madame, ſprach die Königin, vielleicht darf ich ſie dem Kinde zuſchreiben, das ich unter dem Herzen trage, und das vielleicht nicht ſo unglücklich ſein wird als ich.“

„Ich bekomme Luſt, ſprach die Fee, einen Strauß der ſeltenſten Blumen zu haben, verſucht es doch einmal, ob der Balg Euch auch dieſe verſchaffen kann; iſt dieſes nicht der Fall, ſo ſtehen Euch Schläge zu Dienſt, die ich ſtets gern und gut ertheile.“

Die Königin fing an zu weinen; denn dieſe Drohungen konnten ihr nicht angenehm ſeyn, und die Unmöglichkeit, ſolche Blumen zu finden, brachte ſie zur Verzweiflung.

Sie ging in ihr Häuschen zurück, und nicht lange währte es, da kam ihr Freund, der Froſch, zu ihr.

„Warum biſt du ſo traurig,“ ſprach er zur Königin?

„Ach mein lieber Gevatter, wer ſollte das nicht ſeyn, die Fee will ein Bouquet der ſchönſten Blumen und wo werde ich das wohl finden, und doch koſtet es mein Leben, wenn ich ihren Wunſch nicht befriedigen kann.“

„Liebenswürdige Prinzeſſin, ſagte der Froſch mit feinem Anſtande, ich will mir alle Mühe geben, dich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen. Es lebt hier eine Fledermaus, die einzige, mit der ich einigen Umgang habe, und eine ſehr gute Perſon. Sie iſt etwas ſchneller als ich, und wenn ich ihr mein Roſenkränzchen leihe, ſo wird ſie wohl im Stande ſein, dir die Blumen herbeizuſchaffen.“

Die Königin hätte gern den Froſch umarmt, da dieſes aber nicht möglich war, ſo machte ſie ihm eine tiefe Verbeugung.

Das gutmuthige Fröſchlein ſprang ſogleich zu der Fledermaus hin, um mit ihr über dieſe Sache zu ſprechen, und kaum waren einige Stunden verfloſſen, ſo flog dieſe ſchon herbei und brachte die herrlichſten Blumen mit. Die Königin trug ſie ſogleich zu der böſen Fee, die gar nicht begreifen konnte, mit weſſen Hülfe dies ſchwere Stück Arbeit ausgeführt worden war.

Die Prinzeſſin dachte immerwährend nur an ihre Flucht. Einſt theilte ſie dieſes dem lieben Fröſchlein mit, welches alſo ſprach:

„Erlaube, daß ich vor allen Dingen mein Roſenkränzchen befrage, und dann wollen wir deſſen Rath befolgen.“

Er nahm hierauf das Kränzchen, hing es an ein dürres Geſträuch, zündete einige Wachholderbeeren, etwas Kapern und zwei grüne Erbſen davor an, koarte hierauf fünfmal, und als dieſe Ceremonie vorüber war, ſetzte er ſein Kränzchen wieder auf und fing an, wie ein Orakel zu ſprechen:

„Das Schickſal, der Meiſter aller Dinge, verbietet dir dieſen Ort zu verlaſſen, du wirſt hier eine Prinzeſſin gebähren, die ſchöner ſeyn wird als die Mutter des Amor; um das Uebrige kümmere dich nicht weiter, denn die Zeit wird alles gut machen.“

Die Königin ſenkte den Blick und einige Thränen rannen ihr aus den Augen; allein ſie nahm ſich vor, den Worten ihres Freundes zu vertrauen.

„Mindeſtens, ſprach ſie, verlaſſe du mich nicht und ſtehe mir bei in meiner ſchweren Prüfung.“

Der rechtſchaffene Froſch verſprach Alles und tröſtete ſie ſo gut er konnte.

Jetzt halte ich es für Pflicht, von dem König zu ſprechen.

Während die Feinde ihn in ſeiner Hauptſtadt belagerten, konnte er allerdings der Königin keine Botſchaft ſenden; nachdem er jedoch einige Ausfälle gemacht hatte, und der Feind hiedurch gezwungen worden war, ſich zurückzuziehen, da fühlte er das Glück dieſes Ereigniſſes, nicht ſowohl um ſeinetwillen, als wegen der geliebten Königin, die er nun, ohne etwas für ſie befürchten zu dürfen, holen konnte.

Er wußte nichts von ihrem Unglücke, weil keiner von den Offizieren es gewagt hatte, ihm daſſelbe mitzutheilen. Dieſe aber hatten in dem Walde den zerbrochenen Wagen, die entlaufenen Pferde und das Amazonen-Kleid der Königin gefunden.

Da ſie nicht zweifelten, die Königin ſei geſtorben und ihr Leichnam von den wilden Thieren gefreſſen, ſo meldeten ſie dem König, daß ein plötzlicher Tod ſeine Gemahlin ereilt habe. Bei dieſen Nachrichten meinte der König ſelbſt ſterben zu müſſen; er raufte ſich die Haare, vergoß Thränen, ſtieß ein fürchterliches Geſchrei aus, und verſäumte nichts, was ſich für einen ordentlichen Wittwer geziemt.

Nachdem er mehre Tage weinend geſehen hatte, und ſich auch vor Niemand ſehen ließ, begab er ſich mit einem langen Trauerzuge in ſeine Reſidenz-Stadt zurück. Alle Geſandten von den nachbarlichen Staaten überreichten Kondolenz-Schreiben, und nach den von ſolchen Kataſtrophen unzertrennlichen Ceremonien nahm ſich der König vor, ſeinen Unterthanen Ruhe zu gönnen, indem er Frieden ſchloß und ihnen Handelsfreiheit geſtattete.

Von allen dieſen Dingen wußte die Königin nichts; ihre Niederkunft überſtand ſie glücklich und der Himmel ſchenkte ihr eine kleine Prinzeſſin, ſo ſchön wie der Froſch prophezeiht hatte. Sie nannten ſie Muffchen. Die Königin hatte große Mühe, von der Löwenfee die Erlaubniß zu erhalten, ihr Kind zu ernähren; denn jene war ſo wild und barbariſch, daß ſie es durchaus auffreſſen wollte.

Muffchen, das Wunder von Schönheit, war jetzt ſechs Monate alt, als die Königin es mit einem gemiſchten Gefühl von Liebe und Zärtlichkeit betrachtete.

„Ach wenn der König, dein Vater, ſprach ſie, dich arme Kleine ſehen könnte, wie ſehr würde er ſich freuen, wie unendlich dich lieben. Aber vielleicht fängt er jetzt ſchon an uns zu vergeſſen, er glaubt uns todt, und eine Andere nimmt vielleicht meinen Platz in ſeinem Herzen ein.“

Dieſe traurigen Betrachtungen ſtellte ſie ſtets weinend an, und der Froſch, der ſie wahrhaft liebte, ſagte eines Tages zu ihr:

„Wenn du es willſt, ſo kann ich mich zu dem Könige, deinem Gemahl, hinbegeben; die Reiſe iſt zwar lang und ich marſchire nicht ſchnell, aber ein wenig früher oder ſpäter iſt wohl gleichviel und ich hoffe am Ende doch hinzukommen.“

Dieſer Vorſchlag konnte unmöglich beſſer aufgenommen werden, als er es in der That wurde; die Königin faltete ihre Hände und ließ ſelbſt Muſſchen die ihrigen falten, um dem lieben Froſch ihren Dank auszudrücken. Sie fügte hinzu, daß der König gewiß nicht undankbar dafür ſein würde.

„Doch, bemerkte ſie, was wird es ihm nützen, wenn er mich an dieſem ſchrecklichen Orte weiß, es iſt ja unmöglich, daß er mich von hier befreie.“

„Erlaube mir, verſetzte der Froſch, dieſe Sorge muß man den Göttern überlaſſen; indeß wir thun, was wir können.“

Und hierauf nahm er Abſchied. Die Königin ſchrieb mit ihrem Blute auf ein Stückchen Leinwand, weil ſie weder Dinte noch Papier hatte, und bat den König, in allen Stücken dieſem tugendhaften Froſch Glauben zu ſchenken, der ihm alles Nähere berichten könnte.

Der Froſch brauchte ein Jahr und vier Tage, um die zehntauſend Stufen zu erklimmen, die von der ſchwarzen Ebene zur Oberwelt führten, und ein anderes Jahr war ihm nöthig, um ſich ſeine Equipage einrichten zu laſſen, denn er war zu ſtolz, um an einem großen Hofe wie ein gemeiner Sumpffroſch zu erſcheinen. Er ließ ſich ein artiges Cabriolet bauen, ſo groß, daß man zwei Eier ganz bequem hineinlegen konnte. Von außen war es mit Schildkröte und von innen mit der Haut junger Eidechſen austapezirt; er nahm fünfzig Kammerjunker mit ſich, die er aus jenen kleinen grünen Fröſchen wählte, die in der ſchönen Jahreszeit auf den Wieſen herumhüpfen. Sie ritten auf Schnecken, die mit einem engliſchen Sattel verſehen waren. Dieſe Reiter nahmen ein überaus keckes und ſtolzes Weſen an. Einige Waſſerratten, als Pagen bekleidet, gingen vor den Wieſeln einher, die vor den Wagen geſpannt waren. Mit einem Worte, man hatte nie etwas Anmuthigeres geſehen, als dieſen Aufzug. Beſonders ſtand ihm das Roſenkränzchen, welches er etwas ſchief aufgeſetzt hatte, ganz herrlich zu Geſicht. Die böſe Welt ſagte, daß er ſich auch geſchminkt habe; dieſem können wir aber widerſprechen, da er blos etwas geröthet von den Strapazen der Reiſe war.

Die Reiſe dauerte ſieben Jahre, während welcher die arme Königin unausſprechlich viel litt; und ohne das ſchöne Muffchen, welches ſie tröſtete, wäre ſie gewiß hundertmal geſtorben. Dieſes wunderbare kleine Geſchöpf öffnete nicht den Mund und ſprach kein Wort, ohne ſeine Mutter zu entzücken; ja ſelbſt die Löwenfee wußte es zu zähmen, und ſo geſchah es endlich nach ſechs Jahren, welche die Königin hier zugebracht hatte, daß die Fee ſie auf die Jagd mitzunehmen verſprach, unter der Bedingung, daß alles, was ſie tödten würde, ihr zu Theil werde.

Die Freude, welche die arme Königin empfand, als ſie die Sonne wieder ſah, läßt ſich nicht beſchreiben. Das Licht war ihr ſo ungewohnt, daß ſie davon blind zu werden fürchtete. Mußchen war ſchon mit ſechs Jahren ſo geſchickt, daß es mit jedem Schuß traf, und hiedurch gelang es ihm, die Wildheit der Fee bedeutend zu mildern. Froſch ging indeſſen Tag und Nacht über Berg und Thal, bis er endlich zu der Stadt gelangte, wo der König wohnte. Er war überraſcht, hier nur Tänze und Luſtbarkeiten zu finden, die ſich vermehrten, je näher er zur Stadt rückte. Sein prächtiger Aufzug erregte große Verwunderung, und da ihm alles nachlief, ſo hatte er Mühe, bis zum Pallaſte des Königs zu kommen, wo der größte Tumult herrſchte.

Der König, der nunmehr neun Jahre im Wittwer-Stande gelebt hatte, ließ ſich endlich durch die Bitten ſeiner Unterthanen zu einer zweiten Heirath beſtimmen. Die Prinzeſſin, die er erwählt hatte, war zwar — das muß man geſtehen — nicht ſo ſchön als die Königin, aber ſie war doch ſehr angenehm.

Der gute Froſch trat, nachdem er aus ſeinem Cabriolet ausgeſtiegen war, mit ſeinem ganzen Gefolge in das Gemach des Königs. Er hatte nicht nöthig gehabt ſich melden zu laſſen, denn der König, ſeine Braut und alle Fürſten waren zu begierig, die Urſache ſeiner Ankunft zu erfahren.

„Sire, ſprach der Froſch, ich weiß nicht, ob die Nachricht, die ich Euch bringe, angenehm oder mißfällig ſein wird, denn die Verbindung, die Ihr ſo eben eingeht, überzeugt mich, daß Ihr der Königin untreu geworden ſeid.“

„Ihr Andenken wird mir immer theuer ſein, ſprach der König, indem er einige Thränen fließen ließ, die er nicht mehr zurückhalten konnte; Ihr mußt jedoch wiſſen, artiger Froſch, daß die Könige nicht immer thun können, was ſie gerne möchten: Jetzt dringen meine Unterthanen ſchon Neun Jahre in mich, daß ich mich wieder verheirathe, ich bin dem Lande einen Erben ſchuldig und daher habe ich meine Augen auf dieſe Prinzeſſin geworfen, die ich ganz liebenswürdig finde.“

„Ich rathe Euch, ſie nicht zu nehmen, denn wer mehr als eine Frau hat, wird aufgehenkt. Die Königin iſt nicht todt, hier iſt ein Brief, den ihre Hand geſchrieben und womit ſie mich beehrt hat, auch iſt Euch eine kleine Prinzeſſin geboren, Muffchen, die ſchöner iſt als Alles im Himmel und auf Erden.“

Der König nahm den Lumpen, worauf die Königin einige Worte gekritzelt hatte, küßte ihn, benetzte ihn mit ſeinen Thränen, und indem er ihn der ganzen Verſammlung zeigte, erklärte er, die Handſchrift ſeiner Frau wieder erkannt zu haben: dann that er tauſend Fragen an den Froſch, der darauf mit eben ſo viel Geiſt als Lebhaftigkeit zu erwiedern wußte.

Die verlobte Prinzeſſin und die Geſandten, die zur Hochzeit eingeladen waren, machten lange Geſichter.

„Wie, Sire, ſagte der Vornehmſte unter dieſen, können Sie auf das Wort einer ſolchen kleinen Kröte dieſes feierliche Bündniß löſen wollen? Dieſer Schlamm hat die Unverſchämtheit, Euch vor dem ganzen Hofe zu belügen und wird angehört!“

„Herr Geſandter, erwiederte hierauf mit edlem Stolze der Froſch, erfahren Sie, daß ich kein Schlamm bin, und weil ich denn ſehe, daß ich hier ein Pröbchen meiner Wiſſenſchaft an den Tag legen muß, ſo rufe ich meine getreuen Feen:

Holla! Erſcheinet!“

Alle Fröſche, Ratten, Schnecken, Eidechſen, und der Abgeſandte der Königin an ihrer Spitze verwandelten ſich nun zum Erſtaunen aller Anweſenden. Ihr Wuchs war groß und majeſtätiſch, ihre Geſichtszüge angenehm, ihre Augen glänzender als wie Sterne, ein Jeder trug eine Krone von Diamanten auf dem Kopfe und königliche Hermelin-Mäntel auf den Schultern mit langen Schleppen, die von Zwergen und Zwerginnen getragen wurden. Zugleich vernahm man Trommeln und Pauken, Zinken und Hoboen, und alle Feen und Zauberer begannen ein Ballet zu tanzen, ſo zierlich und leicht, daß ſie ſich bis an die Decke des Saales erhoben. Der König, welcher aufmerkſam zuſah, und die zukünftige Königin waren ungemein überraſcht, als plötzlich die ganze glänzende Geſellſchaft von ſchwebenden Tänzern ſich in Blumen verwandelte, die auch auf- und abſchwebten, als wenn ſie Beine und Füße beſäßen. Es war ein belebtes Blumenbeet von Jasmin, Veilchen, Nelken, Narziſſen und Tuberoſen, deren Bewegungen eben ſo den Geruch als das Geſicht erfreuten. Einen Augenblick ſpäter, und die Blumen waren verſchwunden und ſchöne Springbrunnen nahmen ihren Platz ein. Sie erhoben ſich ſchnell und fielen dann in einen breiten Kanal, der ſich am Fuße des Schloſſes dahinzog und mit kleinen vergoldeten Galeeren bedeckt waren. Dieſe waren ſo ſchön und einladend, da die Prinzeſſin die Geſandten bat, mit ihr eine Spazierfahrt darin zu unternehmen. Sie willigten ein, da ſie das Ganze nur für ein artiges Spiel hielten, das erfunden war, um die Hochzeitsfeierlichkeit zu erhöhen.

Kaum hatten ſie ſich eingeſchifft, als Galeeren, Springbrunnen und der Kanal verſchwanden; nur die Fröſche waren wieder da. Der König fragte, wo die

Prinzeſſin hingekommen ſey, worauf ihm der Froſch erwiederte:

„Sire, Ihr dürfet keine andere Königin haben als Eure Gemahlin; wäre ich weniger ihr ergeben, ſo würde ich mich um die Heirath, die Ihr eben abzuſchließen Willens waret, nicht kümmern, allein die Königin iſt ſo vortrefflich, und Eure Tochter Muffchen ſo liebenswürdig, daß Ihr keinen Augenblick verlieren dürft, um ihre Befreiung zu verſuchen.“

„Ich muß Euch geſtehen, mein Herr Froſch, ſprach der König, daß, wenn ich meine Frau nicht todt glaubte, ich nichts unterlaſſen würde, um ſie wieder zu ſehen.“

„Nach den Wundern, die ich vor Euch verübt habe, verſetzte der Froſch, ſcheint es mir, daß Ihr von der Wahrheit meiner Worte überzeugt ſein ſolltet. Laſſet Euer Königreich unter guter Aufſicht und zögert nicht mit der Abreiſe. Nehmt dieſen Ring, mit deſſen Hülfe ihr die Königin ſehen und die Löwenſee ſprechen könnt, obgleich dieſe das ſchrecklichſte Weſen der Schöpfung iſt.“

Der König, da er nicht mehr die ihm beſtimmte Prinzeſſin erblickte, fühlte ſeine Neigung bald für ſie erkalten und zu gleicher Zeit die alte Liebe für ſeine Königin mit großer Heftigkeit wieder erwachen. Er reiste ab und befahl, daß ihn Niemand begleiten ſollte, nachdem er dem Froſch ſehr bedeutende Geſchenke gemacht hatte.

„Habt nur guten Muth, ſprach der Froſch zu ihm, Ihr werdet gräßliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, allein fürchtet Nichts, ich hoffe, daß Ihr zum Ziele gelangen werdet.“

Der König wurde durch dieſe Worte getröſtet und machte ſich allein mit ſeinem Ringe auf den Weg.

So wie Muffchen nun immer größer wurde, vervollkommnete ſich ihre Schönheit in ſolchem Grade, daß alle Ungeheuer des Queckſilberſees ſich in ſie verliebten. Man ſah Drachen der fürchterlichſten Art ſich zu ihren Füßen ſchmiegen; obgleich ſie jedoch ſie ſtets vor Augen gehabt hatte, ſo konnte ſie ſich doch nicht an ihren Anblick gewöhnen. Sie floh und verbarg ſich in den Armen ihrer Mutter.

„Werden wir noch lange hier bleiben, fragte ſie dann, werden unſere Leiden niemals enden?“

Die Königin ſuchte Hoffnung in ihr zu erregen, um ſie zu tröſten, obgleich ſie ſelbſt keine hatte. Die Entfernung des Froſches und der Umſtand, daß ſie keine Briefe von ihm erhielt, ſo wie keine Nachricht von dem König, ihrem Gemahle, erhöhte ihre Betrübniß aufs höchſte.

Die Löwenfee nahm ſie nun immer auf die Jagd mit; ſie war gefräßig und liebte ſehr das Wildbret, welches ſie ihr tödteten, wofür ſie ihnen zur Belohnung die Füße und den Kopf gab; allein es war ſchon eine hohe Gnade, daß ſie ihnen erlaubte, an das Sonnenlicht empor zu ſteigen. Dieſe Fee nahm die Geſtalt einer Löwin an, die Königin und ihre Tochter ſetzten ſich auf ſie und dann jagten ſie durch die Wälder.

Der König, von ſeinem Ringe geleitet, ruhte einſt unter ſchattigen Bäumen, als er ſie wie einen Blitz vorübereilen ſah; ſie hatten ihn nicht erkannt, als er ihnen aber folgen wollte, waren ſie gänzlich ſeinen Blicken entſchwunden.

Ungeachtet der unaufhörlichen Leiden hatte die Königin Nichts von ihren Reizen verloren, und ſah ſchöner aus als jemals. Alle ſeine Liebe entbrannte, und da er nicht zweifelte, daß das junge Mädchen ſein geliebtes Muffchen war, ſo faßte er den Entſchluß, lieber tauſendmal zu ſterben, als den Vorſatz aufzugeben, Gattin und Tochter wieder zu beſitzen.

Der dienſtbare Ring leitete ihn zu dem dunkeln Orte, den die Königin nun ſo viele Jahre ſchon bewohnte; er war ſchon nicht wenig überraſcht, bis zum Mittelpunkt der Erde zu ſteigen, aber Alles, was er hier erblickte, überraſchte ihn noch weit mehr. Die

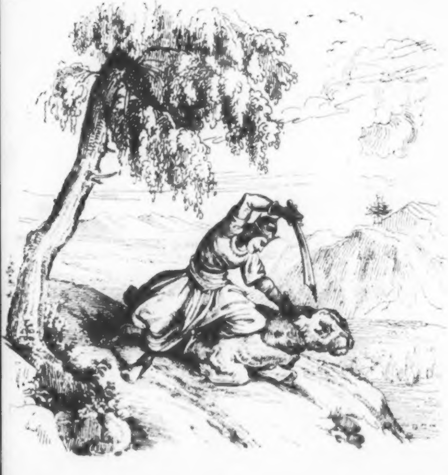
Löwenfee, die Alles wußte, konnte ſeine Ankunft nicht verhindern; allein ſie beſchloß, mindeſtens ihn mit ihrer ganzen Macht zu bekämpfen.

Sie erbaute mitten in dem Queckſilberſee einen Pallaſt von Kriſtall, der darauf umherſchwam, und nachdem ſie die arme Königin mit ihrer Tochter hinein geſperrt, redete ſie alle Ungeheuer, welche in Muſſchen verliebt waren, mit folgenden Worten an:

„Ihr werdet dieſe ſchöne Prinzeſſin verlieren, ſprach ſie, wenn ihr nicht alles Mögliche thut, ſie gegen einen Ritter zu vertheidigen, der ſie entführen will.“

Die verliebten Ungeheuer verſprachen, es an nichts fehlen zu laſſen; ſie umgaben den Kriſtallpallaſt, und während die Leichteſten unter ihnen ſich auf das Dach und die Mauern poſtirten, beſetzten Andere die Thüre und die Ufer des Sees.

Der König wurde zuerſt von ſeinem treuen Ringe zur Höhle der Fee geleitet. Sie erwartete ihn bereits in der Geſtalt einer Löwin. Kaum erſah ſie ihn, ſo wollte ſie ſich auf ihn werfen, er aber zog das Schwert, und als ſie eine ihrer Tatzen nach ihm ausſtreckte, ſo hieb er ſie ihr am Gelenke ab, gerade beim Ellenbogen. Sie ſtieß ein fürchterliches Gebrüll aus und fiel; er näherte ſich ihr, und indem er ſein Knie auf ihren Nacken ſetzte, ſchwur er hoch und theuer, ſie zu tödten.



„Was willſt du von mir? rief ſie jetzt. Was forderſt du?“

„Ich will dich beſtrafen, erwiederte er ſtolz, weil du meine Frau mir geraubt. Gibſt du ſie mir nicht zurück, ſo tödte ich dich auf der Stelle.“

„Wirf deinen Blick auf dieſen See, ſagte die Fee, und ſieh' ſelbſt, ob ſie in meiner Macht ſich befindet.“

Der König blickte nach jener Seite hin, und ſah die Königin mit ihrer Tochter in dem Kriſtallſchloſſe, das ohne Ruder und Steuer auf dem Queckſilber umher ſchwamm.

Er glaubte vor Freude und Schmerz vergehen zu müſſen; er rief ihren Namen aus aller Kraft und ſie hörten ihn auch; wie aber ſollte er zu ihnen gelangen? Während er über die Mittel hiezu nachdachte, war die Löwenfee verſchwunden. Er lief längs dem Ufer des Sees hin, allein, wenn er nahe daran war, den durchſichtigen Pallaſt zu erreichen, ſo fuhr dieſer mit einer ungeheuern Schnelligkeit nach der andern Seite hin und er ſah ſeine Hoffnung vereitelt; die Königin fürchtete, daß er am Ende ermüden könnte und rief ihm zu, er möge doch nicht den Muth verlieren, die Löwenfee wolle ihn nur erſchöpfen; allein wahre Liebe müſſe am Ende doch alle Hinderniſſe überwinden. Dabei nahmen ſie und Muſſchen rührende Stellungen an und ſtreckten flehend die Hände nach ihm aus. Bei dieſem

Anblick fühlte ſich der König von neuer Kraft durchdrungen, und er ſchwur mit lauter Stimme beim Styx und Acheron, dieſen ſchrecklichen Ort ohne Sieg nicht zu verlaſſen.

Es bedurfte in der That einer großen Ausdauer für den armen guten Mann. Der Boden war voll mit Dornen und Diſteln, auf welchen er ſchlafen mußte; ſeine Nahrung beſtand in wilden Früchten, die bitterer als Galle waren, und dabei hatte er fortwährend Kämpfe mit den Ungeheuern des Sees zu beſtehen. Ein Ehemann, der dies Alles aushält, um ſeine Frau wieder zu erlangen, muß ſicherlich zu den Zeiten der Feen gelebt haben, und dieſer Umſtand mag denn auch hinlänglich den Zeitraum bezeichnen, wann ſich dieſe Geſchichte zugetragen hat.

Drei Jahre waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, ohne daß der König auch nur das Geringſte gewonnen hätte. Er wollte faſt verzweifeln und hätte ſich gewiß ſchon hundertmal in den See geſtürzt, wenn dieſes im Stande geweſen wäre, nur einigermaßen die Leiden der Königin und der Prinzeſſin zu lindern. Er lief, wie gewöhnlich, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Ufers, als ihn einſt ein erſchrecklicher Drache alſo anredete:

„Wenn du mir ſchwören willſt bei deiner Krone und bei deinem Scepter, bei deinem Königsmantel und bei deinem Weib und Kind, mir einen gewiſſen Biſſen zu verſchaffen, nach dem ich lüſtern bin, und den ich ſpäter von dir verlangen werde, ſo will ich dich zwiſchen meine Flügel nehmen und dich troẞ aller Ungeheuer, welche den See und das Kriſtallſchloß bewachen, zur Königin und Prinzeſſin Muffchen hinüber tragen, die du dann gewiß erretten kannſt.“

„Ach geliebter Drache meiner Seele, rief der König, ich ſchwöre dir und dem ganzen edeln Drachengeſchlecht, daß ich Euch zu eſſen geben will, was Ihr nur immer wünſchet, und daß ich ſtets Euer ergebener Diener bleibe.“

„Verſprich nichts, erwiederte der Drache, wenn du nicht Luſt haſt, es zu halten, denn es würde ſo großes Unglück daraus entſtehen, daß du bis zu deinem Ende genug daran hätteſt.“

Der König wiederholte ſein Verſprechen, da er vor Luſt brannte, ſeine geliebte Königin zu befreien. Er beſteigt den Rücken des Drachen, als wäre dieſer ein ſchönes Reitpferd geweſen; nun aber kamen ihm ſogleich die Ungeheuer entgegen und es beginnt ein Kampf; man hört nichts als das Ziſchen der Schlangen, man ſieht nichts als Feuer, Schwefel und Salpeter hernieder regnen; endlich erreicht der König das Schloß; die Anſtrengung muß verdoppelt werden, denn Fledermäuſe, Nachteulen und Raben verwehren ihm den Eingang;

allein der Drache vernichtet ſie mit ſeinen Krallen und Zähnen. Als die Königin dieſe große Schlacht ſieht, zerbricht ſie mit ihren Füßen die Kriſtallmauern des Schloſſes und die Glasſcherben werden in ihrer Hand zu Waffen. Endlich ſiegten ſie, ſie lagen ſich einander in den Armen und der ganze Zauber endete mit einem Donnerſchlag, der in den See fiel und ihn austrocknete.

Der dienſtbare Drache war mit allen andern verſchwunden, und ohne daß der König es begreifen konnte, ſah er ſich plötzlich in ſeiner Reſidenzſtadt in einem prächtigen Saale ſeines Pallaſtes, neben der Königin und Muffchen, an einer herrlich geſchmückten Tafel ſitzen. Nie hatte man wohl ein größeres Erſtaunen gefühlt als ſie, nie aber auch eine innigere Freude empfunden. Alle ihre Unterthanen liefen herbei, um ihre Königin und die Prinzeſſin zu ſehen, die gleichfalls durch eine Fortſetzung des Wunders ſo prachtvoll gekleidet war, daß man die Hand vor die Augen halten mußte, um nicht von dem Glanze der Edelſteine geblendet zu werden.

Man kann ſich denken, welche Vergnügungen und Feſte nunmehr an dieſem Hofe angeſtellt wurden. Es waren Maskeraden, Karouſſels und Tourniere, welche die mächtigſten Prinzen herbeizogen, die von Muffchens ſchönen Augen alle gefeſſelt wurden.

Zu den ſchönſten und geſchickteſten Prinzen war der Prinz Muffy zu zählen; Jedermann bewunderte ihn, und Prinzeſſin Muffchen, die bis dahin nur die Schlongen und Drachen des Queckſilberſees gekannt hatte, konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit zu ſchenken. Kein Tag verging, wo er nicht eine neue Galanterie erſann, die ihr gefallen konnte, ſo leidenſchaftlich liebte er ſie, und als er endlich förmlich um ihre Hand anhielt, ſo ließ er dem König und der Königin ſagen, daß er ein Fürſtenthum beſitze, von einer ſolchen Schönheit, daß es wohl einer ganz beſondern Rückſicht werth wäre. Der König erklärte ihm, daß Muffchen freie Wahl habe, die er in nichts beſchränken wolle, und daß er daher ſehen möge, ihr zu gefallen, weil dieſes der einzige Weg zu ſeinem Glücke ſein würde. Der Prinz war von dieſer Antwort bezaubert, denn er wußte ſchon, wie er mit der Prinzeſſin ſtand, da dieſe ihm geſagt, ſie wolle nur ihn und keinen Andern zum Gatten haben. Muffy ließ ſich dieſes Geſtändniß wiederholen, warf ſich ihr dann voll Wonne zu Füßen und beſchwor ſie in den zärtlichſten Ausdrücken, ſich ſtets des ihm gegebenen Wortes zu erinnern.

Sogleich begab er ſich nun zu dem König und der Königin, und legte ihnen Rechenſchaft von den Fortſchritten ab, die ſeine Liebe bei Muffchen gehabt hatte, und bat ſie, ſein Glück zu beſchleunigen. Sie willigten mit Vergnügen darein, denn Peinz Muſſy hatte ſo treffliche Eigenſchaften, daß er ihnen ſelbſt als der Einzige erſchien, der im Stande ſei, das vollkommene Muſſchen zu beſitzen. Der König wollte ſie noch früher verloben, ehe der Prinz nach ſeiner Reſidenz ſich begab, wo er Anſtalten zu den Vermählungsfeſten zu treffen hatte. Er wäre jedoch niemals fortgereist, ohne die beſtimmte Verſicherung zu erhalten, daß er bei ſeiner Rückkehr glücklich ſein würde. Muſſchen konnte ihm nicht Lebewohl ſagen, ohne entſetzlich viel Thränen zu vergießen; ſie hatte ein trauriges Vorgefühl, das ſie ſich nicht zu erklären wußte, und als die Königin auch den Prinzen ſo traurig ſah, überreichte ſie ihm das Bildniß ihrer Tochter und bat ihn, die Anſtalten zum Empfang doch ja recht einfach zu machen, damit er deſto ſchneller wiederkommen könne. Er antwortete darauf ſehr höflich:

„Meine Königin, nie habe ich noch mit ſo vielem Vergnügen Ihren Befehlen Folge geleiſtet, als dieſesmal; mein Herz iſt zu ſehr dabei intereſſirt, als daß ich das vernachläßigen ſollte, was ſein einziges Glück ausmacht.“

Er reiste mit Extrapoſt, und Prinzeſſin Muſſchen erwartete ſeine Rückkehr, indem ſie ſich mit der Muſik beſchäftigte, worin ſie ſeit einiger Zeit große Fortſchritte gemacht hätte.

Als ſie ſich eines Tages in dem Zimmer der Königin befand, trat der König laut weinend ein und ſchloß ſie in die Arme.

„O mein Kind! rief er, armer Vater! Unglücklicher König!“ Mehr konnte er nicht ſagen; laute Seufzer erſtickten ſeine Stimme.

Die Königin und die Prinzeſſin fragten ihn erſchreckt, was ihm fehle? und er ſagte ihnen endlich, daß ein ungeheurer Rieſe angekommen ſei, der ſich einen Geſandten des Drachen aus dem Queckſilberſee nenne, welcher, nach dem ihm vom König gegeben Verſprechen nichts Geringeres als die Prinzeſſin Muſſchen verlange, um ſie in einer Paſtete zu verzehren. Er habe ſich, fügte der König hinzu, durch fürchterliche Eide anheiſchig gemacht, ihm, was er begehren würde, zu geben, und wiſſe nun nicht, was anzufangen ſei.

Als die Königin dieſe traurige Botſchaft vernahm, ſchrie ſie heftig und drückte die Prinzeſſin an ihr Herz.

„Eher laſſe ich mein Leben, rief ſie, als daß ich meine Tochter dieſem Ungeheuer übergebe; er nehme eher unſer Königreich und Alles, was wir beſitzen. Unnatürlicher Vater! Wie konnteſt du die Hände zu dieſem Schrecklichen bieten? Was? mein Kind ſoll in eine Paſtete gebacken werden? Ich vermag den Gedanken nicht zu faſſen, man bringe mir dieſen barbariſchen Geſandten her, vielleicht können ihn meine Thränen erweichen. Der König erwiederte nichts hierauf; er ſprach mit dem Rieſen, der ſich ſogleich zur Königin begab. Sie und ihre Tochter warſen ſich ihm zu Füßen und baten ihn um ein gutes Wort bei dem Drachen, damit er Alles, was ſie beſaßen, nehmen möchte, um Muffchen das Leben zu ſchenken. Allein der Abgeſandte erwiederte, daß er dabei nichts machen könne, daß der Drache zu eigenſinnig und auch zu gefräßig wäre und daß, wenn er ſich einmal in den Kopf geſetzt hätte, irgend einen guten Biſſen zu freſſen, ihn Niemand von dieſen Gelüſten abbrächte; er rieth ihnen daher ganz freundſchaftlich, ſich willig darein zu fügen, damit nicht ein noch viel größeres Unglück geſchehe. Bei dieſen Worten fiel die Königin in Ohnmacht, und die Prinzeſſin hätte gewiß daſſelbe gethan, würde ſie nicht ihrer Frau Mutter haben beiſpringen müſſen.

Dieſe traurigen Geſchichten hatten ſich kaum unter dem Hofgeſinde verbreitet, als ſie auch die ganze Stadt ſchon wußte; man hörte überall nichts als Weinen und Schluchzen, denn Muffchen wurde angebetet. Der König konnte ſich nicht entſchließen, ſie dem Rieſen zu geben, aber dieſer, der ſchon viele Tage vergebens wartete, fing an ungeduldig zu werden und drohte ganz erſchrecklich. Der König und die Königin ſprachen ſo zu ſich ſelbſt:

„Was kann uns wohl noch Aergeres widerfahren?

Käme der Drache aus dem Queckſilberſee hieher, um auch uns aufzufreſſen, ſo wäre es nicht trauriger für uns, als wenn er unſer Muffchen in die Paſtete ſteckt. Wir ſind auf jeden Fall verloren!“

Da ſagte ihnen der Rieſe, daß ihm ſein Herr eine Botſchaft geſendet habe und daß, wenn die Prinzeſſin einen Neffen von ihm heirathen wollte, er darein willigte, ſie am Leben zu laſſen; daß übrigens dieſer Neffe ſchön und wohl gebaut ſei, ein Fürſtenthum beſäße, und daß ſie recht zufrieden und glücklich mit ihm leben könnte.

Dieſer Vorſchlag linderte ein wenig den Schmerz der beiden Majeſtäten. Die Königin ſprach darüber mit der Prinzeſſin, allein ſie fand ſie weit ungeneigter dieſer Verbindung als dem Tode.

„Ich bin nicht fähig, ſprach ſie, meine königliche Mutter, mir das Leben durch eine Untreue zu erhalten. Ihr habt mich dem Prinzen Muffy verſprochen und ich werde nie eines Andern ſein. Laſſet mich immerhin ſterben, mein Tod wird Eure Ruhe befeſtigen.“

Der König kam dazu und ſagte ſeiner Tochter alles, was die liebevollſte Zärtlichkeit nur eingeben kann; allein ſie blieb feſt in ihrem Entſchluſſe, und es wurde daher verabredet, ſie auf einen hohen Berg zu führen, von wo der Drache ſie abholen ſollte.

Man bereitete nun alles zu dieſem traurigen Opfer;

ſelbſt diejenigen der Iphigenie und der Pſyche waren nicht ſo traurig geweſen; man erblickte nichts als ſchwarze Kleider und bleiche Geſichter voll Beſtürzung. Vierhundert Jungfrauen, aus den erſten Häuſern, zogen lange weiße Kleider an und ſetzten Cypreſſen-Kränze auf, um ſie zu begleiten. Man trug ſie auf einer Bahre, die mit ſchwarzem Sammt überzogen war, damit Jeder dieſes Meiſterſtück der Natur anſtaunen konnte. Ihre Haare hingen auf die Schultern herab, oder waren mit Flor in die Höhe gebunden und die Krone, die ſie trug, beſtand aus Jasminen und Nachtſchatten. Nur der Schmerz ihrer königlichen Eltern ſchien ſie zu rühren; beide folgten ihr in tiefſter Betrübniß. Der Rieſe ſchritt furchtbar bewaffnet an ihrer Seite und der gierige Blick, mit welcher er ſie betrachtete, ſchien deutlich zu ſagen, daß auch er ſeinen Theil von der Paſtete haben würde. Die Luft wiederhallte von Seufzern und Klagen, und der ganze Weg war ſo von Thränen benetzt, als ob es geregnet hätte.

„Ach Fröſchlein, Fröſchlein, wo biſt du! rief die Königin, warum haſt du mich verlaſſen! Schenkteſt mir doch ſonſt deine Hülfe, weßhalb entziehſt du mir ſie jetzt? Weit glücklicher wäre ich geweſen, hätteſt du mich damals ſterben laſſen, als daß ich jetzt mit anſehen muß, daß mein geliebtes Mufſchen von einem Drachen verzehrt wird.“

Während ſie ſo klagte, zog man immer weiter und gelangte endlich zu dem verhängnißvollen Gipfel des Berges. Hier wurde das Schreien und Wehklagen ſo übermäßig laut, daß man wohl nie etwas Herzbrechenderes hörte. Der Rieſe bat nun alle Leute, Abſchied zu nehmen und heim zu gehen, was ſie denn auch thaten, denn zu jener Zeit war man noch ſehr einfältig und wußte keinem Uebel abzuhelfen. Auch der König und die Königin entfernten ſich und erklimmten mit ihrem ganzen Hofſtaat einen andern Berg, von wo ſie wahrnehmen konnten, was mit ihrer Prinzeſſin Tochter vorging. Und es dauerte wirklich nicht lange, da erblickten ſie in der Luft einen Drachen, der faſt eine Viertelmeile lang war. Obgleich er ſechs große Flügel hatte, ſo war er doch kaum im Stande zu fliegen, wegen ſeiner ungeheuern Schwere, denn ſein ganzer Körper war mit großen blauen Schuppen und feurigen Stacheln beſetzt; ſein Schweif wand ſich fünfzig und ein halb mal um ſich ſelbſt; eine jede ſeiner Krallen war ſo groß wie eine Windmühle, und in ſeinem offenen Rachen bemerkte man drei Reihen Zähne, von denen die kleinſten ſo groß wie Elephanten-Hauer waren.

Während er nun langſam auf das arme Opfer hinſchwebte, beſtieg der getreue Froſch einen Sperber und flog mit ihm zu dem Prinzen Muffy hin. Der Prinz hatte ſich in ſeinem Cabinette eingeſchloſſen; da aber der Froſch ſein Roſenkränzchen aufhatte, ſo bedurfte es keines Schlüſſels, um zu ihm einzutreten.

„Was macht Ihr, unglückſeliger Liebhaber? ſchrie der Froſch; Ihr träumt von den Schönheiten Eures Muſſchens, während es ſich dem ſchrecklichſten Schickſale preisgegeben ſieht. Blickt her! ich blaſe auf dieſes Roſenblatt, und ſogleich ſollt Ihr ein Pferd haben, wie Ihr es braucht.“

Alsbald ſtand ein Pferd da, welches ganz grün war, es hatte zwölf Füße und drei Köpfe; aus dem einen ſpie es Feuer, aus dem zweiten Bomben und aus dem dritten Kanonenkugeln. Ferner gab ihm der Froſch einen achtzehen Ellen langen Säbel, der dabei ſo leicht wie eine Feder war, und kleidete ihn mit einem einzigen Diamanten, der ſich ihm an den Leib ſchmiegte und ihn nicht im Geringſten genirte, obgleich er ſo hart wie ein Felſen war.

„Jetzt eilet, ſprach der Froſch, flieget hin, um Eure Prinzeſſin zu befreien; das grüne Pferd bringt Euch zur Stelle, und habt Ihr ſie befreit, dann verhehlt ihr nicht, welchen Antheil ich daran habe.“

„Großmüthige Fee, ſprach der Prinz, ich bin jetzt nicht im Stande, Euch meine vollkommene Dankbarkeit auszudrücken, aber ich ſchwöre Euch hiemit, daß ich nie aufhören werde, Euer Sclave zu ſein.“

Er beſtieg das Pferd mit drei Köpfen, welches ſogleich mit ſeinen zwölf Füßen zu galoppiren begann und deßhalb ſo ſchnell war, als drei Pferde. So hatte er denn bald den Berg erreicht, wo ſeine geliebte Prinzeſſin Todesqual litt, während der entſetzliche Drache ſich ihr langſam näherte. Das grüne Pferd fing an, Feuer, Bomben und Kanonenkugeln zu ſpeien, wodurch das Ungeheuer nicht wenig überraſcht wurde. Es erhielt ſogleich zwanzig Kugeln in den Hals und eine Bombe raubte ihm ein Auge. Hierauf wurde es wüthend und wollte ſich auf den Prinzen werfen, allein der Säbel von achtzehn Ellen leiſtete ſo gute Dienſte, daß der Drache wohl davon ablaſſen mußte. Deſſenungeachtet würde der Prinz verwundet worden ſein, wenn ihn nicht das Kleid von Diamant geſchützt hätte.

Muſſchen hatte den Prinzen gleich aus der Ferne erkannt, da der Diamant, der ihn bedeckte, ganz durchſichtig war. Man kann leicht denken, in welch' tödtlicher Angſt ſie ſchwebte. Auch König und Königin ſahen, was vorging und fühlten in ihren Herzen einige Hoffnung wieder erwachen, denn es war doch gewiß außerordentlich, ein grünes Pferd mit drei Köpfen und zwölf Füßen, welches Feuer und Kugeln ſpie, zu erblicken, und darauf einen Prinzen reitend, der in einem Futeral von Diamant ſteckte und mit einem ungeheuren Säbel den Drachen bekämpfte. Der König nahm den

Hut ab, und pflanzte ihn auf ſeinen Stock und die Königin wehte mit ihrem Schnupftuch, um den Kämpfer anzufeuern; der ganze Hof that deßgleichen; allein dieß war gar nicht nöthig, da ſein Herz allein und die Gefahr, worin er die Prinzeſſin erblickte, vollkommen hinlänglich dazu war.

Aber wie ſah es auf dem Schlachtfelde aus! Die Erde war bedeckt mit Pfeilen, Klauen, Hörnern, Flügeln und Schuppen des Drachen; ſein Blut floß aus tauſend Wunden, und da es blau war, das des Pferdes aber grün, ſo nahm ſich dieſe Miſchung ganz ſonderbar auf der Erde aus. Der Prinz ſtürzte fünfmal, erhob ſich jedoch immer wieder glücklich. Endlich verließen den Drachen die Kräfte und der Prinz brachte ihm eine ſchreckliche Wunde im Bauche bei. Was man nun aber vielleicht nicht glaubwürdig finden möchte, obgleich es eben ſo wahr, als dieſe ganze Geſchichte iſt, war, daß aus der Wunde ein Prinz herauskam, ſchöner und liebenswürdiger, als man je einen geſehen. Sein Kleid war von blauem Sammt und Gold, ganz mit Perlen geſtickt, auf dem Kopfe trug er einen kleinen griechiſchen Helm mit weißen Federn geſchmückt. Er lief mit offenen Armen auf den Prinzen Muffy zu und ſagte:

„Was bin ich Euch nicht ſchuldig, mein großmüthiger Befreier, Ihr habt mir das ſchrecklichſte Gefängniß

geöffnet, worin wohl jemals ein Herrſcher eingeſperrt geweſen iſt. Die Löwenfee hatte mich dazu verurtheilt; ich war ſechszehen Jahre ihr zu eigen gegeben, und ihre Macht war ſo groß, daß ich gegen meinen eigenen Willen von ihr gezwungen wurde, dieſe bewundernswerthe Prinzeſſin zu verzehren. Jetzt will ich mich ihr zu Füßen werfen und ihr mein Unglück erklären.“

Prinz Muffy war ſehr überraſcht und erfreut über dieſe außerordentliche Begebenheit, und da er in der Artigkeit nicht zurückſtehen wollte, ſo beeilte er ſich, den fremden Prinzen zu dem ſchönen Muffchen hinzuführen, die den Göttern für dieſes unverhoffte Glück ihren Dank abſtattete. König und Königin, ſo wie der ganze Hof, waren ſchon um ſie verſammelt; ein Jeder ſprach zu gleicher Zeit, Niemand verſtand den Andern, und man weinte jetzt, eben ſo ſehr aus Freude, als man früher aus Traurigkeit Thränen vergoſſen hatte.

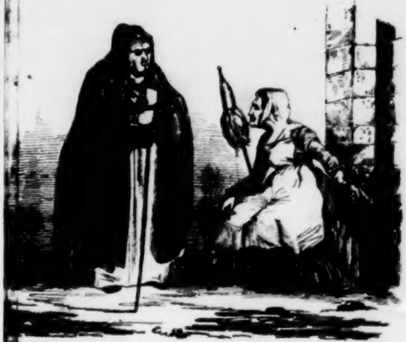
Damit aber nun nichts bei einem Feſte fehlte, erſchien auch der gute Froſch in der Luft, auf ſeinem Sperber reitend, der goldne Glöckchen an den Füßen trug. Als man nun das Klingkling! klingkling! in den Lüften hörte, ſah Jeder in die Höhe und nun erblickte man das Roſenkränzchen, ſo glänzend wie die Sonne, und den Froſch ſo ſchön, wie die Morgenröthe. Die Königin ging ihm entgegen, als er ſich niedergelaſſen hatte, und nahm ihn bei einem der kleinen Vorderpfötchen;

ſogleich verwandelte ſich der kluge Froſch in eine große Königin, deren Geſicht das Anmuthigſte von der Welt war.

„Ich erſcheine hier, ſprach die erhabene Dame, um die Treue der Prinzeſſin Muffetta zu krönen: ſie wollte eher ihr Leben laſſen, als ihrem Geliebten entſagen, dieſes Beiſpiel iſt ſchon ſelten in unſerm Jahrhundert, wird aber noch viel ſeltner in den folgenden Jahrhunderten werden.“

Hierauf holte ſie zwei Myrthenkronen herbei, die ſie den zwei Liebenden auf die Köpfe druckte; dann erhob ſie dreimal ihren Zauberſtab, und die Knochen des Drachen fugten ſich auf ſeltſame Weiſe zuſammen und bildeten einen Triumphbogen zum Andenken dieſer großen Begebenheit.

Hierauf begab ſich dieſe ſchöne und zahlreiche Geſellſchaft, Hochzeitlieder ſingend, in die Stadt, eben ſo fröhlich, als ſie früher traurig zu dem Opfer der Prinzeſſin hinausgezogen war. Die Vermählung wurde nur bis zum andern Tage verſchoben, und ein Jeder kann ſich denken, wie heiter und fröhlich Alles dabei war.



Die Wittwe und ihre beiden Töchter.

Es war einmal eine Wittwe, eine recht gute Frau, welche zwei Töchter hatte, die beide gleich liebenswürdig waren; die ältere hieß Weißchen und die jüngere Schönchen. Man hatte ihnen dieſe Namen gegeben, weil die Eine ſo zart und weiß wie eine Lilie war, die Lippen und Wangen der Andern aber den roſenrothen Korallen gleich ſahen. Als nun eines Tages die gute Wittwe ſpinnend vor ihrer Thür ſaß, nahte ſich eine arme alte Frau, die große Mühe zu haben ſchien, ſich fortzuſchleppen.

„Ihr ſeid wohl ſehr ermüdet, ſagte die gute Wittwe zu der Alten, ſetzt Euch doch einen Augenblick, um auszuruhen.“ Und ſogleich befiehlt ſie ihren Töchtern, der Frau einen Stuhl zu bringen. Beide ſtanden zugleich auf, aber Schönchen lief ſchneller als ihre Schweſter, und brachte den Stuhl.

„Wollt Ihr trinken?“ fragte die gute Frau weiter.

„Von ganzem Herzen, erwiederte die Alte, ich glaube ſelbſt, daß ich ein wenig eſſen könnte, wenn Ihr ſo gut ſein wolltet, mir etwas zu geben.“

„Ich will Euch gern Alles geben, was ich habe, ſagte die gute Frau; da ich aber arm bin, ſo wird es nicht viel ſein.“

Und ſogleich befahl ſie ihren Töchtern, die arme alte Frau zu bedienen, die ſich indeſſen an den Tiſch geſetzt hatte. Die ältere Tochter ſollte einige Pflaumen von einem Baume pflücken, den ſie ſelbſt gepflanzt hatte und deßhalb ſehr liebte. Weißchen, ſtatt gutwillig zu gehorchen, murrte gegen den Befehl und ſprach zu ſich ſelbſt:

„Ich habe nicht für dieſe alte Freſſerin meinen Pflaumenbaum gepflanzt.“

Sie wagte es jedoch nicht, einige Pflaumen zu verweigern, aber ſie gab ſie nicht gern und mit böſem Geſichte.

„Und du, Schönchen, ſagte jetzt die gute Frau zu ihrer jüngern Tochter, du haſt keine Früchte, dieſer alten Dame zu geben, denn deine Trauben ſind noch nicht reif.“

„Das iſt wahr, erwiederte Schönchen, allein mein Huhn hat eben ein Ei gelegt, und wenn Madame es noch ganz warm eſſen will, ſo gebe ich es ihr mit großem Vergnügen.“

Und ohne die Antwort der Alten abzuwarten, holte ſie das Ei herbei; allein ſo wie ſie es übergeben wollte, ſtand an der Stelle der Alten eine ſchöne Dame vor ihr, welche zu der Mutter ſagte:

„Ich will deine beiden Töchter belohnen, wie ſie es verdient haben. Die Aeltere ſoll eine große Königin, die Jüngere aber eine Pächterin werden.“

In demſelben Augenblick berührte ſie die Wand des Hauſes mit ihrem Stab, es verſchwand und machte einer ſchönen Pachtwohnung Platz.

„Dieſes wird dir zu Theil, ſprach ſie hierauf zu Schönchen. Ich weiß, daß ich einer Jeden das gebe, was ſie ſich ſtets am Liebſten gewünſcht hat.“

Die Fee entfernte ſich bei dieſen Worten, und Mutter und Töchter blieben wie verſteinert. Sie traten in das Pachthaus und freuten ſich über die darin herrſchende Reinlichkeit. Die Stühle waren zwar nur von Holz, aber ſo glänzend, daß man ſich darin ſpiegeln konnte. Die Betten waren mit weißen Linnen überzogen, gleich dem friſchgefallenen Schnee. In den Ställen befanden ſich zwanzig Schafe und eben ſo viele Hämmel, vier Ochſen und vier Kühe; im Hofe gab es Hühner, Enten, Tauben und anderes Geflügel. Auch ein Blumen- und Küchengarten fehlten nicht. Weißchen betrachtete ohne Neid Alles, was ihre Schweſter geſchenkt bekommen hatte, denn ſie dachte nur daran, einſt Königin zu ſein.

Es zogen Jäger vorüber, und da ſie an die Thüre ging, um ſie zu betrachten, ſo erſchien ſie dem Einen derſelben, welcher der König ſelbſt war, ſo überaus ſchön, daß er ſich vornahm, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen. Als Weißchen nun Königin geworden war, ſprach ſie zu ihrer Schweſter Schönchen:

„Ich will nicht, daß du Pächterin bleiben ſollſt; ziehe mit mir, meine Schweſter; du ſollſt einen vornehmen Herrn heirathen.“

„Ich danke dir ſehr, liebe Schweſter, erwiederte Schönchen, ich bin daran gewöhnt, auf dem Lande zu leben und will auch dort bleiben.“

Die Königin Weißchen, die ſich jetzt Blanka nennen ließ, fühlte ſich ſo zufrieden, daß ſie einige Nächte hindurch kein Auge zumachen konnte. Während der erſten Monate beſchäftigten ſie ihre ſchönen Kleider, ſo wie die Bälle und Theater ſo ſehr, daß ſie an nichts Anderes dachte; bald aber gewöhnte ſie ſich hieran und nichts unterhielt ſie mehr, ſondern ſie empfand im Gegentheil Ueberdruß und Langeweile. Alle Damen des Hofes erwieſen ihr zwar große Achtung, wenn ſie ſich vor ihr befanden, allein ſie wußte ſchon, wie jene es meinten und daß ſie ſtets bei ſich dachten: „Seht doch einmal dieſe kleine Bäuerin, die uns die große

Dame vorſpielen will. Der König muß eine recht niedere Geſinnung haben, da er ſich eine ſolche Frau nehmen konnte.“

Bei ſolchen Reden wurde der König nachdenklich. Er meinte, daß er denn doch Unrecht gethan habe, Weißchen zur Frau zu nehmen, und da ſeine Liebe für ſie bereits erkaltet war, ſo hatte er eine große Menge von Geliebtinnen. Kaum ſah man nun aber, daß der König ſeine Frau nicht mehr mochte, ſo wollte ihr auch kein Menſch mehr Ehrfurcht erweiſen. Die Königin war ſehr unglücklich, denn ſie beſaß keine einzige Freundin, welcher ſie ihren Kummer mittheilen konnte. Sie ſah, daß es am Hofe Mode war, ſeine Freunde des Vortheils wegen zu verrathen, ſeinen Haß hinter freundlichen Mienen zu verbergen und jeden Augenblick auf Lügen vorbereitet zu ſein. Man hatte ihr geſagt, daß eine Königin majeſtätiſch und abgemeſſen ſein müſſe, und deßhalb legte ſie ſich den Zwang auf, immer ernſt zu erſcheinen.

Sie hatte mehre Kinder gehabt, und während dieſer Zeit verließ ſie der Arzt nicht, der Alles, was ſie aß, unterſuchte und ihr dasjenige vor dem Munde wegnahm, was ihr am beſten ſchmeckte. Man that kein Salz in ihre Suppe, man verbot ihr ſpazieren zu gehen, mit einem Wort, man widerſprach ihr vom Morgen bis zum Abend. So auch erzog man ihre

Kinder gänzlich verkehrt, ohne daß ſie im Stande geweſen wäre, dem Uebel abzuhelfen.

Die arme Königin ſtarb faſt vor Kummer und ſie magerte ſo ab, daß ein Jeder bei ihrem Anblicken Mitleid empfand. Seit den drei Jahren, daß ſie Königin war, hatte ſie ihre Schweſter nicht mehr geſehen, denn ſie glaubte, daß eine Perſon ihres Standes ſich durch einen Beſuch bei der Pächterin entehren würde. Da ſie aber jetzt ſo ſchwermüthig geworden war, ſo beſchloß ſie, zu ihrer Erholung einige Tage auf dem Lande zuzubringen. Der König ertheilte ihr gern die Erlaubniß hiezu, in der Hoffnung, ſie auf einige Zeit los zu ſein.

Als ſie gegen Abend zu Schönchens Pachtwohnung gelangte, da erblickte ſie von weitem einen Trupp Schäfer und Schäferinnen, welche tanzten und ſich dabei von ganzem Herzen unterhielten.

„Ach, dachte die Königin ſeufzend, wie fern iſt die Zeit, wo ich mich gleich dieſen guten Leuten freuen konnte.“

Sobald die Schweſter ſie erblickte, lief ſie herbei, um ſie zu umarmen. Jene hatte eine ſo zufriedene Miene und ſie war ſo ſtark geworden daß die Königin, indem ſie ſie erblickte, ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Schönchen hatte einen jungen Bauer ohne Vermögen geheirathet; er erinnerte ſich jedoch ſtets, daß er Alles, was er beſaß, ſeiner Frau verdankte, und ſo ſuchte er nun durch eine liebevolle Gefälligkeit ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. **Schönchen** hatte nicht viel Knechte und Mägde, aber die in ihren Dienſten ſtanden, liebten ſie, wie Kinder die Mutter lieben, weil ſie ſie gut behandelte. So liebten ſie auch alle Nachbarn und unterließen es nicht, ihr Beweiſe davon abzulegen. Sie beſaß niemals viel Geld, aber ſie brauchte es auch nicht, denn ihr Gut brachte Getraide, Wein und Oel hervor, und ihre Heerden lieferten ihr Milch, woraus ſie Butter und Käſe machte. Die Wolle ihrer Schafe ſpann ſie und verfertigte daraus Kleider für ſich ſowohl, als auch für ihren Mann und ihre zwei Kinder. Sie waren alle ſehr geſund, und wenn das Tagewerk vorüber war, ſo unterhielten ſie ſich mit heitern Spielen.

„Ach! rief die Königin aus, die Fee hat mir ein böſes Geſchenk gemacht mit der Krone, man findet das Glück nicht in prächtigen Palläſten, ſondern in unſchuldigen Beſchäftigungen, die den Leib ernähren und das Gemuth erfriſchen.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als die Fee erſchien.

„Ich habe dich nicht belohnen wollen, ſprach ſie, als ich dich zur Königin erhob, ſondern beſtrafen wollte ich dich, weil du mir deine Pflaumen ſo ungern gegeben haſt. Um glücklich zu ſein, muß man nur, wie deine Schweſter, das Nöthige beſitzen und nach nichts mehr Verlangen tragen.“

„Ach hohe Frau! weinte Weißchen, Ihr habt Euch genug gerächt, endiget nun meine Leiden!“

„Es iſt geendigt, ſprach die Fee, der König, der dich nicht mehr liebt, hat ſich mit einer andern Gattin vermählt, und morgen wird ſein Abgeſandter zu dir kommen, um dir den Befehl zu überbringen, nicht mehr in den Pallaſt zurückzukehren.“

Und Alles kam, wie die Fee es vorhergeſagt hatte. Weißchen verlebte fortan ihre Tage bei ihrer Schweſter Schönchen und theilte deren Vergnügen und Genüſſe, ſie vergaß gänzlich den Glanz des Hofes und dankte der weiſen Fee, ſie in ihr Dorf zurückgeführt zu haben.

Däumchen.

Eine alte Geſchichte, die jedoch immer ſchön bleibt, ſo oft ſie auch erzählt werden mag. Hört aufmerkſam zu, meine Kinder!

Es war einmal ein Holzhauer und eine Holzhauerin, die hatten ſieben Kinder, lauter Knaben; der Aelteſte ſtand im zehnten Jahre und der Jüngſte war ſieben Jahre alt. Man wird ſich nicht wundern, daß der Holzhauer ſo viele Kinder in ſo kurzer Zeit hatte, wenn ich hinzufüge, daß die Frau immer zwei auf einmal zur Welt brachte. Die guten Leute waren ſehr arm, und ihre ſieben Kinder waren ihnen ſehr zur Laſt, weil keines davon ſich noch ſelbſt ſeinen Unterhalt verſchaffen konnte. Was ſie am meiſten verdroß, war, daß der Jüngſte ſehr zart gebaut war und nur ſelten ein Wort ſprach; die Eltern hielten dieſes für Dummheit, obgleich es ihnen als Beweis für ſeinen richtigen Verſtand hätte gelten ſollen.

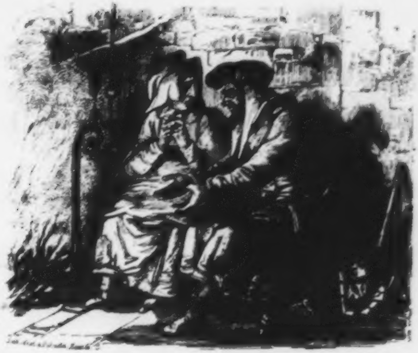
Er war ſehr klein, und als er zur Welt kam, nicht größer als ein Daumen geweſen, weßhalb er denn auch Däumchen oder Däumling genannt worden war. Dies arme Kind mußte Alles im Hauſe ausbaden; ſtets gab man ihm unrecht und doch war er der Pfiffigſte und Beſonnenſte von allen ſeinen Brüdern, und wenn er gleich nur wenig ſprach, ſo hörte er deſto mehr.

Jetzt kam ein böſes Jahr; keine Frucht gerieth und die Hungersnoth war ſo groß, daß die armen Leute übereinkamen, ſich ihrer Kinder zu entledigen. Eines Abends, als dieſe ſchon im Bette lagen, ſaß der Holzhauer mit ſeinem Weibe am Feuer, und ſagte zu ihr mit betrübtem Geſichte:

„Du ſiehſt wohl, daß wir unſere Kinder nicht mehr ernähren können; ich würde den Schmerz nicht ertragen, ſie vor meinen Augen Hungers ſterben zu ſehen, daher habe ich mich entſchloſſen, ſie morgen in dem Walde zu laſſen. Ich führe ſie dorthin, und während ſie Holz ſuchen, machen wir uns aus dem Staube, ohne daß ſie uns ſehen.“

„Ach! jammerte die Holzhauerin, wie wäreſt du wohl im Stande, dieſe Grauſamkeit auszuüben?“

Ihr Mann mochte noch ſo viel von ihrer großen Armuth ſprechen, ſie wollte nicht einwilligen; denn war ſie gleich arm, ſo fühlte ſie doch wie eine Mutter. Endlich ging ſie weinend ſchlafen.



Das kleine Däumchen hatte alles gehört, was die Eltern miteinander geſprochen hatten. Denn da er in ſeinem Bette vernommen, um was es ſich handelte, war er leiſe aufgeſtanden und hatte ſich unter die Bank geſteckt, auf welcher ſein Vater ſaß, um beſſer zuzuhören. Jetzt legte er ſich auch wieder in das Bett; allein er konnte nicht mehr einſchlafen und dachte darüber nach, was er thun ſollte.

Sehr früh ſtand er auf und eilte zum Bache hin, um ſeine Taſche mit kleinen weißen Kieſeln zu füllen, worauf er dann wieder nach Hauſe ging. Man machte ſich auf den Weg, aber Kleindäumchen entdeckte ſeinen Brüdern nichts von dem, was er wußte. Sie begaben ſich in einen dichten Wald, wo man nicht auf zehn Schritte vor ſich ſehen konnte, ſo viele Bäume waren darin. Der Vater fing an Holz zu fällen, und ſeine Kinder ſuchten dürre Zweige zuſammen, um Bündel daraus zu machen. Als der Vater und die Mutter ſie ſo beſchäftigt ſahen, entfernten ſie ſich unmerklich und liefen dann, was ſie konnten, auf einem Umweg nach Haus. So wie die Kinder bemerkten, daß ſie allein waren, fingen ſie an ganz erbärmlich zu ſchreien. Kleindäumchen ließ ſie ſchreien, da ihm wohl bekannt war, wie er wieder nach Hauſe zurückkehren würde, denn er hatte im Gehen auf dem Wege die kleinen weißen Kieſelſteine fallen laſſen, mit denen er ſich

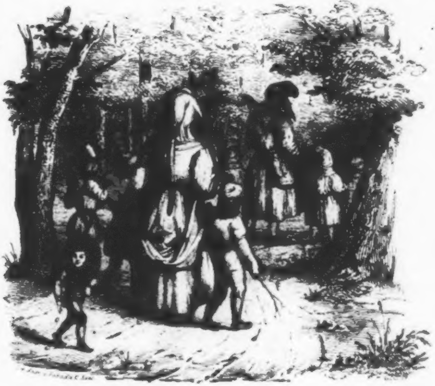
Tages vorher verſehen; daher ſprach er zu ſeinen Brüdern:

„Fürchtet nichts, meine Brüder, Vater und Mutter haben wohl uns hier zurückgelaſſen, allein ich werde euch doch nach Hauſe führen, wenn ihr mir folgen wollt.“

Dieß thaten ſie und er führte ſie denſelben Weg, den ſie gekommen waren, bis zu ihrem Hauſe. Hier wagten ſie nicht, ſogleich einzutreten, ſondern ſie horchten an der Thür, um zu wiſſen, was ihre Eltern mit einander ſprachen.

In demſelben Augenblicke, als der Holzhauer mit ſeinem Weibe nach Hauſe gekommen war, ſchickte der Gutsherr ihnen zehn Thaler, die er ihnen lange ſchuldig geweſen, und auf die ſie gar nicht mehr rechneten. Dieß gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Menſchen waren wirklich nahe daran, vor Hunger umzukommen. Der Holzhauer ſchickte ſein Weib ſogleich zum Metzger, und da ſie ſo lange nichts gegeſſen hatten, ſo kaufte ſie dreimal ſo viel Fleiſch, als ſie zu einer Mahlzeit für zwei Perſonen brauchte. Nachdem ſie gegeſſen hatten, ſagte die Holzhauerin zu ihrem Manne:

„Ach mein Gott! wo mögen jetzt wohl unſere armen Kinder ſeyn? Wie könnten ſie hier ſchmauſen von dem, was wir übrig laſſen! Aber du alter Wilm biſt an Allem Schuld; ich ſagte dir wohl, daß wir



es bereuen würden; was werden ſie jetzt wohl in dem Walde thun? Vielleicht haben ſie die Wölfe ſchon aufgefreſſen. Warum haſt du Unmenſch deine Kinder im Walde gelaſſen?“

Der Holzhauer wurde endlich böſe, denn ſie wiederholte ſolche Reden in Einem fort. Er drohte, ſie zu ſchlagen, wenn ſie nicht ſtillſchweigen würde. Nicht etwa, daß der Holzhauer ebenfalls ſo betrübt war wie ſeine Frau, ſondern weil ſie gar nicht aufhören wollte, über etwas zu klagen, das doch nicht mehr zu ändern war. Die Holzhauerin weinte in Einem fort, und als ſie einmal ganz übermäßig laut ausrief:

„Ach wo ſind meine Kinder? meine armen Kinder!“ da hörten ſie es draußen und ſchrieen Alle zu gleicher Zeit: „Da ſind wir ja! da ſind wir ja!“ Sie lief ſogleich die Thüre aufzumachen, und umarmte ſie Einen nach dem Andern.

„Ach wie froh bin ich, daß ihr wieder da ſeid, meine lieben Kinder! ſprach ſie, ihr ſeid gewiß recht müd und recht hungrig. Aber Peter, wie ſiehſt du denn aus? und du Lukas, haſt dir den Rock zerriſſen.“

Peter und Lukas waren die beiden älteſten, die ſie am meiſten liebte, weil ſie ihrer Mutter ähnlich ſahen und rothe Haare hatten wie ſie. Nun ſetzten ſie ſich zu Tiſch und aßen, ſo gierig, daß Vater und Mutter darüber die größte Freude hatten, dabei ſchilderten ſie die große Angſt, die ſie im Walde ausgeſtanden und ſprachen faſt Alle zu gleicher Zeit.

Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſehr die guten Leute erfreut waren, ihre ſieben Jungen wieder zu haben, und dieſe Freude dauerte gerade ſo lange, als die zehn Thaler vorhielten. So wie aber das Geld ausgegeben war, verfielen ſie wieder in ihre frühere verdrüßliche Laune und nahmen ſich vor, ſie wieder im Walde zu verlieren, und, damit es dießmal deſto ſicherer gelänge, ſie viel tiefer hinein zu führen. Aber ſie mochten noch ſo leiſe darüber ſprechen, Daumchen hörte ſie doch und machte ſeinen Plan, wiederum ſich und ſeine Bruder zu retten. Allein obgleich er ſehr frühe aufſtand, um die Kieſelſteine zu ſuchen, ſo half es ihm nichts, da die Thüre der Hütte feſt verſchloſſen war. Schon wollte er faſt verzweifeln, als die Mutter einem jeden von ihnen ein Stück Brod zum Frühſtück gab, und nun fiel ihm ein, daß er ſich des Brodes ſtatt der Kieſeln bedienen könne, indem er Stückchen davon längs des Weges fallen ließ; er aß es daher nicht auf, ſondern ſteckte es in die Taſche.

Der Vater und die Mutter führten ſie jetzt an einen Ort des Waldes, der ganz dicht verwachſen und ſtockfinſter war, dann machten ſie ſich wie das Erſtemal aus dem Staube; Kleindäumchen machte ſich nicht viel draus, denn es glaubte, mit Hülfe des ausgeſtreuten Brodes den Weg leicht wieder finden zu können; wie erſtaunte es aber, nicht ein einziges Stückchen mehr zu finden, denn die Vögel waren von allen Seiten hinzugeflogen und hatten ſie aufgepickt.

Jetzt waren die Kinder recht traurig, denn ſie verirrten ſich immer tiefer in den Wald. Die Nacht erſchien und es brach ein großer Sturm los, der ihnen unſägliche Angſt einflößte. Sie glaubten nur immer die Wölfe heulen zu hören, die herbeikommen um ſie aufzufreſſen. Sie wagten nicht mit einander zu reden, ja nicht einmal den Kopf umzudrehen. Es fing an zu regnen und ſie wurden naß bis auf die Knochen; ſie gleiteten bei jedem Schritt aus und fielen hin und ſtanden dann ganz beſchmutzt wieder auf. Kleindäumchen kletterte auf einen Baum, um zu ſehen, was er entdecken würde. Nachdem er nach allen Seiten geſchaut hatte, gewahrte er den Schein von einem Lichte, aber weit jenſeits des Waldes. Wie er von dem Baum herabgeſtiegen war, war das Licht wieder verſchwunden, welches ihn ſehr betrübte. Er ging jedoch immer mit ſeinen Brüdern in der Richtung fort, wo er das Licht geſehen, und hatte endlich die Freude, das Ende des Waldes zu erreichen und ein Haus zu erblicken, aus deſſen Fenſtern der Schein leuchtete. Sie klopften an die Thür, die ihnen eine wakere Frau öffnete. Sie fragte, was ſie wollten. Däumchen ſagte ihr, daß ſie arme Kinder ſeien, welche ſich im Walde verirrten und nun um ein Nachtquartier aus Mitleid bäten.

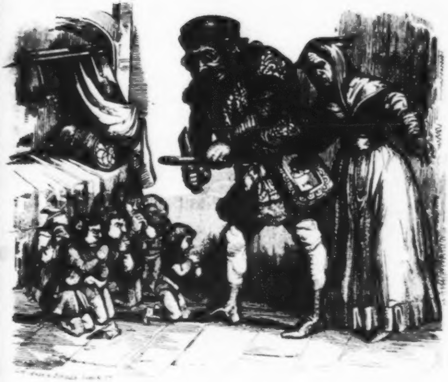
Als die Frau die hübſchen Kinder ſah, fing ſie an zu weinen und ſprach:

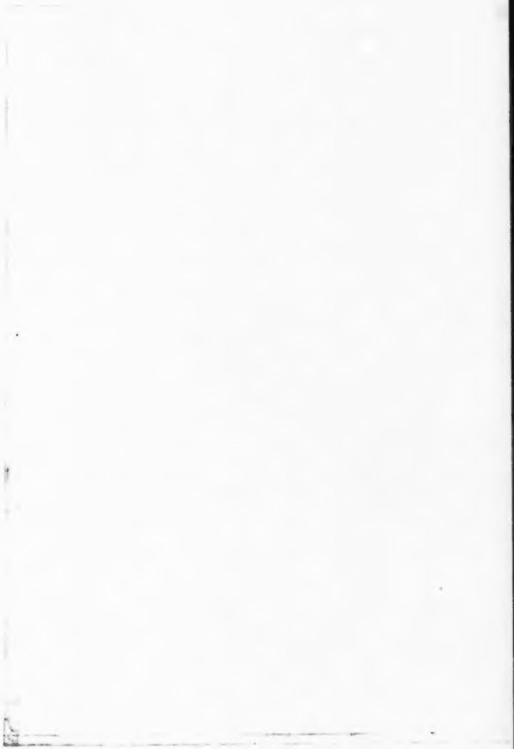
„Ach ihr armen Kinder, wo ſeid ihr hingerathen? Wißt ihr wohl, daß hier ein Oger wohnt, der die kleinen Kinder frißt?“

„Was werden wir nun anfangen? ſprach Däumchen, eben ſo zitternd wie ſeine Brüder. Verſtoßt Ihr uns und gebt uns kein Nachtquartier, ſo werden uns gewiß die Wölfe im Walde freſſen, und da iſt es uns denn doch lieber, daß wir von dem Herrn Oger verſpeist werden, der vielleicht noch Mitleid mit uns hat, wenn wir ihn recht ſchön um unſer Leben bitten.“

Die Frau des Ogers glaubte nun ſelbſt, daß ſie ſie wohl bis zum andern Tag ihrem Mann verbergen könnte; ſie ließ ſie daher eintreten und führte ſie zu dem Herde, wo ein tüchtiges Feuer brannte, denn es ſteckte ein fetter Hammel am Spieß als Nachteſſen für den Oger. Kaum hatten ſie ſich ein wenig zu wärmen angefangen, als man drei ungeheuere Schläge an die Thüre vernahm: dieß war der heimkehrende Oger. Nachdem die Frau die Kinder unter das Bett verſteckt hatte, öffnete ſie die Thür.

Das Ungethüm fragte ſogleich, ob das Eſſen fertig ſei und man den Wein abgezogen hätte, worauf er





ſich ſogleich zu Tiſche ſetzte. Der Hammel war zwar noch ganz blutig, deſto beſſer ſchien er ihm aber zu münden. Er ſchnapperte rechts und links, und ſagte, daß er friſches Fleiſch rieche. Die Frau ſagte ihm, es werde wohl das Kalb ſeyn, das ſie ſo eben zu ſeiner morgenden Mahlzeit abgezogen habe.

„Ich ſage dir noch einmal, daß ich friſches Fleiſch wittere, erwiederte der Oger, indem er ſeine Frau von der Seite anſah; hier iſt etwas, das du mir verheimlichſt.“

Indem er dieſes ſagte, ſtand er vom Tiſche auf und ging geradezu auf das Bett los.

„Haha! ſchrie er, verfluchtes Weib, ſo alſo willſt du mich betrügen! faſt hätte ich Luſt dich ſelbſt zu freſſen, wenn du nicht ſo ein altes Thier wäreſt. Das iſt ein Wildbret, welches mir ſehr gelegen kommt, um drei Ogers, meine Freunde, die mich in dieſen Tagen beſuchen werden, damit zu bewirthen.“

Hiemit zog er ſie Einen nach dem Andern unter dem Bette hervor. Die armen Kinder fielen auf die Kniee und baten um ihr Leben; allein ſie hatten es mit dem grauſamſten aller Ogers zu thun, der nicht das geringſte Mitleid mit ihnen fühlte und ſie ſchon mit den Augen zu verzehren anfing.

„Das ſind delikate Biſſen, ſagte er zu ſeiner Frau, mache mir nur eine gute Sauce dazu.“

Hierauf ergriff er ein großes Meſſer, wetzte es auf einem Stein, den er in der linken Hand hielt und ging raſch auf die Kinder los. Schon hatte er Eins beim Kopfe gepackt, als die Frau ihn ſchnell zurückhielt und ſagte:

„Was willſt du denn noch ſpät ſie ſchlachten, iſt es denn morgen früh nicht Zeit genug?“

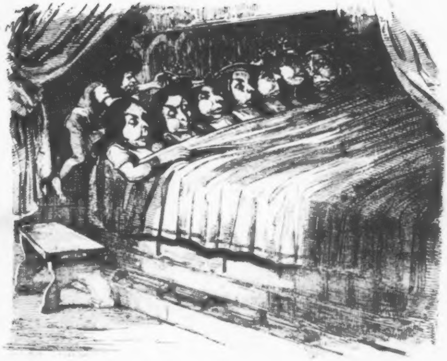
„Halt's Maul! ſchrie der Oger, ſie werden deſto weicher ſeyn.“

„Du haſt ja aber noch ſo viel Fleiſch, ſprach die Frau. Sieh' her, ein Kalb, zwei Hämmel und ein halbes Schwein.“

„Da haſt du recht, ſprach der Oger, gib ihnen gut zu eſſen, damit ſie nicht abmagern und führe ſie dann ſchlafen.“

Das gute Ogerweib war außer ſich vor Freude und gab den Kindern herrlich zu eſſen; allein ſie rührten Nichts an, weil ſie gar ſo ängſtlich waren. Der Oger fing an zu ſaufen, aus Freude über den guten Fang, und da er bald betrunken wurde, ſo mußte auch er ſich ſchlafen legen.

Dieſer Oger hatte ſieben Töchter, die noch in den zarten Kinderjahren waren. Sie hatten ein friſches Ausſehen, weil ſie wie ihr Vater nur von gutem Fleiſch lebten. Aber ihre Augen waren häßlich, klein, grau und ganz rund; die Naſe war wie ein Haken gebogen und der Mund war ſehr groß mit langen



ſpitzigen Zähnen, die ſehr weit aus einander ſtunden; ſie waren noch nicht ſehr bösartig, allein ſie verſprachen ſchon viel, denn ſie biſſen die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszuſaugen. Man hatte ſie frühzeitig ſchlafen gelegt und ſie befanden ſich Alle zuſammen in einem großen Bette, und Jede von ihnen hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe.

In demſelben Zimmer ſtand ein anderes Bett von gleicher Größe und hier hatte das Ogerweib die ſieben Knaben ſchlafen gelegt, worauf ſie ſich zu ihrem Mann begab.

Däumchen, der ſogleich bemerkt hatte, daß die Ogerkinder Kronen auf dem Kopfe hatten und beſorgte, daß dem Oger in der Nacht wohl der Appetit ankommen könnte, ſie zu ſchlachten, ſtand leiſe auf, nahm die Mützen ſeiner Brüder und die ſeinige und ſetzte ſie den ſieben Töchtern des Ogers auf, während er ſich und ſeine Brüder mit den Kronen bekleidete. So wollte er den Oger täuſchen, daß er ſie für ſeine Töchter, die Töchter aber für ſie hielte. Die Sache gelang ganz nach ſeinem Wunſche.

Der Oger wachte um Mitternacht auf und bereute, daß er etwas bis zum andern Tage aufgeſchoben, was er ſogleich hätte vollbringen können. Er ſprang daher haſtig aus dem Bette und ergriff ſein großes Meſſer.

»Ich will doch ſehen, ſprach er, was die kleinen

Bengel machen. Sie ſollen mir auf Einmal vor's Meſſer!“

Er tappte ſich nun im Finſtern zu dem Zimmer, wo ſeine Töchter ſchliefen und näherte ſich dem Bette, wo die kleinen Knaben lagen, welche Alle — mit Ausnahme Däumchens — ſchliefen, der ſehr erſchrocken war, als er die rauhe Hand des Ogers an ſeinem Kopfe ſpürte. Als der Oger die Kronen fühlte, rief er:

„Ei ſieh' doch, da hätte ich bald etwas Schönes angeſtellt, ich ſehe wohl, daß ich geſtern Abend zu viel getrunken habe.“

Hierauf ging er zu dem Bette ſeiner Töchter, und nachdem er die Mützen der kleinen Knaben berührte, rief er aus:

„Das ſind die Hallunken! An's Werk, ohne Verweilen!“

Und indem er dieſes ſprach, ſchnitt er ſeinen ſieben Töchtern nacheinander die Gurgel ab. Dann legte er ſich, ſehr zufrieden damit, wieder in's Bett. Kaum hörte Däumchen, daß der Oger wieder ſchnarchte, ſo weckte er ſeine Brüder auf und ſagte ihnen, daß ſie ſich ſchnell ankleiden möchten, um ihm zu folgen. Sie gingen in den Garten hinab und ſprangen über die Mauer. Sie liefen faſt die ganze Nacht hindurch, immer in Angſt und nicht wiſſend wohin.

Der Oger erwachte und ſagte zu ſeiner Frau:

„Geh' hinauf und kleide mir die kleinen Schlingel an, die ſich geſtern Abend hieher verlaufen haben.“

Die Ogerin war ſehr überraſcht von dieſer Güte ihres Mannes, allein noch mehr war ſie es, als ſie oben ihre ſieben ermordeten Töchter in ihrem Blute ſchwimmend erblickte. Sogleich fiel ſie in Ohnmacht, denn das iſt immer das Erſte, was Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen. Da ſie ſo lange oben blieb, ſo ging ihr der Oger nach, um zu ſehen, was ſie mache; allein er war nicht weniger erſtaunt, als er das gräßliche Schauſpiel erblickte, welches ſich ſeinen Augen darbot. Das ſollen mir die Spitzbuben theuer bezahlen, ſchrie er; und nachdem er ſeiner Frau einen Topf Waſſer in's Geſicht geworfen, um ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, rief er ihr zu:

„Gib mir ſchnell meine Siebenmeilenſtiefel, damit [illegible] ihnen nachlaufen kann.“

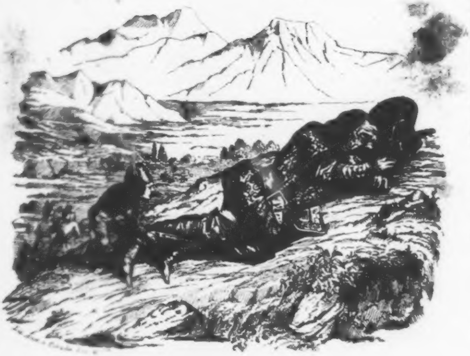
Geſagt, gethan! Anfänglich lief er nach allen Richtungen, bis er endlich den Kindern auf die Spur kam, [illegible] ſie nur noch ungefähr hundert Schritte von der Hütte der Eltern entfernt waren. Sie erblickten den Oger, [illegible] über Berge und Flüſſe ſchritt, aus der Ferne, und Däumchen verbarg ſich und ſeine ſechs Brüder in einem hohlen Felſen, in der Hoffnung, daß er in der Eile darüber wegſchreiten würde.

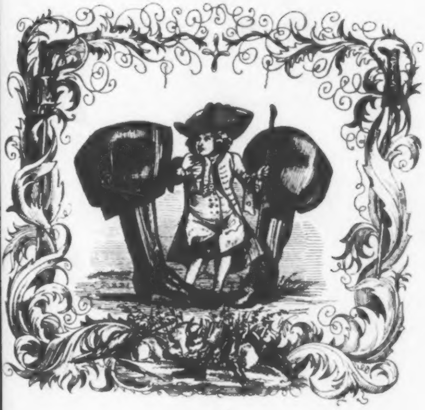
Der Oger war indeß vom Laufen ſehr ermüdet worden (denn Siebenmeilenſtiefel machen entſetzlich müde). Er wollte ausruhen und ſetzte ſich zufällig auf den Felſen, wo ſich die Knaben verſteckt hatten. Da er vor Müdigkeit nicht weiter konnte, ſo entſchlief er bald und fing dabei ſo zu ſchnarchen an, daß die armen Kinder ſich faſt ebenſo fürchteten, als da er mit ſeinem großen Meſſer vor ihnen ſtand, um ſie zu ſchlachten. Däumchen fürchtete ſich am wenigſten und ermunterte ſie, ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zu laufen, ohne ſich im Geringſten um ihn zu bekümmern. Dieß befolgten ſie.

Däumchen indeſſen ſchlich zum Oger hin und zog ihm die Stiefel aus. Die Stiefel waren ſehr groß und weit; da es aber Zauberſtiefel waren, ſo paßten ſie einem Jeden, der ſie anzog, und dieß war auch mit Däumchen der Fall, der nun ſeine kleinen Fü hineinſteckte.

Er ging jetzt zu dem Hauſe des Ogers zurüc er die Frau noch immer weinend bei den Leichen Töchter fand.

„Euer Mann, ſprach Däumchen zu ihr, be ſich in großer Gefahr, denn er iſt Dieben in die K gefallen, die ihn tödten wollen, wenn er ihnen all' ſein Gold und Silber gibt. In dem Augen da ſie ihm den Dolch auf die Bruſt ſetzten, bemerkte er mich und bat mich, zu Euch zu eilen, Euch dieſe Nachricht zu bringen und Euch zu gleicher Zeit zu ſagen,





mir Alles zu geben, was Ihr beſitzet, um ihn aus den Händen der Diebe loszukaufen, die ihn ſonſt ohne Barmherzigkeit tödten würden. Da die Sache große Eile hat, ſo gab er mir die Siebenmeilenſtiefel, um ſchneller herzukommen und damit Ihr meinen Worten glauben möget.“

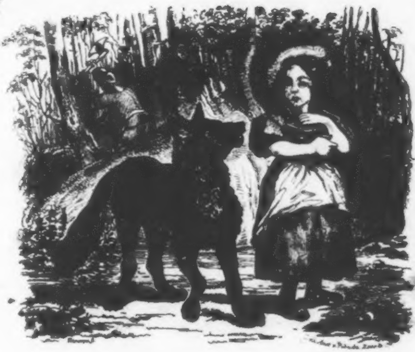
Die gute Frau war ſehr erſchreckt, und gab ihm Alles, was ſie hatte; denn obgleich der Oger die kleinen Kinder fraß, ſo war er doch ein guter Gatte, den ſie deßhalb ſehr liebte.

Kleindäumchen aber lief mit den Schätzen des Ogers beladen in die Hütte ſeines Vaters, wo er mit großer Freude empfangen wurde.

So erzählen Einige dieſe Geſchichte, Andere aber berichten zur Ehre Däumchens, daß er den Oger auf dieſe Weiſe nicht beſtohlen habe. Daß er ihm die Siebenmeilenſtiefel nahm, war nicht mehr als recht, da er ſich ihrer bediente, um auf die kleinen Kinder Jagd zu machen.

Dieſe Leute erzählen, daß Däumchen mit den Stiefeln an den Hof des Königs ging, wo man keine Nachrichten von der Armee hatte, die zweihundert Meilen von dort ſtand, und eben ſo wenig von einer Schlacht wußte, die geſchlagen worden ſein ſollte. Däumchen ſoll nun dem König verſprochen haben, noch vor Einbrechen der Nacht die gewünſchten Nachrichten zu überbringen. Der König verhieß ihm dafür eine große Summe Geldes.

Däumchen hielt wirklich Wort, und da er ſich einmal als Schnellläufer bekannt gemacht hatte, ſo bekam er Aufträge von allen Enden und gewann viel Geld damit. Nach einiger Zeit, da er ſehr reich war, kehrte er zu ſeinen Eltern zurück, deren Freude ſich nicht beſchreiben läßt. Er verſetzte ſeine ganze Familie in den Wohlſtand, kaufte für ſeinen Vater und ſeine Brüder Aemter und Würden, ohne ſich ſelbſt dabei zu vergeſſen. So ſiegte ſeine Klugheit über Schickſale und Hinderniſſe; aber der alte Vater vermochte ſein Glück nicht ungetrübt zu genießen, da es ihm immer am Herzen nagte, daß er dieſen edeln Sohn einſt ſo ſchmählich hatte aufopfern wollen.



Rothkäppchen.

Da ich nun einmal im Erzählen alter, vielbekannter Geſchichtchen bin, ſo will ich auch hier noch ſagen, was ich von dem kleinen Rothkäppchen weiß. Es iſt eine gar rührende Geſchichte, und manche Thräne iſt ſeit den alten Zeiten her, wo ſie ſich zugetragen hat, dem Andenken des kleinen Rothkäppchens vergoſſen worden.

Es war einmal in einem Dorfe ein kleines Mädchen, ſo ſchön, als man ſich's nur denken kann. Die Mutter liebte es bis zum Närriſchwerden, und die alte Großmutter war ſchon aus Liebe völlig närriſch geworden. Dieſe gute Frau ließ dem Kinde ein kleines rothes Käppchen machen, das ihm ſo gut zu Geſichte ſtand, daß man das Kind allgemein nur „das kleine Rothkäppchen" nannte.

Einſt hatte die Mutter Kuchen gebacken und ſagte:

„Sieh' zu, wie es deiner Großmutter geht, denn man hat mir geſagt, daß ſie krank iſt, und bringe ihr dieſen Kuchen und den kleinen Topf mit Butter."

Kleinrothkäppchen machte ſich ſogleich auf den Weg zu ſeiner Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Das Kind mußte durch einen Wald, wo es dem Gevatter Wolf begegnete, der wohl einige Luſt hatte, es aufzufreſſen, es aber nicht wagte, weil einige Männer im Walde Holz fällten. Er begnügte ſich daher, Rothkäppchen zu fragen, wo es hinginge. Das arme Kind, das nicht wußte, wie gefährlich es ſei, mit einem Wolf zu converſiren, antwortete ihm in ſeiner Unſchuld: „Ich gehe zu meiner Großmutter, um ihr einen Kuchen und einen kleinen Topf mit Butter von meiner Mama zu überbringen.“

„Wohnt ſie weit von hier?“ fragte der Wolf.

„O ja, ſprach das kleine Rothkäppchen, noch weiter als jene Mühle, die du dort in der Ferne ſiehſt. Es iſt das letzte Haus im Dorfe.“

„Gut, ſprach der Wolf, ſo will ich ſie auch beſuchen, ich wähle dieſen Weg, wähle du den andern, und dann wollen wir ſehen, wer früher dort ſein wird.“

Nun fing der Wolf an, aus Leibeskräften zu laufen; er hatte den kürzeſten Weg gewählt. Das kleine Mädchen hingegen machte einen Umweg, und unterhielt ſich da mit Nüſſe zu pflücken, Schmetterlinge zu haſchen und Blumenſträußchen zu binden.

Es dauerte nicht lange, ſo war der Wolf vor dem Hauſe der Großmutter und klopfte an.

„Wer iſt da?“

„Es iſt Euer Enkel, das kleine Rothkäppchen, ſpricht der Wolf, indem er eine feine Stimme annimmt. Ich bringe Euch von meiner Mutter einen Kuchen und einen Topf mit Butter.“

Die arme alte Großmutter lag im Bette, weil ſie ſich wirklich unwohl fühlte. Sie rief:

„Ziehe nur an der Schnur, ſo wird der Riegel aufgehen.“

Und der Wolf zog an der Schnur und die Thür ging auf. Er warf ſich ſogleich auf die arme Frau und verzehrte ſie in einem Nu, da er ſchon ſeit drei Tagen nichts gegeſſen hatte. Hierauf machte er den Riegel wieder zu, legte ſich in das Bett der Großmutter und erwartete das Kleinrothkäppchen, das auch bald darauf an die Thüre klopfte.

„Wer iſt da?“

Das Kleinrothkäppchen erſchrak ein wenig, als es die rauhe Stimme des Wolfes hörte; weil es aber glaubte, daß ſeine Großmutter den Huſten haben könnte, ſo faßte es ſich wieder und antwortete:

„Es iſt Euer Enkel, das Kleinrothkäppchen. Meine Mutter ſchickt Euch einen Kuchen und einen kleinen Topf mit Butter.“

Der Wolf ſuchte ſeine Stimme ein wenig zu mildern und rief:

„Ziehe nur an der Schnur und der Riegel wird aufgehen."

Und Kleinrothkäppchen that, wie der Wolf ihm ſagte.

Als der Wolf das Kind eintreten ſah, ſteckte er den Kopf tiefer unter die Zudecke und ſagte:

„Stelle nur den Kuchen und den Buttertopf auf die Bank und lege dich zu mir in's Bett."

Kleinrothkäppchen entkleidet ſich und legt ſich in's Bett; aber wie iſt es erſtaunt, als es die Großmutter ſo ſeltſam angethan ſieht.

„Ach Großmutter, ſagt es, was haſt du für große Arme!"

„Um dich beſſer zu umarmen, mein Töchterchen."

„Ach Großmutter, was haſt du für große Beine!"

„Damit ich beſſer laufen kann, mein Kind."

„Aber Großmutter, wie lang ſind deine Ohren!"

„Um Alles beſſer zu hören, mein Töchterchen."

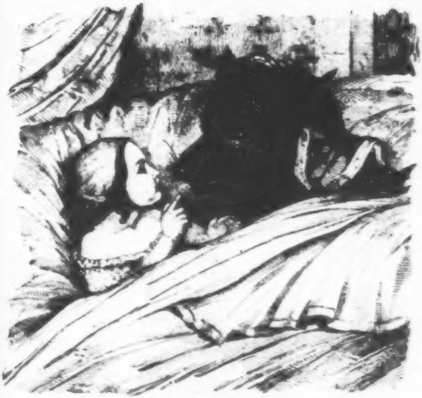
„Liebe Großmutter, wie groß ſind deine Augen!"

„Damit ich gut ſehe, mein Kind!"

„Aber Großmutter, was haſt du für große Zähne!"

„Um dich damit zu freſſen."

Und indem der böſe Wolf dieß ſagte, fiel er über das Kleinrothkäppchen her und fraß es auf.



Prinzeſſin Frühlingsſchön.

Es war einmal ein König und eine Königin, welche mehre Kinder gehabt hatten, die aber alle geſtorben waren. Dieß gab ihnen viel Kummer, denn ſie hatten Güter genug, und nur die Kinder fehlten ihnen. Das letzte Kind war vor fünf Jahren geſtorben und man glaubte allgemein, daß die Königin keins mehr gebären würde, denn ſie trauerte gar zu ſehr, wenn ſie an die hübſchen kleinen Prinzen dachte, welche der Tod hingerafft hatte.

Aber endlich wurde die Königin doch wieder guter Hoffnung; und nun dachte ſie Tag und Nacht an nichts als an die Mittel, wie ſie das Leben dieſes Kindes erhalten ſollte, welche Namen es bekommen, welche Kleider, welche Puppen, welches Spielzeug ſie ihm geben würde. Man hatte unter Trompetenſchall auf allen Straßen laut verkündet, daß die beſten Ammen ſich bei der Königin melden ſollten, weil ſie eine daraus für ihr Kind zu wählen wünſchte. Man kann wohl denken, daß ſie nun aus allen vier Ecken der Welt zuſammenliefen; man ſah nichts im königlichen Schloſſe als Ammen mit ihren kleinen Bälgen auf dem Arm.

Eines Tages, als die Königin in einem großen Walde luſtwandelte, ſetzte ſie ſich auf einen Stein und ſprach zum König:

„Mein königlicher Herr, was dächtet Ihr dazu, wenn wir alle Ammen hier zuſammenkommen ließen, um uns Eine auszuſuchen?“

„Recht gern, meine Königin! ſprach der König, man rufe die Ammen hieher.“

Und nun kamen die Ammen herbei, und eine nach der andern machte dem königlichen Paar den ſchönſten Knix und ſtellte ſich in Reihe und Glied unter den Bäumen auf. Nachdem dieß vorüber war, und man ihre friſche Farbe, ihre ſchönen Zähne und alles Uebrige bewundert hatte, ſah man aus der Ferne einen Karren herbeifahren, den zwei häßliche kleine Zwerge zogen. Ein garſtiges altes Weib ſaß darin; es hatte die Kniee unter dem Kinn, einen großen Höcker, ſchielende Augen, und ſeine Haut war ſchwärzer als Dinte. In den Armen hielt es ein kleines Weſen, das wie ein Affe ausſah, und dabei ſprach das Weib einen Jargon, den Niemand verſtehen konnte. Dies Geſchöpf hatte wirklich die Abſicht, ſich auch zur Amme anzu-

tragen, allein die Königin ſtieß es mit den Worten zurück:

„Fort, du Scheuſal! wie kannſt du dich unterſtehen, nur vor mir zu erſcheinen; wenn du nicht gehſt, ſo werde ich dich fortſchaffen laſſen.“

Die Alte zog murrend davon und die abſcheulichen Zwerge fuhren ſie in einen hohlen Baumſtamm, von wo ſie Alles ſehen konnte.

Die Königin ſchlug ſich den Vorfall bald aus den Gedanken, und wählte eine ſchöne Amme; kaum aber hatte ſie dieſelbe beim Namen genannt, als eine furchtbare Schlange aus dem Graſe hervorkriecht und ſie in den Fuß ſticht. Die arme Amme fiel ſogleich für todt nieder. Die Königin, obgleich erſchreckt von dieſem Vorfall, muß jedoch zur Wahl einer Andern ſchreiten; in demſelben Augenblicke fliegt ein Adler vorüber, der eine Schildkröte in ſeinen Fängen hielt, er läßt dieſe auf den Kopf der armen Amme niederfallen, der ſogleich wie ein Glas in Scherben zerſpringt. Die Königin, voll Entſetzen, ruft jetzt eine dritte Amme herbei; allein, ſo wie dieſe herzueilen will, fällt ſie gegen ein Gebüſch mit ſtachlichten Aeſten und ſtößt ſich ein Aug' aus.

„Ach! rief die Königin, ich ſehe wohl, daß ich heute Unglück habe. Ich kann heute keine Amme wählen, ohne ihr einen Schaden zuzufügen. Ich will daher meinem Arzt den Auftrag ertheilen.“

Wie ſie nun aufſteht, um in ihren Pallaſt zurückzukehren, hört ſie ein lautes Gelächter aufſchlagen. Sie ſieht ſich um und erblickt die häßliche Alte wie einen Kobold mit ihrem eingewickelten Affen auf dem Arme. Augenſcheinlich verſpottete ſie Alle, die arme Königin aber am meiſten. Dieſe wurde ſo aufgebracht darüber, daß ſie ſie ſchlagen wollte, denn ſie zweifelte nicht daran, daß Jene die Urſache des Unglücks der Ammen ſei; allein die Hexe ſchwenkte dreimal ihren Stab, worauf die Zwerge ſich in Greife, der Karren ſich in einen Feuerwagen verwandelte, und Alles dann unter fürchterlichem Spektakel durch die Luft davonfuhr.

„Ach geliebte Königin! ſprach der König, nun ſind wir verloren! Dieß war die Fee Caraboſſe; dies böſe Weib haßte mich ſeit meiner Jugend, weil ich ihr aus Kinderei Schwefel in die Suppe warf. Nun will ſie ſich immer rächen!“

Die Königin fing an zu weinen.

„Ach! ſprach ſie, hätte ich das gewußt, ſo würde ich geſucht haben, ſie mir freundlich zu ſtimmen. Ich wünſchte, daß ich todt wäre.“

Als der König ſie ſo betrübt ſah, ſagte er zu ihr: „Komm, theures Weib, in den geheimen Rath, wir wollen überlegen, was zu thun ſei.“

Hierauf führte er ſie am Arme fort, denn ſie zitterte noch ſehr an allen Gliedern von dem Schrecken, den ihr die Erſcheinung der Caraboſſe eingeflößt hatte.

Als der König und die Königin in ihrem Zimmer waren, ließen ſie ihre geheimen Räthe zuſammenberufen. Alle Fenſter und Thüren wurden wohl verſchloſſen, damit draußen Niemand etwas von der Verhandlung hören konnte. Man kam darin überein, daß man bei der Geburt des Kindes alle Feen auf tauſend Stunden in die Runde zuſammenbitten wollte. Die Kouriere wurden zu gleicher Zeit abgefertigt, mit ſehr artigen Briefen an die Feen, worin dieſe gebeten waren, bei der Entbindung der Königin zugegen zu ſein; das Ganze aber ſehr geheim zu halten, aus Furcht, daß Caraboſſe es erfahren und dann irgend einen Spektakel anſtellen könnte. Aus Erkenntlichkeit verſprach man ihnen einen ungariſchen Pelz von blauem Sammt, ein Unterkleid von rothem Sammt, Pantoffeln von karmoiſinrothem Atlas, eine kleine vergoldete Scheere und ein Büchschen mit feinen engliſchen Nahnadeln.

Sobald die Kouriere fort waren, begann die Königin mit ihren Fräulein die Kleider zu verfertigen, die man den Feen verſprochen hatte. Sie kannte deren viele, allein es erſchienen nur fünf davon. Sie langten in dem Augenblicke an, als die Königin eine kleine Prinzeſſin in die Welt ſetzte. Sogleich ſchloßen ſie ſich ein, um die Neugeborne mit Gaben zu beſchenken.

Von der erſten erhielt ſie vollkommene Schönheit; von der zweiten ausgezeichneten Geiſt; von der dritten eine herrliche Stimme; von der vierten die Gabe in Proſa und Verſen zu ſchreiben.

Als nun die fünfte eben den Mund öffnete, um ihr Geſchenk zu proklamiren, hörte man im Kamin einen fürchterlichen Lärm, als wenn der ganze Schlot herabſtürzte und Caraboſſe erſchien ganz mit Ruß bedeckt, und ſchrie:

„Ich beſchenke dies kleine Weſen
Mit lauter Aerger und Verdruß
Bis zu des zwanzigſten Jahres Schluß!“

Bei dieſen Worten fing die Königin im Bette jämmerlich zu weinen an und bat Caraboſſe um Mitleid, und alle Feen baten mit ihr. Allein die häßliche Fee antwortete nichts darauf. Die fünfte aber, die bis jetzt noch nichts geſchenkt hatte, ſuchte nun das Unheil dadurch zu verbeſſern, daß ſie der Prinzeſſin ein ſehr langes glückliches Leben wünſchte, nachdem die Zeit des Fluchs dahin geſchwunden ſein würde. Caraboſſe lachte darüber ſchadenfroh und ſang an die zwanzig Spottlieder, indem ſie denſelben Weg hinaufkroch, auf dem ſie gekommen war. Die Feen waren nicht wenig beſtürzt, mehr aber noch die arme Königin. Sie unterließ es jedoch nicht, ihnen zu geben, was ſie ihnen verſprochen hatte, und fügte ſogar noch ſchöne

Bänder hinzu, welche die Feen ſehr gerne haben. Man bewirthete ſie köſtlich, und die älteſte der Feen ſagte noch beim Abſchiede, ſie riethe dazu, die Prinzeſſin bis zum zwanzigſten Jahre an einen ſichern Ort zu bewahren, wo ſie von Niemand als den Frauen ihrer Bedienung geſehen würde.

Dieß befolgend, ließ nun der König einen bedeckten Thurm bauen, der kein Fenſter hatte und wo man den ganzen Tag über Licht brennen mußte. Man gelangte dahin durch ein Kellergewölbe, welches eine Stunde unter der Erde fortlief. Von zwanzig zu zwanzig Schritten waren große Thüren angebracht, die gut ſchloßen, und überall Wachen aufgeſtellt.

Man hatte die Prinzeſſin „Frühlingsſchön“ genannt, weil auf ihrem Geſichte Lilien und Roſen blühten, ſchöner und friſcher als der Frühling ſie zu erzeugen vermag. Alles, was das Kind that und ſagte, war bewundernswerth; es lernte das Schwerſte mit Leichtigkeit, und es wuchs ſo herrlich heran, daß König und Königin es nie anſehen konnten, ohne Thränen zu vergießen. Oft bat ſie Frühlingsſchön, doch bei ihnen zu bleiben, oder ſie mitzunehmen, denn ſie langweilte ſich, ohne eigentlich zu wiſſen warum; allein ihre königliche Eltern wollten nie einwilligen.

Die Amme, die beſtändig um ſie war und viel Geiſt beſaß, erzählte ihr oft, wie es in der Welt ausſehe, und ſie wußte daher alles ſo genau, als ob ſie es ſelbſt geſehen hätte. Manchmal ſagte daher der König zu ſeiner Königin:

„Meine geliebte Gemahlin, wir führen die Caraboſſe an, wir ſind liſtiger als ſie; unſere Frühlingsſchön wird trotz ihrer Verwünſchung glücklich werden.“

Und die Königin lachte bis zu Thränen, wenn ſie ſich den Aerger der böſen Fee vorſtellte. Sie hatten die Prinzeſſin malen laſſen und das Bild an alle Höfe geſchickt; denn die Zeit ruckte heran, wo ſie aus dem Thurm entlaſſen werden ſollte, und man dachte daran, ſie zu verheirathen. Jetzt waren nur noch vier Tage zur Vollendung der zwanzig Jahre; der Hof und die Stadt waren voller Freude darüber, die noch durch die Nachricht erhöht wurde, daß König Merlin die Hand der Prinzeſſin für ſeinen Sohn wünſchte und ſeinen Geſandten Fanfarinet zu dieſem Zwecke abgeſchickt habe.

Die Amme, welche der Prinzeſſin alles erzählte, ſagte ihr auch dieſes und fügte hinzu, daß Nichts auf der Welt ſo ſchön ſein werde, als der Einzug des Geſandten Fanfarinet.

„Ach, wie unglücklich bin ich! jammerte die Prinzeſſin, man hält mich in dem finſtern Thurm, als wenn ich die größte Verbrecherin wäre; nie habe ich noch den Himmel, die Sterne und die Sonne erſchaut, von denen man mir ſo Wunderbares erzählte! Pferde, Affen, Löwen, habe ich nur gemalt geſehen. Der König und die Königin ſagen zwar, daß ſie mich mit zwanzig Jahren von hier fortnehmen wollen, allein ich ſehe wohl, daß ſie mich nur mit ſolchen Verſprechungen hinhalten. Sie wollen mich hier ſterben laſſen, obgleich ich doch nie etwas verſchuldet habe."

Hierauf fing ſie an ſo heftig zu weinen, daß jedes ihrer Augen wie eine Fauſt anſchwoll, und die Amme, die Milchſchweſter, die Windelwäſcherin und die Ofenheizerin, die ſie alle gleich ſehr liebten, weinten nun ſo zuſammen, daß man nichts als ſeufzen und ſchluchzen hörte; ſie glaubte erſticken zu müſſen. Es war eine große Betrübniß.

Als die Prinzeſſin ſah, daß ſie ſie Alle ſo bemitleideten, da ergriff ſie ein Meſſer und ſprach ſehr laut.

„Ich bin entſchloſſen, mich auf dieſer Stelle zu tödten, wenn ihr nicht ein Mittel findet, daß ich den Einzug des Geſandten ſehen kann; der König und die Königin werden nie etwas davon erfahren. Ueberlegt nun, ob ihr meinen Wunſch erfüllen, oder mich ſterben ſehen wollt." Bei dieſen Worten fingen die Amme und die Andern noch heftiger an zu weinen, und Alle beſchloßen hierauf, ihren Wunſch zu erfüllen und mußten ſie ſelbſt den Tod dafür erleiden. Sie brachten nun die Nacht damit zu, etwas auszudenken; allein es wollte ihnen nichts einfallen und die Prinzeſſin, welche faſt verzweifelte, rief in einem fort:

„Sagt mir nicht mehr, daß ihr mich lieb habt, denn wenn dieſes der Fall wäre, ſo würdet ihr wohl ein Auskunftsmittel finden. Ich habe geleſen, daß der Liebe nichts unmöglich ſei.“

Endlich beſchloßen ſie, daß in den Thurm ein Loch gemacht werden mußte, nach jener Seite hin, von wo Fanfarinet herbeizog. Sie fingen ſogleich zu arbeiten an und ſetzten weder bei Tag noch bei Nacht aus. Nach vielem Kratzen gelang es ihnen, den Gyps loszubrockeln und endlich die kleinen Steinchen. Auf dieſe Weiſe entſtand ein Loch ſo groß, daß man mit Mühe eine Nähnadel hindurch bringen konnte.

Hier erblickte Frühlingsſchön zum Erſtenmal den Tag; ſie wurde davon geblendet; plötzlich erſchien Fanfarinet an der Spitze ſeines Gefolges. Er ritt ein weißes Pferd, welches nach dem Klange der Trompeten unter ihm tanzte; ſechs Flötenbläſer zogen voraus und ſpielten die ſchönſten Opern-Arien; ſechs Hoboiſten antworteten als Echo und dann fielen Trompeten und Pauken mit bedeutendem Lärm ein. Fanfarinet trug ein reich mit Perlen geſticktes Kleid, goldene Stiefel, feuerfarbne Federn, überall Bandſchleifen und ſo viele Diamanten (denn der König Merlin hatte davon ganze

Zimmer voll), daß die Sonne vor ſeinem Glanze ſich verdunkelte.

Als Frühlingsſchön ihn erblickte, gerieth ſie außer ſich und ſchwur, daß ſie keinem Andern als dem herrlichen Fanfarinet ihre Hand reichen wolle, da es unmöglich ſei, daß ſein Gebieter ihm an Herrlichkeit gleich komme. Sie kenne übrigens den Ehrgeiz nicht, und da ſie in einem Thurm gelebt habe, ſo würde ſie auch an ſeiner Seite leicht auf irgend einem Landſchloſſe leben können. Mit ihm würde ſie bei Brod und Waſſer glücklicher ſein, als mit einem Andern bei Braten und Zuckerbrod. Ihre Frauen geriethen darüber in große Verlegenheit, als ſie ihr aber einige Vorſtellungen zu machen wagten, da würdigte ſie ſie keiner Antwort.

Sobald Fanfarinet im Schloſſe des Königs angekommen war, eilte die Königin fort, um ihre Tochter zu holen. Alle Häuſer waren mit Teppichen behängt und die Damen an den Fenſtern. Einige hielten Körbe mit Blumen, andere mit Perlen, und noch andere mit Zuckerwerk — was freilich das Beſte war — um die Prinzeſſin damit beim Vorüberziehen zu bewerfen.

Man hatte eben angefangen ſie anzukleiden, als ein Zwerg auf einem Elephanten reitend im Thurme ankam. Es war ein Abgeſandter von den fünf guten Feen, die ſie bei ihrer Geburt beſchenkt hatten. Sie ſandten ihr eine Krone, ein Scepter, ein Kleid von Goldbrocat, einen Rock von Schmetterlingsflügeln wunderbar verfertigt und ein Käſtchen mit Edelſteinen von unſchätzbarem Werthe. Beim Anblicke dieſer Koſtbarkeiten verlor die Königin faſt die Beſinnung, allein die Prinzeſſin ſah dies Alles ſehr gleichgiltig an, da ſie nur an Fanfarinet dachte.

Man bedankte ſich bei dem Zwerge, gab ihm einen Louisd'or als Trinkgeld und an die tauſend Ellen Band von allen Farben, woven er ſich ſchöne Strumpfbänder und Schleifen an ſeine Halsbinde und an ſeinen Hut machte. Dieſer Zwerg war ſo klein, daß man ihn gar nicht mehr ſah, wenn er alle dieſe Bänder auf ſich hatte. Die Königin ſagte, daß ſie den Feen ein kleines Geſchenk zurückſenden wolle, und die Prinzeſſin, die ganz übermenſchlich großmüthig war, gab für ihre Wohlthäterin ſogleich einige Knäuel engliſche Strickwolle her und fügte feine Stricknadeln noch obendrein hinzu.

Man ſchmückte die Prinzeſſin mit dem Schönſten, was der Zwerg gebracht hatte. Sie ſtrahlte in ſo hoher Vollendung, daß die Sonne ſich aus Aerger darüber verbarg, und der Mond, deſſen Fehler die Beſcheidenheit eben nicht iſt, hatte nicht das Herz, ſo lange ſie unterwegs war, zu ſcheinen. Sie ging zu Fuße durch alle Straßen, und das Volk, das ſie umgab, ſchrie einmal über das andere:

„Ach wie ſchön iſt ſie! Wie ſchön iſt ſie!“

Wie ſie nun ſo zwiſchen der Königin und vier oder fünf Dutzend Prinzeſſinnen von Geblüt einherſchritt, ohne die zehn Dutzend zu rechnen, die aus den Nachbarſtaate herbeigekommen waren, um dem Feſte beizuwohnen, da verfinſterte ſich mit Einemmale der Himmel; der Donner rollte, und es hagelte gewaltig. Die Königin mußte ihren großen Schleppmantel mit Hermelin über den Kopf nehmen und die Prinzeſſinnen ihre Kleider. Frühlingsſchön wollte ſo eben das Gleiche thun, als mehr denn tauſend Raben, Nachteulen, Krähen und andere nicht ſehr beliebte Vögel-Racen durch ihr Gekrächze ein Unheil verkündeten. Sogleich erblickte man einen fürchterlichen Uhu von ungeheuerer Größe, der in ſeinem Schnabel eine Schärpe von Spinnengewebe trug, die mit Fledermausflügeln geſtickt war. Dieſe Schärpe ließ er auf Frühlingsſchöns Schultern fallen, und man hörte ein ſchallendes Hohngelächter, welches genugſam andeutete, daß dieſes wieder einmal ein dummer Spaß im Geſchmack der Caraboſſe war.

In dieſer traurigen Vorausſetzung fing Alles zu weinen an; die Königin aber, die betrübter war als alle Uebrigen, verſuchte es, die Schärpe ihrer Tochter von den Schultern zu reißen, allein dieß ſchien unmöglich, denn ſie war wie angenagelt.

„Ach! ſprach ſie, dieß iſt wieder ein Streich von unſerer Feindin, die nichts zu beſänftigen vermag. Umſonſt ſchickte ich ihr mehr als fünfzig Pfund feines Zuckerwerk; die Zuckerhüte gar nicht eingerechnet und ein halbes Dutzend weſtphäliſche Schinken, die ſie ſo gern ißt.“

Während ſie ſo jammerte, war man bis auf die Knochen durchnäßt worden. Frühlingsſchön, die den Kopf ganz voll von ihrem Geſandten hatte, lief immer voraus, und ohne ein Wort zu ſagen, kümmerte ſie ſich weder um Caraboſſe, noch um ihre Unheil verſprechende Schärpe, und dachte nur daran, wie ſie Fanfarinet gefallen ſollte. Plötzlich erblickte ſie ihn an der Seite des Königs; Trompeten, Trommeln und Violinen machten ein angenehmes Geräuſch, das Jauchzen des Volkes wurde lauter und der Jubel ſchien die höchſte Höhe erreicht zu haben.

Fanfarinet war ein ſehr geiſtreicher Mann, als er aber Frühlingsſchön in ihrer ganzen Anmuth und Majeſtät erblickte, war er ſo überraſcht, daß er, ſtatt zu ſprechen, nur ſtammeln konnte. Man hätte ihn für betrunken halten können, obgleich er nur eine Taſſe Chokolade zu ſich genommen hatte. Er wollte verzweifeln, daß er in einem Augenblick die Rede vergeſſen hatte, die er ſeit vielen Monaten auswendig gelernt und ſo gut wußte, daß er ſie im Schlaf herſagen konnte. Während er ſich nun zermarterte, um den Anfang zu ſuchen, machte er eine Reverenz nach der andern der Prinzeſſin, die ihrerſeits ein halbes Dutzend Knixe auch ſchon gemacht hatte. Endlich ergriff ſie das Wort, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, und ſprach folgendes:

„Herr Fanfarinet, ich weiß im Voraus, daß Alles, was Sie mir ſagen wollen, herrlich gedacht iſt; allein da die böſe Caraboſſe uns einen ſo ſchrecklichen Regen auf den Nacken geſendet hat, ſo wollen wir machen, in den Pallaſt zu kommen. Sind wir erſt einmal unter Dach, ſo können wir ſie auslachen.“

Hierauf erwiederte der Geſandte galant, daß die Fee wahrſcheinlich vorausgeſehen habe, wie ſehr das Feuer aus den Augen der Prinzeſſin zünden würde, und daß ſie deßhalb in ihrer Weisheit die Waſſerfluten herabſchütte, um die Feuersbrunſt zu dämpfen.

Nach dieſen wenigen Worten gab er ihr die Hand, um ſie zu führen. Sie aber ſprach leiſe zu ihm:

„Ich hege Gefühle für Euch, die Ihr nicht ahnen könnt. Ich muß ſie Euch ſelbſt deuten; dieß wird mir ſchwer: aber honny soit qui mal y pense! So wiſſet denn, mein Herr Abgeſandter, daß mich Bewunderung ergriff, als ich Euch auf Eurem Schimmel ſah, der unter Euch tanzte; ich bedauerte es, daß Ihr gekommen waret, für einen Andern als für Euch ſelbſt zu werben. Wenn Ihr Muth habt, wie ich, ſo werden wir ein Mittel finden, und ich nehme Euch anſtatt Eures Herrn. Ihr ſeid kein Prinz, allein Ihr gefallt mir ſo ſehr, als ob Ihr es wäret; wir werden uns dann miteinander in irgend einem Winkel der Erde verbergen. Anfänglich wird man freilich darüber ſchmähen, allein bald wird eine Andere es eben ſo, oder noch ärger machen, und dann wird die Welt von dieſer zu ſprechen haben, und mich darüber vergeſſen; ich aber werde ſo glücklich ſein, mit Euch leben zu können.“

Fanfarinet glaubte zu träumen, denn nie hätte er ſich dieſe Ehre vorſtellen können; er hatte nicht die Kraft, ihr zu antworten. Wäre er mit ihr allein geweſen, ſo würde er ſich ihr zu Füßen geworfen haben; jetzt aber nahm er ſich blos die Freiheit, ihr die Hand zu drücken, wobei er ihrem kleinen Finger ſo weh that, daß ſie geſchrien hätte, wenn ſie minder verliebt in ihn geweſen wäre. Als ſie in den Pallaſt traten, erſchallte eine Muſik von tauſend Inſtrumenten mit ſo himmliſchen Stimmen verwebt, daß man den Athem an ſich halten mußte, aus Furcht, die Harmonie dadurch zu ſtören.

Nachdem der König ſeine Tochter auf Stirne und Wangen geküßt hatte, ſagte er zu ihr:

„Mein liebes Schäfchen (denn er gab ihr gern alle Arten von zärtlichen Beinamen), wollteſt du nicht den Sohn des großen Königs Merlin heirathen? Hier ſiehſt du den Herrn von Fanfarinet, der die Ceremonie vollziehen ſoll, und dich dann in das ſchönſte Königreich der Welt geleiten wird.“

„Ja doch! mein lieber Vater, ſagte ſie mit einer beſcheidenen Verbeugung, ich will Alles, was dir angenehm iſt; Notabene, wenn auch meine liebe Mutter einwilligt.“

„Ich bin's zufrieden, mein Fiſchchen, ſagte die Königin, indem ſie ihre Tochter umarmte. Man decke einſtweilen die Tiſche.“

Dieß geſchah ſogleich. Hundert wurden in der großen Gallerie des Schloſſes gedeckt, und ſeit Menſchengedenken iſt wohl nie ſo viel gegeſſen worden, mit Ausnahme von Fanfarinet und Frühlingsſchön, die nichts genoſſen, als ihre wechſelſeitigen Blicke, und dabei von ihrer jungen Liebe träumten.

Nach der Mahlzeit war Ball, Ballet und Komödie, allein es war ſchon ſo ſpät und man hatte ſo viel gegeſſen und getrunken, daß Alle ſtehend einſchliefen. Der König und die Königin warfen ſich, vom Schlummer überwältigt, auf ein Kanapee, die Damen und Kavaliere ſchnarchten, die Muſiker kamen aus dem Takt und die Komödianten wußten nicht mehr, was ſie ſagten, nur unſere beiden Liebenden waren wach wie die Mäuſe und guckten ſich mit verliebten Mienen an. Als die Prinzeſſin ſah, daß keine Gefahr dabei war — denn ſelbſt die Wache war bereits eingeſchlafen — da ſprach ſie zu Fanfarinet:

„Glaubt mir, dieſe Gelegenheit iſt die günſtigſte; denn wenn ich erſt die Vermählungs-Feierlichkeit abwarte, ſo gibt mir der König Hofdamen und Kavaliere, um mich an den Hof Merlins zu begleiten; daher iſt es beſſer, uns jetzt gleich aus dem Staube zu machen, und zwar ſo ſchnell als möglich.“

Bei dieſen Worten ſtand ſie auf, und nahm den Dolch des Königs, der ganz mit Edelſteinen bedeckt war, und das Diadem der Königin, welches dieſe abgenommen hatte, um es ſich zum Schlafen bequemer zu machen.

Hierauf reichte ſie ihre weiße Hand dem Geſandten, der ſich vor ihr auf ein Knie niederließ.

„Ich ſchwöre Eurer Königlichen Hoheit, ſagte er, ewige Treue und Gehorſam. „Große Prinzeſſin, Ihr thut ſo viel für mich, wie ſollte ich nicht Alles für Euch wagen!“

Hierauf verließen ſie den Pallaſt; der Geſandte trug eine Blendlaterne in der Hand, und ſie gingen durch ſehr ſchmutzige Straßen nach dem Hafen. Hier fanden ſie ein kleines Boot, in dem ein alter Schiffer ſchlief; ſie weckten ihn auf, und als er Frühlingsſchön in ihren Diamanten und der Schärpe von Spinnengewebe erblickte, ſo glaubte er, daß ſie die Göttin der Nacht ſei und fiel vor ihr auf die Kniee; da die Zeit aber drängte, ſo hob ſie ſeinen Wahn, und nöthigte ihn abzureiſen. Dieß war nicht gefahrlos, denn es ſchienen weder Mond noch Sterne, und es lagerten noch die Wolken am Himmel von dem Unwetter, welches Caraboſſe herbeigezaubert hatte. Jedoch muß man hinzufügen, daß die Prinzeſſin in dem Diadem der Königin einen Karfunkel beſaß, der wohl fünfzig Fackeln überſtrahlte, auch war ein Stein darin, der unſichtbar machte.

Fanfarinet fragte die Prinzeſſin, wo ſie hinzugehen gedächte?

„Ach, erwiederte ſie, nur mit Euch will ich gehen, ſonſt habe ich nichts im Sinne.“

„Aber, verſetzte er hierauf, an den Hof des Königs Merlin dürfen wir nicht hin, ohne zu befürchten, daß man uns entdecke.“

„Nun wohl, ſprach ſie, ſo wollen wir nach der Eichhorninſel hinſchiffen, die weit genug entfernt iſt, um uns dort vor jeder Nachſtellung ſicher zu wiſſen.“

Sie befahl nun dem Schiffer fortzurudern, und obgleich er nur einen kleinen Kahn hatte, ſo gehorchte er doch.

Als der Tag anbrach, erwachte der König, die Königin und der ganze Hof, und nachdem ſie ſich die Augen gerieben hatten, dachten ſie an nichts als an die Vermählung der Prinzeſſin. Die Königin verlangte eiligſt ihr Diadem, um ſich damit zu ſchmücken; aber man ſuchte es überall umſonſt.

Der König wollte ſeinerſeits ſeinen brillanten Dolch einſtecken, allein auch dieſer wurde vergebens geſucht, und man öffnete eine Menge Koffer und Kaſten, von denen die Schlüſſel ſeit hundert Jahren ſchon verloren gegangen waren. Man fand zwar darin viele Raritäten, Puppen, welche die Köpfe bewegten und die Augen verdrehten, goldene Schafe mit kleinen Lämmern, überzogene Pomeranzenſchaalen und verzuckerte Nüſſe; allein Alles dieſes war nicht im Stande, das königliche Paar zu tröſten. Der König verzweifelte ſo ſehr, daß er ſich den Bart ausriß, und die Königin zerraufte ſich das Haar; denn Diadem und Dolch waren gewiß ſo viel werth als zehn Städte, ſo groß wie Madrid.

Als der König endlich einſah, daß keine Hoffnung vorhanden war, etwas wieder zu finden, ſprach er zu der Königin:

„Euer Liebden, faſſet Muth, wir wollen jetzt die Vermählungsfeierlichkeit beſchleunigen, die uns bereits ſo theuer zu ſtehen kommt.“

Er fragte nach der Prinzeſſin, und die Amme näherte ſich mit einem trüben Geſichte:

„Euer Majeſtät, ich kann verſichern, daß ich die Prinzeſſin ſchon zwei Stunden ſuche, ohne ſie zu finden.“

Dieſe Worte trieben den Schmerz des Königs und der Königin aufs äußerſte; ſie ſchrieen wie die Adler, denen man ihr Junges raubt, und die arme Königin fiel in Ohnmacht. Man hatte die größte Mühe ſie ins Leben zurückzurufen. Die Hofdamen und Hoffräulein weinten und jammerten. Endlich, um dem Unglück die Krone aufzuſetzen, brachte man die Nachricht, daß auch der Geſandte verſchwunden ſei, und nun ſtieg der Schmerz faſt bis zum Wahnſinn. Der König ließ ſogleich alle ſeine Räthe und ſeine Gendarmen zuſammenrufen; er hatte in der Eile einen Saal ſchwarz ausſchlagen laſſen und nun trat er mit der Königin in die Verſammlung ein. Sie trugen nicht mehr ihre ſchönen Kleider, ſondern lange Trauergewänder, und einem Jeden, der ſie ſah, mußte das Herz brechen; der Saal wiederhallte von Seufzen und Schluchzen. Nachdem er ſich einige Minuten geſammelt hatte, hielt er folgende Rede:

„Meine Freunde, folgende Gegenſtände ſind verloren worden: zuerſt meine geliebte Tochter Frühlingsſchön, dann das Diadem der Königin und mein Teich, die ein gutes Stück Geld gekoſtet haben; endlich der Geſandte Fanfarinet. Ich fürchte, daß ſein König und Gebieter, wenn er keine Nachricht von ihm empfängt, glauben wird, daß wir ihn getödtet haben. Ich würde mich jedoch über alles dieſes hinwegſetzen können, wenn ich bei Kaſſa wäre, allein ich geſtehe euch offen, daß die Koſten zu der Vermählungsceremonie mich ruinirt haben. Jetzt rathet mir, meine werthen Unterthanen, was ich thun ſoll, um ſowohl meine Tochter als auch Fanfarinet wieder zu finden.“

Alle bewunderten dieſe ſchöne Rede des Königs und geſtanden, daß ſie ihn noch niemals ſo beredt geſehen hatten. Hierauf nahm der Kanzler des Reiches, Herr Gambilles, das Wort, und ſprach alſo:

„Sire, wir ſind Alle ganz zerknirſcht von dem Unglück, das Ew. Majeſtät betroffen hat, und wir würden viel lieber unſere eigenen Frauen und Kinder verloren haben, als Euch ſo tief bekümmert zu ſehen. Ich halte das Ganze für einen Streich der Fee Caraboſſe. Die Prinzeſſin hatte noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht, und um Alles herauszuſagen, ſo habe ich bemerkt, daß ſie in einemfort den Fanfarinet anſah, ſo wie dieſer ſie; vielleicht ſpielt die Liebe bei dem Handel eine große Rolle.“

Bei dieſen Worten unterbrach die Königin, welche die Zunge auf dem rechten Flecke hatte, den Kanzler:

„Nehmt Euch mit Euren Reden in Acht, Herr Gambilles, ſprach ſie, die Prinzeſſin hat es nicht in der Art, ſich ſo mir nichts, dir nichts, in einen Geſandten zu vernarren; ich habe ſie zu gut erzogen.“

Bei dieſen Worten ſtürzte die Amme, die Alles gehört hatte, hinzu, warf ſich auf die Kniee und ſprach: »Ich will geſtehen, was ſich begeben hat, die Prinzeſſin hatte Luſt, den Einzug des Geſandten zu ſehen, und wenn wir ihr nicht willfahren würden, ſo drohte ſie uns, ſich zu tödten. Wir machten daher ein kleines Loch in den Thurm, wodurch ſie Alles ſehen konnte; aber kaum hatte ſie den Geſandten erblickt, da ſchwur ſie hoch und theuer, entweder dieſem Manne oder keinem ihre Hand zu geben.“

Nun war wieder des Wehklagens kein Ende, Jedermann konnte ſich leicht überzeugen, daß der Kanzler Gambilles ein Mann von durchdringendem Verſtande war. Die Königin war ſehr ärgerlich, ſchalt die Amme, die Milchſchweſter, die Wäſcherin, und wollte ſie alle aufknüpfen laſſen.

Der Admiral Spitzhut unterbrach die Königin in ihrem Zorn und ſchrie:

»Wir wollen dem Fanfarinet nachſetzen, denn es darf nicht bezweifelt werden, daß dieſer Elende unſer Kleinod entführte.“

Alle Anweſenden klatſchten in die Hände und ſchrieen: »Ja, das wollen wir!«

Einige gingen nun auf das Meer, andere aber zogen von Land zu Land und ließen die Prinzeſſin austrommeln. Wenn das Volk ſich um ſie verſammelte, ſo riefen ſie aus:

„Wer zehntauſend Goldſtücke verdienen will, hat nichts anderes zu thun, als uns Nachricht von unſerer Prinzeſſin Frühlingsſchön zu geben, die der Fanfarinet entführt hat.“

Worauf dann die Leute immer erwiederten:

„Zieht weiter, wir haben ſie nicht geſehen.“

Die, welche die Prinzeſſin auf dem Meere ſuchten, waren indeſſen glücklicher. Nachdem ſie lange herumgeſchifft, gewahrten ſie in einer finſtern Nacht etwas, das wie ein großes Feuer vor ihnen leuchtete. Sie wagten es nicht, darauf loszugehen, da ſie nicht wiſſen konnten, was es war. Plötzlich blieb das Feuer auf der wüſten Eichhorninſel ſtehen: denn es war nichts anders als der Karfunkel, den die Prinzeſſin im Diadem trug. Sie war mit ihrem Geliebten gelandet, nachdem ſie dem armen Teufel, der ſie hierher geführt, hundert Thaler in Gold gegeben hatte; dann wünſchten ſie ihm glückliche Reiſe und verboten ihm, irgend Jemand etwas von ihnen zu ſagen.

Das Erſte, was ihm jedoch begegnete, war ein Schiff des Königs, das er nicht ſobald erkannt hatte, als er heftig erſchrak. Kaum hatte ihn der Admiral bemerkt, ſo ſandte er ihm eine Schaluppe nach und ließ den armen Teufel, der alt und ſchwach war und nicht mehr kräftig rudern konnte, vor ſich bringen. Man fand die hundert Thaler in Gold bei ihm, wie man ſie zur Hochzeit der Prinzeſſin hatte prägen laſſen. Der Admiral verhörte ihn ſelbſt, allein der Schiffer ſtellte ſich taubſtumm.

„Bindet mir dieſen Stummen an den großen Maſt, befahl der Admiral, und gebt ihm eine gute Tracht Schläge, das iſt das beſte Mittel für die Taubſtummen.“

Da der Greis ſah, daß man Ernſt machte, ſo geſtand er, daß ein Mädchen von himmliſcher Schönheit und ein artiger Kavalier ihm befohlen hatten, ſie nach der Eichhorninſel zu führen. Bei dieſen Worten wurde es dem Admiral klar, daß dieſe die Prinzeſſin ſein müſſe, und er ſammelte ſeine Flotte, um die ganze Inſel zu umgeben.

Frühlingsſchön hatte inzwiſchen einen ſchönen Raſen unter dichtbelaubten Bäumen gefunden, ſie legte ſich darauf nieder und entſchlummerte, da ſie ſehr ermüdet war. Aber Fanfarinet, der mehr Hunger als Liebe in ſich verſpürte, ließ ſie nicht lange ruhen.

„Bildet Ihr Euch ein, Prinzeſſin, ſagte er, indem er ſie aufweckte, daß ich hier lange leben werde? Hier gibt es nichts zu eſſen, und wenn Ihr noch ſchöner wäret als die Morgenröthe, ſo könnte mir das nicht genügen. Man muß wiſſen, wovon man lebt; ich habe ſehr lange Zähne und einen leeren Magen.“

„Wie, mein Fanfarinet, ſprach die Prinzeſſin, wäre es möglich, daß meine Liebe dich nicht für Alles entſchädigt? Wäre es möglich, daß dein Glück dich nicht allein erfüllt?“

„Was Glück! ſagt lieber Unglück, ſchrie er heftig; ich wollte, daß Ihr noch in Eurem ſchwarzen Thurm ſäßet.“

„Schöner Ritter, ſagte ſie hierauf mit Anmuth, werdet nicht böſe, ich bitte Euch; ich will Euch etwas zum Eſſen ſuchen, vielleicht finde ich einige Früchte.“

„Ich wünſchte, ſchrie er, Ihr fändet einen Wolf, der Euch ſelbſt frißt!“

Die bekümmerte Prinzeſſin lief in den Wald, zerriß ihre ſchönen Kleider an den Dornen und ihre ſchöne Haut an den Diſteln. Das hat man davon, wenn man ſich in einen hübſchen jungen Menſchen verliebt! Sie ſah aus, als ob ſie mit kleinen Katzen geſpielt hätte. Nachdem ſie überall herumgelaufen war, kehrte ſie traurig zu Fanfarinet zurück und ſagte ihm, daß ſie nichts gefunden habe; er kehrte ihr den Rucken und verließ ſie brummend.

Am andern Tage ſuchten ſie eben ſo vergebens, und ſo lebten ſie drei ganze Tage lang nur von Blättern und Maikäfern.

„Ach! jammerte die Prinzeſſin, obgleich ich ſehr delikat erzogen bin, ſo wollte ich mich dennoch gern begnügen und machte mir ſelbſt nichts daraus, Hungers zu ſterben, wenn du nur, theurer Geliebter, etwas Gutes zu eſſen hätteſt.“

„Auch mir wäre es gleichgültig, wenn Ihr ſtürbet, wenn ich nur das Nöthige bekäme.“

„Wäre es möglich, rief die Prinzeſſin, daß mein Tod Euch ſo gleichgültig werden könnte? Sind das Eure Schwüre?“

„Es iſt ein großer Unterſchied, ſprach er, zwiſchen einem Mann, der ſatt iſt, und einem Unglücklichen, der auf einer wüſten Inſel vor Hunger umkommt.“

„Bin ich nicht in derſelben Lage? ſprach ſie, und doch beklage ich mich nicht.“

„Das käme Euch wohl zu, erwiederte er grob, Ihr ſeid Euren Eltern davongelaufen, und da geſchieht es Euch recht.“

„Das geſchah ja aber aus Liebe zu dir, Fanfarinet, ſagte ſie ſchmachtend, indem ſie ihm zärtlich die Hand reichte.“

„Ich hätte deine Liebe gut entbehren können, rief er, und kehrte ihr den Rücken.“

Die ſchöne Prinzeſſin war ſo ſehr vom Schmerz überwältigt, daß ſie zu weinen anfing, als wollte ſie die Felſen rings umher zum Mitleid bewegen. Sie ſetzte ſich unter ein Gebüſch von weißen und rothen Roſen, und nachdem ſie dieſe lieblichen Blumen eine Weile betrachtet, brach ſie in die Worte aus:

„Wie glücklich ſeid ihr, liebe Blumen! die Weſtwinde liebkoſen euch, der Thau befeuchtet euch, die

Sonne verſchönert euch, die Bienen lieben euch, eure Dornen vertheidigen euch, und ein Jeder bewundert euch. Ach! warum müßt ihr denn glücklicher ſein als ich?“

Dieſe Betrachtung machte, daß ſie abermals eine Menge Thränen vergoß, welche die Wurzeln des Roſenſtockes benetzten. Nun ſah ſie zu ihrem großen Erſtaunen, daß der Strauch ſich bewegte, die Roſen ſich öffneten und die ſchönſte unter Allen zu ihr ſagte:

„Hätteſt du nicht geliebt, ſo würde dein Loos ſo beneidenswerth als das meinige ſein. Wer liebt, ſetzt ſich ſtets den größten Gefahren aus. Arme Prinzeſſin, hole dir aus jenem hohlen Baume eine Honigſcheibe, aber ſei nicht ſo dumm, dem Fanfarinet etwas davon mitzutheilen.“

Sie lief zum Baume hin, und wußte noch nicht einmal, ob ſie recht gehört, oder ob ihr das Ganze geträumt hatte. Sie fand in der That den Honig, aber ſie trug ihn auch ſogleich ihrem undankbaren Geliebten hin.

„Hier, ſprach ſie, haſt du eine Honigſcheibe; ich hätte ſie zwar allein eſſen können, aber ich wollte ſie lieber mit dir theilen.“

Ohne ihr zu danken, oder ſie auch nur anzuſehen, riß er ihr den Honig aus der Hand und aß ihn auf. Sie bekam nicht das kleinſte Stückchen von ihm; ja er war ſelbſt ſo gemein, ihr zu ſagen, der Honig ſei zu ſüß und ſie könnte ſich damit die Zähne verderben, und noch hundert ähnliche Impertinenzen.

Frühlingsſchön wurde dadurch noch trauriger und ſetzte ſich unter eine Eiche, welcher ſie ungefähr ein ähnliches Kompliment wie jenem Roſenſtrauche machte. Dieß rührte auch die Eiche, ſie ſenkte einige Zweige auf ſie nieder und ſprach:

„Es wäre Schade, ſchöne Prinzeſſin, wenn du zu leben aufhörteſt; nimm dieſen Topf mit Milch und leere ihn, ohne deinem undankbaren Geliebten einen Tropfen zu geben.“

Die Prinzeſſin ſah nun zu ihrem Erſtaunen einen vollen Milchtopf neben ſich ſtehen; aber ſogleich dachte ſie nur an den Durſt, den Fanfarinet nach ſeiner Honigmahlzeit haben möchte, da er mindeſtens fünfzehn Pfund Honig verſchlungen hatte. Sie lief mit dem Topfe zu ihm hin.

„Löſche deinen Durſt, ſchöner Fanfarinet, ſprach ſie, aber vergiß nicht, mir etwas in dem Topfe zu laſſen, da ich vor Hunger und Durſt vergehe.“

Er riß ihr den Topf aus der Hand, trank ihn auf einem Zuge aus, warf ihn dann auf die Steine, daß er in Stücken zerſprang, und ſprach mit boshaftem Lächeln:

„Wenn man nichts gegeſſen hat, ſo kann man auch keinen Durſt haben.“

Die Prinzeſſin faltete die Hände und hob ihre ſchönen Augen zum Himmel.

„Ach! rief ſie aus, ich habe es wohl verdient, das iſt die gerechte Strafe, weil ich meine Eltern verlaſſen habe und ſo unbeſonnen war, einen Mann zu lieben, den ich nicht kannte und mit ihm zu entfliehen, ohne Rückſicht auf meinen Rang, noch auf die Weisſagung der boshaften Caraboſſe.“

Sie weinte jetzt noch heftiger als früher und vertiefte ſich in das Dickicht des Waldes, wo ſie ermattet unter eine Ulme niederſank, in deren Zweigen eine ſchlagende Nachtigall ſich wiegte.

„Faſſe Muth, ſprach die Nachtigall, und ſuche in jenem Gebüſche, du wirſt darin kleine Fleiſchpaſtetchen und gebrannte Mandeln finden; ſei aber nicht wieder ſo dumm, dem Fanfarinet davon zu geben.“

Dießmal hatte die Prinzeſſin die Weiſung nicht nöthig und ſie hatte ſelbſt noch dazu einen ſo bedeutenden Hunger, daß ſie die Paſtetchen zuerſt, dann aber die gebrannten Mandeln rein aufzehrte. Aber der gefräßige Fanfarinet hatte ſie eſſen geſehen und war darüber ſo in Zorn gerathen, daß er mit blitzenden Augen und gezogenem Degen auf ſie zuſtürzte, um ſie zu tödten. Sie aber drehte jetzt den Stein im Diademe, der unſichtbar machte, und indem ſie ſich von ihm entfernte, warf ſie ihm ſeine Undankbarkeit vor; doch zeigten die Ausdrücke, die ſie wählte, daß ſie ihn immer noch nicht haſſen konnte.

Der Admiral Spitzhut hatte indeſſen Hans Peitſchenknall, den gewöhnlichen Kabinetskourier, abgeſandt, um dem Könige die Nachricht zu überbringen, daß die Prinzeſſin und Fanfarinet auf der Eichhorninſel gelandet ſeien, daß er ſich jedoch fürchte ſie aufzuſuchen, weil er die Inſel nicht kenne. Bei dieſer Nachricht erheiterten ſich Ihre Majeſtäten ſehr und der König ließ ſogleich ein großes Buch herbeiholen, von dem ein jedes Blatt acht Ellen lang war; es war ein Meiſterwerk einer gelehrten Fee, noch viel umſtändlicher wie Hoffmanns Erdball, und war die beſte Geographie, die man in jener Zeit beſaß. Aus dieſem trefflichen Werke erſah nun der König ſogleich, daß die Eichhorninſel unbewohnt war.

„Eile, ſagte er hierauf zu Hans Peitſchenknall, und befiehl dem Admiral in meinem Namen, ſogleich auf der Inſel zu landen; denn es iſt Zeit genug, meine Tochter nicht länger mit dem Fanfarinet allein zu laſſen.“

Sobald Hans Peitſchenknall wieder bei der Flotte angekommen war, ließ der Admiral Trommeln und Pauken ſchlagen, auch Trompeten, Hoboen und Flöten blaſen und zugleich Violinen, Leyern, Drehorgeln und Guitarren ſpielen; es war ein entſetzlicher Spektakel, denn alle Inſtrumente des Krieges und des Friedens ließen ſich zu gleicher Zeit vernehmen. Die Prinzeſſin lief im erſten Schrecken ſogleich zu ihrem Geliebten hin, um ihm ihren Beiſtand anzubieten. Da er keinen Muth beſaß, brachte die gemeinſame Gefahr eine ſchnelle Annäherung zu Stande.

„Halte dich ſtets hinter mir, ſagte ſie, dadurch wirſt auch du unſichtbar werden, und während ich mit dem Dolche meines Vaters die Feinde tödte, kannſt du daſſelbe mit deinem Degen verrichten.“

Die unſichtbare Prinzeſſin wagte ſich nun mitten unter die Bewaffneten, und ſie und Fanfarinet tödteten Alles. Die Soldaten hatten gut ſchießen, ſie trafen nie, denn die Prinzeſſin und ihr Geliebter bückten ſich ſtets, wenn ſie die Kugeln kommen ſahen, und dieſe flogen über ihrem Kopfe hin. Endlich mußte der Admiral, der ſeine Mannſchaft auf ſo unbegreifliche Weiſe verlor, zum Rückzug blaſen laſſen, und eilte auf die Schiffe, um Rath zu halten.

Die Nacht war ſchon weit vorgerückt und die Prinzeſſin und Fanfarinet hatten ſich wieder im dickſten Walde verborgen. Sie war ſo ermüdet, daß ſie ſich auf das Gras warf und eben ein wenig einſchlafen wollte, als ihr eine ſanfte Stimme folgende Worte in’s Ohr raunte:

„Rette dich, Frühlingsſchön, denn Fanfarinet will dich tödten und aufeſſen.“

Sie öffnete ſchnell die Augen und erblickte nun bei dem Scheine ihres Karfunkels, daß der böſe Fanfarinet ſchon den Arm erhoben hatte, um ſie zu tödten; denn da ſie ſehr weiß und fett war, ſo reizte dieſes ſeinen kaum geſtillten Appetit. Jetzt beſann ſie ſich keinen Augenblick länger über das, was ſie zu thun hatte. Schnell zog ſie den Dolch, den ſie ſeit der Schlacht noch bei ſich trug und ſtieß ihn dem Schändlichen ſo tief in's Auge, daß er auf der Stelle todt niederfiel.

„Stirb — Undankbarer! ſchrie ſie, und empfange die letzte Gunſt, die du von mir verdienteſt. Möge dein Schickſal allen treuloſen Geliebten als Beiſpiel dienen und dein gemeines Herz nie Ruhe finden!“

Als aber die erſten Wallungen des Zornes vorüber waren, und ſie nun ihren eigenen Zuſtand überdachte, war ſie faſt eben ſo todt als der, den ſie getödtet hatte.

„Was ſoll aus mir werden? rief ſie weinend; ich bin allein auf dieſer Inſel!“

Sie bedauerte jetzt faſt, daß ſie ſich nicht hatte von Fanfarinet verzehren laſſen. Sie ſetzte ſich zitternd auf einen Stein und wünſchte, daß der Tag anbrechen möchte, denn ſie fürchtete ſich ſehr vor Geſpenſtern und beſonders vor dem Alp.

Da ſie ſich mit dem Rücken an einen Baum lehnte und den Kopf in die Höhe richtete, bemerkte ſie einen ſchönen goldenen Wagen in der Luft, den ſechs große Hennen zogen, ein Hahn ſaß auf dem Bock und ein Kapaun diente als Vorreiter. In dem Wagen ſaß eine Dame, die war ſehr ſchön, ſo ſchön wie die Sonne; ihr Kleid war ganz mit Goldflittern und ſilbernen Streifen beſetzt. Kaum hatte die Prinzeſſin dieſen prachtvollen Anblick gehabt, als ſich von der andern Seite ein anderer Wagen näherte, der mit ſechs Fledermäuſen beſpannt war; hier war ein Rabe der Kutſcher und ein Käfer ritt dem Wagen vor. Eine kleine abſcheuliche Meerkatze ſaß darin, mit einer Schlangenhaut bekleidet, und eine große Kröte als Sommerhut auf dem Kopfe.

Nie war wohl ein Erſtaunen ſo groß, als das der Prinzeſſin. Als ſie noch im Bewundern dieſer Erſcheinung begriffen war, ſieht ſie plötzlich die beiden Wagen ſich einander nähern und beide Damen, die Eine mit einer vergoldeten Lanze in der Hand, die Andere mit einer verroſteten Pike, beginnen einen harten Kampf, der wohl eine Viertelſtunde währte. Endlich ſiegt die Schöne, und die Häßliche muß mit ihren Fledermäuſen die Flucht ergreifen. Die Schöne ſenkt ſich jetzt zur Erde nieder und ſpricht zur Prinzeſſin:

»Fürchtet nichts, liebenswürdige Prinzeſſin, ich eilte hieher, um Euch zu dienen; den Kampf, den ich gegen Caraboſſe zu beſtehen hatte, kämpfte ich nur aus Liebe zu Euch. Sie wollte Euch unglücklich machen, weil Ihr vier Tage vor Euerm zwanzigſten Jahre den Thurm verlaſſen habt, aber Ihr ſaht auch, wie ich Eure Partei nahm und ſie vertrieb. Genießet jetzt das Glück, das ich Euch errungen habe.“

Die dankbare Prinzeſſin warf ſich auf die Kniee.

„Große Königin der Feen, ſprach ſie, deine Großmuth entzückt mich. Ich weiß nicht, wie ich dir danken ſoll, aber ich fühle wohl, daß mein Leben dir gehört, weil ich es dir verdanke.“

Die Fee umarmte ſie hierauf dreimal, und da Feenumarmungen ſehr ſchön machen, ſo kann man denken, wie ſchön die Prinzeſſin wurde. Hierauf befahl nun die Feenkönigin ihrem Hahn, er ſolle auf das Schiff gehen und den Admiral herbeiholen, den Kapaun ſchickte ſie aber nach ihrem Pallaſt, damit er der Prinzeſſin die ſchönſten Kleider bringe.

Als der Admiral von dem Hahne die Neuigkeiten hörte, ſo glaubte er den Verſtand zu verlieren. Er kam ſogleich herbeigeeilt und alle ſeine Leute folgten ihm; ſelbſt Hans Peitſchenknall war dabei, der, als er die Eile ſah, womit Alles die Schiffe verließ, es eben ſo ſchnell machen wollte, und da er ſeinen Spieß nicht fand, einen Spieß vom Herde nahm, woran zwei Haſen ſteckten und ihn ganz martialiſch auf die Schultern ſchwang.

Kaum hatte der Admiral Spitzhut eine Stunde zurückgelegt, als er auf der Chauſſee, die mitten durch den Wald führte, den mit Hühnern beſpannten Wagen erblickte, worin die beiden Damen ſpazieren fuhren. Er erkannte ſogleich ſeine Prinzeſſin und wollte ihr zu Füßen fallen; allein ſie ſagte, daß nur der großmüthigen Fee alle Ehre gebühre, worauf er derſelben den Saum des Kleides küßte und ihr das ſchönſte Kompliment machte, was wohl jemals bei ſolcher Gelegenheit gemacht worden iſt. Während er ſprach, fiel ihm die Fee mit den Worten in die Rede:

„Ich ſchwöre Euch, daß ich friſchen Braten rieche.“

„Ja, Madame, erwiederte Hans Peitſchenknall, indem er ſeinen Spieß vorzeigte, und es wird nun von Eurer Hoheit abhängen, davon zu koſten.“

„Sehr gern, ſprach die Fee, und zwar mehr um der Prinzeſſin willen, die ſchon lange nichts Gutes gegeſſen hat.“

Sogleich ſchickte man auf die Schiffe, um das Nöthige holen zu laſſen, und die Freude, die Prinzeſſin gefunden zu haben, geſellte ſich zu den Freuden der Tafel und ließ nichts zu wünſchen übrig.

Nachdem die Mahlzeit geendet und der Kapaun zurückgekehrt war, kleidete die Fee die Prinzeſſin in ein Kleid von Goldſtoff mit grünen Blumen, ganz überſät mit Rubinen und Perlen; ihre ſchönen Haare durchzog ſie mit Diamanten und Smaragden, dann bekränzte ſie ſie mit Blumen und ließ ſie in ihren Wagen ſteigen. Als die Sterne ſie vorbeifahren ſahen, glaubten ſie, es ſei die Aurora, die eben heimkehre, und grüßten ſie mit den Worten:

„Guten Tag, Aurora!“

Nachdem die Fee von der Prinzeſſin Abſchied genommen, ſagte dieſe:

„Soll ich meiner Mutter nicht ſagen, wer mir ſo viel Gutes erzeigt hat?“

„Schöne Prinzeſſin! erwiederte dieſe, umarme ſie in meinem Namen und ſage ihr, daß ich die fünfte Fee bin von denen, die dich bei der Geburt beſchenkt haben.“

Als die Prinzeſſin auf dem Schiffe war, ſchoß man hundert Kanonenſchüſſe ab und ließ tauſend Raketen in die Luft ſteigen. Man lief glücklich in den Hafen ein, wo der König und die Königin mit vieler Güte ihre Tochter erwarteten; ſie ließen ihr nicht einmal Zeit, um Verzeihung zu bitten und waren geneigt, Alles Geſchehene auf die alte Caraboſſe zu ſchieben.

Um dieſelbe Zeit traf auch der Sohn des großen Königs Merlin ein, der ſehr unruhig darüber war, daß er von ſeinem Geſandten gar keine Nachricht erhielt. Er hatte tauſend Pferde bei ſich und dreißig Lakaien, alle in rothen Livreien, die von Gold ſtrotzten; dabei war er hundertmal ſchöner als der undankbare Fanfarinet. Man hütete ſich wohl, ihm etwas von der Entführung zu ſagen, weil es ihn hätte unruhig machen können, man erſann daher ein Auskunftsmittel und berichtete ihn, daß ſein Geſandter Durſt gehabt habe, und als er ſich Waſſer aus dem Brunnen ziehen wollte, hineingefallen und ertrunken wäre. Dieß glaubte er ohne weiters; man veranſtaltete die Hochzeit und die Freude war dabei ſo groß, daß Niemand mehr an die überſtandenen Trübſale dachte.

Das weiße Kätzchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei wohlgewachſene, muthige Söhne, und er befürchtete, daß ihnen wohl vor ſeinem Tode die Luſt zu regieren ankommen könnte. Man hörte munkeln, daß ſie ſich einen Anhang zu verſchaffen ſuchten, um ihm die Regierung zu entreißen. Der König war zwar alt, aber ſein Geiſt und ſeine Fähigkeiten hatten noch nicht abgenommen, und deßhalb wollte er den Platz, den er ſo würdig ausfüllte, keinem Andern überlaſſen. Er hielt es daher für das beſte Mittel, Ruhe und Friede zu erhalten, daß er ſeinen Söhnen Verſprechungen mache, die er nie zu erfüllen gedachte. Er berief ſie in ſein Kabinet, und nachdem er lange Zeit ſehr gutig mit ihnen geſprochen, ſchloß er mit den Worten:

»Ihr werdet mit mir der Meinung ſein, meine lieben Kinder, daß mein hohes Alter mir nicht mehr erlaubt, mich den Regierungsgeſchäften mit der gewohnten Sorgfalt hinzugeben. Ich fürchte, daß meine Unterthanen darunter leiden, und will daher meine Krone Einem von euch überlaſſen, allein es iſt nicht mehr als billig, daß ihr euch zu dieſem Zwecke bei ihnen gehörig in Gunſt zu ſetzen habt. Es liegt in meiner Abſicht, mich auf das Land zurückzuziehen, und da würde ein hübſcher kleiner und gelehriger Hund mein beſter Geſellſchafter ſein. Wer mir daher von euch dreien das hübſcheſte kleine Hundchen zu bringen im Stande iſt, der ſoll ſogleich mein Nachfolger werden.

Die Prinzen ſahen ſich befremdet an, als ihnen der Vater ſeine Neigung für ein kleines Hundchen offenbarte; die beiden jüngeren konnten ihre Rechnung dabei finden und nahmen den Auftrag mit Vergnugen an; der ältere war zu blöde und ehrfurchtsvoll, um ſeine Rechte geltend zu machen. Sie nahmen daher Abſchied vom König, der ihnen Gold und Edelſteine gab und ihnen auftrug, binnen Jahresfriſt an demſelben Tage und zu gleicher Stunde wieder vor ihm zu erſcheinen und die kleinen Hündchen zu überreichen.

Ehe ſie abreisten, begaben ſie ſich nach einem Schloſſe, das nur eine Stunde von der Stadt entfernt war. Ihre vertrauteſten Freunde begleiteten ſie, und die drei Bruder gaben ſich in deren Beiſein das Verſprechen ewiger Freundſchaft und daß ſie nie Eiferſucht auf einander haben wollten, und daß der Glückliche ſtets den Andern von ſeinem Vermögen mittheilen werde. Hierauf reisten ſie ab und verabredeten noch daß ſie in demſelben Schloſſe ſich treffen wollten, um ſich zuſammen zum Könige zu begeben. Sie nahmen kein Gefolge mit und veränderten ihre Namen, um nicht erkannt zu werden.

Jeder ſchlug einen andern Weg ein. Die beiden Aelteren hatten viele Abenteuer zu beſtehen, ich werde aber nur die des Jüngſten erzählen. Dieſer war anmuthig und froh gelaunt, er hatte ein ſchönes Geſicht und eine edle Geſtalt, dabei zeigte er große Geſchicklichkeit in allen Uebungen, die einem Prinzen anſtehen. Er ſang angenehm, und ſpielte die Laute und Theorbe mit einer reizenden Vollendung. Auch malte er, mit einem Worte, er war vollkommen; und ſein Muth ging bis zur Tollkühnheit.

Kein Tag verging, an dem er nicht Hunde kaufte: große, kleine, Jagdhunde, Windhunde, Doggen, Mengerhunde, Windſpiele, Pudel, Möpſe, Dachſe; wenn er einen ſchönen hatte, ſo ließ er ihn gleich wieder laufen, ſobald er einen ſchönern bekam; da es ihm ja doch unmöglich war, dreißig bis vierzig tauſend Hunde, die er bereits gekauft hatte, allein zu führen und abzuwarten, und er durchaus keinen Diener annehmen wollte. So ging er immer ohne Ziel vorwärts, als er einſt von der Nacht überraſcht wurde, da er ſich gerade in einem Walde befand und es gräßlich donnerte und regnete. Er ſchlug den erſten beſten Weg ein, und nachdem er lange Zeit fortgegangen war, gewahrte er ein kleines Licht, woraus er abnahm, daß ein Haus in der Nähe ſei, um ihm Obdach zu gewähren. Er folgte dem Scheine und gelangte an das Thor eines Schloſſes, welches ſo prächtig war, wie er noch nie eines geſehen. Dieſes Thor war von Gold und mit Karfunkeln bedeckt, deren wunderbarer Schein ihn eben aus weiter Ferne hieher geleitet hatte; die Mauern waren von durchſichtigem Porzellan, worauf in ſchönen Farben die Geſchichte aller Feen ſeit Erſchaffung der Welt gemalt waren, wie z. B. die berühmten Abenteuer der Eſelshaut, Aſchenbrödel, des Blaubarts, des grünen Serpentins und vieler andern. Der Regen und das böſe Wetter verhinderten ihn, alle dieſe Herrlichkeiten zu bewundern und er ergriff daher ein Rehfüßchen, das an einer Kette von Diamanten zum Anläuten herniederhing. Er konnte ſich nicht enthalten, die Sorgloſigkeit der Leute zu bewundern, die in dem Schloſſe wohnten; dann ſagte er zu ſich ſelbſt: „was hält die Diebe wohl ab, dieſe Kette abzuſchneiden, oder einige Karfunkel auszubrechen und ſo auf ewig reich zu werden?“

Er zog an dem Rehfüßchen und ſogleich vernahm er den Schall einer Glocke, der ſo hell klang, als ob die Glocke ganz aus Silber gegoſſen wäre. In der-

ſelben Minute wurde das Thor geöffnet, und er erblickte nichts als ein Dutzend Hände in der Luft, welche brennende Kerzen hielten. Er erſtaunte hierüber ſo, daß er Anſtand nahm, weiter vorzuſchreiten, allein nun kamen andere Hände, die ihn von hinten ziemlich heftig vorwärts ſtießen. Er mußte ſich fügen, allein aus Vorſorge hatte er die Hand an den Degen gelegt. Nun trat er in eine Vorhalle, die ganz aus Porphir und Glaſurſtein zuſammengeſetzt war. Hier vernahm er folgende Worte von zwei entzückenden Stimmen geſungen:

„An dieſem Ort befürchte nichts;
Laß den Händen ihr Bemühen;
Nur die Reiz durchwobenen Schlingen
Eines ſchönen Angeſichts,
Wenn du willſt die Liebe fliehen,
Können dir Verderben bringen.“

Er konnte nicht denken, daß man ihn ſo höflich empfangen würde, um ihm ſpäter ein Uebel zuzufügen; er ließ ſich daher ohne Widerſtand zu einer großen Pforte aus Korallen ſtoßen, die ſich ſogleich öffnete. Hier zeigte ſich ihm ein Saal aus Perlmutter, an den mehre Gemächer ſtießen, die ſo reich ausgeſchmückt waren, daß er davon wie bezaubert war. Viele tauſend Kerzen erleuchteten den Saal von dem Gewölbe bis hernieder; überall ſah man nichts als Lüſtres, Girandolen und Candelabres. Die Pracht war ſo groß, daß man nicht glauben konnte, ſie ſei wirklich.

Nachdem er durch ſechszig Säle hindurchgegangen war, hielten ihn die Hände, die ihn bis dahin vorwärts getrieben hatten, plötzlich an; und in demſelben Augenblicke kam ein großer Lehnſtuhl von ſelbſt auf den Kamin losgeſchritten. Das Feuer entzündete ſich darin und die Hände, die ihm ſehr ſchön weiß, klein, fett und proportionirt zu ſeyn ſchienen, entkleideten ihn, denn er war, wie ſchon geſagt, bis auf die Knochen durchnäßt, und man befürchtete wahrſcheinlich, daß er den Schnupfen bekommen könnte. Man überreichte ihm, ohne daß er einen Menſchen ſah, ein Hemd, ſo ſchön wie das eines Bräutigams, und einen Schlafrock von Goldſtoff mit kleinen Smaragden geſtickt, welche Namenszüge bildeten. Hierauf trugen die Hände ohne Körper einen Tiſch herbei, worauf ſie ſeine Toilette ſtellten, die ungemein prächtig war; dann kämmten ſie ihn mit einer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihnen etwas Schmeichelhaftes darüber zu ſagen. Man zog ihm nun prächtigere, reichere Kleider als die ſeinen an, und wenn er nun gleich Alles im Stillen bewundern mußte, was ſich um ihn zutrug, ſo konnte er ſich doch auch mitunter eines Schreckens nicht erwehren, der ihn anwandelte.

Nachdem man ihn friſirt, gepudert, parfümirt und geputzt hatte, ſo daß er ſchöner geworden war als Adonis, führten ihn die Hände in einen prachtvollen Saal, an deſſen Wänden die Geſchichten der berühmteſten Katzen gemalt waren: Hier ſah man ein Kätzchen an den Beinen aufgehenkt, dort den geſtiefelten Kater, weiter hin wieder das Kätzchen, das eine Frau geworden, die Hexenmeiſter, die ſich in Katzen verwandelten; kurz es waren die ſeltſamſten Gemälde von der Welt.

Die Tafel war gedeckt; zwei Gedecke lagen bereit; das Buffet war reichlich mit Kriſtall und andern Koſtbarkeiten beſetzt. Der Prinz war neugierig, für wen das zweite Couvert da liegen mochte; plötzlich erſchienen Katzen, die ſich in ein kleines Orcheſter ſtellten, das für ſie errichtet war. Die eine Katze hielt ein Notenblatt in der Hand, ein großer Kater eine Rolle Papier, um den Takt zu ſchlagen, und die andern waren mit kleinen Guitarren verſehen. Jetzt begannen ſie alle mit einem Male aus verſchiedenem Tone zu miauen und mit ihren Krallen auf den Guitarren herumzukratzen. Man kann denken, was das für eine Muſik geweſen ſein muß. — Der Prinz hätte glauben können in der Hölle zu ſein, allein die Herrlichkeiten, die er in dieſem Schloſſe bereits wahrgenommen, konnten natürlich ſolche Gedanken nicht in ihm aufkommen laſſen. Er verſtopfte ſich daher die Ohren und lachte herzlich über die ſeltſamen Stellungen und Grimaſſen dieſer merkwürdigen Muſiker.

Er dachte ſo eben über alles nach, was ihm in dieſem Schloſſe bereits widerfahren war, als er eine kleine Geſtalt eintreten ſah, die nur eine halbe Armeslänge groß war. Sie war in einen ſchwarzen Kreppſchleier gehüllt und zwei Kater führten ſie, in Trauermänteln, und den Degen an der Seite; ein zahlreiches Gefolge von Katzen ſchloß ſich an, welches in Fallen lebendige Ratten und Mäuſe in Käfigen trug.

Der Prinz kam aus ſeinem Erſtaunen gar nicht heraus und wußte nicht, was er denken ſollte; die ſchwarze Geſtalt näherte ſich indeſſen immer mehr, und als ſie den Schleier hob, ſo entdeckte er das ſchönſte weiße Kätzchen, welches jemals war und ſein wird. Es hatte ſehr junge aber traurige Züge und fing ein ſo zartes und liebliches Miau an, daß es gerade zum Herzen ging.

„Fremder Königsſohn, ſprach es zum Prinzen, ſei mir willkommen, meine miauende Majeſtät ſieht ſich mit Vergnügen.“

„Gnädige Frau Katze, ſprach der Prinz. Ihr ſeid ſehr edel mich ſo zu empfangen. Ihr ſcheint mir aber kein gemeines Thier zu ſein, die Gabe der Sprache und das prächtige Schloß, das Ihr beſitzet, ſind mir genugſam Beweiſe davon.“

„Fremder Königsſohn, ſprach das weiße Kätzchen, ich bitte dich, höre auf mit ſolchen Komplimenten, ich bin ſchlicht und einfach in meinen Manieren, allein ich habe ein gutes Herz. Man bringe das Eſſen und die Muſikanten ſollen aufhören, denn der Prinz verſteht doch nicht, was ſie ſingen.“

„Und iſt denn daran etwas zu verſtehen?“ fragte der Prinz.

„Gewiß, antwortete die Katze; wir beſitzen hier ſehr geiſtreiche Dichter, und wenn du einige Zeit bei uns verweilen wirſt, ſo kannſt du dich davon überzeugen.“

„Nur Euch kann man ſo etwas glauben, erwiederte höflich der Prinz, und in der That muß ich Euch für eine ſehr ſeltene Katze halten.“

Jetzt brachte man das Eſſen und die Hände, deren Körper unſichtbar waren, ſervirten es. Zuerſt ſetzte man zwei Schüſſeln mit Kraftſuppen auf den Tiſch, in der einen lagen junge Tauben, in der andern ſehr fette Mäuſe. Der Anblick der letztern raubte dem Prinzen den Appetit von der erſtern zu eſſen, da er ſich einbildete, daß derſelbe Koch ſie bereitet haben könne; allein die kleine Katze, die aus ſeinen Mienen ſeine Gedanken zu leſen verſtand, verſicherte ihn, daß für

ihn beſonders gekocht würde und daß er von Allem genießen könnte, was man ihm vorſetzen würde, da er in keiner Schüſſel weder Ratten noch Mäuſe zu fürchten hätte.

Der Prinz ließ es ſich nicht zweimal ſagen, da er vollkommenes Vertrauen in die kleine Katze ſetzte. Er bemerkte jetzt, daß ſie ein Bildniß in ihrer Pfote halte und dieß überraſchte ihn ſehr. Er bat ſie es ihm zu zeigen und glaubte, daß es Murr, den Kater, vorſtellen würde; wie erſtaunte er aber, einen jungen Menſchen zu erblicken, von ſo großer Schönheit, daß man daran zweifeln mußte, ob die Natur einen ſolchen je hervorgebracht und der ihm dabei ſo ähnlich ſah, als ob er zu dem Bilde geſeſſen hätte. Das Kätzchen ſeufzte, war noch trauriger als vorher und beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Der Prinz ſah wohl ein, daß hier etwas Außerordentliches im Spiele ſei, dennoch wollte er nicht danach fragen, aus Furcht, der Katze zu mißfallen. Er unterhielt ſie lieber dafür mit allen Neuigkeiten, die ihm bekannt waren, und fand ſie ſehr unterrichtet über Alles, was das Intereſſe der Prinzen betraf und auch über andere Dinge, die ſich in der Welt zutrugen.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, lud das weiße Kätzchen ſeinen Gaſt in einen Saal, wo man ein Theater errichtete, auf welchem ein Dutzend Katzen und ein Dutzend Affen ein Ballet ausführten. Sie waren als Mauren und Chineſen gekleidet.

Man kann denken, welche Sprünge und Kabriolen ſie machten. So verſtrich der Abend. Das weiße Kätzchen ſagte ſeinem Gaſte gute Nacht, die Hände, die ihn hereingeführt hatten, bemächtigten ſich wieder ſeiner und brachten ihn in ein Zimmer, das denen, die er bis jetzt geſehen hatte, ganz entgegengeſetzt war. Es war weniger prächtig als galant. Es war mit Schmetterlingsflügeln tapezirt, aus deren bunten Farben verſchiedene Blumen zuſammengeſetzt waren; auch waren ſehr ſeltene Vogelfedern darunter, die man vielleicht noch nirgend als an dieſem Ort erblickt hat. Die Betten waren von Gaze, mit tauſend Bandſchleifen verziert und große Spiegel hingen von der Decke bis zum Parquet, deren Rahmen von ciſelirtem Golde tauſend kleine Amouretten vorſtellten.

Der Prinz legt ſich nieder, ohne ein Wort zu ſprechen, denn mit Händen war doch eigentlich keine Converſation zu führen und ſonſt ſah er nichts um ſich. Er ſchlief wenig, denn bald wurde er durch einen verwirrten Lärmen aufgeweckt. Die Hände riſſen ihn aus dem Bett und zogen ihm ein Jagdkleid an. Er blickte in den Schloßhof hinab und ſah wohl mehr als fünfhundert Katzen. Einige koppelten Hunde zuſammen, andere ſtießen in's Horn und Alles zeigte ihm, daß die weiße Katze auf die Jagd zog und er zu dem Feſte eingeladen war. Die dienſtwilligen Hände führten ihn zu einem hölzernen Pferde, und als er einige Schwierigkeiten machte, ſich darauf zu ſetzen, ſo hob man ihn mit Gewalt hinauf. Sattel und Chabraque ſtrotzten von Gold und Diamanten. Die weiße Katze ritt auf einem Affen, den ſchönſten, den man ſehen konnte; ſie hatte ihren Schleier abgelegt und einen Dragonerhelm aufgeſetzt, was ihr ein ſo reſolutes Anſehen gab, daß alle Mäuſe rings umher in Furcht und Schrecken geriethen. Nie hatte der Prinz einer angenehmern Jagd beigewohnt; die Katzen liefen ſchneller als Kaninchen und Haſen, und fingen ſie daher leicht, auch die Vögel in den Neſtern waren nicht am ſicherſten, denn die Kater kletterten zu ihnen hinauf, und Meiſter Affe, den die weiße Katze ritt, ſchwang ſich ſelbſt bis zu den Adlerhorſten hinan, wo ſie nach Willkür die hochgebornen Neſtlinge verſcheuchen konnte.

Als die Jagd beendigt war, nahm ſie ein Horn ſo lang wie ein Finger, das einen ſo ſchönen ſilberhellen Ton von ſich gab, daß es wohl zehn Stunden weit gehört werden konnte. Nachdem ſie zwei- bis dreimal hineingeſtoßen, umgaben ſie alle Katzen der Gegend. Einige kamen auf ſchönen Wagen durch die Luft geflogen, andere zu Waſſer in niedlichen Barken. Sie waren alle auf verſchiedene Weiſe gekleidet, und

die weiße Katze begab ſich mit dieſem pomphaften Gefolge nach dem Schloſſe zurück, indem ſie den Prinzen bat, ihr zu folgen. Er willigte ein, obgleich ihm bei dem Handel gar nicht wohl zu Muthe war, da ihm dieſe Katzengeſchichte ein wenig nach Teufelei und Blocksberg roch.

So wie ſie das Schloß erreicht hatten, hing man der Katze wieder ihren großen ſchwarzen Schleier um und ſie ſoupirte hierauf mit dem Prinzen. Er hatte Hunger und aß mit gutem Appetite; hierauf wurden feine Weine gebracht, die ihm trefflich mundeten; allein er dachte nicht mehr an den kleinen Hund, welchen er dem König zu bringen hatte. Er dachte an nichts mehr, als mit ſeiner kleinen weißen Katze zu miauen, das heißt, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Er brachte ſeine Tage mit angenehmen Unterhaltungen zu; bald war es der Fiſchfang, bald die Jagd; man arrangirte Ballete, Karrouſels und tauſend andere Dinge, oft auch komponirte das weiße Kätzchen kleine Lieder, die ſo leidenſchaftlich waren, daß ſie nothwendig ein zärtliches Herz verriethen, denn es wäre unmöglich ſo zu dichten, ohne zu lieben. Es iſt Schade, daß ihr Sekretär, der ein alter Kater war, eine ſo ſchlechte Hand ſchrieb; obgleich man dieſe Werke noch aufbewahrt hat, ſo iſt es unmöglich, ſie zu leſen.

Der Prinz hatte ſelbſt ſein Vaterland ſchon vergeſſen. Die Hände wurden nicht müde ihn zu bedienen. Manchmal bedauerte er es, nicht ſelbſt Katze zu ſein, um ſein ganzes Leben ungeſtört in dieſer artigen Geſellſchaft zubringen zu können.

„Ach! ſagte er zu dem weißen Kätzchen, wie ſchmerzhaft wird es mir ſein Euch zu verlaſſen, ich liebe Euch ſo zärtlich! Werdet entweder ein Mädchen, oder verwandelt mich in einen Kater!“

Sie lächelte fein bei ſolchen Wünſchen und miaute ſo räthſelhaft, daß er nichts davon verſtehen konnte.

Man weiß, wie ſchnell ein Jahr verfließt, das man bei guter Geſundheit in Heiterkeit verlebt.

Das weiße Kätzchen wußte recht gut, daß er nach Hauſe zurückkehren mußte, und es erinnerte ihn daran, da er nicht daran dachte.

„Weißt du wohl, ſprach ſie, daß dir nur noch drei Tage übrig ſind, um den kleinen Hund zu ſuchen, den dein Vater, der König, zu haben wünſcht. Deine Brüder haben bereits ſehr ſchöne gefunden.“

Der Prinz beſann ſich plötzlich und erſchrak über ſeine Vergeſſenheit.

„Durch welchen geheimnißvollen Zauber, rief er aus, iſt es geſchehen, daß ich dasjenige vergaß, was mir das Wichtigſte auf der Welt ſein ſollte! Mein Ruhm und mein Glück ſteht auf dem Spiele. Wo ſoll ich einen Hund finden, der mir mein Königreich gewänne?

wo ein Pferd, das ſchnell genug wäre, mich in ſo kurzer Zeit nach Hauſe zu führen?“

Er zeigte große Unruhe und betrübte ſich ſehr. Das weiße Kätzchen beruhigte ihn aber bald.

„Schöner Königsſohn! ſprach die Katze, bekümmere dich nicht, denn ich bin ja deine Freundin; du kannſt immerhin noch einen Tag bei mir bleiben, und obgleich du fünfhundert Stunden zurückzulegen haſt, ſo wird das gute hölzerne Pferd, das du ſchon kennſt, dich in weniger als zwölf Stunden an's Ziel bringen.“

„Ich danke Euch, ſchöne Katze, ſprach der Prinz; allein es iſt nicht genug, daß ich zu meinem Vater zurückkehre, ich muß ihm auch einen kleinen Hund mitbringen.“

„Nimm dieſe Eichel, ſprach die Katze, es iſt der ſchönſte Hund darin, den du dir denken kannſt.“

„Ach verehrte Katze, ſagte zweifelnd der Prinz, Eure Majeſtät ſpotten wohl nur meiner.“

„Halte nur die Eichel zum Ohr, erwiederte die Katze, und du wirſt ihn bellen hören.“

Er gehorchte und hörte das Wau, Wau! des kleinen Hundes. Der Prinz war außer ſich vor Freude, denn ein Hund, der in einer Eichel eingeſchloſſen ſein konnte, mußte ja wohl ſehr klein ſein; er wollte die Frucht öffnen, ſolche Sehnſucht hatte er ihn zu ſehen, allein das weiße Kätzchen bemerkte ihm, daß das zarte Thier unterwegs frieren würde, und daß es daher beſſer ſeie, ihn erſt vor dem König herauszulaſſen. Er bedankte ſich tauſendmal bei ihr, und ſagte ihr ein zärtliches Lebewohl.

„Ich ſchwöre Euch, ſagte er unter anderem, daß mir die Tage bei Euch ſo ſchnell dahin geſchwunden ſind, daß ich es auf gewiſſe Weiſe bedaure, Euch hier zu laſſen, und obgleich Ihr hier als Herrſcherin gebietet, und alle Katzen, die Euch huldigen, galanter und geiſtvoller ſind als die unſrigen, ſo kann ich es doch nicht unterlaſſen, Euch an den Hof meines Vaters einzuladen.“

Die Katze antwortete hierauf nur mit einem tiefen Seufzer.

Somit verließen ſie ſich. Der Prinz war der erſte in dem Schloſſe, das zum Rendezvous beſtimmt worden war. Bald kamen auch ſeine Brüder an und erſtaunten ſehr, als ſie im Hofe ein hölzernes Pferd ſahen, das herrlichere Sprünge machte als die ihrigen. Der Prinz ging ihnen entgegen. Sie umarmten ſich mehre Male und theilten einander ihre Reiſeabenteuer mit; unſer Prinz aber hütete ſich wohl, ihnen die Wahrheit zu geſtehen, und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, der in der Küche den Spieß drehte, und ſagte, dieſen hätte er ſo ſchön gefunden, daß er ihn dem Könige mitbrachte. So gut ſie einander waren, ſo konnten die beiden älteſten doch nicht eine geheime

Freude darüber unterdrücken und traten ſich auf den Fuß, als ob ſie ſich ſagen wollten, daß ſie von dieſer Seite nichts zu befürchten hätten.

Andern Tages reiſten ſie in einem Wagen zuſammen nach der Reſidenz; die beiden ältern hatten kleine Hunde in Körben, ſo ſchön und zart, daß man ſie kaum zu ſtreicheln wagte; der jüngſte trug den armen Küchenhund, der ſo ſchmutzig war, daß ihn kein Menſch leiden mochte. Als ſie in dem Pallaſt waren, bewillkommte man ſie auf das Herzlichſte und führte ſie in das Gemach des Königs. Nachdem die beiden älteſten ihm die Hündchen überreicht hatten, wußte er nicht, welchem er den Vorzug geben ſollte, da ſie faſt von gleicher Schönheit waren. Schon glaubten ſie, daß ſie die Herrſchaft theilen würden, als der jüngſte die Eichel aus der Taſche zog, welche ihm die weiße Katze gegeben hatte. Er öffnete ſie, und man ſah darin ein Hündchen auf Baumwolle liegen. Es war ſo klein, daß es durch einen Fingerring ſchlüpfte, ohne ihn zu berühren. Der Prinz ſetzte es auf die Erde und ſogleich tanzte es die Sarabande mit Kaſtagnetten ſo leicht, wie eine Spanierin; es ſpielte in den ſchönſten Farben, und ſeine Seidenhaare wie ſeine Ohren ſchleppten auf der Erde nach. Der König wurde ganz verwirrt davon, denn es war unmöglich, etwas Schöneres als dieſes Thierchen zu ſehen.

Er hatte aber keine Luſt ſich ſeiner Krone zu entledigen. Der kleinſte Stein darin war ihm theurer als alle Hunde auf der Welt.

Er bezeigte ſeinen Söhnen die größte Zufriedenheit, allein er verhehlte ihnen zugleich nicht, daß er noch einen Wunſch auf dem Herzen trage, den ſie ihm erfüllen mußten, bevor er ihnen Wort halten könnte. Er gebe ihnen nunmehr noch ein Jahr Zeit, ihm ſolch' ein feines Stück Leinwand zu ſuchen, welches durch das Oehr einer Nadel gehe, womit man die venezianiſchen Spitzen verfertigt. Die beiden Prinzen, deren Hunde den Preis nicht erhalten hatten, willigten gern ein, in der Hoffnung, ihn dießmal zu gewinnen. Sie machten ſich ſogleich auf den Weg, ohne, wie das Erſtemal, einen beſonders freundlichen Abſchied zu nehmen, denn die Liſt mit dem Küchenhund hatte ſie ein wenig abgekühlt.

Unſer Prinz beſtieg wieder ſein hölzernes Pferd, in der Abſicht, keine andere Hülfe, als die der weißen Katze in Anſpruch zu nehmen, er kehrte alſo auf das Schnellſte wieder zu ihr zurück. In ihrem Schloſſe fand er alle Thüren geöffnet, und alles auf das Prächtigſte erleuchtet. Die Hände, die ihn das Erſtemal ſo vortrefflich bedient hatten, ergriffen ſein Pferd beim Zaum und führten es in den Stall, während er zu der weißen Katze in's Zimmer trat. Sie lag in einem kleinen Korbe, auf einer ſehr reinlichen Matratze von weißem Atlas; ſie hatte ein Schlafhäubchen auf und ſchien ſehr niedergeſchlagen. Kaum aber hatte ſie den Prinzen erblickt, als ſie tauſend Sprünge und Bückel machte, um ihm ihre Freude zu bezeigen.

„So viel Urſache ich auch hatte, ſprach ſie, deine Rückkehr zu hoffen, ſo bin ich doch gewöhnlich ſo unglücklich in Allem, was ich hoffe und wünſche, daß es mich wahrhaft überraſcht, dich wieder vor mir zu erblicken.“

Der dankbare Prinz bezeigte ihr tauſend Liebkoſungen, er erzählte ihr den Erfolg ſeiner Reiſe, den ſie vielleicht beſſer als er wußte, und theilte ihr die neue Aufgabe des Königs mit. Er fügte hinzu, daß er die Sache für rein unmöglich hielt, und daß er ſie nur im Vertrauen auf ihren Beiſtand auszuführen unternommen habe. Das weiße Kätzchen machte eine ernſte Miene und ſprach:

„Dieß iſt eine Sache, die man in Erwägung ziehen muß; zum Glück beſitze ich in meinem Schloſſe Katzen, die ſehr gut ſpinnen und weben können. Ich ſelbſt will mich der Arbeit unterziehen. Bleibe daher ruhig bei mir; wenn du nicht hier die Leinwand findeſt, ſo findeſt du ſie auf der ganzen Welt nicht.“

Hier erſchienen die Hände, welche Fackeln trugen, der Prinz folgte der weißen Katze nach einer prächtigen

Gallerie, die einen großen Strom beherrſchte, auf dem ein überraſchendes Feuerwerk abgebrannt wurde. Es ſollten dabei vier Katzen verbrannt werden, deren Urtheil nach allen Formen geſprochen worden war. Sie waren angeklagt worden, das Nachteſſen der weißen Katze benaſcht zu haben, ſowohl den Braten, als auch die Milch und die Käſe; auch ſollten ſie in einem Komplot verwickelt geweſen ſein, das zwei berüchtigte Ratten, Martafax und Hermelin, gegen die Perſon der weißen Katze angezettelt hatten. Man ſagt jedoch laut, daß viel Kabale bei dieſer Geſchichte geherrſcht habe, und daß man die Zeugen ſämmtlich beſtochen. Es gelang dem Prinzen, ihre Verzeihung zu erwirken, und das Feuerwerk knallte in die Luft, ohne irgend Jemand Schaden zuzufügen.

Hierauf ſervirte man ein ſehr artiges Nachteſſen, das dem Prinzen mehr Vergnügen als das Feuerwerk machte; denn er war von dem ſchnellen Ritte ſeines ſeltſamen Pferdes ſehr ermüdet. Die folgenden Tage gingen in geräuſchvollen Vergnügungen vorüber, womit die ſinnreiche Katze ihren Gaſt regalirte. Man kann wohl annehmen, daß dieſes der erſte Sterbliche war, der ſich ſo gut mit Katzen divertirt habe, ohne irgend eine andere Geſellſchaft dabei zu vermiſſen.

Es iſt aber auch wahr, daß das weiße Kätzchen einen angenehmen Geiſt und faſt univerſelle Kenntniſſe hatte. Sie war faſt gelehrter, als es einer Katze zu ſein erlaubt iſt; manchmal ſetzte es den Prinzen in Erſtaunen.

„Es kann nicht mit rechten Dingen zugehen, ſprach er, und wenn du mich liebſt, himmliſche Minette, ſo ſage mir, durch welches Wunder du ſo viel Geiſt beſitzſt, der dich würdig macht, ein Mitglied der gelehrteſten Akademie zu werden.“

„Höre auf mit Fragen, ſchöner Königsſohn, erwiederte ſie dann, es iſt mir nicht erlaubt, dir zu antworten. Forſche ſo viel du magſt, ich kann mich dem nicht widerſetzen, nur davon halte dich verſichert, daß ich für dich ſtets nur Sammtpfötchen mache und mich für dich ſtets auf's Eifrigſte intereſſiren werde.“

Unmerklich, wie das erſte Jahr, floß auch dieſes dahin; der Prinz durfte nur wünſchen und die gefälligen Hände brachten es ihm ſogleich herbei; bald waren es Bücher, bald Gemälde, bald antike Medaillen; er durfte nur ſagen, ich wünſche einen Edelſtein, den der Großmogul oder der König von Perſien beſitzt und ſogleich lag das Gewünſchte vor ihm, ohne daß er wußte, wer es ihm gebracht. Man kann nicht läugnen, daß ſo etwas ſein Angenehmes hat.

Die weiße Katze, welche ſtets über die Intereſſen des Prinzen wachte, benachrichtigte ihn jetzt, daß die Zeit ſeiner Abreiſe herangenaht ſei und daß er ſich beruhigen könne über das gewünſchte Stück Leinwand, indem ſie ihm ein herrliches habe weben laſſen. Zugleich fügte ſie hinzu, daß ſie ihm dieſesmal eine Equipage zugedacht habe, die ſeiner Geburt würdig ſei und zugleich bat ſie ihn, zum Fenſter hinauszuſehen. Hier erblickte er nun eine offene Kaleſche von feuerfarb emaillirtem Golde mit tauſend galanten Sinnſprüchen verziert, die eben ſo die Augen, wie den Geiſt entzückten. Zwölf ſchneeweiße Pferde waren zu vieren angeſpannt und trugen Decken von feuerfarbenem Sammt mit Gold und Diamanten geſtickt. Eben ſo war die Kaleſche ausgeſchlagen und hundert Karoſſen mit 8 Pferden folgten, worin prächtig gekleidete Kavaliere von ſehr vornehmem Ausſehen ſaßen. Tauſend Leibgardiſten begleiteten dieſen Zug, deren Röcke ſo geſtickt waren, daß es unmöglich war, ihre Farbe zu unterſcheiden. Das Auffallendſte aber war, daß man überall das Bild der weißen Katze erblickte und daß es ſelbſt die Herren des Gefolges wie einen Orden am Bande trugen.

„Reiſe glücklich! ſagte ſie jetzt zum Prinzen, und erſcheine an dem Hofe des Königs in einem ſo prächtigen Aufzuge, daß er es nicht wagt, dir die Krone, die du verdienſt, zu verweigern. Nimm dieſe Nuß, aber knacke ſie erſt in Gegenwart deines Vaters auf, du wirſt die Leinwand darin finden, die du von mir verlangt haſt.“

„Liebenswürdigſtes Kätzchen, ſagte er, ich geſtehe Euch, daß ich von Eurer Güte ſo durchdrungen bin, daß ich mein ganzes Leben bei Euch zubringen wollte, und jeder andern Größe willig entſagen möchte, wenn Ihr es mir geſtattet.“

„Schöner Königsſohn, erwiederte hierauf die Katze, ich bin von deiner Herzensgüte vollkommen überzeugt, dieſes iſt eine ſehr ſeltene Waare bei den Prinzen; ſie wollen von aller Welt geliebt ſein, aber Niemand lieben; du aber zeigſt mir, daß keine Regel ohne Ausnahme iſt. Mich rührt die Anhänglichkeit, die du für eine kleine weiße Katze empfindeſt, die doch eigentlich zu nichts gut iſt, als Mäuſe zu fangen.“

Der Prinz küßte ihr das Pfötchen und reiste ab.

Man würde nur mit Mühe glauben können, wie ſchnell er jetzt den Weg zurücklegte, wenn man nicht ſchon wüßte, daß ihn das hölzerne Pferd in weniger als zwei Tagen eine Strecke von fünfhundert Stunden getragen hatte. Nichts deſto weniger waren ſeine beiden ältern Brüder vor ihm angelangt und äußerten bereits ihre Schadenfreude, als ſie den jüngeren nicht fanden und ſich als die Sieger des Wettkampfs begrüßten. Alsbald breiteten ſie ihre Leinwand aus, die in der That ſo fein war, daß ſie durch das Oehr einer dicken Nadel ging; allein keineswegs durch die feine, die der König zu dieſem Zwecke beſtimmt hatte, und die von obrigkeitlichen Perſonen aus dem Schatze herbeigebracht worden war, wo man ſie auf das Sorgfältigſte verwahrt hatte.

Hierüber wurde nun ein Langes verhandelt. Die Freunde der Prinzen, und beſonders die des ältern — denn ſeine Leinwand war die feinſte — erklärten dies Verfahren für eine Chicane; die Günſtlinge des Königs hingegen ſagten, daß es ihm frei ſtehe, die Nadel zu wählen. Endlich machte ein anmuthiger Lärm von Trompeten, Pauken und Hoboen dem Streit ein Ende; es war unſer Prinz, der mit ſeinem prächtigen Aufzuge erſchien. Sowohl der König als ſeine beiden Söhne waren über den großen Glanz erſtaunt.

Nachdem er ſeinen Vater ehrfurchtsvoll gegrüßt und ſeine Brüder umarmt hatte, nahm er aus einer mit Rubinen beſetzten Schachtel die Nuß heraus und machte ſie auf. Er glaubte, daß das Stück Leinwand darin liegen würde, allein er fand nichts als einen Nußkern. Auch dieſen ſchnitt er behutſam von einander und ſah mit Erſtaunen einen Kirſchenſtein darin. Alle blickten ſich verwundert an und der Kong lächelte heimlich und ſpottete über die Leichtgläubigkeit ſeines Sohnes, welcher geglaubt hatte, ein Stück Leinwand in einer Nuß zu finden. Warum aber hätte es nicht möglich ſein können, da ein kleiner Hund bereits in einer Eichel gefunden wurde? Er zerbrach den Kirſchenſtein, den abermals der Kern füllte; nun erhob ſich ein großes Geräuſch in der Verſammlung und Niemand verbarg es ſich, daß der Prinz zum Beſten gehalten worden ſei. Er antwortete nichts auf dieſe Spöttereien der Höflinge, ſondern öffnete den Kern, worin er ein Getraidekorn fand und endlich dieſes, aus dem er ein Hirſekorn hervorzog. Jetzt wurde es ihm ſelbſt zu arg und er murmelte zwiſchen den Zähnen: „Weiße Katze, wie haſt du mich angeführt!“

In dieſem Augenblicke fühlte er die Kralle einer Katze, die ihn ſo gut kratzte, daß ſeine Hand zu bluten anfing. Er wußte nicht, ob ihm dieſes Muth machen oder Muth rauben ſollte. Jetzt öffnete er das Hirſekorn und zog, zum großen Erſtaunen Aller, ein Stück Leinwand daraus hervor, welches vierhundert Ellen lang war; alle Vögel, Thiere und Fiſche, alle Bäume, Früchte und Pflanzen der Erde, die Felſen, die Merkwürdigkeiten und die Muſcheln des Meeres, die Sonne, der Mond und die Sterne, der Himmel, waren darauf abgebildet; auch ſah man noch die Bildniſſe der Könige und anderer Herrſcher, die damals regierten, nebſt ihren Frauen und Kindern und allen ihren Unterthanen, ohne daß der kleinſte Straßenjunge gefehlt hätte. Als der König dieſes Stück Leinwand ſah, wurde er eben ſo bleich, als der Prinz vorher roth geworden war, da er es ſo lange hatte ſuchen müſſen. Man präſentirte die Nadel und die Leinwand wurde ſechsmal hin und her durchgezogen. Der König und die beiden älteren Prinzen beobachteten lange ein tiefes Stillſchweigen, obgleich die Schönheit und Seltenheit dieſer Leinwand ihnen den Ausſpruch abnöthigte, daß nichts auf der Welt ihr zu vergleichen ſei.

Endlich ſtieß der König einen tiefen Seufzer aus und wendete ſich zu ſeinen Kindern.

„Nichts kann, ſagte er, mir in meinem Alter ſo viel Troſt verleihen, als die Liebe, die ihr mir widmet, die ich hiemit jedoch auf eine neue Probe ſetzen muß. Ihr müßt noch ein Jahr auf Reiſen gehen, und derjenige, der mir das ſchönſte Mädchen heimbringt, ſoll ſich ihr vermählen und als König gekrönt werden. Ich ſchwöre hiemit, daß ich dann nicht mehr anſtehen werde, mein Verſprechen zu halten.“

Die ganze Ungerechtigkeit laſtete nunmehr auf unſerem Prinzen. Das kleine Hündchen und das Stück Leinwand waren zehn Königreiche für eines werth, allein er war ſo wohl erzogen, daß er ſeinem Vater nichts einwendete, ſondern ohne Verweilen in ſeine Kaleſche ſtieg und mit ſeinem ganzen Gefolge zu ſeinem geliebten weißen Kätzchen hinzog. Das Kätzchen wußte bereits Zeit und Stunde, wenn er zurückkehren mußte, daher waren alle Wege mit Blumen beſtreut und Wohlgerüche ſtiegen von allen Seiten empor. Das

Kätzchen ſaß auf einem perſiſchen Teppich unter einem Zelte von Goldſtoff auf einer Gallerie, von wo ſie ihn ankommen ſehen konnte. Dieſelben Hände empfingen ihn wie gewöhnlich, und alle Katzen kletterten auf die Dachrinnen, um ihn mit einem verzweifelten Miau zu bewillkommen.

„Nun, ſchöner Königsſohn, ſprach die Katze, ſchon wieder kehrſt du mir ohne Krone heim.“

„Gnädige Frau, erwiederte er, Eure Güte ſetzt mich in den Stand, ſie zu gewinnen; doch wird es dem König ſchwerer, ſich ihrer zu entledigen, als mir ihr zu entſagen.“

„Gleichviel, ſprach ſie, man muß dennoch nichts verſäumen, ich will dir auch in dieſem Falle dienen. Da dir die Aufgabe geſtellt iſt, ein ſchönes Mädchen an den Hof deines Vaters zu bringen, ſo will ich dir eines ſuchen. Bis dahin wollen wir uns jedoch amüſiren; ich habe ein Gefecht zwiſchen meinen Katzen und den ſchrecklichen Ratten dieſer Gegend anbefohlen. Meine Katzen werden ein wenig verlegen ſein, denn ſie fürchten das Waſſer; indeß waren ſie auch zu ſehr im Vortheil und man muß immer darauf bedacht ſein, Alles ins Gleichgewicht zu ſetzen.“

Der Prinz bewunderte ſehr die Klugheit des Kätzchens, und indem er ſie ſehr herausſtrich, begab er ſich mit ihm auf eine Terraſſe, welche die Ausſicht nach der See hatte.

Die Schiffe der Katzen beſtanden aus großen Stücken Korkholz, worauf ſie ziemlich bequem herumfuhren; die Ratten hingegen hatten ihre Schiffe aus Eierſchalen gemacht. Der Kampf fing an ernſt zu werden; die Ratten ſprangen ins Waſſer, da ſie beſſer wie die Katzen ſchwimmen konnten; bald waren ſie Sieger, bald Beſiegte; allein Murner, der Admiral der Katzenflotte, verſetzte das Rattenvolk in große Verzweiflung, da er den Rattenadmiral ſelbſt fing und ihn auf der Stelle verzehrte. Dieß war eine alte ſehr erfahrne Ratte, die auf wirklichen Schiffen bereits dreimal um die Welt geſegelt war, und zwar in keiner andern Abſicht, als die Speckſchwarten in den Vorrathskammern zu benagen.

Die weiße Katze wollte jedoch die armen Unglücklichen nicht vollends vertilgen; ſie war politiſch und dachte, daß wenn es keine Ratten und Mäuſe mehr im Lande gäbe, ſo würden ihre Unterthanen nur müßig gehen, und am Ende auf allerlei böſe Gedanken kommen. Der Prinz brachte dieſes Jahr wie die früheren zu, nämlich mit Jagd, Fiſchfang und Spiel, denn das Kätzchen konnte ſehr gut Schach ſpielen. Von Zeit zu Zeit konnte er es nicht vermeiden, zu fragen, woher der Katze die Sprache käme, ob ſie eine Fee ſei oder ob man ſie in eine Katze verwandelt habe; allein dann antwortete ſie nur immer halb, und er ſah wohl leicht ein, daß ſie ihr Geheimniß nicht mit ihm theilen wolle.

Nichts verfliegt wohl ſo ſchnell als Tage, die man im Vergnügen hinlebt, und würde die Katze nicht daran gedacht haben, ſo hätte der Prinz den Termin verſäumt, um an den Hof ſeines Vaters zurückzukehren. Sie benachrichtigte ihn, daß er nun eine der ſchönſten Prinzeſſinnen der Welt mit ſich fortführen könne, und daß die Stunde gekommen ſei, das Werk böſer Feen zu zerſtören. Er möge ſich entſchließen, ihr den Kopf und den Schweif abzuhauen und beide dann ſchnell in's Feuer zu werfen.

„Ich ſollte dich, mein Kätzchen, tödten? Wie könnte ich ſo grauſam ſein! Du willſt wohl nur mein Herz prüfen, ſei aber verſichert, daß es ſtets die Dankbarkeit füllen wird, die ich dir ſchuldig bin.“

„Mein Königsſohn, ſprach das Kätzchen, ich traue dir keine Undankbarkeit zu; allein weder ich noch du können hierin den Spruch des Schickſals hemmen. Thue was ich wünſche, und wir werden beide glücklich ſein, und du wirſt — mein Katzenwort darauf — einſehen, daß ich es verdiene, von dir geliebt zu werden.“

Die Thränen traten dem jungen Prinzen in die Augen bei dem bloßen Gedanken, daß er dem kleinen Kätzchen den Kopf abſchlagen ſolle. Er ſagte ihm Alles, was er nur Zärtliches zu erſinnen wußte, um ſie von ihrem Vorſatze abzubringen; allein ſie antwortete hartnäckig, daß ſie von ſeiner Hand ſterben wolle, und daß dieſes das einzige Mittel ſeie, um die Krone ſeines Vaters zu erhalten; mit einem Wort, ſie drang ſo heftig in ihn, das er endlich zitternd den Degen zog und in ſchrecklicher Aufregung ſeiner geliebten Freundin Kopf und Schweif abhieb. In demſelben Augenblicke trug ſich die lieblichſte Metamorphoſe zu. Der Körper der weißen Katze wurde größer und nahm die Geſtalt des ſchönſten Mädchens an, das man ſich denken kann. Ihre Blicke bezauberten die Herzen und ihre Sanftmuth nahm Alles ein; ihr Wuchs war majeſtätiſch, ihre Züge edel und beſcheiden, ihr Geiſt hell, ihre Manieren einſchmeichelnd, kurz, ſie übertraf Alles, was es wohl jemals Liebenswürdiges auf Erden gegeben.

Indem der Prinz ſie erblickte, glaubte er ſich verzaubert. Er konnte nicht ſprechen; ſeine Augen waren nicht groß genug, ſie zu betrachten, und ſeine gefeſſelte Zunge vermochte das Erſtaunen nicht auszudrucken. Nun trat eine große Zahl von Damen und Herren herein, welche alle über die prächtige Kleidung Katzenfelle geworfen hatten. Sie warfen ſich ihrer Königin zu Füßen, um ihre Freude auszudrücken, ſie wieder im natürlichen Zuſtande zu ſehen. Sie empfing ſie

mit vieler Güte, und nachdem ſie ſich einige Zeit den Hof hatte machen laſſen, wünſchte ſie mit dem Prinzen allein zu bleiben.

„Glaubet nicht, Herr, ſagte ſie zu ihm, daß ich ſtets eine Katze war, und daß meine Geburt in Dunkelheit gehüllt iſt. Mein Vater herrſcht über ſechs Königreiche. Er liebte meine Mutter zärtlich und ließ ihr in Allem, was ſie wollte, die größte Freiheit. Ihre herrſchende Neigung war das Reiſen, und ſo machte ſie ſich auch, als ſie mich unter dem Herzen trug, auf den Weg, um einen Berg zu beſuchen, von dem man ihr Wunderdinge erzählt hatte. Unterwegs erfuhr ſie, daß nicht weit von der Straße ein altes Feenſchloß befindlich ſei, das, wie man glaubte, das ſchönſte der Welt ſein ſollte; denn da Niemand ſich hineinwagte, ſo konnte man es auch nicht mit Beſtimmtheit wiſſen. Unter andern ſollten die Feen in ihrem Garten die ſaftigſten und feinſten Früchte beſitzen, die jemals ein menſchlicher Mund gekoſtet. Die Königin, meine Mutter, bekam alsbald eine ſo heftige Begierde, von dieſen Früchten zu eſſen, daß ſie ihre Schritte dahin lenkte. Sie gelangte zu der Thüre des prächtigen Gebäudes, das überall von Gold und Azur ſchimmerte; allein ſie klopfte vergeblich an; Niemand erſchien; es war, als ob Alles ausgeſtorben wäre. Durch dieſe Hinderniſſe wuchs ihre Laune immer mehr und mehr, und ſie ließ endlich Leitern holen, um über die Gartenmauer zu ſteigen. Man wäre auch richtig damit zu Stande gekommen, wenn die Mauer nicht immer höher geworden wäre, ohne daß Jemand daran arbeitete. Man band nun die Leitern eine an die andere, allein ſie zerbrachen unter der Laſt der Hinaufſteigenden, die verſtümmelt oder getödtet wurden.

Die Königin verzweifelte. Sie erblickte die herrlichen Bäume, die mit den ſchönſten Früchten beladen waren, und wollte dieſe koſten oder ſterben. Sie ließ deßhalb reiche Zelte vor dem Schloſſe aufſchlagen und blieb daſelbſt ſechs Wochen lang mit ihrem ganzen Hofe. Schlaf und Appetit floh hin; ſie ſeufzte unaufhörlich und ſprach nur von den unerreichbaren Früchten des Gartens; endlich wurde ſie gefährlich krank, ohne daß Jemand ihr ein Mittel zu geben wußte, denn die unerbittlichen Feen hatten ſich noch nicht blicken laſſen, ſeitdem die Königin beim Schloſſe verweilte. Ihre ganze Begleitung betrübte ſich ſehr; man vernahm nichts als Schluchzen und Seufzen; die ſterbende Königin aber verlangte nur immer Früchte, jedoch nicht die, welche man ihr brachte, ſondern die, welche man ihr verweigerte.

In einer Nacht, wo ſie ein wenig entſchlummert war, wachte ſie plötzlich auf und erblickte ein kleines altes Weibchen in einem Lehnſtuhl an ihrem Bette ſitzen.

Sie war erſtaunt, daß ihre Frauen eine Unbekannte zu ihr gelaſſen hatten, allein die Alte redete ſie an:

„Wir finden es von dir ſehr eigenſinnig, daß du durchaus von unſern Früchten eſſen willſt; da es dir jetzt aber an's Leben geht, ſo haben meine Schweſtern und ich beſchloſſen, dir ſo viel Früchte zu geben, als als du hier verzehren und mit dir fortbringen kannſt, wenn du nämlich uns eine Gabe zuſichern willſt.“

„Ach theures Mütterchen, ſprach die Königin, fordere und ich gebe dir willig mein Königreich, mein Herz und meine Seele, wenn ich nur von euren Früchten haben kann, die mir um keinen Preis zu theuer ſind.“

„So gib uns deine Tochter, die du unter dem Herzen trägſt, wir wollen ſie holen, ſobald ſie geboren ſein wird, und ſie ſoll bei uns erzogen werden; keine Schönheit, keine Jugend, keine Kenntniß ſoll ihr fehlen; mit einem Worte, ſie ſoll unſer Kind ſein und wir wollen ſie glücklich machen; nur das bedenke, Königin, daß du ſie erſt dann wieder ſiehſt, wenn ſie vermählt iſt. Wenn du dieſen Vorſchlag annimmſt, ſo will ich dich auf der Stelle geſund machen und dich in unſern Obſtgarten führen; obgleich es Nacht iſt, ſo wirſt du doch genug ſehen können, um dir zu pflücken, was du wünſcheſt. Scheint dir aber mein Vorſchlag nicht annehmbar, dann gute Nacht Frau Königin, ich gehe ſchlafen.“

„So hart auch eure Forderung iſt, antwortete die Königin, ſo will ich ſie doch lieber eingehen als ſterben, denn ich fühle wohl, daß ich keinen Tag mehr zu leben habe; mein armes Kind würde ja dann mit mir darauf gehen. Heilet mich alſo, weiſe Feen, und laſſet mich keinen Augenblick länger auf die Erfüllung des Verſprechens warten.“

Die Fee berührte ſie hierauf mit einem kleinen Stabe und ſagte:

„Deine Majeſtät mögen nunmehr alle jene Uebel verlaſſen, die dich in dieſem Bette zurückhalten.“

Hierauf ſchien es der Königin, als ob man ihr ein ſchweres Kleid abnähme, von dem ſie ſich faſt erdrückt fühlte, und das an einigen Stellen beſonders feſt hielt. Dieſes war wahrſcheinlich da, wo das Uebel am heftigſten war. Sie ließ nun alle ihre Damen herbeirufen und verkündete ihnen mit heiterm Geſichte, daß ſie nun endlich einmal in das Feenſchloß eindringen dürfe, um ſich nicht nur mit herrlichen Früchten zu ſättigen, ſondern auch ſo viel davon mitzunehmen, als ihr belieben wurde.

Alle Damen glaubten, daß die Königin in der Fieberhitze ſpreche, und daß ſie von den Früchten träume, nach welchen ihr der Sinn beſtändig ſtehe; daher fingen ſie insgeſammt zu weinen an und weckten alle Aerzte auf, um den Zuſtand der Königin zu unterſuchen. Dieſe Verzögerung brachte die Königin zur Verzweiflung, ſie verlangte ihre Kleider, und als man ſie ihr verweigerte, ereiferte ſie ſich noch mehr und wurde ſehr roth. Dieß hielt man für die Wirkung des Fiebers. Die Aerzte griffen ihr inzwiſchen den Puls und konnten nun nicht in Abrede ſtellen, daß ſie vollkommen geſund ſei. Nun bemerkten es die Frauen, welchen Fehler ſie aus zu großer Vorſorge begangen hatten, und ſie bemühten ſich, ſie ſchnell anzukleiden. Eine Jede bat ſie um Verzeihung, die ſie gern gewährte, und ſie folgte nun ſchnell der alten Fee, die noch immer auf ſie wartete.

Das Schloß worin ſie jetzt eintrat, war ſo ſchön, daß nicht das Geringſte daran auszuſetzen war.

„Ihr werdet es mir gern glauben, hoher Herr, wenn ich hinzufüge, daß es daſſelbe Schloß iſt, worin wir uns befinden,“ ſetzte hier die verwandelte weiße Katze hinzu, und fuhr dann fort:

Zwei andere Feen, etwas jünger als die, welche meine Mutter führte, empfingen ſie an der Thüre und nahmen ſie ſehr freundlich auf. Meine Mutter bat ſie, ſie nur ſchnell in den Garten zu führen und zwar zu ihren ſchönſten Früchten hin. Man gab ihr zur Antwort, daß ſie alle gleich gut ſeien, und wenn ſie nicht gerade das Vergnügen haben wollte, ſie ſelbſt zu pflücken, ſo könnte man jede beliebige Frucht herbeirufen. Die Königin bat darum, ihr dieſes außerordentliche Wunder zu zeigen. Die älteſte der Feen ſteckte ihre Finger in den Mund, pfiff dreimal darauf und rief dann:

„Trauben, Aprikoſen, Pfirſiche, Kirſchen, Pflaumen, Zwetſchgen, Birnen, Melonen, Aepfel, Orangen, Citronen, Stachelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Granatäpfel, Feigen, Miſpeln, eilet herbei auf meinen Befehl!“

„Aber, ſprach die Königin, die Früchte, die ihr rufet, reifen ja in verſchiedenen Jahreszeiten.“

„Das iſt nicht ſo in unſerm Garten, antwortete jene, wir haben ſtets reife Früchte aller Art, die niemals verderben.“ Und in demſelben Augenblicke kamen die gerufenen Früchte herbei rollend und fliegend auf dem Boden und in der Luft, und die Königin, ungeduldig wie ſie war, warf ſich darüber her und verſchlang ſie mehr als daß ſie dieſelben aß.

Nachdem ſie ſich ein wenig geſättigt hatte, bat ſie die Feen, daß ſie ſie zu den Spalieren gehen ließen, um das Vergnügen zu haben, ſelbſt ihre Auswahl zu treffen.

„Wir bewilligen dir es recht gerne, erwiederten die drei Feen, allein du mußt dich auch des uns gegebenen Verſprechens erinnern, von dem dich nichts losmachen kann.“

„Ich bin überzeugt, erwiederte die Königin, daß man ſich in dieſem ſchönen Schloſſe und bei euch ſo wohl befindet, daß, wenn ich nicht den König, meinen Gemahl ſo innig lieben würde, ich ſelbſt meine Tage mit euch hier zubrächte; daher beſorget nicht, daß ich mein Wort breche.“

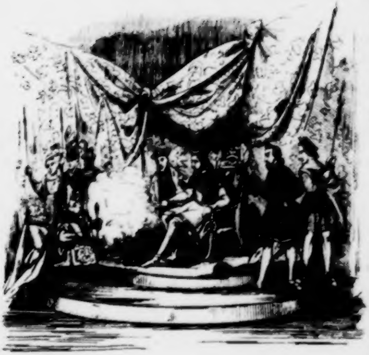
Die Feen waren hierüber ſehr zufrieden und öffneten ihr alle Gärten, woſelbſt ſie drei Tage und drei Nächte immerwährend blieb. Sie pflückte hier einen Vorrath von Früchten, und da dieſe niemals verdarben, ſo ließ ſie damit viertauſend Maulthiere beladen, die ſie alle mit ſich fortnahm. Die Feen fügten noch goldene Körbe von trefflicher Arbeit hinzu, um die Früchte hineinzulegen und viele Seltenheiten von großem Werthe; zugleich verſprachen ſie ihr, mich als Prinzeſſin zu erziehen und mir einen Gemahl zu wählen. Sie wollten ſie dann zur Hochzeit einladen und hofften auch, daß ſie dabei erſcheinen würde.

Der König war ſehr erfreut über die Rückkunft der Königin; der ganze Hof bezeigte ihr ſeine Freude; es wurden Feſte über Feſte veranſtaltet, wobei die Früchte der Feen als das Koſtbarſte aufgetiſcht wurden. Der König ſelbſt liebte ſehr davon zu eſſen. Er wußte nicht, durch welchen Vertrag man ſie erhalten hatte, und oftmals fragte er in ſeiner Unſchuld die Königin, wohin ſie denn eigentlich gereist ſei, um ſo gute Sachen mitzubringen. Bald antwortete ſie ihm, man finde ſie auf einem faſt unerſteiglichen Berge, bald wieder in einem Thale, dann in einem Garten, oder in einem großen Walde. Den König ſetzten dieſe Widerſprüche in Erſtaunen. Er befragte dann diejenigen, welche die Königin begleitet hatten, allein dieſen hatte ſie auf das Strengſte verboten, von ihrem Abenteuer etwas zu offenbaren.

Als nun die Zeit der Entbindung näher rückte, gedachte die Königin ihres den Feen gegebenen Verſprechens und verfiel in eine ſchreckliche Melancholie, ſie ſeufzte in einem fort und veränderte ſich ſichtbarlich. Der König wurde darüber ſehr unruhig und drang in ſeine Gemahlin, ihm den Grund ihrer Traurigkeit anzugeben. Endlich geſtand ſie ihm Alles, was ſich zwiſchen ihr und den Feen zugetragen hatte.

„Was! ſchrie der König, wir haben keine Kinder, du weißt, daß ich ſie mir um jeden Preis wünſche, und du warſt im Stande, deine Tochter wegzugeben? fürwahr du mußt kein Gefühl beſitzen.“

Hierauf überhäufte er ſie mit Vorwürfen, worüber meine arme Mutter faſt vor Schmerz ſtarb, und hiemit noch nicht zufrieden, ließ er ſie in einen Thurm einſperren und umgab ihn mit Wachen von allen Seiten, um zu verhindern, daß ſie mit irgend Jemand in der Welt Gemeinſchaft pflege. Auch brauchte er noch



die Vorſicht, jene aus dem Gefolge zu entfernen, die ſie zu dem Feenſchloſſe begleitet hatten.

Dieſes böſe Einverſtändniß zwiſchen dem König und der Königin brachte den ganzen Hof in die größte Beſtürzung. Man legte die reichen Gewänder ab, um ſich in ſolche zu kleiden, welche dem allgemeinen Schmerze angemeſſen waren. Der König hingegen blieb unerbittlich, er ſah ſeine Frau nicht mehr, und ſobald ich geboren wurde, ließ er mich in ſeinen Pallaſt bringen, um dort aufgezogen zu werden, während die unglückliche Königin in der Gefangenſchaft blieb.

Die Feen wußten Alles, was vorging. Sie wurden böſe darüber, denn ſie wollten mich haben und betrachteten mich als ihr Eigenthum, das man ihnen nur auf ungerechte Weiſe vorenthalten konnte. Bevor ſie jedoch daran dachten, Rache zu üben, ſchickten ſie eine feierliche Geſandtſchaft an den Hof, um den König aufzufordern, meine Mutter in Freiheit zu ſetzen und ſie wieder in Gnaden anzunehmen, ihn auch zugleich zu bitten, mich der Geſandtſchaft zu übergeben, um von ihnen erzogen zu werden. Dieſe Geſandten waren ſo klein und verwachſen (denn es waren lauter häßliche Zwerge), daß ſie nicht die Gabe beſaßen, den König ihren Wünſchen geneigt zu machen. Er ſchlug ihnen alles ab, und hätten ſie ſich nicht ſchnell davon gemacht, ſo wäre es ihnen vielleicht noch ſchlechter ergangen.

Nachdem die Feen Nachricht von dem Betragen meines Vaters hatten, wurden ſie ſo böſe als möglich; ſie verhängten über ſeine ſechs Königreiche alle nur möglichen Uebel, und ließen endlich noch einen erſchrecklichen Drachen los, der Alles, was ſich ihm nahete, mit Gift erfüllte, Männer und Kinder verſchlang und vor deſſen ſengendem Hauch Bäume und Pflanzen verdorrten.

Der König befand ſich auf dem Gipfel der Beſtürzung. Er befragte alle Weiſen ſeiner Reiche um ein Mittel, das ſeine Unterthanen vor ſolchem Unglück ſchützen könnte. Sie riethen ihm, die beſten Aerzte herbeizurufen, damit ſie ein Mittel erſinnen, zugleich aber auch den zum Tode verurtheilten Verbrechern das Leben zu ſchenken, wenn ſie den Drachen bekämpfen wollten. Der König war anfänglich hierüber ſehr befriedigt, allein der günſtige Erfolg blieb aus, denn die Uebel dauerten fort und der Drache fraß einen Jeden, der ſich ihm ſtellte; deßhalb nahm er ſeine Zuflucht zu einer Fee, die ihn ſeit früheſter Jugend beſchützt hatte. Sie war ſehr alt und ſtand faſt nicht mehr aus dem Bette auf; er ging daher zu ihr und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſolche Unbilden zugeben könne, die ihm von den Feen widerfuhren.

„Was kann ich thun? ſagte die alte Fee. Ihr habt meine Schweſtern erzürnt, ſie ſind ſo mächtig wie ich und nur ſelten handeln wir feindſelig gegen einander. Beſänftigt ſie, indem Ihr ihnen Euer Kind gebt, das ihnen von Rechtswegen zugehört. Ihr haltet die Königin in engem Gewahrſam; was hat Euch dieſe liebenswürdige Frau gethan, daß Ihr ſie ſo ſchlecht behandelt? Entſchließet Euch, das Wort, das ſie den Feen gegeben, zu halten, und ich verſpreche Euch, daß Ihr glücklich ſein werdet.“

Der König, mein Vater, liebte mich zärtlich, allein da er kein anderes Mittel ſah, um ſeine Königreiche zu erretten und ſich ſelbſt von dem ſchrecklichen Drachen zu befreien, ſo ſagte er zu ſeiner Freundin, daß er entſchloſſen ſei und daß er mich den Feen übergeben wolle, da ſie verſicherte, daß man mich wie eine Prinzeſſin behandeln würde; daß er auch wolle die Königin zurückkommen laſſen und daß ſie nur zu beſtimmen habe, wenn man mich übergeben ſollte, um mich in das Schloß der Feen zu bringen.

„Man muß das Kind, ſprach ſie hierauf, in ſeiner Wiege auf den Blumenberg bringen; Ihr ſelbſt möget dann Zeuge ſein, welche Feſte ſich dort bereiten werden.“

Der König ſagte, daß er ſich in acht Tagen dahin verfügen wolle, und daß ſie ihre Schweſtern, die Feen, davon benachrichtigen möchte, damit ſie alles Nöthige veranſtalten könnten.

Sobald der König in den Pallaſt zurückgekehrt war, ließ er die Königin mit eben ſo viel Zartheit als Glanz zurückholen. Sie war ſo niedergeſchlagen und verändert, daß er ſie nicht wieder erkannt hätte, wenn es ihm ſein Herz nicht geſagt haben würde. Er bat ſie mit Thränen in den Augen, alle Leiden zu vergeſſen, die er ihr verurſacht hatte, und verſprach, daß es die letzten ſein ſollten; ſie erwiederte hierauf mit vieler Sanftmuth, daß ſie ſich dieſelben durch ihre Unvorſichtigkeit zugezogen, die ſie nur durch ihren damaligen Zuſtand zu entſchuldigen vermöge. Als der König nun erklärte, daß er mich in die Hände der Feen geben wollte, ſo bat ſie ihn, davon abzuſtehen. Es ſchien faſt, als ob ich ſtets Zwietracht zwiſchen meinen Eltern ſein ſollte. Nachdem ſie lange geweint und gebeten, ohne etwas zu erhalten — denn die Leiden unſeres Landes dauerten fort — ſo willigte ſie endlich in Alles und man bereitete die Ceremonie vor. Man legte mich in eine Wiege von Perlmutter, die mit Allem ausgeſchmückt war, was Reichthum und Geſchmack einzugeben vermögen. Allein die Pracht meiner Kleidung übertraf noch die Wiege. Meine Wickelbänder waren ganz aus großen Perlen gemacht. Vier und zwanzig Prinzeſſinnen trugen mich auf eine Art von

Bahre, die ſehr leicht war. Sie durften nicht anders als weiß gekleidet ſein, um meine Unſchuld anzudeuten. Der ganze Hof begleitete mich nach ſeinen verſchiedenen Rangſtufen.

Während man den Berg hinaufzog, hörte man eine angenehme Symphonie; es waren die Feen, die mit noch ſechsunddreißig andern erſchienen; ſie hatten nämlich ihre guten Freundinnen gebeten, ſie zu begleiten. Eine jede ſaß in einer Perlenmuſchel, noch größer als die, worauf einſt Venus aus dem Meere ſtieg. Sie wurden von Meerpferden gezogen, denen jedoch das Gehen auf dem Lande nicht ſehr bequem war. Sie waren Alle alt und häßlich und trugen Oelzweige in den Händen, um meinem Vater anzudeuten, daß ſeine Unterwerfung Gnade bei ihnen gefunden habe. Sie überhäuften mich mit Liebkoſungen, und es ſchien, als ob ſie nur da wären, um mich glücklich zu machen.

Der Drache, der dazu gedient hatte, meinen Vater zu beſtrafen, kam hinter ihnen an diamantnen Ketten. Sie nahmen mich in die Arme, beſchenkten mich mit mehreren Vorzügen und fingen dann den Feenhopſer an. Dieß iſt ein ſehr luſtiger Tanz; man ſollte kaum glauben, daß dieſe alten Damen ſo ſpringen können. Der Drache näherte ſich nun und die drei Feen, denen meine Mutter mich verſprochen hatte, ſchwangen ſich auf ihn, nahmen meine Wiege in die Mitte, ſchlugen den Drachen mit ihren Stäben, der ſogleich ſeine tauſendfarbigen Flügel entfaltete und nach dem Feenſchloſſe fortſchwebte. Als meine Mutter mich in der Luft ſah, der Willkür dieſes ſchrecklichen Drachen überlaſſen, ſo konnte ſie ſich eines lauten Geſchreis nicht enthalten, aber der König tröſtete ſie mit der Verſicherung, die ſeine Freundin ihm gegeben hatte, und daß mich die Feen eben ſo halten würden, als ob ich im königlichen Pallaſte geblieben wäre. Hiedurch beruhigte ſie ſich, obgleich es ihr ſehr ſchmerzhaft war, mich auf ſo lange Zeit und durch ihre eigene Schuld zu verlieren; denn hätte ſie nicht von jenen Früchten eſſen wollen, ſo würde ich in dem Königreiche meines Vaters ſtets geblieben ſein und würde nicht Alle jene Widerwärtigkeiten haben beſtehen müſſen, die mir jetzt noch übrig bleiben, Euch zu erzählen.

Du mußt nun wiſſen, ſchöner Königsſohn, daß meine Wärterinnen einen eigenen Thurm gebaut hatten, worin ſich tauſend ſchöne Zimmer nach den Erforderniſſen einer jeden Jahreszeit befanden; prächtige Möbels, angenehme Bücher, nichts fehlte bis auf die Thüren; denn man mußte immer durch die Fenſter ſteigen, welche ſehr hoch waren. Auf dem Thurm befand ſich ein ſchöner Garten mit Blumen, Springbrunnen und Gebüſchen geziert, welche angenehme Schatten und Kühlung verbreiteten. Hier erzogen mich die Feen mit größerer Sorgfalt noch, als ſie es der Königin verſprochen hatten. Meine Kleider waren ſtets nach der neueſten Mode und ſo prächtig, daß wenn mich Jemand geſehen hätte, er mich nothwendig für eine Braut gehalten haben würde. Ich lernte, was ſich für mein Alter und meinen Stand ſchickte; ich machte ihnen nicht viele Mühe, weil ich alles ſehr leicht begreifen konnte; meine Sanftmuth war ihnen ſehr angenehm und da ich ſonſt nichts auf der Welt als ſie geſehen hätte, ſo hätte ich ſo mein ganzes Leben ruhig hinbringen können.

Sie beſuchten mich oft, auf dem fürchterlichen Drachen reitend, von dem ich ſchon geſprochen habe; von dem König und der Königin unterhielten ſie mich nie, ſie nannten mich ihre Tochter und ich glaubte es zu ſein. In dem Thurme war Niemand mit mir als ein Papagei und ein Hündchen, die mich unterhielten, weil ſie mit Vernunft begabt waren und geläufig ſprechen konnten.

Die eine Seite des Thurms war nach einem Hohlweg gebaut, der voll mit hohen Bäumen war, die mir die Ausſicht verbargen. Eines Tages, als ich mich am Fenſter befand und mich mit Hündchen und Papagei unterhielt, vernahm ich nach jener Seite hin ein Geräuſch; ich blickte hin und ſah einen jungen Ritter, der auf unſere Unterhaltung horchte. Bis jetzt hatte ich nur gemalte Ritter geſehen. Ich war erfreut über dieſes Ungefähr, denn ich ahnte noch nichts von der Gefahr, die darin liegt, einen geliebten Gegenſtand mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Je länger ich nach ihm hinblickte, deſto mehr Vergnügen gewährte es mir. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, heftete ſeine Augen auf mich und ſchien verlegen über die Art, wie er mich unterhalten ſollte; denn da mein Fenſter ſehr hoch war, ſo mußte er befürchten, gehört zu werden, und er wußte wohl, daß ich mich in einem Feenſchloſſe befinde.

Die Nacht kam, ohne daß wir ſie gewahrten; nun ſtieß er noch zwei- oder dreimal in das Horn, wodurch er mich ſehr ergötzte, und dann verſchwand er, ohne daß ich ſehen konnte, nach welcher Seite, da die Dunkelheit ſo groß war. Ich blieb träumend an die Stelle gebannt; das Vergnügen, das ich empfunden hatte, mit meinem Papagei und Hündchen zu ſprechen, war nun vorüber. Sie mochten mir die artigſten Dinge von der Welt ſagen, denn ſolche Feenthiere ſind ſtets ſehr geiſtreich, ſo hörte ich doch nur mit halbem Ohre zu, und ich kannte nicht die Gabe mich zu verſtellen. Papagei bemerkte es gleich, er war ſehr liſtig, allein er entdeckte nichts von dem, was in ſeinem Kopfe vorging.

Ich ſtieg, wie alle Tage, mit Sonnenaufgang aus dem Bette und wurde angenehm überraſcht, als ich an das Fenſter trat und unten am Thurm den jungen Ritter ſah. Er war prächtig gekleidet und ich täuſchte mich nicht anzunehmen, daß es um meinetwillen geſchehen ſei. Er ſprach mit mir durch eine Art von Trompete, welche die Stimme hinauftrug, und auf ſolche Weiſe ſagte er mir, daß er bis jetzt gegen alle Schönen, die er geſehen, unempfindlich geblieben ſei, bei meinem Anblick jedoch plötzlich Liebe gefühlt habe und nicht begreifen könne, wie er ohne mich im Stande ſein würde zu leben. Ich war ſehr zufrieden über dieſes Kompliment, aber ſehr traurig, daß ich nicht darauf antworten konnte, denn ich hätte aus allen Kräften ſchreien müſſen und würde riskirt haben, von den Feen beſſer als von dem Ritter verſtanden zu werden. Ich hielt gerade einige Blumen, die ich ihm zuwarf, er empfing ſie als eine hohe Gunſtbezeigung, küßte ſie mehremale und fragte mich dann, ob ich ihm erlauben würde, täglich zu derſelben Stunde unter dieſem Fenſter zu erſcheinen; hierauf bat er mich, ihm etwas hinabzuwerfen. Ich zog einen Türkis vom Finger und warf ihm denſelben haſtig zu, indem ich ihm ein Zeichen machte, ſo ſchnell als möglich ſich zu entfernen, denn ich hörte die Fee Schnellbrumm auf ihrem Drachen heranſauſen, die mir das Frühſtück brachte.

Das Erſte, was ſie bei ihrem Eintritt in mein Zimmer ſagte, waren die Worte:

„Ich wittre hier die Stimme eines Mannes, ſuch', ſuch', Drache!“

Wie war mir da zu Muthe! Ich fürchtete, daß er den Ritter finden könnte, deſſen Schickſal mich ſchon ſehr zu intereſſiren begann.

„In der That, ſprach ich, meine liebe Mama (denn die alten Feen wollten nur immer ſo von mir genannt ſein), Ihr ſcherzet, wenn Ihr ſagt, daß Ihr die Stimme eines Menſchen wittert. Wie ſoll man die Stimme eines Menſchen riechen können? und wäre es der Fall, wie ſollte ein Sterblicher wohl ſo kühn ſein, ſich in dieſen Thurm zu wagen?“

„Was du ſprichſt, meine Tochter, iſt wahr, erwiederte die Fee, ich bin darüber entzückt, dich ſo artig und verſtändig ſprechen zu hören, und ich geſtehe es gern, daß nur der Haß gegen die Männer mich antreibt, ſie manchmal in meiner Nähe zu vermuthen.“

Hierauf gab ſie mir mein Frühſtück und meine Spindel.

„Wenn du gegeſſen haben wirſt, ſo verſäume nicht zu ſpinnen, denn geſtern haſt du nichts gethan, ſprach ſie, und meine Schweſtern werden böſe werden.“

Ich hatte mich in der That ſo ſehr mit dem Unbekannten beſchäftigt, daß ich an das Spinnen nicht denken konnte.

Sobald ſie fort war, warf ich die Spindel bei

Seite und ſtieg auf die Terraſſe, von wo ich recht weit hinausblicken konnte. Ich hatte ein herrliches Fernglas, und da nichts die Ausſicht beſchränkte, ſo entdeckte ich meinen Ritter bald auf der Höhe eines Berges. Er ruhte unter einem reichen Zelte von Goldſtoff und war von einem zahlreichen Hofſtaat umgeben. Ich zweifelte nicht daran, daß er der Sohn eines benachbarten Königs ſei. Da ich fürchtete, daß wenn er wieder zum Thurm käme, er von dem fürchterlichen Drachen gefreſſen werden könnte, ſo ſagte ich zu meinem Papagei, er möge nach jenem Berge hinfliegen, um den Prinzen in meinem Namen zu bitten, mich nicht mehr zu beſuchen, weil ich den Zorn und die Bosheit meiner Wächterinnen fürchtete.

Der Papagei entledigte ſich dieſes Auftrags, wie ein Papagei von Verſtand; man kann denken, wie überraſcht das Gefolge war, als der Vogel ſich dem Prinzen auf die Schulter ſetzte und ihm ganz leiſe etwas in das Ohr ſagte. Dem Prinzen machte dieſe Sendung eben ſo viel Vergnügen als Kummer. Meine Aufmerkſamkeit ſchmeichelte ihm zwar, allein die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg traten, beunruhigten ihn, ohne ihn jedoch von ſeinem Vorhaben, mir zu gefallen, abbringen zu können. Er that wohl hundert Fragen an Papagei, allein Papagei that deßgleichen, denn er war von Natur ſehr neugierig. Der König übergab ihm einen Ring für mich, der aus einem herzförmigen Türkis beſtand, mit Brillanten umgeben.

„Es iſt nicht mehr als billig, ſagte er zu dem Vogel, daß ich Euch als einen Geſandten traktire; nehmet hier mein Bildniß zum Geſchenk, allein zeigt es Niemanden als Eurer liebenswürdigen Gebieterin.“

Hierauf befeſtigte er ihm das Bild unter den Flügel und ſteckte ihm den Ring in den Schnabel.

Ich erwartete meinen kleinen grünen Kourier mit einer unbeſchreiblichen Sehnſucht. Dieſer berichtete mir, daß derjenige, an den ich ihn geſandt, ein großer König ſei, der ihn auf das Beſte von der Welt empfangen und daß ich mich verſichert halten konnte, daß er ohne mich nicht leben wolle und daß er alle Gefahren beſtehen werde, um mich täglich zu ſehen. Dieſe Nachrichten rührten mich ſehr und ich fing an zu weinen. Papagei und Tutu tröſteten mich ſo gut ſie konnten, denn ſie liebten mich zärtlich; dann überreichte mir Papagei den Ring des Prinzen und zeigte mir das Bildniß. Ich geſtehe, daß ich nie ſo erfreut war, als da ich den in der Nähe betrachten konnte, den ich bis dahin nur aus der Ferne geſehen hatte; er ſchien mir jetzt nur noch liebenswürdiger. Die Gedanken jagten ſich in meinem Kopfe, ſowohl heiter als trübe, und dieß gab mir ein ſehr unruhiges Ausſehen. Die Feen, die mich beſuchten, bemerkten es ſogleich. Sie ſagten zu einander, daß ich mich wahrſcheinlich langweilte und daß man daher darauf bedacht ſein müſſe, für mich einen Gatten auszuſuchen. Sie nannten mehre und blieben endlich bei dem kleinen Zwergkönig ſtehen, deſſen Reich fünfmalhunderttauſend Stunden von ihrem Pallaſte entfernt war. Papagei hörte dies Alles an und theilte es mir mit.

„Ach! ſagte er, wie beklage ich Euch, geliebte Herrin, wenn Ihr den Zwergkönig heirathen müßt. Das iſt ein wahrer Pavian, der einem Angſt macht, es thut mir leid, es Euch ſagen zu müſſen, aber der König, der Euch liebt, könnte ihn nicht einmal zum Hofnarren gebrauchen.“

„Haſt du ihn geſehen, Papagei?“ fragte ich.

„Das will ich meinen, erwiederte er, ich bin mit ihm auf demſelben Zweige erzogen worden.“

„Auf demſelben Zweige?“ rief ich verwundert.

„Ja, ſagte er, denn er hat Adlerklauen ſtatt der Füße.“

Dieſer Bericht betrübte mich ſehr; ich verglich das Bild des ſchönen jungen Königs mit dem ſo eben entworfenen des Zwergkönigs und ich hoffte nichts mehr von meinem Leben, ſondern gedachte eher zu ſterben, als ihn zu heirathen.

Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Papagei und Tutu plauderten mit mir. Als ich gegen Morgen ein wenig eingeſchlummert war, roch mein Hündchen, das eine feine Naſe hatte, den jungen König. Er weckte Papagei auf und ſagte zu ihm:

„Ich will wetten, daß der König unten am Thurme iſt.“

„Schweig ſtille, Plaudertaſche, ſagte der Papagei, weil du nicht ſchlafen kannſt, ſtörſt du auch die Ruhe der Andern.“

„So wollen wir wetten! ſagte der gute Tutu, ich weiß doch, daß er da iſt.“

Aber Papagei erwiederte: „Und ich weiß, daß er nicht da iſt, da ich ihm im Namen unſerer Gebieterin das Wiederkommen unterſagt habe.“

„Ach was! mit deinem Unterſagen! rief mein Hündchen, ein leidenſchaftlicher Mann folgt nur ſeinem Herzen.“

Bei dieſen Worten zauste er ihm ſo ſtark an den Flügeln, daß Papagei ſich ärgerte. Ich erwachte bei ihrem Geſchrei und ſie erzählten mir, was ſie mit einander vorhatten. Ich lief, oder ich flog vielmehr zum Fenſter und erblickte den König, der die Arme nach mir ausſtreckte, und mir durch ſeine Trompete ſagte, daß er mich beſchwöre, ein Mittel zu erſinnen, um aus dieſem Thurme zu kommen, oder ihn hinein zu laſſen, und daß er die Götter und die Elemente zu Zeugen rufe, daß er mich heirathen und zur erſten Königin der Welt machen wolle.

Ich befahl Papagei, ihm zu ſagen, daß, was er wünſche, mir unmöglich ſcheine; daß ich jedoch ſeinen Worten und Schwüren traue und mit Eifer daran denken wolle. Ich beſchwöre ihn indeſſen, nicht alle Tage zu kommen, weil man ihn entdecken könnte und die Feen gewiß keinen Pardon geben würden.

Er zog ſich hierauf voll Freude zurück, über die ihm von mir gegebene Hoffnung. Ich aber befand mich in großer Verwirrung. Wie ſollte ich wohl aus dem Thurm ohne Thüren entweichen? und dabei keine andere Hülfe als die Papagei's und Tutu's, und ſo jung, unerfahren und furchtſam. Ich entſchloß mich daher, von einer Sache abzuſtehen, die mir kein Gelingen verſprach und ſchickte Papagei ab, um es dem König zu ſagen. Er wollte ſich vor deſſen Augen das Leben nehmen; endlich aber bat er ihn, mich zu überreden, ihm entweder zu helfen oder bei ſeinem Tode gegenwärtig zu ſein.

„Sire, ſprach mein gefiederter Geſandter, entſchuldigen Sie meine Gebieterin. Wahrhaftig ſie wollte wohl, wenn ſie nur könnte.“

Als mir Papagei dieſe Botſchaft brachte, ward ich trauriger als je. Die Fee Schnellbrumm kam dazu und ſah meine rothgeweinten Augen. Sie drohte, mich zu verbrennen, wenn ich ihr nicht alles geſtehen würde; ihre Drohungen waren ſtets fürchterlich. Ich ſagte ihr hierauf zitternd, daß ich nicht mehr ſpinnen wolle, und daß ich kleine Netze zu haben wünſche, um die Vögelchen zu fangen, die in meinem Garten an den Früchten pickten.

„Was du dir wünſcheſt, meine Tochter, ſprach ſie, ſollſt du haben, ohne deßhalb Thränen vergießen zu müſſen.“

Denſelben Abend bekam ich noch Schnüre, um Netze daraus zu machen; allein die Fee ermahnte mich weniger zu arbeiten, als auf meine Schönheit bedacht zu ſein, da der Zwergkönig bald eintreffen würde. Ich ſchauderte bei dieſen betrübten Nachrichten zuſammen und antwortete nichts.

Sobald ſie fort war, fing ich zwar zum Scheine die Netze an; allein die Hauptſache, die ich machte, war eine Strickleiter, die ſehr gut wurde, wenn ich gleich noch nie eine geſehen hatte. Die Fee konnte nicht begreifen, wo die Schnüre hinkamen, obgleich die Netze nicht weiter vorrückten; dann ſagte ich aber ſtets, daß ich aus Mangel an Uebung die Sache verderbe und verbrenne. Setzte ich dann noch hinzu, daß ſie wohl nicht befürchten dürfe, ich würde ſie durch Bindfaden und Schnüre ruiniren, dann freute ſie ſich über meine Einfalt und lächelte, obgleich ſie doch ſonſt ſehr übler Laune und zu Grauſamkeiten geneigt war.

Ich ſchickte Papagei zum König und ließ ihn bitten

Abends unter das Fenſter zu kommen, wo er die Leiter finden würde, das Uebrige werde er dann ſchon ſelbſt zu thun wiſſen. Ich hatte ſie ſehr ſtark befeſtigt und war entſchloſſen, mit ihm zu entfliehen; allein als er ſie ſah, wartete er nicht bis ich zu ihm hinabgeſtiegen war, ſondern er kletterte hinauf, und war in meinem Zimmer in dem Augenblicke, als ich Alles zur Flucht bereitete.

Bei ſeinem Anblick empfand ich ſolche Freude, daß ich darüber ganz die Gefahr vergaß, in welcher wir uns befanden. Er erneuerte alle Schwüre und bat mich, ihm meine Hand zu geben. Papagei und Tutu waren unſere Zeugen, und nie wurde eine Hochzeit unter ſo hohen Perſonen mit geringerem Glanze vollzogen; nie waren aber auch wohl zwei Herzen zufriedener als die unſrigen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als der König mich verließ. Ich theilte ihm das entſetzliche Vorhaben der Feen mit, mich mit dem Zwergkönig zu verheirathen und ſchilderte ihm deſſen Geſtalt, die ihm eben ſo abſcheulich vorkam wie mir. Als er mich verlaſſen hatte, wurden mir die Stunden zu Jahren; ich eilte zum Fenſter und folgte ihm mit den Augen, ungeachtet der tiefen Finſterniß. Wie groß war jedoch mein Erſtaunen, als ich in der Luft einen Feuerwagen, von geflügelten Salamandern gezogen, erblickte, der ſo ſchnell ging, daß ihm das Auge kaum folgen konnte. Dieſen Wagen begleiteten einige Wachen, welche auf Straußen ritten. Ich konnte unmöglich das Scheuſal ſehen, welches auf dieſe Weiſe die Luft durchzog; allein ich war im voraus überzeugt, daß es eine Fee oder ein Zauberer ſein müſſe.

Kurze Zeit darauf trat die Fee Schnellbrumm in mein Zimmer.

„Ich bringe dir gute Nachricht, ſprach ſie, dein Bräutigam iſt angekommen, bereite dich, ihn zu empfangen. Hier ſind Kleider und Edelſteine.“

„Aber wer hat Euch denn geſagt, rief ich, daß ich mich verheirathen will? ſchickt nur den Zwergkönig fort. Ob er mich ſchön oder häßlich finde, ich bin nicht für ihn.“

„Was da, ſchrie die Fee, kleiner Taugenichts, ich verſtehe keinen Spaß . . . .“

„Und was wollt Ihr thun? ſchrie ich ganz roth vor Zorn, kann man ſchlechter gehalten ſein, als ich es bin in dieſem Thurm mit einem Papagei und einem Hund, und alle Tage den ſchrecklichen Drachen vor Augen?“

„Kleine Undankbare! rief die Fee, du biſt nicht werth, welche Sorge wir für dich trugen, und ich ſagte immer zu meinen Schweſtern, daß wir eine ſchlechte Belohnung von dir erhalten würden.“

Sie ſuchte ſie ſogleich auf und erzählte ihnen unſern Streit, der ſie nicht wenig in Verwunderung ſetzte.

Papagei und Tutu hielten mir große Ermahnungen und ſtellten mir vor, daß, wenn ich ſo fortführe, mir nichts als Unheil daraus entſtehen würde; allein ich fühlte mich ſo ſtolz, das Herz eines großen Königs zu beſitzen, daß ich nicht nur die Feen, ſondern auch den wohlgemeinten Rath meiner armen kleinen Kameraden verachtete. Ich zog nichts von meinem Staate an, ſondern friſirte mich ſogar ſchief, damit der Zwergkönig mich recht abſcheulich fände. Wir kamen auf der Terraſſe zuſammen. Er flog in ſeinem Flammenwagen daher. So viele Zwerge ich auch ſchon geſehen hatte, ſolch ein kleiner war mir noch nicht vorgekommen. Er ging auf ſeinen Adlerfüßen ſo gebrechlich einher, daß er ſich auf zwei Diamantenkrücken ſtützen mußte. Sein Königsmantel war nur eine halbe Elle lang, und ſchleppte dennoch um den dritten Theil ſeiner Länge auf der Erde nach. Sein Kopf war ſo groß wie ein Scheffel und ſeine Naſe ſo lang, daß zwölf Vögel darauf ſitzen konnten, deren Gezwitſcher ihn ſehr zu ergötzen ſchien. In ſeinem fürchterlichen Bart hatten Kanarienvögel ihr Neſt gebaut und ſeine Ohren gingen eine halbe Armslänge über ſeinen Kopf hinaus, welches man jedoch kaum gewahrte, da er, um größer zu erſcheinen, eine hohe ſpitzige Krone trug. Die Flammen ſeines Wagens verſengten

Früchte und Blumen und trockneten die Quellen aus, wo ſie vorüber kamen. Als er vor mir ſtand, öffnete er die Arme, um mich zu umfangen; allein ich hielt mich ſehr gerade, und ſein erſter Stallmeiſter wollte ihn in die Höhe heben. Wie ich dieſes ſah, floh ich auf mein Zimmer und verſchloß Thüre und Fenſter ſorgfältig. Der Zwergkönig aber begab ſich, ſehr aufgebracht gegen mich, zu den Feen.

Sie baten ihn tauſendfältig um Vergebung wegen meiner Grobheit und verſprachen ihm, daß ſie ihn Nachts in mein Zimmer bringen wollten, um mir Hände und Füße zu binden, und mich in ſeinen flammenden Wagen zu werfen, damit er mich führen könne, wohin er wolle. Nachdem ſie dieſes beſchloſſen hatten, zankten ſie kaum mit mir über mein Betragen. Sie ſagten nur, daß ich daran denken ſolle, den Fehler gut zu machen. Papagei und Tutu waren über dieſe Sanſtmuth erſtaunt.

„Weißt du wohl, Gebieterin, ſagte mein Hündchen, daß mir mein Herz nichts Gutes verkündet. Mit den Feen iſt nicht zu ſpaſſen, und beſonders hat die Schnellbrumm ihre Tücke.“

Ich lachte ſeinem Beſorgniſſe und erwartete meinen geliebten Gatten mit großer Ungeduld. Er theilte dieſe zu ſehr, als daß er mich hätte vergebens harren laſſen ſollen. Ich warf ihm die Strickleiter hinab, er ſtieg leicht herauf und ſagte mir ſo ſüße Sachen, daß ich noch jetzt nicht ohne Entzücken daran denken kann.

Wir ſaßen noch traulich, ganz ſelbſtvergeſſen, neben einander, als plötzlich die Fenſter klirrten. Die Feen ritten auf ihrem Drachen hindurch und der Zwergkönig folgte ihnen auf ſeinem Feuerwagen, umgeben von ſeinen Straußkavalieren. Mein Gemahl griff zum Degen und dachte blos daran, mich zu ſchützen, allein — wie wäre es möglich, das Schreckliche zu beſchreiben? — die Ungeheuer hetzten ihren Drachen auf ihn und dieſer verzehrte ihn vor meinen Augen. Verzweiflungsvoll über dieſes Unglück ſtürzte ich mich in den Rachen des Ungeheuers und wollte, daß er auch mich verſchlinge; ſchon fühlte ich ſeine entſetzlichen Zähne, als die Feen mich daraus befreiten.

„Sie muß längeren Qualen aufbehalten werden, ſchrieen ſie im Chor, ein ſchneller Tod wäre zu ſüß für dieſes unwürdige Geſchöpf.“

Hierauf berührten ſie mich und ich verwandelte mich ſogleich in eine weiße Katze; ſie führten mich in dieſes prächtige Schloß, welches meinem Vater gehörte, und alle Hofdamen und Kavaliere darin wurden gleichfalls zu Katzen. Nur von einigen ließen ſie die Hände übrig, um die andern zu bedienen. Dieß war der elende Zuſtand, in dem du mich fandeſt. Ich kannte meine Geburt, den Tod meines Vaters und meiner

Mutter und wußte, daß ich nur durch einen Prinzen würde befreit werden können, der dem Gatten gleich ſieht, den mir die Feen geraubt haben. Du nur, mein Prinz, beſitzeſt dieſe Aehnlichkeit. Geſichtszüge, Haltung, Betragen, bis auf den Ton der Stimme; ſobald ich dich ſah, war ich hievon durchdrungen. Ich wußte Alles, was kommen würde, im Voraus, und weiß auch Alles, was kommen wird, meine Leiden werden enden.

„Aber die meinigen? fragte der Prinz, indem er ſich ihr zu Füßen warf, wie lange werden ſie noch währen?“

„Ich liebe dich ſchon mehr als mein Leben, ſprach die Königin, jetzt wollen wir zu deinem Vater reiſen, und zuſehen, wie er gegen mich geſinnt iſt, und ob er in deine Wünſche einwilligt.“

Der Prinz reichte ihr die Hand und ſie ſtieg mit ihm in einen Wagen, der noch prächtiger als ſein früherer war. Alles Uebrige war hiemit im Einklang, ſo z. B. waren die Hufeiſen von Smaragden und die Nägel von Diamanten. Ich will hier nicht die angenehmen Unterhaltungen anführen, welche die Königin mit dem Prinzen führte. Da ſie eben ſo geiſtreich als ſchön war, und der Prinz ihr an Vollkommenheit nicht nachſtand, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, was ſie ſich für ausgezeichnete Dinge ſagten.

Als ſie nahe bei dem Schloſſe waren, wo die beiden ältern Brüder des Prinzen ſich einfinden ſollten, begab ſich die Königin in einen kleinen Kriſtallfelſen, deſſen Spitzen mit Gold und Rubinen beſetzt waren. Ringsherum waren Vorhänge angebracht, damit man ſie nicht ſehen konnte, und ſchöne reich gekleidete Jünglinge trugen ſie. Der Prinz blieb in ſeinem Wagen ſitzen und gewahrte bald ſeine Brüder, die mit Prinzeſſinnen von ausgezeichneter Schönheit ſpazieren gingen. Kaum erblickten ſie ihn, ſo gingen ſie auf ihn zu, um ihn zu fragen, ob auch er eine Geliebte mitbringe; allein er geſtand ihnen, wie unglücklich er ſei, daß er auf ſeiner Reiſe nichts Schönes gefunden habe, und daß er daher nichts als eine kleine weiße Katze als Merkwürdigkeit nach Hauſe bringe.

Da lachten ſie über ſeine Einfalt und ſprachen:

„Eine Katze! haſt du Angſt, daß die Mäuſe in unſerem Schloſſe überhandnehmen werden?“

Der Prinz erwiederte, daß er ſelbſt nicht wiſſe, warum er ein ſo unpaſſendes Geſchenk ſeinem Vater machen wolle, und hierauf zogen ſie ihren Weg zur Stadt hin.

Die ältern Prinzen ſtiegen mit ihren Damen in Kaleſchen ganz von Gold und Azur; ihre Pferde trugen hohe Federbüſche auf dem Kopfe, und man kann ſich nichts Glänzenderes als dieſen Aufzug denken.

Dann kam unſer junger Prinz, der ſich den Kriſtallfelſen nachtragen ließ, den Jederman mit Bewunderung anſtaunte.

Die Hofleute beeilten ſich, dem König zu melden, daß die drei Prinzen heranzogen.

„Bringen ſie ſchöne Frauen mit?“ fragte der König.

„Es iſt nicht möglich, erwiederten ſie, ſchönere zu ſehen.“

Dieſe Antwort ſchien den alten König zu ärgern.

Die beiden Prinzen erſchienen nun mit ihren wunderſchönen Prinzeſſinnen, und der König wußte nicht, welcher er den Preis zuerkennen ſollte; hierauf blickte er ſeinen jüngſten Prinzen an:

„Und du, ſprach er, kommſt du dießmal allein?“

„Ew. Majeſtät werden in dieſem Felſen ein kleines weißes Kätzchen finden, erwiederte der Prinz, das ſo ſanft miauen kann und ein ſo niedliches Katzengeſichtchen hat, daß es Euch gewiß gefallen wird.“

Der König lächelte und ging ſelbſt hin, um den Felſen zu öffnen; allein ſo wie er ſich ihm naherte, fiel er in Stücken und die Königin trat wie eine Sonne aus Wolken hervor. Ihre langen blonden Haare floßen in Locken bis zu ihren Füßen herab; ihr Kopf war mit Blumen begränzt und ihr Gewand von weißer Gaze mit roſenrothem Taffet gefüttert. Sie verbeugte ſich tief vor dem König, der es nicht unterlaſſen konnte, ſogleich voll Bewunderung auszurufen:

„Dieß iſt die Unvergleichliche, die meine Krone verdient.“

„Herr, ſprach ſie, ich bin nicht gekommen, Euch einen Thron zu entreißen, den Ihr ſo würdig ausfüllt; ich habe zum Erbtheile ſechs Königreiche; erlaubet, daß ich Euch Eines davon anbiete und einem Jeden Eurer Söhne eben ſo viel. Ich verlange nichts als Eure Freundſchaft und die Hand dieſes jungen Prinzen. Wir werden an den übrigen drei Königreichen wohl genug haben.“

Der König, ſowie der ganze Hof, konnten ſich nicht enthalten, ein langes Freudengeſchrei auszuſtoßen. Die Hochzeit wurde ſogleich gehalten, und da auch die andern Prinzen die ihrige feierten, ſo verlebte der Hof mehre Monate in Saus und Braus. Dann reiste ein Jeder in ſeine Staaten und die ſchöne weiße Katze hat ſich ſowohl durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, als durch ihre Weisheit und Milde in den übrigen unſterblich gemacht.

Der geſtiefelte Kater.

Ein Müller ließ ſeinen drei Söhnen beim Sterben nichts als ſeine Mühle, ſeinen Eſel und ſeinen Kater. Die Theilung war bald gemacht; weder der Notar noch ſonſt Jemand wurde dazu herbeigerufen; denn wahrlich ſolche Leute würden die kleine Erbſchaft bald aufgezehrt haben.

Der älteſte bekam ſonach die Mühle, der zweite den Eſel und der jüngſte die Katze. Dieſer vermochte ſich nicht zu tröſten über ſein trauriges Loos.

„Meine Brüder, ſprach er, können leicht mit einander ihren Unterhalt verdienen, ich aber kann Hungers ſterben, wenn ich meine Katze aufgefreſſen und mir aus ihrem Fell eine Mütze gemacht habe.“

Der Kater, der alles dieß gehört und verſtanden hatte, erwiederte ihm hierauf mit ſehr ernſter und geſetzter Miene:

„Betrübt Euch nicht ſo ſehr, Meiſter, hängt mir

ein Täſchchen um und laßt mir ein Paar Stiefel machen, damit ich in den Wald laufen kann, ſo werdet Ihr ſchon ſehen, daß ich kein ſchlechtes Erbſtück bin.“

Obgleich der Herr des Katers hierauf nicht ſehr vertraute, ſo hatte er doch ſchon ſolche Gewandtheit an der Katze bemerkt, wenn ſie Mäuſe fing, oder wenn ſie ſich an den Füßchen aufhing, oder wenn ſie ſich im Mehl verbarg, um ſich todt zu ſtellen, daß er ſich dennoch entſchloß, auf den Wunſch einzugehen. Nachdem der Kater nunmehr hatte, was er verlangte, zog er ſeine Stiefel an, hing ſich den Sack um den Hals, hielt deſſen Schnüre mit den Vorderpfoten, und verfügte ſich hierauf in ein Gehäge, wo ſich eine große Menge von Kaninchen befanden; er hatte Kleien in ſeinen Sack gethan, öffnete ihn und legte ſich wie todt daneben, um abzuwarten, daß irgend ein junges Kaninchen, welches mit der Liſt der Welt noch nicht vertraut war, in den Sack hineinkröche, um von dem Inhalt zu naſchen. Nicht lange währte es, ſo war ſeine Abſicht erreicht. Ein junger Naſeweis von Kaninchen ſchlüpfte in den Sack und der Kater zog ſchnell die Schnüre zu und tödtete den Unbedachtſamen ohne Erbarmniß. Stolz auf ſeinen Fang ging er zum König und verlangte Audienz. Man hieß ihn in das Zimmer Sr. Majeſtät hinaufgehen, und nachdem er ſeinen Reverenz gemacht hatte, ſprach er:

„Hier, Sire, iſt ein fettes Kaninchen, welches der Marquis von Carabas an Eure Majeſtät ſendet.“

Dieſen Namen hatte er nämlich ſeinem Herrn beigelegt.

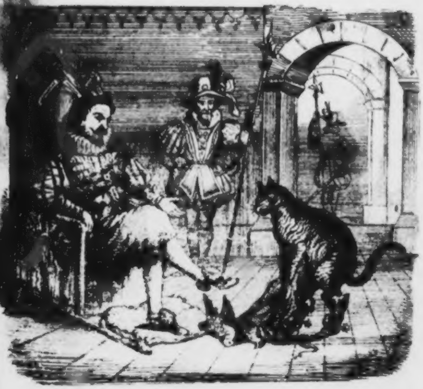
„Sage deinem Herrn, ſprach der König, daß ich ihm für ſeine Aufmerkſamkeit danke, und daß ſie mir viel Vergnügen macht.“

Ein anderes Mal verbarg ſich der Kater im Getreide, immer den offenen Sack neben ſich, und nachdem zwei Rebhuhner drinnen waren, zog er die Schnüre zu und fing ſie alle beide. Er begab ſich damit zum Könige und machte es wie mit dem Kaninchen.

Der König empfing auch dieſes Geſchenk mit Vergnügen und ließ dem Kater zu trinken geben. Dieſer fuhr nun aber während zwei bis drei Monaten fort, dem König ſtets Wildbret von der Jagd ſeines Herrn, des Marquis von Carabas, zu bringen. Als er eines Tages gehört hatte, daß der König mit ſeiner Tochter, der ſchönſten Prinzeſſin der Welt, an dem Ufer des Fluſſes ſpazieren fahren ſollte, da ſprach er zu ſeinem Herrn:

„Wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, ſo iſt Euer Glück gemacht; badet nur in dem Fluſſe an einem Orte, den ich Euch bezeichnen will und überlaßt das Uebrige mir.“

Der Marquis von Carabas that, was ſein Kater



ihm rieth, ohne jedoch zu wiſſen, wohin es führen ſollte. In dem Augenblicke nun, als er ſich badete, fuhr der König vorüber und der Kater fing an aus allen Kräften zu ſchreien:

„Zu Hülfe! zu Hülfe! der Herr Marquis von Carabas ertrinkt!“

Bei dieſem Ruf bog ſich der König aus dem Wagen, und als er den Kater erkannte, der ihm ſo oft ſchon Wildbret in die Küche geliefert, ſo befahl er ſeinem Gefolge, dem Marquis zu Hülfe zu eilen. Während man ihn nun aus dem Fluſſe zog, ſprang der Kater zum Wagen hin und ſagte, daß, während ſein Herr im Fluſſe gelegen, ihm Diebe die Kleider weggenommen, obgleich er ſelbſt aus allen Kräften um Hülfe gerufen habe.

Der Schalk hatte ſie unter einen großen Stein verborgen.

Der König ertheilte ſogleich den Offizieren ſeiner Garderobe den Befehl, eines ſeiner ſchönſten Kleider für den Herrn Marquis herbeizuholen. Der König überhäufte ihn mit Schmeicheleien, und da das ſchöne Kleid ſein gutes Ausſehen ſehr erhob, denn er war ſchön und wohlgeſtaltet, ſo zog er die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin auf ſich; und kaum hatte er ihr einige, zwar ſehr ehrerbietige, aber dennoch etwas zärtliche Blicke zugeworfen, ſo verliebte ſie ſich in ihn zum Raſendwerden.

Der König verlangte, daß der Marquis in den Wagen ſtiege, um die Promenade mit zu machen.

Als nun der Kater ſah, wie ſein Vorhaben zu gelingen anfing, ſo lief er voraus zu den Bauern, welche auf dem Felde mähten, und ſagte zu ihnen:

„Ihr guten Leute, wenn ihr dem König, der vorüberfahren wird, nicht ſagen werdet, daß dieſes Feld dem Herrn Marquis von Carabas gehört, ſo ſollt ihr Alle wie Wurſtfleiſch zuſammengehackt werden.“

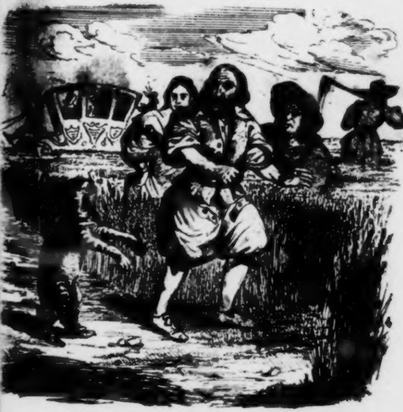
Wie natürlich unterließ der König nicht, die Mäher zu fragen, wem das Feld gehöre?

„Dem Herrn Marquis von Carabas,“ erwiederten ſie alle einſtimmig, da die Drohung des Katers ihnen bange gemacht hatte.

„Ihr habt da ein ſchönes Gut,“ ſagte der König zu dem Marquis.

„Ja, Euer Majeſtät, erwiederte dieſer, dies Feld trägt etwas Bedeutendes ein.“

Der Kater, der immer vorauslief, traf jetzt andere Ackerleute an, denen er daſſelbe ſagte, wie den Mähern, und der König, der im Augenblick darauf vorüberfuhr, that dieſelbe Frage, worauf die Ackerleute daſſelbe antworteten. Da nun der Kater immer vorausſprang und daſſelbe von Allen forderte, die ihm begegneten, ſo war der König ſehr erſtaunt über die großen Güter des Carabas.



Endlich kam der Kater in ein ſchönes Schloß, deſſen Beſitzer ein Oger war, der reichſte, den es auf Erden gab, denn alle Güter, durch welche der König gekommen war, gehörten ihm. Der Kater ſuchte ſich zu erkundigen, wer dieſer Oger ſei und was er könne. Hierauf wünſchte er ihn zu ſprechen, indem er vorgab, daß er dem Schloſſe nicht ſo nahe vorüber ziehen wollte, ohne ſeinem Beſitzer einen Beſuch abzuſtatten.

Der Oger empfing ihn ſo höflich, als es einem Oger möglich iſt, und nöthigte ihn zum Sitzen.

„Man hat mir geſagt, ſprach der Kater, daß Ihr die Gabe beſitzet, Euch in jedes beliebige Thier zu verwandeln, wie z. B. in Löwen und Elephanten.“

„Das iſt wahr, verſetzte der Oger mit plumpem Stolze, und um es Euch zu beweiſen, will ich mich ſogleich in einen Löwen verwandeln.“

Der Kater war ſo erſchreckt, einen Löwen vor ſich zu ſehen, daß er ſogleich auf das Dach kletterte, obgleich ihm die Stiefel dabei ſehr hinderlich waren. Als der Oger nun wieder ſeine erſte Geſtalt angenommen hatte, kam der Kater wieder herab und geſtand, daß er ſich ſehr gefürchtet habe.

„Man hat mir geſagt, ſprach er, daß es auch in Eurer Macht ſteht, Euch die Geſtalt der kleinſten Thiere zu geben, wie z. B. einer Ratte, oder einer

Maus; allein ich muß Euch offen geſtehen, daß ich das für eine kleine Uebertreibung halte.“

„Uebertreibung! ſchrie der Oger, ei nun, da ſollt Ihr einmal Euer blaues Wunder ſehen,“ und in demſelben Augenblick kroch er in der Geſtalt eines kleinen Mäusleins am Boden. Kaum erſah dieß der Kater, ſo ſprang er ihm nach und fraß ihn auf.

Mittlerweile war der König vor das Schloß gekommen, und da es ihm ſehr wohl gefiel, ſo verlangte er einzutreten. Der Kater, der das Rollen des Wagens auf der Zugbrücke hörte, eilte ihm entgegen und redete ihn mit den Worten an:

„Euer Majeſtät ſeien willkommen in dem Schloſſe des Herrn Marquis von Carabas.“

„Wie, Herr Marquis!“ rief der König erſtaunt, „auch dieſes Schloß gehört Euch? Es kann nach meiner Meinung nichts Schöneres geben. Kommt und zeiget es mir von Innen.“

Der Marquis reichte der Prinzeſſin die Hand und folgte dem König. Zuerſt traten ſie in einen herrlichen Saal, wo ſie eine prächtig bereitete Tafel fanden, womit der Oger ſeine Freunde bewirthen wollte, die er erwartete, die jedoch jetzt nicht einzutreten wagten, da ſie von des Königs Anweſenheit benachrichtigt worden waren.

Der König, ſo wie ſeine Prinzeſſin Tochter, waren

von den guten Eigenſchaften, ſo wie von den großen Reichthümern des Graſen ſo überraſcht und erfreut, daß der König, nachdem er fünf oder ſechs Gläſer getrunken, ihm verkündete, daß es nur von dem Herrn Marquis abhängen würde, wenn er ſein Schwiegerſohn werden wollte. Der Marquis machte zwar große Komplimente, am Ende aber nahm er doch die ihm vom König beſtimmte Ehre an, und noch an demſelben Tag heirathete er die Prinzeſſin.

Der Kater aber wurde ein vornehmer Herr, und jagte fortan nur nach Mäuſen zum Vergnügen.

Prinz Liebwerth.

Es war einmal ein König, der ein ſo wackerer Mann war, daß ſeine Unterthanen ihn nur König Gut nannten. Eines Tages, als er auf der Jagd war und die Hunde eben ein weißes Kaninchen zerreißen wollten, ſprang ihm dieſes in die Arme. Der König ſtreichelte es und ſprach:

„Da es ſich unter meinen Schutz begeben hat, ſo ſoll ihm nichts zu Leide geſchehen.“

Er trug nun das Kaninchen in ſeinen Pallaſt, ließ ihm dort ein kleines hübſches Häuschen bauen, und verſorgte es mit guten Dingen, welche die Kaninchen gerne freſſen.

Als er Nachts allein in ſeinem Zimmer war, erſchien eine ſchöne Frau; ſie war nicht in Silber oder Gold gekleidet, aber ihr Kleid war weiß, wie der friſchgefallene Schnee und ſie trug auf dem Kopfe einen Kranz von weißen Roſen. Der gute König war ſehr erſtaunt dieſe Dame zu erblicken, denn ſeine Thüre war verſchloſſen, und er wußte nicht, wie ſie hereingekommen war.

„Ich bin die Fee Engelrein, ſprach ſie, die durch den Wald zog, als Ihr eben darin jagtet und wollte erproben, ob Ihr wirklich ſo gut wäret, wie die Welt von Euch ſagt. Deßhalb nahm ich die Geſtalt eines kleinen Kaninchens an und rettete mich in Eure Arme; denn ich weiß, daß der, welcher Mitleid mit Kaninchen hat, noch größeres mit Menſchen haben wird. Wenn Ihr mir aber Euern Beiſtand verſagt hättet, ſo würde ich Euch für böſe gehalten haben. Jetzt komme ich, Euch zu danken und Euch meiner Freundſchaft zu verſichern. Fordert von mir, was Ihr wollt, ich verſpreche Euch, es zu gewähren."

„Hohe Frau, ſprach der gute König, da Ihr eine Fee ſeid, ſo werdet Ihr auch wiſſen, was ich wünſche. Ich habe nur einen Sohn, den ich überſchwenglich liebe und dem ich deßhalb den Namen des Prinzen Liebwerth beigelegt habe; wenn Ihr mich wirklich lieb habt, ſo werdet die Freundin meines Sohnes."

„Von Herzen gern, ſprach die Fee, ich kann Euern Sohn zum ſchönſten, zum reichſten oder zum mächtigſten Prinzen der Welt machen, Ihr dürft nur wählen."

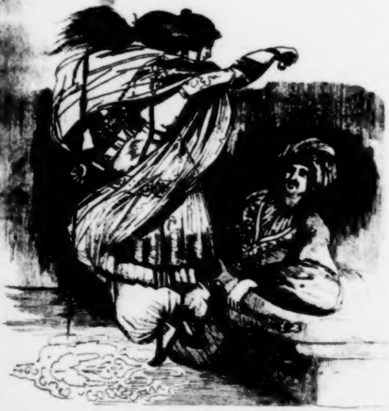
„Von allen dieſen wünſche ich nichts für meinen Sohn, antwortete der gute König, aber ich würde Euch ſehr verbunden ſein, wenn Ihr ihn zum beſten Prinzen machen wolltet. Was nützte es ihn, ſchön, reich und mächtig zu ſein, wenn er dabei ein ſchlechtes Herz hätte? Ihr wißt wohl ſo gut als ich, daß er dann nur unglücklich wäre, da nur die Tugend Glück und Zufriedenheit gewährt.“

„Ihr habt wohl Recht, ſprach die Fee, allein es ſteht nicht in meiner Gewalt, den Prinzen rechtſchaffen zu machen, wenn er es nicht ſelbſt werden will. Er ſelbſt muß an ſeiner Tugend fortarbeiten. Alles, was ich Euch verſpreche, iſt, ihm mit meinem Rathe beizuſtehen, ihn auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen, und ihn zu beſtrafen, wenn er es zu thun unterläßt oder ſich nicht beſſern will.“

Der gute König war hierüber ſehr zufrieden, und ſtarb kurze Zeit darauf. Prinz Liebwerth weinte ſehr; denn er liebte ſeinen Vater von ganzem Herzen und hätte ſeine Königreiche, ſo wie ſein Gold und Silber hingegeben, ihm das Leben zu erhalten, wenn ſolche Dinge im Stande wären, den Gang des Schickſals zu hemmen.

Es war am zweiten Tage nach dem Tode des guten Königs, als der Prinz ſchlafend dalag und die Fee ihm erſchien.

„Ich habe Eurem Vater verſprochen, ſagte ſie, ſtets Eure Freundin zu ſein, und um Euch mein Wort zu halten, will ich Euch hiermit ein Geſchenk überreichen.“



In demſelben Augenblick ſteckte ſie einen kleinen Goldreif dem Prinzen an den Finger.

„Bewahret wohl dieſen Ring, fuhr ſie fort, denn er iſt koſtbarer als Diamanten. Jedesmal, wenn Ihr eine ſchlechte Handlung begeht, wird er Euch in den Finger ſtechen; ſolltet Ihr aber trotz dieſer Warnung dennoch in Euern üblen Vorſätzen beharren, ſo werdet Ihr meine Freundſchaft verlieren und ich werde Eure Feindin werden.“

Nach dieſen Worten verſchwand die Fee und ließ den Prinzen ſehr überraſcht zurück. Einige Zeit hindurch war er in der That ſo weiſe und gerecht, daß der Ring ihn nicht im Geringſten inkommodirte und dieß machte ihn ſo glücklich, daß man ihn nicht anders als König Liebwerth den Glücklichen nannte.

Kurze Zeit darauf befand er ſich auf der Jagd; allein da er nichts ſchoß, wurde er verdrießlich. Es ſchien ihm zwar, als ob der Ring ihn ein wenig ſteche, da es aber nicht ſtark genug war, ſo achtete er nicht weiter darauf. Indem er in ſein Zimmer trat, ſprang ſein Hündchen Bibi liebkoſend auf ihn zu.

„Fort mit dir! rief er, ich bin nicht in der Laune, um mich mit dir jetzt abzugeben.“

Das arme kleine Hündchen, das ihn nicht verſtehen konnte, zog ihn jetzt am Kleide, damit er ihm wenigſtens einen Blick ſchenken möchte; hierüber wurde Liebwerth ungeduldig und ſtieß nach ihm mit dem Fuße. Sogleich ſtach ihn der Ring wie eine Nadel, er ſchämte ſich ſehr und ſetzte ſich in einen Winkel des Zimmers.

„Ich glaube, die Fee ſpottet meiner, ſagte er hier zu ſich ſelbſt, was iſt böſes daran, wenn ich ein läſtiges Thier mit dem Fuße von mir ſtoße? Was nützt es mir wohl, der Herrſcher eines großen Reiches zu ſein, wenn ich nicht einmal die Freiheit haben ſoll, meinen Hund zu ſchlagen?“

„Ich ſpotte deiner nicht, erwiederte jetzt eine Stimme auf Liebwerths Gedanken, du haſt zwei Fehler ſtatt Eines begangen. Zuerſt warſt du übler Laune, weil du glaubſt, daß Thiere und Menſchen nur da ſind, dir zu gehorchen; zweitens gerietheſt du in Zorn, was ebenfalls nicht recht iſt, drittens warſt du grauſam gegen ein armes Thier, welches deine Mißhandlung nicht verdiente. Ich weiß wohl, daß du weit über einen Hund erhaben biſt; wenn es aber recht und erlaubt wäre, daß die Mächtigeren alles mißhandeln dürften, was unter ihnen ſteht, ſo dürfte ich auch in dieſem Augenblicke dich ſchlagen oder tödten, da eine Fee mehr iſt als ein Menſch. Der Vorzug, Beherrſcher eines großen Reichs zu ſein, beſteht nicht darinnen, alles Böſe zu thun, was man will, ſondern vielmehr alles Gute, was man kann.“

Liebwerth geſtand ſeinen Fehler ein und verſprach ſich zu beſſern, allein er hielt nicht Wort. Er war leider von einer dummen Amme erzogen werden, die ihn in ſeiner Jugend ganz und gar verdorben hatte. Wollte er etwas haben, ſo durfte er nur weinen und recht mit dem Fuße ſtampfen, dann verſagte ihm dieſe Frau nichts, und dieſes eben machte ihn ſo eigenſinnig.

Auch ſagte ſie ihm vom Morgen bis zum Abende, daß er eines Tages König ſein würde, und daß Könige ſehr glücklich ſeien, weil alle Menſchen ihnen gehorchen müßten, und ſie alles thun konnten, was ſie wollten. Als Liebwerth nun groß geworden war, ſo ſah er wohl ein, wie häßlich ihn ſein Stolz und ſeine Halsſtarrigkeit kleideten, und er nahm ſich vor, ſich zu beſſern; allein man weiß ja wohl, wie ſchwer es iſt, böſe Gewohnheiten abzulegen. Er war nicht von Natur böſe und weinte vor Verdruß, wenn er einen Fehler begangen hatte. Sein Ring ſtach ihn wohl oft, und manchmal ſtand er dann von ſeinem Vorhaben ab, manchmal aber auch führte er es aus. War der Fehltritt nur gering, ſo ſtach er ihn nur ein wenig, war es aber etwas Bedeutendes, ſo floß ſogar das Blut darnach. Dieß wurde ihm am Ende läſtig, und da er nach Gefallen gut oder ſchlecht ſein wollte, ſo warf er ſeinen Ring fort. Er fühlte ſich zum Erſtenmale wieder glücklich, als er der läſtigen Stiche überhoben war. Er überließ ſich nun allen Launen und wurde ſo böſe, daß ihn Niemand mehr leiden konnte.

Eines Tages, als er ſich auf dem Spaziergange befand, erblickte er ein Mädchen, welches ſo ſchön war, daß er ſogleich beſchloß ſie zu heirathen. Sie hieß Zelia, und war eben ſo verſtändig als ſchön. Liebwerth glaubte, daß Zelia ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, eine große Königin zu werden; allein das Mädchen geſtand ihm ſehr freimüthig, daß ſie zwar nur eine Hirtin und arm ſei, ihn aber doch nicht nehmen wolle.

„Mißfalle ich dir denn?“ fragte Liebwerth.

„Nein, mein Fürſt, erwiederte das Mädchen, ich finde Euch ſogar ſehr ſchön, aber was nützt mir wohl Eure Macht und Schönheit, wenn Eure ſchlechten Handlungen, die ich Euch täglich begehen ſehe, mich zwängen, Euch zu verachten oder zu haſſen.“

Dieß brachte nun den König ſehr gegen Zelia auf, und er befahl ſeinen Offizieren, ſie mit Gewalt in ſeinen Pallaſt zu bringen. Den ganzen Tag über dachte er an die Antwort des Mädchens; da er ſie aber wirklich liebte, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, ihr ein Leides zuzufügen. Unter des Königs Günſtlingen ſtand ſein Milchbruder oben an, dem er ſein volles Vertrauen geſchenkt hatte. Dieſer Menſch, der von niedrigen Leidenſchaften beſeelt war, ſchmeichelte ſeinem Herrn und gab ihm dabei die böſeſten Rathſchläge. Da er

ihn nun ſehr niedergeſchlagen ſah, ſo fragte er ihn um die Urſache ſeines Kummers, und als der König ihm ſagte, daß er Zelia's Verachtung nicht ertragen könne und deßhalb alle ſeine Fehler ablegen wolle, ſo erwiederte ihm der böſe Günſtling:

„Ihr ſeid zu gut, Herr, um Euch dieſes Mädchens wegen Zwang aufzulegen; wäre ich an Eurer Stelle, ſo zwänge ich ſie, mir zu gehorchen. Erinnert Euch, daß ihr König ſeid und daß es Euch Schande machte, Euch dem Willen einer Dirne zu beugen, die glücklich genug wäre, Eure Sclavin zu ſein. Laſſet ſie bei Waſſer und Brod in den Kerker werfen, und wenn ſie dann noch nicht Euch heirathen will, ſo möge ſie unter Qualen enden, den Andern zum Beiſpiel, die ſich unterſtehen, Eurem Willen zu trotzen. Wenn man erführe, daß Ihr dem Mädchen nachgebt, ſo würden Eure Unterthanen es bald vergeſſen, daß ſie nur auf der Welt ſind, um Euch zu dienen.“

„Aber, verſetzte Liebwerth, wäre ich nicht entehrt, wenn ich eine Unſchuldige ſterben ließe?“

„Man iſt nicht unſchuldig, wenn man ſich weigert, Euern Befehlen zu gehorchen, erwiederte der Günſtling. Allein, geſetzt Ihr beginget eine Ungerechtigkeit, ſo iſt es beſſer, Euch derſelben ſchuldig zu finden, als zu erfahren, daß man Euch manchmal ungeſtraft den Gehorſam aufkündigen kann.“

Der Höfling wußte auf dieſe Weiſe des Königs ſchwache Seite zu treffen. Die Furcht, ſeine Macht ſich vermindern zu ſehen, ergriff ihn ſo, daß er die Luſt ſich zu beſſern ſogleich verlor. Er entſchloß ſich, noch an demſelben Abend zu der Schäferin ſich zu begeben und ſie zu mißhandeln, wenn ſie fortfahren würde, ihm ihre Hand zu verweigern. Der Milchbruder des Königs, der einen guten Ruckfall befürchtete, lud drei Höflinge von ſeiner Sinnesart ein, um mit dem König ein Gelag zu halten. Hier waren ſie bemüht, den Kopf des Fürſten durch Wein zu betäuben. Unterdeß ermangelten ſie nicht ſeinen Zorn gegen Zelia aufs Höchſte zu treiben, indem ſie ihm die Schwäche, die er für ſie gehabt, beſtändig vorhielten. Die Folge war, daß er wie wüthend aufſprang und ſchwur, ſie entweder zu beſitzen oder ſie am andern Tage als Sclavin zu verkaufen.

Als der Konig in das Gefängniß des Mädchens trat, war er ſehr überraſcht, ſie nicht zu finden, da er doch den Schlüſſel dazu bei ſich trug. Er war fürchterlich in ſeinem Zorn und ſchwur, diejenigen ſchwer zu beſtrafen, welche ihr zur Flucht behülflich geweſen wären.

Als ſeine Vertrauten dieſes hörten, ſo entſchloſſen ſie ſich, ſeinen Zorn zum Verderben eines Mannes anzuwenden, welcher des Königs Hofmeiſter geweſen war. Dieſer Rechtſchaffene hatte manchmal die Frei-

heit ſich herausgenommen, den König auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen; wie ein Vater ſeinem Sohne zu thun pflegte. Zuerſt dankte ihm der König, dann ward er über die Zurechtweiſungen ungeduldig und endlich nahm er es dem grämlichen Hofmeiſter übel, daß er ihn tadelte, während Alles ſich nur in Lobeserhebungen über ihn ergoß. Er befahl ihm, nunmehr den Hof zu verlaſſen; allein dennoch ſagte er ſtets, daß es ein rechtlicher Mann ſeie, den er zwar nicht mehr liebe, den er jedoch ſelbſt wider Willen achten müſſe.

Die Vertrauten, welche immer fürchteten, daß der König ſeinen Hofmeiſter zurückrufen könne, glaubten nun ein gutes Mittel gefunden zu haben, um ihn für immer zu verderben.

Sie gaben dem König zu verſtehen, daß Suliman (dies war der Name des biedern Mannes) ſich ſchon früher damit gerühmt habe, er wolle Zelia die Freiheit verſchaffen. Drei durch große Geſchenke beſtochene Männer ſagten aus, daß ſie ſolche Reden von Suliman gehört, und der von Zorn überwältigte König befahl ſeinem Milchbruder, Soldaten abzuſchicken und ſeinen Erzieher wie einen Verbrecher gefeſſelt vor ſich führen zu laſſen.

Kaum hatte er dieſen Befehl ertheilt und ſich in ſein Gemach zurückgezogen, als die Erde unter Bliz und Donner erbebte und die Fee Engelrein ihm erſchien.

„Ich hatte Eurem Vater verſprochen, ſagte ſie zu ihm mit ſtrengem Tone, Euch mit meinem Rathe beizuſtehen und Euch zu beſtrafen, wenn Ihr mir nicht folgt. Ihr habet jetzt nur noch die Geſtalt eines Menſchen, allein Euere Verbrechen haben Euch in ein Ungeheuer verwandelt. Es iſt nunmehr Zeit, mein Verſprechen zu erfüllen und Euch zu beſtrafen. Ich verdamme Euch alſo, daß Ihr den Thieren ähnlich werden ſollt, deren Neigungen Euch beſeelen. Ihr ſeid ähnlich dem Löwen geworden durch Eure Wuth, dem Wolf durch Eure Gefräßigkeit, der Schlange durch Euren Undank, womit Ihr Euren zweiten Vater tödtet, dem Stier endlich, durch Eure Rohheit. Traget daher in Eurer Umwandlung die Merkmale aller dieſer Thiere an Euch.“

Kaum hatte die Fee dieſe Worte ausgeſprochen, als Liebwerth mit Entſetzen ſich nach ihrem Wunſche erblickte. Er hatte den Kopf eines Löwen, die Hörner eines Stieres, die Füße eines Wolfs und der Schweif einer Viper. In demſelben Augenblicke ſah er ſich in einem großen Wald, an dem Rande einer Quelle, in welcher er ſeine Schreckengeſtalt erblickte, und eine Stimme vernahm er, welche ihm zurief:

„Betrachte aufmerkſam den Zuſtand, in den dich deine Laſter verſetzt haben; deine Seele iſt jedoch noch tauſendmal abſcheulicher geworden, als dein Körper.

Liebwerth erkannte Engelrein's Stimme und wollte ſich in ſeiner Wuth auf ſie ſtürzen, um ſie zu verſchlingen; allein er konnte ſie nicht ſehen, und dieſelbe Stimme dröhnte ihm in die Ohren:

„Ich ſpotte deiner Schwäche wie deiner Wuth. Ich will deinen Stolz beugen, indem ich dich unter die Botmäßigkeit deiner eigenen Unterthanen ſtelle.“

Liebwerth glaubte, ſein Schickſal erleichtern zu können, wenn er ſich von der Quelle entfernte, worin er ſtets ſein gräuliches Bild erblickte; er drang daher tiefer in den Wald. Kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, als er in eine Grube fiel, worin man Bären zu fangen pflegte. Jäger, die nicht weit davon entfernt waren, eilten herbei, feſſelten ihn und führten ihn nach ſeiner eigenen Hauptſtadt. Statt unterwegs einzuſehen, daß ſeine böſen Thaten ihm dieſe Züchtigung zuwege gebracht hatten, überließ er ſich der Wuth, biß in ſeine Ketten und verwünſchte die Fee. Als er ſich der Stadt näherte, erblickte er Alles in Freuden, und als die Jäger fragten, was es Neues gäbe, ſagte man ihnen, daß König Liebwerth, der ſich nur darin gefiel, ſein Volk zu bedrücken, in ſeinem Gemache vom Blitze erſchlagen worden wäre; denn ſo glaubte man es überall.

Noch fügte man hinzu, daß die Götter ſeine Verbrechen nicht mehr anſehen konnten und deßhalb die

Erde von ihm befreit hatten. Vier Herren ſeines Hofes, die Mitſchuldigen ſeiner Handlungen, wollten nach ſeinem Tode ſein Reich theilen; allein das Volk, welches wußte, daß ſie den König ſo verdorben hatten, zerriß ſie in Stücken und übergab die Krone demſelben Suliman, den der Tirann tödten laſſen wollte. Dieſer Würdige wurde nun gekrönt und der Tag gefeiert, gleich der Befreiung von einer ſchweren Laſt.

Als Liebwerth dieſes hörte, ſchäumte er vor Wuth, allein er ſollte noch viel Schlimmeres erfahren, denn als er auf dem großen Platze vor ſeinem Pallaſte angekommen war, erblickte er Suliman auf einem prächtigen Thron und das ganze Volk knieend, welches ihm ein langes Leben wünſchte, um die Leiden lindern zu können, welche ſein Vorgänger verurſacht hatte. Suliman gebot mit der Hand Stillſchweigen und ſprach zum Volke:

„Ich habe die Krone angenommen, die Ihr mir gabt, jedoch bloß in der Abſicht, ſie dem König Liebwerth zu bewahren. Er iſt nicht todt, wie Ihr glaubet; dieß hat mir eine Fee vertraut, und eines Tages werdet Ihr ihn vielleicht wieder ſehen, ſo tugendhaft, wie er es in ſeiner Jugend geweſen iſt. Die Schmeichler, fuhr er fort, indem er ſich die Thränen trocknete, haben ihn leider verführt. Ich kannte ſein Herz, es war tugendhaft geſchaffen, und hätten ihn diewelche ihn umgaben, nicht durch ihre Reden vergiftet, ſo wäre er Euch Allen ein liebender Vater geweſen. Haſſet ſeine Laſter, aber beklaget ihn und betet mit mir zu den Göttern, daß ſie ihn Euch wieder ſchenken. Ich würde mich glücklich ſchätzen, mit meinem Blute dieſen Thron zu färben, wenn er als weiſer Fürſt wieder darauf regieren könnte.“

Dieſe Worte Sulimans drangen dem König in's Herz, er erkannte nun, wie groß die Anhänglichkeit und Treue dieſes Mannes war, und er bedauerte zum erſtenmal, laſterhaft geweſen zu ſein. Sogleich legte ſich auch ſeine Wuth und er führte ſich alle ſeine Vergehungen vor's Gemüth und fühlte, daß ſeine Strafe nicht hart genug ſei. Er hörte auf in ſeinem Eiſenkäfig, wo er angekettet lag, zu toben, und wurde ſanft wie ein Lamm. Man führte ihn nun in ein Haus, wo die Ungeheuer und wilden Thiere aufbewahrt wurden und verwahrte ihn dort mit den andern.

Liebwerth beſchloß nunmehr ſeine Beſſerung damit zu beginnen, daß er ſich ſeinem Wächter gehorſam bezeigen wollte. Dieß war ein roher Menſch, und obgleich das Ungeheuer ſehr ſtill und friedlich war, ſo ſchlug er es doch, wenn er Grillen hatte. Eines Tages, als er eben eingeſchlafen war, befreite ſich ein Tiger von der Kette und warf ſich auf ihn, um ihn zu zerreißen. Als Liebwerth dieſes ſah, freute er ſich anfänglich, ſich mit einem Male von ſeinem Peiniger befreit zu ſehen; bald aber verdammte er dies Gefühl und wünſchte ſich frei, um Böſes mit Gutem zu vergelten und dem Unglücklichen das Leben zu retten.

Kaum hatte er dieß gewünſcht, ſo öffnete ſich auch ſchon der Käfig von Eiſen; er konnte ſich mit einem Satze zu dem Manne hinbegeben, der ſich mit aller Anſtrengung gegen den Tiger vertheidigte. Als der Wächter auch das Ungeheuer auf ſich loskommen ſah, glaubte er ſich verloren; allein wie erfreut war er, als es ſich auf den Tiger ſtürzte, ihn tödtete und ſich dann gehorſam zu den Füßen desjenigen ſchmiegte, den es gerettet hatte.

Der Wächter, voll Dankbarkeit, wollte ſich bücken, um das Ungeheuer zu ſtreicheln, allein eine Stimme ertönte und ſprach:

„Eine gute Handlung bleibt nie unbelohnt,“ und in demſelben Augenblicke ſah er nichts mehr von dem fürchterlichen Thiere, ſondern nur ein hübſches Hündchen zu ſeinen Füßen. Liebwerth war ſehr erfreut über dieſe Verwandlung und umſprang liebkoſend ſeinen Wärter, der ihn auf den Arm nahm und zu dem König trug, welchem er das Wunder erzählte. Die Königin wollte das Hündchen beſitzen, und Liebwerth würde ſich in ſeiner neuen Lage ſehr glücklich gefühlt haben, hätte er vergeſſen können, daß er eigentlich

Menſch und König war. Die Königin überhäufte ihn mit Liebkoſungen, allein aus Furcht, daß er größer werden könnte, befragte ſie die Aerzte, die ihr den Rath gaben, ihm nur ſehr kleine Portionen Brod als Nahrung zu reichen. Der arme Liebwerth kam nun faſt vor Hunger um, allein was war zu thun, er mußte Geduld haben.

Eines Morgens, als man ihm ſein Stückchen Brod zum Frühſtück gegeben hatte, kam es ihm in den Sinn, es im Garten zu verzehren; er ſprang damit nach einer Gegend, wo vormals ein Kanal geweſen war, und wurde überraſcht, nun daſelbſt ein prächtiges Haus zu finden. Er ſah eine große Menge Männer und Frauen, prächtig gekleidet, hineingehen; man aß, ſang und tanzte in dem Hauſe, aber Alle, die herauskamen, waren bleich und abgemagert, mit Wunden bedeckt und faſt nackt, denn ihre Kleider waren zerriſſen. Einige fielen ſogleich todt zu Boden, andere ſchleppten ſich mit großer Mühe fort, noch andere blieben ſterbend am Wege liegen und flehten die Vorübergehenden um ein Stückchen Brod an, ohne von ihnen nur eines Blicks gewürdigt zu werden.

Liebwerth näherte ſich einem jungen Mädchen, welches mühſam verſuchte einige Gräſer auszureißen, um ſie zu eſſen; von Mitleid durchdrungen, ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Ich habe zwar guten Appetit, aber ich werde doch nicht vor Hunger ſterben, wenn ich gleich bis zu Mittag warte. Ich will alſo mein Frühſtück dieſem armen Geſchöpfe überlaſſen, vielleicht bin ich im Stande, ihm das Leben zu retten.“

Er vollführte ſogleich dieſe gute That, indem er das Brod in die Hand des Mädchens fallen ließ, welches es mit Gier in den Mund ſteckte. Sie hatte ſich ſogleich erholt, und der hocherfreute Liebwerth wollte eben wieder in den Pallaſt zurücklaufen, als er ein wildes Geſchrei vernahm. Es war Zelia, die mit Gewalt von vier Männern in das prächtige Haus geſchleppt wurde. Wie bedauerte Liebwert, nunmehr kein Ungeheuer zu ſein, um Zelia beiſtehen zu können, als ſchwaches Hündchen konnte er nichts thun, als die Räuber anbellen und zu verſuchen, ihnen zu folgen. Man ſtieß ihn mit den Füßen fort, allein er nahm ſich vor, den Ort nicht eher zu verlaſſen, bis er wiſſen würde, was aus Zelia geworden, da er ſich den Vorwurf machte, das Unglück dieſes Mädchens verſchuldet zu haben.

„Ach! dachte er bei ſich, jetzt zürne ich den Leuten, die ſie entführen, und habe ich nicht daſſelbe Verbrechen begangen? Hätte nicht die Gerechtigkeit der Götter mein ſchändliches Vorhaben verhindert, würde ich ſie nicht eben ſo unwürdig behandelt haben?“

Dieſe Betrachtungen Liebwerths wurden durch ein Geräuſch unterbrochen, das ſich über ſeinem Kopfe vernehmen ließ. Er ſah, daß man ein Fenſter öffnete, und ſeine Freude war groß, als Zelia an demſelben erſchien, um eine Schüſſel mit klein geſchnittenem Fleiſch hinunter zu werfen, das ſo trefflich zubereitet war, daß beim bloßen Anblicke ſchon das Waſſer im Munde zuſammenlief. Das Fenſter wurde ſogleich wieder geſchloſſen, und Liebwerth, welcher den ganzen Tag noch nichts gegeſſen hatte, glaubte die Gelegenheit nicht ungenützt vorbeigehen laſſen zu dürfen. Er wollte alſo von dieſem Fleiſch eſſen, als plötzlich das Mädchen herzuſprang, dem er das Brod gegeben, und, ihn auf den Arm nehmend, zu ihm ſagte:

„Armes Thierchen, berühre nicht dieſes Fleiſch, dies Haus iſt der Pallaſt der Wolluſt, und Alles darin iſt vergiftet.“

In demſelben Augenblicke vernahm Liebwerth die ihm wohlbekannte Stimme:

„Du ſiehſt abermals, daß eine gute Handlung nie ohne Lohn bleibt.“

Zugleich ſah er ſich in ein weißes Täubchen verwandelt. Da er wußte, daß dieſes die Lieblingsfarbe der Fee Engelrein war, ſo fing er an zu hoffen, daß er endlich wieder Gnade vor ihr finden wurde. Er wollte ſich nunmehr Zelia nähern und flog um das

Haus, in dem glücklicher Weiſe ein Fenſter offen ſtand. Allein er mochte das ganze Haus durchfliegen, Zelia fand er nicht darin. Ganz verzweifelnd hierüber, nahm er ſich vor, nicht eher zu ruhen, bis er ſie gefunden haben würde.

Er flog mehre Tage, als er in eine Wüſte kam und ſich einer Höhle näherte. Wie groß war hier ſeine Freude! Zelia ſaß an der Seite eines ehrwürdigen Eremiten und theilte ſein einfaches Mahl. Liebwerth ſetzte ſich auf die Schulter der ſchönen Schäferin, und ſuchte durch allerlei Liebkoſungen das Vergnügen anzudeuten, das er bei ihrem Wiederfinden empfand. Zelia war entzückt, das Täubchen ſo zahm zu ſehen; ſie ſtreichelte es mit der Hand, und obgleich ſie vorausſetzte, daß es ſie nicht verſtehen könne, ſo ſagte ſie doch, daß ſie es behalten und ſtets lieben wollte.

„Was thuſt du, Zelia? ſprach der Eremit, wie? du verſprichſt ihm deine Liebe?“

„Ja meine geliebte Schäferin, rief Liebwerth aus, der in dem Augenblicke wieder ſeine wirkliche Geſtalt bekam, das Ende meiner Verwandlung hing an deiner Einwilligung zu unſerm Bündniß. Du verſprachſt mir, mich ewig zu lieben, begründe nun die Vollſtändigkeit meines Glücks, oder ich wünſche mich zurück in die Geſtalt der Taube, die ſo glücklich war, dir zu gefallen.“

„Du darfſt nicht ihre Unbeſtändigkeit befürchten, ſagte hier der Eremit, der Niemand anders war, als

die Fee Engelrein, welche wieder ihre eigene Geſtalt annahm. Zelia liebte dich, ſobald ſie dich ſah, aber deine laſterhafte Lebensart war Schuld, daß ſie ihre Gefühle vor dir verbarg. Die Umwandlung deines Herzens erlaubt ihr endlich, ſich dir mit ungetheilter Zärtlichkeit hinzugeben. Ihr werdet glücklich ſein, da eure Vereinigung ſich auf Tugend gründet.“

Liebwerth und Zelia warfen ſich der Fee zu Füßen, der König konnte nicht aufhören, ihr für ihre weiſe Führung zu danken, und Zelia, die von der Sinnesänderung ihres Geliebten entzückt war, wiederholte ihm den Ausdruck ihrer vollſten Zärtlichkeit.

„Steht auf, meine Kinder! ſprach die Fee Engelrein, ich will euch jetzt in euern Pallaſt zurückführen und Liebwerth eine Krone wiedergeben, die er durch ſeine Laſter verſcherzt hatte.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo befanden ſie ſich auch ſchon in dem Gemache Sulimans, der erfreut darüber, ſeinen Gebieter tugendhaft zu ſehen, ihm den Thron willig überließ und fortan wieder der treueſte ſeiner Unterthanen wurde.

Liebwerth und Zelia regierten lange, und man ſagt, daß er ſich nunmehr in ſo hohem Grade der Ausübung der Tugend weihte, daß ſein Ring, den er wieder angeſteckt, nicht ein einzigesmal bis aufs Blut ſtach.

Röschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die zwei ſchöne Knaben hatten; ſie wuchſen zuſehends, ſo vortrefflich wurden ſie genährt. Die Königin ließ bei der Geburt jedes Kindes die Feen einladen, damit ſie ihr genau ſagten, was den Kindern im Leben widerfahren würde.

Als ſie nun ein Mädchen geboren hatte, das ſo ſchön war, wie keines auf der Welt, ſo bat die Königin die Feen, nachdem ſie bei ihr Thee getrunken hatten, und bevor ſich dieſelben nach Hauſe begeben wollten, ſie möchten ihr doch ſagen, was ihrem Röschen bevorſtünde, denn ſo war das liebe Mädchen getauft worden. Die Feen entſchuldigten ſich, daß ſie ihr Zauberbuch nicht bei ſich hätten, und wollten ſich ein anderesmal die Ehre geben, damit aufzuwarten.

[illegible]ch mein Gott! rief die Königin, das verkündet mir [illegible]chts Gutes. Die Damen wollen mich gewiß nicht betrüben, weil ſie mir nur Böſes zu ſagen wiſſen;" aber ich beſchwöre ſie dennoch, mir nichts von Allem zu verbergen."

Die Feen entſchuldigten ſich jetzt noch weit mehr; aber die Königin wurde nun immer neugieriger dadurch, das Schickſal ihres Kindes zu erfahren. Endlich nahm die Vorſteherin der Feen das Wort:

„Wir fürchten, gnädigſte Frau, daß Röschen einſt ihren Brüdern ein großes Unglück bereitet, und daß ſie irgend etwas für ſie unternehmen, das ihnen den Tod bringt. Dieß iſt alles, was wir von dem Schickſale dieſes lieben kleinen Mädchens in Erfahrung gebracht haben, und es thut mir wahrlich außerordentlich leid, daß es nichts Beſſeres iſt."

Hierauf empfahlen ſie ſich, aber die Königin war ſo traurig, daß der König es merkte. Er fragte ſie, was es gäbe; ſie antwortete, daß ſie in der Küche dem Feuer zu nahe gekommen ſei und allen Flachs verbrannt habe, den ſie auf ihrer Spindel gehabt.

„Iſt's weiter nichts," ſagte lächelnd der König, und ging ſogleich auf den Boden und brachte der Königin mehr Flachs herunter, als ſie wohl in hundert Jahren ſpinnen konnte.

Allein die Traurigkeit der Königin war dadurch nicht gehoben, und er fragte wieder, was es gebe. Da erwiederte ſie, daß Sie am Fluſſe ſpazieren gegangen, und einer ihrer Pantoffeln von grünem Atlas in's Waſſer gefallen ſei.

„Iſt's weiter nichts," ſagte der König lächelnd, und ließ ſogleich alle Schuhmacher ſeines Königreichs zuſammenberufen, und in kurzer Zeit machten dieſe ihr zehntauſend Pantoffeln von grünem Atlas.

Aber die Königin blieb immer traurig und der König fragte wieder, was ihr fehle. Da ſagte ſie zu ihm, ſie hätte, als ſie hungrig war, zu ſchnell gegeſſen und aus Verſehen ihren Trauring, den ſie am Finger trug, mit hinabgeſchluckt. Der König erkannte nun, daß ſie lüge, denn er hatte den Ring gefunden und zu ſich geſteckt.

„Meine gute Frau, du lügſt, ſprach er hierauf, hier iſt dein Ring, den ich aufbewahrt habe."

Man kann denken, wie roth die Königin wurde, da ſie ſich ſo auf Lügen ertappt ſah, und da ſie überdieß bemerkte, daß der König ſchmollen wollte, ſo geſtand ſie ihm endlich, was die Feen ihr von Röschen geſagt hatten, und bat ihn, auf ein gutes Mittel zu ſinnen, um das Unheil zu beſeitigen. Da wurde auch der König ſehr traurig und ſann lange nach. Endlich ſagte er:

„Ich weiß kein anderes Mittel, unſere beiden Söhne zu retten, als die Kleine umbringen zu laſſen, während ſie noch in den Windeln iſt."

Da hätte man nun die Königin ſchreien hören ſollen: ſie wollte eher ſterben, als in dieſe Grauſamkeit willigen, und ſie bat den König ſehr ernſtlich, gar nicht mehr daran zu denken.

Da der König und die Königin ſich alle Mühe gaben, etwas ausfindig zu machen, ſo erfuhren ſie auch, daß ein alter Eremit, der im nahen Walde in einem hohlen Baume wohnte, ihnen vielleicht mit Rath beiſtehen könnte. Sogleich beſchloß die Königin, ſich zu ihm zu begeben. Sie ſtieg alſo an einem frühen Morgen auf ein kleines weißes Maulthier, deſſen Hufe mit Gold beſchlagen waren, und ließ ſich von zwei Hoffräulein begleiten, welche hübſche Pferde ritten. In der Nähe des Waldes ſtieg die Königin mit ihren Fräulein ab und gingen zu dem Baume hin, in welchem der Eremit wohnte. Dieſer konnte eigentlich die Frauen nicht leiden; als er aber die Königin erkannte, ſagte er zu ihr:

„Seid mir willkommen, was wollt Ihr von mir?“

Sie erzählte ihm hierauf, was ihr die Feen von Röschen geſagt hatten, und bat ihn um ſeinen Rath. Er ſagte ſogleich, man müſſe die Prinzeſſin in einen Thurm ſperren und ſie nie herauslaſſen. Hierauf dankte ihm die Königin, gab ihm ein reiches Almoſen und ritt zum König zurück, um ihm Alles zu ſagen.

Als der König dieſe Nachricht erfuhr, ließ er ſchnell einen großen Thurm bauen. Die Prinzeſſin wurde hineingeſetzt, und damit ſie nicht von der langen Weile geplagt würde, beſuchten ſie der König, die Königin und ihre beiden Brüder alle Tage. Der ältere hieß der große Prinz und der jungere der kleine Prinz. Sie liebten ihre Schweſter leidenſchaftlich, denn ſie war die Schönſte und Anmuthvollſte, die man nur ſehen konnte, und den gewöhnlichſten ihrer Blicke konnte man auf hundert Piſtolen ſchätzen. Als ſie fünfzehn Jahre alt war, ſprach der große Prinz zum König:

„Wie iſt es, Papa, unſere Schweſter iſt groß genug zum Heirathen; wann gehen wir zur Hochzeit?“

Der kleine Prinz ſagte ebendaſſelbe zu der Königin, und Ihre Majeſtäten lächelten heimlich und antworteten nichts. Endlich aber wurden der König und die Königin krank und ſtarben faſt an demſelben Tage. Alles war nun ſehr traurig und ging ſchwarz gekleidet, und überall wurden die Glocken geläutet. Beſonders war Röschen untröſtlich über den Tod ihrer guten Mama.

Nachdem der König und die Königin begraben war, kamen die Marquiſe und Herzoge des Königreichs zuſammen und ließen den großen Prinzen einen Thron beſteigen, der ganz aus Gold und Diamanten gemacht war; ſie ſetzten ihm eine ſchöne Krone auf daß Haupt und zogen ihm Kleider an von violettem Sammt, ganz mit Sonnen und Monden geſtickt. Der Hof ſchrie nun:

[illegible] lebe der König!“ und Niemand dachte nun an et[illegible] anderes, als ſich luſtig zu machen.

Der König ſagte zu ſeinem Bruder: „Jetzt, da wir hier zu befehlen haben, wollen wir unſre Schweſter aus dem Thurm nehmen, wo ſie ja ein ſo trauriges Leben führt.“

Sie gingen durch den Garten nach dem Thurme hin, der in einen Winkel deſſelben gebaut war. Röschen ſtickte gerade an einem Kleide, als ſie eintraten. Sie ſtand aber auf, ging ihren Brüdern entgegen, und ergriff des Königs Hand, mit den Worten:

„Guten Morgen, Sire! Jetzt biſt du König und ich bin deine kleine Dienerin, allein ich bitte dich, daß du mich aus dem abſcheulichen Thurme nimmſt, wo ich mich ſo gräßlich langweile.“

Hierauf fing ſie an zu weinen; der König umarmte ſie und verſprach ihr, ſie in ein ſchönes Schloß zu führen; der kleine Prinz aber, der die ganze Taſche voll Bonbons hatte, gab dieſe ſeiner Schweſter und ſagte

„Folge uns aus dieſem abſcheulichen Thurme, der König wird dich bald verheirathen und darum betrübe dich nicht weiter.“

Als Röschen den ſchönen Garten voll Früchte und Blumen ſah, wurde ſie von dem Anblick ſo überraſcht, daß ſie kein Wort hervorbringen konnte, denn ſie hatte in ihrem Leben noch nicht ſo etwas geſehen. Sie ſah nach allen Seiten zugleich, lief, ſtand ſtill, pflückte

Früchte von den Bäumen und Blumen von den Beeten. Ihr kleiner Hund, der Frettchen hieß, war grün wie ein Papagei, hatte nur Ein Ohr und tanzte zum Entzücken ſchön. Dieſer lief mit ſeinem Wau, Wau, Wau! vor ihr her und machte tauſend Sprünge und Kapriolen.

Frettchen erheiterte ſehr die Geſellſchaft; jetzt lief er mit einemmal in ein kleines Gehölz. Die Prinzeſſin folgte ihm; wie ſehr war ſie aber überraſcht, hier einen großen Pfau zu erblicken, der ein Rad ſchlug und ihr ſo ſchön vorſang, daß ſie die Blicke nicht von ihm zu wenden vermochte. Der König und der Prinz holten ſie ein und fragten ſie, was ſie denn ſo in Verwunderung ſetzte; ſie zeigte ihnen den Pfau und bat ſie, ihr zu ſagen, was das wäre. Sie nannten ihr den Vogel und fügten hinzu, daß man ihn manchmal wohl auch zu eſſen pflegte.

„Wie! rief ſie aus, man wagt es, einen ſo ſchönen Vogel zu tödten, um ihn zu eſſen! Ich erkläre, daß ich mich nur mit dem Pfauenkönige vermählen werde, und daß ich dann es nicht mehr zugebe, daß man Pfauen eſſe.“

Man kann ſich wohl kaum das Erſtaunen des Königs denken.

„Aber, liebe Schweſter, ſagte er, wo ſollen wir den Pfauenkönig ſuchen?“

„Wo es Eurer Majeſtät gefällig iſt, ſagte ſie; allein ich werde nur ihm meine Hand reichen.“

Nachdem ſie dieſes geſagt, führten ſie die beiden Brüder in das Schloß, wohin man auch den Pfau bringen mußte, der nun in ihrem Zimmer wohnte, da ſie ihn außerordentlich liebte.

Alle Damen, die Röschen noch nicht kannten, eilten jetzt herbei, um ihr den Hof zu machen. Einige brachten ihr Zucker, andere überzogene Früchte, noch andere goldne Kleider, ſchöne Bänder, Puppen, geſtickte Pantoffeln, Gold und Diamanten, kurz man regalirte ſie, ſo gut man konnte; ſie war aber auch ſo wohlgezogen, und knixte und küßte die Hand, wenn man ihr etwas ſchenkte, daß alle Leute ſie höchſt befriedigt verließen. Während ſie nun Beſuche und Geſchenke annahm, dachte der König und der Prinz daran, den Pfauenkönig aufzufinden, wenn er nämlich auf der Welt exiſtirte. Sie ließen ein Portrait von der Prinzeſſin machen, dem nur die Rede fehlte, und ſprachen hierauf:

„Da du nur den König der Pfauen heirathen willſt, ſo werden wir jetzt abreiſen, um ihn auf der ganzen Erde zu ſuchen. Wir wollen froh ſein, ihn zu finden; nimm du indeß unſer Königreich in Acht.“

Röschen dankte ihnen für die Bemühung und verſprach, das Königreich gut zu regieren, und ihr einziges Vergnügen darin zu ſuchen, den Pfau anzuſehen und

Fretchen tanzen zu laſſen. Die Geſchwiſter konnten ſich nicht enthalten, beim Abſchiede Thränen zu vergießen.

Auf der Reiſe unterließen die Prinzen nicht, alle Menſchen zu fragen, ob ihnen nichts von dem Pfauenkönig bekannt wäre? Allein Jeder antwortete: Nein. Sie gingen hierauf immer weiter und endlich ſo weit, wo noch Niemand hingekommen war. Sie kamen jetzt in das Königreich der Maikäfer, die ein ſo lautes Geſumm machten, daß den König die Furcht ergriff, davon taub zu werden. Er fragte einen Maikäfer, der ihm am verſtändigſten vorkam, ob er nicht wiſſe, wo man den König der Pfauen finde?

„Sire, erwiederte der Maikäfer, ſein Königreich liegt dreißigtauſend Stunden von hier. Ihr habt den weiteſten Weg eingeſchlagen, um dahin zu gelangen.“

„Und wie wißt Ihr das?“ fragte der König.

„Weil wir alle Jahre zwei bis drei Monate in deinem Garten zubringen,“ ſprach der Maikäfer.

Hierüber war der König und ſein Bruder ſehr erfreut, ſie umarmten den Maikäfer, nahmen ihn dann unter dem Arm und führten ihn in ihr Gaſthaus, wo ſie ſehr freundſchaftlich miteinander zu Mittag aßen. Hierauf ſahen ſie alle Merkwürdigkeiten dieſes Landes, wo das kleinſte Laub eine Piſtole koſtete. Sie reisten dann wieder weiter, und da ihnen der Maikäfer den Weg genau bezeichnet hatte, ſo waren ſie bald in dem

Pfauenlande angekommen. Man konnte die Pfauen auf zwei Stunden weit miteinander ſprechen hören, ſo viele waren hier beiſammen.

Der König ſprach zu ſeinem Bruder:

„Iſt der Pfauenkönig ſelbſt ein Pfau, wie will ihn da wohl unſere Schweſter heirathen? Man müßte ja verrückt ſein, dazu ſeine Einwilligung zu geben. Das wäre in der That eine ſchöne Verwandtſchaft, einen Pfau zum Schwager zu haben.“

Der Prinz war in keiner geringen Verlegenheit.

„Das iſt eine unglückſelige Phantaſie von unſerer Schweſter, ſagte er, ich möchte nur wiſſen, wie ſie in aller Welt von dieſem Pfauenkönig was vernommen haben kann?“

Als ſie in die Hauptſtadt kamen, ſahen ſie, daß dieſelbe von Männern und Frauen bewohnt war, deren Kleider jedoch aus Pfauenfedern gemacht waren. Sie begegneten auch dem König, der in einem kleinen goldenen Wagen ſpazieren fuhr, den zwölf Pfauen im Galopp davonzogen. Dieſer Pfauenkönig war ſo ſchön, daß die beiden Brüder hoch erfreut darüber waren. Er hatte lange, blonde, gekräuſelte Haare, ein ſehr weißes Geſicht, und trug eine Krone von Pfauenſchwänzen. Als er die Fremden erblickte, hielt er ſeinen Wagen an und ließ ſie heranrufen.

Der König und der Prinz traten beſcheiden näher, machten ihm eine tiefe Verbeugung und ſagten:

„Sire, wir kommen von weiter Ferne, um Euch ein ſchönes Bild zu zeigen.“

Sie zogen nun aus ihrem Felleiſen das große Bild ihrer Schweſter hervor. Nachdem der Pfauenkönig es erblickte, ſchrie er:

„Ich kann nicht glauben, daß es ein ſo ſchönes Mädchen auf der Erde gibt!“

„Sie iſt noch hundertmal ſchöner, ſprach der Prinz.“

„Ihr ſpottet meiner, erwiederte der Pfauenkönig.“

„Sire, ſagte der Prinz, hier iſt mein Bruder, ein König, wie Ihr. Ihn nennt man nur den König und mich den Prinzen; unſere Schweſter, deren Bildniß Ihr hier ſeht, iſt die Prinzeſſin Röschen, und wir kommen Euch zu fragen, ob Ihr ſie heirathen wollt, ſie iſt eben ſo ſchön als klug, und wir geben ihr einen Scheffel Goldthaler zur Mitgift.“

„Schon recht, ſprach der Pfauenkönig, ich will ſie gern heirathen; es ſoll ihr nichts bei mir fehlen und ich will ſie auch lieben. Aber ich gebe Euch mein Wort, wenn ſie nicht ſo ſchön iſt wie dies Bild, und wenn nur die kleinſte Sache anders iſt, ſo laſſe ich Euch um's Leben bringen.“

„Gut, erwiederten die Brüder, wir ſind damit zufrieden.“

[illegible] »Ihr willigt alſo ein? nahm der König wieder das Wort, nun ſo will ich Euch in's Gefängniß ſetzen laſſen, bis daß die Prinzeſſin hier ſein wird.«

Die Prinzen waren dabei ſehr ruhig, denn ſie wußten wohl, daß Röschen ſchöner als das Bild ſei. Als ſie in dem Gefängniſſe waren, ließ ſie der König trefflich bedienen; er beſuchte ſie oft, denn er war ſo ſehr in das Bildniß verliebt, daß er Tag und Nacht kein Auge zumachen konnte. Die beiden Brüder aber ſchrieben ſogleich mit der Poſt an die Prinzeſſin, daß ſie ihre Sachen einpacken möchte und einen Platz auf der Diligence nehmen ſollte, weil der Pfauenkönig ſie bereits erwarte. Daß ſie gefangen ſeien, meldeten ſie ihr nicht, aus Furcht, ſie allzuſehr zu betrüben.

Als ſie den Brief erhielt, war ſie ſo ſehr erfreut, daß ſie den Geiſt aufzugeben glaubte. Sie erzählte ſogleich allen Leuten, daß der Pfauenkönig gefunden ſei und ſie heirathen wolle. Man zündete Freudenfeuer an, man löste Kanonenſchüſſe und aß überall Bonbons und Kuchen; wer in dieſen Tagen die Prinzeſſin beſuchte, erhielt ein Glas Meth und einen Teller voll Schmalzfladen, ohne Unterſchied des Standes. Nachdem ſie ſo ihre Freigebigkeit an den Tag gelegt hatte, verſchenkte ſie alle ihre Puppen an ihre Freundinnen und überließ die Regierung den klügſten Greiſen der Hauptſtadt. Sie empfahl ihnen, recht aufzupaſſen, nichts auszugeben, recht viel Geld zu ſparen, ihren Pfau zu pflegen, und wählte blos ihre Amme, ihre Milchſchweſter und Frettchen, ihren grünen Hund, zur Begleitung. Hierauf begaben ſie ſich in einem Kahn auf das Meer. Sie hatte den Scheffel mit Goldthalern mitgenommen und Kleider auf zehn Jahre, jeden Tag zweimal zu wechſeln. Sie thaten nichts als lachen und ſingen.

Die Amme fragte den Schiffer:

„Nähern wir uns ſchon, nähern wir uns ſchon dem Pfauenreiche?“

Er antwortete:

„Nein, nein!“

Ein anderesmal fragte ſie:

„Nähern wir uns ſchon? nähern wir uns ſchon?“

Er antwortete:

„Bald, bald!“

Zum drittenmal fragte ſie:

„Nähern wir uns ſchon? nähern wir uns ſchon?“

Er antwortete:

„Ja, ja!“

Und als er dieſes geſagt, ſetzte ſie ſich zu ihm an das Ende des Kahns und ſprach zu ihm:

„Willſt du, ſo wirſt du reich für immer ſein.“

Er antwortete:

„Ich will wohl.“

Sie fuhr fort:

„Willſt du, ſo ſollſt du gute Piſtolen erhalten."

Er antwortete:

„Das iſt mir ſchon recht."

„Nun wohl, ſprach ſie, ſo mußt du mir helfen, Nachts, wenn die Prinzeſſin ſchläft, ſie in's Meer zu werfen, dann will ich meine Tochter in ihre ſchönen Gewänder kleiden und ſie zu dem Pfauenkönig hinbringen, der ſie ſehr gern heirathen wird. Zur Belohnung ſollſt du dann deinen ganzen Hut voll Diamanten davontragen."

Der Schiffer war über dieſe Worte der Amme ſehr überraſcht. Er ſagte, daß es Schade ſei, eine ſo ſchöne Prinzeſſin zu erſäufen; allein das böſe Weib gab ihm eine Flaſche Wein und ließ ihn ſo lange trinken, bis er in Alles willigte.

Als die Nacht gekommen war, legte ſich die Prinzeſſin ſchlafen, wie ſie es gewöhnlich zu thun pflegte, und das kleine Frettchen lag artig ihr zu Füßen, ohne ſich zu rühren. Röschen ſchlief aus Leibeskräften, als die garſtige Amme wachte, um den Schiffer herbeizuholen. Sie ließ ihn in das Zimmer der Prinzeſſin ein, und ohne ſie aufzuwecken, nahmen ſie ſie mit ihrem Federbette, ihrer Matratze, ihren Leintüchern und Decken, und die Milchſchweſter half dabei ſo ſehr ſie konnte. So warfen ſie die Prinzeſſin in's Meer, die einen ſo feſten Schlaf hatte, daß ſie nicht davon erwachte.

Das Glück wollte, daß ihr Bett mit Phönixfedern geſtopft war, welche die ſeltene Eigenſchaft beſitzen, daß ſie nicht untergehen können, und ſie ſchwamm daher wie in einem Schifflein auf den Wellen. Das Waſſer benetzte jedoch nach und nach das Bett, und da Röschen dieß ſpürte, wußte ſie nicht, was es bedeuten ſollte. Als ſie ſich auf die andere Seite legte, wachte Frettchen auf. Er hatte eine feine Naſe und roch nun die Schollen und Steinbutten ſo nah, daß er zu bellen anfing und alle Fiſche aufweckte. Dieſe fingen nun an zu ſchwimmen und ſtießen mit ihren dicken Köpfen an das Bett der Prinzeſſin, welche ganz erſtaunt über die Bewegung war, da ſie von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Frettchen aber hörte nicht auf ganz verzweiflungsvoll zu bellen. Die böſe Amme und der Schiffer hörten ihn von Ferne und ſprachen:

„Hört nur, wie der kleine Satanshund jetzt mit der Prinzeſſin auf unſere Geſundheit trinkt. Wir wollen indeß machen, daß wir an's Land ſteigen.“

Sie waren in der That ganz nahe am Ufer des Pfauenreichs.

Der König hatte über hundert Karoſſen an das Ufer des Meeres geſchickt, die mit allerlei ſeltenen Thieren beſpannt waren, wie z. B. Löwen, Bären, Hirſche, Wölfe, Pferde, Ochſen, Eſel, Adler und Pfauen; der Wagen aber, der für Prinzeſſin Röschen beſtimmt

[illegible], wurde von ſechs blauen Affen gezogen, welche die wunderbarſten Sprünge machten. Sie waren mit karmoiſinrothen Sammtdecken behängt, welche vom Golde ſtrotzten. Auch erblickte man ſechzig junge Fräulein, welche der König zum Dienſte der Prinzeſſin erleſen hatte, und die in allen Farben gekleidet erſchienen; Gold und Silber war das Ordinärſte an ihrem Anzug.

Die Amme war ſehr bemüht geweſen, ihre Tochter zu ſchmücken, ſie hatte ihr Röschens ſchönſtes Kleid angezogen und ſie mit Diamanten ſo recht überladen; allein ſie ſah doch wie eine Meerkatze aus, denn ſie hatte krollige Haare, ſchiefe Augen, krumme Beine, einen großen Buckel, und war von ſo übler Laune, daß ſie mit allen Leuten zankte.

Als der Hof des Pfauenkönigs ſie an's Land ſteigen ſah, war er ſo überraſcht, daß keiner ein Wort ſprechen konnte. Sie aber ſchrie:

„Was iſt das? ſchlaft ihr? bringt mir zu Eſſen, ihr Schlingel, ſonſt laſſe ich euch gleich aufhängen.“

Da murrten die Diener untereinander:

„Welch' ein garſtiges Thier! Sie iſt eben ſo ſchlecht, als häßlich. Das war der Mühe werth, ſie vom Ende der Welt herbeizuholen!“

Sie fuhr aber fort, Ohrfeigen und Püffe auszutheilen.

Der Zug ging langſam vorwärts, und ſie hatte ſich wie eine Königin in ihren Wagen gepflanzt; aber alle Pfauen, die auf den Bäumen ſaßen, um ſie zu begrüßen und ſich vorgenommen hatten: „Es lebe Röschen, unſere ſchöne Königin!“ zu rufen, ſchrieen jetzt aus einem Tone:

„Pfui, wie garſtig iſt ſie!“

Sie gerieth darüber ſo außer ſich, daß ſie den Wachen befahl, die Pfauen todt zu ſchießen; dieſe aber flogen fort und lachten ſie aus.

Der Spitzbube von Schiffer, der das Alles mit anſah, ſagte ganz leiſe zu der Amme:

„Gevatterin, das geht nicht gut. Eure Tochter ſollte hübſcher ſein.“

Sie aber antwortete ihm:

„Schweig ſtille, du wirſt uns noch in's Unglück bringen.“

Als man dem König die Meldung brachte, daß die Prinzeſſin nahe, fragte er:

„Nun, haben mir ihre Brüder die Wahrheit geſagt, und iſt ſie ſchöner als das Bild?“

„Sire, antwortete man ihm, es wäre ſchon recht, wenn ſie ſo ſchön wäre.“

„Ja wohl, ſagte der König, ich könnte damit zufrieden ſein. — Doch ich werde ja ſehen!“

Hierauf hörte man ein großes Geräuſch im Hofe, welches die Ankunft verkündete, und da er nichts anes unterſcheiden konnte, als die Worte: „Pfui, wie häßlich iſt ſie!“ ſo glaubte er, daß man von irgend einem Zwerge oder wilden Thiere ſpreche, welches die Prinzeſſin mit ſich führte; denn es konnte ihm natürlich nicht in den Sinn kommen, daß man ſie ſelbſt damit meinen könnte.

Man trug Röschens Bildniß ganz enthüllt an einer langen Stange; hinter demſelben ging der König, umgeben von allen ſeinen Baronen und allen ſeinen Pfauen, und dann kamen die Geſandten der benachbarten Königreiche. Je größer die Ungeduld war, welche den König verzehrt hatte, den geliebten Gegenſtand zu erblicken, deſto fürchterlicher war nun ſein Zorn, als er des Scheuſals anſichtig wurde. Er zerriß ſeine Kleider und befahl, daß ſie ſich ihm nicht nähern ſollte.

„Wie? ſchrie er, die beiden Landſtreicher, die ich hier in meinem Kerker habe, unterſtehen ſich, mir zuzumuthen, mich mit einer ſolchen Meerkatze zu verbinden! ſie ſollen ſterben! Aber auch ihre Amme, und der Spitzbube, der ſie hieher geleitet hat, ſollen mich kennen. Man werfe ſie ſogleich in den tiefſten Thurm!“

Indeß hatten der gefangene König und ſein Bruder ihre beſten Kleider angelegt, um ihre Schweſter zu empfangen; allein wie ſehr erſchraken ſie, als ſtatt der gehofften Freiheit der Kerkermeiſter mit ſeinen Soldaten erſchien, um ſie in einen finſtern Keller zu werfen, wo ihnen das Waſſer bis zum Halſe ging und alles mit abſcheulichem Gethier angefüllt war. Sie konnten ſich nicht denken, was ihnen eine ſolche Behandlung zuwegebrachte.

Drei Tage waren vorübergeſtrichen, ohne daß ſie etwas hörten; am vierten rief ihnen der Pfauenkönig einige Beleidigungen durch ein Loch in der Wand zu.

„Ihr habt euch die Titel König und Prinz angemaßt, rief er, um mich anzuführen und mich dahinzubringen, eurer Schweſter meine Hand zu geben. Allein ihr ſeid Elende, die nicht das Waſſer verdienen, das ſie trinken. Ich will euch Richter ertheilen, die euch ſchnell euren Prozeß machen ſollen; der Strick wird ſchon geſponnen, woran ich euch hängen laſſen will.“

„König der Pfauen, erwiederte der gefangene König mit edlem Selbſtgefühl, handelt nicht zu ſchnell in dieſer Angelegenheit, denn Ihr dürftet es bereuen. Ich bin ein König, wie Ihr, ich habe ein ſchönes Königreich, ſchöne Kleider, auch Kronen und gute Thaler. Ihr ſeid in der That ein Spaßvogel, daß Ihr davon ſprecht, uns hängen zu laſſen, haben wir Euch etwas geſtohlen?“

Als der Pfauenkönig ihn ſo reſolut ſprechen hörte, wußte er nicht, woran er war, und ſchon hatte er Luſt, die Gefangenen mit ihrer Schweſter ziehen zu laſſen, ohne ſie zu tödten; allein ſein Vertrauter, der ein ächter Schmeichler war, forderte ihn auf, ſich zu rächen, und ſtellte ihm vor, daß ihn Alles auslachen und ihn nur einen Zaunkönig nennen würde. Da ſchwur er, nichts von Vergebung wiſſen zu wollen und befahl, ihnen den Prozeß zu machen. Der war leicht entſchieden; denn man durfte nur das Bild mit der Angekommenen vergleichen, welche ſich für die Prinzeſſin ausgab, um die Gefangenen für Lügner zu erklären, welche dem König für eine ſchöne Prinzeſſin nur eine häßliche Bäuerin übergeben hatten. Sie wurden mithin dazu verurtheilt, daß ihnen der Kopf abgeſchlagen werden ſollte.

Man begab ſich mit großem Gepränge in das Gefängniß, um ihnen das Urtheil vorzuleſen; ſie aber betheuerten, daß ſie nicht gelogen, daß ihre Schweſter ſchöner ſei als der Tag, und daß etwas darunter ſein müſſe, was ſie nicht zu ergründen im Stande ſeien. Sie baten noch um ſieben Tage Friſt bis zur Vollziehung des Urtheils, in der Hoffnung, daß indeſſen ihre Unſchuld an den Tag kommen würde. Obgleich der Pfauenkönig ſehr zornig war, ſo gewährte er ihnen doch am Ende dieſe Bitte.

Indeß ſich dieſes Alles am Hofe zutrug, begab ſich folgendes mit dem armen Röschen. Sobald es vollends Tag geworden war, war ſie eben ſo erſtaunt als ihr

Frettchen, ſich ohne Schiff und allein auf dem Meere zu ſehen. Sie fing darüber ſo ſehr an zu weinen, daß die Fiſche Mitleid mit ihr bekamen. Sie wußte nicht, was ſie thun, noch was ſie anfangen ſollte.

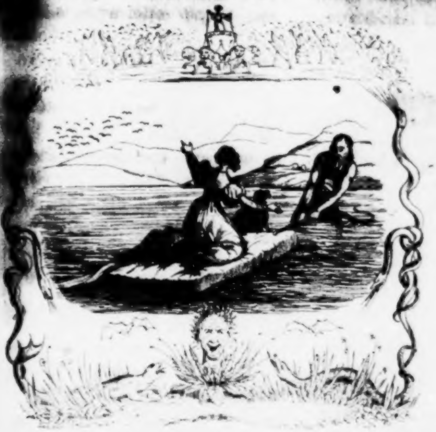
„Gewiß, ſprach ſie, bin ich auf Befehl des Pfauenkönigs in's Meer geworfen worden; er wird es bereut haben, mir ſeine Hand zu geben, und um mich nun auf eine anſtändige Weiſe los zu werden, hat er mich ertränken laſſen. Was für ein ſeltſamer Mann! Ich habe ihn ſo lieb gehabt, und wir hätten gewiß recht gut miteinander auskommen können!“

Hierauf weinte ſie noch ſtärker, denn ſie konnte ihre Thränen nicht unterdrücken.

So ſchwamm ſie noch zwei Tage auf dem Meere umher, durchnäßt bis auf die Knochen, und erkaltet bis zum Sterben. Hätte das kleine Frettchen ſich ihr nicht aufs Herz gelegt, um ſie zu erwärmen, ſo wäre ſie ſicherlich geſtorben. Dabei hatte ſie einen ganz entſetzlichen Hunger. Sie fand Auſtern in der Schaale, und aß davon, bis ſie ſatt war; Frettchen liebte ſie gewöhnlich nicht, allein er hatte nichts anderes und mußte ſie wohl eſſen. Wenn die Nacht hereinbrach, ſo wurde Röschen ſehr bange und ſprach zu ihrem Hunde:

„Frettchen, belle nur immer hübſch, damit uns die Fiſche nicht freſſen.“

So bellte er denn auch die ganze Nacht hindurch



und das Bett der Prinzeſſin war nicht weit mehr vom Geſtade. In dieſer Gegend lebte ein guter Greis, der eine kleine Hütte ganz allein bewohnte. Er war ſehr arm und kümmerte ſich nicht um die Güter der Welt. Wie er Frettchens Bellen hörte, ſo erſtaunte er ſehr darüber, denn es pflegten nie Hunde in jene Gegend zu kommen; er glaubte daher, daß ſich Reiſende verirrt haben könnten, und ging aus der Hütte, um ſie zurechtzuweiſen. Wie überraſcht war er, als er die Prinzeſſin und Frettchen auf der See ſchwimmen ſah, und die Worte vernahm:

„Ach guter Greis, rettet mich, denn ſonſt muß ich ſterben; es ſind ſchon zwei Tage, daß ich ſo umherſchwimme.“

Als er dieſe traurigen Worte hörte, ergriff ihn Mitleid und er eilte in ſeine Hütte, um einen langen Haken zu holen. Damit ging er bis am Hals in's Waſſer, warf den Haken in das Bett und zog ſo ſehr, daß er es bald an das Land gezogen hatte.

Röschen und Frettchen waren ſehr froh, als ſie ſich wieder auf der Erde ſahen; ſie dankte dem guten Manne vielmals und hüllte ſich in ihre Bettdecke. Mit bloßen Füßen lief ſie dann in die Hütte, wo der wackere Greis ihr ein kleines Feuer von getrocknetem Stroh anzündete, und das beſte Kleid, nebſt Strümpfen und Schuhen, von ſeiner verſtorbenen Frau aus dem

Kaſten nahm und die Prinzeſſin damit bekleidete. In dieſem Bauern-Koſtüm war ſie ſchön wie der Tag, und Frettchen ſprang um ſie her, um ſie zu erheitern.

Der Greis ſah wohl ein, daß Röschen irgend eine große Dame war, denn ihre Bettdecken waren aus Gold und Silber gewebt und die Matratzen von dem ſchönſten Atlas. Er bat ſie nun, ihm ihre Geſchichte zu erzählen, und verſprach ihr, nichts davon zu verrathen. Sie erzählte ihm nun Alles unter heißen Thränen, denn ſie glaubte noch immer, daß der Pfauenkönig ſie habe erſäufen laſſen.

„Wie wird es aber nun ſein, meine Tochter? ſprach der Greis, du biſt eine ſo große Prinzeſſin, die nur immer gewöhnt iſt, gute Biſſen zu eſſen, und ich habe nichts als Schwarzbrod und Rüben, um meinen Hunger zu ſtillen. Wie würdeſt du da wohl ſatt werden? Wenn du erlaubſt, ſo will ich den Pfauenkönig aufſuchen, und ihm ſagen, daß du hier biſt, und gewiß heirathet er dich, ſobald er dich geſehen hat.“

„Nein, er iſt ein Böſewicht und wird mich umbringen laſſen, ſprach Röschen; wenn Ihr aber einen kleinen Korb habt, um ihn meinem Frettchen an den Hals zu hängen, ſo müßte es ſehr ſeltſam zugehen, wenn er nichts zu Eſſen nach Hauſe brächte.“

Der Greis gab der Prinzeſſin den Korb, den ſie mit den Worten dem Hündchen an den Hals band:

„Laufe in die beſte Küche der Stadt und hole mir das Leckerſte, was dort gekocht wird.“

Frettchen läuft in die Stadt, und da des Königs Küche die beſte war, ſo ſpringt er hinein und nimmt aus einem Topf, der am Feuer ſteht, Alles was darin iſt. Damit bepackt, kommt er nach Hauſe. Nun ſagt ihm Röschen noch einmal:

„Jetzt laufe in des Königs Speiſekammer und hole mir das Beſte, was darin iſt.“

Frettchen läuft zurück in die Speiſekammer und nimmt alles Weißbrod, den Muskatwein und die ſchönſten Früchte und Konfituren. Das Hündchen war ſo bepackt, daß es kaum laufen konnte.

Als der Pfauenkönig nun zu Mittag eſſen wollte, war der Topf und die Speiſekammer leer; ein Jeder ſah ſich verlegen an und der König befand ſich in einem fürchterlichen Zorn.

„Meinetwegen, ſprach er, ich werde heute einmal nicht zu Mittag eſſen, dafür aber ſetzt mir heute Abend die Bratenwender in Bewegung, damit ich etwas Gutes auf den Tiſch bekomme.“

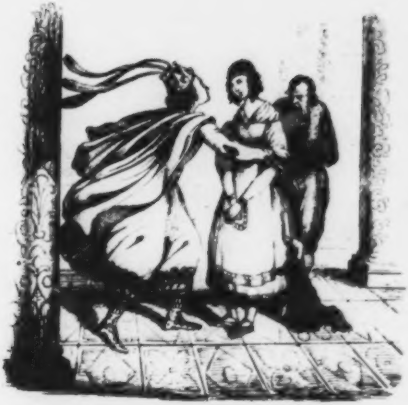
Als der Abend gekommen war, ſagte die Prinzeſſin zu Frettchen:

„Lauf in die Stadt und hole mir aus der beſten Küche das Beſte, was dort gebraten wird.“

Frettchen that, wie ſeine Gebieterin befohlen hatte;

und da er keine beſſere Küche kannte, als die des Königs, ſo ſchlüpfte er ganz leiſe hinein und nahm die Braten von den Spießen, die ſo kaſtanienbraun ausſahen und ſo herrlich dufteten, daß man Appetit bekam, wenn man ſie nur anſah. Er brachte ſeinen Korb ganz voll zur Prinzeſſin; ſie aber ſchickte ihn zurück in die Speiſekammer, wo er ſämmtliche Kompots und das Zuckerwerk mit ſich nahm.

Der König hatte, weil er nichts zu Mittag gegeſſen, bedeutenden Hunger und verlangte daher zeitig zu Nacht zu ſpeiſen; allein es war wieder nichts vorhanden, er gerieth in einen wahrhaft gräßlichen Zorn und mußte hungrig zu Bette gehen. Am andern Tage war es Mittag und Abend eben ſo; und drei Tage mußte der König ohne etwas zu eſſen und zu trinken zu haben, zubringen; denn ſo oft man zu Tiſche gehen wollte, war Alles fortgenommen. Sein Vertrauter war hierüber ſehr bekümmert, denn er beſorgte, daß der König ſterben könnte, und um dem Dinge auf die Spur zu kommen, verbarg er ſich in einem Winkel der Küche, ſeine Augen feſt auf den Topf gerichtet, in welchem des Königs Mittageſſen kochte. Wie ſehr war er erſtaunt, als er einen kleinen grünen Hund, der nur ein Ohr hatte, leiſe in die Küche treten ſah und wie er den Topf aufdeckte und dann das Fleiſch in ſeinen Korb legte. Er folgte ihm, um zu ſehen, wo er bleiben



würde, und kam ſo bis zu der Hütte des guten Greiſes. Sogleich eilte der Vertraute zum König, um ihm zu hinterbringen, daß ein armer Bauer ſeine Suppe und ſeinen Braten verzehre.

Der König befahl ſogleich, daß man ihn holen ſollte und der Vertraute begab ſich mit Häſchern dahin. Sie fanden den guten Alten mit der Prinzeſſin bei Tiſche ſitzend, das Rindfleiſch verzehrend, das für den König gekocht worden war. Alsbald wurden ſie mit Stricken gebunden, ebenſo Frettchen, und vor den König geführt.

Als ſie hier angekommen waren, ſprach der König: „Morgen iſt der letzte der ſieben Tage, die ich den Lügnern zu ihrer Rechtfertigung bewilligt habe, ſie ſollen mit den Dieben meiner Mahlzeiten ſterben.“

Hierauf begab er ſich in den Gerichtsſaal. Der Greis fiel auf die Kniee und begann Alles zu erzählen. Während deſſen blickte der König mitleidsvoll auf die ſchöne Prinzeſſin, welche in einem fort weinte; wie aber der gute Alte erzählte, daß dieß eigentlich Prinzeſſin Röschen ſei, die man in's Meer geworfen, ſo ſprang der König, trotz ſeiner Schwäche vom langen Faſten, dennoch in drei Sätzen auf ſie zu, umarmte ſie, löste die Stricke, womit ſie gebunden war, und geſtand ihr, daß er ſie von ganzem Herzen liebe.

Zu gleicher Zeit holte man nun die Prinzen, welche ſehr traurig waren, weil ſie glaubten, es gehe zum Sterben; ebenſo holte man auch die Amme mit ihrer Tochter und den treuloſen Schiffer. Wie ſich Alle gegenüber ſtanden, erkannten ſie ſich ſogleich; Röschen ſprang ihren Brüdern an den Hals, und die Amme, ihre Tochter und der Schiffer fielen auf die Kniee und flehten um Gnade. Die Freude war ſo groß, daß der König ihnen vergab; der gute Greis aber wurde reichlich belohnt und wohnte hinfort immer in dem Pallaſte.

Seinen Schwägern gab der Pfauenkönig alle Satisfaction für die erlittene Unbill. Die Amme mußte Röschen die ſchönen Kleider und den Scheffel mit Goldthalern herausgeben, und die Hochzeit währte vierzehn Tage. Auch Frettchen wurde anſtändig belohnt, und bekam von nun an nichts mehr als Rebhünerflügel und Haſenrücken, welches bekanntlich die Hündchen ſehr gern zu eſſen pflegen.

Die im Walde ſchlafende Schöne.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ſo böſe darüber waren, keine Kinder zu haben, daß man es gar nicht ſagen kann. Sie ſtellten Wallfahrten an, thaten Gelübde, kurz ließen es an Nichts fehlen, bis denn endlich die Königin von einer Tochter entbunden wurde. Die Taufe war ſehr ſchön, alle Feen des Landes, ſieben an der Zahl, wurden zu Pathen geladen, damit jede, wie es damals die Sitte war, der Prinzeſſin irgend eine Gabe zum Geſchenke machen könne, um alle möglichen Vollkommenheiten zu beſitzen. Nach der Taufhandlung kehrten alle in das Schloß des Königs zurück, wo den Feen ein großes Gaſtmahl gegeben wurde. Vor einer jeden Fee lag ein Beſteck von maſſivem Golde mit Edelſteinen verziert. Wie ſie nun Alle um den Tiſch ſaßen, ſah man eine alte Fee zur Thüre hereintreten, die nicht eingeladen worden war, weil ſie ſchon ſeit fünfzig Jahren nicht aus ihrem Thurme herausgekrochen war, und man ſie längſt für todt hielt. Der König ließ auch ihr nun ein Beſteck reichen, das aber nicht ſo prächtig war, weil man nur ſieben für die Feen hatte verfertigen laſſen. Die Alte glaubte, daß man ſie geringer ſchätzte, und murmelte einige Drohungen in den Bart. Eine der jüngern Feen, die neben ihr ſaß, hatte dieſes kaum gehört, als ſie ſich hinter eine ſpaniſche Wand verbarg, um, wenn die alte Fee vielleicht irgend eine Bosheit ausüben würde, dadurch, daß ſie die Prinzeſſin zuletzt beſchenkte, ihre Wirkung ſchmälern konnte. Hierauf begannen die Feen, der Prinzeſſin ihre Gaben zu ſpenden.

Die Jüngſte fing an und verlieh ihr die größte Schönheit; die Zweite, den Verſtand eines Engels; die Dritte, eine bewunderungswürdige Anmuth; die Vierte, die Gabe des Tanzes; die Fünfte, die Gabe des Geſangs; die Sechste endlich, alle Inſtrumente in hoher Vollendung zu ſpielen. Nun war die Reihe an die alte Fee gekommen, und dieſe ſprach, mehr den Kopf aus Zorn wie aus Altersſchwäche ſchüttelnd: daß die Prinzeſſin ſich mit einer Spindel verwunden und davon den Tod haben würde. Bei dieſem ſchrecklichen Geſchenke erbebte die ganze Verſammlung, und nicht Eine war, die nicht weinte. Aber in demſelben Augenblicke trat die junge Fee mit den Worten hinter der ſpaniſchen Wand hervor:

„Beruhigt Euch, König und Königin, Eure Tochter wird nicht ſterben. Ich kann zwar durch meine Macht den Ausſpruch meiner älteren Collegin nicht zu nichte machen: Die Prinzeſſin wird ſich in der That mit einer Spindel verwunden, anſtatt aber daran zu ſterben, wird ſie blos in einen tiefen Schlaf fallen, der hundert Jahre anhalten wird, dann wird ſie durch einen Königsſohn daraus erweckt werden.“

Damit dem Unglück vorgebeugt werde, erließ der König ſogleich ein Edikt, wodurch die Spindeln zu den verbotenen Waffen gezählt wurden und Niemand bei Todesſtrafe eine Spindel im Hauſe haben dürfte.

Nachdem fünfzehn oder ſechszehn Jahre verfloſſen waren, befand ſich der König mit der Königin und der Prinzeſſin auf einem Luſtſchloſſe. Die Prinzeſſin ſtieg von einem Stockwerke zum andern und gelangte ſo bis in die Bodenkammern, wo eine alte Frau eben mit Spinnen beſchäftigt war. Die arme Alte hatte nämlich nichts von dem Verbote der Spindeln gehört.

„Was macht Ihr da, gute Frau?“ fragte die Prinzeſſin.

„Ich ſpinne, liebes Kind,“ erwiederte die Alte, welche die Prinzeſſin nicht kannte.

„Ach wie allerliebſt! rief die Prinzeſſin aus, laſſet mich doch einmal verſuchen, ob ich's auch ſo kann.“

Kaum hatte ſie die Spindel in die Hand genommen. — ein wenig lebhaft und flüchtig war ſie ohnedieß — ſo verwundete ſie ſich damit und fiel ſogleich in Ohnmacht.

Die arme Alte gerieth darüber in Schrecken und ſchrie um Hülfe. Man läuft von allen Seiten herbei, man ſpritzt die Ohnmächtige mit kaltem Waſſer an, ſchnürt ſie auf, reibt ihr die Schläfe mit kölniſchem Waſſer, aber Alles umſonſt. Der König, der herbeigekommen war und wohl einſah, daß es nicht möglich ſei, einem ſolchen Verhängniſſe ſich zu entziehen, ließ die Prinzeſſin in das ſchönſte Gemach des Pallaſtes bringen und ſie dort auf ein Prachtbette niederlegen. Man hätte ſie für einen Engel halten können, ſo ſchön war ſie, denn die Ohnmacht hatte ihr ihre ſchönen Farben nicht geraubt; ihre Wangen waren ſanft geröthet und die Lippen roth wie Korallen; die Augen hatte ſie zwar geſchloſſen, allein man hörte ſie leiſe athmen, und hieraus konnte man abnehmen, daß ſie nicht todt war. Der König befahl, daß man ſie in Ruhe laſſen ſolle, bis daß die Stunde ihres Erwachens gekommen ſein würde. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem ſie ſie zum hundertjährigen Schlafe verdammte, befand ſich zur Zeit, als der Vorfall ſich zutrug, in dem Königreich Nuspelheim, zwölftauſend Stunden von da, allein ein kleiner Zwerg brachte ihr in größter Eile die Nachricht davon. Die Fee machte ſich ſogleich auf den Weg, und keine Stunde war noch vergangen, ſo ſah man ſie ſchon in einem mit Drachen beſpannten Feuerwagen ankommen. Der König ſelbſt reichte ihr die Hand, als ſie aus dem Wagen ſtieg.

Sie hieß alles gut, was man gethan; allein da ſie ſehr weit vorausſehend war, ſo dachte ſie daran, daß die Prinzeſſin bei ihrem Erwachen in großer Verlegenheit wäre, ſich ganz allein in dem alten Schloſſe zu ſehen, und deßhalb that ſie Folgendes: Sie berührte mit ihrem Stabe Alles, was gegenwärtig war, mit Ausnahme des Königs und der Königin. Gouvernanten, Ehrenfräulein, Kammerfrauen, Edelleute, Offiziere, Haushofmeiſter, Köche, Küchenjungen, Laufpurſche, Gardiſten, Schweizer, Pagen, Lakaien, Alles berührte ſie, auch die Pferde im Stall mit den Stallknechten, die Bullenbeißer im Hofe, nebſt dem kleinen Puffel, dem Lieblingshündchen der Prinzeſſin, das vor ihrem Bette lag. Kaum waren ſie alle berührt, ſo ſchliefen ſie auch ein, um einſt zugleich mit der Prinzeſſin zu erwachen und zu ihrem Dienſte bereit zu ſein. Selbſt die Spieße am Feuer, ganz voll mit Rebhühnern und Faſanen, ſchliefen ein, und das Feuer ebenfalls. Dieß geſchah alles in einem Augenblick, denn die Feen brauchen nicht lange zu ſolchen Zaubereien.

Nachdem nun der König und die Königin ihr geliebtes Kind geküßt, verließen ſie das Schloß und ließen ein Verbot bekannt machen, daß Niemand ſich ihm nähern dürfe; dies Verbot war eigentlich unnöthig, denn es wuchſen in einer Viertelſtunde eine ſolche Menge von Bäumen und Dornen und Diſteln, deren Zweige in einander verſchränkt waren, rings um das Schloß, daß weder Menſchen noch Thiere hindurchkonnten. Man konnte nur noch die Spitzen der Thürme des Schloſſes aus der Ferne daraus hervorragen ſehen. Man durfte nicht zweifeln, daß die Weisheit der Fee dieſes ſo angeordnet hatte, damit die Prinzeſſin während ihres Schlafs nichts von Neugierigen zu befürchten hätte.

Nach hundert Jahren regierte ein Königsſohn aus einem anderen Stamme als die eingeſchlafene Prinzeſſin, der fragte einſt, was denn das für Thürme wären, die aus dem dichten Walde herausſchauten? Ein Jeder antwortete ihm, was er davon gehört; dieſe ſagten: es ginge dort um, jene: alle Zauberer und Hexen der Gegend geben ſich dort Rendezvous. Die gewöhnlichſte Meinung aber war, daß ein Oger dort hauste, der die Kinder freſſe, und durch dies Gehölz, wodurch er allein ſich Bahn zu brechen im Stande ſei, ſich vor Nachſtellungen ſchütze. Der Prinz wußte nicht, was er glauben ſollte, als ein alter Bauer ſeinen Zweifel zu heben kam.

„Gnädigſter Herr, ſprach dieſer, es ſind jetzt fünfzig Jahre her, da hörte ich meinen Vater ſagen, daß in dem Schloſſe die ſchönſte Prinzeſſin der Welt eingeſperrt ſei, welche dort hundert Jahre ſchlafen müſſe, bis der ihr beſtimmte Königsſohn erſchiene, um ſie zu erwecken.“

Mit dieſen Worten durchſtrömte den jungen Prinzen ein übernatürliches Feuer; er glaubte ſich berufen, das ſchöne Abenteuer zu beſtehen, und von Liebe und Ruhmbegierde getrieben, beſchloß er ſogleich, der Sache auf den Grund zu kommen.

Sowie er ſich dem Gehölze näherte, ſo wichen Bäume, Dornen und Diſteln zurück, um ihn hindurch zu laſſen. Er eilte auf das Schloß zu, das er nun am Ende eines langen Laubganges erblickte. Beim Eintritt in daſſelbe ſieht er, nicht ohne Verwunderung, daß Niemand von ſeinen Leuten ihm hatte folgen können, indem die Bäume ſich wieder zuſammen gaben, ſo wie er hindurchgeſchritten war. Er ſetzte jedoch ſeinen Weg fort, denn ein junger, von Liebe erfüllter Prinz iſt auch immer tapfer. Jetzt trat er in einen großen Vorhof, wo Alles, was er erblickte, ihm Schrecken einzuflößen im Stande war. Ueberall herrſchte eine fürchterliche Stille; überall war das Bild des Todes ſichtbar. Man erblickte nämlich nur Menſchen und Thiere ausgeſtreckt am Boden, denen das Leben entflohen zu ſein ſchien. Er erkannte jedoch bald, hauptſächlich an den Burgunder-Naſen der Schweizer und ihren halb gefüllten Gläſern, daß ſie nur ſchliefen und während des Trinkens eingeſchlafen waren. Er durchſchreitet nun einen großen Hof, der mit Marmor gepflaſtert iſt, ſteigt eine Treppe hinan und findet in einem großen Saale die Leibwache in Reih' und Glied, die Karabiner auf der Schulter, ſämmtlich laut ſchnarchend. Hierauf geht er durch mehre Zimmer, wo Hofherren und Damen bald ſitzend, bald ſtehend, von ſanftem Schlaf umfangen ſind. Nun endlich erreicht er ein ganz vergoldetes Zimmer und erblickt auf einem Bette, deſſen Vorhänge geöffnet ſind, das reizendſte Schauſpiel, das er jemals geſehen. Eine Prinzeſſin, die nicht älter als fünfzehn oder ſechszehn Jahre zu ſein ſchien und deren Schönheit einen göttlichen Glanz um ſie verbreitete, lag ſchlafend vor ihm. Zitternd und bewundernd näherte er ſich, und kniete an dem Bette nieder. Damit war das Ende des Zaubers erreicht, die Prinzeſſin erwachte, und ſah ihn mit einem Blicke an, der faſt für einen erſten zu zärtlich war.

„Seid Ihr es, mein Prinz? ſprach ſie, Ihr habt Euch lang erwarten laſſen.“

Den Prinzen freute dieſe Rede und die Art, wie ſie geſprochen wurde, er wußte nicht, wie er ſeine Freude und Dankbarkeit ausdrücken ſollte, und verſicherte, daß er die Schöne mehr als ſich ſelbſt liebe. Er hatte die Worte nicht ſchön geſetzt, die nur deſto mehr gefielen, denn je weniger beredt, deſto größer die Liebe. Er war natürlich verwirrter als ſie, was Niemand überraſchen darf, denn ſie konnte während ihres langen Schlummers wohl darüber denken, was ſie ihm zu ſagen hätte, da es natürlich ſcheint, daß die gute Fee ihr angenehme Träume geſandt haben wird. Sie plauderten bereits ſeit vier Stunden auf dieſe Weiſe und hatten ſich doch noch nicht die Hälfte von dem geſagt, was ſie ſich zu ſagen hatten.

Inzwiſchen war mit der Prinzeſſin Alles im Pallaſt aufgewacht, und da die Uebrigen größtentheils nicht verliebt waren, ſo verſpürten ſie großen Hunger. Die Ehrendame, die mit zu dieſen gehörte, konnte es endlich nicht länger aushalten und meldete der Prinzeſſin, daß die Speiſen aufgetragen ſeien. Der Prinz half der Prinzeſſin aus dem Bette, die mit großer Pracht gekleidet war, allein, wie ſich Jeder leicht denken kann, im Geſchmacke der Großmütterchen jener Zeit, was aber durchaus ihrer Schönheit keinen Eintrag that.

Sie begaben ſich in einen Spiegelſaal und ſetzten ſich zur Tafel, wobei die Hausoffiziere der Prinzeſſin den Dienſt hatten. Die Kapelle ſpielte alte Stücke, die man ſeit hundert Jahren nicht mehr kannte, und gleich nach dem Eſſen vollzog der Großallmoſenier die Trauung, wobei die Ehrendame den Schemel rückte. Sie ſchliefen nur wenig, namentlich die Prinzeſſin, welche nachgerade ausgeſchlafen hatte. Morgens machte ſich der Prinz nach ſeiner Hauptſtadt auf den Weg, um die Beſorgniſſe ſeines Vaters wegen ſeines langen Ausbleibens zu heben.

Der Prinz ſagte nämlich, daß er ſich auf der Jagd im Walde verirrt habe, und dann über Nacht bei einem Kohlenbrenner geblieben ſei, mit dem er Schwarzbrod und Käſe gegeſſen. Der König, der ein guter Mann war, glaubte dieſes, allein ſeine Mutter hegte Zweifel, und da ſie bemerkte, daß er beinahe jeden Tag auf die Jagd ging und ſtets eine neue Ausrede wußte, wenn er einige Nächte nicht zu Hauſe geſchlafen hatte, ſo kam ſie auf den Gedanken, daß er wohl verliebt ſein könne.

So hatte er nun zwei volle Jahre mit ſeiner heimlich angetrauten Gemahlin gelebt und zwei Kinder mit ihr gehabt. Das erſte, ein Mädchen, wurde Morgenroth genannt, das zweite, ein Knäblein, hieß Tag, weil es faſt noch ſchöner war als ſeine Schweſter.

Die Königin wollte oft ihren Sohn dahin bringen, daß er ſich ihr entdecke, allein er wagte es nicht, ihr etwas von ſeinem Geheimniſſe mitzutheilen. Er fürchtete

und liebte ſie zu gleicher Zeit, da ſie aus Ogergeblüt ſtammte und der König ſie nur ihrer großen Reichthümer wegen genommen hatte. Man munkelte ſogar davon, daß ſie manchmal oger'ſche Gelüſte habe, und beſonders ſich Zwang anthun müſſe, wenn ſie kleine Kinder ſah, ſich nicht auf dieſelben zu werfen, um ſie zu verzehren.

Es war daher kein Wunder, daß der Prinz ihr nichts ſagen wollte. Nachdem aber der alte König geſtorben war und er den Thron beſtiegen hatte, ließ er ſeine Vermählung laut verkünden und führte die Königin, ſeine Gemahlin, nebſt ſeinen zwei geliebten Kindern, mit großem Gepränge in das Schloß. Es war nur kurze Zeit vergangen, als ihn der Kaiſer Cantalabutte, ſein Nachbar, mit Krieg bezog, er mußte daher die Regierung des Königreichs ſeiner Mutter übertragen und empfahl ihr beſonders die Sorge für ſeine Frau und ſeine Kinder. Sogleich nach ſeiner Abreiſe ſchickte die Königin Mutter ihre Schwiegertochter, nebſt den Enkeln nach einem Landhauſe im Walde, wo ſie glaubte, ihr ſchreckliches Gelüſten ungeſtört befriedigen zu können. Einige Tage darauf folgte ſie ihnen und ſagte zu dem Haushofmeiſter:

»Morgen zum Frühſtück will ich die kleine Morgenroth eſſen.«

Der arme Haushofmeiſter wollte Einwendungen machen, allein die Königin befahl es ihm nochmals und zwar ganz in dem Tone eines Ogers, der Appetit nach Menſchenfleiſch hat, und fügte noch hinzu, daß das Kind mit einer Sardellenſauce bereitet werde. Was war dagegen zu machen, mit ſolch' einer Ogerin iſt nicht zu ſpaſſen, und der arme Mann nahm ſein großes Meſſer und ging hinauf in das Zimmer des Kindes. Morgenroth war damals vier Jahre alt und ſprang dem Eintretenden lächelnd entgegen, und bat ihn um Bonbons. Er mußte weinen, das Meſſer entfiel ſeiner Hand, er hob es aber wieder auf und ging in den Hof, um ein kleines Lamm zu ſchlachten, zu dem er eine ſo gute Sauce machte, daß die Königin ihn verſicherte, nie noch ſo ſchmackhaft gegeſſen zu haben. Die kleine Morgenroth aber brachte er zu ſeiner Frau, die im Hofe wohnte und trug ihr auf, das Kind wohl verborgen zu halten.

Acht Tage nachher ſprach die böſe Königin zu dem Haushofmeiſter:

„Zu Abend will ich den kleinen Tag verzehren.“ Er erwiederte nichts, ſondern nahm ſich vor, ſie wie das Erſtemal zu täuſchen. Sogleich begab er ſich zu dem kleinen Tag, der ſich gerade mit einem großen Affen im Fechten übte, obgleich er erſt drei Jahre alt war. Er trug ihn ebenfalls zu ſeiner Frau, die ihn gleich wie ſeine Schweſter verbarg. Der Haushofmeiſter aber ſchlachtete ein junges Reh, deſſen zartes Fleiſch die Ogerin ganz unübertrefflich fand.

Bis dahin war es gut gegangen, allein eines Abends ſprach die böſe Königin zum Haushofmeiſter:

„Ich will die Königin mit derſelben Sauce eſſen, wie die Kinder.“

Nun verzweifelte der unglückſelige Haushofmeiſter faſt, denn er wußte nicht, wie er ſie dießmal täuſchen könnte. Die junge Königin war nämlich zwanzig Jahre alt, die hundert Jahre, die ſie geſchlafen hatte, ungerechnet. Ihre Haut, obgleich weiß und ſchön, war dennoch hart wie Pergament. Wo ſollte er nun wohl in ſeiner ganzen Menagerie ein Thier finden, das dieſe Eigenſchaften der Haut vereinigte. Er entſchloß ſich daher, um ſein Leben zu retten, die Königin wirklich zu tödten, und begab ſich in ihr Zimmer. Er ſuchte ſich in Wuth zu verſetzen und trat mit einem Dolche bewaffnet vor ſie hin; jedoch konnte er es nicht unterlaſſen, ihr den Befehl, den er von der Königin Mutter erhalten, mit großer Ehrerbietung vorzutragen.

„Thut, was Euch befohlen, ſagte die Königin, indem ſie ihm den Hals hinhielt. Ich werde meine lieben Kinder wiederſehen, um die ich ſo lange ſchon traure.“

Sie glaubte ſie nämlich todt, ſeitdem ſie von ihr getrennt worden waren.

„Nein, gnädigſte Frau, erwiederte hierauf der gerührte Haushofmeiſter, Sie ſollen nicht ſterben und dennoch werden Sie Ihre Kinder wieder umarmen. Folgen Sie mir in meine Wohnung, wo ich ſie verborgen habe; die Königin will ich täuſchen und ihr eine Hirſchkuh zu eſſen geben.“

Während er ſie nun in ſein Zimmer führte, wo ſie mit den Kindern weinte und ſie umarmte, bereitete er eine junge Hirſchkuh mit der vorgeſchriebenen Sauce, welche die Königin mit eben ſo großem Appetite verzehrte, als wenn es die junge Königin geweſen wäre. Sie war übrigens ganz ruhig dabei, denn ſie nahm ſich vor, dem Könige bei ſeiner Zurückkunft zu ſagen, daß ſeine Gemahlin nebſt den Kindern von tollen Wölfen gefreſſen worden ſeien.

Als ſie eines Abends, wie gewöhnlich, überall nach friſchem Fleiſch herumſchnapperte, hörte ſie den kleinen Tag weinen, weil die Königin, ſeine Mutter, ihm die Ruthe geben wollte, da er ungezogen geweſen war, auch vernahm ſie deutlich, wie ſein Schweſterchen Morgenroth für ihn bat.

Die Ogerin wurde wüthend, als ſie die Stimme der Königin und ihrer Kinder erkannte und nun einſah, daß ſie betrogen worden war. Sogleich befahl ſie mit ihrer entſetzlichen Stimme, daß man mitten in den Hof ein großes Faß hinſtellen und dieſes mit Kröten und Schlangen anfüllen ſollte, um die Königin und ihre Kinder, den Haushofmeiſter nebſt ſeiner Frau und ſeinen Dienſtboten hineinzuwerfen. Schon hatte man ſie mit auf den Rücken gebundenen Händen herbeigeführt und die Scharfrichter ſtanden bereit, da kam der König ganz unerwartet in den Hof geſprengt. Er hatte für ſich und ſein Gefolge Poſtpferde genommen, und war ganz erſtaunt über das entſetzliche Schauſpiel, das ſich ſeinen Blicken zeigte. Niemand hatte es noch gewagt, ihn darüber aufzuklären, als die Ogerin, wüthend über die Vereitlung ihres Planes, ſich, den Kopf zu unterſt, in das Faß warf und in weniger als einer Minute von dem garſtigen Gethier mit Stumpf und Stiel verzehrt ward, das ſie ſelbſt hatte hineinthun laſſen.

Dem König war es zwar nicht ganz recht, denn ſie war ja doch ſeine Mutter, aber ſeine ſchöne Frau und ſeine Kinderchen hatten ihn in kurzer Zeit getröſtet.

Die Schöne mit den Goldhaaren.

Es war einmal eine Königstochter, die ſo ſchön war, daß es nie noch etwas Schöneres gegeben hat; und weil ſie ſo ſchön war, wurde ſie nichts anders als die Schöne mit den goldnen Haaren genannt, denn ihre Haare waren glänzend wie Gold, dabei ſchön gekräuſelt und fielen ihr bis auf die Füße hernieder. Sie trug dieſe Haare ſtets wie einen Mantel um ſich geſchlagen, darauf ſetzte ſie eine Krone köſtlicher Blumen, und ihre Kleider waren mit Perlen geſtickt; alles an ihr war ſo ſchön, daß man ſie nicht anſehen konnte, ohne ſie zu lieben.

Es lebte in der Nachbarſchaft ein junger König, ſehr ſchön und ſehr reich, aber noch nicht verheirathet. Als er ſo viel Gutes von der Schönen mit den Goldhaaren gehört hatte, ſo liebte er ſie, obgleich er ſie noch nicht geſehen, ſchon ſo ſehr, daß er weder eſſen noch trinken konnte, und ſich entſchloß, ihr einen Geſandten zu ſchicken, um ihre Hand zu erhalten. Er ließ dieſem

Geſandten einen prächtigen Wagen bauen, ließ ihm hundert Ritter und hundert Diener mit auf den Weg geben, und empfahl ihm an, nicht ohne die Prinzeſſin wieder zu kommen.

Von dieſem Augenblicke an ſprach man am Hofe von nichts Anderem, als von dieſer Angelegenheit, und der König, der nicht zweifelte, daß die Schöne mit den Goldhaaren in ſein Begehren einſtimmen würde, ließ ſchon die ſchönſten Kleider und die bewunderswertheſten Meubles für ſeine künftige Gemahlin anfertigen. Während alle Handwerker der Hauptſtadt damit beſchäftigt waren, erſchien der Geſandte bei der Schönen und richtete ihr ſeine Botſchaft aus; allein war es, daß ſie an dieſem Tage nicht guter Laune war, oder daß ihr die Art und Weiſe des Botſchafters nicht gefiel, ſie antwortete ihm kurz, daß ſie ſich bei dem König bedanken ließe, aber keine Luſt verſpüre, ſich zu verheirathen.

Der Geſandte verließ hierauf den Hof der Prinzeſſin und war ſehr traurig, daß ſie nicht mit ihm kam, und daß er alle Geſchenke wieder mit nach Hauſe nehmen mußte; denn ſie war ſehr klug, und wußte es wohl, daß die Mädchen von den jungen Leuten keine Geſchenke annehmen dürfen; blos um den König nicht zu beleidigen, behielt ſie von allen ſchönen Sachen nur einige Dutzend engliſche Nähnadeln.

Als der Geſandte in der Hauptſtadt des Königs ankam, wo man ihn mit Ungeduld erwartet hatte, betrübte ſich Alles ſehr, und der König weinte und ſchluchzte wie ein Kind, und jeder Verſuch, ihn zu tröſten, war vergeblich. Nun lebte am Hofe ein junger Menſch, ſchön wie die Sonne und am ſchönſten gewachſen im ganzen Königreiche. Aus dieſem Grunde wurde er nur allgemein Herr von Niedlich genannt. Alle liebten ihn bis auf die Neidiſchen, denn dieſe ärgerten ſich, daß der König ihm ſtets nur Gutes erzeigte und ihm ſein Geſchäft übertrug.

Niedlich befand ſich mit einigen Perſonen beiſammen, die von der Zurückkunft des Geſandten ſprachen und behaupteten, daß es nicht der rechte Mann geweſen ſei, um ein ſolches Bündniß abzuſchließen, worauf Niedlich erwiederte:

„Wenn der König mich zu der Schönen mit den Goldhaaren geſchickt hätte, ſo bin ich gewiß, daß ich ſie mitgebracht hätte.“

Sogleich liefen jene böſen Leute zum König und ſprachen:

„Sire, Ihr wiſſet nicht, was Niedlich behauptet! Er ſagt, daß, wenn Ihr ihn zur Schönen mit den Goldhaaren geſandt hättet, ſie ſicher mit ihm gegangen wäre. Das heißt mit andern Worten: er hält ſich für ſchöner als ſein König, und ſie würde ſich ſogleich in ihn verliebt haben.“

Hierüber gerieth der König in Zorn und zwar dergeſtalt, daß er ganz außer ſich war.

„Ha! ſchrie er, dieſer hübſche Gelbſchnabel ſpottet noch meines Unglücks! Man werfe ihn ſogleich in meinen großen Thurm, dort ſoll er Hungers ſterben.“

Die Garden des Königs begaben ſich nun zu Niedlich hin, der nicht mehr daran dachte, was er geſagt hatte, und ſchleppten ihn unter allerlei Grauſamkeiten in das Gefängniß. Der arme Junge fand hier nichts als etwas Stroh zum Lager, und wenn nicht ein kleiner Quell in der Tiefe des Thurms gefloſſen, ſo hätte er vor Erſchöpfung umkommen müſſen.

Eines Tages, als er es nicht mehr aushalten konnte, jammerte er laut:

„Worüber beſchwert ſich der König? Hat er denn wohl einen treuern Unterthan als mich, und habe ich ihn denn wohl jemals beleidigt?“

Der König ging gerade zufällig bei dem Thurme vorüber, und als er die Stimme ſeines ehemaligen Lieblings hörte, blieb er ſtehen, um zu horchen, obgleich die Feinde Niedlichs, die mit dem Könige waren, ihm ſogleich zuflüſterten:

„Was beginnt unſer König? weiß er nicht, daß Niedlich ein Verbrecher iſt?“

Allein der König ließ ſich nicht irre machen, und nachdem er die Klagen des Gefangenen vernommen, traten ihm die Thränen in die Augen, er ließ die Pforte des Thurms öffnen und rief ihn herbei. Niedlich erſchien ſehr traurig, kniete vor dem König und küßte ihm die Füße.

„Was habe ich gethan, Sire? ſagte er, daß du mich ſo hart behandeln läßſt?“

„Du haſt über mich und meinen Geſandten geſpöttelt und behauptet, wenn ich dich zu der Schönen mit den Goldhaaren geſchickt hätte, ſo wurdeſt du ſie ſicher mitgebracht haben.“

„Das iſt wahr, Herr, entgegnete Niedlich, ich würde ihr eine ſo beredte Schilderung deiner großen Eigenſchaften entworfen haben, daß ich die Ueberzeugung hege, ſie könnte dem Drange, dich kennen zu lernen, nicht widerſtehen, und hierin glaube ich liegt keine Beleidigung für dich!“

Jetzt ſah der König in der That ein, daß ſein Günſtling nicht Unrecht habe, er ſah die, welche ihm das Böſe hinterbracht hatten, bedeutend ſchief an, nahm Niedlich mit ſich, und bereute es ſehr, ihm ſo viel Kummer verurſacht zu haben.

Nachdem er ihm vortrefflich zu Eſſen gegeben hatte, berief er ihn in ſein Kabinet und ſprach:

„Höre mal, liebſter Niedlich, trotz der Weigerung liebe ich noch ſtets wie raſend die Schöne mit den Goldhaaren, ich weiß nur nicht, wie ich es anſtellen ſoll, daß ſie mir ihre Hand reicht; ich habe daher Luſt, dich zu ihr zu ſenden, um zu ſehen, was du ausrichten kannſt.“

Niedlich erwiederte, daß er ihm mit Freuden gehorche, und bereit ſei, gleich am andern Tage abzureiſen.

„Nicht doch, ſprach der König, ich will ein großes Gefolge mit dir ſenden.“

„Das iſt nicht nöthig, erwiederte Jener, ich brauche nichts als ein gutes Pferd, und Briefe von Euch, mein König.“

Der König war hierüber ſehr erfreut und umarmte ſeinen Liebling.

Es war gerade an einem Montag, als Niedlich ſich bei dem König beurlaubte, und ſich ganz allein ohne Gefolge auf den Weg machte, nur auf die Mittel bedacht, die Schöne zu Gunſten des Königs einzunehmen. Er trug ein Schreibzeug in ſeiner Taſche, und wenn ihm ein ſchöner Gedanke in den Sinn kam, den er in ſeiner Anrede anbringen konnte, ſo ſtieg er jedesmal vom Pferde und ſetzte ſich unter einen Baum, um ihn aufzuſchreiben, damit er ihm ja nicht entfiele. Eines Morgens, als er eben bei ſehr früher Tageszeit über eine Wieſe ritt, fiel ihm etwas ſehr Schönes ein; er ſprang ſogleich vom Pferde und lehnte ſich an einen Weidenbaum, der an einem Fluſſe ſtand, um bequem ſchreiben zu können. Nachdem dies geſchehen war, ſah er ſich nach allen Seiten um, und war hoch erfreut, ſich an einem ſo lieblichen Orte zu befinden. Da gewahrte er auf dem Graſe einen dicken Goldkarpfen, der das Maul aufſperrte und nach Luft ſchnappte, denn er hatte Fliegen fangen wollen und war dabei zu hoch geſprungen, ſo daß er nun auf dem Graſe lag und nahe daran war, den Geiſt aufzugeben. Niedlich hatte Mitleid mit dem Karpfen, und obſchon es ein Faſttag war und er ihn ſich zum Mittagbrod hätte zubereiten laſſen können, ſo nahm er ihn doch und legte ihn ſanft zurück in das Waſſer. Sobald der Karpfen ſein friſches Lebens-Element verſpürte, war er wieder ganz luſtig, er ſchoß auf den Grund und kam bald ſchäkernd und mit dem Schwanze ſchlagend zu dem Rande des Ufers:

„Niedlich, ſagte er, ich danke dir für das Vergnügen, das du mir machteſt; ohne dich wäre ich geſtorben: aber ich will dir vergelten!“

Nach dieſem kleinen Kompliment ſchoß er wieder in die Tiefe, und Niedlich war nicht wenig überraſcht von dem Verſtande und der großen Höflichkeit dieſes Karpfen.

Ein andermal ſah er auf dieſer Reiſe einen Raben in großer Verlegenheit. Der arme Vogel war von einem Adler verfolgt, welche die Raben gerne eſſen. Er war nahe daran ihn zu erreichen, und hätte ihn dann ſicherlich wie eine Linſe verſchluckt, wenn Niedlich ſich nicht des Vogels erbarmt hätte. Er nahm ſeinen Bogen, den er immer bei ſich trug, legte einen Pfeil darauf, zielte nach dem Adler und ſchoß ihn durch und durch. Er ſtürzte todt zu Boden, und der Rabe, außer ſich vor Freuden, ſetzte ſich auf einen Zweig.

„Niedlich, ſprach er, du biſt großmüthig gegen einen elenden Raben geweſen; ich aber will nicht undankbar ſein und werde es dir ſicher vergelten.“

Niedlich bewunderte auch den feinen Verſtand des Raben, und ſetzte hierauf ſeinen Weg fort. Indem er nun bei frühem Morgen in einen dichten Wald eintrat, hörte er einen Uhu, der wie ein Verzweifelnder ſchrie.

„Das iſt wahrſcheinlich ein armer Uhu in großen Nöthen, ſprach er, der ſich wohl gar in einem Netz gefangen hat.“

Er ſuchte nach allen Seiten und fand wirklich ein Netz, welches Vogelſteller ausgeſpannt hatten, und er konnte ſich nicht enthalten dabei auszurufen:

„Wie doch die Menſchen nur ſich ſelbſt quälen und den armen Thieren nachſtellen mögen!“

Hierauf zog er ſein Meſſer und zerſchnitt die Schnüre.

Der Uhu ſtieß in die Höhe, dann aber ſenkte er ſich eben ſo ſchnell herab und ſprach:

„Niedlich, es iſt nicht nöthig, daß ich dir hier eine lange Rede halte, um dir auszudrücken, welche Verbindlichkeit ich dir ſchuldig bin. Die Thatſache ſpricht hier von ſelbſt. Die Jäger nahten ſich ſchon, ich wäre gefangen worden, und ohne deinen Beiſtand wäre ich jetzt eine Leiche. Doch ſei überzeugt, ich habe ein dankbares Herz und werde es dir ſicher vergelten.“

Dieſes waren die drei bemerkenswertheſten Abenteuer, welche unſerm Niedlich während ſeiner Reiſe aufſtießen. Jetzt hatte er den Pallaſt der Schönen mit den Goldhaaren erreicht; alles war hier überraſchend. Diamanten lagen in jedem Winkel; ſchöne Kleider, Bonbons, Geld vollauf; kurz es war eine einzige Pracht. Niedlich dachte bei ſich ſelbſt: wenn die Prinzeſſin dies Alles verläßt und mit mir zu dem König, meinem Herrn, zieht, ſo muß er wahrlich mehr Glück wie Verſtand haben.

Er zog jetzt ein Kleid von Goldſtoff an und ſteckte drei weiße und drei feuerfarbene Federn auf den Hut; er kämmte ſich, puderte ſich und wuſch ſich das Geſicht. Hierauf legte er eine reich geſtickte Schärpe um ſeinen Hals und befeſtigte ein kleines Körbchen daran, in welchem ein Hündchen lag, das er auf der Durchreiſe in Bologna gekauft hatte. Niedlich war ſo wohlgebaut und liebenswürdig und betrug ſich in allen Stücken ſo anmuthig, daß alle Schildwachen ihn höflich grüßten, ſobald er ſich an den Pforten des Pallaſtes zeigte. Sogleich wurde auch der Prinzeſſin gemeldet, daß Niedlich, der Geſandte des Königs, ihres nächſten Nachbarn, ſie zu ſprechen wünſche.“

Bei dem Namen Niedlich rief die Prinzeſſin aus:

„Dieſer Name bringt mir Glück, und ich will wetten, daß er hübſch iſt und Allen gefällt.“

„Ja, wahrlich! gnädigſte Frau, ſchrieen hier alle Ehrenfräulein wie aus einem Munde, wir ſahen ihn vom Boden, wo wir eben Euern Flachs in Ordnung brachten; allein ſo lange er auf der Straße war, konnten wir nichts arbeiten.“

„Das iſt ſchön von euch, ſprach verweiſend die Schöne mit den Goldhaaren; alſo nach den ſchönen Purſchen ſchaut ihr! Man gebe mir mein großes Schleppkleid von blauem Atlas und kämme mir meine blonden Haare recht auseinander, auch einen Kranz von friſchen Blumen will ich haben, nebſt meinen Abſatzſchuhen und meinem Fächer; dann kehre man mir mein Zimmer und den Thron aus, denn ich will, daß er überall verkünde, daß ich in der That die Schöne mit den Goldhaaren ſei.“

Nun hätte man ſehen ſollen, wie die Fräulein bemüht waren, ſie wie eine Königin zu ſchmücken; ſie gingen nur dabei ſo ſchnell zu Werke, daß Eine der Andern in den Weg lief und hinderte. Endlich begab ſich die Prinzeſſin in ihre große Spiegelgallerie, um zu ſehen, ob Alles nach ihrem Wunſche war; dann ſetzte ſie ſich auf ihren Thron von Gold, Ebenholz und Elfenbein, der wie Balſam duftete, und befahl ihren Damen, Inſtrumente zu nehmen und zu ſingen, aber nur ganz leiſe, um Niemand zu erſchrecken.

Jetzt wurde Niedlich in den Audienzſaal geführt; er war ſo überraſcht und erſtaunt, daß er ſeitdem oft ſagte: es hätte ihm damals gänzlich die Sprache verſchlagen; doch faßte er Muth und hielt ſeine Anrede, worin er die Prinzeſſin bat, ſie möge ihn doch nicht ſo unglücklich machen und ihn allein ziehen laſſen.

„Niedlicher Niedlich, ſagte ſie zu ihm, alle Eure Gründe ſind ſehr gut, und ich verſichere Euch, daß es mir angenehm wäre, Euch mehr als einen Andern begünſtigen zu können; allein Ihr müßt wiſſen, daß ich vor einem Monat ungefähr mit meinen Damen auf dem Waſſer fuhr, und als ich den Handſchuh ausziehen wollte, unglücklicherweiſe einen Ring vom Finger zog, der in den Fluß fiel. Ich liebte dieſen Ring mehr als mein Königreich, und ihr mögt Euch vorſtellen, wie betrübt ich war. Ich ſchwur, nie einem Heirathsantrage Gehör zu geben, bis ich nicht wieder in den Beſitz des Ringes gelangt wäre. Jetzt werdet Ihr wiſſen, was

Ihr in der Sache zu thun habt, denn wenn Ihr mir auch vierzehn Tage und vierzehn Nächte noch vorſchwatztet, ſo würdet ihr mich doch nicht von meinem Vorſatze abbringen.“

Niedlich war über dieſe Antwort nicht wenig erſtaunt; er machte der Prinzeſſin ſeine tiefe Verbeugung und bat ſie, vorläufig das Hündchen, den Korb und die Schärpe als Geſchenk von ihm anzunehmen. Sie aber erwiederte hierauf: daß ſie keine Geſchenke wolle und daß er daran denken möchte, was ſie ihm ſo eben geſagt.

Als er nach Hauſe gekommen war, legte er ſich ohne Abendeſſen nieder, und ſein Hund Kapriolchen konnte auch vor Verdruß nichts eſſen und legte ſich zu ihm. Obgleich die Nacht ſehr lang war, konnte Niedlich doch keinen Augenblick aufhören zu ſeufzen. „Wo ſoll ich den Ring finden, der ſich ſchon ſeit einem Monat in einem großen Strome befindet? ſo rief er beſtändig, wäre es nicht eine Thorheit, dieſes nur unternehmen zu wollen!“

Dann ſeufzte er wieder und betrübte ſich ſehr; Kapriolchen aber, der es hörte, ſprach zu ihm:

„Mein lieber Herr, ich bitte Euch, verzweifelt doch nicht an Eurem Glück. Ihr ſeid zu liebenswürdig, als daß Ihr es nicht verdienen ſolltet. Sobald es Tag wird, laßt uns mit einander zum Fluſſe gehen.“

Niedlich ſtreichelte ihn hierauf zweimal und antwortete nicht; die Traurigkeit hatte ihn jetzt aber ſo ſehr übermannt, daß er einſchlief.

Als Kapriolchen den Tag bemerkte, ſprach er zu ſeinem Herrn:

„Kleidet Euch an und kommt mit mir.“

Niedlich that, wie das Hündchen ihm ſagte, ſtieg in den Garten, ging von dorten nach dem Fluſſe und ſpazierte hier in tiefen Gedanken mit unterſchlagenen Armen und den Hut in die Augen gedrückt auf und ab. Da hörte er ſich mit einem Male rufen: „Niedlich! Niedlich!“ Er ſah ſich überall um und glaubte zu träumen, da er Niemand erblickte. Er ging weiter, da rief es wieder: „Niedlich! Niedlich!“

„Wer ruft?“ fragte er.

Kapriolchen, der ſehr klein war und beſſer in das Waſſer ſehen konnte, antwortete:

„Ich will ein Hundsvott ſein, wenn es nicht ein Karpfen iſt, der Euch ruft.“

Und ſogleich erſchien der große Karpfen und ſprach:

„Du haſt mir das Leben gerettet, und ich verſprach es dir zu vergelten. Hier, lieber Niedlich, haſt du den Ring der Schönen mit den Goldhaaren.“

Er bückte ſich und nahm aus dem Maule des Karpfen den Ring und dankte ihm vieltauſendmal.

Sogleich ging er nun mit Kapriolchen, der ſehr erfreut war, ſeinen Herrn zum Gang nach dem Fluſſe beredet zu haben, in den Pallaſt der Prinzeſſin. Als man ihn meldete, ſagte dieſe:

„Ach der arme Menſch, er kommt wohl um Abſchied von mir zu nehmen, da er nun eingeſehen hat, daß es unmöglich iſt, meine Forderung zu erfüllen.“

Niedlich trat ein und übergab ihr den Ring mit den Worten:

„Prinzeſſin, ich habe Euren Befehl vollführt, iſt es Euch nun wohl gefällig, dem König, meinem Herrn, Eure Hand zu geben?“

Als ſie nun ihren Ring unverſehrt empfing, glaubte ſie zu träumen.

„Wahrhaftig, ſprach ſie, lieblicher Niedlich, Ihr müßt von irgend einer guten Fee begünſtigt werden, denn mit rechten Dingen kann das nicht zugegangen ſein.“

„Gnädige Frau, erwiederte er, ich habe nicht die Ehre eine Fee zu kennen, allein der Wunſch beſeelte mich, Euch zu gehorchen.“

„Da Ihr denn ſo gütig gegen mich geſinnt ſeid, fuhr die Prinzeſſin fort, ſo wünſchte ich noch einen Dienſt von Euch, ehe ich Eurem Herrn meine Hand gebe. Es wohnt ein Prinz nicht weit von hier mit Namen Menſchenſchreck, der es ſich auch in den Kopf geſetzt hat, mein Mann zu werden. Er ließ mir ſeinen Willen unter den fürchterlichſten Drohungen ankündigen. Nun aber ſaget ſelbſt, ob ich darauf eingehen konnte; es iſt ein Rieſe, höher als ein Kirchthurm, der einen Menſchen eben ſo ſchnell verſchlingt als ein Affe eine Kaſtanie. Wenn er über Land geht, ſo trägt er kleine Kanonen in ſeinem Gürtel, wie andere Leute Piſtolen, und wenn er laut ſpricht, ſo werden Alle in ſeiner Nähe taub. Ich bat ihn um Entſchuldigung, ſeinen Antrag nicht annehmen zu können, da ich mich nicht verheirathen wollte; er aber tödtet nun alle meine Unterthanen und verwüſtet mein Land; daher ſeid nun vor allen Dingen ſo gut, Euch mit ihm zu ſchlagen und mir ſeinen Kopf zu bringen.

Riedlich wurde bei dieſem Antrag etwas betroffen, doch faßte er ſich und ſprach:

„Gut, gnädige Frau, ich will mit dieſem Menſchenſchreck kämpfen, und wenn ich gleich unterliegen muß, ſo werde ich doch als ein Tapferer ſterben.“.

Nun bat ihn zwar die Prinzeſſin, daß er das Abenteuer nicht beſtehen möchte; allein das half nichts, er begab ſich fort, um ſeine Waffen und alles Nöthige zur Reiſe in den gehörigen Stand zu ſetzen. Nachdem er dieß beſorgt hatte, legte er Kapriolchen in ſeinen Korb, beſtieg ſein gutes Pferd und begab ſich in das Reich des Fürſten Menſchenſchreck. Alle, denen er begegnete, fragte er, was es Neues gäbe, und ſie ſchilderten ihm einſtimmig ihren Beherrſcher als einen Teufel, dem man ſich nicht nähern dürfe. Als er hierüber etwas Angſt zeigte, beruhigte ihn Kapriolchen mit den Worten:

„Mein lieber Herr, während Ihr Euch mit dem Rieſen herumſchlagt, will ich ihn in die Beine beißen, dann wird er ſich bücken, um mich wegzujagen, und Ihr werdet ihn durch einen Schlag auf den Kopf tödten können.“

Niedlich bewunderte zwar den Verſtand des kleinen Hundes, aber er ſah wohl ein, daß es nicht viel helfen würde.

Sie waren jetzt nahe an Menſchenſchrecks Schloß gekommen. Der Weg war mit Knochen und Gerippen von Menſchen bedeckt, die der Rieſe gefreſſen hatte. Es währte nicht lange, ſo ſah man ihn auch ſchon durch den Wald kommen; ſein Kopf überragte die höchſten Bäume und er ſang mit fürchterlicher Stimme:

„Nur her ihr kleinen Kinderlein,
Mich wäſſert wieder einmal der Zahn,
Kommt nur heran, kommt nur heran!
Für meinen Appetit iſt die Welt zu klein!“

Niedlich antwortete ihm ſogleich nach derſelben Melodie:

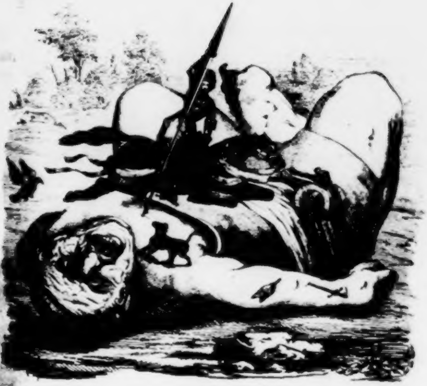
„Der Niedlich zieht in's Schloß hinein
Und fürchtet wahrlich nicht deinen Zahn;

Komm nur heran! komm nur heran!
Er zerſchlägt dir ſicher Arm und Bein!“

Dieſe Verſe und Reime waren eben nicht ſehr ausgezeichnet; da er aber die Arie aus dem Stegreif dichtete und ſang, ſo iſt es ſehr zu verwundern, daß ſie noch ſo ausfiel, denn er hatte, offen geſtanden, bedeutende Angſt.

Als Menſchenſchreck Niedlichs Geſang vernahm, ſo blickte er rings um ſich und gewahrte nun Niedlich mit dem Degen in der Hand, der ihm ſchnell hintereinander einige Grobheiten ſagte, um ihn aufzubringen. Dieß wäre aber gar nicht nöthig geweſen, denn er war ſchon von ſelbſt in einen gräulichen Zorn gerathen und ergriff eine eiſerne Keule, deren erſter Schlag den zierlichen Niedlich gewiß getödtet haben würde, wenn nicht ein Rabe ſich auf ſeinen Kopf geſetzt und ihm mit dem Schnabel die Augen ausgehackt hätte. Das Blut lief ihm über das Geſicht, er ſchlug um ſich wie ein Verzweifelter, aber Niedlich wußte ihm geſchickt auszuweichen und ſtach mit der Lanze nach ihm, wodurch er ihm über tauſend Wunden zufügte, bis er hinſtürzte. Sogleich ſchnitt ihm Niedlich den Kopf ab, hoch erfreut darüber, daß er ſo glücklich geweſen war. Der Rabe rief ihm aber von einem Baume zu:

„Ich habe den Dienſt nicht vergeſſen, den du mir erzeigt haſt, als du den Adler tödteteſt, der mich ver-



folgte. Ich habe dir verſprochen, dir zu vergelten, und ich glaube heute meine Schuldigkeit gethan zu haben.“

„Im Gegentheile, Herr von den Raben, ich bin Ihr Schuldner geworden, erlauben Sie mir, daß ich mich ſtets Ihren gehorſamen Diener nennen darf.“

Er beſtieg nun ſein Pferd und nahm den entſetzlichen Kopf Menſchenſchrecks mit ſich.

Als er in die Stadt kam, liefen ihm alle Leute nach und ſchrieen:

„Da kommt der tapfere Niedlich, der das Ungeheuer getödtet hat!“

Die Prinzeſſin, welche dieſen Lärm hörte und immerfort befürchtete, daß man ihr Niedlichs Tod melden würde, wagte es nicht, nach der Urſache zu fragen. Da trat Niedlich mit dem Kopfe des Rieſen in den Saal und ſagte:

„Gnädigſte Frau, hier liegt Euer Feind getödtet, ich hoffe nun, daß Ihr meinem Herrn Eure Hand nicht mehr verſagen werdet.“

„Ach ja wohl, erwiederte die Schöne mit den Goldhaaren, muß ich ſie noch immer verweigern, wenn Ihr nicht ein Mittel findet, mir Waſſer aus der dunkeln Grotte zu verſchaffen.“

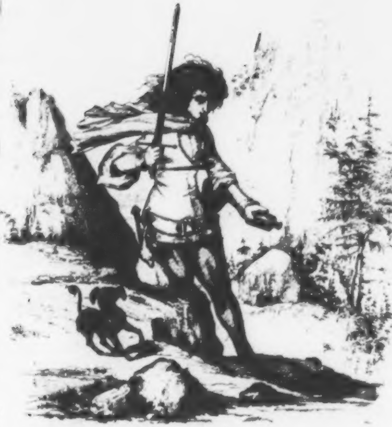
„Unweit von hier, fuhr ſie fort, liegt eine tiefe Höhle, deren Eingang von zwei Drachen vertheidigt wird. Ihre Augen und ihre Rachen ſprühen Feuer.

Iſt es gelungen, dieſe Ungeheuer zu beſiegen, ſo gelangt man durch die Höhle zu einer Oeffnung, in die man hinabſteigen muß. Hier hauſen giftige Kröten und Schlangen. Auch durch dieſe muß man ſich den Weg bahnen und gelangt dann zu einer Grotte, in welcher die Quelle der Schönheit und Geſundheit fließt, und aus dieſer eben ſollt Ihr mir eine Flaſche Waſſer holen. Alles, was man damit wäſcht, erhält dadurch eine wunderbare Wirkung; iſt man ſchön, ſo bleibt man es beſtändig; iſt man häßlich, ſo wird man ſchön; iſt man jung, ſo bleibt man es; iſt man alt, ſo wird man wieder jung. Ihr könnt wohl denken, Niedlich, daß ich mein Königreich nicht verlaſſen werde, ohne von dieſem Waſſer mit mir zu nehmen.“

„Gnädigſte Frau, ſprach er, Ihr ſeyd ſo ſchön, daß dieſes Waſſer Euch wahrlich ganz unnütz iſt, ich bin aber ein unglücklicher Geſandter, deſſen Tod Ihr zu wollen ſcheint; ich will verſuchen, ob ich Euch bringen kann, was Ihr wünſchet; allein ich hege die Gewißheit, daß ich aus dieſem Handel nicht zurückkehren werde.“

Die Schöne mit den Goldhaaren war von ihrem Vorhaben nicht abzubringen, und Niedlich machte ſich daher mit ſeinem Hunde Kapriolchen auf den Weg zur Zauberhöhle. Jeder, der ihm begegnete, äußerte:

„Iſt es nicht ein Mitleid, einen ſo liebenswürdigen



Menſchen in ſein Verderben rennen zu ſehen! Er geht ſo getroſt allein zur Höhle, und wenn er mit Hunderten dahin zöge, ſo wäre Tod ſein Loos. Warum doch die Prinzeſſin nur immer Unmöglichkeiten wünſchen mag?“

Er ging immer weiter und ſagte nichts dazu; aber er war ſehr traurig.

Er kam auf den Gipfel eines Berges, wo er ſich ſetzte, um auszuruhen und ſein Pferd weiden zu laſſen, während Kapriolchen den Fliegen nachſprang. Die Höhle konnte nach ſeiner Meinung nicht weit ſein; er blickte daher um ſich und gewahrte einen unanſehnlichen Felſen, ſo ſchwarz wie Dinte, aus dem ſich ein dicker Rauch emporhob. Von Zeit zu Zeit erſchien einer der Drachen, der aus den Augen und aus dem Rachen Flammen auswarf. Der Körper war grün und gelb, Krallen und Zähne waren furchtbar, und ſein Schweif hatte mehr als hundert Wendungen. Als Kapriolchen dieß ſah, wußte er gar nicht, wo er ſich verſtecken ſollte, ſo ſehr hatte er Angſt.

Niedlich, der entſchloſſen war zu ſterben, zog ſeinen Degen und ſtieg mit einer Flaſche, welche die Schöne mit den Goldhaaren ihm zum Einfüllen mitgegeben hatte, hinab. Er ſagte dabei zu ſeinem Hündchen:

„Es iſt um mich geſchehen! Ich werde nie von dieſem Waſſer ſchöpfen können, welches die Drachen hier hüten. Wenn ich todt ſein werde, ſo fülle dieſe Flaſche mit meinem Blute, bringe es der Prinzeſſin und ſage ihr, welch' ein Opfer ich ihr gebracht; dann aber eile zu dem König, meinem Herrn, und verkünde ihm das Mißgeſchick ſeines treueſten Dieners.“

Als er ſo ſprach, hörte er ſeinen Namen rufen:

„Niedlich! Niedlich!“

„Wer ruft mir?“ fragte er.

Und er ſah einen Uhu in einem hohlen Felſen ſitzen, der alſo ſprach:

„Du haſt mich aus dem Netze der Jäger befreit und mir das Leben gerettet, ich verſprach es dir, zu vergelten, und jetzt iſt der Augenblick gekommen. Gib mir deine Flaſche, ich kenne alle Wege in dieſer Höhle und will dir das Waſſer der Schönheit holen.“

Potztauſend! wie war der erfreut! Ich überlaſſe es meinen geliebten Leſern, ſich das vorzuſtellen.

Niedlich gab dem Uhu ſogleich die Flaſche, und dieſer ſchlüpfte ohne alles Hinderniß in die Höhle. Nach Verlauf von zehn Minuten überreichte er ihm die wohl zugeſtöpſelte Flaſche.

Niedlich war außer ſich vor Freuden, er bedankte ſich bei dem Uhu von ganzem Herzen, und trat ſogleich den Rückweg zur Stadt an.

Gerades Weges begab er ſich in den Pallaſt, und übergab die Flaſche der Prinzeſſin, die jetzt nichts mehr zu ſagen hatte; ſie dankte Niedlich und gab Befehl zum Aufbruch, da ſie mit ihm reiſen wollte. Sie fand ihn ſo liebenswürdig, daß ſie manchmal zu ihm ſagte:

„Es hätte nur von Euch abgehangen, um ein mächtiger König zu werden; dann hätten wir nicht nöthig gehabt, mein Reich zu verlaſſen.“

Er aber pflegte dann zu erwiedern:

„Ich wäre nicht im Stande, meinem Herrn einen ſolchen Verdruß zu bereiten, und könnte ich ſelbſt alle Königreiche der Erde damit erwerben; wenn ich gleich Euch, Prinzeſſin, an Schönheit nur der Sonne vergleichbar finde.“

Endlich kamen ſie nach der Reſidenzſtadt des Königs, der, von ihrem Nahen unterrichtet, ihnen entgegen gefahren war. Die Vermählung wurde mit ſo großen Feſtlichkeiten begangen, daß man lange Zeit von gar nichts anderem ſprechen hörte. Aber die Schöne mit den Goldhaaren liebte Niedlich im Grunde ihres Herzens. Ihr war nur wohl, wenn ſie ihn ſehen konnte und ſie lobte ihn beſtändig.

„Ohne Niedlich, ſagte ſie zum König, wäre ich nie an Euern Hof gekommen; er hat für mich das Unmögliche möglich gemacht, und Ihr ſeid ihm große Verpflichtung ſchuldig. Durch ihn erhielt ich das Schönheitswaſſer, das mich ſtets jung und ſchön erhalten wird.“

Darauf ſprachen die Feinde der Königin, die dies hörten, zum König:

„Ihr ſeid nicht eiferſüchtig, o Herr, und doch hättet Ihr große Urſache dazu. Die Königin liebt Niedlich ſo ſehr, daß ſie darüber Eſſen und Trinken vergißt. Sie fordert Euch ſtets auf, ſeine Dienſte zu belohnen, als ob nicht jeder Andere in dieſer Lage daſſelbe gethan hätte?“

Darauf ſagte der König:

„Wahrhaftig jetzt geht mir ein Licht auf! Man werfe ihn in den Thurm und feßle ihn an Händen und Füßen.“

Hierauf wurde Niedlich ergriffen, und aus Dankbarkeit für ſeine Dienſte an Händen und Füßen gefeſſelt in den Thurm geworfen. Hier ſah er Niemand als den Kerkermeiſter, der ihm ſein Stück Schwarzbrod und einen Scherben mit Waſſer zur Nahrung reichte. Nur ſein Kapriolchen verließ ihn nicht; es tröſtete ihn und erzählte ihm alle Neuigkeiten.

Nachdem die Schöne mit den Goldhaaren ſeine Ungnade erfahren hatte, warf ſie ſich dem König zu Füßen und flehte in Thränen, er möge Niedlich freigeben. Allein je mehr ſie bat, deſto böſer wurde der König, weil er es für einen Beweis ihrer Liebe zu Niedlich betrachtete, und ſie wurde ſehr traurig darüber. Der eiferſüchtige König bildete ſich nun ein, daß ſeine Gemahlin ihn mehr lieben würde, wenn er ſchöner von Antlitz wäre, und er kam deßhalb auf den Gedanken, ſich das Geſicht mit dem Schönheitswaſſer zu waſchen. Es ſtand in der Flaſche auf dem Kamine der Königin; allein eine der Kammerfrauen warf es unglücklicher Weiſe herab, als ſie mit dem Beſenſtiel eine Spinne tödten wollte. Die Flaſche zerbrach und das Waſſer floß aus. Jetzt wiſchte ſie es ſchnell auf und in der Angſt holte ſie aus dem Kabinet des Königs eine ganz ähnliche Flaſche, ebenfalls mit Waſſer gefüllt; dieſe ſtellte ſie dann, ohne ein Wort zu ſagen, auf den Kamin der Königin.

Das Waſſer aber, welches in dem Kabinet des Königs befindlich geweſen, diente dazu, die ungetreuen Großen des Reiches hinzurichten. Statt ihnen den Kopf abzuſchlagen, oder ſie aufzuhängen, genugte es, ihnen das Geſicht mit dieſem Waſſer zu waſchen, wo ſie dann einſchlieſen, um nicht wieder zu erwachen.

Der König, in dem Wahne ſchön zu werden, ergriff jetzt dieſe Flaſche, und rieb ſich recht ſtark das Geſicht damit; hierauf ſchlief er ein und ſtarb. Kapriolchen wußte es zuerſt und erzählte es ſeinem Herrn; dieſer ſchickte ihn aber ſogleich zu der Schönen mit den Goldhaaren, damit ſie ſich des armen Gefangenen erinnere.

Das Hündchen drängte ſich durch die Menge, denn der Tod des Königs hatte große Beſtürzung erregt. Er brachte der Königin ſeine Meldung und ſie gedachte ſogleich Niedlichs, ſeiner großen Treue, und was er für ſie ausgeſtanden. Sie eilte fort, ohne ein Wort zu ſagen, ging in den Thurm, nahm mit eigener Hand Niedlich die Feſſeln ab, ſetzte ihm eine goldne Krone auf den Kopf, hing ihm einen Königsmantel um die Schultern und ſprach:

„Kommt mit mir, liebenswürdiger Niedlich, ich mache Euch zum König, indem ich Euch zum Gatten nehme.“

Er warf ſich ihr dankend zu Füßen. Das Volk war entzückt, ihn zum Herrn zu bekommen. Man feierte die ſchönſte Hochzeit, die je gefeiert wurde. Die Schöne mit den Goldhaaren lebte froh und glücklich mit ihrem ſchönen Gatten, und wenn Beide nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der ſchöne Häuſer in der Stadt und auf dem Lande hatte, viele Gefäße von Gold und Silber, prächtige Möbeln und vergoldete Kutſchen. Allein zum Unglück hatte dieſer Mann einen blauen Bart, und dieß machte ihn ſo häßlich, daß es kein Mädchen und keine Frau in ſeiner Nähe aushalten konnte und voll Schreck entfloh, wenn ſie ihn von Weitem ſah.

In ſeiner Nachbarſchaft lebte eine vornehme Dame, die zwei außerordentlich ſchöne Töchter hatte. Er verlangte die Hand der Einen, ihr gänzlich überlaſſend, welche es ſei. Allein keine von Beiden wollte in den Wunſch ſich fügen; er wurde von der Einen zur Andern geſchickt, da ſie ſich nicht entſchließen konnten, einen Mann zu nehmen, der einen blauen Bart hatte. Außerdem aber war man dem Blaubart abgeneigt, da er ſchon mehre Frauen gehabt hatte, von denen man gar nicht wußte, wo ſie hingekommen waren.

Der Blaubart, in der Abſicht, ſich die Damen geneigt zu machen, fuhr einſt mit ihnen und einigen ihrer beſten Freundinnen, nebſt drei bis vier jungen Herren aus der Nachbarſchaft, nach einem ſeiner Landhäuſer, um dort eine Woche zu bleiben. Da gab es nichts als Spazierfahrten, Jagdpartien, Gaſtmähler, Tänze und Feſte; man ſchlief gar nicht und brachte die Nacht mit allerlei Neckereien hin. Die Folge war, daß die jüngere der Schweſtern endlich zu bemerken glaubte, der Herr des Hauſes habe gar nicht einen ſo blauen Bart, der ihn entſtelle, und die guten Eigenſchaften ſeines Charakters wären auf jeden Fall bei weitem überwiegend. Sie theilte dieſe Anſicht ihrer Mutter mit, und kaum war man nach der Stadt zurückgekehrt, ſo wurde auch die Hochzeit vollzogen.

Nach einem Monat ungefähr, einer glücklichen Ehe, ſagte der Blaubart zu ſeiner Frau, daß er genöthigt ſei, eine Reiſe in die Provinz zu machen, die ihn wenigſtens ſechs Wochen von ſeinem Hauſe entfernt halten würde. Er bat ſie, ſich recht zu vergnügen während ſeiner Abweſenheit, ihre Freundinnen zu Thee und Kaffee einzuladen, mit ihnen auf's Land zu fahren und ſich vor allen Dingen nichts abgehen zu laſſen, und dann überreichte er ihr die Schlüſſel zu ſeinen großen Vorrathskammern und ſagte:

„Hier haſt du alle Schlüſſel; dieſer iſt zu dem Gold-

und Silbergeräthe, das nicht alle Tage im Gebrauch iſt; der iſt zu meinen Goldkiſten; hier dieſer zu meinen Edelſteinen; aber das hier iſt der Hauptſchlüſſel zu allen Gemächern. Dies kleine Schlüſſelchen öffnet das Kabinet am Ende der langen Gallerie des untern Stockwerks. Oeffne alle Thüren, gehe überall hin, wo du willſt; nur dies Kabinet zu betreten verbiete ich dir, und zwar ſo ernſtlich, daß du Alles von meinem Zorn zu befürchten haſt, wenn du es dir einfallen laſſen ſollteſt, mein Verbot zu überſchreiten.“

Sie verſprach ihm, genau ſeinem Befehle zu gehorchen, und er umarmt ſie, ſteigt in den Wagen und fährt fort.

Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten indeß nicht bis ſie zu der jungen Frau geholt wurden, ſo neugierig waren ſie, alle Reichthümer des Hauſes zu ſehen, da ſie bis dahin durch die Anweſenheit des Mannes zurückgehalten worden waren, deſſen blauen Bart ſie fürchteten. Wie liefen ſie jetzt durch die Zimmer, Kabinette und Vorrathskammern, von denen immer eines reicher und ſchöner war als das andere. Da gab es zu bewundern: Tapeten, Betten, Sopha's, Leuchter, Tiſche und Spiegel, in denen man ſich vom Kopf bis zu den Füßen ſah; ſie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu preiſen und zu beneiden, die ſich jedoch beim Anblick aller dieſer Herrlichkeiten nicht von Herzen freuen konnte, weil ſie große Ungeduld verſpürte, die Heimlichkeiten des verbotenen Kabinets kennen zu lernen.

Ihre Neugier quälte ſie ſo, daß ſie, ohne Rückſicht auf ihre Geſellſchaft zu nehmen, die Treppe hinunter ſchlich und bald vor der Thüre des Kabinets ſtand. Hier fiel ihr der warnende Befehl ihres Mannes ein, und ſie dachte daran, daß ihr der Ungehorſam doch wohl Schaden bringen könnte; allein die Verſuchung war zu ſtark, und ſie vermochte ihr nicht zu widerſtehen. Sie nahm daher den kleinen Schlüſſel und öffnete zitternd die Thür.

Alles war finſter, denn die Läden waren geſchloſſen. Erſt nach einigen Minuten war es ihr möglich, etwas zu ſehen. Auf dem Boden war viel geronnenes Blut und todte Frauengeſtalten, welche längs der Mauer hingen, ſpiegelten ſich matt darin. Dieß waren die Frauen, welche der Blaubart geheirathet, und die er dann nacheinander getödtet hatte. Sie glaubte ſelbſt vor Schreck umzukommen, und der Schlüſſel des Kabinets, den ſie aus dem Schloſſe ziehen wollte, fiel ihr aus der zitternden Hand.

Nachdem ſie ſich etwas erholt hatte, hob ſie den Schlüſſel auf, ſchloß die Thür und ſtieg in ihr Zimmer hinauf, welches ſie kaum erreichen konnte, ſo ſehr war ſie von ſtarker innerer Bewegung ergriffen.

Sie bemerkte nun, daß der Schlüſſel mit Blut befleckt war, und wiſchte es zwei bis dreimal ab; aber das Blut wollte nicht weichen. Wie ſie auch den Schlüſſel waſchen oder ihn mit Sand ſcheuern mochte, immer blieb das Blut daran, denn der Schlüſſel war ein Werk der böſen Feen, gefeyt, wie man es in der Feenſprache nenn, und es war kein Mittel vorhanden, ihn zu reinigen. Verſchwand das Blut von der einen Seite, ſo kam es auf der andern wieder.

Noch an demſelben Abend kam der Blaubart von der Reiſe zurück. Er ſagte, daß er unterwegs Briefe erhalten habe, wodurch er erfahren, daß der Gegenſtand ſeiner Reiſe zu ſeinem Vortheil entſchieden worden ſei. Die arme Frau that Alles, um ihm zu zeigen, daß ſeine ſchnellere Rückkehr ſie glücklich mache.

Am andern Morgen, als ſie frühſtückten, forderte er die Schlüſſel zurück. Sie zitterte aber ſo, als ſie ſie ihm übergab, daß er ſogleich errathen konnte, was vorgegangen war.

„Wie kommt es, ſprach er, daß der Schlüſſel zum Kabinet nicht bei den andern iſt?“

„Ich muß ihn oben auf dem Tiſche liegen gelaſſen haben,“ ſprach ſie, mit niedergeſchlagenen Blicken.

„Sorge dafür, daß ich ihn ſogleich erhalte,“ rief ernſt der Blaubart.

Nach längerem Zögern mußte ſie endlich doch den

Schlüſſel herbeibringen. Der Blaubart warf einen flüchtigen Blick darauf und rief:

„Warum iſt Blut an dem Schlüſſel?“

„Ich weiß es nicht,“ ſtotterte das arme Weib, bleicher als der Tod.

„Du weißt es nicht? ſchrie der Blaubart, ſo will ich es dir ſagen. Du wollteſt das Kabinet ſehen. Nun gut, ich will deinen Wunſch erfüllen und du ſollſt in der Geſellſchaft, die dort verſammelt iſt, den dir gebührenden Platz erhalten.“

Sie warf ſich zu den Füßen ihres Mannes, weinend und um Vergebung flehend, mit allen Zeichen einer wahren Reue über ihren Ungehorſam. So ſchön und in Schmerz aufgelöst hätte ſie einen Felſen erweichen können; allein der Blaubart hatte eben ein Herz, das härter als Felſen war.

„Du mußt ſterben, Weib! und das ſogleich!“ dieß waren ſeine Worte.

„Weil ich denn ſterben muß, antwortete ſie, indem ſie die Augen voll Thränen nach ihm richtete, ſo laſſe mir wenigſtens ſo viel Zeit, daß ich beten kann.“

„Eine halbe Viertelſtunde, ſchrie der wilde Blaubart, und keinen Augenblick länger.“

Da ſie allein war, rief ſie ihre Schweſter und ſagte zu ihr:

„Liebe Schweſter Anne, ich bitte dich, ſteige auf den Thurm und ſieh', ob meine Brüder nicht kommen, ſie haben mir verſprochen, mich heute zu beſuchen, und wenn du ſie ſiehſt, ſo winke ihnen, damit ſie ſich beeilen.“

Schweſter Anne ſtieg auf den Thurm, und die arme Betrübte rief ihr von Zeit zu Zeit zu:

„Anne, Schweſter Anne, ſiehſt du denn noch nichts kommen?“

Und die Schweſter Anne antwortete:

„Ich ſehe nichts, als den Staub in der Sonne und das grüne Gras leuchten.“

Unterdeſſen ſtand der Blaubart unten mit einem großen Meſſer in der Hand und ſchrie immerfort:

„Komm herab, oder ich ſteige zu dir hinauf!“

„Noch einen Augenblick, bat ſie und dann rief ſie ganz leiſe wieder: Anne, ach liebe Schweſter Anne! ſiehſt du noch immer nichts kommen?“

Und die Schweſter Anne erwiederte:

„Ich ſehe nichts als den Staub in der Sonne und das grüne Gras glänzen.“

„Komm ſchnell herab! ſchrie der Blaubart, oder ich komme zu dir hinauf!“

„Ich komme ſchon, antwortete die Frau, und dann rief ſie wieder leiſe: Anne, ach liebe Schweſter Anne, ſiehſt du denn immer noch nichts kommen?“

„Ich ſehe, antwortete Schweſter Anne, eine Staubwolke von jener Seite.“

„Sind es meine Brüder?“

„Ach nein, geliebte Schweſter, es iſt eine Schafheerde.“

„Willſt du noch nicht herabkommen?“ ſchrie wieder der Blaubart.

„Nur noch einen kleinen Augenblick, antwortete die Frau, und dann rief ſie: Anne, liebe Schweſter Anne, ſiehſt du noch immer nichts kommen?“

„Ich ſehe zwei Reiter von jener Seite nahen, aber ſie ſind noch ſehr weit. — Gott ſei Dank! es ſind unſre Brüder. — Ich mache ihnen Zeichen, daß ſie ſo ſchnell als möglich eilen ſollen.“

Hier ſchrie der Blaubart ſo ſtark, daß das ganze Haus erbebte. Die arme Frau ſtieg nun hinunter und warf ſich ihm zu Füßen, ihre Flechten waren ihr losgegangen und ſie war das Bild des Entſetzens.

„Das hilft dir alles nichts, du mußt ſterben,“ brüllte der Blaubart.

Und nun ergriff er ſie mit der einen Hand bei den Haaren, mit der andern erhob er das Meſſer, um ihr den Hals abzuſchneiden. Das arme Weib kehrte ihr Geſicht nach ihm und blickte ihn mit ſterbenden Augen an, ſie bat ihn nur noch um einen Augenblick, damit ſie ſich ſammeln könne.

„Nein, nein! ſchrie er, befiehl deine Seele Gott —“ und bei dieſen Worten erhob er wieder das Meſſer …

Jetzt wurde ſo ſtark an die Thüre geklopft, daß der Blaubart aufhorchen mußte. Man öffnete und zwei Reiter ſtürzten herein und griffen mit gezogenen Degen den Blaubart an. Dieſer erkannte ſogleich die Brüder ſeiner Frau, von denen der Eine Dragoner, und der Andre von der Garde des Königs war. Er ergriff die Flucht, um ſich zu retten, allein die Brüder hatten ihn bereits erreicht, noch ehe er zur Treppe gelangt war. Sie ſtachen ihn mit ihren Degen durch und durch und ließen ihn todt liegen. Aber die arme Frau, zu der ſie nun zurückkehrten, war faſt eben ſo todt als der Blaubart, und hatte nicht einmal die Kraft, ihre Brüder zu umarmen.

Da ſich fand, daß der Blaubart keine Erben hatte, ſo blieben ſeiner Frau alle ſeine Güter. Mit einem Theil des Vermögens ſtattete ſie ihre jüngere Schweſter Anne aus und gab ihr einen Edelmann als Gatten, der ſie ſchon längſt geliebt hatte; für ihre Brüder kaufte ſie Capitains=Patente, und das Uebrige behielt ſie für ſich. Hierauf heirathete ſie einen ſehr rechtſchaffenen Mann, der ſie für die ſchlechten Tage tröſtete, die ſie bei dem Blaubart gehabt hatte.

Die Eſelshaut.

Es war einmal ein König, der war ſo reich, ſo geliebt von ſeinen Unterthanen, ſo geachtet von allen ſeinen Nachbarn und Bundesgenoſſen, daß man ihn wohl den glücklichſten aller Monarchen nennen konnte. Sein Glück war noch durch die Wahl ſeiner Gattin vergrößert worden, denn dieſe war eben ſo ſchön als tugendhaft, und beide lebten in vollkommenem Einverſtändniſſe. Sie hatten eine Tochter, die ſo liebenswürdig und anmuthig war, daß ſie nur das Einzige bedauerten, nicht noch mehr Kinder zu beſitzen.

Pracht, Geſchmack und Ueberfluß herrſchten in dem Pallaſte; die Miniſter waren weiſe Männer, die Hofleute tugendhaft und ergeben, die Dienerſchaft treu und fleißig. Die Ställe waren geräumig und voll der ſchönſten Pferde; was aber jedem Fremden am meiſten auffallen mußte, war ein alter Eſel, der an dem beſten Platze im Stalle ſeine langen Ohren emporſtreckte.

Das war nicht Laune vom König, daß er dieſen alten Eſel ſo hoch hielt, ſondern die Eigenſchaften dieſes ſeltenen Thiers verdienten ſolche Auszeichnung; denn die Natur hatte ihn ſo reich ausgeſtattet, daß ſeine Streu jeden Morgen, ſtatt wie bei andern Thieren unrein zu ſein, nur mit den ſchönſten Sonnenthalern und allen Gattungen Geldmünzen bedeckt war.

Wie nun das Leben aber ſtets den Wechſelfällen unterworfen iſt, und ſelbſt Könige dieſem Geſetze unterworfen ſind, ſo geſchah es, daß der Himmel über die Königin eine böſe Krankheit verhängte. Die Geſchicklichkeit der Aerzte wußte kein Mittel dagegen anzugeben und die Trauer war allgemein. Der König betrübte ſich über die Maßen, that ein Gelübde über das andere, und wollte ſein Leben für das der geliebten Gattin opfern, aber nichts vermochte Götter und Feen zu erweichen. Als die Königin ihre letzte Stunde heranrücken ſah, ſagte ſie zu ihrem Gemahl, der in Thränen zerfloß:

„Erlaube mir, ehe ich ſterbe, daß ich eine Bitte dir eröffne. Wenn du dich wieder verheirathen ſollteſt . . . .“

Bei dieſen Worten ſtieß der König ein jämmerliches Geſchrei aus, ergriff die Hände ſeiner Gemahlin und benetzte ſie mit ſeinen Thränen:

„Nicht von einer zweiten Ehe ſprich mit mir, geliebte Gattin! rief er, nur daran denke, daß ich dir bald folgen werde.“

„Der Staat, fuhr die Königin mit einer Feſtigkeit fort, die den Schmerz dieſes Fürſten noch vermehrte, der Staat verlangt einen Nachfolger, und da ich Euch nur eine Tochter geboren habe, ſo müßt Ihr daran denken, auch einen Sohn zu haben. Nur darum bitte ich Euch, bei aller Liebe, die Ihr für mich gehabt habt, daß Ihr nur dann dem Wunſche Eurer Völker nachgeben werdet, wenn Ihr eine Prinzeſſin gefunden habt, die ſchöner und beſſer gewachſen iſt als ich. Wenn Ihr mir das beſchworen habt, dann ſterbe ich ruhig.“

Man meinte, daß die Königin, die nicht ohne Selbſtgefühl war, in dem Wahne ſtand, daß es auf der ganzen Welt keine Perſon gebe, die man mit ihr vergleichen könnte, und daß ſie durch dieſen Schwur die Gewißheit erhielt, daß ſich der König nicht wieder verheirathen würde. Hierauf ſtarb ſie. Nie hat wohl ein Mann einen ſolchen Lärm bei dem Tode ſeiner Frau gemacht; Weinen und Heulen, Schluchzen und Schreien waren Tag und Nacht ſeine einzige Beſchäftigung.

Allein ein großer Schmerz dauert nicht lang. Auch hatten ſich die Stände des Reichs verſammelt, und kamen insgeſammt den König zu bitten, daß er ſich wieder verheirathe. Dieſer erſte Vorſchlag erſchien ihm hart, und koſtete ihn neue Thränen. Er führte den

Schwur an, den er der Königin geleiſtet hatte, und forderte ſeine geheimen Räthe auf, ſie ſollten ihm eine Prinzeſſin ſuchen, ſchöner und beſſer gewachſen als ſeine verſtorbene Gemahlin, weil er glaubte, daß dieſes platterdings unmöglich ſei. Aber die alten Herren lachten über dieſes Verſprechen; ſie blieben dabei ſtehen, daß der Staat für ſeine Ruhe eines Thronerben bedürfe, und der König, von ſolchen Vorſtellungen und Ermahnungen immerwährend umgeben und gedrängt, mußte endlich wohl daran denken, ihnen Gehör zu geben.

In der That ſuchte er nun unter den Prinzeſſinnen, um eine zu finden, die ſich für ihn ſchickte. Jeden Tag brachte man ihm ganz allerliebſte Bildniſſe, allein keines zeigte die Anmuth der verſtorbenen Königin und ſo entſchloß er ſich zu nichts. Unglücklicherweiſe warf er ſein Auge auf die eigene Tochter und fand ſie nicht nur außerordentlich ſchön, ſondern auch, daß ihr Geiſt und die anderen Vorzüge die der Königin, ihrer Mutter, bei weitem übertrafen. Dieſer Irrwahn ergriff den König ſo mächtig, daß er von Stund an glaubte, nur wenn er ſeine Tochter heirathete, würde er dem der Königin geleiſteten Schwur ein Ge[illegible] thun.

Die junge Prinzeſſin glaubte bei dieſem [illegible]lichen Entſchluß ihres Vaters in Ohnmacht zu fa[illegible]. Sie ſtürzte ihm zu Füßen und beſchwor ihn, von [illegible]inem Vorhaben abzuſtehen; allein der König war zu ſe[illegible] erfüllt von dieſem bizarren Gedanken, und er befragte deßhalb einen alten Druiden, um, wie er meinte, das Gewiſſen der Prinzeſſin zu beſchwichtigen. Dieſer Druide war ein ehrgeiziger Mann, und opferte der Ehre, Vertrauter eines ſo großen Königs zu ſein, ſeine Ueberzeugung auf. Er ging ſo weit, den König glauben zu machen, daß es ein frommes, Gott gefälliges Werk ſei, die eigene Tochter zur Frau zu nehmen; und der hiedurch ſehr geſchmeichelte Fürſt umarmte den Böſewicht, und wurde nur noch eigenſinniger in Betreff ſeines Vorhabens. Die Infantin erhielt alſo die Weiſung, ſich zum Gehorſam anzuſchicken.

Die junge Prinzeſſin, von heftigem Schmerz ergriffen, konnte nichts anderes erſinnen, als ſich zu ihrer Pathe, der Fee Lila, zu begeben und dieſe um Beiſtand anzuflehen. Zu dieſem Ende beſtieg ſie noch in derſelben Nacht ein hübſches Kabriolet, das mit einem dicken Hammel beſpannt war, der alle Wege kannte. Sie kam glücklich bei der Fee an, die ſchon Alles wußte, und ſie ermahnte, genau zu thun, was ſie ihr ſagen würde, ſie dürfe ſich dann gar nicht im Geringſten bekümmern.

„Es wäre eine große Sünde, mein liebes Kind, ſprach [illegible] wenn du deinem Vater in dieſem Falle gehorchen wollteſt, allein du kannſt ſeinem Begehr ausweichen. Sage ihm, du wollteſt zur Bedingung machen, daß er dir ein Kleid von der Farbe des Wetters verſchaffe, und ſei überzeugt, daß mit ſeiner ganzen thörichten Leidenſchaft er nicht im Stande ſein wird, dir zu willfahren.“

Die Prinzeſſin dankte ihrer Pathe für den Rath, und gleich am andern Morgen verlangte ſie von ihrem Vater das Kleid und wollte, bevor ſie es erhalten, durchaus keine Einwilligung ertheilen. Der König war über dieſen Schein von Hoffnung ſchon ſehr erfreut, und verſammelte ſogleich die geſchickteſten Schneider, denen er die Verfertigung des Kleides übertrug, mit dem Bemerken, daß er ſie aufhängen laſſen würde, wenn ſie es nicht zu Stande bringen könnten. Er hatte nicht nöthig, bis zu dieſem äußerſten Mittel zu ſchreiten, denn nach zwei Tagen überbrachten ſie ihm ſchon das Kleid. Der Himmel iſt nicht ſchöner blau, wenn ihn kleine Goldwölkchen umſäumen, als dieſes reizende Kleid es war. Die Infantin wurde nun ſehr traurig, und wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Der König drang auf ihre Entſchließung. Sie mußte nun noch einmal die Zuflucht zu ihrer Pathe nehmen, die ihr den Vorſchlag machte, ein mondfarbenes Kleid zu begehren. Der König, der ihr nichts abſchlagen konnte, ließ abermals die geſchickteſten Schneider kommen, und ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, war das mondfarbene Kleid im Pallaſt.

Die Infantin konnte durch den ſchönen Anblick des Kleides nicht erfreut werden, ſondern löſte ſich in Traurigkeit auf. Da kam ihr die Fee Lila zum drittenmale zu Hülfe.

„Entweder ich irre mich ſehr, ſagte ſie, oder es iſt unmöglich, ein ſonnenfarbenes Kleid zu verfertigen. Machſt du daher dieſes zur Bedingung, ſo glaube ich, daß du vor den weitern Nachſtellungen deines Vaters Ruhe haben wirſt.“

Die Infantin that nach dem Rathe der Fee und forderte das Kleid. Der König gab ſogleich den Befehl, daß es verfertigt werde, und ließ es an Diamanten und Rubinen nicht fehlen, damit es ſo prächtig als möglich würde. In der That war die Wirkung dieſes Kleides ſo groß, daß alle die Augen ſchließen mußten, welche das Kleid ſahen, gleich als blickten ſie in die Sonne. Von dieſem Augenblick ſchreiben ſich die grünen und blauen Brillengläſer her.

Die Prinzeſſin mußte geſtehen, nie etwas Prächtigeres und ſchöner Gearbeitetes geſehen zu haben. Sie war ganz verwirrt darüber, und unter dem Vorwande, daß ihr die Augen ſchmerzten, begab ſie ſich auf ihr Zimmer, wo die Fee ſie ſchon erwartete, die ſich außerordentlich ſchämte, nicht beſſern Rath ertheilt zu haben.

„Nun, meine Tochter, ſprach ſie zur Infantin, bleibt uns nichts übrig, als die unglückliche Leidenſchaft deines

Vaters auf die ſchrecklichſte Probe zu ſetzen. Ich glaube, daß wenn er deine neue Bitte hört, es ihn in einige Verlegenheit bringen wird. Sage ihm alſo, du verlangeſt die Haut ſeines geliebten Eſels, der ihm zu allen ſeinen Schätzen verhilft.“

Die Infantin war außer ſich vor Freude, nun endlich ein Mittel gefunden zu haben, ſich dem Verlangen ihres Vaters zu entziehen, denn ſie glaubte, daß er ſich nie entſchließen würde, ihr die Haut dieſes ſchönen Thiers zu opfern. Allein der König, nachdem er ihren Wunſch gehört, ließ es bei einigem Erſtaunen bewenden und zögerte nicht, ihn ſogleich zu erfüllen. Der arme Eſel wurde alſo getödtet und die Haut auf das Galanteſte zur Infantin gebracht, die nun kein Mittel mehr ſah, dem Verderben zu entrinnen und ſich gänzlich der Verzweiflung überließ. Da erſchien ihre Pathe wieder und ſprach:

„Warum, liebes Kind, raufſt du dein Haar und vergehſt in Thränen, da der glücklichſte Augenblick deines Lebens erſchienen iſt? Hülle dich in dieſe Eſelshaut, verlaſſe den Pallaſt und gehe ſo weit, als deine Füße dich tragen. Wenn man Alles der Tugend opfert, ſo lohnen es die Götter gewiß. Ich werde dafür Sorge tragen, daß deine Toilette dir überall folge. Hier nimm meinen Zauberſtab, wenn du damit die Erde berührſt, ſo werden Kleider und Schmuck heraufſteigen, damit du ſie anlegen kannſt, wenn du es willſt. Jetzt aber eile abzureiſen, und zaudere nicht länger.“

Die Infantin umarmte tauſendmal ihre Pathe, dankte und bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſchmierte ſich das Geſicht voll Ruß, hüllte ſich dann in die garſtige Eſelshaut und verließ den Pallaſt, ohne von Jemand erkannt worden zu ſein.

Die Abweſenheit der Infantin erregte im Pallaſte einen großen Kummer, und der König, der bereits prächtige Feſte veranſtaltet hatte, war untröſtlich. Er ſandte ſogleich hundert Gendarmen der Prinzeſſin nach, allein die Fee, welche ſie beſchützte, machte ſie unſichtbar, und ſo entkam die Flüchtige glücklich.

Sie ging weit und immer weiter, und endlich ganz außerordentlich weit, und ſuchte ein Plätzchen; allein wenn ſich auch Jemand fand, der ihr aus Mitleid ein Stückchen Brod gab, ſo wollte ſie doch Niemand behalten, weil ſie gar ſo ſchmutzig war.

Endlich kam ſie nach einer ſchönen Stadt, vor deren Thor eine ſtattliche Meierei war, wo die Pächterin einer Magd bedurfte, um die welſchen Hühner zu füttern und die Schweintröge zu reinigen. Als die Frau die ſchmutzige Reiſende erblickte, ſagte ſie ihr, daß ſie eintreten möge, worüber die Infantin ſehr erfreut war, weil ſie ſich der Erſchöpfung nahe befand, ſo weit war ſie ſchon gegangen. Man wies ihr einen Winkel in der Küche an, wo ſie in den erſten Tagen viel von den groben Scherzen der Knechte auszuſtehen hatte, denn ihre Eſelshaut war in der That ſchmutzig und abſchreckend. Nach und nach gewöhnte man ſich daran, und ſie war ſo ſorgſam in der Erfüllung ihrer Pflichten, daß die Pächterin ſie unter ihren beſondern Schutz nahm. Wer die Prinzeſſin im Stall oder bei den welſchen Hühnern erblickte, hätte ſchwören mögen, daß ſie in ihrem ganzen Leben nichts Anderes gethan; Alles gedieh unter ihren ſchönen Händen.

Eines Tages ſaß ſie neben einer klaren Quelle und beklagte ihr trauriges Geſchick; da fiel ihr Auge auf den Waſſerſpiegel und ſie erſchrak vor der Eſelshaut, welche ihren Kopf und ihren Körper bekleidete. Sie ſchämte ſich ſo ſehr, daß ſie ſogleich Geſicht und Hände zu waſchen anfing, und nun weißer als Elfenbein wurde und ihre natürliche friſche Geſichtsfarbe wieder erhielt. Die Freude, ſo ſchön zu ſein, gab ihr den Wunſch ein, ſich zu baden; aber nur deſto trauriger wurde ſie, als ſie dann wieder die garſtige Haut anlegen mußte, um nach der Meierei zurückzugehen. Glücklicherweiſe war am andern Tage ein Feſttag, und ſo hatte ſie dann Zeit, ihre Toilette aus dem Boden erſcheinen zu laſſen und ſich zu ſchmücken. Sie puderte ihre ſchönen Haare und zog ihr wetterfarbenes Kleid an, ihr Kämmerchen war ſo klein, daß ſie die Schleppe dieſes Kleides nicht einmal ausbreiten konnte.

Die ſchöne Prinzeſſin gefiel ſich ſelbſt ſo ſehr in dieſer Pracht, daß ſie beſchloß, zu ihrer Zerſtreuung alle Sonn- und Feſttage ihre ſchönen Kleider der Reihe nach anzuziehen, was ſie auch pünktlich ausführte. Oft ſeufzte ſie darüber, daß die einzigen Bewunderer ihrer Schönheit nur Schweine und welſche Hühner waren, die ſie in der Eſelshaut nicht minder liebten. Man hatte ihr übrigens dieſen Spottnamen in der Meierei gegeben.

An einem Feiertage war es, als Eſelshaut gerade ihr ſonnenfarbenes Kleid angelegt hatte, daß der Sohn des Königs, dem dieſe Meierei gehörte, daſelbſt von der Jagd ausruhen wollte. Dieſer Prinz war jung, ſchön und äußerſt wohlgebaut, er beſaß die Liebe ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und wurde von den Unterthanen angebetet. Nachdem er ein kleines ländliches Mahl eingenommen hatte, beſah er den Hühnerhof und die Ställe. Da geſchah es, daß er am Ende eines finſtern Ganges eine geſchloſſene Thüre erblickte. Aus Neugierde guckte er durch's Schlüſſelloch. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er eine ſo ſchöne und prächtig gekleidete Dame erblickte, die er im erſten Augenblicke für eine Gottheit hielt. Der Ungeſtüm ſeines Gefühls brachte ihn faſt dahin, die Thüre zu ſprengen, allein der Zauber, der von der herrlichen Geſtalt ausging, flößte ihm Achtung ein.

Er verließ ſchwankend den finſtern Gang, um ſich ſogleich zu erkundigen, wer das kleine Kämmerchen bewohnte. Man ſagte ihm, daß es die Viehmagd ſei, die man ihrer ſeltſamen Kleidung wegen die Eſelshaut nenne, und die ſo ſchmutzig und ſchmierig ausſehe, daß ſich Niemand mit ihr abgeben wolle; man habe ſie nur aus Mitleid angenommen, und ihr Geſchäft ſei, die Schweintröge zu reinigen und die welſchen Hühner zu füttern.

Der Prinz war über dieſen Aufſchluß ſehr unzufrieden, doch merkte er wohl, daß man von dieſen Leuten keinen andern erwarten dürfe, und daß es daher unnütz ſei, ſie mit Fragen zu beſtürmen. Er kehrte nach dem Pallaſte ſeines Vaters zurück, ganz voll von dem herrlichen Bilde, das er durch das Schlüſſelloch geſehen hatte. Wie ſehr bereute er es, nicht an die Thür geklopft zu haben, und er gab ſich das Wort, es nicht zu unterlaſſen, wenn er noch einmal ſo glücklich ſein würde.

Seine Erhitzung und ſeine Sehnſucht erregten in ihm noch dieſelbe Nacht ein ſolches Fieber, daß er dem Tode nahe gebracht wurde. Die Königin, ſeine Mutter, deren einziges Kind er war, war ſehr betrübt, als kein Mittel anſchlagen wollte. Umſonſt bot ſie ihre

Schätze auf, um die Aerzte zu belohnen; ſie waren nicht im Stande, den Prinzen geſund zu machen.

Endlich erriethen ſie doch, daß der Patient an einem tödtlichen Kummer leiden müſſe, und ſie zeigten dieß der Konigin an. Dieſe eilte nun in ihrer Zärtlichkeit zu ihrem Sohne, um ihn zu beſchwören, ihr die Urſache ſeiner Krankheit zu ſagen. Sollte er Luſt haben, ſelbſt zu regieren, ſo wollte ſein Vater gern vom Throne ſteigen, um ihm die Krone zu überreichen, oder wünſchte er irgend eine Prinzeſſin zur Gemahlin und gehörte ſie ſelbſt einer feindlichen Nation an, ſo ſollte doch jedes Opfer gebracht werden, um ihre Hand zu erhalten. Kurz alles wollte man ihm bewilligen, nur am Leben ſollte er bleiben, weil ja das Leben ſeiner Eltern von dem ſeinigen abhing.

Die Konigin hatte dieſe Worte kaum geendet, ſo bedeckte ein Thränenſtrom das Geſicht des Prinzen.

„Geliebte Mutter und gnädigſte Königin, ſprach der Prinz mit ſehr ſchwacher Stimme, ich bin wahrlich nicht ſo entartet, um die Krone meines Vaters zu wünſchen; möge der Himmel ihm lange Jahre ſchenken und ich noch lange ſein getreueſter und ehrfurchtsvollſter Unterthan ſein! Was die Prinzeſſin betrifft, ſo habe ich noch nicht daran gedacht, mich zu verheirathen, auch werde ich ſtets, ſo viel es mich auch koſten möchte, meinen Eltern gehorſam ſein.“

„Ach, geliebter Sohn, ſagte die Königin, Alles gewähren wir dir, um dein Leben zu retten, ſage mir darum getroſt, was du wünſcheſt.“

„Nun gut, Mutter, ſprach der Prinz, da du es mir ernſtlich befiehlſt, ſo will ich denn gehorchen. So wiſſe denn, daß ich nur dann geneſen werde, wenn Eſelshaut mir einen Kuchen backt. Man beſtelle ihn bei ihr und bringe ihn mir.“

Die Königin überraſchte dieſer ſeltſame Name, und ſie fragte, wer Eſelshaut ſei?

„Gnädigſte Frau, ſagte einer von den Offizieren des Gefolges, der mit dem Prinzen in dem Meierhof geweſen war, es iſt das häßlichſte Thier nach dem Wolfe, ſchwarz und ſchmutzig über die Maßen, die in der königlichen Meierei die welſchen Hühner hütet.“

„Gleichviel, erwiederte hierauf die Königin, vielleicht hat mein Sohn bei der Rückkehr von der Jagd von ihrem Backwerk gekoſtet. Es iſt eine Krankenlaune, und ich will, daß Eſelshaut — da doch nun einmal eine ſolche wirklich exiſtirt — ihm ſchnell einen Kuchen bereite.

Man flog nach der Meierei; man holte Eſelshaut und befahl ihr, ſo gut ſie es vermöge, einen Kuchen für den Prinzen zu backen.

Die arme Prinzeſſin ſoll, als der Prinz durch das Schlüſſelloch geſehen, ihn auch erblickt haben, und ſeitdem ſtets, gerührt von ſeiner Schönheit und Jugend, noch unglücklicher geweſen ſein als zuvor. Der Ruf in das königliche Schloß erſchien ihr nun als eine glückliche Gelegenheit, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Sie warf die garſtige Haut ab, wuſch Geſicht und Hände, ordnete ihre blonden Haare, zog ein Röckchen und Leibchen von Silberſtoff an, ſchloß ſich in ihr Kämmerchen ein und bereitete den ſo ſehr erwünſchten Kuchen, wozu ſie das feinſte Mehl, die friſcheſte Butter und Eier nahm. Im Kneten ſchob ſich, ſei es aus Zufall oder aus Abſicht, ein Ring von ihrem Finger und fiel in den Teig. Jetzt buck ſie den Kuchen, hüllte ſich dann wieder in die Eſelshaut und übergab ihn dem Offizier, indem ſie ſchüchtern nach des Prinzen Befinden fragte. Dieſer aber würdigte ſie keiner Antwort, ſondern eilte mit dem Kuchen davon.

Der Prinz riß ihn dem Ueberbringer mit Begierde aus den Händen und aß ihn mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß die gegenwärtigen Aerzte nicht unterlaſſen konnten, zu bemerken, welch' ſchlimmes Zeichen dieß ſei, und in der That glaubte der Prinz erſticken zu müſſen, als er den Ring mit einem Stücke verſchluckte. Er zog ihn noch glücklich aus dem Schlunde, und ſein Appetit verlor ſich etwas, als er den ſchönen Smaragd und den feinen goldnen Reif bemerkte, der ſo eng war, daß er nur dem kleinſten Finger in der Welt paſſen konnte.

Er küßte den Ring tauſendmal, legte ihn unter das Kopfpolſter, und zog ihn jeden Augenblick hervor, wenn er ſich unbelauſcht glaubte. Er quälte ſich mit dem Gedanken, wie er die Perſon, welcher der Ring gehörte, ſehen könnte, denn er wagte nicht zu hoffen, daß man die Eſelshaut zu ihm laſſen würde; eben ſo wenig getraute er ſich das zu entdecken, was er durch das Schlüſſelloch geſehen hatte, aus Furcht, daß man ihn für wahnſinnig halten könnte. Alle dieſe Selbſtquälereien vermehrten das Fieber auf's Neue, und als die Aerzte nun gar nichts mehr anzufangen wußten, da erklärten ſie der Königin, daß der Prinz aus Liebe krank ſei.

Die Königin lief nun ſogleich zu ihrem Sohne hin, und der König folgte ihr in Verzweiflung.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn! rief der Monarch, nenne uns die, ſo du liebſt, wir ſchwören es, dir ſie zu geben und wäre es ſelbſt die elendeſte Sclavin.“

Die Königin umarmte ihn und wiederholte die Worte des Königs. Den Prinzen rührten die Thränen der beiden Urheber ſeiner Tage, und er ſagte folgende wohlüberlegte Worte:

„Mein Vater und meine Mutter, ich habe es nicht im Sinne, eine Verbindung einzugehen, die Euch mißfallen könnte. Folgendes möge Euch als Beweis dienen. Seht dieſen prächtigen Smaragd! Derjenigen, welcher dieſer Ring paßt, ſo wie er da iſt, will ich meine

Hand reichen. Ich glaube nicht, daß dieſer kleine Finger auf eine Viehmagd oder Bäuerin ſchließen läßt.“

Der König und die Königin nahmen nun den Ring, betrachteten ihn genau und urtheilten gleich wie der Prinz, daß dieſer Ring nur einer Tocher aus gutem Hauſe paſſen konne. Hierauf umarmte der König ſeinen Sohn, beſchwor ihn, bald geſund zu werden, und ließ ſogleich unter Trommeln, Trompeten und Pfeifenſchall von den Herolden verkünden, daß alle Mädchen des Landes in den Pallaſt kommen ſollten, um einen Ring zu probiren, und daß die, welcher er paſſen würde, die Gattin des Thronerben werden ſollte.

Zuerſt kamen nun die Prinzeſſinnen, dann die Herzoginnen, die Marquiſinnen, die Gräfinnen, und die Freifrauen; allein ſie mochten ſich die Finger ſo zuſammenpreſſen als ſie wollten, keiner wollte der Ring paſſen. Endlich mußte man Griſetten kommen laſſen, die, ſo hubſch ſie auch waren, doch alle dicke Finger hatten. Der Prinz, der ſich jetzt etwas beſſer befand, machte nunmehr ſelbſt die Probe mit den Mädchen. Man ließ jetzt Kammermädchen kommen, allein ohne beſſern Erfolg. Der Prinz verlangte Köchinnen, Küchenmädchen, Schäferinnen, Viehmagde; man ließ Alles vor, allein ihre dicken, kurzen und rothen Finger konnten kaum bis über den Nagel den Ring paſſiren.

„Hat man mir denn ſchon die Eſelshaut gebracht, die mir neulich den delikaten Kuchen gebacken?“ fragte Prinz.

Da fing Jeder an zu lachen, weil ſie gar zu häßlich und ſchmutzig war. Der König befahl, daß man ſie ſogleich bringe, und die Lakaien liefen lachend und ſpöttelnd davon, die Erzieherin der welſchen Hühner zu holen.

Die Infantin hatte wohl auch die Trommelſchläger und den Ausruf der Herolde gehört und dabei gedacht, daß ihr Ring die Urſache ſein könnte; da ſie aber den Prinzen liebte, und wahre Liebe ſtets ohne Eitelkeit und voller Beſorgniſſe iſt, ſo ſetzte es ſie in Angſt, daß wohl irgend eine Dame einen ſo kleinen Finger haben könnte als ſie. Wie freute ſie ſich daher, als man an ihre Thüre klopfte, um ſie an den Hof zu holen. Sie hatte ſchon, durch ein unbeſtimmtes Gefühl geleitet, ihre Haare beſſer geordnet, ihr Silberleibchen angezogen, und den ſchönen Rock mit den reichen Beſetzen von Silberſpitzen und Smaragden. Als ſie jedoch an ihre Thür klopfen hörte, warf ſie ſchnell die Eſelshaut wieder um ſich und öffnete den Leuten des Prinzen. Man ſagte ihr höhniſch, daß der König ſie holen laſſe, um ſeinen Sohn zu heirathen, und führte ſie dann unter lautem Gelächter zum Prinzen hin, der ſelbſt hoch erſtaunt war, und ſich nicht überreden konnte, daß dieſes diejenige ſei, die er ſo prachtvoll und ſchön erblickt hatte. Traurig und verwirrt über dieſe bittere Täuſchung rief er aus:

„Biſt du es, die am Ende jenes dunkeln Ganges wohnt, im dritten Hofe der Meierei?“

„Ja, gnädigſter Herr!“ antwortete ſie.

„So zeige mir deine Hand,“ ſagte er zitternd, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß.

Aber wie wurde er nun überraſcht! ... Aus dieſer ſchwarzen und ſchmutzigen Hülle ſtreckte ſie ein zartes Händchen hervor, ſo weiß und roſenfarb, mit den kleinſten Fingerchen, auf deren dickſten der Ring bequem angeſteckt werden konnte. Durch eine kleine Bewegung der Infantin fiel jetzt die Eſelshaut herab und ſie erſchien in ſo hinreißender Schönheit, daß der Prinz, ſeiner Schwäche ſpottend, ſich ihr zu Füßen warf und ihre Kniee mit ſolcher Inbrunſt umfaßte, daß ſie darüber erröthete. Zum Glücke merkte man dieſes nicht, denn der König und die Königin umarmten ſie nun auch aus allen Kräften, und baten ſie, ob ſie denn wohl ihren Sohn heirathen wollte. Die Prinzeſſin war über die plötzliche Umwandlung ihres Schickſals ſo überraſcht, daß ſie keine Worte des Dankes finden konnte, als ſich plötzlich die Decke des Saals öffnete und die Fee Lila erſchien, auf einem Wagen ſitzend, der aus weißen und blauen Fliederzweigen geflochten war. Dieſe erzählte nun mit großer Anmuth die Geſchichte der Infantin.

Der König und die Königin verdoppelten jetzt noch ihre Liebkoſungen, als ſie ſahen, daß die Eſelshaut eigentlich eine große Prinzeſſin war; aber auf den Prinzen machte ihre Tugend den größten Eindruck und ſeine Liebe wuchs noch bei dieſer Entdeckung.

Die Ungeduld des Prinzen, die Prinzeſſin zu heirathen, war ſo groß, daß er kaum den Köchen die Zeit ließ, die Gerichte zu dieſer erhabenen Vermählung zu bereiten. Der König und die Königin waren ſo vernarrt in ihre Schwiegertochter, daß ſie ſie beſtändig umarmt hielten; ſie hatte erklärt, daß ſie ohne die Einwilligung ihres Vaters ſich nicht vermählen würde; man ſchickte daher ſogleich eine Einladungskarte an ihn, ohne ihm zu ſagen, wer die Braut ſei. Dieſen Rath hatte die Fee Lila gegeben, die in allen dieſen Angelegenheiten von Rechtswegen den Vorſitz führte.

Jetzt erſchienen Könige aus allen Ländern; einige davon in Sänften, andere in Kabriolets, die entfernteſten ritten auf Elephanten, auf Tigern oder auf Adlern. Aber der prächtigſte und mächtigſte von Allen war der Vater der Prinzeſſin, der glücklicherweiſe alles frühere vergeſſen und eine Königin Wittwe geheirathet hatte, die ſehr ſchön war. Die Infantin eilte ihm entgegen; er erkannte ſie ſogleich und umarmte ſie mit väterlicher Zärtlichkeit, ehe ſie noch Zeit hatte, ihm zu Füßen zu fallen. Die Hochzeit wurde mit allem nur möglichen Pomp vollzogen; allein die jungen Gatten hatten nur Augen für ſich und waren ſehr wenig empfänglich für ſolche Pracht.

Der König, nämlich der Vater des Prinzen, ließ ſeinen Sohn noch an demſelben Tage krönen, und ſetzte ihn, indem er ihm die Hand küßte, auf ſeinen eigenen Thron; es half nichts, daß dieſer ſo wohl erzogene Prinz ſich dagegen ſträubte. Die Feſte dieſer herrlichen Vermählung dauerten drei Monate; aber die Liebe der beiden Gatten war ſo ſtark, daß ſie noch dauern würde, wenn ſie nicht zufälligerweiſe hundert Jahre darauf geſtorben wären.

Prinz Geiſtreich.

Es war einmal eine Fee, die einen König heirathen wollte; da ſie aber einen ſehr ſchlechten Ruf hatte, ſo wollte der König ſich viel lieber allen ihren Verfolgungen blosſtellen, als der Gatte einer Frau werden, die kein Menſch achten könnte; denn es iſt nichts ſo ärgerlich für einen honetten Mann, als eine verachtete Frau zu haben. Eine gute Fee, die man gewöhnlich Diamantine nannte, vermählte dieſen Fürſten mit einer jungen Prinzeſſin, die ſie ſelbſt erzogen, und verſprach, ſie gegen alle Angriffe der Fee Furie zu vertheidigen. Allein kurze Zeit darauf wurde Furie zur Königin der Feen ernannt, und da ihre Macht nun die der Diamantine bei weitem übertraf, ſo hatte ſie die Mittel in Händen, ſich zu rächen. Sie war bei dem Wochenbette der Königin gegenwärtig und beſchenkte den Sohn derſelben mit einer Häßlichkeit, die Alles übertreffen ſollte, was von Häßlichkeit in der

Welt vorhanden war. Allein Diamantine trat hervor, als Furie ſich entfernt hatte, und tröſtete die Königin mit den Worten:

„Habet nur guten Muth, trotz der Bosheit Eurer Feindin, wird Euer Sohn eines Tages ſehr glücklich werden. Er ſoll „Geiſtreich“ heißen, und nicht nur wird er ſelbſt den außerordentlichſten Geiſt beſitzen, ſondern er wird auch noch der Perſon davon abgeben können, die er am meiſten liebt.“

Der junge Prinz war jedoch ſo häßlich, daß man ihn nicht ohne Abſcheu betrachten konnte; gleichviel ob er weinen oder lachen wollte, er ſchnitt ſo gräuliche Geſichter, daß die Kinder, die mit ihm ſpielten, Furcht bekamen und ſchrieen: das iſt ein Vieh und kein Prinz! Sprach er jedoch, ſo hörte Alles gern auf ihn, nur mußte man die Augen dabei ſchließen, und das Volk, das ſelten recht weiß, was es will, wurde ſo ſehr von Haß gegen Prinz Geiſtreich ergriffen, daß es vom König forderte, ſeinen zweiten Sohn zum Nachfolger zu ernennen. — Geiſtreich trat ohne Murren die Krone ſeinem Bruder ab, und überdrüßig der Dummheit der Menſchen, die nur die Schönheit des Körpers lieben, ohne ſich um die Vorzüge der Seele zu kümmern, zog er ſich in die Einſamkeit zurück und überließ ſich gänzlich dem Studium der Weisheit, wodurch er ſehr glücklich wurde. Dieß war jedoch nicht die Abſicht der Fee Furie, die ihn unglücklich wiſſen wollte, und Folgendes unternahm ſie, um dahin zu gelangen.

Furie hatte einen Sohn, der Lieblich hieß und den ſie anbetete, obgleich er der größte Dummkopf von der Welt war. Damit er um jeden Preis glücklich werde, raubte ſie eine vollkommen ſchöne Prinzeſſin, die jedoch eben ſo dumm war als Lieblich, um nicht von ſeiner Dummheit zurückgeſchreckt zu werden. Dieſe Prinzeſſin hieß Stern, und obgleich ſie und Lieblich ſchon ſechszehn Jahre alt waren, ſo konnten ſie doch noch nicht einmal leſen.

Furie ließ die Prinzeſſin malen, und brachte ſelbſt dieſes Bild [illegible] dem kleinen Hauſe, in welchem Geiſtreich nur mit einem einzigen Diener lebte. Furiens Bosheit gelang; denn obſchon Geiſtreich wußte, daß die Prinzeſſin in dem Schloſſe ſeiner Feindin lebte, ſo verliebte er ſich doch ſo ſehr in ſie, daß er den Entſchluß faßte, ſie aufzuſuchen. Nur der Gedanke an ſeine Häßlichkeit hielt ihn zurück und ließ ihn fühlen, daß er der Unglückſeligſte der Menſchen ſei. Lange widerſtand er dem Wunſche ſie zu ſehen, bis endlich die Leidenſchaft den Sieg über ſeine Vernunft davontrug. Er reiſte mit ſeinem Diener ab, und Furie war entzückt, ihn nun nach Herzensluſt quälen zu können.

Die Prinzeſſin ging mit ihrer Hofmeiſterin Diamantine im Garten ſpazieren, als der junge Prinz eben ankam. Sogleich erſchrak ſie heftig und bat Diamantine, ſie möge den häßlichen Mann fortbringen laſſen, weil ſie ſich ſo ſehr vor ihm fürchte. Der Prinz wollte den Augenblick, da ſie die Augen geſchloſſen hatte, benützen, um ihr ein wohlgeſetztes Kompliment zu machen, und ſie ſo für ſich zu gewinnen; allein das war, als ob er Latein ſpräche, ſie war viel zu dumm, um ihn zu verſtehen. In demſelben Augenblicke vernahm Geiſtreich das ſpöttiſche Gelächter der Fee, die ihm die Worte zurief:

„Dieß mag Euch genug ſeyn, als erſter Verſuch; zieht Euch jetzt in das Zimmer zurück, das ich für Euch bereiten ließ, und von wo Ihr die Prinzeſſin ganz nach Belieben betrachten könnt.“

Nun glaubt man wohl, daß Geiſtreich dieſer boshaften Frau Grobheiten ſagte, allein dazu hatte er zu viel Geiſt; er wußte ja, daß ſie ihn blos ärgern wollte, und er machte ihr daher nicht das Vergnügen es zu thun. Kurze Zeit darauf hatte er Gelegenheit, eine Unterhaltung zwiſchen der Prinzeſſin und dem Prinzen Lieblich anzuhören, und da vernahm er denn ſolche Dummheiten von ihr, daß ſeine Liebe nachließ, und er beſchloß, ſie zu vergeſſen und in ſeine Einſamkeit zurückzukehren. Vorerſt wollte er jedoch noch Abſchied von Diamantine nehmen. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als dieſe Fee ihm ſagte, er möge nicht das Schloß verlaſſen, da ſie ein Mittel kenne, ihm die Liebe der Prinzeſſin zu gewinnen.

„Ich bin Euch ſehr verbunden, antwortete ihr Geiſtreich, allein es drängt mich nichts ſo ſehr, eine Gemahlin zu wählen. Ich geſtehe, daß die Prinzeſſin ſehr ſchön iſt, allein nur wenn ſie nicht ſpricht. Fee Furie hat mich dadurch von meiner Leidenſchaft geheilt, daß ſie mich ein Geſpräch der Prinzeſſin anhören ließ. Ihr Bildniß, das ich mit mir nehme, genügt mir ganz, da es bewundernswerth ſchön iſt und nicht ſpricht.“

„Warum ſo ſpröde? ſagte Diamantine, da Euer Glück doch darin beſteht, die Prinzeſſin zu heirathen.“

„Ich verſichere Euch, erwiderte der Prinz, daß ich dieß nur dann zu vollbringen im Stande ſein werde, wenn ich das Gehör verlöre und zugleich das Gedächtniß, um mich jenes Geſpräches nicht mehr zu erinnern. Hundertmal lieber würde ich eine Frau nehmen noch häßlicher als ich, wenn dieſes möglich wäre, als eine ſo einfältige, mit der ich kein vernünftiges Wort ſprechen könnte und ſtets in der Beſorgniß leben müßte, daß ſie in Geſellſchaft ſich blamirte.“

„Eure Furcht, ſprach Diamantine, beluſtigt mich, allein jetzt vernehmet ein Geheimniß, das nur mir und Eurer Mutter bekannt iſt. Ich habe Euch nämlich mit dem Vermögen ausgeſtattet, einer Perſon, die ihr wahrhaft liebt, auch Geiſt zu verleihen, wenn Ihr es wünſchet. Die Prinzeſſin kann auf dieſe Art zur geiſtreichſten und mithin zur vollkommenſten Perſon werden; denn ſchön und gut iſt ſie ſchon jetzt.“

„Was Ihr mir da ſagt, nahm der Prinz nun das Wort, wird mich gränzenlos elend machen; die Prinzeſſin wird zu liebenswürdig für meine Ruhe werden, denn wie ſollte es mir möglich ſein, ihr zu gefallen? Jedoch opfere ich willig mein Glück dem ihrigen auf. Ich wünſche ihr alſo ſo viel Geiſt, als ſie Schönheit beſitzt.“

„Das iſt ſehr großmüthig von Euch, edler Prinz, ſagte die Fee, und ich hoffe, daß Eure ſchöne Handlung nicht unbelohnt bleiben wird. Um Mitternacht kommt in den Garten, der an den Pallaſt ſtößt. Dieß iſt die Stunde, in welcher Furie, aller ihrer Macht beraubt, drei Stunden lang in einen tiefen Schlaf verfällt.“

Der Prinz gelobte zu erſcheinen und zog ſich zurück, während Diamantine die Prinzeſſin in ihrem Zimmer aufſuchte. Sie fand ſie ſitzend, den Kopf in die Hände geſtützt, im Sinnen vertieft. Diamantine rief ſie beim Namen.

„Ach theure Freundinn, ſprach die Prinzeſſin aufſchreckend, wenn du ſehen könnteſt, was in meinem Innern vorgeht! Ich befinde mich ſeit einigen Momenten in einer neuen Welt. Ich denke zum Erſtenmal in meinem Leben folgerecht, und empfinde ein ungemeines Vergnügen dabei; ich ſchäme mich zum Erſtenmale meiner Abneigung gegen Bücher und Wiſſenſchaften.“

„Nun wohl, ſagte Diamantine, ich freue mich, daß dieſe Verwandlung mit dir vorgegangen iſt. In zwei Tagen wirſt du den Prinzen Lieblich heirathen und dann Zeit genug finden, dich nach deiner Willkühr mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen.“

„Ach, meine Gute! erwiederte die Prinzeſſin ſeufzend, ſollte ich denn wirklich dazu verdammt ſein, dem Prinzen meine Hand zu geben? Er iſt ſo dumm, ſo entſetzlich dumm, daß mich der Gedanke daran ſchon in Schrecken ſetzt. Ach, warum habe ich nicht früher ſchon die Dummheit dieſes Prinzen einſehen können.“

„Weil du ſelbſt noch einfältig warſt, antwortete die Fee; doch da kommt eben Prinz Lieblich ſelbſt herein.“

Wirklich trat er nun in das Zimmer und trug ein Spätzenneſt im Hute.

„Seht nur, meine ſchönen Damen! rief er, während mein Lehrer ſchilt und keift, weil ich meine Lection nicht aufgeſagt habe, lief ich in den Garten, mir dieſes Neſt zu holen.“

„Euer Lehrer hat Recht, ſagte die Prinzeſſin, iſt es denn nicht eine Schande, daß ein junger Menſch von Eurem Alter noch nicht einmal leſen kann?“

„Ach Ihr ſeid eben ſo langweilig als er, erwiederte Lieblich, was gehen mich die Bücher an. Lieber als Leſen und Schreiben mag ich einen Drachen ſteigen laſſen, oder Ball ſpielen. Adjeu, ſchöne Prinzeſſin! Ich gehe in den Garten, wenn Ihr wollt, könnt Ihr mitgehen.“

„Und ich ſollte die Gattin dieſes dummen Menſchen werden, ſeufzte die Prinzeſſin, nachdem er fort war. Lieber wollte ich ſterben! Welch' ein Unterſchied zwiſchen ihm und jenem Prinzen, den ich vor Kurzem ſah. Zwar iſt er ſehr häßlich, allein wenn ich ſeiner Rede gedenke, ſo ſcheint er es nicht mehr zu ſein. Was iſt überhaupt die Schönheit des Aeußern? Eine Krankheit kann ſie rauben; das Alter raubt ſie gewiß. Und was bleibt dann übrig, wenn kein Geiſt vorhanden? Viel lieber würde ich jenen Prinzen nehmen, obgleich er häßlich iſt, als dieſen, deſſen Hand man mir aufdringen will.“

„Ich bin ſehr erfreut, ſolche Geſinnungen bei Euch anzutreffen, ſprach Diamantine, allein ich habe Euch einen Rath zu ertheilen, den Ihr nicht verſchmähen ſollt. Verbergt Furien Euern Geiſt, Alles iſt verloren, wenn ſie von der Umwandlung Kenntniß erhält, die mit Euch vorgegangen iſt.“

Die Prinzeſſin gehorchte ihrer Erzieherin, und kaum hatte es Mitternacht geſchlagen, ſo ging die gute Fee

mit ihr in den Garten, wo ſie ſich kaum auf eine Bank geſetzt hatten, als Geiſtreich zu ihnen trat. Wie groß war ſeine Freude, als er die Prinzeſſin ſprechen hörte, und hiedurch die Ueberzeugung gewann, daß er ihr wirklich ſo viel Geiſt gegeben hatte, als er ſelbſt beſaß. Die Prinzeſſin war hingegen auch bezaubert von der Unterhaltung des Prinzen, und als die Fee ihr ſagte, welche Verbindlichkeit ſie gegen den Prinzen hatte, ſo vergaß ſie über ihre Dankbarkeit ſeine Häßlichkeit; obgleich ſie ihn deutlich ſehen konnte, da es Mondſchein war.

„Wie ſehr bin ich Euch verbunden, großmüthiger Prinz, ſprach ſie, und wie könnte ich meine Schuld an Euch abtragen?“

„Das könnt Ihr leicht, nahm die Fee das Wort, Ihr durft nur des Prinzen Gattin werden und ihm ſo viel Schönheit verleihen, als er Euch Geiſt ertheilt hat.“

„Das würde mich nur kränken, antwortete die Prinzeſſin, Geiſtreich gefällt mir wie er iſt, ich will ihn nicht ſchöner, denn er iſt liebenswürdig und das iſt mir genug.“

„So ſind denn euere Leiden geendigt, liebe Kinder, ſprach die Fee mit Würde, wäreſt du der Verſuchung unterlegen, ihm Schönheit zu verleihen, ſo ſtündet ihr noch beide unter Furiens Botmäßigkeit; jetzt aber habt ihr nichts mehr von ihrer Bosheit zu befürchten. Ich entführe euch in die Staaten Geiſtreichs; ſein Bruder iſt todt, und der Haß des Volkes gegen ihn, den Furie nährte, beſteht nicht mehr.“

Und in der That empfing das Volk ſeinen Fürſten Geiſtreich mit Freuden, und kaum war er drei Monate bei ſeinen Unterthanen, ſo konnte man ſein Geſicht ſchon gleichgültig anſehen; allein nie hörte man auf, ſeinen Geiſt zu bewundern.

Das blaue Vögelchen.

Es war einmal ein ſehr reicher König, deſſen Frau ſtarb, und er war untröſtlich darüber. Acht Tage lang ſchloß er ſich in ein kleines Kabinet ein und ſtieß immerwährend mit dem Kopf an die Wand, ſo daß man Matratzen zwiſchen Tapete und Mauer anbringen mußte, damit er ſich nicht die Hirnſchale zerſchlage. Alle ſeine Unterthanen beſchloßen hierauf, zu ihm zu gehen und ihm ſo viel Tröſtliches als nur immer möglich zu ſagen; allein dieſes machte gar keinen Eindruck auf ihn, und er hörte kaum, was man zu ihm ſagte.

Endlich erſchien vor ihm eine Frau, die war ganz eingehüllt in ſchwarzen Kreppflor, in Schleiern und langen Trauerkleidern, und weinte und ſchluchzte ſo ſtark und ſo laut, daß es einigen Eindruck auf ihn machte. Er empfing ſie beſſer als die Andern, und ſie erzählten ſich ſo viel von ihrem Schmerz und Gram, daß ſie am Ende nichts mehr darüber zu ſprechen wußten. Als nun die ſchlaue Wittwe (denn ſie ſagte, daß ſie den beſten der Gatten beweine) den Gegenſtand faſt erſchöpft ſah, lüftete ſie ein wenig den Schleier, und der betrübte König konnte ſich an dem Anblicke dieſer betrübten Schönen weiden, die ſehr geſchickt zwei große blaue Augen mit langen ſchwarzen Seidenwimpern hin und her zu drehen verſtand. Der König betrachtete ſie mit vieler Aufmerkſamkeit, ſprach dabei weniger von ſeiner Gattin und hörte endlich ganz auf von ihr zu ſprechen. Zuletzt wurde man ſehr überraſcht, daß er die Wittwe heirathete.

Der König hatte aus erſter Ehe eine Tochter, welche für das achte Wunder der Welt galt und Florine hieß; dieſe war fünfzehen Jahre alt, als der König ſich wieder vermählte.

Die neue Königin ließ ihre Tochter holen, die bei ihrer Pathe, der Fee Suſño, erzogen worden war; deſſenungeachtet aber weder ſchöner noch liebenswürdiger geworden war. Man nannte ſie Forelline, weil ihr ganzes Geſicht mit rothen und gelben Flecken wie eine Forelle geſprenkelt war; ihre ſchwarzen Haare waren fettig und kraus wie Schafwolle, und ihre gelbe Haut ſchwitzte eine Art Oel aus. Die Königin liebte ſie dennoch ſehr, und da ihre Stieftochter Florine ſo viele Vorzüge vor Forelline hatte, ſo ſuchte die Königin ſie bei ihrem Gemahl ſchlecht anzuſchreiben.

Eines Tages ſagte der König zu der Königin, daß Florine und Forelline nun groß genug ſeien, um ſich zu verheirathen. Da erwiederte die Königin, daß ſie darauf beſtehe, ihre Tochter zuerſt unter die Haube zu bringen, und der gute König willigte darein.

Hierauf vernahm man, daß König Huldreich ankommen werde. Nie hatte noch ein Fürſt Pracht und Galanterie weiter getrieben. Als die Königin dieſe Nachricht erhielt, ſetzte ſie ſogleich alle Sticker, Schneider und ſonſtige Handwerker in Bewegung, um den Staat ihres Forellinchens zu verfertigen, den König aber bat ſie, daß Florine nichts Neues bekommen ſollte. Ja, ſie ging ſo weit, die Frauen der Prinzeſſin zu beſtechen und ihr alle Kleider, Kopfzeuge und Edelſteine ſtehlen zu laſſen; ſo daß an dem Tage, als König Huldreich ſeinen Einzug hielt, Florine nicht ein Band hatte. Sie mußte alſo in ihrem gewöhnlichen ſchmutzigen Röckchen bleiben, welches ſie gewöhnlich an Werktagen anhatte, und ſchämte ſich darüber ſo, daß ſie ſich in einen Winkel verſteckte, als der fremde König in den Saal trat.

Die Königin empfing ihn mit vielen Ceremonien und ſtellte ihm ihre Tochter vor. Allein der König wandte ſogleich ſeine Augen weg und fragte, ob nicht noch eine andere Prinzeſſin Namens Florine da ſei?

»Ja, erwiederte Forelline, indem ſie mit dem Finger nach ihr zeigte, dort verſteckt ſie ſich, weil ſie ſich nicht gewaſchen hat und ſo ſchlecht gekleidet iſt.

Hierüber erröthete Florine und wurde dadurch ſo ſchön, daß König Huldreich wie bezaubert daſtand. Er machte der Prinzeſſin eine tiefe Verbeugung und ſprach:

„Eure unvergleichliche Schönheit ſchmückt Euch ſo ſehr, daß Ihr nicht nöthig habt, Euch andern Schmuckes zu bedienen.“

„Gnädigſter Herr! erwiederte die Prinzeſſin, ich verſichere Euch, daß es nicht meine Schuld iſt, ſo ſchlecht gekleidet zu ſein, und Ihr würdet mir ein großes Vergnügen machen, wenn Ihr mich nicht weiter bemerken wolltet.“

„Es wäre unmöglich, rief Huldreich aus, wenn man an einem Orte, wo eine ſo himmliſche Prinzeſſin athmet, noch Augen für eine andere haben könnte, als für ſie.“

Und von dieſem Augenblicke an unterhielt er ſich nur mit Florine.

Die Königin und Forelline beklagten ſich darüber beim König, und verlangten von ihm, daß er während der Anweſenheit Huldreichs Florine in einen Thurm einſperren laſſe. Und in der That war ſie kaum in ihr Zimmer zurückgekehrt, ſo überfielen ſie vier vermummte Männer und trugen ſie auf einen hohen Thurm.

Da Huldreich nichts von dieſen Gewaltthätigkeiten ahnte, ſo erwartete er mit Ungeduld den Augenblick, die Prinzeſſin wieder zu ſehen. Indeſſen wollte er ſich mit ſeiner Umgebung von ihr unterhalten. Dieſe aber ſagte ihm auf Befehl der Königin, daß die Prinzeſſin kokett, launiſch, herrſchſüchtig, unreinlich und im höchſten Grade geizig ſei. Huldreich wurde ſehr zornig darüber und dachte bei ſich ſelbſt, daß es nicht möglich ſei, eine ſo häßliche Seele in einem ſo himmliſchen Körper anzutreffen. Während er ſo dachte, ſuchte ein liſtiger Hofmann ſeine wahre Geſinnungen zu erforſchen, und erzählte Wunderdinge von der Prinzeſſin. Und ſogleich verbreitete ſich Freude über das Angeſicht des Königs.

Während ſich dieſes zutrug, lag die arme Prinzeſſin in dem Thurme eingeſchloſſen auf nackter Erde.

„Ich wäre weniger zu beklagen, ſprach ſie, wenn ich hier eingeſchloſſen worden wäre, ehe mir vergönnt wurde, jenen liebenswürdigen König zu ſehen. Der Gedanke an ihn vermehrt nur meine Qualen. Wahrſcheinlich behandelt man mich ſo grauſam, damit ich ihn nicht mehr erblicken ſoll.“

Die Königin, welche bemüht war, den König Huldreich auf alle Weiſe für ſich zu gewinnen, ſandte ihm Kleider von außerordentlicher Pracht und den Orden der Liebe, den der König nach ihrem Willen am Hochzeitstage geſtiftet hatte. Zugleich überreichte man ihm ein wunderſchönes Buch mit vielen Malereien geziert, in dem die Statuten des Ordens der Liebe in einem zärtlichen und galanten Style aufgezeichnet waren. Man ſagte zugleich dem König, daß die Prinzeſſin, welche er geſehen, ihm dieſes Geſchenk ſende und ihn bitten laſſe, ihr Ritter ſein zu wollen.

„Wie, die Prinzeſſin Florine?“ rief er entzückt.

„Mit nichten, gnädigſter Herr! erwiederte man ihm, Prinzeſſin Forelline ſendete uns.“

„Forelline! ſprach er kalt und ernſt vor ſich hin, es thut mir leid, dieſe Ehre nicht annehmen zu können.“

Und hiemit legte er Buch und Orden in das Körbchen zurück und ſandte es zur Königin, die mit ihrer Tochter darüber zu erſticken glaubte.

Als er ſich ſpäter in das Gemach des Königs und der Königin begab, blickte er ſich überall nach Florine um und fragte ſogar endlich nach ihr.

„Herr König, antwortete ſtolz die Königin, mein Gemahl, ihr Vater, hat ihr verboten, das Zimmer zu verlaſſen, bis daß meine Tochter verheirathet ſei.“

„Und warum dieſes liebe Geſchöpf ſo grauſam behandeln?“ fragt Huldreich.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte die Königin.

König Huldreich gerieth darüber in einen außerordentlichen Zorn, blickte Forelline noch mehr von der

Seite an, als er es bis jetzt gethan, und verließ augenblicklich den Saal.

Als er wieder auf ſeinem Zimmer war ſagte er zu einem jungen Prinzen, der ihn begleitet hatte, und den er ſehr liebte: um alles in der Welt eine Kammerfrau der Prinzeſſin zu beſtechen, um einen Augenblick mit ihr ſprechen zu können. Dieſem Prinzen gelang es, und er erhielt noch für denſelben Abend eine Stunde, wo Florine ſich an einem kleinen Fenſter, das nach dem Garten ging, ſehen laſſen wollte. Der Prinz eilte ſogleich mit der frohen Nachricht zum Könige; allein die falſche Vertraute entdeckte Alles der Königin, die ſogleich beſchloß, ihre Tochter an das kleine Fenſter zu ſchicken.

Die Nacht war ſo dunkel, daß es unmöglich war, die Betrügerin zu entdecken. König Huldreich näherte ſich alſo dem Fenſter mit den Ausdrücken der zärtlichſten Leidenſchaft. Forelline empfing alle Betheurungen und Schwüre, die für Florine beſtimmt waren, und endlich erhielt ſie auch noch einen Ring als ewiges Pfand der Treue, mit der Bitte, nur ſelbſt die Stunde zu beſtimmen, wann ſie entfliehen wollte. Forelline antwortete, ſo gut ſie es konnte, und wenn gleich der König ſah, daß nicht viel Geſcheides daran war, ſo überredete er ſich doch gern, daß die Furcht vor Ueberraſchung ihr die vollſtändige Freiheit des Geiſtes raube. Als er ſie verließ, verſprach er ihr am andern Abend wieder zu kommen.

Wie nun die Königin den glücklichen Ausgang dieſer Liſt vernahm, baute ſie die kühnſten Hoffnungen darauf, und wirklich erſchien am verabredeten Abende König Huldreich in einem fliegenden Wagen, der mit geflügelten Fröſchen beſpannt war, um die Prinzeſſin abzuholen. Einer ſeiner Freunde, der zugleich ein Zauberer war, hatte ihm mit dieſem Geſährt ein Geſchenk gemacht.

Die Nacht war wieder ſehr dunkel; Ferelline trat geheimnißvoll aus dem Thurm, der König umarmte ſie und ſchwur ihr abermals ewige Treue. Da es ihm indeſſen nicht anſtändig ſchien, mit ſeiner geliebten Prinzeſſin ſo lange herumzufliegen, ſo fragte er ſie, wo ſie die Hochzeit zu halten wünſche? Sie ſagte, daß ſie eine Pathe habe, welche man die Fee Suſſio nenne, die ſehr berühmt ſei, und daß ſie ſich nach ihrem Schloſſe zu begeben wünſche. Der König hatte nichts nöthig, als dieſes ſeinen Fröſchen zu ſagen, und kurz darauf kamen ſie bei der Fee Suſſio an.

Das Schloß war ſo trefflich erleuchtet, daß der König ſchon beim Ausſteigen ſeinen Irrthum hätte einſehen müſſen, wenn die Prinzeſſin nicht ſtreng verſchleiert geweſen wäre. Sie erzählte ſogleich ihrer Pathe, auf welche Weiſe ſie Huldreich überliſtet hatte, und bat ſie, ihn nun zu beſänftigen. Die Fee bemerkte ihr, daß dieſes nicht leicht ſei, indem er Florine zu ſehr liebe. Inzwiſchen harrte der König in einem Saale, deſſen Wände von ſo klaren durchſichtigen Diamanten waren, daß er die Fee und Forelline im Nebengemache ſprechend erblicken konnte. Er glaubte zu träumen und gerieth ganz außer ſich, aber beide Damen traten nun in den Saal und Fee Suſſio ſprach zu ihm mit feſtem Tone:

„König Huldreich, dieß hier iſt die Prinzeſſin Forelline, welcher Ihr Treue geſchworen habt; ſie iſt meine Pathe und ich wünſche, daß Ihr ſie ſogleich heirathet.“

„Ich, rief er aus, ſollte dieſes kleine Ungeheuer heirathen? Wo iſt meine geliebte Prinzeſſin hin? Gebt ſie mir wieder!“

„Und bin ich es denn nicht, Treuloſer! fragte Forelline, indem ſie ihm den Ring zeigte. Wem gabſt du dieſes Zeichen der Treue?“

„So bin ich denn verrathen und betrogen! ſchrie der König. Auf, meine Fröſche! führt mich fort von hier!“

„Ho! Ho! das iſt nicht mehr in Eurer Macht!“ kreiſchte die Fee; dabei berührte ſie ihn, und ſeine Füße hafteten am Boden, als ob er angenagelt wäre.

„Und wenn Ihr mich tödtet, rief der König, ſo wird mein Herz doch nie einer andern als Florine gehören.“

Es vergingen zwanzig Tage und zwanzig Nächte, und die Fee, ſo wie Forelline, hörten nicht auf zu ſprechen, zu ſchreien und zu drohen. Endlich ſagte Suſſio zum König:

„Wählet zwiſchen ſiebenjähriger Buße oder meiner Pathe Hand.“

„Macht mit mir was Ihr wollt, ſprach der König, wenn ich nur von dieſem Unhold loskomme.“

Unhold Ihr ſelbſt! ſchrie Forelline, Ihr ſeid mir ein ſchöner Zaunkönig, mit Eurer Sumpfequipage! Was kommt Ihr hieher in mein Land, mir Grobheiten zu ſagen und die Treue zu brechen!“

„Sehr zarte Vorwürfe in der That, ſprach der König mit ſpöttiſchem Ton, es iſt wirklich ſehr unrecht von mir, eine ſo liebenswürdige und ſchöne Perſon nicht zur Gattin zu wählen!“

„Nein, das ſollſt du auch nicht! ſchrie nun Suſſio im heftigſten Zorn, fliege fort aus jenem Fenſter wenn du willſt, denn ſieben Jahre wirſt du ein blauer Vogel ſein.“

In demſelben Augenblick verwandelte ſich der König in einen Vogel. Man hörte ihn noch einen ſchmerzlichen Schrei ausſtoßen, dann aber entflog er dem verhängnißvollen Schloſſe der Fee.

In ſeiner tiefen Melancholie flatterte er von Zweig zu Zweig und wählte nur ſolche Bäume, welche der

Liebe und der Traurigkeit geweiht ſind. Bald waren es Myrthen, bald Cypreſſen. Er ſang dabei ganz klägliche Lieder, worin er ſein und Florinens Schickſal zu ſchildern ſuchte.

Die Fee Suſſio ſchickte indeß Forelline zur Königin zurück, die, nachdem ſie Alles vernommen, ihre Tochter aufs Hochſte ſchmuckte und mit ihr in den Thurm ſtieg. Sie trug eine Krone von Diamanten auf dem Kopfe und drei Töchter der reichſten Barone des Landes trugen den Schlepp ihres Königsmantels. Am Finger ſtack ihr der Ring des Königs Huldreich, den Florine an jenem Tage geſehen hatte, wo ſie mit ihm geſprochen.

„Meine Tochter kommt, Euch ihre Hochzeitsgeſchenke zu zeigen, denn König Huldreich hat ſich mit ihr vermählt.“

Dieß waren die Worte, welche die böſe Königin ſprach, und ſogleich breitete man vor Florinen Gold und Silberſtoffe, Edelſteine, Spitzen und die ſchönſten Bänder aus.

Die Prinzeſſin Florine, die nun nicht mehr ihr Unglück bezweifelte, fiel in Ohnmacht, und die grauſame Königin, welche ſich freute, daß ihr Streich ſo geglückt war, wollte nicht leiden, daß man ihr beiſpringe, und ſo ließ man ſie in dem beklagenswertheſten Zuſtande liegen.

Der König Huldreich, oder beſſer geſagt, der blaue Vogel, umflatterte indeſſen den Pallaſt, weil er glaubte, daß ſeine geliebte Prinzeſſin darin wäre. Er näherte ſich, ſo ſehr er konnte, den Fenſtern, um in die Zimmer zu gucken. Dem Fenſter gegenüber, wo Florine ſich befand, ſtand eine ungeheure Cypreſſe, auf welche nun der blaue Vogel hinflog. Kaum ſaß er dort, ſo hörte er eine klagende Stimme.

„Werde ich denn noch lange leiden müſſen? War es dir nicht genug, mich zur Zeugin des Glücks zu machen, das deine unwürdige Tochter mit König Huldreich genießt?“

Der blaue Vogel hörte zu, und je mehr er hörte, deſto mehr überzeugte er ſich, daß es ſeine geliebte Prinzeſſin war, von welcher die Worte kamen. Er ſagte jetzt:

„Angebetete Florine! Eure Leiden ſind wohl zu heilen.“

„Wer gibt mir dieſen heitern Troſt?“

„Ein unglücklicher König, erwiederte der Vogel, der Euch liebt und nie einen andern Gegenſtand lieben wird.“

Und indem er dieſes ſprach, flog er auf das Fenſter. Anfänglich erſchrak Florine über dieſen ungewöhnlichen Vogel, der ſo verſtändig wie ein Menſch ſprechen konnte; bald hatte aber das, was er ſprach, ſo wie ſeine Schönheit, ihr Ruhe eingeflößt.

„Wird es mir erlaubt ſein, Euch zu ſehen, meine Prinzeſſin? rief er, werde ich das Glück ertragen können, ohne vor Freuden zu ſterben?“

„Und wer biſt du, lieblicher Vogel?“ ſprach die Prinzeſſin, indem ſie ihn liebkoſte.

„Du kennſt mich nicht! fragte der König, iſt Huldreich ſchon ganz aus deinem Gedächtniß verſchwunden?“

„Was höre ich! der größte König der Welt wäre dies kleine Vögelchen, das hier auf meiner Hand ſitzt?“

„Leider iſt es ſo, ſchöne Florine; allein wenn etwas im Stande iſt, mich zu tröſten, ſo iſt es das, daß ich lieber ſieben Jahre in dieſem Zuſtande bleiben will, als der Leidenſchaft entſagen, die ich für dich fühle.“

„Für mich! rief Florine, und weiß ich denn nicht, daß Ihr Forelline geheirathet habt? Erkannte ich denn nicht Euern Ring an ihrem Finger?“

„Himmel, wär's möglich! unterbrach ſie der König, man hat Euern Namen gemißbraucht und mich ſo dahingebracht, die häßliche Forelline zu entführen; ich verließ ſie aber, ſobald ich meinen Irrthum gewahrte.“

Der Tag begann zu ſcheinen, und die meiſten Offiziere waren ſchon aufgeſtanden, als die Prinzeſſin noch immer mit dem blauen Vogel ſprach. Jetzt trennten ſie ſich, nachdem ſie ſich verſprochen hatten, jede Nacht einer ſolchen Unterhaltung zu widmen. Die Freude, ſich gefunden zu haben, war außerordentlich; allein Florine beunruhigte ſich bei dem Gedanken, daß Jäger oder irgend ein Raubvogel das Leben ihres blauen Vögelchens bedrohen könnten.

Dieſes brachte den ganzen Tag in einem hohlen Baume zu und that nichts, als an ſeine ſchöne Prinzeſſin denken. Da er Florinen alle mögliche Galanterien erzeigen wollte, deren er in ſeinem Zuſtande fähig war, ſo flog er nach der Hauptſtadt ſeines Königreichs, zu dem Pallaſte hin und durch ein zerbrochenes Fenſter in ſein Kabinet, nahm dort ein Paar brillantene Ohrgehänge und brachte ſie zu Florine, damit ſie ſich damit ſchmücke.

„Ich würde es gerne thun, ſagte ſie, wenn Ihr mich am Tage beſuchtet; da Ihr aber nur immer Nachts kommt, ſo werde ich ſie nicht anlegen.“

Das Vögelchen verſprach, daß es zu jeder Stunde kommen wolle, die der Prinzeſſin belieben würde, und nun hing ſie ſogleich die Ringe ein.

Andern Tags kehrte das blaue Vögelchen in ſein Königreich zurück, flog durch die zerbrochene Scheibe in das Kabinet, holte die koſtbarſten Armbänder, die man je geſehen, und überreichte ſie Florinen.

In der folgenden Nacht brachte das verliebte Vögelchen eine Uhr von anſtändiger Größe, deren Werk in einer Perle war.

„Es iſt nicht nöthig, mir eine Uhr zu ſchenken, ſagte die Prinzeſſin galant; ſeid Ihr ferne von mir, ſo ſcheinen mir die Stunden endlos zu ſein, ſeid Ihr aber bei mir, ſo ſchwinden ſie wie ein Traum vorüber.“

Sobald der Tag erwachte, flog der Vogel in ſeinen Baumſtamm, wo er ſich von Früchten nährte; manchmal ſang er ſchöne Lieder, welche die Vorübergehenden entzuckten. Es verging kein Tag, an dem er nicht Florine ein Geſchenk machte, ſo daß ſie bald einen Haufen merkwürdiger Koſtbarkeiten beſaß. Sie ſchmückte ſich jedoch nur Nachts damit, um dem Könige zu gefallen; und da ſie keinen ſchicklichen Ort hatte, die Sachen aufzuheben, ſo verbarg ſie dieſelben ſorgfältig in ihrem Strohſack.

Zwei Jahre waren dahin geſchwunden und Florine beklagte ſich kein einzigesmal über ihre Gefangenſchaft.

Die boshafte Königin ließ es indeſſen an unnützen Beſtrebungen nicht fehlen, ihre Forelline zu verheirathen. Sie ſandte Botſchaften an alle Fürſten, deren Namen ſie kannte, um ſie ihnen vorzuſchlagen. Allein überall wurde ſie ſchnöde abgefertigt.

„Wäre es die Prinzeſſin Florine, hieß es, ſo würde man Euch mit Freuden aufnehmen, aber Forelline mag nur ledig bleiben; wir thun keinen Abbruch.“

„Was? ſchrie die Königin, noch aus ihrem Gefängniſſe unterſteht ſie ſich uns zu trotzen? ſie muß eine geheime Correſpondenz nach der Fremde unterhalten.

Wenigſtens iſt ſie Staatsverbrecherin, und ſo muß ſie behandelt werden. Es wird uns wohl nicht an Beweismitteln gegen ſie fehlen.“

Sie beſchloßen ſogleich in den Thurm zu ſteigen, um Florine zu verhören. Mitternacht war vorüber, und ſie ſtand geſchmuckt mit den Edelſteinen neben dem blauen Vogel am Fenſter; Zimmer und Bett waren mit Blumen beſtreut, und einige feine Räucherkerzchen, die ſie angezündet hatte, verbreiteten einen ſehr angenehmen Geruch. Die Königin horchte an der Thür, ſie glaubte ein Duett ſingen zu hören, und in der That ſie tauſchte ſich nicht.

„Forelline, wir ſind verrathen!“ ſchrie die Königin, indem ſie die Thüre aufriß und in das Zimmer drang. Florine ſtieß ſogleich das Fenſter auf, damit der blaue Vogel fortfliegen könne. Die Königin und ihre Tochter naheten ſich ihr wie Furien, die ſie verſchlingen wollten.

„Man kennt Eure Intriguen gegen den Staat!“ kreiſchte die Königin.

„Und mit wem? fragte kalt die Prinzeſſin; bewacht Ihr mich nicht ſeit zwei Jahren?“

Während ſie dieß ſagte, betrachteten ſie die Königin und ihre Tochter mit ſtets wachſendem Erſtaunen; ihre wunderbare Schönheit blendete ſie im Verein mit dem koſtbarſten Schmucke.

„Von wem habt Ihr die Steine?“ fragte die Königin.

„Ich habe ſie in dieſem Thurme gefunden,“ erwiederte Florine.

„Wir ſind Eure Narren nicht! ſprach die Königin, man hat Euch dieſe Edelſteine gegeben, damit Ihr das Königreich Eures Vaters verkauſet.“

„Dazu wäre ich allerdings in der Lage,“ ſagte die Prinzeſſin mit einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Und für wen, nahm die Königin wieder das Wort, habt Ihr Euch denn ſo geſchmückt und Euer Zimmer durchwürzt mit Wohlgeruchen? Es iſt ja, als ob Ihr den ganzen Hof empfangen wolltet.“

„Ich habe Zeit genug mich zu ſchmücken,“ ſprach die Prinzeſſin.

„So wollen wir doch einmal ſehen, ob dieſe unſchuldige Perſon nicht einen Vertrag mit dem Feinde hier aufbewahrt.“

Und bei dieſen Worten durchſuchte ſie Alles. Wie ſie nun zum Strohſack kam, ſo erſtaunte ſie natürlich über die Menge von Brillanten, Perlen, Rubinen, Smaragden und Topaſen. Sie hatte ſich früher ſchon vorgenommen, einige falſche Papiere, welche die Prinzeſſin verderben ſollten, irgendwo hinzuſtecken. Als man gerade nicht auf ſie ſah, warf ſie daher dieſelben in den Kamin, wo gerade kein Feuer brannte. Aber der blaue Vogel ſaß im Schornſtein und rief herunter:

„Sieh' dich vor, Florine, deine Feindin will dich verrathen.“

Dieſe unerwartete Warnung erſchreckte die Königin ſo, daß ſie ihren Vorſatz aufgab.

„Ihr ſeht, ſprach die Prinzeſſin, daß die Geiſter mir gewogen ſind.“

„Ich ſehe, erwiederte die Königin außer ſich vor Zorn, daß die Dämonen ſich für Euch intereſſiren, allein dieß ſoll Euern Vater nicht hindern, Gerechtigkeit zu üben.“

Die Königin verließ ſie nun und ging mit ſich zu Rath, was man gegen die Prinzeſſin unternehmen ſolle. Vor Allem ſchien es ihr klug, hinter ihr Verhältniß zu kommen. Sie ſchickte daher ein junges Mädchen, welches die Unſchuldige ſpielen mußte, zu ihr, um ſie zu bedienen. Man kann wohl denken, daß Florine nicht in dieſe grobe Falle ging, ſondern das Mädchen fur einen Spion hielt.

Sie wagte es nun nicht mehr an das kleine Fenſter zu gehen, obgleich ſie ſtets den blauen Vogel davor flattern horte. Es verging ein ganzer Monat auf dieſe Weiſe und der blaue Vogel wollte verzweifeln.

Während dieſer Zeit hatte die Spionin Tag und Nacht gewacht und wurde endlich von einem tiefen Schlaf befallen. Kaum merkte dieß Florine, ſo öffnete ſie das kleine Fenſter und ſprach:

„Kleiner Vogel, himmelblau,
„Fliege her zu deiner Frau!“

Der Vogel hörte es ſogleich und flatterte auf das Fenſter. Wie groß war ihre Freude, als ſie ſich wieder ſahen! Alle Zärtlichkeiten und Verſicherungen treuer Liebe wurden ausgetauſcht. Als endlich die Stunde gekommen war, wo man das Erwachen der Spionin befürchten mußte, ſagten ſie ſich ein rührendes Lebewohl. Am andern Abend verſank die Aufpaſſerin wieder in feſten Schlaf, und ſogleich eilte die Prinzeſſin an das Fenſter und rief wie das Erſtemal:

„Kleiner Vogel, himmelblau,
„Fliege her zu deiner Frau!“

Das Vögelchen kam und die Nacht verſtrich wie die frühern in ſtillem Glücke. Die Liebenden ſchmeichelten ſich damit, daß die Aufpaſſerin jetzt immer ſchlafen würde, und in der That, ging alles in der dritten Nacht ebenſo von Statten. Allein in der folgenden Nacht vernahm die Schläferin einiges Geräuſch, ſie hörte ohne etwas merken zu laſſen und ſah mit halbgeöffneten Augen, beim Mondſcheine, den ſchönſten Vogel der Welt, der mit der Prinzeſſin ſprach, ſie in die Lippen pickte, von ihr geſtreichelt wurde, auch verſtand ſie Einiges von ihrer Unterhaltung.

Als der Tag gekommen war, warf ſich die Prinzeſſin auf das Bett, und der königliche Vogel flog in ſeinen hohlen Baum zurück. Die Aufpaſſerin eilte zur Königin und erzählte ihr alles, was ſie geſehen und gehört hatte. Die Königin ließ nun ſogleich Forelline holen, und nach einigem Nachdenken hatten ſie es heraus, daß der blaue Vogel Niemand anders als König Huldreich ſei.

„Welche Beleidigung! ſchrie die Königin, aber ich will mich auf eine Weiſe rächen, daß man davon ſprechen ſoll.“

Die Königin ſandte die Aufpaſſerin wieder in den Thurm und befahl ihr, ſich tief eingeſchlafen zu ſtellen. Die arme getäuſchte Prinzeſſin öffnete das kleine Fenſter und rief:

„Kleiner Vogel, himmelblau,
„Fliege her zu deiner Frau!“

Allein ſie rief und rief die ganze Nacht vergebens; das Vögelchen erſchien nicht, denn die böſe Königin hatte an der Cypreſſe Degen, Dolche, Raſiermeſſer und große Nadeln befeſtigen laſſen, und wie nun das Vögelchen vorüberflog, ſchnitten ihm die mörderiſchen Waffen die Füßchen entzwei; es fiel auf die Raſiermeſſer und verletzte ſich die Flügel. Jetzt ſtürzte es in die Nadeln und durchbohrte ſich; endlich entkam es mit großer Mühe in ſeine Höhle und bezeichnete ſeinen Weg mit Blutſpuren. Es glaubte im erſten Augenblick, Florine habe ihm ſo nachſtellen laſſen, und daher wollte es gern ſterben.

Während dieſer Zeit hatte ſein Freund, der Zauberer, der indeß die fliegenden Fröſche mit dem Wagen leer zurückkommen geſehen, achtmal die ganze Erde durchſucht, ohne den König gefunden zu haben. Er wollte gerade ſeine neunte Reiſe um die Welt antreten, als er durch den Wald kam und nach den Regeln, die er ſich vorgeſetzt, zuerſt lange in's Horn ſtieß, und dann fünfmal aus Leibeskräften ſchrie:

„O Huldreich! König Huldreich! wo biſt du?“

Der König erkannte ſogleich die Stimme ſeines beſten Freundes und antwortete:

„Tritt näher zu dieſem Baume und du wirſt deinen geliebten König in ſeinem Blute ſchwimmend wieder finden!“

Der Zauberer blickte nach allen Seiten, ohne Jemand zu entdecken.

Da ſprach der König wieder, mit ſchwacher hinſterbender Stimme:

„Ich bin ein blauer Vogel.“

Bei dieſen Worten hatte der Zauberer ſogleich das kleine Neſt gefunden, und mit einigen Zauberworten hemmte er das Blut und heilte den König, als ob er nie verwundet geweſen wäre.

Er bat ihn nun, ihm zu ſagen, durch welche Schikkung er ein Vogel geworden ſei, und wer ihn ſo grauſam verwundet habe? Der König antwortete: daß wahrſcheinlich Florine, um mit der Königin Frieden zu ſchließen, alles verrathen haben werde, und daß mit ihrer Bewilligung die Cypreſſe mit Dolchen und Raſiermeſſern umgeben worden ſei, die ihn faſt geviertheilt hatten.

„Welch' ein Unglück wäre es, ſagte der Zauberer, wenn Ihr die Undankbare noch lieben könntet.“

Aber der blaue Vogel öffnete den Schnabel ſeufzend und zog die Haut über die Augen, indem er den Hals emporſtreckte, denn er liebte Florine noch immer und ſehr. Indeſſen bat er ſeinen Freund, ihn mit nach Hauſe zu nehmen und ihn in einem Käfig aufzuhängen, damit ihm die Katzen nicht beikommen konnten.

Die arme Florine wollte indeſſen verzweifeln, weil ſie den König nicht mehr ſah. Sie ſtand Tag und Nacht an ihrem Fenſter, und rief unaufhörlich:

„Kleiner Vogel, himmelblau,
„Fliege her zu deiner Frau!“

Die Gegenwart der Aufpaſſerin hinderte ſie nicht, denn ihre Verzweiflung war ſo groß, daß ſie auf gar nichts mehr achtete. Die Königin und Forelline triumphirten.

Unterdeſſen war der Vater Florine's alt geworden und ſtarb. Jetzt verwandelte ſich das Glück der boshaften Königin und ihrer Tochter. Man warf ihnen vor, daß ſie die Gunſt des alten Herrn mißbraucht hatten, und das aufgewiegelte Volk ſtrömte nach dem Pallaſt, um die Prinzeſſin Florine als Herrſcherin auszurufen. Anfänglich wollte die erzurnte Königin ſich ſtolz zeigen, allein hiedurch wurde der Aufſtand allgemein. Man ſprengte die Pforten ihrer Gemächer, die man plünderte, und ſie ſelbſt wirft man mit Steinen todt, während Forelline zu ihrer Pathe, der Fee Suſſio, entflieht.

Die Großen des Reiches verſammelten ſich nun ſchnell, und begaben ſich nach dem Thurme, wo die Prinzeſſin ſehr krank lag. Sie wußte noch nichts von dem Tode ihres Vaters, noch von der Ermordung ihrer Widerſacherin, und erſchrak alſo heftig, als ſie den Lärm hörte. Aber ihre Unterthanen warfen ſich ihr zu Füßen, und ſagten ihr, welch' ein Wechſel in ihrem Schickſale vorgegangen ſei. Hierauf trugen ſie ſie in den Pallaſt und krönten ſie.

Da ſie entſchloſſen war, den blauen Vogel überall zu ſuchen, ſo ernannte ſie einen Rath, der in ihrer Abweſenheit für alles Sorge tragen ſollte, dann verſah ſie ſich mit einer großen Menge Edelſteine, und in einer Nacht reiste ſie ganz allein ab, ohne daß Jemand wiſſen konnte, wohin.

Der Zauberer, der die Geſchäfte des Königs Huldreich beſorgte, beſaß nicht ſo viel Macht, das zu zerſtören, was die Fee Suſſio gemacht hatte. Da ſie ſich aber ungefähr ſeit fünf- oder ſechshundert Jahren ſchon kannten, ſo beſchloß er zu ihr zu gehen, und ihr einen Vergleich vorzuſchlagen, nach welchem er dem Könige ſeine Geſtalt wieder geben könne. Die Fee empfing ihn ſehr artig.

„Es betrifft, liebe Frau Gevatterin, ſprach der Zauberer, den beſten meiner Freunde, einen König, den Ihr ſehr unglücklich gemacht habt.“

„Ha, ha! ich verſtehe! rief die Suſſio; aber für den iſt keine Gnade zu hoffen, wenn er nicht meine Pathe heirathen will.“

Der Zauberer glaubte, daß ihn der Schlag treffe, ſo häßlich kam ihm Forelline vor. Indeſſen wollte er nicht fortgehen, ohne wenigſtens etwas in Ordnung gebracht zu haben. Man beſchloß daher nach vielem Hin- und Herreden, daß Forelline in das Schloß des Königs Huldreich gebracht werden ſolle, daß ſie dort einige Monate mit ihm lebe, während welcher Zeit er ſich entſchließen ſollte, ſie zu heirathen. Inzwiſchen würde er ſeine natürliche Geſtalt wieder erhalten, müſſe aber, im Fall er Forelline nicht nähme, wieder zum Vogel werden.

Forelline begab ſich nun in Begleitung der Fee nach Huldreichs Königreich, der ſo eben auch mit ſeinem treuen Freunde, dem Zauberer, dort angelangt war. Drei Berührungen mit dem Zauberſtabe machten ihn wieder zum Menſchen, aber bei dem einzigen Gedanken, Forelline's Gatte werden zu müſſen, fühlte er ſein Innerſtes erbeben.

Die Königin Florine reiste indeß in der Verkleidung einer Bäuerin mit herabhängenden Haaren, die ihr Geſicht verbargen, bald zu Pferd, bald zu Fuß, bald zu Waſſer, bald zu Land. Eines Tages, als ſie am Rande einer Quelle war, bekam ſie Luſt ſich die Füße zu waſchen. In dieſem Augenblicke ging ein altes kleines, buckliches Weibchen vorüber, das blieb ſtehen und fragte ſie:

„Was machſt du hier ſo allein, ſchönes Kind?“

„Ich bin nicht allein, meine gute Mutter, erwiederte die Königin, ich habe ein großes Gefolge bei mir von Kummer, Sorgen und Leiden.“

Bei dieſen Worten füllten ſich ihre Augen mit Thränen.

„Wie, ſo jung weinſt du ſchon? ſprach die gute Frau. Sei guten Muths, Töchterchen, und geſtehe mir aufrichtig, was deinen Kummer verurſacht.“

Da erzählte die Königin ihr alles.

Mit einem Male richtete die kleine Alte ſich auf, ſie wird ſchön und jung; prächtige Gewande umhüllen ſie, und mit einem himmliſchen Lächeln wendet ſie ſich zur Königin:

„Unvergleichliche Florine, ſpricht ſie, der König, den Ihr ſuchet, iſt kein Vogel mehr, meine Schweſter Suſſie hat ihm ſeine frühere Geſtalt wieder gegeben, und er befindet ſich in ſeinem Königreiche. Betrübe dich nicht, du wirſt zu deinem Ziele gelangen. Hier haſt du vier Eier; kommſt du in Nöthen, ſo zerbrich eines davon, und du wirſt darin finden, was du ſucheſt.“

Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, war ſie verſchwunden, Florine aber legte die Eier in ihren Sack und kehrte ihre Schritte dem Königreiche Huldreichs zu. Nachdem ſie acht Tage und acht Nächte, ohne anzuhalten, gegangen war, kam ſie zu einem übermäßig hohen Berge, ganz von Elfenbein und ſo glatt und ſteil, daß man keinen Schritt darauf wagen konnte, ohne zu fallen. Nach tauſend vergeblichen Verſuchen legte ſie ſich am Fuße dieſes Berges nieder, und war entſchloſſen, daſelbſt zu ſterben, als ſie ſich plötzlich der Eier erinnerte, welche die Fee ihr geſchenkt hatte. Sie zerbrach eines davon und fand darin ſchöne goldene Häkchen, die ſie an ihre Füße und Hände befeſtigte. Nun war es ihr möglich, ohne Mühe das Elfenbeingebirge hinanzuklimmen. Als ſie aber den Gipfel erreicht hatte, befand ſie ſich in einer neuen Verlegenheit. Vor ihren Blicken erſtreckte ſich ein Thal, welches ganz aus einem einzigen Spiegelglaſe beſtand. Um dieſen Spiegel waren wenigſtens ſechszigtauſend Frauen verſammelt, die ſich mit großem Vergnügen in dieſem Spiegel ſahen, da er einer jeden ihr Bild, wie ſie es wünſchte, zurückgab.

Dieſer Umſtand zog nicht weniger Männer herbei, da die Eigenſchaft dieſes Spiegels ihnen auch gefiel. Niemand war noch bis auf den Gipfel des Berges gelangt, und als daher die Damen Florine erblickten, ſchrieen ſie ganz verzweiflungsvoll:

„Was thut dieſe Unbeſonnene, wenn ſie einen Schritt vorwärts macht, wird ſie unſern Spiegel zerbrechen!“

Die Königin wußte nicht, was ſie beginnen ſollte; ſogleich zerbrach ſie das zweite Ei, aus welchem ein kleiner Wagen mit zwei Tauben beſpannt kam, der aber bald ſo groß wurde, daß ſie ſich bequem hineinſetzen konnte, worauf ſich die Tauben mit der Königin langſam niederließen.

„Meine lieben Vögelein, ſprach die Königin zu ihnen, habet Dank und erzeigt mir den Gefallen, mich an den Ort zu fuhren, wo König Huldreich ſeinen Hof hält.“

Die Täubchen hielten weder Tag noch Nacht, bis ſie zur Hauptſtadt des Königreichs gekommen waren. Vor dem Pallaſt ſtieg Florine aus und gab jedem Täubchen ein ſüßes Küßchen.

Wie ſchlug ihr das Herz, als ſie den Fuß über die Schwelle ſetzte! Sie ſchmierte ſich das Geſicht mit Ruß ein, um nicht erkannt zu werden; dann fragte ſie einige Vorübergehende, wo man wohl den König ſehen könnte? Man lachte ihr in's Geſicht.

„Du willſt den König ſehen? du häßliches Ding! Waſche dir erſt das Geſicht ab, du biſt jetzt nicht im Stande, einen ſolchen Monarchen anzublicken!“

Die Königin antwortete hierauf nichts, und nachdem ſie einen ernſten ehrbaren Alten gefragt, erhielt ſie die Antwort, daß der König ſich am andern Tage mit Prinzeſſin Forelline in den Tempel begeben wolle, da er endlich ſich entſchloſſen habe, ſie zu heirathen. Welche Nachricht war dieſes für die arme Florine! Sie glaubte den Tod davon haben zu müſſen.

Die Königin ſuchte jetzt ein Unterkommen und legte ſich zur Ruhe, da ſie ſehr ermüdet war. Andern Tages ſtand ſie früh auf, und eilte in den Tempel. Nur mit Mühe gelang es ihr, ſich durch die Wachen zu drängen. Der König kam zuerſt; dann erſchien Forelline, prächtig gekleidet, allein ſo häßlich, daß man Furcht vor ihr haben konnte.

„Wer biſt du? ſchnauzte ſie Florine an, daß du es wagſt, dich ſo vor meine Herrlichkeit zu drängen und dich ſo nahe meinem goldenen Throne zu ſtellen?“

„Ich heiße Schmutzmuhmchen, und bin weit her gereist, um dir meine Koſtbarkeiten zu verkaufen,“ antwortete ſie.

Und nun ſuchte ſie in ihrem Sacke, und zog die Armbänder daraus hervor, welche ihr der König geſchenkt hatte.

„Ha, ha, ha! lachte Forelline, das ſind ſchöne Glasſteine! Willſt du dafür ſechs Kreuzer haben?“

„Zeigt ſie nur einem Kenner, erwiederte die Königin, und dann wollen wir ſchon Handels einig werden.“

Forelline nahte ſich hierauf dem Throne, um dem Könige die Armbänder zu zeigen. Bei ihrem Anblicke erinnerte er ſich ſogleich derjenigen, welche er Florine gegeben; er wurde bleich, ſeufzte und ſprach lange Zeit nichts. Endlich antwortete er mit ſchwacher Stimme:

„Dieſe Steine wiegen, wie ich glaube, mein Königreich auf. Ich glaubte dieſen Schmuck nur einmal auf der Welt — allein hier ſehe ich ihn noch einmal.“

Forelline ſetzte ſich nun auf ihren Thron und nahm ſich bei Weitem nicht ſo gut aus, als eine wohlkonditionirte Auſter in ihrer Schale. Sie fragte die Königin, wie viel ſie, ohne aufzuſchlagen, für die Armbänder haben wollte.

„Es würde Euch zu viel koſten, ſie mir zu bezahlen, erwiederte ſie, ich will Euch etwas anderes vorſchlagen: erlaubt mir nur eine Nacht in dem Echokabinet des Pallaſtes zu ſchlafen, dann ſollt Ihr meine Smaragde beſitzen.“

„Das will ich wohl, artiges Schmutzmühmchen, ſprach Forelline und lachte dabei wie eine Beſeſſene, indem ſie Zähne zeigte, die länger waren als die Hauer eines Ebers. Es muß hier nachgeholt werden, daß der König, als er noch in der Geſtalt des blauen Vogels war, der Prinzeſſin erzählt hatte von einem Kabinet unter ſeinem Schlafzimmer, welches man Echokabinet nannte, weil es ſo geſchickt angelegt war, daß Alles, was ſehr leiſe darin geſprochen wurde, von dem König in ſeinem Bette gehört werden konnte. Da nun Florine ihm ſeine Untreue vorzuwerfen gedachte, ſo ſchien ihr dieſes Mittel allerdings das Beſte.

Man führte ſie auf Forellinens Befehl in das Kabinet, wo ſie ſogleich zu klagen begann und dieſes bis zum Morgen fortſetzte. Die Kammerdiener hatten die ganze Nacht dieſes Jammern und Seufzen gehört und hinterbrachten es Forellinen. Der König konnte es nicht vernehmen, denn ſchon längſt hatte ihn der natürliche Schlaf geflohen, und man reichte ihm daher Opium. Die Königin brachte einen Theil des Tages in einer unglückſeligen Stimmung zu.

„Wenn er mich gehört hat, ſprach ſie, ſo kann ich mir ſeine Gleichgültigkeit nicht erklären; hat er mich aber nicht gehört, wie ſoll ich dahin gelangen, mich ihm zu erkennen zu geben?“

Sie beſaß keine Kleinodien mehr, um Forellinens Gelüſte zu reizen; es blieb ihr nichts übrig, als zu ihren Eiern ihre Zuflucht zu nehmen. Sie zerbrach eines davon, und ein kleiner Wagen aus Stahl, mit Gold eingelegt, rollte daraus hervor. Er war mit ſechs grünen Mäuſen beſpannt, die eine roſenfarbene Ratte kutſchirte; der Vorreiter von derſelben Familie war ſilbergrau. In dem Wagen ſaßen vier Püppchen, welche die überraſchendſten Dinge ausführten.

Die Königin war ganz außer ſich beim Anblick dieſes neuen Meiſterſtücks der Feenkunſt; und Abends, als die Stunde kam, wo Forelline auf die Promenade ging, begab ſie ſich in eine Allee, und ließ hier ihre Mäuslein galoppiren, welche den Wagen, die Ratten und die Marionetten vorzogen; Forelline gerieth ſo in Erſtaunen darüber, daß ſie alsbald ausrief:

„Schmutzmühmchen, möchteſt du nicht ſechs Kreuzer für deinen Wagen und dein Mäuſegeſpann haben?“

„Nur noch einmal im Echokabinet ſchlafen, das iſt Alles, was ich begehre,“ antwortete ſie.

„Es ſoll dir gewährt ſein, armes Thier,“ ſagte Forelline.

Die Nacht kam, und Florine klagte zärtlich, wie in der vorigen; allein eben ſo wenig wurde ſie vom Könige vernommen, der es nie unterließ, Opium zu nehmen. Nun blieb ihr nur noch Ein Ei, von dem ſie einige Hülfe erwarten konnte; ſie zerbrach es, und was kam wohl heraus? Eine Paſtete, worin ſechs Vögel lagen in Speck eingewickelt und ſehr gut bereitet; dabei ſangen ſie aber, konnten wahrſagen, und verſtanden ſo viel von der Medizin, wie der beſte Doktor.

Sogleich eilte ſie mit dieſer wunderbaren Paſtete in das Vorzimmer Forelline's.

Indem ſie hier wartete, näherte ſich ihr einer der Kammerdiener des Königs und ſagte:

„Weißt du wohl, Schmutzmühmchen, daß wenn der König keinen Opium nehmen würde, du ihn ſicherlich aufweckteſt? du ſchwatzeſt ja die ganze Nacht.“

Florine antwortete ihm hierauf:

„Ich bin überzeugt, daß ich die Ruhe des Königs nicht unterbrechen werde, und wenn ihr ihm dieſen Abend kein Opium geben wollt, ſo will ich euch Alle reichlich belohnen.“

Der Kammerdiener war damit zufrieden und verſprach es ihr.

Bald darauf ging Forelline vorüber und erblickte die Königin mit ihrer Paſtete, die ſich anſtellte, als ob ſie ſie eſſen wollte.

„Was machſt du da, Schmutzmühmchen?“ fragte ſie.

„Ich eſſe Sterndeuter, Muſikanten und Aerzte.“

In demſelben Augenblicke huben die geſpickten Vögel ſehr ſchön zu ſingen an, und riefen dann, nachdem ſie geendet:

„Gib uns blankes Silber, ſo wollen wir dir wahrſagen!“

Eine Ente, die auf den andern Vögeln lag, ſchrie dann:

„Qua Qua Qua! Ich bin ein Doktor, ich kurire alle Krankheiten und alle Narrheiten, nur nicht die Liebe.“

Forelline war ganz außer ſich, als ſie dieſes hörte, und ſprach:

„Potztauſend! was iſt das für eine Paſtete! die muß ich haben! Höre, Schmutzmühmchen, was ſoll ich dir dafür geben?“

„Den gewöhnlichen Preis, erwiederte ſie, laſſe mich in dem Echokabinette ſchlafen, nichts weiter.“

Man kann denken, ob die Königin einwilligte.

Sobald die Nacht kam, wurde Florine in das Kabinet geführt, und als ſie glaubte, daß Alles eingeſchlafen war, begann ſie wieder auf gewöhnliche Weiſe zu klagen. Dießmal ſchlief der König nicht, und er vernahm ſo deutlich Florine's Stimme und ihre Worte, daß er nicht begreifen konnte, woher ſie kämen; allein ſein Herz, von Zärtlichkeit erfüllt, brachte ihm das Bild ſeiner unvergleichlichen Geliebten ſo mächtig vor Augen, daß er in ihre Klagen einſtimmte.

„Ach Prinzeſſin! ſo jammerte er, warum biſt du ſo grauſam gegen einen Geliebten, der dich anbetete? Warum haſt du mich unſern gemeinſchaftlichen Feinden aufgeopfert?“

Florine antwortete ihm ſogleich und bat ihn, Schmutzmühmchen vor ſich führen zu laſſen, die ihm jede Aufklärung geben könnte. Der ungeduldige König rief ſeinem Kammerdiener und fragte ihn, ob er nicht Schmutzmühmchen zu finden wüßte, um ſie vor ihn zu führen. Der Kammerdiener erwiederte, daß nichts leichter ſei, da ſie im Echokabinet ſchlafe. Der König ging hierauf auf einer verborgenen Treppe hinab, und fand Florine in einem Röckchen von weißem Taſſt, das ſie unter ihren ſchlechten Kleidern trug, auf einem Ruhebette liegen. Eine trübe Lampe verbreitete einen matten Schein im Kabinet. Der König war ſchnell eingetreten, und ſah ſich ſo von ſeinem Gefühl übermannt, daß er ſich vor der Königin auf die Kniee warf.

Sie konnte kaum athmen; ſtarr blickte ſie auf ihren Geliebten, ohne eines Wortes mächtig zu ſein; und als ſie endlich wieder fähig war zu ſprechen, vermochte ſie doch nicht ihm Vorwürfe zu machen.

Endlich war alles aufgeklärt, ſie rechtfertigten ſich Beide; allein das Einzige, was ihrem Glück im Wege ſtand, war die Fee Suſſio.

Da plötzlich erſchien der Zauberer, der den König liebte, an der Seite einer ganz ausgezeichneten Fee. Es war eben die, welche Florinen die vier Eier geſchenkt hatte. Sie erklärten, daß ſie nun ihre Macht zu Gunſten des Königs und der Königin vereinigen wollten und daß Suſſio dagegen nichts auszurichten im

Stande ſei. Ihrer Vermählung ſtünde daher nichts im Wege.

Man kann ſich leicht die Freude dieſer jungen Leute vorſtellen. Sobald es Tag war, wurde die Begebenheit im ganzen Pallaſte verkündet, und Alles war erfreut, Florinen wieder zu ſehen. Als Forelline es hörte, eilte ſie zum König. Allein welche Ueberraſchung, ihre ſchöne Nebenbuhlerin bei ihm zu finden! Kaum öffnete ſie den Mund, ſo waren auch ſchon der Zauberer mit der Fee da, und verwandelten ſie in eine Wildſau. Darüber ſchämte ſie ſich ſo, daß ſie grunzend in den Wald eilte.

König Huldreich und die Königin Florine dachten nun, nachdem ſie von einer ſo verhaßten Perſon ſich befreit ſahen, an nichts, als an ihre Hochzeit. Man kann ſich vorſtellen, daß Pracht und Galanterie ſich dabei die Hand reichten.

Ihr Glück war überſchwenglich, aber jeder gönnte es ihnen nach ſo harten ausgeſtandenen Prüfungen.

Die Prinzeſſin mit der langen Naſe.

König Dalamor hatte einen einzigen Prinzen, der ſein Erbe und Thronfolger war. Wenige Augenblicke vor ſeinem Tode ließ er ihn zu ſich rufen und ſprach:

„Mir winken die Schatten meiner Vorfahren, ich bin alt und es iſt Zeit, daß ich dir Platz mache. Die Krone, die ich dir hinterlaſſe, war meinem Haupt eine Laſt; du, mein Sohn, wirſt ſie mit Ehre und Freude tragen: denn dir iſt es vorbehalten, das Reich, das unter meinem Zepter mit mir verarmte, wieder zum Glanze zu erheben und der Habſucht mächtiger Nachbarn zu entreißen, was ich in unglücklichen Kriegen mit denſelben verlor. Wiſſe, daß ich einen geheimen Schatz beſitze, von dem ich ſelbſt, durch feindlichen Zauber gebunden, leider keinen Gebrauch machen durfte! Dir aber iſt es nach meinem Tode vergönnt, dich deſſelben nach Willkühr zu bedienen. Nimm hier dieſen

Schlüſſel; öffne damit ein Käſtchen, das du unter dem Springbrunnen vor meinem Pallaſt vergraben finden wirſt. Bemächtige dich, ſo bald ich die Augen geſchloſſen habe, dieſes koſtbaren Gutes, und laß weiſe Großmuth und Gerechtigkeit die Gefährtinnen deiner Regierung ſein. Lebe wohl! umarme mich noch einmal und empfange den Segen deines ſterbenden Vaters."

Dalamor verſchied, nachdem er die letzten Worte ausgeſprochen hatte. Tutu benetzte mit heißen Thränen die erblaßten Wangen ſeines guten Vaters, und verweilte, in tiefen Schmerz verſunken, noch lang an ſeinem Sterbebette. Die Traurigkeit des Prinzen war aufrichtig und das ungeheuchelte Gefühl ſeines unverdorbenen Herzens.

Er ließ den König, ſeinen Vater, ſo prächtig zur Erde beſtatten, als es ſeine Umſtände ihm erlaubten, und erfüllte vor allen Dingen dieſe Pflicht, ehe er ſeine Neugier ſtillte und den ererbten Schatz auszugraben befahl. Fünfzig Arbeiter wurden hierauf zur Abtragung des Springbrunnens angeſtellt; er war von großen Marmorſtücken erbaut, und die Arbeit förderte nicht ſonderlich. Endlich entdeckte man einige Klafter tief unter der Erde ein vermauertes Gewölbe.

Der Prinz, den Neugier und Vorſicht oft antrieb, den Arbeitern zuzuſehen, war eben gegenwärtig, als man es aufbrach. Alles, was man darin fand, war ein Käſtchen von Ebenholz. Tutu nahm es ſelbſt in Empfang, und war nicht wenig verwundert, da es ſo leicht war, daß er es ohne Mühe aufheben und mit ſich nehmen konnte.

Gold kann es nicht ſein, was in dieſem Käſtchen verborgen iſt — ſprach er zu ſich ſelbſt, indem er mit dem gemachten Fund ſeinem Pallaſt zueilte — vielleicht iſt irgend ein großer Diamant oder ſonſt ein Kleinod von hohem Werth darin verſchloſſen.

Wie mächtig wurde jedoch der Prinz in ſeiner Erwartung getäuſcht! — Kaum traute er ſeinen Augen, als er mit dem empfangenen Schluſſel das Käſtchen öffnete, und, ſtatt der gehofften Schätze, nichts als einen leeren ledernen Beutel, ein kleines Horn von geringem Metall und einen Gurtel aus Ziegenhaar gewebt in demſelben erblickte. Seine Beſtürzung bei dieſer Entdeckung war ſo groß, daß er eine geraume Zeit wie verſteinert ſtand, und in ſtummem Schmerz den bittern erniedrigenden Spott ſeines Vaters und die Grauſamkeit des Schickſals anklagte.

Allein des Prinzen gutes Herz tröſtete ihn bald in dieſem verzweiflungsvollen Zuſtand, nachdem die Heftigkeit des erſten Eindrucks voruber war und ſeine Sinne ſich wieder geſammelt hatten. Es iſt unmöglich, dachte er, daß mein Vater in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ſo feindſelig, ſo heimtückiſch gegen mich hätte handeln ſollen! Ich erinnere mich, daß er von Zauberei ſprach, die bei dieſem Geſchenk im Spiele ſei: wer weiß, ob dieſer ſchreckliche Betrug nicht das Werk irgend eines feindſeligen Dämons iſt? Mein Vater iſt gewiß unſchuldig, und ſein ehrwürdiger Schatten wird meinem unbeſonnenen Argwohn verzeihen!

Hierauf blickte Zutu noch einmal in das Käſtchen und entdeckte ein zuſammengerolltes Pergament in einer Ecke deſſelben. Er öffnete es, und las folgende Worte, die in deutlicher Schrift auf der andern Seite ſtanden:

„Brauchſt du Gold, ſo mache den Beutel auf, und die Summe, die du begehrſt, wird denſelben füllen.“

„Haſt du Soldaten nöthig, ſo ſtoße dreimal in dieſes Horn, und eine Armee auserleſener Kriegsmänner wird dir zu Gebote ſtehen, die auf deinen Wink ſogleich wieder verſchwindet.“

„Willſt du im Fluge von einem Ort zum andern eilen, ſo umgürte dich mit dieſem Gürtel, und wünſche, wohin er dich verſetzen ſoll.“

„Merke dir übrigens, daß du dich der Macht dieſer Wundergaben nur einzeln bedienen kannſt. Bewahre ſie ſorgfältig, laß keine derſelben dir je entwendet werden. Denn ihr Zauber iſt auch in fremder Hand gleich mächtig und verderblich!“

Des Prinzen Freude war unausſprechlich, als er dieſe Schrift geleſen hatte, und dadurch belehrt worden war, welch' ein unſchätzbares Gut das räthſelhafte Vermächtniß ſeines Vaters ihm anvertraut hatte.

Er ſegnete mit innigſter Dankbarkeit ſeinen Wohlthäter, und bat mit heißem Gebet dem Himmel ſein übereiltes Murren noch einmal ab.

Man kann leicht errathen, mit welcher von dieſen drei Wundergaben Tutu den erſten Verſuch anſtellte. Ein armer Prinz wünſcht gewiß zuerſt Gold! Der Beutel mußte alſo ſeine Dienſte thun. Kaum hatte Tutu ihn mit dem Gedanken, daß er gefüllt ſein möchte, geöffnet, ſo ſchwoll er unter ſeinen Händen zu einer ſolchen Dicke und Schwere auf, daß er ihn fallen ließ, und die Goldſtücke auf dem Fußboden des Zimmers umherrollten.

Der Prinz glaubte einen Frevel zu begehen, wenn er blos zur Kurzweil durch den Schall des Horns eine Armee zuſammenriefe und wieder verſchwinden ließe; er fand ſein Vertrauen durch die Probe mit dem Beutel hinlänglich beſtätigt, und zweifelte nicht, daß der Gürtel nöthigen Falls auch ſeine Wirkung thun würde.

Der Wunſch, ſich im Augenblick an einen entfernten Ort verſetzt zu wiſſen, war indeß keiner der geringſten in Tutu's Seele. Sein Herz war ſchon ſeit einiger Zeit an einer unglücklichen Leidenſchaft erkrankt, die ihm Zenomide, die Tochter des Schachs Abukaf, eingeflößt hatte. Zenomide war ein ſtolzes, ehrgeiziges, eitles — aber höchſt reizendes Weſen. Prinz Tutu hatte ſie am Hof ihres Vaters geſehen, wo er ſich in der beſcheidenen Geſtalt eines Emirs auf einer Reiſe durch Aſien einige Monate aufgehalten hatte.

Zenomide's Schönheit, ihre ſchlaue Koketterie, die um ſo anziehender und gefährlicher war, weil ſie dieſelbe mit Sprödigkeit und Leichtſinn abzuwechſeln wußte, und ihr lebhafter Geiſt, hielten eine ganze Schaar junger Prinzen in ihren Feſſeln. Tutu vermehrte blos die Anzahl ihrer ſtummen unbemerkten Anbeter; er ſeufzte im Stillen, wenn ſeine reicheren Nebenbuhler im öffentlichen Wettſtreit durch glänzende Feſte um Zenomide's Gunſt ſich bewarben. Dieſe Beſcheidenheit unſeres Prinzen beſtand blos aus dem Bewußtſein der Unmöglichkeit, ſich durch ähnlichen Aufwand in die Reihe ſeiner Mitbewerber ſtellen zu können. Er fühlte indeß, daß er an Verſtand und Talenten, an Muth und ſelbſt an körperlicher Vollkommenheit keinem derſelben nachzuſtehen brauche; und dieſes Gefühl flößte ihm das ſichere Vertrauen ein, Zenomide's Aufmerkſamkeit gewiß auf ſich zu ziehen, wenn er ſich ihr in einer glänzendern Geſtalt wieder vorſtellen würde.

Die unerſchöpfliche Goldquelle des magiſchen Beutels verſchaffte ihm Mittel genug, ſich auf das prächtigſte und koſtbarſte zu ſchmücken. Er wählte die ſchönſten Jünglinge zu ſeinen Begleitern, und machte ſich an der Spitze eines zahlreichen glänzenden Gefolges auf den Weg. Sobald er die Gränzen von Schach Abukafs Reich betrat, ſparte er keinen Aufwand, um den Ruf von Freigebigkeit und Großmuth vor ſich her zu verbreiten. Sein Einzug in die Hauptſtadt erregte die Neugier und das Erſtaunen des Volkes, und ſein Erſcheinen am Hofe den Neid aller anweſenden Prinzen, die ſogleich in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler vermutheten.

Prinz Tutu füllte und leerte täglich den magiſchen Beutel; er erkaufte ſich durch reiche Geſchenke die Gunſt der Miniſter und Hofleute, und verſäumte keine Gelegenheit, Zenomide's Wünſchen und Launen auf das Ueberraſchendſte zuvorzukommen.

Die Feſte, welche er ihr zu Ehren anordnete, hatten immer den feinſten Bezug auf ſeine Wünſche, und ſetzten nicht ſelten dieſe ſtolze Schöne durch einen überraſchenden Ausgang in Verlegenheit.

Dem Schach Abukaf und ſeiner Gemahlin ſchmeichelte die Leidenſchaft eines ſo reichen und mächtigen Prinzen für ihre Tochter, und auch Zenomide würdigte ihn nach und nach einer auszeichnenden Aufmerkſamkeit. Tutu war leichtgläubig und gutherzig; er glaubte der Prinzeſſin Herz gewonnen zu haben, wiewohl er blos ihrer Eitelkeit geſchmeichelt hatte.

Seine außerordentliche Leidenſchaft lockte ihm endlich

eine förmliche Liebeserklärung ab, die er in einem günſtigen Augenblicke der Prinzeſſin zu machen wagte.

„Wie kannſt du Erhörung deiner Wünſche hoffen, erwiederte Zenomide, da du meinem Herzen kein Vertrauen einzuflößen weißt? Der Name, den du dir gibſt, iſt ſicher eine Erdichtung; das kleine Reich, für deſſen Beherrſcher du angeſehen ſein willſt, kann den unermeßlichen Aufwand, den du an unſerem Hofe machſt, unmöglich beſtreiten. Kurz dein Erſcheinen und Betragen haben etwas Geheimnißvolles in ſich, das ich zuerſt ergründen muß, ehe ich deinen Antrag beantworten kann.“

Tutu betheuerte, daß er der ſei, wofür er ſich ausgebe; Zenomide fuhr fort, das Gegentheil zu behaupten, und um den falſchen Verdacht von ſich abzuwenden, offenbarte der allzutreuherzige Prinz ſeiner Geliebten das Geheimniß, durch welches er jeden Augenblick ſo viel Gold beſaß, als er wünſchte.

Die Prinzeſſin war mit dieſem Geſtändniß nicht zufrieden; ſie wollte den Beutel ſehen und ſelbſt eine Probe mit demſelben anſtellen.

Tutu weigerte ſich lange, dieſes unſchätzbare Geſchenk, deſſen Bewahrung ihm ſein Vater ſo ernſtlich anbefohlen hatte, aus den Händen zu geben. Allein Zenomide's Vorwürfe, ihr Unwille über ſein Mißtrauen, ihre Bitten, ihre ſchmeichelnde Zudringlichkeit, ſiegten endlich über ſeine Standhaftigkeit; er zog den Beutel hervor und reichte ihn der Prinzeſſin hin.

Kaum hatte ſie ihn, ſo floh ſie mit ſchnellen Schritten aus dem Zimmer und ſchloß die Thür hinter ſich zu. Der Prinz hielt dieſen Raub für bloßen Muthwillen und erwartete ruhig die Zurückkunft ſeiner Geliebten.

Nach einiger Zeit erſchien ein Sclave, der ihm im Namen der Prinzeſſin für das erhaltene Geſchenk dankte und ihm zugleich ankündigte, daß Zenomide in Begleitung des Schachs Abukaſ und ihrer Mutter Degandar nach einem Luſtſchloß abgereist ſei.

Zutu begehrte auch dahin geführt zu werden, allein man verſicherte ihm, daß die königliche Familie, nach einer hergebrachten Etiquette, keinen Fremden in dieſem einſamen Aufenthalt zu ſehen pflege.

Der Betrug lag unſerem Prinzen nun klar vor Augen; er ſah, daß Vater, Mutter und Tochter ſich zu einem Komplot gegen ihn vereinigt hatten.

Es blieb ihm nichts übrig, als abzureiſen und die mächtigſte ſeiner Zaubergaben anzuwenden, um den entwendeten Beutel ſich durch Gewalt wieder zu verſchaffen.

Er machte ſich ungeſäumt auf den Weg, kehrte in ſein Reich zurück und kam nach zwei Monaten, mit dem magiſchen Horn verſehen, wieder vor der Reſidenz des Schachs Abukaſ an.

Kaum hatte er dieſes wundervolle Inſtrument dreimal ertönen laſſen, ſo erſchien an einem jeden Thor der Stadt, deren ſechs waren, eine Armee von fünfzig tauſend Mann Fußvolk und eben ſo viel Reiterei. Die Wachen in den Thoren wurden augenblicklich über den Haufen geworfen und dieſes zahlreiche Heer drang von allen Seiten in die Hauptſtraßen der Stadt ein. Furcht und Entſetzen ergriff die Einwohner; man dachte an keinen Widerſtand und Schach Abukaf ſuchte ſich und ſeine Familie durch die Flucht zu retten.

Die überall herumſtreifende Reiterei entdeckte ſehr bald dieſe Flüchtlinge; man nahm den Schach nebſt ſeiner Gemahlin und der ſchönen Zenomide gefangen und brachte ſie ſämmtlich in des Prinzen Zelt.

Mit bittender Stimme und niedergeſchlagenen Augen ſprach Abukaf zu ſeinem Ueberwinder:

„Ich verehre in dir einen unbekannten Feind, deſſen Großmuth ich mich getroſt unterwerfe, weil ich mich nicht von einem meines Gleichen, ſondern von einem überirdiſchen Weſen beſiegt glaube. Wenn ich dich je beleidigte, ſo geſchah es ohne mein Wiſſen, und ich hoffe deinen Zorn zum mindeſten dadurch gemildert zu haben, daß ich durch keine frevelhafte Gegenwehr mich vor demſelben zu ſchützen wagte. Mein Leben iſt in deiner Hand, das Schickſal meines Volks hängt von deinem Wink ab, ſprich das Urtheil über mich und die

Meinigen! Ich flehe nicht dein Mitleid, ſondern blos deine Gerechtigkeit an; denn ich bin mir keines Verbrechens bewußt, das dich zur Grauſamkeit und Rache reizen könnte.“

Während daß der Schach dieſe Anrede hielt, trocknete Zenomide ihre von Thränen überſtrömenden Augen, und erkannte nun den Prinzen Tutu.

Dieſe Entdeckung flößte ihr Muth und Vertrauen ein; ſie wußte, was ihre Reize und ihr ſchlauer Geiſt über das Herz ihres Liebhabers vermochten und ihrer Scharfſichtigkeit waren einige Blicke, die Tutu verſtohlener Weiſe auf ſie warf und die mehr Theilnahme als Zorn verriethen, nicht entgangen.

Zenomide nahm das Wort, ſobald ihr Vater ausgeredet hatte, und ehe Tutu mit ſich ſelbſt einig werden konnte, was für eine Antwort er dem Schach geben ſolle.

„Kaum traute ich meinen Augen, ſprach ſie, als ich in Euch, Prinz, den Störer unſerer Ruhe, den Verwüſter dieſer Stadt und unſers Reichs erblickte. Leider ſehe ich, daß der Mann, der mir vor kurzem ewige Liebe und das heiligſte Vertrauen ſchwur, leere unbedeutende Worte ſprach! Ueber den tollköpfigen Abenteurer — fuhr ſie ſpöttiſch fort — der, um einen muthwilligen Scherz zu rächen, die halbe Welt aufbietet, Länder verheert und mit dem Schwert in der

Hand den erzürnten Liebhaber ſpielt! Schämt Euch, Prinz! dieſer Auftritt macht weder Euerm Herzen noch Euerm Verſtand Ehre.“

Tutu war auf alles, nur nicht auf Vorwürfe gefaßt; er wurde verlegen, und Zenomide ließ ihm nicht Zeit, ſein Betragen zu rechtfertigen.

„Ich geſtehe mein Verbrechen — unterbrach ſie ihn — ich allein will es büßen, aber meine Unbeſonnenheit ſoll nicht die Quelle allgemeinen Verderbens werden! Tödte mich, Grauſamer! ſenke den gezückten Stahl in dieſes Herz, das dich dadurch beleidigte, weil es deine Liebe und dein Vertrauen auf eine ſo kühne Probe ſetzte.“

Zenomide endigte dieſe Rede mit einem ſo zärtlichen ſchmerzlichen Ton, daß Tutu ihr gerührt zu Füßen fiel, und mit dem feierlichſten Schwur, ſein Kriegsheer zu entfernen, angelobte, ſobald er den entwendeten Beutel wieder erlangen würde.

„Hier iſt die unglückliche Veranlaſſung dieſer Verwirrung, ſprach die Prinzeſſin, indem ſie ihm den Beutel hinwarf; nimm ſie zurück, die unſelige Zaubergabe, auf deren Beſitz du ſo neidiſch, ſo eiferſüchtig biſt, daß du ſie ſelbſt in den Händen einer Perſon, die du zu lieben vorgabſt, für verloren hielteſt! Es koſtet mir eben ſo wenig, dies Spielwerk zu entbehren, als einen Mann zu fliehen, deſſen Sinn ſo ungeſtüm und ſo unerträglich iſt!“

Tutu verlor alle Faſſung; er hielt den Zorn der Prinzeſſin für den Ausbruch beleidigter Liebe, er glaubte ihr Herz wirklich beſeſſen zu haben, und der Verluſt deſſelben trieb ihn beinahe zur Verzweiflung.

Man kann ſich leicht denken, wie ſehr er ſein Mißtrauen und ſeine Uebereilung verwünſchte; er würde, um ſich mehr durch That als Worte zu rechtfertigen, Zenomide ſogleich den Beutel freiwillig wieder zurückgegeben haben, wenn ſie ihn gewürdigt hätte, ſeine Antwort und Entſchließung abzuwarten; allein ſie eilte nach den letzten Worten unwillig fort.

Prinz Tutu wandte ſich an den Schach und ſeine Gemahlin; er beſchwur ſie, ihm zu verzeihen und ihn mit ihrer Tochter wieder auszuſöhnen. Seinem Verſprechen gemäß entließ er die Armee, die ſich während der Zeit um ihn verſammelt hatte, aber auch auf ſeinen bloßen Wink ſogleich wieder verſchwand. Abukaf und Dogandar dankten dem Prinzen für ſeine Großmuth und erſuchten ihn, mit ihnen in die Stadt zurückzukehren, wo ein großes Feſt den Bund des Friedens feiern und alles Vergangene vergeſſen machen ſollte.

Tutu nahm dieſe Einladung mit Freuden an. Die Einwohner empfingen ihn unter lautem Jubelgeſchrei; ſeine einnehmende Freundlichkeit verſcheuchte jeden Eindruck der Furcht und des Schreckens, und man liebte und verehrte in ihm mehr einen wohlthätigen Erretter, als einen verſöhnten Feind. Feierlichkeiten aller Art beſchloßen dieſen merkwürdigen wundervollen Tag; das Volk durfte ungehindert daran Antheil nehmen, und die Nacht verſtrich unter mannigfaltigen Spielen, Tänzen und Luſtbarkeiten, welche in einem großen Garten am königlichen Pallaſt, den Feuerwerke und Illuminationen ununterbrochen auf das prachtigſte erleuchteten, angeordnet waren, und denen der Prinz von einem Balcon aus an Dogandar's und Zenomide's Seite zuſahe.

Ein Schauſpiel dieſer Art würde Tutu's Eitelkeit geſchmeichelt haben; allein ob er gleich der Urheber der Fröhlichkeit eines ganzen Volkes war, ſo nahm er doch wenig Antheil daran. Sein Herz war einzig und allein mit der Sorge beſchäftigt, den Unwillen ſeiner Geliebten zu beſänftigen und ihr Herz wieder zu gewinnen.

Nachdem Zenomide den Prinzen durch Kälte und Trotz lange gequält hatte, ſo ließ ſie ſich nach und nach durch Bitten, Betheurungen, Schwüre und Thränen erweichen, ihre Miene wurde freundlicher, ihre Stimme ſanfter, und Tutu genoß endlich das Glück, ſich mit ſeiner Geliebten wieder auszuſöhnen. Zenomide verließ hierauf den Balcon und begab ſich in ein nahes Zimmer. Der Prinz bat um die Erlaubniß, ihr nachfolgen zu dürfen, und erhielt ſie nach einiger Weigerung.

Nun erneuerte er, lebhafter und dringender als jemals, die Verſicherungen ſeiner Liebe, und den Wunſch, der Prinzeſſin Hand zu beſitzen. Zenomide wurde ernſthafter; einige Seufzer und ein leiſer Händedruck ſagten ihrem Liebhaber mehr als die beredteſte Zunge in Worten ausſprechen kann; er zweifelte nun nicht mehr, das Herz der Prinzeſſin gerührt zu haben.

„Gern würde ich einer Stimme Gehör geben, ſprach ſie, die nur zu laut in meinem Innern für dich ſpricht! Allein deine Macht iſt mir zu fürchterlich, ich erzittere vor dem Gedanken, einem Manne anzugehören, der mit überirdiſchen Weſen in einem ſo vertrauten Bunde zu ſtehen ſcheint. Eröffne mir das Geheimniß, durch welches du ein ſo unermeßliches Heer mitten in dieſes Reich vor unſere Thore führteſt, ohne daß wir es auch nur ahneten! Enthülle mir die Möglichkeit eines ſolchen Ueberfalles, der eben ſo wunderbar iſt, als das augenblickliche Verſchwinden dieſer Schaaren die ich mit meinen Augen in Luft zerfließen ſah. Beweiſe mir, daß du ſterblicher Natur wie ich, und nicht zu hoch über mich erhaben ſeieſt: ſo will ich die Furcht aus meiner Bruſt verſcheuchen, und der Regung meines Herzens willig folgen!“

Zenomide ſprach die letzten Worte mit ſo zärtlicher Stimme, daß der Prinz ohne allen Argwohn und ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, die Neugier ſeiner Geliebten befriedigte. Er zog das magiſche Horn hervor, und unterrichtete Zenomide von dem Gebrauch und der Wirkung deſſelben. Die ſchlaue Prinzeſſin fand aber bald eine Gelegenheit, ihrem unvorſichtigen Liebhaber auch dieſe Zaubergabe aus den Händen zu locken. Sobald ſie im Beſitz derſelben war, ließ ſie das Horn dreimal ertönen, und ein großes Heer, das den Pallaſt, den Garten und die halbe Stadt erfüllte, ſtand ihr zu Gebot da. Tutu's Vertrauen in ſeine Geliebte war zu groß, als daß er ſie Anfangs einer heimtückiſchen Abſicht fähig geglaubt hätte; er wurde blos durch den Schrecken, den ihre unüberlegte Probe mit dem Horn erregen würde, verlegen; er bat ſie inſtändigſt, dies Spielwerk nicht weiter zu treiben und die herbeigerufene Armee durch einen Wink wieder zu zerſtreuen. Allein wie groß war ſein Entſetzen, als Zenomide, anſtatt dieſer Bitte Gehör zu geben, den nächſtſtehenden Soldaten befahl, ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn dem Schach, ihrem Vater, als Gefangenen zu überliefern.

Der Prinz kam der Vollziehung dieſes Befehls glücklicher Weiſe durch die Flucht zuvor, die Nacht und das Gedränge der Menſchen begünſtigten dieſelbe, und er erreichte einen Ausgang aus der Stadt, ohne erkannt und angehalten zu werden. Tutu empörte dieſer zweite Betrug ſeiner Geliebten ſo mächtig, daß er ihr die unverſöhnlichſte Rache ſchwur, indem er ihre boshafte Heuchelei und ſeine Leichtgläubigkeit in den heftigſten

Ausdrücken verwünſchte. Sein Zorn ſchwoll noch höher, da er den empfangenen Beutel öffnete und ſich einiges Reiſegeld verſchaffen wollte. Vergebens war der Wunſch, daß er ſich füllen möchte; der Beutel blieb leer, und Tutu ſah zu Vermehrung ſeines Verdruſſes, daß die falſche Zenomide ihm einen untergeſchobenen Beutel gegeben, und ihn auch um dieſe Zaubergabe betrogen hatte.

Der Prinz mußte, um ohne Geld ſeine Reiſe fortſetzen zu können, den Entſchluß faſſen, ſich als Derwiſch zu verkleiden, und in dieſer dürftigen Geſtalt kam er, nach einer langen und beſchwerlichen Wanderſchaft, in ſeinem Reiche an. Er hatte Zeit genug, den Plan, wie er die treuloſe Zenomide beſtrafen wolle, unterwegs zu überlegen und ſein Herz auf die Zukunft mit Standhaftigkeit gegen die Kunſtgriffe dieſer ſchlauen Zauberin zu waffnen.

Das Mittel, das ihn rächen und ihm zu ſeinem Verluſt wieder verhelfen ſollte, war der Gürtel aus Ziegenhaaren. Er eilte ſeinem Pallaſt mit Ungeduld zu, öffnete das Käſtchen, welches dieſen einzigen Reſt des väterlichen Vermächtniſſes und zugleich alle ſeine Hoffnungen aufbewahrte, und nachdem er die Stunde der Mitternacht erwartet hatte, ſchlang er den Gürtel um den Leib, mit dem Wunſche, ſich augenblicklich in Zenomide's Schlafgemach verſetzt zu ſehen.

Der Zauber that die erwünſchte Wirkung. In wenig Augenblicken befand er ſich neben dem Lager der Prinzeſſin, die, in tiefen Schlummer verſenkt, nichts von ſeiner Ankunft ahnete.

Tutu's Vorſatz war, Zenomide im Schlaf zu überfallen, ihr das Geraubte mit dem Dolch auf der Bruſt abzufordern, mittelſt des magiſchen Horns eine neue Armee zuſammenzurufen, und ſeine verrätheriſche Geliebte, nebſt dem Schach und ihre Mutter Dogandar gefangen zu nehmen.

Der arme Prinz fühlte bald, daß die Ausführung dieſes glänzenden Planes ihm unmöglich ſei, und entſagte dem Triumph einer Rache, gegen welche ſein zu ſchwaches Herz ſich unwillkührlich empörte. Die Reize der ſchlafenden Zenomide regten die ganze Macht ſeiner Leidenſchaft wieder auf; er vergaß das erlittene Unrecht und ſann ſchon auf Entſchuldigungen ſeiner Verwegenheit, wenn Zenomide erwachen würde.

Ein tiefer Seufzer, der ihm entſchlüpfte, als er mit ſchmachtendem Blick ſich zu der ſchlummernden Prinzeſſin herabbeugte, erweckte dieſelbe. Sie ſprang erſchrokken vom Sofa auf und rief um Hülfe.

Tutu umfaßte ſie, hielt ſie feſt, und bat ſie, ruhig zu ſein.

„Wer biſt du Verwegener? — ſprach Zenomide, indem ſie ſich loszuwinden ſuchte. — Welcher Frevel!

Was willſt du?“ — „Verzeihe dem Unglücklichen, antwortete der Prinz, ehe du ihn erkennſt! Beleidigung iſt unter uns auf beiden Seiten; laß uns die Vorwürfe einander ſparen. Ich bitte, ich beſchwöre dich, alle Furcht zu verbannen und mich gelaſſen anzuhören.“

Zenomide erkannte nun Tutu's Stimme und Geſicht, ſie merkte die Abſicht ſeiner Erſcheinung und kam der Erklärung darüber ſelbſt zuvor, nachdem ſie ihre Verwunderung geäußert, und der Prinz ſeine Rechtfertigung hergeſtottert hatte. „Ich bin ſtrafbar, Prinz, ſprach ſie; ich trieb die ſtolze Grille, Euch zu berauben, um aus meiner Hand Euch einſt alles wieder zu geben, zu weit! Ihr habt mich verkennen und das Gehäſſigſte von mir denken müſſen. Ich will nicht nachforſchen, durch welches neue Wunder Ihr Euch in dieſen rings umher bewachten Pallaſt den Weg gebahnt habt; ich ehre das ſchreckliche Gefolge dienſtbarer Geiſter, die Euch zu Gebot ſtehen. Ihr bedürft ihres Beiſtandes nicht, um das, was ich Euch aus den Händen lockte, wieder zu erlangen; ehe der Morgen anbricht, ſollt Ihr den Beutel und das Horn wieder bekommen. Allein, Prinz, (fuhr ſie mit zärtlichem Ton fort) ich fordere dagegen die Erfüllung einer Pflicht von dir, die, wenn du mich je liebteſt oder mich noch lieben kannſt, dir ſelbſt heilig ſein muß. Du haſt durch dieſen nächtlichen Ueberfall meine Ehre beleidigt; von dieſer Stunde an biſt du mein Gemahl, und der morgende Tag verbindet uns durch öffentliche Feier.“

„Iſt's möglich, rief Tutu aus, daß du mit ſo zärtlicher Großmuth meine Unbeſonnenheit belohnen kannſt? Wie ſoll ich dir danken? Wo ſoll ich Worte finden, dir mein Glück auszudrücken? Ja, geliebteſte Zenomide! ich war, ich bin dein, und nun ſoll nichts den Bund unſerer Herzen trennen!“

Tutu drückte bei dieſen Worten die Prinzeſſin feſt an ſeine Bruſt; aber Zenomide hatte indeß den Gürtel entdeckt, deſſen grobes Gewebe auf dem Gewande, das er umſchloß, ſich merklich auszeichnete. Ihr Scharfſinn brachte ſie ſogleich auf die Vermuthung, daß irgend eine neue Zauberei mit dieſem ſeltſamen Schmuck verbunden ſein müſſe; und in der Hoffnung, ihrem Liebhaber das Geheimniß abzulocken, löste ſie den Gürtel allmählig auf. Wie ſie damit ſo weit gekommen war, daß ſie ſich deſſelben mit einem einzigen Zuge bemächtigen zu können glaubte, zog ſie ſich mitten in einem zärtlichen Geſpräche von dem Prinzen zurück, und klagte über einen unerträglichen Schmerz, den ihr ſein Gewand verurſache. Sie ſtellte ſich, als ob ſie wie von ungefähr den groben Gürtel bemerkte, und bat den Prinzen, dieſes eben ſo häßliche als beſchwerliche Kleidungsſtück abzulegen.

„Verachte dieſes köſtliche Gut nicht — ſprach Tutu — von allen Wundergaben, die ich beſaß, iſt mir dieſe die wertheſte. Dieſem Gürtel habe ich das ſeligſte Glück meines Lebens zu verdanken.“

Zenomide lächelte, und beſchuldigte den Prinzen, daß er wahrſcheinlich im Traume ſpreche. Tutu erzählte ihr hierauf, ohne ihre Liſt zu argwohnen, daß er vermittelſt dieſes Gürtels eine Reiſe von vielen Wochen ſchneller als im Fluge gemacht habe, und daß der damit verbundene Zauber ihn überall hin verſetzen könne, wohin er es wünſche.

Kaum war die argliſtige Zenomide von dieſem allen unterrichtet, ſo naherte ſie ſich dem Prinzen wieder, berauſchte ſeine Sinne durch ſchmeichelnde Liebkoſungen, und entwendete ihm unvermerkt den Gürtel, der nur noch wenig befeſtigt an ſeiner Hufte hing. In dem Augenblick, da ſie ſich mit demſelben umzürtet hatte, wünſchte ſie ſich in ihres Vaters Schlafgemach, und verſchwand ſo aus den Armen ihres getäuſchten Liebhabers.

Tutu's Beſtürzung über dieſen Vorfall war ſo groß, daß er alles Bewußtſeyn verlor, und der Wache, die Schach Abukaf ihn zu ergreifen ſogleich abſchickte, beinahe in die Hande gefallen wäre. Zum Glück erweckte ihn das Geräuſch der Thüren, die man haſtig aufriß, aus der gedankenloſen Betäubung, welche ihm dieſe zweite abſcheuliche Verrätherei der Prinzeſſin bereitet hatte.

Er rettete ſich durch eine geheime Treppe die nach dem Garten führte, und da man zu ſeiner Verfolgung keine weitere Anſtalten machte, ſo erreichte er mit Sonnenaufgang ungehindert das freie Feld.

Es war nicht Verdruß über ſeine Leichtgläubigkeit, nicht Schmerz bethörter und mißhandelter Liebe, nicht das Gefühl gereizter Rache, was aus ſeinem finſtern ſtarren Blicke ſprach; ſondern tiefe Schwermuth und gränzenloſe Verzweiflung, die ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt hatte. Der Tod war in dieſem höchſt unglücklichen Zuſtande ſein einziger Wunſch und Gedanke. Er ſuchte, mit dem Vorſatz ſein Leben irgend einem wilden Thier zum Raube zu geben, eine öde Berggegend auf, wo nur Löwen und Tiger hauſten.

Vergebens durchirrte er zwei Tage lang die rauhen Felſen und ſchauerlichen Klüfte dieſer Wildniß, in der Hoffnung, ſeinen Tod zu finden. Ermattet von Hunger und Durſt, aufs peinlichſte gemartert, faßte er endlich den Entſchluß, ſeinen Qualen ſelbſt ein Ende zu machen: er ſtieg auf die ſteilſte Felſenſpitze, die er erreichen konnte, und ſtürzte ſich von derſelben herab.

Allein ſein glücklicher Stern rettete ihn auch dießmal. Der Fall würde ihn unvermeidlich zerſchmettert haben, wenn ſein Kleid ſich nicht, ehe er den Abgrund erreichte, in die Aeſte eines Feigenbaums verwickelt und die Gewalt des Sturzes ſo ſehr vermindert hätte, daß er ſanft und unbeſchädigt den Fuß des Felſens, der mit dickem

Moos bewachſen war, vollends hinabrollte; doch blieb er lange betäubt und des Athems beraubt auf dem Boden liegen.

Nachdem ſeine Sinne ſich wieder geſammelt hatten, empfand er einen ſo unausſprechlichen brennenden Durſt, daß er das Schickſal, das ihn wider ſeinen Willen beim Leben erhalten hatte, verwünſchte; denn er ſah bei der Unmöglichkeit, ſich von der Stelle zu bewegen, nun das kläglichſte Ende vor Augen.

Endlich verſuchte er doch, ob er ſich aufrichten und vielleicht eine Quelle in der Nähe entdecken könnte; aber ſeine Bemühung war fruchtlos; er fühlte ſich ſtets wie von einer ſchweren Laſt zur Erde niedergezogen. Als er ſich nach der Urſache dieſes Hinderniſſes umſah, wurde er einen großen Aſt gewahr, den er im Fallen von dem Feigenbaum abgeriſſen hatte, und der ſich ſeinem Kleide angehängt hatte. Mit freudigem Erſtaunen erblickte er zugleich eine Menge reifer Früchte an dieſem Aſte; er brach ſie und verzehrte ſie mit Heißhunger.

Kaum hatte er ſich damit erquickt und ſeine ſinkenden Lebenskräfte geſtärkt, ſo ſtörte ein ſeltſames Wunder ihn in dieſem wohlthätigen Genuß.

Mit jeder Feige, die er aß, wuchs ſeine Naſe um einige Zoll; er bemerkte indeß vor Durſt und Heißhunger dieſe Verunſtaltung ſeines Geſichts nicht eher, bis er eine ziemliche Menge von dieſen Zauberfrüchten genoſſen hatte, und ſeine Naſe alſo nach und nach zu einer unförmlichen Größe angewachſen war.

Tutu's Lage war zu unglücklich, als daß dieſer neue Unfall ihn hätte beſtürzen ſollen; er erſtaunte, ohne ſich darüber zu betrüben oder zu ärgern. Vielleicht, dachte er, iſt es eine Züchtigung der Unbeſonnenheit, durch die ich die mir anvertrauten Wundergaben verloren habe? — Ich habe ſie nur zu wohl verdient, und gern will ich den unbekannten Schutzgeiſt, den ich beleidigte, ſelbſt durch meinen Tod verſöhnen!

Der Prinz ging während dieſes Selbſtgeſprächs in dem Thale, in welches er herabgefallen war, fort. Der Mittag kam indeſſen heran, die Sonne brannte immer heißer, und Tutu wurde aufs neue von einem unausſprechlichen Durſt überfallen. Da hörte er auf ſeinem Wege das Rauſchen einer Quelle; er eilte hin, ſchöpfte mit der hohlen Hand daraus, und bei jedem Schlucke, den er that, ſpürte er, mit unbeſchreiblicher Freude, eine merkliche Verkleinerung ſeiner Naſe; nun ſetzte er dieſe Kur ſo lange fort, bis ſie wieder zu ihrer natürlichen Größe gediehen war.

Dieſes zweite Wunder erweckte auf einmal die erſtorbene Hoffnung wieder in ſeiner Bruſt; und in dem Augenblicke, da er ſich von der beſchwerlichen und lächerlichen Bürde ſeines Geſichts völlig befreit ſah, fiel ihm eine Liſt ein, die ihm die entwendeten Wundergaben wieder verſchaffen und zugleich die boshafte betrügeriſche Zenomide beſtrafen ſollte.

Prinz Tutu verſäumte keine Zeit, dieſen Plan auszuführen. Er verließ das Thal, nachdem er zu dem Feigenbaum zurückgekehrt war, und die ſchönſten reifeſten Früchte daran abgebrochen hatte. Von einem Schäfer, der ihm auf dem Wege dahin begegnete, erhielt er ein irdenes Gefäß, welches er mit dem Waſſer der wunderthätigen Quelle anfüllte, und eine Kleidung von geringem Zeug, die er gegen ſein reiches Gewand vertauſchte. Hierauf begab er ſich in Geſtalt eines Gärtners wieder in die Reſidenz des Schach Abukaf, und trug einen Korb, mit dieſen Zauberfrüchten angefüllt, zum Verkauf in den königlichen Pallaſt.

Da die Feigen von außerordentlicher Größe und zur ungewöhnlichen Zeit vollkommen reif waren, ſo wurden ſie gekauft und der Sultanin und Prinzeſſin als eine Seltenheit beim Frühſtück überreicht.

Der Prinz eilte, ſobald der Handel geſchloſſen war, aus dem Pallaſt hinweg, vermummte ſich aufs neue durch einen langen grauen Bart und einen ſchwarzen Mantel, die er in der Nähe verborgen hatte, und nahm als ein reiſender ägyptiſcher Arzt eine Wohnung in der äußeren Vorſtadt, wo er die Wirkung der bezauberten Feigen abwartete. Dogandar und Zenomide aßen mit gleicher Luſt, und beider Naſen erlangten eine höchſt unförmliche Größe, ehe ſie es gewahr wurden. Sie bemerkten dieſe Verunſtaltung faſt zu gleicher Zeit, indem ſie zufällig einander anſahen und eine jede vor Verwunderung laut aufſchrie.

Mutter und Tochter liefen erſchrocken dem Spiegel zu und fühlten, wie ihre Naſen ſich noch immer ſtreckten und ausdehnten, ſo daß ihre zitternden Hände das Gewicht derſelben kaum zu tragen vermochten.

Das Gerücht von dieſer außerordentlichen Begebenheit verbreitete ſich in einem Augenblick durch den ganzen Pallaſt. Schach Abukaf, die eben bei ihm anweſenden Miniſter, und der ganze Harem eilten herbei, um ſich von dieſem ſchrecklichen Wunder mit eigenen Augen zu überzeugen.

Man fand die beiden Damen vor Schmerz und Verzweiflung in Ohnmacht; der Schach ließ ſogleich die berühmteſten Aerzte der Stadt zuſammen berufen, und öffentlich bekannt machen, daß derjenige, der ſeine Gemahlin und Tochter von ihren unförmlichen Naſen befreien würde, eine ſeiner Macht und Großmuth angemeſſene Belohnung erhalten ſollte. Nach langen Berathſchlagungen, und manchem ſehr gelehrten Zwiſt, fiel der Ausſpruch der verſammelten Aerzte dahin aus: daß die Patientinnen durch Arzneimittel nicht geheilt werden könnten, und daß ſie ſich entſchließen müßten, die beſchwerlichen Auswüchſe ihrer Geſichter durch chirurgiſche Hülfe hinwegnehmen zu laſſen; wobei man jedoch einſtimmig die Unmöglichkeit behauptete, ihren Naſen die vorige Geſtalt und Schönheit wieder geben zu konnen.

Weder Dogandar noch Zenemide wollten ſich dieſem Ausſpruch unterwerfen, und beſchloßen, unter dieſen Umſtänden lieber ihre ellenlangen Naſen zu behalten.

Prinz Tutu hatte ſich von allem, was in dem Pallaſt ſeit dem Genuß ſeiner Zauberfrüchte vorgegangen war, durch abgeſchickte Kundſchafter unterrichten laſſen. Er glaubte, daß nun der rechte Zeitpunkt ſei, den ſo glücklich angelegten Plan zu endigen.

Er ließ ſich am Hofe des Sultans als ein fremder Arzt melden, und dabei im voraus verſichern, daß er ein durch magiſche Künſte bereitetes Mittel beſitze, deſſen Kräfte ſich an den Kranken in wenig Tagen bewähren würden.

Sein Erſcheinen war der königlichen Familie und dem ganzen Hofe höchſt willkommen; man empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung und wies ihm eine Wohnung im Pallaſt an, damit er ſeinen Patientinnen immer in der Nähe ſein könne.

Das Waſſer aus der Wunderquelle, das ihm ſelbſt ſo heilſam geweſen war, und wovon er eine gefüllte Flaſche bei ſich hatte, that an der Sultanin die erwünſchte Wirkung. Ihre Naſe verkleinerte ſich mit jedem Schluck, den ſie davon nahm, und es hätte blos von dem Prinzen abgehangen, ſie in wenig Augenblicken ganz von ihrer Unförmlichkeit zu befreien. Aber aus Vorſicht verzögerte er die Kur, um ſeine Kunſt und ſein Mittel dadurch wichtiger zu machen.

Zenomide brannte vor Ungeduld, der Hülfe dieſes Wunderarztes auch theilhaft zu werden; allein Tutu ließ ſie ſo lange hoffen und ſchmachten, indem er verſicherte, die Heilung der Königin mache ihm ſehr viel zu ſchaffen, daß er ſeine Aufmerkſamkeit nicht ohne die größte Gefahr theilen könnte.

Nachdem die Naſe der Sultanin endlich ihre natürliche Größe wieder erlangt hatte, begab ſich der Prinz eines Morgens in Zenomide's Zimmer und redete ſie mit folgenden Worten an:

„Ihr Anblick, Prinzeſſin, erregt mein Mitleid. Wenn ſie mit dieſem ſeltſamen Rüßel auf die Welt gekommen wären, ſo würde man glauben müſſen, Ihre Mutter habe ſich an einem Elephanten verſehen. Was hilft Ihnen jetzt Schönheit, da dieſe auffallende Unförmlichkeit den Zauber Ihrer Augen und das ſüße Spiel Ihrer Mienen unnütz und ſogar lächerlich macht? Die Unglücklichen, die Sie dadurch in Ihre Netze lockten und unerhört zu Ihren Füßen ſchmachten ließen, werden nun über Sie triumphiren und ſich an Ihrem

Unſtern weiden. Beruhigen Sie ſich indeß; die Sultanin, Ihre Mutter, darf bereits wieder ohne Schauder in ihren Spiegel ſehen; vielleicht, Prinzeſſin, gelingt es meiner Kunſt, auch Ihrer Naſe ihr voriges ſchönes Ebenmaaß wieder zu geben.“

So ſehr dieſe Anrede Zenomide's Ohr beleidigte, ſo verbarg ſie doch ihre Empfindlichkeit, und zwang ſich ſogar, ihren Zuſtand der mitleidigen Hülfe ihres Arztes in ſehr verbindlichen Ausdrücken zu empfehlen.

Der Prinz gab ihr hierauf eine Schale gewöhnliches Brunnenwaſſer zu trinken, nachdem er allerlei magiſche Formeln darüber ausgeſprochen hatte. Da das Mittel, wie natürlich, keine Wirkung that, ſo bereitete er eine zweite Schale, drückte den Saft von einigen Kräutern hinein und ließ ſie die Prinzeſſin unter allerlei myſtiſchen Ceremonien allmählig ausleeren.

Die Naſe der Patientin verminderte ſich indeß nicht um ein Haar.

Zenomide, die der ziemlich ſchnellen Kur bei ihrer Mutter beigewohnt hatte, war in Verzweiflung und der verkappte Arzt ſtellte ſich über die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen ſelbſt verlegen. Er entfernte ſich hierauf mit der Verſicherung, am nächſten Morgen wieder zu erſcheinen und die fruchtlos verſuchte Kur unter einem günſtigern Geſtirne zu erneuern. Die Prinzeſſin brachte den Tag und die folgende Nacht in äußerſter Troſtloſigkeit zu und Dogandar bemühte ſich vergebens ſie zu tröſten.

Tutu wiederholte drei Tage nach einander dieſe verſtellten Bemühungen. Endlich beſtimmte er die Stunde der Mitternacht zum letzten und wichtigſten Verſuch, und begehrte mit der Prinzeſſin dabei ganz allein gelaſſen zu werden.

Er erhielt die Erlaubniß dazu ohne Schwierigkeit. Zenomide erwartete den Augenblick ſeiner Ankunft mit ängſtlich klopfendem Herzen. Sie empfing ihren vermeinten Arzt mit Thränen in den Augen und beſchwor ihn, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um ſie von ihrem unſeligen Zuſtand zu befreien.

„Wenn Euch die reichen Belohnungen meines Vaters nicht genug ſind, ſprach ſie, ſo wißt, daß ich Schätze von unermeßlichem Werth beſitze, womit ich Euch in dem Augenblick, da ich geneſe, meine Dankbarkeit beweiſen will; und ich ſchwöre zum voraus, daß alle Könige der Erde Euch nicht ſo großmüthig belohnen könnten, als ich es zu thun vermag und gewiß thun werde.“

„Ich kenne die Verſprechungen der Kranken, erwiederte Tutu ganz kalt; ich weiß, wie weit man ſich darauf zu verlaſſen hat. Dieſer erzwungenen Freigebigkeit folgt, ſobald die Noth vorüber iſt, die Reue, und was man verſprach, war Phantaſie der Krankheit.“

Zenomide eilte ohne zu antworten in ein Nebenzimmer und brachte den Beutel, das metallene Horn und den Gürtel, um ihrem Arzt mehr Vertrauen zu ihren Worten einzuflößen.

„Dieſen drei unſcheinbaren, unbedeutenden Dingen — ſprach ſie — wohnen ſo große Wunderkräfte bei, daß Ihr durch den Beſitz derſelben der reichſte, der mächtigſte und der gefährlichſte aller Sterblichen werden könnt; ſie ſind von dieſem Augenblick an Euer Eigenthum, und ich will Euch von dem Gebrauch derſelben unterrichten, ſobald Eure Kunſt mir meine vorige Geſtalt wieder gibt.“

„Ich bedarf dieſes Unterrichts nicht, unterbrach ſie der Prinz, indem er den Bart von ſich warf und der drei Wundergaben ſich bemächtigte. Ich nehme wieder, was du mir raubteſt und laſſe dir dein falſches treuloſes Herz und — deine lange Naſe.“

Indem der Prinz dieſe Worte ausſprach, ſchlang er den Zaubergürtel um den Leib und wünſchte ſich mit dem Horn und dem Beutel in ſein Reich zurück.

Himmelblau und Lupine.

Die Fee Lupine hatte das Unglück, fünf Tage in jeder Woche eine außerordentlich häßliche kleine Perſon zu ſein: in den beiden übrigen hätte ſie das Modell zu einer Liebesgöttin abgeben können. Es iſt noch immer etwas, wöchentlich zwei ſchöne Tage zu haben, wenn man ſie nämlich gehörig benutzen kann. Aber für Lupine ging dieſer Vortheil durch einen andern Umſtand verloren, und das war: daß ſie, ſo wie ſich ihre Figur änderte, auch eine andere Denkart und Geſinnungen bekam. In ihren fünf häßlichen Tagen war ſie ſanft, zärtlich, gutherzig, gefühlvoll und ſo liebenswürdig, als man es mit einer widerlichen und zurückſtoßenden Außenſeite ſein kann. Sie war in dieſer Zeit die gefälligſte, die verbindlichſte Perſon von der Welt und that ihr Möglichſtes, um irgend einen Zauberer, oder auch nur einen bloßen Sterblichen aufzutreiben, der edel genug wäre, ſich von wahren und ſoliden Verdienſten, von Vollkommenheiten des Geiſtes und Herzens, ohne einen Zuſatz von körperlichem Reiz, einnehmen zu laſſen: aber leider! wo findet man ſolche Männer in der Welt? Bei allem dem muß man ſich nicht einbilden, als ob die gute kleine Fee darum eine Kokette geweſen wäre: ſie that es blos, weil es nun einmal geſchrieben ſtand, daß ſie ihre urſprüngliche Geſtalt, welche ſehr liebreizend geweſen war, nicht eher wieder bekommen würde, bis ſie einen Mann fände, dem ſie in ihrer Häßlichkeit wahre Liebe einzuflößen vermöchte. So ſtand es in dem Buche des Schickſals geſchrieben, einem Buche, das Jedermann kennt, wiewohl kein Menſch jemals darin geleſen hat.

Wie die gute Lupine zu dieſem Unglück gekommen, wird wohl Niemand erſt fragen, der ein wenig in den Feengeſchichten bewandert iſt. Wahrſcheinlich hatte ſie ſich's durch eine hartnäckige Sprödigkeit gegen irgend einen häßlichen, boshaften, abſcheulichen Zauberer zugezogen, welcher mächtiger war als ſie.

Lupine hatte aber, wie ſchon geſagt, auch zwei Tage in der Woche, wo ſie zum Entzücken ſchön war. Sie beſaß in dieſer kurzen Zeit alle Reize und Annehmlichkeiten, womit Schönheit und Jugend die Sinne bezaubern können; und hätte es in ihrer Gewalt geſtanden, die nämlichen Geſinnungen und das nämliche Betragen, womit ſie in den Tagen ihrer Häßlichkeit ſo wenig ausrichtete, beizubehalten: welches Herz hätte ihr widerſtehen können? Aber ſobald ſie ſchön wurde, wurde ſie auch albern, eitel, übermüthig und, mit einem Worte, unausſtehlich; ihr hochmüthiges Weſen, ihre Kälte, ihr Eigenſinn, ihre Geringſchätzung Anderer, ihr Mangel an Geſchmack und Gefühl, kurz, alle ihre Manieren ſtießen einen Jeden wieder zurück, den ihr Aeußeres angezogen hatte und man brauchte ſie nur reden zu hören, um in wenig Augenblicken die gute Meinung von ihr zu verlieren, die man gewöhnlich von einer ſchönen Perſon hat, und worin man ſich ſo ungern betrogen findet.

Es war eine von den Bedingungen, von welchen ihre Umgeſtaltung abhing, daß es ihr nicht erlaubt war, weder denen, die ſie anbeteten wenn ſie ſchön war, noch denen, deren Herz ſie als häßlich gern gewonnen hätte, zu entdecken, daß ſie unter beiderlei Geſtalt die nämliche Perſon ſei. Man glaubte bei Hofe (die Rede iſt vom Hofe der Feenkönigin), es ſeien zwei Lupinen, eine ſchöne und eine häßliche. An dieſem Hofe ſah man zuweilen Alles und noch mehr als zu ſehen war. dafür aber überſah man auch zuweilen die auffallendſten Dinge, ſo daß lange Zeit verſtrich, ohne daß man die Bemerkung machte, daß die beiden Lupinen ſich nie zugleich ſehen ließen.

Inzwiſchen hatte die kleine Fee fünf Tage in jeder

Woche hinter einander den Verdruß, ſich von eben den Liebhabern verachtet und verſpottet zu ſehen, die in den beiden übrigen Tagen alles in der Welt darum gegeben hätten, ſie eben ſo liebenswürdig und gefällig zu finden, als ſie ſchön und reizend war. Dieſe Lage iſt traurig genug; auch war es Lupine nicht wenig, und ſogar noch mehr in den Tagen, wann ſie ſchön, als in denen wann ſie häßlich war: woraus ſich ſchließen läßt, daß es noch beſſer iſt, mit Verſtand und Empfindung häßlich, als mit aller möglichen Schönheit eine Gans zu ſein.

So ſtand es mit der guten Fee, als das Schickſal ſie mit einem Manne zuſammenbrachte, dem aus derſelben Urſache eben ſo übel begegnet worden war. Es war ein junger Prinz (wie man leicht denken konnte), aber was man ſo leicht nicht errathen hätte, iſt, daß er ſich Himmelblau nennen ließ: theils weil ſeine Augen von dieſer Farbe waren, theils weil er ſich den ganzen Sommer durch in himmelblauen Tafft zu kleiden pflegte und dieſe Art von Zeug eine Zeitlang zur Mode gemacht hatte. Er war urſprünglich einer von jenen jungen Herren geweſen, die das Vorrecht haben, den Weibern den Kopf zu verrücken, ohne daß ſie recht ſagen könnten warum. Sobald ſich einer von dieſen Privilegirten ſehen läßt, ſo ſind die alten Feen gemeiniglich nicht die letzten, welche Jagd auf ſie machen; wiewohl mit ſo ſchlechtem Erfolge, daß ſie längſt von dieſer kleinen Schwachheit geheilt ſein ſollten, wenn man ſich von einer Schwachheit, die man gern hat, eben heilen ließe. Die erſte Fee, die ſich über Himmelblau's Grauſamkeit zu beklagen hatte, nahm ihre Rache auf der Stelle. Sie that ihm, wie der Zauberer Lupine gethan hatte; der ganze Unterſchied war, daß Himmelblau nur für zwei Tage in der Woche mit der vollſtändigſten Häßlichkeit begabt war, in den fünf andern aber ſeine angeborne Schönheit behielt. Im übrigen war es mit ihm wie mit Lupine: häßlich hatte er alle nur erſinnlichen Vorzüge des Geiſtes und Herzens; aber ſobald er wieder ſchön wurde, weg war Seele, Witz, Geſchmack und Empfindung; er wurde ſo kalt und gleichgültig wie eine Bildſäule, ſah ohne Gefühl, ſprach ohne zu denken, kurz wurde ſo albern und abgeſchmackt, daß er mit aller ſeiner Schönheit kaum erträglich war.

Die beiden Tage, wo Himmelblau häßlich und gefühlvoll war, waren gerade dieſelben, wo Lupine verurtheilt war, ſchön und gleichgültig zu ſein; die fünf Tage hingegen, wo ſie häßlich und geiſtvoll war, waren diejenigen, an welchen ſich der Prinz im Beſitz aller Reize, aber auch aller Kälte einer ſchönen Statue befand. Zu dieſem letztern Zuſtande mußte er Liebe einflößen, um jemals daraus befreit zu werden; und was für ihn das Mißlichſte war, es mußte wahre Liebe, und die Liebhaberin eine Dame von Verſtand und vortrefflichem

Charakter ſein. In dieſem Stücke war er wirklich ſchlimmer daran als die Fee. Eine häßliche Perſon kann durch die Schönheit ihrer Seele gefallen: aber daß ein verſtändiges Frauenzimmer einen gefühlloſen Gecken blos um ſeiner Figur willen liebgewinne, ſcheint beinahe eine Unmöglichkeit.

Die Uebereinſtimmung in Himmelblau's und Lupine's Schickſalen brachte noch eine andere hervor, die man leicht vorausſehen konnte. Der Prinz wurde in den zwei Tagen, wo er häßlich war, ſterblich in Lupine verliebt, die dann gerade ihre zwei ſchönen Tage hatte: und ſie begegnete ihm ſo unartig und verächtlich, als man es von einem Charakter wie der ihrige erwarten konnte. Aber dafür kam auch, ſobald die zwei Tage vorbei waren, die Reihe an den Prinzen. Lupine wurde dann wieder auf fünf Tage das häßlichſte Geſchöpf von der Welt und der ſchöne Himmelblau nahm mit ſeiner Geſtalt und ſeinem Namen auch ſeine Eiskälte und ſein verächtliches Betragen wieder an. Die arme Fee verſchwendete Blicke und Seufzer umſonſt; ſie ſchien nur deſto häßlicher zu werden, je zärtlicher ſie ausſah, und jemehr ſie zu gefallen ſuchte.

Bei allem dem ſah ſich der ſchöne Himmelblau bald genug von dem Gedränge verlaſſen, das ſeine Figur anfangs um ihn her verbreitet hatte. Kokettеn und Prüden, die davon geblendet worden waren, und ſich viel von ihm verſprochen hatten, wurden ſeiner Kälte und unhöflichen Gleichgültigkeit überdrüßig; die einzige Lupine, die keine Wahl hatte, hielt bei ihm aus. Sie hatte dann doch wenigſtens das Vergnügen, allein bei dem, was ſie liebte, zu ſein und keine Nebenbuhlerin zum Zeugen der Gleichgültigkeit, womit ihr begegnet wurde, zu haben; und das iſt kein geringer Troſt. Wenn dieſe Gleichgültigkeit nicht abnahm, ſo ſchien ſie doch auch nicht zuzunehmen; und auch das iſt ein Troſt: die Liebe nährt ſich von dem leichteſten Anſchein von Hoffnung und Hoffnung iſt vielleicht der größte Zauber der Liebe. Auch in dieſem Stücke hatte es Himmelblau ſchlimmer, wenn die Reihe an ihn kam, häßlich zu ſein. Lupine, ſo wenig Unterhaltung auch ihre Liebhaber bei ihr fanden, behielt doch immer einen kleinen Hof von Anbetern um ſich. Die Eigenliebe der Männer ſcheint von einer zähern und hartnäckigern Natur zu ſein als die der Damen und es braucht eine weit längere Zeit, bis ein Liebhaber, der das Unglück hat zu mißfallen, ſich's geſagt ſein läßt. Und wenn denn auch einem die Geduld ausging, ſo ſtellten ſich immer wieder zwei neue dafür ein, die ihren eigenen Verdienſten und Gaben mehr zutrauten und deſto heftiger das Abenteuer verfolgten, je mehr Vorgänger dabei verunglückt waren. Der häßliche Himmelblau hatte alſo immer die Demüthigung auszuſtehen, daß ihm unter allen ſeinen Nebenbuhlern am ſchlimmſten mitgeſpielt wurde. Freilich beſaß er, zu ſeinem Glücke, ſo viel Verſtand, daß er noch immer beſſer als ein Anderer davon kam: aber litt er darum weniger?

Ein ſo ſtürmiſcher Hof, wie Lupine's, hatte oft genug lauter neue Geſichter aufzuweiſen; der einzige Himmelblau hielt ſie alle aus: keine Mißhandlung konnte ihn ermüden, keine, noch ſo harte, zum Abzug bewegen. Anfangs gab Niemand darauf Acht; aber da es lange genug gewährt hatte, bemerkte man es endlich doch. Man zog ihn darüber auf; er blieb ſtandhaft. Seine Beſtändigkeit ſchien ein Wunder; die Damen ſtellten ihre Betrachtungen darüber an: man beſchloß Mitleiden mit ihm zu haben und wo möglich ſeine Figur zu vergeſſen, wenn man ihm auch mit geſchloſſenen Augen Audienz geben müßte. Man begriff, es müßte was Außerordentliches dahinter ſtecken; kurz, er wurde Mode; und ehe man eine Hand umkehrte, war keine Dame, die ſich nicht eine ſehr ernſthafte Angelegenheit daraus gemacht hätte, dieſen Liebhaber der ſchönen Unerträglichen zu entführen. Denn unter dieſem Namen war Lupine in ihren zwei ſchönen Tagen bekannter als unter ihrem eigenen.

Die Geſchichte ſagt nicht, ob Himmelblau alle die Güte, womit man ihn auf einmal überhäufen wollte, ſo wie man es von ihm erwartete, erwiedert habe.

Lupine, die ihn abſcheulich gefunden hatte, da er ihr ſo unabläßig aufwartete, fand ihn nun eben ſo abſcheulich wegen ſeiner Abweſenheiten und ſtrafte ihn mit gleicher Strenge für beides; jeder Vorwand war ihr recht, wenn ſie ihn nur quälen konnte.

Man will bemerkt haben, daß ein Fratzengeſicht, wenn es einmal in die Mode gekommen iſt, das Talent hat, ſich länger darin zu erhalten, als ein anderes; der Geſchmack, den die Damen an ihm finden, wird, ehe man ſich's verſieht, eine ordentliche Wuth.

Eine gewiſſe Fee, die man die Vertraute hieß, war die einzige am ganzen Hofe, die noch keine beſondern Converſationen mit dem Prinzen Himmelblau gehabt hatte. Dieſe Fee war zum wenigſten eben ſo ſchön als Lupine, aber ſie war noch unempfindlicher und in Ruckſicht dieſer allgemein bekannten Tugend verziehen ihr die übrigen Feen ihre Schönheit. Wiewohl dieſe letztere eben keine gute Eigenſchaft an einer Vertrauten iſt, ſo ſetzte man dem ungeachtet ein großes Vertrauen in ſie. Niemand hatte ſich noch übel dabei befunden; es war die beſte, gefälligſte, harmloſeſte Seele von einer Fee am ganzen Hofe. Man konnte ihr in einem ganzen Tag nicht mehr als zwei oder drei unbeſonnene Streiche und eben ſo viele grillenhafte Einfälle vorwerfen. Ein ſo gleichförmiger Charakter iſt etwas Seltenes; auch machte ſie der ihrige bei allen ihren Geſpielen außerordentlich beliebt. Sie erfuhr alſo alles, was die übrigen von Himmelblau's Verdienſten wußten und ſie erfuhr ſo viel davon, daß die Neugier, die Tochter und Mutter aller Uebel unterm Monde, ihr endlich den böſen Gedanken eingab, den Prinzen allen ſeinen Beſchützerinnen zu entführen.

Unter allen den kleinen Tyrannen, die ſich anmaßen, den Kopf einer Schönen zu regieren, iſt Neugier oder Vorwitz (wie man's lieber nennen will) der allerunbeſchränkteſte, wiewohl es ſonſt noch eine ſehr mächtige gibt; aber ſobald dieſer ſpricht, ſchweigen ſogleich alle andern und ſtehen ſeinen Winken zu Gebot. Die vertraute Fee hatte alle Augenblick Gelegenheit mit Himmelblau zu ſprechen denn ſie war immer mit tauſend kleinen unbedeutenden Aufträgen von ihren Freundinnen an ihn beladen. Bisher hatte ſie immer in fremdem Namen mit ihm geſprochen; aber nun, da ihr Entſchluß feſt ſtand, ſprach ſie für ihre eigene Rechnung, und nicht ſo undeutlich, daß der Prinz, der ſeit kurzem große Aufſchlüſſe über das Geheimniß des weiblichen Herzens bekommen hatte, nicht ſehr gut errathen hätte, was er errathen ſollte. Er errieth ſogar noch mehr, und das bewies eben, daß er ſich auf's Rathen verſtand.

Die Vertraute war nur vorwitzig; aber ſie war es ſo leidenſchaftlich, daß ihr Vorwitz wie Liebe ausſah. Die Freundinnen, deren Vertraute ſie geweſen war, blieben nicht lange im Irrthum und empfanden ihre Treuloſigkeit, wie man ſich's vorſtellen kann. Die Beleidigung war gemeinſchaftlich, die Rache mußte es nicht minder ſein. Kurz, man trat in eine ordentliche Verbindung zuſammen, ihr ihren Himmelblau wieder abzujagen und man trieb die Sache mit ſolchem Eifer, daß die Vertraute, die ſich aus bloßem Vorwitz vielleicht kaum vierundzwanzig Stunden mit dem kleinen Scheuſal abgegeben hätte, nun einen Ehrenpunkt daraus machte, ihn zu behaupten, ſobald ſie ſah, daß man ſie mit Gewalt aus dem Beſitze drängen wolle.

Lupine wurde in dieſen Umſtänden als die geſchickteſte Perſon betrachtet, die verſchwornen Feen an der Vertrauten zu rächen; die Leidenſchaft des Prinzen für ſie war bekannt und es koſtete ſie nur einen Blick, um ihn auf immer von ihrer Nebenbuhlerin abzuziehen. Aber die Schwierigkeit war, ſie dahin zu bringen. Von Liebe oder Vorwitz war hier nicht die Rede; die ſchöne Lupine hatte für dieſen ſo wenig Empfänglichkeit als für jene; man bemühte ſich alſo, ihr wenigſtens Eiferſucht über ihre Nebenbuhlerin beizubringen.

Man würde ſich ſehr betrügen, wenn man ſich einbildete, daß die Eiferſucht einer Schönen immer Liebe vorausſetze. Sie kann ebenſowohl aus bloßer Abneigung gegen eine Nebenbuhlerin, aus Eitelkeit, Stolz und Begierde nach einem Vorzug entſtehen, wovon man zwar keinen Gebrauch für ſich ſelbſt machen will, aber ſich doch auch nicht entſchließen kann, ihn einer andern zu überlaſſen. Dieſe Art von Eiferſucht war es, was die Feen Lupine in den Buſen hauchten und die erſte Frucht davon war, daß ſie die Vertraute ſo herzlich zu verabſcheuen anfing, als man nur wünſchen konnte. Noch liebte ſie Himmelblau nicht; aber ſie hatte eine ganz ſonderbare Luſt, beide recht unglücklich zu ſehen. Sie machte ſich eine Freude und ein Geſchäft daraus, ihnen heimliche Streiche zu ſpielen, ihre Unterredungen zu ſtören und ihre Zuſammenkünfte rückgängig zu machen. Bald ſtellte ſie ſich ſchmachtend und zärtlich, auf eine Art, die den Prinzen hoffen ließ, daß es ihm gelten konnte; bald ſetzte ſie ihn wieder in Unruhe und Verzweiflung, aber beides immer in dem Augenblicke, wo es für ihre Nebenbuhlerin nicht ungelegener kommen konnte. In den Augenblicken, wo der Prinz die Vertraute hätte ſehen können, hielt ſie ihn auf, hatte zwanzig Fragen für ihn in Bereitſchaft, hörte ihm mit anſcheinender Theilnahme zu und ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, das er für den Anfang der Liebe halten mußte; in andern hingegen, wo ſie von der Vertrauten nichts zu beſorgen hatte und wo Himmelblau die Belohnung für die Opfer, die man von ihm gefordert hatte, zu erhalten hoffte, begegnete ſie ihm wieder mit einer Härte, die ihn zum Wahnſinn hätte treiben mögen. Bei allem dem ſah ſie ihn öfter und länger als ſonſt, war mehr allein mit ihm, und das Ende von dieſer ganzen Komödie war, daß es die nämliche Wirkung bei ihr hervorbrachte, die der Vorwitz bei der Vertrauten gehabt hatte; ſie ſpielte die Eiferſüchtige und die Verliebte ſo lange, bis ſie es im Ernſte wurde. Und ſo ſcherzt Amor ſtets mit unſern Anſchlägen; ſo enden ſich alle ſeine Spiele!

Sobald Lupine das Uebel merkte, gab ſie ſich alle Mühe es zu verheimlichen: eine Mühe, die man ſich, in ihrem Falle, eben ſowohl erſparen könnte: denn ſie dient zu nichts, als das, was man verbergen will, deſto ſichtbarer zu machen. Dieſe Veränderung zog gar bald eine andere nach ſich; ſo wie Himmelblau geliebt zu werden anfing, verminderte ſich ſeine Häßlichkeit. Es ging ſo langſam mit dieſer Verwandlung zu, daß ſie für andere Leute beinahe unmerklich war; aber in Lupine's Herzen und in ihren Augen ging es deſto ſchneller. Mit jedemmale, wo ſie ihn wieder ſah, fand ſie ihn liebenswürdiger; und das war es gerade, was er brauchte, um es immer mehr zu werden.

Dieſe angehende Liebe konnte den übrigen Feen nicht lange verborgen bleiben; ſie ſahen ſich dadurch an der Vertrauten gerächt und in Rückſicht auf Lupine's Charakter zweifelten ſie nicht, ſich bald genug auch an

Himmelblau gerächt zu ſehen. Sie vergaßen, daß die Liebe, die ſo große Wunder zu thun vermag, auch Seelen umgeſtalten und neue Geſinnungen hervorrufen kann.

Während alles dieß mit Lupine der Schönen und Himmelblau dem Häßlichen vorging, kam ein glücklicher Zufall auch Lupine der Häßlichen zu ſtatten. Es trug ſich nämlich zu, daß der ſchöne Himmelblau, da er einſt ſeine Gleichgültigkeit und ſeine Reize in einem benachbarten Gehölz ſpazieren führte, von einer Räuberbande angefallen wurde; er ſetzte ſich, wie man leicht denken kann, mit großer Tapferkeit zur Wehre, verwundete verſchiedene und verjagte die übrigen; aber er kam mit einer Wunde zurück, die er durch einen Pfeilſchuß an der linken Hand bekommen hatte. Die Verwundung war an ſich ſehr unbedeutend; aber unglücklicher Weiſe war der Pfeil vergiftet und der Wundarzt gab mit aller in ſolchen Fällen gebräuchlichen Behutſamkeit zu verſtehen: das einzige Mittel, den Prinzen zu retten, ſei, eine Perſon zu finden, die ſich entſchließen könne, das Gift aus der Wunde zu ſaugen.

Der Wundarzt hatte kaum ausgeredet, als Lupine, in Thränen zerfließend, ſich der Hand ihres Geliebten bemächtigte, und, wie ſehr er ſich auch dagegen ſträubte, ſie nicht eher wieder fahren ließ, bis ſie alles Gift, das bereits in das Blut eingedrungen ſein konnte, ausgeſogen hatte. Welcher Unempfindliche hätte nicht

in einem ſolchen Augenblicke Gefühl bekommen? Der Prinz, der von dieſer edelmüthigen Liebesprobe mehr als von ſeiner eigenen Gefahr gerührt wurde, betrachtete Lupine mit Thränen in den Augen, ohne daß er ein Wort herausbringen konnte. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, ſie auf einmal ſo ſchön zu finden, als ſie ihm wenige Augenblicke zuvor häßlich vorgekommen war! War es die Schönheit dieſer Handlung oder das Auge der Liebe, womit er ſie anſah, oder vielmehr beides zugleich, was ſie ſo ſchön machte? Genug, Hochachtung, Mitleiden und Dankbarkeit bemeiſterten ſich ſeines Herzens auf ewig. Von dem Augenblicke, da er Lupine mit dieſen Empfindungen anſah, war ſie nicht mehr die vorige. Ihre Häßlichkeit verſchwand, ſie erhielt ihre urſprüngliche Schönheit wieder; ſeine Zärtlichkeit wurde Liebe; in einem Augenblicke war Sie die ſchönſte aller Feen und Er der gefühlvollſte aller Liebhaber. Die ſchöne Lupine hörte auf unempfindlich, die gefühlvolle Lupine hörte auf häßlich zu ſein; Himmelblau war nicht mehr häßlich, ſondern der liebenswürdigſte aller Prinzen. Sie erkannten ſich nun für diejenigen, die einander unter jener zweifachen Geſtalt ſo viel Leiden verurſacht hatten. Die Sache wurde bald auch allen übrigen bekannt und Jedermann wollte es ſchon lange gemerkt haben, wiewohl kein Menſch vorher daran gedacht hatte.

Die Königin der Feen, die ſich zuvor nicht in ihre Angelegenheiten gemiſcht hatte, that es nun bloß, um die Wünſche der Liebenden zu krönen und ſie auf ewig mit einander zu vereinigen. Lupine theilte Himmelblau ihre Unſterblichkeit mit und noch jetzt ſind ſie ſo glücklich, als ob jeder Tag ihres Lebens der erſte ihrer Liebe wäre.

Pertharit und Ferrandine
oder
# die Meſſerſcheiden-Mutter.

Es war einmal ein König in der Lombardei, welcher der häßlichſte Mann in ſeinem ganze Lande war; ſeine Gemahlin hingegen wurde für die ſchönſte Frau in Italien gehalten. Dafür aber war er der beſte Mann von der Welt und ſie die wunderlichſte und unerträglichſte aller Frauen. Der gute König durfte ſich kaum unterfangen ſie anzuſehen; ihr ſo nahe zu kommen, daß ihre Naſen einander hätten berühren können, daran war gar nicht zu gedenken und gleichwohl machte ſie ihm immer Vorwürfe, daß ſie keine Kinder hatte. Er. ſeines Theils hätte ſich darüber tröſten können, denn er hatte aus ſeiner erſten Ehe einen Sohn und eine Tochter, die von ſeinem Volke bis zum Anbeten geliebt, aber deſto mehr von ihrer Stiefmutter gehaßt und verfolgt wurden, welches dann dem armen Manne alle

Freude, die er ſonſt an ſeinen Kindern hätte haben können, verbitterte. Die Königin beſaß zwar nichts weniger, als was man ein zärtliches Herz nennt, aber ſie war eiferſüchtig auf ihre Schönheit und wenn etwa zufälligerweiſe in ihrer Gegenwart die Rede von einer jungen Perſon war, die ſich durch ihre Reize auszeichnete, ſo konnte man darauf rechnen, daß ſie in kurzem verſchwinden würde: denn die Königin ließ ſie ſogleich entführen und in aller Stille ſo weit wegſchaffen, daß man nichts wieder von ihr zu ſehen noch zu hören bekam. Dafür hätte man aber auch ihre Hofdamen für Geld ſehen laſſen können, ſo ausgeſucht vollkommen waren ſie in der häßlichen Gattung. Der König hingegen, wie übel er ſelbſt von der Natur in ſeinem Aeußerlichen verwahrloſt worden war, hatte recht ſeine Freude daran, die ſchönſten Männer, die nur zu finden waren, an ſeinem Hofe zu ſehen; aber es war ſchwer ſie da zu behalten, ſo widrig war ihnen der tägliche Anblick der Frazen, die den Hof der Königin bildeten.

Der König, ungeachtet der Beweiſe von Verachtung und Abſcheu, die er täglich von ſeiner Gemahlin empfing, war ſo ſehr in ſie verliebt, daß er ſie alles machen ließ, was ſie wollte. Sie war unumſchränkte Herrin über ſeine Einkünfte und über ſeine Unterthanen und dieſe ungerechte Gewalt erſtreckte ſich ſogar bis auf ſeine Kinder. Die Prinzeſſin mußte es theuer büßen, daß ſie eben ſo ſchön war als ihre eiferſüchtige Stiefmutter; ſie wurde in ein Kämmerchen unterm Dache des Pallaſtes eingeſperrt, wo ſich kein Menſch unterſtehen durfte, ihr die Cour zu machen. Die Königin hatte ihr eine alte mißgeſchaffene Furie zur Hofmeiſterin gegeben, die, wenn ſie die arme Prinzeſſin den ganzen Tag ausgeſcholten hatte, ſie auch noch mitten in der Nacht aus dem Schlafe weckte, um ihr Grobheiten zu ſagen und die ſich alle mögliche Mühe gab, ihr durch übelgemachte Kleider die Taille zu verderben und ſie um ihre ſchöne Geſichtsfarbe zu bringen. Die Prinzeſſin war die ſanftmüthigſte Perſon von der Welt und Thränen waren alſo das Einzige, was ihr in ihrem Leiden einige Erleichterung verſchaffte. Dem Prinzen wurde von den Hofleuten, die zu ſeiner Bedienung angeſtellt waren, nicht viel beſſer begegnet; denn die Königin hatte ſie ausgewählt und ſie hingen gänzlich von ihren Winken ab; aber der Prinz mochte ihre Mißhandlungen nicht ſo geduldig ertragen wie ſeine Schweſter.

Der König hatte einen Vetter, welcher Erzherzog von Plazenz war. Dieſer Prinz hatte das Unglück gehabt ſeinen Verſtand zu verlieren, weil er eine einzige Nacht in einem Schloſſe geſchlafen, wohin er ſich auf der Jagd verirrt hatte. Es ſpukte in dieſem

Schloſſe, und wie er ſagte, hatte er ſo außerordentliche Dinge darin geſehen, daß ſie ihm den Verſtand geraubt hatten. Dieſer Erzherzog hatte ebenfalls einen Sohn und eine Tochter, die er über alles liebte; es waren die zwei vollkommenſten Geſchöpfe, die jemals geathmet hatten. Der Prinz hieß Pertharit, die Prinzeſſin Ferrandine. Der Zuſtand, worin ſie ihren armen Vater ſahen, brachte ſie beinahe ſelbſt um den Verſtand. Sie ließen ſich bei einer berühmten Zauberin Raths erholen, die nicht weit vom Averner-See wohnte, und ſo alt, aber dabei ſo munter und kräftig ausſah, daß man ſie für die Cumäiſche Sybille hielt: man nannte ſie nur die alte Meſſerſcheiden-Mutter, weil die Grotte, worin ſie ſich aufhielt, mit lauter Meſſerſcheiden tapezirt war. Jedermann, der ſie um Rath fragte, mußte ihr ein Meſſer zum Geſchenke mitbringen, welches ſie, bevor ſie die Antwort gab, in eine von den Scheiden ſteckte. Der ganze Troſt, den die Kinder des wahnſinnigen Erzherzogs von ihr erhielten, war, ſie möchten den Verſtand ihres Vaters nur an eben dem Orte ſuchen, wo er ihn verloren hatte. Der Prinz und die Prinzeſſin waren ſogleich dazu entſchloſſen, aber die Miniſter und die ſämmtlichen Räthe widerſetzten ſich; es wäre genug, ſagten ſie, daß ihr gnädigſter Herr närriſch geworden ſei; es ſei gar nicht nöthig, daß der Reſt der Familie, ſich in Gefahr ſetze, es ebenfalls zu werden. Aber, wie ſehr ſie ſich auch ſperrten, Pertharit beharrte dabei, daß er allein für ſie beide gehen wolle. Allein das wollte ſeine Schweſter nicht zugeben und ſo war dann, nach vielen vergeblichen Bemühungen ſie davon abzuhalten, das Ende vom Liede, daß der ſchöne Pertharit und die liebreizende Ferrandine miteinander gingen.

Der ganze Hof begleitete ſie bis vor die Pforte des bezauberten Schloſſes. Sie gingen ganz allein hinein. Die Hofleute warteten vierzehn Tage lang im Walde auf ihre Zurückkunft; aber ſie hätten ſich zu Tode warten können, der Prinz und die Prinzeſſin kamen nicht wieder. Ganz Plazenz wollte in Verzweiflung darüber gerathen. Anfangs ſchrie alles, man ſollte gehen und die alte Scheiden-Mutter mit ihrer ganzen Bude lebendig verbrennen; aber das fanden ſie denn doch, bei näherer Ueberlegung, nicht für rathſam; denn die Hexen der damaligen Zeit ließen ſich nicht ſo geduldig verbrennen wie die armen Hexen einer ſpätern. Der Geheimeraths-Präſident, ein kluger und anſchlägiger Mann, rieth: man ſollte vielmehr eine Deputation von den angeſehenſten Perſonen im Lande, jede mit einem goldnen und mit Edelſteinen beſetzten Meſſer in der Hand, zu ihr ſchicken und ſie um ihren Beiſtand bitten laſſen. Dieſer Rath wurde befolgt. Die Schönheit des Geſchenkes ſchien einen günſtigen Eindruck auf die Fee zu machen; und, nachdem ſie die Meſſer alle in die Scheiden geſteckt, öffnete ſie einen alten Schrank und zog aus einem Schubfach einen Kamm und ein Halsband hervor. Der Kamm ſteckte in einem Futteral und das Halsband war von hellpolirtem Stahl und mit einem kleinen goldnen Vorlegſchloß zugemacht. Hier, ſagte die Zauberin, geht mit dieſen zwei Dingen von einem Hofe zum andern, ſo lange, bis ihr eine Dame gefunden habt, die ſchön genug iſt, um dieſes Halsband aufzuſchließen und einen ſo vollkommnen Mann, daß er im Stand iſt, dieſen Kamm aus ſeinem Futteral herauszuziehen; ſobald ihr ſie gefunden haben werdet, könnt ihr nur wieder nach Hauſe gehen. Dieß iſt alles, was ich zum Beſten eurer Herrſchaft thun kann.

Die Deputirten hatten mit ihrem Kamm und Halsband bereits ganz Italien vergebens durchzogen, als ſie bei dem Könige der Lombardei, zu Mirandola, wo er damals ſeinen Hof hielt, anlangten. Das Unglück des Erzherzogs, ſeines Vetters und ſeiner beiden Kinder war ihm bereits bekannt. Er zweifelte nicht, daß ſeine Gemahlin überflüſſig ſchön ſei, um das Halsband aufzuſchließen und daß ſich unter den auserleſenen Jünglingen, die er an ſeinem Hofe beiſammen hatte, unfehlbar einer finden würde, der den Kamm aus ſeinem Futteral zu ziehen würdig wäre: aber was er nicht begriff, war, was ſeinem Verwandten zu Plazenz damit gedient ſein könne. Indeſſen ließ er, ſobald die Deputirten ihre baldige Ankunft hatten wiſſen laſſen, alle Anſtalten zu ihrem Empfang machen. Die Königin hatte nun Tag und Nacht nichts zu thun, als ſich zu baden und ſich friſiren und herausputzen zu laſſen; und doch, mit allem Vertrauen, das ſie in ihre Schönheit ſetzte, konnte ſie nicht verhindern, über den Gedanken, daß ſie bei dieſer Gelegenheit mit der Prinzeſſin in eine gefährliche Konkurrenz kommen würde, in große Unruhe zu gerathen, wiewohl man alles Mögliche gethan hatte, um die Schönheit derſelben zu Grunde zu richten. Die Hofmeiſterin, als eine getreue Dienerin der boshaften Geſinnungen der eiferſüchtigen Königin, lief ſogar in der ganzen Stadt herum, um irgend einen dienſtfertigen Arzt aufzutreiben, der ihr in der Geſchwindigkeit die Pocken einimpfte. Da ſich keiner finden wollte, ſo gerieth ſie in große Verſuchung, ihr ein Auge auszuſchlagen und vorzugeben, daß ſie durch einen Zufall darum gekommen ſei. Inzwiſchen ließ der Prinz, der den Geſandten entgegen reiten wollte, allen jungen Herren vom Hofe ſagen, ſie möchten ſich bereit halten, ihn zu begleiten; aber, wiewohl er unendlich geliebt wurde, ſo getraute ſich doch aus Furcht vor der Königin keiner, dem Prinzen bei dieſer Gelegenheit aufzuwarten. Es verdroß ihn, wie man denken kann, nicht wenig; aber er verbiß ſeinen Unwillen aus Achtung gegen den König, ſeinen Vater, dem er auf's zärtlichſte ergeben war. Er beſchloß alſo, ohne Gefolge hinaus zu reiten; aber, da er eben das Pferd, das man ihm vorgeritten hatte, beſteigen wollte, näherte ſich ihm einer der edeln Jünglinge und beſchwor ihn, dieſes Pferd nicht zu reiten, weil es das wildeſte und bösartigſte Thier von der Welt ſei; der Oberſtallmeiſter der Königin, ſein Vater, habe es auf ausdrücklichen Befehl der Königin ausſuchen müſſen, damit dem Prinzen ein Unglück begegnen ſollte. Der Prinz raunte ihm in's Ohr, er möchte ſich ja nichts merken laſſen und beſtieg das Pferd ohne die geringſte Furcht. Er war ein ſehr guter Reiter und überhaupt in allen Stucken der vollkommenſte junge Mann, den man ſehen konnte, den ſchönen Pertharit allein ausgenommen: und wohl ihm, daß er das war! denn der verwünſchte Gaul war kaum in die freie Luft, ſo fing er ſo unbändig an zu wiehern und ſich zu bäumen und von vorn und hinten auszuſchlagen, als ob ihm alle böſe Geiſter in den Leib gefahren wären. Der Prinz, der ihn ganz blutrünſtig gepeitſcht hatte, ſchwamm ſelbſt im Waſſer, ſo ſehr hatte er ſich angeſtrengt, den unartigen Gaul zurecht zu bringen; er glaubte auch wirklich, daß es ihm gelungen ſei, indem er ganz ruhig mitten unter den Abgeſandten einherſchritt; aber kaum waren ſie auf der großen Brücke, über welche man in die Stadt mußte, ſo fing das unartige Thier wieder an ſich zu bäumen, ſetzte mit einem Sprung über das Geländer weg und ſtürzte ſich mit dem Prinzen in den Fluß. Das Pferd kam um, wie billig; der Prinz hingegen, der ein ſehr geſchickter Schwimmer war, kam mit leichter Mühe wieder an's Land und zog ſich, ohne die mindeſte Empfindlichkeit zu zeigen, in ſeine Zimmer zurück, um ſich umzukleiden.

Der König und die Königin befanden ſich mit ihrem ganzen Hofe auf einer Bühne, die auf dem größten Platze der Stadt errichtet war und erwarteten daſelbſt die Ankunft der Abgeſandten, um die Probe, worauf es ankam, vorzunehmen. Der Prinz, der ſich von dem unangenehmen Vorfall wieder vollkommen erholt hatte, fand ſich ebenfalls ein, ſchön wie ein Apoll, und wurde mit allgemeinem Zujauchzen des Volkes empfangen.

Die Abgeſandten erſchienen gleich nach dem Prinzen. Die Königin, anſtatt auf ihr Kompliment Acht zu geben, ſagte zum Prinzen, es wäre eine ſonderbare Grille von ihm geweſen, ſich ſo zur Unzeit zu baden, und fragte ihn in einem ſpöttiſchen Tone: ob ihm das Bad wohlgethan? Die ſämmtlichen Meerkatzen ihres Hofes fanden den Einfall äußerſt witzig und riſſen ihre garſtigen Mäuler auf, um überlaut zu lachen. Sie lachten noch, als man die Prinzeſſin ankommen ſah, bei deren Anblick ſogleich ein dumpfes Gemurmel unter allen Anweſenden entſtand. Vielen traten vor Schmerz und Mitleiden die Thränen in die Augen; die Hofleute knirſchten vor Unwillen, wiewohl ſie es zu verbergen ſuchten und die Abgeſandten wußten nicht was ſie bei Erblickung dieſer Prinzeſſin denken ſollten, die ſie mehrmals mit der himmliſchen Ferrandine hatten vergleichen hören. Sie war ſchlecht angezogen, und noch ſchlechter friſirt, denn man hatte ihr die Haare auf einer Seite ganz weggeſchnitten und, um ſie noch lächerlicher ausſehen zu machen, hatten ſie ihr das Geſicht mit einer gelblichen Schminke bepinſelt. Sie war ſo beſchämt, ſich in einem ſolchen Aufzug ſehen zu laſſen, daß ſie alle Augenblicke ſtehen blieb und ſich nicht erwehren konnte, vor Scham und Verdruß helle Thränen zu vergießen; aber ihre Hofmeiſterin ſtieß ſie von hinten zu auf eine ſehr grobe Art vorwärts und nöthigte ſie, neben der Königin Platz zu nehmen, die in dem höchſten Glanz ihrer Schönheit paradirte und ganz mit Diamanten bedeckt war. Man hätte denken ſollen, ſie könnte mit dieſem Triumphe zufrieden ſein; aber ihre Hofdamen ſchlugen, um ihn noch vollſtändiger zu machen, ein kicherndes Gelächter auf.

Der König ſaß mit niedergeſchlagenen Augen da und hätte vor Beſchämung und Mitleiden in die Erde ſinken mögen; und weil er ſich nicht ſtark genug fühlte, weder der Königin ſeinen gerechten Unwillen zu zeigen, noch dieſen Anblick auszuhalten, ſo ſagte er zu den Abgeſandten: da er für ſeine Perſon keinen Anſpruch an die Ehre, dieſes Abenteuer zu beſtehen, machen könne, ſo wolle er ſeinen Platz hiemit ſeinem Sohne überlaſſen haben, — und ſo begab er ſich weg.

Der Prinz, der nun die Perſon des Königs vorſtellte, ließ unverzüglich zum Werke ſchreiten und das Halsband wurde auf ſeinen Befehl zuerſt der Hofmeiſterin der Prinzeſſin uberreicht. Da ſie wenigſtens eben ſo häßlich als boshaft war, ſo war an's Aufmachen gar nicht zu denken. Der Prinz begnügte ſich, ihr, ſtatt aller Strafe die ſie verdient hatte, zu befehlen, ſich ſogleich mit der Prinzeſſin, ſeiner Schweſter, wegzubegeben, und ſie ſo anzukleiden und auszuſchmücken, wie es ihrem Rang und Alter zukomme, mit dem Bedeuten, daß ſie ihm mit ihrem Kopfe dafür ſtehen würde! Die Königin, die ihn niemals aus dieſem Tone hatte reden hören, war ganz erſtaunt darüber; aber was konnte ſie machen? Der Befehl des Prinzen, dem alles Volk den lauteſten Beifall zugeklatſcht hatte, litt keine Einwendung; er wurde vollzogen und die Prinzeſſin kam ſo ſchön und glänzend zurück, daß man nicht merkte, daß ihr die Hälfte ihrer Haare abgeſchnitten worden war.

Die Proben hatten inzwiſchen ihren Anfang genommen; alle Kavaliere verloren ihre Mühe, da ſie, einer nach dem andern, verſuchten den Kamm aus ſeinem Futterale zu ziehen; und es war eine rechte Luſt zu ſehen, was für ein unaufhörliches Gelächter das Volk aufſchlug, wie das Halsband bei den Damen der Königin herumging. Endlich nahm ſie es ſelbſt und nach einiger Mühe gelang ihr's, es aufzumachen; aber es ſchnappte ſogleich wieder mit einem ſo entſetzlichen Knalle zu, daß die Königin davon zu Boden fiel und wie todt weggetragen wurde.

Der Prinz und ſeine Schweſter waren nun allein noch übrig und die armen Abgeſandten fingen an zu beſorgen, daß ſie auch von dieſem Hofe unverrichteter Dinge wurden abziehen müſſen; aber der Prinz berührte kaum das Futteral, ſo ging der Kamm von ſelbſt heraus und das Halsband öffnete ſich in der Hand der Prinzeſſin, ohne ſich wieder zuzuſchließen. Ein lautes Jubelgeſchrei erſchallte von allen Seiten; aber es wurde ſogleich auf eine ſchreckenvolle Art unterbrochen. Denn die Erde fing zu erbeben an, und es folgte ein Sturm mit Blitzen und Schloßen darauf, der die ganze Verſammlung in wenig Augenblicken auseinandertrieb. Man ſuchte den Prinzen und die Prinzeſſin, aber vergebens; ſie waren verſchwunden und Niemand konnte ſagen noch begreifen, was aus ihnen geworden ſei.

Die Nachricht von dieſer Begebenheit ſetzte das ganze Reich in die äußerſte Beſtürzung; der König konnte ſich gar nicht darüber tröſten, und die Hofleute, nachdem ſie tiefe Trauer angelegt, zerſtreuten ſich, um die Verlornen auf dem ganzen Erdboden zu ſuchen. Aber das ſeltſamſte von dieſem ganzen Abenteuer war. daß die Betrübniß und Verzweiflung der Königin über alles ging. Ihr Haß gegen die Kinder ihres Gemahls hatte ſich, wunderbarer Weiſe, auf einmal in die zärtlichſte Liebe verwandelt, und zugleich in eine ſo heftige Liebe, daß ſie ſich die Haare aus dem Kopfe riß, wie ſie hörte, daß ſie nirgends zu finden ſeien. Sie ſchickte zum Könige und ließ ihn bitten zu ihr zu kommen, damit ſie ſich Verzeihung erwirken könnte: denn anſtatt der Verachtung und des Abſcheues, womit ſie ihm ſonſt begegnet war, liebte ſie ihn jetzt bis zur Anbetung und ſtellte ſich ihn in ihrer Einbildung als den liebenswürdigſten aller Menſchen vor. Aber der König, der ſich's nicht aus dem Kopfe bringen konnte, daß ſie ſeine Kinder durch irgend einen heimlichen Anſchlag aus dem Wege geräumt habe, wiewohl er noch immer ſchwach genug war ſie zu lieben und nicht daran denken konnte ſie zu beſtrafen, wollte ſich doch ſelbſt für dieſe Schwachheit beſtrafen und that ein Gelübde, ſie in ſeinem ganzen Leben nicht wieder zu ſehen.

Der Sturm, der am Tage der Proben alle Anweſenden aus einander gejagt, hatte ſich in zwei Wirbel getheilt, deren einer den Prinzen und der andere die Prinzeſſin aufhob und durch die Lüfte davon führte, um ſie ziemlich weit von dort wieder niederzuſetzen. Die Prinzeſſin, ſobald ſie zu ſich ſelbſt gekommen war, ſah ſich mitten in einem ſehr öden und ihr ganz unbekannten Walde; allein, hülflos, und in einer Lage, die durch die Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft mit jedem Augenblicke ſchrecklicher wurde. Wohin ſie ihre Augen drehte, ſah ſie nichts als Felſen und Abgründe und Niemand als der Wiederhall antwortete ihr, wenn ſie ihren Bruder bei ſeinem Namen um Hülfe rief. Indem ſie nun auf Gerathewohl in verworrenen und unwegſamen Felſenpfaden herumkletterte, wurde ſie zwei große Wölfe gewahr, die auf Raub ausgingen, und, ſobald ſie ſie erblickten, mit offenem Rachen auf ſie losgingen. Sie hielt ſich für verloren; aber indem ſie, um wenigſtens das Entſetzliche einer ſolchen Todesart nicht zu ſehen, die Hand vor die Augen hielt, thaten die Wölfe einen Satz zurück und fingen nicht anders an zu laufen, als ob hundert Hunde hinter ihnen her wären. Eben daſſelbe begegnete ihr mit verſchiedenen andern Raubthieren, die in dieſer Wildniß zu Hauſe waren und alle mit eben ſo ſchüchterner Eilfertigkeit wie die beiden Wölfe vor ihr flohen, ſobald ſie das Halsband gewahr wurden. Mittlerweile war ſie in einen Weg gerathen, der durch den ganzen Wald ging und ſie unvermerkt in eine minder rauhe Gegend deſſelben führte, wo ſie auf einige Schäfer ſtieß, die ihre Heerden hüteten. Sie verdoppelte ihre Schritte, um zu den Schäfern zu kommen und Hülfe bei ihnen zu ſuchen; aber wie ſie den Mund zum reden aufthat, erblickten die Schafe das Halsband, geriethen in Angſt und zerſtreuten ſich durch den ganzen Wald. Die Schäfer liefen ihnen was ſie konnten nach und nun fing die Prinzeſſin zum erſtenmal an, die geheime Kraft ihres Halsbandes zu bemerken, und es war ihr ſehr leid, die Entdeckung nicht früher gemacht zu haben; jedoch fühlte ſie ſich dadurch nicht wenig beruhigt. Sie begab ſich wieder tiefer in den Wald hinein, in Hoffnung, einen von den Schäfern wieder aufzutreiben; aber ſie mochte laufen und rufen ſo viel ſie wollte, die Leute waren einmal erſchreckt und keiner wollte ihr Stand halten. Die gute Prinzeſſin war von dem beſtändigen Laufen in einer ſo rauhen Gegend ſo abgemattet, daß ihre Kräfte eben zu ſinken anfingen, als ihr zu gutem Glück in einiger Entfernung ein altes Schloß in die Augen fiel. Dieſer Anblick gab ihr neue Kräfte und ſie richtete ihren Lauf mit verdoppelten Schritten dahin. Wie ſie dem Schloſſe ziemlich nahe war, lief ein ſchneeweißer Fuchs quer über den Weg, kehrte aber gleich wieder um, blieb etliche

Schritte weit von ihr ſtehen und betrachtete ſie mit der größten Aufmerkſamkeit. Die Prinzeſſin that daſſelbe; denn es war unmöglich, ihn anzuſehen und nicht von ihm bezaubert zu werden. Aus Furcht, ihn ebenfalls zu verſcheuchen, verbarg ſie ihr Halsband ſo ſchnell ſie konnte; ſie hätte ihn um alles in der Welt nicht wieder aus dem Geſicht verlieren mögen; denn außer einem gewiſſen Ausdruck von Feinheit und Liſt, die alle Füchſe in ihrer Phyſiognomie haben, hatte er noch eine ihm ganz eigene Grazie und etwas Vornehmes in ſeinem Blicke. Sie näherte ſich ihm, um zu ſehen, ob er ſich von ihr anrühren laſſen oder ihr wenigſtens in das Schloß folgen würde; aber er wollte weder das eine noch das andere, ſondern fing an, auf eine andere Seite zu laufen, doch nicht ſo ſchnell, daß er ihr aus den Augen kam. Endlich, nachdem ſie den ganzen Reſt des Tages damit zugebracht hatte, ihm mit einer über ihre Kräfte gehenden Standhaftigkeit zu folgen, fehlte nur noch wenig, daß ſie vor Mattigkeit umgefallen wäre, als ſie den weißen Fuchs in eine Art von kleinem Pallaſt, der in der anmuthigſten Gegend von der Welt am Ufer eines Baches ſtand, hineingehen ſah. Sie blieb einen Augenblick, ungewiß was ſie thun ſollte, ſtehen; aber das Verlangen, ihrem liebenswürdigen Füchschen zu folgen, überwand alle Bedenklichkeiten. Sie ging alſo hinein. Der weiße Fuchs, der die Höflichkeit ſelbſt war, empfing ſie an der Pforte, nahm die Schleppe ihres Rockes zwiſchen die Zähne und trug ſie ihr, wie ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, ſo lange nach, bis ſie durch den Schloßhof einen Saal des Pallaſts erreichte, den ſie mit allen Bequemlichkeiten verſehen fand. Sie warf ſich ſogleich auf ein Kanapee hin und wie ſie ihren lieben weißen Fuchs zu ihren Füßen ſah, der die zärtlichſten Blicke zu ihr emporſchickte, vergaß ſie auf einmal nicht nur alles bereits ausgeſtandenen Ungemachs, ſondern würde auch, ſo däuchte ihr's, ſich der ganzen übrigen Welt gern entſchlagen haben, wenn ſie nur immer in dieſer Lage hätte bleiben können.

Wir wollen ſie hier auf einige Augenblicke verlaſſen, um zu ſehen was indeſſen aus dem Prinzen, ihrem Bruder, geworden. Während der eine Wirbelwind die Prinzeſſin aufgehoben und mitten in einem Walde wieder abgeſetzt hatte, wurde der Prinz von dem andern bis an's Ufer der Meeres fortgeführt. Er ging da mit großen Schritten auf und ab, ſein ſeltſames Abenteuer und alles, was ihm dieſen Tag am Hofe ſeines Vaters begegnet war, überdenkend. Da er dort nichts als haſſens- oder vergeſſenswürdige Gegenſtände geſehen hatte, ſo erinnerte er ſich blos ſeiner Schweſter und daß ſie von einem allzuſchwachen Vater den grauſamen Behandlungen einer Stiefmutter preisgegeben ſei, die jetzt mehr als jemals gegen ſie erbittert ſein würde. Dieſe traurigen Gedanken führten ihn unvermerkt an den Fuß eines Felſens, der ſich ziemlich ſanft vom Ufer erhob und bis in's Meer hineinragte. Er beſtieg den Felſen, um ſich beſſer umſehen zu können und erblickte hinter ihm nichts als eine öde unangebaute Wildniß, aber vorwärts in einiger Entfernung eine Inſel, die ihm der lieblichſte Ort in der ganzen Welt zu ſein däuchte. Er ward es nicht müde, nach ihr hin zu ſehen und es fiel ihm ſogleich ein, die Prinzeſſin, ſeine Schweſter, könnte wohl auf dieſer Inſel ſein. Wie oft er ſich auch ſagte, daß es eine bloße leere Einbildung ſei, der Gedanke ſtieg ihm immer wieder auf.

Der Gipfel des Felſens war mit Moos und kurzem dichten Graſe bedeckt; er ſtreckte ſich in das Gras, lehnte den Kopf an einen bemoosten Stein, und indem er, auf den rechten Arm geſtützt, mit traurigen Blicken nach der Inſel hinſah, ſank er in eine Art von Traum, woraus er von Zeit zu Zeit wieder erwachte, um die Inſel zu betrachten, die mit dem friſcheſten Grün und mit tauſend blühenden Bäumen bedeckt war, welche von fern die anmuthigſte Landſchaft bildeten. Er verwandte die Augen nicht von dieſem Gegenſtande, bis es anfing ſo dunkel zu werden, daß er ihn nicht mehr erkennen konnte. Er ſtieg nun wieder von dem Felſen herab, begab ſich tiefer in's Land hinein und da ſich nirgends eine Spur von Bewohnern zeigen wollte, brachte er die Nacht, ſo gut er konnte, in einer Felſenhöhle zu. Sobald der Tag wieder angebrochen, war ſein erſter Gedanke, einen Weg zu ſuchen, der ihn wieder an den Hof ſeines Vaters führen könnte, wo ſeine Schweſter ohne Zweifel ſeiner ſehr benöthigt wäre; aber er konnte ſich die Einbildung nicht aus dem Kopfe bringen, daß ſie ſich auf der Inſel befinde. Wie lächerlich ihm dieſe Grille verkam, ſo brachte ſie ihn doch unvermerkt wieder an den Strand des Meeres. Er wollte die Felſenſpitze wieder beſteigen, um ſeine bezaubernde Inſel deſto beſſer ſehen zu können, aber es war ihm unmöglich, den geſtrigen Fußpfad wieder zu finden. Er ging um den Felſen herum, um einen andern zu ſuchen, als ſich von der entgegenſtehenden Seite die ſchönſte Stimme von der Welt hören ließ. Er erkannte ſogleich, daß es eine weibliche ſei und ſetzte ſich mehr als einmal in den Fall den Hals zu brechen, oder in's Meer zu fallen, indem er den Ort zu erreichen ſuchte, wo er ſingen hörte. Endlich wurde der Boden ebener und es däuchte ihm, er könne kaum zehn Schritte von der Sängerin entfernt ſein; gleichwohl ſah er noch immer nichts, vermuthete aber, daß ſie hinter einer andern Ecke des Felſens verborgen ſein müſſe. Er ſchlich ſich ſo leiſe als ihm möglich war hinzu, da fiel ihm neben dem Orte, wohin er wollte, die friſch im Sande ausgebreitete Haut eines großen Seefiſches in die Augen. Er entſetzte ſich vor dieſem Anblick; die Bewegung, die er machte, indem er ihm ausweichen wollte, verurſachte einiges Getöſe, und in dem nämlichen Augenblicke hörte er etwas in's Meer ſpringen. Er kehrte zuruck und die Fiſchhaut war nicht mehr da. Nun naherte er ſich dem Orte, woher die ſingende Stimme gekommen war; er fand Niemand, aber ſeine Verwunderung war unbeſchreiblich, als er in einer Grotte, die in Felſen gehauen war, das ſchönſte Bad von der Welt antraf. Dieſe Grotte war etwas mehr als ein bloßes Werk der Natur; denn ſie war überall mit Marmor bekleidet und die Badekufen waren von Ebenholz und mit goldnen Platten belegt. Er wußte nicht, was er von dem Allem denken ſollte, wiewohl er bis in die Nacht darüber nachdachte. Er brachte ſie, wie die vorige und noch zwei oder drei andere, in einem Gehölze zu, wo er auf der Erde ſchlief und wenigſtens von ſeinen Mahlzeiten nicht an der Ruhe verhindert wurde; denn einige wilde Fruchte, die er bei Tag zuſammenſuchte, waren alles, was ihm dieſe öde Gegend, ſein Leben zu friſten, reichen konnte. Für einen Prinzen war dieß eben keine ſehr üppige Lebensart; aber das war ſein geringſter Kummer; er hatte andern, der ihm näher zu Herzen ging. Zwei-

oder dreimal war er mit jedem Morgen an den Strand gekommen, ohne etwas zu hören noch zu ſehen. Endlich fiel ihm der Fußpfad wieder in's Geſicht, der ihn das erſtemal auf die Felſenſpitze geleitet hatte. Er beſtieg ſie mit Ungeduld, um ſich am Anblick ſeiner ſchönen Inſel wieder zu ergötzen. Nicht lange, ſo hörte er die nämliche Stimme wieder ſingen, die ihn das erſtemal ſo ſehr bezaubert hatte. Er ſtieg eilends herab und wie er nur noch drei Schritte von der Grotte entfernt war, lag die blutige Fiſchhaut wieder da. Er entſetzte ſich vor ihr wie das erſtemal, er machte das nämliche Getöſe und ſah einen Augenblick darauf einen ungeheuren Fiſch in's Meer ſpringen, und die Haut war fort. Er fand die Grotte im vorigen Stande, außer daß Waſſer in der Kufe war; und da er merkte, daß es noch lau war, ſo zweifelte er nicht, man müſſe ſo eben darin gebadet haben; aber er konnte ſich nicht vorſtellen, daß es dieſer Fiſch ſei, der ſich alle Morgen die Haut abziehen laſſe, um zu baden; und noch weniger, daß ein ſolches Ungeheuer ſo anmuthig ſingen könnte. Er ging an den Ort, wo er den Fiſch in's Meer hatte ſpringen ſehen, und bemerkte noch eine Art von Furche, die ſich auf der Oberfläche des Waſſers nach der Inſel hinzog. Des folgenden Morgens legte er ſich hinter ein großes Felſenſtück, das am Eingang der Grotte lag, in Hinterhalt und hatte die Augen unverwandt auf die Inſel geheſtet, von welcher, wie er glaubte, der Fiſch herkam, als er etwas Weißes aus derſelben hervorſtechen ſah, das in der Ferne einem Nachen mit einem Segel glich; aber ſobald es nahe genug war, daß er alles deutlich genug erkennen konnte, ſah er die ſchönſte Kreatur der Welt, die auf einer großen Seemuſchel ſtand, und indem ſie mit der einen Hand das Ende eines großen weißen Segels emporhielt, das mit dem andern Ende an dieſen wundervollen Wagen befeſtigt war, ihn mit Hülfe des Windes nach ihrem Gefallen lenkte. Der Prinz warf ſich ſogleich auf die Kniee nieder, in der feſten Meinung, daß es nichts geringers als eine Meeresgöttin ſei. Sie richtete ihren Lauf gerade nach dem Orte, wo der Prinz noch immer auf den Knieen lag und ſich zehntauſend Augen wünſchte, um ſie genug anſehen zu können; ſeine Aufmerkſamkeit ſchien ſie ſo wenig zu befremden, daß ſie vielmehr, ihm gegenüber, ganz nahe am Ufer ſtill hielt und ihn mit gleichem Intereſſe zu betrachten ſchien. Was den armen Prinzen betrifft, ſo war es, von dem Augenblick an, da er dieſe allzureizende Nymphe erblickt hatte, um ſeine Freiheit geſchehen. Bewunderung und Liebe bemächtigten ſich ſeiner mit ſolcher Gewalt, daß er ganz außer ſich war, und daß ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne ſtand. Er zog ein Tuch hervor, um ſich abzutrocknen und im Herausziehen fiel ihm der Kamm mit ſeinem Futteral aus der Taſche. Die ſchöne Nymphe wurde denſelben kaum gewahr, ſo entfuhr ihr ein lauter Schrei und ſie näherte ſich dem Ufer, um an's Land zu ſteigen; aber der Prinz, ganz beſchämt, daß vor den Augen ſeiner Göttin eine ſich ſo wenig für einen Helden ſchickende Sache aus ſeiner Taſche gekommen ſein ſollte, fiel augenblicklich über den verwünſchten Kamm her und ſteckte ihn eilfertig und ungehalten wieder ein. Die Nymphe that hierüber einen noch lautern und ſchmerzlichern Schrei, kehrte ihm unmittelbar den Rücken zu, fuhr nach der Inſel zurück und verſchwand aus ſeinen Augen. Der Prinz gerieth darüber in unbeſchreibliche Traurigkeit; alle ſeine Begierden und Wünſche zogen ihn unwiderſtehlich nach dieſer Inſel und da er kein Fahrzeug fand, das ihn hätte hinüberbringen können, ſo war er eben im Begriff das Abenteuer des Leander zu wagen und hatte zu dieſem Ende ſchon angefangen ſich auszukleiden, als er von der Spitze des Felſens her eine Art von Gewinſel hörte, wie die Hunde zu machen pflegen, wenn ſie Mitleiden erregen wollen. Er ſchaute empor und erblickte den weißen Fuchs, der, auf ſeine Hinterfüße aufgerichtet, noch immer fortwinſelte und mit ſeinen Vorderfüßen allerlei Geberden gegen die Inſel machte. Der Prinz betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit, während daß ein kleines Fahrzeug, welches auf das Schreien und Zeichengeben des weißen Fuchſes von der Inſel abgeſtoßen war, mit vollem Segel gegen das Geſtade zuſteuerte. Der Fuchs ſtieg herab, that bei Erblickung des Prinzen vor Freuden zwei oder drei große Sätze und wollte nicht aufhören ihm die Hände zu küſſen und die Füße zu lecken, wiewohl der Prinz, der gleich auf den erſten Blick die zärtlichſte Hochachtung für ihn gefaßt hatte, es auf keine Weiſe zulaſſen wollte. Während dieſer beiderſeitigen Höflichkeitsbezeigungen war der Nachen an's Land gekommen. Der weiße Fuchs gab dem Prinzen durch Zeichen zu verſtehen, er möchte ſich wieder vollends ankleiden und mit ihm in den Nachen ſteigen. Das war es eben, was der Prinz ſo ſehnlich wünſchte; aber ehe er einſtieg, um ſich an einen Ort zu begeben, wo er ſeine Göttin wieder zu ſehen hoffte, fiel ihm die Beſchämung ein, die ihm ſein Kamm zugezogen hatte; zornig zog er ihn aus der Taſche und war im Begriff ihn in's Meer zu werfen, als ihm der weiße Fuchs mit einem kläglichen Schrei an den Ermel ſprang, ihm den Arm mit aller Gewalt zurückhielt und ſchlechterdings nicht von ihm ablaſſen wollte, bis er den Kamm mit dem Futteral wieder in ſeine Taſche geſteckt hatte. Das Fahrzeug fing, ſobald ſie eingeſtiegen waren, von ſelbſt zu gehen an; es hatte ſich aber noch nicht zwanzig

Schritte vom Ufer entfernt, als man ein Getrampel von Pferden hörte, und einen Augenblick darauf ſich ein Mann zu Pferde am Ufer ſehen ließ, der von verſchiedenen andern verfolgt zu werden ſchien. Dieſer Reiter erblickte nicht ſobald den weißen Fuchs, als er ſeinen Bogen ſpannte, einen Pfeil auflegte und den Fuchs damit durch den Leib ſchoß, der mit einem großen Seufzer ſeine Augen traurig nach dem Prinzen kehrte und ſie dann ſchloß, als ob er ſie nie wieder öffnen würde. Der Prinz hätte nicht betrübter über dieſen Unfall ſein können, wenn der Pfeil ihn ſelbſt getroffen hätte; Schmerz und Wuth verdrängten in dieſem Augenblick alle andere Empfindungen in ſeiner Bruſt und er ſtürzte ſich in's Meer, um hinüber zu ſchwimmen und den Tod des armen Fuchſes zu rächen. Aber wie er wieder am Lande war, fand er Niemand mehr und verlor in kurzem die Hoffnung der Rache mit den Spuren des Mörders, den die Felſen, womit die ganze Küſte umgeben war, ſeinem Nachſetzen entzogen. Er kehrte alſo an's Geſtade zurück, um zu verſuchen, ob er das Fahrzeug noch erreichen könnte und ob dem weißen Fuchſe vielleicht noch zu helfen ſei; aber alles war wieder verſchwunden, auf dem Meere wie auf der Erde. Nie in ſeinem ganzen Leben hatte er den Kopf ſo voll verſchiedener gegen einander ſtürmender Gedanken und das Herz ſo voll Zärtlichkeit und Schmerz gehabt als jetzt.

Er konnte ſich nicht entſchließen einen Ort zu verlaſſen, wo er ein Zeuge ſo vieler außerordentlichen Begebenheiten geweſen war; der Fuchs, die Nymphe und der Fiſch beſchäftigten ihn wechſelsweiſe, ohne daß er begreifen konnte, was ſie wären, noch was aus ihnen geworden ſei; aber das wußte er gewiß, daß er niemals eine Liebe, einen Abſcheu und eine Freundſchaft in ſich gefühlt hatte, die mit ſeiner Liebe für die Nymphe, mit ſeinem Abſcheu vor der Fiſchhaut und mit ſeiner Freundſchaft für den armen unglücklichen weißen Fuchs zu vergleichen geweſen wäre. Die einbrechende Nacht und einige Blitze, die ein nahes Gewitter verkündigten, unterbrachen ihn endlich in ſeiner Träumerei und nöthigten ihn, ſich nach einem Orte, wo er Schirm haben könnte, umzuſehen. Die Grotte mit dem Bade fiel ihm zuerſt ein; er ging auf ſie zu und war nicht wenig betroffen, als er ſie ſehr ſtark erleuchtet ſah, und, wie er näher kam, die nämliche Stimme hörte, die er ſchon zweimal gehört hatte. Er ſchlich ſich ſo leiſe als er konnte bis zum Eingang der Grotte und hielt den Athem zurück, um ja nichts von dem Geſang der ſchönſten Stimme, die ſein Ohr jemals vernommen, zu verlieren. Er war ſo nahe dabei und horchte ſo aufmerkſam auf die Worte ihres Geſanges, daß ihm keine Sylbe entging. Sie lauteten folgendermaßen:

„O Prinz, auf ewig dieſes Herzens König!
woſern dir nicht vor meinem Anblick graut,
ſo kämme mich in dieſem Bad' ein wenig,
und dann verbrenne meine Haut!“

Wie geheimnißvoll und unbegreiflich auch der Sinn dieſer Worte war, ſo ſchmeichelten ſie doch ſeinem Herzen mit einer ſo ſüßen Hoffnung, daß er ſich nicht länger zurückhalten konnte. Sobald er in die Grotte hineintrat, hörte der Geſang auf; ſie war mit einer unendlichen Menge von Wachskerzen erleuchtet, die in lauter Scheiden von Ebenholz mit Gold verziert ſteckten, und alle Kerzen hatten die Form eines Meſſers, das halb aus ſeiner Scheide gezogen iſt. Dieſe ſonderbare Illumination überraſchte ihn ungemein; aber wie wurde ihm erſt zu Muthe, da er die Badekufe ringsum mit einem Zelte von weißem Atlas, der mit einem Rande von lauter in Gold geſtickten Meſſerſcheiden eingefaßt war, umgeben ſah, und, ehe er Zeit hatte ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, mit einem ſehr zärtlichen Seufzer dieſe Worte aus dem Zelte hervorkommen hörte: „Prinz, ich bin diejenige, die du liebſt; thue alles, was ich dich heißen werde, wie widerſinnig es dir auch immer vorkommen mag, und erſchrick nicht über das, was du ſehen wirſt, ſobald ſich mein Zelt öffnen wird; denn durch die geringſte Furcht, die du blicken ließeſt, würdeſt du mich auf ewig verlieren.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich das Zelt, und — der Prinz erblickte etwas, worüber der herzhafteſte Mann in Ohnmacht hätte ſinken mögen: ein ſcheußlicher Krokodilskopf kam mit offenem Rachen aus dem Bad hervor und ſchien ihm ganz nahe auf den Leib rücken zu wollen. Er bebte nicht zurück, aber er ſchwitzt Todesſchweiß und ſein Herz pochte wie ein Hammer, indem er ſich Gewalt anthat, dem Ungeheuer mit ſtarren Augen in den Rachen zu ſehen. Nun ſchloß ſich dieſer gräßliche Rachen wieder und ſchob ſich zurück, um ihm unter demſelben das ſchönſte und lieblichſte Engelsgeſicht ſehen zu laſſen, das er ſogleich für das ſeiner angebeteten Nymphe erkannte. Aber dieſer Krokodilskopf, der ſich an den Kopf des holden Weſens anſchmiegte, ſtellte gleichwohl eine ziemlich häßliche Friſur vor, indem er ſich ſo knapp an ihre Stirne und Backen anpaßte, daß man nicht ein einziges von ihren Haaren ſehen konnte. Deſſen ungeachtet verlor ſich das Entſetzen des Prinzen beim erſten Blick, den die ſchönen Augen ſeiner Nymphe auf ihn hefteten; er warf ſich auf ſeine Kniee und öffnete ſchon den Mund, um ihr weiß der Himmel was für zärtlichen Unſinn vorzuſagen, als ſie ihm in die Rede fiel: „Was wollen Sie, lieber Prinz, ſagte ſie; die Zeit iſt edel; warum kämmen Sie mich nicht?“ — „Kämmen? ſprach er bei ſich ſelbſt; und wie ſoll ich das anfangen?“ Die Nymphe ſchien ihn über ſein

Zaudern ungehalten zu werden; er nahm alſo ſeinen Kamm und wollte ihn geſchwind aus dem Futteral herausziehen, erſchrak aber nicht wenig, da er merkte, daß der Kamm nur allmälig und nicht anders als durch die äußerſte Gewalt, die er anwenden mußte, herausging. Aber ſo wie er auch hervorkam, trat der Krokodilskopf zurück und deckte endlich die ſchönſten Haare auf, die man je geſehen hatte. Wie der Kamm halb heraus war, verſchwand der Krokodilskopf gänzlich und der Prinz erblickte nun ſeine geliebte Nymphe in ihrer ganzen Schönheit. Vor Freude und Liebe außer ſich, bemühte er ſich ſehr eifrig, den Kamm vollends herauszuziehen, indem er leicht glauben konnte, daß eine Dame, die einen ſo ſcheußlichen Ueberkopf getragen hatte, des Kämmens wohl vonnöthen habe; und ſo wie die andere Hälfte des Kamms nach und nach aus dem Futteral herausging, kam auch der übrige Theil der Nymphe aus dem Bade hervor. Lilien, Alabaſter und neugefallener Schnee hätten gegen das, was er jetzt ſah, gelb ausgeſehen; und doch war dieſe blendende Weiße nichts in Vergleichung mit der Anmuth, die alle dieſe Schönheiten belebte. Die Nymphe ragte nun mit den Schultern und bis an die Hälfte der Arme aus dem Waſſer hervor, und man hätte ſehen ſollen, wie ſehr der Prinz arbeitete, um ſeinen Kamm vollends herauszuziehen. Aber die Nymphe unterbrach ihn in der Arbeit, indem ſie ihm ſagte: es wäre nun genug; er ſollte den Kamm laſſen, wo er ſei und dafür eilends ihre Haut verbrennen. — „Ich? rief er, ich, eine ſolche Haut verbrennen? Ehe ſoll meine eigene mit meiner ganzen Perſon und mit der ganzen Natur zu Aſche werden, ehe ich fähig wäre, einer ſo liebenswürdigen Haut nur mit einer Nadelritze wehe zu thun.“ — „Ich zweifle nicht an Ihrer Liebe, verſetzte die Nymphe; aber jetzt iſt die Rede blos davon, mir zu gehorchen; kommt Ihnen ein Anderer zuvor, ſo verlieren Sie mich auf ewig; denn es iſt nun einmal im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich nur demjenigen zu Theil werden kann, der meine Haut verbrennt.“ Der Prinz konnte ſich unmöglich zu einer ſo grauſamen That entſchließen und während daß Mitleiden, Liebe und Gehorſam in ſeinem Herzen ſtritten, ſagte ihm die Nymphe lebewohl, das Zelt ſchloß ſich wieder über ihr zu und alle Lichter erloſchen.

Jetzt, aber zu ſpät, kam den guten Prinzen eine gewaltige Reue an, daß er nicht wenigſtens ſo viel Herz gefaßt und ihre ſchöne Haut an irgend einem kleinen Fleckchen verbrannt habe, da ſie es doch ſelbſt verlangte und er ſo viel damit zu gewinnen oder zu verlieren hatte. Er nahm ſich feſt vor, ſeinen

Fehler bei der erſten Gelegenheit wieder gut zu machen, und damit ihm Niemand zuvorkommen könnte, legte er ſich neben den Eingang der Grotte nieder, um den Tag daſelbſt zu erwarten. Einen Augenblick darauf flimmerte ihm ein neuer Schein in die Augen; er glaubte, er käme aus der Grotte, die wieder erleuchtet worden wäre; aber es war ein Feuer, welches unter den vorderſten Bäumen des Waldes, der ſich gegen das Geſtade hinzog, angezündet worden war. Indem er ein paar Schritte weiter vorwärts ging, um zu ſehen, was dort vorgehe, erblickte er die abſcheuliche Fiſchhaut, die vor ihm auf der Erde lag. Voller Unwillen, dieſen grauſenhaften Gegenſtand abermals vor Augen ſehen zu müſſen, ergriff er ſie. Verwünſchte Haut, rief er, du verdienſt anſtatt derjenigen verbrannt zu werden, der du ſo wenig ähnlich biſt! — und ſo lief er aus allen Kräften mit ihr dem Feuer zu. Wie er hinkam, ſah er eine Dame neben demſelben ſitzen, die, ſobald ſie ihn mit einer ſo ſcheußlichen Laſt beladen auf ſich zukommen ſah, mit einem Schrei auffuhr und ſich in den dunkelſten Theil des Waldes ſtürzte. Der Prinz warf die Haut in's Feuer, und kaum fing die Flamme ſie zu ergreifen an, ſo war es nicht anders, als ob eine Mine mit hunderttauſend Centnern Pulver in die Luft flöge. Er bemächtigte ſich eines Brandes und lief was er konnte nach der Grotte zurück; aber ſein Brand war ihm unnütz; er fand alle Lichter wieder angezündet und die Kufe noch voll Waſſers, die Nymphe hingegen und das Zelt waren verſchwunden. Der arme Prinz gerieth darüber beinahe in Verzweiflung; denn er nahm es für gewiß, daß irgend ein andrer weniger zärtlicher Liebhaber, nachdem er ſie tüchtig gekämmt und geſengt, ſie zur Belohnung für ſeine Mühe davongeführt haben werde.

Er ſtürzte wie wahnſinnig aus der Grotte, um ihnen nachzurennen, ohne zu wiſſen wo hinaus und durchlief den ganzen Wald, traf aber keinen Menſchen an. Mit Anbruch des Tages befand er ſich wieder an der Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte; er wollte ſehen, ob noch etwas von der ſcheußlichen Haut übrig wäre; er fand aber nichts als Aſche. Allein wie groß war ſein Erſtaunen und ſeine Freude, als er wenige Schritte davon das Halsband im Graſe liegen ſah! Er zweifelte nun nicht, daß ſeine Schweſter die Frau geweſen ſei, die ſich in den Wald geflüchtet hatte. Das Verlangen, ſie wieder zu finden, verdrängte jetzt auf einen Augenblick alle andern Gedanken aus ſeiner Seele; allem Anſchein nach konnte ſie nicht weit entfernt ſein; und wirklich hatte er kaum angefangen, ſie zu ſuchen, als ſie ihm von ſelbſt in die Hände lief, indem ſie mit großem Eifer nach dem Halsbande umherſuchte, deſſen Verluſt ſie erſt bei aufgehender Sonne bemerkt hatte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie lebhaft ihr Entzücken ſein mußte, einander nach einer ſo wunderbaren Trennung ſo unverhofft wieder zu finden und mit welcher Ungeduld ſich jedes nach dem, was dem andern zugeſtoßen war, erkundigte. Die Prinzeſſin berichtete ihrem Bruder alles, was wir bereits von dem Abenteuer mit dem weißen Fuchſe wiſſen, ohne daß der Prinz ſich gleich merken ließ, daß er ein Bekannter von ihm ſei, und fuhr ſodann in ihrer Erzählung folgendermaßen fort. „O mein liebſter Bruder, ſagte ſie, wenn du ihn gekannt hätteſt, es wäre dir ſo unmöglich geweſen als mir, nicht in ihn verliebt zu werden! Seine zärtliche Aufmerkſamkeit für mich hatte etwas Uebernatürliches; er ſchien meine Gedanken zu errathen, ſo geſchickt wußte er allen meinen Wünſchen zuvorzukommen. In der That hatte ich keinen andern, als nie wieder von ihm getrennt zu werden; und meine erſte Sorge war deßwegen, mein Halsband vor ihm zu verſtecken, weil es alle Thiere davon ſcheuchte. Der kleine Pallaſt, wo wir wohnten, war mit anmuthigen Gärten verſehen, worin mich der Fuchs ſpazieren führte, wenn er glaubte, daß ich Luſt habe, der friſchen Luft zu genießen. Wiewohl ihm die Sprache fehlte, ſo ſchien er doch alles, was ich ihm ſagte, zu verſtehen und wußte mir auch zu erkennen zu geben, daß er von meiner Zuneigung entzückt ſei; indeſſen ſchien er mich doch durch ſeine Blicke und Geberden immer um etwas zu bitten und ich hätte oft vor Schmerz vergehen mögen, daß ich nicht errathen konnte, was er wollte. Endlich erfuhr ich es zu meinem Unglück. Ich hatte das Halsband in einem Buſche am Ende des Gartens verſteckt; der weiße Fuchs wurde es auf einem unſerer Spaziergänge gewahr und anſtatt wie andere Thiere davor zu fliehen, ließ er mich ſtehen und fiel mit einem Sprung über das Halsband her; aber er hatte es kaum berührt, ſo ſchnappte es mit eben dem Getöſe zu, wie es in den Händen der Königin gethan hatte. Bei dieſem Getöſe machte der arme Fuchs einen Sprung zurück und mit einem andern ſetzte er über die Gartenmauer weg, ſo daß ich ihn ſeitdem nie wieder geſehen habe. Ich ſteckte das verhaßte Halsband wieder zu mir, weil es mir in dieſer Wildniß gegen die Raubthiere unentbehrlich war und ich hatte es kaum in der Hand, ſo öffnete es ſich wieder. Ich verließ den kleinen Pallaſt, der mir ohne meinen Geſellſchafter unerträglich war und irre ſeit dieſer Zeit mit unendlichem Ungemach in Wäldern, Felſen und Klüften herum; aber von allem, was ich ausgeſtanden, iſt die Trennung von meinem getreuen und geliebten weißen Fuchs das Einzige, was mir unerträglich iſt. Geſtern überfiel mich die Nacht an dem Orte, wo ich das Feuer angezündet hatte, bei welchem du mich mit der abſcheulichen Haut erſchreckteſt und ſobald ich mich von meinem Entſetzen über den fürchterlichen Knall, den ich im Fliehen hörte, wieder erholt hatte, kam ich zurück, um das Halsband zu ſuchen, das ich vermuthlich vor Schrecken hatte fallen laſſen.“

Nach Beendigung dieſer Erzählung bat die Prinzeſſin ihren Bruder, ſie an dieſen Ort hinzuführen; aber alles Suchens ungeachtet fand ſich das Halsband nicht wieder. Ihre Betrübniß über dieſen Verluſt war nicht ſo groß, als ſie geweſen ſein würde, wenn ſie den Prinzen nicht wieder angetroffen hätte. Seine Gegenwart beruhigte ſie über alle Gefahren, vor welchen die Talismaniſche Tugend des Halsbandes ſie beſchützt hatte; und ihr Vertrauen auf ſeine Gefälligkeit und Freundſchaft ging ſo weit, daß ſie noch weit mehr von ihm erwartete. „Lieber Bruder, ſprach ſie, indem ſie ihm die Hände drückte und in Thränen ausbrach, ich muß dir meine ganze Schwachheit geſtehen! Ich kann nicht mehr ohne den weißen Fuchs leben; und wenn du nicht die Güte haſt, ihn mir auf dem ganzen Erdboden ſuchen zu helfen, ſo wirſt du mich vor Gram und Schmerzen ſterben ſehen.“

Dem guten Prinzen traten die Thränen in die Augen, indem er ſich die Verzweiflung ſeiner Schweſter vorſtellte, wenn ſie das Schickſal ihres armen Lieblings erfahren würde; und da er es unmöglich über ſein Herz bringen konnte, ihr dieſen tödtlichen Schlag zu verſetzen, ſo verſchwieg er ihr, was er wußte und verſprach ihr alles, was ſie wollte, wofern ſie ihm nur erlaubte, den Reſt dieſes Tages das Ufer des Meeres zu durchſtreichen. Es koſtete der Prinzeſſin viel Ueberwindung, ihm hierin nachzugeben, ſo groß war ihre Ungeduld, dem weißen Fuchs nachzujagen. Sie theilten die Gegend, die ſie durchſuchen wollten, unter ſich und die Grotte mit dem Bade war der Ort, wo ſie, ihrer Abrede gemäß, wieder zuſammentrafen, nachdem ſie ein paar Stunden vergebens das ganze Geſtade durchirrt hatten. Die Prinzeſſin erſtaunte nicht wenig über die wunderbaren Dinge, die ſie in der Grotte ſah. Während ſie ſich mit Betrachtung derſelben aufhielt, beſtieg der Prinz den höchſten Gipfel des Felſens, wo er ſeine Augen, ſo weit ſie reichen konnten, über Land und Meer hinſchweifen ließ, ohne daß ſich ihnen weder auf dem Lande noch dem Meere etwas von demjenigen zeigte, was er ſo ängſtlich ſuchte. Bei dem Nachdenken, in das er hier verfiel, kam ihm auch der Krokodilskopf und die Fiſchhaut wieder in den Sinn, und zum erſtenmal ſtieg der Gedanke in ihm auf, ob am Ende die Haut der Nymphe, die er hätte verbrennen ſollen, dieſe nämliche Fiſchhaut ſei, die er in ſeinem Unwillen in's Feuer geworfen hatte. Je mehr er alle Umſtände verglich, je wahrſcheinlicher kam ihm dieſe Vermuthung vor, und je weniger konnte er ſich ſelbſt verzeihen, daß ſie ihm nicht eher eingefallen war. Ich hätte alſo, ſagte er bei ſich ſelbſt, die eine Hälfte deſſen, was die Nymphe von mir verlangte, bereits bewerkſtelligt, ohne zu wiſſen was ſie that; aber warum entzieht ſie mir die Gelegenheit auch das Uebrige zu thun? „Möchte ſie doch hier ſein, rief er aus, indem er ſeinen Kamm mit der größten Leichtigkeit aus dem Futteral zog, ich wollte ſie ſo gut kämmen, als ſie in ihrem Leben nie gekämmt worden iſt!“

Er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als ihn ein Geſchrei, das aus dem Walde zu kommen ſchien, erſchreckte; er wandte ſich um und erblickte eine Frau, die mit fliegenden Haaren und in größter Unordnung zwiſchen den Bäumen hinrannte, um vor einem Reiter, der hinter ihr herjagte, zu entfliehen. Der Entfernung ungeachtet wurde er gewahr, daß dieſer Mann einen Bogen in der Hand hatte und da er nicht zweifelte, daß es kein anderer als der Mörder des weißen Fuchſes ſei und daß die von ihm verfolgte Perſon eines ſchleunigen Beiſtands bedürfe, eilte auch er dem Walde zu. Er hatte ſie zwar aus den Augen verloren, aber ihr Schreien diente ihm zum Wegweiſer. Die Dame fiel. Der Reiter ſtieg ab und bemächtigte ſich ihrer. Er war eben im Begriff, ſie auf ſein Pferd zu ſetzen, als der Prinz anlangte. Die Schönheit dieſer Frau blendete ihn beim erſten Anblick; aber wie erſtaunte er, als er ſie für die Königin, ſeine Stiefmutter, erkannte! Da er von der Veränderung ihrer Geſinnungen noch nichts wußte und ſich nur ihrer Grauſamkeiten gegen ihn und ſeine Schweſter erinnerte, ſo hätte es ihn faſt gereut, ſo früh angekommen zu ſein. Deſſen ungeachtet war er großmüthig genug, ſie von ihrem Räuber zu befreien und eben wollte er mit dem Degen in der Fauſt die ihr zugefügte Beleidigung und den Tod des weißen Fuchſes rächen, als ihm die Königin den Arm zurückhielt und ihm ſagte, daß es der Erzherzog von Plazenz ſei. Der Prinz zweifelte keinen Augenblick daran, ſobald er ihn genauer in's Auge gefaßt hatte; denn es konnte ſchwerlich noch ein anderer Erzherzog in der Welt ſein, der ſo wild ausgeſehen. Er hatte einen zottigten Bart, ſeine Haare ſtanden wie Borſten in die Höhe, ſeine Blicke waren verwirrt und grimmig und ſeine Kleider ſo ſchlecht, daß ein Schurz von Eichenlaub ihm beſſere Dienſte gethan haben würde. Die Königin warf ſich dem Prinzen zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee, bat ihm alles Unrecht ab, das ſie ihm und ſeiner Schweſter gethan hatte und beſchwor ihn, dem Könige, ihrem Gemahl und ſeinem Vater, mit ihr zu Hülfe zu eilen, den dieſer verwünſchte Erzherzog ſo eben mit einem Pfeile verwundet habe. Der Prinz gerieth über dieſe Nachricht in ſolche Wuth, daß er ſich umwandte, um den Erzherzog, ſeines Wahnſinns ungeachtet, zu tödten; aber glücklicherweiſe hatte ſich dieſer, während die Königin redete, wieder auf ſein Pferd geſchwungen und war ohne Zweifel auf irgend ein neues Abenteuer ausgezogen.

Während die Königin und der Prinz mit großen Schritten dem Orte zueilten, wo der verwundete König lag, erzählte ſie dem Prinzen: wie ihr Herz auf einmal gegen die ganze königliche Familie umgewandelt worden ſei; wie der König, der ſie nicht mehr ſehen wolle, den Hof verlaſſen habe, um ſeine Kinder aufzuſuchen; wie ſie, voller Verzweiflung über die Abreiſe ihres Gemahls, ihm ohne Begleitung und Equipage nachgefolgt ſei, und da ſie ihn binnen drei Monaten nirgends finden könne, ſich endlich bei der Meſſerſcheiden-Mutter Raths erholt habe. Dieſe habe ſie nach der Scheideninſel führen laſſen, wo ſie mit der ſchönſten Prinzeſſin in der Welt bekannt geworden, aber auch mit der unglücklichſten, indem ſie durch Bezauberung gezwungen ſei, einen Tag um den andern die Geſtalt eines Meerungeheuers anzunehmen. Sobald dieſer Tag komme, ſtelle ſich ihr eine große Fiſchhaut dar, der ſie unmöglich widerſtehen könne; der Abſcheu, den ſie vor derſelben habe, ſei ſo entſetzlich, daß ſie lieber tauſendmal den Tod leiden wollte, und dennoch ſei ſie genöthigt, ſich in dieſelbe einzuwickeln und ſich in's Meer zu ſtürzen.

Der Prinz, voller Freuden über das Licht, das ihm dieſe Erzählung gab, konnte ſich nicht enthalten, die Königin hier zu umarmen und ſie zu verſichern, daß diejenige, von welcher ſie rede, von dieſer abſcheulichen Haut nicht wieder werde geängſtigt werden; er warf ſich nun der Königin ebenfalls zu Füßen und beſchwor ſie, ihn unverzüglich auf die Inſel zu führen, wo dieſe anbetenswürdige Prinzeſſin ſich aufhalte. „Dieß war es eben, lieber Prinz, warum ich Sie aufſuchte, ſagte die Königin; aber, wiewohl ich ſo glücklich geweſen bin Sie zu treffen, ſo kann es uns doch zu nichts helfen, wenn wir nicht auch die Prinzeſſin, Ihre Schweſter, finden; denn von euer beider Gegenwart hängt das koſtbarſte Leben in der Welt ab.“ — „Weſſen Leben?“ rief der Prinz in großer Unruhe. — „Des weißen Fuchſes, verſetzte die Königin, den wir vielleicht nicht mehr lebendig antreffen, wenn wir noch lange verweilen.“ Die Königin konnte ihre Thränen bei dieſen Gedanken nicht zurückhalten. „O Gott! rief ſie, der arme Fuchs kam von Zeit zu Zeit uns zu beſuchen und wurde uns durch ſeine Liebenswürdigkeit werth. Geſtern gab er uns ein Zeichen, daß man ihm die Schaluppe aus der Inſel ſchicken ſollte. Ich befand mich am Ufer, um ihn zu erwarten; die ſchöne Bezauberte war bei mir, aber ſie konnte nicht bleiben bis er ankam; ſie entfernte ſich, als ob ſie allein ihren

Gedanken nachhängen wollte; bald darauf hörte ich ſie laut aufſchreien und ſah, wie ſie ſich in Geſtalt des abſcheulichſten Ungeheuers in's Meer ſtürzte. Ich beklagte ihr Schickſal, aber ich bekam bald noch größere Urſache mich zu betrüben, als die Schaluppe ankam und ich den armen Fuchs in ſeinem Blute ſchwimmend erblickte. Ich nahm ihn in meine Arme und trug ihn ſo ſanft als ich konnte in den Scheidenpallaſt, wo er ſo gut bedient wird, als ob er der einzige Sohn des größten Königs wäre. Die Wundärzte erklärten ſeine Wunde für tödtlich, aber die Befehlshaberin der Inſel, die ſeine Freundin iſt, that der Fee der Orakel einen Fußfall und erhielt die Antwort von ihr: wenn ich den Prinzen und die Prinzeſſin der Lombardei binnen vier und zwanzig Stunden nach der Inſel bringen könnte, ſo würde der weiße Fuchs gerettet ſein; ich hätte zu dieſem Ende weiter nichts zu thun, als mich in die Schaluppe zu ſetzen, denn ſie würde mich von ſelbſt an dies Ufer überführen, wo ich Nachricht von ihnen erhalten dürfte. Ich landete geſtern beim Eintritt der Nacht, durchlief den Wald, um euch aufzuſuchen und wurde auf die angenehmſte Art überraſcht, als ich wider alles Vermuthen den König antraf. Er wollte mir anfangs entfliehen, aber ich fiel ihm zu Füßen und überzeugte ihn mit ſolcher Wahrheit von meiner Reue und von der Umwandlung meiner Sinnesart, daß er der Zärtlichkeit, die er immer zu mir getragen, nicht länger widerſtehen konnte; indeſſen ſagte er mir, er könne nicht bleiben, bis er ſeine Kinder gefunden habe. Ich meldete ihm, daß ich ebenfalls im Begriff ſei, euch aufzuſuchen und erzählte ihm alles Uebrige, was Ihr ſchon gehört habt. Er benachrichtete mich, daß der Erzherzog, ſein Vetter, der ſeit etlichen Tagen Mittel gefunden, ſeinen Wächtern zu entfliehen, in dieſer Gegend herumirre und nach allem, was ihm in den Weg komme, mit Pfeilen ſchieße. — Dieſen Morgen machten wir ſelbſt eine traurige Erfahrung hievon. Wie wir anfangen wollten den Wald zu durchſuchen, kam uns der Erzherzog auf die Spur und ſchoß den König mit einem Pfeil in die Schulter; er hatte ſchon einen andern aufgelegt, um auch nach mir zu ſchießen, aber auf einmal hielt er zurück, und nachdem er mich einige Augenblicke betrachtet hatte, ſprang er vom Pferde und kam auf mich zu, um ſich meiner zu bemächtigen und mich auf ſein Pferd zu ſetzen. Die Angſt gab mir ſo viel Stärke und Leichtigkeit, daß er mich bald aus den Augen verlor; allein, da er ſehr wohl beritten war, holte er mich bald wieder ein und ohne Ihre Hülfe, mein lieber Prinz, würde ich unfehlbar ſeine Beute geworden ſein."

Sie kamen jetzt an den Ort, wo der König verwundet worden war; aber ſie fanden ihn nicht mehr.

und deßhalb geriethen ſie beide in neue Verlegenheit. Aus Mitleiden und Pflicht hätten ſie ihn gern aufgeſucht, aber die Gefahr des armen weißen Fuchſes war noch dringender. Sie empfahlen alſo den König, wo er auch ſein möchte, ſeinem guten Engel und eilten der Grotte des Bades zu, um die Prinzeſſin abzuholen und mit ihr nach der Scheideninſel hinüber zu fahren. Wie ſie dort ankamen, fanden ſie die Prinzeſſin in troſtloſem Schmerz auf dem Rande des Bades ſitzen; ſie hielt den Kopf des Königs, ihres Vaters, auf dem Schooß und überſtrömte ihn mit ihren Thränen, weil ſie ihn für todt hielt; aber es war eine bloße Ohnmacht, die ihm der Eifer, womit er dem Räuber ſeiner Gemahlin nachſetzte und ein ſtarker Blutverluſt, zugezogen, da er kaum noch ſo viel Kräfte behalten hatte, die Grotte, wo er Hülfe zu finden hoffte, zu erreichen. Glücklicherweiſe wurde er durch das gewöhnliche Mittel in ſolchen Fällen, nämlich einen tüchtigen Guß friſchen Waſſers, bald wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Die Damen ſtillten das Blut durch Bäuſche von Gaze, die ſie ſich von ihren Kleidern rißen; darauf nahmen ihn ſeine Gemahlin und ſein Sohn unter die Arme und brachten ihn in die Schaluppe, die ſo gefällig war, ſich ſo nahe bei der Grotte als möglich an's Ufer zu legen.

Während daß die Schaluppe mit ihnen davonruderte, erfuhr die Prinzeſſin von der Königin das traurige

Abenteuer ihres geliebten weißen Fuchſes. Sie gerieth darüber in ſolche Verzweiflung, daß ſie ſich in's Meer ſtürzen wollte und blos durch die Verſicherung zurückgehalten werden konnte, daß ihre Gegenwart das einzige Rettungsmittel ſeines Lebens ſei.

Es iſt nichts Süßeres für ein verliebtes Herz als der Gedanke, dem Geliebten das Leben wieder geben zu können. Die Ungeduld der Prinzeſſin war daher ſo groß, daß ihr das Fahrzeug unbeweglich vorkam, wiewohl es ſo ſchnell als ein Pfeil ging; ſie langten in wenig Minuten an und eilten dem Pallaſt zu.

Der weiße Fuchs, auf ein kleines Bette neben einem guten Kaminfeuer ausgeſtreckt, war ſeinem Ende nahe; ſeine Augen waren geſchloſſen und ſein ganzer Leib ohne Bewegung; aber auf den erſten Schrei der Prinzeſſin öffnete er die Augen, blickte ſie, wiewohl ſterbend, mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit an und wedelte ein wenig, aber äußerſt ſchwach, mit dem Schwanze. Sie warf ſich der Länge nach vor ihm auf den Boden hin; aber die Statthalterin der Inſel zog ſie beim Arme und ſagte, indem ſie ſie aufhob: „Wo denken Sie hin? Es kommt hier darauf an, den Fuchs in's Leben zurückzubringen, nicht ihn zu bejammern.“ Der König der Lombardei war, ſeiner eigenen Schwachheit ungeachtet, mit der nämlichen Schwachheit angeſteckt worden, die alle Leute beim Anblick dieſes liebenswürdigen Thiers ergriff; und während die Statthalterin ſprach, hörte er nicht auf zu jammern und dem Kranken an den Puls zu fühlen. Sie befahl, daß man ihn in anderes Zimmer bringen ſollte und während er von den Wundärzten verbunden wurde, ſagte die Statthalterin zu der Prinzeſſin: „Nun, was zaudern Sie! das Leben des weißen Fuchſes iſt in Ihren Händen. Sobald Sie ihm das Halsband angethan haben, wird er ſich wieder ſo wohl befinden, als er in ſeinem Leben nie geweſen iſt; aber ich muß Ihnen ſagen, Sie haben, um ihn zu retten, nur noch wenig Augenblicke übrig.“ Dieß fehlte der armen Prinzeſſin noch, um ſie völlig zur Verzweiflung zu bringen! — zu wiſſen, daß ein Leben, wofür ſie tauſendmal das ihrige gegeben hatte, von dem Halsband abhing, das ſie — verloren hatte. Sobald man dieß erfuhr, entſtand ein allgemeines Jammergeſchrei; alle Anweſenden ſchrien: „O weh! das Halsband iſt verloren!“ und tauſend Stimmen brachen auf einmal aus eben ſo viel Meſſerſcheiden, womit das Zimmer tapeziert war, hervor, fielen in tauſendfachen kläglichen Tönen in das Jammergeſchrei ein und riefen: „O weh! das Halsband iſt verloren!“

Der König der Lombardei, der ſich eben unter den Händen der Wundärzte befand, fragte ſie, was der abſcheuliche Lärm, der ihm zu Ohren drang, bedeute?

Einer von ihnen lief hin, um ſich zu erkundigen, und kam mit der Nachricht zurück. — „Wahrlich, viel Lärmen um ein Halsband! ſagte der König: hier iſt eines, das ich dieſen Morgen im Walde gefunden habe; ich wünſche, daß es das rechte ſein möge, denn hoffentlich wird es dann dem abſcheulichen Geheul ein Ende machen, das mir unerträglich iſt.“ Die Sonde mußte dem guten König vermuthlich ſehr wehe gethan haben, daß er das Halsband dieſem nämlichen Fuchſe, der ihm noch kaum ſo lieb geweſen war, auf eine ſo verdrießliche Art zu Hülfe ſchickte. Wie der Wundarzt mit dem Halsband erſchien, lag der arme Kranke ſchon in den letzten Zügen, und die Prinzeſſin, die ſich das Leben nehmen wollte, hätte raſend werden mögen, ſo viele Scheiden zu ſehen und nicht ein einziges Meſſer darin zu finden. Sie riß dem Wundarzt das Halsband mit Ungeſtüm aus der Hand und legte es ihrem ſterbenden Liebling um den Hals. Augenblicklich dehnte er ſich aus und anſtatt des weißen Fuchſes lag der ſchönſte Jüngling, den man mit Augen ſehen konnte, vor ihr da, ſo friſch und geſund, als ob ihm nie das Mindeſte gefehlt hätte. Dieſe Verwandlung ſchien die Prinzeſſin im erſten Augenblick vor Erſtaunen und Freude in ein ſteinernes Bild verwandelt zu haben; aber den Augenblick darauf ſetzte ſie die Erinnerung an alle die unſchuldigen Liebkoſungen, womit ſie den weißen Fuchs ohne Bedenken und Zurückhaltung überhäuft hatte, in die äußerſte Verlegenheit. Beſchämt und mit geſenkten Augen eilte ſie aus dem Zimmer, eben da man dem ſchönen Pertharit Kleider brachte; denn daß er und der weiße Fuchs nur eine Perſon geweſen, hat der ſcharfſinnige Leſer vermuthlich ſchon lange gemerkt, wiewohl wir befliſſen geweſen ſind, ihm das Vergnügen, es ſelbſt zu errathen, nicht durch die geringſte Anleitung zu verkümmern.

Sobald der ſchöne Pertharit angekleidet war, eilte er, ſeine geliebte Prinzeſſin aufzuſuchen. Ihr beiderſeitiges Entzücken und alles, was ſie einander ſagten und die Freude der Prinzeſſin, da ſie hörte wer er ſei und mit welcher Inbrunſt ſie, vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an, von ihm angebetet worden, alle dieſe Dinge laſſen ſich beſſer empfinden als beſchreiben. Sie wurden aber bald durch das Zudringen aller derjenigen unterbrochen, die an ſeinem Unglück Theil genommen hatten und ihm nun über die glückliche Verwandlung ſeines Schickſals ihre Freude bezeigten. Darauf gingen ſie alle zuſammen, dem Könige der Lombardei ihre Aufwartung zu machen.

Der Prinz war die einzige Perſon, die von dieſer erfreulichen Begebenheit nichts wußte. Er hatte den Pallaſt ſogleich wieder verlaſſen, da er ſeine ſchöne Nymphe nicht darin erblickte; er hatte die ganze Inſel vergebens durchſtrichen und kam eben traurig und muthlos wieder zurück, als der ſchöne Pertharit aus dem Pallaſt herausging, um ihn aufzuſuchen. Sie flogen einander mit offenen Armen entgegen und es brauchte nur wenig Augenblicke, um dem Prinzen über alles, was er noch nicht wußte, Licht zu geben. Pertharit wandte ſich hierauf an die Statthalterin, welche herbeigekommen war und beſchwor ſie, mit den Leiden der ſchönen Ferrandine Mitleiden zu haben. „Ach, rief der Prinz, vergeſſen Sie einen Augenblick den Antheil, den Sie an Ferrandine nehmen, um auf Mittel zu denken, die ſchöne bezauberte Nymphe von den entſetzlichen Qualen, die ſie leidet, zu befreien!“ — „Sie ſind größer, dieſe Qualen, als Sie ſich einbilden, antwortete die Statthalterin; indeſſen kann ihr bald geholfen werden, wenn Sie noch im Beſitz Ihres Kammes ſind.“ Der Prinz zog ihn ſogleich aus der Taſche. „Wohlan, ſagte die Statthalterin, Sie müſſen die Nymphe kämmen, deren Erlöſung Ihnen ſo nahe am Herzen liegt. Wollen Sie mir ſchwören, daß Sie es thun wollen?“ — „Ob ich es ſchwören will? rief der Prinz: man führe mich nur auf der Stelle zu ihr!“ — „Nur gelaſſen, verſetzte die Statthalterin: und wenn nun dieſe Nymphe, nachdem ſie durch Ihren Beiſtand in den Beſitz aller ihrer Reize und ihrer vormaligen Ruhe wieder eingeſetzt worden, wenn ſie Ihnen dann ſelbſt zumuthen würde, die ſchöne Ferrandine, Perthari's Schweſter, zu heirathen, würden Sie einwilligen?“ — „Nein, rief der Prinz mit der größten Lebhaftigkeit, eher wollte ich den Tod leiden!“ — „Aber wenn die Ruhe der Nymphe um keinen andern Preis zu erhalten iſt, was wollen Sie thun?“ — „Eilen und ſie befreien, ſagte er; wenn ſie nur die Ruhe ihres Lebens durch mich erhält, mag ich ſie doch mit dem meinigen bezahlen müſſen!“ — „So kommen Sie, antwortete die Statthalterin und kämmen ſie, wenn Sie das Herz haben!“

Mit dieſen Worten nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn, in Begleitung aller übrigen, vor die Pforte eines Saales, die ſich ſogleich aufthat, wie er ſich ihr näherte. Aber wie groß war ſein Entſetzen, als er mitten in dieſem Saale die unglückliche Nymphe in einem Lehnſtuhle ſitzen ſah, der ganz im Feuer zu ſtehen ſchien. Ihr Buſen und ihre Arme waren halb entblößt, und an dieſem allein erkannte er ſie; denn ihr Haupt war ſtatt der Haare von lauter Flammen umgeben und die Augen ſo weit herausgetrieben, als ob ſie ihr aus dem Kopfe fallen wollten. — „Sehen Sie, Prinz, ſagte die Statthalterin, in was für einen Zuſtand Sie ihre angebetete Nymphe geſetzt haben, um ſie von dem Krokodilskopf und von ihrer Haut zu befreien! Gehen Sie nun und kämmen ſie!“ — Er ließ ſich's nicht zweimal ſagen, wiewohl das Abenteuer keines von den leichteſten war. Er zog ſeinen Kamm hervor und ſtürzte ſich mitten in den Saal. Aber kaum war er mit der Hand, worin er den Kamm hielt, durch die Flammen, die wie dichtes aufgelöſtes Haar um ihren Kopf und Nacken herwallten, hindurchgefahren, als ſie plötzlich verſchwanden und die Nymphe, glänzender als die Sonne, aufſtand und ihm ihre Hand darbot, die er auf ſeinen Knieen küßte. Der ſchöne Pertharit und die Nymphe fielen nun einander um den Hals und umarmten ſich mit Zärtlichkeit. Der Prinz wurde in den erſten Bewegungen von Eiferſucht, die dieſer Anblick in ſeinem Buſen erregte, durch die Namen von Bruder und Schweſter unterbrochen, die ihn zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude belehrten, daß ſeine geliebte Nymphe die unvergleichliche Ferrandine ſei, deren Hand er unwiſſend ausgeſchlagen und die er nun bald zu beſitzen hoffte. Sein Glück kam ihm wie ein Traum vor, aus dem er alle Augenblicke zu erwachen fürchtete und er konnte ſich nicht aus ſeinem Erſtaunen erholen, wenn er bedachte, daß dieſe himmliſche Schönheit, die er unter ſo mancherlei Geſtalten angebetet hatte, die weltberühmte Ferrandine und der ſchöne Pertharit der nämliche weiße Fuchs ſei, den ſeine Schweſter ſo heftig geliebt hatte.

Dieſe vier Liebenden, die vollkommenſten und Glücklichſten, die vermuthlich damals auf dem ganzen Erdenrunde zu finden waren, begaben ſich nun mit einander in das Zimmer des Konigs der Lombardei, wo ſie die Königin antrafen, die durch die zärtlichſte Aufmerkſamkeit ſich beeiferte, ihm die Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung zu beweiſen. Da ſeine Wunde an der Schulter nicht viel zu bedeuten hatte, ſo brauchte es nur wenig Zeit, um ihn völlig wieder herzuſtellen. Inzwiſchen erzählte der ſchöne Pertharit, um ihm die Zeit zu vertreiben, wie es mit ſeiner und ſeiner Schweſter Verwandlung zugegangen.

„Sobald wir, ſagte er, in das unbewohnte Schloß im Walde hineingetreten waren, um den verlornen Verſtand des Erzherzogs, unſers Vaters, darin zu ſuchen, wurden wir ſogleich von einer unendlichen Menge Geſpenſter und fürchterlicher Schreckbilder überfallen, die uns während der ganzen Nacht ängſtigten. Mit Anbruch des Tages ſtand auf einmal eine Frau vor uns, die, ungeachtet ihres hohen Alters und ihrer mit lauter Meſſerſcheiden garnierten Kleidung, ein ziemlich ehrwürdiges Anſehen hatte und in der einen Hand einen Kamm, in der andern ein Halsband trug. Hier, Pertharit, ſagte ſie zu mir, lege dieſes Halsband an, und du, Ferrandine (fuhr ſie fort, ſich an meine Schweſter wendend), kämme dich mit dieſem Kamme, wenn ihr wollt, daß euer Vater ſeinen Verſtand wieder bekomme; und um euch in den Unfällen, die euch zuſtoßen möchten, zu tröſten, wiſſet, daß, ſobald man dir, Pertharit, dies Halsband angelegt, und dich, Ferrandine, mit dieſem Kamme gekämmt und deine Haut verbrannt haben wird, alle eure Leiden aufhören und euch alles zu Theil werden wird, was euer Herz wünſchet. Mit dieſen Worten verſchwand die alte Frau wieder und ließ uns, wie man ſich vorſtellen kann, in keiner geringen Verlegenheit über den geheimnißvollen Sinn ihrer Rede. Indeſſen, um ſchnell aus dem verwünſchten Schloſſe zu kommen und meinen Vater wieder herzuſtellen, eilte ich, mir das Halsband anzulegen. Aber kaum hatte ich es um, ſo ſah ich mich in einen ſchneeweißen Fuchs verwandelt. Meine Schweſter that einen entſetzlichen Schrei, wie ſie das Unglück ſah, das mir begegnet war. Da mich meine Vernunft bei dieſer kläglichen Verwandlung nicht verlaſſen hatte, ſo fühlte ich es in ſeinem ganzen Umfang; und, um meine arme Schweſter vor dem Fallſtricke, den uns die Scheiden-Mutter gelegt hatte, zu warnen, ſuchte ich ihr, in Ermanglung der Sprache, durch Zeichen zu erkennen zu geben, daß ſie ſich ja nicht kämmen möchte. Aber meine Geberden betrogen ſie; ſie nahm ſie gerade im falſchen Sinne und in der Hoffnung, daß der Kamm vielleicht die Wirkung des Halsbandes wieder aufheben würde, fing ſie an ſich damit zu kämmen. Aber kaum berührte der Kamm ihre Haare, ſo ſah ich ſie auf eben die Art, wie ihr alle geſehen habt, in lauter Flammen verwandelt. In voller Angſt warf ſie den Kamm von ſich, lief zum Schloſſe hinaus und dem Walde zu, und hörte nicht auf zu laufen, bis ſie das Ufer, dieſer Inſel gegenüber, erreicht hatte. Ich folgte ihr, nachdem ich mein Halsband ebenfalls abgeworfen, auf dem Fuße nach und ſah, daß ſie, ſobald ſie in der Bade-Grotte bei der Kufe voll Waſſers angelangt war, ſich auskleidete, um hinein zu ſpringen; aber unglücklicher Weiſe fiel ihr die abſcheuliche Fiſchhaut in die Augen, und wiewohl ſie ſich mit ängſtlichem Geſchrei von ihr zu entfernen ſuchte, ſo fühlte ſie ſich doch durch eine unſichtbare Gewalt genöthigt, ſich in dieſe Haut einzuwickeln und in's Meer zu ſtürzen. Von dieſer Zeit an kam ich alle Tage zu der Grotte zurück, um ihr Unglück zu beweinen und ſie, wo möglich, wieder zu ſehen. Als ich nun eines Tages auf die Spitze des Felſens hinauf geklettert war und nach dem Schloſſe dieſer Inſel hin winſelte, in der Meinung, daß Ferrandine ſich dahin geflüchtet haben könnte, ſah ich eine Schaluppe zu mir herüberkommen. Ich ſprang hinein und ſie ſetzte mich an der Inſel ab, wo ich, zu meinem unbeſchreiblichen Troſte, meine Schweſter an einem ihrer guten Tage fand. Sie erzählte mir, wie gütig ſie von der Statthalterin aufgenommen worden und wie freundlich ihr in dieſem Schloſſe begegnet werde; aber ſie preßte mir Thränen aus, indem ſie mir ſagte, daß ſie einen Tag um den andern, ſo wie die Fiſchhaut ſich ihren Augen darſtelle, genöthigt ſei, ſich darein zu wickeln, in's Meer zu ſpringen und nach der Bade-Grotte hinüber zu ſchwimmen, wo die Haut ſie wieder verlaſſe, während ſie ſich in dieſer prächtigen Kufe bade. Die Statthalterin, die an unſerm Unglück vielen Antheil zu nehmen ſchien, erlaubte mir, Ferrandine von Zeit zu Zeit zu beſuchen und wir redeten die Zeichen mit einander ab, die ich ihnen von der Spitze des Felſens geben wollte. Ich kehrte in den Wald zurück, um die Urſache unſeres Unfalls, den Kamm und das Halsband, zu ſuchen, die nun das einzige Mittel, uns wieder herauszuhelfen, ſein ſollten; und das Glück oder vielmehr die Zaubereien der Scheiden-Mutter führten mich in den kleinen Pallaſt, den ich ſeitdem immer bewohnt habe, und wo mir mit der ſchönen Prinzeſſin der Lombardei alles das begegnet iſt, was ſie euch ſchon ſelbſt berichtet hat.“

Sobald der ſchöne Pertharit mit ſeiner Erzählung fertig war, nahm die Statthalterin das Wort. „Billig iſt es nun an mir, ſagte ſie, den erlauchten Perſonen, die in dieſe wundervolle Geſchichte verflochten ſind, einiges Licht darüber zu geben, wer dieſe ſogenannte Scheiden-Mutter iſt, die in dieſem allem die Hauptrolle geſpielt hat und was ſie dazu gebracht, dem Erzherzog und ſeiner liebenswürdigen Familie ſo übel mitzuſpielen und was alle die Meſſerſcheiden bedeuten, die überall das Symbol ihrer Gegenwart und ihres Einfluſſes ſind.“ — Da die ſämmtlichen Anweſenden ſich ſehr neugierig bezeigten, die Geſchichte einer ſo merkwürdigen Perſon zu hören, erledigte ſich die Statthalterin ihres Verſprechens folgendermaßen.

„Philoklea — denn dieß iſt der wahre Name derjenigen, die ſeit ungefähr einem Jahrhundert unter dem ſeltſamen Namen der Meſſerſcheiden-Mutter bekannt iſt — war die Tochter eines Königs von Armorica. Schon als Kind war ihre Schönheit ſo vollkommen, daß ſie Wunder that. Glücklicherweiſe hatte das Geſtirn, das ſie mit dieſem Vorzug begabte, ſie zu gleicher Zeit mit einem Geiſte ausgerüſtet, deſſen Vollkommenheiten den Glanz ihrer Schönheiten beinahe verdunkelten und wenigſtens verhinderten, daß ſie nicht ſelbſt davon verblendet wurde. Ihre Anbeter konnten ſich nur in ſofern Hoffnung machen, ſie zu erobern, als ſie fähig waren, durch Geiſt und Wiſſenſchaft ihre Achtung zu erlangen. Da es lang währte, bis ſich Liebhaber einſtellten, die ihrer Aufmerkſamkeit würdig ſchienen, ſo war die Einſamkeit und das Studieren ihr einziges Vergnügen. Der König, ihr Vater, der prächtigſte, aber auch zugleich der unwiſſendſte Fürſt ſeiner Zeit, hatte doch, ungeachtet er in ſeinem Leben kein

Buch geleſen, um ſich auch auf dieſe Weiſe hervorzuthun, mit großen Koſten eine Sammlung der ſeltenſten Bücher, die in der ganzen Welt aufzutreiben waren, zuſammengebracht. Dieſe Bibliothek war Philoklea's gewöhnlichſter Aufenthalt und hier ſchöpfte ſie die Anfangsgründe der wunderbaren Kenntniſſe, durch welche ſie in der Folge ſo berühmt wurde. Unermüdete Anſtrengung ſchloß ihr in kurzem die Bedeutung der unbekannteſten Schriftzeichen und den Sinn der dunkelſten Bücher auf, womit dieſe Sammlung angefüllt war. Bei allem dem blieb ihr doch das koſtbarſte dieſer Bücher lange Zeit unverſtändlich. Es enthielt eine Menge ausgemalter Abbildungen von Pflanzen, Blumen und Thieren, die bald untereinander gemiſcht, bald in einer gewiſſen Ordnung zuſammengeſtellt und öfters durch die Zeichen der Planeten und Sternbilder unterbrochen waren. Wie räthſelhaft und geheimnißvoll auch dieſe hieroglyphiſche Sprache war, ſo wußte ſie doch durch unabläßiges Forſchen und Vergleichen ſich auch dieſe endlich eigen zu machen und fand ſich für alle Mühe reichlich durch die großen Geheimniſſe belohnt, die ihr dieſes Buch offenbarte. Ihr Vater, der ihre allzu große Liebe zum Studieren für ihren einzigen Fehler anſah, drohte ihr öfters, daß er die ganze Bibliothek in Brand ſtecken laſſen wollte. Einſt kam er, um ſie von ihren Büchern weg auf die Jagd zu führen. Sie ſtieg zu Pferde, und in einem ſchimmernden Jagdkleide mitten unter einem glänzenden Gefolge verdunkelte ſie alle übrigen Damen und bezauberte alle Männerherzen, ohne daß ſie es zu bemerken ſchien. Die Jagd war kaum angegangen, als Philoklea's Pferd, von dem Geſchrei der Jäger und Hunde erſchreckt, mit ihr durchging. Ein großer Fluß lag im Wege; aber es ſtürzte ſich hinein, ſchwamm hindurch und hielt nicht eher ſtill, als mitten in einem großen Walde. Philoklea ſtieg hier ab, band ihr Pferd an einen Baum und luſtwandelte einige Zeit hin und her, ſehr vergnügt, durch dieſen Zufall von einem ihr unangenehmen Gedränge von Menſchen entfernt worden zu ſein. Endlich ſetzte ſie ſich auf eine Moosbank am Fuße einer alten Eiche nieder und überließ ſich ihren Gedanken, die ſie ſo weit führten, daß ſich der Tag ſchon zu neigen anfing, als ſie durch einen ziemlich lauten Schrei aus ihren Träumereien erweckt wurde. Sie ſchaute auf und ſah einen großen Uhu, der von Aſt zu Aſt herunterfiel und ſich endlich durch eine unendliche Menge von Lappen und Fetzen, die an ſeinen Füßen herabhingen, in einem der unterſten Aeſte verwickelte. Da ſie keine Perſon war, die ſich vor einem Uhu fürchtete, ſo machte ſie ſich ein Vergnügen daraus, ihn loszuwickeln und in Freiheit zu ſetzen; allein anſtatt davon zu fliegen, ſetzte er ſich ein paar Schritte weit von

Philoklea auf die Erde und fing an, ihr mit großer Aufmerkſamkeit in die Augen zu ſehen; denn die zunehmende Dunkelheit hatte ihm den Gebrauch ſeiner eigenen wieder gegeben. Die Prinzeſſin erwartete, daß er anfangen würde zu ſprechen, da ſie ſo lange von ihm begafft worden war; aber er that blos einen kleinen Schrei, ſchlug mit den Flugeln, flog davon, ſetzte ſich wieder auf eine andere Eiche und ließ abermals einen kleinen Schrei hören. Philoklea, die etwas Geheimnißvolles in dem Betragen dieſer Eule zu finden glaubte, näherte ſich ihr; aber die Eule verſchwand und von dem Ort, wo ſie geſeſſen hatte, ſchoß ein Lichtſtrahl hervor und ehe die Prinzeſſin Zeit hatte zu unterſuchen, was es ſein könnte, zeigten ſich eine große Menge Fackeln in dem Walde und ſie wurde von den Perſonen, welche ſie zu ſuchen ausgeſchickt worden waren, nach dem Hofe ihres Vaters zurückgebracht.

Seit dieſem Tage wurde Philoklea die Bibliothek verboten; alles, was ſie erhalten konnte, war, daß man ihr das Buch der Hieroglyphen ließ, weil ihr Vater es für ein bloßes Bilderbuch anſah, mit deſſen Durchblättern ſie ſich die Zeit vertreiben wolle. Sie nahm es gewöhnlich mit ſich, wenn ſie in dem Walde, wo ſie den Uhu angetroffen hatte, einſam ſpazieren ging. Einſt kam ihr die Luſt an zu ſehen, was aus ihm geworden ſei; ſie ging ziemlich tief in den Wald hinein und guckte mit großer Emſigkeit an allen Bäumen hinauf, in der Hoffnung, ihn endlich gewahr zu werden, oder wenigſtens den Baum zu entdecken, aus dem ſie den Lichtſtrahl hatte hervorbrechen ſehen; aber vergebens. Sie wurde endlich vom Suchen ſo müde, daß ſie ſich in's Gras hinlegte und in einen tiefen Schlaf verſank, aus welchem ſie plötzlich auf eine ſehr unangenehme Art erweckt wurde, indem ſie ſich von einer Art von Waldmenſchen angepackt fühlte, der am ganzen Leibe mit Haaren bewachſen war und (die Hörner und Bocksfüße ausgenommen) genau ſo ausſah, wie man die Satyrn abzubilden pflegt. Ihr Geſchrei und ihr Beſtreben, ſich aus den gewaltſamen Armen dieſes Unholdes loszuwinden, würde, da er eine unmenſchliche Stärke hatte, vergebens geweſen ſein, wenn nicht auf einmal der Uhu mit etwas Glänzendem in ſeinen Klauen auf das Ungeheuer herabgeſchoſſen wäre und es todt zu ihren Füßen hingeſtreckt hätte. Sie glaubte, daß ihn ein Donnerkeil erſchlagen hätte; aber da ſie ihn genauer betrachtete, erblickte ſie das Heft eines Meſſers, deſſen Klinge in ſeinem Herzen ſteckte. Kaum hatte ſie es herausgezogen, als alle Stellen der Klinge, die nicht mit Blut befleckt waren, ihre Augen durch einen Glanz verblendeten, der im Dunkeln immer heller wurde. Sie ging zu einer Quelle hin, die nicht weit davon aus einem Felſen ſprang, um das Blut von der Klinge wegzuwaſchen; aber ihre Mühe war vergeblich; das Waſſer ließ die Farbe des Blutes nur deſto lebhafter Erſcheinen. Ihr Erſtaunen über dieſes Wunder machte bald einem noch größern Platz. Sie kam auf den Einfall, die Klinge an dem Felſen zu reiben, um zu verſuchen, ob ſich die Flecken nicht wegſchleifen ließen: aber kaum hatte die Spitze der Klinge den Felſen berührt, ſo war es, als ob das Meſſer lebendig werde, und indem ſie ſeiner Bewegung nachgab, ohne es aus der Hand zu laſſen, fing es an gewöhnliche Buchſtaben zu ſchreiben, aber in einer Sprache, wozu der Schlüſſel nirgends als in dem mehr erwähnten Buche zu finden war. Der Uhu, der ſich eben ſo wenig von Philoklea als von dem Meſſer zu trennen Luſt hatte, ſaß nicht weit davon auf dem Felſen und ſchien auf das, was vorging, ſehr aufmerkſam zu ſein. Als das Meſſer zu ſchreiben aufhörte, las die Prinzeſſin folgende Worte:

„Schöne Prinzeſſin mit dem goldenen Meſſer,
Rupfe den Uhu damit, ſo wird ihm beſſer!“

Philoklea, die von der Wichtigkeit dieſes Meſſers hohe Begriffe zu faſſen anfing, hielt ſich verbunden, alles, was es ſchreiben würde, mit dem Gehorſam, den man einem Orakel ſchuldig iſt, zu vollziehen. Sie ergriff alſo den Uhu, der ſich willig ſeinem Schickſal unterwarf, und fing an, ihn zu berupfen, nicht ohne innerliche Vorwürfe, daß ſie ihm für den wichtigen Dienſt, den er ihr geleiſtet, ſo übel mitſpielen ſollte. Aber ehe ſie noch mit der Arbeit fertig war, wurde der häßlichſte aller Uhu's unter ihren Fingern zum ſchönſten aller Menſchen!

Vor Beſtürzung ließ ſie das Meſſer aus der Hand fallen; aber der ſchöne Jüngling hob es ſogleich wieder auf, und indem er es der Prinzeſſin auf ſeinen Knieen darreichte, ſagte er ihr ſo witzige und verbindliche Sachen, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm mit einer Gefälligkeit zuzuhören, womit noch kein Mann von ihr begünſtigt worden war.

Vermuthlich (fuhr die Statthalterin fort, indem ſie ſich an den König und die übrigen Anweſenden wandte) werdet ihr nicht viel weniger neugierig ſein, als es Philoklea damals war, zu erfahren, was es mit dem geweſenen Uhu für eine Bewandtniß hatte; ich will alſo die Erzählung, die er ihr davon machte, in's Kurze zuſammenziehen, wiewohl wir unſere Hauptperſon eine kleine Weile darüber aus den Augen verlieren werden.

Es lebte einſt in Armorica ein berühmter Druide, der ſich Kaſpar der Allwiſſer nannte; denn er hatte in einer von ihm ſelbſt erfundenen Sprache ein Buch verfaßt, worin alle Wiſſenſchaft der Weiſen vor und nach Adam enthalten war. Dieſes Buch war nach ſeinem Tode in die Bibliothek des Königs gekommen, und war das nämliche, woraus Philoklea ihre größten Geheimniſſe gelernt hatte. Dieſer Kaſpar der Allwiſſer hatte einen Sohn, der ſo ſchön war, daß er in ſich ſelbſt verliebt wurde und kein größeres Vergnügen in der Welt kannte, als den ganzen langen Tag vor einem Bach oder Brunnen zu ſtehen und ſein eigenes Bild darin anzuſchauen. Dieß war die Urſache, warum ihn ſein Vater Narciß nannte; indeſſen machte ihm dieſe Narrheit ſeines Sohnes ſo viel Unluſt, daß er ihn eines Tages in ſein Laboratorium kommen ließ, und nachdem er ihm wegen ſeiner abgeſchmackten Selbſtgefälligkeit einen derben Verweis gegeben, hinzuſetzte: Mein Sohn, ich ſehe wohl, daß du zu Nichts gut ſein wirſt, ſo lang ich dich bei mir behalte; ich will dir alſo einen Auftrag geben, wodurch du Gelegenheit bekommen wirſt, die Welt zu ſehen, aber unter der Bedingung, daß du dich nie wieder in einem Bache beſchaueſt; denn das ſage ich dir, das erſtemal, da du dieſem Verbot ungehorſam biſt, wirſt du ſo häßlich werden, daß du vor deiner eigenen Geſtalt erſchrecken wirſt; und wenn du jemals in dieſen Fall kommſt, ſo wird Niemand als eine Dame, die mein Buch leſen und verſtehen kann, dir dieſe Schönheit wieder geben können, die dir den Kopf verrückt hat und die du alsdann verachten wirſt. Noch mehr: mit deiner erſten

Geſtalt wird dir alsdann auch alle meine Wiſſenſchaft mitgetheilt werden, ebenſo wie derjenigen, in deren Hände mein Buch gerathen wird, woſern ſie den Schlüſſel zu einer von mir erfundenen und mir allein bekannten Sprache zu erlangen weiß. Merke wohl auf das, was ich dir ſagen will! Es iſt irgendwo in der Welt ein Wald und in dieſem Wald ein Baum, der nicht leicht zu finden iſt, und in dieſem Baum eine goldene Meſſerſcheide, aber von einem Golde, das nicht zerſchmilzt, wie jedes andere Gold thun wird, wenn es von dem Meſſer berührt wird, das ich dir geben will. Dieſe Scheide iſt es, mein Sohn, die du ſuchen, und wenn du ſie gefunden haſt, mir überbringen ſollſt. Mit dieſen Worten gab er ihm das Meſſer, umarmte ihn und ſchickte ihn fort.

Narciß durchſuchte alle Wälder, die er auf ſeiner Wanderſchaft vor ſich fand, mit einer ſolchen Emſigkeit, daß er in drei Jahren nicht mehr als zwanzig Meilen zurücklegte. Endlich kam er an den Hof des Königs, deſſen Tochter Philoklea iſt; da es ihm aber blos darum zu thun war, die Scheide zu ſuchen und er dieſe an keinem Hofe, ſondern in einem Walde finden ſollte, ſo eilte er ſogleich wieder fort, ohne ſich gezeigt zu haben und gerieth in ein ſehr anmuthiges Gehölze, das größtentheils von einem Fluſſe umgeben war, deſſen Waſſer den Kriſtall an Klarheit übertraf. Um tiefer in den Wald hinein zu kommen, mußte er über den Fluß; und indem er hinüber ging, wandelte ihn die Neugier an zu ſehen, ob die Beſchwerden der Reiſe ſeiner Schönheit keinen Abbruch gethan hätten. Er vergaß der väterlichen Warnung und bückte ſich über das Waſſer herab, aber wie groß war ſein Entſetzen, da ihm, ſtatt der Züge des ſchönen Narciß, ein großer Uhu entgegen ſah! Der Schrei, den er vor Schrecken that, verdoppelte ſeine Beſtürzung, denn es war der Schrei einer Eule, und ehe er den zweiten thun konnte, ſah er ſich von Kopf zu Fuß in eine Horneule von erſter Größe verwandelt. Er behielt zwar noch ſeine Vernunft; aber er hatte ſo wenig, daß es nicht der Mühe werth war, ſie ihm zu nehmen. Voller Verzweiſlung eilte er nun den dunkelſten Gegenden des Waldes zu, wo er ſein trauriges Leben damit zubrachte, ſich den Tag über in einem hohlen Baum zu verbergen und des Nachts Waldratten oder Fledermäuſe zu ſeiner Nahrung zu fangen und die Scheide des Meſſers zu ſuchen, welches er ſorgfältig aufbewahrt hatte. Er ſuchte ſo lange, bis der Glanz, den dieſe wundervolle Scheide im Dunkeln von ſich warf, ihn den Baum, worin ſie ſteckte, finden ließ, aber wie viele Mühe er ſich auch deßwegen gab, ſo konnte er es doch nie dahin bringen, weder die Scheide herauszuziehen, noch ſein Meſſer hineinzuſtecken. Alles, was er thun konnte, war, das

Meſſer auf eben dieſem Baume nahe bei der Scheide zu verbergen und ſich immer in der Nähe deſſelben aufzuhalten. Endlich fügte es ein glücklicher Zufall, daß die Prinzeſſin Philoklea ſich in dieſe Gegend des Waldes verirrte und von der Nacht überfallen wurde. Der Uhu verliebte ſich ſterblich in ſie, ſobald es dunkel genug war, daß er ſie ſehen konnte; aber ſein Zuſtand würde durch eine Liebe, wovon er ſich ſo wenig zu verſprechen hatte, eher verſchlimmert als gebeſſert worden ſein, wenn ihm nicht eine geheime Stimme zugeflüſtert hätte; daß dieß vielleicht die Dame ſei, die ihm ſeine vorige Geſtalt wieder geben könne. Bald darauf war er glücklich genug, ſie vermittelſt ſeines Meſſers aus den Armen des wilden Mannes zu retten, der ſie, wie ich bereits gemeldet, im Schlaf überfallen hatte; und da er, durch eine Folge dieſes Abenteuers, mit ſeiner urſprünglichen Schönheit auch noch allen Verſtand und alle Wiſſenſchaften ſeines Vaters, Kaſpar des Allwiſſers, erhielt, ſo war die Gegenliebe der ſchönen Philoklea das Einzige, was er noch zu wünſchen hatte, um der glücklichſte aller Menſchen zu ſein. Und wie hätte die Prinzeſſin ihm dieſe verſagen können, da er nun, nachdem der Geiſt ſeines Vaters in ihn übergegangen war, unter allen Sterblichen der Einzige war, den ſie ihrer Liebe würdig halten konnte? Er beſchenkte ſie mit der Gabe ſich unſichtbar zu machen und niemals alt zu werden; und ſie mußte ihm ſchwören, das wundervolle Meſſer niemals zu veräußern, an deſſen Beſitz ihre gemeinſchaftliche Glückſeligkeit gebunden war, und Niemanden weder ihr Abenteuer noch ihre Verbindung mit ihm zu entdecken. Durch das Geheimniß ſich unſichtbar zu machen, welches der glückliche Narciß beſaß, führten ſie viele Jahre das beneidenswürdigſte Leben, ohne daß man etwas davon gewahr wurde. Indeſſen fehlte ihnen gleichwohl noch die goldene Scheide, die ſie mit aller ihrer Wiſſenſchaft nicht aus dem Baume herauszuziehen vermochten. Dieſes Abenteuer war einem Andern aufbehalten; aber unglücklicher Weiſe blieb der Beſitz des Meſſers immer unſicher, ſo lange man nicht zugleich im Beſitz der Scheide war.

Die ſchöne Philoklea hielt ſich dieſe Zeit über noch immer am Hofe ihres Vaters auf, wo die Mühe, alle die Anträge und Bewerbungen, die ihre Schönheit ihr zuzog, von ſich abzuhalten, das Einzige war, was ihre geheime Glückſeligkeit verbitterte, wiewohl es ſie im Grunde nur deſto reizender machte. Sie allein erhielt ſich immer im Glanz einer unverwelklichen Jugend, während alles um ſie her unvermerkt alterte; aber eben dieſes Umſtandes wegen wurde ſie endlich eines Aufenthaltes überdrüßig, wo ſie ſelbſt, ihrer ewigen Jugend ungeachtet, zuletzt etwas Altes zu werden anfing. Sie verließ alſo ihr Vaterland, um in Begleitung ihres unſichtbaren Liebhabers in fremden Ländern neue Entdeckungen zu machen. Sie beſuchte Aegypten, Afrika, Perſien und Indien und brachte verſchiedene Jahrhunderte mit dieſen Reiſen zu, die an einer Menge merkwürdiger Zufälle und Abenteuer fruchtbar waren. Als ſie endlich nach Europa zurückkam, fand ſie es überall von dem Ruhm des weiſen Merlin erfüllt. Die Neugier, ſelbſt zu erfahren, ob die Wunder, die man von ſeiner Wiſſenſchaft erzählte, eines ſo großen Ruhmes würdig ſeien, bewogen ſie, nach Britannien überzugehen und unter unkenntlicher Geſtalt am Hofe des Königs Arthus zu erſcheinen, wo Merlin ſich aufzuhalten pflegte. Wie gut ſie ſich auch verborgen zu haben glaubte, ſo konnte ſie doch nicht verhindern, daß der ſchlaue Zauberer Verdacht bekam. Er bot alle ſeine Künſte auf, ſich bei ihr einzuſchmeicheln; aber ſie war zu ſcharfſichtig, um nicht bald zu merken, daß ſeine Freundſchaft die Maske geheimer Abſichten war und daß er auf nichts geringers ausging, als ſie des Meſſers zu berauben, von deſſen Scheide er ſich durch ein Geheimniß, das ihm allein bekannt war, zum Beſitzer gemacht hatte. Sie erhielt die Beſtätigung dieſer Vermuthung von dem Meſſer ſelbſt, von welchem ſie, ſobald ſie es mit der Spitze auf einen dichten Körper ſetzte, über alles, was ſie zu wiſſen verlangte oder nöthig hatte, ein immer zuverläßiges Orakel erhielt.

Da ſie ſich mit aller ihrer Wiſſenſchaft vor den Kunſtgriffen eines ſo geſchmeidigen und vielgeſtaltigen Menſchen nicht ſicher hielt, ſo verließ ſie Britannien wieder und zog ſich an den Fuß der Appenninen zurück, wo ſie, um deſto weniger entdeckt werden zu können, die Geſtalt annahm, unter welcher ſie euch bekannt iſt. Aber alle ihre Vorſicht war vergebens. Eines Tages, da ihr der Zauberer Merlin und was ſie von ihm zu befürchten hatte, ganz wieder aus dem Sinne gekommen war, ſah ſie auf einem ihrer Spaziergänge einen glänzenden Wagen von dem Gipfel des Berges herabfahren. Aus dieſem Wagen ſtieg ein Zauberer von ſo ehrwürdigem Anſehen, daß es unmöglich geweſen wäre, ihm etwas Arges zuzutrauen. Schon lange, ſagte er, indem er ihr die Scheide ihres Meſſers darbot, ſuche ich die ehrwurdige Beſitzerin des Meſſers, für welches dieſe wundervolle Scheide gemacht iſt, um ihr einen Schatz einzuhändigen, der ihr angehört und mir unnütz iſt, wiewohl ich der einzige Sterbliche bin, der das Meſſer in die Scheide ſtecken kann. — Die Freude der Prinzeſſin beim Anblick eines Kleinods, deſſen ſo lange ſchon gewünſchter Beſitz das Einzige war, was ihre Glückſeligkeit unzerſtörbar machen konnte, war ſo groß, daß ſie auf einen Augenblick ihre Klugheit überwog. Sie reichte dem Unbekannten ihr Meſſer hin, um es in die goldene Scheide zu ſtecken; aber er hatte es kaum in der Hand, als er damit aus ihren Augen verſchwand. Ihre Verzweiflung über dieſen Verluſt und über die Art, wie ſie ſich um das Koſtbarſte, was ſie beſaß, hatte bringen laſſen, iſt nicht mit Worten auszudrücken; aber ſie fühlte erſt die ganze Größe ihres Verluſtes, als ſie bei ihrer Zurückkunft ihren geliebten Narciß nicht mehr fand. Vergebens ſuchte ſie ihn viele Jahre lang auf dem ganzen Erdboden. Endlich kehrte ſie wieder an den Ort zurück, wo ſie alles, was ihr das Liebſte war, verloren hatte. Das Verlangen, das nun ihre einzige Leidenſchaft iſt, ihr verlorenes Meſſer, wenn auch Jahrhunderte darüber hingehen ſollten, wieder zu bekommen, brachte ſie auf den ſeltſamen Einfall, überall, wo ſie ſich ſehen läßt, eine Art von Buden zu errichten, die mit Scheiden angefüllt ſind, und von allen, die etwas bei ihr zu ſuchen haben, das Geſchenk eines Meſſers zu verlangen, in Hoffnung, daß unter ſo vielen Meſſern endlich einmal das rechte in eine von dieſen Scheiden werde geſteckt werden. Das Schlimmſte war indeſſen, daß der Verluſt des Meſſers, ohne welches ſie keine Hoffnung hat mit ihrem geliebten Narciß wieder vereinigt zu werden, ihre ſonſt äußerſt ſanfte und wohlthätige Sinnesart ſo verwandelte, daß ſie, um die Menſchen in den Fall zu ſetzen ihrer Hülfe recht oft vonnöthen zu haben, ſich ein Geſchäft daraus machte, unerhörte, abenteuerliche Zufälle und Schickſale zu erfinden, in welche ſie die Leute verwickelte. Vornehmlich war ſie eben ſo ſinnreich als unbarmherzig, diejenigen zu quälen, die eine gegenſeitige Sympathie dazu beſtimmt hat, nur durch ihre gegenſeitige Liebe glücklich ſein zu können. Sie ſchien in den Qualen, die ſie dieſen Unglücklichen bereitete, eine Erleichterung ihrer eigenen zu finden; und wiewohl ſie zu gutherzig war, ſie am Ende nicht dafür zu belohnen, ſo können doch Pertharit und Ferrandine mit ihren Geliebten bezeugen, daß ſie ihnen das Glück, womit ihre Liebe endlich gekrönt wird, theuer genug verkauft hat.“

Hier endigte die Statthalterin ihre Erzählung, mit der Verſicherung, daß ſie die Scheiden-Mutter von nun an um ſo gewiſſer als ihre Freundin betrachten könnten, da ſie große Hoffnung habe, in kurzem wieder zu ihrem Meſſer und ſeiner Scheide und mit beiden zum Beſitz ihres Geliebten und ihrer vormaligen Zufriedenheit zu gelangen. Dieſer Verſicherung zufolge endigten ſich nun die Abenteuer des ganzen königlichen Hauſes ſo glücklich, daß ſie verſucht waren, ſowohl ihre vormaligen Leiden als ihr jetziges Glück für ein Mährchen zu halten. Der König wurde geheilt; der Erzherzog fand ſeinen Verſtand wieder und noch dazu mehr, als er jemals gehabt hatte. Der ſchöne Pertharit und ſeine Prinzeſſin erhielten die bezauberte Inſel, die Bade-Grotte und das ganze Land umher zum Hochzeitgeſchenk; und die ſchöne Ferrandine machte den Prinzen der Lombardei zum glücklichſten aller Longobarden ſeiner Zeit.

Döckchen.

Es war einmal eine Königin, die nichts ſehnlicher wünſchte, als Kinder zu haben; ſie ſprach faſt von nichts anderem und ſchrieb ihr Unglück der böſen Fee Runzeline zu, die eine Feindin ihrer Mutter geweſen war und ſie deßhalb mit Kummer begabte.

Als ſie eines Tages ganz trübſelig am Feuer ſaß, erblickte ſie ein altes Mütterchen, nicht höher als eine Hand, ſich durch den Kamin herabſenken. Sie ritt auf einigen Binſenſtengeln ganz als ob ſie zu Pferde ſäße. Auf dem Kopf trug ſie einen Schlehdornzweig und ihr Kleid war aus Mückenflügeln gemacht; zwei Nußſchalen waren ihre Stiefeln. Nachdem ſie dreimal um das Zimmer geritten war, hielt ſie endlich vor der Königin ſtill.

„Ihr murret lange gegen mich, ſagte ſie, und ſchiebt auf mich die Schuld alles Ungemachs, was Euch begegnet. So haltet Ihr auch mich für die Urſache, daß

Ihr keine Kinder habt. Ich komme daher Euch eine Infantin anzukündigen, allein ich ſage Euch voraus, daß ſie Euch viele Thränen koſten wird.“

„Ach, edle Runzeline! rief die Königin aus, verweigert mir nicht Euren Beiſtand; ich verpflichte mich, Euch alle Dienſte zu leiſten, die in meiner Macht ſtehen, wenn Ihr mir verſprecht, daß die Prinzeſſin die ich gebären ſoll, mein Troſt und nicht mein Kummer ſein ſoll.“

„Das Schickſal iſt mächtiger als ich, erwiederte die Fee, das Einzige was ich thun kann, um Euch meine Zuneigung zu bezeigen, iſt, Euch dieſen weißen Zweig zu ſchenken. Befeſtigt ihn auf dem Kopf Eures Kindes gleich nach der Geburt, und er wird es vor Gefahren ſchützen.“

Hierauf übergab ſie der Königin den Schlehdornzweig und verſchwand wie ein Blitz.

Die Königin war traurig und niedergeſchlagen.

„Wie thöricht wahrlich, ſprach ſie, mir eine Tochter zu wünſchen, die mir Thränen und Kummer verurſachen ſoll. Wäre ich nicht viel glücklicher geweſen, nie Mutter geworden zu ſein!“

Die Ankunft des Königs, den ſie innigſt liebte, zerſtreute einen Theil dieſes Mißvergnügens. Sie wurde guter Hoffnung. Während der Schwangerſchaft empfahl ſie ihren vertrauteſten Frauen auf das angelegentlichſte, der Prinzeſſin gleich nach der Geburt den Schlehdorn-Zweig auf den Kopf zu befeſtigen. Sie hatte ihn in einem goldenen mit Diamanten beſetzten Käſtchen wohl verwahrt, als dasjenige, was ihr am Koſtbarſten auf der Welt erſchien.

Endlich gebar die Königin das ſchönſte Geſchöpf, das man jemals auf der Welt geſehen. Allein kaum hatten die Frauen ihm den Schlehdorn auf den Kopf gebracht, als, o Wunder! es ſogleich ſich in eine kleine Meerkatze verwandelte, an der nichts fehlte und die im Zimmer umherſprang und ſetzte, daß es ein Greuel war. Bei dieſem Anblick ſtießen alle Damen ein entſetzliches Geſchrei aus, und die Königin, noch mehr ergriffen als die andern, ſchrie aus allen Kräften, man möge dem Kinde den Zweig nur wieder abnehmen. Alles ſprang jetzt hinter die Meerkatze her, und nachdem man ſie mit großer Mühe eingefangen hatte und den Zweig ihr vom Kopfe riß, blieb es deſſen ungeachtet beim Alten: eine Meerkatze war es wie zuvor, die weder ſaugen noch ſich windeln laſſen wollte, ſondern wie toll umherſprang und nur nach Nüſſen und Kaſtanien verlangte.

„Grauſame Runzeline! ſprach betrübt die Königin, was habe ich dir gethan, daß du mich ſo ſchrecklich verfolgſt? Welche Schande für mich, wenn meine Unterthanen erfahren werden, daß ich ein ſolches Ungeheuer zur Welt gebracht, und wie groß wird der Abſcheu des Königs gegen die Mutter eines ſolchen Kindes ſein!“

Sie weinte und bat die Damen, ihr zu rathen, was ſie in dieſer ſchrecklichen Lage zu thun habe?

„Gnädigſte Frau, ſprach die Aelteſte, man muß dem König ſagen, daß die Prinzeſſin geſtorben ſei; dieſes Scheuſal aber muß man in einen Kaſten thun und in's Meer werfen, denn es wäre ja zu entſetzlich, ein ſolches Thier ſtets um ſich zu haben.“

Die Königin konnte ſich kaum dazu entſchließen, allein als man ihr die Ankunft ihrer Gemahls meldete, war ſie ſo verwirrt hierüber, daß ſie, ohne ſich lange zu beſinnen, es der Willkühr ihrer Ehrendame überließ, was ſie mit der Meerkatze thun wollte.

Man trug ſie hierauf in ein anderes Zimmer, that ſie in eine Schachtel und befahl einem Kammerdiener der Königin, dieſe in's Meer zu werfen. Die arme Prinzeſſin ſchwebte nun in einer großen Gefahr. Da der Menſch die Schachtel zu etwas brauchbar fand, ſo wollte er ſie behalten und nahm daher die Meerkatze heraus, um ſie umzubringen; denn er wußte ja nicht, daß es die Tochter ſeiner Gebieterin war. Wie er ſie noch in der Hand hielt, überraſchte ihn ein anmuthiges Getöne und er mußte den Kopf wenden. Jetzt erblickte er einen offenen Wagen von ſechs Einhörnchen gezogen und mehrere Muſikanten; die vorausgingen.

In dem Wagen aber ſaß auf goldenen Polſtern eine Königin mit Krone und Mantel, die ihr vierjähriges Söhnchen auf dem Schooſe hielt.

Der Kammerdiener erkannte dieſe Dame ſogleich, denn es war die Schweſter ſeiner Gebieterin, die ſie beſuchen wollte, jetzt aber, da ſie hörte, daß die Prinzeſſin todt ſei, wieder in ihr Reich zurückzukehren im Begriffe ſtand. Als der kleine Prinz die Meerkatze ſah, ſo ſchrie er, daß er ſie haben wollte, und die Königin, als ſie die Zierlichkeit des Thiers bemerkte, gab ſogleich dem Kammerdiener eine große Summe dafür, und weil ſie ſo niedlich und ſein gebaut war, ſo nannte man ſie Döckchen, welches ſo viel als Püppchen bedeutet. So wurde denn der armen Meerkatze doch noch das Loos zu Theil, bei ihrer Tante leben zu können.

Sobald die Königin wieder in ihren Staaten angekommen war, bat der kleine Prinz, ihm Döckchen zum Spielen zu geben. Er verlangte, daß man ſie wie eine Prinzeſſin kleide, und wirklich erhielt ſie jeden Tag ein neues Kleid, auch lehrte man ſie aufrecht gehen, und es war ganz unmöglich, irgendwo eine ſchönere Meerkatze zu finden. Ihr kleines Geſicht war ſchwarz wie Ebenholz mit einem weißen Bärtchen und kleinen dunkelrothen Büſcheln an den Ohren. Ihre Pfötchen waren nicht größer als die Flügel eines Schmetterlings und die Lebhaftigkeit ihrer Augen verrieth ſo viel Geiſt, daß man nicht mehr erſtaunte, wenn man ſie in ihrem Thun beobachtete.

Der Prinz liebte ſie ſehr und ſpielte unaufhörlich mit ihr; ſie hütete ſich wohl ihn zu beißen, aber wenn er weinte, ſo weinte ſie mit. Sie war nun vier Jahre bei der Königin, als ſie eines Morgens wie ein Kind zu ſtammeln anfing, das etwas ſagen will. Jedermann war erſtaunt darüber; allein dies Erſtaunen wuchs noch bedeutend, als ſie nun mit einer zarten hellen Stimme ganz zuſammenhängend zu ſprechen begann, daß es eine rechte Freude war. Das Wunder war zu groß, als daß die Königin es nicht in eigenen Augenſchein hätte nehmen ſollen. Man brachte die Meerkatze alſo in ihr Gemach zum großen Leidweſen des Prinzen, dem man vergebens Hunde und Katzen, Vögel und Eichhörnchen, ja ſelbſt ein kleines Pferdchen gab, welches Springerl hieß und die Sarabande tanzen konnte. Dies Alles jedoch wog nicht ein Wort von Döckchen auf.

Dieſes war indeß bei der Königin auch nicht ſo gern als beim Prinzen. Sie mußte nun gleich einer Sybille auf hundert geiſtreiche räthſelhafte Fragen antworten, obgleich ſie ſich oftmals nur mit Mühe herauszuziehen wußte. Kam ein Geſandter oder ein anderer vornehmer Fremder an den Hof, ſo mußte ſie geſchnürt in einem ſchweren Sammtkleide erſcheinen; war der

Hof hingegen in Trauer, ſo mußte ſie wiederum Trauermäntel und Flöre nach ſich ſchleppen, welche ſie ſehr ermüdeten. Auch hatte ſie nicht mehr die Freiheit zu eſſen, was ihr gut ſchmeckte, ſondern ſie durfte nur das genießen, was der Arzt erlaubte; dieß aber gefiel ihr keineswegs, denn ſie war nun eben eine Meerkatze, die als Prinzeſſin geboren war.

Die Königin hielt ihr Meiſter, um ihren lebhaften Geiſt auszubilden. Sie ſpielte bald vortrefflich Klavier, man hatte ihr nämlich eines in einer Auſternſchale verfertigt. Dabei kamen Maler aus allen Theilen der Welt und beſonders aus Italien, um ſie zu malen; denn ihr Ruf flog von Pol zu Pol, da man noch niemals eine ſprechende Meerkatze geſehen hatte.

Der junge Prinz, der ſo ſchön wie der Liebesgott war und dabei voll Geiſt und Anmuth, war ein nicht minder großes Wunder. Er beſuchte Döckchen oftmals und wenn er gewöhnlich auch nur mit ihr zu ſcherzen pflegte, ſo wurden ihre Unterhaltungen doch auch mitunter ernſthaft und ſogar moraliſch. Döckchen hatte ein Herz, das war ihr geblieben, als ihre kleine Geſtalt verwandelt wurde. Sie empfand Zärtlichkeit zu dem Prinzen und zwar ſo ſehr, daß es zu viel wurde. Das unglückliche Döckchen wußte ſich nicht zu helfen; es ſaß ganze Nächte vor dem Fenſter oder auf der Kaminecke und verſchmähte es, in dem weichen, mit

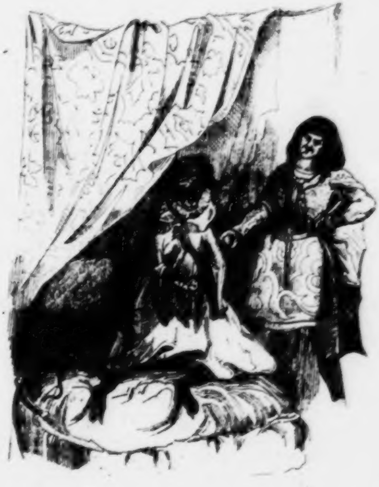
Federn gepolſterten Korb zu ſchlafen. Ihre Erzieherin (ſie hatte nämlich eine) hörte ſie oftmals weinen und ſeufzen, ihre Schwermuth nahm mit ihrem Verſtande zu und nie blickte ſie in einen Spiegel, daß ſie ihn nicht auch ſogleich zerſchlug. Deßhalb ſagte man auch bei Hofe:

„Affe bleibt Affe, und ſelbſt Döckchen kann ſich von der Bosheit, die ihrer Familie anklebt, nicht losmachen.“

Als der Prinz größer geworden war, liebte er die Jagd, Bälle, Theater, Bücher, aber an die arme Meerkatze dachte er faſt nicht mehr. Bei dieſer hingegen war es anders, ſie liebte ihn viel mehr mit zwölf Jahren, als ſie ihn mit ſechs geliebt hatte, und wenn ſie ihm manchmal Vorwürfe darüber machte, daß er ſie vernachläßigte, ſo glaubte er genug zu thun, wenn er ihr ſtatt aller Entſchuldigung einen Apfel oder überzuckerte Kaſtanien reichte.

Mittlerweile gelangte der Ruf von Döckchens Schönheit in das Meerkatzenreich. König Macco bekam große Luſt ſie zu heirathen, und in dieſer Abſicht ſchickte er eine prächtige Geſandtſchaft, um ſie von der Königin zu erhalten. Er theilte ſeinen Willen ſeinem erſten Miniſter mit, und gab dieſem ein Geleite von Papageien und Elſtern, um als Dolmetſcher zu dienen. Ein großer Affe, Namens Mirlifiz, wurde das Haupt der Geſandtſchaft. Er ſaß in einem Kartenwagen, auf welchem die Liebſchaften König Macco's mit dem Meerkätzchen Maccoro abgebildet waren. Dieſe Geſchichte: die zärtliche Liebe, das tragiſche Ende der Königin, unter den Krallen einer wilden Katze, ſo wie die Trauer des Königs, waren berühmt in dem Meerkatzen-Reiche. Sechs weiße Kaninchen zogen dieſen Wagen; hierauf folgte ein Wagen aus Stroh fabrizirt, mit bunten Farben bemalt, in welchem ſich die für Döckchen beſtimmten Ehrenmeerkatzen befanden. Die mußte man ſehen, wie ſie geputzt waren! Das Gefolge beſtand aus kleinen Windſpielen, Wachtelhündchen, ſpaniſchen Kätzchen, moscowitiſchen Ratten, einigen Igeln, feinen Wieſeln und näſchigen Füchſen. Einige davon zogen die Wagen, andere trugen das Gepäck. Mirlifiz, ernſter als ein römiſcher Dictator und weiſer als Cato, wachte über alles und ritt dem Zuge voran auf einem jungen Haſen.

Die Königin hatte keine Ahnung von dieſer herrlichen Ambaſſade gehabt, als ſie ſchon vor ihrem Pallaſte hielt. Das laute Gelächter des Volkes und der Wachen lockte ſie an's Fenſter und nun erblickte ſie den ſeltſamſten Aufzug, der ihr jemals vorgekommen war. Mirlifiz, von vielen Affen begleitet, näherte ſich zuerſt dem Wagen der Meerkatzen und reichte der dickſten und größten derſelben die Pfote, um ihr herabzuhelfen, und löste zu gleicher Zeit die Schlinge eines



kleinen Papageien, welcher den Dolmetſcher machte und die Königin um eine Audienz bitten ſollte.

Papagei hob ſich ſanft in die Luft und ſetzte ſich vor das Fenſter, von dem die Königin herabblickte, indem er ihr im höflichſten Tone folgendes ſagte:

„Gnädigſte Frau, der Herr Graf von Mirlifiz, Geſandter der großen Macco, Königs der Affen, bittet um Audienz bei Eurer Majeſtät, um über eine ſehr wichtige Angelegenheit zu ſprechen.“

„Schöner Papagei, erwiederte die Königin, indem ſie ihn ſtreichelte, iß erſt ein Stückchen und trinke ein Schlückchen, dann eile zu deinem Grafen Mirlifiz und ſage, daß er und ſein Gefolge in meinen Staaten willkommen ſeien. Wenn die weite Reiſe ihn nicht zu ſehr ermüdet haben ſollte, ſo mag er alsbald in meinen Audienzſaal treten, woſelbſt ich ihn, umgeben von meinem Hofe, auf meinem Throne erwarten will.“

Bei dieſen Worten grüßte Papagei zweimal mit dem Pfötchen, pfiff zum Zeichen ſeiner Freude ein Liedchen, flog hierauf zurück, ſetzte ſich Mirlifiz auf die Schulter und ſagte ihm die gnädige Antwort der Königin in's Ohr. Mirlifiz war ſehr gerührt davon und ließ durch die Elſter, welche den Dienſt eines Unterdolmetſchers verſah, einen der Offiziere der Königin erſuchen, ihm ein Zimmer einzuräumen, um ein wenig ausruhen zu können. Man öffnete hierauf ſogleich einen Salon, einen der ſchönſten im ganzen Pallaſte, und er und ein Theil ſeines Gefolges begaben ſich hinein.

Da aber bekanntlich die Affen alles gern durchſtöbern, ſo bemerkten ſie gar bald, daß in einer Ecke dieſes Saals einiges Naſchwerk aufgehoben war. Nun kann man denken, wie die Leckermäuler dahinter waren. Der eine nahm eine Kriſtallſchale mit Aprikoſen, der andere eine Flaſche Himbeerſyrop, dieſer Marzipan, jener kleine Paſtetchen. Die Vögel, die draußen geblieben waren, ärgerten ſich nicht wenig, als ſie dieſes mit anſehen mußten, ohne etwas davon zu erlangen, und ein Staar, der ohnedieß ein großer Schwätzer war, flog ſogleich in den Audienzſaal und ſprach ſehr ehrerbietig zur Königin:

„Gnadigſte Frau, ich bin Eurer Majeſtät zu ſehr ergeben, um mit ruhigem Auge zu ſehen, wie ſchändlich mit Euren beſten Süßigkeiten verfahren wird; der Graf Mirlitz hat wenigſtens drei Büchſen ſchon ausgeleert, und iſt eben bei der vierten, ohne Achtung vor Eurer königlichen Majeſtät zu bezeigen. Daher komme ich mit zerknirſchtem Herzen, Euch dieſe Nachricht zu überbringen.“

„Ich danke dir, kleiner freundlicher Staarmatz, erwiederte die Königin lächelnd, allein ich erlaſſe dir den Eifer für die Erhaltung meiner Näſchereien. Ich

opfere ſie gern für mein Döckchen, das ich ſo innig liebe.“

Der Staar ſchien ein wenig beſchämt und zog ſich zurück, ohne ein Wort zu ſagen.

Bald darauf trat der Geſandte mit ſeinem Gefolge ein. Er war nicht ganz nach der neueſten Mode gekleidet, weil ſie im Affenreiche mit Paris nicht im direkten Verkehr ſtanden. Er trug einen ſpitzigen Hut, der mit einer grünen Feder geziert war, dazu einen großen Kragen von blauem Papier, weite Pumphoſen und einen Stock in der Hand. Papagei, der für einen guten Dichter galt, hatte ihm eine ſehr ernſte Anrede aufgeſetzt, die er an den Stufen des Throns, zu Döckchen gewendet, mit Pathos ſprach:

„Erkenne, Königin, wie deiner Augen Macht
Die heiß'ge Leidenſchaft bei Macco angefacht,
Und wie die Affen auch und Katzen dir beweiſen,
Die mit im prächt'gen Zug an deinen Hof herreiſen.
Zwar ſchwur der König einſt, als ihm ſein Eh'gemahl,
Monette, ſtarb, er woll' vergehen in der Qual,
Und ihren theuern Manen treu verbleiben,
Und ſich nicht mehr auf dieſer Welt beweiben.
Allein der hohe Reiz, der, Königin, dich umgibt,
Hat Wunder auch bewirkt auf's Neue Macco liebt!
Ach wenn du wüßteſt, wie heißlodernd ſind die Flammen,
Wahrhaftig, hohe Frau, du würd'ſt ihn nicht verdammen,
Du zeigteſt Mitgefühl und gäbeſt ihm dich hin,
Erheiterteſt voll Luſt den trübumflorten Sinn!

Sonſt war er froh und fett und ſprang in ſeinem Lager,
Jetzt iſt er ernſt geſtimmt und härmt ſich ab, wird mager;
Oliv' und Nüſſe aß er für ſein Leben gern,
Jetzt ſpuckt er grimmig aus den ſchönſten Mandelkern,
Und kennen wir hier nicht dein Jawort uns erwerben,
So ſeh'n wir heimgekehrt den König Macco ſterben.
O komme! folge uns, in unſer ſchönes Land,
Umſchling' das ganze Volk mit deiner Liebe Band!
Es wachſen Nüſſe dort und Feigen, edle Früchte!
Erhör' uns, Lieblichſtes der Meerkatzengeſichte!"

Papagei hatte kaum dieſe Rede überſetzt, als die Königin ſogleich nach Döckchen ſchaute, welche beſchämt und verwirrt die Augen zu Boden ſchlug. Die Königin wollte jedoch vorerſt ihre Meinung wiſſen, ehe ſie antwortete, ſie ſagte daher zu Papagei, dem Herrn Geſandten ſeie zu melden, daß ſie den Antrag ſeines Königs, ſo weit es von ihr abhänge, zu begünſtigen wünſche.

Damit war die Audienz zu Ende, die Königin zog ſich zurück und Döckchen folgte ihr in ihr Kabinet.

„Mein kleines Kätzchen, ſprach ſie hier, ich geſtehe dir, daß mir deine Entfernung ſehr ſchwer fallen würde, allein ich weiß keinen Grund, des Meerkaters Hand, der dich zur Gattin verlangt, auszuſchlagen. Ich vergeſſe nie, daß ſein Vater einſt zweimalhunderttauſend Affen in's Feld rücken ließ, um mit meinem Vater Krieg zu beginnen. Dieſe fraßen ſo viel von unſern

Unterthanen, daß wir in der Angſt genöthigt waren, einen ſchimpflichen Frieden zu machen.“

„Das heißt, antwortete ungeduldig Döckchen, daß Ihr entſchloſſen ſeid, mich dieſem häßlichen Ungeheuer zu opfern, um ſeinen Zorn von Euch abzuwenden. Nun wohl, ſo bitte ich denn um einige Tage Friſt, damit ich einen Entſchluß faſſen kann.“

„Das iſt nicht mehr als billig, verſetzte die Königin, jedoch rathe ich dir, dich bald zu entſcheiden, erwäge die Ehren, die man dir bereitet, die Pracht der Geſandtſchaft, und welche Ehrendamen ihr für dich beigegeben ſind. Ich weiß gewiß, daß Macco für ſeine erſte Gemahlin nicht ſo viel gethan hat, als für dich.“

„Ich weiß nicht, was er für ſie gethan hat, ſprach das kleine Döckchen verächtlich, allein das weiß ich wohl, daß ſeine Geſinnungen für mich keinen Eindruck auf mein Herz machen können.“

Hierauf erhob ſie ſich, machte eine zierliche Verbeugung und ging, den Prinzen aufzuſuchen, um ihm ihre Leiden zu ſchildern. Sobald dieſer ſie erblickte, rief er ihr zu:

„Nun, Döckchen, wann tanzen wir auf deiner Hochzeit?“

„Das weiß ich nicht, gnädigſter Herr! erwiederte ſie traurig; aber mein Zuſtand iſt ſo troſtlos, daß ich mein Geheimniß nicht mehr zu bewahren im Stande bin, und wenn es gleich dem Anſtande zuwider läuft, ſo muß ich doch geſtehen, daß Ihr der Einzige ſeid, den ich zu meinem Gatten wünſche.“

„Zum Gatten? rief der Prinz mit lautem Gelächter, zum Gatten? mein kleines Meerkätzchen? Ich bin zwar ſehr erfreut darüber, aber ich hoffe, daß du mich entſchuldigen wirſt, wenn ich die Partie nicht annehme. Du begreifſt wohl, daß unſere Geſtalten, wie unſere Art zu leben, nicht wohl zuſammenpaſſen.“

„Das begreife ich wohl, erwiederte ſie, die größte Verſchiedenheit liegt aber in unſern Herzen. Ihr ſeid undankbar, das merke ich ſchon lange, und ich bin wohl ſehr einfältig, einen Prinzen zu lieben, der es doch ſo wenig verdient.“

„Aber Deckchen, ſagte der Prinz, ſo denke doch, was ich als dein Gatte dabei empfinden müßte, wenn ich dich als meine Gattin an einem Baume hängen ſähe, wie du dich mit dem Ende deines langen Schweifes an einem Zweig hältſt. Laſſe das gut ſein, wir wollen zu deiner und meiner Ehre nicht weiter daran denken. Heirathe deinen König Macco, und aus Rückſicht für unſere lange Freundſchaft ſchicke mir das erſte Kätzchen, das dir ähnlich ſieht.“

„Ihr ſeid glücklich, Prinz, erwiederte Döckchen hierauf, daß ich nicht ganz ſo wie die andern Meerkatzen bin, denn eine ſolche hätte Euch längſt die Augen ausgekratzt und Naſen und Ohren abgebiſſen; ich aber will Euch den Betrachtungen überlaſſen, die Ihr eines Tages über Euer unwürdiges Betragen anſtellen werdet."

Mehr konnte ſie nicht ſagen, denn ihre Hofmeiſterin erſchien und meldete ihr, daß der Geſandte Mirlifiz ſich mit prächtigen Geſchenken in ihr Gemach begeben hatte.

Hier fand ſie eine Toilette von Spinngewebe, mit kleinen Glühkäferchen geſtickt; in einer Eierſchale lagen die Kämme; eine Herzkirſche diente zum Nadelkiſſen, und die Wäſche war mit Spitzen aus Papier beſetzt. Außerdem lagen noch in einem Körbchen verſchiedene Muſcheln zu Ohrgehängen und zu Zitternadeln beſtimmt, die gleich Brillanten blitzten. Das Trefflichſte war aber ein Dutzend Schächtelchen mit Süßigkeiten und ein kleines Käſtchen von Glas, worin eine Nuß und eine Olive lag; allein der Schlüſſel dazu war verloren gegangen. Darum kümmerte ſich aber Döckchen nicht ſehr.

Der Geſandte meldete ihr brummend, welches die Sprache iſt, in der man ſich im Affenreiche unterhält, daß ſein Herr und Gebieter von ihren Reizen ſo ſehr entbrannt ſei, wie nie zuvor von irgend einer andern Meerkatze; daß er ihr einen Pallaſt im Wipfel einer Fichte bauen laſſe und ihr nebſt den Geſchenken auch noch feine Süßigkeiten ſchicke, als ein Zeichen ſeiner aufrichtigen Ergebenheit.

„Aber, fuhr er fort, der ſtärkſte Beweis ſeiner Zärtlichkeit iſt, daß er ſich für Euch malen ließ, um Euch ſo das Vergnügen, ihn kennen zu lernen, zu beſchleunigen.“

Und bei dieſen Worten entrollte er das Bild des Affenkönigs, der auf einem Holzblocke ſitzend gemalt war, wie er eben einen Apfel aß.

Döckchen mußte die Augen abwenden, um den häßlichen Anblick nicht länger zu haben, und indem ſie auch drei- bis viermal vor ſich hin brummte, gab ſie Mirliſiz damit zu verſtehen, daß ſie ſeinem Gebieter ſehr verbunden ſei, über ihre Hand aber noch nichts beſchloſſen habe.

Die Königin war jedoch feſt entſchloſſen, den Zorn der Affen nicht zu erregen, und da ſie glaubte, daß es nicht große Umſtände brauchte, Döckchen dorthin zu ſchicken, wo ſie es wünſchte, ſo ließ ſie Alles zu ihrer Abreiſe vorbereiten. Bei dieſen Nachrichten bemächtigte ſich die Verzweiflung des Herzens der armen Meerkatze. Von der einen Seite die Verachtung des Prinzen, von der andern die Gleichgültigkeit der Königin, und mehr als alles dieſes der Gemahl, den man ihr beſtimmt hatte — kurz, ſie faßte den Entſchluß, zu entfliehen. Dieß war in der That nicht ſchwer für ſie, denn ſeitdem ſie ſprach, wurde ſie nicht mehr angebunden. Sie ging und kam, wie ſie wollte, eben ſo oft durch das Fenſter, wie durch die Thüre.

Sie eilte nunmehr wegzukommen und ſprang von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig, bis daß ſie zu einem großen Fluſſe gelangt war. Ihre übermäßige Verzweiflung ließ ſie nicht bemerken, in welche Gefahr ſie ſich begab, indem ſie es unternahm, hinüber zu ſchwimmen. Allein ohne die Vernunft um Rath zu fragen, ſtürzte ſie ſich hinein. Es war natürlich, daß ſie gleich unterging. Da ſie jedoch bei voller Beſinnung blieb, ſo gewahrte ſie eine prächtige Grotte mit Muſcheln geſchmückt und begab ſich dahin. Hier empfing ſie ein ehrwürdiger Greis, deſſen weißer Bart bis auf den Gürtel ging. Er ruhte auf einem Lager von Binſen und Schilf und trug eine Krone von wildem Mohn. Er ſtützte ſich an einen Felſen, aus dem mehre Quellen floſſen, welche das Waſſer des Stromes vermehrten.

„Ei, wer führt dich hieher, kleines Döckchen?“ rief er ihr zu, ihr die Hand entgegen ſtreckend.

„Herr! erwiederte ſie, ich bin ein unglückſeliges Kätzchen und fliehe vor einem abſcheulichen Affen, den man mir zum Gatten beſtimmt hat.“

„Ich kenne deine Geſchichte beſſer als du glaubſt, antwortete hierauf der weiſe Greis; eben ſo wahr iſt es, daß du Macco verabſcheuſt, als daß du einen jungen Prinzen liebſt, der dich mit Gleichgültigkeit behandelt.“

„Ach Herr! rief Döckchen ſeufzend aus, wir wollen davon ſchweigen, ſein Angedenken regt alle meine Schmerzen auf.“

„Er wird nicht immer ſo widerſpenſtig ſein, fügte der Beherrſcher der Fiſche hinzu, denn ich weiß es, daß er noch einſt für die ſchönſte Prinzeſſin der Welt erglühen wird.“

„O ich Unglückliche! rief Döckchen, ſo wird er denn nie mein werden?“

Aber der alte gute Mann lächelte und ſprach:

„Betrübe dich nicht, gutes Döckchen, die Zeit macht alles gut. Verliere nur nicht das kleine Käſtchen von Glas, welches dir der Macco ſchickte, und das du zufällig in der Taſche haſt; mehr kann ich dir nicht darüber ſagen. Hier haſt du eine Schildkröte, die wacker trabt, ſetze dich darauf und ſie wird dich dorthin tragen, wo du hin gehörſt.“

„Nach den großen Verpflichtungen, die ich Euch ſchuldig bin, ſagte hierauf Döckchen, kann ich nicht umhin, Euch zu bitten, mir Euren Namen zu ſagen.“

„Man nennt mich, erwiederte der Greis, Biroqua, der Vater des Fluſſes Biroqui, der, wie du ſiehſt, ziemlich groß und ſtattlich iſt.“

Döckchen beſtieg mit Vertrauen die Schildkröte, die mit ihr eine Zeitlang durch das Waſſer ſchwamm und endlich das Ufer erreichte. Man kann ſich übrigens nichts Niedlicheres denken, als den engliſchen Sattel und die kleinen Piſtolenhalfter, mit welchen die Schildkröte prangte. Die Halfter beſtanden nämlich aus zwei allerliebſten Krebsſchalen.

Döckchen reiste im vollen Vertrauen zu den Verheißungen des weiſen Birequa, als ſie plötzlich ein lautes Geräuſch vernahm. Ach Himmel, es war der Geſandte Mirlifiz von allen ſeinen Mirlifizern begleitet, welche nach dem Affenreiche zurückkehrten und Döckchens Flucht laut beklagten. Ein Affe des Gefolges war auf einen Nußbaum geſtiegen, um das Mittagsmahl für Alle herunter zu ſchlagen, und von dort aus bemerkte er Döckchen auf ihrer armen Schildkröte, die langſam ihres Weges zog. Bei dieſem Anblicke ſchrie er ſo laut, daß die Affen ihn in ihrer Sprache fragten, was es denn gäbe? Und als er ihnen darauf geantwortet hatte, ließ man alle Papageien, Elſtern und Staarmatzen los, um Erkundigung einzuziehen, auf deren Rapport dann der Geſandte nebſt ſeinem ganzen Gefolge herbeiliefen, um Döckchen zu arretiren.

Wie traurig war das arme Ding darüber! Man zwang ſie, in den Kartenwagen zu ſteigen, den man mit den wachſamſten Meerkatzen und einigen Füchſen umgab. Ein Hahn ſetzte ſich oben darauf, um Tag und Nacht Wache zu halten. Ein Affe führte die Schildkröte bei der Hand, als ein ſeltenes Thier, und ſo ſetzte ſich denn der Zug in Bewegung, zum großen Verdruſſe Döckchens, die keine andere Geſellſchaft hatte, als eine alte dicke Meerkatze von einem ſtörriſchen und wenig gefälligen Charakter.

Nach drei Tagen, die ohne irgend ein Abenteuer vorüberſtrichen, verirrten ſich die Führer des Zuges und gelangten in eine große und merkwürdige Stadt, die ſie aber nicht kannten. Als ſie jedoch hier einen ſchönen Garten bemerkten, deſſen Thüre offen ſtand, gingen ſie hinein und hausten darin, als wenn ſie in Feindes Land wären. Hier knackte einer Nüſſe, dort naſchte ein anderer Kirſchen, hier zerpflückte einer einen Pflaumenbaum, kurz ſelbſt die kleinſten Aeffchen blieben nicht zurück und füllten ihre Backentaſchen.

Nun muß aber der gütige Leſer wiſſen, daß die Stadt die Hauptſtadt des Landes war, wo Döckchen das Licht der Welt erblickt hatte. Die Königin, ihre Mutter, konnte nach dem unglücklichen Vorfall, der ihre Tochter in ein Meerkätzchen verwandelt hatte, durchaus weder Affen, noch Meerkatzen, noch Paviane, kurz Alles, was ihr die unglückſelige Begebenheit in's Gedächtniß rief, leiden. Ein Affe wurde im Staate gleich einem Störer der öffentlichen Ruhe behandelt.

Man kann nun denken, wie groß die Verwunderung des Volkes war, als es einen Wagen aus Karten, einen andern aus gemaltem Stroh ankommen ſah, und mit ihnen das ſeltſamſte Gefolge, das man wohl jemals geſehen, ſeitdem Mährchen und Feen auf der Welt ſind.

Als dieſe Neuigkeiten das Schloß erreicht hatten, war die Königin von Schrecken ergriffen; ſie glaubte nicht anders, als daß die äffiſche Nation nach ihrem Throne ſtrebe. Sie verſammelte alſo gleich ihren geheimen Rath und ließ ſie alle des Hochverraths ſchuldig erklären. Um nun die Gelegenheit nicht zu verlieren, ein bedeutendes Exempel für ewige Zeiten zu ſtatuiren, ſandte ſie ſogleich ihre Garden nach dem Garten mit dem Befehl, alle Affen zu verhaften. Man ſpannte Netze um die Bäume und die leichten Fremdlinge waren bald gefangen. Selbſt den Charakter des Geſandten Mirlifiz ſchonte man nicht und warf ihn in einen finſtern Keller, wo alle ſeine Kameraden, die Kätzinnen und Kater, die Döckchens Gefolge bildeten, eingeſperrt wurden.

Döckchen empfand bei dieſem Vorgang eine geheime Freude. Wenn das Mißgeſchick einen gewiſſen Grad erreicht hat, ſo wird man gleichgültig und der Tod ſelbſt kann als eine Wohlthat betrachtet werden. Dieß war bei Döckchen der Fall: das Herz erfüllt von dem Prinzen, der ſie verſchmähte, der Geiſt ſtets mit dem ſchrecklichen Gedanken beſchäftigt, die Frau des Königs Macco zu werden.

Es darf hier nicht zu bemerken unterlaſſen werden, daß die Kleidung und das Benehmen der kleinen Meerkatze ſelbſt ihren Wächtern wunderbar erſchienen; allein nachdem ſie geſprochen hatte, erreichte ihr Erſtaunen den höchſten Grad, da ſie ſchon längſt von dem wunderbaren Döckchen hatten ſprechen hören.

Die Königin nämlich, welche ſie gefunden hatte, wußte nichts von der Verwandlung ihrer Nichte und ſchrieb oftmals an ihre Schweſter, daß ſie ein merkwürdiges Meerkätzchen beſäße und ſie erſuche, es doch einmal anzuſehen; allein die Königin war über dieſen Punkt zu ſehr betrübt, als daß ſie die Einladung hätte annehmen ſollen. Nun aber trugen die Garden, von Bewunderung hingeriſſen, unſer Döckchen in die große Gallerie des Pallaſtes und ſetzten ſie dort auf einen kleinen Thron, auf dem das Kätzchen eher die Figur einer Herrſcherin als einer Gefangenen ſpielte. Als nun die Königin vorüber ging, wurde ſie von dem niedlichen Figürchen, ſo wie von dem artigen Komplimente, das dieſes ihr machte, ſo ſehr überraſcht, daß endlich die Natur unwillkührlich zu Gunſten der Infantin ſprach.

Die Königin ſchloß ſie in ihre Arme, und die Kleine, in deren Herzen ſich auch Gefühle regten, die ſie früher nicht gekannt hatte, warf ſich ihr um den Hals und ſagte ihr ſo zärtliche und einnehmende Worte, daß alle, die ſie hörten, ganz außer ſich geriethen.

„Nein, gnädigſte Frau, ſprach ſie, nicht die Furcht vor einem nahen Tode, mit dem Sie, wie ich höre, das unglückliche Affengeſchlecht bedrohen, iſt es, was mich erſchreckt und mich antreibt, Ihnen zu gefallen und uns günſtig zu ſtimmen. Das Ende meiner Tage iſt nicht das größte Unglück, das mich treffen könnte, und meine Empfindungen ſind ſo hoch über meinem Geſchlecht, daß der kleinſte Schritt zu meiner Erhaltung mir unwürdig erſcheinen würde. Nein, um Ihrer ſelbſt willen liebe ich Sie, und Ihre Verdienſte haben in der That einen höhern Werth in meinen Augen, als Ihre Krone.“

Was glauben nun meine Leſer? Was ſoll man antworten, wenn eine Meerkatze ſo ſpricht? Und in der That, die Königin blieb ſtumm wie ein Fiſch, machte große Augen und glaubte zu träumen. Allein ihr Herz war in der That ſehr bewegt.

Sie trug das Meerkätzchen in ihr Kabinet, und als ſie hier allein waren, ſprach die Königin:

„Verſchiebe es keinen Augenblick länger, mir dein Abenteuer zu berichten, denn ich fühle wohl, daß von allem dem Gethier, was ich in meinen Menagerien beſitze, du mir das liebſte ſein wirſt. Ja ich ſage dir ſogar, daß ich um Deinetwillen alle Affen begnadigen will.“

„Ach, gnädigſte Frau, antwortete Döckchen, ich bitte nicht um Gnade für ſie. Mein unglückliches Loos hat mich als Meerkatze geboren werden laſſen, allein daſſelbe Unglück hat mir ein Unterſcheidungsvermögen verliehen, das mir bis zu meinem Tode Qualen bereiten wird. Denn was ſollte ich wohl empfinden, wenn ich mich in dem Spiegel ſehe, ſo klein, häßlich und ſchwarz, mit behaarten Händen, mit einem langen Schweiſe und Zähnen, die alles beißen wollen, und dabei mit Geiſt, Geſchmack, ja mit Zartheit der Empfindungen begabt.“

„Könnteſt du auch zärtlich ſein?“ fragte die Königin.

Döckchen ſchwieg und ſtieß einen Seufzer aus.

„Nun gut, fuhr die Königin fort, ſo ſage mir, ob du irgend einen Affen, ein Kaninchen oder ein Eichhörnchen liebſt, denn wenn du nicht etwa ſchon verſprochen biſt, ſo beſitze ich einen Zwerg, der ſehr gut für dich paſſen wird.“

Döckchen machte bei dieſen Worten ein verächtliches Geſicht, worüber die Königin lachen mußte.

„So ärgere dich nur nicht, rief ſie, und erzähle mir, durch welchen Zufall du ſprechen kannſt?“

„Alles, was ich von meinem Schickſale weiß, erwiederte Döckchen, iſt, daß die Königin, Ihre Schweſter, nachdem ſie Sie über den Tod Ihrer Prinzeſſin Tochter traurend verlaſſen hatte, mich am Ufer eines Waſſers fand, wo einer Ihrer Diener mich erſäufen wollte. Auf ihren Befehl wurde ich aus den Händen dieſes Menſchen befreit und durch ein unbegreifliches Wunder erhielt ich die Gaben der Rede und der Vernunft. Man gab mir Meiſter in verſchiedenen Sprachen und in der Muſik, und ich empfand nun um ſo mehr mein Unglück ..... Aber was iſt denn das? ſchrie ſie nun, als ſie das Geſicht der Königin bleich werden ſah, ich bemerke eine plötzliche Umwandlung in Ihrem ganzen Weſen.“

„Ich ſterbe, ſprach die Königin mit ſchwacher, faſt unverſtändlicher Stimme, ich ſterbe, mein geliebtes unglückliches Kind, das ich ſo wieder finden muß.“

Nachdem ſie dieß geſprochen, wurde ſie ohnmächtig. Döckchen ſchrie um Hülfe, die Damen der Königin eilten herbei, ſprengten ſie an, ſchnürten ſie auf und brachten ſie zu Bette; Döckchen kroch zu ihr hinein und wegen ſeiner Kleinheit bemerkte man es gar nicht.

Nachdem die Königin aus der langen Ohnmacht wieder erwacht war, in welche ſie die Erzählung der Prinzeſſin verſetzt hatte, wünſchte ſie allein mit jenen Damen zu bleiben, die um das Geheimniß der traurigen Verwandlung ihrer Tochter wußten. Sie erzählte ihnen den Vorgang, worüber ſie ſich ſehr entſetzten, ihr jedoch keinen Rath zu geben vermochten.

Sie befahl ihnen darauf, ihr mitzutheilen, was ſie in dieſer traurigen Angelegenheit thun würden. Dieſe ſagte, man müſſe die Meerkatze erſticken, jene, man ſollte ſie in einem finſtern Loch gefangen halten, noch andere ſtimmten für das Erſäufen. Die Königin klagte und weinte.

„Sie iſt ſo geiſtreich, ſprach ſie, wie Schade iſt es, ſie durch den bezauberten Zweig in ein ſolches Thier verwandelt zu ſehen! Aber iſt ſie dadurch minder meine Tochter, mein Blut? Ich zog ihr den Haß der böſen Runzeline zu; ſie muß jetzt leiden, weil die Fee meine Feindin iſt.“

„Ja, gnädigſte Frau, ſprach die alte Oberhofmeiſterin, Sie müſſen Ihren Ruf retten; was wird die Welt davon denken, wenn Sie erklären, daß ein ſolcher Pavian Ihre Infantin iſt? Iſt es denn natürlich, daß man ſolche Kinder hat, wenn man ſo ſchön iſt, wie Eure Majeſtät?“

Der Konigin ging bei dieſem Hin- und Herreden die Geduld aus, und da beſtimmte ſie denn endlich, daß man Döckchen in ein Schloß einſperren ſollte und ihr dort bis zum Ende ihres Lebens es an nichts fehlen zu laſſen.

Als die Kleine dieſes hörte, ſchlüpfte ſie ganz ſachte aus dem Bette, warf ſich aus dem Fenſter auf einen Baum und entfloh in den großen Wald, während die Leute im Schloſſe wie toll nach ihr ſuchten.

Die Nacht brachte ſie in einer hohlen Eiche zu und hatte Zeit genug, über die Grauſamkeit ihres Schickſals nachzudenken. Was ihr den meiſten Kummer verurſachte, war, daß ſie die Königin hatte verlaſſen müſſen; aber ſie zog es vor, ſich freiwillig zu verbannen und frei zu bleiben, als ſich ihrer Freiheit für immer beraubt zu ſehen.

Sobald es Tag wurde, ſetzte ſie ihre Reiſe fort, ohne jedoch zu wiſſen, wohin.

„Welch' ein Unterſchied, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, zwiſchen dem, was ich bin, und was ich ſein ſollte.“

Und die bittern Thränen ſtrömten dabei reichlich aus den kleinen Augen des armen Döckchens.

Sie fürchtete, daß die Königin ihr nachſetzen laſſen würde, oder daß vielleicht einige Affen aus dem Gefängniſſe entwiſcht ſein und ſie dennoch zu König Macco führen könnten. Daher eilte ſie ſo ſehr, ohne Steg und Weg, daß ſie endlich in eine große Wüſte kam, wo es weder Häuſer, noch Bäume, noch Früchte, Gras und Quellen gab. Sie dachte anfänglich gar nicht daran; als ſich aber der Hunger meldete, da ſah ſie ein, wie unbeſonnen es war, in einem ſolchen Lande zu reiſen.

Zwei Tage und zwei Nächte waren verfloſſen, ohne daß ſie weder ein Würmchen noch ein Mückchen erhaſchen konnte. Da ergriff ſie Todesfurcht; ſie war ſo ſchwach, daß ſie ohnmächtig wurde und zur Erde ſank. Jetzt erinnerte ſie ſich der Olive und der Nuß, die ſie noch in dem kleinen Glaskäſtchen beſaß und wollte ſich damit den Hunger zu ſtillen verſuchen. Ueberglücklich bei dieſem Strahl von Hoffnung, nahm ſie einen Stein, zerbrach das Käſtchen und biß herzhaft auf die Olive.

Kaum aber war dieß geſchehen, als eine ſolche Menge wohlriechenden Oeles aus der Frucht herauskam, daß es Döckchens Pfoten benetzte, die ſogleich die ſchönſten Hände von der Welt wurden. Im höchſten Grade überraſcht, nahm ſie von dieſem Oel und rieb ſich den ganzen Körper damit. Aber, o Wunder! wie ſchön wurde ſie jetzt mit einemmale! Sie fühlte, welch' große Augen, welch' kleinen Mund, welch' wohlgeformte Naſe ſie erhielt. Sie ſtarb vor Verlangen nach einem Spiegel. Ein Stück Glas des Käſtchens mußte ihr als ſolcher dienen. Und wie ſie ſich nun ſah, welche Freude! ihre Kleider wurden größer, wie ſie ſelbſt; ihre Haare fielen in hundert Locken herab und ihr Geſicht war ſo friſch, wie die Blumen des Lenzes.

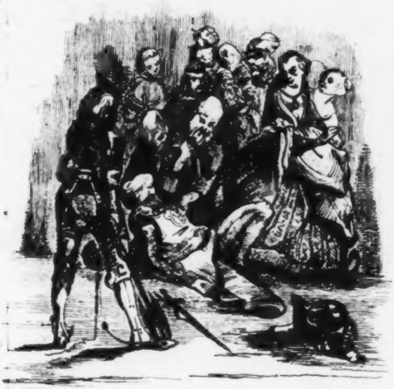
Nachdem die erſten Augenblicke der Ueberraſchung vorüber waren, meldete ſich der Hunger dringender als früher und ihre Klagen wurden lauter.

„Wie? ſagte ſie, ſo jung urd ſo ſchön als Prinzeſſin geboren und muß hier an dieſem traurigen Orte ſterben! Grauſames Geſchick, das mich hieher führte, was wird aus mir werden? Iſt es, um mich noch tiefer zu beugen, daß dieſe glückliche und unverhoffte Veränderung mit mir vorgegangen? Und du, ehrwürdiger Strom, der mir einſt ſo großmüthig das Leben rettete, wirſt du mich hilflos in dieſer ſchrecklichen Wildniß ſterben laſſen?“

Die Infantin klagte umſonſt, alles blieb ſtumm rings umher; allein die Nothwendigkeit, ihren Hunger zu ſtillen, quälte ſie ſo ſehr, daß ſie die Nuß öffnete. Sie warf die Schale weg und ſah zu ihrer großen Verwanderung eine Menge kleiner Menſchen daraus hervorgehen, die ſogleich mit großer Emſigkeit zu ſchaffen anfingen. Es waren Architekten, Maler, Maurer, Tapezière, Bildhauer und noch viele andere Handthierungen. Dieſe zeichneten einen Plan zu einem Schloſſe und die andern bauen und möbliren es ſchon; dieſe malen die Zimmer, jene pflanzen einen Garten, hier wird gekocht und gebraten, dort wird die Tafel gedeckt; man richtet ein prachtvolles Mahl zu, ſechszig Prinzeſſinnen, ſchöner wie die Königin gekleidet, erſcheinen von Kavalieren geführt und von Pagen gefolgt, um Döckchen zu dem Feſte zu geleiten, das ihr zu Ehren bereitet wird. Sie läßt es ſich nicht zweimal ſagen, ſondern eilt in den Saal und ſetzt ſich mit dem Anſtand einer Königin zur Tafel und ißt wie eine Ausgehungerte.

Kaum war die Mahlzeit zu Ende, ſo brachten die Schatzmeiſter fünfzehntauſend große Koffer herbei, die ganz mit Gold und Diamanten gefüllt waren. Sie fragten Döckchen, ob es ihr gefällig ſei, die Erbauer des Pallaſtes durch ſie bezahlen zu laſſen; ſie erwiederte, daß es ihr nicht mehr als billig ſcheine, daß ſie aber zur Bedingung mache, daß die Arbeiter auch eine Stadt bauten, ſich dort verheiratheten und ſtets bei ihr blieben. Alle willigten ein; die Stadt wurde in drei Viertelſtunden vollendet, obgleich ſie fünfmal ſo groß als Rom war. Nun ſage man noch, daß dieſe Wunder nicht groß genug geweſen ſeien, als aus einer Nuß hervorgegangen. Die Stadt iſt freilich im Lauf der Zeiten untergegangen, doch hat ſie dem artigen Nußdorf bei Wien den Namen gegeben, welches ſpäter auf dieſer Stelle erbaut wurde. Es muß jedoch noch hinzugefügt werden, daß der gute alte Flußgott, der die Nuß Döckchen geſchenkt hatte, ſeinen Wohnſitz hieher verlegte und ſich ſpäter Donau nennen ließ.

Die Prinzeſſin überlegte in ihrem Geiſte, an die Königin, ihre Mutter, eine Geſandtſchaft zu ſchicken, um dem jungen Prinzen, ihrem Vetter, einige Vorwürfe zukommen zu laſſen. Der Ruf ihrer Schönheit



verbreitete ſich bald durch die ganze Welt, und Könige aus allen Theilen der Erde kamen an ihren Hof, und Rieſen waren darunter, höher als die Gebirge, und Zwerge, kleiner als Ratten.

An einem Tage, da ein großes Feſt gefeiert wurde, entzweiten ſich einige Ritter beim Lanzenbrechen und verwundeten einander. Die Prinzeſſin gerieth in Zorn und verließ ihren Balkon, um die Schuldigen zu erkennen. Wie erſchrak ſie aber, als man ihnen das Viſir geöffnet hatte, und ſie den Prinzen, ihren Vetter, entdeckt hatte, der faſt todt zur Erde geſtreckt lag. Sie ließ ihn ſogleich in das ſchönſte Zimmer des Pallaſtes bringen, wo nichts verabſäumt wurde, was zu ſeiner Wiederherſtellung beitragen konnte. Die Infantin verfertigte ſelbſt die Verbände und zupfte Charpie. Ihre Augen benetzten dieſes alles mit ihren Thränen, und dieſe Thränen mußten dem Verwundeten ja zum Balſam werden.

Und in der That war der Prinz auf mehr als eine Weiſe verwundet, denn ohne das Dutzend Degen und Lanzenſtiche zu rechnen, die er erhalten hatte, war er ſchon zu lange inkognito an Döckchens Hofe geweſen, um nicht die Macht ihrer ſchönen Augen ſo ſehr zu empfinden, daß er davon in ſeinem ganzen Leben nicht mehr geneſen konnte. Man kann ſich nun vorſtellen, was er empfinden mußte, als er in dem Blicke der holden Prinzeſſin leſen konnte, welchen Antheil ſie an ſeinem Schickſale nahm.

Ich werde hier nicht alles wiederholen, was ſein Herz ihm eingab, der Prinzeſſin zu ſagen; die, welche ihm zuhörten, waren erſtaunt, daß ein ſo kranker Menſch ſo viel Leidenſchaft und Dankbarkeit auszudrücken im Stande war. Die Infantin, die mehr als einmal dabei erröthete, bat ihn, damit aufzuhören; aber ſeine glühende Leidenſchaft führte ihn immer weiter und regte ihn ſo auf, daß er am Ende in eine fürchterliche Schwäche verfiel. Bis dahin war die Prinzeſſin ſtandhaft geblieben, jetzt aber überließ ſie ſich ganz ihrem Schmerze. Sie raufte ihr Haar und jammerte laut, und ihr ganzer Hof war der Meinung, daß ſie ſehr verliebter Natur ſein müßte, weil ſie in ſo kurzer Zeit einen Fremden ſo liebgewinnen konnte, denn man wußte nicht, daß der Prinz ihr Vetter ſei, den ſie ſchon von früheſter Jugend an geliebt hatte.

Auf ſeinen Reiſen war er auch an dieſen Hof gekommen, und da er Niemanden kannte, der ihn der Prinzeſſin hätte vorſtellen können, ſo glaubte er ſich am Beſten einzuführen, indem er einige Heldenſtücke vor ihr ſehen ließ. Er wollte zuerſt einigen Rittern im ernſten Waffenſpiel Arme und Beine brechen; allein er fand Niemanden, der ſo gefällig geweſen wäre, ſeine Glieder dazu herzuleihen. Da er es nun erzwingen wollte, entſtand ein Handgemenge daraus, in welchem der Stärkere den Schwächeren ſchlug und dieſer Schwächere war, wie ich es ſchon gemeldet, der Prinz.

Döckchen in ihrer Verzweiflung lief zu Fuß ohne Begleitung auf der Landſtraße und kam ſo in einen Wald, wo ſie unter einem Baum ohnmächtig niederfiel. Die Fee Runzeline, die ſtets wachte, um eine Gelegenheit, Böſes zu thun, zu erſpähen, entführte die Prinzeſſin in einer Wolke, die ſchwärzer als Dinte war und wie der Sturm davonflog. Die Prinzeſſin blieb einige Zeit ohne Beſinnung; endlich jedoch kam ſie ihr wieder; wie überraſcht war ſie, ſo weit von der Erde entfernt zu ſein! Das Parket einer Wolke iſt nicht ſehr ſolid, man geht darauf wie auf Stahlfedern, und da ſie hin und wieder ſich öffnete, ſo war es natürlich, daß Döckchen ſchwindlicht wurde und ſich alle Mühe geben mußte, nicht hinauszufallen. Sie hatte auch Niemanden, dem ſie ihre Klagen mittheilen konnte, denn die böſe Runzeline machte ſich unſichtbar. Sie dachte daher ſtets an ihren geliebten Prinzen und an ſeinen traurigen Zuſtand, und überließ ſich den ſchmerzvollſten Gefühlen.

„Wie, rief ſie, iſt es möglich, daß ich einen ſolchen Schmerz überleben kann! Ach, wenn dieſe Sonnenſtrahlen mich verzehrten, wie glücklich wollte ich ſein! Allein die ganze Natur iſt gefühllos bei meinen Leiden, der Thierkreis iſt taub bei meinen Klagen; der Schütze hat keinen Bogen, der Stier keine Hörner, der Löwe keine Zähne für mich. Vielleicht wird die Erde mir günſtiger ſein, vielleicht wird ſie mir eine Felſenſpitze entgegenrecken, auf welcher ich meinen Tod finde. O mein Prinz, mein geliebteſter Vetter, warum biſt du nicht hier, um zu ſehen, wie eine liebende Perſon den verzweiflungsvollſten Salto mortale macht, den man ſich denken kann.

Und indem ſie dieſes ſagte, lief ſie an die äußerſte Spitze der Wolke und ſtürzte ſich hinab wie ein Pfeil, der mit Heftigkeit losgeſchoſſen wird.

Alle Erdbewohner, die ſie ſahen, glaubten, es ſei der Mond, welcher herabfiel, und einige Völker, die ihn anbeten, legten Trauer an, weil ſie glaubten, die Sonne hätte aus Eiferſucht dem armen Mond dieſen Streich geſpielt.

So ſehr die Infantin auch den Tod wünſchte, ſo konnte ſie ihn doch nicht finden. Sie fiel nämlich in die Flaſche, in welcher die Feen gewöhnlich ihren Magenwein zu deſtilliren in die Sonne ſtellen. Was war dieſes aber für eine Flaſche! Kein Thurm auf Erden iſt ſo groß. Zum Glück, daß ſie gerade leer war, denn ſonſt wäre die Prinzeſſin wie eine Fliege darin ertrunken.

Sechs Rieſen bewachten die Flaſche, und dieſe erkannten die Infantin ſogleich. Es waren dieſelben, die als ihre Anbeter an ihrem Hofe gelebt hatten. Die boshafte Runzeline nämlich, die alles berechnete, hatte ſie hierher gebracht und jedem noch einen fliegenden Drachen beigegeben. Wenn die Rieſen nun ſchliefen, ſo wachten die Drachen. Wie ſehr wünſchte jetzt die arme Prinzeſſin ſich wieder in die Meerkatzengeſtalt zurück. Damals war ſie glücklicher und lebte wie ein Camöleon von Luft und Thau.

Das Gefängniß der Infantin wußte Niemand, auch nicht der junge Prinz, der nicht geſtorben war und beſtändig nach Döckchen verlangte. Er bemerkte bald aus der Traurigkeit ſeiner ganzen Umgebung, daß ſich am Hof etwas überaus Schmerzvolles zugetragen haben müſſe. Als er ſich beſſerte, drang er endlich ſo ſtark darauf, Nachrichten von der Prinzeſſin zu erhalten, daß man ſie ihm endlich nicht länger verweigern konnte. Die, welche ſie in den Wald gehen ſahen, behaupteten, ſie ſei von Löwen zerriſſen; andere glaubten, ſie hätte ſich aus Verzweiflung getödtet; noch andere endlich, ſie habe den Verſtand verloren und irre nun in der Welt umher.

Dieſe letztere Vermuthung, als die minder ſchrecklichſte, belebte die Hoffnung des Prinzen ein wenig. Er beſtieg ſein gutes Roß und begab ſich auf das Abenteuer. Immerfort rief er den Namen der Infantin, aber nur das Echo antwortete ihm darauf. Endlich gelangte er an einen großen Fluß. Da das Roß durſtig war, ſo ritt er hinein, um es ſaufen zu laſſen, während er ſeiner Gewohnheit nach aus allen Kräften ſchrie:

„Döckchen, mein Döckchen, wo biſt du?“

Jetzt vernahm er eine Stimme, wie ſanftes Wellenmurmeln, und dieſe Stimme ſagte ihm: „Reite nur vorwärts, ſo wirſt du wiſſen, wo ſie ſich befindet.“

Bei dieſen Worten ſpornte der Prinz, der eben ſo kühn als verliebt war, ſein Roß und dieſes ſchwimmt bis zu einer Schlucht, wo ſich das Waſſer ungeſtümer hinabſtürzt. Hier ſchwamm er hinein, in der vollkommenſten Ueberzeugung, daß er umkommen würde. Allein ganz im Gegentheil gelangte er zu dem wackern alten Biroqua, der eben eine ſeiner Töchter mit einem der reichſten und größten Flüſſen des Landes vermählte. Alle fiſchlichen Gottheiten waren in ſeiner Grotte verſammelt; die Tritonen und Syrenen machten die Muſik und der junge Biroqui tanzte einen Contretanz mit der Donau, der Themſe, dem Euphrat und dem Ganges, die wahrlich weit hergekommen waren, um ſich hier ein wenig zu vergnügen. Das edle Roß des Prinzen, das zu leben wußte, blieb am Eingange der Grotte ſtehen, aber der Prinz, der noch mehr Lebensart als ſein Pferd hatte, verneigte ſich tief und fragte: ob es einem Sterblichen erlaubt ſei, bei einem ſo ſchönen Feſte zu erſcheinen?

Biroqua nahm ſogleich das Wort und verſicherte mit herablaſſender Miene, daß es ihm ein Vergnügen und eine Ehre ſei.

„Ich erwarte Sie ſchon einige Tage, mein Prinz, ſetzte er dann hinzu; ich intereſſire mich ſehr für Sie und die Infantin, und Sie müſſen ſie durchaus aus dem abſcheulichen Kerker befreien, wo die rachſüchtige Runzeline ſie gefangen hält, nämlich in einer Bouteille.“

„Was muß ich hören, rief der Prinz, die Infantin ſteckt in einer Bouteille?“

„So iſt es, erwiederte der weiſe Greis, dort leidet ſie ſehr; allein ich verkünde Ihnen, edler Herr, daß es nicht leicht ſein wird, die ſie bewachenden Rieſen und Drachen zu beſiegen, wenn Sie nicht meinem Rathe folgen; Sie müſſen Ihr gutes Pferd hier laſſen und einen geflügelten Delphin beſteigen, den ich Ihnen zu dieſem Behuf abrichten ließ.“

Sogleich ließ er den Delphin mit Sattel und Zaum kommen, der ſo gut ſeine Courbetten machte, daß des Prinzen Roß dazu ſcheel ſah.

Nun beeilten ſich Biroqua und ſeine Gäſte, den Prinzen zu waffnen. Zuerſt legten ſie ihm einen glänzenden Harniſch von Goldkarpfen-Schuppen an; man ſetzte ihm ein großes Schneckenhaus auf den Kopf, an dem ein breiter Kabliau-Schweif als Aigrette ſteckte; eine Najade umgürtete ihn mit einem ſchönen Aal, woran als Waffe das Schwert eines Schwertfiſches ſteckte; die Schale einer Meerſchildkröte war ſein Schild, und in dieſer Equipage begrüßten ihn nun alle Fiſche als ihren König, denn, um die Wahrheit zu ſagen, dieſer junge Prinz hatte einen gewiſſen Anſtand, den man nur ſelten bei Sterblichen findet.

Die Hoffnung, ſeine geliebte Prinzeſſin bald wieder zu ſehen, flößte ihm eine Freude ein, wie er ſie ſchon lange nicht empfunden hatte. Er aß daher mit dem beſten Appetite das, was ihm der weiſe Biroqua vorſetzte, dankte der ganzen Geſellſchaft in nicht gewöhnlichen Ausdrucken, ſagte ſeinem guten Roſſe ein zärtliches Lebewohl und beſtieg dann den fliegenden Fiſch, der ſogleich davoneilte.

Gegen Ende des Tages war der Prinz bereits ſo hoch, daß er, um ein wenig auszuruhen, in das Reich des Mondes hineinflog. Die Seltenheiten, die er hier erblickte, wären wohl im Stande geweſen, ihn zu feſſeln, wenn er nicht den ſehnlichen Wunſch gehabt hätte, die Infantin aus der ſchmählichen Flaſche zu befreien, wo ſie ſchon ſeit vielen Monaten ſchmachtete.

Kaum erſchien die Morgenröthe, als er ſie erblickte, von den Rieſen und Drachen umgeben. Die ſchöne Prinzeſſin blickte traurig zum Himmel und ſchickte ihre Klagen zu ihm empor, als ſie plötzlich den fliegenden Delphin erblickte und den Ritter, der ſie zu befreien kam. Sie hätte nicht geglaubt, daß es möglich ſei, obgleich ſie doch durch ihr eigenes Beiſpiel wußte, daß die außerordentlichſten Dinge für gewiſſe Perſonen ganz gewöhnlich ſind.

„Sollte vielleicht dieſer Ritter durch die Bosheit irgend einer Fee in die Lüfte emporgehoben worden ſein? Wie beklage ich ihn dann, wenn eine Flaſche oder ein ſonſtiges Gefäß gleich mir ſein Kerker werden ſoll?“

Während ſie ſo ſprach, blickten die Rieſen nach oben und bemerkten den Prinzen über ihrem Kopfe. Sie hielten ihn für einen Drachen, wie ihn die Kinder ſteigen laſſen, und riefen einander zu:

„Wir wollen den Strick fangen, das wird uns einen Spaß geben!“

Allein wie ſie ſich bückten, ſtürzte der Prinz auf ſie nieder und hieb ſie in Stücken. Bei dem fürchterlichen Geräuſche dieſes Kampfes wendete die Infantin den Kopf und erkannte den Prinzen; ſie ſtieß ein Jammergeſchrei aus und glaubte ſelbſt ſterben zu müſſen, als ſie ihren Geliebten mit den Rieſen im Handgemenge ſah.

Die Waffen, womit der gute Biroqua den Prinzen ausgeſtattet hatte, thaten Wunder. Ebenſo wußte der leicht beſchwingte Delphin ihm gute Dienſte zu leiſten. So geſchah es denn, daß in ſehr kurzer Zeit die Leichname jener Unholde die Erde bedeckten.

Der ungeduldige Prinz, der ſeine Infantin durch das Glas ſah, würde es gewiß zerbrochen haben, wenn er nicht befürchtet hätte, die ſchöne Geſangene zu verwunden; er bequemte ſich daher, durch den Hals der Flaſche zu ihr hinabzuſteigen. Als er auf dem Boden war, warf er ſich Döckchen zu Füßen und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

„Mein Prinz, ſprach ſie, jetzt iſt es nothwendig Euch zu ſagen, warum ich mich ſo ſehr für Euch intereſſirt habe. Ihr müßt wiſſen, daß wir nahe Verwandte ſind; ich bin die Tochter der Königin, Eurer Tante, und jenes Döckchen, das Ihr in der Geſtalt einer Meerkatze am Ufer des Meeres fandet, und die ſpäter die Schwäche hatte, Euch eine Neigung zu geſtehen, der Ihr mit Verachtung begegnetet.“

„Wäre es möglich, Prinzeſſin? rief der Prinz, dürfte ich ein ſolches Wunder glauben? Sie ſind eine Meerkatze geweſen? Sie liebten mich und ich wußte es und konnte das größte Glück der Schöpfung von mir ſtoßen?“

„Ich müßte jetzt, erwiederte lächelnd die Infantin, eine ſehr üble Meinung von Ihrem Geſchmacke hegen, wenn Sie damals meine Neigung hätten erwiedern können. Doch laſſen Sie uns fortreiſen, mein Prinz, ich bin es überdrüßig, eine Gefangene zu ſein und beſorge, neues Unglück von meiner Feindin zu erfahren.

Wir wollen zur Königin, meiner Mutter, eilen, um ſie über die außerordentlichen Dinge aufzuklären, die für ſie von Intereſſe ſein müſſen.“

Der verliebte Prinz ſchwang ſich auf den geflügelten Delphin und nahm die Prinzeſſin in die Arme. Der Delphin erhob ſich langſam und richtete ſeinen Flug nach der Reſidenz der Königin, wo ſie ihr trauriges Leben zubrachte. Döckchens Flucht beunruhigte ſie fortwährend und ſie würde ihr halbes Königreich dahingegeben haben, wenn ſie ſie ſelbſt noch als Meerkatze zurück erhalten hätte.

Sobald der Prinz angekommen war, verkleidete er ſich als Greis und ließ um eine Privataudienz bitten.

„Gnädigſte Königin, ſprach er, ich ſtudirte ſeit meiner früheſten Jugend die ſchwarze Kunſt, und ſo konnte es mir auch nicht verborgen bleiben, welche Feindſchaft die Fee Runzeline für Euch im Buſen trägt. Jetzt aber trocknet Eure Thränen: jenes Döckchen, das Ihr einſt ſo häßlich ſahet, iſt nunmehr die ſchönſte Prinzeſſin der Welt. Ihr werdet ſie bald an Eurer Seite erblicken, wenn Ihr der Königin, Eurer Schweſter, den grauſamen Krieg vergeben wollt, den ſie mit Euch geführt hat, und um den Frieden zu beſiegeln, die Hand Eurer Infantin dem Prinzen, Eurem Neffen, geben wollt.“

„Ich darf Euch nicht glauben, weiſer Greis, erwiederte weinend die Königin; Ihr wollt nur meine Leiden lindern. Ich habe meine geliebte Tochter verloren, mein Gatte lebt nicht mehr, meine Schweſter behauptet, daß ihr mein Königreich gehöre, und ihr Sohn iſt eben ſo ungerecht als ſie ſelbſt. Sie werden mich ewig verfolgen — nein! ich werde kein Bündniß mit ihnen eingehen.“

„Das Schickſal hat es anders beſchloſſen, nahm er nun wieder das Wort, und ich bin von ihm erwählt worden, es Euch zu verkünden.“

„Und wenn ich nun auch in dieſe Heirath willigte, fuhr die Königin fort, wozu würde es führen? hat die böſe Runzeline nicht Macht und Bosheit genug, Alles zu vereiteln?“

„Beſorget nichts, gnädigſte Frau, verſetzte der vermeintliche Greis, ſondern verſprecht mir nur, daß Ihr Euch der gewünſchten Heirath nicht widerſetzen wollt.“

„Ich verſpreche Alles, rief die Königin aus, wenn ich nur mein liebes Kind wieder ſehe.“

Jetzt empfahl ſich der Prinz und begab ſich an den Ort, wo die Infantin ihn erwartete. Sie war überraſcht, ihn in der Verkleidung zu ſehen, und deßhalb mußte er ihr erzählen, welche Feindſchaft zwiſchen den beiden Königinnen ſeit einiger Zeit ſtattgefunden habe, und wie es ihm nun endlich gelungen ſei, ihre Einwilligung zu erhalten. Die Prinzeſſin war entzückt darüber und begab ſich ſogleich in den Pallaſt. Alle Leute, die ſie vorbeigehen ſahen, fanden ſie der Königin ſo ähnlich, daß ſie ihr folgten, um zu wiſſen, wer es ſei.

Sobald die Königin ſie erblickte, wurde ihr Herz ſo ſtark ergriffen, daß man keinen andern Beweis für die Wahrheit dieſes Abenteuers bedurfte. Die Prinzeſſin warf ſich der Königin zu Füßen, dieſe umfing ſie mit ihren Armen. Nachdem ſie lange ohne Worte zu finden ſich ſo gehalten hatten und ihre Thränen einander wegküßten, ſagten ſie ſich ſo ſüße Dinge, als man nur bei ſolchen Gelegenheiten ſagen kann. Hierauf warf die Königin ihre Blicke auf den Prinzen und wiederholte ihm freundlichſt, was ſie dem Schwarzkünſtler verſprochen hatte. Ein Geräuſch im Hofe des Pallaſtes lockte jetzt Alles an die Fenſter. Es war die Schweſter der Königin, in Begleitung des ehrwürdigen Biroqua, der das gute Pferd dem Prinzen wieder brachte, das dieſer ihm für den geflügelten Delphin gelaſſen hatte. Lautes Freudengeſchrei erfüllte die Luft; man umarmte ſich mit einer Heftigkeit, die ſich nicht beſchreiben läßt, und die Hochzeit des Prinzen mit der Infantin wurde auf der Stelle gefeiert, der böſen Runzeline zum Troz, die mit aller ihrer Klugheit und Bosheit dennoch nichts ausgerichtet hatte.

Der goldene Zweig.

In einem Lande, das an das Reich der Feen gränzt, war einmal ein König, deſſen finſtere und übellaunige Sinnesart alle Herzen von ihm abwendig machte. Er war gewaltthätig, argwöhniſch und grauſam, gab alle Tage neue Geſetze, damit er nur immer viel zu ſtrafen hätte, ärgerte ſich, wenn er die Leute fröhlich ſah und that ſein möglichſtes, alle Freuden aus ſeinem Reiche zu verbannen. Weil er immer die Stirne runzelte, ſo nannte man ihn den König Runzelwig. Dieſer König hatte einen Sohn, der von allem dieſen gerade das Gegentheil war. Er war offen, leutſelig, großmüthig und tapfer, hatte einen durchdringenden Verſtand, und fand großes Belieben an Künſten und Wiſſenſchaften; kurz, er wäre der liebenswürdigſte Prinz von der Welt geweſen, wenn die Mißgeſtalt ſeines Körpers nicht alles wieder verdorben hätte. Von dieſer Seite hätte ihm die Natur unmöglich ärger mitſpielen können. Er hatte krumme Beine, einen Höcker wie ein Kameel, ſchiefe Augen, einen Mund, der von einem Ohr zum andern reichte, und eine Naſe, die einem Schweinsrüſſel ähnlich ſah; mit einem Worte, man konnte ihn nicht anſehen, ohne ſich zu ärgern, daß eine ſo ſchöne Seele in einem ſo häßlichen Gehäuſe ſtecken ſollte. Der arme Prinz durfte ſich's mit einer ſolchen Figur nicht verdrießen laſſen, daß man ihn Krummbuckel nannte, wiewohl ſein wahrer Name Alazin war: aber trotz ſeines Spottnamens und ſeiner Geſtalt hatte er die Gabe ſich beliebt zu machen; und ſein Verſtand und ſeine angenehme Gemüthsart erwarben ihm gar bald die Herzen wieder, die ſein erſter Anblick zurückſchreckte.

Der König Runzelwig, dem ſeine Vergrößerungs-Projekte näher am Herzen lagen als das Glück ſeines Sohnes, warf ſeine Augen auf ein benachbartes Königreich, das er ſchon lange gern mit guter Art ſeinen Staaten einverleibt hätte: denn er war ein großer Liebhaber von dem, was man in der politiſchen Kunſtſprache arrondiren nennt. Ein Heiraths-Traktat zwiſchen ſeinem Sohne und der Erbin dieſes Landes ſchien ihm hiezu das ſchicklichſte Mittel zu ſein; und er war, ohne den erſten zu fragen, ſchon ſo weit damit gekommen, daß nichts mehr daran fehlte als die Hochzeit. Die Partie ſchien ihm um ſo ſchicklicher, weil man ſchwerlich in allen fünf Welttheilen eine Prinzeſſin hätte finden können, welcher es weniger geziemt hätte, ſich über die Mißgeſtalt des Prinzen Krummbuckels aufzuhalten als dieſe. Denn, um ihr Bild mit einem Zuge zu machen, ſie war an Seele und Leib das wahre Seitenſtück des Prinzen; eben ſo abſcheulich von außen, und eben ſo liebenswürdig von innen. Sie war ſo zuſammengewachſen, daß man, ohne etwas das einem Kopfe (wiewohl eher von einem Affen als von einem Menſchen) ähnlich ſah, gar nicht gewußt hätte, was man aus ihrer Figur machen ſollte. Dafür aber hatte ſie Verſtand wie ein Engel, und wenn es erlaubt geweſen wäre, ſich die Augen verbinden zu laſſen, wenn man Audienz bei ihr hatte, oder in ihrer Geſellſchaft war, ſo würde man ganz bezaubert von ihr weggegangen ſein.

Sobald der König Runzelwig das Bildniß der Prinzeſſin Murmelthier (denn ſo nannte man ſie, wiewohl ihr wahrer Name Klaremonde war) für ſeinen Sohn erhalten und es unter den Thronhimmel in ſeinem Audienz-Saal aufgeſtellt hatte, ließ er den Prinzen rufen, und ſagte ihm in einem gebieteriſchen Tone: er müßte nun ſeine Augen daran gewöhnen, in dieſem Bildniſſe die Prinzeſſin zu ſehen, die ihm zur Gemahlin beſtimmt ſei. Krummbuckel warf einen Blick auf das Bildniß (welches der Maler gleichwohl, wie man ſich vorſtellen kann, ſo viel möglich zu verſchönern geſucht hatte) und fand es ſo abſcheulich, daß er ſogleich die Augen davon wegwandte. Sie gefällt dir alſo nicht? ſagte der König. — Nein, Vater, antwortete der Prinz, und ich will nicht hoffen, daß Sie mir zumuthen werden, einen Wechſelbalg zu heirathen. — Wahrhaftig, rief Runzelwig, indem er Stirne und Naſe zugleich rümpfte, dir ſteht es auch wohl an, eine Prinzeſſin, die ich ſelbſt für dich ausgeſucht habe, nicht ſchön genug zu finden, da du doch ſelbſt ein kleines Scheuſal biſt. — Eben darum will ich mich mit keinem andern Scheuſale vermählen, ſagte Krummbuckel beſcheiden; ich habe genug zu thun, mich ſelbſt zu ertragen: wie ginge mir's erſt, wenn ich noch eine ſolche Geſellſchafterin hätte? — Ich verſtehe, erwiederte der König in einem beleidigenden Tone: du beſorgeſt eine neue Zucht Affen in die Welt zu ſetzen? Aber ſei darum unbekümmert! Du ſollſt ſie heirathen, gern oder ungern gilt mir gleich; genug, daß ich es ſo haben will! — Der Prinz antwortete nichts, machte eine tiefe Verbeugung und begab ſich weg.

Runzelwig, der nie den geringſten Widerſtand hatte leiden können, ward über die Widerſpenſtigkeit ſeines Sohnes ſo aufgebracht, daß er ihn alsbald in einen Thurm einſperren ließ, der vor Alters für rebelliſche Prinzen erbaut worden war. Weil ſich ſeit ein paar hundert Jahren keine dergleichen gefunden hatten, ſo war alles darin in ziemlich ſchlechtem Stande. Zimmer und Möbel ſchienen von undenklichen Zeiten her zu ſein. Der Prinz verlangte zu ſeiner Unterhaltung Bücher: man erlaubte ihm deren ſo viel er wollte aus der Bibliothek des Thurms zu nehmen: aber da er ſie leſen wollte, fand er die Sprache ſo alt, daß er nichts davon verſtehen konnte. Er ließ ſie liegen, nahm ſie dann wieder vor, und da er nicht nachließ, bis er endlich hie und da einen Sinn herausbrachte, ſo halfen ſie ihm wenigſtens die Zeit in ſeiner Einſamkeit vertreiben.

Inzwiſchen hatte der König Runzelwig durch Abgeſandte bei ſeinem Nachbar förmlich um Prinzeſſin Murmelthier anhalten laſſen. Das Bildniß des Prinzen Krummbuckel wurde in einer prächtigen Gallerie aufgeſtellt und die Prinzeſſin herbeigeholt, um ihren künftigen Gemahl in Augenſchein zu nehmen. Da ſie den feinſten Geſchmack und eine ungewöhnliche Zartheit der Empfindung beſaß, ſo kann man ſich einbilden, wie ihr dabei zu Muthe ward. Die arme Prinzeſſin fühlte auf den erſten Blick die ganze Grauſamkeit ihres Schickſals; ſie ſchlug die Augen nieder und weinte bitterlich. Der König, ihr Vater, ungehalten über ein ſolches Betragen, das nach ſeiner Vorſtellungsart äußerſt albern und unſchicklich war, nahm einen Spiegel, hielt ihn ſeiner Tochter vor das Geſicht und ſagte in einem unfreundlichen Tone: da iſt auch wohl noch viel zu weinen! Schau einmal hieher und bekenne, daß du dich nicht zu beklagen haſt! — Wenn mir's ſo Noth um einen Mann wäre, gnädiger Herr, antwortete ſie, ſo hätte ich vielleicht unrecht ſo delikat zu ſein: aber ich wünſche und verlange ja nichts anders als mein Schickſal allein zu tragen, ohne den Verdruß mich zu ſehen mit Jemand theilen zu wollen. Man laſſe mich doch die unglückliche Prinzeſſin Murmelthier bleiben, ſo will ich wohl zufrieden ſein, oder mich doch wenigſtens über nichts beklagen! — Die arme Prinzeſſin hatte keine Mutter mehr, die ſich ihrer hätte annehmen können: der König, ihr Vater, deſſen Fehler die Weichherzigkeit nie geweſen war, blieb bei ihren Vorſtellungen und Thränen ungerührt, und ſie mußte mit den Geſandten des Königs Runzelwig abreiſen.

Während alles dieß vorging, hatte Prinz Krummbuckel ſchlimme Zeit in ſeinem Thurme. Kein Menſch durfte ein Wort mit ihm reden; er hatte außer ſeinen alten Büchern nicht den geringſten Zeitvertreib; man gab ihm ſchlecht zu eſſen, und ſeine Hüter hatten Befehl, ihn durch alle Arten von übler Begegnung mürbe zu machen. König Runzelwig war ein Mann, der ſich Gehorſam zu verſchaffen wußte: aber gleichwohl hatten die Leute den Prinzen ſo lieb, daß die Befehle ſeines hartherzigen Vaters eben nicht auf's ſtrengſte vollzogen wurden.

Eines Tages, da er in einer großen Gallerie auf- und abging und den Gedanken über ſein trauriges Schickſal nachhing, das ihn ſo häßlich und mißgeſchaffen hatte geboren werden laſſen und ihm nun mit aller Gewalt auch noch ein Scheuſal zur Gemahlin aufdringen wollte, warf er die Augen von ungefähr auf die Fenſterſcheiben, die er mit Bildern von trefflicher Zeichnung und von den lebhafteſten Farben bemalt ſah. Weil er ein großer Liebhaber der Kunſt war, ſo verweilte er mit größerm Vergnügen bei dieſer Glasmalerei; aber was die darauf vorgeſtellten Hiſtorien bedeuten ſollten, konnte er nicht herausbringen. Seine Verwunderung nahm nicht wenig zu, da er auf einem dieſer Gemälde einen Menſchen erblickte, der ihm ſo ähnlich ſah, als ob es ſein Bildniß geweſen wäre. Dieſer Menſch befand ſich in dem oberſten Geſchoße des Thurmes, und ſuchte in der Mauer, wo er einen goldenen Dietrich fand, mit welchem er ein Kabinet aufſchloß. Es war noch viel anderes, das ihm ſonderbar vorkam; aber das Allerſonderbarſte dauchte ihm doch, daß er beinahe auf allen Scheiben ſein Bildniß antraf. Unter anderem ſah er auch eine wunderſchöne junge Dame von ſo feiner und geiſtreicher Geſichtsbildung, daß er ſich gar nicht ſatt an ihr ſehen konnte. Sein Herz ſchien ihm etwas bei dieſem Bilde zu ſagen, das es ihm noch nie geſagt hatte, und er verweilte ſo lange dabei, bis die Nacht einbrach und er nichts mehr unterſcheiden konnte.

Wie er wieder in ſein Zimmer zurückkam, nahm er das erſte alte Manuſcript vor, das ihm in die Hände fiel. Die Blätter waren von Pergament mit zierlich bemalten Randern, und die Deckel, in die es geheftet war, von Gold, mit verſchlungenen Namens-Buchſtaben von blauem Schmelz. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, da er es aufſchlug und die nämlichen Perſonen und Geſchichten darin gemalt fand, die er auf den Fenſterſcheiben geſehen hatte! Es war auch etwas darunter geſchrieben; aber er konnte mit aller Mühe, die er ſich gab, nicht herausbringen, was es bedeutete. Indem er darin herumblätterte, fand er ein Blatt, worauf ein Chor Muſikanten gemalt war, die ſich ſogleich zu beleben ſchienen und zu muſicieren anfingen. Er kehrte das Blatt um, und fand ein anderes, wo Ball gegeben wurde; die Damen waren alle ſehr ſchön und prächtig geputzt, und alles fing zu tanzen und zu ſpringen an. Er kehrte noch ein Blatt um, und ihm kam der Duft eines herrlichen Gaſtmahls entgegen: eine Menge kleiner Figuren ſaßen um eine lange Tafel und ließen ſich's ſchmecken. Eine davon wandte ſich an ihn. Auf deine Geſundheit, Prinz Krummbuckel, ſagte ſie: laß dir's angelegen ſein, uns unſere Königin wieder zu geben; wenn du es thuſt, ſo wird es dein Schade nicht ſein; thuſt du es nicht, ſo wird dir's übel bekommen.

Bei dieſen Worten überfiel den Prinzen, wie natürlich, eine ſolche Furcht, daß er das Buch aus der Hand fallen ließ und mit einem Schrei in Ohnmacht ſank. Seine Wächter liefen herbei und ließen nicht nach, bis ſie ihn wieder zu ſich ſelbſt brachten. Wie er wieder reden konnte, fragten ſie ihn, was ihm denn begegnet wäre? Er antwortete ihnen: man gebe ihm ſo ſchlecht und wenig zu eſſen, daß er ganz ſchwach davon würde, und tauſend ſeltſame Einbildungen ihm durch den Kopf liefen; und ſo wäre es ihm vorgekommen, er ſehe und höre in dieſem Buche ſo erſtaunliche Dinge, daß er vor Entſetzen die Beſinnung verloren habe. Seine Hüter betrübten ſich darüber und brachten ihm ſogleich etwas Beſſeres zu eſſen, wiewohl es ihnen ſcharf verboten war. Nachdem er gegeſſen hatte, nahm er das Buch in ihrer Gegenwart wieder vor, und da er von allem dem, was er vorhin geſehen zu haben glaubte, nichts mehr fand: ſo zweifelte er nicht mehr, daß es bloße Einbildungen geweſen ſein müßten.

Am folgenden Tage ging er wieder in die Gallerie, und ſah alles wieder, was er geſtern auf den gemalten Fenſterſcheiben geſehen hatte; auch fand er die ſchöne junge Perſon wieder, die einen Abdruck ihres Bildes in ſeinem Herzen zurückgelaſſen hatte. Ueberall fand er ſich ſelbſt, in einer eben ſolchen Kleidung wie die ſeinige; und immer ſtieg dieſe Figur in das oberſte Geſchoß des Thurmes und fand den goldenen Dietrich in der Mauer. Dahinter muß ein ſonderbares Geheimniß ſtecken, ſprach er zu ſich ſelbſt: diesmal habe ich gut gegeſſen; es kann kein leeres Traumbild ſein. Vielleicht finde ich im oberſten Geſchoß etwas, das mir Licht in der Sache gibt. Er ſtieg hinauf, ſchlug mit einem Hammer an die Mauer, glaubte eine Stelle, welche hohl ſchallte, zu bemerken, ſchlug ein Loch hinein, und fand einen zierlich gearbeiteten goldenen Dietrich. Indem er ſich bedachte, wozu er ihn wohl gebrauchen könnte, ward er in einem Winkel einen alten Schrank von ſchlechtem Holze gewahr. Er ſah ſich überall daran nach einem Schloſſe um, aber vergebens; er konnte nirgends finden, wie er aufzumachen wäre. Endlich bemerkte er ein kleines Loch; und da ihm ſogleich einfiel, daß ihm ſein Dietrich hier dienlich ſein könnte, ſo ſteckte er ihn hinein, zog hierauf mit aller Gewalt, und der Schrank ging auf. Nun fand ſich's, daß er von innen ſo ſchön war, als er von außen alt und ſchlecht geſchienen hatte. Alle Schubladen waren zierlich mit Ambra oder Bergkryſtall eingelegt; und wenn man eine herauszog, fand man oben, unten und zu beiden Seiten wieder kleinere, die mit Deckeln von Perlmutter von einander abgeſondert und mit einer unendlichen Menge ſeltner und koſtbarer Sachen angefüllt waren. Der Prinz fand darin die ſchönſten Waffen von der Welt, reiche Kronen, ſchöne Bildniſſe, herrliche Juwelen und andere Dinge, die ihm großes Vergnügen machten. Er zog immer mehr heraus, ohne es müde zu werden, und ohne daß es ein Ende nehmen wollte. Endlich fand er auch einen kleinen Schlüſſel, der aus einem einzigen Smaragd geſchnitten war, und womit er eine kleine Thüre am Boden des Schrankes aufmachte. Als ſie aufging, wurde er von dem Glanz eines Karfunkels ganz geblendet, der den Deckel einer aus dem nehmlichen koſtbaren Steine gearbeiteten großen Schale ausmachte. Er hob ihn ab: aber wie wurde ihm zu Muthe, als er ſie mit Blut angefüllt und eine abgehauene Mannshand darin ſah, die ein reich beſetztes Bildniß zwiſchen den Fingern hielt! Er fuhr bei dieſem Anblick zuſammen, ſeine Haare richteten ſich empor, ſeine Kniee ſchlugen aneinander, und er konnte ſich kaum auf ſeinen Füßen erhalten. Er ſetzte ſich auf den Boden und hielt die Schale immer noch mit weggewandten Augen in der Hand, unſchlüſſig, ob er ſie wieder hinſtellen, wo er ſie gefunden, oder was er mit ihr anfangen ſollte. Daß irgend ein großes Geheimniß hinter allem dem, was ihm in dieſem Thurme begegnet war, verborgen ſein müſſe, ſchien ihm nicht zweifelhaft. Die Worte, welche die kleine Figur in dem wundervollen Buche zu ihm geſprochen hatte, kamen ihm wieder in den Sinn. Sein Glück oder Unglück konnte davon abhängen, wie er ſich in dieſem Augenblicke benehmen würde; und dieſe außerordentlichen Dinge ſchienen ihn auch zu außerordentlicher Entſchloſſenheit aufzufordern. Kurz, er rief allen ſeinen Muth zuſammen, that ſich Gewalt an, die Augen auf dieſe in Blut gebadete Hand zu heften, und, o du unglückliche Hand, ſprach er, wenn du mich durch irgend ein Zeichen von deinem Schickſale benachrichtigen kannſt, und ich fähig bin, dir zu dienen, ſo ſei gewiß, daß ich ein Herz habe, alles für dich zu thun.

Bei dieſen Worten ſchien die Hand ſich auf einmal zu beleben, ſie bewegte ihre Finger und ſprach mit ihm durch Zeichen, die er, weil er dieſe Art von Sprache ehemals gelernt hatte und viele Fertigkeit darin beſaß, ſo gut verſtand, als ob Jemand in ſeiner Mutterſprache mit ihm geſprochen hätte. Wiſſe, ſagte ſie ihm, daß du alles für denjenigen thun kannſt, von welchem die Wuth eines Eiferſüchtigen mich abgeſondert hat. Du ſiehſt in dieſem Bilde die Anbetenswürdige, die meines Unglücks Urſache iſt. Begieb dich unverzüglich in die Gallerie, und gieb Acht auf die Stelle, die von den einfallenden Sonnenſtrahlen am ſtärkſten vergoldet wird: dort ſuche, und du wirſt meinen Schatz finden. — Hier hörte die Hand auf zu reden, wiewohl der

Prinz noch verſchiedene Fragen an ſie that. Endlich fragte er, wo er ſie hinthun ſollte, und ſie antwortete ihm wieder durch Zeichen, er ſollte ſie wieder in den Schrank legen. Er gehorchte, ſchloß alles wieder zu, verbarg den Dietrich in der Mauer, wo er ihn gefunden hatte, und ſtieg, voll Ungeduld nach dem weitern Erfolg, wieder in die Gallerie hinab.

Bei ſeinem Eintritt fingen die Fenſterſcheiben außerordentlich an zu zittern und zu klirren; er ſah umher, um zu bemerken, wohin die Sonnenſtrahlen fielen, und bemerkte, daß es auf das Bildniß eines jungen Menſchen war, deſſen Schönheit und edle Miene ihn ganz bezauberte. Er rückte dieſes Gemälde weg und fand nichts, als ein Getäfel von Ebenholz mit goldenen Leiſten, wie an den übrigen Wänden der Gallerie: aber, da er ſeine Fenſterſcheiben zu Rathe zog, ſah er, daß es ſich aufſchieben ließ. Er ſchob es alſo auf, und befand ſich nun am Eingang eines Vorſaals von Porphyr, der mit ſchönen Bildſäulen geziert war und zu einer breiten Treppe von Agat führte, deren Seitenlehnen mit Gold eingelegt waren. Er ſtieg hinauf, kam in einen Saal, wo die Wände mit ſpiegelhellem Laſur überzogen waren, und aus dieſem in eine lange Reihe herrlicher Zimmer, deren immer eines das andere an Pracht und Glanz und Schönheit der Malereien und Koſtbarkeit der Einrichtung übertraf; bis er ſich endlich in einem Kabinet befand, wo er auf einem prächtigen Ruhebette eine Dame von außerordentlicher Schönheit erblickte, die zu ſchlafen ſchien. Indem er ſo leiſe als möglich hinzutrat, glaubte er zu ſehen, daß ſie vollkommen dem Bildniß gleiche, welches ihm die abgehauene Hand gezeigt hatte. Ihr Schlummer ſchien unruhig zu ſein, und ihr reizendes Geſicht etwas Schmachtendes und die Spuren eines langwierigen Grams zu verrathen.

Der Prinz betrachtete ſie noch mit großer Aufmerkſamkeit und Rührung, indem er aus Furcht, ſie aufzuwecken, den Athem zurückhielt, als ſie im Schlafe zu ſprechen anfing, und in folgende, von Seufzern unterbrochene Worte ausbrach: „Denkſt du, Treuloſer, daß ich dich jemals lieben könne, nachdem du mich von meinem Alzindor entfernt haſt? Du, der vor meinen Augen ſich unterſtand, eine ſo liebe Hand von einem Arme zu trennen, der dir ewig furchtbar bleiben muß! Denkſt du mir auf ſolche Art deine Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu beweiſen? — O Alzindor, mein Geliebter! ſoll ich dich denn niemals wieder ſehen?“ — Der Prinz ſah mit äußerſter Bewegung, wie die Thränen bei dieſen Worten unter ihren geſchloſſenen Augenliedern hervordrangen und über ihre blaſſen Wangen herunter rollten. Er ſtund noch am Fuße des Ruhebettes, ungewiß, ob er ſie wecken oder noch länger in einem ſo traurigen Schlummer laſſen ſollte, als ihn auf einmal eine liebliche Muſik, wie von einer Menge zuſammenſtimmender Nachtigallen und Diſtelfinken überraſchte; und gleich darauf kam ein Adler von ungewöhnlicher Größe herangeflogen, der einen goldenen Zweig voll kirſchenförmiger Rubinen in ſeinen Klauen hielt. Er heftete ſeine Augen unverwandt auf die ſchlafende Schöne; dann entfaltete er plötzlich ſeine Flügel, um mit einer Sehnſucht, die in allen ſeinen Federn und Schwingen zitterte, auf ſie zuzufliegen; aber eine unſichtbare Gewalt ſchien einen magiſchen Kreis um ſie gezogen zu haben, den er nicht durchdringen konnte. Jetzt betrachtete er den Prinzen mit großer Aufmerkſamkeit, näherte ſich ihm und gab ihm den goldenen Zweig. In dieſem Augenblick erhoben die Vögel, die ihn begleiteten, ein melodiſches, aber ſo durchdringendes Getöne, daß es in allen Gewölben des Pallaſtes wiederhallte.

Der Prinz, deſſen Verſtand nicht müßig war, alle dieſe Ereigniſſe mit einander zu vergleichen, ſchloß daraus, daß dieſe Dame ohne Zweifel bezaubert und die Ehre, ſie zu befreien, ihm vorbehalten ſei. Er näherte ſich ihr, ſetzte ein Knie auf den Boden und berührte ſie mit dem goldenen Zweige. Alsbald erwachte die ſchöne Dame, erblickte den entfliehenden Adler und rief ihm mit ausgebreiteten Armen nach: Bleibe, mein Geliebſter, bleibe! Aber der königliche Vogel ſtieß einen traurigen und durchdringenden Laut aus und flog mit allen ſeinen befiederten Sängern fort.

Die Dame wandte ſich hierauf ſogleich zum Prinzen: Verzeih', ſprach ſie, daß eine Empfindung, welche ſtärker iſt, als ich, der Dankbarkeit zuvorgekommen iſt. Ich weiß, was ich dir ſchuldig bin; du haſt mich an das Licht zurückgerufen, das ich ſeit zweihundert Jahren nicht geſehen habe; du allein konnteſt es, und der Zauberer, deſſen verhaßte Liebe die Urſache alles meines Unglückes iſt, vermochte nicht zu verhindern, was das Schickſal durch dich zu bewirken beſchloſſen hatte. Es ſteht in meiner Macht, dir meine Dankbarkeit zu beweiſen, und ich brenne vor Verlangen, ſie auszuüben. Sage mir, was du wünſcheſt: ich bin eine Fee und will meine ganze Macht anwenden, dich glücklich zu machen. — Große Frau, antwortete Krummbuckel, wenn Eure Wiſſenſchaft bis in's Innere der Herzen eindringen kann, ſo müßt Ihr ſehen, daß ich, mit allem was ich mein Unglück nennen muß, weniger zu beklagen bin, als Jemand anders. — Dieß iſt eine Wirkung deines geſunden Verſtandes, verſetzte die Fee; aber gleichwohl kann ich den Gedanken nicht ertragen, deine Schuldnerin zu bleiben. Was wünſcheſt du? rede! — Ich wünſche Euch den ſchönen Alzindor wieder zu geben, ſagte der Prinz. — Die Fee heftete einen Blick auf ihn, worin Bewunderung und Freundſchaft ſich auf eine ſchöne Art ausdrückten; ich fühle den Werth dieſer Großmuth, ſprach ſie; aber was du wünſcheſt, muß durch eine andere Perſon zu Stande gebracht werden, die dir nicht gleichgültig iſt. Dieß iſt alles, was ich dir ſagen kann. Laß mich alſo nicht länger vergebens bitten! Verlange etwas, das dich ſelbſt angeht! — Schöne Fee, antwortete der Prinz, Ihr ſehet, wie mich die Natur gemißhandelt hat; zum Spotte nennt man mich Krummbuckel. Ich verlange kein Adonis zu ſein, aber wenn ich nur nicht lächerlich ausſähe. — Du verdieneſt mehr als dieß, ſagte die Fee, indem ſie ihn dreimal mit dem goldenen Zweige berührte; gehe, und ſei ſo ſchön von außen, als du es von innen biſt!

Mit dieſen Worten verſchwand die Fee aus ſeinen Augen, der Pallaſt und alle die Wunderdinge, die der Prinz darin geſehen hatte, verſchwanden mit ihr, und er befand ſich in einem dicken Walde, mehr als hundert Meilen von dem Thurme, wo ihn der König Runzelwig hatte einſperren laſſen.

Während ſich dieſes mit dem Prinzen zutrug, geriethen ſeine Wächter in die entſetzlichſte Verlegenheit, als ſie ihn um die Zeit des Abendeſſens nicht in ſeinem Zimmer fanden. Sie ſuchten ihn überall im ganzen Thurme und ſielen faſt in Wahnſinn, da nirgend die geringſte Spur, was aus ihm geworden ſein könnte, zu ſehen war. Dem Könige die Wahrheit von der Sache zu hinterbringen, war keine Möglichkeit; er würde ihnen nicht geglaubt, ſie für Mitſchuldige an der Flucht ſeines Sohnes gehalten und ſie dafür auf's grauſamſte beſtraft haben. Nach langem Berathen fanden ſie keine beſſere Auskunft, als den kleinſten von ihnen mit einem großen Buckel auszuſtaffiren, ihn, als ob es der Prinz wäre, bei gezogenen Verhängen in Krummbuckels Bette zu legen, und dem Könige die Nachricht zu bringen, daß ſein Sohn ſehr unpäßlich ſei. Dieſer Anſchlag wurde ungeſäumt in's Werk geſetzt. Runzelwig, der ſich einbildete, der Prinz ſtelle ſich nur krank, um ihn zu erweichen und ſeine Freiheit wieder zu erhalten, würdigte die Nachricht von ſeiner vorgegebenen Krankheit keiner Aufmerkſamkeit; je gefährlicher ſie die Sache machten, je gleichgültiger zeigte ſich der König dabei; und dieß war es eben, was die Hüter gehofft hatten.

Inzwiſchen war Prinzeſſin Murmelthier, in eine Sänfte beſtmöglich eingepackt, am Hofe König Runzelwigs glücklich angelangt. Der König ging ihr entgegen; aber wie man ſie, nicht ohne viele Mühe, aus ihrer Maſchine herausgehoben hatte, und er ſie ſo verwachſen, krüppelhaft und mißgeſchaffen fand, daß ſie kaum einer menſchlichen Figur ähnlich ſah, konnte er ſich nicht enthalten, ihr ein Kompliment zu machen, das für eine Schwiegertochter und zum Willkomm eben nicht ſehr verbindlich war. Ei, zum Henker, Prinzeſſin, ſagte er, es ſteht Ihnen auch wohl an, meinen Krummbuckel zu verachten. Ich läugne es nicht, er iſt ein häßliches Thier; aber, wahrhaftig, er iſt es noch bei weitem nicht ſo ſehr als Sie. — Gnädiger Herr, antwortete die Prinzeſſin, ich gefalle mir ſelbſt nicht genug, um über die Unhöflichkeiten, welche Sie mir ſagen, empfindlich zu werden; indeſſen weiß ich nicht, ob Sie es für ein Mittel halten, mich deſto eher zur Liebe ihres reizenden Krummbuckels zu verleiten. Aber dieß erkläre ich hiemit, daß ich ihn, ungeachtet meiner armſeligen Geſtalt, nicht heirathen werde, und lieber ewig die Prinzeſſin Murmelthier, als die Königin Krummbuckel heißen will. — Der König Runzelwig entrüſtete ſich nicht wenig über dieſe Antwort. Sie irren ſtark, verſetzte er, wenn Sie damit loszukommen denken. Da ich mich einmal in die Sache eingelaſſen habe, ſo muß ſie zu Stande kommen, das können Sie verſichert ſein. Ich muthe Ihnen nicht zu, daß Sie meinen Sohn lieben ſollen; aber, bei Gott! Sie ſollen ihn heirathen, Prinzeſſin, und wenn Sie an ihm erſticken müßten! Ihr Herr Vater, der über Sie zu befehlen hat, hat mir ſein Recht abgetreten, indem er

Sie in meine Hände geliefert hat, und ich werde es geltend zu machen wiſſen. — Es gibt Fälle, erwiederte die Prinzeſſin, wo uns das Recht zu wählen zuſteht. Man hat mich wider meinen Willen hieher gebracht, und ich werde Sie als meinen tödtlichſten Feind anſehen, wenn Sie Gewalt gegen mich gebrauchen. — Der König, den dieſe Rede noch mehr aufbrachte, entfernte ſich, ohne ihr weiter zu antworten, ließ ſie in die Zimmer des Pallaſtes bringen, die er für ſie hatte zurecht machen laſſen, und gab ihr einige Hofdamen, die den Auftrag hatten, alles zu verſuchen, um ſie auf andere Gedanken zu bringen. Dieſe Damen thaten ihr möglichſtes, ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen. Sie fanden bald Urſache genug, die Prinzeſſin wegen der Vorzüge ihres Geiſtes zu bewundern; und ihre ungemeine Leutſeligkeit kam ihnen, indem ſie ſich um ihr Vertrauen bewarben, auf halbem Wege entgegen; aber ſobald ſie die Saite, deren Ton der Prinzeſſin ſo zuwider war, berühren wollten, hörte ihre Gefälligkeit auf, und ſie mußten alle Hoffnung aufgeben, über dieſen Punkt etwas bei ihr auszurichten.

Bald hernach kamen die Wächter des Prinzen, welchen bange ward, daß der König ihre Liſt und die Flucht ſeines Sohnes auf die eine oder die andere Art entdecken möchte, und kündigten ihm in großer Beſtürzung an, daß er geſtorben ſei. Runzelwig, ſo hartherzig er vorher geweſen war, kam bei dieſer Nachricht von Sinnen; er heulte und tobte wechſelsweiſe; und weil er ſonſt Niemand fand, über den er ſeine Wuth mit einigem Schein des Rechts hätte auslaſſen können, ſo mußte es die Prinzeſſin entgelten, und er ließ ſie unverzüglich ſtatt des Verſtorbenen in den Thurm einſperren.

Die arme Prinzeſſin wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie ſich auf einmal ſo übel behandelt ſehen mußte; und da es ihr nicht an Herz fehlte, ſo ſprach ſie, wie es ihr gebührte, gegen ein ſo ungebührliches Verfahren. Sie glaubte, man würde es dem Könige hinterbringen, aber es unterſtand ſich Niemand, mit ihm davon zu ſprechen. Sie ſchrieb auch an ihren Vater, wie übel man mit ihr umginge, und lebte immer der Hoffnung, daß er bald Mittel finden würde, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen. Aber ſie hoffte vergebens; alle ihre Briefe wurden aufgefangen und dem Könige gebracht.

Inzwiſchen ſuchte ſie ſich ihre Gefangenſchaft ſo gut ſie konnte, zu erleichtern, und ging alle Tage in die Gallerie, um die Gemälde auf den Fenſterſcheiben zu betrachten. Nichts kam ihr ſonderbarer vor, als die Menge außerordentlicher Dinge, die ſie darauf vorgeſtellt ſah, und daß ſie überall ſich ſelbſt abgebildet fand. Es muß, dachte ſie, ſeit ich in dieſem Lande bin, die Maler eine ſeltſame Krankheit überfallen haben, daß ſie ſo viel Vergnügen daran finden, mich zu malen, als ob es ſonſt keine lächerlichen Figuren gäbe, als die meinige. Oder iſt ihre Abſicht nur, die Schönheit dieſer reizenden jungen Schäferin durch den Contraſt noch mehr zu erheben? — Gleich darauf fiel ihr auch ein junger Schäfer in die Augen, deſſen ungemeine Schönheit ſie nicht gleichgültig betrachtete. Wie ſehr iſt man zu bedauren, ſagte ſie, wenn man von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelt worden iſt, wie ich! wie glücklich müſſen ſich dieſe ſchönen Leute fühlen! — Bei dieſen Worten traten ihr die Thränen in die Augen. Sie warf einen Blick in einen Spiegel und fand ſich ſo abſcheulich, daß ſie ſich nicht ſchnell genug wieder umdrehen konnte. Indem ſah ſie, nicht ohne Entſetzen, ein kleines altes Weibchen vor ſich ſtehen, das noch weit häßlicher war, als ſie ſelbſt; ihre Geſtalt und ſchlechte Kleidung, welche völlig ſo waren, wie man in den Mährchen die Feen zuweilen erſcheinen ſieht, und dieſe plötzliche Art, auf einmal da zu ſein, brachte die Prinzeſſin ſogleich auf die Vermuthung, daß ſie eines dieſer wundervollen Weſen vor ſich ſtehen ſehe.

Prinzeſſin, ſprach das alte Mütterchen zu ihr, wie du mich hier ſieheſt, bin ich mächtig genug, dir das zu geben, deſſen Ermanglung dir ſo ſchmerzlich iſt. Wähle zwiſchen Schönheit und Tugend! Willſt du ſchön ſein? du ſollſt es werden; aber ſobald du ſchön biſt, wirſt du eitel, kokett und — noch etwas Aergeres werden; willſt du bleiben wie du biſt, ſo wirſt du gut, verſtändig und beſcheiden bleiben. Wähle! — Da iſt nichts zu wählen, antwortete die Prinzeſſin, indem ſie der Fee in die Augen ſah; aber iſt denn die Schönheit mit der Jugend ſo unverträglich? — Nicht durchaus, antwortete die Alte; aber wenn ſie nun gerade bei dir unverträglich ſind? — Nun, rief die Prinzeſſin mit entſchloſſenem Tone, ſo will ich ewig häßlich bleiben! — Bedenke dich wohl, ſprach die Fee; ich will dir nichts Unangenehmes ſagen, aber — es iſt doch etwas ſeltſames, daß Jemand lieber Grauſen erwecken als gefallen wollen kann. — Lieber alles Unglück in der Welt, erwiederte die Prinzeſſin, als einen Augenblick aufhören, edel und gut zu ſein. — Ich hatte blos für dich meinen weißen und gelben Muff mitgebracht, fuhr die Alte fort; hätteſt du am gelben Ende hineingeblaſen, ſo würdeſt du auf der Stelle ſo ſchon geworden ſein, wie dieſe Schäferin, die du ſo ſehr bewundert haſt, und du wurdeſt den ſchönen Hirten, deſſen Bild deine Augen mehr als einmal auf ſich zog, zum Liebhaber bekommen haben. Haucheſt du hingegen am weißen Ende hinein, ſo wirſt du bleiben wie du biſt, aber immer feſter auf dem Wege der Tugend fortſchreiten, den du ſchon ſo muthig betreten haſt. — O mein liebes Mütterchen, rief die Prinzeſſin, verſagt mir dieſe Wohlthat nicht; ſie wird hinlänglich ſein, um mich über die Verachtung der Welt hinwegſetzen zu können. Die Fee gab ihr den Muff und die Prinzeſſin vergriff ſich nicht; ſie hauchte in das weiße Ende und die Fee nahm ihren Muff wieder und verſchwand.

Wir müſſen aufrichtig ſein: es gab Augenblicke, wo die gute Prinzeſſin nicht ihre Wahl bereute, aber — wo ſie doch ſehr lebhaft den Werth des Opfers fühlte, das ſie der Tugend gebracht hatte. Indeſſen fehlte es ihr, auch in ſolchen Augenblicken, nicht an guten Gedanken, die ſie nicht nur bald wieder mit ſich ſelbſt zufrieden machten, ſondern ihre Seele noch mit einem Licht und einem Wonnegefühl erfüllten, das nur das innige Bewußtſein unſers innern Werthes, und daß wir gedacht und gehandelt haben, wie wir ſollen, gewähren kann.

Inzwiſchen hoffte ſie noch immer, daß ihre Briefe an ihren Vater nicht ohne Wirkung bleiben, und daß er, wenn Runzelwig in Güte nicht zu bewegen wäre, an der Spitze eines Kriegsheeres kommen würde, ſeine einzige Tochter zu befreien. Sie erwartete dieſen Augenblick mit Schmerzen, und hätte gar zu gern in das oberſte Geſchoß des Thurmes hinaufſteigen mögen; aber mit einer Figur wie die ihrige ſchien es eine völlige Unmöglichkeit. Doch, was iſt dem Entſchloſſenen und Geduldigen unmöglich? Genug, ſie verſuchte es, und wiewohl ſie mehr als zwanzigmal abſetzen und ausruhen mußte, und beinahe einen halben Tag darüber zubrachte, ſo erkroch ſie doch endlich mit unſäglicher Mühe die oberſte Stufe. Ihr erſtes war, durch's Fenſter in's Feld hinauszuſehen. Da ſie aber immer nichts kommen ſah, entfernte ſie ſich vom Fenſter, um ein wenig auszuruhen; und indem ſie ſich an die Mauer anlehnte, welche Prinz Krummbuckel aufgeriſſen und ziemlich ſchlecht wieder zugeflickt hatte, ging ein Stein los, und der goldne Dietrich fiel klingelnd auf den Boden vor ſie hin. Sie hob ihn auf und bedachte ſich, wozu er wohl dienen könnte; und da ſie an dem Schranke kein Schloß, ſondern nur eine Oeffnung ſah, in welche der Dietrich paßte, ſo fiel ihr ſogleich ein, zu verſuchen, ob ſich der Schrank nicht mit Hülfe deſſelben öffnen laſſen würde. Es gelang ihr auch, wiewohl mit vieler Mühe, und ſie war nicht weniger als der Prinz über alle die ſchönen und ſeltenen Sachen entzückt, womit die unzähligen Schubladen angefüllt waren. Endlich fand ſie auch das goldene Thürchen, die Schale von Karfunkel und die im Blut ſchwimmende Hand. Sie fuhr über ihrem Anblick zuſammen und würde das Gefäß vor Entſetzen haben fallen laſſen, wenn eine unſichtbare Gewalt ſie nicht gehalten hätte. Indem hörte ſie eine liebliche

Stimme, die zu ihr ſagte: Faſſe Muth, Prinzeſſin, deine Glückſeligkeit hängt an dieſem Abenteuer. — Ach Gott! ſprach ſie zitternd, was vermag ich zu thun? — Du mußt, ſprach die Stimme, dieſe Hand mit dir in dein Zimmer nehmen und ſie unter deinem Hauptpolſter verbergen; und wenn du einen Adler an dein Fenſter kommen ſiehſt, ſo öffne ihm das Fenſter und gib ſie ihm.

Es ſind wohl wenig Dinge, vor denen die weibliche Natur mit ſolchem Grauen zurückſchaudert, wie vor dem, was die Stimme der Prinzeſſin zumuthete. Das Herz kehrte ſich ihr bei dem bloßen Gedanken im Leibe um. Aber auf der andern Seite war es augenſcheinlich, daß höhere Mächte hier im Spiele waren, und ſie fühlte ſich aufgefordert, in einer ſo außerordentlichen Angelegenheit auch außerordentlichen Muth zu äußern; denn ohne Zweifel hing irgend eine große Entwickelung von ihrer Entſchließung in dieſem Augenblicke ab. Sie nahm alſo alle ihre Herzhaftigkeit zuſammen, ergriff ſchaudernd die abgehauene Hand, die einem Körper von großer Schönheit und Stärke angehört zu haben ſchien, und erſtaunte nicht wenig, ſie, ſobald ſie aus dem Gefäße herausgenommen war, ſo rein zu ſehen, als ob ſie aus dem weißeſten Wachſe gebildet wäre. Sie hüllte ſie in ein reines Tuch, das ſie bei ſich hatte, ſchob hierauf alle Schubladen wieder hinein, ſchloß den Schrank zu und verbarg den goldenen Dietrich ſo gut ſie konnte, wo ſie ihn gefunden hatte. Bald darauf kamen ihre Dienerinnen, die über ihr ungewöhnliches Verſchwinden in große Unruhe gerathen waren und ſie überall im ganzen Thurme geſucht hatten, bis es ihnen endlich einfiel, ſie unter dem Dache zu ſuchen. Sie konnten nicht begreifen, wie die Prinzeſſin ohne ein Wunderwerk habe heraufkommen können, und trugen ſie wieder herunter, ohne daß ſie ihnen etwas von den außerordentlichen Dingen, die ihr begegnet waren, verrathen hätte.

Es vergingen zwei Tage, ohne daß ſich etwas Ungewöhnliches ſehen ließ; aber in der dritten Nacht hörte ſie ein Geräuſch an ihren Fenſtern. Sie zog ihren Vorhang auf und erblickte beim Mondſchein einen großen Adler, der mit ſeinen Flugeln an das Fenſter ſchlug. Sie kroch ſo gut ſie konnte aus ihrem Bette heraus, rutſchte an's Fenſter und öffnete es, um den Adler hereinzulaſſen, der durch das Getöſe, das er mit ſeinen Flugeln machte, ihr ſeine Freude und Dankbarkeit bezeigen zu wollen ſchien. Sie ſäumte nicht, ihm die Hand darzureichen. Er nahm ſie in ſeine Klauen und verſchwand; aber wenige Augenblicke darauf ſah ſie den ſchönſten Jüngling vor ſich ſtehen, den ſie jemals geſehen hatte. Er war von mehr als gewöhnlicher Größe; ſeine Geſichtsbildung hatte etwas unbeſchreiblich Edles und Anmuthsvolles; ein reiches Diadem funkelte um ſeine Stirne, und in ſeinem ganzen Anſehen war etwas Blendendes, das ein Weſen von höherer Gattung anzukünden ſchien. Prinzeſſin, ſagte er, eine höhere Macht waltet über mein Schickſal, wie über das deinige; ſie bediente ſich deiner, um mich in meinen natürlichen Stand wiederherzuſtellen; du haſt ein Recht an meine wärmſte Dankbarkeit. Bei dieſen Worten berührte er die Prinzeſſin mit dem Bilde der Fee, das er in der Hand hatte, und verſchwand.

In dem nämlichen Augenblicke ſank die Prinzeſſin in eine angenehme Ohnmacht. Sie kam aber bald wieder zu ſich ſelbſt und war nicht wenig erſtaunt, ſich, ohne zu wiſſen wie es zugegangen, am Ufer eines Bachs, der von hohen Gebüſchen überſchattet war, in der anmuthigſten Gegend von der Welt zu finden. Aber wie groß war erſt ihr Erſtaunen, da ſie die Veränderung, welche während ihrer kurzen Ohnmacht mit ihrer Perſon vorgegangen, inne wurde, und bei einem Blick in das ruhige ſpiegelhelle Waſſer erkannte, daß ſie eben dieſe Schäferin war, deren Bild auf den Fenſterſcheiben der Gallerie ihr ſo bezaubernd geſchienen hatte. Sie mußte alle ihre Vernunft aufbieten, und kaum reichte ſie zu, um ſich zu überreden, daß ihr Selbſt noch das nämliche ſei. Bald beſorgte ſie, den Verſtand verloren zu haben, bald daß alles nur Täuſchung ſei, und daß ſie unverſehens wieder in die vorige Mißgeſtalt zuſammenſinken würde. In der That hätte die Veränderung, wiewohl ſie nur das Aeußerliche betraf, nicht größer ſein können; denn aus der elendeſten und grauenhafteſten Menſchenfigur, die jemals geweſen war, ſah ſie ſich in die ſchönſte liebreizendſte Perſon verwandelt. Ihr Wuchs hätte zu einer Diane oder Aurore, und ihre Geſichtsbildung und jugendliche Blüthe zu einer Hebe oder Pſyche das Modell abgeben können. Sie trug (wie die Schäferin, von welcher ſie nun das Original war) einen weißen, mit den feinſten Spitzen garnirten Anzug; ein Gürtel von kleinen Roſen und Jasminen, aus feinſter Schmelzarbeit, hielt ihr Gewand um die ſchlanken Hüften zuſammen; ihre ſchönen halbaufgebundenen Haare waren mit friſchen Blumen durchwunden, und zierliche Halbſtiefel von weißem Leder bekleideten den ſchönſten Fuß, der jemals den Sammt eines kurzbewachſenen Grasbodens betreten hatte. Sie fand einen vergoldeten Schäferſtab und einen mit Bändern und Blumen gezierten Hut neben ſich im Graſe, nebſt einer Heerde Schafe, die längs dem Ufer weideten, und auf ihre Stimme eben ſo folgſam hörten, als der neben ihnen wachende Hund, der ſie zu kennen ſchien und ihr liebkoſete.

Welch' eine wundervolle Verwandlung! und wie viele Betrachtungen hatte ſie darüber anzuſtellen! Vorher war ſie das häßlichſte aller Geſchöpfe geweſen, aber eine Prinzeſſin; jetzt das ſchönſte Mädchen, das die Sonne jemals beſchienen hatte, aber dafür auch nichts als eine Schäferin. Hatte ſie beim Tauſche gewonnen oder verloren? Gewonnen, ohne allen Zweifel; wenigſtens ſagte ſie es ſich ſelbſt mit der lebhafteſten Freude; aber es gab doch auch Augenblicke, wo ihr der Verluſt ihres hohen Rangs nicht ganz gleichgültig war. Da die Sonne noch ſehr hoch ſtand, und nur ſchwache Lüftchen die Hitze des Tages milderten, ſo ſchlummerte ſie unter dieſen Betrachtungen unvermerkt ein — und wir benutzen dieſe Gelegenheit, um zu ſehen, was indeſſen aus dem Prinzen Alazin (wie wir ihn künftig nennen wollen) geworden iſt. Wir verließen ihn bei dem Verſchwinden der Fee und des Zauberpallaſtes, wo ihm ſo wunderbare Dinge begegnet waren, hundert Meilen von ſeinem Thurme, in einem ihm unbekannten Walde, wo er, ſobald er zu ſich ſelbſt kommen konnte, über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, nicht weniger als die Prinzeſſin über die ihrige, in die angenehmſte Beſtürzung gerieth. Die Veränderung, welche das Berühren mit dem goldenen Zweige in ſeiner Figur hervorgebracht hatte, war ſo groß, daß Alazin den vormaligen Krummbuckel gar nicht mehr erkannte.

Es brauchte einige Zeit, bis er das fortdaurende Gefühl, daß er die nämliche Perſon ſei, die er kaum geweſen war, mit ſeiner jetzigen Geſtalt, die ein ganz neues Weſen aus ihm zu machen ſchien, in den gehörigen Einklang bringen konnte. Er kam inzwiſchen unvermerkt an einen von hohen Erlen beſchatteten Teich, wo ſein Erſtaunen auf's höchſte ſtieg, indem er die Entdeckung machte, daß er Zug für Zug dem ſchönen Schäfer glich, den er ſo oft, nicht ohne ſchmerzlichen Vergleich mit ſeiner damaligen Mißgeſtalt, auf den bemalten Fenſterſcheiben betrachtet hatte. Die Aehnlichkeit erſtreckte ſich bis auf die Kleidung, auch fand ſich, damit ihm nichts zu einem Schäfer abginge, unbemerkt eine Heerde ſchöner Schafe bei ihm ein, die ihn für ihren Herrn und Führer erkannte. Sogar für eine Hütte hatte die dankbare Fee geſorgt; Alazin fand ſie, mit allem Zugehör einer ſchäferiſchen Haushaltung, am Ende des Waldes, in einem anmuthigen Thale, durch welches ſich ein Bach ſchlängelte, an deſſen Ufern zu beiden Seiten, hie und da verſchiedene Schäferwohnungen zwiſchen fruchtbaren Bäumen, oder aus halbverdeckenden Gebüſchen hervorragten. Das ſüße Gefühl der Freiheit und das Vergnügen, eines verhaßten Namens mit einer noch verhaßtern Geſtalt los zu ſein, ließen ihn eine gute Weile nicht daran denken, daß er mit dieſer Figur und dieſem Namen auch ſein Königreich verloren hatte, und daß der Sohn und Erbe eines Königs ſich nun gefallen laſſen mußte, ſeinem Scepter nichts als eine Heerde Schafe und einen getreuen Hund unterthan zu ſehen. Aber endlich dachte er doch daran; und ſeine Betrachtungen darüber würden vielleicht nicht die angenehmſten geweſen ſein, wenn ſein Verſtand ihn nicht fähig gemacht hätte, ſich ſeinem Schickſale mit guter Art zu unterwerfen; zumal da er aus allem, was ihm begegnet war, augenſcheinlich erkennen mußte, daß es von einer wohlthätigen Macht geleitet werde.

Alazin hatte ſchon einige Zeit in dieſem Hirtenlande gelebt, wo ihm ſeine Geſtalt und ſein gefälliges Betragen in wenig Tagen die Herzen der rohen aber gutartigen Einwohner gewonnen hatte, als ihn ein geheimer Zug, den er für Zufall hielt, an den Ort führte, wo die ſchöne Schäferin ſchlummerte. Kaum war er nahe genug hinzugetreten, um ſie genau zu betrachten, als er das Original eben dieſer reizenden Schäferin in ihr erkannte, die er auf den Fenſterſcheiben der Gallerie ſo vielmals abgebildet gefunden, und niemals ohne die zärtlichſte Regung hatte anſehen können! Er würde, wofern er ſich nicht gleich an einen Baum angehalten hätte, von der heftigen Wirkung, die dieſe Ueberraſchung auf ſein ganzes Weſen machte, hingeſtürzt ſein. Aber er erholte ſich bald wieder, um ſie auf's neue anzuſchauen, oder vielmehr, das unbeſchreibliche Vergnügen, das er beim Anſchauen einer ſo vollkommenen Schönheit empfand, war die beſte Stärkung ſeiner vom erſten Anblick betäubten Sinne. Er ließ ſich vor ihr auf die Kniee nieder; ſein Auge, ſein Herz, ſein ganzes Weſen ſchien in eine einzige von ihr ausgefüllte Empfindung zuſammengezogen, und er würde bis in die Nacht in dieſem wonnevollen Anſchauen unverwandt geblieben ſein, wenn ſie nicht von ſelbſt erwacht wäre. Klaremonde (denn wir werden ihr nun, wie billig, ihren eigenen Namen wieder geben) hatte kaum die Augen aufgeſchlagen, als ſie in dem ſchönen Schäfer, den ſie in der ehrerbietigſten Stellung vor ſich knien ſah, eben denjenigen erkannte, deſſen Bild ihr in der Gallerie öfters vorgekommen war. Dieſer Umſtand, der ihn zu einer alten Bekanntſchaft machte, milderte bei ihr die Verlegenheit, in welcher ſie ſich befunden hätte, wenn er ihr ganz fremd geweſen wäre. Ihre Augen waren ſchon mit ſeiner Schönheit bekannt, und ihr Herz, an eine gewiſſe zärtliche Regung bei ſeinem Anblick eben ſo gewöhnt, war bereits zu ſehr dazu geſtimmt, gut von ihm zu denken, als daß es ihr hätte einfallen können, einiges Mißtrauen in ihn zu ſetzen. Zwei ſo vollkommene Perſonen, wie ſie beide waren, und deren Inneres ſo ſchön und rein zuſammenſtimmt, können einander nicht anſehen, ohne daß jedes das andere ſeiner würdig finde; ſie verſtehen einander in der erſten Minute beſſer, als gewöhnliche Menſchen nach einem jahrelangen Umgang. Das erſte, was ſie für einander fühlen, iſt Wohlwollen, und dieſes Wohlwollen iſt Freundſchaft, und dieſe Freundſchaft iſt, bei einem jungen Schäfer und einer jungen Schäferin, Liebe. Hiezu kommt noch, daß Klaremonde mit ihrer Verwandlung aus einem mißgeſchaffenen Murmelthiere in das ſchönſte aller Mädchen, zugleich aus einer Prinzeſſin in eine Schäferin verwandelt worden war. Zwar nicht ſo, daß ſie die Erinnerung an ihre Geburt und an die Vorrechte ihres vorigen Standes ganz darüber verloren hätte; aber bei einer Perſon von ihrem Geiſte und Herzen mußten dieſe Vorrechte in ihrem neuen Stande viel von ihrem anſcheinenden Werthe verlieren. Der Rang einer Prinzeſſin hat ſeine Ungemächlichkeiten; der niedrige Stand einer Schäferin ſeine Vortheile. Ueberdies, was für Urſache hätte die Schäferin Klaremonde haben können, ihren ehemaligen Stand noch immer geltend machen zu wollen? Was für Hoffnung konnte ſie ſich machen, wofern ſie auch den Weg in die Staaten ihres Vaters gefunden hätte, jemals für die Prinzeſſin Murmelthier erkannt zu werden? Sie hätte die Geſchichte ihrer Umgeſtaltung noch ſo lebhaft erzählen mögen, wer würde ſie geglaubt haben? — Mit dem ſchönen Alazin hatte es vollkommen die namliche Bewandtniß. — Iſt's möglich? rief Alazin, Sie ſind es? — Eben dieſe Frage ſchwebt auch auf meinen Lippen, ſagte Klaremonde. — Es ſind nur wenige Wochen, ſeit ich Ihr Bild auf den gemalten Glasſcheiben eines alten Thurmes geſehen habe, worin ich gefangen gehalten wurde, ſagte der ſchöne Schäfer. — Es ſind nur wenige Stunden, ſeit mir eben das mit dem Ihrigen geſchehen iſt, ſprach die ſchöne Schäferin. — Meine Geſchichte iſt ſeltſam; Sie würden ſie unglaublich finden, wenn ich ſie Ihnen erzählte, ſagte der Schäfer. — Eben das würde Ihnen mit der meinigen begegnen, ſagte die Schäferin. — „Ich wurde von meinem Vater in einen alten Thurm geſperrt, weil ich eine gewiſſe Prinzeſſin nicht heirathen wollte, die ſelbſt in ihrem Bildniſſe, wiewohl ihr der Maler unfehlbar geſchmeichelt hatte, ſo häßlich ausſah, daß es keine Möglichkeit war ſie zu heirathen.“ — Und ich wurde von meinem Schwiegervater eingeſperrt, weil ich nicht die Gemahlin ſeines Sohnes werden wollte, den ich zwar ſelbſt nie geſehen habe, aber vor deſſen bloßem Bildniß das Herz ſich mir im Leibe umkehrte. — „Ich war damals nicht was ich jetzt bin, fuhr der Schäfer fort, und wie häßlich auch Derjenige ſein mochte, den man ihnen zum Gemahl aufdringen wollte, ſo konnt' er's doch gewiß nicht mehr ſein als ich.“ — Ich war damals auch nicht, was ich jetzt ſcheinen mag, verſetzte die Schäferin; aufrichtig zu reden, meine Figur war ſo krüppelhaft, daß mich Niemand ohne Mitleid anſehen konnte, und doch ſo lächerlich dabei, daß man ſich in die Lippen beißen mußte, um mir nicht in's Geſicht zu lachen. — Man nannte mich aus Verſpottung Krummbuckel, ſagte der Schäfer. — Und mich aus eben der Urſache Murmelthier, ſagte die Schäferin. — Himmel! riefen beide zu gleicher Zeit, ſo ſind wir ja eben die, die man zwingen wollte einander zu heirathen! Wie unglücklich, fuhr der ſchöne Schäfer fort, daß die wunderthätigen Mächte, deren Werk unſere Verwandlung iſt, es nicht einige Wochen früher vorgenommen haben! — Oder, daß ſie uns nicht ließen, wo ſie uns fanden! — ſetzte die ſchöne Schäferin hinzu. — Doch nein, nicht unglücklich, ſagte jener, wenn meine liebenswürdige Schäferin von den Gefühlen gerührt werden könnte, die mir ihr Bildniß beim erſten Anblick einflößte. — Klaremonde erröthete und ſchlug die Augen nieder, und Alazin war ſo beſcheiden, auf keine deutlichere Antwort zu dringen.

Sie erzählten einander darauf ihre Begebenheiten mit allen Umſtänden; und wiewohl der ſchöne Schäfer ein zu zartes Gefühl hatte, um die ſchon einmal berührte Saite ſo bald wieder anzuſchlagen, ſo ſchienen doch beide in dem Gedanken, was ſie einander ſein könnten, überflüſſige Urſache zu finden, mit ihrem

Schickſale zufrieden zu ſein. Wie es Abend wurde, erſuchte Klaremonde ihren neuen Freund, der in dieſer Gegend ſchon wohl bekannt war, ſie zu einer anſtändigen Perſon ihres Geſchlechtes zu führen, unter deren Aufſicht ſie leben könnte, da es für eine junge Perſon in ihrer Lage doch nicht wohl ſchicklich wäre, unter einem unbekannten Volke ganz allein zu wohnen. Er führte ſie in eine der geräumigſten und reinlichſten Hütten des Thales, wo ſie auf ſeine Empfehlung von einem guten, alten Mütterchen auf's freundlichſte empfangen und bewirthet wurde. Sie brauchte nur ſehr wenig Zeit, um das Herz der Alten zu gewinnen, die ſich nicht wenig darauf zu gut that, eine ſo liebenswürdige Pflegetochter zu bekommen. Daß der Prinz-Schäfer und die Prinzeſſin-Schäferin von dieſer Zeit an ſich ſelten lange von einander trennten, iſt leicht zu errathen. Wochen kamen ihnen auf dieſe Weiſe wie Tage vor. Aber da ſie einander auch alle Tage lieber wurden, ſo geriethen ſie zuletzt ganz natürlich auf die Frage: was das Schickſal wohl über ſie beſchloſſen haben möchte? und dieſe Frage ſchien ſich aus dem Wege, den es mit ihnen gegangen, von ſelbſt auf eine ſehr entſcheidende Art zu beantworten. Der Rückweg in ihren angebornen Stand ſchien ihnen auf immer abgeſchnitten zu ſein und ihr neuer, niedriger, der Welt verborgener, aber glücklicher Zuſtand bekam alle Tage neuen Reiz für ſie. Ohne Zweifel hatte das Schickſal ihre Vereinigung beſchloſſen, die in ihren vormaligen Umſtänden unmöglich geweſen war, oder wenn ſie endlich auch erzwungen worden wäre, ihr beiderſeitiges Elend nur vergrößert hätte. Kurz, ſie mochten ſich als Königskinder oder als Hirten betrachten, ſo ſtand dem, was nun der einzige Wunſch ihrer Herzen war, nichts im Wege. Sie vereinigten ſich alſo, und der Tag ihrer Vermählung war ein Feſt für dieſes ganze Hirtenland.

Alazin hatte ſich, da er noch der Prinz Krummbuckel hieß, mit beſonderem Fleiße auf verſchiedene Theile der Naturwiſſenſchaft gelegt. In ſeinem Hirtenſtande machte er die Zucht der eßbaren und heilſamen Pflanzen und der fruchtbaren Bäume zu ſeiner Hauptbeſchäftigung, und er wurde dem Hirtenvolke dadurch auf mehr als eine Art nützlich. Die ſchöne Klaremonde lehrte die jungen Schäferinnen die Pflege der Seidenwürmer und die Zubereitung ihres koſtbaren Geſpinnſtes. Beide trugen nicht wenig dazu bei, das Leben dieſer gutartigen Naturmenſchen zu verſchönern und ihren Wohlſtand zu vermehren, ohne die Unſchuld ihrer Sitten zu verderben. Eine Reihe ſchöner Kinder, wie ſie von ſolchen Eltern kommen mußten, vervielfältigten die Arbeit und die ſüßen Sorgen ihres häuslichen Standes, indem ſie ihre Glückſeligkeit vollkommen machten. Die Fee und der Geiſt Alzindor waren mit ihrem Werke zufrieden. Die alte Sage berichtet zwar, ſie wären unſerm glücklichen Paare wieder erſchienen, und hätten es mit einem Pallaſte von Diamanten und mit einem Garten beſchenkt, worin alle Bäume von Gold, alle Blätter von Smaragd und alle Blumen und Früchte von Rubinen, Saphiren, Türkiſſen, Amethyſten und Chryſolithen geweſen ſeien. Aber wir können verſichern, daß kein wahres Wort daran iſt. Um was hätte ein ſolches Haus und ein ſolcher Garten die Glücklichen glücklicher machen können?

Inhalt.

	Seite
Der wohlthätige Froſch	1
Die Wittwe und ihre beiden Töchter	43
Däumchen	51
Rothkäppchen	67
Prinzeſſin Frühlingsſchön	71
Das weiße Kätzchen	109
Der geſtiefelte Kater	172
Prinz Liebwerth	180
Röschen	200
Die im Walde ſchlafende Schöne	227
Die Schöne mit den Goldhaaren	242
Blaubart	267
Die Eſelshaut	276

Seite
Prinz Geiſtreich 297
Das blaue Vögelchen 307
Die Prinzeſſin mit der langen Naſe 342
Himmelblau und Lupine 373
Pertharit und Ferrandine oder die Meſſerſcheiden-Mutter 389
Döckchen 460
Der goldene Zweig 504

Beaumarchais.

Von

Auguſt Lewald.

> „Von allen modernen Werken, mit denen man das Publikum bewirthet, haben mir die Memoires von Beaumarchais nur allein gefallen. Welch' ein Menſch! Er vereinigt Alles: Scherz, Ernſt, Verſtand, Heiterkeit, Kraft, das Rührende, alle Arten von Beredtſamkeit, nichts iſt bei ihm geſucht, und damit ſchlägt er alle ſeine Gegner und belehrt ſeine Richter. Seine Naivetät bezaubert mich.“
>
> **Voltaire an d'Alembert.**

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Was ich zur Entſchuldigung dieſes Verſuchs ſagen zu müſſen glaubte, finden die Leſer zum Theil in der erſten Abtheilung des Buchs. Das Drama „Eugenie“ wurde von den Hofſchauſpielern in Stuttgart nach dem Manuſcripte zur Aufführung gebracht. Es iſt hier nicht der Ort, in eine kritiſche Analyſe der Darſtellung einzugehen, doch ſcheint der Erfolg dazu ermuthigt zu haben, auch die Hochzeit des Figaro für dieſelbe Scene vorzubereiten.

Die Aufnahme des Gegenwärtigen könnte mich beſtimmen, ähnliche Bearbeitungen älterer Franzoſen, mit Ausnahme ihrer ſogenannten Claſſiker, folgen zu laſſen.

Stuttgart, im Auguſt 1838.

A. L.

I.

Beaumarchais.

I.

Beaumarchais.

Nur wenigen Menſchen mag es wohl widerfahren ſeyn, wie Beaumarchais, gleich verläſtert und gleich erhoben zu werden. Seine Lobredner nennen ihn: eine ſtolze, feſte und ruhige Seele, die, von der Heiterkeit einer höhern Organiſation durchdrungen, ſich durch keine Widerwärtigkeit im Leben niederbeugen oder einſchüchtern läßt; ſie ſehen Allem, was er that, den Stempel eines großen Charakters aufgedrückt; ſeine Verläſterer jedoch finden keine verabſcheuungswürdige Eigenſchaft, die ſie ihm nicht aufbürden, und ſtatt aller Anführungen, darf ich hier wohl nur den famöſen Ausſpruch jener Dame in Erinnerung bringen, die von ihm ſagte: „Cet homme sue le crime.“

Es iſt leicht einzuſehen, was dem armen Beaumarchais dieſe Feinde hervorgerufen hat. In einen wichtigen Prozeß verwickelt, der ihn um eine große Summe Geldes brachte, von einem mächtigen Gegner verfolgt, der nichts unverſucht ließ, ihn in der öffentlichen Meinung zu vernichten, blieb ihm nichts anders übrig, als gleich ſcharfe Waffen zu ſeiner Vertheidigung anzuwenden. Er ſah ſich nach einem Advokaten um, der ſeine Sache führen ſollte; Alle jedoch verſagten ihm einſtimmig ihre Hilfe, und zwar nicht deshalb, weil ſie ſeine Anſprüche für ſchlecht oder ungerecht erkannten, ſondern blos deshalb, weil ſein Widerſacher Parlamentsrath war, und in ihm das Parlament, welches als Gerichtshof hier zu entſcheiden hatte, nothwendig angegriffen und gekränkt werden mußte. In dieſer drängenden Lage wurde er zum Plaidiren gezwungen, und ließ nach einander eine Reihe von Denkſchriften erſcheinen, die rückſichtlos die Wahrheit enthüllten, und Alles herbeizogen, was hiezu dienen konnte, unbekümmert, welche Folgen dies nothwendig haben mußte. Dieſe nackte Wahrheit, die an und für ſich groß iſt, umgab er dann mit einem Gewebe aus Witz und Spott, Geiſt und Feinheit, Derbheit und naivem Schalkſinn, daß ſie ſtatt des ſtarren Eindrucks, den die Enthüllung menſchlicher Verworfenheit ſtets macht, einen gemilderten hervorbrachte, indem man zugleich über die Schwächen lachen und das ganze Gebäude, das Beaumarchais zu ſeinem Schutze aufführte, als ein Denkmal der Kraft und Beſonnenheit, und eines höchſt ſeltenen Talents bewundern mußte.

Alle, die bei jenen Prozeſſen figurirt haben, ſind wohl ſchon länger als ein halbes Jahrhundert von der Lebensbühne abgetreten; ihre Händel wären vergeſſen ohne dieſe Memoiren; und ihnen muß daher wohl neben den gärſtigen Geſchichten, von welchen ſie handeln, noch ein anderes, bedeutenderes Intereſſe inwohnen, daß man ſie noch jetzt kennt und liest, und ihrem Verfaſſer einen bedeutenden Rang in der Literatur ſeines Volkes anweist.

Ich darf vorausſetzen, daß Viele unter uns von Beaumarchais Memoiren gehört haben, ohne ſie ſelbſt zu kennen [1]). Schon der Umſtand, daß Göthe den Stoff zu ſeinem Clavigo daraus genommen, daß er die Art und Weiſe, wie er dazu kam, in ſeinem Leben erzählt und „das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo eine ganz friſche Neuigkeit nennt, die er einer Geſellſchaft im Original mittheilte, und die dort ſehr vielen Beifall erhielt,“ daß wir endlich Beaumarchais ſelbſt in Göthe's Drama noch auf unſerer Bühne ſehen, dies Alles bringt ihn uns näher, und rechtfertigte wohl allein ſchon den Verſuch, unſer großes Publikum mit ihm bekannt zu machen. Die Memoiren, mit denen wir heutzutage in unzähligen Abſtufungen und Färbungen des Inhalts und Werthes überſchwemmt werden, machen jedoch nöthig vorauszuſchicken, daß die Memoiren Beaumarchais eigenthümlicher Art, nicht mit der Aufzählung von Lebensereigniſſen ſich beſchäftigen, ſondern einzig und allein jene Streitſchriften umfaſſen, mit denen er ſich in ſeinen Prozeſſen vertheidigte. Von ſeinem eigenen Leben lernen wir hiedurch nur ſo viel kennen, als er nothwendig zur Aufklärung der Angelegenheit berühren mußte, und ſein ſo vielbewegtes, bedeutungsvolles Leben ſelbſt, das ein moderner Memoirenſchreiber auf ſchriftſtelleriſchem Wege ungleich reicher ausgemünzt haben würde, erſchien erſt von einem Freunde beſchrieben, nachdem Beaumarchais bereits geſtorben war.

---

[1]) Als man bei ihrem Erſcheinen Rouſſeau im Verdacht hatte, daß er ſie für Beaumarchais verfertigt habe, erwiederte er: „So ſchreibt man nicht für einen Andern.“

Ein reelleres Verdienſt um die Literatur erwarb ſich aber Beaumarchais, indem er dem franzöſiſchen Theater mehre Dramen gab, von denen einige ſich noch jetzt in ihrer urſprünglichen Geſtalt darauf erhalten haben und dem Beſten an die Seite geſetzt werden, was dieſer Theil der Literatur aufweiſen kann, und die auch eine lange Zeit hindurch in Ueberſetzungen auf den Bühnen fremder Nationen großes Glück machten.

Beſonders ſind zwei Luſtſpiele von Beaumarchais ſehr berühmt geworden, die unbegreiflicher Weiſe, trotz ihres ſtreng antimuſikaliſchen Grundelements, von verſchiedenen Komponiſten in berühmte Opern umgewandelt wurden. Ich könnte hier die Titel: „Barbier von Sevilla“ und „Hochzeit des Figaro“ verſchweigen, und doch wurde jeder wohl wiſſen, daß ich ſie meine. Dieſe Stoffe ſind längſt Gemeingut aller Theater. Witz und Geiſt, der leichte Hauch des Dialogs, die feinen, eben ſo charakteriſtiſchen als maliciöſen Anſpielungen auf damalige Verhältniſſe, ſind jedoch in der muſikaliſchen Behandlung geopfert. Daß die Opernſcene ſich bald nach dem Erſcheinen dieſer Luſtſpiele ihrer bemächtigte, und ſie ſo werth hielt, um ſie immer wieder von neuem zu komponiren, mag nur als Beweis dienen, daß der Gang der Handlung, die Scenenreihe, die Komik der Situation, eine ſolche Eigenthümlichkeit noch fortwährend ſich bewahrt und eine ſo unverwüſtliche Kraft in ſich trägt, daß man, trotz aller Erfindungen der Gegenwart, immer wieder zu jenen zurückkehrt, und in Beaumarchais Genie einen Talisman des ſichern Gelingens zu finden hofft. Dieſe Umgeſtaltungen haben uns nun zwar mit Mozarts muſikaliſch-dramatiſchem Meiſterwerk bereichert, das für alle Zeiten einzig und unnachahmlich daſtehen wird, und nebenbei auch noch die zwei andern ſehr anmuthigen und werthvollen Opern von Paeſiello und Roſſini hervorgerufen, allein dies darf uns nicht überheben, die Vorzüge anzuerkennen, welche den Luſtſpielen eigenthümlich bleiben, die jenen Opern zur Unterlage dienen.

Wer den Barbier von Sevilla und Figaro's Hochzeit lieſt, wird — trotz der genaueſten Bekanntſchaft mit dem Gange der Handlung — ſich dennoch an dieſen Spielen des Geiſtes, an dieſem lebhaften Dialog, vor Allem aber an den feinen Verſchlingungen der komplicirten Handlung und der feſten Charakterzeichnung erfreuen können. Wie iſt Alles ſo hingehaucht, wie ſcheint es ſo abſichtlos erfunden, und macht dennoch den mächtigſten Eindruck, während die Opernbücher davon keine Spur zeigen, da ihre Verfaſſer für die Komponiſten auch nichts damit anfangen konnten, und daher recht daran thaten es wegzulaſſen.

Hiernach ſcheint es mir denn wohl nicht unſtatthaft, Beaumarchais auch in dieſer Beziehung in ſeine alten Ehren wieder einzuſetzen, und dem Publikum den Wahn zu benehmen, als ſeyen die Buffonerien, die Maskenſcherze und komiſchen Puppen, die dem Autor von unſern Sängern geliehen werden, gleichbedeutend mit jenen durchaus markigen Perſonen von Fleiſch und Bein und voll Witz und Verſtand, die er eigentlich erſchaffen hat. Bei dem Uebermaße von ungefeilten Ueberſetzungen moderner Unbedeutenheiten des franzöſiſchen Theaters, die der Abend erſcheinen läßt und die Nacht begraben ſollte, die aber zum Trotze alles Beſſern noch viele Sonnen über ſich aufgehen ſehen, iſt mir die Wiederbelebung dieſer, der Literatur angehörigen Stoffe, auch noch überdies nicht unverdienſtlich erſchienen.

Ohne beſondere Schwierigkeit war die Arbeit nicht; das erlaube ich mir wohl zu bemerken. Beaumarchais beſaß die Kunſt im höchſten Grade, ſeine Perſonen natürlich ſprechen zu laſſen. Er ſelbſt äußert ſich einmal:

„Ein Herr von vielem Geiſt, der nur ein wenig zu ſparſam damit iſt, ſagte eines Abends im Schauſpiel zu mir: So erklären Sie mir doch, warum man in Ihren Stücken ſo viele nachläßige Phraſen findet, die gar nicht Ihr eigentlicher Styl ſind? — Mein Styl, mein Herr? erwiederte ich, wenn ich ſo unglücklich wäre einen Styl zu haben, ſo würde ich mich beſtreben ihn zu verläugnen, ſobald ich eine Komödie mache; ich kenne nichts Dümmeres auf dem Theater als dieſe faden Camayeux [1]), wo alles blau oder roſa iſt, wo mit einem Worte: Alles der Autor ſelbſt ſagt, was es auch ſeyn möge.“

Es wäre gewiſſenlos geweſen, nach ſolchen Andeutungen, ſich die Sache leicht zu machen.

Auch der räthſelhafteſte Schleier, den ein Dichter um ſeine Intrigue zu weben verſteht, die ſpannendſten Momente, die ergreifendſten Situationen, verlieren ihren Reiz bei der Wiederholung, wenn die Menge daran geſättigt iſt und das Geheimniß keines mehr iſt; ſollte nun der Genuß an dramatiſchen Vorſtellungen nur in der Ueberraſchung des Neuen geſucht werden können, und wäre nicht noch etwas Anderes, Bedeutenderes damit verbunden, um ihn nachhaltiger zu gewähren, ſo würde es um die Schauſpielkunſt übel beſtellt ſeyn; daß es aber nicht ſo iſt, ſehen wir aus vielen Beiſpielen und auch aus dieſen Stücken Beaumarchais, die ſich, neben den beliebten und unzählig wiederholten Opern, immer noch in der Gunſt des franzöſiſchen Publikums erhalten haben, und hiedurch zugleich den Beweis liefern, daß Witz und Geiſt, und vor Allem die Gelegenheit zu einem feinen treffenden Zuſammenſpiel geſchickter Künſtler, viel für den dauernden Beifall in die Wage zu legen im Stande ſind.

Dieſen Troſt ſollten auch deutſche Schauſpieler nicht von der Hand weiſen, in einer Zeit, wo man ſo viel darüber ſchwatzen hört, daß die Oper die Schauſpielkunſt im engern Sinne nach und nach ganz verdrängen wolle. Ob es noch eine ſolche gebe, kann durch die Aufführung des Barbiers, wenn auch nicht auf leichte, doch auf ſichere Weiſe dargethan werden, und ſind die Darſteller vorhanden, und wird das Ganze gehörig und verſtändig geleitet — ich verſtehe darunter, daß weder Beſetzung, noch Auffaſſung und Einrichtung an die Oper erinnern — ſo kann der günſtigſte Erfolg nicht ausbleiben.

---

[1]) Gemälde in einer Farbe.

Peter Auguſtin Caron von Beaumarchais, der Geiſtesverwandte Voltaires und Schüler Diderots, ein Mann, der auf ſeine Zeitgenoſſen bedeutend einwirkte, wurde den 24. Januar 1732 zu Paris geboren. Sein Vater, ein bemittelter Uhrmacher, hielt ihn zum Studium der Mathematik an, und ließ ihm zugleich Unterricht in der Mechanik geben. Der Knabe machte ſchnell die bewundernswertheſten Fortſchritte und konnte bald von ſeinem Vater bei dem Geſchäfte gebraucht werden. Hier erfand er nun eine ſcharfſinnige Neuerung bei den ſogenannten Hemmungen der Uhren, allein ſeit ſeiner früheſten Jugend neidiſchen Anfeindungen ausgeſetzt, ſollte ihm die Ehre dieſer Erfindung von den andern Uhrmachern ſtreitig gemacht werden. Die Sache gelangte vor die Academie der Wiſſenſchaften, und dieſe entſchied zwar zu Beaumarchais Gunſten, konnte ihn aber nicht über die innere Kränkung, die ſein ſtolzes Herz wegen der Anklage empfunden hatte, zufrieden ſtellen. Er verließ die Werkſtätte, um ſich in die höhere Region der Künſte zu erheben. Vorzüglich trieb er Muſik, und erregte bald ſowohl durch ſein angenehmes Talent zur Kompoſition, wie auch durch ſein fertiges Harfenſpiel, allgemeine Aufmerkſamkeit. Den Mechanismus der Harfe ſoll er ſogar bedeutend verbeſſert haben. Die Prinzeſſinnen Adelaide, Sophie und Victorie, Töchter Ludwigs XV., wurden auf ihn aufmerkſam und entſchloſſen ſich, bei ihm Unterricht zu nehmen. Seine gefällige Perſönlichkeit, ſo wie ſeine geiſtreiche Unterhaltung ſchufen dieſe Schülerinnen bald in Gönnerinnen um, und ſein Glück war nunmehr gemacht.

Unter den neuen Bekanntſchaften, die er in dieſer Sphäre ſich zu erwerben Gelegenheit bekam, befand ſich auch ein ſehr reicher Mann, der Hofbanquier Paris Duverney, der ihm ſein ganzes Wohlwollen zuwendete, denn überall wußte der junge Beaumarchais für ſich einzunehmen. Duverney machte ihn zum Theilnehmer ſeiner Spekulationen, und im fünf und dreißigſten Jahre ſah er ſich bereits im Beſitze eines bedeutenden Vermögens. Dies allein genügte ihm jedoch nicht; er wollte zu dieſen Begünſtigungen des Schickſals auch noch den Ruhm geſellen und überließ ſich mit dem angeſtrengteſten Eifer dem Studium der Wiſſenſchaften.

Sehen wir nicht hierin ſchon das Ungewöhnliche? Ein junger Mann, der bereits Vermögen und Anſehen bei Hofe, das Lockendſte zu jener Zeit, mit leichter Mühe errungen hatte, der in der Muſik für einen ausgezeichneten Künſtler galt, ſchließt ſich in ſein ſtilles Studierzimmer ein, um ſeinen Geiſt mit ernſten Kenntniſſen zu bereichern, ſtatt in ununterbrochener Folge ſich dem geräuſchvollen Glanze zu überlaſſen, der ihn von allen Seiten umgibt.

Das Leben hatte ihn ſchon damals auf ſeinen bewegteſten Wellen hin- und hergeworfen, und jenes denkwürdige Abenteuer mit Clavigo in Spanien den tiefſten Eindruck auf ſein Gemüth gemacht. Er war mit einer lebhaften und fruchtbaren Phantaſie begabt, dabei von einer, dem damaligen Zeitalter — bei aller Frivolität — ganz eigenthümlichen Empfindſamkeit beſeelt, dies Alles verbunden mit einem beißenden Witz und einem natürlichen Hange zur Satyre, leitete ihn zur ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Aus Spanien zurückgekehrt, in Gedanken fortwährend mit den dort erlebten Ereigniſſen beſchäftigt, an den Perſönlichkeiten aus innerem Drange fortbildend, hatte ſich das Ganze in natürlicher Folge ſo dramatiſch von ſelbſt geſtaltet, daß er es nur niederzuſchreiben brauchte, um das Schauſpiel fertig zu ſehen. Jene Epiſode aus ſeinem Leben wirkte auch, nachdem er ſie bekannt gemacht hatte, in ähnlicher wunderbarer Weiſe auf Göthe, der ſo freimüthig war, die Leute, die er auf die Schaubühne ſtellte, bei ihrem wahren Namen zu nennen; auch der bekannte Marſollier, von dem die Franzoſen einige artige Stücke beſitzen, ließ ſich von dem verführeriſchen Stoffe verleiten und ſchuf ein Drama daraus, das einſt vor Beaumarchais ſelbſt in Lyon geſpielt wurde. Ein natürliches Zartgefühl, und eine Rückſicht, die man ihm — den man ſo gern als den Rückſichtloſeſten bezeichnete — am wenigſten zutrauen ſollte, beſtimmten ihn, das Schauſpiel, das er aus dem Vorfalle dichten wollte, nach einem andern Lande zu verlegen, eben ſo die Namen der Perſonen zu verändern, und einige fremdartige Züge hinzu zu dichten. Daß er es überhaupt unternahm, kann ihm wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden; denn viele ausgezeichnete Schriftſteller begannen ebenfalls mit Schilderungen eigener Erlebniſſe.

So entſtand im Jahre 1767 das Drama Eugenie. Nachdem Diderots Familienvater hiezu den letzten Impuls gegeben hatte. Da Beaumarchais ſelbſt ſeinen Handel mit Clavigo bis dahin ſorgfältig verſchleiert hielt, ſo war man weit entfernt, dieſe Beziehung zu ſuchen, und glaubte allgemein den Stoff aus Le Sage's berühmtem Werke »le diable boiteux« entlehnt, zu welcher Meinung er ſelbſt die Veranlaſſung gegeben hatte.

Der Beifall, den die Eugenie bei der Aufführung erhielt, munterte ihren Verfaſſer auf, dieſe Bahn zu verfolgen; jedoch erſt nach drei Jahren, 1770, erſchien er mit ſeinem zweiten Werke „Les deux amis ou le négociant de Lyon[1].“ Dies mißlang, das ganze Intereſſe beruht in dieſem Stücke auf die Verlegenheit eines honetten Kaufmanns, der durch eine Verkettung von Umſtänden gezwungen wird, ſeine Zahlung einzuſtellen. Die Wärme und Wahrheit, welche alle Scenen der Eugenie auszeichneten, ſuchte man hier vergebens. „Il s'agit ici d'une banqueroute, ſagte ein Spaßvogel während der Aufführung, eh bien! j'y suis pour mes vingt sous[2].“

Man darf annehmen, daß dieſer Unfall auf Beaumarchais heftiger einwirkte, als viel ernſtere Ereigniſſe, die ihn ſpäter betrafen.

Während einer Vorſtellung der deux amis vor leeren Bänken, verläßt er einſt das Schauſpielhaus und geht in die Oper. Zu ſeinem Troſte findet er es auch hier leer. „Eh quoi, ruft er ganz glücklich der berühmten Arnould zu: Eh quoi, vous n'avez pas plus de monde?“ Allein ſie antwortet boshaft: „Que voulez-vous? nous comptions sur *vos amis* pour nous en envoyer[3].“

Durch dieſen mißlungenen Verſuch wurde die dramatiſche Laufbahn Beaumarchais für einige Zeit unterbrochen. Intereſſen von größerm Belang ſollten ihm eine andere Gelegenheit verſchaffen, mit Glanz die wunderbare Elaſticität ſeines Geiſtes zu entwickeln.

---

[1] „Die beiden Freunde oder der Kaufmann von Lyon.“

[2] „Hier handelt es ſich um einen Bankerott, bei dem ich wahrhaftig mit 20 Sous intereſſirt bin.“

[3] „Wie? haben Sie nicht mehr Leute?“ — „Was wollen Sie? Wir rechneten darauf, daß Ihre Freunde uns Einige ſchicken würden.“

Sein väterlicher Freund Paris Duverney war geſtorben, und deſſen Univerſalerbe, der Graf Falcoz de la Blache, der durch dieſen Fall in den Beſitz von Millionen kam, weigerte ſich nicht nur, 15,000 Franken, die der Financier nach einem vorliegenden Rechnungsabſchluſſe Beaumarchais ſchuldig war, dieſem auszuzahlen, ſondern er ſuchte ſogar noch den Beweis zu führen, daß derſelbe der Nachlaſſenſchaft eine Summe von 50,000 Thalern oder 150,000 Franken abzutragen habe. Dieſe Angelegenheit kam vor die Gerichte.

Vergebens hatte ſich Beaumarchais bemüht, ſeinen Gegner von ſeinem Unrecht zu überführen; vergebens machte er ihm begreiflich, daß er den Prozeß verlieren müßte; er klagte dennoch, und Beaumarchais gewann durch ſeinen Advokaten, wie es vorauszuſehen war, ſeine Sache.

Der Gegner appellirte nun aber an das Parlament [*], und Beaumarchais, ſich immer noch der Feder eines Advokaten bedienend, zweifelte nicht im Geringſten daran, ein Urtheil wie das in erſter Inſtanz zu erhalten.

Der Parlamentsrath Gözmann, den man aus dem Folgenden zur Genüge kennen lernen wird, war indeß zum Berichterſtatter in dieſer Sache ernannt worden, und mochte glauben, Beaumarchais ſey ein am Hofe aufgegebener und in Ungnade gefallener Mann, da er mit einer hohen Standesperſon in Prozeß lebte, und daher war er bemüht, ſtatt das zuerſt gefällte Urtheil beſtätigen zu laſſen, ein anderes, jenem ganz entgegengeſetztes zu erwirken, indem er ohne alle Rückſicht auf den Gerichtshof ſowohl, als auf ſeine eigene Stellung zu demſelben, alle nur möglichen Gründe zur Caſſation herbeizuziehen wußte.

Den Einflüſterungen der Verläumder ſtets ein williges Ohr leihend, und fortwährend in dem Wahne befangen, daß er es mit einem ohnedies verlorenen Menſchen zu thun habe, den man um jeden Preis hingeopfert ſehen wollte, ließ ſich dieſer Beamte ſogar dazu verleiten, eine ſträfliche Unbeſonnenheit, die ſeine Frau ſelbſt begangen hatte, aus dem Innern ſeines Hauſes an das Tageslicht zu ziehen, und den Mann — von deſſen Unſchuld er ſicher überzeugt ſeyn mußte — in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen.

---

[*] Dieſes Parlament hatte ſich durch mehre Sprüche in der öffentlichen Meinung ſehr geſchadet und man belegte es öffentlich mit Schimpfnamen.

Beaumarchais wollte nun ſelbſt als Kläger gegen ſeinen Anſchuldiger auftreten, allein theils die Furcht vor dem Parlamente, gegen deſſen Mitglied die Klage gerichtet war, dann die Ungnade des Hofes, die man für Beaumarchais vorausſetzte, ſo wie die unzähligen Verläumdungen, die tauſend Stimmen gegen ihn verbreiteten, waren Schuld, daß kein Advokat ſeine gerechte Vertheidigung übernehmen wollte. In dieſer großen Verlegenheit ſah ſich unſer Held nun zu ſeinem Glück dahin gebracht, ſeine Sache ſelbſt zu führen. Er entdeckt hier plötzlich ein neues Talent, über das er ſelbſt in Erſtaunen geräth; es öffnet ſich ſeinem Ruhme ein neuer Weg; die Richter blicken ſich überraſcht an; das Publikum applaudirt aus allen Kräften; die Meiſter in der Kunſt, beredt zu ſchreiben, Rouſſeau und Voltaire, rühmen laut dieſe Vertheidigungsſchriften; die Verläumdung wird von der öffentlichen Meinung beſiegt, und derjenige, den ſie verderben wollten, gelangt, obgleich verurtheilt, zu Ehre und Recht[1].

Beaumarchais geiſtige Hülfsquellen wuchſen mit den Schwierigkeiten. Je mehr Memoiren herauskommen, je verwickelter der Handel erſcheint, um deſto ſicherer wählt er die kräftigſten Mittel, Licht herbeizuſchaffen. Den Ruhm der erſten Denkſchriften verwiſchen die folgenden. Es iſt eine Kette leuchtender, treffender Blitze. Nie vielleicht fand man mehr Kraft und Gewandtheit des Geiſtes vereinigt, als in ſeinem letzten Memoire, wo die eindringlichſte Dialektik, die ſchärfſte Ironie, mit dem höchſten Schwunge des Ausdrucks ſich vereinigen. Nachdem nämlich Beaumarchais die Anklage ſiegreich zurückgeſchlagen hatte, ſtellte er hier ſeinen Ankläger ſelbſt vor's Gericht und wendet das Spiel um. Dies Memoire iſt ein Meiſterſtück und die Geſchichte des franzöſiſchen Barreau's wird nicht leicht ein zweites Beiſpiel von einer ſo glücklichen Anwendung aller Hülfsmittel, die Geiſt und Talent gewähren, aufzuweiſen haben. Beaumarchais bedeckte ſowohl ſeine Richter als ſeine Gegner mit einer unauslöſchlichen Lächerlichkeit, und dies war bei ſeinem Publikum ſchon allein hinlänglich, jene zu vernichten und ihn zu erheben. Er wurde zwar fortwährend verläumdet und vor der Welt mit Schimpf überhäuft, allein das ſchon früher geſunkene Parlament war nun ganz und gar verächtlich gemacht. Das Publikum übernahm es, das Urtheil des Parlaments zu caſſiren, und ganz Paris beglückwünſchte den Verurtheilten. Dies geſchah 1775.

---

[1] Auch La Harpe unterwarf dieſe ſo berühmten Streitſchriften in ſeinem Cours de littérature einer ſorgfältigen Kritik; ſie wurden mehrmals aufgelegt.

Noch in demſelben Jahre und im Taumel dieſes Sieges wuchs ſein Ruhm bedeutend, indem er dem Theater das Luſtſpiel: den Barbier von Sevilla, ſchenkte. Hier mußte er wieder ſeinen Feinden begegnen; ſie hatten darauf gewartet; das beſte Stück, das die Franzoſen ſeit Moliere erhalten hatten, wurde von ihnen ausgepfiffen. Mehr konnten ſie jedoch nicht thun, und dieſe erbärmliche Rache verhinderte nicht, daß der Barbier von Sevilla auf der Scene blieb und ſich noch jetzt darauf erhalten hat.

Beaumarchais wählte als Motto ſeiner Komödie die Verſe aus dem zweiten Akte der Zaïre:

„Et j'étais père et je ne pus mourir [1],“

und ſchickte noch einen „gemäßigten Brief über den Fall und die Kritik des Barbiers von Sevilla“ derſelben voraus. Dieſer Brief als Vorrede beginnt ſo:

„Der Autor, beſcheiden gekleidet und gebückt, überreicht ſein Stück dem Leſer.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, Ihnen hier ein neues Werkchen nach meiner Art anzubieten. Ich wünſchte, Ihnen in einem jener glücklichen Momente zu begegnen, wo Sie, der Sorgen enthoben, zufrieden mit Ihrer Geſundheit, Ihren Geſchäften, Ihrer Geliebten, Ihrer Mahlzeit, Ihrem Magen, für einen Augenblick ſich dem Leſen meines Barbiers von Sevilla zuwenden möchten; denn Alles dieſes iſt nothwendig, um ein vergnügter Menſch und ein nachſichtsvoller Leſer zu ſeyn."

---

[1] „Und ich war Vater, und konnte nicht ſterben.“

Nachdem er nicht ohne Weitſchweifigkeit ſein Stück vertheidigt und ſeine Gegner widerlegt hat, ſchließt er dieſen Brief mit den Worten:

„Es iſt hiemit genug um eine Bagatelle. Unmerklich falle ich in den Fehler, den man nur allzu gerecht uns Franzoſen vorwirft: ſtets kleine Liedchen auf große Begebenheiten, und lange Diſſertationen über kleine zu machen."

Wie wahr iſt dies noch heute!

Die Anlage dieſes Luſtſpiels iſt die gewöhnliche eines ſogenannten Intriguenſtücks, aber die Kunſt des Verfaſſers zeigt ſich eben im Verjüngen der ziemlich verbrauchten Situationen; der Dialog iſt pikant und geiſtreich und mit einer unerſchöpflichen, man darf ſagen franzöſiſchen Munterkeit gewürzt, die ſich ſowohl dem Publikum, wie den Schauſpielern mittheilte. In den Worten wie in der Handlung zeigt dieſes Drama einen beſtändigen Kampf von feiner Malice zwiſchen gleich geiſtreichen und gewandten Menſchen, die jedoch trotz ihrer erfindungsreichen Combinationen vom Zufall gegängelt werden; und ſo konnte auch nur Zufall unter ſolchen Bedingungen das Ende des Ganzen herbeiführen.

Dieſer Verein von bedeutenden Talenten mußte endlich die Aufmerkſamkeit des Königs erregen, der ihn jetzt mit ſeinem Vertrauen beehrte und ihm eine Sendung nach England, Handelsverbindungen betreffend, übertrug. Unter Anderm leitete er dort auch die delicate Verhandlung mit dem räthſelhaften Chevalier d'Eon [1]).

Bei allen dieſen verſchiedenartigen Arbeiten und Geſchäften unterließ er nicht, ſich auch mit bedeutenden Handelsſpekulationen für eigene Rechnung zu beſchäftigen, welche ſeine Vermögensumſtände ſehr bedeutend erhoben. Er ſoll zu jener Zeit mehre Millionen beſeſſen haben. Der Aufſtand der engliſchen Kolonien in Nordamerika brauchte Waffen, deren Lieferung Beaumarchais übernahm. Während er hiemit beſchäftigt war, benützte er ſeine Muße, das Theater mit einem neuen Werke heiterer Gattung zu bereichern. Dies war „die Hochzeit des Figaro oder der tolle Tag,“ womit er 1784 auftrat.

---

[1]) Von Gaillardet kürzlich herausgegeben. S. die Zeitſchrift Europa, Band 4, 1836, S. 200 u. f.

Die vornehmſten Perſonen waren gegen die Aufführung dieſes Stückes und wußten auch den König dagegen einzunehmen. Einer ſeiner gefährlichſten Gegner ſchien ihm der Miniſter, Baron von Breteuil, zu ſeyn, der beſondern Einfluß auf die Königin und den Grafen Artois ausübte, und den er daher ſich um jeden Preis geneigt zu machen hatte. Es gelang ihm endlich, den Miniſter dahin zu bringen, ſich das Stück von ihm in Gegenwart vieler ausgezeichneten Perſonen vorleſen zu laſſen. Beaumarchais erklärte im Voraus, daß er ſich allen Cenſurſtrichen und Abänderungen unterwerfen wolle, und begann dann zu leſen. Man unterbricht ihn, man macht Bemerkungen, man ſtreitet für und wider; er gibt zum Scheine nach, kommt aber ſtets auf daſſelbe wieder zurück und vertheidigt alle einzelnen Züge ſeines Werkes, ſo geſchickt, ſo feurig, ſo logiſch, und dabei ſo verführeriſch ſcherzend, daß ſeine ſtrengen Cenſoren ſchweigen müſſen, und endlich nur noch lachen und Beifall klatſchen können. „Das iſt ein einziges Werk!“ ruft Alles, und Jeder will etwas dazu beigetragen haben; man ſtreicht nicht mehr, ſondern man fügt hinzu. Herr von Breteuil ſelbſt macht einen Witz; Beaumarchais ſchaltet ihn ein und dankt für das Geſchenk, mit den Worten: „Dieſer Witz rettet meinen vierten Akt!“ — Madame de Matignon, die Tochter des Miniſters, beſtimmt die Farbe des Bandes für den Pagen; die Farbe wird ſogleich angenommen: „Das muß Glück machen,“ ruft Beaumarchais, „wer wird nicht die Farbe der reizenden Frau von Matignon tragen wollen!“ — Aber ſchade! der Witz des Herrn von Breteuil wird nicht gehört, das elegante Band wird nicht geſehen werden, wenn der zweite Theil des Figaro nicht gegeben werden darf.

Nun wird er aber gegeben! — „Nein,“ ſo berichtet Champfort von dieſer Sitzung, „nie hörte ich jemals einen ſolchen

Zauberer! Alles, was Beaumarchais zur Entſchuldigung ſeines Werkes ſagte, trug den Sieg davon, ſo geiſtreich, originell und komiſch war Alles. Es ſchien mir, als ſähe ich einen vom Champagner Berauſchten, der geſchliffenes Kriſtall zwiſchen den Zähnen zermalmt und die glänzenden Stücke rechts und links ſeinen Zuhörern in's Geſicht wirft.“

Er hatte ſeine Sache bei Herrn von Breteuil ſo gut geführt, daß am 27. April 1784 die erſtaunten und neugierigen Pariſer den Zettel mit der ſtolzen Anzeige laſen: „le mariage de Figaro ou la folle journée.“ Sowohl durch ſeinen ganzen Bau als auch durch ſeine innern Verhältniſſe iſt dieſes Stück nach dem franzöſiſchen Kunſtausdruck hors de Scène zu nennen, was mit unſerem „nicht bühnenrecht“ ungefähr gleichbedeutend ſeyn mag. Man kann es das complicirteſte Imbroglio nennen, das wohl jemals auf der Bühne erſchienen iſt, doch iſt es ſo unterhaltend und anziehend dabei, daß es troß ſeiner Länge den Zuſchauern ungemein raſch vorübergeht. Die Mängel aller Klaſſen unſerer Geſellſchaft ſieht man hier mit großer Kühnheit gezeichnet, und Figaro's Hochzeit behält hauptſächlich als das treffendſte und lebendigſte Bild der Sitten der großen Welt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts einen bleibenden Werth auch für uns.

Von dem Beifall, den dieſes Werk erhielt, kann man ſich dadurch noch jetzt einen Begriff machen, daß es zweihundert Mal in ununterbrochener Folge gegeben wurde, ein Erfolg, den man ſeitdem nicht wieder in den Annalen des Theaters verzeichnet findet. Die Schauſpieler gewannen ungeheure Summen damit, und Beaumarchais überwies ſeinen ſehr beträchtlichen Autorantheil an den Einnahmen „den armen Müttern im Findelhauſe.“

Troß dieſes glänzenden Reſultats bereitete ihm die Hochzeit des Figaro auch große Unannehmlichkeiten. Das Stück wurde von der Kritik ſehr heftig angegriffen; er antwortete nach ſeiner Weiſe ſchonungslos; während er es aber mit gewöhnlichen Journaliſten zu thun zu haben glaubte, hatte er vornehme Perſonen angegriffen, von welchen jene Kritiken herrührten. Sie rächten ſich ſehr ungroßmüthig, und Beaumarchais wurde durch eine Lettre de cachet verhaftet. Das Publikum mißbilligte dieſen

Akt der Willkühr und murrte laut darüber. Man war genöthigt, ihn freizugeben, und er erſchien jetzt nur noch um ſo intereſſanter.

Ich ſchalte hier folgende Stelle aus der Vorrede zu dieſem Stücke ein, die mir gerade im jetzigen Augenblicke wieder ihre alte Bedeutſamkeit zu gewinnen ſcheint. Es handelt ſich um die Beantwortung der Frage: Was iſt theatraliſche Decenz?

„Indem wir uns immer mehr und mehr als zartfühlende und feine Kenner zu zeigen beſtreben, und eine geheuchelte Decenz bei gänzlichem Verfall der Sitten affektiren, werden wir zu nichtigen Weſen, die weder im Stande ſind, ſich zu unterhalten, noch zu beurtheilen, was ſich für ſie ſchickt; und wenn ich es denn ſagen muß: zu überſättigten Zieraffen, die gar nicht mehr wiſſen, was ſie wollen, noch was ſie ſchätzen oder verwerfen ſollen [1]). Schon die ſo verbrauchten Redensarten: Guter Ton und gute Geſellſchaft, die ſich ſtets nach der Höhe jeder einfältigen Coterie richten, und deren Bedeutung ſo ſchwankend iſt, daß man niemals weiß, wo ſie anfangen und aufhören, haben die freie und ächte Luſtigkeit zerſtört, welche mehr als Alles die Komik unſerer Nation auszeichnete.

Fügt man nun noch den Mißbrauch der beiden anderen Ausdrücke: Decenz und gute Sitten, hinzu, die unſern Komödienrichtern eine ſo wichtige und überlegene Miene verleihen, daß ſie ſich nie entſchließen werden, ſie nicht ſtets bei ihren Beurtheilungen anzuwenden, ſo wird man es ungefähr wiſſen, was das Genie einzwängt, alle Schriftſteller einſchüchtert, und den Todesſtoß jeder Kraft in den Verwickelungen ertheilt, ohne die es nun einmal nur Schöngeiſter à la glace gibt, und Komödien, die nicht länger als vier Tage vorhalten.

Endlich, um das Unglück voll zu machen, ſind alle Stände der Geſellſchaft übereingekommen, ſich der dramatiſchen Cenſur zu entziehen, und der Autor, der ſich mit dem Publikum in Berührung ſetzt, um es zu ergötzen oder zu belehren, iſt genöthigt, ſein Werk durch Unmöglichkeiten hindurchzuwinden, ſtatt es nach eigener Wahl natürlich zu verwickeln, zu perſifliren, ſtatt zu ſpotten, und endlich ſeine Originale außerhalb der Geſellſchaft zu ſuchen, um ſich nicht tauſend Feinde zu ſchaffen, aus Menſchen, die er gar nicht kannte, als er ſein armes Stück zu dichten begann.

---

[1]) Hier erlaube ich mir die Bemerkung, daß bei uns dieſe Sittenprediger in jetziger Zeit wohl nicht zu den Zieraffen gehören, ſondern eher den unzierlichſten Geſchöpfen beizuzählen ſind. D. U.

So meinte ich denn, daß, wenn nicht irgend ein muthiger Mann dieſen ganzen Staub aufrührte, bald die Langeweile, welche in unſern Stücken herrſcht, die franzöſiſche Nation zur frivolen komiſchen Oper leiten würde und noch weiter zu den Boulevards, zu dem faulichten Kehricht jener Gerüſte, die zu unſerer Schande errichtet wurden, wo die anſtändige Freiheit, die man aus dem théâtre-français verbannen wollen, ſich in ſchrankenloſe Frechheit verwandelt; wo die Jugend ſich nähren darf an groben Unfläthigkeiten, und mit den Sitten zugleich das Gefühl des Anſtandes und den Geſchmack für die Werke unſerer Meiſter verlieren muß. Ich habe es gewagt, dieſer Mann zu ſeyn, und wenn ich auch nicht großes Talent in meinen Werken zeigen konnte, ſo habe ich doch wenigſtens meine Abſicht in Allem dargelegt.

Ich habe geglaubt und glaube es auch noch, daß man weder das wahrhaft Pathetiſche, ſo wie das tief Moraliſche, noch das gute und ächte Komiſche auf dem Theater anders erreichen kann, als durch ſtarke Situationen, welche ſtets aus einem ſocialen Zerwürfniß entſpringen müſſen, je nach dem Stoffe, den man ſich zu behandeln vorgenommen hat.“

Wer darf ſich verhehlen, daß es eben jetzt ärger als je in dieſer Hinſicht bei uns beſtellt iſt?

Die Vorrede zur Hochzeit des Figaro iſt eine große Abhandlung über den oben angeführten Gegenſtand und zugleich eine Rechtfertigung der wider den Verfaſſer erhobenen Anklagen. Dieſe waren oft im höchſten Grade abgeſchmackt. So zog man z. B. aus den Worten Figaro's: „Sind wir denn Soldaten, welche für ungekannte Intereſſen tödten oder ſich tödten laſſen?“ den Vorwurf für Beaumarchais, als „verbreite er ein entmuthigendes Licht über den beſchwerlichen Stand des Soldaten u. ſ. w.“ Nachdem er nun ſowohl die Bosheit als auch die Dummheit dieſer Beſchuldigung dargethan hat, führt er in ſeiner ſcherzhaften

Weiſe einen Zug des großen Condé an, der ſtets als das edelſte Beiſpiel von Geiſtesgegenwart von jenen Anklägern ſelbſt betrachtet wurde. Als nämlich Ludwig XIV. einſt mit ſeinem Pferde in den Rhein ſetzen wollte, ſoll ihn Condé mit den Worten zurückgehalten haben: „Sire, wozu bedürfen Sie des Marſchallſtabes?“ Zum Glück, ſetzt Beaumarchais hinzu, iſt die Wahrheit dieſer Anekdote, welche beweiſen ſollte, daß der tapferſte und größte Feldherr ſeiner Zeit, Ehre, Vaterlandsliebe und Ruhm für nichts hielt, nirgends verbürgt, und wenn ich etwas Aehnliches in meinem Stücke angebracht hätte, ſo würde ich den Vorwurf verdient haben, den man jetzt ſo gütig iſt, mir ohne alle Urſache zu machen.

Das Jahr 1787 war in mehrfacher Hinſicht ein merkwürdiges in unſers Helden Leben. In dieſem erſchien ſein Tarare, eine ziemlich ſeltſame Conception und der ganzen Anlage nach ein monſtruöſes Werk. Es iſt eine Art von Oper, zu welcher bekanntlich Salieri, der trefflichſte Schüler Gluck's, ſpäter Kapellmeiſter in Wien, die Muſik geliefert. Wir kennen dies Werk in einer deutſchen Bearbeitung des Doktor Schmieder, unter dem Namen „Axur, König von Ormus.“ Hier iſt es aber ſchon von den Auswüchſen befreit, und bewegt ſich mehr in den bei uns üblichen Theaterformen. Beaumarchais hatte nachſtehende, im Werke ſelbſt ausgeſprochene Sentenz dieſem zu Grunde legen wollen:

„Mortel, qui que tu sois, prince, brame ou soldat,
Homme! ta grandeur sur la terre
N'appartient pas a ton état;
Elle est toute a ton caractere 1).“

Augenſcheinlich war es Beaumarchais Abſicht, die Operndichtung durch dieſen Verſuch zu Ehren zu bringen. Es war

---

1) „Sterblicher, wer du auch ſeyſt, Fürſt, Bramin oder Krieger, Menſch! deine Größe auf der Welt gehört nicht deinem Stande, ſie gebührt nur deinem Charakter!“ —

Als der Tarare im Jahre 1790 wieder auf die Scene gebracht wurde, unterdrückte Beaumarchais mehre Verſe und ſchob andere ein, die auf die Zeit anſpielten, wie z. B.:

damals, wie es auch noch jetzt iſt, und Beaumarchais ruft in ſeiner Epiſtel „an die Abonnenten der Opera“ aus: „Woher entſteht die Verachtung gegen ein Operngedicht? Die Arbeit hat doch ihre Schwierigkeiten!“ — Nach ſeiner Meinung war in den damaligen Opern zu viel Muſik; auch Gluck ſelbſt ſoll geſagt haben: puzza di musica, die Oper ſtinke vor Muſik. Wenn nun der hohe Meiſter einmal unſere heutigen Opern hörte! —

Beaumarchais wollte, daß Verſe und Muſik die Worte nur verſchönern ſollten. Er ſagte zu Salieri, ſeinem Komponiſten: „Mein Herr, Sie ſind Muſiker — gut! überſetzen Sie mir dieſes Gedicht in Muſik, aber thun Sie nicht mehr.“

Salieri kam dieſer Forderung getreulich nach. Seine Kompoſition iſt charakteriſtiſch im höchſten Grade, kräftig und für die damalige Zeit ſehr reich inſtrumentirt, aber durchaus nicht überladen; die Geſangſtücke ſind kurz und die Handlung wird nicht einen Augenblick durch ſie in Stocken gebracht. Beaumarchais erzählt, wie Salieri eine Menge rein muſikaliſcher Schönheiten opferte, blos um den dramatiſchen Effekt nicht zu ſchmälern. Salieri, damals noch ein junger Menſch, fühlte ſich ſehr geehrt dadurch, daß Beaumarchais ihm eine Oper dichtete, und unterwarf ſich dabei allen ſeinen Anforderungen.

„Salieri iſt ein geborener Poet und ich bin ein wenig Muſiker,“ ruft Beaumarchais aus, „und nie wird man ohne dieſes Zuſammentreffen etwas Gutes zu Stande bringen können.“

Wenn trotz dieſer günſtigen Vorausſetzungen das Werk nicht ſo aufgenommen wurde, ſo iſt zum Theil daran ſchuld, daß Beaumarchais ſelbſt ſeinem Syſteme nicht treu blieb und namentlich nicht im Stande war, die Ausführung ſeinem Willen gemäß und dem Stoffe angemeſſen zu vollenden. Voltaire's

---

„Mes amis, plaignons leur erreur!
Victime de quelques barbares.
Quand ce bon peuple est en rumeur,
C'est toujours quelqu'un qui l'égare.“

„Meine Freunde, laßt uns ihren Irrthum beklagen! Sie ſind Schlachtopfer einiger Barbaren! Wenn dies gute Volk unruhig wird, ſo iſt immer Jemand da, der es irre leitet.“

Wie kühn! —

glänzender Styl und Racine's melodiſche Verſe mangelten. Eine Wahrheit jedoch, die der kluge Mann bei den Proben den Sängern und dem Orcheſter zurief, verdient, hier nicht übergangen zu werden; zu jenen ſagte er: „Prononcez bien!“ und zu dieſem: „Appaisez-vous!“

Noch war das verhängnißvolle Jahr nicht zu Ende, als ſich für Beaumarchais eine abermalige Niederlage bereitete. Er wurde in den Eheſtandsprozeß eines gewiſſen Kornmann hineingezogen, und obgleich es ſich hier um ein Unglück handelte, das gewöhnlich für den Mann, der es unter die Leute bringt, mehr Verſpottung als ernſte Theilnahme erregt, ſo ſcheint Beaumarchais in dieſer Sache doch aller Leichtſinn verlaſſen zu haben. Vergebens ſucht er Scherze, Ironie, Sarcasmen anzuwenden; er wird aus dem Felde geſchlagen. Zum Unglücke hatte der Advokat des betrogenen Mannes die Sache ſehr ernſt genommen und erdrückte Beaumarchais mit dem ganzen Gewicht ſeiner Eloquenz und Moral. Umſonſt wurden die neuen Memoiren dieſes Prozeſſes herausgegeben; ſie verfehlten gänzlich den Zweck der frühern.

Jener Advokat aber, Namens Bergaſſe, deſſen Talent nur die gerechteſte Anerkennung in Anſpruch nimmt, war jedoch zu weit gegangen. Hatte Beaumarchais hier ſchon alle Gränzen des Anſtandes überſchritten, ſo that jener noch weit mehr. Er erwiederte auf Injurien mit entehrenden Verläumdungen, weshalb er auch zu einer Geldſtrafe verurtheilt wurde.

Fünf Jahre ſpäter brachte Beaumarchais einen dritten Theil des Figaro unter dem Titel: „la mère coupable ou l'autre Tartuffe,“ auf die Bühne. Hier erſchien der Böſewicht als ein Herr Begearß, welches eine Verſetzung des Namens ſeines Gegners iſt. Dieſes Stück wird als ſein unbedeutendſtes betrachtet Es iſt weniger unmoraliſch als ungeziemend; doch regten bei der Aufführung die ſtarken und zerreißenden Situationen das Gemüth der Zuſchauer auf.

Beaumarchais war bereits alt geworden, als er dieſes Drama herausgab; die Zeit und die Menſchen hatten ſich umgewandelt; die Revolution war ſchon ſeit drei Jahren ausgebrochen. Es iſt rührend, ihn in der Vorrede, welche er „un mot sur la mere coupable“ nennt, ſo ſprechen zu hören:

„O meine Mitbürger, Ihr, denen ich dieſen Verſuch darbiete! Wenn er Euch ſchwach oder verfehlt erſcheinen ſollte, ſo kritiſirt ihn, doch ohne mich zu beleidigen. Als ich meine andern Stücke machte, kränkte man mich lange dafür, daß ich es gewagt hatte, den jungen Figaro auf das Theater zu bringen, den Ihr ſpäter ſo lieb gewonnen habt. Auch ich war damals jung und lachte darüber. Wenn man aber alt wird, ſo iſt der Geiſt trübe, der Charakter ſorgenvoll. Ich mag es anſtellen, wie ich will, ich lache jetzt nicht mehr, wenn ein boshafter Menſch oder ein Schurke meine Perſon wegen meiner Werke beleidigt; man iſt nicht Herr darüber.“

„Kritiſirt das Stück: gut. Wenn der Verfaſſer auch zu alt iſt, um Früchte daraus zu ziehen, ſo kann Eure Lehre Andern zum Nutzen gereichen. Aber die Injurie nützt keinem Menſchen und zeugt nicht einmal von gutem Geſchmack. Man darf dieſe Bemerkung wohl einer Nation machen, die wegen ihrer vormaligen Höflichkeit ſo ſehr gerühmt ward, daß ſie ſtets in ſolchen Dingen als Muſter diente, wie ſie es jetzt in Hinſicht ihrer hohen Tapferkeit iſt.“

Beaumarchais hatte ſich in ſeinem Leben vielfältig über Willkühr der Großen zu beklagen gehabt, und ergriff alſo die Sache der Freiheit mit Wärme. Er war Wähler und Mitglied der erſten Gemeinde von Paris. Vor dem zehnten Auguſt war ihm der Antrag gemacht worden, eine Partie Flinten in Holland zu kaufen, und er ſchloß darüber einen Lieferungs-Contrakt mit dem Miniſterium ab. Allein dieſes Geſchäft führte den Verluſt ſeines Vermögens herbei und hätte ihm beinahe den Untergang bereitet. Während er die Flinten kommen ließ, war das Königthum abolirt worden, und die neuen Miniſter erkannten den mit ihren Vorgängern abgeſchloſſenen Vertrag nicht an; ja, man ging ſo weit, ihn des Verraths anzuklagen, als habe er der contre-revolutionären Partei Waffen liefern wollen. Er wurde in die Abbaye geſetzt. Der zweite September wäre auch ſein Todestag geweſen, wenn ihn nicht Manuel, Prokurator der Gemeinde von Paris, gerettet hätte. Dies war um ſo edler, da er früher von Beaumarchais häufig verſpottet worden war.

Jetzt floh Beaumarchais nach England und entkam ſo dem Anklagedekret, welches erſt drei Monate nach ſeiner Flucht, den acht und zwanzigſten November, erlaſſen wurde. Dies gab ihm Gelegenheit, ein neues Memoire zu ſeiner Rechtfertigung unter dem Titel: „les six époques des neuf mois les plus pénibles de ma vie,“ herauszugeben, in dem ſich ſein Talent wieder in ſeiner ganzen Größe zeigt. Dieſe Schrift hat er an Lecointre von Verſailles gerichtet, auf deſſen Denunciation er dekretirt worden war. Sehr ſchön fängt er die erſte Epoche an:

„Der alte Lamothe-Houdart ging einſt, von ſeinem Bedienten geführt, aus der Oper nach Hauſe, und trat aus Verſehen einem jungen Menſchen auf den Fuß, der ihm dafür eine Ohrfeige gab. Lamothe-Houdart ſagte hierauf mit Mäßigung vor den überraſchten Zuſchauern: „Ach, mein Herr, wie ſehr wird es Sie betrüben, wenn Sie erfahren, daß ich blind bin!“ Der junge Menſch gerieth wegen ſeiner Uebereilung in Verzweiflung, warf ſich dem Greiſe zu Füßen, bat ihn vor allen Leuten um Vergebung, und führte ihn dann ſelbſt nach Hauſe. Von dieſem Augenblicke widmete er ihm die ehrerbietigſte Zuneigung.“ —

„Nun aber, Lecointre, hören Sie mich an! Während ich in Holland war, um dem Vaterlande zu dienen, haben Sie mir, ohne daß ich Ihnen Veranlaſſung dazu gegeben hatte, eine öffentliche Beſchimpfung zugefügt, die mindeſtens eben ſo empfindlich iſt, als obige, welche Lamothe-Houdart widerfuhr. Ich will ſeinem Beiſpiele folgen, und ohne mich gegen Sie über einen ſolchen Grad von Leichtſinn zu erzürnen, da ich ihn für unwillkührlich halte, will ich mich damit begnügen, Ihnen und ganz Frankreich zu zeigen, wie vorwurfsfrei ich bin und welchen Greis Sie in mir beleidigt haben! Der Nationalconvent möge dann entſcheiden, wer von uns beiden ſtrenger ſeine Pflicht erfüllte: ich, der ich einen verläumdeten Bürger zu rechtfertigen übernommen; Sie, der ihm die Reue eines unbeſonnenen Anklägers zu erkennen geben wird.“

Nach der Revolution vom neunten Thermidor des zweiten Jahres (28. Juli 1794) kehrte Beaumarchais nach Frankreich zurück, um ſein Leben dort zu beſchließen. Mit ſeiner Tochter bewohnte er nun ein Haus, das er in glücklichern Tagen für die Ruhe ſeines Alters am Ende des Boulevards St. Antoine hatte erbauen laſſen. Es war eine Villa mitten in Paris. Auf der Thür des Gartens las man:

Ce petit jardin fut planté
L'an premier de la liberté [1]

Als Windfahne ſtand eine Erdkugel, durch die eine Feder lief, auf dem Dache.

Dieſes anmuthige Aſyl wurde nur wenigen Freunden geöffnet. Beaumarchais war an Allem überſättigt und lebte nur noch der Freundſchaft und Wohlthätigkeit. So endete ſein langes, thätiges Leben ein Schlagfluß, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799. Er ging aus dem Leben — wie er hinein getreten war — bewußtlos. Sein ihn beſonders charakteriſirender Wahlſpruch war: *Ma vie est un combat* [2].

Eine ſeiner größten Unternehmungen, deren ich noch nicht erwähnte, war die Herausgabe von Voltaire's Werken, wozu er die noch bis dahin nie edirten Manuſcripte um einen ungeheuern Preis ankaufte. Auch Rouſſeau und einige andere Philoſophen ſollten folgen. Er hatte zu dieſem Behufe Druckereien und Papiermühlen in Kehl anlegen laſſen und ſoll bei dem Geſchäfte über eine Million verloren haben. Aber Ehre hat es ihm reichlich eingebracht.

Beaumarchais war höchſt gütig in ſeiner häuslichen Umgebung, eben ſo liebenswürdig in der Geſellſchaft, verbindlich gegen Jedermann; er vereinigte die ſchönſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, und wurde von Allen, die im näher ſtanden, geliebt und geſchätzt. Die feinſten Manieren, ſeine körperlichen Gaben und Alles, was er ſich hiedurch erworben hatte, erwarben ihm viele Feinde, und man darf zu ſeinem Ruhme hinzufügen: er war es werth, ſie zu haben. Er war reizbar, jedoch nicht herausfordernd und konnte viel über ſich ergehen laſſen; hatte es aber einmal das Maaß überſchritten, ſo trat er auch feſt auf und wußte alle Mittel, die einem hochbegabten Menſchen zu Gebote ſtehen, ſo zu verbinden, daß er ſiegen mußte.

---

[1] Dieſer kleine Garten wurde im erſten Jahre der Freiheit gepflanzt.

[2] Mein Leben iſt ein Kampf.

Aus einer Menge von Anekdoten und einzelnen Zügen, die über ihn im Umlauf waren, wähle ich noch folgende, da ſie mir charakteriſtiſch ſcheinen.

Als er bei den Prinzeſſinnen eben ſehr in Anſehen ſtand, reichte ihm einſt ein junger Herr vom Hofe ſeine Uhr mit den Worten:

„Sehen Sie doch einmal nach, Herr Caron, ſie geht nicht richtig; woran mag das liegen? Sie müſſen ſich ja darauf verſtehen.“

Beaumarchais nahm die Uhr und warf ſie auf die Erde:

„Sehen Sie, mein Herr Marquis,“ ſagte er, „wie ſchlecht Sie ſich adreſſirt haben; mein Vater hat mir immer geſagt, daß ich nicht zu ſeinem Handwerke tauge.“

An einer Stelle ſeiner Memoires ſpricht er von ſeiner Abkunft:

„Sie werfen mir den Stand meiner Vorfahren vor, Madame [1])! Es iſt leider wahr, daß der Letzte von Allen mit verſchiedenen Handelszweigen auch eine große Berühmtheit in der Uhrfabrikation verband. Ich bekenne mit Schmerz, daß mich nichts von dem gerechten Vorwurfe reinigen kann, der Sohn meines Vaters zu ſeyn.... Aber ich muß hier inne halten; denn er ſteht hinter mir, ſieht was ich ſchreibe, und umarmt mich lächelnd.“

„O Ihr, die Ihr mir meinen Vater vorwerfet, Ihr habt keinen Begriff von ſeinem großmüthigen Herzen; in Wahrheit, und die Uhrmacherei bei Seite, ich kenne keinen andern, gegen den ich ihn vertauſchen wollte. Aber ich kenne dafür zu wohl den Werth der Zeit, die er mich meſſen lehrte, als daß ich ſie verlieren ſollte, auf dergleichen Abgeſchmacktheiten zu antworten.“

„Doch ehe ich noch mein letztes Wort ſage, behalte ich mir vor, zu unterſuchen, ob ich mich nicht beleidigt finden ſoll, Sie ſo in meinen Familienarchiven wühlen zu ſehen, um meine alte Herkunft, die faſt vergeſſen war, mir hier vorzuwerfen. Wiſſen

---

[1]) Madame Gozmann.

Sie wohl, Madame, daß ich jetzt beinahe ſchon zwanzig Jahre meinen Adel nachweiſen kann; daß dieſer Adel mir wohl zugehört, auf gutem Pergament, und geſiegelt mit dem großen Sigill in gelbem Wachs; daß dieſer Adel nicht ſo iſt, wie der gewiſſer Leute, unbeſtimmt und auf's Wort, ſondern daß ihn mir Niemand wegſtreiten kann, da ich die Quittung darüber beſitze?“ —

Auf dem Halsbande ſeines Hündchens ſtanden die Worte:

„Je m'appelle Florette; Beaumarchais m'appartient [1].“

Dieſe Worte bezeichnen nach meiner Meinung zugleich den Mann von Kopf und Herz.

Nachdem ich nun in den vorhergehenden Zeilen geſucht habe, über Beaumarchais im Allgemeinen, als Charakter und als Schriftſteller, meine Leſer aufzuklären, will ich zu ſeinen Werken ſelbſt übergehen, die jetzt erſt dazu dienen werden, uns ſein Bild zu vervollſtändigen. Ich werde mir erlauben, in dieſer Abſicht einige Bruchſtücke aus den Memoiren hier mitzutheilen. Das Ganze würde ſich für ein deutſches Publikum nicht mehr eignen und höchſtens nur den Rechtsfreunden Theilnahme abnöthigen. Beaumarchais mußte zu ſeinem Zwecke oftmals weitläufig ſeyn. Aus dem Folgenden aber wird man leicht auf das Ganze ſchließen können, das ſich ſtets in dieſer lebendigen, dramatiſchen Form glänzend fortbewegt.

Die erſte Streitſchrift führt den Titel:

Mémoire à consulter

pour Pierre-Augustin *Caron de Beaumarchais*, écuyer, conseiller-secrétaire du roi, et lieutenant-general des chasses au baillage et capitainerie de la Varenne du Louvre, grande vénérie et fauconnerie de France, accusé.

Man erſieht hieraus, daß unſer Held auch ein ziemlich vornehmer Mann war.

Dieſes erſte Memoire beſchäftigt ſich mit folgender Erörterung:

---

[1] „Ich heiße Florette; Beaumarchais gehört mir an.“

„Die Frage, welche in dieſem Augenblicke die verſammelten Kammern beſchäftigt, iſt: ob die Nothwendigkeit das Geld nicht zu ſparen, wenn man eine unerläßliche Audienz bei ſeinem Richter erhalten will, die man früher auf keine andere Weiſe zu erhalten im Stande war, eine ſtrafwürdige Beſtechung oder nur ein mitleiderregendes Unglück zu nennen iſt.“

Nun gibt Beaumarchais die einfache Erzählung des Falles.

Vorhergegangene Thatſachen.

Den erſten April 1770 ſchloß ich definitiv eine Rechnung mit Herrn Paris Duverney, auf Titel geſtützt, ſo wie auf eine zwölfjährige nutzbringende, vertrauenvolle und freundſchaftliche Verbindung.

Aus dieſer doppelt zwiſchen uns ausgefertigten Rechnung ging hervor, daß Herr Duverney mein Schuldner blieb, und vier Monate ſpäter ſtarb er, ohne mich bezahlt zu haben.

Sein Univerſalerbe griff die Urkunde vom erſten April an, ſuchte für ſeine Einſprache das gerichtliche Gutheißen nach, wurde aber damit in zwei aufeinander folgenden Inſtanzen abgewieſen.

Er appellirte hierauf an das Parlament; und den Augenblick benützend, wo eine Lettre de cachet mich unter Schloß und Riegel hielt, und ich nicht im Stande war über die Gefahr unpaſſender Verbindungen nachzudenken, betrieb er unaufhaltſam die Entſcheidung ſeiner Appellation. Er ließ plaidiren, ſollicitiren, er wußte ſich die Köpfe günſtig zu ſtimmen, während ich im Gefängniß war.

Endlich den erſten April 1773 nahm das Parlament, auf den Antrag des Herrn Generaladvocaten Vaucreſſon, die Sache zur Verhandlung und übertrug deren Vortrag dem Herrn Parlamentsrathe Gözmann.

O Herr Duverney! als Sie jenen Rechnungsabſchluß unterſchrieben, und ſich dadurch zu meinem Gläubiger bekannten, — es war den erſten April 1770, — da waren Sie weit entfernt zu glauben, daß drei Jahre ſpäter, an demſelben Tage, ein Erbe, dem Sie mehr als eine Million hinterließen, die Bezahlung Ihrer Verſchreibung verweigern, und Herr Gözmann aus Colmar zum Rapporteur ernannt werden würde; daß ich ferner innerhalb vier Tage meinen Prozeß und fünfzigtauſend Thaler verlieren, und jener Beamte mich noch überdieß beim Parlament belangen würde, als hätte ich ſeine Perſon zu verläumden und ſeine Gerechtigkeit zu beſtechen geſucht.

Poſitive Thatſachen.

Wenige Tage vor der Beendigung der Verhandlung hatte ich endlich von dem Miniſter die Erlaubniß erhalten, meinen Prozeß ſelbſt betreiben zu dürfen, jedoch unter dem ausdrücklichen und ſtrengen Vorbehalte, nur in Begleitung des Herrn Santerre auszugehen, nirgend anders als zu meinen Richtern mich zu begeben, und ſtets zur Eſſens- und Schlafenszeit wieder im Gefängniß zurück zu ſeyn. Dies beſchränkte aber ſehr meine Schritte, und verkürzte noch um vieles die geringe Zeit, die mir zu meinen Sollicitationen eingeräumt worden war.

Ich hatte mich indeſſen wenigſtens zehn Male zu Herrn Gözmann verfügt, ohne ihn antreffen zu können; nur ein Mal wollte es der Zufall, daß ich ihn bei einem andern Rathe der großen Kammer ſah; die Stunde war aber ſehr ungünſtig; beide ſtanden im Begriffe auszugehen, und geſtatteten mir daher nur eine geringe Aufmerkſamkeit. Dies kümmerte mich jedoch nur wenig: Herr Gözmann war damals nur einer von meinen Richtern; das geheime Band eines vortragenden Rathes zu ſeinem Clienten, wodurch der Eine eben ſo aufmerkſam, als der Andere beredt wird, das dringende Intereſſe, wodurch Alles erklärt, verſtanden, ergründet wird, dies Alles fand damals noch nicht zwiſchen uns ſtatt.

Allein am erſten April, ſobald er mit dem Rapport meines Prozeſſes beauftragt worden war, wurde er auch zu einer wichtigen Perſon für mich; es ließ mich nicht ruhen, bis ich ihn geſprochen hatte. Ich ging an dieſem Tage dreimal zu ihm und hinterließ ſtets dieſelbe geſchriebene Formel: „Beaumarchais bittet den Herrn Gözmann, ihm die Gunſt einer Audienz geſtatten zu wollen, und über Tag und Stunde ſeinem Portier das Nöthige zu erlaſſen.“ Umſonſt; die Portiere, denn es war eine Sie, wurde meiner überdrüßig, und ſagte mir am andern Morgen, bei meiner vierten Viſite, daß der Herr Niemand ſehen wolle, und daß es unnöthig wäre, wieder zu kommen. Ich kam den Nachmittag dennoch wieder, aber ich erhielt dieſelbe Antwort.

Wenn man bedenkt, daß es bis zum fünften April, wo Herr Gözmann die Sache vortragen ſollte, nicht mehr als vier Tage waren, und daß ich von dieſen vier koſtbaren Tagen ſchon ein und einen halben mit vergeblichen Verſuchen hingebracht hatte; wenn man weiß, daß ſelbſt ein Freund des Herrn Gözmann [1]) zwei Mal ohne Erfolg bei ihm geweſen war, um mir die Audienz zu verſchaffen, ſo wird man meine Beſorgniſſe leicht begreifen.

Ich halte mich bei dieſen geringen Umſtändlichkeiten auf, weil man mir jetzt den Vorwurf macht, Herrn Gözmann nicht ſchriftlich um die Audienz angegangen zu haben. Aber, große Götter! wie ſollte ich ſchreiben! konnte ein Brief nicht einen ganzen Tag ohne Antwort bleiben, und wie durfte ich noch vier und zwanzig Stunden auf's Spiel ſetzen, da ich die Minuten zählte? Und war mein fünfmal gemachter Weg in ſo kurzer Zeit nicht eben ſo viel, als ob ich geſchrieben hätte? Und war denn das, was ich bei der Portiere ſchrieb, nicht auch geſchrieben? Und denkt man denn wohl, daß meine ängſtliche Sorgſamkeit nicht gekannt wurde? ſah ich doch ſelbſt aus meinem Wagen, wie Herr Gözmann den Vorhang an ſeinem Fenſter, welches nach dem Quai geht, zurückſchob und dem Unglücklichen nachblickte, der von ſeiner Thüre abgewieſen wurde. Dies, ſo wie das Uebrige, kann mir Herr Santerre, mein Begleiter, bezeugen; ſeine Beglaubigung wird nicht verdächtigt werden können, und ich muß dies Alles ſagen und wiederholen, denn es gibt hierin gar keine Geringfügigkeiten.

Da man meine Abſicht nur verdrehen konnte, und meinen Geldopfern dadurch die Wendung geben, als habe ich damit beſtechen wollen, indem man mir die Nachläßigkeit im Sollicitiren bei Herrn Gözmann vorwarf, wie man es denn auch wirklich heute thut, ſo iſt es mir von höchſter Wichtigkeit, daß die Beharrlichkeit, der Eifer, ja ſelbſt der Eigenſinn, womit ich die Verſuche ihn zu ſehen fortſetzte, eben ſo bekräftigt werden, als ihre Erfolgloſigkeit. Wir werden zuletzt berechnen, wie oft ich ſeine Thüre erſtürmen wollte, während jener vollen vier Tage, wo er mein Rapporteur war.

---

[1]) Herr Marin, Verfaſſer der Gazette de France.

Dieſe Art zu argumentiren wird mich wohl von dem Vorwurfe der Nachläßigkeit reinigen können. Man wird dann auch die Verdächtigung, als habe ich ihn beſtechen wollen, fahren laſſen, und zugleich den daraus gefolgerten Schluß, als ſey meine Sache ſchlecht, und müſſe von mir durch jede Art von Kunſtgriff unterſtützt werden. Mit ſolcher Kette von fehlerhaften Inductionen gelangte man aber am Ende zu allen jenen Abſcheulichkeiten, Verläumdungen und Niederträchtigkeiten, die den Verluſt meines Prozeſſes zuwege brachten.

Da ich nicht wußte, was anzufangen ſey, ſo ging ich auf dem Rückwege zu einer meiner Schweſtern, damit ſich meine Aufregung ein wenig lege. Dort erinnerte ſich ein Herr Dairolles, der in dem Hauſe meiner Schweſter wohnte, daß ein Buchhändler, Namens Le Jay, in vertrauten Verhältniſſen mit Herrn Gözmann ſtehe, und mir vielleicht zu den nachgeſuchten Audienzen behilflich ſeyn könne. Er ließ den Le Jay kommen, ſprach mit ihm und erhielt von ihm die Verſicherung, daß mir, mit Hilfe eines Geldopfers, die Audienz bereitwillig zugeſtanden werden würde. Erſtaunt über dieſe plötzliche Ausſicht und begierig zu wiſſen, welche Art von Verbindung zwiſchen dieſem Buchhändler und Herrn Gözmann ſtatthaben könne, erfuhr ich von Herrn Dairolles, daß der Buchhändler die Werke dieſes Beamten debitire; daß Madame Gözmann oftmals zu ihm hingehe, um das Schriftſtellerhonorar in Empfang zu nehmen, wodurch allerdings eine Art von Verbindung zwiſchen ihr und der Dame Le Jay entſtanden ſey.

„Der wahre Beweggrund aber, der Herrn Le Jay ſich für Ihre Audienz verbürgen läßt, ſetzte jener hinzu, iſt: daß Madame Gözmann ihm mehrmals ſagte: wenn ein großmüthiger Client, deſſen Sache gerecht wäre, erlaubte Dinge von ihr begehren würde, ſo glaube ſie alsdann ihrem Zartgefühle nicht zu nahe zu treten, wenn ſie ein Geſchenk annehme[1].“ Dies erfuhr ich bei meiner Schweſter, in Gegenwart mehrer meiner Freunde und Verwandten.

---

[1] Als Mad. Gözmann über die Art ihrer Verbindung mit Herrn Le Jay befragt wurde, antwortete ſie: ſie kenne ihn nicht, und habe ihn

Die Forderung wurde auf zwei hundert Louis geſtellt; ich beſchwerte mich ſowohl über dieſe Summe, als auch über die harte Nothwendigkeit, dergleichen Audienzen zu bezahlen. Als man vor dem Requetenhof verhandelte, ſagte ich, wo ich dieſen Prozeß in erſter Inſtanz gewonnen habe, da hat es mich nicht nur nichts gekoſtet, meinen Rapporteur zu ſprechen, ſondern ich habe nicht einmal gewußt, wer ſein Sekretär ſey; und Herr Dufour, ein eben ſo zugänglicher Beamter als aufgeklärter Richter, hat die Geduld und Rechtlichkeit ſo weit getrieben, ſelbſt zuzugeben, daß ich während ſechs Wochen ſowohl mündlich als ſchriftlich ihn beläſtigen durfte. Warum ſoll ich denn nun heute Geld hergeben? u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Ich widerſtand, ich ſtritt; aber die Wichtigkeit, Herrn Gözmann zu ſehen, war ſo groß, und die Zeit drängte ſo ſehr, daß meine beſorgten Freunde mir nicht länger zu zögern riethen. „Wenn Ihr fünfzigtauſend Thaler verloren haben werdet, weil Ihr Euern Rapporteur nicht inſtruirt hattet, was werden zweihundert Louis mehr oder minder hier für einen Ausſchlag geben? Und wenn man ſelbſt fünfhundert begehrte, ſo dürftet Ihr Euch keinen Augenblick beſinnen.“

Um der Sache ein Ende zu machen, lief Einer von ihnen nach Hauſe, und übergab meiner Schweſter hundert Louis, die ich nicht hatte.

Meine Schweſter wollte mit meinem Gelde ökonomiſiren, und die Audienz für fünfzig Louis zu erhalten ſuchen; ſie gab Herrn Le Jay daher nur eine Rolle und ſagte ihm, ſie hätte die zweitauſend vierhundert Livres, die ihr Bruder geholt habe, noch

---

nur einige Male bei ihrem Manne geſehen; ſie vergaß aber, daß in dem Portefeuille des Herrn Le Jay ſich einige Billete von ihrer Hand vorfinden, in denen ſie ſich als ſeine Schuldnerin verſchiedener Summen bekennet, wie 18 Livres, 30 Livres u. ſ. w.; die mehr noch auf große Vertraulichkeiten, als auf kleine Bedürfniſſe hinzudeuten ſcheinen. Sie ſagte ferner vor mehren Zeugen, daß, „wenn ihr Mann einmal Rapporteur ſey, ſie das Hühnchen rupfen würde, ohne daß es ſchreien ſolle u. ſ. w.“

Beaum.

nicht in Gold umſetzen können, und bitte ihn zuzuſehen, ob dieſe fünfzig Louis nicht hinreichend wären, um mir die verhängnißvolle Thüre zu öffnen. Bald kam aber Herr Dairolles zurück und holte die andere Rolle: „Wenn man ein Opfer bringt, Madame, ſagte er, ſo muß man es ordentlich bringen, ſonſt verfehlt es ſeinen Zweck, und Ihr Herr Bruder würde es ſehr mißbilligen, wenn er erführe, daß man auch nur vier Stunden verloren habe, um ein wenig Geld zu ſparen.“

Nun konnte meine Schweſter nicht anders, und gab mit ſchwerem Herzen auch die andern fünfzig Louis her; dieſe Herren begaben ſich alsdann damit zu Madame Gözmann.

Aber, wird man fragen, wie konnte ich in einer ſo wichtigen Angelegenheit ſo indolent und ſorglos ſeyn, daß alle Schritte von meinen Verwandten und Freunden, ohne meine Mitwirkung gemacht wurden, und wie konnte man ſo über das Geld und die noch koſtbarere Zeit verfügen, ohne daß meine Einwilligung auch nur als nöthig dabei erſchienen wäre? — Ha, meine Herren, Sie vergeſſen die Qualen, die mich erdrückten; ſie vergeſſen, daß ich im Gefängniß war; daß ich des Morgens warten mußte, bis man mich abholte, dann zu meinen Mahlzeiten wieder dahin zurückkehren, und endlich Abends frühzeitig wieder dort ſeyn mußte, mithin dieſe ſo verwickelte Angelegenheiten nicht, wie es geſchehen ſollte, betreiben konnte. Deshalb aber kam mir der Eifer meiner Freunde dabei zu Hilfe; deshalb erfuhr ich erſt ſo Manches davon, als es ſchon geſchehen war; deshalb habe ich eben den Herrn Le Jay, in dem Augenblick wo ich dieſes Memoire ſchreibe, noch nicht einmal zu Geſicht bekommen u. ſ. w. Doch ich will nun wieder den Faden meiner Erzählung anknüpfen, den dieſe Erörterung zerriſſen hatte.

Einige Stunden hernach verſicherte Herr Dairolles meine Schweſter, daß Madame Gözmann, nachdem ſie die hundert Louis in ihrem Schranke verſchloſſen, für denſelben Abend noch eine Audienz zugeſagt habe. Und folgende Inſtruction gab er mir, ſobald er mich ſah:

„Begeben Sie ſich dieſen Abend an die Thür des Herrn Gözmann; man wird Ihnen wiederum ſagen, daß er ausgegangen ſey; beharren Sie aber auf Ihrem Verlangen; fragen Sie nach dem Bedienten von Madame; geben Sie ihm dieſen Brief, der weiter nichts enthält als eine höfliche Mahnung an die Dame, um Ihnen die Audienz zu verſchaffen, nach der zwiſchen ihr und Le Jay ſtattgefundenen Uebereinkunft; dann dürfen Sie überzeugt ſeyn, vorgelaſſen zu werden.“

Genau nach dieſer Vorſchrift ging ich Abends zu Herrn Gözmann, von dem Advocaten Herrn Falconet und dem Herrn Santerre begleitet. Wie man es uns geſagt hatte, ſo geſchah Alles; man verweigerte uns hartnäckig die Thüre; ich fragte nach dem Bedienten von Madame, den ich bat, den Brief ſeiner Gebieterin einzuhändigen; er antwortete mir mit einfältiger Miene, daß er es nicht thun könne: „da der Herr eben bei der Madame in ihrem Cabinete ſey.“ Dies iſt mir um ſo lieber, erwiederte ich ihm, über ſeine Naivetät lächelnd, nun muß der Brief ſogleich übergeben werden. Man wird Sie darüber nicht ausſchelten.

Der Bediente kam bald zurück und meldete, daß wir in das Cabinet des Herrn hinaufgehen könnten, und daß dieſer uns bald über die innere Treppe nachkommen werde, welche zur Madame führe. In der That ſäumte auch Herr Gözmann nicht, uns bald nachzukommen. Man nehme mir hier dieſe kleinliche Umſtändlichkeit nicht übel, denn man wird bald einſehen, wie wichtig ſie uns werden wird. Es war neun Uhr Abends, als man uns in das Cabinet einließ; im Vorzimmer fanden wir den Tiſch gedeckt, aus dem wir ſchließen mußten, daß unſere Audienz das Souper aufhalte.

So ſahen wir ſie denn endlich geöffnet, dieſe Thüre, und zwar ganz ſo, wie es Le Jay vorhergeſagt hatte! Der Unterhändler ſchreibt nur ein Wort, ich übergebe es, die Dame nimmt uns an und der Richter erſcheint. Dieſe Audienz aber, um die ich mich ſo lange beworben, ertheilt man mir um neun Uhr Abends, in dem unbequemen Augenblicke, wo man ſich zu Tiſche ſetzen will. Ohne Jemand dadurch beleidigen zu wollen, könnte man wohl, wie ich glaube, ſo weit gehen anzunehmen, daß man ſich erſt beim Anblick der hundert Louis über die Audienz verſtändigt hatte. Jetzt, wo wir vor Gericht ſtehen, will Niemand etwas von dem Allen wiſſen und die Audienz ſoll, inmitten aller

Schwierigkeiten, in dieſem einzigen Momente blos durch einen Zufall ertheilt worden ſeyn. Ich muß meines Verdachts wegen ſehr um Verzeihung bitten; es war aber gewiß leicht möglich ſich hierin zu täuſchen.

Die Audienz bei Herrn Gözmann fing mit einer Discuſſion über einige Prozeßakten an. Ich geſtehe, daß ich erſtaunt war über die Geringfügigkeit ſeiner Einwürfe und über den Ton, womit er ſie vorbrachte; dieſes Erſtaunen wuchs ſo ſehr, daß ich mir die Freiheit nahm, ihm zu bemerken: ich halte ihn für nicht gehörig unterrichtet von der Sache, um in zwei Tagen darüber einen Vortrag abzuſtatten. Er antwortete hierauf, daß er ſie jetzt ſehr gut kenne, um ſein Urtheil darüber abzugeben, daß ſie ganz einfach ſey, und daß er hoffe, am nächſten Montage dem Gerichtshofe einen genauen Bericht darüber zu geben. Indem ich ihm zuhörte, glaubte ich auf ſeinem Geſichte die Spur eines zweideutigen Lächelns wahrzunehmen, was mich ſehr beunruhigte. Bei meiner Nachhauſekunft theilte ich meine Beſorgniſſe meinen Freunden mit.

Herr Dairolles hinterbrachte ſie der Madame Gözmann, und verlangte eine zweite Audienz. Die Antwort lautete: daß wenn Herr Gözmann mir nur leichte Einwürfe gemacht habe, ſo habe er wahrſcheinlich keinen Andern gegen mein Recht in Bereitſchaft; und was das Lachen betreffe, was mich beunruhige, ſo läge das in dem Ausdruck ſeiner Phyſiognomie; daß endlich, wenn ich ihr meine Einwände auf die Bemerkungen ihres Mannes machen wolle, ſie ſich gern ihrer Abgaben an denſelben unterziehen würde. Dies that ich denn auch, indem ich das Paket mit einem höflichen Briefe an die Dame begleitete.

Wir hatten Sonntag den 4. April; es blieb nur noch ein Tag zum Sollicitiren; meine Angelegenheit ſollte am andern Morgen zum Vortrage kommen. Ich bat den Herrn Dairolles, ſich zu erkundigen, ob ich nicht mehr hoffen dürfe, gehört zu werden, indem ich fand, daß man mir die Begünſtigung einer einzigen, kurzen Audienz ſehr theuer verkauft hatte.

Man unterhandelte von Neuem; allein die Schwierigkeiten, die man uns entgegenhielt, ließen uns Alle zu der Ueberzeugung gelangen, daß es nur ein Mittel gebe, ſie zu beſeitigen; neue

Debatten; üble Laune von meiner Seite; Vorſtellungen von meinen Freunden. Endlich beſchloß man, bei Madame Gözmann nachzuforſchen, ob die zweite Audienz auch ein zweites Opfer erheiſche, wo ich dann, weil ich keine hundert Louis mehr zu verſchenken hatte, eine Repetiruhr mit Diamanten ihr überſenden ſollte. Herr Dairolles händigte dieſe auch wirklich ſogleich an Le Jay ein.

Jetzt erhielt ich das beſtimmteſte Verſprechen zu einer Audienz auf denſelben Abend; aber Dairolles fügte ſeiner Verſicherung, daß die Dame durch dieſes Kleinod noch mehr als von den hundert Louis erfreut worden ſey, hinzu: ſie wünſche noch außerdem fünfzehn Louis für den Sekretär ihres Mannes zu haben, und wolle die Mühe übernehmen, ſie demſelben ſelbſt einzuhändigen. „Das iſt ſehr ſonderbar, ſagte ich, da wir doch wiſſen, daß einer unſerer Freunde ſich geſtern alle Mühe gab, dieſen Sekretär zur Annahme von zehn Louis zu bewegen, die er ihm ex officio überreichte. Der beſcheidene Mann weigerte ſich hartnäckig, und verſicherte, er ſey in meiner Sache von keiner Bedeutung, da ſie in dem Cabinet des Rapporteurs und ganz ohne ſein Zuthun verhandelt werden würde.“

„Was wollen Sie damit ſagen? erwiederte Herr Dairolles, dies Alles wurde der Madame Gözmann ſchon bemerkt, allein ſie beſtand dennoch auf die Einhändigung der fünfzehn Louis. Sie dürfe nicht wiſſen, was der Sekretär von anderer Seite erhalten habe und die fünfzehn Goldſtücke ſeyen daher unerläßlich.“

Ich gab ſie her, aber wahrlich nicht eben auf die verbindlichſte Weiſe; man trug ſie zu Madame Gözmann und die Audienz wurde für ſieben Uhr angeſetzt. Allein es war wieder umſonſt, daß ich mich einſtellte, und da ich dieſesmal keinen Paß für Madame hatte, ſo mußte ich weggehen, ohne den Herrn geſehen zu haben.

Der Leſer, den es ermüden muß, von ſo vielen falſchen Verſprechungen und unnützen Schritten zu leſen, wird am beſten beurtheilen können, wie aufgebracht ich war, jene zu empfangen und dieſe machen zu müſſen. Ich kam nach Hauſe, mit Wuth im Herzen. Die Zwiſchenträger liefen wieder hin und her. Ich darf hier die ſonderbare Antwort nicht übergehen, die man mir brachte: „Die Dame iſt nicht Schuld daran, wenn man Sie nicht empfangen hat. Sie können ſich morgen wieder bei ihrem Manne melden laſſen. Allein ſie iſt ſo rechtlich, daß, wenn Sie vor dem Urtheil keine Audienz mehr erhalten ſollten, ſie Ihnen die Verſicherung ertheilt, Ihnen Alles, was ſie von Ihnen erhalten hat, zurückzugeben.“

Ich zog ſchlimme Folgerungen aus dieſer Nachricht. Warum verpflichtete ſich die Dame, das Geld wieder herauszugeben? Ich hatte es ja nicht verlangt. Aus welcher Urſache beugte ſie auf ſolche Weiſe vor, da ſie die Audienz doch ſo oft ſchon verſprochen hatte? Ich machte mir hierüber die beſorglichſten Gedanken. Aber obſchon Ton und Handlungsweiſe mir vollkommen umgewandelt ſchienen, ſo beſchloß ich dennoch, einen letzten Anlauf zu wagen, um meinen Rapporteur am andern Morgen zu ſprechen, dem einzigen Augenblicke, den ich noch vor dem Urtheil benützen konnte.

Während ich ſo mein Schickſal beklagte, nahm ſich ein Mann von anerkannter Redlichkeit, der manchmal als Vertrauter in den Privatgeſchäften zwiſchen mir und Herrn Duverney gebraucht worden war, meiner Sache an, da er mein vollkommenes Recht kannte. Er erhielt Gelegenheit, ſich bei Herrn Gözmann einzuführen, und ließ ihm melden, daß er wichtige Aufklärungen in der Nachlaß-Angelegenheit des Herrn Duverney ihm zu geben habe, jedoch ohne dabei zu verrathen, daß er ſich zu meinen Gunſten erklären wolle. So wie ich, wurde auch er von den Einwürfen Gözmanns überraſcht, welche hinlänglich darthun, in welchem Sinne dieſer Mann einen ſo ernſten Gegenſtand behandelte; hiedurch werden meine Anſtrengungen, ihn perſönlich zu ſprechen, noch beſſer erklärt, und zugleich die Opfer gerechtfertigt, die ich gebracht habe, um es möglich zu machen.

Mein Freund verließ Herrn Gözmann nicht eher, bis er das beſtimmte Verſprechen von demſelben erlangt hatte, daß er mich am andern Morgen vorlaſſen und hören wolle.

Wenn jemals eine Audienz als gewiß erſchien, ſo war es wohl dieſe, welche der Rapporteur ſeinerſeits verſprach, während ſeine Frau den Preis dafür vorempfangen hatte. Inzwiſchen waren wir, trotz der Zuſicherungen von beiden, an dieſem Montag-

Morgen nicht glücklicher als an den übrigen Tagen; mein Freund begleitete mich und Herr Santerre war der dritte; ſie waren eben ſo empört wie ich, mich von der Thüre abweiſen zu ſehen, obgleich man uns nicht verbarg, daß Herr und Frau zu Hauſe waren. Ich geſtehe, daß dieſes Letzte meiner Geduld ein Ziel ſetzte. Wir murrten laut, und während mein Freund, um Alles zu erſchöpfen, den Sekretär im Gerichtspalaſte holen ging, damit dieſer verſuche uns einzuführen, bat ich die Portiere mir zu erlauben, in ihrer Loge wenigſtens die Antworten niederzuſchreiben, die ich ihrem Herrn mündlich zu geben die Abſicht gehabt hatte. Wir warteten eine und eine halbe Stunde. Mein Freund kehrte endlich mit einem neuen Introducteur zurück, aber die Befehle waren zu beſtimmt gegeben, wir durften die Thürſchwelle nicht überſchreiten; nur auf wiederholtes Bitten, und nachdem ich ſogar einem Bedienten ſechs Franken gegeben, erlangten wir es, daß Herrn Gözmann meine Antworten eingehändigt wurden, nebſt dem Auszug eines wichtigen Dokuments, den ein Notar während der vorigen Nacht angefertigt hatte.

Denſelben Tag noch verlor ich meinen Prozeß. Herr Gözmann rühmte ſich laut, daß er dazu beigetragen habe. Welche Grauſamkeit! heißt das nicht den Dolch in der Wunde umdrehen?

Ich will hier meine Gänge zu Herrn Gözmann recapituliren, um dem Vorwurfe zu begegnen, als habe ich mir nicht genug Mühe gegeben, ihn zu ſprechen, woraus man folgern wollte, ich habe im Sinne gehabt ihn zu beſtechen.

1 April.	Am Tage als er zum Rapporteur ernannt worden war, Nachmittags und Abends	3 Gänge.
2. „	Morgens, Nachmittags, Abends . . .	3 „
3. „	Morgens	1 „
	Abends (Audienz)	1 „
4. „	Abends	1 „
5. „	Morgens	1 „
	Summe der Gänge in vier Tagen:	10 „
Wenn man nun noch zwei Gänge hinzufügt, die ein Freund des Herrn Gözmann für mich in derſelben Angelegenheit gemacht hat		2 „
Und meine zehn Gänge vor ſeiner Ernennung . . .		10 „
So erhält man die Summe aller Gänge, um Audienzen zu erlangen		22 Gänge.

Wodurch aber nur eine einzige Audienz wirklich erlangt wurde.

Indem ich mich auf ſolche Weiſe von dem Vorwurfe der Nachläßigkeit reinige, glaube ich das Syſtem der Beſtechung bereits ſehr erſchüttert zu haben; ich will es jedoch durch einen andern Calcul und einige ſehr einfache Betrachtungen vollends vernichten.

Es koſtete mich hundert und fünfzehn Louis, um von Herrn Gözmann eine Audienz zu erhalten. Nun verfolge man einmal den Weg, den dieſes Geld gemacht, und dann erwäge man, ob es mir in meiner Entfernung vom Rapporteur möglich geweſen ſeyn könnte, den unſinnigen Vorſatz zu faſſen, ihn beſtechen zu wollen.

Indem ich der Nothwendigkeit nachgab, die erſten hundert Louis zu opfern, hatte ich ſie nicht ſelbſt (eine Perſon); ein Freund lieh ſie mir dar (zwei); meine Schweſter empfing ſie aus ſeiner Hand (drei); ſie übergab ſie dem Herrn Dairolles (vier); welcher ſie dem Herrn Le Jay einhändigte (fünf), um ſie der Madame Gözmann zu überreichen, welche ſie behalten hat (ſechs); nun kommt endlich erſt Herr Gözmann, den ich nur um dieſen Preis geſehen habe, und der von Allem nichts wußte (ſieben).

Mithin beſtand von mir zu Herrn Gözmann eine Kette aus ſieben Perſonen, deren erſtes Glied, nach ſeiner Ausſage, ich als Verſucher, und deren letztes er als Unbeſtechbarer bildete. Nun gut! Wenn er nun aber auch ein unbeſtechlicher Richter iſt, wie will er beweiſen, daß ich ein beſtechungsfähiger Client bin? Bei ſo vielen Zwiſchenträgern täuſcht man ſich leicht über die Abſicht eines Menſchen; übrigens bedarf ein beſtochener Richter ja keiner Inſtruction mehr; und die Entfernung, in welcher ſich dann ſein Client von ihm hält, iſt die erſte Rückſicht, die er ihm ſchuldig iſt, und das ſicherſte Mittel, jeden Verdacht von Einverſtändniß zu entfernen.

Hier aber iſt es bewieſen, daß ich, nachdem ich gezahlt hatte, deſto mehr Eifer zeigte, Herrn Gözmann zu ſprechen; deshalb kann ich auch nicht geglaubt haben, mir ſein Urtheil zu erkaufen; deshalb hat man auch nicht über ſein Urtheil mit ihm gehandelt; deshalb kann ich auch nur Audienzen von ihm gewollt haben;

deshalb bin ich aber auch kein Verführer; und ſo hat er meine Abſicht verläumdet; der Prozeß iſt ſchlecht gegen mich eingeleitet worden, und deshalb . . . . das war es eben, was ich beweiſen wollte.

Ich hatte mein Recht verloren; das Uebel war nicht mehr zu ändern. Noch an demſelben Abend, als das Urtheil gefällt worden war, brachte Dairolles meiner Schweſter die beiden Goldrollen und die Uhr mit Diamanten zurück. „Die fünfzehn Louis, ſetzte er hinzu, welche Madame Gözmann für den Sekretär ihres Gatten gefordert hatte, glaubte ſie dem Herrn Le Jay nicht wieder herausgeben zu müſſen.“

Das Betragen dieſes Sekretärs ſchien mir räthſelhaft, und ich wollte Licht darüber haben. Befremdend war es, daß er jetzt fünf und zwanzig Louis behielt, nachdem er zuerſt zehn ausgeſchlagen hatte; ich erſuche daher den Freund, der ihn vermocht hatte, jene zehn Louis anzunehmen, ihn zu fragen, ob ihm denn Jemand noch fünfzehn Louis gegeben habe. Aber der Sekretär verneinte nicht nur, daß man ſie ihm angetragen, und verſicherte dabei, daß er ſie beſtimmt ausgeſchlagen haben würde, ſondern er erbot ſich ſogar, die erhaltenen zehn meinem Freunde zurückzuerſtatten, indem er von Neuem betheuerte, daß er zu dem unglücklichen Prozeß nichts beigetragen habe, und daß er mir ja ohnehin theuer genug zu ſtehen komme, um nicht meinen Verluſt noch durch ſolche freiwillige Opfer zu vergrößern.

Mein Freund, der meine Geſinnungen kannte, bat ihn jedoch, daß er ſie behielte, nicht ſowohl als ein Honorar für ſeine Mühe, als vielmehr zur Anerkennung ſeiner Rechtlichkeit.

Gereizt durch die unehrliche Weiſe, womit man mir meine fünfzehn Louis vorenthielt, und da ich den Verdacht hegte, daß der Herr Le Jay, den ich ganz und gar nicht kannte, ſie behalten wollte, ſandte ich Dairolles zu ihm und ließ ihn fragen, was aus dieſem Geld geworden ſey.

Der Buchhändler blieb mehre Tage dabei, daß er ſie vergeblich von Madame Gözmann zurückgefordert habe, und daß ſie ihm immer antworte, es ſey ausdrückliche Bedingung geweſen, dieſe fünfzehn Louis in jedem Falle zu behalten. Er ſetzte hinzu, daß er ſich nicht dabei beruhigen könne, wenn man glaube, er habe ſie für ſich genommen, daß die Dame ſich vor ihm verläugnen laſſe, und daß ich mich nur direct an ſie wenden möge.

Den 21. April, alſo ſiebenzehn Tage nach gefälltem Urtheil, ſchrieb ich daher Folgendes an Madame Gözmann:

„Ich habe nicht die Ehre, Madame, von Ihnen perſönlich gekannt zu ſeyn, und ich würde Sie gewiß nicht beläſtigen, wenn man — nach dem Verluſte meines Prozeſſes, und nachdem Sie die Güte hatten, mir meine beiden Rollen Gold und die mit Diamanten beſetzte Repetiruhr wiederzugeben — mir auch in Ihrem Namen jene fünfzehn Louis zurückgegeben hätte, welche der negozirende gemeinſchaftliche Freund Ihnen zur Uebergebuhr gelaſſen.

„Ich bin in dem Rapport Ihres Herrn Gemahls ſo fürchterlich behandelt worden, und meine Vertheidigung wurde von Demjenigen, der mich — wie Sie wiſſen — ſchonen ſollte, ſo unter die Füße getreten, daß es nicht gerecht wäre, zu dem ungeheuern Verluſte, den dieſer Rapport mir verurſacht hat, noch fünfzehn Louis hinzuzufügen, die ſich nie in Ihre Hände hätten verirren ſollen. Wenn Ungerechtigkeit ſich bezahlen läßt, ſo wird wenigſtens nicht der, welcher durch ſie ſo grauſam leidet, ſie bezahlen müſſen. Ich hoffe, daß Sie wohl Rückſicht auf meine Forderung nehmen werden, und daß Sie der Gerechtigkeit, mir jene fünfzehn Louis wieder zu erſtatten, auch noch die beifügen werden, mir zu glauben, daß ich mit der reſpectvollſten Conſideration, die Ihnen gebührt, bin,

Madame,

Ihr u. ſ. w.

Den 21. April 1773.“

Ich erhielt hierauf keine Antwort; aber am andern Tage benachrichtigte mich meine Schweſter, daß Le Jay, wie ein Wahnſinniger, bei ihr geweſen war: Madame Gözmann, hatte er geſagt, habe ihn holen laſſen, um ſich bitter darüber zu beklagen, daß ich von ihr hundert Louis und eine mit Diamanten beſetzte Uhr zurück verlange, obgleich ſie mir dieſes Alles ſchon habe zuſtellen laſſen. Er ſetzte hinzu, daß die Dame, vor Zorn außer ſich, ihm damit gedroht habe, mich und ihn durch den Einfluß des Herrn Herzogs von . . . . . . zu verderben.

Meine Schweſter ſagte mir, daß ſie es umſonſt verſucht habe, den armen Le Jay zu beruhigen, dem man es gar nicht begreiflich machen könne, daß es ſich hier nur um fünfzehn Louis handle, die ſich entweder zu ihm oder der Dame verirrt haben müßten, nicht aber um das, was mir ſchon zurückerſtattet worden war; der Menſch war ſo verwirrt, daß er behauptete, ſelbſt in meinem Briefe an die Dame von den hundert Louis und den Juwelen geleſen zu haben; daß er jede Theilnahme an der Geſchichte läugnen wolle, wenn ſie eine ſchlimme Wendung nehmen würde, u. ſ. w.

Zum Glück hatte ich von meinem Schreiben Copie behalten; ich ſandte dieſe durch meine Schweſter dem Herrn Le Jay, der nun, wie er ſagte, ſogleich zu Madame Gözmann gehen wollte, um ihr Vorwürfe zu machen. Ich weiß nicht, ob er dies gethan; aber die fünfzehn Louis kehrten nicht zurück. Ich habe ſeitdem noch zweimal deswegen an den Buchhändler geſchrieben, ohne jedoch eine Antwort zu bekommen.

Ich hörte nunmehr im Publikum, daß Herr Gözmann ſich mit einer Erklärung Le Jay's, in welcher ich ſchwer angeſchuldigt wurde, zum Herzog de la Brillière und Herrn von Sartine begeben habe, um ſich darüber zu beſchweren, daß ich ſeine Perſon verläumde, nachdem ich es verſucht, ſeine Gerechtigkeit zu beſtechen. Ich glaubte kein Wort davon; ſo große außergerichtliche Vorſicht, bevor noch irgend eine Procedur eingeleitet worden war, ſchien mir ſelbſt unter der Einſicht des unerfahrenſten Criminaliſten. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß ein Rath am Parlament, über Gegenſtände, die ſich auf einen vor dem Parlament abgeurtheilten Prozeß bezogen, eine andere Autorität als dieſes Parlament nachſuchen könne, um Recht, gegen wen es auch ſey, zu erhalten; in jedem Falle ſah ich mich wohl vor, daß mir ſpäter nicht vorgeworfen würde, durch meine Reden oder Schriften einen ſo unanſtändigen Kampf zwiſchen Herrn Gözmann und mir hervorgerufen zu haben. Entſchloſſen, mich in juridiſche Vertheidigungen einzuſchließen, wenn man ſo weit ginge, mich in der Form anzugreifen, ſandte ich folgenden Brief an einen Mann am Platze, der den gerechteſten Anſpruch des allgemeinſten Vertrauens und der reinſten Achtung genießt.

„Mein Herr,

Auf jene Klagen, welche — wie man ſagt — Herr Gözmann, Parlamentsrath, gegen mich erhebt, indem er ſagt, ich habe es verſucht, ſeine Gerechtigkeit zu beſtechen, durch Gold, welches ich Madame Gözmann angeboten, das ſie jedoch zuruckgewieſen, erkläre ich: daß dieſe Angabe falſch iſt, von wem ſie auch herruhren möge. Ich erkläre, daß ich nicht verſucht habe, Herrn Gözmann zu beſtechen, um einen Prozeß zu gewinnen, den ich nur durch Irrthum oder Ungerechtigkeit zu verlieren glauben konnte.

In Bezug auf das Gold, welches ich der Madame Gözmann angeboten, und das dieſe zurückgewieſen haben ſoll, ſo weiß Herr Gözmann ja nicht — wenn dies ein Gerucht verbreitet — ob ich es beſtätige oder nicht; und ich denke, daß ein Mann, deſſen Beruf es iſt, nach beſtehenden Formen über Andere zu richten, mich nicht ſo leichthin anſchuldige, viel weniger aber noch Autoritäten gegen mich waffnen werde. Glaubt er zur Klage Urſache zu haben, ſo mag er mich vor dem Tribunale belangen. Ich fürchte das Licht in keiner meiner Handlungen. Ich erkläre, daß ich alle vom Könige eingeſetzten Richter ehre. Allein nunmehr iſt Herr Gözmann nicht mein Richter. Er will, wie man ſagt, mein Ankläger werden; hiedurch tritt er in die Klaſſe jedes andern Bürgers; und ich hoffe, daß die Behörde neutral dabei bleiben werde. Ich werde Niemand angreifen; aber ich erklare auch, daß ich mich offen über jeden Punkt, auf dem man mich angreift, vertheidigen werde, ohne jedoch die Mäßigung, die Beſcheidenheit und die Ruckſichten aus den Augen zu laſſen, die ich mir gegen Jedermann zur Pflicht auferlege.

Ich bin, mein Herr, u. ſ. w.

Paris, 5. Juni.“

* * *

Das Gerücht, als habe Beaumarchais den Parlamentsrath Gözmann beſtechen wollen, verbreitete ſich immer mehr und mehr, und es war bereits von dem Letztern die Klage deshalb anhängig gemacht. Beaumarchais ließ Gözmann Vorſtellungen machen, und verheimlichte ihm nicht, welche Unannehmlichkeiten er ſich ſelbſt dadurch bereite, er bitte ihn daher, ihn in Ruhe zu laſſen. Dieſe Schritte blieben jedoch erfolglos.

Bald darauf ließ der erſte Präſident Beaumarchais zu ſich berufen, um zu erfahren, was an der Sache ſey, allein dieſer erklärte entſchieden, nur, wenn er hiezu gerichtlich gezwungen würde, das Nähere anzugeben. Er erfuhr jetzt, daß der Generalprokurator bereits mit der Klage beauftragt ſey, und die Zeugen wurden ſämmtlich auf Beaumarchais Verlangen vorgeladen.

Hier beginnt der ſpaßhafte Theil des Prozeſſes, der damals in Paris das größte Aufſehen machen mußte: die Verhöre der wahrſcheinlich ſehr hübſchen, aber von Beaumarchais mit großer Bosheit geſchilderten Madame Gözmann. Es iſt ein Pröbchen Scandalliteratur, wie kein Anderes, das in dieſen Blättern enthalten iſt; allein es iſt durch die Länge der Zeit und die Entfernung aller nähern Beziehungen zu den Perſonen, die nicht mehr exiſtiren, fürwahr ſehr unſchuldiger Art, und ich nehme daher keinen Anſtand, hier einiges davon im kurzen Auszuge mitzutheilen.

Meine Confrontation mit Madame Gözmann.

Man kann ſich gar nicht vorſtellen, wie viel Mühe wir hatten, zuſammenzukommen, Madame Gözmann und ich; ſey es, daß ſie wirklich unwohl war, ſo oft ſie es bei dem Gerichte angeben ließ, oder daß ſie noch nicht gehörig vorbereitet war, um den Choc einer ſo ernſten Confrontation aushalten zu können. Endlich ſtehen wir uns nun gegenüber. Nachdem wir den Eid geleiſtet und die gewöhnlichen Vorſpiele vorüber waren, fragte man uns, ob wir uns kennen. „Nein,“ ſagte Madame Gözmann, „ich kenne ihn nicht und will ihn auch niemals kennen.“ Dies wurde niedergeſchrieben. — „Ich habe ebenfalls nicht die Ehre, Madame zu kennen, indem ich ſie aber anſehe, kann ich mich nicht enthalten, einen von dem ihrigen gänzlich verſchiedenen Wunſch zu hegen.“ Und man ſchrieb auch dieſes.

Madame Gözmann wurde aufgefordert, ihre Klage zu Protokoll zu geben, wenn ſie ſolche gegen mich vorzubringen habe, und ſie antwortete hierauf: „Schreiben Sie, daß ich gegen den Herrn klage, weil er mein ärgſter Feind iſt und eine zu allen Schändlichkeiten fähige Seele beſitzt, wie ſolches in ganz Paris bekannt iſt, u. ſ. w.“

Nachdem dieſe Antwort vollſtändig nachgeſchrieben war, befragte man mich. Hier iſt die meinige: „Ich habe Madame nichts vorzuwerfen, nicht einmal die kleine böſe Laune, die ſie in dieſem Augenblick beherrſcht; wohl aber muß ich ihr mein Bedauern ausdrucken, daß ich es einem Criminalprozeſſe zu verdanken habe, ihr hiemit meine erſten Huldigungen darzubringen. Was meine ſchändliche Seele betrifft, ſo hoffe ich, ihr ſowohl durch die Mäßigung in meinen Antworten, als auch durch mein achtungsvolles Benehmen zu zeigen, wie man ſie über mich getäuſcht hat.“ Und auch das wurde geſchrieben.

Dies war im Allgemeinen der Ton, der zwiſchen dieſer Dame und mir während acht Stunden gedauert, die wir in zwei verſchiedenen Malen mit einander zugebracht haben.

Der Greffier las meine früheren Verhöre vor und verglich ſie mit den Antworten, worauf Madame Gözmann gefragt wurde, ob ſie irgend eine Bemerkung zu dem, was ſie eben gehört, zu machen habe.

„Ganz und gar nicht, mein Herr,“ erwiedert ſie, indem ſie dem Beamten zulächelt; „was ſollte ich wohl gegen dieſe Menge von Dummheiten zu ſagen wiſſen? Der Herr hier muß wahrlich viel Zeit übrig haben, um alle dieſe Plattheiten niederſchreiben zu laſſen.“

Ich war etwas getröſtet, ſie in Bezug auf mich milder zu ſehen, denn Dummheiten ſind doch noch lange keine Schändlichkeiten.

Machen Sie Ihre Einwürfe, Madame, ſagte der Kommiſſär. Ich bin genöthigt, Ihnen zu bemerken, daß ſpäter nicht mehr Zeit dazu ſeyn wird.

„Einwürfe? Welche? Ich weiß nicht — doch — ſchreiben Sie einmal für Alle, daß die Antworten des Herrn ſämmtlich falſch ſind und ihm von Andern eingegeben wurden.“

Ich lächelte. Sie wollte den Grund wiſſen. „Ich ſehe, Madame,“ ſprach ich, „daß Sie ſich zwar dieſes Punktes Ihrer

Lection gut erinnerten, daß Sie dies aber an einer ſchicklichen Stelle hätten anbringen müſſen. In meinen Verhören finden ſich viele Gegenſtände, die ihnen durchaus fremd ſind, und daher können Sie nicht wiſſen, ob meine Antworten falſch. Was das „Eingeben“ betrifft, ſo haben Sie dabei nur etwas verwechſelt; denn da ich — um mich Ihres frühern Ausdrucks zu bedienen — nach der Anſicht Ihres Anwalts für das Haupt einer Clique gehalten werde, ſo wird man Ihnen wahrſcheinlich geſagt haben, daß ich Andern Antworten eingebe, nicht aber, daß mir ſolche eingegeben werden. Wie aber — ſollten Sie wirklich nichts Beſonderes über den Brief zu ſagen haben, den ich Ihnen zu ſchreiben die Ehre hatte, und der mir die Audienz bei Herrn Gözmann verſchaffte?“

„Gewiß, mein Herr... warten Sie.... ſchreiben Sie.... was ſich auf die ſogenannte Audienz bezieht.... die ſogenannte.... Audienz....“

Während ſie zuſammenſucht, was ſie vorbringen will, habe ich Zeit, dem Leſer zu bemerken, daß das Bild dieſer Confrontation keine von mir erfundene Unterhaltung iſt; es iſt mir ſehr wichtig, daß man darin die Verlegenheit der Dame leſe, um mit ihren ſehr gewöhnlichen Ideen die hochtrabenden, ſtudirten Worte in Verbindung zu ſetzen, mit denen ihr Anwalt die Ungeſchicklichkeit hatte, jene bekleiden zu wollen. Alſo:

„Die ſogenannte Audienz.... gegen und wider Alle.... ſo wie es für nöthig erachtet ſeyn dürfte.... ein Anfang von ſchriftlicher Beweisführung....“

Und noch mehre Phraſen, aus denen man die Anweſenheit der Gottheit wahrnahm, welche die Prieſterin inſpirirte, deren Orakel ſie aber in einer Sprache kund gab, die ihr ſelbſt unverſtändlich blieb.

Madame Gözmann ſuchte immerfort und wiederholte ſtets „die ſogenannte Audienz....“ Der Greffier ſaß mit erhobener Feder und wir alle richteten unſere ſechs Augen auf ſie; endlich ſagt der Kommiſſär, Herr Chazal, mit Schonung zu ihr: Nun, Madame, was verſtehen Sie unter „ſogenannter Audienz?“ Laſſen Sie die Redensarten; verſichern Sie ſich des Gedankens;

erklären Sie ſich deutlicher und ich werde Ihren Einwurf getreulich redigiren. —

„Ich will damit ſagen, mein Herr, daß ich mich weder um die Geſchäfte noch um die Audienzen meines Mannes kümmere, ſondern nur um meine Haushaltung, und daß — wenn dieſer Herr meinem Bedienten einen Brief abgegeben hat, er es nur aus Bosheit gethan haben kann, was ich gegen Jeden und Alle behaupten werde.“

Der Greffier ſchrieb.

Wollten Sie uns wohl gefälligſt erklären, Madame, welche Bosheit Sie darin finden, daß man einem Diener einen Brief einhändigt?

Neue Verlegenheit über die Bosheit, und das wurde ſo lang.... ſo lang.... daß wir am Ende die Bosheit bei Seite ließen; dafür aber fuhr ſie fort:

„Wenn es wahr iſt, daß der Herr einen Brief zu uns getragen hat, welchem von meinen Leuten hat er ihn abgegeben?“

Einem jungen Lakai, einem Blondin, der, wie er uns ſagte, der Ihrige war, Madame.

„Das iſt ein ſchöner Widerſpruch! Schreiben Sie, daß der Herr den Brief einem Blondin gegeben hat; mein Lakai iſt aber nicht blond, ſondern hell kaſtanienbraun (ich war von dieſem Einwande niedergedonnert). Und wie iſt denn meine Livree?“

Jetzt war ich gefangen; jedoch nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, antwortete ich ſo gut es gehen wollte: ich wiſſe nicht, daß Madame eine beſondere Livree gebe.

„Schreiben Sie, ſchreiben Sie, ich bitte, daß der Herr, der mit meinem Lakai geſprochen haben will, nicht einmal weiß, daß ich eine beſondere Livree gebe; und doch gebe ich zwei: eine für den Winter und eine für den Sommer.“

Madame, ich habe ſo wenig im Sinne, Ihnen die Winter- und Sommerlivreen abzuſtreiten, daß es mir jetzt ſogar ſcheint, als ob jener Lakai eine Frühlings-Morgenweſte angehabt hat, weil wir gerade den dritten April ſchrieben. Vergeben Sie, wenn ich mich früher ſchlecht ausgedrückt habe. Da es ganz natürlich iſt, daß Ihre Leute, nach Ihrer Verheirathung, Ihre Livree ablegten, um nur die des Hauſes Gözmann zu tragen, ſo konnte ich unmöglich am Kleide erkennen, ob der Lakai dem Herrn oder der Dame gehöre. Ich konnte alſo nur ſeinem eigenen, gefahrbringenden Ausſpruche in dieſem ſo delikaten Punkte folgen; ob er übrigens blond oder kaſtanienbraun war, ob er die Livree Gözmann oder die Livree Jamar getragen *), immer bleibt es wahr, daß ich in Gegenwart zweier vorwurfsfreier Zeugen, den Herren Falconet und Santerre, einem Ihrer ſogenannten Lakaien auf Ihrer Treppe einen Brief einhändigte, den er nicht abgeben wollte, weil — wie er ſagte — der Herr bei Madame war; den er endlich aber doch forttrug, als ich ihn darüber beruhigt hatte, worauf er uns bald dieſe Antwort wörtlich überbrachte: „Sie können in das Cabinet des Herrn hinauf gehen; er wird ſogleich durch eine innere Treppe dahin kommen.“ Und in der That kam uns Herr Gözmann bald nach.

„All' das Geſchwätz bedeutet nichts,“ erwiederte Madame Gözmann. „Sie ſind meinem Bedienten mit Ihren Zeugen nicht nachgegangen, und ſomit können Sie auch nicht behaupten, daß er mir den Brief eigenhändig übergeben hat; und nun erkläre ich: daß ich nie einen Brief von dieſem Herrn ſelbſt, noch durch Andere erhielt, und daß ich mich keineswegs bemüht habe, ihm eine Audienz zu verſchaffen. Schreiben Sie genau.“

Aber, Götter! Madame, welchem Verdachte ſetzen ſie uns aus? Es iſt weit ſchlimmer, wenn Sie den Brief nicht aus den Händen des Bedienten erhalten haben; da es aus dem Prozeſſe hervorgeht, daß dieſer Menſch ihn von mir empfangen, und da die Zuſammenkunft mit Herrn Gözmann genau mit der mündlichen Antwort des Kaſtanienbraunen zuſammenſtimmt, ſo müßte man hieraus ſchließen, daß dieſer perfide Damenlakai den Brief an Ihren Gemahl ſelbſt eingehändigt haben muß; denſelben Brief, Madame, in welchem Sie aufgefordert wurden, „nach Ihrem le Jay gegebenen Verſprechen mir die Audienz zu verſchaffen;“ man müßte daraus ſchließen, daß der Herr Gemahl, eben ſo ehrlich als neugierig, als galanter Mann die Engage-

---

*) Madame Gözmann hieß unverheirathet Mademoiſelle Jamar; aber es iſt nicht wahr, daß ſie in Straßburg Schauſpielerin geweſen u. ſ. w.

Beaumarchais.

ments ſeiner Frau erfüllen zu müſſen glaube.... Vollenden Sie dieſe Phraſe ſelbſt, Madame, ich habe, auf Ehre, nicht den Muth, ſie weiter zu treiben: entſcheiden Sie, wer von beiden Gatten den Brief geöffnet, der die Audienz herbeigeführt hat; allein wenn Sie darauf beharren, daß nicht Sie es waren, ſo ſagen Sie wenigſtens nicht, daß ich es ſey, der Herrn Gözmann compromittirt; es iſt dann durch die That erwieſen, daß Sie ſelbſt ihn compromittirten.

„Laſſen Sie mich zufrieden,“ erwiederte ſie zornig, wenn ich allen dieſen Impertinenzen antworten müßte, ſo blieben wir bis morgen früh bei dieſem Briefe ſtehen; ich halte mich daran, was ich ſchon geſagt habe, und will kein Wort mehr hinzufügen.“ — —

Es war ſpät; kaum hatte man noch Zeit, das Verhör und die Ausſagen der Madame Gözmann vorzuleſen. Große Götter! welche Schreibereien! Man ſtelle ſich ein Meiſterſtück von Widerſprüchen, Ungeſchicklichkeit und Betrug vor, und man wird dann noch nicht einmal eine richtige Idee davon haben. Ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen: Wie, Madame! iſt ein Menſch auf der Welt ſich ſelbſt ſo feindlich geſinnt, um Ihnen ſeine Ehre und das Geheimniß einer ſo ernſthaften Intrigue zur Vertheidigung zu überlaſſen? Vergebung! Mein Erſtaunen nöthigen nicht ſowohl Sie mir ab, als Jener, der Sie eigentlich in Thätigkeit ſetzt. —

„Und was ergibt ſich denn, mein Herr, aus Allem, was hier geſchrieben ſteht?“

Daß Sie eine ſehr liebenswürdige Frau ſind; daß Ihnen aber das Gedächtniß vollſtändig mangelt, und dies werde ich morgen früh die Ehre haben, Ihnen zu beweiſen.

Ich bitte hier den Leſer um Verzeihung, daß mein Ton etwas minder ernſt wird, als ein ſolcher Prozeß eigentlich erheiſcht. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ſobald eine Frau in eine Sache verwickelt iſt, das härteſte Herz ſich erweicht und minder ſtreng bleibt; ein Firniß von Rückſichten und Umſchweifen verbreitet ſich über die ſtachlichſten Discuſſionen; der Ton wird weniger ſchneidend; die Bitterkeit läßt nach; die Dementis verſchwinden, und ſo groß iſt der Reiz dieſes Geſchlechts, daß es eher ſcheint, man ſtreite weniger mit ihm, um Thatſachen aufzuhellen, als um die Gelegenheit zu haben, ſich ihm zu nähern.

Und welcher Mann wäre hart genug, ſich der holden Theilnahme zu erwehren, die ein zu ſchwacher Feind einflößt, der von Männern in die Arena hineingeſtoßen wird, die, eben ſo grauſam als muthlos, es nicht wagen, ihrem Gegner ſelbſt die Spitze zu bieten! Wer könnte es, ohne milde zu werden, wohl anſehen, wenn ein junges Weib unter Männer geſchleudert wird, und nun gezwungen iſt, ſich mit der Standhaftigkeit der Gegner in einen ungleichen Streit einzulaſſen? wie ſie ſich auf ihrem Rückzuge dann verirrt, ſich in ihre Antworten verwickelt, wie ſie fühlt, daß ſie darüber roth wird, und dann aus Verdruß noch mehr erröthet, ſich dieſe Scham nicht erſparen zu können.

Dieſe Protokolle, dieſe Confrontationen, alle dieſe Männer-Debatten ſchicken ſich nicht für Frauen; man fühlt, wie wenig ſie hier an ihrer Stelle ſind; das winkelige und rauhe Feld der Chicane verwundet ihre zarten Füße; und wenn ſie ſich ſelbſt auf die Wahrheit ſtützten, ſo würden ſie Mühe haben, ſich aufrecht zu halten; jetzt denke man aber, wenn ſie erſt gezwungen werden, die Lüge zu behaupten! Wehe aber auch dem, der ſie dazu treibt! Der ſich auf ein ſchwaches Rohr ſtützt, muß nicht erſchrecken, wenn es zerbricht und ihm die Hand verwundet.

Möge man doch in einem gewiſſen Sinne die Madame haben läugnen laſſen, daß ſie ihren Einfluß auf das Cabinet ihres Gatten benützt habe, es war dies noch kein großes Uebel; nachdem aber die deshalb verhängten Dekrete die Stellung und das Vermögen eines Bürgers in Gefahr ſetzten; als Kerker ſich füllten und Unglückliche ſeufzten, da gehörte ein ſchmachvoller Muth dazu, eine Frau bloszuſtellen, die eben ſo von der Mahnung ihres Gewiſſens verwirrt wurde, als über die möglichen Folgen in Beſorgniß gerieth, welche ihr kühnes Beginnen haben könnte, einen Kampf vor Gericht mit der Stärke und der Wahrheit zu beſtehen.... Dies iſt aber weniger für eine Rohheit, als für eine unſtatthafte Ungeſchicklichkeit anzuſehen.

Um einem neuen Unwetter zuvorzukommen, nahm ich mir die Freiheit zu ſagen: Hören Sie, Madame, dies iſt mein Plan. Wir wollen Ihre Verhöre und Einwände noch einmal durchgeben; ich werde meine Bemerkungen dazu machen; aber jede Beleidigung, die Sie mir zufügen, erlauben Sie mir wohl auf der Stelle dadurch zu rächen, daß ich Sie in neuen Widerſprüchen fange.

„Neue, mein Herr? Finden Sie etwa Widerſprüche in dem, was ich geſagt?“

Ach! guter Gott, Madame, Alles wimmelt davon; aber ich geſtehe, daß es noch merkwürdiger iſt, ſie beim Vorleſen nicht zu bemerken, als ſie beim Diktiren überſehen zu haben.

Ich nahm die Papiere, um ſie durchzulaufen.

„Was iſt das! hat der Herr denn die Freiheit, Alles zu leſen, was man mich hat unterſchreiben laſſen?“

Das iſt ein Recht, Madame, deſſen ich mich nur mit allen Rückſichten bedienen will. Im erſten Verhöre bemerke ich ſo eben zur großen Ehre Ihrer Discretion, daß Sie auf die ſechszehnmalige Frage über denſelben Gegenſtand, ob Sie nämlich hundert Louis von Herrn Le Jay empfangen haben, um dem Herrn von Beaumarchais eine Audienz zu verſchaffen, Ihre ſämmtlichen ſechszehn Antworten mit keinem überflüſſigen Schmucke beſchwert haben.

„Befragt, ob Sie hundert Louis in zwei Rollen erhalten haben? antworteten Sie: das iſt falſch. Ob Sie ſie in eine Blumenſchachtel gelegt? — das iſt nicht wahr. Ob Sie ſie bis nach dem Prozeſſe behalten? Schändliche Lüge. — Ob Sie nicht dem Le Jay für denſelben Abend eine Audienz verſprochen? Abſcheuliche Verläumdung. — Ob Sie nicht zu Le Jay geſagt: das Gold wäre überflüſſig geweſen, und ſein Wort hätte genügt? Eine teufliſche Erdichtung u. ſ. w. u. ſ. w. Sechszehn Verneinungen hinter einander hinſichtlich der hundert Louis.“

Inzwiſchen bemerkt man, daß Madame Gözmann, über denſelben Gegenſtand im zweiten Verhöre befragt, freimüthiger geantwortet: „Es ſey wahr, daß Le Jay ihr hundert Louis gegeben; es ſey ferner wahr, daß ſie dieſelben während eines Tages und einer Nacht in ihrem Schranke verſchloſſen gehabt habe, jedoch nur aus Gefälligkeit für den armen Le Jay, der ein Bonhomme ſey, welcher die Folgen nicht einſehen könnte, und ſich ihr übrigens nützlich zeige bei dem Verkaufe der Bücher ihres Mannes; denn das Geld würde ihm doch zu beſchwerlich zu tragen geweſen ſeyn.“ (Welche Güte! die Summe war in Gold.)

Da dieſe Antworten den früheren geradezu entgegengeſetzt ſind, ſo bitte ich Sie, Madame, mir gütigſt ſagen zu wollen, bei welchem der beiden Verhöre ſie in dieſer wichtigen Angelegenheit ſtehen bleiben wollen?

„Weder bei dem Einen, noch bei dem Andern, denn Alles was ich geſagt habe, bedeutet nichts; und ich halte mich lediglich an mein Recolement [1]), das einzige Aktenſtück, welches die Wahrheit enthält.“

Alles das wurde niedergeſchrieben.

Man muß geſtehen, Madame, ſagte ich, daß die Methode, ſeine eigene Ausſage nicht anzuerkennen, nachdem man die Ausſagen aller Andern gleichfalls nicht anerkennen wollte, die kommodeſte von der Welt wäre, wenn ſie durchginge. Indeſſen wir aber abwarten, ob das Parlament ſie annimmt, wollen wir dasjenige, was in dem Recolement über dieſe hundert Louis ſteht, näher unterſuchen. Madame Gözmann verſichert darin, daß ſie an ihrer Toilette ſaß, als Le Jay ihr die hundert Louis übergab; ſie verſichert, daß ſie ihn gebeten habe, ſie wieder mitzunehmen (jedoch nicht eben aufgebracht darüber), und daß: nachdem er fortgeweſen, ſie ſehr überraſcht worden ſey, ſie in einer Blumenſchachtel auf dem Kamine wieder zu finden. Sie habe hierauf dreimal an dieſem Tage zu dem armen Le Jay geſchickt, er möge doch ſein Geld wieder abholen; allein er habe dies erſt am andern Morgen gethan.

Bemerken Sie nun wohl, Madame, daß Sie von der einen Seite die hundert Louis mit Entrüſtung zurückwieſen, während Sie dieſelben von der andern gefällig einſchloſſen, und daß endlich gar das Gold ohne Ihr Wiſſen bei Ihnen geblieben iſt. Dies ſind drei Erzählungen deſſelben Faktums, die ſich nicht ähnlich ſehen: welches iſt nun die richtige, ich bitte Sie?

„Ich habe Ihnen bereits geſagt, ich bleibe bei meinem Recolement.“

---

[1]) Gegeneinanderhalten der Zeugenausſagen, wobei Abänderungen und Berichtigungen ſtattfinden können.

Dürfte ich mir wohl erlauben, Sie zu fragen, Madame, warum Sie die Antworten Ihres zweiten Verhörs verwerfen, die ſich — wie mir ſcheint — mehr der Wahrheit nähern?

„Ich bin Ihnen keine Antwort hierauf ſchuldig; meine Gründe finden Sie in meinem Recolement; dort können Sie ſie nachleſen.“

In der That las ich nun nicht ohne Befremden: Madame Gözmann, aufgefordert, uns zu erklären, ob ihr zweites Verhör Wahrheit enthalte, ob ſie dabei verharren wolle, und ob ſie nichts daran zu ändern, hinzuzufügen oder wegzulaſſen geſonnen ſey, antwortete: daß ihr zweites Verhör zwar die Wahrheit enthalte, daß ſie daran weiter nichts verändern, hinzufugen oder weglaſſen wolle, daß aber dennoch Alles, was ſie darin geſagt habe, von einem Ende bis zum andern unrichtig angegeben ſey; dann liest man noch dieſe Worte: weil an jenem Tage Madame Gözmann vorgab, ſelbſt nicht zu wiſſen, was ſie ſagte, da ſie nicht bei ſich war, *indem ſie ſich in einer kritiſchen Zeit befunden habe*. — Doch nun Kritik bei Seite, Madame, ſagte ich ihr, indem ich hier für ſie die Augen niederſchlug, dieſer Grund, ſich ein Dementi zu geben, ſcheint mir doch ein wenig ſeltſam, und....[1].

„Glauben Sie es mir oder nicht, mein Herr, allein es gibt in der That Zeiten, wo ich nicht weiß, was ich ſpreche, wo ich mich auf nichts beſinnen kann; noch erſt neulich....“

Und nun fädelte ſie uns eine jener kleinen Geſchichten ein, deren ganzes Verdienſt darin beſteht, dem, der ſie erzählt, die verlorene Haltung wieder zu verſchaffen.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich geſtehen, daß, als ſie ſo ſprach, der Blitz ihrer Augen nicht mehr ſtrahlte, ihre Phyſiognomie beſcheiden geworden war; die Stimme ſanft, und nichts mehr von Prahlereien und Beleidigungen bemerkt wurde; jetzt erkannte ich wahrlich erſt die liebenswürdige Sprache eines jungen Weibes.

---

[1] Ohne die große Wichtigkeit dieſer Citation würde ich aus Decenz dieſe ſeltſame Entſchuldigung der Madame Gözmann weggelaſſen haben, und ich werde mich wohl in Acht nehmen, bei den nähern Umſtänden hier zu verweilen, da mir dieſes die Achtung vor den Damen verbietet.

Beaumarchais.

Nun wohl, Madame, ich will auf dieſem Punkt nicht beharren, weil er Sie zu geniren ſcheint. Was Sie mir nicht geradezu abſtreiten, ſoll Ihnen von mir ſtets eingeräumt werden. Die ſtärkſte Waffe Ihres Geſchlechts iſt Sanftmuth; und ſein ſchönſter Sieg beſteht darin, ſeine Niederlage zu bekennen. Aber geruhen Sie doch mindeſtens, uns zu erklären, warum Sie in Ihrem erſten Verhör ſechszehnmal nach einander geläugnet haben, daß die hundert Louis bei Ihnen zurückgelaſſen worden waren, was Sie ſpäter bei der Gegeneinanderhaltung der Ausſagen widerriefen. Vergeben Sie es mir, wenn ich hier in eine für ihren Gegner etwas freie Unterſuchung gerathe; allein die vertrauten Mittheilungen, die Sie ſo eben dem Parlamente gemacht, ſcheinen mir hiezu einiges Recht zu geben. Nach dem Datum des erſten Verhörs zu urtheilen, können jene Verwirrungen des Kopfes, von denen das peinliche Geſtändniß in Bezug auf das zweite Verhör Kunde gab, doch damals noch nicht ſtattgefunden haben, und deſſen ungeachtet waren Sie dort nicht minder Ihren ſpätern Ausſagen bei dem Recolement durchaus entgegen.

„Wenn ich damals es geläugnet, mein Herr, daß ich das Geld nicht empfangen und behalten, ſo werde ich dies wahrſcheinlich ſo gewollt haben; allein wie ich nun ſchon oft geſagt und hiemit zum letzten Male wiederhole: ich will mich jetzt ſtreng an meine Ausſage bei den Recolements halten, und es thut mir ſehr leid, daß Ihnen das zu mißfallen ſcheint.“

Mir, Madame? Im Gegentheil; man kann nicht beſſer antworten, und ich ſchwöre Ihnen, es gefällt mir ſo wohl, daß ich nicht wünſchte, wenn während des Niederſchreibens auch nur ein Wort daran verändert würde.

Hier war, wie man ſieht, unſer Ton ſchon wieder um einen Grad geſtiegen.

Da es Ihr letztes Wort iſt, Madame, ſich über die hundert Louis an Ihre Ausſagen beim Recolement zu halten, ſo erlauben Sie mir wohl noch eine Bemerkung.

„Ei was! mein Herr, Sie machen mich ungeduldig mit Ihren Fragen, Sie ſind ſchwatzhaft wie ein Frauenzimmer.“

Ohne dieſe Eigenſchaft weder für mich noch für die Damen in Anſpruch zu nehmen, möge es Sie nicht beleidigen, Madame, wenn ich darauf beharre, Sie zu bitten, uns die Perſon nennen zu wollen, die Sie dreimal in einem Tage zu dem armen Le Jay hingeſchickt haben, damit er die hundert Louis von Ihnen abhole; dieſe perſiden hundert Louis, die er ſo heimlich unter Ihre italieniſche Blumen gebracht hatte, während Sie ihm den Rucken zukehrten, und alſo nur, was er that, höchſtens in Ihrem Toiletteſpiegel zu ſehen vermochten. —

„Ich habe Ihnen darüber keine Rechenſchaft zu geben: Schreiben Sie, daß ich dem Herrn keine Rechenſchaft ſchuldig bin, und daß er mich nur deshalb ſo mit Fragen in die Enge treibt, damit ich in Widerſprüche gerathe.“

Schreiben Sie, mein Herr, ſagte ich, dieſe Antwort der Dame iſt zu naiv, als daß man ſie übergehen ſollte.

Da ſie jedoch von Neuem durch den Kommiſſär gedrängt wurde, kathegoriſcher zu antworten, und denjenigen zu nennen, der die drei Kommiſſionen beſorgt haben ſollte, ſo erwiederte ſie mit einem koncentrirten Aerger: „Je nun, da ich ihn denn durchaus nennen ſoll, ſo iſt es mein Bedienter, den ich hingeſchickt habe; man darf ihn nur hereinkommen laſſen.“

Während man dieſe Antwort niederſchrieb, bemerkte Herr von Chazal ſehr ernſt:

„Bedenken Sie, Madame, daß, wenn man Ihren Bedienten befragte, und er ausſagen würde, daß er nicht bei Le Jay geweſen iſt, dieſes wichtige Folgen für Sie herbeiführen könnte; daher beſinnen Sie ſich wohl.“

„Ich weiß es alſo nicht, mein Herr; ſchreiben Sie, wenn Sie wollen, daß es nicht mein Bedienter, ſondern ein Savoyard geweſen iſt. Es ſtehen hundert ſolcher Sackträger auf dem Quai St. Paul, wo ich wohne; der Herr kann ihn ja ſelbſt ſuchen gehen, wenn es ihm Spaß macht.“

Dies wurde auch geſchrieben.

Ich werde ihn nicht ſuchen gehen, und ich danke Ihnen für die ſchöne Art, wie Sie die Sache mit den hundert Louis aufgeklärt haben. Ich hoffe, daß der Gerichtshof in keiner größern Ungewißheit ſchweben wird, als ich ſelbſt, um nun zu entſcheiden, ob Sie wirklich das Geld ſtolz und mit Verachtung

zurückgewieſen, oder mit beſcheidener Zufriedenheit eingeſchloſſen haben.

Jetzt wollen wir aber zu einem nicht minder intereſſanten Gegenſtande übergehen, den fünfzehn Louis nämlich.

„Werden Sie nun nicht gar behaupten wollen, mein Herr, daß ich auch geſtanden, dieſe erhalten zu haben?“

Ich bin nicht ſo dreiſt, mir mit einem formellen Geſtändniß von Ihrer Seite zu ſchmeicheln, Madame, ich weiß, daß man ſolche von Ihnen nur in gewiſſen Zeiten, an gewiſſen beſtimmten Tagen, erhalten kann..... aber ich bekenne, daß ich ein wenig auf die kleinen Widerſprüche zähle, und daß wir ſo mit Gottes und des Greffiers Hilfe den leichten Nebel zerſtreuen werden, der jetzt noch die Wahrheit verhüllt.

Hierauf bat ich ſie, uns recht deutlich und ohne alle Zweideutigkeit ſagen zu wollen, ob ſie nicht von Le Jay fünfzehn Louis für den Sekretär verlangt habe, und ob ſie ſie nicht in ihr Bureau gelegt, nachdem ſie ihr Le Jay übergeben.

„Ich antworte recht deutlich und ohne Zweideutigkeit, daß Le-Jay mit mir niemals von dieſen fünfzehn Louis geſprochen, noch ſie mir gegeben hat.“

Bedenken Sie, Madame, daß es viel beſſer wäre, zu ſagen: ich habe ſie zurückgewieſen, als zu behaupten, daß Sie niemals Kenntniß davon gehabt.

„Ich bleibe dabei, mein Herr, daß man mir niemals etwas davon geſagt hat; wäre wohl ein geſunder Menſchenverſtand darin, wenn man einer Frau von meinem Range fünfzehn Louis anbieten wollte! mir, die noch erſt am vorigen Abende hundert ausgeſchlagen....“

Von welchem vorigen Abende ſprechen Sie, Madame?

„Ei — mein Herr, von dem Abende vor dem Tage.....“

Hier blieb ſie ſtecken und biß ſich die Lippen.

Von dem Abende nach dem Tage, ſagte ich, wo man mit Ihnen niemals über die fünfzehn Louis geſprochen hatte, nicht wahr?

„Hören Sie auf,“ rief ſie, indem ſie wüthend aufſtand, „oder ich gebe Ihnen ein Paar Ohrfeigen.... Ich brauchte wohl Ihre fünfzehn Louis! Mit allen Ihren kleinen verfänglichen

Fragen ſuchen Sie mich nur zu verwirren und mir die Rechtfertigung abzuſchneiden, aber ich ſchwöre wahrhaftig, daß ich Ihnen kein Wort mehr antworten werde!“

Und der Fächer ſuchte in Doppelſchlägen das Feuer zu dämpfen, das ihr in den Kopf geſtiegen war.

Der Greffier wollte etwas ſagen, aber er wurde gehörig zurecht geſetzt; ſie war wie eine Löwin, als ſie fühlte, ertappt worden zu ſeyn.

Der kluge Rath ſagte hierauf zu mir, um die Debatte zu enden: Scheint Ihnen das, was Sie fragen, von beſonderer Wichtigkeit? Madame hat nun ſchon ſo oft ſchreiben laſſen, daß ſie die fünfzehn Louis nicht erhalten habe. Was liegt daran, ob man ſie ihr angeboten oder nicht; Sie ſehen, wie es ſie kränkt.

Ich weiß nicht, mein Herr, warum dies der Fall iſt; die Worte „für den Sekretär gefordert,“ die ich meiner Frage ſtets hinzufügte, ſollten ihr beweiſen, daß ich ſie über die Frage der fünfzehn Louis nicht erröthen ſehen will, als ob ſie dieſelben für ſich begehrt hätte. Doch genug! Wir wollen nicht mehr von den hundert Louis ſprechen, die ſie am Abend jenes Tages zurückgewieſen.... an welchem man ihr niemals von den fünfzehn Louis ein Wort geſagt hatte; wir wollen es unterlaſſen, weil es den Frieden unſerer Conferenz trübt. Allein ich bitte um Verzeihung und Gunſt für meine Frage; man kennt oft nur dann den Werth der Grundſätze, wenn erſt die Folgen am Tage liegen. Ich erſuche Sie alſo, wenigſtens dieſes niederzuſchreiben: daß Madame Gözmann verſichert, man habe ihr niemals von den fünfzehn Louis etwas geſagt, noch ihr den Vorſchlag gemacht, ſie anzunehmen.

Dies wurde geſchrieben und ſie ſetzte ſich wieder.

Da ich nunmehr meiner Sache gewiß war, ſo bat ich den Greffier, der Madame Gözmann die Abſchrift des Briefs zu uberreichen, den ich ihr den 21. April geſchrieben, und worin es unter Anderm heißt:

„Ich würde es nicht wagen, Sie zu inkommodiren, wenn man mir, nach dem Verluſte meines Prozeſſes, nebſt den zwei Rollen Gold und der mit Diamanten beſetzten Repetiruhr auch jene fünfzehn Louis von Ihrer Seite zurückgeſtellt hätte, welche der gemeinſchaftliche Freund, der unterhandelte, Ihnen als Uebergebühr zurückgelaſſen hat.“

Iſt dies nicht, Madame, ſagte ich, die Abſchrift des Briefs, den Ihnen Le Jay am 21. April übergab, und den Sie mit dem Originale verglichen, über das Sie ſo erzürnt waren?

Nachdem Madame Gözmann geleſen hatte, warf ſie das Papier zornig weg:

„Ich kenne dieſen Wiſch ganz und gar nicht, den man mir vorgezeigt hat; ich behaupte im Gegentheil, daß der Brief, den ich damals von dem Herrn erhielt, mit dieſer Copie nichts gemein hatte, daß er aber ebenfalls ein Wiſch war, den ich weggeworfen habe.“

Dieſes ließ ich ſehr genau niederſchreiben.

Bevor wir weiter gehen, habe ich die Ehre, Madame, zu bemerken, daß ich ihr getreulich mein Wort halte: mich für ihre Beleidigungen nur dadurch zu rächen, daß ich ſie dahin bringe, ſich zu widerſprechen. Heute geſteht ſie es.

Wenn dies Detail, ſo fährt Beaumarchais nach der gründlichſten Beweisführung fort, welches ich nicht abkürzen konnte, ohne dunkel zu werden; wenn Ihre Antworten, Ihre Ausflüchte, Ihre Geſtändniſſe, Ihre Widerſprüche, mit Le Jay's Ausſagen zuſammengeſtellt, nicht klar wie der Tag darthun, daß Sie die fünfzehn Louis haben, ſo ſollte man die Feder verbrennen und es aufgeben, den Menſchen etwas zu beweiſen.

Ich begreife ſehr wohl, warum Sie es jetzt läugnen, daß Le Jay mit Ihnen jemals von dieſen fünfzehn Louis geſprochen hat; dies geſchieht, um kurz abzubrechen, und mit einem Worte eine verwirrende Frage niederzuſchlagen; aber die trockene Aeußerung, von einer Thatſache keine Kenntniß zu haben, über welche Sie früherhin ſo genaue Umſtände anzugeben wußten, dies iſt, Madame, ein deſto größerer Beweis für mich, daß dies Faktum eben ſo wahr, als dieſe Unterſuchung für Sie peinlich iſt, und nunmehr iſt mein Dilemma vollendet. Was haben Sie noch zu antworten?

„Nichts iſt leichter, als das zu widerlegen. Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß am Tage meines zweiten Verhörs, wo ich eingeſtanden, die hundert Louis erhalten und eingeſchloſſen zu haben, und wo ich zerſtreut dieſe ganze Geſchichte von dem Briefe und den funfzehn Louis erfand, ich meinen Kopf nicht bei mir hatte und mich in einem Zuſtande befand....!“

Geruhen Sie, Madame, endlich damit aufzuhören; und wäre es auch nicht aus Ruckſicht für uns, doch mindeſtens aus Achtung für ſich ſelbſt! Haben Sie denn wirklich kein anſtändigeres und weniger ſeltſames Mittel, um Ihre Niederlagen zu coloriren?

Madame Gözmann, obgleich ein wenig verlegen, erklärte doch, daß ihre Antwort nach den Formen der Prozedur richtig ſey, und daß ich nicht das Recht habe, eine andere von ihr zu erheiſchen.

Enttäuſchen Sie ſich, Madame; bevor das Parlament Ihre Aufſchlüſſe anhört und Ihre ſonderbaren Entſchuldigungen gelten läßt, muß vorerſt ein neuer Artikel dem Criminal-Geſetzbuche angehängt werden, der als nothwendiges Vorſpiel zu allen Verhören angeklagter Frauen die Unterſuchung durch Matronen verordnet; bis dies nicht geſchehen, rufen Sie umſonſt jene Nachſicht für ein geſtörtes Bewußtſeyn an, die man nur einer geſtörten Geſundheit zu bewilligen geneigt wäre.

Auch weiß man, daß die Dünſte, Vapeurs und alle jene kleinen Unordnungen des Kopfes, welche junge Perſonen zwar etwas leidend, aber deſto intereſſanter machen, nur im Zuſtande der Gährung und Völle beſonders ſtörend und eingreifend auf die Organiſation wirken, nicht aber dann, wenn die wohlthätige Natur ihnen, um den Preis einer leichten Unpäßlichkeit, Schönheit, Friſche und alle jene Annehmlichkeiten, die uns ſo reizen, zu erhalten geneigt iſt; Doktoren werden Ihnen ſagen, daß dann der Kopf nur um ſo geſünder iſt, die Gedanken klarer; und Sie begreifen wohl, daß ich hier ſchon deshalb dieſem Ausſpruche beipflichte, um zum Voraus mit unauslöſchlicher Lächerlichkeit das zu bezeichnen, was man Ihnen von einem auf ſo kindiſchen Motiven gegründeten Widerruf verſprochen haben könnte.

Wie dem nun ſey, ſo verdient es angefuhrt zu werden, daß gerade das einzige Mal unter vieren, wo Madame Gözmann nicht wußte, was ſie geſagt, ſie gleichſam wie durch Inſpiration, eine genaue hiſtoriſche Erörterung über den Brief und die fünfzehn Louis gab, die mit dem, was darüber ſchon in den Angaben und Verhören des Prozeſſes, conſignirt war, vollkommen übereinſtimmte, von dem ſie aber damals noch keine Kenntniß haben konnte. O Macht der Wahrheit auf eine ſchöne Seele!

Aber da Sie ohnehin die Ehre für ſich in Anſpruch nehmen, Madame, Kopf und Gedächtniß zu Zeiten zu verlieren, wäre es da nicht beſſer, dieſes unſchuldige Hilfsmittel anzuwenden, um dadurch auf den Pfad der Wahrheit zu gelangen, ſtatt es auf verbrecheriſche Weiſe zu gebrauchen, um ſich immer mehr und mehr davon zu entfernen?

„Einem Narren gebührt keine Antwort,“ antwortete hier trocken Madame Gözmann. Dies wurde nicht hingeſchrieben. Allein als man ſie bat, uns etwas Conſequenteres auf meine Bemerkungen zu erwiedern, ſagte ſie: „daß, wenn auch Alles, was ſie in ihrem zweiten Verhöre geſagt, wahr wäre, dies doch noch nicht bewieſe, daß ſie die fünfzehn Louis erhalten habe.“

Dies ſchrieb man nieder.

Mehr als Sie glauben, Madame; denn man ſieht wohl, daß Sie nur deshalb die Aufklärung über Brief und Gold ſcheuen, um den Verdacht zu entfernen, als hätten Sie das Letztere jemals verlangt, empfangen und behalten. Allein da es bequemer iſt, dieſe fünfzehn Louis abzuläugnen, als der Menge von Beweiſen zu begegnen, welche Sie vom Gegentheile überführen, ſo will ich den leichten Ton fallen laſſen, den ich mir Ihrer Beleidigungen wegen für kurze Zeit auferlegte, um Ihnen zu zeigen, daß Ihre Vertheidigung noch viel erbärmlicher als lächerlich iſt, und Sie ſelbſt in das ſcheuslichſte Licht hinſtellt. Fünfzehn Louis in die Taſche ſtecken, iſt wenig, Madame, allein auf dieſen armen Le Jay (auf ihn, den Sie nur loben ſollten, den Sie aber bei etwas größerer Geſchicklichkeit gewiß gänzlich vernichtet haben würden), den Schimpf zu wälzen, dies iſt ein Verbrechen, eine Schändlichkeit, die bei gewiſſen Männern nicht in Erſtaunen ſetzte, die aber aus dem Munde einer Frau Alles mit Abſchen erfüllen muß, da man wohl mit Recht vorausſetzt, daß eine überlegte Bosheit dieſem Geſchlechte ſtets fremd bleiben ſollte.

Und wenn nun zum Beiſpiel Alles, was man hier lieſt, zu der vollkommenen Ueberzeugung führte, daß Sie die fünfzehn Louis noch in Händen haben! .... Ich überlaſſe Sie hier zitternd, Madame, den fürchterlichſten Betrachtungen; muß Sie das nicht ernſtlich beſchämen; nicht endlich den ebenſo kindiſchen als ſchamloſen Kitt, mit dem Sie ſo viele Widerſprüche zuſammen zu leimen glaubten, ganz mürbe und locker machen?

Wozu nun aber, ich bitte Sie, dieſe Erklärungen Le Jay's, dieſe Denunciationen beim Parlamente, dieſe Verfolgungen wegen Beſtechungen des Richters, worüber ein ſolcher Lärm erhoben wurde; wenn Sie endlich dabei ſtehen bleiben wollten: „Ich erkläre, daß Le Jay mir niemals Geld geboten hat, um meinen Mann zu gewinnen, von dem man wohl weiß, daß er unbeſtechlich iſt; ſondern daß er nur bei mir die Audienzen für Herrn von Beaumarchais nachſuchte.“

So kann ein Wort oftmals einen großen Prozeß entſcheiden. Was hätte meine Vertheidigung denn wohl noch mehr ſagen können? Allein in dieſem Uebermaß der Güte, Madame, erblicke ich einen Luxus, mit dem ich wenigſtens gleichen Schritt halten muß. Wir wollen einmal ſehen, woher dieſes ſo großmüthige Verfahren entſpringt? timeo Danaos..... Obgleich ich nicht zu Ihren Anwälten gehöre, ſo ſpüre ich doch gleich, wo dies Alles hinaus will; ſo wie ein Maſchiniſt bei den Verwandlungen der Dekorationen ſogleich die Hebel und Gegengewichte erräth, die jene bewirken.

Nachdem Sie wußten, daß Sie, ſich ſelbſt überlaſſen, in Ihrem zweiten Verhöre Alles geſtanden hatten: die hundert Louis, den Brief mit den fünfzehn u. ſ. w. empfangen zu haben, da fühlten Sie wohl, daß man aus dieſen verſpäteten Geſtändniſſen ſchließen würde, daß die vorhergegangenen Erklärungen, Denunciationen, Depoſitionen und Verhöre nicht die Wahrheit enthielten. Gäben wir nun nicht die Beſtechungsklage auf, ſo dachte man, es dürfte die geringe Weisheit einer Frau ſie am Ende gegen uns ſelbſt kehren; es iſt daher beſſer, daß wir unſere Rache fahren laſſen, als uns ſelbſt verſtricken; zu verzichten auf die Niederlage unſeres Feindes, als den Arm, der die Falle aufſtellte, ſelbſt darin gefangen zu ſehen. Mit einem Worte, man muß dieſe Frau ſagen laſſen: daß man nur Audienzen von ihr gefordert habe; da es jetzt vor Gericht bewieſen zu ſeyn ſcheint, daß der Preis mit ihr abgemacht und von ihr in Empfang genommen wurde.

Dies, Madame, iſt keine oberflächliche Annahme; Jeder wird es dem Style Ihrer Vertheidigung bis auf wenige Lücken anſehen, daß ſie von Ihnen einſtudirt wurde, wie die Fabeln in Ihrer Kindheit, aber auch eben ſo hergeſagt. So z. B. waren Sie das wohl, welche diktirte: man muß vor allen Dingen zuſehen, ob es bewieſen werden kann, daß man Le Jay die fünfzehn Louis übergeben hat, denn bis dies nicht geſchehen iſt, fehlt das Corpus delictum? (Corpus delictum, große Götter!) Haben Sie ferner diktirt: Wir haben ſchon den ſchriftlichen Anfang der Beweiſe? und noch mehre andere hübſche Ausdrücke, die man nicht in der Penſion lernt. Iſt es nun noch nicht klar, daß ich betrogen wurde? Man ſpricht mir von einer unbefangenen Frau, und ich ſtehe einem deutſchen Publiciſten gegenüber!

Allein nun iſt es genug mit allen den Lächerlichkeiten; wir wollen uns jetzt mit wichtigern Dingen abgeben. Wenn der Autor ſein Werk nach der Mühe tarirt, die es ihm gemacht, der Leſer nach dem Genuſſe, den es ihm gewährte, ſo würdigt es der unparteiiſche Richter nur nach den Wahrheiten, die es enthält, aber auch nur daran kann uns etwas liegen, dieſen zu überführen. Alſo vorwärts! — —

Ich glaube nach dieſer Probe den weitern Verfolg des Prozeſſes übergehen zu dürfen.

Beaumarchais ſchreitet nunmehr zur Schilderung Gözmann's und beginnt damit den zweiten Theil ſeines Memoires. Dann gibt er die moraliſchen Beweiſe für ſein Recht und nimmt ſich die Mühe, die verſchiedenen Ausſagen ſeiner Widerſacher mit einander zu vergleichen. Man hatte unter Anderem nicht undeutlich darauf hingewieſen, daß er wohl wegen des ſchnellen Todes ſeiner drei Frauen, von denen er beträchtlich geerbt haben ſollte, zur Rechenſchaft gezogen werden müſſe, und ließ es in mehre Journale einrücken. Man kann denken, wie Beaumarchais dieſe ſchändliche Anklage zurückweiſt und die Redakteure jener Journale mit dem Male der Verachtung ſtempelt. Solche gewiſſenloſe Menſchen hat es zu allen Zeiten gegeben, die — ohne zu wiſſen, was ſie thun, und dies allein vermag ſie noch zu entſchuldigen — jede Klätſcherei, jede Verläumdung in ihre Spalten aufnehmen, und ſo auf die Luſt der Menſchen am Scandal ſpekuliren.

Le Jay, der Vermittler, wollte ſein Zeugniß gegen Beaumarchais zurücknehmen, allein Herr Gözmann hatte ihm geantwortet: „Jetzt iſt nicht mehr Zeit dazu; Sie würden die Sache nur verſchlimmern, meine Frau wird Ihre erſte Ausſage bis an's Ende unterſtützen.“

Hierüber empört, ſchließt Beaumarchais ſein erſtes Memoire mit den Worten:

„Wir wollen enden: der Schweiß rinnt mir von der Stirne, und der Athem fehlt mir, nachdem ich dieſe ermüdende Bahn in einem Zuge zurückgelegt habe. In der Nacht überfallen, bediene ich mich des Rechtes einer erlaubten Vertheidigung, und werfe mich auf den, der nach mir ſtößt; ich packe ihn am Kragen, klammere mich an ihn, ſchleppe ihn, ungeachtet ſeines Widerſtandes, zur nächſten Laterne, und übergebe ihn erſt dann dem Arme, der über die öffentliche Sicherheit wacht, nachdem ich ihn wohl erkannt, und auch die Andern habe erkennen laſſen. Doch nun halten wir ein und legen die Feder nieder, bis man uns antworten wird. Wieder erſtarkt zum Leiden, aber auch bereit, wieder zu beginnen, werde ich nicht wie Herr Gözmann ſagen: es iſt nicht mehr Zeit dazu! Für mich wird immer Zeit dazu ſeyn.

„Es iſt nicht mehr Zeit!“ Dieſe entſetzliche Redensart hat meine Kräfte neu belebt. Es iſt nicht mehr Zeit! Wie, mein Herr? kann es einmal nicht mehr Zeit ſeyn, die Wahrheit zu ſagen? Ein Menſch hat aus Schwachheit und Rückſicht für Sie eine falſche Erklärung unterzeichnet, die für immer mehre ehrliche Leute in's Verderben ſtürzen kann; weil nun aber ſeine Reue Ihrer Rache den Weg verſperrte, iſt „es nicht mehr Zeit,“ ſie offen zu bekennen? Das ſind von jenen Dingen, die mein Hirn in's Sieden gerathen laſſen, und mir die Hirnſchale emporheben. „Es iſt nicht mehr Zeit!“ Und Sie ſind Richter! Wo ſind wir denn, großer Gott! Ja, ich ſpreche es aus, denn es iſt recht: man müßte Le Jay aufknüpfen, wenn er im Stande geweſen wäre, dieſes „es iſt nicht mehr Zeit“ in ſeinem Verhöre zu erfinden. Da aber dieſe fürchterlichen Worte zu verſchiedenen Malen das Ohr der Richter berührten, und Le Jay, ſtatt in den Kerker geführt zu werden, noch am ſelben Tage die Freiheit erlangte, ſo mochte man wohl davon überzeugt ſeyn, daß er ſie nicht erfunden hat. —

* * *

Das vierte Memoire, das man für das vorzüglichſte in Hinſicht der Dialektik und des feinen Tones, der darüber verbreitet iſt, halten kann, hat für uns noch das beſondere Intereſſe, daß darin jene Erzählung enthalten iſt, welche Göthe den Stoff zu ſeinem Trauerſpiele gegeben hat.

Folgendes war die Veranlaſſung, daß ſie dem Memoire eingewebt wurden. Ich laſſe hier wieder Beaumarchais ſelbſt ſprechen.

— — „Seit zwölf oder vierzehn Tagen läßt Marin [1]) einen Brief circuliren, den ein ſogenannter Ambaſſadeur an ihn geſandt haben ſoll, in welchem die Rede davon iſt, daß ich in fremdem Lande Verbrechen verübt haben ſoll, worauf die höchſten Strafen ſtehen. Einige verlegen die Scene nach Italien, andere nach England; die Commis des Marin, die Herren Adam und Mercier, bekräftigten ſogar vor Zeugen, daß ich nur durch die Flucht dem Galgen entkommen ſey. Der berüchtigte Bertrand, der den Brief in Umlauf ſetzte, behauptet ſogar, er ſey von einem ſpaniſchen Geſandten und noch von fünf bis ſechs vornehmen Perſonen unterzeichnet; das iſt ein Triumph, eine Freude, eine Fröhlichkeit unter den Leuten, die ſich nicht beſchreiben läßt. Jeder rennt zu Marin und erkundigt ſich, und dieſer regalirt die ganze Hölle damit, ſchneidet vergiftete Federn, füllt die Dintenfäſſer mit Galle, erhitzt die Geiſter mit einem Glaſe voll Judenpech, und treibt die Teufel zur Arbeit, um aus dieſem Allen einen langen und prächtigen Artikel für ein neues Memoire zu bereiten, wozu bereits hundert Rieß Papier gekauft und zum Drucker geſchickt worden ſind.

---

[1]) Der ſchon erwähnte Herausgeber der Gazette.

Und dabei gibt es nun arme, ehrliche Leute in der Stadt, welche ſagen: Niemals wird ſich Beaumarchais aus dieſer ſpaniſchen Geſchichte zu ziehen vermögen. Da ſind Thatſachen, Zeugniſſe, Unterſchriften; man hat hingeſchrieben, um die genügendſten Belege zu erhalten, und dieſe Anekdote wird ihm ſicher den Gnadenſtoß geben.

Meine Freunde werden unruhig und theilnehmend, und ſpüren überall dem Briefe nach. Endlich, geſtern Abend, den 12. Januar 1774, hat man ihn mir in Abſchrift gebracht, und ich halte dieſes Meiſterſtück denn alſo in meinen Händen."

Nun theilt Beaumarchais dieſen Brief mit, ein Meiſterſtück ſchlechten Styls, in welchem es unter Anderm heißt:

„Er (Beaumarchais) ſagt überall, daß der Erſte, der ſeinen Wandel angreift, dies ſchwer bereuen ſoll; vielleicht hat er recht, wenn er ſeine Aufführung in Frankreich darunter verſteht, aber der Elende weiß nicht, daß es Leute gibt, welche von ſeinen Schurkenſtreichen in Spanien unterrichtet ſind. Ich aber bin dort geweſen, alle meine Freunde und Verwandten ſind noch daſelbſt, und der Beweis liegt alſo klar am Tage. Er hatte ſeine Schweſter, die Geliebte meines Verwandten, des Herrn Joſeph Clavio [1]), in Madrid, der wegen ihrer ſchlechten Aufführung Abneigung gegen dieſelbe empfand. Ihr Bruder kam in der Hoffnung, meinen Verwandten gegen ſeinen Willen mit der Schweſter zu verheirathen; den 24. Mai 1764 an, reichte dieſer eine Klage ein, daß Herr Caron, genannt Beaumarchais, um ſechs Uhr Morgens ſich in das Haus des Herrn Portugais, Chef des Bureau's des Staates, wo er wohnte, unter falſchem Namen habe einführen laſſen, und nachdem er die Thüren verſchloſſen und ihm eine Piſtole vorgehalten, ihn im Bette den Heirathsvertrag unterſchreiben ließ, mit der Drohung, ihn zu ermorden, wenn er es nicht thun wolle. Das iſt wohl ſchlimmer, als das, was er mit Herrn Gözmann hat. Und da bei uns die Geſchenke als Beweis gelten, daß man ein Mädchen heirathen will, ließ er ſich zugleich Juwelen und fremde Goldſtücke, für ungefähr 8000 Livres, als freiwillige Hochzeitsgeſchenke geben. Hierauf ertheilte, auf die Klage meines Verwandten, der Kommandant von Madrid den Befehl, den Spitzbuben in den Kerker zu werfen; allein als er die Koſtbarkeiten herausgeben ſollte, da ſchwo'r er vor, daß ſein Bedienter ſie ihm geſtohlen habe, und behielt Alles, wie ein Lump. Hiedurch entehrt, und um dem Herrn Clavio den Streich, den dieſer ihm geſpielt, wiederzugeben, holte er ein Kammermädchen herbei, mit welcher Clavio vor ſeiner Schweſter Umgang gehabt, und gibt dieſem Mädchen Geld, damit es ſchriftliche Heirathsverſprechen meines Verwandten dem Gerichte übergebe; und da man bei uns ſehr ſtrenge in ſolchem Fall iſt, ſo verhaftete man meinen Verwandten, bis Alles aufgeklärt ſeyn würde; allein bald geſtand das Mädchen ſelbſt, daß der Spitzbube die Sache eingefädelt hatte. Endlich, um ſein Werk zu krönen, hält er eines Abends die Bank bei dem ruſſiſchen Geſandten, mit zugerichteten Karten, und gewann 100,000 Livres in dieſer Nacht. Der Geſandte ließ ihn hinauswerfen, und man verklagte Beaumarchais bei Herrn Doſſun [1]), der ihm befahl, Spanien ſchnell zu verlaſſen, wo er Alles zurückließ, Kleider und Wäſche, um zu Pferd davon zu eilen. Er würde im Kerker verfault ſeyn, und was ich ſage, ſind keine Mährchen u. ſ. w.“

---

[1]) So iſt dieſer Name in dem Briefe geſchrieben.

Weiter heißt es in dieſem merkwürdigen Briefe, den ich hier nur, der Kürze wegen, im Auszuge gebe:

„Er fordert Sie auf, zu ſprechen, wohlan, ſo fordern Sie ihn ebenfalls heraus, ſich über ſeine Schurkenſtreiche in Spanien und ſeine Schweſter zu rechtfertigen, und wenn er zu ſprechen wagt — da er nur Lügen auskramen kann — ſo wird er gefangen, wir werden alle auf ihn losſtürzen, und einmal entlarvt, wird er für ſein ganzes Leben von hier entfliehen müſſen. Es gibt nichts, was er dagegen vorbringen könnte, und die Herren Portugais, Pachico und Lianos, ſo wie noch andere Perſonen des Rathes in Madrid, ſämmtlich Freunde meines Verwandten, werden ihr Zeugniß abgeben, und man darf verſichert ſeyn, daß Alles dem Parlamente geliefert werden ſoll. Wäre er nicht von Herrn Doſſun beſchützt worden, ehe dieſer die Wahrheit wußte, ſo würde er das Tageslicht niemals wiedergeſehen haben. Aber nach der Geſchichte mit dem Spiel hat es Herr Doſſun ſehr bereut u. ſ. w.“

---

[1]) Marquis von Oſſun, Geſandter Frankreichs.

„Dieſer elende Brief iſt nicht unterzeichnet, ſetzt Beaumarchais hinzu, nachdem er ihn ganz mitgetheilt hat, entweder weil das Original ſelbſt anonym iſt, oder weil man blos mir den Namen nicht nennen wollte, aus Beſorgniß, daß ich Nachforſchungen anſtellen könnte. Einer ſagt, er ſey von einem Geſandten, ein Anderer von einem Menſchen, der mit dem Grafen Aranda aus Spanien gekommen iſt, andere von einem ſeit Kurzem hier anweſenden Edelmanne. Nie hat aber ein Edelmann ſolch’ einen Styl geſchrieben. Wie dem auch ſeyn mag, indeß ich abwarte, daß dieſer Küchen- oder Zeitungs-Edelmann ſeine Beweiſe aus Spanien kommen läßt, um ſie Marin zu liefern, damit er ſein Memoire damit kröne, gebe ich hier meine Antwort auf dieſen aus dem Tripot gekommenen Brief.“

„Einige ungewiſſe Notizen über eine eclatante Ehrenſache, die ich 1764 in Madrid gehabt, haben wahrſcheinlich meine Feinde mit der Hoffnung erfüllt, eine neue Verläumdung über dieſes in Frankreich noch unbekannte Abenteuer verbreiten zu können, das, wie ich mich auch zu rechtfertigen ſuchte, nach einem Zeitraum von zehn Jahren und in einer Entfernung von vierhundert Stunden vom Orte des Ereigniſſes, ſtets einen ſchrecklichen Verdacht auf mich wälzen könnte. Ich will aber, nunmehr gedrängt, ſo ſchwere Thatſachen zu enthüllen, mein Tagebuch über meine Reiſe nach Spanien im Jahre 1764 öffnen, und im Jahre 1774 dieſem Bruchſtücke meines Lebens eine Oeffentlichkeit geben, für die es niemals beſtimmt geweſen war.“

Fragment meiner ſpaniſchen Reiſe.

(1764.)

Seit einigen Jahren war ich ſo glücklich, mich mit meiner ganzen Familie zu umgeben. Eintracht, Heiterkeit und Dankbarkeit waren der beſtändige Lohn für die Opfer, welche dies Beiſammenſeyn erheiſchte und tröſteten mich für die Angriffe von Außen, welche böſe Menſchen meinem Herzen zufügten.

Von meinen fünf Schweſtern waren zwei ſeit ihrer früheſten Jugend vom Vater einem ſeiner Korreſpondenten in Spanien anvertraut worden. Ich erinnerte mich ihrer nur ſchwach und dunkel, und kannte ſie nur aus ihren Briefen.

Im Februar 1764 erhielt mein Vater von der Aelteſten einen kummervollen Brief, deſſen Inhalt kurz folgender war:

„Meine Schweſter iſt von einem eben ſo angeſehenen als gefährlichen Menſchen beſchimpft worden. Zwei Mal, in dem Augenblicke, ihr die Hand zu reichen, hat er ſein Wort gebrochen, und ſich, ohne weitere Entſchuldigung, auf auffallende Weiſe zurückgezogen. Die Reizbarkeit der gekränkten Schweſter hat ſie in einen tödtlichen Zuſtand verſetzt, aus dem wir ſie ſchwerlich erretten zu können Hoffnung haben; ihre Nerven haben ſich aufgelöst und ſeit ſechs Tagen ſpricht ſie nicht mehr.“

„Die Schande, welche dies Ereigniß auf ſie wirft, hat uns zu einer tiefen Zurückgezogenheit verurtheilt; ich weine Tag und Nacht und ſuche der Unglücklichen Tröſtungen zu ſpenden, die ich mir ſelbſt nicht zu geben vermag.“

„Ganz Madrid weiß, daß meine Schweſter ſich keinen Vorwurf zu machen hat.“

„Wenn unſer Bruder Einfluß genug beſäße, um uns eine Empfehlung an den Geſandten von Frankreich zu verſchaffen, ſo würde Se. Excellenz uns gewiß eine ganz beſondere Gnade angedeihen laſſen, die im Stande wäre, das Unglück im Keime zu erſticken, welches ein Wortbrüchiger uns zufügt, ſowohl durch Drohungen als Handlungen u. ſ. w.....“

Mein Vater beſuchte mich in Verſailles, und übergab mir mit Thränen den Brief ſeiner Tochter. Sieh' zu, mein Sohn, was Du für dieſe beiden Unglücklichen thun kannſt, ſie ſind nicht minder Deine Schweſtern, als die Andern.

Ich war eben ſo ergriffen, wie er, als ich die entſetzliche Lage meiner Schweſter erfuhr. Ach! mein Vater, ſagte ich, welche Art von Empfehlung könnte ich für ſie erhalten? Was ſoll ich fordern? Wer weiß, ob ſie nicht durch einen Fehltritt den ſie uns verbergen, dieſe Schmach ſich ſelbſt zugezogen haben? — Ich habe vergeſſen, erwiederte mein Vater, Dir verſchiedene Briefe unſeres Geſandten an Deine älteſte Schweſter zu zeigen, in denen ſich die höchſte Achtung fur alle beide ausſpricht.

Ich las dieſe Briefe; ſie beruhigten mich, und der Ausdruck: „Sie ſind nicht minder Deine Schweſtern, als die Andern,“ tönte in meinem Herzen wieder. — „Weinen Sie nicht,“ ſprach ich zu meinem Vater, „ich will etwas thun, was Sie zwar überraſchen wird, mir aber als das ſicherſte und klügſte Mittel erſcheint.“

Meine ältere Schweſter nennt verſchiedene achtbare Perſonen, welche, wie ſie ſagt, ihrem Bruder in Paris ſowohl von ihrer guten Aufführung, als der Tugendhaftigkeit ihrer Schweſter Zeugniß ablegen werden. Dieſe will ich beſuchen, und wenn ihre Ausſage eben ſo ehrenvoll klingt, als die Aeußerung des Geſandten, ſo begehre ich Urlaub, reiſe ab, und Niemand als die Klugheit und mein Gefühl um Rath fragend, wird es mir gelingen, ſie zu rächen, oder ſie nach Paris zu bringen, wo ich gern mein geringes Vermögen mit ihnen theilen will.

Der Erfolg meiner Erkundigungen trieb mir das Blut zum Herzen; ohne Verzug kam ich nach Verſailles zurück, und benachrichtigte meine erhabenen Beſchützerinnen, daß eine eben ſo ſchmerzliche als dringende Angelegenheit meine Gegenwart in Madrid fordere, und mich verhindere, für den Augenblick irgend eine Art des Dienſtes bei ihnen zu verſehen.

Sie waren von dieſer plötzlichen Reiſe ſo ſehr überraſcht, daß ſie von dem neuen Ungluck, das mich bedrohete, in Kenntniß geſetzt zu werden wünſchten. Ich zeigte ihnen den Brief meiner ältern Schweſter: Reiſen Sie und handeln Sie klug, ſo lautete die ſchöne Aufmunterung, die ich von den Prinzeſſinnen erhielt; was Sie unternehmen, iſt gut, und Sie werden gewiß Beiſtand in Spanien finden, wenn Sie ſich vernünftig in der Sache benehmen.

Meine Anſtalten waren bald getroffen. Ich beſorgte, nicht früh genug anzukommen, um meiner armen Schweſter das Leben zu retten. Die wichtigſten Empfehlungen an den Geſandten wurden mir erwirkt, als unſchätzbarer Preis vierjähriger Bemühung für die Unterhaltung der Prinzeſſinnen.

Im Augenblick der Abreiſe erhielt ich noch den Auftrag, ein für den Handel Frankreichs ſehr wichtiges Geſchäft zu negociren. Herr Duverney, den der Beweggrund meiner Reiſe ſehr gerührt hatte, umarmte mich mit den Worten: Gehen Sie, mein Sohn, und retten Sie Ihrer Schweſter das Leben. Was den Auftrag betrifft, den Sie erhalten haben, ſo erinnern Sie ſich ſtets daran, daß ich Ihre Stütze bin. Ich habe es öffentlich der königlichen Familie verſprochen, und ich werde nie einer ſo heiligen Verpflichtung mich zu entheben ſuchen. Ich verlaſſe mich ganz auf Ihre Einſicht; hier überreiche ich Ihnen Billets au porteur geſtellt für den Betrag von zweimalhunderttauſend Franken, um ihr perſönliches Anſehen durch einen Credit von gleicher Höhe auf mich zu unterſtützen.

Ich reiſte ab und fuhr Tag und Nacht von Paris nach Madrid. Ein franzöſiſcher Kaufmann, welcher vorgab, Geſchäfte in Bayonne zu haben, in der That aber von meiner Familie beauftragt war, mich zu beobachten und über meine Sicherheit zu wachen, hatte mich um einen Platz in meinem Wagen gebeten.

Den 18. Mai 1764, um eilf Uhr Vormittags, langte ich in Madrid an. Man hatte mich ſchon ſeit einigen Tagen erwartet; ich fand meine Schweſtern von ihren Freunden umgeben, die, als ſie von meinem Entſchluß gehört hatten, den lebhafteſten Wunſch hegten, mich kennen zu lernen.

Kaum ſind die erſten Thränen getrocknet, als ich zu meinen Schweſtern ſagte: Nehmt mir's nicht übel, daß ich die erſten Augenblicke dazu verwende, um genauen, wahrhaften Bericht über Euer trauriges Abenteuer zu erhalten; ich bitte die ehrlichen Leute, die mich hier umgeben, und die ich für meine Freunde halte, da ſie es Euch ſind, nicht die kleinſte Ungenauigkeit durchſchlüpfen zu laſſen; denn um Euch mit Erfolg dienen zu können, muß ich von Allem getreulich unterrichtet ſeyn.

Der Bericht war genau und lang. Hierauf, als ich die allgemeine Aufregung die meinige vollkommen rechtfertigen ſah, umarmte ich meine jüngere Schweſter mit den Worten: Jetzt, nachdem ich Alles weiß, mein Kind, ſey ruhig; ich ſehe es mit Vergnügen, daß Du den Menſchen nicht mehr liebſt; mein Vorhaben wird dadurch erleichtert; ſage mir jetzt nur, wo ich ihn in Madrid treffen kann.

Jeder antwortet mir, daß ich zuerſt nach Aranjuez ſolle, um den Geſandten zu ſprechen, deſſen vollendete Klugheit meine Schritte auf dieſer dornenvollen Bahn lenken würde, da unſer Feind eine bedeutende Stütze in mächtigen Verbindungen finde, die ihm ſein Poſten verſchaffe. Ich möchte daher nichts in Madrid unternehmen, ehe ich nicht die Ehre gehabt hätte, Sr. Excellenz in Aranjuez aufzuwarten.

Sie haben recht, meine Freunde, denn als ſolche betrachte ich Sie; verſchaffen Sie mir nur eine Landkutſche und morgen will ich den Herrn Geſandten am Hofe begrüßen. Doch verdenken Sie mir es nicht, daß ich — bevor ich ihn ſehe — noch einige wichtige Erkundigungen für meinen Zweck einziehe; das Einzige, womit Sie Alle mir dienen können, iſt aber, meine Ankunft bis nach meiner Rückkehr von Aranjuez zu verſchweigen.

Ich laſſe hierauf ſogleich einen Rock aus meinem Koffer nehmen, und mich eiligſt ankleidend, bitte ich, mir die Wohnung Don Joſephs Clavijo[1]), Cuſtos der Kronarchive, anzuzeigen, und eile dahin. Er war ausgegangen; man ſagt mir aber, wo ich ihn treffen könnte, und in dem Salon einer Dame, wo er ſich befand, ſage ich ihm, ohne mich zu erkennen zu geben, daß ich ſo eben mit Aufträgen für ihn aus Frankreich angelangt ſey, und ihn um die Erlaubniß bitte, mich mit ihm ſobald als möglich darüber zu unterhalten. Er beſchied mich auf den nächſten Morgen um neun Uhr zur Chokolade, welche Einladung ich für mich und meinen Begleiter, den franzöſiſchen Kaufmann, annahm.

Am andern Morgen, den 19. Mai, war ich um halb neun ſchon bei ihnen. Ich fand ihn in einem prächtigen Hauſe, welches, wie er mir ſagte, dem Don Antonio Portuguès gehörte, der einer der geachtetſten und erſten Beamten der Bureaux des

---

[1]) So wird der Name im Spaniſchen geſchrieben: Beaumarchais ſchreibt ihn: Clavico und Göthe bekanntlich Clavigo.

Miniſters war, und ihm ſo freundſchaftlich zugethan, daß er in deſſen Abweſenheit ſein ganzes Haus wie ſein eigenes betrachten durfte.

„Ich bin von einem Vereine Gelehrter beauftragt, mein Herr,“ ſagte ich, „in allen Städten, die ich beſuche, eine literariſche Correſpondenz mit den bedeutendſten Schriftſtellern einzuleiten. Da nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Herausgeber der Blätter, el Pensador [1]) betitelt, mit dem ich die Ehre habe, zu ſprechen, und deſſen literariſches Verdienſt ſogar die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich gezogen hat, der ihm die Aufſicht über eines ſeiner Archive anvertraute, ſo glaube ich, meinen Freunden nicht beſſer dienen zu können, als indem ich ſie mit einem Manne von Ihren Verdienſten in Verbindung bringe.“

Er ſchien von dieſem Antrage entzückt zu ſeyn. Um meinen Mann beſſer kennen zu lernen, ließ ich ihn lange Zeit über die Vortheile ſich verbreiten, welche den Nationen aus ſolchen Correſpondenzen erwachſen dürften. Er liebäugelte mit mir und nahm einen huldvollen Ton an; er ſprach wie ein Engel und ſtrahlte gleichſam von Ruhm und Wonne.

Mitten in ſeiner Freude fragte er mich endlich, welche Geſchäfte mich nach Spanien geführt, und fügte hinzu, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, mir von einigem Nutzen darin werden zu können. — „Ich nehme mit Dankbarkeit ſolche ſchmeichelhafte Anerbietungen an, und werde für Sie, mein Herr, keine Geheimniſſe haben.“

Da ich ihn nun in eine Verlegenheit ſetzen wollte, aus welcher ihn erſt das Ende meiner Erzählung herausriſſe, ſo ſtellte ich ihm nochmals meinen Freund vor. „Dieſer Herr,“ ſagte ich, „iſt eingeweiht in dem, was ich Ihnen zu ſagen habe, und daher wird er bei unſerm Geſpräch nicht überflüſſig ſeyn.“

Dieſer Eingang ließ ihn neugierige Blicke auf meinen Freund werfen.

„Ein franzöſiſcher Kaufmann, der eine ſtarke Familie und ein mäßiges Einkommen beſaß, hatte viele Korreſpondenten in

---

[1]) Der Denker.

Spanien. Einer der reichſten, der vor neun oder zehn Jahren nach Paris gekommen war, machte ihm dieſen Vorſchlag: Gebt mir zwei von Euern Töchtern, um ſie nach Madrid mitzunehmen, ſie ſollen bei mir, einem bejahrten Junggeſellen ohne Familie, wohnen, ſie ſollen die Freude meines Alters werden, und einſt das reichſte Etabliſſement in Spanien als Erbe erhalten.“

„Die älteſte, ſchon verheirathete, und eine ihrer Schweſtern wurden ihm anvertraut. In Folge dieſes Uebereinkommens wollte der Vater das Madrider Haus mit allen franzöſiſchen Waaren verſehen, die man verlangen würde.“

„Nach zwei Jahren ſtarb der Korreſpondent und hinterließ den Franzöſinnen, ohne alle Entſchädigung, die Sorge, allein einem Handelshauſe vorzuſtehen. Ungeachtet ihres geringen Wohlſtandes erhielten ihnen dennoch gute Aufführung und Grazie des Geiſtes eine Menge von Freunden, welche bemüht waren, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu vergrößern.“

(Hier ſah ich Clavijo's Aufmerkſamkeit ſich verdoppeln.)

„Faſt um dieſelbe Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln gebürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen (bei dieſen ihn bezeichnenden Worten verließ ihn ſeine ganze Heiterkeit). Trotz ſeines geringen Vermögens hatten die Damen, die an ihm eine große Liebe zur franzöſiſchen Sprache und den Wiſſenſchaften bemerkten, ihm die Mittel erleichtert, ſchnelle Fortſchritte darin zu machen.“

„Von dem Wunſche beſeelt, ſich bekannt zu machen, entwirft er den Plan, der Stadt Madrid das für die Nation noch ungekannte Vergnügen eines periodiſchen Blattes in der Art des engliſchen Zuſchauers zu verſchaffen; er empfängt von ſeinen Gönnerinnen Aufmunterungen und Hilfsleiſtungen jeder Art. Man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen den größten Erfolg haben müſſe; nun wagt er es, durch die Hoffnung, ſich einen Namen zu machen, beſeelt, ſich offen zu erklären, um die jüngere von den Franzöſinnen zu heirathen.“

„Verſuchen Sie es nur erſt, durchzudringen, ſagte die ältere, und wenn eine Anſtellung, eine Gunſt des Hofes, oder ein anderes Mittel, um ſich anſtändig zu erhalten, Ihnen ein Recht gegeben haben wird, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie

Sie andern Bewerbern vorzieht; ſo werde ich Ihnen meine Zuſtimmung nicht verſagen. (Er rückte ſonderbar auf ſeinem Seſſel hin und her; ich aber, ohne zu thun, als ob ich etwas bemerkte, fuhr alſo fort.)

„Die Jüngere, nicht gleichgültig gegen die Vorzüge des Mannes, der um ſie warb, ſchlägt verſchiedene vortheilhafte Partien aus, die ſich ihr antrugen, und indem ſie es vorzieht, zu warten, daß ſich demjenigen, der ſie ſeit vier Jahren liebte, ſeine Ausſichten und Hoffnungen erfüllen, ermuthigt ihn, ſein erſtes philoſophiſches Blatt unter dem vielverſprechenden Titel el Pensador herauszugeben.“ (Hier bemerkte ich, daß mein Mann nahe daran war, ohnmächtig zu werden.)

„Das Werk (ſo fuhr ich mit eiſiger Kälte fort) hatte einen wunderbaren Erfolg; der König ſelbſt, erfreut über dieſe ergötzliche Erſcheinung, gab dem Verfaſſer öffentliche Beweiſe ſeines Wohlwollens. Man verſprach ihm die erſte vakante Stelle von Erheblichkeit. Jetzt entfernt er alle Bewerber von ſeiner Geliebten, indem er ſeine Abſichten öffentlich darlegte. Die Hochzeit verſchob nur das Harren auf eine Stelle, die man dem Herausgeber der Blätter verſprochen hatte. Endlich — nach ſechs Jahren der Erwartung von der einen Seite, wie der Beharrlichkeit und Sorgfalt von der andern, erſchien das Amt, aber der Mann zog ſich zurück.“ (Hier ſtieß der Menſch einen unwillkührlichen Seufzer aus, und da er dies bemerkte, wurde er roth aus Verlegenheit; ich bemerkte dies Alles, ohne meine Rede zu unterbrechen.)

„Die Geſchichte war zu laut geworden, als daß man die Entwickelung gleichmüthig hätte anſehen ſollen. Die Damen hatten eine Wohnung bezogen, groß genug, um zwei Haushaltungen zu bergen; das Aufgebot war geſchehen. Die Kränkung erfüllte alle gemeinſchaftlichen Freunde, welche ſich ſichtbar bemühten, dieſe Beleidigung zu rächen: der Geſandte von Frankreich miſchte ſich hinein; als aber dieſer Menſch erfuhr, daß die Franzöſinnen höhern Schutz gegen ihn in Anſpruch nahmen, beſorgte er, daß ein größeres Anſehen das ſeinige ſtürzen, und in einem Augenblick ſein Glück im Entſtehen vernichten könnte, und eilte zu den Füßen ſeiner erzürnten Geliebten. Nun benützte er allen Einfluß bei ſeinen Freunden, ſie ihm wieder geneigt zu machen, und da der Zorn eines betrogenen Weibes gemeinhin nichts als verſteckte Liebe iſt, ſo glich ſich Alles aus; die Vorbereitungen zur Vermählung begannen, das Aufgebot geſchah von Neuem und in drei Tagen ſollte die Hochzeit ſeyn. Dieſe Verſöhnung hatte eben ſo viel Lärm gemacht, als der Bruch. Vor ſeiner Abreiſe nach St. Ildefonſo, woſelbſt er ſeinen Miniſter um die Erlaubniß zur Vermählung bitten wollte, ſagte er: Meine Freunde, erhaltet mir das ſchwankende Herz meiner Geliebten, bis daß ich von dem königlichen Hoflager zurückkehre, und richtet Alles ſolchergeſtalt ein, daß ich bei meiner Ankunft alsbald mit ihr in die Kirche gehen kann."

Trotz des fürchterlichen Zuſtandes, in welchen Clavijo durch meine Erzählung verſetzt wurde, ſchwebte er noch in Ungewißheit, ob ich ihm eine mir fremde Geſchichte mittheilte, und blickte von Zeit zu Zeit auf meinen Freund, deſſen Kaltblütigkeit ihm eben ſo wenig Aufſchluß zu geben im Stande war. Jetzt erhob ich meine Stimme, fixirte ihn und fuhr ſo fort:

„Er kam in der That nach dem zweiten Tage vom Hofe zurück; anſtatt aber die Arme zum Altare zu führen, läßt er ihr melden, daß er abermals ſeinen Willen ändere und ſie nicht heirathen würde; die erbitterten Freunde eilen ſogleich zu ihm; aber der Unverſchämte kennt keine Schonung mehr, und fordert ſie alle heraus, ihm zu ſchaden, wenn ſie könnten; wenn die Franzöſinnen ihn ferner noch beunruhigen würden, ſagte er, ſo ſollten ſie ſich hüten, daß er ſie nicht verderbe, in einem Lande, wo ſie ohne Stütze ſeyen."

„Bei dieſer Nachricht fiel die junge Franzöſin in einen Zuſtand, der für ihr Leben beſorgt machte. Im größten Schmerze meldete die Aeltere den ihnen zugefügten Schimpf nach Frankreich; die Schilderung ergriff das Herz ihres Bruders in ſolchem Grade, daß dieſer ſogleich einen Urlaub forderte, um eine ſo verwickelte Sache aufzuklären; er war in einem Sprunge von Paris in Madrid: und dieſer Bruder bin ich, der Alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Geſchäfte, Vergnügungen, um eine unſchuldige und unglückliche Schweſter in Spanien zu rächen; ich komme nun bewaffnet mit meinem guten Rechte und mit Standhaftigkeit, um einen Verräther zu entlarven und ſein Inneres mit blutigen Zügen ihm in’s Geſicht zu ſchreiben; und dieſer Verräther ſind Sie.“ —

Man denke ſich nun das Bild dieſes überraſchten Menſchen, den meine Anrede verſteinert hatte; das Erſtaunen öffnete ihm den Mund, und das zu Eis gewordene Wort erſtickte auf ſeinen Lippen; man denke ſich ſeine ſtrahlende Miene, wie verklärt von meinem Lobe, wie ſie ſich nach und nach umwölkte, wie ſeine Augen erloſchen, ſein Geſicht länger wurde und ſeine Farbe bleiern.

Er wollte einige Entſchuldigungen ſtottern. — „Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, Sie haben mir nichts zu ſagen, aber viel von mir zu hören. Um einen Anfang zu machen, werden Sie die Güte haben, vor dieſem Herrn, der eigends mit mir aus Frankreich hieher kam, zu erklären, ob durch irgend einen Treubruch, durch Leichtſinn, Schwachheit, üble Laune, oder ſonſtige Fehler, meine Schweſter die doppelte Beleidigung verdient hat, welche Sie ſo grauſam waren, ihr öffentlich zuzufügen.“

„Nein, mein Herr, ich erkenne in Donna Maria, Ihrer Schweſter, ein Mädchen voll Geiſt, Anmuth und Tugend.“

„Hat ſie Ihnen Anlaß zur Klage gegeben, ſeitdem Sie ſie kennen?“

„Niemals, niemals!“

„Warum denn aber, Ungeheuer, das du biſt (ſprach ich aufſtehend), warſt du barbariſch genug, ſie zu Tode zu quälen, einzig deshalb, weil ihr Herz dich zehn Beſſern vorzog, rechtlicher und reicher als du?“

„Ach, mein Herr, das ſind böſe Anſtiftungen, Rathſchläge; wenn Sie wüßten.....“

„Schon gut.“

Nun kehrte ich mich zu meinem Begleiter.

„Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört, gehen Sie, um ſie bekannt zu machen. Was ich jetzt noch dem Herrn hier zu ſagen habe, bedarf keines Zeugen.“

Mein Freund eilt fort; Clavijo, noch beſtürzter, will aufſtehen, ich nöthige ihn wieder zum Sitzen.

„Jetzt, da wir allein ſind, mein Herr, hören Sie meinen

Vorſchlag; ich glaube, daß Sie ihn gutheißen werden. — Es wird ſowohl Ihren als meinen Anſichten entſprechen, daß Sie nunmehr meine Schweſter nicht heirathen; Sie fühlen wohl, daß ich nicht hergekommen bin, um die Rolle eines Bruders in der Komödie zu ſpielen, der ſeine Schweſter unter die Haube bringen will; allein Sie haben muthwillig ein ehrliches Mädchen an der Ehre gekränkt, weil Sie es ohne Schutz im fremden Lande wähnten; dies iſt die Handlung eines ſchändlichen und feigen Menſchen. Daher müſſen Sie erklären, mit eigener Hand und aus freien Stücken, bei geöffneten Thüren und vor allen Ihren Leuten, die uns aber nicht verſtehen ſollen, da wir franzöſiſch ſprechen werden, daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, beſchimpft hat, ohne alle Urſache, und mit dieſer Ihrer Erklärung reiſe ich nach Aranjuez zu meinem Geſandten, ich werde ihm die Schrift zeigen, ſie dann drucken laſſen, und übermorgen ſind der Hof und die Stadt damit überſchwemmt: ich habe hier bedeutende Stützen, und Zeit und Geld; Alles dies ſoll angewandt werden, damit Sie Ihre Stelle verlieren, und Sie auf jede Weiſe und unaufhörlich zu verfolgen, bis daß der Zorn meiner Schweſter ſich legt und mir zuruft: Halt, genug!“

„Ich werde die verlangte Erklärung nicht geben,“ ſprach Clavijo mit bewegter Stimme.

„Das glaube ich, denn vielleicht würde ich ſie an Ihrer Stelle ebenfalls verweigern. Dies iſt aber die Kehrſeite der Medaille. Schreiben Sie oder ſchreiben Sie nicht; von dieſem Augenblicke bleibe ich bei Ihnen; ich verlaſſe Sie nicht mehr; ich gehe überall mit, wo Sie hingehen, bis daß Sie, einer ſolchen Begleitung überdrüſſig, hinter Buenretiro meiner loszuwerden geſucht haben. Bin ich glücklicher wie Sie, mein Herr, ſo werde ich — ohne meinen Geſandten beſucht, ohne mit Jemand geſprochen zu haben — meine ſterbende Schweſter in die Arme nehmen, ſie in meinen Wagen heben, und mit ihr nach Frankreich zurückkehren. Wenn aber im Gegentheil das Schickſal Sie begünſtigt, ſo iſt für mich geſorgt; ich habe vor meiner Abreiſe mein Teſtament gemacht; Sie würden dann jeden Vortheil über uns errungen haben, und es ſey Ihnen dann geſtattet, uns auszulachen. Laſſen Sie jetzt das Frühſtück bringen.“

Ich klingelte dreiſt: ein Lakai tritt ein und bringt die Chokolade. Während ich meine Taſſe trinke, geht mein Mann, in ſich vertieft, ſtillſchweigend auf und ab, denkt eine Weile nach und ergreift dann plötzlich ſeine Partie, indem er zu mir ſagt:

„Hören Sie mich, Herr v. Beaumarchais. Nichts auf der Welt vermöchte meine Aufführung gegen Ihre Schweſter zu entſchuldigen. Der Ehrgeiz hat mich verblendet; allein wenn ich gewußt hätte, daß Donna Maria einen Bruder habe, wie Sie, ſo würde ich, ſtatt ſie für eine hilfloſe Fremde anzuſehen, vielmehr die bedeutendſten Vortheile aus dieſer Verbindung gefolgert haben. Sie erfüllen mich mit der höchſten Achtung, und ich werfe mich zu Ihren Füßen, um Sie zu bitten, Alles Böſe, was ich Ihrer Schweſter zugefügt habe, wieder gut machen zu wollen. Schaffen Sie ſie mir zurück, mein Herr, und ich werde mich zu glücklich ſchätzen, aus Ihrer Hand meine Gattin und Vergebung aller meiner Verbrechen zu erhalten.“

„Dazu iſt keine Zeit mehr; meine Schweſter liebt Sie nicht mehr; geben Sie jetzt nur die Erklärung, das iſt Alles, was ich von Ihnen verlange; und erwarten Sie dann von mir, daß ich als Ihr erklärter Feind meine Schweſter räche, wie ihre Stimmung es erheiſchen wird.“

Er machte noch viele Einwendungen, ſowohl über die Abfaſſung, als auch weil ich ſie ganz von ſeiner Hand geſchrieben verlangte; eben ſo, weil ich darauf beſtand, daß die Dienerſchaft, während er ſchreiben würde, zugegen ſeyn ſollte: da jedoch die Alternative dringend war, und da er noch immer, ich weiß nicht, welche Hoffnung hegte, das Mädchen, das ihn einſt geliebt hatte, ſich wieder günſtig zu ſtimmen, ſo ergab ſich endlich ſein Stolz darein, folgende Erklärung zu ſchreiben, die ich ihm diktirte, indem ich in einer Art von Gallerie auf- und abging, in der wir uns befanden.

Erklärung, die ich im Original beſitze.

„Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavijo, Cuſtos von einem der Kronarchive, bekenne, daß — nachdem ich mit Wohlwollen in dem Hauſe der Madame Guilbert aufgenommen worden war — ich ihre Schweſter, Mademoiſelle Caron, hintergangen habe, durch das tauſendfach wiederholte Verſprechen auf Ehre, ſie zu heirathen, welches ich gebrochen, ohne daß irgend ein Fehltritt oder eine Schwachheit von ihrer Seite meinem Treubruch zum Vorwande oder zur Entſchuldigung hätte gereichen können; daß im Gegentheil die Aufführung dieſer Demoiſelle, die mich ſtets mit tiefer Achtung erfüllt, immer rein und fleckenlos geweſen. Ich bekenne, daß durch mein Betragen, wie durch leichtfertige Worte, die falſch gedeutet werden konnten, ich das tugendhafte Mädchen offen beleidigt habe, weshalb ich ſie um Verzeihung bitte durch dieſe Schrift, die ich aus freien Stücken und ohne Zwang aufgeſetzt habe, wenn ich gleich einſehe, daß ich ihrer Verzeihung vollkommen unwürdig bin; ich verſpreche ihr übrigens jede andere Art von Ehrenerklärung, wie ſie ſolche nur wünſchen kann, wenn ihr dieſe nicht hinlänglich ſeyn ſollte. Geſchehen zu Madrid, und ganz von meiner Hand geſchrieben, in Gegenwart ihres Bruders, den 19. Mai 1764.

Gezeichnet: Joſeph Clavijo."

Ich nehme das Papier und ſage zu ihm im Fortgehen: „Ich bin kein feiger Feind, mein Herr, ich werde meine Schweſter ohne Rückſicht rächen; davon habe ich Sie vorher in Kenntniß geſetzt. Seyn Sie daher vollkommen überzeugt, daß ich von dieſer Waffe einen grauſamen Gebrauch machen werde."

„Mein Herr, ich glaube es mit einem ſchwer gekränkten, aber auch mit einem großmüthigen Manne zu thun zu haben; ehe Sie mich beſchimpfen, geſtatten Sie mir einen Augenblick, den Verſuch zu wagen, mir noch einmal Donna Maria geneigt zu machen; nur in dieſer einzigen Hoffnung habe ich die Erklärung geſchrieben, die Sie mit ſich fortnehmen; ehe ich mich jedoch zu ihr begebe, wünſchte ich, daß Jemand dort zu meinen Gunſten ſpreche; und dieſer Jemand ſind Sie."

„Ich werde es nicht ſeyn."

„So ſchildern Sie ihr mindeſtens die bittere Reue, die Sie an mir wahrgenommen haben. Hierauf beſchränke ich meine Bitten. Wenn Sie ſich weigern, ſo werde ich einen Andern darum erſuchen müſſen, mich zu ihren Füßen zu geleiten."

Ich verſprach es ihm.

Die Rückkehr meines Freundes zu meiner Schweſter hatte alle Köpfe erregt. Wie ich hinkam, fand ich die Frauen außer ſich und die Männer unruhig; allein bei der Kunde, die ich ihnen von meinem Beſuche ertheilte, und bei dem Anblick der Erklärung folgten Ausrufungen der Freude und Umarmungen den Thränen; ein Jeder war einer andern Anſicht; dieſe meinten, man müſſe Clavijo verderben, jene riethen, ihm zu vergeben; noch andere überließen Alles meiner Einſicht, und Alle ſprachen zu gleicher Zeit. Allein meine Schweſter rief: „Nein, niemals will ich von ihm wieder ſprechen hören; eile, Bruder, nach Aranjuez: ſprich mit dem Geſandten und laſſe Dich durch ſeine Rathſchläge leiten.“

Ehe ich nach Hofe reiste, ſchrieb ich Clavijo, daß meine Schweſter nichts zu ſeinem Vortheile hatte hören wollen, und daß ich daher meinem Plane folgen müſſe: ſie zu rächen und ihn zu vernichten. Er ließ mich bitten, ihn noch vor meiner Abreiſe zu beſuchen, und ich begab mich freimüthig zu ihm hin. Nachdem er ſich ſelbſt tauſendmal angeklagt hatte, beſchränkten ſich alle ſeine Bitten darauf: daß ich ihm erlauben möchte, während meiner Abweſenheit mit einem gemeinſchaftlichen Freunde zu meiner ältern Schweſter zu gehen, und daß ich ſeine Beſchimpfung bis zu meiner Rückkehr verſchieben möchte, wenn ihm bis dahin nicht Verzeihung zu Theil geworden wäre. Ich reiste nach Aranjuez.

Der Marquis von Oſſun, unſer Geſandter, ein eben ſo achtbarer, als artiger Mann, bezeigte die größte Theilnahme in Bezug auf die erlauchten Empfehlungen, die ihm von Frankreich zugekommen waren, und ſagte zu mir: „der erſte Beweis meiner Freundſchaft, mein Herr, iſt, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Reiſe nach Spanien gänzlich umſonſt unternommen wurde, wenn Sie im Sinne haben, Ihre Schweſter zu rächen; der Mann, der ſie durch ſein zweimaliges Zurückziehen beleidigt hat, würde ſich eine ſolche Behandlung nie erlaubt haben, wenn er ſich nicht hinlänglich beſchützt gewußt hätte. Was iſt nun Ihre Abſicht? Glauben Sie ihn dahin zu bringen, daß er Ihre Schweſter heirathe?“

„Nein, mein Herr, das will ich nicht; allein ich bin Willens, ihn ehrlos zu machen."

„Und wie das?"

Hier erzählte ich ihm meine Zuſammenkunft mit Clavijo, was er nicht eher glaubte, bis daß er deſſen Schrift geſehen hatte, die ich ihm übergab.

„Nun wohl, mein Herr, ſprach dieſer verehrungswürdige Mann, indem er ein leichtes Erſtaunen über meine Handlungsweiſe nicht verbergen konnte, jetzt ändere ich meine Anſicht. Derjenige, der im Stande war, in zwei Stunden die Angelegenheit ſo weit zu treiben, ſcheint dazu berufen, ſie glücklich zu beendigen. Der Ehrgeiz hatte Clavijo von Ihrer Schweſter entfernt; der Ehrgeiz, die Furcht oder die Liebe werden ihn wieder zurückbringen. Allein welches auch dazu die Veranlaſſung ſey, ſo iſt es gut, immer ſo wenig Aufſehen als möglich dabei zu erregen. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß dieſer Menſch im Stande iſt, es noch weit zu bringen, und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, iſt es vielleicht eine äußerſt vortheilhafte Partie. An Ihrer Stelle würde ich die Abneigung meiner Schweſter zu bekämpfen ſuchen, und die reuige Stimmung Clavijo's benützend, ſo bald als möglich zur Hochzeit ſchreiten."

„Wie, mein Herr, ein Elender?"

„Er iſt nur dann ein Elender, wenn er nicht aus eigenem Antriebe zurückkehrt. Allein ſo wie er es thut, ſo iſt er nur ein reuiger Liebhaber. Dies iſt übrigens mein Rath, ich bitte Sie, ihm zu folgen, und werde Ihnen ſogar dafür verbunden ſeyn, aus Rückſichten, die ich Ihnen jetzt nicht mittheilen kann."

Ich kam nach Madrid ein wenig verſtimmt über den Rath des Herrn Marquis von Oſſun. Man ſagte mir ſogleich, daß Clavijo, in Begleitung einiger gemeinſchaftlichen Freunde, gekommen war, um ſich meinen Schweſtern zu Füßen zu werfen; daß die Jüngere ſogleich auf ihr Zimmer geflohen ſey, und es nicht mehr habe verlaſſen wollen, wie daß Clavijo aus dieſer Aufwallung neue Hoffnung geſchöpft habe. Ich ſchloß hieraus, daß er die Frauen gut kennen müſſe, die ſanften und empfindſamen Geſchöpfe, die ein wenig Dreiſtigkeit, mit Reue gepaart, ſtets ſo ſeltſam ergreift, deren erweichtes Herz aber dennoch für den demüthig Kühnen ſich entſcheidet, der zu ihren Füßen um Verzeihung fleht.

Seit meiner Rückkunft von Aranjuez wünſchte dieſer Clavijo alle Tage um mich zu ſeyn; er ſuchte mich auf und entzückte mich durch ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe, wie auch beſonders durch das edle Vertrauen, das er in meine Vermittlung zu ſetzen ſchien. Ich diente ihm getreulich; unſere Freunde verbanden ſich mit uns; allein der tiefe Reſpekt, den meine arme Schweſter vor meinen Beſchlüſſen zu haben ſchien, machte mich in Bezug auf dieſelbe ſehr vorſichtig; ich wünſchte ſie glücklich, nicht reich zu machen; ich wollte ihr Herz, aber nicht ihre Hand erzwingen.

Den 25. Mai verließ Clavijo plötzlich das Haus des Herrn Portuguès, und begab ſich nach dem Quartier der Invaliden, zu einem Offizier von ſeiner Bekanntſchaft. Dieſe ſchnelle Veränderung gab mir anfänglich nicht den geringſten Argwohn, obgleich ſie mich überraſchte. Ich eilte zu ihm; er führte als Entſchuldigung an, daß Herr Portuguès ſich am meiſten ſeiner Verheirathung widerſetze, und er mir dadurch den ſtärkſten Beweis ſeiner aufrichtigen Beſſerung gebe, daß er das Haus des mächtigſten Feindes meiner Schweſter verlaſſe. Dies erſchien mir ſo augenſcheinlich und zugleich ſo zartfühlend, daß ich ihm ſeine Wohnungsveränderung hoch anrechnete. Den 26. Mai erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Abſchrift von Clavijo's Brief, deſſen Original ich beſitze.

„Ich habe mich, mein Herr, auf ſehr beſtimmte Weiſe darüber erklärt, daß ich die feſte Abſicht hege, den Kummer wieder gut zu machen, den ich unwillkührlich der Mademoiſelle Caron verurſacht habe; ich biete ihr nochmals meine Hand an, wenn die vorhergegangenen Mißverſtändniſſe ihr nicht eine zu große Abneigung gegen mich eingeflöst haben. Meine Anträge ſind ſehr aufrichtig. Alles, was ich jetzt thue und unternehme, zielt einzig und allein darauf hin, mir ihr Herz wieder geneigt zu machen, und mein Glück wird von dem Erfolge dieſer Bemühungen abhängen. Ich nehme mir daher die Freiheit, Sie an

Ihr gegebenes Wort zu erinnern, der Vermittler dieſer beglückenden Ausſöhnung werden zu wollen. Ich weiß es, daß es einem galanten Manne zur Ehre gereicht, ſich vor einer Frau, die er gekränkt, zu demüthigen; und daß derjenige, der ſich zu erniedrigen fürchtet, einen Mann um Verzeihung zu bitten, es ſehr anſtändig findet, ſein Unrecht in den Augen einer Perſon des andern Geſchlechtes zu bekennen. In ſolcher Ueberzeugung handle ich alſo in dieſer Sache. Die offene und freimüthige Verſicherung, die ich Ihnen gegeben habe, mein Herr, und die Schritte, die ich während Ihrer Reiſe nach Aranjuez bei Ihrer Schweſter gemacht, können mir auf gewiſſe Weiſe bei Perſonen ſchaden, die von der Reinheit meiner Abſichten nicht vollkommen überzeugt ſind; allein ich hoffe, daß Sie die Güte haben werden, allen denen, die durch Unkenntniß oder Böswilligkeit über mich im Irrthum ſind, durch eine getreue Schilderung der Wahrheit die Augen zu öffnen. Wenn ich Madrid ohne beſondere Erlaubniß meines Chefs verlaſſen dürfte, ſo würde ich auf der Stelle nach Aranjuez eilen, ihn um ſeine Einwilligung zu bitten, allein ich erwarte auch noch von Ihrer Freundſchaft, daß Sie ſelbſt die Mühe übernehmen, ihn von den legitimen und ehrlichen Geſinnungen, die ich für Ihre Schweſter hege, und deren Zuſicherung dieſes Schreiben Ihnen erneuert, in Kenntniß zu ſetzen; die Beſchleunigung dieſes Schrittes wird, nach meinem Gefühle, der ſtärkſte Beweis ſeyn der Entgegnung vollkommenſter Hochachtung und aufrichtigſter Zuneigung, um die ich bitte und womit ich zu ſeyn die Ehre habe, mein Herr, Ihr u. ſ. w.

26. Mai 1764.

Gezeichnet: Clavijo.“

Als ich dieſen Brief meinen Schweſtern vorlas, zerfloß die Jüngere in Thränen. Ich umarmte ſie aus vollem Herzen: „Nicht wahr, mein Kind, Du liebſt ihn noch und ſchämſt Dich deſſen wohl recht? Ich ſeh' es. Aber geh' doch! Du biſt deshalb nicht minder ein ehrliches, vortreffliches Mädchen, und da Deine Erbitterung ihrem Ende naht, ſo laſſe ſie ſich endlich in den Thränen der Vergebung vollſtändig auflöſen. Sie ſind ja ſo ſüß nach den Thränen des Zorns. Er iſt ein Ungeheuer, dieſer Clavijo (ſetzte ich lachend hinzu), allein, mein liebes Kind, wie er nun einmal iſt, ſo ſtimme ich doch dem Marquis von Oſſun bei und rathe Dir, ihm zu verzeihen. Für ihn wäre mir's lieber geweſen, wenn er ſich geſchlagen hätte, für Dich iſt mir's lieber, daß er es nicht gethan hat.

Sie mußte mitten unter ihren Thränen über mein Geſchwätz lachen; und ich nahm dieſe liebliche Miſchung für eine ſtillſchweigende Einwilligung in die Meinung des Geſandten; ich eilte zu meinem Manne hin, dem ich es oft wiederholte, daß er hundertmal glücklicher ſey, als er es verdiente; er gab mir ſo treuherzig recht, daß wir Alle darüber ganz entzückt waren, und erſchien dann zitternd vor meiner Schweſter. Man umgab die arme Verwirrte, die halb aus Schaam, halb vor Wonne erröthete, um endlich mit einem Seufzer ihre Einwilligung in Alles zu geben, was wir ſie auf's Neue zu feſſeln unternahmen.

In ſeinem Entzücken nahm Clavijo den Schlüſſel von meinem Sekretär und ſchrieb folgendes, was er unterzeichnete und dann knieend ſeiner Geliebten zu unterzeichnen überreichte, im Beiſeyn der Herren Lougier, Geſandtſchaftsſekretär von Polen, Gazan, ſpaniſcher Conſul in Bayonne, Devigne, Kanonikus von Perpignan, Durocher, erſter Wundarzt der Königin Mutter, Durand und Perier, franzöſiſche Kaufleute, Don Firmin de Salſedo, Zahlmeiſter des königlichen Schatzes, de Bievardi, italieniſcher Edelmann, Boca, Offizier der flamändiſchen Garde und noch Mehrer; ein Jeder vereinigte ſich mit mir, um nächſt der mündlichen Einwilligung auch noch die Unterſchrift meiner armen Schweſter zu entreißen, die gar nicht mehr wußte, wo ihr der Kopf ſtand, und in ihrer Verwirrung ſich weinend in meine Arme warf und mir leiſe ſagte: daß ich in der That mich als ein harter, mitleidloſer Mann gegen ſie betrage.

Genaue Abſchrift der eigenhändigen Erklärung Clavijo's, von ihm und meiner Schweſter unterzeichnet, von welcher ich das Original in Händen habe.

„Wir Unterzeichnete, Joſeph Clavijo und Marie Louiſe Caron, haben durch Gegenwärtiges die tauſend und tauſend Mal wiederholten Verſprechungen, daß wir nur einander angehören wollen, erneuert, und wir verpflichten uns, dieſe Verſprechungen durch das Sakrament der Ehe zu heiligen, und zwar ſobald es möglich ſeyn wird. In welcher Abſicht wir dies ausgeſtellt und ſelbſt unterzeichnet haben.

Zu Madrid, den 26. Mai 1764.

Gezeichnet: Marie Louiſe Caron und Joſeph Clavijo.“

Alle Anweſenden brachten den Abend mit uns zu, und freuten ſich über dieſen glücklichen Wechſel; noch um eilf Uhr Abends reiste ich nach Aranjuez; denn in einem ſo heißen Lande iſt die Nacht die beſte Zeit zum Reiſen.

Ich bitte den Leſer, ſein Urtheil über die Geringfügigkeit dieſer Umſtände noch zurückzuhalten, er wird bald einſehen, wie wichtig ſie waren.

Als ich nach Aranjuez gekommen war, legte ich einen genauen Bericht dem Geſandten ab, der die Güte hatte, Allem, was ich gethan hatte, mehr Lob zu ertheilen, als es wohl verdiente, allein er forderte mich auf, Herrn von Grimaldi nichts davon zu ſagen, aus Beſorgniß, daß dieſes meinem zukünftigen Schwager ſchaden könnte.

Ich begab mich zu dieſem Miniſter, der mich mit Güte empfing; er las Clavijo's Schreiben, gab ſeine Einwilligung zu deſſen Verheirathung, und wünſchte meiner Schweſter Glück. Er bemerkte jedoch, daß Don Joſeph Clavijo mir die Reiſe hätte erſparen können, indem es in ſolchem Falle gebräuchlich ſey, an den Miniſter zu ſchreiben. Ich ſchob Alles auf den Antrieb, den ich ſelbſt gehabt habe, ihm vorläufig meinen Hof zu machen, bis daß ich ihn ſpäter bitten würde, mir einige Audienzen zu bewilligen, um ihn über wichtige Gegenſtände zu unterhalten.

Bei meiner Nachhauſekunft in Madrid fand ich folgendes Schreiben des Herrn Clavijo vor:

Abſchrift des Briefes, deſſen Original ich beſitze.

„Hier, mein Herr, folgt das ſchändliche Billet, welches ſich im Publikum verbreitet hat, ſowohl bei Hofe, als in der Stadt: meine Ehre iſt darin auf die blutigſte Weiſe gekränkt, und ich wage es nicht mehr, an das Tageslicht zu kommen, ſo lange man ſo niedrige Meinungen von meinem Charakter und meiner Ehre haben wird. Ich erſuche Sie dringend, mein Herr, das Billet, welches ich unterzeichnet habe, zu zeigen und Abſchriften davon nehmen zu laſſen. Bis daß die Welt enttäuſcht worden iſt, während einiger Tage, ſcheint es mir nicht geziemend, uns zu ſehen: dies könnte im Gegentheil einen übeln Eindruck machen; und man würde leicht denken, daß dies unglückliche Papier das wirkliche ſey, und daß das andere, welches nun an ſeine Stelle treten ſoll, nur nach der That verabredet wurde. Sie können denken, mein Herr, wie groß die Verzweiflung iſt, in die mich eine ſolche Kränkung ſtürzt, und glauben Sie, daß ich bin u. ſ. w.

Gezeichnet: Clavijo.“

Dieſem Briefe war eine falſche, unerhörte, abſcheuliche Erklärung beigefügt, die gänzlich von ſeiner Hand geſchrieben war.

Die Folgerung, welche Clavijo aus dieſem Wiſch zog, verſtimmte mich ein wenig! Ich eilte zu ihm, um ihm die zärtlichſten Vorwürfe zu machen, und fand ihn im Bette. Da ein Theil ſeiner Effekten ſich noch bei Herrn Portugués befand, ſo ſandte ich ihm auf der Stelle Wäſche zum wechſeln, und um ihn über den Kummer zu tröſten, in den ihn dieſe fälſchlich geſchmiedete Schrift geſtürzt zu haben ſchien, verſprach ich ihm, ihn, ſobald er hergeſtellt ſeyn würde, als meinen Bruder und einen Ehrenmann überall vorzuſtellen, und verſicherte ihn zugleich, daß ich vorausſetzen dürfe, man werde meinen Worten ſehr zuvorkommend beipflichten.

Hierauf ſetzten wir alle Vorbereitungen zur Hochzeit meiner Schweſter feſt; und andern Tages führten mich einige ſeiner Freunde, auf ſein Anſuchen, zu dem Großvikar, dem apoſtoliſchen Notar u. ſ. w. Nachdem dies geſchehen war, kehrte ich ſehr vergnügt zu ihm zurück: „Mein Freund, ſagte ich, ihn umarmend, das Verhältniß, in welchem wir zu einander ſtehen, geſtattet mir eine gewiſſe Freiheit; wenn Sie eben nicht bei Kaſſe ſeyn ſollten, ſo thäten Sie wohl daran, meine Börſe anzunehmen, in die ich hundert rändige Quadrupel und andere Goldſtücke gethan habe, das Ganze im ungefähren Betrage von neuntauſend Livres in franzöſiſchem Gelde; hievon ſenden Sie fünfundzwanzig Quadrupel meiner Schweſter zu Bändern, und hier ſind noch Juwelen und franzöſiſche Spitzen; wenn Sie ihr ſolche zum Geſchenke machen wollen, ſo werden ſie ihr aus Ihrer Hand gewiß noch viel lieber ſeyn, als aus der meinigen.“

Mein Freund empfing die Juwelen und Spitzen, und äußerte, er hätte nie geglaubt, daß man ſo geſchmackvolle in Madrid haben könnte, allein trotz meiner Bitten ſchlug er das Geld aus, das ich ſonach wieder mitnahm.

Am andern Morgen, es war der Himmelfahrtstag, ſtahl mir mein Bedienter, ein Meſtize, den ich in Bayonne angenommen hatte, und der mir Tages vorher neues Gold bei meinem Banquier geholt, die hundert Quadrupel, meine Börſe, alles Silber aus meinem Neceſſaire, das nicht durch die Form verrathen werden konnte, eine Schachtel mit Spitzen zu meinem Gebrauche, alle meine ſeidenen Strümpfe und einige Weſten von Goldſtoff, das Ganze im ungefähren Werthe von fünfzehntauſend Franken, und machte ſich damit aus dem Staube.

Ich klagte ſogleich bei dem Kommandanten von Madrid, und wurde nicht wenig von der gleichgültigen Miene überraſcht, mit welcher die Klage aufgenommen wurde. Man wird jedoch weniger erſtaunt darüber ſeyn, als ich es damals war, denn das Räthſel ſoll bald gelöst werden.

Dieſes Ereigniß hielt mich jedoch nicht ab, meinem kranken Freunde meine ganze Sorgfalt zu widmen; ich warf ihm ſchonend meinen Verluſt vor, indem ich ihm ſagte, wenn er mein Anerbieten am vorigen Tage angenommen haben würde, ſo hätte er mir einen großen Gefallen erzeigt, indem er dadurch verhinderte, daß ich beſtohlen wurde. Mein Freund verſicherte, daß dieſes kleine Unglück nicht auszugleichen ſey, da der Bediente ſich wahrſcheinlich nach Cadix gewendet und dort, ehe man ihn einholen könnte, mit der Flotte unter Segel gegangen ſeyn werde. Ich ſchrieb deshalb an den Geſandten und kümmerte mich nicht weiter darum.

Die folgenden Tage brachte ich mit anhaltenden Bemühungen um Clavijo zu, wofür er mir die zärtlichſte Dankbarkeit zollte. Aber als ich den 5. Juni wie gewöhnlich in das Quartier der Invaliden kam, um ihn zu beſuchen, erfuhr ich mit Verwunderung, daß mein Freund wieder plötzlich ausgezogen ſey.

Abermals, ohne mir ein Wort davon zu ſagen, ſeine Wohnung zu verändern, ſchien mir in der That etwas ungewöhnlich. Ich ließ ihn in allen möblirten Hotels von Madrid aufſuchen, und als ich ihn endlich in der Straße des heiligen Ludwig gefunden hatte, bezeigte ich ihm mein Befremden mit etwas weniger Zurückhaltung, wie das erſte Mal. Er geſtand mir, erfahren zu haben, daß man ſeinem Freunde vorwerfe, ein ihm allein vom Könige bewilligtes Quartier mit einem Fremden getheilt zu haben, und daß er daher, ohne die Ungemächlichkeit, den Zuſtand ſeiner Geſundheit, noch die ungewöhnliche Stunde in Erwägung zu ziehen, ſich entſchloſſen habe, die Wohnung ſeines Freundes auf der Stelle zu verlaſſen. Ich konnte ſeinem Zartgefühl meinen Beifall nicht verſagen, allein ich tadelte ihn, daß er ſeine Wohnung nicht in dem Hauſe meiner Schweſter genommen habe, und erbot mich dazu, ihn ſogleich dahin zu begleiten. Er drückte mir verbindlich die Hand und bemerkte, daß er Arznei genommen habe und daher nicht auszugehen wage: dies beobachten alle Spanier.

Den andern Tag geſchah ſeine Weigerung unter demſelben Vorwande, als ich ihm wiederholt anbot, mit mir zu meiner Schweſter zu gehen. Jetzt fingen unſere Freunde an, den Kopf zu ſchütteln und Argwohn zu ſchöpfen; allein mir ſchienen ſie dadurch noch abgeſchmackter als unrechtlich. Warum ſollte er ſich wohl mir gegenüber verſtellen? der Kontrakt war aufgeſetzt; daß er ſeit einigen Tagen nicht unterſchrieben werden konnte, lag an dieſen läſtigen „Abführungen;“ in Spanien, ſo ſagte man mir, ſey jeder Vertrag ungültig, wenn er an einem Tage ausgeſtellt iſt, wo einer der Theilnehmer eingenommen hat: ländlich, ſittlich!

Meine Schweſter zitterte von Neuem; auf eben ſolche Weiſe hatte dieſer Menſch ſie nun ſchon zweimal zu entſetzlichen Auflöſungen geführt. Ich gebot ihr, ſtreng darüber zu ſchweigen, obgleich ſich auch das Mißtrauen in mein Herz zu ſchleichen begann. Um mich endlich davon zu befreien, ſandte ich den 7. Juni, welcher Tag zur Vollziehung des Kontrakts anberaumt worden war, aus eigener Machtvollkommenheit zum apoſtoliſchen Notar.

Wie groß war aber mein Erſtaunen, als dieſer Mann mir eröffnete, daß er ſo eben den Herrn Clavijo eine meinen Abſichten ganz zuwiderlaufende Erklärung habe unterzeichnen laſſen! Daß er am Abend vorher einen Einſpruch in die Vermählung mit meiner Schweſter von einem Mädchen empfangen habe, welches vorgab, ein Verſprechen Clavijo's vom Jahre 1755 zu beſitzen, mithin neun Jahr vor der Zeit, in der wir uns befanden, 1764.

Ich erkundige mich ſogleich nach dem Namen der Opponentin. Der Notar ſagt mir, daß es eine Duenna (Kammermädchen) ſey. Empört, tief beleidigt eile ich zu dem unwürdigen Clavijo.

„Dieſes Heirathsverſprechen kommt von Ihnen, rief ich, es wurde geſtern fabricirt. Sie ſind ein ſchändlicher Menſch, dem ich nun für alle Schätze Indiens meine Schweſter nicht geben wollte. Aber noch dieſen Abend reiſe ich nach Aranjuez; Herr von Grimaldi ſoll Ihre Niederträchtigkeit erfahren; und weit entfernt, im Namen meiner Schweſter der Duenna ihr Recht ſtreitig machen zu wollen, fordere ich vielmehr als einzige Genugthuung, daß Sie dieſelbe gleich auf der Stelle heirathen. Ich will mich ihrer väterlich annehmen, ich werde ihr die Ausſteuer zahlen, und ihr mit Allem behilflich ſeyn, damit ſie ihr Recht bis zum Altare verfolge. So werden Sie in Ihrer eigenen Falle gefangen; ſie werden entehrt und ich gerächt ſeyn.“

„Mein geliebter Bruder, mein Freund, ſagte er, ſchieben Sie Ihre Hitze und Ihre Reiſe bis morgen auf; ich habe keinen Antheil an dieſem ſchlechten Streiche. In der That, einſt in einer verliebten Schwärmerei gab ich der hübſchen Duenna der Madame Portuguès das Verſprechen, allein, ſeitdem ich mit ihr gebrochen, hat ſie deſſen nicht weiter erwähnt. Es ſind die Feinde Ihrer Schweſter Donna Maria, die hinter dem Mädchen ſtecken; allein glauben Sie mir, mein Freund, daß man mit einigen Goldpiſtolen die Unglückliche zum Rückzuge bringen wird. Ich werde Sie dieſen Abend zu einem berühmten Advokaten führen, den ich ſelbſt einladen werde, Sie nach Aranjuez zu begleiten;

und wir wollen dann, bevor Sie abreiſen, darüber beſchließen, was gegen dieſes neue Hinderniß zu unternehmen wäre, das wahrlich bei weitem nicht ſo wichtig iſt, als Ihre Unruhe Ihnen vorſpiegelt. Laſſen Sie mich zu den Füßen Ihrer Schweſter Donna Maria das Gelübde, ſie mein ganzes Leben zu lieben, ablegen; und verfehlen Sie nicht, dieſen Abend Punkt acht Uhr hier zu ſeyn.“

Ich hatte Bitterkeit im Herzen und mein Kopf war unentſchloſſen. Mir waren jedoch die fürchterlichen Weiſſagungen, die man verbreitete, noch unbekannt, als ſey es möglich, daß ich von einem Schurken hintergangen wäre; zu welchem Ende aber? da ich dies nicht zu errathen im Stande war, mir auch überhaupt nichts Vernünftiges dabei einfallen wollte, ſo ſchob ich mein Urtheil auf, obgleich der Abſcheu ſchon meine ganze Umgebung ergriffen hatte. Um acht Uhr begab ich mich denn alſo zu dieſem ſeltſamen Sterblichen, in Begleitung der Herren Perier und Durand. Kaum waren wir aus dem Wagen geſtiegen, als die Frau des Hauſes uns entgegen kam und zu mir ſagte: „Herr Clavijo iſt ſeit einer Stunde ausgezogen, und Niemand weiß, wohin.“

Erſtarrt von dieſer Neuigkeit und im Zweifel, ob ich ihr Glauben ſchenken ſollte, ſteige ich in das Zimmer hinauf, welches er bewohnt hatte; ich finde ſeine Effekten nicht mehr: mein Herz zog ſich von Neuem zuſammen. Als ich nach Hauſe gekommen war, ſchickte ich ſechs Perſonen aus, um den Verräther auf alle Fälle in der ganzen Stadt aufzuſuchen; allein da ich nunmehr von ſeiner Schurkerei überzeugt war, ſagte ich zu mir ſelbſt: „Was will er mit dieſen Schändlichkeiten?“ Da kam ein Courier von dem Geſandten in Aranjuez und brachte mir ein Schreiben von Seiner Excellenz, indem er hinzufügte, daß es ſehr dringend ſey. Ich habe es aufbewahrt und will es hier abſchreiben:

Schreiben des Herrn Geſandten von Frankreich, von dem ich das Original beſitze.

Aranjuez, den 7. Juli 1764.

Herr von Robiou, Kommandant von Madrid, mein Herr, iſt ſo eben bei mir geweſen, um mich zu benachrichtigen, daß Herr Clavijo ſich in das Quartier der Invaliden zurückgezogen und erklärt hat, daß er dort ein Aſyl ſuche gegen die Ausbrüche, die er von Ihrer Heftigkeit beſorgen müſſe, da Sie ihn bereits vor wenigen Tagen, in ſeinem eigenen Hauſe, mit vorgehaltener Piſtole, ein Billet zu unterſchreiben gezwungen haben, durch welches er ſich verpflichtete, Ihre Demoiſelle Schweſter zu heirathen. Es wäre unnöthig, Ihnen hier zu ſagen, was ich von dieſem ſchlechten Streiche halte; allein Sie werden leicht einſehen können, daß, wie ehrlich und offen auch Ihr Betragen in dieſer Sache geweſen ſeyn möchte, man demſelben eine Wendung geben könnte, deren Folgen eben ſo unangenehm als verdrießlich für Sie wären. Ich rathe Ihnen daher, ſich gänzlich ruhig zu verhalten, ſowohl in Worten, als auch in Schriften und Handlungen, bis daß ich Sie ſelbſt geſprochen haben werde; entweder hier, wenn Sie auf's Schnellſte hieher kommen wollen, oder in Madrid, wohin ich den 12. zurückkehre.

Ich habe die Ehre, mit vollkommener Achtung zu ſeyn, mein Herr, Ihr ꝛc.

Gezeichnet: Oſſun.

Dieſe Nachricht war ein Blitzſtrahl für mich. Wie! dieſer Menſch, der mich ſeit vierzehn Tagen in ſeine Arme ſchloß! dieſes Ungeheuer, das mir zehn zärtliche Briefe geſchrieben; mich öffentlich gebeten hatte, ihm meine Schweſter zu geben, und zehn Mal vor ganz Madrid bei ihr gegeſſen hatte! der hatte eine Kriminalklage wegen Gewaltthätigkeit gegen mich erhoben und verfolgte mich im Geheim! Ich kannte mich nicht mehr.

Ein Offizier von den Walloniſchen Garden tritt in demſelben Augenblick in mein Zimmer und ſagt zu mir: Herr von Beaumarchais, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; retten

Sie ſich, oder Sie werden morgen mit dem Früheſten in Ihrem Bette verhaftet; der Befehl iſt erlaſſen, ich komme, Sie zu warnen: Ihr Gegner iſt ein Ungeheuer, er hat Alles gegen Sie aufgewiegelt und Sie mit leeren Verſprechungen hingehalten, bis daß er als Ihr öffentlicher Ankläger auftreten konnte. Fliehen Sie, fliehen Sie ſogleich: oder Sie verlieren, im ſchweren Kerker, ſowohl Beiſtand als Vertreter.

„Ich fliehen! mich retten! eher ſterben. Sprechen Sie nicht mehr davon, mein Freund, ſondern halten Sie mir für morgen früh um 4 Uhr einen Reiſewagen mit ſechs Maulthieren beſpannt in Bereitſchaft; jetzt vergönnen Sie mir, mich zu ſammeln bis zu meiner Abreiſe nach Aranjuez.“

Ich ſchloß mich ein; ich war verwirrt, mir war das Herz zuſammengeſchnürt; nichts vermochte dieſe Aufregung zu beſchwichtigen. Ich warf mich in einen Lehnſtuhl und blieb faſt zwei Stunden in einer vollſtändigen Leere an Gedanken und Entſchlüſſen ſchwebend.

Dieſer erſchöpfende Zuſtand hatte mich endlich mir ſelbſt wiedergegeben, und ich erinnerte mich, daß dieſer Menſch, ſeitdem er die Klage wegen Gewaltthätigkeit anhängig gemacht, mit mir öffentlich in meinem Wagen ſpazieren gefahren war, mir zehn zärtliche Briefe geſchrieben, und mich vor zwanzig Perſonen beſonders mit ſeinem Geſuche an den Miniſter beauftragt hatte. Ich ſtürze an meinen Schreibtiſch hin, und entwerfe mit der Haſt eines Menſchen im vollen Fieber das genaue Tagebuch meiner Aufführung ſeit meiner Ankunft in Madrid: Namen, Tage, Reden, Alles ſtellt ſich meinem Gedächtniſſe dar, Alles geſtaltet ſich mir unter der Feder. Ich ſchrieb noch um fünf Uhr Morgens, als man mir meldete, daß der Wagen mich erwarte, und daß die Beſorgniß meiner Freunde mich nicht länger mir ſelbſt überlaſſen wolle. Ich ſteige in den Wagen, ohne zu wiſſen, ob mich Jemand begleitet, oder ob ich mich verſtellen kann; eine Art von Rauſch machte mich für Alles unempfindlich, was ſich nicht auf meinen Gegenſtand bezog; man hatte aber, ohne mich davon zu unterrichten, für alles Nothwendige Sorge getragen. Einige Freunde bieten mir an, mich zu begleiten. Ich wolle allein ſeyn, ſage ich zu ihnen; zwölf Stunden mit mir allein ſcheinen mir nicht zu viel, um meine Sinne zur Ruhe zu bringen; und ich reiſe nach Aranjuez:

Der Geſandte war im Palaſte, als ich am Sitio real anlangte; ich konnte ihn erſt bei ſeiner Nachhauſekunſt um eilf Uhr Abends ſehen. „Sie haben gut daran gethan, ſogleich zu kommen, ſagte er, ich war keineswegs ruhig über Ihr Schickſal. Seit vierzehn Tagen hat Ihr Mann alle Zugänge zum Palaſte beſetzt. Ohne mich wären Sie verloren, verhaftet und vielleicht in's Presidio geführt [1]) Ich eilte ſogleich zu Herrn von Grimaldi und verbürgte mich für Ihre kluge und gute Aufführung in allen Stücken, wie für meine eigene. Er iſt ein Ehrenmann, ſetzte ich hinzu, der nur das gethan hat, was Sie und ich an ſeiner Stelle gethan haben würden. Ich beobachtete ihn ſeit ſeiner Ankunft; ich bitte Sie, den Verhaftbefehl zurückzunehmen, denn dies iſt der Gipfel der Schändlichkeit ſeines Widerſachers." — „Ich glaube Ihnen, antwortete mir Herr von Grimaldi, aber ich kann in dieſem Augenblicke nur aufſchieben; Alles iſt gegen ihn gerüſtet: er reiſe ſo ſchnell als möglich nach Frankreich, und man wird über ſeine Entweichung die Augen zudrücken." — „Jetzt alſo, reiſen Sie, mein Herr, es iſt kein Augenblick zu verlieren; man wird Ihnen Ihre Effekten nachſenden; ſechs Maulthiere ſtehen zu Ihrer Diſpoſition. Um jeden Preis müſſen Sie morgen nach Frankreich zurückreiſen; ich könnte Sie gegen die allgemeine Erbitterung, gegen ſo beſtimmt ausgeſprochene Befehle nicht ſchützen, und ich würde troſtlos ſeyn, wenn Ihnen in dieſem Lande ein Unglück widerführe: darum reiſen Sie!"

Indem er ſo mit mir ſprach, weinte ich nicht; aber von Zeit zu Zeit fielen aus meinen Augen große Tropfen, die der allgemeine Krampf darin zuſammengezogen hatte. Ich war dumm und ſtumm. Der Geſandte, voll Rührung und Güte, kam zwar Allem, was ich hätte ſagen können, durch das freie und offene Zugeſtändniß entgegen, daß ich recht habe, allein dennoch rieth er mir, der Noth Gehör zu geben und einem gewiſſen Unglück zu entfliehen.

---

[1]) Lebenslängliche Haft zu Oran oder Ceuta an der Küſte von Afrika.

„Weshalb aber wird man mich beſtrafen wollen, mein Herr, da Sie ſelbſt ſagen, daß ich in allen Stücken recht habe? Kann der König einen unſchuldigen, ſchwer beleidigten Menſchen verhaften laſſen? Wie wäre es möglich, daß derjenige, der Alles kann, das Schlechte beſchützen wird, wenn ihm das Gute bekannt iſt?“ — Ei, mein Herr, der Befehl des Königs wird eben erhalten und ausgeführt, und das Uebel iſt da, ehe man die Täuſchung eingeſehen. Die Könige ſind gerecht; aber man intriguirt um ſie her, ohne daß ſie es bemerken; und ſchmutziger Eigennutz oder Gehäßigkeit, obgleich es Niemand eingeſtehen wird, ſind deshalb nicht minder die Quelle aller Ungerechtigkeiten, welche begangen werden. Reiſen Sie, mein Herr, denn wären Sie einmal verhaftet, ſo würde man glauben — da ſich hier Niemand für Sie intereſſirt — daß Sie nothwendig ſchuldig ſeyn müſſen, da man Sie beſtraft hat; bald würden dann andere Ereigniſſe Sie in den Hintergrund drängen, denn der Leichtſinn des Publikums iſt überall die feſteſte Stütze der Ungerechtigkeit. Darum reiſen Sie, ſage ich Ihnen, reiſen Sie.“ — „Wohin aber, mein Herr, ſoll ich in meinem jetzigen Zuſtande mich begeben?“ — „Ihr Kopf iſt außerordentlich angegriffen, Herr von Beaumarchais; vermeiden Sie ein gewiſſes Unglück, und denken Sie, daß Sie vielleicht nicht zweimal in Ihrem Leben der Gelegenheit begegnen werden, um ſo ſchmerzliche Betrachtungen über die Menſchheit anſtellen zu können; Sie werden vielleicht nie mehr durch einen Mächtigern ſo ſchmählich beleidigt werden; Sie werden vielleicht nie mehr Gefahr laufen, eingekerkert zu werden, weil Sie einem Wahnſinnigen gegenüber Klugheit, Standhaftigkeit und Muth bewieſen haben; oder wenn Ihnen jemals ein ſolches Unglück in Frankreich begegnen ſollte, ſo hat ein Menſch mitten in ſeinem Vaterlande tauſend Mittel, ſeine Rechte geltend zu machen, die ihm anderwärts gebrechen. Man behandelt einen Fremden ohne Stütze weniger gut, als einen anſäſſigen Bürger, einen Familienvater, wie Sie, in der Mitte ſeiner Angehörigen.“ — „Aber, mein Herr, was werden die Meinigen ſagen? was werden meine erhabenen Beſchützerinnen in Frankreich denken, die mich beſtändig von Verfolgern umringt ſahen, und bis jetzt wenigſtens geglaubt haben, daß ich alles Böſe, was man mir nachſagte, nicht verdiente! Sie werden nunmehr denken, daß meine Rechtlichkeit eine Larve war, die mir bei erſter Gelegenheit entriſſen werden konnte, wo ich ungeſtraft Böſes verüben zu können glaubte.“ — „Reiſen Sie nur, mein Herr, ich werde nach Frankreich ſchreiben, und man wird meinem Worte glauben.“ — „Aber meine Schweſter, meine unglückliche Schweſter! meine Schweſter, die eben ſo wenig verbrochen hat, als ich.“ — „Denken Sie an ſich, man wird für das Uebrige ſchon ſorgen.“ — „Ach, mein Gott! mein Gott! dies alſo iſt die Frucht meiner Reiſe nach Spanien?“ — „So reiſen Sie doch nur ſchnell!“ war das Einzige, was Herr von Oſſun beſtändig wiederholte. Sollte ich Geld brauchen, ſo bot er es mir mit gewöhnlicher Großmuth an.

„Mein Herr, ich habe Geld: tauſend Louis in meiner Börſe und zweimalhunderttauſend Franken in meinem Portefeuille werden mir die Mittel verſchaffen, einen ſo blutigen Schimpf zu rächen.“ — „Nein, mein Herr, das gebe ich durchaus nicht zu; Sie ſind mir empfohlen; reiſen Sie, um Gotteswillen, reiſen Sie! Ich rathe Ihnen nur dies und werde, wenn Sie mir nicht folgen, noch weiter gehen.“ — „Ich begreife Sie nicht mehr, Verzeihung, mein Herr, aber ich begreiſe Sie nicht mehr!“

Und in meiner Ueberſpannung ging ich fort und vertiefte mich in die finſtern Alleen des Parks von Aranjuez. Ich brachte die Nacht in einer unausſprechlichen Stimmung zu.

Am andern Morgen verfügte ich mich, tüchtig geſtärkt und geſtählt, und feſt entſchloſſen, zu ſterben oder mich zu rächen, zum Lever des Staatsminiſters, Herrn von Grimaldi. Ich wartete in ſeinem Salon, als ich mehrmals den Namen Whal nennen hörte. Dieſer hochachtbare Mann, der nur deshalb aus dem Miniſterium getreten war, um ſich eine Pauſe der Ruhe zwiſchen Leben und Tod zu bereiten, wohnte in dem Hauſe des Herrn von Grimaldi. Kaum erfahre ich dies, ſo laſſe ich mich ſogleich bei ihm melden, wie ein Fremder, der ihm die wichtigſten Dinge mitzutheilen habe. Er läßt mich vor und die edelſte Geſtalt beruhigt ſogleich mein bewegtes Gemüth.

„Mein Herr, ſage ich zu ihm, ich beſitze keine andere Titel an Ihr Wohlwollen, als die, ein Franzoſe und beleidigt zu ſeyn;

auch Sie ſind in Frankreich geboren und haben dort gedient; dann ſind Sie in dieſem Lande durch alle Grade des militäriſchen und politiſchen Ruhmes geſchritten; allein Alles dieſes flößt mir weniger das Vertrauen ein, bei Ihnen meine Zuflucht zu nehmen, als die wahrhafte Größe, mit welcher Sie freiwillig dem Könige das gefährliche Miniſterium beider Indien zurück überantwortet haben, aus dem ſie mit reinen Händen getreten ſind, während ein Anderer ſich dabei Milliarden erworben hätte. Mit der Achtung der Nation beehrt, blieben Sie ein Freund des Monarchen; mit dieſem Namen beehrt er Sie fortwährend. Nun, mein Herr, bleibt Ihnen noch eine ſchöne Handlung zu vollbringen; ſie iſt Ihrer würdig; es iſt ein Franzoſe in Verzweiflung, der auf den Beiſtand eines ſo tugendreichen Mannes zählt.“

„Sie ſind ein Franzoſe, ſprach er, dies gereicht Ihnen bei mir zur ſchönen Empfehlung; ich habe Frankreich ſtets geliebt, und wollte Ihnen gern alles Gute vergelten, was ich dort genoſſen habe. Aber Sie zittern, Sie ſind außer ſich, ſetzen Sie ſich und klagen Sie mir Ihren Kummer; wahrſcheinlich iſt er außerordentlich, wenn ich darauf aus Ihrem Gemüthszuſtande ſchließen ſoll.“

Sogleich befiehlt er, Niemanden vorzulaſſen, und ich — in einem unbeſchreiblichen Zuſtand von Furcht und Hoffnung — bitte ihn um die Erlaubniß, ihm mein umſtändliches Tagebuch ſeit dem Tage meiner Ankunft in Madrid vorleſen zu dürfen.

„Sie werden ſo beſſer dem Faden des Geſchehenen folgen können, ſage ich, als wenn ich es umſonſt unternähme, Ihnen eine unordentliche Erzählung aus dem Stegreiſe vorzutragen.“

Ich las mein Memoire. Von Zeit zu Zeit beruhigte mich Herr Whal und bat mich, weniger ſchnell zu leſen, damit er mich beſſer verſtehen könne, und verſicherte zugleich, daß er den wärmſten Antheil an Allem nehme. So wie ſich die Dinge nach einander abrollten, ſo übergab ich ihm die darauf bezüglichen Schriften, Briefe und andere Belege zu meiner Rechtfertigung. Als ich aber bis zur Kriminalklage gekommen war, zu dem Befehl, mich in den Kerker zu werfen, den nur Herr von Grimaldi, auf die Bitte unſeres Geſandten, aufgeſchoben hatte, zu dem Rathe des Letztern: ſogleich fortzureiſen, wobei ich nicht verhehlte, wie ſehr ich mich geweigert, feſt entſchloſſen, zu ſterben oder Gerechtigkeit vom König zu erlangen; da ſchrie er laut auf, erhob ſich und umarmte mich mit Zärtlichkeit: „Ohne Zweifel wird der König Ihnen Gerechtigkeit angedeihen laſſen, denn Sie haben ein Recht, darauf zu bauen. Der Herr Geſandte muß hier, trotz ſeines Wohlwollens für Sie, die Klugheit ſeines Standes zu Rathe ziehen; ich aber will Ihrer Rache mit dem ganzen Einfluſſe des Meinigen dienen. Nein, mein Herr, man ſoll nicht ſagen, daß ein braver Franzoſe ſein Vaterland verlaſſen habe, ſeinen Beſchützer, ſeine Geſchäfte und alle ſeine Freuden, daß er vierhundert Stunden gemacht, um einer wackeren und unglücklichen Schweſter beizuſtehen, und daß er nun, aus dieſem Lande heimkehrend, den entſetzlichen Begriff von der großmüthigen ſpaniſchen Nation mitnehmen ſolle, daß für die Fremden bei ihr keine Gerechtigkeit anzutreffen ſey. Ich will in dieſer Angelegenheit Ihr Vater ſeyn, und Ihnen dienen, gleich wie Sie Ihrer Schweſter gedient haben. Ich war es, der dieſen Clavijo dem Könige gab. Ich bin nun aller ſeiner Vergehungen ſchuldig. Mein Gott! wie unglücklich ſind wir Männer im Amte doch, nicht mit gehöriger Sorgfalt unſere Angeſtellten auswählen zu können, und uns, ohne es zu wiſſen, mit Schurken zu umgeben, deren Schandthaten uns dann zum öfteſten aufgebürdet werden. Dies, mein Herr, iſt deſto wichtiger für mich, da dieſer Clavijo eine Art von Blatt oder Zeitung herauszugeben begann, und durch dieſe Stellung dem Miniſterium nahe ſtand, mithin einſt einen beträchtlichen Wirkungskreis erhalten haben würde, wodurch ich meinem Könige nur einen Schurken zum Geſchenk gemacht hätte. Man entſchuldige einen Miniſter, der ſich über die Wahl eines unwürdigen Subjekts getäuſcht hat, ſobald er aber bemerkt, daß die öffentliche Stimme ihn brandmarkt, ſo iſt er es ſich ſelbſt ſchuldig, ihn auf der Stelle fortzujagen. Und dies Beiſpiel will ich allen Miniſtern geben, die mir nachfolgen werden.“

Er klingelt, läßt anſpannen und fährt mit mir nach dem Palaſt; indeſſen wir Herrn von Grimaldi erwarten, bei dem er ſich hatte anmelden laſſen, geht mein großmüthiger Beſchützer zum Könige, klagt ſich ſelbſt des Verbrechens meines feigen

Gegners an, und beſitzt den Edelmuth, deshalb um Verzeihung zu bitten. So wie er früher deſſen Beförderung mit Eifer betrieben hatte, ſo iſt er jetzt noch eifriger, um ſeinen Fall zu befördern. Herr von Grimaldi kommt, beide Miniſter rufen mich herbei, ich werfe mich zur Erde.

„Leſen Sie Ihr Memoire, ſagt mir Herr Whal mit Wärme, es gibt keine ehrliche Seele auf der Welt, die nicht davon gerührt würde, wie ich ſelbſt es ward.“

Ich fühlte mein Herz zu ſeiner höchſten Region erhoben; ich fühlte, wie es kräftig in meiner Bruſt ſchlug, und indem ich mich dem überließ, was man die Beredtſamkeit des Augenblicks nennen dürfte, ſo trug ich ſchnell und feurig Alles vor, was man hier ſo eben geleſen hat. Der König, genugſam unterrichtet, befahl hierauf ſogleich, daß Clavijo ſein Amt verlieren und für immer aus ſeinen Bureaux gejagt werden ſolle.

Rechtliche und gefühlvolle Seelen! Glaubt Ihr wohl, daß es Ausdrücke gibt für den Zuſtand, in dem ich mich befand? Ich ſtammelte Worte von Reſpekt, Dankbarkeit, und das Herz, welches noch ſo eben bis zur Wildheit gegen ſeinen Feind hingeriſſen war, ging ſchnell zum Entgegengeſetzten über, und ſegnete ſogar den Unglücklichen, deſſen Schändlichkeit ihm dieſe edle und koſtbare Genugthuung an den Stufen des Thrones verſchafft hatte.

Als Uebermaß der Gnade ſandte der Monarch noch zu dem Geſandten von Frankreich, wo ich ſpeiste, den Befehl, daß der Franzoſe, dem er ſo eben eine ſo glänzende Genugthuung gegeben, ihm das genaue Tagebuch überſchicken ſolle, welches im Palaſte vorgeleſen worden war und das Urtheil erwirkt hatte. Der Herr Geſandte, den dies eben ſo ſehr wie mich gerührt hatte, gab mir drei von ſeinen Sekretären, welche einen wahrhaft patriotiſchen Eifer daran ſetzten, und in wenig Stunden das Tagebuch mit allen Belegen zur Rechtfertigung abſchrieben. Das Ganze trug dann der Geſandte zum Könige, der zu äußern geruhte: er wolle dieſes Werk behalten, und ſich dabei erkundigte, ob der Franzoſe auch zufrieden ſey.

So war das Recht beſchaffen, das ich in Spanien erhielt, in einem Handel, bei dem ich eigentlich der Angreifende war.

Mein Herz ſchnürt ſich zuſammen, wenn ich daran denke, daß ich ſeitdem in Frankreich beleidigt.....

Dies ſind die glaubwürdigen und authentiſchen Beweiſe, auf welche ich die genaue Rechenſchaft gründe, die mir die Gehäſſigkeit über mein Betragen in dieſer Angelegenheit abzwang, die eine der wichtigſten meines Lebens bleiben wird. Ich habe es, ohne Zuſtimmung, gewagt, den edeldenkenden Fürſten zu nennen, der mir Recht zu gewähren geruhte, die großmüthigen Miniſter, die mir dazu verhalfen, den hochachtbaren Marquis von Oſſun, unſern Geſandten, meinen unſchätzbaren Wohlthäter, Herrn Whal, ſowie alle Perſonen, die zu meiner Rechtfertigung beigetragen haben.

Mitten unter einer fremden Nation fand ich überall nur Größe, Großmuth, edle Theilnahme, warme Dienſtfertigkeit, glänzende Gerechtigkeit, und ich würde gewiß nicht zehn Jahre lang gewartet haben, um meine Dankbarkeit zu veröffentlichen, die ich mein ganzes Leben der großmüthigen ſpaniſchen Nation bewahren werde, wenn dies hätte geſchehen können, ohne eine perſönliche Begebenheit hineinzumiſchen, welche nur für mich und meine Verwandten von Intereſſe ſeyn konnte.

Ich kehrte nach Madrid zurück, wo alle Franzoſen ſich beeilten, meiner armen Schweſter die Beweiſe ihrer frühern Freundſchaft zu erneuern. Als mein niederträchtiger Gegner die Nachricht von ſeiner Abſetzung erhielt und verhaftet zu werden fürchtete, floh er zu den Kapuzinern, von wo er mir einen langen Brief ſchrieb, um mein Mitleid zu erwecken. Er konnte wohl darauf rechnen, denn ich haßte ihn nicht mehr; ſo wie ich überhaupt nie Jemand gehaßt habe. Was mich jedoch am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war, daß er in dieſem Briefe ſo beſtimmt über ſeine Kriminalklage gegen mich ſchwieg, indem er ſich wahrſcheinlich ſchmeichelte, ich wiſſe nichts davon. Er entſchuldigt ſich blos darüber, die Oppoſition der Duenna veranlaßt zu haben, welche er meiner Gereiztheit zuſchreibt. Hier folgt ſein Brief, mit meiner Antwort am Rande, wie ich ſie ihm zuſchickte.

Abſchrift von Clavijo's Brief.	Abſchrift meiner Antwort auf dem Rand deſſelben.
Seit Mittwoch, wo ich, mein Herr, die Nachricht von dem Verluſt meiner Stelle erhielt (1),	(1) Dies iſt ein Unglück, welches Sie ſich ſelbſt zugezogen haben.
hatte ich die heftigſten Fieberanfälle, die noch jetzt fortdauern; doch trotz meiner Schwäche und Niedergeſchlagenheit ergreife ich die Feder, um Ihnen für die Güte zu danken, die Sie mir bewieſen haben. Nein, ich hätte dies niemals von Ihnen geglaubt. Sie hatten recht, mir nicht auf meine Briefe zu antworten, man hat denen nichts zu ſagen, die man ohne Rückſicht verderben will (2).	(2) Von welchen Briefen ſprechen Sie?
Nun, mein Herr, ſind Sie nun zufrieden? Sind es jene Damen auch Freuen Sie ſich nun Alle ihrer Rache! Aber auf wen fällt ſie, dieſe Rache? Auf einen Mann, den Sie liebten, der in Allem blindlings Ihrem Willen ſich fügte, auf einen Mann, der Sie noch immer liebt, Allem was ſich ereignet hat zum Trotze (3).	(3) Sie lieben mich? Ungeheuer! Und Ihre ſchändliche Lügen! Und Ihre geheime und verläumderiſche Anklage?
Ach, ich appellire an Ihr Herz; entweder hat es mich betrogen, oder es iſt eines ſolchen Verfahrens unfähig. Wie konnten Sie ſo ſtreng gegen mich verfahren, ohne mir mein Verbrechen zu beweiſen? Was wäre denn dies für ein Verbrechen? (4)	(4) Eine Klage auf Meuchelmord.
Ein Mädchen ſtellt ſich mir entgegen, ohne mein Vorwiſſen, entweder aus eigenem Antrieb, oder von irgend einem Wüthenden angehetzt.	

Ich habe nicht den geringſten Antheil daran und man hält mich für den Urheber dieſer neuen Scene! (5) Man iſt wüthend gegen mich, überhäuft mich mit Schmähungen, ungeachtet ich krank und ſchwach bin, und obgleich der Kummer über dieſes Ereigniß meinem durch dreißigtägiges Fieber und Faſten geſchwächten Kopfe kaum Kraft zu denken läßt, ſo quält man mich doch, will meiner Rechtfertigung nicht glauben, will mich nicht hören, noch mit mir ſich über die Mittel verſtehen, um dieſe grauſame Geſchichte zu beſeitigen. Im Gegentheil, man fährt nach Aranjuez, um einen Mann gänzlich zu entehren und zu vernichten, den man leidenſchaftlich zu lieben vorgibt (6); gleichviel, ob er ſchuldig iſt, oder nicht! Wer gibt ſich wohl die Mühe, dies mit Ernſt zu unterſuchen?

Inzwiſchen ſchreibt Ihnen dieſer Mann, erdrückt von Krankheit und Kummer, ſich ſelbſt überlaſſen, nach Aranjuez, um Ihnen ſeine Unſchuld zu beweiſen (7), und läßt mit der Opponentin Unterhandlungen pflegen, um ſie von ihrer Forderung abzubringen. Nur dieſes Mittel war übrig, um mit einem Schlage die Sache zu Ende zu bringen; er wiederholt Ihnen, was er Ihnen hier ſelbſt geſagt hat; er bittet Sie beſonders, alle Schritte einzuſtellen, zu welchen Sie Ihr Zorn verleiten

(5) Es iſt nicht von dieſem Mädchen die Rede, ſondern von einer fürchterlichen Anklage, die ſchon ſeit drei Wochen ſtattfindet.

(6) Ja, Unglücklicher, ich liebte Sie, und ſchäme mich deſſen.

(7) Aber die Klage! die Klage!

Wunde (8). Jeder Schritt, den Sie machten, war ein Dolchſtich in ſein Herz, und jede Wunde war unheilbar (9).

Ich, ein Opfer der Launen des Schickſals, auf Ihre Klugheit vertrauend und auf Ihre Herzensgüte, ſchrieb Ihr Stillſchweigen auf mein Schreiben nur dem Zufall zu, und ich beeilte mich, Ihnen durch einen zweiten Brief die Hoffnungen mitzutheilen, mit denen man mich wegen der Opponentin tröſtete, und die ihre Richtigkeit haben (10).

Trotz Ihres Stillſchweigens wollte ich Ihnen noch einmal ſchreiben, als die Nachricht meiner Entlaſſung mir wieder einen Fieberanfall zuzog, der mich ſo eben erſt verläßt (11).

Ach, mein Herr, was haben Sie gethan? Werden Sie ſich nicht ewig vorzuwerfen haben, einen Menſchen, der Ihnen angehörte, leichtfertig geopfert zu haben, und zwar in dem Augenblicke ſelbſt, da er Ihr Bruder werden ſollte? (12) Konnten einige vorübergehende Verirrungen Sie ſo leichtgläubig machen, und nach dem Scheine urtheilen laſſen? Und unter welchem Geſichtspunkte zeigte ſich denn eigentlich mein vorgebliches Verbrechen? Ja, mein Herr, ich wiederhole es und werde es vor der ganzen Welt ſagen: ich habe keinen Antheil an dem Schritte der Opponentin, und ſeit meiner Ausſöhnung mit Ihren Damen habe

(8) Ja, der gerechteſte Zorn!

(9) Der Dolch, der Sie durchbohrt, iſt die Verzweiflung, daß Sie mich nicht verderben konnten.

(10) Briefe nach Aranjuez? Mir? Ungeſchickter Lügner!

(11) Das glaube ich; aber vor Schande ſollten Sie ſterben.

(12) Sie! mein Bruder! lieber würde ich Sie tödten.

ich meine Geſinnungen nicht mehr verändert (13), und ich fordere einen Jeden auf, mir zu beweiſen, ob ich ſeit jener Zeit etwas geſagt oder geſchrieben habe, was meiner Abſicht entgegen geweſen wäre, die ich hegte und noch jetzt habe, meine eheliche Verbindung mit Ihrer Demoiſelle Schweſter zu vollziehen (14).

Der Verluſt meiner Stelle thut hiebei nichts. Sobald der König und der Miniſter beſſer unterrichtet ſeyn werden, ſo werden ſie mir die Gerechtigkeit ertheilen, die mir gebührt (15). Niemand auf der Welt hat mir etwas vorzuwerfen. Hatte ich einſt gegen Demoiſelle Caron gefehlt, ſo habe ich dieſes durch meine Abbitte wieder gut gemacht (16); außerdem habe ich vor keiner Handlung meines Lebens zu erröthen. Auch hoffe ich von der Gnade meines Souveräns, daß er mich wieder in mein Amt einſetzen werde, ſobald er von meiner Unſchuld überzeugt iſt (17). Dürfte ich mir ſchmeicheln, mein Herr, daß Sie ſich meiner Rechtfertigung nicht widerſetzen werden? Sie muß Ihnen eben ſo wünſchenswerth ſeyn, als mir ſelbſt (18).

Hiebei ſende ich Ihnen die Abſchrift der beiden Briefe, die ich Ihnen nach Aranjuez geſchrieben habe. Ich glaube nun faſt ſelbſt, daß Sie ſie nicht erhalten haben (19). Ja, ich glaube, Ihr Herz zu kennen, es würde mich nicht ſo grauſam hingeopfert haben, wenn ihm nur noch ein Schein meiner Unſchuld übrig geblieben wäre. Ich empfinde noch die Wohlthat, Sie vor meinem Herzen rechtfertigen zu können (20). In meiner verhängnißvollen Lage murre ich dennoch nicht gegen die Hand, die Alles ſo geleitet hat. Nein, ich werde nie dem Glücke entſagen, Ihrer theuern Familie anzugehören (21). Was habe ich nicht ſeit dem letzten Wechſelverſprechen zwiſchen Mademoiſelle Caron und mir leiden müſſen! Ich rechne zu ſehr auf die Großmuth Ihrer Herzen, um nicht zu glauben, daß Sie mir beiſtehen werden, mich wieder aufzurichten (22). Meine Vorgeſetzten, ſowie meine Beſchützer, werden — ſobald ſie von meiner Unſchuld überzeugt ſind — mir ebenfalls eine helfende Hand reichen; ich hoffe es mit deſto größerer Zuverſicht, als ich Ihren Zorn nicht verdient habe (23).

---

(13) Kann man die Schändlichkeit weiter treiben? Und meine Gewaltthätigkeiten! und jene Piſtole, die ich Ihnen vorgehalten! und endlich die Klage, die Sie ganz vergeſſen!

(14) Wozu ich Sie mit der Piſtole in der Hand gezwungen habe.

(15) Sie iſt Ihnen ſchon geworden, als man Sie fortjagte.

(16) Indem Sie ſie zum dritten Male dem Tode nahe brachten.

(17) Seine Unſchuld! Clavijo's Unſchuld!

(18) Niederträchtiger! Und an mich wenden Sie ſich!

(19) Ich glaube es wohl, da ſie nie geſchrieben wurden.

Ich habe die Ehre, ſo aufrichtig wie immer zu ſeyn,
Mein Herr,
Ihr ſehr ergebener und
ſehr gehorſamer Diener
Madrid, 17. Juni 1774.
Gez. Clavijo.

P. S. Ich erfahre ſo eben, daß Demoiſelle Caron ſich verheirathen wird (24), und kann es nicht glauben. Will man vielleicht Madrid

(20) Ich war durch Sie vernichtet, nichtswürdiger Menſch! wenn der König nicht groß, nicht gerecht geweſen wäre.

(21) Mir angehören! Elender!

(22) Ich bin gerächt. Jetzt haſſe ich Sie nicht mehr. Ich will ſelbſt Herrn von Grimaldi bitten, Ihnen wieder Brod zu geben, doch nur in irgend einem Winkel der Welt, niemals aber in Madrid.

(23) Auch ſind Sie nur nach dem Rechte beſtraft worden. Herr Whal allein war ſo großmüthig, ſich dabei zu erzürnen.

(24) Was geht das Sie an?

(25) Ob ſie ſich verheirathet oder nicht, ſo haben Sie nichts mehr dabei mitzureden. Ihre Frau wird die Duenna ſeyn. Hierauf beſchränke ich meine Rache.

eine neue Scene auf unſere Koſten geben, um mich dahin zu bringen, dieſer Verbindung entgegenzutreten, und ſo die Wahrheit meiner Geſinnungen zu bekräftigen? Nein, das kann nicht ſeyn (25).

An Herrn von Beaumarchais u.ſ.w.

Ich ging wirklich zu dem Marquis von Grimaldi, um für dieſen elenden Menſchen um Gnade zu bitten; allein der Miniſter zeigte bei ſeiner Verweigerung eine für mich ſo ſchmeichelhafte Entrüſtung, daß ich nicht weiter darauf beſtehen konnte. Ich ſchrieb denſelben Tag an mehre Gönner Clavijo's, um ſie zu vermögen, ihre Bemühungen mit den meinigen zu verbinden. „Der Herr Marquis von Grimaldi hat mir nichts gewähren wollen, ſagte ich ihnen, er iſt zu aufgebracht über die Unwürdigkeit dieſes Subjekts. Allein Jemand, der durch eigene Schuld unglücklich geworden, iſt es doppelt, und im Bewußtſeyn dieſer fürchterlichen Wahrheit muß Clavijo nahe der Verzweiflung ſeyn. Es trübt meine Freude über die glückliche Auflöſung meines Abenteuers mit ihm, daß ich meinen Feind in dieſem ſchrecklichen Zuſtande wiſſen muß, u. ſ. w.“

Allein nichts war im Stande, den rechtſchaffenen und ſtrengen Miniſter zu erweichen.

Die fernern Folgen meiner Reiſe nach Spanien gehören nicht mehr zu meiner Rechtfertigung. Was die Infamie betrifft, die man mir aufbürdet, in einer Nacht bei dem ruſſiſchen Geſandten hunderttauſend Livres durch falſches Spielen gewonnen zu haben, weshalb Herr Marin ausſprengte: „ich wäre überall vertrieben worden und hätte entehrt aus Spanien fliehen müſſen,“ ſo begnüge ich mich, hierauf zu antworten, daß eben dieſer Geſandte von Rußland, dann Milord Rochefort, damals engliſcher Geſandter in Spanien, Graf Creutz, jetzt ſchwediſcher Geſandter in Frankreich, die Herzoge und Grafen von Crillon, ſowie andere qualificirte Perſonen, mit denen ich alle Tage ſpielte, und die mich in Madrid mit ihrem beſondern Wohlwollen beehrten, mir dieſes auch in Frankreich bewahrt haben; ich kann auch noch hinzufügen, daß dieſe Geſandten, ſo oft ſie ſpäter nach Paris kamen, mir ſtets die Ehre erzeigten, bei mir zu eſſen, und dabei die Beweiſe meiner Dankbarkeit zu genehmigen.

Nachdem ich hierauf ein Jahr in Spanien verlebt hatte, mit den wichtigſten Geſchäften beauftragt, und als mich meine eigenen nach Frankreich zurückriefen, verabſchiedete ich mich perſönlich bei dem Herrn Marquis von Grimaldi und bat ihn ſchriftlich um ſeine letzten Befehle: folgenden Brief ſchrieb er mir vom Prado aus, wo ſich der Hof am Tage vor meiner Abreiſe eben aufhielt.

Abſchrift des Briefes des Herrn Marquis von Grimaldi, deſſen Original ich beſitze.

Im Prado, den 14. März 1765.

Mein Herr!

„Welchen Ausgang auch die Vorſchläge nehmen mögen, die Sie mir zur Errichtung einer Compagnie in Louiſiana machten, ſo machen ſie jedenfalls Ihren Talenten große Ehre, und können die gute Meinung, die ich davon hege, nur beſtätigen. Ich war ſehr erfreut, Sie, mein Herr, kennen zu lernen, und bin es eben ſo, dieſes Lob Ihren Fähigkeiten zu ertheilen. Wenn Ihre Projekte mit der Conſtitution des ſpaniſchen Amerika zu vereinigen geweſen wären, ſo glaube ich, daß der günſtige Erfolg derſelben Sie noch mehr davon überzeugt haben würde; allein man mußte unüberſteiglichen Hinderniſſen weichen, die ſich der Ausführung entgegenſetzten.

Es wird mich freuen, Ihnen in allen Gelegenheiten dienen zu können; inzwiſchen habe ich das Vergnügen, Ihnen eine gute Reiſe zu wünſchen, und Sie zu bitten überzeugt zu ſeyn, daß ich auf das Vollkommenſte bin,

Mein Herr,

Ihr ſehr ergebener und ſehr gehorſamer Diener
Gez.: der Marquis von Grimaldi.

Und weiter unten: An Herrn von Beaumarchais.

Ich habe nun für mich zu viel geſagt, und für meine Leſer, glaube ich, genug geſagt zu haben.

* * *

Es würde zu weit führen, wollte ich alle glänzenden Stellen, ſeinen Wendungen, boshaften Galanterien gegen Madame Gözmann, alle tiefen Betrachtungen, gedrungene Wahrheiten und rührende Ausbrüche eines ächten Gefühls hier geben, von denen dieſes Memoire angefüllt iſt. Mein Zweck war, die Leſer mit dem intereſſanten Manne bekannt zu machen, wem dies nicht genügt, den muß ich auf ſeine Werke ſelbſt verweiſen; man wird die Stunden nicht bereuen, die man in ſeiner Geſellſchaft hingebracht.

Was Göthe aus obiger Erzählung gemacht, was er wörtlich zu benützen nicht verſchmähte, iſt gewiß von hohem Intereſſe, und zeigt auf's Deutlichſte, daß der Ausſpruch, als ließe ſich aus einer Novelle kein gutes Drama machen, unſtatthaft ſey; ſchwer iſt es gewiß, und man muß es nur eben verſtehen, wie Göthe es verſtanden hat.

Ueber Clavijo meldet uns Profeſſor Link in ſeiner Reiſe durch Frankreich, Spanien und Portugal folgendes: Don Clavijo, der Aufſeher des K. Naturalienkabinets, iſt ein liebenswürdiger Alter, vielleicht zu alt, um ſich mit dem neuen Zuſtand der Naturbeſchreibung, beſonders der Mineralogie, bekannt zu machen. Die Deutſchen kennen ihn, weil er zufälligerweiſe den Stoff zu Göthe's Trauerſpiel gleichen Namens hergegeben hat, und Don Clavijo weiß es, daß er auf der deutſchen Bühne erſcheint; aber er verſteht die deutſche Sprache nicht. Weniger iſt er bei uns wegen ſeiner großen Verdienſte um die ſpaniſche Literatur bekannt. Seine Ueberſetzung von Buffon's Naturgeſchichte iſt ein Meiſterſtück in ihrer Art; keine erreicht die Fülle und den Schwung des Originals in dem Maße, als dieſe; Don Clavijo iſt Meiſter dieſer Sprache, ungeachtet er von den canariſchen Inſeln gebürtig iſt; er zeigt in Allem, ſogar was neu in ihr iſt, den feinſten Geſchmack. Auch die Anmerkungen zu dieſem Werke ſind ſchätzbar, und zeugen von dem beobachtenden Geiſte und der literariſchen Kenntniß des Verfaſſers.

Der Erfolg dieſer Memoiren beim Publikum war, wie ſchon geſagt, ungeheuer, aber der Gerichtshof ließ ſie, am Fuße der großen Treppe des Gerichtspalaſtes, von dem Scharfrichter verbrennen, „weil — wie es im Urtheil heißt — freche, beſchimpfende und ſkandalöſe Ausdrücke und Anſchuldigungen gegen die Magiſtratur überhaupt, ſowie Verläumdungen gegen verſchiedene Privatperſonen, darin enthalten ſeyen.“ Ferner wurde Beaumarchais verboten, in der Folge ſolche Memoiren zu ſchreiben, bei Strafe körperlicher Züchtigung; zugleich wurde dieſes Verbot den Cenſoren, Druckern, Buchhändlern und Herumträgern eingeſchärft.

Ganz Paris war empört über dieſes Urtheil, und die Richter waren ſo ſehr in Angſt, daß Beaumarchais dennoch neue Memoiren herausgeben könnte, daß ſie es nicht wagten, ihren Spruch vollziehen zu laſſen. Der Polizeilieutenant bat Beaumarchais, er möchte ſeine Gereiztheit unterdrücken, und nichts mehr über die Sache veröffentlichen. Er verſprach es während der fünf erſten Monate von den ſechſen, welche das Geſetz zur Appellation einräumt, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, und reiſte hierauf nach England.

Hier brachte er einige Jahre in Staatsgeſchäften zu, womit er von Ludwig XV. und XVI. beauftragt worden war, und ſeine Feinde glaubten, nun ſchon ſeiner Rache entgangen zu ſeyn. Allein ſie irrten. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er von dem Könige, der mit ſeinen geleiſteten Dienſten ſehr zufrieden war, das Zeugniß, „auf königlichen Befehl und im königlichen Dienſt aus dem Königreiche entfernt geweſen zu ſeyn,“ und er durfte nunmehr die Appellation ergreifen.

Während dieſer erſchien noch ein großes Memoire gegen den Erben Duverney's, den Grafen de la Blache, der hierauf verurtheilt wurde, an Beaumarchais 70,625 Livres, nämlich außer den urſprünglichen 15,000 Livres, um die es ſich handelte, das Uebrige als Intereſſen und Schadenerſatz auszuzahlen.

So endete das Ganze zum Vortheile unſeres Autors. —

Die Memoiren des Prozeſſes mit den Kornmann'ſchen Eheleuten ſind weder ſo unterhaltend, noch war ihr Erfolg ſo glänzend, als die vorherigen. Was ich jetzt noch mittheilen will, ſind daher nur Brieffragmente, die Beaumarchais auf ſeiner Reiſe nach Wien an einige Freunde ſchrieb, und die theils von einem abenteuerlichen Ueberfall berichten, der an und für ſich ſchon intereſſant iſt, theils aber auch über die Geſinnung und

Denkweiſe Beaumarchais den genügendſten Aufſchluß zu geben im Stande ſind. Die Briefe ſelbſt ſtehen vereinzelt in der Originalſammlung, und bedürfen keiner weitern Einleitung.

Aus ſeinen Briefen.

An Herrn N***.

In einem Schiffe auf der Donau, bei Regensburg,
den 15. Auguſt 1774.

Bevor ich den eigentlichen Zweck meines Schreibens erfülle, lieber Freund, muß ich Ihnen ſagen, daß ich in einem Boote ſitze, in dem ſechs Ruderer ſind, und daß auf dem ſchnellen Strome, der uns forttreibt, die Stöße des Ruderns meinem Körper und beſonders meinem Arme eine unwillkührliche Bewegung ertheilen, die meine Feder aus der Richtung bringt, und meiner Handſchrift einen zitternden und unſicheren Charakter geben wird, wie Sie ſogleich wahrnehmen werden; denn ich habe vorerſt das Rudern einſtellen laſſen, um dieſen Eingang zu ſchreiben, damit die Unähnlichkeit mit dem folgenden Sie überzeugen möge, daß meine ſchlechten Schriftzüge von einer äußern Urſache herrühren, nicht aber von einer innern Unordnung, die meine Leiden herbeigeführt haben könnten.

Dies vorangeſchickt, verſuchen Sie, mich zu entziffern, und halten Sie ſich ſtandhaft dabei.

Meine Lage erinnert mich an den Zuſtand, in dem ſich einſt in derſelben Gegend ein Philoſoph befand, deſſen Geiſt Sie gleich mir bewundern. Descartes erzählt, daß er, die Donau in einem Kahne hinabſchiffend und ruhig leſend, die Schiffer, welche nicht glaubten, daß er deutſch verſtände, deutlich ſich verabreden hörte: ihn zu ermorden. Er ſuchte ſeine Gemüthsruhe zu erhalten, ſah nach, ob ſeine Waffen in gutem Stande ſeyen, mit einem Worte: er machte ſo gute Miene zum böſen Spiel, daß dieſe Leute, deren Bewegungen er ſtets folgte, ihr Vorhaben nicht auszuführen wagten.

Ich, der ich nicht in ſo hohem Grade, wie er, Philoſoph bin, aber mir dennoch etwas darauf zu Gute thue, Methode und Muth in allen meinen Handlungen zu zeigen — ich befinde mich in einem Schiffe auf der Donau, weil ich die Bewegung meines Wagens durchaus nicht zu ertragen im Stande bin, da man geſtern an mir wirklich verübte, was man vor hundert Jahren an Descartes nicht in Vollzug zu ſetzen wagte.

Geſtern alſo, gegen drei Uhr Nachmittags, bei Neuſchtat [1]), etwa fünf Stunden von Nürnberg, indem ich durch einen ziemlich gelichteten Fichtenwald fuhr, blos von einem Poſtillon und meinem engliſchen Bedienten begleitet, ſtieg ich aus, um ein Bedürfniß zu befriedigen, während mein Wagen im Schritt vorwärts fuhr, wie dies jedesmal der Fall geweſen, wenn ich ausgeſtiegen war. Nach einer kleinen Weile machte ich mich auf, um ihn einzuholen, als ein Mann zu Pferde mir den Weg abſchneidet, abſteigt und mir dann entgegenkommt. Er ſagte mir einige deutſche Worte, die ich nicht verſtehe; da er aber ein langes Meſſer oder einen Dolch in der Hand hatte, ſo dachte ich mir wohl, daß er es auf meine Börſe oder mein Leben abgeſehen habe. Ich ſuchte in meiner Taſche, weshalb er glauben mochte, daß ich ihn verſtanden und er ſchon mein Gold in den Klauen habe; er war allein; anſtatt meiner Börſe zog ich aber meine Piſtole hervor, die ich ihm vorhielt, ohne zu ſprechen, und mit der andern Hand erhob ich meinen Stock, um ſeinen Hieb, wenn er ihn wagen ſollte, zu pariren; ſo zog ich mich gegen eine dicke Tanne zurück, und indem ich mich um dieſelbe mit Leichtigkeit drehte, hatte ich den Baum zwiſchen ihm und mir. Hier fürchtete ich ihn nicht mehr und ſah, ob meine Piſtole gut verſehen war; dieſes ſichere Benehmen machte ihn in der That ſtutzig. Immer ſo zurückweichend, hatte ich nun ſchon einen zweiten und dritten Baum erreicht, um den ich mich ſtets herumſchwenkte, den Stock hoch erhoben und die Piſtole auf ihn gerichtet. Ich ſetzte dieſes ziemlich ſichere Manöver beſtändig fort, weil es mich bald auf die Landſtraße bringen mußte, als die Stimme eines Menſchen mich dazu vermochte, den Kopf umzudrehen; dies war ein langer Schlingel in einer blauen Weſte ohne Aermel, der ſein Kleid über die Schulter gehängt hatte, und von hinten auf mich zulief. Die wachſende Gefahr ließ mich ſchnell einen Entſchluß faſſen; ich dachte, daß es ſchlimmer ſey, wenn ich mich von hinten angreifen ließe, und ich daher wieder vor die Bäume treten müſſe, um mich zuerſt von dem Menſchen mit dem Dolche zu befreien, und nachher auf den andern Räuber loszugehen. Dies war beſchloſſen und ausgeführt wie der Blitz.

---

[1]) Ich behalte Beaumarchais Orthographie bei. D. Ueb.

Ich lief bis auf die Länge meines Stocks dem erſten Räuber entgegen, und wollte dann meine Piſtole auf ihn losbrennen, dieſe verſagte aber leider; nun war ich verloren. Der Kerl, der ſeinen Vortheil einſah, kam auf mich los; ich parirte jedoch immer mit meinem Stock, indem ich mich wieder nach dem Baume zurückzog, und ſuchte meine andere Piſtole in der linken Taſche, da packte mich der zweite Räuber bei der Schulter und warf mich zurück; der erſte ſtieß mir nunmehr ſein langes Meſſer mitten durch die Bruſt. Es war um mich geſchehen; um Ihnen nun aber das ſeltſame Zuſammentreffen von Zufälligkeiten zu ſchildern, dem ich das Vergnügen verdanke, daß ich Ihnen, mein Freund, jetzt noch ſchreiben kann, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich auf der Bruſt eine längliche goldene Kapſel, in Linſenform, trage, die an einem goldenen Kettchen an meinem Halſe herabhängt; ich habe dieſe Kapſel in London machen laſſen, und ſie enthält ein ſo wichtiges Papier für mich, daß ich ohne ſie nie reiſen würde. In Frankfurt hatte ich um die Kapſel ein Säckchen von Seide machen laſſen, da, wenn ich warm wurde, die unmittelbare Berührung des Metalls auf der Haut mir eine Art von Schauer erregte.

So wollte es der Zufall, oder vielmehr das Glück, welches mich ſelbſt in der größten Gefahr nie verläßt, daß der Stoß, der heftig nach meiner Bruſt geführt worden war, auf dieſe ziemlich breite Kapſel traf, in dem Augenblick, als ich durch die Anſtrengung des zweiten Räubers zum Baume hingezogen wurde, und dort rücklings niederfiel. Dies war die Urſache, daß das Meſſer, ſtatt mir das Herz zu durchbohren, von dem Metall abglitt, den Sack durchſtach, die Kapſel eindrückte, aber mir die obere Bruſt nur ritzte, und endlich unter dem Kinn hinein- und durch meine rechte Wange wieder herausfuhr. Hätte ich in dieſer äußerſten Gefahr den Kopf verloren, lieber Freund, ſo iſt es auch gewiß, daß ich das Leben verloren haben würde.

„Ich bin nicht todt,“ ſagte ich, indem ich mich mit Kraft wieder erhob, und als ich ſah, daß der Menſch, der mich verwundet hatte, der einzige Bewaffnete war, warf ich mich auf ihn wie ein Tiger, aller Gefahr ſpottend; ich ergreife ſeine Fauſt, um ihm das lange Meſſer zu entwinden, welches er aber mit Gewalt zurückzieht und mir den Ballen der linken Hand bis auf den Knochen durchſchneidet. Die Anſtrengung jedoch, die er anwendet, um ſeinen Arm zurückzuziehen, verbunden mit meiner Heftigkeit, wirft ihn auch zur Erde; ein ſtarker Tritt mit dem Abſatze meines Stiefels auf ſeine Fauſt verurſacht, daß er den Dolch fahren laſſen muß, den ich ſogleich aufhebe und ihm nun mit beiden Knien auf den Magen ſpringe. Der zweite Bandit, noch feiger als der erſte, ſieht, daß ich ſeinen Kameraden zu tödten im Begriffe bin, aber ſtatt ihm beizuſtehen, ſpringt er auf das Pferd, welches zehn Schritte davon weidete, und jagt davon. Da der Elende, den ich unter mir hatte, und den ich nur ſchwach durch das herabrinnende Blut ſehen konnte, ſich verlaſſen ſah, machte er eine Kraftanſtrengung, in demſelben Augenblick, als ich zuſtoßen wollte, die ihn in die Höhe brachte; er lag jetzt auf beiden Knien und ſchrie kläglich, mit gefalteten Händen: Monsieur! mon ami! und viele deutſche Worte, aus welchen ich abnahm, daß er mich um ſein Leben bat.

„Infamer Schurke!“ ſagte ich, und wollte, meiner erſten Eingebung folgend, ihn tödten; allein ein plötzlicher Gedanke ſagte mir, daß es eine Art von Mord ſey, einen knienden Menſchen mit gefalteten Händen umzubringen, eine That, die eines Mannes von Ehre unwürdig iſt. Doch wollte ich ihn, damit er ſich des Vorfalls erinnere, mindeſtens verwunden; er warf ſich nieder und ſchrie: „Mein Gott!“

Suchen Sie meiner Seele in allen dieſen eben ſo ſchnellen, als widerſtreitenden Gefühlen zu folgen, mein Freund, und Sie werden es vielleicht begreifen können, wie ich aus der größten Gefahr, die mich wohl jemals bedrohte, in einem Augenblick zu der Kühnheit gelangt bin, dieſem Menſchen die Hände auf den Rücken binden zu wollen, und ihn ſo bis zu meinem Wagen zu ſchleppen. Alles dies war nur ein Blitz. Nach gefaßtem Entſchluſſe ſchnitt ich mit einem einzigen Rucke ſeinen ſtarken Gurt von Gemsleder von hinten entzwei, was mir dadurch, daß er auf der Erde lag, ſehr erleichtert wurde.

Da ich es aber zu heftig und ſchnell vollführte, ſo verwundete ich ihn ſtark in der Seite, worüber er laut aufſchrie, wieder auf beide Knie in die Höhe ſprang, und die Hände faltete. Ungeachtet der furchtbarſten Schmerzen, die ich im Geſichte und hauptſächlich an meiner linken Hand empfand, wäre ich doch im Stande geweſen, ihn fortzubringen, denn er leiſtete gar keinen Widerſtand; nachdem ich mein Taſchentuch herausgezogen, und das Meſſer, welches mich hinderte, auf dreißig Schritte von mir weggeworfen hatte, da ich ja noch die zweite Piſtole in der linken Hand hielt, ſo ſchickte ich mich an, ihn zu binden; aber dies Beginnen wurde bald geſtört; ich ſah von weitem den andern Banditen mit einigen Spitzbuben ſeines Gelichters zurückkehren, und ich mußte daher von Neuem auf meine Sicherheit bedacht ſeyn. Ich erkannte nunmehr ſogleich, wie unrecht ich gethan, das Meſſer von mir zu werfen; ich würde in dieſem Moment den Menſchen ohne Bedenken getödtet und ſo einen Feind weniger gehabt haben; aber meine zweite Piſtole wollte ich nicht losſchießen, weil dieſe allein mich noch in Reſpekt ſetzte, da mein Stock nur eine ſchwache Vertheidigungswaffe war; in der Wuth, die mich jetzt von Neuem ergriff, ſchlug ich heftig mit dem Kolben meiner Piſtole den Kerl auf den Mund, wodurch ich ihm die Kinnlade eindrückte und einige Vorderzähne zerbrach; er blutete wie ein Ochs, dachte, er ſey todt, und fiel um.

In dieſem Augenblick erſchien der Poſtillon im Walde, den mein Ausbleiben beunruhigt hatte, und der mich verirrt glaubte. Er blies auf dem kleinen Horne, welches alle deutſchen Poſtillone umgehängt haben; dieſer Ton und ſein Erſcheinen hielt die herbeilaufenden Schurken auf, und ließen mir Zeit, mich mit aufgehobenem Stocke und angelegter Piſtole zurückzuziehen, ohne beraubt zu werden. Als ſie mich wieder auf der Landſtraße erblickten, zerſtreuten ſie ſich, und mein Bedienter ſagte, er habe, gleich wie der Poſtillon, den Spitzbuben in der blauen Weſte ohne Aermel und den Rock über die Schulter geworfen, neben dem Wagen vorüberlaufen geſehen; dieſer war es, der mich niedergeworfen hatte; vielleicht hoffte er meinen Wagen zu plündern, nachdem ihm meine Taſchen entgangen waren.

Meine erſte Sorge war, als ich mich gerettet ſah, recht ſchnell zu uriniren. Eine mehrfache Erfahrung hat mich gelehrt, daß dies nach einer großen Aufregung das ſicherſte Beruhigungsmittel iſt, welches man anwenden kann. Ich tauchte auch mein Tuch in den Urin und wuſch meine Wunden damit; die auf der obern Bruſt war nur eine leichte Schramme, die Wunde im Kinn hingegen ſehr tief und ſie würde ſich leicht bis in das Hirn erſtreckt haben, wenn der Stoß gerade geführt worden und das Meſſer, durch meine Lage, nicht auf dem Knochen der untern Kinnlade ausgegleitet wäre.

Die Verwundung meiner linken Hand, die durch die beſtändige Bewegung dieſes Theils noch ſchmerzlicher wurde, dringt durch die innern Fleiſchtheile des Daumens bis auf den Knochen. Mein erſchreckter Bedienter fragte, warum ich nicht geſchrieen hätte; aber abgeſehen davon, daß mein Wagen ſchon zu weit fort war, und überdies noch immer weiter fuhr, ſo wußte ich auch, daß nichts mehr die Kräfte erſchöpfe, als ſolche übertriebene Anſtrengungen. Stille und Sammlung ſind die Schutzwächter des Muthes, der wiederum in ſolchen wichtigen Fällen der Schutzwächter des Lebens iſt. „Dummkopf, ſagte ich, warum biſt Du ſo weit gefahren und ließeſt mich indeß ermorden!“

Ich ließ mich ſogleich nach Nürnberg bringen, wo ich erfuhr, daß nur wenige Tage vorher dieſelben Räuber, an eben jener Stelle, den Poſtwagen überfallen und den verſchiedenen Paſſagieren 40,000 Gulden abgenommen hatten.

Ich gab das Signalement der Kerle und des Pferdes, und man ſandte ſogleich friſche Soldaten aus, um ſie einzufangen.

Waſſer und Branntwein bildeten meinen Verband; aber mein größtes Uebel bleibt dennoch ſtets ein ſtechender Schmerz in der Magenhöhle, ſo oft ſich beim Athmen das Zwerchfell hebt; dies krümmt mich jedesmal zuſammen. Ich muß im Handgemenge einen ſtarken Schlag in dieſe Gegend erhalten haben, den ich nicht ſogleich verſpürte.

Wie ich nunmehr mit kaltem Blute die Dinge betrachtete, ſo bemerkte ich, daß der doppelte Stoff des Säckchens und die wohlriechende Ausſtopfung dazwiſchen, die durch den Stoß ganz und gar durchſchnitten worden waren, dieſen ſelbſt ſehr geſchwächt hatten. Die goldene Kapſel, die ihn dann erſt empfing, beſaß eine Federkraft wie ein Stück Blech, und der Stoß, der von unten nach oben geführt wurde, da ich zurückgebogen lag, gleitete nur darüber hin, wenn gleich die Spitze des Dolches eine ſtarke Spur darin zurückließ.

Dieſer Zufall mit der Kapſel, der mir das Leben gerettet, hat die guten Leute in Nürnberg ſo ergriffen, daß ſie ſowohl der Kapſel als dem Säckchen die größte Aufmerkſamkeit ſchenkten; Alle wollten, daß ich der heiligen Jungfrau dafür ein großes Amt halten ließe. Ich bemerkte ihnen aber lachend, daß es ein offenbarer und ſelbſt unerlaubter Widerſpruch wäre, der Jungfrau dafür zu danken, weil die Kapſel mich gerettet habe, die für ein Bildniß beſtimmt, das eben keine Jungfrau vorſtellt. Sie unterließen nicht, wie Sie wohl denken können, mich deshalb einen „tollen Kauz" zu nennen. Ich gebe ihnen darin nicht Unrecht; man hat aber gut lachen, wenn man aus einer ſolchen hölliſchen Geſchichte mit heiler Haut davon gekommen iſt.

Wenn meine Beklemmungen fortdauern, ſo werde ich mir dieſen Abend in Regensburg zur Ader laſſen, wo man mir beſſere Hilfe als in Nürnberg verſpricht. Künftig wird man mir einen andern Beinamen geben müſſen, und ſtatt B°. der Beſchimpfte werde ich B°. der Benarbte heißen. Benarbt, meine Freunde! das wird meinen Liebesgeſchichten allerdings ſchaden! Was iſt aber dabei zu thun? Muß nicht Alles ein Ende nehmen?

Stellen Sie jetzt mit mir einige philoſophiſche Betrachtungen über mein ſeltſames Geſchick an; es iſt ein weites Feld dazu da. Wozu werde ich vom Verhängniß aufgeſpart? Denn Sie müſſen wiſſen, obgleich es vor den Gerichtsſchranken in Paris ziemlich heiß war, ſo war es doch noch um einige Grade heißer in dem Tannenwald bei Neuſchtat.

Jetzt bin ich wieder auf den Füßen, und Alles iſt daher noch nicht mit mir zu Ende.

Denken Sie, mein Freund, daß ich am Leben bin, und Sie werden einſehen, wie die Dinge, welche anderen Menſchen ſo einfach erſcheinen, daß ſie ſich nicht einmal die Mühe nehmen, darüber nachzudenken, für mich ſtets eine Quelle der angenehmſten Gefühle ſind. Ich werde mich alſo in Zukunft immer freuen, wenn ich daran denke, daß ich lebe, denn Sie werden mir doch geſtehen müſſen, daß es die größte Dummheit wäre, an dieſem einfältigen Drucke des Magens zu ſterben, nachdem ich aus den Händen der zwei Böſewichte lebend entkommen bin. Halten Sie mich wohl einer ſolchen Einfalt fähig? O, gewiß nicht; Sie haben eine zu gute Meinung von mir, um mich in Gefahr zu glauben. Ich will recht ausruhen und mich pflegen, ehe ich nach Frankreich zurückkehre; meine Geſchäfte ſind beendigt, aber ich ſehe aus wie eine Maske mit meiner Narbe, meinem Verbande, und meiner eingewickelten, ſteifen Hand. Nun rechnen Sie noch hinzu, daß ich das Geſicht verzerre, ſo oft ich athme, wobei ungefähr vierzig Fratzengeſichter auf die Minute kommen, die mich nothwendig noch ein wenig häßlicher machen, als ich ſchon bin; und nun denken Sie ſich, welch' ein ſchöner Menſch ich bin.

Bei dem Allen kann ich mich nicht zu lächeln enthalten, wenn ich an das gemeine komiſche Geſicht denke, das ein feiger Schurke macht, der, auf der That ertappt, gezwungen wird, Pardon zu fordern. Als aber dieſes Schauſpiel ſich mir darſtellte, da war nicht Zeit zu lachen; auch lachte ich damals nicht! Ich ſah blos, welchen ungeheuern Vortheil der Menſch mit kaltem Blute über den davon trägt, der es verliert. Dies habe ich mein ganzes Leben hindurch ſtudirt; und dies iſt es auch, womit ich mein zu hitziges Gemüth gedämpft habe.

Nur die kleinen Zwiſtigkeiten ſind es jetzt noch, bei denen ich verſpiele; die großen Fälle finden mich immer ſchlagfertig. Meine Natur leidet jedoch bei dieſen Anſtrengungen, weil ſie ſich nur bei Erheblichkeiten dieſe Mühe gibt, und mich bei winzigen Nadelſtichen ganz meinem Grundübel überläßt; deshalb bin ich aber auch zweifach; ſtark in der Kraft, ein Kind und guter Tropf im Uebrigen.

Meine Begebenheit hat ſo großen Lärm im Lande erregt, daß wohl einige Zeitungen darüber ſprechen werden; da ſie jedoch den Fall nur abgekürzt geben dürften, ſo benütze ich die

Muße einer ruhigen Reiſe, auf einem ſehr ſchönen Strome, deſſen Krümmungen in jedem Augenblick den Anblick der Ufer verändern, meine Augen erfreuen und ſo viel Ruhe in meinem Kopfe hervorbringen, daß ich im Stande bin, Ihnen dieſe Schilderung zu entwerfen. Daß es ein wenig unzuſammenhängend geſchieht, werden Sie mit Nachſicht beurtheilen, wenn Sie dabei denken, daß ich faſt erſticke, daß der Körper mir wehe thut, ohne noch das Stechen in meinen Wunden zu rechnen.

Ich hatte das Fieber bekommen, als ich das preußiſche Gebiet verließ und in das Churfürſtenthum von Trier und Cöln getreten war, denn der ganze Weg von Nimwegen, wo Holland endigt, durch das Herzogthum Cleve, iſt ſo abſcheulich, daß die Ermüdung mich krank machte. Die Leute ſagen, wenn der König von Preußen uns nichts mehr wegzunehmen haben wird, ſo wird er uns nichts mehr wegnehmen. Darum iſt auch dies ganze Land in einem beklagenswerthen Zuſtande. Der Salomo des Nordens, das muß man geſtehen, liebt ein wenig ſtark das Geld, und hat im Allgemeinen mehr Eigenſchaften überhaupt, als Tugenden; auch wird ihn die Geſchichte wohl den Eroberern, aber nicht den Königen beigeſellen.

Ich hätte mich, nach meinem Vorſatze, in Frankfurt zur Ader gelaſſen, wenn es mich nicht zu ſehr aufgehalten haben würde; da aber meine Geſchäfte mich zur Weiterreiſe drängten, ſo rieth man mir nicht dazu, die Ader unter ſolchen Umſtänden öffnen zu laſſen.

Und nun ſehen Sie, wie dies zu meinem Beſten ausſchlug. Hätte ich an jenem Tage meinen Körper in einer freien Reichsſtadt durch einen Aderlaß geſchwächt, wo hätte ich die Kühnheit und fieberhafte Glut hernehmen ſollen, die mich am andern Tage in einem Tannenwalde aus der Affaire zogen? In der That, mein Freund, ich wurde zum Pangloſſiſten; ich fühle, daß mich Alles dazu hintreibt. Iſt der Optimismus Chimäre, ſo muß man geſtehen, daß es keine tröſtlichere und erfreulichere gibt. Ich bleibe dabei.

Sie können wohl denken, daß ich dieſe ſchrecklichen Details nicht für Frauen niederſchreibe, die einiges Intereſſe an mir nehmen; außerdem, daß ſie zu lang ſind, würden Einige ſchon bei der dritten Seite vor Entſetzen ſterben; und vielleicht hätte ich es ſelbſt Ihnen nicht geſchrieben, müßte ich nicht beſorgen, welche traurige Folgerungen Sie daraus ziehen könnten, wenn Ihnen in irgend einer fremden Zeitung Folgendes zu Geſicht gekommen wäre:

„Briefe aus Nürnberg melden, daß die Diebe, welche vor einigen Tagen den Poſtwagen überfielen, den 14. Auguſt, einen franzöſiſchen Edelmann, Namens Herrn von Ronac, angefallen und gefährlich verwundet haben; ſie konnten ihn indeß weder berauben noch tödten.“

Gehen Sie doch, mein Freund, in alle männlichen und weiblichen Wohnungen meiner Bekanntſchaft; und nachdem Sie Alle wohl verſichert haben werden, daß ich noch lebe, leſen Sie — was Sie wollen — aus meinem Briefe vor, indem Sie dies mit allen tröſtlichen Betrachtungen begleiten mögen, die mein Glück Ihnen einflößen wird.

In drei Wochen kann ich in Paris ſeyn (denn ich zweifle nicht daran, daß ich wieder dahin zuruckkehren werde); Beklemmungen tödten noch keinen Menſchen von meiner Kräftigkeit. Was meine Wunden betrifft, ſo ſpreche ich mit St. Germier, Fleiſch und Haut bekommt man gratis wieder. Leben Sie wohl, mein Freund!

Wenn Sie mich wiederſehen, ſo werden Sie es wie die Bauern machen, durch deren Dörfer ich fahre, und die mein Abenteuer von den Nürnberger Poſtillons gehört haben, die vor mir durchkamen.

Sie ſammeln ſich um meinen Wagen, und mein Bedienter überſetzt mir, daß ſie ſagen: „So ſeht doch nur einmal, das iſt der Herr Franzos, der im Walde bei Neuſchtat todtgeſchlagen worden iſt.“ Ich lache, und ſie öffnen ihre Mäuler vor Verwunderung, den todtgeſchlagenen Herrn lachen zu ſehen. Aber ich ſpreche von geſtern, denn heute bin ich auf der Donau und biete den neugierigen Bauern keinen Stoff mehr dar.

Ich muß die rege Theilnahme Aller rühmend erwähnen, die mich in Nürnberg beſucht haben, und die Willfährigkeit, mit welcher man die Räuber aufzuſuchen bemüht war. Der Herr Baron von Löffelholz, Bürgermeiſter der Stadt; Herr von Welz, Hofrath und Adminiſtrator der Poſten; Herr Carl von Felzer, Poſtofficiant und Sohn eines Arztes der Kaiſerin aus Wien; ſeine Gattin; Herr Baron von Gerski, ein Pole, der in meinem Gaſthof wohnte; der gute Conud-Gimberd ſelbſt, mein Wirth und ſeine Familie; ich nenne alle dieſe rechtſchaffenen Leute mit wahrer Freude, ſtets beglückt, wenn ich irgendwo die Menſchen ſo finde, wie ſie überall ſeyn ſollten. Ich ſchrieb einſt von Oſtende an den Herrn Prinzen von Conty, ſchilderte ihm Alles, was mir in dieſem Hafen auffiel, und fugte hinzu, daß wenn ich auch ein wenig mit den Menſchen an der Barre des Parlaments von Paris zerfallen wäre, ich mich doch mit denen an der Barre des Hafens von Oſtende wieder ausgeſöhnt hätte. Dies iſt nun eben auch hier der Fall; ich habe für die Menſchen in Nürnberg die Liebe wieder gewonnen, welche mich bei Neuſchtat ein wenig verlaſſen hatte.

Guten Tag, mein Freund! Obgleich ich dieſen Brief wohl zehnmal angefangen habe, was ihn wohl nicht eben als ein Muſter der Abfaſſung erſcheinen laſſen wird, ſo bin ich doch müde vom Schreiben, müde vom Sizen, müde krank zu ſeyn, müde zu reiſen, und wahrlich ein wenig ſehr müde, ſtets zu ſehen, wie meine liebe Trägheit durch eine ſo ſchnelle Folge von thatfordernden Begebenheiten aufgerüttelt und durchkreuzt wird, daß ich daüber den Athem verliere. Es iſt ſchon lange her, daß alle meine Freunde mit mir geſagt haben, daß wenn ich meine Gemüthsruhe wieder erlangt haben werde, ich auch die Ruhe zu gewinnen ſuchen müſſe, nach der ich jage. Wo Teufel hat ſie ſich denn hin verſteckt? Ich weiß es nicht. Wenn mir's indeß zu bunt kommt, ſo werde ich wohl eines Tages meine Müze in die Luft werfen können, und zu den Andern ſprechen: Jezt habe ich genug verſucht; es beſſer zu machen, das wunſche ich Euch von Herzen! — Guten Tag, mein Freund!

An Herrn Gudin.

In meinem Schiffe, den 16. Auguſt 1774.

Nehmen Sie Ihre Karte von Deutſchland, mein lieber, guter Freund; durchſtreifen Sie die Donau, vom Schwarzwalde bis zum ſchwarzen Meer, unterhalb Regensburg, nach der Verbindung des Inn mit der Donau bei Paſſau, gen Linz hinabfahrend, da wo das Erzherzogthum Oeſtreich ungefähr anfängt; ſehen Sie nun dort auf dem Strome, zwiſchen zwei hohen Bergen, die ihn einengen und ſeinen Lauf beſchleunigen, eine zerbrechliche Barke mit ſechs Ruderern, auf der ein Wagen eingeſchifft iſt, einen Menſchen enthaltend, den Kopf und die linke Hand in blutiges Linnen gewickelt, welcher ſchreibt, trotz eines ſündfluthlichen Regens und innerer Erſtickungen, die ihm ſehr unbequem waren, doch ſeit dieſem Morgen ein wenig durch Auswürfe von geronnenem Blute vermindert ſind? *Ecce homo.* Noch zwei bis drei Expectorationen dieſer Art, noch einige Anſtrengungen der wohlthätigen Natur, die aus allen Kräften daran arbeitet, den innern Feind herauszuſtoßen, und ich werde auf etwas rechnen können. Indem ich ſo zu Ihnen ſpreche, ſetze ich voraus, daß Sie durch R. unterrichtet ſeyn werden, dem ich geſtern geſchrieben und dieſen Morgen das genaueſte Detail dieſes Vorfalls geſandt habe; ich ſetze ferner voraus, daß Sie wiſſen werden, der Mann in der Barke ſey Ihr armer Freund, der nur beſchwerlich ſchreibt, wegen der Erſchütterung, die jeder Ruderſchlag ihm verurſacht. Was ſoll man aber in ſeinem Lager machen, wenn man nicht wenigſtens träumt? ſagt unſer Freund Lafontaine, als er uns die Geſchichte von ſeinem Haſen erzählt. Ich aber ſage: was macht man in einer Barke, wenn man nicht wenigſtens ſchreibt? Man kann auch leſen, werden Sie mir antworten. Das weiß ich; das Leſen aber vereinſamt und das Schreiben tröſtet; Nachdenken iſt ſtarr und Unterhaltung iſt hold — mit einem Freunde wohlverſtanden.

Ich will Ihnen daher mittheilen, was mich ſeit zwei Tagen beſchäftigt.

Ich habe nachgedacht und mich überzeugt, daß das Unglück nie ſo groß iſt, als es ſich der Menſch, der gern von Natur übertreibt, vorſtellt, oder andern ſchildert. Ich habe nunmehr, ſowohl moraliſch als phyſiſch, vielleicht die größten Uebel erduldet, die einen Menſchen betreffen können. Es iſt ohne Zweifel ein ſchreckliches Schauſpiel für Sie, Ihren Freund von Räubern niedergeworfen und einen mörderiſchen Dolch nach ihm gezückt zu ſehen; aber gewiß, mein Freund, glauben Sie mir, in dem Augenblick, wo ſich dieſes ereignet, iſt es wahrlich kein großes Uebel. Mit meiner Vertheidigung beſchäftigt und bemüht, alles Böſe, was der Feind mir zufügte, ihm reichlich zu vergelten, war der phyſiſche Schmerz, das ſchwöre ich Ihnen, das, was mich am wenigſten angriff; kaum fühlte ich ihn; und der Zorn allein war gewiß die mich beherrſchende Leidenſchaft. Der Schrecken, der nicht als eine ſchlechte und falſche Anſicht von dem Zuſtande der Dinge iſt, tödtet die Seelenkraft und ſchwächt den Körper. Wenn man dagegen das Ereigniß aus ſeinem wahren Geſichtspunkt betrachtet, ſo erhebt es die Eine und erſtarkt den Andern. Ein Menſch wagt es, mich anzugreifen, er wagt es, die Ruhe meines Weges zu ſtören, das iſt ein Unverſchämter, den man beſtrafen muß: es kommt noch ein anderer dazu, nun iſt es Zeit, die Offenſive in eine Defenſive zu verwandeln; dies iſt wohl genug, um die Seele gehörig zu beſchäftigen. Wenn, in dieſem heftigen Streite, der Eine von den Beiden mich durchbohrt und ich unterliege, dann, mein Freund, hebt das Uebermaß des Uebels das ganze Uebel auf, und es geht dann ſchnell vorüber. Niemand weiß beſſer, als ich, daß ein Ehrenmann, wenn er angegriffen wird, ſtets ſtärker iſt, als zwei feige Meuchelmörder, denen beim Anblick des Muthes das Herz bebt und der Arm erzittert; denn ſie wiſſen wohl, daß alle Chancen gegen ſie ſind. Uebrigens iſt eine große Wohlthat in ſolchen Fällen die Ueberraſchung, das Zufällige. Man hat keine Zeit, Furcht zu haben, wenn die Gefahr hereinbricht; daher allein entſpringt oftmals die Kraftäußerung eines aufgereizten Haſenfußes. Rechnen Sie nun noch die abſolute Unmöglichkeit, ſich durch die Flucht zu retten, hinzu, ſo kann der feigſte Menſch im Augenblick zum tapferſten werden.

Doch Heldenthum bei Seite, ich ſchildere Ihnen die Natur, ſo wie ſie iſt. Ich werde hier auf einen Augenblick unterbrochen, denn ich lande im Hafen von Linz. Zwei Hirten ſind herabgeſtiegen mit zwei Clarinetten, auf denen ſie ſehr gut zu ſpielen verſtehen, und die Hoffnung von einigen „Craitches“ 1), einem halben Gulden, hält ſie trotz des Regens an meinem Schiffe. Sie kennen meine Liebe zur Muſik; ich bin ganz heiter. Es ſcheint mir überhaupt, daß meine Seele viel leichter vom Guten als Böſen ergriffen wird; und hievon weiß ich auch die Urſache: das letztere verſetzt die Nerven in ein convulſiviſches Ziehen, in eine übernatürliche Ausdehnung, zerſtört ihre Elaſticität und jene zarte Reizbarkeit, die ſie für die Berührungen der Freude ſo empfänglich machen; man waffnet ſich gegen das Böſe; indem man ſich erzürnt, empfindet man weniger davon; aber dem Vergnügen überläßt man ſich gern, man leiht ihm, ſich hingebend, eine Kraft, die weniger in ihm ſelbſt geſucht werden darf, als in der angenehmen Schwachheit, in die man mit ſo vieler Luſt verfällt.

Jetzt, nachdem ich den halben Gulden gegeben habe, vernehmen Sie zwei Hörner, die ſich mit den Clarinetten verbinden; ſie ſpielen wahrhaftig, daß es das größte Vergnügen zu machen im Stande iſt; und in dieſem Augenblick vergeſſe ich Diebe, Dolche, Wälder und Parlamente; mit einem Worte, alle Böſen, die ja um ſo viel unglücklicher ſind, als ich, den ſie ſo ſehr verfolgt haben; denn ſie hatten Unrecht!

Jetzt eine andere Beläſtigung! Man viſitirt mich, um zu ſehen, ob ich nicht nur nichts in meinem Koffer habe, ſondern ſelbſt in meiner Brieftaſche, was den Befehlen der Kaiſerin zuwiderliefe. Das Spaßhafteſte dabei iſt, daß die, welche meine Papiere durchſuchen, kein Wort franzöſiſch verſtehen; urtheilen Sie, was das für ein ſchönes Verhör ſeyn mußte. Noch ein Gulden, das iſt es, worauf Alles hinausläuft, und dann große

---

1) „Kreuzer.“

Entſchuldigungen! Es iſt klar, daß ich in einem civiliſirten Lande reiſe; denn überall beklagt man mich und will doch Geld von mir haben..... Ich reiſe weiter; der Regen hat aufgehört.

Vom Gipfel bis zum Fuße der Gebirge bilden die verſchiedenen Abſtufungen der dunkeln Tannen, der lichtern Ulmen und des mildern Grüns der Wieſen, mit dem ſchönen Kanale, der mich zwiſchen den hohen Bergrücken hinträgt, ein bezauberndes Schauſpiel; und wenn ich nicht faſt erſtickte (was ich aber zu vergeſſen trachte), ſo würde ich dieſe herrliche Situation in ihrer vollen Reinheit genießen. Mögen unſere Maler uns doch behaupten, daß die Natur ſtets dem Auge drei Gründe darbiete, Vorder-, Mittel- und Hintergrund, worauf ſich die ganze Optik ihrer Gemälde beziehe; ich ſage ihnen zum Trotze, daß ich vier bis fünftauſend bis in's Unendliche abgeſtufte Gründe wahrnehme; und doch beſitze ich nicht ein ſo geübtes Auge in dieſen Dingen, als die Maler.

Mein Gott, wie muß ich leiden! Stellen Sie ſich vor, daß ein ekelerregendes Kitzeln mir zum Herzen ſteigt und mich zum Huſten reizt, bis daß ſich einige blutgefärbte Flocken loslöſen. Dieſe Anſtrengung öffnet meine Wunde am Kinn auf's Neue, und ſie blutet und thut mir ſehr wehe.

Wie teufliſch doch die Menſchen ſind! Das Leben eines Andern legen ſie mit einigen Dukaten in die Wage! Denn das war es ja, was jene Leute von mir wollten. Wenn man in ſolchen Fällen daran denken dürfte, einen rechtlichen Vertrag zu ſchließen, ſo könnte man zu den Räubern alſo ſprechen: „Meine Herren, Sie treiben ein zu gefährliches Handwerk, als daß es Ihnen nicht einen ordentlichen Profit abwerfen ſollte. Wie hoch ſchlagen Sie die Gefahr des Stricks oder des Rades in Ihrem Handel an? Ich, meinerſeits, muß dafür einen Dolchſtoß, bei Ihrer Begegnung, in Anſchlag bringen.“ So ließe ſich dann eine Taxe, je nach Ort, Zeit und Umſtänden entwerfen.

Bewundern Sie nicht, mein Freund, wie ſehr ich meinen Gedanken freien Lauf laſſe? Ich gebe mir keine beſondere Mühe, ſie auszuwählen; das würde mir beſchwerlich werden, und ich ſchreibe Ihnen nur, um meine Leiden zu vergeſſen, die in der

That manchmal meinen Muth zu überſteigen drohen. Dennoch bin ich nicht ſo beklagenswerth, als Sie es vielleicht glauben; ich lebe ja noch, da ich ſchon todt ſeyn ſollte; dies iſt ein tüchtiges Gegengewicht für die Heftigkeit der Schmerzen. Wäre ich verſichert, daß das Glück zu denken dem verbliebe, dem der Tod das Gefühl raubt, ſo geſtehe ich, daß ich lieber todt wäre, als ſo zu leiden; denn ich haſſe Schmerzen über Alles. Allein wenn man bedenkt, daß der Tod uns vielleicht Alles raubt, ſo kann man ſich unmöglich ihn ſelbſt geben. Beſſer iſt es dann, leidend zu leben, als mit den Leiden auch das Daſeyn aufzugeben.

Als die fürchterlichſten Vorausſehungen meine Freunde in Paris am Vorabende jenes wichtigen Urtheilſpruchs erſchreckten, da ſah ich die Dinge aus einem andern Geſichtspunkte. Aufhören zu leben erſchien mir leichter, als das, was mir drohte, zu ertragen, und meine Ruhe gründete ſich nur auf die Sicherheit, Allem zu entrinnen; dieſe Bruſt zu öffnen, die ich jetzt mit ſo großer Freude gerettet ſehe, wenn ſelbſt auf Koſten meiner Kapſel, meines Geſichts und meiner linken Hand. Alles wohl erwogen, ſo glaube ich, daß für den alleinſtehenden Menſchen der phyſiſche Schmerz das höchſte iſt, was ihn niederbeugen kann; daß aber dem Menſchen in der Geſellſchaft der moraliſche Schmerz das Ueberwiegendere iſt.

Erinnern Sie ſich wohl, was ich Ihnen ſagte, als Sie mich in jenem ſchönen Schloſſe, Fort L'Evêque, tröſteten? „Mein Freund, wenn ich das Podagra hätte, ſo ſäße ich in einem Zimmer, in meinen Lehnſtuhl gebannt, ohne zu murren. Ein Befehl des Miniſters gilt mindeſtens eben ſo viel, wie das Podagra, und die eingeſehene Nothwendigkeit iſt der lebendigſte Troſt in allen Leiden.“ Heute denke ich, wenn mir ein hartnäckiger Fluß eine Geſchwulſt verurſacht hätte, die nur dem Meſſer des Chirurgs wiche, und nun, nach langen Schmerzen, das Meſſer endlich ſeinen Schnitt gemacht; wie leicht würde man mir da auch Kinn und Wange durchſtochen haben, und ich wäre ganz, wie ich jetzt bin, wo ich jedoch wenigſtens den vorausgegangenen Schmerzen entgangen bin; alſo gibt es noch größere Uebel, als ſchlecht ermordet zu werden. Meine linke Hand thut mir wahrlich ſehr wehe; ich dulde, aber ich bin ruhig, während mein Mörder keinen Gulden mir entriſſen hat; ich glaube, ihm die Nieren teufliſch zerfetzt zu haben, dabei hat er eine zerbrochene Kinnlade, und man ſucht ihn auf, um ihn zu rädern. Es iſt demnach doch beſſer, beſtohlen zu werden, als zu ſtehlen; und dann, mein Freund, zählen Sie denn für nichts (dies aber ſage ich Ihnen ganz leiſe, ganz leiſe), zählen Sie für nichts die heimliche Freude, beim Nahen des Unglücks meine Pflicht als Mann von Umſicht gethan zu haben? Die Frucht der Arbeit meines ganzen Lebens geärntet zu haben, und gewiß zu ſeyn, daß ich kein ſchlechtes Prinzip annahm, als ich meine Lehre darauf gründete, daß man an ſich ſeine Kraft üben müſſe und nicht an den Begebenheiten, die ſich, nach unvorherzuſehenden Arten, tauſendfältig combiniren.

Bis auf das Wegwerfen des Meſſers, was allerdings nicht wohlberechnet war, glaube ich bei dieſer Gelegenheit die ganze Theorie der Kraft und Ruhe in Ausübung geſetzt zu haben, mit welcher ich während meines Lebens ſtets bemüht-war, den Uebeln zu begegnen, denen man nicht vorbeugen konnte. Liegt in dieſem Gedanken ein kleiner Stolz, ſo ſchwöre ich Ihnen, mein Freund, daß es doch keine Aufgeblaſenheit oder närriſche Eitelkeit iſt, über denen ich jetzt erhaben zu ſeyn glaube.

Setzen wir das Schlimmſte. Ich könnte allenfalls an dieſen Erſtickungen ſterben; aber bin ich denn wohl unerſättlich? Weſſen Laufbahn wäre reicher an Gutem und Böſem, als die meinige? Wenn die Zeit nach den Begebenheiten, die ſie ausfüllen, gemeſſen wird, ſo habe ich zweihundert Jahre gelebt. Ich bin nicht des Lebens überdrüſſig, aber ich kann, ohne deshalb zu verzweifeln, getroſt Andern ſeine Reize und Genüſſe überlaſſen. Ich habe die Weiber leidenſchaftlich geliebt; dieſe Empfindſamkeit war die Quelle der größten Wonnen; gezwungen, unter den Menſchen zu leben, brachte mir dieſe Nothwendigkeit unzählige Leiden zuwege. Wenn man mich aber fragte, was bei mir überwogen hätte, das Angenehme oder das Widerwärtige, ſo würde ich ohne Zaudern das Erſtere antworten; und wenn gleich der Augenblick nicht günſtig iſt, um dieſe Frage zu behandeln, ſo will ich doch nicht anſtehen, es zu thun.

Ich habe mich während der ganzen Zeit, ſeit ſich der tragiſche Akt im Walde von Neuſchtat oder Airſchtad zugetragen, wohl beobachtet. Als der erſte Räuber erſchien, fühlte ich mein Herz kräftiger ſchlagen. Sobald ich die erſte Tanne vor mir hatte, ergriff es mich wie ein Gefühl von Freude, ſelbſt von Heiterkeit, das verwirrte Geſicht des Diebes zu bemerken. Als ich mich um den zweiten Baum geſchwungen hatte, und nun ſchon faſt auf der Straße war, wurde ich ſo tolldreiſt, daß ich ihm — hätte ich eine dritte Hand gehabt — die Börſe als Preis ſeiner Tapferkeit gezeigt haben würde, wenn er es gewagt hätte, ſie zu holen. Wie ich den zweiten Banditen herzulaufen ſah, zog plötzlicher Froſt meine Kraft zuſammen, und ich glaube, daß ich in dem kurzen Raum dieſes Moments mehr gedacht habe, als man gewöhnlich in einer halben Stunde zu denken pflegt. Alles, was ich in dieſer Viertelsminute empfunden, geſehen, geahnet, überdacht und ausgeführt habe, kann Niemand begreifen. Die Menſchen haben wahrlich keine richtige Idee von ihren wahren Fähigkeiten, oder es entſtehen vielmehr übernatürliche im drängenden Momente. Als aber meine elende Piſtole auf den erſten Räuber nicht losgehen wollte — ha! da rollte ſich gleichſam mein Herz zuſammen, um kleiner zu werden; ich fühlte ſchon im Voraus den Stoß, den ich erhalten würde; dieſes Gefühl glaube ich mit dem Namen Schrecken belegen zu können, aber ich habe es nur dies eine Mal empfunden; denn, nachdem ich mich rückwärts geworfen, verwundet, gefehlt, lebend geſehen, da ſtieg mir Feuer, Kraft, hohe Kühnheit zum Herzen. Bei meinem Gott, ich fühlte mich als Sieger, und was ich von hier an gethan, war nur die Wirkung eines nebelhaften Rauſches, der mir ſo vollſtändig alle Gefahr maskirte, daß ſie gar nicht für mich da war. Kaum fühlte ich, daß meine Hand durchſchnitten wurde; ich war wild und gieririger nach dem Blute meines Gegners, als dieſer es nach meinem Gelde jemals geweſen ſeyn mochte. Es war eine Wonne für mich, zu fühlen, daß ich ihn tödten würde. Nur die Flucht ſeines Kameraden war im Stande, ihm das Leben zu retten; die Verringerung der Gefahr brachte mich wieder zu mir ſelbſt, und ich fühlte den vollkommenſten Abſcheu vor der That, die ich zu begehen im Begriffe war, ſobald ich einſah, daß ich ſie ohne Widerſtand ausführen konnte. Wenn ich erwäge, daß mein zweiter Gedanke war, ihn wenigſtens zu verwunden, ſo urtheile ich, daß ich noch nicht mein kaltes Blut wieder hatte; denn dieſer zweite Gedanke erſcheint mir noch tauſendmal thieriſcher, als der erſte. Aber, mein Freund, was ich für die erhabenſte Eingebung halte, iſt die edle Kühnheit, mit welcher ich das niedrige Vorhaben, einen wehrloſen Menſchen umzubringen, darin verwandelte, ihn zu meinem Gefangenen zu machen; wenn ich in dieſem Augenblicke ein wenig ſtolz darauf bin, ſo war ich es doch noch weit mehr in jenem Augenblicke. In dieſer erſten Freude, mich über perſönliche Rachſucht erhaben zu fühlen, warf ich das Meſſer weg; denn ich bedauerte unendlich, den Menſchen beim Durchſchneiden des Gurtes verwundet zu haben, obgleich ich es nur aus Ungeſchicklichkeit gethan hatte. Zu allem dem kam noch der andere Stolz, als ein ſo fürchterlich Verwundeter mit allen Ehren in Nürnberg einzuziehen, und einen gebundenen Spitzbuben der Hand der Gerechtigkeit zu überliefern. Dies iſt zwar nicht das eigentlich Edle bei dieſer Geſchichte, man muß aber aufrichtig ſeyn, und ich war damals nicht beſſer, als ich es Ihnen hier geſtanden habe. Die Wuth, daß mir dieſer umſinnige Triumph entgangen war, brachte mich indeß gewiß dahin, dem Unglücklichen die Kinnlade zu zerſchmettern, als ich ſeine Kameraden ihm zu Hilfe eilen ſah; denn in dieſer Handlung iſt keine Spur von geſundem Menſchenverſtand zu finden; dies iſt nur die Wuth eines Kindes, das Spiel einer elenden Eitelkeit. Alles Uebrige war kalt und naturgemäß.

Dies, mein Freund, iſt mein vollkommenes Geſtändniß, und das freiſte, das ich abzulegen fähig bin. Ich habe Ihnen gebeichtet, lieber Gudin, ſpenden Sie mir die Abſolution.

Wenn dies Alles übel ablaufen ſollte, ſo wiſſen Sie ja, Freund, wie viele Leute Sie zu tröſten hätten: zuerſt ſich, denn Sie verlören einen Mann, der Sie innig liebt; dann die Frauen; was die Männer betrifft, ſo zeigen ſie, meinen Vater ausgenommen, wahrſcheinlich viel Stärke bei dieſem Verluſte.

Wenn ich aber meine Geſundheit wieder erhalte, hören Sie wohl, mein Freund, dann ſage ich Ihnen nicht, daß Sie dieſen

Brief verbrennen ſollen, ſondern ich will, daß Sie mir denſelben wieder einhändigen; man läßt ſolch' ein gewiſſenhaftes Bekenntniß nicht gern in fremden Händen; und wenn ich mich erſt zum Vomiren bequeme, wie ich es dieſen Morgen mit dem geronnenen Blute, das mich erſticken will, gemacht habe, — ich ſage, wenn dieſes horrible Zeug einmal aus meinem Magen fort iſt, dann bin ich auch wieder auf den Beinen.

Adieu; ich bin des Schreibens und auch des Denkens müde. Ich will nun vegetiren, wenn ich's kann; das iſt doch beſſer für die Wunden, als ſchreiben, ſo bequem man ſich's auch damit macht. Ich habe, lieber Freund, jetzt kein anderes Geſchäft, als wieder geſund zu werden, denn ich habe alle andern mit Befriedigung beendigt. Antworten Sie mir nicht, denn ich werde mich ſo wenig als möglich aufhalten. Könnte ich Sie doch noch einmal freudig umarmen!

Den 16. Abends.

Mein lieber Freund, ſo lange die Poſt nicht abgeht, und das Papier nicht vollgeſchrieben, iſt der Brief auch noch nicht geendigt. Ich habe geträumt, daß man mich ermorde. Ich erwachte in einer furchtbaren Kriſe. Wie angenehm iſt es doch, dicke und lange Stücke geronnenen Blutes in die Donau zu vomiren! Wie hat ſich jetzt der heiße Schweiß, der mein eiskaltes Geſicht benetzte, gelegt! Wie frei athme ich! Indem ich jetzt meine Augen trockne, denen die Anſtrengung einige Thränen entlockte, bemerke ich, wie klar ich wieder ſehe! Die höchſten Berge an beiden Seiten des Fluſſes ſind mit Wein bedeckt. Alles, was ich erblicke, zeugt von der angeſtrengteſten Kultur. Der Abhang iſt ſo ſteil, daß man die Berge ſtufenartig abtragen und jede Stufe mit einer kleinen Mauer ſtützen mußte, um das Zuſammenſtürzen zu verhüten. Dies iſt die Arbeit des Menſchen, der den Wein trinken wird; aber die Rebe, die nichts trinken wird, wenn Sie ſehen könnten, wie ſie aus allen Kräften den ſteinigen und vitriolhaltigen Saft der faſt kahlen Felſen in ſich ſaugt, und wie ſie ſich dabei feſtklammert, ſo würden Sie gleich mir ſagen: ein Jeder thut hier, was er kann.

An dieſer Stelle iſt der Fluß ſo eingeengt, daß er ſchäumt, und dies erinnert mich im Kleinen an unſere Ueberfahrt von Boulogne nach Dover, wo wir ſo krank waren. Ich war es aber dennoch weniger, als heute, obgleich ich ſtärker litt; doch habe ich gute Hoffnung. Noch fünf und zwanzig deutſche Stunden, oder ungefähr ſieben und dreißig franzöſiſche, und ich werde in Wien in einem guten Bette liegen, wo ich acht ganzer Tage hindurch den Herrn ſpielen will, bis ich mich wieder auf den Weg mache. Da es dort Aerzte gibt, ſo wird man mir auch wohl zur Ader laſſen, denn das iſt das Hauptſtück ihres Wiſſens.

Ich bemerke jetzt, daß ich mich einer großen Hauptſtadt nähere; die Kultur, die Schiffahrt, die Kapellen, die Befeſtigungen, Alles zeigt mir, daß wir anlangen. Die Menſchenmenge nimmt zu mit jedem Schritte, ſie drängt ſich, ſie häuft ſich an am Ziele meiner Reiſe; am Ziele meiner Entfernung will ich ſagen, denn ich werde gute vierhundert Stunden zu machen haben, bis ich meine lieben Freunde wieder umarme, denen Sie, wie ich hoffe, Nachricht von mir geben werden. Da ich Allen nicht zugleich ſchreiben kann, ſo werde ich bald dem Einen, bald dem Andern ſenden, was ich eben beſtreiten konnte; dies muß dann in Aller Händen ein Ganzes bilden, denn ich kann dem nicht wiederholen, was ich Jenem ſchon mitgetheilt habe. So lange ich den Kopf voll von Geſchäften hatte, konnte ich natürlich nicht an's Schreiben denken, allein jetzt, wo Alles beendigt iſt, komme ich wieder zu mir ſelbſt und faſele gern.

Guten Tag, lieber Freund; ich muß aufhören, zu ſchreiben u. ſ. w.

Den 20. Mittags.

Nun bin ich in Wien. Ich leide viel; es iſt nun aber weniger eine Beklemmung, als ein ſtechender Schmerz; ich glaube, daß dies ein gutes Zeichen iſt. Ich will zu Bette; es iſt ſchon lange her, daß ich das nicht konnte.

* * *

Hier mögen denn meine Mittheilungen aus Beaumarchais vermiſchten Schriften enden, welche 1809 nebſt den Theaterſtücken in ſieben Bänden von Gudin de la Brunellerie, eben jenem Freunde, an den der letzte Brief gerichtet iſt, herausgegeben wurden.

Dieſe Sammlung enthält: 1) Theater, 2) Memoiren (Streitſchriften), Betrachtungen über das Memoire zur Rechtfertigung des Londoner Hofes, Geſuch an die Repräſentanten der Gemeinden von Paris, Bittſchrift aus London an den National-Convent nebſt den ſechs Epochen, an ſeinen Denuncianten Lecointre gerichtet, 3) Ablegung der Rechenſchaft in Sachen der dramatiſchen Autoren (als ihr Bevollmächtigter) und der Schauſpieler der Comédie-français [1], 4) Briefe, 5) Lieder, und 6) über Beaumarchais Dramen von dem franzöſiſchen Herausgeber.

Seine Lieder hatten keinen großen Werth, eines, „mein letzter Wunſch“ überſchrieben, möge hier zum Abſchiede ſeinen Platz finden:

---

[1] Eine ſehr umfaſſende Arbeit, die größtentheils die jetzt ſo günſtige Stellung der franzöſiſchen Theaterdichter begründen half.

D. H.

Im Lenz voll Muth,
Da ging mir's gut;
Der Sommer ſchwer,
Warf mich hin und her;
Des Herbſtes Raſt
Eintönig faſt;
O möcht' ein Geiſt noch friſch und grün,
Dem trüben Winter mich entziehn!

II.

Schauſpiele.

Von den ſechs Stücken, die Beaumarchais dichtete, gebe ich hier nur die drei vorzüglichſten. Les deux amis, Tarare und la mère coupable ſind weggeblieben.

Die erſten Darſteller dieſer Schauſpiele waren die Zierden der franzöſiſchen Bühne; nie ſoll ein ſolcher Künſtlerverein geſehen worden ſeyn. Auch vielen von uns wird dies einleuchten, wenn ich die berühmten Namen herſchreibe: Le Kain, Granval, Brizard, Preville, Molé, Monvel und die Damen Dumenil und Clairon.

Beaumarchais erfand für ſeine Eugenie, als er ſie drucken ließ, die Benennung „Drama“, welche früher noch nicht gebraucht worden war. Er wollte damit bezeichnen, daß das Stück die Mitte zwiſchen Luſt- und Trauerſpiel halte.

Der Barbier von Sevilla, der urſprünglich eine Oper werden ſollte, mit ſpaniſchen und italieniſchen Originalmelodien, wurde von den damaligen Operiſten — les italiens genannt — zurückgewieſen, weil der Regiſſeur, bevor er das Theater beſtieg, ſelbſt Barbier geweſen war. So wurde ein Luſtſpiel daraus zum Glücke des Werkes. Ein Akt, der bei der erſten Aufführung ſtörte, wurde bei den folgenden weggelaſſen, und eine Scene des erſten in den zweiten Akt verlegt. Im Figaro brachte Beaumarchais eine ächtfranzöſiſche Maske auf die Scene, eine komiſche Perſon, wie ſie Wenigen noch geglückt iſt, die Aehnliches verſucht haben; ein Stoff, der immer neu zu verarbeiten iſt, an den ſich eine Kette luſtiger Begebenheiten anreihen läßt.

Von den Hinderniſſen, welche der Aufführung der Hochzeit des Figaro vorangingen, iſt ſchon geſprochen worden, das wurde aber noch nicht erwähnt, daß Magiſtratsperſonen ſich dieſes Stück zuerſt privatim vorſpielen ließen, um es deſto genauer unterſuchen zu können: ob nichts Anſtößiges darin enthalten ſey. Sie gaben hierauf die Erklärung von ſich, daß der Styl zwar ſehr originell und die Gedanken kühn ſeyen, daß aber weder die Ohren noch die Sitten dadurch beleidigt würden. Das Stück wurde ſogleich in alle Sprachen überſetzt, und ſoll ſogar in Calcutta, in der dortigen Volksſprache, aufgeführt worden ſeyn.

Das alte Gerücht von der Unſittlichkeit dieſes Stückes, fühle ich mich überhoben, hier weitläuftig zu widerlegen. Wohl kein vernünftiger Menſch denkt mehr daran. In vielen unſerer modernen Luſtſpiele kommen Situationen vor, die wahrhaft das Schicklichkeitsgefühl verletzen, ohne daß es Jemand einfiele, dagegen zu eifern.

Bei der Ueberſetzung habe ich mir einige Freiheiten erlaubt; hie und da ſind Zeitanſpielungen verſucht worden, um die Aufführung, wenn ſie vielleicht ſtattfände, zu erleichtern. Sind dieſe Veränderungen auch nur für den Augenblick berechnet, und veralten ſie bald, ſo mögen ſie dennoch den Zeitpunkt bezeichnen, in dem ich meine Arbeit unternommen habe. Die lyriſchen Stellen habe ich gleichfalls frei behandelt, und auch zum Theil abgekürzt; ſie ſind eben nicht das Stärkſte bei Beaumarchais geweſen, und nicht Das, an dem man ſeinen Genius erkennt, dafür aber auf unſerer Scene jedenfalls in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht zu brauchen; Wortſpiele, Sprichwörter und dergleichen war ich bemüht, nicht wörtlich, ſondern durch für uns Gleichbedeutendes wiederzugeben. Es iſt mir, wie ich glaube, bald mit mehr, bald mit minderem Glücke gelungen. In der Eugenie habe ich endlich an einigen Stellen einer gar zu weinerlichen Sentimentalität ein wenig geſteuert und den Ausdruck dafür zu erheben geſucht

Eugenie,

Drama in fünf Akten.

Perſonen.

Baronet Hartley.
Lord, Graf von Clarendon.
Lady Murer, Eugeniens Tante.
Eugenie, Tochter des Baronets.
Karl, ihr Bruder.
Cowerley, Kapitän in Seedienſten.
Drink, Kammerdiener des Grafen Clarendon.
Betty, Eugeniens Kammermädchen.
Robert, Bedienter der Madame Murer.
Bewaffnete Diener.

Scene: **London.**

Für deutſche Schauſpieler

füge ich die Bitte hinzu, doch ja dieſe Eigennamen ganz wie deutſche zu traktiren. ſie ſind nicht hiſtoriſch, und es iſt gewiß von keiner Bedeutung, ob man Härtly Miurer, Cauerly, Tſchari's u. ſ. w. zu hören bekommt. bequemer und ſelbſt ſchöner iſt es, dafür unſere Ausſprache beizubehalten.

D. H.

Erſter Aufzug.

Eleganter Salon. Koffer und andere Effekten deuten an, daß man ſo eben von der Reiſe angelangt iſt. Auf der einen Seite ſitzen die Damen am Theetiſche, die Tante lieſt eine engliſche Zeitung an der Lampe. Eugenie ſtickt. Der Baron ſteht, Betty neben ihm, mit einem Brette, auf dem ein Glas. Sie ſchenkt ihm aus einer Strohflaſche ein, und dreht dabei den Kopf nach allen Seiten.

Erſte Scene.

Der Baronet. Die Tante. Eugenie. Betty.

Betty.

Nicht wahr, Herr Baron, hier iſt Alles wunderſchön? aber nun ſollten Sie erſt einmal das Zimmer von Fräulein Eugenie ſehen —

Baronet.

(ſetzt, nachdem er getrunken, ſein Glas auf den Teller).

Hier? das Zimmer rechts?

Betty.

Ja, Herr Baron. Die andere Thüre führt in den Gang nach dem Zimmer der gnädigen Frau.

Baronet.

So. Hier unten alſo?

Tante.

Sie wollen doch nicht ausgehen? es iſt bereits ſechs Uhr.

Baronet.

Ich höre den Wagen. — Aber Eugenie, Du ſagſt ja kein Wort? ſchmollſt Du mit mir? ich finde Dich nicht ſo heiter, wie ſonſt, und wie ich Dich zu finden hoffte. Monate lebe ich hier, von Euch getrennt, mit widerwärtigen Händeln belaſtet; heute kommt Ihr an; die Nachricht von Eurer Ankunft überraſcht mich

— ich eile her, um Dich an mein Herz zu drücken — Du biſt im Garten — ich ſuche Dich auf — endlich finde ich Dich — und nun —

Eugenie.

Kein Vorwurf, mein Vater! er kränkt mich doppelt in dieſem Augenblicke. Glauben Sie, daß ich nicht innige Freude empfinde, Sie hier zu ſehen? Aber — die Ermüdung von der Reiſe —

Baronet.

Und konnteſt doch den ganzen Nachmittag mit der Tante ſpazieren gehen —

Eugenie.

Es gibt hier ſo viel zu ſehen, — der Park, die Säle, Alles — Alles iſt ja ſo ſchön —

Tante.

Ja, wahrlich! Was der Graf anordnet, athmet den feinſten Geſchmack. Hier bleibt uns kein Wunſch mehr übrig.

Eugenie (für ſich).

Als der nach dem Beſitzer dieſes Hauſes —

(Betty ab.)

Zweite Scene.

Vorige, ohne Betty. Robert.

Robert.

Herr Baronet, der Wagen —

Baronet (aufſtehend).

Meinen Hut, meinen Stock.

Tante.

Robert, Ihr müßt die Koffer auspacken und hier ein wenig Ordnung machen.

Robert (für ſich).

Man hat noch nicht einmal Zeit gehabt, zu ſich ſelbſt zu kommen.

Baronet (zu Robert).

Du wußteſt ja vorhin die Wohnung des Kapitäns —

Robert.

In der Suffolk-Straße. [illegible]

Baronet.

Schon gut.

(Robert, ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen, ohne Robert.

Tante.

(Während dieſer ganzen Scene mit ſüffiſantem Tone.)

Ich hoffe, daß Sie nicht vergeſſen werden, ſich bei dem Grafen von Clarendon einſchreiben zu laſſen, wenn er gleich in Windſor iſt; es iſt ein junger Kavalier, der in hoher Gunſt bei mir ſteht. Man kann nicht liebenswürdiger ſeyn, als der Graf. Er räumt uns dieſes Haus während unſers Aufenthalts in London zum Abſteigequartier ein, und Sie fühlen wohl, daß uns dieſe Güte gewiſſe Rückſichten auferlegt.

Baronet.

(In demſelben Tone.)

Der Herr Graf ſo und ſo, ein junger Kavalier, der in hoher Gunſt bei mir ſteht! Wie doch eine eitle Frau gleich den Mund ſo voll nimmt.

Tante.

Wie? Sie wollten die Höflichkeit verletzen und nicht bei dem Grafen vorfahren?

Baronet.

Wer hat das geſagt? Ich will mich bei ihm melden laſſen, ſobald ich von dem Kapitän Cowerley komme.

Tante.

Auch Cowerley ſteht alſo auf Ihrer Liſte? Nun, meinetwegen! Das intereſſirt mich im Ganzen nicht, wenn ich ihn nur nie hier zu ſehen bekommen ſoll.

Baronet.

Er iſt der wackere Bruder des Mannes, der meine Tochter heirathen wird.

Tante.

Iſt das bei Ihnen ſchon ſo feſt beſchloſſen?

Baronet.

Vollkommen.

Tante.

Ich zweifle noch ein wenig daran. O über die ſchöne Idee! Die Hand Ihrer Tochter dem alten Cowerley geben zu wollen, der keine fünfhundert Pfund Einkünfte hat, und eine noch lächerlichere Figur ſpielt, als ſein Bruder, der Kapitän.

Baronet.

Madame, ich werde nie zugeben, daß man in meiner Gegenwart einen tapfern Offizier, meinen älteſten Freund, ſo herabſetze. Verſtehen Sie mich?

Tante.

O vollkommen! Doch ſuchen Sie nun auch mich zu verſtehen. Ich will weder ſeine Tapferkeit, noch ſein Alter herabſetzen, wenn ich behaupte, daß Ihre liebenswürdige Tochter einen Mann verdient, den ſie auch lieben kann.

Baronet.

Wie die Männer von Heute nun einmal ſind, dürfte dies in jedem Falle ſchwer ſeyn.

Tante.

Dies iſt ein Grund mehr, um mit Sorgfalt den Liebenswürdigſten für ſie zu wählen.

Baronet.

Den Rechtſchaffenſten wollen Sie ſagen.

Tante.

Eins ſchließt nun eben das andere nicht aus.

Baronet.

O doch! faſt jederzeit. Ueberdies hat Cowerley mein Wort.

Tante.

Er wird wohl ſo gütig ſeyn, es Ihnen zurückzugeben.

Baronet.

Ueber die Weiber! Man wird nicht fertig mit ihnen! Doch, um Ihnen alles zu ſagen: wir haben einen Reukauf von zweitauſend Guineen feſtgeſetzt; glauben Sie nun noch, daß er ſo gütig ſeyn wird, zurückzutreten?

Tante.

Sie zählten gewiß nicht auf meine Oppoſition, als Sie dieſes ſchöne Arrangement mit dem würdigen Sir trafen? Dieſe Voreiligkeit kann Ihnen etwas theuer zu ſtehen kommen. Doch ändert dies nichts an meinem Sinn. Ich bin Wittwe und reich; meine Nichte war meiner Leitung anvertraut, ſie erwartet nun alles von mir, und ſeit dem Tode ihrer Mutter liegt mir die Pflicht ob, ſie zu verſorgen. Daſſelbe habe ich Ihnen nun aber ſchon hundertmal geſagt, allein Sie wollen es nicht begreifen.

Baronet (heftig).

Ich halte dies auch gar nicht für nöthig, und darum können wir dies Geſpräch abbrechen. Adieu! liebe Eugenie. Du gehorchſt mir, Deinem Vater, nicht wahr?

(Er küßt ſie auf die Stirn und geht ab.)

Vierte Scene.

Vorige, ohne Baronet.

Tante.

Er ſoll mir ſeine Cowerley's nur bringen, ich werde ſie zu empfangen wiſſen (Pauſe). Aber was iſt Dir, Eugenie? Ich begreife, daß die Gegenwart Deines Vaters Dich geniren muß, da er von Deiner Vermählung noch nichts weiß. Warum aber läßt Du Dich auch von dieſer trübſeligen Miene beherrſchen, wenn wir allein ſind? Ich habe für Dich einen Mann gewählt, und zwar die vornehmſte Partie in den drei Königreichen; Du biſt in der That das beneidenswertheſte Weib! Wie Dein Gemahl Dich verlaſſen mußte, wollteſt Du vor Schmerz darüber vergehen. Ich finde das begreiflich und ſchlage Dir die Reiſe nach London vor; Du brennſt vor Ungeduld, ihn wieder zu ſehen; nun bringe ich Dich wirklich hieher — jetzt ſage mir: ſind nicht alle Deine Wünſche erfüllt?

Eugenie (traurig).

Eben daß mein Vater von dem Allen nichts weiß — nichts wiſſen darf — das beunruhigt mich ſo ſehr. Aber nicht minder, liebe Tante, daß mein Gatte in dem Augenblick unſerer Ankunft von London abweſend ſeyn kann, da wir ihm doch den Tag gemeldet haben.

Tante.

Er iſt mit dem Hofe in Windſor. Ein Mann von ſeinem Rang hat höhere Pflichten, mein Kind.

Eugenie.

Ach! Ich finde ihn ſehr verändert.

Tante.

Was willſt Du damit ſagen?

Eugenie.

Als Sie mir befahlen, ihm meine Hand zu reichen, war er ganz anders, und wäre er immer ſo geblieben, ſo würde ich jetzt nicht nöthig haben, meine kummervolle Miene vor Ihnen zu vertheidigen.

Tante.

Als ich Dir befahl, ihm Deine Hand zu reichen? Wenn man das hört, ſo ſollte man glauben, ich hätte Dich gezwungen. Und doch wäreſt Du ohne mich dem lächerlichſten Eigenſinne Deines Vaters geopfert worden. Ohne Vermögen, die Gattin eines launenhaften Greiſes, und fur Dein ganzes Leben die ſehr ehrenhafte Schloßfrau von Cowerleyburg. Dein Vater läßt ſich nicht von dieſem inſipiden Vorſatze abbringen, das glaube mir —

Eugenie.

Wenn aber der Graf mich nicht mehr liebte?

Tante.

Und wenn — wärſt Du dann weniger Mylady Clarendon? Aber welche Gedanken machſt Du Dir? Ein Mann, der Alles opferte, um Dich zu beſitzen.

Eugenie (gefühlvoll).

Damals war er zärtlich. Wie viele Thranen vergoß er, als wir uns trennen mußten! Und auch ich weinte, aber ich fuhlte, daß auch der größte Kummer leichter wird, wenn eine geliebte Perſon ihn theilt. Jetzt — welch' ein Unterſchied!

Tante.

Mein Kind, vergiß nicht, daß die ſchönſte Hoffnung einer jungen Gattin Dich ihm nur noch theurer machen muß. Haſt Du ihm dieſe angenehme Nachricht nicht geſchrieben?

Eugenie.

Seine Vernachläßigung wird dadurch nur deſto betrübender für mich.

Tante.

Dein Argwohn iſt ohne Grund, glaube mir's nur —

Eugenie.

Mit welcher Wonne wollte ich mich ſchuldig bekennen.

Tante.

Du biſt ſchuldiger als Du glaubſt. Dieſe Traurigkeit, dieſe Thränen, dieſe Unruhe; iſt das wohl vernünftig?

Eugenie.

Die Rückſichten, die ich zu nehmen habe, legen mir die Pflicht auf, meinen Kummer zu verbergen, aber eben dies läßt ihn tiefer dringen, und dann lauter hervorbrechen, wenn ich allein bin oder bei Ihnen. Wie iſt es nur möglich, daß er von London abweſend ſeyn kann, wenn wir ankommen?

Tante.

Sein Kammerdiener iſt hier. Ich will nach dem Grafen ſchicken, um Dich zu beruhigen.

(Sie ſchellt.)

Fünfte Scene.

Drink. Die Vorigen.

Drink.

Was befehlen Sie, Mylady?

Eugenie (ſanft).

Sage mir, Drink, wann kommt Dein Herr nach London zurück?

Drink.

Man erwartet ihn jeden Augenblick. Die Relais ſind ſchon ſeit dieſem Morgen angeordnet.

Tante.

Da hörſt Du's. Gehe jetzt auf Dein Zimmer, mein Kind. (Zu Drink) Sobald der Graf angekommen iſt, meldet man es uns ſogleich.

Drink.

Gut, Mylady.

(Beide Damen in Eugeniens Zimmer ab.)

Sechste Scene.

Drink allein.

Wenn ich mich für's Lügen bezahlen laſſe, ſo darf man mir doch nachſagen, daß ich das Geld nicht umſonſt nehme. Allein es wird mir bei Allem dem doch ſchwer. Es liegt eine Kühnheit in dem ſchlechten Streiche, die in jetziger Zeit wahrlich Stoff zur Bewunderung gibt. Das Mädchen iſt ein Engel. Wie ſanft! Sie könnte einen Tiger zähmen, und man muß grauſamer wie ein Tiger ſeyn, wenn man ein ſolches Geſchöpf nur betrüben könnte, aber — nun gar betrügen — Hu! was in dem einzigen Buchſtaben für ein Unterſchied liegt — b und g — betrüben — betrugen! Mein Herr, obgleich viel jünger, als ich, iſt doch ein hundertmal größerer Spitzbube. —

Siebente Scene.

Der Graf Clarendon. Drink.

Graf

(ihm auf die Achſel ſchlagend).

Bravo, Drink!

Drink.

Was? Sie hier, Mylord? Man glaubt Sie in Windſor.

Graf.

Alſo nach Deiner Meinung biſt Du nicht der größte Spitzbube von uns Beiden?

Drink

(mit komiſcher Entſchloſſenheit).

Je nun, Mylord, da Sie einmal gehorcht haben —

Graf.

Genug. — Können wir hier ſprechen?

Drink.

Wir ſind allein. Die Tante iſt bei der Nichte und der Vater iſt ausgefahren.

Graf (betroffen).

Auch der Vater hier?

Drink.

Ohne deſſen Anweſenheit in London und ohne daß ein verjährter Prozeß den Vorwand lieh, hätten die Damen gar nicht hieher reiſen können.

Graf.

Es iſt zum verzweifeln. Alſo wirklich hier, ſagſt Du?

Drink.

Seit geſtern Abend.

Graf.

Was ſprach man von meiner Abweſenheit?

Drink.

Das Fräulein hat viel geweint.

Graf.

Ich bin ſchlimmer dran, als ſie. Aber von meiner Verlobung bei Hofe wiſſen ſie noch nichts?

Drink.

Der Teufel gewinnt zu viel dabei, als daß er Ihnen einen Strich durch die Rechnung machen ſollte.

Graf.

Ich glaube, der Kerl wird witzig!

Drink.

Gnädiger Herr, ereifern Sie ſich nicht! Sagen Sie mir nur, was ſoll am Ende aus dieſem armen wohlkonditionirten Mädchen werden, welches ſich in allem Ernſte für Ihre Frau Gemahlin hält?

Graf.

Und die es doch nicht iſt, willſt Du hinzuſetzen.

Drink.

Und die es bald wiſſen muß, daß Sie auf dem Punkte ſtehen, ſich wirklich zu vermählen? Welche Kunſtgriffe können uns da heraushelfen? Es war ein hölliſcher Einfall, die Trauung in Ihrer Schloßkapelle von Ihrem Verwalter, als Geiſtlichen verkleidet, einſegnen zu laſſen, und uns dabei als Zeugen zu gebrauchen. Wir hätten an die Folgen denken ſollen! Das kann für uns Alle ſchlimm ablaufen. —

Der Graf

(macht eine heftige Bewegung, welche Drink zum Schweigen bringt. Nach einer kleinen Pauſe ſagt er kalt:)

Der Kerl will moraliſiren. Drink, Du biſt der dummſte Schurke, der mir jemals vorgekommen (gibt ihm eine Börſe). Du biſt nicht mehr in meinen Dienſten. Fort! Wenn aber jemals ein Wort —

Drink.

Was hab' ich gethan, Mylord?

Graf.

Ich haſſe die raiſonnirenden Wichte Deines Gelichters, und traue keinem ſolchen Hallunken, deſſen Gewiſſen ſich regen will —

Drink.

Nun wohl! Ich kann mein Gewiſſen auch zum Schweigen bringen. Schalten Sie über mich, wie Sie wollen, aber das Mädchen thut mir doch leid.

Graf.

O über den ehrlichen Schelm, deſſen Gewiſſen Geld beſchwichtigt. Marſch! ich will nicht länger Dein Narr ſeyn.

Drink.

Wie können Sie ſo etwas glauben, 'gnädiger Herr; hier iſt die Börſe zurück —

Graf

(ſich wegwendend).

Behalte ſie, aber daß Du Dich nie wieder unterſtehſt — Komm her! näher! damit ich leiſer ſprechen kann. Alſo von meiner fatalen Verlobung bei Hofe weiß man hier noch nichts?

Drink.

Fatal? Und wer zwingt Sie dazu?

Graf.

Der König — mein Oheim — Vortheile, denen man nicht zweimal im Leben begegnet. (halb für ſich.) Und mehr als Alles die Schaam, meine ſchlechte Handlung der Welt zu offenbaren.

Drink.

Und wüßten Sie einen Ausweg, daß ſie für immer verſchwiegen bliebe?

Graf

(in Gedanken).

Laſſe mich nur erſt vermählt ſeyn, dann ſtehen mir mächtige Dinge zu Gebote. Die Frauen dürfen jetzt Niemand hier ſehen, Niemand ſprechen, — Dieſes Haus, wenn gleich nicht weit von meinem Hotel, liegt doch ſehr abgelegen — überdies werden ſie bald wieder abreiſen müſſen. Geh' und melde mich. Dieſer Beſuch ſoll die letzte Spur des Argwohns entfernen.

Drink.

Argwohn, und wo wäre der? Wer ſollte nur im Geringſten daran denken, was wir auszuführen entſchloſſen ſind?

Graf.

Er hat recht. Höre Drink —

Drink.

Mylord!

Graf

(für ſich, auf und ab gehend).

Wahrhaftig, ich glaube, daß mich meine Unbefangenheit verlaſſen will — (zu Drink) Haben ſie ſchon Briefe erhalten?

Drink.

Noch nicht.

Graf

(für ſich im Gehen).

Da iſt der Teufels-Verwalter. — Er will ſterben und mich vor ſeinem Tode noch einmal ſprechen. Er macht mir bange mit ſeinen Gewiſſensbiſſen. Der Unglückliche! Er ſelbſt war eine Haupttriebfeder bei dieſem ganzen Handel. Ich glaube, er ſpielt mir noch den Streich, ehe ihm die Seele entfährt, Alles hieher zu berichten. (Zu Drink.) Du mußt ſelbſt auf die Poſt gehen.

Drink.

Gut, Mylord!

Graf.

Merke wohl auf. Ein Brief, wie ich ſie gewöhnlich von meinem Schloſſe empfange — Du kennſt die Handſchrift des Alten —

Drink.

Ich verſtehe. Alles, was von dort her kommt, wird erſt durchſtochen und geräuchert.

Graf.

So recht. Jetzt melde mich.

(Drink ab.)

Achte Scene.

Der Graf, allein.

(Unruhig auf und ab gehend.)

Wie ſoll ich dieſe erheuchelte Ruhe mir bewahren? Sie glaubt. meine Frau zu ſeyn — ſie ſchreibt ſo zärtlich — durch jeden ihrer Briefe wächst meine Schuld zur Rieſengröße — ſie verkündet mir die ſüßeſte Hoffnung, und ſie fühlt ſich noch glücklich in ihrem Elend. — Schändlicher Ehrgeiz! Sie bete ich an und will einer andern meine Hand reichen! Mein Onkel! ach wenn er Alles wüßte, vielleicht — doch vergebens! Nie! nie! (Er wirft ſich in einen Seſſel.) Welche Sorgen, welche neue Ränke werde ich erſinnen müſſen! Wenn man doch immer vorher genau berechnen wollte, was es uns koſtet, ein Böſewicht zu werden. (Aufſpringend.) Drink's Bedenklichkeiten haben mich wahrhaftig ganz verwirrt. Habe ich nicht genug an meinem eigenen Gewiſſen zu tragen? Sie wird kommen! Wie ſoll ich ihrem Blicke begegnen? Ihre Jugend ſchmettert mich zu Boden. Da iſt ſie — Wie ſchön ſie iſt!

Neunte Scene.

Der Graf. Die Tante. Eugenie.

Eugenie

(läuft zuerſt herein, plötzlich bleibt ſie verſchämt ſtehen).

Der Graf

(nähert ſich ihr und ergreift ihre Hand mit einiger Verlegenheit).

Ein natürliches Gefühl beſchleunigte Deine Schritte, Eugenie; warum hemmſt Du ſie mit einem Male? Sollte ich ſo unglücklich ſeyn, dies zu verdienen? (Zur Tante, die ſo eben eintritt.) Verzeihen Sie, verehrte Frau, Sie ſehen mich durch Ihre Zuvorkommenheit beſchämt —

Tante.

Sie ſpotten, Mylord. Wir ſind in Ihrem Hauſe, und da ziemt es nicht uns, Anforderungen zu machen.

Graf
(wieder Eugeniens Hand ergreifend).

Was litt ich, Eugenie, daß ich in dem Augenblick Deiner Ankunft nicht zugegen ſeyn konnte. Ich hätte meinem Onkel widerſprechen, dem Könige ſelbſt ungehorſam ſeyn müſſen, und Du weißt, unſere geheime Verbindung verlangt gewiſſe Rückſichten —

Eugenie (ſeufzend).

Ach, Mylord!

Tante.

Sie iſt immer ſo traurig.

Graf (lebhaft).

Und weshalb? Sie erſchrecken mich. Sage mir, was haſt Du?

Eugenie.

Erinnern Sie ſich wohl, Mylord, wie ſchwer es mir wurde, ohne das Vorwiſſen unſerer Verwandten und meines Vaters Ihre Gattin zu werden?

Graf.

Es war mir ſelbſt zu ſchmerzlich, als daß ich es jemals vergeſſen könnte.

Eugenie (ſchwermüthig).

Ihre Gegenwart allein vermochte mich aufrecht zu halten; nur bei Ihnen, in Ihrem Umgange bemeiſterte ich meine trüben Gefühle. Bald aber erwachten quälende Erinnerungen. Die letzten Worte meiner ſterbenden Mutter — es war ein ſchweres Verbrechen gegen meinen abweſenden Vater; — der geheimnißvolle Schleier, den Sie auf jene heilige Ceremonie in Ihrem Schloſſe zu decken befahlen —

Tante.

So quält ſie ſich nun in einem fort; und doch war das Alles ſehr nöthig und wohl überlegt.

Eugenie.

Ihre Abreiſe, die für Sie allerdings wichtig ſeyn mochte, die mich aber in den tiefſten Schmerz verſenkte ...

Graf

(ihr die Hand küſſend).

Jetzt haſt Du mich ja wieder, Eugenie! (b. S.) Die Arme!

Eugenie (zärtlich).

Ich habe Dich — und wollte mich der ganzen Freude meiner Seele überlaſſen, den innern Jubel austönen, daß alle Welt mein Glück empfände! Aber darf ich dies thun? Muß ich nicht Alles in mir verſchließen, ſo Freude wie Kummer? Und muß nicht die Angſt vor Entdeckung —

Graf.

Ich wurde ſehr unglücklich ſeyn, wenn meine Gegenwart nicht die Kraft beſäße, alle dieſe Wolken zu zerſtreuen. Was wünſcheſt Du? Befiehl. Alles, Alles ſey Dir gewährt.

Eugenie.

Weil Du mir es vergönnſt, ſo erfülle denn die Bitte — ſprich mit meinem Vater — entdecke ihm unſern Bund — es wird Dir leicht werden, ihn zu gewinnen, wenn Du auch bei ihm dieſe Kunſt zu überreden anwenden wollteſt, die Du ach! in ſo hohem Grade beſitzeſt.

Graf.

Meine geliebte Eugenie!

Eugenie.

Ich wünſchte, daß wir es uns zur Aufgabe machten, ihm auf die freieſte Weiſe Alles zu bekennen. So darf unſer Verhältniß nicht länger fortbeſtehen, ohne ein Verbrechen zu werden, das mich ſelbſt in die größte Gefahr bringen kann.

Tante.

Der Graf allein wird dieſe wichtige Frage entſcheiden.

Graf

(mit Schüchternheit).

Ich werde Engeniens Willen in Allem Folge leiſten; aber in London, ſo nahe meinem Onkel — das hieße mich und Dich bloſsſtellen. — Der Zorn Deines Vaters iſt immer zu fürchten — wer weiß, wie weit er geht. — Ich glaubte, man könnte dieſes delikate Geſtändniß bis zu unſerer Rückkehr nach Wales verſchieben.

Eugenie (lebhaft).

Du willſt dahin zurückgehen?

Graf.

Ich hoffe, Dich in Kurzem dort wieder zu ſehen.

Eugenie (zärtlich).

Warum ſchriebſt Du mir das nicht, Heinrich? ein einziges Wort über dieſen Vorſatz, und nie wäre es mir eingefallen, nach London zu reiſen.

Graf (lebhaft).

Hätteſt Du nicht ſo ſchnell Deinen Entſchluß ausgeführt, ſo würde Dich mein Schreiben noch angetroffen haben, denn — wahrlich, meine Sehnſucht kam der Deinen gleich. (In ſehr zärtlichem Tone.) Allein jetzt? Hätte ich wohl einer Reiſe Hinderniſſe in den Weg legen ſollen, die mir ſelbſt ja ſo viel Wonne verheißt.

Tante (für ſich).

Es iſt doch ein herrlicher Mann!

Eugenie

(mit geſenkten Blicken).

Jetzt habe ich nur noch über etwas mich zu beklagen; wirſt Du mir's verzeihen, Heinrich?

Graf.

Verbirg mir nichts; ich beſchwöre Dich!

Eugenie (verlegen).

Ein empfindſames Herz beunruhigt alles ſo leicht. Er ſchien mir, als wenn Du in Deinen Briefen abſichtlich mir den Namen Deiner Gattin entzögeſt. Ich beſorgte — o wende Dich nicht weg, ich wollte Dich ja nicht kränken. — Tante — ſtimmen Sie mir bei, bezeugen Sie mir, daß dieſe Zweifel mich zwar betrüben konnten, aber doch nur immer Zweifel blieben, die ein Hauch, eine Erinnerung an ſeine Liebe wieder verſcheuchen konnte.

Graf

(ein wenig außer Faſſung).

Du zwingſt mich, das ſelbſt, was zarte Schonung war, zu rechtfertigen. Dein Mißtrauen erheiſcht es, und ich muß mich dazu verſtehen. (Mit feſterem Tone.) So lang ich nichts als Dein Geliebter war, Eugenie, ſtrebte ich nach dem ſchönern Titel Deines Gatten; jetzt, da ich dieſes Ziel erreicht, glaube ich alles, was ich meine Rechte nennen dürfte, vergeſſen zu müſſen und nur ſtets von Liebe allein zu ſprechen. Da Du ganz mein wurdeſt, nahm ich mir vor, ſelbſt jeden Schein von Pflicht zu entfernen, um der lebhafteſten und ſtets ſich verjüngenden Leidenſchaft allein Alles zu verdanken zu haben; welch' ein Band iſt dasjenige, das uns unſer wechſelſeitiges Glück ſelbſt zur Pflicht macht! Darum nicht meine Gattin — ewig — ewig — meine Geliebte! Du weinſt, Eugenie?

Eugenie

(öffnet ihre Arme und blickt ihn mit Leidenſchaft an).

Ach laſſe mich weinen, ich bin ein Kind, und will es bleiben, bei Dir! Dieſe Thränen ſind ſüß und mildern die Bitterkeit aller frühern. Ja, mein Heinrich, auch die Freude hat ihre Thränen.

Graf (verwirrt).

Eugenie! (Für ſich.) Wie ſehr mich ihre Worte ergreifen.

Tante.

Biſt Du nun ruhig, Kind?

Eugenie (freudig).

Ich will meinem Herzen nie wieder glauben; es iſt ſo furchtſam.

Baronet (von Außen).

Keinen Schilling mehr!

Tante.

Da hören Sie meinen Bruder; ſo meldet er ſich an, welch' einen Lärm er macht!

Graf (für ſich).

Noch bin ich nicht ſo entmenſcht, daß mich dieſes nicht erweichte!

Zehnte Scene.

Der Baronet. Der Graf. Die Tante. Eugenie.

Baronet (hinausrufend).

Schick' ihn fort, ſag' ich Dir! (Zu ſich ſelbſt im Vortreten.) Welch eine tolle Sitte, die Leute aufſuchen zu müſſen, wenn man ſie verreist weiß.

Tante.

Immer noch ſo heftig?

Baronet.

Wie Sie ſehen; doch betrifft es nur mich.

Tante.

Das vermuthete ich wohl; was ſoll aber Mylord Clarendon von Ihnen denken?

Baronet (ſich verbeugend).

Ah ſo — vergeben Sie, Mylord.

Tante.

Mylord kommt hieher, um Ihnen ſeine Vermittlung in Ihrem Prozeſſe anzutragen.

Baronet.

Man wird Ihnen ſagen, Mylord, daß ich an Ihrem Hotel vorgefahren war.

Graf.

Ich bedaure ſehr, nicht zu Hauſe geweſen zu ſeyn.

Baronet.

Wie geht's, Eugenie?

Graf.

(Für ſich. Erinnert ſich an Eugeniens Worte.)

Auch die Freude hat ihre Thränen — armes Mädchen!

Baronet.

Wie finden Sie meine Tochter, Mylord? Doch Sie kennen ſie ja ſchon; ſie und ihr Bruder ſind Alles, was ich beſitze. Ich wäre ein armer Mann ohne ſie! Sonſt war Eugenie heiterer, aber die Mädchen werden preciös, wenn ſie größer werden. Es iſt nun meine einzige Sorge, einen würdigen Gatten für ſie zu finden. — Doch, apropos, da hätte ich bald vergeſſen, Ihnen meinen Glückwunſch abzuſtatten —

Graf
(ihn unterbrechend).

Wozu? etwa doch nur, weil ich in dieſem Augenblick das Glück habe, den Damen aufwarten zu dürfen?

Baronet.

O nicht doch; ſondern zu Ihrer Vermählung.

Tante.

Seine Vermählung?

Eugenie
(erſchreckt, für ſich).

Mein Gott!

Graf (verwirrt).

Sie wollen ſpaßen!

Baronet.

Wie könnte mir das einfallen? Man ſagte mir ſelbſt in Ihrem Hauſe, Sie ſeyen wegen der Vermählung nach Hofe gefahren.

Graf (unterbrechend).

Ja, ja, richtig! wegen der Vermählung — meines Vetters. Sie wiſſen, welche Pflichten den Verwandten oft obliegen.

Baronet.

Nicht doch! man ſagte mir, daß es Sie ſelbſt angehe.

Graf (verlegen).

Geſchwätz der Leute! Es iſt wahr, daß mein Onkel mich unlängſt etabliren wollte, und mir die Tochter aus einem alten, ſehr reichen Hauſe vorgeſchlagen hat. (Mit einem Blick auf Eugenien.) Allein ich zeigte ihm eine ſo entſchiedene Abneigung gegen dieſe Verbindung, daß er das Vorhaben bald aufgeben mußte. Es kam natürlich herum, und dies eben iſt der Grund jenes Gerüchts, deſſen Erfüllung nie in meinen Wünſchen gelegen hat.

Baronet.

So entſchuldigen Sie mich denn, ich hatte nicht im Sinne, Sie an etwas Unangenehmes zu erinnern. Junge Männer, wie Sie, ſind leicht ſolchen Gerüchten ausgeſetzt. Väter und Töchter werfen gern ihre Blicke auf ſie.

Tante.

Jetzt wird mein Bruder aufgeräumt — es iſt Zeit, daß wir uns zurückziehen.

Graf.

Erlauben Sie vorerſt, daß ich mich Ihnen empfehle. — Ich habe einige dringende Geſchäfte. Sie geſtatten mir wohl, meine Damen, Sie öfter ſehen zu dürfen?

Tante.

Doch nie ſo oft, Mylord, als wir es wünſchen könnten. —

(Der Graf geht, von dem Baronet begleitet, ab.)

Eilfte Scene.

Die Tante. Eugenie.

Tante.

Wie offen und doch dabei wie geſchickt er ſich zu erklären wußte.

Eugenie.

(Schamhaft über ihren Schrecken von vorhin, wirft ſich in die Arme ihrer Tante.)

Schelten Sie nur Ihre Eugenie thöricht — ſchnürte ſich mir nicht das Herz zuſammen bei jedem Worte, das mein Vater vorhin ſprach? Er hatte mir alle dieſe Gerüchte zart verheimlicht, aus Furcht, daß ſie mich betrüben könnten. Wie er mich dabei anblickte. Ach gute Tante, wie ſehr liebe ich ihn!

Tante

(ſie umarmend).

Nun Kind, fühlſt Du endlich, daß Du glücklich biſt!

(Sie gehen zum Baronet.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zwiſchenſpiel.

Ein Bedienter tritt ein. Nachdem er die Stühle, welche um den Tiſch ſtehen in Ordnung geſtellt hat, trägt er das Theezeug fort und kommt dann zurück, um den Tiſch an die Wand zu rücken. Er nimmt hierauf einige Pakete von den Stühlen, ſieht nach, ob Alles in Ordnung iſt und geht ab.

Da die theatraliſche Handlung nie ruht, ſo glaube ich, daß man es verſuchen könnte, einen Akt mit dem andern durch eine Pantomime zu verbinden, welche die

Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, ohne zu ermüden, beſchäftigte und zugleich andeutete, was ſich hinter der Scene zuträgt. Ich habe dieſes Spiel nach jedem Akte angegeben. Alles was darauf hinzielt, die Wahrſcheinlichkeit zu erhöhen, ſcheint mir in einem ernſten Drama von hohem Werthe, und die Illuſion hängt im Ganzen mehr von kleinen als großen Dingen ab. Die Comédiens français, welche nichts unterließen, damit das Stück gefalle, beſorgten doch, daß die Strenge des Publikums ſo viele Neuerungen auf einmal mißbilligen könnte, und wagten daher die Zwiſchenſpiele nicht. Wenn man das Stück aber auf Geſellſchaftstheatern gibt, ſo wird man ſich überzeugen, daß das, was anfänglich allerdings als unbedeutend erſcheint, bei den letzten Akten von Wichtigkeit iſt [1])

Zweiter Aufzug.

Salon, wie im erſten Aufzuge.

Erſte Scene.

Drink, allein.

(Mit Briefen in der Hand; er ruft im Eintreten dem Briefträger nach.)

Alles wird nur mir allein abgegeben! Hört Ihr? (Vorkommend.) Zu große Vorſicht kann nicht ſchaden. Nun will ich einmal ſehen, was ich hier bekommen habe. Muß man denn nicht einen Herrn ordentlich bedienen, der eben ſo gut zu prügeln als zu bezahlen verſteht? Aha! an den Herrn Baronet Hartley, wahrſcheinlich ein Bericht über eine Fuchsjagd — oder ſo etwas dergleichen — das iſt an den Vater. Der Stempel der Armee von Irland! Das hier iſt von dem Sohn. Beides darf paſſiren. (Einen dritten Brief betrachtend.) Aber dieſes hier kommt aus Lancaſter, das ſcheint mir verdächtig. An Lady Murer, wohnhaft bei St. James Park (murmelt die Nummer vor ſich hin); das iſt an die Tante, und zwar iſt dies die Handſchrift von Williams, dem Verwalter des Grafen, der jene famoſe Trauung vollzogen hat. Dieſer Brief muß confiscirt werden. Wie mir mein Herr ſagte, ſo liegt Williams im Sterben. Wir wollen doch einmal ſehen, was er ſchreibt, denn da ich den Brief nicht abgeben ſoll, ſo werde ich ihn ja wohl leſen dürfen. Eins iſt nicht weniger unrecht, als das andere, und ſo kann man denn doch erfahren —

---

[1]) Ich würde bei der Darſtellung nie zu einem Verſuch mit den Zwiſchenſpielen rathen.

D. U.

(nach einigem Zögern erbricht er den Brief und lieſt) **„Ich nahe mich dem ſchrecklichen Augenblicke, wo ich Rechnung von allen meinen Handlungen ablegen ſoll“** — (er ſpricht) Es iſt ein Verwalter, der dies ſchreibt! das wird gewiß eine lange Rechnung werden. (er lieſt) „Gewiſſensbiſſe foltern mich, und ich will, ſo weit ich es im Stande bin, durch dieſes, wenn gleich verſpätete Bekenntniß das Verbrechen wieder gut zu machen ſuchen, deſſen ich ſchuldig geworden bin, indem ich dazu die Hand bot, Ihre unglückliche Nichte durch eine falſche Trauung zu hintergehen.“ (er ſpricht) Alle Teufel! und ſonſt nichts? Das wäre genug, um uns alle an den Galgen zu bringen! Und dieſen Brief hat der Herr Graf vorausgeſehen; es iſt wunderbar, was der für eine feine Naſe hat.

Zweite Scene.

Der Graf. Drink.

Graf.

(Vorſichtig aus dem Garten kommend.)

Biſt Du allein, Drink?

Drink.

Mylord!

Graf.

Nur auf ein Wort.

Drink.

Sie befehlen!

Graf.

Ich hatte vorhin in meiner Verwirrung Dir zu ſagen vergeſſen, daß es durchaus verhindert werden muß, durch irgend einen Beſuch hier neuen Allarm zu erregen, da meine Verheirathung wirklich das Tagesgeſpräch iſt.

Drink.

Die Familie kennt ja Niemand in London, wer ſollte ſie beſuchen?

Graf.

Ich weiß, daß der Vater ein guter Freund eines gewiſſen Kapitän Cowerley iſt, der jeden Morgen beim Lever meines

Onkels zugegen zu ſeyn pflegt. Ein wackrer Mann, der nur den einzigen Fehler hat, am Abend die Geheimniſſe vor aller Welt auszuplaudern, die man ihm des Morgens ganz geheim anvertraut hat.

Drink.

Wie ſieht er aus?

Graf.

Du kennſt ihn gut; als ich noch die Kleine frequentirte, hat er wohl zehnmal mit mir hier in dieſem Salon ſoupirt.

Drink.

Die alte Plaudertaſche, die Sie nachher mit dem Mädchen entzweite und ihr das Geſchichtchen mit Lady Alton erzählte?

Graf.

Wie kommſt Du jetzt nur auf Lady Alton?

Drink.

Ja — richtig! — das iſt ſchon länger her. Wahrhaftig, Sie ſind ſo reich an ſolchen Abenteuern, daß man ſich in Acht nehmen muß, nicht eins mit dem andern zu verwechſeln.

Graf.

Es iſt jenes Dämchen, welches die Gräfin Wilby, nachdem ich es verlaſſen, an den Dummkopf Harlington verheirathete.

Drink.

Richtig! jetzt erinnere ich mich genau.

Graf.

Wenn der nun käme —

Drink.

So wird er abgewieſen, ſeyn Sie ganz ruhig. Ich bin auf dem Poſten! Da war eben der Briefträger hier.

Graf.

Ich hatte Dir ja befohlen —

Drink.

(Sich ſehr vertraulich nähernd.)

Und ich hatte mir Alles wohl gemerkt! Einen fürchterlichen Brief vom Verwalter Williams an die Tante habe ich aufgefangen.

Graf.

Stille, da kommt Eugenie!

Dritte Scene.

Eugenie. Graf. Drink.

Eugenie (überraſcht).

Sie hier, Mylord?

Graf
(leiſe zu Drink).

Jetzt kann ich nicht mehr ausweichen, laß' uns allein.
(Drink ab.)

Vierte Scene.

Eugenie. Graf.

Eugenie (freudig).

So höre denn das Angenehmſte; mein Vater iſt ganz von Dir entzückt. Ich dachte das wohl! So eben lobte er Dich, und ſprach von Deinen vortrefflichen, einnehmenden Eigenſchaften, ich hätte mich ihm zu Füßen werfen mögen, um ihm dafür zu danken; er machte mich noch ſtolzer auf meinen Gatten, als ich es ſchon bin — ich war nahe daran, ihm Alles zu geſtehen.

Graf (bewegt).

Du erſchreckſt mich. Deine Uebereilung hätte ſeinen Zorn plötzlich erregen können und ſeine gute Meinung von mir wäre für immer vernichtet geweſen.

Eugenie (lebhaft).

Ich weiß, daß er heftig iſt, aber er bleibt mein Vater; er iſt gerecht und gut. Folge mir, unſere kindliche Aufrichtigkeit wird ihn entwaffnen. Komm! Dieſer Augenblick wird glücklich ſeyn.

Graf (verlegen).

Eugenie — ſo ohne alle Vorſicht wollteſt Du?

Eugenie (mit Feuer).

Wenn ich Dir jemals theuer war, ſo ſollſt Du mir's jetzt beweiſen. Gib mir noch dieſes Zeichen Deiner Liebe; folge mir! Schon zu lange kränkt ein häßlicher Verdacht Deine Gattin. Böſe Blicke verfolgen ſie; ende dieſen peinlichen Zuſtand, zerreiße den Schleier, den die Scheu um ſie hüllt; wir wollen zu den Füßen meines Vaters ſinken; er wird uns nicht widerſtehen können.

Graf (für ſich).

Welche Verlegenheit! (laut) So geſtatte mir erſt, ihn vorher noch einmal zu ſehen, um ihn in ſeiner guten Meinung von mir zu beſtärken.

Eugenie

(ihn bei der Hand nehmend).

Nein, ich kenne ihn, ſeine Launen ſind wandelbar; der erſte Eindruck iſt Dir günſtig. Nein, ich gebe nicht mehr nach!

Fünfte Scene.

Vorige. Die Tante.

Graf.

Kommen Sie, Verehrte, und beruhigen Sie Eugenie.

Tante.

Mein Gott! was iſt hier vorgefallen?

Graf.

Eine günſtige Aeußerung ihres Vaters über mich hat ihre ſchöne Seele in Aufruhr verſetzt. Sie beſteht darauf, daß wir ihm in dieſem Augenblick unſer Geheimniß entdecken ſollen.

Tante.

Um Gotteswillen nicht! Ich rathe vielmehr dazu, daß Mylord ſich ſogleich entferne, denn würde mein Bruder erwachen und uns hier beiſammen finden, ſo könnte Ihre ſchnelle Rückkehr ihm auffallen, und irgend einem Argwohn Raum gönnen. —

Graf.

(Seine Freude verbergend.)

Und Alles könnte für immer verloren ſeyn. Darum, Eugenie, laſſe mich. — Ich entferne mich um ſo leichter von hier, da ich ja Deiner eigenen Sicherheit dieſes Opfer bringe. (Ab.)

Sechste Scene.

Die Tante. Eugenie.

Eugenie

(ſieht ihm nach, und ſagt dann ſchmerzhaft nach einer Pauſe).

Er geht!

Tante.

Haſt Du denn aber die Beſinnung verloren?

Eugenie.

Dahin hat man mich gebracht! Welch' ein Leben iſt dies! In Gegenwart meines Vaters bin ich verwirrt; ſeine Güte erdrückt mich; ſein Vertrauen macht mich erröthen, und ſeine Liebkoſungen beſchämen mich. Wie hart iſt es, gelobt zu werden, und im innerſten Herzen zu fühlen, daß man des Lobes unwerth iſt.

Tante.

So bedenke doch nur die Rückſichten, welche der Graf in London zu nehmen hat. Und was drängt Dich denn dazu, das Geſtändniß ſo ſehr zu beſchleunigen?

Eugenie.

Die Zeit eilt dahin und die Gelegenheit kehrt nicht wieder; der Anſtand ſchwindet immer mehr, die Aengſtlichkeit wächſt und das Unglück bricht vielleicht unvermeidlich herein.

Tante.

Der Graf denkt zu edel, und iſt zu mächtig, als daß ſo etwas zu befürchten wäre.

Eugenie (lebhaft).

Und fanden Sie denn nicht auch gleich mir etwas Gezwungenes in ſeiner Miene, in ſeiner Art, ſich loszumachen? Jetzt, wenn ich daran denke, berührt es mich wieder ſo ſchmerzlich. O jene einnehmende Einfachheit auf dem Lande! wohl kleidete ſie ihn beſſer!

Tante.

Sobald er nicht bei Dir iſt, fängt gleich Deine Einbildungskraft an, ſich mit trüben Vorſtellungen zu beſchäftigen. —

Siebente Scene.

Vorige. Drink.

Tante.

Was bringſt Du?

Drink.

Brieſe, die ſo eben abgegeben wurden.

Tante.

(Die Adreſſen betrachtend.)

Aus Irland, das ſind Neuigkeiten von Deinem Bruder. —

Drink.

(Macht ſich mit den Möbeln zu ſchaffen und horcht.)

Eugenie (raſch).

Von meinem Bruder?

Tante.

Nein, — ich irrte mich, von Deinem Vetter, der bei demſelben Regimente ſteht. (Sie lieſt leiſe.)

Eugenie.

Keinen Brief von Karl? das iſt doch ſeltſam.

Tante.

Laß das nur gut ſeyn, Drink! Betty wird es ſchon beſorgen.

(Drink ab.)

Achte Scene.

Die Tante. Eugenie.

Eugenie.

(Während die Tante lieſt.)

Daß Karls Brieſe ausbleiben, macht mich recht traurig.

Tante (gezwungen).

Sir Heinrichs Brief wird nicht im Stande ſeyn, Dich zu erheitern. Dein Bruder hat unſere letzten Schreiben nicht mehr erhalten; ach ja! der Soldatenſtand iſt doch wahrlich ein ſchreckliches Metier.

Eugenie.

So iſt mein Bruder todt? O, ſprechen Sie — ich habe keinen Blutstropfen mehr.

Tante.

Da Dein zum Erſchrecken geneigtes Gemüth meiner Vorſicht vorauseilte, ſo magſt Du nur ſelbſt leſen.

Eugenie

(lieſt mit Anſtrengung).

„Mein Vetter wurde von ſeinem Oberſten ſchwer beleidigt; er zwang ihn, ſich zu ſtellen, und hat ihn verwundet. Sein Gegner gab ihn an, und Sir Charles mußte ſich heimlich nach London begeben, um dort Schutz zu ſuchen, aber der Oberſt ſelbſt reiſte ihm nach, um ihn bei dem Miniſter zu verklagen, und ihm ſo jede Hoffnung abzuſchneiden.“ — Ach, mein armer Bruder!

Neunte Scene.

Vorige. Der Baronet.

Baronet.

Während Ihr mir vorplaudertet, ſchlief ich ein wenig ein, das müßt Ihr mir nicht übel nehmen.

Eugenie.

Mein Bruder hat ſich geſchlagen, Vater!

Baronet.

Woher weißt Du das?

Eugenie.

Sir Heinrich meldet es uns.

Tante.

Er hat ſeinen Gegner verwundet — wenn es nur nicht ſein Oberſt geweſen wäre.

Baronet.

Oberſt hin, Oberſt her, das iſt gleich; er wird ihn beleidigt haben, und mein Sohn hat Ehre im Leibe. —

Eugenie.

Was ſollen wir aber thun, um ihn zu retten?

Tante.

Wenn wir nur wüßten, wo er iſt.

Eugenie.

Der Vetter ſchreibt ja, er ſey nach London.

Tante.

Allein der Arme weiß nicht, daß wir hier ſind.

Eugenie

(die Augen ſenkend).

Könnte nicht Lord Clarendon —

Tante (ſpöttiſch).

Ja, unſer guter Lord könnte wohl, wenn nämlich Baronet Hartley ſo gnädig ſeyn wollte, einen Dienſt von ihm anzunehmen.

Baronet (ebenſo).

Wahrhaftig, das wäre das Letzte, wozu ich meine Zuflucht nehmen wurde. Gib mir einmal den Brief, Eugenie. (Er lieſt für ſich.) Alle Wetter! (Er lieſt laut.) „Wenn es dem Oberſten nicht gelingen wird, gegen Karl eine ſchwere Strafe zu erwirken, ſo mag der arme Vetter ſich in Acht nehmen, denn der Oberſt ſteht in dem Rufe, zu ſeiner Rache kein noch ſo ſchlechtes Mittel zu ſcheuen.“ — — Bah! Bah! das kann ja nicht ſeyn — er iſt und bleibt Offizier —

Tante.

Dies Ereigniß führt mich wieder auf mein früheres Thema. Statt Ihre Tochter einem alten Invaliden ohne Vermögen zu beſtimmen, ſollten Sie Ihren Blick höher erheben. Heut zu Tage ſind Protektionen nicht zu verachten.

Baronet.

Ja, ja — da treffen wir uns wieder auf dem alten Fleck. Aber ein für allemal; Sie lieben die jungen Lords, die Beſchützer von hohem Stande, und ich haſſe nichts ärger, als ſie; und das aus guten Gründen. Meine Tochter iſt mir zu lieb, als daß ich ſie Ihren eiteln Grillen aufopfern und dadurch für immer unglücklich machen ſollte.

Tante.

Unglücklich? Grillen?

Baronet.

Kenne ich denn nicht dieſe kleinen, großen Herren? Betrachtet ſie doch einmal in ihren ganz ebenbürtigen Verbindungen: Heute wird eine Ehe geſchloſſen, und morgen iſt ſie ſchon getrübt; in wenigen Wochen aber iſt das arme betrogene Weib verlaſſen. Vernachläßigung, offenkundige Untreue, verdammungswürdigſte Ausſchweifungen, ſind ſolchen Herren nur ein Scherz, ein Spiel zur Unterhaltung. Bald zieht denn dieſe ungeregelte Aufführung den Verfall der Vermögensumſtände nach ſich, das Geld wird nach und nach aufgezehrt, die Güter verſchuldet und verkauft, und oft ſind dieſe Verluſte noch die geringſten Uebel, welche ſie ihren unglücklichen Gefährtinnen für's ganze Leben theilen laſſen.

Tante.

Aber in welcher Beziehung ſteht dieſes wahre oder falſche Bild zu dem fraglichen Gegenſtande? Sie ſchmähen die vornehme Jugend im Allgemeinen, ohne der Ausnahmen zu gedenken. In den höhern Ständen ſtehen dem Menſchen mächtige Hilfsmittel zu Gebote; davon wollte ich ſprechen — Alles kann die Gnade des Hofes —

Baronet.

Vieles — ja! aber ſolche Schlechtigkeit wieder gut machen? Nein! Und können dieſe jungen Herren wohl ſelbſt nur auf gnädige Verzeihung rechnen, wenn ſie noch gar nichts für das Land gethan haben? Darum gebe ich einem braven Offizier den Vorzug, der jeder Gnade würdig iſt und ſie verdient, wenn er ſie auch nicht erhalten hat. Solch ein Mann iſt Cowerley. Beſitzt er auch nicht die Gunſt des Hofes, ſo genießt er doch die Achtung der ganzen Armee. Und eins iſt mindeſtens ſo viel werth, als das Andere, denk' ich.

Tante.

Aber lieber Bruder —

Baronet (ungeduldig).

Aber liebe Schweſter; wenn Sie denn in den Lord wirklich ſo vernarrt ſind, warum heirathen Sie ihn nicht ſelbſt?

Tante (ſtolz).

Sie verdienten, daß ich es thäte, und mein ganzes Vermögen an eine fremde Familie brächte.

Baronet.

Wie es Ihnen gefällig iſt! Was meine Kinder betrifft, ſo ſage ich, je weniger Vermögen, deſto weniger Uebermuth und weniger Gelegenheit zu tollen Streichen.

Eugenie (für ſich).

Dieſe gerade, edle Geſinnung, wie mehrt ſie meine Verzweiflung! —

Zehnte Scene.

Vorige. Robert.

Robert.

Der Kapitän Cowerley wünſcht Sie zu ſprechen.

Baronet.

Er konnte nicht gelegener kommen. Herein!

Eilfte Scene.

Vorige, ohne Robert.

Tante.

Nur einen Augenblick, bis wir fort ſind; ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich den Menſchen nicht ausſtehen kann.

Baronet.

Das iſt eine ſaubere Lebensart! Einen gemeinſchaftlichen Freund, der bald zur Familie gehören wird, nicht anzunehmen.

Zwölfte Scene.

Vorige. Der Kapitän.

Kapitän

(tritt mit Geräuſch auf).

Guten Tag, lieber Freund!

Baronet.

Guten Tag, Kapitän! Wir kreuzten uns im Wege, denn ich war eben in Deiner Wohnung.

Kapitän.

Beim Nachhauſekommen fand ich Deine Karte vor und eilte ſogleich hieher, aber man hat mich abgewieſen.

Baronet.

Abgewieſen?

Kapitän.

Ein impertinenter Kerl — ich weiß nicht, er kommt mir bekannt vor, der behauptete ſteif und feſt, es ſey Niemand zu Hauſe.

Baronet.

Ich hatte keinen Befehl gegeben. Vielleicht Sie?

Tante (kalt).

Auch ich nicht! Wir konnten ſo bald nach unſerer Ankunft unmöglich ſchon den Beſuch eines Fremden erwarten.

Kapitän.

So muß ich mir denn doppelt dazu gratuliren, den Eintritt förmlich erobert zu haben. Wenn ich Dir in etwas nützlich ſeyn kann, und wenn auch vielleicht den Damen meine Dienſte angenehm wären —

Baronet.

Dies iſt meine Schweſter, Kapitän, und dies hier wird bald die Deinige ſeyn.

Kapitän.

Mein Fräulein, ich beneide das Loos meines Bruders. Wenn man Sie ſieht, findet man ſeine ängſtliche Vorſicht gerechtfertigt, die er anwendet, um ſich ſeines Glücks zu verſichern.

Tante (ſpöttiſch).

Sehr gut geſagt, Herr Kapitän. Vorſicht iſt immer etwas nutze, und jeder thut recht, darauf bedacht zu ſeyn.

Kapitän (umherſpähend).

Aber wo iſt er denn?

Baronet.

Wer?

Kapitän.

Dein Sohn!

Baronet.

Mein Sohn?

Tante.

Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?

Kapitän.

Sind Sie nicht alle wegen ſeiner Händel mit dem Oberſten nach London gekommen?

Baronet.

Keineswegs; ein fataler Prozeß, den ich gewinnen muß, weil ich Recht habe, iſt die Urſache. Sollteſt Du aber ſchon etwas Näheres von der Geſchichte meines Sohnes wiſſen, ſo erzähle —

Kapitän.

Eine Kleinigkeit. Eine Erbärmlichkeit, ſage ich Dir! Weniger als nichts!

Baronet.

Ein Subordinationsfehler?

Tante (kalt).

Ich bewundere die Divinationsgabe des Herrn Kapitäns. Wir ſelbſt erhielten in dieſem Augenblick die erſte Nachricht davon.

Kapitän.

Ei was, ich habe ihn ſchon geſehen.

Eugenie.

Meinen Bruder?

Zugleich. {

Kapitän.

Ja, mein Fräulein!

Baronet.

Wie, wann, wo?

Kapitän.

Vorgeſtern Abends im Park von St. James. Sir Charles hält ſich hier ſeit fünf Tagen heimlich auf, geht nur des Abends aus, weil er ſich mit ſeinem Oberſten geſchlagen hat, und nennt ſich: Chevalier Camply, iſt's nicht ſo? —

Tante.

Wir wußten nicht einmal ſo viel.

Eugenie.

Wo können wir ihn finden?

Baronet.

Ja, wo wohnt er?

Kapitän.

Meiner Treu, das weiß ich nicht, aber ich habe ihm verſprochen, daß er mich beſuchen darf. Ich werde ſeine Geſchichte in Ordnung bringen, denn ich habe einigen Credit hier zu Lande, wie Sie wiſſen.

Tante

(wegwerfend).

Das Einzige, was uns wichtig wäre, iſt gerade das, was der Herr Kapitän uns nicht ſagen kann.

Kapitän.

Aber wahrhaftig! ich konnte ihn doch nicht bei der Bruſt packen und ſagen: Herr wo iſt Eure Wohnung! Als ich nun vorhin das Billet meines alten Freundes hier finde, da glaubte ich nicht anders, als ihn hier zu treffen.

Tante.

Es iſt deſto ſchlimmer, ſeine Wohnung nicht zu wiſſen, da wir Jemand kennen, der ſich ſeiner beim Miniſter ſehr angelegentlich annehmen würde.

Kapitän.

Bah — ganz London iſt voll ſolcher Leute, die mit ihrer Protektion groß thun. Wer iſt jener Jemand? Ich kann Ihnen ſogleich ſagen, was an ihm iſt.

Tante

(hingeworfen).

Es iſt *nur* der Graf von Clarendon.

Kapitän.

Der Neffe des Herzogs?

Tante.

Kein anderer!

Kapitän.

Der iſt gut; er iſt des Alten Augapfel; mein beſter Freund dazu, und wenn Sie wollen, ſo werde ich gern für Sie —

Tante (ſtolz).

Ich danke Ihnen, Mylord Clarendon erzeigt mir die Ehre, ein Freund meines Hauſes zu ſeyn.

Baronet.

Wir wohnen ja bei ihm.

Kapitän.

Du haſt Recht, mir fiel es gleich auf, als ich in dieſes Haus trat, bis der impertinente Kerl von Bedienten meiner Aufmerkſamkeit eine andere Richtung gab. Alle Wetter! Lord Clarendon iſt ein gemachter Mann! der kann viel, wenn er will. — Aber nun erkenne ich mich erſt in dieſem Salon wieder. Wir haben hier ganz charmante Soupers fins gehalten; er nennt dieſes Haus immer ſeine Petite Maison, Sie verſtehen wohl? —

Tante.

Petite Maison, mein Herr?

Baronet.

Ach was da! ſtreitet nicht um einen franzöſiſchen Ausdruck. Genug, er war ſo gütig, uns dieſes Haus zum Abſteigequartier einzuräumen. Er ſelbſt war noch vor einer Stunde hier.

Kapitän.

Heute? Ich hätte ihn in Windſor geglaubt.

Tante.

Er kam eben von dort.

Kapitän.

Das befremdet mich in der That! Seine Trauung ſoll doch ſchon ſehr nahe bevorſtehen.

Tante und Eugenie (zugleich).

Seine Trauung?

Kapitän.

Was iſt dabei zu verwundern? Sie wüßten das nicht und hätten ihn doch heute wirklich geſprochen?

Baronet.

Ich wußte es wohl.

Tante.

Das iſt gerade, wie vorhin mit der Petite Maison. Sie, mein Herr, der Alles weiß, was iſt es mit dieſer Trauung?

Kapitän.

Die erſte Parthie in England; die Tochter des Grafen von Wincheſter. Der König gibt dem jungen Lord eine Statthalterſchaft zum Heirathsgut. Aber ganz London weiß es ja...

Eugenie (bei Seite).

Mein Gott! wo ſoll ich mich verbergen?

Tante.

Ich wollte wetten, daß an dem Allen kein wahres Wort iſt.

Kapitän.

Sobald Sie das Faktum läugnen, habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Baronet.

Wahr iſt es, Kapitän, daß er ſelbſt das Ganze ein bloßes Gerücht nannte.

Kapitän.

Aber ich, der ich beſtändig um ſeinen Onkel bin, den man in der ganzen Sache um Rath gefragt hat — alſo wären die modernen Livreen, die Diamanten, das neu möblirte Hotel, die Kontrakte, Chimären und nichts als Chimären?

Eugenie (bei Seite).

O ich Unglückliche!

Baronet.

Mir ſcheint die Sache ganz in der Ordnung, und ich begreife nicht, was meine Schweſter dagegen einzuwenden hat. —

Tante.

Der Herr Kapitän ſpricht nach, was die Leute ſagen, und nichts weiter. Wir ſind beſſer unterrichtet. Ich weiß von guter Hand, daß der Graf andere Engagements eingegangen iſt.

Kapitän.

Ach ſo! Irgend eine ſchöne Unglückliche, die er auf die Liſte ſeiner zahlreichen Eroberungen eingetragen haben wird. Ich kenne meinen Mann. Da erinnere ich mich auch, ſo eben gehört zu haben, daß ihn ein ländliches Vergnügen einige Zeit von der Hauptſtadt entfernt gehalten hat.

Tante.

Ein ländliches Vergnügen?

Baronet (lachend).

Wahrſcheinlich eine ſchöne Unſchuld, mit der er ſich idylliſch amüſirt haben wird.

Kapitän.

So iſt es!

Baronet.

Ich ſeh' es gern, wenn von Zeit zu Zeit eine ſolche verlaſſene Dido andern jungen Mädchen zum Exempel dient, damit ſie fein bei ihren heimlichen Paſſiönchen auch an die Folgen denken.

Eugenie (bei Seite).

Ich kann meine Stimmung nicht länger verbergen.

Kapitan.

Das Fräulein ſcheint unwohl.

Baronet.

Meine Tochter? Was haſt Du, liebes Kind?

Eugenie (zitternd).

Ich bin in der That krank, mein Vater.

Tante.

Ich habe Dir ſchon früher geſagt, Du ſollſt auf Dein Zimmer gehen. Komm' Eugenie, und laſſe dieſe Herren ungeſtört einander ihre wunderbaren Anekdoten mittheilen. (Beide ab).

Baronet.

Du entſchuldigſt ſie, Freund!

Kapitän
(nimmt ſeine Hand).

Adieu! ich nehme den herzlichſten Antheil.

Baronet.

Ja ſo! mein Sohn — wie ſagſt Du, daß er ſich nennen läßt?

Kapitän.

Chevalier Camply.

Baronet.

Camply? wenn ich den Namen nicht aufſchreibe, ſo vergeſſe ich ihn gewiß. Man warnte mich vor der Rache des Oberſten, und er geht nur bei Nacht und allein aus; das könnte gefährlich werden —

Kapitän.

Ich werde morgen Abend im Park ſeyn, und finde ich ihn dort, ſo will ich ihn ſelbſt hieher escortiren.

Baronet.

Herrlich, meinen Dank im Voraus, wackerer Freund!

(Er begleitet den Chevalier.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Zwiſchenſpiel.

Betty kommt aus Eugeniens Zimmer, öffnet einen Koffer und nimmt verſchiedene Kleider daraus, welche ſie ausſchüttelt, glättet und dann auf einen Sopha im Hintergrunde legt. Hierauf nimmt ſie noch einige Stücke und einen Modehut aus dem Koffer, den ſie mit Wohlgefallen vor dem Spiegel aufſetzt, nachdem ſie ſich umgeſehen, ob ſie Niemand belauſcht. Sie kniet dann an einem Koffer, den ſie öffnet, als Robert und Drink zankend eintreten. In dieſem Augenblick muß das Orcheſter zu ſpielen aufhören, und der Akt beginnt.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Betty. Drink. Robert.

Drink

(in Streit mit Robert).

Thue mir den Gefallen und kümmere Dich nur um Deine Sachen. Wenn ich Jemanden abweiſe, ſo biſt Du nicht dazu da, ihn anzumelden.

Robert.

Sie konnten ja aber nicht wiſſen, Herr Drink, daß der Kapitän Cowerley der intimſte Freund von unſerer Herrſchaft iſt.

Drink (zornig).

Der intimſte Freund des Teufels. Was geht Dich das Intime hier im Hauſe an? Biſt Du Kammerdiener oder ich?

Betty

(an einem Koffer knieend).

St! Sprecht leiſer. Das kranke Fräulein iſt hier im Nebenzimmer. (Sie nimmt einige Kleider und geht in Eugeniens Zimmer).

Drink

(ihr nachlaufend).

Ei, die ſchöne Miß! Hören Sie doch! Haben Sie nicht noch etwas im Koffer vergeſſen? (Er will ſie umarmen).

Betty

(ausweichend).

Durchaus nichts — Sie können ihn nur immerhin forttragen.

(Ab.)

Zweite Scene.

Drink. Robert.

Drink.

Sehr patzig! — Aber das ſoll ihm nur noch einmal paſſiren, Muſje!

Robert.

Welch' ein Lärm um eine Kleinigkeit.

(Sie tragen den Koffer ab.)

Dritte Scene.

Eugenie. Betty.

(Eugenie ſchreitet langſam wie im Traume, Betty ſtellt ihr einen Lehnſtuhl hin, ſie ſetzt ſich und hält das Tuch vor die Augen. Betty betrachtet ſie eine Weile mitleidig, ſeufzt dann, nimmt noch einige Kleider und geht damit ab.)

Vierte Scene.

Eugenie, allein.

(Sitzend, mit ſchmerzlichem Tone.)

Was hilft all' mein Sinnen? ich vermag die tiefe Nacht doch nicht zu erforſchen, die mich rings umgibt. Will ich Gründe zu meiner Beruhigung aufſuchen, ſo ſtoße ich auf Dinge, die meinen Glauben vollends erſchüttern. Ich habe Niemand, in deſſen Bruſt ich meinen qualvollen Schmerz ausſchütten könnte. (Die Bedienten holen den zweiten Koffer, ſie ſchweigt, ſo lange ſie im Saale ſind.) Nicht einmal dieſen Bedienten wage ich mehr einen Befehl zu ertheilen, und dahin hat mich ein einziger Schritt gebracht. O meine Mutter! wenn Du noch lebteſt; wie bitter muß ich jetzt Deinen Tod beweinen! (Sie ſteht lebhaft auf.) Doch zu viel habe ich ſchon geduldet, und wenn mich auch das Geſtändniß meines Fehltritts zur Unglücklichſten machen ſollte, ſo will ich nun Alles meinem Vater ſagen; das Schrecklichſte, was mir bevorſteht, kann nicht mit meiner jetzigen Lage verglichen werden. Ich muß — ich will Gewißheit haben! Mein Gott, wer kommt — mein Vater — o ich Unglückliche — wo ſoll ich Kraft hernehmen?

(Sie ſinkt in den Seſſel.)

Fünfte Scene.

Eugenie. Der Baronet.

Baronet.

Du biſt wieder auf, mein Kind? Dein Zuſtand von vorhin beunruhigte mich ſehr.

Eugenie.

Mein guter Vater! (Sie will aufſtehen, ihr Vater gibt es nicht zu.)

Baronet (ſehr ſanft).

Deine Augen ſind roth, Du haſt geweint, die Tante war wohl hart gegen Dich?

Eugenie (zitternd).

Nein, nein! mein Vater! Nie hat noch ihre Güte für mich aufgehört.

Baronet.

Sie will behaupten, daß ich Dich vorhin gekränkt habe. Ich ſcherzte mit dem Kapitän, blos um ihr einmal zu widerſprechen; denn unter uns, ſie iſt zu ſehr eingenommen für dieſen Lord, der doch eigentlich nichts als ein vornehmer Wüſtling iſt. Sagt man nur ein Wort über ihn, ſo ereifert ſie ſich ſchon. Was kümmert es uns, mag er ſich doch mit einer Närrin amüſirt und ſie dann verlaſſen haben, es wird nicht die Einzige ſeyn, die er auf dieſe Weiſe angeführt hat. Es wäre vielleicht beſſer, ſolche Dinge von einem ernſtern Standpunkte anzuſehen, wenn ſie uns jedoch nicht näher berühren, und die kleinen Umſtändlichkeiten dabei unterhaltend ſind — ſo — — Doch was geht das mein Töchterchen an? Wenn unſer Geſpräch von vorhin Dir mißfiel, Eugenie, ſo will Dein Vater Dich hiemit um Verzeihung gebeten haben.

Eugenie (bei Seite).

Welche Folter!

Baronet.

(Einen Stuhl herbeiziehend und ſie küſſend, eh' er ſich ſetzt.)

So Eugenie, vorerſt einen Kuß. Du biſt verſtändig, wohl erzogen, ſanft; nicht wahr? Du biſt es werth, daß ich Dich recht zärtlich liebe?

Eugenie.

(Verwirrt aufſtehend.)

Wozu die Frage, mein Vater?

Baronet (gerührt).

Du wirſt mir folgen in der Wahl, die ich für Dein künftiges Glück getroffen habe — doch — was haſt Du, mein Kind?

Eugenie (ihm zu Füßen).

Ach, mein Vater! Schonung! Gnade!

Baronet (erſtaunt).

Was iſt das? ich kenne Dich nicht mehr!

Eugenie (zitternd).

Verſtoßen Sie die Ungehorſame nicht, die ſich Ihrer väterlichen Gewalt zu entziehen ſuchte, und ihr doch nun als reuige Sünderin anheim fällt. Denken Sie, daß die Unglückliche hier zu Ihren Füßen, Ihre Tochter, Ihre noch vor Kurzem ſo zärtlich geliebte Eugenie iſt — zürnen Sie ihr, doch zertreten Sie ſie nicht —

Baronet.

Mein Gott! was iſt geſchehen?

Eugenie.

Ich, Vater — ich war — jene Unglückliche —

Baronet.

Was? was? Eugenie! —

Eugenie

(außer ſich, verbirgt ihr Geſicht).

Sie ſehen hier —

Baronet (heftig).

Wen? willſt Du ſprechen!

Eugenie

(halbtodt vor Schrecken).

Ich — der Graf — mein Vater —

Baronet (ſehr heftig).

Ich — der Graf — mein Vater — vollende das Gräßliche —

Eugenie

(verbirgt ihren Kopf auf den Knien ihres Vaters).

Baronet.

Himmel! Du wärſt jenes Mädchen — Jene, die er entehrte und dann verließ?

Eugenie

(die nun fühlt, daß ſein Argwohn zu weit geht, ſchnell mit erſtickter Stimme).

Ich bin ſeine Gattin —!

Der Baronet

(ſpringt auf und ſtößt ſie fort).

Verheirathet! (ſichtbar beruhigt) ohne meine Einwilligung!

Eugenie (fällt).

Der Baronet

(von einer Regung übermannt, eilt zu ſeiner Tochter, um ſie aufzuheben).

Sechste Scene.

Vorige. Die Tante.

Tante

(hervortretend).

Welch' ein Lärm! was geht hier vor?

Der Baronet

(hat ſeine Tochter aufgehoben, ſchleudert ſie in einen Seſſel, in vollem Zorn).

Verlaſſen Sie uns, Miſtreß! Ihnen habe ich die Erziehung meiner Tochter anvertraut, wünſchen Sie ſich und mir Gluck dazu! Die Unſelige hier vermählte ſich, ohne unſer Vorwiſſen.

Tante (kalt).

Sie beſchuldigen ſie mit Unrecht, denn ich wußte darum.

Baronet.

Wie? Sie hatten —

Tante.

Ja, ich gab meine Zuſtimmung.

Baronet.

Sie? die Hand meines Kindes verſchenkt, verkuppelt hinter meinem Rücken —

Tante.

Mäßigen Sie ſich, Sie ſind ein heftiger Mann, und wahrlich der unvernünftigſte Gentleman in ganz England.

Baronet
(vor Wuth erſtickt).

Ihre Kälte bringt mich um! Welche unverſchämte Beleidigung! Hier meine eigene Tochter wagt es zuerſt, mir ein ſolches Geſtändniß zu machen — dann —

Tante (ſtolz).

Warum that ſie's ſo unvorbereitet? Ich hatte es ihr verboten. Sie ſelbſt hat nun dieſe Scene herbeigeführt und den Schrecken vollkommen verdient.

Eugenie (weinend).

Reizen Sie den Ehrenmann nicht noch mehr, Tante; bin ich nicht ſchon unglücklich genug!

Tante (kalt).

So laſſen Sie mich nur mit ihm vernünftig ſprechen, Mylady.

Baronet.

Mylady?

Tante.

Ja, Mylady Clarendon — die Gattin des Grafen von Clarendon, dem ſie mit Einwilligung ihrer Tante, die Mutterſtelle bei ihr vertritt, die Hand vor dem Altar reichte.

Baronet.

O daß ich Dich verlaſſen mußte! warum nahm ich Dich nicht mit mir nach London, als mich der unſelige Prozeß hieher führte?

Tante.

Und warum jammern Sie jetzt? Iſt dieſe Partie etwa nicht ſo gut, als die, welche Sie mit dem Herrn Kapitän Cowerley beabſichtigten?

Baronet.

Ich dachte nicht, daß Ihre übermäßige Eitelkeit mein armes Kind in's Verderben ſtürzen würde, als ich es Ihrer Obhut anvertraute.

Tante

(ſich ereifernd).

Was haben Sie gegen den Mann meiner Wahl einzuwenden?

Baronet.

Gegen den Mann Ihrer Wahl! — O über den verblendeten Hochmuth! Der Mann Ihrer Wahl iſt ein ausgemachter —

Tante

(ihm in's Wort fallend).

Hält! noch vor Kurzem ertheilten Sie ihm ſelbſt die prächtigſten Lobſprüche.

Baronet.

Davon kann in dieſer Beziehung nicht mehr die Rede ſeyn. Ich lobte ſeinen Geiſt, einige andere, mehr blendende als wirkliche Vorzüge, die ihm angehören; aber nur deſto furchterlicher erſcheint er mir jetzt, wenn ich mir denke, wie ſehr er dies Alles zum Nachtheil der Sitten und auf Koſten ſeines Rufes mißbrauchen konnte.

Tante.

Sie ſehen zu ſchwarz; nun ja, er mag ſich ſonſt wohl einige Freiheiten erlaubt haben, die ſeinem Stande nur zu gern nachgeſehen werden, allein jetzt iſt er der erſte, der ſie ſelbſt verdammt. Ich kenne ihn, und weiß, daß er ein Mann von Ehre iſt, und trotz ſeiner Jugend ein Muſter von Wohlanſtändigkeit und Sitte.

Baronet.

Männern gegenüber, mag ſeyn! Doch gewiß ein leichtſinniger Böſewicht bei Frauen; aber leider iſt es nur zu ausgemacht, daß Ihr ſtets eine geheime Neigung fur Leute dieſes Schlages nähret —

Eugenie (in Thränen).

Ach mein Vater! wenn Sie ihn beſſer kennten, Sie wurden dieſes harte Urtheil gewiß zurucknehmen und es bereuen —

Baronet.

Nicht ich, ſondern Du wirſt es mit bittern Thränen bereuen, ihn nicht beſſer gekannt zu haben. Ein Mädchen will ſeinen Verführer beurtheilen! —

Tante.

Wählen Sie Ihre Ausdrücke beſſer.

Baronet (mit Feuer).

Gut — ich will ſie wählen, wie ſie mir angemeſſen ſcheinen — ſo hören Sie mich denn an. — Ich halte ſolch' einen Menſchen jedes ernſten Nachdenkens über gewiſſe Vergehungen unfähig, deren ſchreckliche Folgen ihm nur ſtets zu neuer Luſt dienen. Er verhängt in der freudigſten Aufregung Qualen über ganze Familien anderer, die ihn in ſeiner eigenen zur Verzweiflung treiben müßten, das fühlt er aber nicht! denn er verachtet zu tief das Geſchlecht, um deſſen Gunſt er ſich bewirbt —

Tante.

Und wenn auch dieſe Uebertreibungen wahr wären, ſo müſſen Sie doch zugeſtehen, daß ſeine Gattin wenigſtens als Ausnahme von dieſer allgemeinen Verachtung gelten wird, und je tiefer Sie nun von dem Werthe Ihrer vortrefflichen Tochter durchdrungen ſind, für deſto geeigneter werden Sie ſie halten, ſelbſt einen ſolchen Gatten auf den rechten Weg zurückzuführen — und wäre er ſo verderbt, als Sie ihn zu ſchildern belieben —

Baronet.

Ich danke Ihnen im Namen meiner Tochter für dieſe ſchöne Beſtimmung; ſo wäre alſo das Glück beſchaffen, das Sie ihr erkoren haben? Sie feſſelten die Arme an einen ſittenloſen Mann, damit ſie die gemeinen Leidenſchaften ihres Gatten mit zwanzig verachtungswerthen Geſchöpfen theile. Einſtweilen kann ſie ja, bis ſeine ungewiſſe Beſſerung gelingt, ihre Thränen fließen laſſen, die ihm vielleicht wie ein Triumph dünken. O! das keuſcheſte, beſcheidenſte Mädchen iſt zur Sklavin eines Elenden hinabgeſunken, deſſen verderbtes Herz mit Zärtlichkeit und Treue, mit allen heiligen Gefühlen, die er von ſeiner Frau fordert, nur Spott treibt. O Eugenie! Eugenie! Ich hoffte Dich herrlicher wieder zu finden.

Eugenie (empfindlich).

Ich bin nicht im Stande, meinem Vater in dieſer Stimmung zu antworten, doch darf ich behaupten, daß nie das Original dieſes ſcheußlichen Gemäldes Ihrer Tochter hätte gefährlich werden können.

Tante (ungeduldig).

Schon viel zu lange höre ich Sie an; wäre der Graf, wie Sie ihn ſchildern, ſo würde er nie Eugeniens Gatte geworden ſeyn. Weshalb ängſtigen Sie das arme Kind? Vielleicht mag er im erſten Jugendfeuer ſeinen Ruf nicht genug geſchont haben, vielleicht hat er nicht darauf geachtet, wie von ſeinen Sitten geſprochen wurde, allein —

Baronet.

Gut — aber welchen Bürgen ſtellte er Ihnen für die Zukunft? Er, der bis jetzt die öffentliche Meinung über den wichtigſten Punkt für nichts achtete —

Tante.

Welchen Bürgen! Alles, was Vertrauen einflößen kann, was Achtung befeſtigt, und die gute Meinung erhöht. Die Offenheit ſeines Charakters, die ihn jeder Verſtellung unfähig macht, ſein edles Betragen gegen ſeine Untergebenen, die Großmuth gegen ſeine Diener, und ſeine Herzensgüte bei fremdem Unglück.

Eugenie (liebevoll).

Er iſt kein Feind der Tugend, mein Vater, glauben Sie mir.

Baronet.

So verwandelt man Alles in Tugend, an dem, den man ſo warm zu vertheidigen ſuchen muß. Gut — er ſey menſchlich, großmüthig, edel, das iſt alles ſehr verdienſtlich, und wo wäre Jemand, der hierin widerſprochen hätte? Aber zu welchem Schluſſe ſoll das in unſerer Sache führen?

Tante.

Daß ein ſo edler, ſo wohlthätiger Mann gegen alle Welt, nicht gegen den Gegenſtand ſeiner aufrichtigen Liebe allein ungerecht und grauſam ſeyn kann.

Baronet (ſanfter).

Ich wollte, es wäre ſo!

Eugenie.

O ſeyn Sie nicht ſo hart und ungerecht gegen ihn und uns, um daran noch länger zu zweifeln.

Baronet

(immer ſanfter).

Mein Kind, die Seele eines ſolchen Menſchen iſt unergründlich; doch Du ſchmeichelſt Dir vergebens mit einer Umwandlung ſeines Charakters, die ſpöttiſchen Anſpielungen des Kapitäns auf ſein letztes Abenteuer ſchienen ſich nicht auf eine frühere Zeit vor Deiner Verheirathung zu beziehen.

Tante.

Alſo das hat Sie ſo beſorgt gemacht? Dieſes boshafte Geſchwätz allein war die Urſache. O wie verwünſche ich ſolche Tagediebe, die ihre Neuigkeiten von Einem zum Andern tragen! Sie hätten nur Zeuge ſeyn ſollen, wie ſehr der Graf ſeine Gattin anbetet. —

Baronet

(die Achſel zuckend).

Er betet ſie an! Nun ja, das iſt auch einer von ihren Ausdrücken. Anbeten! immer in Extremen! Ein ehrlicher Mann liebt ſeine Frau, wer ſie aber hintergeht, betet ſie an; doch die Weiber wollen ja angebetet ſeyn.

Tante.

Sie würden ſich mäßigen, wenn Sie wüßten, daß ein Pfand der innigſten Neigung —

Baronet.

Was ſagen Sie? ſpricht ſie wahr, Eugenie?

Eugenie

(ihm zu Füßen).

Vater, erfüllen Sie durch Ihren Segen das Glück Ihrer Tochter.

Baronet

(ſie zärtlich aufhebend).

Wirklich! Nun, nun! Stehe auf, mein Kind! Dies bricht meinen Haß — (weggewandt) aber auch mein Herz! —

Eugenie.

Ich athme wieder —

Tante (freudig).

So umarme jetzt Deinen Vater als Gräfin Clarendon.

Baronet.

(Eugenie küſſend).

Was da — Gräfin! bleibe immer nur meine gute — ſanfte — und ich wünſche — glückliche Eugenie.

Eugenie (feurig).

Mein ganzes Leben, Vater! wenn ich ihn beſitze und Sie uns nicht zürnen —

Baronet

(plötzlich wieder nachſinnend).

Aber ſagt mir doch nur, wenn ſie wirklich die Frau des Grafen iſt, was ſchwatzen die Leute denn immer von ſeiner bebevorſtehenden Vermählung? Das begreife ich denn doch nicht —

Tante.

Er hat es uns ja eben ſelbſt geſagt. Erfindungen müßiger Köpfe, leere Gerüchte —

Eugenie.

Auch mich konnten dieſe Gerüchte auf Augenblicke ſeltſam ergreifen.

Baronet.

Ich muß klar ſehen in der Sache —

Tante.

Drink, ſein Kammerdiener, beſitzt ſein ganzes Vertrauen. Wir wollen ihn ausfragen.

(Sie klingelt.)

Siebente Scene.

Vorige. Drink.

(Dieſe Scene muß ſehr raſch geſpielt werden.)

Baronet.

Sie haben Recht, ſo werden wir bald hinter die Wahrheit kommen. (Er packt Drink beim Kragen.) Geh' einmal her, Du Spitzbube!

Tante.

Das iſt ein ſchöner Anfang. —

Baronet.

Nun ſage mir Alles, was Du von der Vermählung Deines Herrn weißt.

Drink
(ſich ängſtlich umſehend).

Vermählung? Sollten ſie ſchon wiſſen? O verfluchter Verwalter!

Baronet.

Was murmelſt Du da? wirſt Du ſprechen? oder ſoll ich —

Drink (außer ſich).

Nein, mein Herr Baronet, es iſt gar nicht nöthig, daß Sie ſich ereifern; ich will Alles ſagen, was ich weiß. —

Baronet.

Nun denn! — Heraus mit der Sprache!

Drink (für ſich).

Hier heißt es Lügen. (Laut.) Es iſt richtig damit.

Baronet.

Richtig! Da hören Sie's!

Tante.

Er belügt uns.

Drink.

Ich lüge nicht, Herr Baronet —

Baronet (heftig).

Du lögeſt nicht, Elender?

Drink (für ſich).

Alles iſt entdeckt. Sie werden noch einen zweiten Brief erhalten haben.

Baronet.

Erzähle Alles! Wort für Wort will ich es aus Deinem Munde hören.

Drink.

Da Sie es denn ſchon wiſſen, daß ich —

Baronet.

Kurz, kurz, geſtehe!

Drink.

(ſucht einen Brief in ſeiner Taſche).

Da ich es denn nicht mehr verheimlichen kann, hier iſt der Brief von Herrn Williams, dem Verwalter des Grafen.

Baronet

(reißt ihm den Brief weg).

An wen?

Drink.

Die Aufſchrift lautet an Lady Murer.

Tante.

An mich? wie komme ich dazu? was hat dieſer Verwalter an mich zu ſchreiben?

Drink

(herausfahrend).

Es iſt ja derſelbe, der die Trauung vollzog.

Tante

(nimmt den Brief dem Baronet weg).

Ich begreife nichts von dem Allen; der Brief iſt offen --

Baronet.

So ſage mir doch nur, wie Dein Herr daran denken kann, ſich zu vermählen, da er der Gemahl meiner Tochter iſt?

Drink

(ganz verwirrt).

Wie? Sie ſprechen von der neuen Geſchichte?

Tante

(nachdem ſie geleſen).

O der Böſewicht! (ſie bedeckt mit dem Briefe ihr Geſicht.)

Baronet.

Was ſteht in dem Briefe?

Drink (für ſich).

Ich bin verloren, und darf jetzt nur machen, daß ich ſchleunigſt fortkomme.

(Drink ab.)

Achte Scene.

Vorige, ohne Drink.

Tante.

Er hat uns ſchändlich hintergangen; Eugenie iſt nicht ſeine Frau.

Eugenie
(mit erhobenen Händen).

Allmächtiger Gott! (ſie ſinkt in einen Seſſel.)

Tante.

Sein Verwalter war der Geiſtliche, und eine ganze Rotte von Teufeln die Zeugen.

Baronet
(mit dem Fuße ſtampfend).

Wuth und Verdammniß! Weiber, was habt Ihr gemacht?

Tante.

Bruder, aus Schonung! keine Vorwürfe, rührt Sie nicht ihr Zuſtand?

Eugenie (aufſtehend).

Laſſen Sie ihn! Ich habe nichts mehr zu fürchten, als das Leben allein. Vater, ich flehe um Ihren vernichtenden Zorn.

Baronet (außer ſich).

Du haſt ihn verdient. Treuloſes Geſchlecht; o! Ihr ſchleudert ewige Schande über einen makelloſen Namen! Jetzt badet Euch in unnützen Thränen; glaubtet Ihr, Euch der Macht eines Vaters entziehen zu können? Glaubtet Ihr, ungeſtraft die heiligſten Pflichten verletzen zu dürfen? Du, Eugenie, haſt es gewagt; Du warſt falſch gegen Deinen Vater und wurdeſt verführt, betrogen, entehrt; der Himmel ſtraft Dich dafür; Dein Vater verſtößt Dich und flucht —

Eugenie
(auf den Baronet hinſtürzend).

Halten Sie ein, mein Vater! Nur etwas Mitleid mit meiner Verzweiflung! Nehmen Sie zurück das ſchreckliche Wort, das Sie ſo eben ausſtießen.

Baronet.

(Erweicht, ſtößt ſie ſanft zurück.)

Fort aus meinen Augen! Du haſt mich zum elendeſten Menſchen gemacht!

(Baronet ab.)

Neunte Scene.

Tante. Eugenie.

Eugenie

(an dem Halſe ihrer Tante).

Werden auch Sie mich verſtoßen?

Tante.

Nein, mein Kind! Ich traure mit Dir und werde Dich nicht verlaſſen.

Eugenie.

Stehen Sie mir bei! Eilen Sie mit mir zu den Füßen meines Vaters; wir wollen ſein Herz beſtürmen, er ſoll mein Elend nicht noch ſchrecklicher machen, aber vor Allem fort aus dieſem gräßlichen Hauſe.

Tante.

Nicht ſo, mein Kind. Wir müſſen hier bleiben, bis unſere Ehre wieder hergeſtellt ſeyn wird. Du ſchreibſt dem Grafen, daß Du ihn dieſen Abend noch erwarteſt.

Eugenie (mit Abſcheu).

Ich? Ihn? Unmöglich!

Tante.

Es muß ſeyn. Er wird kommen; nur mich allein ſoll er finden, — meine Vorwürfe ſollen ihm ſeine Nichtswürdigkeit klar vor Augen ſtellen — ich werde ihm ſagen, daß Dein Vater den Schutz der Geſetze gegen ihn aufrufen will, und Furcht oder Reue werden ihn Dir dann wieder gewinnen —

Eugenie (gekränkt).

Und Sie glauben, daß ich mich dazu entſchließen könnte nach ſolcher Schändlichkeit? Ich ſollte mich dem hingeben, den ich nicht mehr achten kann? Vor dem heiligen Altare ſollte ich dem Eidbrüchigen Treue ſchwören, ich ihm Gehorſam geloben, der mir ſein Wort tauſendfältig gebrochen, dem ewige Zärtlichkeit weihen, der mich hingeopfert hat? Nein, eher den Tod! — und wäre er auch noch ſo ſchrecklich —

Tante (feſt).

Bedenke, mein Kind, daß Schande unvermeidlich Deinem Eigenſinne folgen muß —

Eugenie

(in Verzweiflung).

Schande? und bleibt mir hier noch etwas zu fürchten? Herabgewürdigt durch ſo viele Kränkungen, verlaſſen von der Welt, vernichtet unter dem Fluche meines Vaters, mir ſelbſt zum Abſcheu, was bliebe mir anders übrig, als ſterben! Der Tod iſt mir willkommen — er allein kann dieſe ätzenden Leiden zum Schweigen bringen.

(In ihr Zimmer ab.)

Zehnte Scene.

Die Tante, allein.

(Ihr nachſehend.)

Sie verläßt mich und ſchreibt nicht. (Auf und ab.) Ein wüthender Vater, der keine Beſonnenheit kennt, eine verzweifelnde Tochter, die klugen Rath verſchmäht; ein ſchändlicher Verführer, deſſen Maaß voll iſt; welche ſchreckliche Lage für mich! (Einen Augenblick nachdenkend.) Der Gedanke an Rache allein kann meinen Muth aufrecht halten. Ich will ſelbſt an ihn ſchreiben, und wenn er dann kömmt — Verräther! dann ſollſt Du theuer den Kummer bezahlen, den Du uns verurſacht haſt! —

Ende des dritten Aufzugs.

Zwiſchenſpiel.

Ein Bedienter tritt ein, ordnet den Saal und löſcht den Lüſter und die Lichter auf den Tiſchen aus. Man hört von innen eine Klingel. Er horcht auf und deutet an, daß Madame Murer ſchelle. Er eilt zu ihr. Bald darauf kommt er mit einem brennenden Wachsſtock wieder heraus und geht durch die Mittelthüre ab; dann erſcheint er ohne Licht, von mehren Dienern begleitet, mit denen er leiſe ſpricht; ſie gehen alle ſehr leiſe zu Madame Murer, um ihre Befehle zu holen. Die Bedienten kommen wieder, eilen durch die Mittelthüre ab und treten dann mit Hirſchfängern und Degen bewaffnet, und nicht angezündete Fackeln tragend, auf. So gehen ſie in das Zimmer der Madame Murer. Nun tritt Robert ein, mit einem Briefe in der einen und ein Licht in der andern Hand; es iſt die Antwort Clarendon's, und er geht damit ſchnell in das Zimmer der Madame Murer. Hier entſteht eine kleine Pauſe ohne Handlung, dann beginnt der vierte Akt.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Die Tante. Robert.

(Er zündet Lichter an, der Saal iſt halb dunkel.)

Tante

(mit dem Billet auftretend).

Er kommt? Du bliebſt lange aus!

Robert.

Er war nicht zu Hauſe und ich mußte warten. Das iſt ein Lärm in ſeinem Hotel, man ſpricht vom Empfange der Braut; alles rennt durch einander, keiner wußte Papier und Dinte zu finden. —

Tante.

Er wird kommen! — Jetzt höre, Robert, befolge genau, was ich Dir ſagen werde; Du gehſt in den Garten, zur kleinen Pforte, dort bleibſt Du und rührſt Dich nicht, bis Du einen Schlüſſel in das Schloß ſtecken hörſt, dann eilſt Du hieher, um mich ſogleich zu benachrichtigen.

Robert.

Kommt er denn durch den Garten?

Tante.

Thue, wie ich Dir ſage.

(Robert ab in den Garten.)

Zweite Scene.

Tante, allein.

(Auf und ab gehend ſchlägt mit dem Billet in die Hand.)

Er wird kommen! ſo habe ich ihn denn gefangen, dieſen plumpen Wüſtling! Der Schritt iſt geſchehen, es war das Eicherſte; er wird dem aufbrauſenden Charakter des Vaters genügen, ich muß ihn aber vorbereiten. (Sieht auf ihre Uhr.) Es wird Zeit. Der Baronet iſt bei ſeiner Tochter und tröſtet ſie; ſein Zorn hat ſich gelegt, das iſt die günſtige Stimmung. Man muß dieſen Mann erſt beſänftigen, wenn man ihn auf den rechten Weg haben will. Da iſt er! Wie kummervoll er ausſieht.

Dritte Scene.

Baronet. Tante.

Tante (finſter).

Sind Sie nun zufrieden? Ihr armes Kind wäre faſt vor Schmerz geſtorben.

Baronet.

(Sezt ſich, ohne ein Wort zu ſagen, an den Tiſch und ſtüzt den Kopf in beide Hände.)

Tante

(fortfahrend).

So arg zu wüthen und nicht bedenken zu wollen, gegen wen ſich Ihr Zorn richtete.

Baronet (dumpf).

Wer das Uebel angerichtet, macht dem andern Vorwürfe.

Tante.

Wie kann ein Mann ſich ſo hinreißen laſſen?

Baronet.

Schonen Sie meinen Zuſtand und meine Geduld. Haben Sie ſich vorgenommen, mich vollends zu tödten? Ich bitte Sie, verlaſſen Sie uns — behalten Sie Ihr Vermögen, ſie ſetzten einen zu hohen Preis dafür; meine unglückliche Tochter wird es ohnedies bald nicht mehr nöthig haben.

(Er ſteht auf und geht wie verwirrt auf und ab.)

Tante.

So ſind Sie! ſtets jedem extravaganten Gefühle hingegeben; Sie konnten nie einen feſten Entſchluß faſſen.

Baronet.

O doch! ich habe ihn ſchon gefaßt.

Tante.

Und welchen?

Baronet
(ſchneller gehend).

Ich gehe nach Hof. Ich will mich dem Könige zu Füßen werfen, er wird, er muß mich hören.

Tante (horcht auf).

Baronet.

Und warum ſollte er nicht; auch er iſt Vater; ich habe ihn ja einſt ſeine Kinder zärtlich umarmen ſehen. Er wird das Gefühl eines Vaters begreifen, der ſeine Hoffnung begraben ſieht und doch noch ſein Kind am Leben weiß — o er wird mich ſicher verſtehen!

Tante.

Welch' ein Einfall! Nach Hofe? Was denken Sie dort auszurichten?

Baronet
(vor ihr ſtehen bleibend).

Und das wiſſen Sie nicht? Halten Sie den Schmerz eines Mannes nicht fähig, Worte zu finden zur Anklage des ſchwärzeſten Verbrechens? Ich werde dem König ſagen: Sire, Sie ſind Vater, ein guter Vater, wie ich es bin, aber mein Sohn und meine Tochter haben mir das Herz gebrochen. Sire, Sie ſind menſchlich, großmüthig, wir lieben Sie deshalb; wenn Ihnen ein Trauerfall drohte, ſo würden wir mit Ihnen weinen über Ihren Schmerz, Sie werden, Sie können daher auch bei dem meinigen nicht unempfindlich bleiben. Mein Sohn hat ſich geſchlagen, aber als Mann von Ehre; er dient Ew. Majeſtät wie ſein Ahn, der unter den Augen ſeines Königs auf dem Schlachtfelde geblieben iſt. Er dient, wie mein Vater gedient hat, der getödtet wurde, als er während der letzten Unruhen ſein Vaterland vertheidigen half. Er dient, wie ich gedient habe, Sire, als ich die Ehre hatte, für Ihre Sache in Deutſchland verwundet zu werden. Ein Schändlicher hat in meiner Abweſenheit die Gaſtfreundſchaft an meinem Heerde frech entweiht, meine Tochter durch eine falſche Trauung hintergangen. Auf den Knien bitte ich nun Ew. Majeſtät um Gnade für meinen Sohn, um Gerechtigkeit für meine Tochter!

Tante.

Aber jener Schändliche iſt ein vornehmer mächtiger Mann am Hofe —

Baronet.

Iſt er vornehm, ſo bin auch ich ein Edelmann, und was mehr iſt — ich bin ein Mann. Der König iſt gerecht; an den Stufen ſeines Thrones iſt der Unterſchied der Stände nichts. Nur für den, der unten ſteht und hinauf ſchaut, gibt es eine Höhe. Oben iſt Alles gleich; und ich ſah, wie der König voll huldreicher Güte mit dem letzten ſeiner Unterthanen, wie mit dem Erſten derſelben ſprach. (Auf und ab gehend.)

Tante
(mit feſtem Tone).

Glauben Sie nur, Baronet, wir werden auch ohne das unſerer Rache genügen können.

Baronet.

Ja — erlaubte Rache! Er büße nach der ganzen Strenge unſerer Geſetze.

Tante.

Macht und Credit entwaffnen ſie oft; wo ſie ſtrafen ſollten, ſchonen ſie. Hören Sie mich! Der Graf will ſich vermählen. Man muß ihm zuvorkommen. Mit dem ewigen Schwanken, mit den weit ausgreifenden Schritten rächt man ſich nicht; die natürliche Gerechtigkeit erfaßt ihr gutes Recht überall, wohin die civile Gerechtigkeit das ihrige nicht ausdehnen kann. (Nach einer Pauſe etwas leiſer.) Und nun, mein Bruder, iſt es Zeit, Ihnen mein Geheimniß zu eröffnen: in zwei Stunden iſt der Graf Ihr Schwiegerſohn oder nicht mehr am Leben.

Baronet.

Was ſagen Sie!

Tante
(ihm näher tretend).

Ich habe in Eugeniens Namen an den Böſewicht geſchrieben, daß ſie ihn dieſen Abend hier erwarten will — und zugleich dem Herzog, ſeinem Oheim, die ſchändlichen Streiche des Neffen gemeldet —

Baronet.

Und wohin ſoll das führen? O Sie verwickeln dieſe Fäden nur noch mehr — ſtatt ſie zu entwirren —

Tante

(ihm das Billet zeigend).

Mit dem Schlage Mitternacht wird der Graf hier ſeyn; dies iſt ſeine Antwort. Ich habe unſere Leute bewaffnen laſſen; Sie ſelbſt müſſen ihn bei Ihrer Tochter überraſchen. Ein Geiſtlicher, den ich hieher bitten ließ, wird zur rechten Zeit —

Baronet (überraſcht).

Pfui! Ein Hinterhalt; eine Falle; unmöglich!

Tante.

Hat er es verdient, daß wir unter den Mitteln, uns zu unſerem Rechte zu verhelfen, lange wählen? Hat er's gethan, als er uns die blutigſte Beleidigung zufügte?

Baronet

(nach einiger Beſinnung).

Sie haben Recht — mein Blut kocht — ich will ihm mit den Waffen entgegentreten, er muß mir Rede ſtehen.

Tante (entſetzt).

Und wenn er Sie tödtete?

Baronet.

So werde ich doch wenigſtens meine Entehrung nicht überlebt haben.

(Baronet ab.)

Vierte Scene.

Die Tante, allein.

Geh' nur, unbeugſamer Greis, Du taugſt nicht zu meinem Plane — ich werde ihn auch ohne Dich vollbringen; ich habe das Uebel angerichtet, mir allein kommt es zu, Alles wieder gut zu machen.

Charles.

Ich bin von Dublin an Sie gewieſen —

Graf.

Sie wären der Ritter Camply? für den meine Schweſter und mein ſchönes Mühmchen in Irland ſich ſo warm und dringend verwendet haben, und deſſen Name ich in meinem Vorzimmer aufgezeichnet fand?

Charles.

Der bin ich. Seit fünf Tagen habe ich mich jeden Abend vergeblich Ihnen vorzuſtellen geſucht; heute ſagte man mir, Sie würden zu Fuß ausgehen und bezeichnete mir zugleich Ihren Weg. Ich eilte Ihnen nach und hatte Sie faſt erreicht, als man mich überfiel. Dies iſt ſchon das zweite Mal, ſeitdem ich hier bin; allein ohne Ihren Beiſtand, Mylord, wäre ich diesmal nicht mit dem Leben davongekommen.

Graf.

Dieſer Zufall macht mich glücklich. Das Gute, was mir die Damen von Ihnen geſchrieben haben, — Sir Camply —

Charles.

Ich habe nur den Namen Camply angenommen; es iſt nicht mein wirklicher.

Graf.

Wie meine Schweſter mir ſchreibt, ſo hat eine Ehrenſache Sie dazu gezwungen —

Charles.

Ein Duell mit meinem Oberſten, der mich nun verfolgen läßt. Sie ſehen nach dem, was ſich eben mit mir zugetragen, mit welchem Gegner ich es zu thun habe —

Graf.

Abſcheulich! Wir wollen morgen darüber ſprechen; dieſe Nacht durfen Sie nicht fort, es könnte noch etwas im Hinterhalte auf Sie lauern. Sie ſollen hier im Hauſe ſchlafen. Aber wahrhaftig, ich bin um Ihretwillen doch in einer ſeltſamen Verlegenheit.

Charles.

Ich bitte Sie, ſich keinen Zwang aufzulegen.

Graf.

Ganz und gar nicht; aber ich muß Ihnen mein Geheimniß eröffnen: man erwartet mich hier im Hauſe wegen einiger Erklärungen unter vier Augen; eben deshalb kam ich zu Fuße und durch den Garten.

Charles (lächelnd).

O ſo verſchwenden Sie nicht mit mir Ihre koſtbare Zeit.

Graf.

Keinesweges; es iſt nicht eben das, was Sie vielleicht vermuthen mögen, aber Sie wiſſen wohl, daß eine Heirath aus Convenienz oft die angenehmſten Verhältniſſe zerreißt, und dies iſt gerade mein Fall. Ein liebenswürdiges Mädchen, das ich bis zum Wahnſinn liebe, wohnt hier ſeit einigen Tagen mit ihrer Familie. Das Gerücht von meiner bevorſtehenden Vermählung iſt bis zu ihr gedrungen, und nun ſchreibt ſie mir: ſie wolle mich dieſen Abend ſprechen. Da bin ich nun; und wie Sie denken können, in einiger Verlegenheit.

Charles.

Ohne Zweifel ein Griſettchen.

Graf.

O nichts weniger. Das eben erſchwert mir dieſen Augenblick und vergrößert meine Verlegenheit. Ich beſorge ſogar, daß die Geſchichte einmal ihre Folgen haben könnte; man hat nämlich einen Bruder — aber halt! — ich glaube das verabredete Zeichen zu hören, Sie erlauben, daß ich Sie für einen Augenblick in den Garten banne; Sie ſehen, welch' ein Vertrauen ich ſchon jetzt in Ihre Freundſchaft ſetze.

(Der Graf führt ihn in den Garten und macht die Thüre hinter ihm zu.)

Siebente Scene.

Tante. Eugenie. Graf.

(Er legt ſeinen Degen auf den Stuhl, der der Thür zunächſt iſt. Betty zündet die Lichter an und geht dann ab.)

Tante

(zieht Eugenie nach ſich).

Sträube Dich nicht länger, ich will es durchaus haben!

Graf
(mit eiliger Miene).

Ein Billet, das ich dieſen Abend von Ihnen empfing, hat mir das Blut erſtarrt, und die zwei Stunden, welche dieſem Augenblick vorher gingen, waren die ſchrecklichſten meines Lebens. Ich eile nun hieher —

Tante (ſtolz).

Sie haben nicht nöthig, Ihre Pünktlichkeit zu vertheidigen, mein Herr —

Graf.

Welch' ein finſterer Empfang iſt dies? Welchem Umſtand ſoll ich ihn zuſchreiben?

Tante.

Forſchen Sie in Ihrem eigenen Herzen —

Graf.

Sollten wirklich die leeren Gerüchte von meiner Verheirathung dies bewirkt haben?

Eugenie
(lebhaft zu ſich ſelbſt).

O die ſchändliche Verſtellung!

Tante.

Erſchöpfe Deine letzten Kräfte nicht, armes Kind. — Alles alſo, was man über jenes Ereigniß ſagt, wäre nichts als ein leeres Gerücht?

Eugenie
(ſetzt ſich und bedeckt das Geſicht mit ihrem Tuch).

Graf
(mit gebrochener Feſtigkeit).

Kommen Sie doch nur auf das Vergangene zurück und urtheilen Sie dann ſelbſt: Wie wäre es möglich! —

Tante
(ihn ſcharf beobachtend).

Sie werden verwirrt.

Graf.

Wenn Sie mir nicht glauben, ſo ſpreche Du für mich — ich werde an die Güte meiner geliebten Eugenie appelliren —

Tante (kalt).

Warum ſagen Sie nicht lieber Ihrer Frau? warum wagen Sie es nicht, ſie ſo zu nennen?

Eugenie

(tief gekränkt, zu ſich ſelbſt).

Wer hätte mir geſagt, daß mein unendliches Elend noch geſteigert werden könnte?

Graf

(ganz außer Faſſung).

Ich weiß in der That nicht, was dieſe ſeltſamen Reden ſollen?

Tante (in Wuth).

Nun ſo läugnen Sie denn, elender Verführer, das eigene Zeugniß Ihrer ſchändlichen Spießgeſellen weg; läugnen Sie das Zeugniß Ihres Gewiſſens weg, welches in Ihrem Geſichte die ganze Häßlichkeit des ertappten Verbrechens ausdrückt. Hier! leſen Sie!

(Sie gibt ihm Williams Brief und betrachtet ihn ſcharf, während er lieſt.)

Graf

(nachdem er ſcheu hineingeblickt, für ſich).

Sie wiſſen Alles.

Tante.

Er ſteht vernichtet.

Graf (zaudernd).

Ich bin es in der That! und ich muß Ihnen Alles geſtehen, da der Schein wider mich iſt. Ja, ich bin ſtrafbar. Die Angſt, Sie zu verlieren und die Furcht vor einem mächtigen Onkel haben mich zu dem Fehltritt gebracht, mich Ihrer auf unerlaubte Weiſe zu verſichern; aber ich ſchwöre, alles wieder gut zu machen.

Tante (bei Seite).

Und zwar ſchneller, als Du denkſt!

Graf (heftig).

Sie wurden beleidigt, Eugenie, ſteht aber Ihre Tugend deshalb minder hoch und rein? Konnte ſie wohl einen Augenblick durch meine übereilte Handlung getrübt werden? Ein tiefes Geheimniß ſchützt Ihre Ehre hinlänglich; und wenn Sie nun dennoch meine Hand anzunehmen einwilligen, wen habe ich dann beeinträchtigt, als mich ſelbſt? Werden Geliebter und Gatte nicht in den Augen meiner Eugenie in Eins verſchmelzen? Der Verirrung eines Tages wird ein unauslöſchliches Glück folgen, wenn nur Sie mir vergeben!

Eugenie

(aufſtehend und ihn mit Verachtung betrachtend).

O Du biſt der Falſcheſte der Menſchen, fliehe weit weg von hier, ich verabſcheue Deine Rechtfertigung; heuchle zu den Füßen einer Andern Gefühle, die Du nie kannteſt. Ich will unter keinem Titel Dir angehören; ich kann ſterben. (Ab.)

Tante

(ein Licht nehmend und ihr folgend).

Werden Sie ſie in dieſem Zuſtande verlaſſen können?

Graf

(mit Wärme).

Nein! nein! nimmermehr!

Achte Scene.

Graf, allein.

Graf.

Sie glaubt ſich entehrt, und dennoch iſt ſie rein; ſie muß mein ſeyn und bleiben. Was habe ich gethan? Wollte ich ſie aufgeben, ſo hätte ich ſie nie wieder ſehen müſſen!

Neunte Scene.

Der Graf. Charles.

Charles (im Finſtern)

Mylord!

Graf.

Sind Sie es, Ritter Camply?

Charles.

Ich bin's!

Graf.

Nur einen Augenblick, dann gehen wir mit einander fort.

(Er will zu Eugenien.)

Charles

(ihn aufhaltend).

Seyn Sie auf Ihrer Hut, Mylord! Ich ſehe hier für dieſe ſpäte Stunde noch zu viel Leute auf den Beinen.

Graf

(nicht auf ihn hörend).

Es ſind die Bedienten des Hauſes. Ich bin gleich wieder hier.

(Ab, in Eugeniens Zimmer.)

Zehnte Scene.

Charles, allein.

Es herrſcht große Bewegung im Hauſe; man rennt geheimnißvoll hin und her; auch im Garten ſah ich bewaffnete Leute. Man hat ſo eben die Thüren geſchloſſen. Der Graf ſcheint ſehr verwirrt. Die Erklärung muß ſtürmiſch geweſen ſeyn.

Eilfte Scene.

Charles. Die Tante.

Tante

(für ſich, im Gehen).

Er liegt zu ihren Füßen; dies iſt der günſtige Augenblick.

(In den Garten ab.)

Zwölfte Scene.

Charles, allein.

Charles

(horcht und ſpricht dann).

Die Stimme ſchien mir bekannt. Seltſam! (Er geht auf und ab, und ſeine Pantomime deutet an, daß er einen aufſteigenden Gedanken verwirft.) Der Oberſt iſt ein feiger Mörder, es waren keine Diebe, die mich überfielen, aber welch' ein Glück liegt für mich in der Begegnung des Grafen Clarendon. Er, ſchon jetzt mein Retter, will noch überdies bei dem Könige meine Gnade erwirken; welche Anſprüche auf meine Freundſchaft und Dankbarkeit! Dort naht Geräuſch, Lichter, wir wollen ſehen, was es gibt.

Dreizehnte Scene.

Charles. Die Tante.

(Bediente von Außen.)

Tante

(ſpricht zu den Leuten draußen).

Ihr kommt, wenn man Euch ruft, und ſtellt Euch ſo auf, daß Ihr ihn beim Weggehen verhaften könnt. Seht Euch vor, daß er Euch nicht entwiſcht.

(Ab in Eugeniens Zimmer.)

(Die Diener mit Fackeln bleiben vor der Thür, die ſie zumachte.)

Charles.

Das iſt Verrätherei! Welch' ein Glück, wenn ich meinem neuen Freunde nun auch einen Dienſt erzeigen könnte.

Vierzehnte Scene.

Charles. Der Baronet.

Baronet

(mit dem Hut auf dem Kopf und dem Degen an der Seite)

Das Projekt meiner Schweſter beunruhigt mich; ob Clarendon ſchon hier iſt?

Charles

(geht auf ihn zu und ſetzt ihm den Degen auf die Bruſt).

Wer Ihr auch ſeyd, keinen Schritt vorwärts!

Baronet

(die Hand an den Degen).

Wer iſt der Unverſchämte?

Charles (noch lauter).

Keinen Schritt, oder Ihr ſeyd des Todes!

(Bewaffnete Diener mit Fackeln aus dem Garten.)

Baronet.

Mein Sohn!

Charles.

Himmel! mein Vater!

Baronet.

Durch welch' ein Glück kommſt Du zu dieſer Stunde hieher und zu mir!

Charles.

Zu Ihnen? Sie wohnen in dieſem Hauſe? So ſagen Sie mir vor allen Dingen, wer wohnt in jenem Zimmer?

Baronet.

Es iſt das Zimmer Deiner Schweſter.

Charles

(mit fürchterlicher Betonung).

Großer Gott! Welch' ein Schurkenſtreich!

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Die Tante.

Tante.

Sir Charles — Dich ſendet uns der Himmel!

Charles

(in Verzweiflung).

Welche gräßliche Verwickelung! mir bleibt keine Wahl, als undankbar oder entehrt zu ſeyn.

Tante.

Der Graf wird ſogleich hier ſeyn.

Charles.

Meine Schweſter, mein Retter! welche entſetzensvolle Lage!

Tante.

Und könnteſt Du hier noch ſchwanken?

Charles (verbiſſen).

Schwanken? Nein! ich bin entſchloſſen.

Tante

(zu dem Bedienten).

Man kommt — tretet näher!

Sechszehnte Scene.

Vorige. Betty. Der Graf. Eugenie.

Eugenie
(öffnet die Thür und hält den Grafen zurück).

Sie ſind bewaffnet, o Gott! bleiben Sie!

Graf
(ſie zurückſtoßend).

Ich bin verrathen! (Zu Charles.) Mein Freund, geben Sie mir ſchnell meinen Degen.

Charles
(der noch immer den bloßen Degen hält, ſpringt nach dem des Grafen und nimmt ihn).

Eugenie (entſetzt).

Es iſt mein Bruder!

Graf.

Ihr Bruder?

Charles (wüthend).

Ja, ihr Bruder!

Graf
(zu Eugenien).

So habt Ihr mich denn in eine ſchändliche Falle gelockt?

Eugenie.

Er hält mich für ſchuldig!

Graf.

Dein Zorn, Deine Verachtung waren nur Verſtellung, um ihnen Zeit zu laſſen.

Eugenie
(fällt in einen Seſſel, Betty unterſtützt ſie).

O mein Gott!

Tante.

Alles, was Sie ſagen können, iſt vergebens; entweder wird Eugenie auf der Stelle Ihre rechtmäßige Gattin, oder Ihr Blut muß den Schimpf abwaſchen, den Sie über unſer Haus gebracht haben.

Graf
(mit Verachtung).

Ich ſollte mich aus Furcht ergeben? Meine Hand ſollte der Preis einer niedrigen Kapitulation ſeyn? Nimmermehr!

Tante.

So war denn ſein Flehen um Vergebung auch Heuchelei!

Graf.

Ich huldigte der unglücklichen Tugend. Eugeniens Schmerz war ſtärker als eine Million bewaffneter Arme. Sie erweichte mein Herz und hätte geſiegt, — aber ich verachte Meuchelmörder!

Baronet.

Halten Sie mich deſſen fähig? Junger Mann, beurtheilen Sie mich nicht nach der elenden Lage, in die Ihr Leichtſinn und Ihre Schlechtigkeit mich und die meinigen geſtürzt haben. —

Tante.

Sie weigern ſich? nun gut! (Zu den Bedienten) Verhaftet ihn!

Charles

(wirft ſich zwiſchen den Grafen und den Bedienten).

Haltet ein!

Tante.

Ergreift ihn, ſag' ich Euch!

Charles

(mit fürchterlicher Stimme)

Der Erſte, der einen Schritt wagt —

Baronet.

Zurück — Folgt meinem Sohne!

Tante

(wirft ſich in einen Seſſel und kreuzt die Hände über die Stirne, wie eine Perſon, die in Verzweiflung iſt).

Charles

(zum Grafen mit unterdrücktem Zorn).

Meine Gegenwart, Mylord, hier, an dieſem Orte, hat Ihnen jetzt zurückerſtattet, was Sie für mich ſo eben gethan haben. Wir ſind quitt! Die Mittel, die man hier gegen Sie anwenden will, kann ich nicht gut heißen; ſie ſind Leuten unſeres Standes unwürdig. Hier iſt Ihr Degen. Nur gegen mich allein werden Sie ihn gebrauchen müſſen. Jetzt ſind Sie frei, Mylord! Gehen Sie! Ich werde Ihren Rückzug decken. Morgen ſprechen wir uns!

Graf.

(Ueberraſcht bald auf Charles, bald auf Eugenien blickend, fängt zu ſprechen an, und hält immer wieder inne.)

Mein Herr, ich — ich zähle darauf — ich werde Sie erwarten.

(Er blickt wieder auf Eugenien wie ein Verzweifelter, ſeufzt und geht dann durch den Garten ab, während der Baronet die Bedienten zurückhält.)

Siebenzehnte Scene.

Vorige, ohne den Grafen.

Tante.

(Springt wüthend auf, zu Charles.)

Alles iſt vereitelt! Dieſer Augenblick kehrt nicht wieder, und Du haſt ihn unſerer gerechten Rache entriſſen —

Charles.

Beklagen Sie mich, aber verdammen Sie mich nicht; doch glauben Sie mir, Sie ſollen gerächt werden. Aber Du, Eugenie, Du unſer Stolz! — O! daß ich dazu kommen mußte. —

Tante.

Räche Deine Schweſter! aber klage ſie nicht an. Sie iſt unſchuldig und verdient Dein Mitleid! Du ſollſt Alles erfahren und Du wirſt ſchaudern bei meiner Erzählung.

Charles (ſchmerzvoll).

Du biſt nicht ſchuldig? ſo vergib' mir meinen Irrthum, theure Schweſter! (Er ergreift ihre Hand.) Sie hört mich nicht! Ihre Hand iſt kalt! Stehen Sie ihr bei — ſie verſcheidet —

(Tante, Betty und Robert um Eugenie beſchäftigt.)

Charles

(die Hand des Baronets ergreifend)

(mit ſchrecklicher Stimme).

Und Du, Vater, empfange nun für ſie, die mich nicht hören kann, den feierlichſten Eid! Wenn die Wuth, die mich durchzuckt, mich nicht früher vernichtet, wenn die Schmach, die das Leben dieſer Unglücklichen verzehrt, ihre Leiden nicht noch in dieſer Nacht endigt, ſo ſchwöre ich bei Deinem Haupte, Vater, daß eine genügende Strafe des Verräthers ihrem Tode vorangehen ſoll!

Baronet.

An mein Herz, geliebter Sohn!

(Umarmung Beider. Die Bedienten mit Fackeln durch den Garten ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Zwiſchenſpiel.

Betty kommt ſehr traurig aus Eugeniens Zimmer, mit einem Lichte in der Hand; denn es iſt Nacht. Sie geht zu Madame Murer, und bringt von dort einige Flaſchen, die ſie, nebſt dem Lichte, auf einen Tiſch ſezt. Sie ſieht nach, ob es die Flaſchen ſind, welche man verlangt; dann trägt ſie Alles in Eugeniens Zimmer, nachdem ſie die Lichter auf dem Tiſche angezündet hat. Bald darauf kommt der Baronet von ſeiner Tochter, mit aufgeregter Miene, in der einen Hand ein Licht und mit der andern einen Schlüſſel in der Taſche ſuchend. Er geht durch die Mittelthür und kehrt bald mit einem Riechfläſchchen zurück, wodurch angedeutet wird, daß Eugenie ſich in einer fürchterlichen Kriſe befinde. Er geht hierauf wieder zu ihr. Man klingelt von innen, ein Bedienter kommt. Betty tritt weinend heraus und ſagt zu ihm leiſe, er möge da bleiben, um bei der Hand zu ſeyn. Sie geht durch die Mitte ab. Der Bediente ſezt ſich auf den Sopha im Hintergrunde und ſtreckt ſich, gähnend vor Müdigkeit, darauf aus. Betty kommt mit einer Serviette auf dem Arm zurück, in der Hand hat ſie eine bedeckte Porzellanſchale; ſie geht zu Eugenien. Einen Augenblick darauf erſcheinen die Handelnden, der Bediente zieht ſich zurück und der Akt beginnt.

Es wäre ſehr gut, wenn das Orcheſter eine traurige, ſanfte Muſik während der Pantomimen machen würde; ſelbſt mit Sordinen, als wenn es etwa Muſik wäre, die aus der Nachbarſchaft herüberſchallte; die Herzen von allen Bewohnern dieſes Hauſes ſind zu gedrückt, als daß anzunehmen wäre, man muſicire hier.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Charles. Tante.

(Kommen aus Eugeniens Zimmer.)

Tante.

Sie iſt nun etwas ruhiger geworden; hier können wir mit mehr Freiheit ſprechen.

Charles
(in fürchterlicher Aufregung).

Nach dem, was Sie mir ſo eben geſagt haben, nach Allem, was ich erfuhr, hat ſeine Schändlichkeit mit unſerer Entehrung das Maaß gefüllt; meine Wuth kennt keine Gränzen. Das Loos iſt gefallen, er muß ſterben von meiner Hand!

Zweite Scene.

Vorige, Eugenie.

(Eugenie mit verwirrter Miene, die Kleider unordentlich; herabhängende Haare [1], ohne Schmuck und Schminke.

Eugenie.

Was habe ich gehört, mein Bruder?

Charles
(küßt ihr die Hand).

Theure, unglückliche Eugenie, wenn ich das Verbrechen auch nicht verhindern konnte, ſo bleibt mir doch mindeſtens die traurige Genugthuung, es zu beſtrafen.

Eugenie.

Und was erwarteſt Du davon?

Charles
(mit Feſtigkeit).

Wenn uns keine Wahl der Mittel bleibt, Schweſter, ſo muß man aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen.

Eugenie (erſchüttert).

Du ſprichſt von Tugend und willſt ihn ermorden?

Charles.

Ihn? Wer iſt er? Ein Ungeheuer!

Eugenie.

Und rettete er Dir nicht das Leben?

Charles.

Ich bin ihm nichts mehr ſchuldig!

Eugenie.

Großer Gott! Wer rettet mich aus dieſer ſchrecklichen Lage!

---

[1] Dieſe Vorſchrift des Dichters iſt wohl nicht mehr zu beachten. D. U.

Bruder, bei der Zärtlichkeit, die Du für mich hegſt, und mehr noch, bei dem Unglück, das mich niederbeugt, beſchwöre ich Dich, mich zu hören! würde ich weniger elend ſeyn, weniger vernichtet, wenn der Name des Meineidigen, wenn er ſelbſt von der Erde getilgt würde? (kräftiger) Und wenn die Vorausſetzung, daß Du ihn tödteſt, von dem Degen Deines Gegners Lügen geſtraft würde, welch' ein Schlag für unſern Vater! Du biſt jetzt noch die einzige Stütze ſeines Alters; und Du willſt dieſes Leben auf's Spiel ſetzen, das ihm mehr gilt in dieſem Augenblick, als ſein eigenes? (mit erſtickter Stimme) Und das Alles wollteſt Du wagen für ein armes unglückliches Mädchen, das durch alle dieſe Anſtrengungen doch nicht mehr zu retten iſt? O! Laßt mich ſterben.

Tante

(wirft ſich in einen Seſſel und ſtützt ihren Kopf).

Du ſollſt leben, um Dich Deiner Rache zu freuen!

Eugenie

(im ſtärkſten Affekt).

Nein, ich verdiene es nicht! Wollt Ihr Beweiſe? gut, ich verachte mich ſelbſt und meine Schwäche zu ſehr, um es Euch länger zu verbergen. Ja, trotz ſeiner Treuloſigkeit ſchlägt mein Herz nur für ihn; ich fühle, daß ich ihn wider Willen lieben muß; ich fühle, daß wenn ich auch den Muth habe, ihn lebend zu verachten, mich dennoch nichts verhindern wird, ihn todt zu beweinen. Ich würde Deinen Sieg verfluchen. Du erſcheinſt mir haſſenswerth, ein Ungeheuer; meine verzweiflungsvollen Vorwürfe würden Dich überall verfolgen, wie einen Mörder, ich würde Dich anklagen, ihn ſelbſt ſeiner ſpäten Reue noch entriſſen zu haben, Unmenſch!

Charles.

Meine gekränkte Ehre empört ſich bei dieſen Reden, und ich verachte Deine Thränen; leb' wohl! ich eile zu meiner Pflicht.

(Charles ab.)

Eugenie

(mit einer Bewegung ihm nach).

Bleibe, Grauſamer! Welchen gräßlichen Beweis Deiner Liebe willſt Du mir geben?

Tante

(hält ſie zurück).

Dritte Scene.

Vorige, ohne Charles.

Eugenie.

Der Anblick ſeines blutigen Degens in der Bruſt meines Gatten! meines Gatten! welch' ein Wort ſprach ich aus! meine Augen werden dunkel, die Thränen erſticken mich! —

Tante.

Mäßige Deinen Schmerz!

Eugenie

(bitterlich weinend).

Nein, Ihr kennt nur die Hälfte meiner Qualen. Mein Herz verblutet in Liebe für ihn! O der Unbeſonnene, wenn er wüßte, welch' ein Herz er zerreißt!

Tante.

Tröſte Dich, mein Kind! Die ſchreckliche Begebenheit wird ein ewiges Geheimniß decken! Du darfſt hoffen, liebe Eugenie!

Eugenie (außer ſich).

Nein, ich hoffe nichts mehr! Ich bin es müde, vor dem Unglück zu fliehen; ich will mich ihm ſtellen und es ganz erſchöpfen! wäre ich doch lieber an dem Tage geſtorben, als ich die Achtung gegen meinen Vater vergeſſen konnte, und Deinen Bitten Gehör gab! Deine grauſame Zärtlichkeit hat dieſen Abgrund gegraben, in den ich blindlings, warnungslos geſtürzt bin.

Tante.

Wie? auch Du klagſt mich an?

Eugenie.

Was ſagte ich? — wo bin ich? Vergib mir, Tante! Vergiß eine Unglückliche! (mit ſterbender Stimme) Wo iſt Charles? er hört mich nicht! ſein Blut wird fließen! Entweder er oder unſer Feind — gleichviel —

Vierte Scene.

Vorige. Der Baronet.

Eugenie.

(ruft ihm verzweiflungsvoll entgegen).

Haſt Du ihn fortgehen laſſen, Vater?

Baronet.

Und glaubſt Du mein Herz minder ergriffen als das Deinige? Dein Bruder wird Alles gut machen.

Eugenie.

Können Sie das hoffen, Vater? wird ſeine Familie, wenn Charles ihn tödtet, nicht das Leben Ihres Sohnes fordern? oder werden unſere Verwandten, eben ſo ſtolz als die ſeinigen, Charles Tod unbeſtraft laſſen? wo erblick' ich das Ende dieſer entſetzlichen Thaten!

Baronet.

Unkluges Geſchöpf, erſt ſo leichtgläubig, und nun ſo verzagt. — Dies aber iſt das Elend, zu welchem ein unſchuldiges Mädchen getrieben werden konnte, wenn es bei der wichtigſten Handlung ſeines ganzen Daſeyns, von Leichtſinn umgarnt, der Bosheit in die Hände fällt. —

Betty (ab).

Fünfte Scene.

Vorige. Charles (ohne Degen).

Baronet.

Ha, mein Sohn! Du kehrſt zurück!

Tante.

Sind wir gerächt?

Charles.

Ich Unglücklicher! ich begegnete dem Grafen, er wollte ruhig mit mir ſprechen; ohne ihn zu hören, zwang ich ihn, ſich zu vertheidigen, aber verdammt! beim erſten Gang zerbrach mein Degen.

Baronet.

Und — mein Sohn?

Charles.

Sie haben keine Waffen, ſprach kalt der Graf; doch betrachte ich dieſe Sache nicht als beendigt; ich billige Ihre Gefühle, und kenne wie Sie die Geſetze der Ehre. Wir ſehen uns in Kurzem wieder. Damit verließ er mich. Ich war bereit, mein Leben Dir zu opfern, geliebte Schweſter! ich hatte gelobt, Dein Rächer zu werden, der Himmel wollte es nicht!

Eugenie (hinſterbend).

Der Himmel hatte Mitleid mit meinen Thränen, er wollte es nicht zugeben, daß auch Du den Deinigen entriſſen würdeſt! Vater! Bruder! wollt Ihr ſtrenger ſeyn, als der Himmel ſelbſt? Der Schmerz, der mich tödtet, wird auch den Schimpf vertilgen, den ich über Euern Namen gebracht habe; dies aber ſey genug! ich allein war ſchuldig, und der gerechte Gott will, daß ich auch allein meinen Fehltritt büße, durch Entehrung, Verzweiflung, Tod!

(Sie ſinkt erſchöpft in die Arme der Tante.)

Betty.

Man klopft heftig an die Thüre.

Tante.

So früh? eile, man ſoll nicht öffnen!

Betty (ab).

Baronet.

Und warum?

Tante.

Es ſteht Alles zu fürchten. Ein ſolcher Böſewicht — ſein Onkel —

Baronet.

Wer kann es wagen? ſind wir nicht in unſerm Rechte?

Tante.

Nach dem, was ſich dieſe Nacht hier zugetragen, könnte eine höhere Ordre gegen Charles erwirkt worden ſeyn —

Charles.

Dieſer Niedrigkeit halte ich ihn nicht fähig!

Betty (eilig).

Es iſt der Graf.

Charles und Tante.

Clarendon?

Baronet.

Erwünſcht!

Betty.

Ich erkannte ihn ſogleich! Hier iſt er ſchon! —

Letzte Scene.

Vorige. Der Graf, ohne Degen.

Baronet.

Er iſt's!

Tante.

Er hat den Muth, ſie ſterben zu ſehen.

Baronet.

Er vor ihr! Sein Schickſal führte ihn her.

(Er legt die Hand an den Degen.)

Charles

(hält ihn zurück).

Mein Vater, er iſt ohne Waffen.

Graf.

Ich glaubte, daß wahre Reue dem Schuldigen als eine Waffe gezieme. (Zu Eugeniens Füßen.) Eugenie, Du haſt geſiegt! ich bin nicht mehr jener Leichtſinnige, der ſich ſo weit vergeſſen konnte Dich zu betrügen! ich ſchwöre hier zu Deinen Füßen Liebe und ewige Achtung — (mit Entſetzen aufſpringend) Mein Gott! Schrecken und Tod umgeben mich! Was iſt hier vorgegangen?

Charles.

Zu ſpät! Der Gegenſtand unſerer Thränen iſt nicht mehr im Stande, irgend eine Tröſtung zu empfangen.

Graf.

Nein, es iſt nicht möglich! Das Uebermaaß der Schmerzen hat ſie verwirrt.

Tante.

Wir hoffen nichts mehr.

Graf (entſetzt).

Fürchtet Ihr wirklich für ihr Leben? Ach, ſo laßt mir doch noch einen Augenblick die Hoffnung, daß ich dies nicht auch verſchuldet habe — (ſehr ſanft) Eugenie, geliebte **Gattin!** Dieſe Stimme, die ſonſt ſo große Macht über Dein Herz ausübte, iſt ſie jetzt nichts mehr für Dich?

(Er nimmt ſie bei der Hand.)

Eugenie

(dadurch zu ſich ſelbſt kommend, blickt ſtill vor ſich, macht eine Bewegung des Abſcheus, als ſie den Grafen ſieht, wendet ſich dann weg und ſpricht).

Mein Gott! ich glaubte ihn zu ſehen!

Graf

(wieder zu ihren Füßen).

Ja, ich bin es! ich ſelbſt. —

Eugenie.

(In den Armen ihrer Tante ſchaudernd, ohne ihn anzublicken.)

Ja — er iſt es!

Graf.

Nur der Ehrgeiz verwirrte mich, aber Liebe und Ehre führen mich hieher, zu Deinen Füßen zurück; o glaube mir, Eugenie, unſere ſchönen Tage ſind noch nicht für immer dahin geſchwunden. Die heiße Reue Deines Gatten wird Alles wieder gut machen; mit ſeinen Händen wird er jede Falte Deiner Stirne glätten, jeden Dorn aus Deinem Pfade entfernen, nur Glanz und Wonne ſollen Dich umſchweben, und die trübe Vergangenheit wie ein Traum aus der Wirklichkeit verſchwunden ſeyn. Nichts ſoll Dich daran erinnern, und lächelnd wirſt Du fragen, wenn Du Dein Glück umher betrachteſt: iſt es denn wahr? kann es denn wahr ſeyn, daß ich ſo ſchwer geträumt habe?

Eugenie.

Ja — ein Traum — Alles — Alles nur ein leerer Traum! — o ich bitte — (die Augen ſchließend mit erhobenen Händen) Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! —

Graf (mit Feuer).

Nein! niemals! Hören Sie mich! — In dieſer Nacht, als ich Sie verlaſſen hatte, ganz erfüllt von Liebe für Sie, und von Bewunderung für meinen ſo edlen Feind (er zeigt auf Charles), eilte ich, mich meinem Oheim zu Füßen zu werfen, und ihm mein ganzes Vergehen zu offenbaren. Die Reue erhob mich über die Schaam. Er ſah meine Gewiſſensbiſſe, meinen tiefen Kummer, meine Verzweiflung. Er las die falſchen Dokumente, welche mein Verbrechen und Ihre Himmelsreinheit bezeugen; meine Verzweiflung und meine Thränen brachten ihn dahin, unſere Verbindung gut zu heißen; er ſelbſt würde hierher geeilt ſeyn, Ihnen dieſes Alles zu ſagen, allein — darf ich es hier ausſprechen? — er glaubte nicht, daß Sie mir verzeihen könnten. — Jetzt ſprechen Sie, Eugenie, und entſcheiden Sie über mein Schickſal —

Eugenie.

(Schwach, langſam und abgebrochen.)

Ich werde ſuchen, die wenigen Kräfte, die mir noch übrig ſind, zu ſammeln, um Ihnen antworten zu konnen; unterbrechen Sie mich nicht. Ich danke Ihnen aufrichtig, Mylord, wie auch Ihrem Oheim — ich halte Ihre Verſicherungen in dieſem Augenblick ſogar für wahr, Ihre Reue für ächt. — Allein die Erniedrigung, in die Sie mich ohne Mitleid ſtürzen konnten, die Schande, womit Sie *die* überhäuften, die Sie zu lieben vorgaben, haben alle Bande zwiſchen uns zerriſſen. —

Graf (lebhaft).

Nicht weiter! Bin ich Ihnen auch verabſcheuungswürdig, ſo gehören Sie mir doch nicht minder an. Mein kühner Frevel hat uns ſo feſt verbunden —

Eugenie (ſchmerzlich).

Unglücklicher, und das wagen Sie noch zu erwähnen?

Graf (feurig).

Ich wage Alles, um Sie mir zu erhalten: in Ermangelung anderer Rechte ſoll mir ſelbſt mein Verbrechen dienen. Ja, Du gehörſt mir an! die Kränkungen, die ich Dir zugefügt, ſo wie meine Reue, Alles feſſelt Dich an mich und raubt Dir die Freiheit, meine Hand zu verweigern. Dir bleibt nicht mehr die Wahl Deiner Stellung im Leben, ſie iſt feſt und geſichert in meiner Familie. Frage die Ehre, erforſche Deine Verwandten, beſitze den edeln Stolz, zu fühlen, was Du Dir ſelbſt ſchuldig biſt.

Baronet (zum Grafen).

Was ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt, beſteht darin: Ihre Anträge zurückzuweiſen; ich bin nicht unempfindlich für Ihr Verfahren, allein ich will ſie lieber mein ganzes Leben tröſten über das Unglück, Sie gekannt zu haben, als ſie demjenigen überantworten, der ſie einmal ſchon betrogen hat. Eugeniens Standhaftigkeit verſchafft ihr meine volle Achtung wieder.

Graf (durchdrungen).

So laſſe Du Dich rühren, Eugenie! Wiſſe, ich werde Deine hartnäckige Weigerung nicht überleben —

Eugenie
(will fortgehen, fällt jedoch ſchwach zurück).

Hören Sie auf, mich mit vergeblichen Bitten zu quälen, mein Entſchluß ſteht unerſchütterlich feſt; ich verabſcheue — die Welt —

Graf (zur Tante).

So hoffe ich denn allein noch auf Sie!

Tante (ſtolz).

Ich bin es zufrieden, daß ſie Ihnen verzeiht, wenn Sie ſich ſelbſt verzeihen können.

Graf
(ſtark und würdig).

Sie haben Recht! der ſich ſolcher Vergehen ſchuldig gemacht hat, iſt für immer unwürdig, dieſe Hand zu beſitzen. Sie können nichts mehr hinzufügen, wovon ich nicht im Voraus ſchon überzeugt wäre. Du aber, Grauſame, wenn Himmel und Erde mich dieſer Unwürdigkeit zeihen, erhebt ſich keine leiſe Stimme für mich in Deinem Herzen? Hat das unglückliche Geſchöpf, dem Du das Leben geben wirſt, nicht heiligere Rechte, als Dein feſter Entſchluß? Für dieſes erhebe ich meine ſtrafbare Stimme. Wirſt Du ihm, doppelt grauſam, den Stand rauben, der ihm gebührt? Und ſoll gekränkte Liebe nicht der Stimme der Natur weichen? Barbaren, wenn Ihr dieſen Gründen nicht beipflichtet, ſo ſeyd Ihr unmenſchlicher, grauſamer als das Ungeheuer, das Ihre Tugend einen Augenblick kränken konnte, und nun vor Qual zu ihren Fußen ſtirbt. (Er fällt dem Baronet zu Fußen.) Mein Vater!

Baronet
(hebt ihn auf, drückt ihm die Hand, nach einer Pauſe).

Sie haben mich beſiegt —

Graf.

Eugenie!

Baronet.

Verzeihung für ihn, meine Tochter! der ſo aufrichtige Reue fühlt, ſteht dem Verbrechen entfernter, als der es nie gekannt —

Eugenie
(blickt ihren Vater an, läßt ihre Hand in die des Grafen ſinken und will ſprechen, der Graf fällt ihr in's Wort).

Graf (außer ſich).

Sie vergibt mir!

Eugenie

(mit tiefem Seufzer).

Gebe! Du verdienſt zu ſiegen! Eine Stimme regte ſich für Dich tief in meinem Herzen, und der Vater meines Kindes konnte mir nie haſſenswerth erſcheinen. Tante! Bruder! ich ſehe die Freude in Euern Blicken, die Euch in dieſem Augenblick erfüllt, und dies gibt auch mir mein Glück wieder!

Graf.

Eugenie verzeiht mir! Dies macht uns Alle ſo glücklich, als ſie es allein zu ſeyn verdiente, und wie ich es nie hoffen durfte.

Charles.

Mein edler, großmüthiger Freund! — ſo darf ich Sie jetzt wieder nennen.

Graf.

Ich muß erröthen bei Ihrem Lobe. Eugeniens Glück, mein eigener innerer Frieden, und die Achtung rechtlicher Menſchen, dies iſt das einzige Ziel, wonach ich ſtreben darf.

Baronet.

Vergeſſet niemals, meine Kinder, daß die Güter dieſer Erde nur dann beglücken, wenn man die Tugend übt.

Eugenie.

Auch die Freude hat ihre Thränen! — aber iſt mein Glück denn Wirklichkeit? und darf ich mich dieſen holden Regungen überlaſſen?

Graf.

Eugenie — mein für ewig!

(Er umarmt ſie, Alle bilden eine Gruppe um das Paar.)

Der Vorhang fällt.

Der Barbier von Sevilla

oder

die unnütze Vorſicht.

Luſtſpiel in vier Akten.

Perſonen.

Der Graf Almaviva, Grand von Spanien.
Bartholo, ein Arzt.
Roſine, deſſen Mündel, ein Mädchen von edler Herkunft.
Figaro, Barbier von Sevilla.
Don Baſilio, Organiſt und Roſinens Singmeiſter.
Jungmann, ein alter Diener Bartholos.
Frühauf, ein anderer Diener deſſelben, ſchläfrig und einfältig
Ein Notar.
Ein Alcade.
Alguazils und Diener mit Fackeln.

Coſtüm.

(Nach Beaumarchais.)

Der Graf (im erſten Akte). Jacke und Beinkleid von Atlas, darüber ein weiter brauner Mantel: die Capa des Spaniers; ſchwarzer Hut, mit breitem Rande und einem bunten Bande um den Kopf deſſelben.

(im zweiten Akte). Kavallerie-Uniform, weiß mit roth, großer Schnurrbart und Halbſtiefel.

(im dritten Akte). Als Baccalaureus; rund geſchnittene Haare, breiter Halskragen; Wamms, Beinkleid, Strümpfe und Abbemäntelchen.

(im vierten Akte). Prächtiges ſpaniſches Kleid mit reichem Mantel, darüber die ſpaniſche Capa.

Bartholo. Kurzer, ſchwarzer Rock mit Knöpfen; große Perrücke, ſteifer aufſtehender Kragen und eben ſolche Manſchetten; ſchwarzer breiter Sammtgürtel mit Schnalle, und langer Scharlachmantel. Kleiner Hut. Im Hauſe ohne den Mantel, und wenn er die Perrücke ablegt, in einem ſchwarzen Käppchen, welches platt anliegt und das ganze Geſicht einſchließt.

Roſine, in geſchmackvollem ſpaniſchem Anzuge.

Figaro, als ſpaniſcher Majo oder Stutzer in der Nationaltracht. Netz, weißer Hut, deſſen Kopf mit einem bunten Bande umwunden; ſeidenes Halstuch, Weſte und Beinkleider von Atlas mit Silberfranzen und vielen Knöpfen; breite ſeidene Schärpe, lange Kniebänder mit ſilbernen Eicheln. Jacke von abſtechender Farbe, weiße Strümpfe und graue Schuhe.

Baſilio, ſchwarzer Hut mit breitem Rande, Kutte und Mantel ſchwarz, ohne Halskrauſe und Manſchetten.

Die beiden Bedienten, als Galicier gekleidet. Zöpfe; blaßgelbe Weſten; breiter Ledergurt mit Schnalle; blaue Beinkleider und eben ſolche Jacken, die Aermel ſind aufgeſchnitten und hangen auf dem Rücken herab.

Der Alcade, trägt einen langen weißen Stab.

Decorationen.

Das Haus des Doktors, das im erſten Akte vorkommt, muß über ein Drittel des Vordergrunds der Bühne einnehmen, und etwa von drei Fenſtern ſeyn. Es braucht, um die natürliche Dimenſion zu zeigen, auf kleinen Theatern kein Dach zu haben und die obern Stockwerke verlieren ſich dann in die Soffiten, welche die Zweige einiger angebrachten Bäume bilden können. Die Fenſter öffnen ſich ganz und haben unten einen Korb von Eiſen, wie das in Italien und Spanien der Fall iſt; man hat daher gar nicht nöthig einen Altan oder Balkon zu bauen, ſondern wenn das mittlere Fenſter ſich öffnet, ſo ſieht man Bartholo und Roſine ganz darin ſtehen, die ſich auf die Eiſenſtäbe hinauslehnen.

Es wird gut ſeyn, zu dem Zimmer in den übrigen Akten nicht das gewöhnliche der Oper zu nehmen. Es ſey im Pompadourgeſchmack, eben ſo die Möbel. Im Hintergrunde, das von der Jalouſie verſchloſſene Fenſter.

Erſter Aufzug.

Straße in Sevilla. Alle Fenſter ſind vergittert. Rechts vom Zuſchauer das vorſpringende Haus des Doktors.

Erſte Scene.

Der Graf, allein,
im weiten braunen Mantel, mit breitem Hute. Er zieht im Auf- und Abgehen ſeine Uhr auf.

Es iſt früher als ich dachte — und es kann noch lange dauern, bis ſie ſich hinter der Jalouſie bemerkbar machen wird. Wenn gleich! ich will lieber zu früh hier ſeyn, als den Augenblick verſäumen, wo ich mir ihren holden Anblick erhaſchen könnte. Ha! wenn doch irgend ein galantes Herrchen am Hofe es ahnte, daß ich hier, 100 Stunden von Madrid, jeden Morgen unter den Fenſtern einer Schönen feſtgebannt bin, die ich noch nicht einmal geſprochen habe! — wahrhaftig, man müßte mich für einen Spanier der Vorzeit halten — denn in unſern Tagen iſt ſolche ritterliche Galanterie längſt zum Mährchen geworden. — Doch weßhalb? Läuft nicht Jeder dem Glücke nach? Das Meinige ruht in Roſinens Herzen. — Aber wie thöricht! um eines Weibes willen nach Sevilla zu reiſen, während Madrid und der Hof ſolche Luſt ſo leicht und im vollen Maße bieten? — Allein das trieb mich eben fort. Ich bin der Siege überdrüſſig, die uns der leidige Vortheil, die Convenienz oder die Eitelkeit unaufhörlich bereiten. Es iſt ſo hold, um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden! und wenn es mir gelänge in dieſer Verkleidung — doch wer kommt da! Zum Teufel der Störer!

(der Graf verſteckt ſich.)

Zweite Scene.

Graf verſteckt. **Figaro** Guitarre ſpielend und trällernd.

Verſcheuchet die Laſt,
Die uns erdruckt;
Der Wein iſt ein Gaſt,
Der uns entzückt;
Wie muſſen ſich quälen
Die durſtigen Seelen;
Ich bin mir's bewußt:
Ohne Wein keine Luſt!

So weit hätt' ich's richtig zu Stande gebracht, und das iſt noch dazu gar nicht ubel! wenn's nur ſchon fertig wäre!

Ohne Wein keine Luſt,
Drum Nichtsthun und Wein
Bekämpfen mein Herz —

Bekämpfen? das ſcheint mir nicht der richtige Ausdruck. — Sie kämpfen nicht darum, ſondern ſie herrſchen darin äußerſt friedfertig. Alſo —

Nichtsthun und Wein
Beherrſchen mein Herz!

Kann man dies wohl ſagen? Je nun, auf dem Theater hört man oft noch andere Texte ſingen; was heut zu Tage zu ſchlecht iſt, um geſagt zu werden, wird componirt.

(er ſingt.)

Nichtsthun und Wein
Beherrſchen mein Herz —

Ich möchte gern mit etwas recht Schönem ſchließen, mit etwas Brillantem, in die Augen ſpringendem, was wenigſtens ausſieht wie ein Gedanke —

(er ſchreibt knieend, indem er vor ſich ſingt.)

Beherrſchen mein Herz —
Sie ſchläfern mich ein,
Und bannen den Schmerz!

O nicht doch — das iſt platt! So darf's nicht ausgehen — da brauche ich etwas Pikantes — etwa! —

Ohne Wein — keine Luſt!
Drum Reben und Lieder
In ſel'gem Verein!
Dem Trinken und Singen,
Will ſtets ich mich weih'n!

So mag's noch geh'n! Wenn das Accompagnement erſt dazu kommen wird, ſo macht ſich's und dann will ich ſehen, was die Herren Tonangeber dagegen ausrichten können — (er erblickt den Grafen) Doch wer kommt? Ich glaube wahrhaftig dieſen Abbé ſchon irgendwo geſehen zu haben —

(ſteht auf.)

Graf.

(bei Seite.)

Der Menſch iſt mir nicht unbekannt.

Figaro.

Das iſt kein Abbé! dieſe ſtolze und edle Miene —

Graf.

Dieſe groteske Geſtalt —

Figaro.

Ich irre nicht — das iſt Graf Almaviva.

Graf.

Ich glaube, das iſt der Spitzbube Figaro.

Figaro.

Richtig — er ſelbſt — gnädiger Herr —

Graf.

Schurke! wenn Du ein Wort ſprichſt —

Figaro.

Ja — jetzt iſt kein Zweifel mehr, dies ſind die vertraulichen Beweiſe Ihrer Gnade, mit welcher Sie mich immer beehrt haben.

Graf.

Ich erkannte Dich in der That nicht. Du biſt dick und fett geworden.

Figaro.

Da iſt mein Elend daran ſchuld —

Graf.

Armer Burſche! Doch was treibſt Du hier in Sevilla? Ich hatte Dich ja zu einer Anſtellung empfohlen.

Figaro.

Die ich auch wirklich erhielt, — und meine Dankbarkeit gnädigſter Herr —

Graf.

St! nenne mich Lindor. Siehſt Du denn nicht an meiner Verkleidung, daß ich unerkannt bleiben will?

Figaro.

Ich entferne mich —

Graf.

O nicht doch! Ich warte hier auf etwas; und zwei, die mit einander ſprechen, erregen weniger Verdacht, als einer, der allein auf- und abgeht. Alſo — laß uns ſo thun, als plauderten wir angelegentlich mit einander. Nun? und jene Anſtellung? —

Figaro.

Der Miniſter hatte die Gnade, mich auf die Empfehlung Ew. Excellenz ſogleich zum Apothekerlehrling ernennen zu laſſen —

Graf.

In den Spitälern der Armen?

Figaro.

Nein; ſondern in den Geſtüten von Andaluſien —

Graf (lachend).

Ein ſchönes Debüt!

Figaro.

Und doch — der Poſten war nicht ſo übel; ich benützte meinen Wirkungskreis, auch im Nothfalle den Menſchen wirkſame Roßarzneien zu verkaufen.

Graf.

Und ſo tödteteſt Du die Unterthanen des Königs!

Figaro.

Ach was! es gibt keine Univerſalheilmittel: manchmal kurirte ich denn doch Galicier, Catalonier, Auvergnaten und andere Roßnaturen.

Graf.

Aber warum quittirteſt Du?

Figaro.

Ich — quittirt? Keineswegs? — ich wurde entlaſſen — man verläumdete mich bei der Behörde —

„Der böſe Neid mit bleichem Antlitz ſchlich —“

Graf.

Ich bitte Dich um Gotteswillen, Freund! Höre auf! Machſt Du denn auch Verſe? Ich ſah Dich vorhin ſingend auf Deinen Knien kritzeln —

Figaro.

Das iſt eben die Urſache meines Unglücks, Excellenz. Als man dem Miniſter hinterbracht hatte, daß ich — ich darf es wohl ohne Unbeſcheidenheit ſagen — ſehr artige poetiſche Sträuße an Daphnen und andere Nymphen dichtete, Räthſel und Theaterkritiken in die Journale ſchickte — mit einem Worte — als der Miniſter hörte, daß ich bei lebendigem Leibe gedruckt wurde, da nahm er die Sache tragiſch und entfernte mich von meinem Amte, mit dem Beiſatze, daß die Schriftſtellerei ſich mit den Berufsgeſchäften nun einmal durchaus nicht vertrage.

Graf.

Herrlich geurtheilt! Aber machteſt Du ihnen denn nicht begreiflich —?

Figaro.

Ich war froh, daß das Ganze bald vergeſſen wurde, denn ich bin überzeugt, daß ein Mächtiger uns immer ſchon Gnade erweist, wenn er uns nichts Böſes zufügt.

Graf.

Du verſchweigſt mir da gewiß etwas; denn ich erinnere mich, daß Du in meinen Dienſten ein ziemlich ſchlechtes Subjekt warſt.

Figaro.

Guter Gott, man will ſtets, daß ſolch ein armer Teufel, wie ich, gar keine Fehler haben ſoll —

Graf.

Du warſt träge, liederlich —

Figaro.

Nach dem, was man Alles von einem Bedienten fordert, werden Ew. Excellenz gewiß wenig Herren kennen, die es werth wären, ihre eigenen Domeſtiken zu ſeyn.

Graf (lacht).

Nicht übel! Und nach dem Abſchiede haſt Du Dich alſo hieher zurückgezogen?

Figaro.

O nein, nicht ſogleich —

Graf.

(einfallend.)

Halt! — ich glaubte ſie zu ſehen — nichts — fahre fort, ich höre wieder zu —

Figaro.

Wie ich wieder in Madrid war, wollte ich mich auf's Neue als Dichter verſuchen, und das Theater ſchien mir ein würdiger Kampfplatz, um friſche Lorbeeren zu erringen —

Graf.

Ach — verſchone mich damit!

Figaro.

(während er ſpricht, blickt der Graf ſtets geſpannt nach der Jalouſie.)

Ich weiß in der That nicht, warum ich mir nicht den größten Beifall zuwege brachte, da ich doch das Parterre mit den allervortrefflichſten Kräften verſehen hatte. Meine Claqueurs hatten Hände wie die Fußſohlen eines Elephanten; Handſchuhe zu tragen hatte ich verboten, ebenſo Stöcke, kurz Alles, was nur einen dumpfen Lärm hervorbringt, und auf Ehre — vor dem Aufziehen des Vorhangs ſchienen die Kaffee- und Weinhäuſer die beſte Abſicht für mich zu hegen. Aber was iſt das Alles gegen die Kabale —

Graf.

Die Kabale alſo ſtürzte den ſtolzen Autor —

Figaro.

Wie jeden Andern, ſo ging es mir auch, und warum nicht? Sie haben mich echt militäriſch mit Trommeln und Pfeifen zu Grabe getragen, wenn ich aber jemals wieder in den Fall käme —

Graf.

So wollteſt Du Dich durch Langeweile an ihnen rächen — nicht wahr?

Figaro.

Das trage ich dem Publikum bis an mein Ende nach —

Graf.

Deine luſtige Erbitterung macht mir Spaß. Aber Du haſt mir noch nicht geſagt, was Dich von Madrid eigentlich fortgetrieben hat.

Figaro.

Mein guter Engel, Excellenz, der mich hier ſo glücklich meinen gnädigen Herrn wieder finden ließ. Nachdem ich eingeſehen, daß in Madrid die Republik der Wiſſenſchaften von den Wölfen verwaltet wird, die ſtets mordbegierig einander gegenüberſtehen; nachdem ich ferner beobachtet hatte, daß dieſe tolle Wuth nur dem Gelächter und der Verachtung preis gibt, und daß alle jene Inſekten, die ſich wie Muskitos und Stechfliegen in die Haut der unglücklichen Schriftſteller einniſten, als da ſind: Recenſenten, Neider aller Art, Tagblattſchreiber, Buchhändler und Cenſoren, die Armen zerſtechen und ihnen vollends die ſchwache Lebenskraft ausſaugen, da ward ich überdrüſſig zu ſchriftſtellern und ſah mich plötzlich ſchaudernd mit vielen Schulden beſchwert aber vom Gelde ſehr erleichtert. Ich erkannte, daß der erkleckliche Erwerb des Scheermeſſers den eiteln Ehren der Feder ſehr vorzuziehen ſey; ich verließ Madrid; mein Ränzchen auf dem Rücken, durchwanderte ich als philoſophiſcher Reiſender beide Caſtilien, die Mancha, Eſtramadura, die Sierra Morena und Andaluſien; hier gut aufgenommen, dort manchmal eingeſperrt, aber immer den Kopf oben, ſtets über den Ereigniſſen erhaben, die mich treffen konnten; von dieſen gelobt, von jenen getadelt. Bei gutem Winde ſegelte ich weiter, die Stürme ließ ich über mir hinwegwehen, Thoren verſpottete ich, ſchlechten Lumpen bot ich die Spitze; über meinen Unſtern lachte ich zuweilen, aber alle Welt ſeifte ich ein, und ſo kam ich, barbierend und philoſophirend hieher nach Sevilla, wo ich mich etablirte und nun wieder Ew. Excellenz dienen will, wie und wo Sie mich zu brauchen gedenken —

Graf.

Wer hat Dich dieſe heitere Philoſophie gelehrt?

Figaro.

Mein beſtändiges Unglück. Ich lache ſchnell über Alles, was mir begegnet, weil ich beſorge, ſpäter vielleicht darüber weinen zu müſſen. Aber warum ſehen Sie denn immer nach jener Seite?

Graf.

Fort — ſchnell fort!

Figaro.

Warum?

Graf.

So komm doch — Du verdirbſt Alles.

(ſie verbergen ſich.)

Dritte Scene.

Bartholo und Roſine.

(Oeffnen die Jalouſie und erſcheinen am Fenſter.)

Roſine.

Ach, wie angenehm iſt's doch einmal friſche Luft zu ſchöpfen. Dieſe Jalouſie öffnen Sie ſo ſelten.

Bartholo.

Welch ein Papier hältſt Du da?

Roſine.

Es iſt ein Liedchen aus der unnützen Vorſicht, das mein Muſikmeiſter mir geſtern gegeben hat.

Bartholo.

Was iſt das für eine unnütze Vorſicht?

Roſine.

Es iſt der Titel einer neuen Comödie —

Bartholo.

Wahrſcheinlich ſo ein neues dummes Zeug — wie ſie es jetzt machen —

Roſine.

Ich kenne es nicht.

Bartholo.

Die Journale werden es uns ſchon mittheilen! O barbariſches Jahrhundert!

Roſine.

Sie ſchimpfen immer auf unſer armes Jahrhundert —

Bartholo.

Bitte mir's nicht übel zu nehmen. Was hat es aber hervorgebracht, um Lob dafür zu verdienen? Narrheiten aller Art: ſogenannte Gedankenfreiheit, Magnetismus, Electricität, Toleranz, Pockenimpfung, Chinarinde, das Wurſtgift, die Sehereien und zuletzt noch gar die neue Dichterſchule —

Roſine.

(läßt das Papier fallen.)

Ach, mein ſchönes Lied, da iſt es hinuntergefallen, während ich Ihnen aufmerkſam zuhörte. So eilen Sie doch, es mir zu holen, ſonſt komme ich darum —

Bartholo.

Beim Teufel! Warum hielten Sie's nicht beſſer?

(ab.)

Roſine.

(Sieht ihm nach und winkt dann in die Straße.)

P'ſt! P'ſt! (der Graf erſcheint.) Heben Sie's ſchnell auf und eilen Sie fort!

(Der Graf thut es, ab.)

Bartholo.

(Suchend aus dem Hauſe.)

Wo iſt es denn? ich ſehe nichts —

Roſine.

Unter dem Balcon! dort an der Mauer —

Bartholo.

Das iſt eine ſchöne Commiſſion! Es wird wohl Jemand vorbeigegangen ſeyn —

Roſine.

Ich habe Niemand geſehen —

Bartholo (für ſich).

Und ich Thor, der ich es hier ſuche! Bartholo, du biſt ein Narr, mein Freund! das ſoll dich lehren, nie wieder eine Jalouſie nach der Straße hin zu öffnen.

Roſine (für ſich).

Meine Entſchuldigung iſt in meinem Unglück begründet, allein, eingeſchloſſen, den Verfolgungen eines verhaßten Mannes ausgeſetzt — iſt das Anſtreben gegen dieſe Feſſeln wohl ein Verbrechen zu nennen?

Bartholo (wieder oben).

Folge mir jetzt Roſine; ich ſelbſt bin Schuld daran, daß Du das Liedchen verloren haſt; aber ich ſchwör's, das ſoll ſich nicht wieder ereignen!

(Er ſchließt die Jalouſie hörbar mit einem Schlüſſel.)

Siebente Scene.

Graf. Figaro.

(Vorſichtig hervorſchleichend.)

Graf.

Da ſie jetzt fort ſind, wollen wir mit Muße dieſes Zettelchen unterſuchen. Gewiß ſteckt etwas Geheimes dahinter. Richtig, es iſt ein Billet von ihr!

Figaro.

Und da fragte der alte Doktor noch, was die unnütze Vorſicht ſey?

Graf.

(lieſt haſtig.)

„Ihr Bemühen, ſich mir bemerkbar zu machen, erregt meine Neugierde; ſobald mein Vormund ausgegangen ſeyn wird, ſingen Sie gleichgültig nach dieſer bekannten Melodie einige Worte, die mich von Namen, Stand und Abſicht desjenigen unterrichten, der ſich ſo ernſtlich anzunehmen ſcheint der unglücklichen

Roſine.

Figaro.

(Roſinens Stimme copirend.)

Mein Liedchen iſt hinabgefallen, ſo eilen Sie doch, es mir zu holen. (er lacht.) Ha ha ha! o über die Weiber! Wer die liebe Einfalt ſelbſt zur Liſtigſten machen will, der darf ſie nur einſperren.

Graf.

Geliebtes Mädchen!

Figaro.

Gnädiger Herr, jetzt bin ich nicht mehr im Zweifel über Ihr Incognito; Sie lieben hier in der Perſpektive!

Graf.

Du weißt nun Alles — wenn Du aber plauderſt —

Figaro.

Ich! plaudern! Ich werde wahrhaftig nicht um Sie zu beruhigen, große Phraſen von Ehre und Ergebenheit verſchwenden, mit denen man jetzt ſo freigebig iſt; ich brauche nichts weiter zu ſagen, als: mein eigener Vortheil bürge Ihnen für mich; auf dieſe Wage legen Sie Alles und —

Graf.

Schon gut. So höre denn, daß ich vor ſechs Monaten im Prado einem Mädchen begegnete — ſo ſchön! — doch Du haſt ſie ja geſehen. Vergebens ließ ich ihr in ganz Madrid nachſpüren und erſt vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ſie Roſine heiße, von edler Herkunft ſey, früh verwaist und nun die Gattin eines alten Arztes dieſer Stadt, des Doktors Bartholo.

Figaro.

Ein Paradies-Vogel, in der That, doch ſchwer zu fangen. Wer aber ſagte Ihnen, daß ſie die Gattin des Doktors ſey?

Graf.

Alle Welt —

Figaro.

Das iſt ein Mährchen, das er ſelbſt bei ſeiner Ankunft in Sevilla erdichtet hat, um ſich die Nachſteller vom Leibe zu halten. Roſine iſt bis jetzt nur noch ſeine Mündel — vielleicht aber bald —

Graf (lebhaft).

Nein, ſage ich Dir! Glückliche Neuigkeit! Ich war ſchon feſt entſchloſſen, in unfruchtbare Klagen auszubrechen, und nun iſt ſie noch frei! Kein Augenblick darf verloren werden; ſie wird mich lieben und dann durch mich dem unwürdigen Verhältniſſe, das ſie feſſeln ſoll, entriſſen werden. Kennſt du ihren Vormund?

Figaro.

Wie meine leibliche Mutter.

Graf.

Welch ein Mann iſt es?

Figaro (raſch).

So ein ganz hübſcher, dicker, kurzer, noch ziemlich junger Greis, doch ſchon etwas apfelſchimmelig, dabei liſtig, verſchmitzt, eitel, der ſtets ſpäht und ſchleicht, und wittert und horcht, und dann keift und brummt, Alles zu ſeiner Zeit.

Graf.

(ungeduldig.)

Ich hab' ihn ja geſehen — ſeinen Charakter meine ich.

Figaro.

Plump, grob, geizig, dabei verliebt und eiferſüchtig auf's Aeußerſte, ſeine Mündel haßt ihn zum Sterben.

Graf.

Und welche Mittel, zu gefallen, hat er?

Figaro.

Keine — ſo viel ich weiß —

Graf.

Deſto beſſer. Seine Rechtlichkeit?

Figaro.

Reicht gerade hin, ihn vom Galgen loszukaufen —

Graf.

Herrlich! Hier heißt es einen Spitzbuben beſtrafen und ſein eigenes Glück begründen —

Figaro.

Oder mit andern Worten: dem Gemeinwohl dienen und ſich ſelbſt dabei nicht vergeſſen. In der That ein Meiſterſtück von Moral, gnädiger Herr! ganz ſo, wie man es in dieſer Zeit des Egoismus ſo gern hat —

Graf.

Du ſagteſt vorhin, daß er aus Furcht vor Liebhabern ſeine Thür ſtets verſchließe?

Figaro.

Vor einem Jeden; und könnte er ſie vernageln und kalfatern — ſo thäte er's.

Graf.

Das iſt ſchlimm. Würdeſt Du z. B. eingelaſſen?

Figaro.

Das verſteht ſich; Ich! das iſt etwas Anderes. Primo, das Haus, wo ich wohne, gehört dem Doktor, dem ich Notabene nichts dafür bezahle —

Graf.

So, ſo!

Figaro.

Ja. Aus Dankbarkeit verſpreche ich ihm alljährlich zehn Carolin dafür.

Graf.

(ungeduldig.)

Schwätzer! Du wohnſt alſo bei ihm zur Miethe.

Figaro.

Weit mehr noch; ich bin ſein Barbier, ſein Chirurg, ſein Apotheker, ſein Friſeur ſogar; ich darf daher mit Recht behaupten, daß Niemanden im Hauſe ein Haar gekrümmt werden darf, wobei ich nicht meine Hand im Spiele habe —

Graf.

(ihn umarmend.)

Figaro, mein Freund, Du wirſt mein guter Engel, mein Retter, mein Schutzgeiſt werden.

Figaro.

Wetter! wie ſolche Nutzanwendung doch ſo ſchnell die Extreme näher bringt. Ja, ja, was iſt die Leidenſchaft!

Graf.

Glücklicher Figaro, Du wirſt meine Roſine ſehen! Du wirſt ſie ſehen! Faſſeſt Du das Glück?

Figaro.

Wie ſolch ein Verliebter ſpricht! Bete ich ſie denn an? Ich wollte, daß Sie an meiner Stelle ſeyn könnten.

Graf.

Ja, wenn ſie unbewacht wäre —

Figaro.

Ich denke ſo eben darüber nach, wie es ſich bewerkſtelligen ließe —

Graf.

Und wär's nur für einen Tag —

Figaro.

Indem man den Leuten ihr eigenes Intereſſe nahe legt, verhindert man ſie, dem Intereſſe Anderer zu ſchaden —

Graf.

Gut — doch wie verſtehſt Du das?

Figaro

(nachdenkend).

Ich ſinne ſo eben nach, ob die Apothekerkunſt nicht irgend ein unſchuldiges Mittelchen böte —

Graf.

Böſewicht!

Figaro.

O bei Leibe, nichts Schädliches. Sie brauchen mich Alle im Hauſe, und da handelte ſich's nur darum, ſie mit einander zu kuriren —

Graf.

Aber der Doktor könnte Argwohn ſchöpfen —

Figaro.

Darum muß alles ſo raſch gehen, daß der Argwohn gar nicht aufkommen kann. Doch da fällt mir etwas anderes ein! Das Regiment Infant trifft heute hier ein —

Graf.

Ich kenne den Oberſten gut —

Figaro.

Vortrefflich! Sie ſtecken ſich in eine Uniform, und erſcheinen im Hauſe des Doktors mit einem Quartierbillet. Da wird er Sie wohl aufnehmen müſſen — und für das Uebrige laſſen Sie mich dann ſorgen —

Graf.

O herrlich! —

Figaro.

Es wäre ſogar nicht übel, wenn Sie eine kleine Weinlaune hätten —

Graf.

Und wozu?

Figaro.

Um ihn leichter unter dieſer Maske zu betrugen —

Graf.

Ich verſtehe Dich nicht —

Figaro.

Mein Gott! damit er nichts argwöhne, und viel eher glaube, daß Sie ſich nach dem Schlafe, als nach Liebesintriguen in ſeinem Hauſe ſehnen —

Graf.

Du biſt groß, Figaro!

Figaro.

Wenn Sie nur auch die ſchwierige Rolle durchführen können! Ein Kavalleriſt — etwas betrunken — verſtehen Sie?

Graf.

Du ſcherzeſt wohl! (Im rechten Tone.) Iſt nicht hier das Haus des Doktor Bartholo, guter Freund?

Figaro.

Nicht übel, in der That. Doch ſind Ihre Beine noch ein wenig zu nüchtern — ſehen Sie! etwa ſo: (etwas übertrieben) Iſt nicht hier das Haus —

Graf.

Pfui, das iſt die Trunkenheit des Pöbels —

Figaro.

Das, gnädiger Herr, iſt eben die rechte — das iſt die der Luſt und des Genuſſes —

Graf.

Still! man öffnet die Thür —

Figaro.

Hier iſt unſer Doktor; ſchnell bei Seite, bis er fort iſt —

(Sie verbergen ſich.)

Fünfte Scene.

Bartholo.

(In's Haus zurückſprechend.)

Ich komme im Augenblick wieder; man laſſe Niemand ein. Wie dumm war ich, daß ich vorhin ihren Willen that; ſobald ſie um etwas bittet, muß ich doppelt auf meiner Huth ſeyn. Baſilio kommt noch immer nicht — und ich hatte ihm doch aufgetragen, Alles zu meiner morgigen Hochzeit ganz im Stillen vorzubereiten. Ich muß jetzt nur ſelbſt zuſehen, was ihm widerfahren iſt. (Ab.)

Sechste Scene.

Graf. Figaro.

Graf.

Habe ich denn recht gehört, Figaro? Morgen ſchon will er Roſine heirathen?

Figaro.

Gnädiger Herr, die Schwierigkeit unſeres Vorhabens fordert uns auf, ſo raſch als möglich an's Werk zu gehen —

Graf.

Wer iſt jener Baſilio, der ſich bei der Vermählung brauchen läßt?

Figaro.

Ein armer Tropf, welcher Donna Roſina Muſikunterricht ertheilt. Er iſt ein muſikaliſcher Narr, wie es deren Viele gibt, dabei ein geiziger Spitzbube, der einen blanken Thaler knieend anbeten könnte. O, mit dem läßt ſich's ſchon fertig werden — doch da iſt ſie — dort —

Graf.

Wo?

Figaro.

Hinter der Jalouſie — aber ſehen Sie nicht hin — ich bitte Sie —

Graf.

Weshalb?

Figaro.

Sie ſchreibt, und an Sie! Singen wir etwas Gleichgultiges — ſo als ob wir ſängen, blos um zu ſingen. — Meiner Treu! Nach der Melodie, die ſie vorhin herunterwarf —

Graf.

Da ich, ohne von ihr gekannt zu ſeyn, ſie ſchon zu intereſſiren wußte, ſo will ich den einmal angenommenen Namen Lindor behalten. Mein Sieg ſcheint mir nur reizender dadurch zu werden. (Er entfaltet das Papier, welches Roſine früher herabwarf.) Wie ſoll ich aber hiernach ſingen, wie Verſe machen? Ich kann Beides nicht.

Figaro.

Singen Sie Alles, was Ihnen einfallen wird, gleichviel! Ein verliebtes Mädchen iſt ſicherlich kein ſtrenger Kritiker – hier — nehmen Sie meine Guitarre —

Graf.

Was ſoll ich damit — ich ſpiele ſo ſchlecht —

Figaro.

Kann ein ſo vornehmer Kavalier wohl etwas ſchlecht machen? Nur zu — mit der Hand über die Saiten gefahren — from! from! Ohne Guitarre wird in Sevilla nicht geſungen — man würde bald den Fremden heraushaben und Alles entdecken —

Graf.

Spiele und ſinge Du — ich will Dir ſouffliren! —

(Sie ſtellen ſich unter den Balkon.)

Figaro

(ſingt, der Graf ſcheint ihm zuzuflüſtern).

Erſtes Couplet.

Du willſt es, ihn ſoll ich Dir nennen,
Der Dir genaht mit ſtolzem Liebesſinn,
Doch muß ich Dir es hier bekennen,
Mit ſeinem Namen — fließt der Zauber hin.

Figaro.

Herrlich! Nur weiter — Sie machen ja köſtliche Verſe, gnädiger Herr!

Zweites Couplet.

Ich heiße Lindor, bin von niederm Stande,
Mir fiel vom Himmel nur ein kleines Loos;
O wär' ich hochgeehrt in dieſem Lande,
Ich ſenkte Macht und Glanz in Deinen Schooß.

Figaro.

Wahrhaftig! ich mache keine beſſeren Verſe und bilde mir doch etwas darauf ein.

Drittes Couplet.

D'rum kann ich jetzt nur meine Liebe klagen,
Die Hoffnung der Erhörung weilet fern;
Dich ſeh'n, ſey meine Luſt in ſchönen Tagen,
Für jetzt ſchon ſelig — hörteſt Du mich gern! —

Figaro.

Nein, das iſt zu ſchön — dafür muß ich Ihnen —

(Er küßt den Mantel des Grafen.)

Graf.

Figaro!

Figaro.

Excellenz!

Graf.

Glaubſt Du, daß man uns gehört hat?

Roſine

(von innen, ſingend.)

Mich trügte nicht die ahnungsvolle Luſt,
Ein zärtlich Herz trägt Lindor in der Bruſt —
Und Gegenliebe zoll' ich ihm für's Leben —

(Man hört ein Fenſter heftig zumachen.)

Figaro.

Glauben Sie jetzt, daß man uns gehört hat?

Graf.

Sie machte das Fenſter zu; wahrſcheinlich wurde ſie geſtört.

Figaro.

Das arme Mädchen — wie ihr die Stimme zitterte! Die iſt gefangen, gnädiger Herr!

Graf.

Sie bediente ſich deſſelben Mittels, das ſie mir angab.

(Wiederholt die Verſe.)

Mich trügte nicht die ahnungsvolle Luſt,
Ein zärtlich Herz trägt Lindor in der Bruſt —
Und Gegenliebe zoll' ich ihm für's Leben —

Graf.

Wie zärtlich — und dabei doch wie pikant —

Figaro.

Wie liſtig und dabei doch — wie verliebt.

Graf.

Glaubſt Du, daß ſie mein wird, Figaro?

Figaro.

Sie würde eher durch die Jalouſie entfliehen —

Graf.

Das Loos iſt geworfen — ich gehöre ihr — für's Leben!

Figaro.

Warum das jetzt, Excellenz? Sie vergeſſen, daß ſie Sie nicht mehr hört —

Graf.

Herr Figaro! Dir habe ich nur ein Wort zu ſagen: Laſſe Deine Anſpielungen! Roſine wird meine Gattin! und wenn Du meinen Plan unterſtützeſt, und vor Allem nicht meinen Namen ausplauderſt — doch Du verſtehſt mich ſchon — Du kennſt mich ja —

Figaro.

Vollkommen, Excellenz! Allons Figaro, mein Sohn! fliege dem Glück entgegen!

Graf.

Jetzt aber fort von hier, damit wir keinen Argwohn erregen.

Figaro (raſch).

Ich eile zum Doktor, und mit Hilfe meiner Kunſt will ich wie mit einem Zauberſchlage den Argus einſchläfern, aber die Liebe zur Wachſamkeit ſpornen, die Eiferſucht irre führen und die Kabale untergraben, kurz, alle Hinderniſſe beſiegen. Sie aber, Herr Graf, eilen in meine Wohnung. — Vergeſſen Sie nicht — den Soldatenrock — das Quartierbillet und die Hauptſache: Gold in den Taſchen —

Graf.

Für wen das Gold?

Figaro (feurig).

Gold! — mein Himmel! Gold iſt die Seele des Ganzen —

Graf.

Schon gut, Figaro, ich will viel Seele mitbringen —

Figaro
(im Abgehen).

Ich ſuche Sie gleich wieder auf. —

Graf.

Figaro!

Figaro.

Zu Befehl!

Graf.

Deine Guitarre!

Figaro (zurück).

Ich vergeſſe meine Guitarre! ſo bin ich denn wirklich ganz toll — (ab).

Graf.

Deine Wohnung, Wildfang?

Figaro (zurück).

Wahrhaftig! Ich muß behext ſeyn! Mein Laden iſt nur zwei Schritte von hier, blau angemalt, kleine Fenſter in Blei gefaßt, die drei Becken in der Luft klappernd, ein Auge in der Hand, Consilio, Manuque, Figaro!

(Läuft ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Saal im Hauſe des Doktors. Das Fenſter im Hintergrunde iſt durch eine Jalouſie verſchloſſen.

Erſte Scene.

Roſine, allein.

(ein Licht in der Hand. Setzt ſich zum Tiſche und ſchreibt).

Marcelline iſt krank; alle Leute im Hauſe ſind beſchäftigt und Niemand ſieht mich ſchreiben. Ich weiß nicht, ob dieſe Mauern Augen und Ohren haben, oder ob ein böſer Geiſt meinem Argus Alles hinterbringt; allein von jedem meiner Schritte, von jedem Worte, das ich in ſeiner Abweſenheit ſpreche, iſt er ſogleich unterrichtet, und kennt meine Abſicht vollkommen. Ach, Lindor! (ſie ſiegelt das Schreiben) Ich ſiegle das Billet, ohne zu wiſſen, ob er es jemals empfangen wird. Ich ſah ihn durch die Jalouſie mit Figaro noch lange ſprechen. Figaro iſt ein guter Menſch, der mir ſchon oft ſeine Theilnahme bewieſen hat. Wenn ich ihm nur ſagen könnte —

Zweite Scene.

Roſine. Figaro.

Roſine (erſchreckt).

Ach, Herr Figaro! Wie freut es mich, daß Sie kommen —

Figaro.

Und das Befinden, Signora?

Roſine.

Nicht gut, Herr Figaro; die Langeweile bringt mich um —

Figaro.

Das glaube ich; nur die Dummen können ſie gut vertragen.

Roſine.

Mit wem ſprachen Sie heute ſo lebhaft unter meinem Fenſter? Ich konnte zwar nichts verſtehen — allein —

Figaro.

Mit einem jungen Studenten von Talent, einem Verwandten von mir; voll Geiſt und Gefühl und von ſehr anſprechender Geſtalt —

Roſine.

Sehr anſprechend, in der That — ſein Name?

Figaro.

Lindor. Er iſt leider arm; wenn er aber in Madrid geblieben wäre, ſo hätte er eine gute Stelle finden können.

Roſive (verlegen).

O, er wird ſicher eine finden, Herr Figaro, gewiß! Ein junger Mann, wie Sie ihn mir ſchildern, macht ſeinen Weg —

Figaro (für ſich).

Ganz vortrefflich! (laut) Er hat nur einen Fehler, aber einen großen, und der wird ſich ſtets ſeinem Glück in den Weg ſtellen.

Roſine.

Einen Fehler, Herr Figaro? einen Fehler, ſagen Sie? und wiſſen Sie das denn ſo beſtimmt?

Figaro.

Ach ja, er iſt verliebt.

Roſine.

Verliebt! und das nennen Sie einen Fehler?

Figaro.

Eigentlich nur in Bezug auf ſeine vereitelten Ausſichten —

Roſine.

Wie ungerecht iſt doch das Schickſal! Und hat er Ihnen wohl den Gegenſtand ſeiner Liebe genannt? Ich bin ſo kindiſch neugierig —

Figaro.

Sie, Signora, ſind die letzte, der ich eine ſolche Mittheilung vertrauen möchte —

Roſine (ſchnell).

Und warum das, Herr Figaro? o, ich bin verſchwiegen; der junge Menſch iſt Ihr Verwandter, und intereſſirt mich ſchon deshalb ungemein — darum ſagen Sie mir nur ſchnell —

Figaro
(ſie fein betrachtend).

So ſtellen Sie ſich denn ein ſchön gewachſenes, ſchlankes Mädchen vor, ſanft, zärtlich, friſch und blühend, kurz, reizend im vollen Maße; ſchönen Fuß, Taille zum Umſpannen, wundervollen Arm, Roſenmund, und Hände! Wangen! Zähne! Augen!

Roſine.

Die in Sevilla wohnt —

Figaro.

In dieſem Stadtviertel —

Roſine.

In dieſer Straße vielleicht?

Figaro.

Zwei Schritte von mir —

Roſine.

O das iſt ja herrlich — — für Ihren jungen Verwandten, den talentvollen Studenten nämlich. Und jenes Mädchen heißt?

Figaro.

Habe ich Ihnen den Namen noch nicht genannt?

Roſine (lebhaft).

Das iſt das Einzige, was Sie vergeſſen haben, Herr Figaro. So ſprechen Sie doch, aber ſchnell — wenn uns Jemand ſtörte — ſo käme ich um den Namen —

Figaro.

Wenn Sie ihn denn durchaus wiſſen wollen, Signora! Gut, jenes Mädchen iſt — eben die Mündel Ihres Vormunds —

Roſine.

Die Mündel?

Figaro.

Des Doktor Bartholo; ja Signora.

Roſine (ergriffen).

Ach, Herr Figaro, das glaube ich Ihnen nicht — wahrhaftig nicht —

Figaro.

Er brennt vor Begierde, es Ihnen ſelbſt zu ſagen —

Roſine.

Sehen Sie, wie ich erſchrocken bin, Herr Figaro —

Figaro.

Wer wird erſchrecken? das iſt ſchlecht berechnet, Signora; wenn man der Furcht vor dem Uebel nachgibt, ſo empfindet man auch ſchon das Uebel der Furcht. Uebrigens habe ich Sie bereits bis morgen von allen Ihren Hütern und Wächtern befreit —

Roſine.

Wenn er mich liebt, ſo kann er es mir nur dadurch beweiſen, daß er ſich ganz ruhig verhält. —

Figaro.

Ei, Signora, wie könnte wohl Ruhe und Liebe in demſelben Herzen wohnen? Die arme Jugend iſt ſo unglücklich heut zu Tage, daß ſie nur die entſetzliche Wahl hat: zwiſchen Liebe ohne Ruhe, oder Ruhe ohne Liebe.

Roſine
(mit geſenktem Blicke).

Ruhe ohne Liebe ſcheint mir —

Figaro.

Entſetzlich langweilig, nicht wahr? Mir iſt auch ſo, als wenn Liebe ohne Ruhe angenehmer iſt, und wenn ich ein Frauenzimmer wäre —

Roſine (zögernd).

Es geht allerdings nicht an, daß ein Mädchen es einem rechtſchaffenen jungen Menſchen verbieten könnte, ſie zu achten —

Figaro.

Und in der That achtet Sie mein junger Verwandter ganz unausſprechlich —

Roſine.

Wenn er aber irgend eine Unbeſonnenheit beginge, ſo würde er uns beide unglücklich machen —

Figaro (für ſich).

Uns unglücklich machen, verſtehe! (laut) Wenn Sie's ihm vielleicht mit einigen Zeiten ausdrücklich verbieten wollten — ſolch' ein Briefchen übt große Gewalt aus —

Roſine

(ihm den eben geſchriebenen Brief übergebend).

Es iſt nun nicht mehr Zeit, dieſes hier noch einmal abzuſchreiben, wenn Sie es ihm aber geben wollten, ſo ſagen Sie ihm zugleich — ſo ſagen Sie ihm doch —

(Sie horcht.)

Figaro.

Es iſt Niemand, Signora!

Roſine.

Daß Alles, was ich thue, nur aus Freundſchaft geſchieht.

Figaro.

Wie denn anders! Das verſteht ſich von ſelbſt. Die Liebe, ja, wenn's Liebe wäre, die zeigt ſich ſchon auf andere Weiſe —

Roſine.

Nur aus Freundſchaft, hören Sie wohl? Ich fürchte nur, daß die vielen Hinderniſſe ihn zurückſcheuchen könnten —

Figaro.

So ein Irrlicht vielleicht. Doch bedenken Sie, Signora! daß derſelbe Wind, der eine Kerze ausbläst, auch einen Scheiterhaufen anfacht, und daß wir dieſer Scheiterhaufen ſind. Mit einem Worte: er iſt ſo ganz Feuer und Flamme, daß er mich faſt auch angezündet hat — mit ſeiner Leidenſchaft — mich — der doch nur das Zuſchauen dabei hat.

Roſine.

Ich höre meinen Vormund; wenn der Sie hier fände. — Geſchwind in das Kabinet, und dann ſo leiſe als möglich davon geſchlichen.

Figaro.

Seyn Sie ruhig. (Für ſich auf den Brief zeigend.) Das hier beantwortet alle Bedenklichkeiten! —

(Ab in's Kabinet.)

Dritte Scene.

Roſine, allein.

Ich ängſtige mich, bis er aus dem Hauſe iſt. Wie gut bin ich dem wackern Figaro! das iſt ein ſehr ehrlicher Mann, und ein recht treuer Verwandter! Ach, da kommt mein Tyrann, ich will mich zur Arbeit ſetzen.

(Sie bläſt das Licht aus und ſetzt ſich zum Sticken.)

Vierte Scene.

Vorige. Bartholo.

Bartholo (zornig).

Daß die Peſt den verfluchten Banditen, den Figaro! Kann man wohl einen Augenblick ausgehen, wenn man nicht fürchlen muß —

Roſine.

Was bringt Sie ſo auf, Herr Doktor?

Bartholo.

Der Schurke von Barbier hat mit einem Streich mein ganzes Haus umgekehrt: meinem Frühauf gibt er einen Schlaftrunk, und meinem Jungmann Nieswurz ein; Marceline läßt er am Fuße zur Ader und ſelbſt meiner Mauleſelin, dem armen, blinden Thiere pappt er ein Pflaſter auf die Augen! Weil er mir hundert Thaler ſchuldig iſt, bemüht er ſich eifrig, eine große Rechnung zu bekommen. Aber er ſoll ſie mir nur bringen! — Niemand iſt nun im Vorzimmer, und man kommt zu Dir, wie auf den Exerzierplatz —

Roſine.

Und wer könnte wohl zu mir kommen, außer Ihnen, mein Herr?

Bartholo.

Ich will lieber ohne Urſache vorſichtig ſeyn, als ohne Vorſicht mich preisgeben; Alles wimmelt in Sevilla von kühnen unternehmenden Abenteurern. Hat man nicht erſt dieſen Morgen Dein Liedchen wie Nichts weggeſchnappt, während ich nur die Treppe hinabſtieg? — O — ich weiß ſchon, was ich weiß —

Roſine.

Wer wird denn Alles ſo wichtig nehmen! der Wind konnte ja das Papier verweht, der erſte beſte es aufgehoben haben —

Bartholo.

Der Wind, der erſte beſte! Es gibt gar keinen Wind, gar keinen erſten beſten in der Welt; ſondern es iſt immer einer, der daſteht und aufpaßt, um Papiere zu holen, die eine junge Frau ſo ganz *zufällig* aus dem Fenſter zu werfen ſcheint —

Roſine.

Scheint Signor?

Bartholo.

Ja — ſcheint — Signora —

Roſine (für ſich).

O der abſcheuliche Alte! —

Bartholo.

Das ſoll aber nicht wieder geſchehen, denn ich will dieſe Jalouſie mit Eiſenſtäben verſehen laſſen.

Roſine.

Warum laſſen Sie nicht lieber die Fenſter zumauern? Vom Kerker zur Gruft iſt der Unterſchied nicht ſo groß —

Bartholo.

Was die Fenſter nach der Straße betrifft, ſo dürfte dieſer Wink vielleicht nicht ſo ganz unbeachtet bleiben. Der Barbier iſt doch nicht etwa bei Dir geweſen, während ich nicht zu Hauſe war?

Roſine.

Macht Sie der auch unruhig?

Bartholo.

Ganz ſo wie jeder Andere.

Roſine.

Sehr aufrichtig!

Bartholo.

Ja, ja, man ſchenke den Leuten nur ſein Vertrauen, ſo wird man bald ein liebes Weibchen im Hauſe haben, das geneigt iſt zum Betrügen, gute Freunde, um ſie uns wegzuhaſchen, und wackere Diener, die ihnen dabei Hilfe leiſten.

Roſine.

Wie? Sie glauben nicht einmal, daß unſere Grundſätze ausreichen, um der Verführungskraft des Herrn Figaro widerſtehen zu können?

Bartholo.

Wer begriffe wohl die Launen der Weiber? Wie viele kannte ich in meinem Leben, ſolche Tugendhafte nach Grundſätzen —

Roſine (erzürnt).

Aber Signor, wenn man nur ein Mann zu ſeyn braucht, um uns zu gefallen; warum mißfallen Sie mir denn ſo ganz und gar?

Bartholo (überraſcht).

Warum? — warum? — Aber Du antworteteſt vorhin nicht, als ich Dich wegen des Barbiers fragte —

Roſine (empört).

Nun ja, der Barbier war bei mir, ich habe ihn geſprochen; ich ſage Ihnen ſogar, daß ich ihn ſehr liebenswürdig gefunden, und ſollten Sie ſelbſt darüber vor Zorn und Galle berſten!

(Ab.)

Fünfte Scene.

Bartholo, allein.

O über die Spitzbuben! Die Hunde von Bedienten! Frühauf! Jungmann! Verdammter Frühauf!

Sechste Scene.

Bartholo. Frühauf,
(gähnend, faſt im Schlafe).

Frühauf.

Ah — ha — ha — aah!

Bartholo.

Wo warſt Du, Kerl, als der Barbier hier herein kam?

Frühauf.

Signor — ich wa — a — ah — r — ah!

Bartholo.

Wahrſcheinlich auf einem Spitzbubenſtreich ausgeweſen — wie hätteſt Du ihn denn ſonſt nicht geſehen?

Frühauf.

Ja wohl ſah ich ihn; er fand mich ſehr krank, wie er ſagte; und das mußte wohl wahr ſeyn, denn ich fühlte ſogleich eine ſolche Schwere in allen Gliedern — ah — aah — ah!

Bartholo
(ihm nachſpottend).

Du Eſel! Wo iſt denn aber der Taugenichts von Jungmann? Solch' einem armen Burſchen ohne mein Recept Medicin zu geben! O, da ſteckt auch noch etwas Beſonderes dahinter. —

Siebente Scene.

Vorige. Jungmann,
(ein Greis, mit einer Krücke, immer nieſend).

Frühauf (gähnend).

Da iſt Jungmann —

Bartholo.

So nieſe Du und der Teufel!

Jungmann.

Das iſt nun ſchon zum fünfzigſten — Ah — ah — fünfzigſten Mal in einer Minute — (nieſt) ich bin wie gerädert an allen Gliedern —

Bartholo.

Ich fragte Euch beide, ob Jemand zu Roſinen gekommen iſt, und Ihr ſagtet mir nicht, daß dieſer Barbier —

Frühauf
(immer gähnend).

Iſt denn der Herr Figaro Jemand?

Bartholo.

Ich wollte wetten, daß die Spitzbuben ſich unter einander verſtehen —

Frühauf
(in Weinen ausbrechend).

Ich — mich verſtehen —

Jungmann (nieſend).

Aber, Herr Doktor — es gibt ei — eine Juſtiz im Lande.

Bartholo.

Juſtiz! Ja, aber nicht für Euch ordinäres Geſindel — ich bin Euer Herr — und darum bin ich ſtets im Rechte —

Jungmann.

Wenn ſich aber (nieſt) die Sache ſo verhält —

Bartholo.

Wenn ſich aber die Sache ſo verhält! Wenn ich nicht will, daß ſie ſich ſo verhalte, dann verhält ſie ſich auch nicht ſo. Man dürfte nur allen ſolchen Hallunken ihr Recht einräumen, und man würde bald ſehen, wie es mit der Welt ſtände.

Jungmann (nieſt).

Da will ich lieber meinen Abſchied gleich nehmen, denn ein ſo entſetzlicher Dienſt iſt ärger als die Hölle —

Frühauf (weint).

Ein ehrlicher armer Schlucker wird wie ein Hund behandelt.

Bartholo.

So packe Dich denn fort, ehrlicher, armer Schlucker! (ſie nachahmend) Der eine nieſt und der andere gähnt mich an.

Jungmann.

Ach, ich ſchwöre es, Signor, daß ohne Signora Roſina es nicht möglich wäre, im Hauſe zu bleiben.

(Geht nieſend ab.)

Bartholo

(bitter lachend).

Und das hab' ich Alles Figaro zu danken! Aber ich weiß ſchon, wo das hinaus ſoll; der Schuft will mir meine hundert Thaler bezahlen, ohne ſeinen Beutel öffnen zu dürfen.

Achte Scene.

Bartholo. Don Baſilio, Figaro, lauſcht im Kabinet.

Bartholo.

Ach, Ihr ſeyd's, guter Don Baſilio! Kommt Ihr, um Roſine Unterricht zu ertheilen?

Baſilio.

Das iſt in dieſem Augenblick nur Nebenſache —

Bartholo.

Ich war bei Euch, Ihr waret aber nicht zu Hauſe —

Baſilio.

Ich mußte in Ihren Angelegenheiten ausgehen. Wiſſen Sie ſchon die fatale Neuigkeit?

Bartholo.

Fatal — für Euch?

Baſilio.

Nein — ſondern fatal für Sie. Der Graf Almaviva iſt hier.

Bartholo.

St! um Gotteswillen! Derſelbe, der Roſinen in Madrid nachſtellen ließ.

Baſilio.

Er wohnt auf dem großen Platz und geht alle Tage verkleidet aus.

Bartholo.

Kein Zweifel, daß ſich ſo etwas auf mich bezieht. Aber — was iſt dabei zu thun?

Baſilio.

Wär' es ein gewöhnlicher Menſch, ſo würde man wohl leicht mit ihm fertig werden können —

Bartholo.

Ja — ich verſtehe — Abends im Verſteck — mit Waffen — gepanzert —

Baſilio.

Bone Deus! wo denken Sie hin? Nein — das geht nicht; aber ihm einen ſchlimmen Handel erregen, und während es gährt und ſiedet, verläumden und die Ehre abſchneiden, wie es in der Kunſtſprache heißt — das geht — da biete ich meine Hand dazu —

Bartholo.

Das wäre ein ſeltſames Mittel, ſich den Grafen vom Halſe zu ſchaffen.

Baſilio.

Die Verläumdung, Signor? Kennen Sie ihre Wirkſamkeit nicht? Ich habe die Mächtigſten unterliegen ſehen. Glauben Sie mir: es gibt keine platte Niederträchtigkeit, nichts Verabſcheuungswürdiges, kein abgeſchmacktes Mährchen, das man nicht den Müßiggängern einer großen Stadt, mit etwas Geſchicklichkeit, aufhängen kann. Und wir beſitzen hier einige Künſtler in dieſem Fache! Zuerſt iſt es nur ein leiſes Gerücht, das am Boden hinſtreift, wie die Schwalbe vor einem Gewitter, ganz pianissimo murmelnd, aber dennoch im Stande, überall hin den giftigſten Samen auszuſtreuen. Hier hat es ein gewandter Mund aufgeſchnappt und träufelt es piano piano mit Geſchicklichkeit in gern zuhörende Ohren. Nun iſt das Uebel da, es keimt, es klimmt, es rankt ſich empor, es wuchert und rauſcht rinforzando von Mund zu Munde, von Ohr zu Ohr; dann plötzlich — ohne daß man ſagen könnte, wie und woher — erblickt man die Verläumdung in ihrer ganzen Größe, wie ſie ziſcht, ſich bläht, immer wächſt vor unſern Augen. Sie ſchwingt ſich hinauf, breitet die Flugel aus, umſchwirrt uns, hüllt uns gänzlich ein, reißt uns mit ſich fort, hinab in den Abgrund, dort bricht ſie los, donnert ſchmetternd mit unerhörter Kuhnheit, und wird am Ende, Dank dem Himmel, zu einem allgemeinen Bewußtſeyn, ein öffentliches crescendo, ein fortissimo, ein univerſeller Chor der Gehäſſigkeit und Verdammniß. Und wer ſollte da wohl noch widerſtehen können? he? —

Bartholo.

Aber was für tolles Zeug ſchwatzet Ihr mir da vor, Baſilio? Und welche Beziehung findet zwiſchen meiner Lage und dieſem piano und crescendo ſtatt?

Baſilio.

Welche Beziehung? das was gewöhnlich dazu dient, einen Feind zu entfernen, muß hier angewandt werden, um ſeine Annäherung zu verhüten.

Bartholo.

Seine Annäherung? — Aber ich denke Roſine zu heirathen, ehe ſie noch erfahren haben wird, daß dieſer Graf exiſtirt.

Baſilio.

In ſolcher Lage iſt kein Augenblick zu verlieren.

Bartholo.

Und an wem liegt die Schuld, daß wir nicht weiter ſind, Baſilio? Habe ich Euch nicht beauftragt, Alles in Richtigkeit zu bringen?

Baſilio.

Das wohl; aber Sie haben mit dem Gelde geknauſert; und nach eingeführter Ordnung der Dinge ſind eine ungleiche Ehe, ein unbilliges Urtheil, ein augenſcheinlicher Machtſpruch, Diſſonanzen, welche nur das Gold vollkommen zu löſen vermag.

Bartholo

(gibt ihm Geld).

So muß ich mich denn darein ergeben; jetzt aber bringt die Sache zu Ende.

Baſilio.

Das heißt vernünftig geſprochen! Morgen ſoll Alles in Ordnung ſeyn. Sie aber müſſen heute dafür ſorgen, daß Niemand Ihrem Mündel etwas hinterbringe —

Bartholo.

Verlaßt Euch auf mich. Kommt Ihr dieſen Abend, Baſilio?

Baſilio.

Schwerlich; Ihre Heirathsgeſchichte nimmt mich heute ganz in Anſpruch. Alſo zählen Sie nicht auf mich —

Bartholo (ihn begleitend).

Euer Diener, Don Baſilio!

Baſilio.

So bleiben Sie nur, Herr Doktor, ich bitte recht ſehr.

Bartholo.

Nicht doch, es geſchieht nicht aus Höflichkeit; ich muß die Hausthür ja hinter Euch zuſchließen.

(ſie gehen ab.)

Neunte Scene.

Figaro, allein.

(Aus dem Cabinet.)

O, über ſeine lächerliche Vorſicht! Schließe nur deine Hausthür, Alter, ich will ſie dem Grafen beim Fortgehen ſchon wieder öffnen. Dieſer Baſilio iſt doch ein rechter Galgenſtrick! zum Glücke, daß er dabei ein Eſel iſt. Um in der Welt durch Verläumdung zu wirken, muß man von Stande ſeyn, Familie, Namen, Rang beſitzen; mit einem Worte Selbſtſtändigkeit haben. Aber ſolch ein Baſilio! mag er doch Böſes ſprechen, ſo viel er will, wer wird ihm glauben?

Zehnte Scene.

Figaro. Roſine.

(Herbeieilend.)

Roſine.

Wie, Sie ſind noch hier, Herr Figaro?

Figaro.

Zu Ihrem Glücke, Signora. Ihr Vormund und Ihr Muſikmeiſter glaubten ſich allein und ihre ſchönen Herzen haben ſich eben hier die offenſten Geſtändniſſe gemacht.

Roſine.

Und Sie behorchten ſie? O pfui, Herr Figaro, das iſt nicht recht —

Figaro.

Zu horchen? das iſt aber doch das einzige Mittel, wenn man die Wahrheit erfahren will. Alſo wiſſen Sie denn, daß Ihr Vormund ſich vorgenommen hat, Sie morgen ſchon zu heirathen.

Roſine.

Großer Gott!

Figaro.

Fürchten Sie nichts; wir wollen ihm ſo viel zu ſchaffen machen, daß er nicht Zeit haben ſoll, im Ernſte daran zu denken.

Roſine.

Ich höre ihn; entfernen Sie ſich über die kleine Treppe. Ach — ich ſterbe vor Angſt. —

(Figaro ſchnell ab.)

Eilfte Scene.

Roſine. Bartholo.

Roſine.

Sie hatten vorhin Beſuch, Signor?

Bartholo.

Don Baſilio, den ich aus gewiſſen Urſachen begleitet habe. Du hätteſt es vielleicht lieber geſehen, wenn es der Herr Figaro geweſen wäre?

Roſine.

Das iſt mir ſehr gleichgültig, Signor!

Bartholo.

Ich möchte nun aber wohl wiſſen, was dieſer Barbier Dir ſo Wichtiges mitzutheilen hatte?

Roſine.

Soll ich Ihnen die Wahrheit geſtehen? Er hat mit mir über Marcelinens Krankheit geſprochen; ſie ſoll recht übel ſeyn.

Bartholo.

So — Marcelinens Krankheit! — Ich wollte wetten, daß er wieder ein Briefchen zu beſtellen hatte —

Roſine.

Und von wem, wenn ich fragen darf?

Bartholo.

Hm? von wem? Von Jemand, den die Frauen niemals nennen! Was weiß ich, von wem? Vielleicht die Antwort auf das Zettelchen, das zum Fenſter hinausfiel.

Roſine (bei Seite).

Wie richtig er doch rathen kann. (laut.) Sie verdienten in der That, daß es ſo wäre. —

Bartholo.

(Beſieht Roſinens Hand.)

Und ſo iſt es auch. Du haſt geſchrieben.

Roſine

(etwas betroffen).

Es wäre ſpaßhaft, wenn Sie ſich vorgenommen hätten, mich zum Geſtändniß zu zwingen —

Bartholo

(nimmt ihre rechte Hand).

Ich! Keinesweges. Dein Finger aber iſt mit Dinte beſchmutzt — Nun — wie ſteht's, mein liſtiges Mündelchen?

Roſine (für ſich)

Der abſcheuliche Menſch!

Bartholo

(immer ihre Hand haltend).

Ein Mädchen dünkt ſich, wenn ſie allein iſt, auch ſicher — he he!

Roſine.

O gewiß, ein ſchöner Beweis! Aber ſo laſſen Sie mich doch los, Sie verrenken mir ja den Arm! Ich habe mich vorhin verbrannt, als ich das Licht auslöſchen wollte, und da man mir ſtets geſagt hat, daß Dinte dafür gut ſey, ſo habe ich das Mittel verſucht.

Bartholo.

Das Mittel verſucht — hm! Nun wollen wir den zweiten Zeugen vernehmen, und ſehen, ob er die Ausſage des Erſten beſtätigen wird. Hier dies Papier, von dem ich ſechs Bogen zurückließ, ich zähle ſie jeden Morgen — und ſo auch heute, ehe ich ausging —

Roſine (für ſich).

Was ſoll ich ſagen?

Bartholo (zählend).

3, 4, 5 —

Roſine.

Der Sechste —

Bartholo.

Ja — ich ſehe wohl, daß der ſechste nicht mehr da iſt —

Roſine.

(ſenkt die Augen.)

Der ſechste? — Je nun, ich wickelte Zuckerwerk hinein, das ich Figaro für ſein Töchterchen mitgab.

Bartholo.

Figaros Töchterchen, ſo? Aber die neugeſchnittene Feder, wie iſt denn die plötzlich ſo ſchwarz geworden? Haſt Du vielleicht damit die Adreſſe an Figaros Töchterchen geſchrieben?

Roſine (für ſich).

Dieſer Menſch hat einen wahren Inſtinkt, mich zu quälen. (laut.) Ich habe damit eine Blume zu der Weſte gezeichnet, die ich für Sie zu ſticken angefangen —

Bartholo.

O, wie rührend zärtlich! Wenn ich Dir glauben ſollte, mein Kind, ſo müßteſt Du nicht ſelbſt bei dieſer Unwahrheit roth werden; aber das verſtehſt Du nicht —

Roſine.

Wer ſollte nicht erröthen, wenn er aus den unſchuldigſten Dingen ſo boshafte Folgerungen ziehen ſieht —

Bartholo.

Ja, ja, ich habe großes Unrecht! Sich den Finger verbrennen, ihn in das Dintenfaß ſtecken, Zuckerwerk einwickeln für ein Kind und zu meiner Weſte eine Blume zeichnen — iſt das nicht alles im höchſten Grade unſchuldig? Aber wie viele Lügen um eine einzige verbrecheriſche Handlung zu verbergen! Ich bin allein, man ſieht mich nicht und ſpäter kann ich nach Herzensluſt lügen! So dachte man, aber die Spitze des Fingers bleibt ſchwarz, die Feder desgleichen, das Papier fehlt; man kann ja nicht an Alles denken. Deshalb, meine werthe Signorina, wenn ich wieder ausgehe, ſo ſoll ein gutes Vorlegſchloß meinem Argwohn entſchiedene Grenzen ſetzen.

Zwölfte Scene.

Vorige. Der Graf.

(in der Uniform eines Kavalleriſten, ſich betrunken ſtellend und ſingend.)

Bartholo.

Was will dieſer Menſch? Wie kam er herein? Ein Soldat! ſchnell auf Ihr Zimmer, Signora!

Graf

(trällernd auf Roſine zutaumelnd).

Wer von Ihnen, meine Damen, nennt ſich Doktor Balordo? (leiſe zu Roſinen.) Ich bin Lindor.

Zugleich.

Bartholo.

Bartholo!

Roſine (für ſich).

Er ſpricht von Lindor.

Graf.

Balordo oder Barbalo! das iſt mir Alles gleich! Hier handelt es ſich nur darum, wer von Ihnen Beiden — (er zeigt Roſinen ein Papier). Nehmen Sie dieſen Zettel —

Bartholo.

Wer von uns Beiden? das ſieht man ja wohl, daß ich der Doktor bin! Wer von uns Beiden? Roſine, auf Dein Zimmer, der Menſch ſcheint mir betrunken —

Roſine.

Eben deshalb, Signor — Sie ſind allein. — Die Gegenwart einer Dame flößt ihm vielleicht Achtung ein —

Bartholo.

O nicht doch — nur fort — ich bin nicht furchtſam.

(Roſine ab.)

Dreizehnte Scene.

Graf. Bartholo.

Graf.

O, ich habe Euch im Augenblick nach dem Signalement erkannt —

Bartholo.

(ſieht, daß der Graf das Papier einſteckt.)

Was ſchiebt man denn da ſo eifrig in die Taſche?

Graf.

Ich ſtecke es eben ſo eifrig ein, damit Ihr nicht wiſſen ſollt, was es iſt.

Bartholo.

Mein Signalement — dieſer Menſch denkt wohl mit ſeines Gleichen zu ſprechen.

Graf.

Glaubt Ihr, daß Euer Signalement ſchwer zu entwerfen iſt? Schlotternder und wackeliger Gang, kahles Haupt, falſcher Blick, Augen wie ein Wahrwolf, wilde Miene, Wuchs ſchief und plump; eine hohe Schulter; Farbe wie altes Leder; Naſe wie ein Baldachin; Beine wie ein Circumflex; Stimme rauh, Sprache ſtotternd, Benehmen unangenehm; ſo iſt die Perle der Doktoren von Sevilla beſchaffen.

Bartholo.

Was ſoll das heißen? Wollt Ihr mich beleidigen? Macht Euch auf der Stelle fort —

Graf.

Ich — fort? Schlecht gebrüllt Alter! Könnt Ihr leſen, Doktor Barbalo?

Bartholo.

Schöne Frage, das — ob ich leſen kann —

Graf.

Das muß Euch nicht beleidigen — denn ich bin ebenſo gut Doktor, wie Ihr — und kann doch nicht leſen —

Bartholo.

Ihr? ein Doktor?

Graf.

Und bin ich nicht etwa wohlbeſtellter Hufſchmied und Roßarzt beim Regimente? Deshalb hat man mich eben bei einem Collegen einquartirt —

Bartholo.

Mich mit einem Hufſchmied zu vergleichen —

Graf.

Ich will Eurer Kunſt gern den Vorrang einräumen, denn Ihr verſteht nicht nur die Krankheit aufzuheben, Ihr hebt den Kranken gleich mit auf — nicht wahr, das war doch ein Kompliment?

Bartholo.

Es ſteht Euch wohl an, unwiſſender Quackſalber! die größte und nützlichſte Kunſt zu begeifern —

Graf.

Nützlich iſt ſie gewiß — wenigſtens für die Aerzte.

Bartholo.

Eine Kunſt, deren Erfolge die ſtrahlende Sonne mit beſonderer Vorliebe beleuchtet.

Graf.

Und deren Mängel die dunkle Erde mit beſonderer Vorliebe bedeckt —

Bartholo.

Man ſieht wohl, daß man nur gelernt hat mit Pferden zu ſprechen.

Graf.

Mit Pferden ſprechen? Als ein Doktor von Geiſt ſolltet Ihr doch wohl wiſſen, daß der Schmied ſtets ſeine Kranken kurirt, ohne mit ihnen zu ſprechen, während der Arzt gewöhnlich viel mit den ſeinigen ſchwatzt —

Bartholo.

Und ohne ſie zu kuriren, wollt Ihr das nicht damit ſagen?

Graf.

Ihr habt es ſo eben geſagt —

Bartholo.

Wer zum Teufel ſchickt mir dieſen groben Trunkenbold über den Hals?

Graf.

Ich glaube dies ſollen Sticheleien ſeyn? Die Liebe!

Bartholo.

Kurz und gut; was wollt Ihr? was verlangt Ihr?

Graf.

(ſtellt ſich ſehr aufgebracht.)

Kurz und gut; was ich will? Und ſeht Ihr es denn nicht?

Vierzehnte Scene.

Vorige. Roſine,

(herbeieilend).

Roſine.

Herr Soldat, erzürnen Sie ſich nicht! um Gotteswillen — (zu Bartholo.) Sprechen Sie gelaſſen mit ihm — ein Menſch, der nicht bei ſich iſt —

Graf.

Sie haben recht, Signora — er iſt nicht bei ſich, aber wir ſind bei uns — wir zwei nämlich — ich recht artig und Sie nicht minder — ſo iſt's recht. Und die Wahrheit zu geſtehen, ſo möchte ich mit Niemand als mit Ihnen hier im Hauſe zu thun haben.

Roſine.

Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Soldat?

Graf.

Nur eine kleine Wenigkeit, mein ſchönes Kind — aber wenn meine Redensarten vielleicht etwas dunkel ſeyn ſollten —

Roſine.

O ich werde mir ſchon Mühe geben, den Sinn zu erfaſſen —

Graf.

(ihr den Brief zeigend.)

Nicht doch — halten Sie ſich vielmehr an den Buchſtaben. Das Einzige, um das ich in allem Ernſte bitte, iſt, mich dieſe Nacht hier im Hauſe zu beherbergen —

Bartholo.

So? nichts als das!

Graf.

Nicht mehr, noch weniger. Leſet nur das Billetdoux, welches unſer Quartiermeiſter Euch durch mich überſendet —

Bartholo.

Gut — laßt ſehen! (der Graf verbirgt den Brief und übergibt ihm ein anderes Papier. Bartholo lieſt.) Bei dem Doktor Bartholo wird eine Nacht einquartirt der Hufſchmied und Roßarzt des Kavallerie-Regiments Königlicher Infant, Namens Lindor —

Roſine.

Er iſt es — er ſelbſt! —

Bartholo

(aufmerkſam).

Was gibt's da?

Graf.

Nun, habe ich Recht gehabt, Doktor Barbaro?

Bartholo.

Faſt glaube ich, daß dieſer Menſch ſich das boshafte Vergnügen macht, mich auf alle mögliche Weiſe zu verdrehen und zu verſtümmeln. Geht zum Henker, Barbaro, Barbalo! und ſagt Euerm impertinenten Quartiermeiſter, daß ich ſeit meiner Rückkunft aus Madrid frei von aller Einquartirung bin —

Graf (für ſich).

Das iſt ein verwünſchter Streich?

Bartholo.

Ha, ha, mein guter Freund, das kommt Euch unerwartet und ſcheint Euch den Rauſch zu vertreiben! Aber macht jetzt nur, daß Ihr auf das Schnellſte fortkommt —

Graf (für ſich).

Faſt hätte ich mich verrathen. (laut.) Ich mich auf das Schnellſte fortmachen? Wenn Ihr auch frei von Einquartirung ſeyd, ſo ſeyd Ihr doch verpflichtet, höflich gegen Jedermann zu ſeyn. Vorerſt zeigt mir Euer Befreiungs-Reſcript, denn wenn ich auch nicht leſen kann, ſo werde ich doch gleich ſehen —

Bartholo.

Ihr ſollt es ſehen, es iſt in meinem Pulte —

Graf.

(während der Doktor in den Hintergrund geht, ohne ſeine Stelle zu verlaſſen.)

Ach, ſchöne Roſine!

Roſine.

Sind Sie's wirklich, Lindor?

Graf.

Wenn Sie nur das Billet nehmen könnten —

Roſine.

Vorſichtig — er ſieht ſich nach uns um.

Graf.

Ich werde es fallen laſſen, werfen Sie dann Ihr Schnupftuch darauf.

(er nähert ſich ihr.)

Bartholo.

Sachte, ſachte! Herr Soldat! Ich liebe es nicht, daß man meine Frau ſo in der Nähe betrachtet —

Graf.

Iſt dies Eure Frau?

Bartholo.

Und was wäre ſie ſonſt?

Graf.

Ich hätte Euch für ihren Großvater von mütterlicher und väterlicher Seite zugleich gehalten; zwiſchen ihr und Euch müſſen einige Generationen liegen —

Bartholo.

(liest ein Pergament.)

Nach den guten Zeugniſſen, welche —

Graf.

(ſchlägt ihm das Papier von unten herauf aus der Hand.)

Ich brauche all das Gefaſele nicht.

Bartholo.

Wißt Ihr wohl, Soldat, daß wenn ich meine Leute herbeirufe, ich Euch auf der Stelle ſo behandeln laſſe, wie Ihr es verdient?

Graf.

Krieg alſo? Erwünſcht! Zur Schlacht! Das iſt mein eigentliches Handwerk; (deutet auf ſeine Piſtole im Gürtel.) Ihr ſeht hier ein Inſtrument, um Euern Leuten Pulver in die Augen zu ſtreuen. Sie haben wahrſcheinlich noch nie eine Schlacht mit angeſehen, Signora?

Roſine.

Ach, ich trage auch gar kein Verlangen darnach —

Graf.

Nichts iſt ſo luſtig, wie eine Schlacht; ſtellen Sie ſich vor —

(ſtößt den Doktor weg.) daß der Feind auf der rechten Seite des Grabens iſt, und die Freunde auf der Linken. (zeigt ihr wieder das Billet.) Jetzt heraus mit dem Taſchentuch — (er ſpuckt auf den Boden.) Dies iſt der Graben, wohlverſtanden —

Roſine

(zieht das Taſchentuch; der Graf läßt zwiſchen ihr und ſich das Billet fallen).

Bartholo (bückt ſich).

Halt da! —

Graf.

(hebt es wieder auf.)

Da ſeht nur — während ich Euch die Kunſtgriffe meines Handwerks lehren will, läßt hier Euer keuſches Weibchen ein Billetdour aus der Schürze fallen.

Bartholo.

So gebt's nur her —

Graf.

Dulciter, Papachen, Jedem das Seine, wäre ein Recept Eurer Taſche entfallen — ſo —

Roſine.

(die Hand ausſtreckend.)

Ach, ich weiß ſchon was es iſt, (ſie nimmt das Billet und ſteckt es in ihre Schürze).

Bartholo.

Werdet Ihr nun endlich geben?

Graf.

Ich gebe ſchon! Adieu Doktor, ohne Groll laßt uns ſcheiden. Bittet den Tod, daß er mich noch in einigen Campagnen verſchone, das Leben iſt mir noch nie ſo theuer geweſen, als in dieſem Augenblick —

Bartholo.

He, he, Spaßvogel! — ja — wenn ich ſolchen Credit beim Tode hätte —

Graf.

Beim Tode? Und ſeyd Ihr nicht Arzt? Ihr thut ſo viel für ihn, daß er Euch gewiß nichts abſchlagen wird.

(ab.)

Fünfzehnte Scene.

Bartholo. Roſine.

Bartholo.

(ihm nachſehend.)

Gott ſey Dank! Endlich! (für ſich.) Jetzt Verſtellung!

Roſine.

Zugeſtehen müſſen Sie doch, daß dieſer junge Soldat ſehr luſtig iſt. Trotz ſeiner Trunkenheit ſah man es ihm an, daß es ihm weder an Geiſt, noch an einem gewiſſen Grade von Erziehung gebricht —

Bartholo.

Glücklich ſind wir, mein Liebchen, daß wir ihn mit ſeiner Erziehung los geworden ſind. Aber biſt Du nicht auch neugierig, ſo wie ich, das Zettelchen zu leſen, das er Dir zugeſteckt hat?

Roſine.

Welches Zettelchen?

Bartholo.

Das er vorhin aufzuheben ſchien, um es Dir zu geben —

Roſine.

Das? das war der Brief meines Vetters, des Offiziers, der mir aus der Taſche gefallen war —

Bartholo.

Mir kam es ſo vor, als habe er ihn aus der ſeinigen gezogen —

Roſine.

O nicht doch — ich weiß es beſtimmt.

Bartholo.

Es koſtet ja nicht viel, ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen.

Roſine.

Ich weiß nicht, wo ich es gelaſſen habe —

Bartholo.

(auf die Schürze deutend.)

Du haſt es da hinein geſteckt —

Roſine.

So? in der Zerſtreuung —

Bartholo.

Natürlich. Doch ſieh's einmal an — es iſt gewiß irgend ein Schwank.

Roſine (für ſich).

Wenn ich ihn nicht ernſthaft böſe mache, ſo werde ich ihm nicht ausweichen können.

Bartholo.

So gib doch her, mein Herzchen!

Roſine.

Weßhalb aber beſtehen Sie ſo darauf, Signor? Iſt es etwa wieder aus Mißtrauen?

Bartholo.

Und Du — welchen Grund haſt Du, es nicht zu zeigen?

Roſine.

Ich wiederhole es Ihnen, daß dies Papier nichts Anderes, als der Brief meines Vetters iſt, den Sie mir geſtern geöffnet übergeben haben; und weil wir nun einmal davon ſprechen, ſo erkläre ich Ihnen, daß mir ſolch unerlaubtes Verfahren durchaus mißfällt.

Bartholo.

Ich verſtehe Dich nicht, Schätzchen!

Roſine.

Erlaube ich mir, Ihre Papiere zu entſiegeln und zu examiniren? Warum unterſtehen Sie ſich, bei den Meinigen es zu thun? Geſchieht dies aus Eiferſucht, ſo beleidigt es mich; wenn Sie es aber blos deßhalb thun, um eine angemaßte Herrſchaft über mich zu behaupten, ſo bin ich gänzlich empört darüber —

Bartholo.

Was? empört? ſo haſt Du noch nie mit mir geſprochen!

Roſine.

Wenn ich mich bis jetzt mäßigte, ſo geſchah es nicht, um Ihnen das Recht einzuräumen, mich ungeſtraft zu beleidigen.

Bartholo.

Von welcher Beleidigung ſprichſt Du?

Roſine.

Es iſt unerhört, die Briefe Anderer zu öffnen —

Bartholo.

Die Briefe meiner Frau?

Roſine.

Das bin ich noch nicht. Und warum ſollte man gerade einer Frau eine unwürdige Behandlung zufügen, die man ſich ſonſt gegen Niemand erlauben darf.

Bartholo.

Du willſt hiemit nur meine Aufmerkſamkeit von dem fraglichen Billet ablenken, das wahrſcheinlich von einem zärtlich Liebenden an Dich gerichtet wurde. Aber ich werde es doch zu ſehen bekommen, das ſchwöre ich Dir.

Roſine.

Sie werden es nicht. Wenn Sie ſich mir nähern, ſo laufe ich aus dem Hauſe und bitte den Erſten, dem ich begegne, mir ein Obdach zu geben —

Bartholo.

Es wird Dich keiner aufnehmen —

Roſine.

Das wollen wir ſehen —

Bartholo.

Wir leben nicht in Frankreich, wo man den Weibern ſtets recht gibt; um Dich aber vor ſolchen Einfällen für immer zu bewahren, will ich ſogleich die Thüre verſchließen.

(ab.)

Roſine.

(wahrend er geht.)

Himmel — was iſt nun zu thun? Schnell das Billet mit dem Briefe des Vetters vertauſcht, und ihm dann Gelegenheit gegeben, ihn zu leſen — (ſie vertauſcht die Papiere und ſteckt den Brief des Vetters ſo in die Taſche der Schürze, daß er ein wenig hervorguckt.)

Bartholo (zurück).

Nun hoffe ich, daß Du es mir zeigen wirſt —

Roſine.

Und mit welchem Rechte fordern Sie dies ſo beſtimmt?

Bartholo.

Nach dem allgemein anerkannten Rechte des Stärkern —

Roſine.

Sie werden mich eher tödten können, als es von mir erhalten.

Bartholo

(mit dem Fuße ſtampfend.)

Signora!

Roſine

(fällt in einen Seſſel und ſtellt ſich ohnmächtig).

Welche Behandlung!

Bartholo.

Her mit dem Brief — oder fürchte meinen Zorn!

Roſine.

Ach, ich Unglückliche —

Bartholo.

Was haſt Du?

Roſine.

Welche ſchreckliche Zukunft! —

Bartholo.

Roſinchen!

Roſine.

Ich erſticke!

Bartholo.

Sie wird in allem Ernſte ohnmächtig.

Roſine.

Ich ſterbe! Ach! —

Bartholo

(fühlt ihr den Puls, für ſich).

Da iſt das Billet, jetzt kann ich es leſen, ohne daß ſie es merkt (er fühlt ihr immerwährend den Puls, nimmt mit der andern Hand das Billet und lieſt es ein wenig zur Seite gewendet.

Roſine.

Ach — ich Unglückliche.

Bartholo.

(läßt ihren Arm los und ſpricht für ſich.)

Welche Wuth man doch ſtets hat, das zu erfahren, was man doch eigentlich nicht wiſſen möchte —

Roſine.

Arme Roſine!

Bartholo.

Es iſt nur die Wirkung der Pariſer Wohlgerüche — ich ſagte Dir längſt — daß ſie die Nerven angreifen. (Er ſteht immer hinter der Lehne des Seſſels, ihr mit der einen Hand den Puls fühlend. Roſine erhebt ſich ein wenig, blickt ſchlau nach ihm, nickt mit dem Kopfe und legt ſich dann wieder zurück, ohne zu ſprechen.)

Bartholo (für ſich).

Es iſt richtig das Schreiben ihres Vetters. Verwünſchte Neugierde! Wie ſoll ich ſie jetzt wieder gut machen? Sie muß wenigſtens nicht wiſſen, daß ich es geleſen habe. (Er thut, als ob er ſie unterſtützen wollte und ſteckt ihr das Briefchen wieder leiſe in die Taſche.)

Roſine (ſeufzt).

Ach!

Bartholo.

Es iſt nichts, mein Kind, als eine kleine Wallung — Dein Puls iſt ſich faſt immer gleich geblieben.

(Er holt ein Fläſchchen vom Tiſche.)

Roſine.

Er hat das Billet mir wieder in die Taſche geſteckt — gut!

Bartholo.

Hier, Roſinchen, ein wenig von dieſem Geiſte —

Roſine.

Laſſen Sie mich — ich will nichts von Ihnen —

Bartholo.

Ich geſtehe, daß ich dies Billet mit etwas zu großer Lebhaftigkeit zu ſehen gewünſcht habe —

Roſine.

Ich ſpreche nicht mehr von dem Billet — Ihre Art, es zu fordern, hat mich ſo ſehr empört —

Bartholo

(auf den Knien).

Verzeihung! Ich ſehe mein Unrecht ein; ſieh' mich hier zu Deinen Füßen — um Pardon bitten —

Roſine.

Ja — Pardon! und doch glauben Sie, daß das Billet nicht von meinem Vetter ſey.

Bartholo.

Von Deinem Vetter oder nicht; ich verlange es gar nicht mehr zu wiſſen —

Roſine

(reicht ihm den Brief).

Mit guter Art kann man Alles von mir erlangen. Da, leſen Sie jetzt —

Bartholo.

Dieſe Offenheit müßte ſchon meinen Argwohn zerſtören, wenn ich ſo unglücklich wäre, ihn noch zu hegen —

Roſine.

Nun, leſen Sie doch — Signor —

Bartholo.

Der Himmel bewahre mich, daß ich Dir dieſe Schmach anthun ſollte —

Roſine.

Jetzt aber verdrießt es mich, daß Sie das Billet nicht leſen wollen —

Bartholo.

Empfange den Beweis meines vollkommenſten Vertrauens als Genugthuung. Ich will jetzt zu der armen Marceline gehen, die Figaro, ich weiß nicht weshalb, am Fuße zur Ader gelaſſen. Willſt Du nicht mitkommen?

Roſine.

Ich werde Ihnen folgen —

Bartholo.

Da nun Friede geſchloſſen iſt, gib mir Dein Pätſchchen, mein Engel! Ach, wenn Du mich lieben könnteſt, wie glücklich würdeſt Du ſeyn! —

Roſine

(mit geſenkten Blicken).

Wenn Sie mir gefallen könnten — ach! wie wollte ich Sie lieben! —

Bartholo.

Ich werde Dir gefallen — ich werde Dir gefallen — genug! ich ſage, daß ich Dir gefallen werde!

(Ab.)

Roſine

(ihm nachſehend).

Ach, Lindor! Er ſagt, daß er mir gefallen wird! Jetzt will ich ſchnell den Brief leſen — der mir ſo viele Mühe und Verſtellung gekoſtet hat. (Sie lieſt und ruft aus.) Ach! ich las zu ſpät — er empfiehlt mir, einen offenen Kampf mit meinem Vormund zu unterhalten — ich hatte eine ſo ſchöne Gelegenheit dazu — und habe ſie mir nun entwiſchen laſſen. Als mir Lindor das Billet gab, muß ich über und über roth geworden ſeyn. Mein Vormund hat Recht, wenn er ſagt: Mir fehlt noch viel zu jener Geiſtesgegenwart der großen Welt, welche die Haltung der Frauen bei jeder Gelegenheit ſicher ſtellt! Aber ein ſo gräulicher Tyrann kann es dahin bringen, aus jedem Mädchen eine verſchmitzte Kokette zu machen.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Bartholo.

Hu! welche Launen! welch' ein Köpfchen! Sie ſchien mir beſänftigt — und nun — welch' ein Teufel ihr nur in den Sinn geſetzt haben mag, bei Baſilio keinen Unterricht mehr nehmen zu wollen. Sie muß es wiſſen, daß er mir bei unſerer Verheirathung hilfreiche Hand leiſtet. (Man klopft.) Mag man doch Alles den Weibern zu Gefallen thun, wenn man einen einzigen Punkt vergißt — ich ſage nur einen einzigen — (man klopft wiederholt.) Ich muß nur ſehen, wer da iſt —

Zweite Scene.

Bartholo. Der Graf
(als Schüler Baſilio's).

Graf.

Mögen Glück und Friede ſtets hier wohnen!

Bartholo (kurz).

Kein Wunſch iſt in dieſem Augenblick hier mehr von Nöthen; was will man?

Graf.

Mein Herr, ich heiße Alonzo, bin Baccalaureus —

Bartholo.

Ich brauche keinen Hofmeiſter —

Graf.

Bin Schüler Don Baſilio's, des Organiſten am großen Kloſter, der die Ehre hat, Ihrer Frau Gemahlin Muſikunterricht zu ertheilen —

Bartholo.

Baſilio, Organiſt, der die Ehre hat — nun ja — ſchon gut — und was weiter?

Graf (für ſich).

Welch' ein Grobian! (Laut.) Ein plötzliches Unwohlſeyn zwingt Don Baſilio, das Bett zu hüten —

Bartholo.

Das Bett hüten — Baſilio — ſchon recht — ich werde ſogleich zu ihm gehen —

Graf (für ſich).

Das hab' ich ſchön gemacht! (Laut.) Wenn ich ſage: das Bett — ſo verſtehe ich darunter: das Zimmer —

Bartholo.

Und wenn es auch nur unbedeutend iſt — gleichviel — nur voran! ich komme ſogleich.

Graf (verlegen).

Mein Herr — ich bin beauftragt — kann uns auch Niemand hören?

Bartholo (für ſich).

Das iſt gewiß ein Spitzbube? (Laut.) Nein, ganz und gar nicht, Herr Geheimnißkrämer! Sprechen Sie ohne Umſtände —

Graf (für ſich).

O Du verwünſchter Alter! (Laut.) Don Baſilio hat mir nämlich aufgetragen, Ihnen zu ſagen —

Bartholo.

Etwas lauter — ich höre nicht gut auf dem einen Ohr —

Graf (ſchreit).

Sehr gern. Der Graf Almaviva, der auf dem großen Platze wohnte —

Bartholo (erſchrickt)

Um Gotteswillen! leiſer — leiſer — ich höre ſchon —

Graf

(noch lauter).

Er iſt eben dieſen Morgen ausgezogen — und da Baſilio durch mich erfahren hat, daß der Graf Almaviva —

Bartholo.

Leiſer — nicht ſo laut — ich bitte —

Graf (eben ſo).

Hier iſt, und da ich ihm auch hinterbrachte, daß die Signora Roſina ihm geſchrieben hat —

Bartholo.

Ihm geſchrieben? Ach, mein lieber Freund, ſprechen Sie nicht ſo laut, ich beſchwöre Sie! Kommen Sie, Beſter, wir wollen uns ſetzen und ganz vertraulich mit einander plaudern. Sie haben alſo entdeckt, daß Roſina —

Graf (ſtolz).

Ja, ich. — Baſilio, den dieſer Umſtand Ihrentwegen zu beunruhigen ſchien, bat mich, Ihnen ſelbſt den Brief zu überbringen, allein die Art, wie Sie dieſe Eröffnung aufnehmen —

Bartholo.

Ach, Du mein Gott, ich nehme Sie ja ſehr gut auf. Aber ſollte es Ihnen denn nicht möglich ſeyn, etwas leiſer zu ſprechen?

Graf.

Sie ſagten vorhin, daß Sie taub auf einem Ohre wären —

Bartholo.

Ich bitte recht ſehr um Verzeihung, Signor Alonzo, wenn ich vielleicht vorhin etwas zu mißtrauiſch und nicht höflich genug geweſen bin; aber ich bin ſtets ſo ſehr von Intriguanten und Fallſtricken aller Art umgeben — und nun kommt noch dazu, daß Ihr ganzes Weſen — Ihr Ausſehen — Ihre Jugend — Ach, verzeihen Sie mir — Theuerſter! Nun — und haben Sie denn den Brief bei ſich?

Graf.

Wenn Sie aus dieſem Tone ſprechen, dann iſt es etwas anderes! Allein ich fürchte ſehr, daß man uns hier belauſchen könnte —

Bartholo.

O nicht doch! wer ſollte das wohl? Meine Diener ſind alle krank; Signora Roſina iſt böſe und hat ſich auf ihr Zimmer begeben — Kurz, der Teufel iſt in meinem Hauſe los. Ich will jedoch zum Ueberfluß —

(Er öffnet leiſe Roſinens Zimmer.)

Graf.

Da hab' ich mich ſchön feſtgefahren! Soll ich den Brief jetzt behalten, ſo müßte ich mich aus dem Staube machen, und dann wäre es eben ſo gut geweſen, gar nicht hieher zu kommen; ſoll ich ihm den Brief zeigen? Wenn ich Roſinen es mittheilen könnte, und ihm dann den Brief zeigte, ſo wär's ein Meiſterſtreich!

Bartholo
(kommt auf den Zehenſpitzen zurück).

Sie ſitzt am Fenſter — den Rücken gegen die Thür gekehrt, und überliest wieder einmal den Brief ihres Vetters, des Lieutenants, den ich vorhin ſelbſt geleſen habe. Alſo — nichts zu fürchten — wo iſt der Brief?

Graf.

Hier. (Für ſich.) Es iſt mein Billet, welches ſie noch einmal liest —

Bartholo (liest).

„Nachdem Sie mir Ihren Namen und Stand genannt haben“ — Ha, die Treuloſe! Und das iſt ihre Handſchrift! —

Graf (erſchreckt).

Aber nun ſprechen Sie doch nicht ſo laut —

Bartholo.

Wie ſehr, Theuerſter, bin ich Ihnen verbunden —

Graf.

O nicht doch, erſt wenn Alles vorbei ſeyn wird. — Zufolge einer Arbeit, die Don Baſilio ſo eben mit einem Rechtsfreunde vor hat —

Bartholo.

Mit einem Rechtsfreunde — ha ha! gewiß wegen meiner Verheirathung?

Graf.

So iſt es, ſonſt würde ich Sie nicht beläſtigt haben. Er gab mir den Auftrag, Ihnen mitzutheilen, daß Alles auf morgen bereit ſeyn kann. Wenn ſie alſo widerſtreben ſollte —

Bartholo.

Sie wird gewiß widerſtreben —

Graf

(will den Brief wieder haben, allein Bartholo hält ihn feſt).

Dann iſt der Augenblick da, wo ich Ihnen dienen kann. Wir zeigen ihr den Brief und wenn es ſeyn mußte, (geheimnißvoller) ſo will ich ihr ſagen, daß ich ihn ſelbſt von einer Dame erhalten habe, um deren Liebe ſich der Graf bewirbt. Da können Sie wohl denken, daß Scham, Aerger und Zorn ſie auf der Stelle dahin bringen werden, zu —

Bartholo.

He, he! das nenn' ich fein! das iſt baare Verläumdung! nun ſehe ich wohl, mein liebes Freundchen, daß Baſilio Sie geſchickt hat! Damit es aber nicht den Schein der Verabredung an ſich trägt, ſo wäre es wohl gut, wenn Sie Roſine früher kennen lernte —

Graf

(ſeine Freude unterdrückend).

So meinte auch Don Baſilio. Wie wäre dies aber zu bewerkſtelligen? Es iſt ſchon ſpät und wir haben nicht mehr viel Zeit übrig.

Bartholo.

Ich will ſagen, daß Sie an Baſilio's Statt gekommen ſind. Würden Sie nicht im Stande ſeyn, ihr eine Lektion zu geben?

Graf.

Ich will Alles gern thun, was Ihnen angenehm ſeyn könnte. Allein es bleibt zu berückſichtigen, daß ſolche Geſchichten von verkappten Lehrern und dergleichen Schwänke, alte, abgenützte und längſt bekannte Komödienſpäße ſind. Wenn Sie's nicht glauben wollte —

Bartholo.

Wenn ich Sie vorſtelle? Welch' ein Einfall! Sie ſehen überdies einem verkleideten Liebhaber ähnlicher, als einem dienſtfertigen Freund.

Graf.

So? Glauben Sie mithin, daß ich wirklich ſo ausſehe, um den Betrug auszuführen?

Bartholo.

Ich will's dem Feinſten zu rathen aufgeben. Uebrigens iſt ſie heute Abend von einer abſcheulichen Laune beſeſſen. Aber wenn ſie Sie auch nur einmal ſieht — ihr Clavier ſteht hier im Cabinet. Laſſen Sie ſich indeß die Zeit nicht lang werden; ich will das Unmöglichſte verſuchen, um ſie herzuholen.

Graf.

Hüten Sie ſich wohl, ihr von dem Briefe zu ſprechen —

Bartholo.

Vor dem entſcheidenden Augenblick? dann würde er ja alle Wirkung verlieren. Man braucht mir nichts zweimal zu ſagen — nichts zweimal — verſtanden!

(Ab.)

Dritte Scene.

Graf, allein.

Ich bin gerettet. Uf! Wie ſchwer iſt es, dieſen unausſtehlichen Menſchen zu regieren. Figaro kennt ihn wohl. Ich ſah mich ordentlich lügen; wie dumm und linkiſch benahm ich mich dabei, und er hat Augen für ſo etwas! wahrhaftig, ohne den plötzlichen Einfall mit dem Briefe hätte er mich ſchon nach Hauſe geſchickt. Himmel! ſie ſtreiten! — wenn ſie es hartnäckig verweigerte, heraus zu kommen! Ich will lauſchen! — Sie will nicht aus ihrem Zimmer gehen, und dann verliere ich die Frucht meiner Liſt. (Er horcht wieder.) Doch nein! — da iſt ſie; ſie muß mich nicht ſogleich ſehen.

(Geht in das Kabinet.)

Vierte Scene.

Voriger. Roſine. Bartholo.

Roſine

(mit verſtelltem Zorn).

Alles, was Sie ſagen könnten, wäre umſonſt, Signor, meine Partie iſt ergriffen; ich will durchaus nichts mehr von Muſik hören —

Bartholo.

So laß Dir doch nur ſagen, mein Kind, es iſt Signor Alonzo, der Schüler und Freund Don Baſilio's, den dieſer ſelbſt erwählt hat, um Zeuge unſerer Trauung zu ſeyn — die heilige Tonkunſt wird Dich übrigens beruhigen, das verſichert er.

Roſine.

O, davon kann nicht die Rede ſeyn! Ich — dieſen Abend ſingen! Wo iſt denn aber der Meiſter, den Sie fortzuſchicken fürchten? Ich will in zwei Worten mit ihm und Baſilio fertig werden. (Sie erblickt hier den Grafen und ſchreit auf.) Ach! —

Bartholo.

Was haſt Du?

Roſine.

(Beide Hände auf das Herz preſſend und in ſichtbarer Verwirrung.)

Ach — Signor — welch' Gefühl!

Bartholo.

Sie befindet ſich wieder unwohl! — Signor Alonzo!

Roſine.

Nein, durchaus nicht, — aber wie ich mich umdrehte — da — ach! —

Graf.

Da haben Sie ſich den Fuß vertreten, Signora?

Roſine.

Ja, ich vertrat mir den Fuß — es thut mir entſetzlich weh —

Graf.

Das habe ich gleich bemerkt —

Roſine.

(ſieht den Grafen an).

Der Schmerz dringt mir zum Herzen —

Bartholo.

Einen Stuhl, einen Stuhl — es iſt nicht einmal ein Lehnſtuhl hier —

(Er geht, um einen herbeizuholen.)

Graf.

Ach, Roſine!

Roſine.

Welche Unbeſonnenheit!

Graf.

Ich habe Ihnen tauſend wichtige Dinge zu ſagen —

Roſine.

Er wird nicht fortgehen —

Graf.

Figaro muß uns zu Hilfe kommen —

Bartholo

(bringt einen Lehnſtuhl).

Hier, mein Schätzchen, ſetze Dich! Es will mir jetzt doch nicht zuträglich erſcheinen, Don Alonſo, daß ſie heute Abend die Muſikſtunde nehme; alſo auf ein andermal! Adieu!

Roſine

(zum Grafen).

Nein — warten Sie! Der Schmerz hat ſich ſchon bedeutend gelegt — (zu Bartholo) Ich fühle, daß ich vorhin gegen Sie Unrecht gehabt habe, und will nunmehr Ihre Großmuth nachahmen — daher laſſen Sie mich —

Bartholo.

O über das gute, kleine Herz der Frauen! Aber nach einer ſolchen Aufwallung, mein Kind, geſtatte ich Dir nicht die kleinſte Anſtrengung. Darum nochmals, Adieu, Don Alonſo!

Roſine

(zum Grafen).

Nur noch einen Augenblick! (Zu Bartholo.) Ich müßte glauben, daß Sie mir keinen Gefallen thun wollten, wenn Sie mir nicht geſtatten, Ihnen meine aufrichtige Reue dadurch an den Tag zu legen, daß ich die Lektion nehme —

Graf

(leiſe zu Bartholo).

Geben Sie ihr nach, dazu rathe ich Ihnen —

Bartholo.

Alſo, meinetwegen, es ſey Dir zugeſtanden, Geliebteſte! Und ich wünſche ſo wenig, Dir zu mißfallen, daß ich jetzt die ganze Zeit über, während Du Deinen muſikaliſchen Studien obliegen wirſt, hier bleiben und ſtill wie ein Mäuschen zuhören will —

Roſine.

O nicht doch, Signor; ich weiß, daß Sie die Muſik nicht lieben —

Bartholo.

Ich gebe Dir mein Wort, daß ſie mich heute entzücken wird —

Roſine

(zum Grafen, bei Seite).

Er bringt mich zur Verzweiflung!

Graf

(einige Noten nehmend).

Wollen Sie das ſpielen, Signora?

Roſine.

Ja, das iſt allerliebſt — es iſt ein Liedchen aus der unnützen Vorſicht.

Bartholo.

Immer aus der unnützen Vorſicht!

Graf.

Weil es das Neueſte iſt. Das Ariettchen iſt ſehr ſchön — es malt die Freuden im Lenze. — Wollen Sie es verſuchen?

Roſine

(den Grafen anblickend).

Mit vielem Vergnügen; ein Bild des Frühlings entzückt mich ſtets; er iſt die Jugend der Natur. Wenn der Winter zu Ende geht, fühlt auch das Herz eine erhöhtere Erregbarkeit; gleich wie der Arme, der lange eingekerkert war, den Reiz, die Wonne der Freiheit inniger zu ſchätzen weiß —

Bartholo

(leiſe zum Grafen).

Stets ſolche romanhafte Grillen im Kopfe —

Graf (leiſe).

Und merken Sie denn nicht die Anſpielung darin?

Bartholo.

Ha! — ob ich ſie merke!

(Er ſetzt ſich in den Lehnſtuhl, den er für Roſine vorhin holte, während ſich dieſe mit dem Grafen zum Klaviere ſetzt.)

Spiel und Geſang.

Wenn die kleinen Amoretten,
Frühling unter Blumen betten,
Und ſein Feuer ſie durchdringt;
Regen ſich in jungen Herzen
Auch dieſelben holden Schmerzen,
Die der Frühling Jenen bringt.

Schmelzend auch in Luſt und Wonne,
Schlürfend Blumenduft und Sonne,
Necken ſie ſich zum Verdruß;
Und erzürnen ſich mit Lachen,
Um es ſpäter gut zu machen,
Hand in Hand und Kuß um Kuß.

Solcher Zwiſt und ſolcher Frieden,
Iſt dem Lenze nur beſchieden,
Seine Reize altern nie;
Andre Zeiten bringen Thaten,
Hitz' und Mühen, reiſe Saaten,
Nur der Lenz bringt Poeſie! —

(Bartholo ſchlummert ein. Der Graf, dies bemerkend, ergreift Roſinens Hand und wagt einen Kuß darauf zu drucken. Dieſe Pauſe in der Muſik, welche Bartholo eingeſchläfert hatte, weckt ihn nun auf. Der Graf ſteht auf. Roſine fährt zu ſpielen fort.)

Graf.

Es iſt in der That allerliebſt! und Signora ſingt es mit einem Gefühl — einer Laune —

Roſine.

Sie ſchmeicheln mir, mein Herr, der Ruhm gebührt einzig und allein dem Meiſter.

Bartholo (gähnend).

Ich glaube, daß ich ein wenig geſchlummert habe, bei der charmanten Muſik. Ich habe den Tag über meine Kranken zu verſorgen. Ich laufe beſtändig hin und her, und wenn ich mich dann einmal ſetze, ſo überkommt mich der Schlaf — und meine alten Beine —

(Steht auf und ſtößt den Lehnſtuhl zurück.)

Roſine

(leiſe zum Grafen)

Figaro kommt nicht.

Graf.

Die Lektion muß gedehnt werden —

Bartholo.

Aber, ſagt mir doch, guter Alonſo, ob es denn nicht möglich wäre, den alten Baſilio dahin zu bringen, etwas recht Luſtiges meinem Roſinchen einzuſtudiren. Das klingt ja alles noch viel zu ernſt und empfindſam! So kleine, nette Liederchen höre ich gern, wie ſie in meiner Jugend geſungen wurden, und wie ſie Jedermann leicht behalten kann, z. B.

(Er ſinnt nach und kratzt ſich dabei den Kopf; dann ſchnalzt er mit den Daumen, und tanzt, indem er ſingt.)

Willſt Du, mein Roſinchen ſein,
Den König Aller Männer frei'n —

(Lachend zum Grafen.)

Eigentlich heißt es im Lied: Philippinchen, allein ich habe Roſinchen dafür ſubſtituirt, um es dem Gegenſtande beſſer anzupaſſen und es ihr angenehmer zu machen. Hahaha! Nicht wahr? das iſt ſehr gut?

Graf (lachend).

O, ganz vortrefflich!

Fünfte Scene.

Vorige. Figaro, im Hintergrunde.

Bartholo (ſingt).

Willſt Du, mein Roſinchen ſein,
Den König Aller Männer frei'n?
Sieh' auf mich!
Ich liebe Dich!

Zwar gibt's Jüng're auf der Welt,
Doch das Alter auch gefällt;
Sind nicht, wie das Sprichwort ſagt,
Alle Katzen grau bei Nacht.

(Tanzt dabei. Figaro macht ihm Alles nach. Bartholo erblickt ihn.)

Ach, nur näher, Herr Barbier, nur näher, mein ſchöner Herr!

Figaro.

Meine Mutter hat mich wohl ſonſt ſchön genannt, allein ich ſoll mich ſeit jener Zeit ein wenig von der Schönheit wieder entfernt haben, ſagen die Leute. (Leiſe zum Grafen.) Bravo! gnädiger Herr!

(Während dieſer Scene ſucht der Graf mehre Male mit Roſinen zu ſprechen, allein das unruhige Umherblicken des Vormunds verhindert ihn immer daran; dieſes bringt ein fortwährendes ſtummes Spiel hervor.)

Bartholo.

Kommt der Herr Barbier vielleicht wieder her, um mein ganzes Haus zu kuriren, zu purgiren und ganz herunter zu bringen?

Figaro.

Es iſt nicht alle Tage Sonntag, Signor! Allein ohne hier meine täglichen Bemühungen doch in Anſchlag bringen zu wollen, konnten Sie mindeſtens daraus ſehen, daß ich, wenn es darauf ankommt, nicht warte, bis man meine Hilfsleiſtungen erſt in Anſpruch nimmt.

Bartholo.

Er wartet nicht darauf! nein! das kann man ihm nicht zum Vorwurf machen! Aber was ſagt Ihr zu dem armen Teufel, der wachend ſchläft und immer gähnen muß? Und zu dem andern, der ſeit drei Stunden nieſt, daß ihm der Schädel zerſpringen möchte? Was ſagt Ihr dazu?

Figaro.

Was ich dazu ſage?

Bartholo.

Ja; was ſagt Ihr zu den armen Schelmen?

Figaro.

Hm — Je nun! Zu dem, der immerfort nieſen muß, ſage ich: „Zur Geſundheit!“ und zu dem, der immer gähnt: „Gute Nacht!“ Deshalb ſoll unſere Rechnung wahrhaftig nicht größer werden.

Bartholo.

Das verſteht ſich! Allein den Aderlaß und die Medikamente wurden Sie vergrößern, wenn ich mir das nämlich gefallen ließe. Aber weshalb habt Ihr denn der Mauleſelin die Augen zugepflaſtert? Meint Ihr, daß Sie dadurch das Geſicht wieder erhalten wird?

Figaro.

Wenn die Mauleſelin auch dadurch nicht wieder ſehend wird, ſo ſollen Sie doch, Herr Doktor, ihr blaues Wunder ſehen —

Bartholo.

Meint Ihr auf der Rechnung vielleicht? Man wird Euren Schlichen zu begegnen wiſſen, Herr Sauſewind!

Figaro.

Auf Ehre, Signor, da die Menſchen jetzt nur entweder dumm oder komplett verrückt ſeyn wollen, wobei ich weder auf einer noch der andern Seite irgend einen Vortheil erblicken kann, ſo habe ich einen andern Weg eingeſchlagen, und ergebe mich der Luſt und dem Vergnügen. Wer weiß, ob die Welt noch drei Wochen ſteht?

Bartholo.

Es wäre vernünftiger, Herr Schwadronör, wenn Er mir ohne weiteres meine hundert Thaler mit den Zinſen bezahlen wollte; das ſage ich Ihm.

Figaro.

Zweifeln Sie an meiner Redlichkeit? Ihre hundert Thaler! Ich will ja lieber Zeitlebens mich für Ihren Schuldner bekennen, als es nur ein einziges Mal läugnen.

Bartholo.

Schon gut! von etwas Anderem jetzt: Sagt mir doch einmal, wie haben denn Eurem Töchterchen die Bonbons geſchmeckt, die Ihr ihm mitgebracht habt?

Figaro.

Welche Bonbons? Was wollen Sie damit ſagen?

Bartholo.

Nun, jene Bonbons, in der Düte, die aus dem Papier von jenem Tiſche, dieſen Morgen gemacht wurde —

Figaro.

Mich ſoll der Teufel holen — wenn —

Roſine
(ihn unterbrechend).

Sie haben dem lieben Kinde doch geſagt, daß ich ſie ihm ſchicke? Ich hatte es Ihnen aufgetragen, Herr Figaro.

Figaro.

Ja ſo, die Bonbons von dieſem Morgen! Gott, wie dumm! Ich hatte es faſt vergeſſen. Ganz vortrefflich, Signora, ganz herrlich!

Bartholo.

Vortrefflich! herrlich! So, ſo, der Herr Barbier beſinnt ſich doch gleich darauf. Pfui! was treibt Ihr da für ein ſauberes Handwerk! —

Figaro.

Was meinen Sie damit, Herr Doktor?

Bartholo.

Das Euch einen ſehr guten Namen machen wird —

Figaro.

Ich werde ihn mir gewiß zu *erhalten* ſuchen.

Bartholo.

Sagt doch lieber: ihr werdet ihn zu *ertragen* ſuchen —

Figaro.

Wie Sie meinen, Signor!

Bartholo.

Ihr gebt es ziemlich vornehm, Herr Barbier! Doch ſolltet Ihr bedenken, daß wenn ich mit einem ſolchen Tropf über etwas ſtreite, ich niemals nachgeben werde —

Figaro
(ihm den Rücken kehrend).

Darin weichen wir von einander ab; ich gebe dem Tropf jederzeit nach —

Bartholo.

He — Don Alonſo — was hat er geſagt? Ich verſtand nicht recht —

Figaro.

Sie glauben es mit irgend einem Dorfbarbier zu thun zu haben, der nur mit Meſſer und Seife umzugehen weiß? Allein Sie müſſen wiſſen, daß ich in Madrid ein Mann von der Feder war, der ohne die Kabale —

Bartholo.

Und warum ſeyd Ihr nicht dort bei Eurer Feder geblieben?

Figaro.

Man thut, was man kann; ſetzen Sie ſich an meine Stelle —

Bartholo.

Ich? an ſeine Stelle! Wetter! da wurde ich auch ſo dummes Zeug ſchwatzen —

Figaro.

Recht gut! — Sie machen keinen übeln Anfang; nicht wahr? Ich rufe Ihren Herrn Kollegen zum Zeugen —

Graf

(wie zu ſich kommend).

Ich — ich bin nicht der Kollege des Herrn —

Figaro.

So? — ich glaubte doch, daß Sie denſelben Gegenſtand verfolgten —

Bartholo (aufgebracht).

Nun endlich — was führt Euch her? Habt Ihr etwa noch ein Briefchen an Signora Roſina abzugeben? Sprecht nur! Soll ich Euch vielleicht den Platz räumen?

Figaro.

Wie Sie doch gleich ſo böſe werden! Ei der tauſend, Herr Doktor! Ich bin da, um Sie zu barbieren, das iſt Alles. Iſt nicht heute Ihr Tag?

Bartholo.

Ihr müßt wiederkommen.

Figaro.

Ja ſo, wiederkommen! Morgen muß ich dem ganzen Regimente die Haare ſtutzen; ich habe durch Protektion die Entrepriſe bekommen; und nun urtheilen Sie ſelbſt, ob ich da wohl Zeit habe, Sie zu raſiren. Wollen Sie daher nicht auf Ihr Zimmer gehen?

Bartholo.

Nein, ich werde nicht auf mein Zimmer gehen — warum ſollte ich mich nicht hier raſiren laſſen dürfen?

Roſine.

Ei, das würde ſich ſchicken! So gehen Sie doch in Ihr Kabinet —

Bartholo.

Du biſt böſe? Verzeihung, mein Liebchen, es geſchieht ja nur, um nichts von Deinem Göttergeſang zu verlieren, wenn Du Deinen Unterricht hier fortſetzeſt —

Figaro

(leiſe zum Grafen).

Wir bringen ihn nicht weg von hier! (laut) Holla! Jungmann! Frühauf! Becken! Waſſer! Seife! Alles, was wir brauchen —

Bartholo.

Ja ſo, da könnt Ihr lange rufen, die armen Kerle, die Ihr ſo zugerichtet habt, mußten ſich ja in's Bett legen —

Figaro.

Nun gut, ſo will ich ſelbſt Alles herbeiholen — nicht wahr? in Ihrem Zimmer — (leiſe zum Grafen) Ich will ihn ſchon hinauslocken.

Bartholo

(macht ſein Schlüſſelbund los und ſpricht nachdenklich).

Nein, nein, ich will ſelbſt gehen. (Leiſe zum Grafen, im Abgehen.) Habet die Augen auf Beide, guter Freund! ich bitt' Euch ſehr darum —

(Ab.)

Sechste Scene.

Vorige, ohne Bartholo.

Figaro.

Das war verwünſcht! Er wollte mir ſchon alle ſeine Schlüſſel geben. War der von der Jalouſie nicht auch dabei?

Roſine.

Es iſt der Kleinſte von Allen.

Siebente Scene.

Vorige. Bartholo.

Bartholo

(für ſich, im Kommen).

Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thue, den verwünſchten Barbier hier zu laſſen! (zu Figaro) Hier! (er gibt ihm das Schlüſſelbund.) In meinem Kabinet, unter meinem Schreibtiſch; daß Ihr mir aber nichts anrührt —

Figaro.

Zum Henker! ich werde mich wohl hüten, bei Ihrem Mißtrauen. (Im Abgehen für ſich.) Nun ſehe man, wie der Himmel doch die Unſchuld beſchützt —

Achte Scene.

Vorige, ohne Figaro.

Bartholo

(leiſe zum Grafen).

Das iſt eben der Spitzbube, der dem Grafen den Brief gebracht hat.

Graf (ebenſo).

Er ſieht ſo recht wie ein Galgenvogel aus —

Bartholo.

Mich ſoll er nicht mehr anführen —

Graf.

Ich glaube, daß hierzu ſchon alle Vorkehrungen getroffen ſind.

Bartholo.

Nach reifer Ueberlegung dachte ich, daß es klüger ſey, ihn auf mein Zimmer zu ſchicken, als ihn hier bei Roſinen zu laſſen —

Graf.

Was ſie ſich auch geſagt hätten, ſo wäre ja doch ich dabei geweſen —

Roſine.

Es iſt nicht ſehr höflich, meine Herren, immer ſo heimlich zu ſprechen. Und die Lektion?

(Man hört heruntergeworfenes Geſchirr.)

Bartholo (ſchreit).

Was hör' ich! der grauſame Barbar hat Alles auf die Erde geworfen! O mein ſchönes Neceſſaire!

(Läuft ab.)

Neunte Scene.

Graf. Roſine.

Graf.

Benützen wir den Augenblick, den wir der Klugheit Figaro's verdanken. Bewilligen Sie mir, ich beſchwöre Sie, für den Abend eine Unterredung, die unerläßlich iſt, um Sie aus der Sklaverei zu befreien, von der Sie bedroht werden —

Roſine.

Ach, Lindor!

Graf.

Ich kann bis zur Jalouſie hinanklimmen; und auf das Billet, das ich dieſen Morgen von Ihnen erhielt, ſah ich mich gezwungen —

Zehnte Scene.

Vorige. Bartholo. Figaro.

Bartholo.

Ich habe mich nicht getäuſcht; es iſt Alles zerbrochen und zertrümmert —

Figaro.

Ein großes Unglück! Warum ſieht man nichts auf der Treppe? (Er zeigt dem Grafen den Schlüſſel.) Wie ich hinaufging, blieb mir ein Schlüſſel hängen —

Bartholo.

Man ſieht ſich vor! — Mit einem Schlüſſel hängen bleiben. O über die große Geſchicklichkeit!

Figaro.

So ſuchen Sie doch einen Geſchicktern, Signor!

Eilfte Scene.

Vorige. Don Baſilio.

Roſine (entſetzt

Don Baſilio!

Graf (bei Seite).

Gerechter Himmel!

Figaro (bei Seite).

Der Teufel!

Bartholo (ihm entgegen).

Wie freu' ich mich, mein Freund, Euch wieder hergeſtellt zu ſehen. So hat denn der Anfall keine weitern Folgen gehabt? In der That, Signor Alonſo hat mir keine geringe Unruhe über Euern Zuſtand eingeflößt — fragt ihn nur ſelbſt, und wenn mich Figaro nicht aufgehalten hätte, ſo wäre ich ſchon längſt fort —

Baſilio.

Signor Alonſo?

Figaro

(ſtampft mit dem Fuß).

Ei was! Immer neuer Aufenthalt! Da muß ich zwei Stunden ſtehen wegen ſolch' eines elenden Bartes. — Miſerable Kundſchaft — das!

Baſilio

(ſich im Kreiſe umſchauend).

Wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu ſagen —

Figaro.

Ja — nachher — wenn ich hier fertig ſeyn werde —

Baſilio.

Aber — ich wünſchte doch —

Graf.

Schweigen Sie, Baſilio. Glauben Sie, Sie erzählten dem Herrn Doktor hier etwas Neues? Ich habe ihm ſchon mitgetheilt, daß Sie mich herſchickten, um für ihn die Muſikſtunde zu geben —

Baſilio
(noch verwunderter).

Die Muſikſtunde — Alonſo —

Roſine
(leiſe zu Baſilio).

So ſchweigen Sie doch —

Baſilio.

Auch die?

Graf
(leiſe zu Bartholo).

So ſagen Sie ihm doch heimlich, daß wir es ſo ausgemacht haben —

Bartholo
(leiſe zu Baſilio).

Laßt es gut ſeyn, Baſilio, wenn Ihr ſagt, daß er nicht Euer Schüler iſt, ſo verderbt Ihr Alles —

Baſilio.

So! ſo!

Bartholo (laut).

In der That, Baſilio, Euer Schüler iſt ein junger Menſch von großem Talent —

Baſilio (außer ſich).

Mein Schüler! — (leiſe) Ich kam nur, um Ihnen zu ſagen, daß der Graf ausgezogen iſt —

Bartholo (leiſe).

Das weiß ich ſchon längſt; ſo ſchweigt doch nur jetzt davon —

Baſilio (leiſe)

Wer hat es Ihnen geſagt?

Bartholo (leiſe).

Wer denn anders, als dieſer hier!

Graf (leiſe).

Natürlich — ich — ſo hören Sie doch nur —

Roſine

(leiſe zu Baſilio).

Iſt es denn ſo ſchwer, ſtill zu ſchweigen?

Figaro

(leiſe zu Baſilio).

Hm! Hm! Er iſt taub!

Baſilio (für ſich).

Wer ſoll denn hier eigentlich betrogen werden? Alle ſcheinen mir im Einverſtändniß —

Bartholo (laut).

Nun, Baſilio, und der Rechtsfreund?

Figaro.

Sie haben noch den ganzen Abend, um von Ihrem Rechtsfreund zu ſprechen —

Bartholo.

Nur ein Wort; ſagt mir doch, ob Ihr mit dem Rechtsfreund zufrieden ſeyd?

Baſilio (zerſtreut).

Mit dem Rechtsfreund?

Graf (lächelnd).

Seyd Ihr noch nicht bei dem Rechtsfreund geweſen?

Baſilio (ärgerlich).

Nein, ich bin noch nicht bei dem Rechtsfreund geweſen.

Graf

(zu Bartholo leiſe).

Er kann ja jetzt nicht in ihrer Gegenwart davon ſprechen. Schicken Sie ihn doch fort.

Bartholo (leiſe zu ihm).

Sie haben recht. (Zu Baſilio) Was hattet Ihr denn eigentlich für einen Anfall?

Baſilio (zornig).

Ich verſtehe Sie nicht —

Graf

(ſteckt ihm eine Börſe zu).

Der Herr Doktor fragt Sie nämlich, weshalb Sie eigentlich, krank wie Sie ſind, hiehergekommen —

Figaro.

Er ſieht aus wie eine Leiche —

Baſilio.

Aha — jetzt fang' ich an, zu begreifen —

Graf.

Gehen Sie zu Bette, liebſter Baſilio: Sie befinden ſich nicht wohl, und wir kommen faſt ſelbſt bei Ihrem Anblick vor Schrecken um. — Gehen Sie zu Bette —

Figaro.

Seine Phyſiognomie iſt ganz verwildert. Legen Sie ſich zur Ruhe —

Bartholo.

Auf Ehre, man ſieht ihm das Fieber auf hundert Schritte an. Nur ſchnell in's Bett —

Roſine.

Wie konnten Sie nur ausgehen? Am Ende ſtecken Sie uns noch an. Eilen Sie zu Bett —

Baſilio

(im höchſten Grade erſtaunt).

Ich — in's Bett? —

Alle.

Ei, ganz natürlich!

Baſilio

(Alle anblickend).

Ich glaube in der That, daß ich gut daran thue, wenn ich Sie verlaſſe; ich fühle, daß ich mich hier nicht ganz behaglich finde —

Bartholo.

Kommt morgen wieder, wenn Ihr beſſer ſeyn werdet.

Graf.

Ich werde ſehr früh zu Ihnen kommen, guter Baſilio —

Figaro.

Nur brav geſchwitzt, Baſilio —

Roſine.

Gute Nacht, gute Nacht, Don Baſilio!

Baſilio (bei Seite).

Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich das nicht verſtehe — aber ohne dieſe Börſe —

Alle.

Gute Nacht, Baſilio, gute Beſſerung!

Baſilio (abgehend).

Nun, gute Nacht denn, gute Nacht!

(ſie begleiten ihn lachend)

Zwölfte Scene.

Vorige, ohne Baſilio.

Bartholo (wichtig).

Der Mann gefallt mir gar nicht —

Roſine.

Sahen Sie wohl die glühenden Augen —

Graf.

Er hat ſich erkältet —

Figaro.

Und bemerkten Sie, wie er immer mit ſich ſelbſt ſprach. Mein Gott! was ſind wir armen Menſchen? Wie man die Hand umdreht! (zu Bartholo.) Nun, wollen Sie endlich Ihr Kinn meinem Meſſer herleihen? (ſtellt den Lehnſeſſel weit vom Grafen hin und präſentirt ihm die Serviette).

Graf.

Bevor wir unſere Stunde ſchließen, Signora, iſt es nöthig, Ihnen einige Worte über die Kunſt zu ſagen, die ich ſo glucklich bin, Sie lehren zu können (er ſagt ihr etwas in's Ohr).

Bartholo.

(zu Figaro).

Was iſt denn das? Ihr ſcheint ja ordentlich mit Abſicht Euch ſo dicht vor mich hinzuſtellen, damit ich nichts ſehen kann —

Graf.

(leiſe zu Roſinen.)

Wir haben den Schlüſſel zur Jalouſie und werden um Mitternacht hier ſeyn —

Figaro.

(bindet Bartholo die Serviette um.)

Was brauchen Sie denn zu ſehen? Ja, wenn's noch eine Tanzſtunde wäre — aber beim Singen — ach — oweh! oh!

Bartholo.

Was iſt denn nun wieder?

Figaro.

Ich weiß nicht, was mir in's Auge gekommen iſt —

(er hält ihm ſein Geſicht vor).

Bartholo.

So reibt doch nicht ſo —

Figaro.

Es iſt hier das linke Auge. Wollten Sie mir wohl den Gefallen thun, ein wenig hineinzublaſen?

Bartholo.

(nimmt ihn beim Kopf, ſieht über ihn weg, ſtößt ihn dann fort und ſchleicht hinter die Liebenden, um ihr Geſpräch zu belauſchen.)

Graf

(zu Roſinen).

Wegen Ihres Briefes befand ich mich in ſo großer Verlegenheit —

Figaro

(um ſie aufmerkſam zu machen)

Hm! Ehem!

Graf.

Da meine Verkleidung dennoch —

Bartholo.

(ſteckt den Kopf zwiſchen Beide.)

Ihre Verkleidung — ſo —

Roſina (erſchreckt).

Ach!

Bartholo.

Herrlich, Signora, laſſen Sie ſich nicht ſtören! Wie? was! Unter meinen Augen wagt man es, ſolche Dinge auszuführen?

Graf.

Was wollen Sie damit ſagen, Signor?

Bartholo.

Ha, falſcher Alonzo!

Graf.

Signor Bartholo, wenn Sie von Zeit zu Zeit überſchnappen, wie in dieſem Augenblicke, ſo wundere ich mich nicht über die Abneigung, welche Signora Roſina empfindet, Ihre Gattin zu werden –

Roſine.

Seine Gattin! Ich ſollte an der Seite eines alten Eiferſüchtigen leben, der mir nichts als einen ſchmählichen Kerker anzubieten vermag?

Bartholo.

Ha! was iſt das!

Roſina.

Ja, ich ſage es offen und frei: ich werde meine Hand und mein Herz demjenigen geben, der mich aus dieſem entſetzlichen Kerker zu befreien vermag, in welchem ich und mein Vermögen gegen alles Recht gefangen gehalten werden.

(ab.)

Dreizehnte Scene.

Vorige ohne Roſine.

Bartholo.

Die Wuth erſtickt mich!

Graf.

Es iſt in der That ſchwer, Signor, daß eine junge Frau –

Figaro.

Ja, ja; eine junge Frau und hohe Jahre, das kann einen verliebten Greis wohl um den Verſtand bringen –

Bartholo.

Noch dieſe Keckheit, nachdem ich ſie auf der That ertappte! Satan von Barbier – ich hätte Luſt –

Figaro.

Ich laufe weg — er iſt ganz toll geworden —

Graf.

Er iſt wahrhaftig verrückt — komm Figaro!

Figaro.

Er iſt toll! er iſt toll! — es iſt ſchrecklich!

(laufen ab.)

Vierzehnte Scene.

Bartholo, allein.

(will ihnen nach.)

Ich verrückt! Ich toll! Wartet Schurken! Emiſſäre des Teufels — ich wünſchte, daß er Euch holte! Ich toll! — Ich habe ſie auf der That ertappt, und ſie haben noch dieſe Frechheit! — Nur Baſilio iſt im Stande mir hierin Licht zu verſchaffen. Ich will nach ihm ſchicken. He — Iſt Niemand da? — Ach, ich vergeſſe, daß ich ganz allein bin. Ich will einen Nachbar bitten — oder einen Vorbeigehenden, gleichviel! Man könnte wahrlich toll werden — ja man könnte den Verſtand darüber verlieren!

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Das Theater iſt dunkel.

Erſte Scene.

Bartholo. Don Baſilio

(mit einer Laterne in der Hand).

Bartholo.

Wie, Baſilio, wär's möglich, Ihr kennt ihn nicht?

Baſilio.

Und wenn Sie noch hundertmal fragen, ſo muß ich Ihnen ſtets dieſelbe Antwort geben. Wenn er Ihnen Roſinens Brief eingehändigt hat, ſo war er aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Abgeordneter des Grafen. Aber wenn ich das bedeutende Geſchenk in Erwägung ziehe, welches er mir gemacht, ſo komme ich faſt auf die Vermuthung, daß es der Graf ſelbſt geweſen —

Bartholo.

Welche Vermuthung! Warum habt Ihr aber das Geſchenk von ihm genommen?

Baſilio.

Sie ſchienen mir mit ihm einverſtanden zu ſeyn, ich konnte aus dem Ganzen nicht klug werden; und in ſolchen ſchwer zu begreifenden Fällen iſt mir eine volle Börſe ſtets als ein nicht abzuweiſendes Argument erſchienen; denn nach dem alten ſpaniſchen Sprichworte heißt es: was gut anzunehmen iſt, iſt —

Bartholo.

Ha, ha, ich verſtehe: iſt auch gut —

Baſilio.

Zu behalten.

Bartholo.

(überraſcht.)

So meint Ihr das?

Baſilio.

Ich habe mir die Mühe gegeben, mehre ſolche kleine Weisheitsſprüche, für gewiſſe beſondere Fälle und Umſtände zu variiren. Doch jetzt zur Sache, was haben Sie nun beſchloſſen?

Bartholo.

Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, Baſilio, würdet Ihr nicht Alles thun, um ſie zu beſitzen?

Baſilio.

Nein, Doktor! Bei allen Sachen heißt das *Beſitzen*, ſo viel wie nichts; das *Genießen* allein macht glücklich; nach meiner Anſicht ſetzt ſich aber der, welcher eine Frau heirathet, Dingen aus —

Bartholo.

Ihr fürchtet alſo gewiſſe Dinge —

Baſilio.

Ja, ja, Signor, man erlebt ſo etwas häufig, gerade im gegenwärtigen Jahre. Ich wurde ihrem Herzen daher keine Gewalt anthun...

Bartholo.

Schönen Dank, Baſilio, für Euern Rath! Beſſer, daß ſie darüber weint, mich zu bekommen, als daß ich darüber ſterbe, ſie nicht zu bekommen —

Baſilio.

Ach, wenn's Ihnen an's Leben geht, Doktor, dann heirathen Sie nur in Gottes Namen.

Bartholo.

Das will ich auch; und noch in dieſer Nacht —

Baſilio.

So leben Sie denn wohl! Vor allem aber ſchildern Sie Roſinen den Grafen und Figaro wie zwei der Hölle entſtiegene Ungeheuer —

Bartholo.

Ihr habt Recht — Baſilchen —

Baſilio.

Nur immer verläumdet, Herr Doktor — nur verläumdet! darauf muß ſtrenge gehalten werden —

Bartholo.

Hier iſt Roſinens Brief, den mir jener Alonzo vorhin gegeben hat, er hat mir ſelbſt, ohne es zu wollen, den Gebrauch gezeigt, den ich davon zu machen habe.

Baſilio.

Vortrefflich! Um vier Uhr wollen wir uns Alle hier treffen—

Bartholo.

Warum nicht früher?

Baſilio.

Unmöglich; der Notar hat noch andere Geſchäfte —

Bartholo.

Auch in Heirathsſachen etwa?

Baſilio.

Ja, bei dem Barbier Figaro, ſeine Nichte vermählt ſich.

Bartholo.

Seine Nichte? Er hat ja keine —

Baſilio.

So haben ſie es wenigſtens dem Notar geſagt —

Bartholo.

Der Spitzbube iſt im Complott; was Teufel! Eine Nichte — hm!

Baſilio.

Argwöhnen Sie vielleicht? —

Bartholo.

Dieſe Leute ſind ſo pfiffig und durchtrieben! Wahrhaftig Freundchen, ich bin nicht ruhig dabei. Geht noch einmal zum Notar und bringt ihn dann ſogleich mit Euch hieher.

Baſilio.

Es regnet und iſt ein rechtes Hundewetter; allein ich will dennoch nichts verſäumen, was Sie beruhigen könnte. Aber was machen Sie da?

Bartholo.

Ich will Euch begleiten: Figaro hat ja meine ganze Dienerſchaft untauglich gemacht; ich bin allein —

Baſilio.

Ich habe meine Laterne bei mir —

Bartholo.

Hier Baſilio, nehmet meinen Hauptſchlüſſel; ich will Euch erwarten und nicht ſchlafen gehen; außer Euch und dem Notar ſoll Niemand in's Haus —

Baſilio.

Mit dieſer Vorſicht können Sie ganz ruhig ſeyn, Doktor!

(beide ab.)

Zweite Scene.

Roſine.

(aus ihrem Zimmer.)

Ich glaubte hier reden zu hören. Es iſt Mitternacht, und Lindor iſt noch immer nicht hier. Selbſt das Wetter begünſtigt ihn — er iſt ſicher, Niemandem zu begegnen. Ach, Lindor, ſollteſt Du mich getäuſcht haben? Welch ein Geräuſch! Himmel, mein Vormund, ſchnell fort!

Dritte Scene.

Vorige. Bartholo.

(mit einem Lichte.)

Schön, mein liebes Roſinchen, da Du noch nicht zur Ruhe biſt, ſo —

Roſine.

Ich wollte ſo eben ſchlafen gehen —

Bartholo.

Du wirſt bei dem Donnerwetter nicht einſchlafen können, Kind, und ich habe Dir überdies wichtige Dinge mitzutheilen —

Roſine.

Was wollen Sie von mir? Iſt es noch nicht genug, am Tage von Ihnen gequält zu werden?

Bartholo.

Höre mich, Roſine —

Roſine.

Morgen — will ich Sie hören —

Bartholo.

Nur auf einen Augenblick — ich bitte —

Roſine (für ſich.)

Wenn Lindor jetzt käme —

Bartholo

(zeigt ihr den Brief).

Kennſt Du dies?

Roſine

(erkennt ihre Handſchrift).

Gerechter Gott!

Bartholo.

Ich habe wahrlich nicht im Sinne, Dir jetzt Vorwürfe zu machen; in Deinem Alter kann man ſich wohl einmal verirren; aber ich bin Dein wahrer Freund, darum höre mich an —

Roſine.

Was ſoll das ſeyn?

Bartholo.

Dieſen Brief, den Du an den Grafen Almaviva geſchrieben haſt —

Roſine (überraſcht).

An den Grafen Almaviva?

Bartholo.

Sieh nur, was dieſer Graf für ein fürchterlicher Menſch iſt! Kaum hatte er Deine Handſchrift, ſo brüſtete er ſich überall damit und ich erhielt dieſes Billet von einer gewiſſen Dame, welcher er es gegeben hat —

Roſine.

Der Graf Almaviva —

Bartholo.

Du kannſt ſolche Schlechtigkeit nicht faſſen. Die Unerfahrenheit, Roſine, macht Euch Mädchen vertrauend und leichtgläubig; aber lerne nun ſolche Hinterliſt ganz kennen. Jene Dame hat mich von Allem unterrichten laſſen, wahrſcheinlich, um ſich eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin vom Halſe zu ſchaffen. Ich ſchaudere, wenn ich daran denke! Das ſchwärzeſte Complott zwiſchen Almaviva, Figaro und Alonzo, der ſich nur für einen Schüler Baſilios ausgab, aber eigentlich ein feiler Helfershelfer des Grafen iſt; dieſes ſchwärzeſte Complott ſollte Dich in einen Abgrund ſtürzen, aus dem keine Macht des Himmels Dich jemals errettet haben würde.

Roſine (erſchüttert).

Oh wie abſcheulich! Lindor! Du — Du wareſt im Stande geweſen! —

Bartholo (für ſich).

Alſo Lindor heißt er—

Roſine.

Für den Grafen Almaviva — für einen Andern — oh! —

Bartholo.

So ſagte man mir, als man mir Dein Billet übergab —

Roſine (gekränkt).

Welche Schändlichkeit! Aber ſie ſoll vereitelt werden! Signor, Sie haben gewünſcht, mein Gatte zu werden.

Bartholo.

Du kennſt ja lange ſchon das Feuer meiner Gefühle —

Roſine.

Wenn es Sie jetzt noch erfüllt, ſo gehöre ich Ihnen an —

Bartholo.

Erwünſcht! Der Notar iſt ſchon beſtellt — noch in dieſer Nacht —

Roſine.

Wir ſind noch nicht zu Ende. O Gott, welche Erniedrigung! Ich muß Ihnen geſtehen, daß in wenig Augenblicken der Treuloſe durch jene Jalouſie in Ihr Haus dringen wird — den Schlüſſel hat man Ihnen mit Liſt entwendet —

Bartholo.

(ſieht nach dem Bunde.)

Richtig, die Böſewichter! Jetzt, mein Kind, darf ich Dich nicht mehr verlaſſen —

Roſine (erſchreckt).

Aber, wenn er bewaffnet wäre?

Bartholo.

Ja ſo, Du haſt Recht; dann würde ich mich ſelbſt um meine Rache bringen. Gehe zu Marceline hinauf und verſchließe Dich bei ihr. Ich will indeſſen die bewaffnete Macht herbeiholen und ihn gleich neben dem Hauſe erwarten. Wenn ich ihn dann wie einen Dieb erwiſche, ſo habe ich das doppelte Vergnügen: erſtlich gerächt, zweitens ihn los zu ſeyn. Du aber zähle darauf, daß meine innigſte, zärtlichſte, reifſte Liebe Dich für Alles ſchadlos halten ſoll —

Roſine (in Verzweiflung).

Ach, vergeſſen Sie nur mein Vergehen, das iſt Alles, was ich verlange. (b. S.) Ach, ich beſtrafe mich ſelbſt genug dafür!

Bartholo (abgehend).

Nun will ich mich verſtecken gehen. Ha, ha! Endlich hab' ich ſie doch! (Ab.)

Vierte Scene.

Roſine, allein.

Seine Liebe ſoll mich ſchadlos halten! O, ich Unglückliche! (ſie weint) Was beginn' ich? Er wird kommen. Ich will ihn erwarten und mich zu verſtellen ſuchen, um ihn dann ſichrer zu entlarven. Die Niedrigkeit ſeiner Geſinnung wird mir als ein Schutzmittel dienen, deſſen ich in dieſem Augenblicke ſehr bedarf. Dieſe edle Geſtalt, dieſe Miene, dieſe Stimme, ſo ſanft, ſo zärtlich! Und er ſollte nur der feile Agent eines Verführers ſeyn? O wie elend bin ich! — Himmel, man öffnet die Jalouſie.

(Ab in ihr Zimmer).

Fünfte Scene.

Graf. Figaro,

(in Mänteln, draußen am Fenſter).

Figaro.

Jemand eilt fort; ſoll ich hinein?

Graf.

Ein Mann!

Figaro.

Nein —

Graf.

Es wird Roſine geweſen ſeyn, die Dein gemeines Geſicht verſcheucht hat —

Figaro
(ſpringt herein).

Faſt glaub' ich's ſelbſt. Endlich ſind wir hier trotz Regen, Donner und Blitz —

Graf.

Reich' mir die Hand, (ſpringt ebenfalls herein) Unſer iſt der Sieg!

Figaro
(wirft ſeinen Mantel ab).

Wenn wir nur nicht ſo durchnäßt wären. Herrliches Wetter zu einem verliebten Abenteuer. Wie finden Sie dieſe Nacht, gnädiger Herr? —

Graf.

Köſtlich für einen Verliebten.

Figaro.

Schon recht; aber für ſeinen Vertrauten? — Und wenn uns nun erſt Jemand hier überraſchte?

Graf.

Bin ich nicht bei Dir? Mich beunruhigt etwas ganz anderes; ob ich ſie wohl bewegen werde, dieſes Haus auf der Stelle mit mir zu verlaſſen?

Figaro.

Mit Ihnen ſtehen die drei mächtigſten Leidenſchaften des ſchönen Geſchlechts im Bunde: die Liebe, der Haß und die Furcht.

Graf.

Wie kann ich ihr nur ſo plötzlich ſagen, daß der Notar bei Dir wartet, um uns zu verbinden? Sie wird vor der Kühnheit erſchrecken und nicht einwilligen wollen —

Figaro.

Schmäht ſie Ihre Kühnheit, ſo ſchmähen Sie dafür ihre Grauſamkeit. Die Frauen haben es gern, wenn man ſie grauſam nennt. Finden Sie endlich, daß ihre Liebe die rechte Höhe hat, ſo ſagen Sie ihr, wer Sie ſind; dann wird ſie gewiß nicht mehr an der Wahrheit Ihrer Gefühle zweifeln.

Sechste Scene.

Vorige. Roſine.

Figaro
(zündet die Kerzen an).

Graf.

Ha — meine ſchöne Roſine —

Roſine (gezwungen).

Ich glaubte ſchon, Signor, daß Sie nicht kommen würden —

Graf.

Liebenswürdige Ungeduld! — Signora, es ſcheint mir nicht ſchicklich, auf Ihre gegenwärtige Lage die Hoffnung zu gründen: daß Sie einem armen Unbekannten auch ſogleich Ihre Hand reichen würden, allein ich ſchwöre bei meiner Ehre, daß ich jedes Rettungsmittel, das Sie ergreifen —

Roſine.

Signor, wenn es nicht Ihre Abſicht geweſen wäre, mit dem Geſtändniſſe meiner Liebe auch zugleich meine Hand zu erhalten, ſo wären Sie nicht hier. Dieſe Nothwendigkeit entſchuldige in Ihren Augen das Rückſichtsloſe unſerer jetzigen Zuſammenkunft —

Graf.

Sie, Roſine — wollten die Gattin eines Unglücklichen werden? der ohne Vermögen, ohne Stand! —

Roſine.

Stand und Vermögen ſind zufällige Güter, und wenn Ihre Abſichten rein ſind —

Graf
(zu ihren Füßen).

Roſine, ich bete Sie an!

Roſine (gekränkt).

Halten Sie ein! Sie entweihen den Ausdruck: Sie beten mich an! O, Ihre Schwüre können mir nicht mehr gefährlich ſeyn; ich erwartete dieſes Wort, um Sie gänzlich zu verabſcheuen. Bevor ich Sie aber Ihrem eigenen Gewiſſen überlaſſe — will ich Ihnen ſagen (weinend), daß ich Sie liebte; daß es mich glücklich gemacht haben würde, Ihr Loos zu theilen, und wäre es das elendeſte geweſen. Ja, Lindor, ich würde Alles verlaſſen haben, um die Ihre zu werden. Allein der ſchändliche Mißbrauch, den Sie mit meiner Neigung für Sie getrieben haben, und das unwürdige Beginnen jenes Grafen Almaviva, dem Sie mich verkaufen wollten, lieferten dieſes einzige Zeugniß meiner Schwäche wieder in meine Hände zurück. Kennen Sie dies Billet?

Graf (lebhaft).

Das Ihr Vormund Ihnen einhändigte?

Roſine (ſtolz).

Wie ſehr bin ich ihm dafür verbunden —

Graf.

Und wie glücklich macht es auch mich. Er erhielt es von mir. Geſtern bediente ich mich *dieſer* Liſt in meiner Verlegenheit, um mir dadurch ſein Zutrauen zu verſchaffen, aber ich hatte bis jetzt keine Gelegenheit, Sie davon zu unterrichten. Ach, Roſine, alſo iſt es denn wahr? Lieben Sie mich wirklich?

Figaro.

Gnädiger Herr, Sie vergeſſen, daß Sie eine Frau ſuchten, die Sie um Ihrer ſelbſt willen liebte —

Roſine.

Gnädiger Herr! — was iſt das?

Graf

(wirft den Mantel weg; prächtig gekleidet)

Geliebteſte der Frauen! Ich darf Sie nun nicht länger täuſchen: der Glückliche, den Sie hier zu Ihren Füßen ſehen, iſt nicht Lindor; ich bin der Graf Almaviva, der vor Liebe ſtirbt und ſeit ſechs Monaten nur an Sie denkt und fühlt und Ihre Spur aufſucht . . .

Roſine

(fällt in ſeine Arme).

Ach! —

Graf (entſetzt).

Figaro!

Figaro.

Fürchten Sie nichts, gnädiger Herr; ſolche Regungen der Freude haben niemals ernſte Folgen; ſie kommt ſchon wieder zu ſich; Teufel — ſie iſt ſchön!

Roſine.

Lindor! Ach — Signor, ich bin ſtrafbar — ich wollte noch dieſe Nacht meine Hand dem Vormund reichen —

Graf.

Sie — Roſine?

Roſine.

Ach, welch' ein Loos! Ich hätte Sie mein ganzes Leben hindurch haſſen müſſen; und welche Folter iſt es, zu haſſen, wenn man fühlt, daß man nur um zu lieben geſchaffen iſt.

Figaro
(am Fenſter)

Gnädiger Herr, wir können nicht fort, die Leiter iſt weggenommen —

Graf.

Weggenommen!

Roſine (ängſtlich).

Es iſt meine Schuld — es iſt der Doktor! dies iſt die Folge meiner Leichtgläubigkeit. Er hat mich ſchändlich hintergangen. Ich habe Alles geſtanden, Alles ſelbſt verrathen: er weiß, daß Sie hier ſind und wird nun mit Wache kommen.

Figaro
(immer am Fenſter).

Gnädiger Herr, man öffnet die Hausthür —

Roſine
(läuft in die Arme des Grafen).

Ach, Lindor!

Graf (feſt).

Roſine, Sie lieben mich! Ich fürchte Niemand, und Sie werden gewiß meine Gattin. Jetzt will ich mir das Vergnügen machen, den abſcheulichen Alten nach Herzensluſt zu züchtigen —

Roſine.

O, ich bitte für ihn, lieber Lindor! Mein Herz iſt ſo voll von Liebe, daß die Rache keinen Platz darin finden kann.

Siebente Scene.

Vorige. Der Notar und Don Baſilio.

Figaro.

Gnädiger Herr, hier iſt unſer Notar.

Graf.

Und Freund Baſilio mit ihm.

Baſilio.

Was erblick' ich?

Figaro.

Durch welchen Zufall kommt unſer Freund —

Baſilio.

Zufall?

Notar.

Sind dieſe hier die zukünftigen Ehegatten?

Graf.

Ja, Signor. Sie hätten in dieſer Nacht Signora Roſina mit mir in dem Hauſe des Barbiers Figaro verbinden ſollen, allein wir haben nun dieſes Haus aus Gründen, die Sie erfahren ſollen, zu unſerer Verbindung vorgezogen.

Notar.

So habe ich denn die Ehre, Seine Excellenz, den Herrn Grafen Almaviva vor mir zu ſehen?

Figaro.

So iſt es —

Baſilio (für ſich).

Und dazu hat mir der Alte noch den Hauptſchlüſſel gegeben —

Notar.

Es ſind aber zwei Ehekontrakte bei mir beſtellt, gnädiger Herr, die wir nicht mit einander vermengen dürfen. Hier iſt der Ihrige, und dieſer iſt für den Doktor Bartholo mit der Signora.... Roſina ebenfalls? Wahrſcheinlich zwei Schweſtern, die denſelben Namen führen.

Graf.

Wir wollen uns bei dem andern nicht aufhalten. Don Baſilio wird wohl ſo gütig ſeyn, als Zeuge mit zu unterzeichnen.

(Sie unterſchreiben.)

Baſilio.

Allein, Excellenz — ich verſtehe nicht —

Graf.

Mein wackerer Meiſter, ein Nichts macht Sie verlegen und über Alles erſtaunen Sie —

Baſilio.

Aber, gnädigſter Herr, wenn der Doktor —

Graf

(ſteckt ihm eine Börſe zu).

Ihr ſeyd ein Kind! Unterſchreibt nur! —

Baſilio (zaudernd).

Ach — ſo! —

Figaro.

Iſt es denn ſo ſchwer, den Namen zu ſchreiben?

Baſilio

(die Börſe wiegend).

Schwer nun eben nicht — oder doch — ſchwer! Denn wenn ich einmal mein Wort gegeben habe — ſo müſſen Beweggründe von ſolchem Gewicht vorhanden ſeyn, um mich —

(Er unterſchreibt).

Achte Scene.

Vorige. Bartholo. Ein Alcalde und Alguazils. Diener mit Fackeln.

Bartholo

(welcher ſieht, wie der Graf Roſinen die Hand küßt und Figaro auf groteske Weiſe Baſilio umarmt, ſchreit auf und packt den Notar bei der Bruſt).

Roſine mit dieſen Spitzbuben! Alles arretirt! Dieſen halte ich ſelbſt —

Notar.

Ihren Notar?

Baſilio.

Ihren Notar! Was denken Sie?

Bartholo.

Ach, Don Baſilio, wie kommt es, daß Ihr hier ſeyd?

Baſilio.

Wie kommt es, daß Sie nicht hier waren?

Alcalde

(auf Figaro deutend).

Nur einen Augenblick; dieſen hier kenne ich. Was treibſt Du in dieſem Hauſe, jetzt, zu ſolcher ungewöhnlichen Stunde?

Figaro.

Ungewöhnliche Stunde! Sie iſt eben ſo nahe dem Morgen, als dem Abend, mithin recht eigentlich in der richtigen Mitte. Ich gehöre übrigens zur Begleitung Seiner Excellenz, meines gnädigen Herrn, des Grafen Almaviva —

Bartholo.

Almaviva! Ha!

Alcalde.

Alſo ſind es keine Spitzbuben?

Bartholo.

Laſſen wir das. — An jedem andern Orte, mein Herr Graf, bin ich der devoteſte Diener Ew. Excellenz, allein hier ſehen Sie wohl, daß die Höhe des Ranges ihre Macht verliert, und daher haben Sie die Güte — ſogleich mein Haus zu verlaſſen —

Graf.

In der That ſoll der Rang hier nicht entſcheiden, wohl aber der Vorzug, den Signora mir vor Ihnen ertheilt, indem ſie mir freiwillig ihre ſchöne Hand reicht —

Bartholo.

Was ſpricht er, Roſine?

Roſine.

Die Wahrheit. Weshalb erſtaunen Sie? Sollte ich nicht dieſe Nacht an einem Betrüger gerächt werden? Nun wohl — ich bin es —

Baſilio.

Ich ſagte Ihnen ja vorhin, Doktor, daß es der Graf ſelbſt geweſen.

Bartholo.

Was kümmert mich das Alles? Närriſche Hochzeit! Wo ſind die Zeugen?

Notar.

Es fehlt Nichts. Hier, dieſe beiden Herren —

Bartholo.

Wie? Baſilio! Ihr habt mit unterzeichnet?

Baſilio.

Wie konnt' ich anders. Der gnädige Herr hat ſtets ſo unwiderſtehliche Argumente in der Taſche —

Bartholo.

Was da! Argumente! Ich werde mich meiner Gewalt bedienen—

Graf.

Indem Sie Ihre Gewalt mißbrauchten, haben Sie dieſelbe auch ſchon verloren —

Bartholo.

Roſine iſt nicht unabhängig —

Figaro.

Sie hat ſich emancipirt —

Bartholo.

Wer ſpricht mit Dir, Spitzbube!

Graf.

Signora Roſina iſt edel und ſchön; ich bin von Stande, jung und reich; ſie iſt nun meine Gattin; wer darf es wagen, ſie mir ſtreitig zu machen?

Bartholo.

Keine Macht der Erde ſoll ſie mir entreißen —

Graf.

Sie iſt nicht mehr in Ihrer Gewalt. Sie ſteht unter dem allgemeinen Schutze der Geſetze, und dieſer Herr, den Sie ſelbſt hieher brachten, wird ſie gegen jeden Schritt in Schutz nehmen, den Sie unternehmen könnten. Die Obrigkeit iſt dazu da, jedem Unrecht zu ſteuern und ſich der Unterdrückten anzunehmen.

Alcalde.

So iſt es, und ſeine unnütze Weigerung bei dieſer ſo höchſt ehrenvollen Verbindung zeigt deutlich, daß er ſich fürchtet, Rechnung über das Vermögen ſeiner Mündel abzulegen.

Graf.

Er beruhige ſich nur, ich verlange nichts von ihm.

Figaro.

Nur die Quittung über meine hundert Thaler; wir wollen nichts vergeſſen —

Bartholo (außer ſich).

Alles iſt gegen mich; ich bin in ein Wespenneſt gerathen.

Baſilio.

Wespenneſt? So rechnen Sie nur, Doktor, die Frau verloren, aber das Geld gewonnen; ergo — Gewinſt!

Bartholo.

So laßt mich in Ruhe, Baſilio, Ihr denkt nur immer an's Geld. Ich kümmre mich wenig darum! Zwar will ich es behalten, aber denkt nicht, daß dieſes mich beſtimmen könnte, den Kontrakt zu unterſchreiben.

(Er unterſchreibt.)

Figaro (lacht).

Haha, gnädiger Herr! Die beiden Alten ſind von gleichem Schlage.

Notar.

Aber, ich begreiſe noch immer nicht; ſind es denn zwei Fräulein, die denſelben Namen führen?

Figaro.

Nein, Signor, es iſt nur Eins —

Bartholo (in Verzweiflung).

Und ich habe noch die Leiter weggenommen, damit ſie ſich deſto ungeſtörter heirathen konnten. Ach, wie war es möglich, daß mich meine Sinne ſo täuſchten —

Figaro.

Sünden wollten Sie ſagen. Nun aber der Wahrheit die Ehre, Doktor, wenn Jugend und Liebe einen Alten überliſten wollen, ſo kann man Alles, was er dagegen anwendet, mit vollem Rechte die unnütze Vorſicht benennen.

Der Vorhang fällt.

Der tolle Tag

oder

die Hochzeit des Figaro.

Luſtſpiel in fünf Akten.

Perſonen.

Der Graf Almaviva, Großcorregidor von Andaluſien.
Die Gräfin, ſeine Gemahlin.
Figaro, Kammerdiener des Grafen und Schloßverwalter.
Suſanne, erſte Kammerzofe der Gräfin und Figaro's Braut.
Marceline, Haushälterin.
Antonio, Schloßgärtner, Suſannens Onkel und Fanchettens Vater.
Fanchette, Antonio's Tochter.
Cherubin, erſter Page des Grafen.
Bartholo, Arzt von Sevilla.
Baſilio, Klaviermeiſter der Gräfin.
Don Gusman Gänſekopf, Ortsrichter.
Langfinger, Schreiber des Don Gusman.
Ein Gerichtsaufwärter.
Baumſchabel, ein junger Ziegenhirt.
Eine junge Schäferin.
Pedrillo, Piqueur des Grafen.

Stumme Perſonen.

Diener. Bäuerinnen. Bauern.

Die Handlung begibt ſich im Schloſſe Aguas-Frescas, drei Stunden von Sevilla.

Charaktere und Kleidung.

(Nach Beaumarchais.)

Der Graf Almaviva muß mit ſehr edlem Anſtande geſpielt werden; mit Grazie und Freiheit. Die Verderbtheit ſeines Herzens darf dem guten Ton in ſeinem Benehmen keinen Eintrag thun. Die Sitten jener Zeit geſtatteten den Großen, jedes Unternehmen, das ſich auf die Frauen bezog, wie einen Scherz zu behandeln. Dieſe Rolle iſt deſto ſchwerer gut darzuſtellen, da die Perſon ſelbſt ſtets von den Andern verdunkelt wird. Allein durch einen trefflichen Schauſpieler gegeben, wird ſie eben die andern Rollen ſchöner hervortreten laſſen und den Erfolg des Stücks ſichern.

Die Kleidung des erſten und zweiten Aktes beſteht in einem Jagdrocke, und Stiefel bis zum Knie, nach altem ſpaniſchem Koſtüm. Vom dritten Akte bis zum Schluſſe ein prächtiges Mantelkleid derſelben Art.

Die Gräfin, die von zwei entgegengeſetzten Gefühlen erregt wird, ſoll nur eine unterdrückte Empfindlichkeit oder einen ſehr gemäßigten Zorn zeigen; nichts darf ſichtbar werden, was ihren liebenswürdigen und tugendhaften Charakter in den Augen des Zuſchauers herabſetzt. Dieſe Rolle, eine der ſchwierigſten des Luſtſpiels, hat ihrer Darſtellerin (Mlle. St. Val d. j.) die größte Ehre bereitet.

Ihre Kleidung im erſten, zweiten und vierten Akte iſt eine bequeme Levite, ohne Kopfſchmuck; ſie iſt in ihrem Zimmer und es darf angenommen werden, daß ſie ſich unwohl fühle; im fünften Akt erſcheint ſie in Suſannens Koſtüm.

Figaro. Man kann dem Darſteller nicht genug empfehlen, ſich mit dem Geiſte dieſer Rolle auf's Genaueſte bekannt zu machen. Wenn er darin noch etwas Anderes finden wollte, als einen mit Heiterkeit und Witz gewürzten Verſtand, beſonders wenn er ſich die kleinſte Uebertreibung zu Schulden kommen ließe, ſo würde er die Rolle herabziehen.

Kleidung wie im Barbier von Sevilla.

Suſanne. Eine junge, gewandte, geiſtreiche und heitere Perſon; doch fern jener faſt frechen Heiterkeit unſerer gewöhnlichen Soubretten. Von einem mächtigen Verführer verfolgt, der Vortheile genug beſitzt, um ein Mädchen ihres Schlages zu beſiegen, ſchwankt ſie keinen Augenblick, die Abſichten des Grafen den dabei am meiſten intereſſirten Perſonen zu vertrauen, ihrer Gebieterin und ihrem Bräutigam. In ihrer ganzen Rolle, faſt der längſten des Stückes, iſt nicht eine Phraſe, nicht ein Wort, die nicht Klugheit und Pflichtgefühl verriethen. Die einzige Liſt, die ſie ſich erlaubt, iſt zu Gunſten ihrer Gebieterin, die ſie ſchätzt und deren Abſichten die reinſten ſind.

Der Anzug in den erſten vier Akten iſt ein weißes, ſehr elegantes Jäckchen mit Schößen, und ein eben ſolcher Rock; dazu eine Toque, die davon in der Modewelt den Namen «à la Suzanne» erhielt. Bei dem Feſte des vierten Akts ſetzt ihr der Graf eine Toque mit hohen Federn, weißen Bändern und langem Schleier auf. Im fünften Akte trägt ſie die Levite der Gräfin und nichts auf dem Kopfe, wie dieſe.

Marceline iſt eine geiſtreiche, etwas lebhafte Frau; doch Fehltritte und Erfahrungen haben ihren Charakter verändert. Wenn die Schauſpielerin ſich mit einem gut angebrachten Stolze zur moraliſchen Höhe des dritten Aktes zu erheben weiß, ſo wird ſie dem Intereſſe des Werks großen Vorſchub leiſten.

Kleidung, die einer ſpaniſchen Duenna, von anſpruchloſer Farbe; eine ſchwarze Mütze auf dem Kopf.

Antonio darf nur eine halbe Betrunkenheit zeigen, die ſich nach und nach verliert; im fünften Akte iſt keine Spur mehr davon da.

Kleidung wie ein ſpaniſcher Bauer; auf den Rücken herabhängende Aermel, Schuhe und Hut weiß.

Fanchette, ein ſehr naives Kind von zwölf Jahren. Braunes Jäckchen mit ſilbernen Treſſen und Knöpfen, der Rock von abſtechender Farbe, auf dem Kopf eine Toque mit Federn. Eben ſo werden die andern Bäuerinnen bei der Hochzeit gekleidet ſeyn.

Cherubin, dieſe Rolle kann nur von einem jungen und ſehr hübſchen Weibe geſpielt werden, wir haben bei unſern Theatern keinen jungen Menſchen, der im Stande wäre, alle Feinheiten derſelben herauszufühlen. In Gegenwart der Gräfin blöde und ſchüchtern, ſonſt überall ein liebenswürdiger Poliſſon, ein unbeſtimmtes und vagues Gefühl liegt dieſem Charakter zum Grunde. Er naht ſich der Mannbarkeit, aber ohne Plan, ohne Kenntniß, überläßt er ſich jedem Ereigniß; endlich iſt er ſo, wie jede Mutter im Grunde ihres Herzens wohl ihren Sohn ſich wünſchen mag, obgleich ſie viel davon zu leiden hätte.

Kleidung im erſten und zweiten Akt, ſpaniſcher Pagenanzug, weiß und Silber; ein leichter blauer Mantel und viele Federn auf dem Hute. Im vierten Akte trägt er Jacke, Rock und Toque, wie die Bäuerinnen, mit denen er kommt. Im fünften Offiziersuniform, Kokarde, Degen.

Bartholo, Charakter und Kleid wie im Barbier von Sevilla. Hier iſt er nur eine Rolle zweiten Ranges.

Daſſelbe iſt bei **Baſilio** der Fall.

Gänſekopf ſoll die gute und freimüthige Zuverſicht des Viehes zeigen, das ſich nicht mehr ſcheu gegen Menſchen bezeugt. Sein Stottern iſt nur eine anmuthige Eigenſchaft mehr und darf ſich kaum bemerkbar machen, der Schauſpieler würde ſich ſehr täuſchen und ganz gegen den Sinn der Rolle verſtoßen, wenn er hierin die Komik derſelben ſuchen wollte. Dieſe beſteht nur in dem Gegenſatz der Würde des Amts und der Lächerlichkeit des Charakters. Je weniger der Künſtler übertreiben wird, deſto mehr wird er ächtes Talent zeigen.

Die Kleidung beſteht in der Robe einer ſpaniſchen Gerichtsperſon, einer großen Perücke, und einem ſpaniſchen Halskragen; in der Hand einen langen weißen Stab.

Langfinger. Wie der Vorige gekleidet, nur muß ſein Stab kürzer ſeyn.

Der Gerichtsdiener (Alguazil). Kleid, Mantel und Degen des franzöſiſchen Crispin, doch ohne Ledergurt, da der Degen an der Seite ſteckt. Schwarze Schuhe, weiße Allongenperücke, kurzer weißer Stab.

Baumſchabel, Bauerkleidung, hängende Aermel, Jacke von abſtechender Farbe, weißer Hut.

Die junge Schäferin, wie Fanchette.

Pedrillo, Jacke, Weſte, Gürtel, Peitſche, Kurierſtiefel, Netz auf dem Kopfe, großer Hut.

Die ſtummen Perſonen theils als Richter, oder als Bauern und in Livree [1].

Die Stellung der Schauſpieler iſt ſtets bei jeder Scene ſo angegeben, wie ſie dem Auge der Zuſchauer erſcheint.

---

[1] Es iſt unnöthig, zu bemerken, daß dieſe Angabe, in jetziger Zeit und für unſere Scene, manche Modifikationen erleiden dürfte. D. U.

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt ein nur zur Hälfte möblirtes Zimmer vor, in der Mitte ein großer Krankenſeſſel. Figaro mißt den Boden mit einem Stabe. Suſanne befeſtigt vor einem Spiegel den kleinen Strauß von Orangenblüthen in ihren Haaren, den man in Frankreich „Chapeau de la mariée“ nennt.

Erſte Scene.

Figaro. Suſanne.

Figaro.

Neunzehn Fuß auf ſechs und zwanzig.

Suſanne.

Schau' einmal, Figaro, hier, meinen kleinen Strauß: findeſt Du ihn ſo beſſer?

Figaro
(ſie bei den Händen nehmend).

Unvergleichlich, meine Holde! O, wie ſchön erſcheint dieſes jungfräuliche Bouquet, am Hochzeitmorgen, auf dem Haupte eines hübſchen Mädchens, den verliebten Augen des Bräutigams ....

Suſanne
(ihre Hände zurückziehend).

Was mißt Du denn da, mein Sohn?

Figaro.

Ich will ſehen, Suſannchen, ob das ſchöne Bett, welches uns der gnädige Herr ſchenkt, ſich hier gut ausnehmen wird.

Suſanne.

In dieſem Zimmer?

Figaro.

Er tritt es uns ab —

Suſanne.

Und ich — ich danke dafür —

Figaro.

Warum?

Suſanne.

Ich danke dafür —

Figaro.

Aber warum denn?

Suſanne.

Es gefällt mir nicht.

Figaro.

Man pflegt den Grund anzugeben —

Suſanne.

Das will ich nicht —

Figaro.

O, wenn ſie uns einmal gewiß haben!

Suſanne.

Mein Recht einmal zu beweiſen, hieße zugeben, daß ich auch unrecht haben könnte. Biſt Du mein Sklave oder nicht?

Figaro.

Du magſt das bequemſte Zimmer des Schloſſes nicht leiden, das mitten zwiſchen beiden Appartements liegt. Nachts, wenn die Gräfin nicht wohl iſt, ſo wird ſie läuten, und huſch! — in zwei Schritten biſt Du bei ihr. Will der Herr Graf etwas, ſo darf er nur ſein Glöckchen berühren, und paff! in drei Sätzen ſteh' ich vor ihm.

Suſanne.

Gut! Allein, wenn er des Morgens klingelt, um Dir einen recht langen Auftrag zu ertheilen, ſo iſt er auch huſch in zwei Schritten an meiner Thür, und paff! in drei Sätzen —

Figaro.

Was willſt Du damit ſagen?

Suſanne.

Höre mich nur ruhig an —

Figaro.

Und was denn weiter? guter Gott!

Suſanne.

Nichts weiter, mein Freund, als daß der Herr Graf Almaviva, überdrüſſig die Schönheiten des Dorfes zu verfolgen, ſich zu ſeiner Häuslichkeit wenden wird, das heißt jedoch nicht etwa zu ſeiner Gemahlin. Auf Deine — verſtehſt Du? — hat er die Augen geworfen, und hofft, daß dieſes Zimmer ſeinem Vorhaben nicht ſchaden kann. Dies iſt es nun, was der rechtliche Baſilio, der ehrliche Agent der kleinen Vergnügungen des Grafen und mein edler Lehrer im Geſange, mir alle Tage wiederholt, wenn er mir Stunde gibt.

Figaro.

Baſilio! O der ſüße Kerl! Wenn jemals ein tüchtiger Prügel auf einem Buckel gut applicirt, jemand das Rückenmark zurechtgerichtet hat, ſo —

Suſanne.

Glaubſt Du etwa, guter Junge, daß die Mitgift, die ich erhalte, ein Lohn für Deine Verdienſte ſey?

Figaro.

Ich habe deren genug, um es zu glauben.

Suſanne.

Was die geiſtreichen Menſchen doch für Eſel ſind!

Figaro.

Ja, das ſagt man.

Suſanne.

Man will's aber nicht glauben.

Figaro.

Da hat man ſehr Unrecht.

Suſanne.

So höre denn, daß Alles dies nur blos geſchieht, um von mir heimlich, ſo ein gewiſſes Viertelſtündchen, unter vier Augen zu erhalten — damit ein altes Herrenrecht ..... Du weißt, wie entſetzlich das war!

Figaro.

Ich weiß es ſo ſehr, daß wenn der Herr Graf nicht dieſes ſchändliche Recht bei ſeiner Verheirathung aufgehoben hätte, ich Dich gewiß auf ſeiner Herrſchaft nicht gefreit haben würde.

Suſanne.

Nun ſieh! jetzt bereut er, daß er es gethan; und bei Deiner eigenen Braut will er heute jenes Recht im Geheim wieder geltend machen.

Figaro

(reibt ſich die Stirne).

Mein Kopf wird ganz weich vor Erſtaunen, und meine fruchtbare Stirne ....

Suſanne.

So reibe doch nicht ſo!

Figaro.

Was thut's —

Suſanne (lachend).

Wenn es ein wenig aufliefe, ſo könnten abergläubiſche Leute ſagen —

Figaro.

Und Du lachſt noch, Spitzbubin! Ha, wenn ich ein Mittel fände, dieſen großen Betrüger zu erwiſchen, ihn in einer guten Falle zu fangen und ſein Gold einzuſtecken!

Suſanne.

Intriguen und Gold, da biſt Du in Deiner Sphäre.

Figaro.

Es iſt nicht Scham, was mich zurückhält —

Suſanne.

So iſt es etwa Furcht?

Figaro.

Es iſt nichts, eine gefährliche Sache zu unternehmen, allein etwas, der Gefahr glücklich zu entgehen und ſie zum guten Ende zu führen. Sich bei Jemand Nachts einzuſchleichen, ihm die Frau wegzufiſchen, und hundert Peitſchenhiebe für die Mühe mit fortzunehmen, nichts iſt leichter als das; tauſend dumme Schurken haben es ſchon verſucht. Aber .... (man klingelt).

Suſanne.

Die Gräfin iſt erwacht; ſie hat es mir ſtreng aufgetragen, daß ich an meinem Hochzeitsmorgen zuerſt mit ihr ſprechen ſoll.

Figaro.

Hat denn das auch etwas zu bedeuten?

Suſanne.

Der Hirte ſagt, daß es den verlaſſenen Frauen Glück bringen ſoll. Adieu, mein kleiner Fi, Fi, Figaro, denke an unſere Sache.

Figaro.

Um mir den Verſtand dazu gehörig zu öffnen, gib mir ein Küßchen.

Suſanne.

Meinem Geliebten heute? Da bedanke ich mich! Und was würde morgen mein Mann dazu ſagen?

(Figaro umarmt ſie.)

Suſanne.

Schon gut! Schon gut!

Figaro.

Du haſt keinen Begriff von meiner Liebe.

Suſanne

(ſich wieder zurecht richtend).

Wann hörſt Du einmal auf, Ungeſtüm, mir vom Morgen bis zum Abend davon vorzuſchwatzen?

Figaro

(geheimnißvoll).

Wenn ich Dir es vom Abend bis zum Morgen werde beweiſen dürfen.

(Man klingelt zum zweiten Male.)

Suſanne

(aus der Ferne, wirft ihm eine Kußhand zu).

Hier haben Sie Ihren Kuß, mein Herr, ich bin Ihnen jetzt nichts mehr ſchuldig.

Figaro (ihr nach).

So haſt Du ihn aber nicht empfangen.

Zweite Scene.

Figaro, allein.

Das allerliebſte Mädchen! Immer lachend, blühend, voll Heiterkeit, Geiſt, Liebe und Anmuth! aber dabei klug!... (lebhaft auf und ab, ſich die Hände reibend). Ha, mein gnädiger Herr, mein lieber gnädiger Herr, Sie wollen mir etwas zu rathen aufgeben!.... Ich ſuchte lange umher, weshalb er mich, nachdem er mich zum Schloßverwalter ernannt hatte, auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten mitnehmen wollte, um mich Courier reiten zu laſſen. Nun verſteh' ich, Herr Graf; drei Beförderungen auf einmal; Sie, ein Stück von Miniſter, ich ein Politiker, der ſich den Hals brechen darf, und Suſettchen, Dame des Herzens — die Taſchenausgabe einer Geſandtin. — Dann heißt's aber: — Vorwärts Courier! Während ich nun nach der einen Seite fortgaloppire, werden Sie meine Schöne nach der andern einen hübſchen Weg führen! Während ich mich ſchinde und placke für den Ruhm Ihres Hauſes, werden Sie huldvoll für das Wachsthum des meinigen Sorge tragen! Welche herrliche Wechſelwirkung! Aber, gnädiger Herr, das iſt nicht in der Ordnung; wie können Sie zu gleicher Zeit in London die Geſchäfte Ihres Herrn und Ihres Dieners beſorgen wollen! In demſelben Augenblick den König und mich an einem fremden Hofe zu repräſentiren, das iſt um die Hälfte zu viel, das geht nicht. — Aber Dich, Baſilio, erſter Spitzbube nach mir! Dich will ich lehren, dem Blinden vorzuleuchten; ich will...... Doch nein, ich will mich lieber verſtellen, um einen mit dem andern zu fangen. Aufgepaßt für heute, Herr Figaro! Zuerſt die Stunde des kleinen Feſtes beſchleunigt, um deſto gewiſſer Hochzeit machen zu können; dann Marceline entfernt, die wie der Teufel ſelbſt lüſtern nach mir iſt; hierauf das Gold und die Geſchenke bei Seite gebracht; endlich den Herrn Grafen hinter's Licht geführt, Baſilio weidlich durchgeprügelt und zum Beſchluß.....

Dritte Scene.

Marceline. Bartholo. Figaro.

Figaro
(ſich unterbrechend).

He, he, he! da kommt der dicke Doktor, nun wird das Feſt vollkommen ſeyn! Ei, guten Tag, lieber Herzensdoktor! Führt Euch meine Hochzeit mit Suſettchen in's Schloß?

Bartholo (wegwerfend).

Nein, mein lieber Herr, ganz und gar nicht.

Figaro.

Das wäre in der That ſehr großmüthig von Euch

Bartholo.

Ganz gewiß, aber dumm zugleich.

Figaro.

Da ich ſo unglücklich war, einſt Eure Hochzeit zu Waſſer zu machen.

Bartholo.

Habt Ihr uns ſonſt nichts zu ſagen?

Figaro.

Man wird doch für Euer Maulthier geſorgt haben.

Bartholo (auffahrend).

Verzweifelter Schwätzer! Laßt uns zufrieden!

Figaro.

Ihr ärgert Euch darüber, Doktor? Leute von Eurem Stande ſind doch recht hart. So wenig Mitleid mit den armen Thieren — wahrhaftig! — gleich als ob's Menſchen wären! Ei ſieh da, Marceline, habt Ihr noch immer Luſt, gegen mich zu prozeſſiren?

„Muß man ſich haſſen, wenn man ſich nicht liebt?"

Ich berufe mich auf den Doktor.

Bartholo.

Was gibt's?

Figaro.

Marceline wird Euch Alles ſagen.

(Ab.)

Vierte Scene.

Marceline. Bartholo

Bartholo (ihm nachblickend).

Der Burſche bleibt ſich ſtets gleich! Und wird er nicht noch einmal lebendig geſchunden, ſo prophezeihe ich ihm, daß er in dem Fell des unverſchämteſten Kerls dereinſt ſterben wird.

Marceline

(dreht ihn nach ſich hin).

Nun ſind Sie denn endlich da, Sie ewiger Doktor? Immer ſo ſchwerfällig und gleichgültig, daß man ſterben könnte, wenn man auf Ihre Hilfe warten wollte; ſo haben ſich einſt auch gewiſſe Leute verheirathet, trotz aller Ihrer Vorſichtsmaßregeln.

Bartholo.

Immer ſo bitter und herausfordernd! Und was macht denn meine Anweſenheit im Schloſſe ſo nothwendig? Hatte vielleicht der Herr Graf einen Anfall?

Marceline.

Nein, Doktor.

Bartholo.

Oder iſt die Roſine, ſeine betrügeriſche Comteſſe, etwa nicht wohl, Gott ſey Dank?

Marceline.

Sie ſchwindet langſam hin.

Bartholo.

Und weshalb?

Marceline.

Ihr Gatte vernachläßigt ſie.

Bartholo (erfreut).

Ha, der würdige Gatte, mein Rächer.

Marceline.

Man weiß nicht, was man aus dem Grafen machen ſoll; er iſt eiferſüchtig und leicht dabei —

Bartholo.

Leicht aus Ueberdruß, eiferſüchtig aus Eitelkeit; das verſteht ſich von ſelbſt.

Marceline.

Heute zum Beiſpiel verheirathet er unſere Suſanne mit ſeinem Figaro, den er wegen dieſer Verbindung.....

Bartholo.

Die Se. Excellenz wohl ſelbſt nothwendig gemacht haben —

Marceline.

Nicht ſo eigentlich; allein Se. Excellenz möchten dieſes Ereigniß der jungen Vermählten angenehmer machen....

Bartholo.

Der Vermählten Figaro's? das iſt ein Handel, der ſich mit ihm abſchließen ließe.

Marceline.

Baſilio verſichert nein.

Bartholo.

Und auch dieſer Hallunke iſt hier? Das iſt ja eine wahre Raubhöhle! Was thut er hier?

Marceline.

So viel Böſes, als er nur kann. Allein das Allerböſeſte iſt, daß er ſeit lange ſchon eine höchſt langweilige Paſſion für mich hat —

Bartholo.

Ich würde mich ſchon zwanzigmal ſeiner entledigt haben.

Marceline.

Und wie?

Bartholo.

Indem ich ihn geheirathet hätte.

Marceline.

Fader, boshafter Spötter! Und warum entledigen Sie ſich denn nicht meiner auf dieſe Weiſe? Sind Sie mir's nicht ſchuldig? Wo ſind Ihre Verſprechungen? Was iſt aus unſerem kleinen Emanuel geworden, der Frucht einer verborgenen Liebe, die uns am Altare vereinigen ſollte?

Bartholo

(nimmt ſeinen Hut ab).

Iſt es, um mich mit ſolchen Albernheiten zu unterhalten, daß man mich von Sevilla herbeirief? Euer Heirathsanfall, der Euch wieder einmal ſo heftig überkommt — —

Marceline.

Schon gut, ſchon gut! Wenn nun nichts Sie dahin bringen kann, mich zu heirathen, ſo helfen Sie mir wenigſtens, daß ich einen andern bekomme —

Bartholo.

Sehr gern; laßt hören, Marceline! Welcher Sterbliche, vom Himmel und den Weibern verlaſſen, iſt es denn?

Marceline.

Ei, wer könnte es denn wohl anders ſeyn, Doktor, als der ſchöne, der heitre, der liebenswürdige Figaro?

Bartholo.

Der Spitzbube!

Marceline.

Nie launiſch, ſtets guten Muths; die Gegenwart der Freude opfernd, und um die Zukunft wie um die Vergangenheit gleich wenig bekümmert. Lebhaft, großmüthig, ja großmüthig!....

Bartholo.

Wie ein Dieb.

Marceline.

Wie ein vornehmer Herr; und liebenswürdig: dabei aber doch ein wahres Ungeheuer!

Bartholo.

Schön! Und ſeine Suſanne?

Marceline.

Sie ſoll ihn nicht haben, die Liſtige, wenn Sie mir helfen wollen, mein lieber, kleiner Doktor, ein altes Verſprechen Figaro's geltend zu machen.

Bartholo.

Und das am Tage ſeiner Hochzeit?

Marceline.

Man hat ſchon andere getrennt, die weiter waren. Und fürchtete ich nicht, ein kleines Weibergeheimniß zu verrathen....

Bartholo.

Hat man auch welche vor dem Leibesarzt?

Marceline.

Sie wiſſen wohl, daß ich keine vor Ihnen habe. Mein Geſchlecht iſt feurig, aber ſchüchtern; mag auch eine gewiſſe Neigung uns der Luſt hingeben, ſo vernimmt doch die unternehmendſte Frau eine innere Stimme, die ihr zuruft: Sey ſchön, wenn du kannſt, vernünftig, wenn du willſt; allein ſey rückſichtsvoll, weil du mußt. Und da nun eine Jede mindeſtens Rückſichten zu nehmen hat, ſo wollen wir vor Allem die Suſanne damit erſchrecken, daß wir die Anerbietungen, die man ihr gemacht, unter die Leute bringen —

Bartholo.

Und wohin wird das führen?

Marceline.

Daß die Schande ſie beim Kragen nehmen wird! daß ſie fortfahren muß, den Grafen abzuweiſen, der dann aus Rache meinen Einſpruch in ihre Verheirathung unterſtützen wird; ſo kommt es dann doch endlich zu der Meinigen.

Bartholo.

Sie hat Recht. Wahrhaftig! das iſt ein prächtiger Streich, meine alte Haushälterin dem Spitzbuben zu geben, der mir meine junge Geliebte entführen ließ.

Marceline (einfallend).

Und der dadurch zu gewinnen glaubt, daß er meine Hoffnungen täuſcht.

Bartholo (einfallend).

Und der mir damals hundert Thaler ſtahl, die mir noch auf dem Herzen liegen.

Marceline.

Ha, welche Wolluſt! . . . .

Bartholo.

Einen Böſewicht zu beſtrafen . . . .

Marceline.

Nein, ihn zu heirathen, Doktor, ihn zu heirathen.

Fünfte Scene.

Marceline. Bartholo. Suſanne.

Suſanne

(hat eine Haube mit einem breiten Bande in der Hand und ein Damenkleid auf dem Arm).

Ihn zu heirathen? Wen denn? Meinen Figaro?

Marceline (barſch).

Warum nicht? Sie wollen ihn ja auch heirathen?

Bartholo.

(lachend.)

Das treffliche Argument einer zornigen Frau! Wir ſprachen, ſchönes Suſettchen, von ſeinem Glücke, Sie zu beſitzen.

Marceline.

Ohne den gnädigen Herrn zu rechnen, von dem man nicht gern ſpricht.

Suſanne

(ſich verneigend).

Ihre Dienerin, Madame; in Ihren Worten liegt doch ſtets etwas Bitteres.

Marceline (eben ſo).

Die Ihrige, Madame! wo ſteckt denn die Bitterkeit? iſt es nicht gerecht, daß eine liberale Herrſchaft auch das Vergnügen ein wenig theilt, das ſie ihren Leuten verſchafft?

Suſanne.

Das ſie verſchafft?

Marceline.

Ja, Madame.

Suſanne.

Glücklicherweiſe iſt die Eiferſucht der Madame ſo bekannt, als ihre Anſprüche auf Figaro ungegründet ſind.

Marceline.

Man würde ihnen mehr Gewicht verleihen können, wenn man dabei nach der Weiſe der Madame verführe.

Suſanne.

Oh, Sie meinen die Weiſe, der ſogenannten gelehrten Frauen —

Marceline.

Oh das arme Kind iſt gewiß keine — So unſchuldig wie ein alter Richter!

Bartholo

(Marceline an ſich ziehend).

Adieu ſchöne Braut unſers Figaro!

Marceline (knixend).

Die geheime Neigung des gnädigen Herrn.

Suſanne (knixend).

Die ſie ſehr hochachtet, Madame.

Marceline (knixend).

Wollte ſie mir auch die Ehre erzeigen, mich ein wenig zu lieben, Madame?

Suſanne (knixend).

Hierin bleibt Madame nichts zu wünſchen übrig.

Marceline (knixend).

Was iſt doch Madame für ein hübſches Weſen!

Suſanne (knixend).

Hübſch genug, um Madame zur Verzweiflung zu treiben.

Marceline (knixend).

Beſonders ſehr ehrbar.

Suſanne (knixend).

Das zu ſeyn, muß man Matronen überlaſſen.

Marceline (außer ſich).

Den Matronen! was! Matronen!

Bartholo

(hält ſie zurück).

Marceline!

Marceline.

Kommen Sie, Doktor, ich kann mich nicht länger halten. Guten Tag, Madame.

(knixend ab).

Sechste Scene.

Suſanne allein.

Nur zu, Madame, nur zu, Pedantin! Ich fürchte eben ſo wenig ihre Wuth, als ich ihre Beleidigungen tief verachte. — Seht doch nur dieſe alte Sibylle! Weil ſie einiges geleſen und die Frau Gräfin in der Jugend gequält hat, will ſie Alles hier im Schloſſe beherrſchen! (Sie wirft das Kleid, das ſie auf dem Arme hat, auf einen Stuhl.) Ich weiß gar nicht mehr, was ich eigentlich wollte.

Siebente Scene.

Suſanne. Cherubin.

Cherubin

(hereinſtürmend).

Ach, Suſettchen, ſchon zwei Stunden lang warte ich auf den Augenblick, Dich allein zu finden. Du verheiratheſt Dich und ich muß fortreiſen.

Suſanne.

Meine Verheirathung wird doch nicht Schuld ſeyn, daß der erſte Page des gnädigen Herrn das Schloß verlaſſen muß?

Cherubin (kläglich).

Suſanne! er ſchickt mich fort.

Suſanne

(ihn copirend).

Cherubin, welche Narrheit!

Cherubin.

Geſtern Abend hat er mich bei Deiner Muhme Fanchette gefunden, der ich ihre kleine Rolle der Unſchuld, zu dem Feſte dieſes Abends, überhörte: da wurde er wüthend, als er mich ſah. Hinaus, ſchrie er, kleiner ..... ich wage das grobe Wort — welches er ſagte, nicht vor einer Frau auszuſprechen ..... hinaus! und morgen ſollſt du nicht mehr im Schloſſe ſchlafen. Wenn nun die Gräfin, wenn meine ſchöne Pathe nicht im Stande iſt, ihn zu beſänftigen! ſo iſt es um mich geſchehen, Suſettchen; ich bin dann für immer um das Glück gebracht, Dich zu ſehen.

Suſanne.

Mich zu ſehen? mich? Alſo bin ich's jetzt? Sie ſeufzen nicht für meine Gebieterin? —

Cherubin.

Ach, Suſettchen, ſie iſt zwar edel und ſchön, aber ſie flößt mir eine ſolche Ehrfurcht ein.

Suſanne.

Das ſoll heißen, daß ich dies nicht kann, und daß man mit mir ſchon eher etwas wagen darf.

Cherubin.

Du weißt zu wohl, Böſe, daß ich es niemals wage etwas zu wagen. Aber wie glücklich Du biſt! Zu jeder Stunde kannſt Du ſie ſehen, ſie ſprechen; kannſt ſie Morgens ankleiden, Abends entkleiden — ſo Stecknadel für Stecknadel — ach, Suſettchen, ich gäbe.... was hältſt Du denn da?

Suſanne (neckend).

Nichts als die glückliche Haube und das glückſelige Band, welche Nachts das Haar dieſer ſchönen Pathe umſchlingen —

Cherubin (lebhaft).

Ihr Nachtband! o gib es mir, mein Herz!

Suſanne
(es zurückziehend).

Warum nicht gar! Sein Herz! was er ſich erlaubt! Solch ein junges Geckchen!

(Cherubin entreißt ihr das Band.)

Cherubin
(läuft um den Lehnſtuhl).

Sage, es ſey verlegt, verdorben, verloren; ſage was Du willſt. —

Suſanne (ihm nach).

Ich prophezeihe, daß Sie in drei bis vier Jahren der größte Schelm von der Welt ſeyn werden. Wollen Sie mir wohl das Band zurückgeben? (ſie will es ihm entreißen.)

Cherubin
(zieht Noten aus der Taſche).

Laſſe, o laſſe es mir, Suſettchen! ich gebe Dir dieſe Romanze dafür; und während das Andenken an Deine ſchöne Gebieterin mir alle meine Stunden verdüſtern wird, ſoll das Deinige mir den einzigen Freudenſtrahl ſpenden, der mein Herz noch erheitern kann.

Suſanne
(nimmt die Romanze).

Ihr Herz erheitern, kleiner Böſewicht! Sie glauben mit Ihrer Fanchette zu ſprechen; man trifft Sie ſtets bei ihr, während Sie für die Gräfin ſeufzen, und nun wollen Sie mich auch noch ein wenig zum Beſten haben.

Cherubin (exaltirt).

Es iſt auf Ehre wahr! ich weiß gar nicht mehr wer ich bin; aber ſeit einiger Zeit fühle ich meine Bruſt erregt; mein Herz klopft, wenn ich eine Frau ſehe; bei dem Worte Liebe ſchaudert es zuſammen. Der Trieb, Jemanden zu ſagen: ich liebe Dich, iſt für mich ſo dringend geworden, daß ich es zu mir ſelbſt ſage, ganz allein, im Park, zu Deiner Gebieterin, zu Dir, zu den Bäumen, zu den Wolken, zum Winde, der ſie fortträgt mit meinen leis gehauchten Worten. Geſtern traf ich Marceline —

Suſanne (lacht).

Hahahaha!

Cherubin.

Und warum nicht? Sie iſt Weib! ſie iſt Mädchen! ein Mädchen! ein Weib! ach, wie hold ſind dieſe Benennungen! wie intereſſant!

Suſanne.

Er wird noch ein Narr!

Cherubin.

Fanchette iſt ſanft; ſie hört doch wenigſtens zu. Du biſt es nicht, Du!

Suſanne.

Das iſt ſehr Schade. Aber nun genug, mein Herr! (ſie will ihm das Band wegnehmen).

Cherubin

(um den Stuhl laufend).

Ja, etſch! Siehſt Du, man wird es mir nur mit dem Leben nehmen können. Aber wenn Du damit noch nicht genug haben ſollteſt, will ich Dir noch tauſend Küſſe dazu geben (jetzt ſagt er ſie vor ſich her).

Suſanne (im Laufen).

Tauſend Ohrfeigen, wenn Sie mir zu nahe kommen. Ich werde es der Gräfin klagen und ſtatt beim Herrn für Sie zu bitten, will ich ſelbſt zu ihm ſprechen: Sie haben Recht, gnädiger Herr, jagen Sie den kleinen Dieb nur fort, ſchicken Sie den kleinen Taugenichts zu ſeinen Eltern, der ſich das Anſehen gibt, als liebte er die Gräfin, und mich dabei dennoch küſſen will.

Cherubin
(ſieht den Grafen eintreten und verbirgt ſich entſetzt hinter dem Stuhl).

Ich bin verloren!

Suſanne.

Welcher Schrecken?

Achte Scene.

Suſanne. Graf. Cherubin (verborgen)

Suſanne
(bemerkt den Grafen).

Ha! — (ſie geht zum Stuhl, um Cherubin zu maskiren.)

Der Graf.
(vortretend.)

Du biſt verwirrt, Suſettchen! Du ſprachſt mit Dir ſelbſt und Dein kleines Herz ſcheint in einer Aufregung zu ſeyn.... die wohl ſehr zu entſchuldigen iſt; denn ein Tag wie der heutige—

Suſanne (verwirrt).

Gnädiger Herr, was wollen Sie von mir, wenn man Sie mit mir fände....

Graf.

Ich wäre troſtlos, wenn man mich uberraſchte; aber Du kennſt meine ganze Theilnahme für Dich. Baſilio hat Dich uber meine Liebe nicht in Zweifel gelaſſen. Ich habe nur einen Augenblick, um Dir meine Abſichten zu offenbaren; ſo höre denn— (er ſetzt ſich auf den Seſſel).

Suſanne (ſchnell)

Ich höre nichts.

Graf
(ſie bei der Hand nehmend).

Nur ein Wort. Du weißt, daß der König mich zu ſeinem Geſandten in London ernannt hat. Ich nehme Figaro mit mir; ich gebe ihm einen prächtigen Poſten, und da es die Pflicht der Frauen iſt, ihrem Manne zu folgen.....

Suſanne.

Ach, wenn ich reden dürfte....

Graf

(ſie näher an ſich ziehend).

Rede, rede, meine Liebe; bediene Dich heute eines Rechtes, das ich Dir für's Leben einräume.

Suſanne (erzürnt).

Ich will es nicht, gnädiger Herr, ich will es nicht. Verlaſſen Sie mich, ich bitte.

Graf.

Aber ſo ſprich doch erſt —

Suſanne (erbittert).

Ich weiß nicht mehr, was ich ſagte.

Graf.

Es war über die Pflicht der Frauen....

Suſanne.

Nun ja! als der Herr Graf ihre Gemahlin dem alten Doktor entführte und ſie dann aus Liebe heirathete, als er eben dieſer Liebe wegen ein abſcheuliches Vorrecht-der Herrſchaft abſchaffte....

Graf (heiter).

Das den Mädchen vielen Kummer machte! Ach, Suſettchen, das war ein köſtliches Vorrecht! Wenn Du in der Dämmerung im Garten mit mir plaudern willſt, ſo würde ich auf dieſe kleine Gunſt einen hohen Preis ſetzen.

Baſilio (von außen).

Der gnädige Herr iſt nicht auf ſeinem Zimmer.

Graf

(aufſtehend).

Weſſen Simme?

Suſanne.

Wie unglücklich bin ich!

Graf.

Gehe, daß Niemand hereinkomme.

Suſanne (beſtürzt.)

Sie ſoll ich allein hier laſſen?

Baſilio

(laut von außen).

Der gnädige Herr war bei der Frau Gräfin; er iſt nicht mehr dort, nun will ich doch ſehen —

Graf.

Und kein Platz, wo man ſich verbergen könnte. Ha! hinter dieſem Lehnſtuhl! Schlecht genug!.... Schicke ihn nur bald fort! (Suſanne verſperrt ihm den Weg; er ſtößt ſie ſanft zurück, ſie weicht aus und kommt ſo zwiſchen ihm und dem Pagen zu ſtehen; allein während ſich der Graf bückt und deſſen Stelle einnimmt, ſpringt Cherubin hervor, wirft ſich knieend, voll Schrecken, in den Seſſel, und kauert ſich darin zuſammen. Suſanne nimmt das Kleid, welches ſie brachte, bedeckt damit den Pagen und ſtellt ſich dann vor den Lehnſtuhl).

Neunte Scene.

Graf und Cherubin (verſteckt). **Suſanne. Baſilio.**

Baſilio.

Haben Sie nicht den gnädigen Herrn geſehen, Mademoiſelle?

Suſanne (heftig).

Und weßhalb ſollt' ich ihn wohl geſehen haben? Laſſen Sie mich!

Baſilio

(näher tretend).

Wären Sie vernünftiger, ſo würden Sie meine Frage nicht ſo außerordentlich finden. Figaro ſucht ihn.

Suſanne.

So ſucht er denn den Mann, der ihm nach Ihnen das größte Uebel zufügen will.

Graf (für ſich).

Jetzt will ich ſehen, wie er mir dient.

Baſilio.

Einer Frau Gutes wünſchen, heißt das einem Manne Uebel wollen?

Suſanne.

Nach Ihren abſcheulichen Grundſätzen nicht, Sie Agent der Verführung.

Baſilio.

Was verlangte man denn hier von Ihnen, was Sie nicht an einen Andern verſchleudern wollten? Mit Hülfe der hohen Ceremonie wird man Ihnen morgen befehlen, was man Ihnen noch geſtern verboten hatte.

Suſanne.

Unwürdiger!

Baſilio.

Da unter allen Dingen von einem gewiſſen Ernſte die Ehe das thörichtſte iſt, ſo habe ich geglaubt....

Suſanne (empört).

Welche Gräuel! Wer hat Ihnen erlaubt herein zu kommen?

Baſilio.

Ei, ei, ſo ſchlimm! Gott beſänftige Sie! es wird doch nur geſchehen, was Sie wollen; allein glauben Sie nicht, daß ich Herrn Figaro für den halte, der dem gnädigen Herrn im Wege ſteht, denn ohne den kleinen Pagen....

Suſanne (kleinlaut).

Don Cherubin?

Baſilio (nachſpottend).

Cherubino di amore, der Sie unaufhörlich umflattert, und der noch dieſen Morgen ſich hier herumtrieb, um Sie zu ſprechen, als ich Sie verlaſſen hatte; ſagen Sie einmal: es ſey nicht wahr!

Suſanne.

Welche Lüge! gehen Sie fort, ſchlechter Menſch!

Baſilio.

Weil man klar ſieht, iſt man ein ſchlechter Menſch. Iſt die Romanze, aus der er ein Geheimniß macht, nicht auch für Sie?

Suſanne (zornig).

Ja wohl, für mich!

Baſilio.

Wenn er ſie nicht etwa gar für die Frau Gräfin componirt hat! Wahrhaftig, wenn er bei Tiſche aufwartet, ſo ſagt man, er ſehe ſie mit Augen an, hu!.... Aber beim Teufel, er nehme ſich in Acht, der gnädige Herr läßt in dieſem Punkt nicht mit ſich ſpaßen.

Suſanne (empört).

Und Sie ſind ſchändlich genug, ſolche Gerüchte auszuſtreuen, um einem unglücklichen Kinde die Ungnade ſeines Gebieters zuzuziehen.

Baſilio.

Habe ich hier etwas erfunden? Ich ſpreche davon, weil alle Welt es ſagt.

Graf

(vortretend).

Wie? alle Welt ſagt es?

Suſanne.

Himmel!

Baſilio.

Ha! ha!

Graf.

Schnell Baſilio! Man jage ihn ſogleich fort!

Baſilio.

Verdammt, daß ich ſtörte!

Suſanne (beſtürzt).

Ach, mein Gott!

Graf

(zu Baſilio).

Sie iſt ſtark ergriffen. Wir wollen ſie in den Lehnſtuhl ſetzen.

Suſanne

(ſtößt ſie heftig zurück).

Ich will mich nicht ſetzen. So ohne Umſtände hereinzudringen, das iſt abſcheulich!

Graf.

Wir ſind ja zu Zwei bei Dir, liebes Kind. Du läufſt nicht die geringſte Gefahr.

Baſilio.

Ich bin untröſtlich, über den Pagen mich geäußert zu haben, da Sie es mitanhörten. Ich that es blos, um Suſanne zu erforſchen, denn im Grunde ....

Graf.

Fünfzig Piſtolen, ein Pferd, und zurück muß er zu ſeinen Eltern.

Baſilio.

Ach, gnädiger Herr, wegen einer Kinderei —

Graf.

Solch ein kleiner Wildfang, den ich noch geſtern bei der Tochter des Gärtners antraf.

Baſilio.

Bei Fanchette?

Graf.

Noch dazu in ihrem Zimmer.

Suſanne (gereizt).

Wo der gnädige Herr wahrſcheinlich Geſchafte hatte —

Graf (heiter).

Ich liebe ſolche Anmerkungen.

Baſilio.

Sie ſind von guter Vorbedeutung.

Graf

(aufgeräumt).

Doch nein; ich ſuchte deinen Onkel Antonio, meinen Trunkenbold von Gartner, um ihm einen Befehl zu geben. Ich klopfe, man läßt mich lange warten, bis man öffnet; dein Mühmchen ſieht ganz verſteinert aus; ich bekomme Argwohn; ich ſpreche mit ihr und ſo im Plaudern fange ich an zu unterſuchen. Hinter der Thure befand ſich eine Art von Vorhang, ich weiß ſelbſt nicht recht, wozu er dient, gleichſam wie von Ungefähr, hebe ich leiſe, ganz leiſe dieſen Vorhang — (um es zu zeigen, hebt er das Kleid vom Lehnſtuhl.) und ſehe.... (er erblickt den Pagen). Ha!....

Baſilio.

Ha! ha!

Graf.

Dieſer Streich iſt des andern würdig*)!

Baſilio.

Immer beſſer!

Graf

(zu Suſanne).

Vortrefflich, Mademoiſelle! Kaum verlobt, beginnen Sie ſchon auf dieſe Weiſe? Um meinen Pagen zu unterhalten, wünſchten Sie allein zu ſeyn? Und Sie, junger Herr, Sie wollen ſich immer noch nicht beſſern? Es fehlte noch, daß Sie die Achtung Ihrer Pathe ſo ſehr aus den Augen ſetzten, ſich mit ihrer erſten Kammerfrau, der Braut Ihres Freundes, auf dieſe Weiſe einzulaſſen? Allein ich leide es nicht, daß ein Mann, wie Figaro, den ich ſchätze und liebe, das Opfer eines ſo ſchnöden Betruges werde. Kam er mit Euch hieher, Baſilio?

---

*) Stellung der Perſonen:

Suſanne. Cherubin im Lehnſtuhl. Der Graf. Baſilio.

Suſanne (empört).

Hier iſt weder Betrug noch Opfer. Er war ſchon hier, als Sie mit mir ſprachen.

Graf
(aufgebracht).

O daß du lögeſt, indem Du dies ſagſt. Sein grauſamſter Feind könnte ihm kein ärgeres Unglück wünſchen.

Suſanne.

Er bat mich, die Gräfin zu vermögen, ſich für ihn bei Ihnen zu verwenden. Ihre Ankunft hat ihn aber ſo verwirrt, daß er ſich hinter den Stuhl verbarg.

Graf (im Zorn).

Hölliſche Lüge! ich ſetzte mich ja ſogleich, als ich eintrat.

Cherubin.

Ach, gnädiger Herr, da ſtand ich eben zitternd dahinter —

Graf.

Noch eine Lüge, ich ſelbſt verſteckte mich ja dort.

Cherubin.

Vergebung, da ſprang ich auf den Sitz —

Graf
(noch zorniger).

Das iſt ja eine rechte kleine Schlange, das! Er hörte alſo Alles mit an?

Cherubin.

Ach nein, gnädiger Herr; ich gab mir alle Mühe, nichts zu verſtehen.

Graf.

Welche Schändlichkeit! (zu Suſanne.) Du ſollſt Figaro nicht haben.

Baſilio.

Mäßigen Sie ſich. Man kommt.

Graf
(zieht Cherubin aus dem Seſſel).

Der bliebe da vor aller Welt! —

Zehnte Scene.

Cherubin. Suſanne. Figaro. Gräfin. Fanchette. Baſilio.

Viele Diener. Bauern und Bäuerinnen weiß gekleidet.

Figaro

(trägt einen Damen-Kopfputz, mit weißen Federn und Bändern geſchmückt, in der Hand, zur Gräfin).

Nur Sie, gnädige Frau, können uns dieſe Gunſt erwerben.

Gräfin.

Sie ſehen, Herr Graf, daß mir die guten Leute einen Credit zuſchreiben, den ich nicht beſitze; da jedoch ihr Geſuch nicht unbillig iſt —

Graf (verlegen).

Es müßte es in der That ſeyn, wenn ich nicht ſogleich —

Figaro

(leiſe zu Suſanne).

Unterſtütze mich gut.

Suſanne (ebenſo).

Es wird zu nichts führen.

Figaro.

Immerhin —

Graf

(zu Figaro).

Was willſt Du?

Figaro.

Gnädiger Herr, Ihre Vaſallen, gerührt von der Abſchaffung eines gewiſſen ärgerlichen Rechtes, das Ihre Liebe für die Frau Gräfin —

Graf.

Nun ja, dies Recht iſt nicht mehr vorhanden, was willſt Du weiter?

Figaro (boshaft).

Ich fühle, daß es endlich einmal Zeit iſt, die Tugend eines ſo guten Herrn bekannt werden zu laſſen. Sie bringt mir ſelbſt heute einen ſo großen Gewinn, daß ich im Sinne habe, als der Erſte ſie bei meiner Hochzeit zu feiern.

Graf

(immer verlegener).

Du ſpotteſt, mein Freund! die Abſchaffung eines ſchmählichen Gebrauchs iſt nur die Bezahlung einer alten Schuld an die guten Sitten. Ein Spanier kann die Schönheit wohl durch anhaltende Beſtrebungen beſiegen wollen, allein die holdeſte Gunſt für ſich zuerſt als eine ſklaviſche Schuld in Anſpruch nehmen, dies kann die Tyrannei eines Vandalen fordern, nicht aber ein dem edeln Caſtilianer zuſtehendes Recht.

Figaro

(hält Suſanne bei der Hand).

So erlauben Sie denn, daß dieſes junge Geſchöpf, deren Ehre Ihre große Huld zuerſt ſchonte, aus Ihren Händen öffentlich den jungfräulichen Kopfſchmuck erhalte, mit weißen Federn und Bändern geziert, als Symbol der Reinheit Ihrer gräflichen Geſinnungen. Möge dieſe Ceremonie bei allen folgenden Hochzeiten fortbeſtehen und einige Verſe im Chor geſungen, das Andenken daran feiern....

Graf

(immer verlegener).

Vereinigt Euch mit mir, meine Freunde!

Alle (bittend).

Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!!

Suſanne

(zum Grafen).

Warum wollten Sie ſich einer Huldigung entziehen, die Sie ja ſo ſehr verdienen.

Graf (für ſich).

Die Treuloſe!

Figaro.

So betrachten Sie ſie doch nur, gnädigſter Herr! wie könnte wohl eine ſchönere Braut die Größe Ihrer Entſagung in ein ſelteneres Licht ſetzen.

Suſanne.

So laſſe jetzt mein Ausſehen, wir wollten ja nur ſeine Tugend preiſen.

Graf (für ſich).

Sie treiben ihr Spiel mit mir.

Gräfin.

Ich verbinde meine Bitte mit der ihrigen; dieſe Ceremonie wird mir immer theuer bleiben, weil ſie ihren Urſprung in der zarten Liebe hat, die Sie mir einſt widmeten.

Graf.

Und noch widme, Madame; nur in dieſem Sinne willige ich mit ein.

Alle.

Vivat!

Graf (bei Seite).

Sie haben mich gefangen. (laut.) Damit aber die Ceremonie würdiger gefeiert werde, wünſchte ich ſie noch aufzuſchieben — bei Seite.) bis daß Marceline herbeigeholt wurde.

Figaro
(zu Cherubin).

Nun, Herr Springinsfeld, Sie ſtimmen nicht mit bei?

Suſanne.

Ach, er iſt in Verzweiflung; der gnädige Herr ſchickt ihn fort. —

Gräfin.

Ich bitte um Gnade für ihn —

Graf.

Er verdient ſie nicht.

Gräfin.

Er iſt ja noch ſo jung.

Graf.

Nicht ſo jung als Sie glauben.

Cherubin (zitternd).

Großmüthig zu vergeben iſt nicht das Herrenrecht, das Sie aufhoben, als Sie ſich mit der Gräfin vermählten.

Gräfin.

Nein, er hob nur jenes auf, das Alle tief verletzte.

Suſanne.

Wenn unſer Gebieter des Rechtes zu verzeihen ſich begeben hätte, ſo würde er gewiß der Erſte ſeyn, der es wieder im Stillen ſich anzueignen ſtrebte.

Graf (verlegen).

O gewiß —

Gräfin.

Glaubſt Du, Suſanne?

Cherubin

(zum Grafen).

Es iſt wahr, meine Aufführung war leichtſinnig, gnädiger Herr, aber nie iſt mir dennoch die kleinſte Indiscretion in meinen Worten —

Graf

(deſſen Verlegenheit wächſt).

Schon gut, es iſt genug —

Figaro.

Was meint er damit?

Graf (heftig)

Genug ſage ich. Jeder wünſcht für Cherubin Verzeihung; wohlan, ich bewillige ſie und will noch weiter geben. Ich gebe ihm eine Compagnie in meiner Legion.

Alle.

Vivat!

Graf.

Jedoch unter der Bedingung, daß er ſich ſogleich nach Catalonien zu ihr begebe.

Figaro.

O, gnädiger Herr, nur bis morgen —

Graf (feſt).

Ich will es, noch heute —

Cherubin.

Ich gehorche.

Graf.

Empfiehl dich Deiner Pathe und bitte um ihren Schutz.

Cherubin

(kniet vor der Gräfin nieder und vermag nicht zu ſprechen).

Gräfin (bewegt).

Da man Dich ſelbſt für heute nicht hier behalten darf, ſo reiſe denn glücklich, junger Menſch. Ein neuer Stand erwartet Dich, zeige Dich ſeiner würdig. Ehre ſtets Deinen Wohlthäter.

Gedenke dieſes Hauſes, wo Deine Jugend ſo viel Nachſicht gefunden. Sey immer ergeben, redlich, tapfer; wir werden ſtets an Deinem Schickſale Theil nehmen.

(Cherubin ſteht auf und kehrt auf ſeinen frühern Platz zurück).

Graf.

Sie ſind ſehr bewegt, Madame!

Gräfin.

Ich läugne es nicht. Wen ſollte das Loos eines Kindes nicht bekümmern, das in eine ſo gefahrvolle Laufbahn geſtoßen wird. Er iſt mit mir verwandt, und was noch mehr iſt, ich bin ſeine Pathe.

Graf (für ſich).

Ich ſehe, daß Baſilio Recht hatte. (laut.) Nun zu, junger Menſch, umarme jetzt Suſanne.... zum letztenmal.

Figaro.

Warum das, gnädiger Herr? Er wird ja den Winter hier zubringen. Umarme mich dafür, Kapitän! (er thut es.) Adieu, mein kleiner Cherubin. Du wirſt jetzt ein ganz anderes Leben führen müſſen, mein Kind! Teufel! Du wirſt nicht mehr alle Tage um die Frauengemächer ſchleichen dürfen; kein Zuckerweck mehr für Dich, keine ſüßen Rahmtörtchen! Kein Pfänderſpiel und blinde Kuh! Dafür gute Soldaten, alle Wetter! ſonnverbrannt, ſchlecht gekleidet; eine große, ſchwere Flinte: bald rechts, bald links! Vorwärts, marſch! Auf, zum Siege! und ſtrauchle niemals auf Deinem Wege — bis daß ein tüchtiger Schuß —

Suſanne.

Pfui, wie abſcheulich!

Gräfin.

Welche Vorherſagung!

Graf.

Wo iſt denn aber Marceline? Es iſt doch ſonderbar, daß ſie nicht mit Euch iſt.

Fanchette.

Gnädiger Herr, ſie iſt nach dem Dorf gegangen und hat den Weg über die Meierei eingeſchlagen.

Graf.

Und wann kommt ſie wieder?

Baſilio.

Wann es dem Himmel gefallen wird.

Figaro.

Wenn es ihm doch gefiele, ihm nie zu gefallen —

Fanchette.

Der Herr Doktor gab ihr den Arm —

Graf (raſch).

Der Doktor hier?

Baſilio.

Sie hat ſich ſeiner gleich bemächtigt —

Graf (für ſich).

Er konnte nicht gelegener kommen.

Fanchette.

Sie ſah recht erhitzt aus und ſprach laut im Gehen; dann blieb ſie ſtehen, und machte ſo — und warf die Arme in die Höhe.... aber der Herr Doktor machte ſo — und beſänftigte ſie mit der Hand; ſie aber ſchrie immer ſehr erzürnt. Dabei nannte ſie meinen Vetter Figaro.

Graf.

(nimmt ſie beim Kinn.)

Dein zukünftiger Vetter — mein Kind.

Fanchette

(zeigt auf Cherubin).

Gnädiger Herr, haben Sie uns auch von geſtern verziehen?

Graf

(ſie unterbrechend).

Guten Tag, guten Tag, Kleine!

Figaro.

Marceline hat ihre Teufelsliebe im Kopfe und würde unſer Feſt gewiß geſtört haben.

Graf (für ſich).

Sie wird ſie ſtören, das verſpreche ich Dir. (laut.) Kommen Sie, Madame; Baſilio, ich erwarte Euch.

Suſanne (zu Figaro).

Kommſt Du mir nach, mein Sohn?

Figaro
(leiſe zu Suſanne).

Iſt er nicht recht enfilirt?

Suſanne (ebenſo).

Herrlicher Junge!

(Alle ab bis auf)

Eilfte Scene.

Cherubin. Figaro. Baſilio.

(Während die Uebrigen fortgehen, hält Figaro ſie auf und führt ſie vor.)

Figaro.

Nun hört, Ihr Herren! Da es mit der Ceremonie beim Grafen durchgegangen iſt, ſo wird mein Feſt dieſen Abend die natürliche Folge davon ſeyn. Wir wollen uns tapfer zuſammennehmen, und es nicht wie Schauſpieler machen, die niemals ſchlechter ſpielen, als wenn die Kritik am ſchärfſten aufpaßt. Wir haben kein zweites Mal, um die Scharte auszuwetzen. Alſo wollen wir heute unſere Rollen gut können.

Baſilio (hämiſch).

Die meinige iſt ſchwerer, als Du wohl glaubſt.

Figaro
(macht hinter ſeinem Rücken die Bewegung des Durchprügelns).

Du kannſt Dir auch nicht den Lohn denken, der Deiner wartet.

Cherubin.

Aber Freund, Du vergißt, daß ich abreiſen muß.

Figaro.

Und Du wollteſt wohl ſo gern bleiben!

Cherubin.

Ob ich will?

Figaro.

So muß man eine Liſt erdenken. Nicht gemurrt beim Abſchiede. Den Reiſemantel auf der Schulter; packe vor allen Leuten ein, man ſehe Dein Pferd am Thore; im Galopp bis zur Meierei; und dann zu Fuß zur Hinterpforte wieder herein;

der Graf wird Dich ſchon abgereiſt vermuthen; halte Dich nur ſtets aus ſeinem Geſichtskreiſe entfernt; nach dem Feſte übernehme ich es, ihn wieder gut zu machen.

Cherubin.

Aber Fanchette, die ihre Rolle noch nicht kennt.

Baſilio.

Was Teufel, lernte ſie denn bei Euch, in den acht Tagen, daß Ihr ſie nicht verlaſſen habt?

Figaro.

Du haſt ja heute nichts zu thun, gib ihr eine Stunde gratis.

Baſilio.

Nehmt Euch in Acht, junger Mann, nehmt Euch in Acht! Der Vater iſt nicht zufrieden damit; das Mädchen hat Ohrfeigen gekriegt; ſie nimmt keinen Unterricht mehr bei Euch. Cherubin, Cherubin, Ihr werdet Fanchetten noch mehr Verdruß bereiten! Der Krug geht ſo lange zum Waſſer....

Figaro.

Da haben wir den Narren mit den alten Sprichwörtern! Nun, Pedant, was ſagt die Weisheit der Völker? Der Krug geht ſo lange zu Waſſer — bis — daß —

Baſilio.

Er voll wird.

Figaro (im Abgehen).

Nicht ſo dumm, wahrhaftig, gar nicht ſo dumm.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Das Theater ſtellt ein prächtiges Schlafzimmer vor: ein großes Bett hinten in einer Alkove mit einer Eſtrade davor. Die Eingangsthüre iſt an der dritten Couliſſe rechts, an der erſten links iſt eine Kabinetthüre ſichtbar. Eine Thüre im Hintergrunde links von der Alkove führt zu den Kammerfrauen. Rechts von der Alkove ein Fenſter, das ſich öffnen läßt.

Erſte Scene.

Suſanne und die **Gräfin** treten durch die Thüre rechts ein.

Die Gräfin

(wirft ſich in eine Bergère).

Schließe die Thüre, Suſanne, und erzähle mir Alles und recht umſtändlich.

Suſanne.

Ich habe nichts verſchwiegen.

Gräfin.

Wie? er wollte Dich verführen?

Suſanne.

O nicht doch! Der gnädige Herr macht nicht ſo viele Umſtände mit ſeiner Dienerin; er wollte mich erkaufen.

Gräfin.

Und der kleine Page war dabei?

Suſanne.

Das heißt hinter einem großen Lehnſtuhl verſteckt. Er war gekommen, mich zu bitten, ihm Verzeihung bei Ihnen zu erwirken.

Gräfin.

Warum wandte er ſich nicht an mich? Hätte ich's ihm wohl verweigern können?

Suſanne.

Das habe ich auch geſagt. Aber ſein Schmerz, fort zu müſſen und beſonders die gnädige Frau zu verlaſſen, war zu groß! Ach, Suſette, wie edel und ſchön iſt ſie! aber welche Ehrfurcht flößt ſie mir ein!

Gräfin.

Iſt denn das wahr, Suſette? Ich, die ihm immer ſo zugethan war —

Suſanne.

Dann erblickte er Ihr Nachtband, welches ich gerade hielt; er hat ſich mit einer Leidenſchaft darauf geſtürzt....

Gräfin (lächelnd).

Mein Band? wie kindiſch!

Suſanne.

Ich wollte es ihm wegnehmen; aber er war wie ein Löwe; ſeine Augen blitzten; Du ſollſt es nur mit meinem Leben wiederbekommen, rief er, indem er ſeine kleine, ſanfte Stimme übermäßig anſtrengte.

Gräfin (nachdenkend).

Und dann, Suſette?

Suſanne.

Und dann, gnädige Frau, kann man denn mit dieſem kleinen Kobold wohl jemals zu Ende kommen? Hier — „meine Pathe“ — dort — „ich wollte wohl“ — und weil er es nicht wagt, der gnädigen Frau Kleid zu küſſen, wollte er mich immer umarmen —

Gräfin (nachdenkend).

Laſſen wir dieſe Thorheiten. Und endlich, arme Suſette, was ſagte Dir noch mein Gemahl?

Suſanne.

Daß, wenn ich ihn nicht erhören wollte, er Marcelinens Anſprüche beſchützen würde.

Gräfin

(ſteht auf und geht auf und ab, indem ſie ſich ſtark ihres Fächers bedient).

Er liebt mich nicht mehr.

Suſanne.

Warum denn aber ſeine Eiferſucht?

Gräfin.

Er iſt wie alle Männer! mein Kind, blos aus Stolz. Ach, ich liebte ihn zu ſehr! ich habe ihn mit meinen Zärtlichkeiten ermüdet, mit meiner Liebe gelangweilt. Dies iſt mein einziges Unrecht. Allein ich denke nicht, daß dieſes offene Geſtändniß

Dich beeinträchtigen ſoll; Du wirſt dennoch Figaro heirathen. Er nur allein kann uns helfen; wird er kommen?

Suſanne.

Sobald des Grafen Jagdzug fort ſeyn wird.

Gräfin

(ſich fächelnd).

Oeffne doch das Fenſter nach dem Garten. Es iſt hier ſo heiß....

Suſanne.

Weil die gnädige Frau ſo heftig ſpricht und dabei auf und ab geht.

(Sie öffnet das Fenſter im Hintergrunde.)

Gräfin

(nach langem Nachdenken).

Ohne dieſe Beharrlichkeit mich zu fliehen..... Die Männer ſind doch recht ſtrafbar.

Suſanne

(ruft am Fenſter).

Ha, dort reitet der Herr Graf durch den Küchengarten, von Pedrillo gefolgt mit zwei, drei, vier Windhunden.

Gräfin.

Jetzt haben wir Zeit genug. (Sie ſetzt ſich.) Man pocht, Suſette.

Suſanne

(läuft hin, um zu öffnen. Singend).

Ach, das iſt mein Figaro! Ach, das iſt mein Figaro!

Zweite Scene.

Figaro. Suſanne. Die Gräfin, ſitzend.

Suſanne.

Komm' her, lieber Freund! Die gnädige Frau befindet ſich ſo unruhig...

Figaro.

Und Du, meine liebe Suſanne? Die gnädige Frau hat es gar nicht nöthig. Was gibt's denn eigentlich? Eine rechte Miſere! Der Herr Graf findet mein junges Weib liebenswürdig und will ſeine Geliebte aus ihr machen; das halte ich für ganz in der Ordnung.

Suſanne.

In der Ordnung?

Figaro.

Dann hat er mich zum Geſandtſchaftscourier ernannt und Suschen zur Geſandtſchaftsräthin. Das iſt doch Alles ſehr erlaubt.

Suſanne.

Wirſt Du aufhören?

Figaro.

Und weil Suſanne, meine Braut, das Diplom nicht annimmt, will er die Abſichten Marcelinens unterſtützen; was kann natürlicher ſeyn? Sich an denen zu rächen, die unſern Planen entgegentreten, indem man die ihrigen durchkreuzt, das thut ein Jeder und das wollen wir ja ſo eben auch thun. Und das iſt ſomit Alles; nicht wahr?

Gräfin.

Können Sie wohl, Figaro, Handlungen ſo leicht nehmen, die unſer Glück zerſtören?

Figaro.

Wer ſagt das, Frau Gräfin?

Suſanne.

Statt bei unſerem Kummer mitzufühlen —

Figaro.

Iſt es nicht genug, daß ich mich mit ihm beſchäftige? Uebrigens, um eben ſo methodiſch wie er zu verfahren, wollen wir ſeinen Eifer, uns unſer Eigenthum zu rauben, damit ein wenig dämpfen, ihn über das Seinige in Unruhe zu verſetzen.

Gräfin.

Das iſt leicht geſagt; aber wie?

Figaro.

Das iſt ſchon geſchehen; eine falſche Nachricht über Sie ſelbſt, gnädige Frau....

Gräfin.

Ueber mich?... Sie haben wohl den Verſtand verloren!

Figaro.

O nicht doch! er ſoll ihn verlieren.

Gräfin.

Ein ſo eiferſüchtiger Mann!....

Figaro.

Deſto beſſer! Um Leute von ſeinem Charakter zu fangen, muß man ihnen nur das Blut ein wenig erhitzen; und das verſtehen die Frauen ſo gut! Hat man ſie dann im Feuer, ſo führt man ſie mit dem feinſten Faden der Intrigue, wo man ſie hin haben will; bei der Naſenſpitze in den Guadalquivir. Ich habe dem Baſilio ein Billet von einem Ungenannten zuſtecken laſſen, worin der Herr Graf benachrichtigt wird, daß ein Galan ſie heute während des Balls ſprechen will.

Gräfin.

Und Sie ſpielen ſo mit dem Rufe einer Dame von Ehre?

Figaro.

Es gibt nur wenige, mit denen ich den Scherz gewagt hätte, aus Furcht, der Wahrheit zu begegnen.

Gräfin.

Ich muß mich alſo noch bei Ihnen bedanken!

Figaro.

Aber ſagen Sie nun ſelbſt, ob es nicht allerliebſt iſt, ihm ſeinen Spaß ſo verdorben zu haben; da er jetzt ſeiner Dame überall folgen und nachſpähen muß, während er der meinigen den Hof machen wollte! Er iſt jetzt ſchon aus dem Geleiſe; ſoll er dieſer nachſtellen? ſoll er jene belauſchen? Sehen Sie nur, wie er in ſeiner Geiſtesverwirrung dort durch die Ebene ſprengt und einen Haſen forcirt, was Zeug hält. Die Stunde der Hochzeit naht mit Extrapoſt; er wird keinen Entſchluß dagegen gefaßt haben, und es ſicher nicht wagen, ſich Ihnen zu widerſetzen.

Suſanne.

Nein; aber Marceline, die gelehrte, wird es wagen.

Figaro.

Brrr! Das beunruhigt mich ein wenig! Du wirſt dem gnädigen Herrn ſagen laſſen, daß Du in der Dämmerung in den Garten kommen willſt.

Suſanne.

Darauf gründeſt Du etwas?

Figaro.

Beim Himmel, höre mich! Leute, die nichts um nichts thun wollen, erlangen nichts, und ſind gut zu nichts. Dies iſt mein Wahlſpruch.

Suſanne.

Vortrefflich!

Gräfin.

Sein Vorſchlag iſt es auch; und Sie würden es zugeben, daß ſie hingebe?

Figaro.

Keineswegen. Irgend Jemand muß ein Kleid von Suſanne anziehen, und wenn wir ihm dann das Rendezvous ſtören, ſo wird er ſich nicht aus der Schlinge ziehen können.

Suſanne.

Wer ſoll meine Kleider anziehen?

Figaro.

Cherubin.

Gräfin.

Der iſt abgereiſt.

Figaro.

Für Jeden, nur nicht für mich. Will man mich handeln laſſen?

Suſanne.

Man kann ſich im Intriguiren ſchon auf ihn verlaſſen.

Figaro.

Ich leite zwei, drei, vier Intriguen auf einmal; dazu noch recht verwickelte und wenn ſie ſich durchkreuzten. Ich bin zum Hofmann geboren.

Suſanne.

Man ſagt doch, daß dies ein ſehr ſchweres Metier ſey.

Figaro.

Stets empfangen, nehmen und fordern; das iſt das ganze Geheimniß in drei Worten.

Gräfin.

Er zeigt ſo viel Vertrauen, daß er es auch mir einflößt.

Figaro.

Das iſt eben meine Abſicht.

Suſanne.

Du meinſt alſo.....?

Figaro.

Daß ich, während der Graf abweſend iſt, Cherubin hieher ſchicken will; ziehen Sie ihn an, friſiren Sie ihn; ich werde ſeine weitere Abrichtung ſelbſt übernehmen; und dann mögen Sie tanzen, gnädiger Herr! (Ab.)

Dritte Scene.

Suſanne. Gräfin, ſitzend.

Die Gräfin

(ihre Schachtel mit Schönpfläſterchen in der Hand).

Mein Gott, Suschen, wie ſehe ich aus.... und der junge Menſch wird kommen!

Suſanne.

Die gnädige Frau will alſo nicht, daß es unterbleibe?

Gräfin

(nachdenkend in ihren kleinen Spiegel ſehend).

Ich? Du ſollſt hören, wie ich ihn ſchelten will.

Suſanne.

Er muß uns ſeine Romanze ſingen.

(Sie gibt ſie der Gräfin.)

Gräfin.

Aber meine Haare ſind wirklich in einer Unordnung....

Suſanne (lachend).

Ich darf nur dieſe zwei Locken aufſtecken, dann wird ihn gewiß die Frau Gräfin noch beſſer ausſchelten können.

Gräfin

(zu ſich kommend).

Was ſagt die Mamſell?

Vierte Scene.

Cherubin (mit verſchämter Miene). **Suſanne. Die Gräfin** (immer ſitzend).

Suſanne.

Nur herein, Herr Offizier, man iſt ſichtbar.

Cherubin

(nähert ſich zitternd).

Ach, wie betrübt mich dieſer Titel! Er erinnert mich daran, daß ich dieſen Ort verlaſſen muß.... eine Pathe.... ſo.... gut....

Suſanne.

Und ſo ſchön.

Cherubin (ſeufzend).

Ach, ja!

Suſanne (nachſpottend).

Ach, ja! Der gute junge Menſch, mit ſeinen langen, heuchleriſchen Augenwimpern! Allons, ſchöner, blauer Vogel, ſinge Deiner Herrin die Romanze vor.

Gräfin (öffnet ſie).

Von wem, ſagt man, daß ſie ſey?

Suſanne.

Sehen Sie, wie der Schuldige erröthet; ſein ganzes Geheimniß ſteht auf ſeinen Wangen.

Cherubin.

Iſt es denn verboten.... zu achten....

Suſanne

(hält ihm die Fauſt unter die Naſe.)

Ich ſage Alles, Taugenichts!

Gräfin.

Genug, Suſanne.... Singt er?

Cherubin.

Ach, gnädige Frau, ich zittre —

Suſanne (lachend).

Nun.... zim, zim, zim, zim, zim, zim, zim; wenn die Frau Gräfin es will, beſcheidener Dichter! ich werde begleiten.

Gräfin.

Nimm meine Guitarre. (Die Gräfin, ſitzend, hält das Papier, um nachzuleſen. Suſanne ſteht hinter ihrem Seſſel und präludirt, indem ſie über die Schulter ihrer Gebieterin in die Noten ſieht. Der kleine Page ſteht vor ihr mit geſenkten Blicken. Dieſe Gruppe muß genau das Bild von Vanloo wiedergeben, welches unter dem Namen »la Conversation espagnole“ bekannt iſt.)

Romanze [1].

Gräfin.

Hier iſt Naivetät — ſelbſt tiefes Gefühl —

Suſanne

(legt die Guitarre weg).

Was das Gefühl betrifft, ſo hat der junge Menſch .... Aber, Herr Offizier, hat man Ihnen denn ſchon geſagt, daß wir, um das Feſt zu verſchönern, jetzt einmal im Voraus ſehen wollen, ob Ihnen eines meiner Kleider paſſen wird?

Gräfin.

Ich fürchte nein.

---

[1] Beaumarchais gibt hier eine alte Romanze, die er nach der Melodie „Malbroug s'en va-t-en guerre“ zu ſingen empfiehlt. Sie fängt an:

»Mon coursier hors d'haleine,
(Que mon cœur, mon cœur a de peine)« u. ſ. w.

Wir haben eine ähnliche:

»Ich lag wohl unter den Weiden,
Ach, mein Herz, mein Herz hat viel Leiden;«

Ich darf wohl nicht erſt hinzufügen, daß acht ſechszeilige Strophen, nach der veralteten Marlboroug'ſchen Melodie abgeſungen, ſich für unſere Scene nicht mehr ſchicken würden; auch ſchaltet man jetzt in Paris gewöhnlich die himmliſche Romanze des Pagen aus Mozarts Figaro an dieſer Stelle ein. Ein gleiches könnte bei deutſchen Aufführungen füglich auch ſtattfinden. Die franzöſiſche Romanze iſt als eigentliches Beiwerk von dem Verfaſſer ſelbſt ſchon betrachtet worden, denn er ſagt in einer Anmerkung, daß bei der Darſtellnng der Anfang ſtets wegblieb und die Gräfin nach den drei erſten Strophen den Pagen unterbrach und das Papier zuſammenlegte. Ich glaubte mich alſo der Mühe überheben zu können, hier die Ueberſetzung dieſes lyriſchen Auswuchſes zu geben.

Suſanne

(ſtellt ſich neben ihn).

Er iſt faſt ſo groß, wie ich. Herunter mit dem Mantel.

(Sie nimmt ihm den Mantel ab.)

Gräfin.

Aber wenn Jemand käme?

Suſanne.

Thun wir etwas Böſes? Ich will die Thüre ſchließen. (Sie thut es.) Nun will ich aber den Kopfputz probiren.

Gräfin.

Auf meiner Toilette, die neue Haube.

(Suſanne geht in das Kabinet im Hintergrunde der Bühne.)

Fünfte Scene.

Cherubin. Die Gräfin, ſitzend.

Gräfin.

Bis zum Beginne des Balls darf der Graf nicht wiſſen, daß Du im Schloſſe biſt. Wir wollen ihm dann ſpäter ſagen, daß wir auf den Gedanken kamen, während Du auf die Ausfertigung Deines Patents warteteſt —

Cherubin (zeigt es).

Ach, da iſt es ja ſchon; Baſilio hat es mir überbracht.

Gräfin.

So bald? Man wollte keine Minute verlieren. Sie waren ſo eilig, daß ſie vergeſſen haben, das Siegel beizudrucken.

(Sie gibt es dem Pagen zurück.)

Sechste Scene.

Cherubin. Gräfin. Suſanne.

Suſanne

(mit einer großen Haube).

Das Siegel? woran?

Gräfin.

An ſeinem Patent.

Suſanne.

Schon ausgefertigt?

Gräfin.

Das wunderte auch mich. Iſt das die Haube?

Suſanne

(ſetzt ſich neben die Gräfin).

Und noch dazu die ſchönſte von allen.

(Sie ſingt mit Nadeln im Munde.)

Dreh' Dich, Schatz, nach dieſer Seite,
Jean de Lyra, lieber Freund!

(Cherubin kniet; ſie ſetzt ihm die Haube auf.)

Gnädige Frau, er iſt allerliebſt!

Gräfin.

Jetzt ordne ſeine Halskrauſe ein wenig weiblicher.

Suſanne (thut es).

So .... aber ſehen Sie doch nur den kleinen Schlingel, wie ſchön er ſich als Mädchen ausnimmt! Ich bin eiferſüchtig auf ihn! (Sie nimmt ihn beim Kinn.) Wollten Sie wohl nicht ſo hübſch ſeyn, junger Herr?

Gräfin.

Die Schäkerin! Der Aermel muß aufgeſtreift werden, damit die langen Handſchuhe beſſer ſitzen. (Sie ſtreift den Aermel auf.) Was hat er denn am Arm? Ein Band?

Suſanne.

Und Ihr Band dazu. Ich bin ſehr froh, daß es die gnädige Frau nun ſelbſt ſieht. Ich hatte es ihm geſagt, daß ich ihn verklagen würde. Ja, wenn der Herr Graf nicht dazu gekommen wäre, ſo hätte ich's ihm wohl weggenommen, denn ich bin faſt ſo ſtark, wie er.

Gräfin.

Es iſt Blut daran. (Sie bindet es los.)

Cherubin (verſchämt).

Als ich dieſen Morgen abreiſen wollte, richtete ich die Kinnkette meines Pferdes zurecht, da riß es den Kopf in die Höhe, und die Schnalle ritzte mir den Arm.

Gräfin.

Man pflegt nie ein ſolches Band um eine Wunde zu legen —

Suſanne.

Und noch dazu ein geſtohlenes Band. — Seht mir doch, die Kinnkette — die Schnalle — der Kopf — das Pferd — was weiß ich Alles! Was er aber für einen weißen Arm hat! wie ein Mädchen! weißer als der meinige. So ſehen Sie nur, gnädige Frau!

(Sie hält ſie nebeneinander).

Gräfin (ſchroff).

Hole mir lieber engliſches Pflaſter von der Toilette.

(Suſanne ſtößt ihn von hinten an den Kopf und lacht; er fällt auf beide Hände. Sie geht in das Kabinet im Hintergrunde.)

Siebente Scene.

Cherubin, knieend. **Die Gräfin**, ſitzend.

Die Gräfin

(ſpricht eine Weile nicht und betrachtet das Band).

Cherubin

(verſchlingt ſie gleichſam mit ſeinen Blicken).

Gräfin.

Ich war ſehr böſe, dies Band verloren zu haben, da es meine Lieblingsfarbe iſt.

Achte Scene.

Cherubin, knieend. **Die Gräfin**, ſitzend. **Suſanne**.

Suſanne.

Hier der Verband für ſeinen Arm.

(Sie gibt der Gräfin Scheere und engliſch Pflaſter.)

Gräfin.

Wenn Du die Kleider für ihn holſt, ſo bringe das Band von einer andern Haube mit.

(Suſanne geht wieder in das Kabinet und nimmt den Mantel des Pagen mit fort.)

Neunte Scene.

Cherubin, knieend. **Gräfin**, ſitzend.

Cherubin

(mit geſenkten Blicken).

Das, was Sie mir genommen haben, würde mich im Augenblicke heilen —

Gräfin.

Und wodurch? (zeigt ihm das Pflaſter) Dies iſt beſſer.

Cherubin (ſtotternd).

Wenn ein Band — das den Kopf umſchlang — oder die Haut einer Perſon berührte —

Gräfin

(ihn unterbrechend).

Seltſam! dann ſollte es für Verletzungen gut ſeyn? Ich kannte dieſe Eigenthümlichkeit nicht. Um es zu erproben, behalte ich nun das, welches um Deinen Arm gebunden war. Bei der erſten Gelegenheit will ich es — bei meinen Frauen — verſuchen.

Cherubin (ergriffen).

Sie behalten es — und ich reiſe.

Gräfin.

Nicht für immer.

Cherubin.

Ich bin ſo unglücklich!

Gräfin (gerührt).

Er weint! der garſtige Figaro mit ſeiner Prophezeihung!

Cherubin (exaltirt).

Ach! ich wünſchte, daß ſie einträfe! Wäre ich gewiß, zu ſterben, ſo würden vielleicht meine Lippen wagen —

Gräfin

(unterbricht ihn und trocknet ihm die Augen mit ihrem Tuche).

Stille, ſtille, Kind! In Allem, was Du ſagſt, iſt kein Fünkchen Vernunft. (Man pocht; ſie erhebt die Stimme.) Wer klopft ſo ſtark an meine Thüre?

Zehnte Scene.

Cherubin. Gräfin. Graf, von außen.

Graf.

Warum eingeſchloſſen?

Gräfin
(erhebt ſich, verwirrt).

Mein Gatte! großer Gott! (Zu Cherubin, der vom Boden aufſpringt.) Du, ohne Mantel; Hals und Arme nackt! Allein mit mir! Alles ſo in Unordnung, das erhaltene Billet, ſeine Eiferſucht....

Graf.

Oeffnen Sie nicht?

Gräfin.

Weil — weil — ich allein bin.

Graf.

Allein? mit wem ſprechen Sie denn?

Gräfin.

Wahrſcheinlich mit Ihnen.

Cherubin (bei Seite).

Nach den Scenen von geſtern und dieſem Morgen wird er mich todtſchlagen.

(Er läuft in das Toilettenkabinet und zieht die Thür nach ſich zu.)

Eilfte Scene.

Die Gräfin
(zieht den Schlüſſel ab und öffnet dem Grafen).

Ach! wie unbeſonnen! wie unbeſonnen!

Zwölfte Scene.

Graf. Gräfin.

Der Graf
(in etwas ſtrengem Tone).

Sie pflegten ſich ſonſt nicht einzuſchlieſſen.

Gräfin (verlegen).

Ich... ich ſtickte — ja, ich ſtickte mit Suſanne, ſie iſt ſo eben auf ihr Zimmer gegangen —

Graf (ſie fixirend).

Ihre Mine und Ihr Ton ſind ſehr angegriffen —

Gräfin.

Das iſt natürlich.... in der That ſehr natürlich.... ich verſichere.... wir ſprachen von Ihnen.... und da ging ſie fort, wie ich Ihnen ſage.

Graf.

Sie ſprachen von mir! Mich trieb die Ungeduld zurück; indem ich fortritt, übergab man mir ein Billet, auf das ich zwar keinen beſondern Werth lege, das mich aber doch.... ein wenig aufregte.

Gräfin.

Wie, mein Herr? was für ein Billet?

Graf.

Ich muß bekennen, Madame, daß Sie oder ich mit recht boshaften Menſchen umgeben ſeyn müſſen. Man hat mich benachrichtigt, daß im Laufe dieſes Tages Jemand, den ich weit entfernt glaube, Sie hier zu unterhalten ſuchen werde.

Gräfin.

Wenn es der Kühne wagen wollte, ſo müßte er in dies Zimmer dringen, denn ich habe mir vorgenommen, den Tag über nicht auszugehen.

Graf.

Und dieſen Abend? Auf Suſannens Hochzeit?

Gräfin.

Um nichts in der Welt. Ich bin ſehr unwohl.

Graf.

Zum Glück iſt der Doktor hier. (Der Page wirft einen Stuhl im Kabinete um.) Welches Geräuſch?

Gräfin.

Geräuſch?

Graf.

Man hat etwas umgeworfen.

Gräfin.

Ich habe nichts gehört.

Graf.

Sie müſſen in Gedanken vertieft ſeyn.

Gräfin.

In Gedanken? worüber?

Graf.

Es iſt Jemand in dieſem Kabinet, Madame.

Gräfin.

Ei, wer ſollte es wohl ſeyn, mein Herr?

Graf.

Das frage ich Sie; denn ich komme ſo eben.

Gräfin.

Je nun.... Suſanne wahrſcheinlich, die aufräumt.

Graf.

Sie ſagten vorhin, ſie ſey auf ihr Zimmer gegangen.

Gräfin.

Auf ihr Zimmer oder hieher; ich weiß es nicht genau.

Graf.

Wenn es niemand anders als Suſanne iſt, warum wären Sie denn ſo verwirrt?

Gräfin.

Verwirrt? — wegen meines Kammermädchens?

Graf.

Wegen des Kammermädchens, das weiß ich nicht; aber verwirrt, das kann ich behaupten.

Gräfin.

O gewiß, mein Herr, dies Mädchen verwirrt und beſchäftigt Sie mehr als ich.

Graf (zornig).

Sie beſchäftigt mich in der That ſo ſehr, daß ich ſie ſogleich ſehen will.

Gräfin.

Ich glaube, daß Sie das ſehr oft wollen, und dazu kann wohl leicht der ungegründetſte Verdacht dienen.....

Dreizehnte Scene.

Graf. Gräfin. Suſanne (tritt im Hintergrunde mit den Kleidern ein).

Graf.

Iſt er ungegründet, ſo wird er leicht gehoben ſeyn. (Er ruft nach dem Kabinet gewendet.) Suſanne, kommen Sie heraus, ich befehle es!

(Suſanne lauſcht in der Alkove im Hintergrunde.)

Gräfin.

Sie iſt faſt nackt, mein Herr; beunruhigt man wohl ſo die Frauen in ihren Gemächern? Sie probirte eben Kleider, die ich Ihr als Ausſtattung ſchenke, und ſie entfloh, als ſie Sie hörte —

Graf.

Furchtet ſie, ſich zu zeigen, ſo wird ſie doch ſprechen können. (Er wendet ſich wieder nach der Thüre des Kabinets.) Antworten Sie mir, Suſanne, ſind Sie in dieſem Kabinet?

(Suſanne verbirgt ſich ſchnell in der Alkove.)

Gräfin

(gleichfalls nach dem Kabinet gewendet).

Suſette, ich verbiete es Dir, zu antworten. (Zum Grafen.) Noch nie iſt Tyrannei weiter getrieben worden.

Graf

(nähert ſich dem Kabinet).

Gut, da ſie nicht ſpricht — ſo will ich ſie ſehen — gekleidet oder nicht.

Gräfin

(vertritt ihm den Weg).

An keinem andern Orte kann ich dies verhindern; allein ich hoffe doch, daß bei mir —

Graf.

Und ich hoffe, ſehr bald dieſe geheimnißvolle Suſanne kennen zu lernen. Sie um den Schlüſſel zu bitten, wäre — das ſeh' ich wohl ein — ſehr unnütz! Allein es gibt noch ein Mittel, dieſer ſchwachen Thüre Meiſter zu werden. Holla! wer iſt da?

Gräfin.

Wie? Leute herbeirufen und eines bloßen Argwohns wegen einen öffentlichen Skandal erregen, durch den wir das Mährchen des ganzen Schloſſes würden?

Graf.

Schon gut, Madame, ſchon gut; nicht ſo; ich will das Nöthige ſelbſt zu holen gehen. (Er will ab und kehrt wieder um.) Damit aber Alles bleibe, wie es iſt, haben Sie wohl die Güte, mich ohne allen Skandal und Lärm zu begleiten, da Ihnen beides ſo mißfällt. Dieſe einfache Gefälligkeit wird mir doch hoffentlich nicht abgeſchlagen werden?

Gräfin (verlegen).

Ei, mein Herr, wer denkt daran, Ihnen zu widerſprechen?

Graf.

Ich vergaß die Thüre, die zu Ihren Frauen führt; auch die muß verſchloſſen werden, damit Ihre Rechtfertigung deſto glänzender und vollſtändiger werde.

(Er geht, um die Thüre im Hintergrunde zu ſchließen und den Schlüſſel abzuziehen.)

Gräfin (bei Seite).

O Himmel! welch' ſchrecklicher Leichtſinn!

Graf

(kehrt zu ihr zurück).

Da jetzt Alles verſchloſſen iſt, bitte ich Sie, meinen Arm anzunehmen; (mit lauter Stimme.) Suſanne im Kabinet wird die Güte haben, mich zu erwarten, und das kleinſte Uebel, was ihr bei meiner Rückkehr widerfahren könnte....

Gräfin.

Dies iſt wohl das häßlichſte Ereigniß, mein Herr.....

(Der Graf führt ſie ab und ſchließt die Thür von außen.)

Vierzehnte Scene.

Suſanne. Cherubin.

Suſanne

(eilt aus der Alkove, läuft nach dem Kabinet und ſpricht durch's Schlüſſelloch).

Oeffnen Sie, Cherubin, öffnen Sie ſchnell, es iſt Suſanne; öffnen Sie und eilen Sie fort von hier.

Cherubin (kommt).

Ach, Suschen, welch' ſchrecklicher Auftritt!

Suſanne.

Fort; Sie haben keine Minute —

Cherubin (entſetzt).

Wie aber?

Suſanne.

Das weiß ich nicht; aber nur fort! —

Cherubin.

Wenn's aber keinen Ausweg gibt —

Suſanne.

Nach dem, was hier vorging, würde er Sie zermalmen; und wir Alle wären verloren. Laufen Sie zu Figaro und erzählen Sie ihm Alles —

Cherubin.

Das Fenſter nach dem Garten iſt vielleicht nicht ſehr hoch.

(Er läuft hin und blickt hinaus.)

Suſanne (erſchreckt).

Ein ganzes Stockwerk! unmöglich! ach, meine arme Gräfin! und meine Hochzeit! unmöglich!

Cherubin (kommt zurück).

Es geht auf das Melonenbeet; je nun, wenn ich auch ein Paar zerdrücke.

Suſanne

(hält ihn auf und ſchreit).

Er wird ſich todtfallen.

Cherubin (außer ſich).

Eher würde ich mich in einen brennenden Schlund ſtürzen, als ihr Verderben bringen! Und dieſer Kuß verleiht mir Glück!

(Er umarmt ſie und ſpringt aus dem Fenſter).

Fünfzehnte Scene.

Suſanne, allein.

(Sie ſchreit.)

Ach! (Sie fällt einen Augenblick in einen Seſſel; dann ſchleicht ſie ſchwankend zum Fenſter, guckt hinaus und geht vor.) Er iſt ſchon recht weit. Der kleine Spitzbube! ſo leicht als hübſch! wenn der den Frauen nicht gefällt..... Doch ſchnell an ſeinen Platz. (Indem ſie in das Kabinet geht.) Jetzt mögen Sie die Thüre einſchlagen, Herr Graf, wenn es Ihnen Vergnügen macht; ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich ein Wort antworte.

(Sie ſchließt ſich ein.)

Sechszehnte Scene.

Graf. Gräfin (zurückkommend).

Graf

(mit einer Zange, die er auf einen Seſſel wirft).

Alles iſt, wie ich es verlaſſen habe. Bedenken Sie, Madame, die Folgen, wenn Sie es dahin kommen laſſen, daß die Thüre geſprengt wird; noch einmal, wollen Sie ſie öffnen?

Gräfin.

Ach, mein Herr, welche ſchreckliche Verſtimmung kann auf ſolche Weiſe jede Rückſicht zwiſchen Gatten aufheben? Wenn dieſes Wüthen Ihre Liebe zu mir veranlaßte, ſo würde ich es entſchuldigen trotz ſeiner Ungebührlichkeit; ich würde ſelbſt — vielleicht vergeſſen, was für mich Beleidigendes darin liegt, aus Rückſicht auf den Beweggrund dazu. Kann aber wohl Eitelkeit allein einen gebildeten Mann zu ſolchen Ausbrüchen treiben?

Graf.

Liebe oder Eitelkeit — Sie werden ſogleich die Thüre öffnen, oder ich will —

Gräfin

(vertritt ihm den Weg).

Halten Sie ein, mein Herr, ich bitte Sie. Halten Sie mich fähig, zu vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin?

Graf.

Alles, was Ihnen gefällig iſt, Madame, allein ich muß wiſſen, wer in dem Kabinete iſt —

Gräfin

(verzweifelnd).

Nun wohl, mein Herr, Sie ſollen es. Doch hören Sie mich ruhig an —

Graf.

Alſo nicht Suſanne?

Gräfin (ſchüchtern).

Mindeſtens aber eine Perſon, von der Sie eben ſo wenig zu fürchten haben.... Wir hatten einen Scherz vor.... etwas unſchuldiges, in der That, für dieſen Abend, und ich ſchwöre —

Graf.

Und Sie ſchwören —

Gräfin.

Daß weder ich noch der Andere im Sinne hatte, Sie zu beleidigen —

Graf (ſchnell).

Weder ich noch der Andere? Alſo ein Mann.

Gräfin.

Ein Kind, mein Herr.

Graf.

Nun, wer iſt es?

Gräfin.

Kaum wag' ich ihn zu nennen.

Graf (wüthend)

Ich tödte ihn!

Gräfin.

Großer Gott!

Graf.

So ſprechen Sie endlich.

Gräfin.

Dieſer junge Menſch.... Cherubin....

Graf.

Cherubin! Der Unverſchämte! Nun iſt mein Argwohn und das Billet erklärt.

Gräfin
(die Hände faltend).

Ach, mein Herr, vermeiden Sie, zu glauben —

Graf
(mit dem Fuß ſtampfend, für ſich).

So finde ich denn überall dieſen verwünſchten Pagen! (Laut.) Nun gut, Madame, öffnen Sie, da ich jetzt Alles weiß. Sie würden ſonſt auch dieſen Morgen beim Abſchiede nicht ſo bewegt geweſen ſeyn; er wäre abgereist, als ich es befohlen hatte; Sie hätten nicht ſo viel Falſchheit in der Geſchichte von Suſanne entwickelt und endlich wäre er nicht ſo ſorgfältig verſteckt worden, wenn man nichts Verbrecheriſches im Schilde geführt haben würde.

Gräfin.

Er fürchtete, Sie zu erzürnen, wenn Sie ihn ſähen —

Graf

(außer ſich; gegen das Kabinet rufend).

So tritt denn heraus, Unglücklicher!

Gräfin

(ergreift ihn und zieht ihn weg).

Ach, mein Herr, Ihr Zorn erfüllt mich mit Entſetzen. Glauben Sie nicht Ihrem ungerechten Argwohn — die Unordnung, in welcher Sie ihn ſehen werden —

Graf.

Die Unordnung!

Gräfin.

Ach, ja. Er war im Begriff, ſich als Mädchen zu verkleiden; mit einer Haube von mir auf dem Kopfe, in der Jacke, ohne Mantel, mit offenem Halſe, bloßen Armen, ſo wollte er eben verſuchen —

Graf.

Und Sie wollten das Zimmer hüten! Unwürdige Gattin! Ja, Sie ſollen es hüten ... und für lange. Vorher aber will ich einen Unverſchämten daraus verjagen, dem ich nimmermehr, an keinem Orte wieder begegnen will.

Gräfin

(fällt vor ihm nieder, mit emporgehobenen Händen).

Herr Graf, ſchonen Sie eines Kindes; ich würde mich nicht darüber tröſten können, wenn ich die Urſache wäre...

Graf.

Ihre Angſt erſchwert ſein Verbrechen..

Gräfin.

Er iſt nicht ſchuldig; er wollte abreiſen; ich war es, die ihn hieher rufen ließ.

Graf (wüthend).

Stehen Sie auf; fort von mir! Sie ſind ſehr kühn, für einen andern zu bitten —

Gräfin.

Nun wohl, ich will ſchweigen, mein Herr; ich werde mich erheben; ich will Ihnen ſogar den Schlüſſel zum Kabinet geben; aber bei Ihrer Liebe....

Graf.

Meine Liebe.... Treuloſe!

Gräfin

(ſteht auf und überreicht ihm den Schlüſſel).

Verſprechen Sie mir, daß Sie den Knaben ziehen laſſen wollen, ohne ihm ein Leid zuzufügen; möge dann Ihr ganzer Zorn auf mich fallen, und wenn ich Sie nicht überzeuge —

Graf

(nimmt den Schlüſſel).

Ich will nichts mehr hören —

Gräfin

(wirft ſich in einen Stuhl, das Schnupftuch vor den Augen).

O Himmel! er wird ihn tödten!

Graf

(öffnet die Thür und weicht zurück).

Es iſt Suſanne!

Siebenzehnte Scene.

Gräfin. Graf. Suſanne.

Suſanne

(tritt lachend heraus).

Ich bringe ihn um, ich tödte ihn! So tödten Sie ihn doch, den abſcheulichen Pagen!

Graf (fur ſich).

Ha! welche Lehre! (Blickt auf die Gräfin, die erſtarrt da ſitzt.) Und auch Sie ſpielen die Ueberraſchte? Doch war ſie vielleicht nicht allein darin. (Er geht hinein.)

Achtzehnte Scene.

Gräfin (ſitzend). **Suſanne.**

Suſanne
(auf ihre Gebieterin zulaufend).

Erholen Sie ſich, er iſt ſchon weit weg; er ſprang dort hinaus....

Gräfin.

Ach, Suſanne, ich bin todt.

Neunzehnte Scene.

Gräfin (ſitzend). **Suſanne. Graf.**

Graf
(kommt mit verwirrter Miene aus dem Kabinet, nach einer kurzen Pauſe).

Es iſt Niemand darin und ich hatte Unrecht. — Nun, Madame? Sie ſpielen ſehr gut Komödie.

Suſanne (luſtig).

Und ich, gnädiger Herr?

Gräfin
(hält das Tuch vor den Mund, als wollte ſie ſich ſammeln und ſpricht nicht).

Graf
(nähert ſich ihr).

Wie, Madame, Sie ſcherzten?

Gräfin
(ſich ein wenig erholend).

Und warum nicht, Herr Graf?

Graf.

Welch' ein grauſamer Scherz! und weshalb nur, wenn ich bitten darf?

Gräfin.

Verdiente Ihr lächerliches Betragen wohl Mitleid?

Graf.

Lächerliches Betragen, wenn es an die Ehre geht?

Gräfin
(nach und nach mehr Sicherheit gewinnend).

Habe ich Ihnen deshalb meine Hand gegeben, um beſtändig

Ihrer Vernachläßigung und Eiferſucht ausgeſetzt zu ſeyn; die Sie Beide doch nur allein verdienen?

Graf.

Ha, Madame, das iſt ohne Schonung geſprochen.

Suſanne.

Madame hätte es nur zugeben ſollen, daß Sie Leute herbeiriefen —

Graf.

Du haſt Recht und mir kommt es zu, mich zu demüthigen. Verzeihung... ich bin ſo verlegen...

Suſanne.

Geſtehen Sie nur, gnädiger Herr, daß Sie die Lection ein wenig verdienen.

Graf.

Warum kamſt Du denn aber nicht, als ich rief? Böſe!

Suſanne.

Ich kleidete mich eben wieder ſchnell an, mit Hülfe unzähliger Stecknadeln; und die gnädige Frau, die es mir verboten hatte, mochte wohl auch ihre Gründe haben —

Graf.

Anſtatt mir mein Unrecht vorzuhalten, hilf mir lieber ſie zu beſänftigen.

Gräfin.

Nein, mein Herr, dieſe Beleidigung vergißt ſich nicht. Ich will mich zu den Urſulinerinnen zurückziehen, denn ich ſehe zu gut ein, daß es hohe Zeit iſt.

Graf.

Könnten Sie das ohne Reue?

Suſanne.

Ich bin es gewiß, daß am Tage nach der Abreiſe die Thränen folgen würden.

Gräfin.

Und wäre es, Suſette; ich will lieber um ihn trauern, als ſo ſchwach ſeyn, ihm zu vergeben; er hat mich zu ſehr gekränkt.

Graf.

Roſine!....

Gräfin.

Ich bin nicht mehr jene Roſine, die Sie einſt ſo ſehr liebten! ich bin jetzt die arme Gräfin Almaviva; die trauernde, verlaſſene Frau, die Sie aufgegeben haben —

Suſanne.

Gnädige Frau.

Graf (ſtehend).

Aus Mitleid!

Gräfin.

Sie hatten auch keines mit mir.

Graf.

Aber jenes Billet, es trieb mir das Blut in die Höhe.

Gräfin.

Ich bin nicht Schuld, daß es geſchrieben wurde.

Graf.

Wußten Sie davon?

Gräfin.

Der liſtige Figaro....

Graf.

Es kam von ihm?

Gräfin.

Er gab es Baſilio.

Graf.

Und der ſagte mir, es von einem Bauer erhalten zu haben. O falſcher Sänger! Zweiſchneidige Klinge! Du ſollſt mir für Alle zahlen.

Gräfin.

Sie wollen, daß man Ihnen verzeihe und verzeihen doch keinem Andern. So ſind die Männer! Aber, wenn ich jemals darein willigen könnte, Ihnen, das durch jenes Mittel bereitete Mißverſtändniß und ſeine Folgen, zu verzeihen, ſo würde ich zur Bedingung machen, daß die Amneſtie über Alle ausgedehnt werde.

Graf.

Nun denn, von ganzem Herzen. Wie aber ſoll ich dieſen demüthigenden Fehler wieder gut machen?

Gräfin (aufſtehend).

Er war es für uns Beide.

Graf.

Nein, nur für mich allein. Aber ich bewundere nun, wie die Frauen doch ſo ſchnell und richtig die Miene und den Ton der Umſtände ſich aneignen können. Sie wurden roth, Sie weinten, Ihr Geſicht ward entſtellt, wahrhaftig es iſt es noch.

Gräfin

(ſich zum Lächeln zwingend).

Ich wurde roth.... aus Aerger über Ihren Argwohn. Wie ſollten aber wohl die Männer ſo zart fühlen, um die Entrüſtung, die ſich einer gekränkten edeln Seele bemächtigt, von der Verwirrung, die aus einer gerechten Anklage erwächſt, unterſcheiden zu können?

Graf (lächelnd).

Und der Page in der Jacke und faſt ganz entblöst....

Gräfin

(auf Suſanne zeigend).

Hier ſehen Sie ihn vor ſich. Sind Sie nicht zufriedener damit, dieſen als den andern gefunden zu haben? Ich glaube, Sie ſind niemals böſe, dieſem zu begegnen.

Graf

(ſtärker lachend).

Und ihre Bitten, ihre verſtellten Thränen....

Gräfin.

Sie bringen mich zum Lachen und ich habe doch ſo wenig Luſt dazu.

Graf.

Wir glauben, etwas von der Politik zu verſtehen, und ſind doch wahrlich nur Stümper. Sie, Madame, verdienten, daß Sie der König mit der Geſandtſchaft nach London beehre! Ihr Geſchlecht muß ernſte Studien, in der Kunſt ſich zu verſtellen, gemacht haben, um ſo ſehr darin zu reuſſiren.

Gräfin.

Es ſind nur immer die Männer, die uns dazu bringen.

Suſanne.

Entlaſſen Sie uns nun als Kriegsgefangene auf Ehrenwort und Sie werden ſehen, ob wir Leute von Ehre ſind.

Gräfin.

Brechen wir nun davon ab, Herr Graf. Ich bin vielleicht etwas zu weit gegangen; allein meine Nachſicht in dieſem ſo ernſten Falle ſollte doch mindeſtens die Ihrige zur Folge haben.

Graf.

Sie müſſen aber wiederholen, daß Sie mir verzeihen.

Gräfin.

Habe ich das ſchon geſagt, Suſette?

Suſanne.

Ich habe nichts gehört, gnädige Frau.

Graf.

Nun wohl denn, ſo möge dies Wort Ihren Lippen entſchlüpfen.

Gräfin.

Und verdienen Sie es wohl, Undankbarer?

Graf.

Ja, durch meine ernſte Reue.

Suſanne.

Einen Mann in dem Kabinet der gnädigen Frau nur zu muthmaßen —

Graf.

Sie hat mich ja dafür ſchon ſo ſtreng beſtraft!

Suſanne.

Ihr nicht zu glauben, wenn Sie ſagt, daß es Ihr Kammermädchen ſey —

Graf.

So biſt Du denn unerbittlich, Roſinchen!

Gräfin.

Ach, Suſette, wie ſchwach bin ich, und welch ein Beiſpiel für Dich! (reicht dem Grafen die Hand.) Man wird nie mehr an den Zorn der Frauen glauben.

Suſanne.

Gut! muß man mit den Männern nicht immer dahin kommen?

(Der Graf küßt feurig die Hand ſeiner Gattin.)

Zwanzigſte Scene.

Suſanne. Figaro. Gräfin. Graf.

Figaro

(außer Athem).

Man ſagte, die Gräfin ſey unwohl.... ich laufe ſchnell herbei und ſehe nun voll Freude, daß es nichts iſt.

Graf (trocken).

Sie ſind ſehr aufmerkſam.

Figaro.

Das iſt meine Schuldigkeit. Da es ſich aber nicht ſo verhält, gnädiger Herr, ſo warten unten alle Ihre Vaſallen, beiderlei Geſchlechts, mit Geigen und Dudelſäcken, um meinen Ehrengang zu begleiten, wenn Sie mir erlauben wollten, meine Braut....

Graf.

Und wer wird die Gräfin im Schloſſe bewachen?

Figaro.

Sie bewachen? Sie iſt ja nicht krank.

Graf.

Nein. Aber jener abweſende Mann, der ſie unterhalten ſoll.

Figaro.

Welch ein abweſender Mann?

Graf.

Der Mann des Mittels, das Sie Baſilio gegeben haben, Musje.

Figaro.

Wer ſagt das?

Graf.

Wenn ich es nicht ſchon wüßte, Spitzbube, ſo würde Deine Phyſiognomie, die gegen Dich zeugt, mir beweiſen, daß Du lügſt.

Figaro.

Wenn dies der Fall iſt, ſo lüge nicht ich, ſondern meine Phyſiognomie.

Suſanne.

Gehe, armer Figaro, nütze Deine Beredſamkeit nicht umſonſt ab; wir haben Alles geſtanden.

Figaro.

Und was geſtanden? Man behandelt mich wie einen Baſilio.

Suſanne.

Daß Du vorhin das Billet geſchrieben, um den Herrn Grafen glauben zu machen, der kleine Page ſey hier im Kabinet, wo ich mich eingeſchloſſen hatte.

Graf.

Was haſt Du darauf zu antworten?

Gräfin.

Hier iſt nichts mehr zu verbergen, Figaro; der Scherz hat ſein Ende erreicht.

Figaro

(ſucht zu enträthſeln).

Der Scherz — hat ſein Ende erreicht?

Graf.

Ja, ſeine Ende erreicht. Was ſagſt Du nun?

Figaro.

Ich, ich ſage.... daß ich wünſchte, man könnte daſſelbe von meiner Hochzeit ſagen; und wenn Sie befehlen....

Graf.

So geſtehſt Du endlich das Billet ein?

Figaro.

Da die Frau Gräfin es haben will, Suſanne es haben will, da Sie ſelbſt es haben wollen, ſo muß ich es ja auch wollen; allein an Ihrer Stelle, wahrhaftig, gnädiger Herr, würde ich kein Wort von Allem glauben, was wir Ihnen ſagen.

Graf.

Immer gegen den Augenſchein lügen! am Ende werde ich böſe —

Gräfin (lachend).

Aber der arme Menſch! warum wollen Sie denn, daß er einmal die Wahrheit ſage?

Figaro

(leiſe zu Suſanne).

Ich mache ihn auf die Gefahr aufmerkſam, das iſt Alles, was ein ehrlicher Menſch thun kann.

Suſanne
(leiſe zu Figaro).

Haſt Du den kleinen Pagen geſehen?

Figaro (leiſe).

Noch ganz verſtaucht vom Sprunge!

Suſanne (ebenſo).

Ach, der Aermſte!

Gräfin.

Herr Graf, das Paar wünſcht ſehnlich, ſich zu verbinden; Ihre Ungeduld iſt ſo natürlich. Wir wollen die Ceremonie beginnen laſſen.

Graf (für ſich).

Wo bleibt nur Marceline? (laut.) Ich muß mich doch vorerſt kleiden.

Gräfin.

Wegen unſerer Dienſtleute? Und bin ich es denn?

Einundzwanzigſte Scene.

Figaro. Suſanne. Gräfin. Graf. Antonio.

Antonio.
(halb betrunken, einen zerbrochenen Nelkenſtock in der Hand.)

Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Graf.

Was willſt Du, Antonio?

Antonio.

Laſſen Sie doch einmal die Fenſter vergittern, die auf meine Beete gehen. Man wirft allerlei Zeug heraus, und noch eben jetzt hat man einen Menſchen hinausgeworfen.

Graf.

Durch dies Fenſter?

Antonio.

Sehen Sie nur, wie man meine Nelken zurichtet.

Suſanne
(leiſe zu Figaro).

Jetzt aufgepaßt, Figaro, aufgepaßt!

Figaro.

Gnädiger Herr, er iſt ſchon am Morgen voll —

Antonio.

Weit gefehlt; das iſt noch ein kleiner Reſt von geſtern. So urtheilt man ſtets nach dem Scheine —

Graf (heftig).

Und der hinausgeworfene Menſch, jener Menſch, wo iſt er?

Antonio.

Wo er iſt?

Graf.

Ja.

Antonio.

Das frag' ich ja eben. Man ſoll ihn mir auffinden. Ich bin Ihr getreuer Diener, Herr Graf; nur ich habe für Ihren Garten Sorge zu tragen; da fällt nun ein Menſch hinein, und Sie fühlen wohl, daß auf meine Reputation dadurch ein wenig geſtichelt wird —

Suſanne

(zu Figaro leiſe).

Lenke ab, lenke ab!

Figaro.

Wirſt Du denn immer ſo viel trinken?

Antonio.

Wenn ich nicht tränke, ſo würde ich gewiß noch toll werden.

Gräfin.

Aber ohne Durſt zu trinken —

Antonio.

Ohne Durſt trinken, das heißt zu jeder Zeit verliebt ſeyn, gnädige Frau; nur das allein unterſcheidet uns von den andern Thieren.

Graf (raſch).

Jetzt antworte mir, oder ich jage Dich fort.

Antonio.

Ja, wenn ich fortginge!

Graf.

Wie das?

Antonio.

(zeigt auf die Stirne.)

Wenn Sie nicht genug hier ſitzen haben, einen guten Diener zu behalten, ſo bin ich doch nicht ſo dumm, einen ſo guten Herrn zu verlaſſen.

Graf

(ſchüttelt ihn zornig).

Man habe, ſagſt Du, einen Menſchen durch dieſes Fenſter geworfen?

Antonio.

Ja, meine Excellenz! So eben, in einer weißen Jacke, und der lief fort, ſo ſchnell wie der Wind....

Graf (ungeduldig).

Weiter!

Antonio.

Ich hätte ihm wohl nachlaufen mögen, aber ich habe mich mit der Hand ſo heftig an das Gitter geſtoßen, daß ich weder Fuß noch Kopf an dieſem Finger mehr aufheben kann. (er hebt den Finger auf).

Graf.

Du wirſt doch wohl dieſen Menſchen wieder erkennen?

Antonio.

O, gewiß — wenn ich ihn nur geſehen hätte —

Suſanne

(leiſe zu Figaro).

Er hat ihn nicht geſehen.

Figaro.

Was das für ein Lärm um einen Blumentopf iſt! Wie viel willſt Du, alter Heuler, für Deine Nelke? Es iſt übrigens nicht nöthig, gnädiger Herr, daß man Nachforſchungen anſtellt; ich ſelbſt ſprang zu jenem Fenſter hinaus.

Graf.

Wie? Du?

Anton.

„Wie viel willſt Du, alter Heuler?“ He, he, da muß Euer Körper ſeitdem ſehr zugenommen haben, denn Ihr ſeyd mir im Springen viel geringer und windiger vorgekommen.

Figaro.

Sicher, denn wenn man ſpringt, krümmt man ſich zuſammen....

Antonio.

Nein, mir ſcheint's vielmehr.... ich möchte ſagen.... der Schelm von Pagen war's —

Graf.

Cherubin meinſt Du?

Figaro.

Ja, der von den Thoren Sevilla's eigens zu Pferde zurückgekehrt iſt, um hier durch's Fenſter zu voltigiren —

Antonio.

O nicht doch, das ſage ich nicht, das ſage ich nicht; das Pferd habe ich nicht ſpringen ſehen, denn das würde ich eben ſo gut melden —

Graf.

Welche Geduld!

Figaro.

Ich war in dem Zimmer der Kammermädchen, in weißer Jacke; denn es iſt ſo warm!.... Dort erwartete ich mein liebes Suſettchen, als ich plötzlich die Stimme des gnädigen Herren hörte, und den Lärm, der ſich darauf vernehmen ließ. Ich weiß nicht zu ſagen, welche Angſt mich wegen jenes Billets befiel; und wenn ich denn nun meine Thorheit geſtehen ſoll: ich ſprang unüberlegt auf die Beete, wo ich mir ſogar den rechten Fuß ein wenig verſtauchte (er reibt ſeinen Fuß).

Antonio.

Wenn Ihr es alſo geweſen ſeyd, ſo muß ich Euch auch dieſen Wiſch Papier zuſtellen, der aus Eurer Taſche gefallen iſt.

Graf

(greift darnach).

Gib her. (er blickt in das Papier und legt es wieder zuſammen).

Figaro (für ſich).

Ich bin gefangen.

Graf

(Zu Figaro).

Der Schrecken wird Dich doch wohl nicht haben vergeſſen laſſen, was dies für ein Papier iſt und wie es in Deine Taſche kam? —

Figaro

(ſucht vergebens in ſeinen Taſchen und zieht Papiere daraus hervor).

Nein — gewiß nicht — allein ich habe ſo viele bei mir — ich muß eben für Alles aufkommen. (Er betrachtet eines der Papiere.)

Dies hier? Das iſt ein Brief von Marceline, auf vier Seiten; er iſt ſehr ſchön abgefaßt.... Iſt dies hier nicht die Bittſchrift des armen gefangenen Wilddiebs?... nein, hier iſt ſie... ich hatte das Verzeichniß des Mobiliars des kleinen Schloſſes in der andern Taſche.... (der Graf öffnet wieder das Papier, das er in der Hand hält.)

Gräfin

(leiſe zu Suſanne).

Himmel, Suſette, das iſt das Offizierspatent des Pagen.

Suſanne

(leiſe zu Figaro).

Alles iſt verloren, es iſt das Patent.

Graf

(macht das Papier zu).

Nun, Mann der ſtets Rath weiß! erräthſt Du hier nichts[1]?

Antonio

(nähert ſich Figaro).

Der gnädige Herr fragt, ob Ihr nichts errathet?

Figaro

(ſtößt ihn zurück).

Pfui, Abſcheulicher! wer ſpricht den Leuten ſo in's Geſicht hinein?

Graf.

Du erinnerſt Dich gar nicht mehr, was es wohl ſeyn könnte?

Figaro.

Hahahaha! Povero! Das wird das Patent des unglücklichen Burſchen ſeyn, der es mir übergeben hatte, und ich vergaß es ihm wieder einzuhändigen. O, o, o, o! Wie unbedacht ich bin! Was wird er nun ohne Patent anfangen? Ich muß eilen—

Graf

Aber warum hatte er es Dir übergeben?

Figaro (verlegen).

Er.... wünſchte, daß man noch etwas damit vornehme.

---

[1] Stellung: Antonio, Figaro, Suſanne, Gräfin, Graf.

Graf

(betrachtet das Papier).

Es fehlt nichts daran.

Gräfin

(leiſe zu Suſanne).

Das Siegel —

Suſanne

(ebenſo zu Figaro).

Das Siegel fehlt.

Graf

(zu Figaro).

Du antworteſt nicht?

Figaro.

Weil.... weil in der That nur wenig daran fehlt. Er ſagt es ſey üblich —

Graf.

Ueblich? üblich? was iſt üblich?

Figaro.

Das Wappen darunter zu drücken. Vielleicht wär es aber auch nicht der Mühe werth.

Graf

(öffnet wieder das Papier und zerreißt es vor Wuth).

Gut, es ſteht in den Sternen geſchrieben, daß ich nichts erfahren ſoll. (für ſich.) Dieſer Figaro leitet ſie alle und ich vermag mich nicht zu rächen! (er will ärgerlich abgehen.)

Figaro

(ihn aufhaltend).

Sie gehen, ohne zu meiner Hochzeit Befehl zu ertheilen?

Zweiundzwanzigſte Scene.

Baſilio. Bartholo. Marceline. Figaro. Graf. Baumſchabel. Gräſin. Suſanne. Antonio. Diener des Grafen. Seine Vaſallen.

Marceline.

Ertheilen Sie keine Befehle, gnädiger Herr; ehe Sie ihn begnadigen, ſind Sie uns Gerechtigkeit ſchuldig. Er hat mir ſein Wort gegeben.

Graf (für ſich)

Jetzt naht die Rache.

Figaro.

Wort gegeben? welcher Art? erklären Sie ſich!

Marceline.

Ja, ich will mich erklären, Unredlicher!

(Die Gräfin ſetzt ſich, Suſanne ſteht hinter ihr.)

Graf.

Um was handelt es ſich, Marceline?

Marceline.

Um ein Eheverſprechen.

Figaro.

Um ein Billet, das iſt Alles, wegen geliehenen Geldes.

Marceline

(zum Grafen).

Unter der Bedingung geliehen, mich zu heirathen. Sie ſind ein großer Herr, der erſte Richter der Provinz....

Graf.

Klagen Sie vor dem Obertribunal, ich werde einem Jeden dort Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Baſilio

(zeigt auf Marceline).

In dieſem Falle werden Ew. Herrlichkeit wohl erlauben, daß auch ich meine Rechte auf Marceline geltend mache.

Graf

(bei Seite).

Da iſt mein Spitzbube vom Billet.

Figaro.

Ein Narr Nummer zwei, aber von derſelben Sorte.

Graf

(zornig zu Baſilio).

Euere Rechte, Euere Rechte! Es ziemt Euch wohl, vor mir davon zu ſprechen, Meiſter Narr!

Antonio

(ſchlägt in die Hände).

Er hat ihn wahrhaftig gut erkannt; ſo heißt er!

Graf.

Marceline, es ſoll Alles aufgehoben werden, bis man Euere

Anſprüche gewürdigt haben wird; dies ſoll in dem großen Audienzſaal geſchehen. Ihr aber, ehrlicher Baſilio, Ihr treuer und ſicherer Agent, geht hinab in's Dorf und holt die Beiſitzer zum Gerichte.

Baſilio.

Wegen dieſer Sache?

Graf.

Und auch den Bauer von jenem Billet bringt Ihr mir.

Baſilio.

Ei, kenn' ich ihn denn?

Graf.

Ihr widerſprecht?

Baſilio.

Ich bin nicht in's Schloß gekommen, um Kommiſſionen zu beſorgen.

Graf.

Und weßhalb denn ſeyd Ihr in's Schloß gekommen?

Baſilio.

Ich zeige mein Talent auf der Orgel der Dorfkirche, ich unterrichte die Frau Gräfin im Klavier, die Zofen im Geſange, den Pagen auf der Mandoline; und mein Hauptgeſchäft iſt es, die Geſellſchaft mit meiner Guitarre zu unterhalten, wenn es der *gnädigen Herrſchaft* beliebt, mir es zu befehlen.

Baumſchabel[1] (vortretend).

So gang i, Ew. Gnaden, wenn's Ihna b'liebt.

Graf.

Wie heißt Du, und wer biſt Du?

Baumſchabel.

I heiß Baumſchabel, mein ſchöner, gnädiger Herr! und i bin der Gaishirt, der auf'n Abend zum Feuerwerk kommandirt iſt. Heut hab'n die Gais a Feſttag. Aber i woaß ſchon die ganze Gerichtſtub' anzutreffa; i woaß, wo ſie zu'n Wein gehn.

---

[1] Auch im Franzöſiſchen ſpricht dieſer Gripe-Soleil ein Patois und ich glaubte ihn der draſtiſchen Wirkung wegen ſo wiedergeben zu müſſen. Die Natürlichkeit hat dabei nichts zu ſchaffen. In Spanien ſpricht man weder Patois noch Süddeutſch; vor Allem aber auch nicht deutſch. D. U.

Graf.

Dein Eifer gefällt mir; gehe! (zu Baſilio.) Ihr aber begleitet dieſen Herrn, indem Ihr auf der Guitarre ſpielt, und ſingt dazu, um ihn unterwegs zu zerſtreuen. Er gehört zu meiner Geſellſchaft.

Baumſchabel (freudig).

Oho, i bin a von der —

Suſanne.

(bringt ihn mit der Hand zum Schweigen, indem ſie auf die Gräfin deutet.)

Baſilio (erſtaunt).

Ich ſoll dieſen Baumſchabel ſpielend und ſingend begleiten?

Graf.

Das iſt Euer Dienſt. Geht, oder ich jage Euch fort.

(ab).

Dreiundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Ohne den Grafen.

Baſilio (halb für ſich).

Ich kann nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen —

Figaro.

Weil Ihr keinen habt —

Baſilio (für ſich).

Statt Andern bei der Verbindung zu helfen, will ich lieber zuſehen, daß Marceline die meinige wird. (zu Figaro.) Beſchließe nichts, glaube mir, bis daß ich wieder zurück ſeyn werde. (er geht in den Hintergrund, um die Guitarre zu holen.)

Figaro (folgt ihm).

Beſchließen? o fürchte nichts! und wenn Du ſelbſt nie zurückkehren ſollteſt! Du ſiehſt aber gar nicht aus, als ob Du ſingen wollteſt; ſoll ich etwa anfangen? Allons; munter; hoch angeſchlagen, es iſt für meine Braut! (er geht rückwärts in den Hintergrund und tanzt dann ſingend die folgende Segurdille; Baſilio accompagnirt und die Uebrigen folgen).

Segurdille.

Mein Bräutchen, das ſpuckt mir
Im Kopfe herum:
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum;
Ach, ſie iſt ſo pfiffig,
Und ich bin ſo dumm;
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum,
Brum, brum, brum.

(Das Geräuſch entfernt ſich; man verſteht nicht das Uebrige).

Vierundzwanzigſte Scene.

Suſanne. Die Gräfin ſitzend.

Gräfin.

Jetzt ſahſt Du Suſanne, welche hübſche Scene mir Dein leichtſinniger Geliebter mit ſeinem Billete herbeigeführt hat.

Suſanne.

Ach, gnädige Frau, als ich aus dem Kabinette trat, da hätten Sie Ihr Geſicht ſehen ſollen, zuerſt erbleichte es; das war aber nur vorübergehend und dann wurden Sie roth, roth, roth!

Gräfin.

Alſo durch's Fenſter iſt er geſprungen?

Suſanne.

Ohne ſich nur zu bedenken, das liebe Kind. Leicht, wie eine Biene....

Gräfin.

Der abſcheuliche Gärtner! Dies Alles hatte mich ſo ergriffen, daß ich nicht zwei Gedanken feſthalten konnte.

Suſanne.

Ach, gnädige Frau, ganz im Gegentheil; erſt jetzt ſah ich eben recht deutlich, wie ſehr das Leben in der großen Welt den Damen comme il faut die Gabe zu lügen erwirbt, ohne daß man es ihnen anſehen kann.

Gräfin.

Glaubſt Du, daß der Graf zum Beſten gehalten werden kann? Und wenn er das liebe Kind im Schloſſe findet?

Suſanne.

Ich will ſorgen, daß man ihn gut verberge....

Gräfin.

Er muß fort. Nachdem was jetzt vorgefallen, wirſt Du wohl einſehen, daß ich nicht mehr daran denke, ihn an Deiner Stelle in den Garten zu ſchicken.

Suſanne.

Eben ſo gewiß iſt es, daß auch ich nicht hingebe. Da iſt nun meine Hochzeit noch einmal....

Gräfin.

Warte! (ſie ſteht auf.) Wenn ſtatt eines Andern ich ſelbſt an Deiner Stelle ginge...

Suſanne.

Sie ſelbſt; gnädige Frau? —

Gräfin.

Dann würde Niemand exponirt.... Der Graf könnte nicht läugnen.... Seine Eiferſucht beſtraft, und ihm ſeine Untreue bewieſen zu haben, dies wäre!.... Wohlan! das Glück eines erſten Schrittes ermuthigt mich zu einem zweiten. Benachrichtige ihn ſogleich, daß Du in den Garten kommen willſt. Daß aber Niemand....

Suſanne.

Doch Figaro....

Gräfin.

Nein, Nein! Er würde etwas von dem Seinigen hinzuthun wollen. Meine Sammtmaske und mein Stock; ich will mir das Ganze ein wenig auf der Terraſſe überdenken. (Suſanne geht in's Toilettezimmer.)

Fünfundzwanzigſte Scene.

Die Gräfin allein.

Mein kleiner Plan iſt ziemlich kühn. (ſie wendet ſich.) Ach, mein Band, mein hübſches Band, Dich hatte ich vergeſſen!

(Sie nimmt es von der Bergere und wickelt es zuſammen.) Du ſollſt mich nicht mehr verlaſſen... Du wirſt mir ſtets den Augenblick in's Gedächtniß rufen, wo dies unglückliche Kind..... Was haben Sie gethan, Herr Graf? und was thue ich ſelbſt in dieſem Augenblicke?

Sechsundzwanzigſte Scene.

Die Gräfin. Suſanne.

Die Gräfin

(ſteckt verſtohlen das Band in den Buſen).

Suſanne.

Hier iſt der Stock und Ihr Loup.

Gräfin.

Denke daran, daß ich Dir verboten habe, Figaro davon zu ſagen.

Suſanne (freudig).

Ihr Plan iſt herrlich. Ich dachte ſo eben darüber nach. Er bringt Alles zuſammen und führt Alles zur Entſcheidung; was nun auch geſchehen möge, ſo iſt meine Hochzeit gewiß.

(Sie küßt der Gräfin die Hand.)

Zwiſchenſpiel [1].

Während des Zwiſchenaktes ordnen Diener den Audienzſaal. Man bringt Bänke mit Lehnen für die Advokaten und ſtellt ſie auf beide Seiten der Bühne, ſo daß der Hintergrund frei bleibt. Mitten auf der Scene errichtet man eine Eſtrade mit zwei Stufen, auf die der Seſſel des Grafen geſtellt wird. Seitwärts im Vordergrunde kommt der Tiſch und das Tabouret für den Schreiber und Sitze für Gänſekopf und die andern Richter neben der Eſtrade des Grafen. Seitwärts ein Thronhimmel, unter welchem das Bildniß des Königs ſichtbar iſt.

---

[1] Hier gilt daſſelbe, was ſchon bei dem Schauſpiel „Eugenie“ bemerkt wurde.

D. U.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Graf. Pedrillo (in der Kurierjacke, geſtiefelt und ein geſiegeltes Paket in der Hand).

Graf (ſchnell).

Haſt Du mich wohl verſtanden?

Pedrillo.

Ja, Ew. Excellenz. (Ab.)

Graf.

Pedrillo!

Pedrillo.

Excellenz!

Graf.

Hat man Dich nicht geſehen?

Pedrillo.

Keine lebendige Seele.

Graf.

Nimm den Berberhengſt.

Pedrillo.

Er ſteht geſattelt am Gartenthore.

Graf.

Flink, in einem Striche bis Sevilla.

Pedrillo.

Es ſind drei Stunden, aber gut.

Graf.

Gleich geſpäht, ob der Page dort iſt.

Pedrillo.

Im Hotel?

Graf.

Ja; vor allen Dingen ſeit wann?

Pedrillo.

Verſtehe.

Graf.

Gib ihm dann das Patent und ſchnell zurück.

Pedrillo.

Und wenn er nicht dort iſt?

Graf.

Dann kommſt Du noch ſchneller zurück und meldeſt es mir. Jetzt fort!

Zweite Scene.

Graf (allein. Nachdenkend auf und ab).

Es war unrecht von mir, daß ich Baſilio entfernte. Der Zorn ſchadet doch immer! Das Billet, das er mir überbrachte, das mich von einer Unternehmung auf die Gräfin benachrichtigt — die Kammerfrau eingeſchloſſen, da ich ſie überraſchte — die Dame, von einem wahren oder falſchen Schrecken ergriffen — ein Menſch, der zum Fenſter hinausſpringt, und ein anderer, der geſteht, es geweſen zu ſeyn..... oder der vorgibt, daß er es geweſen.... Hier verliere ich den Faden. — Es herrſcht ein Dunkel in der Sache!.. Solcher Leichtſinn bei meinen Vaſallen — bah! was liegt an Leuten von dieſem Schlage? aber die Gräfin! wenn ein Frevler es wagte.... wohin verirre ich mich? Wahrlich, wenn der Kopf ſich erhitzt, ſo geht die gelaſſenſte Einbildungskraft mit dem Verſtande durch. — Das Ganze unterhielt ſie; ihr erſticktes Lachen, ihre ſchlecht verborgene Freude! — Sie achtet ſich ſelbſt, das iſt wahr! — aber meine Ehre..... wo Teufel iſt ſie hingerathen! Und wo ſtehe denn nun ich? Sollte die Schelmin Suſanne mein Geheimniß verrathen haben, ehe es noch zum ihrigen wurde?.... Was feſſelt mich aber an dieſe Laune? Schon zwanzig Mal wollte ich ſie aufgeben. Seltſame Wirkung der Unentſchloſſenheit! Wenn ich mir ihren Beſitz ohne dieſen Kampf wünſchte, ſo würde ich ſie mir überhaupt tauſend Mal weniger wünſchen. — Figaro läßt ſich erwarten! Man muß ihn geſchickt auszuholen ſuchen; (Figaro erſcheint hinten und bleibt ſtehen) um auf Umwegen zu erforſchen, ob er von meiner Neigung für Suſanne weiß oder nicht.

Dritte Scene.

Graf. Figaro.

Figaro (für ſich).

Da ſind wir!

Graf.

Weiß er nur ein einziges Wort von ihr —

Figaro (für ſich).

Ich weiß nichts —

Graf.

So muß er die Alte heirathen.

Figaro (für ſich).

Die Flamme von Herrn Baſilio!

Graf.

Und dann wollen wir ſehen, was wir mit der Jungen machen.

Figaro (für ſich).

Hier iſt von nichts als von meiner Frau die Rede, wie ſich's verſteht.

Graf
(dreht ſich um).

He! wer da? was gibt's?

Figaro.

Ich bin's, der Ihre Befehle erwartet.

Graf.

Was ſprachſt Du vorhin?

Figaro.

Nichts.

Graf
(wiederholt).

„Von meiner Frau die Rede, wie ſich's verſteht.“

Figaro.

Das war das Ende eines Befehls für die Bedienten: Sagt es nur meiner Frau, wie ſich's von ſelbſt verſteht.

Graf
(auf und ab).

Seine Frau! — Ich möchte wohl wiſſen, was der Herr zu thun hat, wenn ich ihn rufen laſſe?

Figaro
(an ſeinem Anzuge richtend).

Ich hatte mich vorhin im Herabſpringen beſchmutzt und mußte mich umkleiden.

Graf.

Dazu braucht man eine Stunde?

Figaro.

Jedenfalls Zeit.

Graf.

Die Bedienten brauchen länger dazu, als die Herrſchaft.

Figaro.

Weil ſie eben keine Bedienten haben, die ihnen helfen.

Graf.

Ich weiß aber noch immer nicht, was Dich genöthigt hat, einer ſo unnöthigen Gefahr Dich auszuſetzen, und zu ſpringen —

Figaro.

Und welcher Gefahr! Ich habe mich gleichſam lebendig ...

Graf.

Verſuche es nur, mich zu täuſchen, indem Du Dich ſtellſt, als nähmeſt Du meine Zweifel für Ernſt, liſtiger Knecht! Du weißt recht gut, daß nicht die Gefahr des Sprunges mich beunruhigt, ſondern der Beweggrund dazu.

Figaro.

Auf eine falſche Nachricht erſcheinen Sie plötzlich wüthend, Alles verheerend, wie ein Bergſtrom der Morena; Sie ſuchen einen Mann, Sie müſſen ihn haben, oder Sie ſchlagen Thüren ein und zertrummern Mauern! Zufällig befinde ich mich im Kabinet; konnten Sie nun nicht in Ihrem Wüthen ....

Graf
(ihn unterbrechend).

Hätteſt Du aber nicht über die Treppe entwiſchen können?

Figaro.

Damit Sie mich im Corridor auffingen —

Graf (zornig).

Im Corridor! (bei Seite.) Ich gerathe in Hitze und komme nicht zum Ziele.

Figaro (für ſich).

Feſtgehalten; er mag nur ankommen!

Graf (beſänftigt).

Das wollte ich nicht ſagen; doch laſſen wir das jetzt. Ich hatte... ja, ich hatte Luſt, Dich als Geſandtſchaftscourier mit nach London zu nehmen, allein Alles wohl überlegt....

Figaro.

Der gnädige Herr hat dieſen Entſchluß geändert?

Graf.

Erſtens: kannſt Du nicht engliſch.

Figaro.

O doch: God dam!

Graf.

Wie meinſt Du das?

Figaro.

Ich ſage, daß ich God dam weiß.

Graf.

Nun?

Figaro.

Beim Teufel! das Engliſche iſt eine ſchöne Sprache! man kommt dabei mit wenigem weit. Mit dem God dam in England fehlt es einem dort an nichts. Wollen Sie ein gutes, fettes Huhn ſpeiſen? So geht man in eine Taverne und zeigt dem Garçon dieſe Bewegung. (Er dreht den Spieß.) God dam! Sogleich bringt man Ihnen einen geſalzenen Ochſenfuß ohne Brod. Iſt das nicht erſtaunlich! Lieben Sie vielleicht einen Schluck trefflichen Burgunder oder Clairet? Nichts als das. (Er thut, als ob er eine Bouteille öffnet.) God dam! Und da bringt man einen Topf Bier herbei, in blankem Zinn, den dicken Schaum am Rande. Da kann man doch wohl zufrieden ſeyn! Begegnen Sie einer jener hübſchen Perſonen, die ſo kurz trippeln, mit niedergeſenkten Augen, die Ellenbogen nach hinten, und mit den Hüften ein wenig wackelnd, ſo legen Sie recht niedlich alle Finger auf den Mund. Ah, God dam! Und da ſchleudert ſie Ihnen eine Ohrfeige wie ein Laſtträger zu. Ein Zeichen; daß Sie's verſtanden hat! Zwar fügen die Engländer wohl hie und da noch einige andere Worte ihrem God dam hinzu, allein dennoch kann nicht geläugnet werden, daß God dam eigentlich die Grundlage ihrer Sprache iſt, und wenn daher der gnädige Herr ſonſt keinen Grund hätte, mich in Spanien zu laſſen....

Graf (für ſich).

Er will mit nach London; ſie hat nichts geſagt.

Figaro (für ſich).

Er glaubt, daß ich nichts weiß; gut! wir wollen ihn ein wenig auf ſeine Weiſe bearbeiten.

Graf.

Welche Abſicht hatte die Gräfin, mit mir einen ſolchen Spaß zu treiben?

Figaro.

Das wiſſen Sie, meiner Treu', beſſer als ich, gnädiger Herr.

Graf.

Ich komme ihr in Allem zuvor und überhäufe ſie mit Geſchenken.

Figaro.

Sie beſchenken Sie zwar, aber Sie ſind ihr ungetreu. Kann man demjenigen für den Ueberfluß dankbar ſeyn, der uns das Nothwendige entbehren läßt?

Graf.

Ehemals ſagteſt Du mir Alles —

Figaro.

Und jetzt verſchweige ich Ihnen nichts —

Graf.

Wie viel hat Dir die Gräfin für dieſe treffliche Sachwaltung gegeben?

Figaro.

Wie viel gaben Sie mir, um die Gräfin den Händen des Doktors zu entreißen? — Sehen Sie, gnädiger Herr, wir wollen den Mann, der uns ehrlich dient, nicht erniedrigen, damit wir nicht einen ſchlechten Diener aus ihm machen.

Graf.

Warum muß in Allem, was Du thuſt, ſtets etwas Schielendes ſeyn?

Figaro.

Weil man immer Unrechtes findet, wo man es ſuchen will.

Graf.

Du haſt einen verabſcheuungswürdigen Ruf.

Figaro.

Und wenn ich beſſer bin als er? Gibt es viele vornehme Herren, die das wohl von ſich ſagen können?

Graf.

Schon hundert Mal ſah ich Dich das Glück verfolgen, und doch nie auf geradem Wege.

Figaro.

Wie könnte ich? da iſt die große Menge: Jeder will zum Ziele kommen, man drängt ſich, man ſtößt ſich; man prallt gegen einander, man wirft ſich über den Haufen; komme zum Ziel, wer kann! Die Uebrigen ſind zermalmt, zerquetſcht. So iſt es; ich aber entſage gern —

Graf.

Dem Glück? (für ſich.) Das iſt neu!

Figaro (für ſich).

Jetzt komm' ich mit meinen Wünſchen an die Reihe. (Laut.) Ew. Excellenz hat mich mit der Aufſicht des Schloſſes begnadigt; das iſt ein ſehr ſchöner Poſten: da werde ich nun freilich nicht der großmüthig beſchenkte Courier ſeyn, der intereſſante oder wichtige Neuigkeiten überbringt, dagegen aber will ich mit meinem Weibchen glücklich leben im Schoße von Andaluſien —

Graf.

Wer würde Dich denn hindern, ſie nach London mitzunehmen?

Figaro.

Ich müßte ſie dort aus Dienſtpflicht ſo oft verlaſſen, daß mir bald der Eheſtand in allen Gliedern liegen würde —

Graf.

Mit Geiſt und Karakter würdeſt Du einſt in den Bureaus vorwärts kommen.

Figaro.

Geiſt, um vorwärts zu kommen? Der gnädige Herr will wohl über den meinigen ſpotten? Kriechendes Mittelgut, das kommt zu Ehren —

Graf.

Du dürfteſt nur unter meiner Leitung ein wenig Politik ſtudiren.

Figaro.

Die kenne ich ohnedies ſchon.

Graf.

Wie das Engliſche, den eigentlichen Grund der Sprache, nicht wahr?

Figaro.

Ja, als ob's hier nöthig wäre, ſich zu brüſten! Sich ſtellen, als ob man das wiſſe, was man nicht weiß, und das nicht wiſſe, was man weiß; daß man begreife, was man nicht verſteht, und nicht höre, was man hört; beſonders aber, daß man mehr zu vermögen vorgebe, als man Kraft beſitzt; oft ſehr heimlich thue, um zu verbergen, daß nichts Geheimes vorhanden ſey; ſich einſchließe, um Federn zu ſchneiden, und ſehr ernſt und tief zu ſcheinen, während man doch nur leer und hohl iſt; gut oder ſchlecht etwas vorſtellen wollen; Spione ausſenden und Verräther beſolden; Siegel erweichen; Briefe auffangen; und beſtrebt ſeyn, die Aermlichkeit der Mittel durch die Wichtigkeit der Gegenſtände zu adeln. Hierin beſteht die ganze Politik, oder ich will ſterben!

Graf.

Ah, Figaro, Du gibſt hier eine Erklärung der Intrigue —

Figaro.

Politik, Intrigue, mir gleich! Ich halte Beide für ein wenig verwandt; gebe ſich damit ab, wer mag, ich halte es mit dem alten bekannten Liedchen:

„Mein Weibchen im Arm“ —

Graf (für ſich).

Er will hier bleiben — ich verſtehe — Suſanne hat mich verrathen.

Figaro (für ſich).

Ich fange ihn und bezahle ihn mit ſeiner eigenen Münze.

Graf.

So hoffſt Du denn, Deinen Prozeß gegen Marceline zu gewinnen?

Figaro.

Würden Sie mir daraus ein Verbrechen machen wollen, eine Alte zurückzuweiſen, während Ew. Excellenz uns die Jungen alle wegfiſchen?

Graf (ſpöttiſch).

Vor Gericht vergißt dies der Richter und hält ſich an das Geſetz.

Figaro.

Das Geſetz iſt nachſichtig gegen die Großen, aber hart gegen die Kleinen —

Graf.

Glaubſt Du denn, daß ich ſpaſſe!

Figaro.

Wer weiß, Ew. Gnaden? Tempo e galant 'uomo, ſagt der Italiener; die Zeit ſpricht immer die Wahrheit; ſie wird mich darüber belehren, wer es gut oder ſchlecht mit mir meint.

Graf (bei Seite).

Ich ſehe, daß man ihm Alles geſagt hat; er muß die Duenna heirathen.

Figaro (für ſich).

Er hat es fein mit mir angefangen; was weiß er nun aber!

Sechste Scene.

Graf. Ein Diener. Figaro.

Diener.

Don Gusman Gänſekopf.

Graf.

Gänſekopf?

Figaro.

Wie denn anders? Das iſt der Ortsrichter; der Stellvertreter der Herrſchaft; der Mann der Wiſſenſchaft.

Graf.

Er ſoll warten.

(Diener ab.)

Siebente Scene.

Graf. Figaro.

Figaro
(betrachtet eine Weile den Grafen, der nachdenkt).

War das Alles, was der gnädige Herr verlangte?

Graf
(zu ſich kommend).

Ich? ich befahl, dieſen Saal zur Gerichtsſitzung einzurichten.

Figaro.

Ei, was fehlt ihm denn noch? Der große Lehnſtuhl für Sie, gute Sitze für die Männer des Wiſſens, der Schemel für den Schreiber, die Bänke für die Advokaten, die Diele für die ſchöne Welt und der Pöbel hinten. Da ſehe ich nichts mehr anzuordnen! (Ab.)

Achte Scene.

Graf, allein.

Der Tölpel verwirrte mich! Im Sprechen erringt er ſeinen Vortheil; er drängt, er umwickelt gleichſam ſeinen Gegner..... Ah, Spitzbübin und Spitzbube! Ihr verſteht Euch, um mich zu foppen! Gut, ſeyd Freunde, liebt Euch, ſeyd was Ihr wollt, ich erlaube es; aber, alle Wetter, als Eheleute....

Neunte Scene.

Suſanne. Der Graf.

Suſanne (außer Athem).

Gnädiger Herr, um Vergebung, gnädiger Herr...

Graf (verſtimmt).

Was gibt's, Mamſell?

Suſanne.

Sie ſind erzürnt?

Graf.

Sie wollen wahrſcheinlich etwas?

Suſanne (ſchüchtern).

Meine Gebieterin leidet an ihren Vapeurs und ich eile hieher, Sie um Ihr Fläſchchen Aether zu bitten. Ich werde es im Augenblick wiederbringen.

Graf
(gibt es ihr).

Du kannſt es nur für Dich behalten. Es wird Dir bald von Nutzen ſeyn.

Suſanne.

Haben denn Frauen von meinem Stande auch Vapeurs? Das iſt ein vornehmes Uebel, das nur die Boudoirs heimſucht.

Graf.

Doch.... eine recht verliebte Braut, die ihren Zukünftigen verliert...

Suſanne.

Sie wollen wahrſcheinlich Marceline mit der Mitgift abfinden, die Sie mir verſprochen haben.

Graf.

Die ich Dir verſprochen habe?

Suſanne
(die Augen niederſchlagend).

Gnädiger Herr, ich glaubte es ſo von Ihnen zu hören.

Graf.

Ja, wenn Du einwilligteſt, mich einmal zu erhören —

Suſanne
(ſtets mit geſenkten Blicken).

Und iſt es denn nicht meine Pflicht, Ew. Excellenz anzuhören?

Graf.

Und warum, grauſames Mädchen, haſt Du mir das nicht früher geſagt?

Suſanne.

Iſt es wohl jemals zu ſpät, die Wahrheit zu ſagen?

Graf.

Willſt Du in der Dämmerung in den Garten kommen?

Suſanne.

Und gehe ich nicht jeden Abend dort ſpazieren?

Graf.

Du haſt mich dieſen Morgen ſo hart behandelt.

Suſanne.

Dieſen Morgen? — Und der Page hinter dem Lehnſtuhl?

Graf.

Sie hat recht; das vergaß ich. Warum aber dieſer hartnäckige Widerſtand, wenn Baſilio in meinem Auftrage —

Suſanne.

Was braucht's denn eines Baſilio dazu?

Graf.

Sie hat ſtets recht. — Doch gibt es einen gewiſſen Figaro, und ich fürchte, daß Du ihm Alles geſagt haſt.

Suſanne.

Gewiß, ich ſage ihm Alles, bis auf das, was er nicht wiſſen ſoll.

Graf (lacht).

Vortrefflich! Und, Du verſprichſt es mir alſo? Wenn Du es nicht hielteſt! Wir wollen uns verſtändigen, mein Herzchen; kein Rendezvous, keine Mitgift, keine Hochzeit.

Suſanne

(mit einem Knixe).

Aber auch, wenn keine Hochzeit, kein Herrenrecht, Excellenz!

Graf.

Woher ſpricht ſie mit einem Male ſo geſcheidt? Auf Ehre, ich werde ganz toll! Aber Deine Gebieterin erwartet den Flacon....

Suſanne

(gibt ihm lachend das Fläſchchen wieder).

Hätte ich Sie wohl ohne dieſen Vorwand anreden dürfen?

Graf

(will ſie umarmen).

Himmliſches Geſchöpf!

Suſanne (entflieht).

Da kommen Leute!

Graf (für ſich).

Sie iſt mein! (Ab.)

Suſanne.

Schnell der Gräfin Nachricht gegeben.

Zehnte Scene.

Suſanne. Figaro.

Figaro.

Suſanne! Suſanne! Wohin ſo ſchnell, da der Graf Dich ſo eben verließ?

Suſanne.

Nun prozeſſire, wenn Du willſt; Du haſt ſo eben gewonnen. (Läuft ab.)

Figaro (ihr folgend).

So ſprich doch nur —

Eilfte Scene.

Graf, allein auftretend.

„Du haſt ſo eben gewonnen!“ Da ging ich in eine ſchöne Falle! O ihr lieben Spitzbuben! Ich will euch züchtigen, daß.... Ein bündiges Urtheil — ſehr gerecht... Wenn er aber die Duenna bezahlte? Womit?... Wenn er aber doch bezahlte.... Ei, habe ich da nicht noch den hochmüthigen Antonio, deſſen edler Stolz in Figaro einen Findling verachtet, dem er nie die Hand ſeiner Nichte bewilligt. Indem ich dieſer Narrheit ſchmeichle... und warum nicht? Auf dem weiten Felde der Intrigue muß man Alles urbar machen, ſelbſt die Eitelkeit eines Thoren. (Er ruft) Anto.... (Hier ſieht er die Andern eintreten und geht ab.)

Zwölfte Scene.

Bartholo. Marceline. Gänſekopf.

Marceline (zu Gänſekopf).

Hören Sie meine Sache, mein Herr.

Gänſekopf

(in der Robe und im Sprechen ein wenig anſtoßend).

Je nun, alſo hö — ören wir.

Bartholo.

Es iſt von einem Eheverſprechen die Rede —

Marceline.

In Begleitung eines Geldvorſchuſſes.

Gänſekopf.

Ich verſtehe, e — et cae — tera — das Ue — übrige —

Marceline.

Nein, Herr, kein et caetera.

Gänſekopf.

I — ich verſtehe; Sie ha — aben das Geld.

Marceline.

Nein, Herr, ich hab' es hergeliehen.

Gänſekopf.

I — ich verſtehe; Sie fo — odern das Ge — eld zurück?

Marceline.

Nein Herr, ich verlange, daß er mich heirathe.

Gänſekopf.

Ja wohl, ja wohl, i — ich verſtehe ſehr wo — ohl! und er will Sie bei — ei — eirathen?

Marceline.

Nein, Herr, und das iſt eben der ganze Prozeß.

Gänſekopf.

Glau — auben Sie denn, daß ich nicht verſtehe? — Der Prozeß! hm!

Marceline.

Nein, Herr! (zu Bartholo) Was iſt das? (zu Gänſekopf) Und Sie ſollen in der Sache urtheilen?

Gänſekopf.

Wie denn A — anders! Habe ich mein A — Amt für nichts gekauft?

Marceline (ſeufzend).

Das iſt ein großer Mißbrauch, ſo etwas zu verkaufen.

Gänſekopf.

Gewiß! Man thä — äte beſſer, es uns u — umſonſt zu geben. Gegen wen kla — agen Sie?

Dreizehnte Scene.

Bartholo. Marceline. Gänſekopf. Figaro.

(Er tritt händereibend ein).

Marceline.

Herr, gegen dieſen unredlichen Menſchen.

Figaro

(ſehr aufgeräumt zu Marceline).

Ich ſtöre vielleicht! — Der gnädige Herr wird ſogleich wieder hier ſeyn, Herr Rath.

Gänſekopf.

J — ich ha — abe den Burſchen ſcho — on ei — einmal geſehen.

Figaro.

Bei Ihrer Frau Gemahlin in Sevilla, um ihr aufzuwarten, Herr Rath!

Gänſekopf.

Und wa — ann?

Figaro.

Etwas weniger als ein Jahr vor der Geburt Ihres jüngſten Herrn Sohnes, der ein ſehr hübſches Kind iſt, wie ich mir ſchmeichle —

Gänſekopf.

Ja — das iſt der Schö — önſte von a — allen. Man ſagt mir, Du macheſt hier Deine Streiche?

Figaro.

Der Herr Rath iſt ſehr gütig. Eine wahre Miſere —

Gänſekopf.

Ein Eheverſprechen! A — armer Tropf!

Figaro.

Herr Rath —

Gänſekopf.

Ha — aſt Du mei — einen Sekretär geſehen, den gu — uten Kerl?

Figaro.

Iſt es nicht Langfinger, der Schreiber?

Gänſekopf.

Ja — der frißt noch immer mit bei—eiden Ki—innbacken.

Figaro.

Freſſen? ich ſage, er ſchlingt. Ja, ich habe ihn geſehen über den Extrakt und das Supplement des Extrakts ſitzen, wie es ſo üblich iſt.

Gänſekopf.

Ma — an muß ſtets die Formen beo — o — obachten.

Figaro.

Nicht anders, Herr Richter. Wenn der eigentliche Grund des Prozeſſes den Parteien gebührt, ſo weiß man wohl, daß die Formen das rechtmäßige Erbtheil der Behörden ſind.

Gänſekopf.

Dieſer Burſche iſt do — och nicht ſo — o — o einfältig, wie ich a — a — anfangs glaubte. Gut, mein Freund, wei — eil Du denn ſo — o — geſcheidt biſt, ſo — o — o wollen wir uns Dei — einer Sache a — annehmen.

Figaro.

Ich verlaſſe mich gänzlich auf Ihre Rechtlichkeit, Herr Richter, obgleich Sie zu unſerer Juſtiz gehören.

Gänſekopf.

Wie? Ja — ich gehö — öre zur Juſtiz. Wenn Du a—aber ſchuldig biſt und nicht beza — ahlſt?

Figaro.

So ſieht der Herr Richter wohl ein, daß es eben ſo gut ſey, als ob ich nicht ſchuldig wäre —

Gänſekopf.

O — ohne Zweifel. (Zu den Andern.) Was hat er denn da—a eigentlich geſagt?

Vierzehnte Scene.

Bartholo. Marceline. Graf. Gänſekopf. Figaro. Gerichtsdiener.

Gerichtsdiener
(ruft vor dem Grafen her).

Der gnädige Herr Graf, meine Herren!

Graf.

Wie? in der Robe, Herr Gänſekopf? Es iſt nur eine häusliche Angelegenheit. Das gewöhnliche Kleid war noch zu gut dafür.

Gänſekopf.

Sie ſind zu gütig, Herr Gra—af! A—a—aber ich gehe nie a—anders; denn die Fo—orm, ſehen Sie, die Fo—orm! Einer lacht über ei—einen Richter im kurzen Klei—eide, während er beim A—anblick eines Ra—athes in der Ro—obe zittert. Die Fo—orm! die Fo—orm!

Graf (zum Häſcher).

Laßt die Audienz beginnen.

Gerichtsdiener

(öffnet die Thüre und kreiſcht).

Die Audienz beginnt!

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Antonio. Die Dienerſchaft. Bauern und Bäuerinnen in Feſtkleidern.

(Der Graf ſetzt ſich; neben ihn Gänſekopf. Der Schreiber auf das Tabouret hinter dem Tiſche; Richter, Advokaten. Marceline ſitzt bei Bartholo; Figaro auf der andern Seite. Die Uebrigen füllen den Hintergrund).

Gänſekopf

(zu Langfinger, dem Schreiber).

Langfinger, verlest den Gegenſtand.

Langfinger

(liest aus einem Papier).

Der edle, ſehr edle, unendlich edle, Don Pedro George, Hidalgo, Baron de los Altos y Montes Fieros, y otros Montes, contra Alonzo Calderon, jungen dramatiſchen Dichter, wegen einer einfältigen Komödie, von der Keiner was wiſſen will und ſie daher dem Andern zuſchiebt.

Graf.

Sie haben Beide recht. Abgethan. — Wenn ſie wieder einmal ein Stück zuſammenſchreiben, das in der Welt Aufſehen machen ſoll, ſo wird verordnet, daß der Edelmann ſeinen Namen und der Dichter ſein Talent dazu hergebe.

Langfinger

(aus einem andern Papier leſend).

Der Bauer Andreas Petrutchio gegen den Einnehmer, freiwilligen Zwang betreffend.

Graf.

Das gehört nicht vor meinen Richterſtuhl. Ich würde meinen Vaſallen darin beſſere Dienſte leiſten können, wenn ich ſie bei dem König vertrete. Weiter.

Langfinger

(nimmt ein drittes Papier. Bartholo und Figaro erheben ſich).

Barbara Hagar Rahab Magdalena Nicolaine Marceline von Drallentritt, großjährig (Marceline ſteht auf und verbeugt ſich) gegen Figaro.... Der Taufuame iſt weiß gelaſſen?

Figaro.

Anonym.

Gänſekopf.

A—ano—o—onym? Welcher Hei—eilige iſt das?

Figaro.

Der Meinige.

Langfinger (ſchreibend).

Gegen Anonym Figaro. Stand und Charakter?

Figaro.

Edelmann.

Graf.

Ihr ſeyd Edelmann? (Langfinger ſchreibt.)

Figaro.

Wenn der Himmel es ſo gewollt hätte, ſo wäre ich der Sohn eines Fürſten geworden.

Graf (zum Schreiber).

Macht fort!

Gerichtsdiener (kreiſcht).

Stille, meine Herren!

Langfinger (lieſt).

Wegen Einſpruchs in die Heirath beſagten Figaro's durch beſagte von Drallentritt. Doktor Bartholo plaidirt für die Klägerin, und beſagter Figaro für ſich ſelbſt, wenn das Gericht es erlaubt, gegen den Gebrauch und die Weisheit der Richter.

Figaro.

Der Gebrauch, Meiſter Langfinger, iſt oft ein Mißbrauch;

der nur etwas unterrichtete Client weiß ſtets ſeine Sachen beſſer zu führen, als gewiſſe Advokaten, die, im Schweiß gebadet, überlaut ſchreiend, alles verſtehend — bis auf den Punkt, um den es ſich eigentlich handelt — und ſich eben ſo wenig darum kümmernd, ihre Partei zu ruiniren, als das Auditorium und die Richter einzuſchläfern, am Ende ſo aufgeblaſen erſcheinen, als ob ſie die Oratio pro Murena componirt hätten. Ich werde das Faktum in wenig Worten darlegen. Alſo — meine Herren.

Langfinger.

Das ſind deren ſchon viel zu viel. Ihr ſeyd nicht Kläger und habt Euch nur zu vertheidigen. Tretet vor, Doktor, und leſt das Verſprechen.

Figaro.

Ja, das Verſprechen!

Bartholo

(ſetzt die Brille auf).

Es iſt exact —

Gänſekopf.

Da—as wo—o—o—ollen wir ſehen.

Langfinger.

Stille doch, Ihr Herren!

Gerichtsdiener (kreiſcht).

Stille!

Bartholo (lieſt).

Ich Unterzeichneter bekenne, von der Demoiſelle u. ſ. w. Marceline von Drallentritt, im Schloſſe Auguas-Frescas, die Summe von zweitauſend gut geränderten Piaſtern bekommen zu haben. Welche Summe ich derſelben, nach ihrem Verlangen, in dieſem Schloſſe wieder zurückerſtatten, und aus Dankbarkeit ich ſie heirathen werde, u. ſ. w. Unterzeichnet: Figaro, ſchlechtweg. Mein Antrag geht nunmehr auf Bezahlung der Verſchreibung, und Erfüllung des Verſprechens, nebſt Koſten. (Er ſetzt ſich in Poſitur, um zu plaidiren.) Meine Herren.... nie wurde noch eine intereſſantere Sache dem Urtheilsſpruche des Gerichts unterworfen! Und ſeit Alexander dem Großen, welcher der ſchönen Thaleſtris einſt die Ehe verſprach....

Graf (unterbrechend).

Ehe wir weiter gehen, Advokat! finden wir an der Gültigkeit des Rechtstitels nichts auszuſetzen?

Gänſekopf (zu Figaro).

Was ha—abt Ihr gegen das Vo—orgeleſene anzubringen?

Figaro.

Hier iſt Bosheit, Irrthum oder Zerſtreuung in der Art vorwaltend, wie man das Aktenſtück vorgeleſen hat; denn es ſteht nicht geſchrieben: „Und ich ſie heirathen werde;“ ſondern, „welche Summe ich ihr bezahlen oder ſie heirathen werde.“ Das iſt ein großer Unterſchied.

Graf.

Steht Und oder Oder im Aktenſtück?

Bartholo.

Es ſteht Und.

Figaro.

Es ſteht Oder.

Gänſekopf.

Langfinger leſt Ihr ſelber.

Langfinger
(nimmt das Papier).

Das iſt das Sicherſte, denn oft verfälſchen die Parteien die Aktenſtücke im Vorleſen. (lachend). He, e, e, e, Demoiſelle — he, e, e, e, e von Drallentritt — haha! welche Summe ich derſelben nach ihrem Verlangen, in dem Schloſſe — Und — Oder — und — oder — das Wort iſt ſehr ſchlecht geſchrieben, es iſt ein Klecks darauf gemacht —

Gänſekopf.

Ein Kle—e—ecks! Ich weiß ſcho—on, was das bedeu—eutet.

Bartholo (plaidirend).

Ich beſtehe darauf, daß es die copulative Conjunction Und iſt, welche die correlativen Glieder der Phraſe vereinigt. Ich werde die Demoiſelle bezahlen und werde ſie heirathen.

Figaro (plaidirend).

Ich beſtehe darauf, daß es die aternative Conjunction Oder iſt, welche beſagte Glieder trennt; ich werde die Donna bezahlen oder ſie heirathen; auf einen Pedanten anderthalb; wer lateiniſch ſprechen will, dem antwort' ich griechiſch; ich mache ihn doch todt.

Graf.

Wie iſt dieſer Fall zu ſchlichten?

Bartholo.

Um weiter zu kommen, und wegen eines Worts nicht zu ſtreiten, wollen wir in ſoweit nachgeben, von Und abzulaſſen, es aber für ein wo zu leſen, wofür es auch gehalten werden kann.

Figaro.

Zu Protokoll.

Bartholo.

Wir geben nach, wie Ihr ſeht. Ein ſo ſchlechtes Refugium wird den Schuldigen doch nicht retten; wir wollen nun den Titel in dieſem Sinne unterſuchen. (Er lieſt.) „Welche Summe ich derſelben, nach ihrem Verlangen, in dieſem Schloſſe wieder zurückerſtatten werde. Wo aus Dankbarkeit ich ſie heirathen werde.“ Das iſt ſo, als ob man ſagen würde: Meine Herren, Sie werden ſich in dieſem Bette zur Ader laſſen, wo ſie hübſch warm bleiben werden; ſoviel, als in welchem ſie warm bleiben werden; oder: Sie werden zwei Gran Rhabarber einnehmen, wo Sie ein wenig Tamarinde beimiſchen werden; ſoviel als in welche. Mithin Schloß — wo ich ſie heirathen werde, dies heißt, meine Herren: ein Schloß, in welchem.....

Figaro.

Nichts da! Der Satz iſt ſo gemeint: Entweder wird Euch die Krankheit tödten, oder es wird der Arzt ſagen, das heißt: oder der Arzt. Das iſt klar! Anderes Beiſpiel: Entweder ſchreibt Ihr nichts was gefällt oder es werden die Narren Euch ſtets etwas anhaben; oder die Narren; der Sinn iſt klar; denn im beſagten Falle, Narren oder Schurken, ſind die Subſtantive, welche regieren. Glaubt denn dieſer Meiſter Bartholo, daß ich meine Syntax vergeſſen habe? Alſo, ich werde ſie in dieſem Schloſſe bezahlen, Komma, oder ich heirathe ſie....

Bartholo (ſchnell).

Ohne Komma — wo ich ſie heirathe [1]) —

---

[1]) Ein unüberſetzbares Wortſpiel mit où und ou.

Figaro (ebenſo).

Es ſteht da. Komma, meine Herren, oder ich heirathe ſie.

Baſilio
(ſchnell in's Papier blickend).

Ohne Komma, meine Herren.

Figaro (ſchnell).

Es ſtand da, meine Herren! Uebrigens iſt der Mann, der heirathet, gehalten zurückzuerſtatten?

Bartholo (ſchnell).

Ja; denn wir heirathen uns mit getrennten Gütern.

Figaro (ſchnell).

Und wir gar nicht, ſobald Heirath nicht Quittung iſt. (Die Richter erheben ſich und berathſchlagen leiſe.)

Bartholo.

Eine ſonderbare Quittirung!

Langfinger.

Stille, Ihr Herren!

Gerichtsdiener (kreiſchend).

Stille.

Bartholo.

Ein Spitzbube würde das nennen, ſeine Schulden bezahlen.

Figaro.

Verfechtet Ihr Eure eigene Sache, Advokat?

Bartholo.

Ich vertheidige dieſe Jungfrau —

Figaro.

Fahrt fort zu faſeln, hört aber auf zu beleidigen. Als die Tribunale, um der zu großen Erhitzung der Parteien vorzubeugen, es erlaubten, daß man Dritte zum Plaidiren berufe, da wollten ſie es nicht ſo verſtanden haben, daß dieſe gemäßigtern Vertheidiger ungeſtraft zu privilegirten Unverſchämten würden. Dies hieße die edelſte Inſtitution herabſetzen.

(Die Richter fahren fort leiſe zu berathſchlagen.)

Antonio
(zu Marceline, auf die Richter deutend).

Was haben Sie denn immer zu ſchwatzen?

Marceline.

Der Oberrichter iſt beſtochen, der beſticht nun alle Andern und ich verliere meinen Prozeß.

Bartholo
(leiſe im trübſeligen Ton).

Ich fürchte faſt.

Figaro (heiter).

Muth, Marceline!

Langfinger
(ſteht auf; zu Marceline).

Das iſt zu ſtark! Ich gebe Euch an und verlange zur Ehre des Gerichts, daß, ehe noch über die andere Sache entſchieden wird, dieſe hier zum Spruch komme.

Graf (ſetzt ſich).

Nein, Schreiber, ich werde über perſönliche Beleidigungen hier kein Urtheil fällen; ein ſpaniſcher Richter wird nicht zu erröthen haben, über einen Ausfall, der auf ein aſiatiſches Tribunal viel eher paßte; es iſt genug der Mißbräuche! Ich will mich bemühen ſie abzuſtellen, indem ich mein Urtheil motivire 1): Jeder Richter, der anders handelt, iſt ein Feind der Geſetze. Was kann die Klägerin verlangen? Ehe wegen verweigerter Zahlung; Beides zu verlangen, würde einen Widerſpruch enthalten.

Langfinger.

Stille, meine Herren!

Gerichtsdiener (kreiſchend).

Stille!

Graf.

Was antwortet hier der Beklagte? will er ſeine Perſon frei erhalten, ſo ſey es ihm erlaubt.

Figaro (voll Freude).

Ich habe alſo gewonnen!

Graf.

Da aber der Text ſagt: welche Summe ich ihr auf erſte Mahnung bezahlen will, oder ſie heirathe u. ſ. w., ſo verurtheilt der Gerichtshof den Beklagten, der Klägerin zweitauſend harte, geränderte Piaſter zu bezahlen, oder ſie noch heute zu heirathen. (Er erhebt ſich).

---

1) Alles dies bezieht ſich auf den Prozeß des Verfaſſers, von dem die erſte Abtheilung dieſes Buchs handelt. D. U.

Figaro (verblüfft).

Ich habe verloren!

Antonio (freudig).

Trefflich geurtheilt!

Figaro.

Wie ſo trefflich?

Antonio.

Weil Du jetzt nicht mehr mein Vetter biſt; ſchönen Dank, gnädiger Herr!

Gerichtsdiener (kreiſcht).

Vorwärts, meine Herren!

(Das Volk geht ab).

Antonio.

Jetzt gehe ich, um Alles meiner Baſe zu erzählen.

(ab).

Sechszehnte Scene.

Graf. Von Einem zum Andern gehend. **Marceline. Bartholo. Figaro. Gänſekopf.**

Marceline (ſetzt ſich).

Nun athme ich wieder!

Figaro.

Und ich erſticke.

Graf (für ſich).

Ich bin wenigſtens gerächt und das erleichtert.

Figaro (bei Seite).

Und Baſilio, der ſich Marcelinens Heirath widerſetzen ſollte, kommt auch nicht. (zum Grafen, der fortgehen will.) Sie verlaſſen uns, gnädiger Herr?

Graf.

Das Urtheil iſt gefällt.

Figaro (zu Gänſekopf).

Dieſer dickaufgeblaſene Rath....

Gänſekopf.

Ich dick aufgeblaſen?

Figaro.

Ja wohl. Und ich heirathe ſie doch nicht. Ich bin einmal von Adel und bleibe es.

(Graf bleibt ſtehen.)

Bartholo.

Ihr heirathet ſie.

Figaro.

Nicht ohne die Einwilligung meiner erlauchten Eltern —

Bartholo.

Nennt ſie uns — zeigt ſie uns —

Figaro.

Man gebe mir Zeit; ich muß nahe daran ſeyn, ſie zu finden, denn ich ſuche ſie ſchon ſeit fünfzehn Jahren.

Bartholo.

Der Narr, es iſt irgend ein Findelkind —

Figaro.

Ein verlorenes oder vielmehr geſtohlenes Kind, Doktor.

Graf

(wieder vortretend).

Geſtohlen, Verloren? Der Beweis? er könnte ſonſt behaupten, daß man ihm Unrecht gethan.

Figaro.

Gnädiger Herr, wenn die Spitzen beſetzten Windeln, die geſtickten Decken und die goldenen Kleinodien, welche die Räuber bei mir fanden, meine hohe Geburt nicht hinlänglich beurkundeten, ſo würde die Vorſorge, mit der man mir kennbare Zeichen aufprägte, den hohen Werth andeuten, den meine geliebten Eltern auf meine kleine Perſon legten; dieſe Hieroglyphe hier auf meinem Arm.... (er iſt im Begriffe den rechten Aermel aufzuſchieben).

Marceline.

(lebhaft aufſtehend).

Eine Spatel am rechten Arm?

Figaro.

Woher wiſſen Sie, daß ich eine ſolche habe?

Marceline.

Himmel! er iſt's!

Figaro.

Ja, ich bin's!

Bartholo (zu Marceline).

Wer? Er?

Marceline.

Es iſt Emanuel.

Bartholo (zu Figaro).

Du wurdeſt von Zigeunern geraubt?

Figaro (außer ſich).

Nahe bei einem Schloſſe. Guter Doktor, wenn Sie mich meiner Familie zurückgeben könnten! ſetzen Sie einen Preis auf dieſen Dienſt. Meine erlauchten Erzeuger würden es nicht auf Haufen Goldes anſehen —

Bartholo
(zeigt auf Marceline).

Dies iſt deine Mutter —

Figaro.

.... Amme?

Bartholo.

Deine leibhaftige Mutter.

Graf.

Seine Mutter!

Figaro.

Erklären Sie ſich deutlicher —

Marceline
(zeigt auf Bartholo).

Dies iſt Dein Vater —

Figaro (verzweifelnd).

O, o, Oh! habt Mitleid!

Marceline.

Hat es Dir die Natur denn nicht ſchon tauſendmal geſagt?

Figaro.

Niemals.

Graf (bei Seite).

Seine Mutter!

Gänſekopf.

Es iſt kla—ar; er hei—eirathet ſie nicht.

Bartholo.

Ich eben ſo wenig 1).

---

1) Von hier bis zum zweiten Zeichen haben die franzöſiſchen Schauſpieler den Dialog geſtrichen.

Marceline.

Eben ſo wenig? und Euer Sohn? und habt Ihr mir nicht geſchworen.

Bartholo.

Ich war ein Narr. Wenn ſolche Andenken einen Mann verpflichten könnten, ſo dürfte man ſich gefaßt machen alle Welt zu heirathen.

Gänſekopf.

U—und wenn ma—an es ſo genau beſehen wo—o—llte, ſo würde kei—ein Menſch mehr bei—eirathen.

Bartholo.

So allbekannte Fehltritte! eine ſo bedauernswürdige Jugend!

Marceline

(nach und nach lebhafter werdend).

Ja, bedauernswürdig, und mehr als man glauben ſollte! Ich will meine Fehler nicht verbergen, dieſer Tag hat ſie zu deutlich bezeichnet; allein hart iſt es, ſie nach dreißig Jahren eines beſcheidenen Wandels noch büßen zu müßen. Ich wurde geboren, um ehrbar zu ſeyn, und ich wäre es geworden, ſobald man mir erlaubt hätte, meinen Verſtand zu gebrauchen. Aber in dem Alter der Täuſchungen, der Unerfahrenheit und der Dürftigkeit, von Verführern umlagert, während wir mit dem Elend kämpfen, was ſoll da ein armes Kind ſo vielen vereinigten Feinden entgegenſtellen? Leicht verurtheilt uns hier Jemand, der vielleicht in ſeinem Leben ſchon zehn Unglückliche in's Verderben ſtürzte!

Figaro.

Die Schuldigſten ſind am ungroßmüthigſten; das iſt in der Ordnung.

Marceline (lebhaft).

Ihr Männer ſeyd mehr als undankbar, die Ihr mit Verachtung das Spielzeug Eurer Leidenſchaften, Euer Schlachtopfer behandelt; Euch ſollte man beſtrafen für die Verirrungen unſerer Jugend; Euch und jene Richter, die ſo eitel ſind, nach ihren Geſetzen über uns zu urtheilen, und die uns, in ihrer ſträflichen Nachläßigkeit, jedes ehrliche Mittel zum Unterhalte rauben; gibt es eine einzige Zuflucht für uns unglückliche Mädchen? Wir hatten zum Beiſpiel ein natürliches Recht, die edeln Frauen zu ſchmücken, und nun läßt man durch tauſend Handwerker, des andern Geſchlechts, weiblichen Schmuck verfertigen.

Figaro (zornig).

Selbſt die Soldaten ſticken! — 1)

Marceline (exaltirt).

In den höchſten Ständen ſogar empfangen die Frauen von Euch nur eine ſie verſpottende Berückſichtigung; getäuſcht durch anſcheinende Achtungsbezeigungen leben ſie in einer wirklichen Sklaverei; in Bezug auf unſer Vermögen werden wir als Unmündige behandelt, in Bezug auf unſere Fehler als Mündige beſtraft; ja! nach allen Beziehungen erregt Eure Aufführung gegen uns Abſcheu oder Mitleid.

Figaro.

Sie hat recht!

Graf (bei Seite).

Nur zu ſehr!

Gänſekopf.

Sie ha — at bei Go — o — ott Recht!

Marceline.

Allein was kümmert uns, mein Sohn, die Zurückweiſung eines ungerechten Mannes? Siehe nicht, woher Du kommſt, ſondern wohin Du gehſt; dies allein iſt eines jeden Sache. In einigen Monaten wird Deine Braut nur noch von ſich ſelbſt abhängen; dann wird ſie Dein ſeyn, das verbürge ich Dir; lebe dann mit einer Gattin und einer zärtlichen Mutter, von denen Dich eine mehr lieben wird, als die andere; hege Nachſicht für ſie und ſey glücklich, mein Sohn; heiter, frei und gut für Jedermann, ſo wird Deiner Mutter nichts gebrechen.

Figaro.

Du ſprichſt goldene Worte, Mama, und ich folge Deinem Rathe. Wie thöricht iſt man doch! So viele tauſend Jahre dreht ſich ſchon die Erde, und in dieſem Ocean der Dauer, wo ich zufällig einige erbärmliche dreißig Jahre erwiſcht habe, die

---

1) Dies ſind Anſpielungen auf die Zeit, da Beaumarchais ſein Luſtſpiel ſchrieb. D. U.

nimmer wiederkehren werden, ſoll ich mich deshalb quälen, um zu wiſſen, wem ich ſie verdanke? Deſto ſchlimmer für denjenigen, den ſo etwas beunruhigt. Sein Leben in ſolcher Weiſe mit Zank und Streit hinzubringen, heißt immerwährend ſich ſelbſt zur Laſt ſeyn, wie die unglücklichen Pferde, die ein Schiff den Strom hinanziehen müſſen, die nicht ausruhen, ſelbſt wenn ſie halten, und immer ziehen müſſen, ſelbſt wenn ſie zu gehen aufhören. Wir wollen warten [1]).

Graf.

Dummer Querſtrich für meinen Plan.

Gänſekopf (zu Figaro).

Aber der A — Adel und das Schlo — oß? Ihr lügt der O — o — obrigkeit etwas vo — or!

Figaro.

Die Obrigkeit hätte mich bald eine rechte Thorheit begehen laſſen können! Wie leicht hätte ich, um elender hundert Thaler, die ich ihm ſchuldig bin, dieſen Herrn todtſchlagen können, der jetzt mein Vater iſt! Da nun aber der Himmel meine Jugend aus ſolcher Gefahr errettet hat, ſo empfangen Sie meine Entſchuldigungen, geliebter.... Und Sie, meine Mutter, umarmen Sie mich.... ſo mütterlich, als Sie es im Stande ſind.

(Marceline ſpringt ihm an den Hals.)

Siebenzehnte Scene.

Bartholo. Figaro. Marceline. Gänſekopf. Suſanne. Antonio. Graf.

Suſanne

(mit einer Börſe in der Hand).

Gnädiger Herr, halten Sie ein; man verheirathe ſie nicht; ich will Madame Marceline mit meiner Ausſteuer bezahlen, die mir die gnädige Frau ſo eben geſchenkt hat.

Graf (bei Seite).

Zum Teufel die gnädige Frau! ich glaube, daß Alles ſich gegen meinen Plan verſchworen hat. (Ab.)

---

[1]) Bis hieher wird dieſe Scene bei der Darſtellung geſtrichen.

Achtzehnte Scene.

Bartholo. Antonio. Suſanne. Figaro. Marceline. Gänſekopf.

Antonio

(indem er Figaro ſeine Mutter umarmen ſieht, zu Suſanne).

Ja, bezahle ſie nur! da ſieh einmal!

Suſanne.

Ich ſehe genug; kommen Sie, Oheim.

Figaro

(ſie aufhaltend).

Nicht doch, wenn ich bitten darf. Was ſiehſt Du denn?

Suſanne.

Meine bisherige Verblendung und Deine Untreue!

Figaro.

Weder das Eine noch das Andere.

Suſanne (aufgebracht).

So heirathe ſie nur immerhin, da Du ſie ja doch ſo gern haſt.

Figaro (ſcherzend).

Ich habe ſie gern, aber ich heirathe ſie dennoch nicht.

(Suſanne will fort; Figaro hält ſie wieder auf.)

Suſanne

(gibt ihm eine Ohrfeige).

Sie ſind recht unbeſcheiden, mich aufhalten zu wollen —

Figaro

(zu den Uebrigen).

Soll das etwa Liebe ſeyn? — Ehe Du fortgehſt, bitte ich Dich recht ſehr, dieſe gute Frau nur einmal anzuſehen.

Suſanne.

Gut; ich ſehe ſie an.

Figaro.

Und wie findeſt Du ſie?

Suſanne.

Abſcheulich!

Figaro.

Es lebe die Eiferſucht! (Zu Marceline.) Sie ſchenkt Ihnen nichts, Mama.

Marceline

(die Arme öffnend).

Umarme Deine Mutter, mein ſchönes Suschen. Der Böſewicht, der Dich quält, iſt mein Sohn.

Suſanne

(zu ihr hinlaufend).

Sie — ſeine Mutter!

(Sie halten ſich umarmt.)

Antonio.

Alſo erſt ſeit Kurzem —

Figaro.

Daß ich es weiß.

Marceline (erfreut).

Nein, mein Herz, das für ihn ſchlug, täuſchte ſich nicht; es war das Blut, das für ihn bei mir ſprach.

Figaro.

Und bei mir war es der Verſtand, der mich inſtinktmäßig leitete, als ich Ihre Bewerbungen zurückwies; denn ich war weit entfernt, Sie zu haſſen, als Beweis mag das Geld dienen...

Marceline

(übergibt ihm ein Papier).

Es gehört nun Dir; hier nimm Deine Verſchreibung zurück; ſie ſey Deine Mitgift.

Suſanne

(wirft ihm die Börſe zu).

Und dieſe nimm noch obenein!

Figaro.

Großen Dank!

Marceline

(hoch erfreut).

Als Mädchen ſchon unglücklich, ſtand ich auf dem Punkte, die elendeſte Frau zu werden, und bin jetzt die glücklichſte Mutter! Umarmt mich, meine beiden Kinder, ich vereinige in Euch meine ganze Zärtlichkeit. Ich bin ſo glücklich, als ich es nur werden konnte, wie will ich Euch lieben, meine Kinder!

Figaro

(mit Rührung; raſch).

Höre auf, geliebte Mutter! Willſt Du meine Augen, welche von den erſten Thränen benetzt werden, ſich ganz in Waſſer auflöſen ſehen? Es ſind aber Freudenthränen, Mutter! Wie dumm war ich doch! Faſt hätte ich mich ihrer geſchämt. Ich fühlte ſie zwiſchen meinen Fingern herabrieſeln, — ſieh nur! — (er ſpreitet ſeine Finger aus einander) und hielt ſie wie ein Eſel zurück. Zum Teufel jetzt mit der Schaam! Ich will lachen und weinen zugleich; man fühlt nicht zweimal im Leben, was ich jetzt fühle!

(Er umarmt ſeine Mutter mit einem Arme, Suſanne mit dem andern.)

Marceline.

O mein Freund!

Suſanne.

Mein geliebter Freund! [1]

Gänſekopf

(wiſcht ſich die Augen mit einem Tuche).

Nun, wei — eine auch ich ſo — ogar! ich bin alſo auch ein A — alter E — Eſel!

Figaro (begeiſtert).

Nun kann ich dich herausfordern, Kummer! greife mich an, wenn du kannſt, zwiſchen dieſen beiden geliebten Frauen bin ich glücklich!

Antonio (zu Figaro).

Nun genug mit den Zärtlichkeiten! Wenn es ſich jetzt um's Heirathen handeln ſoll, ſo muß die Hochzeit der Eltern jeder andern vorangehen. Nun, wie iſt's? geben ſich die beiden Eltern die Hand?

Bartholo.

Meine Hand? Möchte ſie eher vertrocknen und abfallen, bevor ich ſie der Mutter eines ſolchen Spitzbuben reiche!

Antonio (zu Bartholo).

Alſo ſeyd Ihr ein wirklicher Rabenvater! (zu Figaro). Nun alſo, mein galanter Muſje, kein Wort mehr verloren!

Suſanne.

Ach, lieber Onkel!

---

[1] Stellung: Bartholo. Antonio. Suſanne. Figaro. Marceline. Gänſekopf.

Antonio.

Sollte ich wohl das Kind meiner Schweſter demjenigen geben, der eigentlich das Kind von Niemand iſt?

Gänſekopf.

Das ka — ann ja nicht ſeyn, Dummko — opf! ma — an iſt immer das Kind von Jemand —

Antonio.

Lirum! larum! er bekommt ſie nicht. (Ab.)

Neunzehnte Scene.

Bartholo. Suſanne. Figaro. Marceline. Gänſekopf.

Bartholo (zu Figaro).

Jetzt ſuche Dir einen, der Dich adoptirt. (Will abgehen.)

Marceline

(läuft Bartholo nach und führt ihn mit Gewalt zurück).

Halt, Doktor, nicht von der Stelle!

Figaro (bei Seite).

Ich glaube, daß alle Teufel Andaluſiens gegen meine arme Hochzeit losgelaſſen ſind —

Suſanne (zu Bartholo).

Gutes, kleines Papa'chen — er iſt ja doch Ihr Sohn!

Marceline (zu Bartholo).

Er hat Geiſt, Talente, Figur!

Figaro (zu Bartholo).

Und hat Ihnen keinen Heller gekoſtet —

Bartholo.

Und die hundert Thaler, die er mir geſtohlen?

Marceline (ihn liebkoſend).

Wir werden Dich recht pflegen, Papa'chen!

Suſanne (ebenſo).

Wir wollen Dich recht liebhaben, gutes, kleines Papa'chen!

Bartholo (gerührt).

Papa! Papa'chen! Gutes, kleines Papa'chen! Nun bin ich ein noch größerer alter Eſel, als der Herr da. (Zeigt auf Gänſekopf.) Ich laſſe mich gängeln wie ein Kind. (Marceline und Suſanne umarmen ihn.) O nicht doch; noch habe ich nicht Ja geſagt. (Sich umblickend.) Wo iſt denn der gnädige Herr geblieben? [1])

Figaro.

Wir wollen ihn ſuchen und ihn um ſeine letzte Einwilligung bitten; denn wenn er noch eine Intrigue ausheckte, ſo müßten wir Alles wieder von vorn anfangen.

Alle.

Alſo fort! zum gnädigen Herrn!

(Sie laufen mit Bartholo ab.)

Zwanzigſte Scene.

Gänſekopf, allein.

Ein no — och größerer alter E — Eſel, als der Herr da! Man ka — ann ſich wo — ohl ſelbſt ſo — olche Ko — o — omplimente machen, a — aber.... hier an dieſem O — orte ſind ſie durchaus nicht ſchi — icklich! —

(Ab.)

Vierter Aufzug.

Das Theater ſtellt eine Gallerie im Schloſſe vor. Alles iſt mit Blumen und Guirlanden geſchmückt; die Candelaber und Lüſter ſind angezündet. Vorn rechts ein Tiſch mit Schreibzeug, und ein Stuhl daneben.

Erſte Scene.

Figaro. Suſanne.

Figaro

(hält ſie umfaßt).

Nun, Liebe, biſt Du jetzt zufrieden? Sie hat ihren Doktor bekehrt, dieſe feine goldene Zunge meiner Mutter! Trotz ſeiner

---

[1]) Stellung: Suſanne. Bartholo. Marceline. Figaro. Gänſekopf.

Abneigung heirathet er ſie nun doch und Dein brummiger Onkel iſt beſchwichtigt. Nur der gnädige Herr wüthet noch, denn unſere Verheirathung iſt die natürliche Folge der ihrigen. Nun, ſo lache doch ein wenig über alles dieſes.

Suſanne.

Haſt Du jemals wohl ſo etwas Seltſames geſehen!

Figaro.

Sage lieber, ſo etwas Luſtiges. Wir verlangten nur Eine Mitgabe von Sr. Excellenz, und nun haben wir zwei in Händen, die nicht einmal aus den Seinigen kommen. Eine wüthende Nebenbuhlerin verfolgte Dich; ich ward von einer Furie gequält; und jetzt hat ſich dies Alles für uns in eine gute, liebende Mutter verwandelt. Geſtern war ich noch allein in der Welt und heute habe ich meine Eltern; zwar nicht ſo prächtig, wie ich ſie mir in Gedanken herauszuputzen pflegte, allein doch gut genug für uns, die wir nicht die Eitelkeit der Reichen beſitzen.

Suſanne.

Dennoch iſt nichts von dem eingetroffen, was Du ausgeſonnen und was wir erwarteten, mein Freund.

Figaro.

Weil der Zufall Alles beſſer machte, mein Liebchen; ſo geht es in der Welt; man arbeitet, man macht Pläne, man ordnet an und am Ende kommt das Glück und entſcheidet; und Alle, vom Eroberer, der die Erde allein verſchlingen will, bis zum armen Blinden, der ſich von ſeinem Hunde führen läßt, ſind ſie der Spielball ſeiner Launen. Und oft iſt ſogar der vom Hund geführte Blinde weniger in ſeinen Erwartungen getäuſcht, als der ſtolze Eroberer, der doch eigentlich auch nur blind iſt. Was aber jenen liebenswürdigen Blinden betrifft, den man Amor nennt — (er umfaßt ſie wieder zärtlich).

Suſanne.

Das iſt der Einzige, der mich intereſſirt —

Figaro.

So erlaube denn, daß ich das Amt der holden Thorheit übernehme und der treue Hund ſey, der ihn vor Deine hübſche, allerliebſte, kleine Thüre führt; Du nimmſt uns auf und wir wohnen bei Dir für's Leben —

Suſanne (lachend).

Amor und Du?

Figaro.

Ich und Amor.

Suſanne.

Und Ihr wollet nie nach einer andern Wohnung verlangen?

Figaro.

Wenn Du das jemals bei mir bemerken ſollteſt, ſo will ich, daß tauſend Millionen Liebhaber.....

Suſanne.

Du übertreibſt! bleibe bei der einfachen Wahrheit —

Figaro.

Dies iſt meine wahrhaftigſte Wahrheit!

Suſanne.

Du Abſcheulicher, hat man denn mehre?

Figaro.

O, gewiß! Seitdem man bemerkt hat, daß alte Narrheiten zur Weisheit werden, und daß ziemlich ſchlecht angebrachte, alte, kleine Lügen zu großen, großen Wahrheiten heranwachſen, ſo hat man dieſe von allen Arten. Es gibt welche, die man wohl kennt, ohne ſie dennoch zu enthüllen: denn eine jede Wahrheit läßt ſich nicht gut ſagen; andere, die man anrühmt, ohne ſelbſt daran zu glauben: denn eine jede Wahrheit iſt nicht einmal gut zu glauben. Bedenke nur: die Schwüre der Leidenſchaft, die Drohungen einer Mutter, die Verſicherungen der Trinker, die Verheißungen der hohen Herren und das letzte Wort unſerer Kaufleute; ich könnte nicht aufhören, Alles herzuzählen, und ſonach iſt meine Liebe für Suschen eine Wahrheit vom ächteſten Schrot und Korn.

Suſanne.

Mich freut Deine Freude, weil ſie ſo ſcherzt und mir beweist, wie glücklich Du biſt. Nun aber wollen wir vom Rendezvous des Grafen ſprechen.

Figaro.

Oder wir wollen vielmehr gar nicht davon ſprechen; denn bald hätte ich mein Suſannchen darüber verloren.

Suſanne.

Willſt Du alſo, daß nichts daraus werde?

Figaro.

Wenn Du mich liebſt, Suschen; Dein Ehrenwort darauf; er warte vergeblich und dies ſey ſeine Strafe.

Suſanne.

Es hat mich mehr gekoſtet, einzuwilligen, als es mich koſten wird, abzuſagen. Es ſoll nicht mehr davon die Rede ſeyn.

Figaro.

Deine wahrhaftigſte Wahrheit?

Suſanne.

Ich bin nicht, wie Ihr gelehrten Männer; ich habe nur eine.

Figaro.

Und Du willſt mich ein wenig lieben?

Suſanne.

O, ſehr viel —

Figaro.

Das iſt nichts —

Suſanne.

Und weßhalb?

Figaro.

In der Liebe, mein Kind, iſt zu viel nicht einmal genug.

Suſanne.

Ich verſtehe dieſe Spitzfindigkeiten nicht; aber ich werde nur meinen Gatten lieben.

Figaro.

Halte Wort, und Du wirſt eine ſchöne Ausnahme von der Regel ſeyn!

(er will ſie umarmen.)

Zweite Scene.

Figaro. Suſanne. Die Gräfin.

Gräfin.

Ich hatte wohl recht zu ſagen: wo ſie auch ſeyn mögen, gewiß ſind ſie miteinander. Was iſt das, Figaro? Das heißt ſeine Zukunft, die Ehe und ſich ſelbſt beſtehlen, ein tête à tête ſchon jetzt ſich zu Nutze zu machen! Man erwartet Sie, man iſt ungeduldig —

Figaro.

In der That, gnädige Frau, ich vergeſſe mich. Ich will den Leuten aber meine Entſchuldigung in Perſon zeigen.

(Er will Suſanne mitnehmen.)

Gräfin

(hält ſie zurück).

Sie folgt ſogleich.

Dritte Scene.

Suſanne. Gräfin.

Gräfin.

Haſt Du Alles in Bereitſchaft, um unſere Kleidung zu tauſchen?

Suſanne.

Es iſt nicht nöthig, aus dem Rendezvous wird nichts.

Gräfin.

So ſchnell anders beſonnen?

Suſanne.

Figaro iſt ſchuld.

Gräfin.

Du betrügſt mich —

Suſanne.

Himmliſche Güte!

Gräfin.

Figaro iſt der Mann nicht, der ſich eine Mitgift entgehen läßt —

Suſanne.

Aber was glauben Sie denn, gnädige Frau?

Gräfin.

Daß es Dich jetzt, im Einverſtändniß mit dem Grafen, verdrießt, mir ſein Vorhaben anvertraut zu haben. O, ich kann Dich auswendig. Verlaſſe mich jetzt!

Suſanne

(wirft ſich ihr zu Füßen).

Im Namen des Himmels, unſerer Hoffnung! Sie wiſſen nicht, wie tief Sie die arme Suſanne verwunden! Ach, nach ſo vieler Güte — mich ſo zu behandeln —

Gräfin

(ſie aufhebend).

Ja — aber — ich weiß nicht, was ich vorhin ſprach! Wenn Du mir aber Deine Stelle im Garten abtrittſt, ſo gehſt Du ja nicht hin, mein Herz, und hältſt Dein Wort Deinem Manne, während Du mir doch dabei hilfſt, den Meinigen auf den rechten Weg zu bringen.

Suſanne.

Wie Sie mich ſo kränken konnten —

Gräfin.

Vergieb, ich war übereilt. (Küßt ſie auf die Stirne.) Wo iſt Dein Rendezvous?

Suſanne.

(küßt ihr die Hand).

Nur das Wort „im Garten“ habe ich behalten.

Gräfin

(zeigt auf den Tiſch).

Nimm die Feder; wir wollen einen Ort beſtimmen.

Suſanne

An ihn ſchreiben!

Gräfin.

Es muß ſeyn.

Suſanne.

Gnädige Frau, ſo müſſen Sie....

Gräfin.

Ich nehme Alles auf mich.

(Suſanne ſetzt ſich; die Gräfin diktirt).

Gräfin.

„Neues Lied, auf die Melodie: Wie ſchön wird's dieſen Abend ſeyn, unter den Kaſtanien im Mondenſchein.... Wie ſchön wird's dieſen Abend ſeyn“....

Suſanne (ſchreibend).

Unter den Kaſtanien im Mondenſchein — und weiter?

Gräfin.

Befürchteſt Du, daß er dies nicht verſteht?

Suſanne
(überlieſt das Geſchriebene).

Vollkommen! (ſie legt das Billet zuſammen.) Womit ſiegeln wir?

Gräfin.

Schnell, eine Stecknadel; ſie ſoll als Antwort dienen. Schreibe auf die Adreſſe! „Senden Sie mir das Siegel zurück.“

Suſanne
(ſchreibt lachend).

Haha, das Siegel zurück! Dies Siegel iſt noch luſtiger, als das auf dem Patent des Pagen.

Gräfin
(mit einer ſchmerzlichen Erinnerung).

Ach!

Suſanne
(ſucht an ſich).

Nun habe ich nicht einmal eine Stecknadel —

Gräfin
(zieht eine aus ihrem Halstuche).

Nimm dieſe. (das Band des Pagen fällt ihr aus dem Buſen). Ach! mein Band!

Suſanne (hebt es auf).

Es iſt das Band des kleinen Diebes! wie — Sie konnten ſo grauſam ſeyn?....

Gräfin.

Sollte ich es um ſeinen Arm gewickelt laſſen? das wäre ſchön geweſen, gib her?

Suſanne.

Die gnädige Frau kann es ja doch nicht mehr tragen; es iſt mit dem Blute des armen Menſchen befleckt.

Gräfin (nimmt es).

Es iſt für Fanchette... für den erſten Strauß, den ſie mir bringen wird.

Vierte Scene.

Eine junge Schäferin, Cherubin als Mädchen. Fanchette und andere Mädchen. Alle gleich gekleidet, mit Sträußen in den Händen. **Gräfin. Suſanne.**

Fanchette.

Gnädige Frau Gräfin, hier kommen die Mädchen des Dorfes, Ihnen Blumen darzubringen.

Gräfin

(ſchnell ihr Band verſteckend).

Sie ſind ſehr ſchön; ich bin böſe über mich ſelbſt, meine lieben Kinder, Euch nicht alle zu kennen. (auf Cherubin deutend.) Wer iſt denn dies liebenswürdige Mädchen mit der beſcheidenen Miene?

Die junge Schäferin.

Es iſt meine Muhme, Frau Gräfin, die nur wegen der Hochzeit hergekommen iſt.

Gräfin.

Sie iſt ſehr hübſch. Da wir nicht zwanzig Sträuße tragen können, ſo wollen wir der Fremden die Ehre erzeigen (Sie nimmt Cherubins Strauß und küßt ihn auf die Stirne.) Sie wird roth!.... (zu Suſanne.) Findeſt du nicht, Suschen...... daß ſie Jemand ähnlich ſieht?

Suſanne.

Wahrhaftig, zum Verkennen.

Cherubin

(für ſich, die Hände auf dem Herzen).

Ach, dieſer Kuß war nicht mir beſtimmt!

Fünfte Scene.

Die jungen Mädchen. Cherubin unter ihnen. Fanchette. Antonio. Graf. Gräfin. Suſanne.

Antonio.

Ich ſage Ihnen, gnädiger Herr, daß er hier iſt; ſie haben ihn bei meiner Tochter angekleidet; ſeine Kleider liegen noch dort und dies hier iſt ſein Uniformshut, den ich mitgenommen habe.

(er geht vor, muſtert alle Mädchen, erkennt den Pagen, nimmt ihm das Häubchen ab und ſetzt ihm den Militärhut auf.) Ha, mein Seel! da haben wir unſern Offizier.

Gräfin (zurücktretend).

O Himmel!

Suſanne.

Der Schelm!

Antonio.

Hab' ich nicht geſagt, daß er hier ſeyn würde —

Graf

(in heftiger Entrüſtung).

Nun, Madame?

Gräfin.

Nun, mein Herr? Sie ſehen mich erſtaunter, als Sie es ſind, und mindeſtens eben ſo böſe.

Graf.

Ja jetzt; aber dieſen Morgen?

Gräfin.

Ich wäre in der That ſtrafbar, wenn ich mich noch verſtellen wollte. Ja, er war bei mir. Wir fingen den Scherz an, den dieſe Mädchen nun vollzogen haben; Sie haben uns überraſcht, als wir ihn eben ankleideten. Ihr erſter Zorn iſt ſtets ſo heftig! er entfloh, ich war verwirrt, und die allgemeine Beſtürzung hat das Uebrige herbeigeführt.

Graf

(bitter zu Cherubin).

Warum biſt Du nicht abgereist?

Cherubin

(nimmt ſchnell den Hut ab).

Herr Graf....

Graf.

Ich werde Deinen Ungehorſam zu beſtrafen wiſſen.

Fanchette (naſeweis).

Ach, gnädiger Herr, ſo oft Sie mich küſſen, ſagen Sie immer — wie Sie ſich wohl erinnern werden — „Wenn Du mich lieb haben willſt, Fanchette, ſo gebe ich Dir, was Du Dir wünſcheſt —

Graf (verlegen).

Ich? habe ich das geſagt?

Fanchette.

Ja, gnädiger Herr. Statt nun den armen Cherubin zu beſtrafen, verheirathen Sie ihn mit mir, ich will Sie dafür auch ganz wie närriſch lieb haben.

Graf (für ſich).

Der Page hat Alle verhext!

Gräfin.

Nun, Herr Graf, was ſagen Sie jetzt? Die Ausſage dieſes Kindes, die eben ſo natürlich als die meinige iſt, bekräftigt zwei Wahrheiten; daß es ſtets ohne meinen Willen geſchieht, wenn ich Ihnen Unruhe verurſache, während Sie Alles thun, um die meinige zu vermehren und zu rechtfertigen.

Antonio.

Alſo auch Sie, gnädiger Herr Graf? Alle Wetter! ich will ſie Ihnen ſchon zurechtſetzen, wie ihre verſtorbene Mutter, die nun todt iſt. Es iſt mir nicht deßhalb, allein die gnädige Frau weiß wohl, daß wenn die kleinen Mädchen groß werden....

Graf (bei Seite).

Irgend ein böſer Geiſt muß hier Alles gegen mich aufbringen!

Sechste Scene.

Die Mädchen. Cherubin. Antonio. Figaro. Graf. Gräfin. Suſanne.

Figaro.

Gnädiger Herr, wenn Sie unſere Mädchen ſo lange aufhalten, da kann weder Feſt noch Tanz beginnen.

Graf.

Du willſt tanzen? daran iſt nicht zu denken. Seit Deinem Sprunge von dieſem Morgen, wo Du Dir den Fuß verrenkteſt —

Figaro
(das Bein drehend).

Es ſchmerzt noch ein wenig; doch hat es nichts zu bedeuten. (zu den Mädchen). Nun vorwärts, meine Schönen!

Graf

(ihn zu ſich wendend).

Du warſt recht glücklich, daß Du auf weiche Erde fielſt.

Figaro.

O ſehr glücklich, gewiß — denn ſonſt....

Antonio

(ihn zu ſich drehend).

Er kugelte ſo recht von Oben herab, bis er ganz unten war.

Figaro.

Nicht wahr, ein Geſchickterer wäre in der Luft geblieben! (zu den Mädchen.) Nun kommt endlich, Kinder!

Antonio

(dreht ihn um).

Und indeſſen galoppirte der kleine Page nach Sevilla?

Figaro.

Ob er galoppirte oder im Schritt ging, das weiß ich nicht.

Graf

(dreht ihn zu ſich).

Und Du hatteſt ſein Patent in der Taſche?

Figaro

(ein wenig außer Faſſung).

Nun ja, nicht anders! Aber welches Verhör? — (zu den Mädchen). Allons, junge Mädchen!

Antonio

(zieht Cherubin beim Arm vor).

Hier iſt ein junges Mädchen, welches behaupten will, daß mein zukünftiger Herr Neffe nur ein Lügner ſey.

Figaro (überraſcht).

Cherubin! (für ſich.) Zum Teufel den kleinen Fant!

Antonio.

Biſt Du nun darauf gekommen?

Figaro (ſich beſinnend).

Ich bin.... ich bin.... was ſchwatzt er uns da vor?

Graf

(kalt und ernſt).

Er ſchwatzt nicht; er ſagt nur, daß dieſer hier auf die Nelken geſprungen iſt.

Figaro (nachdenkend).

Ja, wenn er's ſagt.... ſo iſt's möglich! ich ſtreite nie über Dinge, die ich nicht weiß.

Graf.

Alſo Ihr Beide ſprangt?

Figaro.

Warum nicht? Es kann ja eine Art von Sucht einreißen, zu ſpringen. Und wenn Sie in Zorn gerathen, ſo wird Jeder lieber ſeine geſunden Glieder wagen, als....

Graf.

Wie? Zwei auf einmal?

Figaro.

Zwei Dutzend wären zum Fenſter hinausgeſprungen; aber was macht denn das, gnädiger Herr, wenn ſich nur Niemand den Hals gebrochen hat? (zu den Mädchen.) Nun? wollt Ihr endlich kommen, oder nicht?

Graf (ungeduldig).

Spielen wir hier Komödie?

(Man hört den Anfang eines Marſches.)

Figaro.

Dies iſt das Signal. Auf euern Poſten Kinder, auf euern Poſten! — Allons, Suſanne, gib mir den Arm!

(Alle eilen ab. Cherubin bleibt allein mit geſenktem Haupte ſtehen.)

Siebente Scene.

Cherubin. Graf. Gräfin.

Graf

(Figaro nachblickend).

Gibt es wohl einen dreiſtern Burſchen auf der Welt? (zum Pagen.) Du aber, Falſcher, der nun ſo beſchämt dazuſtehen ſcheint, kleide Dich ſchnell um — und daß ich Dir heute nicht mehr begegne.

Gräfin.

Er wird recht Langeweile haben.

Cherubin (feurig).

Langeweile? Ich trage an meiner Stirne Glück genug für eine hundertjährige Einſamkeit!

(ſetzt ſeinen Hut auf und läuft ab).

Achte Scene.

Graf. Gräfin.

Gräfin

(fächelt ſich Kühlung zu, ohne zu ſprechen).

Graf.

Was hat er denn für Glück an ſeiner Stirne?

Gräfin (verlegen).

Wahrſcheinlich.... ſein erſter Offiziershut. Kindern dient Alles zum Spielzeug.

(ſie will abgehen).

Graf.

Wollen Sie nicht bei uns bleiben?

Gräfin.

Sie wiſſen, daß ich mich nicht wohl befinde.

Graf.

Nur einen Augenblick! ich bitte für Ihre Schützlingin; — oder ich muß glauben, daß Sie böſe ſind.

Gräfin.

Da kommen ſchon beide Hochzeitszüge; ſo wollen wir uns denn ſetzen, um ſie zu empfangen.

Graf (für ſich).

Ihre Hochzeit! Man muß dulden, was man nicht verhindern kann.

(Graf und Gräfin ſetzen ſich auf einer Seite der Gallerie).

Neunte Scene.

Graf und **Gräfin** (ſitzend). Man ſpielt einen Marſch.

Der Zug:

Jäger, mit der Flinte im Arm.

Alguazils, Gerichtsperſonen. Gänſekopf.

Bauern und Bäuerinnen, feſtlich gekleidet.

Zwei junge Mädchen, welche die Brautkrone mit weißen Federn tragen

Zwei Andere mit dem Schleier.

Zwei Andere mit den Handſchuhen und dem Buſenſtrauß.

Antonio, Suſanne führend.

Junge Mädchen mit noch einer Brautkrone, einem Schleier und einem weißen Buſenſtrauße für Marceline.

Figaro führt Marceline.

Der Doktor, beſchließt den Zug mit einem großen Strauße vor der Bruſt. Indem die Mädchen bei dem Grafen vorübergehen, übergeben ſie ſeinen Dienern Alles, was für die Bräute Suſanne und Marceline beſtimmt iſt.

Nachdem ſich Alles geordnet hat, wird ein Fandango mit Caſtagnetten getanzt.

Während der Muſik, gegen den Schluß des Tanzes, führt Antonio Suſanne zum Grafen.

Indem der Graf ihr die Krone aufſetzt und den Schleier und Strauß befeſtig ſingen zwei Mädchen;

Liebliche Braut, wir ſingen Dir Ehre!
Keuſch und rein trittſt Du zum Altar
Segne Dein Loos! und kniend verehre
Ihn! der Deiner Tugend Schutzgeiſt war!

Suſanne kniet und während der letzten Worte des Geſangs zieht ſie den Grafen beim Mantel und zeigt ihm das Billet; dann führt ſie die Hand, welche die Zuſchauer ſehen können, nach ihrem Kopfe, wo der Graf die Brautkrone zu befeſtigen ſcheint und gibt ihm das Billet.

Der Graf ſteckt es ſchnell und verſtohlen ein; das Duett iſt geendigt; die Braut ſteht auf und macht dem Grafen einen tiefen Knix.

Figaro empfängt Suſanne aus den Händen des Grafen und zieht ſich mit ihr auf die andere Seite des Saales neben Marceline zurück.

Es wird der Fandango mit andern Touren wiederholt.

Der Graf geht ganz in den Vordergrund, um das Billet zu leſen. Er zieht es hervor, allein in demſelben Augenblick macht er die Bewegung eines Menſchen, der ſich fürchterlich in den Finger geſtochen hat. Er ſchüttelt ihn, drückt ihn, ſaugt daran, und da er das Papier mit einer Nadel zugeſteckt ſieht; ſpricht er, während das Orcheſter pianiſſimo ſpielt.

Graf.

Der Teufel hole die Frauen, die doch überall Nadeln anbringen müſſen. (Er wirft die Nadel auf die Erde, lieſt dann das Billet und drückt es an die Lippen.)

Figaro

(der Alles ſieht, ſagt zu Suſanne und Marceline).

Das iſt ein Billetchen, welches ihm ein Mädchen wahrſcheinlich im Vorübergehen in die Hand gedrückt hat. Es war mit einer Nadel zugeſteckt, die ihn verteufelt geſtochen hat.

Der Tanz dauert fort; der Graf hat nun das Papier umgedreht und lieſt, daß er das Siegel als Antwort zurückſchicken ſoll. Er ſucht auf dem Boden und findet endlich die Nadel, die er in den Aermel ſteckt.

Figaro

(zu Suſanne und Marceline).

Von einem geliebten Gegenſtande iſt doch alles werth. Sogar die Stecknadel hebt er auf, das iſt ein närriſcher Patron, unſer Herr Graf!

Unterdeſſen gaben ſich Suſanne und die Gräfin Zeichen des Einverſtändniſſes. Der Tanz endet. Das Ritornell des Duetts beginnt von Neuem. Figaro führt Marceline zum Grafen, wie früher Antonio Suſanne zu ihm führte. Im Augenblick, als der Graf die Brautkrone ergreift und die Mädchen den Geſang anfangen wollen, ſchreit

Der Gerichtsdiener
(an der Thür).

So warten Sie doch, meine Herren, Sie können nicht alle herein! Wachen hieher! hieher Wachen! (die Jäger eilen fort.)

Graf (aufſtehend).

Was gibt's?

Gerichtsdiener.

Gnädiger Herr, es iſt der Herr Baſilio, dem das ganze Dorf nachläuft, weil er im Gehen ſingt.

Graf.

Er komme allein.

Gräfin.

Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Graf.

Ich werde Ihre Gefälligkeit nicht vergeſſen.

Gräfin.

Suſanne!... Sie wird gleich wiederkommen. (leiſe zu ihr.) Wir wollen unſere Kleider vertauſchen.

(Beide ab.)

Marceline.

Baſilio kommt doch immer zur Unzeit.

Figaro.

Ich will ihn ſchon zum Stillſchweigen bringen.

Zehnte Scene.

Alle Vorigen, bis auf **die Gräfin und Suſanne. Baſilio mit der Guitarre und Baumſchabel, der Ziegenhirt.**

Baſilio (ſingend).

Ihr empfindſamen, feu'rigen Herzen,
Warum ſcheltet die Liebe ihr leicht?

Höret auf doch zu klagen, daß Schmerzen
Nur ihr ewiger Wechſel Euch reicht.
Warum hätte denn Amor die Schwingen,
Sollt' er flatternd die Welt nicht bezwingen?

Figaro

(geht auf ihn zu).

Ja, deßhalb hat Amor die Schwingen! Aber was ſoll uns dieſe Muſik, guter Freund?

Baſilio

(zeigt auf Baumſchabel).

Nachdem ich dem gnädigen Herrn den ſchuldigen Gehorſam bewieſen habe, dieſen Herrn hier, der von ſeiner Geſellſchaft iſt, durch Muſik zu unterhalten, ſo dürfte ich nun auch ſeine Gerechtigkeit in Anſpruch nehmen.

Baumſchabel.

Ach was! er hat [illegible] nit a Bröſele unterhalten mit ſeine dummen G'ſangel.

Graf.

Nun, und was fordert Ihr denn, Baſilio?

Baſilio.

Nur was mir gebührt; die Hand Marcelinens, und ich komme, um mich zu widerſetzen —

Figaro.

(ihm näher tretend).

Hat der Herr ſchon lange keinen Narren geſehen?

Baſilio.

Ich ſehe ihn ſo eben —

Figaro.

Da meine Augen Euch ſo trefflich zum Spiegel dienen, ſo ſtudirt darin die Wirkung meiner Weiſſagung. Wenn Ihr nur Miene macht, Euch dieſer Dame zu nahen....

Bartholo (lachend).

Und weßhalb? Laß' ihn doch ſprechen —

Gänſekopf

(tritt zwiſchen Beide).

So—ollten denn zwei Freunde —

Figaro.

Wir — Freunde?

Baſilio.

Welch ein Irrthum!

Figaro (ſchnell).

Weil er fade Arien für die Kapelle componirt?

Baſilio (ebenſo).

Und er Verſe macht für ein Journal?

Figaro (ebenſo).

Ein ſolcher Kneipenmuſikant!

Baſilio (ebenſo).

Ein Zeitungspoſtillon!

Figaro (ebenſo).

Ein Kapelldiener!

Baſilio (ebenſo).

Diplomatiſcher Jockei!

Graf (ſitzend).

Alle Beide unverſchämt!

Baſilio.

Er verläumdet mich zu jeder Zeit.

Figaro.

Wenn das möglich wäre —

Baſilio.

Er ſagt immer, ich ſey ein Narr.

Figaro.

So nehmt Ihr mich denn für ein Echo?

Baſilio.

Während es keinen Sänger gibt, der nicht durch mich gefiel —

Figaro.

Durchfiel —

Baſilio.

Da ſehe man, wie er's macht.

Figaro.

Und warum ſollte ich nicht, wenn es wahr iſt? Biſt Du etwa ein Fürſt, daß man Dir ſchmeichle? Erdulde die Wahrheit, Schurke! da Du nicht einmal ſo viel haſt, um einen Schmeichler Dir in Lohn zu nehmen; wenn Du aber die Wahrheit fürchteſt, warum kommſt Du hieher, um unſere Hochzeit zu unterbrechen?

Baſilio (zu Marceline).

Habt Ihr mir nicht verſprochen — ſagt ja oder nein — wenn Ihr innerhalb vier Jahren nicht verſehen ſeyn ſolltet, mir den Vorzug zu geben?

Marceline.

Unter welcher Bedingung habe ich Euch das verſprochen?

Baſilio.

Daß ich aus Gefälligkeit einen gewiſſen verlorenen Sohn annehmen ſolle, wenn Ihr ihn fändet.

Alle.

Er iſt gefunden!

Baſilio.

Ich will nicht hoffen —

Alle

(auf Figaro zeigend).

Hier ſteht er!

Baſilio (zurückprallend).

Das wäre der Teufel!

Gänſekopf (zu Baſilio).

Und Ihr entſa—aget ſeiner geliebten Mutter?

Baſilio.

Was könnte wohl verdrießlicher ſeyn, als der Vater eines Taugenichts zu heißen?

Figaro.

Du ſpaßeſt; für einen Sohn zu gelten, meinſt Du!

Baſilio.

Sobald dieſer Herr hier etwas zu bedeuten hat, ſo erkläre ich, hier gar nichts mehr bedeuten zu wollen.

(ab).

Eilfte Scene.

Vorige, ohne Baſilio.

Bartholo.

Hahahaha!

Figaro (ſpringend).

So werde ich denn doch endlich meine Frau bekommen?

Graf (bei Seite).

Und ich meine Geliebte! (er ſteht auf).

Gänſekopf (zu Marceline).

Und a—alle Welt iſt zufrieden.

Graf.

Man ſetze die beiden Ehe=Verträge auf; ich werde ſie unterzeichnen.

Alle

(im Abgehen).

Vivat!

Graf.

Ich brauche eine Stunde der Ruhe!

(Er will mit den Andern abgehen).

Zwölfte Scene.

Baumſchabel. Figaro. Marceline. Graf.

Baumſchabel

(zu Figaro).

I will dazu helfen das große Kunſtfeuerwerk unter den großen Kaſtanien herzurichten, wie es befohlen iſt.

Graf

(läuft zurück).

Welcher Dummkopf hat dieſen Befehl gegeben?

Figaro.

Weßhalb?

Graf (heftig).

Und wo ſoll denn die Gräfin, die unwohl iſt, das Feuerwerk mitanſehen? Auf der Terraſſe muß es ſeyn, ihren Zimmern gegenüber.

Figaro.

So hörſt Du's denn, Baumſchabel, auf der Terraſſe!

Graf.

Unter den großen Kaſtanien, welche herrliche Idee! (für ſich im Abgehen.) Mein ganzes Rendezvous wäre mit in die Luft geflogen.

Dreizehnte Scene.

Figaro. Marceline.

Figaro.

Wie überaus aufmerkſam für ſeine Gemahlin. (Er will abgehen).

Marceline (hält ihn auf).

Zwei Worte, mein Sohn! Ich muß mich bei Dir entſchuldigen; ein falſch verſtandenes Gefühl ließ mich gegen Deine Frau ungerecht ſeyn; ich glaubte ſie im Einverſtändniß mit dem Grafen, obgleich Baſilio mir immer geſagt hatte, daß ſie ihn nicht anhöre —

Figaro.

Sie kennen Ihren Sohn ſchlecht, wenn Sie glauben, daß ſolche weibliche Inſpirationen ihn erſchüttern. Selbſt die Liſtigſte fordere ich heraus, mit mir darin Verſuche anzuſtellen.

Marceline.

Es iſt immer gut, ſo zu denken, doch die Eiferſucht....

Figaro.

.... Iſt das thörichte Kind des Stolzes, oder die Krankheit der Narren. Oh, meine liebe Mutter, über dieſen Punkt beſitze ich eine feſtgegründete Philoſophie, und wenn Suſanne mich einſt betrügen ſollte, ſo verzeihe ich ihr im Voraus... (er erblickt Fanchette, die ſich rechts und links umſieht.)

Vierzehnte Scene.

Figaro. Fanchette. Marceline.

Figaro.

Ah, unſer kleines Mühmchen, das uns behorcht....

Fanchette.

O, nicht doch, man ſagt, daß das nicht recht ſey.

Figaro.

Wohl wahr, weil es aber nützlich iſt, ſo drückt man doch manchmal ein Auge zu.

Fanchette.

Ich wollte ſehen, ob Jemand hier ſey.

Figaro.

Schon ſo verſtellt, Spitzbübin! Du wußteſt wohl, daß er nicht hier ſeyn konnte.

Fanchette.

Und wer denn?

Figaro.

Cherubin.

Fanchette.

Den ſuch ich nicht, denn ich weiß wohl wo er iſt; ich ſuchte meine Muhme Suſanne.

Figaro.

Und was will denn mein Mühmchen von ihr?

Fanchette.

Dir Vetter, kann ich es wohl ſagen. Es iſt... es iſt nichts als eine Stecknadel, die ich ihr geben wollte.

Figaro (ſchnell).

Eine Stecknadel! eine Stecknadel! und von wem? Schelmin? Jn deinem Alter treibſt Du ſchon ein Hand.... (er beſinnt ſich und ſagt mit ſanfter Stimme.) Du treibſt ſchon allerlei für Dein Alter, und mit Erfolg, Fanchette! mein hübſches Mühmchen iſt ſo gefällig.

Fanchette.

Warum mag er ſich denn ſo ereifern? Jch gehe...

Figaro (hält ſie auf).

Jch ſcherzte ja nur! Nicht wahr, eine kleine Nadel ſollteſt Du Suſanne vom gnädigen Herrn übergeben, ſie ſteckte in einem kleinen Papier, welches er in der Hand hielt? Du ſiehſt, daß ich Alles weiß!

Fanchette.

Warum fragſt Du denn, wenn Du Alles ſchon weißt?

Figaro.

Weil es mir Spaß machte, zu erfahren, wie der Herr Graf Dir denn eigentlich dieſe Commiſſion ertheilte.

Fanchette (naiv).

Nicht anders, als wie Du ſelbſt ſagteſt: Hier, kleine Fanchette, gib dieſe Nadel Deiner hübſchen Muhme, und ſprich zu ihr: daß dieſes das Siegel der großen Kaſtanien ſey.

Figaro.

Der großen?....

Fanchette.

Kaſtanien. Dann ſagte er noch: Nimm Dich in Acht, damit Dich Niemand ſieht.

Figaro.

Da mußt Du freilich gehorchen, Mühmchen; zum Glück hat Dich auch Niemand geſehen; richte denn fein ordentlich Deine Commiſſion aus und ſage Suſanne nicht mehr, als Dir der gnädige Herr befohlen hat.

Fanchette.

Und warum ſollte ich es denn thun? Mein Herr Vetter glaubt wohl, ich ſey ein Kind?

(Sie eilt ſpringend ab.)

Fünfzehnte Scene.

Figaro. Marceline.

Figaro.

Nun, Mutter?

Marceline.

Nun, Sohn?

Figaro (erſtickt).

Das war — ja — da iſt wirklich etwas daran —

Marceline.

Etwas daran? und was denn?

Figaro

(die Hände auf der Bruſt).

Was ich jetzt eben hörte, liegt mir hier wie Blei.

Marceline (lachend).

Dies Herz ſo voll von Zuverſicht, war alſo nichts wie ein aufgeblaſener Ball? Ein Nadelſtich hat alle Luft hinausgetrieben.

Figaro (wüthend).

Aber dieſe Nadel, Mutter, war jene, die ich ihn aufheben ſah.

Marceline.

Die Eiferſucht! ja, liebe Mutter, darin beſitze ich eine Philoſophie... die feſt gegründet iſt, und wenn Suſanne mich einmal betrügt, ſo verzeihe ich ihr's...

Figaro (aufgeregt).

Ach, liebe Mutter, man ſpricht, wie man fühlt: Laſſen Sie den ſtrengſten Richter in ſeiner eigenen Sache das Wort führen, und ſehen Sie, wie er das Geſetz auslegen wird! — jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ihn das Feuerwerk unter den Kaſtanien in Harniſch brachte! — Aber die Göttin mit den kleinen Stecknadeln iſt noch nicht dort, wie ſie wohl glauben mag, bei ihren Kaſtanienbäumen. Iſt es mit meiner Heirath auch ſchon ſo weit gekommen, meinen Zorn als gerecht erſcheinen zu laſſen, ſo iſt es doch noch Zeit, eine Andere zu heirathen und Suſanne aufzugeben.

Marceline.

Wacker beſchloſſen! Gib Alles auf wegen eines bloßen Argwohns. Wer hat Dir denn geſagt, daß ſie Dich betrügt und nicht den Grafen? Haſt Du Dich von ihrer Trefflichkeit nicht erſt kürzlich überzeugt, um ſie ohne Verhör zu verdammen? Weißt Du, daß ſie nach den Bäumen gehen wird? aus welcher Abſicht ſie hingeht? was ſie ihm dort ſagen wird? was thun? ich glaubte Deine Urtheilskraft ſtärker zu finden, mein Sohn!

Figaro

(küßt ihre Hand mit Entzücken).

Sie hat Recht, meine Mutter, ſie hat Recht, Recht! immer Recht! Allein, laſſen Sie uns, Mama, auch der Natur ihre Rechte einräumen, man iſt dann noch ſo viel werth. Wir wollen in der That erſt unterſuchen und dann handeln. Ich weiß nun, wo das Rendezvous iſt. Adieu, Mutter! (ab.)

Sechszehnte Scene.

Marceline allein.

Adieu; und auch ich weiß es. Nachdem ich ihn beruhigt, will ich über Suſannens Schritte wachen; oder vielmehr ſie warnen; ſie iſt ein ſo reizendes Geſchöpf! Ja, wenn nicht das perſönliche Intereſſe uns gegen einander waffnet, ſo ſind wir ſtets geneigt, unſer armes unterdrücktes Geſchlecht zu beſchützen, gegen das ſtolze... fürchterliche... (lachend) und dennoch ein wenig einfältige Mannsgeſchlecht! (Ab.)

Fünfter Aufzug.

Das Theater ſtellt eine Parthie in einem Park unter großen Kaſtanienbäumen vor. Zwei Pavillons oder Kiosks ſtehen zu beiden Seiten. Der Hintergrund iſt ein ausgehauener Platz mit Statuen. Vorn ein Raſenſitz. Es iſt finſter.

Erſte Scene.

Fanchette allein. Sie trägt in der einen Hand zwei Biscuits und eine Orange und in der andern eine angezündete Papierlaterne.

Im Pavillon rechts, hat er geſagt. Das iſt dieſer. Wenn er nun aber nicht käme! und meine kleine Rolle, die er mir einſtudirt.... Die abſcheulichen Leute in der Küche, die mir nicht einmal eine Orange und ein Stückchen Biscuit geben wollten Für wen, Mamſell? — Je nun, Musje, es iſt für Jemand. — Oh, wir wiſſen ſchon. — Und wenn es wäre; weil der gnädige Herr ihn nicht ſehen will, ſo kann man ihn doch nicht vor Hunger ſterben laſſen? — Und da mußte ich denn noch einen derben Kuß auf die Backe geben!.... Wer kann wiſſen, vielleicht gibt er ihn mir zurück. (Sie erblickt Figaro, ſchreit laut auf, und flüchtet ſich in den Pavillon links.)

Zweite Scene.

Figaro, im großen Mantel und heruntergeſchlagenen Hut. Später **Baſilio**. **Antonio**. **Bartholo**. **Gänſekopf**. **Baumſchabel**.

Figaro (noch allein).

Es iſt Fanchette! (er betrachtet die Andern, wie ſie nach und nach eintreten). Guten Abend, meine Herren, ſind Sie nun Alle hier?

Baſilio.

Du triebſt uns ja ſo ſehr an, zu kommen.

Figaro.

Wie ſpät iſt es?

Antonio (ſieht in die Höhe).

Der Mond ſollte ſchon aufgegangen ſeyn.

Bartholo.

Welche trüben Zurüſtungen machſt Du denn aber? Er thut wie ein Verſchworener.

Figaro.

War's nicht zu einer Hochzeit — ich bitte Euch — daß Ihr in dieſem Schloſſe verſammelt ſeyd?

Gänſekopf.

Ga—anz gewiß!

Antonio.

Wir trieben uns im Park umher, um das Zeichen zu dem Feſte zu hören.

Figaro.

Ihr braucht nicht weiter zu gehen, Ihr Herren; hier, unter dieſen Bäumen wollen wir Alle die keuſche Braut begrüßen, die ich heirathe, und zugleich den wackern Herrn, der ſie ſich erkoren hat.

Baſilio
(ſich beſinnend).

Wahrhaftig, ich weiß was ich weiß! Zieht Euch zurück und folgt mir! Es iſt hier die Rede von einem Rendezvous; ich will Euch Alles dort im Gebüſche erzählen.

Gänſekopf
(zu Figaro).

Wir ko—o—ommen wieder her.

Figaro.

Wenn Ihr mich rufen hört, ſo eilt Alle herbei; und zeige ich Euch dann nicht etwas Schönes, ſo mögt Ihr von mir ſagen, was Ihr wollt.

Bartholo.

Denke nur daran, daß ein geſcheuter Mann vornehmen Herren aus dem Wege geht.

Figaro.

Ich denke daran.

Bartholo.

Daß ſie durch ihren Stand ſtets das Uebergewicht gegen uns behaupten.

Figaro.

Und durch ihre Induſtrie, nicht zu vergeſſen. Allein vergeſſen auch Sie nicht, daß ein Mann, den man für feig hält, von allen Schurken gemißbraucht wird.

Bartholo.

Sehr richtig.

Figaro.

Und daß ich von meiner Mutter Seite ein Drallentritt bin, mithin etwas derb auftrete.

Bartholo.

Er hat den Teufel im Leibe.

Gänſekopf.

Er ha—at ihn; — ja—a!

Baſilio

(bei Seite).

Der Graf und Suſanne haben ſich ohne mich verſtändigt? Gut — ſo kann mir der Spektakel auch recht ſeyn.

Figaro

(zu den Dienern).

Und Ihr Andern, Halunken, illuminirt mir Alles ringsumher, wie ich's Euch befohlen habe; oder beim Teufel, den ich ſelbſt am Horn packen wollte, wenn mir einer unter die Hände kommt.... (er ſchüttelt Baumſchabel).

Baumſchabel

(ſchreiend ablaufend).

A, a, o, oh! Verfluchter Höllenſtrick!

Baſilio.

Der Himmel ſchenke Euch viele Freude, Herr Hochzeiter!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Figaro, allein (auf und ab gehend, ſpricht im tiefſten Tone, ſehr ernſt.)

O Weib! Weib! Weib! ſchwaches und doch ſo verführeriſches Geſchöpf!... kein geſchaffenes Thier kann ſeinen Inſtinkt verbergen; der Deine iſt der Betrug!.... Nachdem ſie mir es feſt abgeſchlagen hatte, als ich ſie vor der Gräfin darum bat! — und kaum hatte ſie mir ihr Wort gegeben! und noch während der Ceremonie!.. oh!.... Er lachte im Leſen, der Falſche! und ich ſtand dabei wie ein Thor!.... Nein, mein Herr Graf, Sie ſollen Sie nicht haben! nein! ſie ſollen nicht! ——— Weil Sie ein großer Herr ſind, halten Sie ſich auch für einen großen Geiſt!.... Adel, Vermögen, Rang, Würden; wie das doch Alles ſo ſtolz macht! Was thaten Sie für ſo viel Glück? — Sie gaben ſich die Mühe, in die Welt zu treten, und nichts weiter — und doch übrigens ein ſo ganz gewöhnlicher Menſch! —— Während ich, Potzwetter! in der unſcheinbaren Maſſe verloren, dennoch mehr Kenntniſſe und Berechnung entwickeln mußte, blos um nur zu leben, als man ſeit einem Jahrhundert gebraucht hat, Spanien und Indien zu regieren; und Sie wollten mit mir eine Lanze brechen?.... Man kommt.... Sie iſt's.... Nein, es iſt Niemand!

Die Nacht iſt ſchwarz wie der Teufel! und hier muß ich nun die dumme Rolle eines Ehemanns übernehmen, obgleich ich es doch nur erſt zur Hälfte bin. (Er ſetzt ſich auf eine Bank.) Gibt es wohl etwas Tolleres, als mein Schickſal? — Der Sohn, von ich weiß nicht wem; von Banditen geraubt und in ihren Sitten erzogen. Ich werde ihres Lebens überdrüßig und will in eine ehrliche Laufbahn treten. Ueberall werde ich zurückgeſtoßen! Ich lerne nach einander Chemie, Pharmacie, Chirurgie; und der ganze Kredit eines vornehmen Herrn reicht kaum dazu hin, daß mir endlich die Lanzette eines Thierarztes anvertraut wird. Müde, den armen kranken Thieren Schmerzen zu bereiten, will ich's beim andern Ende anfangen; ich werfe mich mit Ungeſtüm auf die Schauſpielkunſt. — O, hätte ich mir doch lieber einen Stein an den Hals gebunden! Ich fabricire eine Komödie mit türkiſchen Sitten. Als ſpaniſcher Autor glaube ich ungeſcheut Mahomet angreifen zu können. Allein plötzlich erſcheint ein Geſandter, ich weiß nicht von wo... und beklagt ſich, daß ich mit meinen Verſen nicht nur die hohe Pforte beleidigte, ſondern auch Perſien, einen Theil der indiſchen Halbinſel, ganz Aegypten, die Königreiche Barur, Tripolis, Tunis, Algier und Marocco

u. ſ. w. Da war es nun aus mit meiner Komödie! aus reiner Gefälligkeit für die mahomedaniſchen Fürſten, von denen kein Einziger leſen kann, uns aber die Rücken zerbläuen läßt und dabei „Chriſtenhund“ nennt!... Wenn man den Geiſt nicht erniedrigen kann, ſo rächt man ſich dadurch, daß man ihn ſchlecht behandelt. — Meine Wangen wurden ausgehöhlt; mein Ende nahete heran. Ich ſah es ſchon von Weitem kommen; ſchaudernd ermanne ich mich. Da ſtellt man die wichtige Frage über die Natur der Hilfsquellen des Nationalreichthums; und weil es nicht gerade nöthig iſt, die Dinge ſelbſt zu kennen, über die man räſonniren will; ſo ſchreibe ich — obſchon ich ſelbſt keinen Pfennig beſitze — über den Werth des Geldes und den reinen Ertrag der Staatseinkünfte. Was war mein Lohn? Ich wurde abgeführt und erblickte alsbald, aus dem Grunde einer Kaleſche, die Brücke eines feſten Schloſſes, die heruntergelaſſen wird; ich trete in den Hof und verliere hier mit einem Male meine Hoffnung und meine Freiheit. (Er ſteht auf.)

Ha! Wenn ich nur einmal einen jener Mächtigen ſo recht faſſen könnte, die ſo leicht über das Unglück hinwegſehen, das ſie über Andere verhängen! Wenn der Uebermuth eines ſolchen Mannes ein neues Unheil ausgebrütet hätte, ſo würde ich ihm ſagen.... daß gedruckte Thorheiten nur da Wichtigkeit erlangen, wo man ihnen nicht freien Lauf läßt; daß es ohne die Freiheit zu ſchmähen, auch kein ſchmeichelhaftes Lob geben kann, und daß nur kleine Menſchen ſich vor kleinen Schriften fürchten! — —

(Er ſetzt ſich wieder.)

Bald wurde man aber auch hier überdrüßig meine Wenigkeit zu ernähren, und ich wurde in Freiheit geſetzt. Weil man nun Hunger hat, ſelbſt wenn man nicht mehr eingeſperrt iſt, ſo fing ich an meine Feder von Neuem zu ſchneiden, und fragte zuerſt, was in der Welt vorgehe? Da erzählt man mir, daß während meiner unfreiwilligen ökonomiſchen Zurückgezogenheit, in Madrid ein Syſtem der Freiheit in Betreff des Verkaufs aller Hervorbringungen eingeführt ſey, und daß ſich dieſes ſelbſt auf die Werke der Preſſe erſtrecke; daß man, unter Vorbehalt in ſeinen Schriften, weder von den Behörden, noch vom Cultus, noch von der Politik, noch von der Moral, noch von den Leuten in Aemtern, noch von angeſehenen Corporationen, noch von der Oper und den andern Schauſpielen, noch von irgend Jemand, der mit irgend etwas zuſammenhängt, zu ſprechen, unter Aufſicht von zwei bis drei Cenſoren, Alles frei drucken laſſen dürfe, was man nur wolle. Dieſe holde Freiheit macht mir Luſt eine periodiſche Schrift herauszugeben, und um kein beſtehendes Inſtitut dadurch zu beeinträchtigen, betitle ich ſie: „das unnütze Journal.“ Puh! wie erhoben ſich da ſogleich gegen mich tauſend arme Teufel; man unterdrückte mich bald und ich ſahe mich von Neuem ohne Erwerb! — Da wollte mich ſchon die Verzweiflung faſſen, aber man erinnert ſich meiner noch zu rechter Zeit und will mir eine Stelle geben, allein zum Unglück war ich ihr gewachſen; man brauchte nehmlich einen guten Rechner — und deshalb erhielt die Stelle ein Tänzer. Mir blieb jetzt nichts übrig als zu ſtehlen; und ich ward Banquier am Faro. Nun war ich ein geſuchter Mann; Leute comme il faut öffneten mir ihre Häuſer auf die höflichſte Weiſe von der Welt, und behielten dafür drei Viertel des Profits für ſich. Ich hätte mich nun leicht hinaufbringen können, und fing auch wirklich an zu begreifen, daß, wenn man Vermögen ſammeln will, das savoir faire nützlicher ſey als alle Kenntniſſe. Allein da ein Jeder um mich her plünderte, und von mir allein gefordert wurde, daß ich ehrlich bliebe, ſo mußte ich abermals zu Grunde gehen. Nun wollte ich ernſtlich die Welt verlaſſen, und zwanzig Klafter Waſſer ſollten mich von ihr trennen; als ein wohlthätiger Geiſt mir einflößt, meinen allererſten Stand wieder zu ergreifen; ich nehme meinen Sack und meinen Streichriemen; überlaſſe den Weihrauch den Narren, die ſich davon nähren, und die Schande laſſe ich am Wege, da ſie einem Fußreiſenden ohnehin zu ſchwer zu tragen iſt; und ſo marſchirte ich dann raſirend von Stadt zu Stadt und lebte endlich ohne Sorgen. —

Da reist ein vornehmer Herr durch Sevilla, er erkennt mich, ich ſchaffe ihm eine Frau, und aus Dankbarkeit will er mir nunmehr bei der Meinigen zuvorkommen! — Ränke, Stürme folgen. Nahe daran in einen Abgrund zu ſtürzen, in dem Augenblick, wo ich meine Mutter heirathen ſoll, kommen mir Eltern und Verwandte nach der Reihe herangezogen. (Er ſteht erhitzt auf.)

Man ſtreitet hin und her; Du biſt's; er iſt's; ich bin's; Sie ſind's; nein, das ſind wir nicht; aber was ſoll dies Alles? —

(Er fällt auf ſeinen Sitz zurück.)

Welche verwickelte Folge von Begebenheiten! — Warum iſt mir das Alles begegnet? Warum gerade dieſe Dinge und keine Andere? Wer hat ſie über meinem Haupte geſammelt? — Da ich nun gezwungen bin, den Weg zurückzulegen, den ich betrat, ohne zu wiſſen, wie ich ihn verlaſſen werde, ohne es zu wollen, ſo beſtreute ich ihn mit ſo vielen Blumen, als meine Heiterkeit mir nur erlaubte. Ich ſpreche hier von meiner Heiterkeit, ohne zu wiſſen, ob ſie mir mehr angehört, als alles Uebrige. Weiß ich doch eben ſo wenig, wer das Ich ſey, womit ich mich beſchäftige! Dieſes unförmliche Etwas aus unbekannten Theilen; dies kleinliche beſchränkte Weſen; ſo ein unbedeutend leichtfertiges Thier; ein junger Menſch, der dem Vergnügen nachrennt; mit allen Sinnen, um zu genießen; alle Gewerbe treibend, um zu leben! hier Herr, dort Knecht, wie es dem Glücke gefällt; ehrgeizig aus Eitelkeit; arbeitſam aus Noth; und nur faul.... aus Wonne! Redner je nach der Gefahr; Dichter zur Erholung; Muſiker nach Gelegenheit; verliebt aus tollen Anwandlungen. So habe ich Alles geſehen, Alles gethan, Alles erſchöpft. Endlich verlor ſich die Illuſion, und zu ſehr enttäuſcht.... ja — enttäuſcht!.... O, Suſette! Suſette! Suſette! welche Qualen bereiteſt Du mir!.... Ich höre kommen.... man naht.... Dies iſt der Augenblick der Kriſe.

(Er zieht ſich nach der erſten Couliſſe rechts.)

Vierte Scene.

Figaro. Die Gräfin (als Suſanne). **Suſanne** (als Gräfin). **Marceline.**

Suſanne
(leiſe zur Gräfin).

Marceline ſagte mir, daß Figaro hier ſeyn wird.

Marceline.

Er iſt ſchon hier; ſprich leiſe.

Suſanne.

Alſo behorcht uns der Eine, während der Andere mich aufſucht. Das Spiel mag dann beginnen!

Marceline.

Um nichts davon zu verlieren, will ich mich in jenen Pavillon verbergen.

(Sie geht in den Pavillon, wo ſich Fanchette befindet.)

Fünfte Scene.

Figaro. Gräfin. Suſanne.

(Dieſe Scene wird laut geſprochen.)

Suſanne.

Sie zittern, gnädige Frau — etwa vor Kälte?

Gräfin.

Der Abend iſt kühl, ich will mich zurückziehen.

Suſanne.

Wenn Sie mich nicht nöthig haben, gnädige Frau, ſo wünſchte ich unter dieſen Bäumen ein wenig Kühlung zu genießen.

Gräfin.

Du willſt den Zeiſig fangen.

Suſanne.

Ich bin vollkommen in der Stimmung dazu. —

Figaro (für ſich).

So, ſo, den Zeiſig!

(Suſanne zieht ſich nach der andern Seite des Theaters, Figaro gegenüber.)

Sechste Scene.

Figaro. Cherubin. Graf. Gräfin. Suſanne.

Cherubin

(als Officier, kommt, indem er den Anfang der Romanze ſingt).

Gräfin

(bei Seite).

Es iſt der Page!

Cherubin

(ſtehen bleibend).

Man geht hier ſpazieren.... Schnell in meinen Schlupfwinkel zu Fanchette!.... Eine Frau!

Gräfin (aufhorchend).

Himmel!

Cherubin

(bückt ſich und ſieht in die Ferne).

Täuſche ich mich? An den Federn, die ich in der Dämmerung bemerke, glaube ich Suſette zu erkennen.

Gräfin (für ſich).

Wenn der Graf nun erſchiene!

(Graf im Hintergrunde.)

Cherubin

(nähert ſich und ergreift die Hand der Gräfin, die ſie zurückzieht).

Ja, dies iſt das herrliche Mädchen, das man Suſanne nennt: wie ſollte ich dieſe weiche Hand wohl verkennen? dieſes leiſe Beben, das ſie durchzuckt? und beſonders.... dieſes Pochen meines eigenen Herzens!

(Er will die äußere Fläche der Hand der Gräfin zu ſeinem Herzen führen, allein ſie duldet es nicht.)

Gräfin (leiſe).

Verlaſſen Sie mich!

Cherubin.

Sollte Dich wohl das Mitleid gerade in dieſen Theil des Parkes geführt haben, wo ich ſeit Kurzem verborgen bin?

Gräfin.

Figaro wird hieher kommen.

Graf

(näher tretend, für ſich).

Iſt dies nicht Suſanne?

Cherubin (zur Gräfin).

Oh, Figaro fürchte ich nicht, denn nicht ihn erwarteſt Du hier.

Gräfin.

Und wen denn?

Graf (für ſich).

Es iſt Jemand bei ihr.

Cherubin.

Den Grafen, Liſtige, der Dich hieher zum Rendezvous beſtellte, dieſen Morgen, als ich hinter dem Lehnſtuhle verſteckt war.

Graf
(mit unterdrückter Wuth).

Wieder der hölliſche Page!

Figaro (bei Seite).

Da ſage man noch, daß es nicht recht ſey zu horchen!

Suſanne (für ſich).

Kleiner Schwätzer!

Gräfin (zum Pagen).

Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie —

Cherubin.

Nicht eher bis ich den Preis meines Gehorſams erhalten haben werde —

Gräfin (erſchreckt).

Sie wollten?....

Cherubin (feurig).

Zuerſt zwanzig Küſſe für Deine Rechnung, und dann hundert für Deine ſchöne Gebieterin!

Gräfin.

Sie wollten es wagen?....

Cherubin.

Ja, ich wag' es! Du verſiehſt ihre Stelle bei dem Grafen, ich die Seinige bei Dir; der Angeführte bleibt Figaro!

Figaro (bei Seite).

Der Galgenſtrick!

Suſanne (bei Seite).

Kühn wie ein Page!

Cherubin
(will die Gräfin umarmen).

Graf
(ſchlüpft zwiſchen Beide und empfängt den Kuß).

Gräfin
(ſich entfernend).

Ach!

Figaro (bei Seite).

Ich freite ein ſauberes Schätzchen!
(Horcht aufmerkſam).

Cherubin

(betaſtet die Kleider des Grafen, für ſich).

Das iſt der Graf!

(Er entflieht in den Pavillon, zu Marceline und Fanchette.)

Siebente Scene.

Figaro. Graf. Gräfin. Suſanne.

Figaro

(ſich nähernd).

Ich will....

Graf

(glaubt mit dem Pagen zu ſprechen).

Da Sie mir den zweiten Kuß ſchuldig bleiben,....

(er glaubte ihm eine Ohrfeige zu geben, die)

Figaro (empfängt).

Ah!

Graf.

So nehmen Sie hier den Lohn für den erſten....

Figaro

(bei Seite, ſich die Backe reibend).

Man gewinnt nicht immer beim Horchen....

Suſanne

(laut auflachend, auf ihrer Seite).

Hahaha!

Graf

(zur Gräfin, die er für Suſanne hält).

Wer kann ſich das Betragen des Pagen erklären? er lacht noch, wenn er Ohrfeigen erhält.

Figaro (für ſich).

Dieſe kann ihm nicht weh gethan haben.

Graf.

Keinen Schritt kann ich machen, ohne.... (zur Gräfin) Doch laſſen wir das jetzt.... er ſoll nicht das Vergnügen ſtören, das ich empfinde Dich hier zu treffen....

Gräfin

(im Tone Suſannens).

Glaubten Sie es wohl?

Graf.

Nach Deinem ſo klugen Billet? (er ergreift ihre Hand). Du zitterſt!

Gräfin.

Ich fürchtete mich!

Graf.

Ich habe ihn nicht fortgejagt, um Dich der Küſſe zu berauben.... (Er küßt ſie auf die Stirne.)

Gräfin.

Das ſind Freiheiten!

Figaro (bei Seite).

Warte! Warte!

Suſanne (bei Seite).

Allerliebſt!

Graf

(nimmt ſeine Frau bei der Hand).

Wie fein und zart iſt dieſe Hand; o wäre die der Gräfin ſo!

Gräfin (für ſich).

O, Vorurtheil!

Graf.

Und hat ſie wohl dieſen feſten, runden Arm? Dieſe kleinen Finger, ſo anmuthig und niedlich?

Gräfin

(mit Suſannens Stimme).

Alſo Ihre Liebe....

Graf.

Liebe iſt nur der Roman des Herzens: das Vergnügen iſt ſeine Geſchichte; es führt mich hieher zu Deinen Füßen.

Gräfin.

Sie lieben die Gräfin nicht mehr?

Graf.

Ich liebe ſie noch ſehr; aber drei Jahre des Zuſammenſeyns machen eine Ehe ſo.... ſo ehrwürdig....

Gräfin.

Und wie wünſchten Sie denn die Gräfin?

Graf (ſie liebkoſend).

Wie Du biſt, meine Schönheit!...

Gräfin.

Erklären Sie mir das...

Graf.

Ich weiß es nicht recht; weniger Einförmigkeit; vielleicht ihre Art ein wenig pikanter; ein Etwas, das Reiz verleiht; manchmal ein Verweigern — kurz, was weiß ich? Unſere Frauen glauben Alles zu thun, wenn ſie uns lieben: und das iſt einmal Alles: ſie lieben uns, ſie lieben uns! — Wenn ſie uns nehmlich lieben! Und dann ſind ſie ſo gefällig, ſo beſtändig verbindlich, und immer ſo und nicht Anders.... daß man endlich nicht überraſcht ſeyn darf, dort Ueberſättigung zu finden, wo man Glück ſuchte.

Gräfin (bei Seite).

Ha! welche Lehre!

Graf.

Wahrlich, Suſette, ich habe ſchon oft darüber nachgedacht: wenn wir jenen Genuß bei Andern ſuchen, der uns bei unſeren Frauen flieht, ſo liegt es daran, daß ſie die Kunſt nicht ſtudiren, unſern Geſchmack für ſich zu erhalten; ſich in der Liebe zu erneuern; den Reiz des Beſitzes, ſo zu ſagen, ſtets durch Abwechslung aufzufriſchen.

Gräfin (pikirt).

Alſo ſind die Frauen nur an Allem ſchuld...

Graf (lachend).

Gewiß! Können wir die Natur umgeſtalten? Unſere Sorge iſt es die Frauen zu bekommen, und die ihrige...

Gräfin.

Nun? und die ihrige?

Graf.

Iſt es, uns ſich beſtändig zu erhalten. Das vergißt man zu häufig.

Gräfin.

Ich nicht.

Graf.

Auch ich nicht.

Figaro (bei Seite)

Noch ich.

Suſanne (bei Seite).

Noch ich.

Graf

(ergreift wieder die Hand ſeiner Frau).

Es iſt ein Echo hier; wir wollen leiſer ſprechen. Du haſt nicht nöthig an ſo etwas zu denken; die Liebe hat Dich zu ſchön ausgeſtattet! Mit einem Gran heiterer Laune wirſt Du die feſſelndſte Geliebte werden. (Er küßt ſie auf die Stirne.) Suſanne, ein Caſtilier hat nur ſein Wort. Dies iſt Alles, was ich biete, um ein Recht zurückzukaufen, das ich in dem köſtlichen Augenblicke, den Du mir bewilligſt, nicht mehr beſitze. Allein da Deine Huld unbezahlbar iſt, ſo will ich noch dieſen Brillant hinzufügen, den Du aus Liebe zu mir tragen ſollſt.

Gräfin

(mit einer Verbeugung).

Suſanne nimmt Alles an.

Figaro (bei Seite).

Es gibt keine Aergere als dieſe!

Suſanne (bei Seite).

Da bekommen wir ſchöne Sachen!

Graf (bei Seite).

Sie zeigt ſich intereſſirt; deſto beſſer!

Gräfin (ſieht zurück).

Es nahen Fackeln!

Graf.

Die Zurüſtungen zur Hochzeit. Wir wollen in einen dieſer Pavillons treten, bis ſie vorüber ſind.

Gräfin.

Im Dunkeln?

Graf

(ſie ſanft fortziehend).

Warum nicht? Wir haben ja nichts zu leſen.

Figaro (bei Seite).

Sie geht, meiner Treu! das glaubte ich doch nicht!

(Er tritt vor.)

Graf

(mit verſtärkter Stimme).

Wer iſt hier?

Figaro (zornig).

Wer fragt darnach?

Graf

(leiſe zur Gräfin).

Es iſt Figaro! (ſchnell ab).

Gräfin.

Ich folge Ihnen.

(Sie geht in den Pavillon rechts, der Graf verliert ſich in den Hintergrund.)

Achte Scene.

Figaro. Suſanne.

(Es bleibt finſter.)

Figaro.

(Späht den Abgegangenen nach.)

Ich höre nichts mehr; ſie ſind in dem Pavillon; und da ſteh' ich nun! (mit bewegter Stimme). O ihr plumpen Ehemänner, die Ihr Spione beſoldet und Euch monatelang mit einem Verdachte herumſchleppt, ohne ihn zu ergründen, warum macht ihr's nicht wie ich? Schon am erſten Tage folge ich meiner Frau und mit einem geſchickten Kunſtgriff bin ich am Ziele; das iſt trefflich; kein Zweifel mehr; ich weiß jetzt wie wir ſtehen!

(Geht lebhaft auf und ab.)

Zum Glücke kümmert es mich nicht ſehr; ihr Verrath berührt mich kaum; nun hab' ich ſie endlich!

Suſanne

(die in der Dunkelheit leiſe herbeiſchlich, für ſich).

Du ſollſt für dieſes ſchöne Mißtrauen büßen! (Die Gräfin nachahmend.) Wer iſt da?

Figaro (überſpannt).

Wer da iſt? Einer, welcher wollte, daß die Peſt den in der Geburt erſtickt hätte....

Suſanne

(ſtets als Gräfin).

Ei, das iſt ja Figaro!

Figaro

(blickt ſchärfer hin).

Das iſt die Gräfin!

Suſanne.

Sprechen ſie leiſer.

Figaro (ſchnell).

Ah, gnädige Frau, Sie ſendet der Himmel! Wo glauben Sie wohl jetzt den Grafen?

Suſanne.

Was kümmert mich ein Ungetreuer....

Figaro (noch ſchneller).

Und Suſanne, meine Frau, wo glauben Sie, daß ſie eben ſey?

Suſanne.

Nur leiſer!

Figaro (ſehr ſchnell).

Jene Suſanne, die man für ſo tugendhaft hielt; die ſo gut die Zurückhaltende ſpielte; beide ſind dort! Ich will Lärm machen....

Suſanne.

(Hält ihm den Mund zu, vergißt ſich und ruft mit ihrer natürlichen Stimme.)

Um Gott! keinen Lärm!

Figaro (bei Seite).

Ei, das iſt Suschen! God dam!

Suſanne

(wieder als Gräfin).

Sie ſcheinen unruhig.

Figaro (bei Seite).

Ha, Verrätherin! die mich fangen will!

Suſanne.

Wir müſſen uns rächen, Figaro!

Figaro.

Fühlen Sie das recht lebhaft?

Suſanne.

Ich müßte kein Weib ſeyn! Doch die Männer beſitzen dazu alle Mittel.

Figaro (zutraulich).

Gnädige Frau, wir ſind hier allein.... Das Mittel der Frauen.... wiegt ſie Alle auf.

Suſanne (bei Seite).

Der ſoll Ohrfeigen haben!

Figaro (bei Seite).

Es wäre doch recht luſtig, vor der Hochzeit....

Suſanne.

Was wäre das aber für eine Rache, die nicht ein wenig Liebe würzte?

Figaro.

Glauben Sie nur, wenn Sie nichts davon bemerken, daß der Reſpekt allein....

Suſanne (pikirt).

Ich weiß nicht, ob Sie das im Ernſte meinen, Figaro, denn Sie ſagen es nicht auf die rechte Weiſe.

Figaro

(mit komiſchem Eifer, zu ihren Füßen).

Ach, gnädige Frau, ich bete Sie an! Betrachten Sie Zeit, Ort und Umſtände, und dann möge Ihr feines Gefühl meiner Bitte das hinzufügen, was ihr an Zärtlichkeit abgeht.

Suſanne (bei Seite).

Die Hand juckt mir.

Figaro (bei Seite).

Mir pocht das Herz...

Suſanne.

Haben Sie aber auch bedacht?

Figaro.

Ja, gnädige Frau, ja, ich habe bedacht...

Suſanne.

Daß aus Zorn und Liebe...

Figaro.

Jeder Aufſchub tödtet. Ihre Hand, gnädige Frau?

Suſanne

(gibt ihm eine Ohrfeige, mit natürlicher Stimme).

Hier!

Figaro.

Ah, demonio! das war eine tüchtige!

Suſanne

(gibt ihm noch eine).

Eine tüchtige? Und dieſe?

Figaro.

Ei, Ques a quo! beim Teufel! Aber — ſpielen wir hier denn Tappen?

Suſanne

(ſchlägt ihn immerfort).

So? Ques a quo? Hier für Dein Mißtrauen! Hier für Deine Rache und Deine Falſchheit! Für Deine Liſt; Deine Beleidungen und Deine Anſchläge! Iſt das nun Liebe? He? Sage doch einmal!

Figaro

(lacht und ſteht auf).

Santa Barbara! Ja, das iſt Liebe! O Glück! o Wonne! o hundertmal glücklicher Figaro! Schlage nur zu, Geliebte, ohne Dich zu geniren; wenn Du aber endlich müde geworden biſt, ſo blicke mit Huld, mein Suschen, auf den glücklichſten Mann, der jemals von einer Frau geſchlagen wurde.

Suſanne.

Den glücklichſten? Guter Spitzbube, und doch verſuchteſt Du die Gräfin mit einem ſo trügeriſchen Geſchwätz, daß ich wahrhaftig mich bald ſelbſt vergaß und für ſie eingewilligt hätte.

Figaro.

Wie ſollte ich denn Deine liebe Stimme nicht gleich erkannt haben?

Suſanne (lacht).

Du hätteſt mich erkannt? Warte ich will mich dafür rächen!

Figaro.

Erſt derb zuſchlagen und dann noch rächen, das wäre zu weiblich! Aber nun ſage mir endlich, durch welches Glück Du hier biſt, während ich Dich mit ihm vermuthete; und wie Du in dieſem Kleide, das mich irre führte, doch ſo unſchuldig jetzt vor meinen Augen erſcheinſt?...

Suſanne.

Du biſt unſchuldig in die Falle gerathen, die für einen Andern aufgeſtellt würde; aber auch wir können nicht dafür, daß wir ſtatt eines Fuchſes zwei fingen.

Figaro.

Und wer fing den Andern?

Suſanne.

Seine Frau.

Figaro.

Seine Frau?

Suſanne.

Seine Frau.

Figaro (ausgelaſſen).

Hänge dich auf, Figaro, daß Du das nicht errietheſt! — Seine Frau! O ihr zwölf und fünfzehntauſend Mal geſcheitern Weiber? — Alſo jene Küſſe, die ich hörte —

Suſanne.

Erhielt die Gräfin.

Figaro.

Und den Kuß des Pagen?

Suſanne.

Erhielt der Graf. (lacht.)

Figaro.

Und damals — hinter dem Lehnſtuhl?

Suſanne.

Niemand.

Figaro.

Gewiß?

Suſanne (lacht).

Es regnet Ohrfeigen, Figaro!

Figaro
(küßt ihre Hand).

Deine Ohrfeigen ſind koſtbare Juwelen! Die vom Grafen war aber außer dem Spaß! —

Suſanne.

Nun, Stolzer! demüthige Dich!

Figaro
(thut Alles, was er ſagt).

Nicht mehr als gerecht! Auf den Knien, tiefgebückt, hingeworfen, nieder zur Erde.

Suſanne (lachend).

Ach, der arme Menſch, welche Mühe er ſich gibt....

Figaro
(erhebt ſich wieder auf den Knien).

Um ſeine eigene Frau zu erobern! —

Neunte Scene.

Der Graf (kommt aus dem Hintergrunde und geht auf den Pavillon rechts zu).
Figaro. Suſanne.

Graf (für ſich).

Ich ſuche ſie vergebens, vielleicht iſt ſie hier.

Suſanne
(leiſe zu Figaro).

Er iſt's.

Graf
(öffnet den Pavillon)

Suschen, biſt Du da?

Figaro (leiſe).

Er ſucht ſie.... und ich glaube...

Suſanne (leiſe).

Er hat ſie nicht erkannt.

Figaro.

Machen wir ein Ende! willſt Du? (er küßt ihr die Hand.)

Graf
(erblickt ihn).

Ein Mann liegt der Gräfin zu Füßen! Und ich ohne Waffen! (er nähert ſich.)

Figaro
(er ſteht auf, mit verſtellter Stimme.)

Vergebung, Madame, wenn ich nicht bedacht habe, daß dies gewöhnliche Rendezvous mir für das Feſt gegeben wurde —

Graf (für ſich).

Das iſt der Menſch aus dem Kabinet von dieſem Morgen. (er ſchlägt ſich vor die Stirne.)

Figaro (wie oben).

Allein ein ſo unbedeutendes Hinderniß ſoll unſer Vergnügen nicht aufſchieben.

Graf (bei Seite).

Mord, Tod und Hölle!

Figaro
(führt ſie zum Pavillon; leiſe).

Er flucht! (laut.) Schnell, Madame, damit wir das Verlorene einbringen; als ich aus dem Fenſter ſpringen mußte.

Graf (für ſich).

So komme ich nun dahinter!

Suſanne

(am Pavillon, zu ſeiner Linken).

Ehe wir heimgehen, wollen wir ſehen, ob uns Niemand folgt. (Er küßt ſie auf die Stirne.)

Graf (aufſchreiend).

Ha, Rache!

(Suſanne entflieht in den Pavillon zu Fanchette, Marceline und der Gräfin).

Zehnte Scene.

Graf. Figaro.

Graf

(packt Figaro beim Arm).

Figaro

(ſtellt ſich überaus erſchreckt).

Es iſt mein Gebieter!

Graf

(erkennt ihn).

Alſo Du Böſewicht! He! Leute! Herbei Leute!

Eilfte Scene.

Perdillo. Graf. Figaro.

Pedrillo

(vom Ritte geſtiefelt).

Endlich finde ich Sie, gnädiger Herr!

Graf.

Gut, Pedrillo! Biſt Du allein?

Pedrillo.

So eben von Sevilla und vom Pferde geſprungen —

Graf.

Komm' näher zu mir her und ſchreie recht laut!

Pedrillo

(ſchreit wie beſeſſen).

Kein Page zu ſehen, noch zu hören. Hier iſt das Paket.

Graf
(ſtößt ihn fort).

Dummer Eſel!

Pedrillo.

Der Herr Graf hatten ja befohlen —

Graf
(hält Figaro noch immer).

Zu ſchreien, damit Jemand herbeikomme. Herbei Leute! Alle herbei!

Pedrillo.

Figaro und ich ſind ja bei Ihnen; was kann Ihnen denn da wiederfahren?

Zwölfte Scene.

Vorige. Gänſekopf. Bartholo. Baſilio. Antonio. Baumſchabel und alle Hochzeitleute eilen mit Fackeln herein.

Bartholo (zu Figaro).

Du ſiehſt, daß wir auf das erſte Zeichen....

Graf
(auf den Pavillon rechts deutend).

Pedrillo, beſetze dieſe Thüre!

(Pedrillo thut es).

Baſilio
(leiſe zu Figaro).

Haſt Du ihn bei Suſanne ertappt?

Graf
(zeigt auf Figaro).

Und Ihr Alle, meine Vaſallen, umgebt dieſen Menſchen und haftet mir für ihn mit dem Leben!

Baſilio.

Ha! ha!

Graf (zornig).

Schweigt! (zu Figaro mit ſchneidendem Ton.) Nun, Kavalier, werdet Ihr auf meine Fragen Antwort geben?

Figaro (kalt).

Und wer könnte mich wohl deſſen überheben, gnädiger Herr? Sie beherrſchen Alle hier, ausgenommen ſich ſelbſt.

Graf (zurückhaltend.)

Ausgenommen mich ſelbſt?

Antonio.

Das heißt ſprechen!

Graf

(wieder zorniger).

Wenn etwas meine Wuth zu vermehren im Stande wäre, ſo iſt es ſeine ſcheinbare Ruhe.

Figaro.

Sind wir Soldaten, welche tödten und ſich tödten laſſen, für Intereſſen, die ſie nicht einmal kennen? Ich muß wiſſen, warum ich mich erhitzen ſoll.

Graf (außer ſich).

Ha, Teufel! (ſich wieder mäßigend.) Ehrlicher Mann, der Du nichts zu wiſſen ſcheinſt.... Willſt Du wenigſtens die Güte haben, uns zu ſagen, wer die Dame iſt, die Du ſo eben in dieſen Pavillon geführt haſt?

Figaro

(mit Bosheit; zeigt auf den andern).

In dieſen?

Graf (ſchnell).

In jenen.

Figaro (kalt).

Das iſt etwas Anderes. Es war eine junge Dame, die mich durch gütige Behandlung auszeichnet.

Baſilio (ſtaunend).

Ha, ha!

Graf (ſchnell).

Ihr hört es Alle!

Bartholo (überraſcht).

Wir hören!

Graf (zu Figaro).

Und hat jene junge Dame noch ein anderes Verhältniß, ſo viel als du weißt?

Figaro (kalt).

Ich weiß, daß ſich ein vornehmer Herr einige Zeit für ſie intereſſirte; aber — ſey es, daß er ſie vernachläßigte — oder daß ich ihr als der Liebenswürdigere beſſer gefalle — ſie gibt mir nunmehr den Vorzug.

Graf (heftig).

Den Vorzug!... (ſich mäßigend.) Er iſt naiv! denn was er hier geſteht, Ihr Herren, das habe ich, bei meinem Eid, aus dem Munde ſeiner Mitſchuldigen ſelbſt gehört.

Gänſekopf (wie verſteinert).

Sie – eine Mitſchuldige!

Graf

(in Wuth ausbrechend).

Genug! wenn die Schande öffentlich iſt, ſo ſoll die Rache es auch ſeyn!

(Er geht in den Pavillon).

Dreizehnte Scene.

Vorige ohne den Grafen.

Antonio.

Das iſt recht!

Gänſekopf

(zu Figaro).

Wer ha — at denn dem A — andern die Frau weggeno — ommen?

Figaro (lachend).

Keiner hat das Vergnügen gehabt.

Vierzehnte Scene.

Vorige. Graf. Cherubin.

Graf

(ſpricht im Pavillon und zieht Jemand heraus, den man noch nicht ſieht.)

Alle Ihre Anſtrengungen ſind umſonſt! Sie ſind verloren, Ihr Maß iſt voll! (tritt heraus, ohne ſich umzuſehen.) Welch ein Glück, daß kein Pfand dieſer verhaßten Verbindung....

Figaro (ruft).

Cherubin!

Graf.

Mein Page?

Baſilio.

Ha! ha!

Graf (bei Seite).

Immer noch der verteufelte Page! (laut.) Was machteſt Du in dieſem Salon?

Cherubin (ſchüchtern)

Ich verbarg mich dort, wie Sie es befohlen haben.

Pedrillo.

Das war der Mühe werth, ein Pferd zu Tode zu jagen.

Graf.

Gehe hinein, Antonio, und bringe die Schändliche, die mich entehrt hat, vor ihren Richter.

Gänſekopf.

So—oll das die gnädige Frau ſey—eyn?

Antonio.

Da ſieht man die Vergeltung! Sie haben ſo oft...

Graf (wüthend).

Fort, Antonio!

(Antonio ab in den Pavillon.)

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen außer Antonio.

Graf.

Ihr werdet jetzt ſehen, Ihr Herren, daß der Page nicht allein war.

Cherubin (ſchüchtern).

Mein Schickſal wäre zu hart geweſen, wenn eine gefühlvolle Seele nicht ſeine Bitterkeit verſüßt hätte.

Sechszehnte Scene.

Vorige. Antonio. Fanchette.

Antonio

(zieht ſie heraus und ſpricht ehe man ſie ſieht).

Vorwärts, gnädige Frau! was hilft das Sträuben? man weiß doch, daß Sie hier ſind.

Figaro (ſchreit).

Das kleine Mühmchen!

Baſilio.

Ha! ha!

Graf.

Fanchette!

Antonio
(ſich umſehend).

Potz! Alle Wetter! Das iſt luſtig, gnädiger Herr! mich zu wählen, um der verehrten Geſellſchaft zu zeigen, daß meine eigene Tochter dieſe ganze Wirthſchaft angerichtet hat!

Graf.

Wußte ich denn, daß auch Fanchette darin war?
(er will in den Pavillon.)

Bartholo (ihm entgegen).

Erlauben Sie, Herr Graf, ich habe kälteres Blut...
(er geht hinein.)

Gänſekopf.

Das iſt ei—eine ſehr verwi—ickelte Geſchichte!

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Marceline.

Bartholo
(noch von Innen).

Fürchten Sie nichts, gnädige Frau, es ſoll Ihnen kein Leides geſchehen, ich ſtehe dafür. (er kommt heraus, ſieht ſich um und ruft.) Marceline!

Baſilio.

Ha! Ha!

Figaro (lachend).

O prächtig, auch meine Mutter war dabei!

Antonio.

Je toller, je beſſer!

Graf.

Was geht das mich an! Die Gräfin.....

Achtzehnte Scene.

Vorige. Suſanne. (verbirgt das Geſicht hinter ihrem Fächer.)

Graf.

Da iſt ſie endlich! (er ergreift ſie heftig beim Arm.) Ihr Herren, was verdient eine Schändliche....

Suſanne

(fällt auf die Knie, mit geſenktem Haupte).

Graf.

Nichts!

Figaro

(wirft ſich auf der andern Seite nieder).

Graf (ſtärker).

Keine Vergebung!

Marceline

(wirft ſich vor ihm nieder).

Graf

(noch erzürnter).

Ich will von nichts wiſſen!

(Alle knien nieder, bis auf Gänſekopf).

Graf (außer ſich).

Nichts! und wenn es hundert wären! Nichts!

Letzte Scene.

Die Vorigen. Die Gräfin kommt aus dem andern Pavillon.

Gräfin (kniet).

So will ich wenigſtens auch dabei ſeyn!

Graf

(die Gräfin und Suſanne betrachtend).

Was ſeh' ich?

Gänſekopf (lacht).

Aha — das iſt die gnä—ädige Frau!

Graf

(iſt bemüht die Gräfin aufzuheben).

Wie? Sie waren es? (im flehenden Tone). Nur eine großmüthige Verzeihung....

Gräfin (lächelnd).

Sie — an meiner Stelle — würden Ihr ſtrenges Nichts! Nichts! wiederholen! ich aber will zum dritten Male heute, unbeſchränkte Verzeihung bewilligen. (ſie ſteht auf.)

Suſanne
(ebenfalls aufſtehend).

Auch ich.

Marceline (ebenfalls).

Auch ich.

Figaro (ebenfalls).

Auch ich. (Mit Beziehung.) Es iſt ein Echo hier! —

(Alles ſteht auf.)

Graf.

Ein Echo! — Ich wollte ſie überliſten und ſie behandelten mich wie ein Kind.

Gräfin (lächelnd).

Bedauern Sie es nicht, Herr Graf.

Figaro
(ſchlägt mit dem Hut den Staub von ſeinen Knien).

Solch ein Tag wie der heutige kann wohl einen zukünftigen Geſandten bilden.

Graf (zu Suſanne).

Und das Billet mit der Nadel?

Suſanne.

Hatte die Frau Gräfin diktirt.

Graf.

So bin ich ihr die Antwort ſchuldig.

(Er küßt der Gräfin die Hand).

Gräfin.

Ein Jeder erhalte jetzt, was ihm gebührt.

(Sie gibt Figaro die Börſe und Suſanne den Brillant.)

Suſanne (zu Figaro).

Vergrößerung der Ausſteuer!

Figaro
(ſpielt mit der Börſe).

Dieſe war ſchwer herauszubekommen.

Suſanne.

Wie unſere Hochzeit.

Baumſchabel.

Aber das Strumpfband von der Jungfer Braut, das müſſen mer krig'n!

Gräfin

(zieht das Band aus ihrem Buſen und wirft es auf die Erde).

Das Strumpfband? das lag bei ihren Kleidern, hier iſt es!

(die jungen Bauern wollen darüber herfallen).

Cherubin

(lauft ſchnell hinzu und nimmt es).

Der es will, muß es mir entreißen!

Graf

(lachend zum Pagen).

Wie haſt Du denn, als ein im Ehrenpunkte ſo kitzlicher junger Mann, die vorhin empfangene Ohrfeige gefunden?

Cherubin

(einen Schritt zurück und halb den Degen aus der Scheide).

Mir — eine Ohrfeige, mein Oberſt?

Figaro

(mit komiſchem Zorn).

Die habe ich erhalten! So gerecht ſtrafen die Mächtigen.

Graf (lachend).

Er bekam ſie? Hahaha! Und was ſagen Sie dazu, geliebte Gräfin?

Gräfin

(aus ihrem Nachdenken erwachend, mit Gefühl).

Ach ja, lieber Graf, und für's Leben — ohne Zerſtreuung — das ſchwöre ich!

Graf

(Gänſekopf auf die Schulter ſchlagend).

Und Ihr, Don Gänſekopf, was iſt Eure Meinung?

Gänſekopf.

Ueber da — as, wa — as ich hier ſehe? Mei — ein Seel! ich wei — eiß nicht, wa — as ich ſa — agen ſo — oll, da — as iſt meine Mei — einung und ſo denk' ich ſtets.

Alle.

Sehr vernünftig geſprochen!

Figaro.

Als ich arm war, da verachtete man mich; darauf zeigte ſich ein wenig Geiſt, da kam der Neid heran; nun habe ich eine junge Frau und einiges Vermögen —

Bartholo (lachend).

Und alle Menſchen werden Dir wieder zulaufen.

Figaro.

Wär's möglich?

Bartholo.

Ich kenne die Menſchen.

Figaro

(mit einer Verbeugung gegen die Zuſchauer).

Meine Frau und mein Vermögen bei Seite; werden mir alle Menſchen große Ehre und viel Vergnügen machen!

(Das Ritornell des nachfolgenden Vaudevilles beginnt).

Schluß-Vaudeville.

Baſilio.

Nebſt dreifacher Morgengabe,
Noch ein ſchönes liebes Weib! —
Trag' die Eiferſucht zu Grabe,
's iſt ein garſt'ger Zeitvertreib. —
Dieſen Spruch im Sinn ſtets habe,
Dem Klugen fehlt es wahrlich nie.

Figaro (mißfallend).

Ich weiß den Spruch: (ſingt.)
Gaudeant bene nati.

Baſilio.

Nicht doch! (ſingt.)
Gaudeat bene nanti.

Suſanne.

Wenn ein Mann Verrath begehet,
Sagt er's laut, und Jeder lacht;
Wenn die Frau ſich's unterſtehet,
Und er klagt, wird ihr's verdacht.
Wißt Ihr, um was es ſich drehet,
Weßhalb uns das Recht gebricht?
Männer ſitzen zu Gericht.

Figaro.

Hans, von Eiferſucht getrieben,
Der nicht ruhig ſchlafen kann,
Hat ſich einen Hund verſchrieben,
Wohldreſſiret auf den Mann.
Alles wird vom Hof getrieben;
Der Galan Gefahr nicht lauft,
Denn er hat den Hund verkauft.

Gräfin.

Dieſe hör' ich ſtolz bekennen:
Daß ſie nicht den Gatten liebt;
Jene, untreu faſt zu nennen,
Schwört: daß ſie ihn nie betrübt;
Nur die Klüg're ſcheint bedächtig,
Blicket ſcharf und lächelt nur —
Doch ſie waget keinen Schwur.

Graf.

Solch ein ſtill beſcheid'nes Weibchen,
Das ſich in der Pflicht gefällt,
Macht kein Glück, das arme Täubchen!
Preiſt die Frau der großen Welt!
Wie mit allgewalt'gem Schilde
Decket ſie ein einz'ger Mann;
Und ſie dienet allen dann.

Marceline.

Seiner Mutter Zärtlichkeiten
Wurden einem Jeden kund;
Doch Geheimniß früh'rer Zeiten
Schließt der Liebe ſelbſt den Mund —

Figaro (fortfahrend).

Dies Geheimniß kündet offen:
Daß Metall von ſchönem Klang,
Oft der trübſten Quell entſprang. —
Die Geburt beſtimmt die Stelle;
Der iſt Fürſt, ein Hirte der;
Hier iſt's dunkel, dort iſt's helle,
Nur der Geiſt allein wiegt ſchwer;
Hundert mächt'ge Throne fielen,
Die geſtrahlet weit und breit;
Voltaire ſtrahlt für alle Zeit!

Cherubin.

Hold Geſchlecht mit Roſenſchwingen,
Dem die jungen Herzen glüh'n,
Nimmer wird es uns gelingen
Deiner Macht uns zu entzieh'n;
Wie beim Publikum — wir ringen
Stets nach ſeiner lauten Gunſt,
Schelten wir ſie gleich nur Dunſt.

Suſanne.

Weil auch manche kluge Lehre
Dieſes heit're Spiel Euch bot,
So erzeiget ihm die Ehre,
Und ſchlagt es nicht gänzlich todt;
Denkt, daß ſelbſt Natur, die weiſe,
Uns durch Scherz, wie ſich's gebührt,
Hin zum ernſten Ziele führt.

Gänſekopf.

Wa — as man Euch hier hat gegeben,
Ma — ag vor Eurer Huld beſteh'n,
Denn dies Luſtſpiel ma — alt das Leben,
Des guten Vo — olks, das zugeſeh'n;
Unterdrückt's! — wie Saft der Reben,
Gährt's und ſchäumt's. doch was auch droht —
Lieder enden jede Noth! — *)

(Ein allgemeines Ballet macht den Beſchluß.

---

*) Sollte die Aufführung dieſes Luſtſpiels hie und da verſucht werden, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß dies Vaudeville, ſowie das Ballet, nicht mehr auf die Scene gehören. Ebenſo müßte gerade dieſes Stück vor der Darſtellung einigen Aenderungen unterworfen werden, da ich mir ſolche hier weniger erlauben wollte, als bei den andern Stücken, indem das geiſtreichſte und eigenthümlichſte Werk Beaumarchais mir dieſe Rückſicht auferlegte. D. U.

Inhalt.

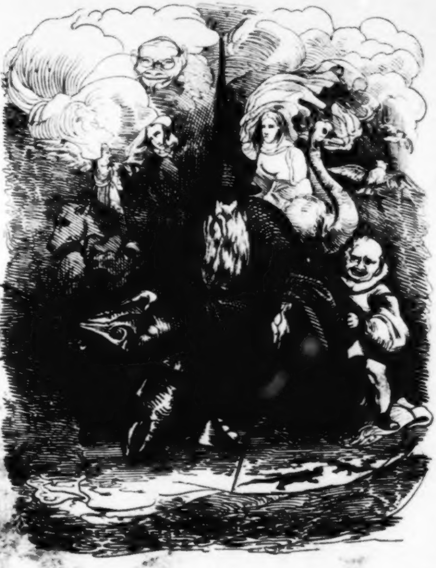
I. Beaumarchais 1

II. Schauſpiele 131

  Eugenie 135

  Der Barbier von Sevilla 217

  Der tolle Tag oder die Hochzeit des Figaro 311



Fee Roſa.

Seitenſtück
zu den
„blauen Mährchen"
für
alte und junge Kinder.

Neu erzählt
von
Auguſt Lewald.

Stuttgart,
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

Vorwort.

Wie ich, vor zwei Jahren, am Schluſſe meiner Einleitung zu den blauen Mährchen, den lieben, alten und jungen Kindern verſprochen habe, ſo kehre ich heute wieder mit einem Bündel neuer, und noch iſt der Vorrath nicht erſchöpft. Ganze Schachte ſind noch auszubeuten, und es braucht dazu nur der Wünſchelruthe eines recht kindlichen Sinnes, um die Kunde von ihrem Daſeyn zu erlangen.

Diesmal hat mir die gute Fee Roſa dabei geholfen, die ſo lieblich iſt, wie ihr Name. Wär's mir vergönnt, ſie Euch zu zeigen, Kinder, Ihr müßtet ſie liebgewinnen. Nun, lernt ſie dafür aus dieſen Mährchen kennen, und freut Euch dann auf ihre Wiederkehr, die ich wohl wieder nach Verlauf von zwei Jahren vorher verkünden darf.

Ueber das, was dieſes Bändchen enthält, werde ich nicht erſt viele Worte machen; wir Mährchenerzähler und unſer Publikum ſtehen außerhalb aller Kritik; was wir bringen, gefällt, deſſen ſind wir gewiß! Auch handelt es ſich ja hier nicht um neue, ſchnöde Erfindungen, die ſich erſt den Beifall der Leſewelt erringen wollen. Wir kommen uns mit unſerer Waare vor, wie bewährte Kaufleute, die ihre alten Handelsplätze beziehen und ihre geneigten, wohlzufriedenen Kunden zu finden gewiß ſind. Sind nicht die allberühmten und wunderbaren Geſchichten von der Prinzeſſin Fiſch, von der guten kleinen Maus, vom gläſernen Pantoffel, von Glück und Unglück, von Schönwittchen und Weißröschen in dem Buche enthalten? der andern herrlichen und unterhaltenden Sachen gar nicht einmal zu gedenken!

Und darum nehmt's denn hin und ergötzt Euch zuerſt an den bunten und mannigfaltigen Schilderungen, dann aber ſucht den eigentlichen Kern derſelben zu erforſchen, und Ihr werdet wohl ſtets eine gute Lehre, irgend eine ſinnvolle Bedeutung herausfinden, die Euch weit über dem Vergnügen des Leſens ſtehen und für lange Zeit im Gedächtniß bleiben wird.

A. L.

Die Salamandrin und die Bildſäule.

Es war an einem ſchwülen Abende zu Ende des Sommers, als ein plötzlich einbrechendes Ungewitter einen Wanderer, deſſen äußerliches Anſehen eher Dürftigkeit als Wohlſtand ankündigte, in einer ziemlich wilden und ihm gänzlich unbekannten Gegend überfiel und ihn nöthigte, ſich nach irgend einem Orte umzuſehen, wo er Schutz gegen den Sturm finden könnte. Ein dunkler Tannenwald, den die Gewitterwolken noch mehr verfinſterten, hüllte ihn auf einmal in eine ſo grauenvolle Nacht ein, daß er ohne das blendende Licht der Blitze nicht zwanzig Schritte vor ſich hätte ſehen können. Glücklicherweiſe entdeckte er bei dieſer Beleuchtung einen alten halbzerfallenen Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe aus wildem Buſchwerke hervorragte und ihm, wenn er ihn nur erreichen könnte, eine erwünſchte Zuflucht anzubieten ſchien. Bei dieſem Anblick fiel ein Strahl von Freude in die Seele des Wanderers. „Endlich, dachte er, habe ich gefunden, was ich ſchon ſo lange vergebens ſuche — denn es iſt unmöglich, daß mich Calaſiris betrügen könnte — ganz gewiß iſt dieß der Thurm, wo ich das Ziel meiner Wünſche finden ſoll.“

Indem erblickte er einen ſchmalen Fußpfad, der ſich durch das Gebüſch zu dem Thurme hinaufzuwinden ſchien. Eine gute Vorbedeutung! wirklich führte ihn dieſer Pfad einen ſo kurzen Weg, daß er in wenigen Minuten bei dem Thurm anlangte: dem einzigen Ueberreſt eines dem Anſehen nach uralten zerſtörten Schloſſes, deſſen majeſtätiſche Trümmer, mit Buſchwerk und Moos durchwachſen, in wilden und ſeltſamen Formen umherlagen.

Der Fremdling, dem der einfallende Platzregen keine Zeit ließ, dieſe verwilderten Schönheiten zu betrachten, eilte, was er konnte, das Innere des Thurms zu erreichen, deſſen Eingang offen ſtand; und er befand ſich nun in einer großen gewölbten Halle, die ſowohl durch den Eingang, wie auch von oben durch eine lange und ſchmale Oeffnung in der dicken Mauer, nur gerade ſo viel Licht empfing, daß er eine Wendeltreppe gewahr werden konnte, die in den obern Theil des Gebäudes führte. Ungeachtet des freudigen Ausgangs, den ihm ſeine Seele weiſſagte, überfiel ihn eine Art von Grauen, und das Herz klopfte ihm, wie einem, der zwiſchen Furcht und Hoffnung der Entſcheidung ſeines Schickſals entgegen geht, indem er, mit beiden Händen um ſich tappend, dieſe faſt dunkle Treppe hinaufſtieg. Er fand, daß ſie ſich ohne Stufen, in einer ziemlich ſanften Erhebung, dreimal um den Thurm wand, bis ſie ihn zu einem kleinen Vorſaal führte, der ſo ſchwach beleuchtet war, daß er nichts darin erkennen konnte, als eine ſteinerne Bank an der einen Seitenwand und den ſchmalen Eingang in ein anderes Gemach, aus welchem das wenige Licht hervorbrach, das in dem kleinen Saale dämmerte. Ein Blick durch dieſen Eingang, und was er entdeckte, gab ſeiner Erwartung auf einmal eine ſolche Gewißheit, daß er zurückfuhr und auf die mit Matten belegte Bank niederſank. Er betrachtete ſeinen Aufzug und ſchämte ſich zum erſtenmale der Figur, die er darin machte. In der That ſah er nichts weniger, als einer Perſon gleich, die zum Eintritt in ein ſo geſchmücktes Gemach berechtigt war. Ein brauner Leibrock von grober Leinwand, der ihm bis an die Knöchel reichte, und ein ſehr abgetragenes, an den Enden zerriſſenes Ueberkleid von blauem Tuche, mit einem ledernen Gürtel um die Hüften, machte ſeine Kleidung aus. Er trug eine Art von Halbſtiefeln, denen man es nur zu ſehr anſah, daß ſie durch lange Dienſte aufgerieben waren; und den Kopf hatte er in einer großen Mütze von braunem Tuche ſtecken, die von ſeinem ſchwarzbraunen, runzeligen und abgezehrten Geſichte nur ſo viel ſehen ließ, als nöthig war, um ſeinen Anblick noch abſchreckender zu machen. Hiezu kam noch ein auf die Bruſt herabhängender rother Bart. Jedermann würde ihn beim erſten Anblick für einen Bettler gehalten haben. Da er jedoch mit dieſer Figur ſchon über ein ganzes Jahr durch die Welt gekommen war, ſo raffte er ſich zuſammen und entſchloß ſich, es darauf ankommen zu laſſen, wie er in dem prächtigen Zimmer würde aufgenommen werden.

Er ging hinein und glaubte in das Schlafgemach einer Fee zu treten. Ueberall leuchtete ihm der feinſte Geſchmack entgegen, mit der höchſten Pracht verbunden. Das Ganze empfing durch buntbemalte Glasſcheiben eines einzigen großen runden Fenſters eine Art von gebrochnem Lichte, das die angenehmſte Wirkung machte. So unerwartet alles dieß unſerm Wanderer in dieſer Wildniß und in dem halbverfallnen Thurm eines alten zertrümmerten Schloſſes vorkam, ſo war ihm doch noch unerwarteter, daß er einen jungen Menſchen auf dem Ruhebette liegen ſah, der bei ſeiner Annäherung ſich aufrichtete und ihn mit einem finſtern, aber ruhigen Blicke betrachtete, ohne das mindeſte Zeichen von Furcht oder Verlegenheit über die unvermuthete Erſcheinung einer ſo uneinnehmenden Figur zu geben.

Der Jüngling war in einen unſcheinbar gewordenen Mantel von Scharlach gehüllt; ſeine Haare (das ſchönſte Blond, das man ſehen konnte) hingen nachläßig in langen natürlichen Locken um ſeine Schultern, ſeine Augen lagen tief im Kopfe, ſeine Geſichtsfarbe war blaß und kränklich, und über ſein ganzes Weſen lag ein Ausdruck von Schwermuth ausgegoſſen, der den Reſten einer dahinwelkenden, aber noch immer ungemeinen Schönheit etwas unwiderſtehlich Rührendes gab.

Der Fremde fühlte ſich beim erſten Blick ſo ſtark zu dem liebenswürdigen Unbekannten hingezogen und mit ſo viel Theilnahme für ihn erfüllt, daß er verlegen war, Worte für das zu finden, was er ihm auf einmal hätte ſagen mögen. Er fing damit an, daß er eine Entſchuldigung hervorſtotterte, die ihn der Jüngling nicht zu Ende bringen ließ. „Du ſcheinſt, ſagte dieſer, nach deinem Anſehen zu urtheilen, dem Glücke wenig ſchuldig zu ſeyn; wenn du unglücklich biſt, ſo biſt du mein Bruder, und mir willkommen, wer du auch ſeyn magſt.“

„Ich bin ein Fremdling, antwortete der Wanderer, ein Ungewitter, das mich in dieſem Walde überfiel, trieb mich hieher; ich erblickte, indem ich mich nach einem Zufluchtsorte umſah, dieſen Thurm, und das Wunderbarſte iſt, daß es gerade der war, den ich ſchon ſeit fünf oder ſechs Monaten in dieſem Lande ſuche.“

Bei dieſen Worten richtete der ſchöne Jüngling ſich noch mehr in die Höhe, um den Fremden mit verdoppelter Aufmerkſamkeit zu betrachten; und obſchon das Aeußere deſſelben eher abſchreckend als anziehend war, ſo glaubte er doch den Klang ſeiner Stimme im Innerſten ſeines Herzens wiederhallen zu hören, und blos um dieſes Klanges willen, der plötzlich die ſüßeſten und ſchmerzlichſten Erinnerungen zugleich in ihm rege machte, fühlte er ſein Herz zu dem Unbekannten hingezogen, der ihm, ohne daß er ſich ſagen konnte warum, ganz etwas Anderes zu ſeyn ſchien, als ſeine Geſtalt zu erkennen gab. Kurz, ſie wurden in wenig Minuten ſo gute Freunde, als ob ſie ſich ſchon eben ſo viele Jahre gekannt hätten. Der ſchöne Jüngling hieß den Alten neben ſich auf das Ruhebett ſitzen, und ſtand auf, um aus einem Wandſchrank einige Früchte, etwas Brod und eine Flaſche Cyperwein zu holen. Dieſe Flaſche, ſprach er, ſteht ſchon einige Tage unerbrochen hier; ich kann ſie nicht beſſer anwenden, als dich damit zu erfriſchen. Du ſcheinſt deſſen zu bedürfen, Freund; ich nähre mich ſeit mehr als einem Monat nur von Brod und Waſſer.

Der Alte dankte ihm mit einem Blick der zärtlichſten Theilnahme für ſeine Güte.

„Um dir wenigſtens meinen guten Willen dankbar zu beweiſen, ſprach er, will ich damit anfangen, mich dir in meiner wirklichen Geſtalt zu zeigen.“

Mit dieſen Worten löste er eine unter ſeinem Barte verborgene Schnur auf, nahm ſeine Mütze und ſein ſchwarzbraunes runzeliges Mumiengeſicht mit dem langen rothen Barte (welches nichts weiter als eine ſehr künſtlich gearbeitete Larve war) ab, warf ſeinen Mantel von ſich und zeigte dem ſchönen Jüngling einen ſchwarz gelockten jungen Menſchen von ſeinem Alter, der an Schönheit nur ihm allein weichen konnte, wiewohl er, ſo wie er ſelbſt, von irgend einem geheimen Grame noch mehr als von ausgeſtandenen Mühſeligkeiten gelitten zu haben ſchien.

Der Unbekannte war bei den Worten: „ich will mich dir in meiner eigenen Geſtalt zeigen,“ in eine Bewegung gerathen, die er nicht verbergen konnte; aber, wiewohl er ſich einen Augenblick darauf in der ſeltſamen Hoffnung, die ſie in ihm entzündet hatten, betrogen ſah, ſo fand er doch etwas ſo Beſonderes und Intereſſantes in der Geſichtsbildung des ſchönen Fremden, daß er nicht ſatt werden konnte, ihn anzuſehen. Endlich hielt er ſich nicht länger: er ſprang auf, fiel ihm um den Hals, drückte ihn mit Feuer an ſeine Bruſt und überſtrömte ſeine Wangen mit Thränen.

Der Fremde, wie gerührt er ſich auch fühlte von einem ſo plötzlichen und ſeltſamen Ausbruch der Zärtlichkeit, konnte ſich doch nicht enthalten, ein Erſtaunen darüber durch ſeine Mienen auszudrücken, die von dem Jüngling vom Thurme nicht unbemerkt blieben.

„Du ſollſt alles erfahren, ſprach dieſer, indem er ihn von neuem umarmte; aber vorher ſchwöre mir, wenn du nämlich willſt, daß ich das Leben wieder lieb gewinne, daß du mich nie verlaſſen willſt, und daß uns von nun an nichts als der Tod trennen ſoll!“

„Ich ſchwöre dirs, antwortete der Fremde mit halb erſtickter Stimme und thränenden Augen, ich ſchwöre dirs bei dem Leben derjenigen, für die ich ſelbſt athme, die ich ſo lange ſchon ſuche, und die ich hier zu finden hoffte.“

„Hier in dieſem Thurme? rief der andere mit einer ſichtbaren Bewegung — doch, ich denke, das haſt du mir ſchon geſagt? Es iſt etwas Geheimnißvolles in deinen Reden, in deinen Geſichtszügen und in unſerem Zuſammentreffen in dieſem Thurme. Sage mir, ich beſchwöre dich, wer du biſt und wen du hier ſucheſt, und ich will deine Offenherzigkeit erwidern und dir ein Geheimniß anvertrauen, das noch niemals von mir entweiht wurde, und woran das Schickſal meines Lebens hängt.“

„Eine unerklärliche Sympathie zieht mich zu dir, ſeitdem ich dich erblickte, antwortete der Fremde; was könnte ich dir vorenthalten wollen, da ich alle Augenblicke bereit bin, dir die Stärke meiner Zuneigung mit meinem Leben zu beweiſen? Aber mache dich auf eine ſeltſame Geſchichte gefaßt!“

„Sie kann ſchwerlich ſeltſamer ſeyn, erwiderte der Andere, als diejenige, die ich dir zu erzählen habe, wenn du erſt ſo gefällig geweſen ſeyn wirſt, meine Ungeduld zu befriedigen.“

Während nun die beiden Jünglinge, zu ſehr mit einander beſchäftigt, um auf etwas anders aufmerkſam zu ſeyn, in dieſem Geſpräche begriffen waren, langten zwei bis an die Zähne vermummte Reiter bei dem Thurme an, die der noch fortdaurende Sturm hier ebenfalls Schutz zu ſuchen nöthigte. Sie ließen einen Knecht bei ihren Pferden, und ſtiegen die Wendeltreppe hinauf. Aber ehe ſie den Vorſaal erreicht hatten, bemerkten ſie ſchon, daß ſie hier nicht allein waren, und daß in dem daranſtoßenden Zimmer ziemlich laut geſprochen wurde. Beſcheidenheit oder Neugierde, oder was es ſonſt war, hielt ſie ab, die Unbekannten in ihrer Unterredung zu ſtören. Sie ſetzten ſich alſo, ohne von jenen bemerkt worden zu ſeyn, auf die ſteinerne Bank, nahe bei dem Eingang in das offne Zimmer, wickelten ſich tiefer in ihre Mäntel und horchten mit hingerecktem Ohre und zurückgehaltenem Athem, um, wo möglich, kein Wort von dem, was geſprochen wurde, zu verlieren.

„Der Ort, wo ich geboren bin, fing nunmehr der Fremde an, iſt Memphis in Aegypten, wo Calaſiris, mein Vater, Oberprieſter und Statthalter des Königs iſt.“

„Was hör' ich? unterbrach ihn der Jüngling vom Thurme: Calaſiris dein Vater? und du ſein Sohn Osmandyas?“ —

„Wie? rief der Aegypter erſtaunt, du kennſt uns alſo?“

„Vergib mir, Osmandyas, verſetzte der andere, ich werde dich nicht wieder unterbrechen. Du ſollſt alles wiſſen — aber jetzt fahre fort!“

Die Namen Osmandyas und Calaſiris ſetzten auch die beiden Vermummten im Vorſaal in eine ſo ſonderbare Bewegung, daß ihre Gegenwart dadurch hätte verrathen werden müſſen, wenn die beiden Jünglinge nicht im nämlichen Augenblick unfähig geweſen wären zu hören, was außer ihnen vorging. Jene faßten ſich aber bald wieder, winkten einander zu, ruhig zu ſeyn, und rückten noch ein wenig näher, um beſſer aufzuhorchen.

„Da du mit Aegypten nicht unbekannt zu ſeyn ſcheinſt, fuhr der Fremde fort, ſo wäre es überflüſſig, dir zu ſagen wie die Söhne unſrer Oberprieſter erzogen werden. Als ich das ſechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, ſchickte mein Vater, um meine Erziehung zu vollenden, mich unter der Aufſicht eines alten Prieſters nach Griechenland, um in den Cabiriſchen, Orphiſchen und Eleuſiniſchen Myſterien eingeweiht zu werden, und dadurch meine zu Memphis und Sais erlangten Kenntniſſe von den Geheimniſſen der Urwelt, welche ſeiner Meinung nach alle Wiſſenſchaften der ſpätern Zeiten weit hinter ſich laſſen, zu vervollſtändigen. Ich brachte über zwei Jahre mit dieſen Reiſen zu, und kehrte, nachdem ich in Samothrace, in Creta, Lemnos, Eleuſis, und andren Orten alles erfahren hatte, was mir die Lehrer ſagen konnten, mit der Ueberzeugung nach Hauſe, daß ich von allem, was ich zu wiſſen am begierigſten war, gerade ſo viel wußte, als zuvor. Bei meiner Zurückkunft wurde ich von meinem Vater ſehr gütig empfangen; und da er fand, daß der Zweck meiner Reiſen nicht verfehlt war, ſo machte er (vermuthlich um mich vor dem Eigendünkel junger Leute, die viel zu wiſſen glauben, zu verwahren) ein eigenes Geſchäft daraus, mich von dem geringen Werth aller meiner erworbenen Kenntniſſe zu überzeugen. Was, ſagte er, kannſt du nun wohl mit allen dieſen vergeblichen Geheimniſſen bewirken? Der wahre Weiſe iſt nicht der, der ſchwatzen kann, was wenige wiſſen und niemand zu wiſſen verlangt noch braucht, ſondern der Mann, der ein vollkommneres Leben lebt als die gemeinen Menſchen, der die Kräfte der Natur zu ſeinen eigenen zu machen weiß, und der durch ſie Dinge thun kann, die in den Augen der Unwiſſenden Zauberei und Wunderwerke ſind. Die wahren Geheimniſſe, zu welchen dich nur langwieriger Fleiß und unermüdetes Forſchen vorbereiten kann, ſind der Beharrlichkeit und Weisheit einer kleinen Anzahl von Begünſtigten des Schickſals anvertraut; und ſelbſt dieſe Geheimniſſe ſind nur ſchwache Ueberreſte deſſen, was die Menſchen ehmals wußten und konnten, ehe die letzte Kataſtrophe unſers Planeten dieſer edlern Menſchengattung ein Ende machte. Du ſelbſt wirſt davon Proben ſehen, die dich in Erſtaunen ſetzen werden — und die doch nur ein geringer Theil von dem ſind, was der Menſch hervorzubringen vermag, der im wirklichen Beſitze aller ſeiner Kräfte iſt. Durch dergleichen Reden ſuchte Kalaſiris, wie ich glaube, meine Wißbegierde zu entflammen, und mich zu einem Fleiße anzuſpornen, ohne den ich, wie er ſagte, keine Empfänglichkeit für jene Geheimniſſe haben könnte, die nur allein dieſen Namen verdienten. Aber das Schickſal ſcheint mich nicht zum Erben ſeiner Weisheit beſtimmt zu haben; eine Leidenſchaft, die er mit aller ſeiner Philoſophie nicht verhindern konnte (wohl die ſeltſamſte und widerſinnigſte, die vielleicht jemals die Phantaſie eines Sterblichen überwältigt hat) bemächtigte ſich meines ganzen Weſens, und vernichtete alle Plane meines vorigen Lebens, alle Beſtrebungen, mich des Unterrichts von Calaſiris würdig zu machen, indem ſie mich — zu den Füßen einer Bildſäule ſchmachten ließ.“

„Einer Bildſäule? rief der Jüngling vom Thurme lächelnd und erſtaunt.“

„Höre mich an, fuhr Oſmandyas fort, und entſchuldige oder verdamme mich erſt dann, wie dein Herz dirs eingeben wird. Denn von Sachen des Herzens kann nur das Herz urtheilen. Seit meiner Zurückkunft nach Memphis hatte mir Calaſiris den freien Zutritt in ſein Zimmer verſtattet, welches ich zuvor nie anders, als wenn er mich rufen ließ, betreten durfte. An dieſes Zimmer ſtieß ein Cabinet, das niemand in ſeinem Hauſe wohl jemals zu öffnen ſich unterſtanden hätte, wiewohl es gewöhnlich unverſchloſſen war. Denn man machte ſich eine ſehr fürchterliche Vorſtellung von dieſem Cabinete, und man war feſt überzeugt, daß die Thür von einem Geiſte bewacht werde, der außer dem Oberprieſter jeden andern, der ſich erkühnte ſie zu öffnen, auf der Stelle getödtet haben würde. Auf mich hätte ein bloßes Verbot meines Vaters ſtärker gewirkt, als die Furcht vor dieſem Geiſte; denn ich war von Kindheit an gewohnt, alle ſeine Befehle oder Verbote als unverletzbare Geſetze anzuſehen. Aber da er mir über dieſen Punkt gar nichts geſagt hatte, ſo überwog endlich der Vorwitz, was in dieſem geheimnißvollen Cabinete zu ſehen ſeyn könnte, jede andere Betrachtung, und ich benützte dazu die erſte Stunde, wo ich gewiß war, nicht von ihm überraſcht zu werden.“

„Ich geſtehe, daß ich an allen Gliedern zitterte, als ich den Riegel zurückzog: aber der furchtbare Geiſt war ſo gefällig, mich einzulaſſen; und, ſobald ich mich wieder gefaßt hatte, war das erſte, was mir unter einer Menge ſonderbarer Gegenſtände in die Augen fiel, ein alter Mann in prieſterlicher Kleidung, deſſen majeſtätiſches Anſehen und mild ernſter Blick mich ſo überraſchte, daß ich im Begriff war, mich ihm zu Füßen zu werfen, wenn ſeine Unbeweglichkeit, die mir nicht natürlich vorkam, mich nicht davon zurückgehalten hätte. Sollte es, dachte ich, etwa nur eine bloſe Bildſäule ſeyn? Ich hatte meinen ganzen Muth nöthig, um mich von der Wahrheit dieſer Meinung zu überzeugen; aber es blieb mir unbegreiflich, wie die Kunſt, ein ſo vollkommenes Werk zu bilden, und einer todten Maſſe dieſen Schein von Leben und dieſen geiſtreichen Ausdruck zu geben vermocht hätte. Ich war noch mit dieſer Betrachtung beſchäftigt, als mir in einer andern Ecke des Cabinets ein wunderſchönes Mädchen in die Augen fiel, das auf einem Ruhebette ſitzend mit einer Taube ſpielte, die aus ihrer ſchönen Hand zu picken ſchien. Sie war in ein langes Gewand von feinem Zeuge mit goldenen Streifen gekleidet, das oben auf den Schultern mit einem Knopfe befeſtigt, und dicht unter dem Buſen mit einem goldenen Bande umſchlungen war; Arme und Schultern waren bloß, und das leichte Gewand, wiewohl es ſie nach morgenländiſcher Weiſe ſehr anſtändig bekleidete, bezeichnete doch, auf die ungezwungenſte und reizendſte Art, alle ſchönen Formen ihres im vollkommenſten Ebenmaaße gebauten Körpers. Ich erſtaunte, eine ſo reizende Perſon in dem geheimen Cabinete meines Vaters zu finden; und wiewohl ich ſo eben geſehen hatte, wie weit es die Kunſt im Nachahmen der Natur bringen kann, ſo täuſchte mich doch der erſte Anblick zum zweitenmale, und der Gedanke, daß auch dieſes liebenswürdige Mädchen blos eine

Bildſäule ſey, kam mir nicht eher, bis mich ihre gänzliche Unbeweglichkeit davon überzeugt hatte.«

»Ich bin unvermögend, dir zu beſchreiben, was in dieſem Augenblicke in mir vorging; man müßte ſelbſt in meiner damaligen Lage geweſen ſeyn, um etwas davon zu begreifen. Ich konnte nicht zweifeln, daß es nur ein lebloſes Bild ſey, und doch beſtand mein inneres Gefühl hartnäckig darauf, es lebe und athme und höre, was ich ihm ſage; meine Phantaſie half die Täuſchung unterhalten, und dieſe war ſo ſtark, daß ich eine halbe Stunde auf den Knien vor ihr lag, und ihr alles ſagte, was der zärtlichſte und ehrerbietigſte Liebhaber der Geliebten ſeines Herzens ſagen kann, ohne daß ich es wagte, ſie anzurühren, und mich zu überzeugen, daß ſie nichts als eine lebloſe Puppe ſey. Ohne Zweifel, dachte ich, iſt ſie blos bezaubert; ſie lebt, wiewohl ſie nicht athmet: ſie hört mich, wiewohl ſie mir nicht antworten kann; ganz gewiß wird ſie gegen die unbegränzte Liebe, womit ſie auch mich bezaubert hat, nicht immer unempfindlich bleiben; ich werde ſie durch die Beſtändigkeit meiner Leidenſchaft rühren, und vielleicht iſt es mir vorbehalten, den Zauber, der ihre Sinne gebunden hält, zu löſen, und zur Belohnung der glücklichſte aller Sterblichen durch ihre Gegenliebe zu werden.“

»Ich begreife, daß dir eine ſolche Leidenſchaft unſinnig vorkommen muß, und ich habe nichts zu ihrer Rechtfertigung zu ſagen, als daß ich von dem Moment an, als ich dieſes himmliſche Mädchenbild erblickte, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig war. Ich war es ſo wenig, daß ich endlich ihre nicht widerſtrebende, aber leider! auch nicht fühlende Hand ergriff, und ſie mit eben ſo ſchüchterner und inniger Inbrunſt küßte, als ob ſie lebendig geweſen wäre.«

»In dem nämlichen Augenblicke trat mein Vater in das Cabinet, und überraſchte mich, auf meinen Knien vor dem lebloſen Mädchen liegend, und mein Geſicht über eine ihrer Hände gebeugt. Ich fuhr über ſeinen Anblick zuſammen und erwartete den Ausbruch ſeines Unwillens; aber ich irrte mich glücklicher Weiſe; ſeine Miene zeigte keine Strenge. Du biſt, wie ich ſehe, bei den Griechen ein großer Bewunderer der Kunſt geworden, Osmandyas? ſagte er lächelnd. — Ich habe in meinem Leben nichts ſo Liebenswürdiges geſehen, antwortete ich erröthend. — Liebenswürdig? verſetzte Calaſiris, indem er mir mit Aufmerkſamkeit in die Augen ſah. — So Vollkommnes wollt ich ſagen, mein Vater. — Das kann ſeyn, erwiderte er; es iſt das Werk eines großen Meiſters. — Und hiemit brach er die Unterredung ab. Wie gern ich auch eine Menge Fragen an ihn gethan hätte, wagte ichs doch nicht, eine einzige laut werden zu laſſen, ſo groß war die Ehrfurcht, die ich von Kindheit an für ihn hegte. Es war mir nie erlaubt geweſen, durch Fragen mehr über eine Sache von ihm erfahren zu wollen, als er mir aus freiem Antrieb ſagte.“

„Ich entfernte mich aus dem Cabinete, aber meine Seele blieb bei der ſchönen Bildſäule zurück, der mein Herz einen ganz andern Namen gab. Ich beſtärkte mich immer mehr in dem Wahne, daß es eine wirkliche Perſon in einem ſonderbaren Zuſtande von Bezauberung ſey. Dieſer Wahn ſchmeichelte meiner Leidenſchaft, und erhöhte ſie in wenigen Tagen bis zu einem ſolchen Grad, daß ich an nichts anders dachte, und weil ich ſonſt nichts, das ſich auf ſie bezog, thun konnte, ſo auch im eigentlichen Verſtande gar nichts that.“

„Mein Vater unterließ einige Wochen lang dieſer Sache nur mit einem Worte zu erwähnen; er ſchien ſogar nicht zu bemerken, daß ich allen meinen gewohnten Arbeiten und Vergnügungen entſagte, und unvermerkt in eine Art von Schwermuth fiel, die mich die einſamſten Orte ſuchen und allen Umgang mit Menſchen fliehen ließ. Indeſſen befremdete es mich, obwohl keine beſondere Veranlaſſung von ſeiner Seite dabei vorzuwalten ſchien, daß ich in dieſer ganzen

Zeit keine Gelegenheit fand, in ſein Cabinet zu kommen. Die Folgen davon wurden endlich ſo ſichtbar, daß ſie ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen konnten; ich wurde niedergeſchlagen und traurig, verlor Eßluſt und Schlaf, und veränderte mich ſo ſehr, daß ich mir ſelbſt unkenntlich wurde. Calaſiris allein ſchien es nicht gewahr zu werden: bis ich auf einmal wieder Gelegenheit erhielt, ganze Stunden unbeobachtet in ſeinem Cabinete zuzubringen."

„Das Entzücken, mit welchem ich, das erſtemal, als mir dieſes Glück wieder zu Theil wurde, dem geliebten Mädchen zu Füßen fiel, was ich ihr ſagte, und wie glücklich ich war, kannſt du dir nur vorſtellen, wenn du jemals wahrhaftig geliebt haſt." —

O gewiß kann ichs, rief der Jüngling vom Thurme mit einem tiefen Seufzer.

„Dieſes erſte Wiederſehen wirkte ſo ſtark auf mein Gemüth und auf meine Geſundheit, daß ich auf einmal wieder ein ganz anderer Menſch zu ſeyn ſcheinen mußte. Calaſiris bemerkte immer nichts; aber ich fand acht bis zehn Tage lang täglich eine Stunde, die ich zu den Füßen meines bis zum Wahnſinn geliebten Bildes zubringen konnte. Es gab Augenblicke, wo meine Bethörung ſo weit ging, daß ich mir einbildete, ſie von meinen Thränen gerührt zu ſehen, und als ob ihre Lippen ſich bewegen wollten, mir etwas

Gütiges zu ſagen. Meine Ueberredung, daß ſie kein lebloſes Bild, ſondern nur bezaubert ſey, bekam, wie natürlich, neue Stärke dadurch; und ich konnte mich endlich nicht länger zurückhalten, dieſe Vermuthung meinem Vater als eine Sache vorzutragen, die mir keinem Zweifel unterworfen ſcheine. Calaſiris hörte mich ruhig an, aber als ich fertig war, warf er einen ernſten Blick auf mich und ſagte: Allerdings iſt hier jemand bezaubert, wie ich ſehe; dies iſt aber ſonſt niemand als du ſelbſt. Es iſt hohe Zeit, Demandyas, einem ſo lächerlichen Spiel ein Ende zu machen; oder, wohin glaubſt du, daß dich deine Liebe für eine Bildſäule endlich führen werde? — So hart mir dieſe auf einmal hervortretende Strenge meines Vaters auffiel, ſo war ich doch froh, daß er mir ſelbſt Gelegenheit gab, ihm den Zuſtand meines Herzens zu entdecken. Die Stärke meiner Leidenſchaft überſchritt jetzt auf einmal alle Rückſichten, welche die Ehrfurcht bis dahin erheiſcht hatte; ich warf mich zu ſeinen Füßen, bat ihn um Mitleiden, und erklärte ihm zugleich in den ſtärkſten Ausdrücken, daß dieſe Liebe, wie wahnſinnig ſie auch immer erſcheinen möge, das Glück oder Unglück meines Lebens entſcheiden werde.“

„Die Leidenſchaft pflegt in ſolchen Fällen wortreich zu ſeyn; gleichwohl hörte mich Calaſiris mit großer

Geduld an, ohne von meinem Feuer unangenehm berührt zu ſcheinen. Aber er ſagte mir deſſen ungeachtet alles, was ein ſo weiſer Mann nur immer aufbringen konnte, um einen einzigen geliebten Sohn von einer ſo widerſinnigen Verirrung des Verſtandes und Herzens zurück zu bringen. Er brachte mich endlich zum Stillſchweigen, aber ohne mich überzeugt zu haben, und entließ mich auf eine gütige Art, jedoch mit dem Ausdruck von Mißvergnügen, daß ich mir (wie er ſagte) ſo wenig Mühe gäbe, meiner Vernunft den Sieg über eine unwürdige und abenteuerliche Schwachheit zu verſchaffen.“

„Von dieſer Zeit an verfloſſen mehre Wochen, ohne daß wir über dieſen Gegenſtand geſprochen hätten. Die Gelegenheiten, die Bildſäule zu ſehen, wurden ſeltener, und Calaſiris führte täglich andere herbei, um meine Sinne zu zerſtreuen und meiner Phantaſie eine andere Richtung zu geben. Bald waren es Aufträge oder kleine Reiſen, bald Luſtfahrten auf dem Nil, bald andere meinem Alter angemeſſene Vergnügungen. Aber alle dieſe vermeinten Heilmittel wirkten gerade das Gegentheil. Wo ich auch immer ſeyn mochte, meine Seele war bei dem, was ich liebte; und ich ertrug den Verdruß, mich oft viele Tage lang davon getrennt zu ſehen, blos darum mit einiger Gelaſſenheit, weil eine einzige Viertelſtunde, die ich wieder im Anſchauen meiner lieben Bildſäule zubrachte, mir alles vergütete, und ein Glück war, das ich mit noch viel größern Leiden willig erkauft haben würde.“

„Calaſiris ſchien ein beſonderes Augenmerk darauf zu haben, keine Gelegenheit zu verſäumen, wo ich die ſchönſten Mädchen in Memphis zu ſehen bekommen konnte. Das Feſt der Iſis kam ihm dazu erwünſcht. Eine feierliche Prozeſſion brachte alle junge Mädchen aus Memphis und der umliegenden Gegend, unverſchleiert und in ihrem ſchönſten Putze, vor meine Augen. Ich ſah einige, die als außerordentliche Schönheiten gerühmt wurden, obwohl ich ſie unter den übrigen überſehen hatte. Mein Vater ergriff dieſe Gelegenheit. Er fragte mich in einem ſcherzenden Tone, der mir an ihm ungewöhnlich war, ob ich unter dieſer Menge von ſchönen Perſonen keine geſehen hätte, die mir das Original meiner Bildſäule zu ſeyn ſchiene? — Keine (antwortete ich in eben dem Tone), die mir ſchön genug vorgekommen wäre, ihre Dienerin zu ſeyn. — Das iſt mir leid, verſetzte Calaſiris etwas ernſthafter; denn du haſt unter dieſen Jungfrauen diejenige geſehen, die ich dir zur Gattin beſtimmt habe. — Mir, mein Vater? rief ich, beſtürzt über einen Antrag, auf den ich gar nicht vorbereitet war. — Sie iſt die liebenswürdigſte unter allen, fuhr er fort, und, wenn meine Augen mich nicht betrügen, auch die ſchönſte; wenigſtens ſchöner, als jene Dame aus Thon, an der du einen ſo ſonderbaren Geſchmack findeſt. — Das iſt unmöglich, rief ich. — Wenn es auch wäre, ſagte Calaſiris, ſo iſt Schönheit nicht das, was die Wahl einer Gattin bei einem verſtändigen Menſchen entſcheidet. Aber da du ſelbſt nicht im Stande biſt, eine vernünftige Wahl zu treffen, ſo habe ich für dich gewählt. Ich bin meiner Sinne mächtig, ich weiß, was ſich für dich und mich ſchickt, und du kannſt keine Einwendung gegen meine Wahl zu machen haben.“

„Dieſe Rede ſtürzte mich wie ein Blitz zu meines Vaters Füßen. — Wenn du dir vorſtellſt, daß ich meine Bildſäule über alles liebte, daß meine Leidenſchaft, trotz ihrer Ungereimtheit, alle Eigenſchaften der wahrſten, zärtlichſten und entſcheidendſten Liebe hatte, die jemals eines Menſchen Bruſt entflammte: ſo kannſt du dir auch leicht vorſtellen, was ich ſagte und that, um das Herz meines Vaters zu rühren, und ihn von dem Vorhaben, das er mir mit einer ſo auffallenden Härte angekündigt hatte, zurückzubringen. — Er hörte mich lange an, und da er mich zu heftig bewegt ſah, um durch Vernunftgründe etwas auszurichten, ſo ſtand er auf, und ließ mich allein, mit dem Bedeuten: mich zu faſſen, damit ich ihm, wenn er wieder käme, mein letztes Wort über dieſe Sache ſagen könnte.“

„Kaum hatte er das Cabinet verlaſſen, ſo warf ich mich vor meiner geliebten Bildſäule hin und ſchwur ihr, in einer Begeiſterung, die ich noch nie in dieſem Grade gefühlt hatte, ewige Treue, und wenn auch das Unglück meines Lebens oder ein grauſamer Tod die Folge davon ſeyn ſollte. Zum erſtenmal überwältigte in dieſem Augenblick die Heftigkeit meiner Empfindungen die zärtlich ehrerbietige Zurückhaltung, die mir bisher nie etwas mehr erlaubt hatte, als ihre Füße zu umfaſſen, oder meinen Mund auf ihre Hand zu drücken. Ich umarmte ſie und überdeckte ihr ſchönes Geſicht mit Thränen, und mein Wahnſinn ging ſo weit, daß ich mir auf einen Augenblick einbildete, ſie lebe und athme wirklich.“

„Die Täuſchung konnte nicht lange dauern, und es war ein Glück für meinen Kopf, daß ich ſie ſobald gewahr wurde. Aber, wie unzufrieden auch mein Herz darüber war, ſo veränderte es doch nichts an meiner ſchwärmeriſchen Liebe, und als Calaſiris zurückkam, fand er mich entſchloſſener als jemals, ihr alles, wenn es ſeyn müßte, aufzuopfern. Mit dieſem Vorſatze ging ich ihm entgegen. Mein Vater, ſagte ich, ich bin überzeugt, daß etwas Außerordentliches in dieſer Bildſäule liegt, und in den Geſinnungen, die ſie mir einflößt. Sie iſt entweder durch Zauberei in dieſen Zuſtand verſetzt worden; oder ſollte ſie ja nichts als eine todte Maſſe ſeyn, ſo lebt ganz gewiß eine Perſon, die das Urbild dieſes bis zur Täuſchung der Sinne und der Vernunft vollkommenen Nachbildes iſt. In beiden Fällen hängt das Schickſal meines Lebens von dieſer Perſon ab; ſie wird bis zum letzten Athemzug der Gegenſtand meiner feurigſten Liebe bleiben, und es iſt vergebens, das Unmögliche von mir zu fordern. Ich kann nur mit meinem Leben aufhören, ſie zu lieben, und wer das Verlangen, ſie zu beſitzen, aus meiner Seele verbannen will, muß mir zuvor dies Herz aus meinem Buſen reißen. Laß mich, mein Vater, deiner Güte das Glück des Lebens, das du mir gabſt, zu danken haben! Ich bin gewiß, das Geheimniß dieſer wundervollen Bildſäule, die, eben ſo wie jener ehrwürdige Greis, zu leben und zu athmen ſcheint, es iſt kein Geheimniß für dich. Ich kann dieſen Zuſtand der Ungewißheit und des Sehnens nicht länger ertragen! Du, mein Vater, kannſt ihm ein Ende machen. Sage mir, ich beſchwöre dich bei den ehrwürdigen Geiſtern unſrer Voreltern, was ich thun muß, um meine Geliebte zu finden, oder ſage mir, daß es unmöglich iſt und gib mir den Tod!“

„Iſt dies dein letztes Wort, mein Sohn? ſagte mein Vater mit einem furchtbar ruhigen Ernſt in ſeinem Blicke.“

„Mein letztes, antwortete ich unerſchrocken und mit feſter Stimme.“

„So komme morgen mit Anbruch der Sonne wieder hieher, und vernimm, was ich dir ſagen werde, ſprach er hierauf mit einem Blicke, worin ich mehr Theilnahme als Strenge zu fühlen glaubte, und winkte mir fortzugehen.“

„Ich verließ ihn mit Ehrerbietung, aber in einem Gemüthszuſtande, den ich dir nicht zu ſchildern verſuchen will. Die Erwartung verſchlang alle meine Gedanken, und jede Minute, bis die Sonne unter und bis ſie wieder aufgegangen war, ſchien mich an eine ſpannende Folter zu feſſeln.“

„Kaum fing der Himmel an zu dämmern, ſo fand ich mich ſchon in dem Vorzimmer meines Vaters ein; aber ich mußte noch eine lange Stunde warten. Ich zählte meine Pulsſchläge, indem ich dabei unverwandt nach jener Himmelsgegend ſah, wo die Entſcheidung meines Schickſals verkündet werden ſollte. Endlich ging die Sonne auf, die Thür meines Vaters öffnete ſich, ich trat hinein, und fand ihn vor dem majeſtätiſchen Alten ſtehend, in einer Stellung, als ob er in einer geheimen Unterredung mit ihm begriffen wäre. Weil er mir den Rücken zukehrte und nicht auf mich Acht zu geben ſchien, ſo benützte ich den Augenblick, um mich meiner geliebten Bildſäule zu nähern. Sie ſchien mich gütiger als jemals anzublicken, und da ich meine Lippen auf ihre Hand drückte, fühlte ich ganz deutlich einen ſanften Gegendruck.“

„In dieſem Augenblicke wandte ſich mein Vater gegen mich. Du willſt es ſo, mein Sohn! (ſprach er ruhig und in einem Tone, der mir Gutes anzudeuten ſchien) wir müſſen uns trennen. Eine ſo wunderbare Liebe wie die deinige muß jede Probe aushalten können, oder ſie würde nur Zauberwerk und Täuſchung ſeyn. Hier, Osmandyas, lege dieſe Kleider an, und verbirg dein Geſicht in dieſer Larve! Beide werden dir das Anſehen eines dürftigen Greiſes geben, dem niemand nachſtellen, und der im Nothfall überall Mitleiden finden wird. Hier iſt dein Wanderſtab, und hier ein Beutel, worin ſoviel Geldſtücke ſind, als du Tage deiner Wanderſchaft zählen wirſt. Geh, mein Sohn, und der Genius deiner Liebe geleite dich! Wandre ſo lange nordweſtwärts, bis du nach Gallien kommſt; und wenn du die Gränze von Armorica erreicht haben wirſt, ſo ſuche darin einen alten Thurm, an welchem nur noch drei Zinnen unbeſchädigt ſind. Dort wirſt du das Ende deiner Wanderſchaft und das Ziel deiner Wünſche finden.“

Indem der junge Aegypter dieſe Worte ſprach, ſchien der Jüngling vom Thurm auf einmal in ein tiefes Nachdenken zu fallen, und Osmandyas ſchwieg. Aber jener bemerkte es bald, erheiterte ſich plötzlich wieder, und bat ihn, ſeine Erzählung zu vollenden.

„Calaſiris half mich ankleiden und band mir mit eigener Hand die Larve um, die ſo künſtlich gemacht war und ſich ſo genau an mein Geſicht anſchmiegte, daß ſie bei jedermann für das meinige gelten konnte, zumal da ſich niemand verſucht fühlte, mir lange und genau ins Geſicht zu ſchauen. Ich ſehe Fragen auf deiner Zunge ſchweben, mein Sohn, ſagte Calaſiris, indem er mich ſo ausrüſtete: aber frage mich um nichts, und unterwirf dich deinem Schickſal. Verlaß dich nie ſelbſt, ſo wird dich auch dein Genius nicht verlaſſen. Mein Herz weiſſagt mir Gutes. Leb wohl, Osmandyas, wir werden uns wiederſehen!“

„Bei dieſem Wort umarmte er mich mit Zärtlichkeit, küßte mich auf die Stirn, und hieß mich ſogleich meine Wanderſchaft antreten.“

„Es ſind nun zehn Monate, ſeit ich Memphis verließ. Die Beſchwerden meiner langen Pilgerſchaft würden mich vielleicht mehr als einmal zu Boden gedrückt, oder den Gedanken, zurückzukehren, in mir hervorgebracht haben, wenn ich mit der Hoffnung ausgegangen wäre, eine Krone zu finden. Aber was ich ſuchte, konnte nach den Gefühlen meines Herzens um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Ich ſollte den Lohn meiner Beharrlichkeit in den Armen meiner geliebten Bildſäule finden! Ich hatte das Wort eines Mannes dafür, deſſen Worte mich immer mit Vertrauen erfüllten; und ich hielt mich des glücklichen Erfolgs gewiß, obwohl mir die Mittel dunkel und unbegreiflich waren. Dieſen Morgen hatte ich mein letztes Geldſtück ausgegeben, und der Thurm, den ich ſuchte, zeigte ſich noch immer nicht vor meinen Augen. Unverhofft mußte ich ihn mit Hülfe eines Sturmes finden, und in ihm einen Freund, den ich nicht ſuchte; aber ach! das Ziel meiner Wünſche" —

„Iſt dir vielleicht näher, als du glaubſt, fiel ihm der Jüngling vom Thurm ins Wort. Wenigſtens haſt du Urſache, ſo zu denken, da die übrigen Umſtände mit deines ehrwürdigen Vaters Vorherſagung ſo genau zugetroffen haben. Wollte der Himmel, ich hätte nicht mehr Urſache zur Verzweiflung als du? Du ſelbſt, Osmandyas, in den wiederbelebten Armen deiner wundervollen Bildſäule würdeſt nicht glücklicher ſeyn, als ich war, als ich noch wäre und immer hätte ſeyn können, wenn ich nicht aus eigener Schuld durch den unwiederbringlichen Verluſt deſſen, was ich einzig liebe, der elendeſte aller Menſchen geworden wäre!“

Der Jüngling vom Thurme ſank, indem er dies mit halberſtickter Stimme ſagte, mit dem Geſichte auf die Polſter ſeines Divans, um eine Flut von Thränen zu verbergen, die er nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Osmandyas wurde von dem Schmerz ſeines jungen Freundes ſo gerührt, daß er darüber ſeinen eigenen vergaß. Der ſchöne Jüngling blieb nicht lange unempfindlich gegen das Mitgefühl ſeines neuen Freundes; er ſchien ſich ſeiner übermäßigen Weichheit zu ſchämen, und raffte ſich zuſammen, um etwas mehr Gewalt über ſeine Leidenſchaft zu zeigen. Endlich, als Osmandyas ihn wieder ruhiger ſah, ſprach er: „Es iſt zuweilen wohlthätig für ein gepreßtes Herz, ſich in den Buſen eines Freundes erleichtern zu können. Glaubſt du, daß dies Mittel dir gegenwärtig zuträglich ſeyn könnte, ſo entdecke mir, wenn meine Bitte nicht unbeſcheiden iſt, die Urſache des Kummers, von dem ich dich verzehrt ſehe. Vielleicht iſt dein Zuſtand nicht ſo verzweifelt, als eine von Schmerz und Gram umdunkelte Phantaſie ihn darſtellt. Vielleicht ſieht das ruhigere Auge der Freundſchaft einen Ausweg, wo du ſelbſt keinen ſehen kannſt.“

„Höre meine Geſchichte, antwortete ihm der Jüngling, und urtheile dann, ob ich noch etwas hoffen kann. Ich habe ſie dir verſprochen, ich bin ſie deiner eigenen Offenherzigkeit ſchuldig; auch iſt es, ſelbſt für den, der das Glück ſeines Herzens auf ewig verloren hat, noch immer Wonne, mit einem mitfühlenden Weſen von ſeiner ehemaligen Glückſeligkeit zu ſprechen.“

„Die Natur hat mich mit einem weichen gefühlvollen Herzen begabt, und mit einem Hang, lieber in einer Welt von ſchönen Ideen, als in dem Gewühle der gewöhnlichen Menſchen, und in dem unreinen Dunſtkreis ihrer ſo widerlich zuſammengährenden Leidenſchaften zu leben. Meine Erziehung nährte dieſen Hang, wiewohl ich von edler Herkunft bin; denn ich wuchs in großer Einſamkeit auf, und ſo erzeugte ſich, unter andern Folgen derſelben, eine ſeltſame Abneigung gegen die Frauen, die ich zu ſehen Gelegenheit hatte; deſto ſeltſamer, weil ſchwerlich jemals ein Sterblicher mit einem zärtlichern Gefühl für das Schöne, und mit mehr Empfänglichkeit für die reinſte und erhabenſte Art zu lieben, auf die Welt gekommen iſt als ich. In einer ſolchen Gemüthsſtimmung fielen mir aus einer Sammlung von ſonderbaren und ſeltenen Handſchriften, welche mein Vater — der das Haupt der Druiden dieſes Landes iſt — zuſammengebracht hatte, einige in die Hände, woraus ich die Einwohner der reinen Elemente kennen lernte; eine Art von Mittelweſen zwiſchen Geiſtern und Menſchen, die, ſobald ich durch dieſe Schriften mit ihnen bekannt wurde, einen ganz andern Reiz für mich hatten, als die aus gröberm Thon gebildeten rohen Einwohner von Armorica. Urtheile ſelbſt, ob das, was ich aus dieſen Quellen von der hohen Schönheit und Vollkommenheit der elementariſchen Nymphen erfuhr, geſchickt war, meine Abneigung gegen die Töchter des Landes zu vermindern; und ob etwas natürlicher ſeyn konnte, als der Entſchluß, den ich von meinem vierzehnten Jahre an faßte, allem Umgang mit den Töchtern der Menſchen zu entſagen, um durch die pünktlichſte Beobachtung aller Vorſchriften der Weiſen, mich des hohen Glückes, vielleicht dereinſt von einer Sylphide oder Salamandrin*) geliebt zu werden, fähig und würdig zu machen. Meine Mutter, eine Frau von großer Schönheit und Tugend, und meine einzige Schweſter, ein junges Mädchen, die das Abbild ihrer Mutter ſchien, waren ganz allein von dieſem Gelübde ausgenommen; und zwar die erſte, weil ich mich überredete, daß ſie ſelbſt eines dieſer höhern Weſen ſey; wovon mir ihre großen Vorzüge und die auſſerordentliche Achtung, die ihr ein ſo großer Weiſer als mein Vater bezeugte, den Beweis ablegten. Die Bekanntſchaft, die ich aus der Geſchichte mit den verderbten Sitten der Frauen in den Hauptſtädten der Welt, gemacht, trugen nicht wenig dazu bei, meine ſchlechte Meinung von dem ganzen Geſchlechte zu befeſtigen. Meine Abneigung wurde endlich beinahe zum Ekel; ſo daß es, da ich achtzehn Jahre alt war, unmöglich ſchien, mich dahin zu bringen, nur eine Viertelſtunde in einer Frauenzimmer-Geſellſchaft auszudauern. Mein Vater ſchien dieſe ſeltſame Wendung meiner Phantaſie, ſobald er ſie gewahr wurde, zu mißbilligen, und mit allerlei Gründen zu beſtreiten; und meine Schweſter erlaubte ſich bei allen Gelegenheiten über meine Unempfindlichkeit zu ſcherzen, und mir mit der Rache ihres Geſchlechts zu drohen: aber beides bewirkte keine Veränderung in meiner Denkungsart. Von meinem Vater glaubte ich, daß er mich blos auf die Probe ſtellen wolle: und meine Schweſter, wiewohl ich ſie zärtlich liebte, vermochte wenig über mich, weil ſie mir durch ihre Verbindungen mit verſchiedenen andern Mädchen alles Recht an mein engeres Vertrauen verwirkt zu haben ſchien."

---

*) Luft- und Feuergeiſt.

„Es ſind nun ungefähr acht oder neun Wochen, als mich auf den einſamen Spaziergängen, die ich zuweilen in dieſen Gegenden mache, eine nahe bei mir im Gebüſch auffliegende Taube von ungewöhnlicher Schönheit verleitete, ihr nachzugehen; indem ſie ſo zahm ſchien, ſo niedrige und kurze Sätze machte, und ſich ſo oft wieder ganz nahe vor mir niederließ, daß ich hoffte, ſie würde ſich von mir fangen laſſen. Sie ſchien ſich eine Luſt daraus zu machen, mich in einem Umfang von zwei- bis dreitauſend Schritten im Kreiſe herumzuführen, bis ich ſie endlich, da die Nacht hereinbrach, ganz aus den Augen verlor. Ich befand mich in einer ſo wilden Einöde, daß ich, ungeachtet ſie nicht ſehr weit von dem Schloſſe meines Vaters entfernt ſeyn konnte, mich nicht erinnerte, jemals ſo tief in den Wald eingedrungen zu ſeyn. Es war ſchon zu dunkel, um mich wieder herauszufinden, und ich ſah mich blos nach irgend einem Obdach oder einer Höhle um, wo ich die Nacht, die um dieſe Zeit ſehr kurz war, zubringen könnte: als ich auf einmal dem Eingange dieſes nämlichen Thurmes, worin wir uns jetzt befinden, gegenüber ſtand. Ich glaubte einen hellen Schein in dem mittlern Theile des Thurmes zu ſehen, und wiewohl die öde Stille, die in und um denſelben herrſchte, mir einiges Grauen erweckte, ſo gewann doch die Neugier die Oberhand. Ich ging hinein; eine über dem Eingang der Treppe hängende Lampe zeigte mir den Weg; ich ſtieg hinauf, und kam endlich in dieſes Gemach, welches ich wie von einer Morgenröthe beleuchtet fand, ohne zu ſehen, wodurch dieſer herrliche Glanz hervorgebracht wurde. In der That hatte ich auch keine Zeit, mich darnach umzublicken, denn eine junge Dame, die auf dieſem Ruhebette ſchlummerte, feſſelte meinen Blick gleich beim Eintreten. Ein langes feuerfarbenes Gewand von dünner Seide hüllte ſie bis zu den Füßen ein. Es war nach griechiſcher Weiſe gefaltet, und mit einem ſchimmernden Gürtel unter dem Buſen zuſammengehalten, deſſen Schönheit ein Schleier von milderer Farbe, der ihr Geſicht bedeckte, mehr errathen als ſehen ließ.“

Eine der vermummten Perſonen im Vorſaal flüſterte bei dieſen Worten der andern zu: Nun iſts hohe Zeit, unſers Weges zu gehen. — Hiemit ſtand ſie leiſe auf, ſchlich ſich mit einer kleinen Flaſche, die ſie unter ihrem Mantel hervorzog, in den obern Theil des Thurmes, kam aber bald wieder zurück, und ſtahl ſich mit der andern vermummten Perſon eben ſo unbemerkt wieder weg, als ſie gekommen waren. —

„Ein Grieche (fuhr der Jüngling vom Thurme fort) würde geglaubt haben, in das Schlafgemach Aurora's gekommen zu ſeyn; in mir ließ das, was ich ſah und fühlte, keinen andern Gedanken entſtehen, als daß ich eine dieſer himmliſchen Nymphen vor mir ſehe, deren bloße Idee ſeit mehren Jahren hinlänglich geweſen war, jedem Eindruck, welchen irdiſche Schönheit auf meine Sinne hätten machen können, das Gegengewicht zu halten. Die unbeſchreiblichen

Empfindungen, die ihr Anblick mir einflößte erhöhten dieſen Gedanken gar bald zur Gewißheit. Es war ein ſüßes Gemiſch von ganz neuen, nie gefühlten Regungen, ein blitzſchnelles Abwechſeln von Glut und Froſt, von Grauen und Entzücken, wofür die menſchliche Natur keine Bilder und die Sprache keine Worte hat. Es würde alſo vergebens ſeyn, lieber Domandyas, wenn ich verſuchen wollte, dir zu beſchreiben, —

„Und unnöthig dazu, fiel ihm Domandyas ein; denn was du fühlteſt, kann nicht auſſerordentlicher, nicht reiner noch ſtärker geweſen ſeyn, als was ich beim erſten Anblick meiner bezaubernden Bildſäule empfand.“

Der Jüngling vom Thurme war im Begriff, etwas zu erwidern, als ein plötzliches Beſinnen es auf ſeinen Lippen zurückhielt. „Du haſt Recht, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort; ſolche Erfahrungen laſſen ſich weder beſchreiben noch vergleichen. Wer ſie beſchreiben will, ſetzt ſeinen Zuhörer in den Fall, entweder gar nichts zu denken, oder das, was er ſelbſt in dieſer Art erfahren hat, zum Bild und Maaße deſſen, was der andere erfuhr, zu machen. Du müßteſt nicht nur an meinem Platze, du müßteſt ich ſelbſt geweſen ſeyn, um die unbeſchreibliche Leidenſchaft zu begreifen, die dieſe göttliche Schönheit in mir erregte.“

Osmandyas, der mit aller ſeiner Schwärmerei für eine Bildſäule mehr Philoſoph war, als man ihm bei einer ſolchen Schwachheit zutrauen ſollte, lächelte dem Jüngling vom Thurme ſtillen Beifall zu, und dieſer fuhr in ſeiner Erzählung fort.

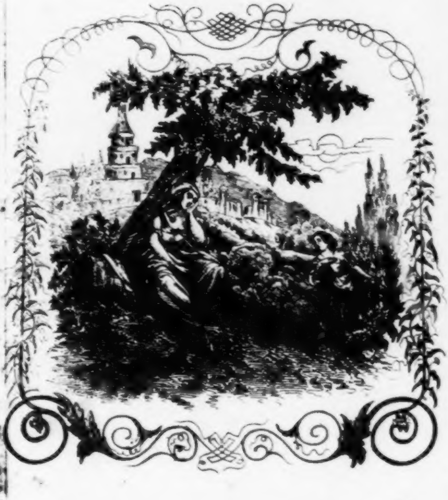
„Es gibt Gefühle, die ſo rein und einfach ſind und die Seele ſo ganz erfüllen, daß ſie allen Begriff von Zeit ausſchließen. Dasjenige, in welches die meinige zerfloß, indem ich, allmählig kühner, mit leiſem Tritt und zurückgehaltenem Athem der ſchlummernden Göttin mich näherte, war ohne Zweifel von dieſer Art. Denn ich kann nicht ſagen, ob ich eine oder zwei Stunden oder noch länger in dieſer Entzückung verharrte. Aber als die himmliſche Erſcheinung wieder verſchwunden war, ſchien es mir nur ein Augenblick geweſen zu ſeyn.“

„Armer Freund! rief Osmandyas: ſo war es nur ein Traum?“

„Du irrſt, mein lieber Freund, antwortete der Andere; aber ſie erwachte, richtete ſich auf, betrachtete mich einige Augenblicke mit Verwunderung, und, indem ſie mit der linken Hand eine Bewegung machte, die zu ſchnell war, als daß ich ſie deutlich hätte ſehen können, verſchwand ſie aus meinen Augen; ich ſtand von der dichteſten Finſterniß umgeben, und würde vor Schrecken zu Boden geſunken ſeyn, wenn ich nicht, eben, da ich die Beſinnung zu verlieren anfing, von unſichtbaren Armen aufgehalten worden wäre. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich auf eben dem Ruhebette, wo ich die Dame liegen geſehen hatte; der anbrechende Tag warf eine ſchwache Helle durch das gefärbte Glasfenſter; ich ſah mich voll Erſtaunen um und erkannte den Ort; aber von ihr war keine Spur mehr da, als ihr Bild, das ich in meiner Seele fand, und ein neues Leben, das ſie mir gegeben hatte."

„Ich verließ den Thurm, und kehrte nach Hauſe zurück, wo mein Außenbleiben einige Unruhe verurſacht hatte. Ich erzählte, wie ich mich verſpätet, und endlich von ungefähr einen Thurm im Walde gefunden hätte, wo ich die Nacht wenigſtens bequemer als im Walde zugebracht: aber von dem, was mir darin begegnet war, ließ ich mir nichts merken. Niemand wußte etwas von einem ſolchen Thurme, aber jedermann wollte eine ſeltſame Veränderung in meinem Geſichte wahrnehmen, und beunruhigte mich mit der Vermuthung, daß mir etwas Außerordentliches zugeſtoßen ſeyn müſſe.

„Ich machte mich los ſo gut ich konnte, und brachte den Tag in Betrachtungen über mein wundervolles Abenteuer zu. Die Meinung, daß ich die vergangene Nacht ſchlecht geſchlafen habe, gab mir einen Vorwand, früher als gewöhnlich zu Bette zu gehen.



Ich fand Mittel, mich heimlich davon zu machen, eilte dem Walde zu, und ſuchte, ſo gut es in der Dämmerung möglich war, den Weg, der mich geſtern zum Thurme geführt hatte: aber, da die Dunkelheit zunahm, würde mirs ſchwerlich gelungen ſeyn, ihn zu finden, wenn ich nicht ein paar hundert Schritte vor mir ein Licht wahrgenommen hätte, dem ich zu folgen beſchloß. Es bewegte ſich immer vor mir her, und brachte mich auf einem viel kürzern Weg ſo nahe an meinen Thurm, daß ich ihn, wiewohl das Licht verſchwand, um ſo weniger verfehlen konnte, weil der Mond indeß aufgegangen war, und durch eine Oeffnung im Gebüſche einen hellen Glanz auf einen Theil der Ruinen warf, aus denen der Thurm hervorragte.“

„Stelle dir vor, wie mir wurde, als ich nun in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten, auf einer umgeſtürzten Säule die nämliche Dame ſitzend erblickte, die ich in der vorigen Nacht auf dem Ruhebette geſehen hatte. Ihr Anzug war eben derſelbe, auſſer daß ihr zurückgeſchlagener Schleier, wiewohl ich noch zu fern war, ihre Geſichtszüge deutlich zu erkennen, mir den ſchönſten Kopf zeigte, den ich jemals geſehen. Sie war auf ihren linken Arm geſtützt, und ſah nach dem Monde, als ob ſie das Bild eines geliebten Weſens darin ſuche. Sobald ſie mich gewahr wurde, verhüllte ſie ſich, und ſtand auf, um mir entgegen zu geben. — Suchſt du hier jemand, Clodion? fragte ſie mit einer Stimme, die in meiner Seele wiederklang. — Wen könnte ich hier ſuchen als dich ſelbſt? — antwortete ich. — Iſt dies Schmeichelei oder die wahre Empfindung deines Herzens? erwiderte ſie lächelnd. — Ein Blick in meine Seele, verſetzte ich, würde dir dieſe Frage am beſten beantworten; denn ſeit dem geſtrigen Abend, der mir das Glück dich zu ſehen verſchaffte, hat dein Bild alle Spuren anderer Eindrücke in ihr ausgelöſcht. — Das iſt viel, ſprach ſie, für eine Bekanntſchaft, die, wenigſtens von deiner Seite, noch ſo jung und unvollſtändig iſt; denn, was mich betrifft, ſo muß ich geſtehen, der Zufall war mir günſtiger als dir: Ich kenne dich ſchon lange, und wenn du dich mit meinen Augen ſehen könnteſt, ſo würdeſt du in dieſer Verſicherung die Antwort auf die deinige finden.“

„Ich warf mich zu ihren Füßen, und küßte ihre Hand in einem Taumel von Entzücken. Was ich ihr in dieſem Zuſtande ſagte, weiß ich ſelbſt nicht. Sie hieß mich aufſtehen, und führte mich, weil die Nacht ungewöhnlich ſchön und warm war, in den Park hinter den Ruinen.“

„Wir irrten durch Luſtgänge von wohlriechenden Gebüſchen, die uns bald zu großen Raſenplätzen, bald auf einem ſanftſteigenden Pfade zu hohen, mit

Bäumen und Strauchwerk bewachſenen Felſenwänden führten, bald in kleine Thäler, wo murmelnde Quellen ſich zwiſchen zerſtreuten Bäumen und leichten Gebüſchen ſchlängelten, und zuletzt in einen Canal zuſammenfloſſen, der dem Ganzen die Geſtalt einer Halbinſel gab, die mit allen ihren abwechſelnden Schönheiten, in der magiſchen Beleuchtung des Mondſcheins, bei der heiterſten Luft, und am Arme der Göttin meines Herzens, ſo ſonderbare Eindrücke auf meine Sinne machte, daß ich mich in eine Gegend des Feenlandes verſetzt glaubte. Ein Gedanke, der in dieſer Lage um ſo natürlicher war, weil ich mir nicht erklären konnte, wie ein ſo reizender Ort, der ſo nahe an dem Schloſſe meines Vaters zu liegen ſchien, mir bis zu dieſer Stunde hätte verborgen bleiben können.“

„Meine ſchöne Unbekannte unterhielt mich, während wir in dieſen Zaubergärten bald umher irrten, bald auf einer Moosbank oder unter einer lieblich dämmernden Laube uns ſetzten, mit tauſend angenehmen Dingen, auf eine Art, die mir von der Klarheit ihres Geiſtes und von dem Umfang ihrer Kenntniſſe die größte Meinung gab, und mit einer ſo einnehmenden Offenheit und Vertraulichkeit, als ob wir uns immer gekannt hätten. Endlich kamen wir in den Wald zurück, und auf einmal fand ich mich wieder den Trümmern und dem Thurm gegenüber, wo ich ſie angetroffen hatte. Die Morgenröthe brach ſo eben an.“

„Wir müſſen uns trennen, ſagte die Unbekannte; aber, wenn dir meine Geſellſchaft angenehm geweſen iſt, ſo ſteht es bei dir, mich ſo oft du willſt, um die nämliche Stunde wie heute, in dieſem Thurme zu finden. Und hiemit führte ſie mich von einer andern Seite an den Eingang eines durch den Wald gehauenen Weges, der durch einige Krümmungen mich in weniger als einer Viertelſtunde nach meiner Wohnung zurückbrachte. Sie begleitete mich eine Zeitlang, und verſchwand ſo unvermerkt, daß ich einige Schritte fortging, eh ich gewahr wurde, daß ſie mich verlaſſen hatte.“

„Ich brauche dir nicht zu ſagen, lieber Osmandyas, ob ich von der Erlaubniß, die mir meine wundervolle Unbekannte gab, Gebrauch machte. Glücklicher Weiſe ſchien weder mein Vater noch ſonſt jemand von unſerm Hauſe auf mein Thun und Laſſen Acht zu haben. Ich ſchützte bald Spaziergänge, bald die Jagd, bald Beſuche in der Nachbarſchaft vor, um mein nächtliches Außenbleiben zu beſchönigen; und man beruhigte ſich damit, ohne genauer nachzufragen, oder ſich darüber zu verwundern, daß ich gewöhnlich die erſte Hälfte des Tages verſchlief, und alle Nächte abweſend war.“

„Auf dieſe Weiſe brachte ich mehre Wochen lang in dem geheimen Umgang mit meiner Unbekannten zu. Ich durfte ihr alles ſagen, was ich für ſie empfand; ſie ließ mich in ihrer Seele leſen; und wiewohl Ehrfurcht und Sittſamkeit uns beſeelten, ſo wußte ſie doch den kleinſten Gunſtbezeugungen ſo viel Werth und Bedeutung zu geben, und war ſo unerſchöpflich an Unterhaltung, Witz und guter Laune, daß ich mich für den glücklichſten aller Sterblichen hielt. Sie entdeckte mir in dieſen Stunden der zärtlichen Vertraulichkeit, daß ſie von dem erſten Augenblicke, da ſie mich geſehen, beſchloſſen habe, mich zum Gegenſtand ihrer Herzensneigung zu machen, wenn ſie mich deſſen bei näherer Erforſchung meines Charakters würdig fände. Sie geſtand, daß meine Abneigung vor den Töchtern der Menſchen und meine Partheilichkeit für die elementariſchen Schönen mir kein kleines Verdienſt in ihren Augen gegeben habe; indeſſen beharrte ſie doch darauf, aus ihrem Namen und Stande ein Geheimniß zu machen, bis ſie genugſame Urſache hätte, von der Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit meiner Liebe eine beſſere Meinung zu faſſen, als die Liebe der Männer gewöhnlich verdiene. Da ich ſie nun wirklich über alles liebte, ſo war es mir leicht, mich zu jeder Probe zu erbieten, auf welche ſie meine Treue ſtellen wollte: aber ſo groß war meine Ehrerbietung, daß ich es nicht wagte, ſie um Abkürzung einer Probezeit, die mir eben ſo unnöthig als beſchwerlich vorkam, zu bitten. Sogar des verhaßten Schleiers, der mir noch immer mehr als die Hälfte ihres Geſichtes verbarg, wurde nur mit großer Behutſamkeit erwähnt; denn da ſie ſich über die Proben, auf welche ſie meine Zärtlichkeit ſtellen wollte, nicht deutlich erklärte; wer ſagte mir, ob nicht gerade dies eine Probe war, woraus ſie ſehen wollte, wie weit ich meine Gefälligkeit gegen ihre kleinen Grillen oder Eigenheiten zu treiben fähig wäre?“

„Es war nun ungefähr vier bis fünf Wochen verfloſſen, ſeitdem meine Liebe zu der ſchönen Unbekannten täglich zugenommen, und endlich die ganze Stärke der feurigſten Leidenſchaft gewonnen hatte, als ich ſie einſt, gegen ihre bisherige Gewohnheit, weder unter den Trümmern, noch in irgend einer Laube oder einem kleinen Tempel des Zaubergartens, ſondern im Thurme auf dem nämlichen Ruhebette fand, wo ich ſie zum erſtenmal geſehen hatte. Ein kleiner Regen, der dieſen Abend gefallen war, hatte ſie, wie ſie ſagte, beſorgen laſſen, daß mir die Luft im Freien nachtheilig ſeyn könnte. Sie ſchien mir liebevoller und zärtlicher als gewöhnlich; ihr Ton war die Stimme der Liebe, und das ſchöne Feuer ihrer Augen ſchien den doppelten Schleier, der von ihrer Stirne auf den Buſen herabhing, zu durchblitzen. Ich ſprach mit Entzücken von den Hoffnungen, zu welchen ſie mich aufgemuntert hatte. — Nur noch ſieben Tage, ſagte ſie. — Sieben Jahrhunderte! rief ich, indem ich zu ihren Füßen fiel. Sie ließ ſich erbitten, die ſieben Tage auf drei zu vermindern. — Schenke, ſagte ſie mit einem gerührten bittenden Ton, noch dieſe drei Tage meiner Furcht, einen Unbeſtändigen glücklich zu machen. Du ſelbſt, fuhr ſie fort, wende dieſe Zeit dazu an, dein Herz zu prüfen, ob du einer ſo reinen, ſo getreuen, ſo ſtandhaften Liebe fähig biſt, als die Weſen meiner Gattung von ihren Liebhabern fordern. Denke nicht, daß dieſe Prüfung überflüßig ſey, und rechne nicht auf die Zärtlichkeit meines Herzens, wenn du jemals fähig wäreſt, mir nngetreu zu werden. Sie würde mir zwar keine grauſame Rache erlauben: aber niemals würdeſt du mich wieder ſehen. Ich athme nur für dich: aber ich verlange dafür, daß dein Herz mir ganz und allein angehöre. Glaubſt du, daß mein Beſitz eines ſolchen Opfers werth ſey, und findeſt du dich fähig, in jeder Probe rühmlich zu beſtehen: ſo komm in der dritten Nacht nach dieſer wieder hieher, und laß uns die Schwüre einer ewigen Treue gegen einander auswechſeln. Doch jetzt verlaſſ' mich, Clodion! —

Verlang' es nicht, Angebetete meines Herzens, rief ich, indem ich vor ihr niederſank; laſſ' mich hier zu deinen Füßen.“ —

„In dieſem Augenblick erloſch die zauberiſche Morgenröthe, die das Zimmer erhellt hatte, und die ſchöne Unbekannte war mir entſchlüpft. Vergebens flehte ich, ihr wieder ſichtbar zu werden, vergebens tappte ich überall herum: ſie war verſchwunden, und ich mußte mich, wie grauſam ich auch dieſe Prüfung fand, mit der Hoffnung beruhigen, daß ich in drei Tagen die reichſte und vollkommenſte Vergütung für den Schmerz, den ſie mir verurſachte, erhalten würde.“

„Die Zeit zwiſchen dieſer und der dritten Nacht war eine Kluft in meinem Leben. Ich war eine Uhr, welche Stunden, Minuten und Secunden zählte. Endlich kam doch der ſehnlich erwartete Abend, und ich eilte früher als gewöhnlich dem Walde zu. Aber, wie es auch zugegangen ſeyn mag, ich konnte den Weg, den mich die Unbekannte gelehrt hatte, nicht wieder finden, ſo hartnäckig ich ihn ſuchte. Endlich verirrte ich mich, gerieth auf unbekannte Wege, kam wieder zurück, um andere zu ſuchen, und wurde ſo von der Nacht überfallen, ohne den Thurm, das Ziel meiner heißeſten Wünſche, erreicht zu haben.“

„Jetzt erblickte ich ein Licht, und ging darauf zu, in der feſten Hoffnung, daß es mich wieder auf den rechten Weg bringen werde. Nachdem es mich ziemlich lange wie in einem Labyrinth umher geführt hatte, befand ich mich, ſoviel ich im Dunkeln erkennen konnte, unter dem Portal eines prächtigen Palaſtes. Ein reichgekleideter Diener mit einer Fackel in der Hand kam heraus, betrachtete mich, und fragte mit Ehrerbietung: Edler Herr, iſt euer Name Clodion? Ich war nicht gewohnt, meinen Namen zu verläugnen, wie auffallend mir auch die Frage vorkam; aber kaum hatte ich mit Ja geantwortet, ſo drehte ſich der Diener um, und flog mit einem lebhaften Ausruf in den Palaſt zurück. In wenigen Augenblicken öffneten ſich beide Flügel der Pforte; ſechs ſchöne, prächtig gekleidete Jungfrauen, denen ſechs Sclaven eben ſo viele Wachsfackeln vortrugen, kamen heraus, hießen mich willkommen, und ergriffen ehrerbietig meine Hände, um mich in den Palaſt zu führen. Ich bat ſie um Entſchuldigung, ſagte ihnen, ich wäre irre gegangen, und ganz und gar nicht an dem Orte, wo ich erwartet würde, und könnte mich daher hier keinen Augenblick verweilen. — Verzeiht uns, edler Herr, verſetzte eine der Jungfrauen: ihr ſeyd, zu unſerer Freude, an dem Orte, wo ihr ſchon lange mit Sehnſucht erwartet werdet! — Das iſt unmöglich, ſagte ich; ihr ſpottet meiner, und ich habe keine Zeit, mich aufhalten zu laſſen. — Mit dieſen

Worten wollte ich mich eilends davon machen: aber die Sclaven verſperrten mir mit ihren Fackeln den Weg, die Jungfrauen warfen ſich vor mir auf die Erde, und die Aelteſte unter ihnen, welche ſchon geſprochen hatte, beſchwor mich bei dem Leben meiner Geliebten, ſie nur einen Augenblick anzuhören. — Was wir von euch erbitten, großmüthiger Ritter, ſagte ſie, iſt etwas, das ihr allein vermöget; es wird euch keine Viertelſtunde aufhalten, und es iſt, was kein Mann eures Standes und Anſehens dem Flehen ſo vieler Unglücklichen verſagen kann. Gewähret uns unſere Bitte, und niemand in dieſem Palaſte ſoll ſich unterſtehen, euch einen Augenblick länger als ihr wollet aufzuhalten. Die übrigen fünf Jungfrauen vereinigten ſich mit der erſten, mich mit thränenden Augen zu beſchwören, daß ich mich erbitten laſſen möchte; und da ich keine Möglichkeit ſah, ihnen dies unter ſolchen Umſtänden abzuſchlagen, und längeres Weigern nur ſo viel verlorne Zeit mehr geweſen wäre: ſo folgte ich ihnen ſo mißmuthig in das Innere des Palaſtes, daß ich kaum höflich ſeyn konnte.“

„Sie führten mich durch eine lange, ſtark erleuchtete Gallerie, und durch verſchiedene Zimmer, wovon das letzte nur von einer einzigen Lampe ſchwach erhellt war. Eine große Pforte in der Mitte deſſelben führte in ein anderes, und zu beiden Seiten der Pforte ſtanden zwei Rieſen mit ungeheuren Streitkolben, um den Eingang zu bewachen. Ich blieb ſtehen und ſah die Jungfrau, die meine Führerin war, an; denn ich war unbewaffnet: aber in dieſem Augenblicke fuhr ein feuriger Drache, mit einem funkelnden Schwert im Munde, aus der Decke vor mir herab; die Jungfrau bat mich, dieſes mir beſtimmte Schwert anzunehmen, und meinen Weg zu verfolgen. Ich gehorchte ihr, der Drache verſchwand, und ſo wie ich, das Schwert um meinen Kopf ſchwingend, mich der Pforte nahte, fielen die Rieſen zu Boden. Ich trat in einen ſchwarz ausgeſchlagnen Saal, in deſſen Mitte aus einer hohen und von einer Menge Feuerbecken erleuchteten Kuppel ein greller Lichtſtrom herabfloß, der die Dunkelheit der Wände nur deſto auffallender machte. Unter der Kuppel ſtand auf einer drei Stufen hohen Eſtrade ein großer, mit ſchwarzem Sammet beſchlagener Sarg; ſechs Mohren, in Feuerfarb und Gold gekleidet, und mit bloßen Säbeln in der Fauſt, umſtanden den Sarg in drohender Stellung: aber kaum blitzte das wundervolle Schwert in meiner Hand, ſo ſanken ſie zu Boden und verſchwanden. Zwei von den Jungfrauen, die mich hieher geleitet hatten, ſtiegen hinauf und hoben den Deckel des Sarges ab. Jetzt winkte mir Diejenige, die bisher das Wort geführt hatte. Ich ſtieg hinauf, und erblickte in dem Lichte, das aus der

Kuppel auf den Sarg herabfiel, eine darin liegende Dame von ausnehmender Schönheit, mit einem Pfeile, der bis zur Hälfte des Schaftes in ihrer linken Bruſt ſteckte. Indem ich mit Entſetzen zurückfuhr, ſprach die Jungfrau zu mir: Ihr ſehet hier den mitleidwürdigen Gegenſtand, deſſen Befreiung euch das Schickſal aufbehalten hat. Dieſe junge Dame, unſre Gebieterin, hatte das Unglück, einem Genius von großer Macht, wider ihren Willen, die heftigſte und unwiderſtehlichſte Leidenſchaft einzuflößen. Ihr Abſcheu vor ihm war aber ſo groß als ſeine Liebe; denn er iſt das häßlichſte aller Weſen, wie ſie das liebenswürdigſte iſt. Nachdem er ſie lange vergebens gequält, und nie etwas anders als die entſchloſſenſten Erklärungen ihres unüberwindlichen Widerwillens von ihr hatte erhalten können, verwandelte ſich endlich ſeine Liebe in Wuth. Er brachte ſie mit Gewalt in dieſen Saal, legte ſie in dieſen Sarg, und ſtieß ihr mit eigner Hand dieſen Pfeil in die Bruſt. Seit mehr als einem Jahre kommt er alle Morgen und zieht den Pfeil aus ihrem Buſen; ſogleich iſt die Wunde geheilt, die Dame kommt wieder zu ſich ſelbſt, und er verfolgt ſie aufs neue den ganzen Tag mit ſeiner Leidenſchaft; aber da ſie unbeweglich auf ihrer Weigerung beharrt, ſo ſtößt er ihr alle Abend den Pfeil wieder in die Bruſt, legt ſie in den Sarg, und entfernt ſich, indem er, bei den Anſtalten, die er zu ihrer Bewachung getroffen hat, ſicher iſt, ſie des Morgens wieder zu finden. Außer den Rieſen und Mohren, die ſie bewachen, hat er einen Talisman über die Pforte dieſes Palaſtes geſetzt, der ihn unſichtbar macht; und als ob es daran noch nicht genug wäre, verſetzt er uns und Alles Uebrige, durch die Geiſter, die ihm unterthänig ſind, alle Tage an einen andern Ort. Gleichwohl hat er mit allen dieſen Vorkehrungen nicht verhindern können, daß es nur von euch abhängt, dem ſchrecklichen Schickſal unſrer geliebten Gebieterin ein Ende zu machen. Ein berühmtes Orakel, welches ich deswegen um Rath fragte, gab mir zur Antwort: dieſes Abenteuer könne von niemand als von einem jungen Ritter aus Gallien, Namens Clodion, zu Stande gebracht werden, der ſich zur beſtimmten Zeit einfinden, und unter dem Schutz einer höhern Macht die Bezauberung unſers Tyrannen zerſtören würde. Nach langem Warten ſind wir endlich ſo glücklich geweſen, euch zu finden, edler Ritter, und es iſt kein Zweifel, daß ihr der Befreier ſeyd, den uns das Orakel verſprochen hat. Der Umſtand, daß euch allein dieſer Palaſt nicht unſichtbar war; das bezauberte Schwert, das euch auf eine ſo wunderbare Art zugeſchickt wurde; die Gewalt, die es euch über die Sclaven unſers Feindes gab, alles verſpricht uns einen glücklichen Ausgang. Vollendet nun das Werk des Schickſals, wohlthätiger Ritter! Keine Macht in der Welt, außer dem Genius und euch ſelbſt, vermöchte dieſen Pfeil aus der Bruſt unſrer unglücklichen Gebieterin zu ziehen. Verſucht es! wenn es euch gelingt, ſo hat der verhaßte Tyrann alle ſeine Gewalt über die ſchöne Pandora verloren, und ihre unbegränzteſte Dankbarkeit wird die Belohnung eurer Großmuth ſeyn."

„Ich verſicherte die Jungfrau, wenn das Verdienſt, das ich mir um ihre Gebieterin erwerben ſollte, auch zehnmal größer wäre, ſo verlangte ich keine andere Belohnung, als daß ich nicht einen Augenblick länger abgehalten würde, mich aus dieſem Palaſte zu entfernen. Die Jungfrau, ohne mir hierauf zu antworten, bat mich, zu bedenken, daß ihre Dame, ſo lange der bezauberte Pfeil in ihrem Herzen ſtecke, noch immer in der Gewalt ihres Verfolgers ſey, welcher alle Augenblicke kommen könne, ſie, wenn ich länger zögerte, meinen Augen zu entrücken und vielleicht an einen Ort zu verbergen, wo es mir unendlich ſchwerer ſeyn würde, das mir vom Schickſal auferlegte Werk zu Stande zu bringen. Ich näherte mich alſo nunmehr der jungen Dame, deren Schönheit mir ſo blendend vorkam, daß ich mir nicht getraute, ſie recht zu betrachten; mit Schaudern faßte ich den Pfeil, und, indem ich ihn mit einiger Mühe herauszog, verſchwand auf einmal der Glanz, der die Mitte des Saales bisher erleuchtet hatte: ein lauter Donnerſchlag erſchütterte den ganzen Palaſt, und ich befand mich einige Augenblicke wie in einen dichten Nebel gehüllt. Aber, als er ſich verlor, wie groß war da mein Erſtaunen, mich in einem von allen Seiten ſchimmernden und von einer Menge kriſtallner Kronleuchter erhellten Saale zu finden, und den Sarg, in dem die junge Dame gelegen hatte, in einen prachtvollen Thron verwandelt zu ſehen, auf welchem ich ſie in der Stellung einer Perſon erblickte, die eben erſt aus einer langen Ohnmacht wieder ins Leben zurückgekommen iſt. Ihr Geſicht lag an dem Halſe einer der Jungfrauen, während die andern, um ſie her kniend, ihre Freude über die Befreiung ihrer geliebten Gebieterin zu bezeugen ſchienen. Sie ſtand auf, um ſich weg zu begeben, und indem ſie, an zwei Jungfrauen gelehnt, langſam bei mir vorbeiging, warf ſie einen Blick voll zärtlicher Dankbarkeit auf mich, der mir in die Seele drang. Meine Augen folgten ihr unwillkührlich, bis ich ſie aus dem Geſichte verlor.

„Verwirrt von ſo unerwarteten und ſeltſamen Begebenheiten, ſtand ich und fragte mich ſelbſt, warum ich länger hier verweile? als eine der Jungfrauen zurückkam, und mich im Namen ihrer Gebieterin erſuchte, den Palaſt nicht zu verlaſſen, bis ſie mir für den wichtigen Dienſt, den ich ihr erwieſen, gedankt haben würde. Da ſie ſich in dem Aufzuge, worin ſie im Sarge lag, mit Anſtändigkeit nicht wohl vor euch ſehen laſſen kann, fuhr ſie fort, ſo ſeyd ſo gütig, nur ſo lange zu verziehen, bis ſie ſich umgekleidet haben wird. Es ſoll nicht lange währen.“

Obgleich mir dieſer neue Aufſchub ſehr peinlich war, ſo hielt ich es doch für unmöglich, ohne gegen die Geſetze der Höflichkeit zu fehlen, dem Wunſche nicht Folge zu leiſten. Ich ließ mich alſo von der Jungfrau in ein Zimmer führen, wo ſie mich erſuchte, einen Augenblick auszuruhen, und mich einiger Erfriſchungen zu bedienen, womit ich einen Tiſch reichlich verſehen fand. In der That hatte mich das lange Herumirren im Walde, und der Verdruß über die abenteuerlichen Hinderniſſe, die mir ſo ſehr zur Unzeit aufgeſtoßen waren, ſo abgemattet, daß einige Minuten Ruhe und etwas Erfriſchung mir ſehr gelegen kamen. Indeſſen fand ich doch die Zeit, die ich hier mit Warten verlieren mußte, unendlich lang. Die Jungfrau, welche ſich entfernt hatte, um mich wieder abzuholen, wenn ihre Dame bereit ſeyn würde, meinen Beſuch anzunehmen, zögerte, und eine Viertelſtunde verging nach der andern, ehe ſie wieder kam. Aber unglücklicher Weiſe brach inzwiſchen der Tag an, und ich ſah mit einem unbeſchreiblichen Schmerz, daß die Zeit, in welcher ich mich in dem Thurme hätte einfinden ſollen, verſtrichen war. Ich wollte bei den Gedanken, von meiner Unbekannten vergebens erwartet worden zu ſeyn, von Sinnen kommen. Was mußte ſie von mir denken? Welches Hinderniß konnte hinreichend ſeyn, mein Nichterſcheinen zu entſchuldigen? und wie konnt' ich hoffen, da ſie Urſache hatte, ſich ſo unbegreiflich von mir beleidigt zu glauben, jemals Vergebung von ihr zu erhalten? In dieſen niederſchlagenden Betrachtungen fand mich die Jungfrau. Ich folgte ihr mit Unruhe und mit einem Ausdruck von Verdruß und Traurigkeit im Geſichte, der ihr aufzufallen ſchien: aber — kann ich es dir geſtehen, Osmandyas, ohne von dir eben ſo ſehr verachtet zu werden, wie ich mich ſelbſt verachte? — beim erſten Blicke, den die himmliſche Paſidora auf mich heftete, verſchwand, wie durch Bezauberung, aller Unmuth aus meiner Seele: und, was auch die Folgen des Dienſtes ſeyn möchten, den ich (wiewohl als bloßes Werkzeug einer höhern Macht) einer ſo liebenswürdigen Perſon geleiſtet hatte, ſo konnte ich es doch unmöglich bereuen, ihrer Rettung mein Glück aufgeopfert zu haben. Meine Unbekannte ſelbſt, dachte ich wie ein Thor, würde mein Auſſenbleiben billigen, wenn ſie die Urſache deſſelben ſehen könnte."

„Ich fand die ſchöne Paſidora auf einem Ruhebette ſitzen. Sie bat mich, neben ſich Platz zu nehmen, und dankte mir mit einem gefühlvollen Tone für das, was ich für ſie gethan hatte. Der Klang ihrer Stimme rührte mich ſonderbar. Es war nicht die Stimme meiner Unbekannten; aber ſie hatte etwas ſo Aehnliches mit ihr, daß mein Herz nur noch mehr zu ihren Gunſten eingenommen wurde. Sie ſprach wenig, aber ihre ſchöne Augen ſagten deſto mehr. Jeder Theil ihres ſchönen Geſichtes war dieſer zaubervollen Augen würdig, und alles zuſammen machte ein Ganzes aus, das an Feinheit und Harmonie der Züge, an Vollkommenheit der Formen und Reinheit der Farbe, alles unendlich übertraf, was ich je geſehen hatte. Denke dir nun aber noch hinzu, was die Seele der Schönheit iſt, den Ausdruck des zarteſten Gefühls.“

„Armer Clodion, fiel ihm der ſchöne Fremde ins Wort, wo blieb das Bild deiner liebenswürdigen Unbekannten, daß du fähig ſeyn konnteſt, ein Geſicht, das nicht das ihrige war, ſo genau und ſo unbehutſam anzublicken?“

„Du wirſt mich noch mehr bedauern, vielleicht auch entſchuldigen, wenn du alles gehört haben wirſt, fuhr der Sohn des Druiden fort. Geſtehe es, liebſter Osmandyas, meine Treue gegen die Unbekannte wurde auf eine ſchwere Probe geſetzt! Es war grauſam, meinem Herzen ſo ſehr nachzuſtellen, und es gibt vielleicht keinen Sterblichen, der gegen die vereinigte Macht ſo himmliſcher Schönheit, den Kampf beſtanden hätte.“

„Ich fühlte die Gefahr und meine Unruhe, welche (wie ich glaube) mehr ängſtlich als zärtlich ſcheinen mußte, konnte der ſchönen Paſidora nicht verborgen bleiben. Sie fragte mit einem theilnehmenden Tone, was mir fehle, und ſetzte hinzu: ſie würde untröſtlich ſeyn, wenn mich das Verdienſt, das ich mir um ſie erworben, vielleicht ein größeres Opfer koſten ſollte, als ſie mir zu vergüten fähig wäre. Dieſe Rede war ein Dolch in mein Herz. Es fehlte wenig, daß ich meine geliebte Unbekannte nicht um ihren Beiſtand angerufen hätte. Ich erneuerte ihr in meinem Herzen die Schwüre einer ewigen unverbrüchlichen Treue; aber jeder Blick auf die Zauberin machte mich wider Willen ſchwankend. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daß mich nur die ſchleunigſte Flucht retten könne, aber daß nicht einmal der Wunſch zu fliehen in meiner Gewalt war.“

„Während dies in meiner Seele vorging, bemühte ich mich, der ſchönen Paſidora eine Antwort zu geben, die ihr den Zuſtand meines Herzens verbärge, ohne ihre Eigenliebe zu beleidigen. Ich ſagte ihr etwas, das nur ſehr höflich ſeyn ſollte, aber, wie ich beſorge, ſehr zärtlich war; wenigſtens ſchien ſie es dafür genommen zu haben, weil ſie ſich dadurch berechtigt hielt, unter dem Verwande der Dankbarkeit, mich ihre Zuneigung mit weniger Zurückhaltung als bisher merken zu laſſen. Hierauf ſagte ich ihr, es gebe für mich keine Belohnung in der Welt, die mit dem Vergnügen zu vergleichen ſey, einer Dame von Ihrem Werthe, vielleicht zu meinem Nachtheil, nützlich geweſen zu ſeyn; da ich aber verſichert worden wäre, daß ſie von ihrem Verfolger nun nichts weiter zu beſorgen habe: ſo bäte ich um die Erlaubniß, mich von ihr zu beurlauben, weil eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit für mich meine Gegenwart an einem Orte erfordere, wo ich ſchon geſtern erwartet worden ſey, als ein unvermutheter Zufall mich vor die Pforte ihres Palaſtes gebracht hatte.“

„Dieſe Bitte, auf die ſie nicht vorbereitet ſchien, brachte einen ſehr ſichtbaren Ausdruck von Verdruß in ihre ſchönen Geſichtszüge. Sie verbarg mir nicht, wie ſehr es ihr auffalle, daß nach der Art, wie ſie mir ihre Dankbarkeit beweiſe, die Entfernung von ihr die einzige Belohnung ſey, die ich zu wünſchen habe. Ich entſchuldigte mich mit der Nothwendigkeit; aber vermuthlich in einem Tone, durch den ſie glauben konnte, daß mein Herz, wenigſtens zur Hälfte, auf ihrer Seite ſey. Denn auf einmal klärte ſich ihr Geſicht wieder auf, und ſie ſagte mir auf die offenſte und gelaſſenſte Weiſe: ſie würde ſich nicht verzeihen können, wenn der Wunſch, ſie zu verbinden, mir das geringſte Opfer koſten ſollte; das, was ſie mir bereits ſchuldig ſey, gäbe ihr kein Recht, noch neue Dienſte von mir zu erwarten.“

„Sie bat mich hierauf, ihr noch einen einzigen Tag zu ſchenken, und als ich dies bewilligt, befahl ſie einer ihrer Jungfrauen, mich in ein Zimmer zu führen, wo ich einige Stunden der Ruhe pflegen könnte.“

„Kaum ſah ich mich allein, ſo war mein erſter Gedanke, mir die Sicherheit, die man wegen meines Bleibens hatte, zu Nutze zu machen, und, ungeachtet meines der ſchönen Paſidora gegebenen Wortes, heimlich zu entfliehen. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich dieſer Eingebung meines guten Genius gefolgt wäre! Aber der Gedanke, ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf, das ſich auf mein Wort verließ, zu hintergehen, hatte etwas ſo Verächtliches in meinen Augen, daß ich es unmöglich über mich gewinnen konnte, mein Vorhaben auszuführen. Aber, je weniger ich mir den Zuſtand meines Herzens verbergen konnte, je ſtärker war mein Vorſatz, mich gegen alle die Eindrücke zu waffnen, die ihre Schönheit und Liebe auf mich machen würden.“

„Gegen Mittag wurde ich wieder zu der Dame des Palaſtes gerufen. Ich fand ſie in einem herrlichen Saale, der gegen eine Terraſſe des Gartens offen ſtand, unter ihren Jungfrauen, in einem morgenländiſchen Anzug, der alle Anmuth ihrer vollendeten Schönheit nur noch mehr erhob. Ich konnte mich kaum enthalten, mich zu ihren Füßen zu werfen, und fühlte alle meine muthigen Entſchlüſſe bei ihrem erſten Anblick dahinſterben. Der peinliche Kampf, der von neuem in meinem Innern anfing, mußte mir ein zwangvolles und verlegenes Anſehen geben: aber ſie ſchien es ſo wenig zu bemerken, daß ſie nur deſto heitrer ausſah, und, obwohl ſie ſelbſt bei der Tafel wenig ſprach, doch ihren Jungfrauen immer Gelegenheit gab, mich mit angenehmen Geſprächen zu unterhalten. Nach der Tafel trug ſie mir ein Schachſpiel an. Du kannſt dir denken, Osmandyas, wie oft ich dieſem Engel gegenüber, halb aus Artigkeit, halb aus Selbſtvergeſſenheit die Parthie verlor.“

„Indeſſen kam der Abend herbei, und lud uns zu einem Spaziergang in die Gärten ein, die an die Terraſſe des Palaſtes ſtießen. Sie ſchienen von ſehr weitem Umfang zu ſeyn, und alles, was die Natur Großes, Schönes und Anmuthiges hat, in der geſchmackvollſten Abwechslung in ſich zu vereinigen. Da mir unbegreiflich war, wie dieſer Palaſt und dieſe Gärten, von denen ich nie etwas gehört hatte, in eine mir ſo bekannte Gegend gekommen ſeyn könnten: ſo beſtärkte mich dies um ſo mehr in dem Gedanken, daß die ſchöne Paſidora eine Fee, oder eines von jenen wunderbaren Weſen ſey, mit denen meine Einbildungskraft vertraut genug war, daß es nichts Befremdendes für mich hätte, ſie vor mir zu ſehen. Unvermerkt verloren ſich die Jungfrauen, die uns einige Zeit begleitet hatten; unvermerkt wurden wir beide, Paſidora und ich, immer ſtiller; unvermerkt wirkte die ſchöne Natur, die laue, von Blumendüften durchwürzte Luft, das Säuſeln der Blätter, das Singen der Vögel, das Rieſeln der Quellen, unvermerkt fühlten wir uns, ohne es zu ſagen, in einen Einklang von zärtlichen Rührungen geſtimmt; unvermerkt drückte ich Paſidorens Hand wärmer.“

„Das liebenswürdige Mädchen ſetzte ſich, und ich ſank zu ihren Füßen, ihre Hand in ſprachloſem Entzücken in der meinigen haltend: als auf einmal der ganze Tempel in Flammen ſtand, ein heftiger Donnerſchlag mich zu Boden warf, Paſidora von meiner Seite verſchwand, und meine Unbekannte mir mit zürnender Stimme zurief: Treuloſer, du haſt mich auf ewig verloren!“

„Erlaube mir, Freund, hier abzubrechen; ich habe keine Worte mehr für das, was ich dir erzählen müßte, und keine Kräfte, die Qualen dieſer ſchrecklichen Nacht noch einmal auszuhalten. Seit dieſer Zeit bin ich der elendſte unter den Menſchen, wie ich, ohne dieſe unſelige Probe, der glücklichſte geweſen wäre. Denn nun ſehe ich es ein, daß es meine geliebte Salamandrin ſelbſt war, die ſich mir unter dem Namen Paſidora unverſchleiert zeigte. Die Grauſame! wie konnte ſie zweifeln, daß mein Herz einer ſolchen Probe unterliegen würde? Oder wie kann ſie mich ſo unerbittlich dafür beſtrafen, daß ich, unter einem andern Namen und unter dem Zauber, womit ſie mich geblendet hatte, doch nur ſie ſelbſt liebte?“

„Auch bin ich gewiß, ſagte Osmandyas, ſie wird, ſie kann nicht unerbittlich bleiben. Daß ſie dich liebt, iſt zu offenbar —“

„Du kennſt, wie es ſcheint, die Empfindlichkeit ſolcher Weſen nicht, unterbrach ihn der unglückliche Liebhaber der ſchönen Salamandrin; Sie verzeihen auch nicht den Gedanken, nicht den Schatten einer Untreue. Sie wird mir nie vergeben! ſagte er hierauf, mit thränenden Augen die Hände ringend. Es ſind nun mehre Wochen ſeit dieſer unglücklichen Kataſtrophe, daß ich alle Nächte in dieſem Thurme zubringe. Sie hat meinen Schmerz, meine Reue, meine Verzweiflung ſehen können und iſt ungerührt geblieben! Was habe ich nicht verſucht, ſie zu bewegen?

wie habe ich zu ihr gefleht! — Denn obgleich ſie mir immer unſichtbar blieb, ſo bin ich doch gewiß, daß ſie mich gehört hat. Aber ich habe ſie auf ewig verloren! — Da ich aller Hoffnung entſagt habe, jemals wieder glücklich zu werden, ſo war ich entſchloſſen, mein Leben in dieſem Thurme zu enden, den ich ſeit drei Tagen nicht mehr verlaſſen habe. Meine Liebe, die mich tödten ſollte, und das Wenige, was ich von der Speiſe zu mir nehme, die ich täglich, ohne zu wiſſen wie, in dieſem verborgenen Schranke finde, hat mir bisher ein verhaßtes Leben gefriſtet. Aber, ich geſtehe es, ſeit mir die Götter auf eine ſo unverhoffte Art den Sohn des Calaſiris zugeſchickt haben, iſt ein ſchwacher Strahl von Hoffnung in meine Seele gefallen; und vielleicht iſt es ein Zeichen, daß meine Angebetete meinen Tod nicht will, weil ſie noch gütig genug iſt, für die Erhaltung meines Lebens zu ſorgen. Daß ſie nur zu längerer Qual mir es friſte, wie ich in meiner düſtern Verzweiflung wähnte, — einer ſolchen Grauſamkeit kann ein Herz, wie das ihrige, nicht fähig ſeyn.“

„Wer ſie auch ſeyn mag, ſagte der Sohn des weiſen Calaſiris, ſo iſt es unmöglich, daß ſie ſo ſehr ihre eigene Feindin ſey, um einen Fehler nicht zu verzeihen, den du mit ſo ernſtlicher Reue gebüßt haſt, und der, wenn man's genau beſieht, für ihre Eigenliebe ſchmeichelhafter als beleidigend iſt. — Aber erlaube mir, da du mich ſelbſt wieder daran erinnert haſt, dich zu fragen, woher du meinen Vater zu kennen ſcheinſt? warſt du iemals in Aegypten?"

„Ehe ich dir antworte, erwiderte der Jüngling vom Thurme, laß dich bitten, von dem wenigen anzunehmen, was ich dir vorſetzen kann. Wir bedürfen beide einiger Erfriſchung."

„Hiemit öffnete er den geheimen Schrank, und zog noch etwas kalte Küche und Früchte, und eine Flaſche Wein hervor, die er vorher nicht darin wahrgenommen hatte."

„Meine unſichtbaren Verpfleger, ſagte er, indem er ſeinen Vorrath auf dem Fußteppich auskramte, haben, wie es ſcheint, auf meinen Gaſt gerechnet." —

„Eine gute Vorbedeutung für uns beide, verſetzte Osmandyas, indem er der Bewirthung ſeines neuen Freundes Ehre machte."

Der weiſe Mann hatte wohl Recht, der den betrübten Seelen Wein zu geben befahl. Das Mittel ſchlug bei den beiden Jünglingen ſo wohl an, daß ſie unvermerkt ihres Kummers zu vergeſſen und gutes Muthes zu werden anfingen.

„Es kommt mir auf einmal ein wunderlicher Gedanke, fing jetzt der Sohn des Druiden an: was ſagteſt du dazu, wenn deine Bildſäule von meiner

Bekanntſchaft und ſogar meine nächſte Verwandte wäre?“ —

„Der Aegypter ſtarrte ihn mit großen Augen an.“ —

„Wenigſtens, fuhr jener fort, wäre es keine Unmöglichkeit; wie du hören wirſt, wenn ich dir erzähle, wie ich dazu gekommen bin, deinen Vater zu kennen.“

„Es ſind nun über drei Jahre, ſeitdem uns meine vortreffliche Mutter durch den Tod entriſſen wurde. Mein Vater, obſchon er für den weiſeſten aller Druiden anerkannt wird, fand in dem ganzen Schatze der Geheimniſſe, welche ihm die Natur entdeckt hatte, keines, das ihm dieſen Verluſt erträglich machte. Er ſah ſich gezwungen, ſeine Zuflucht zu dem gemeinſten Mittel in ſolchen Fällen zu nehmen, und befahl mir und meiner Schweſter Clotilde, welche damals ungefähr fünfzehn Jahre alt war, uns zu einer großen Reiſe anzuſchicken. Ich will nach Aegypten reiſen und in den Armen meines Freundes Calaſiris Troſt ſuchen, ſagte er. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß ſie einander in ihrer Jugend kennen gelernt und ſeit mehr als dreißig Jahren, der weiten Entfernung ungeachtet, die engſte und vertrauteſte Freundſchaft unterhalten hatten. Nachdem wir die berühmteſten Städte und Inſeln der Griechen beſucht, langten wir zu Memphis an, und wurden von dem ehrwürdigen Calaſiris mit unbeſchreiblicher Freude empfangen. Die beiden Alten ſchienen durch das Vergnügen, einander nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen, verjüngt zu werden, und fanden in ihrem wechſelſeitigen Umgang ſo große Unterhaltung, daß mein Vater ſich leicht überreden ließ, ein ganzes Jahr zu Memphis zuzubringen. Du hielteſt dich damals in Griechenland auf, und ich ſelbſt ſchloß mich, nachdem ich mich etliche Tage in dem Hauſe deines Vaters erholt hatte, in den großen Tempel der Iſis ein, um in euern heiligen Gebräuchen eingeweiht zu werden. Ich brachte den größten Theil des Jahres damit zu: und, weil ich begierig war, auch die Merkwürdigkeiten von Oberägypten zu beſehen und ſodann noch eine Reiſe zu den äthiopiſchen Weiſen thun wollte: ſo erhielt ich die Erlaubniß, noch zwei Jahre dazu anzuwenden, und mein Vater kehrte ohne mich nach Armorica zurück. Deine Schweſter Thermutis hielt ſich zur Zeit unſrer Ankunft bei einer Schweſter ihrer Mutter auf: ich war nicht mehr in euerm Hauſe, als ſie zurückkam, und ich habe ſie nie geſehen. Mein Abſcheu vor den Frauen war damals ſchon ſo groß, daß mein Vater, als er mir von ſeinem Vorhaben ſprach, mich mit der Tochter eines ſeiner Freunde zu vermählen, kein anderes Mittel mich wieder zu beruhigen fand, als ein feierliches Verſprechen, mich mit Anträgen dieſer Art auf immer zu verſchonen.

Die Furcht, daß Thermutis diejenige ſey, die er mir zugedacht, war ein neuer Beweggrund für mich, allen Gelegenheiten, wo ich ſie hätte ſehen können, ſorgfältig auszuweichen. Aber zwiſchen ihr und Clotilde entſpann ſich eine Freundſchaft, die ſo weit ging, daß man ſie die Unzertrennlichen zu nennen pflegte: und wie es endlich zum Scheiden kommen ſollte, fand ſichs, daß Clotilde entweder zu Memphis bleiben, oder Thermutis mit ihrer Freundin nach Armorica ziehen mußte, wenn ihre Väter nicht beide Töchter auf einmal verlieren wollten. Der meinige hatte indeſſen eine ſo große Zärtlichkeit für deine Schweſter gefaßt, daß Calaſiris ſich gern überreden ließ, ihm ſeine Rechte an ſie abzutreten: hingegen bat er ſich dafür die Bilder ſeines Freundes und Clotildens aus, damit er wenigſtens etwas hätte, das ihm die Trennung verſüßte. Der Druide, mein Vater, beſitzt, unter vielen andern wunderbaren Kenntniſſen, auch das Geheimniß, den feinen Thon, woraus das ägyptiſche Porzellan gemacht wird, ſo zuzubereiten, daß die daraus verfertigten Bilder im Feuer einen Schmelz erhalten, der ihnen eine bis zur höchſten Täuſchung gehende Aehnlichkeit mit dem wirklichen Leben gibt. Ein griechiſcher Künſtler, der mit ihm nach Memphis gekommen war, verfertigte die Bilder: mein Vater vollendete ſein Werk mittelſt ſeines erwähnten Geheimniſſes, und ſo entſtanden —“

Hier bewog eine ſehr unerwartete Unterbrechung den Sohn des Druiden, auf einmal einzuhalten; und dies war nichts Geringeres, als daß ſein junger Freund über einer Erzählung, die ſoviel Intereſſe für ihn hätte haben ſollen, — eingeſchlafen war. Dieſer Zufall kam ihm, ungeachtet er die kleine Flaſche leer ſah, unbegreiflich vor; allein, indem er noch im Nachdenken darüber begriffen war, ſank er ſelbſt, von einem unwiderſtehlichen Schlummer überwältigt, auf ein hinter ihm liegendes Polſter zurück.

Ich könnte nicht ſagen, wie lange die beiden Jünglinge in dieſem magiſchen Schlafe verharrten. Genug, ſie erwachten ungefähr zu gleicher Zeit, und man ſtelle ſich ihr Erſtaunen vor, als ſie die Augen aufſchlugen, und Osmandyas ſeine geliebte Bildſäule, und Clodion ſeine angebetete Salamandrin vor ſich ſah. Beide glaubten in dieſem Augenblick aus einem ſchönen Traume zu erwachen, und ſchloſſen eilends die Augen wieder, um weiter fort zu träumen: aber, da ſie fanden, daß ſie nun nichts mehr ſahen, ſo richteten ſie ſich auf, öffneten die Augen von neuem, und ſahen mit Entzücken die nämliche Erſcheinung vor ſich ſtehen. Osmandyas erblickte ſeine Bildſäule, mit ihrem Täubchen auf dem Schooße, auf eben demſelben

Ruhebettchen ſitzend und eben ſo athmend und lieblich, wie er ſie ſo oft in dem Cabinete ſeines Vaters geſehen hatte. Clodion ſah ſeine Unbekannte in ihrem feuerfarbnen Gewande, mit dem ſchimmernden Gürtel um den Leib, und dem purpurnen Schleier über dem Geſicht, wie er ſie mehrmals in dieſem Thurme geſehen hatte. Beide wußten nicht, was ſie denken und ob ſie ihren Augen trauen ſollten; aber beide ſprangen in ebendemſelben Augenblicke von ihren Sitzen auf, um in ſprachloſem Entzücken ſich ihren Geliebten zu Füßen zu werfen — als eine verborgene Thür aufging, und die majeſtätiſchen Alten, Taranes und Calaſiris, Hand in Hand zwiſchen ſie tretend, durch eine ſo unvermuthete Erſcheinung ihr Erſtaunen auf die höchſte Spitze trieben. Taranes ergriff lächelnd die Hand des jungen Aegypters, und ſagte, indem er ihn zu der Bildſäule führte: Belebe ſie, wenn du kannſt, und ſey glücklich! — Zu gleicher Zeit führte Calaſiris den Sohn des Druiden zu der vermeinten Salamandrin, und ſagte, indem er ihren Schleier wegzog: Verzeiht einander — euer Glück; denn es würde nicht ſo vollkommen ſeyn, wenn es euch weniger gekoſtet hätte.

Osmandyas, in die Arme ſeiner geliebten Bildſäule ſinkend, fühlte mit ſprachloſer Wonne ihr Herz zum erſtenmale dem ſeinen entgegenſchlagen: Clodion, zu den Füßen der liebenswürdigen Thermutis, empfand ſein Glück in keinem geringern Grade. Nie hatte die Liebe vier Sterbliche ſo glücklich gemacht: und nie hatten zwei Väter das Vergnügen in ſolchem Grade genoſſen, in der Wonne ihrer Kinder ihre eigenen Entwürfe vollzogen zu ſehen.

Der Thurm mit den drei Zinnen war zu enge für ſo viele Glückliche. Sie eilten in die Gärten hinab, die hinter den Ruinen in einem ſanften Abhang ſich bis in die Ebene zogen; und Elodion erkannte nun auf einmal in dem nächtlichen Elyſium der Salamandrin die Zaubergärten, in welche ihn die Fee Paſidora bei Tage geführt hatte. Auch zeigte ihm die ſchöne Thermutis, daß es nur auf die Salamandrin angekommen wäre, ihn durch einen kleinen Schlangenweg bis zu Paſidoras Palaſt zu führen, der ihm, bei ihren nächtlichen Spaziergängen von einigen Gebüſchen und einem kleinen Pappelwäldchen verſteckt worden war.

Unvermerkt befanden ſich die beiden ehrwürdigen Alten mit ihren glücklichen Kindern in einem kleinen Tempel. Hier ließen ſie ſich auf die ringsherumlaufenden Polſter nieder, und der Oberdruide Taranes, da er in den Augen der beiden Jünglinge das Verlangen las, das, was in ihrem ſchönen Abenteuer

[illegible]

noch räthſelhaft war, ſich erklären zu können, fing jetzt ihre Neugier zu befriedigen an.

„Die Freundſchaft, welche mich mit dem ehrwürdigen Calaſiris verbindet, ſprach er, war von ihrem erſten Anfang auf die wunderbarſte Art vertraut und innig. Aber ſobald wir uns beide, jeder mit einem Sohne und einer Tochter beglückt ſahen, deren erſte Jugend die ſchönſten Hoffnungen von dem, was ſie einſt ſeyn würden erregte, beſchloſſen wir, nur eine einzige glückliche Familie aus ihnen zu machen. Wir fragten bei eurer Geburt nicht die Sterne um Rath: aber wir beſchloſſen, daß euer Glück eben ſo ſehr das Werk euers eigenen Herzens und unſrer Vorſicht, als das Werk des Schickſals ſeyn ſollte, und machten uns ein Geſchäft daraus, auf alle Winke Acht zu geben, die uns den Weg zeigen würden, wo das, was der Himmel über euch verhängt hätte, mit euern Wünſchen und den unſrigen in einem Punkte zuſammenträfe. Bei dem Beſuche, den ich vor mehr als drei Jahren meinem Freunde Calaſiris machte, erneuerte ſich das Verlangen, mit verdoppelter Wärme, unſer lang verabredetes Familienbündniß zu Stande zu bringen. Aber der Sohn des Calaſiris war abweſend, und meinem Sohne Clodion, der von ſeiner erſten Jugend an ein ſo ſeltſames aber hartnäckiges Vorurtheil gegen die Frauen gefaßt hatte, würde es gefährlich geweſen ſeyn, die liebenswürdige Thermutis, die ihm, wenn er ſie für ein Weſen von höherer Ordnung hielte, vielleicht unendliche Liebe eingeflößt haben würde, als die Tochter des Calaſiris ſehen zu laſſen. Domandyas ſollte in dem Laufe ſeiner Reiſen und Studien nicht unterbrochen, Clodion in ſeiner grillenhaften, aber Nachſicht verdienenden Laune nicht völlig geſtört, und der ſanft aufkeimenden Neigung unſrer Töchter Zeit gelaſſen werden, ſich zu entwickeln und zur Reife zu kommen. Denn Thermutis hatte meinen Sohn mehr als einmal geſehen, ohne von ihm geſehen werden zu können; und Clotilde hatte nichts als die Verſicherung einer großen Aehnlichkeit zwiſchen Domandyas und ſeiner Schweſter vonnöthen, um ganz zu ſeinem Vortheil eingenommen zu ſeyn. Wie gewiß wir uns aber auch zum voraus hielten, daß alles am Ende nach unſern Wünſchen ausgehen würde: ſo fanden wir doch für nöthig, eine wechſelſeitige Zuneigung, die das Glück oder Unglück des ganzen Lebens unſrer Kinder entſcheiden ſollte, auf die ſtärkſten Proben zu ſetzen; und ſo veranſtalteten wir das doppelte Abenteuer, deſſen Ausgang unſere Entwürfe ſo ſchön gerechtfertigt hat. Domandyas lernte Clotilden nicht anders als in Geſtalt einer Bildſäule kennen, und Clodion glaubte in Thermutis eine Salamandrin zu lieben. Die zwei Jahre, mein Sohn, die du noch mit deinen Reiſen zubrachteſt, nachdem ich mit Thermutis und Clotilden ſchon wieder in Armorica angelangt war, gaben uns hinlängliche Zeit, die zu unſerm Vorhaben nöthigen Anſtalten zu treffen. Der wildeſte Theil des an meine Wohnung angränzenden Waldes wurde in die Gärten der vermeinten Salamandrin umgeſchaffen; und der neu erbaute Pavillion, welcher den beiden Schweſtern während deiner Zurückkunft zur gemeinſchaftlichen Wohnung diente, wurde an einen ſolchen Ort gebaut, und auf eine ſo geſchickte Weiſe verborgen, daß Thermutis ihre Doppelrolle ſehr bequem ſpielen konnte, und der Gedanke, daß es mit deinen Abenteuern in einer dir, wie du glaubteſt, ſo wohl bekannten Gegend, nicht natürlich zugehe, um ſo nothwendiger in dir entſtehen mußte, weil alle unſere Hausgenoſſen in Pflicht genommen waren, dir aus dem, was in deiner Abweſenheit vorgegangen, und aus allem, was dir das Wundervolle der Sache hätte enträthſeln können, ein Geheimniß zu machen.“

„Und daß es, fuhr Thermutis lächelnd fort, mit den Wunderdingen im Palaſt der Fee Paſidora ſehr natürlich zugegangen, wird dir der Augenſchein zeigen, wenn du dieſen Zauberpalaſt, mit allen ſeinen Jungfrauen, Mohren und Drachen, und allem übrigen Zubehör, als ein Geſchenk von mir annehmen willſt, das der Hand und dem Herzen der Eigenthümerin folgt.“ —

„Was ich mit Vergnügen beſtätige, fiel der ehrwürdige Calaſiris ein. Was dich anbetrifft, mein Sohn Domandyas, fuhr er fort, indem er ſich an Clotildens Geliebten wandte, ſo wird auch dir alles begreiflich werden, wenn ich dir —“

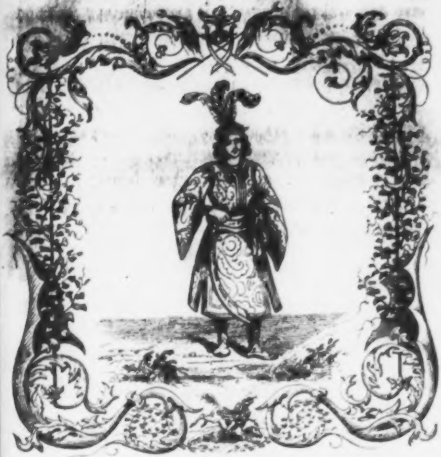
„Das Geheimniß der beiden Bildſäulen hab' ich ihm bereits aufgeſchloſſen, ſagte Clodien: aber eh' ich noch damit fertig war, ſah ich ihn eingeſchlummert, vermuthlich durch eine geheime Kraft des Weins in der kleinen Flaſche —“

„Wir haben ſie ſelbſt heimlich in den Schrank geſtellt, ſagten die beiden Schönen, als uns die Ungeduld, zu erfahren, ob Dömandyas, den wir mit Schmerzen erwarteten, glücklich angelangt ſey, auf den Einfall brachte, in Männertracht verkleidet, nach dem Thurme zu reiten, wo wir, ohne daß ihr uns gewahr wurdet, einem Theil eures Geſpräches zuhörten.“

Die Täuſchung des Wunderbaren hat etwas ſo Anziehendes und Zauberiſches für die meiſten Menſchen, daß man oft ſchlechten Dank bei ihnen verdient, wenn man ſie hinter die Scene führt, und die vermeintlichen Wunder einer künſtlichen Täuſchung vor ihren Augen in ihrer wahren Geſtalt zeigt. Aber hier war das Wahre ſelbſt ſo ſchön und außerordentlich, daß es aller Vortheile, die es von der Täuſchung gezogen hatte, leicht entbehrte. Der Sohn des Calaſiris fand viel mehr in der liebenswürdigen Tochter des Druiden, als ihm ſeine ſo ſchwärmeriſch geliebte Bildſäule verſprochen hatte: und Clodion, dem ſeine, wiewohl aufs höchſte geſpannte Einbildungskraft nichts Vollkommeneres als die göttliche Thermutis darzuſtellen vermochte, hielt ſich nun verſichert, daß ein natürliches Mädchen wie ſie, das Urbild zu den Sylphiden und Salamandrinen geweſen ſeyn müſſe, womit die Einbildungskraft der Dichter die reinern Elemente bevölkert hat.

Prinzeſſin Fiſch.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur einen Sohn hatten. Dieſer war ihre einzige Hoffnung. Seit den vierzehn Jahren, daß ihnen der Himmel dieß Kind geſchenkt hatte, war die Königin nicht mehr Mutter geworden. Der kleine Prinz war ein Wunder an Schönheit; er lernte was man nur wollte, und König und Königin, und Hofgeſinde und Volk, Alles liebte ihn ſo zärtlich, daß es ihn — nach dem gewöhnlichen Ausdruck — vor Liebe hätte auffreſſen mögen. Dies wäre nun aber freilich dem Prinzen wie den Andern im Grunde nicht ſehr angenehm geweſen. Sein Name war Zirbel. Man ſagt, die Königin habe während ihrer Schwangerſchaft unter einem jener Bäume geſeſſen, auf denen die Zirbelnüſſe wachſen, und die man deshalb Zirbelbäume nennt. Hier überfiel ſie ein tiefer Schlaf,



während deſſen ſie den angenehmen Traum hatte, der ihr den lieblichen Sohn vorſpiegelte. Zum Gedächtniß daran beſtand ſie darauf, ihn Zirbel zu nennen, trotz aller Einreden des Königs und der Hofleute, die den Namen etwas zu ungewöhnlich fanden, und viel eher für Carlchen, Hänschen oder einen andern geſtimmt haben würden. Um dieſen Anforderungen einigermaßen zu genügen, entſchloß ſich die Königin endlich, dem Namen ihres Sohnes durch eine Endigung etwas mehr Wohlklang zu verleihen, und geſtattete, daß man ihn Zirbellino nannte.

Der König und ſeine Gemahlin hatten beſchloſſen, ihren Thronerben ſobald als möglich zu verheirathen, damit ihre Nachkommenſchaft nicht auf ihm allein beruhte.

Man ließ nunmehr zu Fuß und zu Pferde, zu Schiffe und zu Wagen, eine Prinzeſſin ſuchen, welche der Hand des Prinzen würdig wäre; allein man fand keine. Endlich, nachdem man Alles aufgeboten hatte, kam man eines Tages zur Königin und meldete ihr, daß eine verſchleierte Dame ſie in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſche. Die Königin ſetzte ſich geſchwinde auf ihren Thron, um ihr Audienz zu ertheilen, und befahl, daß man ſie zu ihr hereinführe.

Die fremde Frau trat in den Saal, in weißen Florſchleiern bis auf die Füße verhüllt. Sie ging bis zu den Stufen des Thrones und ſagte dann:

„Königin, ich bin ſehr verwundert, daß du daran denken kannſt, deinen Sohn zu verheirathen, ohne mich dabei um Rath gefragt zu haben. Ich bin die Fee Feldmaus, und ich darf mir ſchmeicheln, daß mein ziemlich verbreiteter Name auch bis zu dir gedrungen ſeyn wird. Du haſt mich tödtlich beleidigt und als Anfang der Strafe, die ich dir zugedacht habe, befehle ich dir, deinem Sohne die Perſon zur Frau zu geben, die ich hier mitbringe. Für deinen Zirbel wird ſie wohl recht ſeyn.“

Bei dieſen Worten ſuchte ſie in der Taſche und zog endlich ein kleines Zahnſtocherfutteral daraus hervor. Dies öffnete ſie und nahm eine kleine lakirte Puppe heraus, welche die Königin, ungeachtet ſie über dieſen Beſuch in großen Schmerz verſunken war, dennoch zu bewundern nicht unterlaſſen konnte.

„Es iſt mein Enkelin, fuhr hierauf die Fee Feldmaus fort, und ich habe ihr ſchon ſeit lange Zirbel's Hand verſprochen.“

Die Königin zerfloß in Thränen und beſchwor die Fee, ſie nicht dem Geſpötte ihrer Unterthanen preis zu geben. Sie wußte ja nicht einmal, wie ſie dieſe Heirath in der Zeitung anzeigen ſollte.

„Was ſoll das heiſſen? Geſpötte? rief die Fee erzürnt. Wir wollen doch einmal ſehen, wer ſich unterſtehen wird, über meine Enkelin zu ſpotten, und ob dein Sohn ſie nicht vollends anbeten wird. Und ſie verdient es, das iſt gewiß. Zwar iſt ſie nur klein, allein ſie beſitzt dennoch mehr Verſtand, als dein ganzes Königreich. Wenn du ſie nur einmal ſprechen hören wirſt, ſo wirſt du mir's wohl geſtehen. Allons, kleine Prinzeſſin, munter, meine liebe Purzellina; mit dieſen Worten wandte ſie ſich jetzt an die Puppe, ſprich einmal mit deiner Frau Schwiegermutter und zeige ihr, was du verſtehſt.“

Da ſprang die kleine Purzellina auf die Halskrauſe der Königin, und machte ihr ein ſo vernünftiges und höfliches Kompliment, daß die Königin zu weinen aufhörte und ſich nicht enthalten konnte, mit aller Zärtlichkeit das liebe Kind zu umarmen.

„Hier, Frau Königin, ſprach nun die Feldmaus, nimm das Futteral und thue deine Schwiegertochter wieder hinein; ich wünſche, daß dein Sohn ſich an ihren Anblick gewöhne, ehe er ſie heirathet. Ich hoffe, daß es nicht lange währen wird. Nur dein Gehorſam wird meinen Zorn beſchwichtigen; allein wenn du gegen meinen Befehl handelſt, ſo ſollſt du, dein Mann, dein Sohn und dein ganzes Königreich die Wirkungen meines Zorns empfinden. Beſonders trage Sorge dafür, daß das Kind Abends bei Zeiten in's Futteral gelegt werde, denn es darf durchaus nicht lange aufbleiben.“

Nachdem ſie dies geſagt, ſchlug ſie ihren Schleier zurück, und die Königin fiel in Ohnmacht, denn ſie ſah jetzt die completten Züge einer wirklichen Feldmaus. Die Taille der Verſchleierten war ihr zwar gleich anfänglich ungemein klein vorgekommen, doch war ſie immer noch für eine Maus zu groß, deren eigenthümlicher Körperbau und deren Phiſiognomie nach ſolchem Maaßſtabe, ſich wirklich abſchreckend genug ausnahm.

Wie die Königin aus der Ohnmacht wieder erwachte, befand ſie ſich in den Armen ihrer Frauen, und ſah das Futteral vor ſich, doch von der Fee keine Spur.

Man brachte die Königin zu Bett und machte dem König Meldung von dem Unfall; er lief voll Schrecken herbei. Die Königin befahl, daß ſich Alles entferne und erzählte ihrem Gemahle unter einem Strome von Thränen das Ereigniß. Der König ſtand an, ihren Worten Glauben beizumeſſen, bis daß die Königin die Puppe aus ihrem Futterale nahm. Da rief er nach einigem Nachdenken ſchmerzlich aus:

„Gerechter Himmel! wie iſt es möglich, daß die Könige ſolchen überſchwenglichen Unglücksfällen ausgeſetzt ſind? Stehen wir nur darum über den andern Menſchen, um die Leiden, die mit dem Leben unauflöslich verknüpft ſind, nur in deſto größerm Maaße zu erfahren?“

„Ja, und um das Beiſpiel größerer Standhaftigkeit zu geben!“ fiel ihm die Puppe mit einer ſanften, aber hellen Stimme in die Rede.

„Liebe Purzellina, ſprach die Königin, du ſprichſt wie ein Orakel.“

Nachdem alle drei auf ſolche Weiſe ſich eine Stunde lang unterhalten hatten, wurde beſchloſſen, daß man über die Vermählung noch nichts beſtimmen und die Zurückkunft Zirbellines erwarten wollte, der ſich ſeit drei Tagen auf der Jagd befand, um zu hören, ob er ſich dem Befehle der Fee unterwerfen würde, die ihm die Königin mitzutheilen übernommen hatte.

Inzwiſchen beſchäftigte ſich der König und die Königin, die kleine Purzellina zu unterhalten. Sie hatte einen gebildeten Verſtand und wußte ſehr geiſtreich zu ſprechen. Allein dennoch war etwas Stieres in ihren, ſonſt ſehr ſchönen Augen, was den guten Eindruck ſtörte, den ihr übriges Weſen machte. Die Königin grämte ſich darüber unmäßig, weil ſie Purzellina liebte und beſorgte, daß der Prinz an dem Blut Anſtoß nehme, und ihr ſeine Hand verweigern würde.

Es war bereits ein Monat verſtrichen, ſeit die Fee Feldmaus der Königin erſchienen war, und noch hatte dieſe es nicht gewagt, dem Prinzen Zirbellino ſeine zukünftige Gemahlin vorzuſtellen.

An einem ſchönen Morgen trat er zu ſeiner Mutter in's Zimmer, als ſie noch im Bette lag.

„Frau Mutter, ſprach er, es iſt mir kürzlich auf der Jagd das Wunderſeltſamſte begegnet. Ich wollte es ihnen immer verſchweigen, allein jetzt kann ich's nicht mehr, und es drängt mich, es ihnen mitzutheilen.“

Ich verfolgte hitzig eine Wildſau bis zum Rande des Parks und hatte nicht bemerkt, daß ich mich ganz allein befand. Plötzlich ſehe ich, wie ſich das wilde Thier in eine Kluft ſtürzt, und ich — die Gefahr nicht bedenkend — ſetzte mit meinem Pferde ihm nach, und falle während einer halben Stunde in einem fort, bis ich den Grund erreicht habe, ohne daß ich mir einen Schaden zugefügt hätte. Unten finde ich nun aber, ſtatt der Sau, die mir eben kein großes Vergnügen gemacht haben würde, eine ſehr häßliche Frau, die mich erſuchte, vom Pferde zu ſteigen und ihr zu folgen. Ich nahm keinen Anſtand, ihr die Hand zu geben; ſie öffnete hierauf eine kleine Pforte, die ich früher nicht bemerkt hatte, und ich trat mit ihr in einen Saal von grünem Marmor, in welchem ein goldenes Becken ſtand, das mit einer ſehr reichen Decke behängt war. Sie hob die Decke in die Höhe, und nun erblickte ich in dem Becken eine ſolche Schönheit, daß ich glaubte vor Staunen in die Knie ſinken zu müſſen. „Prinz Zirbellino, ſprach die Dame zu mir, die gerade in dem goldenen Becken ein Bad nahm, die Fee Feldmaus hat mich hieher verzaubert, und nur durch Eure Hilfe kann ich erlöst werden. —“ „Sprecht, hohes Weſen, erwiderte ich, was kann ich thun, um euch zu erlöſen? — „Ihr müßt mich gleich zur Stelle heirathen, war die Antwort aus dem ſchönen Munde, oder mir lebendig die Haut abziehen.“ — Sie können denken, theuerſte Mutter, daß mich die erſte Propoſition eben ſo in Verwunderung als die zweite in Schrecken ſetzte. Sie mußte meine Verlegenheit mir in den Blicken leſen, und nahm daher wieder das Wort. „Denket nicht, edler Prinz, daß ich ſcherze, oder daß ich von euch etwas fordere, das Ihr ſpäter bereuen müßtet. Nein, theurer Zirbellino, beruhigt euch darüber; ich bin eine unglückliche Prinzeſſin, die den Haß der Fee auf ſich gezogen hat. Sie hat mich zur Hälfte in einen Fiſch verwandelt, weil ich die Hand ihres Neffen ausſchlug, welcher der Karpfen-König iſt. Er iſt eben ſo häßlich als boshaft. Nun muß ich ſo lange in meiner Verzauberung verharren, bis daß ein Prinz, Zirbel mit Namen, Eins oder das Andere, von dem, was ich euch eben ſagte, an mir vollzogen haben wird. Um nur dieſen Zweck zu erreichen, erſuchte ich eine meiner Hofdamen, ſich aus Liebe zu mir in eine Wildſau zu verwandeln, und euch in meine Nähe zu bringen. Ich füge übrigens noch hinzu, daß ihr euch, ohne ein paar Bedingungen erfüllt zu haben, nicht von hier fortbegeben werdet. Ich ſelbſt bin nicht im Stande, etwas daran zu ändern und Citronette, die ihr hier bei mir ſehet, wird euch die Wahrheit von dem, was ich ſage, beſtätigen.“

„Nun denken Sie nur, Frau Mutter, fuhr der Prinz, zur Königin gewandt, fort, die ihm mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zuhörte, wie mir bei dieſem Empfange zu Muthe ſeyn mußte! Obgleich das Geſicht der Prinzeſſin Fiſch mir ganz vorzüglich gefiel und obgleich ihre anmuthige Rede, ſo wie ihr Unglück, mich überaus gerührt hatte, ſo erregte doch das Fiſchende an ihrem Körper eine große Abneigung in mir. Eben ſo aber glaubte ich verzweifeln zu müſſen, wenn ich daran dachte, daß ich ihr die Haut abziehen ſollte. Aber, Prinzeſſin, fing ich endlich an, um das für ſie eben ſo beleidigende, als für mich unbequeme Schweigen, endlich zu unterbrechen — Aber, theuerſte Prinzeſſin, ſollte es denn kein drittes Mittel geben?“ —

Kaum hatte ich dieſe Worte herausgebracht, als die Prinzeſſin und Citronette, ihre Begleiterin, zu ſchreien und zu klagen begannen, daß das Gewölbe bebte. „Undankbarer! Grauſamer! Tiger! Unmenſchlicher! Wilder! Barbar!“ ſo ging's aus einem Athem. „Du willſt alſo, daß ich dich vor meinen Augen hier ſterben ſehen ſoll? Denn wiſſe, wenn du dich nicht entſchließeſt zu thun, was ich von dir verlange, ſo mußt du ſterben und ich bleibe Fiſch mein ganzes Leben. So hat es mir die Fee geſagt.“

„Dieſe Vorwürfe zerſchnitten mir das Herz. Sie hob ihre ſchönen Arme aus dem Waſſer und faltete die allerliebſten Hände flehend zu mir empor. Citronette umklammerte meine Knie und ſchrie dabei ſo laut, daß ich faſt taub davon wurde. „Wie ſollte ich euch aber wohl heirathen? fragte ich endlich, welche Ceremonie iſt dabei erforderlich?“ — „Gut, ſo ziehet mir die Haut ab, erwiderte ſie zärtlich, es iſt mir eben ſo lieb.“ — „Ziehet ihr die Haut ab, rief die Citronette, und kümmert euch um nichts weiter.“ — Ich befand mich in einer entſetzlichen Verlegenheit, und wie ich nun ſo nachdachte über das, was ich ergreifen ſollte, nahm ihr Wehklagen immer zu, und ich war ſo betäubt, daß ich zu keinem Entſchluß kommen konnte. Endlich, nach tauſend innern Kämpfen, erhob ich die Augen zu dem reizenden Fiſch, und ich muß geſtehen, daß mich der Anblick auf's tiefſte ergriff. Ich warf mich auf die Knie und nahm ſie bei der Hand. „Meine himmliſche Prinzeſſin, ſagte ich,

ich kann euch dieſe ſchöne Haut nicht abziehen, viel lieber will ich euch heirathen.“ —

„Bei dieſen Worten verbreitete ſich der Ausdruck innerer Freude über die Züge der Prinzeſſin. Sie erröthete und ſenkte die Augen. „Nie, ſprach ſie, werde ich den Dienſt vergeſſen, den Ihr mir erzeigen wollt. Ich bin ſo ſehr von Dankbarkeit durchdrungen, daß ihr Alles von mir erwarten könnt, was ihr nur wünſcht.“

„Verliert jetzt nur keine Zeit, ſchrie die unerträgliche Citronette, und ſagt dem Prinzen geſchwinde, was er zu thun hat.“ — „Es iſt hinreichend, ſprach die Prinzeſſin Fiſch, indem ſie noch höher erröthete, daß ihr mir euern Ring gebet, und dafür den meinigen empfangt. Hier iſt meine Hand als Pfand des Bündniſſes und meine Einwilligung.“ —

„Kaum hatten wir die Ringe gewechſelt und kaum hatte ich einen Kuß auf ihre ſchöne Hand gedrückt, als ich mich wieder auf meinem Pferde ſah, und mich mitten im dichteſten Walde befand. Auf meinen Ruf eilte mein Gefolge herbei, und ich kehrte nach Hauſe zurück, ſo erſtaunt über Alles, was ich erlebt hatte, daß ich kein Wort ſprechen konnte. Jetzt werde ich allnächtlich, ohne ſagen zu können, wie, nach dem grünen Saal gebracht, wo ich mich neben einer unſichtbaren Perſon befinde; ſie ſpricht mit mir und ſagt mir, daß noch nicht die Zeit gekommen ſey, um ſie zu kennen.“ —

„Ach, geliebter Sohn, rief hier die Königin aus, wäre es alſo wohl möglich, daß du wirklich verheirathet biſt?“

„Wie denn anders, Frau Mutter, erwiderte der Prinz. Doch glauben ſie mir, obgleich ich meine Frau recht herzlich liebe, ſo hätte ich mich doch lieber ohne Verheirathung aus der Affaire gezogen, wenn es nur angegangen wäre.“

Bei dieſen Worten ertönte ein feines Stimmchen aus dem Arbeitsbeutel der Königin, welches ſagte: Prinz Zirbellino hätte ſie ſchinden ſollen, ja — er hätte ſie ſchinden ſollen, ſein Mitleiden kann ihm noch verderblich werden — ſehr verderblich werden.

Dem Prinzen fiel dieſe Stimme auf und er fragte verwirrt, woher ſie käme. Vergeblich wollte ihm die Königin dieſes Abenteuer verbergen; er durchſuchte den Arbeitsbeutel ſeiner Mutter, der auf dem Nachttiſche lag, und zog das Futteral daraus hervor, welches die Königin ihm ſogleich aus der Hand nahm und öffnete. Die Prinzeſſin Purzellina hüpfte daraus hervor, und der Prinz kniete am Bette ſeiner Mutter, um das kleine, zierliche Weſen in der Nähe betrachten zu können. „Ich betheuere Ihnen, liebe Mutter, daß dies das Miniaturbild meines geliebten Fiſches iſt," rief er entzückt und verwundert zugleich.

Nun erzählte ihm die Königin Alles, was ſich mit der Fee Feldmaus zugetragen hatte. Zirbel bezeugte der kleinen Purzellina eine nicht ſehr artige Rückſicht, allein dieſe liebenswürdige Perſon hatte nur die Betrübniß der Königin im Auge. Sie ergriff ihre Hand und ließ einige ſehr kleine Thränen darauf fallen. Dies rührte endlich Zirbel und er bat um die Hand Purzellina's, ſie zärtlich an ſein Herz zu drücken. Sie reichte ſie ihm mit eben ſo viel Grazie als Anſtand, dann ſtieg ſie wieder in ihr Futteral. Nach dieſer wahrhaft rührenden Scene ſtand die Königin auf, um ſich ſogleich zum König zu verfügen, und ihm Alles zu erzählen, damit man gegen die Wuth der Fee Feldmaus die geeigneten Maaßregeln ergreifen möchte.

In der folgenden Nacht wurde Prinz Zirbel, trotz der verdreifachten Wache, die man ihm in ſeinem Zimmer gegeben hatte, mit dem Schlage zwölf Uhr entführt, und ſah ſich wie gewöhnlich bei ſeiner Unſichtbaren hin verſetzt. Allein ſtatt der Zärtlichkeiten, die ihn ſonſt hier zu erwarten pflegten, hörte er nichts als Klagen und Weinen, und daß man ihm Vorwürfe machte.

„Was hab' ich denn verbrochen, ſagte er endlich, nachdem ihm das Ganze Langeweile zu machen begann, was hab' ich verbrochen, daß du mich ſo ſchlecht behandelſt?"

„Ich weiß Alles, ſchluchzte Prinzeſſin Fiſch, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Haſt du wohl vergeſſen, Undankbarer, mit welcher Inbrunſt du die Hand der kleinen Purzellina geküßt haſt?"

„Mit Inbrunſt?" erwiderte lebhaft der Prinz. Wie, theure Prinzeſſin, kennſt du mich ſo wenig, daß du mir ſolch einen Vorwurf machſt? Wenn ich ſie mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet habe, ſo geſchah es blos, weil ihre Geſichtszüge mir mit den deinigen einige Aehnlichkeit darzubieten ſchienen. Entziehe dich nicht mehr meinen Blicken, und ich verſpreche dir, keine Andere mehr anzuſehen."

Die Unſichtbare ſchien von dieſen Worten beruhigt zu werden und näherte ſich wieder dem Prinzen.

„Vergib mir dieſe Regung meines eiferſüchtigen Gefühls, ſprach ſie, ich habe zu große Urſache, eine Trennung von dir zu befürchten, und deßhalb erſchütterte mich ein Zufall, der mir ein ſolches Unglück anzudeuten ſchien."

„Darf ich denn aber nicht wiſſen, fragte der Prinz, warum du mich nur ſtets unſichtbar umgibſt? Wenn ich dich durch meine That der Macht der Fee Feldmaus entzogen habe, ſo iſt es mir nicht erklärlich warum du noch immer nicht frei handeln kannſt.“

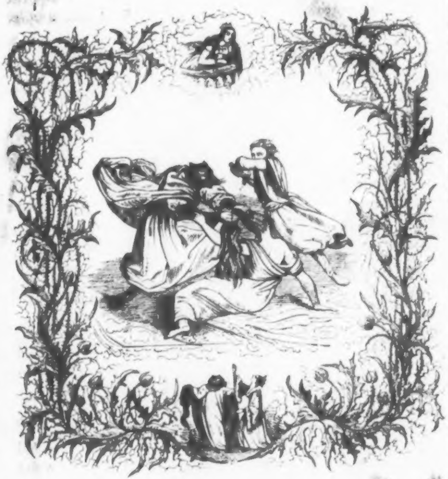
„Ach, ſeufzte die unſichtbare Prinzeſſin, wenn du mir die Haut abgezogen hätteſt, ſo wären wir viel glücklicher geweſen, als jetzt. Aber du ſchienſt ſo entſetzt über dieſen Antrag zu ſeyn, daß ich mich nicht unterſtand, dich länger darum zu bitten.“

„Wie kommt es aber, fragte der Prinz weiter, daß Purzellina von Allem unterrichtet iſt?“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Prinzeſſin Fiſch einen entſetzlichen Schrei ausſtieß und aus dem Bette ſprang. Der Prinz eilte ihr nach, da er ſie nicht zurückzuhalten vermochte. Aber wie groß war ſein Entſetzen, als er nun in der Mitte des Gemachs die häßliche Feldmaus ſah, welche die Prinzeſſin bei den Haaren ergriffen hatte, die nun weder Fiſch noch unſichtbar mehr war.

Er wollte ſein Schwert ziehen, aber die Prinzeſſin, in Thränen zerfließend, bat ihn, ſeinen Zorn zurückzuhalten, weil er doch nichts gegen die Macht der Fee damit ausrichten würde. Hier grinste die abſcheuliche Feldmaus, und wie ſie ſo die Zähne fletſchte, fuhr ihr eine violette Flamme aus dem Munde, welche dem Prinzen den Bart verſengte.

„Prinz Zirbellino, kreiſchte ſie, eine andere Fee, die dich gegen mich in Schutz genommen hat, verhindert mich



nur, dich, deinen Vater, deine Mutter und alle deine Angehörigen zu vertilgen. Aber ich werde dich dennoch peinigen, in dem, was dir am liebſten auf Erden iſt, für das Verbrechen, daß du dich gegen meinen Willen verheirathet haſt, und deine Qualen ſollen nicht eher ein Ende nehmen, bis daß du dich dazu bequemt haſt, was ich von dir verlange!“

Nach dieſen Worten verſchwand die Fee, die Prinzeſſin und der Palaſt, und der Prinz befand ſich wieder in ſeinem Zimmer, im Hemde, mit dem Schwerte in der Hand. Er war eben ſo erſtaunt, als von Zorn erfüllt und empfand gar nicht, daß ihm vor Kälte die Zähne zuſammenſchlugen; denn man befand ſich gerade im ſtärkſten Winter. Auf ſeinen Ruf traten die Wachen ein und baten ihn, ſich doch entweder in's Bett zu legen oder ankleiden zu laſſen. Er that das Letztere und verfügte ſich zur Königin, welche die Nacht in der qualendſten Unruhe zugebracht hatte.

Sie hatte beim Niederlegen nicht ſogleich einſchlafen können und wollte ſich daher zur Zerſtreuung, mit der liebenswürdigen Purzellina unterhalten. Allein wie ſehr ſie auch an dem Futteral rüttelte und ſchüttelte, keine Purzellina war darin. Sie glaubte ſchon, daß ſie ſie im Garten verloren haben könne, und ſie ſtand auf, um ſie dort bei Fackelſchein zu ſuchen.

Jedoch vergebens. Purzellina war verſchwunden und die Königin legte ſich wieder, tief bekümmert, zu Bette. Wie ihr Sohn zu ihr in's Zimmer trat, brach ſie in Klagen aus, aber er war ſelbſt ſo ſehr betrübt, daß er es faſt nicht bemerkte. Als die Königin ſeine innere Bewegung merkte, ſagte ſie:

„Gewiß kommſt du, mir irgend ein Unglück zu verkünden!“

„Ja, Frau Mutter, antwortete der Prinz, denn ich will ihnen melden, daß ich mir den Tod gebe, wenn ich meine Prinzeſſin nicht wieder finde.“

„Wie, ſprach die Königin, ſo liebteſt du alſo ſchon die Prinzeſſin?“

„Nicht Purzellina! nein, daran iſt nicht zu denken! meine Prinzeſſin Fiſch iſt mir entriſſen. Nur für meine Geliebte will ich leben und Feldmaus, die grauſame Feldmaus hat ſie mir geraubt.“

„Ach, mein Sohn, ſagte die Königin, ich bin wohl noch mehr zu beklagen, als du; denn wenn man dir deine Prinzeſſin Fiſch geraubt hat, ſo habe ich meine Purzellina verloren. Seit geſtern Abend iſt ſie aus dem Futteral verſchwunden.“

Hierauf vertrauten ſie einander ihre Leiden. Man benachrichtigte den König von der Verzweiflung der Königin und von dem Kummer des Prinzen, worauf er ſich ſogleich in das Zimmer verfügte, welches der

Schauplatz dieſer zerreißenden Scene war. Da er viel Verſtand beſaß, ſo kam er ſogleich auf den Einfall, in die Tageblätter und an die Straßenecken die Prinzeſſin Purzellina als „Verlorenes“ ankündigen zu laſſen und „dem redlichen Finder“ eine gute Belohnung zu verſprechen. Alles fand dieſen Einfall vortrefflich und ſelbſt die Königin konnte ſich, trotz ihres tiefen Schmerzes, nicht enthalten, zu geſtehen, daß es nicht möglich ſey, eine ſolche Maaßregel zu erſinnen, ohne mit einem überaus durchdringenden Verſtand begabt zu ſeyn. Seitdem iſt freilich dies Auskunftsmittel ſo allgemein geworden, daß es jetzt ſo ausſieht, als wenn Jedermann ſolch einen klugen Einfall haben könnte.

Man klebte nun überall Zettel an, und die Königin gab ſich der angenehmen Hoffnung hin, daß ſie nun bald Nachricht von ihrer kleinen Prinzeſſin haben würde.

Den Prinzen Zirbel intereſſirte es wenig, ob Purzellina im Futteral ſey oder nicht; er beſchloß eine Fee aufzuſuchen, von welcher man ihm geſagt hatte, bat den König und die Königin um die Erlaubniß hiezu, und nachdem er ſie erhalten, begab er ſich mit einem Stallmeiſter auf den Weg.

Die Reiſe bis in das Land, welches die Fee bewohnte, war lang; aber die Unruhe des Prinzen überwand Beſchwerden und Hinderniſſe jeder Art. Er kam durch unzählige Königreiche und Landſchaften, allein es ereignete ſich nichts Erhebliches mit ihm, da er die Abenteuer nicht ſuchte, die ſich ihm ſonſt auf alle Weiſe dargeboten haben würden, da er ſchön wie ein Held und tapfer wie ſein Degen war. Nachdem er ein Jahr gereiſt war — man muß denken, daß von Eiſenbahnen und Dampfſchiffen damals noch nicht die Rede war — erreichte er endlich den Anfang der Wüſte, wo die Fee ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte. Er ſtieg vom Pferde und ließ ſeinen Stallmeiſter in einer kleinen Hütte am Wege, mit dem Befehl, ihn zu erwarten und über ſein Ausbleiben nicht die Geduld zu verlieren.

Hierauf trat er in die Wüſte, die ihrer Einſamkeit wegen unbeſchreiblich entſetzlich war. Nur Nachteulen bewohnten ſie, allein ihr Geſchrei erſchreckte nicht die muthige Seele des Prinzen. Seine Kraft erhob ihn und die Hoffnung, die wohlthätige Fee zu finden. So drang er denn immer weiter in die Wüſte ein, die vor ihm noch nie der Fuß einer Sterblichen betreten hatte.

Eines Abends gewahrte er in der Ferne ein Licht, woraus er auf der Nähe der Höhle ſchließen durfte, in der die Fee reſidirte, denn Niemand anders als ſie hätte es wohl gewagt, an ſolchem ſchauerlichen

[illegible]

Orte zu wohnen. Er marſchirte lange Zeit in der Nacht fort, und erſt bei anbrechendem Morgen entdeckten ſeine Augen die Höhle. Er befand ſich am Fuße eines ungeheuern Felſens, der ganz aus Feuer zu ſeyn ſchien, ſo glänzend war er. Es war nehmlich ein Karfunkel von ſolcher Größe, daß die Fee ihre Wohnung ganz bequem darin hatte.

Sobald der Prinz ſich näherte, trat die Fee Lichtreich aus dem Felſen; er warf ſich vor ihr nieder; ſie aber hob ihn auf und geleitete ihn in ihre Höhle.

„Prinz, redete ſie ihn an, eine mir gleichſtehende Gewalt hat das Glück, womit ich Euch bei der Geburt ausgeſtattet habe, vernichtet; allein Ihr könnt Alles von meiner Vorſorge erwarten. Es bedarf eben ſo großer Geduld, als feſten Muthes, um die Bosheit der Feldmaus zu zerſtören. Mehr kann ich Euch für den Augenblick nicht offenbaren.“

„Nur das Eine wünſchte ich zu wiſſen, gnädigſte Fee, bemerkte der Prinz, ob die ſchöne Prinzeſſin Fiſch nicht unglücklich iſt und ob ich hoffen darf, ſie bald wieder zu ſehen?“

„Sie iſt nicht unglücklich, entgegnete die Fee, allein Ihr werdet ſie nicht eher wieder ſehen, bis Ihr ſie im Mörſer des Karpfenkönigs zerſtoßen habt.“

„Himmel! rief der Prinz im höchſten Schmerze aus; wie? ſo wäre ſie in ſeiner Macht und ich hätte nicht nur von ſeiner Liebe zu ihr Alles zu befürchten, ſondern mußte ſie auch noch mit meinen eigenen Händen zerſtoßen!“

„Waffnet Euch mit Kraft, ſprach die Fee, und zögert nicht, zu gehorchen. Davon allein hängt Euer Glück und das Eurer Gemahlin ab.“

„Wenn ich ſie aber zerſtoße, ſo würde ſie ſterben, ſchrie ſchmerzvoll der Prinz, und viel lieber wollte ich ja ſelbſt zehntauſendmal den Tod erleiden .....“

„Schweigt, ſprach die Fee, und erwidert nichts. Jeder Augenblick, den Ihr verliert, vermehrt die Wuth der Feldmaus. Begebt Euch zu dem Karpfenkönig, ſagt ihm, daß Ihr der Edelknabe ſeyd, den ich ihm zu ſenden verſprach, und zählt auf meinen Schutz.“

Hierauf zeigte ſie ihm auf der Landkarte den Weg, den er einzuſchlagen habe, um zu dem Karpfenkönig zu gelangen, und nachdem ſie ihm viel Glück gewünſcht, erwähnte ſie noch, daß der Ring, den er von der Prinzeſſin Fiſch erhalten hatte, ihm über Alles Aufklärung verſchaffen könnte, wenn der König ihm Dinge auftrüge, deren Ausführung ihm zu ſchwer vorkommen würde.

So reiſte er ab und kam nach einigen Tagen zu einer Wieſe, die das Meer begränzte, wo ein kleines Fahrzeug aus Perlmutter, mit Gold beſetzt, angebunden war. Er betrachtete ſogleich ſeinen Ring und erblickte ſich darin in dem Fahrzeuge. Er that es daher wirklich, und nachdem er es losgebunden hatte, trieb es der Wind in das offene Meer. Nach wenigen Stunden befand er ſich vor einem Schloſſe aus Bergkryſtall, das auf Pfählen im Waſſer erbaut war. Er ſprang aus dem Boote, und trat in einen Hof, der vor einer prächtigen Vorhalle lag, an die ſich Zimmer ohne Zahl reiheten, deren Mauern ſämmtlich aus Bergkryſtall waren, in den verſchiedene Gebilde eingegraben waren, welches die herrlichſte Wirkung hervorbrachte.

Menſchen mit Fiſchköpfen von allen Arten bewohnten dieſes Schloß, und er zweifelte keinen Augenblick, daß er ſich in der Reſidenz des Karpfenkönigs befinde. Der heftigſte Zorn ergriff ihn, allein er legte ſich die nöthige Mäßigung auf, um einen Stockfiſch zu fragen, der wie ein Hauptmann der Schloßwache ausſah, was er thun müſſe, um den Karpfenkönig zu ſehen.

Der Stockfiſchhauptmann gab ihm ein ernſtes Zeichen, vorwärts zu gehen, und er trat in den Saal der Wachen, wo er zu ſeinem Erſtaunen tauſend Mann mit Hechtköpfen unter den Waffen fand. Dieſe bildeten ſogleich Spalier bis zum Thronſaal, vor dem ſich ein fürchterliches Gedränge von ſolchen Fiſchmenſchen befand. Der Lärm war nicht groß, den ſie mochten, denn ſie waren alle „ſtumm wie ein Fiſch“; die meiſten hatten Karpfenköpfe auf. Einige zeichneten ſich durch das Gefolge aus, welches ſie umgab, und dieſe nahmen auch ſehr vornehme Mienen an. So gelangte er endlich bis zum Kabinet des Königs, aus welchem er ſo eben den Geheimenrath kommen ſah, der aus zwölf Menſchen mit Haifiſchköpfen beſtand. Endlich erſchien der König. Auch er hatte einen Karpfenkopf, allein auf den Schultern ſaßen ihm Floßfedern und von dem Gürtel nach unterwärts war er ein wirklicher Karpfen. Dieſe Auszeichnung hatte er als König. Er konnte auch ſprechen, und ſeine Kleidung war aus der Haut von Goldfiſchen verfertigt, und ſah ziemlich prächtig aus. Sein Helm hatte die Geſtalt einer Krone, und war mit dem Schwanze eines Schellfiſches, gleich wie mit einem Federbuſche geziert. Vier Karpfen trugen ihn in ein Gefäß von chineſiſchem Porzellan, das die Form einer Badewanne hatte. Das Gefäß war aber mit Seewaſſer gefüllt. Der größte Aufwand des Hofes beſtand darin, daß das Gefäß zweimal des Tages mit friſchem Waſſer, durch die Fürſten und Pairs des Reiches, angefüllt wurde. Dieſes Geſchäft ward als Ehrenamt ſtark geſucht.

Der Karpfenkönig war übrigens ſehr groß und ſah einem Ungeheuer viel ähnlicher, als etwas Anderm. Nachdem er einige Bittſchriften angenommen hatte, bemerkte er den Prinzen und richtete die gnädigen Worte an ihn: „Wer ſeyd Ihr, mein Freund? durch welchen Zufall kommt ein Menſch hieher?“

„Gnädigſter Herr, ſprach Zirbel, ich bin der Edelknabe, den die Fee Lichtreich Euch verſprochen hat.“

„Ich weiß ſchon, ſprach der König lächelnd, und zeigte dabei ſeine kleinen Zähne, wie die einer Säge, führt ihn ſogleich in mein Serail zu meinen Krebſen. Jeden Morgen ſoll er zehn davon auswählen und ſie in einem Mörſer zerſtoßen, um mir eine gute Krebsſuppe daraus zu bereiten.“

Hierauf wurde Zirbel in das Serail geführt, wo er über ſeinen Zuſtand nachdenken konnte. Bald öffnete ſich jedoch die Thüre ſeines Zimmers, und zehn bis zwölf tauſend Krebſe traten zu ihm ein und ſtellten ſich in Reihe und Glied auf, ſo daß das ganze Zimmer davon voll wurde. Jetzt kam es ihm in den Sinn, daß ſich die arme ſchöne Prinzeſſin Fiſch darunter befinden konnte. „Warum ſollte ich ſie wohl zerſtoßen, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn die Fee mich nicht wahnſinnig machen wollte? doch gleichviel! ich will ſie ſuchen (hier ſtand er auf), und wenn auch ſie mich erkennt, ſo ſoll ſie mich wenigſtens vor ihren geliebten Krebsaugen ſterben ſehen!“

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, bat er die Krebſe, ob ſie wohl erlauben wollten, daß er unter ihnen einen Krebs von ſeiner Bekanntſchaft aufſuche. Einer derſelben krabbelte hierauf an einem Tiſch in die Höhe, ſtellte ſich oben in Poſitur und ſagte zu ihm: „Sie können es damit halten, wie Sie wollen, gnädiger Herr, wenn wir nur im Stande ſind, zu rechter Zeit in unſern Behälter zurückzukehren, da es uns nicht geſtattet iſt, auſſer demſelben die Nacht zuzubringen."

Nun begann Zirbel ſeine Nachforſchungen; allein je mehr er ſuchte, deſto weniger konnte er finden, doch nahm er aus einigen Worten ab, die einer von den Krebſen ihm ſagte, daß ſie Alle arme Prinzeſſinnen ſeyen, welche von der böſen Feldmaus verwandelt worden wären. Man kann denken, wie groß der Schmerz war, der ihn ergriff, daß er zehn von dieſen lieben Geſchöpfen zur Suppe für den König ausſuchen ſollte. Als der Abend heranrückte, machten ihn die Krebſe darauf aufmerkſam, daß ſie jetzt nach ihrem Behälter zurückkehren müßten, und nicht ohne neuen Kummer gab er die Bemühung auf, ſeiner geliebten Prinzeſſin nachzuſpüren. Er hatte, während des ganzen Tags, nur mit hundert fünfzig Krebſen im Ganzen ſich unterhalten können, allein davon war er vollkommen überzeugt, daß ſie ſich nicht unter dieſen befand. Deßhalb entſchloß er ſich, zehn von dieſen auszuwählen. Er zeigte ſie einem Hechtkopf, der das Amt eines Obermundkochs verſah, und erhielt ſogleich einen Mörſer von grünem Porphyr, reich mit Gold verziert, um ſeine zehn Krebſe hineinzulegen und ſie dann zu zerſtoßen.

Aber kaum ſchickte er ſich zu dieſem Geſchäfte an, als der Boden des Mörſers ſich öffnete und eine ſo glänzende Flamme daraus hervorſchoß, daß ſie den Prinzen blendete. Die Flamme war jedoch ſogleich wieder verſchwunden, der Boden ſchloß ſich, und der Prinz ſah nichts mehr; ſelbſt nicht die Krebſe, welche verſchwunden waren. Obgleich er ſich nun hierüber ſehr verwunderte, ſo freute es ihn auch zugleich, da es ihm ſehr leid that, die Krebſe zerſtoßen zu müſſen. Der Hecht jedoch ſchien über das Abenteuer ſehr ergriffen zu ſeyn und weinte heftig, während die Krebſe in lautem Lachen ausbrachen. Alles dies machte auf unſern Prinzen den überraſchendſten Eindruck. Er konnte jedoch die Urſache nicht erfahren, denn der Hechtkopf war ſtumm.

Sehr beſchäftigt mit dieſen Erlebniſſen, kehrte er in ſein ſchönes Zimmer zurück; die Krebſe waren nun ſchon in ihren Behälter gekrochen. Erſt am andern Morgen erſchienen ſie wieder; er ſuchte ſeine Prinzeſſin, wie am vorigen Tage, fand ſie jedoch nicht, und wählte zehn der ſchönſten aus. Daſſelbe Abenteuer wie geſtern! Die Krebſe lachten, der Hecht weinte, und die zehn ausgewählten verſchwanden in der Flamme. So ging's drei Monate hintereinander zu; vom Karpfenkönig vernahm er nichts und nur die Sorge erfüllte ihn, die ſchöne Prinzeſſin Fiſch nicht wieder zu finden.

Als er eines Abends aus der Küche nach ſeinem Zimmer ging, kam er durch die Gärten des Palaſtes, an einem hübſchen Gebüſche vorbei, in dem ein Springbrunnen plätſcherte. Er hörte ſprechen. Dies überraſchte ihn, da er alle Einwohner dieſes Königreichs ſo ſtumm glaubte, wie die, welche er bis jetzt kennen gelernt hatte. Er ſchlich leiſe näher und hörte folgendes Geſpräch:

„Aber, gnädigſte Prinzeſſin, ſo lange Ihr Euch nicht zu erkennen geben werdet, kann Euch auch Euer Gemahl nicht entdecken.“

„Was ſoll ich denn aber thun? erwiderte eine andere Stimme, die er ſogleich erkannte, weißt du nicht, daß die Grauſamkeit der Feldmaus mich dazu zwingt? Wenn ich mich zu erkennen gebe, ſo bringe ich ſein und mein Leben in Gefahr. Die weiſe Fee Lichtreich, die ihn leitet, verbirgt mich eben vor ſeinen Blicken, um uns für einander zu erhalten. Er muß mich durchaus zerſtoßen; das iſt ein unwiderruflicher Orakelſpruch.

„Warum aber zerſtoßen? fragte die andere Stimme. Noch nie habt ihr mir etwas von euerer Geſchichte erzählt. Citronette, euere Vertraute, hatte es mir verſprochen, wenn ſie nicht vorige Woche zur Suppe für den König gewählt worden wäre.“

„Die Aermſte hat ſchon das Geſchick ereilt, das mich noch erwartet, ſeufzte die Prinzeſſin. Ich wünſche mich an ihrer Stelle, denn gewiß iſt ſie ſchon in ihrer Grotte.“

„Da die Nacht ſo ſchön iſt, ſprach jetzt die Andere, ſo verweilet noch mit mir im Freien und erzählt mir, warum ihr ſo ſehr der Rachſucht der Feldmaus ausgeſetzt ſeyd. Ich habe euch bereits geſagt, wer ich bin und brenne vor Begierde, mehr von euch zu wiſſen.“

„Obgleich es meine Schmerzen von neuem aufreißt, entgegnete die Prinzeſſin, ſo will ich euch doch den Gefallen thun. Uebrigens werde ich ja dabei auch meines geliebten Zirbellino erwähnen, und dies wird mir Alles zu verſüßen im Stande ſeyn.“

Man denke ſich nun, welche Freude der horchende Zirbel bei dieſen Worten empfand. Es war der glücklichſte Augenblick ſeines Lebens. Er drückte ſich leiſe noch tiefer in's Gebüſch, und da es ſehr dunkel war, ſo konnte er zwar nichts ſehen, dafür aber war er ganz Ohr, und ich will nunmehr Wort für Wort erzählen, was der Glückliche zu hören bekam.

„Mein Vater war König eines Landes, das an den Berg Kaukaſus gränzte. Er herrſchte ſo gut und weiſe, als es ihm möglich war über ein Volk, das einen unglaublich ſchlechten Charakter hatte. Es befand ſich in einer fortwährenden Empörung, und die Scheiben in dem Palaſte meines Vaters waren faſt beſtändig von den Steinen zerbrochen, die ihm ſein Volk hineinwarf. Die Königin, meine Mutter, eine Frau von großem Verſtande, verfertigte ſtets Reden, die der König hielt, um den Aufruhr zu dämpfen; allein wenn das auch für einmal etwas half, ſo war den Tag darauf doch gleich wieder derſelbe Lärm.“

„Die Richter waren ſchon überdrüßig, die Todesurtheile zu ſprechen und die Henker müde, hinzurichten. Endlich kam es auf den Punkt, daß alle Provinzen ſich zu einem allgemeinen Aufſtande vereinigt hatten, und mein Vater deshalb entſchloſſen war, ſich auf das Land zurückzuziehen, um nicht mehr ſo unangenehme Dinge vor Augen zu haben. Er nahm die Königin mit und überließ die Sorge, das Land zu regieren, einem ſeiner Miniſter, der ſehr weiſe und bei weitem weniger Haſenfuß, als mein Vater war.“

„Meine Mutter hatte mich noch nicht geboren, als ſie an dem Fuß des Kaukaſus ankam, wo mein Vater zu wohnen beſchloſſen hatte. Unſere boshaften Unterthanen zündeten Freudenfeuer an, als meine Eltern abreisten, und Tages darauf erdroſſelten ſie unſern Miniſter, indem ſie ſagten, daß ſie ihren König doch noch lieber hätten als ihn. Mein Vater war von dieſer ſchmeichelhaften Aeußerung nicht eben beſonders gerührt, und hielt ſich in ſeinem Landhauſe verborgen, wo ich bald das Licht der Welt erblickte.“

„Man nannte mich Purzellina, weil ich ſo überaus klein war. Der König und die Königin verbargen mir jedoch meinen hohen Stand, und zogen mich wie ein Bauernmädchen auf. Nachdem zehn Jahre verfloſſen waren, die ihnen nur ſo lange wie zehn Minuten zu währen ſchienen, denn ſo glücklich und zufrieden fühlten ſie ſich in ihrer Zurückgezogenheit, beſchloſſen die Feen des Kaukaſus, die Ordnung in dem Reiche meines Vaters wieder herzuſtellen, da ihnen die Unruhen, welche die Unterthanen dort anſtifteten, längſt ein Gräuel geweſen waren.“

„Ich befand mich eines Tages mit meiner Heerde auf der Wieſe, die an unſern Garten ſtieß, als mich zwei alte Bäuerinnen anredeten und mich um ein

Unterkommen für die Nacht baten. Sie ſahen ſo traurig und ermüdet aus, daß mein Herz Mitleid für ſie fühlte.“

„Kommt mit mir, ſagte ich, mein Vater, ein ehrlicher Bauer, wird euch gern aufnehmen.

„Ich lief voraus nach der Hütte, um ihre Ankunft zu verkündigen. Mein Vater und meine Mutter gingen den Fremden hierauf entgegen und empfingen ſie ſehr gütig. Ich aber eilte in den Stall, um meine Ziegen zu melken, und deren Milch den Gäſten vorzuſetzen. Unterdeſſen bereitete mein Vater ein gutes Abendeſſen, und meine Mutter, die, wie ich ſchon bemerkt habe, viel Verſtand beſaß, unterhielt die beiden Frauen auf das Beſte.“

„Ich hatte ein kleines Lamm, das ich über Alles liebte; aber mein Vater verlangte es nun von mir, um es an den Bratſpieß zu ſtecken. Da ich nicht gewohnt war, ihm etwas zu verweigern, ſo brachte ich es ihm zwar, doch ging ich zu meiner Mutter, um mich auszuweinen. Dieſe war aber ſo im Geſpräch vertieft, daß ſie es nicht bemerkte.“

„Was hat denn die Kleine?“ fragte endlich eine von den Fremden.“

„Ach, liebe Frau, ſagte ich, mein Vater will ſo eben für euch mein kleines Lämmchen braten.“

„Wie, ſagte die andere von den beiden Frauen, die bis dahin noch nicht den Mund geöffnet hatte, um unſertwillen ſoll der Kleinen ſolch ein Leid zugefügt werden?“

„Und ſogleich ſtand ſie auf und winkte mit ihrem Stabe. Aus der Erde kam nun ein prächtig gedeckter Tiſch herauf, und die beiden alten Weiber verwandelten ſich ſchnell in zwei ſchöne, mit Edelſteinen ganz bedeckte Damen, daß ich vor Erſtaunen unbeweglich ſtehen blieb.“

„Meine Eltern eilten herbei, um die Feen zu bedienen, denn dies waren die Fremden und nichts Anders. Sie hoben gnädig den König und die Königin vom Boden auf, da ſie vor ihnen auf die Knie geſunken waren.“

„König und Königin, ſprach die, welche mir als die Vornehmſte erſchien, wir kennen uns ſchon ſeit lange, und euer Unglück hat mir wahrhaftes Mitleiden eingeflößt. Glaubt nicht, daß eine vornehme Geburt den Menſchen von jenen Uebeln befreit, die mit ſeinem Leben ſo enge verbunden ſind. Ihr werdet nun aus Erfahrung wiſſen, daß je höher ſein Rang und Stand iſt, deſto größere Unglücksfälle den Sterblichen treffen können. Eure Standhaftigkeit und eure Tugenden haben euch jedoch über euer Unglück erhoben. Jetzt iſt es Zeit, euch zu belohnen. Ich bin die Fee Lichtreich, und ich komme, euch zu fragen, was Euren Majeſtäten angenehm ſeyn könnte. Sprecht ohne Rückhalt und denkt nicht daran, daß eure Wünſche unſere Macht in's Gedränge bringen dürften. Berathet euch nun zuſammen, und ſeyd überzeugt, daß eure Wünſche erfüllt werden ſollen. Aber ſprecht nicht von eurer Tochter; ihr Glück iſt unabhängig von dem euern. Die Fee Feldmaus, die auf unſere Macht eiferſüchtig iſt, hat ihr Geſchick auf kurze Zeit verdunkelt. Doch nur getroſt, auch ſie wird einſt beſſer das Glück zu würdigen wiſſen, wenn ſie erſt die Trübſale des Lebens gekoſtet haben wird. Wir wollen indeß ihre Leiden durch unſern mächtigen Schutz zu lindern ſuchen. Mehr euch zu eröffnen, iſt uns nicht erlaubt. Jetzt ſprecht, denn für euch ſind wir Alles zu thun im Stande!"

Nach dieſer ſchönen Rede ſchwiegen beide Feen ſtill. Die Königin winkte meinem Vater, damit er antworte, denn ſie weinte zu ſehr, als ſie hörte; daß mir ein böſes Geſchick bevorſtehe. Aber mein Vater war eben ſo wenig im Stande, zu ſprechen, als ſie; er ſtieß nur ein erbarmungswürdiges Geſchrei aus, und als ich meine beide Eltern ſo weinen ſah, verließ ich mein Lämmchen und geſellte mich mit meinem Geſchrei zu dem ihrigen.

Die guten Feen wurden ebenfalls von der großen Traurigkeit gerührt, die in der königlichen Familie herrſchte, und ſchienen ſich leiſe miteinander zu berathen. Endlich ſagte Lichtreich zur Königin:

„Tröſtet euch, Frau Königin, das Leid, womit eure Prinzeſſin Tochter bedroht wird, iſt nicht ſo groß, daß es nicht noch zu einem glücklichen Ende führen könnte, denn in demſelben Augenblicke, wo der Gemahl, den wir Eurer Tochter beſtimmen, dem Schickſal Gehorſam geleiſtet haben wird, wird ſie auch glücklich an ſeiner Seite werden. Alsdann wird die Bosheit unſerer Schweſter nicht mehr im Stande ſeyn, ihr zu ſchaden. Wir werden einen würdigen Prinzen für ſie ausſuchen und Alles, was wir euch vorläufig anempfehlen können, iſt, daß ihr jeden Morgen euer Kind in den Brunnen hinablaſſet, damit ſie ſich während einer halben Stunde darin bade. Wenn Ihr dieſer Vorſchrift gewiſſenhaft nachkommt, ſo kann ſie vielleicht dem ihr drohenden Ungemach entgehen; denn mit dem zwölften Jahre ſoll ſich ihr Schickſal erfüllen. Wird ſie dreizehn Jahre alt, ehe ihr etwas Böſes widerfährt, ſo iſt nichts mehr in dieſer Beziehung zu fürchten. Dies betrifft eure Tochter. Aber nun wünſchet für euch, und Alles können wir euch gewähren!“

„König und Königin ſahen ſich eine Weile an, und nach einem kurzen Stillſchweigen verlangte der König eine Bildſäule zu werden, bis daß ich mein dreizehntes Jahr erreicht haben würde, und die Königin begnügte ſich damit, zu bitten, daß der Brunnen, in dem ich gebadet werden ſollte, in jeder Jahreszeit die rechte Temperatur haben möchte. Die Feen waren völlig entzückt über dieſen Beweis der elterlichen Zärtlichkeit. Sie verſicherten, daß das Waſſer ſtets den Geruch von Orangenblüthen haben würde, und daß der König, ſo oft ihn die Königin mit dieſem Waſſer anſpritzte, ſeine frühere Geſtalt annehmen könnte, um dann wieder, wann es ihm beliebte, zur Bildſäule zu werden. Hierauf empfahlen ſie ſich, nachdem ſie noch meine Eltern wegen ihrer Mäßigkeit im Wünſchen ſehr gelobt hatten.“

„Sie verſchwanden, und ich empfand zum erſten Male in meinem Leben tiefen Gram, als ich den König, meinen Vater, ſich in eine große, ſteife Statue von ſchwarzem Marmor verwandeln ſah. Die Königin zerfloß in Thränen und ich nicht minder. Allein wie Alles aufhört in der Welt, ſo auch mein Weinen und Lamentiren, und ich tröſtete meine Mutter. Die arme Frau verlebte fortan ihre Tage an den Füßen der Bildſäule und ich ging, nachdem ich vorſchriftmäßig mein Bad genommen hatte, meine Ziege melken, um uns mit dieſer Milch zu ernähren, denn die Königin hatte nicht Luſt, etwas Anderes zu eſſen, und nur aus Liebe zu mir, willigte ſie darein, ihr Leben zu friſten, das ihr zur Laſt geworden war.“

„Ach, meine Tochter, pflegte ſie manchmal zu ſagen, wozu hat uns denn wohl unſere Größe genützt?“ — Denn jetzt verſchwieg ſie mir nicht mehr den Rang, in dem ich geboren wurde. „Wäre es nicht wünſchenswerther, arm und unſcheinbar zu leben, da die Größe ſolches Unglück nach ſich zieht? Nur die Tugend allein hält uns aufrecht, und meine Zärtlichkeit für dich, mein Kind, gibt mir Kraft. Aber dennoch kommen Augenblicke, wo ich glaube, daß die Seele ſich von meinem Körper trennen will, und ich geſtehe dir, daß es mich ſchmerzt, wenn ich daran denke, jetzt ſchon ſterben zu müſſen.“

„Ich wurde jeden Tag gebadet, und mein armer Vater ſtand beſtändig als ſchwarze Bildſäule da. Meine Mutter wagte es nicht, ihn in das Leben zurückzurufen, da ſie beſorgte, er würde den Schmerz nicht ertragen können, wenn er Zeuge ſeyn müßte von dem Schrecklichen, was mir bevorſtand. Da die Feen darüber nichts Näheres ausgeſagt hatten, ſo befanden wir uns in einer gräßlichen Ungewißheit. Die Königin, die ſich das Fürchterlichſte dachte, da ſie eine ſehr lebhafte Phantaſie beſaß, konnte für ihre Beſorgniſſe keine Schranken finden. Ich ſelbſt kümmerte mich im Ganzen wenig um das Alles, da die Jugend ſich ja nur ſtets mit der Gegenwart beſchäftigt."

„Meine Mutter ſagte einſt zu mir, daß ſie große Luſt habe, den König wieder zu beleben, und ich war derſelben Meinung. Nach ſechs Monaten hatten mich die Feenbäder ſo ſchön gemacht und meinen Geiſt mit ſolcher Klugheit ausgeſtattet, daß meine Mutter dem Könige nicht länger das Vergnügen vorenthalten wollte, mich zu ſehen und zu ſprechen. Sie befahl mir daher, ihr Waſſer aus dem Brunnen zu holen. Nachdem ich gebadet hatte, brachte ich ihr ein Gefäß voll des Wunderwaſſers, und die Statue war kaum damit beſpritzt, als mein Vater wieder lebendig wurde. Die Königin warf ſich ihm zu Füßen und bat ihn um Vergebung, ſeine Ruhe geſtört zu haben. Er hob ſie auf, umarmte ſie zärtlich, und ſie deutete in ſtummer Bewegung auf mich."

„Der König war entzückt bei meinem Anblick, er liebkoste mich und fragte die Königin, ob ſie nichts Neues wiſſe."

„Ach, ſprach ſie, wer wird mir in dieſer Einöde und Abgeſchiedenheit etwas Neues berichten?"

„Wohlan, ſagte der König, ſo will ich dir Neuigkeiten verkünden, denn du mußt nicht glauben, daß ich die ganze Zeit über geſchlafen habe. Die Feen, die uns beſchützen, haben mir meine beſtraften Unrthanen gezeigt; aus meinem ganzen Reiche haben ſie einen großen See gemacht, und alle Einwohner ſind Fiſchmenſchen geworden. Ein naher Verwandter der Fee Feldmaus iſt zum König ausgerufen worden, und der beherrſcht ſie jetzt mit einer Grauſamkeit ſonder Gleichen. Um des kleinſten Fehlers willen frißt er ſie auf. Nach einem Zeitraum, deſſen Dauer mir jedoch unbekannt iſt, wird ein Prinz erſcheinen, der ſeinen Thron beſteigt und dann ſoll auch unſre Tochter ihr Glück erreichen. Dies iſt Alles, was ich weiß. Nicht wahr, ſetzte er lächelnd hinzu, das heißt nicht ſeine Zeit verſchlafen, wenn man ſo viel Dinge geſehen hat."

Wir brachten nunmehr eine kurze Zeit ſehr glücklich zu. Meine Eltern waren jedoch immer ein wenig traurig, weil ſie daran dachten, daß ich mich meinem dreizehnten Jahre näherte. Die Königin, die mich ſtets fleißig badete, glaubte dadurch die Weiſſagung nicht in Erfüllung gehen zu ſehen. Wer könnte ſich jedoch rühmen, ſeinem Schickſal zu entfliehen?"

„Eines Morgens, als die Königin früh aufgeſtanden war, um einige Blumen zu pflücken, unſere Hütte damit zu ſchmücken, erblickte ſie unter einem Gebüſche von ſchönen Tuberoſen eine häßliche, große Feldmaus. Das Thier ſprang auf ſie los und biß ſie in die Naſe. Der Schmerz zog ihr augenblicklich eine Ohnmacht zu, und mein Vater, der ſie eine Stunde lang vergebens erwartet hatte, machte ſich endlich auf den Weg, um ſie zu ſuchen. Nun kann man ſich ſeinen Schrecken vorſtellen, wie er ſie faſt todt und im Blute fand! Er erhob ein entſetzliches Geſchrei. Ich eilte ihm zu Hülfe, und wir trugen die noch immer ohnmächtige Königin in's Haus und legten ſie in's Bett. Hier brauchte ſie noch zwei Stunden, bis ſie wieder zu ſich kam. Endlich gab ſie ein Lebenszeichen von ſich und wir waren nun ſo glücklich, ſie bald völlig erwacht und bis auf den Schmerz, den ihr der Biß verurſachte, geſund zu ſehen. Vor allen Dingen fragte ſie mich, ob ich gebadet habe; wir waren aber mit ihr ſo ſehr beſchäftigt geweſen, daß ich es vergeſſen hatte. Dies bekümmerte ſie ſehr und erſt nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß es noch keine übeln Folgen gehabt, beruhigte ſie ſich und erzählte uns den ſie betroffenen Unfall."

„Der Tag ging ohne andere Abenteuer vorüber. Der König war mit ſeiner Flinte ausgegangen, um das häßliche Thier zu erlegen; aber vergebens. Am andern Morgen, beim Aufgang der Sonne, ſtand die Königin auf und weckte auch mich, um das am vorigen Tage Verſäumte gut zu machen. Sie ſenkte mich, wie ſie immer zu thun pflegte, in den Brunnen; aber plötzlich verfinſterte ſich der heitere Himmel, der Donner rollte und aus einer feurigen Wolke flog ein glühender Pfeil in den Brunnen. Die Königin ließ vor Schreck die Schnur fahren, an welcher ſie mich hielt, und ich fiel auf den Grund, zwar ohne allen Schmerz, doch fühlte ich augenblicklich, daß der untere Theil meines Körpers in einen Fiſch verwandelt war. Ich ſchwamm eine Zeitlang umher und ſchrie und jammerte nach meiner Mutter aus allen Kräften. Sie antwortete mir nicht; ich betrübte mich ſehr darüber und weinte bitterlich. Da fühlte ich plötzlich, daß eine unſichtbare Macht mich auf den Grund des Waſſers zog. Ich trat hier in eine Kryſtallgrotte, wo mich eine Art von ziemlich häßlicher Nymphe empfing, die eigentlich nichts wie ein ungeheurer aufgeblaſener Froſch war. Sie lachte, wie ſie mich erblickte und ſprach:

„Prinzeſſin, ich bin die Nymphe des grundloſen Brunnens und heiße Citronette. Mir wurde der Befehl ertheilt, dich zu empfangen und dich die Buße beſtehen zu laſſen, die dir wegen des geſtern verſäumten Bades auferlegt wurde, folge mir und widerſpreche nicht.“

„Hierauf ergriff ſie mich beim untern Ende meines Fiſchſchweifes, und zog mich nicht ohne Schmerzen in einen Saal von grünem Marmor, der an die Kryſtallgrotte ſtieß und ſetzte mich in ein goldenes

Baſſin, das mit Waſſer angefüllt war, wo ich endlich erſt wieder zu mir ſelbſt kam. Die gute Nymphe ſchien darüber entzückt zu ſeyn. Ich fing an, ihr meine Lebensſchickſale zu erzählen und fragte ſie endlich, was aus meinen Eltern geworden ſey."

„Als ſie mir antworten wollte, trat eine abſcheuliche Feldmaus, von der Größe eines Menſchen, in den Saal und erfüllte mich mit Schrecken. Sie ging auf den Hinterfüßen und ſtützte ſich auf ein goldenes Stäbchen, das ſie mit großer Geſchicklichkeit hielt. Sie näherte ſich dem goldenen Baſſin, wo ich lieber gleich des Todes geweſen wäre, ſo ſehr fürchtete ich mich, und berührte mich mit ihrem Stabe." „Jetzt biſt du in meiner Macht, ſprach ſie, und nichts vermag dich, ihr einſt zu entreiſſen, als dein Gehorſam und der deines Gemahls, den meine Schweſtern dir beſtimmt haben. Höre jetzt zu und entferne die Furcht, die einem muthbegabten Geſchöpfe ſchlecht anſteht. Seit deiner früheſten Kindheit wollte ich mich deiner annehmen und dich mit meinem geliebten Neffen, dem Karpfenkönig, vermählen, allein Lichtreich und einige andere von meinen Schweſtern, hatten ſich ſchon dieſes Recht vor mir angemaßt. Darüber ward ich böſe und du mußteſt meine üblen Launen empfinden. Ich konnte gegen ihre Macht nichts ausrichten und deshalb mußteſt du für ihren Eigenſinn büßen. So wurdeſt du denn ein Fiſch, wenigſtens für die Hälfte deiner Lebensdauer. Meine Schweſtern ſchrien jetzt über Ungerechtigkeit und ich ließ mich dadurch bewegen, meine Rache um drei und ein halbes Viertel abzukürzen. Dafür aber behielt ich mir vor, dir die Hand meines Neffen zu geben. Lichtreich, die ſehr herrſchſüchtig und mächtiger iſt als ich, wollte davon nichts hören, weil ſie dich ſchon einem andern Prinzen beſtimmt hatte. Deshalb mußte ich nun, wenn gleich wider Willen, dennoch nachgeben. Alles, was ich von ihr erhalten konnte, war, daß der Erſte, der dich aus meinen Krallen reißen würde, auch dein Gatte werden ſolle. Hier ſiehſt du die Bildniſſe deiner zukünftigen Bewerber, ſetzte ſie hinzu, indem ſie mir zwei goldene Büchschen zeigte, damit du ſie auch erkennen kannſt. Wenn aber Einer von ihnen erſcheinen wird, um dich zu befreien, ſo iſt es erforderlich, daß er dir das Gelöbniß ſeiner Treue in dem Bade ablegt und dir dort ganz ſauberlich deine Fiſchhaut, Schuppe für Schuppe, ablöſt, denn ſonſt wirſt du beſtändig Fiſch bleiben. Mein Neffe wird ſich darum nicht viel kümmern, aber der Schützling der Lichtreich wird ſehr davor zurückbeben, denn wie ich ihn kenne, ſo ſcheint er mir ein zartes Bürſchchen zu ſeyn. Nun gebrauche alle deine Klugheit, damit dich einer abſchuppe, denn alsdann wirſt du nicht mehr unglücklich ſeyn, wenn es nämlich für ein Unglück angeſehen werden kann, ein ſchöner, fetter Fiſch zu ſeyn, der bis zum Hals im friſchen Waſſer ſchwimmt.“

„Nach dieſen Worten, auf die ich nichts antwortete, war ich ſehr traurig, ſowohl über meinen jetzigen Zuſtand, als auch über die Abſchupperei, die mir bevorſtand.“

Feldmaus verſchwand, nachdem ſie mir noch die zwei Portraits in den Büchschen einhändigte. Ich weinte ſo ſehr über Alles, was ich erfahren hatte, daß ich gar nicht daran dachte, ſie nur anzuſehen. Endlich ſagte die gute und mitleidige Citronette: „Prinzeſſin, man muß ſich nicht zu ſehr über Dinge betrüben, denen man nicht entgehen kann. Wir wollen zu unſerer Zerſtreuung einmal dieſe Portraits betrachten.“ Indem ſie dies ſagte, öffnete ſie das erſte Büchschen und zeigte mir das darin enthaltene Bild. Aber wir beide ſchrien auf einmal laut auf, als wir einen häßlichen Karpfenkopf erblickten, der zwar ſehr geſchmeichelt, aber doch immer noch ſehr unliebenswürdig war. „Fort mit dem Karpfen!“ ſchrie ich, ich kann ihn unmöglich länger anſehen. Viel lieber wollte ich ſelbſt Zeit meines Lebens Fiſch bleiben, als einem Karpfen meine Hand bieten.“ Citronette ließ mich kaum ausreden und rief, indem ſie die zweite Büchſe öffnete: „Da ſehen ſie nur, das hübſche Geſicht! Von dem da laſſen wir uns ſo lange die Haut abziehen, als er will. Das ſoll uns nicht kümmern!“ Ich blickte ſchnell nach dem Bilde, um mich von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, und wurde nicht wenig überraſcht. Eine eben ſo edle, als einnehmende Phyſiognomie zeigte ſich mir; die Augen waren zärtlich und zutraulich, und der ganze Ausdruck des Geſichts war Sanftmuth und Majeſtät.“

„Ich betrachtete lange das Bild mit einem Wohlgefallen, ohne es ſelbſt gewahr zu werden. Citronette aber hatte es bald bemerkt. „Wahrhaftig, rief ſie, den wollen wir erwählen!“ — Während der Nacht weckte ich die Arme wohl hundertmal auf, um mit ihr von dem Prinzen zu ſprechen; ſie hatte mir ſeinen Namen verrathen und ſetzte noch hinzu, daß er faſt täglich in dem Walde jage, unter dem ich vergraben war. Sie machte mir den Vorſchlag, einen Verſuch zu wagen, ihn in unſern Aufenthalt zu bringen. Allein ich willigte nie darein, obgleich ich faſt vor Verlangen umkam.“

„Eines Tages, als ich noch trauriger wie gewöhnlich war, ſah ich die abſcheuliche Feldmaus mit zwei Perſonen kommen, die ich nicht ſogleich erkannte. Ich glaubte anfänglich, daß Eine davon ihr unglückſeliger Neffe ſey, und fing an fürchterlich zu ſchreien. Sie traten raſch zu mir hin. „Wenn man ihr die Haut abziehen wird, ſo kann ſie nicht ärger ſchreien, brummte die Fee. Seht doch nur, was man ihr Großes zu Leide thut!“ — „Laßt das Haut abziehen nun bei Seite, ſprach Eine von den Beiden, die mitgekommen waren, in denen ich zu meiner großen Freude diejenigen Frauen erkannte, die ich einſt im Hauſe meines Vaters geſehen hatte. — Wir wollen der Prinzeſſin lieber ſagen, weßhalb wir eigentlich hiehergekommen ſind.“ — „Meinetwegen, ſprach Feldmaus, aber ihr wißt die Bedingungen!“

„Hierauf wandte ſich die Fee zu mir und ſprach, ohne ihre Schweſter auch nur eines Blicks zu würdigen: „dein Zuſtand, mein Kind, dauert uns zu ſehr, als daß wir nicht daran denken ſollten, ihn zu lindern. Um ſomehr, da du ihn durch nichts verſchuldet haſt. Wir haben alſo beſchloſſen, dir mit unſerer ganzen Kraft beizuſtehen. So höre denn, was wir mit dir vorhaben! Du ſollſt an den Hof jenes Prinzen gebracht werden, dem wir dich ſchon ſeit deiner früheſten Kindheit beſtimmt haben. Aber du wirſt nicht in deiner wahren Geſtalt dort erſcheinen, und drei Mal, in jeder Woche, mußt du hieher zurückkehren, um eine Nacht in deiner Badewanne zu verweilen. Denn bis daß du verheirathet biſt.“ … „Und geſchunden, lebendig geſchunden!“ fügte die alte Feldmaus mit lautem Gelächter ſchnell hinzu.

Die gute Fee zuckte mitleidig die Achſeln und fuhr fort: „Und dieſer Zuſtand muß fortdauern, bis daß du verheirathet ſeyn wirſt. Was dir ſonſt noch bevorſteht, können wir dir jetzt noch nicht offenbaren. Du wirſt erſt nach und nach davon in Kenntniß geſetzt werden. Vor allen Dingen aber bewahre die Geheimniſſe wohl, denn wenn nur ein Wort dir entſchlüpft, wodurch es verrathen werden könnte, ſo würden wir Feen nichts mehr für dich thun können und du wäreſt ganz in die Gewalt unſerer Schweſter Feldmaus gegeben.“ — „Darauf lauere ich nur, ſchrie die Häßliche, ich ſehe ſie ſchon in meiner Macht; denn ein junges Mädchen und ein Geheimniß bewahren, das paßt nicht zuſammen!“ — „Das iſt ihre Sache, ſprach Lichtreich (denn ſie war es, die mir alles Obige mitgetheilt hatte). Uebrigens, meine Tochter, ſollſt du nun in eine kleine lakirte Puppe dich verwandeln, die denken und ſprechen kann. Du wirſt übrigens deine ganze Schönheit, nur im verkleinerten Maaßſtabe behalten, und wir laſſen dir acht Tage lang Bedenkzeit, ob dir das anſteht, was wir dir ſo eben mittheilten.“

„Es war nur noch ein Tag von dieſen acht übrig, als Citronette, in eine Wildſau verwandelt, ſich nach dem Forſte begab, um mir Nachrichten vom Prinzen Zirbel zu hinterbringen. Man hatte mir nämlich ſeinen Namen genannt. Wie ſehr war ich überraſcht, als ich ſie in Begleitung des liebenswürdigen Prinzen zurückkehren ſah. Ich vermag meine freudige Aufwallung nicht zu ſchildern. Was mich aber mehr als Alles entzückte, war, daß der ſchöne Prinz ganz bezaubert bei meinem Anblicke ſchien. Dies glaubte ich in ſeinen Augen zu leſen. Citronette, die mehr an mein Glück dachte, als ich ſelbſt, bat ſogleich den Prinzen, mir die Haut abzuziehen, und mich zu heirathen. Nun kam ich alsbald aus meinem Entzücken wieder zu mir ſelbſt und erkannte das Gefährliche meiner Lage. Ich verband mein Bitten mit dem ihrigen und endlich — von unſern Thränen gerührt — entſchloß er ſich, mir ſeine Treue zu geloben. Kaum hatte ich ihm darauf mit wenigen Worten erwidert, als er auf unbegreifliche Weiſe verſchwand, und ich befand mich in meiner gewöhnlichen Geſtalt, in einem ſchönen Bette ruhend. Zwar war ich nun kein Fiſch mehr, doch wohnte ich noch immer im Innern der Erde, in demſelben grünen Saale, und Citronette, die jetzt die Macht verloren hatte, ſich zu verwandeln, mußte bei mir bleiben.“

„Ich erwartete die Feen mit Angſt und Beben. Mit Tagesanbruch kam die Feldmaus, allein Lichtreich und ihre Begleiterin waren nicht bei ihr. Sie ſah eben nicht erzürnter aus, wie ſonſt. Sie berührte

mich mit ihrem Stäbchen, ohne ein Wort zu ſagen, und ich wurde eine kleine, niedliche Puppe, die ſie in ihr Zahnſtocherfutteral verbarg. Hierauf begab ſie ſich mit mir zur Königin, der Mutter meines Gatten. Sie übergab mich derſelben, und befahl ihr, mich mit ihrem Sohn zu verheirathen, oder ſich auf alle Bosheit gefaßt zu machen, die ſie nur von ihr erwarten könne. Dann ſetzte ſie noch hinzu, daß ich ihre Pathe ſey und Purzellina heiße. Bald hatte ich meine Schwiegermutter in der That ſehr liebgewonnen; ich fand ſie gut und freundlich, und meine Liebkoſungen erwarben mir die ihrigen als Gegengeſchenk. Jede Nacht wurde ich in den grünen Saal an die Seite meines Gatten verſetzt. Ich konnte nicht begreifen, warum es mir verboten war, ihm mein Geheimniß zu offenbaren, da ich doch ſeine Frau war. Aber ich enthüllte ihm nichts, obſchon er ſehr wünſchte, es zu erfahren.“

„Nun wirſt du aber ſehen, fuhr die Erzählerin fort, wie man doch niemals ſeinem Geſchick entgehen kann. Doch ich bemerke, daß der Tag anbricht, und ich fühle mich ermattet, ſo lange ſchon außer dem Waſſer zu ſeyn; wir wollen nach dem Behälter eilen, und morgen zu derſelben Stunde, wenn wir noch nicht für die Kraftſuppe des elenden Karpfenkönigs beſtimmt ſeyn ſollten, will ich dir meine Geſchichte zu Ende erzählen. Jetzt komm'!" —

Mehr vernahm Zirbel nicht, und nachdem er noch ein Weilchen gehorcht hatte, ging er ſelbſt in ſeine Wohnung zurück, ſehr betrübt darüber, daß er der geliebten Prinzeſſin ſeine Nähe nicht verrathen hatte. Allein die Furcht, durch ſolch eine Handlung ihre Leiden zu vergrößern, tröſtete ihn wieder, daß er es unterlaſſen. Der Schmerz, den er empfand, ſie vielleicht nächſtens unter ſeinen Händen den Geiſt aufgeben zu ſehen, beſtimmte ihn, noch einmal die Krebſe zu ſondiren, um ihre Geſchichten zu erfahren.

Prinz Zirbel legte ſich zwar nieder, jedoch nicht um zu ſchlafen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Seine geliebte Prinzeſſin wieder gefunden zu haben, ſie als Krebs wieder gefunden zu haben und zum Opfer der Suppe für den Karpfenkönig beſtimmt zu ſeyn, dies ſchien ihm das Schrecklichſte, was ihm auf der Welt vorbehalten ſeyn konnte. Er ſeufzte und jammerte ſtill in ſich hinein, als ſich plötzlich ein großer Lärm im Garten vernehmen ließ. Anfänglich hörte er es nicht ganz deutlich, bald aber unterſchied er eine Muſik von Flöten und Seetrompeten. Er ſprang auf und eilte an's Fenſter. Hier erblickte er den Karpfenkönig, von zwölf Haifiſchen begleitet, die ſeinen geheimen Rath ausmachten, ſich nach ſeinem Pavillon begeben. Er öffnete ſogleich die Thür und nachdem der Zug herein war, ließ der König ſogleich Seewaſſer in ſeine Wanne von den Pairs des Reichs ſchöpfen, die ihn trugen, um ein wenig auszuruhen, dann richtete er folgende Anrede an den jungen Prinzen:

„Wer ihr auch ſeyn mögt, ſo habt ihr euch wahrſcheinlich vorgenommen, mich vor Hunger ſterben zu laſſen, denn ihr kocht mir alle Tage eine Suppe, die ich nicht hinunter zu ſchlucken vermag. Man ſchicke ſogleich in die Hofküche und hole den Mörſer, ich will meinen geheimen Rath mit Krebsſuppe regaliren.“

Sogleich lief ein Hechtkopf fort und that, was der König befohlen hatte. Während dieſer Zeit gingen die Haifiſche und warfen ein großes Netz durch's Fenſter in den Krebsbehälter, und zogen es dann mit drei bis viertauſend dieſer Thierchen heraus.

Indeß der geheime Rath ſich mit Krebſen beſchäftigte und der Hechtkopf in die Hofküche gelaufen war, dachte der Prinz darüber nach, daß jetzt wohl der kritiſchſte Zeitpunkt ſeines Lebens gekommen war, daß dieſer Moment über ſein Glück oder Unglück entſcheiden könne. Er waffnete ſich mit ſeiner ganzen Standhaftigkeit und ſchickte ſich an, dem Befehle des Königs zu gehorchen. Die geheime Räthe warfen die Krebſe mit

Gepränge in den Mörſer und der Prinz ergriff die Keule, um ſie zu zerſtoßen, aber es geſchah jetzt, was bei den frühern Fällen geſchehen war. Der Boden des Mörſers öffnete ſich und die Flamme verzehrte die Krebſe. Der König und ſeine verwünſchten Haifiſche unterhielten ſich lange bei dieſem Schauſpiele und fuhren immer fort, den Mörſer von neuem zu füllen. Am Ende war nur noch ein Krebs von den tauſenden übrig; dieſer Krebs war aber groß und ſchön. Der König befahl, daß man ihn von der Schaale loslöſe, um zu ſehen, wie er ſchmecke. Man übergab ihn dem Prinzen, der ihn zitternd empfing. Aber noch größer wurde ſeine innere Bewegung, als er ſah, wie der arme Krebs ſeine Scheeren, gleichſam bittend, zuſammen fügte und mit Thränen in ſeinen Augen, flehte: „Ach, Zirbellino! was that ich dir, daß du mir ſolches Leid zufügſt?“ — Der Prinz ward faſt ohnmächtig bei dieſen Worten, und mit zerriſſenem Herzen betrachtete er ihn gerührt und bat dann den König, zu erlauben, daß man ihn lieber gleich den Andern zerſtoße. Der König aber, der immer Recht haben wollte, und feſt in ſeinem Entſchluſſe war, entbrannte vor Zorn bei dieſer beſcheidenen Bitte und drohte dem Prinzen, er wolle ihn ſelbſt zerſtoßen laſſen, wenn er den Krebs nicht ſogleich aus der Schaale löſen würde. Der arme Prin nahm hierauf den Krebs aus der Hand eines der Haifiſche, dem er ihn überreicht hatte, und mit einem kleinen Meſſer, das man ihm gegeben, ſtieß er nun in die Gliederung des Schweifes, wo er an dem Leibe feſtſitzt, mit ſolcher Gewalt, daß das arme Inſect laut zu ſchreien anfing. Er mußte das Geſicht abwenden und Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Doch faßte er ein Herz und fuhr fort; aber was erblickte er jetzt zu ſeinem großen Erſtaunen? die häßliche Feldmaus hielt er in der Hand, die er zwar ſogleich fallen ließ, die aber dennoch wieder aufſprang und ſo unangenehm und lärmend kreiſchte und lachte, indem ſie Zirbel verhöhnte, daß dieſer ſich die Ohren zuhielt, um nicht toll zu werden.

Der nicht minder erſtaunte König rief aber: „Wie? meine Tante? —“

„Ja, ſie ſelbſt, erwiderte die Feldmaus. Aber, mein lieber Karpfenkönig, ich muß dir eine entſetzliche Neuigkeit verkünden.“

Bei dieſen Worten erbleichte der Karpfenkopf und der ganze geheime Rath ließ die Haifiſchköpfe ſinken, worüber ſelbſt die abſcheuliche Tante ein wenig aus dem Concept kam.

„Es iſt aus mit dir, mein lieber Sohn, fuhr die Feldmaus fort, du mußt nun wieder in dein feuchtes Reich zurück, denn dieſes junge Bürſchchen, das du vor dir ſiehſt, hat eine über die Maßen große Standhaftigkeit bewieſen. Er ſiegte über alle ihm gelegten Fallſtricke, die ihn von dem Beſitze der Prinzeſſin entfernen ſollten, die ich für dich beſtimmt hatte.“

Nachdem die Fee dieſe Worte geſprochen hatte, bekam der Karpfenkönig einen Anfall von Raſerei, der ſich gar nicht beſchreiben läßt. Umſonſt ſuchte die Feldmaus ſeine Wuth zu beſänftigen; weder Bitten, noch Drohungen halfen etwas. Er zerbrach ſeine Wanne, in der er lag, in tauſend Stücke, ſo daß er ſich plötzlich im Trocknen befand. Dies zog ihm eine Ohnmacht zu; und Feldmaus, die vor Zorn faſt erſtickte, wandte ſich jetzt zum Prinzen, der bei dieſer tragiſchen Scene den ruhigen Zuſchauer machte: „du haſt geſiegt, Zirbel, ſagte ſie zu ihm, durch die Macht einer Fee, vor der ich mich beugen muß; aber noch biſt du nicht am Ziel deiner Prüfungen; denn nicht eher kannſt du dein Glück genießen, bis du mir das Zahnſtocherfutteral zurückgegeben haſt, in dem die verwünſchte Purzellina gelegen. Lichtreich ſelbſt hat mir dieſe Bedingung eingeräumt, und bis du ſie nicht erfüllt haſt, mußt du leiden.“

Hierauf lud ſie den Karpfenkönig auf die Schultern und ſtürzte ſich in den Waſſerbehälter mit den Haifiſchen, dem Palaſte und allen ſeinen übrigen Bewohnern.

Zirbel befand ſich nun allein am Fuße eines hohen Gebirges, in einem rauhen und unbewohnten Lande. Von dem Waſſerbehälter, noch von irgend etwas aus ſeiner frühern Umgebung war auch nicht die leiſeſte Spur zu finden. Alles war mit einem Male verſchwunden, als wenn es nie da geweſen wäre. Dieſes außerordentliche Ereigniß machte ihn ſehr traurig. Er war zwar mit den Wundern vertraut worden, allein dennoch erſchreckte ihn dieſer neue Beweis von der mächtigen Verfolgungswuth ſeiner Feindin, der Fee Feldmaus.

„Ich darf wohl nicht dran zweifeln, daß ich meine Prinzeſſin zerſtoßen habe, aber wenn ich ſie wirklich zerſtoßen habe, bin ich glücklicher deßhalb geworden? Ach, du grauſame Feldmaus, das iſt dein Werk! Aber du, Fee Lichtreich, wie kannſt du mich ſo hilflos laſſen, nachdem ich dir Folge geleiſtet, auf Koſten meines liebenden, meines gefühlvollen Herzens?“

Hunger und Mattigkeit zogen ihm einen Zuſtand zu, der wahrſcheinlich ſeinen Tagen ein Ende gemacht haben würde, wenn er nicht Muth genug beſeſſen hätte, ſich das Leben zu wünſchen.

Nachdem er lange Zeit gegangen war, kam er zu einem Brunnen, der in den Fels gegraben war. Er ſetzte ſich an den Rand deſſelben und erhob ſeine Stimme zu den gewöhnlichen Klagen.

„Fee Lichtreich! wo weilſt du? werde ich dich denn nimmer finden?“

Nachdem er dies gerufen, vernahm er eine Stimme, die aus dem Brunnen kam und folgende Worte ſprach:

„Iſt es denn Zirbellino, der da ſpricht?“

Er glaubte die Stimme zu kennen, und dies erfüllte ihn mit Freude. Er beugte ſich über den Rand und rief hinab:

„Ja, es iſt Zirbellino, und du, biſt du nicht Citronette?“

„Ja!“ war die Antwort.

Und bei dieſen Worten entſtieg ſie dem Brunnen, und umarmte den Prinzen. Man kann ſich die Freude nicht vorſtellen, die ihn ergriff; er erſchöpfte ſich in Fragen über das Schickſal der Nymphe und das der Prinzeſſin, bis daß der erſte Taumel des Wiederſehens vorüber war, und das Geſpräch eine ruhigere Wendung nahm.

„Ich will Euch, theurer Prinz, erzählen, was Ihr noch zu wiſſen wünſcht, ſprach endlich Citronette. Seitdem Ihr uns zerſtoßen habt, genießen wir eines hohen Glückes, das nur von euerer Abweſenheit getrübt wird. Ich erwartete Euch hier, im Namen der gütigen Fee Lichtreich, um Euch mitzutheilen, was

Euch noch zu vollführen übrig bleibt, damit Ihr in den ungetrübten Beſitz einer Prinzeſſin gelangen möget, die Euch eben ſo liebt als ihr ſie. Indeſſen vernehmt unſere weitere Schickſale, nachdem wir getrennt worden waren.“

Zirbel konnte nicht aufhören, Citronette die Hände zu küſſen; ſie führte ihn in die Brunnengrotte, die ſie bewohnte, wo ihn Schmerz und Freude wechſelſeitig ergriff, da er des Augenblicks gedachte, wo er zum erſten Male den liebreizendſten Fiſch aller Meere geſehen hatte. Nachdem er ſich geſetzt und ein reichliches Mahl zu ſich genommen hatte, das er ſich vermittelſt ſeines Ringes verſchaffte, bat er die gute Citronette, mit der Erzählung ihrer Schickſale nicht länger ſäumen zu wollen.

„Da Lichtreich euch hier abholen will, ſchöner Prinz, ſprach Citronette, ſo iſt es nicht nöthig, daß Ihr ſie aufzuſuchen eilet, und ſo habe ich denn Zeit, euch von Allem umſtändlich zu unterrichten. Die Fee Feldmaus wußte von euerer Verheirathung und hatte die Prinzeſſin in ein lakirtes Püppchen verwandelt, weil ſie glaubte, daß ihr ſie ſo nicht lieben könntet. Lichtreich ſelbſt leitete die Sache, da ſie wohl wußte, daß nichts, euch euere Prinzeſſin zu rauben, im Stande ſeyn würde, wenn ihr ſie heirathet, oder den Zauber dadurch zerſtört, daß ihr ihr die Haut abziebt. Ihr heirathetet ſie und wißt nun alle Folgen, welche dieſe Handlung hatte. Als ihr uns das letzte Mal ſahet, wurden die Prinzeſſin und ich in Krebſe verwandelt, welche die Fee in ein aus Binſen geflochtenes Körbchen that und ſich am Arm hing, dann ſtieg ſie in einen Wagen, der von zwei Klapperſchlangen gezogen wurde, die uns nach dem Palaſte des Karpfenkönigs brachten.“

„Dies war eigentlich früher der Palaſt des Vaters der Prinzeſſin geweſen; die Stadt war in einen Teich oder See verwandelt worden, und bildete nun den großen Behälter, in dem wir ſeither ſo lange gewohnt haben. Alle Fiſch-Menſchen waren die böſen Unterthanen jenes guten Königs. Er ſelbſt bat die Fee, ihm das Amt eines Haus- Hof- und Küchenmeiſters des Karpfenkönigs zu ertheilen. Sie berührte ihn mit ihrem Stabe, und er bekam ſogleich einen Hechtkopf: ihr habt ihn ja ſpäter in ſeinem Amte geſehen. Darum konnte er ſich immer nicht der Thränen enthalten, wenn ihr die Krebſe zerſtoßen wolltet, denn er wußte ja, daß ſeine geliebte Tochter darunter war, und da ſie an nichts von den andern unterſchieden werden konnte, fühlte er ſtets dieſelbe Folter in dieſer Beziehung. Die Königin verlangte, auch in einen Krebs umgewandelt zu werden, damit ſie bei ihrem Kinde leben könne, und auch ihrem Wunſche wurde willfahrt.“

„Wie wir nun an den Hof des Karpfenkönigs kamen, ſtellte uns die Fee ihm vor, und erlaubte ihm, ſich alle Tage eine kräftige Krebsſuppe kochen zu laſſen. Hierauf wurden wir in den See geworfen.“

„Da kamt ihr an und nahmt uns in Augenſchein; aber uns war verboten, uns euch zu erkennen zu geben, bis daß ihr uns nicht erforſcht haben würdet. Wir hüteten uns wohl, dies Geſetz zu überſchreiten, aus Furcht, deßhalb geſtraft zu werden. Eines Morgens hattet ihr mich und die Königin für die Suppe gewählt und wir hatten nicht einmal ſo viel Zeit, um der Prinzeſſin ein Lebewohl zu ſagen. Kaum waren wir in dem Mörſer, als Lichtreich ſelbſt erſchien, um uns zu befreien. Sie gab mir meine eigentliche Geſtalt wieder und brachte mich in meine Wohnung. Ich hatte auch den Troſt, die Königin und die Uebrigen ſich wieder in Menſchen verwandeln zu ſehen, allein ich weiß nicht, was weiter aus ihnen geworden iſt. Die Fee umarmte mich und ſagte mir, ich möchte euch erwarten, um euch, wenn ihr die Prinzeſſin zu holen kämet, alle dieſe Dinge zu berichten. Ich harrte mit Ungeduld auf dieſen Augenblick, wie ihr wohl denken könnt, ſprach Citronette zu dem ihr aufmerkſam zuhörenden Prinzen.“

„Geſtern endlich, als ich wieder ſo beim Brunnen meinen Platz einnahm, erſchien mir die gute Lichtreich.

Unſere Kinder werden glücklich ſeyn, liebe Citronette, ſagte ſie zu mir. Zirbellino wird jetzt das Zahnſtocherfutteral der Feldmaus bringen können, denn er hat der Prinzeſſin die Haut abgezogen.“ — „Wäre es möglich, große Königin? rief ich, dürfen wir nicht mehr daran zweifeln? — „Nicht im Geringſten, ſprach ſie, er glaubte zwar nur, die Feldmaus geſchunden zu haben, allein es war wirklich die Prinzeſſin. Die Fee hielt ſich in dem Hefte des Meſſers verborgen, und in dem Moment, als der Prinz fertig war, ließ ſie die Prinzeſſin verſchwinden und machte ſich plötzlich ſichtbar, um dem Prinzen einen neuen Schrecken einzujagen und zu verwirren.“

„Wie? rief Zirbel erſtaunt, ſo war es denn meine geliebte Gattin, der ich ſo großen Schmerz bereitet habe? Gute Götter, das wird ſie mir gewiß nie verzeihen und ich verdiene es auch.“

Der Schmerz, den jetzt der Prinz äußerte, war ſo ſtark, daß er auch die arme Citronette ergriff, die ſich darüber Vorwürfe machte, daß ſie ihm die grauſame Nachricht mitgetheilt hatte.

„Alſo wußtet Ihr's nicht?“ fragte ſie überraſcht. „Nein, viel eher würde ich mir das Herz dreimal durchbohrt haben,“ erwiderte er.

„Aber denkt ihr denn nicht daran, daß dann euer Gattin ewig in der Sclaverei euerer Feindin wür

geſchmachtet haben? bemerkte die kluge Citronette. Iſt es nun nicht geſcheidter, ihr die Schale abgezogen zu haben, als ſie beſtändig unglücklich zu wiſſen?“

Auf ſolche Weiſe gelang es ihr, den Schmerz des Prinzen zu beſänftigen, und er nahm wieder etwas Nahrung, um nicht zu verſchmachten. Als das Mahl geendigt war, öffnete ſich die Decke des Saales und Lichtreich erſchien auf einem Wagen von Karfunkel, den hundert feurige Schmetterlinge zogen. Sie ſtieg aus; der Prinz drückte den Saum ihres Kleides an ſeine Lippen und benetzte ihn mit ſeinen Thränen. Die Fee aber hob ihn auf und ſprach:

„Prinz Zirbellino, jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo ihr die Früchte eueres ſtandhaften Muthes pflücken ſollt. Tröſtet euch und genießet eueres Glücks! Ich habe die Wuth der Fee Feldmaus überwunden, und ihr habt ſie entwaffnet durch eure Entſchloſſenheit. Kommt mit mir und empfangt euere Gattin aus meinen Händen und den ihrigen.“

„Ach, gnädige Frau Fee, rief der Prinz, indem er vor ihr kniete, iſt es denn kein Traum? iſt es denn möglich, daß ich ſo glücklich bin?“

„Zweifelt nicht daran, mein Prinz, erwiderte die Fee, kehrt in euer Königreich zurück, tröſtet euere Mutter über den Tod eueres würdigen Vaters und beglücket euere Unterthanen.“

Die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters dämpfte wieder die Freude des Prinzen, der ein guter Sohn war. Die Fee bat ihn nun, ſich an ihre Seite zu ſetzen, und erlaubte Citronette, ihren Platz zu ihren Füßen einzunehmen; die Schmetterlinge breiteten hierauf ihre farbige Flügel aus, erhoben ſich in die Lüfte und flogen nach dem Reiche des Königs Zirbelline. Unterwegs erſuchte die Fee ihren Schützling, ſeinen Ring zu öffnen, und er fand darin das Futteral für die Feldmaus. Der junge König dankte der gütigen Fee tauſendmal, und bald kamen ſie in das Königreich an, wo ſie Alles mit größter Ungeduld erwartete.

Die Königin-Mutter empfing die Fee, und hob ſie ſelbſt aus dem Wagen, und das Volk erhob ein ſolches Freudengeſchrei, daß der Prinz aus den melancholiſchen Träumereien erwachte, in die ihn der Tod ſeines Vaters verſenkt hatte. Er umarmte die Königin mit Zärtlichkeit, und Alle begaben ſich hierauf in ein prächtiges Gemach, welches zur Aufnahme der Fee Lichtreich eingerichtet worden war.

Kaum waren ſie hier eingetreten, als auch die Feldmaus ankam. Sie ſaß in einem Wagen, der von acht geflügelten, weißen Ratten gezogen wurde. Mit ihr erſchienen Prinzeſſin Purzellina, nebſt ihren beiden vortrefflichen Eltern. Fee Lichtreich und die Königin gingen der Feldmaus entgegen, und umarmten ſie; der Prinz aber küßte ihr das Pfötchen, das ſie ihm lachend entgegenſtreckte. Hierauf überreichte er ihr das Zahnſtocherfutteral.

Nun erſt durfte er ſeine Gemahlin umarmen, und Alles überließ ſich der ungetrübteſten Freude; alle ſprachen auf einmal; jeder wollte von dem Andern alles wiſſen. Nur Zirbellino und ſeine Gemahlin ſchwiegen; ihr Stillſchweigen äußerte aber eine ſo zärtlich rührende Beredtſamkeit, daß es entzückend war, ſie zu beobachten. Die gute Citronette weinte vor Freuden und küßte die Hände ihrer himmliſchen Prinzeſſin.

Endlich ergriff Lichtreich ihre Schützlinge bei der Hand und führte ſie zur Königin, der Mutter Zirbellino's.

„Hier, Königin, ſprach ſie, ſind zwei Liebende, die nur eueres Segens harren, um vollkommen glücklich zu ſeyn. Meine Schweſter Feldmaus und alle Anweſenden flehen darum.“

Die Königin erwiderte dieſe Artigkeit, wie ſie es ſollte.

Die Fee Feldmaus berührte aber Purzellina mit ihrem Stabe, und nun wurden ihre Kleider, die ohnehin ſchon ſehr prächtig waren, aus lauter Silberſtoff, mit Edelſteinen geſtickt; ihre Haarflechten rollten auseinander und umgaben ſie in ſo ſchönen Locken, daß Alle eingeſtehen mußten, ihre Schönheit ſey vollkommen. Das verhängnißvolle Zahnſtocherfutteral verwandelte ſich in eine Krone von großen Brillanten, die ſo trefflich gearbeitet waren, daß nicht nur der Saal, ſondern der ganze Palaſt, wie von einem Lichtmeer davon überſtrömt wurde. Die Feldmaus ſetzte ſie ſelbſt der Prinzeſſin auf.

Der junge König Zirbellino erſchien in einem Kleide, das dem ſeiner Gemahlin ganz ähnlich war und aus ſeinem Ringe entſprang auch eine gleiche Krone für ihn. Er vermählte ſich nun auf der Stelle, und ſie wurden auch ſogleich als Beherrſcher dieſes ſchönen Reichs ausgerufen. Die Feen beſtritten das königliche Bankett, wobei natürlich nichts fehlte.

Nachdem ſie noch acht Tage bei dem jungen Paar geblieben waren, und ſie mit ihren herrlichſten Gaben reichlich beſchenkt hatten; reisten ſie fort, und nahmen die Eltern der Prinzeſſin mit ſich. Das Reich derſelben hatten ſie inzwiſchen mit ganz neuen und getreuen Unterthanen bevölkert, da die alten, ſchlechten untergegangen waren. Citronette durfte noch einige Zeit bei ihrer Gebieterin bleiben, dann aber erhielt die junge Königin die Macht ertheilt, ſo of ſie es wünſchte, ihre treue, erprobte Zofe bei ſi erſcheinen zu laſſen.

Die Feen reisten ab und König Zirbellino und Königin Purzellina waren das glücklichſte Paar auf Erden. Die Tage verſchwanden ihnen wie Augenblicke. Ihre Kinder erhöheten bald noch ihr Glück. So lebten ſie bis zu ihrem hohen Alter in Liebe und Eintracht, fort und fort. Nach ihrem Tode wurde ihr Reich unter ihren Kindern vertheilt und wurde ſpäter das blühende Reich des „großen Moguls," von dem ich zu einer andern Zeit meinen lieben Leſern und Leſerinnen noch gar viel zu erzählen haben werde.

Prinz Kobold.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur einen Sohn hatten, den ſie ganz außerordentlich liebten, obgleich er ſehr häßlich war. Er war ſo dick, als der dickſte Mann, und dabei ſo klein, wie der kleinſte Zwerg. Allein die Häßlichkeit ſeines Geſichts und die Unförmlichkeit ſeines Körpers war nichts im Vergleich mit der Bosheit ſeines Gemüths. Er war ein eigenſinniges Thier, das alle Welt zur Verzweiflung brachte. Der König hatte es zwar ſchon von ſeiner früheſten Kindheit an gemerkt, aber die Mutter war närriſch in ihn verliebt und verzog ihn immer mehr und mehr. Sie wollte ihm einen Namen beilegen, der ihm zugleich Achtung verſchaffte und doch auch Furcht einflößen könnte; daher nannte ſie ihn nach langem Nachſinnen Furibundus.

Als er alt genug war, um einem Erzieher übergeben zu werden, wählte der König einen Prinzen, der ein altes Recht auf die Krone hatte; allein er dachte ſchon ſeit lange nicht mehr daran, und ſeine Sorge war allein auf die Erziehung ſeines Sohnes gerichtet. Nun beſaß aber dieſer Erzieher die anmuthigſte Geſtalt, und einen ſcharfen und durchdringenden Verſtand.

Nachdem der König dieſe herrliche Wahl getroffen hatte, und ſolchem vornehmen und ausgezeichneten Kavalier die Leitung Furibunds überantwortet, empfahl er dieſem, recht gehorſam zu ſeyn; allein was half dieſes wohl bei einem ungelenken Starrkopf, den man hundertmal züchtigen konnte, ohne ihn zu beſſern. Sein Erzieher hatte einen Sohn, der Leander hieß und der von Jedermann geliebt wurde. Die Damen ſahen ihn ſehr gern, obgleich er ſich ihnen niemals anſchloß. Sie nannten ihn daher den ſchönen Gleichgültigen. Er befand ſich faſt immer in Furibund's Geſellſchaft, allein dieſes Beiſammenſeyn diente nur dazu, den Häßlichen noch häßlicher zu finden. Dieſer näherte ſich nur den Damen, um ihnen Grobheiten zu ſagen; er ſuchte nur hinter ihre Geheimniſſe zu kommen, um ſie der Königin mitzutheilen, die ſie dann darüber ausſchalt und ſie zur Strafe hungern ließ.

Eines Tages, als gerade Geſandte bei Hofe eingeführt worden waren, befanden ſich Furibundus und Leander in einer Gallerie, um ſie vorüberziehen zu ſehen. Sobald die Geſandten Leander erblickten, gingen ſie auf ihn zu, um ihm ihre tiefe Verbeugung zu machen, und durch Zeichen ihre Bewunderung über ſeine Schönheit an den Tag zu legen. Als ihre Augen hernach auf Furibundus fielen, glaubten ſie, dieſer ſey der Zwerg des Prinzen und fingen an, auf eine derbe Weiſe mit ihm zu ſcherzen, obgleich er ſeinen Aerger darüber ihnen nicht verhehlte.

Leander war in Verzweiflung; er machte ihnen in einem fort Zeichen, daß ſie den Sohn des Königs vor ſich hätten; allein ſie merkten nicht darauf. Als Leander bemerkte, daß ſie ſeine Zeichen nicht verſtanden, ſo begegnete er Furibundus mit der tiefſten Ehrfurcht, allein die Geſandten nahmen dies wieder blos für einen Scherz, und fingen an, dem jungen Prinzen Naſenſtüber zu geben. Hierüber wurde er nun wild und zog ſeinen kleinen Degen, der nicht größer, als ein Fächer war. Der König, der gerade in dem Augenblicke den Geſandten entgegenkam, mußte natürlich dieſe um Verzeihung bitten, daß ſein Sohn auf dem Punkte geſtanden, das Völkerrecht zu verletzen.

Als Furibundus wieder mit Leander allein war, ergriff er ihn bei den Haaren, riß ihm zwei oder drei Büſchel aus und befahl ihm, nie wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen. Der Vater Leander's nahm dies übel und ſchickte ſeinen Sohn ſogleich auf ein Schloß, das er auf dem Lande beſaß.

Hier war nun Leander bereits einige Zeit, als er eines Tages lange in ſeinem Garten promenirt hatte, und da die Hitze zu drückend war, ſich in ein ſchattiges Gebüſch ſetzte. Er fing an, die Flöte zu ſpielen und bemerkte, daß ihn etwas mehrmals das Bein umſchlinge. Er ſah hin und entdeckte zu ſeiner Verwunderung eine große Schlange. Er ergriff ſein Schnupftuch, um ſie damit auf den Kopf zu ſchlagen und ſo zu tödten, allein ſie blickte ihn feſt an und ſchien ihn um Gnade zu bitten. Einer von den Gärtnern, der die Schlange ſah, rief ihm zu, daß er ſie tödten möchte, denn er verfolge ſie bereits eine Stunde, ohne ſie finden zu können. Da warf Leander noch einmal ſeine Blicke auf die Schlange, die ihn immer feſt anſah und ſich nicht bewegte, um zu entfliehen und eben ſo wenig ſich zu vertheidigen ſuchte.

„Da du ſie tödten wollteſt, ſprach er zu ſeinem Gärtner und weil ſie nun zu mir floh, um Hülfe bei mir zu ſuchen, will ich ſie ſchützen und ernähren. Wenn ſie mir dann ihre ſchöne Haut gelaſſen haben wird, mag ſie wieder gehn.“ Er trug ſie hierauf in's Schloß und brachte ſie in ein großes Zimmer, deſſen Schlüſſel er zu ſich nahm. Dann ließ er ihr

Milch, Kleien, Blumen und Gräſer bringen, theils um ſie zu nähren, theils um ſie damit zu erfreuen.

Indeß waren alle Damen am Hofe des Königs über Leanders Abweſenheit ſehr betrübt; ſie ſprachen nur von ihm und wünſchten ihn ſehnlich zurück.

„Ach, ſagten ſie, ſeitdem Leander fort iſt, gibt's kein Vergnügen mehr bei Hofe, und nur der abſcheuliche Furibundus iſt Schuld daran.“

Man erzählte dieſem, was die Damen ſagten, und er gerieth darüber nicht wenig in Zorn. Er eilte zur Königin, und erklärte, daß er ſich vor ihren Augen tödten würde, wenn ſie ihm nicht darin beiſtehen wollte, Leander um's Leben zu bringen. Die Königin, die ihn ohnehin haßte, weil er hübſcher war, als ihr Ungethüm von Sohn, erwiderte, daß ſie mit Vergnügen ihre Hand zum Tode Leanders bieten wolle. Der Prinz möge nur mit ſeinen vertrauteſten Anhängern einmal auf die Jagd gehen und Leander dazu einladen, dann könnte man ihn ſchon lehren, was es heiße, ſich bei den Damen ſo liebenswürdig zu machen.

Furibundus ging alſo auf die Jagd. Wie Leander die Hunde und Jagdhörner im Forſte hörte, ließ es ihm keine Ruhe. Er ſtieg zu Pferde und eilte hin, um zu ſehen, was es gebe. Wie war er nun aber überraſcht, ſo zufällig dem Prinzen zu begegnen. Furibundus befahl ihm, ſich dem Zuge anzuſchließen. Bald darauf lockte er ihn in's Dickicht, und gab den Meuchelmördern ein Zeichen, ihren Fang nicht zu fehlen, dann entfernte er ſich ſchnell.

Aber ein Löwe ſprang aus einer Höhle, der ſich auf den Prinzen warf und ihn zu Boden ſchlug. Alle ſuchten ſich durch die Flucht zu retten, nur Leander blieb allein zurück, um mit dieſem wüthenden Thier zu kämpfen, und durch Muth und Geſchicklichkeit gelang es ihm, ſeinem grauſamſten Feind das Leben zu retten.

Furibundus war vor Schrecken ohnmächtig geworden; als er ein wenig zu ſich gekommen war, hielt Leander ſein Pferd und bat ihn, aufzuſitzen. Wer aber ſollte es wohl glauben? Furibundus ſah Leander nicht einmal an und er ſprengte fort, um die Meuchelmörder einzuholen, und ihnen den Befehl auf's Neue einzuſchärfen, Leander zu tödten. Sie umzingelten nun dieſen, der wie ein Verzweifelter mit ihnen focht. Da Furibundus ihn für todt hielt, eilte er herzu, da mußte er aber ſehen, daß ſeine gedungenen Mörder den Platz bedeckten und, von der Hand des heldenmüthigen Leanders getroffen, ſo eben den letzten Seufzer aushauchte.

Leander ging auf ihn zu und ſprach:

„Gnädigſter Prinz, wenn ihr den Befehl dazu gegeben habt, daß man mich hier ermorden ſolle, ſo thut es mir leid, mich vertheidigt zu haben.“

„Du biſt ein Unverſchämter! erwiderte hierauf der Prinz, wenn du dich noch einmal unterſtehſt, mir unter die Augen zu kommen, ſo laſſe ich dich tödten.“

Leander zog ſich kummervoll zurück, und dachte die ganze Nacht darüber nach, was er beginnen ſollte. Er entſchloß ſich endlich, durch die Welt zu reiſen; allein wie er Anſtalten zum Aufbruch machte, fiel ihm noch ſeine Schlange ein, und er nahm Milch und Früchte, um ſie ihr zu bringen. Indem er die Thüre öffnete, gewahrte er eine Dame, deren edler und majeſtätiſcher Anſtand ihm keinen Zweifel über ihre vornehme Geburt ließ. Sie hatte ein Kleid von braunrothem Atlas an, das mit Perlen und Diamanten gleichſam überſchüttet war.

„Junger Prinz, ſagte ſie zu ihm, ſucht nicht die Schlange, die ihr hier einſperrtet, denn ihr werdet ſie nicht mehr finden. Dafür findet ihr mich an ihrer Stelle, um euch ihre Schuld abzutragen. So wißt denn, daß ich die Fee Niedlich bin. Wir leben hundert Jahre, ohne alt zu werden, wenn dieſe Zeit aber verfloſſen iſt, ſo werden wir Schlangen und müſſen acht Tage in dieſem Zuſtand bleiben. Tödtet man uns während dieſer Verwandlung, ſo erwachen wir nicht mehr zum Leben; geht ſie aber glückli vorüber, ſo nehmen wir unſere frühere Geſtalt wieder an und werden ſchön, wie vordem, mächtig und reich. Jetzt denkt nach, lieber Prinz, womit ich euch dienen kann, und zählt auf meine Hülfe!“

„Frau Fee, erwiderte der Prinz, da ich ſo glücklich geweſen bin, euch das Leben zu erhalten, ſo bleibt mir wahrlich nichts mehr zu wünſchen übrig.“

„Zu beſcheiden, nahm die Fee hier wieder das Wort; in der That zu beſcheiden. Bedenkt, daß ich euch zu einem mächtigen König erheben kann, eure Tage verlängern, euch Gold- und Diamantenminen eröffnen, euch mit den ſchönſten und größten Talenten begaben. Aber vor Allem könnte ich euch zu einem Kobold umgeſtalten“ —

„Mit Erlaubniß, fiel Leander hier der Fee in's Wort, und wozu würde es mir helfen, wenn ich Kobold wäre?“

„Zu tauſend angenehmen und nützlichen Dingen, erwiderte die Fee; ihr könntet euch dann, ſo oft es euch beliebt, unſichtbar machen; ihr könntet in einem Augenblick von einem Ende des Weltalls zum andern gelangen; ihr würdet euch, ohne Flügel zu haben, in die Lüfte erheben, ohne den Tod zu befürchten, in den Mittelpunkt der Erde verſenken; ihr dränget in die Abgründe des Meeres, ohne zu ertrinken; ihr würdet überall ſeyn können, trotz Schloß und

Riegel, und wenn ihr es für gut haltet, erſchienet ihr wieder ſogleich in euerer natürlichen Geſtalt.“

„Wohlan, gnädigſte Frau Fee! rief hier der Prinz aus, ſo machet mich zu einem ſolchen Kobold!“

„Werde Kobold! rief die Fee und berührte ihn; werde ein geliebter, ein liebenswürdiger Kobold, ein recht koboldiſcher Kobold!“

Dann gab ſie ihm ein rothes Hütchen, an dem zwei Papageifedern ſteckten.

„Wenn ihr dies Hütchen aufſetzt, ſo werdet ihr unſichtbar ſeyn, nehmt ihr es ab, ſo wird man euch ſehen!“

Dies fügte ſie dann noch hinzu. Leander war außer ſich vor Freuden. Er drückte ſein Hütchen recht tief in die Stirne und wünſchte ſich in den Wald, um dort wilde Roſen zu pflücken, die er an einer Stelle geſehen hatte. In demſelben Augenblick fühlte er ſeinen Körper leicht wie ein Gedanke werden. Er ſchwebte nach dem Walde, und ſtand vor dem wilden Roſengebüſch. Hier pflückte er drei Roſen und kehrte auf der Stelle wieder nach ſeinem Zimmer zurück, wo die Fee ſich noch befand. Das Ganze möchte ungefähr eine Minute gewährt haben. Er überreichte ſeine Roſen der Fee, ſie aber ſagte ihm, daß er ſie ſelbſt behalten ſollte. Die Eine würde ihm ſtets ſo viel Geld verſchaffen, als er wünſche; wenn er die zweite ſeiner Geliebten vor die Bruſt ſtecken würde, ſo werde er wiſſen, ob ſie ihm treu ſey, und die dritte werde ihn vor Krankheiten beſchützen Hierauf wünſchte ſie ihm ein glückliche Reiſe und verſchwand.

Leander wollte ſich das Vergnügen einer kleinen Rache an Furibund gönnen. Er brachte ſeine Sachen in Ordnung, beſtieg das ſchönſte Pferd ſeines Stalles, das den Namen Perlgrau führte, und ließ ſich von einigen Dienern begleiten, die ſeine Livree trugen, damit die Nachricht von ſeiner Rückkehr ſich ſogleich verbreite.

Hier muß ich geſchwinde einſchalten, daß Furibundus zu Hauſe erzählt hatte, Leander würde ihn ohne ſeinen muthigen Widerſtand auf der Jagd erſchlagen haben; daß er alle ſeine Leute getödtet und er ihn nun den Gerichten überliefern wolle. Der König, von der Leidenſchaftlichkeit der Königin geſtachelt, gab Befehl, daß man ihn verhafte. Als nun die Königin Leander's Ankunft erfuhr, eilte ſie ſogleich zum König hin. Furibund, der gern wiſſen wollte, was man beſchließen würde, ſchlich ihr nach, ohne ihr etwas davon zu ſagen, ſtellte ſich an die Thüre, und ſchob ſeine Haare von den Ohren, um beſſer horchen zu können. In demſelben Augenblick trat Leander in den Saal, mit ſeinem rothen Hütchen auf dem Kopfe. Er war alſo unſichtbar. Sobald er Furibund erblickt hatte, nahm er Hammer und Nagel, und heftete damit ſein Ohr an die Thür.

Furibundus ſchrie entſetzlich; die Königin, die ſogleich die Stimme ihres Sohnes erkannte, riß ungeſtüm die Thüre auf, und ihm dadurch das Ohr vollends ab. Prinz Kobold ergriff hierauf ein Bündel Ruthen und ſchlug damit die Königin auf die Hände und ihren Herrn Sohn auf die Schnauze. Beide ſchrieen: Mord und Todtſchlag! Der König kommt, das Hofgeſinde eilt herbei, man ſieht Niemand und ziſchelt ſich in die Ohren, daß die Königin verrückt geworden ſey. Der König glaubte es ſelbſt zuerſt. Prinz Kobold fährt indeß noch eine Weile fort, den lieben Furibund mit Streichen zu regaliren, verläßt dann das Zimmer, ſchwebt in den Garten und wird dort mit einem Male ſichtbar. Hier pflückt er Erdbeeren und Blumen von den Beeten der Königin und läßt ſich die Erſtern gut ſchmecken. Die betroffenen Gärtner laufen zu Ihren Majeſtäten, um die Kühnheit zu melden.

„Welche Unverſchämtheit, ſchreit die Königin. Auf, mein kleiner Furibund! mein Söhnchen! vergiß deine Schmerzen für einen Augenblick und laufe in den Garten; nimm unſere Leibwache mit dir, und laſſe ihn wie Kraut und Rüben zuſammenhauen.“

Furibund ſtellte ſich ſogleich an die Spitze von tauſend Mann wohlbewaffneter Leute, und eilt in den Garten, wo er Leander unter einem Baume ſieht. Dieſer wirſt einen Stein nach ihm und zerbricht ihm den Arm, dann bombardirt er die Mannſchaft mit Orangen. Wie dieſe auf ihn eindringen will, iſt er plötzlich nicht mehr zu ſehen. Er war nun hinter Furibund geſchlüpft und hatte ihm einen Strick zwiſchen die Beine geworfen, ſo daß er auf die Naſe fallen mußte! Man hob ihn auf und brachte ihn zu Bette.

Dieſe Rache hatte Leander befriedigt; er kehrte nunmehr dorthin zurück, wo ihn ſeine Leute erwarteten und ſandte ſie nach ſeinem Schloſſe. Hierauf beſtieg er ſein ſchönes Pferd Perlgrau und ließ ihm auf gutes Glück den Zügel ſchießen. So erreichte er einen Wald, wo er ſich in den Schatten legte, um auszuruhen.

Nach einer Weile vernahm er ein Seufzen und Schluchzen, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er blickte um ſich und gewahrte einen Menſchen, der bald lief, dann wieder ſtille ſtand, ſchrie, ſich die Haare ausraufte und ſich ſelbſt ſchlug, und mißhandelte. Der Prinz näherte ſich ihm, von Mitleid ergriffen.

„Ich erblicke euch in einem ſo erbarmungswürdigen Zuſtand, ſprach er, daß ich mich nicht enthalten kann, euch um die Urſache deſſelben zu fragen.“

„Ach, mein Herr, erwiderte der junge Menſch, für mein Uebel gibt es kein Heilmittel mehr. Heute ſoll meine Geliebte ihre Hand einem alten eiferſüchtigen Manne reichen.“

„Und liebte ſie euch?“ fragte Leander.

„Davon glaub' ich überzeugt zu ſeyn, antwortete der Andere.

„Wo iſt ſie?“ fuhr Leander fort.

„In einem Schloſſe, am Saume dieſes Waldes,“ erwiderte hierauf der Unglückliche.

„Wohlan, ſprach Leander, wartet nur hier auf mich, ich werde euch bald gute Nachricht bringen.“

Sogleich ſetzte er ſein rothes Hütchen auf, und wünſchte ſich in's Schloß. Er iſt dort und tritt in einen Saal, wo er eine große Verſammlung findet; die Verwandten des alten Herrn und des jungen Fräuleins. Er ſah auch die Eltern der Braut, wie ſie ſie im Stillen auszankten, daß ſie nicht freundlicher ausſehe. Prinz Kobold ſtellte ſich hinter die Mutter und ſagte ihr leiſe in's Ohr: „Da du deine arme Tochter zwingſt, dieſem alten Meerkater die Hand zu reichen, kannſt du verſichert ſeyn, daß, ehe acht Tage verſtreichen, ein ſchneller Tod dein Loos ſeyn wird!“

Die Frau entſetzte ſich, dieſe Stimme zu hören und doch Niemand zu ſehen, dergeſtalt, daß ſie in den Seſſel zurückfiel und laut ausrief: ſie müſſe ſterben, wenn man die Heirath vollziehe. Ihr Mann ſchimpfte ſie eine Närrin, eine Geſpenſterſeherin, allein Kobold näherte ſich auch ihm und ſprach: alter Thor, wenn du deiner Frau nicht Glauben ſchenkſt, wird es auch dich das Leben koſten.“ Dieſe Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor; der Bräutigam wurde nämlich auf der Stelle fortgeſchickt. Er wollte zwar Einwendungen machen, aber Kobold raunte auch ihm ſo entſetzliche Dinge in's Ohr, daß er froh war, fortzukommen. Dabei trat ihm noch Kobold ſo ſtark auf ſeine Podagrafüße, daß der arme Teufel laut aufſchrie.

Man ſandte ſogleich, um den armen Liebhaber aus dem Walde herbeiholen zu laſſen, und das Gaſtmahl, das zur Hochzeit des Alten bereitet war, diente jetzt zur glücklichen Verbindung der beiden Liebenden. Kobold entkoboldete ſich nun auch, das heißt, er nahm ſein Hütchen ab und erſchien wie ein Fremder, den die Feſtlichkeiten hieher gezogen hatten. Sobald aber der Neuvermählte ihn erkannte, warf er ſich ihm dankend zu Füßen.

Nachdem Leander zwei Tage im Schloſſe zugebracht hatte, ſetzte er ſeine Reiſe fort und begab ſich in eine große Stadt, woſelbſt eine Königin herrſchte, die ihr Vergnügen darin ſetzte, die allerſchönſten Leute ihres Königreichs an ihren Hof zu ziehen. Leander ſchaffte ſich das prächtigſte Gefolge an, das man ſich nur denken kann, und hielt ſo ſeinen Einzug. Die Königin ſowohl, als die Prinzeſſinnen, empfingen ihn mit der höchſten Auszeichnung.

Dieſer Hof war ſehr glänzend, wie man ſich vorſtellen kann, dabei höchſt galant. Alles liebte dort, und wer nicht liebte, machte ſich lächerlich. Er wollte daher dieſe Mode mitmachen und nahm ſich vor, die Liebe in einen bloßen Zeitvertreib zu geſtalten. Er warf ſeine Blicke auf ein Ehrenfräulein der Königin, die man nur Schön-Blondchen nannte. Sie war zwar ganz unmenſchlich ſchön, dabei aber ſehr ernſt und langweilig und kalt wie Eis.

Er veranſtaltete ihr zu Ehren die wunderbarſten Feſte und jeden Abend Komödie und Ball; aber Alles dies vermochte ſie nicht zu rühren. Hierdurch wurde Leander nur noch mehr angeſpornt, denn er glaubte, daß Schön-Blondchen noch niemals geliebt hatte. Um deſſen gewiß zu ſeyn, wollte er einmal ſeine Roſe probiren und ſteckte ſie ſcherzend an den Buſen der Schönen. Aber in demſelben Augenblicke welkte die Blume, die ſo eben noch friſch und blühend geweſen. Mehr brauchte Leander nicht, um zu wiſſen, daß er einen vorgezogenen Nebenbuhler habe; um jedoch die Ueberzeugung zu gewinnen, wer es ſey, wünſchte er ſich Abends in das Zimmer des Fräuleins. Hier ſah er nun einen häßlichen Muſikant

eintreten, der ihr etwas vorſang, was er für ſie wollte gedichtet haben. Sowohl die Worte, als die Muſik, waren ganz abſcheulich, ſie aber ſchien dennoch entzückt darüber. Da warf ſich Kobold auf den Muſikanten, ſtieß ihn nach einem offenſtehenden Fenſter und warf ihn in den Garten hinab.

Wenn der Blitz neben Schön-Blondchen eingeſchlagen hätte, ſo wäre ſie nicht erſchrockener geweſen. Leander ging aber auf ſein Zimmer und ſchrieb ihr ein Billet voller Vorwürfe, wie ſie es nicht anders verdient hatte. Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er dieſen Hof, feſt entſchloſſen, nach dieſem Streiche ſich nicht wieder zu verlieben.

Leander ließ ſich von ſeinem Perlgrau mit unglaublicher Schnelligkeit davon tragen. Er begab ſich jetzt nach einer andern Stadt, wo eben eine große Feierlichkeit vorgenommen wurde. Man kleidete nämlich ein Mädchen, wider ihren Willen, als Nonne ein. Dies rührte den Prinzen. Er eilte in den Tempel, wo er das ſchöne Kind ſah. Ihre beiden Brüder führten das arme Mädchen, und ihre Mutter folgte ihr. Kobold ſchrie aus Leibeskräften:

„Haltet ein, ſchändliche Brüder! unbeſonnene Mutter! haltet ein! wenn ihr ausführt, was ihr im Sinne habt, ſo werdet ihr wie Fröſche zermalmt werden!“

Man blickte ſich nach allen Seiten um, woher dieſe ſchreckliche Drehung wohl komme. Die Brüder meinten, es ſey der Geliebte ihrer Schweſter, der ſich verborgen hielt, um ſie durch ſeinen Orakelſpruch einzuſchüchtern; aber Kobold ergriff einen langen Stock und zählte ihnen hundert tüchtige Hiebe auf den Rücken. Nun war kein Zweifel; denn die Hiebe waren ächt. Schrecken ergriff die Nonnen; ſie flüchteten ſich und ein Jeder lief davon, ſo ſchnell er es vermochte. Kobold blieb allein mit dem jungen Mädchen. Er nahm ſein Hütchen ab und fragte ſie, womit er ihr dienen könne. Sie ſagte ihm, daß ſie einen Ritter kenne, dem nichts, als Geld fehle, um ihr Gatte zu werden. Da ſchüttelte der gute Kobold ſo lange die zweite Roſe der Fee Niedlich, bis ſie zehn Millionen geliefert hatte. Darauf wurden das Mädchen und der Ritter ein Paar und lebten ſehr glücklich miteinander.

Das letzte Abenteuer jedoch, das ihm aufſtieß, war das luſtigſte von allen. Einſt hörte er in einem Walde Klagegeſchrei. Er zweifelte nicht, daß man Gewalt an einem Unglücklichen ausübe, und ſah ſich überall um. Bald erblickte er nun vier Bewaffnete, die ein junges Mädchen von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren mit Gewalt fortſchleppten. Er eilte ſo ſchnell als möglich hinzu und ſchrie: „Was hat euch das arme Kind gethan, daß ihr es ſo behandelt?“

He, he! Ihr kleiner Musje! erwiderte derjenige, welcher der Vornehmſte zu ſeyn ſchien, was kümmerts denn euch?"

„Ich befehle euch, ſchrie wieder Leander, ſie auf der Stelle loszulaſſen!

„Schon recht, wie Ihr befehlt!" antworteten die Beiden lachend.

Hierauf ſprang der Prinz vom Pferde und ſetzte ſein Hütchen auf. Nun mochte einer ſcharfe Augen haben, ſoviel er wollte, er konnte ihn doch nicht ſehen. Die Räuber ſagten: Er iſt entwiſcht; es iſt nicht der Mühe werth, ihm nachzuſetzen; wir wollen uns nur ſeines Pferdes bemächtigen. Unterdeß blieb einer von ihnen zur Bewachung des Mädchens, während die andern drei dem ſchönen Perlgrau nachſetzten. Das Mädchen aber ſchrie in einem fort und klagte herzzerreißend. Leander lief jetzt zu dem Räuber und band deſſen Arm an einen Baum. Dieſer ſchrie wie beſeſſen. Einer ſeiner Kameraden kam herbei und fragte ihn, wer ihn angebunden habe? — „Ich weiß es nicht, jammerte der erſte, ich habe Niemand geſehen." — „Du biſt ein Haſenfuß, erwiderte der Andere, und ich will dir zeigen, wie man dich behandeln muß!" —

Darauf gab er ihm zwanzig Hiebe mit der Peitſche. Indeſſen hatte ſich Kobold dem zweiten Räuber genähert, ergriff auch ihn beim Arm und befeſtigte ihn ſeinem Kameraden gegenüber. „Was ſagſt du jetzt? rief dieſer, wer hat dich denn gebunden? warum haſt du Haſenfuß es denn gelitten?“

Abricoſine (dies war der Name des Mädchens) hatte dieſen Wirrwarr benützt, um ſich zu retten. Als Leander ſie nicht mehr erblickte, rief er ſeinem Perlgrau herbei, der ſich mit einigen kräftigen Fußtritten von den beiden Räubern losmachte, die ihn hielten. Es war jetzt von nichts Anderm die Rede, als Abricoſine einzuholen, die unſerm lieben Kobold ſehr hübſch geſchienen hatte. Er wünſchte ſich hin an den Ort, wo das Mädchen war, und in demſelben Augenblick war er auch dort. Er fand ſie ſo müde, daß ſie ſich an die Bäume ſtützte, da ſie ſich nicht mehr aufrecht halten konnte. Als ſie Perlgrau wiehernd und luſtig heranſprengen ſah, rief ſie: „Ach, das ſchöne Pferd! das bringt gewiß die arme Abricoſine in das Schloß des Vergnügens!“

Kobold nahte ſich ihr; Perlgrau hält; ſie ſpringt auf; Kobold drückt ſie in ſeine Arme und ſetzt ſie vor ſich im Sattel zurecht. Wohl hatte Abricoſine Furcht, als ſie Jemand fühlte und doch Niemand ſah.

Jetzt nahm er ſeinen kleinen Hut ab, und Abricoſine erkannte ihn.

„Ach, gnädigſter Herr! ſprach ſie, euch alſo verdankte ich Alles!“

Leander bat ſie, ihm ihr Alter, ihr Vaterland zu nennen, und ihm zu ſagen, durch welchen Zufall ſie den Räubern in die Hände gefallen war. Abricoſine ſeufzte tief auf, blickte ihn an, und fing dann an zu erzählen:

„Eine Fee verliebte ſich ſo ſehr in einen Prinzen, daß ſie ihn zum Aerger aller ihrer Schweſtern ſich zum Gatten erwählte. Sie wollten es nicht mehr zugeben, daß ſie ſich bei ihnen aufhielte, und Alles, was ſie thun konnte, war, daß ſie ſich an der Gränze ihres Königreiches einen großen Palaſt baute. Aber der Prinz, den ſie geheirathet hatte, wurde ihrer bald überdrüſſig; es brachte ihn zur Verzweiflung, daß ſie Alles wußte, was er im Sinne hatte. Hatte er nur eine vorübergehende Neigung zu einer Andern, gleich erhob ſie einen fürchterlichen Lärm, und das ſchönſte Mädchen, wenn ſie darauf eiferſüchtig war, machte ſie ſogleich häßlich zum Davonlaufen.“

„Da der Prinz, wie natürlich, durch eine ſo unbequeme Zärtlichkeit ſehr gequält wurde, ſo nahm er an einem ſchönen Morgen Poſtpferde und reiste weit, weit fort, um ſich in einer großen Höhle irgend eines wilden Gebirgs zu verbergen, damit ihn ſeine Frau Gemahlin nicht finden konnte. Dies gelang ihm aber nicht. Sie eilte ihm nach, und bat ihn, ihr in den Palaſt zu folgen, da ſie bald Mutter ſeyn würde. Ihre Bitten waren jedoch vergebens.“

„Nun wohlan! rief ſie, in Zorn ausbrechend, ſo überlaſſe ich dich deinem Wahnſinn, bleibe in deiner finſtern Höhle für immer.“

„Hierauf ſtieg ſie in einen fliegenden Wagen und war verſchwunden, ſchneller als ein Vogel. Sobald ſie wieder nach Hauſe gekommen war, richtete ſie eine ganz andere Wirthſchaft in ihrem Palaſte ein. Die Wachen und Hauptleute jagte ſie alle fort und nahm dafür Weiber von der Amazonenrace in ihre Dienſte, die ringsum auf ihrer Inſel ſtrenge Wache halten mußten, damit kein Mann jemals daſelbſt landen könnte. Dieſe Inſel nannte ſie „die Inſel des ſtillen Vergnügens,“ denn ſie ſagte immer, nur da herrſche es, wo keine Männer hinkämen. In dieſer Geſinnung wurde auch ihre Tochter erzogen. Dieſe iſt ſo ſchön, daß ihr Anblick entzückt; ich bin die Dienerin dieſer Prinzeſſin. Da man auf der ganzen Inſel nur Luſt und Vergnügen kennt, ſo wird man auch dort nicht alt; denn ſo wie ihr mich vor euch ſeht, ſo bin ich doch ſchon — trotz meines jugendlichen Ausſehens — über zweihundert Jahre alt.“

„So lange ich aber nun ſchon auf der Welt bin, ſo erinnere ich mich nicht, wohl jemals andere Männer geſehen zu haben, als jene Räuber, von denen ihr mich befreit habt, gnädiger Herr. Dieſe Leute haben mir geſagt, daß ſie von einem ſehr häßlichen Menſchen, Namens Furibundus, abgeſandt worden ſeyen, der in meine Gebieterin verliebt iſt, obgleich er nichts als ihr Bildniß geſehen hat. Er ſtrich immer um die Inſel, ohne es zu wagen, den Fuß hineinzuſetzen, denn unſere ſehr wachſamen Amazonen erſchienen ihm zu furchtbar. Da ich aber die Vögel der Prinzeſſin zu warten habe, ſo ließ ich einſt aus Unachtſamkeit ihren ſchönen Papagei entfliegen, und in der Angſt darüber, von ihr geſcholten zu werden, überſchritt ich unvorſichtig die Gränze, um den entflogenen Vogel zu ſuchen. So wurde ich ergriffen, und ohne euere großmüthige Hülfe hätten mich die Räuber, wer weiß wohin, mit ſich fortgeführt.“ —

„Wenn du das Gefühl der Dankbarkeit kennſt, ſagte Leander, ſo dürfte ich wohl hoffen, ſchöne Abricoſine, daß du mich nach der Inſel des ſtillen Vergnügens mitnimmſt, damit ich doch einmal jenes Wunder ſehen kann, das niemals alt wird.“

„Ach nein, gnädigſter Herr, rief ſie ängſtlich, wir würden beide verloren ſeyn, wenn wir ſo etwas wagen wollten!“

Indem ſie ſo ſprachen, gelangten ſie an das Ufer eines mächtig großen Fluſſes. Abricoſine ſprang vom Pferde und ſagte zum Prinzen:

„Lebet wohl, mein Prinz, ich wünſche euch ſo viel Glück, daß die ganze Welt für euch zu einer großen Inſel des Vergnügens werden möge!“

„Und ich, ſchöne Abricoſine, entgegnete Leander, wünſche, daß ihr euch dann und wann meiner erinnern möget.“

Hiemit entfernte er ſich in das Dickicht, und nahm Perlgrau Sattel und Zaum ab, damit er nach Luſt weiden und promeniren konnte, er aber ſetzte ſich das rothe Hütchen auf, und wünſchte ſich ſogleich nach der Inſel des ſtillen Vergnügens. Sein Wunſch war ſogleich erfüllt und er befand ſich an einem der ſchönſten und ungewöhnlichſten Orte der Welt.

Der Palaſt war aus gediegenem Golde, und mit großen Figuren geſchmückt, welche den Thierkreis und alle Wunder der Welt verſinnlichten; dann waren noch zu ſehen, die Künſte und Wiſſenſchaften, die Elemente, das Meer und die Fiſche, die Erde und die Thiere, die edeln Uebungen der kriegeriſchen Amazonen, die Erheiterungen des Landlebens, die Heerden mit den Schäferhunden, die arbeitſame Häuslichkeit des Ackermanns, die Ernten, die Gärten, die Blumen und die Bienen. Aber zwiſchen allen dieſen ſo verſchiedenartigen Gegenſtänden erblickte man weder Männer, Jünglinge noch Knaben, nicht einmal ein kleiner Amor war abgebildet.

„Abricoſine hat mich nicht getäuſcht, ſagte der Prinz zu ſich ſelbſt, man hat ſelbſt das Bild eines Mannes von hier entfernt gehalten. Ich will doch jetzt ſehen, ob wir Männer viel dabei verloren haben!“

Er trat in den Palaſt, und erblickte überall ſchöne Mädchen, gleich Engeln. Er ging durch große, weite Gemächer, von denen eines immer ſchöner war, als das andere. Das der Prinzeſſin beſtand ganz aus ungeheuern Spiegeln, um ihr herrliches Bild in’s Unendliche zu vervielfältigen.

Ihr kindliches Ausſehen vereinigte die Anmuth des jüngſten Mädchens mit dem Benehmen eines ſchon erwachſenen; die Milde und Lebhaftigkeit ihrer Augen konnte mit nichts verglichen werden. Es war unmöglich einen Mangel an ihr zu entdecken.

Da ſie Abricoſine nicht ſah, erkundigte ſie ſich nach ihr bei ihrem Ehrenfräulein. Dieſe erwiderte, daß ſie ſie vergebens geſucht hätte, und daß ſie nirgends zu finden wäre. Da rief Kobold mit der Stimme eines Papagei’s, von denen viele im Zimmer waren:

„Schönſte Prinzeſſin, Abricoſine wird bald wieder bei dir ſeyn; ſie war in großer Gefahr, geraubt zu werden, wenn nicht ein junger Prinz ſie aus den Händen der Räuber befreit hätte.“

„Du ſprichſt ſehr hübſch, mein kleiner Papagei, ſagte die Prinzeſſin, allein du irrſt wohl, und wenn Abricoſine zurückkommt, ſo wird ſie dich ſicher dafür beſtrafen.“

„Nein, ſie wird mich nicht beſtrafen, antwortete Kobold. Sie wird euch auch ſagen, welch großes Verlangen der fremde Prinz trug, in dieſen Palaſt zu kommen, um euch den falſchen Wahn zu benehmen, den ihr gegen ſein Geſchlecht gefaßt habt.“

„Wahrlich, lieber Papagei, ſagte die Prinzeſſin, es iſt ſchade, daß du nicht alle Tage ſo ſprichſt, ich finde dich recht liebenswürdig.“

„Wenn ich nur plaudern darf, um euch zu gefallen, entgegnete Leander, ſo will ich gar nicht mehr aufhören.“

In dieſem Augenblick trat Abricoſine in's Zimmer und warf ſich ihrer Gebieterin zu Füßen; ſie erzählte ihr das ganze Abenteuer und zeichnete ihr dabei mit lebhaften und ſehr ſchmeichelhaften Farben das Bild des Prinzen.

„Ich würde ſtets alle Männer haſſen, rief ſie am Schluß ihrer Erzählung, wenn ich dieſen nicht geſehen hätte. Ach, gnädigſte Prinzeſſin, wie ſchön er iſt! Wohl hatte ich recht, ihn nicht hierher zu bringen!“

Die Prinzeſſin antwortete nichts, aber ſie fuhr ter fort, Abricoſine nach dem Prinzen zu fragen, dann verfiel ſie in tiefe Träumereien.

Kobold ſetzte indeß ſeine ſtummen Beobachtungen fort, dann ſprach er wieder:

„Abricoſine iſt undankbar, der arme Fremde wird vor Kummer ſterben, wenn er euch nicht zu ſehen bekommt.“

„Je nun, Papagei, ſo mag er ſterben,“ ſagte die Prinzeſſin mit einem Seufzer.

Es war ſchon ſpät; die Prinzeſſin ging in den Marmorſaal. Sobald ſie eingetreten war, begann die Symphonie und man ſervirte ein herrliches Abendeſſen. In den Ecken des Saales befanden ſich Pfauen, Turteltauben und viele andere ſeltene Vögel, die Abricoſine zu warten hatte.

Leander hatte auf ſeinen Reiſen gelernt, den Geſang der Vögel nachzuahmen. Als die Prinzeſſin nun von der Tafel aufſtand, ſang er folgende Verschen in der Weiſe eines Kanarienvogels:

Ohne Freude fließt das Leben
Auch ſelbſt in der Jugend hin,
Drum ward Liebe uns gegeben,
Zu erheitern unſern Sinn!

Die Prinzeſſin war nicht wenig erſtaunt, ließ Abricoſine rufen, und fragte ſie ſehr ernſtlich, ob ſie einen

Kanarienvogel etwa dies Liedchen gelehrt habe? dieſe antwortete mit Nein, allein ſie ſetzte muthwillig hinzu, daß ein Kanarienvogel wohl leicht eben ſo geſcheidt ſeyn könne, wie ein Papagei. Die Prinzeſſin ſetzte ſich hierauf wieder lächelnd zur Tafel.

Leander näherte ſich ihr. Die Prinzeſſin beſaß eine blaue Katze, wie ſie damals eben in der Mode waren; dieſe liebte ſie ſehr, und eins der Ehrenfräulein mußte ſie beſtändig auf dem Arme tragen. Wenn dieſe nun ſagte: „Gnädigſte Prinzeſſin, ich melde, daß Blauchen Hunger hat,“ ſo ſetzte man ſie an ein Tiſchchen, bedeckte es mit einer Serviette, die mit Spitzen beſetzt war, und ſtellte einen goldenen Teller darauf. Um den Hals trug die Katze eine Perlenſchnur, an der eine goldene Klapper hing. Wenn ſie zu eſſen anfing, pflegte ſie ein ſehr ernſthaftes Geſicht zu machen.

„Ho, ho, dachte Kobold, der große blaue Kater verſchlingt die beſten Biſſen, während ich nur den Geruch davon habe.“

Hierauf hob er die Katze ganz ſachte von ihrem Stuhle, ſetzte ſich darauf, und nahm ſie dann auf den Schooß. Niemand konnte ihn ſehen, da er ja ſein rothes Hütchen auf hatte. Die Prinzeſſin legte junge Rebhühner, junge Faſanen und Wachteln auf den goldenen Teller vor Blauchen, aber die jungen Re hühner, junge Faſanen und Wachteln waren in demſelben Augenblick verſchwunden. Auch ſtanden die feinſten Ragouts auf der Tafel. Kobold nahm eine Gabel, und indem er dabei die Pfote der Katze hielt, langte er damit in die Schüſſel. Dabei drückte er dann wohl die Pfote ein wenig zu ſtark, ſolchen Spaß verſtand Blauchen nicht; ſie fing an zu miauen und wollte kratzen.

Die Prinzeſſin ſprach: „tragt doch ſogleich dies Fricaſſé oder jene Torte zu Blauchen; das arme Thier ſchreit ja, weil es davon haben will.“

Hierauf verließ ſie den Saal und begab ſich in ihr Kabinet. Abricoſine mußte ihr folgen und die Thüre hinter ſie ſchließen. Kobold war ihr gefolgt und ſie waren zu drei, ohne daß zwei davon etwas argwöhnten. Die Prinzeſſin ſprach hier zu ihrer Zofe:

„Geſtehe mir nur, daß du übertrieben haſt, als du mir das Bildniß jenes Unbekannten entwarfeſt.“

„Ich bekenne, gnädigſte Prinzeſſin, erwiderte dieſe, daß ich noch viel zu wenig von ihm geſagt habe.“

Die Prinzeſſin ſeufzte laut und vernehmlich und ſprach dann:

„Ich muß es dir dennoch Dank wiſſen, daß du ihn nicht hieher gebracht haſt.“

„Wie aber, Prinzeſſin, warf Abricoſine hin, wolltet ihr denn ſtets in dieſem verborgenen Winkel der Welt unbekannt euere Tage zubringen?

„So ſchweige, Schwätzerin! rief die Prinzeſſin ihr zu, und ſtörte nicht die glückliche Ruhe, die ich nun ſchon ſeit ſechshundert Jahren genieße.“

Hierauf wagte Abricoſine nichts zu erwidern; die Prinzeſſin ſchien es aber doch erwartet zu haben, denn ſie fragte ſie nach einer Pauſe: ob ſie ihr nichts mehr zu ſagen habe? jene antwortete, daß ſie es dann für ziemlich unerſprießlich halte, daß ſie ihr Bildniß an mehre Höfe geſandt habe.

„Ich bekenne, ſprach die Prinzeſſin, daß es mir nicht unangenehm wäre, wenn der Zufall mein Bildniß in die Hände des Fremden brächte, deſſen Namen ich nicht einmal weiß.“

„Aber, gnädige Prinzeſſin, rief hier die ſchnippiſche Zofe, hat er nicht ſchon, ehe er es geſehen, den lebhaften Wunſch, bei euch zu ſeyn? Warum denn ſeine Qual vermehren?“

Kobold hörte alles, ohne ein Wort davon zu verlieren.

Es war ſpät und die Prinzeſſin trat in ihr Schlafzimmer, um ſich zur Ruhe zu legen. Kobold nahm ſeinen Platz in dem anſtoßenden Gemache. Die Prinzeſſin fragte Abricoſine, was ſie Außerordentliches auf ihrer kleinen Reiſe geſehen habe.

„Gnädigſte Prinzeſſin, erwiderte dieſe, ich bin durch einen Wald gekommen, wo ich Thiere ſah, die wie Kinder waren, ſie ſpringen und tanzen auf den Aeſten, wie die Eichhörnchen; zwar ſind ſie häßlich, aber ihre Geſchicklichkeit iſt unvergleichlich.“

„Ach, wie gern hätte ich ſolche Thierchen, ſagte die Prinzeſſin. Wenn ſie nicht gar ſo ſchnell wären, ſo könnte es wohl gelingen, mir einige zu fangen.“

Kobold zweifelte nicht, daß Abricoſine Affen meinte, und ſogleich wünſchte er ſich in den Wald zurück, fing dort ein Dutzend große und kleine, und von allen Farben, und dann wünſchte er ſich nach Paris. Hier kaufte er ſogleich einen kleinen Wagen, der ganz von Gold war, vor dem er ſechs grüne Affen anſpannen ließ. Das Geſchirr wählte er von feuerfarbenem Saffian, mit goldenen Schnallen verziert. Dann ging er zu einem Mann, der abgerichtete Affen zeigte — in Paris kann man ja alles haben — und hier kaufte er noch ein Paar. Der eine hieß Bricambille und der andere Perceforet. Bricambille bekam einen königlichen Anzug und wurde in den Wagen geſetzt; Perceforet ward zum Poſtillion gemacht. Man kann ſich nichts anmuthigeres und ergötzlicheres denken, als das Betragen dieſer Thierchen. Die übrigen kleinen Affen dienten als Pagen. Wagen und Affen wurden hierauf in einen Sack geſteckt, und Kobold wünſchte ſich wieder in's Schloß der Prinzeſſin.

Dieſe war noch nicht eingeſchlafen, und vernahm das Geräuſch, das die Affenequipage machten. Ihre Zofen eilten herbei, und meldeten ihr die Ankunft des Königs der Zwerge. In demſelben Augenblicke fuhr der Wagen mit ſeiner Affenſtaffage in das Zimmer. Kobold führte unſichtbar dem Affenkönig im Wagen die Hand, der hierauf der Prinzeſſin mit vieler Grazie eine mit Diamanten beſetzte Caſſette überreichte. Sie öffnete den Deckel und fand darin einige ſehr artige, mit zierlicher Hand geſchriebene Verſe. Die Prinzeſſin fühlte eine heftige Unruhe über dieſen Vorfall, beſonders da ſie nicht wußte, wer die Verſe gemacht haben könnte; ſie verabſchiedete alſo Zofen und Affen, und überließ ſich ihren ſtillen Gedanken.

Leander war befriedigt und dachte nun daran, ſich ein wenig Ruhe zu gönnen: allein er wußte nicht, wohin er ſich begeben ſollte, da er fürchtete, er könnte in das Zimmer einer der Zofen gerathen. Als er ſo umherſuchte, fand er eine geöffnete Thür und trat in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, das jedoch vielleicht das ſchönſte und angenehmſte im ganzen Palaſte war. Das Bett hatte Vorhänge von grüner Gaze mit Goldfäden durchwirkt, die durch Schnüre und Quaſten, von Perlen, Rubinen und Smaragden aufgebunden waren. Er ſchlief zwar ein, allein der Gedanke an die ſchöne Prinzeſſin weckte ihn oft auf.

Er ſtand ſo zeitig auf, daß er ungeduldig wurde, bis der Augenblick kam, wo er ſie ſehen konnte. Aus läſtiger Erwartung und daraus entſpringender Langenweile dachte er an eine paſſende Beſchäftigung zur Ausfüllung dieſer Zeit, und ſah — wie er ſich überall umblickte — eine zum Malen präparirte Leinwand, Farben, Palete und Pinſel. Zugleich erinnerte er ſich, was Abricoſine der Prinzeſſin über ſein Portrait geſagt hatte, und ohne einen Augenblick zu verlieren, ſetzte er ſich vor einen großen Spiegel und malte ſich ſelbſt. Dann malte er das Bild der Prinzeſſin.

Wie ſie nun in ihr Kabinet trat, war ſie erſtaunt, ihr Bild und das eines Mannes daneben zu ſehen. Sie glaubte anfänglich, daß Abricoſine ihr dieſe Artigkeit erzeugt hatte; allein war das Bild des Ritters ein Werk der Einbildungskraft, oder hatte ihr das Original dabei geſeſſen? Sie rief ſchnell Abricoſine herbei. Kobold ſtand ſchon, mit ſeinem rothen Hütchen, im Kabinet, um zu hören, was ſich begeben würde.

Die Prinzeſſin verlangte zuerſt, daß Abricoſine ihr ein Urtheil über dieſe Malerei ſage. Allein kaum hatte dieſe ſie erblickt, als ſie ausrief: „Ich ſchwöre, gnädigſte Prinzeſſin, daß dieß das Bildniß jenes Jünglings iſt, dem ich Leben und Freiheit verdanke!“

„Du ſtellſt dich überraſcht, ſprach darauf lächelnd die Prinzeſſin, und doch iſt es niemand anders geweſen, der dieſe Bilder hieher gebracht hat."

„Ich, gnädigſte Prinzeſſin? entgegnete Abricoſine, nie hatte ich früher dieſe Bildniſſe geſehen; irgend ein Geiſt muß ſie hergezaubert haben."

„Ja, das glaube ich auch," ſprach ängſtlich die Prinzeſſin.

„Oder ſollte es vielleicht ein guter Genius geweſen ſeyn? fiel ihr Abricoſine in's Wort. Wiſſen Sie was? rief ſie dann luſtig, wir wollen ſie auf der Stelle verbrennen, um dem Spuke zu entgehen."

„Das wäre ſchade," ſagte ernſt die Prinzeſſin und ſeufzte.

„Nein, nein, keine Gnade!" fuhr Abricoſine im vorigen Tone fort.

Sie lief alsbald fort, um Feuer zu holen, die Prinzeſſin wagte es aber nicht, ein Bildniß zu betrachten, das ſo großen Eindruck auf ſie machte. Kobold benützte den Augenblick, es zu nehmen, und ſich damit aus dem Staube zu machen. Kaum war er fort, ſo wendete ſie ſich und war ſehr überraſcht, es nicht mehr zu ſehen. Abricoſine tritt wieder in das Zimmer und die Prinzeſſin fragt ſie, ob ſie es war, die das Bild fortgenommen? Sie verſichert, daß ſie es nicht geweſen ſey, und dieß letztere Ereigniß ſetzt Beide vollends in Angſt und Staunen.

Kobold aber verbarg das Bild und kehrte ſogleich zur Prinzeſſin zurück, denn es erfüllte ihn gar zu ſehr mit Freude, beſtändig um ſie zu ſeyn.

Die ſchöne Prinzeſſin liebte übrigens auch alle ſchöne Sachen mit gleicher Neigung. Als ſie eines Tages von allen ihren Nymphen umgeben war, ſagte ſie, ſie wünſchte wohl zu wiſſen, wie die Damen an den verſchiedenen Höfen der Welt gekleidet ſeyen, damit ſie daraus ihren eigenen Anzug auf das ſchönſte wählen könnte. Mehr war nicht nöthig, um Kobold zu beſtimmen, ſogleich durch die ganze Welt zu fliegen. Er drückte ſein kleines rothes Hütchen in die Augen und wünſchte ſich nach China. Hier kauft er die ſchönſten Stoffe und allerlei Muſter von Kleidungsſtücken. Von dort fliegt er nach Siam, wo er daſſelbe thut; in drei Tagen hatte er alle Welttheile zu dieſem Zwecke beſucht. Nachdem er nun eine große Menge der ſeltenſten Koſtbarkeiten zuſammengebracht hatte, kaufte er auch fünf bis ſechs Dutzend Puppen, die er in Paris ankleiden ließ, und ſtellt ſie in das Kabinet der Prinzeſſin.

Beim Eintreten wurde dieſe nun auf die angenehmſte Weiſe überraſcht. Jede Puppe hielt ein Geſchenk in der Hand. Dieſe eine Uhr, Jene ein Armband, Ringe, Halsſchmuck u. ſ. w. Die ſchönſte der Puppen hielt jedoch ein Käſtchen mit einem Portrait. Die Prinzeſſin öffnete es und erblickte das Bildniß Leanders. Sie ſchreit überraſcht auf, dann ſagt ſie zu Abricoſine:

„Ich weiß mir nicht zu erklären, was ſich ſeit einiger Zeit in dieſem Palaſte zuträgt. Welche Fee, oder welch ein Geiſt bemüht ſich, ſolche artige Wunder auszuüben?“

Leander, der dieſe Worte hörte, ſchrieb folgende Worte auf ein Täfelchen und ließ es zu den Füßen der Prinzeſſin niederfallen:

Ich bin weder Fee noch Geiſt;
Ein Liebender, unglücklich zumeiſt;
Ich kann nicht erſcheinen vor deinem Blick;
Beklage mit mir mein Mißgeſchick!
Prinz Kobold.

Das Täfelchen war von Gold und mit Diamanten beſetzt. Sie hob es mit Befremden auf, allein noch größer war ihre Ueberraſchung, als ſie die Verſe geleſen hatte.

„So iſt dieſer Unſichtbare denn ein Ungeheuer, ſprach ſie ſchmerzhaft, weil er ſich nicht zeigen darf; oder er liebt mich nicht, weil er mir ſeinen Anblick ſo grauſam entzieht.“

Leander war entzückt, als er das hörte, und ſie immerfort mit ſeinem Bildniſſe beſchäftigt ſah. Er beſann ſich ſchnell, daß ſich in einer Grotte, die ſi dann und wann zu beſuchen pflegte, ein Piedeſtal befand, auf das man eine Bildſäule ſtellen ſollte, die noch nicht fertig war. Hier ſtellte er ſich nun hin, idealiſch gekleidet und mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte. In der Hand hielt er eine Lyra. Die Prinzeſſin trat in die Grotte und warf ſich auf einen Raſenſitz. Sie ſeufzte und vergoß einige Thränen. Kobold hatte das rothe Hütchen aufgeſetzt, damit ſie ihn nicht ſogleich ſehe; bald aber nahm er es ab und ſie entdeckte ihn nun mit neuem Erſtaunen. Anfänglich glaubte ſie, er ſey eine Statue; dann aber bewunderte ſie das überaus Natürliche an der Geſtalt, bis daß der Prinz zu ſingen begann, und ſich mit der Lyra begleitete. Er ſuchte ſeine Gefühle und Schickſale in dem Geſange zu ſchildern.

Obgleich die Stimme Leander's zu den angenehmſten gehörte, ſo war die Prinzeſſin doch von gewaltigem Schrecken über alles Dieſes ergriffen und fiel in Ohnmacht. Kobold war außer ſich, ſprang vom Piedeſtal herunter und ſetzte ſchnell ſeinen kleinen rothen Hut auf, um von Niemand geſehen werden zu können. Er nahm die Prinzeſſin in ſeinen Arm, und bemühte ſich auf das eifrigſte, ſie wieder zu ſich zu bringen. Sie öffnete endlich die Augen und ſah Niemand; allein ſie fühlte doch, daß ſie Jemand bei der Hand nahm, ſie küßte und mit Thränen benetzte. Sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Endlich rief ſie: Kobold, galanter Kobold! warum biſt du nicht der, den ich mir erſehne!“

Bei dieſen Worten wollte ſich Leander erklären; allein er wagte es noch nicht.

Die Prinzeſſin, welche ſich allein glaubte, rief Abricoſine und erzählte ihr das neue Wunder, von der belebten Statue. „Wie ſchade, ſagte ſie, daß der Kobold wahrſcheinlich ſo häßlich und unförmlich iſt; man kann keine angenehmere und artigere Manieren haben, als er!“

„Wer aber hat ihnen denn geſagt, verſetzte Aricoſine, daß er ſo iſt, wie ſie ihn ſich vorſtellen? Gewiß, ich glaube, daß der Prinz Kobold, oder wie er heißen mag, ihrer Vorſtellung nicht entſpricht.“

„Ich wollte, du hätteſt Recht,“ ſagte die Prinzeſſin.

Man kann leicht denken, welche Freude Leander bei dieſer kurzen Unterhaltung empfand.

Während ſich dieſes nun Alles zugetragen hatte, wartete der kleine Furibundus auf die Rückkehr ſeiner vier Getreuen, die er nach der Inſel des ſtillen Vergnügens ausgeſandt hatten. Endlich erſchien einer derſelben, welcher die Kunde brachte, daß es ihm ohne eine große Armee nie gelingen würde, in die Inſel zu dringen.

Der Vater des Prinzen Furibund war ſo eben geſtorben, und er war nun Herr und Gebieter. Er verſammelte daher ſogleich viermalhunderttauſend Mann und ſtellte ſich an die Spitze dieſer furchtbaren Heeresmacht. Er machte eine ſchöne Figur als General. Sein Schlachtroß war kaum eine halbe Elle hoch. Als die Amazonen dies Heer anrücken ſahen, ſo gaben ſie der Prinzeſſin Nachricht davon, welche ſogleich die getreue Abricoſine in das Königreich der Feen ſandte, um ihre Mutter zu bitten, ihr einen guten Rath zu ertheilen, damit es ihr gelingen möchte, den kleinen Furibund aus ihren Staaten zu verjagen. Aber Abricoſine fand die Fee ſehr erzürnt.

„Ich weiß von allem, was meine Tochter thut, ſagte ſie; der Prinz Leander iſt in ihrem Palaſt; er liebt ſie und wird von ihr geliebt. Alle meine Sorgfalt war nicht im Stande, ſie von der Tyrannei der Liebe zu befreien; jetzt möge ſie denn ihre Feſſeln tragen. Entferne dich, Abricoſine! ich will nicht mehr von einer Tochter ſprechen hören, deren Neigung mir ſolches Herzeleid bereitet.“

Abricoſine eilte zur Prinzeſſin, um ihr dieſe ſchlechte Nachricht zu verkünden. Kobold war aber bei ihr, ohne daß ſie ihn ſehen konnte. Er wagte es nicht, ihr in dieſem ſchlimmen Augenblick etwas zu ſagen, allein er erinnerte ſich zu gut, daß Furibundus ſehr intreſſirt war und ſchloß daher, daß er ſich wohl zurückziehen würde, wenn man ihm viel Geld gäbe.

Er kleidete ſich als Amazone und wünſchte ſich in den Wald, wo ſich ſein Pferd befand. Sobald er „Perlgrau!“ gerufen, kam Perlgrau ſpringend und wiehernd gelaufen. Leander langte in Furibund's Lager an. Man meldete dem König, daß eine junge Dame da ſey, die ihn ſprechen wolle, in Sachen der Prinzeſſin der Inſel des ſtillen Vergnügens. Er hing ſogleich ſeinen königlichen Mantel um und ſetzte ſich auf ſeinen Thron; er ſah aus, als wenn eine große Kröte einmal einen König ſpielen wollte.

Leander ſagte ihm, daß die Prinzeſſin ein ſtilles, behagliches Leben dem Lärm und den Gefahren des Krieges vorziehe, und daß ſie ihm daher ſo viel Geld anbiete, als er nur wolle, damit er ſie in Frieden laſſe. Furibund antwortete hierauf, daß er wohl Mitleiden mit ihr habe, und daß ſie ihm nur hundert tauſend tauſendmal tauſend Millionen Louisd'ors ſchenken möchte, dann wolle er wieder in ſein Königreich abziehen. Leander bemerkte ihm hierauf, daß man zu viel Zeit brauchen würde, hunderttauſend tauſendmal tauſend Millionen Louisd'ors zu zählen, und daß er daher lieber nur gleich beſtimmen möchte, wie viel Zimmer voll er haben wolle.

Furibund erwiderte hierauf, ohne ſich lange zu beſinnen, daß er dreißig recht große Zimmer, ganz gefüllt mit Goldſtücken, begehre. Hierauf ließ ſich Leander in die Zimmer führen und ſchüttelte ſeine Roſe ſo viel und ſo lange, daß Piſtolen, Quadrupel, Louisd'or, Goldthaler, Roſenobel, Souverains, Guineen und Zechinen herausfielen. Es war wie ein Platzregen. Furibundus gerieth vor Freude ganz außer ſich, aber je mehr Gold er ſah, deſto größer wurde ſeine Luſt, die Amazone zu behalten und die Prinzeſſin zu fangen.

Sobald nun die dreißig Zimmer voll waren, ſchrie Furibund ſeiner Wache zu: „Ergreift die Amazone, das iſt eine Falſchmünzerin! das iſt alles falſches Geld!“

Aber Kobold ſetzte ſogleich ſein rothes Hütchen auf, und entſchwand. Die Wachen glaubten, daß er fortgegangen ſey, liefen ihm nach und ließen Furibund allein. In dieſem Augenblick ergriff ihn Kobold bei den Haaren, und ſchnitt ihm den Kopf ab, als wenn er ein Huhn vor ſich gehabt hätte, und das kleine Ungeheuer konnte nicht einmal die Hand ſehen, von der es den Tod empfing.

Sobald Kobold den Kopf hatte, wünſchte er ſich zurück in den Palaſt des ſtillen Vergnügens. Die Prinzeſſin ſpazierte, in Gedanken verſunken, auf und ab, als ſie mit einem Male einen Kopf in der Luft ſchweben ſah, ohne den zu gewahren, der ihn hielt. Dies Wunder überraſchte ſie ſo ſehr, daß ſie gar nicht wußte, was ſie dazu ſagen ſollte. Aber noch überraſchender war es, als man dieſen abſcheulichen Kopf ihr zu Füßen legte, ohne daß ſie eine Hand dabei wahrnahm. Zugleich hörte ſie eine Stimme, die zu ihr ſprach:

„Furchtet nichts mehr, liebliche Prinzeſſin, Furibundus, der Abſcheuliche, wird euch nichts mehr zu Leide thun!“

Abricoſine erkannte ſogleich Leander's Stimme und ſagte: Ich ſchwöre, Prinzeſſin, daß der Unſichtbare, der hier ſpricht, jener Fremde iſt, der mich befreit hat.“

„Ach, ſagte die Prinzeſſin, wenn es wahr wäre, daß unſer Kobold und jener Fremde derſelbe iſt, ſo wollte ich ihm wohl gern meine Dankbarkeit zu erkennen geben!“

Hierauf antwortete Kobold: „Laßt mich erſt noch arbeiten, ſie ganz zu verdienen.“

Mit dieſen Worten verließ er die Prinzeſſin, und eilte zu dem Heere Furibund's. Er zeigte ſich dort ſogleich in ſeinen gewöhnlichen Kleidern, und Jeder erkannte in ihm ſeinen König und Feldherrn. Großmüthig überließ er ihnen die dreißig Zimmer, die ſie untereinander theilten, ſo daß jeder Soldat auf ewig ein Rothſchild wurde; die reichſte Armee in der

Welt. Leander kehrte aber zur Prinzeſſin zurück und befahl, daß ſeine Leute in kleinen Tagemärſchen nach ſeinem neuen Reiche zurückmarſchiren ſollten.

Die Prinzeſſin hatte ſich ſchon ſchlafen gelegt und der Prinz konnte ſie alſo an jenem Tage nicht mehr ſehen und zog ſich in ſein Zimmer zurück, ohne daran zu denken, die Thüre zuzumachen.

Die Prinzeſſin wurde von Ungeduld und Ungewißheit gleich ſehr beſtürmt, und erhob ſich daher Nachts aus ihrem Bette, um in ihrem Gartenſalon ſich ein wenig zu erholen. Wie erſtaunte ſie nun aber, als ſie hier Leander ſchlafend fand. Sie überzeugte ſich bald, daß dies der Jüngling ſey, von dem ſie das Bildniß ſchon lange beſaß.

„Es iſt nicht möglich, ſagte ſie, daß dies mein gefälliger Kobold iſt; denn Kobolde ſchlafen wohl nicht!“

Sie berührte leiſe ſeine Haare, ſie horchte ſeiner Athemzüge und vermochte ſich nicht von dem Schläfer zu trennen.

Während dieſer Zeit war die Fee, ihre Mutter, angekommen und machte im Hereintreten einen ſolchen Lärm, daß der Prinz davon plötzlich erwachte. Man denke ſich nun ſeinen Schrecken, als er die Prinzeſſin in größter Verzweiflung erblickte, und wie die böſe Fee ſie, unter tauſend Vorwürfen, aus dem Gemache zog.

Er ſah wohl ein, daß er gegen eine ſolche Macht nichts ausrichten würde, er eilte der Fee aber nach, und er und die Prinzeſſin warfen ſich ihr zu Füßen.

„Ihr kennt nicht die Leiden der Liebe, ſchrie die erzürnte Fee und Mutter, und welchen Schmerzen ihr ausgeſezt ſeyn werdet!“

Umſonſt baten Beide, und benetzten die Hände der Fee mit ihren Thränen; ſie blieb unempfindlich, und gewiß wäre ſie ſo geblieben, wenn die vortreffliche Fee Niedlich nicht plötzlich erſchienen wäre, deren ſich meine lieben Leſer wohl noch aus dem Anfange dieſer Geſchichte erinnern werden.

Dieſe umarmte ſogleich die alte Fee, rief ihr die Dienſte in's Gedächtniß, die ſie ihr ſchon erzeigt hatte, und bat als Erkenntlichkeit um Verzeihung für die jungen Liebenden. Die Fee-Mutter konnte endlich nicht länger widerſtehen.

„Wohlan! ſagte ſie, ich willige in euere Wünſche. Kommt in meine Arme!“

„Um euch Vergnügen zu machen, fuhr ſie dann fort, will ich die Inſel des ſtillen Vergnügens, das Schloß und alle Wunder deſſelben, nach Leander's Königreich bringen laſſen. Dort will ich bei euch wohnen und euch mit Wohlthaten überhäufen!“

Die gute Niedlich dachte an Alles und ließ mit Hülfe des Berliki Berloki alle Generale und Hauptleute der ehemaligen furibundiſchen Armee nach dem Palaſte der Prinzeſſin kommen, damit ſie Theil an den herrlichen Feſten nehmen konnten, die dort gefeiert wurden. Das Merkwürdigſte bei dieſem ganzen Abenteuer war jedoch, daß eine jede Nymphe der Inſel des ſtillen Vergnügens unter den fremden Helden auch einen zärtlich liebenden Gatten fand, wie ſie ſich ihn nur wünſchen konnte.

Sie waren gleich ſo vertraut miteinander, als wären ſie ſchon zehn Jahre lang bekannt geweſen und doch ſchrieb ſich dieſe Bekanntſchaft höchſtens nur von vierundzwanzig Stunden her. Aber das Zauberſtäbchen einer Fee bringt wohl noch größere Wunder hervor.

Aſchenbrödel

oder

der kleine gläſerne Pantoffel.

Es war einmal ein Edelmann, der nach dem Tode ſeiner erſten Gattin ſich noch einmal verheirathete und nun die ſtolzeſte und hochmüthigſte Frau wählte, die man ſich nur denken kann. Sie hatte zwei Töchter, die ihr vollkommen ähnlich waren. Der Edelmann hatte aber aus der erſten Ehe noch eine Tochter, welche das ſanftmüthigſte und liebenswürdigſte Geſchöpf war. Auch dieſe war ihrer Mutter ähnlich, die ebenfalls ſolche Tugenden beſeſſen. Kaum war jedoch die Stiefmutter im Hauſe, als das arme Mädchen ſehr hart behandelt wurde. Sie haßte ſeine gute Eigenſchaften, wodurch ihre häßlichen Töchter ganz und gar verdunkelt wurden. Das arme Kind

mußte die niedrigſten Hantierungen im Hauſe verrichten; ſie wuſch das Geſchirr auf, ſcheuerte Zimmer und Treppen, und ſchlief auf dem Boden auf einem elenden Strohſack, während ihre Schweſtern in den ſchönſten Zimmern wohnten und ſich in großen Spiegeln vom Kopfe bis zu den Füßen betrachten konnten. Das arme Mädchen ertrug alles mit Geduld, und wagte es nicht einmal, ſich bei ſeinem Vater darüber zu beklagen, denn dieſer würde es gewiß noch dazu ausgeſcholten haben, da ihn ſeine Frau vollkommen beherrſchte und er thun mußte, was dieſe wollte.

Wenn das gute Kind ſeine Arbeit verrichtet hatte, pflegte es wohl neben dem Heerde hinzuſitzen, wo noch die warme Aſche glimmte, um ſeine erfrorene Hände zu wärmen, deßhalb wurde es im Hauſe nur Aſchenhocker genannt; allein die jüngſte der Schweſtern fand dieſen Namen doch zu unzart, und verwandelte ihn in „Aſchenbrödel.“

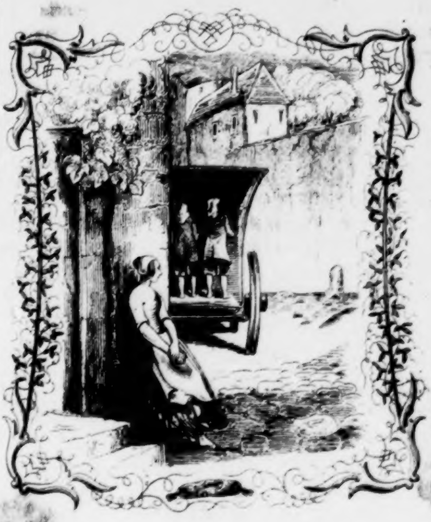
Ungeachtet aber Aſchenbrödel nur ſehr ſchlechte Kleider hatte, ſo war ſie doch hundertmal ſchöner als ihre Schweſtern, die ſtets ungemein herausgeputzt erſchienen.

Nun geſchah es, daß der Sohn des Königs einen Ball gab, und dazu alle Perſonen von Stand und Anſehen einladen ließ. Auch unſere beiden Fräulein wurden gebeten, denn es wurde von ihnen im ganzen Lande viel geſprochen. Sie waren natürlich ſehr erfreut über ſolche Ehre, und wählten ſogleich Kleider und Schmuck, um darin recht zu glänzen. Die arme Aſchenbrödel hatte dabei wieder am meiſten zu leiden; denn ſie mußte nun den ganzen Tag Wäſche biegeln für ihre Schweſtern und die Manſchetten und Krauſen fälteln. Man ſprach von nichts, als wie man ſich anziehen würde.

„Ich, ſagte die Aeltere, werde mein rothſammtnes Kleid mit den engliſchen Spitzen anziehen.“

„Und ich, ſprach die Jüngere, will nur mein gewöhnliches Kleid anlegen, aber dazu nehme ich den großen Mantel mit den goldenen Blumen, von unſerer Großmutter, das iſt jetzt wieder Mode. Auch der Reif von Brillanten wird mir gut zu Geſichte ſtehen.“

Man ließ hierauf den beſten Friſeur kommen, um ſich nach der Mode den Kopf zurichten zu laſſen, und ließ es auch an Schminke und wohlriechenden Eſſenzen nicht fehlen. Sie ſchrien, Aſchenbrödel ſolle herbeikommen, um ihnen ihre Meinung zu ſagen, denn ſie trauten ihr einen guten Geſchmack zu. Das gute Kind ertheilte ihnen ſeinen beſten Rath und erbot ſich zugleich dazu, ſie zu friſiren, womit ſie auch zufrieden waren. Während ſie die Schweſtern nun friſirte, fragten dieſe höhniſch:



„Aſchenbrödel, würdeſt du wohl auch gern auf den Ball mitgehen?"

„Ach, meine gnädigen Schweſtern, antwortete dieſe, ſie ſpotten meiner wohl. Wie käm' ich wohl zu ſolchen Ehren?"

„Du haſt recht, ſprach die Aeltere, man würde ſich wohl darüber luſtig machen, wenn man eine ſolche Aſchenhockerin auf einem Ball ſähe!"

Eine andere wie Aſchenbrödel würde ihnen gewiß bei ſolchen Reden die Haare zerzauſt, ſtatt friſirt haben, aber ſie war zu gut dazu und friſirte doch ſehr ſchön. Wohl zwei Tage aßen die beiden Schweſtern nichts, um nur recht ſchlank zu ſeyn, und dennoch wurden ein paar Dutzend Schnürriemen zerriſſen, weil ſie ſich ſo ſtark zuſammenpreſſen ließen; dabei ſtanden ſie immer vor dem Spiegel.

Endlich kam der glückſelige Tag! Sie fuhren zum Feſte, und Aſchenbrödel ſah ihnen ſo lange nach, als ſie nur konnte. Wie ſie den Wagen nicht mehr ſah, fing ſie an zu weinen. Ihre Pathe, die ſie ganz in Thränen fand, fragte, was ſie denn habe?

„Ich wollte — ich wollte —"
ſo ſtammelte ſie, denn ſie weinte ſo ſehr, daß ſie nicht ſprechen konnte.

Die Pathe, welche eine mächtige Fee war, ſagte:

„Du wollteſt wohl auch gern auf den Ball gehen? nicht wahr?“

„Ach ja,“ erwiderte Aſchenbrödel mit einem tiefen Seufzer.

„Nun ſprach die Pathe, wenn du ſtets brav ſeyn willſt, ſo ſchicke ich dich hin.“

Hierauf führte ſie Aſchenbrödel in ihr Zimmer, und ſagte: „Gehe in den Garten und bringe mir einen Kürbis.“

Aſchenbrödel lief alsbald in den Garten, und holte den ſchönſten, den ſie finden konnte, obgleich ſie nicht begriff, wie ſie durch den Kürbis auf den Ball kommen ſollte. Die Pathe höhlte nun den Kürbis aus bis auf die Schaale, dann ſchlug ſie mit ihrem Stäbchen darauf, und ſogleich verwandelte ſich die Frucht in einen vergoldeten Staatswagen. Sie ſuchte dann in ihrer Mäuſefalle nach, und fand ſechs lebendige Mäuschen darin. Aſchenbrödel mußte die Falle offen halten, und jedes Mäuschen erhielt, ſo wie es herauskam, einen leichten Schlag mit dem Zauberſtäbchen und wurde ſogleich ein ſchönes Pferd; ſo hatte der Wagen bald einen herrlichen Zug von ſechs Pferden, die ſämmtlich mausgraue Schimmel waren. Da die gute Fee nicht gleich wußte, wo ſie den Kutſcher hernehmen ſollte, ſprach die kluge Aſchenbrödel: „ich will doch einmal ſehen, ob ſich in der

Rattenfalle nicht irgend etwas gefangen hat, das gäbe einen prächtigen Kutſcher. —“ „Du haſt recht, erwiderte die Pathe, ſieh' nur nach, mein Kind.“

Aſchenbrödel holte jetzt die Falle, wo ſich drei große Ratten vorfanden. Die Fee nahm eine von den dreien, die einen großen Bart hatte, und mit Hilfe ihres Zauberſtäbchens ward ein dicker Kutſcher daraus, der den ſchönſten Schnurrbart hatte, den man ſich wohl denken kann. Dann ſprach die Fee wieder:

„Gehe in den Garten hinab, wo du ſechs Eidechſen finden wirſt, ſie liegen am Brunnen, hinter der Gießkanne. Bringe mir auch dieſe.“

Aſchenbrödel hatte ſie kaum gebracht, ſo waren ſie auch ſchon mit Hilfe des Stäbchens in ſechs Lakaien verwandelt, die ſogleich auf den Wagentritt ſtiegen, mit reich bordirten Livereen angethan, und die ſich an den Schnüren und Quaſten hielten, als wenn ſie nie Eidechſen, ſondern immer Lakeien geweſen wären. Hierauf ſprach die Fee zu Aſchenbrödel:

„Nun kannſt du auf den Ball fahren, biſt du nicht zufrieden?“

„Ja — aber ſoll ich denn ſo wie ich bin, mit dieſen ſchlechten Kleidern dort erſcheinen?“ fragte die Kleine.

Da berührte die gute Pathe auch ſie mit ihrem Stäbchen und im ſelben Augenblick wurden ihre Kleider von Gold- und Silberſtoff ganz mit Edelſteinen überſät. Dazu gab ſie ihr noch Pantoffeln von Glas, zierlicher und allerliebſter konnte man nichts ſehen. Nachdem ſie auf ſolche Weiſe geſchmückt war, ſtieg ſie in den Wagen, aber ihre Pathe rief ihr noch nach, nicht über Mitternacht auszubleiben, denn ſo wie dieſe ſchlagen würde, verwandelte ſich ihr Wagen wieder in den Kürbis, ihre Pferde in Mäuſe, ihre Lakaien in Eidechſen, und ihre prächtigen Kleider in ihr gewöhnliches Aſchenbrödelkleidchen. Sie verſprach hierauf ihrer Pathe, nicht über Mitternacht auf dem Ball zu bleiben und fuhr fort mit Freude und Luſt im Herzen.

Der Sohn des Königs, dem man meldete, daß ſo eben eine vornehme Prinzeſſin angekommen ſey, die Niemand kenne, eilte ihr ſogleich entgegen. Er reichte ihr die Hand und hob ſie aus dem Wagen, dann führte er ſie ſelbſt in den Saal, wo die Geſellſchaft verſammelt war. Alles war ſogleich ſtill; die Violinen ſpielten nicht mehr und die Tänze hörten auf; man betrachtete nur voll Neugier und Staunen die ſchöne Unbekannte; nur ein Murmeln durchlief die Verſammlung: „Ach, wie ſchön iſt ſie!“ — Selbſt der König, obgleich ſchon ein alter Herr, konnte es nicht unterlaſſen, ſie anzuſchauen, und ſagte leiſe zur Königin, daß er ſchon lange keine ſo hübſche und liebe würdige Perſon geſehen habe. Die Damen aber beſonders wurden nicht müde, bald ihre Kleider, bald ihren Schmuck zu bewundern, um gleich für den folgenden Tag ſich Gleiches zu beſtellen und anzuſchaffen. Allein, wo ſollten ſie ſolche Stoffe und ſolche geſchickte Hände zu ihrer Verarbeitung wohl finden?

Der Sohn des Königs führte ſie auf den Ehrenplatz und forderte ſie dann zum Tanze auf. Sie tanzte mit ſolcher Anmuth, daß man ſie nur noch mehr bewundern mußte. Als man nun das prächtige Mahl auftrug, ſo aß der Prinz keinen Biſſen, weil er nur im Anſchauen ſeiner ſchönen Tänzerin verloren war.

Aſchenbrödel aber ſetzte ſich zu ihren Schweſtern und erzeigte ihnen viele Artigkeiten. Sie präſentirte ihnen von den Citronen und Orangen, die der Prinz ihr gegeben hatte. Die Schweſtern waren von dieſer Güte ſehr überraſcht, denn ſie erkannten Aſchenbrödel nicht. Mitten in der Unterhaltung ſchlug es plötzlich dreiviertel auf zwölf; Aſchenbrödel ſtand auf, machte der Geſellſchaft eine tiefe Verbeugung und ging ſo ſchnell fort, als ſie nur konnte.

Sobald ſie wieder zu Hauſe war, ſuchte ſie ihre Pathe auf, bedankte ſich bei ihr und bat ſie, ihr doch den andern Tag wieder ſo gute Gelegenheit zu verſchaffen, auf den Ball zu gehen, weil der Königsſohn ſie darum gebeten habe. Wie ſie noch im beſten

Erzählen war, was ſie Alles auf dem Ball geſehen und gehört hatte, klopften plötzlich die beiden Schweſtern an die Thüre; Aſchenbrödel lief hinaus und öffnete.

„Ach, ihr ſeyd einmal lange ausgeblieben,“ ſagte ſie, und that verſchlafen, rieb ſich die Augen, gähnte und ſtreckte ſich, obgleich ſie nicht an's Schlafen gedacht hatte.

„Wäreſt du auch auf dem Balle geweſen, ſagte die Eine von ihren Schweſtern, ſo würdeſt du gewiß nicht ſchläfrig ſeyn. Es war die ſchönſte Prinzeſſin da, die man auf der Welt finden kann. Uns hat ſie beſonders ausgezeichnet, und hat uns Citronen und Orangen zum Präſent gemacht.“

Aſchenbrödel konnte ihr Lachen kaum unterdrücken; ſie fragte, wie denn die Prinzeſſin geheißen habe, aber die Schweſtern ſagten, man kenne ſie nicht und der Sohn des Königs würde viel darum geben, zu wiſſen, wer ſie ſey. Aſchenbrödel lächelte und ſagte:

„So ſchön alſo war die fremde Prinzeſſin? mein Gott, wie Ihr doch glücklich ſeyd! darf ich ſie denn nicht auch einmal ſehn? Ach, liebes Fräulein Schweſter, leihen Sie mir doch ihr gelbes Zitzkleid, das ſie alle Tage anziehen.“

„Wahrhaftig, ſprach die Schweſter, das wäre mir

[illegible]

recht! einer Aſchenhockerin, wie du, ein Kleid leihen! da müßte ich erſt meinen Verſtand verlieren."

Aſchenbrödel wußte wohl, daß ſie dieſe Antwort erhalten würde und ſie machte ſich auch natürlich nichts daraus, denn was hätte ſie wohl mit dem alten gelben Zitzkleid ihrer Schweſter anfangen ſollen. Am andern Tage fuhren beide Schweſtern wieder auf den Ball, und Aſchenbrödel blieb auch nicht zu Hauſe, allein ſie war noch reicher geſchmückt, als das erſte Mal. Der Königsſohn verließ ſie gar nicht und unterhielt ſie mit den artigſten Dingen. Das junge Mädchen verdroß das keinesweges, ſie vergnügte ſich ſo ſehr, daß ſie die Warnung ihrer Pathe vergaß und der erſte Schlag der Mitternachtſtunde ſie aus ihrem Traume erweckte. Sie ſprang auf und eilte davon mit der Schnelligkeit eines Rehs. Der Prinz folgte ihr ſogleich, allein er konnte ſie nicht mehr einholen; dafür aber fand er einen der gläſernen Pantoffeln, den ſie im ſchnellen Laufen von dem Fuße verloren hatte. Er verbarg ihn ſorgfältig. Aſchenbrödel langte ganz außer Athem zu Hauſe an; Wagen und Lakaien waren verſchwunden und eben ſo ihre prächtigen Kleider. Nichts war ihr von all der Pracht übrig geblieben, als der eine der kleinen Pantoffeln von Glas. Indeß fragte man die Wachen an den Pforten des königlichen Palaſtes, ob ſie keine Prinzeſſin hätten fortfahren ſehen, allein ſie antworteten, daß nur ein ſchlecht gekleidetes Mädchen, dem Anſehen nach eine Bäuerin, aber keine Prinzeſſin, bei ihnen vorüber gelaufen ſey.

Als die Schweſtern nach Hauſe kamen, fragte ſie Aſchenbrödel abermals, ob ſie ſich gut unterhalten hätten, und ob die ſchöne Prinzeſſin wieder dort geweſen wäre? Sie bejahten dies, allein ſie ſetzten hinzu, daß ſie mit dem Schlage Mitternacht davon geeilt ſey und im Fliehen einen allerliebſten, kleinen Pantoffel von Glas verloren habe. Der Prinz habe nun den Pantoffel aufbewahrt und ihn fortwährend betrachtet; es ſey daher kein Zweifel, daß er in die Fremde über die Maaßen verliebt ſey.

Und ſie ſagten die Wahrheit, denn am nächſten Tage ließ der Königsſohn durch den Herold im ganzen Lande verkünden, daß diejenige ſeine Gemahlin werden ſolle, deren Fuß der Pantoffel paſſen würde. Nun fing man ſogleich an, ihn zuerſt allen Prinzeſſinnen anzuprobiren, dann den Gräfinnen und zuletzt den übrigen Hofdamen. Aber vergebens. Hierauf wurde der Pantoffel den beiden Schweſtern anprobirt, die Alles thaten, um ihren Fuß hineinzuzwängen, aber es wollte durchaus nicht gehen. Aſchenbrödel, die dabei ſtand und ſogleich ihren Pantoffel erkannte, rief lachend: „Auch ich will einmal zuſehen, ob i ihn anziehen kann.“ Da lachten ihre Schweſtern und ſpotteten ſie aus; aber der Hofmann, der mit dem Pantoffel gekommen war, betrachtete Aſchenbrödel mit einem Kennerblicke, und da er ſie ſehr hübſch fand, ſo behauptete er, daß ſie recht habe, und daß ſein Befehl laute, ihn allen Mädchen des Landes anzuprobiren. Aſchenbrödel mußte ſich daher ſetzen und ihr Füßchen ging ganz ohne Mühe in den Pantoffel und er ſaß ihm wie angegoſſen. Das Staunen der beiden Schweſtern läßt ſich nicht beſchreiben, doch wurde es noch größer, als Aſchenbrödel den zweiten Pantoffel aus der Taſche zog, und ihn auf den andern Fuß anzog. In dieſem Augenblicke kam die Fee-Pathe dazu, die Aſchenbrödel wieder mit dem Stäbchen berührte, ſo, daß ſie plötzlich glänzender als je geſchmückt und gekleidet erſchien. Jetzt erſt erkannten ſie ihre Schweſter für jene ſchöne Prinzeſſin, die ſie auf dem Ball geſehen hatten, ſie warfen ſich ihr zu Füßen, um ſich Verzeihung für Alles zu erflehen, was ſie ihr Böſes zugefügt hatten. Aſchenbrödel hob ſie auf und umarmte ſie zärtlich. „Ich verzeihe Euch von ganzem Herzen, ſagte ſie, und bitte Euch, mich ſtets zu lieben, wie ich euch liebe.“

Hierauf führte man ſie zu dem jungen Prinzen und der fand ſie in ihrem auserleſenen Schmucke ſchöner, als jemals. Einige Tage darauf heirathete er ſie. Aſchenbrödel, die, wie wir ja ſchon wiſſen, eben ſo gut als ſchön war, nahm ihre beiden Schweſtern zu ſich in ihren Palaſt und ließ ſie bei ſich wohnen, dann aber verheirathete ſie ſie an zwei vornehme Herren ihres Hofes.

Der gelbe Zwerg.

Es war einmal eine Königin, die alle ihre Kinder durch den Tod verloren hatte, bis auf eine Tochter, die jedoch mehr werth war, als alle Uebrigen. Da nun die Königin Wittwe war und nichts Liebers auf der Welt hatte als dieſes Kind, ſo war ſie ſtets von der Angſt geplagt, daß ſie auch dieſes verlieren könnte. Sie verzog es daher gewaltig und beſtrafte es nie für ſeine Fehler, ſo daß dieſes wundergleiche Mädchen, trotz ſeiner mehr himmliſchen als irdiſchen Schönheit, ſo ſtolz und eigenſinnig wurde, daß es alle Menſchen verachtete.

Die Königin beſtätigte durch ihre Güte und Liebkoſungen ihre Tochter in dem Wahne, daß nichts auf der Welt würdig wäre, neben ihr genannt zu werden. Sie war faſt immer wie eine der griechiſchen Göttinnen gekleidet, und um ihrem Eigendünkel noch die Krone aufzuſetzen, legte ihr die Königin den Namen Wunderſchön bei. Die geſchickteſten Maler mußten ihr Bild verfertigen, welches ſie an die Höfe verſchiedener Könige ſandte, mit denen ſie in engern Freundſchaftbeziehungen ſtand. Als die Fürſten dieſes Bild erblickten, ſo konnte ſich kein Einziger der Bewunderung enthalten. Ja einige wurden ſogar krank bei dem Anblicke, ſo mächtig regte es ihre Gefühle auf; Andern ging es noch ärger, ſie verloren den Verſtand; die am glücklichſten davon kamen, machten ſich ſogleich auf die Reiſe zu der Prinzeſſin, allein wie ſie vor ihnen erſchien, wurden ſie ſämmtlich ihre Sclaven.

Nie wohl gab es einen galantern und freundlichern Hofhalt, als den unſerer Königin. Zwanzig Könige befanden ſich dort, bemüht, die Blicke der Prinzeſſin Wunderſchön auf ſich zu ziehen. Nachdem ſie ſo an die drei bis vierhundert Millionen für ein einziges Feſt der Angebeteten zu Ehren ausgegeben hatten, waren ſie höchlich belohnt, wenn ſie ein „das war recht hübſch!“ aus ihrem Zaubermunde vernahmen. Alle Huldigungen, die man ihr darbrachte, entzückten die Mutter. Faſt kein Tag verging, wo man nicht ſieben bis achttauſend Gedichte zum Preiſe der Schönheit der Prinzeſſin am Hofe zu leſen bekam. Alle Dichter der Welt beſangen ſie. Wunderſchön war der einzige

Gegenſtand für die Proſa und Poeſie ihrer Zeit, und kein Feuerwerk wurde abgebrannt, zu deſſen Raketen und Schwärmer nicht dieſe Gedichte genommen worden waren, denn man war der Meinung, daß nichts ſo leicht Feuer fing als dieſe.

Die Prinzeſſin war bereits fünfzehn Jahre alt und Niemand konnte noch auf die Ehre Anſpruch machen, ihr Verlobter zu heißen, obgleich es Niemand gab, der nicht großes Verlangen darnach trug. Wie aber war es wohl möglich, einen ſolchen Charakter zu gewinnen, ein ſolches Herz zu rühren? Und wenn man ſich jeden Tag fünf bis ſechsmal das Leben genommen hätte, um ihr einen Gefallen zu erzeigen, ſo würde ſie es wie eine Kleinigkeit hingenommen haben.

Ihre Liebhaber murrten laut gegen ihre Grauſamkeit, und die Königin, die fortwährend an einen Schwiegerſohn dachte, wußte nicht, wie ſie es anſtellen ſollte, die Prinzeſſin zu einem Entſchluß zu bringen.

„Wollteſt du nicht, ſagte ſie manchmal, deinen Stolz um etwas herunterſtimmen, der ſo unerträglich iſt, und dich in den Augen der Könige, welche an unſern Hof kommen, ſo verächtlich macht? du ſollſt einem von dieſen Königen deine Hand reichen, allein du willſt mir nichts zu Gefallen thun.“

„Ich bin ſo glücklich, antwortete dann Wunderſchön, darum erlaube auch, liebe Mutter, daß ich in dieſer glücklichen Gleichgültigkeit verharre. Wenn ich ſie einmal verloren habe, ſo könnte es dir ſelbſt leid ſeyn."

„Ja, verſetzte hierauf die Königin, es könnte mir leid ſeyn, wenn du Jemand liebteſt, der unter deinem Range wäre. Aber betrachte nur die, welche um deine Hand werben, und denke dabei, daß es keine beſſern Männer auf der ganzen Erde gibt, als dieſe!"

Das war in der That der Fall, allein die Prinzeſſin dünkte ſich doch noch beſſer zu ſeyn, und ſo faßte dann nach und nach der Gedanke, Mädchen zu bleiben, bei ihr Wurzel. Dies ärgerte ihre Mutter aber dergeſtalt, daß ſie ſich Vorwürfe machte, ſie ſo ſehr verzogen zu haben.

In der Ungewißheit, was ſie nun mit ihrer Tochter beginnen ſollte, ſuchte ſie eine berühmte Fee auf, welche man die Fee der Wüſte nannte, die in der Regel keine Viſiten anzunehmen pflegte, und ſich deshalb von einigen Löwen bewachen ließ. Die Königin würde dies Wageſtück auch gewiß nicht unternommen haben, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß man dieſen Thieren Kuchen vorwerfen müſſe, welche aus Hirſe, weißem Kandiszucker und Krokodilleiern bereitet werden. Sie hatte nun ſolche Kuchen ſelbſt verfertigt, und in einen Korb gelegt, den ſie am Arme trug. Da ſie von dem weiten, ungewohnten Marſche müde, geworden war, ſetzte ſie ſich, um auszuruhen, in dem Schatten eines Baumes nieder. Unmerklich ſchlief ſie ein, aber als ſie erwachte, fand ſie den Korb leer; die Kuchen waren fort. Mit Schrecken hörte ſie zu gleicher Zeit das Herankommen der großen Löwen, welche ein entſetzliches Gebrüll erhoben, da ſie die Witterung von den Kuchen hatten.

„Ach, was wird nun aus mir werden, rief ſie ſchmerzlich aus, die Löwen freſſen mich gewißlich auf!“

Sie weinte ſehr, und da ihr die Kraft fehlte, zu entfliehen, ſo hielt ſie ſich feſt an den Baum, in deſſen Schatten ſie ſo eben geſchlafen hatte. Da hörte ſie mit einem Male: Pſt! Pſt! hm! hm! Sie erhob ihre Blicke und ſah ſich überall um, und gewahrte auf dem Baume einen kleinen Menſchen, der nicht höher als eine halbe Armeslänge war und Orangen aß. Dieſer rief ihr freundlich zu:

„Ich kenne dich wohl, Königin, und kenne auch die Urſache deiner Furcht. Sie hat guten Grund, denn die Löwen machen wenig Umſtände und haben ſchon Manchen zerriſſen. Warum haſt du auch deine Kuchen nicht beſſer bewahrt?“

„Ich ſehe ein, daß ich auf den Tod gefaßt ſeyn muß, ſprach die Königin ſchmerzlich, und gern wollt' ich ſterben, wenn nur meine geliebte Tochter ſchon verheirathet wäre.“

„Wie? du haſt eine Tochter? rief der gelbe Zwerg, denn ſo nannte man ihn wegen ſeiner Geſichtsfarbe und von dem Orangenbaum, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, wahrlich! das freut mich ſehr, denn ich ſuche mir ſchon lange eine Frau zu Waſſer und zu Land. Willſt du mir nun die Hand deiner Tochter zuſagen, ſo beſchütze ich dich gegen Löwen, Tiger und Bären.“

Die Königin faßte ihn nun ſchärfer in's Auge und war faſt eben ſo erſchreckt von dieſem fatalen Anblick, als von den immer näher kommenden Löwen. Sie ſchien nachzudenken und antwortete nicht.

„Was? du zauderſt noch? ſchrie der Zwerg, du ſcheinſt dir nicht beſonders viel aus dem Leben zu machen.“

In dieſem Augenblicke ſah die Königin die Löwen von der Höhe eines Hügels herabſpringen und den Weg nach ihr einſchlagen. Ein jeder hatte zwei Köpfe und acht Füße, vier Reihen ungeheuerer Zähne, ihr Fell war ſo hart wie ein Panzer, und glänzend roth wie Saffian. Bei dieſem Anblick erſtarrte die Königin, wie eine Taube, wenn ſie den Habicht ſieht. Sie nahm ihre letzte Kraft zuſammen und ſchrie, ſo laut ſie konnte: „Gnädigſter Herr Zwerg, Wunderſchön's Hand gehört Ihnen!“

Aber der Zwerg entgegnete boshaft: „O nicht doch;

Wunderſchön iſt für mich in der That viel zu ſchön, ich danke dafür, behalten Sie nur ihre Hand, Frau Königin!"

„Ach, gnädigſter Herr! rief wieder die betrübte Königin ihm zu, ſchlagen ſie die Hand meiner Tochter nicht aus, ſie iſt ja die ſchönſte Prinzeſſin der Erde!"

„Je nun, erwiderte das Zwerglein, ſo will ich ſie denn aus Mitleid acceptiren, aber erinnert Euch beſtändig dieſes Umſtandes."

Bei dieſen Worten öffnete ſich der Orangenbaum, auf dem er ſaß; die Königin warf ſich mit Haſt in die Oeffnung, ſogleich ſchloß er ſich dann wieder und die hungrigen Löwen hatten das leere Nachſehen.

Die Königin war im erſten Moment ſo verwirrt, daß ſie gar nicht die verborgene Thür bemerkte, welche ſich im Baume befand. Endlich gewahrte ſie dieſelbe und öffnete ſie. Sie führte in ein Feld, das mit Dornen und Diſteln bewachſen war. Rings um daſſelbe war ein Graben mit ſumpfigem Moor gefüllt, und nicht weit davon ſtand ein ſehr kleines, niederes Häuschen, mit einem Strohdache. Der gelbe Zwerg trat ihr daraus mit heiterer Miene entgegen. Er trug Holzſchuhe, eine Jacke von gelber Wolle, hatte keine Haare, ſehr große Ohren und ſah ganz aus, wie ein kleiner Böſewicht.

„Ich bin ſehr erfreut, Frau Schwiegermutter, redete er die Königin an, daß Sie ſo gütig ſind, das kleine

Schloß anſehen zu wollen, woſelbſt ihr Töchterchen Wunderſchön an meiner Seite ihr Leben zubringen wird. Dieſe Dornen und Diſteln werden dazu dienen, einen Eſel zu unterhalten, auf dem ſie ihre Spazierritte machen wird, und dieſes ländliche Dach wird ihr bei rauhem Wetter genügenden Schutz angedeihen laſſen. Mit dieſem Waſſer wird ſie ihren Durſt löſchen, und dazu einige Fröſche verſpeiſen, die hier recht fett werden. Zum Ueberfluß wird ſie mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an ihrer Seite haben, ich bin niedlich, klein, dabei immer aufgeweckt und luſtig, wie ſie mich da ſehen. Ihr Schatten wird ſie nicht treuer begleiten, als ich.“

Die unglückliche Königin, die nun mit einemmale das beklagenswerthe Loos ihrer geliebten Tochter überſchaute, und den Gedanken nicht zu ertragen vermochte, fiel beſinnungslos zu Boden, ehe ſie noch die Kraft hatte, ihm ein Wort zu antworten. Während dieſes ohnmächtigen Zuſtandes wurde ſie aber ſanft und gemächlich in ihr Bett zurückgebracht, mit Nachthaube und Nachtjäckchen, gleich als ob ſie ſich ſelbſt, in beſſer Ordnung und nach ſchönſter Gewohnheit, am Abend vorher zu Bette gelegt hätte. Sie erwachte und erinnerte ſich nun, was ihr geſtern begegnet war. Allein ſie konnte ſich von der Wirklichkeit des Erlebten nicht mehr überzeugen; denn da ſie ſich in ihrem Palaſte ſah, von ihren Damen und Zofen umgeben, ihre ſchöne Tochter neben ſich, ſo ſchien es ihr ganz unmöglich, daß ſie ſich in der Wüſte befunden und dort ſo große Gefahren beſtanden haben könne. Eben ſo kam ihr natürlich auch das Verſprechen, dem gelben Zwerge die Hand ihrer Tochter zu geben, wie ein Traum vor. In dieſen beſtändigen Zweifeln überfiel ſie inzwiſchen eine tiefe Melancholie, ſo, daß ſie weder ſprechen, eſſen, noch ſchlafen konnte.

Die Prinzeſſin, die ihre Mutter von ganzem Herzen liebte, beunruhigte ſich ſehr darüber. Sie bat ſie, ihr doch die Urſache ihres Grames zu ſagen, allein die Königin wich ſtets aus, und ſagte bald, ſie ſey krank, bald, einer ihrer Nachbarn bedrohe ſie mit einem ſchweren Kriege. Wunderſchön grämte ſich nun deſto mehr, weil ihr ſcharfer Verſtand wohl einſah, daß das Uebel einen andern Grund habe. Als ſie endlich ihrer Unruhe nicht mehr Meiſter werden konnte, entſchloß auch ſie ſich endlich, die berühmte Fee der Wüſte aufzuſuchen, von deren Weisheit man im ganzen Lande viel ſprechen hörte. Zugleich wollte ſie ſie um Rath bitten, ob ſie ſich vermählen oder ledig bleiben ſollte. Sie ſelbſt knetete den Kuchen, der die Löwen beſänftigen ſollte, und indem ſie vorgab, ſie müſſe ſich eines kleinen Uebelbefindens wegen, früher als gewöhnlich zu Bette legen, entſchlüpfte ſie durch eine kleine Hinterthüre, tief verhüllt in einen weißen Schleier, der bis zu den Füßen herabfiel, und ſo ging ſie ganz allein in der Nacht nach der Höhle, wo die berühmte Fee hauste.

Als ſie nun aber zu dem, uns ſchon von dem Abenteuer der Königin bekannten Orangenbaum kam, bekam ſie Luſt, einige von den Früchten zu pflücken, mit denen er ganz bedeckt war. Sie ſtellte daher ihr Körbchen mit den Kuchen auf die Erde, holte ſich einige Orangen von den niedrigſten Zweigen, und aß ſie. Wie ſie ſich aber wieder bückte, um das Körbchen zu nehmen, war es verſchwunden. Sie erſchrickt und ſucht überall, allein nirgends war es mehr zu ſehen, dafür ſtand der abſcheuliche gelbe Zwerg neben ihr, der ſie theilnehmend fragte: „Was habt Ihr, mein ſchönes Kind, warum weint Ihr?“

„Ach, wer ſollte nicht weinen, antwortete ſie, ich habe meinen Korb mit dem Kuchen verloren, ohne den ich nicht im Stande bin, mit heiler Haut zu der Fee der Wüſte zu gelangen.“

„Je nun, was wollt ihr von der Fee, ſchönes Kind? fragte hierauf wieder der häßliche Zwerg, ich bin ihr Vetter und Freund, und wohl eben ſo gelehrt und geſchickt, als ſie ſelbſt.“

„Die Königin, meine Mutter, erwiderte die Prin-

zeſſin, iſt ſeit einiger Zeit in eine ſo tiefe Traurigkeit verſunken, daß man für ihr Leben fürchtet. Ich denke nun, daß ich vielleicht die Urſache bin, denn ſie wünſcht ſehr, mich zu verheirathen, allein ich darf euch geſtehen, daß ich bis jetzt noch keinen Mann gefunden habe, der meiner würdig wäre, und in dieſer Angelegenheit hatte ich mir vorgenommen, mir den Rath der Fee zu holen.“

„Gebt euch die Mühe nicht, Prinzeſſin, ſprach der Zwerg, ich bin viel eher im Stande, euch in dieſer Sache Aufſchluß zu ertheilen. Die Königin, euere Mutter, grämt ſich, weil ſie euere Hand bereits verſagt hat —“

„Die Königin hätte meine Hand verſagt! rief die Prinzeſſin, den Zwerg unterbrechend. Das kann nicht möglich ſeyn — Ihr irrt euch gewiß! Sie würde mir's doch wohl mitgetheilt haben, denn ich hätte darein doch wohl auch ein Wörtchen mit zu reden.“

„Schöne Prinzeſſin, rief hier der Zwerg, indem er ſich plötzlich mit Ungeſtüm ihr zu Füßen warf, ich ſchmeichle mir, daß die Wahl euerer Mutter euch auch nicht mißfallen werde — ſo wißt denn, ich bin's ſelbſt, der das Glück haben ſoll, Euer Gatte zu werden.“

„Euch wollte meine Mutter zum Eidam haben? ſchrie Wunderſchön auf, indem ſie einige Schritte von dem kleinen Ungeheuer zurückwich, kann man ſich wohl etwas Ungereimteres denken?“

„Ich kümmere mich um Alles das nicht, rief der Zwerg aus, der in Zorn gerathen war; dort kommen ſchon die Löwen, und mit zwei tüchtigen Biſſen werden ſie mich gehörig an euch gerächt haben!“

In demſelben Augenblick hörte die arme Prinzeſſin ſchon das lange Gebrüll und das Herannahen der fürchterlichen Thiere.

„Was ſoll ich anfangen? rief ſie, ſoll ich ſo in meiner Jugend ſchon ſterben?“

Der böſe Zwerg ſah ſie hämiſch an, und lachte grinſend: „Ihr werdet wenigſtens den Troſt haben, ledig zu ſterben, und euere glänzenden Verdienſte nicht durch die Verbindung mit einem elenden Zwerge, wie ich bin, beſchmutzt zu haben.“

„Seyd nicht böſe, ſprach die Prinzeſſin, indem ſie ihre ſchönen Hände flehend faltete, viel lieber will ich ja meine Hand allen Zwergen des Weltalls reichen, als auf ſo elende Weiſe umkommen.

„Sehet mich vorerſt recht genau an, erwiderte er, ehe ihr mir euer Jawort gebt, Prinzeſſin, denn es ſoll nicht heißen, daß ich euere unglückliche Lage benützt hätte —“

„Ach, ich habe Euch ſchon genug angeſehen, ſagte die Arme, die Löwen kommen immer näher, und meine Angſt ſteigert ſich. Rettet mich, rettet mich, ſonſt ſterbe ich vor euern Augen!"

Und wirklich fiel ſie ohnmächtig zu Boden, als ſie kaum dieſe Worte ausgeſprochen hatte, und ohne zu wiſſen wie, lag ſie, mit der ſchönſten Wäſche angethan, in ihrem Bette, am Finger mit einem kleinen Ringe geziert, der aus einem einzigen rothen Haare verfertigt war, der ſo feſt hielt, daß ſie ſich ſelbſt die Haut hätte abziehen müſſen, würde ſie den Ring vom Finger haben ziehen wollen.

Als die Prinzeſſin ſich nun auch der Dinge erinnerte, welche ſich mit ihr während der Nacht zugetragen hatten, ſo verfiel ſie in eine ſo tiefe melancholiſche Träumerei, daß es die Beſorgniß des ganzen Hofes erregte. Die Königin wurde jedoch mehr als alle Uebrige davon ergriffen, und fragte ſie wohl hundertmal um die Urſache davon. Die Prinzeſſin aber beharrte darauf, ihr das Abenteuer zu verſchweigen. Endlich beſchloſſen die Landſtände des Königreichs, welche die Vermählung der Prinzeſſin wollten, zur Königin zu gehen, und ſie zu bitten, ihrer Tochter einen Gemahl auszuſuchen. Sie erwiderte, daß ſie zwar ſelbſt nichts ſehnlicher wünſche, allein daß ihre Tochter ſo großen Widerwillen gegen die Ehe bezeuge, daß ſie ſich nur ſelbſt zu ihr hinbegeben möchten, um ihr darüber eindringliche Vorſtellungen zu machen. Die Landſtände ließen ſich das nicht zweimal ſagen, und verfügten ſich zur Prinzeſſin. Wunderſchön war nunmehr viel demüthiger, ſeitdem ſie die traurige Bekanntſchaft des gelben Zwerges gemacht hatte, und in der That glaubte ſie, kein beſſeres Mittel ergreifen zu können, um ſich aus dem Handel zu ziehen, als ſich mit irgend einem großen und mächtigen König zu vermählen, gegen den das kleine Mondkalb nicht im Stande ſeyn würde, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Sie antwortete daher günſtiger, als man ſich's gedacht hatte: daß, obgleich ſie lieber gewünſcht hätte, ihr ganzes Leben hindurch unvermählt zu bleiben, ſie doch entſchloſſen wäre, ihre Hand dem König der Goldminen zu reichen. Dies war ein ſehr mächtiger und ſchöner Fürſt, der ſie ſchon mehre Jahre übermäßig liebte, und der bis jetzt ſich mit keiner Hoffnung ſchmeicheln durfte.

Man kann ſich ſeine Freude denken, als er dieſe Nachricht erfuhr, und eben ſo die Wuth ſeiner Nebenbuhler, die nun den letzten Schein von Hoffnung verloren, womit ſie noch ſtets ihre Leidenſchaft nährten. Aber es war doch nicht möglich, daß Wunderſchön zwanzig Könige heirathen konnte, und es kam ihr ſchwer genug an, nur einen zu wählen. Ihre Eitelkeit verläugnete ſich noch immer keinen Augenblick, und ſie war in ihrem Innern feſt überzeugt, daß ihrem Werthe kein Anderer an die Seite zu ſtellen ſey.

Man beſchäftigte ſich nun, alles zu dem außerordentlichſten Feſte herzurichten, welches jemals die Welt geſehen hatte. Der König der Goldminen ließ ſo große Summen aus ſeinem Lande kommen, daß das ganze Meer mit Schiffen bedeckt war, welche ſie herbeiführten. Man ſchickte nach Paris, London und Wien, um das Schönſte und Herrlichſte zu kaufen, die Prinzeſſin damit zu ſchmücken, obgleich ihre vollkommene Schönheit dies bei ihr weniger, als bei einer Andern erfordert haben würde. Der König der Goldminen aber, der auf dem Punkte ſtand, ſo glücklich zu werden, verließ von nun an gar nicht mehr ſeine ſchöne Braut.

Das Intereſſe, welches ſie hatte, ihren Zukünftigen genau zu kennen, forderte ſie zu Studien und Beobachtungen auf, und da entdeckte ſie bald, daß er von den größten Verdienſten erfüllt war, Geiſt beſaß, kurz die ſchönſte Seele in dem vollkommenſten Körper darbot. Sie fing nun an, auch für ihn einige Neigung zu verſpüren. Sie waren glücklich, wenn ſie ganz allein im Garten ſitzen konnten, um ihre Zärtlichkeit gegen einander auszutauſchen, wenn ſie alsdann ein ſchönes Lied ſang, und er auf der Guitarre begleitete.

Die Nebenbuhler des Königs, die über ſein Glück verzweifelten, hatten den Hof verlaſſen, und waren im tiefſten Schmerz nach Hauſe zurückgekehrt, weil ſie nicht Zeuge der Vermählung Wunderſchön's ſeyn konnten. Sie nahmen ſo rührend und zärtlich Abſchied, daß die Prinzeſſin ſich nicht enthalten konnte, ſie zu beklagen.

„Aber was iſt das? fragte der König der Goldminen, du beklagſt dieſe Menſchen, die glücklich genug ſich fühlen müſſen, einen Blick von dir zu erhaſchen?“

„Es wäre mir leid, wenn du unempfindlich bei dem Schmerze ſeyn könnteſt, ſprach ſie, den dieſe Prinzen empfinden müſſen, da ſie mich für ewig verlieren. Ich traue dir dieſes Zartgefühl zu. Wahrlich, du kannſt mit meinem Benehmen wohl zufrieden ſeyn, und haſt nicht nöthig, mir deine Eiferſucht zu zeigen.“

Der König der Goldminen, der wohl einſah, daß er für einen Augenblick zu weit gegangen war, warf ſich ihr zu Füßen, küßte ihre Hand und bat tauſendmal um Vergebung.

Endlich erſchien der ſo ſehnlich erwartete Tag; alles war bereit zur Vermählungsfeierlichkeit der Prinzeſſin Wunderſchön, Pauken und Trompeten verkündeten das große Feſt der Hauptſtadt. Die Häuſer wurden mit Tapeten behängt, die Straßen mit Blumen beſtreut, das ganze Volk verſammelte ſich auf dem großen Platze des Palaſtes. Die Königin, die ſehr ſpät ſchlafen gegangen war, ſtand dennoch vor der Morgenröthe auf, um zu allen Anordnungen die nöthigen Befehle zu geben, und um die Kleinodien und Koſtbarkeiten ſelbſt auszuſuchen, mit denen die Prinzeſſin geſchmückt werden ſollte. Bis auf die Schuhe war alles mit Diamanten beſät und die Schuhe ſelbſt waren aus großen Diamanten verfertigt. Das Kleid von Silberbrocat war geſtreift mit zwölf ächten Sonnenſtrahlen, die man natürlich ſehr theuer hatte bezahlen müſſen; aber was machte das auch für einen Effect! Wäre die Schönheit der Prinzeſſin nicht ſo außerordentlich geweſen, dieſe Pracht hätte ſie verdunkeln müſſen. Auf dem Kopfe trug ſie eine reiche Krone, ihre Haare hingen bis auf die Erde und die hohe Majeſtät ihres Wuchſes machte ſich unter allen Damen des Gefolges bemerkbar.

Der König der Goldminen blieb jedoch nicht hinter ſeiner ſchönen Braut zurück. Seine innere Freude malte ſich in ſeinem Geſichte, wie in Allem, was er that. Niemand kam in ſeine Nähe, der nicht freigebig durch ihn beſchenkt von ihm ging. Rings um den Saal des Feſtes hatte er tauſend große Fäſſer, mit Goldſtücken gefüllt, aufſtellen laſſen, und daneben große Säcke von Sammt mit Perlen geſtickt, in denen nichts als Doppellouisd'ors lagen. Ein jeder dieſer Säcke hielt nicht weniger als hunderttauſend, und jeder, der die Hand ausſtreckte, durfte davon nehmen ſoviel er nur wollte. Dieſe kleine Ceremonie zog viele Leute herbei, die für alles Uebrige keinen Sinn hatten.

Die Königin und die Prinzeſſin ſchickten ſich an, mit dem Könige zur Trauung zu gehen, als ſie plötzlich eine ſchlecht geformte Kiſte, von zwei Truthähnen gezogen, durch die lange Gallerie daherkommen ſahen. Hinter der Kiſte ging eine große, alte Frau, deren Hinfälligkeit eben ſo außerordentlich, als ihre Häßlichkeit war. Sie ſtützte ſich auf eine Krücke und trug eine Halskrauſe von ſchwarzem Tafft, eine Kaputze von rothem Sammt und einen zerlumpten Ueberwurf. Sie fuhr vor den Majeſtäten mit ihren Truthähnen dreimal im Kreiſe herum, ohne nur ein Wort zu ſagen, dann blieb ſie mitten in der Gallerie ſtehen und erhob drohend ihre Krücke:

„Hei, hei, Königin! Ho, ho, Prinzeſſin, kreiſchte ſie, ſo denkt Ihr denn, dem gelben Zwerg Euer Wort ungeſtraft brechen zu dürfen? Ich bin die Fee der Wüſte; ohne ihn und ſeinen Orangenbaum würden Euch meine Löwen längſt zerriſſen haben. Im Feenlande werden Wortbrüche ſtreng geahndet. Entſchließt Euch ſchnell, was Ihr zu thun gedenkt, denn ich ſchwör's bei meinem Feenſtab, daß Ihr ihn heirathen müſſet, oder daß ich meine Krücke verbrenne! dann ſollt Ihr ſchon ſehen, was daraus entſtehen wird."

„Was muß ich hören, Prinzeſſin Tochter, fragte die Königin weinend, was haſt du verſprochen?"

„Ach, Frau Mutter, gnädigſte Königin, ſchluchzte ihrerſeits die Prinzeſſin, was habt denn Ihr verſprochen?"

Der König der Goldminen war aber ſehr böſe über die von einer ſolchen alten Hexe verurſachten Störung und zog ſein Schwert. „Unglückſelige! ſchrie er, indem er ihr die Spitze deſſelben auf die Bruſt ſetzte, mache dich ſogleich aus dem Staube, oder du wirſt dein Leben auf dieſer Stelle laſſen!"

Kaum hatte er dieſe Worte, mit aller Anſtrengung ſeiner Lunge, ausgeſprochen, als der Deckel der Kiſte aufſprang und der gelbe Zwerg, auf einen dicken ſpaniſchen Kater ſitzend, daraus zum Vorſchein kam. Er ſtellte ſich ſogleich zwiſchen die Fee der Wüſte und den König der Goldminen.

„Junger Unbeſonnener, ſagte er, verſuche es nicht, deine unreine Hand an dieſe erhabene Fee zu legen! Nur mit mir allein ſollſt du es zu thun haben; denn ich bin dein Nebenbuhler. Die ungetreue Prinzeſſin, die jetzt deine Gattin werden will, hatte mir früher ihr Wort gegeben und auch das meine erhalten. Sieh zu, ob ſie nicht einen Ring, aus einem meiner

Haare verfertigt, am Finger trägt. Verſuch's, ihr dieſen Ring zu entreißen, und du wirſt daraus ſchon ſchließen können, daß deine Macht gegen die meinige nichts ausrichten kann."

„Abſcheuliches Ungeheuer, erwiderte der König, wie kannſt du wohl ſo frech ſeyn, dich für den Bräutigam einer ſo trefflichen Prinzeſſin auszugeben? Bedenkſt du nicht, daß du eine garſtige Meerkatze biſt, die man ohne Eckel nicht anſehen kann, und daß ich dich ſchon längſt getödtet hätte, wenn du würdig wärſt, von meiner Hand zu ſterben?"

Der gelbe Zwerg fühlte ſich bis in's Innerſte der Seele beleidigt, drückte die Sporen in den Bauch des Katers, der ein entſetzliches Miauen anſtimmte, und rechts und links zu ſpringen anfing, ſo, daß alles vor Schrecken ſich an die Seite drückte. Nur der tapfere König der Goldminen ging auf den Zwerg los, und zog ſein breites Jagdmeſſer, das er an dem Gürtel hängen hatte. Allein der Zwerg zog ebenfalls ſein Seitengewehr, forderte dann den König zum Zweikampfe und ritt auf ſeinem Kater, unter fürchterlichem Geſchrei, nach dem Schloßhofe hinab.

Der König folgte ihm ſchnell in großer Wuth. Kaum ſtanden ſie ſich unten einander gegenüber, und der ganze Hof als Zuſchauer auf den Altanen und Balconen des Palaſtes, als die Sonne mit einem

Male ſo roth wurde, als wäre ſie in Blut getaucht. Zugleich wurde es Nacht, daß man kaum mehr eine Hand vor Augen ſehen konnte. Donner und Blitz ſchienen die Welt zertrümmern zu wollen, und die beiden Truthähne ſtanden neben dem kleinen Zwerg, wie zwei rieſige Thiere, höher als Berge. Sie ſpien Feuer aus den Schnäbeln und den Augen, in ſolchem Uebermaße, daß man ſie für glühende Hochöfen hätte halten können.

Alle dieſe Schrecken und Wunder waren jedoch nicht im Stand, das heldenmüthige Herz des Königs zu erſchüttern, ſeine Blicke, ſo wie ſeine ganze Haltung drückte Unerſchrockenheit und Muth aus. Dies flößte allen Denen, die ſich für ſein Schickſal intereſſirten, großes Vertrauen ein. Man glaubte in dem Blicke des Zwerges ſogar einige Verlegenheit zu bemerken. Aber der Muth des jungen Monarchen war nicht hart genug geſtählt, um den Zuſtand der Prinzeſſin ebenſo gleichmäßig zu ertragen. Er ſah die Fee der Wüſte nunmehr in eine Furie verwandelt, mit Schlangen im Haar, auf einem Vogel-Greif reitend, und mit einer langen Lanze ſo heftig auf die Prinzeſſin losſchlagend, daß ſie, in Blut gebadet, ohnmächtig in die Arme der Königin zurückſank. Die zärtliche Mutter, deren Herz tiefer verwundet war, als ihre unglückliche Tochter, ſtieß ein Jammergeſchrei aus und erhob Klagen, die man nicht beſchreiben kann. Dies brach auch des jungen Königs Muth und Kraft; er ſtand ſogleich vom Kampf ab, und lief zur Prinzeſſin hin, um ihr beizuſtehen, oder mit ihr zu ſterben. Aber der gelbe Zwerg ließ ihm nicht Zeit dazu, er ſprang mit ſeinem ſpaniſchen Kater nach ihrem Sitze hin, riß ſie aus den Händen der Königin, aus den Armen ihrer Damen, die um ſie beſchäftigt waren, dann kletterte er auf das Dach des Palaſtes und entſchwand mit ſeiner Beute.

Der König ſtand unbeweglich, dem Wahnſinn nahe und blickte verzweiflungsvoll in die Höhe, zu ohnmächtig hier helfen zu können. Aber in demſelben Momente befiel ihn noch ein neues Unglück. Seine Augen umſchleierten ſich und verloren den Schein des Lichtes; zugleich erhob ihn eine übernatürliche Kraft in den weiten Raum der Lüfte. Welch ſchreckliches Schickſal! Wer vermöchte den Schmerz dieſes trefflichen Königs zu beſchreiben?

Dieſe böſe Fee der Wüſte nämlich, die mit dem gelben Zwerg erſchienen war, um ihm bei der Entführung der Prinzeſſin beizuſtehen, hatte kaum den König der Goldminen erblickt, als ihr grauſames Herz für die Vorzüge des Prinzen Neigung faßte. Sie wollte ihn beſitzen und entführte auch ihn nach einer fürchterlichen Höhle, wo ſie ihn mit centn ſchweren Ketten an einen Felſen ſchmiedete. Sie glaubte, daß die Furcht vor einem gewiſſen Tode das Andenken an Wunderſchön aus ſeinem Herzen verdrängen und ihren Wünſchen geneigt machen würde. Sobald ſie ihn in der Höhle hatte, gab ſie ihm das Geſicht wieder, doch ohne ihm ſeine Freiheit zu ſchenken. Sie zauberte ſich dann ſelbſt in eine reizende Geſtalt um, und erſchien ihm hierauf als eine liebenswürdige Nymphe, die der Zufall in dieſe Höhle führte.

„Was ſeh' ich, rief ſie, Ueberraſchung heuchelnd, aus, wie, Ihr ſeyd hier, mein liebenswürdiger Prinz? Welch ein Unſtern hat Euch betroffen und hält Euch an dieſem ſchrecklichen Orte gefangen?“

Der König ließ ſich durch den Schein täuſchen und erwiderte:

„Ach, ſchöne Nymphe, ich weiß nicht, weshalb die hölliſche Furie mich hieher geſchleppt hat. Obgleich ſie mich während der Entführung geblendet hatte und bis jetzt noch nicht vor meinen Augen wieder erſchien, ſo habe ich doch aus dem Ton der Stimme abnehmen können, daß es die Fee der Wüſte war.“

„Armer Prinz, ſprach die verſtellte Nymphe, wenn ihr in den Händen dieſer ſeyd, ſo werdet Ihr nicht eher frei, bis ihr ſie geheirathet habt, ſo hat ſie's ſchon mit mehr als einem Helden gemacht, und in

Hinſicht ihrer Zu- und Abneigungen iſt mit dieſer Perſon gar nichts anzufangen.“

Während ſie nun großen Antheil an der Betrübniß des Königs zu nehmen ſchien, ſo gewahrte dieſer die Füße der Nymphe, welche denen eines Raubvogels ähnlich ſahen. Dies war ſtets das Erkennungszeichen der Fee in allen ihren Verwandlungen. Was ihre Krallen an den Füßen betraf, ſo konnte ſie keine Veränderung damit vornehmen.

Der König that, als merke er es nicht und fuhr in einem vertraulichen Tone fort: „Ich hege durchaus keine Abneigung gegen die Fee der Wüſte, aber das kann mich nur verdrießen, daß ſie den gelben Zwerg gegen mich beſchützt und mich hier wie einen Verbrecher gefangen hält. Was hab' ich ihr gethan? ich liebte eine liebenswürdige Prinzeſſin — das iſt wahr — wenn mir aber die Fee die Freiheit wiedergibt, ſo fühle ich wohl; daß die Dankbarkeit mich zwingen wird, nur ſie allein zu lieben.“

„Sprecht Ihr aufrichtig?“ fragte die falſche Nymphe.

„Zweifelt nicht, erwiderte der König, ich kann mich nicht verſtellen, und ich füge noch hinzu, daß eine Fee wohl im Stande iſt, meine Eitelkeit mehr zu reizen, als eine einfache Prinzeſſin. Aber wenn ich auch vor Liebe zur Fee umkommen würde, ſo will ich doch meine Leidenſchaft bemeiſtern, bis daß ſie mir meine Freiheit zurückgegeben haben wird.“

Die Fee der Wüſte ließ ſich durch dieſe Worte täuſchen und entſchloß ſich ſogleich, den König nach einem Orte zu verſetzen, der eben ſo angenehm, als ſein gegenwärtiger Aufenthalt abſcheulich war. Deshalb bat ſie ihren Gefangenen, in ihren Wagen zu ſteigen, der diesmal mit Schwänen beſpannt war, obgleich ihn gewöhnlich Fledermäuſe zogen, und flog mit ihm von einem Pole zum Andern.

Wie wurde aber dem Prinzen zu Muthe, als er ſo, die Lüfte durchfliegend, ſeine geliebte Prinzeſſin in einem Schloſſe gewahrte, das ganz aus Stahl erbaut war. Dieſe Stahlwände, welche die Sonne beſchien, wurden zu glühenden Spiegeln, denen Niemand unverſehrt nahen durfte. Die Prinzeſſin lag in einem Gebüſche am Ufer eines Baches; eine Hand ruhte unter dem Haupte, mit der andern trocknete ſie die Thränen, die reichlich aus ihren Augen floßen. Als ſie dieſe erhob, gleichſam, als wollte ſie Hilfe vom Himmel erflehen, ſah ſie den König an der Seite der Fee der Wüſte vorüberſchweben, die alle ihre Künſte aufgeboten hatte, um in dieſem Augenblicke jung und ſchön zu erſcheinen. In der That glaubte die unglückliche Prinzeſſin, die ſchönſte und anmuthigſte Perſon der Welt in ihr zu erblicken.

„Was? rief ſie ſchmerzvoll aus, bin ich denn noch nicht unglücklich genug in dieſem unnahbaren Schloſſe, wo mich der entſetzliche gelbe Zwerg gefangen hält? Muß ich auch noch jetzt durch den Dämon der Eiferſucht gefoltert werden? Muß ich durch dieſen außerordentlichen Zufall von der Untreue des Königs der Goldminen überzeugt werden? So glaubte er denn, nachdem er mich verloren hatte, aller Schwüre für immer entbunden zu ſeyn! Wer iſt aber jene furchtbare Nebenbuhlerin, deren Schönheit die meinige ſo ſehr überſtrahlt und mein Andenken in ſeinem Herzen ſo vollkommen vertilgt hat?“

Während ſie ſo ſprach, empfand der liebende König eine fürchterliche Qual, ſich von dem Gegenſtande ſeiner Wünſche mit ſolcher Schnelligkeit zu entfernen. Wäre er weniger von der großen Macht der Fee überzeugt geweſen, ſo würde er gewiß alles verſucht haben, ſich von ihrer Seite loszumachen; er würde ſie entweder getödtet haben, oder auf ein anderes Mittel bedacht geweſen ſeyn, das ihm ſeine Liebe und ſein Muth eingegeben hätte. Was aber ſollte er gegen eine ſolche Macht unternehmen? Nur von der Zeit und ſeiner Liſt konnte er die Befreiung aus ihren Händen erwarten.

Die Fee hatte Wunderſchön auch wahrgenommen und ſuchte nun im Geſichte des Königs den Eindr zu entziffern, welchen dieſer Anblick in ſeinem Herzen gemacht hatte.

„Niemand kann Euch beſſer, als ich, ſprach er, dasjenige offenbaren, was Ihr zu wiſſen wünſcht. Die plötzliche Begegnung einer unglücklichen Prinzeſſin, für die ich einige Anhänglichkeit verſpürte, ehe ich Euch kennen lernte, hat mich allerdings ein wenig überraſcht; allein Ihr ſteht ſo viel höher in meiner Achtung, als ſie, daß ich lieber ſterben möchte, als Euch untreu werden."

„Ach, mein geliebter Prinz, erwiderte ſie, wäre es möglich, daß ich Euch ſolche Geſinnungen für mich eingeflößt hätte?"

„Die Zeit wird Euch davon überzeugen, ſagte er, allein wenn Ihr mich nun überführen wollt, daß ich Euerer Gunſt theilhaftig bin, ſo lindert die Leiden der Prinzeſſin Wunderſchön."

„Wißt Ihr, was Ihr von mir verlangt? verſetzte die Fee, indem ſie die Augenbrauen zuſammenzog und ihn von der Seite anblickte. Ihr wollt, daß ich gegen den gelben Zwerg mit meiner Macht operiren ſoll, der mein beſter Freund iſt, daß ich eine ſtolze Närrin aus ſeinen Händen befreie, die ich doch nur ſtets als meine Nebenbuhlerin betrachten kann?"

Der König ſeufzte und antwortete nicht. Was hätte er auch ſagen ſollen, da er überzeugt war, daß die Fee ſeine geheimſten Gedanken zu errathen vermochte?

Sie waren auf einer Wieſe angelangt, die im Schmucke tauſendfältiger Blumen prangte; ſie war von einem tiefen Strome umgeben, und kleine anmuthige Bäche floßen und rieſelten unter dichtbelaubten Bäumen, wo eine beſtändige Kühle herrſchte. In einiger Entfernung erhob ſich ein prächtiger Palaſt, deſſen Mauern aus durchſichtigen Smaragden beſtanden. Sobald ſich die Schwäne, welche den Wagen der Fee zogen, unter einem Porticus niedergelaſſen hatten, der mit Diamanten gepflaſtert und aus Rubinen gewölbt war, erſchienen von allen Seiten wohl tauſend ſchöne Mädchen, welche die Ankommenden mit Freudengeſchrei empfingen und liebliche Lieder dazu ſangen.

Die Fee der Wüſte ſchien ganz entzückt über dieſen Empfang zu ſeyn. Sie führte ſelbſt den König in das prächtigſte Gemach, welches jemals wohl eine Fee beſeſſen hatte und verließ ihn hier einige Zeit, damit es nicht ſcheine, als ſey er ganz und gar ihr Gefangener. Er hingegen dachte wohl, daß ſie ſich nicht weit von ihm entfernen würde, ſondern daß ſie an irgend einem Ort verborgen, ihn beobachte. In dieſer Vorausſetzung ſtellte er ſich vor einen Spiegel und ſprach laut mit ſich ſelbſt: „Jetzt, du treuer Rathgeber, verkünde mir, was ich thun ſoll, um mich der vortrefflichen Fee der Wüſte angenehm zu machen, denn ihr zu gefallen iſt fortan mein einziges, eifriges Beſtreben.“

Und ſogleich kämmte er ſeine Haare zurecht, puderte ſie, wichſte ſeinen Schnurrbart, und zog ein prachtvolles Kleid an, das er auf einem Seſſel liegen ſah. Die Fee gerieth auſſer ſich vor Freuden; ſie konnte ſich nicht mäßigen.

„Ich will Dir dieſe Aeußerung Deiner Liebe zu mir nie vergeſſen, ſprach ſie, erhabener Prinz! Du haſt mich ſchon gefeſſelt, ehe Du es wollteſt, jetzt denke Dir nur, wie ſehr Dir Dein Beſtreben, mir noch angenehmer zu werden, gelingen muß.“

Der König, der ſeine guten Gründe hatte, der Fee den Hof zu machen, ließ es an nichts fehlen und erhielt ſo nach und nach immer mehr Freiheit von ihr. Unter Anderm durfte er auch an dem Ufer des Meeres ſpazieren gehen. Sie hatte aus Vorſorge es immer ſo wuthend aufgeregt, daß fürchterliche Wellen an das Ufer ſchlugen, und kein Steuermann es wohl gewagt haben wurde, darauf zu ſchiffen; aus dieſem Grund durfte ſie nicht beſorgen, daß ihr Gefangener ihr entweichen könnte. Er fühlte durch die ihm gewordene Freiheit doch aber einige Erleichterung ſeines grauſenvollen Looſes; er konnte doch wenigſtens an ſeine Geliebte denken, ohne ſtets von ſeiner boshaften Kerkermeiſterin geſtört zu werden.

Nachdem er eines Tages ſchon lange auf dem Sande des Ufers ſpaziert hatte, ſetzte er ſich auf einen Felſen. Plötzlich hörte er eine Stimme, die ihn faſt wider Willen anzog. Er bemerkte, daß die Wellen ſtärker gingen und ſah ſchärfer hin. Da erſchien ein Weib, von außerordentlicher Schönheit; ihr Körper war von ihren langen Haaren ganz eingehüllt, die von den Winden bewegt, über den Wellen dahinſchwebten. In der einen Hand trug ſie einen Spiegel, in der andern einen Kamm. Ein langer Fiſchſchweif und große Floſſen endigte ihren Körper. Der König war natürlich von dieſer Erſcheinung ſehr überraſcht. Sobald ſie in ſeiner Nähe war, begann ſie zu ſprechen:

„Ich kenne deinen traurigen Zuſtand, in den dich die Trennung von deiner Prinzeſſin verſetzt hat und die einfältige Zuneigung, welche die Fee der Wüſte zu Dir faßte. Wenn du willſt, ſo will ich Dich aus ihrer Macht erretten, die Dich vielleicht noch länger als dreißig Jahre hier gefangen halten kann.“

Der König wußte nicht ſogleich, was er auf dieſen Vorſchlag erwidern ſollte. Nicht etwa aus Mangel an Luſt, dieſe Gefangenſchaft zu verlaſſen, ſondern weil er beſorgte, daß die Fee ſelbſt dieſe Geſtalt an-

genommen hatte, um ihm eine Falle zu legen. Da er mit ſeiner Antwort zögerte, ſo ſchien die Syrene ſeine Beſorgniſſe zu errathen und ſprach: „Glaubt nicht, daß dies eine Falle ſey, ich bin zu ehrlich, um mich der Liſt euerer Feinde hinzugeben. Das Verfahren der Fee der Wüſte und des gelben Zwerges gegen euch haben mich auf's Höchſte erbittert. Alle Tage ſehe ich euere unglückliche Prinzeſſin; ihre Schönheit und ihre Tugenden flößen mir noch ein größeres Mitleid ein, und ich wiederhole es euch, wenn ihr mir Vertrauen ſchenken wollt, ſo kann ich euch retten.“

„Jetzt fühle ich ein ſo großes Vertrauen zu euch, rief der König, daß ich alles thun will, was ihr mir befehlen werdet. Da ihr aber meine Prinzeſſin geſehen habt, ſo flehe ich euch an, mir Nachrichten von ihr mitzutheilen.“

„Wir würden mit ſolchen Geſprächen zu viel der koſtbaren Zeit verlieren, erwiderte ſie, kommt mit mir, ich will euch zu dem ſtählernen Schloſſe geleiten, indeß wir hier am Ufer eine Geſtalt zurücklaſſen, die der euern vollkommen gleich ſieht, um die Fee zu täuſchen.“

Alsbald ſchnitt ſie Seerohr ab, und bildete ein großes Paket daraus, dann blies ſie dreimal darauf und ſprach die Worte:

„Liebes Rohr, ich befehle dir, hier auf dem Sande liegen zu bleiben, bis daß die Fee der Wüſte hieher kommen wird, um dich fortzunehmen.“

Das Rohr überzog ſich hierauf mit einer Haut und wurde dem Könige der Goldminen ganz ähnlich. Es war nicht möglich, ſie von einander zu unterſcheiden. Das Rohr war mit einem ganz gleichen Kleide angethan; dabei ſah es aber bleich und entſtellt aus, als wenn ſich der König ertränkt hätte; zugleich ſagte die Syrene dem König, er möge ſich nur auf ihren Fiſchſchweif ſetzen, und ſo durchſchwammen ſie Beide das Meer zu ihrer großen Zufriedenheit.

„Jetzt muß ich euch nur erzählen, fing die Syrene an, daß der böſe gelbe Zwerg die ſchöne Prinzeſſin, verwundet wie ſie war, auf ſeinen fürchterlichen ſchwarzen Kater warf, und mit ihr davon ritt. Der ſtarke Blutverluſt und der Schrecken über den Vorfall zogen ihr eine Ohnmacht zu, die ſie während der ganzen Reiſe nicht verließ. Der gelbe Zwerg hielt auch nicht einmal an, um ihr beizuſtehen, da ihm Alles daran lag, ſie ſo ſchnell als möglich in ſeinem Schloß von Stahl in Sicherheit zu haben. Hier empfingen ihn die ſchönſten Mädchen, die er aus allen Theilen der Welt zuſammen gebracht hatte. Eine jede war bemüht, der armen Prinzeſſin ihren Eifer zu zeigen. Man legte ſie auf ein Bett von Gold ſtoff, das mit Perlen durchwirkt war, ſo groß wie Haſelnüſſe.“

„Vor allen Dingen ſagt mir, unterbrach hier der König der Goldminen die Syrene, iſt ſie ſeine Gattin geworden? ich ſterbe!“

„Nein, erwiderte ſie, beruhigt euch, mein Fürſt! Die Standhaftigkeit Wunderſchön's bewahrte ſie vor den Zudringlichkeiten des abſcheulichen Zwerges.“

„Fahret fort zu erzählen,“ ſprach der König.

„Was ſoll ich euch noch ſagen? erwiderte die Syrene. Sie war in dem Gehölze, als ihr vorüberfuhrt; ſie erkannte euch neben der Fee der Wüſte. Dieſe war ſo geſchminkt, daß ſie ihr aus der Ferne wie eine übernatürliche Schönheit erſchien. Sie glaubte, daß ihr die Fee liebtet, und ihre Verzweiflung darüber iſt nicht zu beſchreiben.“

„Sie glaubt, daß ich die Fee liebe? Gerechte Götter! rief der König, welch ein ſchrecklicher Irrthum, wie ſoll ich ſie überführen? —“

„Fragt nur euer Herz um Rath, verſetzte die Syrene mit anmuthigem Lächeln, der in euerm Falle bedarf nicht der Rathſchläge Anderer.“

Gerade, als ſie dieſe Worte ausgeſprochen hatten, waren ſie bei dem Schloſſe von Stahl angelangt, deſſen Seite nach dem Meere allein nicht von jenen furchtbaren Mauern beſchützt wurde, die alle Leute verbrannten, die ſich dem Wunderbaue näherten.

„Ich weiß es ſehr genau, daß Wunderſchön an dem Rande derſelben Quelle ruht, ſprach die Syrene, wo ihr ſie im Vorüberfahren geſehen habt. Da ihr aber, ehe ihr zu ihr gelangt, viele Feinde zu bekämpfen haben werdet, ſo übergebe ich euch hier ein Schwert, mit dem ihr alles unternehmen dürfet, und die größten Gefahren beſtehen könnt. Doch müßt ihr euch in Acht nehmen, ihn nicht auf die Erde fallen zu laſſen. Lebt für jetzt wohl! ich will mich unter jenen Felſen zurückziehen, den ihr dort ſehet. Wenn ihr meine Hilfe bedürfen werdet, um euch mit euerer lieben Prinzeſſin von hier wegzubegeben, ſo werde ich nicht ausbleiben, denn die Mutter der Prinzeſſin iſt meine beſte Freundin, und um ihr zu dienen geſchah es, daß ich mich eueres Schickſals angenommen habe.“

Nachdem ſie dies geſagt hatte, gab ſie dem König das Schwert, das aus einem einzigen Diamanten verfertigt war; ſein Glanz beſchämte die Strahlen der Sonne. Er war von der Wichtigkeit dieſer Gabe ſo durchdrungen, daß ihm die Worte fehlten, der gütigen Syrene ſeine Dankbarkeit auszudrücken. Er bat ſie, ſich an ſeine Stelle zu denken, um zu wiſ ſen, was ein edles Gemüth bei einem ſo großen Geſchenke empfinden müſſe. — —

Jetzt muß ich aber wieder zu der Fee der Wüſte zurückkehren.

Als dieſe ihren liebenswürdigen Prinzen nicht zurückkehren ſah, ſo eilte ſie fort, um ihn zu ſuchen. Mit hundert Mädchen ihres Gefolges, welche prächtige Geſchenke für den König trugen, erſchien ſie am Ufer des Meeres. Dieſe Geſchenke beſtanden in großen Körben, die mit Edelſteinen angefüllt waren, in goldenen Vaſen von vortrefflicher Arbeit, in Ambra, Korallen und Perlen; einige von den Mädchen trugen auf den Köpfen Ballen der koſtbarſten Stoffe, andere, edle Früchte, Blumen, ja ſelbſt ſeltene Vögel wurden herbeigebracht. Allein wie ward der Fee, als ſie, an der Spitze dieſes pomphaften Zuges einhermarſchirend, plötzlich das Seerohr fand, welches dem guten Prinzen ſo ähnlich ſah, daß man es für ihn ſelbſt halten mußte. Bei dieſem Anblick wurde ſie von Staunen und Schmerz ſo ſtark ergriffen, daß ſie einen furchtbaren Schrei ausſtieß, der Himmel und Erde erſchütterte, und bis zur Hölle drang. Keine Furie wäre im Stande, eine ſchreckbarere Stellung anzunehmen, als die Fee. Sie warf ſich heulend auf die vermeintliche Leiche des Königs, dann ſprang ſie wieder auf und zerriß fünfzig der ſchönſten Mädchen ihres Gefolges, die ſie dem Andenken des todten Geliebten opferte. Hierauf berief ſie eilf von ihren Schweſtern, Feen gleich ihr, und bat ſie, ihr zu helfen, dem jungen Helden ein prächtiges Trauerdenkmal zu errichten. Nicht eine kam hinter die Liſt und erkannte, daß es Rohr und keine Leiche war. Man konnte ſich wohl hierüber verwundern, da die Feen eigentlich allwiſſend ſind; aber die kluge Syrene wußte doch noch mehr.

Während die Feen nun Porphyr, Jaspis, Agat, Marmor, Statuen, Inſchriften, Gold, Bronze und andere Gegenſtände lieferten, um das Andenken des ſchönen Königs unſterblich zu machen, weil ſie ihn für geſtorben hielten, dankte dieſer der liebenswürdigen Syrene und beſchwor ſie, ihn auch ferner zu ſchützen. Dies verſprach ſie ihm auf die anmuthigſte Weiſe und verſchwand. Ihm blieb nunmehr nichts Anders übrig, als auf das ſtählerne Schloß loszugehen.

Dies that er denn auch mit großen Schritten und blickte ſtets um ſich, ob er denn nicht ſeine geliebte Prinzeſſin irgendwo entdeckte. Seine Beobachtungen wurden jedoch bald auf feindliche Weiſe geſtört. Vier ungeheure Sphinxe umgaben ihn, und würden ihn ſicherlich mit ihren ſcharfen Krallen zerriſſen haben, wenn ihm nicht das diamantne Schwert, welches ihm die Syrene übergeben hatte, gute Dienſte geleiſtet haben würde. Kaum ließ er es nur in der Luft blitzen, als die Ungeheuer ihm zu Füßen fielen. Er gab einem jeden einen tödtlichen Streich mit dem Schwerte, dann ſchritt er weiter vor. Alsbald ſtieß er auf ſechs Drachen, die mit ſolch dicken Schuppen bedeckt waren, daß kein Stahl noch Eiſen durchzudringen vermocht hätten. So fürchterlich der Anblick auch war, ſo blieb er doch kalt und unerſchrocken, und indem er ſich ſeines trefflichen Schwertes bediente, hieb er einen jeden Drachen mitten auseinander. Schon glaubte er die größten Hinderniſſe beſiegt zu haben, als ſich ihm noch bedeutendere zeigten. Vier und zwanzig ſchöne und anmuthige Nymphen kamen ihm entgegen und verſperrten ihm mit langen Blumengewinden den Weg, die ſie in der Hand hielten.

„Wo wollt Ihr hin, edler Herr? fragten ſie ihn, wir ſind an dieſem Orte als Wache beſtellt, und wenn wir Euch vorbeiließen, ſo würden uns und Euch Leiden ohne Zahl vorbehalten ſeyn. Darum, beſteht nicht darauf durchzudringen; oder wolltet Ihr Euere Hände mit dem Blute von vier und zwanzig unſchuldigen Nymphen beflecken, die Euch niemals etwas zu Leide gethan haben?“

Der König blieb bei dieſem Anblicke verwirrt und konnte ſich zu keiner Handlung entſchließen. Er, der bis jetzt es ſich zur Pflicht gemacht hatte, dem ſchönen

Geſchlechte zu dienen und in jeder Lage und Gefahr ſein getreuer Ritter zu ſeyn, er ſollte jetzt als Feind ihm gegenübertreten? Da hörte er plötzlich eine laute Stimme in ſeinem Innern: „Vernichte ſie ohne Nachſicht, oder du verlierſt deine Prinzeſſin für immer!“

Und in demſelben Augenblicke, ohne etwas zu erwidern, wirft er ſich auf ihre Blumengewinde, reißt ſie entzwei, greift ſie ſelbſt mit ſeinem Schwerte an und ſchlägt ſie in die Flucht. Dies war eines der letzten Hinderniſſe, das ſich ihm entgegenſtellte, und er trat hierauf in das anmuthige Gehölz, wo er Wunderſchön erblickt hatte. Sie ruhte wieder am Rande der Quelle, und ſah bleich und krank aus. Er nähert ſich ihr zitternd, will ſich ihr zu Füßen werfen, allein ſie entfernt ſich von ihm mit ſolchen Zeichen des Abſcheus, als ob er der gelbe Zwerg geweſen wäre.

„Verurtheilt mich nicht, ohne mich zu hören, Prinzeſſin, ſpricht er, ich war weder ungetreu, noch ſchuldig, ich bin ein Unglücklicher, der ohne ſeine Schuld Euere Ungnade auf ſich lud.“

„Grauſamer! rief ſie ſchmerzlich, ich ſah dich an der Seite einer überirdiſchen Schönheit die Lüfte durchziehen; wurdeſt du etwa zu dieſer Luftreiſe gezwungen?“

„Ja, Prinzeſſin, antwortete er, wenigſtens [illegible] ich es gegen meinen Willen. Die häßliche Fee der Wüſte begnügte ſich nicht damit, mich an einen Felſen zu feſſeln, ſondern ſie erhob ſich mit mir in ihrem Wagen, bis zu den Polen der Erde, wo ich vielleicht noch ſchmachten müßte, ohne die unverhoffte Hülfe einer wohlthätigen Syrene, die mich hieher geleitet hat. Jetzt komme ich, Prinzeſſin, um Euch den ſchändlichen Händen zu entreißen, die Euch hier gefangen halten, ſchlagt dieſe Rettung nicht aus, ſie wird Euch von dem treueſten der Liebenden zu Theil.“

Bei dieſen Worten warf er ſich vor ihr nieder, aber indem er dies that, entfiel ihm plötzlich ſein furchtbares Schwert. Der gelbe Zwerg, der ſich hinter einer Salatſtaude verſteckt hielt, erblickte kaum dieſen, für den Prinzen ſo ungünſtigen Zufall, als er auf das Schwert losſtürzte und ſich deſſelben bemächtigte.

Die Prinzeſſin ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als ſie den Zwerg ſah, allein dies trug nur dazu bei, dieſes kleine Ungeheuer noch mehr aufzubringen. Auf ſeinen Wink erſchienen zwei gewaltige Rieſen, die den König mit Ketten belaſteten.

„Jetzt, rief der Zwerg, wäre ich der Herr über Dein Leben, allein ich will großmüthig ſeyn und es Dir ſchenken, auch zugleich Dir die Freiheit geben, dieſen Ort zu verlaſſen — wenn die Prinzeſſin ohne Verweilen mir ihr Jawort ſchenkt."

„Eher will ich lieber tauſendmal ſterben!" rief der arme König.

„Du willſt ſterben? ſetzte die Prinzeſſin hinzu, nein, nimmermehr! Nichts Schrecklicheres auf Erden, als Dich todt zu wiſſen!"

„Schrecklich? und ich ſollte zugeben, daß Du das Schlachtopfer dieſes Ungeheuers wirſt?" ſagte der König.

„So wollen wir vereint ſterben!" fuhr die Prinzeſſin heldenmüthig fort.

„Nein, laſſe mir den Troſt, für Dich mein Leben geopfert zu haben! rief der König.

„Genug! ſagte die Prinzeſſin zu dem Zwerge gewandt, ich willige in Alles, was Ihr von mir verlangt habt!"

„Vor meinen Augen! jammerte der König, Grauſame! ſo ſoll ich es mit anſehen, wie Du ihm Deine Hand gibſt?"

„Nicht vor Deinen Augen, ſagte ernſt der gelbe Zwerg, ein geliebter Nebenbuhler wäre mir dabei ein zu gefährlicher Zeuge."

Mit dieſen Worten drang er auf den König ein, und ſtach ihn trotz Flehen und Thränen der Prinzeſſin mitten durch's Herz, ſo daß er ihn todt zu

Boden ſtreckte. Wunderſchön konnte dieſen Schmerz nicht ertragen; ſie fiel auf den Leichnam ihres Heißgeliebten und hauchte hier bald ihre ſchöne Seele aus. So ſtarben dieſe beiden edeln Unglücklichen, ohne daß die gute Syrene ihnen helfen konnte, denn die Kraft des Zaubers ruhte in dem Diamantenſchwerte.

Der böſe Zwerg wollte lieber die Prinzeſſin todt, als an der Seite eines Andern erblicken, und die Fee der Wüſte zerſtörte, als ſie dieſe Begebenheit erfuhr, das prächtige Trauerdenkmal, welches ſie erbaut hatte, weil ihrer früheren Liebe für den König der Goldminen jetzt ein eben ſo hoher Grad von Haß für ſein Andenken folgte.

Die hilfreiche Syrene war außer ſich vor Schmerz bei der Kunde von dieſem großen Unglück. Sie konnte keine andere Gnade für die armen Liebenden vom Schickſal erhalten, als daß Beide in Palmbäume verwandelt wurden.

Die herrlichen Körper waren fortan ſchöne Bäume, die ſtets ſich in Liebe zu einander hinneigen, ſie liebkoſen ſich gleichſam mit ihren verſchlungenen Blättern, und wie durch eine zärtliche Vereinigung pflanzen ſie ihre reine Neigung bis in Ewigkeiten fort.

Reiſe nach dem Schlaraffenland.

Nachdem wir lange auf dem ſtillen Ozean umhergeſchifft waren, erblickten wir plötzlich von Ferne eine Inſel von Zucker, mit Bergen von Compott, Felſen aus Candis, Flüſſen von Syrop, welche ſich durch die Landſchaft ergoſſen, die Einwohner, die ſehr genäſchig waren, leckten auf allen Stegen und Wegen und ſteckten die Finger erſt in die Flüſſe und dann in den Mund. Die Wälder waren von Bruſtzucker, auch gab es große Bäume, auf denen fertige Waffeln wuchſen, die der Wind herunterwehte, und gerade in den Mund der Reiſenden und Wanderer fliegen ließ. Dies alles war zwar wunderbar, aber dennoch erregten die vielen Süßigkeiten bald Eckel, wir beſchloſſen daher, in ein Land zu reiſen, wo es Ueberfluß an kräftigern Gerichten und pikanten Leckerbiſſen gebe. Man verſicherte uns, daß ſich etwa zehn

Stunden von dieſer entfernt, eine andere Inſel befinde, wo wir Bergwerke voll Schinken, Bratwürſte und ſtark gepfefferter Ragouts antreffen würden. Man grub ſie aus der Erde, wie bei uns Eiſen und Steinkohlen. Die Flüſſe beſtanden hier aus Zwiebelſauce; die äußern Mauern der Häuſer aus Paſtetenteig. Bei bedecktem Himmel regnet es dort ſehr guten Rothwein, allein bei ſchönem Wetter pflegt der Thau, als ein leichter Moſelwein etwa, ſich nieder zu ſenken. Um nun nach dieſer Inſel überzufahren, ließen wir in den Hafen zwölf Männer von großer Kraft bringen, die wir einſchläferten. Dieſe ſchnarchten ſo ſtark, daß ſie unſere Segel mit dem günſtigſten Winde ſchnellten. Es dauerte nicht lange, ſo befanden wir uns ſchon auf der andern Inſel.

Das erſte, was wir hier ſahen, waren Leute, die Appetit verkauften, denn es war natürlich, daß man in dieſem Lande ſtets überſättigt war. Eben ſo wurde von andern Schlaf verkauft. Der Preis war nach der Stunde verſchieden; ein Schlaf war theuerer als der andere; dies hing auch zum Theil von den Träumen ab, die man haben wollte. Die ſchönſten Träume waren ſehr theuer. Ich verlangte von den angenehmſten für mein gutes Geld, und da ich müde war, ſo legte ich mich bald ſchlafen. Allein kaum befand ich mich in meinem Bette, als ich ein großes Geräuſch vernahm, ich fürchtete mich und rief um Hilfe. Man ſagte mir, daß es nichts zu bedeuten habe, die Erde öffne ſich nur. Ich glaubte mich verloren, allein man beruhigte mich bald, indem man mir erzählte, daß dies jede Nacht geſchehe, um Ströme von delicater Schaumchocolade und Gefrorenem an die Oberwelt zu ſenden, damit die Leute etwas Gutes zu frühſtücken hätten. Ich ſtand ſogleich auf, um davon zu profitiren und ich muß bekennen, daß ich alles im höchſten Grade trefflich fand. Hierauf legte ich mich abermals nieder. Im Schlafe kam es mir vor, als wenn die ganze Welt aus Criſtall wäre, und als ob die Menſchen ſich von Wohlgerüchen nährten, daß ſie nur tanzten, nicht gingen, nur ſangen, wenn ſie ſich unterhalten wollten, und daß ſie Flügel hatten, um zu fliegen, und Floſſen, um die Meere zu durchſchwimmen. Allein dieſe Menſchen waren wie die Feuerſteine; wenn ſie aneinanderſtießen, ſo gaben ſie ſogleich Funken, und geriethen in Brand. Darüber konnte ich mein Lachen nicht unterdrücken. Sie waren ſo lebhaft und aufgeregt, daß ich meine Verwunderung gegen einen von ihnen äußerte, allein er zeigte mir die Fauſt und verſicherte doch dabei, daß er niemals zornig werde.

Kaum war ich aufgeſtanden, als ein Kaufmann erſchien, der mir Appetit anbot und mich zugleich fragte,

wornach ich welchen begehre, und ob er mir Magenſurrogate mit verkaufen ſolle, ſo daß ich im Stande wäre, den ganzen Tag in einem fort zu eſſen. Ich verlangte darnach. Er gab mir nun für Geld zwölf kleine Säckchen von Seidenzeug, die ich zu mir ſteckte und die mir als zwölf Magen dienen ſollten, um damit zwölf tüchtige Mahlzeiten in einem Tage verhauen zu können. Kaum war ich im Beſitze dieſer zwölf Säckchen, als ich vor Hunger faſt umfiel. Ich ſetzte mich alſo gleich zu Tiſche und ſtand nicht eher auf, bis ich mein Dutzend tüchtige Mahlzeiten im Leibe hatte. Da mich aber der Hunger zu ſehr plagte, ſo aß ich nicht eben ſehr reinlich, und dies bemerkte man, da die Einwohner der Inſel mit großer Delicateſſe und feinem Anſtande zu eſſen pflegen. Am Abend war ich müde, immer ſo zu eſſen, wie ein Pferd an der Raufe, und beſchloß daher, am andern Tage gerade das Gegentheil zu verſuchen, und mich nur von Wohlgerüchen zu nähren.

Zum Frühſtück nahm ich Orangendüfte; zu Mittag verlangte ich nach etwas Derberem: man ſervirte mir Tuberoſen und Lilien. Zum Nachtiſch hatte ich nichts als Jasmin; endlich Abends bekam ich einen großen Korb mit Reſeda, und Roſen als Souper, und daneben ſtellte man einige Fläſchchen mit riechendem Waſſer. Nachts litt ich an einer Indigeſtion;

wie konnte es auch anders ſeyn! ich hatte zu ſtarknährende Düfte zu mir genommen.

Am darauf folgenden Tage faſtete ich, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen.

Man erzählte mir, daß es in dieſem Lande eine ſeltſame Stadt gebe, und verſprach, mich dahin fahren zu laſſen, auf eine mir gewiß noch ganz unbekannte Weiſe. Ich wurde hierauf in einen leichten Stuhl von Korkholz geſetzt, der ringsherum mit Federn beſetzt war; an dieſen Stuhl ſpannte man mit ſeidenen Schnüren vier große Vögel an, ungefähr wie Strauße, doch waren ihre Flügel ihren Körpern angemeſſener. Dieſe Vögel erhoben ſich alsbald und ich regierte ſie mit Hülfe eines Zaumes. Man hatte mir geſagt, daß ich oſtwärts fahren müſſe. Zu meinen Füßen ſah ich die höchſten Gebirge, und wir flogen ſo ſchnell, daß ich faſt den Athem darüber verlor. Nach einer Stunde waren wir bei der berühmten Stadt angekommen, die ganz aus Marmor gebaut iſt, und wohl zwanzigmal ſo groß als Stuttgart war.

Die ganze Stadt iſt nur ein einziges Haus. Dies hat vier und zwanzig große Höfe, von denen ein jeder größer iſt, als der größte Marktplatz der größten Städte, und in der Mitte dieſer vierundzwanzig Höfe liegt noch ein fünf und zwanzigſter, der noch größer iſt, als alle vier und zwanzig zuſammen. Alle [illegible] nungen in dieſem Hauſe ſind gleich, denn die Einwohner ſtehen alle in demſelben Range und auf derſelben Stufe des Reichthums. Es gibt da weder Diener noch Herrſchaften, weder Arme noch Reiche, weder Vornehme noch Pöbel. Jeder bedient ſich ſelbſt, Niemand läßt ſich bedienen. Es gibt dort nur Wünſche, das ſind kleine ſchwebende Irrlichter, die einem jeden das verſchaffen, was er ſich wünſcht.

Gleich bei meiner Ankunft meldete ſich ein ſolcher dienſtbarer Geiſt bei mir, der mich beſtändig umgab und mit allem verſorgte. Kaum ließ er mir die Zeit zu wünſchen. Ich wurde ſogar bald müde, immer etwas Neues zu wünſchen, da die Erfüllung eines jeden Wunſches ſo ſchnell da war, und dies mich in beſtändiger Aufregung erhielt. Ich ſah durch dieſe Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer iſt, das Ueberflüſſige nicht zu beſitzen, als immerfort im beſtändigen Wünſchen befangen zu ſeyn, und ſich nie dem ruhigen Genuſſe hingeben zu können. Die Einwohner dieſer Stadt waren übrigens höflich und zuvorkommend. Sie nahmen mich auf, als ob ich ſchon lange zu ihnen gehört hätte. Sobald ich nur zu ſprechen anfing, erriethen ſie ſchon, was ich ſagen wollte, und kamen mir damit entgegen. Dies erregte meine Verwunderung in hohem Grade, und da bemerkte ich denn, daß ſie immer durch Zeichen miteinander ſprachen.

Sie leſen nämlich alles, was ſie denken, ſich aus den Augen, wie wir in einem Buche leſen, und wenn ſie ihre Gedanken verbergen wollen, ſo machen ſie die Augen zu.

Sie führten mich in einen Saal, wo gerade ein Concert von Wohlgerüchen ſtattfand. Sie ſtimmten dieſe, wie wir die Töne. Eine gewiſſe Zuſammenſtellung von ſtarken und ſanften Düften bildet natürlich Harmonien, die auf gleiche Weiſe die Naſe, wie unſere Concerte das Ohr kitzeln.

In dieſer Stadt beherrſchten auch die Frauen die Männer; ſie ſind Richter, Profeſſoren und Soldaten. Die Männer hingegen ſchminken ſich und bringen den ganzen Tag vor dem Spiegel zu; Abends ſpinnen, ſticken, nähen ſie, und ſie ſind in ſteter Angſt, von ihren Frauen geprügelt zu werden; deshalb ſind ſie ſehr artig und gehorſam.

Vor vielen Jahren, ſagt man, ſoll es freilich anders geweſen ſeyn, allein die Wünſche, welche die Männer ſtets ſo trefflich bedient haben, machten ſie ſo feig, faul und unwiſſend am Ende, daß die Frauen ſich ſchämten, von ihnen beherrſcht zu werden. Sie traten zuſammen, um ſich über die Mängel des Staates zu berathen. Sie legten hierauf öffentliche Schulen an, [illegible] jedoch blos die Frauen zu den Studien fortan gelaſſen wurden. Dann mußten die Männer ihnen die Waffen übergeben, allen Prozeſſen entſagen, und die öffentliche Polizei gleichfalls den Frauen überlaſſen. Dieſe gaben jetzt Geſetze, auf deren Befolgung ſie ſtreng hielten und retteten ſo das allgemeine Wohl des Staates.

Dieſes Beiſpiel nahm ich mir zu Herzen. Ich ſah jetzt deutlicher als jemals ein, daß ſtets Feſte und Vergnügungen, ſo angenehm und abwechſelnd ſie auch ſeyn mögen, dennoch den Geiſt herabſtimmen, und nicht glücklich zu machen im Stande ſind. Ich machte mich daher ſchnell aus dieſem, dem Scheine nach ſo köſtlichen und herrlichen Lande fort, und als ich wieder zu Hauſe angekommen war, fand ich in einem arbeitſamen Wirkungskreiſe, bei nicht ſehr anſtrengender Thätigkeit, reinen Sitten, mäßiger Lebensweiſe und Ausübung jeder Tugend, Glück und Geſundheit des Körpers und Geiſtes, was mir beim Wohlleben und im ſteten Rauſche der Vergnügungen nicht hatte zu Theil werden können.

Nadir und Nadine.

Zwiſchen unerſteiglichen Felſen, die ſich nur nach einem kleinen Meerbuſen hin öffnen, zieht ſich ein langes, fruchtbares, der Welt unbekanntes Thal, das die Einwohner in ihrer Sprache die ruhige Aue nennen. Es wird ſeit alten Zeiten von gutmüthigen Hirten bewohnt, die ſo glücklich ſind, keinen andern Geſetzen, als denen der Natur zu folgen. Sie haben kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, weil ſie keinen Anführer gegen ihre Feinde und keinen Richter nöthig haben, der ihre Händel entſcheide, oder ihre Verbrechen beſtrafe; denn ſie haben keinen Feind, fangen keine Händel an, und begehen keine Verbrechen; ſie ſind alle gleich und leben zuſammen wie liebende Geſchwiſter. Ihre Heerden geben ihnen Nahrung und Kleidung; ſie ſind ihr vornehmſter Reichthum, und wiewohl jede Familie ihre eigene hat, ſo werden ſie doch von den benachbarten Bergen, die bis auf einen gewiſſen Grad der Höhe fruchtbar ſind, ſo reichlich mit Weide und Futter verſehen, daß nie ein Streit deßwegen entſtehen kann.

Dieſe guten Leute ſtehen, man weiß nicht warum, unter dem Schutze eines Zauberers, der in ihrer Nachbarſchaft auf einem hohen Felſen wohnt, und dem ſie es zuſchreiben, daß ihre Thäler vor Raubthieren, und ihre Heerden vor anſteckenden Krankheiten geſichert ſind. Indeſſen muß man geſtehen, daß er ſie dieſen Schutz theuer genug bezahlen läßt: denn alle vier Jahre müſſen ihm, vermöge eines Rechtes oder Herkommens, deſſen Urſprung und Gültigkeit niemals unterſucht worden iſt, alle junge Mädchen von vierzehn Jahren vorgeführt werden; er nimmt ſie in Augenſchein, wählt ſich aus, welche ihm am beſten gefällt, und führt ſie in ſeinem Wagen davon, ohne daß man weiter etwas von ihr zu hören bekommt. Weil nun in der ruhigen Aue alle Eltern ihre Kinder ſehr zärtlich lieben, ſo iſt dieſer Tribut den guten Hirten überaus läſtig; und die Angſt, in der ſie alle vier Jahre leben, wenn die Zeit des verhängnißvollen Beſuchs herannaht, verbittert ihr Glück bedeutend. Da ſie es jedoch nicht ändern können, begnügen ſie ſich darüber zu ſeufzen, und ſuchen ſich mit dem Gedanken zu tröſten, daß der Zauberer noch immer gütig genug ſey, ſich alle vier Jahre an einem Mädchen zu begnügen: denn, ſagen ſie, was wollten wir machen, wenn er ihrer zwei oder drei mit ſich nähme, oder öfter kommen würde? Er würde es doch immer ſo zu machen wiſſen, daß er am Ende dennoch Recht behielte.

Einer von den guten Hirten dieſer Gegend hieß Sadik. Er hatte eine Tochter, die der Liebling aller ihrer Geſpielinnen war, und für das ſchönſte Mädchen im Lande gehalten wurde. Sadik hatte auch noch einen Pflegeſohn, den er, um die Zeit, da ihm ſein Weib die beſagte Tochter geboren, am Ufer des Meeres in einem Korbe gefunden, und aus Mitleiden wie ſein eigenes Kind erzogen hatte.

Die Erziehung war, wie man leicht denken kann, in dieſem kleinen Hirtenlande etwas ſehr Einfaches; was die Kinder zu lernen hatten, war wenig, aber dafür brauchten ſie, wenn ſie zu Verſtande gekommen waren, ſich keine Mühe zu geben, wieder zu vergeſſen, was ſie als Kinder gelernt hatten. Ihre Spiele beſtanden in Uebungen, die den Körper entwickeln, ihn ſtärken, geſchmeidig machen und geſund erhalten; auſſerdem lernten ſie, ſich mit wenigem zu begnügen, den Aeltern zu gehorchen, ihre Geſchwiſter und Geſpielen zu lieben, und immer die Wahrheit zu ſagen. Auch erzählten ihnen die Aeltern nach und nach, wie es die Gelegenheit gab, was ſie ſelbſt in ihrer Jugend von ihren Aeltern gehört hatten, lehrten ſie alles, was ſie ſelbſt wußten, und übten ihren Verſtand durch Fragen, worauf die Kinder die Antwort aus ihrem eigenen Kopfe finden mußten. Und ſo kam es, daß die jungen Leute in dieſem Lande ganz verſtändige und gutartige Geſchöpfe wurden, ohne daß ſie ſelbſt ſagen konnten, wie es damit zugegangen war.

Wie Nadine und Nadir (ſo hieß Tochter und Pflegeſohn des guten Sadik) ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatten, war nichts liebenswürdigers im ganzen Lande, als ſie; aber auch ſie hatten ſich geliebt, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, ihr Herz deswegen zur Rechenſchaft zu ziehen; ihre Liebe war ihnen immer eben ſo natürlich geweſen, wie das Athemholen, und nun fand ſichs, daß ſie ihnen auch eben ſo unentbehrlich war. Sadik, der in ihren Herzen wie in ſeinem eigenen las, hatte immer ſeine Freude an ihrer gegenſeitigen Neigung gehabt; und da er keinen Begriff von einem glücklichern Leben, als das in dieſen Thälern hatte: ſo fiel ihm auch nicht ein, daß er etwas beſſeres für Nadir thun könnte, als ihn mit Nadine zu vereinigen, obwohl er vielleicht zu einem glänzendern Glücke geboren ſeyn möchte. Ihre Verbindung war alſo eine beſchloſſene Sache die ganze Gegend nahm Antheil daran: aber noch ſtand ihr ein Hinderniß im Wege, das ſie zuweilen mit Angſt erfüllte. Der Zauberer Aſtramond hatte Nadine noch nicht geſehen, ſeitdem ſie das vierzehnte Jahr zurückgelegt: die Zeit der Muſterung rückte immer näher; endlich war ſie ſo nahe, daß man ſchon die Anſtalten dazu machte, und von nichts anderm ſprach, als wer wohl die Unglückliche ſeyn möchte, auf die ſeine Wahl fallen werde? Nadine war nicht ſehr unruhig, denn ſie meinte, daß die meiſten ihrer Geſpielinnen ſchöner als ſie ſeyen, und daher den Vorzug vor ihr erhalten müßten; aber Nadir dachte anders. Er fand es ganz unmöglich, daß der Zauberer eine andre wählen könnte, als Nadine. Die junge Schäferin hatte eine geheime Freude an Nadirs Unruhe, weil ſie ihr ein Beweis ſeiner Liebe war: aber da die letzten Tage vor der Muſterung herbei kamen, fing auch ſie zu fürchten an; und der Gedanke, es ſey doch wohl nicht unmöglich, daß ſie von ihrem Geliebten getrennt werden könnte, erfüllte ſie mit Bangigkeit. Sie ſchwur ihm tauſendmal, daß ſie lieber ſterben als dem Zauberer angehören wollte, und dies war freilich einiger Troſt für Nadir: aber weil es ihm unmöglich war, ſein Unglück nicht für etwas ganz Gewiſſes anzuſehen, ſo brachte er die letzten vierzehn Nächte hin, ohne ein Auge ſchließen zu können. Nadine erging es nicht beſſer, und ehe dieſe Zeit noch vorüber war, ſahen beide ſo elend aus, daß ſie nicht mehr kenntlich waren.

Am letzten Morgen vor dem gefürchteten Tage ging Nadir mit Anbruch der Morgenröthe zu Nadine, und ſagte zu ihr: „Liebe Nadine, ich habe dir einen Vorſchlag zu machen. Der Zauberer wird dich haben wollen, ſobald er dich ſieht, das iſt ausgemacht; wir können gar nicht hoffen, daß er eine andere wähle als dich: aber vielleicht iſt er kein hartherziger Mann; er weiß nichts von unſrer Liebe, er weiß nicht, daß ſeine Wahl das Todesurtheil eines Menſchen iſt, der ihn nie beleidigt hat. Ich will ihm entgegen gehen, will ihm zu Füßen fallen, will ihn mit Thränen um die einzige Gnade bitten, dich nicht zu ſehen, und zu erlauben, daß du von der Muſterung wegbleibſt. Entweder ſterbe ich zu ſeinen Füßen, oder ich erweiche ihn. Kurz, liebſte Nadine, wir haben keinen andern Ausweg: ſieht er dich, ſo biſt du für mich verloren! —

Während Nadir ſo redete, brach ſeine Geliebte gleichfalls in Thränen aus; Thränen der Zärtlichkeit, die ihrem Herzen eine ſchmerzliche Erleichterung verſchafften, und in das ſeinige den Troſt, geliebt zu ſeyn, wie einen heilenden Balſam träufelten. Der Gedanke ihres Geliebten kam Nadine ganz vernünftig vor, denn ſie begriff nicht, wie man Nadir etwas abſchlagen könnte: aber der alte Sadik, ohne deſſen Einwilligung ſie gleichwohl nichts thun wollten, mißbilligte dieſes Vorhaben gänzlich.

„Ihr bildet euch ein, alle Herzen ſeyen wie das eurige, ſagte er: Hier, in dieſen Thälern, meine Kinder, iſt es wohl ſo; aber draußen in der Welt iſt alles ganz anders als bei uns. Wir kennen nichts als die unverdorbene Natur, aber die übrige Welt hat ihr Geſchäft daraus gemacht, ſie zu erſticken oder zu verfälſchen. Der Schritt, den ihr thun wollt, würde keine andre Wirkung auf Aſtramond haben; als ihn deſto neugieriger zu machen. Erwartet euer Schickſal in Geduld, meine Kinder, und hoffet das Beſte von den unſichtbaren Mächten, die den guten Menſchen hold ſind.“ —

Die armen Kinder, denen jezt der lezte Strahl von Hoffnung verſchwunden war, fühlten, wie wenig dieſer Troſt in einem Falle, wie der ihrige, vermag, und brachten den Reſt des Tages und die Nacht in unausſprechlicher Beängſtigung zu.

Endlich erſchien der Morgen, der ihnen und allen Liebenden der ruhigen Aue ſo ſchrecklich war. Alle Mädchen über vierzehn Jahren wurden in einem großen Saal von grünen Zweigen, der mitten auf der Aue errichtet war, in Reihen geſtellt. Der Zauberer ſelbſt hatte es ſo angeordnet, daß der Saal kein anderes Licht empfing, als von oben, damit es ſich auf alle Geſichter gleich vertheilte. Auſſen um den Saal ſtanden alle die jungen Hirten, deren Mädchen in demſelben eingeſchloſſen waren. Die Angſt, ihre Geliebten zu verlieren, war auf allen Geſichtern und in allen ihren Bewegungen ſichtbar. Man hörte überall nichts, als ein dumpfes Gemurmel, und ſie zitterten und ſchwankten wie junge Bäumchen, die vom Sturm geſchüttelt werden. Mitten unter ihnen bemerkte man Nadir todtenblaß, und die Furcht, Nadine zu verlieren, hatte ſein ſchönes Geſicht gänzlich entſtellt. Der Zauberer wurde mit Ungeduld erwartet; endlich erſchien er, und trat in den Saal. Seine Geſichtszüge kündigten Güte, und ſein ganzes Betragen Ruhe an; ein Ausdruck von ſanfter Traurigkeit war über ſeine ganze Perſon verbreitet; er zeigte wenig Luſt, eine Wahl zu treffen, und ſeine Augen ſchweiften ziemlich gleichgültig über die reizende Verſammlung hin. Dieſe Stimmung des Zauberers, welche von keiner anweſenden Perſon unbemerkt blieb, beruhigte die zärtliche Nadine, und gab ihr den Muth, eine Bewegung zu machen, wodurch ſie Gefahr lief, bemerkt zu werden.

Der alte Sadik hatte neben dem Korbe, in dem Nadir als Kind an's Ufer getrieben worden war, auch einen kleinen ſchwarzen Hund gefunden. Dieſes Thierchen hatte ſowohl damals, da es neben dem

Korbe herſchwamm, und alle ſeine Kräfte anſtrengte, ihn unbeſchädigt an den Strand zu bringen, als in der Folge bei allen Gelegenheiten ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit gezeigt, daß Nadir, dem es auf eine auſſerordentliche Art ergeben war, ſich nicht aus dem Kopfe bringen ließ, es müßte mehr als ein gewöhnlicher Hund, und vielleicht eine Fee ſeyn, die, aus welcher Urſache es auch geſchehen möchte, ſich in dieſer Geſtalt ſeinem Dienſte gewidmet hätte. Es war nichts, das er ſeinem kleinen Hündchen nicht zutraute. Er hatte daher auch gewollt, daß Nadine das Hündchen mit ſich in den grünen Saal nehmen ſollte, in der Hoffnung, es werde ſeine Geliebte vor der Gefahr, die ſie liefe, zu ſchützen wiſſen. Das kleine Thier hatte ſich auch bisher ganz ruhig gehalten: aber ſobald es den Zauberer hereintreten ſah, fing es an, am ganzen Leibe zu zittern, und ſchien entfliehen zu wollen, Nadine, von welcher es ſich ſchon einige Schritte entfernt hatte, beſorgte es zu verlieren, und verließ ihren Platz, um es auf ihren Arm zu nehmen. Dieſe Bewegung machte den Zauberer aufmerkſam; er näherte ſich, und ſtand Nadine gegenüber, eben da ſie ſich wieder aufgerichtet und das Hündchen auf den Arm genommen hatte. Man bemerkte, daß Aſtramond plötzlich in Bewegung gerieth; er wurde feuerroth, und niemand zweifelte, daß eine für Nadine gefaßte heftige Neigung die Urſache davon ſey. In der That berührte er ſie mit ſeinem Stabe, und in einem Augenblicke befand ſie ſich an Aſtramonds Seite in einem Wagen, der ſogleich von einer Wolke den Augen der Nachblickenden entrückt wurde.

Alle übrigen Schäferinnen liefen nun aus dem Saal, und die entzückten Jünglinge, die von Aſtramond nun nichts mehr zu befürchten hatten, umarmten ſie freudig. In wenig Augenblicken aber drängten ſich alle dieſe Glücklichen um Nadir her, der auf die Nachricht von der Wahl des Zauberers in Ohnmacht gefallen war, und nach Hauſe getragen wurde, ehe man ihn wieder zur Beſinnung bringen konnte. Die erſten Lebenszeichen, die er von ſich gab, waren Ausbrüche der Verzweiflung: ſeine Reden waren ohne Zuſammenhang. Der tiefe Schmerz, worin er Nadinens Eltern verſunken ſah, brachte ihn allmählig zu ſich ſelbſt; auch ſein Schmerz wurde gelaſſen; es kam endlich dazu, daß er ſich beklagen, daß er weinen konnte; und zuletzt vermochte das Bitten ſeiner Pflegeltern ſo viel über ihn, daß er einen ſchwachen Funken von Hoffnung zu nähren anfing, und ſein Leben zu erhalten beſchloß, weil er es für möglich zu halten anfing, ſeine geliebte Nadine wieder zu finden und den Zauberer zu erweichen. In wenigen Tagen wirkte dieſer Gedanke ſchon ſo gewaltig auf ſeine

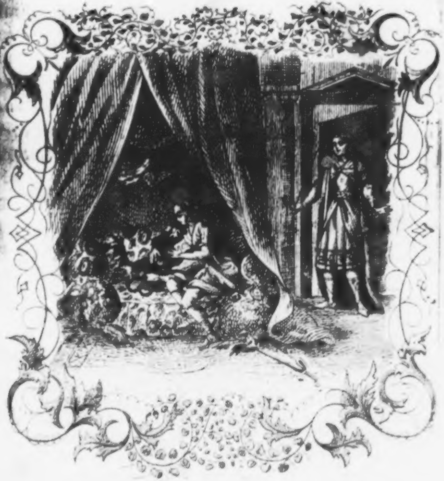
Einbildungkraft, daß er dem alten Sadik ſeinen Entſchluß entdeckte, ſie ſo lange zu ſuchen, bis er ſie gefunden hätte. Keine Vorſtellungen, kein Bitten, keine Gefahren konnten ihn zurückhalten; man mochte ihn noch ſo ſehr verſichern, daß Aſtramonds Aufenthalt unzugänglich, daß er ſogar den Augen eines Sterblichen unerreichbar ſey; es half alles nichts: er machte ſich auf den Weg, und ließ das Hirtenthal in allgemeiner Betrübniß über ſeinen Verluſt und ſein Unglück. Sadik und ſeine Gattin wollten ihn begleiten; aber er erlaubte ihnen nicht, weiter mit zu gehen, als bis an die Berge, wo er den zärtlichſten Abſchied von ihnen nahm, um ſich in ein Labyrinth pfadloſer Felſen zu wagen, welche vor ihm keines Menſchen Fuß betreten hatte, und wo der Tod das Einzige war, was er zu finden gewiß ſeyn konnte.

* * *

Hier war es, wo er zum erſtenmale bemerkte, daß er mit Nadine auch ſein Hündchen verloren hatte, deſſen Treue und wunderbare Gaben ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage ſo wohl zu ſtatten gekommen ſeyn würden. Dieſer Umſtand vermehrte ſeinen Kummer, ohne ſeinen Entſchluß wankend zu machen. Er ſtieg und kletterte zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, ohne zu wiſſen, wo er hinkam, und beinahe ohne ſich aufzuhalten. Waldſtröme löſchten ſeinen Durſt, einige wilde Früchte waren ſeine Nahrung, und wenn die Finſterniß der Nacht und die Ermattung ihn nöthigten zu ruhen, ſo warf er ſich unter einer hohlen Klippe auf den harten Stein, um etliche Stunden ſchlaflos oder in ängſtlichen Träumen hinzubringen. Der unglückliche Jüngling merkte nicht, daß er in dieſen ſchrecklichen Felſen immer nur im Kreiſe ging; ſein Kopf war zu verwirrt, um auf ſeinen Weg Acht zu geben, und nach einem achttägigen beinahe ununterbrochenen Marſch ward er endlich mit Schrecken gewahr, daß er ſich kaum hundert Schritte von dem Orte befand, wo er von Sadik Abſchied genommen hatte. Der Schmerz, der ihn bei dieſer Entdeckung befiel, und der Gedanke, ſo viele Zeit gänzlich für ſeinen Zweck verloren zu haben, hätte ihn zu einem verzweifelten Entſchluß bringen können, wenn er noch ſo viel Kräfte übrig gehabt hätte, ihn auszuführen: aber ſo abgemattet und erſchöpft als er war, blieb ihm einige Augenblicke nichts, als das Gefühl ſeines Elends. Bald überwältigte ihn auch dieſes: er ſank zu Boden, ſeine Sinne verließen ihn, und aller Wahrſcheinlichkeit nach hätte der arme Unglückliche in dieſer Ohnmacht das Ende ſeines Lebens finden ſollen.

Dennoch kam er wieder zu ſich ſelbſt; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er nun gewahr wurde, daß er in einem prächtigen Gemach auf einem ſchönen Bette lag, zu deſſen Füßen er ſein ſchwarz und weißes Hündchen, und zur Seite eine weiße Taube von außerordentlicher Schönheit erblickte. Bei dieſem Anblick fühlte er ſich von der innigſten Freude durchdrungen; er küßte das Hündchen tauſendmal mit Entzücken, und fragte es, ob es ihm keine Nachricht von ſeiner lieben Nadine geben könne. Bei dieſem Namen ſchlug die Taube mit den Flügeln, und das Hündchen ſchien durch ſeine Bewegungen die fröhlichſten Nachrichten anzukündigen. Nadir konnte es nicht müde werden, dieſen Thierchen Liebkoſungen zu ſpenden, und fühlte mit jedem Augenblicke Ruhe und Hoffnung in ſeinem Gemüthe wieder aufleben, als plötzlich ein Mann von majeſtätiſchem Anſehen in das Zimmer trat. „Du ſiehſt, ſagte er zu Nadir, indem er ſich dem Bette näherte, denjenigen vor dir, der dir das Leben gerettet; aber es iſt zugleich derſelbe, der dir Nadine und dein Hündchen entriſſen hat.“

Bei dieſen Worten ſprang Nadir vom Bette auf, und warf ſich dem Zauberer zu Füßen. Er war nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen; der kleine Hund und die Taube ſchienen zu weinen und ſogar der Zauberer war gerührt. Aber er hob Nadir freundlich auf, und ſprach: „Du betrachteſt mich als einen ſtrengen Richter, von dem dein Leben oder



dein Tod abhängt; und du ſelbſt biſt doch ſo nothwendig zu meinem Glücke, als ich zu dem deinigen. Liebe immerhin Nadine, wie ſie dich liebt; ich werde euch nicht entgegen ſeyn; aber beſitzen kannſt du ſie nie, wenn du mir nicht den Ring der Gewalt überlieferſt, der im Palaſte des Geiſterkönigs verwahrt wird. Gehe, und wenn du ſieben Tage lang gegen Mittag gegangen biſt, wirſt du vor dieſem Palaſte anlangen. Nimm daſelbſt den Ring in Empfang, den man dir nicht verweigern wird; und ſey gewiß, wenn du mir ihn eingehändigt haben wirſt, ſollſt du Nadine erhalten, um nie wieder von ihr getrennt zu werden. Noch kann ich dir aber weder dein Hündchen noch die Taube verabfolgen laſſen: aber ich bewahre dir beide getreulich auf. Gehe, und ſey nochmals verſichert, daß ihr Glück und das meinige, eben ſo wohl als das deinige, davon abhängt, daß deine Unternehmung dir wohl gelinge!“

Dieſe Rede des Zauberers gab Nadir Muth; er dankte ihm für ſeinen guten Willen, und erbot ſich mit Freuden, ihm den wundervollen Ring zu verſchaffen, und wenn er ihn auch aus dem Mittelpunkt der Erde holen müßte, wenn nur Nadine die Belohnung ſeyn ſollte. Er bezeigte freilich große Luſt, das Hündchen und die Taube, für die er eine ſonderbare Zuneigung gefaßt hatte, mitzunehmen: aber der Zauberer fand nicht für gut, ihm zu willfahren, und Nadir mußte ſich gefallen laſſen, allein abzureiſen.

Aſtramond hatte ihm Eile empfohlen, die ihn Tag und Nacht anſpornte. Er machte ſo große Schritte, daß er ſchon am Morgen des ſiebenten Tages den Palaſt des Geiſterkönigs erblickte, der, wegen des Funkelns der Edelſteine, woraus er erbaut iſt, in großer Ferne ſchon zu ſehen war. Dieſer Anblick verdoppelte ſeine Ungeduld, aber ſeine Kräfte verſagten ihm auf einmal, da er ſie aufs neue anſtrengen wollte; er fühlte ſich erſchöpft, und war genöthigt, ſich unter einen Palmbaum zu legen. Er ſchlief ein. — Als er erwachte, ſah er ſich, zu ſeiner Verwunderung, unter einem Zelt von goldenem Stoffe auf einem reichen Sopha, an deſſen einem Ende ein Mann von düſterm aber vornehmem Ausſehen ſaß, deſſen Züge einige Aehnlichkeit mit denen Aſtramonds hatten, der mit ruhigem Ton zu ihm ſagte: „Du ſiehſt ein unglückliches Opfer der Bosheit Aſtramonds vor dir. Dieſer Grauſame iſt mein Bruder; aber die Gefühle der Natur ſind ihm etwas Unbekanntes, und er verfolgt mich ſeit dem Augenblicke meiner Geburt. Wir ſind einander an Macht gleich; er hat mich der meinigen nicht berauben können; aber er hat mir noch Schlimmeres zugefügt: er hat mir meine

Geliebte geraubt. — Du ſeufzeſt? fuhr er fort, da er den Eindruck ſah, den dieſes Wort auf Nadir machte: Laß uns unſre Thränen und unſre Rache vereinigen! Er hält die Fee, die ich liebe, unter der Geſtalt eines ſchwarz und weiß gefleckten Hündchens und deine Nadine in Geſtalt einer weißen Taube gefangen: aber der Ring der Gewalt kann uns beiden helfen. Weder er noch ich können Beſitzer desſelben ſeyn: dir allein, liebenswürdiger und unglücklicher Nadir, iſt er aufbehalten. Bediene dich ſeiner zu unſerm Glücke und zu unſerer Rache. Sobald du im Beſitze des Ringes biſt, brauchſt du nur zu wünſchen in meinem Palaſte zu ſeyn, und du wirſt im Nu dahin verſetzt werden. Du wirſt mir den Ring anvertrauen, und in einem Augenblicke ſoll der grauſame Feind unſerer Liebe geſtraft, und Nadine in deinen Armen ſeyn. Du haſt dann nichts mehr von Aſtramond zu befürchten: der Ring macht dich zu ſeinem Herrn; und, da man ihn nie anders als mit dem freien Willen des Beſitzers erhalten kann, ſo würde jeder Verſuch, ihn dir mit Gewalt zu nehmen, fruchtlos ſeyn. Lebe wohl, lieber Nadir! Ich könnte dir noch mehr ſagen, könnte dich mit einem Namen nennen, der dir Liebe und Ehrerbietung einflößen würde; aber ich will alles blos deiner Dankbarkeit und deinem Mitleiden ſchuldig ſeyn.

Verliere nun keine Zeit, und wenn du den Dienſt erkennſt, den ich dir leiſte, indem ich dich mit den Urſachen deines Unglücks und den Mitteln, dir zu helfen, bekannt mache, ſo vergiß nicht, mich an deinem Glücke Theil nehmen zu laſſen! Ich erwarte dich morgen in meinem Palaſte.“

Mit dieſen Worten verſchwand der Unbekannte, ohne Nadir zu einer Antwort Zeit zu laſſen, der ſich in keiner kleinen Unruhe befand, indem er ſich bemühte, alles, was er gehört hatte, wieder ins Gedächtniß zu rufen. Sein gutes Herz, dem Argwohn ſo fremd war als Betrug, neigte ſich ſchon auf die Seite dieſes Unbekannten, blos weil er unglücklich war; überdieß ſchien ihn ſein eigener Vortheil mit demſelben zu verbinden, und wie zurückhaltend er ſich auch ausgedrückt hatte, ſo glaubte Nadir doch zu merken, daß er am Ende wohl gar ſein Vater ſey. Dieſe Vermuthung ſchien ſehr gut zu der Erzählung zu ſtimmen, die ihm Sadik von den Umſtänden gemacht hatte, worin er ihn gefunden, und wie ihn das kleine Hündchen zum Geſtade begleitet hatte, das ohne Zweifel ſeine Mutter, und von Aſtramond, wie der Unbekannte ſagte, verwandelt worden war. Alles dies gab Nadir ſo viel zu denken, daß er ſeinen Weg ziemlich langſam fortſetzte, und daher erſt mit Einbruch der Nacht in dem Palaſte ankam, wo der

Geiſterkönig ſeinen Hof hielt, und alle Begebenheiten in der Welt nach ſeinem Belieben lenkte, weil die unſichtbaren Mächte, welche die Hand im Spiele hatten, von ſeinen Winken abhingen. Nadir wurde auf ſeinen Befehl wohl aufgenommen, und, als es Schlafenszeit war, in das Traum-Gemach geführt; etwas, das nur denen wiederfuhr, die der Geiſterkönig vorzüglich begünſtigte. Den Menſchen ihr künftiges Schickſal ganz zu enthüllen, iſt ihren unſichtbaren Beſchützern nicht erlaubt: aber ſie dürfen denen, welche ſie deſſen würdig achten, einen Fingerzeig geben, der ſie aufmerkſam macht, ohne ſie gänzlich zu belehren; und ſie thun dies gemeiniglich durch Träume. Nadir, der von der Reiſe müde war, legte ſich auf eine mit Sammt beſchlagene Eſtrade, und entſchlief. Gegen das Ende der Nacht, wenn die Träume den lebhafteſten Eindruck zu machen pflegen, kam es ihm vor, er befinde ſich wieder in der nämlichen Ebene, wo er Tages zuvor den Unbekannten unter dem goldenen Zelte angetroffen hatte. Er war nicht allein. Zu ſeiner Linken ſtand der Zauberer Aſtramond, der ihn bei der Hand hielt; zur Linken Aſtramonds ein ehrwürdiger Greis, und neben dieſem ein Mann, den er ſogleich für eben den erkannte, deſſen Bekanntſchaft er geſtern unter dem Zelte gemacht hatte. Ihnen gegenüber ſah er einen Mann, der, ungeachtet ſeiner menſchlichen Geſtalt, etwas ſo Großes und Uebermenſchliches in ſeinem ganzen Weſen hatte, daß Nadir von ſeinem Anblick eben ſo geblendet wurde, als ob er in die Sonne geſehen hätte. Dieſer Mann empfing aus der Hand des Greiſes einen Ring mit einem geſchnittenen Türkis, den er Nadir überreichte. Kaum hatte dieſer den Ring am Finger, ſo verſchwand dieſer Mann, der Greis und Aſtramond, und Nadir blieb einen Augenblick allein. Aber ehe er ſich aus ſeiner Verwunderung erholen konnte, ſah er den Unbekannten, der Nadine an der Hand hatte, und ſie ihm mit freundlichem Blicke zuzuführen ſchien. Er flog ihnen mit Entzücken entgegen: aber kaum hatte er ſie berührt, ſo verwandelte ſich Nadine in eine andere Perſon, und der Unbekannte verſank in die Erde. Die Beſtürzung über einen ſo unerwarteten Ausgang, weckte Nadir aus ſeinem Traume, aber alle Erſcheinungen deſſelben ſtanden noch ſo lebendig vor ſeiner Seele da, daß es ihm beinahe unmöglich war, ſie für einen bloßen Traum zu halten. Er verfiel darüber in tiefes Nachdenken, und bemühte ſich, ſeinen Traum mit der Rede des Unbekannten, der ſelbſt darin erſchienen war, zu vereinigen; aber er fand es ſchwer, aus allen ſeinen Ideen ein Ganzes zu machen, und arbeitete noch vergebens daran, als er berufen wurde, vor dem Geiſterkönige zu erſcheinen. Beim erſten Blicke erkannte Nadir den Mann in ihm, den er in ſeinem Traume den Türkis aus der Hand des Greiſes empfangen geſehen, und wie er damals ſchon von ſeinem Anblick wie geblendet worden war, ſo würde er jetzt, da er den mächtigſten der Geiſter (wiewohl in menſchlicher Hülle) wirklich vor ſich ſah, ſeine Gegenwart kaum ausgehalten haben, wenn er ſelbſt ihm nicht mit einem Blick voll Milde und Huld entgegen gekommen wäre.

„Ich kenne dich, Jüngling, ſprach er zu ihm, und liebe dich, weil du edel biſt und gut. Sey auch weiſe, und hüte dich vor Fallſtricken, die dir gelegt ſind. Vergiß niemals empfangene Wohlthaten, wenn du gleich von derſelben Hand Unrecht erlitten hätteſt. Du biſt im Begriffe, der Beſitzer eines Schatzes zu werden, der dir zugehört, und der dich mächtiger machen wird, als die größten Könige der Erde. Sey immer eingedenk, daß Macht ohne Gerechtigkeit weder ihrem Beſitzer noch andern wohlthätig iſt, und daß Gerechtigkeit eine genaue Kenntniß der Wahrheit vorausſetzt. Nimm meine Warnungen zu Herzen, lieber Nadir! Traue nie dem äußern Schein, ſiehe alles ſelbſt, und thue alles ſelbſt, ſo viel es nur immer möglich iſt: nur dadurch wirſt du bald dich ſelbſt und alles, was ein Recht auf deine Liebe hat, glücklich machen."

Mit dieſen Worten überreichte er ihm den Talisman; aber wie groß war die Verwirrung, in welche Nadir gerieth, da er den Türkis mit den eingegrabenen magiſchen Zeichen für eben den erkannte, den er im Traum empfangen hatte!

„Nimm ihn hin, Nadir, fuhr der Geiſterkönig fort, wie er den Jüngling mit niedergeſenktem Blicke zaudern ſah, nimm was dein iſt, und denke an nichts, als wie du ihn wohl gebrauchen willſt! Erinnere dich deines Traumes und meiner Warnungen! Ich weiß, wohin du gehſt: Säume nicht, dein Schickſal wird ſich dort entwickeln." —

Nadir empfing den Ring mit Ehrfurcht aus der Hand des Geiſterkönigs, und da er ſich in den Palaſt des unbekannten Zauberers wünſchte, ſah er auf einmal, daß er wirklich ſchon dort ſey. Dieſer Palaſt wich an Pracht und Schönheit keinem andern Zauberſchloſſe der Welt, und war mit einer Menge ſehr ſchöner Perſonen beiderlei Geſchlechts angefüllt, in deren Mitte der Zauberer Nadir entgegen kam. Dieſer ganze Hof hatte mit allem ſeinem Glanze ein ſo trauriges Ausſehen, daß es Nadir, wie unerfahren er auch war, hätte auffallen müſſen; wenn ihm der Herr des Palaſtes Zeit dazu gelaſſen hätte. Aber dieſer bemächtigte ſich ſeiner ſogleich mit der verbindlichſten Freundlichkeit, und, nachdem er ihm alle Herrlichkeiten ſeines Palaſtes, die von keiner geringen Macht zeugten, gewieſen hatte, führte er ihn in einen prächtigen Garten, ſetzte ſich mit ihm in eine einſame Laube, und fing damit an, daß er ihm zu dem Schatze, der ihm zu Theil geworden war, in Ausdrücken, die eine mehr als gewöhnliche Theilnahme und Zärtlichkeit zu verrathen ſchienen, Glück wünſchte; aber ihn zugleich zu überreden ſuchte, ihm den magiſchen Ring anzuvertrauen, um Nadine in Freiheit zu ſetzen und den Verräther Aſtramond zu beſtrafen. Wie groß auch immer die Gewalt ſey, die dieſer Ring ſeinem Beſitzer mittheile, ſo würde ſie ihm doch, ſagte er, gegen Aſtramond wenig helfen, weil er ſich ihrer nicht zu bedienen wiſſe; man müſſe hiezu in den Geheimniſſen der Magie eingeweiht ſeyn, und ohne dieſe Kunſt ſeyen die mächtigſten Talismane nichts. Nadir habe ſich nicht das geringſte Bedenken zu machen, ihm dieſes Vertrauen zu ſchenken, da er ſolches unmöglich mißbrauchen könnte, wenn er es auch zu wollen fähig wäre, indem keine Macht in der Welt ihm den Ring wider ſeinen Willen rauben oder vorenthalten könne. Sie hätten gleiches Intereſſe, gleiche Hoffnungen, und natürlicher Weiſe müßte auch ihre Rache gemeinſchaftlich ſeyn.

Er ſelbſt beſitze alle die Kenntniſſe und Erfahrung, die ihr Vorhaben erfordere, und wofern ihm Nadir ſeinen Talisman ſogleich anvertrauen wolle, ſo ſollte er noch vor dem völligen Untergange der Sonne ihren gemeinſchaftlichen Feind zu ſeinen Füßen und Nadine in ſeinen Armen ſehen.

Der Zauberer ſah nach dieſer Rede dem Jüngling ſehr ſcharf in die Augen, und erwartete ſtillſchweigend ſeine Antwort, mit welcher aber Nadir ſich nicht übereilen wollte. Er erinnerte ſich ſeines Traumes und der Warnungen des Geiſterkönigs, der ihm ſo ernſtlich empfohlen hatte, dem Scheine nicht zu trauen und alles, was er könne, ſelbſt zu thun. Ueberdies glaubte er in den Reden und dem Betragen des Unbekannten Heimlichkeiten zu finden, die ihm eine beſondere Abſicht zu verrathen ſchienen. Er begriff nicht, warum dieſer Mann ſich nicht geradezu als ſeinen Vater zu erkennen gab, wie er es ſchon bei ihrer erſten Unterredung und jetzt abermals zu verſtehen gegeben hatte. Kurz, Nadir faßte, nachdem er alles wohl überlegt hatte, den Entſchluß, ſeinen Ring nicht von der Hand zu laſſen, und ſeinen und Nadinens Qualen mit Hülfe deſſelben ſelbſt ein Ende zu machen. Der Zauberer aber ſchien damit ſehr übel zufrieden zu ſeyn, ſeine Stirne zog ſich einen Augenblick zuſammen; aber er brauchte auch nicht mehr als dieſen Augenblick, um ſeinem Geſichte wieder die vorige Heiterkeit zu geben. Mit der treuherzigſten Miene von der Welt, und ohne ſich über Nadirs Eigenſinn zu beſchweren, begnügte er ſich, ihm zu ſagen, daß der Weg, den er einſchlagen wolle, der längſte und unſicherſte ſey. „Das ſchwerſte iſt nicht, Nadine wieder zu bekommen, fuhr er fort, das getraue ich mir wohl allein durch meine Kunſt zu bewerkſtelligen; aber was kann uns das helfen, wenn wir Aſtramond nicht außer Stand ſetzen, ſie noch einmal zu entführen? der Ring, deſſen Beſitzer du biſt, dieſer Ring allein iſt ſtärker als alle Beſchwörungen Aſtramonds: aber dir fehlt es an der Wiſſenſchaft, den gehörigen Gebrauch davon zu machen; dein Mißtrauen hilft alſo zu nichts, als dein Glück und das meinige aufzuhalten. Indeſſen ſoll dies meinen Eifer, dir zu dienen, nicht erkälten, und ich hoffe, bevor die Sonne wieder aufgegangen ſeyn wird, dir Nadine wieder verſchafft zu haben. Vielleicht wird mir dieſe neue Probe meiner Liebe deine Freundſchaft verdienen, und du wirſt nicht länger glauben gegen die Klugheit zu handeln, wenn du mir dieſen mächtigen Ring anvertraueſt, deſſen ſehr ſchwerer Gebrauch allein mein Glück machen und das deinige befeſtigen kann.“

Nach dieſen Worten klatſchte der Zauberer in die

Hand, und ſogleich eilte ſein ganzer Hof herbei, ſeine Befehle zu vernehmen.

„Meine Freunde, ſagte er zu ihnen, ich empfehle euch meinen liebenswürdigen Gaſt; wendet in meiner Abweſenheit alles, an ſeine Schwermuth zu zerſtreuen, und ihm ſo viel Vergnügen zu machen, als ihr nur immer im Stande ſeyd.“

Er forderte hierauf ſeinen Wagen, beſtieg ihn, und erhob ſich in die Lüfte, wo man ihn bald aus den Augen verlor. Nadir kehrte in den Palaſt zurück; aber das Nachſinnen über alle die Wunderdinge, die ihm begegnet waren, und die Ungewißheit, was er davon denken und wozu er ſich entſchließen ſollte, ließen ihn wenig Antheil an den Vergnügungen nehmen, die man ihm zu machen ſuchte. Man zeigte ihm alle die ſchönen und ſeltenen Dinge, womit der Palaſt angefüllt war, und führte ihn endlich in einen herrlich beleuchteten Saal, wo eine köſtliche Tafel für ihn gedeckt war, bei welcher die Höflinge des Zauberers ihn bedienten, und alle die ſchönen Perſonen, die in dieſem bezauberten Orte beiſammen waren, ſich um die Wette beſtrebten, ihn mit Muſik und Tänzen zu unterhalten. Aber das alles machte nur einen ſchwachen Eindruck auf ſeine Sinne. Hingegen fiel ihm der Zwang und die Traurigkeit, die er auf allen Geſichtern ausgedrückt ſah, deſto ſtärker auf, je mehr dieß der Beeiferung, ihm Vergnügen zu machen, widerſprach; und, ſobald er es nur mit Anſtand thun konnte, ſtand er von der Tafel auf, bedankte ſich höflich gegen die Perſonen, die ſich ſo viele Mühe für ihn gegeben hatten, und ließ ſich in das für ihn bereitete Schlafgemach führen. Kaum glaubte er allein zu ſeyn und ſich ſeinen Gedanken ungeſtört überlaſſen zu können, ſo öffnete ſich die Thür, und, man ſtelle ſich ſein Entzücken vor, als er Nadine an der Hand des Zauberers hereintreten ſah. In dieſem Augenblicke verlor ſich ſeine Unruhe, die reinſte Freude durchdrang ſeine Seele, er flog ſeiner geliebten Schäferin entgegen, umfaßte ſie mit Thränen im Auge, und konnte nur Töne des Entzückens und abgebrochene Worte ſtammeln, ſo ſehr war er vor Zärtlichkeit und Freude außer ſich. Nadine hob ihn auf, indem ſie ihm ihre Hand zu küſſen erlaubte, und ſprach zu ihm mit einem Ausdruck, der mehr Sanftheit und Sittſamkeit als Freude zeigte: „Nadir, wenn du in meiner Seele lieſt, ſo wirſt du ſehen, wie gerührt ich bin, und wie ſehr die Empfindungen, die ich bei dir errege, auch die meinigen ſind. Aber in dieſem Augenblicke ſey unſere erſte Sorge, die Pflichten der Freundſchaft zu befriedigen. Oder wollte Nadir undankbar gegen ſeinen Wohlthäter ſeyn? Laß uns ihm zu Füßen fallen und ſeine Wohlthaten mit der Erkenntlichkeit annehmen, die wir ihm dafür ſchuldig ſind.“

„Nein, unterbrach ſie hier der Zauberer, du biſt mir nichts ſchuldig, Nadir; ich habe für mich ſelbſt gethan, was ich für dich that, vielleicht wirſt du mir nun dein Vertrauen ſchenken. Aber es iſt Zeit, daß ich euch allein laſſe: nach einer ſo langen Trennung müßt ihr euch ſehr viel zu ſagen haben.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich, ehe Nadir, noch ganz von ſeinem Glücke betäubt, ein Wort herauszubringen vermochte.

Sobald ſich dieſer mit ſeiner Geliebten allein ſah, brach ſein Entzücken mit verdoppelter Stärke aus; aber ſie ſtieß ihn ſanft zurück, ſetzte ſich in einiger Entfernung von ihm auf den Sopha und brach in einen Strom von Thränen aus. „Was fehlt dir, liebſte Nadine, rief Nadir beſtürzt; du durchbohrſt mir das Herz?“ — „Nadir, ſagte ſie, berühret mich mit eurem Ringe, und wünſchet mich zu ſehen, wie ich bin; der Zauberer iſt ein Verräther und ich bin nicht Nadine.“ — Nadir fühlte bei dieſen Worten einen Todesſchauer durch ſeine Adern rinnen; er war beſtürzt, verwirrt und unſchlüßig, ſich einer ſo ſüßen Täuſchung zu berauben; — aber im nämlichen Augenblick zürnte er über ſich ſelbſt, daß er ſich durch einen Betrug hätte täuſchen laſſen, den ſein Herz wie er glaubte, hätte ahnen ſollen. Er ſtand unbeweglich, ohne auf die Dame zu hören, die ihn zu beruhigen ſuchte: als auf einmal der Zauberer, der durch ſeine Kunſt erfahren hatte, daß ſeine Liſt entdeckt ſey, mit Grimm im Auge und mit aufgehobenem Stabe hereintrat, um die Verrätherei an der Unglücklichen zu rächen, die er gezwungen hatte, ſich zu einem Werkzeuge ſeines Betruges mißbrauchen zu laſſen. Dieſe, ſobald ſie ihn erblickte, fuhr erſchrocken vom Sopha auf und verbarg ſich hinter Nadir, indem ſie ihn um Rettung bat. Zu ihrem Glück erholte ſich Nadir aus ſeiner Beſtürzung, ging auf den Zauberer los, und berührte ihn, da er eben im Begriff war, die falſche Nadine mit ſeinem Zauberſtabe zu ſchlagen, mit ſeinem Ringe, indem er zugleich, auf eine inſtinctmäßige Weiſe, wünſchte, daß der Zauberer dadurch außer Stand geſetzt werden möchte, Schaden zu thun; und alsbald ſchien dieſer in der Stellung, worin er war, ſich zu verſteinern, und blieb unbeweglich und ſtarr wie eine Bildſäule vor ihm ſtehen.

Es bedurfte einer guten Weile, bis Nadir ſich an den Gedanken der außerordentlichen Gewalt, womit er ſich bekleidet ſah, gewöhnen konnte. Er betrachtete den unbeweglichen Zauberer eine Zeitlang mit Erſtaunen, das nicht gänzlich ohne Furcht war. „Unglücklicher, rief er ihm endlich zu, deine Verrätherei iſt, wie du ſiehſt, entdeckt; du wollteſt mich um dieſen wundervollen Ring betrügen, und vielleicht um Nadine auch? Sage mir, was aus ihr geworden iſt! Sprich die Wahrheit, ich befehle dir's.“

Bei dieſen letzten Worten ſchien der Zauberer auf einmal wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, ſein Zauberſtab fiel ihm aus der Hand, und er ſprach: „Die ſtärkere Gewalt, welche die meinige vor dir vernichtet, nöthigt mich auch, dir, ob gern oder ungern, die Wahrheit zu ſagen. Sey für Nadine unbeſorgt; ſie iſt nicht in meiner Gewalt: aber vernimm, wie ſehr ich ſtrafbar und deines ganzen Grimms würdig bin. Meine Abſicht war nicht blos, die Nadine zu rauben und mich an Aſtramond zu rächen, ich hatte ſogar deinen Untergang beſchloſſen. Du erſtaunſt, weil du nicht begreifen kannſt, wie du mir in einem ſolchen Grade verhaßt werden konnteſt; aber du wirſt aufhören, dich zu wundern, wenn du erſt vernommen haſt, wer ich bin.“

Folgende Geſchichte erzählte nun dieſer Zauberer.

* * *

Ich habe dich nicht betrogen, als ich dir ſagte, daß ich Aſtramonds Bruder bin. Mein Name iſt Neraor, und wir ſind beide die Söhne eines berühmten Weiſen, dem unter allen, welche die magiſche Kunſt über die Sterblichen erhebt, keiner den erſten

Platz ſtreitig machte. Er arbeitete viele Jahre lang an dem geheimnißvollen und allesvermögenden Talisman, deſſen Beſitzer du biſt. Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt, als dieſes bewundernswürdige Werk der Zauberei zu Stande kam, und mein Bruder war nur ein Jahr älter: aber da wir von Kindheit an zu den geheimen Wiſſenſchaften erzogen worden waren, ſo begriffen wir beide, unſerer Jugend ungeachtet, die Wichtigkeit des Schatzes ſehr wohl, den unſer Vater beſaß. Er ſtand bereits in einem hohen Alter, und da ſein Tod nicht mehr ferne ſeyn konnte, ſo fingen wir an, jeder in dem andern einen Mitwerber um den Ring zu ſehen, deſſen Beſitz das Ziel unſerer ungeduldigſten Wünſche war. Ich hatte meinen Bruder nie ſonderlich geliebt; aber dieſer Wetteifer ſetzte meine Abneigung gegen ihn in ihre volle Wirkſamkeit, und es verging kein Tag, wo nicht Zänkereien und Händel entſtanden, die unſern Vater ſehr zu beunruhigen anfingen. Er hatte ſich ſchon lange vergebens Mühe gegeben, eine dauerhafte Einigkeit unter uns zu ſtiften; Vernunft, Zärtlichkeit und väterliches Anſehen blieben ohne Wirkung. Er merkte endlich, daß das Verlangen, den Ring zu beſitzen, die wahre Quelle unſerer Zwietracht war, und, in der Abſicht, das Uebel von Grund aus zu heben, ließ er uns vor ſich kommen.

„Undankbare und unnatürliche Söhne, ſo fing er zürnend an, ihr ſeufzet nach dem Augenblick, wo ich nicht mehr ſeyn werde, und ſtreitet euch ſchon um das Koſtbarſte, was ich beſitze; aber eure Strafe ſoll ſeyn, daß es keinem von euch zu Theil werden ſoll!"

Mit dieſen Worten zog er den Ring vom Finger und warf ihn in ein Gefäß, das mit Waſſer und wohlriechenden Kräutern angefüllt war, und kaum hatte er einige geheime Worte ausgeſprochen, ſo fing das Waſſer an aufzubrauſen, und ein Adler, der den wundervollen Ring im Schnabel trug, ſtieg aus der Tiefe des Gefäßes und erhob ſich in die Luft. „Eile, ſagte er zu ihm, und trage dieſen Talisman in den Palaſt des Geiſterkönigs; dort werd' er aufbehalten, bis die Schlüſſe des Schickſals erfüllt ſeyn werden!" Hierauf wandte er ſich wieder zu uns.

„Ihr habt ihn verloren, und werdet nie zu ſeinem Beſitze gelangen; er iſt einem eurer Söhne beſtimmt. Der erſte von euch beiden, der ſich der aufrichtigen Gegenliebe einer geliebten Perſon würdig machen, ſich mit ihr vermählen und einen Sohn von ihr haben wird, dieſer wird der Vater des mächtigſten Sterblichen ſeyn. Keine menſchliche noch übermenſchliche Gewalt oder Liſt kann den Ring aus dem Palaſte des Geiſterkönigs entführen; aber dieſer glückliche Sohn wird ihn ohne Mühe erhalten. „Geht nun und lebet künftig in beſſerer Eintracht, da der Zunder eures Haſſes aus dem Wege geräumt iſt!“

Mein Vater verfehlte ſeine Abſicht. Hatte ich Aſtramond vorher als einen Mitbewerber gehaßt, ſo betrachtete ich ihn jetzt als einen Feind, der mir den Gegenſtand meiner feurigſten Wünſche geraubt hatte. Indeſſen blieb mir doch ein Mittel, meinen Groll gegen meinen Bruder zu befriedigen; wir durchzogen beide die Welt: er, um eine Gemahlin zu ſuchen, wie unſer Vater ſie verlangte; ich, um ihm, ſobald ſein Herz eine Wahl getroffen haben würde, in den Weg zu treten und wo möglich ſein Glück zu vereiteln. Der König der unbekannten Inſel hatte eine Tochter, von deren Schönheit ſo viel gerühmt wurde, daß mein Bruder Luſt bekommen hatte, ſich um ſie zu bewerben. Kaum erhielt ich Nachricht davon, ſo erſchien ich gleichfalls am Hofe dieſes Königs. Ich fand die Prinzeſſin bei ihrem Vater, und meinen Bruder bei ihr. Meine Augen wurden von ihrem Anblick geblendet, und die Leidenſchaft, die ich ſogleich fühlte, wurde um ſo ungeſtümer, da ich Zeichen eines geheimen Verſtändniſſes in den Blicken meines Bruders und der Prinzeſſin wahrzunehmen glaubte. Der ſtolze Ton, worin ich meine Bewerbung anbrachte, und die ſichtbare Gewalt, die ich mir anthun mußte, um meine Wuth gegen Aſtramond zurückzuhalten, ſetzte den König in Verlegenheit; er kannte unſere Macht; er wollte ſich weder meine noch Aſtramonds Feindſchaft zuziehen, und um uns ſeine völlige Unpartheilichkeit zu zeigen, that er uns einen Vorſchlag, den beide, wie er glaubte, billig finden müßten.

„Prinzen, ſagte er zu uns, ich liebe mein Volk, und ſeine Glückſeligkeit iſt immer mein eifrigſter Wunſch geweſen. Ich kann keinen von euch beiden zum Eidam erwählen, ohne gegen den andern ungerecht zu ſeyn; ich will es alſo gänzlich unterlaſſen, und derjenige von euch, der vermittelſt ſeiner Macht meinen Unterthanen das wünſchenswertheſte Gut verſchafft, ſoll der Gemahl meiner Tochter ſeyn: die Stimme des Volkes ſoll den Ausſpruch thun!"

Wir ließen uns den Vorſchlag des Königs gefallen: er gab uns acht Tage Zeit, um unſere Anſtalten zu machen, und ich wandte ſie dazu an, der Prinzeſſin überall wie ihr Schatten zu folgen und ſie mit den Aeußerungen einer Leidenſchaft zu verfolgen, welche ſie wenigſtens auf keine zu merkliche Art abzuweiſen wagen durfte. Mein Haß gegen Aſtramond wuchs indeſſen täglich, je mehr ich aus tauſend geheimen Zeichen merken konnte, daß er der Prinzeſſin nicht gleichgültig war, und ich genoß wenigſtens das boshafte Vergnügen, zu ſehen, wie läſtig ihnen meine Gegenwart war. Indeſſen dachte ich ernſtlich auf ein Mittel, den Preis zu gewinnen; und da ich immer gefunden hatte, daß die Menſchen nichts ärger ſcheuen und ungeduldiger ertragen als die Armuth, ſo hielt ich mich überzeugt, die Unterthanen des Königs der unſichtbaren Inſel nicht glücklicher machen zu können, als indem ich ſie mit Reichthum überhäufte. Ich war ſo gewiß, daß es mir auf dieſem Wege nicht fehlen könne, daß ich keine andere Furcht hatte, als mein Bruder, der dieſen Gedanken natürlicher Weiſe auch haben müßte, möchte mir in der Ausführung zuvorkommen. Ich erklärte mich alſo in Gegenwart der Prinzeſſin, ich würde es nie zugeben, wenn Aſtramond, unter dem Vorwande des Rechts der Erſtgeburt, ſich anmaßen wollte, der Erſte zu ſeyn, der ſeine Macht ſehen ließe; ich verlangte, daß wir entweder beide zugleich handeln, oder das Loos entſcheiden laſſen ſollte, wer den Anfang zu machen hätte. Aſtramond verſicherte lächelnd, er glaube nicht nöthig zu haben, ſein Recht bei dieſer Gelegenheit geltend zu machen, und ſey es ſehr wohl zufrieden, mir einen Rang zu laſſen, der ihm keinen Nachtheil bringen könne. Die Prinzeſſin mußte ihr ganzes Anſehen anwenden, um den Ausbruch der Wuth zu verhindern, in welche mich dieſe verächtliche Antwort ſetzte, und wenn ich mich aus Gehorſam gegen ſie zu beſänftigen ſchien, ſo geſchah es nur, weil ich meine Rache bis nach dem entſcheidenden Tage verſchob. Dieſer mit allgemeiner Ungeduld erwartete Tag war endlich gekommen. Ich begab mich nach dem großen Platze der Stadt, wo das Volk ſchon verſammelt war.

„Freunde! ſprach ich, ich werde euch alle reich machen!" und indem ich das letzte Wort ausſprach, ſchlug ich die Erde mit meinem Zauberſtabe. Sie öffnete ſich, und man ſah allmählig einen großen Berg von Gold- und Silbermünzen ſich erheben. Da ſtieg ein allgemeines Freudengeſchrei in die Luft, welches aber bald durch das Jammergeſchrei derjenigen unterbrochen ward, die im Gedränge des auf den Berg einſtürmenden Volkes zerdrückt und zertreten wurden. Die Geldbegierde der Leute that eine eben ſo ſchnelle Wirkung als meine Kunſt, und der Berg verſchwand beinahe in eben ſo kurzer Zeit, als er zu ſeiner Entſtehung gebraucht hatte. Ich glaubte des Sieges gewiß zu ſeyn, als nach dem erſten Tumult Aſtramond nun auch auf dem Platze erſchien, ohne daß das Volk, das mit Zählen ſeines erbeuteten Goldes und Silbers beſchäftigt war, nur Acht auf ihn gab. Er zog indeſſen mit ſeinem Stabe einen Kreis in die Luft, murmelte einige Worte, und rief dann dem Volke mit lauter Stimme zu: „Bürger! morgen ſollt ihr entſcheiden, wem der Preis gebührt;

ich habe ein Recht an eure Dankbarkeit, denn ich werde euch glücklich machen!“ —

Seine Rede machte wenig Eindruck; der Tag ward in Luſtbarkeiten zugebracht; man erhob meine Freigebigkeit bis in die Wolken; von Aſtramond war die Rede nicht, ohne daß er ſich im Mindeſten darum zu bekümmern ſchien. Dieſe Sicherheit fing an, mir Unruhe zu machen; ich konnte mir nicht vorſtellen, was er wohl ſo Großes gethan haben könnte. Während daß ich nun ſo darüber nachdachte, wurde ich mit Erſtaunen gewahr, daß eben dieſe Leute, welche einen ſo unerſättlichen Durſt nach Geld gezeigt hatten, daß ein unermeßlicher Schatz kaum hinreichte, ſie zu befriedigen, nun auf einmal ſich wenig aus den Reichthümern, womit ich ſie überſchüttet hatte, zu machen ſchienen, und ſie vielmehr ſelbſt an einander verſchwendeten. Jedermann ſchien etwas ſehr angelegenes auf dem Herzen zu haben: man ſuchte ſich, man ſprach vertraulich zuſammen, man umarmte ſich und theilte Habe und Gut mit einander; Einige gaben alles weg, was ſie hatten, Andere ſchlugen alles aus, was man ihnen anbot, und überall zeigte ſich eine Innigkeit, wovon ich nie einen Begriff gehabt hatte. Beſtürzt über ein ſo unerwartetes Schauſpiel, machte ich mich unſichtbar, und folgte den Leuten in ihre Häuſer. Hier ſah ich Gatten, Eltern und Kinder einander umarmen und mit den zärtlichſten Liebkoſungen ſich überhäufen; die reinſte Freude glänzte in allen Augen, und alle Herzen ſchloſſen ſich einander auf. Alle Augenblicke wurde das Haus von Gäſten voll; bald waren es Freunde, die einander ewige Treue ſchwuren, bald Feinde, die ſich ſchämten, einander gehaßt zu haben, oder Undankbare, die es nicht mehr waren und um Verzeihung baten, es geweſen zu ſeyn. Nie hatten die Weiber ihre Männer ſo liebenswürdig, nie die Männer ihre Weiber ſo ſchön gefunden: mit Einem Worte, ich merkte, daß Aſtramond den Geiſt der Liebe den Einwohnern der Stadt geſpendet hatte; und was brauchte es mehr, um ihn des Sieges gewiß zu machen? — Die Prinzeſſin wurde ihm einſtimmig zuerkannt, und ich, halb wahnſinnig vor Wuth und Rachgier, ſchloß mich ein, und ſann auf Mittel, das Glück der Neuvermählten zu vernichten.

Mit Gewalt war nichts gegen Aſtramond auszurichten; ich nahm alſo meine Zuflucht zum Betrug. Ich verbarg meine innern Bewegungen unter eine Larve von Großmuth und Ruhe; ich ſöhnte mich mit meinem Bruder aus, bat ihn und ſeine Gemahlin um ihre Freundſchaft und um Vergebung, daß ich den Wünſchen ihres Herzens im Wege geſtanden; ich nahm Antheil an allen Luſtbarkeiten, die den Neuvermählten zu Ehren angeſtellt wurden: kurz, ich betrug mich ſo fein und ſchlau, daß mein Bruder, deſſen ſchöne Seele ohnehin zum Argwohn nicht geneigt war, dadurch hintergangen und gänzlich überredet wurde, daß ich der Hoffnung, den Zauberring zu erhalten, und mit ihr auch allem Groll gegen ihn ſelbſt auf ewig entſagt hätte. Seine gutmüthige Sicherheit erleichterte die Ausführung meines geheimen Anſchlages, die Prinzeſſin auf einer großen Jagd, die der König einige Tage nach der Vermählung anſtellte, zu entführen. Meine Anſtalten waren ſo gut getroffen, daß der Anſchlag nach Wunſch gelang.

Ich brachte die Prinzeſſin in meine Gewalt, eilte mit ihr zum Ufer, ging unter Segel, und war in wenig Stunden weit genug entfernt, um vor dem Einholen ſicher zu ſeyn. Rachbegierde, nicht Liebe war es, was mir dieſen Anſchlag eingegeben hatte; ich labte mich an den Thränen und Klagen der Prinzeſſin, und die Vorſtellung der Verzweiflung, worin ſich mein Bruder befinden mußte, hatte etwas Entzückendes für mich. Indeſſen ergriff mich die Schönheit meiner Gefangenen, die in ihrer Traurigkeit nur noch ſchöner wurde, auf wunderbare Weiſe; und da mir ihr Abſcheu gegen mich keine Hoffnung ließ, ſie durch Güte zu gewinnen, ſo blieb mir nur ein Mittel übrig: zu den Täuſchungen meiner Kunſt Zuflucht zu nehmen. Wir landeten nach einigen Tagen in dieſer Gegend, wo ich den Palaſt aufführte, den du hier ſiehſt, und wo ich, um die untröſtliche Prinzeſſin zu zerſtreuen, ſie mit allen nur erſinnlichen Ergötzlichkeiten umgab. Ich kam nie von ihrer Seite; aber an dem Tage, den ich zur Ausführung meines Anſchlags erwählt hatte, belebte ich ein Phantom, dem ich meine Geſtalt gegeben hatte, und ſchickte es an meiner ſtatt zu ihr. Gegen Mitternacht hörte ſie ein ſchreckliches Getöſe vor der Pforte des Palaſtes; bald darauf erſchien ich, unter der Geſtalt Aſtramonds, drang auf das Phantom an ihrer Seite ein, und bekämpfte es ſo lange, bis es, von Wunden durchbohrt, zu Boden fiel und ſeine Seele auszuhauchen ſchien. Hierauf flog ich in ihre Arme: aber das Entſetzen über das blutige Schauſpiel, deſſen Zeugin ſie eben geweſen war, machte ſie unfähig, mich anzuhören, wiewohl ſie nicht zweifeln konnte, daß ich der wahre Aſtramond wäre. Ich ließ ihr einige Zeit, um ſich zu erholen, führte ſie in ein anderes Gemach, und nachdem ich alles angewandt hatte, den Abſcheu vor dem Mörder durch die Liebe zu Aſtramond in ihrem Herzen zu vertilgen, ließ ich ſie unter den Händen der Nymphen, die ich ihr zur Bedienung gegeben hatte. Nach einer Weile wurde ich benachrichtigt, daß ſie ſich erholt habe; ich fand ſie in einem herrlich erleuchteten und von den köſtlichſten Wohlgerüchen durchdüfteten Zimmer auf einem Divan liegend. Aber in dem Augenblicke, als ich mich ihr nähern wollte, fühlte ich, daß mich eine unſichtbare Gewalt wegriß, welcher ich vergebens entgegenkämpfte, und gegen welche alle meine Zauberkünſte ohne Wirkung blieben. Mit der äußerſten Anſtrengung wagte ich endlich einen letzten Verſuch, den Zauber, der mich feſſelte, zu zerreißen; da hörte ich die Stimme meines vor kurzem verſtorbenen Vaters: „Zurück, Unſeliger, rief ſie mir ſchrecklich zu, zurück!“ — Ich ſchauderte, und in dem nämlichen Augenblicke fuhr die Prinzeſſin mit Entſetzen empor. „Götter, es iſt Neraer!“ rief ſie, und rettete ſich in ein anderes Gemach.

Ich ſah nun, daß meine Bezauberung vernichtet war und daß ich meinen Anſchlag aufgeben müſſe. Dieß verdoppelte meine Wuth gegen meinen Bruder und ſie ſelbſt; der vollſtändigſte und unerſättlichſte Haß war von nun an die einzige Leidenſchaft, die mich beſeelte, und ſie zu quälen und unglücklich zu machen, meine einzige Sorge. Ich ließ ſie in ein unterirdiſches Gewölbe einſperren, wohin die Sonne nie geſchienen hatte, und da, vermöge der noch immer fortdauernden Bezauberung meines Vaters, weder ich, noch meine Diener ihr nahe genug kommen konnten, um an ihrer eigenen Perſon Gewaltthätigkeiten auszuüben, ſo traf ich Anſtalten, daß ſie alle Tage, beim Schein brennender Pechfakeln, mit dem Anblick der ausgeſuchteſten Torturen gequält wurde, womit ich eine Menge belebt ſcheinender Weſen, die ſie für Menſchen hielt, vor ihren Augen martern ließ. Sieben Monate hatte ſie bereits in dieſem ſchrecklichen Zuſtande geſchmachtet, als mir mein Vater erſchien, in eben der ehrwürdigen Geſtalt, die er hatte, da er noch unter den Menſchen lebte; ein ſtrahlendes Schwert blitzte in ſeiner Hand, und der zürnende Blick ſeiner Augen ſtürzte mich vor ihm zu Boden. „Unwürdiger Sohn! ſprach er, wirſt du nicht endlich müde werden, deine Macht blos zum Böſen zu mißbrauchen? Gehorche den Befehlen, die ich dir geben werde, — oder du biſt des Todes. Verlaß dieſen Ort, beſteige ein Schiff, und durchfliege alle Meere! nimm deines Bruders Gattin mit dir, aber höre auf, ſie unglücklich zu machen: auf dieſe Weiſe wird ſich dein Schickſal erfüllen, und du wirſt noch glücklich werden, indem du tugendhaft wirſt.“

So ſprach er und verſchwand, indem er mir mit einer drohenden Gebärde das Schwert in ſeiner Hand zeigte, deſſen Griff aus einem einzigen Rubin geſchnitten war. Ich wagte es nicht, den Befehlen meines Vaters ungehorſam zu ſeyn, ließ unverzüglich ein Schiff ausrüſten, und beſtieg es mit der Prinzeſſin und meinem Gefolge. Wir irrten einen Monat lang auf dem Meere umher, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnet wäre; nach Verlauf dieſer Zeit gebahr die Prinzeſſin einen Sohn, und dieß warſt du, Nadir! der Sohn Aſtramonds. Bald darauf ließ ſich ein Schiff ſehen, das mit vollen Segeln auf uns zukam; als wir nahe genug waren, erblickte ich, daß es von Aſtramond geführt wurde: der Augenblick, da wir uns erkannten, war auch das Zeichen zum Angriff. Ich ſuchte meinen Bruder, um den Streit durch einen einzigen Streich zu entſcheiden; ich fand ihn bald; aber, wiewohl ich von Natur nicht leicht erſchrecke, ſo erſtarrte doch alles Blut in meinen Adern, als ich das nämliche Schwert in ſeiner Hand blitzen ſah, das ich in der meines Vaters geſehen hatte. Ich konnte dieſen Anblick nicht ertragen, und wandte mich plötzlich um; mein Beiſpiel machte meine Leute muthlos, und in wenig Augenblicken wurden wir übermannt und in Ketten geſchlagen.

Aſtramond ließ mich vor ſich führen, und zu gleicher Zeit wurde die Prinzeſſin mit ihrem neugebornen Kinde herbeigebracht. Mein Bruder, welcher nicht zweifelte, die Prinzeſſin habe ſich freiwillig von mir entführen laſſen, gerieth bei dieſem Anblick in Wuth, und in der erſten Aufwallung ſeines Zorns verwandelte er ſie in ein kleines ſchwarz und weißes Hündchen, und ließ dich in der Wiege von Bambusrohr, worin du lagſt, mit ihr ins Meer werfen. Zugleich befahl er, mir die Feſſeln abzunehmen.

„Du biſt nicht werth, von meiner Hand zu ſterben, ſagte er, lebe, um von ewiger Reue gefoltert zu werden, und den Verluſt des unwürdigen Gegenſtandes deiner Liebe zu betrauern.“

Hierauf befahl er, mich in ein Boot zu ſetzen, und überließ mich den Wellen. Nach zwei Tagen erreichte ich das Land und begab mich wieder in dieſen Palaſt. Meines Vaters Weiſſagung ſchwebte mir noch lebhaft vor; aber ich begriff nicht, was er damit gemeint haben konnte, da ich ſo wenig Anſchein zu ihrer Erfüllung ſah. Um mich von den traurigen Gedanken, die mich peinigten, zu zerſtreuen, brachte ich durch verſchiedene Zauberkünſte alle die Schönen hieher, die das Unglück hatten, in meine Netze einzugehen; aber Rache an Aſtramond war das einzige Gefühl, das meine Seele erfüllte, und das Unververmögen, ihm weder durch Gewalt noch Liſt beizukommen, verbitterte mir das Leben. Mein einziger Troſt war noch, zu wiſſen, daß er nicht glücklicher war als ich. Keine von allen den Schäferinnen der ruhigen Aue hatte ihm die Prinzeſſin aus dem Sinne bringen können, deren Andenken ihn peinigte und unfähig machte, etwas Anderes zu lieben. Endlich erfuhr ich vor einigen Tagen, daß er ſie, unter der Geſtalt eines kleinen ſchwarz und weißen Hündchens, wieder gefunden, und daß ſie ſich erboten habe, ihm ihre Treue dadurch zu beweiſen, wenn er ihren Sohn nach dem Ringe der Gewalt ſchicken wollte. Alle meine Leidenſchaften erwachten wieder mit Ungeſtüm bei dieſer Nachricht. Der Gedanke, daß Aſtramond wieder glücklich werden und durch ſeinen Sohn zum Beſitze des Ringes der Gewalt gelangen ſollte, war mir unerträglich. Um mich durch mich ſelbſt von allen Umſtänden zu unterrichten, und deſto ſicherer einen Plan zur Vereitlung ſeines Glückes entwerfen zu können, verſetzte ich mich unſichtbar in Aſtramonds Palaſt; aber eine neue Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner, beim Anblick der unvergleichlichen Nadine. Aſtramond verwandelte ſie, um deine Reiſe nach dem Palaſt des Feenkönigs zu beſchleunigen, in eine weiße Taube. Doch wozu verlängere ich meine Erzählung? das Uebrige iſt dir ſchon bekannt. Mein Anſchlag war, Aſtramond, die Prinzeſſin und dich ſelbſt zu vertilgen. Ich hoffte Nadine und den Ring der Gewalt zu beſitzen, und kein Mittel, das mir zu einem ſo großen Gute verhelfen konnte, war in meinen

Augen unerlaubt. Alle dieſe Anſchläge ſind nun vereitelt, alle meine Wünſche ſind fehlgeſchlagen; was ſäumſt du? Räche dich! Vertilge den, der dich vertilgen wollte!“ —

„Ich ſpare dich zu einer andern Rache auf!“ ſagte Nadir.

In dieſem Augenblicke wünſchte er, daß Aſtramond, die Prinzeſſin und Nadine erſcheinen möchten; und kaum hatte er den Wunſch gehabt, ſo ſah er ſie in einem von weißen Tauben gezogenen Wagen einherſchweben; und weil die ſechszehn Jahre, welche die Prinzeſſin unter der Geſtalt eines Hündchens gelebt, nicht gerechnet wurden, ſo ſchien ſie nicht älter, als Nadine zu ſeyn. Nadir warf ſich zu ihren und Aſtramond's Füßen. „Hier, ſagte er, iſt der Ring der Gewalt; behaltet ihn, ich verlange nichts als Nadine!“ Aſtramond und ſeine Gemahlin umarmten ihren Sohn, aber ſein Geſchenk wollten ſie nicht annehmen. „Nur auf einen Augenblick, ſagte Aſtramond, gib mir den Ring, damit ich dieſen Verräther beſtrafen könne.“

„Nein, antwortete Nadir, vergönnet mir, daß ich um Gnade für ihn bitte, er ſoll ihrer würdig werden.“ Bei dieſen Worten berührte er die Stirne des Zauberers mit ſeinem Ringe. „Werde tugendhaft!“ ſprach er zu ihm, und ſogleich wurde es Neraor, als ob ein dichter Nebel, der ſeinen Kopf bisher umzogen hatte, ſich auf einmal zerſtreue: ſeine ganze Vorſtellungsweiſe wurde das Gegentheil deſſen, was ſie geweſen war; aber Neraor war darum nicht glücklicher. Die Reue über das Vergangene peinigte ihn nun eben ſo arg und noch ärger, als vormals die Wuth ſeiner Leidenſchaften. Nadir wurde es gewahr und berührte ſeine Stirne zum zweiten Male, indem er ihm befahl, alles Vergangene zu vergeſſen. Nun erheiterten ſich ſeine Augen, ſein Geſicht wurde ruhiger, ſein Weſen mild und offen; er warf ſich ſeinem Bruder in die Arme, und wurde liebreich von ihm empfangen. Nadir ſchenkte den Prinzen und Prinzeſſinnen, welche Neraor in ſeinen Palaſt verzaubert hielt, die Freiheit wieder. Diejenige, die unter Nadine's Geſtalt ſo viel zu dieſer glücklichen Entwickelung beigetragen, ließ ſich bewegen, Neraor ihre Hand zu geben, der nun fähig zu lieben und würdig geliebt zu ſeyn geworden war. Die glücklichen Paare erwählten die ruhige Aue zu ihrem beſtändigen Aufenthalt; und Nadir bediente ſich des Ringes der Gewalt nur, um die Bewohner derſelben, wo möglich, noch glücklicher zu machen, als ſie es ſchon durch ihre Einfalt und Unſchuld waren.

Schlauchen's Abenteuer,

oder

die kluge Prinzeſſin.

Zur Zeit der erſten Kreuzzüge wollte ein König, von — ich weiß nicht welchem Königreiche, gegen die Ungläubigen in Paläſtina in den Krieg ziehen. Bevor er aber dieſe weite Reiſe begann, ordnete er alle ſeine Geſchäfte auf das Sorgfältigſte und vertraute die Regierung einem ſo weiſen und rechtlichen Miniſter, daß er von dieſer Seite vollkommen ruhig ſeyn konnte. Was ihm aber Sorge bereitete, war ſeine Familie. Seit Kurzem war ihm ſeine Gemahlin, die Königin, geſtorben; ſie hatte ihm zwar keinen Sohn, dafür aber drei Prinzeſſinnen hinterlaſſen, die in dem Alter waren, ſich zu verheirathen. Ich bin hier einmal nicht im Stande, den eigentlichen Namen dieſer ſchönen Kinder meinen Leſern anzugeben, und mag nichts erfinden. Alles, was ich weiß, ſind die Beinamen, die ihnen das Volk wegen einigen hervorſtechenden Eigenſchaften gab. So hieß die Aelteſte: Langeweile, die zweite Plaudertaſche und die dritte Schlauchen, welche Namen durch ihren Charakter vollſtändig gerechtfertigt wurden.

Nie hatte man wohl ſolch ein träges Geſchöpf geſehen, als die Prinzeſſin Langeweile war. Um ein Uhr Nachmittags konnte man ſie noch im Bette finden; dann kam ſie zum Frühſtück, in dem unordentlichſten Anzug von der Welt. Nie brachte man es dahin, daß ſie Schuhe anzog, ſie blieb den ganzen Tag in Pantoffeln. Wenn ſie zu Mittag gegeſſen hatte, ſetzte ſie ſich vor ihren Spiegel, um ihre Toilette zu machen und blieb dabei bis zum Abend. Bis Mitternacht ſoupirte ſie dann wieder; mehre Stunden wurden dazu verwendet, ſie zu entkleiden, und erſt mit Tagesanbruch wurde ſie zu Bette gebracht.

Plaudertaſche führte indeß ein ganz anderes Leben. Sie war ſehr lebhaft und hatte nur wenig mit ſich ſelbſt zu thun; allein ſie beſaß einen ſolchen Trieb zu ſprechen, daß ſie, ſo lange ihre Augen aufſtanden, auch ihren Mund niemals geſchloſſen hielt. Sie wußte Geſchichtchen von allen böſen Ehen, von zärtlichen Verhältniſſen, von Klatſchereien, und nicht blos, was ſich davon auf den Hof bezog, ſondern auch von den übrigen Einwohnern der Stadt, bis zu den kleinſten Bürgersleuten hinab. Sie führte ein Regiſter über alle Frauen, die mit ihren Dienſtboten zankten, und wußte genau, wie viel Lohn dieſes Kammermädchen und jene Köchin von ihrer Herrſchaft erhielten. Um dies aber Alles zu erfahren, unterhielt ſie ſich mit ihrer Amme und ihrer Näherin, und dies gewährte ihr mehr Vergnügen, als wenn ſie einen Geſandten anhören durfte. Mit ihren Geſchichten aber regalirte ſie dann ihren Vater ſowohl, als ihre Diener; denn, wenn ſie nur ſprechen konnte, ſo kümmerte es ſie gar nicht im Geringſten, mit wem dies geſchah.

Allein dieſe Zungenfertigkeit der Prinzeſſin hatte noch eine beſonders üble Wirkung in ihrem Gefolge. Ungeachtet ihres hohen Ranges, war ſie durch ihre familiäre Weiſe von jungen Leuten ſtets umlagert. Sie horchte auf ihre artigen Zudringlichkeiten, blos um den Genuß zu haben, darauf antworten zu können; denn plaudern mußte ſie um jeden Preis, wenn ſie gleich eben ſo wenig wie Prinzeſſin Langeweile über irgend einen Gegenſtand nachdachte, noch las oder ſchrieb, oder ſich mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigte. Weder Nadel noch Spindel, die doch vor Zeiten ſelbſt hohe Damen ſehr liebten, ſah man in ihren Händen. So lebten dieſe beiden Schweſtern.

wenn gleich ihr Charakter ſehr verſchieden war, in gleicher Weiſe fort, weder ihren Geiſt, noch ihre Hände zu irgend etwas Nützlichem verwendend.

Die Jüngſte dieſer Prinzeſſinnen war von ganz anderm Schlage. Dieſe hatte einen ungemeinen rührigen und beweglichen Geiſt, den ſie ſtets bemüht war, auf das Beſte anzuwenden. Sie tanzte und ſang ſehr gut, und ſpielte alle Inſtrumente; eben ſo gelangen ihr jene kleinen Handarbeiten, mit denen ſich gewöhnlich die jungen Damen die Zeit zu vertreiben pflegen. Daneben brachte ſie Alles im Palaſte des Königs in Ordnung und paßte allen Dienſtboten gehörig auf, ſo daß ſie nicht betrügen konnten. Denn damals war es noch an der Tagesordnung, daß ſie ihre Herrſchaft beſtahlen.

Die Talente der jungen Prinzeſſin umfaßten jedoch noch ein größeres Feld; ſie beſaß eine ſtarke Urtheilskraft und eine höchſt merkwürdige Geiſtesgegenwart, ſo daß ſie ſich augenblicklich aus den verwickeltſten Dingen herauszuziehen wußte. So errieth ſie einſt, mit Hülfe ihres durchdringenden Verſtandes, eine Falle, die ein falſcher Diplomat dem König, ihrem Vater, gelegt hatte, in dem Augenblicke, als dieſer den Tractat ſchon unterzeichnen wollte. Um den Treuloſen zu beſtrafen, veränderte der König den Artikel des Tractats nach dem Sinne ſeiner Tochter und mit den Worten, die ſie ihm genau angab, und ſo gelang es ihm leicht, den Betrüger ſeinerſeits zu betrügen. Ein andermal entdeckte die Prinzeſſin einen Schurkenſtreich, den ein Miniſter verüben wollte; allein durch den Rath, den ſie dem Könige gab, wurde der Verräther nicht nur entlarvt, ſondern das, was er zum Nachtheil Anderer unternehmen wollte, fiel auf ihn zurück. So gab dieſe Prinzeſſin bei allen Gelegenheiten ihren feſten, durchdringenden Verſtand zu erkennen, weshalb ſie den Beinamen Schlauchen rechtfertigte, da ihrer Schlauheit Niemand gleich kommen konnte. Natürlich war es, daß der König ſie mehr, als ſeine beiden andern Töchter liebte, und wenn er nur dieſes einzige Kind gehabt hätte, ſo wäre er unbeſorgt aus ſeinen Staaten fortgereiſt, weil er ſich vollkommen auf ihren weiſen Verſtand verlaſſen konnte, aber die Uebrigen machten ihm Sorgen. Um ſich nun vollkommen ſicher zu ſtellen, traf er folgende Vorkehrungen, die ich hier umſtändlich berichten will.

Der König hatte nämlich eine intime Freundin, welche Fee war, dieſe ſuchte er auf und theilte ihr ſeine Beſorgniſſe hinſichtlich ſeiner Töchter mit.

„Ich kann nicht etwa ſagen, ſprach er, daß meine zwei älteſten Töchter jemals etwas gethan hätten, was der Pflicht zuwider lieſe, allein ſie haben ſo wenig Verſtand, und leben in einer ſo gränzenloſen Unthätigkeit, daß ich nicht abſehen kann, in welche tollen Abenteuer ſie ſich verſtricken, wenn ich ſie nicht immer unter meiner Aufſicht haben werde. Für Schlauchen glaube ich mich verbürgen zu können, doch werde ich ſie wie die Andern behandeln, um keinen Neid zu erregen. Deshalb bitte ich Euch nun, weiſe Fee, mir drei Knäuel, aus Glas geſponnen, für meine Töchter zu geben, die ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß ſie augenblicklich zerbrechen, wenn eine von ihnen etwas unternehmen könnte, das ihrer Ehre zuwider lieſe."

Da die Fee zu den geſchickteſten gehörte, die man damals kannte, ſo machte ſie ſogleich drei verzauberte Glasknäuelchen, die ſie dem Fürſten übergab, und die mit allem Fleiße und dem damit vorgeſetzten Zwecke vollkommen entſprechend, verfertigt worden waren. Allein bei dieſer Vorſicht ließ es der alte Herr nicht bewenden, ſondern er führte die Prinzeſſinnen in einen ſehr hohen Thurm, der ſich in einer ganz wilden Gegend befand. Der König befahl ſeinen drei Töchtern, hier zu wohnen, ſo lange als er abweſend ſeyn würde, und verbot ihnen zugleich, irgend einen Beſuch anzunehmen, von wem es auch ſeyn möchte. Auch gab er ihrer männlichen und weiblichen Bedienung den Abſchied, dann überreichte er ihnen die drei gläſernen Knäuel, erklärte ihnen deren Eigenſchaft, umarmte ſie zärtlich zum Abſchiede und ſperrte ſie in den Thurm ein, deſſen Schlüſſel er in die Taſche ſteckte; hierauf reiſte er ab.

Aber glaubt deshalb nicht, meine lieben Leſer, daß die Prinzeſſinnen in dem Thurm nichts zu leben hatten. Keinesweges! Sie konnten mit Hülfe einer Winde, die an einem Fenſter angebracht ward, und eines bis auf die Erde langenden Taues, an welchem ein Korb hing, Alles zu ſich heraufziehen, was ſie nur wollten. So erhielten ſie Tag für Tag ihre Lebensmittel; hatten ſie dieſe aber oben, ſo wurde Tau und Korb jedesmal durch das Fenſter gezogen, und ſorgfältig aufbewahrt.

Langeweile und Plaudertaſche wollte dieſes Leben zur Verzweiflung bringen; ſie konnten es faſt nicht aushalten, allein was half's? Geduld mußten ſie doch haben. War ja doch das Knäuel da, und bei dem geringſten Verſuche, ſich zu befreien, oder andere Abhilfe ihrer Leiden zu verſchaffen, konnte es zerbrechen.

Schlauchen war das Leben indeſſen ganz recht. Spindel und Nadel, wie auch ihre muſikaliſchen Inſtrumente, verliehen ihr eine zweckmäßige Unterhaltung. Ferner wurden auch auf Befehl des Staatsminiſteriums den Prinzeſſinnen Briefe und Zeitungen in den Korb gelegt, um ſie von allen politiſchen und andern Zeitereigniſſen zu unterrichten. Dies hatte der König erlaubt und der erſte Miniſter kam dieſer Erlaubniß auf's Strengſte nach, um ſich den ſchönen Fürſtentöchtern gefällig zu erzeigen. Schlauchen las nun alle dieſe Neuigkeiten mit großem Vergnügen, allein ihre Schweſtern nahmen davon nicht die geringſte Notiz. Sie waren zu verdrießlich, wie ſie ſagten, um für ſolche Lapaillen Sinn zu haben. Wenn es nur noch Karten geweſen wären, um das Schickſal zu befragen, oder das Glück herauszufordern!

So brachten ſie ihr Leben hin, ſtets gegen ihr Schickſal erzürnt, und ſie ſagten oft: es ſey beſſer, glücklich geboren zu ſeyn, denn als Tochter eines Königs. Wie man wohl denken kann, ſtanden ſie oft an dem Fenſter, um zu ſehen, was draußen vorging, wenn gleich die Wüſte, die den Thurm umgab, ihnen nur geringe Ausbeute geben konnte. Einſt, als Schlauchen in ihrem Zimmer gerade mit einer hübſchen Arbeit beſchäftigt war, ſahen ihre Schweſtern, die am Fenſter ſtanden, eine arme Frau, in ſchlechte Lumpen gekleidet, die ihnen mit rathetiſchen Worten ihr Elend klagte. Sie bat ſie mit gefalteten Händen, ihr Einlaß zu gewähren, und gab vor, daß ſie eine Fremde ſey, die in vielen Dingen große Kenntniſſe beſitze und ihnen mit der unverbrüchlichſten Treue dienen wollte. Obgleich ſich die Prinzeſſinnen an den

Befehl erinnerten, den ihnen der König, ihr Vater, hinterlaſſen hatte, Niemand den Eintritt in den Thurm zu gewähren, ſo war doch Prinzeſſin Langeweile ſo überdrüſſig, ſich ſelbſt bedienen zu müſſen, und Plaudertaſche ſo verzweifelt, mit keinem fremden Weſen ſprechen zu können, daß der Wunſch der Einen, ſich beſſer und bequemer ankleiden laſſen zu können, und der Andern, eine neue Zuhörerin zu gewinnen, ſie vermochte, die Fremde zu ſich in den Thurm kommen zu laſſen.

„Glaubſt du denn wohl, ſprach Plaudertaſche, daß das Verbot des Königs ſich auch auf dieſe Unglückliche erſtrecken kann? Ich denke, man kann ſie ohne allen Zweifel aufnehmen."

„Thue nur, was du willſt, erwiderte Langeweile, mir iſt Alles gleich."

Plaudertaſche war auf dieſe Antwort ſchon gefaßt und ließ daher den Korb ſchnell hinab; die arme Frau hatte ſich kaum hineingeſetzt, ſo wurde ſie von den beiden Schweſtern, mit Hülfe der angebrachten Walze, heraufgezogen.

Sobald die Frau in ihrer Nähe war, fühlten ſich jedoch die Prinzeſſinnen von dem Schmutze ihrer Kleider ſehr unangenehm berührt und beſchloſſen, ihr andere zu geben. Sie aber ſagte, ſie wolle erſt am andern Tage die Kleider wechſeln und für den

Augenblick ihre Dienſte bei ihnen verſehen. Wie ſie dies geſagt hatte, kam Schlauchen aus ihrem Zimmer zu ihren Schweſtern; ſie war nicht wenig überraſcht, die Unbekannte zu finden, allein die andern ſagten ihr, aus welchem Grunde ſie die Frau heraufgezogen hatten, und Schlauchen, die wohl einſah, daß ſie hier nichts mehr ändern konnte, verbarg den Kummer, den ihr dieſer Ungehorſam gegen das väterliche Gebot verurſachte.

Unterdeſſen durchſtreifte die neue Dienerin das ganze Gebäude, wie ſie ſagte, des Dienſtes wegen, in der That aber, um es genau und von allen Seiten kennen zu lernen. Denn meine lieben Leſer werden wohl ſchon gemerkt haben, daß dieſe Fremde keine beſonders guten Abſichten hatte. Um aber die Neugier nicht ohne Noth länger hinzuhalten, will ich es nur ſagen, daß dieſe vermeintliche alte Bettlerin ein junger Prinz und der Sohn eines mächtigen Königs war, der ein großes, angränzendes Reich beherrſchte. Dieſer Prinz, der einer der liſtigſten jener Zeit war, übte eine große Macht über ſeinen Vater aus, der einen ſanften und leicht zu leitenden Charakter beſaß. Man nannte ihn deshalb nur den König Mildvoll, während der Prinz, der nur aus Liſt und loſen Streichen zuſammengeſetzt war, vom Volke den Namen Prinz Schwankreich erhalten hatte.

Sein jüngerer Bruder war eben ſo voll guter Eigenſchaften, als er böſer; dennoch herrſchte, trotz dieſer Verſchiedenheit des Charakters, zwiſchen beiden Brüdern das beſte Einverſtändniß, ſo daß Alles ſich darüber verwunderte. Der jüngere Prinz hieß, ſeiner Güte und Schönheit wegen, nur Schönhold.

Prinz Schwankreich hatte eben jene Falſchheit gegen den Vater der Prinzeſſinnen begehen wollen, die durch Prinzeſſin Schlauchen's Einſicht vereitelt worden war. Seitdem haßte Schwankreich den König, und als er vernommen hatte, welche Vorſicht dieſer bei ſeiner Abreiſe angewandt, um ſeine Töchter von der Welt abzuſondern, faßte er ſogleich den Plan, alle Sorgfalt des Vaters zu zerſtören. Er erhielt die Erlaubniß, eine Reiſe zu machen, zu einem vorgeſchützten Zwecke, dann verhüllte er ſich in die Kleider einer Bettlerin und fand Eingang in den Thurm, wie wir es bereits erzählt haben.

Wie der Prinz nun ſo das Schloß beſichtigte, bemerkte er, daß es den Prinzeſſinnen leicht werde, ſich den Vorübergehenden verſtändlich zu machen, und er beſchloß daher, daß er den ganzen Tag über in ſeiner elenden Verkleidung bleiben müſſe, weil ſie leicht Leute herbeirufen könnten, wenn es ihnen in den Sinn käme, ſein tollkühnes Beginnen zu beſtrafen. So blieb er denn in ſeinem Bettlerkoſtüm. Allein

Abends, nachdem die drei Schweſtern zu Nacht gegeſſen hatten, warf Schwankreich plötzlich die Lumpen ab, die ihn bedeckten, und zeigte ſich in herrlichen Gewändern, die über und über mit Gold und Edelſteinen bedeckt waren. Die armen Prinzeſſinnen erſchracken ſo ſehr bei dieſem Anblick, daß ſie Alle auf und davon flohen. Schlauchen und Plaudertaſche, die ſehr flink waren, hatten bald ihre Zimmer erreicht, allein Langeweile, die kaum zu gehen im Stande war, wurde ſogleich vom Prinzen eingeholt.

Er warf ſich ihr zu Füßen, ſagte ihr, wer er war und daß der Ruf ihrer Schönheit und die Bildniſſe, die von ihr im Umlauf wären, ihn veranlaßt hätten, ſeinen glänzenden Hof zu verlaſſen, um ihr ſeine Hand anzutragen. Langeweile war im erſten Augenblicke ſo überraſcht, daß ſie dem Prinzen nicht zu antworten im Stande war, der fortwährend vor ihr auf ſeinen Knien blieb. Er hörte nicht auf, ihr tauſend ſchöne Dinge zu ſagen, und beſchwor ſie, ihn als Gatten anzunehmen, und Langeweile, die nicht die Kraft beſaß, ſich in lange Hin- und Herreden einzulaſſen, ſprach gleichgültig hin, daß ſie ſeinen Betheuerungen glaube und mit ſeinem Antrage zufrieden ſey. Größere Formalitäten wären ihr ſelbſt bei dieſem wichtigen Schritte läſtig geweſen. Allein das gläſerne Knäuelchen verſtand keinen Scherz und — zerbrach auf der Stelle.

Plaudertaſche und Schlauchen befanden ſich unterdeß in ſeltſamer Bangigkeit; jede war in ihrem Zimmer allein und hatte ſich darin eingeſchloſſen. Die Zimmer lagen ziemlich entfernt von einander, und da mithin keine Schweſter von der andern etwas wiſſen konnte, ſo brachten ſie die Nacht ſchlaflos zu. Am folgenden Morgen führte der verrätheriſche Prinz ſeine Prinzeſſin Langeweile in ein Zimmer, das nach dem Garten ging und hier fragte dieſe endlich nach ihren Schweſtern, obgleich ſie ſich vor ihnen zu erſcheinen fürchtete, in dem Bewußtſeyn, Unrecht gethan zu haben. Der Prinz beruhigte ſie jedoch bald und verſprach, die Schweſtern zu Gunſten ihrer Verbindung zu ſtimmen; dann verließ er ſie und ſchloß ſie ein, ohne daß ſie es merkte; er aber ging, um die Prinzeſſinnen in allem Ernſte aufzuſuchen.

Lange Zeit irrte er umher, ohne die Zimmer zu entdecken, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatten. Die Geſchwätzigkeit von Plaudertaſche verrieth endlich ihren Aufenthalt, denn ſie ſprach laut mit ſich ſelbſt und beklagte ihr Schickſal. Der Prinz näherte ſich der Thüre und erblickte ſie durch's Schlüſſelloch. Schwankreich redete ſie durch die Thüre an und ſagte ihr daſſelbe, was er ihrer Schweſter geſagt hatte: daß er ſeinen Hof verlaſſen und das Wagſtück unternommen habe, in den Thurm zu bringen, blos aus Liebe zu ihr und um ihr ſeine Hand anzubieten. Er lobte ihre Schönheit und ihren Geiſt, und Plaudertaſche, die von nichts mehr überzeugt war, als daß ſie ſchön und geiſtreich ſey, war leichtſinnig genug, den Verſicherungen des Prinzen Glauben zu ſchenken; ſie ließ es ihm an einer Antwort nicht fehlen und ergoß ſich ſogleich in einen Strom von Redensarten, der eine Menge von Schmeicheleien für den Prinzen enthielt. Sie war, als ſie endlich ſtill ſchwieg, ganz müde und erſchöpft, denn ſie hatte den Tag über nichts gegeſſen, weil ſich in dem Zimmer, wo ſie eingeſchloſſen war, durchaus nichts Eßbares vorgefunden hatte. Sie dachte ja nie an etwas Anderes, als einen Gegenſtand zu finden, an dem ſie ihre Zungengeläufigkeit geltend machen könnte. Schlauchen hingegen hatte ſtets in ihrem Zimmer eine Menge Marzipan, Pfefferkuchen, Paſteten und eingemachte Früchte, weil ſie immer an Alles dachte, was ſich ereignen könnte, und ſo war es auch in dieſem Fall. Plaudertaſche hingegen, die nicht wußte, was Vorſorge ſey, und ſich nun ſowohl von Hunger, als von den zärtlichen Betheuerungen des Prinzen gleich ſehr bedrängt ſah, öffnete ihre Thüre dem Verführer, der noch immer bemüht war, ſeine Rolle zu ſpielen, die er einmal als guter Schauſpieler bis zu Ende durchzuführen, beſchloſſen hatte.

Sie begaben ſich alsdann in die Speiſekammer, wo ſie einen ziemlichen Vorrath von Erfriſchungen fanden, die noch vom Tage vorher vorhanden waren, wo die Prinzeſſinnen ſie in dem Korbe heraufgezogen hatten. Plaudertaſche war wohl ein wenig um das Schickſal ihrer Schweſtern bekümmert, doch dachte ſie gleich wieder, ohne ſich einen Grund angeben zu können, daß Langeweile wohl in Schlauchen's Zimmer ſey, wo es Beiden an nichts fehlen werde. Schwankreich gab ſich alle Mühe, ſie in dieſem falſchen Wahne zu beſtärken und verſprach ihr, Abends ihre Schweſtern zu beſuchen, allein ſie war damit nicht einverſtanden, ſondern verlangte dies gleich, nachdem ſie gegeſſen haben würden, zu bewerkſtelligen.

Sie aßen hierauf in beſtem Einverſtändniß, dann verlangte der Prinz die Prachtzimmer des Schloſſes zu ſehen. Er reichte der Prinzeſſin den Arm, und hörte nicht auf, immerfort die Reize und Vorzüge der Prinzeſſin zu loben, und zugleich ſeine übergroße Neigung für ſie zu geſtehen. Er ſagte ihr daſſelbe, was er zu Langeweile geſagt hatte: daß er ihr zur Stunde ſeine Hand antrage und daß ſie einwilligen möchte, weil ſpäter ihre Schweſtern ſich widerſetzen würden, da er, als der Mächtigſte von den Nachbarfürſten, wohl für die ältere Schweſter eine beſſere Parthie abgeben dürfte, als für ſie. Es wäre daher anzunehmen, daß ihrer Verbindung, die er ſo ſehnlich wünſche, ſich eine Menge von Hinderniſſen in den Weg ſtellen könnten.

Nachdem hierauf Plaudertaſche gar viel entgegnet hatte, was eigentlich gar nichts bedeutete, war ſie eben ſo leichtſinnig, wie ihre Schweſter und gab dem Prinzen als Gattin die Hand. Sie dachte dabei ſo wenig an ihren Knäuel von Glas, daß ſie ſehr erſchrocken war, als ſie ihn in hundert Stücke zerbrochen fand. Gegen Abend ging Plaudertaſche wieder mit dem Prinzen nach ihrem Zimmer. Der in Stücken zerbrochene Glasknäuel hatte ſie ſehr niedergeſchlagen. Der Prinz erkundigte ſich theilnehmend nach der Urſache. Da nun die Sucht, zu plaudern, in ihr vor allem Andern überwiegend war, ſo erzählte ſie dem Prinzen auch das Geheimniß der Knäuel, und dieſer boshafte Verführer konnte kaum ſeine Freude darüber unterdrücken, daß nun der vorſichtige Vater bei ſeiner Zurückkunft die ſtrafbare Aufführung ſeiner Töchter ſogleich entdecken mußte.

Jetzt hatte Plaudertaſche keine Luſt mehr, ihre Schweſtern zu beſuchen, denn ſie beſorgte, daß ſie ſie wegen ihres Betragens ausſchelten würden; aber der

Prinz trug ſich an, ſie zu holen und verſprach dabei, wohl ein Mittel aufzufinden, ihre Genehmigung zu der Verbindung zu erhalten. Die Prinzeſſin, welche die ganze Nacht nicht geſchlafen hatte, beruhigte ſich hierbei und ſchlief ein; als der Prinz dies merkte, ſchlich er ſich davon und ſchloß Plaudertaſche ein, wie er es früher mit Langeweile gemacht hatte.

Meine lieben Leſer werden vollkommen recht haben, wenn ſie dieſen Prinzen Schwankreich für den ſchändlichſten Verbrecher halten, jene beiden Prinzeſſinnen aber für die unbeſonnenſten und leichtſinnigſten Perſonen. Ich bin ſelbſt über alle drei ſehr böſe, allein ich kann nichts erfinden und muß die Sachen ſo erzählen, wie ſie ſich zugetragen haben, ſonſt wäre ich ja ein Lügner, und dann eben ſo viel werth als jene. Aber nur Geduld, meine lieben Kinder, nur Geduld! Paßt nur auf und ihr werdet ſehen, daß ſie ihren Lohn haben werden, wie ſie ihn verdienen. Nur das kluge und muthige Schlauchen wird den Sieg und Lohn allein davon tragen.

Nachdem alſo der treuloſe Prinz die Plaudertaſche eingeſchloſſen hatte, durchſuchte er alle Zimmer des Schloſſes, eines nach dem andern, und da er überall die Thüren offen fand, ſo ſah er bald ein, daß die einzige verſchloſſene Thüre zu dem Zimmer führen müßte, wo Schlauchen eingeſchloſſen war. Er beſann ſich nicht lange und hielt hier durch's Schlüſſelloch dieſelbe Rede, die er früher vor den Thüren der Schweſtern gehalten hatte. Allein dieſe Prinzeſſin, die geſcheidter war, ließ ihn erſt eine Weile ſprechen, ohne ihm zu antworten; endlich, als ſie ſah, daß er die Gewißheit von ihrer Anweſenheit in dem Zimmer hatte, ſprach ſie: „Wenn es wahr ſey, daß er eine ſo zärtliche Neigung für ſie fühle, als er verſichere, ſo bäte ſie ihn, in den Garten hinabzugehen und die Thüre hinter ſich zu ſchließen, dann wolle ſie ihm auf Alles antworten, ſo lang er nur wollte.“

Schwankreich wollte dieſen Vorſchlag nicht eingehen, und da die Prinzeſſin ſich fortwährend weigerte, ihre Thüre zu öffnen, holte der Schändliche einen Balken und ſprengte das Schloß. Aber Schlauchen ſtand im Zimmer mit einem großen Hammer bewaffnet, der zufällig in einer anſtoßenden Kammer auf dem Boden gelegen hatte. Der Zorn hatte die Geſichtsfarbe der Prinzeſſin erhöht und ihren Augen noch größeres Feuer als gewöhnlich ertheilt, und ſo erſchien ſie dem Prinzen als bezaubernde Schönheit. Er wollte ſich zu ihren Füßen werfen, allein ſie rief ihm mit hohem Ernſt die Worte zu, indem ſie zugleich von ihm zurücktrat:

„Prinz, wenn ihr Euch mir nahet, ſo zerſchmettre ich Euch den Kopf mit dieſem Hammer!“

„Wie? erwiderte Prinz Schwankreich in ſeinem heuchelnden Tone, kann die Liebe, die man zu Euch fühlt, ſolchem Haſſe Nahrung geben?“

Er hörte nicht auf, ihr die Zuneigung zu ſchildern, die ſie ihm eingeflößt hatte; er fügte hinzu, daß er ſich nur deshalb verkleidet in den Thurm geſchlichen habe, um ihr ſein Herz und ſeine Hand anzubieten, und bat um Verzeihung, daß die Liebe allein ihm die Kühnheit eingeflößt habe, die Thüre einzuſchlagen; endlich verſuchte er auch bei ihr, was ihm bei den Schweſtern ſo ſchnell geglückt war, ihr nämlich vorzuſtellen, daß ihr eigener Vortheil es erheiſche, ihn ſo ſchnell als möglich zum Gatten zu wählen. Er ſagte, er wiſſe nicht, wo ſich die beiden andern Prinzeſſinnen befänden, da er keinen Verſuch gemacht habe, ihr Verſteck zu entdecken, indem er nur gewünſcht, ſie allein aufzuſuchen. Die feine Prinzeſſin ſchien hierauf ſich zu beſänftigen, und bat ihn, die Schweſtern aufzuſuchen, damit man über das zu Ergreifende berathſchlagen könne; allein Schwankreich entgegnete, daß er ſich durchaus nicht darauf einlaſſen könne, die Schweſtern herbeizurufen, bis daß ſie ihm nicht die Hand als Gattin gegeben, indem die Prinzeſſinnen, als die ältern, ihnen ihre Einwilligung nie ertheilen würden.

Schlauchen aber, die mit vollem Recht dieſem

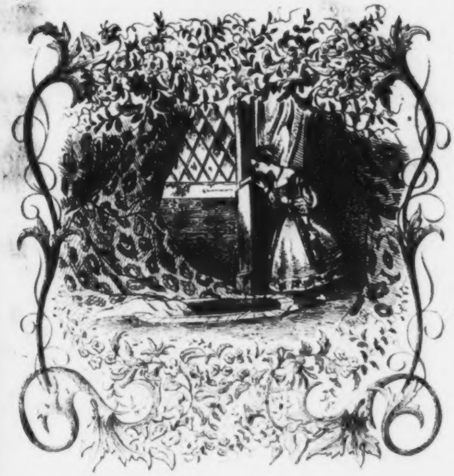
Verſucher nicht traute, wurde nach dieſer Weigerung nur noch mißtrauiſcher; ſie fürchtete, daß ihren Schweſtern ein Unglück widerfahren ſey und beſchloß daher mit feſtem Muthe, ſie zu rächen, und von ſich ein gleiches Schickſal abzuwenden. Nach kurzem Beſinnen erklärte ſie dem Prinzen, daß ſie in ihre Verbindung mit ihm willige, daß aber der Abend keine günſtige Zeit für ſolche Verſprechungen wäre, indem alle Ehen, die am Abend geſchloſſen würden, den Gatten Unglück brächten. Sie bat ihn daher, die Ceremonie des Eheverſprechens bis zum andern Morgen zu verſchieben. Zugleich gab ſie ihm die Verſicherung, den Prinzeſſinnen nichts davon ſagen zu wollen, und bat ihn, ſie nur auf kurze Zeit allein zu laſſen, um ſich mit dem Himmel zu berathen.

Schwankreich, der eben kein beſonderer Held war und der Schlauchen, ſtets mit dem großen Hammer bewaffnet, vor ſich ſtehen ſah, den ſie wie einen Fächer ſpielend ſchwang, willigte endlich in dieſen Wunſch und ließ ſeine Zukünftige allein, damit ſie ſich mit dem Himmel berathen könne.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo bereitete Schlauchen ein Lager über einem tiefen Loch, das ſich in einem Zimmer des Schloſſes befand. Obgleich das Zimmer ſehr reinlich ausſah, ſo wurde doch in dieſes Loch aller Unrath geworfen, der ſich in der Küche und ſonſt wo anſammelte. Das Lager war mit Matratzen und Decken wohl verſehen, und ließ die Liſt nicht ahnen. Als nun der Prinz nach kurzer Zeit wieder zur Prinzeſſin kam, führte ſie ihn zu dem Lager, bat ihn, der Ruhe zu pflegen, und verließ ihn dann.

Der Prinz war von dem ewigen Herumſchweifen müde und ließ ſich daher nicht die Zeit, ſich zu entkleiden, ſondern warf ſich mit Heftigkeit auf das Lager; allein hiedurch ſtürzte dieſes alsbald mit ihm hinab, ohne daß er ſich halten konnte und er verletzte ſich dergeſtalt, daß er zwanzig Beulen am Kopfe und alle Glieder geſchunden hatte. Der Fall des Prinzen machte einen großen Lärm im Schloſſe und überzeugte Schlauchen, daß ihre Liſt den günſtigſten Erfolg gehabt hatte. Es läßt ſich unmöglich beſchreiben, wie groß ihre Freude darüber war; der Böſewicht hatte übrigens ſeine Strafe verdient und Niemand wird die Prinzeſſin deshalb tadeln.

Trotz ihrer innern Bewegung, in der ſie ſich befand, konnte die gute Prinzeſſin doch nicht die Beſorgniß um ihre Schweſtern unterdrücken. Plaudertaſche aufzufinden, wurde ihr jedoch nicht ſchwer. Aus Verſehen hatte der Prinz Schwankreich den Schlüſſel abzuziehen vergeſſen, nachdem er ſie eingeſchloſſen. Schlauchen öffnete mit Geräuſch die Thüre und ihre



Schweſter erwachte. Sie war betroffen und verwirrt, als ſie Schlauchen vor ſich erblickte. Dieſe erzählte ihr, auf welche Weiſe ſie ſich den ſchändlichen Werber vom Halſe geſchafft hatte. Dieſe Mittheilung traf Plaudertaſche, wie ein Blitz aus heiterm Himmel; denn obgleich ſie ſtets ſchwatzte, ſo hatte ſie doch ſo wenig Geiſt, daß ſie Alles glaubte, was ihr Schwankreich geſagt und verſichert hatte. Solche leichtgläubige und einfältige Mädchen gibt es überall noch jetzt in der Welt.

Hierauf gingen beide Schweſtern fort, um ihre geliebte Langeweile aufzuſuchen. Sie durchirrten alle Zimmer des Schloſſes, ohne die Schweſter zu finden; endlich kam Schlauchen der Gedanke, daß ſie wohl im Gartenſaale ſeyn könnte. Hier trafen ſie ſie denn wirklich, wie die Leſer ſich bereits erinnern werden. Sie befand ſich aber in dem traurigſten Zuſtande, da ſie in beſtändiger Erwartung, und den ganzen Tag ohne Nahrung geblieben war. Ihre Schweſtern ſpendeten ihr alle Hülfe, deren ſie bedurfte. Hierauf machten ſich alle drei Offenbarungen, die ſie zuerſt in das größte Erſtaunen ſetzten, dann aber in Plaudertaſche und Langeweile das Gefühl eines tiefen Kummers zurückließen. Sie gingen in verſchiedener Stimmung zur Ruhe.

Inzwiſchen hatte Prinz Schwankreich eine übele

Zeit hingebracht; die Nacht war für ihn nicht beſſer geweſen, und als der Tag anbrach, fand er ſich noch immer nicht behaglicher. Zum Glücke ſchien kein Sonnenſtrahl in dem Loche, wo er ſich befand, und ſo konnte er denn auch nicht ſehen, wie ſchauerlich es um ihn ausſah. Endlich, nach unſäglicher Mühe, fand er den Ausgang aus dem Labyrinthe, das ihn zu einem Fluſſe, weit weg vom Schloſſe, geführt hatte, wo der Abzugskanal hinlief, in den er eigentlich gefallen war. Er ſuchte ſich einigen Fiſchern durch Rufen bemerklich zu machen; ſie zogen ihn aus dem Waſſer, und er befand ſich wahrlich in einem beklagenswerthen Zuſtand. Er ließ ſich an den Hof des Königs, ſeines Vaters, bringen, um ſich von den erhaltenen Quetſchungen heilen zu laſſen; allein ſein Haß gegen Schlauchen war ſo groß, daß er mehr daran dachte, ſich zu rächen, als geſund zu werden.

Die arme Prinzeſſin war indeß ſehr traurig; ihr ging die Ehre ihres Geſchlechts über Alles, und die ſchmähliche Schwäche ihrer Schweſtern erfüllte ſie deshalb mit ſchwerem Kummer. Nun erſann aber Schwankreich folgende Liſt.

Alle Tage ließ er herrliche Bäume in großen Kaſten vor die Fenſter der Prinzeſſinnen tragen, die mit den auserleſenſten Früchten prangten. Sobald Langeweile und Plaudertaſche dieſe erblickten, ſo bemächtigte ſich ihrer die Luſt, davon zu eſſen, und ſie quälten das gefällige Schweſterchen ſo lange, bis Schlauchen nachgab und ſich im Korbe hinunterließ, um welche davon zu pflücken.

Am andern Tage waren wieder Früchte von einer andern Gattung da, die jedoch nicht minder appetitlich waren. Die beiden Prinzeſſinnen bekamen wieder Luſt dazu, und Schlauchen war wieder ſo gut, ihren Wunſch zu befriedigen. Diesmal aber lauerten die Diener des Prinzen im Hinterhalte; ſie ſprangen hervor, ergriffen die Prinzeſſin und ſchleppten ſie mit ſich fort, vor den Augen ihrer Schweſtern, die oben am Fenſter ſtanden und ſich vor Verzweiflung die Haare ausriſſen.

Die Trabanten des Prinzen ſchleppten ihre Beute nach einem Landhauſe ihres Gebieters, der ſich dort befand, um ſich von ſeinem Unwohlſeyn vollkommen herzuſtellen. Da er im höchſten Grade erbittert war, ſo überhäufte er die Prinzeſſin mit harten Reden, die dieſe mit Seelenruhe und Feſtigkeit ganz ſo erwiderte, wie es ihrem trefflichen Charakter angemeſſen war. Er ließ ſie hierauf in den Kerker werfen, allein nach einigen Tagen gab er den Befehl, ſie auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, wohin auch er ſich begab. Hier offenbarte er ihr, daß ſie nunmehr auf eine Weiſe werde ſterben müſſen, die ihn, wegen der an ihm verübten Frevel, rächen würde. Er zeigte ihr jetzt ein Faß, welches inwendig ganz mit Federmeſſern, Raſiermeſſern, Widerhaken, ſpitzigen Nägeln, Pfriemen und dergleichen, austapeziert war, und benachrichtigte ſie davon, daß ſie hineingelegt und dann von dem Gipfel des Berges bis in die Ebene hinabgekollert werden würde.

Trotz dieſes entſetzlichen Anblicks behielt Prinzeſſin Schlauchen ihre Standhaftigkeit und ſelbſt ihre Geiſtesgegenwart. Schwankreich konnte dies aber nicht beſänftigen, ſondern es vermehrte nur ſeine Wuth und er dachte daran, ihren Tod zu beſchleunigen. Zu dieſem Zwecke beugte er ſich über das Faß, das ſeiner Rache dienen ſollte, um zu ſehen, ob Alles gehörig eingerichtet wäre, um den teufliſchen Zweck nicht zu verfehlen. Schlauchen, die kaum bemerkt hatte, mit welcher Aufmerkſamkeit er Alles betrachtete, verlor keine Zeit, ſprang hinzu und ſtieß ihn in das Faß, dann rollte ſie es ſo ſchnell hinab vom Berge, daß der Prinz nicht zur Beſinnung kommen konnte. Nachdem ſie dies vollzogen hatte, ergriff ſie die Flucht, und die Offiziere, die nur mit größter Betrübniß die ſchrecklichen Vorbereitungen geſehen hatten, die ihr Gebieter machte, um eine ſo liebenswürdige Prinzeſſin den Martertod ſterben zu laſſen, thaten keinen Schritt, noch gaben ſie Befehl, ihr nachzuſetzen. Das hinabrollende Faß ſetzte ſie aber in eine ſolche Beſtürzung, daß ſie verſuchten, es auf geſchickte Weiſe aufzuhalten; ihre Bemühungen waren jedoch vergebens; es rollte und rollte, und lag nicht eher ſtille, als bis es unten war. Dort zogen ſie ihren Prinzen heraus, der von tauſend Wunden zerfleiſcht war.

Dieſer Unglücksfall erſchütterte den guten Vater und den vortrefflichen Bruder des Prinzen Schwankreich auf das Aeußerſte. Das Volk machte ſich nicht viel daraus, denn Schwankreich war verhaßt, und man wunderte ſich ſogar, daß ſein Bruder, der die herrlichſten Eigenſchaften und das edelſte Herz beſaß, ihn lieben konnte. Allein das Wunder erklärte ſich bald, wenn man wußte, daß Schwankreich ſich durch erheuchelte Zuneigung in das liebevolle und argloſe Herz ſeines Bruders ſtahl. Der edle junge Prinz würde ſich die bitterſten Vorwürfe gemacht haben, hätte er dies nicht mit wahrer Herzlichkeit vergolten. So empfand er denn auch die größte Betrübniß über das Unglück ſeines Bruders, und wendete alle Hülfe an, ſeine Wunden zu heilen. Allein es wollte ihm nicht gelingen; die Wunden wurden im Gegentheil immer ſchlimmer und verurſachten Schwankreich unſägliche Schmerzen.

Schlauchen war indeſſen, immer laufend, glücklich zu dem Schloſſe gelangt, wo ſie ihre Schweſtern gelaſſen hatte; allein welche neue Ueberraſchung erwartete ſie hier? Die Prinzeſſinnen hatten jede ein Söhnchen geboren, und Schlauchen wußte nicht, was ſie damit anfangen ſollte. Endlich erdachte ſie abermals eine Liſt, die ſie ſogleich ausführte. Sie legte die Kinder der Prinzeſſinnen in kleine Kiſtchen, die mit Löchern verſehen waren, um Luft einzulaſſen, dann zog ſie Männerkleidung an, beſtieg ein Pferd, nahm die Kinder in den Käſtchen und noch andere Dinge mit ſich, und ritt nach der Hauptſtadt des Königs, des Vaters vom Prinzen Schwankreich.

Nachdem die liſtige Prinzeſſin angekommen war, erfuhr ſie, daß die großmüthige Belohnung, welche alle Jene erhielten, die den Prinzen Schwankreich mit Heilmitteln verſahen, faſt alle Quackſalber und Marktſchreier der ganzen Welt dort verſammelt hatte. Denn damals gab es noch viele Menſchen, die vorgaben, ſie ſeyen von der Natur mit Wunderkräften begabt worden, und könnten durch Auflegen der Hände und dergleichen, jede Krankheit und jede Wunde beliebig kuriren. Das große Wunder, mit Waſſer die Krankheiten zu heben, war eben damals noch nicht entdeckt, und kein Menſch konnte vorausſehen, daß es einen Priesnitz und eine Gräfenberger Waſſerkur einmal geben werde!

Die geiſtreiche Prinzeſſin hatte aber Obiges kaum erfahren, als ſie ſich auch ſogleich einen fremden Namen zulegte. Sie wählte den Namen Sanatio und ließ überall bekannt machen, daß der Ritter Sanatio angekommen ſey und auserleſene Geheimmittel beſitze, um alle Arten noch ſo giftiger und gefährlicher Wunden zu heilen. Sogleich erſchien eine Botſchaft vom Schloſſe des Königs, um den vorgeblichen Ritter einzuladen. Schlauchen erſchien, und ſpielte ihre Rolle ſo vortrefflich, daß nichts daran fehlte. Indeſſen machte der Anblick des jüngern Prinzen, Schwankreichs Bruder, einen merkwürdigen Eindruck auf ſie. Sie unterhielt ſich mit ihm über den Zuſtand der Wunden des ältern Prinzen und ſagte, ſie wolle eine Flaſche ihres Wunderwaſſers holen gehen, während ſie die Kiſtchen, welche ſie bei ſich hatte, im Palaſte laſſen würde, die eine koſtbare Salbe enthielten, die einſtweilen die Schmerzen des Prinzen lindern dürften.

Hierauf entfernte ſie ſich und — kam nicht wieder. Man wurde unruhig über ihr Nichterſcheinen und wollte ſchon fortſchicken, um den Ritter Wunderdoctor zu ſuchen, als die Kinder in den Käſtchen zu ſchreien anfingen. Man wußte anfänglich gar nicht, wo das Kindergeſchrei herkomme, da man nichts ſah, bis endlich einer von den Hofleuten das Ohr zu den Käſtchen hinhielt, und ſo die Täuſchung entdeckte. Obgleich die Kinderchen, ehe ſie eingeſchloſſen worden waren, gehörige Nahrung bekommen hatten, ſo verſpürten ſie jezt dennoch wieder Hunger, und gaben dies durch einen Geſang, aus einer ſehr ſchmerzlich klingenden Tonart, zu erkennen.

Man öffnete die Käſtchen und war ſehr erſtaunt, zwei hübſche kleine Wickelkinder zu erblicken. Der kranke Schwankreich dachte gleich, daß dieſes wieder ein Streich von Schlancken ſeyn müſſe. Hierüber wurde er böſe und verſchlimmerte ſich ſo, daß er nahe daran war, den Geiſt aufzugeben.

Der gute Bruder des Prinzen wollte vor Schmerz vergehen, und Schwankreich, der bis zum lezten Augenblick ſeinem ſchändlichen Character treu blieb, ſuchte noch die Zärtlichkeit ſeines Bruders zu mißbrauchen.

„Du haſt mich immer geliebt, mein theurer Bruder, ſprach er, und du weinſt um meinen Verluſt. Ich brauche keines Beweiſes deiner Liebe mehr für das Leben. Ich ſterbe, allein verſprechen mußt du mir, das zu thun, um was ich dich bitten werde!“

Der gute Prinz war nicht im Stande, ſeinem ſterbenden Bruder die Bitte abzuſchlagen, und verſprach ihm daher, unter den feierlichſten Eiden, ihm Alles zu leiſten, was er fordern würde. Sobald Schwankreich dies vernommen hatte, umarmte er ſeinen Bruder und ſagte: „Jetzt ſterbe ich getröſtet, denn du wirſt mich rächen. Alſo höre, ſobald ich todt bin, fordere die Hand der Prinzeſſin Schlauchen, ſie werde deine Gattin! Wahrſcheinlich wird ſie dir nicht abgeſchlagen werden, aber wenn ſie dir angetraut iſt, ſo ſtoße ihr den Dolch in den Buſen; ſie verdient es!“

Der gute Prinz bebte vor Entſetzen zurück bei dieſen Worten, und bereute es ſchon, ſeinen Eid geleiſtet zu haben. Allein er konnte nicht mehr zurück, und ſuchte daher auch ſeine Gewiſſensbiſſe vor ſeinem Bruder zu verbergen, der bald darauf ſtarb. Der alte König glaubte vor Trauer und Schmerz über den Verluſt ſeines Sohnes gleichfalls ſterben zu müſſen. Das Volk machte ſich indeſſen aus dem Tode des Prinzen Schwankreich gar nichts, ſondern freute ſich, daß nunmehr der Bruder des Prinzen den Thron beſteigen werde.

Schlauchen, die glücklich zu ihren Schweſtern heimgekehrt war, erfuhr bald den Tod ihres Feindes, und kurz darauf wurde den drei Schweſtern die Zurückkunft ihres Vaters gemeldet. Er begab ſich ſogleich in den Thurm, und das Erſte war, daß er ſich von ſeinen Töchtern die Knäuel aus Glas zurückerbat.

Langeweile holte Schlauchen's Knäuel und überreichte ihn dem König; dann machte ſie ihm eine tiefe Verbeugung und trug den Knäuel wieder dorthin, wo ſie ihn genommen hatte.

Plaudertaſche that daſſelbe.

Endlich holte Schlauchen ihren Knäuel. Aber der König, der ſehr mißtrauiſch und eben ſo klug war, kam auf den richtigen Einfall, alle drei Knäuel auf einmal ſehen zu wollen. Nun konnte Schlauchen den ihrigen vorzeigen, und der König gerieth in eine ſolche fürchterliche Wuth gegen ſeine beiden älteſten Töchter, daß er ſie in demſelben Augenblick zu der Fee ſandte, von welcher er die Knäuel empfangen hatte, mit der Bitte, ſie doch, ſo lange ſie lebten, bei ſich zu behalten und ſie ſo zu beſtrafen, wie ſie es verdienten.

Dieſe Strafe begann nun die Fee damit, daß ſie ihre beiden Pflegebefohlenen in eine Gallerie ihres bezauberten Schloſſes führte, wo ſie alle erhabenen Frauen hatte abmalen laſſen, die ſich durch ihre Tugenden und ein arbeitſames Leben ausgezeichnet hatten. Durch ihre Zauberkraft hatte die Fee dieſen Geſtalten Bewegung eingeflößt und ſie waren vom Morgen bis zum Abend in beſtändiger Thätigkeit. Ueberall erblickte man auch Inſchriften zum Lobe tugendhafter und ausgezeichneter Frauen. Welche Zerknirſchung erduldeten nun dieſe beiden Prinzeſſinnen, wenn ſie dieſen Triumph mit der elenden Stellung verglichen, die ſie in dem Palaſte der Fee einnahmen, und zu der ſie ihr unbeſonnenes Betragen geführt hatte. Zugleich ſagte ihnen die ſtrenge, aber gütige Fee, daß, wenn ſie ebenfalls immer ſo arbeitſam und thätig geweſen wären, wie die Frauen, die ſie hier abgebildet ſähen, ſo würden ſie auch nicht die traurigen Fehltritte begangen haben, die jetzt auf ihnen laſteten. Müßiggang ſey ſtets die Mutter aller Laſter und die Quelle alles Unglücks.

Die Fee beſchloß daher, um ſie vor jedem Rückfalle zu bewahren, und damit ſie die verlorene Zeit wieder einbringen könnten, ſie auf die richtige Weiſe zu beſchäftigen. Sie überließ nunmehr den beiden Prinzeſſinnen die gröbſten und gemeinſten Arbeiten, und ohne Rückſicht auf ihre weiße Haut ſchickte ſie ſie in den Garten, um Erbſen zu pflücken und Unkraut zu jäten. Langeweile konnte ihre Verzweiflung nicht unterdrücken, zu einem ſolchen, ihren Neigungen widerſtrebenden Leben, gezwungen zu ſeyn; ſie ſtarb bald aus Ermattung und Kummer. Plaudertaſche fand Gelegenheit zu entwiſchen, allein ſie rannte Nachts mit dem Kopfe an einen Baum, und ſtarb an der Wunde in der Hütte armer Bauersleute.

Das gute Gemüth Schlauchens trauerte ſehr bei der Nachricht von dem Tode ihrer Schweſtern, aber inmitten ihrer Trauer erfuhr ſie, daß der Prinz

Schönhold ihre Hand als Gattin begehrt, und daß ſie ihm der König bewilligt habe, ohne ſie weiter darum zu fragen. In jener Zeit wurde wenig nach wechſelſeitiger Zuneigung von den Eltern gefragt. Schlauchen erzitterte bei dieſer Nachricht; denn ſie beſorgte, und wie die Leſer wiſſen, nicht ohne Grund, daß der Haß des Bruders gegen ſie, ſich in dem Herzen ihres Bräutigams fortgepflanzt haben würde, da er den Verſtorbenen ja ſo ſehr liebte. Sie muthmaßte gleich, daß der junge Prinz ſich ihrer nur bemächtigen wollte, um ſie dem Bruder zu opfern. Voll von dieſen Beſorgniſſen eilte ſie zur weiſen Fee, ſich Raths zu erholen. Dieſe ſchätzte Schlauchen in eben ſo hohem Grade, als ſie Plaudertaſche und Langeweile verachtet hatte.

Die Fee wollte jedoch der Prinzeſſin keinen beſtimmten Rath ertheilen.

„Prinzeſſin, ſagte ſie, Ihr ſeyd klug und beſonnen, und habt bis jetzt ſtets mit ſolchem Glücke das rechte Mittel ergriffen, daß ich Euch nur darauf Acht zu geben bitte: daß Vorſicht in Euerm Falle die Mutter der Sicherheit genannt werden kann. Erinnert Euch ſtets dieſes Spruches, und Ihr werdet ohne meine Kunſt dennoch glücklich werden.“

Da Schlauchen nichts Anderes von der Fee herausbringen konnte, ſo verließ ſie dieſelbe und kehrte in heftiger Bewegung in den Palaſt zurück.

Einige Tage ſpäter erſchien ein Geſandter des Königs Mildvoll, der ſich, wie dieſes bei Höfen üblich iſt, für den Prinzen Schönhold mit der Prinzeſſin trauen ließ. Darauf führte man ſie in einem prächtigen Wagen zu ihrem jungen Gatten. In den zwei erſten Städten des Königreichs, die ſie auf ihrer Reiſe berührte, wurde ſie mit Glanz und Pracht und vielen Ceremonien empfangen, in der dritten endlich fand ſie den Prinzen ſelbſt, der auf Befehl ſeines Vaters ihr entgegen gereist war. Man verwunderte ſich ſehr über die Traurigkeit, die ſich in dem ganzen Weſen des Prinzen ausſprach, ſtatt bei dem Herannahen der Hochzeit mit einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſin nur Luſt und Freudigkeit zu zeigen. Der alte König ſelbſt ſchmählte ihn darüber und hatte ihn eben deswegen, gegen ſeinen Willen, der Prinzeſſin entgegen geſchickt.

Als der Prinz ſie erblickte, ward er von ihrer Liebenswürdigkeit in großes Erſtaunen geſetzt; er machte ihr ein Compliment, benahm ſich aber dabei ſo verwirrt, daß die Geſandten und anderen Hofherren, denen es bekannt war, wie fein ſich dieſer Prinz ſonſt zu benehmen wußte, nichts anderes dachten, als daß er vor lauter Liebe alle Geiſtesgegenwart verloren habe. Indeſſen jubelte die geſammte Einwohnerſchaft der Hauptſtadt und überall wurden Concerte vernommen, und das Knallen und Ziſchen der Raketen und Schwärmer. So wurde denn auch die Hochzeit durch herrliche Feſte begangen, bis man endlich, nach einem Bankett, die Neuvermählten nach ihren Gemächern geleitete.

Die Prinzeſſin, die fortwährend den Spruch der Fee im Kopfe hatte: daß nämlich Vorſicht die Mutter der Sicherheit genannt werden könne, überdachte ihren Plan reiflich und ſorgfältig. Sie hatte eine Kammerfrau beſtochen, welche den Schlüſſel zu ihrem Gemache beſaß. Dieſer gab ſie Befehl, Stroh, eine Blaſe, das Blut von einem Lamme, und die Eingeweide von irgend einem Thiere, das zum Nachteſſen geſchlachtet worden war, dort hinzubringen. Hierauf begab ſich die Prinzeſſin unter einem Vorwande in dies Cabinet. Sie machte eine Puppe aus dem Stroh, und ſteckte die Eingeweide nebſt der Blaſe, mit dem Blute gefüllt, hinein. Dann zog ſie dieſer Puppe eines ihrer Nachtkleider an, und ſetzte ihr eine Schlafhaube auf. Nachdem ſie dies vollendet hatte, begab ſie ſich wieder zur Geſellſchaft, und bald wurde das junge Paar in das Schlafzimmer geführt. Nachdem das Geſchäft der Toilette vorüber war, nahm die Ehrendame die ſilbernen Armleuchter und zog ſich zurück. Kaum war dies geſchehen, ſo legte Schlauchen die Strohpuppe in das Bett und verbarg ſich in einem Winkel.

Der Prinz ſeufzte zwei bis dreimal laut und vernehmlich, dann ergriff er ſeinen Degen und ſtieß ihn der vermeintlichen Prinzeſſin mitten durch den Leib. Da fing das Blut an zu ſtrömen, er fühlte es und die Strohpuppe lag ohne Bewegung da.

„Was hab' ich gethan! rief ſchmerzvoll der Prinz, nach langen Zweifeln und Ueberlegungen, hab' ich denn endlich doch ein Verbrechen begangen, um meinen Schwur zu halten. Ich habe einer Prinzeſſin das Leben geraubt, der ich meine Liebe weihen ſollte! Ihre Tugenden hatten mich entzückt, ſeitdem ich ſie das erſtemal geſehen und dennoch vermochte es nicht, mich von einem Eide zu entbinden, den ein Bruder in ſeiner Wuth mir auf unwürdige Weiſe durch Liſt, abgenöthigt hatte. Iſt es möglich, deshalb ein Weib zu ſtrafen, daß es tugendhaft war und Alles anwandte, um Fallſtricken zu entgehen? Jezt, Bruder, habe ich deinem ungerechten Haſſe ein Genüge gethan, nun will ich aber der edeln Prinzeſſin ein Opfer bringen, ich will es ihr bringen durch meinen Tod! Ja, Geliebte! derſelbe Degen ....“

Hier vernahm das verſteckte Schlauchen, wie der Prinz den Degen, den er fallen gelaſſen, im Finſtern herumtappend, ſuchte, um ihn auch ſich durch den Leib zu ſtoßen. Allein ſie wollte dieſe Thorheit natürlich verhindern, und ſchrie daher plötzlich: „Nein, Prinz, ich bin nicht todt! Ich wußte im Voraus, daß Sie den Schritt bereuen würden, und deshalb hab' ich Ihnen denſelben durch eine unſchuldige Täuſchung nicht begehen laſſen!“

Hierauf trat ſie aus dem Verſteck und erzählte dem Prinzen die Geſchichte mit der Strohpuppe. Der Prinz war hocherfreut, daß ſie noch lebte, und bewunderte ihre große Geiſtesgegenwart in allen Fällen des Lebens; zugleich begriff er nicht, wie er ſo ſchwach hatte ſeyn können, ſeinen Schwur zu halten, den ihm eine Liſt abgenöthigt hatte.

Sie liebten ſich nun um ſo herzlicher, und waren ein ſehr glückliches Ehepaar; Schlauchen blieb aber, wenn auch nicht in Bezug auf ihren Gatten, dem Grundſatze der Fee getreu: daß Vorſicht die Mutter der Sicherheit ſey.

Stummwittchen.

Es war einmal ein ſehr vornehmer Herr, der war mit einer ſchönen Dame lange Jahre verheirathet und die hatten keine Kinder. Da ſie reich und geachtet waren und ſich doch nicht glücklich fühlten, ſo glaubten ſie, daß die fehlenden Kinder daran Schuld ſeyen. Denn Kinder, wenn ſie artig und fleißig ſind, können allerdings viel zum Glücke ihrer Eltern beitragen. Endlich, da ſie ſich ſo ſehr grämten, erhörte der Himmel ihr Flehen und beſchenkten ſie mit einem Töchterchen. Alle Feen, die in dem Lande wohnten, kamen herbei, um es mit holden Gaben zu beſchenken. Die Eine ſchenkte ihm Engelſchönheit, die Andere das Talent, entzückend zu tanzen, eine Dritte immerwährende Geſundheit, eine Vierte durchdringenden Geiſt. Man kann denken, wie ſehr ſich die Mutter darüber freute, denn was konnte einem Kinde wohl Beſſeres geſchenkt werden. Man ſetzte ſich zur Tafel, um die gütigen Feen zu regaliren; allein kaum war das halbe Gaſtmahl vorüber, ſo trat ein Diener in den Saal und meldete die Königin der Feen, welche ſo eben vorüber reiſte und einen Beſuch abſtatten wollte. Alle anweſenden Feen erhoben ſich ſogleich, um ihrer Königin entgegen zu eilen, allein ſie bemerkten ſogleich eine ſo ernſte Miene an ihr, daß ſie ſich furchtſam zurückzogen.

„Schweſtern, hub die Feenkönigin an, nachdem ſie ſich geſetzt hatte, auf ſolche Art wendet Ihr die Macht an, die Euch vom Himmel verliehen iſt? Nicht eine von Euch dachte daran, dieſes Kind mit einem guten Herzen, mit tugendhaften Geſinnungen zu beſchenken? Ich will verſuchen, dem Uebel, das Ihr angerichtet habt, kräftig zu begegnen; ich begabe ſie mit Stummheit, bis daß ſie zwanzig Jahre alt geworden ſeyn wird. Ich wollte, es ſtände in meiner Macht, ſie der Sprache für immer zu berauben.“

Nach dieſen Worten verſchwand die Königin der Feen und ließ die Eltern des Mädchens in großer Verzweiflung zurück, da ſie ſich nichts Schrecklicheres denken konnten, als ein ſtummes Kind zu haben.

Stummwittchen, wie ſie nun das arme Weſen nannten, ward übrigens von Tag zu Tage ſchöner; mit zwei Jahren ſtrengte ſie ſich übermäßig an, einige

Worte herauszubringen, allein vergeblich; doch deuteten ihre niedlichen Bewegungen an, daß ſie recht wohl verſtand, was man zu ihr ſagte. Allein was half das! Trotz ihres Verſtandes war ſie nicht im Stande zu ſprechen. Sie bekam allen nur möglichen Unterricht von den beſten Meiſtern, und ſie machte auch ganz bewundernswerthe Fortſchritte. Durch Zeichen konnte ſie ſich verſtändlich machen, und Alles, was ſie wollte, erklären und erzählen. Anfänglich erregte dies Bewunderung; allein der Vater, der geſunden Menſchenverſtand beſaß, ſprach zu ſeiner Frau: „Höre, Kind, Du mußt darauf Acht haben, daß Stummwittchen keine übeln Eigenſchaften annimmt; ſie iſt ein Spion. Wozu brauchen wir denn wohl Alles zu wiſſen, was in der ganzen Stadt ſich zuträgt? Man hütet ſich nicht vor ihr, weil ſie noch ein Kind iſt, das noch überdies nicht ſprechen kann, und doch erzählt ſie auf ihre Weiſe Alles wieder, was ſie ſieht und hört. Das muß man ihr abgewöhnen, denn ſolche Hinterbringereien ſind abſcheulich.“

Die Mutter, die wie vernarrt in Stummwittchen war, und von Natur zur Neugierde große Anlagen hatte, erwiderte, daß er ſo eigentlich das Kind gar nicht recht liebe, weil es den Fehler habe, ſtumm zu ſeyn, und daß das arme Geſchöpf ſchon unglücklich genug hiedurch ſey und man ihm deshalb nichts verbieten könne, ohne die gröbſte Hartherzigkeit an den Tag zu legen. Allein der Vater, der auf dieſe Ausreden nichts gab, nahm Stummwittchen auf ſein Zimmer und ſprach:

„Mein liebes Kind, Du machſt mir großen Verdruß. Die gute Fee, die Dich mit Stummheit beſtrafte, wußte gewiß, daß Du eine Stadtklatſche werden würdeſt; allein das hat ihre Weisheit doch nicht vorausgeſehen, daß Du Dich durch Zeichen eben ſo verſtändlich machen kannſt? Weißt Du aber, was geſchehen wird? Alle Welt wird Dich haſſen; man wird Dich fliehen wie die Peſt und zwar mit Recht; denn durch Klatſchſucht ſtiftet man die größten Uebel. Ein Klatſcher bringt Alles durcheinander und entzweit die beſten Freunde. Wenn Du Dich in dieſem Falle nicht beſſerſt, ſo wollte ich lieber, daß Du auch taub und blind werden möchteſt.“

Stummwittchen war nicht ſchlecht, und nur aus Unbeſonnenheit erzählte ſie wieder, was ſie geſehen hatte, und ſo verſprach ſie denn auch jetzt ihrem Vater Beſſerung. Sie hatte wirklich die beſte Abſicht, das, was ſie gelobt hatte, zu halten; allein nach zwei oder drei Tagen hörte ſie, daß eine Dame ſich über eine ihrer Freundinnen luſtig machte, und ſogleich nahm ſie eine Feder und ſchrieb Alles auf, was ſie gehört hatte. Dabei hatte ſie es mit ſo viel Geiſt gethan, daß ihre Mutter ſich nicht des Lachens beim

Leſen enthalten konnte, auch lobte ſie dabei den guten Styl ihrer Tochter. Stummwittchen beſaß Eitelkeit und freute ſich ſo ſehr über die Lobſprüche ihrer Mutter, daß ſie von jetzt an Alles, was ſie bemerkte, aufzuſchreiben anfing. Was aber ihr Vater ihr vorausgeſagt hatte, traf nun richtig ein: alle Welt haßte ſie. Man verbarg ſich ſogleich, wo ſie erſchien, man ſprach leiſe, wo ſie eintrat, und man mied die Geſellſchaften, wo man vorausſetzte, ſie anzutreffen. Zu ihrem Unglücke ſtarb ihr Vater, als ſie kaum zwölf Jahre alt war, und da nun Niemand mehr ihr den abſcheulichen Fehler des Klatſchens vorwarf, gewöhnte ſie ihn ſich immer mehr und mehr an, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr daran dachte. Den ganzen Tag ſpionirte ſie die Dienſtboten aus, die ſie Alle wie den Tod haßten; war ſie im Garten, ſo ſtellte ſie ſich ſchlafend, um das Geſpräch derjenigen zu belauſchen, die an ihr vorübergingen. Da nun aber Mehre zugleich ſprachen und weil ſie nicht Alles behalten konnte, was ſie auf ſolche Weiſe hörte, ſo ſchrieb ſie den Anfang eines Geſpräches auf, ohne daß ſie das Ende gehört hätte, und manchmal das Ende, ohne den Anfang zu kennen. So kam nun durch ſie viel Falſches, Halbes, Unwahres in Umlauf; keine Woche verging, in der ſich nicht zwölf Zwiſtigkeiten und Zänkereien in der Stadt anſpannen, und wenn man den Dingen auf den Grund kommen wollte, ſo war es immer eine Klatſcherei Stummwittchens, welche die Urſache davon war. Sie entzweite ihre eigene Mutter mit allen ihren Freundinnen, und machte, daß drei bis vier Perſonen geprügelt wurden.

Dies währte, bis ſie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hatte. Dieſen Tag erwartete ſie mit großer Ungeduld, um dann recht nach Herzensluſt ſprechen zu können. Endlich erſchien dieſer Augenblick, und die Königin der Feen mit ihm. Sie ſtellte ſich mit Ernſt und Würde vor Stummwittchen hin und ſprach:

„Bevor ich Dir den Gebrauch der Sprache gebe, die Du — ich weiß es im Voraus — mißbrauchen wirſt, will ich Dir alles Böſe vor die Augen führen, was Du bis jetzt angerichtet haſt.“

Zugleich enthüllte ſie vor ihren Blicken einen Spiegel. Hier erblickte ſie zuerſt einen Mann nebſt drei Kindern, welche um Almoſen baten.

„Dieſen Mann kenne ich nicht, waren die erſten Worte, die Stummwittchen jetzt aus ihrem ſchönen Munde hören ließ; welches Uebel ſoll ich ihm denn zugefügt haben?“

„Er war ein reicher Kaufmann, antwortete die Fee, der in ſeinen Magazinen viele Waaren hatte; allein es fehlte ihm an baarem Gelde. Dieſer Mann kam zu Deinem Vater, um von ihm eine Summe zu borgen, mit dem er einen Wechſel bezahlen wollte; Du horchteſt an der Thüre des Cabinets, und theilteſt dann die Lage dieſes Kaufmanns jenen Perſonen mit, denen er ſchuldig war. Dadurch ſtürzteſt Du ſeinen Credit. Ein Jeder wollte bezahlt ſeyn, und als endlich die Gerichte ſich in die Sache miſchten, wurde Alles verkauft, was er beſaß, und er und ſeine Kinder ſind jetzt ſeit neun Jahren zum Betteln gezwungen.“

„Ach, mein Gott, was muß ich hören! rief Stummwittchen, ich bin in Verzweiflung, daß ich ſolch ein Verbrechen begangen habe. Aber ich bin reich, ich will das Uebel wieder gut machen, und dem Manne wieder Alles erſetzen, was ihm meine Unbeſonnenheit geraubt hat.“

Hierauf erſchien eine ſchöne Frau in einem Gemache, deſſen Fenſter mit Eiſenſtäben vergittert waren. Sie lag auf Stroh; ein Waſſerkrug und ein Stück Brod neben ihr. Ihre langen ſchwarzen Haare fielen auf die Schultern, und ihr Antlitz war in Thränen gebadet.

„Himmel! ſchrie Stummwittchen, ich kenne dieſe Frau; ihr Mann hatte ſie in ein fernes Land geführt, und dann zurückgeſchrieben, daß ſie todt ſey. Wär's denn wohl möglich, daß auch ich das unglückliche Loos dieſer Frau verſchuldete?“

„Ja, ſprach die Fee. Allein das Schrecklichſte iſt, daß Du auch den Tod eines Mannes ſeitdem verſchuldet haſt, den der Gatte dieſer Frau tödtete. Erinnerſt Du Dich wohl, wie Du eines Abends im Garten Dich auf eine Bank ſetzteſt, und thatſt, als ob Du ſchlieſeſt, blos um zu hören, was zwei Perſonen ſprachen. Damals hörteſt Du, daß ſie ſich liebten, und erzählteſt es ſogleich der ganzen Stadt. Dies Gerücht kam dem Gatten der Frau zu Ohren, der ſtark von Eiferſucht geplagt wurde. Er tödtete den Andern, und führte ſeine Frau in ein fremdes Land. Hierauf verbreitete er die Nachricht von ihrem Tode, um ſie deſto härter quälen zu können. Und dennoch war die Unglückliche unſchuldig. Der fremde Cavalier ſprach zwar mit ihr von Liebe, allein von einer Liebe, die er für eine ihrer Muhmen empfand, die er zu heirathen beabſichtigte. Wie ſie nun ſo leiſe darüber ſprachen, konnteſt Du nur die Hälfte ihrer Unterredung erhaſchen, und dies war die Urſache ſo gräßlicher Ereigniſſe."

„Ach, rief Stummwittchen ſchmerzhaft aus, ich bin eine Verbrecherin, die nicht werth iſt, das Tageslicht zu ſehen!"

„Warte noch mit dem Verdammungsurtheil Deiner ſelbſt, bis Du die ganze Größe Deiner Verbrechen kennen wirſt, erwiderte die Fee. Betrachte einmal dieſen hier in dem Kerker, mit Feſſeln belaſtet.

Du verrietheſt eine ſehr unſchuldige Aeußerung, die dieſer Mann einſt that, und weil Du auch dieſe falſch verſtanden hatteſt, ſo glaubteſt Du ihn im Einverſtändniſſe mit den Feinden des Königs. Ein junger leichtſinniger Menſch und eine Frau, die eben ſo gern klatſchte wie Du, welche Beide den armen Mann, den Du hier ſiehſt, nicht leiden konnten, wiederholten nicht nur, was Du ihnen mittheilteſt, ſondern ſetzten ſogar noch Vieles hinzu, und ſo wurde er denn eingekerkert. Sollte er jemals wieder die Luft der Freiheit athmen, ſo kannſt Du wohl glauben, daß er ſich auf die blutigſte Weiſe an denjenigen rächen wird, die ihm ſeine Leiden bereitet haben.“

Hierauf zeigte die Fee noch mehre Domeſtiken ohne Herrſchaft, Ehemänner ohne Frauen, enterbte Kinder, Alle Opfer der unſeligen Leidenſchaft Stummwittchens. Dieſe war untröſtlich darüber, und verſprach ernſtlich, ſich zu beſſern.

„Du biſt zu alt, um dieſe Fehler ganz abzulegen, ſagte die weiſe Fee, was man bis zu zwanzig Jahren nährte, kann man ſpäter nicht laſſen, wenn man es auch gern wollte. Ich kenne nur ein Mittel, das Du ergreifen mußt. Während zehn vollen Jahren mußt Du nicht allein wieder ſtumm werden, ſondern auch taub und blind ſeyn. Dann haſt Du Zeit, in ungeſtörter Ruhe über alles Böſe nachzudenken, was durch Dich in dieſer Welt entſtanden iſt.“

Stummwittchen mangelte der Muth, in ein ſo fürchterliches Mittel zu willigen. Sie verſprach jedoch, nichts zu verabſäumen, ſchweigſamer zu werden. Da kehrte ihr die Fee den Rücken, ohne ihre Betheuerungen anzuhören, denn ſie wußte zu gut, daß ſie die dargebotenen Mittel wohl ergreifen würde, wenn ſie mit ernſtem Willen an ihre Beſſerung dächte. Man weiß ja wohl, daß viele Leute ſtets die Worte im Munde führen: „Ich bin recht betrübt darüber, daß ich naſchhaft, böſe, falſch u. ſ. w. bin, und wünſche von ganzem Herzen, mich beſſern zu können.“

Solche Leute lügen und betrügen ſich ſelbſt, denn wenn man ihnen ſagt, das und das müßt ihr thun, um euch von euern Untugenden zu befreien, ſo antworten ſie: „Das iſt zu ſchwer, und es wird wohl ohne das auch möglich ſeyn.“ Sie meinen gewöhnlich, Gott werde ein Wunder bewirken und ſie plötzlich heilen, ohne daß ſie ſich im Geringſten dabei zu bemühen hätten.

Eben ſo dachte auch Stummwittchen; jedoch beſſert man ſich nicht durch den guten Willen allein. Da ſie von allen Perſonen, die ſie kannten, völlig verabſcheut wurde, obgleich ſie ſchön, klug und talentvoll war, ſo beſchloß ſie, nach einem andern Lande zu reiſen. Sie verkaufte ihr Hab' und Gut, und reiste mit ihrer ſchwachſinnigen Mutter ab. So kamen ſie denn nach einer großen Stadt, wo man anfänglich von Stummwittchen's Vorzügen ganz bezaubert war. Verſchiedene vornehme Herren wollten um ſie freien und ſie wählte auch bald einen von ihnen, den ſie zärtlich liebte. Ein Jahr lang lebte ſie ſehr glücklich mit ihrem Gatten.

Da die Stadt, welche ſie bewohnte, ſehr groß war, ſo konnte man nicht gleich dahinter kommen, daß ſie ſo klatſchſüchtig war; denn die Leute, mit welchen ſie umging, kannten ſich einander nicht genauer. Eines Tages aber, nachdem ſie geſpeist hatte, ſprach ihr Gatte von verſchiedenen Perſonen. Er äußerte, daß einer ſeiner Bekannten es nicht eben ſehr ehrlich meine, und daß er mehre nicht ſchöne Handlungen von ihm verüben geſehen habe. Zwei Tage darauf befand ſich Stummwittchen auf einem glänzenden Maskenball, als ein Herr in einem Domino ſie zum Tanzen aufforderte, und ſich nach dem Tanze zu ihr ſetzte. Da ſie gut zu ſprechen verſtand, unterhielt er ſich gern mit ihr, um ſo mehr, da ſie alle ſcandalöſen Stadtgeſchichten kannte und ſie ſehr geiſtreich und witzig vortrug. Die Frau desjenigen, von dem ihr Mann kürzlich übel geſprochen hatte, tanzte an ihnen vorüber.

„Es iſt ſchade, ſagte Stummwittchen zu ihrem Tänzer im Domino, daß dieſe hübſche Frau an einen ſo ſchlechten Menſchen verheirathet iſt.“

„Kennen ſie den Mann, von dem ſie ſchlecht ſprechen?“ fragte ſie die Maske.

„Nein, erwiderte Stummwittchen, aber mein Gatte, der ihn ſehr genau kennt, hat mir verſchiedene ſchlechte Streiche von ihm mitgetheilt.“

Und nun erzählte ſie ohne Umſchweife Alles, was ihr Mann ihr im Vertrauen mitgetheilt hatte, und fügte, nach ihrer übeln Gewohnheit, noch viel Erdichtetes hinzu, um ihren Geiſt und ihr Erzählungstalent nur recht im hellſten Licht zu zeigen. Die Maske hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, und dies beſtärkte ſie noch darin, daß ſie ganz vortrefflich erzähle. Nachdem ſie geendet, ſtand der Unbekannte auf, und eine Viertelſtunde ſpäter benachrichtigte man Stummwittchen, daß ihr Gatte im Sterben liege, weil ihn Jemand, deſſen guten Ruf er zerſtört, im Duell verwundet habe. Stummwittchen lief in Verzweiflung zu dem Sterbenden, der nur noch wenige Minuten zu leben hatte.

„Fort von mir, verworfenes Geſchöpf! rief er ihr entgegen, Deine ſchwatzhafte Zunge raubt mir das Leben!“

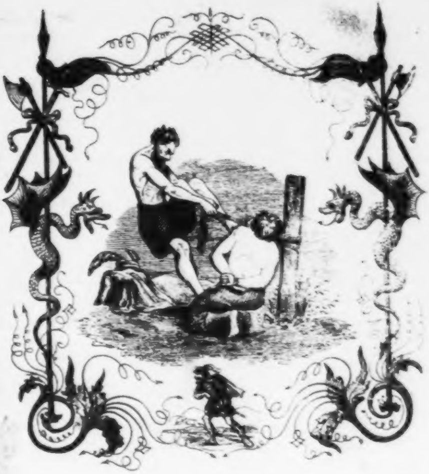
Dies waren ſeine letzten Worte; dann gab er den

Geiſt auf. Stummwittchen, die ihn bis zum Wahnſinn liebte, ergriff das Schwert ihres Gatten und tödtete ſich ſelbſt damit. Ihre Mutter wurde bei dem entſetzlichen Anblick krank vor Schrecken, und ſtarb auch in Kurzem, indem ſie noch ihre thörichte Schwäche, in der Erziehung ihres einzigen Kindes, mit bittern Gewiſſensbiſſen verwünſchte.

◆

Die gute kleine Maus.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ſich ſo zärtlich liebten, daß ſie einander ſehr glücklich machten. Ihre Herzen und Geſinnungen waren ſtets in gleicher Stimmung, und ſie gingen alle Tage auf die Jagd, um Haſen und Rehe zu ſchießen. Manchmal fiſchten ſie auch und fingen Hechte und Karpfen; dann tanzten ſie, oder gaben große Mahlzeiten, wo ſie delicate Braten und Kuchen aßen. Sie hatten auch ein Theater, wo Komödien und Schauſpiele gegeben wurden; ſie lachten, ſcherzten, ſangen und unterhielten ſich auf tauſend verſchiedene Arten, kurz, ſie waren die glücklichſten Menſchen von der Welt. Ihre Unterthanen folgten dem Beiſpiele ihres Herrſcherpaares und vergnügten ſich auch, ſo gut ſie konnten, und aus dieſem Grunde nannte man das ganze Königreich **das Land der Freude.**



Nun geſchah es, daß ein Nachbar des luſtigen Königs einem ganz andern Lebenswandel zugeneigt war. Er war ein erklärter Feind des Vergnügens und wollte nur Wunden, Trauer, Qualen und Schmerzen um ſich ſehen; er ſah finſter und mürriſch aus, hatte einen großen Bart, tiefliegende Augen, er war mager und dürr, ſtets ſchwarz gekleidet, ſeine Haare ſtanden ihm zu Berge, und waren fettig und ungekämmt. Wenn man ſich bei ihm einſchmeicheln wollte, ſo mußte man unſchuldige Wandersleute todtſchlagen; er ſelbſt köpfte oder henkte die Verbrecher, und es ergötzte ihn, recht viel Böſes zu thun. Wenn eine gute Mutter irgendwo ein liebes Kind beſaß, ſo ging er hin und drehte ihm vor ihren Augen den Hals um. Dies Königreich wurde das Land der Thränen genannt.

Dieſer böſe König hatte nun von den Luſtbarkeiten des Königs Luſtig gehört, und wurde daher ſehr eiferſüchtig über das Glück deſſelben. Er beſchloß, ein großes Heer zuſammenzubringen, und einen Einfall in den Nachbarſtaat zu unternehmen. Als er damit zu Stande war, zog er gegen die Gränzen des Königs Luſtig. Dieſer ergriff ſogleich ſeine Maßregeln, allein die Königin fürchtete ſich entſetzlich und ſagte: „Gnädigſter Herr und Gemahl, wir müſſen fliehen. Wir wollen noch recht viel Geld mitnehmen, damit wir zu leben haben, und dann ſo weit gehen, als unſere Füße uns tragen.“

Der König aber erwiderte: „Pfui, mein Kind, dazu habe ich zu viel Muth; man muß eher ſterben, als vor dem Feinde entfliehen.“

Er verſammelte hierauf alle ſeine Bewaffneten, nahm zärtlichen Abſchied von der Königin, beſtieg ein ſchönes Pferd und marſchirte dem Feinde entgegen.

Sobald die Königin ihren Gemahl aus dem Geſichte verloren hatte, fing ſie an ſchmerzlich zu weinen, faltete die Hände und ſprach: „Ach, wenn der König in dieſem Kampfe getödtet wird, ſo bin ich Wittwe, und werde gefangen, und der König Böſewicht wird mir tauſend Leiden zufügen und meinem Kindchen auch, das ich unter dem Herzen trage.“

Dieſer Gedanke ließ ſie nicht eſſen noch ſchlafen. Sie ſchrieb täglich ihrem Gemahl, um ſich nach ſeinem Wohlbefinden zu erkundigen. Als ſie eines Morgens über die Gartenmauer in's Feld hinunter ſah, erblickte ſie einen Kurier, der galoppirend daher kam. Ho, ho! Kurier! ſchrie ſie ihm zu, was giebt's für Neuigkeiten?“

„Der König iſt getödtet, rief dieſer zurück, die Schlacht iſt verloren, und König Böſewicht wird in einem Augenblick hier ſeyn!“

Da fiel die arme Königin in Ohnmacht; man trug ſie in's Haus und legte ſie auf's Bett; alle Damen umſtanden ſie weinend; man riß ſich die Haare aus und verging vor Schmerz; ein Jeder hatte einen Angehörigen in der Schlacht verloren; kurz, es war eine recht herzbrechende Geſchichte.

Plötzlich vernimmt man ein fürchterliches Geſchrei: „Diebe! Mörder!“ Dies bezeichnete die Ankunft des Königs Böſewicht, der mit allen ſeinen unglücklichen Unterthanen hereinzog. Was ihnen begegnete, wurde ohne Unterſchied niedergemacht.

Der König ſelbſt ging gleich auf das Gemach der Königin los. Als ſie ihn eintreten ſah, fürchtete ſie ſich ſo ſehr, daß ſie ſich ganz in die Betten ſteckte und die Decke über den Kopf zog. Er rief ſie zwei, dreimal beim Namen, allein ſie gab keinen Laut von ſich. Dies machte ihn böſe, ſehr böſe, und er ſagte: „Ich glaube, daß Du meiner ſpotteſt; weißt Du, daß ich Dich erwürgen kann?“

Es dauerte nicht lange, ſo hatte er ſie entdeckt; er riß ihr die Nachthaube herunter, daß ihre ſchönen Haare auf die Schultern herabfielen. Er wand ſie dreimal um ſeine Hände, und warf ſie dann wie einen Kartoffelſack auf den Rücken. So trug er ſie fort, beſtieg ſein großes Pferd, welches ganz ſchwarz war, und ſchrie immerfort zwiſchen ihre herzbrechenden Klagen: „Schrei und klage nur zu! das macht mir den köſtlichſten Spaß!“

Er ritt mit ihr in ſein Land und fluchte während der Reiſe, und ſchwur, daß ſie ſterben müſſe. Als er angekommen war, wollte er die arme Königin ſogleich aufknüpfen laſſen; als man ihm aber bemerkte, daß ſie bald Mutter werden würde, ſtand er von ſeinem Vorhaben ab.

„Iſt's eine Tochter, ſprach er zu ſich ſelbſt, die ſie zur Welt bringen wird, ſo verheirathe ich ſie mit meinem Sohne.“ Hierauf ſandte er zu einer Fee, die nicht weit von ſeinem Königreiche wohnte, um über das künftige Geſchlecht des Kindes Kunde einzuziehen. Als die Fee gekommen war, nahm er ſie beſſer auf, als es ſeine Weiſe war, dann führte er ſie in einen Hof, wo die Königin ein kleines, abſcheuliches Zimmer bewohnte. Dort lag ſie auf der Erde, auf einer Matratze, die nicht zwei Pfennige werth war, und weinte Tag und Nacht.

Als die Fee ſie ſah, wurde ſie ſehr von dem Anblicke gerührt; ſie machte ihr einen artigen Knix, und ſagte ihr leiſe, indem ſie ſie umarmte: „Nur Muth, Frau Königin, Euere Leiden werden bald enden, und ich hoffe, dazu beitragen zu können.“ Die Königin wurde durch dieſe Worte ein wenig aufgerichtet, und bat ſie, Mitleid mit einer unglücklichen Fürſtin zu haben, die einſt ſo ſelig war im Beſitze ihres Gatten, und jetzt ſo überaus elend ſey. Sie unterhielten ſich leiſe, als mit einem Male König Böſewicht ausrief: „Schon genug der Komplimente; ich habe Euch nur hieher kommen laſſen, um mir zu ſagen, ob dieſe Sclavin einen Sohn oder eine Tochter gebähren wird?“

Darauf erwiderte die Fee: „Eine Tochter wird ſie gebähren, eine Prinzeſſin, die ſchöner und geiſtreicher ſeyn wird, als je eine auf Erden wandelte.“

„Wäre ſie das nicht, ſprach der Böſewicht, ſo würde ich ſie mit ihrer Mutter zuſammenbinden und in’s Waſſer werfen laſſen. Das könnt Ihr nur glauben!“ —

Hierauf entfernte er ſich mit der Fee und ſah die arme Königin nicht einmal an, die bitterlich weinte und zu ſich ſagte: „Ach, was ſoll ich nun beginnen? Wenn ich ein ſolches Töchterlein bekomme, ſo wird er es ſeinem abſcheulichen Sohne geben, und iſt es nicht lieblich und hold, ſo läßt er uns alle Beide in’s Waſſer werfen. Zu welchem Aeußerſten bin ich hingerathen? Ach, wenn ich doch nur mein Kind irgendwo verbergen könnte, damit er es nie erblickt.“

Indeß rückte die Zeit näher, wo die kleine Prinzeſſin zur Welt kommen ſollte, und die Unruhe der Königin wuchs in dem Grade; ſie hatte Niemand, dem ſie ihre elende Lage mittheilen und der ſie tröſten konnte. Der Kerkermeiſter, dem ſie anvertraut war, reichte ihr nicht mehr, als drei in Waſſer gekochte Erbſen auf den ganzen Tag, um ihren Hunger zu ſtillen; dazu bekam ſie einen Biſſen ſchwarzes Brod. Bei dieſer Koſt kann man nicht eben fett werden, und ſie wurde auch in der That ſo mager und ſchlank wie ein Häring, und hatte nichts mehr als Haut und Knochen.

Als ſie nun eines Abends da ſaß und ſpann, denn der böſe König, der ſehr geizig war, ließ ſie Tag und Nacht arbeiten, erblickte ſie plötzlich aus einem kleinen Loch ein Mäuschen hervorkriechen, das unausſprechlich ſchön war. Sie ſprach zu dem Mäuschen: „O Du armes Thierchen, was kommſt Du hier zu ſuchen? ich ſelbſt bekomme ja nicht mehr, als drei Erbſen für den ganzen Tag; wenn Du nicht faſten willſt, ſo mache, daß Du fortkommſt.“

Allein die gute kleine Maus lief hierhin, dorthin, tanzte, ſprang wie ein Aeffchen, und die Königin vergnügte dieſer Anblick ſo ſehr, daß ſie ihr die letzte von den drei Erbſen hinreichte, die ſie ſich zum Abendeſſen aufgeſpart hatte.

„Da, nimm, kleines Mäuschen, ſagte ſie, friß, ich habe ſelbſt nicht mehr, und gebe es Dir aus gutem Herzen!“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſah ſie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, ein köſtlich gebratenes Rebhuhn vor ſich auf dem Tiſche ſtehen, und daneben einen Teller mit Compot auf der einen, und einen mit Kartoffelſalat auf der andern Seite. „Wahrhaftig, rief ſie aus, eine gute That bleibt doch niemals unbelohnt!“ Dann ſchnitt ſie ſich ein Stückchen von der Bruſt des Rebhuhns ab und wollte eſſen, aber vom langen Faſten hatte ſich ihr Appetit vollkommen verloren. Sie gab dem Mäuschen ein wenig Compot, und dieſes fraß es nicht nur auf, ſondern ſprang dann noch viel ſchöner, als es vorher gethan.

Am andern Morgen brachte frühzeitig der Kerkermeiſter die drei Erbſen für die Königin. Er hatte ſie in eine große Schüſſel gelegt, um über die Unglückliche zu ſpotten. Da nahete ſich die kleine Maus ſachte, und fraß nicht nur alle drei Erbſen auf, ſondern das Brod dazu. Als die Königin frühſtücken wollte, fand ſie nichts mehr, und war recht böſe auf die Maus. „Das iſt doch ein recht verwünſchtes Thier, ſprach ſie, wenn ſie ſo fortmacht, werde ich vor Hunger ſterben müſſen.“

Hierauf ging ſie zornig zum Tiſche, um die leere Schüſſel wegzuſtellen. Wie erſtaunte ſie aber da, als ſie ſie voll guter Dinge ſah, die prächtig ſchmeckten.

Allein während des Eſſens kam es ihr plötzlich in den Sinn, daß vielleicht in wenigen Tagen der König Böſewicht ihr Kind ermorden laſſen würde, und da ließ ſie Alles liegen und ſetzte ſich in den Winkel, um zu weinen. Sie hob die Blicke zum Himmel und rief: „Soll es denn für mich kein Mittel mehr zur Rettung geben?“

Indem ſie dieſe Worte leiſe ſprach, ſah ſie, wie die kleine Maus mit Strohhälmchen ſpielte; ſie nahm davon, und fing an ſie zuſammenzuflechten.

„Wenn ich genug Stroh haben werde, ſo will ich daraus ein Körbchen machen, um mein Kind hineinzulegen und es dann der erſten beſten mitleidsvollen Perſon übergeben, die eben vorübergeht.“

So arbeitete ſie denn flink und muthig fort; Stroh hatte ſie vollauf, denn die Maus ſchleppte aus allen Winkeln welches herbei. Dafür überließ ihr die Königin täglich die drei Erbſen, wofür ſie denn wieder die feinſten Ragouts erhielt. Sie mußte ſich recht ſehr darüber verwundern, und zerbrach ſich den Kopf, wer ihr wohl die herrlichen Speiſen aus ſeiner Küche ſchicke.

An einem ſchönen Morgen ſah die Königin zum Fenſter hinaus, um die Höhe zu meſſen, wie lang ſie den Strick machen müſſe, an dem der Korb befeſtigt werden ſollte; da gewahrte ſie unten eine kleine gute Frau, die ſich auf ihren Stab ſtützte und zu ihr ſprach: „Ich kenne Euer Leid, Frau Königin, wenn Ihr es wollt, ſo kann ich Euch helfen.“

„Ach, meine gute Frau, erwiderte die Königin, das wird mir allerdings ſehr lieb ſeyn; kommet doch von nun an jeden Abend hieher, an dieſe Stelle, bis daß ich Euch mein armes Kindlein in einem Korbe werde hinabgelaſſen haben; Ihr ſollt es pflegen, und wenn ich einmal wieder zu etwas kommen ſollte, ſo will ich Euch Euere Mühe reichlich belohnen.“

„Ich bin nicht eigennützig, ſprach hierauf die Alte, allein ich bin näſchig. Vor Allem eſſe ich gern ein rundes, fettes, wohlgenährtes Mäuschen. Wenn Ihr vielleicht ein ſolches fangen könnt, ſo tödtet es und werft es mir herunter. Ich werde Euch dafür dankbar ſeyn und Euer kleines Kind ſoll gewiß gut gehalten werden.“

Als die Königin dieſe Worte vernahm, fing ſie an zu weinen, und konnte nichts antworten. Die Alte wartete ein Weilchen, dann fragte ſie, warum die Königin weine. „Ach, ſagte dieſe, weil ich nur ein Mäuschen kenne, das täglich mich beſucht, aber das iſt ſo artig und liebenswürdig, daß ich nicht im Stande wäre, es zu tödten.“

„Was! rief hier die Alte in Zorn ausbrechend, ſo liebt ihr denn ſolch eine kleine ſpitzbübiſche Maus mehr, als Euer eigenes Kind? ſolch eine Maus, die Alles benagt und benaſcht? Gut, ſo habe ich auch kein Mitleiden mit Euch, bleibt nur in der ſaubern Geſellſchaft Euerer Maus, ich kümmere mich nicht mehr um Euch!“

Und damit ging ſie brummend und ſchimpfend von dannen.

Obgleich nun die Königin wieder gut zu eſſen hatte, und die kleine Maus vor ihr umherſprang, ſo erhob ſie doch nicht die Augen vom Boden, und die Thränen liefen ihr über das Geſicht in Strömen.

In dieſer Nacht gebar ſie eine Prinzeſſin, die ein wahres Wunder von Schönheit war. Anſtatt daß andere Kinder ſchreien, lachte dies ſeiner Mutter zu, und ſtreckte ihr die kleinen Händchen entgegen, gleich als ob es ſchon Verſtand hätte. Die Königin liebkoſte und küßte es und dachte immer dabei: „Ach, armes Püppchen, ach, mein liebes Töchterchen, wenn Dich der König Böſewicht entdeckt haben wird, ſo biſt Du verloren.“ Hierauf legte ſie das Kind in den Korb, und heftete einen Zettel daran, mit den Worten: „Dies unglückliche Kind heißt Schönhold.“ Dann küßte ſie die Kleine, betrachtete ſie noch lange, küßte ſie wieder, weinte ſehr und wußte ſich nun gar nicht zu rathen, was ſie anfangen ſollte.

Da ſprang aber die gute kleine Maus hinzu, und legte ſich zu Schönholdchen in den Korb. „Geh, Du kleines, garſtiges Thier, rief die Königin unwillig aus, Dir habe ich um einen hohen Preis das Leben gerettet! Vielleicht muß nun mein Töchterchen ſterben. Eine andere Mutter würde Dich gewiß getödtet haben, damit die alte Naſchkatze Dich freſſe — ich aber konnte es nicht über's Herz bringen.“

Da begann die Maus zu ſprechen: „Bereue es nicht, ich bin Deiner Freundſchaft nicht ſo unwürdig, als Du vielleicht glaubſt.“

Die Königin ſtarb faſt aus Angſt, als ſie die Maus ſo ſprechen hörte; aber ihre Angſt verdoppelte ſich, als ſie nun ſah, wie der kleine Mauskopf plötzlich zu einem ordentlichen Geſicht wurde, und die Pfötchen ſich in Hände und Füße verwandelten und Alles nun mit einem Male größer wurde. Die Königin wagte kaum mehr, nach ihr hinzublicken, da ſie bemerkte, daß es jene Fee war, die mit dem böſen König zu ihr gekommen war, und die ſich ſo gütig gegen ſie benommen hatte.

Die Fee ſagte: „Ich wollte nur Dein Gemüth erproben; nun ich geſehen habe, daß es gut iſt und daß Du Gefühl für Freundſchaft beſitzeſt, will ich Dir helfen. Wir Feen beſitzen Alles, was Macht und Reichthum zu verſchaffen im Stande ſind, nur Freundſchaft müſſen wir ſuchen, und wir finden ſie ſo ſelten.“

„Iſt es denn möglich, gnädigſte Fee, rief die Königin, indem ſie ſie umarmte, daß Ihr, bei Euerer Macht, Euch keinen ehrlichen Freund verſchaffen könnt?“

„Nein, erwiderte Jene, man liebt uns nur aus Eigennutz, und das iſt's nicht, was wir ſuchen. Aber Du liebteſt mich als kleine Maus, und dabei konnteſt Du an keinen Vortheil für Dich denken. Ich wollte Dich noch ſtärker prüfen und nahm die Geſtalt einer alten Frau an; ich war es, mit der Du vor einigen Tagen ſprachſt, aber auch hier haſt Du Dich treu bewährt.“

Bei dieſen Worten umarmte ſie die Königin, dann küßte ſie das roſige Mündchen der kleinen Prinzeſſin und ſprach: „Ich weihe Dich, meine Tochter, zum Troſte Deiner Mutter; Du wirſt reicher ſeyn, als Dein Vater; hundert Jahre wirſt Du leben, und immer ſchöner werden; Krankheit, Runzeln, Altersſchwäche ſollſt Du niemals kennen.“

Die Königin war ganz bezaubert von dieſem Segen, und dankte der Fee von Herzen; dann bat ſie, daß ſie Schönholdchen mit ſich nehme, um ſie in ihre treueſte Huth zu bewahren. Die Fee nahm ſie, legte ſie wieder in den kleinen Korb, und ließ dieſen zum Fenſter hinab. Da ſie ſich aber ein wenig aufgehalten hatte, ihre Mausgeſtalt wieder anzunehmen, und nun an dem Strohſchnürchen auch hinabrutſchte, fand ſie das Kind nicht mehr unten. Sogleich kletterte ſie wieder hinauf und rief: „Alles iſt verloren! Meine Feindin Cancaline hat die Prinzeſſin geraubt! Ihr müßt wiſſen, daß dies eine ſehr böſe und grimmige Fee iſt, die mich haßt, und da ſie älter iſt als ich, ſo beſitzt ſie leider eine viel größere Macht. Ich weiß in dem Augenblick nicht, wie ich das Kind ihr aus den Krallen reißen ſoll!“

Als die Königin dieſe traurige Nachricht vernahm, glaubte ſie vor Schmerz ſterben zu müſſen, und flehte zu ihrer Freundin mit heißen Thränen, daß ſie doch Alles anwenden möchte, Schönholdchen wieder zu bekommen.

Inzwiſchen trat der Kerkermeiſter in das Zimmer, und bemerkte, daß die Königin ſchlank geworden war. Er begab ſich ſogleich zu dem böſen König, um es ihm zu hinterbringen. Dieſer eilte herbei, um das Kind zu ſehen; allein ſie behauptete, eine Fee ſey erſchienen, die es ihr mit Gewalt entriſſen habe. Da ſtampfte der Böſewicht mit dem Fuße, und zernagte ſich die Nägel an den Fingern bis zur Wurzel: „Ich hatte Dir verſprochen, Dich mit Deinem Kinde erſäufen zu laſſen, jetzt will ich Dich aber allein aufhängen!“ Und alsbald riß er die Königin mit ſich fort nach einem Walde, kletterte auf einen Baum und wollte ihr eben den Strick um den Hals legen, als die Fee ſich unſichtbar ihm nahte und ihn ſo heftig vom Baume hinabſtieß, daß er vier Zähne zerbrach. Während ſeine Leute ihn nun umringten und der Leibzahnart ihm ſchnell andere einſetzte, flog die Fee mit der Königin in einem Zauberwagen davon, und brachte ſie nach einem ſchönen Schloß. Hätte die arme Mutter jetzt ihr Schönheldchen bei ſich gehabt, ſo wäre ſie ſehr zufrieden geweſen, aber es war unmöglich, den Ort zu erforſchen, wo Cancaline ſie hingebracht hatte, welche Mühe ſich auch die gute Maus geben mochte.

So verging die Zeit, und die große Betrübniß der Königin wurde nach und nach gelindert. Schon waren funfzehn Jahre verſtrichen, als man hörte, daß der Sohn des Königs Böſewicht ſich mit der Gänſemagd verheirathen wollte, daß ihn dieſe aber nicht nehmen mochte. Das war nun freilich ſeltſam genug, daß die Gänſemagd nicht Königin zu werden wünſchte; indeſſen waren aber die Brautkleider ſchon gemacht worden, und die Hochzeit war ſo ſchön und glänzend, daß man hundert Meilen weit herzugereiſt kam, um die Herrlichkeiten mit anzuſehen. Auch die kleine Maus erſchien dabei, denn ſie hatte ſich vorgenommen, ſich einmal die Gänſemagd recht genau zu betrachten. Sie ſchlüpfte alſo in den Gänſeſtall, und fand die Magd in grobes Linnen gekleidet, barfuß, mit einem ſchmutzigen Tuche um den Kopf gewickelt. Um ſie her lagen ausgebreitet: Kleider von Gold- und Silberſtoffen, Diamanten, Perlen, Bänder und Spitzen; Alles war zum Theil auf dem Boden, und größtentheils bunt durch einander. Die Gänſe und welſchen Hühner ſpazierten darüber weg und beſchmutzten Alles. Die Gänſemagd ſaß auf einem großen Stein, und der Sohn des Königs Böſewicht, der einäugig, hinkend und verwachſen war, ſchrie ſie an: „Wenn Du mich nicht nehmen willſt, ſo ſchlag' ich Dich todt!“

Sie aber erwiderte ihm ſtolz: „Ich heirathe Dich gewiß nicht, weil Du mir viel zu häßlich biſt. Laſſe mich nur bei meinen Gänſen und welſchen Hühnern, die ſind mir viel lieber, als alle Deine Großſprechereien.“

Die kleine Maus betrachtete ſie mit Verwunderung, denn die Gänſemagd war ſchön wie die Sonne. Sobald der Sohn des Königs Böſewicht fortgegangen war, verwandelte ſich die kleine Maus in eine alte Schäferin, und ſagte zur Magd: „Guten Tag, liebes Kind, Dein Federvieh iſt in der That in gutem Zuſtande.“

Die junge Gänſemagd betrachtete das alte Weib mit ihren ſanften Augen, und erwiderte: „Und doch will man, daß ich meine Heerde verlaſſe, um eine häßliche Krone zu tragen. Rathet Ihr mir wohl dazu?“

„Mein liebes Mädchen, ſprach die Fee, eine Krone iſt etwas ſehr Schönes; aber Du kennſt weder ihren Werth, noch ihr Gewicht.“

„Und doch, ich kenne das wohl, rief ſchnell die arme Magd, weil ich ſie ſtandhaft ausſchlage. Ich weiß zwar nicht, wer ich bin, noch wer mein Vater und Mutter waren; allein ich bin hier dennoch glücklich, ſelbſt ohne Verwandte und Freunde. Eine Fee, Cancaline mit Namen, iſt die Urſache, daß ich hier bin; ſie ſchlug mich ſtets auf das Grauſamſte, ohne daß ich etwas verſchuldet hatte. Eines Tages lief ich ihr davon, und wußte nicht, wo ich mich hinwenden ſollte. Ich ruhte in einem Walde aus; der Sohn des böſen Königs ging eben zufällig dort ſpazieren und fragte mich, ob ich ihm ſeinen Hühnerhof beſorgen wollte. Das wollte ich wohl; ich nahm mich der Gänſe und des andern Federviehs wohl an; er kam jeden Augenblick, um nachzuſehen, und dabei ſah er mich auch. Leider kam er öfter, als ich es wünſchte, denn er beobachtete mich und ich gefiel ihm. Jetzt liebt er mich ſogar, und ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich das beläſtigt.“

Bei dieſer Erzählung war es der Fee faſt nicht mehr zweifelhaft, daß die Prinzeſſin Schönholde vor ihr ſtehe.

„Jetzt ſage mir, wie du heißeſt, mein liebes Kind?“ ſprach ſie.

„Ich heiße Schönholde, wenn Ihr es wiſſen wollt,“ erwiderte Jene.

Nun war die gute Fee ihrer Sache gewiß; ſie umarmte und küßte ſie, und wollte ſie vor lauter Liebe auffreſſen.

„Ach, Schönholdchen, rief ſie aus, ich kenne Dich ſchon ſeit lange, und bin ſehr erfreut, daß Du ſo gut und geſcheidt geworden biſt. Aber Du ſollteſt doch wohl ein wenig reinlicher ſeyn, denn du ſiehſt wie ein kleines Ferkelchen aus, und das paßt gar nicht zu Deinem Namen, noch weniger aber zu Deinem Ausſehen. Da, nimm die ſchönen Kleider und zieh' ſie an!“

Schönholde war ſehr gehorſam; zuerſt nahm ſie das ſchmutzige Tuch vom Kopfe, und ließ ihre herrlichen Haare auf die Schultern fallen: ſie waren blond, fein und zart geringelt. Hierauf ging ſie zu einem Brunnen, der unweit des Gänſeſtalls war, nahm von dem Waſſer mit ihrer zarten Hand und wuſch ſich das ſchöne, aber ſchmutzige Geſichtchen, das nun ſo rein und glänzend wurde, wie eine orientaliſche Perle. Es ſchien, als wenn Roſen auf Wangen und Lippen aufgegangen wären; ihr ſanfter Athem roch wie Thymian und Myrrhen; ihr Körper war ſo gerade und ſchlank wie eine Binſe; wäre es gerade Winter geweſen, ſo hätte man ihre Haut für Schnee halten können, im Sommer war ſie aus Lilienblättern gewoben.

Nachdem ſie ſich nun mit ſchönen Kleidern und Diamanten geſchmückt hatte, betrachtete ſie die Fee voll von Bewunderung und ſagte zu ihr: „Jetzt, da Du ſo ſchön biſt, ſage mir doch, mein liebes Kind, wer wollteſt Du wohl ſeyn?“ — Sie erwiderte hierauf: „In der That, ich wollte die Tochter irgend eines mächtigen Königs ſeyn.“ — „Nun, ſo ſey getroſt, ſprach die gute Fee, morgen will ich Dir mehr darüber ſagen.“

Nun begab ſie ſich ſogleich nach ihrem ſchönen Schloſſe, wo die Königin ſich damit beſchäftigte, Seide zu ſpinnen. Die kleine Maus rief ihr zu: „Wollt Ihr wetten, Frau Königin, daß ich Euch die beſten Neuigkeiten bringe, die Ihr nur erwarten könnt? Es gilt, ſetzt Euere Spindel gegen meine Neuigkeiten!“

„Ach, verſetzte die Königin, ſeit dem Tode meines Gatten und dem Verluſt meiner Tochter gebe ich keine Stecknadel für alle Neuigkeiten der Welt.“

„Werdet nur nicht gleich ſo traurig wieder, ſprach die Fee, Euere Tochter befindet ſich im beſten Wohlſeyn, ich komme ſo eben von ihr her; ſie iſt ſo ſchön, ſo ſchön, daß ſie gewiß einmal die ſchönſte Königin der Welt werden wird.“

Sie erzählte ihr nun Alles, Wort für Wort, und die Königin weinte vor Freude, daß ihre Tochter ſo ſchön, und vor Schmerz, daß ſie ein ſo elendes Leben als Gänſemagd geführt.

„Als wir noch unſer ſchönes Königreich beherrſchten, ſprach ſie, und ich und mein Gatte ſo großen Aufwand machten, da hätten wir wohl nicht geglaubt, daß unſere Tochter einmal die Gänſe hüten würde!“

„Die grauſame Cancaline iſt allein daran Schuld, ſagte hierauf die Fee, die, um mich zu ärgern — da ſie weiß, wie ſehr ich Euch liebe — das arme Kind in die unangenehme Lage verſetzt hat. Allein es ſoll und muß anders werden, oder ich will eher meine Zauberbücher verbrennen.“

„Sie darf nicht den Sohn des böſen Königs heirathen, ſagte die Königin. Morgen wollen wir ſie holen gehen und ſie hieher bringen.“

Indeſſen betrübte ſich der Sohn des böſen Königs ſehr, daß ihn Schönboldchen nicht leiden konnte; er ſetzte ſich unter einen Baum und fing an, jämmerlich zu heulen. Sein Vater hörte es und kam an's Fenſter. „Was haſt Du und warum brüllſt Du wie ein wildes Thier?“ rief er ihm zu.

Der Prinz antwortete ſchluchzend: „Die Gä — Gä — Gänſema — magd will mich nicht lie — ie — ieben!“

„Was? ſie will Dich nicht lieben? ſchrie der König, ſie muß Dich lieben, oder ſterben!“

Er rief ſeine Wachen herbei, und ſagte: „Holt die Gänſemagd ſogleich! Ich will ſie dergeſtalt quälen, daß ihre Weigerung ihr leid thun ſoll!“

Hierauf begaben ſie ſich nach dem Gänſeſtall und fanden Schönholde, die ein weißes Atlaskleid, mit Gold geſtickt, angezogen hatte. Es war mit rothen Diamanten geziert und über tauſend Ellen Band waren daran verſchwendet. Man kann ſich gar nichts Schöneres denken, als dieſes Kleid. Das herrliche Mädchen machte einen ſo mächtigen Eindruck auf die Wachen, daß ſie es nicht wagten, ſie anzureden; ſie hielten ſie für eine Prinzeſſin.

Sie aber fragte ſie ſehr höflich, wen ſie in dem Stalle ſuchten.

„Gnädige Frau, erwiderten ſie, wir ſuchen eine unbedeutende Perſon, die man Schönholde nennt.“

„Ach, das bin ich leider! ſprach ſie, was wollt Ihr von mir?“

Da ergriffen ſie ſie ohne Umſtände, banden ihr Füße und Hände mit groben Stricken, damit ſie ihnen nicht entwiſchen könne, und führten ſie ſo vor den böſen König, den ſie bei ſeinem Sohne fanden. Ihre übergroße Schönheit ergriff im erſten Augenblick ſein verfinſtertes Gemüth; er hätte ihr unmöglich Böſes zufügen können, wäre er nicht ein ſo abſcheulicher und grauſamer Charakter geweſen.

„Ha, ha! rief er ihr zu, kleine Spitzbübin! Du willſt alſo meinen Sohn nicht lieben? Je nun, und doch iſt er tauſendmal ſchöner als Du, ein Blick von ihm iſt mehr werth, als Deine ganze Perſon! Jetzt höre! entweder liebſt Du ihn auf der Stelle, oder ich ſchinde Dich bei lebendigem Leibe!“

Die Prinzeſſin bebte wie ein Täubchen, und warf ſich vor ihm auf die Knie.

„Ach, gnädigſter Herr, flehete ſie, ſchindet mich nicht, das thut gewiß ganz entſetzlich weh. Laßt mich nur zwei bis drei Tage mit mir zu Rathe gehen, was ich zu thun habe, und dann mögt Ihr mit mir thun, was Euch gut dünkt!“

Aber der Sohn, der nicht warten wollte, beſtand darauf, daß ſie geſchunden werde. Indeſſen berathſchlagten ſie und beſchloſſen endlich, daß man ſie in einem Thurm einſperren ſollte, wo weder Sonne noch Mond hineinſchien.

Inzwiſchen kam die Fee mit der Königin in ihrem Wolkenwagen angefahren, und erfuhren alle dieſe Vorgänge. Die Königin weinte bitterlich, wie man ſich leicht vorſtellen kann. Sie ſagte, daß ſie viel lieber ihr Kind todt wiſſen möchte, denn als Gemahlin des abſcheulichen Prinzen und als Schwiegertochter des Königs Böſewicht.

Aber die Fee ſprach ihr Muth zu. „Laßt mich nur machen, ſagte ſie, ich will ihn ſchon ſo umherhetzen, daß er müde werden ſoll, und Ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet.“

Als nun König Böſewicht ſchlafen gehen wollte, erſchien die Fee in Mausgeſtalt in ſeinem Zimmer und ſchlüpfte unter ſein Kopfkiſſen. Sobald er einſchlafen wollte, biß ſie ihn in's Ohrläppchen; dies ärgerte ihn ſehr. Er wirft ſich auf die andere Seite — paff! — beißt ſie ihn in's andere Ohr. Er ſchreit Feuer und Mordio! und ruft ſeine Leute herbei. Dieſe finden beide Ohren zerbiſſen, und ſo ſtark blutend, daß man das Blut gar nicht zu hemmen vermochte. Während ſie nun überall die Maus ſuchen, war ſie lange fort und that dem Sohne des böſen Königs daſſelbe. Auch dieſer ließ ſeine Leute herbeikommen, die ſeine Ohren in ſchrecklichem Zuſtande fanden und ihm große Pflaſter darauf klebten. Hierauf eilte die kleine Maus wieder zum König, der ziemlich ermattet war und ruhen wollte. Schnell packt ſie ihn an der Naſe, und fängt an, ihm die Spitze wegzunagen. Er greift mit ſeinen Händen darnach, aber auch dieſe zerkratzt und zerbeißt ſie ihm.

„Erbarmen, ich bin verloren!“ ſchreit er in Todesangſt. Kaum aber hat er den Mund geöffnet, als ſie hineinſchlüpft und ihm Zunge, Lippen und Wangen benagt. Man findet ihn in dem troſtloſeſten Zuſtande; er war nicht mehr im Stande, zu ſprechen. Nur durch Zeichen kann er andeuten, daß eine Maus ihn ſo verſtümmelt habe. Man ſucht im Strohſack, in den Betten, in allen Winkeln, aber ſie war ſchon fort.

Sie war wieder zum Prinzen gelaufen, um dieſem noch ärger mitzuſpielen, denn ſie fraß ihm das einzige Auge aus, das er noch hatte. Er war nämlich ſchon lange einäugig. Der Prinz ſprang wie ein Raſender auf, mit dem Degen in der Hand, und tappte ſich — blind, wie er war — zu ſeinem Vater hin. Der Vater war aber auch aufgeſprungen, mit dem Degen in der Hand, und ſchwur hoch und theuer, daß er Alles um ſich her tödten und verwüſten wolle, wenn man die ſchurkiſche Maus nicht fände.

Als er ſeinen Sohn erblickte, zankte er ihn d... aus; dieſer aber, der in der größten Verzweiflung war, erkannte nicht ſogleich die Stimme ſeines Vaters und warf ſich über ihn her. König Böſewicht ſtach im Zorn nach ſeinem eigenen Sohn, und der eigene Sohn vergalt ihm den Stich mit einem andern. So fielen alle Zwei zu Boden, und bluteten wie die Ochſen. Ihre Unterthanen, die ſie haßten und es nur aus Furcht mit ihnen hielten, waren jetzt ſogleich bei der Hand, legten ihnen Schlingen um die Füße und ſchleppten ſie ſo nach dem Fluſſe, indem ſie ſich glücklich prieſen, ſie endlich los zu ſeyn.

Nun waren alſo Vater und Sohn todt, die ſo lange der Schrecken der Welt hießen. Die gute Fee ließ alsbald die Königin holen, und Beide eilten nach dem ſchwarzen Thurm, wo Schönholdchen eingeſperrt war. Mehr als vierzig Schlüſſel wären nöthig geweſen, um die Schlöſſer zu öffnen, allein die Fee brauchte nur dreimal mit ihrem Stäbchen an die Pforte zu ſchlagen, und ſogleich ſprang ſie auf. Die arme Prinzeſſin war ſehr beſtürzt und ſagte kein Sterbenswörtchen.

Die Königin fiel ihr um den Hals. „Mein Herzenskind, rief ſie, ich bin Deine Mutter, die einſt ſo heitere und glückliche Königin!“

Und hierauf erzählte ſie ihr ihre Lebensgeſchichte. Als nun Schönholde alle dieſe Neuigkeiten erfuhr, wäre ſie bald vor Luſt und Freude geſtorben. Sie fiel der Königin zu Füßen, umarmte ihre Knie, benetzte ihre Hände mit Thränen und küßte ſie tauſendmal. Auch die Fee, welche ihr ganze Körbe voll Diamanten, von unſchätzbarem Werthe, mitgebracht hatte, liebkoſte ſie unendlich. Das Bild des luſtigen Königs, ihres Vaters, in Brillanten gefaßt, hing ſie ihr um den Hals.

„Allein jetzt wollen wir nicht länger ſäumen, ſagte endlich die Fee, folgt mir in den großen Saal, wir müſſen mit den Abgeordneten des Volks ſprechen.“

Sie ging voran und machte ein gar ernſtes und bedächtiges Geſicht. Ihr Kleid hatte eine Schleppe, länger als zehn Ellen; die Königin aber hatte ein Kleid von blauem Sammt, mit Gold geſtickt, das noch viel länger nachſchleppte. Dieſe Kleider hatten ſie mitgebracht. Auf dem Kopfe trugen ſie Kronen, die wie Sonnen glänzten. Prinzeſſin Schönholde folgte ihnen in ihrer ſtillleuchtenden Schönheit, von Allen, die ſie ſahen, bewundert.

Sie grüßten die, welche ihnen begegneten, mit vieler Herablaſſung, ſie mochten vornehm oder gering, reich oder arm ſeyn. Man folgte ihnen neugierig, um zu wiſſen, wer dieſe ſchönen Damen ſeyen.

Als der Saal nun ganz voll war, ſagte die Fee den Unterthanen des Königs Böſewicht, daß ſie dieſes Land der Tochter des guten, luſtigen Königs geben wolle, die hier vor ihnen ſtehe; daß ſie unter ihrer Herrſchaft glücklich leben würden; daß ſie ihr einen Gatten geben werde, der ihrer ganz würdig ſey, ſtets lachen und heiter ſeyn müſſe, und die Melancholie aus allen Herzen verjagen werde.

Bei dieſer Stelle ihrer Rede rief Alles: „Ja, ja, die wollen wir zur Königin! den wollen wir zum König! Wir ſind ſchon zu lang traurig und elend geweſen!“

In demſelben Augenblick begannen hundert Inſtrumente zu ſpielen, Jeder gab ſeinem Nachbar die Hand und tanzte eine Runde, indem Alles einen Chor anſtimmte, der mit den Worten endigte: „Ja, ja, die wollen wir zur Königin! den wollen wir zum König!“

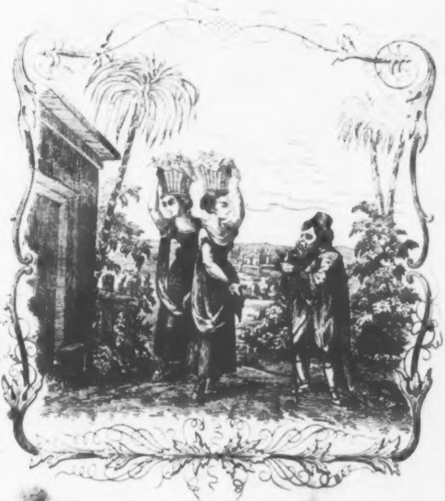
Niemals hat man wohl eine lärmendere Luſtigkeit geſehen. Man ſtellte die Tafeln zurecht, man aß und trank, und dann ging man ſchlafen. Beim Aufſtehen am andern Morgen ſtellte die gute Fee der Prinzeſſin den ſchönſten Prinzen vor, der damals auf der weiten Erde zu finden war. Sie hatte ihn in ihrem Wolkenwagen von der Welt Ende herbeigebracht. Er war eben ſo liebenswürdig, als Schönholde. Sobald dieſe ihn erblickte, liebte ſie ihn ſchon. Auch er liebte ſie ſogleich; und die Königin war außer ſich vor Freude. Man ließ wunderbar ſchöne Hochzeitskleider verfertigen und eine koſtbare Mahlzeit bereiten. Die Hochzeitsfeſte überſtrahlten Alles an Glanz, was jemals in dieſer Art geſehen worden war.

Adis und Dahy.

In der Gegend von Maſulipatnam, einer Stadt des Königreichs Golkonda, wohnte eine gute Wittwe, mit zwei ſehr artigen Töchtern, in armen Umſtänden. Die Aelteſte, Namens Fatime, war ſiebzehn Jahre, und Kadidſche, die Jüngſte, kaum zwölf. Sie wohnten in einer einſamen, abgelegenen Hütte, und nährten ſich von der Arbeit ihrer Hände. Ein Bach, der nicht weit von der Hütte entſprang, diente ihnen dazu, ſich ihren Lebensunterhalt, als Wäſcherinnen, zu verſchaffen.

Eines Tages, da die Mutter Blumen auf einer Wieſe pflückte, um die Blätter zwiſchen die Wäſche zu ſtreuen, wie ſie es zu thun gewohnt war, biß ſie eine Natter in den Finger, ſo daß ſie aufſchreien mußte. Ihre Töchter liefen erſchrocken herbei und fanden den Finger aufgeſchwollen; in weniger als einer Viertelſtunde war das Gift ſchon in die edlern Theile gedrungen, und es griff ſo ſchnell um ſich, daß keine Rettung war. Da die unglückliche Frau ſich ihrem Ende ſo nahe ſah, wollte ſie noch die letzte Pflicht einer guten Mutter erfüllen, und ſprach zu ihren Töchtern: „Liebe Kinder, mir iſt leid, daß ich zu einer Zeit, wo Ihr meiner noch ſo nöthig hättet, von Euch ſcheiden muß: aber meine Stunde iſt gekommen; ich ſehe den Todesengel ſich nähern, und wir müſſen uns trennen. Was mich tröſtet, iſt, daß ich mir wegen Euerer Erziehung keinen Vorwurf zu machen habe, und daß ich Euch, Dank ſey dem lieben Gott, als gutartige fromme Kinder hinterlaſſe. Bleibet immer auf dem guten Wege, auf den ich Euch geführt, und habt die Gebote unſers großen Propheten immer vor Augen. Nährt Euch von Eurer Arbeit, wie wir bisher gethan haben; der liebe Gott wird Euch nicht verlaſſen. Beſonders empfehle ich Euch, im Frieden beiſammen zu leben, und, wo möglich, Euch nie von einander zu trennen; denn Euer ganzes Glück beruht auf Eurer Einigkeit. Du, liebe Kadidſche, biſt noch ein Kind, gehorche Deiner Schweſter Fatime; ſie wird Dir niemals einen ſchlimmen Rath geben.“

Nach dieſer Ermahnung fühlte die gute Frau, daß die Kräfte ſie verließen; ſie umarmte ihre Kinder



[illegible]

[illegible]

zum letzten Mal, und ſtarb in ihren Armen. Der Schmerz war über allen Ausdruck, der die armen Mädchen ergriff, als ſie ihre Mutter leblos vor ſich liegen ſahen; ſie zerfloſſen in Thränen und erfüllten die Gegend mit Jammer. Endlich, da ſie ſich die Augen faſt ausgeweint hatten, ſanken ſie in eine Art von Betäubung, woraus ſie durch die Nothwendigkeit erweckt wurden, dem Leichnam ihrer Mutter die letzte Ehre anzuthun. Sie nahmen jede ein Grabſcheit, gruben, etwa fünfzig Schritte weit von ihrem kleinen Gärtchen, ein Grab, trugen mit vieler Mühe den Leichnam hinein, und bedeckten ihn mit Erde und Blumen. Hierauf kehrten ſie in ihre Hütte zurück, wo der Schlaf, den ihnen die Ermattung von dieſer traurigen Arbeit verſchaffte, ſie auf einige Stunden in ein erquickendes Vergeſſen ihres Kummers ſenkte.

Am folgenden Tage ſtellte Fatime, als die Verſtändigere, ihrer Schweſter vor, daß ſie nun wieder an ihre Arbeit geben müßten, und hieß ſie, zwei Körbe mit der Wäſche füllen, welche ſie den Tag vor ihrem Unglück gewaſchen hatten; hierauf ſetzten ſie die Körbe auf den Kopf, und traten den Weg nach Maſulipatnam mit einander an. Sie hatten aber kaum hundert Schritte zurückgelegt, ſo begegnete ihnen ein kleiner, ſehr häßlicher, kahlköpfiger und buckliger alter Mann, der aber ziemlich reich gekleidet war, und ſie mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete. Er ſchien wohl an hundert Jahre alt zu ſeyn, und ſtützte ſich auf einen Stab, mit deſſen Hülfe er gleichwohl für ſein Alter noch ſtattlich genug einher marſchirte. Dem Greis gefielen die beiden Schweſtern auf den erſten Blick.

„Wo hinaus, Ihr ſchönen Kinder?“ redete er ſie mit einem Tone an, den er ſo ſanft und gefällig, als möglich zu machen ſuchte.

„Wir gehen nach Maſulipatnam, ſagte die Aelteſte.“ — „Darf ich Euch, ohne allzugroße Zudringlichkeit, fragen, verſetzte er, was Ihr für ein Leben führt, und ob man Euch nicht irgend einige Dienſte leiſten könnte?“ — Ach! guter Herr, erwiderte Fatime, wir ſind nur einfältige Bauermädchen und arme Waiſen; wir haben erſt geſtern, durch den unglücklichſten Zufall, unſere Mutter verloren.“ — Und darauf erzählte ſie ihm die Geſchichte mit allen Umſtänden, nicht ohne von Neuem viele Thränen zu vergießen.

„O wie leid thut es mir, ſagte der Greis, daß ich Eure Mutter nicht vor ihrem Tode noch geſehen habe! Ich hätte ihr ein geheimes Mittel gegen alle giftigen Wunden geben können, das ſie in zwei Tagen wieder geſund gemacht haben würde. Meine lieben Kinder, fuhr er fort, Euer Kummer geht mir zu

Herzen, und ich erbiete mich, Vatersſtelle bei Euch zu vertreten, wenn Ihr ſo viel Vertrauen zu mir faſſen könnt, die Sorge für Euer Schickſal meiner Erfahrung und meinem guten Willen zu überlaſſen. Ich geſtehe Euch, hier warf er einen Blick auf die junge Kadidſche, daß ich eine ſtarke Zuneigung zu dieſem liebenswürdigen Mädchen fühle. Ihr erſter Anblick hat Empfindungen in mir erregt, die ich noch nie geſpürt habe. Wenn Ihr Beide mit mir kommen wollt, ſo will ich Euch in eine Lage verſetzen, die weit über Euerm Stand iſt, und Ihr ſollt Urſache finden, den Tag, an dem Ihr mir begegnet ſeyd, auf ewig glücklich zu preiſen.“

Hier ſchwieg der kleine bucklige Greis, und wartete mit ſichtbarer Unruhe auf die Antwort, die man ihm geben würde. Er hatte freilich alle Urſache, unruhig zu ſeyn. Sein Alter und ſeine Figur waren nicht ſo beſchaffen, daß ſie dieſen jungen Perſonen Luſt machen konnten, ſeinem Vorſchlage Gehör zu geben. Indeſſen hatte doch Fatime ſchon Verſtand genug, um einzuſehen, daß es, in Umſtänden wie die ihrigen, eben nicht die ſchlimmſte Partbie wäre. Der Alte bemerkte ihre Unſchlüſſigkeit mit Betrübniß.

„Mein ſchönes Kind, ſagte er zu ihr, wenn Ihr die Gefahr, in einer ſo abgelegenen Gegend, allein zu wohnen, gehörig überlegt hättet, ſo würdet Ihr

Euch nicht lange bedenken, mein Anerbieten anzunehmen. So ohne allen Schutz, wie Ihr ſeyd, glaubt Ihr den Fallſtricken entgehen zu können, welche man Euerer Jugend legen wird? Wenn Ihr auch Tugend genug beſitzet, ſo wird es Euch doch an Macht fehlen, gewaltſame Angriffe abzuhalten. Bei mir habt Ihr nichts von dem zu fürchten. Mein Alter ſichert Euch vor Anfechtungen aller Art, und meine Erfahrung ſoll Euch gegen Alles ſicher ſtellen. Gebt eine mühſelige Arbeit auf, die Euch kaum den nothdürftigſten Unterhalt verſchaffen kann; Ihr ſollt bei mir finden, was Ihr zur Nothdurft und zur Annehmlichkeit des Lebens verlangen könnt, und ich werde Euch Dinge ſagen, die Euch begreiflich machen werden, daß der Vorſchlag, den ich Euch mache, Euer und mein Glück ſeyn wird. Kommt, liebe Mädchen, Ihr könnt nichts Beſſeres thun. Wenn Euere Mutter noch lebte, würde ſie gewiß meinen Gründen nachgeben, und Euch unter meinem Schutze ſicherer glauben, als in der Hütte, die Ihr bewohnet."

So ſprach der kleine alte Mann, und Fatime fing an, ſich überreden zu laſſen. „Guter Herr, ich glaube Euch zum Theil zu verſtehen, und bin ganz geneigt, von Eurer Güte für mich und meine Schweſter Gebrauch zu machen; aber da Euer Antrag, nach dem Geſtändniß Eurer beſondern Neigung zu ihr, hauptſächlich ſie angeht, ſo muß ich doch vorher ihre Geſinnung wiſſen, eh' ich Euch eine genaue Antwort geben kann. Rede alſo, Kadidſche; fühlſt Du Dich geneigt, dem Antrag dieſes Herrn Gehör zu geben, und ihn zum Gemahl anzunehmen? Denn ich halte ihn für zu rechtſchaffen, als daß er zwei unſchuldige Waiſen, die ihm ihr Glück anvertrauen, könnte hintergehen wollen."

„Nein, Schweſter, antwortete Kadidſche erröthend, er iſt gar zu alt und zu häßlich."

Die kindiſche Offenherzigkeit dieſes jungen Mädchens ſetzte Fatime in einige Verlegenheit. „Liebe Schweſter, ſprach ſie, man ſieht wohl, daß Du noch in einem Alter biſt, wo man wenig Ueberlegung hat, weil Du die Ehre, die Dir dieſer Herr erweiſen will, ſo ſchlecht erkennſt. Anſtatt ihm ſolche Unhöflichkeiten zu ſagen, ſollteſt Du es für ein Glück anſehen, daß Du ihm gefallen haſt."

„Ja, wahrhaftig, erwiderte Kadidſche weinend, das iſt auch eine Sache, worüber man ſich viel zu freuen hat! Ich weiß nicht, ob es eine Ehre für mich iſt; aber das weiß ich recht gut, daß es ein ſchlechtes Vergnügen iſt, einen Mann, wie dieſen da, immer vor Augen zu haben." — „Du mußt nicht ſo reden," ſagte ihre Schweſter. — „Ich kann nicht anders, antwortete die Jüngere, wenn es ein ſo großes Glück iſt, ihm zu gefallen, warum macht er ſich nicht an Dich, da Du doch ſchöner und verſtändiger biſt, als ich? Ich möchte wohl ſehen, wenn er Dich liebte, ob Du ihn wieder lieben würdeſt.“

Der kleine bucklige Greis ſpielte keine angenehme Rolle während dieſes Wortwechſels. „Wie unglücklich doch mein Schickſal iſt, rief er traurig aus, ich habe die berühmteſten Schönheiten des ganzen Morgenlandes geſehen, bin nun ſchon ſo alt geworden, ohne daß ich jemals mein Herz hätte überraſchen laſſen, und muß nun in dieſem Augenblick dieſes Mädchen lieben, das mit einem unüberwindlichen Widerwillen gegen mich eingenommen iſt! Ich ſehe, welch ein ſchreckliches Loos ich mir ſelbſt zubereite, und gleichwohl nöthigt mich mein Verhängniß, einer Neigung zu folgen, die mich wider Willen fortzieht.“

Die Augen ſtanden dem Alten voll Thränen, indem er dies ſagte, und er ſchien ſo bewegt, daß Fatime, die von Natur ſehr mitleidig war, wieder das Wort nehmen mußte. „Lieber Herr, ſagte ſie, höret auf, Euch ſo zu betrüben! Laßt Euch die Reden eines unüberlegten Kindes nicht beunruhigen, das noch nicht weiß, was ihm gut iſt. Ihr Verſtand wird mit den Jahren reifer werden. Ihr habt freilich die Annehmlichkeiten der Jugend nicht mehr, aber ich halte Euch für einen wackern Mann. Eure Liebe und Eure

Gefälligkeiten werden ſie gewiß noch gewinnen. Wir wollen indeſſen mit Euch gehen, und ich verſpreche Euch, daß ich mein Beſtes bei ihr thun will.“

„Gut, Schweſter, fiel ihr die Kleine verdrießlich ins Wort; aber wenn er mich quält und haben will, daß ich ihn liebe, ſo ſtehe ich Euch nicht gut dafür, daß ich nicht davon laufe.“

„Nein, ſchöne Kadidſche, ſagte der Greis, Du ſollſt nicht gequält werden, ich ſchwör' es, bei Allem, was heilig in der Welt iſt! Ich will Dir nicht den geringſten Zwang auflegen. Du ſollſt unbeſchränkte Gebieterin über Alles ſeyn, was ich habe. Hätteſt Du gern ein reiches Kleid oder irgend einen andern Putz, ſo ſollſt Du's auf der Stelle haben; ich werde mir eine Pflicht daraus machen, allen Deinen Wünſchen entgegen zu kommen. Noch mehr, wenn ich merken werde, daß Dir mein Anblick läſtig iſt, ſo will ich Dich damit verſchonen, wie ſchwer es mir immer ankommen mag.“

Fatime ſagte hierauf: „Weil denn meine Schweſter nicht abgeneigt ſcheint, auf die verſprochenen Bedingungen mit Euch zu gehen, ſo erlaubet nur, daß wir vorher dieſe Wäſche zu den Perſonen tragen, denen ſie zugehört; wir wollen bald wieder bei Euch ſeyn.“ — „Ach! ich bitte Euch inſtändig, rief der Alte, wenn Ihr mir nicht das Leben nehmen wollt, ſo nehmt mir Eure holdſelige Schweſter nicht. Es ſey nun Vorſicht oder Ahnung, genug, ich fürchte, Euch nie wieder zu ſehen, wenn Ihr mich Beide verlaßt, und darüber würde ich mich zu Tode grämen. Ihr wollt bald wieder kommen? Nun ſo laßt ſie bei mir, bis Ihr wieder kommt. Was habt Ihr zu beſorgen? Könntet Ihr ein Mißtrauen“ —

„Nein, nein, fiel Kadidſche haſtig ein, ich gehe mit meiner Schweſter, ich bleibe nicht allein bei ihm.“ — „Und warum denn nicht? ſagte Fatime, die dem Alten eine Probe ihrer verſprochenen guten Dienſte geben wollte, warum wollteſt Du nicht bei ihm bleiben? ich werde in einem Augenblick wieder hier ſeyn. Ich bitte Dich, Schweſter, bleibe, und warte hier auf mich. Du biſt dem Herrn dieſen Beweis Deines Zutrauens ſchuldig, um ihn über die unangenehmen Dinge zu tröſten, die Du ihm geſagt haſt.“

Kadidſche, ſo hart es ſie ankam, allein bei ihm zu bleiben, wagte es doch nicht, ſich dem Willen ihrer ältern Schweſter zu widerſetzen, die ſie als zweite Mutter betrachtete. Fatime nahm alſo beide Körbe, und machte ſich auf den Weg, nachdem ſie dem Alten wohl empfohlen hatte, mit dem Eigenſinn der kleinen Perſon, die ſie bei ihm zurückließ, behutſam zu verfahren. Allein, anſtatt bald wieder zu kommen, [illegible] ſie verſprochen hatte, kam ſie den ganzen Tag [illegible] wieder. Kadidſche's Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, und wie ſie endlich die Nacht anbrechen ſah, verlor ſie alle Geduld, und überſchüttete den armen Alten mit Vorwürfen.

„Ihr allein bringt uns Unglück, ſagte ſie, ohne Eure Bekanntſchaft, wär' ich jetzt bei meiner Schweſter. Was für ein Unfall ihr auch zugeſtoßen ſeyn mag, ſo wollt' ich ihn lieber mit ihr theilen, als hier bei Euch ſeyn.“

Dieſe Reden machten dem Alten großen Verdruß. Er wußte nicht, was er antworten ſollte, ſo ſehr ſcheute er ſich, das Mädchen noch mehr aufzubringen, das, wie er ſich wohl bewußt war, nur zu viel Urſache hatte, wider ihn eingenommen zu ſeyn. Indeſſen that er ſein Aeußerſtes, ſie zu beruhigen; aber Alles, was er vernahm, vermehrte nur ihre Unruhe und ihren gegen ihn gefaßten Widerwillen. Sie ſagte ihm, er ſollte ſchweigen, und ſie wolle nach Maſulipatnam gehen, trotz Finſterniß und Regen; denn eine regneriſche Nacht war indeß hereingebrochen. Im Grunde war es der Widerwillen, die Nacht bei dem Alten zubringen zu müſſen, mehr noch, als das Verlangen, von ihrer Schweſter Nachricht einzuziehen, wie groß dieſes auch immer ſeyn mochte. Indeſſen brachte er ſie doch endlich davon ab, indem er ihr vorſtellte, aller Wahrſcheinlichkeit nach werde Fatime, da ſie das Gewitter im Anzuge geſehen, bei einer ihrer Bekannten zurückgeblieben ſeyn, und morgen früh unfehlbar wieder kommen. Kurz, er vermochte endlich, ungeachtet ihres Widerwillens und Eigenſinns, ſo viel über ſie, daß ſie ihm nach ihrer Hütte folgte, wo ſie, während einer leichten Mahlzeit von trockenen Datteln und Brunnenwaſſer, von Nichts, als den unglücklichen Zufällen dieſes Tages reden konnten. Das junge Mädchen weinte die ganze Nacht; man kann ſich vorſtellen, wie ihrem alten Begleiter dabei zu Muthe war. Sobald der Tag anbrach, verließen ſie die Hütte, und gingen zuſammen nach Maſulipatnam. Sie erkundigten ſich überall nach Fatime, wo Kadidſche wußte, daß ſie Wäſche hingetragen hatte: aber Niemand konnte ihnen ſagen, was aus ihr geworden ſey. Damit begnügten ſie ſich nicht. Sie ſuchten ſie von Gaſſe zu Gaſſe, und fragten in allen Häuſern nach ihr: aber ihr Nachforſchen blieb vergeblich. Dieſe Dunkelheit über Fatime's Schickſal verſetzte ſie in den äußerſten Kummer; ſie konnten nicht zweifeln, daß dem armen Mädchen ein Unglück begegnet ſeyn müſſe. Ihre junge Schweſter war untröſtlich, und ſie ſagte dem Alten die härteſten Dinge von der Welt, ſo oft er es verſuchen wollte, ſie zu beruhigen.

So brachten ſie denn ſieben oder acht Tage [illegible] zu, die benachbarte Gegend zu durchſtreichen. Es war kein Schloß, kein Haus und keine Hütte auf vier Meilen in die Runde, wo ſie nicht nachgeforſcht hätten, aber immer mit gleich ſchlechtem Erfolge. Endlich, da ſie ſich nicht anders zu helfen wußten, kehrten ſie ganz niedergeſchlagen in die Hütte zurück. Wie nun der kleine Greis ſah, daß Kadidſche ſich ohne Maaß über den Verluſt ihrer Schweſter grämte, beſchwor er ſie, mit thränenden Augen, einen Ort, wo Alles ihren Schmerz nährte, und wo er ſie überdies nicht hätte ſchützen können, zu verlaſſen, und ihm in die Stadt, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, zu folgen. Er legte ihr alle nur möglichen Beweggründe vor, und da ſie ihm keine Antwort gab, fing er immer wieder an, und drang ſo lange und ſo inſtändig in ſie, bis ſie endlich, mehr aus Verzweiflung als gutwillig, ſich erklärte, er möchte ſie hinführen, wohin es ihm beliebe. Sie machten ſich alſo auf den Weg; aber ehe ſie ſich entfernten, ſchrieb der Alte mit einer Kohle über die Thüre, wohin er Kadidſche führe; damit Fatime, wenn ſie etwa wieder käme, Nachricht von ihnen hätte. Hierauf ſchloſſen ſie die Thüre und ſteckten den Schlüſſel in einen hohlen Baum, wie ſie es ſonſt immer zu thun gewohnt waren.

Die Stadt, wohin der kleine bucklige Greis Kadidſche zu führen gedachte, war nur drei Tagreiſen von Maſulipatnam entfernt; aber ein Mann von hundert Jahren und ein Mädchen von zwölf können keine lange Tagereiſen machen. Sie brachten ſieben Tage damit zu, und waren dennoch Beide von Müdigkeit und Hunger ganz erſchöpft, als ſie anlangten. Das Erſte, was Daby, der Alte, unternahm, war, daß er in die Stadt ſchickte, und in größter Eile das Beſte, was man auftreiben konnte, holen ließ, um ſeine junge Freundin und ſich ſelbſt zu erfriſchen. Nachdem der Hunger geſtillt war, führte er ſie in ein artiges Gemach, das er für ſie beſtimmt hatte, und er ſelbſt ging, in einem andern Zimmer auszuruhen. Des folgenden Tages beſuchte er die Kaufläden, um eine Menge ſchöner Zeuge zu Kleidern für Kadidſche zu kaufen, und zu ihrer Aufwartung eine alte Sclavin, die man ihm als eine große Meiſterin in der Kunſt, Damen zu kleiden und zu ſchmücken, angeprieſen hatte.

Kadidſche konnte ſich über die Veränderung ihrer Umſtände nicht genug verwundern; ſie merkte zwar, was für Geſinnungen der Alte für ſie hatte, aber ſie begriff nicht, wie ſie zu einer ſo unumſchränkten Herrſchaft über ihn gekommen ſey. Zuweilen, wenn ſie dachte, daß ſie ihm alle die Vortheile, in deren Beſitz ſie war, ſchuldig ſey, regte ſich ein Gefühl von Dankbarkeit in ihrem Herzen; indeſſen konnte doch, was ſie auch ſich ſelbſt hierüber ſagte, die Zärtlichkeit eines ſo abgelebten Mannes ihren Abſcheu nicht vermindern. Was ihr indeſſen noch am Beſten an ihm gefiel, war die große Ehrerbietung, womit er ihr begegnete, und daß er, ſeines Verſprechens eingedenk, ſie ſo viel, als ihm nur möglich war, mit ſeiner unangenehmen Gegenwart verſchonte.

Mehre Wochen waren ſchon verfloſſen, ehe Kadidſche ſich nur etwas wieder zu faſſen begann. Das Andenken an ihre Schweſter verbitterte Alles, was ihr ihre gegenwärtige Lage hätte angenehm machen können, und immer fielen ihr die letzten Worte ihrer ſterbenden Mutter ein, die ihr ſo ernſtlich anbefohlen hatte, ſich nie von ihrer Schweſter zu trennen. Indeſſen wurde doch das Gefühl ihres Schmerzes nach und nach ein Wenig abgeſtumpft, und wahrſcheinlich trugen die angenehmen Zerſtreuungen, die ihr Daby zu verſchaffen ſuchte, nicht weniger dazu bei, als die Zeit und die Lebhaftigkeit der Jugend.

Einſt, als ſie von einem Spaziergange ermüdet war, legte ſie ſich früher als gewöhnlich nieder. Sie fiel in einen tiefen Schlaf, und gegen Morgen, wenn die Bilder, die ſich der Seele darſtellen, am Reinſten und Lebendigſten ſind, hatte ſie einen Traum, der einen ſehr ſtarken Eindruck auf ſie machte. Ihr träumte, es erſcheine ihr ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit, deſſen Miene und lockiges Haar ſie bezauberten. Indem ſie ihn mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, ſprach er zu ihr: „Was denkſt Du, Kadidſche? Haſt Du Deine Fatime ſobald vergeſſen können? Glaubſt Du, die ſchönen Kleider, die Dir Daby verehrt hat, überheben Dich der Pflicht, ſie aufzuſuchen? Ich ſage Dir, daß Du nicht anders glücklich werden kannſt, als wenn Du ſie auf der Inſel Sumatra ſucheſt. Betrachte mich wohl, denn Du ſiehſt denjenigen, den Dir das Schickſal zum Gemahl beſtimmt hat."

Mit dieſen Worten verſchwand der ſchöne Jüngling und Kadidſche erwachte, aber ſie konnte es ſich kaum ausreden, daß es eine Erſcheinung und kein Traum geweſen ſey, ſo tief hatte ſich das reizende Bild in ihre Seele gedrückt. Sie glaubte den ſchönen Jüngling mit dem blonden Haare noch vor ſich zu ſehen, und ſeine Stimme tönte wie Muſik in ihren Ohren nach. Zwar konnte ſie nicht glauben, daß es in der ganzen Welt einen Sterblichen von ſolcher Schönheit gebe; aber dennoch war ihr Glaube an den Traum ſo ſtark, daß ſie ihn ſogleich dem alten Daby erzählte, und ihm ſogar zumuthete, noch an demſelben Tage Anſtalt zur Reiſe nach Sumatra zu machen. Auch er, es ſey nun aus wirklicher Ueberzeugung, oder aus Gefälligkeit gegen die kleine

Schwärmerin, ſchien ihr Traumgeſicht für etwas mehr, als ein bloſes Spiel der Phantaſie zu halten, und, wiewohl er alle Urſache hatte, ſich vor dem ſchönen Nebenbuhler zu fürchten, ſo erklärte er doch, daß er keinen andern Wunſch habe, als die ihrigen zu befriedigen, und daß er bereit ſey, mit ihr nach der Inſel Sumatra abzureiſen. Kadidſche betrieb die Abreiſe mit ſolcher Ungeduld, daß ſie ihm kaum Zeit ließ, die nöthigen Anſtalten zu treffen. Jedoch wollten ſie, ehe ſie zu Schiffe gingen, vorher eine Reiſe nach der Hütte machen, um zu ſehen, ob ſie dort keine Spur von Fatime finden würden. Aber ſie fanden Alles, wie ſie es verlaſſen hatten, und da ſie dieſer Umſtand in dem Entſchluſſe, dem Befehle des Traumes zu gehorchen, beſtärkte; ſo gingen ſie nach Maſulipatnam zurück, wo Daby auf einem Schiffe, welches im Begriffe ſtand, mit einer reichen Ladung unter Segel zu gehen, eine kleine Cajüte miethete, und ſie mit allen Bequemlichkeiten verſah, die das Beſchwerliche einer langen Seereiſe zu erleichtern, im Stande ſind.

Die kleine Kadidſche machte große Augen, als ſie zum erſtenmal in ihrem Leben nichts als Himmel und Waſſer ſah; aber das Verlangen nach ihrer Schweſter unterſtützte ihren Muth und eine aus Neugier und Liebe zuſammengeſetzte Empfindung für den ſchönen Jüngling, der ihr im Traum erſchienen war. Sie wollte ſich zwar nicht geſtehen, daß ſie Hoffnungen in ihrem Herzen nährte, die ihr zuweilen ſelbſt lächerlich vorkamen; aber ſie war doch neugierig, wie das Alles enden würde, und ſie fragte den Alten alle Augenblicke, wie lange ſie noch bis nach Sumatra zu fahren hätten.

Um ihre Ungeduld ſo viel als möglich zu täuſchen, und ihre Aufmerkſamkeit auf andere Dinge zu ziehen, ſuchte Daby Alles hervor, was ihm ſeine Kenntniſſe und die großen Reiſen, die er gemacht hatte, zu ihrer Unterhaltung an die Hand gaben, und da die Gewohnheit ihr das Unangenehme ſeiner Geſtalt und ſeines hohen Alters ziemlich erträglich gemacht hatte, ſo hörte ſie ihm gern zu, und fand immer mehr Behagen an ſeinem Umgang, je mehr ihr eigener Verſtand ſich dadurch bildete und je heller es in ihrem Kopfe wurde. Die neue Verbindlichkeit, die ſie ihm dafür ſchuldig wurde, nahm mit dem Werthe zu, den ſie in ihren eigenen Augen erhielt; und die Achtung und Bewunderung, die ihr die Vorzüge ſeines Geiſtes einflößten, ſtiegen in eben dem Verhältniſſe, wie die Fähigkeit ihrer Einſicht. Rechnet man nun noch das Vertrauen hinzu, das ihr ſein immer gütiges, und von dem feinſten Gefühle geleitetes Betragen gegen ſie einflößen mußte, und ein gewiſſes Wohlwollen, deſſen man ſich nicht zu einer Perſon entſchlagen kann, von welcher man außerordentlich geliebt wird, wenn man gleich abgeneigt wäre, ihre Liebe zu erwidern; ſo wird man begreiflich finden, wie aus dieſem Allem unvermerkt eine Art von Freundſchaft wurde, die ſich bei Gelegenheit auf eine ſo zärtliche Art ausdrückte, daß der gute Alte beinahe zu entſchuldigen war, wenn er ſich zuweilen mit der unbegründeten Hoffnung täuſchte, es könnte doch wohl am Ende noch Liebe daraus werden; — eine Hoffnung, die er in ſeiner Lage, trotz aller ihrer Unwahrſcheinlichkeit, ſich um ſo mehr verzeihen konnte, da ſie das Einzige war, was ihm ſein Daſeyn erträglich machte.

In dieſem Wahne überredete er ſich, daß es nun Zeit ſey, ſie nicht länger unwiſſend zu laſſen, wer er ſey, was für ein ſeltſames Schickſal ihn zu ihrem Liebhaber gemacht habe, und wie ſehr er ihr Mitleiden verdiene. „Wäre es denn das erſte Mal, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Mitleiden in dem Herzen eines Mädchens zu Liebe geworden wäre?“ Der gute Daby vergaß, wie man ſieht, in dieſem Augenblicke, ſeine kleine bucklige Figur, ſeine ſchielenden Augen, ſeine Glatze, und ſeine hundert Jahre!

„Liebe Kadidſche, ſprach er zu ihr, als ſie an einem ſchönen Abend bei dem heiterſten Wetter ihre

Augen an der in die Wellen untertauchenden Sonne erfreut, und ſich hierauf in ihre Cajüte zurückgezogen hatten; ſo abgelebt und hinfällig ich Dir auch in dieſer Geſtalt vorkommen muß, ſo wirſt Du Dich doch nicht wenig wundern, wenn ich Dir ſage, daß ich unſterblich bin."

„Unſterblich?" rief Kadidſche verwundert, indem ſie ihn ſehr aufmerkſam betrachtete, wenn Ihr es nicht wäret, der es mir ſagte," fuhr ſie fort und hielt auf einmal inne —

„Nichts iſt gewiſſer," verſetzte Daby und ſchwieg wieder, um zu bemerken, was in der Seele des Mädchens, bei einem ſo unerwarteten Geſtändniſſe, vorging.

„So beklage ich Euch von Herzen, erwiderte ſie traurig, es würde grauſam ſeyn, Euch in ſolchen Umſtänden zu einem Vorzug Glück zu wünſchen, den Ihr ſelbſt unmöglich als ein Gut betrachten könnt."

„Auch würde er, fuhr Daby fort, die unerträglichſte Laſt für mich ſeyn, wenn ich das wirklich wäre, was ich ſcheine. Aber Du wirſt noch mehr erſtaunen, ſchöne Kadidſche, wenn ich Dir ſage, daß Du mich unter einer fremden Geſtalt ſiehſt. Meine Eigene iſt, ohne Ruhm zu melden, geeigneter, Deinem Geſchlechte eher Liebe als Abſcheu einzuflößen, und iſt um ſo gewiſſer zu gefallen, weil ſie den Vorzug einer ewigen Jugend hat. Lilien und Roſen blühen auf meinen Wangen, und Alles, was man ſchön und liebreizend nennt, iſt über meine Perſon ausgegoſſen.“

„Lieber Himmel, rief das Mädchen, an den ſchönen Jüngling im Traume denkend, wie könnt Ihr nur einen Augenblick zaudern, eine ſo vortheilhafte Geſtalt wieder anzunehmen?“

„Leider! ſteht dies nicht in meiner Macht, antwortete Daby mit einem tiefen Seufzer, darin beſteht eben mein Unglück; aber ich habe es nie ſo ſchmerzlich gefühlt, liebe Kadidſche, als ſeitdem es mich Dir in einer ſo widrigen Verwandlung vor die Augen gebracht hat.“ — „Und wird es nie aufhören, dieſes Unglück?“ ſagte ſie. — „Nur Du allein kannſt dies vermitteln,“ erwiderte er. — „Nur ich? verſetzte Kadidſche mit neuem Erſtaunen, wie ſoll ich das verſtehen? was kann ich thun, um ein ſo unbegreifliches Wunder zu bewirken?“ — „Nichts, als mich lieben!“ war Daby's Antwort, indem er ſie mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit anſah, der in einem Geſichte, wie das Seinige, zur abſcheulichſten Fratze wurde, und alſo gerade die umgekehrte Wirkung that. — „Wenn das iſt, ſagte ſie, ſo beſorge ich, Ihr werdet ewig bleiben, wie Ihr ſeyd. Aber, mein guter Herr, wie wollt Ihr, daß ich ſo unbegreiflichen Dingen Glauben beimeſſe?“ — „Wenn Du mich nur anhören willſt, meine Gebieterin, ſo wirſt Du nicht länger an der Wahrheit meiner Reden zweifeln.“

„Du wirſt wohl längſt ſchon gemerkt haben, daß ich zu der Klaſſe von Weſen gehöre, die ihr Genien nennt. Ich habe einen Bruder, der von Natur eben ſo ſchön und eben ſo mächtig war, als ich. Wir ſind Zwillinge; ſein Name iſt Adis, und der meinige Dahy. Durch unſere übernatürliche Macht ſind uns alle Dinge dieſſeits des Mondes unterworfen: aber dies konnte nicht hindern, daß wir ſelbſt nicht der Willkühr des Braminen von Wiſapur unterthan wären, der ſich durch ſeine hohe Wiſſenſchaft eine unumſchränkte Herrſchaft über uns Alle erworben hat. Zu unſerm Unglück warf er eine beſondere Zuneigung auf mich und meinen Bruder, und zum Beweis ſeines Vertrauens beſtellte er uns zu Hütern eines Mädchens, das er liebte. Vielleicht hätte er beſſer gethan, ihr ohne Wächter zu trauen! Eine Zeit lang ging alles ſehr gut; wir verſahen unſern Dienſt auf das Pünktlichſte; das Mädchen hatte immer einen von uns zur Seite, und wir bemerkten nicht das Geringſte, weder in ihren Neigungen, noch in ihrem Betragen, das uns ihre Treue gegen den Braminen verdächtig machen konnte. Plötzlich aber fiel ſie in eine Art von Schwermuth, die ſich bald in ein trauriges Dahinwelken verwandelte. Sie ſeufzte während der Luſtbarkeiten, die der Bramine für ſie anſtellte; und zuweilen ſah ſie uns, mich und meinen Bruder, an, als ob ſie uns um Mitleiden, mit einem geheimen Gram, der ſie verzehrte, bitten wollte. Wir waren Beide ſo weit entfernt, Arges zu denken, daß wir einander um die Urſache dieſer Veränderung befragten, die bereits ihrer Schönheit Gefahr zu drohen begann. Aber mit allem unſern Genienverſtande war es uns nicht möglich, zu errathen, daß wir ſelbſt die unſchuldige Urſache ihrer verborgenen Krankheit ſeyn könnten. Und doch war es nicht anders; die Arme, die uns täglich vor Augen hatte, ließ vielleicht aus Langweile ihre Blicke auf unſern Geſtalten ruhen, und dieſes wurde ihr Unglück.“

Die junge Kadidſche, die ſich bei dieſer Geſchichte ihres Traumes erinnerte, betrachtete das alte Männchen mit großen Augen, und fühlte, daß ſeine Erzählung ſie zu intereſſiren anfing.

„Das Mädchen, fuhr der Alte fort, gewann uns Beide endlich ſehr lieb, ohne daß wir etwas davon merkten, und die Zeit, von welcher man immer das Beſte hofft, that ſo wenig zur Linderung ihres Uebels, daß es vielmehr alle Tage ſchlimmer mit ihr wurde.

Es wäre unbegreiflich, wie Kanſu, der Bramine, trotz ſeiner großen Wiſſenſchaft, nicht klarer in den Angelegenheiten ſeiner Geliebten ſah, wenn man nicht wüßte, daß gerade die größten Geiſter die Leute ſind, die nie ſehen, was vor ihren Füßen liegt. Genug, der Bramine merkte ſo wenig davon als wir, und unternahm eine Reiſe nach den Gränzen der Tartarei, wo er in einer Verſammlung von weiſen Meiſtern den Vorſitz führen mußte, ohne ſich wegen ſeiner geliebten Farſana die geringſte Unruhe zu machen. Wir beſchloſſen, Adis und ich, ſeine Abweſenheit zu benützen, um hinter ihr Geheimniß zu kommen. Der kürzeſte Weg ſchien uns, wenn wir ſie dahin bringen könnten, uns ſelbſt ihr Herz aufzuſchließen. Wir baten ſie alſo aufs Inſtändigſte, uns nicht länger ein Geheimniß aus ihrem Uebel zu machen, und erboten uns, in den beredtſten Ausdrücken, zu Allem, um die Ruhe ihres Gemüthes wieder herzuſtellen.“

„Die Rede meines Bruders, der das Wort geführt hatte, ſchien ſie in große Verlegenheit zu ſetzen; allein, da ſie dadurch einen Anlaß, ſich uns zu entdecken, erhielt, den ſie ſchon lange geſucht hatte, ſo faßte ſie ſich bald wieder, und beſchloß, die gute Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen zu laſſen. „Ihr ſeyd zu großmüthig, liebenswürdiger Adis, antwortete ſie ihm, Euch um eine Unglückliche zu beunruhigen, die ſich dieſer Ehre unwürdig fühlt. Laßt mir, ich bitte Euch, den armſeligen Troſt, ein Uebel, dem nicht zu helfen iſt, im Verborgenen zu beweinen.“ — „Was ſagt Ihr? rief ich ganz erſtaunt, Euerm Uebel ſollte nicht zu helfen ſeyn? So begreife ich wahrlich nicht, was es für ein Uebel ſeyn kann; denn ich kenne kein Unheilbares.“ — Das Meinige, erwiderte ſie, iſt von einer ſo beſondern Art, daß, wenn es je durch Etwas in der Welt gelindert werden könnte, Euer Mitleiden das Einzige wäre, wovon ich dieſe Wirkung hoffen dürfte.“ — „O! wenn es nur an unſerm Mitleiden liegt, rief ich voreilig, auf das könnt Ihr rechnen! Aber wozu könnte Euch unſer Mitleiden helfen? Wir werden uns nicht eher zufrieden geben, bis dieſer tiefen Schwermuth abgeholfen iſt, die Euch allmälig aufreibt. Iſt irgend ein körperliches Uebel die Urſache, ſo wißt Ihr, daß uns die geheimſten Heilkräfte der Natur zu Gebote ſtehen; oder ſollte das Betragen des Braminen nicht ſo beſchaffen ſeyn, wie es Euer Werth und Eure Liebe um ihn verdienen, ſo iſt Euch ebenfalls nicht unbekannt, wie viel wir über ihn vermögen. Redet alſo, liebenswürdige Gebieterin; ſetzt uns in den Stand, Euch unſern Dienſteifer thätig zu beweiſen, und uns dadurch zugleich um den Braminen, unſern Gebieter, und um eine Perſon, die ihm ſo lieb iſt, verdient zu machen."

„Farſana ſeufzte laut bei dieſen Worten. „Meine Geſundheit iſt nicht angegriffen, erwiderte ſie, und Kanſu hat mir keine Urſache gegeben, mich über ihn zu beklagen. Gleichwohl leide ich auf die grauſamſte Art, und weiß nicht, lieber Dahy, ob Ihr, mit allem Euerm Dienſteifer, ſo geneigt wäret, meinem Leiden abzuhelfen, wenn Ihr es kenntet." — „Ach, meine Gebieterin, rief mein Bruder, Ihr thut uns das größte Unrecht. Stellt uns auf die Probe, ſo werdet Ihr bald vortheilhafter von uns denken!" — „Und wenn ich Euch nun ſagte, antwortete ſie erröthend, das Ihr Beide ganz allein Urſache des Uebels ſeyd, das Ihr heilen wollt!" — „Wir? wir? riefen wir Beide zu gleicher Zeit voll Erſtaunen, aber durch die ſeltſamſte Verblendung, noch immer weit entfernt, ſie zu verſtehen; wie ſollte das möglich ſeyn, ſetzte ich hinzu, daß wir Urheber einer Wirkung ſeyn könnten, die ſo gänzlich unſerer Abſicht entgegen wäre?"

„Eine ſolche Frage, nach dem, was ich Euch ſchon eröffnet habe, ſollte mir zwar das tiefſte Stillſchweigen auferlegen, verſetzte ſie, aber ich bin ſchon zu weit gegangen, um mein Geſtändniß nicht zu vollenden. Wiſſet alſo, weil ihr es doch ſo wollt, daß ich vergebens meine Liebe zu Euch bekämpft habe, die Euere Weisheit und Euere übrigen trefflichen Eigenſchaften in mir hervorriefen. Der Widerſtand, den ich leiſten wollte, hat mich endlich dahin gebracht, wo Ihr mich ſeht.“ Sie begleitete dieſe Worte mit einem Strom von Thränen. Unſere Beſtürzung bei einem ſo unerwarteten Geſtändniß iſt unbeſchreiblich; aber wir erholten uns bald genug, um ſie zu überzeugen, daß ſie ſich keine Hoffnung machen dürfe, daß wir die Treue gegen den Braminen, unſern Gebieter, verletzen würden. Wir beeiferten uns, ſie zur gehörigen Einſicht ihres Unrechts gegen Kanſu und zur Ueberlegung der ſchrecklichen Folgen zu bringen, die ihre Leidenſchaft für ſie und uns haben würde. Aber dieſe war ſchon zu weit gediehen. Sie hörte uns zwar mit Gelaſſenheit an, weil das Geſtändniß, welches ſie uns gemacht, ihr Herz von einer drückenden Laſt erleichtert hatte: aber unſere Vorſtellungen machten nicht den geringſten Eindruck auf ihr Gemüth. Sie ſchmeichelte ſich eine Zeitlang mit der Hoffnung, durch ihre Beharrlichkeit uns endlich doch zu erweichen; aber da ſie ſich von einem Tage zum andern in ihrer Erwartung betrogen ſah, ſo verfiel ſie wieder in ihren vorigen Zuſtand. Unglücklicher Weiſe verpflichtete uns der ausdrückliche Befehl des Braminen, ſie nicht aus den Augen zu laſſen. Das Seltſamſte bei ihrer Neigung war, daß ſie ſich mit gleicher Heftigkeit auf Beide erſtreckte. Sie könnte und würde nie ruhig werden, ſagte ſie, wenn wir ſie nicht aus ihrer jetzigen Lage befreiten. Es hälfe hier kein Widerſtand, und wenn wir grauſam genug ſeyn konnten, ſie noch länger ohne Hülfe zu laſſen, ſo bliebe ihr kein anderer Troſt, als daß ſchnell genug das Ende ihres elenden Lebens herannahen würde.“

„Es war keine leichte Sache, liebe Kadidſche, gegen die vereinigte Wirkung der Schönheit, des Mitleidens und der unaufhörlichen Bitten Farſana's, Stand zu halten. Dennoch aber blieb ich unbeweglich, wiewohl ich die Verblendung und den Starrſinn der armen Unglücklichen von ganzem Herzen beklagte.“

„Eines Abends, da ich mich allein bei ihr befand, und ſie mehr als gewöhnlich niedergeſchlagen ſah, fragte ich, was für eine neue Urſache ſie haben könnte, ſich zu grämen? „Grauſamer Dahy, antwortete ſie mir, kannſt Du eine ſolche Frage an mich thun? Brauche ich eine andere Urſache, um auf's Aeußerſte gebracht zu ſeyn, als die unerbittliche Strenge, die Du gegen mich beweiſeſt? O! warum, da ihr Brüder einander ſonſt in Allem ſo ähnlich ſeyd, kannſt Du hierin allein Deinem Bruder ſo unähnlich ſeyn?“ — „Meinem Bruder unähnlich? fragte ich erſtaunt; wie ſoll ich das verſtehen?“ — „Er will Alles für mich thun, verſetzte ſie, er gab mir die Verſicherung, mit mir zu entfliehen, wenn Du darein willigſt, und uns Deinen Beiſtand verleihſt." — Ich glaubte falſch gehört zu haben. „Wie? rief ich, mein Bruder Adis? Er hätte dies gethan?" — „Ja, verſetzte ſie kalt, und was iſt's denn, das Dich in ſolches Erſtaunen ſetzen kann? Meinſt Du, Jedermann müſſe Dir gleichen in übertriebener Strenge? Er hat ſich durch meine Thränen erweichen laſſen; er hat ſein Herz der Liebe geöffnet und wenn Du uns hilfſt, ſo werden wir ganz glücklich ſeyn!" — „Und habt Ihr nicht an einem Schlachtopfer genug, und hofft Ihr auch mich vom rechten Wege zu verleiten, und Güte und Vertrauen mit ſchnödem Undank zu vergelten?" — „Ja, mein Dahy, antwortete ſie, Dein Beiſtand allein mangelt mir noch, um glücklich zu ſeyn. Weh mir! haben alle Leiden, die ich ſchon ſo lange erdulde, mir nicht endlich einiges Mitleiden von Dir verdienen können? Ich ſterbe, wenn Du Dich nicht erbitten läßt. Kannſt Du gefühlloſer ſeyn, als Dein Bruder?"

„Bei dieſen Worten warf ſie ſich weinend zu meinen Füßen, und äußerte ſo große Verzweiflung, daß ich für ihr Leben beſorgt werden mußte. Ich bekenne es, ich wurde überwältigt; und ich willigte in Alles, was Farſana von mir verlangte. Die Flucht wurde verabredet."

„Eine natürliche Folge davon war, daß ſich ihre Geſundheit in kurzer Zeit wieder herſtellte; ſie bekam ihre Munterkeit wieder, wurde ſchöner als jemals, und wir würden Alle glücklich geweſen ſeyn, wenn die Vorwürfe, womit unſer Herz die Treuloſigkeit an dem Braminen beſtrafte, die Ausführung der Flucht nicht ſtets aufgeſchoben hätte. Bei allem dem führten wir einige Tage ein ganz angenehmes Leben, als unſere Sorgloſigkeit uns auf einmal in das Unglück ſtürzte, deſſen Folgen ich bis auf dieſe Stunde tragen muß.“

„Unter den Dienern des Braminen war ein häßlicher ſchwarzer Sclave, Namens Torgut, deſſen Amt es war, eine tartariſche Stute zu ſtriegeln, welche Farſana zu reiten pflegte, wenn ſie ſich Bewegung im Freien machen wollte. Dieſer Unhold war ſo verwegen, die Augen bis zu ſeiner Gebieterin zu erheben, und ihr eine Liebeserklärung zu machen. Trotz ſeiner Häßlichkeit, war er doch mit einem ſehr kurzweiligen Geiſte begabt, und wenn er neben ſeiner zu Pferde ſitzenden Gebieterin einherging, pflegte er ſie mit allerlei drolligen Geſchichtchen zu unterhalten, an welchen Farſana großes Behagen fand. Einſt fiel ihm ein, ihr von verſchiedenen Frauen vorzuſchwatzen, mit denen er Umgang gehabt haben wollte. „Wie, Torgut, ſagte Farſana lachend, eine Figur wie Du, kann ſich ſeines Glücks bei Frauen rühmen?“ — „Warum das nicht, antwortete der Schwarze, bin ich etwa nicht ſo gut als ein anderer? O wahrhaftig, wenn das wäre, ſo hätte ich meine Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn ich habe mir in den Kopf geſetzt, die Liſte meiner Eroberungen auch mit Euerm Namen zu vermehren.“

„Bei dieſen Worten des Negers brach Farſana in ein helles Gelächter aus; denn ſie dachte nichts anders, als er ſage es blos, um ihr Spaß zu machen. „Du haſt Abſichten auf mich? fragte ſie. Es iſt mir lieb, daß ich's weiß; ich werde mich vor einem ſo gefährlichen Menſchen, wie Du biſt, in Acht zu nehmen wiſſen.“ — Torgut antwortete im nämlichen Tone, und ſo kam es endlich ſo weit, daß der rohe Sclave aus Scherz Ernſt machte, und ſich ſo benahm, daß Farſana ſich genöthigt ſah, ihn nicht nur ſehr ernſthaft und mit der Verachtung, die ihm gebührte, abzuweiſen, ſondern, weil er unverſchämt genug war, ihren Unwillen noch immer für Scherz zu nehmen, ihm ſogar zu drohen, daß ſie ſich bei dem Braminen über ſeine Verwegenheit beklagen würde. Der Neger wurde über eine Begegnung, die ſeinen vermeinten Verdienſten ſo ſchlecht entſprach, rachſüchtig. Er nahm ſich vor, Farſana zu beobachten, und es glückte ihm ſo gut, daß unſer heimliches

Verſtändniß mit ihr gar bald kein Geheimniß mehr für ihn war. Aus Neid und Rachgier entdeckte er es dem Braminen, dem die Sache ſo unglaublich vorkam, daß er ſie nur dem Zeugniß ſeiner eigenen Augen glauben wollte. Um uns ſicher zu machen, ſchützte er eine neue Reiſe vor; aber er kam unzeitig genug wieder, um uns, mich, meinen Bruder Adis und Farſana zu belauſchen, als wir eben unſere nahe bevorſtehende Flucht vorbereiteten. Die Vorkehrungen, die wir gemacht hatten, um von Niemand entdeckt werden zu können, halfen nichts gegen die Wiſſenſchaft des Braminen. Alle Thüren öffneten ſich ihm, der magiſche Nebel, der uns einhüllte, zerrann, und auf einmal ſtand Kanſu, als der furchtbarſte Richter, vor uns da. „Nichtswürdige, ſprach er, indem er einen Blick auf mich und meinen Bruder warf, die grauſamſten Martern wären eine zu leichte Strafe für Euer Verbrechen; aber ich will Euch in einen ſo elenden Zuſtand ſtürzen, daß Ihr das Vorrecht der Weſen Euerer Art, nicht ſterben zu können, als das äußerſte Unglück beweinen ſollt.“ Und ſogleich, ohne ein Wort zu unſerer Entſchuldigung anhören zu wollen, fing er ſeine Beſchwörungen an. In einem Augenblick erfüllte das Gemach, wo wir waren, die dickſte Finſterniß. Wir hörten den Donner mit ſchrecklichem Getöſe über unſerm Ha[illegible] wollen, die Erde zitterte unter unſern Füßen, und fürchterliche Stürme ſchienen den Untergang der Natur zu verkünden. Wir blieben zwei Stunden in dieſer entſetzlichen Finſterniß, und in bebender Erwartung der Strafe, die uns treffen würde. Endlich wurde es wieder hell und das Getöſe legte ſich; aber wie groß war unſer Erſtaunen, als wir Beide, ich und mein Bruder, uns, anſtatt in einem prächtigen Palaſt, mitten auf einer dürren Heide befanden, beide in Lumpen gehüllt, und in Geſtalt kleiner mißgeſtalteter Greiſe, ſo wie ich, ſchöne Kadidſche, in dieſem Augenblick vor Dir erſcheine. „Undankbare, ſagte Kanſu, von dieſem Augenblick an ſeyd Ihr aller Vorrechte Euerer Natur beraubt, und zum Stande gewöhnlicher Menſchen herabgeſetzt. Ihr werdet nicht mehr wiſſen, nicht mehr vermögen als ſie, und, den Tod allein ausgenommen, werdet ihr allen Zufällen und allem Ungemach der Sterblichen unterworfen ſeyn.“

„Nachdem der Bramine dieſes Urtheil über uns ausgeſprochen hatte, verlangte er nun auch die Umſtände unſers an ihm begangenen Verraths zu wiſſen. Wir erzählten ihm Alles mit der größten Aufrichtigkeit: in welche Beſtürzung uns Farſana's Eröffnung geſetzt, welche Mühe wir uns gegeben, ſie auf andere Gedanken zu bringen; wie lange und ernſtlich wir uns gegen ihren Willen geſträubt; und wie ſchmerzlich uns der Gedanke ſey, ſeinem Vertrauen ſo übel entſprochen zu haben.“

„Dieſer Bericht und die Aufrichtigkeit unſerer Reue ſtimmten den Braminen zu milderen Geſinnungen gegen uns. Er ſchien ſich ſelbſt zu tadeln, daß er unſere Treue einer ſo gefährlichen Prüfung ausgeſetzt hätte; und da wir ihm immer ſehr lieb geweſen waren, ſo konnte er ſich nicht enthalten, uns mit Erbarmen anzuſehen. „Meine Kinder, ſprach er, es iſt nicht mehr in meiner Gewalt, Euch Euere vorige Geſtalt unbedingt wieder zu geben; aber ich will Euch, ſo viel ich kann, die Strenge Euers Schickſals erträglich zu machen ſuchen, und Ihr werdet Euern natürlichen Zuſtand mit allen Vorrechten wieder bekommen, ſobald Jeder von Euch ein Mädchen unter zwanzig Jahren, die ihn liebt, gefunden haben wird.“ Muthlos ſchlugen wir bei dieſen Worten die Augen nieder; denn es bedurfte nur eines Blicks auf uns ſelbſt, um uns alle Hoffnung, unter einer ſolchen Bedingung, auf ewig zu rauben. Kanſu errieth unſere Gedanken. „Wie unwahrſcheinlich es auch immer ſeyn mag, ſagte er, daß Ihr unter dieſer Geſtalt Liebe einflößen könntet, ſo iſt es doch nicht unmöglich. Lebet dieſer Hoffnung und ſeyd verſichert, daß Ihr unter keiner andern Bedingung wieder werden könnt, was Ihr wart. Geht nun, Kinder, und erfüllt Euer Schickſal! Ihr müßt Euch trennen, damit Jeder ungeſtört ſuchen könne, was ihn entzaubern ſoll.“ Hierauf wies er Jedem von uns einen gewiſſen Ort, ungefähr ſechzig Meilen von einander, zum gewöhnlichen Aufenthalt an, ließ uns anſtändige Kleider geben, und Jedem an Geld und Juwelen den Werth von fünfzig tauſend Zechinen aus ſeinem Schatze auszahlen, damit wir, während unſerer Verbannung, gemächlich leben könnten. Hierauf umarmte er uns, und wünſchte uns ein baldiges Ende unſeres unglücklichen Zuſtandes.“

„Aber gegen die arme Farſana blieb er unerbittlich. Er verwandelte ſie in einen Froſch, und verbannte ſie in einen Sumpf, wo er ihr den Sclaven Tergut zum Unglücksgefährten gab, nachdem er durch ſeine Kunſt entdeckt hatte, daß dieſer aus bloßer Rachgier zum Verräther an ſeiner Gebieterin geworden war. So wurde der Ankläger und die Verklagte, beide in Fröſche verwandelt, dazu verurtheilt, ihr übriges Leben in dem nämlichen Sumpfe zuzubringen, wo die Hoffnung, einander zu quälen, allenfalls noch der einzige elende Troſt war, der ihnen übrig blieb.“

„Ohne Dich, liebſte Kadidſche, mit Beſchreibung des traurigen Abſchieds aufzuhalten, den wir Brüder, mit ſo wenig Hoffnung, uns im nächſten Jahrtauſend wieder zu ſehen, von einander nahmen, will ich die Fortſetzung meiner Geſchichte ſogleich von der Stadt anfangen, die mir Kanſu zum Hauptaufenthalt angewieſen hatte. Meine erſte Sorge war, meine fünfzig tauſend Zechinen im Handel geltend zu machen; womit es mir ſo gut gelang, daß ich in weniger als drei bis vier Jahren im Stande war, ohne Nachtheil meines Capitals, einen ganz artigen Aufwand zu machen. Wenn die Weiſſagung des Braminen in Erfüllung gehen ſollte, mußte ich alſo eine junge Perſon finden, die einen ſo ſonderbaren Geſchmack hätte, um eine zärtliche Neigung für mich zu faſſen. Ich ſuchte alle Tage Gelegenheit, Damen zu ſehen. Ich machte ihnen artige kleine Geſchenke, ſtellte ihnen zu Ehren Luſtpartien an, und war bei allen öffentlichen Unterhaltungen zugegen; ich that Alles, um den Einfluß des Unſterns, der mich verfolgte, von mir abzuleiten. Auf dieſem Wege machte ich mich in Kurzem bei Jedermann beliebt. Der gute Alte! ſagte man; er iſt aus lauter Fröhlichkeit und heiterer Laune zuſammengeſetzt. Was muß er erſt in ſeiner Jugend geweſen ſeyn, da er, mit einem Fuß im Grabe, noch ein Liebhaber vom Vergnügen iſt? Vor Allen erhoben mich die Weiber und ſtellten mich ihren Männern als Muſter vor. Die mürriſchen

Männer waren die Einzigen, die über mein Betragen Gloſſen machten. Was doch der Menſch für ein Narr ſeyn muß, ſagten ſie, daß er noch immer nach Vergnügungen läuft, die er in ſeinem Alter nicht mehr genießen kann! — Ich aber, der am Beſten wußte, wie und warum, ließ die Leute reden, was ſie wollten, und trieb es wie zuvor. Indeſſen, wie ich's auch anſtellte, und wie viel Mühe ich mir gab, mir wollte es doch nicht gelingen, eine zärtliche Neigung in einem jungen Mädchen zu erregen. Ich ſchränkte mich nicht auf die Stadt ein, wo ich wohnte, obſchon es da nicht an jungen Mädchen fehlte; ich machte Reiſen auf mehr als fünfzig Meilen in die Runde; aber Alles, was ich dabei gewann, war die Ueberzeugung, daß ich nicht gefallen könne; ein Gedanke, der mich beinahe wahnſinnig machte, ohne jedoch meine Geduld zu brechen. Mehr als zweihundert Jahre ſind nun ſchon über dieſem vergeblichen Suchen hingegangen. Man wußte endlich nicht mehr, was man von mir denken ſollte. Ich hatte die Welt ſchon viermal wieder jung geſehen, und alle Diejenigen begraben, die mich in ihrer Kindheit ſchon ſo alt und abgelebt geſehen hatten, als ihre Urenkel. Alle Leute ſagten ſich in die Ohren: Was für ein Menſch iſt das? man ſieht gar keine Veränderung an ihm. Die älteſten Greiſe zeigten mich ihren

Kindeskindern mit dem Finger und ſprachen: Seht doch den alten guten Dahy. Auch ich habe ihn nicht jung gekannt. Er war, ſeitdem ich denken kann, immer ſo alt und gebrechlich, wie ihr ihn jetzt ſeht, und ich hörte in meiner Jugend meinen Großvater ſagen, er habe ihn auch nie anders geſehen. — Du kannſt Dir leicht vorſtellen, daß ich wenig Freude daran hatte, ein ſolches Wunder in den Augen der Leute zu ſeyn. Die Hoffnung, welche mir Kanſu gelaſſen hatte, wurde indeſſen ſtärker, je länger ſie mich ſchon getäuſcht hatte; ich machte immer neue, wiewohl fruchtloſe Reiſen; und ſo geſchah es endlich, als ich eben im Begriff war, von Maſulipatnam wieder nach Hauſe zu kehren, daß ich Dir und Deiner Schweſter begegnete. Was ich euch damals ſagte, holde Kadidſche, zeigte Dir deutlich genug, wie ſehr mich Dein Anblick bezauberte: aber leider! ſah ich zugleich nur gar zu wohl, wie unangenehm Dir der Meinige war.“ — — —

Die Stimme brach hier dem guten alten Mann; er hörte auf zu reden, und Kadidſche, die von ſeinem Unglück wirklich gerührt war, hätte ihm gern etwas Tröſtliches geſagt, und ſagte ihm auch in der That Alles, was ihm ihr mitleidiges und erkenntliches Herz beweiſen konnte, nur nicht das Einzige, wovon ſein Glück abhing; und dies war es doch allein, was er zu hören wünſchte. Daby beklagte ſich nun öfter über ihre Härte, Kadidſche über ſeine Unbilligkeit; und immer endigte ihr Streit damit, daß Beide über ſich ſelbſt ungehalten waren: er, daß er ihr das Unmögliche zumuthen wollte; ſie, daß es ihr unmöglich war, einen Mann zu lieben, dem ſie doch ſo herzlich gern hätte helfen mögen. Uebrigens, wenn das holde Mädchen ſeufzte, ſo geſchah es nicht immer aus Mitleiden mit dem armen Daby. Es war ihr unmöglich, ſich den ſchönen Jüngling mit den blonden Locken aus dem Sinne zu bringen; ſein Bild ſtahl ihr manche Stunde ihres Schlafs. Seine Aehnlichkeit mit der Beſchreibung, welche der alte Daby von ſeiner frühern Geſtalt entworfen hatte, und die Worte: „Betrachte mich wohl, denn Du ſiehſt Denjenigen, den Dir das Schickſal zum Gemahl beſtimmt hat!“ erweckten ihr Gedanken, aus welchen ſie ſich nicht herauszuwerfen wußte. „Sollte wohl, dachte ſie zuweilen, Daby ſelbſt dieſer Gemahl ſeyn, der mir beſtimmt iſt?“ Wie liebenswürdig fand ſie ihn unter der Geſtalt, worin er ihr im Traum erſchienen war! Aber dann bedurfte es nur eines einzigen Blicks auf den Daby, der wirklich vor ihr ſtand, um zu fühlen, daß es ihr immer unmöglich ſeyn müſſe, die Bedingung zu erfüllen, unter welcher ſie ihm ſeine urſprüngliche Geſtalt und ewige Jugend wieder geben könnte.

Und doch war ihr ein Jüngling von dieſer Geſtalt zum Gemahl beſtimmt! Und Kanſu hatte den unglücklichen Brüdern Hoffnung gemacht, daß ſie endlich die Mädchen finden würden, die ihrer Bezauberung ein Ende machen ſollten!

Inzwiſchen hatte das Schiff, worauf ſie ſich befunden, in vierzehn Tagen mehr als fünfhundert Seemeilen zurückgelegt, und ſie konnten, nach Dahy's Rechnung, nicht weit mehr von der Küſte, wohin ihr Lauf gerichtet war, entfernt ſeyn; als der Wind ſich auf einmal umlegte, und ein heftiger Sturm ſie mit ſolcher Gewalt in die weite See trieb, daß es ihnen unmöglich war, länger einen gewiſſen Lauf zu halten. Sie wurden etliche Tage lang hin und her getrieben, und endlich an eine Inſel geworfen, die weder dem Schiffshauptmann, noch einem von ſeinen Leuten bekannt war. Sie erblickten eine große Stadt, die in Geſtalt eines halben Mondes ſich über dem Ufer ausbreitete und einen geräumigen und bequemen Hafen bildete. Kaum waren ſie in denſelben eingelaufen, ſo ſahen ſie ſich von allen Seiten von einer Menge kleiner Boote umringt, aus welchen eine unendliche Menge menſchenähnlicher Weſen wimmelte, die mit unglaublicher Behendigkeit an ihrem Schiffe hinaufkletterten. In ihrem Leben hatten unſere Reiſenden keine ſo ſeltſamen Geſchöpfe geſehen

Sie waren alle klein, häßlich und ſchlecht gebaut, und hatten etwas ſo lächerlich Verzerrtes in ihrer Geſichtsbildung, eine ſo komiſche Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen und Gebehrden, mit einem Worte, etwas ſo Affenmäßiges in ihrem ganzen Weſen, daß, wenn ſie nicht eine Sprache, die unſern Reiſenden bekannt war, geſprochen hätten, man ſie eher für eine Art von Waldteufeln als für Menſchen hätte halten ſollen. Ihre Kleidung war eben ſo ſeltſam, als ihre Geſtalt und Manieren. Sie hatten hohe dreieckige Hüte von buntem Kartenpapier auf dem Kopfe, und trugen lange Röcke von baumwollenem Zeuge, die über und über mit gelben, blauen und grünen Klecken und allerhand tollen Zeichen bemalt waren, und das abgeſchmackte Ausſehen dieſer ſonderbaren Inſulaner nicht wenig vermehrten. In wenig Augenblicken war das ganze Schiff ſo ſehr mit ihnen angefüllt, daß die Leute ſich kaum regen konnten, und weil Widerſtand hier zu Nichts geholfen hätte, Alles mit ſich anfangen laſſen mußten, was ihnen beliebte. Es zeigte ſich gar bald, daß ſie, vermöge der Geſetze ihrer Inſel, Alles, was auf dem Schiffe war, als ein ihnen zugefallenes Eigenthum behandelten. Somit ſtellten ſie alle Perſonen von der Equipage in eine lange Reihe, und beſahen ſie zuerſt von allen Seiten, dann unterſuchten ſie die Haare und Zähne ſehr aufmerkſam und zählten vornehmlich die Runzeln, wenn ſie deren in einem Geſichte antrafen, mit vieler Genauigkeit ab. Die Schiffsmannſchaft hätte ſich über die Grimaſſen, die ſie dazu machten, todt lachen müſſen, wenn das Erſtaunen und die Ungewißheit, was in den Händen ſolcher Unholde aus ihnen werden würde, ſie nicht wider Willen ernſthaft gemacht hätte.

Schon fingen ſie an, einige alte Matroſen auszuſondern, und ſchienen ſie mit beſonderer Achtung zu unterſcheiden: als ſie Daby, Kadidſche und die alte Sclavin erſcheinen ſahen, die ſich bisher noch in der Cajüte verborgen hatten. Bei dieſem Anblick gerieth der Befehlshaber, der eine anſehnliche Stelle am Hofe der Königin dieſer Inſel bekleidete, vor Entzücken ganz außer ſich. Beſonders verweilten ſeine Augen auf der alten Sclavin, die er auf den erſten Blick ſo liebenswürdig fand, daß er ſich auf der Stelle entſchloß, ſie an die Spitze ſeines Harems zu ſetzen. Er warf ſich ihr zu Füßen, erklärte ihr ſeine Liebe in den ſchönſten Ausdrücken und beſchwor ſie, das Opfer ſeines Herzens günſtig aufzunehmen. Da es vergebens geweſen wäre, hier die Spröde machen zu wollen, ſo ergab ſich die alte Sclavin mit guter Art, und machte ihn dadurch, wie es ſchien, zum Glücklichſten aller Menſchen. Er überlieferte ſie unverzüglich dem Vertrauteſten ſeiner Diener, und ſagte ihm, daß er mit ſeinem Kopfe für ſie ſtehen würde.

Der weiſe Daby wußte nicht, wie er ſich einen ſo verkehrten Geſchmack erklären ſollte. „Die Weiber müſſen wohl ſehr ſelten auf dieſer Inſel ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, weil ſogar eine alte Sclavin fähig iſt, einen ſo ſtarken Eindruck zu machen!“ Dieſer Gedanke ſetzte ihn wegen Kadidſche in große Unruhe; aber es zeigte ſich bald, daß er ſich vergebliche Sorge gemacht hatte. Seine junge Geliebte beſaß nichts, was ihr in den Augen dieſer Inſulaner einen Werth gab; und wenn ſie bei ihnen einige Gefahr lief, ſo war es wenigſtens nicht diejenige, die er befürchtete. Der Befehlshaber hatte kaum die alte Sclavin in ſeinen Harem abführen laſſen, als er von ungefähr einen Blick auf das ſchöne Mädchen warf. Erſtaunt, ſie ſo reich gekleidet zu ſehen, ſagte er in einem rauhen Tone: „Für ein ſo häßliches Geſchöpf biſt Du gut genug angezogen.“ Und ſogleich befahl er einem ſeiner Bedienten, das garſtige Ding in die Wohnung ſeiner Sclavin abzuführen, und ſie zu den niedrigſten Verrichtungen anzuhalten. Eine ſo unwürdige Behandlung war mehr, als das gute Mädchen, die immer der zärtlichſten Begegnung gewohnt geweſen war, ertragen konnte. Sie brach in Thränen aus, und bat ihren alten unvermögenden Beſchützer mit aufgehobenen Händen, ſich ihrer anzunehmen. Die Bewegung, die er in dieſem Augenblick gegen ſie machte, und der Angſtruf, als er ſie mit Gewalt wegſchleppen ſah, zog plötzlich die Aufmerkſamkeit der Inſulaner auf ihn. Seine kleine zuſammengekrümmte Figur, ſeine kurzen, auswärts gebogenen Beine, ſeine Runzeln und grüngelbe, verſchrumpfte Haut, die behaarten Warzen, die ſein Geſicht bedeckten, kurz, Alles, was Kadidſche widerlich und abſchreckend vorgekommen war, wurde der Gegenſtand der Bewunderung dieſes tollen Volkes. Das Erſtaunen war ſo groß, daß Alles ſogleich verſtummte. Aber auf einmal brach man in Ausdrücke der lebhafteſten und unmäßigſten Freude aus, und man hörte von allen Seiten nichts als ein verwirrtes Getöſe von Lobeserhebungen und Jubelgeſchrei. Der Befehlshaber ſelbſt vergaß auf einen Augenblick ſeine Würde, und ließ ſich von der allgemeinen Schwärmerei hinreißen. Aber er faßte ſich ſogleich wieder, warf ſich dem bewunderten Greiſe zu Füßen, ſtieß mit ſeinem ſpizigen Hut von Pappe gegen den Boden, und bat ihn in den ehrerbietigſten Ausdrücken um Vergebung, daß man ihm die gebührende Ehre nicht eher erwieſen habe.

„Ich bekenne, ſprach er, daß ich von dem Glanze der ſchönen Dame aus Euerm Gefolge, die nun in meinem Harem iſt, zu ſtark geblendet war, um meiner ſelbſt mächtig zu bleiben. Indeſſen, wie ſehr ich auch für ſie eingenommen bin, muß ich geſtehen, daß Euere Schönheit Alles übertrifft, was auf dieſer Inſel jemals geſehen worden. Erlaubet, daß man Euch in den Palaſt unſerer Königin Scheherbanu führe. Ich bin gewiß, dieſe große Fürſtin wird von Euerm Anblick bezaubert werden, und Euch alle Ehrenbezeugungen, wozu Ihr berechtigt ſeyd, erweiſen laſſen.“

Der Befehlshaber wollte fortfahren, ihm das Glück anzupreiſen, das ihn erwartete, als ihm Daby, dem bereits die Geduld verging, in die Rede fiel und ihn bat, ſtatt der ungereimten Redensarten, ihm lieber das Mädchen wiederzugeben, das er ihm genommen hatte. „Wen? antwortete der Befehlshaber: den kleinen Wechſelbalg? Ach! ſchöner Greis, faſſet Geſinnungen, die Eurer würdiger ſind, und denket jetzt nur darauf, wie Ihr unſerer großen Königin gefallen wollt, vor welche wir Euch zu führen im Begriffe ſind.“ — Mit dieſen Worten packten er und ſein Adjutant den guten Alten unter den Armen, und führten ihn, wie ſehr er ſich auch ſträubte, nach dem Palaſt der Königin ab. —

Daby, der dieſe Gewaltthätigkeit als eine Verſpottung ſeiner Figur und ſeines Alters anſah, ſtellte darüber ſchmerzliche Betrachtungen an. „Welch' ein unſeliges Schickſal! ſprach er zu ſich ſelbſt, indem man ihn fortſchleppte; wer dächte, daß ein Genius zu dieſem Grade von Ohnmacht und Abhängigkeit erniedriget werden könnte?“

So natürlich dieſer Gedanke war, ſo fehlte doch ſehr viel, daß er den wahren Sinn der Inſulaner erkannt hätte; denn es war ihnen mit Allem, was ſie ihm ſagten, völliger Ernſt. Die Königin ſelbſt, ſobald ſie ihn erblickte, konnte ſich nicht enthalten, ihn zu bewundern, und ihm die Zuneigung, die er ihr einflößte, in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zu erkennen zu geben. Sie pries den Tag, an welchem ihrem Reiche das Heil widerfahren war, von einem ſo herrlichen Geſchöpfe beſucht zu werden; und, obwohl ſie ſich Gewalt anthat, ihm nicht Alles zu verrathen, was ſie für ihn fühlte, ſo ſagte ſie doch genug, um die Hofleute über das, was in ihrem Herzen vorging, nicht in Ungewißheit zu laſſen; und dieſe verſtanden die Sache zu gut, als daß ſie nicht auf den erſten Wink die Geſinnungen der Königin errathen hätten. Der alte Dabo wurde nunmehr mit den außerordentlichſten Ehrenbezeugungen überhäuft, und nachdem alle Großen des Reichs ihm mit größter Ehrfurcht gehuldigt hatten, wurde er auf Befehl der Königin in ein, nach Landesart prächtiges, mit bunten Strohmatten geziertes Gemach geleitet, welches ſie ihm zur Wohnung angewieſen hatte.

Die gute Königin konnte nicht länger warten, als bis die Hofleute ſich entfernt hatten, um ihrem bezaubernden Gaſt einen Beſuch abzuſtatten, und ihm, kraft ihres königlichen Vorrechts, einen Liebesantrag zu machen, den der Alte anfangs, nicht ohne innern Grimm über den frühern Spott, als einen gnädigen Scherz, mit aller Ehrerbietung, die er einer Dame von ſolchem Rang ſchuldig war, beantwortete. Als er aber aus ihren Antworten ſah, daß es wirklich Ernſt war, ſo überlief ihm endlich die Galle, und er konnte ſich nicht länger enthalten, der Königin Dinge zu ſagen, die noch keiner Königin geſagt worden ſind. Gleichwohl hielt ſie ihren Unwillen zurück, und machte noch verſchiedene Verſuche, ihn mit Sanftmuth auf beſſere Gedanken zu bringen. Da aber Alles nichts helfen wollte, und Daby immer beleidigender in ſeinen Ausdrücken wurde, ſo ließ ſie den Hauptmann der Wache rufen.

„Führet mir, ſagte ſie zu ihm, dieſen Alten in den ſchwarzen Thurm, wo er dem Andern Geſellſchaft leiſten mag, der die Zärtlichkeit meiner Schweſter Mulkara verſchmäht hat. Beide werden dort Gelegenheit finden, es zu bereuen, daß ſie unſere Anträge zurückgewieſen haben.“

Nach dieſen Worten entfernte ſich ihre Majeſtät mit gebührendem Stolze, und ihr Befehl wurde ſogleich vollzogen.

Daby ließ ſich willig nach dem ſchwarzen Thurme abführen, und ſtellte ſich's als keinen geringen Troſt in ſeinem Unglücke vor, daß er einen andern eben ſo unglücklichen Alten daſelbſt zum Geſellſchafter haben würde. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er beim erſten Blick in dem Gefährten ſeines Unglücks ſeinen Bruder Adis erkannte! Sie hielten ſich mit thränenvollen Augen eine lange Zeit umarmt, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Endlich fanden ſie die Sprache wieder, und man kann ſich leicht vorſtellen, wie viel zwei Brüder, die ſich ſo zärtlich liebten und ſeit mehr als zweihundert Jahren nicht geſehen hatten, nun aber wieder durch ein gleiches Schickſal zu denſelben Leiden vereinigt waren, einander zu ſagen haben mußten. Natürlich gab ihr gegenwärtiger Zuſtand und der widerſinnige Geſchmack der Einwohner dieſer Inſel, deren Folge er war, den erſten Stoff zur Unterhaltung.

„Begreifſt Du es? ſagte Daby zu ſeinem Bruder. Ich kenne wohl Völker, bei denen eine platte Naſe, kleine Schweinsaugen, ein ſpitziger Kopf und ein Hängegebauch für Schönheiten gelten. Aber wie man über Geſtalten, wie die Unſrigen, in Entzücken gerathen kann, davon habe ich keinen Begriff.“ — „Ich will Dir das Räthſel mit zwei Worten löſen, verſetzte Adis. Dieſe Inſulaner verehren einen großen häßlichen Affen als Götzen, und dieſer hat ſeine Prieſter. Wo ein Affe das Urbild der Vollkommenheit iſt und Tempel und Prieſter hat, da geht es ganz natürlich zu, wenn ſeine Anbeter nach und nach zu Affen werden. Ein jedes Volk bildet ſich unvermerkt nach ſeinem Götzen.“

Daby hatte nichts gegen dieſe Erklärung einzuwenden, als — daß ihr Schickſal dadurch nicht beſſer würde. Sie fingen nun an, einander zu fragen, wie es Jedem in der langen Zeit ihrer Trennung ergangen ſey, und Daby ermangelte nicht, die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Kadidſche zu erzählen, und Alles, was ihm ſeit derſelben begegnet war, ohne den geringſten Umſtand auszulaſſen.

„Was Du mir da erzählt haſt, fing dann Adis an, läßt mir keinen Zweifel übrig, daß unſer Unglück bald ein Ende nehmen wird. Ja, mein lieber Bruder, wir ſind dem Augenblick nahe, der uns unſere eigene Geſtalt und mit ihr die Rechte unſerer Gattung wieder geben wird, deren wir ſchon ſo lange beraubt ſind. Du wirſt eben ſo wenig daran zweifeln, als ich, wenn Du gehört haben wirſt, was ich Dir erzählen will. Ich hatte mir in dem Lande, welches mir der Bramine Kanſu angewieſen, bereits über zweihundert Jahre lang vergebens alle Mühe von der Welt gegeben, eine junge Schöne zu finden, die ſich in meine abſcheuliche Figur verlieben könnte, als mir einſt eine junge Bauerin von ſiebzehn bis achtzehn Jahren im Traume erſchien, und zu mir ſprach: „Du hoffſt umſonſt das Ende Deiner Verbannung in dieſer Stadt zu finden. Wenn Du dieſes Wunder erleben willſt, ſo ſchiffe Dich nach der Inſel Sumatra ein. Betrachte mich wohl, denn Du ſiehſt in mir Diejenige, die Dir das Schickſal zur Gattin beſtimmt hat.“ Das Mädchen war von ungemeiner Schönheit. Ich fühlte bei ihrem Anblick die innigſte Liebe; ich wollt' es ihr ſagen, aber ſie verſchwand und ich erwachte. Dieſer Traum ſchien mir mehr als eine gewöhnliche Bedeutung zu haben. Ich betrachtete ihn als einen geheimen Wink, ſchiffte mich nach Sumatra ein, und wurde, wie Du, durch einen Sturm, den ich nicht für natürlich halte, auf dieſe Inſel geworfen. Hier begegnete mir mit der Prinzeſſin Mulkara, welche damals in Abweſenheit ihrer Schweſter regierte, Alles, was Dir mit der Königin Scheherbanu begegnet iſt. Sie erklärte mir ihre Liebe; ich glaubte, ſie treibe ihren Scherz mit mir; ſie überzeugte mich vom Gegentheil und erhielt die Antwort, die Du Dir denken kannſt. Sie wurde dringend, ich wurde ungeduldig, und das Ende davon war, daß ich in dieſen Thurm geworfen wurde, wo ich ſo lange büßen ſoll, bis ich mich geneigt finden werde, zu den Füßen meiner Prinzeſſin die ihrer Hoheit und Schönheit zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen. Unter dieſer Bedingung könnte ich wohl ewig in dieſem Thurme ſchmachten müſſen: aber daß wir uns ſo unverhofft hier zuſammen finden, die Mittel, die uns zuſammengebracht haben, die wunderbare Aehnlichkeit meines Traumes mit dem Traume Deiner Geliebten, und die Aehnlichkeit der jungen Bäuerin, deren Bild ſeitdem nicht aus meiner Seele gekommen iſt, mit ihrer Schweſter Fatime; das Alles überzeugt mich, daß eine verborgene Hand im Spiele iſt, und daß wir —"

Ehe Aris ſeine Rede vollenden konnte, öffnete ſich die Thür des Kerkers, und der Hauptmann der Leibwache trat herein. Er ſtieß, nach Landesſitte, mit ſeiner ſpitzigen Mütze auf den Fußboden, und ſprach zu den Brüdern: „Glorwürdigſte Greiſe, ich komme im Namen unſerer erlauchten und mildherzigen Fürſtinnen, Euch anzukünden, daß ſie Alles, was ihnen an Euerm Betragen hätte mißfällig ſeyn können, in den Abgrund der Vergeſſenheit verſenkt haben. Als Beweis, und aus Ueberzeugung, daß eine ſo übermenſchliche Schönheit, wie die Eurige, nur das

Eigenthum der Familie des großen Affen ſeyn kann, haben ſie mit Beiſtimmung der Prieſter beſchloſſen, daß ſein Tempel von nun an Eure Wohnung ſeyn, und daß Euch daſelbſt alle die Ehre widerfahren ſoll, wozu Ihr als nahe Verwandte deſſelben berechtigt ſeyd.“

Die beiden Brüder waren über dieſen neuen Ausbruch der ſeltſamen Thorheit dieſes abenteuerlichen Volkes nicht wenig betroffen, hatten aber keine Luſt, die Hauptperſonen des neuen Poſſenſpiels zu werden, das man mit ihnen ſpielen wollte. Indeſſen, weil doch im Vergleich ein Tempel immer beſſer war als der ſchwarze Thurm, und weil ſie entſchloſſen waren, ihrem Schickſal in allen Dingen nachzugeben: ſo folgten ſie dem Hauptmann gutwillig nach der Pagode, wo ſie von dem Oberprieſter und den übrigen Dienern des Tempels an der Pforte mit großer Feierlichkeit empfangen wurden. Die Königin, ihre Schweſter, der Hof und die ganze Stadt waren bereits zugegen; es wurden Hymnen den beiden Vettern des großen Affen zu Ehren, angeſtimmt; und nachdem man ſie unter einer Menge poſſierlicher Ceremonien wohl beſungen und beräuchert hatte, ließ man ſie auf ein großes, ſieben Fuß hohes Gerüſt ſteigen, wo zwei prächtige Throne von bunten Strohmatten für ſie bereitet waren. Die Brüder n[illegible] geduldig ihren Platz, und während die Prieſter die Zurüſtungen zu dem Opfer machten, das ihnen auf dem Altare, hinter welchem das Gerüſt aufgerichtet war, dargebracht werden ſollte, tanzte ein Chor junger Mädchen ſingend um den Altar, und die Augen aller Anweſenden waren in ſchwärmeriſcher Entzückung auf die neuen Götzen gerichtet: die in den Talaren von buntem Stroh, womit man ſie behangen hatte, eine ſehr komiſche Figur machten, und ſo ausſahen, als ob ſie an allem dieſem Unſinn kein ſonderliches Belieben fänden. Aber plötzlich wurde Geſang und Tanz und Opfer durch eine Begebenheit unterbrochen, die der Freude und Andacht der Anweſenden auf einmal ein ſchreckliches Ende machte. Adis und Daby verloren die Geſtalt abgelebter Greiſe, und glänzten wieder in ihrer urſprünglichen Schönheit und Jugend. Auf ihren Stirnen und Wangen blühte die Blume der ewigen Schönheit; dichtes blondes Haar wallte in großen Locken um ihren Nacken; kurz, ſie wurden auf einmal wieder, was ſie waren, als jene Farſana zu ihrem Unglück ein zu zärtliches Auge auf ſie warf. Welche eine fürchterliche Verwandlung war dies in den Augen der Inſulaner! Ein allgemeiner gräßlicher Schrei verkündigte die allgemeine Beſtürzung. Die Prieſter, die eine ſo unnatürliche Verwandlung für ein Wunder von böſer Vorbedeutung hielten, liefen in größter Verwirrung davon; die Mädchen, die um den Altar tanzten, wandten voll Schrecken um und entflohen; die Königin und die Prinzeſſin, ihre Schweſter, deren Zärtlichkeit ſich auf einmal in Abſcheu verwandelte, eilten in ihren Palaſt zurück. In einem Augenblick war die ganze Pagode leer, und die beiden Genien blieben allein, und ſtaunten einander an. Da ſie aber mit ihrer Geſtalt auch ihre übrigen Vorzüge wieder erhalten hatten, ſo erkannten ſie ſogleich, daß ihre Bezauberung durch zwei Mädchen aufgelöst worden war, die ſich während der Ceremonien in ihre Greiſengeſtalt verliebt hatten, und aus Abſcheu vor ihrer jetzigen, mit den Uebrigen davon gelaufen waren.

Sie bezeugten einander noch ihre Freude über dieſe glückliche Umwandlung, als ſie den Braminen Kanſu, mit Fatime an der Hand, in die Pagode treten ſahen. Auf den erſten Blick erkannte Adis das reizende Bauermädchen ſeines Traumes.

„Ach, rief er mit Entzücken, das iſt das holde Mädchen, deſſen Bild ſo ſchön in meinem Herzen lebt!“ — „Ja, Adis, da iſt ſie, ſagte der Bramine, um Euer Glück vollſtändig zu machen, habe ich ſie mitgebracht. Sie war, ſeitdem ſie von ihrer Schweſter getrennt wurde, in meinem Schutze. Endlich, meine Kinder, fuhr er fort, habe ich die Freude, Euch wieder dem traurigen Zuſtande entriſſen zu ſehen, in welcher mein zu raſcher Zorn Euch verſetzte. Es war mir ſchmerzlich; aber es war unmöglich, das, was ich für Euch gethan habe, früher zu thun. Denn ich bin es, Daby, der Dich die beiden Schweſtern finden ließ, die dazu beſtimmt ſind, Euch alle Euere Leiden durch ihre Liebe zu vergelten. Ich bin der Urheber der Träume, die den Gedanken, nach Sumatra zu reiſen, in Euch erweckten; und ich habe Euch durch von mir erregte Stürme an die Küſte dieſer Inſel geworfen, weil ich wußte, was hier geſchehen würde. Ja, ich läugne nicht, daß ich zur Beförderung meiner Abſicht, der gewöhnlichen Narrheit dieſer Inſulaner durch meine Kunſt ein Wenig nachgeholfen habe. Nun fehlt nur noch Eines zum vollſtändigſten Glücke! Daby, hole Kadidſche herbei, und mach' ihr das Vergnügen, ihre Schweſter und den ſchönen Jüngling ihres Traumes wieder zu ſehen.“

Daby eilte in die Küche des Hauptmanns der Leibwache, und brachte Kadidſche in die Pagode. Die Umarmungen der beiden Schweſtern, das Entzücken der beiden Brüder, und die Freude des alten Braminen über das Glück dieſes Doppelpaares, welches ſein Werk war, ſind nicht mit Worten zu ſchildern. Um ihr Glück vollkommen zu machen, gab Kanſu den beiden Genien auch die Freiheit wieder, und erlaubte ihnen mit ihren Geliebten zu leben, wo ſie es wollten. Er entſchwand hierauf ihren Augen, und die beiden Brüder flogen mit den ſchönen Schweſtern in eine Inſel des Genienlandes, die, von ihnen bewohnt und bevölkert, ein Abbild des irdiſchen Paradieſes wurde.

Glück und Unglück.

Es war einmal eine Königin, die hatte zwei gleich ſchöne Knäblein. Eine Fee, die der Königin Freundin war, wurde gebeten, die Pathenſtelle zu vertreten und ihnen ein Geſchenk zu machen.

„Ich ſchenke dem Aeltern, ſagte ſie hierauf, alles nur erdenkliche Elend bis zu ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, und nenne ihn Unglück.“

Als die Königin dies hörte, fing ſie an erſchrecklich zu weinen und die Fee zu bitten, daß ſie doch dies Geſchenk zurücknehmen möchte.

„Ihr wißt nicht, was Ihr begehrt, erwiderte jedoch die Fee, wenn ich ihn nicht elend werden ließe, ſo würde er ſchlecht und böſe werden.“

Hierauf wagte die Königin nichts einzuwenden, allein ſie bat die Fee, für den zweiten Sohn ſelbſt eine Gabe auswählen zu dürfen.

„Ihr wählet vielleicht das Unrechte, bemerkte die Fee, allein gleichviel, ich verſpreche Euch, ihm das zu gewähren, was Ihr für ihn erbitten werdet.“

„So wünſche ich denn, ſprach die Königin, daß ihm Alles, was er unternehmen wird, gelingen möge, dann wird er gewiß glücklich ſeyn.“

„Ihr könnet Euch täuſchen, und ich will ihm daher auch dieſe Gabe nur bis zum fünf und zwanzigſten Jahre bewilligen.“

Nun erhielten beide Prinzen Ammen; allein ſchon am dritten Tage bekam die Amme des älteſten Prinzen das Fieber. Man ſuchte eine Andere, jedoch dieſe brach ſchon am erſten Tage ein Bein; die Dritte, die man herbeiſchaffte, verlor die Milch, ſobald Prinz Unglück angelegt wurde, und da ſich nun das Gerücht verbreitete, daß des Prinzen Schickſal ſeinen Ammen dies Unglück bereitete, ſo konnte man keine mehr haben, die ſich der Gefahr, ihn zu ſäugen, ausſetzen wollte. Das arme Kind ſchrie vor Hunger, und Niemand wollte ſich ſeiner annehmen. Endlich fand ſich eine alte Bäuerin, die ſehr arm war und ſelbſt viele Kinder zu ernähren hatte, die ſich als Amme antrug, wenn man ihr eine bedeutende Summe dafür zahlen wollte. Da nun der König und die Königin den Prinzen Unglück nicht um ſich haben wollten, ſo bewilligten ſie Alles, und gaben ihm der alten Bäuerin mit, die ihn nach ihrem Dorfe trug.

Das zweite Prinzchen, das Glück getauft worden war, erfuhr indeſſen gerade das Gegentheil. Papa und Mama liebten ihn bis zum Auffreſſen und vergaßen darüber bald ſeinen ältern Bruder.

Indeſſen war die Bäuerin, ein böſes Weib, mit dem Prinzen Unglück zu Hauſe angelangt. Sie nahm ihn ſogleich aus den ſchönen Windeln, die ſie ihrem eigenen Sohne gab, der ſo alt war, als der kleine Prinz. Dieſen aber wickelte ſie in einen ſchlechten Unterrock, und trug ihn in einen Wald, wo es viele wilde Thiere gab. Hier ſteckte ſie ihn in ein enges Loch, in dem drei junge Löwen lagen, denen gerade die Zähne zu wachſen anfingen, damit ihn dieſe auffreſſen möchten.

Als die Löwin nach Hauſe kehrte, um nach ihren Jungen zu ſehen, that ſie dem armen hilfloſen Kinde nichts zu leide; ſie legte ſich aber zu ihm und ließ ihn an ihren Brüſten ſaugen. Sie wiederholte es alle Tage, bis daß der Knabe laufen konnte und ſchon nach ſechs Wochen konnte er dies mit den jungen Löwen um die Wette; denn Löwenmilch macht ſtark und kräftig, wie man ſich wohl denken kann.

Inzwiſchen war aber jener Sohn der Amme, den dieſe für den jungen Prinzen ausgegeben hatte, geſtorben, und König und Königin waren froh, von der Laſt ihres verneinten Kindes befreit zu ſeyn. Prinz Unglück blieb zwei Jahre lang in dem Walde, bis daß ein Hofherr ihn einſt auf der Jagd mitten unter wilden Thieren fand, und nicht wenig überraſcht darüber war. Er fühlte Mitleid mit der unglücklichen Lage des Kindes, und nahm es mit nach ſeinem Schloſſe. Hier vernahm er, daß man bei Hofe einen Knaben ſuche, der dem Prinzen Glück Geſellſchaft leiſten ſolle, und er ſtellte nun in dieſer Abſicht Prinz Unglück unbekannterweiſe der Königin vor.

Glück bekam einen Lehrer, der ihn das Leſen lehrte; aber dieſer erhielt den ſtrengen Befehl, den jungen Prinzen nie zu ſtrafen, damit er ja keine Thräne vergöſſe. Glück hatte dies nun aber gehört und weinte jedesmal, wenn die Stunde angehen ſollte. Daher mußte der Unterricht immer aufgeſchoben werden, und fünf Jahre vergingen, ohne daß er einen einzigen Buchſtaben kannte, während Unglück nicht nur leſen, ſondern auch ſchon ſchreiben gelernt hatte. Um endlich dem Prinzen Glück doch ein wenig Strenge zu zeigen, erhielt der Lehrer den Befehl, jedesmal Unglück zu beſtrafen, ſo oft der Andere ſeine Pflicht verſäumt haben würde. Nun konnte der arme Unglück noch ſo fleißig ſeyn, was half's ihm? er wurde dennoch geſchlagen. Ueberdies war noch Glück ſo übermüthig und boshaft, daß er jetzt mehr Fehler beging als ſonſt, damit nur ſein Bruder, den er nicht kannte, recht viele Schläge erhielt.

Hatte Unglück einen Apfel oder Spielzeug erhalhalten, ſogleich entriß es ihm Glück aus den Händen; wollte Jener etwas ſagen, ſo befahl er ihm herriſch, zu ſchweigen, und wollte Jener nicht ſprechen, ſo mußte er es thun, auf den Befehl ſeines glücklichen Bruders. Mit einem Worte, er war ein kleiner Märtyrer, mit dem Niemand Mitleid hatte. So lebten ſie bis in's zehnte Jahr, und die Königin wunderte ſich nicht wenig über die Unwiſſenheit ihres Sohnes.

„Die Fee hat mich betrogen, ſprach ſie, ich glaubte, daß mein Kind der klügſte und gelehrteſte Prinz der Welt werden würde, da ich gewünſcht hatte, daß ihm Alles, was er unternehmen würde, glücken ſolle." Hierauf eilte ſie zur Fee, um ſie deshalb zur Rede zu ſtellen.

„Frau Königin, erwiderte ihr dieſe, Sie hätten ihrem Sohne weit eher einen guten Willen wünſchen ſollen, als große Talente. Dieſe ohne jenen helfen zu nichts. Er will jetzt nur böſe und dumm bleiben, und ſehen Sie nur, wie trefflich es ihm gelingt.

Mithin werden ſeine Wünſche erfüllt, wie ich es vorausgeſagt habe.“

Nachdem die weiſe Fee dieſe Worte geſprochen hatte, kehrte ſie der Königin den Rücken; dieſe aber mußte tief betrübt den Rückweg nach ihrem Palaſte antreten. Hier hatte ſie im Sinne, zum erſtenmale den Prinzen Glück auszuſchelten, um ihn zu vermögen, fleißiger zu ſeyn; er aber war weit entfernt, ihr Beſſerung zu geloben, ſondern ſagte: er wolle ſich das Leben nehmen und vor Hunger ſterben, wenn man ihn ärgern würde. Dies jagte nun der Königin ſolche Angſt ein, daß ſie ihm ſogleich wieder ſchmeichelte, ihn auf den Schooß nahm, ihn küßte, ihm Zuckerwerk gab und ihm die Verſicherung ertheilte, daß er eine ganze Woche lang gar nichts mehr zu lernen brauche, wenn er ſich nur nicht das Leben nehmen und recht viel eſſen wolle, damit ihm der böſe Hunger nicht ſchade.

Prinz Unglück, den Niemand kannte, war ein Wunder von Gelehrſamkeit und Sanftmuth geworden; er war ſo ſehr daran gewöhnt, immer widerſprochen zu werden, daß er gar keinen eigenen Willen hatte, und ſelbſt den tollſten Launen ſeines Bruders entgegen kam. Dieſer böſe Knabe jedoch war wüthend darüber, daß Unglück geſcheidter war als er, und konnte ihn deshalb nicht ausſtehen; und die

Lehrer prügelten den armen Unglück immerwährend, blos um ihrem jungen Gebieter gefällig zu ſeyn.

Da ſagte eines Tages der boshafte Junge zur Königin, er wolle ſeinen Geſpielen nicht mehr vor Augen ſehen, und man möchte ihn nur ſogleich aus dem Palaſte fortjagen, ſonſt würde er ſich ein Leides anthun und keinen Biſſen Nahrung mehr zu ſich nehmen.

Man kann ſich leicht die Folgen dieſer Drohung denken. Unglück wurde aus dem Palaſt geworfen und da Niemand es wagte, den Zorn des Prinzen auf ſich laden, ſo wollte ſich auch kein Menſch ſeiner annehmen. Er lief alſo, ſich ſelbſt überlaſſen, fort, und brachte die Nacht unter einem Baume zu, wo er faſt zu Tode fror, da es mitten im Winter war. Zum Nachteſſen hatte er nichts, als ein Stückchen ſchwarzes Brod, das ihm eine mitleidige Seele hingeworfen hatte.

Am Morgen nach dieſer Nacht, ſprach er zu ſich ſelbſt, beim Erwachen: „So kann ich nicht leben; ich will arbeiten, um mir meinen Unterhalt zu verſchaffen. Wenn ich einmal größer ſeyn werde, will ich Kriegsdienſte nehmen. Ich erinnere mich, in alten Geſchichten geleſen zu haben, daß aus gewöhnlichen Kriegsknechten die größten Helden und Heerführer geworden ſind; vielleicht bin ich eben ſo glücklich, wenn ich mich treu und tapfer aufführe. Ich habe weder Vater noch Mutter, allein Gott iſt der Vater der Waiſenkinder; er gab mir eine Löwin zur Amme; nein! er kann mich nicht verlaſſen!“

Nachdem er dies geſprochen, erhob er ſich vom kalten Boden und fing an zu beten, mit gefalteten Händen und geſenktem Kopfe, wie er es zu thun die Gewohnheit hatte.

Da ging ein Bauer vorüber, und bemerkte mit Wohlgefallen das heiße Gebet des armen Knaben. „Gewiß, dachte er bei ſich, wird dieſer einmal ein tüchtiger Burſche. Ich hätte wohl Luſt, mich ſeiner anzunehmen. Er kann meine Schafe hüten. Gott wird mich ſegnen für dieſe gute Handlung.“

Nachdem nun der Bauer geſehen, daß Unglück ſein Gebet geendet hatte, redete er ihn an und ſagte: „Du, kleiner Junge, willſt Du nicht mit mir gehen und meine Schafe hüten? Ich will Dich dafür ernähren, und Du ſollſt es gut bei mir haben.“

„Das will ich recht gern annehmen, ſprach Unglück, und ich werde mir alle Mühe geben, daß Ihr mit mir zufrieden ſeyn ſollt.“

Dieſer Bauer hatte eine ſehr große Pachtung und eine Menge Knechte, die ihn oftmals ſehr beſtahlen. Auch ſeine Frau und Kinder betrogen ihn. Dieſe Alle waren ſehr zufrieden, als ſie den kleinen Unglück erblickten. „Das iſt ein Kind, dachten ſie, der wird Alles thun, was wir wollen.“

Eines Tages ſprach die Frau zu ihm: „Höre, mein Junge, mein Mann iſt ein Geizhals, der mir niemals genug Geld gibt; ſage ihm nicht, daß ich ein Lamm geſtohlen habe, wir wollen ſprechen, der Wolf hat's geholt.“

„Nein, antwortete Unglück, obgleich ich Euch jeden Gefallen gern thun möchte, ſo kann ich doch nicht lügen, und eben ſo wenig Theilhaber eines Diebſtahls werden.“

„Du biſt ein Thor, ſprach die Frau, Niemand wird ja hinter die Wahrheit kommen.“

„Gott weiß es, antwortete Unglück, er ſieht Alles, was wir thun, und wird gewiß die Lüge, ſo wie den Diebſtahl beſtrafen.“

Die Frau wurde über dieſe Antworten ſo böſe, daß ſie auf Unglück losſtürzte, ihm die Haare ausriß und prügelte. Unglück weinte, und als der Pächter dies hörte, fragte er ſeine Frau, warum ſie das Kind ſchlage.

Ach, er iſt ein Näſcher, ich habe ihn dieſen Morgen ertappt, wie er einen Rahmtopf an den Mund ſetzte, den ich auf den Markt tragen wollte,“ rief die Frau.

„Das iſt ein häßliches Laſter, das Naſchen, Pfui!“

ſprach der Pächter, und rief einen Knecht herbei, der Unglück peitſchen mußte. Der arme Knabe mochte oft genug verſichern, daß er keinen Rahm genaſcht habe, es half ihm nichts, und man glaubte der Pächterin mehr als ihm.

Als er nach erhaltener Strafe nun wieder ſeine Schafe auf die Weide trieb, trat die Pächterin zu ihm hin und ſagte auf's Neue: „Nun, wie iſt's? wirſt Du mir jezt wohl ein Lamm geben?“

„Es thut mir leid, daß ich nicht anders kann, als es Euch wieder abſchlagen. Mögt Ihr nun noch gegen mich unternehmen, was Ihr wollt, zum Stehlen und Lügen werdet Ihr mich nie bewegen.“

Nun hezte das böſe Weib alle andern Knechte des Pächters auf, dem armen Schafhirten Böſes zuzufügen und Schabernak zu ſpielen. Er mußte Tag und Nacht auf der Weide bleiben, anſtatt ihm aber, wie den Uebrigen, gutes Eſſen zu ſchicken, erhielt er nichts als Waſſer und Brod. Kam er dann nach Hauſe, ſo mußte er Alles angeſtellt haben, was im Hauſe Unangenehmes und Aergerliches vorgefallen war.

Er blieb ein volles Jahr bei dieſem Pächter, und obgleich er auf der bloßen Erde ſchlafen mußte und die ſchlechteſte Nahrung erhielt, ſo nahm ſeine Kraft doch ſo ſehr zu, daß man ihn für zwanzig Jahre halten konnte, obgleich er erſt dreizehn alt war. Dies mochte wohl auch daher kommen, daß er ſich gar nicht mehr ärgerte, wenn man ihn unſchuldig ausſchalt.

Eines Tages, als er ſich noch bei dem Pächter befand, hörte er, daß ein benachbarter König einen großen Krieg führte. Sogleich verlangte er ſeinen Abſchied von dem Pächter, und ging zu Fuß in das Königreich, wo der König war, um Soldat zu werden. Er ließ ſich in dem Haufen eines Führers anwerben, der ein ſehr vornehmer Herr war. Allein es war zugleich ein ſehr ſchlimmer Patron, der immer fluchte, und ſeine Soldaten ſchindete und plagte. Er ſtahl ihnen ſogar die halbe Löhnung, die ihnen der König auszahlen ließ. Unter dieſem Herrn hatte es der arme Prinz noch übeler, als bei dem Pächter. Er war auf zehn Jahre geworben, und obgleich er täglich welche von der Mannſchaft deſertiren ſah, ſo wollte er doch dieſem Beiſpiel niemals folgen; denn er ſagte immer: „Ich habe auf zehn Jahre Dienſtzeit das Handgeld genommen, und ich würde den König beſtehlen, wenn ich früher fortginge.“

Wenn nun ſchon der Ritter ſehr böſe war, ſo mußte doch das Benehmen Unglück's ihm Achtung abnöthigen, obſchon er ihn im Uebrigen eben ſo ſchlecht behandelte, wie die Andern. Er gab dem treuen, thätigen Burſchen Geld, um Einkäufe für ſich machen zu laſſen, und überließ ihm auch den Schlüſſel zu ſeinem Zimmer, wenn er auswärts ſpeiſte oder auf's Land ging. Als Soldat machte ſich zwar der Ritter nicht viel aus dem Leſen, allein er beſaß dennoch eine große Bibliothek, um ſich das Anſehen eines Gelehrten vor den Leuten zu geben, die ihn beſuchten. Wenn nun Unglück als Soldat ſeine Pflicht gethan hatte, ſo ging er nicht, wie ſeine Kameraden, trinken und ſpielen, ſondern er ſetzte ſich in den Bücherſaal des Ritters, um das Leben der großen Feldherren zu ſtudiren und die Kunſt zu lernen, ein Heer zu befehligen.

So waren ihm ſieben Jahre im Soldatenſtande bereits verfloſſen, als auch er in das Feld rücken mußte. Der Ritter nahm ſechs von ſeinen Leuten, um ein kleines Gehölz zu erforſchen. Als ſie ſich nun mitten im Dickicht befanden, ſagten die Andern unter ſich: „Wir wollen den Böſewicht todtſchlagen, der uns unſere Löhnung ſtiehlt und noch überdieß fuchteln läßt." — Unglück aber ermahnte ſie, eine ſolche Miſſethat nicht zu verüben; ſie aber erwiderten, wenn er nicht ſchwiege, ſo würden ſie ihn mit dem Ritter zugleich niedermachen, und zogen die Schwerter. Da zog auch Unglück das Seinige und vertheidigte den

Ritter ſo tapfer, daß er allein vier von den Empörern tödtete.

Als der Ritter ſah, wie ſchön und tapfer er ihn vertheidigte, bat er ihn um Verzeihung, wegen der ſchlimmen Behandlung, die er gegen ihn verſchuldet hatte, und ging zum König, um Alles demſelben zu erzählen. Hierauf bekam Unglück ſogleich eine Befehlshaberſtelle im Heere mit einem ſehr großen Gehalte. Ihm aber erging's nicht, wie ſeinem frühern Gebieter; die Soldaten hatten ihm nichts zu Leide thun mögen, denn ſie liebten ihn wie ſeine Kinder. Nicht nur ſtahl er ihnen nichts, von dem, was ihnen gehörte, ſondern er theilte ihnen noch von dem Seinigen mit, wenn ſie ſtreng ihre Pflicht erfüllten. Wurden ſie verwundet, ſo ſorgte er für ſie, und ſtrafte ſie nie aus übler Laune oder böſem Herzen.

Es wurde eine große Schlacht geſchlagen, in welcher der Feldherr geblieben war. Alles gerieth in Unordnung, und Offiziere wie Soldaten flohen. Nur Unglück rief laut, daß er lieber mit den Waffen in der Hand ſterben wolle, ehe er wie eine feige Memme dem Feinde den Rücken kehrte. Seine Soldaten gaben ihm die Verſicherung, daß ſie ihn nie verlaſſen würden, und da ihr gutes Beiſpiel die Uebrigen mit Schaam erfüllte, ſo ſammelte ſich das ganze Heer um den Prinzen, und hielt ſich von jetzt an ſo tapfer, daß er bald den feindlichen König zum Gefangenen gemacht hatte. Unglück's König war hoch erfreut, als er dieſen Ausgang der Schlacht vernahm, und machte Prinz Unglück zum Oberfeldherrn aller ſeiner Heere. Dann ſtellte er den neugeſchaffenen Großen ſeines Reiches der Königin und der Prinzeſſin vor, die ihm die ſchönen Hände zum Kuſſe reichten. Als Unglück die Prinzeſſin erblickte, blieb er ſtumm vor Staunen. Sie war ſo ſchön, daß er ſie im Augenblicke zärtlich liebte, und dieſe Regung mußte ihn allerdings ſehr unglücklich machen; denn wie konnte er wohl daran denken, daß eine königliche Prinzeſſin jemals die Seinige werden würde. Er beſchloß daher, ſeine Liebe ſorglich zu verbergen und lieber die größten Qualen zu erdulden. Sein Leiden wurde aber noch ſehr geſteigert, als er vernahm, daß Prinz Glück, der ein Bildniß der Prinzeſſin, welche Anmuth genannt wurde, geſehen hatte, bereits Geſandte an ihren Hof ſchickte, um ſich ihre Hand für ihn zu erbitten. Der arme Unglück glaubte bei dieſer Nachricht ſterben zu müſſen. Prinzeſſin Anmuth wußte jedoch, daß Prinz Glück ein feiger und boshafter Menſch ſey, und gab daher auf die ihr gemachten Anträge eine verneinende Antwort.

Prinz Glück, dem bis jetzt noch niemals etwas mißlungen war, wurde wüthend, als man ihm dieſe

Nachricht überbrachte. Sein Vater, der ihm nichts abſchlagen konnte, mußte ihm verſprechen, daß er ſogleich dem Vater der Prinzeſſin den Krieg erklären wollte. Dieſer nahm dieſe Erklärung ruhig hin, denn er dachte: ſo lange ich Unglück an der Spitze meines Heeres weiß, fürchte ich nicht, beſiegt zu werden.

Er ließ hierauf ſeinen Oberfeldherrn rufen, und befahl ihm, Alles zum Kriege vorzubereiten; allein Unglück warf ſich ihm zu Füßen und entdeckte ihm, daß er in dem Reiche von Glück's Vater geboren wäre, und daß es ihm nicht möglich ſey, gegen ſeinen angeſtammten Herrſcher zu Felde zu ziehen. Der Vater der Prinzeſſin ward hierüber ſehr zornig und drohte ihm mit dem Tode, wenn er auf ſeiner Weigerung beſtehen würde, daß er ihm aber im Gegentheile die Hand ſeiner Tochter anbiete, wenn er den Feind beſiegte. Der arme Unglück wurde zwar durch dieſe Ausſicht für einen Augenblick ſchwankend gemacht; bald aber ſiegte wieder das Rechte, und er beſtand feſt darauf, ſeine Pflicht zu thun. Ohne ein Wort zu ſagen, verließ er den Hof, ohne auch nur einen kleinen Theil ſeiner Reichthümer mit ſich zu nehmen.

Unterdeß zog Glück mit ſeinem Heere herbei; allein kaum war er vier Tage auf dem Marſche, als er plötzlich erkrankte, da er durchaus nicht im Stande war, die kleinſte Strapaze auszuhalten. Hitze und Kälte, Ueberfluß und Mangel, Alles wirkte nachtheilig auf ihn ein. Der Geſandte, der ſich jetzt wieder bei dem Prinzen eingefunden hatte, ſagte, daß er an dem Hofe der Prinzeſſin Anmuth eben jenen Burſchen angetroffen, den er einſt aus ſeinem Palaſte werfen ließ, und dem nun der Vater der Prinzeſſin deren Hand verſprochen habe. Hierüber gerieth der Prinz in wilden Zorn, und ſobald er wieder hergeſtellt war, ſetzte er ſogleich ſeinen Marſch fort, um Anmuth's Vater vom Thron zu ſtoßen; zugleich aber verſprach er eine große Summe demjenigen, der Unglück gefangen nehmen würde.

Der Prinz ſiegte überall, das heißt, ſein Heer, denn er ſelbſt focht niemals mit, aus Furcht, getödtet zu werden. So gelangte er bis zur Hauptſtadt ſeines Feindes, die er belagerte. Er beſchloß, ſie mit Sturm zu nehmen. Am Abende vor dem zum Sturm beſtimmten Tage, brachte man ihm Unglück, der mit ſchweren Ketten gefeſſelt war. Glück war ſo ſehr erfreut, ſich an dieſem verhaßten Menſchen rächen zu können, daß er Befehl ertheilte, noch vor dem Sturm die Hinrichtung zu vollziehen. Den Offizieren ſeines Heeres gab er bei dieſer Gelegenheit ein großes Gaſtmahl, weil auch zu gleicher Zeit ſein Geburtstag war: er war ſo eben fünf und zwanzig Jahre alt geworden.

Als die Soldaten dies in der belagerten Hauptſtadt hörten, daß ihr Feldherr Unglück gefangen bei den Feinden war, und daß man ihn in einer Stunde hinrichten wollte, da beſchloſſen ſie, ihn um jeden Preis zu retten. Sie erinnerten ſich ja noch ſehr gut der Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte. Sie baten daher ihren König, einen Ausfall machen zu dürfen. Er bewilligte es, und ſie ſiegten.

Glück's Schickſal war mit dem fünf und zwanzigſten Jahre erfüllt; als er fliehen wollte, wurde er ereilt und getödtet. Die Sieger löſten ſogleich Unglück's Feſſeln, und in demſelben Augenblicke erblickte man zwei leuchtende Wolkenwagen in den Lüften. In dem Einen dieſer Wagen ſaß die Fee, in dem Andern befanden ſich die Eltern des Prinzen Unglück, aber im tiefen Schlafe. So wie die Wagen die Erde berührten, erwachten ſie und waren nicht wenig überraſcht, ſich mitten in einem Heere zu befinden. Die Fee wendete ſich aber ſogleich an die Mutter des Prinzen, und ſtellte ihr den Sohn vor. „Erkennet, ſprach ſie, in dieſem Helden, den älteſten Sohn, den Ihr verſtießet. Leiden und Kummer, die er zu beſtehen hatte, verbeſſerten ſeinen Character und nahmen ihm die Fehler, von denen kein Erdgeborener befreit iſt. Sein Bruder Glück, den Ihr durch Erziehung verdorben habt, iſt geſtorben, weil er von Tag zu Tag immer ſchlechter und boshafter geworden wäre. In der letzten Schlacht wurde er getödtet. Um Euch über ſeinen Verluſt zu tröſten, darf ich Euch nur ſagen, daß er auf dem Punkte ſtand, ſeinen Vater vom Throne zu ſtoßen und ſich die Krone aufzuſetzen.“

Der König und die Königin umarmten gerührt den lieben Unglück, von dem ſie ſchon viel Gutes gehört hatten, und deſſen Namen ſogleich verändert wurde. Er hieß fortan Heldenſinn, wurde der Gatte der Prinzeſſin Anmuth, und lebte mit ihr noch lange Jahre in beſter Eintracht, zum Glück ſeiner Unterthanen, und wenn dies glückliche Ehepaar nicht indeſſen geſtorben iſt, ſo muß es noch leben.

* * *

Weißröschen.

Eine Bäuerin kannte eine Fee, die in ihrer Nachbarſchaft wohnte. Dieſe lud ſie ein, ſie in ihrem Wochenbette zu beſuchen, als ſie eben ein Töchterchen hatte. Die Fee nahm dies auf den Arm, und ſprach zur Mutter:

„Jetzt wählet, gute Frau! Entweder wird das Kind ſchön ſeyn, wie der Tag, dabei noch mehr Geiſt beſitzen als Schönheit, und Königin eines großen Reiches werden — aber unglücklich ſeyn; oder es wird häßlich und eine Bäuerin werden, wie Du, aber zufrieden ſeyn mit ſeinem Looſe.“

Was that die Mutter? Sie wählte für ihr armes Kind, Schönheit, Geiſt und die Krone, auf die Gefahr hin, daß es etwas Unglück dabei haben würde.

Das Töchterchen wuchs heran und wurde ſo ſchön, daß es Alles überſtrahlte, was man weit und breit von ſchönen Mädchen zu ſehen gewohnt war. Ihr Verſtand war lebendig, ihr Geiſt gebildet, ihr Sinn ſanft; ſie lernte leicht, was man ihr zeigte und überflügelte ſogar alle ihre Lehrer. Wenn es Tanz im Freien, unter der großen Linde des Dorfes gab, ſo ſchwebte ſie ſo anmuthig einher, wie eine Grazie. Ihre Stimme ging zum Herzen, wenn ſie ſang, und ſie dichtete die Lieder ſelbſt und componirte ſie auch. Anfänglich wußte ſie nicht, daß ſie ſchön war, allein als ſie einſt mit andern Mädchen am Rande einer hellen Quelle ſpielte, da gewahrte ſie, welch' ein Unterſchied zwiſchen ihr und den Geſpielinnen war, und von nun an bewunderte ſie ihre Schönheit. Die Landbewohner, die von allen Seiten herzuliefen, um ſie zu ſehen, löſten ihr bald noch mehr den Schleier, der ihre Reize in ihren eigenen Augen bisher verhüllt hatte und ließen ſie immer mehr zu dem Bewußtſeyn kommen, wie ſchön ſie ſey.

Die Mutter, welche ſteif und feſt an die Prophezeihung der Fee glaubte, betrachtete ſie ſchon wie eine Königin, und verdarb ſie vollends durch Schmeicheleien und Nachgiebigkeit. Das Mädchen wollte nicht ſpinnen, nicht nähen, nicht die Lämmer hüten; es that nichts als Blumen pflücken, ſich putzen, ſingen und tanzen.

Der König des Landes war ſehr mächtig und hatte nur einen Sohn, den Prinzen Roſimund, für den er eine Frau ſuchte. Er hatte ſich bis jetzt noch nicht entſchließen können, eine von den Prinzeſſinnen der Nachbarſtaaten zu erwählen, weil eine Fee ihm vorhergeſagt hatte, daß er eine Bäuerin finden würde, die durch ihren Geiſt und ihre Schönheit alle Prinzeſſinnen der Welt überſtrahlen würde. Nun faßte er den Entſchluß, alle Landmädchen ſeiner Staaten, unter dem Alter von achtzehn Jahren, zuſammen kommen zu laſſen, um daraus die zu wählen, welche dazu am Würdigſten ſich zeigen würde.

Die Mädchen erſchienen und mußten ſich einer ſtrengen Auswahl unterwerfen. Zuerſt wurden alle jene, die nur mittelmäßig ſchön waren, von dem Konkurſe ausgeſchloſſen, dann behielt man ungefähr dreißig, welche die Uebrigen über die Maaßen verdunkelten.

Weißröschen, ſo hieß unſere Schöne, befand ſich natürlich unter dieſen Letztern. Alle dreißig wurden in einem großen Saale aufgeſtellt — in einem Halbkreiſe — ſo daß der König und ſein Sohn, der Prinz, ſie mit einem Male in Augenſchein nehmen konnten. Weißröschen erſchien hier ſogleich wie jene königliche, zarte Blume, die ihren Namen trägt, unter einer Menge von Anemonen, Tulpen und ähnlichen prangenden Gewächſen. Der König erklärte ſie für würdig, die Krone zu tragen, und Roſimund ſchätzte ſich glücklich, ſie zu beſitzen. Man entfernte ihre ländliche Tracht und gab ihr Gewänder, die mit Gold geſtickt waren, ſo daß ſie im Augenblick auf's Prächtigſte geſchmückt war. Eine große Menge von Hofdamen waren um ſie bemüht, ihre Toilette zu ordnen. Man beſtrebte ſich, ihren leiſeſten Wünſchen entgegen zu kommen, damit ſie den ſchönen Mund nicht öffnen durfte, um irgend ein Verlangen auszudrücken. Sie wohnte fortan in einem prächtigen Gemache des königlichen Palaſtes, das ſtatt der Tapeten, mit herrlichen Spiegeln verſehen war, ſo hoch und breit als die Wände, damit ſie das Vergnügen genöſſe, ihre Schönheit nach allen Seiten vervielfältigt zu erblicken, und daß auch der Prinz ſie ſtets, wo er ſich auch befinden mochte, vor Augen haben konnte.

Roſimund, der glückliche Gatte, hatte alle ſeine Lieblingsneigungen aufgegeben, wie Jagd, Spiel und gymnaſtiſche Uebungen, um beſtändig neben ſeiner Geliebten zu ſeyn; und da der König, ſein Vater, bald nach ſeiner Hochzeit geſtorben war, ſo waren es die Rathſchläge des klugen Weißröschens, die das Staatsruder lenkten und in allen Angelegenheiten den Ausſchlag gaben. Dies erregte die Eiferſucht der Königin Wittwe, der alten Kranibitta, die liſtige böſe, ja ſogar grauſam war. Das Alter hatte dieſen ſchlimmen Eigenſchaften des Innern, auch noch entſprechende körperliche hinzugefügt, und ſie war ſo häßlich, daß ſie einer Furie nicht unähnlich ſah. Wenn man ſie neben ihrer Schwiegertochter erblickte, ſo erſchien ſie noch häßlicher und dies erbitterte ſie noch mehr. Sie wollte es nicht ertragen, durch die Schönheit der jungen Königin zum Scheuſal zu werden; auch ihren Geiſt fürchtete ſie nicht wenig, und dies erregte in ihr alle Qualen des Neides.

„Du zeigteſt wenig Verſtand, ſagte ſie zu ihrem Sohne, als Du dieſe Bäuerin zur Gattin erwählteſt, und jetzt beſitzeſt Du ſogar ſo niedrige Geſinnungen, Deinen Abgott aus ihr zu machen. Wahrhaftig, ſie iſt ſtolz, als ob ſie auf dem Throne geboren wäre, den ſie jetzt einnimmt. Als Dein Vater ſich vermählte, erkor er mich, die Tochter eines eben ſo mächtigen Königs als er, und ſo hätteſt Du auch wählen ſollen. Schicke Deine Bäuerin endlich heim, und wirf Deine Augen auf irgend eine junge Fürſtentochter, deren Rang dem Deinigen entſpricht.“

Roſimund widerſtand anfänglich ſolchen Reden, aber die Königin Kranibitta ließ es dabei nicht bewenden. Eines Tages entwendete ſie Weißröschen ein Billet, welches dieſe gerade an den König ſchrieb, und gab es einem jungen Herrn von Hofe. Dieſem gab ſie den Auftrag, es dem König zu überbringen, um ihn glauben zu machen, ſeine Gattin widme einem Andern die zärtliche Neigung, die ſie nur allein ihm ſchuldig ſeyn ſollte. Roſimund verblendete die Eiferſucht und die boshaften Rathſchläge ſeiner Mutter thaten noch das Ihrige dazu; er ließ alſo Weißröschen in einen hohen Thurm einſperren, der ſich auf einem Felſen am Meere erhob.

Hier weinte Weißröschen Tag und Nacht, da ihr nicht bekannt war, weshalb der König plötzlich ſeine Liebe in Haß oder Härte umgewandelt hatte. Sie ſah nur eine alte Frau um ſich, welche von der Königin Kranabitta ihr beigegeben war, und die ihr jeden Augenblick eine Beleidigung zufügte.

Da gedachte Weißröschen ihrer Hütte in dem heimathlichen Dörfchen, und der ſtillen ländlichen Freuden, welche ſie dort umgaben.

Als ſie eines Tages von Schmerz niedergebeugt war, und ſich nicht enthalten konnte, die Verblendung ihrer Mutter zu beklagen, die es vorgezogen hatte, ihre Tochter ſchön und auf einem Throne, wenn gleich unglücklich zu ſehen, anſtatt ſie häßlich aber zufrieden als Bäuerin zu wiſſen, kam die alte Dienerin, welche ſie ſo ſchlecht behandelte, und ſagte ihr, daß der König ſo eben einen Scharfrichter abgeſchickt habe, der ihr den Kopf abſchlagen ſollte, und daß ſie ſich daher zum Tode vorbereiten ſollte. Weißröschen erwiderte, daß ſie auf Alles gefaßt ſey. Nun erſchien der Scharfrichter in der That, den der König auf Kranabitta's Anrathen geſandt hatte, und trug ſein breites Schwert in der Hand, um die Hinrichtung zu vollziehen, als plötzlich eine fremde Frau erſchien, welche Weißröschen zwei Worte vor ihrem Tode mittheilen wollte. Die Dienerin hatte nichts dagegen einzuwenden, weil ſie glaubte, daß die Fremde eine von den Damen des Hofes ſey. Allein es war die Fee, welche der Unglücklichen ihr Schickſal voraus verkündet hatte, und die ſich nun in der Geſtalt einer Hofdame zeigte, um nicht erkannt zu werden. Alle Anweſenden mußten ſich zurückziehen, und ſie ſprach zu Weißröschen:

„Willſt Du jetzt Deiner verhängnißvollen Schönheit entſagen? Willſt Du den Rang einer Königin aufgeben, Deine arme Tracht anlegen und in Dein Geburtsdorf zurückgehen?“

Die Arme war erfreut, dieſes Anerbieten annehmen zu dürfen. Die Fee verzauberte hierauf ihr Geſicht, daß es gemein und unverhältnißmäßig wurde; ſie war jetzt plötzlich eben ſo häßlich, als ſie früher ſchön und angenehm erſchienen war.

In dieſem Zuſtande war ſie nicht mehr zu erkennen, und ſo gelang es ihr, ohne Mühe durch die

Haufen von Menſchen zu dringen, welche gekommen waren, ihrer Hinrichtung beizuwohnen. Die Fee geleitete ſie ungehindert nach dem Dörfchen, wo ſie das Licht der Welt erblickt hatte.

Indeſſen ſuchte man Weißröschen, die unglückliche Königin, und konnte ſie nicht finden. Man überbrachte die Nachricht von ihrem Verſchwinden dem König und der alten Kranabitta, die ſogleich Befehl gaben, ſie im ganzen Reiche zu ſuchen, was jedoch eben ſo wenig Erfolg hatte.

Die Fee brachte ſie zu ihrer Mutter zurück, die ſie in ihrer Verwandlung nicht erkannt haben würde, wenn ſie es ihr nicht geſagt hätte, wer ſie ſey. Weißröschen war jedoch zufrieden, wenn gleich häßlich und unbeachtet, in ihrem Dorfe zu leben und die Schafe zu hüten. Alle Tage hörte man ſie ihre eigene Geſchichte und von ihrem Unglück erzählen; man hatte Lieder davon gemacht, bei deren Anhörung die Leute weinten. Sie ſelbſt fand Vergnügen daran, ſie mit ihren Freundinnen zu ſingen, und weinte wie die Andern; allein ſie fühlte dann doppelt das Glück, als Hirtin zu leben, und wollte Niemanden entdecken, wer ſie einſt geweſen.

Die Hirſchkuh.

Es war einmal ein König und eine Königin, die in der vollkommenſten Eintracht beiſammen lebten. Sie liebten ſich zärtlich und ihre Unterthanen beteten ſie an, und nichts fehlte zu ihrem Glücke, als ein Erbe ihres Reiches, den ihnen bis dahin die Natur noch verſagt hatte. Die Königin, welche überzeugt war, daß der König ſie alsdann noch mehr lieben würde, unterließ nicht, den Himmel um einen Sohn zu bitten.

Als ſie nun einſt im Walde ſpazieren gegangen war, ſetzte ſie ſich neben eine Quelle, und befahl allen ihren Damen, ſie allein zu laſſen; dann begann ſie ihre gewöhnlichen Klagen von Neuem, als zum Beiſpiel: „Bin ich nicht recht unglücklich, daß ich keine Kinder habe? Seit fünf Jahren flehe ich den Himmel darum an, und doch hat er mich bis jetzt nicht erhört. Werde ich denn ſterben, ohne dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen?“

Als ſie ſo ſprach, ſah ſie, daß das Gewäſſer der Quelle zu rauſchen begann, und ein großer Krebs erhob ſich daraus empor und ſprach: „Große Königin, endlich wirſt Du erlangen, was Du ſo ſehnlich wünſcheſt. Ich benachrichtige Dich, daß unweit von hier ſich ein Palaſt befindet, den die Feen gebaut haben, allein es iſt ſchwer dahin zu gelangen, da ihn ſtets dicke Wolken umgeben, die das Auge der Menſchen nicht zu durchdringen im Stande iſt. Allein da ich Dir gern dienſtbar bin, ſo werde ich Dich hinführen, wenn Du Dich der Leitung eines ehrlichen Krebſes anvertrauen willſt.“

Die Königin hörte dem ſeltſamen Sprecher zu, ohne ihn zu unterbrechen; das Neue an der Sache hatte ſie ſehr überraſcht und ſie antwortete, daß ſie ſein Anerbieten mit großem Vergnügen annehme, daß ſie aber nicht rückwärts zu gehen gelernt habe, und ſich dadurch in einige Verlegenheit geſetzt ſehe. Der Krebs lächelte und verwandelte ſich ſogleich in ein gutes, altes Mütterchen. „Ihr braucht nicht rückwärts zu gehen, nicht wahr? rief dies, beſtändig freundlich und gutmüthig lächelnd; vor Allem aber betrachtet mich als Euere gute Freundin, die nichts will, als was Euch nützlich ſeyn kann.“

Hierauf trat ſie aus dem Waſſer, das ſie gar nicht naß gemacht hatte. Ihre Kleider waren weiß, mit roth gefüttert, und ihre grauen Haare waren mit grünen Bändern in die Höhe genommen. Man konnte ſich kein galanteres altes Weibchen denken, als dieſes. Sie grüßte die Königin, und dieſe umarmte ſie herzlich; dann, ohne längeres Zaudern, führte ſie die Königin auf einem Wege im Walde, den dieſe früher nie bemerkt hatte, obgleich ſie ihn nach allen Richtungen hin genau kannte. Dies war der Weg der Feen, um nach der Quelle zu gelangen, der gewöhnlich mit Dornen und Diſteln für Sterbliche verſperrt war; allein ſobald die Königin mit ihrer Führerin erſchien, verſchwanden ſogleich Dornen und Diſteln, und wichen Roſen, Jasminen und Orangenblüthen; die Erde war mit Veilchen bedeckt, und Tauſende von Vögeln ſangen in den Zweigen.

Die Königin vermochte dieſe Erſcheinungen alle nicht zu begreifen, als ihre Augen von dem Glanz eines prächtigen Palaſtes überraſcht wurden, der wie tauſend Diamanten funkelte, und in der That waren die Mauern und Zinnen, die Decken und Fußböden, die Stufen, Treppen und Balcone aus puren Edelſteinen. Im Uebermaß ihres Erſtaunens konnte ſie ſich nicht enthalten, einen großen Schrei auszuſtoßen, und die ſie begleitende, gute Alte zu fragen, ob das, was ſich ihren Blicken zeige, Traum oder Wirklichkeit ſey.

„Nichts iſt wirklicher," antwortete dieſe, und in demſelben Augenblick öffneten ſich die Pforten des Palaſtes und ſechs Feen traten heraus. Aber was waren das für Feen! Die Herrlichſten und Schönſten, die wohl jemals vor Menſchen erſchienen. Sie machten alle der Königin eine tiefe Verbeugung und eine Jede überreichte ihr eine Blume von Edelſteinen, um daraus einen Strauß zu bilden. Es waren, eine Roſe, eine Tulpe, eine Anemone, eine Aſter, eine Nelke und eine Granate.

„Gnädigſte Königin, ſagte Eine im Namen der Uebrigen, wir ſind nicht im Stande, Dir ein größeres Zeichen unſerer Werthſchätzung zu geben, als daß wir Dir erlauben, uns hier zu beſuchen. Wir können Dir hiermit verkünden, daß Du eine ſchöne Prinzeſſin zur Welt bringen wirſt, die Du Deſideria nennen ſollſt; denn Du wirſt uns geſtehen müſſen, daß Du ſie ſchon lange erſehnt haſt. Sobald ſie geboren ſeyn wird, verſäume nicht, uns herbeizurufen, damit wir ſie mit allen guten Eigenſchaften begaben können. Du darfſt nur das Bouquet, das wir Dir hier verehren, zur Hand nehmen und bei jeder Blume der Geberin gedenken, dann kannſt Du gewiß darauf rechnen, uns alsbald in Deinem Zimmer verſammelt zu ſehen.“

Die Königin war von Freude hingeriſſen und umarmte die Feen der Reihe nach. Dies dauerte eine lange halbe Stunde. Hierauf erſuchten ſie die Königin auf ſehr höfliche Weiſe, in ihren Palaſt zu treten, von dem ich gar nicht im Stande bin, eine genügende Beſchreibung zu machen. Sie hatten zu deſſen Erbauung den Baumeiſter der Sonne gewählt, der hier ſein großes Werk im Kleinen wiedergegeben hatte. Die Königin konnte den Glanz kaum ertragen, und mußte oftmals die Augen ſchließen.

Sie führten ſie hierauf in den Garten, der voll von den ſchönſten Früchten prangte; Abrikoſen, ſo groß wie ein Kopf, und eine Kirſche mußte man in vier Theile ſchneiden, um ſie in den Mund ſtecken zu können. Dabei hatten dieſe Früchte einen ſo außerordentlichen Geſchmack, daß man keine Andern jemals eſſen wollte, wenn man ſie einmal gekoſtet hatte.

Es iſt nicht möglich, alle Aeußerungen der Freude unſerer Königin zu ſchildern, wie ſie bald von der kleinen Prinzeſſin Deſideria ſprach, bald ihren liebenswürdigen mächtigen Freundinnen dankte, die ihr dieſe angenehme Kunde eröffnet hatten. Sie erſchöpfte Alles, was ihr Zärtlichkeit und Dankbarkeit eingab.

Die Fee der Quelle hatte darauf den meiſten Anſpruch und erhielt ihn auch. Die Königin blieb bis zum Abend in dem Palaſte: da ſie Muſik liebte, ſo wurde ihr noch zum Abſchiede ein Concert gegeben, das den himmliſchen Kreiſen anzugehören ſchien; dann überhäufte man ſie mit Geſchenken, und ſo trat ſie, im hohen Grade beglückt, mit der artigen Quellenfee ihren Rückweg an.

Zu Hauſe, im Schloſſe, war Alles um ſie in großen Sorgen, man wußte nicht, wo ſie hingerathen war und vermuthete ſogar, daß vielleicht einige fremde Waghälſe es unternommen haben könnten, die Königin zu entführen, da ſie noch jung und ſchön war. Man kann ſich denken, daß nach ſolchen Vorausſetzungen ihre glückliche Rückkehr Alles mit unbeſchreiblicher Freude erfüllte.

Die Quellenfee verließ die Königin erſt unweit von ihrem Schloſſe; die Trennung wurde durch unzählige Beweiſe von Liebe und Zuneigung bezeichnet, und die Königin verſprach, noch öfter in dem Palaſte der Feen zu erſcheinen, wobei ſie von ihrer lieben Alten geleitet wurde, die ihr zuerſt immer als Krebs erſchien.

Nach kurzer Zeit gebar die Königin wirklich eine Prinzeſſin, welche ſie Deſideria nannte, und ſogleich griff ſie nach ihrem Blumenſtrauße und nannte eine

Blume nach der Andern, worauf ſie alsbald auch die Feen erſcheinen ſah. Eine Jede kam in einem andern Wagen. Ein Wagen war von Ebenholz und wurde von weißen Tauben gezogen, ein Anderer war aus Elfenbein, vor dem ein Paar kleine Raben geſpannt waren, noch Andere waren aus Cedernholz oder aus Perlmutter. Dies waren ihre friedlichen Equipagen, denn wenn ſie im Zorn einherfuhren, ſo waren es nur fliegende Drachen, feuerſpeiende Schlangen, Löwen, Leoparden, Panther, welche als Zugthiere vorgeſpannt waren, und die ſo ſchnell von einem Ende der Welt zum Andern eilten, daß man in der Zeit nicht mehr als „einen ſchönen guten Abend" hätte ſagen können. Das war noch viel ſchneller als Dampf.

Diesmal erſchienen aber Alle in der beſten Laune, und die Königin ſah ſie hocherfreut in ihr Zimmer treten. Zwerge und Zwerginnen folgten ihnen, und trugen die prächtigſten Geſchenke. Nachdem ſie die Königin umarmt hatten, küßten ſie die kleine Prinzeſſin, und legten eine Windel aus, deren Feinheit und Stärke ſo groß war, daß man ſie hundert Jahre gebrauchen konnte, ohne ſie abzunutzen. Die Feen ſpannen ſolche Leinwand ſelbſt, in ihren Mußeſtunden. Die Spitzen daran übertrafen aber noch bei Weitem das Geſpinnſt. Die ganze Weltgeſchichte war da hineingewoben und geſtickt, daß es eine Freude war. Dann brachten ſie auch Wickelbänder und Decken mit vortrefflichen Stickereien, welche alle nur möglichen Kinderſpiele zur Ergötzlichkeit der lieben Kleinen vorſtellten. Seitdem man ſticken kann, iſt noch nichts Wunderbareres und Schöneres wohl verfertigt worden. Als nun aber endlich die Wiege erſchien, konnte die Königin einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, denn dieſe übertraf Alles Andere bedeutend. Sie war aus einem ſehr ſeltenen Holze gemacht, von dem die Feen das Pfund mit hunderttauſend Thalern bezahlt hatten. Vier kleine Engel trugen ſie, die ganz aus Diamanten und Rubinen gemacht und äußerſt künſtlich waren. Die Feen hatten dieſen kleinen Engeln Leben verliehen, ſo daß ſie das Kind wiegten und zum Entſchlummern brachten, wenn es ſchrie. Man kann leicht denken, wie angenehm dieſe artige Vorkehrung für die Ammen war.

Die Feen nahmen nacheinander die kleine Prinzeſſin auf den Schooß; ſie wickelten ſie ein, und gaben ihr über hundert Küſſe. Als ſie ſahen, daß ſie ſaugen wollte, ſchlugen ſie mit ihren Zauberſtäben auf die Erde, und ſogleich erſchien eine Amme, wie ſie für dieſes herzige Kind von Nöthen war. Darauf beſchenkte eine Fee das Neugeborene mit Tugend,

eine Andere mit Verſtand, eine Dritte mit Schönheit, die Vierte mit Glück, die Fünfte mit Geſundheit und die Letzte endlich mit der Gabe, Alles, was ſie unternehmen würde, zum guten Ende zu führen.

Die Königin war außer ſich vor Freude und dankte ihnen tauſend und abertauſendmal, als plötzlich ein ſo ungeheuerer Krebs in das Zimmer trat, daß die Thüre für ihn faſt zu klein war.

„Undankbare Königin,“ kreiſchte der Krebs, Du haſt es nicht werth gefunden, Dich meiner nur zu erinnern? Du haſt alſo ganz die Fee der Quelle vergeſſen und die Dienſte, die ſie Dir geleiſtet? War ſie es nicht, die Dich zu ihren Schweſtern geleitet? Alle haſt Du herbeigerufen, nur mich glaubteſt Du entbehren zu können? Ich muß Dir nur ſagen, daß ich ein Vorgefühl davon hatte, weshalb ich mich Dir auch ſchon das erſtemal in der Geſtalt eines Krebſes zeigte, um dadurch anzudeuten, daß Deine Freundſchaft ſtatt vorwärts zu ſchreiten, zurückgehen würde.“

Die Königin konnte nichts anders thun, als untröſtlich, wie ſie war, in rührenden Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Sie ſagte, daß ſie glaube, die Blume der Quellenfee, gleich wie die der Andern, genannt zu haben, daß ſie im Irrthum darüber geweſen ſeyn müſſe; daß ſie gewiß nicht im Stande ſey, die Verbindlichkeit jemals zu vergeſſen, die ſie ihr ſchuldig, daß ſie ſie deshalb bitte, ihr doch ja nicht ihre ſchätzbare Freundſchaft zu entziehen und beſonders es nicht die unſchuldige kleine Prinzeſſin entgelten zu laſſen. Alle andern Feen, die in gleicher Beſorgniß waren, unterließen es nicht, in die Bitten der Königin einzuſtimmen.

„Ach, liebe Schweſter, ſagten ſie, erzürne Dich nicht gegen eine Königin, die gewiß nie im Sinne gehabt hat, Dir zu mißfallen. Wirf dieſe Krebsgeſtalt von Dir, und zeige Dich uns in Deinem vollen Glanze."

Meine Leſer müſſen wiſſen, daß unſere Quellenfee ſich gern etwas Schönes ſagen ließ, und daher machten die letzten Worte ihrer Schweſtern einen günſtigen Eindruck auf ſie.

„Nun gut, ſprach ſie, ſo will ich denn der Prinzeſſin nicht ſo viel Unheil zufügen, als ich mir anfänglich vorgenommen hatte; denn ich muß geſtehen, daß ich ſie gänzlich verderben wollte, und Nichts in der Welt hätte mich davon abbringen können. Jedoch muß ich Euch nur gleich offenbaren, daß, wenn ſie vor dem fünfzehnten Jahre das Tageslicht ſieht, ſo würde ſie es ſehr zu bereuen haben; vielleicht könnte es ihr das Leben koſten."

Die Thränen der Mutter und das Flehen der Schweſtern vermochten nichts mehr an dieſem ſtrengen

Ausſpruch umzugeſtalten. Sie entfernte ſich rückwärts, denn ſie hatte ihr Krebsgewand nicht ablegen wollen.

Sobald ſie aus dem Zimmer war, fragte die betrübte Mutter die Feen, welch' ein Mittel ſie zu ergreifen habe, um ihr Kind vor dem Uebel, das ihm drohete, zu bewahren. Sogleich wurde Rath gehalten, und endlich beſchloſſen: daß man einen Palaſt ohne Thüre und Fenſter bauen müſſe, zu dem man auf einem unterirdiſchen Wege gelangen könne, und daß an dieſem Orte die Prinzeſſin leben müſſe, bis das verhängnißvolle Alter erreicht ſey.

Mit drei Schlägen der Zauberſtäbe war der große Bau vollendet. Er war von Außen aus grünem, von Innen aus weißem Marmor. Die Decken der Zimmer waren aus Saphiren und bildeten Lauben mit Vögeln und andere, dem Auge angenehme Gegenſtände. Alle Gemächer waren mit verſchiedenfarbigem Sammt tapeziert, den die Feen ſelbſt geſtickt hatten, und da ſie ſehr bewandert in der Geſchichte waren, ſo fanden ſich darauf die intereſſanteſten Züge und Begebenheiten dargeſtellt. Durch dieſe Kunſtwerke hatten die guten Feen bezweckt, die Prinzeſſin in ihrer Abgeſchiedenheit mit der Weltgeſchichte bekannt zu machen.

Die Räume waren nur durch Wachskerzen erhellt; allein ſie brannten in ſo großer Menge, daß es vollkommen ſo hell, als an einem ſchönen Sommertage war. Alle Lehrer, deren ſie bedurfte, wurden in dieſem Palaſte vereinigt, und ſie machte, mit Hilfe ihrer außerordentlichen Gaben, die ſchönſten Fortſchritte. Dieſe Lehrer befanden ſich deshalb in einem fortwährenden Zuſtand von Bewunderung; die Prinzeſſin wußte in einem Alter zu ſprechen, in dem andere Kinder kaum zu ſtammeln anfangen. Dieſe ſind aber auch nicht von den Feen bei der Geburt beſchenkt worden.

So ſehr ihr Geiſt diejenigen entzückte, die ſich ihr näherten, ſo übte ihre Schönheit nicht mindere Gewalt aus; ſie bezauberte auch die Unempfindlichſten. Von Zeit zu Zeit erſchienen die guten Feen zum Beſuche. Stets brachten ſie allerhand merkwürdige Gegenſtände mit; Kleider, ſo ſchön und reich, als wären ſie zur Hochzeit irgend einer jungen Königstochter gemacht worden, die nicht minder liebenswürdig als Diejenige geweſen, von der ich eben erzähle. Unter allen Feen jedoch, die ſie ſo innig liebten, war Fee Tulipane diejenige, welche der Königin ſtets am Sorglichſten empfahl, ſie nicht an's Tageslicht zu bringen, bis daß ſie ihr fünfzehntes Lebensjahr zurückgelegt. „Unſere Schweſter von der Quelle iſt rachſüchtig, pflegte ſie zu ſagen, wie ſehr wir auch dies liebe Kind beſchützen mögen, ſo wird ſie ihm doch, wo ſie kann, Leid zufügen, darum könnt Ihr nicht wachſam genug ſeyn, Frau Königin!“ — Die ängſtliche Mutter verſprach dann, es an Nichts in dieſer ſo wichtigen Sache fehlen zu laſſen; als die Zeit jedoch nunmehr heranrückte, wo die Prinzeſſin bald das Schloß verlaſſen ſollte, ließ ſie ſie malen und ihr Bildniß an die erſten Höfe der Erde hintragen.

Bei dem Anblicke deſſelben konnte kein Prinz ſich der aufrichtigſten Bewundrung enthalten; allein auf einen machte es einen ſo tiefen Eindruck, daß er ſich nicht mehr davon zu trennen im Stande war. Er ſtellte es in ſeinem Cabinete auf, und ſchloß ſich damit ein; dann ſprach er mit dem Bilde, als ob es ihn verſtehen könnte, und ſagte ihm die innigſten, zärtlichſten Dinge.

Der König, der ſeinen Sohn faſt nie mehr zu Geſicht bekam, erkundigte ſich nach ſeinen Beſchäftigungen und nach dem Grunde, daß er nicht mehr ſo heiter erſchien wie ehemals. Er Paar ſchwatzhafte Hofleute erwiderten hierauf, daß der Prinz den Verſtand verlieren könne, weil er ſich Tagelang in ſeinem Cabinet verſchließe, und dort mit ſich allein ſpreche, als ob Jemand bei ihm ſey. Den König beunruhigte dieſe Nachricht ſehr.

„Wär’s möglich, ſprach er zu ſeinem Vertrauten, daß mein Sohn ein Narr wird? Er war ſonſt ſo vernünftig? Ihr wißt es, wie ſehr man ihn bis jetzt verehrt hat, und ich ſelbſt kann ihm noch gar nichts Verrücktes anſehen; nur traurig ſcheint er mir. Ich muß mich mit ihm unterhalten, vielleicht bringe ich es ſo heraus, zu welcher Art von Narrheit er ſich bekennt."

In der That ließ ihn der König rufen, und fragte ihn, was er habe und warum ſeine Laune ſo verändert ſey. Als der Prinz dies hörte und den Augenblick für günſtig erkannte, warf er ſich ſeinem Vater zu Füßen.

„Ihr habt mich, ſagte er, mit der ſchwarzen Prinzeſſin vermählen wollen, um einiger Vortheile wegen, welche eine Verbindung mit dem Hauſe der Prinzeſſin Deſideria nicht zu Wege bringen kann; ich aber finde ſo viele Vorzüge in dieſer, die mir die Andere nicht zu gewähren vermag."

„Und wo haſt Du die Prinzeſſin Deſideria geſehen?" fragte der König.

„Mir iſt das Bildniß der Einen wie der Andern überbracht worden, erwiderte Prinz Siegreich (dieſen Namen führte er, ſeitdem er drei Schlachten gewonnen hatte), und ich muß geſtehen, eine ſo große Zuneigung für die Prinzeſſin Deſideria gefaßt zu haben, daß wenn Ihr nicht, mein königlicher Vater,

das Wort, welches Ihr der Prinzeſſin Nerapura gegeben, zurückfordert, ich meinen Geiſt aufgeben muß.“

„Alſo mit jenem Bildniß, ſagte der König mit ernſtem Geſichte, hältſt Du Zwieſprach und machſt Dich lächerlich vor den Hofleuten. Sie halten Dich für wahnwitzig, und wenn Du Alles wüßteſt, was mir darüber zu Ohren gekommen iſt, ſo müßteſt Du roth werden vor Scham.“

„Ich darf mir hierüber keine Vorwürfe machen, erwiderte der Prinz, und würdet Ihr, mein Vater, das Bildniß dieſer Prinzeſſin eines Blickes würdigen, ſo müßtet Ihr meine Gefühle gutheißen.“

„Geh und hole es ſogleich,“ ſprach hierauf der König mit einiger Ungeduld.

Der Prinz, der ſeiner Sache ſehr gewiß war, lief ſogleich in ſein Cabinet, um das Bildniß der Prinzeſſin zu holen. Alsbald war er damit zurück und überreichte es ſeinem Vater, der faſt eben ſo bezaubert davon war, als er.

„Ach, mein lieber Siegereich, rief er aus, ich muß jetzt von ganzer Seele in Deinen Wunſch willigen. Ich fühle es, daß ich wieder jung werde, wenn ich dieſe liebenswürdige Prinzeſſin an meinem Hofe habe. Sogleich will ich meinen Geſandten am Hofe der Prinzeſſin Nerapura beauftragen, alle Unterhandlungen abzubrechen, und wenn es ſelbſt einen harten Krieg zur Folge hätte, ich kann's nicht ändern.“

Der Prinz küßte dem Vater die Hand, und umarmte mehr als einmal ſeine Knie. Er war ſo außer ſich vor Freuden, daß man ihn gar nicht wieder erkannte. Er drängte den König ſogleich an die Geſandten Befehle ergehen zu laſſen, und zwar nicht nur an den Hof der Prinzeſſin Neravura, ſondern auch an den Hof der Prinzeſſin Deſideria. Zum außerordentlichen Botſchafter an den Hof der Letztern ſchlug er den geſchickteſten und reichſten Cavalier des Landes vor. Er warf ſeine Augen auf den Herrn von Beccafiga, einen jungen, ſehr redſeligen Herrn, der hundert Millionen jährlicher Einkünfte hatte, und ein intimer Freund des Prinzen Siegereich war. Um ihm zu gefallen, wollte er einen ganz unmenſchlichen Aufwand machen, und betrieb dies mit einer unglaublichen Eile, da die Leidenſchaft des Prinzen von Tag zu Tag immer mehr zunahm.

„Bedenke, ſagte er zu ihm, daß es mein Leben gilt, daß ich meinen Verſtand verliere, wenn ich fürchten muß, daß der Vater der Prinzeſſin mit einem andern Hofe eine Verbindung ſchließen kann, und ich ihre Hand dann auf ewig verliere.“

Der Herr von Beccafiga beruhigte ihn dann immer ſo gut er es vermochte, um noch einige Zeit zu ſeiner Ausrüſtung zu gewinnen, denn er wollte ſeinem Hofe Ehre machen, und ſparte nichts. Er führte achtzig Caroſſen bei ſich, die Alle von Gold und Diamanten ſtrahlten, und die mit Miniaturgemälden geziert waren, ſo fein und ſchön, wie ſie jemals nur gemalt wurden; außerdem hatte er noch fünfzig andere Wagen, vier und zwanzig tauſend Pagen zu Pferd, prächtiger uniformirt und beritten wie Prinzen, und das Uebrige ſeines Gefolges war im Verhältniß.

Als nun der außerordentliche Botſchafter von dem Prinzen Abſchied nahm, umarmte ihn dieſer zärtlich und ſprach: „Vergeßt nie, lieber Beccafiga, daß mein Leben von der Heirath abhängt, die Ihr für mich negoziren ſollt. Unterlaſſet nichts, was überreden könnte, und bringt meine angebetete Prinzeſſin hieher!“

Hierauf übergab er ihm hundert Geſchenke, die eben ſo galant als prächtig waren; da ſah man nichts als zärtliche Sinnſprüche, die in Diamanten gegraben waren, Uhren in Karfunkeln, mit den Namenszügen der Prinzeſſin, Armbänder mit herzförmigen Rubinen; ach, was hatte er nicht erſonnen, ſeiner Geliebten zu gefallen!

Der Geſandte nahm das Bildniß des jungen Prinzen mit, welches von einem ſo geſchickten Manne gemalt war, daß es ſprechen und kleine, höchſt geiſtvolle Höflichkeiten ausdrücken konnte. Zwar gab es nicht auf Alles Antwort, was man ſagte oder fragte, aber das war auch eben nicht nöthig. Beccañga verſprach dem Prinzen, nichts zu vernachläſſigen, um ihn zufrieden zu ſtellen, und ſetzte noch hinzu, er nehme ſo viel Geld mit, daß er, wenn man ihm die Prinzeſſin verweigern ſollte, ſchon Mittel finden werde, eine ihrer Frauen zu gewinnen, um ſie dann zu entführen. „Ach, rief der Prinz, dazu kann ich mich nicht entſchließen, ein ſolches Beginnen müßte ſie beleidigen.“ — Beccañga aber antwortete hierauf nichts und reiſte ab.

Das Gerücht von ſeiner Reiſe eilte ſeiner Ankunft voraus, der König und die Königin waren entzückt darüber; ſie achteten ſeinen Gebieter ſehr hoch und kannten die Heldenthaten des Prinzen Siegereich. Aber noch beſſer kannten ſie ſeinen perſönlichen Werth, der von der Art war, daß, wenn ſie im ganzen Umkreis der Welt einen Gemahl für ihre Tochter geſucht hätten, ſie keinen Beſſern für ſie hätten finden können. Man richtete einen Palaſt für Beccañga ein, und gab die nöthigen Befehle, um den Hof im äußerſten Glanze erſcheinen zu laſſen.

Der König und die Königin hatten beſchloſſen, daß der Geſandte Deſideria ſehen ſollte; aber die

Fee Tulipane kam zur Königin und ſprach: „Hütet Euch wohl, gnädigſte Frau, Beccafiga zu unſerem Kind (ſo nannte ſie nämlich die Prinzeſſin) zu führen. Er ſoll ſie nicht ſo bald ſehen, und williget nie ein, ſie dem Prinzen, der um ſie freit, hin zu ſenden, ehe ſie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hat, denn ich bin überzeugt, wenn ſie früher abreiſt, ſo wird ihr irgend ein Unglück begegnen.“ — Die Königin umarmte die gute Tulipane, verſprach ihren Rath zu befolgen, und ſie gingen hierauf Beide zur Prinzeſſin.

Der Geſandte kam an: der Einzug ſeines Gefolges dauerte drei und zwanzig Stunden; denn er hatte ſechsmalhunderttauſend Maulthiere, deren Glöckchen und Gebiß von Gold, deren Decken aber von Sammt und perlengeſticktem Brocat waren. Auf den Straßen war ein Gedränge ohne Gleichen. Alles war zuſammen gelaufen, um den Einzug mit anzuſehen. Der König und die Königin ſelbſt gingen ihm hocherfreut entgegen. Es iſt unnöthig von der Rede zu ſprechen, die der Geſandte hielt, und von den Ceremonien, die auf beiden Seiten beobachtet wurden; man kann ſich dieſelben vorſtellen; als Beccafiga jedoch die Prinzeſſin zu begrüßen wünſchte, erſtaunte er ſehr, daß ihm dieſe Gnade nicht bewilligt wurde. „Wenn wir Euch, Herr Beccafiga, ſprach der König, eine Bitte verweigern, die ſo gerecht erſcheint, ſo geſchieht dies nicht aus einer uns eigenthümlichen Grille, man muß Euch das ſeltſame Abenteuer unſerer Tochter erzählen, damit Ihr Theil daran nehmet.“

„Seit ihrer Geburt wird ſie von einer Fee gehaßt, die ihr ein großes Unglück androhte, wenn ſie vor ihrem fünfzehnten Jahre an das Tageslicht käme; wir halten ſie nun in einem Palaſte, deſſen ſchöne Gemächer ſich unter der Erde befinden, allen Blicken verborgen. Wir waren entſchloſſen, Euch dahin zu führen, aber die Fee Tulipane hat uns befohlen, es nicht zu thun.“

„Wie das, Euer Majeſtät, verſetzte der Geſandte, müßte ich den Kummer haben, ohne Euere Prinzeſſin Tochter heimzukehren? Ihr ſagtet ſie ja dem König, meinem Gebieter, für ſeinen Sohn zu; ſie wird mit glühender Ungeduld erwartet; iſt es nun möglich, daß Ihr auf ſolche Kleinigkeiten hört, wie Wahrſagungen der Feen ſind? Hier iſt das Bildniß des Prinzen Siegereich, das ich den Befehl habe, ihr zu überreichen; es iſt ſo ähnlich, daß ich ihn leibhaftig vor mir zu ſehen glaube, wenn ich es betrachte.“

Bei dieſen Worten zog er es hervor. Das Bildniß, welches nur ſo eingerichtet war, eine Anrede an die Prinzeſſin zu halten, ſprach: „Schöne Deſideria, Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, mit welcher Glut ich Euch erwarte. Kommet bald an unſern Hof, um ihn mit den Reizen zu ſchmücken, die Euch unvergleichlich zieren.“ Nun ſchwieg das Bildniß, und der König und die Königin waren ſo erſtaunt, daß ſie Beccañga baten, es ihnen zu geben, um es der Prinzeſſin zu überbringen; dies erfreute ihn, und er ſtellte es ihnen zu.

Die Königin hatte bis jetzt mit ihrer Tochter noch nichts über das, was vorging, geſprochen; ſie hatte ſogar den Frauen in ihrer Umgebung verboten, ihr etwas von der Ankunft des Geſandten zu ſagen; dieſe aber waren ungehorſam geweſen, und die Prinzeſſin wußte bereits, daß es ſich um eine Heirath handle; aber ſie war ſo klug, daß ſie ihre Mutter nichts davon merken ließ. Als nun dieſe ihr das Portrait des Prinzen zeigte, das ſie anredete, und ihr ein eben ſo zärtliches als galantes Compliment machte, ſtellte ſie ſich ſehr überraſcht und in der That hatte ſie noch nichts Aehnliches geſehen; dabei ſetzten ſie das ſchöne Ausſehen des Prinzen, ſeine geiſtvolle Miene, die Regelmäßigkeit ſeiner Züge u. ſ. w. eben ſo in Erſtaunen, als die Worte, welche das Bildniß ſprechen konnte.

„Würde es Dir leid thun, ſagte die Königin heiter, einen Gemahl zu haben, der dieſem Prinzen gleichen würde?“ — „Gnädigſte Mutter, verſetzte ſie, es ſteht mir nicht zu, eine Wahl zu treffen. Ich werde daher mit dem zufrieden ſeyn, den Du mir beſtimmen wirſt.“ — „Wenn aber, ſetzte die Königin hinzu, das Loos auf ihn fiele, würdeſt Du Dich nicht glücklich ſchätzen?“ — Sie erröthete, ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht. Die Königin umarmte ſie, und küßte ſie mehrmals: ſie konnte ſich der Thränen nicht enthalten, wenn ſie bedachte, daß ſie im Begriff ſtehe, ſie zu verlieren; denn nur noch drei Monate fehlten ihr zu fünfzehn Jahren. Doch verbarg ſie ihren Trübſinn und ſetzte ihr auseinander, was es mit der Geſandtſchaft für eine Bewandtniß habe. Auch übergab ſie ihr die ſeltenen Geſchenke. Die Prinzeſſin bewunderte ſie zwar und lobte den daran verſchwendeten Geſchmack, aber von Zeit zu Zeit wandten ſich ihre Augen, wie unwillkührlich, auf das Bildniß des Prinzen, und hafteten daran mit einem Vergnügen, das ihr bisher unbekannt geweſen war.

Als der Geſandte ſah, daß ſeine Bitten, ihm die Prinzeſſin mitzugeben, vergebens waren, und daß man ſich damit begnüge, ſie ihm zu verſprechen, ſo feierlich jedoch, daß man nicht daran zweifeln durfte, da hielt er ſich nur kurze Zeit bei dem König auf, und kehrte ſchnell zurück, um ſeinen Gebietern Rechenſchaft über ſeine Unterhandlungen abzuſtatten.

Als der Prinz erfuhr, daß er vor drei Monaten auf ſeine theure Deſideria nicht hoffen dürfe, brach er in Klagen aus, die den ganzen Hof bekümmerten; er ſchlief nicht mehr, er aß nicht: er wurde traurig und träumeriſch; die Friſche ſeiner Geſichtsfarbe verwandelte ſich; ganze Tage brachte er in ſeinem Cabinet, auf einem Canapee liegend, damit zu, das Bildniß ſeiner Prinzeſſin zu betrachten: er ſchrieb ihr alle Augenblicke, und legte die Briefe dieſem Bildniß vor, wie wenn es im Stande geweſen wäre, ſie zu leſen. Endlich nahmen ſeine Kräfte allmählig ab, er wurde gefährlich krank, und man bedurfte keiner Aerzte, um die Urſache davon zu errathen.

Der König war in Verzweiflung; er liebte ſeinen Sohn zärtlicher, als je ein Vater den Seinigen geliebt hat, und war nun im Begriffe, ihn zu verlieren; welch' ein Schmerz für einen Vater! Er ſah kein Mittel, das den Prinzen heilen konnte; nur Deſideria verlangte er, und ohne ſie mußte er ſterben. In dieſer großen Noth faßte er den Entſchluß, die Eltern der Prinzeſſin, die ſie ihm zugeſagt hatten, zu beſuchen, um ſie zu beſchwören, mit dem Zuſtande ſeines Sohnes Mitleid zu haben, und nicht länger mehr eine Heirath zu verſchieben, die, wenn ſie hartnäckig darauf warten würden, bis die Prinzeſſin ihr fünfzehntes Jahr erreicht hätte, nie zu Stande kommen konnte.

Dieſer Schritt war zwar ein außerordentlicher, aber noch viel außerordentlicher wäre es geweſen, wenn ein Vater einen ſo liebenswürdigen und theueren Sohn hätte verſchmachten laſſen. Inzwiſchen fand ſich eine unüberſteigliche Schwierigkeit, denn ſein hohes Alter erlaubte ihm nur, in einer Sänfte zu reiſen, und dieſes Transportwerkzeug paßte nicht gut für die Ungeduld ſeines Sohnes; dies veranlaßte ihn daher, den treuen Beccafiga eilends zum zweiten Male abzuſenden, und er gab ihm die rührendſten Briefe von der Welt mit, um den König und die Königin für ſeinen Willen zu ſtimmen.

Mittlerweile fand Deſideria ein beinahe eben ſo großes Vergnügen daran, das Bildniß des Prinzen anzuſehen, als dieſer daran fand, das Ihrige zu betrachten. Alle Augenblicke ging ſie an den Ort, wo es ſtand, und ſo viele Mühe ſie ſich auch gab, ihre Gefühle zu verbergen, ſo ſuchte man ſie doch unaufhörlich zu ergründen. Unter Anderem bemerkten die Hoffräulein Nelke und Schlehedorn kleine Unpäßlichkeiten, die ſie zu quälen anfingen. Nelke liebte ſie innig und war ihr treu, Schlehedorn hingegen hatte von jeher eine geheime Eiferſucht auf ihre Vorzüge und ihren Rang gefühlt. Ihre Mutter war die Erzieherin der Prinzeſſin geweſen, und ſpäter ihre Ehrendame geworden; ſie hätte ſie als das liebenswürdigſte Geſchöpf von der Welt auch lieben müſſen, wenn ſie nicht ihre Tochter ſo übermäßig liebte, aber als ſie den Haß bemerkte, den dieſe gegen die ſchöne Prinzeſſin hegte, ſo konnte ſie ihr auch nicht wohl wollen.

Der Geſandte, den man an den Hof der Prinzeſſin Nerapura abgeſchickt hatte, wurde nicht gut empfangen, als man das Compliment erfuhr, mit dem er beauftragt war. Dieſe Aethiopierin war das rachſüchtigſte Geſchöpf von der Welt. Sie fand, daß man ſie gar zu ſehr obenhin behandle, wenn man ihr, nachdem man Verbindlichkeiten eingegangen war, jetzt ſagen laſſe, daß man ſich für ihre Hand bedanke. Sie hatte ein Bildniß des Prinzen geſehen, in das ſie ſich verliebte, und wenn einmal die Aethiopierinnen lieben, ſo geſchieht es mit weit mehr Heftigkeit, als Andere.

„Wie, mein Herr Geſandter, ſagte ſie, hält Ihr Gebieter mich nicht für reich und ſchön genug? Sehet Euch einmal in meinem Staat um, und Ihr werdet finden, daß es kein größeres Reich gibt; kommt in meine königliche Schatzkammer, und Ihr werdet dort mehr Gold ſehen, als alle Minen Peru's jemals geliefert haben; betrachtet die Schwärze meiner

Geſichtsfarbe, dieſe gequetſchte Naſe, dieſe aufgeworfenen Lippen, muß man nicht gerade ſo ſeyn, um ſchön zu heißen?“

„Gnädige Frau, antwortete der Geſandte, der die Baſtonade fürchtete, ich tadle meinen Gebieter ſo ſehr, als es einem Unterthanen erlaubt iſt, und wenn der Himmel mich auf den erſten Thron der Welt geſetzt hätte, ich weiß recht wohl, wem ich ihn mit mir zu theilen anbieten würde.“

„Dieſes Wort wird Euch das Leben retten, ſagte Nerapura hierauf. Ich war entſchloſſen, meine Rache an Euch zu beginnen; aber es wäre ungerecht, weil Ihr an dem ſchlechten Verfahren Eures Prinzen nicht Schuld ſeyd. Saget ihm, es mache mir Vergnügen, daß er mit mir bricht, weil ich die unredlichen Leute nicht liebe.“

Der Geſandte, der gern fort wollte, hatte dieſe Worte kaum gehört, als er ſogleich abreiſte. Aber die Aethiopierin war zu erzürnt gegen den Prinzen Siegereich, um ihm zu verzeihen; ſie beſtieg einen elfenbeinernen Wagen von ſechs Straußen gezogen, die zehn Meilen in einer Stunde machten, und begab ſich nach dem Palaſt der Fee von der Quelle. Dies war ihre Taufpathe und ihre beſte Freundin. Sie erzählte ihr Abenteuer und bat ſie, dringend ihr zur Rache zu verhelfen. Die Fee war

empfänglich für den Schmerz ihrer Pathe. Sie ſah in das Buch, in welchem Alles ſteht, und erkannte ſogleich, daß der Prinz Siegereich die Prinzeſſin Nerapura nur um der Prinzeſſin Deſideria Willen verließ, daß er dieſe bis zum Wahnſinn liebte und daß die bloſe Ungeduld, ſie zu ſehen, ihn krank gemacht. Dieſe Kunde fachte ihren beinahe erloſchenen Zorn wieder an, und da ſie die Prinzeſſin ſeit ihrer Geburt nicht mehr geſehen hatte, ſo darf man annehmen, ſie hätte vergeſſen, ihr Böſes zuzufügen, wenn die rachſüchtige Nerapura ſie nicht darum beſchworen hätte.

„Was? rief die Quellenfee, dieſe unglückſelige Deſideria will ſtets mein Mißfallen erregen? Nein, reizende Prinzeſſin, nein, mein Liebling, ich werde nicht dulden, daß man Dir einen Schimpf zufügt; der Himmel und alle Elemente ſind bei dieſer Sache betheiligt; kehre in Deine Wohnung zurück und verlaſſe Dich auf Deine Taufpathe.“ Die Prinzeſſin Nerapura dankte ihr hierauf, und ſchenkte ihr Blumen und Früchte, die ſie mit vieler Güte und Herablaſſung empfing.

Der Geſandte Beccafiga reiste indeß in größter Eile nach der Hauptſtadt, in welcher der Vater Deſideria's wohnte. Er warf ſich zu den Füßen des Königs und der Königin, vergoß viele Thränen und ſagte ihnen in den rührendſten Ausdrücken, daß der Prinz Siegreich ſterben werde, wenn ſie ihm das Vergnügen, die Prinzeſſin, ihre Tochter, zu ſehen, noch länger verenthielten. Es fehlten ihr nur noch drei Monate zu fünfzehn Jahren, in einem ſo kurzen Zeitraum könne ihr nichts Schädliches begegnen; er nehme ſich die Freiheit, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß eine ſolche Leichtgläubigkeit gegen unbedeutende Feen der königlichen Majeſtät Eintrag thue; kurz, er ſprach ſo gut, daß es ihm gelang, ſie zu überzeugen. Man weinte mit ihm, indem man ſich den traurigen Zuſtand des jungen Prinzen vergegenwärtigte, und dann ſagte man ihm, man brauche einige Tage, um ſich zu entſchließen, und ihm eine Antwort zu ertheilen. Er erwiderte, er könne nur einige Stunden zugeben, ſein Gebieter ſey in der höchſten Gefahr, er bilde ſich ein, die Prinzeſſin haſſe ihn, und ſie ſey es, die ihre Reiſe verzögere. Man verſicherte ihn daher, er werde am Abend erfahren, was man zu thun beſchloſſen habe.

Die Königin eilte nach dem Palaſt ihrer lieben Tochter. Sie erzählte ihr Alles, was vorging. Deſideria fühlte einen Kummer ohne Gleichen; ſie fiel in Ohnmacht, und die Königin erkannte daraus die Geſinnungen, die ſie für den Prinzen hegte.

„Betrübe Dich nicht, mein liebes Kind, ſagte ſie, Du vermagſt Alles, um ihn zu heilen. Mich beunruhigen nur die Drohungen der Fee von der Quelle bei Deiner Geburt."

„Ich ſchmeichle mir, gnädigſte Frau Mutter, verſetzte die Prinzeſſin, daß uns Maßregeln zu Gebote ſtehen, um dieſe böſe Fee zu täuſchen; könnte ich zum Beiſpiel nicht in einer ganz verſchloſſenen Kutſche reiſen, wo ich das Tageslicht nicht erblicken würde? Man öffne ſie des Nachts, um uns zu eſſen zu geben. So könnte ich glücklich zu dem Prinzen Siegereich gelangen."

Der Königin gefiel dieſes Auskunftsmittel ſehr. Sie theilte es dem König mit, der es ebenfalls billigte; ſo daß man dem Geſandten Beccafiga ſagen ließ, er möchte ſchleunigſt kommen, um die beſtimmte Verſicherung zu erhalten, daß die Prinzeſſin in größter Schnelligkeit abreiſen würde; er ſolle daher nur eiligſt zurückkehren, und ſeinem Gebieter dieſe glückliche Nachricht überbringen; der größeren Beſchleunigung wegen werde man davon abſehen, ihr das Gefolge und die reichen Kleider mitzugeben, die ihrem Range angemeſſen ſeyen. Der Geſandte, vor Freuden außer ſich, warf ſich nieder zu den Füßen ihrer Majeſtäten, um ihnen zu danken. Hierauf reiſte er ab, ohne die Prinzeſſin geſehen zu haben.

Die Trennung von dem König und der Königin hätte Deſideria unerträglich geſchienen, wenn ſie für den Prinzen weniger eingenommen geweſen wäre; aber es gibt gewiſſe Gefühle, die beinahe alle andern erſticken. Man ließ ihr nun eine Kutſche machen, die außen von grünem Sammt, mit großen Goldplatten geſchmückt, und innen roſafarb mit Silberbrocat geſtickt war; ſie hatte kein Fenſter, und war ſehr groß. Einer der angeſehenſten Edelleute im Königreich erhielt die Schlüſſel zu den Schlöſſern, die an den Thüren dieſes Kutſchkaſtens angebracht waren.

Man ernannte wenige Offiziere zu ihrer Begleitung, um durch ein zahlreiches Gefolge nicht in Verlegenheiten zu kommen, und nachdem man die ſchönſten Edelſteine von der Welt und einige ſehr reiche Kleider eingepackt hatte, und endlich der Abſchied vorüber war, bei welchem der König, die Königin und der ganze Hof beinahe in Thränen zerfloſſen, ſchloß man ſie mit ihren Ehrendamen, Nelke und Schlehedorn, nebſt der Mutter derſelben, in die Kutſche ein.

Man vergeſſe nicht, daß Fräulein Schlehedorn die Prinzeſſin nicht liebte, dafür aber ſehr für den Prinzen Siegereich eingenommen war, deſſen ſprechendes Bildniß ſie kannte.

Der Pfeil, der ſie verletzt hatte, war ſo tief gedrungen, daß dieſe Schlehedorn, im Begriffe abzureiſen, zu ihrer Mutter ſagte: ſie würde ſterben, wenn die Heirath der Prinzeſſin zu Stande käme, und wenn ſie ſie am Leben zu erhalten wünſchte, ſo ſey es durchaus nöthig, ein Mittel zu erfinden, um zu machen, daß aus der Heirath nichts werde. Die Mama ſagte ihr, ſie ſolle ſich beruhigen, ſie werde verſuchen, ihren Qualen abzuhelfen, und ſie glücklich zu machen.

„Bedenkt, ſagte die Königin zu der falſchen Schlehdorn, welches Gut ich Euch anvertraue; es iſt mehr als mein Leben. Seyd beſorgt auf die Geſundheit meiner Tochter, doch vor Allem ſehet darauf, daß ſie das Tageslicht nicht erblickt. Alles wäre verloren; Ihr wißt, mit welchem Unglück ſie bedroht iſt, und ich bin mit dem Geſandten des Fürſten Siegereich dahin übereingekommen, daß man ſie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in einem Schloſſe verborgen halte, in dem ſie kein anderes Licht erblicken wird, als das der Kerzen.“ Die Königin überhäufte dann noch die Damen mit Geſchenken, um ſie zu größerer Pünktlichkeit zu veranlaſſen. Dafür verſprach ihr Schlehdorn insbeſondere, über die Erhaltung der Prinzeſſin zu wachen, und gleich nach ihrer Ankunft Rechenſchaft zu geben.

Im Vertrauen auf dieſe ſorgfältigen Maßregeln hegten der König und die Königin keine Unruhe mehr über ihre theure Tochter. Dies milderte einigermaßen den Schmerz, den ihre Entfernung ihnen verurſachte. Aber Fräulein Schlehedorn, die jeden Abend durch die Diener der Prinzeſſin, welche den Wagen öffneten, um ihr das Nachteſſen aufzutragen, erfuhr, daß man ſich der Stadt nähere, in der man ſie erwartete, drang nunmehr in ihre Mutter, ihren Plan bald auszuführen, aus Furcht, der König oder Prinz möchten ihnen entgegen kommen, und es würde dann nicht mehr Zeit dazu ſeyn. Die Alte, um der Sache ein Ende zu machen, ſchnitt daher einmal um die Mittagsſtunde, als die Sonne ihre Strahlen gerade am Glänzendſten herabſandte, plötzlich den Obertheil der Kutſche, in die ſie eingeſchloſſen waren, mit einem eigens dazu gefertigten Meſſer, das ſie mitgenommen hatte, entzwei, und die Prinzeſſin Deſideria erblickte zum erſten Mal das Tageslicht. Kaum war dies aber geſchehen, ſo hörte man ſie einen tiefen Seufzer ausſtoßen, und ſah ſie ſich in Geſtalt einer weißen Hirſchkuh aus der Kutſche ſtürzen, und in den nahen Wald laufen, wo ſie ſich an einem dunkeln Ort verbarg, um hier ohne Zeugen über ihr entſetzliches Unglück zu trauern.

Als die Fee von der Quelle, die dieſes ſeltſame Abenteuer herbeigeführt hatte, ſah, daß alle Begleiter der Prinzeſſin zum Theil ihr nacheilten, zum Theil in die Stadt flogen, um dem Prinzen Siegereich das geſchehene Unglück anzuzeigen, ſo ließ ſie heftigen Blitz und Donner entſtehen, und während des ſchrecklichſten Aufruhrs der Natur verſetzte ſie Alle weit von dem Orte, wo ihre Gegenwart ihr mißfiel.

Nur die Ehrendame, und Schlehdorn und Nelke blieben. Die Letztere lief ihrer Gebieterin nach, und ließ Wald und Fels von ihrem Namen und ihren Klagen wiedertönen. Die beiden Andern, erfreut, daß ſie frei geworden, verloren keinen Augenblick, um ihren Plan auszuführen. Schlehdorn legte die reichſten Kleider der Prinzeſſin an. Der königliche Mantel, der für ihre Hochzeit gemacht werden war, war unvergleichlich reich, und die Krone hatte Diamanten, die zwei und dreimal ſo groß waren, wie eine Fauſt; der Scepter beſtand aus einem einzigen Rubin; die Kugel, die ſie in der Hand hielt, war eine Perle, größer als ein Kopf. Dieſe große Seltenheit war zwar ſehr beſchwerlich zu tragen, aber ſie mußte die Leute bereden, daß ſie die Prinzeſſin ſey, und da durfte ſie nichts von dem königlichen Schmucke zurück laſſen.

In dieſem Aufzuge machte ſich nunmehr Schlehdorn, von ihrer Mutter, die die Schleppe ihres Mantels trug, begleitet, auf den Weg nach der Stadt. Die falſche Prinzeſſin ging feierlich einher; ſie zweifelte nicht daran, man werde ihr entgegen kommen, und in der That waren ſie noch nicht weit gegangen, als ſie einen Haufen Reiter bemerkten, und in der Mitte zwei von Gold und Edelſteinen glänzende Sänften, getragen von Maulthieren, die mit langen grünen Federbüſchen geſchmückt waren (dies war die Lieblingsfarbe der Prinzeſſin). Der König, der in der einen, und der kranke Prinz, der in der andern ſich befand, wußten nicht, was ſie von den Damen, die ihnen entgegen kamen, denken ſollten. Der Dienſteifer trieb mehre vom Gefolge an, auf ſie los zu galoppiren, und aus der Pracht ihrer Kleider ſchloſſen ſie, es müßten Perſonen von hohem Range ſeyn. Sie ſtiegen ab, und redeten ſie ehrerbietig an.

„Habet die Güte, mir zu ſagen, ſprach Schlehdorn, wer ſich in jenen Sänften befindet?“ — „Gnädige Frau, verſetzten ſie, es iſt der König und ſein Sohn, der Prinz, welche der Prinzeſſin Deſideria entgegen ziehen.“ — „Ich bitte Euch, fuhr ſie hierauf fort, gehet zu ihnen hin und ſaget, daß ich ſelbſt dieſe Prinzeſſin bin. Eine auf meine Vorzüge eiferſüchtige Fee hat meine Begleiter durch ein heftiges Ungewitter und ganz außerordentliche Wunder der Natur in Verwirrung geſetzt und zerſtreut; aber hier iſt meine Ehrendame, welche die Briefe des Königs meines Vaters überbringt und meine Juwelen in Verwahrung hat.“

Alsbald küßten nun die Ritter die Schleppe ihres Gewandes, und eilten zu dem König mit der Nachricht zurück, daß die Prinzeſſin ſich nähere. „Wie, rief er, ſie kommt zu Fuß und am hellen Tage!“ — Sie erzählten ihm hierauf, was ſie gehört hatten. Der Prinz, der vor Ungeduld brannte, rief ſie zu ſich, und ehe er ſie noch befragt, ſprach er ſogleich: „Geſtehet, Freunde, daß ſie ein Wunder von Schönheit, mit allen Vollkommenheiten geſchmückt, iſt.“ — Sie antworteten nichts, worüber der Prinz ſehr erſtaunte. „Weil Ihr zu viel zu loben hättet, fing er forſchender an, ſchweigt Ihr lieber ſtill?“ — „Gnädigſter Herr, Ihr werdet ſie ſehen, ſprach der Kühnſte von den Rittern des Gefolges. Vermuthlich hat ſie durch die Strapatzen der Reiſe gelitten.“ Der Prinz war noch erſtaunter, als er dieſes hörte, und hätte er ſich weniger ſchwach gefühlt, ſo würde er ſogleich aus der Sänfte geſtiegen ſeyn, um ſeine Ungeduld und ſeine Neugierde zu befriedigen. Der König ſtieg aus der Seinigen, und näherte ſich mit dem ganzen Hofe der falſchen Prinzeſſin; aber ſobald er ſie erblickt hatte, ſtieß er einen Schrei aus, wich einige Schritte zurück und rief: „Was ſeh' ich? Welche Treuloſigkeit?“ — „Eure Majeſtät, ſagte die Ehrendame, indem ſie keck hervortrat, hier ſteht die Prinzeſſin Deſideria mit den Briefen des Königs und der Königin; auch händige ich Euch hier das Schmuckkäſtchen ein, das man mir bei der Abreiſe mitgab.“

Der König beobachtete noch ein düſteres, verwunderungsvolles Schweigen, als der Prinz, auf Beccafiga geſtützt, ſich der garſtigen Schlebdorn näherte. Aber o Himmel! wie wurde ihm, als er dieſes Weſen zu Geſicht bekam, deſſen Geſtalt gemacht ſchien, eher Furcht als Liebe einzuflößen! Schlebdorn war nämlich ſo groß, daß die Kleider der Prinzeſſin ihr kaum über das Knie herabreichte; dabei war ſie ſchrecklich mager, ihre Naſe, gebogener als die eines Papagei's, glänzte von einem weithin leuchtenden Roth; ſchwärzere und ſchlechter gereihete Zähne kann es nie gegeben haben; mit einem Worte, ſie war eben ſo häßlich, als Deſideria ſchön war.

Der Prinz, der ſich bisher nur mit dem reizenden Bilde ſeiner Prinzeſſin beſchäftigt hatte, war erſtarrt und blieb ganz unbeweglich bei dem Anblick dieſer Erſcheinung: er hatte nicht die Kraft, ein Wort hervorzubringen; er blickte ſie mit Erſtaunen an, wendete ſich dann zum Könige und ſprach: „Ich bin verrathen! Dieſes wunderbare Bildniß, dem ich meine Freiheit verpfändete, hat nichts von der Perſon, die man uns hier ſendet; man hat uns zu täuſchen

geſucht, es iſt ihnen gelungen; mir wird es aber das Leben koſten."

„Wie verſteht Ihr das, gnädiger Herr? ſprach Schlebdorn; man hätte verſucht, Euch zu täuſchen? Wißt, daß Ihr nie getäuſcht ſeyn werdet, wenn Ihr mich heirathet."

Ihre Unverſchämtheit und ihr Hochmuth waren ſchon beiſpiellos, aber die Ehrendame ging noch weiter. „Ach, meine ſchöne Prinzeſſin, rief ſie, wohin ſind wir gekommen? Empfängt man ſo eine Dame von Euerm Range? Welche Unbeſtändigkeit! Welche Scene! Der König, Euer Vater, wird Rechenſchaft zu fordern wiſſen."

„An uns iſt es, Rechenſchaft zu fordern, verſetzte der König. Man hatte uns eine ſchöne Prinzeſſin verſprochen, und hier ſendet man uns ein Skelet, eine Mumie, die Furcht einflößt. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß man dieſen ſchönen Schatz fünfzehn Jahre lang verborgen gehalten hat. Man wollte nur die Leute damit anführen! Dies traurige Loos iſt uns zugefallen, aber es iſt nicht unmöglich, ſich dafür zu rächen!"

„Welche Beſchimpfung, rief hier die falſche Prinzeſſin entrüſtet; bin ich nicht unglücklich, daß ich auf das Wort ſolcher Leute hin, hieher gekommen bin? Welch' ein großes Unglück iſt es denn, daß man ſich ein Wenig ſchöner malen ließ, als man iſt! Kommt dies nicht alle Tage vor? Wenn die Prinzen um ſolcher kleinen Uebelſtände halber ihre Bräute zurückſchickten, würden ſich nur Wenige verheirathen!“

Der König und der Prinz, außer ſich vor Zorn, würdigten ſie gar keiner Antwort. Ein Jeder beſtieg wieder ſeine Sänfte, und ohne weitere Förmlichkeit umgab eine Leibwache die Prinzeſſin und eben ſo ihre Ehrendame. Auf den Befehl des Königs führte man ſie in die Stadt; hier wurden ſie in das Schloß Dreiſpiz eingeſchloſſen.

Der Prinz Siegereich war von dem Schlag, der ihn ſo eben getroffen, ſo niedergebeugt, daß er ſeinem Kummer keine Worte finden konnte. Als er aber wieder Kraft erhielt, zu klagen, ſprach er herzzerſchneidend über ſein grauſames Schickſal. Er liebte, und hatte zum Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft nichts als ein Bildniß. Seine Hoffnungen waren vereitelt, alle reizenden Vorſtellungen, die er ſich von der Prinzeſſin Deſideria gemacht hatte, waren vernichtet, und lieber wäre er geſtorben, als daß er die geheirathet hätte, die er jetzt für die Prinzeſſin halten mußte. Mit einem Worte, keine Verzweiflung glich je der Seinigen, er konnte es am Hofe nicht mehr aushalten, und entſchloß ſich, ſobald ſeine Geſundheit es geſtattete, ſich heimlich davon zu machen und ſich an einen einſamen Ort zu begeben, um dort den Reſt ſeines Lebens zuzubringen.

Seinen Plan theilte er nur dem treuen Beccafiga mit. Er war feſt überzeugt, daß dieſer ihm überall hin folgen würde, und erwählte ihn zu ſeinem Geſellſchafter, mit dem er öfter als mit einem Andern von der ſchlechten Täuſchung ſprach, die man ſich gegen ihn erlaubt hatte. Kaum fühlte er ſich nun etwas beſſer, ſo reiſte er ab, und ließ auf dem Tiſche ſeines Cabinets einen großen Brief an den König zurück, in welchem er ihm verſicherte, daß er zu ihm zurückkehren wolle, ſobald ſein Geiſt ſich etwas beruhigt hätte; inzwiſchen bitte er ihn dringend, auf gemeinſchaftliche Rache zu denken, und die häßliche Prinzeſſin in feſtem Gewahrſam zu halten.

Man kann ſich leicht den Schmerz vorſtellen, den der König empfand, als er dieſen Brief erhielt. Die Trennung von einem ſo theuren Sohne glaubte er nicht überleben zu können. Während Jedermann damit beſchäftigt war, ihn zu tröſten, entfernten ſich der Prinz und Beccafiga, und nach Verfluß von drei Tagen befanden ſie ſich in einem ungeheuern Walde, der durch die Dichtheit der Bäume ſo finſter, durch die Friſche des Graſes und der überall fließenden Bäche ſo anmuthig war, daß der Prinz, von der langen Reiſe ermüdet, denn er war noch immer leidend, vom Pferde ſtieg, und ſich traurig auf die Erde warf, den Kopf auf die Hand geſtützt, beinahe außer Stande zu ſprechen, ſo ſchwach fühlte er ſich.

„Gnädiger Herr, ſagte Beccafiga, während Ihr hier ausruht, will ich einige Früchte zu Euerer Erquickung ſuchen, und den Ort, wo wir uns befinden, ein Wenig auskundſchaften.“ Der Prinz aber antwortete ihm nicht, ſondern gab ihm nur durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er es thun könne.

Es iſt ſchon lange, daß wir die arme, verwandelte Hirſchkuh im Walde zurückgelaſſen haben: ich meine die unvergleichliche Prinzeſſin Deſideria. Sie weinte troſtlos, als ſie ihr Bild in einer Quelle erblickte, die ihr zum Spiegel diente: „Wie? das bin ich? rief ſie aus. Muß ich heute das ſeltſamſte Abenteuer erleben, das die Feen einer unſchuldigen Prinzeſſin, wie ich bin, bereiten können? Wie lang wird meine Verwandlung dauern? Wohin muß ich mich wenden, damit die Löwen, die Bären und die Wölfe mich nicht zerreißen? Wie werde ich mich von Gras ernähren können?“ — So ſtellte ſie tauſend Fragen an ſich, und fühlte den grauſamſten Schmerz, den man ſich denken kann. Es iſt wahr, wenn irgend etwas ſie tröſten konnte, ſo war es dies, daß ſie jetzt eine eben ſo ſchöne Hirſchkuh war, als ſie eine ſchöne Prinzeſſin geweſen war.

Als der Hunger Deſideria drängte, aß ſie mit gutem Appetit Gras, und wunderte ſich, wie dies möglich wäre. Hierauf legte ſie ſich auf weiches Moos; es wurde Abend, und ſie brachte die Nacht unter großen Beſorgniſſen zu. Sie hörte die wilden Thiere in ihrer Nähe, und oft vergaß ſie, daß ſie eine Hirſchkuh war, und verſuchte auf einen Baum zu klettern. Das Licht des Tages hatte ſie noch ein Wenig getröſtet. Sie bewunderte ihre Schönheit als Hirſch, und auch die Sonne ſchien ihr etwas ſo Außerordentliches, daß ſie nicht davon ablaſſen konnte, ſich an ihrem Lichte zu ergötzen: Alles, was ſie davon hatte ſagen hören, ſchien ihr weit unter dem zu ſtehen, was ſie jetzt ſelbſt erfuhr. Allein es war dies der einzige Troſt, den ſie an einem ſo öden Orte finden konnte. Sie blieb hier mehre Tage lang ganz allein.

Die Fee Tulipane, die jedoch Deſideria ſtets geliebt hatte, war von ihrem Unglück lebhaft ergriffen, doch hatte ſie einen rechten Aerger darüber, daß die Königin und die Prinzeſſin ihre Rathſchläge ſo wenig beachtet hatten; denn ſie warnte ſie mehre Male, daß wenn die Prinzeſſin vor ihrem fünfzehnten Jahre abreiſen würde, ein Unglück daraus entſtehen müßte, dennoch wollte ſie der Rachſucht der Fee von der Quelle nicht zu große Macht einräumen, und ſie leitete deshalb die Schritte des ehrlichen Fräuleins Nelke zu dem Walde, damit dieſe aufrichtige Vertraute die Prinzeſſin in ihrem Unglück tröſten könnte.

Die ſchöne Hirſchkuh ging ſo eben ruhig einen Bach entlang, als Nelke, die vor Müdigkeit nicht mehr recht fort konnte, ſich niederlegte, um auszuruhen. Das arme Mädchen träumte traurig davon, wie und wo ſie ihre theure Prinzeſſin finden könnte. Als die Hirſchkuh ſie bemerkte, ſprang ſie mit einem Satze über den Bach, der breit und tief war, warf ſich vor Nelke hin und leckte ſie, um ſie liebzukoſen. Dieſe war erſtaunt; ſie wußte nicht, ob die Thiere in dieſer Gegend eine beſondere Freundſchaft für die Menſchen hegten, oder ob dieſes Thier ſie kenne; denn es war doch höchſt ſeltſam, daß eine Hirſchkuh die Honneurs des Waldes ſo ausgezeichnet zu machen verſtand.

Sie betrachtete ſie nun aufmerkſam und entdeckte zu ihrem großen Erſtaunen Thränen, die ihr aus den Augen floßen: nun zweifelte ſie nicht mehr daran, daß dieß ihre theure Prinzeſſin war; ſie ergriff ſogleich ihre Füße, und küßte ſie mit eben ſo viel Ehrerbietung und Zärtlichkeit, als ſie im früheren Zuſtande ihre Hände geküßt hatte. Sie ſprach zu ihr und nun bemerkte ſie, daß die Hirſchkuh ſie verſtand, daß ſie ihr jedoch nicht antworten konnte; da gab es Thränen und Seufzer von beiden Seiten. Nelke verſprach ihrer Gebieterin, ſie nicht zu verlaſſen; die Hirſchkuh machte ihr tauſend kleine Zeichen mit dem Kopfe und mit den Augen, die ausdrückten, daß ſie ſehr erfreut darüber ſey, und daß ſie ihr in ihrem Unglück einigen Troſt geben würde.

Sie waren beinahe ſchon den ganzen Tag beieinander geblieben; die kleine Hirſchkuh dachte endlich daran, daß ihre treue Nelke Hunger haben könne, und führte ſie deshalb an eine Stelle des Waldes, wo ſie einige wilde, doch eßbare Früchte bemerkt hatte. Nelke genoß davon, denn ſie hatte heftigen Hunger; aber nachdem ihr Mahl geendigt war, verfiel ſie in eine große Unruhe, da ſie nicht wußte, wo ſie ſich hinbegeben ſollten, um zu ſchlafen; denn mitten in dem Walde zu bleiben, allen möglichen Gefahren ausgeſetzt, dazu konnte ſie ſich nicht entſchließen. „Fürchtet Ihr Euch nicht, reizende Hirſchkuh, die Nacht hier zuzubringen?“ fragte ſie ihre Gebieterin. — Die Hirſchkuh hob die Augen zum Himmel empor und ſeufzte. — „Aber, fuhr Nelke fort, Ihr habt ſchon einen Theil dieſer ungeheuren Einöde durchzogen. Gibt es nicht kleine Hauſer, eine Köhlerhütte etwa, oder einen Holzſchuppen, eine Einſiedelei?“ — Die Hirſchkuh drückte durch Bewegungen ihres Kopfes aus, daß ſie nichts von dem geſehen habe. „O, Ihr Feen! rief Nelke, ſo werde ich morgen nicht mehr am Leben ſeyn! denn wenn ich auch das Glück hätte, den Tigern und den Bären zu entkommen, ſo bin ich doch überzeugt, die bloße Furcht wird hinreichen, mich zu tödten. Doch glaubet übrigens nicht, meine theure Prinzeſſin, um meinetwillen ſey mir an dem Leben gelegen; nur um Eurenwillen. Ach, Euch ohne allen Troſt an dieſem Orte zurückzulaſſen, kann man ſich etwas Traurigeres denken?" — Die kleine Hirſchkuh fing an zu weinen, und ſchluchzte beinahe, wie ein Menſch.

Dieſe Thränen rührten die Fee Tulipane, die ſie trotz ihres Ungehorſams zärtlich liebte. Sie hatte ſtets über ihr Leben gewacht, und nun erſchien ſie plötzlich und ſprach zu ihnen: „Ich will Euch nicht zanken, denn der Zuſtand, in dem ich Euch ſehe, ſchmerzt mich zu ſehr." — Die kleine Hirſchkuh und Nelke unterbrachen ſie ſogleich, warfen ſich vor ihr auf die Knie, leckten und küßten ihr die Hände, wie eine Jede es in ihrer Weiſe zu thun im Stande war; Nelke aber beſchwor ſie, mit der Prinzeſſin Mitleid zu haben, und derſelben ihre natürliche Geſtalt zurückzugeben.

„Das hängt nicht von mir ab, ſprach Tulipane; Die, welche ihr ſo großes Unglück zugefügt hat, iſt ſehr mächtig; aber ich werde die Zeit ihrer Buße abkürzen, und um ihr dieſelbe zu verſüßen, ſoll ſie, ſobald die Nacht anbricht, die Geſtalt der Hirſchkuh ablegen, um ihre natürliche wieder anzunehmen, aber mit dem Anbruch der Morgenröthe muß ſie wieder Hirſchkuh werden und gleich den Thieren ihrer Gattung in den Wäldern umher laufen.“

Es war allerdings ſchon viel, wenigſtens die Nacht über aufzuhören, Hirſchkuh zu ſeyn. Die Prinzeſſin bezeugte auch ihre innige Freude durch einige Sätze und Sprünge, die Tulipane ſehr ergötzten. — „Gehet, ſagte ſie zu ihnen, auf dieſem Fußpfad fort; Ihr werdet alsdann eine Hütte antreffen, die für dieſe abgelegene Gegend hübſch genug iſt.“ — Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Nelke gehorchte. Sie ſchlug mit der kleinen Hirſchkuh den Weg ein, den ſie vor ſich ſahen, und fand eine alte Frau, die vor ihrer Thüre ſaß, und einen Korb aus feinen Weiden verfertigte. Nelke redete ſie an: „Mein gutes Mütterchen, wolltet Ihr mich wohl mit meiner Hirſchkuh beherbergen? Ich würde nur ein kleines Kämmerchen nöthig haben.“ — „Ja, mein ſchönes Fräulein, verſetzte ſie, ich werde Euch gern eine Herberge geben; tretet nur ein mit Eurem Thierchen.“ — Sie führte ſie hierauf in ein ſehr artiges Zimmer, das mit Kirſchbaumholz getäfelt war; zwei kleine Betten mit weißer Leinwand und feinen Tüchern ſtanden darin, und Alles ſah ſo einfach und reinlich aus, daß die Prinzeſſin nachher ſagte, noch nie habe es ihr irgendwo beſſer gefallen.

Sobald die Nacht ganz hereingebrochen war, verwandelte ſich die Hirſchkuh in Deſideria; ſie umarmte ſogleich ihre theure Nelke, dankte ihr für die Liebe, mit der ſie ihr in ihrer unglücklichen Lage folge, und verſprach ihr, daß ſie ſie recht glücklich machen wolle, ſobald ihre Bußzeit vorüber ſeyn würde.

Die Alte klopfte leiſe an ihre Thüre, und ohne daß ſie ſelbſt hereintrat, reichte ſie Nelke treffliche Früchte, von denen die Prinzeſſin mit großem Appetit aß; hierauf legten ſie ſich zur Ruhe. Sobald der Tag erſchien, öffnete Nelke die Thüre und mit großem Schmerze trennte ſie ſich, wiewohl nicht für lange, von der kleinen Hirſchkuh, die in das Dickicht des Waldes ſprang und dort nach ihrer gewöhnlichen Weiſe umherlief.

Ich habe bereits erzählt, daß der Prinz Siegereich in dem Walde zurückgeblieben war, und daß Beccaſiga umher ſtreifte, um einige Früchte zu ſuchen. So war es denn ſchon ziemlich ſpät, als er an das Häuschen jener guten Alten kam, wo die Prinzeſſin ihre Nachtherberge gefunden hatte. Er bat dieſe höflich um einige Früchte, die er für ſeinen Gebieter nöthig hatte. Die Frau beeilte ſich, ein Körbchen zu füllen, und gab es ihm. „Ich fürchte, ſagte ſie, wenn Ihr die Nacht hier ohne einen Zufluchtsort zubringet, möchte Euch ein Unheil begegnen. Ich biete Euch ein Obdach an, das zwar ärmlich iſt, aber wenigſtens vor den wilden Thieren ſchützt.« — Er dankte ihr und ſagte, er habe einen Freund bei ſich, dem er den Vorſchlag machen wolle, in ihr Haus zu kommen. In der That wußte er auch den Prinzen zu überreden, daß er ſich zu der guten Frau führen ließ. Sie ſaß noch vor ihrer Thüre, und ganz ſtill führte ſie die Männer in ein Zimmer, das demjenigen, welches die Prinzeſſin inne hatte, ähnlich und ſo nahe bei demſelben war, daß ſie nur durch einen Verſchlag von einander getrennt waren.

Der Prinz brachte die Nacht wie gewöhnlich ſehr unruhig zu. Sobald die erſten Strahlen der Sonne ſeine Fenſter beſchienen, erhob er ſich und ging in den Wald, um ſeine Traurigkeit zu verſcheuchen, von ſeinem treuen Beccafiga gefolgt. Lange trieb er ſich umher, ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben; endlich kam er an einen geräumigen Ort, der mit Bäumen und Moos bedeckt war, und alsbald ſah er eine wunderſchöne Hirſchkuh dort hervorkommen. Er konnte ſich nicht enthalten, ihr zu folgen, denn ſeine Hauptneigung war die Jagd; doch hing er ihr nicht mehr ſo lebhaft nach, ſeit er ſeine treue Liebe im Herzen trug. Gleichwohl verfolgte er die arme Hirſchkuh und ſchoß von Zeit zu Zeit Pfeile auf ſie ab, die ſie ſehr in Angſt ſetzten, obgleich ſie nicht davon verwundet wurde, denn ihre Freundin Tulipane ſchützte ſie. Es bedurfte nichts Geringeres dazu, als die hülfreiche Hand einer Fee, denn die Pfeile des Prinzen trafen ſonſt in großer Ferne. Die arme Prinzeſſin in der Geſtalt der Hirſchkuh war entſetzlich müde; die Anſtrengung war ihr ganz neu; endlich ſchlug ſie einen Fußpfad ein und war nun ſo glücklich, daß der gefährliche Jäger ſie aus dem Geſicht verlor, und da er ſelbſt ſehr ermüdet war, nicht weiter auf ihrer Verfolgung beharrte.

Auf dieſe Weiſe war der Tag vergangen, und die Hirſchkuh dachte daran, ſich in ihrem Zufluchtsort zu verbergen; ſie wandte ihre Schritte nach dem Hauſe, wo Nelke ſie bereits ungeduldig erwartete. Sobald ſie in ihrem Zimmer war, warf ſie ſich athemlos auf das Bett. Sie war ganz von Schweiß durchnäßt. Nelke erquickte ſie, ſo gut ſie konnte, und ſtarb vor Neugierde zu erfahren, was ihr denn eigentlich begegnet war. Endlich kam die Stunde der Verwandlung. Die ſchöne Prinzeſſin nahm ihre gewöhnliche Geſtalt an, ſchlang ihre Arme um den Hals ihrer Freundin und ſprach: „Ach, ich glaubte, nur die Fee von der Quelle und die grauſamen Bewohner des Waldes fürchten zu müſſen; aber heute wurde ich von einem jungen Jäger verfolgt, den ich kaum erblickte, als ich auch eiligſt fliehen mußte. Tauſend Pfeile, die er auf mich abſchoß, drohten mir einen unvermeidlichen Tod; noch weiß ich nicht, durch welchen glücklichen Zufall ich gerettet wurde.“ —

„Ihr ſollt nicht mehr ausgehen, meine theure Prinzeſſin, verſetzte Nelke, bringet die Zeit Eurer Buße in dieſem Zimmer zu. Ich werde in die nächſte Stadt gehen, um Bücher zu Eurer Unterhaltung zu kaufen, wir werden die neuen Erzählungen von den Feen leſen, wir wollen Verſe und Lieder machen.“ — „Schweige doch, liebe Nelke, verſetzte die Prinzeſſin; der Gedanke an den Prinzen Siegreich allein wäre hinreichend, mich angenehm zu beſchäftigen; aber dieſelbe Macht, die mich den Tag über zu der traurigen Geſtalt der Hirſchkuh verdammt, nöthigt mich auch, wider meinen Willen zu thun wie dieſe Thiere, ich laufe umher, ich ſpringe, ich eſſe Gras, wie ſie. Während dieſer Zeit wäre ein Zimmer mir ganz unerträglich.“ — Sie war ſo ermüdet von der Jagd, daß ſie ſchnell zu eſſen verlangte, und dann ſchloſſen ſich ihre ſchönen Augen bis zur Morgenröthe. Sobald als ſie dieſe bemerkte, ging die gewöhnliche

Umwandlung vor, und ſie kehrte in den Wald zurück.

Der Prinz war indeſſen gegen Abend auch zu ſeinem Begleiter zurückgekommen. „Ich habe meine Zeit damit zugebracht, ſagte er zu ihm, die ſchönſte Hirſchkuh, die ich jemals ſah, zu verfolgen; mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit hat ſie mich hundertmal getäuſcht. Ich habe ſo richtig gezielt, daß ich nicht begreife, wie ſie meinen Pfeilen entgangen iſt. Sobald es Tag iſt, werde ich ſie wieder aufſuchen, und dann hoffe ich, ſie gewiß nicht zu verfehlen.“ — In der That begab ſich der junge Prinz, froh darüber, daß die Neigung zur Jagd ihn wieder unterhielt, frühe an denſelben Ort, wo er die Hirſchkuh getroffen hatte; aber ſie hütete ſich wohl, dorthin zu gehen, da ſie fürchtete, es möchte ihr wieder ein ähnliches Abenteuer begegnen. Er ſandte ſeine Augen überall hin, ſuchte lange umher, und als er ſich ziemlich erſchöpft fühlte, war er ſehr erfreut, Aepfel zu finden, deren Farbe ihm gefiel. Er ſammelte davon, aß ſie und fiel alsbald in einen tiefen Schlaf, der ihn in dem friſchen Graſe, unter Bäumen, auf denen tauſend Vögel ſich wiegten, wonnevoll umfing.

Während er ſchlief, kam die furchtſame Hirſchkuh, welche abgelegene Stellen aufſuchte, an den Ort, wo er ſich befand. Hätte ſie ihn früher bemerkt, ſo wäre ſie vor ihm geflohen; aber ſie befand ſich ſo ganz in ſeiner Nähe, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihr Auge auf ihn zu werfen; ſein Schlaf machte ſie muthig, und ſie nahm ſich Zeit, ſeine Züge aufmerkſam zu betrachten. Aber wie wurde ihr, als ſie den Prinzen erkannte! Ihr Geiſt war zu erfüllt von ſeinem reizenden Bilde, als daß daſſelbe in ſo kurzer Zeit hätte daraus verwiſcht werden können. Nun ſetzt ſie ſich jeder Gefahr aus, ſie denkt nicht mehr an ihre Sicherheit; ſie legt ſich einige Schritte vor ihm nieder, und ihre Augen, hoch entzückt, ihn zu ſehen, konnten ſich nicht mehr von ſeinem Anblicke losreißen. Sie ſeufzte leiſe, endlich wurde ſie ſo kühn, ſich ihm zu nähern und ihn beim Erwachen zu berühren.

Seine Ueberraſchung ſchien nicht minder groß zu ſeyn; er erkannte ſogleich dieſelbe Hirſchkuh, die ihm ſo viele Mühe gemacht, und die er ſo lange geſucht hatte; allein als er ſie ſo zutraulich fand, verwunderte er ſich ſehr darüber. Sie wartete es jedoch nicht ab, bis er es verſucht hatte, ſie zu fangen, ſondern lief aus Leibeskräften davon, und er verfolgte ſie, ſo ſchnell er es vermochte. Von Zeit zu Zeit hielten ſie ein, um Athem zu ſchöpfen, denn die ſchöne Hirſchkuh war noch müde von der Hetze des vorigen Tages, und der Prinz war es nicht viel minder als ſie. Was aber noch mehr die Flucht des lieben Hirſchleins hemmte, war der Kummer, ſich von Demjenigen zu entfernen, der es mehr durch ſeine hohen Vorzüge, als durch die Pfeile verwundet hatte, die er von ſeinem Bogen geſchnellt. Er bemerkte oft, daß die Hirſchkuh den Kopf nach ihm kehrte, als wollte ſie ihn gleichſam fragen, ob es ſein Wille ſey, daß ſie von ſeiner Hand fallen ſolle, und wenn er nahe daran war, ſie zu erreichen, ſo bot ſie ſtets neue Kräfte auf, zu entfliehen.

„Ach, könnteſt Du mich doch verſtehen, liebes Thierchen, rief er aus, ſo würdeſt Du nicht vor mir davon laufen, ich liebe Dich ja, ich will Dich ernähren, Du biſt ſo hübſch und artig, ich werde ſtets für Dich Sorge tragen.“

Allein dieſe und andere Worte trug der Wind davon, und ſie erreichten nicht das Ohr der kleinen Hirſchkuh. Endlich, nachdem ſie in dem ganzen Wald umhergejagt waren, konnte die Arme nicht weiter und hielt ein; der Prinz beſchleunigte nunmehr ſeinen Lauf und erreichte ſie mit einer Freude, deren er nicht mehr fähig zu ſeyn glaubte. Er ſah wohl, daß ihre Kräfte erſchöpft waren; ſie lag da, wie ein armes halbtodtes Thier, und erwartete nun, daß der Jäger ihrem Leben ein Ende machen würde.

Jedoch ſtatt ſolche Grauſamkeit zu üben, beugte er ſich zu ihr nieder, um ſie zu ſtreicheln.

„Schöne Hindin! ſprach er, fürchte Dich nicht, ich will Dich mit mir nehmen, und Du ſollſt mir überall folgen.“

Hierauf ſchnitt er Zweige ab, flocht ſie auf geſchickte Weiſe zuſammen, und bedeckte ſie mit weichem Mooſe, auch wilde Roſen ſtreute er darauf, von denen einige Gebüſche ſich in der Nähe befanden. Hierauf hob er die Hindin vom Boden auf, legte ihren Kopf auf ſeine Schulter, und trug ſie auf der von ihm bereiteten Bahre fort, indem er ſie von Zeit zu Zeit niederſetzte und ihr zarte Gräſer pflückte, die ſie mit gutem Appetite ihm aus der Hand fraß.

Der Prinz hörte nicht auf, mit ihr zu ſprechen, obgleich er doch überzeugt war, daß ſie ihn nicht verſtehen konnte. Obgleich ſie jedoch viel Vergnügen empfand, ihn zu ſehen, ſo machte es ſie doch unruhig, daß die Nacht bereits abzubrechen begann.

„Was ſoll daraus werden, wenn ich mich nun mit einem Male verwandelte? dachte ſie bei ſich ſelbſt; er müßte ja erſchrecken und entfliehen!“

Sie dachte dann weiter darüber nach, wie es ihr wohl möglich werden möchte, ſich aus dieſer Lage zu ziehen, als er ſelbſt ihr ein Mittel dazu bot. Er ging fort, um eine Quelle zu ſuchen, ihren Durſt zu ſtillen, und ſie benützte dieſen Augenblick, um ſich aus dem Staube zu machen, und erreichte glücklich das Häuschen, wo Fräulein Nelke ſie erwartete. Sie warf ſich auf's Lager; die Nacht brach an; ihre Verwandlung fand ſtatt und ſie konnte ihr beſtandenes Abenteuer erzählen.

„Sollteſt Du es wohl glauben, Liebe, ſprach ſie, Prinz Stegreich iſt hier im Walde, hat zwei lange Tage hindurch Jagd auf mich gemacht, und — nachdem er mich gefangen — überhäufte er mich mit zärtlichen Aufmerkſamkeiten. Aber das Bild, was ich von ihm erhielt, iſt gar nicht ähnlich; er iſt gewiß hundermal ſchöner, und ſelbſt in der Unordnung ſeines Waidecoſtüms iſt er mir ſo erſchienen, wie würde dies erſt der Fall ſeyn, wenn ich ihn in der glänzend geſchmackvollen Tracht des Hofes ſehen würde? Bin ich nicht recht unglücklich, dieſen Prinzen fliehen zu müſſen, der mir zur Ehe beſtimmt war, den ich liebe und der mich wieder liebte? Mußte eine boshafte Fee mich denn am Tage der Geburt ſchon zu haſſen beginnen und mein Leben auf ſolche Weiſe betrüben?“

Sie fing an zu weinen; die gute Nelke tröſtete ſie und bemerkte, daß in kurzer Zeit ihre Leiden in Wonne verwandelt ſeyn würden. —

Nachdem der Prinz eine Quelle entdeckt hatte, kehrte er an den Ort zurück, wo er ſeine Hindin gelaſſen; er ſuchte ſie vergebens, und brach endlich in verdrießliche Klagen aus. „So muß ich denn ſtets Urſache haben, mich über dies betrügeriſche und falſche Geſchlecht zu beklagen?“ rief er aus, als ob er wüßte, daß die Hirſchkuh Verſtand beſitze. Hierauf kehrte er zu der guten Alten zurück, und erzählte ſeinem Vertrauten das Abenteuer, indem er nicht unterließ, die Hirſchkuh der Undankbarkeit anzuklagen. Beccaſiga jedoch unterließ nicht, über den Zorn des Prinzen zu lächeln, und rieth ihm, die Hirſchkuh zu beſtrafen, wenn er ſie wieder finden ſollte. „Ich bleibe deshalb nur noch in dieſer Gegend, ſagte der Prinz, dann wollen wir weiter ziehen.“

Der Tag brach an, und mit ihm erhielt die Prinzeſſin wieder die Geſtalt des weißen Hirſches. Sie wußte nun nicht, wozu ſie ſich entſchließe: ob ſie ſich nach jenen Revieren zu begeben habe, die der Prinz gewöhnlich zu durchſtreifen pflegte, oder ob ſie ihn vermeiden ſollte. Sie wählte das Letztere und entfernte ſich weit; allein der junge Prinz, der eben ſo fein war wie ſie, that daſſelbe, weil er die kleine Liſt bei ihr vorausſetzte, und ſo geſchah es, daß er ſie im dickſten Walde auffand. Sie glaubte ſich in größter Sicherheit, als ſie ihn erblickte: ſie ſprang auf und ſetzte über die dichteſten Hecken; ſo entflieht ſie mit der Schnelle des Windes. Allein indem ſie durch einen Hohlweg will, zielt er ſo gut, daß ſein Pfeil ſie am Schenkel verwundet. Der Schmerz übermannt ſie, und ſie ſtürzt zu Boden.

So hatte denn der zärtlichſte Liebhaber das liebenswürdigſte Geſchöpf der Erde verwundet! Dieſer Vorfall war aber unvermeidlich geweſen, weil die Fee der Quelle daran die Löſung des Abenteuers geknüpft hatte. Der Prinz näherte ſich beſtürzt, als er das Blut des ſchönen Thierchens fließen ſah; er nahm Gräſer und legte ſie auf die Wunde; dann machte er eine neue Tragbahre aus Zweigen und Moos. Er hielt den Kopf der Hindin mit beiden Händen, und ſagte zu ihr: „Biſt Du nicht ſelbſt daran Schuld, kleiner Flüchtling, daß Dir das Uebel widerfahren iſt? Was that ich Dir denn geſtern, daß Du mich verließeſt? Heute wirſt Du mir nicht mehr entfliehen können; nun habe ich Dich gewiß!“

Die Hirſchkuh antwortete nicht. Und was hätte ſie wohl ſagen können? Sie hatte Unrecht, und ſchwieg; man weiß jedoch, daß Viele, eben wenn ſie ſich ihres Unrechts bewußt ſind, dennoch nicht ſchweigen. Der Prinz verſchwendete tauſend Liebkoſungen. „Ich leide, da ich Dich verwundet habe, ſprach er, Du wirſt mich nun haſſen, und ich wollte doch von Dir geliebt ſeyn.“

Es ſchien, als ob ein guter Genius ihm alle Worte eingab, die er dem zarten Thierchen ſagte. Endlich kam die Stunde, um zu ſeiner Hütte zurückzukehren; er lud ſeine Beute auf, und hatte nicht wenig Mühe, ſie fortzubringen, denn ſie hatte gar keine Luſt, mit ihm zu gehen.

„Was ſoll nun aus mir werden? ſprach ſie zu ſich ſelbſt; ich ſoll mich allein bei dem Prinzen befinden, wenn meine nächtliche Verwandlung vor ſich geht? Nein, lieber wollt' ich ſterben!“

Sie machte ſich ſchwer, um ihm überläſtig zu werden; er war in Schweiß gebadet, von ſolcher Anſtrengung, und obgleich er nicht weit mehr von dem kleinen Häuschen entfernt war, ſo ſah er dennoch ein, daß er es ohne Hilfe nicht erreichen würde. Er eilte daher zu ſeinem getreuen Beccafiga, um ihn zu holen, doch band er ſeine Beute an einen Baum, damit ſie ihm nicht entfliehen könne.

Wer hätte wohl jemals denken können, daß die ſchönſte Prinzeſſin der Welt, einſt von dem Prinzen, der ſie anbetete, ſo behandelt werden würde? Sie verſuchte es vergebens, ihre Bande zu zerreißen; ihre Beſtrebungen zogen nur die Schlingen feſter zuſammen, und ſie war ſo eben nahe daran, ſich zu erdroſſeln, als Nelke, die aus Langeweile ihr Kämmerchen verlaſſen hatte, an den Ort kam, wo die weiße Hindin gegen ihre Bande fruchtlos ankämpfte. Wie wurde ihr zu Muthe, als ſie hier ihre geliebte Gebieterin ſah? Sie konnte ſie nicht ſchnell genug losmachen, weil die Knoten zu ſehr verſchlungen waren, und ſo geſchah es, daß der Prinz und Beccafiga eben dazu kamen, als ſie die Hirſchkuh befreit hatte.

„Obgleich ich Euch ſehr verehre, mein Fräulein, ſagte der Prinz galant, ſo erlaubet doch, daß ich mich dem Raube widerſetze, den Ihr ſo eben begehen wolltet. Ich habe dieſe Hindin verwundet, und mein iſt ſie; ich liebe ſie, und Ihr werdet mir ſie wohl laſſen."

„Mein Herr, entgegnete hierauf Nelke ſehr anmuthig und höflich, denn ſie war lieblich und wohlgebildet, dieſe Hindin war mein, ehe Ihr ſie verwundet habt. Ich würde eher das Leben laſſen, als dieſes Thier, und wenn Ihr wiſſen wollt, ob ſie mich kenne, ſo dürft Ihr derſelben nur einige Freiheit laſſen. Komm, mein Thierchen, und umarme mich!"

Sogleich that die Hindin, wie ſie geſagt hatte.

„Küſſe mich auf die rechte Wange!" Die Hindin gehorchte.

„Berühre mein Herz!" Sie that es.

„Seufze!" — ſie ſeufzte.

Der Prinz konnte nun nicht mehr an des Mädchens Worten zweifeln. „Ich gebe ſie Euch wieder, ſprach er, allein ich geſtehe, daß ich's ungern thue.“

Nelke machte jedoch, daß ſie mit ihrer geliebten Hindin ſo ſchnell als möglich fortkam. Sie wußte, daß der Prinz in demſelben Häuschen mit ihnen wohnte; er folgte ihnen von Ferne, und war überraſcht, ſie zu dem alten Mütterchen eintreten zu ſehen. Bald darauf begab er ſich auch dahin, und von einer nicht unerklärlichen Neugierde getrieben, fragte er die Alte, wer das Mädchen ſey. Sie erwiderte, daß ſie ſie nicht kenne, daß ſie ſehr zurückgezogen lebe, aber pünktlich und ordentlich bezahle. Beccaña erkundigte ſich hierauf, wo ſie ihr Zimmerchen hätte, und erfuhr, daß es nur durch eine Bretterwand von dem ihrigen getrennt ſey.

Als er mit dem Prinzen allein war, erklärte er ihm, er müſſe ſich ungeheuer täuſchen, oder das Mädchen habe er in dem Palaſte der Prinzeſſin Dehtoria geſehen, da er ſich als Geſandter dort befunden habe.

„Welche traurige Erinnerung rufſt Du in mir hervor? ſprach der Prinz, und durch welchen Zufall ſollte ſie hieher kommen?“

„Das kann ich natürlich nicht wiſſen, gnädigſter Herr, erwiderte Beccaña, allein ich muß ſie noch einmal betrachten, und da nur eine Bretterwand uns von einander ſcheidet, ſo will ich ein Loch hineinbohren —“

„Welche unnütze Neugier, ſprach traurig der Prinz, deſſen Schmerzen Beccafiga's Worte wieder aufgewühlt hatten. Er öffnete das Fenſter, das nach dem Walde ging, legte ſich in daſſelbe und hing ſeinen Gedanken nach.

Unterdeſſen arbeitete Beccafiga, um das Loch zu bohren, und machte es ſo groß, daß er die ſchöne Prinzeſſin ſehen konnte, gekleidet in ein Kleid von Silberbrocat mit Blumen von Gold und Smaragden; ihre Haare fielen in langen Locken auf den blendenden Nacken, und ihre Geſichtsfarbe war ſtrahlend und friſch; ihre Augen endlich leuchteten in dem reinſten Feuer. Nelke lag zu ihren Füßen auf den Knien und verband ihr den Arm, aus dem das Blut in Strömen floß. Sie ſchienen Beide von dieſer Wunde ſtark in Anſpruch genommen.

„Laſſe mich ſterben, ſagte die Prinzeſſin, der Tod wird mir lieber ſeyn, als dies elende Leben, das ich führe. Immer dazu verdammt zu ſeyn, als Hirſchkuh zu leben, den zu ſehen, dem ich eigentlich beſtimmt bin, ohne ihn ſprechen zu können, ohne ihm mein trauriges Loos mittheilen zu können! Ach, wenn Du wüßteſt, wie rührend er mit mir während meiner Verwandlung ſprach, wie ſanft der Ton ſeiner Stimme iſt, wie edel und ſchön alle ſeine Bewegungen ſind, ſo würdeſt Du mich noch mehr beklagen, als jetzt, da Du nicht im Stande biſt, ihn über mein Schickſal aufzuklären.“

Man kann ſich wohl Beccafiga's Erſtaunen vorſtellen, als er dies Alles ſah und hörte. Er lief zu dem Prinzen hin, führte ihn vom Fenſter fort, und konnte den Ausbruch ſeiner Freude nur ſchwer unterdrücken.

„Ach, gnädigſter Herr, flüſterte er, ſäumet nicht, Euch dieſer Bretterwand zu nähern; hier werdet Ihr endlich das wahre Original des Bildes ſehen, das Euch ſo ſehr bezaubert hat!“

Der Prinz ſah durch das Loch und erkannte ſogleich die Prinzeſſin. Er wäre gewiß vor Vergnügen geſtorben, wenn er nicht hätte glauben müſſen, daß ihn noch irgend eine Bezauberung täuſchen könne; denn wie ſollte er dieſe Begegnung mit der häßlichen Schlehdorn und ihrer Mutter zuſammenreimen, welche in dem Thurm eingeſperrt waren, und ſich mit dem Namen Deſideria und ihrer Ehrendame geſchmückt hatten.

Man hat jedoch die natürliche Neigung, das zu glauben, was man wünſcht, und nun galt es, entweder vor Ungeduld zu ſterben, oder ſich Aufklärung zu verſchaffen. Er klopfte daher, ohne ſich lange zu beſinnen, leiſe an die Thüre des Zimmers, wo die Prinzeſſin war. Nelke, welche vermuthete, daß es die gute Alte ſey, und die ihre Hilfe beim Verbinden des Armes in Anſpruch nehmen wollte, öffnete ſogleich und war ſehr überraſcht, den Prinzen zu ſehen, der ſogleich vor Deſideria niederſtürzte. Die Gemüthsbewegung, die ihn ergriffen hatte, erlaubte ihm ſo wenig, im Zuſammenhange zu ſprechen, daß es mir nicht möglich war, trotz aller Mühe, die ich mir gab, etwas davon zu erfahren. Die Prinzeſſin war ebenfalls verwirrt, allein die Liebe, welche den Stummen ſelbſt eine Sprache verleiht, nach ihrer Weiſe, warf ſich in's Mittel, und überzeugte ſowohl den Einen wie den Andern, daß ſie Beide noch nie in ihrem Leben ſich geiſtreicher ausgedrückt hatten. Sicher aber iſt es, daß nie zärtlicher und rührender eine Unterhaltung war. Thränen, Seufzer, Schwüre, und dann wieder ein zärtliches Anlächeln, daraus beſtand ſie. So verging die Nacht; der Tag kam, ohne daß ſie es bemerkten, aber Deſideria wurde nicht wieder zur Hirſchkuh. Als ſie dies ſah, kannte ihre Freude keine Gränzen, und der Prinz und Nelke freuten ſich mit ihr. Jetzt begann ſie ihre Geſchichte zu erzählen, und that es mit ſo natürlicher Beredtſamkeit und Anmuth, daß es entzückend war, ihr zuzuhören.

„So habe ich denn Euch, anbetungswürdige Prinzeſſin, mit meinem Pfeile verwundet? rief der Prinz. Was ſoll ich nun thun, um ein ſo großes Verbrechen zu ſühnen? Wäre es genug, vor Euern Augen zu ſterben?“

Er war in der That ſo betrübt, daß man ſeinen Kummer ihm im Geſichte anſehen konnte.

Deſideria war von ſeinem Schmerze ſehr ergriffen; ſie gab ihm die Verſicherung, daß ihre Wunde ihr nicht Wehe thue und daß ſie ſich ſogar derſelben freue, daß ſie ihr dieſe Wonne bereitet habe.

Um ſie nun über Alles aufzuklären, erzählte er ihr den Betrug, den Schlehdorn und ihre Mutter ausgeführt hatten, und bemerkte zugleich, daß es hohe Zeit ſey, ſeinem Vater die Nachricht zu verkünden, daß er ſie gefunden, weil er im Begriffe ſtehe, einen Krieg zu beginnen, um den vermeintlichen Schimpf zu rächen, der ſeinem Hauſe durch das unterſchobene ſchöne Bildniß des häßlichen Originals zugefügt worden war. Deſideria bat ihn, Beccafiga abzuſenden. Er wollte es ſo eben thun, als ein durchdringender Lärm von Trompeten, Zinken, Pauken und Trommeln ſich im Walde vernehmen ließ; auch kam es ihnen vor, als wenn viele Leute bei ihrem kleinen Häuschen vorüber ſtrömten. Der Prinz ſah hinaus, und erkannte ſeine Fahnen und ſeine Leute.

Er befahl ihnen zu halten, und ſeine weitern Befehle zu erwarten.

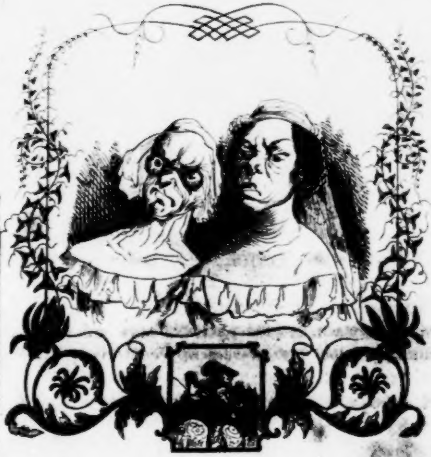
Die Ueberraſchung der Armee läßt ſich nicht beſchreiben; ſtatt zur Schlacht ging es nun zur Hochzeit. Der Vater des Prinzen, welcher trotz ſeines hohen Alters das Heer ſelbſt befehligen wollte, wurde in einer Sänfte einhergetragen, die prächtig mit rothem Sammt und goldenen Quaſten geziert war. Hinter demſelben fuhr ein bedeckter Wagen, in dem Schlehdorn und ihre Mutter ſaßen. Prinz Siegereich eilte auf die Sänfte ſeines Vaters zu, und der König ſtreckte ihm die Arme entgegen und umarmte ihn mit allen Zeichen der zärtlichſten Liebe.

„Wie kommſt Du hieher, mein lieber Sohn? ſagte er, wie iſt es möglich, daß Du mich ſo lange ohne Nachricht von Dir laſſen konnteſt?"

Gnädigſter Herr, erwiderte der Prinz, erzeigt mir die Gnade, mich anzuhören!"

Der König ließ ſich aus der Sänfte heben und nach einem etwas abgelegenen Ort führen, wo ihm der Prinz ſein glückliches Abenteuer und Schlehdorn's Betrug ungeſtört mittheilen konnte.

Der König erhob dankend ſeine Hände und Blicke zum Himmel empor und betete, als plötzlich die Prinzeſſin Deſideria im vollen Glanze ihrer Schönheit auf dem Platze erſchien. Sie ritt auf einem



ſtolzen Pferde, das in einem fort die zierlichſten Courbetten machte; auf dem Kopfe trug es wohl an die hundert Federn von verſchiedenen Farben, und ſein Geſchirr war mit den größten Edelſteinen gleichſam bedeckt. Die Prinzeſſin war als Jägerin gekleidet. Die treue Nelke ſtrahlte gleichfalls von Gold und Brillanten. Alles dieſes hatte die gute Fee Tulipane beſorgt und geleitet, welche auch in der Geſtalt der alten Bäuerin ſich der Prinzeſſin angenommen hatte. Durch einen Hauch aus ihrem Feenmunde wurde die Wunde am Arme der Prinzeſſin ſogleich geheilt.

Der alte König war von dem Anblicke ſo überraſcht, daß er anfänglich Alles für einen Traum anzuſehen geneigt war; dann aber folgte Entzücken, Freude und Verwunderung. Er ſagte der Prinzeſſin das Artigſte, was nur bei ſolchen Gelegenheiten erdacht werden kann, und beſchwor ſie, ſeinen Unterthanen nunmehr das Vergnügen nicht zu verſagen, ſie als Königin begrüßen zu können.

„Ich bin geſonnen, fügte er hinzu, wegen hohen Alters die Regierungsgeſchäfte niederzulegen und ſie meinem Sohne zu übergeben, damit er Euer würdiger werde.“

Deſideria beantwortete dies auf eine Weiſe, die man von einer ſo wohlerzogenen Perſon erwarten durfte; dann warf ſie einen Blick auf die Beiden, welche in dem Wagen ſaßen und ſich die Geſichter mit den Händen verdeckten. Sie trieb ihre Großmuth ſo weit, um Gnade für ſie zu bitten und ſie in dem Wagen hinfahren zu laſſen, wo ſie wollten. Der König willigte in Alles, was ſie begehrte, konnte es jedoch nicht unterlaſſen, ihrem guten Herzen große Lobſprüche zu ertheilen.

Das Heer bekam Befehl, nach Hauſe zu marſchiren, und der Prinz ſtieg zu Pferde, um die Prinzeſſin zu begleiten. In der Hauptſtadt wurden ſie mit tauſendſtimmigem Jubelgeſchrei empfangen, und ſogleich wurde Alles zu einer prachtvollen Hochzeitsfeier veranſtaltet. Die ſechs, der Prinzeſſin wohlgeneigten Feen waren dabei gegenwärtig.

Der treue Beccaſiga bat den Prinzen, für ihn bei Fräulein Nelke zu werben, und dies liebenswürdige Geſchöpf war hoch erfreut, bei ihrer Ankunft in ein fremdes Land, alsbald einen ſo ſchätzbaren Mann gefunden zu haben. Die Fee Tulipane zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit wahrhaft freigebig, denn ſie ſchenkte ihr vier Goldminen in Indien, damit ihr Gatte nicht den Vorzug genöſſe, reicher zu ſeyn, als ſie.

Die hochzeitlichen Feſte dauerten viele Monate hindurch; jeder Tag brachte neue Ueberraſchungen, und die Geſchichte und Abenteuer der kleinen Hirſchkuh wurden in aller Welt bekannt, und in ſchönen Liedern verherrlicht und abgeſungen.

Prinz Thurecht.

Es war einmal im Lande Zizelebimbumbaſeleduſeledeh ein König, der für die Seidenwürmer eine außerordentliche Paſſion hatte und Tagelang in ſeinen Gärten Maulbeerblätter pflückte, um ſeine Würmer damit zu nähren; dann ſchloß er ſich ein, um ſie arbeiten zu ſehen, und ihre Seide in Stränge zu drehen, indem er Niemand finden konnte, der ihm dies zu Dank machte. Und wirklich verſtand es Niemand ſo gut, wie er. Da nun die Edelleute ſtets die Nachahmer der Fürſten ſind, ſo riß dieſe Sucht ungemein an dem Hofe ein; die jungen Herren wollten ſich nur mit den Seidenwürmern befaſſen, und alle ſchönen Damen ſtarben vor Langeweile. So kam es, daß ſie ſich in entfernte Provinzen des Reiches zurückzogen. Hier bildete ſich bald eine Art von kleinem Hofe, zwar nicht von Fürſten und Grafen, aber doch von Perſonen, die, obgleich arm an Titeln,

dennoch Werth beſaßen. Man zeigte guten Geſchmack und Redlichkeit, geraden Verſtand und Liebe zur Wiſſenſchaft; man genoß heitere Vergnügungen, ohne die Delicateſſe zu verbannen, kurz, dies waren Menſchen, die von den Höflingen des Seidenwurmmonarchen gänzlich verſchieden waren. Die Königin war mit von den Damen, die ſich zurückzogen. Sie beſaß ein ſehr ſchönes Schloß im Walde, am Ufer des Meeres, und dieß wählte ſie zu ihrem Aufenthalte. Auch ihre beiden Töchter nahm ſie mit, die Einzigen, die ſie hatte, und einige erprobte Unterthanen, deren Treue ſie kannte, folgten ihr.

Die Einſamkeit ihres neuen Aufenthalts mißfiel ihr nicht; ſie dachte an ſeine Verſchönerung und fügte einer großartigen Natur Alles hinzu, was die Kunſt nur Schönes zu erſinnen verſteht. Nur von Leuten umgeben, die ſie liebten, koſtete ſie hier eine Ruhe, die ſie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Auch die Prinzeſſinnen fanden den Ort bezaubernd. Sie liebten die Muſik, und die größten Virtuoſen der damaligen Zeit befanden ſich in ihrem Gefolge. Dieſe beiden Mädchen waren gleich ſchön und wohlgewachſen, allein ihre Charactere waren einander unähnlich. Die Aelteſte, Sauermine geheißen, war ſtolz, neidiſch, rachſüchtig und grauſam; die Jüngere hingegen war ſanft und gefällig, und kannte kein größeres Vergnügen, als Andern zu dienen. Sie beſaß den liebenswürdigſten Character, und deshalb verdiente ſie auch ihren Namen mit Recht, der Amata war. Sie liebte auch ihre Schweſter aufrichtig, obgleich ſie wohl wußte, daß dieſe ſie haßte.

Als ſie eines Tages von ihr ſehr ausgeſcholten werden war, weil ſie nicht in der Nachthaube auf einem Ball erſcheinen wollte, wo ſehr viele Leute zuſammen kamen, ging ſie ganz allein am Ufer ſpazieren, um ihren Kummer zu zerſtreuen, den die böſe Laune ihrer Schweſter ihr verurſacht hatte. Sauermine aber ging in den Wald, um über einen Putz nachzudenken, der ihre Schweſter verdunkeln ſollte. Dies beſchäftigte ſie ſo ſehr, daß ſie lange fortging, ohne auf den Weg zu achten. Endlich nöthigte ſie die Müdigkeit, ſich unter dem Schatten einer Eiche zu ſetzen, um ſich vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Indem ſie die Augen emporſchickte zu dem Gipfel dieſes alten Baumes, um ſeine Dicke und Höhe zu bewundern, gewahrte ſie plötzlich zwiſchen Rinde und Holz einen kleinen Schlüſſel. Sie griff darnach, wenn ſie gleich nicht wiſſen konnte, wozu er diente. Bald aber entdeckte ſie auch ein Loch, in das er paßte; ſogleich drehte ſich der Schlüſſel von ſelbſt um und öffnete eine kleine Thüre, welche mit ganz beſonderer Kunſt in der Eiche angebracht war. Hinter der Thüre befand ſich eine Treppe. Die Prinzeſſin, welche ſehr neugierig war, wohin dieſe führen möchte, beſann ſich nicht lange und ſtieg hinab. Anfänglich war es ſehr finſter um ſie her, bald aber bemerkte ſie, daß die Stufen durch Wachslichter erhellt waren, welche in ſchönen Lüſtern von Kriſtall brannten. Sie ging daher rüſtig weiter, und als ſie ungefähr dreihundert Stufen zurückgelegt hatte, trat ſie in ein prächtig möblirtes Gemach. Man wird ſagen, daß es erſtaunlich und faſt unmöglich erſcheint, ein junges Mädchen ein ſolches Wageſtück unternehmen zu ſehen, allein ich will nur gleich voranſchicken, damit die Verwunderung aufhöre, daß ſie an ihrem kleinen Finger einen Ring trug, den ihr ein Ahnherr hinterlaſſen hatte, und der ſie bis zu ihrem zwanzigſten Jahr vor aller Gefahr zu beſchützen, die Kraft beſaß. Da ſie nun überzeugt war, nichts zu wagen, ſo ſchritt ſie getroſt bis zu einem großen Cabinete vor, das wie das Magazin eines reichen Juweliers anzuſehen war, ſo ſtrotzte es von den ſeltenſten Koſtbarkeiten. Sie blieb ſtaunend ſtehen, allein wie erſchrack ſie, als ſie in einer Art von Vertiefung der Wand ein prächtiges Ruhebette ſah, auf dem ein Jüngling lag, ſo ſchön, daß meine Kraft zu ſchwach iſt, ſeine Schönheit zu ſchildern. Er ſchien in einen tiefen Schlummer begraben zu liegen. Sauermine näherte ſich ihm, um ihn genauer zu betrachten; allein dieſe Neugierde kam ihr theuer zu ſtehen, denn von nun an verlor ſie ihren freien Willen. Wie alle jungen Damen glaubte ſie, daß man ſie nicht ſehen könne, ohne ſie zu lieben, und daher weckte ſie den liebenswürdigen Unbekannten auf, die Abſicht hegend, daß ſie ihm einen hohen Grad von Zärtlichkeit einflößen würde. Sie machte daher einiges Geräuſch, indem ſie in das benachbarte Zimmer ging; hier fand ſie einen Zettel mit den deutlich geſchriebenen Worten:

„Diejenige, welche die Liebe des häßlichſten Sterblichen gewinnen kann, wird allein im Stande ſeyn, dem hier ruhenden Prinzen Gefühl und Leben wiederzugeben.“

Die Prinzeſſin las dieſen Zettel mehre Male und war innig überzeugt, daß ihre ſchönen Augen allein im Stande wären, den Prinzen zu beſiegen, ohne nöthig zu haben, den häßlichſten Menſchen aufzuſuchen, und ſich von ihm lieben zu laſſen. Erfüllt von dieſem Vertrauen wollte ſie in das erſte Cabinet wieder eintreten, und zweifelte nicht, daß der Unbekannte ſchon erwacht ſeyn würde, allein eine rieſige Spinnenwebe, durch welches kein Auge zu dringen vermochte, verſperrte ſogleich die Thüre, als ſie ſich derſelben näherte. „Ein ſo unbedeutendes Hinderniß ſoll mich nicht abhalten!“ rief Sauermine, und ſchritt vor, allein trotz aller Bemühungen war ſie nicht im Stande, das Geſpinnſt zu entfernen oder zu zerreißen. Verwundert über dieſen Vorfall, beſchloß ſie, wieder in den Wald hinaufzuſteigen und ſich zur Königin zu begeben, um den häßlichſten Menſchen aufſuchen zu laſſen, da man denn doch erſt dieſem Zuneigung einflößen ſollte, ehe man daran denken durfte, den ſchönen Schläfer zu erwecken. Sie machte alſo denſelben Weg, den ſie beim Herabſteigen gemacht, ſtieg die Treppe hinauf und ging aus dem Baume durch die Thüre, die ſie geöffnet hatte. Kaum war ſie aber draußen, als die Thüre ſich von ſelbſt ſchloß und keine Spur mehr von ihr, noch von dem kleinen Schlüſſel mehr zu ſehen war. Sie ging noch einige Male ſuchend um den Baum, jedoch vergebens. Dieß bekümmerte ſie nicht wenig und ſie kehrte in dieſer Stimmung nach dem Schloſſe zurück.

Als ſie nun an dem Ufer des Meeres hinging, ſah ſie ihre Schweſter Amata, die mit großer Aufmerkſamkeit einen überaus ſchönen Brillanten betrachtete. Ein Vogel hatte ihn ſo eben aus ſeinem Schnabel auf ihr Kleid fallen laſſen, und ihr zugerufen, daß ſie ihn mit Sorgfalt bewahren ſolle, weil er ſie einſt aus einer großen Gefahr retten würde. Sauermine war entzückt von der Schönheit des Edelſteins und wollte ihn der Schweſter wegnehmen, allein ein kleiner Menſch verhinderte ſie daran, der ſich hinter ihr zeigte und vor deſſen gräßlicher Geſtalt beide Schweſtern entflohen. Sie ſchlugen in ihrer Angſt den Weg nach dem Walde ein.

Der kleine Menſch war ungefähr drei Fuß hoch. Sein Kopf war plattgedrückt und ſehr breit, ſeine Haare waren roth; ſeine Augen lagen tief und waren ſo klein, daß man ſie nicht hätte bemerken können, wenn ſie nicht eine glänzende rothe Einfaſſung gehabt hätten; eben ſo roth war ſeine Naſe und dabei ſehr ſpitzig; ſeine Backen hingen bis auf die Schultern, und Mund und Kinn zierte ein langer und dichter Bart von rother Farbe. Seinen kleinen, ganz verwachſenen Körper trug nur ein Bein, auf dem er ſich wie auf einer Spindel drehte, wenn der leiſeſte Wind ihn anwehte; deshalb ging er auch nur bei ganz windſtillem Wetter aus. Gehen konnte er nicht, aber er ſprang mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit und kam ſtets mit einigen kleinen Sätzen dahin, wo er es ſich vorgenommen hatte.

Nachdem Sauermine ſich von dem Schrecken des erſten Anblicks erholt hatte, näherte ſie ſich dem kleinen Ungeheuer und fragte es in zornigem Tone, weshalb es ſich ihrem Willen zu widerſetzen unterſtehe.

„Ich bin ein mächtiger König, erwiderte hierauf das Ungethüm, und heiße Thurecht; Gründe, die ich Euch hier nicht mittheilen will, halten mich von meinen Staaten entfernt und zwingen mich in einem Felſen zu hauſen, der nicht weit von hier iſt. Ich habe Euch bereits oft an dieſem ſchönen Orte bemerkt; ich habe geſehen, wie ungerecht Euer Verfahren gegen Euere Schweſter iſt; und noch in dieſem Augenblicke verhinderte ich Euere Gewaltthätigkeit, indem Ihr Euch den ſchönen Diamanten aneignen wolltet, den Amata zum Geſchenk erhielt. Die Liebe zur Gerechtigkeit und noch ein anderes Gefühl, das ich jetzt nicht näher erörtern will, haben mich angetrieben, ihre Parthei zu ergreifen und Euch zu verhindern, ihr Unrecht zuzufügen.“

Die Prinzeſſin hörte dieſe Worte mit großer Ungeduld an, doch ſuchte ſie ihren Zorn zu unterdrücken, weil ſie ſich bedachte, daß Niemand auf der Welt wohl dieſen Menſchen an Häßlichkeit übertreffen könnte und ſie daher beſtrebt ſeyn müſſe, ſein Wohlwollen auf ſich zu ziehen, weil geſchrieben ſtand: nur unter dieſer Bedingung könne ſie Dem, den ſie liebte, Gefühl einflößen.

Sie nahm alſo eine ſanftere Miene an, als ihr gewöhnlich eigen war, und ſagte ihm, daß ſein Rang als König und der unglückliche Zuſtand, in dem er ſich zu befinden ſcheine, ſie aufforderten, ihm zu verzeihen; daß ſie ſelbſt wünſche, ihn näher kennen zu lernen, und daß ſie ſich ſchmeichle, er werde ihre Bekanntſchaft nicht ausſchlagen. Hierauf bat ſie ihn, ſie in ihrem Schloſſe zu beſuchen, und verſicherte, daß die Königin, wenn ſie ſeinen hohen Rang wüßte, ihm gewiß eine Wohnung einräumen würde, wo er ſorglos und in angenehmer Umgebung den Zeitpunkt abwarten könnte, wo das Schickſal müde wäre, ihn zu verfolgen. Der König dankte ihr höflich für dieſes Anerbieten und verſicherte, daß er den übermäßigen Grad ſeiner Häßlichkeit zu wohl kenne, um zu glauben, daß es einer ſo ſchönen Prinzeſſin Vergnügen machte, mit ihm umzugehen, und noch mehr an einem Hof zu leben, wo man die Unform des Körpers als ein Verbrechen zu betrachten geneigt ſey. Indem er dieß ſagte, machte er einen Satz, um Abſchied zu nehmen, und zog ſich dann ſeufzend zurück, nicht ohne einen Blick auf die ſchöne Amata zu werfen, welche durch die Gegenwart ihrer Schweſter ſich abgehalten ſah, näher zu kommen. Dieſe Prinzeſſin hatte die Unterredung ihrer Schweſter mit dem Prinzen Thurecht aufmerkſam angehört und die gütevollen Worte der böſen Sauermine waren ihr nicht wenig aufgefallen, ebenſo die Einladung auf das Schloß. Sie glaubte, daß die Prinzeſſin hinter dieſem Scheine nur einen deſto ſichereren Anſchlag auf

Rache hatte verbergen wollen. Das Mitleid, welches Amata ſtets für Unglückliche hegte, gab ihr ein, den König vor dem ſcheinbaren Wohlwollen ihrer Schweſter zu warnen. Und ſie nahm ſich vor, andern Tages dieſen Vorſatz auszuführen. Sie begab ſich daher, nur von einer ihrer Frauen begleitet, nach dem Felſen, wo Thurecht hauste. In einiger Entfernung davon blieb ſie ſtehen, um einen Geſang zu hören, deſſen Worte ſich auf ſie zu beziehen ſchienen. Der Ton der Stimme war ſo rührend und ſchmeichelte ſo ſehr ihren Ohren, daß ſie lange wie angewurzelt ſtehen blieb, ſelbſt als der Sänger ſchon aufgehört hatte. Ihre Begleiterin Cerbiſe weckte ſie endlich aus ihren Träumereien, indem ſie ihr Thurecht zeigte, der ſo eben auf ſie losſtolperte.

Obgleich ſie ſich vorgenommen hatte, bei ſeinem Anblick den Abſcheu zu unterdrücken, ſo konnte ſie doch nicht ohne Zittern ihre Augen auf ihm ruhen laſſen, und mußte ſie ſogleich wieder von ihm wegwenden. Er bemerkte es mit Unluſt, und nachdem er ſie mit großer Ehrerbietung gegrüßt hatte, bat er ſie, auf einen Augenblick in ſeinen ländlichen Palaſt eintreten zu wollen, um ein Wenig auszuruhen. Amata willigte darein und ſagte ihm zugleich, daß ſie ihn habe beſuchen wollen, um ihm Dinge von der größten Wichtigkeit für ihn mitzutheilen. Der

König reichte ihr mit ſo vielem Anſtande die Hand, als ihm möglich war zuſammenzubringen, und führte ſie in ſeine Felſenhöhle, während er ſie auf ſehr geiſtreiche Art unterhielt. Sie hätte nie gedacht, daß ein ſo häßlicher Menſch ſich mit ſolcher Grazie auszudrücken im Stande ſeyn könnte. Alles, was er ihr ſagte, gefiel ſo ſehr der Prinzeſſin, daß ſie mehr als einmal im Stillen wünſchte, einen Geliebten zu haben, der ſo viel Geiſt wie dieſer arme Unglückliche beſäße.

Endlich kamen ſie zu dem Felſen, der mit einem friſchen Mooſe tapezirt war; darin ſtanden ein Tiſch aus einem Stücke weißen Marmors, den die Natur ſelbſt behauen hatte, ein Bett und einige Raſenſitze. Eine reine Silberquelle fiel vom Felſen herab und bildete einen kleinen Bach, deſſen Murmeln, vereint mit dem Geſange zweier Nachtigallen im Laube eines blühenden Orangenbaums, die Stille der Höhle belebte. Dieß erſchien der Prinzeſſin lieblicher, als alle Konzerte, die ſie am Hofe zu hören bekam.

Nachdem ſie dieſe anmuthige Einſiedelei gelobt hatte, theilte ſie Thurecht die Gründe mit, die ſie zu ihm geführt hatten. Der König war hocherfreut über die Theilnahme, die ſie ihm dadurch bewies, und erſchöpfte ſich in Verſicherungen ſeiner Dankbarkeit; ja es entſchlüpften ihm ſogar einige Aeußerungen, die auf ein zärtlich liebendes Herz hindeuteten. Amata verſtand ihn wohl, allein ſie ſtellte ſich, als bezöge ſie ſolche nicht auf ſich, und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, erzählte ſie dem König, wie ſehr es ſie überraſcht habe, hier einen ſo himmliſchen Geſang zu vernehmen, und ſie fragte ihn, ob er den Sänger nicht kenne.

„Es iſt ein Fürſt, der Euch anbetet, erwiderte Thurecht, der Euch ſein Herz darbietet, ſeine Hand, ſeine Krone, die er einſt zu tragen berufen ſeyn wird; allein ſeine Geſtalt verbietet ihm jede Hoffnung.“

Indem er ſo ſprach, ſeufzte er tief. Die Prinzeſſin erröthete, und da ſie ſogleich errieth, daß er ſie meinte, ſo fragte ſie ihn um nichts mehr, allein ſie wurde nachdenkend. Sie verließ ihn bald darauf, weil ſie beſorgte, daß man im Schloſſe ihre Abweſenheit bemerken könnte. Sie ging alſo heim, und unterhielt ſich mit Cerbiſe über den hellen Geiſt Thurecht's.

„Ich bekenne Dir, liebe Cerbiſe, ſprach ſie, daß ich, trotz ſeiner Häßlichkeit, für ihn fühle, was ich noch für keinen Menſchen gefühlt habe. Ich weiß nicht, ob es Freundſchaft iſt, und ich zittere, wenn ich daran denke, daß es wohl mehr ſeyn könnte.“

„Was ſagen Sie? rief das Mädchen ganz entſetzt, wär's möglich? Könnten Sie das kleine Ungeheuer lieben? Haben Sie denn keinen Abſcheu vor dieſer fürchterlichen Geſtalt? Sie würden ſich entſchließen, mit ihm zu leben? Was wollten Sie denn wohl mit einem ſolchen Mann anfangen? Die kleinſte Zugluſt dreht ihn ja wie eine Windfahne nach allen Seiten.“ So ging's in Einem fort.

„Ach, erwiderte die zärtere Amata, er fühlt ſo tief, er drückt ſich ſo geiſtreich aus, daß ich ihn den ſchönſten Männern vorziehe.“

Die Prinzeſſin wollte noch Einiges zur Entſchuldigung ihrer entſtehenden Leidenſchaft vorbringen, als ſie einen durchdringenden Schrei vernahm und auf der Erde mit Entſetzen eine weiße Viper erblickte, welche Feuer aus den Augen ſchoß und zu ihr ſprach: „Da hätteſt mich bei einem Haar todtgetreten, wäre ich nicht ſo gut als ich bin, ſo würde ich dich dafür hart beſtrafen, allein ich verzeihe Dir, wenn Du mich wieder auf jenen Kaſtanienbaum ſetzen willſt, von dem ich herunterfiel; ich werde Dir einſt dieſen Dienſt vergelten, denn ich bin eine Fee, allein gleich allen meinen Schweſtern bin ich gezwungen, einen Tag in jeder Woche meine gewöhnliche Geſtalt zu verlaſſen, und die anzunehmen, in die mich ein alter Hexenmeiſter bannte, dem ich unterworfen bin. Ich habe ihm einſt im Schlafe ſeinen Bart abgeſchnitten, den ich nicht leiden konnte, und deßhalb haßt er mich nun. Dieſen Abend jedoch nehme ich wieder meine Feengeſtalt an, und dann wirſt Du von mir hören.“

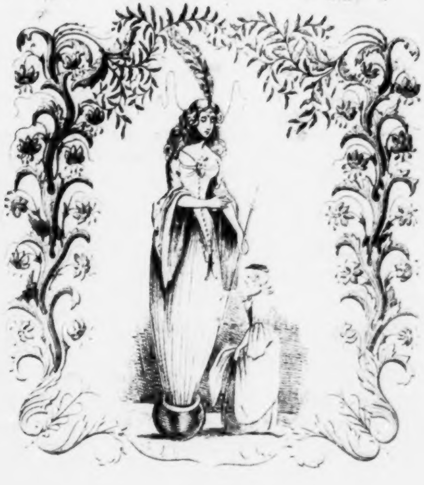
Amata nahm ſie zitternd, trug ſie nach dem Baume hin und entfernte ſich dann ſchnell von dem Orte, um das Thier nicht mehr zu ſehen, welches ihr einen großen Schrecken verurſacht hatte.

Nun ging ſie nach Hauſe und begegnete einer Botſchaft, welche von Seiten der Königin, auf Anſtiften Sauermine's, dem Könige Thurecht eine Einladung überbrachte, einige Tage am Hofe zu verweilen. Zuerſt erſchreckte dieß Amata, weil ſie die Bosheit ihrer Schweſter kannte, allein dann beruhigte ſie ſich wieder, weil eine der Frauen Sauermine's ihr das Abenteuer im Walde mittheilte.

Der König Thurecht war über die Einladung der Königin überraſcht. Zuerſt lehnte er ſie höflich ab, allein als er bei ſich überlegte, daß er auf ſolche Weiſe täglich die ſchöne Prinzeſſin ſehen werde, die er liebte, ſo beſtimmte er ſich denn für die Annahme und ſprang in die Kutſche, die man ihm geſchickt hatte. Im Schloſſe erwartete man ihn ſchon mit Ungeduld, allein dieſe Ungeduld entſprang aus verſchiedenen Quellen. Alle Damen waren neugierig, den Mann zu ſehen, der doch ſo ganz anders wie die gewöhnlichen Männer war.

Endlich erſchien er und empfing die Ehren, die ſein hoher Rang erheiſchte. Sauermine machte ihm ein ſehr freundliches Geſicht; ſie hatte ſich ſehr geputzt, und wenn nicht ihre ſchöne Schweſter neben ihr geweſen wäre, ſo würde man ſie für außerordentlich ſchön haben halten müſſen. Allein dennoch mußte ſie den Kummer haben, daß König Thurecht ſowohl an dieſem Tage, wie an den folgenden, nicht im Geringſten von ihren Reizen gerührt wurde; ſeine Blicke waren ſtets nur auf Amata gerichtet. Der Verdruß, den Sauermine darüber empfand, iſt unbeſchreiblich; ſie hatte Alles hervorgeſucht, um dem häßlichſten Sterblichen zu gefallen, ohne damit zu reuſſiren. Was die Eigenliebe der Frauen verwundet, wird niemals von ihnen verziehen; und ſo wurde denn auch die Prinzeſſin wüthend gegen den König und ihre Schweſter. Was hätte ſie nicht darum gegeben, ſie Beide für immer zu trennen! Allein dieß war ihr nicht möglich; denn der König ſuchte Amata auf, wo er nur konnte, und wie ſollte ſie dieß verhindern können? Auch Amata ging ihm nicht aus dem Wege und ſchien ihm immer mit größerer Aufmerkſamkeit zuzuhören.

Eines Abends ging ſie im Parke ſpazieren und bemerkte eine Kugel, welche ſehr ſchnell fortrollte, und plotzlich liegen blieb, als ſie ſie erreicht hatte.



Die Kugel öffnete ſich nun und eine kleine Frau hob ſich daraus empor, die immer größer wurde und endlich eine Höhe von zwölf Fuß erreichte.

„Ich bin die Fee Wildane, ſprach ſie, der Du neulich einen großen Dienſt erzeigt haſt.“ Amata erkannte ſie ſogleich, weil ſie ebenſo, wie jene weiße Viper, Feuer aus den Augen ſchoß. Sie grüßte ſie deßhalb ſehr ehrerbietig, und die Fee ſagte ihr, daß die Freundſchaft für ſie ſie angetrieben habe, ihre Hand für den König der Schmetterlinge von ihrer Mutter zu erbitten. Dieſer König ſey ihr Neffe und der Liebenswürdigſte der Menſchen. Sie komme ſo eben von der Königin, die eingewilligt habe, und daß in zwei Tagen der König erſcheinen würde, um ſie heim zu führen. Dieſe Nachricht, welche viel Prinzeſſinnen gewiß hoch erfreut haben würde, machte auf die junge, ſchöne Amata einen ganz entgegengeſetzten Eindruck. Sie wurde davon ſo ſehr ergriffen, daß ſie der Fee Wildane nicht ein einziges Wort erwidern konnte. Die Fee glaubte, daß es aus Freude geſchehe, und küßte ſie auf die Stirne, indem ſie von ihr Abſchied nahm; hierauf zog ſie ſich wieder in ihre Kugel zurück und rollte eben dahin, von wo ſie gekommen war.

Cephiſe lief nun herbei und meldete, daß die Königin mit der Prinzeſſin zu ſprechen wünſche; ſie begab ſich alſo zu ihrer Mutter, und dieſe befahl ihr, ohne eine Gegenrede von ihr abzuwarten, ſich ſogleich zum Empfang des Königs der Schmetterlinge bereit zu halten. Amata warf ſich ihr zu Füßen und bat ſie, daß ſie doch ihr der Fee gegebenes Wort zurücknehmen möchte; allein die Königin war nicht zu bewegen. Sie fürchtete die Macht der Feen, und in der Hoffnung, dieſelben ſich nun einmal näher befreundet zu wiſſen, befahl ſie ihrer Tochter, ihr unbedingten Gehorſam zu leiſten. Die Prinzeſſin wagte hierauf nichts zu antworten und zog ſich betrübt zurück. Sauermine, die ſonſt wohl eiferſüchtig auf den Vorzug geweſen wäre, den die Fee ihrer Schweſter angedeihen ließ, war nunmehr ſehr erfreut darüber, indem ſie glaubte, daß Thurecht ſich für ſie erklären würde.

Die betrübende Nachricht kam indeß bald dem unglücklichen König zu Ohren und warf ihn auf's Krankenbette nieder.

Inzwiſchen erſchien der Tag, wo der Neffe der Fee ankommen ſollte. Die Königin, die Prinzeſſinnen und der ganze Hof waren ihm entgegen gezogen. Kaum waren ſie auf der Teraſſe angelangt, als ſie es von Weitem wie eine Art von ſehr glänzender Wolke einherſchweben ſahen, die ſich mit großer Schnelligkeit näherte. Man zweifelte nicht, daß dieß der

Prinz ſeyn müſſe. Und er war es in der That. Er befand ſich in einem mit Sternen beſäten Wagen, der von mehr als zehntauſend Schmetterlingen gezogen wurde, deren Flügel roſenroth waren. Sie waren mit Goldfäden auf ſehr kunſtreiche Weiſe vorgeſpannt. Hundert junge Kavaliere folgten ihrem Herrn in ſchönen Kaleſchen aus Kriſtall, welche ebenfalls von Schmetterlingen gezogen wurden. Dieſe hatten aber alle glänzend weiße Flügel. Der König ließ, ſobald er bei den Damen angekommen war, ſeinen Wagen nieder und hielt; dann ſtieg er aus und ging mit ſeinem Gefolge in der ſchönſten Ordnung auf ſie zu. Er war prächtig gekleidet und nie ſah man wohl eine geſchmackvollere und beſſer gepuderte Friſur, als die, welche er trug. Er ſoll aber auch länger als einen halben Tag mit ſeiner Toilette zugebracht haben. Aus Furcht, ſeine Friſur zu beeinträchtigen, ging er ſehr langſam, dennoch aber zeigte er einen recht leichten Anſtand; Alles bewunderte ſeine friſche Geſichtsfarbe und die Weiße ſeiner kleinen Hände. Nichts konnte der Niedlichkeit ſeiner Figur gleich geſtellt werden, in die er ſelbſt ganz vernarrt ſchien. Er erkannte ſogleich die Prinzeſſin, nach der Beſchreibung, welche ihm die Fee von ihr entworfen hatte, und nachdem er ſich ihr auf einige Schritte genähert, machte er ein zierlich ſtudirtes Compliment, reichte ihr die Hand und ſagte:

„Nicht hier iſt der Ort, Euch ein paſſendes Wort über Eure Schönheit zu ſagen, die Hitze iſt zu drückend; kann man wohl gehörig ſprechen auf einer Teraſſe, welche den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt? Wir wollen uns in das Innere des Palaſtes begeben, um nicht ſo ſchwarz wie Afrikaner zu werden.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich, um nach dem Schloſſe zu gehen, ohne einmal der Königin und ihren Damen einen Gruß zu ſpenden. Nachdem er mit der Prinzeſſin und deren Gefolge in den Saal getreten war, warf er ſich auf ein Sopha und rief, daß er vor Hitze umkomme; kurz er betrug ſich auf eine nicht ſehr ſchickliche Weiſe. Bei der Prinzeſſin entſchuldigte er ſich jedoch, daß er ſie nicht unterhalte, und ſagte, daß er ſich vorerſt durchaus ein wenig erholen müſſe, dann zog er einige Flacons mit wohlriechendem Waſſer aus der Taſche und beſpritzte ſich damit; aus einer reichen Doſe ſchnupfte er Tabak und pfiff ein Liedchen durch die Zähne. Dazwiſchen warf er der Prinzeſſin die Fragen hin, ob ſie ſeine Equipage nicht ſehr glänzend gefunden habe und ob ſein Kleid, das er aus zweihundert gewählt habe, nicht ſehr geſchmackvoll ſey. Auch von einigen Frauen erzählte er, die ihn ſehr geliebt hatten. Man kann ſich leicht vorſtellen, ob dieß Alles nach dem Geſchmacke einer Prinzeſſin von Amata's Sinn und Weſen war. Sie, die Verſtand und Geiſt Allem vorzog und nicht wie Andere war, denen ein prächtiges Kleid, ein ſchlanker Wuchs und einige andere eben ſo nichtige Eigenſchaften mehr zu ſeyn ſcheinen, als ein edles Herz und ein feiner und natürlicher Verſtand. Der unangenehme Eindruck, den der Schmetterlingprinz auf ſie machte, war daher ſo groß, daß ſie ſogleich den Saal verließ und Unwohlſeyn vorſchützte; ſie zog ſich in ihr Zimmer zurück, um ſich ihrer Traurigkeit ungeſtört zu überlaſſen.

Obgleich Thurecht ſehr krank war, ſo ſchleppte er ſich doch bis zu ihr hin, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Prinzeſſin ſeufzte, als ſie ihn ſah, und ſagte: „Ach, mein Prinz, warum ſeyd Ihr nicht der, Den mir die Königin zum Gemahl beſtimmt? Könnt Ihr mich nicht aus der Gewalt deſſen befreien, den man mit mir vereinigen will?“

Thurecht gerieth außer ſich vor Freude, ergriff ihre Hand, küßte ſie zärtlich und erwiderte: „Wie, theuere Amata, wäre es wahr, daß Ihr lieber mit mir leben wolltet, als mit einem Prinzen, deſſen Schönheit von Jedermann bewundert wird? Kann ich, ſo wie ich leider beſchaffen bin, dennoch mir ſchmeicheln, Euch nicht gänzlich zu mißfallen? Antwortet mir, ich bitte, Euere Entſcheidung wird das Glück oder Unglück meines Lebens machen."

„Ja, mein Prinz, entgegnete ſie hierauf, ja, ich liebe Euch! Dies Geſtändniß ...."

Sie wollte fortfahren, aber Thurecht machte vor großer Ueberraſchung einen Satz rückwärts und wurde ſo klein, ſo klein, daß ſie ihn am Ende gar nicht mehr ſah. Ein dicker Rauch entſtand auf der Stelle, und als ſich dieſer verzogen hatte, erblickte die Prinzeſſin einen jungen Menſchen vor ſich, ſchön wie der Tag, deſſen Züge Adel, Sanftmuth und Geiſt verriethen. Sie betrachtete ihn mit Verwunderung und Ueberraſchung, allein dies wuchs zum lebhafteſten Erſtaunen, als er zu ihr die Worte ſprach: „Das liebenswürdige Geſtändniß endet mein Verzauberung. Ich bin Thurecht, der in ſeiner Mißgeſtalt ſo kühn war, Euch zu geſtehen, daß er Euch anbete."

Amata erkannte ihn ſogleich am Ton ſeiner Stimme und konnte ihre Freude nicht zügeln, die ſie empfand, ihn nun ſo ganz anders zu ſehen, als er früher geweſen war. Sie bat ihn, ihr zu ſagen, wie eine ſolche Umgeſtaltung ſo ſchnell vor ſich gehen konnte.

„Ich bin König, ſagte er hierauf, und Beherrſcher der Inſel der Aufrichtigkeit; dort lebte ich friedlich, geliebt von allen meinen Unterthanen. Einſt, als ich auf der Jagd mit großer Hitze einen Löwen verfolgte, verirrte ich mich in der Wildniß und befand mich plötzlich in einem Dickicht, wo ich eine Frau erblickte, die gerade ſo ausſah, wie ich noch vor wenigen Augenblicken. Ich konnte mich bei dieſem Anblick nicht zu lachen enthalten, denn ſie drehte ſich auf ihrem Beine wie ein Kreiſel. Sie bemerkte dies und fragte mich zornig nach der Urſache meiner frohen Laune; aus Höflichkeit unterließ ich das Geſtändniß, allein, endlich drang ſie ſo ſehr in mich, daß ich ihr ſagte, wie die Seltſamkeit ihrer Geſtalt allein das Lachen bei mir erregt hatte. Meine Aufrichtigkeit mißfiel ihr ſehr; ſie zog die Augenbrauen zuſammen und machte einige gewagte Sätze, dann rief ſie mir zu:

„Um Dich für Deine Unverſchämtheit zu beſtrafen, ſollſt Du mir ganz gleich werden; nichts kann Dir Deine wirkliche Geſtalt wiedergeben, bis daß ſich eine geiſtreiche, ſchöne und gute Prinzeſſin findet, für die Du Liebe empfindeſt und welcher Du, trotz Deiner Mißgeſtalt, ſo viel Gegenliebe einflößeſt, daß ſie es über ſich gewinnt, Dir das Geſtändniß ihrer Zärtlichkeit zu machen. Jeden Tag ſollſt Du eine Stunde lang Deine natürliche Geſtalt annehmen können, jedoch nur in einer Höhle des Waldes, der ſich im Reiche des Königs Haspel befindet, der die Seidenwürmer ſo liebt. Auch will ich, daß Du keinem Menſchen Dein Unglück erzählſt, bis daß Du entzaubert ſeyn wirſt.“

„Ich hörte dieſe Drohungen mit großer Ruhe an, denn ich glaubte, daß ſie ſich nie erfüllen würden. Allein wie groß war meine Betrübniß, als dieſe entſetzliche Fee mich mit ihrem Hauche berührte und ich mich ſogleich in jenes Scheuſal umgewandelt ſah, das ich ſo eben verſpottet hatte. Die Fee ſah ich ſich hohnlachend entfernen. Ich wagte es nicht mehr, in meinen Palaſt zurückzukehren, noch wollte ich davon ſprechen, daß ich König ſey, überzeugt, daß mir Niemand glauben würde. Die Sehnſucht jedoch, wieder zu werden, wie ich war, trieb mich an, verſchiedene Höfe zu beſuchen, in der Hoffnung, eine Prinzeſſin zu finden, wie ſie mir die Fee beſchrieben hatte; allein es ward mir nicht möglich. Endlich ward ich müde zu ſuchen, und ich beſchloß, in irgend einem Winkel der Erde zu leben, von allem Umgang mit den Menſchen entfernt. Ich wählte den Felſen, wo Ihr mich fandet, und ich bewohnte ihn bereits ſeit einem Jahre, als ich das Glück hatte, Euch zum erſten Male zu ſehen. Ihr erſchienet mir gleich einer Gottheit; ich fühlte es, daß Ihr Diejenige waret, die mir Liebe einzuflößen im Stande wäre, ohne jedoch hoffen zu dürfen, daß Ihr ſie jemals für mich empfinden könntet. Ich durfte nicht einmal glauben, daß Ihr Euch an meinen Anblick gewöhnen würdet. Ich ging dann und wann in die Höhle des Waldes, um mich während kurzer Zeit in der Geſtalt wiederzuſehen, die eigentlich die Meinige iſt. Eines Tages war ich ſehr erſtaunt, Euere Schweſter dort bei mir zu erblicken, da ein Talisman jedem Sterblichen den Eingang verbietet. Ich ſtellte mich, als ſchliefe ich, um nicht mit ihr ſprechen zu dürfen, und weil ich fühlte, daß der Augenblick meiner Umgeſtaltung ſehr nahe war. In der That trat ſie ein, ſobald Euere Schweſter aus der Höhle fortgegangen war. Ich verließ nun auch auf einem nur mir bekannten Wege die Höhle."

„Euere Schweſter hatte bald darauf das zwanzigſte Jahr erreicht, und ihr Ring verlor mit dieſem Zeitpunkt ſeine Kraft gegen Talismane. Dies, meine geliebte Amata, iſt meine Geſchichte. Jetzt will ich Euch nur noch ewige Treue ſchwören, und Euch um die Erlaubniß bitten, Euerer Mutter meine Hand antragen zu dürfen; dann kommt mit mir in meine Staaten, und herrſchet über ein Volk, das keinen andern Wunſch kennen wird, als den, Euch zu gefallen."

Indem er dieſe Worte ſprach, ſah er Sauermine und Wildane eintreten, die ihre Unterredung behorcht hatten; die Fee, weil Amata die Hand ihres Neffen ausſchlug, und Sauermine, weil König Thurecht, in dem ſie jetzt den Jüngling der Höhle ſogleich wieder erkannte, ihre Schweſter liebte und nicht ſie. Sie wollte eben in bittern Worten gegen Beide ihrem Zorne Luft machen, als die Fee dazwiſchen trat und die unglückliche Amata bei ihren Locken ergriff, um ſich mit ihr aus dem Fenſter zu ſchwingen, ohne daß die Verzweiflung des Königs ihr das geringſte Hinderniß dabei in den Weg zu legen im Stande war. Er verließ ſogleich das Gemach, obgleich ihn Sauermine zurückhalten wollte, und ohne zu wiſſen, wohin er ging, verließ er den Palaſt, mit dem feſten Vorſatze, nicht eher zu ruhen, bis daß er ſeine geliebte Prinzeſſin gefunden haben würde.

Als der Schmetterlingkönig dieſe Nachricht erhielt, begann er zu lachen; er freute ſich, ein Geſchichtchen zu haben, das er erzählen konnte, und kehrte in ſein Königreich zurück.

Indeſſen trug Wildane die arme Amata mit Sturmeseile davon. Sie flog über große Wüſten und Gebirge, und langte endlich bei einem alten Thurme an, deſſen Pforte ſich ihrem Befehle öffnete. Hier ſetzte ſie die Prinzeſſin ab, und brachte ſie in einen großen Saal, der ganz mit Schnecken angefüllt war. „Da Du nicht den König der Schmetterlinge zum Gatten haben wollteſt, ſagte ſie zu ihr, ſo gebe ich Dir hiemit auf, innerhalb acht Tagen dieſe Schnecken tanzen zu lehren; ſonſt verwandle ich Dich ſelbſt in eine Schnecke!"

Nach dieſer Drohung flog ſie davon, und die Prinzeſſin ließ ihren Thränen freien Lauf, ohne nur daran zu denken, ſich mit den Schnecken abzugeben. Wir wollen ſie jetzt auf einige Zeit verlaſſen, und uns nach unſerm König Thurecht umſehen.

Der Arme war bereits weit und breit umhergezogen, als er einen großen Wald auf ſeinem Wege fand. Nachdem er einige Zeit darin fortgegangen war, gewahrte er ein Haus, das ganz aus Blättern gemacht war, und in dieſem Hauſe eine alte Frau, welche Kindern aus einem Buche verlas. Er ging vorüber, ohne dieſer Scene beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Aber die Frau rief ihm nach, daß er anhalten ſolle, und ſagte ihm dann mit zitternder Stimme, indem ſie mit dem Kopfe dazu wackelte:

„Prinz, Du ſuchſt vergebens die Prinzeſſin, denn Du kannſt ſie nicht eher finden, bis daß Du den glänzenden Froſch entdeckt haben wirſt, dann die häßliche Frau, die nicht gefallen will, und den geiſtloſen Mann, der ſich nicht einbildet, Geiſt zu beſitzen."

Der König erkannte ſogleich an dieſer räthſelhaften Rede, daß er es hier mit einer Fee zu thun habe, und bat ſie daher, ihm andere Mittel zu ſagen, ſeine Amata wiederzufinden; allein ſtatt aller Antwort zog ſie ihm ein ſchiefes Geſicht und lachte hell auf.

Sehr betrübt und ermüdet ſetzte er nun ſeinen Weg fort, und wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Er hatte jedoch kaum hundert Schritte zurückgelegt, als er ſchon wieder einer anderen Alten begegnete, die ihn um die Urſache ſeiner Trübſeligkeit befragte. Er erzählte ihr ſeine Leiden, und unterließ auch nicht, ihr mitzutheilen, was er von der alten Fee ſo eben gehört hatte. Er meinte, daß er nie ſo glücklich ſeyn würde, die Prinzeſſin Amata zu finden, wenn er vorher den glänzenden Froſch ſuchen müßte; die beiden andern Bedingungen ſchienen ihm leichter zu erfüllen.

„Schmeichelt Euch nicht mit dieſer Hoffnung, ſagte die Fee, denn ſie liegt eben ſo ſehr aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge. Jedoch iſt es möglich, alle drei Gegenſtände zu finden, wenn Ihr Euch nur ernſtlich Mühe darum geben wollt. Seyd Ihr aber innerhalb eines Jahres noch nicht in den Beſitz derſelben gelangt, ſo überlaßt Euch getroſt der Verzweiflung, denn Ihr würdet der unglücklichſte Menſch der Welt ſeyn. Jetzt gehet; ich darf Euch nicht mehr ſagen! Meine Schweſter, die Euch ſo eben geſprochen hat, darf Euch nicht mehr ſehen; denn ſie iſt falſch, und könnte Euch irgend etwas Böſes zufügen. Nur deshalb hat ſie Euch geſagt, wodurch Ihr Euere

Prinzeſſin aus dem Orte befreien könnt, wo ſie ſich jetzt befindet, weil ſie glaubte, daß Ihr es nie durchſetzen werdet, die Euch genannten Gegenſtände aufzufinden.“

Der König, der mit großem Rechte die Verwandlungen und Bezauberungen fürchtete, entfernte ſich ſo ſchnell als es ihm möglich war aus dieſem Bereiche, und durchzog nun die Welt zu Pferde. Er hatte nämlich beim Ausgang des Waldes ein ſolches graſend gefunden. Er ſuchte in Städten und Dörfern, in Veſten und Paläſten, ſtets nach den häßlichſten Frauen und dummſten Männern, er fand auch viele; allein er entdeckte gar bald, daß dieſe Frauen und Mädchen ſich gar nicht bei ihrer Toilette langweilten, und daß ſie es ſogar nicht aufgegeben hatten, mit deren Hilfe zu gefallen. Er ſah einige, die mit Hilfe von Schminke und Blumen, Federn und Bändern, ſogar im Stande zu ſeyn glaubten, trotz ihrer Häßlichkeit, ſich mit den ſchönſten Perſonen zu meſſen. Dieſe ganz gewöhnliche Wirkung der Eitelkeit der Damen befremdete indeß den Prinzen nicht, denn er wußte, daß ſie alle ſchon bei der Geburt eine ſtarke Doſis von Eigenliebe mit auf die Welt bringen. Allein, was ihn in Verwunderung ſetzte, war, daß er bei den Männern dieſelbe Eitelkeit und alle jene kleinen

Schwächen fand, die man bei dem ſchönen Geſchlechte nur zu entſchuldigen geneigt iſt. Ich würde nicht aufhören können, wenn ich alle verſchiedene Arten von Narren hier aufzählen wollte, die er antraf, ohne daß er jedoch einen Einzigen gefunden hätte, wie er ihn ſuchte; denn Alle glaubten, Verſtand und Geiſt zu beſitzen. Ein ſolcher Narr, eine ſolche Frau und ein ſolcher Froſch zwangen ihn, zweimal die Reiſe um die Welt zu machen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen.

So verlor er nach und nach alle Hoffnung, ſeine Geliebte wohl jemals wieder zu ſehen, und gedachte jetzt der Worte, die ihm die gute, alte Frau geſagt hatte: er wollte nämlich dem Leben entſagen, da es ihm keinen Reiz mehr bot. Mit dieſem Vorſatze näherte er ſich dem Ufer eines Fluſſes; die Gelegenheit war ihm günſtig und er ſtürzte ſich unverweilt hinein, in der Abſicht, ſein unerträgliches Leben zu enden. Aber anſtatt zu ertrinken, fühlte er, wie er ſanft und allmählich niederſank, und einen Augenblick darauf befand er ſich auf einem ſchönen Raſenplatz in einem Garten. Anfänglich glaubte er zu träumen, allein als er ſpäter ſah, daß er wach ſey, erhob er ſich, um vielleicht ein lebendes Weſen an dieſem unbekannten Orte zu treffen. Er ging auf dem einſamen Platze lange umher, bis daß er den Lärm von Hunden und Jagdhörnern vernahm, und bald darauf auch Jäger erſcheinen ſah. Man kann ſich von ſeinem Erſtaunen wohl einen Begriff machen, wenn ich hinzufüge, daß dieſe Jäger nichts Anderes, als dicke Fröſche waren, die auf ſchönen, grünen Katzen ritten und einem Haſen nachſetzten. Einige waren gleich Amazonen gekleidet. Andere hatten Damenüberröcke von Taffet und Hauben mit artigen kleinen Blumen verziert.

Sie blieſen Jaghörner, oder riefen die Hunde zuſammen; das Ganze machte einen überaus ſpaßhaften Eindruck, wie ſich Jeder leicht denken kann. Der Jagdzug hielt beim Anblicke des Prinzen und die Fröſche ſtiegen von ihren Katern ab, und eilten ihm entgegen. Sie gingen aufrecht, auf ihren Springfüßen, und bedienten ſich der anderen, wie wir unſerer Hände.

Als die ganze Truppe ihn erreicht hatte, begrüßte ihn Der, welcher der Gebieter aller Uebrigen zu ſeyn ſchien. Er trug ein langes, purpurfarbenes Kleid, das mit Perlen und Diamanten geſtickt war, und ſeine Stirne warf ſolche Strahlen von ſich, daß kein Auge im Stande war, ſie zu ertragen. Dieſer Froſch grüßte den König mit vieler Anmuth und ſagte: „Seyd willkommen, mein gnädigſter Herr, es iſt ſchon lange her, daß wir Euch erwarteten, denn Ihr müßt wiſſen, daß wir bezaubert ſind, und an Euch iſt es, unſere Bezauberung zu heben. Nicht immer war ich ein Froſch wie jetzt, ſondern ich beherrſchte als Königin dieſes Land, und alle Fröſche, die Ihr hier ſehet, waren meine Unterthanen. Ach, ich haßte einſt ſo ſehr die Fröſche, daß ich einen Befehl erließ, ſie Alle dem Gefühl meines Abſcheues zu opfern. Man ſäumte nicht, dieſem Befehle nachzukommen; als ich jedoch eines Abends ſpazieren ging, fand ich Einen nahe an meinem Schlafzimmer. Sogleich rief ich nach Hilfe und wollte, daß man ihn augenblicklich tödten ſollte; da man aber nicht ſchnell genug herbei eilte, ſo gelang es dem Froſche, ſich zu verbergen, und zwar ſo gut, daß man ihn nie mehr wieder finden konnte. Als ich andern Tages mich an demſelben Orte befand, erſchien mir eine ſchwarze, häßliche Frau, die in der einen Hand ein Körbchen, in der andern ein Fläſchchen mit Oel hielt; dieß goß ſie mir über den Kopf und ſprach: „Ich bin die Fee Froſch, und ich war es, die Du geſtern tödten laſſen wollteſt; Deine Befehle haben mich ſchon hundertmal der größten Gefahr ausgeſetzt; jetzt iſt es Zeit, daß ich mich räche. Werde Froſch, Du und alle Deine Unterthanen, die Deinen Befehlen ſtets ſo eifrig gehorchten. In dieſem Zuſtand ſollſt Du bleiben, bis daß ein König, der Deiner Hilfe bedarf, hieher kommen wird, Dir Deine frühere Geſtalt zurückzugeben.“ — Kaum hatte ſie dieſe Worte vollendet, ſo wurde ich, wie Ihr hier mich vor Euch ſehet. Eine Fee, die mich zwar beſchützte, aber nicht ſo geſchickt in ihrer Kunſt war, um mich in meinen früheren Zuſtand zurück zu verſetzen, vertraute mir, daß dieſes nur Euch vorbehalten wäre, und daß Ihr ein weißes Haar an der linken Augenbraue habet, womit eine gelehrte Zauberin Euch bei der Geburt beſchenkte, und daß dieſes Haar eben die Tugend beſitze, alle Verzauberungen zu löſen. Dieſe Fee führte Euch her; ſie war es, welche unter der Geſtalt eines Vogels der Prinzeſſin Amata den Edelſtein ſchenkte, endlich war auch ſie es, die mir dieſen glänzenden Fleck auf die Stirne drückte, und auch ſie wird Euch einen dummen Menſchen finden laſſen, der ſeiner Dummheit bewußt iſt, und ein häßliches Mädchen, das von ſeiner Unausſtehlichkeit ſich überzeugt fühlt. Schon hat ſie dieſe beiden Perſonen hieher gebracht, um gewiß zu ſeyn, daß die Selbſtſucht und Eigenliebe, welche die Welt beherrſchen, ſie nicht verderben und unſere letzte Hoffnung auf ſolche Weiſe vereiteln. Ihr werdet ſie in einer unfernen Hütte finden. Allein ehe Ihr Euch zu ihnen begebt, mein Prinz, gebt uns unſere menſchliche Form zurück und geſtattet, daß wir Euch jenes verhängnißvolle Haar ausreißen, damit Ihr Euch deſſelben zu unſerem Vortheil bedienen könnt. Es wird Euch auch dazu nöthig ſeyn, Euere Prinzeſſin zu befreien.“

Thurecht ließ ſich nicht lange bitten; man riß ihm das Haar aus, und er nahm es und berührte damit alle Fröſche, die alsbald ſehr liebenswürdige Prinzen und Prinzeſſinnen wurden. Die Königin und ihre Unterthanen dankten ihm einſtimmig dafür. Unterdeß war die zweite alte Frau aus dem Walde erſchienen und ſagte, daß ſie ihm den Dienſt vergelten wolle, den er ſo eben ihrer Freundin gewährt hatte, und daß ſie ihn zu dem Narren und der Häßlichen leiten würde, von denen er ein Kraut zum Geſchenk erhalten werde, das er in der Folge brauchen könnte. Er folgte ihr alſo ſchleunigſt, fand, was er ſuchte, und nahm das Kraut in Empfang.

Die gute Frau zerſchnitt hierauf einen Apfel und bildete einen hübſchen Wagen daraus, der von ſelbſt hundert Stunden in einer Minute zurücklegte; ſie ſtieg mit dem Prinzen ein, der ſich nicht genug über Alles, was er ſah und that, verwundern konnte, dem jedoch die Schnelligkeit des Fuhrwerks, für ſeine Liebe, doch nicht hinreichend war. Deſſen ungeachtet waren ſie ſehr bald bei dem Thurme angelangt, wo die ſchöne [illegible] gefangen gehalten ward. Die böſe Fee hatte [illegible] alle Tage unmögliche Dinge zu voll-

führen gegeben und ſuchte hiedurch ſtets einen neuen Vorwand, ſie zu quälen.

Zuerſt mußte ſie, wie ich ſchon berichtet habe, Schnecken zum Tanzen abrichten, und dies war doch gewiß ein ſchweres Stück Arbeit. Auch weinte ſie in der That ſieben lange Tage darüber, und dachte gar nicht daran, ihren ſeltſamen Scholaren eine Stunde zu geben. Allein am achten Tage, wo die Fee verſprochen hatte, wiederzukommen, um ſie ſelbſt in eine Schnecke zu verwandeln, wenn ihr die Aufgabe nicht zu löſen gelungen wäre, erreichte ihre Traurigkeit den höchſten Grad, und ſie entſchloß ſich dazu, den Unterricht zu beginnen; bald aber ſah ſie, daß ſie Mühe und Zeit dabei unnöthig verſchwendete. Ueberzeugt, daß ihr Unglück unvermeidlich ſey, dachte ſie daran, ſich das Leben zu nehmen; denn lieber wollte ſie todt ſeyn, als eine Schnecke werden, noch weniger aber den König der Schmetterlinge heirathen. Sie ſtieg alſo auf das Fenſterbrett, um ſich von da hinunter zu ſtürzen, allein durch einen Zufall erinnerte ſie ſich des Edelſteins, den ihr der Vogel einſt in den Schooß fallen ließ; ſie zog ihn hervor, betrachtete ihn und ſagte: „Schöner Stein, wenn Du die Macht beſitzeſt, mich aus dieſer Gefahr zu befreien, ſo thu' es!" Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo öffnete ſich der Brillant und viele kleine

Tanzmeiſter ſchlürften daraus hervor, mit Violinen unter dem Arm. Sogleich richteten ſich die Schnecken in die Höhe, und in wenigen Minuten konnten ſie Walzer, Galopp und Cotillon tanzen; hierauf verſchwanden die Tanzmeiſter. Trotz ihrer Bekümmerniß, mußte die Prinzeſſin laut auflachen; ſie trocknete ihre Thränen, küßte den Brillant mit Entzücken und ſteckte ihn dann ſorglich wieder in die Taſche, in der Angſt, daß Wildane ihn entdecken und ihr rauben könne.

Bald erſchien die böſe Fee und fragte mit einem recht boshaften Lächeln, wie es mit ihren Scholaren ſtehe.

„Urtheilt ſelbſt, ſprach Amata mit ſanfter, ſchüchterner Stimme, und öffnete ſogleich die Thüre des Saales, wo ſich die Schnecken befanden. Tra, la, la,“ ſang ſie, und im Augenblick tanzten die kleinen Thierchen, und zwar ſo niedlich und allerliebſt, daß Wildane außer ſich vor Wuth und Ueberraſchung gerieth. Sogleich gab ſie ihr noch ſchwerere Arbeiten auf, allein mit Hilfe ihres Wunderbrillanten konnte ſie Alles ausführen. Hierüber wurde die Fee endlich ſo wüthend, daß ſie die Prinzeſſin in einen eiſernen Käfig einſchloß, und dieſen in einen Hof ſtellte, der mit Drachen und wilden Thieren angefüllt war, welche ſtets bemüht waren, die Eiſenſtäbe zu zerbrechen und die arme Prinzeſſin aufzufreſſen.

So lebte nun ſchon Amata ſeit einem vollen Monate, als ſie plötzlich den König Thurecht erſcheinen ſah. Sie zitterte bei der Gefahr, die ihn bedrohte. Er hatte die Pforte des Hofes geöffnet, indem er ſie blos mit ſeinem Kraute berührte. Kaum erblickte er ſeine Geliebte in ihrer fürchterlichen Lage, als er mit gezogenem Schwerte auf die Drachen losſtürzen wollte; aber die gute alte Frau, die bei ihm war, bat ihn, nur das Kraut ihnen entgegen zu werfen. Er that es, und ſogleich ſtürzten alle Thiere todt zur Erde. Nun eilte er auf den Käfig los, den er mit ſeinem weißen Haare berührte. Sogleich fühlte er ſich, die gute Fee und die Prinzeſſin erhoben und in einer Wolke, nach ſeinem Königreiche hingeführt.

Die Unterthanen erkannten ihren König und freuten ſich ſehr über ſeine Wiederkunft. Er ſandte nun ſogleich eine Botſchaft an Amata's Vater und Mutter, und begehrte ſie zur Gattin von ihnen. Allein die Botſchaft kam bald mit der Nachricht zurück, daß ſich der König Haspel erſchoſſen habe, weil er einen ſtark zuſammengewirrten Seidenſtrang nicht hatte abhaspeln können, und daß die Königin an den Kinderblattern geſtorben war. Sauermine hatte ſich vergiftet. Amata wurde durch dieſe Geſchicke neuerdings betrübt. Sie trauerte ſechs Monate um ihre Verwandten, und nach dieſer Friſt heirathete ſie erſt den König Thurecht, mit dem ſie eine lange Reihe von Jahren ein ſehr beglücktes Leben führte.

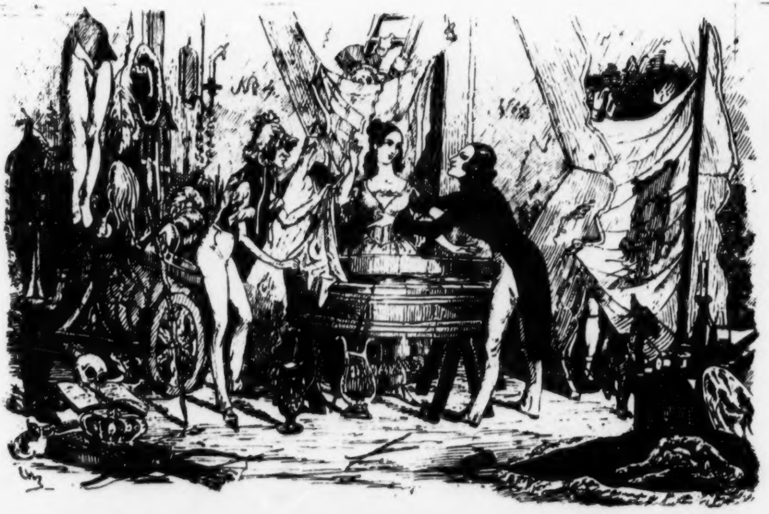
Das weiße Haar des Königs wurde in einen Ring gefaßt, den er ſtets als Talisman am Finger trug.

Die gute Fee begab ſich zur Königin Brillantine, dem ehemaligen Froſch, an deren Hofe ſie für die Folge ihren beſtändigen Aufenthalt nahm.

Inhalt.

Seite
Die Salamandrin und die Bildſäule * 1
Prinzeſſin Fiſch 78
Prinz Kobold 140
Aſchenbrödel, oder der kleine gläſerne Pantoffel . . 184
Der gelbe Zwerg 197
Reiſe nach dem Schlaraffenland 238
Nadir und Nadine * 246
Schlauchen's Abenteuer, oder die kluge Prinzeſſin . 292
Stummwittchen 329
Die gute kleine Maus 342
Adis und Dahy * 369
Glück und Unglück 425
Weißröschen 443
Die Hirſchkuh 451
Prinz Thurecht 518

Anmerk. Die mit * bezeichneten Mährchen ſind aus dem Dſchinniſtan; jedoch neu erzählt und für den Zweck dieſes Buchs gänzlich umgeſtaltet.


Nº 4

Theater-Roman.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von E. Hochdanz.

I.

„Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

An * * *

Bedürfte es einer Entſchuldigung dieſer Arbeit, ſo möchte ich ſie vor aller Welt Ihnen ablegen, eine offene Beichte, mit Allem, was ich gefehlt, was ich geſündigt. Allein Sie fordern ſie mir nicht ab — ich weiß es — Sie lächeln still über die thörichte Wuth der Menſchen, die überall nur Selbſtſucht und unlautre Abſicht erblicken will.

Das Theater bildet in unſern geſellſchaftlichen Beziehungen im engern Sinne das einzige, öffentliche Element und wer fühlte nicht die bittre Ironie, die in den Worten liegt: um das Theater gruppirt ſich unſer ganzes modernes Leben? der Schein dient der Wirklichkeit zur Folie, ergänzt ſie, verleiht ihr das, was ſie reizvoller erſcheinen läßt. Die höchſte Bildung, Literatur, verwandte Künſte, Induſtrie, gemeine Erwerbſucht, Alles drängt ſich hinzu, um ſein beſcheiden oder unbeſcheiden Theil daran zu nehmen, zu behaupten. Das Theater iſt für einen großen Theil der Menſchen wirklich die ganze geſellſchaftliche Welt in einer Nuß, und eine größere Kraft als die meinige dürfte hier nur mit mächtiger Hand den Thon erfaſſen, um ihn bildneriſch zu geſtalten und der Roman unſers Lebens, mit allen ſeinen modernen Thorheiten und Schwächen, wäre für alle Zeiten gedichtet.

Man hat behauptet, daß die Kunſt hinter der Schminke faſt nur Häßlichkeiten berge, und daß man, um einen reinen, ungetrübten Genuß an ihren Hervorbringungen zu empfinden, den Umgang mit Künſtlern im Allgemeinen meiden ſolle. Janin wendet dieſen Ausſpruch auf alle Künſtler an. Er theilt das weite Kunſtgebiet in zwei große Bereiche: das Parterre und die Couliſſen. Jenes umfaßt die Genießenden, dieſe werden von den Gewährenden bevölkert. So lange man im Parterre iſt — wie gut geht es da! ruft er aus; die Kunſt ſchmückt ſich für uns, wie eine Braut; ſie lächelt, iſt holdſelig, macht nur Sammtpfötchen; ſie erſcheint glänzend, glücklich, hochgeehrt. Aber ſtets im Parterre geblieben, will man dieſe Dinge immer ſo erblicken! In den Couliſſen ſieht Alles anders aus. Dort iſt jede Kunſt nur unerfreulich. Dort belauſcht man den Dichter, wie er ſich abmüht, Reime ſucht und Sylben zählt; wie der Muſiker mit dem Fuße ſtampft, weil die Begeiſterung nicht kommen will; wie der Maler verlorene Dirnchen von der Gaſſe holt und ſie entkleidet, um Formen für ſeine Göttinnen und Heiligen zu finden, und endlich wie die hübſche Schauſpielerin, die Alles entzückte, ſich das

Geſicht entſchminkt und mit den falſchen Locken ihre Seele, ihre Leidenſchaft auf die Toilette legt.

Dies nennt der witzige Franzoſe die Couliſſen; er warnt davor. Sich hineinwagen — ſetzt er hinzu — heißt, ſich auf Tod und Leben in eine dumpfige Atmoſphäre ſtürzen, die jeder um ſein inneres Glück beſorgte Menſch ängſtlich vermeiden, oder nur mit ernſter Vorſicht ſich ihr nähern ſoll.

Es liegt etwas Wahrheit in dieſem ſtrengen Ausſpruche; für ſehr empfängliche Organiſationen hat der Umgang mit Künſtlern Beunruhigendes, Aufregendes — ja er kann unter gewiſſen Umſtänden ſogar verderblich wirken. Für Andere aber bietet das Künſtlerleben, in der Nähe betrachtet, eine unverſiegbare Fundgrube der Forſchungen, ein Studium des Geiſtes und der Seele in ihren reichſten Entfaltungen, einen poetiſchen Lüſtre um die ſchaalen Ereigniſſe des bürgerlichen Lebens, eine humoriſtiſche Laſur um ſeinen Ernſt und ſeine Trauer.

Was ich hier gebe, beruht zum Theil auf ſolchen Beobachtungen. Allein die Wahrheit in gewiſſen Schilderungen verleitet die Menſchen, ihre Blicke nach den Originalen auszuſenden, die dazu geſeſſen haben mögen, und gewöhnlich werden dieſe auch gefunden — weil ſie nun einmal gefunden werden ſollen. Es wurzelt aber eine fromme Scheu bei Vielen vor Allem dem, was die Perſönlichkeit berührt. Es gibt ſogar Eiferer, welche dieſe für etwas ſo Heiliges erachtet wiſſen wollen, daß ſie eine Schilderung derſelben, und trüge ſie auch unverkennbare Spuren der Meiſterſchaft an ſich, als etwas Unerlaubtes und höchſt Strafbares bezeichnen. Iſt es jedoch nicht der niedrigſte Grad von Egoismus, der dieſe Eiferer antreibt? iſt es nicht die lächerliche Eitelkeit, die es übelnimmt, wenn der Maler die Warze wiedergibt, die dem weiſen Manne einige Aehnlichkeit mit Klaus Narr oder Eulenſpiegel verleiht? Sind ſolche Leute nicht dem Vogel Strauß zu vergleichen, der ſich geſichert glaubt, wenn er nur ſeinen Kopf verſteckt hat?

Die Schauſpieler ſind in der That exceptionelle Menſchen, denen man Unarten zu Gute halten muß, um des Vergnügens willen, das ſie uns machen. Aus ihrer Stellung, die ſie in dem Laufe der Zeit für ſich in Anſpruch genommen haben, und die man ihnen noch immer aus kleinlichen Gründen verkümmern will, entſpringt ein greller Widerſpruch, eine ſchwer zu löſende Diſſonanz und will man nicht — mit Ausnahme der wahrhaften Größen und begabteſten Intelligenzen — die Geſammtleiſtungen Aller bei einer Bühne Angeſtellten, als das eigentliche Kunſtproduct in's Auge faſſen, ſo wird man ſtets den Einzelnen viel zu hoch im Werthe angeſchlagen finden.

Dieſe wenigen Worte vorangeſchickt, laſſen Sie mich nunmehr meinen Vorhang ohne weitere

Erläuterung aufziehen; ich wüßte auch kein im Augenblicke zu geben, wenn man mich ernſtlich um meine Tendenzen befragte.

„Und ſoll ich das Alles hier vor dieſen Leuten ſagen?“ fragt das Käthchen von Heilbronn, und ich geſtehe es Ihnen, Gütigſte, meine Naivität kommt der ſeinigen gleich. Es iſt jetzt nicht mehr an der Zeit, mit Unbefangenheit darzulegen, was man gewollt und wonach man geſtrebt, und nur das eigene Bewußtſeyn kann über die Mißdeutungen uns hinwegſehen laſſen, denen wir zum Oefterſten ausgeſetzt ſind.

Schenken Sie meinem Drama geneigtes Auge und Ohr! Sie werden hier das Theaterleben in ſeiner mannichfachſten Geſtaltung finden, ernſt und tief, heiter und leicht — verbrämt mit Kleinſtädtereien, philiſterhaften Blödigkeiten, Abgeſchmacktheiten der höhern Geſellſchaft, abenteuerlichen und grotesken Erfindungen, die nach meiner Meinung hier auch nicht fehlen durften. Denken Sie, daß ich zunächſt dieſes Alles zur Unterhaltung müſſiger Leute geſchrieben habe. Ein beſcheidenes Ziel! Niemand beneidet es mir gewiß, ſelbſt wenn ich es glücklich erreiche. Wie wenig iſt doch ein Unterhaltungsſchriftſteller!

Wenn Sie aber mein Buch bis zu Ende geleſen haben werden und Sie es der Mühe werth halten, einen vorüberfliegenden Blick darauf zurückzulenken, und Ihnen dann vielleicht Gedanken kämen, über lächerliche Satzungen, die wir uns gegeben, um unſere naturgemäße Freiheit zu beſchränken und denen wir uns jetzt nur mit Widerſtreben und mit Aufopferung unſerer edelſten Gefühle unterwerfen — über verfehlte Stellungen, die uns mangelhafte Erziehung, Vorurtheile oder Eigenſinn einnehmen laſſen — über die Anmaßungen ſogenannter kluger Leute, die Alles nach ihrem Kopfe einrichten wollen — über das, was man

Charakter im Leben benennt — über die vagen Begriffe, die man von Ehre und Schande hegt — über die freche Lüge, die unſere ſocialen Beziehungen übertüncht und endlich über das Daſeyn wirklicher Parias in der civiliſirten Geſellſchaft zu Mitte des Neunzehnten Jahrhunderts — dann — ja führte Sie dann dieſe Anregung weiter, ſo ſind es Reſultate, deren ich mich nicht rühmen darf, da Sie Ihnen nur allein gehören werden. Es würde ein Zufall ſeyn: nichts weiter! aber ich will ihm und Ihnen danken!

Man hört ſo oft die goldenen Worte: Fortſchritt und Cultur. Ja, aber im Fortſchreiten ſind wir bedächtig und langſam, und von Cultur haben wir noch ſehr wenig. Wie wird eine ſpätere Zeit unſern Stolz belächeln!

Ich will dieſe ſeltſame Dedication hiemit ſchließen. Ich verſchmähte es, mich an eine allbekannte Größe zu wenden: der Anruf am Eingange ſey der

Schönheit und Güte geweiht, dem klaren Geiſte und der anmuthvollen Huld, deren liebenswürdige Beſcheidenheit mir verbietet, ihren Namen hier zu nennen. Wäre es mir vergönnt geweſen, ſo brächte er Segen meinem Beginnen; er glänzte ſchützend an der Pforte meines Buchs! —

Erſtes Kapitel.

— Ihr ſchaut ſo treu herüber
Ihr Heimatberge dort. —

Schreiber.

Die meiſten der geehrten Leſer werden das Städtchen gewiß genugſam kennen, von dem ich jetzt ſprechen will. Es heißt Pogenwinkel und liegt an der Unſtrut, jenem lieblichen Fluſſe, der ein geſegnetes Land durchſchneidet, Mühlen und Fabriken treibt und fördert, Geld nach allen Seiten unter die Leute bringt und, ſich dann mit einem mächtigen Strome verbindend, dem großen Weltmeere zueilt. Pogenwinkel liegt aber noch weit von der Mündung.

Alterthumsforſcher haben ſich ſeit lange ſchon Mühe gegeben, den Urſprung Pogenwinkels zu berichtigen, allein die Sagen durchkreuzten ſich, und nur ſo viel wurde herausgebracht, daß ſeit der Erbauung des älteſten Theiles der Stadtmauer und ihres Thurmes viele Jahrhunderte vorübergezogen waren. Man wollte ſich nun an den Namen halten, um Licht zu gewinnen; allein hier verwirrten ſich die Forſcher noch weit mehr. Der Eine leitete ihn von Pagenwinkel ab und meinte, es ſey zuerſt hier das Pagenhaus der königlichen Pfalz geweſen, etwa zu Carls des Großen Zeiten; der Andere ſprach von einer falſchen Lesart in den Urkunden, und brachte Popenwinkel heraus, indem die Slaven oder vielmehr ihre Popen den Ort gegründet haben ſollten: noch Andere gingen ſo weit, an das Wort Poggio zu denken, etwa wie Poggio Imperiale der prachtvolle Palaſt bei Florenz ſich benennt. Da aber zu allen dieſen und noch vielen andern Annahmen ſich kein hinreichender Grund zeigte, ſo wollen wir lieber uns auf die Seite derer ſchlagen, die kurz und gut den Namen der Stadt von dem Plattdeutſchen „Pogge“, Froſch, ableiteten, und unſere Leſer bitten, dieſer Meinung gefälligſt beizupflichten. Pogen- oder vielmehr Poggenwinkel könnte demnächſt füglich mit Winkel der Fröſche überſetzt werden, und hiezu war allerdings der triftigſte Grund vorhanden, denn die Gegend ringsum war ſumpfig, und wenn man in ſchöner Sommerszeit abendliche Spaziergänge unternahm, ſo konnte man ſich hinlänglich an den Lobgeſängen erfreuen, welche die eigentlichen Ureinwohner des Landes, die hier lange gehaust hatten, ehe Menſchen eingewandert waren, ihrem Schöpfer zu Ehren anſtimmten.

Mit der Endung Winkel wäre man, wollte man ſtrenge ſeyn, nicht ſobald in's Reine gekommen. Es war in Wirklichkeit kein Winkel vorhanden: die Stadt lag frei und offen in einer ſandigen Ebene, die von der Unſtrut durchzogen wurde. Man muß alſo wohl dieſe Benennung daher leiten, daß unſere Vorfahren ſtets etwas Kleines, Trautes, Heimliches mit dem Worte Winkel bezeichneten, wie man wohl noch heute hört: „ein recht trautes, ein bequemes Winkelchen,“ und dergleichen. Daher nannten ſich denn auch viele unſerer kleinen, heimlichen, trauten Städte So und So — Winkel, wie zunächſt Winkel am Rhein, vor Allem aber das durch Jean Paul und Kotzebue aufgegrabene Pompeji, und ſeitdem durch ſämmtliche deutſche Lande ſo hochberühmte Krähwinkel genügend bewahrheitet.

Doch genug von dem Namen, wir wollen jetzt unſere Blicke auf die Stadt ſelbſt und ihre Bewohner lenken, weil die Haupthelden dieſer einfachen Erzählung, oder vielmehr dieſe ſelbſt hier ihren Urſprung und ihre wahrhaftige Quelle haben.

Außer den großen und ältern Häuſern, die Pogenwinkels ungepflaſterten Marktplatz umgeben, waren in einigen Nebenſtraßen kleine, moderne, zierliche Häuſer gebaut, in dieſen wohnten Leute, die, von ihren Aemtern zurückgezogen, das wohlfeilere Pflaſter der kleinen Stadt aufſuchten, auf dem ſich's mit halbem Solde beſſer fortkommen ließ, als auf den breiten Trottoirs der Städte, wo ſie früherhin ihre Functionen ausgeübt hatten. Dieſe Sorte von Einwohnern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrte, trug nicht wenig dazu bei, die Lebensweiſe und die Neigungen der Kleinkrämer und Handwerker, welche zunächſt am Markte in den ältern Häuſern lebten, mit fremdartigen und merkwürdigen Elementen zu durchkreuzen.

Wie überall, ſo fehlte es auch hier nicht an einer urſprünglichen, vollkommen einheimiſchen Langenweile, die unter uns ja ſo bekannt iſt, daß meine Leſer mir jede Schilderung derſelben wohl eben ſo gern erlaſſen werden, als ich ſie vermeide, um nicht dadurch ſie ſelbſt zu erzeugen. Daß die Langeweile anſteckend wirkt, iſt eben ſo bekannt, und einleuchtend iſt es gewiß, daß die Koloniſten, die aus ihrem gewohnten Geſchäftskreis herausgetreten waren, am meiſten empfänglich für den Anſteckungsſtoff waren. Es iſt mit der Langenweile wie mit der Cholera; wer ſich zumeiſt davor fürchtet, bekommt ſie. Die Bewohner des Marktplatzes waren daran gewöhnt und ſahen ihr keck in's Geſicht; wer ihr aber ausweichen wollte, kam aus dem Regen in die Traufe. Nun gerieth man bald anfänglich auf die, bei der Cholera ſo nützlich befundene Sicherungsmaßregel des prophylaktiſchen Verfahrens: man ſchuf zuerſt ein Kaſino, ohne nähere Bezeichnung, und verſuchte es einen Winter damit. Hierauf, um dies Mittel wirkſamer zu machen, nannte man es „die Erholung.“ Dann, um die Doſis zu verſtärken, nannte man es „die Erholung befördernde Eintracht“ und miethete beim herannahenden Lenze einen Garten mit Kegelbahn und ließ über den Eingang eine Tafel aufhängen mit dem Motto: „Der Menſch bedarf nur wenig und das auf kurze Zeit“, und darunter ſtand: „Nur den Mitgliedern geöffnet, die gebeten werden, ihre Hunde zu Hauſe zu laſſen.“

Aber dies Alles vermochte dem ſchleichenden Gifte keinerlei Einhalt zu thun. Die Symptome wurden Jedem bald merklich: lange Geſichter, minutenlang anhaltendes Gähnen, ſtundenlanges Schweigen, überaus einſames Tabaksrauchen, wiederholtes Leſen des Tageblattes des Städtchens, Frage- und Antwortſpiele über ſchönes Wetter und die letzten Marktpreiſe. Die Gefahr wurde dringender, als abermals ein trüber Herbſt ſich nahete und ein noch trüberer Winter drohend an die Thore klopfte.

In ſolcher Noth war es wirklich wie ein ſeltenes Glück zu betrachten, daß der penſionirte Herr Oberlieutenant Krauthöfer, ein Mann, vor deſſen Eigenſchaften ein Jeder tief ſeinen Hut abziehen mußte und für den ich meinen geneigten Leſer gern einnehmen möchte, in die Stadt ſeinen Einzug hielt, um ſeinen Wohnſitz permanent daſelbſt zu nehmen. Ein Oberlieutenant iſt zwar keine hohe Charge, allein gewiß eine, die jede Achtung in der Geſellſchaft in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt. Ein Oberlieutenant kann es noch weit bringen übrigens: General iſt wohl das Nächſte, was ſich ihm in Perſpective ſtellt; jedoch hat man ſogar ein Exempel, daß ein Artillerie-Oberlieutenant es bis zum Kaiſer gebracht hat. Mit einem penſionirten Oberlieutenant iſt dies nun aber freilich nicht der Fall. Es dürfte für geringen Ehrgeiz zeugen, wenn ein Mann in den beſten Jahren, der die militäriſche Laufbahn ſich erkor, ſchon auf dieſer Stufe zu ſich ſelbſt ſagte: bis hieher und nicht weiter, allein es kann verſchiedene Gründe dafür geben.

Der reichſte Mann in Rußland, in dem gewaltigen, reichen Rußland, iſt nur Fähndrich; unſer Oberlieutenant hatte manche Aehnlichkeit mit ihm: er war nur um einen Grad höher geſtiegen, und nicht vollkommen ſo reich, allein für deutſche Verhältniſſe immer im Beſitze eines achtunggebietenden Vermögens und für Pogenwinkel vollends ein Crösus.

Er gehörte zu den extravagantesten Köpfen, und die ſeltſamſten Widerſprüche begegneten ſich in ihm. Im Dienſte thut ein ſolcher Mann nicht gut. Er ſah dies früh genug ein, um die Hoffnung auf General-Epauletten und Marſchallſtab aufzugeben, wozu bei den Ausſichten auf einen langen Frieden ohnehin nicht ſehr zu rechnen war, und beſchloß, ſich zurückzuziehen. Zuerſt machte er Reiſen, ſah ſich in eine Menge von Abenteuern verwickelt, die ihm am Ende einen Ueberdruß erzeugten und ihn antrieben, einen ruhigen Hafen zu ſuchen. Er blickte im weiten Vaterlande umher, und ſonderbarer Weiſe heftete ſich ſein Auge auf unſer Städtchen, deſſen Lage und Eigenthümlichkeit ihn nicht nur ganz beſonders anzogen, ſondern noch der ſpecielle Umſtand, daß eines ſeiner ihm vom Vater anererbten Güter, und namentlich das, auf dem er geboren war, nur eine Stunde von dem Orte entfernt lag. So hielt er denn eben mit jenem bedrohlichen Herbſt, deſſen ich ſchon erwähnte, ſeinen Einzug, und brachte keine Frau, wohl aber einen Sohn mit von etwa ſiebenzehn Jahren, den er ungemein zu lieben ſchien und deſſen Aeußeres die engliſche Abkunft in hohem Grade verrieth.

Die engliſche Abkunft? höre ich in Gedanken meine Leſer hier ausrufen. Krauthöfer, in der Nähe von Pogenwinkel geboren, und engliſche Abkunft? Allein ich bitte, hier doch ein wenig auch an die Mutter des jungen Menſchen zu denken, von der ich in dieſem Momente der Erzählung noch nichts zu verrathen im Stande bin, weil mir ſelbſt noch die gehörige Auskunft über Alles mangelt.

Der junge Krauthöfer hieß mit Vornamen Lucile, war ſehr hoch aufgeſchoſſen, blond, mit mattgrauen Augen und langen weißen Zähnen, kleinen Händen und ſpitzzulaufendem Hinterkopfe verſehen; kurz ächt engliſche Race. Der Oberlieutenant liebte ihn wie ſeinen Augapfel, ohne jedoch beſonders viel auf ſeine Ausbildung zu verwenden. Sprachkenntniſſe hatte der junge Menſch ſchon erworben; er konnte franzöſiſch und engliſch perfect ſprechen, neben ſeiner deutſchen Mutterſprache, die ſein Vater als ſolche proclamirte; etwas Muſik verſtand er auch; er ſpielte Klavier und ſang nicht unangenehm; zum Tanze ſchien er geſchickt, Beweiſe hatte er noch nicht abgelegt, weil ihm die Gelegenheit dazu mangelte. Hier aber war der Kreis ſeiner Erziehung geſchloſſen, der augenſcheinlich nicht erweitert werden ſollte. Wozu auch, dachten viele Pogenwinkler, beſonders die ſo am Markte wohnten, er weiß genug, um genug zu haben, und hat genug, um genug zu wiſſen. Ich kann wirklich den Leuten nicht unrecht geben.

Krauthöfer's Ankunft gewährte den Einwohnern allerdings einen bedeutenden Ableiter ihres eigenthümlichen Krankheitſtoffs. Einige Wochen hindurch gab es viel über ihn zu ſprechen, viel zu ergründen, noch mehr zu vermuthen, aber bei weitem mehr zu erfinden. Er hatte einen Bedienten mitgebracht, auf den zuerſt die edle Wißbegierde ihre Angriffsplane richtete, um das lebendige Geheimniß zu enthüllen: wo der Oberlieutenant zuletzt gelebt, was ſeine Frau Gemahlin für eine Geborene geweſen, ob der junge Lucile in der Ehe gezeugt, um darnach zu bemeſſen, welchen Grad von Achtung man ihm überhaupt zu erzeigen habe und wie es insbeſondere bei der Aufnahme in die „Erholung befördernde Eintracht“ gehalten werden ſollte. Allein, o Jammer! von dem Bedienten prallten alle Verſuche erfolglos zurück. Anfänglich glaubte man, er ſey zu ſchlau oder zu verſchloſſen, um etwas auszuſagen, was er von den Geheimniſſen ſeiner Herrſchaft wußte, allein bald kam man zu der Ueberzeugung, daß der Burſche zwar ſchlau und pfiffig, aber nur nach der im Lande üblichen und bekannten Weiſe ſey, indem ihn Krauthöfer im nächſten Städtchen gefunden und aufgenommen hatte und den Bauerburſchen durch das einfachſte Mittel in ſeinen Jäger umwandelte, indem er ihm einen grünen Rock mit betreßtem Kragen und einen bordirten Hut überwies, um ſich darein zu kleiden.

War nun aber gleich anfänglich Krauthöfer und die Seinen ein intereſſanter Gegenſtand für Pogenwinkels Honoratiorenſtand, ſo konnte das Gleiche im Gegenſatze nicht behauptet werden. Die kleine Stadt und ihr Miasma wirkte fürchterlich auf den neuen Koloniſten. Er gab es unverholen zu erkennen. Auf die ſchon nach acht Tagen oftmals an ihn gerichtete Frage — ob er bereits eingewohnt ſey und wie es ihm gefalle — antwortete er mit edler Freimüthigkeit davor ſolle ihn Gott bewahren und keineswegs. Dies machte die guten Pogenwinkeler ſtutzig, die gewöhnlich das Sprichwort im Munde führten: es giebt doch nur ein Pogenwinkel! und wer einmal hier geweſen, kehrt gewiß wieder zurück oder vergeht vor Sehnſucht. Eine leichte Variation des bekannten „Neapel ſehen und dann ſterben!“ Wer wollte aber dies den guten Leuten verdenken? Mußten ſie nicht in dem Wahne befangen ſeyn, da ja ſo viele Penſioniſten, die doch in den Kreishauptſtädten gelebt hatten, und daher die Welt kannten, zu ihnen zogen? Mußten ſie nicht auf die

Vermuthung geleitet werden: es ſey überall gut, in Pogenwinkel aber doch am beſten? Sie konnten daher den Oberlieutenant nicht begreifen, und die ihn am glimpflichſten beurtheilten, nannten ihn: den reichen Sonderling.

Nach und nach hatte der reiche Sonderling ſich aber doch einen kleinen geſellſchaftlichen Anhang verſchafft, mit dem er ein ſtilles Weſen trieb, das wiederum zu manchem Gerede Anlaß gab. Das Publikum theilte ſich nun in Wiſſende und Unwiſſende, oder beſſer geſagt Laien, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, und die Benennung iſt darum noch mehr zu rechtfertigen, da wirklich etwas von einer Loge verlautete, und man allerlei von geheimer Geſellſchaft und Freimaurerei munkelte. Ganz Pogenwinkel war umgewandelt, und ſeine Bewohner ſaßen und ſtanden auf Kohlen. Kam des Morgens der Barbier, ſo ſchmunzelte er beim Einſeifen und ſprach: na, geſtern war wieder ein Gebrülle und Geſtöhne bei Oberlieutenants, ſie müſſen wieder einen Recruten eingeweiht haben; und dabei zitterte er eben ſo wie der, den er barbirte, vor Begierde, mehr zu ergründen, und ſchnitt ſeinen Klienten in das Kinn. Keine Pfefferdüte wurde mehr verkauft, ohne eine Frage und Antwort über das große Stadtgeheimniß daran zu knüpfen. Die Mädchen am Brunnen erzählten ſich von den gräßlichen Geſchichten, und die Jungens auf den Straßen ſuchten die finſterſten Winkel auf und ſpielten: Vehmgericht. Wer Pogenwinkel früher gekannt, wurde nicht angenehm von dieſem Wechſel ergriffen, und wenn zwar die Langeweile dadurch etwas verhüllt war und ſie nicht mehr ſo grell und plötzlich ihre Opfer überfallen konnte, ſo war das Mittel eben auch ein Gegengift, deſſen verderbliche Folgen ſich nicht abſehen ließen, wenigſtens vor der Hand nicht.

Krauthöfer's nächſte Umgebung wurde aber, wie er ſelbſt, ſcheel und mit geheimer Scheu betrachtet, und die freundlichſten Menſchen, die faſt allgemein geſucht wurden, ſahen ſich auf eine wahrhaft zurückſtoßende Weiſe behandelt.

Zu dieſen Leuten gehörte vornehmlich der Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim nebſt Sohn, der Mauthſchreiber Fizmeier, der Amtsactuar Haidvogel, und ſogar zwei bis jetzt nur als ehrbar bekannte Frauenzimmer: die Gattin des Herrn Kreisphyſicus Löffelholz, und Mindelsheims Bäschen, Clotilde. Welchem Gerede ſich dieſe Geſellſchaft ausſetzte, iſt hier kaum wiederzugeben. Sollte man wohl glauben, daß man ſo weit ging, von einer Art von Mukerei ſprechen zu wollen?

Die Feder entfällt meiner Hand, indem ich dieſes niederſchreibe. Ich bin ſo glücklich, die eben

Genannten genau zu kennen, und weiß, welche Charaktere ich im Verfolg dieſer Geſchichte zu ſchildern haben werde. Ich kann daher im Voraus mein Wort verpfänden, daß der Gedanke an die Königsberger Verirrungen jeden dieſer Herren und Damen mit Entſetzen und Abſcheu erfüllte; aber eben ſo gut kenne ich den Charakter meiner guten Pogenwinkler, und weiß, daß der ihnen angeborene Hang zur Mediſance ſich bisher nie bis zu ſolchen ehrenrührigen Verbreitungen über ihre Mitbürger erhoben hatte. In Bezug auf das Fremde war das freilich etwas Anderes, und trotz der ihnen zur Pflicht gemachten Gaſtfreundſchaft, die ihr pecuniärer Nutzen ihnen auferlegte, geſtatteten ſie ſich doch wohl eine freiere Vermuthung, ein offeneres Wort. Viel wirkte in dieſer Beziehung der Redacteur des Tageblättchens, ein ganz heruntergekommener Scribent und eine gemeine Seele, der bei den Beſſern zwar nicht der geringſten Achtung genoß, allein doch als eingeborener Pogenwinkler ein gewiſſes Recht inne hatte über Fremde zu mediſiren.

Ich muß hier offen geſtehen, daß mich dieſer Zuſtand der Dinge, in dem von mir ſonſt ſo geſchätzten Städtchen, bitter ergriff, als ich davon Kunde erhielt, und daß ich mit ſtets wachſendem Unmuthe erfuhr, daß er über ein Vierteljahr anhielt.

Ich konnte damals dem Oberlieutenant mit ſeiner Geheimnißkrämerei ordentlich gram werden, und beſchloß, als mein Korreſpondent mich fortwährend von den ſeltſamſten Gerüchten in Kenntniß ſetzte, wodurch die trefflichſten Namen, wie der Kreisphyſicus Dr. Löffelholz, ſelber, bedroht wurden, endlich mich aufzumachen und nach Pogenwinkel zu reiſen, um der Sache auf die Spur zu kommen, und den Gehäſſigkeiten ein erwünſchtes Ende herbeizuführen.

Allein ich kam zu einer wahrhaft erfreulichen Entwickelung des Räthſels, die ohne mein Dazuthun ſich ergab, blos durch das naturgemäße Bedürfniß der rechten Zeitigung herbeigeführt.

Zweites Kapitel.

> — Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel. —
>
> Schiller.

Es war eine ſchöne Sonne, die über Pogenwinkel heraufſtrahlte, als ich durch ſein Hauptthor einfuhr und in ſeinen erſten Gaſthof „zur letzten weißen Roſe" einkehrte. Auch dieſes Aushängeſchild hatte eine myſteriöſe Beziehung, wie ſich denn überhaupt auf Pogenwinkel Schiller's ſchönes Wort im vollſten Sinne anwenden ließ:

„Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel." — Der Mauthbeamte, Herr Fizmeier, ein Anglomane wie Einer, der ſich mit engliſcher Geſchichte, namentlich mit dem genealogiſchen Theile derſelben viel abgab, hatte aus der Menge unbekannten Gründen — was brauchte ein ſolcher Mann die ſeinigen auch wohl allzu offen darzulegen — jedoch wahrſcheinlich im Hinblick auf die Kämpfe der Häuſer der rothen und weißen Roſe, den Gaſthof vor Kurzem ſo umgetauft, der früher „zur Diſtel" geheißen.

Es war eine ſchöne Sonne, wiederhole ich, denn an dieſem Tage ſollte ſich ein finſteres Brüten im freundlichſten Lichte offenbaren, dem geſellſchaftlichen Leben ein neuer Impuls gegeben werden, der fort und fort wirkend und ſich aller empfänglichen Herzen bemeiſternd, den Dämon der Langeweile für immer vertilgte. Was ſich bei Krauthöfer ſo geheimnißvoll vorbereitet hatte, was Alle beſchäftigte, die Aengſtlichſten mit Bangigkeit erfüllte, was nunmehr ein volles Vierteljahr wie eine unheilſchwangere Wolke über den Häuptern gelagert, Alles das verſchwand in dieſem Momente, und froh gab ſich's kund das Neuentſtandene, Unerwartete, Unerhörte, aber dennoch Allen Willkommene.

Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Liebhabertheater, zu dem der reichſte Einwohner des Städtchens zahlreiche Gäſte eingeladen hatte, und das an dem Abende jenes ſchönen Tages mit einem Prologe von der Erfindung des Herrn Amtsactuars, bekannt als Anhänger einer berühmten poetiſchen Schule und ächter Naturpoet, eröffnet wurde. Dieſer Prolog war unter dem vielverſprechenden Titel „der Storch“ angekündigt. Darauf wurde „die bezähmte Keiſerin“ nach Shakespeare gegeben. In einem weitläufigen Artikel im Tageblättchen hatte der anonyme Bearbeiter, in dem aber Jedermann den des Engliſchen hoch kundigen Herrn Mauthbeamten erkennen wollte, gründlich auseinandergeſetzt, weßhalb er das Wort Shrew weder mit „Widerſpänſtige“ noch weniger aber mit „Widerbellerin“ überſetzte, ſondern dafür „Keiſerin“ erwählt hatte. Seine Bearbeitung zeichnete ſich ferner noch dadurch aus, daß er mehre Perſonen ausgelaſſen hatte, weil die Darſteller dafür fehlten. Indeſſen konnte man auf etwas Gediegenes in dieſer Beziehung gefaßt ſeyn, und war es auch, wenn es gleich zu bedauern war, daß die meiſten Einwohner von Pogenwinkel zu geringe Kenntniſſe der Literatur überhaupt und der engliſchen insbeſondere beſaßen, um ſich zum gänzlichen Verſtändniß der Intentionen ihres gelehrten Mitbürgers emporzuſchwingen, ebenſo aber auch, daß dieſer zu viel Stolz beſaß, ſich zu ihnen hinabzuverfügen oder zu ihrer Einſicht hinabzuſteigen. Schon die Wahl des Stückes deutete dies an, denn obgleich die komiſchen Scenen wohl zum Gemüthe ſprachen, beſonders wenn ſie etwas grell aufgetragen wurden, ſo hätte man doch füglich etwas Populäreres zur Eröffnung finden können. Doch wollen wir darüber mit Niemand rechten; eröffnete doch eigentlich „der Storch“ das Theater, und dieſer war populär und begreiflich, wie der Vogel, der allbekannte, der denſelben Namen trägt, und das ungewohnte, wie unerhoffte Vergnügen, ein Theater in Pogenwinkel zu beſitzen, es zu beſitzen durch die Munifizenz eines reichen Mitbürgers, durch die genialen Talente mehrer derſelben, mußte ja ohnehin jede ſcharfe Kritik entwaffnen oder vielmehr unmöglich machen, wenn man noch überdies erwog, daß diejenigen, die mit Aufopferungen aller Art ihrer Stadt dieſen Genuß vorbereitet hatten, ſorglos und unbekümmert ihren Namen verunglimpfen ſahen, ihrer guten Sache vertrauend und dem Rechtlichkeitsgefühl ihrer Mitbürger.

Die Vorbereitungen, einſame Studien, gemeinſchaftliche Berathungen, Leſe- und Theaterproben werden leider nie ihren Chroniſten erhalten, wenn es nicht einem jener Auserwählten gefallen ſollte, ſelbſt zur Feder zu greifen. Alles ward mit dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes bedeckt, und Niemand kann auftreten und ſprechen: ich bin dabei geweſen, wenn es nicht wirklich einer iſt, der dabei geweſen, was natürlich der Theaterzettel jenes Tages belegen muß. Zwar las man um jene Zeit und nicht lange nachher eine Korreſpondenz in einem verbreiteten deutſchen Blatte, mit einem fingirten Ortsnamen bezeichnet, in dem viele Pogenwinkeler ihre Stadt erkennen wollten, allein es hat ſich ihnen längſt die beruhigende Ueberzeugung aufgedrungen, daß ſie im Irrthume waren. Keiner aus ihrer Mitte wäre eines ſo ſchwarzen Verraths fähig geweſen. Jenes Schreiben bezog ſich in der That auf ähnliche Vorgänge in einer deutſchen Reſidenz, woſelbſt auch große Theaterliebhaberei herrſchte, und man muß bei Betrachtung dieſes ſo ſeltſamen Falles, da eine Reſidenz für eine kleine unbedeutende Stadt genommen wird, ſich unwillkührlich darüber verwundern: wie viele größere und kleinere Pogen-, Kräh- und andere Winkel wir doch im Lande haben und wie ähnlich ſie ſich alle in den Hauptſachen ſehen.

Ich kann nur von der Vorſtellung am Eröffnungs-Abende ſprechen, und muß geſtehen, daß ich überraſcht war. Näher mich darüber auszulaſſen, hielte ich für unbeſcheiden. Darf ja ſchon der Inhaber eines ſimplen Freibillets an einem ganz gewöhnlichen Hoftheater nur ſehr bedingte Kritiken veröffentlichen, wenn er ſeinen Eintritt nicht verlieren will, und vollends dem Darſteller ſelbſt iſt es ſtreng geboten, ſich jeder Kritik zu enthalten, ja — ich kenne ein Hoftheater, wo den Schauſpielern ſogar der Umgang mit Kritikern unterſagt iſt, um denſelben nicht etwa Material zu liefern, ihre Arbeiten pikanter zu machen. Mein Fall iſt nun aber wirklich von noch kitzlicherer Natur, wie ein Jeder einſehen wird.

Der Eindruck iſt faſt nicht zu beſchreiben, den das Liebhaber-Theater auf Pogenwinkels Einwohner hervorbrachte. Sie hoben am Morgen nach der erſten Vorſtellung höher den Kopf und blickten leuchtend umher, und als der Wagen der Frau Rittergutsbeſitzerin von Smorſinkh über den Markt und zum Thore hinausfuhr, mit einem lichtblauen Lakai und einem dunkelgrünen Jäger hintenauf, da ſprach Kaufmann Repsberger zum Nachbar Flaſchner hinüber: „Die wär' ſonſt auch nicht hereingekommen ohne das Theater.“ Und ſie hatte bei ihm überdies einen bedeutenden Einkauf von Kaffee, Zucker, Zitronen, Roſinen, Reis und dergleichen machen laſſen. Wie denn überhaupt die Hoffnung auf baaren Gewinn der Kunſtliebe aller Orten großen Vorſchub leiſtet, und nun erſt da, wo die Künſtler vollkommen anſäßig ſind, und man daher ihr „Durchgehen“ nicht zu befürchten hat.

Kaum war die Rittergutsbeſitzerin den Augen entrollt, ſo ſprang der alte, gnomenhafte Laternenanzünder von Pogenwinkel wie unwirrſch über die Straße. Eine höchſt auffallende Erſcheinung! Der Mann war bei ſeinem Geſchäfte ſonſt nicht eben alert, hatte es auch gar nicht nöthig, denn mit den paar Lampen konnte er wohl den Tag über fertig werden. Ueberdieß ſtand

Mondſchein im Kalender, und die Lampen blieben zur Zeit unangezündet.

— Was giebt's, Hannes, ſo früh ſchon? rief Repsberger ihm zu.

— Muß auf's Theater — rief jener zurück. — Es iſt wieder Majorsprob' heute. —

Er wollte damit eine geringere Probe als die letzte oder Generalsprobe bezeichnen. Repsberger aber, der ſo wie ſein Nachbar Flaſchner und alle Uebrigen mit den techniſchen Ausdrücken des Theaterweſens nichts weniger als vertraut war, merkte ſich das Wort und freute ſich dabei wieder auf einen neuen Genuß, indem er ſagte: — Was das noch Alles werden will — 's ſind doch Tauſendſakerloter!

Die am nächſten bei der Sache betheiligt waren, die eigentlichen, ausübenden Künſtler, waren natürlich nicht weniger davon enthuſiasmirt. Am auffallendſten war es, daß ſelbſt ältere Köpfe wärmer wurden, wenn von Rollen und Spielen die Rede war. So kann ich verſichern, daß der würdige Zahlenmenſch, der Hauptkaſſenreviſer Mindelsheim, an gar nichts mehr denken konnte, als an's Memoriren, wobei ihm ſein wohlgeübtes Gedächtniß — er war nämlich der trefflichſte Kopfrechner und Mnemoniker von jeher geweſen und hätte Mangiamele und Hirſch Dänemark überwunden —

den bedeutendſten Vorſchub leiſtete. Daß Leute, wie Fizmeier und Haidvogel, bei der Sache waren, kann wohl Niemand Wunder nehmen: die waren gewiegt im Leben der Reſidenz, beſaßen die herrlichſten Kenntniſſe, und freuten ſich, einmal eine ordentliche Gelegenheit zu erhalten, um davon Gebrauch machen zu können. Sie waren in Allem bewandert, was der Bonton erheiſcht, und laſen ſogar dies oder jenes fremde Journal, wenn ſich ihnen die Gelegenheit dazu darbot. Da waren ſie denn von gar mancherlei unterrichtet, was andern Pegenwinklern unbekannt geblieben wäre. Aber ſie waren mittheilſamer Natur. Dieſer Eigenſchaften wegen wurde aber unter Beiden gewählt, als die Hauptchargen des neuen Theaters beſetzt werden ſollten. Die Wahl ſchwankte nicht lange. Der kräftige, ſprühende Mauthſchreiber, der gewandte Fizmeier, wurde zum Regiſſeur erhoben, dem zärteren, faſt weiblichen Actuar Haidvogel vertraute man das Amt eines Theaterdichters an. Oberlieutenant Krauthöfer ſelbſt behielt für ſich das Maſchinen- und Decorationsweſen, nichts weiter: als Kaſſier war er ja ohnedies und von Gottes Gnaden inſtallirt. Damen hatte man bis jetzt nur zwei enrolirt, und zwar beide

par droit de conquête ou par droit de naissance —

nämlich Frau Kreisphyſicuſſin Löffelholz auf erſterem Wege — ſie ergab ſich der Kunſt unbedingt und rückſichtslos — und Clotilde Mindelsheim, wegen der Verwandtſchaft: elle était du sang.

Um Verlegenheiten abzuhelfen, hatte ſich der junge, noch unbärtige Alfred Mindelsheim dazu verſtehen müſſen, Mädchenrollen zu übernehmen, „gleichwie beim altengliſchen Theater“, wie Fizmeier bemerkte.

Es hätte dieſer Aufführung, ſo wie keinerlei Ueberredung dazu bedurft, denn Alfred war — was ſeine Luſt betraf — zum Schauſpieler geboren. Er ſpielte Alles, was ihm übertragen wurde: naive Mädchen oder Burſchen, Liebhaber oder Liebhaberinnen; er fand ſich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit in den darzuſtellenden Charakter. Gewöhnlich war ſein Liebhaber, mit dem er, als Frauenzimmer gekleidet, die zärtlichen Scenen zu ſpielen hatte, Lucile, des reichen Oberlieutenants Sohn. Wenn auch zwiſchen beider jungen Leute Neigungen ſich wenig Sympathien entdecken ließen, ſo brachte doch ihr ſceniſches Verhältniß eine innigere Berührung hervor, von denen ſich beide Väter nur guten Erfolg verſprachen. Der ſtürmiſche, launenhafte und zu tollen Streichen aufgelegte Lucile ſollte — ſo wünſchten ſie — von dem ſanften, elegiſchen und zur holden Schwärmerei geneigten Alfred „etwas abbekommen“ und gegenſeitig dieſer von dem Feuer des Andern durchglüht werden.

Dies letztere war jedoch nicht nöthig. In Alfreds äußerlich ſo ruhigem Gemüthe wogte es wohl auch zu Zeiten; ſein Innerſtes durchzogen auch Lavabäche der Liebe, die ſich, wie ein chineſiſches Feuerwerk, in bunten Flammengarben erhoben und dann als feuriger Springbrunnen herniederfielen. Alles dies aber konnte der Jüngling in ſich bergen, ohne daß es Jemand gemerkt hätte; es waren keinerlei Freuden und Leiden in dieſer Stimmung von großer Bedeutung, und er theilte auch Niemand etwas davon mit: er war nur in ſich glücklich. —

Welch ein Unterſchied aber, wenn man Lucile's Treiben beobachtete. Dieſer trug die Charactere, die er darzuſtellen hatte, ſo täuſchend und damit ſtets wechſelnd in's Leben über, daß eigentlich Niemand recht wußte, mit wem er's zu thun hatte. Die am oberflächlichſten urtheilten, ſagten ohne Scheu: „der Junge ſey verrückt“, Andere meinten, es ſtecke viel Talent zur Liederlichkeit in ihm und er konne es noch weit darin bringen. Da Niemand des alten Krauthöfer Vermögen gezählt hatte und darüber die widerſprechendſten Gerüchte umliefen, ſo wollten Einige dem jungen Lucile Elend und Kummer für ſein weiteres Leben vorausſagen.

So viel ſchien gewiß, daß ſich in beiden ein Wunſch offenbarte, dem Theater ganz anzugehören und die Kunſt zum Hauptzweck ihres Lebens zu machen, wozu ſich bei Alfred noch die Sehnſucht nach jenem Lorbeer regte, der oft von ſo feilen Händen dem Sieger geboten wird. Sie theilten ſich ihre Gedanken mit und malten ſich mit lebhaften Farben eine phantaſtiſche, abenteuerliche Künſtlerlaufbahn aus. Lucile war in ſolchen Schilderungen unerſchöpflich; es war, als wenn er Alles ſchon einmal erlebt hätte und es aus der Erinnerung wiedergab. Alfreds ſtilleres Temperament gefiel ſich mehr im Zuhören, und wenn Lucile davon ſprach, wie er

„die Prinzeſſin Fiſch“

befreien wollte, ein neuer Amadis, dann lächelte Alfred recht ſelig beglückt in ſich hinein und blickte wie gedankenlos in's Blaue. Es ſchien faſt, als ob er ſeine Prinzeſſin ſchon befreit hätte.

Ueber aller dieſe Dinge beſprachen ſie ſich aber nur ganz geheim, mit jener Vertraulichkeit, welche die erſte Jugendfreundſchaft allein kennt. Ihren Vätern hatten ſie noch nichts davon geſagt; auch wenn Alfred in gänzlicher Hingebung ſchon oft davon geſprochen hatte, ſich zu entdecken, war es Lucile, der ihm davon abrieth und ihn zur ſtrengſten Verſchwiegenheit ermahnte.

In dieſen Stimmungen vergingen zwei Jahre, und Pogenwinkel war indeß von einer ächten Theaterſucht durchdrungen worden. Alles wollte Komödie ſpielen, was nur auf irgend eine Art Bildung kund zu geben wünſchte. Man ſchämte ſich ordentlich, bloßer Zuſchauer zu ſeyn, und am Ende war es dahin gekommen, daß man auf den Stühlen des Auditoriums, wie in den Dörfern bei Kriegszeiten, wo alle waffenfähigen Männer und Jünglinge ausgezogen ſind, nur Greiſe, Kinder und Weiber fand, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die letztern auch rekrutirt wurden, ſobald ſie ſchön waren, und alſo nur die ganz Häßlichen zum Zuſehen zurückblieben.

Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß Couliſſenintriken, wie überall, geſpielt wurden und daß man ſich allewege mit Skandalen umhertrug. Pogenwinkel war gar nicht mehr zu kennen, und der zeitungsbewanderte Haidvogel nannte des Oberlieutenants Krauthöfer Haus nicht anders mehr als Hôtel Caſtelane, nach dem berühmten Liebhabertheater des Grafen Caſtelane in Paris.

Drittes Kapitel.

Glücklich allein
Iſt die Seele die liebt.
Goethe.

Dies war der geſellſchaftliche Zuſtand des guten Städtchens, den ein mächtiger Zufall heraufbeſchworen hatte, als an einem ſchönen Tage der Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim mit einem Geſichte zu dem Oberlieutenant Krauthöfer in's Zimmer trat, auf dem man eine trübſelige Neuigkeit las. Man wechſelte die gewöhnlichen Begrüßungsformeln und ließ dann wie ſtets die Unterhaltung auf das Theater rollen. Ein junger Dichter, der viel verſprach, war aus fremdem Lande in die Reſidenz eingezogen und hatte dort bei den Theaterangehörigen und ihren Freunden großen Antheil erregt. Er reiste mit einem höchſt merkwürdigen Drama umher, von Stadt zu Stadt, und ging nicht eher von dannen, bis daß er eine Aufführung davon erlebt hatte. Dieſes Stück hatte nun der mit der Literatur auf's Innigſte verwebte Theaterdichter Haidvogel, der geprieſene Verfaſſer des Storchs, zu erlangen gewußt und es zur Aufführung vorgeſchlagen. Die Rollen waren ausgeſchrieben und ſollten vertheilt werden, die Leſeprobe war angeſetzt und der Dichter des Dramas, der wie ein leiblicher Bruder von Schiller's Mädchen aus der Fremde, ungerufen erſchien, beglückte und ſchwand, hatte zugeſagt, ſelbſt zu kommen, um bei der Generalprobe und Vorſtellung gegenwärtig zu ſeyn und ſeine Lorbeern in Perſon in Empfang zu nehmen.

Von dieſem wichtigen Ereigniß fing Krauthofer zu ſprechen an, und ergoß ſich in Lob über die ſchöne Diction und die andern Vorzüge der neuen Dichtung, als Mindelsheims ſüßſaueres Geſicht eine noch ſäuerlichere Färbung annahm und er mit den Worten gleichſam herausplatzte:

— Ja, wenn ſich's nur ohne Alfred noch wird geben laſſen —

— Ohne Alfred? widerholte der Oberlieutenant. Wie ſo? was iſt geſchehen?

— Der Junge verläßt uns — er will ſich dem wirklichen Theater widmen und ich habe nichts dagegen —

Es iſt unmöglich, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe Worte auf den Oberlieutenant hervorbrachten. Der gute Mindelsheim, ein ſanfter, ſanguiniſcher Menſch, der anfänglich glaubte, daß nur das neue Stück, in dem Alfred eine wichtige Rolle bekommen ſollte, Schuld ſey, ſuchte den Zornigen dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihm die Verſicherung ertheilte, er werde ſeinen Sohn nicht eher fortlaſſen, bis die erſten Vorſtellungen vorüber ſeyen, allein das war es gar nicht, weshalb der Oberlieutenant ſich ſo ereiferte.

— Seyd Ihr denn alſo wirklich Alle des Teufels? brach er los. — Wollt Ihr alſo alleſammt ordentliche Komödianten werden! Es ſcheint mir ein förmliches Komplott verabredet worden zu ſeyn. Am Ende, Mindelsheim, laßt Ihr noch ſelbſt Euere Penſion fahren und engagirt Euch für zärtliche Väter beim wirklichen Theater, weil die dummen Pogenwinkler Euch weiß machen, daß Ihr ſo etwas ſpielen könnt —

Mindelsheim war frappirt, allein er ſchwieg. Es war ſeiner Natur zuwider, in dieſen Ton einzuſtimmen. Nach einer Pauſe, die Krauthöfer mit einem lebhaften Auf- und Abgehen ausfüllte, während ſein Freund einen halben Schritt etwa hinter ihm daſſelbe that, ſagte dieſer endlich:

— Aber um Gotteswillen, Freund, ſeyd ſo gut und ſagt mir, was Euch denn ſo ſehr in Harniſch bringt. Es muß etwas vorgefallen ſeyn —

— Nun ja — ſchnauzte ihn Krauthöfer an — es iſt etwas vorgefallen! Auch mein Junge will zu den Komödianten! Das iſt das Ende vom Liede und daran iſt mir das verfluchte Neſt Schuld —

— Oh, verfluchtes Neſt — unſer Pegenwinkel — ein Neſt — brummte ſanft verweiſend und mit einem mitleidigen Lächeln der Hauptkaſſenreviſor.

— Ja, wie denn anders? nahm jener wieder das Wort. Wäre es bei Euch nicht ſo fürchterlich langweilig, ſo hätte ich nie den Gedanken gehabt mit dem Liebhabertheater, und ſo wäre nie die Theaterwuth in Euch Allen erwacht und weder Euer Junge noch der Meinige wollten Komödianten werden.

— Ihr ungerechter Hitzkopf! erwiderte Mindelsheim in dem frühern Tone. Schmäht Ihr nun gar unſern Kunſtſinn, unſere Empfänglichkeit für das Schöne, bloß um Eurer Galle Luſt zu machen. Und warum ſollen denn die Söhne, das was die Väter noch im Alter beglückt, nicht zum Zwecke ihres Lebens erwählen? Schickt es ſich für uns, Vorurtheile gegen einen Stand zu hegen, dem wir ja faſt ſelbſt angehören? —

— Den Henker auch, gehören wir dem Stande der Komödianten an! ſchrie der Oberlieutenant, ich wollte mich dafür bedanken. Die dunkelſte Röthe überflog ihn hier und wie vor Schaam oder Reue ſchien die Stimme zu erbeben.

Dann wurde er plötzlich etwas ruhiger und ſeine Hand auf Mindelsheims Arm legend, ſprach er ernſt und bewegt:

— Habt Ihr jemals mit dem wirklichen Theater in näherer Berührung geſtanden?

— Wie wollt Ihr, daß ich das hätte? entgegnete Jener — ich ſaß mein ganzes Leben im Bureau, abwechſelnd am Buche und am Zähltiſch —

— Ein einförmiges Leben, aber doch ein glückliches! ſeufzte Krauthöfer. Habt Ihr wohl intimen Umgang mit Schauſpielern gehabt?

Mindelsheim beſann ſich und ſagte dann:

— Daß ich nicht wüßte —

— Waret Ihr auch niemals in eine Schauſpielerin, Sängerin oder Tänzerin verliebt? Antwortet mir auf Euer Gewiſſen!

Der alte Mann erröthete leicht und ſprach:

— Wie fragt Ihr mich ſo ſcharf aus? —

Krauthöfer, der dieß für ein halbes Geſtändniß nahm, rief ſchnell:

— Heraus mit dem Geſtändniß — wart Ihr?

— Wie wollt Ihr, daß ſo etwas hätte geſchehen können, da ich erſt neunzehn Jahre alt, ſchon mit meiner nachherigen Frau, die Alfred's Mutter wurde — Gott habe ſie ſelig — ernſtlich verſprochen war — ſagte Mindelsheim mit ſtiller Rührung.

— Und dieſe fleiſchgewordene Proſa will nun mit einem Male ſo genial thun, ſich über Alles hinweg ſetzen, ſeinen Sohn von den Studien fortreißen und ihn dem närriſchen Frazzenleben überlaſſen! Ich bitte Euch, degradirt Euch doch nicht ſelbſt ſo ſehr und gebt Euere Menſchenwürde für eine Affenſchande hin! Sprecht, Hauptkaſſenreviſor, welch ein unſeliger Dämon konnte Euch wohl dazu beſtimmen, der Vater eines Komödianten werden zu wollen?

— Zeit und Umſtände — die Verhältniſſe — der Beruf meines Kindes zum Schauſpieler — ſagte in kurzen Abbrechungen der ſanfte Mindelsheim.

— Wiſchiwaſchi und nichts weiter! ſchrie ihm aber Krauthöfer entgegen. Seht einmal, da Ihr nichts von dem Dinge verſteht, ſo müßt Ihr Euch darüber belehren laſſen. Die Hälſe ſoll man den Jungen umdrehen, wenn ſie auf's Theater wollen. Was Euch jetzt ergötzt und erheitert, wenn Ihr es als Spiel zur Unterhaltung betrachtet, das wird Euch zur quälenden Pein wenn Ihr Euern Lebenszweck daran knüpft. Alle die kleinen Neckereien, die Euch hier begegneten, und Euch auch jetzt wohl ſchon die Haare zu Berge treiben konnten, waren die pikante Würze eines Vergnügens, das Ihr wie jedes Andere ſo lange cultivirt, als Ihr möget und bei dem Ihr die Ueberzeugung hegt, daß Ihr es in den Winkel werfen könnt, wenn es Euch nicht mehr dieſen Zweck erfüllt. Allein wie anders iſt es, wenn Ihr daran gebunden ſeyd, mit unauflöslichen Feſſeln; wenn Ihr dieſem Spiele Euere heitern Jahre leichtſinnig geopfert habt und Euch nun der Ernſt des Lebens antritt und ſeine Rechte geltend macht. Wie troſtlos, wenn Ihr zurückblickt auf die durchlaufene Bahn und überall auf Nichts als auf Nichtigkeiten ſtoßt. Jeder kann die Reſultate ſeines Fleißes zählen, nur die Schauſpieler nicht. Der Schuhmacher hat ſo und ſo viel Stiefel und Schuhe gemacht, was aber der Schauſpieler? was ſind ſeine gelernten Rollen? Mit wie viel Schund und verächtlichem Zeuge hat er ſein weites Gedächtniß gefüllt und was ſind die Leiſtungen aller dieſer Anſtrengungen? Seifenblaſen! und was hat er übrig davon? Einen gemißbrauchten, zermarterten Geiſt, einen gelähmten Körper!

— Ihr ſeht ſchwarz, lieber Freund! ſprach Mindelsheim.

3.

— Dies nennſt du ſchon ſchwarz, Du blöder Thor? nahm der Oberlieutenant wieder das Wort, ſo höre doch erſt weiter. Ich bin begierig, was Du zu dieſer tiefern Schattirung erſt ſagen wirſt. Wenn die Schauſpieler mit dem Leben ſpielen, in ihm charakterlos und unbeſtändig erſcheinen, ſo glaube nur ſicher, daß ſie es wirklich ſind. Die Fähigkeit, die ſie beſitzen müſſen, ſich in jede Gemüthsverfaſſung augenblicklich werfen zu können, muß ihrem ganzen Nervenſyſtem eine ſo beſondere Reizbarkeit verſchaffen, von der wir eben ſo wenig einen klaren Begriff uns machen können, als von dem Geruchsſinn der Hunde. Sie müſſen falſch ſeyn, wie wir es im gemeinen Leben benennen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, und ohne daß man's ihnen wie uns als ein Verbrechen anrechnen darf. Wer 'nem böſen Pferde zu nahe kommt, wird geſchlagen, wer 'nen Hund reizt, wird gebiſſen, wer mit 'nem ſcharfen Meſſer ſpielt, kann ſich leicht verwunden; die Klugheit fordert, Vorſicht anzuwenden; wer heißt uns mit Offenheit Schauſpielern vertrauen. Sie ſind loſe Läſtermäuler, Spötter, Plaudertaſchen, ſie prahlen mit deiner Freundſchaft, ohne Ruckſicht darauf, was Dir daraus erwachſen könnte; ſie verſchließen kein Geheimniß, wenn ſie Eitelkeit, verwundete Eigenliebe, Rachſucht antreibt, ſie ſind mißtrauiſch — feig — kriechend — ſchlau —

— Ho, ho! halt ein! unterbrach hier Mindelsheim den Eiferer — und wenn ſich Alles ſo anträfe, ſo wirſt du doch wohl Ausnahmen gelten laſſen —

— Und nun erſt ihre Stellung im Leben! fuhr Krauthofer fort, ohne auf dieſen Einwurf zu hören. Die Schauſpieler bilden einen Staat im Staate, eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft. Sie werden von den andern Ständen nur in ſo weit geduldet, als ſie zu ihrem Vergnügen beitragen müſſen; darüber hinaus, hört ihre Geltung auf. Lädt man ſie ein, ſo will man, daß ſie ihre Kunſtübungen auch dort fortſetzen, wo die Bretter der Bühne aufhören. Ihr eigentlicher Werth, wenn man davon überhaupt ſprechen will, iſt doch nur dort zu ſuchen, wo ſie ihre Kunſt üben, ſie ſind nur das, was ſie eben vorſtellen, wiſchen ſie die Schminke ab und ziehen ſie die Theatergarderobe aus, ſo hören ſie eigentlich auf zu ſeyn und ſind dazu verdammt ein geſpenſtiſches Scheinleben zu führen. Und ſolchen fratzenhaften Geſchöpfen wollt Ihr Euern Sohn zugeſellt ſehen, wollt ihn ſelbſt ihnen zuführen, damit er Einer werde der Ihrigen? O, Ihr alter, verblendeter Thor, geht in Euch und laßt Euch warnen!

Der Oberlieutenant Krauthofer mochte wohl manche traurige Erfahrung gemacht haben, die ihn zu ſolchem

Ausbruche der Bitterkeit verleiten konnte, der offenbar ungerecht war. Mag man auch dem Schauſpielerſtande im Allgemeinen Manches vorwerfen können, ſo iſt doch einmal keine Regel ohne Ausnahme, und daß es Ausnahmen in dieſem Falle gibt, davon wird jeder billige Leſer gewiß überzeugt ſeyn, und zweitens ſind in obiger Schilderung die Farben jedenfalls zu ſtark aufgetragen. Ich will Krauthöfer auf dreierlei Weiſe zu entſchuldigen ſuchen, nämlich: daß er Urſache hatte, ſich über ihm von Schauſpielern widerfahrene Unbill zu beklagen, daß er zu weit ging, um ſeinen guten Freund deſto ſicherer von ſeinem Vorhaben abzubringen, und daß es ihn verdroß, durch daſſelbe ſein Liebhabertheater einer Zierde beraubt zu ſehen.

Krauthöfer wollte auch noch von der Gefahr ſprechen, die für den Schauſpieler, wenn er eine edlere Organiſation zufällig beſitzen ſollte, aus der beſtändigen Aufregung der Leidenſchaft entſpringt; er deutete Einiges über Liebe und Eiferſucht flüchtig an, aber er unterbrach ſich dann plötzlich ſelbſt und wurde finſter und ſtill. Der Wurm, der ihm am Herzen zu nagen ſchien, ſchnürte es hier feſter zuſammen und der laute Fluß der Rede mußte verſiegen.

Mindelsheim verließ ihn bald ohne eine beſtimmte Erklärung von ſich zu geben. Er wolle Alles reiflich überdenken und in Erwägung ziehen, ſagte er; Krauthöfer aber ging mit gewichtigen Planen um. Er fand es jetzt nöthig, Pogenwinkel zu verlaſſen, und mit Lucile auf Reiſen zu gehen. Dieſe Zerſtreuung hoffte er, werde genügend ſeyn, um ihn von den Theatergedanken abzubringen. Es ſollte eine weite Reiſe werden, nach Ländern, wo man keine Spur von Theater findet. Er dachte im erſten Augenblicke ſelbſt an die Inſulaner der Südſee.

— Nein, er ſoll die ſchmerzliche Schule nicht durchmachen, ſagte der beſorgte Vater, was ich darin gelernt habe, kann ich noch nicht verwinden, für's Leben bringt es mir keinen Vortheil, aber meine Ruhe hat es für ewig vernichtet. Nein, er ſoll die erſten Klaſſen dieſer Schule nicht einmal kennen lernen! Es war ein Frevel, daß ich mit der Sache wieder zu ſpielen begann, die mir einſt ſo gefährlich wurde. Aber noch iſt es Zeit! ich reiße ihn vom Rande des Abgrunds, koſte es was es wolle! Ich bin Alles im Stande zu unternehmen und zu vollbringen, wenn es das Glück meines Sohnes gilt!

Um ein zu grelles Aufſehen zu vermeiden, denn auch er fügte ſich als nunmehriger Kleinſtädter gewiſſen Rückſichten, beſchloß Krauthöfer, vorerſt noch die angeſetzten Vorſtellungen ſtattfinden zu laſſen.

wenn gleich mitunter ſchon etwas von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe verlautete. Ganz Pogenwinkel verwunderte ſich darüber; man trauerte; es drohte wieder in ſeine frühere Unbedeutenheit zurückzuſinken. Allein Haidvogel, der Patriot, gab die Zuſicherung, daß ſo lange er lebe, das Liebhabertheater nicht aufhören werde, indem er ihm ſeine beſten Kräfte zu opfern geſonnen ſey.

Alfred und Lucile ſprachen indeß, wenn ſie allein waren, von ihren Planen. Der Eine, von ſeinem Vater begünſtigt, dachte daran, in die Reſidenz zu gehen, um ſich dort durch Selbſtanſchauung und den Unterricht des größten, daſelbſt lebenden und wirkenden Schauſpielers, zur Bühne vollſtändig auszubilden. Lucile, der wilde, unbeugſame Kopf, entdeckte ihm, daß er geſonnen ſey, ſeinem Vater bei der erſten, beſten Gelegenheit davonzulaufen, wenn es ihm nicht gelingen würde, ihn ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Offenbar hatte Lucile ein größeres Talent und mehr Genialität als Alfred, der durch ſein äußeres wie inneres Weſen zu dem Fache der jungen, ſchwärmeriſchen Liebhaber einzig und allein Befähigung hatte.

Er wußte nichts von der Unterredung, die ſein Vater mit dem Oberlieutenant gehabt hatte, und ahnte daher auch nichts von den Zweifeln, die dadurch in demſelben entſtanden waren. Er glaubte bald Pogenwinkel verlaſſen zu durfen, um ſich auf die Hohe Schule zu begeben. Wie voll war ſein Herz! wie hoffnungreich ſeine Bruſt! Er war nicht unglücklich in poetiſchen Verſuchen; jetzt floßen ſie ihm unwillkührlich, er durfte nur die Feder anſetzen. Bald beſang er einen Lieblingsdichter, bald die Kunſt, bald die zukünftige Geliebte, bald ſich ſelbſt. Immer war es ſein eigenes Glück, das hindurch ſchimmerte, und das ihm allein die Verſe eingab. Er liebte Alles, was ihn umgab; jedes Mädchen, ſchloß er in ſeines Herzens Schrein. Sie gehörten ihm Alle, und mit ihnen die Freuden der ganzen Welt. Das iſt ſo das Weſen eines ächt poetiſchen Gemüths.

Im Geiſte ſah er ſich ſchon als Hofſchauſpieler, als Regiſſeur des Hoftheaters, als erſten Mimen des Vaterlandes, mit Lorbeern gekrönt, wenn auch nicht auf dem Kapitol, doch zwiſchen den Couliſſen. Wie ſchön dachte er ſich das! Seine Kollegen auf dem Liebhabertheater zu Pogenwinkel nannten ihn auch wohl ſchon ſcherzend den zukünftigen Herrn Hofſchauler! Wie kitzelte das ſeine Eitelkeit! —

Sein Mühmchen Clotilde hatte ihn mehr als gern; in ihrem ſtillen Herzchen war manches Wünſchen laut geworden. Das Mädchen war zwar keine Schönheit, aber gut, und würde für einen ſtillen Pogenwinkeler jedenfalls eine nicht üble Parthie abgegeben haben. Alfred ſcherzte oft mit ihrer Neigung auf eine Weiſe, die ſie für Ernſt nehmen konnte.

Der Herr Amtsactuar Haidvogel hatte in der letzten Zeit zu dem Amte eines Theaterdichters auch noch die Aufſicht über die Garderobe erhalten. Das Erſtere ließ ihm in der That Zeit genug übrig und war mehr als eine Ehrencharge zu betrachten, die man ſeinem dichteriſchen Talente als Zoll der Anerkennung gebracht hatte. Die Garderobeaufſicht hingegen war mit Mühſal verknüpft, beſonders wenn man ihr mit ſolchem Eifer oblag, wie es Haidvogel that. Der wackere Mann hatte ſo viel vom Weibe, daß das Geſchäft ſich trefflich für ihn ſchickte. In früherer Zeit hatte er mit großer Vorliebe weibliche Beſchäftigungen getrieben: er ſtickte, ſtrickte und nähete: dabei trug er ſich gern im Hauſe faſt weiblich. Seine Schlafröcke waren viel frauenzimmerlicher als die, welche Aurora Dudevant im Hauſe zu tragen pflegt, und auf dem Kopfe ſaß ihm dazu ein Häubchen, das jedem Zöfchen gut geſtanden haben würde. Das kleine, ſchelmiſche Geſichtchen des Mannes lieh ſich trefflich dieſer Metamorphoſe und entſchuldigte gewiſſermaßen ſeine Neigung; bei zunehmenden Jahren war dieß freilich nicht mehr der Fall, allein man hatte ſich daran gewöhnt und fand die Marotte nicht unliebenswürdig.

In einem Winkel des Theaters, wo von überflüſſigen Couliſſen eine Art von Kammer gebildet worden war, um die Requiſiten und andere Gegenſtände aufzubewahren, ſtand ein großer Waſchtrog, wo Haidvogel mit höchſteigenen Händen ſich dem Geſchäfte der Reinigung verſchiedener feiner Stücke der Damengarderobe zu unterziehen pflegte. Es wäre für jeden Uneingeweihten in Pegenwinkels Theater ein überraſchender Anblick geweſen, hier den hochberühmten Dichter „des Storchs,“ im ſelbſt verfertigten Häubchen waſchend an der Wanne ſtehend zu finden, umgeben von Scepter und Krone, Schwerdtern und Triumphwagen, Helmen und Uniformen, dem einfachen Mantel des Templers und dem, was dem geiſtigen Künſtler erſt eigentlich Körper verleiht, dem baumwollenen Fleiſche, der trefflich wattirten Tricothoſe.

Eines Abends — die Vorſtellung ſollte ſo eben angehen — traf in dieſem Raume Alfred Clotilden. Haidvogel war eben nach ſeiner Weiſe fleißig, er hatte einen feinen Schleier in Händen, der bei einer nächſten Vorſtellung gebraucht werden ſollte und den er keiner Wäſcherin anvertrauen wollte. Um die Wanne ſicher zu ſtützen, hatte er, der feinfühlende Liebling der Muſen, Sappho's Leier darunter geſtellt und überließ ſich ſorglos ſeinem Geſchäfte, ohne auf die beiden jungen Leute zu achten. Plötzlich aber flüchtet Clotilde vor den heftiger werdenden Zudringlichkeiten ihres Vetters hinter die Wanne, er verfolgt ſie auch hier, allein ſie wehrt ihn ab und nun beugt er ſich über und will ſie umarmen.

Haidvogel's Händen entfällt der Schleier, denn ein ungeſchickter Stoß läßt die Leier ſchwanken, die Wanne kommt aus dem Gleichgewichte und ſtürzt mit fürchterlichem Gepolter um. Die Frau Kreisphyſicuſſin, die hinter der Fahne der Jungfrau von Orleans ſich ſo eben ankleidete, fiel vor Schreck in Ohnmacht, Fizmeier, der als unermüdlicher Regiſſeur eben auf dem Schnürboden nachſehen wollte, ſtürzt von der Leiter. Ein allgemeiner Schrecken tobt durchs Haus. Alles läuft herbei, allein ein flehender Blick der jungen Leute beſtimmt den weichgeſinnten Haidvogel, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen und die wahre Urſache des Unfalls zu verſchweigen.

Nur Mindelsheim und Krauthöfer leſen in den Geſichtern der Schuldigen ſogleich die Wahrheit und der Erſtere beſchließt, ſeinen Sohn ungeſäumt fortzuſchicken, der Letztere mit dem Seinigen Bogenwinkel ebeſtens zu verlaſſen. Es miſchten ſich nun Elemente in den urſprünglich harmloſen Scherz, die für die Plane der Alten nicht hineinpaßten.

Viertes Kapitel.

— Heute ſcheid' ich, morgen wandr' ich
Keine Seele weint um mich —

Fr. Müller.

Abends im Garten hinter Mindelsheims Hauſe gingen Lucile und Alfred im ernſten Geſpräche. Die Stille in der äußern Natur wogte hinüber in die Seelen der Menſchen, und ein Jeder war geſtimmt, dem innern Gotte ein reines Opfer darzubringen. In Alfred glühte es wie Dank: eine Weihrauchwolke nach der andern wallte empor: er war ganz Glück, ganz Liebe. Nichts in der weiten Welt ſtörte ihn; er erblickte vor ſich eine geebnete Bahn, die ihn zum Ziele geleiten ſollte; er war vollkommen geſund, wohl gebildet, mit Kenntniſſen ausgeſtattet, er war ſchön. Dies Alles fühlte er ſelbſt in vollſter Ueberzeugung. War dies nicht Eitelkeit? Ueberſchätzung? Beſchränktheit? Immerhin! er war glücklich.

Lucile war anders; er ſah das Leben für einen beſtändigen Kampf an; geboren werden iſt die Herausforderung, die man vom Schickſal erhält, ſagte er: nun gilt's, ein guter Fechter zu ſeyn. Die Glücksgüter, die ihm bei der Geburt ſchon zu Theil geworden waren, verſchmähte er als unwürdige Waffen: nur ſeinen eigenen Kräften ſolle man vertrauen. Er mißtraute allen ſeinen Gaben: er wußte kaum, daß er körperliche Vorzüge beſaß. Nicht Eitelkeit, nicht Ehrgeiz, nicht der Wunſch, Beifall und Lorbeern zu erndten, trieben ihn zum Theater; er ſuchte keine ſichere Stellung im Leben, denn die Geburt hatte ihm ja die ſicherſte an der Seite ſeines reichen Vaters angewieſen: er kannte nicht jene begeiſterte Liebe zur Kunſt, er fühlte ſich nicht zur Schwärmerei geneigt, es trieb ihn nur fort der ungeſtüme Drang, das Leben kennen zu lernen, den unbekannten Feind aufzuſuchen, deſſen gewiſſe Begegnung uns dereinſt bevorſteht, und den man nur ſo lange fürchtet, bis daß man ſich mit ihm meſſen konnte, dann hebt Sieg oder Unterliegen jede Furcht auf.

Auch dieſes ungeſtüme Herz war von der Ruhe jenes Abends überraſcht worden; er fühlte manche Diſſonanz beſchwichtigt; er glaubte ſicher vertrauen zu können, denn er ward ſich faſt bewußt der inwohnenden Kraft.

— Und wenn wir uns dann einſt wiederſehen, ſprach Alfred —

— Glaubſt Du daran? warf Lucile hin.

Er hatte nicht recht hingehört, und ſeine Gedanken waren von ſeinem Begleiter und dem Orte, wo ſie ſich befanden, weit entfernt. Er dachte hier an ein anderes Wiederſehen, aber Alfred verſtand ihn nicht und fuhr in ſeiner Weiſe fort:

— Warum nicht! Ich bin bei unſerem Hoftheater längſt ſchon angeſtellt, Du, von großen Reiſen heimkehrend, wie ein Meteor der Kunſt, überall einen lichten Ruhmesſchein zurücklaſſend, und wir ſpielen dann zuſammen —

Lucile lachte ſtill in ſich hinein.

— Nicht war? ein ſchöner Gedanke! Ich bin überzeugt, daß wir bei derſelben Bühne ſeyn könnten, unſere Rollenfächer würden ſich nicht durchkreuzen — ſagte Alfred.

— Nein, unſere Fächer durchkreuzen ſich nicht — ſagte trocken Lucile. Sieh, Alf, fuhr er dann nach einer Pauſe fort, mein Sinn geht gar nicht ſo eigentlich auf's Spielen —

— Nicht? Und was wollteſt Du denn? fragte Alfred befremdet.

— Ich will Direction führen —

— Damit Du Dir die ſchönſten Rollen nehmen kannſt?

— Die ſchönſten nicht, aber die ſchwerſten. Siehſt

Du, Alfred. Alles was leicht wird, ekelt mich an. Die Rollen werden mir die liebſten ſeyn, worüber man ſich nicht nur den Kopf, ſondern wobei man ſich auch die Glieder zerbrechen kann. Ich muß einmal meine Kraft ganz erproben, und ſehen, wohin es führen wird — und darum gehe ich meinem Vater durch —

— Das wollteſt Du alſo wirklich?

— Wirklich!

— Und willſt dann ſelbſt Direction anfangen?

— Eine eigene Selbſtdirection, ja — doch, Du verſtehſt mich nicht —

— O doch, ich verſtehe Dich. Du willſt Director einer herumziehenden Geſellſchaft werden, ſprach Alfred, den die Aeußerung ſeines Freundes pikirt hatte, mit verächtlichem Tone, ſchon im Vorgefühle ſeiner Hofſchauſpielerwürde.

— Nun ja, Director einer herumziehenden Geſellſchaft, das heißt ein umher ziehender Director, oder Director und Geſellſchaft in einer Perſon —

— So wollteſt Du allein mehre Rollen ſpielen, ſo eine Art von Schauſpieler wider Willen — ſagte Alfred noch wegwerfender.

— O Du verſtehſt mich doch! rief Lucile und umarmte ſtürmiſch ſeinen Freund, indem er wild auflachte. — Ja, den Schauſpieler wider Willen werde ich machen —

es wird eine königliche Poſſe werden, über die ich ſelbſt vielleicht am meiſten lache. Nun aber höre, da mir dieſe Nacht ſo ſehr gefällt, ſo will ich gar nicht mehr nach Hauſe gehen, ſondern meine Reiſe lieber gleich von hier antreten. Da habe ich Dir denn aber noch Etwas vorerſt zu erzählen, Alfredchen!

Er nahm den Freund bei der Hand und zog ihn zu einer Bank unter Bäumen, wo ſich Beide niederſetzten. Lucile bezwang ſeine excentriſche Laune und begann folgende Erzählung:

Nachdem Du weißt, was ich noch dieſe Nacht vorhabe, wirſt Du mir wohl den Gefallen thun und Deiner Gewohnheit entgegen mich nicht mit Fragen unterbrechen, die zu gar nichts führen würden, denn ich gebe Dir hiemit im Voraus die Generalantwort, daß ich Dir keine einzige ſpeciell beantworten werde. Alſo höre. Mein Vater, der Dir wohlbekannte Oberlieutenant Krauthöfer, iſt in ſeiner Jugend von demſelben Dämon geplagt worden, der mich jetzt plagt und von Hauſe forttreibt. Bei ihm war dieſer Drang aber noch merkwurdiger, als bei mir. Er war nämlich, wie Alle wiſſen, von ſtillen, friedlich lebenden Eltern, im Schloſſe zu Krauthofen, unweit von hier, geboren, und genoß dort eine ehrbare Erziehung, die faſt bis zum Tode ſeiner Eltern währte. Sie ließen ihn nämlich gar nicht die Kinderſchuhe austreten, wie er manchmal erzählte, und ſtarben in der feſten Ueberzeugung, daß ihr Sohn auch auf dem Schloſſe leben und ſterben würde, wie ſie. Allein kaum daß ſie todt waren, ſo zog der junge Herr aus und fort in die weite Welt. Heidi! Ich kann und will Dir hier keine Lebensgeſchichte meines Vaters mittheilen, denn ich weiß ſelbſt nicht gar zu viel davon. Nur ſo viel will ich Dir ſagen, daß ich ihn ſelbſt nicht als Oberlieutenant Krauthöfer kennen lernte, ſondern als Schauſpieldirector Titl, von dem Du ja auch gehört haben mußt —

Alfred verſicherte, daß er noch nie den Namen vernommen, und wollte eine weitſchweifige Verwunderung ausſtoßen, aber Lucile hielt ihm den Mund zu —

— Das iſt genug, rief er, mehr wäre gegen unſere Verabredung. Höre weiter! Wie ich zur Beſinnung aus dem Schlafe der erſten Kinderjahre erwachte, oder — was daſſelbe iſt — als ich zu denken anfing, war mein Vater Schauſpieldirector in England und hieß Titl. Meine Mutter war die Zierde ihres Geſchlechts und eine erſte Künſtlerin, wie ich ſeitdem keine mehr geſehen. Dabei war ſie ſchön — ſehr ſchön!

— Iſt ſie todt?

— Stille! Du ſollſt Alles erfahren, auch ohne zu fragen: das iſt eine ſehr widerwärtige Anmaßung, die Du Dir abgewöhnen mußt. Mein Vater zog in den drei Königreichen umher und gab eine eigene Art von Vorſtellungen. Er declamirte irgend eine Stelle aus einem großen Dichter, und dann öffnete ſich ein kleines Theater im Hintergrunde, meine Mutter erſchien in magiſcher Beleuchtung, gleichſam in noch verklärteren Formen, als ihr die Natur ſchon verliehen hatte, und ſtellte das, was eben declamirt worden war, mimiſch vor. Es war allerdings ſeltſam und unverſtändlich, allein den Engländern gefällt ſo etwas nur deſto mehr, und der Zulauf war ungeheuer. Mein Vater war aber hierauf hingewieſen und beſchränkt, denn meine Mutter war ſtumm. In ihrer Jugend ſoll ſie durch eine rohe Gewaltſamkeit den Gebrauch der Zunge verloren haben. Das Nähere über dieſen ſchrecklichen Vorfall weiß ich zur Stunde noch ſelbſt nicht.

Alfred war ganz Ohr und rückte ſeinem Freunde näher, der dieſe Erzählung im ruhigſten Tone machte, und wenig innere Bewegung dabei verrieth, gleich als erzählte er die Begegniſſe eines Fremden.

— Auch tanzen konnte meine Mutter ſehr ſchön, fuhr er fort, beſonders das, was man den pantomimiſchen Tanz nennt und was in England damals noch ſehr wenig bekannt war, aber den größten Beifall erzielte. Ein Meiſter hatte die ganze Scene der Lady Macbeth, oder der Ophelia, in Muſik geſetzt, und meine Mutter tanzte darnach; ich ſage Dir, daß es einem durch die Seele ſchnitt. Du kannſt Dir nichts Ausdrucksvolleres denken — ach! beſonders die Ophelia — wenn ſie die Blumen ſtreute — und ihr Ade! den Majeſtäten zunickte — es war etwas ſo Wehmüthiges darin, daß ich es Dir hier nicht beſchreiben kann — doch nur weiter! Wir waren eben in Dublin und machten viel Geld. Mein Vater liebte das ſehr — Geld zu machen nämlich, aber auch meine Mutte liebte er. Nun waren in Dublin die Lords, wie überall, gleich wie vernarrt in meine Mutter. Mein Vater hätte längſt daran gewöhnt ſeyn ſollen, allein es war doch nicht der Fall; er war eiferſüchtig wie ein Spanier. Beſonders machte ihm ein junger Fant viel zu ſchaffen, der außer Irland von iriſchen Eltern geboren worden war. Er hatte zu den bei den Engländern hart in Verruf ſtehenden Eigenſchaften ſeines Volkes nun gar noch das auffahrende, leicht verletzliche Weſen und das Buhleriſche der Franzoſen. Die Art und Weiſe, wie der ſichtlich meine Mutter verfolgte, reizte meinen Vater, und unſere Freunde ſahen das Schrecklichſte kommen. Du mußt nämlich wiſſen, daß mein Vater ein Bluter iſt —

Des jungen Alfreds warme Phantaſie, die durch dieſe ganze Erzählung ſchon auf's Aeußerſte gereizt war, konnte nunmehr die angelegten Klammern nicht länger ertragen, und mit Heftigkeit fuhr ihm die Frage heraus:

— Ein Bluter? Lucile! ein Bluter, was iſt das?

— Das müßte Dir eigentlich ein Arzt erklären, und ich bitte Dich, Deine Wißbegierde gründlich von ihm ſtillen zu laſſen. Ich kann Dir nur ſo viel ſagen, daß es eine traurige Menſchenorganiſation giebt, wo die edelſten Blutgefäße, die das eigentliche Leben enthalten, in ihren feinen Verzweigungen ſo dicht unter der dünnen Oberhaut liegen, daß ſie jeder Verletzung ausgeſetzt ſind und daher die leichteſte Schramme, ein Nadelſtich hier ſogleich das Leben in ſeinem Kern angreift und augenblicklichen Tod bringen kann. Mit den Jahren ſollen ſich die Gefäße mehr nach dem Innern zurückziehen und die Haut an Stärke gewinnen, ſo lange aber noch der Menſch im rüſtigen Alter ſteht, ſchwebt die größte Gefahr bei den gewöhnlichſten Handtirungen über ſeinem Haupte. Das Barbiren, das Nägelabſchneiden, das Butterbrodſchmieren, das Apfelſchälen, Alles dieſes ſind Handlungen, die ſolch ein Menſch nur mit großer Beſonnenheit und Vorſicht unternehmen darf. —

— Wie ſeltſam!

— Schon gut! Heirathen ſolche Bluter in ihre Famililie, ſo iſt das Uebel erblich; durch Kreuzung ſoll es ausgerottet werden können, und ſo bin ich denn, Gott ſey Dank! davon befreit werden. Ach, aber ein anderes Uebel wurde mir dafür zu Theil, an dem ich langſam verbluten muß. — Doch höre jetzt nur weiter! Mein Vater achtete jede Gefahr gering; er hielt ſich gleichſam für ſtichfeſt. Nur einmal war er beim Barbiren leicht verwundet werden, dann nicht mehr. Jene Verwundung hatte allerdings einen großen Blutverluſt zur Folge, der meinen Vater dem Tode nahe brachte, allein ein geſchickter Chirurg rettete ihn doch. Du kannſt Dir nun aber leicht denken, daß ein Duell für meinen Vater keine Kleinigkeit war, und doch war er ſo kühn, den Irländer dazu zu bringen. Meine Mutter, die nicht taubſtumm war, ſondern, wie ich Dir ſchon geſagt habe, bloß den Gebrauch der Zunge verloren hatte, erfuhr Alles durch einen theilnehmenden Warner. Sie war ſchon lange auf die Vermuthung gerathen, und daher konnte es nicht fehlen, daß ſie das verſtörte Weſen meines Vaters ſich nur zu richtig zu deuten verſtand. An einem Abend, als nach der Vorſtellung meine Eltern beim Thee ſaßen und ſich, wie ſtets, einige Kavaliere eingefunden hatten, die, in den Gränzen beſcheidener Bewunderung verharrend, meinem Vater keinen Anlaß zum Argwohn gaben, trat auch jener Fant plötzlich in den Kreis. Bei ſeinem Anblicke kochte meinem Vater ſogleich das leicht erregbare Blut unter der dünnen Haut. Jener ließ es an Gelegenheit nicht fehlen, dieſen Zuſtand zu ſteigern, mein Vater verſäumte nicht, den Handſchuh aufzuheben. Es drohte ſich einer jener barbariſchen Kämpfe um ein Weib zu entſpinnen, die ſeit Troja's Zeiten ſich ſo oft in der Welt wiederholt haben. Ein Kampf, der das Thier adelt und edlere Regungen bei ihm vermuthen läßt, der aber den Menſchen offenbar erniedrigt: hier ein Kampf um ein armes, zwar ſchönes, aber ſtummes Weib, das nur flehende Blicke hatte, keine Worte, um den heraufziehenden Sturm zu beſchwichtigen. Ich ſaß dabei, ein fünfzehnjähriger Junge, und werde das Gräßliche jenes Augenblickes nie vergeſſen. „Ich bin kein Titl," ſchrie mein Vater, „ſondern ein deutſcher Edelmann, wälſcher Hund! und du mußt mir Rede ſtehen!" und noch ehe daran gedacht werden konnte, eine Adelprobe vorzunehmen, die jedenfalls nicht zu Gunſten meines Vaters ausgefallen wäre, hatte er einen ſpitzigen Theaterdegen ergriffen, und nahm eine drohende Stellung an. Der Irländer zog zur

Vertheidigung einen Dolch, und drang wüthend auf meinen Vater ein, jeder Verwundung Trotz bietend. Das konnte er wohl leicht, aber ſeinen Gegner ſetzte die unglückliche Organiſation ſeiner Blutgefäße in eine ſehr nachtheilige Stellung ihm gegenüber, trotz der längern Waffe. Deſſen ungeachtet ſtand mein Vater unverrückt da und fing den ihm zugedachten Dolchſtich geſchickt mit der zuſammengeballten Serviette auf; allein damit war das Gräßliche nicht beendigt. Die erregte Stimmung meiner unglücklichen Mutter zog ihr, in dem Augenblicke, als der Stoß gegen ihren Gatten geführt wurde, Konvulſionen zu, von denen ſie erſt ſpät befreit werden konnte, dann aber zeigte ſich's, wie mein Vater ſagte, daß ſie den Verſtand eingebüßt hatte.

Alfred war von der wunderbaren Geſchichte gleichſam umſtrickt und wagte jetzt nicht laut zu athmen.

— Es ſollte Jedem, der mit den Eigenheiten der Stummen nicht vertraut iſt, gewiß ſchwer werden, zu unterſcheiden, ob ſie vernünftig oder toll ſind; da ſich die ſicherſten Kennzeichen ja wohl nur im Zuſammenhange oder Unzuſammenhange der Rede betreffen laſſen. So mußte man denn auch in dieſem Falle den Ausſagen meines Vaters am meiſten vertrauen. Er hielt von jetzt an ſeine arme Frau in ſtrengem

Gewahrſam und ließ ſie von Niemand ſehen. Mehr als Eiferſucht war es wohl noch die Beſorgniß, daß er durch ſeine Hitze wieder einmal in den Fall kommen könnte, ſein Leben zu riskiren. Die andern Freunde hatten übrigens die Sache wieder in Ordnung gebracht und es waren keinerlei Folgen mehr zu befürchten.

Allein das ihnen lieb gewordene Schauſpiel wollten die Irländer deßhalb nicht aufgeben; ſie ſind wahre Theaternarren und kennen keinen höhern Genuß. Schon die Muſik zu den Pantomimen war ſo in Gunſt bei ihnen, daß ſie ſie den ganzen Tag pfiffen und trällerten und man faſt nichts anders hörte. Mein Vater, der ſich's nun einmal vorgeſetzt hatte, recht reich zu werden, mochte die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ohne davon nach Kräften zu profitiren. Er ſchrieb daher ſchnell nach London und ließ eine perfecte Ballettänzerin kommen, die ebenfalls ſchön war und Talent genug beſaß, die erforderlichen Actionen und Pantomimen zu der Muſik auszuführen. Meine arme Mutter ſaß während der Zeit in ſtillem Brüten auf ihrem Zimmer und gab oft Stunden lang kein Zeichen des Lebens von ſich. Ich durfte zu ihr, denn ſie hatte mich ſehr lieb und mein Vater wollte doch nicht ſo grauſam ſeyn, ihr dieſen Troſt zu entziehen. An dem Abende nun, als die Fremde ihre erſte

Vorſtellung geben ſollte, hatte ſich durch Zufall ein Zettel in ihr Zimmer verſchleppt. Sie griff darnach mit einer ſonderbaren Gierigkeit, überlas ihn einigemale und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ich blieb bei ihr, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, dem Schauſpiele beizuwohnen, das ich ja nur von meiner Mutter ſo vollendet zu ſehen gewohnt war. Die Pantomime mußte längſt begonnen haben und mein Vater war auf der Bühne beſchäftigt; da erhebt ſich meine arme Mutter, zieht ein weites Hemde an und gürtet es mit einem Strohbande; auf den Kopf drückt ſie den Kranz von welken Blumen und die Haare löſen ſich darunter, wie von ſelbſt und umwallen die ſchauerliche Geſtalt. Jetzt erſt überzeuge ich mich von ihrem Wahnſinn, denn es iſt nicht möglich, die Kunſt ſo weit zu treiben. Sie greift noch nach dem Körbchen, mit den alten Blumen und nun ſchwankt ſie fort, wie ein Geſpenſt anzuſehen. —

Lucile machte hier eine Pauſe. Er holte tief Athem; hatte ihn das, was er aus der Erinnerung hervorholte, jetzt ſo ergriffen, oder mußte er ſich auf den Fortgang einer Novelle ſeiner Erfindung beſinnen? mußte er noch tiefer hineinlangen in ſein Inneres und neue Kräfte ſchöpfen? Wer könnte dieß verrathen? Alfred achtete den Freund zu ſehr, um ihn durch Fragen zu ärgern.

— Ich ſchlich ihr nach — nahm Lucile wieder das Wort. Sie trat leiſe, durch eine kleine Thür auf das Theater, die nur ihr bekannt ſeyn konnte, da ſie zunächſt aus ihrem Zimmer auf daſſelbe führte, und von ihr früherhin immer benützt worden war, wenn ſie ſich zu den Vorſtellungen begab. Hier kauerte ſie nun leiſe unter dem Podium und ſchien mit größter Aufmerkſamkeit nach Allem zu lauſchen, was ſich oben begab. Mein Vater las eben die Scene aus dem Hamlet, die dem letzten Auftreten der Ophelia vorangeht; er hatte jetzt geendet, die wohlbekannte Muſik begann und die fremde Tänzerin nahm auf dem kleinen Theater ihre Poſitur ein, in dem Augenblicke als ſich der Vorhang langſam auseinanderſchob. Aber welche Schauer ergriffen jetzt die zahlreiche Verſammlung, die ſich eingefunden hatte, um die geprieſene Künſtlerin aus London zu bewundern und ihre Leiſtungen mit denen meiner Mutter zu vergleichen? Welch ein Grauen zog jetzt durch den Saal? Alle Schrecken Shakeſpeare's wurden hier überboten: Hamlet's Geiſt, dem Grabe entſtiegen, war eine lächerliche Täuſchung gegen dieſe Wahrheit, welche die Hölle aus ihren tiefſten Höhlen geſendet hatte, um den Verbrecher zu beſtrafen. Denke dir, Alfred, vorn die Tänzerin mit großer Kunſt die Scene parodirend, die hinter ihrem Rücken in Wahrheit ſich begiebt: denn dort, wie ein bleiches Schattenbild, erſcheint die wirkliche Ophelia, und führt Alles ſo graß, ſo wahr aus, daß dem Publikum das Herz erbebt. Jetzt mit einem Male drohnt ein einziger Schrei durch den Saal; mein Vater, der den Tanz der Fremden von den Proben her ſchon kannte, hatte der Bühne den Rücken gekehrt, da es ihn mehr intereſſirte, den Effect aus den Mienen der Verſammlung zu leſen. Bei dem Schrei wendet er ſich um. Das Geſpenſt war wie ein Blitz vorgeſchritten, hatte die Fremde zur Seite geſchleudert und führte den Tanz mit einer Wahrheit zu Ende — das heißt — wollte ihn zu Ende führen — denn mein Vater ſprang auf die Scene und ließ den Vorhang zuſammenfallen. Mit dieſem Abende waren die Vorſtellungen gänzlich beendigt. Wir verließen bald darauf Dublin und kehrten nach Deutſchland zurück; meine Mutter wurde in ein mildes Inſtitut gebracht, wo ſie gepflegt wird und wir zogen ſpäter dann hieher nach Pogenwinkel, wo wir das Leben führten, das du kennſt. —

Lucile ſtand auf; ob Wahrheit oder Dichtung, oder von Beiden zu gleichen oder ungleichen Theilen in ſeiner Erzählung war, unterſuchte ſein Zuhörer nicht. Ein geübterer Menſchenkenner als Alfred, mit Lucile's Eigenheiten vertraut, hätte Zweifel laut werden laſſen; namentlich würden Männer wie Fizmeier, ſolchen Geſchichten, die auf Englands claſſiſchem Boden ſpielten, nicht unbedingten Glauben beigemeſſen haben. Zwar war Krauthöfer in Pogenwinkel allerdings eine ſeltene, faſt wunderbare Erſcheinung, allein daß er ein Bluter und als Schauſpieldirector Titl in England bekannt geweſen ſeyn ſolle, das war deßhalb noch gar nicht ausgemacht oder nothwendig. Bis zu dieſem Aeußerſten im Reiche des Abenteuerlichen, gab es ja noch verſchiedene Mittelſtufen. Was gehört denn wohl dazu, in unſerm Einerlei der Kleinſtädterei, wo ein Menſchenleben wie das andere ſich ohne Störung wie eine Stränge Garn abhaspeln läßt, und wo es dem ſchwer Verſuchten zum Vorwurf gereicht, Vieles verſucht zu haben, in den Ruf der Abenteuerlichkeit zu kommen? Fizmeier würde gewiß das Aeußerſte gethan haben, das Geheimnißvolle, das der Sache anhaftete, abzuſtreifen, aber Alfred dachte nicht daran, und ſo hatte ihn auch wohl Lucile gerade erwählt, um ſein Herz vor ihm auszuſchütten.

— Jetzt wollen wir Abſchied nehmen: ich will meine Wanderſchaft antreten, ſprach Lucile, denn es hält mich nicht länger hier. Das unſtäte Leben iſt mir angeboren. Mein Vater verſagt mir die Einwilligung dazu, allein wer kann gegen ſeine Neigungen ankämpfen? Iſt er nicht trotz der trübſten Erfahrungen doch wieder der Schauſpieldirector Tirl hier in Pogenwinkel geworden? Wird er wohl ſein ganzes Leben hindurch aufhören können, Komödie zu ſpielen? Nun Gott möge ihn behüten! Er iſt ein Bluter, aber alt genug, um nicht unvorſichtig mit Meſſern zu ſpielen. Die Duelle darunter mitbegriffen. Wie ſollte er auch wohl jetzt zu einem Duelle kommen. Seit jener Geſchichte ſind Jahre vergangen; ich war ja damals faſt ein Kind! Adieu, Alfred! was ich dir da erzählt habe, bewahre wohl! erzählteſt du es Jemanden wieder, ſo würde es dir doch kein Menſch glauben und du könnteſt am Ende noch den Namen eines Lügners erwerben. Eine ſchlimme Erwerbung. Nein, ſchweige und wandle deine Bahn muthig fort! Du wirſt zum glücklichen Ziele gelangen, ich nicht. Unſere Wege werden ſich ſchwerlich durchkreuzen. Adieu, Alfred! lerne recht viele Rollen, damit du ein reichhaltiges Repertoire kriegſt und deiner Bühne von großem Nutzen wirſt; mache keine Schulden; liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt und verehre den Geſalbten des Herrn, ich meine deinen zukünftigen

Intendanten — auf daß dir's wohl gehe auf Erden! —

Mit dieſen Worten drückte Lucile Alfred leicht die Hand, dann ſeinen Hut in die Augen und ging raſch durch die hintere Pforte des Gartens, zwiſchen den Waizenfeldern hin, weiter und immer weiter, bis der dunkle Saum des Waldes ſeine verſchwimmende Geſtalt gänzlich verſchlang.

— Ein ſonderbarer Menſch! ſagte Alfred zu ſich ſelbſt, es iſt mir gar nicht als wenn er Ernſt machte. Er hat mich wohl nur zum Beſten, und die ganze Geſchichte, die er mir da erzählte, darf ich vielleicht nicht einmal glauben. Der Oberlieutenant Krauthöfer, der Schauſpieldirector Titl! ein Bluter! eine Frau ohne Zunge! Irland, Dublin, Wahnſinn, Zweikampf, Ophelia! man könnte ſelbſt faſt zum Narren werden, aber ich hüte mich wohl, viel darüber nachzudenken. Da überdenke ich mir lieber meine nächſte Rolle!

Dies war das Einzige, was Alfred über das Erzählte raiſonnirte und unter dieſem Selbſtgeſpräche ſchlenderte er gemüthlich dem Hauſe ſeines Vaters zu. Sein Glück, das ihn ſchon früher ſo ſelig durchdrang, war noch um vieles geſteigert, jetzt, da er eine krankhafte Zerriſſenheit in Lucile's Gemüth zu erkennen glaubte. Um ſich zu zerſtreuen, recitirte er halblaut einige ſchöne Verſe aus dem neuen Trauerſpiel des reiſenden Dichters, mit deſſen Studium er ſo eben beſchäftigt war, dabei hob er die Augen zum Himmel, um in die Sterne zu blicken, die ſo traut ſeinen Pfad beleuchteten und ſie zu grüßen, da gewahrte er eine weiße Schlafmütze im obern Fenſter des Hauſes und unter der Schlafmütze ein ruhiges, rothes Geſicht, das eine lange Pfeife zwiſchen den Zähnen hielt und dieſe jetzt lächelnd fletſchte und ihm zurief:

— Biſt auch du noch wach, Alf? 'ne göttliche Nacht! man mag gar nicht ſchlafen gehen? o die Natur! 's geht nichts 'rüber!

— Aber die Kunſt, Vater! rief Alfred bedeutungsvoll hinauf.

— Sie ſollen Beide leben, lieber Sohn! ſprach der Vater, Natur und Kunſt im innigſten Verein, ſie ſollen ewig bei uns ſeyn!

— So ſey's, Vater!

— Amen!

Und der Vater ſchloß das Fenſter, denn die Pfeife war ausgeraucht und der Sohn entkleidete ſich und beide gingen gewiß, „die Bruſt von Hochgefühlen geſchwängert“, zu Bette. An Lucile konnte Alfred vor lauter Glück gar nicht mehr denken.

Fünftes Kapitel.

> — Seyn oder Nichtſeyn das iſt die Frage
>
> Shakeſpeare

Lucile war aber wirklich fort. —

Als am andern Morgen der Lärm ſich in Pogenwinkel verbreitete, kämpfte Alfred lange mit ſich ſelbſt, ob er etwas von der letzten Unterredung entdecken ſollte oder nicht. Endlich ſchwieg er.

— Ich könnte dadurch in wer weiß welche Fatalitäten mit dem alten Krauthöfer kommen, dachte er, und das dürfte mir auf dem Punkte, wo ich ſo eben ſtehe, in irgend einer Weiſe hinderlich werden. Da Lucile ja doch Schauſpieldirector werden will, ſo muß man ja mit der Zeit von ihm hören, er muß wohl irgendwo ſein Weſen treiben und um Geld darf der niemals verlegen ſeyn, er wird ſich vor ſeiner Abreiſe wohl gehörig damit verſehen haben.

So meinte nun zwar der kluge, ſtets auf ſeinen augenblicklichen Vortheil bedachte Alfred; allein Lucile war ohne Heller aus ſeines Vaters Hauſe gegangen. Dieß ſetzte den Alten eben ſo in Unruhe. Er wußte nicht, was er von des Jungen Vorhaben denken ſollte: er ſchloß auf eine That der Verzweiflung.

Zuerſt mußte Caspar, der Jäger, herhalten. Er wurde ſchmählich ausgezankt, mit Unterſuchung, ja ſogar mit Gefängniß bedroht; er ſollte um Alles wiſſen. Aber der arme Burſche war unſchuldig. Lucile hatte ihn zu ſeiner Flucht gar nicht nöthig gehabt, wie meine günſtigen Leſer aus dem vorigen Kapitel genügend erſehen haben werden, und zum Vertrauten würde der junge Menſch einen Caspar auch nicht gemacht haben. War doch die Mittheilung, die er im letzten Augenblicke einem ihm zunächſt ſtehenden Freunde und Kollegen machte, mehr von dem Gefühle innerer Nothwendigkeit erzeugt, daß es Einen geben möchte in Pogenwinkel, der falſchen, über ihn verbreiteten Gerüchten entgegentreten könnte, mit den Worten: Ihr lügt, ich weiß Alles aus ſeinem eigenen Munde! Für den Fall hatte er ſich aber in Alfred ganz und gar verrechnet.

Caspar vermaß ſich hoch und theuer, er wolle Alles daran ſetzen, den jungen Herrn wieder herbeizuſchaffen, damit er dann den Herrn Oberlieutenant ſelbſt überzeugen könne, daß er nicht um ſeine Flucht gewußt habe. Steckbriefe wollte der Alte nicht erlaſſen; er begnügte ſich im Stillen zu forſchen, es dem Zufalle anheimſtellend, den verlorenen Sohn einſt wiederzufinden.

Mit dem berühmten Liebhabertheater in Pogenwinkel, welches der Stadt eine land- und weltbekannte Zierde zu werden verſprach, ſah es aber jetzt ſchlimm aus. Nach Lucile's Flucht trat eine Art von Landestrauer ein. Die Bühne wurde geſchloſſen. Vom Oberlieutenant war nicht zu erwarten, daß er ſie ſobald wieder eröffnen würde; es war wohl ſelbſt zweifelhaft, ob er ſie jemals dem „heitern Spiel der Muſen“ wieder zurückgeben werde. Alles ließ den Kopf ſinken. Wie ſich die Geſichter wieder ſo lange dehnten! wie das Gähnen wieder ſo um ſich griff! Wie jedes Geſpräch wieder mit Wind und Wetter begann und mit dem ſchlechten Wege und dem baieriſchen Biere aufhörte! Schon entfaltete das graue Ungethüm der Langeweile ſeine Fledermausflügel und ſchwebte gefahrdrohend über der Stadt. Wo waren ſie hin jene Spiele und Feſte, bei denen heitere Prieſter und Prieſterinnen im bunten Farbenſchmucke mit geſchminkten Wangen und geſalbten Locken ihre Opfer bereiteten? Jetzt ſah man ſie traurig und trübe daherſchleichen und ſelbſt von der vergangenen

Herrlichkeit mochten ſie nicht unter ſich erzählen, um die friſchen Wunden nicht ſtets von Neuem wieder aufzureißen.

Pegenwinkel war geweſen; es hatte ſeinen Culminationspunkt erreicht und ſank zurück in das Chaos.

Was war jetzt für einen ſtrebenden Jüngling hier noch zu holen? Alfred mußte fort; ſein Vater ſah es ein und ſprach es unverholen aus.

— Sein Talent kann er hier nicht mehr üben, lernen kann er hier auch nichts mehr, alſo fort mit ihm, ſo ſpricht ein kluger Vater, dem das Wohl ſeines Sohnes am Herzen liegt.

Das „kluger Vater" betonte er mit allem Nachdruck, um damit auf Krauthofer anzuſpielen.

Alfred's Abreiſe ſollte nicht lange mehr hinausgeſchoben werden. Die Reſidenz winkte ihm mit ihrer dramatiſchen Schule, die unter dem Protectorat des Herrn Generalintendanten, Freiherrn Piſſjahn von Hegelſingen, aus dem Hauſe Kotzeluch, von dem erſten Mimen Deutſchlands, geleitet wurde; dort durfte er hoffen, unter ſo hohen Auſpicien das Hoftheater zu betreten. Der Hauptkaſſenreviſor wollte alle ſeine Erſparniſſe willig daran ſetzen, um ſeinen Sohn dies erhabene Ziel erreichen zu laſſen. So ſorgt ein wahrhaft für das Wohl ſeines Kindes bedachter

Vater! ſagte er zu ſich ſelbſt. Er konnte, eingedenk des früheren Geſprächs mit Krauthöfer, dieſen kaum bedauern. Welche Ungereimtheit! äußerte er oft, ſo über eine Kunſt und ihre Prieſter zu urtheilen, die man ſelbſt übt und deren Gebilde man mit Geld- und Zeitopfern in's Leben treten läßt und allewege fördert. Mag er doch ſagen, was er will: ſind wir denn nicht Alle Schauſpieler?

In Mindelsheims Hauſe waren ſämmtliche Mitglieder des Liebhabertheaters verſammelt, bis auf zwei: Krauthöfer und Haidvogel fehlten. Alles war betrübt; es galt Alfred's Abſchied und dem Abſchied von der Kunſt, was noch ſchmerzlicher wirkte.

— O wer noch jung wäre und frei! ſagte der Eine. — Wer nur Einiges daran ſetzen könnte, um wenigſtens hier fortſpielen zu können, der Andere.

Fizmeier, der edle Anglomane, tröſtete, indem er ein Surrogat verſprach. Er wollte zu einem wohlthätigen Zwecke dramatiſche Werke vorleſen und verſprach denen, die ihm zuhören wollten, einen ganz eigenthümlichen, großartigen Genuß davon. Er verhieß, Scenen mit zwanzig Perſonen und darüber ſo auseinander zu leſen, durch Verziehung der Geſichtsmuskeln und Veränderung der Stimme, daß man ohne weiteres glauben müſſe, es unterhielten ſich zwanzig Perſonen. Welch eine Kunſt! Er verſicherte, daß ihm ſogar die Bauchmuskeln zu dieſem Behufe dienſtbar ſeyen, um jede mögliche Täuſchung hervorzubringen. Dies ſpannte allerdings einige Erwartung und nahm den Dank der Betheiligten in Anſpruch, aber für das Verlorene entſchädigte es dennoch nicht.

So ſchwebte man noch zwiſchen dem letzten Glaſe Wein und dem förmlichen, herzzerreißenden Abſchiede, als ein Hinzutretender mit lauter Stimme neue Heiterkeit proklamirte. Es war Haidvogel, der weibliche, der auch die Beharrlichkeit und Ausdauer des Weibes zu ihren andern Tugenden beſaß.

— Es iſt gerettet! unſer Theater iſt gerettet! rief er. Hier iſt die Urkunde, die mir den Beſitz auf drei Jahre zuſichert; ſeht in mir Euern Director!

Er hob einen zuſammengelegten Papierbogen in die Höhe und während Alles ihn anſtarrte und die Geſichter ſich nun mit einem Male erheiterten, brummte nur Fizmeier leiſe vor ſich hin: Er? Director? Adieu Shakespeare!

Haidvogel erzählte nun nicht ohne einige Umſtändlichkeit, daß er, von der allgemeinen Trauer innig ergriffen, ſich zu dem Oberlieutenant verfügt habe, um ihm vorzuſtellen, wie Jammerſchade es ſey, die dramatiſche

Kunſt, die doch ſo viel zu Pegenwinkels Bildung und Geſchmack beigetragen habe, gänzlich eintrocknen und verſiegen zu laſſen, um ſo mehr, da alle Mittel vorhanden ſeyen, ſie dem Orte zu erhalten: gute Mitglieder nämlich und ein hübſches Local zum Spielen. Es hätte ihm allerdings viele Mühe gekoſtet, endlich aber ſey es ihm gelungen, Krauthofer zu bewegen, ihm das Ganze gegen eine Entſchädigung für den Nießbrauch auf drei Jahre zu überlaſſen, welche Summe er durch freiwillige Unterſchriften herbeizuſchaffen hoffe.

Hier wich mit einemmale wieder die Heiterkeit von den Geſichtern, die ſich alle plötzlich in die Länge zogen. Unterſchriften, um Entſchädigung zu zahlen, das waren Worte, die in Pegenwinkel, wie überall, nicht gern gehört werden. Die ſüße Gewohnheit, ganz umſonſt Komödie ſpielen zu können, war zu tief gewurzelt.

— Am Ende müſſen wir noch gar für Entree ſpielen! nein! das geht nicht, dazu würde ſich kein Pegenwinkler verſtehen! rief zuerſt Fizmeier, deſſen Gefühl ſich wild gegen den Gedanken empörte.

— Wir, die Schauſpieler ſollten noch zahlen! wo wäre das erhört? riefen die Andern.

— Der reiche Filz, was will er mit dem Gelde? ſchrien Jene.

— Ich betrete ſein Theater mit keinem Fuße! ſchrien Dieſe.

Kurz, es war ein Geſchrei, wie beim einſtmaligen polniſchen Reichstage und das Ganze drohte an dieſer Klippe zu ſcheitern und auseinander zu fallen, denn geändert konnte nichts mehr werden, und Haidvogel verſicherte, Krauthofer niemals unter andern Bedingungen bewegen zu können, das Theater herzuleihen.

Von der wilden Gruppe der noch lange durcheinander Schreienden etwas zurückgezogen ſtand jetzt aber Fizmeier, mit ruhig beſchaulichem Blicke. Wahrlich, wer noch an ſeiner engliſchen Abkunft gezweifelt hätte, denn von dieſer ſprach er oft, der wäre in jenem Momente überführt geweſen. Es war die Ruhe des Staatsmannes in den Wirren der Parteien, der ſie endlich Alle zu ſeinem Zwecke hinzulenken verſteht. Wo könnte das Urbild eines ſolchen Mannes wohl gefunden, wo nur geſucht werden, als im britiſchen Parlamente? Fizmeier errang ſich durch dieſen Zug eines Meiſters für ewig eine eminente Stelle in Pogenwinkels Annalen.

— Ich bin nicht reich, ſprach er, plötzlich mit zwei langgezogenen Schritten in den Knäuel tretend — Gott weiß es, ich bin nicht reich!

Hier machte er eine Pauſe, und die wiederholte

Verſicherung von etwas ſo allgemein Bekanntem erregte ein ſolches Staunen, daß alsbaldige Stille eintrat.

— Aber doch will ich zeigen, was ächtes Bewußtſeyn der höhern Bürgerpflicht kann. Denkt an Curtius, Mitbürger und Genoſſen, er ſprang in den Pfuhl! Er brachte das Koſtbarſte, ſein Leben und ſeinen Muth dem theuren Vaterlande zum Opfer. Fizmeier thut's ihm nach! Fizmeier zahlt die Entſchädigung Krauthöfern und unſer Theater iſt gerettet!

Er drehte ſich ſtolz auf dem Abſatz um und ſchritt zum Fenſter, um von dort wieder ruhig ſeine Blicke auf die Andern ſchweifen zu laſſen und ſich an ihrem Staunen zu weiden; dann trat er wieder näher.

— Mitbürger und Genoſſen! fing er auf's Neue an, nur eine Bedingung macht Fizmeier. Theil nehmen will er an der Verwaltung des Theaters, das er Eurem Vergnügen erhielt; Haidvogel und Fizmeier ſeyen fortan die Dioskuren, um die ſich die Schaar der Getreuen reiht — das Doppelgeſpann, das den Thespiskarren zieht — das Doppelgeſtirn, zu dem Aller Blicke ſich heben!

— Nicht mehr als billig! — So ſey's — Er lebe! Curtius-Fizmeier hoch! — ſo ſchallte es von allen Seiten.

Auch das liebliche Gemüth Haidvogels war gerührt; wie dies aber die Andern bemerkten, traten Allen die Thränen in die Augen; man umhalſte und küßte ſich und die leeren Gläſer wurden auf's Neue gefüllt. Fizmeier fühlte die Höhe des Augenblicks ganz, denn er liebte es, zu ſpielen mit den Herzen der guten Pogenwinkler, noch einen Druck, dachte er, und es kann nicht fehlen, nichts verdrängt mich dann mehr und bei der nächſten Wahl bin ich auch Verſtand der „die Erholung befördernden Eintracht“. Mit raſchem Schritte trat er auf Alfred zu, legte ihm die Hand auf die Stirne, machte eine große — große Pauſe, und ſagte dann mit der Salbung eines trefflichen Kanzelredners:

— Ziehe hin! die Götter und die Kunſt mögen Dich geleiten! Ziehe hin! Unſer Segen mit Dir — Dein Ruhm — einſt — über uns!

Man verſtand allgemein den Sinn dieſer gewichtigen Worte und in das Schwellen jeder Pogenwinkler Bruſt ſchmetterte das Poſthorn des ſo eben verfahrenden Eilwagens, der den jungen, emporblühenden Künſtler dem Kreiſe der Seinen entführen ſollte.

— Halt! ſchrie hier der ſonſt ſo ſanfte Haidvogel mit einem Male wie beſeſſen kreiſchend — Halt!

Als wenn der Geiſt über ihn gekommen wäre, ſo erhob ſich die lange, dünne Geſtalt und das matte Auge im Altenweibergeſichte fuhr unſtät im Kreiſe umher. Der Actuar näherte ſich dem Platze, wo Fizmeier ſtand, um von dort aus zur Künſtlergemeinde zu ſprechen, als ob es die Rednerbühne wäre. In der That aber war es nichts, als ein umgekehrter Stuhl, auf deſſen Lehne Fizmeier beide Hände ſtemmte, während ſein rechtes Knie, nachläßig gebeugt, auf dem Polſter ruhte. Es war dies eine jener nachläßigen, parlamentariſchen Stellungen, die der gewandte Weltmann annimmt, wenn er mit anſcheinender Gleichgültigkeit ſeinen Gegenſtand verfolgt und dem ſichern Siege des Wortes vertraut. Fizmeier machte ſo eine vollkommene rhetoriſche Figur. Verwundert blickte er auf Haidvogel und wich nur zögernd, als ihn der ſachte bei Seite ſchob.

— Halt! kreiſchte Jener nun noch einmal. Alfred darf nicht fort, ſoll nicht fort! Hat er nicht jetzt wieder die ſchönſte Gelegenheit, bei unſerem Theater zu wirken? Kann er nicht auch hier ſeine Fortſchritte machen? Und müſſen wir ihn nicht haben, wenn wir fortſpielen wollen?

Das Poſthorn ſchmetterte draußen zum andern Male; muthiger, ungeduldiger, als das erſte. Alfred wollte fort, ſein eigener Vater hielt ihn zurück. Es war erſchütternd; man dachte unwillkührlich an das „Blast! Blast!“ des Max Piccolomini.

— Das iſt wohl zu erwägen, mein Sohn! ſprach Mindelsheim ſanft, doch ernſt — der Herr Actuar, unſer jetziger Director —

— Mitdirector — fiel ihm Fizmeier in's Wort.

— Mitdirector — wiederholte, ſich gegen Fizmeier verbeugend, der Hauptkaſſenreviſor — haben vollkommen recht. Du verſäumſt durchaus nichts, wenn Du hier bleibſt und — Du bleibſt eben dann noch bei Deinem Vater — bei den Deinen — in unſerm Pogenwinkel! —

Die Rührung war auf's Höchſte geſtiegen, nur der Mauthſchreiber ſtand ſeitwärts und trommelte auf die Scheiben. Es war ihm nicht recht, daß die durch ihn ſo ſchön vorbereitete und bis zu einem gewiſſen Grade hervorgerufene Stimmung noch überboten wurde. Da ſchmetterte das Poſthorn zum dritten Male faſt wehmüthig.

— Na, kommt der junge Herr oder nicht? ſchrie der Conducteur, gleich dem „Schickſal, roh und kalt“, den Kopf zur Thüre hereinſteckend — wir könnten ja ſchon bald auf der Station ſeyn. —

— Er kommt — rief Alfred —

— Nicht — ſetzte der Vater hinzu, und im nächſten Augenblick rollte der Eilwagen unter lautem Klatſchen und Blaſen auf dem Pflaſter dahin und mit ihm Alfred's Sehnen und Hoffen. Es bedurfte des Zuſammennehmens ſeiner ganzen Kraft, um ſich hier vorhalten zu können, wie er denn zuerſt und vor allen andern Dingen guter Sohn und Pegenwinkler ſeyn müſſe, ehe er an ſeine Künſtlerausbildung, noch an ſonſt etwas denken dürfe. Er ſagte nichts und erwiederte den warmen Händedruck ſeines Vaters und die freundlichen Beglückwünſchungen der Uebrigen mit einem ſtummen Lächeln.

— Das Geld iſt nun hin — ſagte Fizmeier gleichgiltig — aber was macht das?

— Welches Geld? fragten Einige. —

— Na, für den Platz — erwiederte Jener. Die Poſtdirection gibt nichts wieder; verloren, verſpielt! Die Theaterkaſſe kann und wird's ihm nicht erſetzen. —

— Iſt auch darauf nicht gerechnet — keineswegs! bemerkte Mindelsheim mit Würde. Meine Herren, ich empfehle Ihnen dafür meinen Sohn — beſchäftigen Sie ihn; er — nach Lucile's Entweichung — iſt wohl der Einzige, der die Kunſt zu ſeinem Berufe erhebt. —

Er blickte im Kreiſe umher, weil er nicht ohne

Stolz vermeinte, ſich trefflich ausgedrückt zu haben: nur Clotilde, ſein Bäschen, ſchlug vor ihm das hübſche Auge nieder; er bemerkte es kaum.

— Ich gebe Ihnen, meine Herren, im Namen meines Sohnes die Verſicherung, daß er mit Freuden ſeinen Kräften gebieten wird, unſerem Theater nützlich zu werden. Entwerfen Sie das Repertoire getroſt, und zählen Sie auf ihn; ich hoffe, er wird Sie und alle Kunſtfreunde wie Kunſtgenoſſen befriedigen.

Eine abermalige Umarmung folgte. Man wählte ein Comité und aus dieſem eine Deputation, um dem Oberlieutenant Krauthöfer für die Ueberlaſſung des Locals zu danken. Dies ging, wie man leicht glauben wird, nicht ohne heftige Debatten ab. Viele fanden es unnöthig, einem Manne zu danken, der ſich für die Gefälligkeit — wenn man es noch ſo nennen wollte — bezahlen ließ. Eine Botſchaft des Oberlieutenants gab indeß plötzlich der Debatte eine andere Wendung. Es war ein Billet, in dem Krauthöfer anzeigte, daß er die Entſchädigung für die Benützung der Theaterlocalitäten zur Grundlage einer Stiftung verwendet wiſſen wolle, deren Zweck er ſpäter näher anzugeben ſich vorbehalte. Dies genügte und die Dankadreſſe ging ohne Weiteres durch. Man ſah den guten Willen und wollte in der Geſinnung nicht zurückbleiben. War er doch Herr, mit dem Geld anzufangen, was ihm beliebte, ſagten die Meiſten. Es iſt ſchön von ihm und wir müſſen das anerkennen.

Für den andern Tag ſollte ſich das Comité verſammeln, um erſtens den Rappert der Deputation zu empfangen über die Aufnahme der Krauthöfer'ſchen Dankadreſſe, dann ſollte zur Wahl der künſtleriſchen Beamten, der Hausofficianten und des dienenden Perſonals an der neuen Bühne geſchritten werden und nach Beſeitigung dieſer den guten Kleinſtädtern wichtigſten Dinge und Obliegenheiten die Bildung des Repertoires vor ſich gehen. Man weiß, daß wir Deutſche überhaupt die Ordnung lieben und uns ein geregelter Haushalt über Alles geht; wodurch erzielt man dieſen aber wohl am erſten, als durch die Vorſicht, überall Hüter und Wächter, Aufſeher und Commandirer hinzuſtellen? Durch dieſe Einſchachtelung von Behörden, wo ſtets der Höherſtehende von dem unter ihm Stehenden unbedingten Gehorſam, Achtung, Rückſicht, Aufmerkſamkeit u. ſ. w. zu fordern berechtigt iſt, kann man wohl nur allein vollkommene Sicherung unſerer geprieſenen Zuſtände erwarten. Dieſes Einſchachtelungsſyſtem haben wir aber von den Chineſen gelernt, die ihre lackirten Käſtchen ſo ineinander zu ſchieben pflegen, und von ihnen kam es zunächſt auf die Apotheker, die es mit ihren Schächtelchen ebenſo machten. In ſo fern nun unſere größten und kleinſten Einrichtungen der Geſellſchaft noch viele andere Spuren von Chineſen und Apothekern an ſich tragen, ſo kann auch dieſe Ableitung nicht auffallend befunden werden.

Den guten Pogenwinklern fiel es aber in der That ſehr auf, daß Krauthöfer die Deputation gar nicht vorgelaſſen hatte und ihr nur einen mündlichen Dank vermelden ließ. Er zog ſich fortan von Allem zurück und man ſah ihn faſt gar nicht. Caſpar, der Jäger, ſagte: Der Herr ſey nicht mehr zu kennen, käme beinahe noch um den Verſtand, gräme ſich um den Sohn, ſchreibe in alle Welt, könne aber keine Spur von ihm entdecken. Er hätte ihm einmal Morgens beim Thee geſagt: er gäbe ſein halbes Vermögen drum, wenn ſein Junge wieder bei ihm wäre.

Fizmeier, der dabei war, machte die ſehr praktiſche Bemerkung: er möge doch einmal in die öffentlichen Blätter eine Anzeige erlaſſen, etwa dieſes Inhalts:

„Ein gebeugter Vater verzeiht gern ſeinem entflohenen Sohne, wenn er zu ihm zurückkehren will und willigt in ſeine Neigung, ſich dem Theater zu widmen.“ —

Aber Caspar fiel ihm ſogleich mit den Worten in die Rede:

Ne, daraus wird nichts! Das hat er geſagt: eher dreht er ihm ſelbſt den Hals um — dann mag er nur wegbleiben.

— Ein unbeugſamer Starrkopf! rief Fizmeier.

— Ein Charakter fürs Drama, bemerkte Haidvogel, wenn ich mir nicht ſelbſt das Wort gegeben hätte, nie in meinen Werken zu portraitiren, ſondern ſtets nur reine Geburten meiner Phantaſie hinzuſtellen, ſo müßte mir der Oberlieutenant vor allen Andern heran. Doch, von mir hat Niemand etwas zu fürchten — ſetzte er mit äußerſt ſatyriſcher Miene hinzu, hinter der der Schalk hervorguckte, und drehte dabei ziemlich gewandt ein dünnes Rohr, wie man es zum Ausklopfen gebraucht, zwiſchen die langen Finger, die ebenfalls Rohr zu ſeyn ſchienen und mit dem eigentlichen in der Dicke wetteiferten.

Alfred wurde unter den neuen Verhältniſſen zwar beſchäftigt, allein dieß genügte natürlich dem anſtrebenden Geiſte des Jünglings jetzt nicht mehr. Er hatte bereits den Vorſchmack der Herrlichkeit der Reſidenz gehabt und es kam ihm jetzt hier Alles ſchaal und trocken vor. Nicht ganz recht war es jedoch von ihm, daß er über die Leiſtungen wackerer Künſtler, wie Kiemeier zum Beiſpiel, ſehr abfällig und wegwerfend urtheilte, ſelbſt ſein wackerer Vater ſchien ihm kein guter zärtlicher Vater mehr zu ſeyn, auf der Bühne nämlich, wo er ihn nicht zu rühren vermochte.

Dieß machte, daß er Lücken in ſeinem Herzen verſpürte. Er fühlte ſich daher geneigt einen Gegenſtand zu ſuchen, um ſie auszufüllen. Clotilden wurde jetzt größere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Neigung zu ihr befruchtete ihn zu poetiſchen Ergüſſen, wie die Wünſchelruthe die ſtarre Ader edlen Erzes der Welt verräth. Alfred ward jetzt ganz zum Dichter.

Ging er ſpazieren, ſo ſtrömte ihm, ohne irgend ein äußeres Hinzuthun der Quell der Begeiſterung; jede Kornblume, jeder Käfer gab ihm ein Lied und wenn es auch nur vier Zeilen hatte; eine Roſe aber oder ein Schmetterling, ſolche poetiſche Creaturen, erfüllten ihn bis zur Ueberſchwänglichkeit. Er war zu einem neuen Leben erwacht. Erſt jetzt wurde ihm ſein Weſen ganz klar; die Poeſie war es, was er geſucht hatte; er ſtand am Ziele. Alles dieß ſteigerte aber ſeine Empfänglichkeit, wie ſeine Anſprüche nur zu ſehr.

Wie konnte es wohl ausbleiben, daß Alfred nicht auch als dramatiſcher Dichter ſich verſuchte? daß nicht ſein erſtes Werk, das er ſchuf, der

Geſchichte der Vaterſtadt entlehnt wäre? Es war es in der That, und führte den Titel: „Tilly vor Pogenwinkel oder das Blutbad;“ es ſpielte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, einer Periode, nach der junge Dichter zuerſt zu greifen pflegen. Dergleichen Gräuel haben ſich damals überall in Deutſchland zugetragen und die Beiſpiele des Heldenmuthes und der großartigſten Aufopferung von Seiten der Bürger in unſern Städten ſind eben ſo häufig. Alfred hatte die Schiller'ſche Form ganz beibehalten und glaubte ſeinem Vorbilde ziemlich nahe gekommen zu ſeyn. Wer wollte dem jungen Menſchen das wohl für Unbeſcheidenheit anrechnen? Viele Stellen in dem Drama kamen wirklich nicht nur Schiller nahe, ſondern ſie waren Schiller ſelbſt. Alfred hatte zu viel auswendig gelernt — und das war doch wirklich kein Verbrechen — als daß ihm nicht unter dem Schreiben dieß und das bewußtlos in die Feder hätte ſtrömen müſſen.

Mindelsheim ſprach von ſeines Sohnes neueſten Beſtrebungen in dem Comité, deſſen Mitglied er war, und drang darauf, den „Tilly“ als ein vaterſtädtiſches Produkt im eigentlichſten Sinne des Worts, auf die Bühne zu bringen. Man verſprach, den Vorſchlag in Erwägung zu ziehen; allein die nächſten

Sitzungen erwogen nichts und der Vater wollte Entſcheidung. Das Stück war von den beiden Direktoren geleſen worden. Man war geſpannt auf den Ausſpruch.

Es thut mir leid, hier einigen Schatten auf die Charaktere beider Herren werfen zu müſſen, welche an der Spitze des Liebhabertheaters zu Pogenwinkel ſtanden. Beide waren Dichter, und Beide ſahen ſcheel auf den ſich ſo kühn ankündigenden Rivalen. Ob ſie's nöthig hatten, mag ich hier nicht unterſuchen, nur ſo viel iſt gewiß, ſie machten Beide ihren ordentlichen Vers und wußten, was zum Dichten gehörte.

Bis hieher waren ſie Pogenwinkels Dichter und Niemand hätte nach Anderen verlangt, ſo lange dieſe noch da waren. Sie genügten vollkommen dem poetiſchen Bedürfniß der guten Stadt. Jetzt drohete das Verhältniß ein anderes zu werden. Sie hätten ſich freilich darein fügen ſollen. Schöner wäre es geweſen, den Aufſtrebenden einzuführen in die Hallen der Sieger, ſich zu begnügen mit dem ſeither genoſſenen Ruhme und daran zu denken: daß nichts hienieden ewig währt, und daß die Jüngern den Aeltern auf dem Fuße nachtreten. Alterten denn etwa Fizmeier und Haidvogel nicht wie andere Menſchen und ſollte die Poeſie mit ihnen ausſterben, die Sonne der Dichtkunſt untergehen auf immer für Pogenwinkels Geſchlecht? Sonderbar, daß ſie das nicht einſahen, oder einſehen wollten. Genug, ſie waren dießmal ſo einig, wie nie, wenn es galt, einen Beſchluß zu faſſen, und verweigerten einſtimmig die Annahme des neuen Trauerſpiels.

— Der junge Mann müſſe mehr den Shakeſpeare vornehmen — meinte Fizmeier — namenlich den Coriolan und Julius Cäſar ſtudieren, um ſeine Pogenwinkler von 1632 richtig ſprechen zu laſſen.

— Der junge Mann ſolle ſich des Schillers entſchlagen, ſagte hingegen Haidvogel — er wolle ihm ganze Seiten aus dem Wallenſtein und der Braut von Meſſina nachweiſen.

Mit dieſem Beſcheide erhielt denn Mindelsheim das Manuſkript zurück.

— Jetzt iſt Deines Bleibens nicht mehr hier, Alf! ſagte er beim Nachhauſekommen aus der Seſſion zu ſeinem Sohn — ſie wollen Dich nicht aufkommen laſſen — gut, ſo ſollſt Du's ihnen auf eine andere Art zeigen. Ich bleibe dabei, um mir nichts merken zu laſſen, auch achte ich den löblichen Zweck und das Komödienſpiel iſt mir ſchon zur Gewohnheit geworden. Du aber haſt nichts mehr mit ihnen zu thun. Packe

Deine Rollen zuſammen und ſchreibe deinen Abſchiedsbrief — nun reiſeſt du wirklich!

Alfred war überraſcht von dieſer ſchnellen Wendung, die ſein Schickſal nehmen ſollte. Hatte er ſich gleich lange ſchon darauf vorbereitet und war es früher ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen, daß es endlich ſo kommen möchte, ſo hatte ſich doch auch Manches ſeitdem geändert und er bat ſeinen Vater, wenigſtens ſo plötzlich und grell nicht alle Bande zu zerreißen, die ihn an die Heimath knüpften. Das Herz war ihm ſchwer, als er daran dachte, Clotilde zu verlaſſen. Es war ſeine erſte Liebe, das, was Erfahrene eine Narrheit benennen würden, allein eine Narrheit ſüßer Art, die ihn für jetzt ganz erfüllte.

Sein Vater gewährte ihm noch eine Woche Friſt; aber wie bald war dieſe kurze Zeit vorüber. Er hatte ſtürmiſche, ſchwärmeriſche, zärtliche Zuſammenkünfte mit der Geliebten; ſie rauſchten vorüber, und der Zeitpunkt der Trennung kam. Clotilde hatte eine ganze Schublade voll Gedichte, ihr von dem Geliebten geweiht; er hatte nichts als geſtickte Pantoffeln von ihr. So ſchieden ſie eines Abends heimlich im Garten unter Küſſen und Schwüren ewiger Treue und heißer Liebe; andern Tages fand der öffentliche Abſchied ſtatt

Diesmal war er nicht ſo feierlich als das erſte Mal. Die Pogenwinkler ſchmollten ein wenig; offenbar machten die Direktoren ihren mächtigen Einfluß geltend; wer hätte es wohl mit ihnen verderben wollen?

Aber Krauthöfer erſchien. Finſter, wie er ſeitdem immer war, nahm er von Alfred Abſchied und bat ihn, wenn er in ſeiner neuen Sphäre etwas von Lucile hören ſollte, es ihm ſogleich mitzutheilen. Der arme Mann dauerte den ſanften Mindelsheim beinahe nicht. — Wäre er kein eigenſinniger, halsſtarriger Menſch, ſo könnte er jetzt ſo glücklich ſeyn, wie ich! dachte er bei ſich ſelbſt. —

Diesmal ließ man aber den Eilwagen nicht leer abfahren; kaum war er vor der Thüre, ſo führte der Vater Alfred zum Condukteur und übergab ihm denſelben feierlichſt. Dieſer hob ihn in das Coupé, neben ſeinen Platz, dann ſtieg er nach, und als das Horn des Poſtillons tönte und der Wagen den Abhang hinunter dem Stadtthore zurollte, legte ſich Alfred noch zweimal zum Fenſter hinaus und winkte mit Hand, Tuch und Mütze. Papa Mindelsheim blickte ihm mit rothem, ſehr gerührtem Geſichte ſtumm und ſteif nach, Clotilde aber zerdrückte ein Thränchen im ſchönen Auge. Der Oberlieutenant Krauthöfer ſchenkte der Scene keinen Antheil und ging ſtill und ernſt ſeinem Hauſe zu.

Wir verlaſſen jetzt aber Pogenwinkel, um Alfred in die Reſidenz zu folgen und zu ſehen, ob wir keine Spur von Lucile entdecken können, deſſen Charakter und Schickſal uns wohl eben ſo ſehr in Anſpruch nehmen dürfte.

Sechſtes Kapitel.

> Schlagt ihn todt, den Hund —
> Es iſt ein Recenſent!
>
> Göthe.

Die Reſidenz, von der wir jetzt ſprechen wollen, war eine deutſche Reſidenz, und ich darf daher nicht hinzufügen, daß unter den öffentlichen Anſtalten, die ſich durch Großartigkeit auszeichneten, die Theater in erſter Reihe ſtanden. Man zählte deren drei, von welchen jedoch nur eines mit dem ſtolzen Titel: „Hoftheater“ beehrt wurde, und ſich des beſonderen Schutzes des Fürſten und eines großen Zuſchuſſes zu erfreuen hatte. Dieſes ſtand, wie ſchon erwähnt wurde, unter der Direktion des Freiherrn Piſſahn von Hegelſingen aus dem Hauſe Kotzeluch, eines der älteſten und erlauchteſten Geſchlechter des Landes. Schon zu des Rothbarts Zeiten gab es Piſſahne in Glanz und Würden, die einen berühmten Feldherrn Johann von Piſa den ihren nannten, deſſen Name nach damaliger und noch jetzt welſcher Sitte verſtellt in Piſſjehann umgewandelt wurde, woraus dann das jetzige Piſſjahn entſtanden iſt. Einer der Piſſjahne ſoll ſich als Necromant hervorgethan haben und ſein Ruf hat ſich in Balladen und Volksliedern erhalten, von denen das eine, welches

Piſſjahn und Satanas
Alldieweilen —

anfängt, an den Oſtſeeküſten viel geſungen wird. Seinem Nachkommen, dem Hoftheaterintendanten darf jedoch in dieſer Beziehung keine Verwandtſchaft mit jenem Piſſjahn nachgeſagt werden: er war kein Hexenmeiſter, und ſpätere Zeiten werden auch keine Balladen von ihm ſingen. Dieß Alles hindert aber nicht, daß er wirklich ein ſehr vornehmer Herr war.

Das Hoftheater war ein prachtvoller Bau, deſſen Vollendung ungeheure Summen verſchlungen hatte; Alles daran war gediegen und von außerordentlicher Pracht. Ein alter Miniſter hatte zwar geſagt, man gehe darin zu weit und er ſehe gar nicht ein, wozu der ſardanapaliſche Aufwand denn eigentlich ſolle, da es ſchwer halten müſſe, dieſe äußere Fülle mit der innerlichen Magerkeit ins richtige Verhältniß zu ſetzen und daß weder das ſchmutzige Werktagspublikum, noch die erbärmlichen Hiſtrionen einen ſolchen Saal würdig zu füllen im Stande ſeyen — allein man hörte, wie billig, nicht auf den mürriſchen Mann, und befolgte in der Ausführung die Vorſchriften des Baumeiſters, der ſich ein Denkmal ſtiften wollte, gleichviel, um welchen Preis. Als der alte Miniſter nicht aufhören wollte, zu brummen, da wurde er endlich unter Anerkennung aller ſeiner geleiſteten Dienſte und Belaſſung ſeiner Titel und Würden wegen Alterſchwäche in Ruheſtand verſetzt.

Ein anderer Beamter, der Rath im Baudirektorium war, war zwar gefügiger in den Willen des Architekten, allein dennoch ſtimmte er gegen die beabſichtigte Ausführung des Ganzen. Er gründete ſeine Behauptung darauf, daß ein Theater ja nicht bei Tag geſehen werde, und nur für die Täuſchung berechnet ſey; daher mache eine vergoldete Latte dieſelbe Wirkung wie ſchwere Vergoldungen und Bronce, gemalter Marmor könne für wirklichen gelten u. ſ. w. Er fügte ſogar noch ferner bei, daß der Probabilität nach ein Theater wohl alle fünf und zwanzig Jahre einmal abbrenne, wie ſichs bis jetzt ziemlich gewiß herausgeſtellt habe, mithin alle gediegene Pracht nur als Verſchwendung gelten könne. Dieſer Mann, der ſich eines beſcheideneren Ausdrucks als der Miniſter bedient hatte, wurde zwar nicht vom Amte entfernt, allein ſeine Stimme verhallte ungehört. Der Bau wurde ausgeführt, und die Reſidenz hatte das prächtigſte Theater der Welt.

Glaubt man nun aber wohl, daß irgend Jemand einen Dank dafür hatte, als es fertig da ſtand? Keineswegeſ! Man war unzufrieden. Man ſah nicht auf allen Plätzen gleich gut; man hörte durchaus ſchlecht; in der Nähe der Bühne herrſchte ein gewaltiger Zugwind, und wie die Klagen ſo gewöhnlich ſind, die beim unbedeutendſten Theater laut zu werden pflegen, und die bei dieſem Wunderwerke der Baukunſt ebenfalls nicht ausblieben.

Glaubt man aber vielleicht, daß dieſes Wunderwerk der Baukunſt die im Sinken begriffene Kunſt wieder ſtützte und hob? glaubt man, daß die Künſtler beſeelt wurden von dem Gedanken in ſolchem koſtbaren Tempel ihre Vorſtellungen zu geben? Keineswegeſ! Sie lernten ihre Rollen nur zur Noth, wie früher, ſtellten dieſelben Blößen zur Schau, und die Stücke, die ſie gaben, nahmen ſich in dem prachtvollen Rahmen gerade nicht zu ihrem Vortheile aus.

Nun bleibt uns nur noch eine dritte Frage zu erörtern, ob denn diejenigen, die zu dem Baue gerathen, ſo wie die, welche ihn ausgeführt, ob die Herren der Baudirektion, die Architekten, der

Fürſt ſelbſt, der mit großmüthiger Freigebigkeit die Mittel hergegeben hatte, den Fehlgriff einſahen? ob der alte bei Seite geſchobene Miniſter, der dagegen geſtimmt hatte, wieder herbeigerufen wurde, um ſich ſeines weiſen Rathes für die Folge zu verſichern? Keinesweges! das Theater war da und man ſpielte darin; mangelhaft iſt jedes Menſchenwerk, ſo hieß es, und an Splitterrichtern wird es auch nie fehlen, wurde noch hinzugeſetzt.

Als Alfred zum erſten Male dieſes Theater beſuchte, fühlte er ſich gar wunderſam beengt. Wie drückte ihn dieſe Pracht? wie unbequem ſchien ihm dieſe Weite? So hatte er ſich die Bühne nicht vorgeſtellt, die einſt die ſeinige werden ſollte. Er war der Meinung geweſen, in Bogenwinkel ſchon ein ganz hübſches Theater kennen gelernt zu haben und dachte, in der Reſidenz findeſt du es wohl etwas größer und beſſer ausgemalt und in der Mitte iſt die Loge des Fürſten, mit rothſeidenen Vorhängen und goldenen Franſen daran.

Er hatte zu ſeinem erſten Beſuche ein Stück gewählt, das ſie daheim auch zu geben pflegten und in dem er eine Rolle geſpielt. Er wußte es auswendig und genau, wie Alles kommen mußte. Dies gewährte ihm nun einen eigenen Genuß, übte aber auch eine ganz beſondere Wirkung auf ihn aus. Bei jedem Stichworte durchzuckte es ihn electriſch und er ward roth vor Schaam und Verlegenheit, wenn etwas ſteckte und nicht richtig einfiel; kurz, er ſpielte ſelbſt mit und ängſtigte ſich wie ein Neuling, der vor dem Publikum ſteht, während die Hofſchauſpieler auf der Scene, die ihm dieſes Gefühl verurſachten, mit einer Leichtigkeit über die Stockungen hinwegglitten, die ihm faſt wie Frechheit vorkam. Selbſt die tadelnde Aeußerung des Publikums ſchien ſie nicht aus ihrem ruhigen Gleichgewichte bringen zu können.

Er verglich im Stillen das Spiel der heimiſchen Künſtler mit dem dieſer Hofſchauſpieler und ſeine kritiſche Wage neigte ſich auf die Seite der Heimath. Ich darf und kann ihm zwar hierin nicht beipflichten, allein ich mag ihn deshalb auch nicht verdammen. Das Recht der Gewohnheit übt eine ſtarke Macht; ihm unterlag ſein Urtheil. Und wußte er denn wohl, was und wenn er vor ſich hatte? Kannte er die Namen der Künſtler, die ſich vor ſeinen Augen bewegten? Wußte er, was ſich an dieſe Namen knüpfte? — Führt doch einen Laien zu dem ſchönſten Tulpenflor, er wird Farben ſehen, nichts weiter! weiß er, daß er hier den Duc de Toll, dort die ſchöne Virginie vor ſich hat, daß jenes Exemplar zu den größten

Seltenheiten gehört und einſt mit Golde aufgewogen wurde? Wüßte er das, ſo würde er die Lupe zur Hand nehmen, und ſich niederbücken zu den prächtigen Blumen, und das feine Geäder in zarten Farben bewundern, das eben dieſe Tulpe vor allen andern auszeichnet und zur Seltenheit macht. So iſt es auch mit den Schauſpielern. Man ſpricht: der Name thue nichts zur Sache; allein es gibt nichts Unrichtigeres auf der Welt, als dieſen Gemeinplatz. Hätte Alfred, wie geſagt, gewußt, wer die Künſtler waren, die er ſah und zugleich einige Kenntniß von der neueſten allgemeinen Theatergeſchichte beſeſſen, ſo würde er Alles mit andern Augen betrachtet und zum Gegenſtande reiferer Prüfung gemacht haben. Wie anders wäre ihm dann Vieles vorgekommen! Er hätte Studium erblickt, wo er jetzt Vernachläßigung zu entdecken glaubte: Stockungen würden ihm als wohlberechnete Kunſtpauſen erſchienen ſeyn: er hätte vielleicht Bewunderung gezollt, wo er jetzt leichtfertigen Tadel ausſprach. Zum Glücke behielt er ihn für ſich, denn ſonſt hätte ich mich wahrlich ſeiner ſchämen müſſen: der deutſche Kleinſtädter ſchwitzte ihm ja aus allen Nähten.

Wenn man die Jahre des Lebensalters dieſer Künſtler ſämmtlich addirte und es dann eben ſo mit den Summen ihrer Gehalte machte, welche reſpectable Summe ergab ſich da! Schließt man nun hieraus auf die Summe der Erfahrung, die ſie in ihrer Kunſt erlangt haben mußten, ſo wie auf ihren eigentlichen Werth, dann war das ſicher ein Etwas, das andern Mächten imponiren konnte, als der Ohnmacht eines Jünglings, der ſeinen Fuß zum erſten Male in dieſe geweihten Hallen ſetzte und keinen andern Maaßſtab für Alles das beſaß, als das Liebhabertheater ſeines Geburtsortes, den er wie irgend ein Handwerker mit Behendigkeit an den zu meſſenden Gegenſtand nur ſo legen zu können vermeinte.

Alfred ging nach beendigtem Theater auf ſein Zimmer und begann ſein Tagebuch zu ſchreiben; dann machte er zwei Gedichte an Clotilde und legte ſich hierauf ſchlafen. Er dachte noch nicht ſobald ſich zur dramatiſchen Schule zu melden, denn aufrichtig geſagt, er war der Meinung, nichts Rechtes dort lernen zu können; er wollte vorerſt zuſehen, meinte er, und ſich dann beſtimmen. Es iſt doch ſeltſam, wie ſolche junge Leute ſo leicht der Dünkel beſchleicht.

Inzwiſchen war er ſchon mehre Wochen in der Reſidenz und hatte das Theater regelmäßig beſucht, ohne noch immer nicht den eigentlich entſcheidenden Schritt gewagt zu haben. Einige oberflächliche

Bekanntſchaften im Kaffeehauſe konnten auf ſeine Entſchlüſſe zwar keinen belebenden Einfluß üben, allein auf ſein Urtheil über die Leiſtungen der Hofſchauſpieler fing derſelbe nach und nach an, ſich bemerkbar zu machen. Wir wiſſen uns fürwahr über die Macht fremden Einfluſſes auf unſer Urtheil in ſolchen Dingen keine Rechenſchaft zu geben, obgleich ſie nicht wegzuläugnen iſt. Alfred hörte die Leute ſprechen von unſerer „unübertrefflichen Hegewiſch,“ von „Leinweber, dem erſten Mimen Deutſchlands,“ von dem „wackern Balder,“ von der „göttlichen St. Viol“ und wie ſie Alle hießen die Götter und Halbgötter des Tages und der Nacht. Ihm ſchien ein neuer Sinn aufzugehen und er beſtrebte ſich tiefer in das Weſen dieſer Kunſtleiſtungen einzudringen.

Eine der für ihn erfolgreichſten Bekanntſchaften machte er an dem Doctor Ladewitz, einem Manne, der zwar in der Geſellſchaft keine abſonderliche Achtung genoß, allein in dem gefürchteten Rufe eines ſtrengen Kritikers ſtand, wenn ihn nicht beſondere Verhältniſſe zur Milde ſtimmten. Ladewitz war in der Hauptſtadt geboren und hatte von Jugend auf das Theater geliebt; er ſollte Medicin ſtudieren, allein es ſagte ihm dieſes Studium nicht zu; er hatte einen unüberwindlichen Ekel vor Leichen und verließ deshalb in Trauerſpielen ſtets das Haus, ehe das Gemetzel losging. Da ſeine Eltern ſich vorgeſetzt hatten in ihm einen Doctor der Familie zu ſchenken, ſo kaufte er ſchnell das Diplom eines Doctors der Philoſophie um wenige Goldſtücke, damit er dem Wunſche ſeiner theuern Angehörigen willfahre und beſuchte nun nicht mehr das anatomiſche, ſondern das Hoftheater, wo er die lieblichſten Tänzerinnen, die geſchickteſten Sängerinnen unter das kritiſche Meſſer nahm und ohne Blutvergießen und Ekel ſecirte, dabei legte er ſich auf die Homöopathie, um doch gewiſſermaßen ſeinem erſten Berufe zu entſprechen und ſich von denen, die ihn als Kritiker fürchteten, als Heilkünſtler in ihre Nähe gezogen zu ſehen. So war ſeine Stellung zum Theater eine gemachte und nachdem einige Stürme, die jeden derartigen Anfang zu begleiten pflegen, vorübergezogen waren, auch eine recht angenehme.

Doctor Ladewitz ſollte unſerem Alfred nun den Staar ſtechen; durch ihn wurde er mit einem Male mitten in das Getriebe verſetzt, das wechſelſeitig in einander greift, um das Intereſſe an der Bühne aufrecht zu erhalten; durch ihn erhielt er Aufſchluß über die großen Namen, die ſtets den Sieg über die namenloſen Größen davon tragen. Er ſtellte Alfred auf den rechten Punkt, jene in's rechte Licht und dieſer Kunſtgriff — wenn man es ſo benennen dürfte — genügte vollkommen. Er ſah in ſeinem jungen Freunde nichts als einen angehenden Kritiker. Eine Art von Scheu hatte jenen abgehalten, von ſeiner eigentlichen Abſicht zum Theater zu gehen, mit Ladewitz zu ſprechen. Er beſorgte, deſſen Aufrichtigkeit damit zu verſcherzen: auch gefiel es ihm faſt mehr, als Kritiker zu leben. Es war ein freies, unabhängiges und leichtes Geſchäft. Die Handgriffe, die Ladewitz unſerm jungen Freunde zeigte, machten es nur noch angenehmer und leichter. Der Doctor hatte es ſo weit gebracht, über eine Vorſtellung ein Urtheil zu fällen, ohne ſie angeſehen zu haben, und ſolche Urtheile ließ er drucken und die Leute laſen ſie und fanden ſie treffend. Es war ein hoher Grad von Divinationsgabe in dem Manne, die ſich mit nichts vergleichen läßt, wenn man nicht etwa die übernatürlichen Erſcheinungen in Prevorſt und Weinsberg herbeiziehen wollte. Hier machte Alfred eine Art von Lehrzeit durch: das ſchwere Geſchütz der Kritik in Artikeln von langem Athem und in „ungebundener Rede" wurde ihm zwar noch nicht anvertraut, allein in Sonnetten, Terzinen und allerlei gereimten und ungereimten Verſen durfte er Lob ſpenden: dazu waren ihm die Spalten von Ladewitzens Journal geöffnet.

So war nach und nach Alfred auf den richtigen Weg gelangt; er verfolgte dieſelbe Straße, die jeder Theaterbeſucher in der Hauptſtadt ging. Alles beruhte hier auf Uebereinkunft: man äußerte ſich anders als man fühlte; man ehrte das Herkömmliche, man lobte das Anerkannte, man ſchätzte das Theuere, nämlich das, was viel Gage bezog, nach dem bekannten Sprichworte: Was gut und theuer iſt. Nahm man ſich bisweilen des Neuen, noch Unbekannten an, ſo geſchah es zwar mit einer gewiſſen Protectermine, aber nur mit einem Grade von Schüchternheit, um — wenn das Publikum die Protection verwarf — an ſeinem Anſehen keinen Eintrag zu leiden.

Alfred erhielt fortwährend Zuſchüſſe von Hauſe, denn ſonſt wäre es ihm nicht möglich geweſen, ſein Leben, ſo einfach es war, zu beſtreiten, da er außer einem zweideutigen Freibillet keine Art von Lohn für ſeine Arbeiten in Ladewitzens Journal erhielt. Es war Grundſatz bei dieſem Inſtitute, keinerlei Honorar zu entrichten, da es für eine Ehre gelten ſollte, daran mitzuarbeiten, wie der Redacteur alle Leute verſicherte und es auch ſo in befreundete Blätter drucken ließ. Wenn man die Maſſe der Mitarbeiter überſchaute, ſo gerieth man wirklich in Erſtaunen, da ſah man einen Guido mit zärtlichen Diſtichen und ſchwärmeriſchen Elegien, einen Moſes Carbunculus mit Artikeln, welche derbe ſarcaſtiſche Laune athmeten, einen Verax, deſſen Kritiken Feuer und Salz enthielten, einen Caſimir Bonjour, einen Jobſt von der Werra und wie ſie Alle hießen, die erleuchteten Geiſter, welche Haidvogel's Blatt belebten, das den anſprechenden Namen „das jüngſte Gericht“ führte. Man ſagte zwar, der Redacteur ſpuke ſelbſt unter allen dieſen Namen und ſchreibe eigentlich das jüngſte Gericht ganz allein, allein wo hätte der Mann das Alles hernehmen ſollen? Ich neige mich vielmehr zu der Meinung anderer Leute, welche einige Kenntniß von dem Zuſtande der heutigen Tagesliteratur haben und auch in Redactionsgeheimniſſe wohl einen Blick ſchon werfen konnten. Nach dieſen fehlte es dem jüngſten Gerichte wirklich nicht an unentgeldlichen Mitarbeitern, die zwar nicht um der Ehre willen dazu beiſteuerten, denn dieſe hatten ſie nicht davon, ſondern lediglich deshalb, weil ſie die Tinte nicht halten konnten.

Alfred's Zuſchüſſe waren genügend, ihn in dieſer Lage zu erhalten; ſein guter Vater, der ſie ihm von ſeinen Erſparniſſen ſandte, war aber der Meinung, daß ſein Sohn bereits große Fortſchritte gemacht habe, und daß ihn nächſtens eine formelle Einladung des Generalintendanten in die Reſidenz rufen würde, um Zeuge von dem erſten Auftreten des Sohnes vor dem Publikum zu ſeyn. Wie freute ſich der gute Mann darauf; welche Plane machte er für dieſen Fall. Er wollte alle ſeine Freunde, Alfred's ehemalige Kunſtgenoſſen, mitnehmen.

— Ob er wohl zuerſt den Max ſpielen wird oder den Don Carlos? fragte er ſich manchmal laut und Clotilde dachte dabei, wenn ſie es zufällig hörte: Ach, wer wird denn wohl ſeine glückliche Thekla ſeyn?

Es waren Monden vergangen, ſeitdem Alfred in der Reſidenz angekommen war. Keine Veränderung in ſeiner äußern Lage; dieſelbe Sorgloſigkeit um die Zukunft. Die kleine Unruhe, die ihn anfänglich manchmal zu beſchleichen pflegte, ſchwand endlich immer mehr. So ſtanden die Sachen, als mitten im hohen Sommer ein Brief von dem Herrn Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim aus Pegenwinkel anlangte. Sein Inhalt ſtachelte Alfred plötzlich auf. Der alte Herr ſchrieb, daß er bei dem ſchönen Wetter es nun nicht länger anſtehen laſſen wolle, ſeinen Sohn zu beſuchen, und daß er und alle Pegenwinkeler Freunde in der Reſidenz erſcheinen würden, um ſich von dem Stande der Sache an Ort und Stelle zu unterrichten, indem er das Ausbleiben aller darauf bezüglichen Nachrichten dahin ſich zu deuten ſuche: daß die Ueberraſchung nur eine deſto größere Wirkung hervorbringen ſolle.

Alfred gerieth in keine kleine Verlegenheit, als er dieſe Zeilen las. Er ſann hin und her, was er beginnen ſollte; keine Zeit war zu verlieren, der Vater mit der Sippſchaft konnte alle Augenblicke eintreffen. Er kannte die gemüthliche Beſchränktheit dieſer ſonſt ſo wackern Menſchen und Kleinſtädter. Den Brief ſeines Vaters, bei deſſen Anblick dem guten Sohne die Freude ſonſt durch alle Adern lief, zerknitterte er in der geballten Fauſt und biß ſich dazu die Lippen wund. Doch dies war nur die Regung des erſten Augenblicks; das Bild ſeiner Einbildungskraft ſchwebte ihm bald deutlicher vor Augen. Er ſah ſie heranpilgern im langen Zuge zu den „geweihten Hallen Thaliens,“ wie ſie das Schauſpielhaus nannten, mit nichts Geringerem, als dem aufrichtigſten Wunſche ihn bewundern zu können, und ihren Maaßſtab an ſeine Größe zu legen und das Bewußtſeyn mit nach Hauſe nehmen zu dürfen: er ſey fortgeſchritten, oder die Schule der Reſidenz habe ihm ſeine Natürlichkeit geraubt. Dann ſah er ſie erwartungsvoll und ſpähend bei ſich eintreten: zuerſt den treuen, gutgeſinnten Vater, der aber hier mehr war, denn er ſpielte ſelbſt die zärtlichen Väter und war kein unbedeutender Kunſtrichter ſeiner Meinung nach; dann Bäschen Clotilde mit den großen, blauen Augen, dem naiven Stumpfnäschen, und dem Herzen voll himmliſcher Neigung, dann ihn, den bebrillten Mauthſchreiber Fizmeier, mit den breitumgeſchlagenen Vatermördern, dem eng zugeſpitzten Fracke, ſo reich mit Sammt ausſtaffirt, Pogenwinkels Lion; endlich den ſanften Haidvogel, der ihm ſtets ſo günſtig geweſen, aber jetzt auch in der furchtbaren Geſtalt des Kunſtrichters ihm erſchien. Wie ſo anders kamen ihm jetzt alle dieſe Leute vor, an denen er ſonſt mit Liebe und ſtiller Verehrung gehangen! Je mehr er ſeine Lage überdachte, deſto banger wurde ihm zu Muthe, deſto mehr trieb es ihn zur Eile an, etwas Entſcheidendes zu thun. Es war ihm, wie dem, der eine anvertraute Kaſſe beſtahl, den Bankerott vor Augen ſieht und dennoch immer tiefer ſich hinein wühlt in die Geldhaufen, die ihm nicht gehören und nur dadurch ſein Verbrechen vergrößert, ohne ſeinem Verderben entgehen zu können.

Endlich faßte er ein Herz und beſchloß ſich Ladewitz zu entdecken. Wie er jetzt die Verhältniſſe kannte, war der Schritt nicht leicht. Vom Kritiker zum Schauſpieler umſatteln, iſt etwa ſo, als ob man ſagen würde: ich bin jetzt ſo lange Katze geweſen, ich will einmal verſuchen, wie's als Maus thut. Man verzeihe mir den Vergleich. Alfred wußte auch, wie der Doctor über die Schauſpieler dachte, oder vielmehr raiſonnirte, denn er war nicht der Mann, ſeine Gedanken zu verſchweigen, es wäre denn geweſen, irgend einen Zweck dadurch zu erreichen. Die Schauſpieler vergalten ihm auch reichlich und nie iſt wohl eine gleichere Münze ausgetauſcht worden, als hier.

Eines Morgens trat Alfred zu Ladewitz in's Zimmer. Die Wahl der Stunde war eigentlich nicht geſchickt. Ladewitz pflegte lange im Bette zu liegen und ſeinen Gläubigern Audienz zu ertheilen; dies verſetzte ihn dann immer in die unangenehmſte Laune. Sein junger Freund fand ihn zum Glücke in beſſerer Stimmung. Das Lager war weder üppig noch reich: ein Strohſack, den ein grobes Laken zur Noth bedeckte, ein rundes Polſter, mit dunkelm Zeuge überzogen, und ein alter grauer Mantel als Decke — das war's. Ladewitz lag bereits auf dem Mantel; dieſe Stellung bezeichnete das erſte Stadium, das nach dem Erwachen folgte. Er hatte einen zerriſſenen Schlafrock um die Schulter geworfen, vielleicht weil es ihn maleriſcher dünkte, und ſteckte aus demſelben einen ziemlich ſchmutzigen

Hemdärmel hervor, der, etwas zurückgeſtreift, einen hagern und ſehr behaarten Arm ſehen ließ, an deſſen unterem Ende eine gelbe, knöcherne Hand ſaß, deren Finger eine lange Weichſelpfeife hielten, aus denen der Recenſent den Rauch ſchlechten Tabaks hervorzog und durch Mund und Naſe von ſich gab. Das Geſicht war ſchwärzlich braun, der Bart ſtruppig, aus dem matten Auge war der Schlaf noch nicht gewiſcht und die Haare des Kopfes verhüllte ein Schnupftuch von blauer Leinwand mit weißen Tupfen. Er huſtete und räuſperte ſich und ſpuckte alle Augenblicke aus. „Das iſt die Galle, die ich tagüber ſchlucken muß,“ pflegte er dabei zu ſagen.

— Wie Sie mich da ſehen, junger Freund, rief er Alfred gleich beim Eintritt entgegen, bin ich beſchäftigt, ein Sonnett an die kleine Hegewiſch zu dichten, die geſtern ſo delicios in der Nachtwandlerin war. Die beiden erſten Quatrains ſind faſt fertig — hören Sie!

Er huſtete und ſpuckte gewaltig.

— Am Ende iſt der niederträchtige Tabak ſchuld daran — ich habe geſtern Abend ſo gut wie nichts getrunken. — He! langen Sie mir doch das Glas her, ich muß einen Rachenputzer nehmen, ſonſt erſtickt mich der Schleim. —

Alfred reichte ihm ein großes Glas hin, aus dem Ladewitz einen ordentlichen Schluck that.

— Pfui, über den Fuſel! Man weiß gar nicht mehr, was man frühſtücken ſoll! rief er pruſtend, doch nun hören Sie!

Er las folgenden Anfang des Sonnets, indem er nach jeder Zeile eine Pauſe machte, um einige Züge aus der Pfeiſe zu thun.

Auf weichem Roſenlager lieg' ich trunken,
Vom Zephyr lind, wie hin und her geſchaukelt
Im Denken Deines Anſchaun's wie verſunken,
Von Deinen ſüßen Trillern noch umgaukelt —

Auf ſeinen Wink mußte ihm Alfred wieder das Glas reichen, und während er in zwei Abſätzen daraus trank, hatte der Jüngling Muße, die Umgebung des Dichters mit dem Anfange des Gedichtes zu vergleichen, und konnte ſich dabei des Gedankens nicht erwehren: wie doch die Poeſie Alles zu verſchönern und zu veredeln im Stande ſey.

— Wo bin ich geblieben? fragte Ladewitz, indem er das Glas abſetzte, und fuhr dann fort, nachdem er ſich orientirt hatte:

Wie das trompetelt unten, wie es paukelt,
Was kümmern mich die dummen Tonſpelunken:
Dein helles Siegeslied hat mir gewunken —

— Bis dahin und nicht weiter! rief er. — Der Reim iſt etwas ſchwierig, aber ich ſetze meinen Kopf, ich finde ihn auch ohne den Peregrinus Syntax! Könnte man nicht das alte Raukeln hier in Anwendung bringen? Raukeln für Röcheln: göttlicher Einfall! Alle Andern raukeln nur, während die Hegewiſch trillert; ich könnte mich ſelbſt beim Kopf nehmen und küſſen. Ha! wie das raukelt und maukelt! Es kommt nur auf die Art und Weiſe an, wie man's von ſich gibt. —

Er ſpuckte wieder bedeutend.

— So trug ich einmal den Preis davon, fuhr er fort, in einem poetiſchen Wettſtreite, blos durch die Kühnheit, mit der ich combinirte. Nachdem ſich Alle abgemüht hatten, in einem Diſtichon den großen Maler Rubens zu feiern — dies war die Aufgabe — ſprach ich feſt und mit Nachdruck:

Peter Paul Rubens!
Die Andern haben's geſchlubens!

Man zerbrach ſich den Kopf, man verlangte Erklärung, allein ich ließ mich auf nichts ein, und nun mußten die Andern ſo lange grübeln, bis einige von ihnen wirklich den Sinn zu erfaſſen vermeinten und mir den Sieg zuerkannten. Sehen Sie, junger Freund! das iſt die Kunſt des Verblüffens. Will nichts mehr helfen, ſo hilft dies gewiß. Auf ſolche Weiſe bringt man ſich ſtets wieder zu Ehren. Merken Sie ſich das! Eiſen, Feuer, Blut! das iſt die richtige Progreſſion. Den kleinen Unſinn verlacht man, den großen ſtaunt man an. Verläßt Euch der Sinn mit dem Reim, ſo ſchafft neue Wörter; Ihr bereichert die Sprache, ſchreit die junge Welt, die noch mit dem Ausdrucke ringt und das Alte, Vorhandene nicht einmal in die ausgetretene Form zu bringen verſteht. Die Aeltern lachen und ſträuben ſich anfänglich, werden aber am Ende doch von dem Wirbel ergriffen und mit fortgeriſſen „Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubſt Du ein Dichter zu ſeyn?“ Dies iſt ein Ausſpruch, vor dem ſich jeder Anfänger zu hüten hat, den jeder unkräftige Geiſt vermeiden wird, und darum ſchafft Neues — Neues — Neues! Wie gefällt Ihnen der Vers?

„In derlei Heuderlei leg' Oſterhaas dein Maiei!“

Das iſt deutſch und klingt wie griechiſch! Das heißt die Sprache beherrſchen!

Ein fürchterlicher Huſten machte dieſem Erguſſe ein erſtickendes Ende; dann aber erholte ſich der Doctor und fragte äußerſt gütig, was denn Alfred eigentlich ſo früh ſchon bei ihm wolle.

Der arme junge Menſch rückte mit ſeiner Geſchichte ziemlich umſchweifig heran und theilte dem erfahrenen Freunde ſeine Verlegenheit mit.

Das iſt in der That ſo übel nicht — ſprach dieſer, die Idee gefällt mir. Wenn ich Euch betrachte, mein Jüngelchen, ſo ſeyd Ihr zum Komödianten gut genug. Die Liebhaber werden Euch nicht ſchlecht gerathen, und werden muß der Menſch doch nun einmal etwas im Leben, ſey's auch nur ein Hofſchauſpieler. Als Schriftſteller eine feſte Stellung zu erringen, wird täglich ſchwerer. —

Hier zog er mit Stolz den zerriſſenen Schlafrock höher zum Halſe und ſuchte nach einem Knopfe, um ihn oben zu befeſtigen, allein da er vergebens ſuchte, ſo gab er dieſen Vorſatz auf, den ihm augenſcheinlich das Bewußtſeyn, eine ſolche Stellung ſelber ſchon erlangt zu haben, eingegeben hatte.

Worauf ſoll man ſich werfen? Alle Wege ſind verrammelt. Gelehrte Bücher ſchreiben? Dabei hat man nicht das liebe Brod. Belletriſtik? Das will Niemand verlegen? Ein neues Journal gründen, das ſeinen Mann nährt? Einen Namen, Freundchen, einen Namen! Wie gewinnt man den jetzt? Es iſt mißlich. Ihr habt Recht, werdet Schauſpieler, es kann Euch nicht fehlen! Dramatiſche Schule? nicht doch —

das braucht Ihr nicht. Laßt doch einmal ſehen! Seyd von der Güte und langt mir einmal den Stoß vom jüngſten Gericht her, es iſt das letzte Quartal, wo Eure Sachen darin ſtehen —

Alfred reichte ihm den Stoß, den Ladewitz, die lange Pfeife im Mundwinkel feſthaltend, mit einem leiſen Murmeln vor ſich hin durchflog und dabei bald ein Hm! Hm! bald ein Ha! Ha! ausſtieß.

— Es geht! rief er endlich, nachdem er die letzte Seite umgeſchlagen hatte — es geht wahrhaftig! Fünf Gedichte auf den Regiſſeur Leinweber und kein einziges auf Balder oder Hagen! Euer Sort iſt gemacht — vom Recenſenten zum Hofſchauſpieler iſt für Euch nur ein Schritt, gerade wie vom Sublime au Ridicule. Sagt — kennt Ihr Leinweber?

— Blos von der Bühne — erwiederte Alfred.

— Es iſt wahr, der Menſch lebt wie ein Kalmäuſer, man ſieht ihn in keiner honetten Geſellſchaft. Sprecht weiter: kennt Ihr Baldern?

— Ich ſah ihn einmal neben mir im Parterre ſtehen und redete ihn an, allein er gab mir eine kurze Antwort und ließ mich ſtehen —

— Dieſe Grobheit von ſeiner Seite leiſtet Euch einen Dienſt; ſie wird Euch Gelegenheit geben, bei Leinweber über ihn zu ſchimpfen. Doch jetzt noch

Eins: was kennt Ihr ſonſt von dem Geſindel? Ich habe mich wenig darum bekümmert, weil es für Euch bis jetzt ſehr gleichgültig war und weil ich natürlich nicht wiſſen konnte, daß Ihr ſelbſt zum Theater gehen wurdet —

— Ich kenne Niemand von dem Perſonal, erwiederte Alfred, weil ich im Ganzen nur ſehr zurückgezogen lebte und mir mein Urtheil dadurch freier zu erhalten ſuchte, daß ich mich nicht durch innigere Beziehungen zu den Perſonen dabei anregen ließ.

— Gut, für dieſen Fall, ſonſt iſt's eine Narrheit, ſagte Ladewitz. Es hätte euch gewaltig irre leiten können. Eines begreife ich nun aber nicht: wie kommt es, daß Ihr nun Leinweber beſungen habt? Wurdet Ihr denn wirklich von ſeiner Kunſtgröße dazu begeiſtert? He! geſteht die Wahrheit!

Alfred erröthete und wußte nicht gleich zu antworten.

— Ha! dacht' ich's doch! rief Ladewitz — Leinweber imponirte Euch durch etwas Beſonderes. Sein Spiel, das ich zwar auch bei jeder Gelegenheit lobe, iſt meiner Treu nicht von der Art, daß man in Verzückung darüber gerathen könnte. Und fünf Gedichte in einem Quartal! es gränzt an's Uebermenſchliche. Und was für Rollen! Welcher Plunder! Wie kann man ſo etwas beſingen? Verzeihe ihm, Muſe, die Sünde! Was? Sogar den Cedric in der Griſeldis zum Gegenſtande eines Gedichts gewählt? es iſt zwar ziemlich banal, aber dennoch zu gut für jene Rolle — zu gut für Halm und Leinweber! Sprecht, junger Menſch! welche Abſicht hattet Ihr? Nicht wahr, Ihr wolltet Euch den Weg zum Hofſchauſpieler bahnen und verſchmähtet doch den Umgang mit den Komödianten, um Euer Urtheil über den Künſtler nicht durch innigere Beziehungen zu dem Menſchen beſtimmen zu laſſen? —

— Nein, entgegnete Alfred, ich dachte nicht an den Hofſchauſpieler — allein —

— Nun? heraus mit der Sprache!

— Ich reichte anonym ein Stück ein, das ich noch zu Hauſe gedichtet habe — es heißt: „Tilly vor Pogenwinkel oder das Blutbad“, und ich wünſchte ſehnlich, daß es noch, bevor ich ſelbſt die Bühne betreten haben würde, gegeben werde, um dann das Publikum, wie die Künſtler günſtiger für mich zu ſtimmen, wenn man erführe, daß ich der Verfaſſer ſey.

— Wie ungeſchickt! brummte Ladewitz.

— Deshalb — ich geſteh' es offen — machte ich die Gedichte auf Leinweber, und ſchrieb ihm bei Ueberſendung des Tilly, daß Derjenige, der das Stück gemacht, ſein eifrigſter Verehrer ſey, derſelbe, von dem die Gedichte auf ihn in dem jüngſten Gericht herrühren —

— Wenn Ihr Euch gleich in dem Mittel nicht vergriffen habt, ſo war doch die Anwendung falſch und die Wirkung mußte ausbleiben, rief der Doctor. Es fehlt Euch indeß nicht an Schlauheit — nur zu! Euer Tilly wird in dem Moder der Rumpelkammer ſchlummern und das jüngſte Gericht ihn nie zum Lichte erwecken. Glaubt Ihr, daß Leinweber die Stücke lieſt, die man ihm anonym einſendet? Wann ich ihn auch nicht in Schutz nehme, hier iſt er zu entſchuldigen. Ihr müßt wiſſen, es wird gewaltig viel Schund in Deutſchland ſo alljährlich zuſammengeſchrieben und wie ſoll das nun ein Menſch leſen? Kennt er aber demnach noch nicht Euern Tilly, ſo kennt er doch gewiß Euere Gedichte, und das iſt genug für ihn, um auch Euch kennen zu lernen. Geht hin, ſtellt Euch ihm vor, verſäumt keine Zeit. Ich mag Euch keine beſondere Empfehlung mitgeben, denn wir ſind eben jetzt nicht ſehr gut miteinander, ſeit ich nämlich die Hegewiſch protegire und die St. Viol fallen laſſe. Ihr braucht auch nichts weiter, als Euch auf das jüngſte Gericht zu beziehen. Ich ſehe ihn lächeln mit dem wulſtigen Munde — ich ſehe ihn liſpeln „Sey mir gegrüßt, Bruder in Apoll!“ und

Euch umarmen und Euere Antwort Euch von den Lippen wegküſſen. Geht zu ihm; bald; dieſen Abend noch. Ihr könnt auch von mir etwas einfließen laſſen: aber geſcheidt — verſteht Ihr? wie ich ihm ergeben ſey; daß ich noch immer von dem Champagner ſpreche, den er mir zu Weihnachten geſchickt, und daß ich darauf ſchwöre, nie beſſern getrunken zu haben — ja — ſagt ihm, ſo hingeworfen — ich hätte geſchworen, keinen mehr zu trinken, bis mir wieder derſelbe vor den Schnabel geſetzt würde. Sagt ihm, ich wiſſe recht gut, daß er der Frau des geheimen Secretärs Kolze einen Papagei geſchenkt, für den Artikel in dem Leipziger Blatte „Leinweber, Talma und Garrick, oder was hat die drei ſo groß und unerreicht gemacht?“ Sagt ihm, ich wiſſe das recht gut: auch daß er, als er bei dem Redacteur des „Momus“ Gevatter geſtanden, zehn Ducaten eingebunden habe; auch das ſey mir bekannt. Ich rücke nun einmal den Leuten nicht auf's Zimmer und halte ihnen keine Piſtole vor, aber eben ſo wenig ſchreibe ich klägliche Bettelbriefe. Ich habe zu leben, mehr als ich brauche und achte meine Stellung zu ſehr, um mich zu ſo Etwas zu erniedrigen. Aber der Tabak ſey verflucht ſchlecht und theuer; ich rauchte gern feine Cigarren, wenn ſie hier zu haben wären. Ich weiß keine Quelle, um zu achten zu gelangen; er ſolle mir blos die Adreſſe ſagen, woher er die ſeinigen bezieht. Sagt ihm nichts von dem, was wir ſonſt wohl in vertrauten Stunden geſprochen: überhaupt ſchwatzt nicht und ſeyd vorſichtig. Ich mache mir wahrlich nichts aus ihm und allen Komödianten der Welt, aber ſagt's ihm doch nicht: ſagt ihm vielmehr, ich hätte im Sinne, ihn zum Gegenſtande eines Buches zu machen — eines Buches, verſteht Ihr mich? das nur ganz allein von ihm handeln ſoll. Sprecht, Ihr hättet ſchon die erſten zwanzig Bogen geleſen und es wurden noch vierzig, und zehn Buchhändler liefen mir das Haus ein, um das Manuſcript zu haben. Ich entſchiede mich aber nur langſam und wollte erſt noch abwarten. Hört Ihr? ich wollte erſt noch abwarten — betont das Abwarten —

Ladewitz ſprang in die Höhe.

— Wahrhaftig, den ganzen Morgen verplaudert — und muß noch arbeiten. Nun Adieu, ſagte er, und geht mir heute noch zu Leinweber und vergeßt nichts von Allem dem, was ich Euch ſagte.

Alfred lief fort; der Kopf wirbelte ihm. Der Tag verging in allerlei Denken und Ueberlegen, ſo war der Abend gekommen, und er beſchloß jetzt den ſchweren Gang zu wagen. Am Himmel droheten

Gewitterwolken, die ſich bald über der Stadt entluden. Der drängende Augenblick erfüllte ihn mit einem nie gefühlten Muthe. Er trat vor den Spiegel und probirte einige kühne Stellungen; er öffnete den Mund und ließ die volle, jugendliche Stimme ertönen. Er gefiel ſich ſelbſt und ſeine Bruſt pochte in bangen und kühnen Erwartungen zugleich.

Frei ſoll ſie athmen, noch eh' der Tag ſich endet –

donnerte er, und ein langer Donner des nahenden Unwetters antwortete nachdröhnend dieſem kühnen Ausrufe.

Siebentes Kapitel.

— In ſolchen rauhen Nächten pflegt der Feind
Sich Opfer zu erſpähen.

Roderich.

Ein praſſelnder Regenſtrom goß von den Dächern, fahle Blitze durchzuckten die Luft und der Sturmwind peitſchte den bedauernswerthen Wanderer in's Geſicht, der nicht im Stande geweſen war, vor dem Ausbruche dieſes plötzlichen Unwetters ein ſchirmendes Obdach zu erreichen. Die Straßen der großen Stadt waren auf einmal geleert; Alles flüchtete mit Haſt und die Fiaker jagten nach allen Richtungen dahin; die Wachen hatten ihre Gewehre unter Dach gebracht; Kaufleute und Handwerker ſchnell ihre Läden geſchloſſen; die Hausthiere waren in ihre Ställe gekrochen und ſelbſt die armen, herrenloſen Hunde kauerten unter den Thorwegen und ſchauten ängſtlich in die ſtürmende Verheerung. Dachziegel flogen von allen Seiten auf das Pflaſter, wo ſie mit Getöſe zerſchellten; Fenſter klirrten, Läden ſchlugen krachend hin und her, Wetterhähne knarrten und drehten ſich bald links und rechts.

Auf der Hauptſtraße, der großen Pulsader des mächtigen Lebens, das ſich in der Reſidenz regte, trabte nun unſer Alfred dem Winde entgegen, im flatternden Mantel und mit offenem Halſe. Seine Haare, die ſonſt zu beiden Seiten der Ohren lang herabhingen, flatterten jetzt weit nach hinten im Winde, die kleine Kappe, die kaum den obern Theil des Schädels bedeckte, hatte ein lackirtes Leder, deſſen Enden er im Munde hielt, welches jedoch nicht verhinderte, daß das Käppchen, von jedem neuen Windſtoß gepackt und emporgeriſſen, wie ein Vogel über dem Haupte ſchwebte Hinter dieſer abenteuerlichen Figur hinkte ein kleiner ſchwarzer Hund, von Waſſer triefend, auf drei Füßen, mit trauriger Geduld ſeinem Herrn folgend.

— Das iſt mal ein Wetter! ſprach der junge Wanderer zu ſich ſelbſt, indem er pruſtend Waſſer aus den Nüſtern wie ein Wallfiſch blies. — Doch was thut's? Ich betrachte dies Alles ſymboliſch. Schwer iſt der Weg zur Kunſt, und bald bin ich am Ziele. Dort ſteht das große ſchöne Haus, in dem ja Leinweber thront. — —

Er meinte damit das Haus, in deſſen Erdgeſchoß der gewaltige dirigirende Regiſſeur des Hoftheaters reſidirte, der Abgott der Stadt und „durch das Repertoire und der Recenſenten Gnade“ Erſter Mime des Vaterlandes.

Ehe unſer Jüngling die Thüre des großen Hauſes erreichte, bot ihm eine breite Pfütze, die der gleich einem Katarakte einherbrauſende Rinnſtein gebildet hatte, ihren braunflutenden Spiegel dar. Kein hilfreicher Steg, kein Nachen zeigte ſich ſeinem Auge, und ſo wagte er denn beherzt den erſten Schritt und watete hindurch. Fix, der dreibeinige Hund, ſchwamm ſeinem Herrn nach, die Schnauze in die Luft gereckt und ängſtlich mit dem Schweife wedelnd.

— Auch dieſe Prüfung iſt nun beſtanden, rief Alfred, als er die Pfütze im Rücken hatte, und da ſtehe ich nun an der Pforte des Tempels!

Seine etwas gemachte Begeiſterung wurde durch eine Art von Wehmuth gekühlt, als er jetzt hinter ſich blickte und ſeinen getreuen Fix ſah, der ſich das Waſſer von den Zotteln ſchüttelte und mit ängſtlichem Heulen an ihm aufſprang.

— Knurre nicht, Pudel! — rief er leiſe beſchwichtigend, und ein Schauer durchrieſelte ihn dabei. Er ſtand an der Pforte des Unbekannten, und des Hundes Winſeln erſchien ihm wie Warnung. Schon hatte er die Hand nach dem Glockenzuge ausgeſtreckt:

allein als ob der Knauf glühend wäre, ſo zog er ſie ſchleunig wieder weg. Er ſprang zurück bis an den Rand der ſtygiſchen Flut, jener braunen Pfütze, die er ſo eben durchwatet hatte, um vorher noch einen Ueberblick auf das Haus zu werfen und zu ſehen, ob er auch richtig gegangen ſey.

Die Fenſterladen waren geſchloſſen; kein Licht blinkte durch ihre Ritzen; er trat jetzt wieder näher hinzu, legte das Auge daran, aber weder Schimmer noch Ton waren zu erkennen. Alles wie ausgeſtorben.

— Sollte er nicht zu Hauſe ſeyn? — dachte er bei ſich. — Je nun, friſch gewagt. —

Und der entſcheidende Zug war jetzt geſchehen, ein dumpfer Glockenton ward gehört und das feine und grobe Gekläff zweier Hunde, dann erſcholl die rauhe Stimme einer alten Magd mit der Frage: wer draußen ſey? Es war weniger die ungewöhnliche Stunde, als das ungewöhnliche Wetter, welches dieſe Vorſicht veranlaßte, auch erhielt die ſtille Familie des Künſtlers keine Beſuche, die ſie nicht eingeladen hatte.

— Nur aufgemacht! rief der Jüngling, der nicht im Stande war, der trivialen Perſon, die ihn fragte, auch nur den kleinſten Aufſchluß über ſein Vorhaben zu ertheilen. — Nur aufgemacht vor allen Dingen! drinnen will ich Alles ſagen. —

Die Magd entfernte ſich brummend, und die Thüre blieb verſchloſſen. Der junge Menſch und ſein Hund ſtanden ohne Troſt, und zitterten vor Näſſe und Kälte. Doch nicht lange wahrte es, da naheten ſich von Neuem Schritte, und ein Lichtſchein fiel durch das Schlüſſelloch des Hausthores.

— Wer iſt draußen? — ſcholl es heraus. Als er dieſe Stimme vernahm, zitterte der Jüngling ſtärker: beim Hunde bewirkte ſie keine Veränderung. Es war die Stimme Richards des Dritten, Ludwigs des Eilften, Nathans des Weiſen, Shylocks, Marinellis, der alten Hohenſtaufen: es war die dumpfe, faſt tonloſe Stimme, die doch ſo gewaltig die Menſchen zu erſchüttern wußte: der Jüngling fühlte, daß er ſeinem Verhängniſſe gegenüber ſtand.

— Ich wünſche Herrn Regiſſeur Leinweber zu ſprechen — ſtammelte er.

— Kommen Sie morgen wieder — war die Antwort.

Der Jüngling vernahm deutlich, daß der alſo Sprechende ſich entfernte, und, eine gelinde Verzweiflung affectirend, brach er in die Worte aus:

— O, mein Herr, ſeyen Sie nicht unmenſchlich! Bedenken Sie, daß ein armer Menſch, der auf eine Unterredung mit ihnen zu dieſer Stunde ſein ganzes Leben, wie der verzweifelnde Spieler ſein Letztes auf eine einzige Karte geſetzt hat, hier draußen an der Pforte harrt und um Einlaß fleht. Bedenken Sie, daß ein Wort von Ihnen ihn zum Halbgott erheben kann, und daß ſich mit dieſer Pforte zugleich die Pforte zu Ruhm und Glück öffnet, die ihm in der Nähe erleuchteter Geiſter winken, die ihn zu ihrem Ebenbilde begeiſtern könnten —

— Sie wollen zum Theater gehen? tönte es von Innen — laſſen Sie das, armer Menſch! da kommen Sie noch morgen zu früh.

— Verſtoßen Sie mich nicht ſo grauſam, ehe Sie mich kennen. Nun ich einmal hier bin, geſtatten Sie wenigſtens, daß ich Ihnen einige Gedichte zu Füßen lege, welche die Begeiſterung beim Anſchauen Ihrer hehren Kunſtgebilde mir eingeflößt hat.

So beſtürmte der Jüngling in ängſtlicher Haſt den Mimen, in der unſchuldigen Abſicht, deſſen Eitelkeit aufreizen zu wollen, und in der That, auf den Wächter der verhängnißvollen Pforte brachte dieſes eine mächtige Wirkung hervor. Der Schlüſſel drehte ſich langſam, gleich als ob der, der ihn handhabte, mit ſich ſelbſt nachdenklich zu Rathe ging. Endlich tönte es von Innen:

— Nun, ſo treten Sie denn herein, ungeſtümer Mahner — und der Schlüſſel wurde vollends umgedreht, und das Thor öffnete ſich knarrend.

— Iſt's doch meiner Treu ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte! wie könnte man zu ſolcher Zeit wohl einen ehrlichen, einen angenehmen Beſuch erwarten? ſo ſprach der Oeffnende, indem er dem Eintretenden leuchtete. Ein Mann in meiner Stellung hält ſeine Thüre verſchloſſen und iſt vorſichtig. Es giebt Geſindel, und wer hätte nicht ſeine Neider und Feinde.

Die innere Bewegung Alfreds machte, daß er, als der Schein der emporgehaltenen Kerze die lange, hagere Geſtalt und das gelbe, nüchterne Geſicht des großen Künſtlers beleuchtete, der mit huldvollem Lächeln ihm die Hand entgegenſtreckte, über die Schwelle in's Haus ſtolperte und faſt dem Meiſter zu Füßen fiel.

— Nehmen Sie ſich in Acht, Lieber! ſagte dieſer ſanft.

— O, nehmen Sie dieſen Kniefall ſymboliſch, als einen ſolchen, den ich Ihrer bewunderten Größe bringe — ſtotterte der Jüngling.

— Sie geiſtreicher Schmeichler! liſpelte leiſe der Meiſter, und führte den Jünger an der Hand in's Heiligthum, an deſſen innerer Pforte zwei böſe Hunde knurrten und Miene machten, über den ängſtlichen, argdurchnäßten Fix herzufallen.

— Nehmen Sie Ihr Pudelchen auf den Arm,

Lieber — ſagte der Regiſſeur Leinweber — denn das hier ſind ein paar biſſige Recenſenten, die ihre Gegner tüchtig herunterzureißen pflegen. Man muß ſich erſt durch einige gute Brocken mit ihnen zu befreunden ſuchen, und das wird Ihnen ſicher, wenn wir uns näher kennen lernen, auch gelingen.

Während ſie nun durch einen langen Gang ſchritten, an deſſen oberem Ende eine halbgeöffnete Thüre das Wohnzimmer verrieth, dachte der Jüngling in ſeinen tiefinnerſten Gedanken über die hohe Wichtigkeit dieſes Augenblickes und malte ſich die nächſte Zukunft mit den Farben ſeiner glühenden Phantaſie aus. Allein dieſes Gemälde war noch nicht beendigt, als ſie ſchon am Ende des Ganges die Thüre des Familienzimmers erreicht hatten und durch ihren Eintritt in daſſelbe ein lebhaftes Geſpräch, welches eben geführt wurde, unterbrachen.

Achtes Kapitel.

Mir ward ein weiches Herz
Darum iſt weich mein Wort und zittert, Herr!
K. Beck.

— Ach, ſchweigen Sie mir mit Ihrem Lion Gomperz — ſprach ſo eben Madame Leinweber, eine große, ſtattliche Frau, zu einem kleinen, ſchwarzen Menſchen, der breitbeinig vor ihr ſtand, mit beiden Händen in den Taſchen. Sie hatte ſechs ſilberne Eßlöffel in der Hand und einige Ueberredung auf der Zunge, als die Störung erfolgte.

— Da iſt Herr Leinweber — Herr Leinweber ſoll ſagen — rief der kleine ſchwarze Menſch dem eintretenden Regiſſeur entgegen.

— Was ſoll ich ſagen, Liebſter? — fragte dieſer mit der ſanften Ruhe eines Engels.

— War Lion Gomperz ein großer Kritikus oder nicht? —

— Wer kann alle Recenſenten Ihrer Nation kennen, lieber Machol! — ſagte Leinweber ſehr gelaſſen.

— Meiner Nation! ſeh' mal Einer — warum meiner Nation? — brummte Machol.

— Nicht übelnehmen, bitte, Lieberchen! — ſprach der große Leinweber begütigend. — Nun ja, Ihrer Nation, die leider durch die Unduldſamkeit ihrer Nebenmenſchen ja faſt nur auf den Kleinhandel und die Theaterrecenſion beſchränkt iſt — dieſer Kleinhandel im Bereiche der literariſchen Debatte —

Indem er dieſe letzten Worte mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln und einem ſchelmiſchen Blicke auf den jungen Menſchen begleitete, ſtreckte er mit unbeſchreiblicher Grazie den einen Arm weit aus und ſtreichelte dem wackern Machol die ſtruppigen Haare aus der Stirne.

Alfred hatte während dieſer kurzen Unterredung, mit ſeinem Hunde unter dem Arme, auf einem Flecke geſtanden, und da beide ſo eben aus der Traufe kamen, ſo hatten ſie ungefähr den Effect hervorgebracht, den ein durchnäßter Regenſchirm macht, den man aufſpannt. Es hatte ſich um ſie eine ziemliche Lache gebildet, die in zwei bedeutenden Ausſtrömungen die niedrigſte Vertiefung des Zimmerbodens ſuchte. Dies bemerkte jetzt Madame Leinweber.

— Aber was bringſt du mir denn da herein, David! — rief ſie entrüſtet ihrem Gatten zu, der eigentlich nur Tobias hieß, aber aus Verehrung für den Roſcius der neuern Zeit, den großen David Garrick, ſich deſſen Taufnamen beigelegt hatte. — Kann das Menſchenkind nicht draußen warten?

— Mit nichten, Frau — entgegnete er — ich bringe dir und uns einen Freund, den der Regen zwar durchnäßt hat, der ſich aber an unſerem ſtillen Herde trocknen ſoll, bis —

— Die Sonne der Kunſt mich durchglüht hat, die in Ihrer Nähe ſtrahlt — Sie umſtrahlt — großer Mann! fügte unſer Jüngling ſchnell hinzu.

Der ſchüchterne Ton, die niedergeſchlagenen Blicke, die hohe Röthe, die ihn bei dieſen Worten überzog, dies Alles machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Herrn Leinweber, der mit höchſteigenen Händen, eiligſt doch ſtillſchweigend, die naſſen Kleidungsſtücke von dem Körper des Jünglings zu entfernen begann und ſie der herbeigerufenen Magd zum Trocknen in der Küche übergab, dann aber holte er einen langen, großgeblümten Schlafrock herbei, hing ihm dem von ſo viel Güte Ueberraſchten über die Schultern, ſchob einen Seſſel zurecht und nöthigte ihn, ſich zu ſetzen.

— Laſſen Sie ſich's in unſerem ſtillen Kreiſe gefallen — ſprach nunmehr Herr Leinweber mit einer eigenen Art von Salbung — jene gute, ſanfte Frau iſt meine eigene Hausfrau Griſeldis, und dies hier iſt unſer lieber Herr Machol, ein großer Freund des Schauſpiels oder vielmehr der Schauſpieler, der ihnen ohne alle Intereſſen ſchöne Applauſe verſchafft und mit ordentlichen Intereſſen Geld auf die laufende Gage leicht und auf Alles ſonſt, was von einigem Werthe iſt. In der Zurückgezogenheit, zu der ſich jeder wahre, ächte Künſtler ſelbſt verurtheilen muß, wenn ihn der Lärm des lauten Marktes nicht verwirren ſoll, genügen ein treues Weib, ein mitfühlender Freund vollkommen. Mir ſind dies die Gränzen meines häuslichen Glückes, darüber hinaus ſucht der Menſch Leinweber nichts — der Künſtler Leinweber freilich noch viel —

Der große Mann riß hier die Augen weit auf und blieb, mit halbgeöffnetem Munde vor ſich hinſtarrend, ſitzen; man ſah es ihm an, daß er einen hohen Gedanken gefaßt hatte, allein ihm Worte zu verleihen nicht im Stande war. Wen — der Leinweber kannte — hätte dies übrigens wohl verwundern können? Wer, wie er, ſich mit dem Höchſten im Reiche des Gedankens beſchäftigte, findet ſeine Zunge, auch wenn ſie die beredtſte wäre, zu ſchwach, dem, was er denkt, ſtets den rechten Ausdruck zu finden.

Den Jüngling überkam ein Fröſteln; er zog den entliehenen Schlafrock feſter um ſeine erkälteten Glieder, und hatte vielleicht das beſeligende Gefühl, den größten Moment ſeines Lebens erreicht zu haben.

— Wie groß auch im Kleinſten — dies zu ſagen, konnte er ſich nicht enthalten, und ein flüchtiger Händedruck zeigte ihm, daß David ihn verſtehen mochte.

Unterdeß aber hatte ſich Frau Griſeldis wieder mit den ſilbernen Löffeln dem Hausfreunde nähern wollen, war aber von dieſem barſch zurückgewieſen worden.

— Der Schabbes iſt angegangen; Uebermorgen früh können Sie das Geld bei mir holen laſſen. Ich weiß ja was ſie wiegen; habe ja ſchon öfter die Ehre gehabt, die Bekanntſchaft mit Ihren werthen Löffeln zu machen.

— Aber Morgen brauche ich — murrte die Frau.

— Stille, mein Grieſelchen — begütigte Meiſter David — ſtöre uns nicht —

— Immer von Geſchäften! und immer nur Geſchäften! — ſagte verdrießlich Herr Machol. — Was iſt dermehr? Hat der Bäcker ſchon fünf Thaler geborgt, wird er noch ſechs Silbergroſchen dazu borgen; haben Sie dem Fleiſcher ſeit drei Monat nichts bezahlt, wird es ihm auf einen Tag mehr auch nicht ankommen! Ein groß Loch können ſie mit den ſechs Eßlöffeln ja doch nicht zuſtopfen. Alſo, was iſt dermehr?

Wir ſind früher von unſerem dramatiſchen Geſpräch abgekommen. Lion Gomperz, ſag' ich Ihnen —

— Nun, ſo bringt denn einmal Euern Lion Gomperz an's Tageslicht — ſprach Leinweber mit freundlicher Herablaſſung — womit handelte er den eigentlich?

— Gott ſoll mich ſtrafen, das iſt eine Unwiſſenheit, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte! rief Machol im Eifer. Womit Lion Gomperz gehandelt hat! Er war der größte Kenner, was jemals gelebt hat. Er hat mit Natur und Kunſt gehandelt — wie ſagt Leſſing? Er war ein Freund von unſerm großen Moſes Deſſau aus Mendelsſohn — wollt' ich ſagen umgekehrt — er iſt gegangen tagtäglich mit Leſſing ſpazieren und der ſelige Profeſſor Engel hat ihn um Rath gefragt, wie er hat geſchrieben den berühmten Philoſoph für die Welt. Wenn Fleck hat wollen ſpielen, eine neue Roll', iſt er gegangen zu Herrn Lion Gomperz — ſoll mich Gott ſtrafen! und hat geſagt. Herr Lion Gomperz ſteh' ich ſo recht bei der Stelle? die ſchöne Baraniusſin hat ſich laſſen malen vom verſtorbenen Maler Lowe in Berlin ganz klein im Ring — für wen? — für Lion Gomperz! Warum für Lion Gomperz? Beantworten Sie ſich ſelbſt die Frage. Warum würden Sie, geſchätzteſter Herr Leinweber, ſich malen laſſen für den Ladewitz? Und Lion Gomperz ſollten Sie nicht kennen? Es iſt eine Schande und eine Sünd' für die Kunſt! Ich werde Ihnen Morgen — nein Morgen iſt Schabbes — aber ich werde Ihnen Uebermorgen die Ehre haben zu bringen mit dem Geld für die Löffel, die Haube und Spenceriſche von Anne 65 und den Reichard'ſchen Theaterkalender von Anne 70, da können Sie leſen die Weisheit von Lion Gomperz — den Sie — großer Mime! noch nicht die Ehre haben zu kennen.

Lächelnd wandte ſich Leinweber von dem Sprechenden und erwiederte:

— Bis dato glaubte ich Alles zu kennen, was über unſere Kunſt geſchrieben iſt.

Er erhob ſich mit leuchtender Miene bei dieſen Worten und ging mit Schritten, die einem Triumphator wohlangeſtanden haben würden, zu einem kleinen niedrigen Schränkchen, deſſen Glasthüre er öffnete. Es enthielt ſeine Bücherſammlung.

— Hier ſehen Sie — ſprach er mehr zu dem fremden Jünglinge, als zu den beiden Andern gewendet — Schink's Dramaturgie, Klingemann's Kunſt und Natur, Zimmermann's Blätter von Lotz edirt, Schmidt's Aphorismen, Schneider's Kunſt ſich zu ſchminken, und noch einige andere Werke, die ich aus Beſcheidenheit nicht nennen will, weil ſie zum Theil von meiner Wenigkeit handeln. Es wird mir zur Freude gereichen, dieſem Vereine des Trefflichſten, was über unſere Kunſt geſchrieben wurde, auch die Orakelſprüche Ihres großen Glaubensgenoſſen anzureihen, denn Sie kennen mich ja, daß die Religion bei mir keinen Unterſchied macht, und daß ich die Selbſtverläugnung ſo weit treibe, in mancher Judenrolle für einen wirklichen Juden gehalten worden zu ſeyn.

Machol ſchmunzelte liſtig und man konnte in ſeinem Geſichte die Ueberzeugung leſen, daß er ſelbſt daran glaubte; doch verbeugte er ſich mit höflicher Nachläßigkeit.

— Bei dieſem Geplauder haben wir aber unſern jungen Freund ganz vergeſſen — nahm nach einer kleinen Pauſe Leinweber wieder das Wort. — Es würde nicht unpaſſend ſeyn, theuere Hausfrau, wenn du irgend ein wärmendes Getränke aus unſerm Vorrath herbeiſchaffteſt, um ſeine fröſtelnden Glieder zu ſtärken und zu beleben. Auf, ſäume nicht! Laſſe uns mit einem Glaſe Punſch oder Glühwein das Fremde hinwegſchwemmen, was einer erſten Annäherung nothwendig ankleben muß und den neuen Bund beſiegeln —

— Aus unſerm Vorrath? wiederholte Frau Griſeldis ſpöttiſch die Worte ihres berühmten Gatten, und mit gellender Stimme die Magd herbeirufend, ſagte ſie; Margreth! hol' Sie doch warme Getränke aus unſerm Vorrath!

Die Magd an dieſe Form des Befehlens ihrer Herrſchaft nicht gewöhnt, blieb mit dummem Geſichte ſtehen und wußte nicht, was ſie thun oder antworten ſollte.

— Wir, einen Vorrath! ſchrie jetzt Madame Leinweber, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. Was er für Worte macht und welch ein Anſehen er ſich gibt; als ob er nicht wüßte, daß erſt in drei Tagen die Gage fällt, daß wir ein Drittel Abzug haben, daß da die ſechs Eßlöffel auf dem Tiſche liegen, und daß der Herr Machol den Schabbes hält! das iſt unſere ganze Lebensgeſchichte mit einem Wort und das nennt er einen Vorrath! —

Meiſter David erkannte eine drohende Wolke auf der breiten Stirne ſeiner Gattin und ſuchte ſogleich einzulenken.

— Nun, nun, Griſelchen! ſagte er begütigend, nimm doch nicht ſo ſtrenge, was ich nur bildlich, gleichſam figürlich geſprochen. Das Wetter hat ſich wahrhaftig gelegt: — er ſteckte den Kopf zum halb geöffneten Fenſter hinaus, als er das folgende ſagte — Margreth kann — mein Seel! die Sterne leuchten wieder und die wilden Rinnſteine ſind ja auch ſchon in ihr Bette zurückgekehrt — Margreth könnte — wahrhaftig! dort ſteht auch ſchon wieder der Mond über dem Bäckenhaus und macht 'n Kipſel, wie der arme Raimund zu ſagen pflegte — und Margreth dürfte vielleicht —

— Was kann, was könnte, was dürfte die Margreth? herrſchte Frau Griſeldis ihren Eheherrn an, da ſie ſeine Verlegenheit wohl merkte, die ihn verhinderte, mit ſeinem Wunſche gerade heraus zu rücken.

— Je nun, könnte Margreth nicht bei dem Nachbar, der immer ſo freundlich meine Leiſtungen beurtheilt, alles Erforderliche erhalten? brachte Leinweber, ſich ein Herz faſſend, mit ſprudelnder Haſt hervor.

— Der Nachbar beurtheilt deine Leiſtungen freundlicher, als deine Kaſſe, ſprach die Frau, denn er hat uns ſeit lange ſchon den Credit aufgeſagt.

— Nun, ſo könnte dann wohl Machol, unſer Freund, meinte halb fragend Leinweber.

— Es iſt Schabbes, mein Theuerſter! erwiederte dieſer ausweichend. — Wir dürfen kein Geld anfaſſen —

— Nun ſo gehe, Margreth, zum Nachbar Weinhändler, ſagte ſchnell Leinweber, ſprich: Herr Machol ſey hier, dürfe aber, des Schabbes wegen, kein Geld berühren und deshalb möchte er ihm auf Rechnung vier Flaſchen Rheinwein ſenden.

Machol wollte einige Einwendungen machen, aber die Magd war ſchon lachend davongeſprungen und wie er das Fenſter aufmachte, um ſie zurückzurufen, konnte er ſehen, wie ſie mit hoch aufgehobenen Röcken, die plumpen Füße zum Sprunge nöthigend, zum Nachbar Weinhändler über die Gaſſe eilte.

— Sie werden wahrhaftig wenig mehr herausbekommen auf die Löffel, bemerkte nun Machol wichtig, dann ſetzte er bedenklicher hinzu, indem er raſch nach den Löffeln griff und ſie in der Hand wog: der Rhein iſt ein großer Strom und es wächſt viel Wein an ſeinen Ufern; Rheinwein ſchlechtweg iſt ein umfaſſendes Wort und wenn der Nachbar des Teufels wäre und Steinberger ſchickte, oder ihn auch nur berechnete, ſo ſind alle ſechs Löffel nicht ſo viel werth, als die vier Flaſchen.

Er hatte die Löffel ſo eben eingeſteckt, als Margreth wieder in's Zimmer trat und die Meldung überbrachte, der Weinhändler habe geſagt: es ſei ſchon zu ſpät und er könne nicht mehr in den Keller ſchicken, weil ſeine Leute bereits alle ſchliefen.

Neuntes Kapitel.

— Manches krauſe, weiche Blatt
Sich nun neu entfaltet hat
Ahnendem Entzücken!

Arnim.

Unter den berühmten Künſtlern, die das Hoftheater zählte, überglänzte damals ein Name alle Uebrigen. Dies war Leinweber. Alle Zeitungen verkündeten ſeinen Ruhm; keine Gelegenheit verging, wo ihm nicht Gedichte als Huldigung ſeiner Verdienſte dargebracht wurden. Man ſchien darüber einig, daß ſeit Eckhof und Schröder die deutſche Bühne von keinem Würdigern beherrſcht worden war. Mit der geringſten ſeiner Eigenthümlichkeiten wurde eine Art von Abgötterei getrieben. Trug er zufällig einen ſchlechtgemachten Rock mit langen Schößen, wie ihn jeder Commis-Voyageur zu tragen pflegt, gleich benutzten es die Schneider der faſhionabeln Welt, um Redingotes-Leinweber zu fabriciren; die ſeltſame Miſchung ſeiner Geſichtsfarbe von braun und gelb war Veranlaſſung, daß ſelbſt Damen die Couleur-Leinweber dem ſchönſten Roſa und Himmelblau vorzogen. Im erſten Kaffeehauſe trank man den Milchkaffee in einer Miſchung, die dieſer Farbe faſt gleichkam und ein Gargotier, ein ſimpler Garkoch, wie wir es nennen, excellirte in Omelettes à la Leinweber, die raſenden Abſatz fanden, blos weil er es durch Liſt und Ueberredung dahin zu bringen gewußt hatte, daß der Bewunderte einigemale von ſeinen Speckpfannkuchen holen ließ und ſie für ſein Leibgericht erklärte. Der dankbare Garkoch unterließ es ſeitdem nie, zum Geburtstage des Künſtlers einen großen Pfannkuchen, von einem gewaltigen Lorbeerkranze umgeben, zu überſenden. Dieſer letztere wurde dann ſtets hoch in Ehren gehalten und an die Ecke des Rahmens, der das lebensgroße Bild des Mimen umgab, mit allen jenen aufgehängt, die ein begeiſtertes, vom Kunſtrauſche beſeligtes Publikum ihm geſpendet und die er von ſeinen Kunſtreiſen mit heimgebracht hatte. Der Mann war Mode und welche Uebertreibungen dieſe gebiert, vermag der Augenblick nie zu beurtheilen, wenn gleich die nächſte Zukunft ſie für Aberwitz erkennt.

Unter ſeinen Kunſtgenoſſen ſtand Leinweber nicht im beſten Anſehen: ſie beneideten ſeinen Ruhm, das war gewiß, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen wollten. Sie behaupteten ſogar, daß er durch niederträchtige Schliche ſo hoch geſtiegen ſey; daß er den ſchwachen und einfältigen Hoftheaterintendanten beherrſche; daß er als Regiſſeur eine unerlaubte Macht an ſich geriſſen habe; ja — ſie gingen ſo weit, laut zu ſagen: daß er auswärts, auf den fremden Theatern, wo er gaſtirte, gar nicht gefiele, daß alle Berichte in den öffentlichen Blättern erkauft oder erbettelt ſeyen und daß die mitgebrachten Lorbeerkränze, mit denen der Speckpfannkuchen gleichen Urſprung hätten, wie man ſich deutlich durch den Geruch überzeugen könnte, indem ſie alle nach Schmalz dufteten. Dies letztere war jedoch nur offenbare Schmähſucht, denn man weiß ja, wie leicht es iſt, von den Gallerien zwei oder drei Lorbeerkränze einem Schauſpieler zuzuwerfen, ohne daß es nöthig ſey noch den Preis eines Speckpfannkuchens daran zu wagen.

Was man nun auch von den Schauſpielern über Leinweber hören mochte, ſo ſtand es doch feſt, daß ihn Niemand von ſeiner Stelle, die er bei der Bühne, wie in der Gunſt des Publikums einnahm, zu verdrängen vermochte. Beſonders war es die hoffnungsvolle Jugend, die mit einem wahren Feuereifer ſeiner Größe huldigte. Er übte eine ganz beſondere Macht über ſie aus: ſein Blick feſſelte ſie, ſein Händedruck electriſirte ſie: ein Wort aus ſeinem Munde trugen ſie umher und verkündeten es als Weisheit in den weiteſten Kreiſen.

Dieß war der Mann, an den Alfred ſich nun gewendet hatte.

In ſeiner Unbefangenheit hatte er nicht anders geglaubt, als daß ſich Leinweber ſogleich einige Proben ſeiner Kunſt vorſpielen laſſen, und ihm dann in den nächſten Tagen Gelegenheit verſchaffen würde, ſie vor dem Publikum der Reſidenz abzulegen. Er meinte, man könne ihn doch wohl nicht ſo ganz als Anfänger betrachten, da er ja ſchon oft und bei ſchweren Anläſſen „mitgethan", wie der kleinſtädtiſche Kunſtausdruck lautete. Daneben glaubte er mit ſeinem dringenden Anliegen nicht unbeſcheiden [illegible] ſcheinen, wenn er Leinweber ganz offen mittheilte, was [illegible] dazu getrieben.

Die Anweſenheit des Fremden, der ihm unter dem Spottnamen des „Komediantenmachol" oder des „Theaterjuden" ſchon von weitem bekannt geworden war, wie die ſeinem eigentlichen Gegenſtande fremden Verhandlungen und Debatten über das Löffelgeſchäft, die ſich bei ſeinem Eintritte erhoben, und zu Ende geführt wurden, hatten ihn unangenehm berührt, und mit inniger Freude erfüllte es ihn, daß Leinweber die Güte hatte, ihm noch allein eine Unterredung zu gönnen, als Machol fortgegangen war, und Griſeldis ſich ſchlafen gelegt hatte. Er ſchmeichelte ſich damit, einen beſonders günſtigen Eindruck gemacht, und ſich den ſo mächtigen und überall nothwendigen Beſchützer für immer gewonnen zu haben.

Mit wahrhaft rührender Zutraulichkeit hatte er nun alle ſeine Mittheilungen gemacht und ſaß mit geöffnetem Herzen da, des Orakelſpruchs gewärtig, der aus dem Munde des Hohenprieſters tönen ſollte Eine lange Pauſe folgte.

— Guter, junger Mann — ſprach endlich der große David Leinweber — wenn mir recht iſt, ſo äußerten Sie vorhin, Sie ſeyen auch Dichter: ich wäre begierig.

— Unbedeutende Verſuche, aberwitzige werden Sie ſie nennen — entgegnete Alfred, indem er einige zuſammengelegte Papiere aus der Seitentaſche zog und ſie mit einer tiefen Verbeugung dem Meiſter überreichte. Es waren dieß die Stücke des jüngſten Gerichts, in denen die poetiſchen Verherrlichungen Leinweber'ſcher Kunſt enthalten waren, nebſt noch einigen ungedruckten Stanzen und Sonetten auf denſelben Gegenſtand. — Iſt es nicht tollkühn, Ihre Größe anders als ſtumm zu bewundern? ſetzte er dabei hinzu.

Mit einer Heißgier, wie der Hungrige ſie nicht ſtärker äußert, wenn er der dampfenden Schüſſel gegenüber ſitzt, riß Leinweber dieſe dargereichten Papiere an ſich und durchflog ſie, indem er die Worte, die er las, halblaut vor ſich hinmurmelte, und bei einigen Stellen die Blicke wie ſinnend nach Oben richtete, dann wie verneinend und ablehnend mit dem Haupte ſchüttelte.

— Die Verſe ſind trefflich, die Gedanken ſchön, — ſprach er, nachdem er bis zu Ende geleſen. — Der Wille mag ſehr gut ſeyn, aber in der Wahl des Gegenſtandes haben Sie geirrt, Beſter! Nein, ich verdiene ſolches Lob nicht — ich habe es ſicher nie zu verdienen geglaubt.

Er trocknete eine Thräne ſchnell und flüchtig, dann ſtand er auf, drückte den jungen Dichter an ſich und einen kräftigen Kuß auf deſſen Lippen. Der Meiſter ſchien ſo bewegt, daß er einen Gang durch das anſtoßende Zimmer machen mußte: die Wände beengten ihn.

— Sie haben ſonſt noch nichts drucken laſſen? — ſagte er überaus gütig beim Zurückkommen — fehlen Ihnen vielleicht die Verbindungen dazu? Wenn mein kleiner Credit dazu ausreichen ſollte, Ihnen einige zu verſchaffen, ſo befehlen Sie nur über mich.

Alfred war im Himmel der Begeiſterung und der Freundſchaft. Sein Tilly ſchwebte ihm auf der Zunge, aber er wollte nicht zu eigennützig erſcheinen und ſein Glück nicht mit einem Male erſchöpfen.

Seyn Sie nicht zu gütig, es erdrückt mich! rief er aus, und dieß war Alles, was er hervorbringen konnte.

— Geht Ihr denn noch nicht aus einander? Man kann ja kein Auge zuthun! — ſchallte der Hausfrau Griſeldis grämliche Stimme aus der Nebenkammer.

— Ich will mich ſogleich entfernen — ſagte Alfred mit Wehmuth, den glücklichſten Moment ſeines Lebens abbrechen zu müſſen, ehe er die höchſte Weihe erhalten.

— Künſtlers Erdenwallen! — liſpelte Leinweber. — Wir können uns nicht erheben, wie wir wollen. Breitet doch Eure Schwingen aus, arme Sterbliche. Die Füße wurzeln zu feſt an der Erde und die Lehmklöße beſchweren Euch die Sohlen. Künſtler ſollten nie ein Weib nehmen, nie eine Familie haben.

Alfred ergriff ſeinen Hut und wollte ſeine Gedichte nehmen, die auf dem Tiſche lagen, allein Leinweber riß ſie an ſich.

— Das gebe ich nicht mehr aus Händen —

ſprach er ernſt — es iſt mir ein Beweis ihres ſchönen Talents, es iſt mir ein Zeugniß der Achtung eines guten Menſchen; denn wer die Kunſt ehrt und liebt, iſt auch ſicher gut.

Er drückte und ſchüttelte lange und ſtark Alfreds Hand, die in der ſeinigen ruhte.

— Wann darf ich wieder kommen? — fragte der Jüngling ermuthigt.

— Wann Sie wollen; doch vor Allem morgen vor elf Uhr, dann will ich Sie zu unſerem Intendanten führen. Ihrem Debut ſoll nichts im Wege ſtehen.

Alfred taumelte fort und als er ſich erſt am Ende der Straße umſah, ob auch ſein treuer Fix ihm folge, bemerkte er Leinweber, der bereits eine ſchwarze Nachtmütze aufgeſetzt hatte, am offenen Fenſter ihm nachſchauend.

Es war aber ſchon allgemach der Tag angebrochen.

Zehntes Kapitel.

Dien' treu — ſo dienſt Du Gott

Arnim.

Wer vermöchte es zu beſchreiben, wie unſerem Alfred dieſe erſte kurze Nacht ſeines eigentlichen Künſtlerlebens verging? Er ſchlief den Schlaf der Glücklichen und erwachte heiter und froh. Auf derſelben Stelle, wo er es hingelegt hatte, ruhte ſein Haupt; kein Traum hatte ſeinen Schlummer durchwebt; denn ſie waren ihm alle vorausgezogen und die erſchöpfte Phantaſie verſank in das Nichts, um ſich zu erneueter Thätigkeit zu ſtärken.

Als er die Augen öffnete, war heller Sonnenſchein im Zimmer. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, daß er vor Elf den Regiſſeur abholen ſollte. Er ſah auf die dicke ſilberne Uhr, ein Vermächtniß ſeines Oheims. Sie war ſtehen geblieben. Er eilte zum Fenſter, um nach dem, was draußen vorging, den ungefähren Standpunkt der Sonne zu bemeſſen. Einige bekannte Studenten liefen mit ihren Mappen in das gegenüber liegende Haus.

— Gottlob! erſt Zehn! — rief er freudig und ſprang an den Spiegel.

Seine Toilette war bald beendigt; zum Frühſtück trank er ein Glas friſches Waſſer und eilte dann mit leicht beſchwingten Sohlen Leinwebers Hauſe zu.

Der große Mann war noch nicht fertig; ein anmuthiges Genrebild zeigte ſich ſeinen Blicken.

Frau Griſeldis aß ein Butterbrod und zerſchnitt mit den fertigen Fingern alte Komödienzettel, um Haarwickeln daraus zu machen, die der plaudernde Theaterfriſeur um die Locken des Meiſters mit geſchäftiger Hand gar zierlich drehte. Das Brenneiſen hielt er vorſichtig an die Stirne, um den koſtbaren Hauptſchmuck nicht zu verſengen.

— Ich weiß nicht — ſagte der Friſeur, gerade als Alfred zur Thüre hereintrat — warum ich ſo emſig bemüht bin, ihr Haar zu erhalten. Sie ſollten eigentlich kahlköpfig ſeyn, verehrter Herr Leinweber, denn die Welthiſtorie belehrt uns, daß Cäſar ſeiner Kahlköpfigkeit wegen, den Schmuck des Lorbeerkranzes erfunden haben ſoll — und an Lorbeern fehlt es Ihnen ja eben ſo wenig als ihm.

— Autſch! — ſchrie Meiſter David ſchmerzvoll — Ihr reißt mich zu ſehr — paßt doch beſſer auf!

In der That war er aber ſelbſt ſchuld daran, denn während Jean, der Hoftheaterfriſeur, ihn bei den Locken feſthielt, drehte er das mächtige Haupt, um dem eintretenden Arthur guten Morgen zu ſagen.

Dieſe neue Erſcheinung zog Jean's Aufmerkſamkeit in hohem Grade an. Er hielt das Eiſen wohl fünf Minuten länger, als es nöthig war, über die Kohlen, und ließ ſeine Augen feſt auf dem Jüngling ruhen. Mehr noch ſteigerte ſich ſeine Neugier, als er ſah, daß Frau Griſeldis einen Stuhl herbeiholte, ihn mit der Schürze vom Staube reinigte, und den Fremden mit Höflichkeit zum Sitzen einlud. Leinweber bat ihn, nur einen Augenblick zu warten, er würde gleich zu ſeinen Dienſten ſtehen, und wechſelte dann noch halbleiſe einige angelegentliche Worte mit ſeinem Gaſte, die ſich jedoch bloß auf die Dichtungen bezogen, die er ſeit ſeinem Erwachen mit ſtets erhöhetem Vergnügen einige Male durchgeleſen haben wollte.

Während dieſer Zeit ſtrich Jean an Frau Griſeldis hin, und liſpelte ihr leiſe die Frage zu: ob denn dies vielleicht gar der Herr Riſenberger ſey, der vor Kurzem in Frankfurt mit ſo großem Glücke gaſtirt habe und der erſte Liebhaber der Jetztzeit ſeyn ſollte.

Madame Leinweber, die einen Scherz wohl liebte, beſonders wenn er dazu beitragen konnte, Andern, die ſie nicht beſonders leiden mochte, eine trübe Stunde zu bereiten, ging ſogleich auf dieſen ein und nickte geheimnißvoll bejahend mit dem Kopfe. Jean beſchleunigte nun ſein Geſchäft, ſo ſehr er konnte, um der Erſte zu ſeyn, der die wichtige Neuigkeit weiter tragen konnte. Von Leinweber ging er nämlich zum erſten Liebhaber des Hoftheaters, Herrn Hagen, der dieſen Ehrenplatz zu ſeiner eignen großen Befriedigung bereits ſeit mehr den zwanzig Jahren behauptete und deſſen ſchönen Haarwuchs er durch ſeine Kunſt um einige Tinten dunkler färbte. Für dieſen war die Nachricht von der größten Bedeutung.

Nachdem Jean noch viele ſeiner neugierigen Blicke nach dem Fremden geſchoſſen und ſich gleichſam mit deſſen Bilde durch und durch geſättigt hatte, eilte er wie ein Sturmwind zur Thüre hinaus und in demſelben Momente erhob ſich Leinweber, ſtrahlend im Kranze unzähliger blonden Löckchen, von ſeinem Sitze und trat vor den Spiegel. Frau Griſeldis ſtand ihm, gleich einem dienſtthuenden Pagen, zur Seite und reichte ihm die verſchiedenen Stücke des Anzugs mit Demuth hin und lächelte dazwiſchen ſehr huldreich zu dem ſeitwärts ſtehenden Alfred hinüber. Man konnte deutlich wahrnehmen, daß ſeine angenehme Geſtalt ihr Herz gerührt hatte.

Jetzt war Meiſter David Leinweber in der geziemenden Verfaſſung, ſein Haus verlaſſen zu können und ſich zu ſeinem Chef zu verfügen. Er ſtreichelte dankbar das breite Kinn ſeiner Gattin, an dem ſich einige weiße Härchen um ein braunes Maal, wie zu einem Kranze, gereiht hatten, nahm hierauf Hut und Stock und mit einem: Courage, junger Freund! Alfred bei der Hand nehmend, ſchritt er zur Thüre hinaus.

Dem jungen Menſchen pochte das Herz in gewaltigen Schlägen, wie er nun ſo an der Seite des gefeierten Künſtlers über die Straße gehen durfte und jene Grüße mit erwiederte, die von allen Seiten ihnen geſpendet wurden. Allerlei unwirſche Gedanken flogen in ihm auf, wie Seifenblaſen. Er dachte an Fauſt und er ſelbſt kam ſich dann wie Wagner vor: dann aber meinte er, er ſelbſt ſey Fauſt und neben ihm kreiſe der hölliſche Pudel. Das Hotel des Intendanten war nicht weit entfernt; bald hatten ſie es erreicht. Der vornehme Herr lebte ehelos, ſehr üppig und auf großem Fuße, denn er war ſehr reich.

Im Vorzimmer ſtand eine Menge Menſchen, die nach und nach von dem Bedienten gemeldet und bei dem Gewaltigen eingelaſſen wurde. Hier der Oellieferant, dort der Garderobier, der Schuhmacher des Theaters, der Balletmeiſter, die Primadonna, ein alter Schauſpieler, der für ſeine Tochter, welche die Genien ſpielte, um ein Benefiz ſollicitiren wollte, ein Ruſſe, der eine neue Art von Schminke aus rothen Rüben erfunden hatte, ein durchreiſender Taſchenſpieler, welcher Luſt hatte, zwiſchen zwei Luſtſpielen ſeine Kunſt zu zeigen, zwei junge Damen aus dem Chor, die ſich um einen Platz in der Garderobe ſtritten und Sachen von ähnlicher Wichtigkeit, welche die Morgenſtunden des Lenkers einer ſolchen Kunſtanſtalt in Anſpruch zu nehmen pflegen.

Als Leinweber mit ſeinem Schützling in den Vorſaal eintrat, ſtob die Menge auseinander, um ihm Platz zu machen. Er ging mit feſtem Schritte auf die Thüre zu, die in das Kabinet des Intendanten führte. Hier ſtieß er aber auf ein Hinderniß. Ein ſchwarzgekleideter, alter Herr, der Einzige von Allen, der ſaß und ſitzen konnte, denn es war in dieſem Vorzimmer nur dieſer eine Stuhl, erhob ſich mit höflichem Anſtande und den Worten:

— Der Herr Regiſſeur müſſen ſich einen Augenblick gedulden, bis der Herr Baron klingeln werden.

Es war der Kammerdiener, der ſo ſprach.

— Wer iſt drinn? fragte Leinweber.

— Niemand, — war die Antwort — als eben der Herr Baron. Sie haben heute eingenommen, es iſt der Einunddreißigſte.

— Und das konnteſt Du vergeſſen? — rief hier ein ſchlanker Mann in den beſten Jahren, indem er mit Geräuſch auf Leinweber zutrat. — Ich meine nicht das Einnehmen unſers Herrn Intendanten, ſondern daß übermorgen der erſehnte Zweite und Gagetag iſt? Wahrhaftig, du Glücklicher, mußt im Ueberfluſſe ſchwelgen; ich darbe mit meiner Familie ſchon ſeit drei Wochen, denn das Bißchen, was mir meine Manichäer übrig laſſen, reicht kaum hin, für acht Tage die liebe Nothdurft zu ſtillen.

Hier hielt der Sprechende plötzlich inne, fixirte den Fremden an Leinwebers Seite und indem er eine ächt theatraliſche Reverenz machte, ſetzte er ſchnell hinzu:

— Bedaure herzlich, daß ich nicht ſo glücklich ſeyn werde, mich an Ihren herrlichen Schöpfungen erbauen zu können, da ich eben meines Urlaubs wegen hier bin, den Ihre geſchätzte Anweſenheit mir zu erhalten moglich macht. Kaum hörte ich, daß Sie uns beglückten, ſo war mein Plan gemacht. Ich uberſchlug im Geiſte das Repertoire, das Ihre

Gegenwart uns bringen wird und mit Ausnahme der einzigen kleinen Rolle im Richard Savage, von der mich mein herrlicher Freund Leinweber gewiß befreien wird, bin ich während drei Wochen frei und ledig, wie der Vogel in der Luft. —

— Ich begreife nicht, was Du damit ſagen willſt — bemerkte Leinweber ſeinem zudringlichen Collegen.

— Was ich damit ſagen will? — wiederholte der Andere — daß ich den Gutzkow nicht ausſtehen kann und daß kein rechtlicher Kerl in ſeinem Stücke ſpielen ſollte. Ja, wenn wir zuſammenhielten! So ein erbärmlicher Recenſent, der uns erſt herunterputzt nach Noten und dann noch verlangt, wir ſollen ſeinen ſpottſchlechten Dialog lernen. Hören Sie, einen Dialog ſchreibt der Menſch — na! — Ihnen brauch' ich's nicht zu ſagen — Sie haben ſich ja auch damit abgequält. Doch jetzt iſt mir Alles gleich, wenn ich nur meinen Urlaub erhalte.

Hier ließ ſich die Klingel des geſtrengen Herrn vernehmen und unterbrach die Rede des Schwätzers, die dem, an den ſie gerichtet war, vollkommen unverſtändlich ſchien. Leinweber winkte ſeinem Begleiter, denn er durfte unangemeldet eintreten, da die Wichtigkeit ſeiner Stellung und die oft unaufſchiebbaren Geſchäfte ihm dieſes Vorrecht verſchafft hatten.

— Halt! — rief der Schauſpieler, der ſich ſo eben als Gutzkow's Antagoniſt zu erkennen gegeben hatte. — Noch auf ein Wort! wann werden ſie auftreten, Theuerſter?

— Du wirſt's ſchon zur rechten Zeit erfahren — war Leinweber's verweiſende Antwort und die Thüre des Kabinets ſchloß ſich unmittelbar hinter den Beiden.

— Wißt Ihr, wer das war, den der Leinweber ſo ſtolzthuend da hineingeführt hat? — fragte der Schauſpieler, der Mosburg hieß und das Fach des zweiten Intrigants inne hatte. — Wißt Ihr's? — Ich geb's Euch zu rathen!

Wie zu erwarten war, kannte Niemand den jungen Menſchen.

— Es iſt der Niſenberger — ſagte Mosburg geheimnißvoll — und jetzt muß mir der Intendant den Urlaub geben, er kann ihn mir gar nicht verſagen.

— Der Niſenberger! das wäre etwas Neues! — rief Madame Scherwenzky, die würdige Oberin der Garderobemädchen, die unter ihrer Aufſicht eine höchſt moraliſche Innung bildeten und die außerdem noch einen großen Stein im Brette durch ihre hübſche Tochter hatte, die vierte oder fünfte Liebhaberinnen auf der Bühne darſtellte, im Leben aber äußerſt züchtig erſchien und ſich nur mit ernſten befaſſen wollte. — Dies ſollte mein Louis geweſen ſeyn? rief ſie noch einmal aus — der hätte mich ja gekannt, ſo wie ich ihn! Herr Gott! und der wäre noch nicht bei ſeiner Scherwenzky geweſen? und der ſollte noch nicht ſeinen Liebling, meine Hulda, beſucht haben? Sehen Sie, Herr Mosburg, ich bin nicht reich, aber fünf Thaler gäb' ich drum, wenn der Louis käme. Es hat ſo ſeine Gründe, das können Sie mir glauben; doch der kommt nicht — dafür iſt geſorgt — na, Sie verſtehen ein halbes Wort! Ihnen braucht man nicht mehr zu ſagen, als: Der ſpielt zu ſchön Komödie und pfuſcht unſern allmächtigen Herren Beiden in's Handwerk. Sie wiſſen, was ich ſagen will, ich brauch' Ihnen blos die Namen Leinweber und Hagen zu nennen.

— Scherwenzk'n! — ſprach Mosburg mit Emphaſe. — Ich hab' Sie ausſchwatzen laſſen, aber der Niſenberger iſt es doch! Mir hat es der Jean geſagt, der Alles weiß und der hat's von der Leinweber'n ſelbſt gehört. Sieht Sie nun, Scherwenzk'n, wie man ſich irren kann.

— Und doch biſt du im Irrthum, Mosburg! ſagte jetzt ein ernſter Mann, von dunkler Geſichtsfarbe, den Rock bis zum Halſe zugeknöpft und beide Hände in den Seitentaſchen.

— Auch Du, Brutus? — ſchrie laut lachend Mosburg. — Willſt Du wetten? Sechs Flaſchen Champagner. —

— Du weißt, ich wette nie!

— Mach' einmal eine Ausnahme mit mir.

— Ich geſtatte mir Ausnahmen nie. —

— Es iſt ſo langweilig, keine Schulden zu haben. —

— Ich habe gerade Geld genug, die zu bezahlen, die ich contrahire. —

— Solche Schulden meine ich nicht — die verſchaffen keine Kurzweil. —

— Menſch, bedenke das Ende! iſt mein Wahlſpruch. —

— Ihn hat ſein Rollenfach angeſteckt; er ſpricht, wie ein Leimſieder oder wie ein Buch, wie man will!

— Denke von mir, was Du willſt. Hier aber iſt ein Brief, den ich heute empfing; hier die Theaterzeitung. — Herr Riſenberger entzückt in dieſem Augenblick die Wiener und hat ſeine Gaſtrollen an der Burg noch nicht beendigt. Was ſagſt Du nun? Willſt Du noch um ſechs Bouteillen Champagner wetten?

— Das nicht! aber trinken will ich eine. Wenn man ſo viel davon ſpricht, kriegt man ordentlich Appetit darnach. Mit meinem geträumten Urlaub iſt's nun nichts und ich muß meinen Unmuth und Aerger vertrinken. Komm' mit!

— Ich danke — habe hier noch zu thun!

— Verfluchter Jean! Mir ſolche Lügen aufzubinden — der kann ſich freuen!

Er eilte fort. Madame Scherwenzki näherte ſich dem ernſten Manne, der Balder hieß und die erſten Characterrollen, auch Väter ſpielte. Sie ſchien ſich bei ihm nach den Neuigkeiten erkundigen zu wollen, die er von ihrem Liebling erhalten hatte. Allein mit den Worten:

— Ein andermal, Madame, habe jetzt Wichtiges zu bedenken — ließ er ſie ſtehen und zog ſich wieder ſtill in eine Ecke zurück.

Während dieſer kleinen Epiſode im Vorzimmer des Intendanten ſtanden Leinweber und Alfred harrend im Kabinete deſſelben. Sie hatten ihn nicht darin angetroffen.

Alfred ließ ſeine Blicke umherſchweifen und freute ſich, daß der Zufall ihm dazu Zeit ließ. Das Gemach zeigte vornehme Eleganz und daneben die Beſchäftigung ſeines Bewohners.

Die Wände waren mit einer grauſeidenen Tapete bedeckt, deren Ränder mit breiten Goldleiſten eingefaßt waren. Auf dem Boden ſtand ein kleines Modelltheater und auf den Möbeln umher allerhand Maſchinerien im Kleinen ausgeführt: Waſſerfälle aus Silberzindel, Springbrunnen aus platirtem Draht; vollſtändig angekleidete Figuren im maleriſchen Coſtüm; Waffen von hellpolirtem Stahl und funkelndem Meſſing; kurz — eine artige Weihnachtsbeſcheerung für Kinder reicher Leute, und in der That ſpielte der auch damit, der hier hauste. Einige zierliche Repoſitorien trugen große Folianten, die dem Unkundigen für Anzeichen von Gelehrſamkeit gelten konnten, die aber in der That nur die verſchiedenen Jahrgänge der Theaterzettel enthielten, mit den eigenhändigen Noten des Herrn Intendanten verſehen, enthaltend: ob es an dem, oder jenem Abende voll geweſen: ob der Hof anweſend war; ob das Publikum geklatſcht und einen Künſtler herausgerufen habe; ob der Herr ſich gnädig geäußert und wie lange das Spektakel gedauert. Daneben lagen die ausgeſchriebenen Rollen neuer Stücke, über denen noch ein unentſchiedenes Geſchick brütete und aufgethürmt in einem Winkel erblickte man einen Haufen zierlich eingebundener Bücher. Ach, dies waren begrabene Hoffnungen junger, ſtrebſamer Geiſter! An dieſem Haufen, in dieſem Winkel hafteten die Gedanken vieler talentvollen Köpfe! Hier ruheten die eingeſandten Manuſcripte noch unbekannter Autoren, die ſich vertrauenvoll hiehergewandt hatten, von dieſer großen, reichausgeſtatteten Bühne, Namen, Ehre, Beförderung, Mittel zur Fortſetzung ihrer Studien zu erhalten und die für all dieſes nur ein ſtaubiges Grab fanden, indem ſie vergebens einer Auferſtehung harrten. Es lag viel Geiſt und Poeſie in dieſem Winkel begraben, aber die Poeſie blieb ewig todt und der Geiſt ging nicht um. Ein ſchwerer Bann laſtete darauf, den Faulheit, Dünkel, Unverſtand im ſchrecklichen Verein hier geworben hatten. Die Wände waren kahl; nur über dem Schreibtiſche des Intendanten hing ein kleines Bild in einem Rahmen von ſchwarzem Sammt, das die ſchönſte Poſitur der erſten Tänzerin getreu wiedergab. Da er unverheirathet war, ſo durfte er ſeine Neigung zu dieſem ſchönen Kinde offener zur Schau tragen; wenigſtens mußte ſein Geſchmack vor Jedermann gerechtfertigt erſcheinen.

Jetzt bauſchte ein ſchwerer, ſeidener Vorhang ein wenig zur Seite, der eine Alkove von dem Kabinete trennte, und daraus hervor ſchlüpfte eine ſchmächtige Figur im langen, ſchleppenden Schlafrocke von braunrothem Sammt und huſchte behende zu einer Ottomane, die mit reichen Polſtern wohlverſehen, in einer Niſche ſtand.

— Ziehen Sie mir den Schlafrock über die Füße, cher ami, und rücken Sie mir das Kopfpolſter zurecht — zirpte eine heiſere, faſt unvernehmliche Stimme, die keinem andern als dem gewaltigen Intendanten angehörte.

Solch ein Contraſt verfehlt nie ſeinen Effect und auch Alfred fühlte ſich ſeltſam beengt und ergriffen. Wer jemals ſchon einem weltberühmten Helden erwartungsvoll entgegen getreten und in ihm ein kleines, unſcheinbares Männchen erblickte; wer einen in tiefen Forſchungen verwickelten Denker als jungen Milchbart vor ſich ſah, oder einen mit großer Gewalt bekleideten Geſchäftsmann, von deſſen Willen das Wohl und Weh vieler Menſchen abhängig iſt, ſelbſt kränklich, ſchwach, hilfsbedürftig fand, der wird die Wirkung dieſer Contraſte ſchon geſpürt haben.

Der Intendant mochte ungefähr ein Fünfziger ſein, ſein bleiches, verrunzeltes Geſicht, das wohl gewöhnlich ſehr farblos oder vielmehr mißfärbig war, hatte von der willkührlichen Kaſteiung dieſes Tages nicht eben Vortheil gezogen, ſondern zeigte ſich in dem matten Glanze eines friſchgemachten Käſes. Um den entblößten Hals ſträubte ſich ein ſtarkes Collier widerſpenſtiger Haare, die ſo wie die Augbrauen und der ganz ſchmal raſirte Schnurrbart unter einer dünnen Höckernaſe, mit Steinkohle und Ebenholz rivaliſiren konnten. Den unmäßig kleinen Kopf bedeckte eine ſehr zierliche, jedoch zu eng anliegende Perücke, die vorn auf der Stirn ein glatt geſtrichenes Bandeau von Haaren zeigte, das ſich gerade über dem rechten Auge in eine tuffige Locke endigte. Würde dieſes Geſicht eine hohe Stirne gezeigt haben, ſo müßte wohl Jeder über eine ſolche Differenz erſchreckt, um einige Schritte davor zurückgewichen ſeyn; ſo aber war die Stirne nicht breiter, als zwei Finger einer mäßigen Mannshand und noch dazu etwas nach hinten geſchoben, was ſie um einige Linien verkürzte, wodurch das Enſemble gewann und im vollkommenſten Einklang erſchien. Die Lippen, die ſich beim Sprechen ſehr zierlich und nur ſo weit öffneten, um die zirpendſte aller menſchlichen Stimmen hindurchzulaſſen, waren einem Paar ſchmaler Linien zu vergleichen, wie ſie eine engliſche Reißfeder voll guter, rother Tinte zu ziehen verſteht und zwiſchen dieſen Lippen gewahrte man zwei ganz gleiche Reihen ſchöner, blaßgelber Zähne, für die jeder Sterbliche, dem ſie ſo gewachſen, ſeinen Schöpfer aus aufrichtigem Herzen Dank gezollt haben würde. Dem vornehmen

Herrn auf der Ottomane gehörten ſie aber wie Perücke und einiges Andere noch, er hatte ſie nämlich anfertigen laſſen und ehrlich bei Heller und Pfennig bezahlt.

Leinweber war gewandt und geſchwind zur Ottomane geſprungen, um dem Befehl ſeines Chefs auf's Pünktlichſte nachzukommen; dann zog er ſich wieder in eine ehrerbietige Entfernung zurück, der weitern Befehle harrend.

— Lein — hauchte der Intendant und verſchluckte den Reſt, als wäre es ihm nicht der Mühe werth, des plebejen Namens wegen ſeine hochgräfliche Lunge anzuſtrengen — Lein — Anton!

Der Regiſſeur war mit einem leichten Satze zur Kabinetsthüre, in deren Nähe ihn ohnedieß das Gefühl der Unterwürfigkeit gebannt hatte, öffnete ſie und rief „Anton!“

Der Kammerdiener trat ein.

Beim Oeffnen der Thüre war der verworrene Lärm in's Kabinet gedrungen, den die im Vorzimmer Verſammelten verurſachten.

— Was iſt draußen? — hauchte der Indendant.

— Eine Menge Leute — erwiederte der Kammerdiener.

— Mein Gott! was wollen Sie?

— Vielerlei, Euere Excellenz! Urlaub, neue Koſtüme, eine neue Rolle, Vorſchuß, Bezahlung einer Rechnung, Vollziehung von Kontrakten über die neue Oellieferung, Gaſtrollen — ein Dichter bringt ein neues Stück —

— Genug! Entſetzlich! Wollen mich die Leute umbringen? Aber Lein — was iſt denn das? Warum fertigten ſie das nicht Alles ab? Warum muß es mich incommodiren?

— Euere Excellenz — ich hatte keinen Befehl dazu —

— Mon Dieu — ſo ruht denn Alles auf mir! Wozu hält man ſeine Leute? Was ſoll's mit dem Menſchen hier?

— Euere Excellenz — es iſt — ich werde —

— Gut! Anton! Sage: ich ſpreche Niemand Heute. Sie mögen ihre Namen einſchreiben; ich werde rufen laſſen — Ah!

Die ſchwache Stimme verhallte in dumpfes Stöhnen. Eine lange Pauſe trat ein. Anton war leiſe hinausgegangen; Leinweber wagte nicht zu athmen; Alfred heftete fragende Blicke auf ihn, die Jener nicht erwiedern mochte. Endlich ermannte er ſich und ſchlich näher, auf den Zehenſpitzen, leiſe wie ein Zephir; er hob ſich und beugte ſich über, wie eine Thränenweide über der Grabesurne; ſeine Augen wurzelten mit einem theatraliſchen Ausdruck gerührter Theilnahme auf dem Patienten.

— Man bringt mich noch um — hauchte dieſer von Neuem. — Noch nicht fort, — Lein — ? Was ſoll's mit dem Menſchen?

— Ein junger Dichter, Euere Excellenz!

— Dichter? o weh! ich gebe keine neuen Stücke, und Honorare werden gar nicht mehr gezahlt. Wir brauchen ſolche Betteleien nicht —

Man kann denken, daß Alfred bei dieſer Aeußerung ein Stich durch's Herz fuhr.

— Kein ſolcher Dichter, Euere Excellenz! ein Gelegenheitsdichter, Euere Excellenz, ſprach Leinweber ſchnell gefaßt.

— Gelegen — heits? —

— Und da dacht' ich — Morgen iſt ja der Geburtstag der Kleinen —

— Ma foi, oui!

— Zu dem Cadeau, das Excellenz gewiß ſchon mit hohem Geſchmack ausgewählt haben, könnten einige paſſende Verſe — dacht' ich —

— Solch ein Dichter — alſo? Parbleu! Lein — o weh! richten ſie mich in die Höhe!

Leinweber hatte keine große Mühe, den federleichten

Leichnam des Herrn Intendanten empor zu heben und ihn durch untergelegte Polſter in eine ſitzende Stellung zu bringen. Der Patient winkte mit der weißen Hand, daß der junge Menſch näher treten ſolle, und der Regiſſeur bemühte ſich, durch verſtohlene Blicke demſelben anzudeuten, ſich an nichts zu ſtoßen und dem hochgebietenden Gönner, den ſeine Klugheit ihm gewonnen, in Allem zu Willen zu ſeyn.

— Sel — Eau de Luce — begehrte der Patient; Leinweber überreichte ein kleines Fläſchchen, das Jener öffnete und zu wiederholtenmalen an die Naſe führte.

Alfred ſtand auf Kohlen. Er hatte von den abgebrochenen, leiſe geſprochenen Worten nur wenig verſtanden, und war der Meinung, daß er jetzt etwas declamiren, vielleicht gar eine Scene ſpielen ſollte, um dann zu erfahren, ob er gewürdigt werde, ſein Talent vor dem Publikum zeigen zu dürfen.

Er räuſperte ſich mehremale bedeutend und trat jetzt in eine, wie er glaubte, ſehr maleriſche Stellung vor den Intendanten hin. Dieſer aber winkte und ſprach:

— Noch näher und ohne Umſtände, damit man mich recht verſtehe und ich mich nicht zu ſehr anſtrengen darf —

Alfred folgte dem Befehle ſo gut er es vermochte. Während der abermaligen langen Pauſe, die nun eintrat, überdachte er ſchnell, was er ſagen ſollte; er war begierig, zu erfahren, welche Aufgabe ihm geſtellt werden würde.

— Kennt man die St. Viol? — fragte die Excellenz.

Alfred, der die leiſe Frage nicht verſtand, richtete erſt den Blick auf ſeinen Freund und ſagte dann ſehr laut und vernehmlich, weil er glaubte, ſeine volle, jugendliche Stimme im ſchönſten Lichte zeigen zu müſſen:

— Dieſes Stück iſt mir nicht bekannt —

— Die St. Viol — ein Stück? Wie? — wendete ſich der Intendant überraſcht zu Leinweber hinüber.

— Seine Excellenz meinen unſern Engel, die erſte Künſtlerin am Ballet — ſprach dieſer ſchnell einlenkend.

— Bitte ſehr um Verzeihung — entgegnete verlegen der junge Menſch — ich pflegte gewöhnlich nur das Schauſpiel zu beſuchen — und hatte auch den Namen nicht recht verſtanden —

— Das Schauſpiel? nur das Schauſpiel? und das Ballet nicht? *mein* Ballet nicht? Wiſſen Sie, daß es das erſte Ballet der Welt unter meiner Intendanz geworden iſt? daß ich ſein Schöpfer bin?

Die Excellenz ſtrengte ſich ſichtlich an; die Aeußerung des jungen Thoren hatte ſie in eine Art von Zorn verſetzt. Alfred ſtand ſtumm und verlegen: der Intendant hatte den Kopf nach der Wand gekehrt.

— Lein — ſagen Sie ihm, er ſolle nicht ſo ſchreien — er regt mir die Migraine auf —

— Schreien Sie doch nicht ſo, lieber Freund! — ſagte fein lächelnd Leinweber zu Alfred, dann wandte er ſich aber zu dem Intendanten und erwiederte: Er ſprach ſo eben kein Wort.

— Ich meinte vorhin —

— Seine Excellenz meinten vorhin, wiederholte der Regiſſeur — wenn aber Euere Excellenz erlauben würden, ſo könnte hier mein junger Freund ſogleich die Verſe verfertigen —

— Gut. Im gelben Zimmer hier neben —

— Und das Geſchenk? um darauf anzuſpielen?

— Warten Sie! Gar vielerlei — das Gedicht aber ſoll zu den italieniſchen Blumen —

— Wie fein! jetzt im Sommer künſtliche Blumen!

— Nicht wahr? He!

— Natürliche — die ſchönſten, kann im Sommer jeder Bauer ſeiner Bauerin ſchenken.

— Fi donc!

— Aber Nachgemachte — o köſtlich! Alles durch Kunſt für die Kunſt!

— C'est ça! Alſo in's gelbe Zimmer — Papier, Tinte iſt dort! Er ſoll ſich in Acht nehmen — Teppich nicht beklekſen! Nicht zu lang machen! O weh! Es wirkt ſchon wieder. Rufen Sie Anton

Dürfte es mir nicht geſtattet ſeyn?

— Nein, Nein —

Excellenz! Bitte!

— Thun Sie wie ich ſage!

Er ſchellte und huſchte hinter den Vorhang. Anton trat ein und folgte ihm ſchnell; Leinweber zog den verblüfften Alfred in's gelbe Zimmer.

Elftes Kapitel.

— Wundert Euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde —

Goethe.

— Ich weiß nicht, was Sie aus mir machen? rief hier der junge Menſch, wie aus einer Betäubung erwachend, ſeinem Mentor zu. — Was ſoll ich? was wird von mir gefordert?

— Nichts, als daß Sie ein Gedicht an die Geliebte Seiner Excellenz machen, welches einen Strauß künſtlicher Blumen begleiten ſoll, die ihr Morgen zu ihrem ein und zwanzigſten Geburtstage, der für einige Jahre noch unabänderlich adoptirt wird, überreicht werden.

— Ich — ein Gedicht an eine Dame, die ich nicht kenne! an die Geliebte eines Andern, für die ich mich unmöglich begeiſtern kann.

— Machen Sie keine Schwierigkeiten, Liebſter! Es kann Ihnen nicht ſchwer werden. „Gebt Ihr

Euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie" — ſagte ſo nicht unſer Aller Meiſter? unſer große Göthe?

— Aber mich däucht, daß ſie mich ja in ganz anderer Abſicht herführten —

— In anderer Abſicht?

— Sollte ich nicht dem Herrn Intendanten eine Probe meines Talents ablegen? Wollten Sie mir nicht ein Debut bei Ihrem Theater verſchaffen?

— Das Letztere ja — von dem Erſteren weiß ich nichts. Seine Excellenz kümmern ſich wenig darum, ob Sie Talent zum Schauſpieler haben oder nicht; darin verlaſſen Sie ſich gänzlich auf mich. Auch haben Sie Beſſeres zu thun, als ſich um ſolche Lappalien zu kümmern.

— Aber warum ſtellten Sie mich denn vor?

— Damit Ihnen die Gelegenheit werde ſich Seiner Excellenz von einer vortheilhaften Seite zu zeigen. Die Gelegenheit dazu iſt da; erfüllen Sie den ehrenvollen Auftrag, der Ihnen zu Theil wurde, auf geſchickte Weiſe, ſo ſteht Ihrem Debut nichts im Wege, und fällt dies nur einigermaßen glücklich aus, ſo werden Sie angeſtellt und die Rollen werden auf Sie regnen. Ich hoffe dann nur, daß Sie ſich ſtets freundlich erinnern werden, daß ich es war, der Ihnen dazu verhalf mit ſo leichter Mühe Schranken zu überſpringen, die für Manchen zu unüberſteiglichen Hinderniſſen wurden. Jetzt aber, Herr Poet, ſchnell den Pegaſus beſteigen! das Gedicht! das Gedicht!

— Ich weiß wahrhaftig nicht —

— Nur hurtig, an's Werk! Seine Excellenz ſind heute etwas ungeduldig, wie Sie ſelbſt ſahen, und wenn ſie wieder klingeln, müßte das Gedicht fertig ſeyn, wenn es einen recht günſtigen Eindruck machen ſollte.

Er rückte Alfred einen Seſſel zum Tiſche, gab ihm die Feder in die Hand und ging dann am andern Ende des weiten Salons, unhörbar auf dem weichen Teppich hin und her, um den jungen Dichter in ſeiner Inſpiration nicht zu ſtören. Dieſer ſaß eine Weile, vor ſich hinſtarrend am Tiſche und zerkaute ſeine Feder, weniger daran denkend, was er hier eigentlich ſollte und was man von ihm verlangte, als über den urſprünglichen Zweck ſeines Hieherkommens und die ſonderbare Wendung, die ſein Geſchick zu nehmen drohte. Noch Geſtern hatte er ſich nur mit einem innern Schauer den Moment denken können, wo er Leinweber's Bekanntſchaft machen würde. Jetzt war er ſchon darüber hinaus und ſtand einen bedeutenden Schritt weiter. Aber wie ein ſtumm verſchloſſenes Geheimniß, das er ſich nicht zu berühren getraute, lag die Zukunft vor ihm da. Es war eine bittere Enttäuſchung!

— O ſchon jetzt! ſchon jetzt! — ſprach es leiſe in ihm. Es iſt nicht möglich! ich will nicht daran glauben!

Leinweber hielt im Hin- und Hergehen inne; er glaubte den Ton des Glöckchens im Nebenzimmer zu hören. Der treue Sinn eines gehorſamen Dieners hatte ſich an einen hohen Grad von Pünktlichkeit gewöhnt, aber dies verlangte auch ſein hoher Vorgeſetzter. Der Intendant hatte das Gedicht beſtellt, und klingelte er, ſo erwartete er es fertig. Ueberdieß hatte Leinweber darauf die Zukunft ſeines jungen Schützlings gebaut; nur ſo war es möglich die Zufriedenheit des mächtigen Herrn zu erringen, und nur ſo war es möglich von ihm zu erhalten, was man wünſchte.

Leinweber näherte ſich jetzt behutſam dem Tiſche, erhob ſich auf die Zehenſpitzen und beugte ſeinen langen Oberleib über die Schulter des Davorſitzenden, wie er es gewöhnlich als geübter Lauſcher zu machen pflegte; aber wie erſtaunte er, als er das weiße Papier erblickte, auf dem der verzweifelte

Kunſtſänger noch nicht eine Zeile, geſchweige den darauf correſpondirenden Reim geſchrieben hatte.

— Guter Gott! was iſt das? — rief er außer ſich — Sie haben noch nichts und Seine Excellenz kann jeden Augenblick das fertige Gedicht verlangen!

— Laſſen Sie mich, um des Himmelswillen! — erwiederte Alfred — ich bin zu gar nichts fähig — ich kann — ich werde das von mir geforderte Gedicht nie zu Stande bringen können.

— Junger Menſch! Nur nicht gleich den Kopf verloren! — ſprach Leinweber — Was iſt's denn weiter? Ich werde helfen!

Er zog einige zerknitterte Papiere aus der Bruſttaſche ſeines Fracks.

— Kennen Sie dies? — fragte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. — Sind es nicht die Gedichte, die Sie mir Geſtern gaben? jene Poeſien, die Ihnen meine ſchwache Kunſt eingeflößt haben ſoll? Wohlan! die ſind jetzt mein Eigenthum — es ſteht mir zu, damit zu machen, was ich will. Das Uebrige laſſen Sie meine Sorge ſeyn.

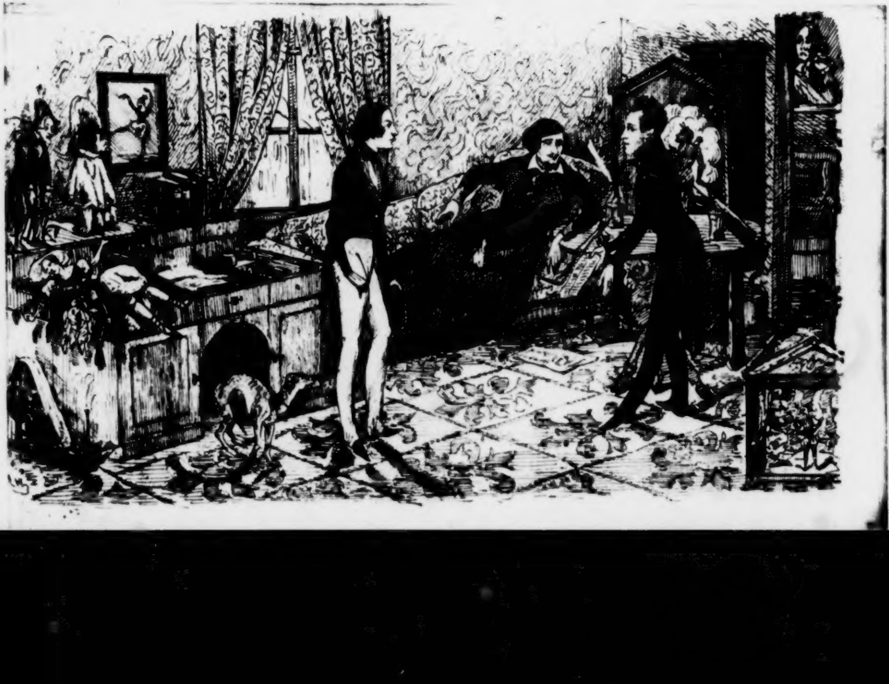
Er durchflog die Blättchen ſchnell; Alfred wußte nicht, was er wollte und ſtand ihm wie erſtarrt gegenüber.

— Hier, das paßt! das Gedicht, welches Sie auf mich, in der Rolle des Köhlers Cedric in Halm's Griſeldis machten — das geht mit einigen kleinen Abänderungen zu der Blumenſpende an die Tänzerin

— Nicht möglich!

— Nur gemach! Verhalten Sie ſich ruhig, wenn ich es vorleſe und überlaſſen Sie mir ganz die Sorge, es ſo vorzuleſen, daß es uns Beide aus der Affaire zieht. Gedenken Sie nur ſtets des Spruchs unſeres Groß- und Hochmeiſters: „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie!“ Ich bin geneigt, dieſe ſchöne Sentenz in's Unendliche zu variiren, vor Allem aber ſo: Gebt Ihr Euch einmal für geſcheidte Leute, ſo commandirt den Mutterwitz in jedem entſcheidenden Augenblick Eures Lebens, den Euch die gütige Mutter Natur als koſtbarſtes Erbſtück mit auf die Welt gegeben.

Hier klingelte es laut und vernehmlich und Leinweber zog Alfred ſo ſchnell aus dem gelben Salon in das Kabinet des Intendanten, daß ihm keine Zeit blieb, der Weisheit ſeines Mentors irgend eine Bemerkung entgegen zu halten, die ihm auf der ungeübten Zunge ſchwebte



Zwölftes Kapitel.

Die engliſche Geduld, die ich ſeither bewahrt,
Iſt jetzt erſchöpft — mein Blut hat ſich empört.

Schiller.

Der Intendant lag wieder in ſeiner vorigen Stellung auf der Ottomane.

— Fix und fertig, Euere Excellenz, ſagte Leinweber, und wenn Sie huldreichſt erlauben wollen, ſo werde ich die Verſe vorzutragen verſuchen.

— Gut! erwiderte der Gebieter, indem er den Schlafrock von braunem Sammt, feſter um die magern Glieder ſchlug und dabei ein pitoyables Geſicht machte, als „hätt' er Lieb' im Leibe." In Wahrheit verſpürte er aber Bauchgrimmen.

Leinweber überflog ſchnell das zu Leſende noch einmal, um ſich die Stellen zu merken, die nothgedrungen eine kleine Abänderung erfahren mußten, wenn das Ganze auf den neuen Gegenſtand, der den Verſen unterlegt wurde, paſſen ſollte.

— Nun? — ſagte der Ungeduldige auf der Ottomane.

— Sogleich!

Und Leinweber begann:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf:
Du warſt ihr Hüter in dem Heiligthume,
Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf —

— Gut! — ſagten Seine Excellenz — das bezieht ſich auf die erſte Vorſtellung der Zauberpantomime „die im Walde ſchlafende Schöne.“ Ich verſtehe. Aber Hüter? — geht das? doch nur weiter — ich werde ſpäter darauf zurückkommen. Weiter! —

Er preßte die Lippen auf einander und drehte ſich wieder um nach der Wand. Alfred erkannte die Verſe, die er auf den alten Cedric gemacht hatte, der die Blume Griſeldis im Walde hütete, bis daß Percival ſie traf und, von Liebe entzündet, ſie ihrem troſtloſen Geſchicke entgegenführte. Trotz ſeiner bangen, wehmüthigen Stimmung mußte er lächeln, als er die Deutung vernahm, welche der hohe Mäcen den Worten zu geben wußte und Leinweber's kühne Geiſtesgegenwart flößte ihm Bewunderung ein, obgleich er ſich eines leiſen Schauers dabei nicht erwehren konnte.

— Was ſteht nicht Alles in der Macht eines ſolchen verwegenen und klugen Menſchen? mußte er ſtill bei ſich denken.

Leinweber überſprang jetzt aber alle übrigen Verſe und ging zur letzten Strophe über. Er las weiter:

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne!
Die Kunſt krone die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz —
Du ſtrahleſt ewig nieder von dem Throne,
In unvergänglich ſchönem Ruhmesglanz!

— Bravo! Bravo! — rief der Intendant.

Eine Pauſe trat ein: Leinweber blickte triumphirend auf Alfred, der verſchämt die Augen niederſchlug.

— Jetzt noch einmal beide Strophen ohne Unterbrechung im Zuſammenhange — ſagte Seine Excellenz.

Leinweber las mit Emphaſe:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume,
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf:
Du warſt ihr Hüter in dem Heiligthume,
Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf. —

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne!
Die Kunſt krone die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz —
Du ſtrahleſt ewig nieder von dem Throne,
In unvergänglich ſchönem Ruhmesglanz!

— Hm! — ſagten Seine Excellenz mit Anſtrengung und richteten ſich dabei mühſam in die Höhe — die Verſe zeugen von einigem Talent und beſonders durch die Schnelligkeit, mit der ſie verfertigt wurden. Ich glaube kaum, daß ich eine Viertelſtunde bei Seite gegangen war. Allein hie und da wäre doch etwas am Ausdruck zu tadeln. Zuerſt das „Hüter,“ es müßte durchaus „Hüterin“ heißen; dann iſt von meiner Liebe nicht darin die Rede; endlich würde ich's auch gern ſehen, wenn das Vaterland der Blumen, Italien, mit hineingebracht würde: es ſind nämlich italieniſche Blumen, wie ich ſchon geſagt habe. Darauf appüyire ich am meiſten; denn in dieſer Jahreszeit kann jeder Matz ſeiner Grethe Blumen ſchenken — aber italieniſche Blumen! he! das iſt etwas Anderes — parbleu!

— Ich wußte im Voraus — bemerkte Lemmweber, mit geſchmeidiger Höflichkeit zu Alfred gewandt, daß der erlauchte Kenner, vor dem wir ſo glücklich ſind zu ſtehen, manche Ausſtellung an der Eingebung des Augenblicks zu machen haben wird.

— Könnte es nicht heißen — fuhr der Intendant fort — denn aufrichtig geſagt, mit der wilden Waldesnacht bin ich auch nicht ſo recht zufrieden — könnte man nicht ſo anfangen?

Die Nacht des Waldes ſchirmet viele Blumen
In ihres ſtillverſchwiegenen Schooßes Nacht —

— O ja — warum ſollte man das nicht auch ſagen können? wandte ſich Lemmweber fragend an Alfred.

— Ich bemerke nur — ſprach dieſer verlegen, daß hier zweimal Nacht vorkommt —

— Zweimal Nacht? rief entrüſtet der Intendant — wer ſagt das? Junger Mann, man muß nicht blos, um zu widerſprechen, widerſprechen. — Sagen Sie doch, Leinweber, hab' ich zweimal Nacht in meine Verſe gebracht? Wäre ich heute nicht indiſponirt ſo brauchte ich wahrhaftig Niemand dazu: ich machte mir ſonſt ſolchen Bettel immer ſelbſt —

— O, und wohl noch viel ſchöner! liſpelte Leinweber. Allerdings, mein junger Freund, könnten Seine Excellenz ſagen:

Die Nacht des Waldes ſchirmt wohl manche Blume
In ihres ſtillverſchwiegenen Schooßes Schlaf —

— Nun ja — das mein' ich auch! — ſprach der Intendant — wer wollte mir's verwehren?

— Früher aber ſollte es anders heißen — ſagte Alfred mit ſchüchterner Stimme.

— Sie kleiner Geiſt des Widerſpruchs! fiel ihm ſchnell Leinweber in's Wort und ſtrich ihm mit dem Papiere, das er in der Hand hielt, über das Geſicht. — Seine Excellenz haben vollkommen Recht. Ganz trefflich würden ſich die erſten beiden Verſe nach der von Ihnen beliebten Abänderung ſo ausnehmen:

In ſtiller Waldesnacht keimt eine Blume.
Gar lang erſtarrt im tiefen Schlaf —

Nicht wahr, Excellenz?

— So mein ich —

— Nur eine Bemerkung ſey mir erlaubt zu machen, bevor ich nun dieſe beliebte Variante niederſchreibe, ſagte Leinweber — es geſchieht wahrlich nicht, um dieſem kleinen Haberecht ſeinen Willen zu thun —

— Nun — was denn?

— Die wilde Waldesnacht, däucht mich nicht ſo übel: ſie iſt bezeichnend, maleriſch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit gnädigſter Erlaubniß. Wenn man nun etwa ſo ſagte:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —

Würde das Euere Excellenz im Geringſten nur chokiren, ſo nehme ich meinen unterthänigſten Vorſchlag auf der Stelle zurück, allein ich gebe unmaßgeblich zu erwägen —

— Hm! in ſolcher Zuſammenſtellung geht es eher. Meinetwegen! ſchreiben Sie's jetzt auf.

Leinweber recitirte langſam, indem er ſchrieb:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —

Dann nahm er beide Zettel und hielt ſie mit einem Geſichte Alfred vor die Augen, in dem ſich etwas Diaboliſches malte, das dieſen mit Grauen erfüllte.

Der junge Menſch wußte nicht, wie ihm geſchah; er griff ſich zu wiederholten Malen an den Kopf, der ihm fieberiſch glühete.

— Nun aber das „Hüter,“ das muß auch fort — ſagte der Intendant, fortwährend mit dem Geſichte zur Wand gekehrt. Hier will ich, daß es heiße:

Du ſtille Hüterin — du zarte Blume?
Hat dich des Blitzes —

Nein — ſo:

Hat dich der Liebe Blitz noch nicht getroffen —

— Schön! wir wollen verſuchen:

In wilder Waldesnacht keimt eine Blume
Sie lag erſtarrt im langen Schlaf —
Du ſtille Hüterin — du zarte Blume,
Hat dich der liebe Blitz noch nicht getroffen?

— Ach nicht doch! der liebe Blitz — der Liebe — Gedankenſtrich — Blitz — nämlich der Blitz der Liebe —

— Oder ſo — ganz recht! um das Zweideutige zu vermeiden —

Hat dich der Blitz der Liebe nicht getroffen?

— Mich däucht, daß der Reim — warf Alfred ſchüchtern, kaum hörbar ein.

— Schon wieder! rief der Intendant. Der Reim! Reimt ſich denn nicht Blume auf Blume?

— Ja freilich, ſo geht's herrlich! fügte Leinweber ſchnell hinzu. — Ihre Einwände, die ſie ſo unumwunden von ſich geben; irritiren Seine Excellenz, die ſich heute ohnedieß in einem leicht irritabeln Zuſtand befinden. Die Verſe ſind nicht mehr die Ihrigen, in keiner Beziehung, das ſehen Sie wohl ein; darum geben ſie ſich zufrieden. Wir ſchreiben alſo nach dem Willen Seiner Excellenz und nach der von Hochderſelben beliebten Abänderung:

Du warſt die ſtille Hüterin im Heiligthume —

oder beſſer, da ſo einige Sylben zu viel wären:

Du warſt die Hüterin im Heiligthume —
Hat dich der Blitz der Liebe nicht getroffen?

Nein, Excellenz, das geht wahrhaftig nicht!

— Warum? was geht nicht.

— Dieſes Wort — es iſt kein Reim auf getroffen —

— Nicht? daran hab' ich nicht gleich gedacht. Es iſt mir ſo herausgefahren — der Gedanke iſt mindeſtens ſehr poetiſch — nicht wahr?

— O außerordentlich, Wir müſſen ihn auch um jeden Preis beibehalten und ihn dem Gedichte retten.

Du warſt die Hüterin im Heiligthume.
Bis ſie der Liebe Blitz entzündend traf.

— Meine Gedanken! ſprach der Intendant.

— Ich ſchreibe:

Du warſt die Hüterin im Heiligthume
Bis ſie —

der Liebe Blitz? — Was hat die Blume mit der Liebe zu ſchaffen? Aber jede Blume hat ihr Geſchick — Meinten Euere Excellenz nicht, daß es dem trefflichen, von Ihnen umgeſchaffenen Ganzen, unbeſchadet heißen könnte?

Bis ſie des Schickſals Blitz entzündend traf.

So wäre dem Verſe wie dem Gedanken ſein Recht widerfahren und Eurer Excellenz Abänderung fände dennoch ſtatt.

— Ich denke, ſo wird ſich's machen. Ja! Ich habe jetzt nur noch das Bedenken wegen der italieniſchen Blumen. Italien muß in das Gedicht, ſonſt iſt's und bleibts froſtig; alſo etwa:

So nimm denn dieſe Blumen hin, du Theure!

Nein — nicht Theuere — das könnte ſie für eine Anſpielung halten — wie war's doch?

— Es könnte ja wohl bleiben:

So nimm denn dieſe Blumen hin zum Lohne.

Es wäre wegen des Reimes Throne; den hätten wir ſchon —

— Der Reim iſt nichts werth — der iſt trivial, den verwerf' ich; ſagen wir:

Hier nimm die Blumen aus Italiens Gefilden
Dort wo in marmornen Gebilden,
Die trauernd ſteh'n und ſeh'n dich an —

Verſtehen Sie? ſo etwas à la Göthe; doch ohne ihm ſclaviſch nachzuahmen.

Im Lande — oh! kennſt du das Land, wo die Citronen
blühn!

Da iſt Glut, Wärme, Leben! Wäre nicht ſchon Morgen der Tag und hätte ich nicht Heute eben eingenommen. Keines Gedankens mächtig! Drum helfen Sie, Leinweber! Machen Sie mir aus dem Unding einen vernünftigen Vers!

— Wenn wir nun etwa die Sache ſo änderten, daß wir die Kunſt hineinbrächten. Das glühte auch und Kunſt und Italien iſt Eins. Italien iſt ja das Land der Kunſt; die Blumen ſind ein Product der Kunſt, folglich ſind die Blumen italieniſch —

— Meinetwegen — wie Sie wollen —

Er ſprang abermals heftig auf und ſchlüpfte hinter den Vorhang. Leinweber aber ſchrieb mit ernſter Miene:

So nimm nun dieſe Blumen hin zum Lohne,
Die Kunſt krone die Kunſt im ew'gen Wechſeltanz —

u. ſ. w.

Alfred wußte nicht, ob er wachte oder träumte, als er ſeine Verſe, aus dieſen Debatten, trotz aller damit vorgenommenen Varianten, ganz rein und unverändert wieder hervorgeben ſah.

Leinweber hatte geendet und hauchte leiſe, zu Alfred's Ohr geneigt, indem er ihm das ſauber geſchriebene Blatt vor Augen hielt:

So ſpielt die Katze mit der Maus!

In dem Augenblicke trat der Intendant wieder zu ihnen.

— Hier ſind die Verſe! — ſagte Leinweber, ſie ſeinem Gebieter überreichend. — In dieſer Geſtalt müſſen ſie Effect machen. Ich werde Morgen der Huldin zu gratuliren nicht ermangeln und dann getreulich rapportiren, was ich darüber im Vertrauen vernehme.

— Gut! Für Heute nichts mehr von Geſchäften — das Arbeiten hat mich übermäßig angeſtrengt. Dieſe Sitzung bleibt übrigens ſtrenges Geheimniß.

— Ich ſtehe für meinen jungen Freund, der nichts ſehnlicher wünſcht, als Euerer Excellenz Beweiſe ſeiner ungeheuchelten Ergebenheit abzulegen. Ueber ſeine beſondern Wünſche in Bezug auf die Kunſtanſtalt —

— Nur Heute nichts davon! —

— Keineswegs! Morgen werde ich zur gewohnten Stunde die Ehre haben —

— Schon gut. Adieu, Lein —! Adieu!

Mit einer leichten Bewegung der Hand wurden Beide verabſchiedet; dann wurde geklingelt und der Kammerdiener erſchien, während Leinweber und ſein junger Schützling in den leeren Vorſaal traten.

Dreizehntes Kapitel.

Du biſt klug, Du biſt verſtändig
Und die Liebe kennſt Du wohl! —
Calderon

Hier ſtehen wir nun auf einem Punkte der Geſchichte, wo der Erzähler gern ausruhen möchte, um zu Athem zu kommen. Was er jetzt zu ſchildern hat, gehört zu den intereſſanteſten Geheimniſſen, die ihre Löſung von der Zukunft erwarten; das Unternehmen iſt nicht leicht.

Die Tänzerin St. Viol, die im vorigen Kapitel genannt wurde, deren Bild über dem Schreibtiſche des Intendanten, Freiherrn Piſſjahn von Hegelſingen aus dem Hauſe Kotzeluch hing, die dieſer mit Blumen und Verſen zum Geburtstage beſchenkte, die als ſeine Angebetete erſchien, war wirklich ein liebenswürdiges Geſchöpf, und man denke deßhalb nicht unbillig von ihr, ohne ſie näher kennen gelernt zu haben. Sie war unſchuldig an der Neigung ihres Anbeters, wie an vielem Andern, was ihr zugeſchrieben wurde, und nur ihre Schönheit und ihr Talent, die ſie zum Gegenſtande der Bewunderung erhoben, erregten ihr auch die vielen heftigen Nachreden, die nur der Neid erzeugen konnte.

Sie war jung und ſchön und als Tänzerin vollkommen. Ihr Geſicht war das reinſte Oval, ihre Haare trugen die Farbe der tiefſten Nacht, oder — da die Finſterniß keine Farbe hat, ſo könnte ich eigentlich auch die Haare farblos nennen, wenn ich nicht beſorgen müßte, mißverſtanden zu werden. Das Geſicht war bleich, aber nicht von jener kränklichen Bläſſe, ſondern von einer durchſichtigen Weiße, die nur edeln Naturen eigen iſt, eine Weiße, welche die feinſten Blutgefäſſe im bläulichen Schimmer hindurchſcheinen läßt; die große blaßblaue Pupille ſchwamm in einem milchweißen, ſanft erhobenen Spiegel und war von langen, dunkeln Franzen eingefaßt, und den nicht zu kleinen Mund füllten prächtig gereihte, glänzend weiße Zähne ſo vollſtändig, daß die Oberlippe davon ein wenig emporgehoben wurde. Das Kinn war weder zurückgedrängt, noch knochig und breit, ſondern endigte in einer ſtark gemuskelten, kleinen Halbkugel, und dieſes, ſo wie die überaus feinen, zartgeſäumten Ohren, die runden Hände mit den länglichen, zierlich gegliederten Fingern und roſenfarbenen Nägeln, und der elaſtiſche, ſchmale und nicht abgeſtumpfte Fuß, deuteten die vollkommenſte Organiſation einer durchaus veredelten Menſchenrace an. Man hätte faſt auf einen engliſchen Urſprung ſchließen und dieſen noch überdieß in den höhern Geſchlechtern dieſes Landes ſuchen ſollen, wenn ein allverbreitetes Gerücht der ſchönen Hortenſe nicht ein anderes Vaterland zugewieſen hätte.

Man erzählte ſich nämlich, daß ihr Vater, ein in Rußland zurückgebliebener Offizier der ehemaligen kaiſerlichen Garde, ohne Vermögen und ſonſtige Mittel, genöthigt geweſen ſey, zu ſeiner erlernten, frühern Profeſſion zurückzukehren, um ſeine Tage und das Leben ſeiner Familie zu friſten. Er hatte — ſo hieß es weiter — ſich elend genug bis nach Petersburg durchgeſchlagen, und hier einen Laden mit Parfümerien und cosmetiſchen Mitteln geöffnet. Nach und nach ſey es ihm gelungen, mit einigen Fabrikanten ſeines Vaterlandes in Geſchäftsverbindung zu treten, um auf ſolche Weiſe ſeinem Handel eine größere Ausdehnung zu verſchaffen. St. Viels elegantes Magazin wurde nun das Rendezvous der Mode, und ſeine Umſtände verbeſſerten ſich ſo, daß er ſeinen Kindern, eine ſeinen Abſichten angemeſſene gute Erziehung geben konnte.

Eine beſondere Hoffnung ſetzte er auf ſeine älteſte Tochter Hortenſe. Schönheit und Anlagen berechtigten ihn dazu. Die angeberene Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen, ihre ausdrucksvollen Geſichtszüge, ſo wie der Silberton ihrer Stimme, ſchienen ſie gleich anfänglich für das Theater zu befähigen, zu dem ſie eine große Neigung gefühlt haben ſoll. Ihr Vater hatte beſchloſſen, eine Sängerin aus ihr zu machen; die zufällige Bekanntſchaft mit einer berühmten Tänzerin, die als die eigentliche Göttin des Tages betrachtet wurde, entſchied anders. Hortenſe ward ihre Schülerin und was Niemand geglaubt hätte — ſie überſtrahlte ſie bald. Ein deutſcher Prinz, der eben in Petersburg anweſend war, machte die Bekanntſchaft der reizenden Zauberin und wurde ſo von ihr ergriffen, daß er bei ſeiner Rückkehr in's Vaterland, allen ſeinen Einfluß anſtrengte, dies köſtliche Kleinod um jeden Preis der Kunſtanſtalt ſeiner Reſidenz „zu gewinnen," wie ſich die öffentlichen Blätter in ſolchen Fällen auszudrücken pflegen. Hortenſe St. Viol wurde verſchrieben — kam — ſah — und ſiegte unwiderſtehlich. Alles kniete nun huldigend zu ihren Füßen und ihr Ruhm tönte von einem Lande zum andern. Anerbietungen zu neuen Engagements konnten nicht ausbleiben und die Künſtlerin verließ bald die Reſidenz;

des Fürſten, um nach Oſt und Weſt, nach Süd und Nord zu flattern und im Fluge überall, wo ſie erſchien, zu beglücken.

Das was hier von ihrer Jugend und ihren frühern Verhältniſſen mitgetheilt wurde, flog ihr überall nach und ſchien faſt gefliſſentlich verbreitet zu werden. So folgte es ihr auch, als ſie bei dem großen Hoftheater ein Engagement gefunden hatte, deſſen Leitung dem Freiherrn Piſjahn übertragen war. Allein hier, in der großen Stadt, wo das Theater auch ein größeres Intereſſe erregte, wurden zuerſt einige Zweifel rege an dem eben Erzählten. Es gab Leute, die nie in Petersburg von ihr gehört, noch weniger ſie auf dem dortigen Theater geſehen haben wollten; die Neugierigſten gingen ſo weit, eine ausgebreitete Korreſpondenz in Bezug auf ſie einzuleiten und wenn ſie gleich mit den Reſultaten noch geheim thaten, ſo ſchien es doch faſt ausgemacht, daß Alles, was man von ihr wußte, ſo gut als erfunden war

Von jetzt nannte man ſie nur das ſchöne Räthſel; den mannigfaltigſten Erfindungen wurden Thor und Riegel geöffnet und alle — ſelbſt die abgeſchmackteſten oder abenteuerlichſten — fanden hier oder dort geneigte Ohren und von einer jeden blieb etwas haften, ſo daß ſich aus dieſem Allen ein ſo ungeheuerliches Amalgam bildete, deſſen kleinſter Theil ſchon genügt haben würde, etwas ſo leichtes wie den Ruf einer Tänzerin, unwiderbringlich zu ſtürzen.

Dies hinderte jedoch nicht, daß Hortenſe fortwährend Gegenſtand der Bewunderung blieb; ſie war ein Geheimniß, vor dem Niemand ſich fürchtete, denn ſie war zu hold und lieb, und ſelbſt ein Freiherr von Piſſjahn-Hegelſingen-Kotzeluch vergaß ſich ſo weit, ſich in ſie ganz ernſtlich zu verlieben.

Die lächerlich ſteifen Verſe, welche die Gabe des Intendanten begleiteten, wurden von Hortenſe unbeachtet in den Winkel geworfen und nach dem eigentlichen Verfaſſer fragte ſie eben ſo wenig: ſie wußte, daß der Geſtrenge ſie nicht ſelbſt zu verfertigen im Stande war, aber es war ihr gleichviel, wer ihm dabei geholfen: etwa Leinweber, dachte ſie, den ſie nicht ausſtehen konnte.

Größern Eindruck machten auf ſie einige mit flüchtiger Hand geſchriebene Zeilen, welche einen Strauß, aus wildem Mohn und andern Feldblumen gebunden, an jenem Morgen begleitet hatten. Die Worte waren kunſtlos und natürlich wie die Blumen, allein Beides war geiſtreich und gefühlvoll. Dieſe Spende nahm ſich unter den vielen koſtbaren, welche der Tänzerin überſandt und überreicht wurden, ſonderbar aus, und noch auffallender war es, wie ſie ſich ihrer annahm, wie ſie ſie hervorhob unter den Andern. Die Blumen erhielten das prächtigſte venetianiſche Kelchglas, um darin ihr Leben zu verduften und die Zeilen — je nun die überlas ſie in jedem ſtillen, unbelauſchten Momente.

Mit ſeltener Ueberredungsgabe und mit einem in Deutſchland zu dieſer beſonnenen, kalten Zeit, wohl unerhörtem, feuerigem Erguß forderte der Ueberſender der Blumen eine Unterredung von dem ſchönen Mädchen. Er äußerte, daß das Glück ſeines Lebens davon abhänge, und daß ſich Mittheilungen für beide von größter Wichtigkeit daran knüpfen würden. Er unterſchrieb ſich mit einer einzigen, unverſtändlichen Sylbe: Pucks. Hortenſie war wohl von mehr als Neugier getrieben, allein ſie zögerte dennoch, dem dringenden Geſuche zu willfahren und wünſchte erſt eine zweite Sendung zu erwarten.

Leinweber war bei ihr erſchienen, um ſeinen ceremoniöſen Glückwunſch abzuſtatten; er pflegte bei ſolchen Gelegenheiten, in ſchwarzer, veralteter Kleidung, mit weißen geſtrickten Handſchuhen, womit ihn die Hauslichkeit der Frau Griſeldis verſorgte, zwar nur wie ein Leichenbitter auszuſehen. Allein er war dennoch, der er war. Der deutſche große Mann verſchmäht es oftmals gern, wie ein gewöhnlicher Menſch der ſogenannten feinen Welt auszuſehen und er hat Recht daran. Warum richten die Leute ſich nicht nach ihm? Warum ſoll es nicht dahin kommen, das, was er trägt und wie er ſich benimmt, als Geſetz im Reiche der Mode anzuerkennen? Ich dachte ſchon oft in patriotiſchem Sinne über die Sache nach. Jene Reſidenzler, von denen wir ſprechen, handelten ſo, und ihr Leinweber war ihnen Norm für Vieles zu ihrem wirklichen Vortheile, wenn auch manches Fäntchen dies nicht einſehen wollte und dem Fremden fort und fort huldigte. Hortenſe empfing Leinweber kalt wie gewöhnlich, er aber blieb dennoch ſo lange, bis die Menge der Gratulanten, Künſtler aller Art, junge Offiziere und alte Diplomaten, ſich aus dem Boudoir entfernt hatten. Jetzt konnte er mit ſeiner Abſicht hervorrücken. Es lag ihm daran, Alfred zu pouſſiren; dieſen jungen Freund in der Nähe zu behalten, ſchien ihm von Werth; er würde einige Staffeln weiter zu ſeiner Größe bauen können, meinte der Wackere, der nie zuletzt an ſich dachte.

Er ſchilderte ihn Hortenſe als etwas Außerordentliches, er ſprach von ſeinen Talenten, von ſeinem Gefühle, von ſeiner Poeſie; er entwarf ihr ein Bild von ihm, das ſie reizen mußte, mit ſeiner nur ihm zu Gebote ſtehenden Kraft der Rede.

— Und er will zum Theater gehen? fragte ſie.

Leinweber bat ſie, ihm das Wort beim Intendanten zu ſprechen. Dies durfte ſie ohne Bedenken, denn der vornehme Mann war zu ſtolz, um eiferſüchtig zu ſeyn.

Hortenſe ſagte es ihm zu. Aber ein anderer Gedanke regte ſich in ihr. Wie wenn jene Zeilen, die ſie ſo ſehr ergriffen hatten, von dieſem Alfred herrührten? Sie wollte ihn ſprechen, Sie ſehnte ſich ſogar darnach! aber ſie hielt ihren Wunſch noch in ſich verſchloſſen: ſie hatte ſich vorgenommen erſt eine zweite Botſchaft des Unbekannten abzuwarten. Dieſe blieb lange aus, endlich erſchien ſie doch. Es waren dieſelben ſchmachtenden Betheuerungen, daſſelbe kühne Verlangen, aber auch daſſelbe räthſelhafte Verſchleiern.

— Sollte dies wirklich von dem jungen Schauſpieler kommen, den mir jener Leinweber empfohlen hat? fragte ſie ſich zu wiederholten Malen. Und was will er bei mir? Warum kündigt er ſich auf ſo myſterioſe Weiſe an, da er mich doch ſo leicht auf dem Theater ſprechen kann? Probe und Vorſtellung bieten ihm ja die Gelegenheit dazu dar? Was nützt ihm ſein Incognito — dieſes barocke Pucks — das ſich ja ſo bald ſchon enthüllen müßte, bei der erſten Unterhaltung?

So beſchäftigten ſie die wiederholt empfangenen Zeilen und mehre Tage waren vergangen, ohne daß ſie neue erhalten hätte, oder zu irgend einem Reſultate gelangt wäre. Endlich erſchien die dritte Sendung. Dieſesmal war ein überaus ſchwermüthiger Ton aus den Zeilen erſichtlich. Ein tiefer Kummer nagte an dem Herzen des jungen Mannes: nur Hortenſe könnte dieſem Kummer Linderung gewähren, ſo ſchrieb er. Es war nicht nur das gewöhnliche Sehnen einer liebenden Seele, nein — es war mehr oder etwas Tieferes. Ein Geheimniß lag hier verborgen, das war gewiß, das gab ſich jetzt deutlicher kund als früher, und Hortenſe fühlte plötzlich eine aufkeimende Angſt vor dem, was ihr dieſe neue Berührung bringen würde.

Alfred war indeſſen Schauſpieler geworden. Wie er es ward, wiſſen wir zum Theil; er verdankte es dem mächtigen Schutze des großen Leinweber. Warum beſchützte ihn aber dieſer? War es die Luſt, die er hatte an jungen, ſtrebſamen Geiſtern? Hatte er eine ſo große Befähigung bei Alfred wahrgenommen, daß ſie in ihm die Hoffnung erzeugte, der deutſchen Bühne dereinſt einen großen Künſtler zu gewinnen? Keineswegs — denn Alfreds Anſtellung erfolgte, ohne daß ihm auch nur die kleinſte Probe ſeiner Kunſt abgefordert worden wäre. Was brachte ihn denn nur aber ſo ſchnell zum Ziele —

„Von Tauſenden gewünſcht, doch nie errungen?“

Das Glück; dieſes unerklärliche Etwas, das unverhofft erſcheint und irgend einem Sterblichen ſchon in der Wiege das ſchönſte Angebinde bringt, und ihn dann nicht verläßt durch's Leben. Leinweber, der große Menſchendarſteller und Menſchenkenner, glaubte in Alfred das gefunden zu haben, was er wünſchte. „Dieſer Jüngling ſoll mich mit der Menſchheit verſöhnen!“ ſagte er. Aber haßte er denn die Menſchheit? Er haßte ſie nicht, aber er mißtraute ihr, er war mit ihr zerfallen. Die Sache verhält ſich ſo.

Wenn Leinweber einem jungen Menſchen begegnete, der ihm Zuneigung blicken ließ und ſich ihm voll Verehrung für ſeine hohe Kunſt nahete, ſo empfing er ihn mit offenen Armen und drückte ihn an ſeine warme Künſtlerbruſt. Da war kein Wunſch des jungen Freundes, dem der große Mann nicht entſprochen hätte, er opferte ihm Alles willig, ließ ihn Theil nehmen an ſeinen beſcheidenen Vergnügungen, nahm ihn auf an ſeinem Heerde.

Dies bezauberte: der junge Menſch fühlte ſich geehrt und ſchwärmte für den großen Mimen. Nicht lange währte es jedoch, ſo erkaltete dies Gefühl: der glänzende Nimbus zerſtob und wie dem Knaben, der einer ſchimmernden Libelle nachläuft und wenn er ſie erhaſcht, ſtatt ihre Farbenpracht nur ein trübſelig Grau zwiſchen den Fingern hat, ſo ſah ſich auch die jugendliche Phantaſie enttäuſcht, wenn ſie die Atmoſphäre des großen Künſtlers ganz durchdrungen hatte. Lag dies an ihm? Lag es nicht vielmehr darin, daß die armſelige Jünglingsbruſt nicht im Stande war, das Feuer einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung für einen großen Gegenſtand länger zu bewahren?

Leinwebers Zuneigung für den erkorenen Gegenſtand dauerte fort und ſuchte ſich auch die Seinige zu erhalten. Er verlangte Gaben der Freundſchaft wie er ſie brachte. Austauſch der Ideen, wie er es nannte; den unmittelbaren Erguß der künſtleriſchen Mittheilung und das daraus entſpringende Reſultat: die Recenſion. Nur das verlangte er; es war ja ſo wenig. „Lob und Tadel muß ja ſeyn!“ war ſein Wahlſpruch. Er ſtrebte nach gerechter Würdigung ſeiner Leiſtungen, aber das war in ſeinen Augen nur Lob, konnte nur Lob ſeyn, da ſeine Freunde ihm die Vortrefflichkeit zuerkannt hatten. Den Tadel ſchloß er nicht aus, allein er verlangte ihn unter vier Augen, um ihn dann zu bekämpfen mit allen Waffen ſeines Geiſtes und ſeiner

Zunge und ihn von ſich abzuſchütteln. Tadel, ſchwarz auf weiß, war ihm unerträglich, empörte ihn; er verlangte chineſiſche Zeichnungen ohne Schatten; ſonſt klagte er über verletzte Freundſchaft, über Undank, er verzweifelte an Gott und Menſchen.

Doch auch gedruckten Tadel mochte er wohl leiden, aber nur dann, wenn er Andere betraf. „Daraus kann man lernen," ſprach er, „und der Troß der Schauſpieler iſt nicht zu gut dazu, Andern, wahrhaften Größen, als Gegenſtand zum Experimentiren zu dienen."

Dieſe Eigenthümlichkeit des großen Künſtlercharakters, vielleicht des größten, der jemals exiſtirte, Raphael und Mozart nicht ausgenommen, war es nun aber, welche von gewöhnlichen Menſchen, denen ſie ſich ihrem ganzen Umfange nach erſchloß, mißverſtanden oder gar nicht begriffen wurde. Anſtatt ſich ihr zu fügen und um jeden Preis ſich das Glück zu erhalten, einem Leinweber als Freund, als Karyatide ſeiner unerreichten Größe zur Seite zu ſtehen, verließ die Meiſten die Luſt, und ſie entfernten ſich ſchneller, als ſie ſich genähert hatten. Das Herz des großen Mannes fühlte ſich endlich verwaist und immer ſchwerer wurde es ihm, es friſchen Annäherungen mit jener frühern Wärme zu erſchließen.

Alfred allein ſchien dieſe Zaubermacht wieder verliehen. Die Gedichte im jüngſten Gericht, der Beſuch in der Gewitternacht, der Verfall beim Intendanten, die Willfährigkeit, Schüchternheit, Begeiſterung, Alles war da, wie es Leinweber wünſchte. Der Augenblick, in dem er erſchien, war für den Künſtler kritiſch. Er hatte im Sinne eine große Kunſtreiſe zu unternehmen, und ein anderer Schauſpieler am Hoftheater, Namens Balder, ein ehemaliger Liebling des Publikums, den nur ein Leinweber verdrängt hatte, beſaß noch immer einen bedeutenden Anhang, den er während der projectirten Reiſe des Rivalen geltend machen konnte. In ſolchem Momente that ihm ein Freund Noth, ein Freund, der ihm anhing, für ihn begeiſtert war, Gedichte machen konnte, mit Journalen bereits in Verbindung ſtand und mit noch mehren in Verbindung kommen konnte. Alfred genügte ihm in dieſen Beziehungen und er wurde ihm Freund und Beſchützer. Das Debut des jungen Menſchen war ihm unweſentlich; ja, er vermied es ſogar davon zu ſprechen. Es war ein blinder Wurf in ſeinem wohlberechneten Plan; mißfiel Alfred, ſo hätte es auf ſein Verbleiben an der Bühne nachtheilig einwirken können und dieſes wollte er ihm auf einige Zeit doch geſichert ſehen. Um den ewigen Mahnungen des jungen Menſchen einigermaßen zu begegnen, ſprach er davon, ihn erſt feierlich einführen zu müſſen, in dem Kreis der Kunſtgenoſſen: dann ſollte mit Vorſicht zur Wahl der Antrittsrolle geſchritten werden Alfred mußte ſich fügen, indeß — die Erfüllung dieſer Verheißungen erwartend — wohnte er Abends den Vorſtellungen bei und fand ſich wohl auch verſtohlen bei den Theaterproben ein.

Eines Tages, während der Probe, hatte ſich eine junge Dame, in Mantille und Hut tief verſteckt, in der Couliſſe, wo er ſtand, an ſeiner Seite eingefunden. Es war Hortenſe, die er im Dunkel des Theaters nicht erkannte. Es ſah ihm wie ein Zufall aus. Zuvorkommend knüpfte ſie ein Geſpräch mit ihm an; aber bald entfernte ſie ſich wieder.

— Unbegreiflich! ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Hier iſt von meinem Geheimniß keine Spur — da liegt Alles ſo plan und offen. Eine helle Ebene ſtatt wild romantiſchen Dunkels! Wer iſt mein Räthſel?

Eine junge Tänzerin, ſo beneidenswerth ihr Loos auch ſcheinen mag, iſt dennoch in vieler Beziehung zu beklagen. Iſt ſie ſo keuſch und rein wie eine Lilie, ſo wird ſie dennoch die böſe Welt verunglimpfen. Iſt ſie kalt wie Eis und läßt ſie in ihrem jungfräulichen

Herzen keine zärtliche Regung keimen, ſo wird man ihr eigennützige Abſichten unterlegen und behaupten: ſie warte nur auf den, der ihre Reize am vollwichtigſten zu bezahlen wiſſen wird. Ergibt ſie ſich einer einzigen heftigen Leidenſchaft, mit allem innigen Gefühle, deſſen eine warme Menſchenbruſt fähig iſt, ſo werden alle Jene ihre Feinde, die ſich ihr näherten, um dieſes Gefühl in ihr zu entzünden, und unabläßig bemüht ſeyn, ihr das Leben zu verbittern. Tändelt ſie mit Allen und nimmt ſie die Liebe für einen artigen Scherz, den eine Tänzerin wohl mitmachen kann, ſo wird ſie bald den Ruf einer Leichtfertigen erlangt haben, vor der die Ehrbarkeit und die Sitte ſich abwendend ein Kreuz ſchlagen.

Hortenſe war klug und kannte ihr Herz und die Welt; ſie kannte auch die Liebe, die ſich ihr immer unter der glänzendſten Außenſeite genähert hatte. Stets ſah ſie ſich dabei mit Pracht und Glanz umgeben; ihrem Stande nach waren dieſe Verbindungen alle die legitimſten von der Welt. Aber ſie war es überdrüßig geworden, ihre weißen Arme nur in dem duftenden Boudoir um den Erkorenen zu ſchlingen: nur auf der üppigen Ottomane an ſeiner Seite zu ruhen; ihre geheime Extaſe ſtets von ihren hohen Spiegeln wiedergeſtrahlt zu ſehen. Sie ſehnte ſich nach dem, was ihr verbotene Liebe ſchien; ſie wünſchte ſtilles Glück, geheime Abenteuer, etwas Gefahr, Poeſie, Romantismus ſtatt dieſer hergebrachten Claſſicität, wie ſie Courtiſanen und Ballettänzerinnen ſeit Jahrhunderten ſchon kennen.

Einen liebenden Jüngling wünſchte ſie ſich, deſſen Herz ſtill für ſie glühte, der ſich verzehrte in ſeiner Liebe zu ihr und es ihr nicht zu geſtehen wagte; einen Jüngling, der Poeſie beſäße und ihr ſeine Verſe weihte; um den ſie einige Abenteuer beſtehen müßte, den ſie nur ganz verſtohlen und ſelten bei ſich ſehen könnte. Um eine ſolche Liebe würde ſie gern ihre glänzende Stellung aufgeben — dachte ſie — mit ihm entfliehen wollte ſie — ihm ganz zu gehören, das Theater verlaſſen, und nur in ihrer Liebe ſich glücklich fühlen.

Das arme Herz des Mädchens wünſchte ein unverdorbenes zu finden, dem es ſich anvertrauen konnte. Es wähnte ſeinen Heißhunger nach Liebe ſtillen zu können, den die ſüßen Spiele der Galanterie nicht zu befriedigen vermochten; die Tänzerin, ermüdet von den glatten Intriken, wollte ſich in ein Bad von Poeſie tauchen, um daraus geſtärkt hervorzugehen.

Armes Mädchen! du dachteſt nicht an Semele's warnendes Beiſpiel. Der ächten Liebe machtige Glut vermögen nur geſunde, kräftige Naturen zu ertragen: da, wo die Weltſchlange ſchon niſtet, wo der giftige Wurm des Lebens ſchon nagt, bringt jenes Feuer nur Unheil und Verderben. —

Vierzehntes Kapitel.

Vertraue Dich ihm an, denn er meint's gut —

Kotzebue.

— Hab' ich's doch gedacht! Geſchworen hätt' ich drauf! Wie ich ſage — ich kenne das Theater! Sind der Herr Hofſchauſpieler bei Wege? Gehorſamſt aufzuwarten! —

Mit dieſem Durcheinander trat ein bekanntes Geſicht zu Alfred ein. Es war Machol, der Unvermeidliche, Machol, der Helfer in Nöthen, Machol, der Ordner der innern Angelegenheiten an der großen Theatermaſchine.

Alfred, der von der Bedeutung dieſes Menſchen noch ſo viel wie nichts wußte, kam der Beſuch ungelegen. Er ſollte an dieſem Morgen zum erſten Male an Leinweber's Seite im Kreiſe ſeiner Collegen erſcheinen und dieſer wichtige Moment ſchien ihm eine ernſte, zurückgezogene Stimmung zu erheiſchen.

— Er hat's doch gut gemacht, der große Leinweber! ſprach Machol, indem er ſich, den Hut auf dem Kopf, zu Alfred auf's Sopha ſetzte. — Ich weiß, daß der Etat erſchöpft iſt, daß ihn Seine Excellenz niemals überſchreitet, daß man der großen Crelinger und dem großen Devrient das Gaſtſpiel verſagt hat, weil kein Geld da iſt, daß die neue Oper bis zum neuen Theaterjahr liegen bleiben muß — mit einem Wort, ich weiß, wo der Schuh drückt und doch ein neues Engagement! Es iſt alles Mögliche! Wie er es gemacht hat — gleichviel! 's gibt was zu ſchmuſen! Nu, was thut's? Schmuſen will die Welt; ſie nennt's mediſiren. Darf man fragen, wie viel? Groß wird die Gage nicht ſeyn; aber was thuts? Wir helfen nach. Der Machol iſt da! Capital iſt da! Alles iſt da! Ein Fräckche, ein Echarpche! ein Giletche! Was nur ein junger Liebhaber ſo braucht. Neben dem Herrn Hagen dürfen Sie ſich zuſammennehmen; Kleider machen Leute. Thun's anfänglich noch nicht die Rollen, ſo thut's die Präſentation. Ich ſteh' mit meinen geringen Kräften ganz zu Dienſt: ich leg' mein Geld gut an, wenn ich auch keine Zinſen bekomme: ich weiß, was ich weiß. Zählen Sie auf meine Freundſchaft, junger Mann! Wie viel erhalten Sie, wenn ich fragen darf?

— Wie viel — ich erhalte? — wiederholte Alfred gedehnt — darnach vergaß ich ſelbſt noch zu fragen. Mein Vater gab mir bis jetzt, was ich brauche —

— Schön geſprochen, auf parole! ſchön geſprochen! Der Herr Vater hat wie ein Vater gehandelt. Der Herr Vater wird aber jetzt aufhören und die Theaterkaſſe wird beginnen, in ſeine Stelle zu treten. Wie, kann man nicht fragen, wie viel man Gage erhält? Das verſteh' ich nicht. Von der Gage lebt man ja, oder vielmehr, man lebt nicht davon; denn man bekommt nie genug. Ich habe die lebendigen Beiſpiele vor mir gehabt, daß noch nie ein Herr Schauſpieler von ſeiner Gage gelebt hat: immer lebt er nur von dem, was er auf ſeine Gage borgt. Wenn Sie von der Gage leben könnten, wären Sie der größte Künſtler der Welt; aber wenn Sie gar ohne Gage lebten, wären Sie noch größer, als der größte und könnten ſich für Geld ſehen laſſen ſchon aus dieſem Grunde. Wenn man nun nicht von der Gage eigentlich lebt, die Gage aber doch die Grundlage bildet, um ſeine Finanzoperationen zu machen, ſo iſt es nöthig, vor allen Dingen zu wiſſen, wie viel man Gage bezieht — oder — verzeihen Sie meine Kühnheit — es wäre der Fall möglich, daß Sie von Haus aus reich ſind und als Volontair dienen wollten

Das glaub' ich beinahe: Sie verrathen wirklich eine feine Bildung. Wie heißt der Herr Vater?

— Ich werde den Namen Alfred auf dem Theater führen —

— Ein Incognito, noch beſſer! da ſteckt was dahinter, ſagt Machol. Erlauben Sie mir —

— Was fangen Sie mit mir an —

— Ich ſage ja nur, erlauben Sie: ich werde Ihnen bei Gott nichts zu Leide thun. Ich trage keine verborgene Waffen. Was iſt's weiter? Ein Nadelchen — Perlen bedeuten Thränen, ſagt Leſſing, bei Ihnen ſollen ſie nur Freudenthränen bedeuten.

— Was wollen Sie damit?

— Eine Perle! Ein Penteloque an 'nem goldenen Eichenblatt, grün emaillirt, geſchmackvoll — was nur Geſchmack heißt! Sie ſollen ſie mir von Ihrer zwölften Gage zahlen — nicht eher! — alſo im beſten Falle von heute über's Jahr. Sie ſehen, ich laſſ' mit mir handeln — ich bin ja der Machol! Sie werden ſtets haben an mir einen Freund, was man Freund heißt. Thun Sie mir den Gefallen, fragen Sie nicht, was ſie koſtet, die Nadel: Sie haben ja auch nicht gefragt nach der Gage? Laſſen Sie ſeyn das Geld Nebenſache: ich werde ſchon für Alles ſorgen.

Alfred ſtellte ſich vor den Spiegel und ſah, daß die Perle in ſeiner ſchwarzen Halsbinde ſich nicht übel ausnahm. Er drang in Machol, ihm den Preis zu ſagen, um zu verſuchen, ob dieſer ſich mit ſeinen kleinen Erſparniſſen in Einklang bringen laſſen würde, denn da er faſt keine Bedürfniſſe kannte, als die nothwendigſten, ſo war es ihm noch immer gelungen, von dem Wenigen, was ihm ſein Vater gegeben hatte, noch Einiges zu erübrigen.

— Thun Sie nur nicht ſo ängſtlich! ſprach Machol, der Preis wird Sie nicht zur Verzweiflung bringen. Bagatell! Vor dem Machol und ſeinen Perlen brauchen Sie ſich niemals zu fürchten. Aber vor einer andern Perlenfiſcherei haben Sie ſich in Acht zu nehmen. Hören Sie, lieber Herr Alfred — weil Sie's denn einmal nicht anders thun wollen — Hören Sie, verehrteſter Herr Alfred! kennen Sie die Leidenſchaften?

— Jemand, der ſich der Bühne widmet, muß ſie wohl kennen — denk' ich.

— Junger Menſch! Ich meine nicht dieſesjenige Das ſind Kleinigkeiten; aber ich meine das Spiel — das iſt eine Leidenſchaft —

— Ich ſpiele nur Komödie —

— Auch gut! Wahrhaftig gut geſagt: er ſpielt nur Komödie und hat noch nicht ein einzigmal auf dem Theater geſtanden! Perfecter Menſch! weiß Gott! Dann mein ich: den Trunk.

— Pfui!

— Pfui, iſt kurz und bündig. Auch gut — Pfui! Dann mein' ich: die Liebe.

— Davon ſpricht man nicht —

— Warum ſollte man nicht davon ſprechen? Au waih! Da hapert's! Da rumpelt's! Hören Sie, junger Menſch! vor der Liebe hüten Sie ſich! Man ſtellt Netze nach Ihnen, ſtraf' mich Gott, ich weiß es. Daß ich es weiß, ſey Ihnen genug. Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen. Zuerſt iſt da Madame Griſeldis Leinweber. Gott, das iſt eine Frau, wie ein Satan; ich ſage Ihnen, ein weiblicher Mephiſtopheles. Wer in deren Klauen kommt, iſt geliefert. Ein Maul, wie ein Scheermeſſer: Zahn', wie eine Hechel! Der Mann iſt zu beklagen; Schade um den großen Künſtler. Ich hab' ſie gekannt, wie ſie noch war beim Corps de Ballet. Was taugt die Mecklenburger Race zum Ballet? Sie hat durchgetreten das Podium mit ihre große Füß'. Sie iſt die Tochter eines Unteroffiziers vom Regiment Itzenplitz mit die weißen Aufſchläg'. Es war ein Elend in der Familie. Wie ſie hat geholt

Schnapps für den Papa, bin ich ihr oft begegnet und hab' ſie gekniffen in die rothen Backen und hab' geſagt: Guten Morgen, Grethe! Dann hat ſie beſtanden die Seelenwanderung. Wie der Müllner iſt gekommen mit dem König Yngurd, hat ſie ſich mit einem Male genannt Brunhild, und zu der Zeit hat ſie gemacht die Bekanntſchaft vom Herrn Leinweber und hat geheißen: Madame Brunhild Leinweber. So hat ſie geheißen bis vor drei Jahren, wo der Leinweber iſt gekommen hieher zum Hoftheater. Da hat ſie bekommen graue Haar'; was ſag ich Ihnen graue Haar? wie ein Müllereſel; ſie muß ſeyn fünfzig — ich bin höchſtens zehn Jahre älter. Nu hat ſie gemacht eine böſe Klätſcherei, die ihr hat zugezogen viele Feinde; darauf iſt geſtanden ein Spottgedicht auf ſie im Wochenblättche, da hat Einer gefragt: wie kommt die Grauhaarige zu dem Namen Brunhildis? Und von Stund an hat ſie ſich genannt Griſeldis und ſchwört Stein und Bein darauf, daß ſie niemals anders geheißen hat, und zeigt ihre Hemden und Sacktücher, die alle mit einem G gezeichnet ſind — natürlich, weil ſie eigentlich Grethe getauft iſt.

— Sie ſind ſehr bewandert in der Chronique ſcandaleuſe, wie ich ſehe.

— Ich bitt' Sie, Herr Alfred, wenn man herum lauft ſechzig Jahre in der Welt und immer mit den Schauſpielern verkehrt, dann kann man ein Lied davon ſingen. Nur ſo viel ſag' ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht vor der Madame Leinweber. Sie hat ein Aug' auf Sie — glauben Sie mir. Schiller ſagt: wie ſagt Schiller?

— Welche Stelle meinen Sie?

— Das ſoll man nicht wiſſen. „Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken, verderblich iſt des Tigers Zahn — doch ach! das Schrecklichſte der Schrecken das iſt ein Menſch in ſeinem Wahn!“ — Als ob er dem Herrn Leinweber ſein Griſelchen mit dem Menſch gemeint hatte, ſag' ich Ihnen; ganz nach der Natur, wie dazu geſeſſen. Nun hören Sie mich aber weiter! Vor dem Herrn Hagen nehmen Sie ſich auch in Acht. Dem geht Ihr Engagement an's Leben. Sehen Sie: Sie haben eigene, ſchöne Haare und er trägt eine Perrücke; ein Staatsgeheimniß, das der Friſeur Jean allen Leuten anvertraut; Sie haben lauter weiße, geſunde Zähne, die ſie gewiß um keinen Preis weggeben möchten und er möchte viel zahlen, wenn er ſeine ſchwarzen, langen Hauer nur los werden könnte, um ſich falſche einſetzen zu laſſen. Sie haben Fleiſch, er Baumwolle auf den Knochen; Sie haben eine

Stimm', er keine: Sie ſehen auch ohne Schminke aus wie zwanzig Jahre, er bringt mit ſeinem ganzen Farbenkaſten ſeine hohen vierzig nicht aus dem Geſicht fort. Nun denken Sie ſich leicht, wie gut er es mit Ihnen meinen muß, wenn er noch immer gern die jungen Liebhaber ſpielen möchte.

— Aber wie ſoll ich mich mit ihm betragen? was ſoll ich thun?

— Dazu bin ich zu ſchwach; da verlaſſen Sie ſich nur auf Herrn Leinweber; der allein meint's gut mit Ihnen — warum? darum! — er meint es gut mit Ihnen, ſag' ich. Die andern ſind nicht ſo gefährlich. Da iſt der Moosburg, mit dem trinken Sie eine Flaſche Champagner, gleichviel ob Sie ſie ihm bezahlen, er bezahlt ſie doch nicht. Doch noch Einen muß ich Ihnen nennen: den Herrn Balder. Hören Sie: wie heißt das ſchöne Stück von dem großen Schröder? Stille Waſſer ſind tief; das iſt der Herr Balder. — Der Herr Balder iſt ein Schauſpieler comme il faut. Ein Künſtler, ſag' ich Ihnen ganz im Vertrauen, der Seinesgleichen ſucht. Ehe wir noch das unausſprechliche Glück hatten, den Meiſter Leinweber zu beſitzen, war der Herr Balder unſer erſter Schauſpieler. Ein Mann, der nicht Metier macht von der Kunſt, das muß ich ſagen, aber zu ſehr nach der alten Schule; eine Ausnahme — ein Revenant in unſerer jetzigen Zeit. Denken Sie, er iſt der Einzige, mit dem ich nichts zu thun habe; er kann mich nicht leiden, er hängt an Vorurtheilen, er haßt meine Nation. Gleichviel; was wahr iſt, muß wahr bleiben, er ſpielt gut und hat keine Schulden. Von dem halten Sie ſich gefälligſt etwas zurück; es wird vielleicht nicht einmal nöthig ſeyn, denn er ſpricht Sie wohl gar nicht an. Er iſt eine Art von Menſchenfeind, das heißt, kein Menſchenfeind, vielmehr ein Sonderling, ein Freimaurer, ein Freidenker, ein Freibeuter — ich weiß ſelbſt nicht recht. Wenn Sie ſich zu dem halten, ſo iſt's aus mit dem Herrn Leinweber und mit Ihnen, rein aus. Balder und Leinweber iſt ſo viel, wie Katz und Hund. Schade, daß ſo große Künſtler ſolche Leidenſchaften haben. Sehen Sie, Leidenſchaften, das iſt mein Stichwort und nun kommt die Hauptſach': die Mamſell St. Viel —

— Ein ſchönes Mädchen —

— Schön! wie man's nimmt: Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie! Nichts weiter von dem Kapitel! Hand auf'm Mund — ich bin ein Politiker und ſag' Ihnen nichts mehr, als: hüten Sie ſich vor den Leidenſchaften!

— Ei, Liebſter! Es iſt die Stunde längſt vorbei, wo ich Sie erwartete und ich muß in die Probe — rief hier Leinweber etwas unmuthig eintretend.
— Aha, da iſt unſer guter Machol daran Schuld, wird Ihnen ſeine Dienſte angetragen haben; es iſt ein Ehrenmann — Sie können ſich auf ihn verlaſſen.

— Sehr ſchmeichelhaft für mich, ſchmunzelte Jener.

— Für den feierlichen Act iſt nun heute keine Zeit mehr, mein Theuerſter! Wir laſſen es daher auf morgen.

Leinweber zog die Uhr.

— Ich muß eilen, denn die Probe kann ohne mich nicht beginnen und es wird ſchon Alles verſammelt ſeyn. Morgen laſſen Sie ſich weder von Machol noch von jemand Anderem abhalten, mich zur rechten Zeit abzuholen. Adieu, Liebſter!

Leinweber lief mit dieſen Worten fort.

— So habe ich ihn noch mit keinem Menſchen geſehen. Was eine Herablaſſung! Ihr Glück iſt gemacht, wenn Sie's recht verſtehen. Befolgen Sie meinen Rath; benützen Sie meine Notizen; ſchätzen Sie mich ein wenig; Sie ſehen, was Herr Leinweber, der erſte Mime Deutſchlands, für Stücke auf mich hält!

Er verließ Alfred, dem Ma[illegible]'s Wiſchiwaſch Stoff genug zum Nachdenken gab. Es ſchien ihm mehr Sinn darin zu liegen, als ſich im erſten Augenblicke wohl kund gab. Was aber ſollte die Warnung vor der St. Viol bedeuten? Es machte ihn unruhig, denn er hatte erfahren, daß ſie es geweſen war, die ihn neulich bei der Probe ſo vertraulich angeredet.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Inſtrument von einem gleichen Klange
Tönt in verſchiedenen Händen doch verſchieden.
Beim Feigen ruht der Degen ſtets in Frieden
Der Tapfere zieht ihn oft zu kühnem Gange.

Lope de Vega.

— Du weißt ja wie es mit den Löffeln ausſieht, Mann, es iſt nicht daran zu denken — ſprach Frau Griſeldis Leinweber zu ihrem Gatten.

— Und ich ſage Dir, es iſt kein Schritt mehr, der zurückgethan werden könnte; die Leute ſind geladen — erwiderte dieſer.

— Mein Gott! ſolche Streiche machſt du immer. Hätte nun nicht der liebe, junge Menſch zwiſchen uns auf dem Sopha mit unſerm gewöhnlichen Abendeſſen fürlieb nehmen können? Ein Häring, ein Stückchen Käſe, ein Gericht Gerngeſehen! Aber nein, das muß immer hoch hinaus bei dir und an deine arme Frau denkſt du gar nicht —

Sie trocknete ſich die Thränen mit der Schürze; Leinweber kramte unter ſeinen alten Rollen und that beſchäftigt, um ihr nicht antworten zu dürfen.

— So machſt du's immer! — fuhr ſie unermüdlich fort — wir kommen ſicher noch auf's Stroh. Iſt das eine Ueppigkeit und ein Wohlleben! Bedenke doch nur, wie unſere gute, ſelige Eltern lebten. Ach Gott, die wenden ſich im Himmel gewiß von uns arge Weltkinder ab —

— Schweig', ſchweig', Griſeldis! Unſere ſelige Eltern waren — was auch meine Biographen drucken laſſen mögen — ſimple Schuſter und Schneider, zwar auch Künſtler in ihrer Art, doch keine Künſtler wie ich —

— Ueberhebe Dich doch nicht ſo, Tobias! Mein Vater war Regimentsſchuſter und hatte es bis zum Unteroffizier gebracht und wenn die Welt vernünftig wäre, müßte ſie ſo Etwas gewiß höher achten als ſo einen — Gott verzeih' mir's — Komödianten —

— Weib! Griſel —

Der große Mann mußte mit großer Mühe ſeinen Zorn unterdrücken —

— Nun ja, was ich ſage, iſt wahr! Ich weine mir manchmal im Stillen die Augen aus, daß ich die Frau eines Komödianten geworden bin —

Und warſt ſelbſt, als du noch jung und hübſch warſt, gar eine Tänzerin —

— Ja, um meine guten Eltern zu unterſtützen, griff ich dazu —

— Um deine guten Eltern zu unterſtützen? Und warſt Supernumerär? Und hatteſt keinen Groſchen Beſoldung —

— Ich unterſtützte ſie doch —

— Schweigen wir davon!

— Und du ſelbſt, was warſt Du in Deiner Jugend? Warſt Du nicht ein Schneiderlehrling, und jagte Dich nicht Dein eigener Vater fort, weil Du keinen ordentlichen Stich lernen konnteſt?

— Weil Großes in mir verborgen lag, das mich zu höhern Flügen trieb — doch jetzt laſſe alle Stiche bei Seite und denke daran, zu thun, was dir obliegt —

— Ich weiß keinen Rath noch Hilfe. Um Leuten zu eſſen zu geben, braucht man Meſſer, Gabel, Löffel. Unſer Halbdutzend liegt beim Machol —

— Schaff' Rath —

— Ich weiß nur Eines, Mann, wenn wir den Machol einlüden —

— Nimmermehr!

— Er könnte die Löffel mitbringen und ſie ja nach dem Eſſen wieder mit fortnehmen —

— Wir ſind ſchon ſechſe —

— Er würde um der Ehre willen, dabei ſeyn zu können, wohl noch ein Dutzend herleihen —

— Geht nicht; Machol paßt nicht zu der Geſellſchaft, die ich geladen habe.

— Wen werden wir denn das Vergnügen haben, bei uns zu ſehen?

— Wen? wen? Frage vorerſt, welche Löffel werden wir denn das Vergnügen haben bei uns zu ſehen?

— Gleichviel, ich möchte doch aber wiſſen —

— Ich auch.

Leinweber ſchob die Mütze ſchief und kramte wilder in ſeinen Papieren. Frau Griſeldis fuhr fort:

— Ich wüßte noch ein Mittel —

— Das letzte Mittel! Nun wohl, ſo laß einmal hören —

— Wenn Balder, hier oben —

— Balder?

— Nun ja; der iſt rangirt; der hat ein ganzes Dutzend, wie ihm die Leute nachſagen.

— Man ſagt ihm ein Dutzend ſilberne Löffel nach: Bravo!

— Wenn wir ſie da lehnsweiſe bekommen könnten?

— Balder leiht mir nichts. Gift höchſtens.

— Nicht er — aber ſeine Frau.

— Verſuch's einmal.

— Sie iſt ein gutes, kleines Weibchen, die dem Theater ganz fern ſteht, und von Euern Streitigkeiten gar nichts weiß, noch wiſſen will, die thut's gewiß.

— Wenn's der Mann nicht erfährt —

— O, die braucht ihrem Mann nicht von Allem zu ſagen, wie Deine arme Frau. Um die Wirthſchaft bekümmert er ſich gar nicht.

— So gehe zu ihr.

— Er geht da eben aus dem Hauſe: ich will hinauf.

Frau Griſeldis lief aus dem Zimmer; Leinweber athmete auf, rieb ſich die Stirne und ging erwartend auf und ab. Es währte nicht lange, da trat ſie wieder ein; ihre Miene verkündete eine zerſtörte Hoffnung.

— Nun? was bringſt Du?

— Keine Löffel —

— Sagte ich nicht?

— Von Herzen gern würde ſie uns damit ausgeholfen haben, allein ſie haben ſelbſt Leute. Ein Univerſitätsfreund ihres Mannes eſſe bei ihnen und dazu haben ſie denn noch ein Paar Gäſte gebeten.

— Aufſchneiderei! Ein Univerſitätsfreund — als ob der Kerl ſtudirt hätte!

— Es bleibt nichts übrig; entweder Machel oder keine Gäſte!

— Halt! da fällt mir Etwas ein! Ein treffliches Auskunftsmittel! — Könnten wir nicht erſt unſere Suppe eſſen, wenn die oben ſchon fertig damit ſind? Unſere Margreth ſtellte ſich in Balder's Küche und ſobald die Löffel hinauskommen, wäſcht ſie ſie ab und trägt ſie herunter.

— So geht's! Du haſt doch wahrhaftig zu allen Zinten einen anſchlägigen Kopf, Tobias! ich will der Balder den Vorſchlag machen.

Frau Griſeldis entfernte ſich wieder auf einen Augenblick und trat dann mit ihrem altbetrübten Antlitz in's Zimmer.

— Sie brauchen die Löffel ſpäter noch einmal zur Mehlſpeiſe mit Sauce — ſagt Frau Balder.

— Daß das Volk auch noch eine Mehlſpeiſe mit Sauce haben muß! Allein was thut das? Bei der Mehlſpeiſe kann man's ja wie bei der Suppe halten. Sobald wir fertig ſind, trägt Margreth wieder die Löffel hinauf! wir eſſen unterdeß etwas Anderes und haben die oben ihre Mehlſpeiſe im Magen, ſo ſtehen uns wieder die Inſtrumente zu Dienſte, falls wir noch Etwas zu löffeln haben ſollten.

— Das will ich ſchon einleiten. So wären wir aus unſerer Verlegenheit. Nun aber ſage mir auch, lieber Mann, wen du eingeladen haſt.

— Zuerſt den Doctor Ladewitz, den Redacteur, wie ſich von ſelbſt verſteht, ich muß mit dem Kerl Frieden halten, dann meinen großen Kunſtkenner Wurſtinger aus der Nachbarſchaft, der eine Schüſſel Omelette à la Leinweber mitzubringen verſprochen hat, und überdieß die Ingredienzien zum Punſch nicht fehlen laſſen wird, dann den jungen Aarenheim aus der Schnittwaarenhandlung drüben, der mir zu liebe letzten Sonntag den Balder ziſchte und deshalb aus dem Parterre geworfen wurde. Ich bin ihm eine Erkenntlichkeit ſchuldig.

— Und Balder ſelbſt muß nun die Löffel herleihen, damit wir den Menſchen bewirthen können!

— Das iſt ſo der Lauf der Welt. Balder weiß ja aber nichts davon, ſonſt würde er die Löffel mit neunfachem Gift beſtreichen, deſſen bin ich gewiß. Der haßt mich, wie ich ihn haſſe.

Leinweber warf jetzt den Schlafrock ab und zog ſich hurtig an, denn die zehnte Stunde rückte heran, und er erwartete den jungen Alfred, um ihn in das Foyer der Schauſpieler zu führen, wo ſie ſich vor dem Anfange der Probe zu verſammeln pflegten, um ihn dort Allen vorzuſtellen.

Alfred ſäumte diesmal nicht, zur rechten Zeit zu erſcheinen.

— Mein Mann iſt in ſeinem Zimmer — rief Frau Griſeldis durch die halbgeöffnete Kuchenthüre, indem ſie die Schürze vor das Geſicht hielt, aber den zum freundlichen Lächeln verzogenen Mund dennoch ſehen ließ.

Alfred ſprang auf ſie zu, um ihr die Hand zu küſſen, ſie aber zog ſie eiligſt mit den Worten zurück:

— Ich darf mich ſo nicht ſehen laſſen — ich bin vielleicht ſchwarz im Geſicht — ach Gott! man kann ſich auf die Mägde nicht verlaſſen — man will doch, daß die Leute, die man einlädt, ſich auch ſatt eſſen können, und da darf man nicht vom Herde weg, ſonſt verſengt und verbrennt Alles —

Und dergleichen Redensarten mehr. Alfred hatte unterdeß ihre Hand, trotz allen Sträubens erwiſcht, ſie entzog ſie ihm aber nochmals, und wiſchte ſie von allen Seiten an der Küchenſchürze ab, dann reichte ſie ſie ihm mit ſchelmiſchem Gelächter und ſagte:

— Wenn Sie's denn durchaus nicht anders wollen — da! Aber bleiben Sie mir auch nicht zu ſpät, damit das Eſſen nicht warten darf; treiben

Sie meinen Mann nur nach Hauſe. Auf Wiederſehen!

Wer Frau Griſeldis kannte, wußte, wie ſtolz ſie ſich als die Frau des Regiſſeurs fühlte und mit Schauſpielern, namentlich angehenden, keinerlei Art von Komplimenten machte. Ihr Benehmen gegen Alfred konnte daher in gerechte Verwunderung ſetzen.

Leinweber empfing ſeinen Schützling in der gewohnten gemeſſenen und zärtlichen Weiſe: er ſprach wenig und ſchien mit dem beſchäftigt, was ſich im nächſten Augenblicke begeben ſollte.

Sechszehntes Kapitel.

— Wen ſolche Lehren nicht erfreu'n
Verdienet nicht ein Menſch zu ſeyn!

Schikaneder.

Es war die Probe eines großen Spektakeldramas und das ganze Perſonal, Artiſten, Choriſten und Statiſten waren im Foyer oder Converſationsſaale verſammelt, und unterhielten ſich auf die bunteſte und lauteſte Weiſe, die bei Leinweber's Eintritt jedoch plötzlich unterbrochen wurde.

— Meine Herren und Damen, geliebte Freunde und Kollegen! — fing er an — Wir Alle, die wir hier verſammelt zu ſeyn ſo glücklich ſind, bauen mit rüſtigem Eifer an dem hehren Tempel der Kunſt, deſſen Portal die Inſchrift ziert: Wahrheit und Natur! Wir nähren und pflegen das heilige Feuer in uns und ſind beſtrebt, daß es ſeine Glut und ſeine Strahlen nach Außen verbreite, um die kalte, egeiſtiſche Welt zu erwärmen. So iſt denn unſer Wirken und Schaffen ein Doppeltes. Wir ſorgen für unſer Inneres, für den edeln Menſchen in uns, wie für das Aeußere, für jeden Edeln, der unſere Kunſtgränze berührt, den wir hineinziehen in ihre Zauberwelt und beſſer machen und veredeln, erheitern und erfreuen, erſchüttern und rühren.

Er machte hier eine bedeutende Pauſe und ließ ſeine Augen im Kreiſe umherſchweifen, um ſich von dem Eindrucke zu überzeugen, den dieſer Eingang auf ſeine Zuhörer hervorgebracht hatte. Allein er bemerkte ſo gut wie nichts; nur gleichgültige Geſichter, die den jungen Fremden anſtierten und neugierig zu muſtern ſchienen.

Er fuhr fort:

— Die Pflicht eines Prieſters iſt jedoch die Glut der Kunſt, zu unterhalten nach Kräften für alle Folgezeit: denn wenn wir gleich noch Alle hier Rüſtigkeit in uns verſpüren, um für lange Jahre damit auszulangen, ſo muß es uns darum zu thun ſeyn, unſer Wirken über dieſe, immer nur ſehr beſchränkte Dauer hinaus lebendig zu erhalten. Dies aber vermögen wir nur dadurch, daß wir bemüht ſind, unter jungen, ſtrebſamen Geiſtern die hervorzuſuchen, die von der Natur einen Organismus empfangen haben, unſere Lehren zu begreifen und ſich anzueignen — mit einem Worte die unſere Schüler werden können; die dem vernichtenden Ausſpruche des Unvergeßlichen zum Trotze darthun: daß nicht vergänglich ſey des Mimen Kunſt, und daß ſie forterbe unter den Eingeweihten von Geſchlecht zu Geſchlechte; daß die Nachwelt, indem ſie unſere Schüler krönt, auch uns ſomit ihre Kränze flechte, daß Eckhof, Schröder, Brockmann, Iffland, Reineke noch unter uns leben, daß ſie uns, ihren Schülern und Nachtretern, ihr Vermächtniß ungetheilt hinterlaſſen haben.

Hier blickte er wieder mit glänzendem Auge in der Verſammlung umher, welche größtentheils ihre frühere gänzliche Theilnahmloſigkeit zeigte, mit Ausnahme Moosburg's der zum Fenſter hinaus mit einem jungen Offizier converſirte und Balder's, der ſich ſeitwärts geſetzt hatte, um das Soufleurbuch zu durchblättern.

Nachdem er eine gute Weile innegehalten, fuhr Leinweber aber fort:

— Hier ſteht nun ein ſolcher wißbegieriger Schüler, der mit ehernem Hammer an die Pforte klopft. Sollten wir ihm nicht aufthun? Sollten wir ihn nicht einweihen in die heiligen Myſterien? Ihm nicht den Bruderkuß auf die ſchüchterne, auf die keuſche Stirne drucken? Ihm nicht die Augen öffnen, damit er ſchaue die Wahrheit unverhüllt —

Ein großer Lärm unterbrach hier den Redner. Beim Klange einer Violine hüpfte ein langer Zug von Jünglingen und Mädchen durch den Saal. Die Erſtern hatten weiße Jacken an, die Letztern waren in einen kurzen Unterrock gekleidet. Leinweber hatte ſo eben die letzten Worte geſprochen: „damit er ſchaue die Wahrheit unverhüllt —“ als Moosburg die erſte der Vorübertanzenden um den Leib faßte und laut ausrief:

— Hörſt du, Kleine? da meint er dich damit —

Aber ein ſtrafender Blick des Regiſſeurs traf den vorlauten Spaßmacher und der tanzende Reihen war wie ein Traum vorübergezogen. Es waren die Mitglieder des Balletcorps, die aus ihrer Garderobe, wo ſie ſich in das erforderliche Probircoſtüm geworfen hatten, durch das Foyer, mit dem Tanzcorrepetitor an der Spitze, auf die Bühne mußten, um einen Tanz einzuüben, der in dem großen Drama vorkommen ſollte.

Nachdem die Störung vorüber war, nahm Leinweber wieder das Wort:

— Herr Alfred, der fortan unſerm Künſtlervereine angehören wird, tritt Heute zum erſten Male in Ihre Mitte, verehrte Freunde und Kollegen! Ich führe ihn ein, ich ſpreche ſeiner Aufnahme das Wort; laſſen Sie es ihm eine günſtige Empfehlung gelten. Er verdient es durch ſeine Bildung, durch ſeinen Trieb, durch ſeine Anlagen wie durch ſeinen Eifer; er wird halten, was ich hiemit in ſeinem Namen verſpreche: er wird uns Allen ein lieber Kamerad, unſerer Anſtalt bald ein willkommenes, thätiges Mitglied ſeyn!

Leinweber drückte Alfred gerührt an ſich, dann ergriff er ſeine Hand und ſtellte ihn der Verſammlung vor.

Hagen, der alternde Liebhaber, ſtürzte zuerſt auf den Jüngling zu, und betheuerte, daß er lange gewünſcht habe, auszuruhen von der zu angeſtrengten Beſchäftigung der letzten Jahre, wo er genöthigt geweſen war, auf Koſten ſeiner Geſundheit ſein Fach allein auszufüllen. Er nannte ſchnell, und als ob er ſich darauf vorbereitet gehabt hätte, alle Rollen, die er ſeinem jungen Freunde freiwillig abtreten wollte.

Moosburg trat auf Leinweber hin und ſprach gerührt: das war eine Rede voll Choral!

Aber eine alte Dame mit grüner Brille warf ihre Schnupftabakdoſe weit weg und ſprang mit jugendlicher Begeiſterung auf Leinweber los, indem ſie ausrief:

— Schweig' er doch, Moosburg, er kann nichts, als dummes Zeug machen! Leinweber, Du ſprichſt zum Herzen! ſeitdem Zuccarini nicht mehr iſt, habe ich ſo Etwas nicht gehört.

Und ſie drückte einen ſchmatzenden Kuß auf Leinweber's Wange, da er den Mund, der ſo herrlich geſprochen hatte, noch ſchnell genug zur Seite gewendet hatte.

Einige gingen noch zu Alfred hin und ſprachen gleichgültige Worte zu ihm, dann verliefen ſich Alle auf die Bühne, wo des Inſpicienten Glöcklein den Anfang der Probe anzeigte. Auch Leinweber mußte fort.

— Auf heute Mittag dann! — ſagte er, indem er Alfred nochmals die Hand drückte und fortging.

Das Foyer war jetzt leer; nur Balder ſaß noch da, jetzt ſtand dieſer langſam auf und ſagte ernſt zu Alfred:

— Ich bin kein Mann von vielen Worten, und vollends wüßte ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht viel Erfreuliches zu ſagen. Dem Schauſpieler ſtehen mehr Leiden als Freuden am Wege. Lieben Sie das laute Leben, ſo werden wir uns wenig treffen; gehen Sie gern auf einſamen Pfaden ſpazieren, ſo bin ich Ihr Mann. Meine Erfahrungen, wenn Sie ſich derſelben zu bedienen wünſchen, ſtehen Ihnen übrigens gern zu Dienſten.

— Herr Balder! — rief der Inſpicient, den Kopf zur Thüre hereinſtreckend.

— Ich muß auf die Scene — ſagte dieſer und ging hinaus, Alfred mit dem Kopfe zunickend.

Siebenzehntes Kapitel.

> — Hätt' ich's je denken ſollen, daß ich einſt in Venedig dieſe Rolle ſpielen werde?
>
> Zſchokke.

In dem kleinen Wirthshauſe der Vorſtadt, wo Alfred wohnte, war indeſſen eine ganze Karavane freundlicher und wohlbekannter Leute angekommen. Der Hausknecht und die Kellner freuten ſich, denn ſie wußten, daß es gute Trinkgelder ſetzte, und auch der Inhaber des Hauſes war einer tüchtigen Zeche gewiß. Wenn die Kleinſtädter nach der Reſidenz kommen, ſo pflegte dieß immer von einem gewiſſen Aufwande begleitet zu werden; ſie wollten vor Allem genießen, und ſich ihres Lebens freuen.

— George! rief ein unterſetzter, dicker Mann, als er in dem Speiſezimmer hinter einer Flaſche Rheinwein Poſto gefaßt hatte — George! wo ſind die Komödienzettel der letzten Tage?

— Wir heben Sie nicht auf, Herr Hauptkaſſenreviſor, antwortete George.

— Fatale Unordnung in der Wirthſchaft! brummte der Hauptkaſſenreviſor — ſo Etwas nicht aufzuheben! Bei mir kannſt du alle Zettel unſers Liebhabertheaters von ſeinem Entſtehen an finden.

— Das werden freilich nicht viel ſeyn.

— Wir ſpielen doch alle vierzehn Tage; thut im Winter an die zwölf Mal; eine Vorſtellung im Mai, extraordinär, am Geburtsfeſttage der hohen Landesmutter und eine am Geburtsfeſttage des Allergnädigſten Herrn im Auguſt, thut in Summa vierzehnmal im Jahre, und ſo haben wir doch ſchon eine artige Sammlung.

— Freilich, freilich, Herr Hauptkaſſenreviſor! entgegnete George — aber bei uns würde das nicht langen. Bedenken Sie nur, wir haben drei Theater und die ſpielen alle Tage; das machte ja wohl im Jahre weit über Tauſend, ſollte ich meinen.

— Eintauſend und fünf und neunzig, wenn gar kein Tag ausfällt, und in Schaltjahren würden es Eintauſend und acht und neunzig ſeyn, bemerkte der Hauptkaſſenreviſor, indem er ſein Glas zum Munde führte.

Die Herren Gäſte machen auch gewöhnlich

Fidibuſſe daraus; man hat nicht Augen genug, die Zettel der Tagesvorſtellungen zu retten. Hier ſind übrigens die von Heute

— Lauter neues Zeug, das wir nicht kennen. Was nicht Heute Alles geſchrieben wird! Gebt Ihr denn hier die alten, guten Stücke nicht mehr?

— Das weiß ich nicht zu ſagen.

— Die von Iffland, Kotzebue, Jünger, Klingemann, Körner, Müllner —

— Alle die Herren kenn' ich nicht. Sie kommen nicht zu uns. Da wird Ihnen aber der Herr Doctor Ladewitz Auskunft geben können, der ſpeiſt Mittags hier und der iſt mit den Herren Komodianten Allen auf Du und Du. Es kommt kein fremder Künſtler her, ſo hält er es auch gleich mit dem Herrn Doctor, der ein großer Gelehrter iſt und die Recenſionen ſchreibt, wie ſie ſagen. Darauf ſind ſie gerade ſo verſeſſen, wie die Schuljungens auf den Preis und wer das beſte Teſtimonium von dem Herrn Doctor kriegt, der iſt nachher was Rechtes, und dann kommen ſie her und trinken Wein mit einander, aber immer auf Rechnung von den Herren Komödianten.

— Ladewitz, heißt der Mann? Na — da wird er ja wohl meinen Sohn auch kennen. Sag' mal, George, iſt denn kein junger Menſch kürzlich mit dem

Herrn Doctor da geweſen? Ein hübſcher Junge, ſieht mir 'was ähnlich, nur ſchlanker? He?

— Ne —

— Haſt du auch nicht davon gehört, daß neulich Einer zum erſten Male aufgetreten iſt auf dem Hoftheater?

— Ne — ſehen Sie, Herr Hauptkaſſenreviſor, darum bekümmern wir uns nicht. Wir ſehen auf die Gäſte, daß jeder ſeine Sache kriegt, und wenn er ſie gekriegt hat, daß er ſie bezahlt. In's Theater zu gehen, haben wir keine Zeit, und wenn der Herr Doctor Ladewitz nicht herkäme, wüßten wir gar nicht, daß ein Theater in der Welt iſt. Das macht auch, weil wir Vorſtädter ſind. Früher ging der Herr Doctor auch nicht zu uns her, ſondern er beſuchte das Hotel d'Angleterre, auf dem Theaterplatz, oder er ging auch wohl Abends in die ſogenannte Komödienkneipe, allein dort blieb er weg — aus Urſachen —

— Urſachen?

— Ja, man ſpricht nicht gern davon. Der Wirth wollte nicht länger aufſchreiben. Unſer Herr weiß das nun zwar, allein er wollte doch den Doctor nicht abweiſen, weil er Kunden in's Haus zieht, und eine Weile kann er nun ſchon hier auf Kreide leben. Doch, da kommt er eben über die Straße — was mag er ſchon Heute ſo früh wollen? — Hier iſt er ſchon. Nun werden Sie gleich alle nur erdenklichen Aufſchlüſſe erhalten können über's Theater. Ergebenſter Diener!

Der Doctor trat ein. Er trug eine Brille auf der ſtark gebogenen Naſe und einen ſehr weiten Paletot, der ihm offenbar zu lang war, welches daher kam, daß er ihn aus einem Magazin fertiger Kleider auf Kredit mitgenommen hatte.

— George! rief er, ich werde heute nicht hier eſſen — ausgebeten! —

— Sehr wohl, Herr Doctor! — jetzt, Herr Hauptkaſſenreviſor, können Sie mit ihm ſprechen, wenn Sie wollen: das ſind der Herr Doctor Ladewitz — ſprach George und verließ das Zimmer.

Der Hauptkaſſenreviſor ſtand auf und näherte ſich dem Doctor mit ceremoniöſer Höflichkeit.

— Wollten Sie wohl erlauben, mein hochverehrteſter Herr Doctor, daß ein ſchwacher Verehrer der Bühne ſich ihrem größeſten Kenner zu nahen wagt? — fing er an.

Ladewitz maß den Sprechenden von Oben bis unten und warf dann ganz nachläßig hin:

— 'ſchamſter Diener!

— Die Kunde von Ihren hohen Verdienſten iſt bereits überall hingedrungen; wir wiſſen, wie gütig

Sie die aufkeimende Talente unterſtützen, welchen Werth Ihr belehrender Umgang für junge Künſtler hat, und Sie geſtatten es daher, daß ein beſorgter Vater ſich Ihnen mit der angelegentlichen Bitte naht, auch ſeinem Sohne ein treuer Mentor ſeyn zu wollen.

Ladewitz, dem dieſe Anrede gefiel, und der daraus auf eine neue Mine ſchloß, die er ausbeuten könnte, erwiederte mit huldvollem Lächeln:

— Brav! brav! würdiger Mann; doch, wer ſind Sie? Mit wem hab' ich die Ehre?

— Bin der penſionirte Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim aus Pogenwinkel und bin hieher gereist mit einigen Freunden, Alle Theaterfreunde wie ich, um zu ſehen, welche Figur mein Junge auf dem Hoftheater ſpielt, wo er ſich hat engagiren laſſen.

— So, ſo! ſprach Ladewitz — aber wie heißt Ihr Sohn?

— Nun, nicht anders als ſein Vater und da der Mindelsheim heißt, ſo iſt dieß auch ſein Name.

— Mindelsheim? So heißt Niemand bei unſerem Hoftheater —

— Nicht möglich?

— Wie ich Ihnen ſage —

— Aber er reiste doch hieher, um ſich anſtellen zu laſſen —

Ja, bedenken Sie, mein Herr, daß das nicht ſo leicht iſt —

Nicht leicht für einen Jeden: zugegeben! aber mein Sohn hatte die nöthigen Vorkenntniſſe; er wußte viele ſchöne Rollen auswendig — mit einem Worte, er war unſer beſter Schauſpieler — nämlich auf unſerm Liebhaber-Theater —

— So —

Ladewitz ſetzte den Hut auf und ließ den alten Schwätzer ſtehen.

— Aber können Sie mir denn nicht ſagen, ob ein Anfänger vor Kurzem hier debutirt hat?

— Kein Einziger. Doch halt! Sollte vielleicht Alfred —

Richtig, Alfred! So heißt mein Junge.

Alfred! ja — das iſt ein vortrefflicher junger Menſch, ſagte jetzt Ladewitz mit liſtigem Blicke, der iſt engagirt, hat aber noch nicht geſpielt. Heute Mittag iſt ein Diner ihm zu Ehren bei Herrn Hoftheaterregiſſeur Leimweber. Große Geſellſchaft! Alles, was Literatur und Kunſt Schönes und Ausgezeichnetes in unſerer Reſidenz umfaßt, wird dort vereinigt ſeyn. Auch ich habe die Ehre, mit dem Herrn Sohn dort zu ſpeiſen. Wie ich Ihnen ſage: Alfred iſt der Mann des Tages. Alle Welt iſt darauf geſpannt, ihn auftreten zu ſehen. Man erzählt ſich Wunderdinge. Der Herr Intendant beſchützt ihn ſichtlich und Herr Leinweber kann ohne ihn nicht leben. Was fehlte ihm dann wohl noch, um ſein Glück zu machen? Uebrigens, Papachen wird es nicht ſchief nehmen, die Frauenwelt ſtellt ihn nach, ein homme à bonnes fortunes, wie mir noch Keiner vorgekommen iſt —

— George! George! noch ein Glas! — ſchrie der glückliche Vater einige Male, als aber der Junge nicht kam, goß er ſchnell etwas Rheinwein in ſein eigenes Glas, ſchwenkte es damit aus, ſchenkte es dann voll und präſentirte es dem Doctor, der es mit einer Verbeugung empfing und auf einen Zug leerte.

— Was Sie mir da ſagen, überſteigt meine kühnſten Erwartungen, ſprach der Hauptkaſſenreviſor. Nichts kommt dem Glücke gleich, Freude an ſeinen Kindern zu erleben. Allein in gleichem Maaße überfällt mich Sorge, ob es ihm auch gelingen werde, dieſer von ihm vorgefaßten Meinung zu entſprechen.

— Seyn Sie außer Zweifel darüber, würdiger Vater! ſagte der Doctor mit ſelbſtgefälligem Lächeln — die Kritik wird ihn tragen — mein Blatt iſt ganz für ihn.

Hier trat ein Fremder ins Zimmer, den Ladewitz nicht kannte, aber der Hauptkaſſenreviſor eilte ihm entgegen:

— Wärſt Du nur eine Minute früher gekommen, da hätteſt Du's hören können, was mein Alfred für Glück macht. Hier, der Herr Doctor Ladewitz — den ich Dir vorſtelle — hatte die Güte — der Herr Oberlieutenant Krauthofer, gleichfalls aus Pogenwinkel —

— Sehr erfreut! ſagte dieſer kurz, indem er des Doctors Compliment kalt erwiederte. Weiß bereits von dem Glücke, wünſchte aber, daß alle tauſend Donnerwetter drein führen —

– Nun, nun, was gibt's denn? Warum fluchſt Du ſo garſtig? fragte der Reviſor.

Des Oberlieutenants Laune war nicht geneigt ſich in lange Erklärungen einzulaſſen. Er machte es am kürzeſten und ſchwieg. Auch er hatte ſich ſeinen Mitbürgern angeſchloſſen, um in der Reſidenz ſelbſt nach ſeinem Sohne zu forſchen, da alle Bemühungen, eine Spur von ihm aufzufinden, bis jetzt vergeblich waren. Er war nicht ſo glücklich geweſen, wie der Hauptkaſſenreviſor, der ſogleich auf die erſte Anfrage ſo erfreuliche Kunde erhielt. Aber Alfred war auch auf der mit Verwiſſen und Genehmigung ſeines Vaters, erwählten Laufbahn und bis auf das ganz Gewöhnliche, daß er ſeinen Familiennamen verſchwieg, war nicht das Geringſte, was hier auf ein Geheimniß hindeutete. Hatte er doch ſogar ſeinen wirklichen Taufnamen beibehalten, und für ſeine Künſtlerlaufbahn adoptirt.

— Ich wünſchte, daß alle Theater beim Satan in der Hölle wären! brummte Krauthöfer, und ſetzte ſich ſeitwärts nieder, den beiden Anderen den Rücken kehrend.

— Was iſt's mit dem Manne? fragte Lidewitz leiſe den ſanften Hauptkaſſenreviſor.

— Sehen Sie, erwiederte dieſer, es iſt eine ſehr einfache Geſchichte. Auch ſein Sohn hatte Luſt zum Theater zu gehen, aber der Vater wollte das nicht zugeben, und da iſt ihm der Junge davon gegangen in die weite Welt, ohne daß man bis Heute erfahren konnte, wohin. Schlimm iſt es nur, daß der junge Menſch eigentlich kein Talent hat —

Er hatte geglaubt, daß der Oberlieutenant, mit andern Gedanken beſchäftigt, auf das, was er dem fremden Doctor erzählte, nicht hinhorchen wurde, und war daher gegen den Schluß ſeiner Mittheilung etwas lauter geworden, allein ihn gewaltig übertönend, erſchallte jetzt des Oberlieutenants Stimme:

— Das zum Henker! Das darfſt Du nicht ſagen. Talent hat mein Sohn und mehr wie der Deinige und mehr als Ihr Alle. Ach, mein Gott, verſtehe ich denn nicht mehr davon, wie Du? ich wollte, ich verſtände nichts davon, dieſe Kenntniß iſt mir theuer genug zu ſtehen gekommen.

Er ſchien nach dieſem kurzen Ausbruche wieder beſänftigt und wendete ſich weg von dem alten Mindelsheim, der jetzt, um ſeinen Freund zu beſänftigen, halblaut, doch verſtändlich, zu Ladewitz ſagte:

— I ja, er hat Talent, aber nur zum Komiker. Sehen Sie, er konnte Geſichter ſchneiden und nachmachen — Alle und Jeden. Niemand war vor ihm ſicher und Sie — zum Beiſpiel, Herr Doctor, wie Sie da vor mir ſtehen, ſie auch würde er leibhaftig auf's Theater bringen, und kein Jota ſollte daran fehlen. Iſt das nicht Talent? — Ich ſollte doch meinen —

Der würdige Mann, der den Kummer ſeines Freundes ehrte und deſſen Zorn mit dieſer Rede zu beſchwichtigen geſucht hatte, hoffte von Ladewitz einen günſtigen Ausſpruch zu erhalten, der zugleich einen lindernden Balſam für Krauthöfers Wunde hätte abgeben können, allein Ladewitz ſprach finſter:

— Ein Talent? Ein beneidenswerthes ſicher nicht! 's iſt Aefferei! So Etwas bringt denen, die es üben, oft Verdruß, manchmal ſogar Prügel zu Wege. Im kleinen Kreiſe, unter Freunden mag ſo etwas beluſtigen, auch ſeinen ſonſtigen Werth haben, ſich an dieſem oder jenem durch die Verſpottung ſeines Weſens zu rächen. Ich wollte es aber keinem Schauſpieler rathen, einen lebenden, unbeſcholtenen Menſchen auf die Bühne zu bringen. Wahrhaftig, er käme ſchlecht weg, meine Feder zerriſſe ihn! — Adieu, meine Herren, freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Mit dieſen Worten war er zur Thür hinaus, ohne die nach ſeiner Meinung ſo einfältigen Kleinſtädter eines Blickes weiter zu würdigen.

— Da ſiehſt Du's nun! ſprach der Hauptkaſſenreviſor.

— Was ſeh' ich? rief Krauthöfer — was? was geht mich der Narr an? Wer war der Narr?

— Es iſt der Doctor Ladewitz, der die Recenſionen ſchreiben ſoll, wie mir der Kellner ſagte und der dieſen Mittag bei der Geſellſchaft iſt, die der Hoftheaterregiſſeur, der berühmte Leinweber, meinem Sohne zu Ehren, bei ſich verſammelt hat. Ich ſage Dir, mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich mir das denke! Dieſe Carrière hätte ich mir nicht vorgeſtellt —

— Carrière nennſt Du das? Aber er hat ja noch nicht einmal geſpielt —

— Wenn ſie nicht das große Talent in ihm entdeckt hätten, — wenn ſie nicht Alle ſeiner Sache gewiß wären —

— Glaube, was Du willſt, ſanguiniſcher Thor! Ich wünſche Dir von Herzen alles Gute.

Hier erhob ſich der Oberlieutenant, weil er Caſpar, ſeinen Jäger, unten ſah, und ihm Etwas auftragen wollte. Er war ſichtlich weicher geſtimmt, allein beim Hinausgehen warf er doch die Thür ſo heftig zu, daß die Fenſter klirrten.

— Der wird nicht anders, ſagte, vor Schreck zuſammenfahrend, Mindelsheim. Das viele Geld hat ſeinem Charakter dieſe Härte und Wildheit verliehen. Was hilft's ihm denn wohl, daß er weit in der Welt herumgekommen, er iſt doch nicht gefügiger, nicht abgeſchliffener geworden. Man kann ein feiner Mann werden, ohne ſeinen Geburtsort zu verlaſſen, und eine Stadt, wie Pogenwinkel, enthält der Elemente gar viele, die wohlthätig auf den Sinn und Geſchmack eines ſonſt empfänglichen Gemüths wirken. Ich möchte in keiner großen Stadt leben, es würde mich beängſtigen — ſetzte er dann mit beſcheidenem Lächeln hinzu, und mein eifrigſtes Bemühen ſoll darauf gerichtet ſeyn, meinem Alfred einzuſchärfen, doch ſtets den Sinn für das Einfache, Gemüthliche, Heimlichtraute zu bewahren — ach! nur ſo bleibt man glücklich! Ich habe mir eine Ueberraſchung ausgedacht, die dem Jungen eine rechte Freude machen ſoll. Ach, wenn der ſchlimme Krauthöfer uns nur nicht Alles verdirbt, wäre er doch lieber zu Hauſe geblieben!

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war er endlich der Flaſche Meiſter geworden, an der ihm Ladewitz geholfen, und machte ſich nun auf den Weg, um in die Zimmer ſeiner Reiſegeſellſchaft zu ſteigen und ihr einen Vorſchlag zur Güte zu machen, wie es ihm in ſeiner ſanften Gemüthlichkeit zu ſagen beliebte. —

Ein Künſtlerdiner! „Alles, was Literatur und Kunſt Großes und Schönes zählt!“ ſo hatte der Doctor Ladewitz dem guten Hauptkaſſenreviſor geſagt.

Allein der große Künſtler lebte ſehr zurückgezogen. Er war ein zu tiefer Menſchenkenner, um nicht zu wiſſen, wie ſehr Scheelſucht und Mißgunſt in der Welt herrſchen und wie die Welt es liebt, „das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.“ Sein Umgang beſchränkte ſich daher nur auf ſolche Leute, die er brauchen konnte und die er ſich um jeden Preis wohlgewogen erhalten wollte. Iſt es nicht thöricht, ſich mit einem Troß von Menſchen zu umgeben, von denen man überzeugt iſt, daß ſie es nicht aufrichtig mit uns meinen, daß ſie keine Gelegenheit vorbeilaſſen, uns zu verkleinern, oder uns ſogar offenbar Böſes zuzufügen, wenn wir auch nicht die kleinſte Hoffnung hegen dürfen, ſie jemals zu unſerem Nutzen zu verwenden? Dieſem ſo natürlichen und vernünftigen Egoismus fröhnte und huldigte der große Mime auch.

Die geladene Geſellſchaft war demnach nur klein, doch gewählt. Ein wahrhaft bewährter Freund der Kunſt und großer Verehrer des Künſtlers, der Erſte der Geladenen, war jener treffliche Mann, der den ingeniöſen Gedanken gehabt hatte, eine profane Speiſe, wie den ſogenannten Speckpfannkuchen, zu einer renommirten Schüſſel der höhern Gourmandiſe zu erheben, und Leinweber's Namen ſelbſt auf den ſich täglich neu geſtaltenden Blättchen, „Speiſezettel“ genannt, eine Art von Unſterblichkeit zu verleihen. Hier ſchwieg die Kritik oder vielmehr, ſie zerfloß im herrlichſten Lobe, während Zunge und Gaumen in Hochgenüſſen ſchwelgten. Der Mann, der dieſes Verdienſt hatte, war der Garkoch Wurſtinger, erhaben über das dumpfe Getreibe der Kabale und Intrike, vom vollſtändigſten Gleichmuthe beſeelt, dem — wie ſein Name andeutete und ſein Geſchäft bethätigte — ſo recht Alles nur Wurſt war. Dieſer Ehrenwerthe änderte ſich nie, er war Leinweber treu ergeben und blieb es.

Neben ihm war der junge Leon Aaronheim gebeten, erſter Commis in einer Modeſchnittwaarenhandlung, ein junger Menſch, der mehr hielt, als er auf den erſten Blick verſprach. Er wußte nicht viel, aber was er wußte, verſtand er an den Mann zu bringen. Er ſprach über Alles, was ihm vorkam, mit einer erſtaunenswürdigen Zuverſicht; ſeine Hartnäckigkeit ſetzte eben ſo ſehr in Verwunderung. Immer wieder und immer wieder von Neuem kam er auf denſelben Punkt zurück, von dem man ihn, gleichviel mit welchen Waffen, vertrieben hatte. Im Fragen war er unermüdlich; ſeine Wißbegierde kannte keine Grenzen. Beſonders wichtig erſchien ſeine Stellung im Theater, obgleich ſie ihm ſchon oft auf ſehr handgreifliche Weiſe ſtreitig gemacht worden war. Er nahm ſie doch ſtets von Neuem wieder ein und hielt ſich gegen alle Angriffe, ſo lange er es vermochte. Die Feder war ihm überdies nicht blos ein Inſtrument, mit dem man Rechnungen ſchreibt; auch um Gedichte und Recenſionen zu ſchreiben, wendete er ſie an und ſelbſt von einem Drama, oder von mehren, ſprach er oft, obgleich er die Caprice — von Beſcheidenheit war bei ihm die Rede nie — ſo weit trieb, keinem Menſchen eine Zeile davon zu zeigen.

Zu dieſen Beiden kam der ſchon bekannte Doctor Ladewitz hinzu, ein Mann von eiſernen Grundſätzen, der ſich beſtrebte, ſie vor dem Roſt zu ſchützen und daher keine Gelegenheit verſäumte, ſie ſich vergolden zu laſſen. Er war jetzt ein Wenig mit Leinweber geſpannt, allein ſo wie dies eben die Veranlaſſung ſeiner Einladung geworden war, ſo war es auch der Grund, daß er dieſelbe nicht ausſchlug. Zwiſchen Kritikern und Schauſpielern findet dies ſtete Auf- und Abwogen der Zu- und Abneigung mehr als bei andern Gliedern der großen Geſellſchaft ſtatt. Ein gemeines Sprichwort ſagt: „Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich," ich will es ohne alle Anſpielung hier anführen, weil es mir eben einfällt.

Dieſe drei Elemente, zu denen ſich noch Alfred als viertes geſellte, die ſich aber nicht ſo gut vertrugen und vermiſchten, wie die vier Elemente in Schiller's Punſchlied, bildeten nun das ſeltene Kleeblatt bei dem von Leinweber veranſtalteten Künſtlerdiner und wenn dies nun gleich nicht alles vereinigte, „was Literatur und Kunſt Großes und Schönes zählten," ſo durfte es doch mit vollem Rechte ein Künſtlerdiner genannt werden, da es ja im Hauſe eines Künſtlers ſtatt fand und von einem ſolchen auch gegeben wurde. Mit Ladewitz wollen wir darüber nicht rechten, daß er die Backen ein wenig zu voll nahm, denn erſtlich war es ihm zur Gewohnheit geworden und zweitens konnte er in der That nur vermuthen, da ihn Leinweber nicht davon unterrichtete, wen er bei ſich ſehen würde.

Es iſt mir jedoch nicht gleichgiltig zu Muthe, indem ich die Verſammlung hier erblicke, die ſich einſilbig nähert und von der Seite betrachtet. Wenn ich die Geladenen und ihre Verhältniſſe an meinem Gedächtniſſe vorüberſchweben laſſe, finde ich, daß ſie einander nicht eben gewogen ſind; möglich, daß die Kunſt, die Madame Leinweber in der Bereitung der Speiſen zeigt, daß das Feuer der Flaſchen, daß endlich des großen Künſtlers ſtill verſöhnender Mittelpunkt, die getrennten Theile zuſammenzieht und kittet. Es iſt die milde Gabe des Göttlichen im Künſtler, daß er Alles durchdringt und beſeelt, Verwandtes enger bindet, aber auch Feindſeliges ſich näher bringt und Getrenntes verſchmilzt.

Achtzehntes Kapitel.

> — Fliegenſchnauz und Mückennas
> Mit ihren Anverwandten —
>
> Göthe.

In Leinweber's großer Stube hatten ſich nun ſchon längſt dieſe Gäſte verſammelt; es fehlte auch weder an Speiſen noch an Getränken, um ſie flott zu bewirthen. Die alten Lieferanten des Hauſes hatten ſich traitabel gezeigt und zu den alten hatten ſich noch neue geſellt und auf dem Heerde, vor dem Madame Leinweber ſchwitzend ſtand, ſchmorten und brieten und brodelten und dampften Fleiſch und Fiſch und Sauce und Compott. Bei ſolchen Gelegenheiten liebte es ihr edler Charakter, etwas aufgehen zu laſſen und ſetzte darein eine Ehre, unbekümmert, welche Demüthigung es ihr zuziehen könnte, die Rechnungen dafür nicht gehörig zu bezahlen. Auch für den Wein war geſorgt; denn Herr Wurſtinger hatte mehres aus ſeinem gut verſehenen Keller geſpendet, dabei aber auch nicht unterlaſſen ſeinen berühmten Speckpfannkuchen à la Leinweber als Contingent zu leiſten. So war alles gehörig beſtellt, bis auf eine Kleinigkeit, um dieſe Schleuſen des Genuſſes den Gäſten zu öffnen, dies waren aber die Löffel, die noch eben bei Balder zu dem Geſchäfte des Suppeneſſens ihre Dienſte zu leiſten hatten.

Frau Griſeldis brummte einmal über das andere, bald lauter, bald leiſer vor ſich hin und es war ihr in der That nicht zu verdenken, denn ſie ſah, wie von Minute zu Minute ihre Braten ſich dunkler bräunten und zu Kohle zu werden drohten und hörte, wie der Beſtand der Saucen und Brühen immer mehr einbruſſelte und ſich verringerte. Es war ein hoffnungsloſer Zuſtand und neben dem Schickſal eines Vorleſers, der ſeine Zuhörer nach und nach einſchlafen ſieht und nun ſuchen muß, ſie durch verſtärkte Anſtrengung der Stimme wach zu erhalten, iſt es wohl das einer Köchin, die mit ihren Speiſen fertig iſt und nun, auf den Anfang der Tafel wartend, genöthigt iſt, um ihre Kraftbrühen vor dem Verbrennen zu ſchützen, ſie mit Waſſer zu verdünnen — das am meiſten des Troſtes bedürftig iſt. Wie ſchwer iſt es da zu tröſten!

Leinweber mußte aber doch wohl dieſes undankbare

Geſchäft im Sinne haben, wenigſtens ſteckte er den langen, dünnen Hals zur Küchenthüre herein und lispelte dazu mit ſeiner ſüßeſten Stimme, die Zettel als Pyramus Ehre gemacht haben würde, einige Worte, aber der gerechte Zorn ſeiner Gattin erſtickte ſie ſchnell und ihn faſt mit, denn die Küchenthüre flog ſo mächtig in's Schloß, daß ſein Hals unrettbar zerquetſcht worden wäre, wenn er ihn nicht mit Blitzesſchnelle zurückgezogen haben würde. Er ließ es daher für dießmal bei dieſem einzigen Verſuche bewenden, ſich nach dem Zuſtande der Dinge zu erkundigen und ohne eine Sylbe des Verwurfs wollte er ſich ſchon zu den Gäſten begeben, als in ihm plötzlich die ganze Würde des Mannes und Künſtlers mit dem Gefühl des beleidigten Gatten erwachte und er mit dem feſten Willen umkehrte, im Angeſichte des lodernden Herdes, des von ihm ſonſt ſo hochverehrten Symbols häuslicher Glückſeligkeit, ſeinem Weibe eine derbe, ſelbſt thätliche Lection zu ertheilen, da ſprang Margareth mit den Löffeln klappernd die Stiege herunter und ertheilte ſo das Signal zum Anrichten. Was beide Gatten für einen Augenblick entzweit hatte, war nun gehoben und Leinweber erwählte den für ſeinen ſanftern und beſonnenern Charakter ſchicklichen Theil, indem er die

Beleidigung auf ſich beruhen ließ und ſich ſtill zurückzog.

— Herr Aaronheim, hier ſtelle ich Ihnen den Herrn Alfred vor, neu engagirtes Mitglied unſeres Hoftheaters — dies, mein lieber Alfred, iſt unſer Freund Aaronheim, ein Kenner der Kunſt; ſo ſprach Leinweber zu den beiden jungen Leuten, als er wieder in's Zimmer trat. Herr Alfred iſt auch Dichter, Herr Aaronheim — und Herr Aaronheim dichtet nicht minder, werther Alfred! wie freu' ich mich, Gelegenheit zu finden, zwei junge, ſtrebende Genien mit einander bekannt zu machen, von denen die Zukunft der Literatur, wie der Bühne, ſich ſo Schönes zu verſprechen hat.

Er hatte Beider Hände ergriffen und legte ſie zuſammen, dann umklammerte er dieſe zuſammengelegten Hände mit der Seinigen und ſagte mit Erhebung:

— Möge dieſem Momente Schönes entſprießen, ich erflehe es hiemit vom Himmel.

Während er dieſen feierlichen Act vornahm, war Ladewitz und Wurſtinger in ein eifriges Geſpräch über Roſſini gerathen.

Man glaube jedoch nicht, daß dieſe beiden Männer ſich hier als Anhänger oder Gegner des berühmten

Componiſten zeigten, oder daß ſie über den Werth ſeiner Opern ſtritten, oder daß ſie darüber ihre Meinung äußerten, daß er ſo lange und in der beſten Kraft ſchon verſtummte. Nein, keinesweges! Es betraf die Nachricht, die Wurſtinger in der Zeitung geleſen hatte, daß Roſſini ſich jetzt mit dem Fiſchhandel beſchäftige und da wünſchte er nun zu wiſſen, welche Art von Fiſchen dies wohl ſeyn könne und ob ein ſolcher Handel denn ſo viel abwürfe, als der Handel mit componirten Opern. Auch reizte es ſeine Neugierde, zu erfahren, ob Roſſini denn auch „auskoche," oder die Fiſche roh verſende. Ladewitz hatte nur Vermuthungen, die ziemlich in's Blaue ausliefen, da er nicht gern eine Antwort ſchuldig blieb, wenn man ihn fragte. Er meinte, es könnten wohl Hechte und Karpfen ſeyn, vielleicht auch Aale und Schleye oder Forellen und Salme, kurz, es fehlte nicht viel, ſo hätte er den ganzen Bloch citirt, wenn er nicht unterbrochen worden wäre. So gab er denn noch die flüchtige Verſicherung, er wolle an einen ſeiner Correſpondenten in Bologna ſchreiben, wo er gar keinen hatte, und trat dann ehrerbietig zur Seite, um Frau Griſeldis vorbei zu laſſen, die mit finſterem Blicke, aber mit von Schweiß erglänzendem Geſichte und einer etwas angerußten Naſe, in vollem Ornate der Köchin an ihm vorüberſchritt, von Margareth, welche die Suppe und die Löffel trug, mit triumphirender Miene gefolgt.

Das Künſtlerdiner nahm jetzt ſeinen Anfang. Man ſetzte ſich und begann zu eſſen und die Löffel Balder's erglänzten in den Händen der Eſſenden.

— Haben Sie ſchon Etwas drucken laſſen? fragte Aarenheim ſeinen Nachbar.

— Kleinigkeiten ausgenommen, Nichts, erwiederte ſein neuer Freund.

— Man mißt Gedanken nicht nach der Elle — fiel Leinweber ein.

— Was wollen Sie damit ſagen, Herr Leinweber? fragte Aarenheim ſpitz, da er darin eine Anſpielung auf die Modeſchnittwaarenhandlung zu ſehen glaubte.

— Ich meine, erwiederte Leinweber, daß die Kleinigkeiten, von denen unſer zu beſcheidener Freund ſpricht, dennoch von großem Belange ſind. Sie werden ſie in dem Journal des Herrn Doctors geleſen haben.

— Vielleicht die Gedichte auf Sie? fragte Aaronheim. Haben Sie auch ſchon Stücke geſchrieben? —

— Eines, ſagte Alfred kleinlaut.

Eines, das wir bald aufführen werden, ſiel Leinweber wieder ein, dem es daran lag, Alfred in einem ſchönen Lichte zu zeigen — ein Werk eines Anfängers, um das ihn mancher Meiſter beneiden durfte.

— Wie betitelt es ſich? fragte wieder der Unermüdliche.

— Tilly vor Pogenwinkel oder das Blutbad — ſagte Alfred erröthend.

— Wahrhaftig! ſchrie Aarenheim, mein Gedanke! Sehen Sie, ich trage mich mit demſelben Stoff und habe ihn auch faſt ſchon auf's Papier gebracht. Les beaux esprits und ſo weiter! Da ich aber nunmehr weiß, daß Sie ihn bearbeitet haben, will ich ihn liegen laſſen. Ich bin nicht verlegen. Ich habe noch zehn andere Stoffe, die alle ihren Batzen werth ſind. Sie ſollen mir nicht mehr ſagen, Herr Leinweber — „wo ſolche Köpfe feiern" — nächſte Woche bekommen Sie gewiß und wahrhaftig ein Stück von mir. Es wird bald fertig ſeyn. — Aber, Madame Leinweber, die Suppe lebt die Verfaſſerin! ich eſſe auf Ihre werthe Geſundheit noch einen Löffel!

Er reichte ihr mit lieblich gezierter Freundlichkeit den Teller hin, den ſie mit einem gutmüthigen Nicken des Kopfes bis an den Rand füllte. Sie ſchätzte Aaronheim, weil er ihr in ſeiner Stellung als Commis einer Modehandlung manchen Dienſt erzeigen konnte; jetzt war er überdieß der Erſte, der ihre Suppe lobte. Es war wirklich nicht ſein, daß Niemand von den Gäſten daran gedacht hatte, der Wirthin ein artiges Wort darüber zu ſagen.

— Iſt es wahr, Herr Doctor, daß die Spartaner eine ſchwarze Suppe gegeſſen haben? fragte Aaronheim, zu Ladewitz gewendet.

— Ja, ſagte dieſer mit barſcher, wegwerfender Miene, ſie war aus Schuhwichſe bereitet, weßhalb man noch Heute von Einem ſagt, dem man keine ſpartaniſchen Grundſätze zutraut: „er frißt keine Schuhwichſe.

Aaronheim blickte verlegen lächelnd umher, dann fragte er wieder:

— War das 'ne Antwort? Ich frage Sie, meine Herren und Damen, ob das eine Antwort war? Aber ſagen Sie mir dennoch, Herr Doctor, woraus beſtand die ſchwarze Suppe der Spartaner?

— Das Recept dazu finden Sie im Macbeth, erwiederte der Doctor, Sie laufen Gefahr, wo man ſie bereitet — Sie und ein Ziegenbock — denn man braucht dazu Judenleber und Ziegengall' —

Aaronheim wiederholte ſeinen Blick, wie früher, und ſagte:

— Wenn ich ſage, der Herr Doctor Ladewitz iſt ein eben ſo feiner als gelehrter Mann, ſo wird die verehrte Tiſchgeſellſchaft wohl nichts dagegen haben. Nicht einmal zu wiſſen, woraus die Spartaner die ſchwarze Suppe bereitet haben! 'n Doctor! Morgen ſchlag' ich im Converſationslexicon nach — unter ſchwarz oder Suppe muß es ſtehen, ich verſichere Sie, Madame Leinweber — entweder ſteht: ſchwarz ſiehe Suppe, oder, Suppe ſiehe ſchwarz —

Frau Griſeldis lächelte huldvoll und ſagte:

— Weil Sie da eben von ſchwarz ſprechen, trägt man denn jetzt wieder ſchwarze Blonden viel?

— Oh! erwiederte Aaronheim. Die Frau Miniſterin der Finanzen hat geſtern fünfzig Ellen holen laſſen — ſchwarze Blonden, ſag' ich Ihnen, ſo ſchwarz, wie die Suppe der Spartaner, von der unſer gelehrter Herr Doctor nichts weiß. Morgen werd' ich's doch wiſſen aus'm Converſationslexicon.

Ladewitz ſchien nicht darauf zu achten.

— Apropos, kennen Sie ſchon das Converſationslexicon der Gegenwart? fragte jetzt Aaronheim Alfred — im Supplementband bekomm' ich auch einen Artikel, der Herr Brockhaus hat es mir ſelbſt geſchrieben

— und in's L kommt Leinweber — Herr Leinweber, Sie können ſich auf mich verlaſſen, mein Wort iſt keine Taſche. Sie ſollen — Hoch!

Er erhob das Glas und ſtieß mit den Andern an. Ladewitz verweigerte es.

— Was iſt das? rief Aarenheim. Warum ſtoßen Sie nicht an, wenn es gilt des großen Leinweber's Geſundheit?

— Weil ich nicht will — ſagte der Doctor.

— Der Herr Doctor verletzen etwas die Dehors, ſprach lächelnd Aarenheim, deſſen freimüthige Geſchwätzigkeit und nicht zu trübende Ausdauer wahrhafte Bewunderung erregen mußte. Was macht das aber? 's thut nichts und macht nichts! Uns ſchmeckt Eſſen und Trinken und der Herr Leinweber wird doch leben, auch wenn er nicht angeſtoßen hat mit mir, der Herr Doctor.

Dann ſetzte er leiſe hinzu, indem er den Kopf zum Ohre ſeines Nachbars neigte:

— Es iſt aber wahrhaftig kein Mann für die Geſellſchaft — er ennuyirt mich, und Sie werden ſehen, ich werde noch kriegen Händel mit ihm.

Wurſtinger, der bis jetzt ordentlich zugelangt hatte, öffnete jetzt einige Knöpfe über dem Magen und rief, tief Athem holend:

— Jetzt aber keinen Biſſen mehr, ich platze!

Mit dieſem Ausrufe trat eine allgemeine Pauſe ein und die Unterhaltung beim Künſtlerdiner ſchien eine neue, abweichende Richtung erhalten zu ſollen. Wirklich bewahrheitete ſich dieſe Vermuthung. Wurſtinger war ein Mann von allerdings ausgezeichneten Fähigkeiten für ſein Fach, die ihm zunächſt Leinweber's Zuneigung erworben hatten, ſonſt aber war ſein Ideenkreis eben nicht weit zu nennen. Der Eifer, mit dem er in allen ſich darbietenden Gelegenheiten Dem oblag, was Noth that, hatte ſich auch hier an ſeines Freundes Gaſttafel bewährt: er war blos mit dem Eſſen beſchäftigt geweſen, unbekümmert um das, was ſich ſonſt in ſeiner Nähe zutrug, eifrig bemüht, ſeinen Teller zu leeren, gleichſam die Haufen aufzuarbeiten, die Madame Leinweber bemüht war, ſeinem Gebiſſe vorzulegen. Jetzt, mit dem feſten Willen, das Gewehr zu ſtrecken, that er es auch und alles Nöthigen und Bitten half nicht. „Kein Biſſen könne mehr hinunter," verſicherte er mit treuherziger Miene und wir dürfen dem rechtlichen Manne Glauben ſchenken, wenn wir die Glutröthe ſeines Antlitzes betrachten. Dafür aber wollte er ſich jetzt in's Geſpräch miſchen, an dem er früher nicht Theil nehmen konnte, da er zu Hauſe ſeinen eigenen Kindern ſtets einſchärfte: „es ſey unartig, mit vollem Munde zu ſprechen.“

— Alſo wieder auf Roſſini zu kommen, fing er an — und wollte eben zu ſeinem vorhin verhandelten Thema zurückkehren, als der flinke Aaronheim dem bedächtigen Manne ſogleich das Terrain abgewann und ihm in die Rede fiel:

— Glauben Sie doch das nicht — ich bitte Sie, verehrteſter Herr Wurſtinger — glauben Sie doch das nur nicht —

Verwundert ſah Wurſtinger auf ihn und fragte:

— Was ſoll ich nicht glauben?

— Daß der Meyerbeer ihn abgekauft hat — fuhr Aaronheim fort.

— Was geht denn das mich an, wer ihm die Fiſche abgekauft hat? fragte Wurſtinger.

— Fiſche? fragte Aaronheim ſeiner Seits. Ich meine, daß der Meyerbeer ihm ein Stück Geld gezahlt haben ſoll, damit er nicht mehr componire und ihm das Feld allein laſſe —

— Ach was! Lirum larum! ſprach Wurſtinger. Von Fiſchen iſt die Rede —

— Ein Mißverſtändniß alſo! rief Aaronheim, auch gut! und ſich zu Madame Leinweber wendend, da er es nicht für paſſend hielt, mit dem groben und zugleich auch ſtarken Wurſtinger anzubinden, rief er: Weiß Gott! ein delicater Fiſch! ein Hecht — ein Delphin, wie jener, der den Arion getragen. Hören Sie, Madame Leinweber, Sie ſollten einmal hebräiſche Fiſche eſſen — ein hebräiſcher Hecht iſt nicht zu verachten, meine Schweſter ſoll Ihnen das Recept geben —

Auf ſo loyale Weiſe beſtritt Aaronheim faſt nur allein die Koſten der Unterhaltung. Leinweber und Alfred verhielten ſich größtentheils ſtumm; der Erſtere mit Aufmerkſamkeit die Chancen des Geſprächs überwachend, um jede zu ernſte Wendung ſchnell abzuleiten, der Andere ſichtbar verſtimmt und mit ſeinen Gedanken weit abſchweifend. Ladewitz aß jetzt bloß und ſah nicht von ſeinem Teller auf, da er überdieß ſehr kurzſichtig war.

So ſtanden die Sachen, als das längſt erwartete Intermezzo eintrat. Balder's ſilberne Löffel mußten wieder hinauf, um ihren Dienſt an ſeiner Gaſttafel zu verſehen. Bei der Leinweber'ſchen trat eine Pauſe ein, weil eine Sauce, auf die Frau Griſeldis den ganzen Stolz einer vortrefflichen Köchin gründete, unmöglich ohne Löffel auf die Teller geſchöpft werden konnte. Nun mußte Wurſtinger's Wein herhalten; man entſiegelte einige Flaſchen und mit ihnen eine allgemeinere Converſation. Ladewitz und Wurſtinger ſprachen ihren Gläſern wacker zu, und die Geſichter fingen an, bläulich zu werden. Auch Aaronheim erfreute ſich des duftenden Weins; nur Leinweber erhielt ſich vollkommen nüchtern; die Trinkenden nahmen eine zu drohende Stellung gegeneinander ein, als daß er ſeine ſpähende Aufmerkſamkeit nur einen Augenblick hätte bei Seite laſſen können.

— Das Trinken befördert die Rede, während das Kauen ſie hemmt, ſprach Ladewitz, nahm ſeine Brille ab, deren Gläſer von dem Speiſendunſt getrübt waren, wiſchte ſie an der Serviette und ſetzte ſie dann wieder auf, mit herausfordernden Blicken die Tiſchgeſellſchaft ſich anſehend, gleich als ob er eben erſt ihre Anweſenheit bemerkt hätte.

— Herr Doctor Ladewitz — rief Aaronheim wird uns jetzt auch angehören, bis jetzt war er mit Dingen außerhalb unſers Kreiſes beſchäftigt. Wahrhaftig, es hat Ihnen gut geſchmeckt — ein Compliment für Madame Leinweber.

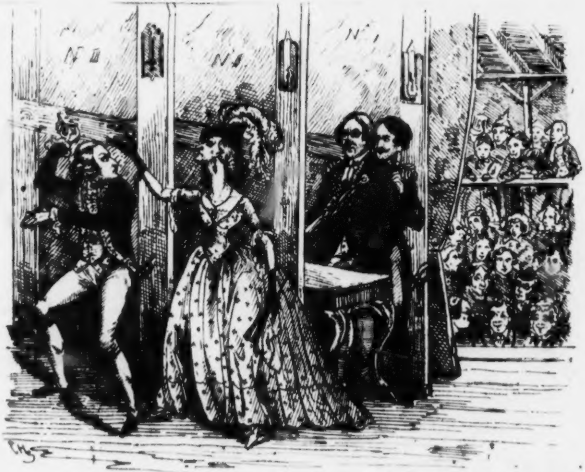
— Weß Geiſtes Kind iſt dieß? fragte Ladewitz, an die Decke blickend, als ob er ſich beſänne.

— Thut der Herr Doctor nicht, als ob er mich nicht kenne! rief Aaronheim, deſſen Munterkeit in dem Maaße ſtieg, als Ladewitz beim Trinken widerhaariger wurde. Mein Gedächtniß iſt beſſer, ich erinnere mich noch ganz gut an die ſpartaniſche Suppe —

Leinweber, der nunmehr einſah, es könne ſich die exaltirte Stimmung der beiden Tonangeber im Parterre hier auf eine für ſeinen Burgfrieden ſtörende Weiſe entleeren, ſprang, um den Unfall abzuwenden, mit ſeiner flinken Geiſtesgegenwart dazwiſchen, und rückte mit einer ſchon lange bereit gehaltenen Geſchichte heraus:

— Wiſſen Sie ſchon davon, meine Herren, was ſich ganz in unſerer Nähe zugetragen hat? fing er an. Es iſt eine drollige Piece, und wenn Sie erlauben, will ich ſie Ihnen mit wenig Worten erzählen. In Schlierſee, drei Stunden von hier, haben ſie dieſen Winter auch ein Theater. Ein umherziehender Director hatte die Conceſſion erhalten und die Geſellſchaft ſoll gar nicht übel ſeyn. Vor einigen Tagen gaben ſie Kabale und Liebe. Ein junger Menſch, noch nicht lange dabei, doch mit einigem Talente für Komik ausgeſtattet, gab den Kalb als Debüt. Die Schauſpielerin, welche die Milford gab, gehörte zu jenen alten, routinirten Primadonnen, die von ihren einſtmaligen Triumphen zehren, und auf der Bühne und unter den Collegen jene Achtung doppelt in Anſpruch nehmen, die ihnen das Publikum nicht mehr zollen will. Dieß intrikirte die Collegen. Der junge Menſch, der den Kalb gab, war ihr beſonders gram. Sie verfolgte ihn nicht nur mit den Anſprüchen, die ſie die Eitelkeit machen ließ, ſondern noch dazu mit den Ergüſſen ihrer zärtlichen Neigung, die wahrlich noch weniger auszuhalten geweſen ſeyn mögen. Jetzt kam die Scene, wo die Milford ihre Dienerſchaft verabſchiedet, das Publikum war endlich warm geworden und die berechnende Kokette hoffte nach dieſem Spiel ihren Lohn zu empfangen. Aber hören Sie, wie ſchrecklich ſich das Blatt wendete! Sie ſprach eben die Worte: „Mann des Erbarmens, ſtehſt du noch hier?“ als Kalb, ſie feſt anſtarrend, die Achſeln zuckte und einen Ton von ſich gab, der nicht zu definiren iſt, der jedoch eine ſo plötzliche Wirkung hervorbrachte, daß Alles, was vor der Bühne und auf derſelben ſich befand, ſogleich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Das Stück war mit dieſer Scene zu Ende; Niemand konnte, Niemand wollte weiter hören und ſehen.

Leinweber hatte abſichtlich ſehr langſam und gedehnt geſprochen, um den Gemüthern Zeit zu laſſen, in ruhige Verfaſſung zu kommen, allein das unheilvolle, gefahrdrohende Feuer Aaronheim's vereitelte ſeine ſo weiſe Bemühung mit einem einzigen, voreiligen Worte.



Nº II
Nº I
Nº I

— Abſcheulich! rief er nämlich.

— Warum abſcheulich, Herr? fragte Ladewitz.

— Die Kunſt profanirt — ſchändlich! rief Jener.

— Das alte Weib profanirte ſie zuerſt — entgegnete der Doctor.

— Wie meinen Sie das? ſchrie Aaronheim mit ſpitzer Stimme.

— Stille, um Gotteswillen, ſtille, meine Herren! fiel Leinweber begütigend dazwiſchen. Die Geſchichte iſt noch nicht aus. Die Milford ſtand einen Moment vernichtet, dann ſchoß ſie wüthende Blicke um ſich und holte aus, um dem Mann des Erbarmens eine Ohrfeige zu appliciren. Dieſer blieb natürlich nicht ſtehen und floh von einem Ende der Bühne zum andern; die Milford ihm nach, bis ſie ihn einholte. Das Publikum klatſchte und verlangte gar nicht mehr, das tragiſche Ende zu ſehen. Dieſe Auflöſung genügte ihm vollkommen. Der junge Darſteller des Kalb mußte jedoch Schlierſee verlaſſen und befindet ſich jetzt hier, um ein Engagement zu ſuchen —

Die Erzählung hatte eigentlich nur auf Alfred die rechte Wirkung gemacht. Es drängte ſich ihm ein Gedanke auf, der ihn wie eine Ahnung durchzog. Er konnte ſich keinen Grund dafür angeben, was ihn zu der Meinung leitete, Lucile könne, müſſe mit dem

Erzählten in einer nähern oder entferntern Verbindung ſtehen, obgleich er ſelbſt nicht wohl annehmen konnte, daß Lucile ſich ſo aufgeführt haben würde. Wiſſen wir denn aber, woher unſere Ahnungen entkeimen? Sind das nicht eben die richtigſten und daher wunderbarſten, die wir mit nichts Vergangenem in Verbindung zu ſetzen wiſſen und die außer aller Berechnung ſtehen? Alfred konnte den Gedanken an Lucile nun einmal nicht los werden und er fühlte ſich gleichſam zu der Frage nach dem Namen des jungen Schauſpielers gezwungen.

Leinweber wußte ihn nicht zu nennen.

— Glauben Sie ihn zu kennen, mein junger Freund? fragte er ihn.

Alfred wagte nicht, ſeine Vermuthungen hier laut werden zu laſſen. Der Vorfall ſey ihm vollkommen unbekannt — ſagte er.

— Wenn der Menſch hier zum Spiel kommt, ſagte Aaronheim, werde ich ihn auspfeifen laſſen.

— Sie? fragte höhniſch Ladewitz.

— Ja — ich — erwiederte der Andere, ſich immer mehr erhitzend — ich werde ihn ſelbſt auspfeifen. So 'n Lump, der nicht durchdrungen iſt von dem Hochgefühl der Begeiſterung und keine Achtung hat im Buſen vor dem großen Schiller!

Will das 'n Künſtler ſeyn? Pfui! 's iſt eine Schande werth.

— Warum geräth der Jüngling ſo in Feuer? fragte der Doctor höhniſch. Wenn er pfeift im Parterre, Jüngling, wird er doch geworfen werden hinaus —

— Sie werden mich nicht werfen, dafür ſtehe ich Ihnen gut, Herr Doctor! ſchrie Aaronheim empört. Es wäre etwas ganz Neues, wenn die Freibillets verwehren wollten den Abonnenten, ihre Meinung auszuſprechen. Ich ſage Ihnen, der Lump darf nicht auftreten — 's iſt eine Entweihung der Kunſt —

— Und ich ſage dem Jüngling, daß er hinausgeworfen wird — ſchrie der Andere.

— Aber, lieben Freunde! warf ſich Leinweber ins Mittel, que de bruit pour une omelette!

— So eben wird ſie gebracht — rief ſeine Gattin, als Margreth mit Wurſtingers Beitrag, der herrlichen Omelette à la Leinweber, zur Thüre hereintrat.

— Wer wird gebracht? wen bringt man? ſchnauzte Ladewitz.

Wurſtinger, der an der Scene Vergnügen fand, da der wackere Mann ja die feineren Salons der Reſidenz eben nicht zu beſuchen pflegte und daher an ihren Ton auch nicht gewöhnt ſeyn konnte, hetzte im Stillen beide Kampfhähne durch allerlei verbotene Mittel noch mehr an einander.

— Sehen Sie nur den Judenbengel! ſagte er dem Einen; — laſſen Sie ſich das nicht gefallen! zum Andern. — Ich ſtehe Ihnen bei! ſagte er endlich zu allen Beiden.

Vergebens legte Frau Griſeldis große Trümmer der ſo lieblich duftenden Speiſe auf die Teller der Gäſte: vergebens bot Leinweber ſein großes Rednertalent auf, der Sturm war nicht mehr zu beſchwichtigen, und die Gegner machten ihrem Zorn nur in einzelnen Worten Luft; um Alles zu einem furchtbaren Ausbruch zu concentriren, der nicht lange mehr ausbleiben konnte.

Alfred ſaß als ſtummer Zuſchauer dabei und empfand heimlich Ekel gegen das, was er hier ſah. Er hatte ſich das erſte Künſtlerdiner, bei dem er gegenwärtig ſeyn würde, wahrlich anders gedacht. Er war eben ein junger, unerfahrener Menſch. Künſtler und Kritiker ſind nun einmal ein „zorniges Geſchlecht", wie der tief poetiſche Arnim ſagte. Dieſe Aeußerung Arnim's fiel Leinweber ein, und er ſegnete ſein gutes Gedächtniß, daß es ihn auf dieſen Gewitterableiter führte, wie er vermeinte.

— Der Glaube des Erfinders, fing er mit dem ganzen Aufgebot ſeiner Stimmmittel an, der Glaube des Erfinders an etwas noch Unerſchaffenes, das er zu Tage fördern, warum er ſich in den Abgrund ſtürzen und mit ganzer Seele dem Chaos ſich hingeben möchte, iſt etwas ſehr Heiliges und darum auch ſo leicht verletzlich —

Aber er predigte tauben Ohren; das Feuer der Erbitterung glimmte fort und fort, und ſo weit war er gekommen, als Ladewitz wüthend aufſprang, den armen Aaronheim, der nicht ſchweigen wollte, ergriff und ihn nach einigem, nur ſehr geringen Widerſtande, zur Thüre hinauswarf. Dieß geſchah aber ſo ſchnell, daß keine Intervention möglich war.

— Ich wollte ihm nur zeigen, daß er überall hinausgeworfen werden kann, warum nun auch nicht aus dem Parterre? ſprach er gelaſſen, aber bleich, indem er den Riegel vorſchob, um das Zurückkommen ſeines Feindes zu verhindern.

— Iſt ihm ja ſchon öfter geſchehen, ſetzte Wurſtinger bedächtig hinzu. Er ſelbſt hat im Ernſte nie daran gezweifelt.

Es wurde von Außen an die Thüre gerüttelt, dann geklopft.

— Meinen Hut will ich nur — Herr Leinweber, geben Sie mir meinen Hut! erſcholl Aaronheims Stimme.

Leinweber machte Miene, aufzuſtehen; Ladewitz kam ihm zuvor.

— Keinen Schritt ins Zimmer, oder ich ſtehe für nichts! ſchrie er wie toll, wo iſt der Schabesdeckel?

Er ſelbſt, Wurſtinger und Alfred trugen Kappen von verſchiedener Form, Leinweber hatte ſeinen Hut im Vorzimmer abgelegt, der neue, glänzende Hut des eleganten Aaronheim war alſo leicht gefunden. Ladewitz ergriff ihn, öffnete das Fenſter und warf ihn auf die Gaſſe, von wo ein „grober Menſch“ herauf tönte, dann ward es ſtill.

— Ich weiß nicht, warum unſer Freund den Bengel nur einlädt, ſagte Wurſtinger. Er weiß ſich doch wahrhaftig nicht in ſolcher Geſellſchaft aufzuführen.

— Ich weiß es wohl, weßhalb er eingeladen wird, ſprach Ladewitz, das iſt mir aber gleich, ich nehme keine Rückſicht darauf. Ich will dem Burſchen und allen ſeines Gelichters das Handwerk wohl legen! Iſt es nicht ſchmählich, wenn ſolch ein Geſindel ſich anmaßt den Ton anzugeben? Heiliger Apollo! wozu hätten wir unſere Studien gemacht, wenn es nichts bedurfte, als eine Elle Band oder Muſſelin abſchneiden zu können, um in Sachen der Kunſt abzuurtheln? Es iſt eine Schande, daß Künſtler wie Leinweber ſolchem Treiben Vorſchub leiſten, es iſt eine Schande, daß ein Leinweber ſag' ich —

In dem Augenblicke wurde wieder ein Klopfen vernehmbar, das die Rede unterbrach, allein ſo beſcheidentlich klang, daß man nicht den wiederkehrenden Aaronheim dahinter vermuthen durfte. Der hätte, falls er Luſt gehabt haben würde, den Streit zu erneuern, ſich gewiß mit größerer Vehemenz angekündigt.

— Herein! rief Leinweber, als aber vergeblich an der Thüre gerüttelt wurde, fiel es ihm erſt ein, daß Ladewitz ſie verriegelt hatte, und er erhob ſich, um aufzumachen.

Drei Fremde traten nun mit vielen Komplimenten und den höflichſten Entſchuldigungen in das Zimmer. Alfred, der wie abweſend da geſeſſen hatte, immer an den Gegenſtand denkend, der den fatalen Auftritt eigentlich herbeiführte, da es ihm immer klarer zu werden ſchien, hier die Spur des entwichenen Lucile ſuchen zu müſſen, ſprang jetzt verwirrt und faſt beſchämt auf, denn er erkannte in den Eintretenden ſeinen Vater, nebſt dem Mauthbeamten und dem Actuar, die ſämmtlich es für ihre Schuldigkeit hielten, dem Regiſſeur Leinweber, in dem ſie zugleich einen hohen Kunſtverwandten verehrten, ihre Aufwartung zu machen.

Alfred ſtellte die Herren ſeinem gütigen Wirthe und Freunde vor, mit denen im Geleite nun freilich ein friedlicherer und ehrbarerer Sinn und Ton eingekehrt war. Man ließ es, beſonders von der Pogenwinkler Seite, an den feinſten Complimenten nicht fehlen. Jeder Kundige und Beleſene konnte ſogleich abnehmen, daß dieſe Fremden Alberti's Complimentirbuch und deſſen Fortſetzungen gehörig und mit Nutzen durchgenommen hatten. Ihre große Höflichkeit und die ſanfte Würde, die beſonders den Hauptkaſſenreviſor Mindelsheim, Alfreds Vater, auszeichnete, ſetzte aber zwei von den früher Anweſenden nur in eine noch verdrießlichere Stimmung. Beide waren nicht geneigt, Höflichkeiten auszutauſchen.

Ladewitz griff nach ſeiner Kappe und lief ohne Umſtände davon: Wurſtinger aber ſchlich ſeitwärts, drückte ſich in die Ecke eines Divans und entſchlummerte, das Geſpräch nur ruck- und ſtoßweiſe mit einem tiefen, grunzenähnlichen Schnarchen begleitend.

Leinweber war die Güte, Freundlichkeit und

Herablaſſung ſelbſt, Frau Griſeldis ſchenkte den Kaffee ein. Was die Fremden von Alfred hörten, entzückte ſie; der alte Vater ward ſo gerührt, daß ihm Thränen der Freude in die Augen traten, und als der bei ſolchen Anläſſen ſicher zielende Leinweber dieß merkte, pumpte er ſo rüſtig drauf los, daß der Hauptkaſſenreviſor am Ende das blaue Sacktuch vorhalten mußte, um ſeine tiefſte Rührung hinter einem wiederholten Schneuzen zu verbergen. Das Einzige, was den Herren nicht nach Wunſche ſchien, war, daß über Alfred's Auftreten noch nichts Beſtimmtes geſagt werden konnte, eben ſo frappirte es, daß er noch nicht aufgetreten war. Allein Leinweber wußte auch hier alle Zweifel zu heben und die Gemüther zu beruhigen.

— Wenn wir's nicht abwarten können, ſo müſſen wir die Reiſe ſchon noch einmal wagen — ſagte Mindelsheim.

— Meine Verhältniſſe werden mich fürder ohnehin öfters nach der Reſidenz führen, ſetzte der Mauthbeamte Herr Fizmeier hinzu. Er meinte damit den allgemeinen Zollverein, durch den er eine Verſetzung erhoffte, drückte ſich aber nicht deutlicher vorläufig aus, weil er engliſcher Kürze vor Allem huldigte.

Haidvogel bewunderte die Stickerei an dem Sacktuche der Frau Griſeldis und ſagte ſonſt nichts, als daß er dieſe Arbeit ein wenig verſtehe.

So endete dieſer Tag auf die angenehmſte Weiſe, deſſen Mittag ſo ſtürmiſch geweſen war.

Eine ſanfte Abendröthe thronte auf den Wolkengebirgen im Weſten, als die friedlichen Fremden Leinweber's gaſtliches Haus verließen, von ihm ſelbſt begleitet und den geliebten Alfred in ihrer Mitte. Sie kehrten nach ihrem Wirthshauſe in der Vorſtadt zurück.

Machol ſah ſie aus der Ferne.

— Wer ſind die Fremden, die dort von Leinweber's weggehen? fragte er Aaronheim, der die Zähne ſtochernd daſtand und den Laden eben ſchließen ließ.

Aaronheim ſtocherte tiefer und eifriger, warf ſich in die Bruſt und antwortete:

— Es war dieſen Mittag ein Künſtlerdiner, ich war auch eingeladen — charmante Leute! Die Leinweber kocht herrlich!

— So? fragte Machol ſpöttiſch — habt Ihr auch Suppe gehabt, womit habt Ihr ſie denn gegeſſen?

Er ging fort, ohne auf Antwort zu warten und Aaronheim ſann vergebens nach, was dieſe räthſelhafte Aeußerung Machols bedeutete. Dieſer aber dachte bei ſich, es ſieht noch nicht ſo ſchlimm aus: ſie müſſen noch mehr Löffel im Vermögen haben, als das halbe Dutzend bei mir!

Und Leinweber's Credit ſtieg um etwas bei dem theilnehmenden Freunde.

Neunzehntes Kapitel.

> Ich will Euch eine Geſchichte erzählen, daß Euch die Ohren gellen und die Zähne klappern ſollen.
>
> Schiller.

Der penſionirte Oberlieutenant Krauthöfer ſaß nachdenkend auf dem Sopha und rauchte aus einer langen Pfeife.

— Mein alter Freund iſt ein Narr — ſprach er vor ſich hin — allein ich wollte, ich hätte auch ein ſolcher Narr ſeyn dürfen, dann hätte ich doch noch meinen Sohn. Ja, wenn nur die Erinnerung nicht wäre.

In dem Augenblick, als er ſo vor ſich hinſprach, trat das Original Caspar zu ihm in's Zimmer, Caspar, der pfiffigſte Bauerburſche weit und breit, der jetzt die Ehre hatte, dem alten Herrn Oberlieutenant als Jäger und Factotum zu dienen und ihn in ſolcher Eigenſchaft auch auf dieſer Reiſe begleitet hatte.

Mit einer ſo liſtigen Miene, als es ſeinem breiten Geſichte nur möglich war, flüſterte er ſeinem Herrn die Worte zu:

— Gnädiger Herr, er iſt da —

— Der Schneider? fragte der Oberlieutenant, der alljährlich einmal die Hauptſtadt zu beſuchen pflegte, um ſich einen neuen Militärüberrock bei dem Regimentsſchneider anfertigen zu laſſen — laſſe ihn hereinkommen.

Caspar ließ ſeinen Herrn ruhig ausſprechen und wartete dann noch ein Weilchen, um ſeinen Knalleffect gehörig vorzubereiten, dann brach er los:

— Der verlorene Sohn iſt da, gnädiger Herr!

— Was für ein verlorener Sohn, treibſt Du Deinen Spott mit mir?

— Davor ſoll mich der Himmel bewahren! Nein, der gnadige Junker iſt hier — hier in der Stadt — ich habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen — ich habe ihn geſprochen —

— Geſprochen? Junge, wenn Du mir was vorlügſt — aber — geſprochen! das iſt etwas Anderes. Nun, ſo berichte ſchnell, Burſche, was haſt Du denn mit ihm geſprochen?

— Ich habe geſagt — aber nein! ich will Alles ordentlich und in der Reihe erzählen. Alſo —

Ich ſtehe neulich einmal unten im Hofe und ſtriegle die Pferde — ich pflegte gewöhnlich dabei irgend ein Lieblingsliedchen zu pfeifen — Huſaren, friſchen Muth, das braune Bier ſchmeckt gut —

— Nur weiter, nur weiter!

— Ja, gnädiger Herr, in der Reihe muß ich bleiben, damit ich nichts auslaſſe. Wie ich nun ſo ſtehe und ſtriegle und pfeiſe und pfeiſe und ſtriegle — der Bläſſ' muß heute zum Schmied, weiß der Teufel was ihm iſt — na! da hör' ich im Hof, keine drei Schritte von mir, ſprechen. Im ſelbigen Augenblick hör' ich aber auf zu pfeifen und zu ſtriegeln und horche. Mein Sir! denk' ich, die Stimm' iſt dir wohl bekannt, Caspar! Die haſt ſchonſt'wo gehört. Ich kann ſie aber nicht gleich recht hinbringen, wo ſie hinſoll — da blick' ich hin und ſeh —

— Nun — und ſiehſt?

— Mein Sir, den jungen, gnädigen Herrn, wie er leibt und lebt, nur 'was größer war er geworden und 'was bläſſer hat er ausgeſehen, gerade, als wenn er älter geworden wäre und Kummer gehabt hätte —

— Nicht möglich! Alſo er war es ſelbſt? Doch weiter — weiter — was thateſt Du?

— Ich ließ Bläſſen Bläſſ' ſeyn, zog die Kappe herunter und näherte mich ihm. „Ei, junger, gnädiger Herr, ſprach ich, das iſt ja curios, daß Sie hier ſeyn thun, während wir Sie über alle Berge glaubten.“ Da fuhr er ordentlich zuſammen und wurde noch bläſſer, als er ſchon war, dann beſann er ſich aber und machte ein ſchiefes Geſicht —

— Ein ſchiefes Geſicht?

— Ein ſchiefes Geſicht, wie ich ſage. Er verzog den Mund, huſtete ein Paarmal und ſprach mit einer ganz andern Stimme, als die war, die ich früher an ihm gehört hatte: „Was will er, luſtiger Burſche, ich laſſe mich nicht zum Beſten haben.“ — Davon iſt ja gar nicht die Rede, ſprach ich, aber der junge, gnädige Herr wollen mich zum Beſten haben. Sie ſind einmal, der Sie ſind, das laſſe ich mir nicht ausreden und Sie mögen noch ſo komiſche Geſichter ſchneiden und ſich verſtellen und huſten, wir wiſſen ja ſchon lange, daß Sie ſo etwas recht gut können. Aber vor mir dürfen Sie ſich nicht fürchten, ich verrathe Sie nicht, ich diene jetzt nicht mehr beim Herrn Papa, ich hab’s bei dem Alten nicht mehr aushalten können, weil er mit den Jahren immer wunderlicher geworden iſt —

— Das haſt Du von mir geſagt, Burſche?

— Ja wohl, um ihn ſicher zu machen, damit er ſich mir zu erkennen gebe —

— Wie der Burſche ſo pfiffig iſt und ſo arg lügen kann —

— Nothlügen, Euere Gnaden, die ſind erlaubt!

Alſo ſehr wunderlich wurde dein früherer Herr? frug er darauf, aber immer noch mit dem ſchiefen Geſichte —

— Mit dem ſchiefen Geſichte? der verdammte Junge — was hatte er denn darunter?

— Je nun, er wollte ſich mir nicht gleich zu erkennen geben — aber ich fing ihn doch. Hören Sie nur ruhig weiter. — Ja wunderlich wurd' er, fuhr ich fort, ſehr wunderlich! am Ende artete die Wunderlichkeit faſt in Verrücktheit aus, und das Alles, weil Sie ihm auf- und davongegangen waren! — Wie ich dieſe Worte geſagt hatte, da ſah' ich deutlich, daß er ſich wegwandte und ſich die Augen wiſchte, aber ich that, als merkte ich's nicht; darauf war aber gleich wieder das vertrakte, ſchiefe Geſicht da und er ſprach: Ich bin ein engliſcher Graf auf Reiſen, mein lieber Freund, und ich freue mich, daß die Aehnlichkeit, die er an mir entdeckt haben will, ihn irregeleitet hat, denn ich liebe ſolche Offenbarungen, wie er ſie mir machen kann. Das iſt der eigentliche Zweck meiner Reiſe. Ich beſchäftige mich damit, die Verrückten zu heilen und wenn er mir von ſeinem alten Herrn recht viel erzählen will, namentlich aus ſeiner früheren Geſchichte, die ſeinen jetzigen Zuſtand zuwege gebracht hat, ſo will ich ihm ſehr dankbar ſeyn. Das iſt nöthig, wenn der Alte geheilt werden ſoll und daß ich ihn heile, iſt gewiß. Ich nehme mir vor, nach der Beendigung meiner hieſigen Geſchäfte ſogleich zu ihm hinzureiſen.

— Und was thatſt du nun, Spitzbube?

— Ich bediente ihn ordentlich, und nachdem ich die Pferde verſorgt hatte, ließ ich mich von ihm auf ſein Zimmer führen, das er weit von unſerem Wirthshauſe bewohnt und das für einen engliſchen Grafen ziemlich unmanierlich ausſah. Das Licht, das er anzündete, ſteckte er in eine grüne Bouteille, er hatte nur einen Stuhl, auf den er ſich ſetzte, mir deutete er mit der Hand, daß ich mich auf einen kleinen Koffer ſetzen ſollte. Aber einen guten Wein ſetzte er mir vor, das muß wahr ſeyn. Er ſagte, er liebe, ſo einfach als möglich zu reiſen; er habe alle ſeine Diener zu Hauſe gelaſſen, weil ſie ihm nur Aerger und Verdruß bereiteten; nur von ſeinem Weinkeller könne er ſich nicht trennen und ſein Hausintendant müſſe ihm jeden Monat hundert Flaſchen aus England nachſenden, wo er ſich auch befinden möge —

— Lüg' Du und der Teufel! Doch was geſchah nun weiter? — Und das Alles ſagte er immer noch mit dem verzogenen Geſicht?

— Ein Geſicht, ſag' ich Ihnen, gnädiger Herr, um vor Angſt davon zu laufen, allein ich kannte ihn doch. Denn ſehen Euer Gnaden, erſtlich waren's die Augen, die er nicht verſtellen konnte, dann hat der junge, gnädige Herr auf der rechten Seite einen Zahn, der etwas vorſteht, weil er über einen andern gewachſen iſt, das waren nun meine untrüglichen Merkmale. Ich that aber natürlich ſo, als ob ich nichts merkte und mich von ihm redlich anſchmieren laſſen wollte. Dabei aber verlangte er immer mehr von meinem alten, verrückten Herrn zu erfahren und da der Wein gut war, und er, nachdem wir die erſte Flaſche ausgeſtochen hatten, eine zweite auf den Tiſch ſtellte und wieder einzuſchenken begann, da dachte ich: Du kannſt noch weit fahren, wenn Du ſo ſchmierſt, und ließ es am Erzählen nicht fehlen —

— Na und was that er denn? Erzählteſt Du recht tolles Zeug von Deinem Alten?

— Ich erzählte, was mir in den Mund kam und ich muß geſtehen, daß mich der Wein dabei ordentlich unterſtützte. Um endlich einmal auf den Buſch zu klopfen, fing ich an, vom Theater zu ſprechen und ſagte, daß Sie in einem fort Komödie ſpielen wollten und ſich für einen großen Schauſpieler hielten und das käme wohl daher, weil Sie durch das Theater Ihren Sohn verloren hätten —

— Nun, und was ſagte er da?

— Er wollte wiſſen, wie das zugegangen wäre: und nun denken Sie ſich mal, gnädiger Herr, die Falſchheit an, nun ließ er ſich ſeine eigene Geſchichte vorerzählen und hörte zu, als ob ſie ihm 'was ganz Neues wäre —

— Am Ende iſt's doch wohl ein engliſcher Graf und das ſchiefe Geſicht und der doppelte Zahn haben Dich irre geführt. Ich habe Engländer mit ſchiefen Geſichtern genug geſehen und doppelte Zähne mögen einige von ihnen auch wohl haben. Wenigſtens wäre es nicht eben unmöglich.

— Wie Sie nur ſprechen! Hören Sie doch nur bis zu Ende — er hat's ja ſelbſt geſtanden —

— So mach' denn raſch vorwärts! —

— Der Wahnſinn von Euer Gnaden, den ich ihm ſehr ſchön ſchilderte, machte den größten Eindruck auf ihn; das konnte ich wohl wahrnehmen. Da wandte er ſich mehrmals weg und wenn er ſich wieder zu mir herwandte, da waren ſeine ſchönen Augen immer feucht. — Hört einmal, guter Freund! fing er endlich an, Ihr gefallt mir, und wenn ich's nicht verſchworen hätte, jemals mit Bedienten zu reiſen, ſo würde ich Euch ſogleich in meine Dienſte nehmen. Doch ſteht Euch dies Glück bevor, ſobald ich nach

England zurückkomme. Ich werde an Euch ſchreiben und Euch mit dem nöthigen Reiſegeld verſehen, damit Ihr zu mir ſtoßen könnt. Ihr ſollt mein erſter Kammerdiener werden. Einſtweilen könntet Ihr mir aber einen Dienſt leiſten. Ich bin incognito hier und habe mich verliebt. Wenn ich mich in meinen Staat werfen wollte und alle Orden umhängen, die ich beſitze, ſo wäre es ein Leichtes, meine Geliebte zu beſiegen. So einhunderttauſend Pfund könnte ich ihr auch an den Hals werfen und dann nähme ſie mich ſchon obenein. — Das wäre mir eine ſchöne Liebe, ſo 'n hunderttauſend Pfund an den Hals! ſprach ich.

— Hat er das wirklich ſo geſagt?

— Ich ſetze keine Sylbe zu, Euer Gnaden!

— Der verfluchte Junge!

— Aber ich will um mich ſelbſt geliebt ſeyn, und das iſt nicht ſo leicht und ſetzt mich ein wenig in Verzweiflung, fuhr er fort. Mein Ausſehen wäre nicht übel, ſetzte er hinzu, indem er ein wahrhaft gräuliches Geſicht ſchnitt, wenn ich nicht ſo unglücklich wäre, von der Natur einen etwas ſchiefen Mund zu haben, der hauptſächlich von dieſem großen Zahne herrührt, der über einen andern gewachſen iſt. Könnte ich mich entſchließen, dieſen Zahn herausziehen zu laſſen, ſo wäre ich der ſchönſte Menſch von der Welt, denn mir fehlt nichts dazu. Allein dieſer Zahn iſt mein Wappen gleichſam, ein Jeder aus meiner Familie bringt dieſen Zahn mit auf die Welt und muß ihn mit in's Grab nehmen, denn er iſt unverwüſtlich. —' Ich mußte bei dieſer Geſchichte innerlich lachen, da ich ja wohl merkte, wo er hinzielte. Er dachte, da er mich vielleicht an dem Zahn erkannt, ſo will ich abſichtlich ſo unbefangen davon ſprechen und ihn gleichſam zur Schau tragen, ſtatt ihn zu verbergen, was den Verdacht nur vergrößern würde. — Nun habe ich da ein Billetchen an meine Geliebte geſchrieben, lieber Freund, und das ſoll Er hintragen. Von dieſem Billetchen hängt mein Glück ab, mein Leben! dies ſagte er noch und ſteckte mir das Briefchen in die Hand, aber ſeine Stimme ſchien wirklich dabei bewegt und zitterte ordentlich, daß mir ganz wehe um's Herz ward, da ich ja wohl wußte, wen ich vor mir hatte und daß es nicht der engliſche Graf mit dem ſchiefen Geſichte wirklich war, der vor mir ſaß und ſo beweglich ſprach Ich blickte ihn jetzt eine gute Weile an und ſchüttelte bedenklich den Kopf, und dies that ich ſo lange, bis daß er mich fragte, was ich damit ſagen wollte? Sehen Sie, mein lieber, gnädiger, junger Herr, hub ich hierauf an, ich will Ihnen alle Ihre Liebesbillete beſtellen und für Sie durch's Feuer gehen, wenn Sie nur das verfluchte ſchiefe Maul ſeyn laſſen wollten und ſich mir ſo zeigten, wie Sie eigentlich ausſehen und wie ich Sie vorhin im Hofe ſah, wie ich den Bläſſen ſtriegelte und das Lied dazu pfiff, vom „Braunen Bier ſchmeckt gut.“ Er that ſo, als verſtünde er nicht recht und fragte: Braun Bier ſchmeckt Dir beſſer, als dieſer Wein? Ich aber bat ihn gar herzbrechend, er ſolle ſich nicht verſtellen, aber es half Alles nichts, es blieb beim ſchiefen Mund und beim engliſchen Grafen. Um nun ſein Zutrauen nicht zu verſcherzen und doch wenigſtens ganz hinter ſeine Schliche zu kommen, ſtellte ich mich am Ende pfiffig ſo an, als glaubte ich nun wirklich Alles, was er ſagte und um ihn recht ſicher zu machen, bat ich recht ſehr um Verzeihung, daß ich ihn für einen Andern hätte halten können, daß dieß aber daher käme, weil unſer junger, gnädiger Herr weggelaufen ſey und der arme, alte Herr deßhalb von Sinnen gekommen wäre. Darauf nahm ich das Billetchen und fragte ihn, wo ich es abgeben ſollte. Ach! ſprach er, liebſter Freund, zu dem Engel trage es hin, der mich erhören wird oder um's Leben bringt —

— Ein ſchöner Engel das! —

— Wo wohnt denn der Engel? Er nannte mir die Straße und den Namen, es klang, wie Violen, ſo faſt, wie Zankviolen — ich weiß jetzt ſelbſt nicht mehr recht, aber das Haus hab' ich mir gemerkt und kann jeden Augenblick wieder hinfinden.

— Wo iſt es? Hut und Stock — ich will hin —

— Nur nicht ſo ungeduldig, gnädiger Herr, warten Sie nur erſt bis zu Ende —

— Was kannſt Du mir noch zu ſagen haben?

— Viel — viel! aber doch nicht mehr, als die Hauptſache. Nachdem ich das Billetchen dem Frauenzimmer hineingeſchickt hatte, guckte ich durch das große Treppenfenſter auf die Straße hinunter — und was ſeh' ich da? den Herrn engliſchen Grafen in eigener Perſon, aber nicht mehr mit dem ſchiefen Geſichte, ſondern ihn ſelbſt wieder, den Herrn Sohn, nicht zu verkennen. Ich ſtürze die Treppe hinab und ſuche ihm von hinten beizukommen. Es gelingt mir; ich überraſche ihn. Wie er mich ſieht, will er ſich wieder in die Poſitur ſetzen, allein ich rufe gleich: Nichts da! Sie ſind's — nun iſt keine Zeit mehr, ſchiefe Geſichter zu ſchneiden! Welch ein Glück, daß wir Sie wieder gefunden haben! wie wird ſich der alte Herr freuen. Jetzt gab's keinen Ausweg mehr, er mußte beichten —

— Na wart, Junge! ich will dich abſolviren —

— Ach Gott! guter Caſpar —

— Guter Caſpar — ſagte er?

— Ja, nu kannte er mich ſchon. Guter Caſpar, ich bin's — aber kein Menſch darf mich hier kennen. Wenn Du mich verräthſt, nur eine Sylbe meinem Vater vertrauſt, Caſpar! Siehſt Du, Caſpar — ſo! — er machte ein grimmiges Geſicht, dann fuhr er fort: Dies hier iſt der Abgott meines Lebens, denn wenn ich hier nicht ankommen kann, ſo muß ich ſterben —

— Was das für dummer Schnickſchnack iſt —

— Ich bin ein Schauſpieler und heiße jetzt Pucks —

— Was? meinen ehrlichen Namen verleugnen? Pucks! Pucks! o mein ehrlicher Name!

— Hören Sie nur weiter, gnädiger Herr! Doch bin ich weder Pucks, noch Schauſpieler, noch ſonſt etwas — Hier bin ich nur verliebt, Caſpar, verliebt! Weißt Du, was das heißt, Caſpar? fragte er mich hierauf ganz ernſt.

— Na und was ſagteſt Du da, Burſche?

— J halten Sie mich doch nicht für gar ſo dumm, antwortete ich ihm. Er aber ſagte: daß Du mir dieſes Billet hinaufgetragen haſt, iſt mir eine große Gefälligkeit geweſen, die ich dir vielleicht einmal vergelten werde. Erhört ſie mich, ſo ſoll es Dein Glück ſeyn; erhört ſie mich nicht, ſo ſchieß' ich mich hier todt — morgen um dieſe Stunde, auf dieſer Stelle — unter ihrem Fenſter! — Na, dahin ſoll's nicht kommen, ſprach ich. — Und nun, gnädiger Herr, beſtellte er mich um dieſelbe Stunde auf den nächſten Tag, und dann wieder auf den nächſten — und dann wieder —

— Na — und Du?

— Ich kam, wie er mich beſtellte, pünktlich, und da hab' ich immer ſo ein Billetchen hinaufgetragen —

— Spitzbube! ohne mir ein Wort zu ſagen —

— Ich hatte es ihm ja verſprochen. Endlich aber geſtern — da ward mir's doch zu bunt. Nein, wie er da ausſah, das kann ich gar nicht ſagen. Es war ein Elend! Jetzt, dacht' ich, iſt's Zeit, dem alten Herrn Alles zu ſtecken, denn ſonſt könnt' am Ende doch Ernſt d'raus werden — er könnte ſich — ja heute — könnt' er ſich wohl erſchießen, mein' ich —

— Da wollen wir ihm ſchon 'nen Querſtrich machen. Allons, Caſpar, führ' mich hin — ſogleich! Es iſt keine Zeit zu verſäumen —

— O doch, bis auf den Abend, zur geſtrigen Stunde, iſt noch ziemlich lange hin —

— Es wäre ſchlimm, wenn's nicht ſo wäre! der Junge iſt reſolut und wenn ich als Vater nicht vorbeuge, ſo konnte er einen dummen Streich begehen.

Der alte Oberlieutenant machte ein ernſtes, faſt betrübtes Geſicht, ſah dann nach der Uhr und ſagte: Vor allen Dingen, Caſpar, lauf' und frage, wer in dem Hauſe wohnt —

— J, das brauch' ich nicht erſt zu fragen, das weiß ich ſchon; ſie heißt Zankviolen —

— Mit Deinen Zankviolen —

— Wie ich Euer Gnaden ſage: Zankviolen, 's iſt die Komödiantin, aber ſie ſpricht niemals nicht, ſie tanzt man blos —

— 'ne Tänzerin gar! noch beſſer! ruf' mir den Oberkellner, Caſpar, geſchwind!

Caſpar eilte fort und war bald mit dem Oberkellner wieder zurückgekehrt.

— Ah! Zankviolen! ſagte der mit lautem Gelächter, das iſt Demoiſelle St. Viol, unſere erſte Balletttänzerin, ein ſchönes Mädchen, alle Teufel! und eine große Dame dazu. Wollen der Herr Oberlieutenant von Krauthöfer der einen Beſuch abſtatten?

— Haſt Du darnach zu fragen? Was geht's Dich an? brummte der Alte, indem er den Schlafrock abwarf und ſein beſtes Kleid aus dem Schranke nahm.

— Ich meinte nur, ſprach der Oberkellner, ob ich nicht anſpannen laſſen ſoll? Einer ſolchen Dame pflegt man nur zu Wagen einen Beſuch abzuſtatten, überdieß iſt es weit —

— Einer ſolchen Dame! Ich will der Dame ein Licht aufſtecken, daß ſie klar ſehen ſoll — Komm', Caſpar, führe mich hin —

— Mein Gott! was hat denn dein Alter? fragte der Oberkellner leiſe den Bedienten, aber dieſer gab keine Antwort darauf und folgte ſeinem Herrn ſtillſchweigend und mit ſehr wichtiger Miene.

Zwanzigſtes Kapitel.

— Für ein ſolches Weib muß man geboren ſeyn —
Gutzkow.

Alfred hatte Vater und Freunde verlaſſen und ſaß auf ſeinem einſamen Zimmer. Er dachte an Lucile.

— Der Glückliche! ſprach er zu ſich ſelbſt — er hat den großen Schritt ſchon gethan, den ich erſt noch zu beſiegen habe: er hat den Schaum des ſüßen Bechers ſchon gekoſtet, ſich an ihm berauſcht. Und wenn er auch fliehen mußte, wenn er auch umherſchweift, von ſeiner tollen Laune mehr, wie von ſeinem widrigen Schickſale umhergetrieben, ſo iſt er doch glücklich, glücklicher als ich! — Was habe ich davon, daß ich pomphaft meinen erſten Schritt thun kann, auf dem Gebiete der Kunſt? Was habe ich davon, daß ich ihn thun kann unter der Aegide eines großen Künſtlers, bei einem prächtigen Hoftheater, in einer wohleinſtudirten Rolle, die dankbar genug iſt, um den Anfänger zu tragen? Meine bei der Verſtellung gegenwärtigen Freunde werden mir Beifall ſpenden, ich werde brillant angeſtellt werden, mich vielleicht bald für mein ganzes Leben außer Sorgen geſetzt ſehen, welche Befriedigung gewährt mir das Alles? Ich beneide Lucile, der ſeinen irrenden Fuß noch vielleicht zu vielen Stätten wird hintragen müſſen, ehe er am Ende auf der Wanderſchaft ſeinen unruhvollen Geiſt aufgibt, ganz unverhofft, wie unbemerkt! — Sollte ich ihn nicht darum beneiden? Sollte ich nicht darnach ſtreben mir ein ähnliches Loos zu bereiten? — Hier iſt zwar Alles ſo glänzend, eine weite Ausſicht zeigt ſich auf den erſten Blick, allein es hängt hier ſo Vieles an und neben der Kunſt, das ſich überall aufdrängt, das mitgetragen werden muß, und das doch ſo ſchwer zu überwinden iſt. — Was ſind mir jetzt wohl dieſe Darſtellungen, in denen ich ſonſt nur reine Opfer der Kunſt erblickte? Welch ein leeres Schattenſpiel der Eitelkeit und Anmaßung enthüllte ſich vor mir? Das Ernſteſte und Erhabenſte auf der Bühne wird mir jetzt zur Parodie und Lächerlichkeit, da ich das kleinliche Treiben dieſer ſogenannten Prieſter in der Nähe erſchaute. Wehe mir, welche Enttäuſchung und noch vor der Zeit! — Der Nimbus iſt verſchwunden, der hier anfänglich Perſonen und Sachen umgab; kein Name, kein geſpendeter Beifall, kein Glanz der Coſtüme und Decorationen, nichts von Alle dem, was auf die äußern Sinne wirkt, kann mich mehr täuſchen! In zuſammengeflickten Lumpen, bei dem Qualm einiger ſchlechten Talglichter, kann mehr von ächter Kunſt angetroffen werden, als hier, in dieſen ſtolzen Räumen, die man Hoftheater benennt! Das iſt's! Ich hege nur Ahnungen, denn ich kenne das nicht, aber ich will es kennen lernen und meine Ahnungen werden ſich beſtätigen. Grauer Nebel verdeckt mir überall die Ausſicht, Lucile ſoll mich hindurchleiten; ich will ihn aufſuchen, und nicht eher ruhen, bis daß ich ihn gefunden habe. — Wie glücklich war ich doch, als ich jede nähere Bekanntſchaft mit den Schauſpielern vermied?

Er überlas das Geſchriebene, denn er hatte, was er vor ſich hinſagte, in ſein Tagebuch geſchrieben, und ſein ſonſt ſo glücklich zufriedener Sinn erſchrak jetzt ſelbſt vor ſeiner innern Verzweiflung. Er blieb einige Zeit in ſtummem Brüten ſitzen, dann griff er wieder zur Feder und fuhr fort:

— Wider Erwarten gelang und mißlang Alles! Wenn man bedenken will, daß ich, ein unbekanntes Etwas, von dem man im weiten Reiche der Kunſt noch keine Spur antreffen kann, plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, das Mitglied eines Hoftheaters wurde! Iſt das Gelingen zu nennen oder nicht? — Wenn man aber erwägt, daß der Zauber, der mich dazu erhob, nicht von mir ausging, oder ein ſo gänzlich fremdartiger Zauber war, daß ich faſt davor zurückbeben möchte — iſt das Mißlingen zu nennen oder nicht? Weiß ich doch gar nicht, welchen Kräften ich eigentlich anheim gefallen bin? Der neue Hofſchauſpieler durfte noch keine, noch ſo geringe Probe ſeines Spieltalents ablegen, aber er hat in ein ſo nichtiges Gewebe von Intriken geſchaut, es hat ſich ihm eine ſolche Maſſe von Schwächen enthüllt und neben dieſen Schwächen ein ſolches Uebergewicht von Schlechtigkeit, daß er hier doch zu Etwas gekommen iſt, was ſeiner Kunſt frommen wird: Menſchenſtudium. Aber dies Studium wird mir ſchmerzlich und erfüllt ein jugendlich warmes Gemüth mit geheimem Schauer und Beſorgniß. Ich wäre faſt entſchloſſen, Debut und Alles im Stiche zu laſſen und Lucile aufzuſuchen, um mit ihm auf ſeiner abenteuerlichen Bahn Freud' und Leid zu theilen. Vielleicht erreiche ich ſo eher Beruhigung und ein Ziel — gleichviel, welches. —

So weit hatte er geſchrieben, als er die Feder weglegte und einige Male auf und ab im Zimmer ging; dann legte er ſich in's Fenſter, weil er ſeines geliebten Vaters Stimme zu vernehmen glaubte.

In der That war dieſer ehrenwerthe Mann auch an ſeinem Fenſter, welches unter demjenigen Alfred's ſich befand und rauchte, neben ihm ragte das Köpfchen des Actuars im Nachthäubchen hervor und Beide unterhielten ſich laut und deutlich in der milden, abendlichen Stille.

— Mein Alfred macht mir Freude — ſprach der alte Mindelsheim — welch ein Glück iſt es doch, wohlgerathene Kinder zu haben! Sie können das nicht wiſſen, Herr Actuar, weil Sie ja nie in dem Fall waren —

— O ich kann es mir vermöge meiner Einbildungskraft lebhaft denken — ſagte Haidvogel. Es muß ein ſchönes Gefühl ſeyn!

— Was der große Künſtler Leinweber mir mittheilte, fuhr der edle Vater fort, verſetzt mich vollkommen in Entzücken. Denken Sie, Herr Actuar, Leinweber — Hoffnungen! Der Intendant, der Herr Baron von Piſſahn, ein ſo vornehmer Mann, hat ſich von Alfred beſuchen laſſen und ſich mit ihm unterhalten! Soll das einen alten Vater nicht freuen, der kein größeres Glück kennt, als ſeinen Sohn berühmt und groß zu ſehen. Und dahin bringt es Alfred! Es wird für uns Pegenwinkeler kein kleiner Ruhm ſeyn, ihn geboren zu haben!

— Ich bin ſtolz darauf! verſetzte der Actuar. Ich ſagte es immer, in Alfred ſteckt viel, allein in dem Lucile —

— Sehen Sie — ja — beſter Freund! der Lucile iſt ein Galgenſtrick, der ſeinem Vater großen Kummer macht; aber der Alte wollte es auch nicht anders, er iſt ſelbſt ſchuld daran. Warum widerſetzte er ſich ſeinem Sohne ſo hartnäckig und zwang ihn zu deſertiren. Beim Hoftheater hätte der freilich ſich nicht fortbringen können, wie Alfred —

— Nein, ſagte Haidvogel — denn dazu fehlte ihm das Talent —

— Nicht wahr? rief Mindelsheim — ich behaupte das auch, aber der Oberlieutenant will es nicht zugeben. Unter uns geſagt, es thut mir leid, daß ich's ſagen muß, Krauthöfer gefällt mir nicht — er ſchnappt nächſtens über —

Alfred zog ſich zurück und ſprach leiſe vor ſich:

— Nein, dahin ſoll es mit dir, guter Vater, nicht kommen! ich will dir das bereiten, was du dein höchſtes Glück im Leben nennſt! — Wie kam ich auch vorhin nur zu ſolchem Ausbruche der Verzweiflung? Nein, ich will Lucile's abenteuerliche Bahn nicht einſchlagen — ich will mich nicht ohne rothen Heller in der Welt umhertreiben, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchämen müßte — nein! um mein Ziel zu erreichen, will ich die Schule der Prüfung durchmachen. Du ſollſt ſtolz auf mich ſeyn, mit vollem Rechte, edles Pogenwinkel, mich geboren zu haben, und auch du, ſanftmüthiger Haidvogel!

— Hat da nicht Jemand mir gerufen? Mir war's, als hörte ich meinen Namen! ſo ſprach der Actuar und drehte das Köpfchen in die Höhe.

Alfred war nicht mehr ſichtbar, er fühlte ſich zu weich geſtimmt, zu liebend für ſeinen Vater und ſeine Freunde und Landsleute, als daß er, ſo gleichſam über ihnen thronend, auf ſie herabſehen ſollte. Obgleich gerade in dem höhern Stockwerke ſich die Demuth kund gab, da die Zimmer des erſten Stocks theuerer und deßhalb auch vornehmer waren. Er ſetzte ſich jedoch ganz nahe zum Fenſter, das er offen ließ und es ergötzte ihn auf gemüthliche Weiſe, den etwas tiefern Ton ſeines Vaters, wie eine ferne beglückende Grundmelodie zu hören, in die ſich von Zeit zu Zeit die trockene, ſchwirrende Stimme des Actuars miſchte. Die Worte, die ſie ſprachen, wurden ihm jetzt unverſtändlich, aber er begriff die Töne.

— Es iſt Segen für mich und mein Streben, dachte er bei ſich, es ſind ihre Hoffnungen, ihr Glück!

Er ſchloß die Augen und ſchlief faſt ein, bei dem, was er hörte, von dem er nichts verſtand, und was ihm doch ſo verſtändlich ſchien. Allein er täuſchte ſich. Die beiden Freunde waren jetzt in ein anderes Gebiet der Unterhaltung gelangt; ſie ſprachen von einer neuen Art zu inventariſiren, die der Actuar erfunden haben wollte. Alfred aber ſtand auf, ging mit raſchen Schritten zu ſeinem Schreibtiſche und riß das Blatt aus dem Tagebuch aus.

— Kein Ausbruch der Verzweiflung ſoll dich beflecken — rief er — der des gehorſamen Sohnes, des gütigſten, liebvollſten Vaters unwürdig wäre!

Ganz in der alten Weiſe legte er ſich nieder; das heißt: unausſprechlich glücklich. Die trüben Erſcheinungen des Tages hatte dieſer Moment vollkommen beſiegt; er ſegnete ſein Gefühl, das Erbtheil ſeines Vaters und wahr iſt es, daß die ſogenannten Gefühlsmenſchen immerdar die Glücklichſten ſind; werden ſie leicht verletzt, ſo tröſtet und heilt ihre Ueberſchwenglichkeit wieder leicht dieſe Wunden.

Durch die Straßen aber huſchte in dieſer Dämmerung ein bleicher, junger Menſch, der vergebens Ruhe und Troſt in ſeinem Innern ſuchte, das überreich an Schätzen war, die jedoch in Schachten vergraben lagen, zu denen ihm noch die Wünſchelruthe fehlte, um ſie heben zu können. Ein wildes Wehe ſchnitt tief in ſeine Bruſt ein, und ihm zeigte ſich kein lindernder Balſam. Es war Lucile.

Er hatte in der kurzen Zeit, ſeit ſeiner Flucht aus Pogenwinkel, die wir die erſte Hedſchra benennen könnten, auf einigen kleinen Theatern Komödie geſpielt, aber nirgend eine bleibende Stätte gefunden. Jetzt war er hier, wie er anfänglich meinte, auf der Durchreiſe. Aber Hortenſe ſehen und bleiben müſſen, war der Entſchluß eines und deſſelben Augenblicks. Wie feſtgebannt ſtand er auf ſeinem Platze, als er das Mädchen zum erſten Male tanzen ſah. Welche Erinnerungen erweckte ſie in ihm? Allen Schmerz ſeines frühern Lebens, wie er meinte. Welche mächtig tobende Gefühle! Er mußte ſie ſprechen um jeden Preis, allein der ſonſt ſo kühne Lucile, der jede Schönheit mit Sturm genommen hätte, dem keine Schranke der Convenienz unüberſteiglich ſchien, hier war er blöde, bedächtig, beſonnen in ſeiner Weiſe. Er wollte die zarten Fäden nicht zerreißen, ſondern nur entwirren, die ihn hier augenſcheinlich mit einem reizenden, räthſelhaften Geſchöpfe vereinten. Die Vereinigung ſollte bleiben, inniger, beglückender für Beide werden, aber das Räthſel ſollte, mußte auch dabei enthüllt werden. Daher ſandte er die bald ſtürmiſchen, bald ſchwärmeriſchen Botſchaften, die ihm eine geheime Unterredung zu Wege bringen ſollten. Aber der arme unerfahrene Menſch hätte ſich trotz aller Beſonnenheit, die er zu Rathe zog, doch in dem Mittel vergriffen, wenn ihm nicht die Reizbarkeit der Tänzerin auf halbem Wege entgegen gekommen wäre.

Noch einmal hatte er den Verſuch gemacht, an Hortenſe zu ſchreiben, dringender, trauriger als je. Er hatte zur Drohung ſeine Zuflucht genommen, war jedoch feſt entſchloſſen, ſie nicht in Ausführung zu ſetzen. Die Anweſenheit ſeines Vaters, die ihm durch Caspar bekannt geworden war, zwang ihn zu größerer Vorſicht. Das, was er vorhatte, mußte vor ſeinem Vater, aus den überwiegendſten Gründen, vielleicht für's Leben mit undurchdringlichen Schleiern verhüllt bleiben. Hortenſe mußte um das Geheimniß wiſſen, das er in ſich trug und zu ihrem, zu ſeinem, zu ihrer Eltern Glücke den Ort verlaſſen. Es ſtand bei ihm feſt, die Aehnlichkeit konnte nicht trügen.

Ob Lucile wahnſinnig war, läßt ſich nicht erweiſen, allein er war gewiß ſehr unglücklich: nicht deßhalb, weil er, gleich Alfred, dem Phantome des Ruhms nachjagte, oder weil er daran verzweifelte, ein großer Schauſpieler zu werden, oder ſich zu allerlei Dingen hergeben ſollte, die ihm nicht zuſagten und die doch die Klugheit auszuführen gebot; nein! er war es durch die Geburt, durch ſein ihm verliehenes Naturell, das wie ein Strom, deſſen Bette nicht regulirt wurde, bei jedem Schneefall im Gebirge, den die Frühlingsſonne geſchmolzen, anſchwillt und verheerend gute Saat und Frucht fortſchwemmt. So tobten ſeine Gefühle und was der glückliche Augenblick manchmal in ihm ſäete oder ſchon zur Frucht hatte werden laſſen, ward ſelbſt durch den Sonnenſtrahl vernichtet, der überall hin nur Segen ſpendet.

So drohete ihm auch Hortenſe's Anblick neues Verderben.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wenn es nur mögle wär, z'mache wär mögle wär,
Mein müßt Du werde, mein müßt du ſein!

Schwäbiſches Lied.

In einem feinen Boudoir ſaßen zwei junge, hübſche Mädchen. Das eine ſchwarz, brillant, feuerſprühend; das Andere mehr empfangend und empfänglich; von lichterer Complexion nur braun zu nennen. Die Letztere war um ein Paar Jahre älter, als die Erſtere.

— Weder Muſik noch Unterhaltung will mich Heute vergnügen, ſprach die Schwarze. Der Spaziergang hat mich ermattet; ich bin keine Freundin vom Spazierengehen, da haben die Italiener recht, wenn ſie die Deutſchen Verrückte ſchelten, wegen ihrer tollen Liebhaberei, in der Sonnenhitze auf Berge zu ſteigen, um ſich Bewegung zu machen.

— Eine Perſon wie du ſollte gar nicht mehr gehen, erwiederte die Braune. Deine Füße ſind zu edlerm Gebrauche —

— Närrin!

— Wollen wir Piket ſpielen?

— Hu! Hu!

— Soll ich Dir die Karte legen?

— Ja — nein! nein! ich will nichts wiſſen —

Und mit beiden Händen entriß ſie die Karten ihrer Freundin und warf ſie in die Schublade; dann zog ſie ein kleines Billet aus dem Buſen, überblickte es flüchtig und zerknitterte es.

Die Braune ſtand auf.

— Du gehſt?

— Ich will nicht ſtören.

Die Beziehung auf das Billet mußte in dieſer Antwort empfunden werden.

— Du glaubſt? o nicht doch! aber es verſtimmt mich. Doch Du kannſt es wiſſen. Ein Engländer verfolgt mich ſeit drei Tagen mit ſeinen Zuſchriften; ſie werden immer dringender. Heute droht er mir — hier in ſeinem letzten Schreiben —

Die Freundin hatte ſogleich darnach gegriffen, aber beim erſten Blicke darauf einen furchtbaren Schrei ausgeſtoßen.

— Denke Dir, er will ſich erſchießen, unter meinem Fenſter erſchießen, wenn ich ihn nicht erhöre.

Die Freundinnen hatten nicht bemerkt, daß Juſtine, das Kammermädchen der Schwarzen, in's Zimmer getreten war. Der Schrei hatte ſie hereingelockt.

— Mein Gott! was iſt Ihnen widerfahren? fragte ſie, ihre Herrin unterbrechend.

— Was gibt's?

— Ach, Sie ſchrien ja ſo fürchterlich — ich glaubte ein Unglück —

— Es iſt nichts, Juſtine! wir bedürfen Deiner nicht.

— Wären Sie jetzt vielleicht in der Laune, einen Beſuch anzunehmen?

Erſchreckt fragte die Schwarze:

— Einen Beſuch? wer iſt's? wie ſieht er aus?

— Ei, Sie ſcheinen ja in der That Jemanden zu erwarten, ſprach das ſchelmiſche Mädchen, indem es verſchmitzt bald auf ſeine Herrin, bald auf die Freundin blickte.

— Nun? wirſt Du ſprechen?

— Es iſt ein fremder Herr draußen —

— Ein fremder Herr?! riefen hier wieder Beide.

— Ja, ein alter, fremder Herr —

— Alt, kann doch wohl der Schreiber dieſer Zeilen nicht ſeyn —

— Und wenn er es auch wäre — ſagte die Braune, ein Narr iſt er gewiß, der irgend einem Tollhauſe entſprungen iſt. Wer wird ſich Heutzutage noch aus Liebe erſchießen! Wie abgeſchmackt und altmodiſch —

— Vor allen Dingen wäre aber zu unterſuchen, meine Damen, ſprach Juſtine mit komiſchem Ernſt, ob es erlaubt iſt, daß ein Frauenzimmer ihren Geliebten auf ſolche Weiſe um's Leben bringt —

— Juſtine hat nicht Unrecht, ſagte die Braune. Du mußt ihn annehmen und anhören. Hat er Geiſt, ſo wird er uns ein Stündchen zerſtreuen und wir wollen ihn ſo lange bitten, bis er uns verſprochen haben wird, ſeine Mordgedanken aufzugeben; iſt er aber wirklich, was er zu ſeyn ſcheint, ſo mag er ſterben — es iſt dann das Beſte, was er thun kann.

— Wenn er aber ſeinen Vorſatz aufgibt und leben bleibt, und recht lange leben bleibt — und für mich? Was ſoll ich dann mit ihm anfangen? fragte mit komiſcher Aengſtlichkeit die Schwarze.

— Das wird die Zeit lehren. Wer wird ſich im Voraus mit ſo etwas incommodiren? erwiederte lachend die Freundin. Deine Beſorgniſſe verrathen wahrlich zu viel Koketterie. Laſſe ihn kommen! Betrachte ihn wie einen neuen Roman, in dem man zur Unterhaltung wohl ein Paar Seiten leſen kann; findeſt du ihn abgeſchmackt, ſo wirfſt du ihn bei Seite —

— Und wenn er mir nun gefiele und ich darin bis zum letzten Kapital leſen wollte?

— So thu's! Allah allein iſt groß und Mahomet iſt ſein Prophet!

Hier unterbrach ein plumpes Räuſpern und heftiges Scharren, die Unterhaltung.

— Mein Gott! was iſt das? rief die Schwarze.

— Hat er einen Hund bei ſich? die Braune.

— Gott behüte! ſagte Juſtine.

— Oder vielleicht mehre? fragte ihre Herrin.

— Nicht doch! den Lärm macht er ſelbſt — ganz allein — er wird ungeduldig und wenn ich ihn nicht bald hereinlaſſe, ſo nimmt er wohl ihr Boudoir mit Sturm; ſo reſolut ſieht er aus —

— So beſchreib' ihn uns einmal — ſagte die Braune.

— Es iſt ein Original, von ungefähr fünfzig Jahren; etwas grob und ernſt, wie ein Verliebter ſieht er eben nicht aus, viel eher wie ein Gläubiger —

— So ſchließe ihm ſchnell die Thüre vor der Naſe zu! rief die Freundin.

— Nein, dann mache ſie ihm weit auf! fiel die Schwarze ihr in's Wort — denn ich fürchte die Gläubiger weniger, wie die Verliebten.

— Er ſieht wie ein Landmann aus, etwa ſo ein Gutbeſitzer, der mit Erbſen zur Stadt gekommen und nun, da er ſie gut verkauft hat, ſich noch ein Vergnügen machen will — rief hier die Freundin, die das Auge an das Schlüſſelloch gelegt hatte.

— Gleichviel! Wir haben ihn bereits zu lange ſchon warten laſſen, um ihn jetzt fortſchicken zu können. Du, liebe Hulda, mußt ihn mir aber abfertigen. Ich bitte dich, komme mir zu Hilfe! Dein leichter Sinn wird dies eher zu Stande bringen, als der Meinige. Ich bin überdieß nicht in der rechten Stimmung —

— Nun wohlan! ich will Dir zu Gefallen die Gaſtrolle übernehmen. Wenigſtens muß er in's Parterre gehen, wenn ich das nächſtemal ſpiele, und mich applaudiren. Allons, Juſtine, laſſe ihn kommen —

— Halt! nicht eher, als bis ich in die Alkove geſchlüpft bin —

Die Schwarze huſchte hinter den Vorhang und die kleine Juſtine, die ſtets bereit und aufgelegt war zu dergleichen Malicen, ging in das Vorzimmer, um den ſonderbaren und auf ſo myſteriöſe Weiſe ſich ankündigenden Beſuch eintreten zu laſſen.

Die Braune aber ſetzte ſich mit der componirteſten Miene von der Welt in der Bergère zu recht, um ihre Rolle mit Würde und Anſtand zu ſpielen.

Den Fremden fand ſie alt, groß, plump und mit einem Worte nach den hier herrſchenden Begriffen, häßlich: eine Figur, die nach allen ihren Verhältniſſen in das enge, parfümirte, mit Spiegeln, Porzellan und andern Zierlichkeiten angefüllte Boudoir durchaus nicht paſſen wollte. Auf der Schwelle blieb er einen Augenblick ſtehen und überſchaute erſt die Scene, die ſich ihm darſtellte; dann ſchritt er zögernd vorwärts, wie es aber ſchien nicht ohne Ergriffenſeyn, ſeine barſche Art brach an dieſem Schauſpiel. Wie er jetzt dem blendenden Geſchöpfe gegenüberſtand, das mit feiner Grazie den Fächer ſpielen ließ und einen zweideutigen Blick aus den ſchönen Augen nach ihm ſchoß, grüßte er endlich mit einer tiefen Verbeugung des ganzen Rückens und ſcharrte dazu ein Paarmal mit den Füßen.

— Gehorſamſter! ſagte er mit einer Stimme, die zornig genug aus ſeiner befangenen Gemüthsſtimmung ſich Bahn brach — Stehe ich hier wirklich vor der Tänzerin?

— Ei, mein Herr, ſo führt man ſich nicht bei mir ein — doch was wollen Sie? ich bin Mamſell St. Viol —

— Excuſiren! Ich wagte den Namen nicht auszuſprechen, den mir mein alter deutſcher Bedienter hinterbracht hatte und den er Zankviolen nannte. Jetzt wird mir's klar — St. Viol wollte er ſagen. Je nun, excuſiren müſſen Sie ſchon, er weiß mit dem Franzöſiſchen nicht umzuſpringen und mir iſt auch nicht zu verdenken, daß ich den Namen nicht zu kennen die Ehre hatte —

— Sehr originell! Sie beſuchen alſo wohl nie das Theater?

— Bitt' um Vergebung! Bin nicht von hier — wohne in 'nem kleinen Städtchen, eine Tagreiſe von hier und komm nur ſehr ſelten in die Reſidenz, wo ich dann blos meine Geſchäfte abzumachen pflege. Und ſo auch dieſesmal. Jedoch bringen Sie mich nunmehro mit dem Theater allerdings in eine ärgerliche Verbindung —

— Sie machen mich in der That neugierig, mein Herr —

— Mamſell! vor allen Dingen — bei dieſen Worten ſtreckte der Fremde ſeinen Arm aus und legte ſeine ganze breite Hand auf die reichvergoldete Rückenlehne eines altmodiſchen Fauteuils — wenn ich müde bin, ſo habe ich's in der Uebung, mich zu ſetzen, und ſo will ich's denn auch hier bei Ihnen halten, obgleich Sie mich nicht dazu nöthigen —

— Ohne Umſtände, mein Herr, aber auch ohne Umſtände zur Sache —

— Sie ſollen ſogleich Alles hören. Ich habe einen Sohn, einen ſchwirbeligen Jungen, ſonſt aber hübſch und geſcheidt. Er ſieht mir in vielen Stücken ähnlich —

— Der Glaube macht ſelig —

— Dieſer Junge iſt mir davon gelaufen —

— Sie ſuchen ihn doch wohl nicht hier?

— Ja und nein, wie man will — er iſt zum Theater gegangen —

— So — ein Künſtler alſo —

— Leider! das wäre an ſich ſchon ein ſehr großes Unglück, aber er macht noch tolle Streiche dazu — einen über den andern — jetzt hat er ſich verliebt — zum Sterben verliebt und in Sie —

— Das zählen Sie doch wohl nicht zu ſeinen tollen Streichen? Wenn der hübſche, geſcheidte junge Menſch Ihnen nicht ähnlich ſähe, wahrhaftig —

— Er betet Sie an — wie man's nennt. Ich bin ſo ganz zufällig hinter alle dieſe Schliche gekommen und da dacht' ich, 's iſt am Beſten, wenn du ſelbſt nachſiehſt —

— Nun und da haben Sie denn nachgeſehen —

— Ach ja, leider!

Der gute Mann, in dem der günſtige Leſer den beſorgten Vater und wackern Oberlieutenant Krauthofer, leicht wiedererkannt haben wird, ließ hier ſeinen Blick langſam im Boudoir umherſchweifen und verweilte dann mit großem Ernſt bei der Dame.

— Ich verbiete Ihnen nunmehr, Mamſell, kraft meiner väterlichen Autorität, meinen Jungen jemals in Ihrem Hauſe aufzunehmen —

— Dies Verbot zu erfüllen ſoll mir nie ſchwer werden —

— Mamſell, nichts für ungut! Meine Rede iſt nicht fein, meine Stimme iſt nicht fein, aber ich bin ein ehrlicher Mann und Vater. Ich kann es wohl begreifen, wie ſolch ein Frauenzimmer meinem Jungen den Kopf verrücken kann, allein leiden darf ich's doch nicht und wenn ich gleich an ſeiner Stelle vielleicht nichts anders thäte —

— Verbunden für ſolch unerwartetes Kompliment aus Ihrem Munde.

— Betrachten Sie aber nur, daß er noch ſehr jung iſt — der ganze Menſch iſt kaum zwanzig Jahre alt, und daß er um Ihretwillen bei der verwünſchten Carrière bleiben könnte, die er doch nach und nach abandonniren muß, da ich darauf mit Hartnäckigkeit hinarbeiten werde.

— Hat er Talent zum Schauſpieler? Doch das werden Sie mir wohl nicht zu beantworten wiſſen?

— Das könnte ich wohl, doch gehört es nach meiner Meinung nicht zur Sache. So viel iſt gewiß, daß ich den Schauſpieler enterbe — meinetwegen mag er verhungern —

— Wie Sie doch ſprechen! Glauben Sie denn, daß wir nicht unſer Auskommen haben? Sehen Sie ſich doch einmal recht bei mir um, ſcheint hier die Dürftigkeit zu wohnen?

Der Oberlieutenant ſah ſich hier nicht um, ſondern die Sprecherin feſt an, zuckte dann die Achſeln und ſprach:

— Crenſiren! das kann auch nicht Jeder — was Sie können. Habe ſchon von Ihrer beſondern Kunſt gehört —

Die kleine braune Dame nahm das zweideutige Kompliment für Ihre Freundin mit ſchalkhaft lächelnder Miene an, konnte aber nicht unterlaſſen, einen boshaften Blick nach der Alcove zu werfen, deren Vorhang feſt zuſammengekniffen wurde.

— Sehen Sie, ſo liebte auch ich einſt das Theaterſpiel und konnte es wohl leiden, daß die junge Brut im Allgemeinen und mein Sohn insbeſondere, mitthat. Aber als ich ſah, wie weit es führte und daß am Ende Alles zum wirklichen Theater wollte, da öffnete ich mit einem Male die

Augen und, war beſtürzt, mich an einem Abgrunde zu ſehen. Unſer erſter Liebhaber und der dumme Junge, mein Sohn, ſprachen zuerſt davon. Der Vater des erſten Liebhabers, ein penſionirter Hauptkaſſenreviſor, ein ſchwacher, eitler Mann, ohne das, was man Charakter und feſte Grundſätze nennt, willigte ſogleich ein und ließ ſeinen Sohn auf die hohe Schule, wie er's nannte, das heißt, er ſchickte ihn mit Geld verſehen hieher, damit er ſich beim Hoftheater engagiren laſſe. Das ſoll ihm nun auch bereits geglückt ſeyn, wenigſtens hat mir's ſein Vater geſagt, der hergereist iſt und nun ganz glücklich iſt, ihn ſpielen zu ſehen —

— Hab' ich doch von keinem neuen Liebhaber auf dem Theater gehört — ſprach ausforſchend das Dämchen. Wie ſoll der junge Menſch heißen?

— Mindelsheim; der alte Mindelsheim iſt penſionirter Hauptkaſſenreviſor und ſpielt die edlen Väter auf unſerm Theater, ich wollte aber, er wäre mit ſeiner Theaterwuth bei den Gegenfüßlern, denn ſein Beiſpiel hat mich eben um meinen Sohn gebracht —

— Von einem Mindelsheim bei unſerer Bühne iſt mir noch nie etwas zu Ohren gekommen —

— So hat er vielleicht ſeinen Namen verändert.

Das wäre denn doch wenigſtens noch etwas Vernünftiges.

— Aber vor allen Dingen, mein Herr, wie heißt Ihr Sohn, der für mich, nach dem, was Sie mir über ihn ſagen, wie natürlich von ganz beſonderem Intereſſe ſeyn muß —

— Mein Sohn heißt in dieſem Augenblicke nicht wie ich — er nennt ſich Pucks —

— Pucks? rief das Mädchen verwundert — Pucks? Hier, mein Herr, leſen Sie einmal dieſes kleine Billet, welches ich ſo eben empfing — iſt dies die Handſchrift Ihres Sohnes?

— Das hat er geſchrieben — aber das iſt ja franzöſiſch!

— Natürlich! Erſtens führte ihn der Name St. Viol irre; er weiß wahrſcheinlich nicht, daß ich deutſch verſtehe; zweitens nennt er ſich ja Lord Pucks in dem Billete und in allen ſeinen frühern —

— In allen frühern — Lord Pucks — ich möchte den Jungen —

— Ereifern Sie ſich nicht ſo ſehr. Mein Boudoir iſt für ſolche Ausbrüche väterlichen Zornes nicht geeignet. Sind Sie denn aber auch vollkommen überzeugt, daß dieſer Lord Pucks, der an mich ſchreibt, die Ehre hat, Ihr Herr Sohn zu ſeyn, der, wie Sie ſagen, Ihnen ähnlich ſehen ſoll? Das iſt wohl nicht möglich —

— Nicht anders! ich habe darüber die pünktlichſten Nachrichten. Mein Bedienter hat ihn geſehen — ſelbſt mit ihm geſprochen —

— Und dieſer Lord Bucks will ſich heute hier unter meinen Fenſtern den Tod geben? —

— Es iſt ſchändlich!

— Er will ſich erſchießen, wenn ich ihn nicht erhöre —

— Aber erhören werden Sie ihn doch wohl nicht —

— O Rabenvater! Sie wollen alſo den Tod Ihres Kindes?

— Erhören Sie ihn, ſo iſt er nicht mehr mein Sohn. Welch ein Unglück iſt es, Vater zu ſeyn! Wiſſen Sie denn gar nichts, um der Kataſtrophe vorzubeugen? Laſſen Sie mich hier verbergen — bewilligen Sie ihm das erbetene Rendezvous — und wenn er dann kommt, ſo will ich ihn hier empfangen —

— Schauerlicher Gedanke! Nein, mein Herr, dazu gebe ich mich nicht her. Mein Mittel ſoll weniger Lärm machen, aber eben ſo draſtiſch wirken

Seyn Sie ruhig, er ſoll ſich mit einer Windbüchſe erſchießen, das gibt keinen Knall —

— Bedanke mich ſchönſtens! Nein, Mamſell, Windbüchſe oder Piſtole — gleichviel! Ich bleibe hier und Sie laſſen ihn kommen —

— Das geſchieht nimmermehr! Sie müſſen fort und ſich gänzlich auf mich bei der Sache verlaſſen. Ich will ihn ſehen und ſprechen. Vertrauen Sie mir immerhin; es ſoll Ihrem Sohne das Leben nicht koſten, mich geſehen zu haben und ich werde ihn gebeſſert und beruhigt in Ihre Arme zurückführen —

— Könnte ich darauf bauen? Sehen Sie, Mamſell, wenn Ihnen das gelänge, ſo gäben Sie mir armem Manne mein Glück wieder. Bedenken Sie, ein Vater fleht zu Ihnen — es iſt vielleicht das erſtemal, daß Sie in den Fall kommen, im wirklichen Leben eine edle That zu üben, wozu Ihnen ſonſt nur das Theater die Gelegenheit bot —

— Sie haben eine zu vortheilhafte Meinung von mir. Jedoch muß ich offen bekennen, daß dieſe Geſchichte einer Melodramenentwicklung nicht unähnlich ſieht und dies ſpornt mich nicht wenig an, meine Kunſt zu zeigen. — Alſo, Sie verlaſſen mich und ich willige in das Rendezvous.

— Mir wird Angſt und bange dabei. Mein armer Sohn iſt verloren —

— Das nicht — wenn gleich ſeine Heilung nicht leicht iſt. Ein Schauſpieler, der ſich Lord Pucks unterſchreibt und auf ſo extravagante Weiſe von einer Künſtlerin ein Rendezvous ertrotzen will, iſt entweder ein überſpannter Neuling oder ein abgefeimter Roué, in beiden Fällen eine widerwärtige Perſonnage und ſchwer zu behandeln —

— Lucile iſt keines von beiden, aber ich fürchte — ich fürchte. Glauben Sie nicht etwa, das ſeine vollſtändige Heilung ganz unmöglich ſeyn dürfte?

— Das nicht — doch wer würde es gewiß voraus ſagen können? Vor allen Dingen muß ich aber bitten, daß Sie ſich gänzlich jeder Einmiſchung bei der Kur enthalten — dann hoffe ich das Beſte.

— Wann darf ich wieder anfragen?

— Morgen — ſo bald als möglich. Alſo Ihr Herr Sohn iſt zum Theater gegangen gegen Ihren Willen, ſo was man ſagt, Ihnen davongelaufen —

— Ganz richtig —

— Und heißt jetzt Lord Pucks — wohlan! Leben

Sie wohl, mein Herr! Morgen hoffe ich, Sie wieder bei mir zu ſehen.

Es war lächerlich, zu bemerken, mit welchem wichtigen Anſtande der ſchöne Arzt den alten Lieutenant entließ. Es war eine Luſtſpielſcene der originellſten Art.

Kaum hatte ſich aber der Oberlieutenant Krauthöfer entfernt und die kleine braune Schelmin ſich zur Alcove gewandt, um ihre ſchwarze Freundin hereinzurufen, als dieſe ſelbſt in ſeltſamem Aufputze ſchon hinter dem Vorhange bereit ſtand, hervoreilte und an die Klingelſchnur ziehend, ausrief:

— Jetzt, liebe Hulda, mache, daß Du fortkommſt, denn ich ſehe den falſchen Lord unten und Juſtine ſoll ihn hereinlaſſen. Du mußt ihn meiner Heilung überlaſſen.

Die braune Hulda hatte gerade noch ſo viel Zeit, zu bemerken, daß ihre Freundin die Haare weggeſtrichen und eine tiefe Haube aufgeſetzt hatte; dazu eine grüne Brille und ein verhüllendes Umſchlagetuch und die Metamorphoſe war fertig, aus der leichten Sylphide eine pietiſtiſche Betſchweſter zu machen.

— Aber was willſt Du denn mit ihm anfangen? — war Alles, was ſie noch ſagen konnte; denn Juſtine trat ein und erhielt ein Zettelchen und Hulda wurde hinter den Verhang geſchoben, um jetzt die unfreiwillige Zuhörerin der folgenden Scene zu werden, in welcher ſie gerne die Hauptrolle übernommen hätte, die ihrem Muthwillen beſſer zugeſagt haben würde.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß
Als heimlich ſtille Liebe, von der Niemand nichts weiß —

Volkslied.

Lord Pucks, wie er ſich nannte, ſchlich wie ein ächter Verliebter am Hauſe der Angebeteten auf und nieder, blickte nach den Fenſtern, roch dazwiſchen an einer Roſe, die er in der Hand hielt und ſeufzte dazu. Er nahm an, daß hinter jener geſchloſſenen Jalouſie ein beobachtendes Auge auf ihm weilte.

Es war ein recht romantiſcher Abend — ein Abend, wie er heutigen Liebesverhältniſſen ohne Poeſie und Ueberſchwenglichkeit gar nicht einmal nöthig iſt, da ſeine Schönheit und Wichtigkeit bei ſolchen Anläſſen von alltäglichen Sterblichen weder gewürdigt noch verſtanden wird. Zu unſerem myſteriöſen Abenteuer paßte er aber vollkommen.

Zwiſchen den Bosketts einer unfernen Promenade, welche das Ende der Straße bildete, in der die Wohnung der Tänzerin lag, glitzerten die letzten

Goldtinten der abwärts ſchwebenden Sonne und Duft und Staub hüllte die Gegenſtände in einen wunderbaren, röthlichen Schimmer, der ſie faſt wie Nebelgeſtalten erſcheinen ließ; aber der Nebel war nicht froſtig, ſondern eitel Glut. Die Fenſter der Häuſer waren ſo goldig und feurig, daß das Auge es faſt nicht ertragen konnte und der Verliebte wußte es der Dame ſeines Herzens Dank, daß ſie das grüne Gitter davor geſchloſſen hatte, um ungeblendet dahin blicken zu können und ſich dem ſüßen Traume zu überlaſſen, daß ſie dahinter lauſchend ſtand.

Es war in der Straße ſelbſt einſam zu dieſer Stunde; die Bewohner hatten die Häuſer verlaſſen, um ſich in der milden Luft zu ergehen und der junge Verliebte konnte daher ungezwungener ſich ſeinem etwas auffallenden Betragen hingeben. Er ging und kam in ſtets kürzern Wendungen an dem Hauſe vorüber; er blickte oft und öfter nach dem vergitterten Fenſter hin; er führte die ſchon verwelkte Roſe häufiger zur Naſe und ließ mitunter ſo ſtarke Seufzer ſeiner Bruſt entſchweben, daß er annehmen durfte, ſie würden oben vernommen werden können. Dieſes extravagante Spiel, das eine ziemliche Weile ſchon gedauert hatte, wurde nur auf einen Augenblick durch eine überraſchende Erſcheinung unterbrochen.

Der junge Menſch gewahrte ſie kaum, als er ſich mit Blitzesſchnelle in die Vertiefung eines Thorwegs ſtellte und ſie ruhig an ſich vorübergehen ließ.

— Himmel und Hölle, dies iſt mein Vater! rief es plötzlich in ihm. Wie? kommt er von ihr? Hat er ſie geſehen? Hätte er ſchon Alles entdeckt?

Er trat hier aus ſeinem Verſtecke hervor und blickte der Geſtalt ſeines Vaters nach, die ihm jetzt mehr als je in einem zweifelhaften Lichte erſchien.

— Mein Gott! wie er die Füße hebt! wie er dahineilt auf leichtbeſchwingten Sohlen! ſagte er mit Bitterkeit zu ſich ſelbſt. Es iſt geſchehen, er hat ſie ſchon geſprochen!

Ein mildes Lächeln ſchwebte jetzt um ſeine Züge, als er ſeinem Vater weiter nachblickte Der Herr Oberlieutenant Krauthöfer hatte ſeinen Rock geöffnet, deſſen Schöße, von einem lebhaften Winde bewegt, wie große Fittige an ſeinen Seiten ſchwebten, er trug ſeinen Spazierſtock erhoben und handhabte ihn anſcheinend triumphirend, wie einen Scepter oder Marſchallsſtab. Jetzt hatte er ſchon jene Region des glühenden Nebelduftes erreicht, in der ſeine dunkle Geſtalt einherſchwamm, von goldenen Reflexen umzogen; er drehte ſich ſeitwärts und eine Schnalle, womit er die ſteife Cravatte des langen Halſes befeſtigt hatte, blitzte wie ein Zauberdiamant und verlieh dem alten, abenteuerlichen Manne noch mehr Wunderbares.

Lucile ſtaunte und rief:

— Da geht er hin, der Schauſpieldirector Titl! Alles weiß er, nichts bleibt ihm verborgen und ich ſtehe hier und mühe mich ab, hinter das Geheimniß zu kommen. Ohnmächtige Jugend!

Er dachte an Caſpar. Sollte der geplaudert haben? Aber warum erſt jetzt? Wäre ſein Vater durch einen andern Zufall von Allem unterrichtet worden?

Noch ſann er darüber nach und ſtand mit untergeſchlagenen Armen an einen Laternenpfahl gelehnt, den Stengel der verwelkten Roſe gedankenlos zwiſchen den Lippen, als Juſtine, das Zöfchen, aus dem Hauſe ſchlüpfte, ſich ganz theatraliſch rechts und links umſah, dann mit dem Zeigefinger der linken Hand an dem Mund auf den Zehenſpitzen näher ſchwebte und ihm mit verſtohlen lächelnder, pfiffiger Miene das Zettelchen ihrer Gebieterin zuſteckte.

Er öffnete es und las die Worte:

„Man muß die armen Unglücklichen, die um ihren Verſtand gekommen ſind, nicht unbarmherzig ſterben laſſen, vielmehr muß man ſich beſtreben, ſie zu heilen. Kommen Sie!“

Der Lord athmete hoch auf und folgte der kleinen Botin, die ſich mit einem leichten Winke entfernte und ihm den Weg zeigend, in das Haus zurückſchlüpfte, aus dem ſie gekommen war. Am Ende eines dunkeln Corridors öffnete ſich leiſe und unbemerkbar eine Tapetenthüre, das Zöfchen verſchwand ſeitwärts und er ſtand auf der Schwelle des Boudoirs, wo ſich ihm ein ungeahntes Räthſel enthüllen ſollte.

Vor ihm, auf den weichen Kiſſen eines morgenländiſchen Divans, ſaß die Tänzerin, in der Stellung und Haltung, die zu dem Coſtüme vollkommen paßte, welches ſie zu dieſem Rendezvous ſich gewählt hatte.

Der junge Menſch blieb einen Augenblick in ſinnender Betrachtung auf der Schwelle ſtehen; er wußte ſich den Kontraſt, der ſich ihm hier auf den erſten Blick zeigte, nicht zu erklären. Jene Aehnlichkeit mit einem geliebten Weſen, von dem es noch nicht ausgemacht war, ob es wirklich auf Erden, oder nur in ſeiner Phantaſie lebte, war verſchwunden; verſchwunden Alles, worauf ſich der Wunſch gründete, der ihn hieher geleitet hatte. Bald ward es ihm aber klar, daß hier eine Komödie mit ihm geſpielt werden ſollte; er erkannte die Maske und ging mit ſich zu Rathe, welche er für ſich zu wählen habe. Der Beſuch ſeines Vaters übe hier ſeinen Einfluß, dachte er.

Die Tänzerin bemerkte kaum dieſes Zögern, als ſie es auch richtig zu deuten glaubte, wenn ſie es einer gewöhnlichen Verlegenheit der Ueberraſchung zuſchrieb. Stand er ihr doch jetzt gegenüber, er, deſſen überſpannte Billette, womit er ſie ſo beſtürmt hatte, nunmehr durch ſeine Erſcheinung den vollſtändigſten Commentar erhielten. Sie hatte ihm geſchrieben, hatte ihn erhört; er befand ſich nun mit ihr in dem ſo heiß erſehnten Tete à Tete, fern vom Theater, fern dem Publikum, ohne Zeugen. Er hätte ſein plötzliches Glück für einen Traum halten müſſen. Er, der ſich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, vor ihren Augen, unter ihren Fenſtern zu ſterben, er ſah ſich durch die ihm gewordene Erlaubniß zur höchſten Seligkeit erhoben. Aber wie ſtand es um ſeinen Muth, als er die Augen auf das göttliche Weib heftete, das er aus der Ferne angebetet hatte? Was hatte er zu finden gehofft — und was gefunden!

Die Tänzerin blieb ruhig in ihrer Stellung, ſich weidend an der Verlegenheit ihres Liebhabers, die ſie zu bemerken glaubte.

— Ein Neuling! dachte ſie bei ſich — ein ungeſchickter Neuling! Welche plumpe Maske iſt dieſer ſentimentale Lord Pucks — Du armer Komödiant haſt wenig Talent zu dieſer Art von Rollen!

Du mußt das Theater verlaſſen und zu deinem guten Vater zurückkehren. Solchen Leuten iſt es nicht erlaubt, ihren Eltern durch ſeynſollende Genialitäten Kummer zu bereiten.

Während der Pauſe war Pucks näher getreten und hatte die Tapetenthüre leiſe hinter ſich zugezogen. Er ſprach zwar immer noch keine Sylbe, allein dies geſchah weder aus Blödigkeit, noch aus der Ueberſchwenglichkeit ſeiner Gefühle, wie das gute Mädchen wähnte.

— Nehmen Sie Platz — hauchte endlich die Schöne — bleiben Sie mir aber in einiger Entfernung —

Pucks ſetzte ſich ſcheinbar linkiſch auf die Ecke eines Lehnſtuhls und beobachtete genau das Gebot, das ihm ertheilt worden war, in der Abſicht, durch ſein Benehmen auch die Schöne irre zu leiten und ſo deſto eher zur Durchſchauung des ihrigen zu gelangen.

— Hier gilt es — dachte er bei ſich — wer den Andern zuerſt nöthigt, die Maske abzunehmen und ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

— Ei, mein Herr, ſprach ſie weiter — da ſitzen Sie mir nun gegenüber und ſchlagen die Augen nieder, wie ein Schulknabe, der ſeine Lection nicht kann. Allons, ſo ſehen Sie mich doch an!

Er that genau, was ſie ihm befahl.

— Ich errathe den Grund Ihrer Verlegenheit — fuhr ſie fort. Sie glaubten mich wahrſcheinlich zu Hauſe, wie auf dem Theater zu finden. Mit rothgeſchminkten Wangen, nackten Armen, in einem durchſichtigen Gazeröckchen. Ja, mein junger Freund, wenn Sie mich ſo zu finden glaubten, ſo müſſen Sie ſich freilich arg getäuſcht ſehen.

Hier ſchnupfte ſie ſcheinbar aus einer alten Doſe, die ſie aus der Schürze nahm; Pucks ſchien nicht im Geringſten überraſcht und verharrte in ſeiner impaſſibeln Stellung. Die Schöne bemerkte es und fuhr, in ihrem Glauben von ſeiner Einfalt beſtärkt, fort in ihrer Rolle.

— Sehen Sie, mein verehrter Herr Lord, wenn der Vorhang unten iſt, dann wird die Tänzerin St. Viol wieder ſie ſelbſt — ganz ſie ſelbſt, dann erwacht ſie zu einem neuen, zu ihrem eigentlichen Leben. Sie wird die ſorgliche Hausfrau und geht ihren kleinen Geſchäften mit aller Pünktlichkeit nach; ſie hüllt die Glieder in wärmende Stoffe, bindet das häusliche Schürzchen vor, trinkt Thee mit guten, gleichgeſinnten Geſchöpfen, liebt das Plaudern mit gutunterrichteten Seelen, ſpricht von Allem — nur nicht vom Theater und nimmt ein Prischen, wie

Sie ſehen! Was da, wir machen keine Umſtände! ſchnupfen Sie auch?

Pucks beſann ſich einen Augenblick, dann ſchien er plötzlich Muth zu faſſen und rief mit dem Tone ſchmerzvoller Enttäuſchung:

— Wie, Miß, alle mächtigen Illuſionen, die Sie umſchweben, die Ihnen alle Herzen erobern, ach, und auch das meinige! — die Verſe, die Ihnen von unſern größten Dichtern —

— Was Verſe! Was Dichter! rief die Tänzerin — hat das wohl reellen Werth? Da bekomme ich alle Tage ſolches Zeug und laſſe es zu Papilloten zerſchneiden. In dieſem Augenblicke macht mir ein junger Dichter aus Berlin ziemlich ſtark die Kur und läßt es an poetiſchem Weihrauch nicht fehlen. Er reiste dieſen Sommer in der Schweiz umher und widmete mir ſeine poetiſchen Reiſebilder. Ich lachte darüber. Eine Genfer Uhr oder ein fetter Käſe aus dem Emmenthal wären mir lieber, als alle ſeine Poeſien, geweſen. Ich gab ihm das auch nicht undeutlich zu verſtehen, und um es ihm zu beweiſen, ließ ich mich von einem dicken Millionär aus Baſel umſchwärmen, der keineswegs liebenswürdig war, aber meinen Neigungen und Liebhabereien viel beſſer zu entſprechen wußte.

— Und den Ruhm achten Sie für nichts, Miß? fragte Pucks anſcheinend von dem mächtigſten Erſtaunen ergriffen.

— O dieſe Begierde nach Ruhm, die iſt mir immer fremd geblieben, ſo lange ich in meinen vier Pfählen ſitze und das gute, häusliche Mädchen bin. Im Theater, auf der Scene, da iſt es anders — da gehöre ich dem Ruhme; kehre ich nach Hauſe, ſo verläßt mich das eitle Zeug, ſobald ich aus dem Theaterwagen ſteige und meine Schwelle betrete. Dann habe ich an etwas Anderes zu denken: Ob auch mein Salat gut zubereitet iſt, den ich alle Abende recht ſauer eſſe, damit ich meine Taille behalte und nicht dick werde. Habe ich ihn verzehrt, dann denke ich, gute Nacht, Welt, ſpreche meinen Segen und lege mich ſchlafen. So halt' ich's und dabei bleibt Alles im Geleiſe —

Sie ſchnupfte wieder und Pucks wollte ſich hier nicht enthalten, die Hände zuſammenzuſchlagen und die Blicke, wie in Verzweiflung, nach der Decke zu richten. Die Tänzerin bemerkte es und glaubte jetzt den Sieg errungen zu haben.

— Sehen Sie, Mylord! ſo lebe ich und ſo ſollte jede Tänzerin leben, um das wieder gut zu machen, was ſie durch ihren Stand verſchuldet. Ich war willenlos, als mich meine Eltern zu dieſem Gewerbe beſtimmten — Ach, glauben Sie, ich hätte es nie ergriffen. Aber nun, da Sie mich ganz kennen, geſtehen Sie offen, bin ich eine von Denen, um derentwillen man ſich todtſchießt? Sprechen Sie, mein Herr!

— Nein, Miß, Sie ſind keine von denen —

Die St. Viol vermochte kaum mehr ihre Freude über das Gelingen, dieſen einfältigen jungen Menſchen wenigſtens für den Augenblick geheilt zu haben, zurückzuhalten. Sie erhob ſich, um ihn zu verabſchieden und der Scene ein Ende zu machen.

— Ich werde mich jetzt nicht todtſchießen — fügte Pucks hinzu — denn Sie gewährten mir ja, um was ich bat: Ihnen im vertraulichen Beiſammenſeyn gegenüber zu ſitzen; hiedurch haben Sie mir allerdings das Leben gerettet —

Auch er war aufgeſtanden, der Ton, womit er die letzten Worte geſagt hatte, war befremdend.

— Aber ich ſehe nun erſt, welche Künſtlerin ich vor mir habe, fuhr er fort. Sie iſt nicht blos Tänzerin, ſondern ſie vermag auch durch die Macht ihrer Rede zu wirken — erlauben Sie, Herrliche! daß Ihnen Lord Pucks nunmehr ernſtlich dafür huldige —

Ueberraſcht rief das Mädchen:

— Mein Herr, was ſoll das und wer ſind Sie?

— Ihr anbetender Bewunderer — werfen Sie fort die Maske — die Sie entſtellt —

— So werfen Sie auch die Ihrige fort — Sie ſind nicht Lord, nein! ſondern ein Schauſpieler — Ihr Vater ſelbſt vertraute es mir —

— So war er alſo wirklich hier, mein Vater und Sie haben ihn geſprochen?

— Ich habe ihn geſprochen — ja!

— Unmöglich! Er konnte Sie ſehen, Sie ſprechen, ohne daß ihn die Macht der Erinnerung ergriffen hätte, ohne daß er Ihnen offenbarte?

— Was, mein Herr?

— Nein, es iſt nicht möglich! Sprechen Sie — warum täuſchen Sie mich? oder warum wollen Sie mich täuſchen?

— Ich täuſche Sie nicht mehr, mein Herr! Ihr Vater war hier — er ſchilderte mir Ihre Krankheit und war troſtlos darüber, ich aber erklärte Sie für heilbar und ich übernahm es, Sie zu heilen.

— O, ſagen Sie mir nichts mehr von dem alten Manne, der hier war und der ſich für meinen Vater ausgab; glauben Sie nicht, was er Ihnen erzählte; er betrog Sie, wie er mich betrog; er iſt mein — er iſt unſer Vater nicht — Sie, aber ſind meine

Schweſter — jene Unglückliche, Verlaſſene, war unſere Mutter, wo iſt ſie, kommen Sie, wir wollen Sie aufſuchen, ſie aus den Banden befreien, in die ſie der arge Zauberer ſchlug, der ſich Oberlieutenant Krauthöfer nennt, der aber Niemand anders iſt, als der fürchterliche Schauſpieldirector Titl, der Ihnen, mir, unſerer armen Mutter Unglück und Leiden noch bringen wird und ſchon gebracht hat —

Lucile ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke, den das Gefühl, das ſie ihm gab, hervorrief; er griff jetzt nach der Hand des Mädchens, das ängſtlich bebend neben ihm ſtand und nicht wußte, welche Deutung es dieſer Wendung geben ſollte. Hortenſe glaubte einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen, und doch brach wieder ein ſo lichter Strahl der Wahrheit aus dem, was er ſagte, daß ſie ſich ihrer Vermuthung wegen ſchalt und nichts that, um ſich der Gegenwart des jungen Menſchen gewaltſam zu entziehen, aus Furcht, ihn zu beleidigen.

— Sie ſind zu heftig aufgeregt und ich wünſchte doch eine ruhige Erklärung von Ihnen zu erhalten, dazu iſt es aber nöthig, daß Sie ſich ſammeln, ſagte ſie. Ruhen Sie ein wenig aus und laſſen Sie mich dann einige Fragen an Sie richten.

— Nein, ſchrie er in Wuth gerathend, nein!

vorerſt geſtehen Sie mir, daß mein Vater, wenn er auch hier war, doch Sie nicht geſehen und geſprochen hat!

Hortenſe's Angſt war noch bedeutend geſtiegen; ſie ſah wohl ein, daß ſie, wollte ſie Ruhe haben, ihm die Wahrheit geſtehen mußte. Hulda kam ihr zu Hilfe, indem ſie jetzt aus dem Verſtecke ſchlüpfte.

— Was iſt das? Löſt ſich das Räthſel ſo? ſprach Lucile, wie aus Phantaſien zu ſich ſelbſt kommend.

— Ich war's, die den alten Herrn ſprach, der kurz vor Ihnen hier war, ſagte Hulda, aber iſt das eine Art, von Damen Geheimniſſe zu erforſchen?

— Und Sie gaben ſich für Hortenſe St. Viol aus?

— Das that ich.

— Und Hortenſe ſah er nicht?

— Er ſah ſie nicht.

— Und warum verſtellte ſie ſich?

— Um Sie zu täuſchen.

Lucile ward plötzlich bleich, ſchüttelte dann den Kopf und ließ die Blicke zweifelnd von der einen zur andern ſchweifen

— Um mich zu täuſchen? wiederholte er dann jedes Wort langſam betonend. Gut, ich will Ihnen glauben; er ſah die Rechte nicht und ſo iſt Alles gewonnen. Laſſen Sie ſich nie vor ihm blicken, Hortenſe, ich bitte, ich beſchwöre ſie — fürwahr, es wäre ein großes, ſehr großes Unglück.

Er hatte ſich geſetzt und die Mädchen ſetzten ſich auch. Sie waren heftig ergriffen.

Hortenſe erhob ſich nach einer kurzen Pauſe und winkte Hulda in eine Fenſterniſche.

— Freundin, ſprach ſie leiſe, laſſe mich jetzt allein mit dem Fremden —

— Unmöglich, Du ſetzeſt Dich ſeinen Gewaltthätigkeiten aus. Er ſcheint mir ein Wahnſinniger zu ſeyn —

— Nicht doch. Ich muß ſeine Geſtändniſſe hören, die er mir in Gegenwart einer dritten Perſon nicht ablegen wird —

— Ich willfahre Dir nicht gern — es ängſtigt mich —

— Was kann mir widerfahren? Ein Zug an jene Glocke ruft meine Leute — ich bin ja nicht allein im Hauſe. — Beſorge nichts.

— Wenn er aber in ſeiner Verzweiflung —

— Ich ſehe an ihm keine Spur davon. Seine Aufregung wird ſich legen, ſobald er ſein Herz erleichtern kann und das geſchieht gewiß, wenn wir allein ſind — gehe!

— Gut. Bei dem leiſeſten Anlaſſe klingelſt Du aber aus Leibeskräften, ich werde die Diener unterrichten —

Hulda warf noch einen halb mitleidigen, halb ängſtlichen Blick auf den Fremden, verbeugte ſich artig gegen ihn und entfernte ſich hierauf langſam.

— Gottlob, daß ſie geht — ſagte Lucile vor ſich.

Hortenſe kehrte auf den Divan zurück, und nachdem ſie alle Faſſung zuſammengenommen, ſagte ſie nach einer Pauſe, während Lucile ſein ſtarres Auge nicht von ihr abwendete:

— Mein Gott, welche fürchterliche Wendung nahm dieſer Scherz! Aber jetzt, mein Herr, geben Sie mir die Erklärungen, die Sie mir ſchuldig ſind. Sie ſprachen vorhin Worte, die einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, als daß ich ſie nicht ernſtlich bitten müßte, meine Unruhe zu heben. Sie ſcheinen von meinen Eltern, von meiner Herkunft Vermuthungen zu beſitzen, und ich geſtehe Ihnen offen, daß Beides mir ſelbſt räthſelhaft iſt. Ich kannte meine Eltern nicht, und was ich von meinem Pflegevater erzählen hörte und ſelbſt nacherzähle, entbehrte alles Haltes, aller Wahrſcheinlichkeit.

— Verzeihen Sie mir, daß meine Heftigkeit Ihnen

Schrecken eingeflößt, ſprach Lucile. Ich bin leider vom Schickſal dazu beſtimmt, der ganzen Anlage meines Charakters nach, Alles was mir lieb iſt auf der Welt, in den Tod zu betrüben. Ein ſchreckliches Loos verfolgt mich. So auch hier. Seit dem Augenblicke, daß ich Sie das erſtemal ſah, fühlte ich mich wie durch unſichtbare Zauberbande zu Ihnen hingezogen: die Aehnlichkeit mit meiner unglücklichen Mutter, von der ich keinen Zug beſitze, ſagte mir, daß Sie meine Schweſter ſeyen, es drängte mich, es Ihnen zu offenbaren und nun, da ich ſo glücklich bin, Ihnen gegenüber zu ſitzen, jage ich Ihnen zuerſt Furcht ein, ſtatt Ihnen Vertrauen einzuflößen und als Sie endlich die Furcht überwinden und ſo gütig ſind mir ein unbelauſchtes Gehör zu ſchenken —

Hier erhob er ſich ſchnell —

— Wir ſind doch unbelauſcht? rief er mit forſchendem Ausdrucke und öffnete die Thüre, um im Vorzimmer nachzuſehen.

— Wir ſind ganz allein — ſagte Hortenſe ruhig.

— Jetzt habe ich nichts als mein Wort, meine Verſicherung. Keinerlei Beweiſe ſtehen mir zu Gebote, fuhr Lucile fort. Der alte Mann, der vorhin hier war und der Sie nicht ſehen darf, weil es Ihr Unglück ſeyn würde, wäre allein im Stande über dieſe

Aehnlichkeit zu urtheilen. Meine Mutter lebt fern von hier in England — in einer Irrenanſtalt — ſie lebt von ihrem Manne getrennt — ſeit Jahren getrennt — ſeit ſo viel Jahren etwa als Sie, ſchönes Mädchen, alt ſeyn können, ſetzte er etwas leiſer hinzu.

— Mein Gott! was ſprechen Sie da? rief Hortenſe, die Hände vor's Geſicht ſchlagend.

— Sie tragen das Zeugniß, daß Sie die Tochter meiner unglücklichen Mutter ſind, zu deutlich in ihrem Geſichte, als daß ein Zweifel darüber walten könnte. Wollen Sie Gewißheit haben, ſo verlaſſen Sie dieſen Ort und begeben Sie ſich nach England; ich will Sie dahin begleiten, wie Ihr Bruder begleiten —

Hortenſe blickte jetzt von ihrer Seite forſchend auf den Sprechenden. Es war ein ſeltſamer Ausdruck, der in den Zügen des jungen Menſchen ſich zeigte. Er ſchien ihr ein, von einer fixen Idee Befallener zu ſeyn, der jedoch im Uebrigen im ungeſtörten Beſitz ſeiner geiſtigen Fähigkeiten war. Die Bekanntſchaft war ihr intereſſant; ſie empfand keine Scheu mehr vor ihm, und ſie beſchloß, ihn von ſeiner Vermuthung auf freundliche Weiſe zurückzubringen.

— Aber welche Gewißheit könnte ich dort erlangen? ſagte ſie — die traurige, daß ich mein Daſeyn einem Fehltritte meiner Mutter verdanke — die beſchwerliche, daß ich genöthigt ſeyn würde, ihren Verführer vor die Gerichte zu ziehen — und welche Beweiſe hätte ich denn zu dem Allen bei der Hand? Nichts als die Aehnlichkeit. O, wie ähnlich ſehen ſich oft Menſchen, die in keinem Grade der Verwandtſchaft zu einander ſtehen und mir ſollte dieſes nichtige Ungefähr dazu dienen, ein Geheimniß zu enthüllen, das mit der Ruhe ſeiner Urheber zu feſt verſtrickt iſt, als daß ſie nicht Alles daran ſetzen ſollten, es mit einem ſtets undurchdringlichern Schleier zu verdecken? Dachten Sie auch wohl daran, welchen Gefahren wir uns ausſetzen?

— Kennen Sie denn aber wohl die Gefahr, die ſie hier umſchwebt und der Sie nur wie durch ein Wunder entgingen? ſprach Lucile. Wenn Sie nicht auf den Gedanken gerathen wären, den Oberlieutenant Krauthöfer durch Ihre Freundin empfangen zu laſſen, wer weiß, was zu dieſer Stunde ſchon Ihr Loos geweſen wäre?

— Und was könnte er gegen mich unternehmen wollen? fragte Hortenſe.

— Was? Vernichtung! Schmach! Entſetzenvolles! rief Lucile in Feuer. Verſprechen Sie mir, ſich nicht bloßzuſtellen; verſprechen Sie mir, nicht aufzutreten, bis er die Stadt verlaſſen haben wird, was nicht lange mehr anſtehen kann. Ein Unwohlſeyn iſt ja beim Theater ſo leicht vorgeſchoben, der Theaterarzt wird Ihnen die Gefälligkeit nicht abſchlagen, Ihnen ein Zeugniß zu ertheilen. Mir aber erlauben Sie, für Ihre Sicherheit im Stillen zu wachen! Ich betrachte Sie als meine Schweſter, erlauben Sie mir, Sie ſo zu nennen?

Hortenſe reichte ihm mit huldreichem Lächeln die Hand.

— Ich weiß es nicht, was mich zu Ihnen zieht, ſagte ſie, alle Schrecken, die Ihr Beſuch in mir erregt hatte, ſind jetzt gewichen und eine innere Stimme ſagt mir, daß mir kein Unheil durch Sie widerfahren wird. Beſuchen Sie mich und ich will Sie empfangen, aber in Bezug auf meine Sicherheit und Ihre Sorgnahme dafür empfehle ich Ihnen Behutſamkeit und vor Allem das Aufſehen zu vermeiden. Wir armen Geſchöpfe ſind dem Gerede ja ohnedieß ſo bloßgeſtellt und wie mein Verhältniß nun einmal iſt, ſo will ich viel eher, daß man ſage: die St. Viol hat einen neuen Liebhaber, als ſie hat einen Bruder gefunden und ihre Herkunft iſt noch problematiſcher als früher. Sie werden das vielleicht nicht begreifen, aber ich bitte Sie, mir zu willfahren.

Lucile küßte feurig ihre Hand, und verſprach Alles, was ſie verlangte; andern Tages wollte er wieder kommen.

Als Hortenſe allein war, überdachte ſie das neue Abenteuer, in das ſie ſich verſtrickt ſah. Sie glaubte feſt daran, es mit einem Halbverrückten zu thun zu haben. Gleichviel, aber es intereſſirte ſie doch. Der hübſche, junge Menſch, der ſich ihr ſo räthſelhaft angekündigt hatte und jetzt nach ſeinem erſten Beſuche ein pſychologiſches Räthſel geblieben war; der alte, plumpe Mann, der ihr wie eine Art von bedrohlichem Schwarzkünſtler geſchildert worden war, Alles das konnte dem jungen Mädchen wohl Stoff genug zum Nachdenken bieten, das ja ſelbſt längſt nur als das ſchöne Räthſel in der Stadt bekannt war.

Auftreten wollte ſie vorläufig nicht, um ihr gegebenes Verſprechen zu halten; ſie ließ ſich krank melden. Dafür nahm ſie ſich vor, ihr Zuhauſebleiben mit dem Studium eines kranken Seelenzuſtandes auszufüllen. Lucile's Beſuche ſollten ihr willkommen ſeyn.

Hulda, die mit ihrer Mutter das Erdgeſchoß in Hortenſe's Hauſe bewohnte, war unruhig auf ihrem Zimmer geblieben und hatte ängſtlich gelauſcht, um auf den erſten Glockenton ihrer Freundin zu Hilfe zu eilen. Als aber Alles ruhig blieb und ſie, zum Zeichen wie friedlich die Zuſammenkunft abgelaufen war, Lucile mit flinken Schritten die Treppe herunterkommen und aus dem Hauſe fliegen ſah, da lächelte ſie ſtill vor ſich hin und hatte ſo ihre eigenen Gedanken. Gedanken, wie ſie ſich für ein Dämchen von ihrer Erziehung und ihrem Stande ſchickten.

Der Oberlieutenant Krauthöfer war indeß ſeiner Seits nicht ruhig. Er ließ tüchtig ſpioniren und erfuhr bald, daß Lucile jeden Abend die Tänzerin beſuche. Er dachte nun bei ſich, die Sache doch nicht recht angegriffen zu haben, und beſchloß daher ein ſtärker wirkendes Mittel, das ihm aus früherer Zeit wohlbekannt war, zu ergreifen, um ſeinen Sohn auf den rechten Weg zurückzubringen.

Ende des erſten Bandes.

Bei **Adolph Krabbe** in **Stuttgart** erſchienen folgende intereſſante Schriften und ſind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Jugendleben Friedrichs des Großen von August Lewald. Erſter Theil: Katte, zweiter Theil: Rheinsberg. Velinpapier. Elegant broſchirt.
3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. rhein.

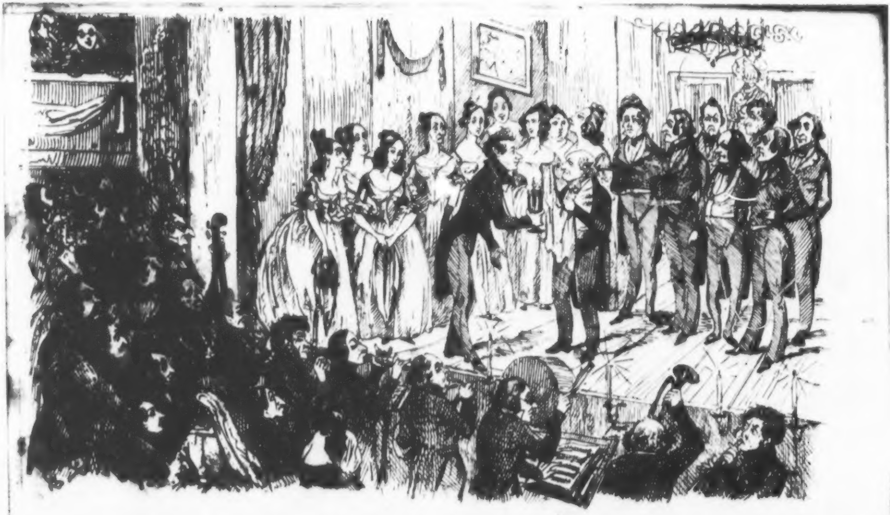
Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde von Berthold Auerbach. 2 Bde. Velinpapier. Eleg. broſchirt.
3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Völkerſchau auf Reiſen von Theodor Mundt. Erſter Band. I. Südfranzoſen. — II. Polen. — III. Naturvölker. Velinpapier. Elegant broſchirt.
2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. rhein.

Mahmud II. Padiſchah der Osmanen, ſein Leben, ſeine Regierung und ſeine Reformen, nebſt Blicken auf die Zuſtände des Orients, von Dr. Ernſt Münch. Mit dem Portrait Mahmuds. Elegant broſchirt.
1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und ſein Freund Karl XII., König von Schweden, von Sigmund Schott. Mit den Portraits von Max und Karl XII. Elegant broſchirt. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Gulliver's Reiſen von Jonathan Swift. Aus dem Engliſchen neu überſetzt von Dr. Fr. Kottenkamp. Prachtausgabe in 2 Bänden mit 450 feinen Holzſtichen. Schönſtes Velinpap. 4 Rthlr. oder 6 fl. 24 kr. rhein.



Theater-Roman.

Von

Auguſt Lewald.

Mit Federzeichnungen von E. Hochdanz.

II.

„— — Die Bretter ſind es, die die Welt bedeuten —"

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke — —

Schiller.

— Ach Gott, rief Caspar, als er gegen Mittag zum Herrn Mauthſchreiber Fizmeier in's Zimmer trat.

Der Herr Mauthſchreiber, der, wie ſchon erzählt wurde, in ſeinen Manieren und Gewohnheiten ja ſtets gern einen Engländer copirte, ſo weit ſich dieſes mit ſeinen Mitteln und ſeinem Wohnorte vertragen wollte — ſaß eben vor einem mäßigen Kohlenbecken, und hielt ein Stückchen Butterbrod, an eine Gabel geſpießt, über die Glut, um es zu röſten, während neben ihm der Theekeſſel dampfte. Dieſe Art zu leben koſtete nun freilich bedeutend mehr, als die der andern Leute in Pegenwinkel, und ſetzte den Herrn Mauthſchreiber oft in die anſehnliche Verlegenheit, ſeine Bedürfniſſe mit ſeinen Einnahmen nicht in Einklang ſetzen zu können, allein er brachte dieſes Opfer — ſo pflegte er's zu nennen — willig ſeiner erlauchten Herkunſt Dieß befremde meine geneigten Leſer nicht. Er ging wirklich ſo weit ſich wegen der Vorſilbe ſeines Namens gleich den Fizgeralds, Fizclarences, Fizjames u. ſ. w. von hohem engliſchen Urſprung abzuleiten. — Mein Vaterland, ſagte er dann wohl, hat auch Schulden, enorme Schulden, deren Betrag in geprägter Münze den Erdball mehrfach umgürten könnte und doch wird mein Vaterland von aller Welt geehrt. Erbärmliches Deutſchland, das den größten Werth des Mannes darin ſucht, ihn ohne Schulden zu wiſſen!

— Ach Gott, rief Caspar zu wiederholten Malen.

— Was iſt? fragte der Mauthſchreiber, der in allem britiſche Kürze liebte.

— Der Herr droben iſt verrückt geworden — war Caspar's eben ſo britiſche Antwort.

— Der Teufel! ſchrie der Mauthſchreiber auf, und ließ Gabel und Brod in die Kohlen fallen, doch nicht ſowohl vor Schrecken, ſondern aus einer Art von Freude. Er liebte es nämlich, Verrückte in der Nähe zu beobachten und mit ihnen zu verkehren.

Nachdem er die Gabel wieder herausgezogen, ſie von Aſche gereinigt und ein neues Stück Butterbrod wieder daran geſpießt hatte, ſetzte er ſich mit affectirt gleichgültiger Miene zum Becken und fuhr in ſeinem friedlichen Röſtgeſchäfte fort.

— Jetzt ſprich, Junge, aber ohne Uebertreibung — was iſt's? ſagte er.

— Ach, Herr Je, was iſt da zu übertreiben? — entgegnete Caspar. Der arme Herr hat ſo lange die unglückliche Komödie geſpielt, bis er toll geworden iſt. Denken Sie nur, Herr Sekeltär! Vorgeſtern, da weinte er faſt; Geſtern, da ſaß er und dachte und grübelte und ſprach kein Wort; und Heute, da lacht er und macht Stellungen vor dem Spiegel, wie ein Narr —

— Er wird eine neue Rolle einſtudiren —

— Ja, das ſagt er wohl auch, aber das iſt ja eben der Wahnſinn. Was gibt's denn wohl hier einzuſtudiren? Er wird doch nicht auf das große Theater gehen, wo ſie für Geld ſpielen. Auch ſpricht er ja kein Wort dabei, ſondern er macht nur Stellungen und ſpreizt ſich und dreht ſich und grinzt dabei, daß es einem treuen Bedienten durch's Herz geht. Und an Allem iſt nur der Herr Sohn Schuld —

Dem guten Mauthſchreiber Fizmeier ſchien es jetzt gerathen, um ſich beſſer zu unterrichten, die britiſche Kürze in dieſem Fall zu verbannen und ſich etwas umſchweiſiger nach den nähern Umſtänden zu erkundigen.

— Der Oberlieutenant, verrückt — ſagſt Du? wiederholte Fizmeier — nicht möglich? Warum ſollte der wohl verrückt geworden ſeyn? ſetzte er hinzu.

— Wie ich Ihnen ſage, Herr Sekretär! der junge Herr iſt Schuld dran. Er iſt hier und heißt Pucks, ich war durch Zufall dahinter gekommen und hab's gleich meinem Herrn geſteckt, und daß er in die Komödiantin, in die Zankviolen heißt ſie, verliebt iſt, das wußten wir auch gleich, und da hab' ich müſſen den Herrn Oberlieutenant zu dem Menſch hinführen. Na, hören Sie, ich dacht' es gleich, nur ſo etwas nicht — er iſt nämlich zu lange dort geblieben. Nun hat er ſich auch in ſie verliebt.

— Ach, was Du da ſprichſt —

— Ja, ich weiß wohl, was ich ſpreche. Ich habe gleich müſſen den erſten Schneider nach der Mode rufen laſſen, und da hat der Herr Oberlieutenant Kleider bei ihm beſtellen wollen; aber der Schneider hatte alles ſchon fertig, was der gnädige Herr nur wünſchte. Er brachte einen ganzen Pack zum Ausſuchen — es iſt eine Schande, was das für Geld koſtet und ein Jammer, wie mein alter Herr darin ausſieht, und nun die Geſichter dazu, die er ſchneidet, na! ich will nichts weiter ſagen!

Mit dieſer reſignirten Aeußerung ſchloß gewöhnlich der gute Caspar, wenn er zu dem, was er auf dem Herzen hatte, mit ſeinem Wörtervorrath nicht ausreichen konnte. Der Mauthſchreiber ließ es auch gern dabei bewenden, der nächſten Zukunft die Löſung der räthſelhaften Nachricht ruhig anheim ſtellend. Sein Roſtbrod, oder Toaſt, wie es ſeine Stammverwandten nennen, war fertig, er zog es von der Gabel und tunkte es appetitlich in den duftenden Thee.

— Ich habe immer mit innigem Vergnügen etwas von Spleen an meinem Freunde bemerkt, ſprach er im Eſſen, es freut mich, daß meine Beobachtung nicht trügte, und daß es endlich zu ſolchem erfreulichen Ausbruch kommt. Eigentlicher Wahnwitz iſt das nicht zu nennen, jedenfalls bringt es aber eine angenehme Diverſion in das Einerlei unſerer kleinſtädtiſchen Welt —

Er wollte weiter reden, aber ein plötzlicher Schreck brachte ihn dem Erſticken nahe; er verſchluckte ſich, und einige loſe Brocken des harten Roſtbrods ſchlüpften ihm in die unrechte Kehle und erregten ihm einen übermäßig ſtarken Huſten, ſo daß er nicht im Stande war, den eben mit großem Geräuſch eintretenden Oberlieutenant nach ſeiner kurzen, doch ſehr loyalen Art und Weiſe zu begrüßen.

Der Oberlieutenant Krauthofer machte aber, wie er ſich jetzt präſentirte, eine Figur, die eben ſo gut das Lachen wie das Weinen jedes theilnehmenden Menſchen herausforderte. Das Erſtere wie das Letztere aus gleich ſehr natürlichen Gründen. Denkt man ſich den ſchlichten Mann, plötzlich in der äußern Hülle eines modiſchen Fants, und bemüht, alle Gebehrden, Stellungen und ſonſtigen Eigenheiten mit einer affectirten Leichtigkeit nachzuahmen, die im completteſten Widerſpruche mit ſeiner ſonſtigen Schwerfälligkeit war, ſo wird man wohl den Grund zum Lachen leicht auffinden können; denkt man aber daran, welch ein gebrechliches Ding die Vernunft eines Menſchen ſey, und wie wenig dazu gehört, aus einem paſſabel vernünftigen Menſchen, einen total unvernünftigen zu machen, ſo ließen ſich gewiß daran die betrübendſten Betrachtungen knüpfen, die bis zu Thränen ausarten konnten.

Der Oberlieutenant war, wie ſchon geſagt, ganz nach neueſter Mode arrangirt aus den Händen des Friſeurs und Schneiders hervorgegangen. Sein graues, ſtruppiges Haar mußte dem ſtriegelnden Kamme und der fettigen Pomade weichen. Es hing jetzt glattgeſtrichen, an beiden Seiten des Geſichts herab und zeigte an der einen Seite einen ſchmalen Strich der weißen Kopfhaut. Um den Hals lag enggeknüpft und ſchmal die Schärpe von Atlas, mit einer goldenen

Nadel zuſammengeſteckt, das Pantalon wie die Weſte waren eng, und der Frack deckte mit ſeinen breiten Schößen den Hintertheil des Mannes, der in der Hand einen großen Stab von Roſenholz mit ſchwerem goldenen Knopfe trug und ihn mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Grazie gleich einem Tambourmajor balancirte. Der Mauthſchreiber rückte ſich und ſeine Taſſe in eine ſchützende Ecke, um dieſer ſchlagenden Metamorphoſe einen freien Platz zu laſſen.

— Was machſt du hier, Caspar? herrſchte der Oberlieutenant ſeinen treuen Diener an — mach' Dich hinaus, ich habe mit dem Herrn Secretär hier ein Paar Worte allein zu ſprechen —

Der gute Caspar, an ſtrenge militäriſche Disciplin gewöhnt, wollte eben das Zimmer verlaſſen, als ſein Herr ihn zurückrief:

— In einer halben Stunde den Wagen! hier aus dem Hauſe! verſtehſt Du? Mit meiner alten Cariole kann ich ja doch keine Beſuche machen, nicht wahr? Alſo, marſch fort! doch, noch eins! Sobald Du den Wagen beſtellt haben wirſt, gehſt Du zu meinem Schneider, dem Hofſchneider, und ziehſt die grüne Livree an, die er Dir geben wird, Du ſitzeſt jetzt auf dem Bock, neben dem Kutſcher. Apropos! und von Heute an heißt Du nicht mehr Caspar —

ſondern — wie ſoll ich ihn nur gleich nennen — damit es elegant klingt — Du heißeſt Jean — verſtanden?

— Jean, mein theurer Freund, finde ich eben nicht eleganter als Caſpar; Jean heißen alle Kellnerjungen, Jean und Louis iſt das Alltäglichſte was man in Deutſchland hört — bemerkte der Mauthſchreiber — ich würde viel eher zu einem engliſchen Namen rathen —

Caſpar brach in lautes Schluchzen aus; dem Oberlieutenant aber brach die Geduld, als er auf mehrmaliges Fragen die Urſache davon nicht erfahren konnte.

— Das iſt die Folge, wenn man ſeiner Brodherrſchaft treu dient! war Alles, was der arme Junge auf die an ihn gerichteten Fragen vorbrachte. Und dabei blieb es auch, denn als ſein Herr den ſchweren Stock von Roſenholz gegen ihn erhob, machte er ſich heulend aus dem Staube.

— Der Burſche hängt an Vorurtheilen und will ſeinen ehrlichen Namen höhern Zwecken nicht opfern — bemerkte der Mauthſchreiber und mit der Hand auf einen Stuhl zeigend, fügte er hinzu — ich wüßte auch in der That nicht, was man mir für meinen Fizmeier bieten könnte. Doch warum ſetzen Sie ſich nicht?

Der arme Oberlieutenant hatte einige vergebliche Verſuche gemacht, dieſer höflichen Einladung nachzukommen, allein er betheuerte endlich, daß er es vorziehe, ſtehen zu bleiben. In Wahrheit genirten ihn die ungewohnten Kleidungsſtücke, die mit Schnallen zuſammengeſchnürt waren und durch einen enggeſpannten Hoſenträger und dicht anliegende Riemen unter den Stiefeln ihren Inhaber förmlich in's Geſchirr genommen hatten.

— Es ſpricht ſich ja ſtehend eben ſo leicht, ſagte der Oberlieutenant, nachdem er ſeine Parthie in dieſer Beziehung ergriffen hatte.

— Was hat Sie aber zu dieſer plötzlichen Umgeſtaltung gebracht, mein werther Freund? fragte der Mauthſchreiber, lüſtern nach wahnwitzigen Geiſtesſprüngen.

— Was anders, als die Liebe? erwiederte Krauthöfer.

Wenn man den Mann, der jetzt eine ſolche Antwort gab, ſeitdem er in Pogenwinkel wohnte, näher gekannt hatte, ſo durfte man ſich über das Geſicht nicht wundern, das der Mauthſchreiber machte und über den zwar zweifelhaften aber doch beruhigten Blick, mit dem er die Worte begleitete:

— So — alſo wirklich!

— Halten Sie mich nicht für toll, Herr! ſchrie der Oberlieutenant. — Nicht ich bin verliebt, ſondern mein Sohn, und einem verzweifelnden Vater iſt nichts zu ſchwer, um ſeinen Sohn zu retten. Gegengift muß die Wirkung des Giftes hemmen. Sie ſehen mich bereit, Alles zu thun, was mein unſinniger Junge thut. Iſt er verliebt, ſo will ich's auch ſeyn; ſpielt er Komödie, ſo ſpiele ich ſie auch; macht er Schulden, der Verſchwender, ſo will ich auch darin nicht zurückbleiben; ich will auf ſeine Thorheiten Paroli biegen, wo und wie ich kann — aber Alles ſoll nur Schein ſeyn, und deshalb bedarf ich der Hilfe meiner Freunde, und deshalb habe ich Sie zuerſt aufgeſucht.

— Es iſt mir zwar noch nicht Alles ganz klar, doch ſehe ich wohl, daß einige vorläufige Vermuthungen durch Ihre Andeutungen beinahe völlig gehoben ſind — ſagte Herr Fizmeier. Aber wollen Sie ſich denn nicht ſetzen?

— Zum Teufel mit Ihren Höflichkeiten, rief Krauthöfer, indem er den Hoſenträger zu lüften ſuchte, Sie ſehen ja wohl, daß ich's nicht im Stande bin. Doch nun zur Sache! Ich fahre von Ihnen zur St. Viol. Ich habe der Perſon Alles geſagt —

— Sie waren alſo ſchon dort?

— Ja! ich habe ſie gebeten, mir meinen Sohn zurückzugeben, den ſie in ſchnöden Banden gefeſſelt hält, und ſie gab mir glatte Worte zur Antwort. Sie wollte mir ihn geheilt zurückführen und Gott weiß, was ſie Alles verſprach. Aber davon iſt nichts wahr geworden; er frequentirt ſie vielmehr noch immer als ein Lord Pucks —

— Lord Pucks! wie kommt er den dazu? Gibt's doch in unſerer ganzen hohen Ariſtokratie keine Pucks, ſo viel mir bekannt iſt, er müßte nur vielleicht an die Earls of Puking gedacht haben —

— Ach! zerbrechen Sie ſich doch nicht den Kopf darüber, an was er gedacht hat. An's Schuldenmachen hat er gedacht; zuerſt war er im Bade und hat geſpielt, und groß gelebt und Lord Pucks geheißen, dann wie er Alles verloren hatte, iſt er mit Komödianten herumgezogen, und hat ſich nicht mehr Lord Pucks, ſondern Pucks ſchlechtweg genannt. Nun endlich iſt er hier angekommen und iſt wieder der Lord Pucks geworden und hängt ſich an die Tänzerin. Dies Alles haben mir meine Kundſchafter hinterbracht. Nun ſagen Sie mir, Fizmeier, iſt denn da der Abenteurer nicht fertig? Muß ich nicht Alles thun, um ihn zur Raiſon zu bringen, oder ihn enterben? Da will ich mir auf meine alten Tage lieber einen wildfremden Menſchen adoptiren und ihm Gutes thun, als ſolch einem Taugenichts das Erbe meiner Väter und mein mühſam Erworbenes hinterlaſſen. Es wird ſich noch eine gute Seele finden, die den Namen Krauthöfer nicht verachtet und ihn mit dem übrigen vertauſcht —

Der Mauthſchreiber nahm dieſen letzten Theil der Rede als an ſich direct gerichtet auf, und wenn er gleich mit der Erbſchaft nicht unzufrieden geweſen wäre, ſo zuckte er doch jetzt ausweichend die Achſeln, zupfte an den breiten Jabot ſeines Hemdes und ſagte mit einiger Verlegenheit:

— Krauthöfer iſt ein Name wie ein anderer, allein es gibt Namen, deren Bedeutung höher ſtehet, als derer, welche ſie tragen. Ich würde meinen Fizmeier nicht um das größte zeitliche Glück mit einem andern vertauſchen —

Der Oberlieutenant ſah den Mauthſchreiber bedeutend an:

— Sie mit Ihrem Fizmeier, mein Lieber, dürften ſich des Namens Krauthöfer wahrlich nicht ſchämen. Ich habe Katzenmeier, Laternmeier, Ober-, Nieder- und Untermeier, Halbmeier und Doppelmeier, Vogel- und Zwiefelmeier, Gras-, Feld-, Peter-, Schmid-, Wehe- und Weidenmeier gekannt —

— Nur keinen Fizmeier, Verehrter! rief der Mauthſchreiber ſtolz, als mich und meinen Vater. Wir heißen auch eigentlich nicht Meier, ſondern Farmer, was in unſerer Landesſprache daſſelbe bedeutet und ich würde mich unbedenklich auch Fizfarmer nennen können, ohne daß Jemand nur ein Wort darein zu reden hätte.

— Laſſen wir dieſe Streitigkeiten jetzt! Ich glaube Ihnen das Wichtigſte noch nicht geſagt zu haben, fuhr der Oberlieutenant fort. Ich werde einige Hundert Thaler ſpringen laſſen, um das Letzte noch zu verſuchen. Gelingt dieſe Kur nicht, ſo gebe ich's auf, meinen Sohn zu beſſern und er iſt mein Sohn nicht mehr. Sie und meine andern Freunde, die ſich hier befinden, müſſen mir dabei helfen. Auch Ihr müßt Euch den Freuden der Welt geneigt zeigen und Euch über nichts verwundern, was ich begehen und anſtellen werde. Ich will meinem Jungen einen Spiegel vorhalten, darin er mit Schrecken ſein eigenes Schickſal erblicken ſoll; ich will die ganze Schule der Liederlichkeit vor ſeinen Augen durchmachen und ihn in Schrecken und Angſt dadurch verſetzen, aber am Ende, wenn er erfährt, daß Alles nur Schein, ein bloßer Traum war, ſoll er mir dankend die Hände küſſen und gebeſſert mit mir nach Hauſe kehren —

— Obgleich Sie mir mit dieſem Allen noch ſo viel, wie gar nichts geſagt haben, ſo glaube ich doch abnehmen zu können, daß Sie einen höchſt originellen Plan auszuführen geſonnen ſind, etwa wie Baſil, König von Polen mit ſeinem Sohn, ſprach Fizmeier, und mit Freuden biete ich Ihnen zu Allem meine Hände. Es wird ſo eine Art Leben, ein Traum werden ſollen!

— Verſtehe!

Hier trat Caspar in Jägerlivree ein. Der geſchmackvolle Anzug ſtand dem hübſchen Burſchen gut.

— Gnädiger Herr, ſagte er, der Wagen iſt angeſpannt —

— Gut, Burſche! wie ſoll er heißen, Fizmeier?

— Ich würde meinem Groom nie anders, wie Francis rufen, erwiederte dieſer.

— Nun meinetwegen! Sie ſollen Recht haben! Alſo jetzt zur St. Viol und bei meiner Nachhauſekunſt ſollen Sie alles Nähere wiſſen. Hallo, Francis!

Er ſuchte zu ſeiner Uebung im degagirten Schritte das Zimmer zu verlaſſen und trällerte ein Liedchen dabei zwiſchen den Zähnen; aber der degagirte Schritt war ein unförmliches Watſcheln und das Liedchen ein alter Gaſſenhauer, weil ihm eben nichts Anderes einfallen wollte. Fizmeier lief zum Fenſter und ſah ihn einſteigen. Er ſaß nicht im Wagen, ſondern er lag lange ausgeſtreckt, wie ein ächter Venetianer in ſeiner

Gondel und ſchnaufte bedeutend der beengenden Kleider wegen. Als der Wagen davon rollte, und der Mauthſchreiber wieder zu ſeinem Frühſtücke ging, konnte er doch nicht den Gedanken aus ſeinem Kopfe bringen, daß es mit dem alten Oberlieutenant wohl nicht ganz richtig ſeyn dürfte.

Die Sache war aber ganz natürlich zugegangen und Krauthöfer noch eben ſo im Beſitze aller ſeiner Geiſteskräfte, wie Fizmeier und jeder Andere.

Seitdem der gute Oberlieutenant die junge Dame verlaſſen hatte, die ihn als Mademoiſelle St. Viol empfangen und ihm alle jene Verſicherungen ertheilt, die ihn darüber beruhigten, ſeinen Sohn geheilt von ihr wiederzuerhalten, waren Tage vergangen, ohne daß dieſe Verheißung erfüllt worden wäre. Er harrte vergebens auf ein Zeichen; nichts wollte erſcheinen. Indeſſen ließ er durch Caspar das Spioniren fortſetzen und dieſer erzählte ihm getreulich, daß Lucile in das Haus der Tänzerin gehe und ſie daher weit entfernt ſey, ihren Fang herauszugeben, vielmehr ſelbſt Wohlgefallen daran empfinde. Zugleich hinterbrachte Caspar alle Tage andere Neuigkeiten, die den armen, geängſtigten Vater nicht beruhigen konnten, weil ſie täglich abenteuerlicher und Beſorgniß erregender wurden. Dies waren jedoch nur Lügen, die ſich einige

Kameraden Caspar's auf Lucile's Rechnung erſannen, von dem ſie in der That nicht das Geringſte wußten. Da Caspar von ſeinem Herrn Geldſtücke erhielt, um ſich Mittheilungen zu verſchaffen, ſo war der ehrliche Junge auch redlich bemüht, ſie in dieſem Sinne auszugeben, nur war er nicht recht auf ſeiner Hut, ob er auch Wahres dafür eintauſchte. Einige ſchlaue Füchſe, an die er ſich wandte, merkten kaum, mit wem ſie's zu thun hatten, und um was es ſich handelte, als ſie auch mit ihren Aufſchlüſſen und Mittheilungen über den unglücklichen Lord Pucks nicht zurückhielten, der, auf ſolche Weiſe entſtellt und verläumdet, durch Caspar's Vermittelung als der Urtypus aller Taugenichſe ſeinem Vater geſchildert wurde.

Dieſer wußte ſich nicht mehr zu helfen. Selbſt Lucile aufzuſuchen, ihn väterlich zu rühren, ihn zur Rückkehr zu bewegen — das ſchien ihm unſtatthaft. Lucile's Halsſtarrigkeit war ihm zu gut bekannt und dann, ſelbſt wenn dieſer nachgegeben haben und nach Hauſe zurückgekehrt ſeyn würde, ſo hätte er ihn doch nicht hinter Schloß und Riegel bewahren können, und wer ſtand ihm denn dafür, daß er ihm nicht bei erſter Gelegenheit wieder und vielleicht noch unwiderbringlicher verloren ginge? Keine Zeit war zu verlieren und er griff daher zur Ausführung eines andern Planes, der ſich ihm gezeigt hatte.

Sah es gleich einer alten ſogenannten Beſſerungskomödie nicht unähnlich, ſo erſchien es ihm doch dem Zwecke entſprechend, auf kürzeſtem Wege ſich den Sohn wieder zu erobern. Er glaubte aus ſeinem frühern Leben, die Tänzerinnen genau zu kennen und auch dieſe darnach richtig zu beurtheilen; mit Geld, dachte er, werden ſolche Neigungen wohl überwältigt. Ich ſelbſt will Lucile's Nebenbuhler werden, ich ſelbſt will ihm den Spiegel vorhalten, mich zum Schein in den Schlund des Verderbens ſtürzen, und ihm zeigen, wohin ſein Treiben endlich führen muß. So dachte Krauthöfer, und da ein reicher Mann, was er will auch ausführt, ſo wurde gleich zur Ausführung dieſes Planes geſchritten

Daß aber Lucile's Neigung eine andere war, als ſein Vater vorausſetzte, daß ſie auch einem andern Mädchen galt, als ſein Vater glaubte, ſollte eine bittere Täuſchung ſeyn, eine Intrike, wie ſie nun eben das Fatum zu ſpielen liebt.

Doch wir wollen nicht vorgreifen und zuſehen, wie ſich der Lauf der Begebenheiten, ſich nach und nach entwickelnd, vor unſern Augen aufrollen wird.

Zweites Kapitel.

Das Maidlein will ein'n Freier hab'n,
Und ſollt' ſie'n aus der Erde grab'n —

Volkslied.

Der Wagen hielt vor dem Hauſe der erſten Tänzerin. Madame Scherwenzky, die Obergarderobiere des Hoftheaters, welche das Erdgeſchoß bewohnte und eben zu Hauſe war, ließ Alles ſtehen und liegen, was ſie unter den Händen hatte, und eilte zum Fenſter, um zu ſehen, was denn da heranraſſelte.

— Hulda! Ei, meine liebe Zeit! Huldchen! Sieh doch nur, wer da bei der Violin vorfährt. Ein alter Herr mit einem ſteifen Jäger — 's iſt, ſtraf' mich Gott! der franzöſiſche Geſandte —

Das hübſche, braune Mädchen lief ſogleich ſeiner Mutter nach, und da das Ausſteigen, trotz des degagirten Weſens, von dem Oberlieutenant nur ſehr langſam bewerkſtelligt wurde, ſo kam ſie noch zur rechten Zeit, um ihn auf dem Wagentritt zu erblicken.

Sie hatte ihn trotz der Metamorphoſe ſogleich erkannt.

— Das iſt nicht der franzöſiſche Geſandte, Mutter! bewahre, was fällt Dir ein? den Herrn kenn' ich, der beſucht mich —

— Was das Wettermädel da ſchwätzt — beſucht Dich, Huldchen? Woher kennſt 'n denn?

Aber ohne die Antwort abzuwarten, rannte ſie hinaus zur Thür, die ſorgliche Mutter, um den vernehmen Beſuch ihrer hübſchen Tochter höflichſt zu empfangen.

Krauthöfer hatte jedoch ſchon die braune Hulda unten am Fenſter bemerkt und in ihr dieſelbe wieder erkannt, die ihn neulich als St. Viel empfangen hatte; mehr bedurfte es für ihn nicht. Der Mann hatte das Theater noch nicht beſucht und war daher nicht im Stande, ſeinen Irrthum einzuſehen. Er wedelte recht liebreizend mit dem Tuche ihr zu und empfing dafür das freundlichſte Lächeln, welches die kleine Kokette im Vermögen hatte; indeſſen war aber Madame Scherwenzky ſchon da und ſtand mit zurückgeſchlagener Schürze, gleichſam etwas verſchämt, hinter der Hausthüre, um ſich den Blicken der neugierigen Nachbarn zu entziehen. Mit vielen Knixen ſchnatterte ſie dem Gaſte einen Willkomm entgegen.

— Mein gutes Kind hat mir ſchon geſagt, daß es ſo glücklich war, die hohe Bekanntſchaft zu machen. Wollen Euere Excellenz nur eintreten —

Bei dieſen Worten ſtieß ſie die Thüre des Zimmers auf.

— Die Gage läßt's nicht zu, Euere Excellenz müſſen ſich an unſerer Armuth nicht ſtoßen. Der Geſchmack fehlte nicht, wenn wir nur das Geld hätten — belieben nur, dort hineinzuſpazieren — Huldchen! — wahrhaftig, die Kleine iſt blöde und verkriecht ſich, und doch freut ſie ſich ſo außerordentlich! Excellenz können mir's glauben — Huldchen — na, wo biſt Du denn?

Da trat Hulda, das hübſche, braune Mädchen, aus dem Nebenzimmer und ſagte mit faſt zürnenden Augen zu ihrer Mutter:

— Da bin ich ja — laſſen Sie doch die vielen Worte! Ihre Dienerin, mein Herr. Ihr Beſuch erfreut mich, wenn ich mir ihn auch bis jetzt noch nicht zu deuten weiß. —

Der Oberlieutenant ging auf die Kleine zu, ergriff ihre Hand, drückte ſie an die Lippen und legte ſich dann in den Divan mit weit vor ſich hingeſtreckten Beinen, weil er nicht anders konnte.

— Ein bequemer, vornehmer, alter Herr, dachte die alte Madame Scherwenzki, als ſie das ſah, der ſich nicht im Geringſten genirt.

Hierauf wandte ſie ſich noch einmal zu ihrem Gaſte:

— Womit können wir aufwarten? Vielleicht eine Taſſe Chocolate? Trinken ihn Ihre Excellenz mit Waſſer oder mit Eiern?

Der Oberlieutenant dankte, und Hulda winkte ihrer Mutter, hinauszugehen. Das hätte die alte, liſtige Frau ohnedies gethan. Draußen ſtand ja der Bediente und von dem hoffte ſie zu erfahren, was hinter dem Beſuche eigentlich ſteckte. Um aber von Caſpar etwas herauszukriegen, verſchwendete ſie alle ihre Kunſtgriffe vergebens. Der Burſche war zu dumm und zu geſcheit, ihr etwas zu ſagen. Ein Mährchen ihr aufzubinden, wagte er nicht, und das, was er vermuthete, die Tollheit ſeines alten Herrn, verſchwieg er.

Madame Scherwenzki war unter die Thüre getreten, um die Equipage zu betrachten, da ging Mosburg vorüber.

— Was hat denn die St. Viol da wieder für einen vornehmen Beſuch? rief er ihr zu.

— Die St. Viel? daß ich nicht wüßte — erwiederte Madame Scherwenzki — der iſt drinnen bei Hulden —

— So? rief Mosburg — da gratulir' ich!

— Das kannſt Du auch, guter Junge! ſprach die Alte — es iſt der Intendant aus Petersburg, der meine Tochter um jeden Preis engagiren will. Wir werden ſehen, ob er uns die Rubel zahlt, die wir verlangen, ich kenne Petersburg, 's iſt ein theures Pflaſter —

— Der Intendant aus Petersburg? iſt denn der hier? ſchrie Mosburg überraſcht. Davon habe ich ja noch gar nichts gehört.

— Er iſt geſtern Abend hier angekommen, hat Huldchen geſehen, will ſie engagiren und reist dann ſogleich wieder ab — war der Alten Antwort.

— Nun, da wünſch' ich Glück! Kannſt Du mir auch 'was erwirken, Scherwenzk'n, ſo denk' an mich. Ich komme Dir nach!

Sie ſprachen noch lange Zeit leiſe miteinander. Dem armen Francis-Caſpar wurde nur noch wunderlicher zu Muthe, als er dies Alles jetzt mit anhoren mußte. Petersburg — Intendant — es drehte ſich mit ihm im Kreiſe, und er glaubte, ſelbſt toll zu ſeyn, oder es mit lauter Tollen zu thun zu haben.

Anfänglich war Hulda dem Gaſte gegenüber nicht ohne Verlegenheit. Sie erinnerte ſich der erſten Viſite und ihres Verſprechens; ſie glaubte, den erzürnten Vater wieder zu ſehen und von ihm nur Vorwürfen überhäuft zu werden. Hier hätte ſie ihre ſonſt ſo geübte Geiſtesgegenwart in dergleichen Dingen verlaſſen. Was ſollte ſie ihm ſagen? Ihm den Betrug geſtehen? Ihm geſtehen, daß ſein Sohn ſich nicht todtgeſchoſſen, aber auch nicht gebeſſert habe, ſondern mit ihrer Freundin im innigſten Verein der Seelen ſchwelge? Da ſie von ſeinen täglichen Beſuchen wußte, ſo glaubte ſie auch dieſes mit einigem Rechte vorausſetzen zu können. Sie hatte aber nicht lange Zeit, ſich mit dieſen Beſorgniſſen und Ueberlegungen zu quälen, denn die Wendung, die der Fremde dem Geſpräche gab, ſtreifte mit keiner Sylbe an den ungerathenen Sohn und die Abſichten, die er ſelbſt hegte, ſtellten ſich klar und deutlich heraus. Es war nicht mehr der polternde Alte, der zürnende Vater, es war der ſchmachtende Liebhaber ſelbſt, freilich in einer eigenthümlichen Weiſe. Es wurde der eiteln Hulda nicht ſchwer, zu glauben, daß es ihren unwiderſtehlichen Reizen allein gelungen ſey, dieſes Wunder zu bewirken und ſie freute ſich ihres Sieges.

Krauthöfer ſpielte übrigens ſeine Rolle, wie man es nur von ihm erwarten durfte. War er wirklich der Schauſpieldirector Titl oder nicht, hier entfaltete er, neben einer etwas ſchwerfälligen Haltung, die ihm das Ungewohnte auferlegte, eine gar nicht üble Weiſe der Ueberredungskunſt. Es hätte indeß nicht halb ſo großer Anſprüche bedurft, um Hulda's Herz ſich geneigt zu machen. Der Beſuch hatte nun ſchon eine Stunde und darüber gedauert; man hatte ſich über Vieles verſtändigt; Krauthöfer brach auf, obgleich man ihm wohl anſah, daß er noch etwas auf dem Herzen habe. Er mochte Hulda aber nichts davon ſagen.

Sein Aufbruch kündigte ſich mit einigem Geräuſche an, und Mosburg, der noch immer mit der Mutter der Schönen ſchwatzend daſtand, lief, eiligſt Abſchied nehmend, davon, ſtellte ſich aber unweit des Hauſes auf, um den Fremden einſteigen zu ſehen.

— Verlaſſen uns Euere Excellenz ſchon ſo ſchnell? fragte Madame Scherwenzki. Meine Tochter wird es doch wohl an nichts haben fehlen laſſen? Hat ſie Ihnen auch Etwas vorgeſpielt? Zwar nur Guitarre, aber es iſt doch ſchön und ſie hat ein paar hübſche, kleine Hände — aber man ſoll ſein eigenes Werk nicht ſelber loben —

— Ihre Tochter iſt ein Engel, meine gute Frau, ſagte Krauthöfer mit großem Ernſt, und ich werde von der Erlaubniß profitiren und recht bald wiederkommen. Ich ſtöre doch nicht?

— Wir nehmen ſonſt keine Beſuche an — nie! entgegnete Madame Scherwenzki mit einiger angenommenen Derbheit im Ton — allein wenn Herren von geſetzten Jahren mit ehrbaren Geſinnungen —

— Schon gut — unterbrach ſie der Oberlieutenant — und indem ihm dabei ein Stein vom Herzen zu fallen ſchien, ſetzte er raſch hinzu — ich meine gerade heraus — wenn vielleicht ein junger Engländer —

— Engländer? wie kommen Euere Excellenz darauf? —

— Der ſich neulich vor dieſem Hauſe todtſchießen wollte — aus Liebe —

— Aus Liebe zu meiner Tochter?

— Wie Sie es ſo eben ſagen; wenn ein ſolcher —

— Ein ſolcher, mein Herr, kommt nicht in's Haus und iſt auch nie in's Haus gekommen —

— Verbergen Sie mir nichts, Madame, es könnte Folgen haben —

— Sie erſchrecken mich ja ordentlich — ſollte Hulda —

— Alſo kein Engländer?

— Möge Ihnen das Wort einer ehrlichen Frau genügen! ſprach die Alte und führte den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen.